699

Per. 27835 d. 29
1868

Digitized by Google

ung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Erſter Band.

Digitized by Google

699

Per. 27835 d. 29
1868

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Erſter Band.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

Regiſter.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke ſind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Aimard, G., Der Araucanier. Deutſch von A. Wießner. 364.
—— Die mexicaniſchen Jäger. Deutſch von A. Wießner. 806.
—— Die Mas-Horca. 60.
*Akademie, eine deutſche. 334.
*—— die franzöſiſche; Preisausſchreiben derſelben. 271.
Album des Literariſchen Vereins in Nürnberg für 1867. 681.
—— nordgermaniſcher Dichtung. Deutſch und mit biographiſch-literarhiſtoriſchen Notizen von E. Lobedanz. 648.
—— ſchleſiſcher Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poeſie. Sechste Folge. 115.
Altmüller, F., Blüten aus dem Garten der Kindheit. 812.
Altum, B., Der Vogel und ſein Leben. 572.
Ambros, A. W., Geſchichte der Muſik. Dritter Band. 431. 749.
Andlaw, F. Freih. von, Die byzantiniſchen Kaiſer, ihre Palaſt- und Familiengeſchichten, ihre Schickſale. 86.
Aphorismen. I. II. III. 660.
*Archiv für Literaturgeſchichte. Herausgegeben von R. Goſche. 366.
Ariſtoteles' Thierkunde. Kritiſch berichtigter Text, mit deutſcher Ueberſetzung, ſachlicher und ſprachlicher Erklärung und vollſtändigem Index. Von H. Aubert und F. Wimmer. 727.
Arnold, Y. von, Der Einfluß des Zeitgeiſtes auf die Entwickelung der Tonkunſt. 171.
—— Ueber Schulen für dramatiſche und muſikaliſche Kunſt. 174.
—— Vierundzwanzig auserleſene Operncharaktere in Bezug auf deren muſikaliſch-declamatoriſche wie dramatiſch-mimiſche Darſtellung analyſirt und beleuchtet. Erſtes Heft. 539.
Auerbach, B., Rede auf Ferdinand Freiligrath, gehalten am 7. Sept. 1867 zu Darmſtadt. 253.
Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von F. Fabri. 763.
Bacher, J., Napoleon's letzte Liebe. 363.
Baker, Sir S. W., Die Nilzuflüſſe in Abyſſinien. Autoriſirte deutſche Ausgabe von F. Steger. 158. 449.
*Bamberger, Louis, über Bismarck. 287.
Barndt, J., Blätter und Blumen. 796.
Bartſch, K., Die deutſche Treue in Sage und Poeſie. 186.
—— ſ. Burns.
*—— Parcival; neue Ausgabe. 527.
Baudiſſin, A., Blicke in die Zukunft der nordfrieſiſchen Inſeln und der ſchleswigſchen Feſtlandsküſte. 425.
—— Graf U. von, Gattin und Tochter. 365.
Baur, W., Reiſeerinnerungen aus der Mainarmee. 488.
Bech, F., ſ. Claſſiker.
*—— über die Quelle von Hartmann's „Gregorius". 639.
*Bechſtein, R., Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutſcher Sprache 1343. 559.
Beck, A., Graf Guſtav Adolf von Gotter. 166.
*—— K., Sonette deſſelben: „Oeſterreich in zwölfter Stunde". 95.
—— Täubchen im Neſt. 705.
Becker, A., Hedwig. 620.
—— B., Der Misbrauch der Nationalitätenlehre. 201.
Beer, A. und F. Hochegger, Die Fortſchritte des Unterrichtsweſens in den Culturſtaaten Europas. Erſter und zweiter Band. 812.
Beitzke, H., Das preußiſche Heer vor und nach der Reorganiſation, ſeine Stärke und Zuſammenſetzung im Kriege 1866. 125.
Belani, H. E. R., Goethe und ſein Liebeleben. 311.
Benedix, R., Die Landſtreicher. 324.
*Benelli, F. L., Traduzioncelle e imitazioni. 159.
*Bequignolles, Hermann von; Tod deſſelben. 30.
Bernays, M., Ueber Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes. 22.
Betrachtungen, militäriſche, aus Frankreich im Sommer 1867, von einem norddeutſchen Offizier. 414.
*Beyer, C., Friedrich Rückert. 607.
*Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geiſtliche und Gemeindeglieder. Herausgegeben von Daniel Schenkel. 191. Drittes Heft. 367.
*Bibliothek ausländiſcher Claſſiker. Heft 72—82. 639.
—— der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. (Brockhaus.) Erſter bis ſiebenter Band. 145. Zehnter und elfter Band. 529.
*—— Daſſelbe. Achter bis elfter Band. 270. Funfzehnter und ſechzehnter Band. 654.
—— indiſche. 534.
Bibra, E. Freih. von, Erlebtes und Geträumtes. 221.
—— Der Schatzgräber. 299.
Bilder, lebende, aus dem modernen Paris. Erſte Folge, erſter und zweiter Band. Zweite Auflage. 337.
*Birch-Pfeiffer, Charlotte; Tod derſelben. 590.
Biſchoff, A., Eines nach dem andern. 108.
Bismarck, Graf, Ein Lebensbild. 165.
Blanckarts, M., Kriegsgedichte. 613.
Blankenburg, H., Der deutſche Krieg von 1866. 469.
Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem engliſchen Original bearbeitet. 679.
Blätter für literariſche Unterhaltung; das funfzigjährige Jubiläum derſelben. 1.
*Blace de Bury, Hamlet et ses commentateurs depuis Goethe. 238.
—— ein franzöſiſcher Shakſpearomane. 238.
Bloch's Dilettantenbühne. Band 26 und 27. 498.
Blum, K. L., Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günſtling. 680.
Bodek, A., Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenoſſe und Freund des Rabbi Jehuda Ha-Naſi. 745.
Bodenſtedt, F., ſ. Shakeſpeare.
*—— Geſammelte Schriften. Neunter Band. 270. Zehnter Band. 670.
Böhmer's, J. F., Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch J. Janſſen. 694.

Digitized by Google

Bölte, Amely, Weiter und Weiter. 311.
—— Die Welfenbraut. 311.
—— Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen. 433.
Boner, Chr., Siebenbürgen. Land und Leute. Deutſche Ausgabe. 490.
*—— Daſſelbe. 159.
Bornemann, K., Boruſſia. 587.
Börnſtein, H., Die Geheimniſſe von St. Louis. Zweite Auflage. 619.
*Brachvogel's „Narciß", engliſch aufgeführt am Lyceumtheater in London. 159.
Braun, K., Vier Briefe eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der „Vier Fragen eines Oſtpreußen". 179.
Brehm, A. E., Das Leben der Vögel. Zweite Auflage. 297.
Breuſing, H., Ein Geächteter. Dritte Abtheilung. 221.
Briefe und Blätter von Frau Thereſe. Herausgegeben von K. von Holtei. 299.
Brook, A., Blätter und Blättchen gefunden in guten und böſen Tagen. 582.
—— Nanna. 364.
—— Schutzlos, aber nicht hülflos. Zweite Auflage. 364.
Brunier, L., Kurland. 673.
Brunold, F., Welt und Gemüth. 61.
*Buchhandel, der deutſche, 1866 und 1867. 175.
*Buchholz', W., Aufſatz: Ueber die rhythmiſche Gebundenheit der Rede als Endziel der Sprachkunſt. 638.
Buckle, H. T., Eſſays. Aus dem Engliſchen von D. Aſher. 188.
Buff, H., Ueber den Entwickelungsgang der Naturwiſſenſchaften. 714.
*Bunſen. — Chriſtian Karl Joſias Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von F. Nippold. Erſter Band. 814.
*—— A Memoir of Baron Bunsen. 287.
Burghardt, Johanna Gray. 290.
Burns', R., Lieder und Balladen. Deutſch von K. Bartſch. 494.
Burow, Julie, Die Preußen in Prag. 153.
Büttner, F., Irad und Zilla. 101.
Buzzi, A. Ritter von, Dramatiſcher Nachlaß. 500.
*Byron. — Lord Byron, jugé par les témoins de sa vie. 399.

Cappeller, K., Die Heimkehr aus dem Kriege. 613.
Caro, E., Goethe-Studien. Aus dem Franzöſiſchen von J. Germal. 22.
Carriere, M., Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit. Dritter Band. Erſte und zweite Abtheilung. 625.
*—— Daſſelbe. 191.
Cellini, B., Abhandlungen über die Goldſchmiedekunſt und die Sculptur. Ueberſetzt von J. Brinckmann. 284.
*Chamiſſo, A. von, Peter Schlemihl's wunderſame Geſchichte; herausgegeben von J. E. Hitzig. Achte Auflage. 159.
*Charakterköpfe neuer Dramatiker. 61.
Cholevius, L., Die bedeutendſten deutſchen Romane des 17. Jahrhunderts. 330.

Claar, E., Gedichte. 709.
Claſſiker, deutſche, des Mittelalters. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Fünfter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Zweiter Theil. 701.
*Collection of German Authors. Tauchnitz Edition. Band 9: Leſſing's Nathan und Emilia Galotti; überſetzt von W. Taylor und Ch. L. Lewis. 670.
Collins, W., Armadale. Aus dem Engliſchen von Marie Scott. 94.
Conſcience, H., Der Bürgermeiſter von Lüttich. Aus dem Vlämiſchen von E. Büchele. 766.
Cooke, A. E., Eine engliſche Kritik über den Krieg in Böhmen. 411.
Cornelius, C. S., Ueber die Bedeutung des Cauſalprincips in der Naturwiſſenſchaft. 252.
*Criminalgeſchichten, die intereſſanteſten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Auswahl aus dem Neuen Pitaval. Herausgegeben von A. Vollert. Dritter Band. 159.

Dalton, H., Auerbach's Roman „Auf der Höhe". Zweite Auflage. 746.
—— Der ewige Jude und der ewige Johannes. 746.
*Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebertragen von Philalethes. Volksausgabe. Zweiter Theil. 335. 670.
Danz, A., Aus Rom und Byzanz. 157.
*Davis, A. J., Der Zauberſtab. Ueberſetzt von G. K. Wittig. 206.
Deák, Franz von. Biographiſche Charakterſkizze. Fünfte Ausgabe. 810.
*Delius, N., Shakſpeare's Werke. Neue Textausgabe in zwei Bänden. Erſte und zweite Lieferung. 191.
*Deutſchland und Italien; internationaler literariſcher Verkehr beider Länder. 525.
Dichtergaben, deutſche. Album für Ferdinand Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhafteſten deutſchen Dichter. Herausgegeben von C. Schad und J. Hub. 122.
*Dichterſtätten. 462.
Dieſterweg, A., Populäre Himmelskunde und aſtronomiſche Geographie. Siebente Auflage. Herausgegeben von F. Strübing. 729.
Dieterici, F., Die Logik und Pſychologie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. 156.
Diez, Katharina, Editha. 311.
*Dill, L., Paul und Thereſe. 830.
*—— Welt und Traum. 830.
Dingelſtedt, F., Die Amazone. 113.
*Dixon's, W. H., Spiritual wives. 303.
Döllinger, J. J. J. von, Die Univerſitäten ſonſt und jetzt. 108.
*Donner's, J. J. C., Ueberſetzung des Sophokles; ſechste Auflage. 750.
Dove, H. W., Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco. 711.
—— Der Schweizer Fön. Nachtrag zur Eiszeit, Föhn und Scirocco. 712.
Dragomirow, M., Skizzen des öſterreichiſch-preußiſchen Kriegs im Jahre 1866. 489.
Dreizehner, die, in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge von 1866 von F. v. T. 487.
Dreſſel, A., ſ. Winckelmann.
Drobiſch, M. W., Die moraliſche Statiſtik und die menſchliche Willensfreiheit. 252.
—— T., Für Welt und Herz. 796.
Droyſen, J. G., Aiſchylos, überſetzt. Dritte Auflage. 157.
Dulk, A., Konrad der Zweite. 554.
*Düntzer, H., Aus Goethe's Freundeskreiſe. 431.

Ebeling, A., Vermiſchte Schriften. Erſter Band. 27.
—— E., Der Olymp in Reimen. 747.
*—— F. W., Sieben Bücher franzöſiſcher Geſchichte. Zweite Auflage. 703.
Eberſtein, L. F. Freih. von, „Dem Landfrieden iſt nicht zu trauen". 781.
Eckardt, J., Die baltiſchen Provinzen Rußlands. 673.
—— L., Wandervorträge aus Kunſt und Geſchichte. Erſte Hälfte. 157.
*Eckermann, J. P., Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Dritte Auflage. 607.
Ehlert, L., Briefe über Muſik an eine Freundin. Zweite Auflage. 539.
Elgger, K. von, Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart. 413.
*Elliſſen, Gedicht des Märchens von dem Pinſel Ming's. 479.
Emerſon, Parker, Robertſon, Spurgeon. Uebertragen und eingeleitet von H. Wolf. 28.
Engel, G., Die Idee des Raums und der Raum. 397.
Epigramme aus Baden-Baden. 140.
Erdmann, J. E., Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Zweiter Band: Philoſophie der Neuzeit. 406.
Erneſti, Luiſe, Ein unerfülltes Wort. 311.
—— Zwei Fürſtinnen. 669.
Evers, L., Aus vergangenen Tagen. 710.

Falkenſtein, L. Baron von, Ein Lorbeerhain auf den Gräbern der Veteranen des deutſchen Befreiungskriegs. Erſte Reihe. 316.
*Familienkalender, illuſtrirter, des Lahrer hinkenden Boten für die Provinz Weſtfalen auf das Jahr 1869; Auflage deſſelben. 639.
Faſtenrath, J., Klänge aus Andaluſien. 494.
—— Die Wunder Sevillas. 98.
Felder, F. M., Sonderlinge. 325.
Feldzug, der, in Italien 1859. 124.
Fercher von Steinwand, Dankmar. 292.
Feßler, J. A., Geſchichte von Ungarn. Zweite Auflage, bearbeitet von E. Klein. Erſter Band. 810.
Feuerbach, Henriette, Uz und Cronegk. 134.
Findel, J. G., Meine maureriſche Büchersammlung. 746.
Fiſcher, K., Shakſpeare's Charakterentwickelung Richard's III. 737.
Fleiſchmann, O., Die großen Culturepochen der Menſchheit. 253.

Digitized by Google

Fleming's, P., deutſche Gedichte, herausgegeben von J. M. Lappenberg. 231.
— lateiniſche Gedichte, herausgegeben von J. M. Lappenberg. 231.
*Foglar, Ludwig, über Hebbel. 318.
*Freiligrath, F., Gedicht an Moritz Hartmann. 733.
*Freiligrath's Rückkehr nach Deutſchland; Empfang in Köln. 446.
Frenzel, K., Freier Boden. 20.
Freytag, L., ſ. Teguér.
Friedrichs, K., Bauſteine zur Geſchichte der griechiſch-römiſchen Plaſtik, oder Berlins antike Bildwerke. 157.
Friederiken-Album. Herausgegeben von F. Geßler. 662.
Friſchbier, H., Preußiſche Volksreime und Volksſpiele. 428.
*Frohberg, P., Der Hollandgänger. 383.
Frohſchammer, J., Das Chriſtenthum und die moderne Naturwiſſenſchaft. 154.
Fürer, K. E., Hawaii-Nei. 602.
Fürſt, J. und B. Heßlein, Eine büßende Magdalena und andere Novellen. 766.

Gaborian, E., L'Affaire Lerouge oder Gefahren des Irrthums. Aus dem Franzöſiſchen. 169.
Galen, Ph., Das Irrlicht von Argentières. 299.
— Jane, die Jüdin. 92.
Galleis, J. G., Geſchichte der Stadt Hamburg. 847.
Gedichte aus Riga. 651.
Gedichte aus Ungarn, patriotiſch-lyriſchen Inhalts. In die deutſche Sprache übertragen durch S. Graf Pongrácz. 605.
Gedichte eines Ungenannten. Herausgegeben von B. B. Franke. 798.
*Geibel, Emanuel. 719. 733.
*— Gedicht deſſelben an den König von Preußen bei ſeiner Anweſenheit in Lübeck. 622.
*Genée, R., Vor den Kanonen. 383.
*Georg, Prinz von Preußen, Phädra. 388.
Gerlach, F. D., Leben und Dichtung des Horaz. 157.
Gerſtäcker, F., Der Erbe. 382.
— Unter Palmen und Buchen. Dritter Band. 828.
Geſchichte der polniſchen Literatur. Ueberſichtlich dargeſtellt von E. P. 748.
Geßler, F., ſ. Friederiken-Album.
*Gieſewell, A., Gedichte. 830.
Girſchner, R., Die Oſtſee und die Seebäder ihrer deutſchen Küſte. 525.
Gleichen-Rußwurm, ſ. Schiller.
Goehring, C., Die Kriege Preußens gegen Oeſterreich von 1740 bis 1866. 412.
Goſche, R., Die zehnte Muſe. 797.
*Goethe, Gedichte. Suleika. Weſtöſtlicher Divan. (Neue Ausgaben.) 415.
*Goethe's „Fauſt" in portugieſiſcher Ueberſetzung durch A. d'Ornellas. 157.
*Gottfried's „Triſtan"; die Quelle deſſelben. 62.
*Gottſchall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Vierte Auflage. 798.
Götzenberger, Amelie, In freien Stunden. 222.
Graf, R., Die Feſte der Republik Venedig. 747.
Granella, V., Wahrheit, Schönheit und Liebe. 81.
Gregorovius, F., Die Inſel Capri. Mit Bildern und Skizzen von K. Lindemann-Frommel. 461.
Greif, M., Gedichte. 708.
*Griepenkerl, Robert; Tod deſſelben. 718.
Grimm, H., Rede auf Schinkel. 190.
Grothe, H., Die Entwickelung des Maſchinenweſens und die großen Ingenieure. 253.
Grube, A. W., Aeſthetiſche Vorträge. Zweites Bändchen. 81.
Gruner, C., ſ. Reitlinger.
Grün, K., Feſtrede geſprochen bei der Freiligrath-Feier am 1. Juli 1867 zu Heidelberg. 253.
Gruppe, O. F., Leben und Werke deutſcher Dichter. Geſchichte der deutſchen Poeſie in den drei letzten Jahrhunderten. Zweiter und dritter Band und vierten Bandes erſte bis vierte Lieferung. 801.
— Vaterländiſche Gedichte. Zweite vermehrte Ausgabe. 613.
Gubitz, F. W., Erlebniſſe. Erſter und zweiter Band. 769.
Guſtav vom See (G. von Struenſee), Arnſtein. 597.
Gutzkow, K., Hohenſchwangau. 481.
*— Daſſelbe (im Manuſcript vollendet). 206.
— Vom Baum der Erkenntniß. 657.

Haber, Eliſe, Genrebild aus dem pariſer Volksleben. 703.
Häbler, K. G., Thalkönigs Sohn. 606.
Hackländer, F. W., Das Geheimniß der Stadt. 721.
Hugen, C. L., Religion und Kirche. 507.
Hahn, W., Geſchichte der poetiſchen Literatur der Deutſchen. Vierte Auflage. 821.
*Halm, Friedrich, Begum Sumro. 79.
*— Poems and Plays, original and translated by W. H. Charlton. 798.
*Hamerling, Robert. 191.
*— Ahasverus in Rom. Vierte Auflage. 670.
— Sinnen und Minnen. Zweite vermehrte Auflage. 210.
*Hamlet in Paris. 254.
*Hartmann, Moritz. 733.
*Haſe, A., Wormſer Lutherbuch zum Feſte des Reformations-Denkmals. Zweite Ausgabe. 366.
Hausbibliothek deutſcher Claſſiker. Erſter bis dritter Band. (Grote.) 145.
*Hausmütterchen. Zwölf Originalzeichnungen von O. Pletſch, in Holzſchnitt ausgeführt von R. Brend'amour und R. Oertel; Text von R. Bormann. 830.
*Hebbel und ſein Eichkätzchen. 318.
Hebbel's, F., ſämmtliche Werke. Zehnter bis zwölfter Band. 577.
Hebler, C., Die Philoſophie gegenüber dem Leben und den Einzelwiſſenſchaften. 253.
*Hefner-Alteneck, Die Kunſtkammer Sr. königl. Hoheit des Fürſten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. 526.
*Heine, H., Sämmtliche Werke. Volksausgabe. Lieferung 49—54. 431.
Heinrich, L., Der Sklavenhändler. 806.
Heinzel, R., Heinrich von Melk. 184.
Helle, F. W., Minneleben. 101.
Hellwald, F. von, Vlämiſches Leben. 669.
Henke, E. L. Th., Jakob Friedrich Fries. 294.
Hering, K., Leier und Herz. 98.
Hermann, K., Geſchichte der Philoſophie in pragmatiſcher Behandlung. 410.
Hertz, W., Heinrich von Schwaben. 385.
*Herwegh, Georg. 733.
Heſekiel, G., Gemiſchte Geſellſchaft. 169.
Heßlein, ſ. Fürſt.
Heßler, A., Annunziata. 388.
Hettner, H., ſ. Bibliothek.
Heuſinger, E., Zwei Kriege, 1809 und 1866. 690.
*Heyſe, Paul. 733.
— Novellen und Terzinen. Siebente Sammlung der Novellen. 42.
Hildebrand, R., Das Chequeſyſtem und das Clearinghouſe in London. 251.
Hiltl, G., Der Kammerdiener des Kaiſers. 169.
— Der böhmiſche Krieg. Dritte Auflage. 473.
Hippel, K. von, Natur und Gemüth. 81.
*Hirth, Georg. 159.
Hobein, ſ. Vom Oſtſeeſtrand.
Hochegger, ſ. Beer.
Höcker, G., Geld und Frauen. 169.
— Sein und Nichtſein. 169.
Hoefer, E., Ein Findling. 724.
Hoffmann, Erinnerungen an Langenſalza aus dem Sommer 1866. 487.
— K., Dichterblüten. 647.
*— W., Deutſchland ſonſt und jetzt im Lichte des Reiches Gottes. 415.
— von Fallersleben, Mein Leben. Erſter bis vierter Band. 273.
*— Daſſelbe. Sechster Band. 607.
Holleben. — Aus den hinterlaſſenen Papieren des Generals der Infanterie von Holleben. 315.
Holtei, K. von, ſ. Briefe.
— Erlebniſſe eines Livreedieners. 321.
— Theater. Ausgabe letzter Hand. 781.
Honegger, J. J., Grundſteine einer allgemeinen Culturgeſchichte der neueſten Zeit. Erſter Band: Die Zeit des erſten Kaiſerreichs. 561.
*— Daſſelbe. 303.
Hopfen, H., Der Pinſel Ming's. 387.
*— Daſſelbe. 479.
— Verdorben zu Paris. 65.
*Horn, G., Mademoiſelle Bertin. 767.
Hornſtein, A., Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg 1864, ſeine Urſachen und Folgen. 411.
Horváth, M., Fünfundzwanzig Jahre aus der Geſchichte Ungarns von 1823—48. Aus dem Ungariſchen überſetzt von J. Novelli. 810.
Hoſäus, W., Roſalinde oder das Turnei zu St.-Johann. 100.
Hoskyns, C. W., Maulwurfs Feldweisheit aus den Erfahrungen eines Landwirths. Deutſch von G. Jeſſen. Sechste Auflage. 829.
Hub, J., ſ. Dichtergaben.
Huber, J., Studien. 294.

Digitized by Google

Hübner, G., Theater-Regulative. 748.
Hughes, Th., Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Nach dem Engliſchen bearbeitet von E. Wagner. 29.
*Hugo, V., Die Stimme von Guernſey. 14.
*Humor, deutſcher, in der Poeſie. Mit Illuſtrationen von O. Pletſch, J. Füllhaus u. a. 798.
Hymnen und Geſänge, lateiniſche, aus dem Mittelalter. Deutſch von G. A. Königsfeld. 493.

Jahn, H., Gedichte. 793.
—— Die Noth. 793.
*—— O., Goethe's Briefe an Chriſtian Gottlob von Voigt. 431.
Jahrbuch der Deutſchen Dante-Geſellſchaft. Erſter Band. 216.
—— der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben durch K. Elze. Dritter Jahrgang. 737.
*—— Daſſelbe. 399.
Janke-Karola, Gedichte. 585.
—— Vier Luſtſpiele für Bühne und Haus. 518.
Janſſen, ſ. Böhmer.
Jean Charles (Braun von Braunthal), Realiſten und Idealiſten. 764.
Joerg, J. E., Geſchichte der ſocial-politiſchen Parteien in Deutſchland. 199.
*Jordan, W., Der epiſche Vers der Germanen und ſein Stabreim. 782.
Jordan's, W., Nibelunge. Erſtes Lied: Sigfridſage. 689.
*—— Ueberſetzung des Sophokles. 750.
*Journaliſtik, die öſterreichiſche. 191.
Jung, A., Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswiſſenſchaft und der geſellſchaftlichen Zuſtände. 294.
—— Die Literatur und die Aſſociation. 127.

Kalenberg, E. von, Des Adlers Aufflug. 668.
*Kalender, illuſtrirter, für das Jahr 1869 (Weber). 654.
Kant's, J., ſämmtliche Werke. In chronologiſcher Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenſtein. Erſter bis ſiebenter Band. 785.
*—— Daſſelbe. Siebenter Band. 607.
Karker, F. X., F. A. Ozanam. Sein Leben und ſeine Werke. 77.
Kayſer-Langerhannß, Agnes, Waldroſe. 93.
Keſſel, K. von, Eine heimliche Ehe. 365.
Keck, K. H., Die Gudrunſage. Drei Vorträge. 186.
Keim, T., Geſchichte Jeſu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Geſammtleben ſeines Volks. Erſter Band: Der Rüſttag. 353.
Kern, F., Friedrich Rückert's Weisheit des Brahmanen. 267.
Kingsley, Ch., Hereward der Wachſame, „der letzte Engländer". Aus dem Engliſchen von Marie Gieſe. 383.
Kinkel, G., Feſtrede auf Ferdinand Freiligrath. 190.
Kinkel, G., Friedrich Rückert. Feſtrede. 190.
—— Gedichte. Zweite Sammlung. 465.
Kippenberg, A., Ferdinand Freiligrath. Zum Verſtändniß des Dichters. 267.
Kittlitz, R. von, Schleiermacher's Bildungsgang. 294.
*Klein, J. L. 303.
*Kleinpaul, E., Poetik. Lehre von den Formen und Gattungen der deutſchen Dichtkunſt. Sechste Auflage. 270.
Kleinſteuber, H., Ein nordiſcher Richelieu. 669.
—— Schach dem König. 285.
Klopp, O., Die preußiſche Politik des Fridericianismus nach Friedrich II. 177.
Knauer, G., Conträr und contradictoriſch. 155.
Kneſchke, E., Leipzig ſeit 100 Jahren. 137.
Knies, K., Das moderne Kriegsweſen. 317.
Knorr, E., Der Feldzug des Jahres 1866 in Weſt- und Süddeutſchland. Erſter Band. 486.
*Koch, E. E., Geſchichte des Kirchenlieds und Kirchengeſangs der chriſtlichen, insbeſondere der deutſchen evangeliſchen Kirche. Dritte Auflage. 814.
Koch, F., Der Geiſt der neueſten preußiſchen Regierung und ihrer Gegner, gemeſſen an dem Geiſte des alten und des neuen Rom. Erſter Theil: Pietät. 205.
Kohl, J. G., Geſchichte des Golfſtroms und ſeiner Erforſchung von den älteſten Zeiten bis auf den großen amerikaniſchen Bürgerkrieg. 726.
—— Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapfern von Thüringen zum Heiligen Lande im Jahre 1461. 542.
Köhler, L., Einige Betrachtungen über Sonſt und Jetzt. 171.
Kolisch, S., Auf dem Vulkan. 337.
Koenig, H., Die hohe Braut. Dritte Auflage. 270.
König, T., Walter und Sohn. 382.
Königsfeld, ſ. Hymnen.
Könneritz, K. von. — Aus dem Nachlaſſe des königlich preußiſchen Generallieutenants K. von Könneritz. 414.
Koeſter, H., Liebe im Mai oder Galandrino im Fegfeuer. 519.
—— König Wilhelm und ſein Heer. 613.
Kotzebue, A. von, Auswahl dramatiſcher Werke. Erſter bis ſiebenter Band. 161.
*—— Daſſelbe. Achter Band. 431. Zehnter Band. 750.
(Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.) — Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866. 488.
Kriebitzſch, C. T., Für Freunde der Tonkunſt. 173.
Kriegführung, die, unter Benutzung der Eiſenbahnen und der Kampf um Eiſenbahnen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zuſammengeſtellt von H. L. W. 413.
Kritzler, H., Humanität und Chriſtenthum. 507.
Krockow von Wickerode, K. Graf, Reiſen und Jagden in Nordoſtafrika 1864—65. 257.
*Kühne, G., Die Freimaurer. Zweite verbeſſerte Auflage. 206.
Kunda, G. von, Müller von Pranitz. 766.
*Kunſt, die, der Neuzeit. Supplement zu: Denkmäler der Kunſt, zugleich Bilderatlas zu Lübke's Grundriß der Kunſtgeſchichte. 814.
Künſtleralbum, deutſches. Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen lebender Künſtler und Dichter. Geſammelt von W. Breidenbach und L. Bund. 118.
*Kurz, H., Auserwählte Correſpondenz Napoleon's I. 431.
—— Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller. Vierter Band. Erſte bis dritte Lieferung. 817.
—— Shakſpeare's Leben und Schaffen. 737.

Lauderſtein, A., Die Landtagscandidaten. 499.
Lange, W., ſ. Schmidt, K.
Langenbeck, H., Die theoretiſche Philoſophie Herbart's und ſeiner Schule, und die darauf bezügliche Kritik. 252.
Lappenberg, J. M., Briefe von und an Klopſtock. 129.
*Laube, H., Dramatiſche Werke. Zehnter Band. 159.
*—— Der Statthalter von Bengalen und Böſe Zungen. 383.
*—— ſeine Uebernahme der Direction des leipziger Stadttheaters. 733.
Lauterburg, F., ſ. Taſchenbuch.
Leben, das, in ſeiner Wirklichkeit. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit einem Vorwort von J. E. Stadler. 78.
Lebensbilder, geſchichtliche und culturgeſchichtliche. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greiſes. 166.
*Lebensgewohnheiten engliſcher Schriftſteller. 30.
*Lecky, W. E. H., Geſchichte des Urſprungs und Einfluſſes der Aufklärung in Europa. Aus dem Engliſchen von H. Jolowicz. 95.
Ledderhoſe, K. F., Die Herzogin Henriette von Würtemberg, geb. Prinzeſſin von Naſſau-Weilburg. 679.
Le Grave, Agnes, Erzählende Dichtungen. Dritte Sammlung. 586.
Lemcke, K., Populäre Aeſthetik. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. 81.
Lennep, J. van, Jakoba von Baiern. Aus dem Holländiſchen von E. Wegener. 588.
Leo, L., Die Geſundheitslehre. 344.
—— W., Gedichte. 99.
Lewald, Fanny, Villa Riunione. 723.
Ley, J., Zur Charakteriſtik der altdeutſchen Heldendichtung. 186.
Liebetreu, C. F., Leben und Lieben. 221.
*Liebmann, S., Humaniora. Jahrbuch für Freidenker. Erſter Jahrgang. 670.
Lingg, H., Gedichte. Zweiter Band. 6.
—— Die Völkerwanderung. Drittes Buch. 513.
Lippe-Weißenfeld, E. Graf, Fridericus Rex und ſein Heer. 412.
Litfaß', E., neues Declamatorium. Redigirt von K. Töpfer sen. Zweite vermehrte Auflage. 647.
Lobedanz, E., ſ. Album.

Digitized by Google

Loewenthal, E., Die Gebrechen unſerer Univerſitäten und die Bedeutung der Cogitantenakademie. 108.
—— Syſtem und Geſchichte des Naturalismus. Fünfte Auflage. 670.
Lotze, H., Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland. 241.
*—— Daſſelbe. 191. Kritiken darüber von O. Gaspari und M. Carriere. 350.
Lübke, ſ. Kunſt.
Lubojatzky, F., Die Tochter des Eierkönigs. 434.
Ludwig, C. A., Joſeph Haydn. 173.
*Luſtſpielpreis, der wiener. 686.
*Lützow, K. von, Münchener Antiken. 526.
*Lytton, Robert. 399.

Mach, E., Zwei populäre Vorträge über Optik. 715.
Marbach, O., Coriolanus. 193.
—— Herodes. 193.
—— Proteus. 193.
—— Romeo und Julia. 193.
Marenholtz-Bülow, Bertha von, Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbel's Methode. 811.
Martin, E., Bemerkungen zur Kudrun. 186.
—— König Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen. 187.
—— H., Novellen. 169.
Martins, Ch., Von Spitzbergen zur Sahara. Aus dem Franzöſiſchen von A. Bartels. 742.
Maurer, F., Die Nikobaren. 45.
May, A., Dramen. 774.
*—— Das Stammſchloß. 383.
Meyer, A., Zur Seelenfrage. 151.
—— J. R., Die Mechanik der Wärme. 14.
Mazzini's, G., Schriften. Aus dem Italieniſchen mit einem Vorwort von Ludmilla Aſſing. 9.
Meibauer, R. O., Der Novemberſchwarm der Sternſchnuppen. 713.
Meier, O., Eine Erinnerung an Bartholo Georg Niebuhr. 749.
Melena, Elpis, Die Inſel Kreta unter der ottomaniſchen Verwaltung. 426.
Menzel, W., Unſere Grenzen. 181.
Mersdorf, J. F. L. T., Des Büheler's Königstochter von Frankreich. 185.
Meyer, E., Das Eimbeckſche Haus in Hamburg. 813.
Meyer, E. H., Johann Martin Lappenberg. 747.
—— J., Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789. 278.
*Meyern, G. von, Die Cavaliere. 383.
Meyr, M., Erzählungen. Schickſale eines Idealiſten. Zwei Freier. Unverhofft. 311.
—— Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. 159.
*—— Wer ſoll Miniſter werden? 383.
Milow, S., Auf der Scholle. 209.
Molière's Luſtſpiele, überſetzt von Wolf Grafen Baudiſſin. 369.
Möllhauſen, B., Der Hochlandpfeifer. 824.
—— Der Meerkönig. 807.
—— Nord und Süd. 823.
Monatſchrift, ungariſche, für Politik, Landeswehr, Staatsökonomie u. ſ. w. Herausgegeben von mehreren Fachmännern. 810.
*Moſenthal, Der Schulz von Altenbüren. 79. Miniaturausgabe. 159.
*Moſenthal's „Deborah" für die engliſche Bühne bearbeitet. 543.
Mühlbach, Luiſe, Marie Antoniette und ihr Sohn. 94.
—— und ihr Verleger. 46.
Mühlfeld, J., 1866. Geſchichtlicher Roman. 619.
Müller, A., Ein Haberfeldtreiben. 517.
—— F., Lohengrin und die Gral- und Schwanſage. 29.
—— Maler, ſ. Bibliothek.
—— M., Ueber den Zweck, die Mittel und Organiſation der Arbeitervereine. 109.
—— R., Neuere Lieder und Gedichte. 583.
—— O., Die zwei Krüglein. 766.
—— von Königswinter, W., Sommertage am Siebengebirge. 425.
*—— über eine deutſche Akademie. 334.
Mund, C. D., Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. 534.
Münſter, G. H. Graf zu, Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—67). 167.
Muret's, M. A., Dichtungen. Heilige Lieder. In Urſprache und Ueberſetzung herausgegeben von A. Frantz. 602.
Muſchi, B., Glockentöne. 794.
Mützelburg, A., Novellen. 222.
Mylius, O., Die weiße Frau. 169.
—— Neue Londoner Myſterien. 169.

Nationalbibliothek ſämmtlicher deutſcher Claſſiker. (Hempel.) Erſte bis einundvierzigſte Lieferung. 145; ſechsundfunfzigſte Lieferung. 415.
Nationalität und Freiheit. 204.
Nationalliteratur, deutſche. Herausgegeben von H. Kurz. Erſte Lieferung und folgende. (Meyer.) 145.
Nationalſchatz, deutſcher. Erſte Lieferung und folgende. (Prochaska.) 145.
Nemmersdorf, F. von, Allein in der Welt. 435.
Nerley, C. J., Cotta in der Unterwelt. 74.
Neumann, C. W., ſ. Reitlinger.
Nietzki, K., Die Stimme des Vaterlandes oder der deutſche Pole. 187.
Noë, H., Oeſterreichiſches Seebuch. 422.
*Notes and Queries. 366.
Nordheim, J., Peter der Große. 501.
Numers, Hedwig von, Der Achatring. Aus dem Schwediſchen von A. Kretzſchmar. 61.

Oechelhäuſer, W., Eſſay über William Shakſpeare's König Richard III. 737.
Oelbermann, H., Liebe und Brot. 601.
Oertzen, G. von, Aus Kämpfen des Lebens. 660.
Oſenbrüggen, E., Wanderſtudien aus der Schweiz. Erſter Band. 424.
Otto, H., Schalkauer Geſchichten. 286.
—— Luiſe, Die Idealiſten. 61.
—— Drei verhängnißvolle Jahre. 620.

Pabſt, K. R., Ueber Geſpenſter in Sage und Dichtung. 110.
Pagenſtecher, H. A., Die Inſel Mallorca. 427.
Palacký, F., Geſchichte von Böhmen. Fünfter Band. Zweite Abtheilung. 445.
Palm, ſ. Piſchon.
Paris. Ein Spiegelbild ſeiner Geſchichte, ſeines Geiſtes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs. Einzige rechtmäßige deutſche Ausgabe des „Paris Guide". 337.
Paul, O., Die abſolute Harmonik der Griechen. 539.
Peter, A., Volksthümliches aus Oeſterreichiſch-Schleſien. Zweiter Band. Erſte bis fünfte Lieferung. 428.
Peters, A., Germania im Herbſt 1866. 613.
Peterſen, F. C., Pariſer Leben. 337.
*Petiscus, A. H., Der Olymp oder Mythologie der Griechen und Römer. Funfzehnte Auflage. 798.
*Pfeiffer, Franz, 414.
—— ſ. Claſſiker.
—— Freie Forſchung. 783.
—— Quellenmaterial zu altdeutſchen Dichtungen. I. 184.
*—— Daſſelbe. II. 526.
—— Altdeutſches Uebungsbuch zum Gebrauch an Hochſchulen. 184.
*Pfeiffer's „Germania". 622.
Pflug, F., Unter den Fittichen des ſchwarzen Adlers. — A. u. d. T.: Aus dem Zündnadelkriege und aus früherer Zeit. Erſter Band. 61.
*Philalethes, ſ. Dante Alighieri.
*Philoſophencongreß, deutſcher. 511.
Pichler, A., Epigramme. 140.
—— Allerlei Geſchichten aus Tirol. 767.
Pilger, E., Die Enttäuſchten. 763.
Piſchon's Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Dreizehnte Auflage, bearbeitet von K. J. H. Palm. 821.
Piſtor, K., Die Lehre von der Geſundheit und Krankheit des Menſchen. Volksausgabe. 271.
*Pitaval, der Neue. Herausgegeben von A. Vollert. Zweiter Band. Drittes Heft. 270. Dritter Band. Erſtes Heft. 366. Zweites Heft. 678.
Planck, K. C., Süddeutſchland und der deutſche Nationalſtaat. 203.
—— K. Th., Jean Paul's Dichtung im Lichte unſerer nationalen Entwickelung. 593.
*Pleß, K. von, Ernſte Weiſen. 830.
Plieninger, Th., Gemeinfaßliche Belehrung über die Maikäfer und ihre Verheerungen, ſowie die geeigneten Mittel dagegen. Zweite umgearbeitete Auflage. 731.
*Poeſie und Proſa. 638.
*Polko, Eliſe, Dichtergrüße. Fünfte Auflage. 797.
*—— Unſere Pilgerfahrt von der Kinderſtube bis zum eigenen Herd. Dritte Auflage. 798.
Pongrácz, S. Graf, ſ. Gedichte aus Ungarn.
*Preisausſchreibung für zwei Luſtſpiele, durch den Generalintendanten des wiener Hoftheaters Friedrich Halm. 79.
Preußenhaß, der. Beleuchtet von einem Süddeutſchen. 179.

Digitized by Google

Prohl, Hedwig, Stiefmütterchen. 437.
*Proſaiker, die deutſchen, des neunzehnten Jahrhunderts. Erſtes Heft und folgende. 670.
Prunus Spinoſa, Herbarium. 99.
Prutz, H., Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Schwaben. 89.
*—— R., Stimmen der Liebe. 798.
*—— ſeine literarhiſtoriſchen Vorleſungen in Berlin. 111.

Raimund, G., Zweimal vermählt. 299.
*Rapp, M., Spaniſches Theater, in „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker" (Hildburghauſen). Heft 67. 95.
Raſtbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbſtſchau. 647.
Räuberbanden, die letzten, in Oberſchwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte. Nach den Acten und nach mündlichen Ueberlieferungen dargeſtellt von M. B. 189.
Raumer, F. von, Handbuch zur Geſchichte der Litteratur. Dritter und vierter Theil. 330.
Recht, Das Entwickelungsgeſetz der Natur. Zweite Auflage. 718.
Reichard, M., Erinnerungen eines evangeliſchen Feldpredigers im franzöſiſchen Lager vor Sewaſtopol 1855—56. 126.
Reitlinger, E., Johannes Kepler. Unter Mitwirkung von C. W. Neumann und C. Gruner. Erſter Theil. 729.
Reumont, A. von, Geſchichte der Stadt Rom. Erſter und zweiter Band. 546.
Reuter, W., Ein bunter Strauß. 796.
*Revue bibliographique universelle. Zweite Lieferung. 271.
Richter, K. T., Betrachtungen über die Weltausſtellung im Jahre 1867. 189.
Rieck, F., Pädagogiſche Briefe. 812.
Riegel, H., Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei. 49.
Riehl, W. H., Neues Novellenbuch. 382.
*Ring's, M., Romane im Auslande. 767.
Rittberg, H. von, Späne aus epikuräiſchem Gedankenholze. 661.
Ritter, H., Philoſophiſche Paradora. 253.
*Rittershaus, Emil; ein Gedicht deſſelben auf Karl Siebel. 334.
Robespierre, Maximilian. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Stud. lips. 463.
*Rodenberg, J., Ein däniſches Seebad. Vier Wochen in Helſingör. 15.
Rohlfs, H., Die Frage der deutſchen Medicinalreform. 189.
*Römer, Auguſte von, Wellen und Wogen. 798.
—— R., Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes und die ſüddeutſche, insbeſondere die würtembergiſche Freiheit. Dritter Abdruck. 204.
Roskiewicz, J., Studien über Bosnien und die Herzegovina. 588.
Roth, C. L., Von alter und neuer Rhetorik. 109.
—— K. de, Richard Cobden. Nach dem Engliſchen. 110.
Rückblick auf das Literaturjahr 1867. 33.
*Rückert's, F., geſammelte poetiſche Werke. Erſte bis zehnte Lieferung. 303. Elfte bis neunzehnte Lieferung. 607.
Ruffini, J., Ein ſtilles Plätzchen im Jura. Aus dem Engliſchen. 765.
*Ruge, A., Reden über die Religion, ihr Entſtehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Zweite Auflage. 750.
—— Aus Volk und an Politiker. 750.
Ruß, K., Durch Feld und Wald. 246.
Rüſtow, W., Die erſten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutſchland 1796 und 1797. 700.
Ruth, E., Geſchichte von Italien vom Jahre 1815—50. 634.

Sacher-Maſoch, L. von, Der letzte König der Magyaren. 600.
*—— Unſere Sklaven. 767.
Sauer, C. M., Corporal Hilſcher. 766.
Saupe, J., Shakſpeare's Lebens- und Entwickelungsgang für den weitern Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters. 190.
*Schachaufgaben aus dem 14. Jahrhundert. 495.
Schacht, W., Kritiſch-philoſophiſche Aufſätze. Erſtes Heft: Herbart und Trendelenburg. 252.
Schad, C., ſ. Dichtergaben.
Schaefer, J. W., Grundriß der Geſchichte der deutſchen Literatur. Zehnte Auflage. 821.
*Schanz, J., Feuilleton aus Italien. — Geſänge aus zwei Jahrzehnten. 525.
—— Pauline, Madeira. 707.
Schechner, X., Unumſtößlicher Nachweis, daß die Erde nicht um die Sonne herumgehe. Zweite Auflage. 76.
Schems-eddin Muhamed Hafis aus Schiras, Der Divan. Im Auszuge überſetzt von G. H. F. Neſſelmann. 494.
Schenck, R., Wie bei Roßbach. Der letzte Trunk. 766.
Schenkel, D., Chriſtenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung. 507.
—— Friedrich Schleiermacher. 507.
*Scherer, G., Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie. Vierte Auflage. 830.
Scherr, J., Aus der Sündflutzeit. 225.
—— Miſchmaſch. 225.
—— Das Trauerſpiel in Merico. 191. 225.
—— Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig. 225.
*—— 1848—51. Eine Komödie der Weltgeſchichte in drei Bänden. Erſter Band.
*Schiller; neues Erinnerungsmal an denſelben in Eger. 671.
Schiller's dramatiſche Entwürfe zum erſten mal veröffentlicht durch Schiller's Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. 306.
*Schiller-Denkmal in Wien. 335.
*Schiller-Haus zu Darmſtadt. 462.
*Schiller-Stiftung, deutſche; achter Jahresbericht. 143.
*—— Generalverſammlung derſelben in Wien. 286.
*Schiller-Streit, ein neuer. 830.
Schirmer, A., Verſchollen. 363.
Schliephake, F. W. T., Geſchichte von Naſſau, von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Erſter bis vierter Halbband. 566.
Schmid, A., Das Leben Johann Jakob Moſer's. 679.
—— R., Blüten einer Weltanſchauung. 604.
Schmidt's, Dr. K., Geſchichte der Pädagogik. Zweite Auflage, beſorgt durch W. Lange. Erſter Band 812.
Schmidt-Weißenfels, Frankreich und die Franzoſen. 521.
Schneider, F., Erinnerungen aus den Feldzügen der Würtemberger 1806 und 1807 in Schleſien. Erſtes Heft. 318.
Schnellen, E., Denkſchrift zur Weltausſtellung in Paris. 189.
*Schöppner, A., Hausſchatz der Länder- und Völkerkunde. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, bearbeitet von S. Ruge. 750.
Schrader, A., Tod und Leben. 434.
*Schriftſtellertag in Dresden. 398.
*Schriftſtellerverein, allgemeiner deutſcher. 511.
Schröter, K., Ilka. 436.
Schrott, J., Bienen. Lyriſches, Didaktiſches und Epigrammatiſches. 710.
Schubar, L., Ein Ahnherr Victor Emanuel's. 299.
Schücking, L., Eine Künſtlerleidenſchaft. 311.
*Schulausgabe deutſcher Claſſiker (Cotta). 654.
*Schultheß, H., Europäiſcher Geſchichtskalender. Achter Jahrgang. 607.
Schwartzkopff, A., Gedichte. 796.
—— Goethe's Fauſt, Shakſpeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelio. 415. 787.
Schwarz, H. J., Stephan Türr. 619.
Schweigel, M., Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforſchung in Bezug auf die Urgeſchichte des Menſchen. 715.
*Schwetſchke, G., Bismarckias. 15.
*Schwind's, M., Wandgemälde des Landgrafenſaals auf der Wartburg; in Holzſchnitt ausgeführt von A. Gaber, mit Text von B. von Arnswald. 830.
Seebach, K. von, Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866. 745.
Seemann, Th., Einleitung in die Aeſthetik. 81.
Segerſtröm, A. von, Lorberkranz. Gedichte hiſtoriſchen Inhalts aus dem Kriegsjahre 1866. 618.
Seinecke, F., Lehrbuch der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. 820.
Seyffarth, C. W., Die Dorfſchulen. 190.
Shakſpeare's dramatiſche Werke nach der Ueberſetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck ſorgfältig revidirt und theilweiſe neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten verſehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die Deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft. Erſter bis dritter Band. 417.
Shakeſpeare's, W., dramatiſche Werke, überſetzt von F. Bodenſtedt, F. Freiligrath, O. Gildemeiſter, P. Heyſe, H. Kurz, A. Wilbrandt u. a. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenſtedt. Erſtes bis neuntes Bändchen. 417.
*—— Daſſelbe. Siebentes Bändchen. 95. Zwölftes und dreizehntes Bändchen. 654.

Digitized by Google

Shakſpeare's dramatiſche Werke und Sonette in neuen Original-Ueberſetzungen von F. Dingelſtedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff, F. A. Gelbcke. Erſter bis neunter Band. 417.
*—— Daſſelbe. Neunter Band. 270.
*—— Werke. Herausgegeben von Delius. Lief. 6—9. 670.
Silberſtein, A., Land und Leute im Naßwalde. 814.
*Simpliciſſimus; zur Literatur deſſelben. 622.
*—— zwei Anmerkungen dazu. 430.
*Siebel, Karl; Tod deſſelben. 334.
Skett, W., Jedem das Seine. 534.
Söderſtröm, H., Ueber den Begriff: „Kunſt". 81.
Sophonisbe. Ein Trauerſpiel aus dem Alterthum. 289.
*Souvenir. O frage nicht! Bildlich erläutert von Georgy und Füllhaas. 797.
Spielhagen, F., Unter Tannen. 765.
Sprichwörter-Lexikon, deutſches. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Erſter Band. 442.
Springer, R., Weimars claſſiſche Stätten. 22.
*Stadttheater, ein neues (Eröffnung des leipziger). 94.
Stahr, A., Agrippina, die Mutter Nero's. 540.
*—— G. E. Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke. Sechste Auflage. 767.
*—— Goethe's Frauengeſtalten. Zweiter Theil. 431. Zweite Auflage. 767.
Starklof, R., Geſchichte des königlich württembergiſchen vierten Reiterregiments Königin Olga 1805—66. 126.
*Statiſtik, literariſche. 207.
*Stein, L., Die innere Verwaltung. 191.
Stein-Kochberg, Charlotte Albertine Erneſtine von, Dido. Ein Trauerſpiel, herausgegeben von H. Düntzer. 305.
Steinthal, H., Gedächtnißrede auf Wilhelm von Humboldt. 190.
Stern, A., Das Fräulein von Augsburg. 599.
*Sternberg, Alexander Freih. von Ungern-St.; Tod deſſelben. 621.
Stieglitz, R., Gedichte. 794.
Stier, G. und F., D. Ewald Rudolf Stier. Erſte Hälfte. 678.
Stifter, A., Witiko. 401.
*—— Tod deſſelben. 110.
Stinde, J., Blicke durch das Mikroſkop. 729.
Streben, E., Plänkler auf Versfüßen. 142.
*Strobl, J., über die Quelle von Hartmann's „Gregorius". 639.
Strübing, ſ. Dieſterweg.
Stuhlmann, C. W., Erzählungen aus Norddeutſchland. Erſter Band. 764.
Sulzbach, A., Renan und der Judaismus. 190.
Sybel, H. von, Die Gründung der Univerſität Bonn. 813.
Sztachovics, R., Brautſprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn. 428.

Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutſchen Staatsmann. 204.
Tappert, W., Muſik und muſikaliſche Erziehung. 172.
—— Muſikaliſche Studien. 538.
Taſchenbuch, berner, auf das Jahr 1867. Begründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgeſetzt von F. Lauterburg. Sechzehnter Jahrgang. 649.
Tebaſile, H., Frühlingsblüten. 585.
Tegnér, E., Die Frithjofsſage. In den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit einleitenden und erläuternden Bemerkungen verſehen von L. Freytag. 603.
Teichmann, A., Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen. 497.
Teichmüller, G., Beiträge zur Erklärung der Poetik des Ariſtoteles. 156.
Temme, J. D. H., Der Domherr. 60.
—— Die Heimat. 60.
Tennyſon, A., Enoch Arden. Aus dem Engliſchen von R. Schellwien. 205.
—— Daſſelbe. Aus dem Engliſchen von Robert Waldmüller. 205.
—— ausgewählte Dichtungen. Deutſch von A. Strodtmann. 570.
*—— und ſeine Ueberſetzer. 638.
Theaterbibliothek, claſſiſche, aller Nationen. Erſter bis vierter Band. 145.
*Traeger, A., Deutſche Kunſt in Bild und Lied. 830.
*Trauerſpiel, das deutſche, als „Singleton". 174.
Treblin, A., Lenz und Liebe. 605.
Trocki, L. von, Die Entwickelung der Oper in Polen. 172.
Tſchiſchwitz, B., Shakſpeare-Forſchungen. I. Shakſpeare's Hamlet. 737.
Tſchudi, J. J. von, Reiſen durch Südamerika. Dritter und vierter Band. 753.
Tyndall, J., Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung. Autoriſirte deutſche Ausgabe, herausgegeben von H. Helmholtz und G. Wiedemann. 12.

Uechtritz, O. von, Die Epigonen Friedrich's und ſeiner Zeit. Erſte Abtheilung: Nordlandsfahrten. 365. 668.
*Univerſal-Lexikon, theologiſches, zum Handgebrauche für Geiſtliche und gebildete Nichttheologen. 191.
*Urtheile, engliſche, über Werke der deutſchen Literatur. 62. 143. 158. 222. 254. 318. 447. 655. 702. 734.

Vámbéry, H., Meine Wanderungen und Erlebniſſe in Perſien. Nach der ungariſchen Originalausgabe. 389.
—— Skizzen aus Mittelaſien. 389.
Varnhagen von Enſe, K. A., Blätter aus der preußiſchen Geſchichte. Erſter und zweiter Band. (Aus des Verf. Nachlaſſe.) 641.
Vatke, T., Mein Sommer unter den Waffen. 488.
*Verein deutſcher Schriftſteller und Tonſetzer; Statuten deſſelben. 511.
*—— dramatiſcher Schriftſteller in Wien. 350.
Veronia. Ein Roman. Nach dem Engliſchen. 619.
*Verſammlung öſterreichiſcher dramatiſcher Schriftſteller und Tonkünſtler. 367.
Vilmar, A. F. C., Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. Zwölfte Auflage. 822.
*Vogt, Karl; ſeine Wandervorleſungen. 111.
Volger, G. H. O., Die fünf brennenden Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege. Zweite Auflage. 189.
*Volkskalender, deutſcher; herausgegeben von Berthold Auerbach. 654.
*Volkskalender für 1869 (Trewendt). 654.
Volkslieder der Vorzeit, norwegiſche, isländiſche, färöiſche. Uebertragen von Roſa Warrens. 493.
Vom Oſtſeeſtrand. Belletriſtiſches Jahrbuch aus Mecklenburg. Herausgegeben von E. Hobein. 661.
Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußiſchen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterſtatter des Daheim. Zweite Auflage. 473.
Vondel, J. van den, Gysbrecht van Aemſtel. Aus dem Holländiſchen übertragen durch G. H. de Wilde. 291.
*Vorleſungen in Deutſchland. 111.

Wachenhuſen, H., Paris 1867. 337.
—— Eva in Paris. 380.
Wallner, F., Wenn jemand eine Reiſe thut. 425.
Walther, P. A. F., Beiträge zur nähern Kenntniß der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt. 746.
Wandlungen. Gedenkbuch an ein großes Jahr. 650.
Warrens, ſ. Volkslieder.
*Weber, G., Allgemeine Weltgeſchichte. Siebenter Band. Zweite Hälfte. 607.
Wegener, W., Siegfried und Chrimhilde. 248.
Wehl, F., Vom Herzen zum Herzen. 212.
*Wellen, J., Drahomira. 79.
*—— Edda. Zweite Auflage. 191.
Weiße, C. H., Kleine Schriften zur Aeſthetik und äſthetiſchen Kritik. Aus dem Nachlaſſe des Verf. herausgegeben und zuſammengeſtellt von R. Seydel. 81.
*Weller, E., Index pseudonymorum; drittes Supplementheft; neuer Nachtrag zu den: Falſchen und fingirten Druckorten. 270.
Weltzien, L. von, Kurzer Lebensabriß des Marſchalls Moritz von Sachſen. 125.
*Wendt, E., Titan von Jean Paul. Erſter Band. 654.
—— P., Chateau Lafite. 169.
Wentzel, H., Goethe in Schleſien 1790. 813.
Werther, C. A., Lebens-, Seelen- und Geiſteskraft oder die Kräfte der organiſchen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. Zweiter Theil. 474.
Wichura, M., Aus vier Welttheilen. 665.
Wickede, J. von, Heeresorganiſation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. 125.
*Wickram, Georg. 574.
Widmann, J. V., Arnold von Brescia. 631.
—— Orgetorix. 631.
*Wieland's Oberon. Illuſtrirte Ausgabe. Erſte bis ſechste Lieferung. 703.
Williſen, W. von, Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866. 488.
Willkomm, E., Ein Stiefkind des Glücks. 365.

Digitized by Google

Willmann, O., Die Odyſſee im erziehenden Unterrichte. Bevorwortet von Ziller. 251.
Wilmarshof, K., Das Jenſeits. 38.
Winckelmann's, J., Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt. Herausgegeben von A. Dreſſel. 747.
Wislicenus, H., Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionyſos-Theater in Athen. Drei hinterlaſſene Abhandlungen, bevorwortet von K. Bartſch und dem Herausgeber G. A. Wislicenus. 185.
*Wochenblatt, literariſches, die Mitarbeiter deſſelben. 47.
Wolf, G., Der Abfall vom Chriſtenthum und der Uebertritt zum Judenthume. 680.
Wolf, Joſeph Werthheimer. Ein Lebens- und Zeitbild. 680.
Wölfing, Gedenkbüchlein an Philipp Melanchthon. 190.
Wolzogen, A. Freih. von, Peter von Cornelius. 49.
Würkert, L., Marlene oder Magd und Gräfin. 366.

Zech, H., Die Geſchichte Walter's und ſeiner Elſe. 216.
Zeh, F., Blumen aus Rübezahl's Garten. 797.
*Zeiſing, A.; ſeine äſthetiſchen Studien auf dem Gebiete der geometriſchen Formen in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift". 814.
*Zeiſing über das Pentagramm. 271.
*Zeller's Philoſophie der Griechen; Bruchſtücke daraus ins Engliſche überſetzt von O. J. Reichel. 495.
*Zendrini, B., Der künftigen Königin. Ode. Aus dem Italieniſchen überſetzt von J. Schanz. 415.
Ziel, E., Gedichte. 214.
Zirngiebl, E., Friedrich Heinrich Jacobi's Leben, Dichten und Denken. 827.
Zuvitza, J., Rubin's Gedichte kritiſch bearbeitet. 185.
Zur Erinnerung an Profeſſor Dr. Heinrich Gräſe. Ein Gedenkblatt für ſeine Freunde. 813.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1868.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literariſche Unterhaltung". Von Rudolf Gottſchall. — Neue Gedichte von Hermann Lingg. Von Rudolf Gottſchall. — Giuſeppe Mazzini. Von Rudolf Doehn. — Die Mechanik der Wärme. Von Heinrich Birnbaum. — Feuilleton. („Die Stimme von Guernſey"; Ein Volk, das ſeine Dichter ehrt; Maccaroniſche Poeſie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literariſche Unterhaltung".

Unſere Zeitſchrift begeht heute einen Feſttag: ſie feiert ihr funfzigjähriges Jubiläum! Wie man auch über die Bedeutung eines langen äußerlichen Fortbeſtandes denken mag, indem die Vergänglichkeit ja gerade als das Los des Schönen und Erhabenen geſchildert wird — immerhin ſpricht dieſe Thatſache dafür, daß die Zeitſchrift von Haus aus bis zur Gegenwart einen Poſten behauptet hat, der, mag er auch nur als ein Vorwerk der Literatur betrachtet werden, doch für die Hauptfeſtung ſich als unentbehrlich erwies.

Dieſelbe wurde 1818 als „Literariſches Wochenblatt" begründet, nahm 1821 den Titel „Literariſches Converſationsblatt" an und führt ſeit 1. Juli 1826 ihren gegenwärtigen Titel „Blätter für literariſche Unterhaltung".

Trotz des mehrfachen Wechſels der Redactionen und ſelbſt des Namens des Blattes iſt ſeine eigentliche Tendenz mit geringen Modificationen von Anfang an dieſelbe geblieben. Es hat den Haupterſcheinungen der Literatur durch eine mehr charakteriſirende als Cenſurnummern austheilende Kritik, die zugleich immer einen würdigen und unabhängigen äſthetiſchen Standpunkt einzunehmen ſuchte, eine Stätte im Publikum zu bereiten verſtanden, und da ſich in der Literatur die Welt und die Zeit ſpiegelt, ſo iſt es in ſeiner auf den erſten Blick unſcheinbaren und anſpruchsloſen Weiſe auch eine Chronik des Jahrhunderts in ſeinen wichtigſten geiſtigen Beſtrebungen geworden. Für den Literarhiſtoriker enthalten ſeine Jahrgänge einen Schatz, den er nur zu ſeinem eigenen Schaden überſehen dürfte. Das ſeit Jahrzehnten vorwaltende Streben nach Vollſtändigkeit auf dem Gebiete der ſchönen Literatur gibt den „Blättern für literariſche Unterhaltung" einen ſcharf unterſchiedenen und vor andern Journalen ſich hervorhebenden Standpunkt, da namentlich in jüngſter Zeit eine große Zahl dichteriſcher Productionen nur hier noch eine ſichere Erwähnung und Beachtung findet, während die Beſprechungen in den Feuilletons der Zeitungen ſporadiſch und von zufälligen Verbindungen abhängig bleiben.

Ein Rückblick auf die Geſchichte der „Blätter für literariſche Unterhaltung", wie er am heutigen Tage geboten ſcheint, gewährt zugleich einen nicht unwichtigen Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte des 19. Jahrhunderts.

Der urſprüngliche Begründer unſers Blattes iſt kein anderer als Auguſt von Kotzebue, ein Name von böſem Klang in den deutſchen Literaturgeſchichten, welche das Werk des Burſchenſchafters Sand fortſetzen, nur daß ſie ſich ſtatt des Dolchs der Feder bedienen. Gleichwol verdient Kotzebue, deſſen Luſtſpiele noch immer beſſer ſind als dasjenige, was ſeine Nachtreter auf dem Gebiete des Familiendramas leiſten, nach manchen Seiten hin eine Ehrenrettung, namentlich wo es ſeinen Kampf gegen die romantiſche Schule gilt, welcher er eine vollkommen berechtigte Oppoſition machte.

Unſere Zeitſchrift ſtand daher von Haus aus auf einem der romantiſchen Schule feindlichen Standpunkte; ſie hat ſich auch von den Nachzüglern derſelben nicht in ihren Sündenfall mit verſtricken laſſen und bis in die jüngſte Zeit das Panier einer aus dem Geiſte des Jahrhunderts herausgeborenen Dichtkunſt hochgehalten.

Am 1. Januar 1818 erſchien die erſte Nummer des „Literariſchen Wochenblattes", von Auguſt von Kotzebue im Verlag der Hoffmann'ſchen Hofbuchhandlung in Weimar herausgegeben. Die Tendenz des Blattes ſtellte der Herausgeber in dem kurzen Vorwort in Umriſſen feſt, in deren Umrahmung auch noch ihre gegenwärtigen Beſtrebungen ſich einfügen laſſen:

Wer in dieſem Blatte Erzählungen, Gedichte, gewöhnliche

Digitized by Google

Theater-Nachrichten u. dgl. ſucht, der wird ſie nicht finden; denn es iſt dies beſtimmt, Gedanken und Begebenheiten mitzutheilen, welche der Zeitgeiſt gebar; es ſoll dem geſunden Menſchenverſtande dienen; es ſoll die literariſchen Gaukeleien beleuchten, das Gute überall hervorheben, das Wunderliche verſpotten, das Böſe entlarven; es ſoll die Religion ehren, den Aberglauben bekämpfen; Vernunft und Sittlichkeit in Schutz nehmen, doch den Anſtand nie verletzen. Eſelsköpfe in Holz geſchnitten wird es nicht liefern, auch keine Schimpfübungen, wie unſere berühmten Literaturzeitungen. Aber die merkwürdigen Erſcheinungen ſowol im Leben als in der Literatur ſoll es treu berichten und (beſonders für Geſchäftsmänner, die bei karg zugemeſſener Zeit doch in der Literatur ihres Vaterlandes nicht zurückbleiben wollen) den beſchränkten Raum nur Eines Blattes wöchentlich ſo zu benutzen, daß die Leſer von vielen Dingen eine Ueberſicht gewinnen, die ſie ſonſt nur mühſam aus den vielen Tageblättern ſchöpfen müßten. Nebenher ſoll es keine Langeweile machen. Es wäre überflüſſig, mehr zu ſagen. Empfehlen muß das Blatt ſich ſelbſt; wo nicht, ſo bleib' es ungeleſen und ungeſchrieben.

Den erſten Band des „Literariſchen Wochenblatt s“ hat Kotzebue, wie er ſelbſt mittheilt, faſt allein geſchrieben. Dieſer Band hat im ganzen noch einen embryoniſchen Charakter; die Notiz überwiegt in demſelben, der Herausgeber hat ſeine Leſefrüchte hier auf Lager gelegt. Die verſchiedenartigſten Auszüge aus Memoiren, Reiſeſkizzen, Geſchichtswerken, aus andern Journalen und Zeitungen, oft verbunden mit lebhafter Polemik, wechſeln ab mit kurzen Kritiken neuer Dramen und Gedichte. Im ganzen war damals eine unfruchtbare Epoche, die des romantiſchen Epigonenthums; Kotzebue hatte ein Recht, daſſelbe kurz abzufertigen, ihm ſcharf entgegenzutreten. Sehr treffend ſagt er bei Beſprechung des Baron Fouqué'ſchen Trauerſpiels „Liebesrache“: „Es gab eine Zeit, wo man wähnte, in einer recht kräftigen Arznei müßte auch Mumie enthalten ſein; ſo meinen leider jetzt unſere beſten Dichter, ſie könnten uns ihre Arzneien nicht ohne Mumie auftiſchen.“ Damit iſt die romantiſche Schule treffend charakteriſirt, in einer Zeit, in welcher der ſüßliche Franz Horn, der überſchwengliche Graf Loeben, Brentano u. a. in der Literatur eine Hauptrolle ſpielten. Sehr anerkennend ſind indeß die Urtheile über die erſten Dramen von Raupach und Grillparzer. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die eigentliche äſthetiſche Kritik, die gewiß nicht Kotzebue's ſtarke Seite war, ſondern bei ihm meiſt nur der Ausdruck eines geſunden Mutterwitzes gegenüber Verkehrtheiten und Ueberſpanntheiten, in dem ganzen Jahrgang ſehr in den Hintergrund tritt. Während auch größere geſchichtliche Werke oft nur aphoriſtiſch beſprochen wurden, finden ſich umfaſſende, durch mehrere Nummern gehende Auszüge aus mehrern Schriften von allgemein unterhaltendem und pikantem Inhalt; wie z. B. aus dem „Kritiſchen und raiſonnirenden Wörterbuch der Hofetikette und der Weltgebräuche“ von Frau von Genlis, aus der „Lebensgeſchichte von Bonaparte“, aus den „Lotosblättern“ des Grafen von Loeben, aus den Reiſeberichten des ruſſiſchen Kapitän-Lieutenants Auguſt von Kotzebue über ſeine Weltreiſe, Berichte, die den Briefen an den Vater entnommen waren u. ſ. f.

Doch die hiſtoriſche Bedeutung dieſes Jahrgangs liegt in ſeinem weſentlich publiciſtiſchen, für die damalige Zeitgeſchichte wichtigen Charakter. Ohne Frage war das „Literariſche Wochenblatt“ der Nagel zum Sarge ſeines Redacteurs, und hat mehr als Kotzebue's frühere Schriften die Hand des Burſchenſchaſters Sand gewaffnet. Nicht als ob Kotzebue ſich einer fanatiſchen Verfolgungswuth ſchuldig gemacht hätte — der Fanatismus war auf ſeiten ſeiner Gegner. Das Urtheil Kotzebue's iſt milde und gemäßigt; er ſpricht von dem großen Burſchenfeſt auf der Wartburg und nennt „die ganze Feierlichkeit größtentheils gemüthvoll und erhaben“. Wenn er ſich gegen das Auto de Fé erklärt, bei welchem ſeine „Deutſche Geſchichte“ verbrannt wurde, ſo wird man ihm das gewiß nicht verdenken. „Deutſche Jünglinge“, ruft er aus, „die größtentheils vor vier Jahren noch Knaben waren, nennen einen Mann undeutſch, der unter Napoleon's Herrſchaft manches kühne Wort geſprochen, dem im Jahre 1813 das preußiſche Gouvernement zwiſchen der Elbe und Oder officiell bezeugte, er habe auch ſein Scherflein zur Erweckung der Deutſchen beigetragen; einen Mann, deſſen Proclamationen gegen die Franzoſen vor dem Feldherrn hergingen, dem er damals zugegeben war, und dem ſein Monarch bei Verleihung eines Ordens ausdrücklich ſchrieb, er habe dieſe Auszeichnung dadurch verdient, daß er die franzöſiſchen Grundſätze beharrlich bekämpft habe; den dürfen nun Studenten verbrennen, weil er das Mittelalter nicht lobt, und ihm die Fenſter einwerfen, weil er vom Turnen eine andere Anſicht hat! Iſt das rechtlich? Bringt das Ehre?“

Beiläufig gibt Kotzebue auch die vollſtändige Liſte der Namen an, die bei dem Wartburgfeſt dem Auto de Fé verfielen; es waren: Ancillon, von Cölln, Cramer, Dabelow, von Haller, Harl, Zimmermann, Janke, Kotzebue, Koſegarten, von Kamptz, Reinhard, Schmalz, Saul Aſcher, Benzel-Sternau, Werner, Karl von Wangenheim, Zachariä, Wadzek, Scherer (ſämmtlich „ſchuftige Schmalzgeſellen“). Hin und wieder ſpricht Kotzebue ſpäter ſein Mitleid über irregeleitete Jünglinge aus. Fortwährend iſt der Herausgeber zu perſönlicher Abwehr genöthigt: er wehrt ſich in mehrfachen Erklärungen gegen die Verdächtigung, daß er ein Vertheidiger der Leibeigenſchaft ſei; er wendet ſich an die Gerichte, als eins ſeiner Bulletins, in denen er der ruſſiſchen Regierung über die deutſchen literariſchen Zuſtände Bericht erſtattet, ihm entwendet und in der Luden'ſchen „Nemeſis“ zum Abdruck gebracht wird; er theilt das Urtheil der königlichen ſächſiſchen Schöppen zu Leipzig mit, in dem Dr. Ludwig Friedrich Auguſt Wieland, Lorenz Oken und Dr. Heinrich Luden zu Gefängniß-, reſpective Geldſtrafe verurtheilt wurden, „wegen einer an ſich widerrechtlichen Beeinträchtigung fremden Eigenthums und vornehmlich wegen öffentlicher Verletzung der ſchuldigen Ehrerbietung gegen das Oberhaupt eines fremden Staates, wobei auch die vielfachen Verunglimpfungen des von Kotzebue nicht außer Acht zu laſſen ſeien“. Dieſer Proceß erhöhte natürlich den Haß gegen Kotzebue, der wegen ſeiner literariſchen Bulletins an die ruſſiſche Regierung als ein Vaterlandsverräther dargeſtellt wurde.

Der politiſche Standpunkt Kotzebue's, wie er ſich im „Literariſchen Wochenblatt“ ausprägt, iſt der patriarchaliſche. Er erklärt es für ſeine innigſte Ueberzeugung, daß repräſentative Verfaſſungen zwar in vieler Hinſicht ſehr gut und wünſchenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke und als ein neuer Weg immer bedenklich einzuführen ſind, weil tauſend leidenſchaftliche Reibungen gewiß entſtehen würden, und weil man wohl weiß, wo man

Digitized by Google

anfängt, aber nicht, wo man endigen wird. „Es iſt folglich meine Ueberzeugung", fährt er fort, „daß da, wo ein gerechter Fürſt monarchiſch regiert, man am ſicherſten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren laſſe, weil das ſichere Gute oft dem unſichern Beſſern vorzuziehen iſt." An einer andern Stelle ſagt er über ſeine politiſchen Meinungen, welche oft mit den Modemeinungen im Widerſpruch ſtehen: „Es hat eine Zeit gegeben, wo auch wir für Demokratien, Conſtitution, Preßfreiheit u. ſ. f. geſchwärmt und uns redlich eingebildet haben, die allgemeine Wohlfahrt könne ohne ſolche Dinge nicht beſtehen. Indeſſen haben wir auch gar oft geleſen und uns die Lehre wohl gemerkt, daß die Erfahrungen, welche die Geſchichte liefert, faſt immer unbenutzt bleiben. Darum wurden wir aufmerkſamer auf die Geſchichte unſerer Tage und beſchloſſen, daß der Vorwurf, keinen Nutzen daraus gezogen zu haben, uns nicht treffen ſolle. Daraus ergab ſich aber, daß wir unſere Meinungen über vieles andere, unſere Erwartungen von manchen Dingen gewaltig herabſtimmen mußten. So iſt unſere jetzige Ueberzeugung entſtanden, daß Demokratien nur einzelne Städte beglücken, daß die Monarchie die natürlichſte und beſte Regierungsform iſt, daß Stände allerdings dem Fürſten wie dem Volke ſehr nützlich ſein können, daß ſie aber nicht eine Art von Oppoſition gegen den Fürſten bilden, ſondern nur des Hauſes ältere Söhne ſein ſollen, die dem Vater freundlich rathen, nicht aber vorſchreiben dürfen, und endlich, daß unbedingte Preßfreiheit zwar viel nützt, aber noch mehr ſchadet."

Es waren indeß weniger dieſe reactionären politiſchen Anſchauungen, welche man durchaus nicht mit dem Maßſtab unſerer heutigen Zuſtände meſſen muß, es waren mehr gewiſſe Antipathien Kotzebue's, was die Erbitterung gegen ihn auf das höchſte ſteigerte. Zu dieſen gehörte vor allem die Antipathie gegen die Turnkunſt. Auch hier müſſen wir ſo billig ſein, nicht die heutige, ſondern die damalige Turnkunſt mit ihrer ganzen romantiſchen Einkleidung und ihren maßloſen Prätenſionen ins Auge zu faſſen. Kotzebue that nur daſſelbe, indem er ſie verſpottete, was nachher Heinrich Heine that, welcher nicht müde wurde, die Maßmann'ſchen Purzelbäume in Proſa und Verſen lächerlich zu machen. Daß gymnaſtiſche Uebungen trefflich für die Jugend ſind, gibt auch Kotzebue zu, nur nicht daß ſie neu ſeien und daß das Heil von ganz Deutſchland vom Turnen abhänge. Er erklärt ſich eifrig gegen die Jahn'ſchen Kraftſtücke, namentlich gegen das Aufhängen an den Beinen und dergleichen halsbrechende Künſte. Jahn ſage freilich: „in jedem rechten Turnſpiel rege ſich eine Welt", warum denn aber, meint Kotzebue, die verkehrte Welt? Mehrfach kommt Kotzebue bei der Beſprechung neuer Turnſchriften auf dies Thema zurück und geiſelt die Ausſchreitungen der damaligen Teutonen mit ebenſo vielem Witz wie ſpäter Heine. Eine andere Antipathie Kotzebue's war der damals im Schwang ſtehende Magnetismus, deſſen Offenbarungen er mit kritiſchen Gloſſen verfolgt. Doch das war ungefährlicher als die Turnerſchaft zu reizen, in welcher ſich damals der ſogenannte „öffentliche Geiſt" Deutſchlands concentrirte.

Das „Literariſche Wochenblatt", jedenfalls eins der pikanteſten Journale damaliger Zeit, fand großen Beifall. Von dem erſten Bande wurde alsbald eine neue Auflage nöthig, und im October 1818 konnte die Verlagsbuchhandlung ſogar eine dritte unveränderte Auflage ankündigen. Doch ſchon am 3. Mai 1819 wurde Kotzebue in Manheim ermordet, ſodaß der größte Theil des neuen Jahrgangs bereits ohne ſeine Redactionsthätigkeit, ohne die pikanten Arabesken ſeiner gewandten Feder erſcheinen mußte.

Der vierte Band der Zeitſchrift (1819) beginnt mit einer Biographie und Charakteriſtik Kotzebue's, welche, von der Pietät eingegeben, die eine Zeitſchrift ihrem Begründer und Herausgeber ſchuldig iſt, doch noch heutigentags leſenswerth erſcheint wegen mancher darin enthaltener Daten und auch die politiſchen Irrthümer Kotzebue's nicht verſchweigt. Gleichwol hatten dieſe Irrthümer dazu gedient, die Zeitſchrift intereſſant zu machen, die jetzt trotz ihrer fortgeſchrittenen Einſicht nicht in das rechte Fahrwaſſer gelangen konnte. Die Verlagshandlung wandte ſich an eine große Zahl geiſtreicher Autoren und bot unverhältnißmäßig hohe Honorare, das Blatt verlor aber dennoch die Hälfte ſeines Abſatzes, namentlich ſeit der weißenfelſer Advocat Adolf Müllner der Tonangeber in dieſem Interregnum wurde und ſeine perſönlichen Gehäſſigkeiten in dem Blatt ablagerte. Die Kritik nimmt einen ſchärfern und gröbern Ton an als in den erſten Jahrgängen, freilich werden auch äſthetiſche Principien mehr hervorgehoben. Grillparzer's „Sappho" wird in einer Weiſe abgefertigt, die mit Kotzebue's anerkennender Kritik der „Ahnfrau" im ſchroffſten Widerſpruch ſteht. Namentlich aber begannen die kritiſchen Feldzüge gegen die Brockhaus'ſche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, die alsbald nicht blos hier, ſondern auch in andern Blättern nach allen Regeln der Strategie geführt und bald ſo lebhaft wurden, daß eine Folge „literariſcher Kriegsbulletins" im „Literariſchen Wochenblatt" ſelbſt über die verſchiedenen Angriffe und Vertheidigungen Auskunft ertheilte. Die Angriffe des Blattes galten beſonders dem von Brockhaus herausgegebenen Taſchenbuch „Urania" und den damit verbundenen Preisaufgaben. Die Preiſe werden „ganz erſtaunlich" genannt, des Herausgebers „undeutſche Art und Kunſt" wird verſpottet, die Ausdrücke ſtreifen an die Grenzen der Injurie.

Das weimariſche Klima bekam indeß dem „Literariſchen Wochenblatt" nicht, die Hoffmann'ſche Buchhandlung beſtrebte ſich, daſſelbe anderswohin zu verpflanzen und verfiel auf den Gedanken, vor der ſo heftig angegriffenen Brockhaus'ſchen Verlagsbuchhandlung die Waffen zu ſtrecken, gewiß in der Meinung, daß derſelben die Annexion des feindlichen Gebiets nicht unwillkommen ſein würde. In der That konnte ſie bereits am 1. Juni 1820 verkünden, daß Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig von jetzt ab der alleinige Eigenthümer und Herausgeber ſei, wenngleich der laufende fünfte Band noch auf ihre Rechnung verſandt werde. Alsbald empfand der Advocat von Weißenfels den Rückſchlag dieſer unerwarteten Wendung; denn ſchon in demſelben Juni wurde ſeine „Albaneſerin" als dramatiſches Flickwerk in dem „Literariſchen Wochenblatt" ſcharf analyſirt und Herr Müllner ſein eigener größter und dreiſteſter Lobredner genannt.

Ehe wir indeß das neue Programm der nach Leipzig überſiedelten Zeitſchrift ins Auge faſſen, müſſen wir noch einen Schriftſteller von Ruf erwähnen, der dem „Literariſchen Wochenblatt" zur Zeit des Müllner'ſchen Regime

Digitized by Google

ſeine thätige Theilnahme ſchenkte. Es iſt dies *Ludwig Börne*, welcher damals in Frankfurt ſeine „Wage“ redigirte, aber noch Muße fand, dem fünften Band des „Literariſchen Wochenblattes“ ungefähr ein Dutzend kritiſcher Artikel zuzuwenden: über neuere Dichter, Reiſebeſchreibungen, dramatiſche Literatur, über die „Naturgeſchichte des Staats“, über Karamſin's „Geſchichte des ruſſiſchen Reichs“ und „viehiſchen Magnetismus“. Die Artikel waren nicht unterzeichnet, aber in einem ſpätern Briefe an die Verlagshandlung bekennt ſich Börne zu ihrer Autorſchaft. Das ſcharfe kauſtiſche Gepräge des Börne'ſchen Stils verleugnet ſich in keinem derſelben. Ein junger unglücklicher Dichter aus Gera, Chriſtian Friedrich Eiſenſchmidt, erfährt gleich in der erſten Kritik eine witzige Abfertigung, die mit den folgenden Worten beginnt:

Die Stadt Gera an der Weißen Elſter hat 700 Häuſer, 6087 Einwohner, ein Gymnaſium und ein Zuchthaus; Kattun-, Kutſcher-, Leder-, Porzellan-, Steingut-, Tuch-, Wollzeug-, Hutfabriken u. ſ. w. Solche Kleinigkeiten bemerkt Stein in ſeinem Handbuche der Geographie, aber die Hauptſache, nämlich daß jene Stadt einen großen Dichter beſitzt, läßt er unberührt. Dieſen wichtigen ſtatiſtiſchen Nachtrag liefert jetzt Herr Chriſtian Friedrich Eiſenſchmidt durch die Herausgabe ſeiner Dichtungen.

In der Kritik ſelbſt kommt er noch einmal auf Gera zurück:

Das Land des Dichters hat noch mehrere Sonderbarkeiten, von denen Stein's Geographie nichts ſagt. So frißt das geraer Vieh goldenes Gras, was ſich aus folgender Stelle ergibt:

Geraer, geboren auf goldenen Matten,
Ihr nennt euch Enkel der goldenen Zeit.

Die Geraer ſollten klug ſein und ihren Namen verändern; denn wenn ihn die Steuereinnehmer erführen, könnten ſie denken, es müßte noch viel vorhanden ſein von dem Reichthum der Großmutter.

In den andern Kritiken Börne's zeigt ſich bereits ſeine ganze Weltanſchauung ausgeprägt. So ſpricht er ſich in einem Artikel „Biographie“ über die großen Männer des letzten Jahrhunderts aus; er meint, ſie hätten den Lebenskreis des Volks nicht berührt, nur mit der Höhe über die Menge hervorgeragt, aber ihre Grundfläche habe ſich nie über das eingeführte Maß hinaus ausgebreitet, man habe ſie als Schauſpieler betrachtet, welche durch den fallenden Vorhang auf immer von den Zuſchauern und dem Leben getrennt worden ſeien; jetzt aber wären die großen Urbilder der neuen Zeit zu uns ſelbſt ins Haus gekommen und hätten uns mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt. „Der Vorhang des Parrhaſius täuſcht uns nicht mehr, wir wiſſen, daß nichts dahinter iſt. Die ſogenannten denkwürdigen Perſonen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach und deren Lebensbeſchreibungen langweilig. Geſtürzte Miniſter, Bauernſöhne, die es bis zum Geheimrathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günſtlinge, die mit dem Herzen der Fürſten ihren eigenen Kopf verloren haben; Hofkriege, wo man ſieben Jahre lang mit dem blutigen Schwert an der Schreibfeder geſchnitten, die beim Friedensſchluſſe einige Meilen Landes diplomatiſch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet und am Ende ihrer Tage tauſend Thaler Zulage erhielten: das ſind die wichtigſten Kapitel der Geſchichtsbücher jener Zeit; ſie haben den Reiz verloren.“

Trotz der pikanten Artikel Börne's gedieh, wie ſchon erwähnt, das „Literariſche Wochenblatt“ nicht in dem weimariſchen Klima. Im Juni 1820 theilte Friedrich Arnold Brockhaus der Leſewelt den Ceſſionsvertrag zwiſchen der Firma Hoffmann und ſeiner Firma mit, den er mit den folgenden Worten einleitete:

Bereits ſeit mehreren Jahren beſchäftigte ſich der Unterzeichnete mit der Ausführung einer Idee zu einem Literaturblatte für Weltleute, das ihm, nach ſeiner Beobachtung des Zuſtandes unſerer Geſellſchaft, ein wahres Bedürfniß zu ſein ſchien, als das Kotzebue'ſche „Literariſche Wochenblatt“ auftrat und abgeſehen von deſſen politiſchen Tendenzen, ſeine Idee theilweiſe mit Talent ausführte. Nach Kotzebue's Tode und dem verlautbarten Sinken des „Literariſchen Wochenblatts“ unter ſeinen Nachfolgern erwachte die Idee aufs neue in ihm und es wurde zur Ausführung des frühern Gedankens ſchon manche Einleitung getroffen, als die Beſchlüſſe des Deutſchen Bundestags vom 20. September (Einführung der Cenſur) ihm das Vertrauen zu der Möglichkeit einer glücklichen Ausführung benahmen und er ſie deshalb vorderhand wieder aufgab. Sehr überraſchend war es ihm daher, als im März d. J. ein Freund aus Weimar ihm meldete, daß die Herren Gebrüder Hoffmann (die ſeitherigen Verleger und Eigenthümer des „Literariſchen Wochenblattes“) aus mancherlei (nicht hierhergehörigen) Urſachen geſonnen wären, das Eigenthum und die Leitung dieſes Blattes abzutreten und in andere Hände zu legen; er, unſer Freund, wünſchte, es an den Unterzeichneten gebracht zu ſehen und erbot ſich, die Unterhandlung einzuleiten. So ſonderbar es dem Unterzeichneten erſcheinen mußte, ein Blatt übernehmen und fortſetzen zu ſollen, deſſen beſondere Tendenzen ſeit geraumer Zeit, wie man ihn verſichert hatte — denn er ſelbſt las es nach Kotzebue's Tode nicht mehr — in Perſönlichkeiten gegen ihn, gegen ſeine Unternehmungen und gegen *ſeine* literariſchen Freunde beſtanden hatten, bei welchen verkehrten und unziemlichen Tendenzen auch das deutſche Blatt mehr als die Hälfte ſeiner Abnehmer unter v. K. verloren: ſo überwog doch die alte Luſt zur Bildung eines eigenen Inſtituts dieſer Art und die Erwägung der ihm bekannten Schwierigkeiten, ein ganz neues Journal in das deutſche Publikum ſchnell mit Erfolg einzuführen, die Bedenklichkeiten der Delicateſſe, und es kam, da die Gebrüder Hoffmann billige Bedingungen für die Ceſſion aufſtellten, der Vertrag zu Stande.

Außer dieſem Vorwort enthält die erſte Nummer des Juni 1820 ein Programm in der eigenthümlichen Form eines Geſprächs unter der Ueberſchrift: „Baron Grimm, Laharpe, Auguſt von Kotzebue.“ Baron Grimm und Laharpe werden gewiſſermaßen als geiſtige Ahnherrn des „Literariſchen Wochenblatts“ und namentlich jener Geſtalt deſſelben, welche den neuen Unternehmen vorſchwebte, von den Todten heraufbeſchworen, und zwar Grimm wegen der „Feuilles littéraires“, jener geiſtvollen Berichte an Weltmänner über Form und Stoff des höhern geiſtigen Lebens und Umgangs in Paris, die er während des Zeitraums von 1753—90 abfaßte und an mehrere deutſche Fürſten ſchickte. Laharpe ſchrieb ſeine „Correspondauce littéraire“ gleichzeitig mit Grimm (1774—89) an den damaligen Großfürſten, nachherigen Kaiſer Paul von Rußland und an den Grafen Andreas Schuwalow, Kammerherrn der Kaiſerin Katharina, nur mit dem Unterſchied, daß Laharpe doctrinärer, akademiſcher, einſeitiger war und ſeine Berichte allein ſchrieb, während diejenigen von Grimm gleichſam ein Echo der geiſtreichſten pariſer Salons waren. Daß Kotzebue als der dritte in dieſem Bunde aufgeführt wird, darf nicht wundernehmen. Ohne Frage ſchwebten ihm bei der Begründung des Blattes die Correſpondenzen Grimm's und Laharpe's vor, um ſo mehr, da er ſich ja

Digitized by Google

ſelbſt in einer ganz ähnlichen Lage befand als Berichterſtatter der ruſſiſchen Regierung über die literariſchen Zuſtände Deutſchlands. Der neue Herausgeber findet die Idee Kotzebue's glücklich, aber die Ausführung verfehlt; er tadelt das regellos muthwillige Durchſchwärmen des ganzen Literaturgebiets und noch mehr die ſchiefe, dem Geiſt der Zeit hohnſprechende politiſche Richtung des „Literariſchen Wochenblatts". In dem neuen Wochenblatt ſoll nach ſeiner Anſicht nicht ein einzelner Schriftſteller, wie es anfangs Kotzebue, der vielgewandte, ja allſeitige Briareus mit hundert Armen und hundert Augen that, über die geſammte Literatur Bericht erſtatten, ſondern das Blatt ſoll ſo viel Berichtgeber haben, als die Literatur Hauptſeiten hat, ja manche Seite derſelben ſoll von mehrern Männern zugleich betrachtet werden, damit kein Louvois ein kleines Fenſter für gleich groß mit den übrigen anſehe. Den groben und gemeinen Geſellen wird nirgends Eingang verſtattet. Das Blatt ſoll weder ein encyklopädiſcher Moniteur in Folio, noch ein bureau d'esprit werden, ſondern ein einfaches „literariſches Unterhaltungsblatt oder Converſationsblatt" werden, etwa eine Tauſendundeine Nacht für offene und muntere Ohren, gleichzeitig eine Art Ergänzung für das damals in 50000 Exemplaren verbreitete, ziemlich allgemein bekannte „Converſations-Lexikon" und die andern damaligen Brockhaus'ſchen Zeitſchriften „Hermes" und „Zeitgenoſſen".

Es iſt intereſſant, daß in dieſem einleitenden Dialog bereits die Titel angedeutet ſind, welche das Unternehmen allmählich im Laufe der Jahre annahm. Den Titel „Literariſches Converſationsblatt" trug es vom 1. December 1820 an, ohne dieſe Abänderung weiter zu rechtfertigen, während es den Titel „Blätter für literariſche Unterhaltung", den es noch heute an ſeiner Stirn trägt, am 1. Juli 1826 angenommen hat.

Eine nicht unwichtige Neuerung beſtand in dem täglichen Erſcheinen des Blattes, welches dadurch gleichzeitig ſeinen Umfang und ſeine Beweglichkeit vermehrte. Brockhaus unterließ nichts, um die beſten Kräfte zur Mitarbeiterſchaft heranzuziehen. Das Archiv der Verlagsbuchhandlung enthält eine große Zahl von Briefen, welche den Eifer des neuen Herausgebers und Redacteurs zeigen, die ihm vorſchwebenden Tendenzen den Mitarbeitern ans Herz zu legen. Mehrfach kommt er in dieſen Briefen auf das Vorbild der Grimm'ſchen Bulletins zurück. Intereſſant iſt eine Correſpondenz mit Ludwig Börne, der, zur Mitarbeiterſchaft an dem neuen Unternehmen aufgefordert, in einem Schreiben vom 18. April 1820 ein Honorar von acht Louisdor für den Bogen verlangt und ſich nicht abgeneigt zeigt, die Redaction deſſelben zu übernehmen. In Betreff der Müllner'ſchen Epoche ſpricht er ſich in folgender Weiſe aus:

Mit Ihren Müllneriana haben Sie mir ein angenehmes Geſchenk gemacht. Ich hatte ſie noch nicht zu Geſicht bekommen. Von dem Streit war mir nur bekannt geworden, was er im „Literariſchen Wochenblatt" geſchrieben. Ich war über Müllner's unbehülflichen Witz ebenſo erſtaunt, als über ſeine Gemeinheit erboſt. Es iſt der beſoffene blaue Montag in Handlung geſetzt. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann, der in Verſen ſo ſchön und geiſtreich ſchreibt, in der Proſa ſo tiefproſaiſch ſein kann. Am meiſten ärgerte mich dabei, daß die großen Herren und Septembriſirer ins Fäuſtchen lachen werden, wenn ſie ſehen, daß ihnen ſchon nach neun Monaten gelungen iſt, die Schriftſteller vom Gefühl des Rechts und der Freiheit, das im geiſtigen Leben ſo nothwendig iſt als im politiſchen, abzuziehen und ſie durch wahre Raufbalgereien um alle Achtung und allen Einfluß zu bringen.

Auf dieſes Schreiben Börne's antwortete Brockhaus am 26. April 1820 unter anderm:

Ohne den Herren Hoffmann zu nahe treten zu wollen, darf ich es auch um ſo eher ſagen, da es von ihnen ſelbſt eingeſtanden iſt, daß ſie ſich nach dem Tode Kotzebue's in einer Art von Verlegenheit fühlten, wie ſie das Unternehmen fortſetzen ſollten. Zu dieſer wandten ſie ſich an eine Anzahl als geiſtreich bekannter Perſonen und ſuchten ſolche durch hohe Honorare zu gewinnen, die zwar in ihren Augen nach dem damaligen Abſatz zuläſſig ſcheinen mochten, wenn ſie es auch bei mehr routinirten Verlegern nicht waren, indem bei literariſchen Unternehmungen andere als die gewöhnlichen Berechnungen ſtattfinden müſſen, weil ihr Beſtand zu unſicher und mit den größten anderweitigen Aufopferungen verbunden iſt. Daß es den Gebrüdern Hoffmann weder in der Auswahl dieſer Mitarbeiter, noch in dem von ihnen befolgten Syſteme gelungen iſt, beweiſt der Umſtand unwiderſprechlich, daß das Blatt ſeitdem an die Hälfte des Abſatzes verloren hat und der Widerwille, der das Publikum beſonders ſeit dem Zeitpunkte dagegen ergriffen, wo es der weißenfelſer Kritikaſter, den Sie in Ihrem Briefe ſehr richtig charakteriſiren, zum Ableger ſeiner perſönlichen Angelegenheiten gemacht hat. Ich denke alſo richtig verfahren zu ſein, wenn ich geglaubt habe, ein ganz anderes Syſtem befolgen zu müſſen, ſo wie es mit meinem perſönlichen und buchhändleriſchen Charakter auch nur vereinbar iſt. Dem Blatte ſelbſt werde ich einen veredelten Charakter geben, der alle rein perſönliche Polemik gänzlich ausſchließt und von der Literatur und Politik (ſoweit ſich dieſe aus Schriften behandeln läßt, da rein politiſche Aufſätze, die keine literariſche Veranlaſſung haben, ausgeſchloſſen bleiben) das Neueſte in kurzen, verſtändigen und womöglich geiſtreichen Aufſätzen mittheilt.

Auch in Briefen an Aretin, Staatsrath von Jacob, Profeſſor Friedländer u. a. ſtellt Brockhaus dieſelben Grundſätze auf, nach denen er das neue Blatt zu leiten gedenkt.

Wir haben bei dieſer Entſtehungsgeſchichte der „Blätter für literariſche Unterhaltung" länger verweilt, weil die ſpätere Entwickelung des Journals ſich im ganzen nur wenig von den damals gelegten Grundlagen entfernte, nur daß Leſefrüchte und Notizen, ſowie die Berückſichtigung auswärtiger Literaturen und anderer Journale allmählich gegen die Kritik in den Hintergrund traten, welche indeß durch zahlreiche Auszüge und durch ihre ganze Haltung ſtets den unterhaltenden Ton wahrte. Im übrigen gaben die „Blätter für literariſche Unterhaltung" in allen ihren Jahrgängen die umfaſſendſten Bulletins von dem geiſtigen Leben der Zeit in einer von jedem gelehrten Schulſtaub gänzlich freien Form.

Unſerer weitern Darſtellung vorgreifend bemerken wir noch, daß vom Jahre 1823—53, während eines Zeitraums von dreißig Jahren, Heinrich Brockhaus der Herausgeber und die Seele des Blattes war; daß es von 1853—64 von Hermann Marggraff, ſeit 1865 von dem Unterzeichneten herausgegeben wurde.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Digitized by Google

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

Gedichte von Hermann Lingg. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 1 Thlr.

Unter den meiſten Lyrikern der jüngſten Zeit hebt ſich Herrmann Lingg hervor wie ein intereſſanter Charakterkopf neben platten Studienprofilen. Er gehört nicht zu den Poeten, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen, Grund genug, ſeine Dichtungen auszuzeichnen in einer Epoche lyriſcher Verſchwommenheit. Seine erſten Gedichte tragen ein markiges Gepräge und verrathen keine Spur jener „blöden Jugendeſelei", die damals beſonders im Schwang war; es durchwehte ſie ein hiſtoriſcher Geiſt und in den weiten Culturperſpectiven, die ſie entrollten, befreiten ſie das Gemüth von dem Druck enger und kleinlicher Empfindungen. Einzelne von ihnen hatten jenen genialen Wurf, der ſie raſch dem Gedächtniß einprägte und in Reih und Glied ſtellte mit den Gedichten, welche der Nation ans Herz gewachſen ſind.

Dieſen hiſtoriſchen und culturhiſtoriſchen Geiſt hat der zweite Band der Gedichte mit dem erſten gemein. Es ſind nicht moderne Stoffe, welche der Dichter wählt; aber der Geiſt, in welchem er ſeine Stoffe behandelt, iſt ein moderner. Es iſt der geſchichtsphiloſophiſche Geiſt, wie er ſich in den Kaulbach'ſchen Fresken ausprägt, der auch in den Lingg'ſchen Dichtungen herrſcht. Dabei geht nicht die todte Formel umherſpazieren wie ein knöchernes Gerippe am Auferſtehungstag, ſondern es weht und wallt ein Geſtaltenheer, hier in kecken Umriſſen ſich hervorhebend, dort traumhaft verdämmernd, immer beleuchtet von den Blitzen des Gedankens. In dieſem Aether des Geiſtes fallen die Schranken der Zeitalter, das graue Alterthum reicht der Neuzeit die Hand, von dem ſchwerterklingenden Schlachtgewühl des Traſimeniſchen Sees werden wir unter die Geſchütze von Friedrichshall, von den Cyklopenmauern an die Baſtille geführt, von Nimrod verſetzt uns der Dichter zu Carteſius und Gutenberg, von der ormuzdgläubigen Mandane zu dem Inka Perus, der zur Sonne betet. Dann gefällt er ſich wieder in Freiligrath'ſcher Naturmalerei, beſingt den Samum in der Wüſte, die Pflanzen des Meeres, den Kolibri.

Iſt dies nicht ein Bilderbuch? werden viele ausrufen. Ziemt es ſich für den Poeten, ſo hin- und herzublättern im Orbis-pictus der Welt und die Phantaſie zu beſchäftigen in dieſer wohlfeilen Manier der Pfennigmagazine und der illuſtrirten Zeitungen? Geräth die Lyrik, die ſich ſolchen Stoffen hingibt, nicht auf die Abwege der beſchreibenden Poeſie, deren Todſünden ſchon von Leſſing verdammt worden ſind? Geht nicht ihr eigenthümlicher Zauber, der Zauber der Empfindung, verloren, wenn ſie ſo weitherzig iſt, dieſelbe an die entlegenſten Objecte zu verſchwenden?

Es iſt hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Seid nur Poeten von Gottes Gnaden, ſo wird euch das andere alles von ſelbſt zufallen. Sicherlich iſt es ein Irrthum, zu glauben, daß die Empfindung nur im Reich des Herzens und der nächſten Erlebniſſe zu ihrem ungebrochenen Ausdruck komme. Wie der Menſch mit ſeinen großen Zwecken, ſo wächſt der Dichter mit ſeinen großen Stoffen und ſeine Empfindung gewinnt an Macht und Tiefe, wenn er ſein eigenes Selbſt zum Selbſt der ganzen Menſchheit erweitert!

Freilich, wo das Talent nicht ausreicht, da mislingt bei ſolchen Stoffen der Guß und in trüben Blaſen tritt ihre ſtoffliche Zähigkeit hervor. Da erhalten wir ſtatt des ſtimmungsvollen Bildes die trockene Vedute ohne jede duftige Perſpective, ſtatt des hiſtoriſchen Tableau die Gruppe des Wachsfigurencabinets, bei der ſich der Zauberſtab der Phantaſie in den deutenden Stab des phantaſieloſen Cicerone verwandelt! Doch auch dem Talent mislingt oft der Wurf, wenn es nicht ſeine gute Stunde hat. Sobald es nicht die Kraft hat, den Stoff zu überwinden, wird es von ihm überwunden. Auch dürfen wir bei aller Anerkennung des Gelungenen in den neuen Gedichten von Lingg nicht verkennen, daß der Dichter oft die Grenze überſchritten hat, welche die poetiſche Anſchauung von der proſaiſchen trennt, daß das Große von ihm bisweilen ins Groteske verzeichnet worden, und daß ebenſo oft von den hochgehenden Fluten des Gedankens ein ſchlammiger Reſt übriggeblieben iſt, welcher die dichteriſche Form verſumpft.

Lingg bewährt oft poetiſche Intuition, der gegenüber ſich Geſtalt und Gedanke decken. Nicht ſelten aber paſſirt es ihm, daß der Gedanke hinter der Geſtalt hervorguckt und gleichſam ſeine Männchen macht.

Der zweite Band der Gedichte zerfällt in ſieben Abſchnitte: „Mythus und Geſchichte", eine Idylle in Bildern; „Bilder und Geſtalten"; „Alterthümer"; „Zonen"; „Sonette"; „Aus Leben und Zeit". Man ſieht ſchon aus dieſen Ueberſchriften, wie der weltweite Inhalt aus Geſchichte und Natur den engern Gefühlskreis überwiegt.

Der erſte Abſchnitt beginnt mit einem grandioſen Hymnus: „Geſang der Titanen", in welchem aber die Rhythmen etwas ungeordnet wild übereinandergeſtürzt ſind, wie der Oſſa über den Olymp, vielleicht in ſinnbildlicher Anarchie. Doch iſt echter Odenſchwung in dem Gedichte:

> Unſer ſind Felſenſitze!
> Gegen des Donn'rers Haus,
> Schleudert er auch Blitze,
> Harren wir doch aus.
>
> Lieb' und Freude dauern
> Wie Gras, das man mäht,
> Aber des Fluches Mauern
> Trotzen noch ſpät.
>
> Unſer ſind Höhlenfeuer,
> Weicht Götter zurück!
> Himmel und Meer iſt euer,
> Doch auch hier iſt Glück.

In dieſen Strophen hat die zweite Zeile oft zwei, oft drei Füße, iſt bald iambiſch, bald trochäiſch; doch da die Titanen ſich ganz andere Licenzen nahmen, ſo muß ihnen auch die poetiſche Licenz erlaubt ſein. In ähnlichem grandioſen Stil ſind die „Enaksſöhne" gehalten; das Colorit des Gedichts iſt vorſündflutlich. „Kain" iſt ein bibliſches Porträt ohne Bedeutung, der „Befreier" ein Klagelied der zuſammenbrechenden Erdengewalt. In eine Strophe des Gedichts hat ſich ein Fünffüßler verirrt ſtatt der ſonſt durchgehenden Vierfüßler:

Digitized by Google

Gleich einer Heerde, ohne ſie zu tränken.

„Niobe" iſt bedeutend! Hier iſt große Anſchauung und Scenerie. Das Gedicht kann als ein Beiſpiel deſſen dienen, was die Schlegel wahrſcheinlich mit ihrer Urmythologie gemeint haben. Die Geſtalt der griechiſchen Sage iſt dem Kreis des Hellenenthums entnommen und zu einer allgemeinen menſchlichen Bedeutung vertieft:

Tag und Nacht erbrauſt's im Hochwald,
Durch die Höhlen ſauſt der Wind,
Cedern ragen aus der Felsſchlucht,
Und darin ergraut und blind
Wohnt die Mutter aller Völker,
Die zerſtreut in alle Lande ſind.

Jeden Frühling, wenn der Bergſtrom
Niederwogt im Siegesſchritt,
Gibt ſie allen Wolken Botſchaft
An die fernen Söhne mit,
Alle Stürme fragt ſie: ſagt mir,
Welch ein Schickſal mein Geſchlecht erlitt? —

Und die Wolken ſchwer von Blutdunſt,
Und die Stürm' aus Süd und Nord
Rufen: Mutter! auf dem Schlachtfeld,
Auf der hohen Schiffe Bord,
Ueberall auf weiter Erdnacht
Sahen wir der Völker Brudermord.

Schon verſtehen ſie ſich nicht mehr,
Alle Bande ſind entzwei,
Unter ihrer grimmen Habſucht
Blieb kein Ort vom Morde frei,
Unter Geiſeln finſtrer Willkür
Jammert ihre Flüche Weheſchrei.

Traurig hört's die alte Bergfrau,
Birgt das Haupt in ihren Schos,
Ueber ihren Nacken langſam
Wallt das graue Haupthaar los —
Traurig, daß der Bergſtrom mitklagt,
Weinet ſie um ihrer Kinder Los.

„Cyklopenmauern" hat echt alterthümlichen Hauch, der nur durch einzelne proſaiſche Wendungen getrübt wird, z. B. „auf dem Schwalle der Wogen iſt ein Schritt der menſchlichen Entwickelung mehr". Das „Letzte Schlachtlied der Vandalen" iſt in der rhythmiſchen Form vortrefflich ausgemeißelt, während der Inhalt unbedeutend iſt:

Wirf ihren Beliſar,
O König Gelimer!

Wen ſoll das intereſſiren?

Ein vorzügliches Gedicht dagegen iſt: „Erwartung des Weltgerichts." Hier iſt die Größe der Situation gewahrt, obgleich ſie der Dichter in einzelne Bilder auflöſt, die dennoch nicht als losgelöſte Genrebilder erſcheinen, weil der Geiſt des Ganzen in ihnen lebendig iſt. Das Gedicht hat bibliſchen Schwung; es iſt gleichſam von den Schauern der Apokalypſe durchweht. Wir ſehen die Menſchen alle ſich zum Kirchhof und zum Dome drängen; der Geizige opfert reuig ſeine Erſparniſſe, die Buhlerin ihr langes Goldhaar; Glockengeläute und Bußgeſang ertönt; Kaiſer und Fürſten umknien den Altar, „den Purpur von den Schultern, die Kronen auf dem Stein".

Das iſt gleichſam die Strophe des Gedichts; ihr tritt die Antiſtrophe gegenüber, tiefſinnig und ſchön, in einen Schlußvers voll hoher Poeſie ausklingend:

Durch Nacht und Dunkel reitet gen Oſt von Niedergang,
Das Kreuz auf ſeinem Panzer, ein Ritter ohne Bang.
Er denkt: die Welt wird ſtehen, bis wir das Grab befreit;
Es leuchtet ſchon im Oſten, bald weicht die Dunkelheit.

Vom hohen Berge blicket ein Weiſer himmelan,
Er ſinnet vor ſich nieder und mißt der Sterne Bahn.
„Die ewigen Geſetze, Allmächtiger, leuchten klar
Aus deinem Buch am Himmel, erneuernd Jahr um Jahr

„Und wie ſie dort erſtrahlen, ſo leuchten wieder hier
Der Frühling und die Menſchen, Erbarmender vor dir,
Und wieder blühn wird Hoffnung dem menſchlichen Geſchlecht,
Und werden grünen Saaten und walten im Land das Recht."

Auf Blumen eingeſchlafen in eines Thales Hain
Ruhn engelgleich zwei Kinder in Gottes Schutz allein,
Auf ihrer Unſchuld Wangen blüht zart das Himmelslicht —
Vorüber rollt der Donner, vorüber das Weltgericht.

„Des Kaiſerheeres Romfahrt" iſt wieder in der Form vortrefflich:

Es fleugt, den Weg zu weiſen,
Der Adler vor dem Heer,
Am Eiſe klirrt das Eiſen,
In Wolken reicht der Speer.

Je näher indeß Lingg bei der Auswahl ſeiner Stoffe der Neuzeit kommt, deſto geringer wird der Schwung ſeiner Phantaſie. Seine Muſe iſt mit feurigen Zungen begnadigt, wenn ſie das Große und Gewaltige in einem gewiſſen viſionären Dämmer ſchildern kann; in der Tageshelle der neuen Geſchichte verliert ſie viel von ihrem Zauber. Geſtalten wie Gutenberg, Carteſius, Columbus, Karl XII. weiß ſie nicht auf ein wahrhaft großes Piedeſtal zu ſtellen; hier verfällt ſie leicht ins Genrebildliche; ja bei Karl XII. ſogar in einen plaudernden Converſationston mit faſt trockenen hiſtoriſchen Auseinanderſetzungen. Den genrebildlichen Charakter tragen auch die vorgeführten Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg. Das beſte dieſer Gedichte aus der Stoffwelt der Neuzeit iſt „Herodias"; hier iſt die Situation ſcharf ausgeprägt und die Geſtalten ſtehen in einer geſpenſtigen Beleuchtung. Ein originelles Gedicht, eine Art Humoreske im Holzſchnittſtil, die ſich auch an einen ältern Holzſchnitt anlehnt, iſt „Ein alter Gerichtsſaal", ausgeführt nach dem bekannten Denkſpruch: „Zuerſt das Geſchäft und nachher das Vergnügen." Das Geſchäft wird uns in charakteriſtiſchen Holzſchnitten vorgeführt; von dem Vergnügen heißt es:

Die Hochwohlgeboren, der Rechte Doctoren.
In ſtattlicher Zahl,
Die Procuratoren
Und Richter zumal
Sind alle verſammelt im herrlichen Saal.
Sie eſſen
Bei Späßen
Die Delicateſſen
Mit fröhlichem Muth.
Vergeſſen Promeſſe, Conceſſe, Regreſſe,
Und nur die Verdauungsproceſſe
Sind, worauf alles beruht, und dieſe ſind gut.

Auch der Schluß dieſer Humoreske hat einen weltgerichtlichen Zug. Dieſe moderigen Perrüken zerſtieben wie Spukgeſtalten vor dem Zeitgeiſt, der die Völker befreit, wenn nur nicht wieder andere an ihre Stelle träten! Farbenbunt, mit leichtgeflügeltem rhythmiſchen Takt erſcheint eine andere Humoreske, ein Schlittſchuhfahren aus alter Zeit, eine Studentenfahrt, die vier Facultäten auf dem Eiſe, eine Situation, die zu ſinnigen Scherzen aus-

Digitized by Google

gedeutet iſt. Die kurzen Reimverſe ſind in der Mehrzahl trefflich behandelt.

Horch, in der Runde
Schallet Geſang!
Ueber dem Grunde
Flammt es entlang.

Hört ihr die Schlitten?
Seht, und davor
Kommen geritten
Burſchen durchs Thor.

Schlank wie die Cedern,
Froh und voll Muth —
Wallende Federn
Schwanken am Hut.

Auf die Abtheilung „Mythus und Geſchichte“ folgt eine „Idylle in Liedern“, Gedichte, welche Naturbilder, Blumen, Liebesempfindungen enthalten und ungleich an Werth ſind. Wo ſich Geſtalten zeichnen und ſinnig beleuchten laſſen, da erhalten wir manch treffliches Bild; dagegen quillt bei dem reinen Gefühlsausdruck der melodiöſe Strom nicht voll und innig genug hervor. Da ringt der Dichter mit der Form und beherrſcht ſie nicht:

Dein Herz, ſo liebevoll und ſchön,
O wär' es mir gewogen!
Ich ſchaute dann in lichte Höhn
Aus dunkeln Lebenswogen.

Ich würde nicht im Streit mit mir
Wild hin- und hergetrieben,
Ich würde fromm ſein und mit dir
Die Welt und alles lieben.

Das Gedicht iſt ziemlich trivial; ein „ſchönes“ Herz, der Misklang „mit mir“, „mit dir“ ſind unannehmbare Härten. Das Gedicht „Angedenken“ beginnt:

Dein weißes Halstuch, Süße!
Bewahr' ich auf der Bruſt,
Es ſagt von dir mir Grüße,
Es ſchafft mir Leid und Luſt.

Das iſt Klingklang und nicht ohne Härten, wie „dir mir“. Oft finden ſich unſchöne Enjambements:

Den Lorber ſelbſt, um den ich heiß gerungen,
Entbehren könnt' ich ihn wie leicht, da du
Mir alles biſt und gibſt, die Huldigungen
Des höchſten Ruhms und mehr — dein Herz dazu.

Das gelungenſte dieſer Gedichte von echt melodiöſem Schwung, das die muſikaliſche Begleitung herauszufordern ſcheint, und auf welches wir deshalb die Componiſten aufmerkſam machen, iſt das folgende:

Schwüle, ſchwüle Julinacht —
Südwind küßt die Zweige,
Was dich ſo ſtolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verſchweige!

Ueber den See, der ſtille ruht,
Wehen die Wolkenſchatten,
Ueber die ſtille ſchlafende Flut,
Ueber die ſchimmernden Matten.

Hörſt du's, wie zur Hochzeitnacht
Flöte tönt und Geige?
Was dich ſo ſtolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verſchweige.

Auch die Fleurs animés, wie man die dichteriſche Belebung der Blumen nennen möchte, „Anemone“, „Edelweiß“, „Akelei“, „Kartäuſernelke“, „Kaiſerkrone“ u. a. ſind wohlgelungen.

Ebenſo findet ſich unter den „Bildern und Geſtalten“ manches Unbedeutende. „Die Zigeunerin“, „Der Geächtete“, „Der Gekerkerte“ und andere derartige typiſche Bilder ermangeln des echten Lebens; auch „Die Willis“ iſt nur lyriſche Balletmuſik. Der Abſchnitt enthält einige Humoresken: „Eilwagenfahrt“, aus den ſeligen Zeiten der Poſtſchnecke, nur etwas zu abrupt, um eine rein komiſche Wirkung hervorzubringen; „Petroleomanie“ mit der etwas matten Pointe:

Die groß und kleinen Kinder
Erfreut der neue Stern,
Nur leider, die Cylinder
Zerbricht es gar ſo gern.

Weit gelungener iſt „In ſchöner Sommernacht“, phantaſtiſch-burlesk, im guten Sinn an Heine erinnernd, ohne deſſen Form ſklaviſch nachzuahmen, und „Der Fliegentod“, das im gleichen Genre gehalten, doch mit den barocken Namen der beſungenen und vergifteten Fliegen mehr an Immermann's „Tulifäntchen“ gemahnt.

Der Abſchnitt „Alterthümer“ führt uns in ein Muſeum ein, in welchem wir ein Goldkäſtchen, einen Dolch, ein Kryſtallglas, eine Kanone, die Büſte einer Bacchantin, eine Gemme, einen antiken Sarkophag, einen Brautſchmuck, die kleine Kanone Fortuna, eine Himmelbettſtatt und ein Schachſpiel finden. Alle dieſe antiquariſchen Gegenſtände werden nun durch die Poeſie des Dichters zum Leben erweckt; ſie erhalten von ihm poetiſche Inſchriften. Dabei läuft viel des Bizarren mit unter. In der „Himmelbettſtatt“ finden ſich geiſtreiche Pointen; das „Schachſpiel“ iſt barock phantaſtiſch behandelt, was uns bei dieſem genialen Gedankenſpiel etwas fremdartig gemahnt. Die Form iſt in dieſen Dichtungen nicht immer genugſam gefeilt; in dem Gedicht „Der Dolch“ heißt es:

Denn das Memento iſt ſo richtig:
Wer dich zückt, ſieht zum Tod den Weg,
Und die Secunden ſind ſo wichtig,
Daß, wer dich führt, es wohl erwäg'!

Dieſe Strophe iſt in jeder Hinſicht verunglückt; die Gedanken ſind trivial und proſaiſch ausgedrückt, die Form iſt uncorrect. Wenn es ſchon holprig genug klingt, eine harte Apoſtrophirung in den Reim zu ſtellen, ſo tritt dieſer Fehler doppelt hervor durch einen unmöglichen Reim wie „Weg“ und „erwäg'“.

In dem Gedicht „Eine Gemme, Hymnus an Diana“, lautet der erſte Vers:

Bogenſchützin mit den flammenden Locken,
Aufgeſchürzt jagſt du am Meer,
Schweifſt in den Bergen unerſchrocken,
Schweſter des funkelnden Lucifer.

Bei aller freien Bewegung muß der Rhythmus doch immer ſkandirbar bleiben. Hier hat die erſte Verszeile, wie man ſie leſen mag, einen Fuß zu viel, und da ſich dies in den folgenden Strophen nicht wiederholt, ſo muß dies als eine Incorrectheit gelten.

Der Abſchnitt „Zonen“ enthält wiederum viel Schönes, Freiligrath'ſche exotiſche Poeſie, doch meiſtens mit culturgeſchichtlichen Perſpectiven, welche einen eigenthümlichen Duft über dieſelbe breiten. Palmyra's Trümmer belebt der Dichter mit Erinnerungen an Aurelian und an Zenobia und an den Bacchantenzug, deſſen goldene Becken in die

Digitized by Google

Wüſte hinaustönen; „Der Samum“ wird in einer legendenartig viſionären Einkleidung geſchildert, die allerdings an Freiligrath's „Geſicht des Reiſenden“ erinnert; die „Araukaria“ und „Kolibri“ grenzen dicht an die von Leſſing verfemten Gebiete beſchreibender Poeſie, ein ſo glänzendes Colorit auch dieſen Beſchreibungen nachzurühmen iſt. In den Sonetten ſetzen ſich zum Theil dieſe exotiſchen Schildereien fort; einige andere preiſen Shakſpeare etwas überſchwenglich als einen Dichter, der von den höhern Genien der Planeten und Siriusſe im Aetherkuſſe gezeugt ſcheint. „Urzeit“ iſt eine vorſündflutliche Urweltsphantaſie; andere wieder, wie „Gegenmächte“, „Seelenwege“, ſind reflectirender Art. An Härten und fremdartigen Wendungen fehlt es in dieſen Sonetten nicht.

Aus dem letzten Abſchnitt möchten wir zwei bereits in Albums abgedruckte Gedichte: „Am Telegraphen“ und „Die Römerſtraße“ hervorheben, weil ſie einen echt modernen Geiſt athmen. In dem letzten Gedicht ſteht der Poet in Träume verſunken an der Straße, welche die Römer erbauten; er ſieht die Cohorten gepanzert vorüberziehen: Matronen, Prätoren, Lictoren:

Da plötzlich ruft ein Laut mich wach,
Ein Erzgedröhn auf nahen Gleiſen —
Ich ſteh' am Kreuzweg; hier durchbrach
Den Römerpfad der Pfad von Eiſen.

Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilenſteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geiſterflug
Der Erde Völker zu vereinen.

Auch dieſe neuen Gedichte von Lingg enthalten viele Zeugniſſe einer friſchen, zeugungsfähigen Phantaſie und großartiger dichteriſcher Intuition und mögen allen denen empfohlen ſein, welche ernſte und gedankenvolle Dichtungen lieben. Es bleibt nur zu bedauern, daß der Dichter der Form nicht überall die gleiche Sorgfalt zugewendet und viel Hartes und Unfertiges hat ſtehen laſſen, um ſo mehr als in einzelnen Gedichten tiefer Gehalt und kryſtallklare Form ſich in wahrhaft ſchöner und harmoniſcher Weiſe durchdringen.

Rudolf Gottſchall.

Giuſeppe Mazzini.

Giuſeppe Mazzini's Schriften. Aus dem Italieniſchen mit einem Vorwort von Ludmilla Aſſing. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

General Giuſeppe Garibaldi, den Edgar Quinet nicht mit Unrecht „das verkörperte Gewiſſen“ Italiens nannte, hat durch ſeinen jüngſten heldenmüthigen Handſtreich gegen Rom die Augen der ganzen civiliſirten Welt wiederum auf Italien gelenkt, und noch jetzt iſt die Diplomatie in der größten Verlegenheit und weiß nicht, was ſie mit den thatſächlichen Folgen dieſes ebenſo unglücklichen wie heroiſchen Acts beginnen ſoll. Nach den jüngſten Nachrichten ſind ſich in Italien die Anhänger von Garibaldi und Mazzini entſchieden näher getreten und es dürfte für die nächſte Zukunft ein gemeinſames Handeln beider Parteien anzunehmen ſein. Unter dieſen Umſtänden iſt es denn ſicherlich eine willkommene Erſcheinung, daß Ludmilla Aſſing uns Giuſeppe Mazzini's Schriften in einer wohlgelungenen deutſchen Ueberſetzung vorgelegt hat. Zwar ſind Mazzini's Schriften, wie er ſelbſt der geiſtvollen Schriftſtellerin gegenüber erklärt hat, meiſtens durch einen unmittelbaren Zweck veranlaßt und mögen deshalb manchem deutſchen Gelehrten nicht gediegen und durchdacht genug erſcheinen; allein gerade weil dieſelben unter dem friſchen und lebendigen Eindrucke beſonderer Umſtände und Begebenheiten entſtanden, laſſen ſie uns den Feuergeiſt des großen italieniſchen Revolutionsmannes klar erkennen. „Ich mußte ſchreiben, als wenn ich kämpfte“, ſagt der ehemalige Triumvir von Rom; und in der That, die meiſten ſeiner uns vorliegenden Schriften athmen die kampfesmuthige Begeiſterung des großen Agitators, mit welcher er ſeit dem Jahre 1831 unermüdlich die Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erſtrebte.

Mag man nun die Beſtrebungen Mazzini's bewundern oder verdammen, mag man in ihm „den ruhmwürdigen Hohepriester der Idee der Freiheit“ oder „den rückſichtsloſen Demagogen und fluchwürdigen Verſchwörer“ erblicken, immer bleibt Mazzini ein Mann, dem man die glühendſte Vaterlandsliebe nicht abſprechen und deſſen Wirken die Geſchichte niemals mit Stillſchweigen übergehen kann. Und ſchon aus dieſem Grunde empfehlen wir allen denen, welche in der Geſchichte mehr erblicken, als ein complicirtes Perſonen- und Zahlenverzeichniß, das Studium des in Rede ſtehenden Buchs. Obſchon mit ganzer Seele ein Revolutionär, will Mazzini doch nicht blos zerſtören, ſondern auch aufbauen. Allerdings macht er, wie auch Ludmilla Aſſing zugeſteht, „aus der Revolution eine Religion, das heißt aus dem, was er unter Revolution verſteht, nämlich: die fortſchreitende geiſtige, ſittliche und politiſche Entwickelung der Menſchheit“.

Einige Auszüge aus verſchiedenen Schriften, die in dem Zeitraum von 1831—66 erſchienen, werden hoffentlich ſowol die Feinde wie auch die Freunde Mazzini's uns zu Dank verpflichten.

Der Carbonarismus wurde bekanntlich im Königreich der Beiden Sicilien im Jahre 1811 mit der Bewilligung des Polizeiminiſters Maghella und des Königs Murat geſtiftet, und verbreitete ſich ſchnell unter den Beamten. Nachdem er 1814 von Murat verfolgt wurde, erbat und erhielt er die Zuſtimmung des Königs Ferdinand, der damals in Sicilien lebte; auch Lord Bentinck unterſtützte dieſe Vereinigung mit Geldmitteln. In ſpäterer Zeit, als die Wiederherſtellung der alten Regierungsform den Carbonarismus für die Abſichten der bourboniſchen Dynaſtie überflüſſig, ja gefährlich machte, begannen die heftigen Verfolgungen deſſelben in ganz Italien. In dem kleinen Herzogthum Modena betrugen, wie Mazzini angibt, die Verurtheilungen 140, in Piemont gab es deren mehr als 100, und viel mehr in Neapel und Sicilien. Mazzini, der mit dem Carbonarismus in Verbindung getreten war, erlitt im Jahre 1830 ſeine erſte Gefangenſchaft in Savona. Hier aber im Gefängniß erſann er, wie er ſelbſt berichtet, den Plan zu der Giovine Italia, dem Jungen Italien. Ihm genügten die Grundſätze und die Organiſation des Carbonarismus nicht, „weil er als

Digitized by Google

Waffe nur die einfache Verneinung beſaß, weil er die Menſchheit zum Umſturz aufrief, ohne zu lehren, wie auf den Trümmern des alten Gebäudes das neue zu errichten ſei“.

Die Statuten der Giovine Italia umfaßten ſieben Paragraphen, von denen der erſte alſo lautet:

Die Giovine Italia iſt die Verbrüderung derjenigen Italiener, welche an ein Geſetz des Fortſchritts und der Pflicht glauben, welche, überzeugt, daß Italien berufen iſt, eine Nation zu ſein, die mit eigenen Kräften ſich zu einer ſolchen geſtalten kann; daß der ſchlimme Ausgang der frühern Verſuche nicht durch Schwäche, ſondern durch die ſchlechte Leitung der revolutionären Elemente veranlaßt worden; daß das Geheimniß der Macht in der Beſtändigkeit und in der Einheit der Kräfte beſteht, vereinigt zu einer Aſſociation, Gedanken und That dem großen Ziele weihen, Italien zu einer geeinigten, unabhängigen und ſelbſtherrlichen Nation von freien und gleichen Bürgern wiederherzuſtellen.

Die Farben der Giovine Italia waren: weiß, roth und grün. Die Fahne der Aſſociation trug auf dieſen Farben auf der einen Seite als Inſchrift die Worte: Freiheit, Gleichheit, Menſchheit; auf der andern Seite die Worte: Einheit, Unabhängigkeit. In dem Manifeſte der Giovine Italia, das 1831 erlaſſen worden iſt, hieß es:

Die großen Revolutionen werden mehr durch Principien als durch Bajonnete ausgeführt; zuerſt auf ſittlichem Gebiete, dann auf dem materiellen. Die Bajonnete helfen nur, wenn ſie ein Recht beſchützen oder zurückfordern: Rechte und Pflichten in der Geſellſchaft entſtehen alle aus einem tiefen, bei den meiſten Menſchen eingewurzelten Bewußtſein; die blinde Gewalt kann Opfer, Märtyrer und Sieger hervorbringen; aber der Triumph, mag er ſeine Krone auf das Haupt eines Königs oder eines Tribunen ſetzen, zerſtört, wenn es der Wille der Mehrzahl iſt, für immer die Tyrannei.

Dieſem Manifeſte folgten ſehr bald viele Aufſätze aus der Feder Mazzini's, welche die politiſche, ſittliche und literariſche Lage Italiens behandelten und deſſen Wiedergeburt anſtrebten. Ludmilla Aſſing hat ſieben ſolcher Aufſätze in ihrer Ueberſetzung mitgetheilt (I, 49—172). In einem derſelben heißt es:

Das Vaterland vor allem! Wir reden inmitten der Denkmäler unſerer Väter und der Gräber unſerer Märtyrer, und unſere Worte müſſen ſtark, rein, unbefleckt von Schmeichelei und von Haß ſein, feierlich wie die Erinnerungen an die Väter, wie die Betheuerungen, welche unſere Brüder vom Schaffot herab ihren Mitbürgern zuriefen. Das Vaterland vor allem! Und wer ſind wir, daß wir unſere Reden nach den perſönlichen Folgen zu berechnen hätten? Die Epoche der Individuen iſt vorüber. Wir leben im Zeitalter der Principien. Und was liegt dem Vaterlande daran, wenn unſere Worte uns einen Krieg bereiten, dem unſer Herz entfliehen möchte? Die Menſchen gehen vorüber. Die Nachwelt zerſtört die Schilderhäuſer der Schildwachen; aber die Principien bleiben: und wehe dem Manne, der eine edelmüthige Unternehmung wagt, und vor ihren Folgen, welche ſie auch ſein mögen, zurückbebt!

Alsdann gibt uns die Ueberſetzerin mehrere intereſſante Bruchſtücke und Gedanken aus verſchiedenen Schriften Mazzini's. In einem Aufſatze, „Poeſie“ überſchrieben und vom Jahre 1832 datirend, leſen wir Folgendes:

Das Leben der Völker und die Hymnen der Märtyrer, das ſind die Elemente der Poeſie, die über unſere Tage hinaus fortleben wird. Da iſt die Quelle neuer Bilder, neuer Ideen! Da iſt das Feuer des Genies! Da iſt die Sonne, welche die an Liebe und Poeſie reichen Seelen zu betrachten haben und die ſie erleuchten wird! Alle diejenigen, die ihre Eingebungen in den Trümmern eines gefallenen Cultus ſuchen, die auf den Reliquien des Feudalismus beſtehen, die die Muſe dazu zwingen, zwiſchen den Denkmälern einer erloſchenen Macht umherzuirren, ſprechen nicht zum Jahrhundert, und das Jahrhundert wird ſie verleugnen. Ihre Verſe mögen glänzen, aber nur wie der letzte Lichtſtrahl einer Lampe, die wieder aufzuflammen ſcheint, indem ſie verlöſcht.... Die Poeſie bewegt ſich in allen Dingen, ſie iſt der in alle Gegenſtände eindringende Sonnenſtrahl, ſie iſt die Macht des Accords, der in der Harfe ſchläft, bis die berührende Hand ihn erweckt. Das Herz hat immer ein Element der Poeſie, wenn der Hauch edler Leidenſchaften es bewegt; und ſicher fehlt dieſer Hauch niemals in einer Epoche der Kriſis, des Kampſes. Aber die Poeſie ſchreitet mit den Jahrhunderten und mit den Ereigniſſen fort; die Poeſie iſt Leben, Bewegung, Feuer der That, ein Stern, welcher den Weg der Zukunft erhellt, eine Lichtſäule, die vor den Völkern hergeht, wie vor den Juden in der Wüſte; die Poeſie iſt die Begeiſterung mit Feuerflügeln, der Engel der ſtarken Gedanken; ſie iſt es, die zum Opfer aufruft, die verzehrt, die einen Vulkan von Ideen ſchafft, die euch das Schwert, die Feder und den Dolch in die Hand gibt: Schiller, Dante, Alfieri. Und diejenigen, die heute predigen, daß die Poeſie erloſchen ſei, ſtehen außerhalb des Kampfes, tröſten nicht die Streiter des Volkskampfes, und beharren darauf, die Poeſie zu einem Vorrecht Weniger zu machen, zu einer unbekannten Gottheit, zu einem der großen Bewegung der Menſchheit fremden Myſticismus. Nein, die Poeſie iſt nicht todt! Die Poeſie iſt unſterblich wie die Liebe, die Freiheit, wie die ewigen Quellen, an denen ſie ſich begeiſtert; die Poeſie iſt der Edelſtein der Schöpfung, und die Schöpfung beruht nicht auf einem Thron oder auf dem Altar eines Kloſters. Die Poeſie hat ſich aus dem alten Europa verbannt, aber nur um das junge, das neue, das ſchöne Europa der Völker zu beleben. Wie die Schwalbe hat ſie einen alten Aufenthalt verlaſſen, ein zuſammenſtürzendes Gebäude aufgegeben, aber nur um einen reinern Himmel, eine blühendere Erde zu ſuchen. Sie hat ſich von dem einſamen Throne der Könige in die weite Arena der Völker geflüchtet, in die Reihen der Märtyrer des Vaterlandes, auf das Schaffot des Bürgers, in das Gefängniß des verrathenen Helden. Wie? Die Poeſie des Mannes, der ſich inmitten des allgemeinen Stillſchweigens erhebt und die Fahne der Freiheit, des Rechts, der Unabhängigkeit des Gedankens hoch in die Höhe ſchwingt, ſollte ſie nicht Dolmetſcher finden, ſollte ſie nicht den Genius zum Schaffen anregen? Wie? Sollten die Dichter des 19. Jahrhunderts Lieder für den Herzog von Reichſtadt, für den Knaben Bordeaux haben, aber nicht für Polen, deſſen letzter Seufzer jetzt auf dem Wege nach Sibirien verhallt? Und keine Hymne für Deutſchland, das in ſeinen Händen die Urne mit den Geſchicken des Nordens hält? Und keine Hymne für Italien? Keine Hymne für jene Millionen Verfolgter, die von den Ereigniſſen getrieben, ſich zu einem europäiſchen Congreſſe vereinigen, um ſich in Frankreich die Hände zu reichen, um auf das gemeinſame Unglück die Baſis des Bündniſſes der Völker zu gründen?

In einem „Papſtthum“ betitelten Artikel, der im Jahre 1849 öffentlich im Druck erſchien, heißt es:

Das Papſtthum iſt todt. Es ſtarb, weil es in Galilei die Wiſſenſchaft, in Giordano Bruno die Philoſophie, in Johann Huß und Hieronymus von Prag die religiöſe Begeiſterung verurtheilte, weil es das politiſche Leben mit dem Bannfluch gegen das Recht der Völker belegte; das bürgerliche Leben mit dem Jeſuitismus, mit den Schrecken der Inquiſition, mit dem Beiſpiel der Verderbniß verfolgte und das Familienleben vernichtete, indem es aus der Beichte ein Spionirweſen machte und häufig Trennung ſchuf zwiſchen Vater und Sohn, Bruder und Bruder, zwiſchen dem Gatten und der Gattin: es ſtarb für die Völker vom Jahre 1378 an, mit Gregor XI. und mit dem Beginn des Schismas: es ſtarb für Italien von 1530 an, als Clemens VII. und Karl V., das Papſtthum und das Kaiſerthum, einen ruchloſen Vertrag ſchloſſen und die ſterbende italieniſche Freiheit in Florenz umbrachten, wie man heute die in Rom erwachende Freiheit Italiens umzubringen ſucht.

Digitized by Google

Den Schluß des erſten Bandes bilden drei intereſſante Aufſätze. Der erſte derſelben heißt: „Zum Andenken der Märtyrer von Coſenza“, und iſt eine feurige Rede, die Mazzini zum Andenken der Gebrüder Bandiera und deren Genoſſen am 23. Juli 1844 hielt; der zweite iſt „Das heilige Bündniß der Völker“ betitelt, er ſtammt aus dem Jahre 1849 und faßt das zu erſtrebende Ideal in der Formel zuſammen: „Ein einziger Herr: Gott; ein einziges Geſetz: Fortſchritt; ein einziger Dolmetſcher des Geſetzes Gottes auf Erden: das Volk; Führer: die Tugend und das Genie“; der dritte Aufſatz endlich behandelt „Die Syſteme und die Demokratie“ und ſchließt mit den Worten:

> Sittliche, gleichmäßige, allgemein verbreitete Erziehung; vollſtändige Umwandlung des Steuerſyſtems; Oekonomie im Staatsleben; Vermehrung der Production; fortſchreitende Abſchaffung der Geſchäfte zur Vermittelung zwiſchen der Production und dem Conſum, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche für den Umlauf unentbehrlich ſind; Vereinigung des Kapitals mit der Arbeit vermittels der Arbeiteraſſociationen: dies ſind die Bedingungen des ökonomiſchen Problems, welche das Jahrhundert und die republikaniſche Demokratie zu löſen berufen ſind.

Mazzini bekämpft in dieſem Aufſatze mit vielem Geſchick die Irrthümer des Communismus, ſowie den Socialismus, welchen die Franzoſen aus dem von Bentham aufgeſtellten Grundprincipe herleiteten.

Den Inhalt des zweiten Bandes bilden folgende zehn Aufſätze: 1) „Worte an die Jünglinge Italiens“, aus dem Jahre 1859; 2) „Die Pflichten des Menſchen“, aus dem Jahre 1860; 3) „Antwort auf die Encyclica des Papſtes Pius' IX.“, vom Januar 1865; 4) „Die moraliſche Frage“, vom Jahre 1866“; 5) „Actenſtücke der römiſchen Republik“, vom Juli 1849; endlich 6) fünf Artikel aus „Pensiero ed Azione“ aus den Jahren 1858, 1859 und 1860, welche die piemonteſiſche Monarchie, die Beſtrebungen der mazziniſtiſchen Partei, die Taktik der italieniſchen Monarchiſten, den Frieden von Villafranca und die zunächſt darauf folgenden Ereigniſſe behandeln.

Eine Menge literariſcher Aufſätze von Mazzini, die theilweiſe tiefe und umfangreiche Studien bekunden, ſind in die zwei Bände der von Ludmilla Aſſing beſorgten Ueberſetzung der Mazzini'ſchen Schriften nicht aufgenommen worden. Der berühmte Agitator richtete aber ſeine Blicke nicht blos auf die Literatur ſeines Vaterlandes, ſondern auch auf die Englands und Frankreichs. Daß er ſich ebenfalls mit deutſcher Literatur vielfach und mit Eifer beſchäftigte, möchte in Deutſchland ſelbſt noch wenig bekannt ſein. Er beurtheilt, wie Ludmilla Aſſing verſichert, eingehend die Literaturgeſchichte von Schlegel; er bewundert Goethe, deſſen „Fauſt“ er tiefſinnig analyſirt; er liebt Schiller, und in der warm und innig empfundenen Charakteriſtik des Marquis Poſa, die er entwirft, ſchildert er unbewußt einen Theil ſeines eigenen Weſens. Zum Alterthum zurückkehrend, ſpricht er über Aeſchylus treffende Wahrheiten aus. Ueberall erkennt er neid- und vorurtheilslos das Genie in allen ſeinen Geſtaltungen und Kundgebungen an, in Shakſpeare, Byron und Victor Hugo. Er möchte das Bündniß der Völker, wie in der Politik, ſo in der Literatur vollzogen ſehen, und faßt deshalb Goethe's Gedanken von einer europäiſchen, ja möglicherweiſe von einer Weltliteratur begierig auf. Bemerkenswerth iſt noch, daß er ſchon in ſeiner erſten Jugend, im Jahre 1828, einen geiſtvollen Aufſatz über Ugo Foscolo ſchrieb. Ludmilla Aſſing bemerkt hierüber:

> Das tiefe Mitgefühl mit den Leiden der Verbannung, das er aus der Fülle des Herzens dem edeln Dichter des „Jacopo Ortis“ und der „Sepolcri“ ausſpricht, wirkt um ſo ergreifender, wenn man bedenkt, daß er ſelbſt dieſe Leiden, die er damals wie in prophetiſcher Vorahnung ſchilderte, faſt während ſeines ganzen ſpätern Lebens zu erdulden haben ſollte!

Rudolf Doehn.

Die Mechanik der Wärme.

Auf dem Geſammtgebiete der Naturwiſſenſchaften haben ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die bedeutendſten Gelehrten und Praktiker ihre geſpannteſte Aufmerkſamkeit der Entwickelung dieſer neuen ſich bahnbrechenden Lehre zugewendet. Sie ſtützt ſich auf eine der Erfahrung entnommene Naturanſchauung, welche den Act einer ſtillen aber tief eingreifenden Reformation aller betreffenden Wiſſenſchaften zu Stande gebracht hat. Phyſik und Chemie ſind dadurch nicht blos ganz neu organiſirt, ſondern auch viel lebenskräftiger geworden. Der Phyſiologie und Medicin werden dadurch viele bisher dunkle Partien ins klare Licht geſtellt. Der Gewerbebetrieb mit Hülfe der Maſchinen erlangt dadurch eine viel rationalere Grundlage. Ueberhaupt alles, wobei die Wärme ihre Anwendung findet, gewinnt einen ganz neuen Aufſchwung. Darin liegt nun auch der Grund, warum dieſe urſprünglich nur von den Männern der Wiſſenſchaft beſprochenen Naturanſchauungen über die Wärme allmählich einen größern Kreis gefunden haben, bis ſie jetzt bei dem gebildeten großen Publikum ganz populär geworden ſind.

Schon Francis Bacon*) ſagt im zweiten Buche ſeines „Neuen Organon“:

> Die Bewegung verhält ſich zur Wärme als eine verwandte Beſchaffenheit, nicht daß die Wärme wirklich eine Frucht der Bewegung iſt, noch daß ſie die Bewegung hervorbringt (wenngleich es zuweilen eintrifft), ſondern daß die Wärme ſelbſt nichts anderes als Bewegung iſt.

Etwas weiter unten fügt er dann noch erläuternd hinzu, daß die Bewegung der Wärme eine die kleinern Theile der Materie durchdringende, mehr expanſive als concentrirende ſei, welche der Richtung der Schwere eher entgegengeſetzt als in ihrem Sinne wirkſam ſei. Man war indeß mehr geneigt, die Wärme für einen Stoff, für ein ſehr feines Fluidum zu nehmen, welches in den Poren aller andern Materie ſeinen Sitz habe, und alſo durch Druck, Reibung und andere mechaniſche Mittel daraus getrieben werden könne. Etwa hundert Jahre ſpäter kam aber der große engliſche Denker Johann Locke zu

*) Vgl. deſſen „Neues Organ der Wiſſenſchaften. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von A. Th. Brück“ (Leipzig, Brockhaus, 1830).

Digitized by Google

derſelben Anſchauung ſeines Landsmannes zurück. In ſeinem unſterblichen Werke: „Verſuch über den menſchlichen Verſtand“, ſagt er die denkwürdigen Worte:

Die Wärme iſt eine ſehr lebhafte Bewegung der nicht wahrnehmbaren kleinſten Theile eines Gegenſtandes, welche in uns diejenige Empfindung hervorruft, wonach wir den Gegenſtand als warm bezeichnen. Was in unſerer Empfindung als Wärme erſcheint, iſt alſo am Gegenſtande ſelbſt eine Bewegung.

Dieſer Ausſpruch, ſo klar und entſprechend den wirklichen Thatſachen er auch war, fand dennoch wenig Beachtung und dies hauptſächlich wegen der alles überragenden Autorität Newton's, der in ſeiner Optik und den mathematiſchen Principien der Naturphiloſophie für Licht und Wärme den Begriff von imponderablen Materien beibehielt. Es vergingen nach Locke abermals erſt wieder hundert Jahre, ehe in der von ihm vertretenen Theorie der Wärme ein neuer Fortſchritt erfolgte. Der Graf Rumford, Begründer des ſeitdem weltberühmten königlichen Inſtituts zu London, war der erſte, welcher mit Erfolg Hand anlegte an die Ausrottung der alten Vorſtellung von einer Wärmematerie. Er bewies, daß die von einer Kanone bei ihrem Ausbohren abgefallenen Späne ihre Wärmecapacität nicht verändert hätten, und frug, ob man denn glauben könne, daß die bei dem Bohren freigewordene ſehr große Wärmemenge wirklich aus den Metalltheilchen herausgepreßt ſei. Der Schlag war zu entſcheidend, als daß man eine Gegenrede gewagt hätte. Es fehlte nur noch des Siegers Ausſpruch:

Ihr ſeid nichts weiter geweſen als blinde Anhänger und Nachbeter einer mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſtehenden Naturanſchauung, ihr habt euch nicht genommen, ſelbſt zu unterſuchen, ob die Reibung einen Wechſel in der Wärmecapacität des Metalls hervorgebracht hat; ihr ſeid zwar ſehr erfinderiſch in Gründen, wenn es gilt, eure Theorie vom Untergange zu retten, jedoch ſehr langſam, wenn es ſich darum handelt, zu unterſuchen, ob dieſe Gründe nicht blos feingeſponnene Einbildungen eures eigenen Gehirns ſind.

Dieſen Vorwurf, den einſt Francis Bacon den blinden Anhängern des Ariſtoteles gemacht hatte, ſprach er allerdings nie öffentlich aus; dagegen ließ er es nicht an Thatſachen fehlen, welche noch lauter und eindringlicher daſſelbe ſagten. Er hatte auch übrigens das Glück, in Humphry Davy einen ſehr geiſtreichen Mitarbeiter des Inſtituts zu finden, der aus innerer Ueberzeugung der neuen Wärmelehre zugethan war und alles aufbot, um ihre Wahrheit zu beweiſen. Dazu kam noch, daß Dr. Thomas Young, ebenfalls Profeſſor an dem königlichen Inſtitute, mit demſelben glücklichen Erfolge die alte Anſicht von der Lichtmaterie durch unzweifelhafte Thatſachen beſiegte und eifriger Anhänger der Mechanik der Wärme war. Faraday, Davy's großer Schüler, ſowie Tyndall, Faraday's großer Schüler, arbeiteten an demſelben Inſtitute und in demſelben Geiſte weiter an der Entwickelung der dynamiſchen Wärmetheorie. Zu ihnen geſellte ſich Joule, welcher ſich auszeichnete im Experimentiren. In Deutſchland hing man bis 1842 ziemlich unverändert der alten Lehre an, da trat aber ein bis dahin wenig gekannter Arzt, J. R. Mayer zu Heilbronn, mit einer ſehr beachteten geiſtreichen Abhandlung über die Mechanik der Wärme auf, worauf dann bald noch andere literariſche Arbeiten dieſes genialen Mannes folgten, welcher demſelben Principe mit ganzer Hingebung zugethan war. In derſelben Weiſe arbeiteten dann auch Helmholtz, Kirchhoff u. m. a. Jetzt haben die bedeutendſten Gelehrten aller gebildeten Nationen dieſe neue Lehre der Wärme als die richtige anerkannt und Hand an ihre weitere Ausbildung gelegt.

Damit lenken wir nun zunächſt die Aufmerkſamkeit der Leſer auf folgendes Werk:

1. Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung. Von John Tyndall. Autoriſirte deutſche Ausgabe, herausgegeben von H. Helmholtz und G. Wiedemann, nach der zweiten Ausgabe des Originals. Mit 106 in den Text gedruckten Holzſchnitten und einer Tafel. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch hat ſich ſchon in England ſehr raſch eine allgemein günſtige Aufnahme zu verſchaffen gewußt und wird ihm dieſe gewiß auch in Deutſchland zutheil, da man alles aufgeboten hat, daſſelbe hier ebenſo würdig und ehrenvoll auftreten zu laſſen wie in ſeiner Heimat. Es will einem ſchon lange fühlbar gewordenen Bedürfniß gründlich abhelfen. Die neueſten Erforſchungen, Anſchauungen und Geſetze der mechaniſchen Wärmetheorie auf eine jeden gebildeten Denker vollkommen befriedigende Weiſe zur Darſtellung zu bringen, iſt der Hauptzweck, und es gewährt uns eine beſondere Freude, mit vollkommener Ueberzeugung ausſprechen zu können, daß daſſelbe dieſe ſchwere Aufgabe ſehr glücklich gelöſt hat. Es ſind eigentlich populäre Vorträge, welche der Verfaſſer vor einem gemiſchten Publikum gehalten und mit zweckmäßigen Verſuchen unterſtützt hat. An dieſer Form iſt gar nichts geändert, daher macht das Werk auf ſeine Leſer den gemüthlichen Eindruck, als wären ſie Zuhörer und Zuſchauer wirklich gehaltener Vorleſungen. Die zur Anwendung kommenden Apparate werden eingehend erklärt und die Verſuche ſo ausführlich beſprochen, als wenn ſie in der That wirklich ausgeführt worden wären. Und dabei iſt alles ſo klar und natürlich gehalten, daß niemand an der Ausführbarkeit und dem glücklichen Erfolge zweifeln kann. Die Hülfsmittel zum Auffinden und zur Bewahrheitung der Naturgeſetze ſind dabei ſo außerordentlich einfach gewählt, daß der Leſer ebenſo wie der erſte Zuhörer zu der Ueberzeugung geführt wird, alles ſelbſt wiederholen zu können. Darin ſteckt nun aber eine gar nicht hoch genug in Anſchlag zu bringende Geſchicklichkeit des Verfaſſers, wahrhaft populär zu ſein. Die Leſer und Zuhörer erfreuen ſich nicht blos an einem intereſſant zuſammengeſtellten Bouquet ſchöner Blumen der Naturkunde, ſondern ſie werden veranlaßt, ſich die Blumen geiſtig ſelbſt zu ziehen, wodurch ihre Freude noch viel höher geſteigert wird.

Das Werk beſteht nun aus 13 Kapiteln, wovon die ſieben erſten ſich auf den Nachweis der mechaniſchen Wärme in allen weſentlichen Formen beziehen. Im achten Kapitel wird nachgewieſen, wie das Abkühlen der Stoffe eigentlich ein Verluſt an innerer Bewegung ſei, und da ein ſolcher Verluſt genau genommen nichts anderes ſein kann, als ein Ueberführen in eine andere Form der Bewegung, ſo wird zugleich gezeigt, worin ſeine neue Thätigkeit auftritt. Das neunte Kapitel behandelt die Art der Schwingungen der Wärme und bringt ſie mit denen des Lichts in Vergleich. Das zehnte Kapitel geht zur Strahlenbrechung der Wärme und vergleicht dieſelbe mit der des

Digitized by Google

Lichts. Im elften, zwölften und dreizehnten Kapitel iſt die Rede von der großartigen Wirkung der Wärme auf die meteorologiſchen Erſcheinungen und von den Beziehungen der Sonne zum thieriſchen und vegetabiliſchen Leben. Jedem Kapitel iſt dann auch noch ein Anhang gegeben, in welchem gewöhnlich das im Text kurz Angedeutete durch ſpeciellen Nachweis oder durch Auszüge noch genauer begründet wird.

Zu Anfang einer jeden Unterſuchung führt der Verfaſſer ſolche Verſuche an, welche die Sache in ihrer Hauptgrundlage zur Anſchauung und zum klaren Erkennen bringen, folgert daraus nach und nach das wahrſcheinliche Naturgeſetz und wendet zuletzt alle ihm zu Gebote ſtehenden Beweismittel an, um daſſelbe zu bewahrheiten. Wir wollen ihm einmal das Wort geben:

Hier iſt ein auf dem Eiſe abgekühltes Raſirmeſſer und hier ein ungeölter Schleifſtein, auf welchem ich das kalte Meſſer abziehe, als wollte ich es ſchärfen. Ich bringe das Raſirmeſſer an die Säule (die thermoelektriſche, nach Nobili, mit der man bekanntlich jetzt alle feinern Wärmedifferenzen beſtimmt), und Sie ſehen, daß der Stahl, welcher ſoeben noch kalt war, jetzt heiß iſt. Ferner nehme ich das Meſſer nebſt dem Brete, worauf es lag; beide Gegenſtände ſind kalt; ich reibe das Meſſer gegen das Bret und, indem ich erſteres an die Säule halte, erweiſt es ſich als heiß. Ich ziehe dieſe kalte Säge durch dieſes kalte Stück Holz und bringe zuerſt die Holzfläche, welche durch die Säge gerieben worden war, in Berührung mit der Säule. Die Nadel bewegt ſich augenblicklich in der Richtung, welche anzeigt, daß das Holz erwärmt iſt. Wir laſſen die Nadel auf den Nullpunkt zurückkehren und wiederholen den Verſuch mit der Säge. Es ſind dies die einfachſten und gewöhnlichſten Beiſpiele von Entſtehung der Wärme durch Reibung; ebendeshalb habe ich dieſelben gewählt. So unbedeutend ſie auch ſcheinen mögen, ſo ſind ſie doch erläuternde Beiſpiele eines Princips, welches das materielle Univerſum regiert.

Auf ganz ähnliche Weiſe werden dann andere Beiſpiele aus dem alltäglichen Leben vorgeführt, an denen erkannt wird, daß die Wärme auch einfach durch Druck, Stoß, Schlag u. ſ. w. erweckt werden kann, und daß dies ebenſo wohl bei tropfbaren und luftförmigen Flüſſigkeiten als bei feſten Stoffen der Fall ſei, daß ſelbſt Eis keine Ausnahme mache. So kommt der Verfaſſer ſeinem Hauptthema, der Mechanik der Wärme, allmählich näher.

Alle Kraft unſerer Locomotiven ſtammt von der Wärme und kann eventuell wieder zu Wärme werden. Um einen Eiſenbahnzug in der erforderlichen Schnelligkeit zu erhalten, muß deſſen Reibung fortwährend überwunden werden, und die hier angewandte Kraft wird vollſtändig in Wärme verwandelt. Ein bedeutender Schriftſteller (er meint Dr. Mayer zu Heilbronn) hat dieſen Vorgang mit der Deſtillation verglichen. Die Kraft der Wärme geht von dem Dampfkeſſel in die mechaniſche Bewegung des Bahnzugs über und kommt daſelbſt als Wärme in den Rädern, Achſen und Schienen wieder zum Vorſchein.

Dann wird noch der Wärmevorgang bei dem Anhalten eines ſolchen Zugs zur Sprache gebracht. Die angewandte Bremſe, welche durch Friction das Stillſtehen bewirkt, entwickelt Rauch und ſelbſt das Umſprühen von Feuerfunken aus der Achſe oder dem Rade, worauf ſie drückt. Der Zug kommt zum Stillſtande, nämlich dadurch, daß die ganze bewegende Kraft des Zugs mittels der Bremſe ſich wieder in Wärme umwandelt. Der Zimmermann muß Kraft anwenden, um mit Hülfe ſeiner Säge das Holz zu durchſägen, aber die Reibung verzehrt auch einen Theil davon, der aber nicht verloren geht, ſondern als Wärme auftritt. Der Verfaſſer ſagt:

Könnten wir die durch Reibung entſtandene Wärme ſammeln und auch noch zur Bewegung der Säge verwenden, ſo wären wir im Stande, das ganze Maß der Kraft herzuſtellen, das der Zimmermann in eine andere Form brachte, indem er es verſäumte, ſein Werkzeug gehörig ſchlüpfrig zu machen.

Wenn man mit dem Schmiedehammer auf eine auf einen Amboß gelegte Bleikugel ſchlägt, ſo wird dieſelbe nicht blos platt gedrückt, ſondern auch merklich erwärmt. Nach den gewöhnlichen Begriffen ſollte hierbei die Kraft des Stoßes erſchöpft oder vernichtet ſein. Das iſt aber nach der neuen Theorie ein Irrthum. Es geht überhaupt keine Kraft verloren, ſondern ſie wandelt ſich nur um in eine neue Form. Die Bewegung der Maſſe iſt hier zu einer Bewegung der Atome geworden, welches aber nur dem Gedanken nach zu erweiſen iſt. Der Verfaſſer ſagt:

Bei feſten Stoffen müſſen ſie den Atomen, die von der Cohäſionskraft zuſammengehalten werden, die Fähigkeit zuſchreiben, innerhalb gewiſſer Grenzen vibriren zu können. Sie müſſen ſich die Atome hin- und herſchwingend denken, und je größer die Wärmemenge, die wir dem Körper mittheilen, oder je größer der Betrag mechaniſcher Kraft, die wir ihm durch Stoß, Druck oder Reibung zuführen, deſto ſchneller wird auch die Schwingung der Atome und deſto umfangreicher ihre Bewegung ſein. Nun iſt es ganz natürlich, daß die ſchwingenden Atome, deren jedes weitere Raum für ſeine Bewegung ſucht, ſich gegenſeitig beiſeitedrängen und dadurch bewirken, daß der Körper, deſſen Beſtandtheile ſie ſind, an Umfang zunimmt. Die gewöhnliche Folge von Wärmezuführung iſt alſo Ausdehnung des Umfangs.

Es wird dabei auch das anomale Verhalten des Kautſchuk nicht unberückſichtigt gelaſſen.

Es liegt nun auf der Hand, daß wir den Inhalt des Buchs nur in einzelnen Theilen ſpeciell beſprechen können. Wir würden gar gern noch die vortrefflich durchgeführte Erklärung des mechaniſchen Aequivalents der Wärme, die Anwendung der dynamiſchen Theorie auf die Erſcheinung der ſpecifiſchen und latenten Wärme, auf die berühmten Boutigny'ſchen und Faraday'ſchen Verſuche über die Körper im ſphäroidalen Zuſtande (wobei Waſſer und Queckſilber in einem rothglühenden Platintiegel zum Gefrieren gebracht werden), auf die Regelation der Schneekörner (wodurch auf eine ſo geiſtreiche Weiſe das Vorrücken der Gletſcher erklärt wird), auf die Chemie der Sonne und auf die lebendige Kraft des Sonnenſyſtems u. ſ. w. zum Gegenſtande unſerer Unterhaltung gemacht haben, wenn dazu nicht mehr Raum in Anſpruch zu nehmen geweſen wäre, als man uns hier gewähren kann, und wenn dieſe Gegenſtände nicht beſſer dem Selbſtleſen überlaſſen bleiben könnten. Zum Schluß lenken wir die Aufmerkſamkeit nur noch auf einen Punkt, welcher die geſchickte Anwendung der neuen Wärmelehre des Verfaſſers auf das alltägliche Leben ſo recht klar ins Licht ſtellen kann.

Es iſt natürlich leicht, die Wärmemenge zu beſtimmen, die von einem Bergſteiger verbraucht wird, wenn er ſeinen eigenen Körper bis zu irgendeiner Höhe erhebt. In leichter Kleidung wiege ich 140 Pfund; welches iſt die von mir verbrauchte Wärmemenge, wenn ich von der Meeresoberfläche bis auf die Spitze des Montblanc ſteige? Die Höhe des Bergs beträgt 15774 Fuß, und für jedes Pfund meines Körpers, das um 772 Fuß gehoben wird, wird eine Wärmemenge verbraucht, die die Temperatur eines Pfundes Waſſer um $^5/_9$° C. erhöhen könnte. Wenn ich folglich eine Höhe von 15774 Fuß oder $20^1/_2$ mal 772 Fuß erſteige, ſo verbrauche ich eine Wärmemenge, die genügte, um die Temperatur von 140 Pfund Waſſer

Digitized by Google

um 11,1° C. zu erhöhen. Könnte ich mich andererſeits auf die Bergſpitze ſetzen und bis an die Meeresfläche hinuntergleiten, ſo würde die durch das Hinuntergleiten erzeugte Wärmemenge genau dieſelbe ſein, wie die beim Hinaufſteigen verbrauchte. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, ihre Aufmerkſamkeit auf die lebendige Kraft der molecularen Vorgänge zu lenken, und ich möchte es hier noch einmal wiederholen. Die Anſtrengung, die nöthig iſt, um die Spitze des Montblanc zu erreichen, iſt, unſerm Gefühle nach, ſehr groß. Doch würde die lebendige Kraft, die dieſes Werk vollbringt, der Verbrennung von ungefähr nur zwei Unzen Kohle entnommen werden können. Bei einer ausgezeichneten Dampfmaſchine wird ungefähr ein Zehntel der benutzten Wärme in Arbeit umgewandelt, die übrigen neun Zehntel werden an die Luft, an den Condenſator u. ſ. w. abgegeben und verloren. Beim rüſtigen Bergſteiger wird ein Fünftel der Wärme, die der Oxydation der Nahrung zuzuſchreiben iſt, in Arbeit verwandelt; daher iſt der thieriſche Körper als Arbeitsmaſchine weit vollkommener als die Dampfmaſchine.

Es wird dann noch darauf aufmerkſam gemacht, daß thieriſche Körper und Dampfmaſchinen ihre Kräfte derſelben Quelle entnehmen können, daß ſich keine Bewegung herſtellen läßt, welche nicht gleichzeitig im Erlöſchen einer andern Bewegung zur Grundlage diente. Die ganze lebendige Kraft des thieriſchen Lebens beſtehe hiernach in nichts anderm als in dem Fallen der Atome des Kohlenſtoffs, Waſſerſtoffs und Stickſtoffs von der Höhe, die ſie als Nahrung einnehmen, zu der Tiefe, die ſie einnehmen, wenn ſie den Körper verlaſſen.

Was hat aber die Kohle und den Waſſerſtoff veranlaßt zu fallen? — fragt der Verfaſſer. — Wer erhob ſie zuerſt auf die Höhe, die den Fall ermöglichte? Wir haben ſchon gehört, daß es die Sonne iſt. Auf ihre Koſten wird thieriſche Wärme erzeugt und thieriſche Bewegung vollzogen. Die Sonne wird nicht blos abgekühlt, damit wir unſer Feuer haben können, ſondern auch, um uns die Kräfte zu unſerer Bewegung zu liefern.

Das iſt eine große Idee, in welche ſich der Verfaſſer dann noch weiter mit ganz beſonderer Vorliebe vertieſt.

2. Die Mechanik der Wärme, in geſammelten Schriften von J. R. Mayer. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir haben geſehen, daß der berühmte Verfaſſer dieſer Schrift beſonders in Deutſchland der erſte Begründer und ein eifriger Förderer dieſer neuen Wärmelehre war. Da ſeine literariſchen Arbeiten jetzt ſchwer und zum Theil gar nicht mehr durch den Buchhandel zu erlangen ſind, ſo hat er ſich entſchloſſen, dieſelben geſammelt noch einmal zu veröffentlichen. Dafür kann man ihm nur dankbar ſein, und das nicht blos wegen des hiſtoriſchen Intereſſes, wie der Verfaſſer meint, ſondern hauptſächlich auch wegen der geiſtreichen und anregenden Auffaſſung des Ganzen. Er nimmt einen höhern wiſſenſchaftlichen Standpunkt ein als der Verfaſſer des vorher beſprochenen durchaus populären Werks, vermeidet auch ſelbſt einige mathematiſche Hülfe nicht, obgleich er ſich auch wieder von der höhern analytiſchen Unterſuchung, durch die ſich Clauſius ſo meiſterhaft ausgezeichnet hat, ganz fern hält. Zwiſchen beiden Parteien bildet das vorliegende Werk ein ſogenanntes juste milieu und wird daher auch in dieſer Hinſicht von vielen Seiten als eine willkommene Erſcheinung begrüßt werden. Uebrigens iſt der Verfaſſer begeiſtert für dieſe hochwichtige neue Errungenſchaft der Naturkunde, welche in den bisher ſo unklaren Anſchauungen über die Imponderabilien ein einſichtsvolles befriedigendes Licht verbreitet hat. Er kennt die großen Verdienſte der Engländer und anderer Nationen auf dieſem Gebiete vollkommen und weiß ſie unparteiiſch zu würdigen. So wies er das mehrfach an ihn gerichtete Anſinnen, ein Lehrbuch der Phyſik mit Zugrundelegung ſeiner neuen Wärmelehre zu verfaſſen, deshalb ab, „weil dieſe Aufgabe in trefflicher Weiſe ſchon von dem großen engliſchen Phyſiker John Tyndall in ſeinem berühmten Werke «Heat considered as a Mode of Motion» (London 1863) gelöſt worden ſei“. Da das genannte Werk nun auch auf eine ebenſo würdige als gediegene Weiſe in Deutſchland eingebürgert worden iſt, ſo können wir dieſe beſcheidene Enthaltſamkeit nur loben. Auch will es uns ſcheinen, als wenn der Verfaſſer viel mehr Beruf zu wiſſenſchaftlicher Anregung beſitze, als zu populärer Herablaſſung und ſyſtematiſcher Verarbeitung des bereits vorhandenen Materials. Daraus erklärt ſich denn auch die aphoriſtiſche Schreibweiſe in vorliegender Sammlung. Das Geiſtreiche, Urſprüngliche, Selbſtändige ſpricht aus jedem Worte.

Der Inhalt wird von fünf Aufſätzen gebildet. Der erſte enthält Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur, welcher 1842 in den „Annalen der Chemie und Pharmacie“ von Wöhler und Liebig veröffentlicht worden iſt. Der zweite betrifft die organiſche Bewegung in ihrem Zuſammenhange mit dem Stoffwechſel, und wurde 1845 herausgegeben. Drei Jahre ſpäter wurde dieſes Thema in der Schrift „Dynamik des Himmels“ noch ausführlicher beſprochen, welche hier als Aufſatz erſcheint. Daran ſchließt ſich eine Abhandlung über das Fieber, welche 1862 in Wunderlich's „Archiv der Heilkunde“ erſchienen iſt. Den Schluß bilden Bemerkungen über das mechaniſche Aequivalent der Wärme, welche ſchon 1850 geſchrieben worden iſt. Ueberall zeigt ſich der Verfaſſer als ein ſehr gewandter Denker auf dem Geſammtgebiete der inductiven Wiſſenſchaften.

Heinrich Birnbaum.

Feuilleton.

„Die Stimme von Guernſey“.

Der größte aller lebenden Dichter, Victor Hugo, hat uns von neuem einen Beweis dafür geliefert, wie die Poeſie aus dem friſcheſten Born der Zeitereigniſſe ſchöpfen kann, ohne ihre ewige Weihe zu verlieren, wie ſie das nächſte Ereigniß mit dichteriſchem Hauch verklären kann, ohne ein verſificirtes Zeitungsbulletin zu geben. Er hat das Blutbad von Mentana zum Gegenſtand ſeines neuen Strafgedichts genommen und Klänge dafür gefunden, welche das Jahrhundert überdauern werden. Wie Spinoza und alle großen Philoſophen, ſo ſieht auch jeder echte Dichter die Welt und das Leben an sub specie aeternitatis: dies allein unterſcheidet die großen Dichter von den kleinen. Die letztern ergreifen das Ereigniß des Tags, wie es ſich in ſeiner nackten Realität darbietet und verfallen, ſelbſt wenn ihnen die Gabe lebhafter Schilderung eigen iſt, mit Recht dem Vorwurf, vergängliche Tagespolitik verherrlicht zu haben. Jene ſehen die gleichzeitigen Begebenheiten und Thaten im Lichte der großen hiſtoriſchen Perſpectiven; ſie ſehen die Gegenwart gleichſam in eins mit Vergangenheit und Zukunft, und was ſie in ſolcher Inſpiration dichten, iſt für alle Zeiten gedichtet.

Digitized by Google

Victor Hugo's neueſtes Gedicht: „La voix de Guernsey", das in Frankreich ſelbſtverſtändlich verboten worden iſt, ſchließt ſich in der ganzen Richtung den „Châtiments" an. Victor Hugo iſt zugleich der Perſius und der Jeremias des second empire. Daß er ſelbſt da, wo er ſeinen Pinſel in grelle Farben taucht, rührend und ergreifend zu wirken vermag: das beweiſt ſeine Anrede an die Mütter, welche er an die Leichen ihrer bei Mentana gefallenen Kinder herbeiruft; doch noch machtvoller ertönt die Anrede an den Papſt, würdevoll, hochpoetiſch und doch in den Schlußverſen die ſchärfſte Kritik des weltlichen Regiments enthaltend, welche je ausgeſprochen worden iſt:

Vicaire de celui, qui tendait l'autre joue,
A cette heure, o semeur de pardons infinis,
Ce qui plait a ton coeur et ce que tu benis
Sur notre sombre terre, où l'âme humaine lutte,
C'est un fusil tuant douze hommes par minute.

Wir freuen uns, in dieſem Gedicht ein glänzendes Muſter einer friſch aus der Zeit ſchöpfenden und doch durch das ἅπαξ λεγόμενον (das ein für allemal Geſagte) unvergänglichen Poeſie erhalten zu haben, wie wir ſie theoretiſch als die höchſte Aufgabe unſerer Nationalliteratur hinſtellen.

Ein Volk, das ſeine Dichter ehrt.

Julius Rodenberg berichtet in ſeiner kleinen Schrift: „Ein däniſches Seebad. Vier Wochen in Helſingör" (Berlin, Gerſchel, 1867), in welcher ſich intereſſante Gloſſen zu Shakſpeare's „Hamlet" und friſche Schilderungen des Badelebens finden, über die hohe Verehrung, welche das däniſche Volk ſeinen Dichtern ſchenkt. „Wie viel wirkliche große Namen", ruft er aus, „hat dieſes kleine Land aufzuweiſen: Niels W. Gade, Oehlenſchläger, Heiberg, Henrik Hertz, Carſten Hauch, Hans Chriſtian Anderſen, Oerſted. Dieſes ſind die Namen, welche die Welt kennt, und dieſen geſellt ſich noch manch einer hinzu, welcher dem däniſchen Volke nicht weniger theuer iſt. Es hängt an ihnen mit einer Liebe, die nicht größer ſein könnte, wenn jeder dieſer Männer der Wohlthäter von einem jeden ſeiner Leſer, ſein Freund oder ſein Verwandter wäre. Dieſes Land iſt ſo klein und ohne dieſe Hingebung aller würde kaum eine Literatur möglich ſein; denn der Maler, der Bildhauer, der Muſiker mag für die Welt arbeiten, der Dichter nur für ſein Volk, das ſeine Sprache redet und ſeine Gefühle theilt. Der Staat iſt nicht hinter der allgemeinen Aufgabe zurückgeblieben; er hat die Dichter in ſeine Rangordnung aufgenommen, ſie beziehen Jahrgehalte, ſie reiſen mit Regierungsſtipendien nach Deutſchland, nach England, nach Paris und Rom. Unterſtützungen werden den aufſtrebenden Talenten gewährt nach dem Urtheil und Ausſpruch einer Commiſſion, welche aus den Koryphäen der Kunſt und Literatur zuſammengeſetzt iſt. Dem hochbetagten und hochverdienten Volksſchriftſteller Carſten Hauch hat man das ſchöne Schloß von Frederiksborg in einem herrlichen Park bei Kopenhagen als Wohnung angewieſen; denn weit entfernt die Literatur als Parteiſache zu behandeln, betrachtet ſie der Staat durchaus als Ehrenſache." Wenn Rodenberg indeß meint, daß ſolche Staatshülfe unter größern Verhältniſſen vielleicht nicht unbedenklich wäre, ſo können wir ihm hierin nicht beiſtimmen. Jeder Staat ehrt ſich ſelbſt, indem er die ihm angehörigen Dichter ehrt. In Deutſchland iſt hierin noch viel zu thun, nachdem erſt die gröbere Arbeit gethan ſein wird, das aus den Fugen gegangene Staatsweſen wieder einzurenken. Keinesfalls erfreut ſich in Preußen jetzt die Poeſie irgendwelcher Förderung; die berliner Akademie zählt keine Dichter unter ihren Mitgliedern; auch die frühern Mitglieder des Ordens pour le mérite, die aus dem Kreiſe der Dichter gewählt worden waren, ſind ausgeſtorben und nicht durch neue erſetzt worden; der dramaturgiſche Pendel des berliner Hoftheaters geht zwiſchen Benedix und Frau Birch-Pfeiffer hin und her. Es iſt Zeit, daß die Leiter des Norddeutſchen Bundes auch an Förderung der Kunſt und Literatur denken, durch welche jedes Staatsweſen erſt ſeine höhere Bedeutung erhält.

Maccaroniſche Poeſie.

„Maccaroniſche" Gedichte nannte man bekanntlich im Mittelalter komiſche lateiniſche Gedichte, in denen den Wörtern aus andern Sprachen lateiniſche Endungen angehängt wurden, dann eine auf Vermiſchung der Sprachen beruhende Art der komiſchen Poeſie. Dieſe letztere Art iſt noch nicht ausgeſtorben; der Verfaſſer der „Epistolae virorum obscurorum" ſorgt dafür, daß in unſerm literariſchen Curioſitätencabinet dieſe Species nicht fehle. Ein neues didaktiſches Epos: „Bismarcias", von Guſtav Schwetſchke (Halle, Schwetſchke, 1867), erinnert wenigſtens durch die zahlreichen lateiniſchen Brocken und Verſe, welche in der deutſchen Grundſuppe herumſchwimmen, an die maccaroniſche Poeſie. Daſſelbe beſingt, wie der Titel beſagt, den vielgewandten Helden Bismarck, den erfindungsreichen, den preußiſchen Ulyſſes, im ganzen in harmloſen Verſen. Doch fehlt hin und wieder nicht das Salz der Satire, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Widmung „Pro domo" ausſpricht:

Tela misit iracunda
Phoebus quondam in Achaeos —
Doch wohin, mein römiſch Dirnchen!
Lockſt du ſchmeichelnd deinen Dichter?
Möchteſt wieder wol ein zaubriſch
Recta via ex taberna
Oder auch ein Scherzchen hören
Nach dem weitberufnen Muſter:
Nos Hungarici husari
Possumus latine fari;
Dirnchen! heut' begehr' es nicht.

Wiſſe! eines deutſchen Junkers
Leben, Meinungen und Thaten
(Nicht des ſpaniſchen Hidalgo)
Will — exceptis excipiendis! —
Heut' die deutſche Muſe feiern
In den Worten ſeines Landes,
Dem er Hünenſtärke lieh.

Doch nicht ganz ein Ungetreuer
Iſt dein Dichter; manch ein Körnlein
Deines Salzes würzt die Gabe;
Schmückt doch ſelbſt der Held des Liedes,
Gleich Britanniens großen Sprechern,
Seiner Rede Wucht und Rhythmus
Auch mit claſſiſchem Citat.

Bibliographie.

Dommer, A. v., Handbuch der Musikgeschichte von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr.

Engelhardt, W., Die Klagelieder Jeremiä. Ueberſetzt und ausgelegt. Leipzig, Teubner. 1867. 8. 18 Ngr.

Mützelburg, A., Die Millionen-Braut. 1ſte bis 3te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 3 Ngr.

Quandt, E., Weihrauch und Myrrhen. Neue Lieder. Berlin. 1867. 16. 12 Ngr.

Röhrich, W., Die Volkswirthschaft in Lehre und Leben. Ein Leitfaden für den Unterricht. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Roſenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 2ter Bd. England. Schaffhauſen, Hurter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rüben, L., Cromwell. Drama. 2te Aufl. Berlin, Janke. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Schack, A. F. v., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Berlin, Hertz. 1867. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneller, C., Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde. Innsbruck, Wagner. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schroll, J., Bienen. Lyriſches, Didaktiſches und Epigrammatiſches. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwertzell, E., Die preußiſche Politik, eine philoſophiſche Auffaſſung. Caſſel, Krieger. 1867. 8. 4 Ngr.

Senga, Auguſte, Die Schule des Lebens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1867. 12. 20 Ngr.

Seydel, R., Der deutſche Proteſtantenverein. Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Stadion, E. Graf v., Drei ſeltſame Erinnerungen. Bochnia, Pisz. 8. 12 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Der Einſiedler vom Walde. Eine Weihnachtsgeſchichte aus Amerika. Leipzig, Kunze. 1867. 16. 7½ Ngr.

Wolf, R., Wilhelm Herschel. Ein Vortrag. Zürich, Schulthess. 1867. Gr. 8. 7 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig
und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlſtich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. 4. In sechs Lieferungen 8 Thlr.

In Leinwandband 10 Thlr. In Lederband 11 Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Folio 14 Thlr., in Lederband 20 Thlr.

Die „Lessing-Galerie“ schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie“ und „Goethe-Galerie“ in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und hat deshalb schon während ihres Erscheinens in Lieferungen gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums gefunden.

Nachdem die „Lessing-Gallerie“ soeben vollständig geworden, können auch diejenigen Literatur- und Kunstfreunde sich dieselbe aneignen, welche derartige Werke nicht lieferungsweise zu beziehen lieben. Besonders empfiehlt sich die „Lessing-Galerie“ als werthvollstes gewiss willkommenes Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Fünfter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende zweite Theil der Werke Hartmann's von Aue enthält die Dichtungen: Lieder; Erstes Büchlein; Zweites Büchlein; Gregorjus; Der arme Heinrich. Den Inhalt des ersten Theils bildete des Dichters Jugendwerk Erec der Wunderaere; der dritte und letzte Theil wird sein grosses episches Gedicht Iwein in neuer Ausgabe darbieten.

Gleichzeitig mit dem fünften Bande der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ ist die zweite Auflage des zweiten Bandes (Kudrun) erschienen: ein neuer Beweis von der nachhaltigen und steigenden Theilnahme, der sich die Sammlung im Publikum zu erfreuen hat.

Inhalt des I.—V. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

IV. V. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Erster und zweiter Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kürzlich iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte des preußiſchen Staates

von

Dr. Felix Eberty,

Profeſſor in Breslau.

Erſte Abtheilung.

Bis zum Regierungs-Antritt Friedrich's des Großen.

8. Zwei Bände. Eleg. broſchirt. Preis 4½ Thlr.

Friedrich von Raumer hat über das Buch folgendes Uetheil gefällt:

Eberty's Geſchichte des preußiſchen Staats habe ich mit großem Intereſſe geleſen, und wenngleich meine Anſichten in einzelnen Punkten von denen des Verfaſſers abweichen, ſo finde ich doch, daß derſelbe überall mit vollem Rechte langweilige, brdeutungsloſe Gelehrſamkeit zur Stite geworfen und das wahrhaft Denkwürdige überſichtlich zuſammengeſtellt hat.

Die Schreibart und Darſtellung iſt echt populär, lebendig und ohne Ziererei. Eberty hält ſich fern von überkünſtlichen Hypotheſen und Auslegungen, ſowie von aprioriſtiſchen Redensarten. Ich bin überzeugt, daß das Buch anerkannt werden und allgemrinen Beifall finden wird. Daſſelbe füllt eine Lücke in der Literatur unſerer preußiſchen Geſchichte nützlich aus.

Bei **Georg Reimer** in Brrlin iſt eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's Dichtung

im

Lichte unſerer nationalen Entwicklung.

Ein Stück deutſcher Kulturgeſchichte.

Von

K. Ch. Planck.

Preis: 25 Sgr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zweiter Band. 1.—5. Heft: Tafel CI—CL; Text Bogen 1—15. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist soeben das fünfte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist nebst einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter andern von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 2. — 9. Januar 1868.

Inhalt: Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literariſche Unterhaltung“. Von **Rudolf Gottſchall**. (Beſchluß.) — Karl Frenzel's neueſter Roman. Von **Rudolf Gottſchall**. — Zur Goethe-Literatur. Von **Wilhelm Buchner**. — Vom Büchertiſch. — **Feuilleton.** (Lebensgewohnheiten engliſcher Schriftſteller; Hermann von Bequignolles.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Das funfzigjährige Jubiläum der „Blätter für literariſche Unterhaltung“.

(Beſchluß aus Nr. 1.)

Zweimal hat unſere Zeitſchrift ihren Titel geändert, und zwar beide male, um den Wirkungen eines Verbots von ſeiten Preußens zu entgehen.

Schon 1820 war über das „Literariſche Wochenblatt“ von der preußiſchen Regierung ein Interdict verhängt worden. Durch ein Handſchreiben des Staatskanzlers Hardenberg vom 4. Auguſt war der Verlagshandlung angezeigt worden, daß das „Literariſche Wochenblatt“ verboten ſein ſolle, bis man ſich von den Tendenzen deſſelben näher überzeugt habe. Um dies letztere den Regierungsbehörden zu ermöglichen, bat Brockhaus den Staatsminiſter von Schuckmann und den Fürſten zu Sayn-Wittgenſtein um die Erlaubniß, ein Exemplar der Fortſetzung ſeines Blattes an die Behörden adreſſiren zu können, indem er ſich zugleich ſchmeichelte, daß man ſich bald von der Loyalität der Tendenzen aller Art und von der blos wiſſenſchaftlichen Richtung deſſelben auf das vollkommenſte überzeugen und mithin ſeinem Blatte, das übrigens unter herzoglich ſächſiſcher Cenſur erſcheine und dadurch die geſetzliche Garantie habe, freien Eingang geſtatten werde. Noch ſpäter erſucht er in einem Schreiben an Hrn. von Kamptz vom 27. October 1821 dieſen um ſeine Vermittelung, daß alle Exceptionsmaßregeln gegen ihn aufgehoben würden, da nichts ſo ſehr als dieſe ſeiner Ueberzeugung nach dem Staate in der öffentlichen Meinung ſchadeten und allenthalben die entgegengeſetzten Reſultate als die bezweckten hervorriefen. Er verſpricht, in ſeinem großen Wirkungskreiſe ganz im Sinne der preußiſchen Regierung zu handeln, wenn dieſe ihm mit Vertrauen entgegenkomme und über das, was hinter ihnen läge, großmüthig einen Schleier decke.

Aus einem andern Schreiben geht hervor, daß eine Nummer der Zeitſchrift das perſönliche Misfallen des Königs Friedrich Wilhelm III. erregt hatte. Brockhaus erklärte damals, daß ihm das Nähere völlig unbekannt ſei, da ihm nie eine directe Beſchwerde mitgetheilt worden. „Die Zeiten“, fährt er fort, „waren allerdings in den letzten acht Jahren ſo bewegt, daß es da wol möglich geblieben, mitunter den rechten Pfad zu verlieren. Da darf man denn wol bitten, zu vergeſſen und zu vergeben und ſich in Neuem und Gutem zu vereinigen. Ich erlaube mir noch eins der neueſten Blätter meines «Converſationsblattes» beizulegen, das ſelbſt für Se. Majeſtät einiges Intereſſe haben dürfte.“

Erſt ſpäter erfuhr Brockhaus den eigentlichen Grund des Verbots; es war dies eine Stelle aus der „Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte“, welche in der Nummer 4 des Juni 1820 zum Abdruck gekommen und in welcher über den König von Preußen und die Königin Luiſe einige wenig ſchmeichelhafte Bemerkungen gemacht worden waren. Am 24. September 1820 ſchreibt Benzenberg an Brockhaus:

> Daß das „Literariſche Wochenblatt“ verboten, wußte ich ſchon. Sie ſind hierbei, mein lieber Freund, auf einer irrigen Linie gegangen. Die Regierung iſt liberal — und Ihr hättet auf mich und den Staatskanzler ſchimpfen können. Das hätte dem Wochenblatt gar nichts geſchadet — nur hätte in ihm nichts Nachtheiliges über den König ſtehen müſſen. Dies verletzt den Menſchen, und der Staatskanzler duldet dies nicht. Erſtens aus Zartgefühl nicht, weil er den König liebt und ehrt — dann auch aus Klugheit nicht. Denn er ſagt immer: „Der König iſt unſer König und ich bin nur ſein Diener.“ Die Leute haben nun die Brockhaus'ſche Buchhandlung in Verdacht, daß ſie feindlich gegen die Regierung geſinnt ſei, und dieſes datirt ſich von den Zeiten der Maſſenbach'ſchen „Memoiren“ her. Wenn man ſich einmal mit einem Phantaſten und obendrein mit einem ſchlechten abgegeben — das klebt einem lange an.... Der Liberalismus des „Literariſchen Wochenblattes“ thut gar nichts und ſchadet auch nichts. So was berührt die Regierungen nicht und ſie laſſen es leicht gehen; z. B. das Buchholz'ſche Journal iſt voll der liberalſten Ideen, und die Cenſur ſtreicht nie etwas. Sogar der „Brandenburger Erzähler“ iſt voll liberaler Phraſen und dieſer ſteht direct mit der Polizei in Verbindung. Wenn das „Literariſche Wochenblatt“ noch ſo liberal war und ſagte nur über die Majeſtät nichts, ſo geſchah ihm vom Kanzler gar nichts. Allein auf dieſem Punkte verſteht der alte Herr keinen Spaß, und Görres, auf den er ſonſt ſo viel hielt, iſt jetzt ganz ab.

Digitized by Google

Mit Recht durfte ſich Brockhaus beſchweren, daß er von allen deutſchen Buchhändlern der einzige ſei, der in Preußen in die Acht erklärt worden; er mußte ſich endlich nach langem Widerſtreben zu einer „Recenſur“ ſeines ganzen Verlags und auch des „Converſationsblattes“ in Preußen bequemen, um den über letzteres verhängten Bann zu brechen.

Nachdem der Titel des „Literariſchen Wochenblattes“ noch im Jahre 1820 in „Literariſches Converſationsblatt“ abgeändert worden war, brach 1826 ein neuer Sturm auf daſſelbe los, und ein abermaliges Verbot von ſeiten Preußens hatte die Folge, daß der Titel abermals geändert wurde und das „Literariſche Converſationsblatt“ ſich in die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ verwandelte.

Die Urſache dieſes zweiten Verbots war eine am 15. December 1825 aus einem preußiſchen Kalender abgedruckte Notiz, in welcher, wie das „Literariſche Converſationsblatt“ berichtete, nebenher in einer Zeile eine Nachricht gebracht werde, die mehr als einem Welttheil intereſſant ſein dürfte: in der Regententafel ſei bei Kaiſer Alexander I. die neue Zeile hinzugekommen: „Thronfolger, Großfürſt Nikolaus, Bruder des Kaiſers, geb. 6. Juli 1796.“

Um die Bedeutſamkeit dieſer Notiz zu verſtehen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß nach der allgemeinen Anſicht nicht Nikolaus, ſondern Großfürſt Konſtantin der Thronfolger war, obgleich derſelbe, was damals noch nicht bekannt, in einer geheimen Acte auf die Thronfolge verzichtet hatte; in der That wurde derſelbe auch nach dem Tode Alexander's am 9. December 1825 zum Kaiſer ausgerufen, verharrte aber bei ſeiner Entſagung. Der Zufall wollte es nun, daß in der Zeit, die zwiſchen der Einſendung jener Notiz und ihrem Abdruck im „Literariſchen Converſationsblatt“ verſtrich, Kaiſer Alexander am 1. December 1825 in Taganrog geſtorben war. Man muß ſich in eine Zeit verſetzen, in der noch keine Telegramme von einer Weltgegend Europas zur andern flogen, und ein Reuter'ſches und Wolff'ſches „Telegraphiſches Bureau“ gänzlich aus ſeiner Phantaſie verbannen, wenn man von der damaligen Lage der Verhältniſſe ſich ein klares Bild machen will. Der unerwartete Tod des Kaiſers, die dunkeln Gerüchte von Intriguen, die ſich an denſelben knüpften, die zunächſt zweifelhafte Thronfolge konnten es für die preußiſche Regierung nicht gleichgültig erſcheinen laſſen, daß in einem unter ihrer ſpeciellen Autorität veröffentlichten Kalender eine Notiz ſich fand, in welcher ſie in ſo beſtimmter Weiſe für die Thronfolge des jüngern Prinzen Partei ergriff. Es wurde daher in der „Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung“ vom 27. December 1825 die folgende Berichtigung abgedruckt:

> Das von der Brockhaus'ſchen Buchhandlung in Leipzig herausgegebene „Literariſche Converſationsblatt“ Nr. 288 vom 15. December d. J. macht das Publikum damit bekannt, daß in dem königlich preußiſchen Kalender der Großfürſt Nikolas als Thronfolger im ruſſiſchen Reiche aufgeführt ſei. Aus der infolge dieſer Anzeige angeſtellten Nachforſchung hat ſich ergeben, daß die Quelle, aus welcher jene *irrige* Notiz gefloſſen und welche, nach der Aeußerung des „Converſationsblattes“, keinen Zweifel an der Richtigkeit derſelben erlaube, nicht, wie fälſchlich behauptet wird, ein königlich preußiſcher Kalender, ſondern der zu Frankfurt a. d. O. von Trawitzſch und Sohn gedruckte und verlegte gemeine Schreibkalender iſt. Was dieſes Verſehen veranlaßt hat und wem ſolches zur Laſt fällt, iſt der Gegenſtand einer nähern Unterſuchung geworden.

Die Folge dieſer Unterſuchung war das am 3. Januar 1826 in der „Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung“ abgedruckte Verbot:

> Die Unwahrheit der in dem „Literariſchen Converſationsblatt“ vom 15. December dieſes Jahres enthaltenen Behauptung,
>
> daß die von demſelben in Anſehung der Thronfolge im ruſſiſchen Reiche verbreitete Nachricht in einem königlich preußiſchen Kalender enthalten, mithin kein Zweifel an deren Richtigkeit erlaubt ſei,
>
> iſt bereits in öffentlichen Blättern gerügt worden.
>
> Da der einzige allgemein bekannte, unter Autorität der königlichen Kalenderdeputation für das Jahr 1825 herausgegebene genealogiſche Kalender offenbar das Gegentheil jener Behauptung enthält, ſo kann die Anzeige des „Literariſchen Wochenblattes“ (!) nur als eine gefliſſentliche Falſchheit betrachtet werden, wie ſich dieſes Blatt deren ſchon öfter ſchuldig gemacht, weshalb deſſen Debit in den dieſſeitigen Staaten hierdurch allgemein unterſagt wird.
>
> Berlin, den 31. December 1825.
>
> Miniſterium des Innern,
> van Schuckmann.
> Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten,
> van Bernſtorff.

Als dieſes Verbot (das in ſeinen Schlußzeilen die Zeitſchrift noch „Literariſches Wochenblatt“, ſtatt „Literariſches Converſationsblatt nennt!) erlaſſen wurde, hatten die Thatſachen jener als irrig bezeichneten Notiz längſt recht gegeben und der Thronfolger Nikolaus den ruſſiſchen Thron beſtiegen! Es zeigte ſich alſo in dieſem Verbot, wie ſchon deutlich aus ſeiner Motivirung hervorgeht, abermals die Animoſität der damaligen preußiſchen Regierung gegen den Brockhaus'ſchen Verlag. Der Einſender der Notiz, Dr. Rhode in Breslau, entſchuldigte ſich damit, daß ja alle preußiſchen Kalender auf dem Titel die Worte hätten: „Von der königlich preußiſchen Kalenderdeputation herausgegeben und genehmigt“, und er deshalb geglaubt habe, von einem königlich preußiſchen Kalender ſprechen zu können. Heinrich Brockhaus (der nach dem inzwiſchen am 20. Auguſt 1823 erfolgten Tode ſeines Vaters die Redaction des Blattes übernommen hatte) reiſte deshalb nach Berlin und wandte ſich unermüdlich an alle Inſtanzen, konnte aber nicht einmal eine perſönliche Audienz bei Schuckmann erlangen. Ueberall wurde er abſchlägig beſchieden, in dem Miniſterium ſowol wie im Cabinet des Königs. Am 1. Juni 1826 ſchreibt er an Duncker, daß er den Titel ſeines Blattes in den Titel „Blätter für literariſche Unterhaltung“ umwandeln wolle. So iſt der gegenwärtige Titel d. Bl. ein Reſultat damaliger Debitsverbote und Cenſurſchereien, und in Wahrheit hat das preußiſche Miniſterium von Schuckmann bei demſelben Pathe geſtanden.

Unter der dreißigjährigen Redaction von Heinrich Brockhaus (1823—53) behaupteten die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ ihre angeſehene und einflußreiche Stellung, indem ſie mitten im Tumult der literariſchen Neuerungen, der nach 1830 zum Ausbruch kam, ſich von keiner Richtung der neuen Sturm- und Drangepoche in das Schlepptau nehmen ließen, ſowenig ſie das Verdienſtliche der neuen Bewegung und die Bedeutung ihrer Talente verkannten. Als Berichterſtatter und Rathgeber war dieſe Zeitſchrift ſelbſt in Kreiſen beliebt, die in der Literatur vollſtändig heimiſch waren. Es

Digitized by Google

iſt bekannt, wie ſelbſt Goethe dieſelbe ſtets willkommen hieß und ihr eine dauernde Theilnahme ſchenkte. Unter den Mitarbeitern befand ſich eine Zahl der angeſehenſten Gelehrten, viele der ſpäter berühmten verdienten ſich hier ihre Sporen. Arnold Ruge z. B. benutzte die „Blätter für literariſche Unterhaltung", um das geharniſchte Programm ſeiner „Halleſchen Jahrbücher" hier aufzuſtellen. Das Uebervwuchern der Production trat in jener ganzen Epoche noch nicht ſo maßlos hervor; der Raum eines täglich erſcheinenden Blattes war umfaſſend genug, um dem Ideal der Vollſtändigkeit näher zu kommen, als dies gegenwärtig bei dem beſchränktern Raum eines Wochenblattes und der immer mehr ins Kraut ſchießenden Unterhaltungsliteratur möglich iſt. Der Herausgeber, Heinrich Brockhaus, ging hierin ſo gewiſſenhaft zu Werke, daß nach Jahresſchluß eine eingehende Controle über die ganze Production abgehalten und alle Werke, deren Beſprechung verſäumt worden war, nachträglich noch verſchrieben und recenſirt wurden. Der anſtändige Ton und der unparteiiſche Charakter dieſer Kritiken ſicherten der Zeitſchrift ein zahlreiches gebildetes Publikum, während ihr überdies der unterhaltende Charakter durch geſchickt ausgewählte Mittheilungen aus den beſprochenen Schriften und durch mannichfache Notizen aus dem weiten Kreiſe der Literatur und Cultur geſichert blieb.

So überlebte unſere Zeitſchrift die clades cannensis, die mit dem Jahre 1848 über die geſammte deutſche Journaliſtik hereinbrach und ſie zum Theil nöthigte, ganz neue Bahnen einzuſchlagen, indem die Politik in den Vordergrund des Intereſſes trat, in den Feuilletons der großen Zeitungen eine kritiſche Concurrenz erwuchs und die Unterhaltungsliteratur ſich auf breiteſter Baſis ruhende, meiſtens noch durch Illuſtrationen geſchmückte Organe gründete; ſie überlebte dieſe Kriſis, ohne ihren Grundcharakter im weſentlichen ändern zu müſſen, und behauptete ſich, mitten in einer neuen Welt, mit alter Friſche und ohne jenen vorſündflutlichen und greiſenhaften Zug, der die gelehrten Literaturzeitungen, ſoweit ſie noch am Leben erhalten wurden, charakteriſirt.

Mit dem Jahre 1852 hörte die Zeitſchrift auf täglich zu erſcheinen und wurde in eine Wochenſchrift verwandelt. Die Verlagshandlung entſchloß ſich bald darauf, einen literariſchen Herausgeber an die Spitze zu ſtellen und übergab 1854 die Zeitſchrift der Leitung Hermann Marggraff's, der dieſelbe bis zu ſeinem Tode 1864 redigirte, während den Behörden gegenüber Heinrich Brockhaus noch bis 1857 und von da ab Dr. Eduard Brockhaus als verantwortlicher Redacteur zeichneten. Marggraff's Redaction hat ſich durch die Milde und Wärme der Beurtheilungen, durch den redlichen Eifer, mit welchem alles Tüchtige hervorgehoben wurde, durch die unermüdliche Anwartſchaft, mit der ſich der Herausgeber der Intereſſen des Schriftſtellerſtandes annahm, durch manche tüchtige kritiſche Kraft, die von ihm in die Literatur eingeführt wurde, ein ehrenvolles Andenken geſichert.

Der etwas ſchärfere Ton, den das Blatt ſeit 1865 unter der Leitung des unterzeichneten Herausgebers wieder angeſchlagen hat, kann ihm gewiß nicht zum Schaden gereichen. Es erſcheint ſo vieles, was nicht eine zaghafte Ablehnung, ſondern eine entſchiedene Zurückweiſung verdient; durch die herrſchende Mode wird oft Verdienſtloſes und Verfehltes, das ihr zu ſchmeicheln weiß, in den Vordergrund geſtellt; es haben kritiſche Theorien, die unſere poetiſche Production von Grund aus zu zerrütten vermögen, einen Anſchein der Unfehlbarkeit angenommen, und dazwiſchen ſchleppt ſich, wie mit müden Augen blinzelnd, in eine Zeit voll hellen Sonnenſcheins ſo viel überwachte Romantik in Stoffen und Formen, daß die Kritik mehr als je die Verpflichtung hat, die Principien der modernen Dichtung, die ſie für die allein berechtigten hält, mit Entſchiedenheit in den Vordergrund zu ſtellen und alles zurückzuweiſen, was den ſiegreichen Fortgang unſerer literariſchen Entwickelung zu hemmen vermöchte. Wahrt ſie dabei ihre Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von allem Coteriewesen, vermag ſie heute denſelben Dichter mit Wärme wegen einer neuen Schöpfung zu loben, den ſie wegen einer frühern auf das ſchärfſte getadelt hat; hat ſie weder Schützlinge und Günſtlinge noch Prügeljungen; läßt ſie dem Urtheile der einzelnen Mitarbeiter die größtmögliche Freiheit, ſoweit dies irgend mit der Tendenz des Journals vereinbar iſt, — ſo wird ſie ſich nach allen Seiten das Anſehen wahren, das einer feſten Ueberzeugungstreue unverloren bleibt, und gewiß ein keineswegs gering zu ſchätzendes Ferment in dem Entwickelungsgang unſerer Literatur bilden. Auf dem Gebiete der eigentlichen Production werden die „Blätter für literariſche Unterhaltung" nach wie vor nach einer Vollſtändigkeit ſtreben, die wenigſtens nichts Erwähnenswerthes vermiſſen läßt; ſie halten ſich hierzu um ſo mehr für verpflichtet, als ſie gegenwärtig das einzige kritiſche Organ ſind, welches in ſyſtematiſcher Weiſe den Umfang dichteriſcher Production zu erſchöpfen ſucht, während ſonſt neue Dichtſammlungen, Dramen u. ſ. f., deren Verfaſſer keine Feuilletonadreſſe beſitzen, ſpurlos zum Orkus hinabgehen, ohne auch nur eine kritiſche Erwähnung zu finden. Auch die Gebiete der Aeſthetik und Literaturgeſchichte werden wir nach wie vor als zu unſerer ſpeciellen Domäne gehörig betrachten, aus der umfaſſenden Reiſe- und Memoirenliteratur das Wichtige und Intereſſante mittheilen, auch Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften ſtets inſoweit berückſichtigen, als ein neuer und bedeutender Inhalt und eine Form verdienen, die nach einem Platze in der Nationalliteratur ſtrebt.

Das ſind die Ziele der „Blätter für literariſche Unterhaltung", wie ſie denſelben im allgemeinen ſeit ihrer Gründung vorgezeichnet waren und mehr oder weniger in den bisherigen funfzig Jahrgängen beachtet worden ſind. Möge uns die wachſende Theilnahme des Publikums dazu behülflich ſein, dieſelben immer mehr zu erreichen! Möge unſer Blatt ein kritiſches Wahrzeichen und ein Leuchtthurm ſein für eine in der Brandung der Zeit kämpfende oder auf den Sandbänken des ſchlechten Geſchmacks und der modiſchen Nüchternheit feſtgefahrene Dichtung; möge es aber dem Publikum, den ganzen gebildeten Kreiſen, dem Salon wie dem häuslichen Herd, ein Leitfaden ſein für die Lektüre und ein Rathgeber mitten in einer überreichen Production, die ohne Sachverſtändige und Vertrauensmänner ſich von dem einzelnen gar nicht mehr ſichten und beherrſchen läßt.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Karl Frenzel's neueſter Roman.

Gegenüber den verrotteten Zuſtänden, welche im 18. Jahrhundert in Deutſchland herrſchten, gegenüber jener Willkür und Gewalt der großen und kleinen Despoten, welche ihre eigenen Unterthanen als Söldner in die Fremde verkauften, erſchien daſſelbe Amerika, in welches dieſe verkauften Menſchenheerden getrieben wurden, als das Land der Freiheit und der Zukunft:

Amerika, Land der Zukunft, Land ohne Vergangenheit, ſei gegrüßt in dem erſten Morgenſtrahl einer neuen Weltperiode, der dämmernd über deinen majeſtätiſchen Strömen und Wäldern aufleuchtet! Als du aus den Nebeln des Meeres vor den erſtaunten Augen der Europäer emportauchteſt, erwachte in ihren von Unwiſſenheit und Aberglauben umnachteten Seelen zuerſt der Gedanke der göttlichen Freiheit. Weiter wurde die Erde und freier der Geiſt der Menſchen; mit der wachſenden Kenntniß der Welt erſtarkten ſeine ſchwachen Fittiche zu Adlerflügeln. Zu den höchſten und tiefſten Geheimniſſen des Himmels drang er empor. Seinen Blicken entſchleierte ſich der Kosmos. Alt geworden in gewohnten Formen, überſäet mit Ruinen und Gräbern, in einer tauſendjährigen Cultur verſteint, lagen Aſien und Europa müde und thatenſatt, ſie hatten ihren Weltgang vollendet: Amerika begann den ſeinigen. Aber nicht von jenen Küſten, welche die Spanier zuerſt betraten, ſollte dieſe langſame, aber unaufhaltſame Erneuerung der Lebens- und Staatsformen ausgehen, ſondern von den nördlich gelegenen, unwirthbaren Geſtaden. In den Wäldern Neuenglands und Virginiens wurde der amerikaniſche Genius geboren.

Mit dieſer ſchwunghaften Apoſtrophe begrüßt ein neuer Romandichter, Karl Frenzel, den transatlantiſchen Welttheil und zwar in einem Roman, deſſen Angelpunkt gerade der Gegenſatz zwiſchen dem freiaufſtrebenden Nordamerika und den verfallenden kleinfürſtlichen Zuſtänden in Deutſchland iſt:

Freier Boden. Hiſtoriſcher Roman von Karl Frenzel. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 5 Thlr.

Der erſte Band des Romans ſpielt auf dem unfreien Boden des Heſſenlandes; wir werden in die Schenken, in die ariſtokratiſchen Schlöſſer und an den fürſtlichen Hof geführt; der zweite und dritte Band geleiten den Leſer nach Nordvirginien, in die Mitte der amerikaniſchen Freiheitskämpfer, aus welcher ſich Waſhington's Heldengeſtalt erhebt, alle überragend.

Die Pflicht des Romanſchriftſtellers, uns die Weltzuſtände darzuſtellen, wie ſie in die Entwickelung des Helden eingreifen, dabei aber nicht einen weltgeſchichtlichen Helden zum Mittelpunkt des Romans zu machen, ſondern einen frei erfundenen, iſt von Frenzel wohl erkannt und erfüllt worden. Der Held iſt ein heſſiſcher Hauptmann von Lorsberg, der nach mancherlei Hofabenteuern in Liebes- und Duellhändeln nach Amerika, wohin er heſſiſche Truppen zur Bekämpfung des Aufſtandes führen wollte, als Flüchtling auswandert und ſich dem Unabhängigkeitskampfe mit warmer Hingebung anſchließt. Er kommt dort in die nächſte Nähe Waſhington's, was dem Autor Veranlaſſung gibt, uns das Bild des großen Freiheitsmannes zu entwerfen, namentlich in jener verhängnißvollen Kriſis, in welcher derſelbe, größer als die Cäſaren und Napoleon, den Lockungen der Alleingewalt mannhaft widerſteht und ſtatt ein glorreicher Uſurpator, wie ſeine Freunde und die Offiziere ſeines Heeres von ihm verlangten, der erſte Bürger eines freien Volks wird.

Es iſt indeß nicht zu verkennen, daß die Architektur des Werks einen ſymmetriſchen Ausbau vermiſſen läßt, indem die Geſchicke des eigentlichen Helden, für welche Frenzel im erſten Bande ein ſpannendes Intereſſe wach zu rufen verſtand, ſpäter gegenüber den Schickſalen eines Waſhington an Bedeutung verlieren und auf einmal einen epiſodiſchen Charakter annehmen. Walter Scott hat in ſeinen Romanen: „Waverley", „Quentin Durward" u. a., in denen ebenfalls ſeine frei erfundenen Helden mit geſchichtlichen Größen in Beziehung treten, dieſe Klippe glücklich vermieden. Er wußte zunächſt die Fäden der Handlung ſo ſpannend zu ſchürzen, daß unſere Theilnahme für jene Romanhelden bis zum Schluß lebendig blieb, und zwar durch die intenſive Kraft ſeiner Erfindung; er verknüpfte das Geſchick derſelben mit dem Geſchick der geſchichtlichen Charaktere in unlöslicher Weiſe, und wußte den Unterſchied feſtzuhalten, daß uns die Phantaſiegeſtalten beſonders durch ihr Schickſal, die hiſtoriſchen Helden dagegen durch ihren Charakter intereſſirten. Es waren Charaktergemälde von glänzender und ſcharfer Ausführung, aber ſie waren nicht müßig eingefugt, ſondern hingen an irgendeinem Ring mit der Kette der ganzen Handlung zuſammen. Wenn aber das Charaktergemälde von Waſhington in dem Frenzel'ſchen Romane auch mit vieler Feinheit entworfen iſt, ſo tritt es in der zweiten Hälfte des Romans doch mit ſolcher dramatiſchen Energie in den Vordergrund, daß die andern Geſtalten und Geſchicke dagegen verblaſſen; der Zuſammenhang aber, in welchem dieſe mit Waſhington's Schickſal ſtehen, iſt ein äußerlicher; es fehlt ihm innere Nöthigung und ergreifende Spannung. Kurz, die Hiſtorie lockert den Roman und quillt aus allen Fugen deſſelben heraus.

Wir machen dem geiſtvollen Autor daraus keinen Vorwurf. Der Roman hat einmal keine geſchloſſene Kunſtform; eine gewiſſe Incohärenz gehört zu ſeinem Weſen, wie wir dieſelbe auch an den geprieſenſten Romanen der Neuzeit nachweiſen wollten. Selbſt die Walter Scott'ſchen, ſo ſehr ſie alle ſpätern in Bezug auf künſtleriſche Einheit überragen, verfallen in der Regel gegen den Schluß hin in ein überſtürztes Tempo und ſchieben mit einer gewiſſen krampfhaften Haſt Momente der Handlung beiſeite, die ſie in den erſten Bänden in langen Kapiteln dargeſtellt haben würden. Der Romanſchriftſteller gleicht einem Spaziergänger, der die Hände in den Hoſentaſchen einherſchlendert, bald hier, bald dort eine Blume pflückt, wobei es in der Regel gleichgültig iſt, ob er zuerſt nach rechts oder links ſich wendet, Seitenwege einſchlägt, wenn ſie verlockend ſind und, nahe dem Ziel, oft vor Ungeduld zu laufen beginnt, alles, ohne dadurch äſthetiſche Todſünden auf ſich zu laden. Zu verlangen iſt nur, daß er dem epiſchen Grundgeſetz gehorcht, und nicht nach Art der Cykliker den ſchlechten Progreß der Handlung in infinitum einſchlägt, ſondern ſeine Handlung, bei aller Geräumigkeit der Kreisfläche, doch um einen Mittelpunkt rotiren läßt.

Frenzel's Roman hat indeß, wenn wir von dem nicht

ganz ſymmetriſchen Aufbau abſehen, große Vorzüge. Der erſte Band namentlich iſt von einer Lebendigkeit der Darſtellung, einer ſpannenden Verkettung der Handlung, welche den beſten Muſtern nahe kommt. In der That ſcheint es, als ob die ſchroffen Gegenſätze der europäiſchen Geſellſchaft, mochten ſie im vorigen Jahrhundert noch ſo entwürdigend auf den Völkern laſten, der poetiſchen Darſtellung günſtiger ſind durch die Fülle ihrer Contraſte, als die Bewegungen und Kämpfe auf dem freien Boden Nordamerikas, auf welchem die ſocialen Unterſchiede mehr oder weniger nivellirt ſind. Während es ſich dort um feſte, auch äußerlich darſtellbare ſociale Formen handelt, ziehen ſich hier die Conflicte mehr in das Reich der Geſinnung zurück. Ein Hof, wie der des Kurfürſten von Heſſen, der ſeine Unterthanen nach Amerika verhandelt, Offiziere, die ihm misliebig ſind, deren Geliebte er in ſeine Maitreſſen verwandeln will, durch ein Commando über den Ocean aus dem Wege räumt; ein Hof voll Luxus, Ueppigkeit, Intriguen und frecher Selbſtherrlichkeit bietet ſelbſtverſtändlich ein weit greifbareres Bild der Tyrannei, als etwa die Bedrückungen, mit denen England die Rechte ſeiner amerikaniſchen Colonien kränkte, welche den Unabhängigkeitskampf der letztern verurſachten. Der Bogen der Action iſt dort weit ſtraffer geſpannt, da es ſich um Kränkungen handelt, die dem einzelnen zugefügt ſind, die wir bei der Theilnahme an dem perſönlichen Geſchick, ohne welche der epiſchen wie der dramatiſchen Dichtung der Mittelpunkt fehlt, um ſo tiefer empfinden, während hier mit den großen Horizonten die Handlung ſelbſt ſich ins Weite dehnt und, was ſie an univerſeller Bedeutung für die Menſchheit gewinnt, an individuellem Intereſſe verliert.

Die Scenen auf der Landſtraße, welche den Revers der glänzenden, warm colorirten Scenen am Hofe des Fürſten bilden, die myſteriöſen Auftritte auf dem Grafenſchloß, die Balletorgie mit ihren Philinen und ihren Geiſterbeſchwörungen, die Duellſcenen und die Flucht — alle dieſe Bilder, welche der erſte Band an uns vorüberführt, haben den unverkennbaren Vorzug, daß ſie im einzelnen glänzend ausgeführt ſind und in ihrer wohlverketteten Folge die Phantaſie unwiderſtehlich feſſeln. Die Gräfin Charlotte hebt ſich als eine brillante Erſcheinung aus dieſen Gruppen:

Ohne den Rath und die Stütze einer Mutter, die ihr, gerade als ſie zur Jungfrau heranreifte, geſtorben war, betrat Charlotte dieſen gefährlichen, ſchlüpfrigen Boden. Aus Rouſſeau's Schriften war auch in die Seele derer, die ſie nicht liebten und als Träumereien eines Phantaſten belächelten, die Betrachtung übergegangen, daß die Bildung, die großen Städte und die Höfe die Menſchheit verſchlechtert, erniedrigt und entwürdigt hätten. Wie viele Tugenden waren auf dem glatten Marmor eines Fürſtenſchloſſes zu Fall gekommen, wie viele Leidenſchaften loderten dort in unheiligen Flammen! Ihre Schamhaftigkeit verlieren die Frauen, ihre Ehre die Männer. Dieſe Anſichten wurden von allen nachgeſprochen, ſie lagen in der Luft des Jahrhunderts. Die Laſter der Vornehmen zu verurtheilen und zu beklagen, gegen die Vorrechte des Adels zu eifern, war eine Mode, die jeder Gebildete mitmachen mußte. Im Widerſpruch dazu hielt die junge Gräfin etwas auf ihren Namen, ihr Beſitzthum, und verſpottete die Philoſophen, welche die Menſchen wieder in die alten Wälder und Felshöhlen zurückjagen wollten. Sie liebte die Pracht und die Feſte. In die Alltäglichkeit des Lebens ſuchte ſie einen poetiſchen Reiz zu zaubern und das Gewohnte zum Ueberraſchenden zu verklären. Auf einer Jagd im Habichtswalde war der Landgraf zuerſt auf die ſchöne und verwegene Reiterin aufmerkſam geworden; ſeinem Alter gefiel ihre muntere und anmuthige Jugend, dem Kenner weiblicher Schönheit ihre reizvolle Geſtalt. Und klugen Sinnes wußte ſie dieſen erſten Eindruck allmählich zu verſtärken, ohne ihm Rechte zu gewähren, Macht über ſeinen Willen zu gewinnen. Bald galt ſie für den erklärten Liebling des Herrn; dennoch blieb ihr Ruf unangetaſtet. Die Furcht mochte die Zungen der Hofleute und der Schwätzer zügeln; aber auch einem unbetheiligten Beobachter wäre es kaum möglich geweſen, die Gräfin eines offenen Fehltritts zu zeihen. Nur bei Hoffeſtlichkeiten ſah ſie den Fürſten und verkehrte mit ihm; er hätte ihr Vater ſein können. Freundlich und rückſichtsvoll begegnete er ihr und ſie erwiderte mit einer gewiſſen kindlichen Zärtlichkeit ſein Entgegenkommen. Sie hatte eine feurige Art, ſich zu geben, und ſchien ſawol aus Naturanlage wie aus Stolz nicht zur Verſtellung und zur Berechnung geneigt. Das Leben und die Welt zu genießen, das war, nach ihrem eigenen Bekenntniß, ihr einziger Wunſch. Empfänglich für das Schöne und Glänzende wallte ſie ihr Daſein nach jeder Richtung hin vollendet geſtalten. Die Ausbildung ihres Weſens, das Erringen eines künſtleriſch ſchönen Gleichmaßes zwiſchen der Wirklichkeit und den Idealen ihres Herzens dünkte ſie die Hauptaufgabe, die ihr das Geſchick geſtellt. Nicht von Vorurtheilen und der Beſchränktheit der Sitte ſallte die Freiheit ihrer Perſönlichkeit gehindert werden. Ueber die Niedrigen und Engherzigen hinwegzuſchreiten, ſich weder um den Tadel, nach das Lob der Menge zu kümmern, iſt das Recht bevarzugter Weſen. Im Jugendrauſche ihrer Schönheit hielt ſie nichts für unerreichbar und alles für erlaubt. Sie war eine geborene Fürſtin, ein blendender Schimmer umgab ſie.

Anziehend entwickelt ſich dieſe Geſtalt im Fortgang der Handlung. Um ſo mehr überraſcht es, daß eine ſo bedeutend angelegte Heldin faſt ſpurlos aus dem Roman verſchwindet, nachdem wir den freien Boden Amerikas betreten haben. Die intereſſante pſychologiſche Studie bleibt dadurch ſkizzenhaft, denn die zufällige Nachricht ihrer ſpätern Verheirathung löſt uns das Räthſel ihres Lebens nicht. Da der Autor ſelbſt den Grafen Franz Waldhauſen, den wir als ein Opfer des Duells, als einen todten Mann betrachteten, wieder ins Leben ruft und nach Amerika hinüberführt, ſo iſt ſeine ſtiefväterliche Liebe zu der ſchönen Gräfin Charlotte, die er ſo früh und ſo grauſam im Stich läßt, ſchwer zu begreifen. Und dieſe Gräfin Charlotte bleibt doch die intereſſanteſte Frau des Romans, mindeſtens iſt ſie in die glänzendſte Beleuchtung gerückt. Die beiden Heldinnen der letzten Bände, Virginie und Marie, ſind zwar in einen anmuthigen Contraſt geſtellt, doch mehr in einen Contraſt politiſcher Geſinnung. Jene, die begeiſterte Anhängerin Waſhington's, die in ihrem Herzen von Liebe erglüht für den großen Mann, möchte ihm die Königskrone auf das Haupt drücken, um ihn zu erhöhen; dieſe iſt eine entſchiedene Republikanerin, welche ſich von dem Geliebten, dem Hauptmann Lorsberg, loszuſagen droht, als ſie ihn einverſtanden glaubt mit den Uſurpationsplanen des Heers, welche ihm zuruft: „Die Tochter eines Vaters iſt nicht der Preis, der Treuloſigkeit und Verrath belohnt. Du biſt im Irrthum, wenn du dies gedacht haſt. Binde du dein Schickſal an das deines Feldherrn; mir gilt Recht und Freiheit höher als der größte Held. Ich werde niemals einem Könige huldigen; wenn ich ein Mann wäre, würde ich ihn bekämpfen; da ich ein Weib bin, werde ich die Stätte meiden, die ſein Fuß betritt. Zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft gibt es keine Brücke.“ Wol iſt dieſe blonde

Digitized by Google

blauäugige Miß Mary mit der klaren Seele und dem klaren Kopfe und dem felſenfeſten politiſchen Credo ſcharf und treffend gezeichnet; doch ihre Liebe verläuft ſo plan und eben, daß wir ihrem Schickſal keine romanhafte Spannung abzugewinnen wiſſen. Auch in der Neigung der ſchwärmeriſchen Virginie zu Waſhington ſind nicht jene Hebel angeſetzt, welche uns über das Bereich poetiſcher Stimmung hinauszutragen vermöchten. Gräfin Charlotte bleibt uns unerſetzt.

Was uns außerdem in der größern zweiten Hälfte des Romans ſtört, iſt die geringe Theilnahme, die der Held, Hauptmann Lorsberg, ſelbſt für die Sache empfindet, für die er den Degen zieht. Er erſcheint dadurch allzu ſehr als ein Vertreter des modernen Landsknechtsthums, das in dem Lager dient, wohin es das Schickſal verſchlagen, als ein militäriſcher Abenteurer, deſſen Sympathien eher bei den Feinden ſind. Freilich verkennen wir nicht die Aufgabe des Romandichters, gerade im Haupthelden uns einen Entwickelungsgang vorzuführen, der durch die äußern Ereigniſſe beſtimmt wird. Auch Lorsberg wird durch ſeine Liebe, durch Waſhington's Größe am Schluß bekehrt; doch verliert der Autor das innere Leben ſeines Helden allzu ſehr aus dem Auge, indem er ihn durch die impoſante Geſtalt des geſchichtlichen Helden in den Schatten rücken läßt.

Der ſchwärmeriſche Allen Rolfe, Robert Fairfax, ein möglichſt liebenswürdiger Schurke, ſind in einer gewiſſen traumhaften Beleuchtung gehalten. Wir haben in Europa ein criminalrechtliches Gewiſſen, das ſich gegen die juriſtiſche Folgenloſigkeit der Attentate und anderer Verbrechen empört. Die Naivetät der Urwaldsnaturen uns näher zu rücken, bedarf es eines großen pſychologiſchen Aufwandes. Die Darſtellungsweiſe Frenzel's erinnert an einigen Stellen an diejenige Leopold Schefer's in den „Novellen"; wir ſehen die Begebenheiten wie im Opiumrauſch und ſie ziehen vorüber wie die Bilder einer Laterna-magica. Wo dagegen die Handlung auf der Höhe der geſchichtlichen Situation ſteht, wie am Schluß des Romans, in der Scene, in welcher Waſhington den Prätorianergelüſten ſeines Heers entgegentritt: da entfaltet der Autor eine Kraft der Darſtellung und eine Glut der Beredſamkeit, welche wahrhafte geſchichtliche Größe athmen.

Der Stil des Romans iſt durchweg trefflich, edel ohne Manierirtheit, charakteriſtiſch ohne Ueberladung — nichts von gelehrtem Notenkram mit und ohne Anmerkungen, keine Spur von jenen ſtiliſtiſchen Strudeln, in denen der Eifer, hiſtoriſch zu ſein, in einem Schaum und Blaſen auftreibenden Kampfe liegt mit der freien, ſich von der Geſchichte losringenden Phantaſie. Oft mit wenigen, aber beſtimmten und ſtimmungsvollen Zügen wird uns ein Naturbild, ein Schlacht- und Lagerbild vorgeführt. Nirgends verlieren wir die Empfindung künſtleriſcher Behandlungsweiſe; und dies iſt ein ſeltener Vorzug in einer Zeit, in welcher namentlich die hiſtoriſchen Romane zuſammengeſchleudert werden in einem Stil, der nur als Mörtel dient, um die klaffenden Fugen eines aus allen Steinbrüchen der Geſchichtswerke und Memoiren gebrochenen Materials zu verſtopfen. Rudolf Gottſchall.

Zur Goethe-Literatur.

1. Ueber Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes von Michael Bernays. Berlin, Dümmler. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Goethe-Studien. Von E. Caro. Aus dem Franzöſiſchen von Iwan Germak. Przemysl, Gebr. Jelen. 1867. 8. 20 Ngr.
3. Weimars claſſiſche Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethe's und unſerer claſſiſchen Literaturepoche von R. Springer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir auf den Bänken der Secunda und Prima ſaßen, überkam uns immer ein gelindes Grauen, wenn ein beſonders zu kritiſchen Geiſtesübungen geneigter Lehrer uns mit ſeinen Verbeſſerungen zu Sophokles heimſuchte; das dünkte uns phantaſtiſchen Brauſeköpfen einestheils herzlich langweilig, zugleich aber eine ſchnöde Verſündigung an der hehren Würde der Dichtung; es kam dieſes kritiſche Verfahren uns vor wie dasjenige des Phyſiologen, welcher die edelſten Gebilde des thieriſchen und pflanzlichen Lebens mit Meſſer und Lupe behandelt. Die feinen Unterſchiede der griechiſchen Partikeln kennen zu lernen, ſchien uns unglaublich überflüſſig, wie es denn die Jugend liebt, ſich mit einer halbpoetiſchen Anſchauung über den Mangel einer klaren Erkenntniß zu tröſten. Dann ſtellten wir uns wol in wunderlichen Gedankenſprüngen vor, wie dereinſt ein hawaiiſcher oder hottentottiſcher Philolog unſern Goethe und Schiller in gleicher Weiſe verwirthſchaften werde, wie jetzt der Herr Conrector den Horaz und Pindar; wir nahmen unſere eigenen Gedichte vor, ſonderten mit Lachmann'ſcher Schärfe das Interpolirte aus, theilten das abſichtslos Dahinfließende in zierliche Strophen, machten geiſtvolle Conjecturen und kamen uns bei alle dem ſehr wichtig vor.

Was wir übermüthigen Jungen damals in unſern Träumen von der hottentottiſchen Philologie erwarteten, iſt unterdeß bereits von der deutſchen geſchehen. Empfindſame Geiſter, die für die Natur einen ewigen Frühling und für das künſtleriſche Leben unſerer Nation ein ſtetes Verharren auf dem Höhepunkte verlangen, wehklagen über Epigonenthum und unſer alexandriniſches Zeitalter. Manches Wahre und Berechtigte haben dieſe Klagen, das iſt unleugbar; wir zehren ſtark an den geiſtigen Schätzen, die unſere Großältern eingetragen; wir greifen eifriger nach den Kammerberichten als nach neuen Dramen, und ſo alexandriniſch ſind wir geworden, daß wir in Ermangelung eines Homer bereits unſere Ariſtarche haben. Neben die Kritik des dichteriſchen Kunſtwerks ſtellt ſich bereits die rein philologiſche Texteskritik; und dieſelbe dehnt ihre Wirkſamkeit nicht blos auf die Nibelungen, Walther von der Vogelweide und ihre Zeitgenoſſen aus, nicht allein auf Paul Gerhardt und den Simpliciſſimus, ſondern auf die Werke der Dichter unſers jüngſtverfloſſenen claſſiſchen Zeitraums. Und das iſt gut. Schon bemächtigt ſich die buchhändleriſche Speculation dieſer Schätze, um ſie billigen

Digitized by Google

Preiſes aller Welt darzubieten; um ſo dringender erweiſt ſich das Bedürfniß, den bisherigen Text in rein philologiſcher Weiſe kritiſch zu behandeln und unſere Dichter in jener echten Geſtalt darzuſtellen, welche im Laufe der Zeit mehr oder weniger verloren gegangen iſt.

Aber, ſo wird der Leſer fragen, wie kann dieſe echte Geſtalt verdunkelt werden? Haben unſere Dichter nicht noch vor dreißig, ſechzig Jahren gelebt? Iſt eine ſolche Entſtellung möglich in Zeiten, wo der Buchdruck ein Werk zu Tauſenden in vollkommen gleicher Geſtalt vervielfältigt? Leider iſt es möglich. Daß gedankenloſe Abſchreiber Worte und ganze Zeilen auslaſſen, daß ſie den Sinn in Unſinn verkehren, das erſcheint uns ſehr erklärlich; aber auch der Buchdruck iſt gegen dieſe Irrthümer nicht gefeit, das lehrt uns das vorliegende Werkchen von Bernays: „Ueber Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes" (Nr. 1), welches uns den vollen Beweis erbringt, wie ſehr der gegenwärtige Text von Goethe's Schriften der kritiſchen Reinigung bedürftig iſt. Und wenn der Berichterſtatter bei eingehender Betrachtung des kleinen Buchs an die zahlreichen luſtigen Emendationen und Conjecturen ſeligen Andenkens erinnert worden iſt, ſo muß er zugleich bekennen, daß das Buch ihn belehrt hat, wie werthvoll, ja wie nothwendig eine verſtändige kritiſche Arbeit zur richtigen Würdigung des Schriftſtellers werden kann.

Wir ſchulden dem Leſer noch eine Erläuterung, inwiefern auch jetzt noch eine Verunſtaltung des gedruckten Dichterworts möglich iſt; es geſchieht dieſes durch die freundliche Beihülfe nicht ſowol gedankenloſer oder unwiſſender Abſchreiber, ſondern ihrer ſehr ſchätzenswerthen modernen Vertreter, der Setzer und Correctoren. Auch der genialſte Dichter wird, ſo ſcheint es uns, ſein Erſtlingskind dergeſtalt liebhaben, daß er es wie eine ſorgliche Mutter pflegt und putzt; auch Goethe hat ohne Zweifel die Correctur ſeines „Werther", Schiller die ſeiner „Räuber" geleſen. Aber nach und nach wird der Dichter älter; der Reiz der Neuheit ſchwindet, welcher ihm das unliebliche Geſchäft des Correcturleſens eine Weile verſüßte; er überläßt es dem Corrector von Fach, welchem das Geiſteswerk als ein fremdes gegenüberſteht. Dieſer überſieht manche Abweichung von der Handſchrift; er erlaubt ſich ſogar manche Stelle, die ſeinen Begriffen von Grammatik, Wortſinn und Wortbildung widerſpricht, ſtillſchweigend zu „verbeſſern", ein Bemühen, in welchem ihm bereits der Setzer vorausgegangen iſt. Es kommen neue Auflagen; man druckt ſie nach dem nächſten beſten frühern Abdruck; der Hr. Geheimrath Goethe, der Hr. Hofrath Schiller haben mehr zu thun, als ihre Schriften Wort für Wort mit der urſprünglichen Handſchrift, die außerdem unterdeß vielleicht längſt verloren gegangen iſt, oder mit dem erſten Drucke zu vergleichen. Sie überlaſſen die reizloſe Arbeit dem Corrector, welcher wie das Maulthier im Nebel ſeinen Weg ſucht, und begnügen ſich mit einer oberflächlichen Durchſicht, bei welcher die neuen, zu den frühern gefügten „Verbeſſerungen" getroſt ſtehen bleiben; Lücken und Unklarheiten kommen auf Rechnung des regelloſen Dranges der Jugend, und ſo geſchieht es, daß durch wiederholten Abdruck der Text ſich mehr und mehr verunreinigt, bis endlich ein fleißiger Forſcher die ermüdende Arbeit übernimmt, ſeinen Goethe und Schiller wie Pindar oder Sophokles möglichſt auf die urſprüngliche Form zurückzuführen; der einzige Unterſchied in dem kritiſchen Verfahren iſt, daß der claſſiſche Philolog auf die älteſte oder beſte Handſchrift, der Kritiker unſerer modernen Schriftſteller, in Ermangelung der Urſchrift, auf den erſten Druck zurückgeht.

Wir haben hierbei noch eines Umſtandes nicht Erwähnung gethan, welcher zur Verderbniß des Textes unſerer Claſſiker weſentlich beigetragen hat. Es iſt der Nachdruck, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſeine goldenen Tage hatte. Ein Schutz des literariſchen Eigenthums war nicht vorhanden; und je mehr die glänzende Entwickelung des geiſtigen Lebens die künſtleriſche Production ſteigerte, deſto gewinnreicher ward das Gewerbe des Nachdruckers, welcher über jedes jüngſte Geiſteswerk eines bedeutenden Mannes ſofort mit freibeuteriſcher Raubgier herfiel, daſſelbe zum Nachtheil des Dichters in Tauſenden von Abdrücken verbreitete, und ſich noch ſehr anſtändig vorkam, wenn er, wie Hr. Himburg zu Berlin dem alſo geplünderten Goethe that, ein beſcheidenes Honorar in Geſtalt von berliner Porzellan anbot; beiläufig geſagt, eine Erkenntlichkeit, die Goethe ablehnte. Solche Nachdrücke, ohne Wiſſen und gegen den Willen der Verfaſſer gemacht, konnten nicht anders als fabrikmäßig ungenau ausfallen; ward dann allenfalls ſorgloſerweiſe ein ſolcher Himburg'ſcher Nachdruck bei einem Neudruck der Goethe'ſchen Werke zu Grunde gelegt, ſo mußte dieſer natürlich, obwol Originalausgabe, ebenſo fehlerhaft werden.

Es iſt bekannt, daß, zunächſt von den Schriftſtellern des 18. Jahrhunderts zu reden, wir durch Lachmann eine correcte Ausgabe von Leſſing's Werken beſitzen; der Text Schiller's hat durch Meyer beträchtliche Verbeſſerungen erfahren und erhält ſie gegenwärtig durch Goedeke; Goethe harrt noch des Philologen, welcher Geiſt, Liebe und Fleiß genug beſitzt, um die rieſenhafte Aufgabe einer correcten Textesrecenſion auf ſich zu nehmen. Höchſt erfreulich iſt es, zu bemerken, daß wir allem Anſchein nach in Bernays den Mann beſitzen, welcher einer ſolchen Aufgabe gewachſen iſt. Er ſpricht ſich über dieſelbe alſo aus:

> Man muß lange in ungeſtörter Unbefangenheit mit einem großen Dichter verkehrt haben, ehe er uns eine wirkliche Einſicht in ſein Weſen vergönnt. Man muß mit ihm verkehrt haben, ohne jeden Hintergedanken, ohne jeden Nebenzweck; nur den einen einfachen Zweck muß man im Auge behalten: den Dichter, wie ein lebendiges Individuum, in vertrauensvollem Umgange kennen zu lernen. Und für dieſe ſelbſtloſe Hingebung wird man auf das ſchönſte belohnt. Denn wie in einem langen Zuſammenleben der Freund dem Freunde ſich unverhüllt zeigen muß mit allen Kräften des Gemüths und Geiſtes, mit allen Eigenheiten ſeiner Natur, ſo muß auch der Dichter, dem wir vertrauensvoll genaht ſind und in deſſen Nähe uns die wachſende Neigung feſtgehalten, allgemach ſich herbeilaſſen, das Geheimniß ſeines Daſeins vor uns zu entſchleiern. Wir erfahren, wie es in ſeinem Innern beſchaffen iſt; wir lernen aber auch den Ausdruck ſeiner Mienen kennen; Wort, Blick und Geberde wird uns vertraut; in der lieben Gewohnheit des fortdauernden Umgangs gewinnen wir einen Inſtinct, durch den wir unmittelbar empfinden, was dem Dichter gemäß ſein mag, was ihm natürlich anſteht, und was ihm fremd, ungeziemend oder widerſtrebend iſt.
>
> Aber bei dieſer Empfindung beruhigen wir uns nicht. Wir ſtreben nach der Klarheit ſicherer Erkenntniß, die nur erzeugt werden kann durch eine ſcharfe, ſorgfältig durchgeführte

Beobachtung alles deſſen, was zu den Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten des Dichters zu rechnen iſt; er theilt uns ſeinen Geiſt mit; wir aber müſſen durch die ausharrende Thätigkeit ſelbſtändiger Forſchung uns dieſer Mittheilung zugleich verſichern und würdig machen.

Unmittelbare, lebendige ſichere Empfindung und zuverläſſige Einſicht, deutliche Erkenntniß müſſen alſo in feſtem Bunde ungeſchieden zuſammenwirken, wenn die philologiſche Kritik ihr Werk mit Erfolg vollbringen, wenn ſie dem Autor, in deſſen Dienſt ſie ſich begibt, auch in der That dienlich ſein will.

Alles wiſſenſchaftliche Thun kann nur ein Ziel haben, die Wahrheit. Jede einzelne Wiſſenſchaft aber hat ihre beſtimmte Aufgabe zu löſen; ihr muß ſich daher auch die Wahrheit, die geſucht und erſtrebt wird, unter einer beſtimmten Form verkörpert darſtellen. Jenes einzige Ziel hat auch die Kritik im Auge: das wahre iſt aber in dieſem Falle das Wort des Autors, wie es aus ſeinem Munde, aus ſeiner Feder hervorgegangen. Daß dies unverändert bleibe, darüber hat die Kritik zu wachen.

Nur widerſtrebend verzichten wir auf die weitere wörtliche Wiedergabe der leitenden Grundſätze des Kritikers, auf die genauere Betrachtung der endloſen Schwierigkeiten, die ſeiner Arbeit entgegentreten. So intereſſant das Büchlein iſt, ſo kann es natürlich nur in einer Reihe ſchlagender Beiſpiele einen kurzen Einblick gewähren in die ungeheuere Mühe und Sorgfalt, welche die kritiſche Herſtellung des Goethe-Textes fordern wird. Je bedeutſamer die Ergebniſſe ſind, welche die Schrift uns darbietet, je unleidlicher die Verunſtaltungen, die ſie uns enthüllt, deſto dringender wird der Wunſch, daß das umfaſſende kritiſche Material, von welchem hier nur ein beſcheidener Auszug geboten iſt, zu einer vollſtändigen Durcharbeitung des Goethe-Textes benutzt werde.

Zunächſt verheißt uns der Verfaſſer eine gereinigte Ausgabe des „Werther“ in ſeiner urſprünglichen Geſtalt von 1774, ſowie in der von dem gereiften Manne etwas veränderten Faſſung, wie ſie die erſte achtbändige Sammlung ſeiner Schriften (1787—90) darbietet. Eine Reihe von Stellen, welche in den neuern Ausgaben verdorben erſcheinen, werden hervorgehoben und verbeſſert. Auf das einzelne einzugehen, möchte hier nicht geſtattet ſein: derartige kritiſche Unterſuchungen muß man ganz mittheilen oder ſich einfach bei dem Ergebniß begnügen; nur angedeutet werde, wie dieſe Verderbniß in den Text des „Werther“ gekommen iſt. Gleichzeitig nämlich mit der echten achtbändigen Sammlung von Goethe's Werken druckte Göſchen, ſein eigener Nachdrucker, ohne Wiſſen und Willen des Verfaſſers eine billigere vierbändige Ausgabe, welche eilig und ſorglos gemacht, durch zahlreiche Druckfehler und Lücken verunſtaltet, unbegreiflicherweiſe der 1806—8 bei Cotta erſchienenen Ausgabe zu Grunde gelegt wurde. Goethe ſelbſt ſchreibt 1807 an Zelter: „Ueberhaupt habe ich bei der Herausgabe meiner Werke ſehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir dieſe Sachen geworden ſind, ja, daß ich faſt kein Intereſſe mehr daran habe.“ Die Schrift von Bernays weiſt nach, daß ſogar in der echten Göſchen'ſchen Ausgabe, welche Goethe ſelbſt beſorgte, beim Neudruck des „Werther“ nicht das Original, ſondern der uncorrecte Himburg'ſche Nachdruck zu Grunde gelegt wurde. Und ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß die gegenwärtige Faſſung des „Werther“, aus zwei fehlerhaften Grundtexten gefloſſen, an zahlreichen Gebrechen leidet, deren Heilung nur dadurch möglich iſt, daß der Kritiker mit ſcharfem Auge jedes Wort, jeden Buchſtaben mit dem echten erſten Druck vergleicht. Und da iſt es denn ein wahres Vergnügen, eine wahre Gymnaſtik des Geiſtes, zu ſehen, wie der Verfaſſer mit divinatoriſchem Scharfblick die wunden Stellen findet und auch gleich die Heilung bereit hat. Aber freilich, dazu bedarf es nicht blos des umfaſſendſten kritiſchen Apparats, aller bedeutſamen Abdrücke, es bedarf jener gänzlichen Verſenkung in den Geiſt eines Schriftſtellers, welche den Fehler erkennen lehrt, während der minder fein Fühlende raſch darüber hinwegließt oder ſich einfach damit tröſtet, daß der junge Goethe in ſeinem ſprudelnden Schöpferdrang manches etwas flüchtig, etwas unmotivirt, etwas ſeltſam ausgedrückt haben möge.

Nicht minder haben die andern Jugenddichtungen Goethe's gelitten unter der Unluſt des Dichters, über den gewiſſenhaften Wiederabdruck der erſten Ausgaben zu wachen. Als kurzes Ergebniß einer langwierigen und vielverſchlungenen Unterſuchung entwickelt uns der Verfaſſer, daß die Ausgabe von 1787, aus welcher alle folgenden hervorgegangen ſind, den Text des „Götz“ und „Clavigo“ aus dem erſten, den der „Stella“ wie des „Werther“ aus dem dritten Himburg'ſchen Nachdruck geſchöpft hat. Er faßt ſein Urtheil in den Worten zuſammen:

Der Text der großen Jugendwerke Goethe's, der uns ſeit etwa achtzig Jahren überliefert iſt, zeigt mannichfache Verſchiedenheiten von dem Texte der erſten echten Originalausgaben; dieſe Verſchiedenheiten gereichen ſtets zu ſeinem Nachtheil; aus zwingenden innern Gründen iſt es unmöglich, den Urſprung derſelben dem Dichter zuzuſchreiben; vielmehr iſt es unzweifelhaft dargethan, daß ſie ſammt und ſonders aus den Himburg'ſchen Nachdrücken ſtammen; überall, wo die Entſtehung der ſpätern Lesart aus dieſen Nachdrücken ſich erweiſen läßt, iſt demnach die urſprüngliche Lesart der Originalausgaben unweigerlich wiederherzuſtellen!

Wir empfinden ein unwillkürliches Wohlgefallen, wenn wir ſehen, wie ein ſcharfes klares Denken, ein bewußter Fleiß ſein Ziel erreicht; und dieſes Wohlgefallen wird uns zutheil bei der Betrachtung, wie der Verfaſſer, gleich einem geſchickten Wundarzte, die ausgerenkten Glieder der Goethe'ſchen Sätze wieder einrichtet, ihre offenen Schäden heilt. Wir dürfen daran die Hoffnung knüpfen, daß uns bald der vom Verfaſſer verheißene gereinigte Text der ausgewählten Werke Goethe's dargeboten werde:

Ein ſtiller mächtiger Reiz begleitet die kritiſchen Arbeiten, die man den Werken eines großen Autors widmet. Man glaubt ihm näher zu rücken, man fühlt ſich ihm durch ein innigeres Band verbunden, ja in eine Art von Geiſtesgemeinſchaft zu ihm emporgehoben, während man jedem ſeiner einzelnen Worte nachgeht, während man die Gedanken und Anſchauungen, die er gehegt und ſchöpferiſch hervorgerufen, ihm nachzudenken, ihm nachzubilden beſtrebt iſt. Wir ſind ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit feſt angeſchloſſen; ſein geiſtiges Daſein enthüllt ſich uns, und wir mögen uns wol nur allzu gefällig mit der Hoffnung ſchmeicheln, als beglückte Vertraute dieſes großen Daſeins die mächtigen Einwirkungen deſſelben voller, reiner und unmittelbarer zu empfangen. Dies Gefühl trägt uns empor während der Arbeit; es entſchädigt mit überſchwenglichem Lohn für alle Mühe, die ſie uns auferlegt; es adelt alles Geringfügige, alles Kleinliche, das ſie in ihrem Gefolge hat; dies Gefühl erhöht aber auch die Luſt, mit der uns das Gelingen erfüllt. So wird denn unter allen, die jemals der edeln Kunſt der Kritik thätig gedient, wol keiner mich ſchelten, wenn ich bekenne, daß ich nicht ohne heitere Befriedigung auf das Geleiſtete, und mit freudiger Zuverſicht auf das Schwere, was noch zu leiſten ſteht,

Digitized by Google

hinblicke. Selbſt wenn an allen den Stellen, wo wir das Wort des Dichters wieder in ſein Recht eingeſetzt haben, die Kraft der Darſtellung, die Bedeutſamkeit des Ausdrucks keinen weſentlichen Zuwachs erhielte, ſo mußte der Kritiker, dem es vor allem auf das Wahre ankommt, die erlangte Gewißheit: ſo und nicht anders hat der Dichter geſchrieben, immer noch als einen nicht verächtlichen Gewinn anſehen. Aber indem wir das Urſprüngliche wiederherſtellen, führen wir meiſt das Schöne auf ſeinen verlaſſenen Platz zurück. Die Verbeſſerungen treffen ganz eigentlich in das Mark der Dichterrede.

So der Verfaſſer in ſeinem Nachwort. Und er hat recht, mit den Deutſchen zu ſchmählen, daß ihre beſten Dichter ſo lange Zeit in verwahrloſter Geſtalt geblieben ſind. Freuen wir uns der zu hoffenden baldigen Reinigung des Textes unſerer großen Dichter, an welcher dem Verfaſſer ein bedeutſamer Antheil zugewieſen ſein wird.

Die „Revue des deux mondes“ von 1865 und 1866 brachte fünf von E. Caro verfaßte Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zur Wiſſenſchaft und Philoſophie, von welchen Iwan Germak zwei, als die wichtigſten, der Verdeutſchung würdig gefunden hat („Goethe-Studien“, Nr. 2). Die eine derſelben beſpricht Goethe's Begriffe über Natur, Gott und die menſchliche Beſtimmung; die andere die philoſophiſchen Theorien des zweiten Fauſt-Dramas.

Der Deutſche kann die Thatſache nur mit Freude begrüßen, daß die hohen Geiſter unſerer Nation auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes warme Werthſchätzung und eingehendes Studium finden. Einer Verdeutſchung erſcheinen die erwähnten franzöſiſchen Aufſätze, welche für eine ſehr eingehende Beſchäftigung mit Goethe's geiſtigem Leben Zeugniß ablegen, wol würdig, und wir dürfen nur bedauern, daß die drei weitern Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zu Spinoza, über ſeine Stellung zu Geoffroy St.-Hilaire, ſowie ſchließlich über die philoſophiſchen Typen in Goethe's Dichtung, Prometheus, Mephiſtopheles und Fauſt, nicht gleichfalls in dem Rahmen der Schrift Platz gefunden haben. Die beiden Aufſätze machen dadurch den Eindruck einer gewiſſen Unvollſtändigkeit:

Denker wie Goethe ſind gegen Fachphiloſophen in beſondern Vortheile. Dogmatismus iſt in vielen Fällen eine Kraft, oft aber eine Laſt und eine Gefahr. Wie anmuthig und erfreulich weiß Goethe ſich Ideen anzueignen, die ihm gefallen, ſelbſt von Syſtemen, die er zurückweiſt. Jede neue wiſſenſchaftliche Entdeckung bezieht er auf die Geſammtheit der Dinge oder eine Reihe von Erſcheinungen, ſie iſt ihm ein neuer Geſichtspunkt, den er ohne Bedenken genießt. Es beunruhigt ihn wenig, ob die Entdeckung zu dem Vorhandenen paßt oder nicht. Er ſchreitet froh und vertrauend vor, richtet ſein edles Auge überall hin, nährt ſeinen Geiſt, den auf ſeinen Streifereien ins Unbekannte nichts aufhält, nichts verwirrt. So iſt ſeine Philoſophie eine, ich möchte ſagen unverantwortliche Philoſophie, die alle Autorität ablehnt, unfaßbar für die Dialektik, ſchon durch die Leichtigkeit ihres Vorgangs und die Schmiegſamkeit ihres Charakters.

So kennzeichnet der Verfaſſer durchaus treffend Goethe's philoſophiſche Anſchauungen. So allumfaſſend des Dichters reicher Geiſt an den höchſten menſchlichen Intereſſen Antheil nahm, ſo mannichfach er lebenslang mit philoſophiſchen Problemen ſich beſchäftigte, als einen Philoſophen von Fach hat ihn ſchwerlich jemand betrachtet, noch die zahlreichen vereinzelten Ausſprüche über Gott und Welt, über religiöſe und ethiſche Fragen für ein dogmatiſches philoſophiſches Lehrgebäude gehalten. Goethe war aber vorwiegend Dichter; ſich für eine philoſophiſche Lehre ausſchließlich und dauernd zu begeiſtern, war ihm nicht gegeben; mit der Aneignungs- und Umbildungsgabe des dichteriſchen Genies erfaßte er, was er hier und dort bei einem Philoſophen ihm Zuſagendes fand, und vereinigte es nicht ſowol durch die bindende Kraft ſcharfen Denkens, als liebevoller poetiſcher Anſchauung, die es mit der Conſequenz nicht eben allzu genau nahm. Dazu kommt noch der Umſtand, daß uns in ſeinen Werken, wie in den Aufzeichnungen derer, die mit ihm verkehrten, die Denkmale einer ſechzigjährigen geiſtigen Arbeit aufbewahrt ſind; und wenn der Fachphiloſoph in zwei Menſchenaltern mannichfache Umwandlungen ſeiner Anſchauungen durchleben kann, um wie viel mehr der Dichter, welcher leichter als jeder andere fähig und berechtigt iſt, die Lücken ſeiner Philoſophie mit den Roſenwolken der Poeſie zu verhüllen. So finden wir, daß Spinoza und Leibniz, Kant und die Naturphiloſophen wechſelsweiſe Goethe anzogen, ihm Gedankenſtoff boten, inſofern er aus ihnen ſich dasjenige aneignete, was ſeinem Weſen am meiſten entſprach. Sollen wir darum Goethe einen eklektiſchen Philoſophen nennen? Gewiß nicht; er war überhaupt gar kein Philoſoph, er war ein Dichter, und der größten einer. Goethe fand ſich mit der überſinnlichen Welt in ſeiner Weiſe ab, und wenn die Ausſprüche, die er über Gott, Glauben, Unſterblichkeit, Sittengeſetz u. ſ. w. thut, kein feſtgefügtes Gebände bilden, wol gar untereinander in Widerſpruch ſtehen, ſo muß man es eben dem Dichter geſtatten, dem Manne, der ein langes Leben hindurch dieſelben Fragen wieder und wieder durchdachte.

Der erſte Aufſatz von Caro entwickelt die religiöſen, philoſophiſchen und ethiſchen Anſchauungen des Dichters vornehmlich im reifern Mannes- und Greiſenalter, wie aus den häufigen Anführungen des bekannten Buchs von Falk, der Sprüche in Proſa und in Reimen, der Eckermann'ſchen Geſpräche u. ſ. w. erhellt; und da iſt es jedenfalls anregend und merkwürdig zu ſehen, wie dieſer große Geiſt ſich mit den Fragen, welche ſeit Jahrtauſenden alle denkenden Köpfe des Menſchengeſchlechts beſchäftigen, auseinanderſetzt und ſich dieſe über den wechſelnden Erſcheinungen des Tags, über Freud und Leid ſchwebende olympiſche Ruhe erwirbt.

Liegt der Schwerpunkt des erſten Aufſatzes in jenen gedankenreichen Stellen, in welchen der Dichter ſeine ſpeculativen Anſchauungen zuſammenfaßt, ſo bringt die folgende Abhandlung Caro's eine Entwickelung und Deutung vom zweiten Theil des „Fauſt“. Goethe hat darin ſeine leitenden Gedanken mannichfach in ein räthſelhaftes Gewand gehüllt. Caro entwickelt, wie der Dichter ſeinen Helden verſchiedene Verſuche zu befriedigendem Daſein durch eine mehr praktiſche Thätigkeit machen läßt, ſei es als Staatsmann oder auf dem Gebiete der Kunſt und der Natur, bis er in thatkräftigem Wirken für die Menſchheit Erlöſung findet. Wird uns damit nichts weſentlich Neues geboten, ſo bringt doch der Aufſatz der eigenthümlichen Gedanken und Combinationen genug, um lebhaft zu feſſeln.

Digitized by Google

So wird denn die Arbeit eines Franzoſen uns verdeutſcht dargeboten durch einen Mann ſlawiſchen Blutes, wenn man nach dem Namen ſchließen darf; das unſern Goethe verherrlichende Wort von der Seine findet ſeinen Widerhall im „Bärenlande", welches uns ſonſt nur durch die Zänkereien zwiſchen Polen und Ruthenen in unerfreulicher Erinnerung iſt. Dieſem Gefühle der gemeinſamen Verehrung gegenüber dürfen wir einige Mängel des Ausdrucks nicht allzu ſehr betonen, welche ſich aus der im Grenzlande deutſchen Geiſteslebens erklärlichen Unſicherheit im deutſchen Sprachgebrauch erklären. Ausdrücke wie: „Jedes Theilchen der allgemeinen Subſtanz iſt mit dieſer Urkraft betheilt"; „das weitläufige und reichliche Werk von Lewes"; „es iſt Ariſtoteles, von dem er ſich ſeinen Tribut behebt"; „leicht überging er von einem Gegenſtand zum andern"; „Napoleon's Stern, der ſpäter erbleichte", dieſes und anderes ſind Ausdrucksweiſen, welche dem gangbaren deutſchen Sprachgebrauche nicht entſprechen.

„Weimars claſſiſche Stätten" von R. Springer nennt ſich das dritte der zur Beſprechung vorliegenden Werke. Mancher unſerer Leſer iſt dieſen Aufſätzen wol früher im „Deutſchen Muſeum" begegnet, und wird ſich freuen, ſie hier geſammelt wiederzufinden. Die Rückkehr in die wunderbare Zeit, da in dem kleinen Weimar eine ſolche Zahl von Größen vereinigt war, wird uns Deutſchen immer Bedürfniß ſein, je mehr jene Zeit künſtleriſchen Vollgenuſſes hinter uns liegt, je gebieteriſcher das Zeitalter ſtaatlicher und ſocialer Arbeit an uns Nachlebende ſeine Forderungen ſtellt. Wie in ein verlorenes Paradies blicken wir in jene Zeit zurück, wo, wenigſtens in dem genialen Sturm und Drang des erſten Jahrzehnts von Goethe's Anweſenheit, in vollſter und zugleich geiſtreichſter Lebensluſt das Wort des Taſſo galt:

Erlaubt iſt, was gefällt!
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder —

dieſes Wort ließe ſich ebenſo wohl wie der vom Verfaſſer gewählte Spruch:

Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen —

als Motto dem ganzen Buche vorſchreiben. In einem mit ergötzlichem Humor durchgeführten Vorworte, deſſen Eſſigſäure zu dem eigentlichen Buch in artigem Gegenſatze ſteht, während wir in dieſem die bisweilen eingeſtreuten politiſchen Stiche nicht eben vermißt haben würden, ſchildert Springer, wie er, um dem Kriegsgetöſe des Sommers 1866 zu entgehen, ſich nach Weimars claſſiſchen Stätten flüchtet, begierig, aus eigener Anſchauung die Orte kennen zu lernen, wo jene großen Geſtalten gewandelt. Ausgerüſtet mit einer reichen Einzelkenntniß jener weimarer Glanzzeit, beſucht er die Schlöſſer um die jetzt ſtill gewordene Stadt und geht den Spuren der alten Zeit nach, mit den Worten der Längſtgeſchiedenen ſchildernd, was hier in glücklicher Einfachheit an großen oder tollen Gedanken geboren wurde, was dieſe wunderbaren Menſchen im Schatten dieſer Bäume, an dieſen mooſigen Felstrümmern lebten, dachten und dichteten. Osmannſtedt mit Vater Wieland's liebenswürdiger Greiſengeſtalt, mit Sophie Laroche und Sophie Brentano, Tiefſurt, Ettersburg und Belvedere, dieſe beſcheidenen Schlößlein, die einem heutigen Hofhalt nicht für drei Tage genügen würden, aber für alle Zeit denkwürdig durch die Gäſte, die hier aus- und eingingen, in ſprudelndem Uebermuth auf dem grünen Raſen oder am Ilmufer Theater ſpielten, der weimarer Park, Goethe's Schöpfung, mit ſeinen tiefſinnigen Felſeninſchriften, Goethe's Gartenhaus, der Zeuge ſeiner Herzensfreuden und Herzensſtürme in den erſten tiefbewegten Jahren des weimarer Aufenthalts, das hoch am ſonnigen Bergeshang gelegene Dornburg, wo der alternde Olympier glückliche Sommerwochen ſeiner letzten Lebensjahre verbrachte; ſie alle gehen an uns vorbei, und wer jemals jene Stätten ſelbſt betrat, wird ſich der Erinnerung freuen an die Stunden, die er hier verlebt im Nachgenuß einer längſt verrauſchten Zeit. Zwiſchen dieſe ländlichen Scenerien ſchlingen ſich Schilderungen des grünen Schloſſes, d. h. des an Kunſtwerken und Andenken, die ſich auf jene Zeit beziehen, überreichen Bibliothekgebäudes, des Schiller-Hauſes mit ſeiner beſcheidenen Ausſtattung, der Fürſtengruft, die unter vielen Großen der Welt drei wahrhaft Große birgt, Goethe, Schiller und ihren hochſinnigen, geiſtig-freien Gönner Karl Auguſt. Dabei dürfen wir ſchmerzlich bedauern, daß Goethe's Haus noch immer in der frühern Abgeſchloſſenheit gehalten wird und ſomit hier keine Darſtellung gefunden hat. Der neubegierige Troß des profanum vulgus, welcher pflichtgemäß ſeinen Bädeker abwandelt, iſt eine läſtige Menſchenart, vor welcher man ſich billig verſchließen mag; aber wie mancher ſinnige Dichterfreund, der nur mit heiligem Schauer dieſe Räume durchſchritten hätte, in welchen einer der größten Menſchen aller Zeiten geweilt, geht jetzt verdroſſen und zürnend an dem unnahbaren Hauſe vorbei.

Der Berichterſtatter iſt manchmal durch die Laubhallen des Parks, durch die Buchengänge und blühenden Gebüſche von Belvedere geſchritten, hat dem geſchwätzigen Rauſchen der Ilm gelauſcht und mit ernſtem Sinnen Schiller's niedrige enge Zimmer betreten. Aber wie vieles überſieht man ohne die Führung des Kundigen, welche die vergangene Zeit wieder in das Leben zu rufen verſteht! Wer ſich in die Blütezeit unſerer Dichtung lebendig zurückverſetzen will, wird hier reiche Anregung finden, und wer das freundliche Weimar betritt mit der Abſicht, den Spuren unſerer großen Dichter mit heiliger Scheu nachzugehen, dem wird das Buch von Springer ein treuer Führer ſein; denn es berichtet nicht nur, was hier geſchehen, auch was dieſe herrlichen Menſchen hier an Freuden und Leiden des Lebens gekoſtet.

Wilhelm Buchner.

Digitized by Google

Vom Büchertiſch.

Tiara und Civilrock ſind heute wieder einmal in offener Fehde miteinander begriffen. Der heilige Stuhl, Hort des Weltfriedens, verkündigt aus tauſend Feuerſchlünden ſein Evangelium und holt ſeine Schutzwehr aus den Magazinen, die der von ihm excommunicirte Geiſt der Neuzeit aufgerichtet. Der Kampf wird aber ſeit langer Zeit auf das Terrain des Geiſtes ſelbſt hinübergeſpielt. Man konnte im Mittelalter das geſammte Denken der Gemeinde in den Dienſt der Kirche nehmen, die entſtehende Wiſſenſchaft im Keim zu erſticken, ihre Ausbreitung zu verhindern verſuchen und die Köpfe der Volksmenge mit Beſchlag belegen, bis man von einem Bereich, von einem Poſten nach dem andern verdrängt, zuletzt genöthigt iſt, die verketzerte Wiſſenſchaft mit ihren eigenen Waffen anzugreifen. Es entſteht eine katholiſche Wiſſenſchaft, katholiſche Literatur, die die Ueberlieferung in den modernen fortſchreitenden Geiſt hineinzuſtecken bemüht iſt. Auf dieſer geiſtigen Rennbahn, wo die Orthodoxie der Aufklärung den Rang abzulaufen ſucht, begegnen wir einem deutſchen Schriftſteller, der ſich ſeine Sporen in Paris, dem Sitz der kirchlichen Publiciſtik, geholt hat. Es liegen uns vor:

1. Vermiſchte Schriften von A. Ebeling, Verfaſſer der „Kleinen Chronik aus Paris in den kölniſchen Blättern", der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", der „Wunder der Weltausſtellung 1867" u. ſ. w. Erſter Band. Soeſt, Naſſe. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Verfaſſer führt ſich ſelbſt als unter die Kategorie deutſcher Journaliſten in Paris gehörig ein. Die vorliegenden Aufſätze gehören ebenfalls dem internationalen Journalismus an und ſind beſtimmt, um mit dem Verfaſſer zu reden:

> wie ſie uns ſelbſt die nähere Bekanntſchaft mit dem Geiſtesleben des neuen Landes vermittelten, das wir längſt unſere zweite Heimat nennen möchten, wenn es überall möglich wäre, ſeine erſte und eigentliche Heimat zu vergeſſen — jetzt dem Leſer einen ähnlichen Dienſt zu leiſten. Frankreich bildet einmal, ſowol in der ſocialen, als auch in der religiöſen Welt für ganz Europa einen weſentlichen Mittelpunkt: ein Blick mithin auf die große geiſtige Bewegung in dieſer Sphäre, auf einige ihrer hervorragendſten Träger und auf andere dahin gehörende, wenn auch längſt vergangene Ereigniſſe, dürften manchem ernſten Beobachter das Verſtändniß der Zeitlage erleichtern.

Nur nicht zu vergeſſen, im Lichte des Katholicismus, deſſen Vertreter und Gegner, Geſchichte und Anwendung im öffentlichen Leben allein den Inhalt dieſer Aufſätze ausmachen. Aber — und dies iſt das Charakteriſtiſche des Klerus im Frack — die Advocatur der kirchlichen Partei wird mit Eleganz und Sachkenntniß, mit Feuer und Witz, mit allen verführeriſchen Mitteln eines klaren, blendenden Stils geführt. Ebeling hatte darin gute Vorbilder in den zwei Männern, deren Charakteriſtik an der Spitze des Buchs ſteht, an Montalembert und Veuillot. Ebeling gibt ſich in dieſem Aufſatze: „Der Graf Montalembert und die liberalen Katholiken in Frankreich (1860)" unumwunden als Ultramontanen zu erkennen: „Denn mehr als alles, alles in der Welt gilt uns der katholiſche Glaube, die Kirche und Rom", und ſcheut ſich nicht im Hinblick auf Veuillot und deſſen Organ, den „Univers", es auszuſprechen: „ja ſelbſt die Mittel, die er (Veuillot) anwendet, um ſeinen Zweck zu erreichen (wir ſagen dies dreiſt und auf die Gefahr hin, alle Lichtfreunde und Jeſuitenhaſſer gegen uns aufzubringen), laſſen wir unberückſichtigt, und wir befürchten gar keine Unlauterkeit der Mittel bei ſo lauterm, heiligem Zweck." Durch die Gegenüberſtellung des Redacteurs Veuillot wird das Charakterbild des Grafen Montalembert, dieſes hervorragenden Wortführers des kirchlichen Liberalismus in Frankreich, noch ſchärfer: was ohne Zwang geſchehen kann, da dieſe beiden Männer fortwährend im Contact, obſchon nur in dem einer gegenſeitigen rückſichtsloſen Polemik ſtehen. Ebeling verweilt gern bei Montalembert, deſſen politiſch-religiöſen Hermaphroditismus bloßzuſtellen die ganze Abſicht dieſes Aufſatzes iſt. Freilich ſchließt nach Ebeling — wie ſchlau und wie conſequent! — Treue und Gehorſam gegen die Kirche Freiſinn und Aufklärung nicht aus. Jedoch wird nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß der edle Graf Montalembert, der fulminante Redner, der verdienſtvolle Kirchenhiſtoriker, von ſeiner Schwärmerei für den Parlamentarismus, von ſeiner Idolatrie der Freiheit zu dem entſchiedenern poſitiven Standpunkt zurückkehre, auf dem Veuillot ſchon längſt ſteht:

> Veuillot wird wol mit Recht der erſte Polemiker Frankreichs genannt. Immer iſt dies Talent doch ein einſeitiges, und die Achillesferſe des vielgelobten und vielgeſchmähten Schriftſtellers iſt keine geringe. Jeder Artikel Veuillot's trägt dies charakteriſtiſche Gepräge; ſelbſt wenn er ſie nicht unterzeichnete, würde man ſofort den Verfaſſer erkennen, denn ſchon in den erſten zehn, zwanzig Zeilen ſtoßen wir auf irgendeinen pikanten, biſſigen Seitenhieb, auf irgendeine bittere Randgloſſe, die im Grunde gar nicht zur Sache gehört, aber gegen eine Perſönlichkeit gerichtet iſt, welcher der Redacteur, Gott weiß aus was für einem Grunde, nicht grün iſt. Die unwürdigen, ſchamloſen Angriffe ſeiner Gegner erſcheinen uns in einem minder gehäſſigen Lichte und das ſkandalſüchtige große Publikum, das nie tief in das Weſen der Dinge eingeht, freut ſich an dieſen Zänkereien und Federkriegen, wie Schulkinder (man verzeihe uns das plumpe aber treffende Bild), die auf dem Marktplatz zwei biſſige Hunde umſtehen und anhetzen. Viel bedeutender und univerſeller iſt dagegen das literariſche Talent Montalembert's. Seine kirchenhiſtoriſchen Kenntniſſe ſind das Product jahrelanger ernſter Forſchungen und derſelbe Mann, der in den Cirkeln des hohen pariſer Adels mit ſo großem Glück die Rolle des liebenswürdigen Geſellſchafters ſpielt, arbeitet oft monatelang auf den Archiven und Bibliotheken in ſtaubigen Manuſcripten und in den Kirchenvätern faſt vergeſſener Jahrhunderte, oder zieht ſich, der Welt momentan gänzlich entſagend, in die einſame Zelle eines Ordenshauſes zu asketiſchen Uebungen und Betrachtungen zurück. Dabei ſind ſeine Werke claſſiſche Stilmuſter, und Montalembert verdient vielleicht mehr als irgendeiner der berühmten Vierzig des Inſtitut de France den Namen eines Akademikers. Seine Redner- und Improviſationsgabe iſt nicht weniger bemerkenswerth; als Prieſter wäre er vielleicht ein zweiter Lacordaire oder Ravignan geworden.

Inſofern, meint Ebeling, wäre Montalembert ganz geeignet zu einem mächtigen Parteiführer. Aber das entworfene Bild gehöre ganz der Vergangenheit an. Heutzutage gäbe es in Frankreich nur zwei und zwar ganz entſchiedene Parteien, die des völligen Umſturzes und die des unverbrüchlichen Conſervatismus. Montalembert ſitze

Digitized by Google

alſo heute eigentlich mit ſeinen katholiſch-freiſinnigen Beſtrebungen zwiſchen zwei Stühlen in der Mitte. Die liberal-katholiſche Partei war eine Bildung des Julikönigthums:

Lacordaire und Lamartine, Falloux und Ozanam waren mächtige, bedeutſame Träger des Freiſinns und des Katholicismus zugleich; ſelbſt Lamennais verdient hier genannt zu werden. Aber jene Zeiten ſind längſt dahin. Lacordaire neigte ſich zuletzt in ſeinen Predigten dergeſtalt auf die liberale politiſche Seite, daß der Politiker den Kanzelredner faſt ganz in Schatten ſtellte; er lebte dann bis zu ſeinem Tode von der Welt zurückgezogen in ſeinem Ordenshauſe. Lamartine iſt ebenfalls ſeiner Fahne untreu geworden. Der Verluſt, den die gute Sache durch die Abtrünnigkeit Lamartine's erlitten hat, iſt ein großer; denn Lamartine iſt und bleibt immer der erſte lebende Dichter Frankreichs, und ſein Einfluß auf die Gemüther, wollte er anders ſeine Muſe dem Dienſt der Kirche weihen (und welcher Gegenſtand wäre wol erhabener und ſchöner für einen Dichtergenius!), würde unberechenbar ſein. Mit den atheiſtiſchen Oppoſitionsblättern vielleicht mehr aus materiellen als aus äſthetiſchen Gründen befreundet und gewiſſermaßen ganz in ihren Händen, denn ſie verſchaffen ihm die meiſten Abonnenten für ſeine Monatsſchrift, hat er ſich längſt zur Partei der Freidenker geſchlagen und iſt ein eifriger Anhänger der „Religion der Zukunft“, die in der Feder des geiſtreichen Pelletan einen ſehr gefährlichen Vorkämpfer gefunden hat. Falloux, der frühere Unterrichtsminiſter, iſt zu ſehr Legitimiſt. Ozanam gehört auch bereits den Todten an und ſeine vortrefflichen Werke den Claſſikern, wie man hier in Frankreich ſagt. Lamennais, wie er ſich ſelbſt der Mutterkirche entzog und völlig mit ihr zerfiel, um ſie am Schluß ſeiner Laufbahn völlig zu verleugnen, hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens aus eben dieſem Grunde ſeine ganze Autorität eingebüßt.

So ſteht ein Montalembert allein mit ſeiner Doctrin, die ihn verhindert, die politiſche Gegenwart klar zu erkennen, und hat im liberalen Lager nur Freunde durch ſeine Polemik gegen Veuillot, während die katholiſche Partei ſeine politiſche Seite überſieht, um ihn zu den Ihrigen rechnen zu können:

Veuillot misfällt uns oft, aber aus rein äußerlichen und perſönlichen Gründen: zwei Motive, die uns zu Montalembert hinziehen. Dieſer ſteht uns fern aus innern ſachlichen Urſachen, wiederum zwei Motive, die uns veranlaſſen, die Partei jenes zu nehmen. Montalembert hält ſeine Sache durch ſeine Perſönlichkeit, Veuillot umgekehrt ſeine Perſönlichkeit durch ſeine Sache.

Von Montalembert's und Veuillot's Schriften ſind demnach auch misbräuchlicherweiſe Excerpte als eigene Aufſätze in dieſem Bande untergebracht. So iſt der Aufſatz: „Das römiſche Reich nach dem Kirchenfrieden“, aus des erſtern „Geſchichte der Mönche des Abendlandes“; ein anderer Aufſatz: „Die Aufhebung des Jeſuitenordens unter Clemens XIII. und Clemens XIV. von Ravignan“, nach Veuillot gearbeitet. Außerdem werden noch zwei Aufſätze entlehnt: „Der politiſche Gallikanismus mit beſonderer Rückſicht auf Frankreich“, nach V. de Maumigny, und: „Ueber den Zuſammenhang des Rationalismus mit dem Communismus“, nach Mſgr. Gerbet, geſt. im Jahre 1865 als Biſchof von Perpignan. In dem letztern Aufſatz iſt es beſonders auf die Abſchreckung von dem modernen kritiſch negirenden Geiſt durch das „rothe Geſpenſt“ abgeſehen. Originalartikel ſind wieder: „Voltaire als Akademiker“, ein gewandter Brief- und Memoirenklatſch, ein Beitrag zur Chronique scandaleuse der Aufklärung, und dann eine Charakteriſtik des „chriſtlichen“ Dichters Victor de Laprade, der wir folgende Notiz entnehmen:

Victor de Laprade, einer vornehmen Familie des ſüdlichen Frankreich angehörend, iſt bereits ein Mann reifern Alters, und wenn auch nicht am Ende ſeiner poetiſchen Laufbahn angelangt, ſo doch ein Dichter, der auf ein wechſelvolles, vielbewegtes Leben mit dem ernſten Blick des Denkers zurückſieht. Seine frühern Arbeiten, unter denen wir hier nur ein größeres didaktiſches Gedicht „Pſyche“ nennen wollen, fand verdiente, wenn auch nicht überlaute Anerkennung, jetzt aber wirft ſein letztes Werk auch auf dieſe ein helleres Licht. Den politiſchen Bewegungen ſeiner Zeit iſt Laprade ebenfalls nicht fremd geblieben. Wir ſehen ihn, einen freigeſinnten, edeln Republikaner, im Jahre 1848, als Präfecten in Bordeaux, das Rechte, das Beſte wollend, namentlich für das Volksſchulweſen und deſſen Hebung begeiſtert, aber ſchon unter dem Regiment Cavaignac's enttäuſcht zurücktretend. Später, ſagt man, ſei er fromm geworden.

Dies iſt ein oberflächliches Urtheil, unbegründet und obenhin, echt franzöſiſch; denn durch alle frühern Gedichte Laprade's zieht ſich bereits als Grundton, nur mehr oder weniger hell anklingend, dieſe eine und Hauptrichtung, die in ſeinen „Poëmes évangéliques“ klar und voll ins Leben tritt. Laprade iſt zur Zeit Profeſſor der Literatur an der Akademie zu Bordeaux. Für Paris, wohin er mehrfach berufen werden ſollte, fühlt er keine Neigung; er war im Frühling dieſes Jahres in der Hauptſtadt, um die neue Auflage ſeines Werks zu leiten, während welcher Zeit ihm ein großer Triumph bereitet wurde.

Noch iſt eine etwas in die Breite gehende Beſprechung von Victor Hugo's „Les misérables“ in dieſem Band enthalten. Ebeling zeigt ſich auch hier als ein Mann von Bildung und Weltkenntniß. Im ganzen genommen blickt durch dieſe Aufſätze eine anſprechende Perſönlichkeit hindurch, die etwas von einer koketten Heiligen hat; man höre das pater peccavi S. 172:

Ich hatte bei der Nennung des edeln Namens Laprade ein doppeltes Recht auf dieſe Abſchweifung, da ich noch vor kaum fünf Jahren (1849) in dem erſten literariſchen Blatte Deutſchlands einen Panegyrikus auf Heine veröffentlichte, der mir damals von vielen Seiten, ſogar von dem Dichter ſelbſt, große Complimente eintrug. Eine Jugendarbeit, voll ſchimmernder, tönender Phraſen, die mir jetzt nicht bedeutend genug ſchien (und ich halte dieſe Blätter für überaus geringe), um hier aufgenommen zu werden.

Es ſtehen noch zwei Bände ähnlichen und novelliſtiſchen Inhalts in Ausſicht; wir erwarten ſie mit Vergnügen; denn zeitweiſe behagt uns dieſes kirchliche Clairobſcur gemalter Fenſterſcheiben ganz wohl.

2. Emerſon, Parker, Robertſon, Spurgeon. Lichtbilder aus dem religiöſen Leben in Alt- und Neuengland. Uebertragen und eingeleitet von Heinrich Wolf. Bremerhaven, v. Vangerow. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber will uns mit den Schätzen der Kanzelberedſamkeit des Auslandes bekannt machen und liefert in dem vorliegenden Heft Proben aus Alt- und Neuengland. Obwol er ſelbſt auf einem beſtimmten und zwar durchaus freien Standpunkt ſeiner religiöſen Ueberzeugungen ſteht, hat er dennoch mit weitherzigem Sinne auch die Schriften ſolcher Männer in ſein Buch aufgenommen, die, andern religiöſen Anſchauungen huldigend, entgegengeſetzten Religionsparteien angehören, und ſo finden wir neben Emerſon und Parker, zwei nordamerikaniſchen Theologen, die in dem Inhalt ihrer religiöſen und theologiſchen Productionen ſich ebenſo weit von dem Dogma der alten Kirchenlehre entfernt haben wie in ihrer Predigtweiſe von

Digitized by Google

den herkömmlichen Formen der homiletiſchen Kunſt, Männer wie Robertſon und Spurgeon, beide, obwol in verſchiedener Weiſe und in verſchiedenem Grade auf dem Boden der alten Kirchenlehre ſtehend, von denen der erſte, ein junger, früh verſtorbener Geiſtlicher in dem engliſchen Badeorte Brighton, durch ſeine außergewöhnliche Rednergabe, durch die Originalität ſeiner Gedanken und die Schärfe ſeiner Beweisführungen zumeiſt erſt nach ſeinem Tode durch den Druck ſeiner Predigten einen Ruf weit über ſein Vaterland hinaus gefunden hat; während der andere, der bekannte und berühmte Baptiſtenprediger Spurgeon in London, noch heute Tauſende von Zuhörern zu ſeinen täglichen Predigten verſammelt, die dann gedruckt in Hunderttauſenden von Exemplaren dieſſeit und jenſeit des Oceans Verbreitung finden. Wo von ſo bedeutenden Erfolgen berichtet wird, da muß andererſeits eine bedeutende Empfänglichkeit für religiöſe Eindrücke ſeitens des Volks vorausgeſetzt werden, und von hier aus ergibt ſich die weitere Bedeutung des Buchs.

Unſere Zeit iſt eine zuſammenfaſſende. Auf allen Gebieten des Lebens macht ſich die Ueberzeugung geltend, daß das, was innerlich zuſammengehört, auch äußerlich zuſammengehören will. Die Einigung wird nicht vollſtändig gelingen, ſolange man dabei der Religion vergißt, die bis in die Gegenwart hinein ſich als einen bedeutſam mitredenden Factor in der Entwickelung der Menſchen und der Völker erwieſen hat. Freilich durch den Zuſammenſchluß um das Dogma, die Glaubensformel, wird das Ziel nicht erreicht werden, ſondern durch Vertiefung in die echte Religioſität. Blicken wir zunächſt auf Deutſchland. Wenn Ranke's Wort: „Was iſt in Deutſchland mächtiger als der religiöſe Gedanke", Wahrheit enthält, ſo erſcheint es recht und billig, daß man dieſen religiöſen Gedanken nicht in die Schranken des ſubjectiven Bedürfniſſes verweiſt, ſondern ihm zu einer öffentlichen Anerkennung und öffentlichen Ausſprache verhilft, und wir können es dem Herausgeber nur danken, wenn er ſeinen Blick auch auf das Feld der außerdeutſchen Literatur wendet und uns das zugänglich zu machen ſucht, was dort Bedeutendes geleiſtet worden iſt; wir werden ſeinem Unternehmen um ſo mehr unſere Anerkennung nicht verſagen können, als auch das, was er ſelbſt als Einleitung in das Leben und die Schriften der obengenannten Männer gibt, uns in klarer, belehrender, gedankenvoller Weiſe in den Stand und die Fragen der religiöſen Gegenwart einführt.

3. Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Erziehung in den obern Klaſſen Englands. Nach dem Engliſchen des Th. Hughes bearbeitet von Ernſt Wagner. Gotha, J. Perthes. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutſche Ueberſetzer und Herausgeber des obengenannten Buchs, der bereits früher eine Darſtellung der Volksſchule in England in ihrer neueſten Entwickelung gegeben, wozu ihn ein längerer Aufenthalt in England befähigte, will in dem vorliegenden Buche nun auch ein Bild der höhern Schulen in England liefern und benutzt dazu das in England vielbekannte und bereits claſſiſch gewordene Buch des engliſchen Parlamentsmitgliedes Th. Hughes: „Tom Brown's School Days, by an old boy", in der Art, daß er daſſelbe deutſchen Leſern in einer freiern deutſchen Bearbeitung mit erklärenden Anmerkungen und Einſchaltungen darbietet. In dem Gewande der Erzählung lernen wir hier nicht blos als Repräſentantin der großen öffentlichen Schulen Englands die von Rugby (nicht weit von Birmingham) nach ihren Erziehungsgrundſätzen und ihrer äußern Ausgeſtaltung kennen, ſondern auch insbeſondere den Typus eines engliſchen Schuljungen aus den höhern bürgerlichen Geſellſchaftsklaſſen. Wer bemerkt, wie in der Literatur und im Parlament Englands die Eindrücke der Schule nachwirkend hervortreten, der muß einſehen, daß die höhere Schule in England eine Lebensmacht iſt, und es iſt intereſſant für den deutſchen Leſer, zu beobachten, wie engliſche Art und Bildung in ihren Licht- und Schattenſeiten von der unſerigen ſich abhebt, ſodaß nicht blos für den Pädagogen von Fach, ſondern ebenſo für den Culturhiſtoriker wie für den gebildeten Leſer überhaupt des Lehrreichen und Anziehenden genug in dem Buche zu finden ſein wird.

4. Lohengrin und die Gral- und Schwanſage. Ein Skizzenbild auf Grund der Wort- und Tondichtung Richard Wagner's. Von Franz Müller. München, Kaiſer. 1867. Lex.-8. 3 Thlr.

Vorliegendes über 600 Seiten ſtarkes, wenn auch weitgedrucktes Buch iſt dem König Ludwig II. von Baiern gewidmet, und zerfällt in folgende Abſchnitte: 1) „Die Sage vom heiligen Gral"; 2) „Die Sagen vom Schwan und vom Schwanritter"; 3) „Das Lohengrin-Epos"; 4) „Richard Wagner's Lohengrin" („Die Handlung"; „Die Charaktere"; „Die dichteriſche Abſicht und Idee"; „Die Muſik"; „Umſchau"; „Schlußwort"). Anmerkungen.

Der Verfaſſer iſt, wie in den betreffenden Kreiſen bekannt, ein enthuſiaſtiſcher dilettantiſcher Verehrer Wagner's, und hat ſchon früher eine Anzahl Monographien über Wagner und ſeine Muſikdramen herausgegeben. Vergebens würden wir es aber verſuchen, aus dem literariſchen Felsblock, der uns vorliegt, irgendeinen lebendigen Quell für unſere wiſſensdurſtigen Leſer herauszuſchlagen. Denn mit den Gral- und Schwanritterſagen ihn unterhalten zu wollen, dürfen wir uns doch nicht unterſtehen, und die Oper ſelbſt, oder vielmehr das Muſikdrama iſt bereits längſt über die Bühnen gegangen, wenn es auch nur noch ſelten auf dem Repertoire ſich zeigt. Und warum? Kommt es vielleicht daher, weil das ſogenannte Muſikdrama, je mehr es ſich von dem vertraut gewordenen Weſen der bisherigen Oper entfernt, dem Publikum deſto fremdartiger gegenüberſteht? Unſere Meinung geht dahin, daß Richard Wagner, deſſen eigenthümliche Leiſtungen wir vollkommen ſchätzen, mit ſeinen Muſikdramen ſtets einſam bleiben wird. Unſere beſſern deutſchen Operncomponiſten ſind meiſtens auch Inſtrumentalcomponiſten, und laſſen ſich ein reiches, polyphones Inſtrumentenſpiel und vocales Enſemble ebenſo wenig nehmen, wie ſich in die Starrheit Wagner'ſcher Melodieführung bannen. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß einem ſo enthuſiaſtiſchen Verehrer, wie dem Verfaſſer des vorliegenden Buchs, jede Note in der Partitur als das Höchſte erſcheint, was die Muſik hervorgebracht, während der ſelbſtändig ſchaffende Muſiker an ſo manchem darin viel

Digitized by Google

kühler vorübergeht. Uebrigens ziehen wir, und mit uns wol die meiſten, in Wagner den Componiſten bei weitem dem Dichter vor. Bei Müller ſtehen, wie zu erwarten, allerdings beide auf gleich hoher Stufe der Vollendung. Nach ihm gibt es z. B. im ganzen Bereich des deutſchen Dramas keine Frauengeſtalt, die mehr als Elſe das echte Weib erſchauen ließ, keine, in welcher der Proceß des weiblichen Herzens einfacher und wahrer entwickelt wäre. Von der Ortrud heißt es: „Weder iſt in einem Opernbuch vor «Lohengrin» eine gleiche oder ähnliche Geſtalt geſchaffen worden, wie überhaupt kaum eine in der Tragödie auf ſo kleinem Raume, die ſie überragte.“

Doch laſſen wir das auf ſich beruhen! Es iſt ja ſo leicht, in irgendein Muſikſtück, in irgendeine Dichtung etwas hineinzulegen, woran der Verfaſſer gar nicht gedacht hat. Deutete nicht erſt neulich der „Kladderadatſch“ Benedix' gewiß unſchuldiges „Aſchenbrödel“ in eine politiſche Satire um? Und hat nicht zum Ueberfluß gar Richard Wagner ſelbſt in ſeinen theoretiſchen Schriften ſich herbeigelaſſen zu lehren, wie man ihn anbeten ſolle? Abgeſehen von ſeinen wirklichen poſitiven Verdienſten, die ihm jeder Kunſtgenoſſe zugeſtehen wird, verdient er ſchon deswegen Anerkennung, weil er den Schlendrian der Schablonenmuſikanten aufgeſtört hat. Auf wie lange freilich, iſt eine andere Frage. Wenn nur eine gewiſſe Einſeitigkeit, wie ſie oft mit den beſten künſtleriſchen Intentionen verbunden iſt, ihn nicht unwillkürlich und allmählich zur Aufſtellung anderer Schablonenformen verleitet! Daraus aber könnte man dem ſo ſcharf reflectirenden Muſikdramatiker gewiß keinen Vorwurf machen, wenn er über die Leichtgläubigkeit ſeiner fanatiſchen Verehrer ſich heimlich ins Fäuſtchen lacht.

Feuilleton.

Lebensgewohnheiten engliſcher Schriftſteller.

Wie wir einem Aufſatz „Busy Brains“ in dem „Atlantic Monthly“ entnehmen, weichen die engliſchen Schriftſteller und Dichter in ihren Lebensgewohnheiten nicht weniger voneinander ab, als dies in Deutſchland der Fall iſt, wo z. B. Goethe und Schiller die Tag- und die Nachtſeite der dichteriſchen Production repräſentirten. Ein ſolider Humoriſt wie Dickens, der die Dinge und die äußerliche Welt ſcharf anzuſchauen pflegte, arbeitete des Morgens, ungefähr bis 1 oder 2 Uhr. Nur bisweilen gab er ſich einer unabläſſigen angeſtrengten Arbeit hin. So ſchrieb er einen ganzen Monat lang an ſeinem kleinen Weihnachtsbuche: „The Chimes“ (die Glockenſpiele), und zwar gänzlich abgeſchloſſen von der Außenwelt. Er ward, wie er ſelbſt berichtet, noch ehe er das Wort „Ende“ niedergeſchrieben, „ſo mager wie ein Mörder“. Als er fertig geworden, erging es ihm wie dem Mann von Theſſalien, „der, nachdem er in einer lebendigen Hecke ſeine Augen verloren, in einen Brombeerſtrauch ſich ſtürzte, um dieſelben ſich wieder einzuſetzen“; er floh nach Venedig, um ſeine verlorene Faſſung wieder zu gewinnen. Doch iſt auch Dickens ein Nachtfalter, wenn ſeine Phantaſie in den Geburtswehen einer neuen Novelle ringt; dann wandelt er zur Nachtzeit an den ſeltſamſten Orten umher, ſucht die Ruhe und findet ſie nicht. Ein Tagpoet iſt auch Bulwer, der täglich drei Stunden, gewöhnlich von 10—1 Uhr zu arbeiten und alles ſelbſt niederzuſchreiben pflegt. Anfangs ſoll ihm das Dichten ſchwer genug gefallen ſein und er einige ſeiner kleinern Werke achtmal umgeſchrieben haben, gegenwärtig iſt ſeine Schreibfeder hinlänglich im Zug, um täglich 20 Octavſeiten liefern zu können. Der hervorragende Culturhiſtoriker Buckle ſchrieb in letzter Zeit auch bis gegen 3 Uhr, nachdem er ſeine frühere Sitte, des Nachts zu arbeiten, aufgegeben hatte.

Ein echter Nachtdichter war dagegen Lord Byron, der ſeinen „Don Juan“ des Nachts ſchrieb, indem er mit Wachholderbranntwein und Waſſer ſeine Muſe zu kühnerm Schwung ermuthigte. Ueber die Einflüſſe dieſes Getränks hat Moleſchott bisher nichts mitgetheilt; jedenfalls entſtiegen dem durch ſie hervorgerufenen Phantaſienebel Geſtalten, wie die geſpenſtige Lady Fitzfulk, welche ihre üppigen Formen unter einer Mönchskutte verbirgt. Byron beſaß in der dichteriſchen Production eine große Leichtigkeit. Einer der ſolideſten in Bezug auf äußere Lebenseintheilung war John Milton, der regelmäßig um 9 Uhr zu Bette ging. Doch fing er häufig des Nachts zu dichten an, wenn der poetiſche Geiſt über ihn kam; ſeine Schelle rief die Tochter oder den Amanuenſis herbei, damit ſie die Verſe niederſchrieben. Milton ſchrieb ſelten im Sommer, umgekehrt wie unſer deutſcher Luſtſpieldichter Benedix nur im Sommer zu arbeiten vermag, wenn er auf einſamen Spaziergängen ſeinen Gedanken und Planen nachhängen kann.

Hermann von Bequignolles.

Wieder beklagen die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ den Tod eines Mitarbeiters, der lange Jahre mit Fleiß und Eifer und mit warmer Hingabe die neuen Productionen, namentlich auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, geprüft und beſprochen hat. Hermann von Bequignolles iſt am 22. December 1867 in Wiesbaden geſtorben. Einen noch größern Verluſt erleidet die deutſche Bühne, denn Bequignolles gehörte zu den wenigen Intendanten, welche ebenſo viel Verſtändniß wie Begeiſterung für echte Poeſie hatten und mit unermüdlichem Eifer die Sache der Kunſt zu fördern ſuchten. Als er nach langem vergeblichen Streben einen Wirkungskreis gefunden hatte, in welchem er ſelbſtändig und von den Mitteln einer Hofbühne unterſtützt, ſeine Ideen verwirklichen konnte, raffte ihn in den beſten Mannesjahren ein grauſamer Tod hinweg.

Hermann d'Artis von Bequignolles war den 24. September 1825 in Liegnitz geboren, wo ſein Vater als königlich preußiſcher Generallieutenant lebte. Die aus Spanien ſtammende Familie ſoll nach Frankreich ausgewandert ſein und ſich dort nach einem Gute in Lothringen d'Artis von Bequignolles genannt haben. Nach dem Edict von Nantes wanderte der hugenottiſche Theil der Familie nach Preußen aus und nahm Militärdienſte unter dem Großen Kurfürſten. Hermann von Bequignolles beſuchte 1840 die königliche Ritterakademie in Liegnitz und ſtudirte dann von 1847—50 die Rechte auf der Univerſität zu Breslau. Im Jahre 1847 machte er eine Reiſe nach Italien. Als Auscultator war er an dem Gericht in Liegnitz beſchäftigt; doch übte die juriſtiſche Laufbahn keine Anziehungskraft auf ſeine phantaſievolle Begabung. Er ſchied aus dem Staatsdienſt aus, um ganz der Kunſt und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu leben. Namentlich feſſelte ihn die Bühne in ſo hohem Maße, daß er ſich ihr ganz zu widmen beſchloß. Er wandte ſich an Karl von Holtei als gewiegten Kenner des Theaterlebens mit der Anfrage, ob er ihm rathen könne, die Direction des liegnitzer und görlitzer Stadttheaters zu übernehmen? Holtei rieth auf das entſchiedenſte ab; gleichwol konnte Bequignolles nicht der Lockung widerſtehen, wenn auch zunächſt im kleinern Kreiſe, ſeine Kraft in dramaturgiſcher Leitung zu erproben. Er übernahm im Herbſt 1855 die gemeinſame Direction der Stadttheater zu Liegnitz und Görlitz und von 1857 die alleinige Direction des görlitzer Theaters auf zwei Jahre. Bei dieſer Directionsführung ſetzte er ſein ganzes Vermögen zu; doch wurden die Leiſtungen der görlitzer Bühne mit Recht von Eduard Devrient als muſtergültig bezeichnet. Der Herausgeber d. Bl. hat mehrfach Gelegenheit gehabt, den dortigen Aufführungen beizuwohnen, welche durch den poetiſchen Hauch der Inſcenirung und das mit äußerſtem Fleiß einſtudirte Enſemble bei mäßigen Kräften eine über-

Digitized by Google

raſchende Rundung und Wirkung zeigten. An die ſchwierigſten Aufgaben, vor denen manche Hoftheater zurückſchreckten, wagte ſich die kleine Muſterbühne und löſte ſie ſtets in preiswürdiger Weiſe.

Von 1860 ab wirkte Bequignolles zuerſt als Dramaturg, dann als Mitdirector neben ſeinem Schwager Schwemer am Stadttheater in Breslau, aus welcher Stellung er mit dem von ihm neu einſtudirten Calderon'ſchen Drama: „Der Arzt ſeiner Ehre", ausſchied. In Breslau hielt er außerdem Vorleſungen über ſpaniſche Dramatik, wie überhaupt ſeine Richtung, neben voller Würdigung des Modernen, doch auch einen romantiſchen Zug hatte. Seine erſte Dichtung war „Hilario, dramatiſche Studie zu Goethe's Fauſt" (1849), ihr folgte: „Blondel, ein Lied vom Kreuze" (1851) und dann ſein dramatiſches Hauptwerk: „Die Katzenſteiner, Drama in fünf Aufzügen" (1854). Seine Muſe war ſchwunghaft und begeiſtert, doch ſuchte ſie zu ſehr ihre Vorbilder unter den Größen des ſpaniſchen Parnaſſes, mit denen er wie wenig andere vertraut war.

Am Sterbebette ſeines Vaters im Juni 1865 erhielt er einen Ruf an das herzoglich naſſauiſche Hoftheater zu Wiesbaden als Dramaturg und Oberregiſſeur. Sein damaliger Chef, der Intendant Baron von Boſe, erkannte vielfach mit Dank ſeinen regen Eifer und ſein wahrhaft künſtleriſches Streben an. Infolge der politiſchen Veränderungen im Sommer 1866 wurde Bequignolles durch Miniſterialreſcript vom 6. September 1866 mit der commiſſariſchen Verwaltung des Hoftheaters zu Hannover betraut und als der wiesbadener Theaterintendant von Boſe „auf ſeinen Antrag" von der Leitung der Intendanz entbunden wurde, fiel auch noch das wiesbadener Theater ſeiner commiſſariſchen Leitung zu. Zwiſchen dieſen beiden Städten hin- und herreiſend, entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit unter ſchwierigen Verhältniſſen, da politiſche Antipathien die Bevölkerung der frühern Reſidenzen den neuen Hoftheatern entfremdeten. Als ihm nach Abſchluß der proviſoriſchen Zuſtände das wiesbadener Theater definitiv übergeben war, gaben ihm bei ſeinem Rücktritt die Schauſpieler der hannoverſchen Hofbühne Beweiſe wärmſter Theilnahme. Mit edelm Eifer ſorgte er ſtets für das Wohl ſämmtlicher Theaterangehörigen. So unterzeichnete er noch kurz vor ſeinem Tode ein Actenſtück, durch welches er den ſpärlich bezahlten Theaterarbeitern, Dienern und ältern Beamten durch Gratificationen ein frohes Weihnachtsfeſt bereitete. Schon im letzten Sommer ſchwer erkrankt, ſuchte er in den kiſſinger Bädern vergebens Heilung und ſtarb am 21. December an Entkräftung infolge der Diabetes (Zuckerruhr).

Voll Pietät gegen die claſſiſchen Schöpfungen, voll Eifer für die lebensfähige moderne Dichtung, ein ebenſo unermüdlicher wie ſinniger Regiſſeur, wählte er ſtets ein trefflich zuſammengeſtelltes Repertoire und ſetzte die Stücke mit feinſtem Verſtändniß in Scene. Oft ergriff er die Initiative, wie neuerdings im Schauſpiel mit Paul Heyſe's „Glücklichen Bettlern", in der Oper mit Robert Reinecke's „König Manfred". Er ſelbſt hat in jüngſter Zeit nur Feſtſpiele und Prologe gedichtet, in denen ſich ſeine Begeiſterung für die preußiſchen Siege ausſpricht. Sie erſchienen geſammelt: „Preußiſche Kriegs-Feſtſpiele und Prologe" (Wiesbaden, Schellenberg, 1867).

Der Herausgeber d. Bl. folgt nur einer Pflicht des Dankes, wenn er noch die unausgeſetzte Förderung erwähnt, die Hermann von Bequignolles ſeinen dramatiſchen Productionen zutheil werden ließ. Schon auf der kleinen Bühne in Görlitz ſetzte dieſer nicht nur ſeinen „Pitt und Fox" und „Ferdinand von Schill", ſondern auch ſein größtes und ſchwierigſtes Trauerſpiel „Mazeppa" und zwar mit bewundernswerther Schulung und Beherrſchung der vorhandenen Kräfte und Mittel in Scene. In Breslau folgte „Schill", „Der Nabob", „Karl XII.", in Hannover und Wiesbaden „Katharina Howard", durchweg mit glänzendem Erfolg. Andern poetiſchſtrebenden Kräften erwies ſich Bequignolles gleich förderlich und wohlgeſinnt. Alle werden dem wackern Manne ein dankbares Angedenken weihen!

Bibliographie.

Aus dem Leben eines Malers. Briefe und Aufzeichnungen eines Verſtorbenen. Erſte Liebe. Weihnachten. Mit einem Nachworte des Herausgebers. Reudnitz, Förſter. 16. 12 Ngr.

Beethoven's neue Briefe. Nebſt einigen ungedruckten Gelegenheitscompoſitionen und Auszügen aus ſeinem Tagebuch und ſeiner Lectüre. Herausgegeben von L. Nohl. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Bredow-Goerne, Adele Gräfin v., Ekkehard. Nach dem Roman von J. V. Scheffel. Berlin, Kortkampf. Gr. 16. 18 Ngr.

Brendel, F., Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. 25 Vorlesungen. 4te neu durchgesehene und vermehrte Aufl. Leipzig, Matthes. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Büchel, K., Ueber die Natur des Beſitzes. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

Diefenbach, L., Margarethe. Novelle. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Dietz, P., Wörterbuch zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften. 1ste Lief. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 1 Thlr.

Dreves, L., Der Lebensretter. Luſtſpiel. Halle, Barthel. 8. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., „Mon Plaisir". Aus dem Leben eines deutſchen Fürſten. Leipzig, Purfürſt. 8. 1 Thlr.

Epigramme aus Baden-Baden. Stuttgart, Grüninger. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Friederiken-Album. Liedergaben deutſcher Dichter und Dichterinnen im Auftrag des Briondenkſtein-Comités herausgegeben von F. Geßler. Lahr, Schauenburg. 1867. 16. 24 Ngr.

Gedichte in fränkiſcher Mundart von A—R. Würzburg, Stahel. 32. 3 Ngr.

Gedichte eines Ungenannten. Herausgegeben von B. B. Franke. Nördlingen, Beck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geldart, Mrs., William Geldart oder der Segen der Trübſal. Frei nach dem Engliſchen von Minna Waldner. Heilbronn, Scheurlen. 8. 12 Ngr.

Geyer, G., Kinderlieder. Den deutſchen Müttern gewidmet. Darmſtadt, Würtz. 1867. 4. 12 Ngr.

Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849 bis 1867 mit geschichtlichen Einleitungen herausgegeben. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Glaſer, A., Leſe-Abende. 4 Bde. Braunſchweig, Weſtermann. 1867. 8. 4 Thlr.

Die Glocke im Lichte der deutſchen Dichtung. Glarus, Vogel. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Goethe's Meiſterwerke. Mit Illuſtrationen deutſcher Künſtler. 1ſte Lief. Berlin, Grote. 8. 4 Ngr.

— — Gedichte. Berlin, Grote. 16. 5 Ngr.

Gwinner, P. F., Zuſätze und Berichtigungen zu Kunſt und Künſtler in Frankfurt a. M. vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'ſchen Kunſtinſtituts. Frankfurt a. M., J. Baer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Zwölf Zettel. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Hamberger, J., Chriſtenthum und moderne Cultur. Studien, Kritiken und Charakterbilder. Neue Folge. Erlangen, Deichert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Hecker, F., Gepfefferte Briefe. Mannheim, Schneider. 8. 10 Ngr.

Hertz, W., Heinrich von Schwaben. Eine deutſche Kaiſerſage. Stuttgart, Kröner. 1867. 16. 20 Ngr.

Heßler, A., Annunziata. Ein Gedicht. Kaſſel, Krieger. 1867. 16. 20 Ngr.

Hoefler, E., Zur Taktik der Gegenwart. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 9 Ngr.

Kapp, F., Geſchichte der deutſchen Einwanderung in Amerika. 1ſter Bd. Die Deutſchen im Staate New-York bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kohl, J. G., Vom Markte und aus der Zelle. Populäre Vorträge und vermiſchte kleine Schriften. 2 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.

Liliencron, R. v., Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrhundert geſammelt und erläutert. 3ter Bd. Leipzig, Vogel. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Souvenir. O frage nicht! Von Georgy, Thumann und Füllhaas bildlich erläutert. Leipzig, Amelang. Gr. 16. 1 Thlr.

Stuhlmann, C. W., Erzählungen aus Norddeutſchland. 1ſter Bd. Roſtock, Hinſtorff. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Sulicki, K. Marſchall v., Der 7jährige Krieg in Pommern und in den benachbarten Marken. Studie des Detaſchements- und des kleinen Krieges. Berlin, Mittler u. Sohn. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tschischwitz, B., Shakspere-Forschungen. I. Shakspere's Hamlet, vorzugsweise nach historischen Gesichtspunkten erläutert. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Warneck, G., Pontius Pilatus, der Richter Jeſu Chriſti. Ein Gemälde aus der Leidensgeſchichte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, R., Die poetiſche Nationallitteratur der deutſchen Schweiz. Muſterſtücke aus den Dichtungen der beſten ſchweizeriſchen Schriftſteller von Haller bis auf die Gegenwart. Mit biographiſchen und kritiſchen Einleitungen. 1ſte Lief. Glarus, Vogel. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Wiener, W., Die Pfarrerstochter von Worms. Eine Geſchichte aus den Schreckenstagen der Stadt Worms. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wild, J. C. F., Vom Zuſtande der Seele nach dem Tode bis zur Auferſtehung. Theologiſche Betrachtungen. 1ſtes Heft. Nürnberg, Löhe. 8. 6 Ngr.

Wrangell, B. C. v., Die Principien des literarischen Eigenthums mit specieller Rücksicht auf dessen juristische Form, ökonomische, sociale und internationale Bedeutung, sowie auf die natürliche Begrenzung seines Inhaltes und seiner Ausdehnung. Berlin, Peters. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Zur Frage nach dem religiöſen Glauben in unſerer Zeit. Von einem Theologen. St. Petersburg, Röttger. 16. 7½ Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien das erſte Heft des Jahrgangs 1868 von:

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Monatsſchrift zum Converſations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

„Unſere Zeit" kann den Journal- und Leſecirkeln als eine anerkannt gediegene Zeitſchrift von bleibendem Werth, und zugleich allen Beſitzern und Abnehmern des „Converſations-Lexikon" als eine nothwendige Ergänzung deſſelben empfohlen werden. Indem ſie die zerſplitterten Notizen der Tagesblätter durch zuſammenfaſſende Artikel erſt zum vollen Verſtändniß bringt, bildet ſie aber überhaupt ein unentbehrliches Orientirungsmittel für jeden, der den Bewegungen der Gegenwart auf den verſchiedenen Gebieten des Culturlebens mit Theilnahme folgen will.

Monatlich erſcheinen zwei Hefte. Jedes Heft von 5 Bogen Lexikonoctav koſtet 6 Ngr.

Literariſche Anzeigen werden mit 4 Ngr. für die Zeile, beſondere Beilagen mit 1 Thlr. für das Tauſend berechnet.

Das erſte Heft des neuen Jahrgangs iſt in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daſelbſt Unterzeichnungen angenommen.

Im Verlage des Freien Deutſchen Hochſtifts in Frankfurt a. M. iſt ſoeben erſchienen und von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dido.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Von

Charlotte Albertine Erneſtine von Stein-Kochberg

geb. von Schardt.

Herausgegeben von Dr. Heinrich Düntzer.

8. Geh. 22½ Ngr.

Frau von Stein ſchrieb dieſes Stück im Jahre 1794 und zwar nachdem das Freundſchaftsband mit Goethe gelockert war. Sie legte in dieſem Trauerſpiel die ganze Bitterkeit ihrer Gefühle nieder und intereſſant iſt namentlich das von Eiferſucht entſtellte und verzerrte Bild, das hier von Goethe entworfen iſt, der unter dem Namen Ogon geſchildert wird, während Frau von Stein unter dem Namen Eliſſa nicht zu verkennen iſt. Das Stück war noch nie veröffentlicht; die Verfaſſerin ſchenkte eine Abſchrift an Schiller's Frau, deren Tochter es dem Freien Deutſchen Hochſtifte in Frankfurt a. M. übergab, auf deſſen Veranlaſſung es jetzt an die Oeffentlichkeit gelangt. Das lebhafte literarhiſtoriſche Intereſſe, das ſich an dieſe Publication knüpft, ſichert derſelben eine freundliche Aufnahme.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteriſtik Schopenhauer's.

Von Dr. Julius Frauenſtädt.

Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Sammlung der ſchönſten und geiſtvollſten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, dieſen großen Geiſt näher kennen zu lernen und ſich mit ihm zu befreunden. Schopenhauer gehört, wie Roſenkranz ſagt, „unbedingt zu unſern beſten Autoren, die man ſtets mit erneuter Anregung lieſt". Das Buch hat denn auch bereits große Verbreitung gefunden, ſodaß eine zweite Auflage nöthig wurde, deren Preis, um es in immer weitere Kreiſe einzuführen, noch billiger als der für die erſte Auflage geſtellt worden iſt.

In demſelben Verlage erſchien:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken und Briefen nebſt einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forſter. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an Reinhold Forſter, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, ſeine Gattin Thereſe, und aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie Forſter's. Von Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Eliſa Maier. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen und ſämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

William Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken, nebſt einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage des Freien Deutſchen Hochſtifts in Frankfurt a. M. iſt ſoeben erſchienen und von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die fünf brennenden Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege.

Von Dr. Otto Volger.

Zweite Auflage. 8. Preis 3 Ngr.

Die Deutſche Volkszeitung ſagt über dieſes den Mitgliedern ſtädtiſcher Behörden und allen Freunden des Gemeinwohls gewidmete Werkchen: „Dieſe kleine Schrift des Erbauers des Quellbrunnens zur Waſſerverſorgung der Stadt Frankfurt a. M., welche von der umfaſſendſten Sachkenntniß zeugt, verdient die größte Beachtung aller ſtädtiſchen Behörden, welche auf das geſundheitliche Wohl ihrer Bürger bedacht ſind."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 3. — 16. Januar 1868.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1867. Von Rudolf Gottſchall. — Ein Beitrag zur Unſterblichkeitsfrage. — Eine Novelle in Terzinen. Von Rudolf Gottſchall. — Ein Coloniſationsplan. — Feuilleton. (Luiſe Mühlbach und ihr Verleger; Die Mitarbeiter des „Literariſchen Wochenblattes“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1867.

Wenn die deutſche Production und der deutſche Buchhandel ſich in dem Kriegsjahre 1866 irgendeiner Verſäumniß ſchuldig gemacht haben, ſo haben ſie 1867 das Verſäumte redlich nachzuholen verſucht. Gleichwol iſt das Jahr 1867 durch keine beſonders hervorragende oder von der Gunſt des Publikums beſonders hervorgehobene Erſcheinung auf dem Gebiete der ſchönen Literatur ausgezeichnet; dagegen beginnt die Production der Maſſen immer mehr ins Kraut zu ſchießen. Die Lyrik zeigt ſich unverwüſtlich, und doch hat mancher Sänger kein größeres Publikum als die verlaſſenſten Extraordinarien, welche zufrieden ſind, wenn die drei, die ein Collegium bilden, in ihrem Auditorium ſich verſammelt haben; daſſelbe gilt von den Bücherdramen, welche wie geiſterhafte Lamien vergebens nach dem Lebensblut der Schaubühne dürſten und doch die Zahl der Buchhändlerkrebſe alljährlich ins Unglaubliche vermehren. Der Roman dagegen darf ſich ungeſcheut heringsartig vermehren; er weiß ja, daß er in den Leihbibliotheken eingeſalzen und eingepökelt wird und immer ſeiner Abnehmer gewiß iſt.

Die Lyriker erſten Rangs haben im Jahre 1867 keine neuen Sammlungen veröffentlicht; man muß die Spuren ihrer nicht verſiegenden Production in den Feuilletons, Journalen und Albums aufſuchen. Geibel z. B. hat in der „Kölniſchen Zeitung“, im „Salon“, im „Freiligrath-Album“ neue, zum Theil werthvolle Gedichte veröffentlicht. Beiträge unſerer beſten Lyriker finden ſich in dem „Deutſchen Künſtleralbum“, einer Fortſetzung des „Düſſeldorfer Künſtleralbum“, in dem leipziger Album: „Deutſche Kunſt in Bild und Lied“, und in den „Deutſchen Dichtergaben“ für Freiligrath. Außer dieſen größern Albums, in welchen die geſammte deutſche Lyrik in geſchloſſenen Maſſen vorrückt, wurden mehrere provinzielle Albums veröffentlicht, in denen nur die Dichter einer Provinz, einer Landſchaft ſich zuſammenfinden und welche daher außer dem äſthetiſchen Intereſſe noch dasjenige darbieten, das in der ſcharfen Ausprägung einer landſchaftlichen Phyſiognomie liegt. Das „Schleſiſche Dichteralbum“, das bereits einige Jahrgänge unter verſchiedenem Titel hinter ſich hat, vereinigt die zahlreichen Kräfte der ſangesmuthigen Provinz; aus den deutſchen Oſtſeeprovinzen, in denen der deutſche Genius immer mehr geknebelt wird, ſodaß einer echten deutſchen Großmachtspolitik einmal ein motivirter Einſpruch dagegen gebührte, kommt uns ein Dichteralbum zu: „Gedichte aus Riga“; ſelbſt in Mecklenburg erſcheint ein von Eduard Hobein herausgegebenes „Belletriſtiſches Jahrbuch“; auch in dem „Album des literariſchen Vereins für Nürnberg“ nimmt die Lyrik wie immer eine beachtenswerthe Stelle ein. Noch erwähnen wir das „Friederike Brion-Album“ und das Taſchenbuch „Cornelia“ von Frater Hilarius, im dreiundfunfzigſten Jahrgang.

Das Jahr 1866 hat noch immer nicht ſeinen Homer gefunden, trotz einzelner rhapſodiſcher Anläufe. Sollte die Schlacht bei Königgrätz nicht mehr als „Abukir“, „Leuthen“ und ſelbſt „Waterloo“ eine Aufgabe für den berliner Schlachtenmaler Ch. F. Scherenberg ſein, der in ſeiner keck zuſammengerafften Darſtellungsweiſe auch die militäriſchen termini technici, die bei einem poetiſch-taktiſchen Gemälde der Neuzeit ſchwer zu entbehren ſind, ohne zu großen Anſtoß in ſeine farben- und ſprachenbunten Dichtungen mit einzuſchmuggeln weiß? Der jüngere Namensverwandte dieſes Dichters, Ernſt Scherenberg, hat dagegen das verhängnißreiche Jahr beſungen in einer Gedichtſammlung: „1866. Dichtungen“. Ihm ſchließen ſich an A. Peters in ſeinem Hymnus: „Germania im Herbſt“; G. von Oertzen in zwölf Gedichten: „Vom Vaterland“; G. Frömelt in den „Wilden Roſen, gebrochen auf Preußens Schlachtfeldern“; Emund Judeich: „Aus zwei Jahrzehnten“; L. Freytag in dem Gedicht: „Vorwärts Preußen“; A. von Segerſtröm in dem „Lorberkranz“; R. Rößler in Gedichten, die nach Holtei's Vorgang in ſchleſiſcher Mund-

Digitized by Google

art gedichtet ſind: „Aus Krieg und Frieden“; zahlreiche politiſche Gedichte enthält auch die Sammlung: „Aus vergangenen Tagen“, von Ludwig Evers.

Auf dem Gebiete der neutralen und unpolitiſchen Lyrik nehmen die ſchon in zweiter Auflage erſchienenen „Gedichte“ von A. F. von Schack durch ihren Inhaltsreichthum und ihre Formgewandtheit wol den erſten Platz ein. Auch von Stephan Milow's „Gedichten“ iſt eine zweite vermehrte Auflage erſchienen; gleichzeitig hat dieſer Dichter anſprechende Elegien „Auf der Scholle“ herausgegeben. Von den zahlreichen Gedichtſammlungen verdienen hervorgehoben zu werden: Feodor Wehl's „Vom Herzen zum Herzen“; L. Foglar's „Freudvoll und leidvoll“ und die „Gedichte“ von Ernſt Ziel. Außerdem veröffentlichten Karl Hering: „Leier und Herz“; A. Duncker: „Durch Nacht zum Licht“; A. Treblin: „Lenz und Liebe“; A. Bekk: „Ranken“; P. J. Willatzen: „Buch der Lieder“; Nikolas Müller: „Neuere Lieder und Gedichte“; E. Paulus: „Aus meinem Leben“; F. Körner: „Welt und Lied“; L. E. Tiefenbach: „Namenlos“; Graf Pocci: „Herbſtblumen“; T. von der Oſten-Sacken-Dondangen, Witold Leo, Friedrich Wilhelm Helle: „Minneleben“; Robert Clemen, H. Nußwurm: „Neueſte Lieder eines Kranken“; E. Rauſcher: „Elegien vom Wörther-See“; E. Demmer: „Liederſtrauß“; C. F. Meyer: „Balladen“; F. A. Vorbrodt: „Gedichte“ und der allzu productive Johannes Faſtenrath: „Die Wunder Sevillas“. „Neue Gedichte“ hat Emil Taubert herausgegeben. Einen epigrammatiſchen Charakter haben die „Bienen“ von Johannes Schrott, und die „Plänkler auf Versfüßen“, von Ernſt Streben eine vorwiegend didaktiſch-ſatiriſche Tendenz. Freie Nachdichtungen des Catull enthalten die „Loſen Ranken“ von W. Storck. Auch ein beträchtlicher Contingent von Damen fehlt nicht, welche, mit bunten lyriſchen Blumenſträußen in der Hand, den Parnaß in die Höhe klettern; mögen ſie nun wie H. Thebaſile, die Dichterin von „Frühlingsblüten“, mit verdecktem Viſir, unter einem pſeudonymiſchen Anagramm kämpfen, das ſich unſchwer als Eliſabeth entziffern läßt, oder mit ihren unverhüllten Namen dem Kreuzfeuer der Kritik trotzen, wie Janke-Karola, Marie Hagenburg-Hiecke, Pauline von Harder, „Suum cuique“; Helene, „Aus Herz und Leben“, und Meta Heußer-Schweizer. Poetiſche Bilder aus der Bibel ſchneidet nach wie vor Luiſe von Ploennies heraus, wie das neuteſtamentliche Gedicht „Maria von Bethanien“, während Gräfin Luiſe von Stolberg-Stolberg „Königslieder“ zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm's IV. dichtet. Einen originellen bergmänniſchen Titel für ſeine Gedichte wählte W. Caſtendyck: „Pocherze, ein Haufwerk kleiner Gedichte“, während uns aus dem Steinreich ins Pflanzenreich Prunus Spinoſa in ſeiner botaniſchen Dichtung: „Herbarium“ führt. Auch der Luſtſpieldichter Roderich Benedix erſcheint unter den Lyrikern mit ſeiner Sammlung: „Die Mutter; Bilder aus dem Leben“, kleine Vignetten häuslichen Lebens. Die Gedichte „Im Eruw“ von B. Placzek athmen einen jüdiſch-ceremoniellen Geiſt.

Von den Dichtungen auf *epiſchem* Gebiet erwähnen wir in erſter Linie den zweiten Band von Hermann Lingg's „Völkerwanderung“, der zwar wie der erſte das markige Darſtellungstalent des Dichters bewährt, aber auch ebenſo den vollkommenen Mangel an künſtleriſcher Compoſition zur Schau trägt. Paul Heyſe's „Syritha“ iſt eine zwar in der Form tadelloſe und anmuthige, aber doch ſüßliche Dichtung, die an die „Amaranth“ von Redwitz erinnert. Talent verräth die farbenreiche Erzählung: „Irad und Zilla“ von F. Büttner, ſowie die romantiſche Humoreske von W. Hoſäus: „Roſalinde oder das Turnei zu St.-Johann“. Ein exotiſches Epos, das an Byron und Böttiger anklingt, veröffentlicht Karl Eduard Fürer in „Hawaii-Nei. Ein Bild aus der Inſelwelt des Stillen Oceans“. Leopold Auguſt Hoppenſack veröffentlicht ein Volkslied aus dem Münſterthal in elf Geſängen: „Thereſe“; H. Riedel idylliſche Dichtungen unter dem Titel: „Blauveilchen aus dem Schulgärtchen“; H. Loſch ein epiſches Gedicht: „Kurfürſt Max I. von Baiern“. Während W. Hahn in „Helgi und Sigrun“ zwölf Lieder germaniſcher Heldenſage nachdichtet, findet das große Nibelungenepos ſtets neue Rhapſoden, die ſeinen dichteriſchen Inhalt in ein modernes Gewand zu kleiden oder gleichzeitig nach den Ueberlieferungen der noch ältern Sage und den Anforderungen des neuen Geſchmacks umzugießen verſuchen. Das bedeutendſte und durch die zahlreichen Vorleſungen des Verfaſſers in den meiſten deutſchen Städten bekannteſte Werk dieſer Art ſind W. Jordan's „Nibelunge“, von denen jetzt die erſten Geſänge in Lieferungen erſchienen ſind. Außerdem erwähnen wir Ferdinand Naumann's „Nibelungenlied“ in Romanzen und W. Wegener's „Siegfried und Kriemhild. Poetiſche Neugeſtaltung der Nibelungenſage.“

Was die ernſtere *dramatiſche Dichtung* betrifft, ſo flüchtet ſie ſich immer mehr in den Buchhandel, je mehr die Bühnenleitungen ſich dem Trauerſpiel gegenüber ſpröde erweiſen. In der That iſt im Laufe des ganzen Jahres kein neues Trauerſpiel zur Aufführung gekommen, und nur einige aus früherer Zeit haben fortgefahren, die Runde über die Bühnen zu machen, da bekanntlich auf der Etappenſtraße der Tragödien die Stationen nicht dicht hintereinanderliegen. Selbſt das preisgekrönte Lindner'ſche Stück: „Brutus und Collatinus“, iſt kaum an ſechs Theatern zur Aufführung gekommen.

Es iſt indeß nicht die Schuld der Dramatiker, ſo ſehr ſie durch die Wahl fernliegender Stoffe ſündigen mögen, wenn ihre Dramen Bücherdramen bleiben. Die Form derſelben iſt in der Regel mehr oder weniger bühnengemäß und verſchmäht alles Excentriſche und Ungeheuerliche, wodurch z. B. die Mehrzahl der Grabbe'ſchen Dramen den Convenienzen des Theaters trotzte. Man darf ſagen, daß die ausſchließliche Berechtigung des Bühnendramas in der Theorie vollkommen anerkannt iſt und daß nicht der gute Wille, ſondern die ſchwache Kraft es verſchuldet, wenn in der Ausführung ſo weit hinter dem anerkannten Ziele zurückgeblieben wird. In erſter Linie aber iſt es die Schuld der Bühnenleiter, welche den jungen Dramatikern nicht einmal Gelegenheit zu dramaturgiſchen Studien bieten, indem ſie auch aufführbare und erfolgreiche Tragödien beiſeitelegen. Das Trauerſpiel iſt von den Hoftheaterintendanzen ſo gut wie geächtet, ſelbſtverſtändlich abgeſehen von den claſſiſchen Trauerſpielen, welche den eigentlichen Grundſtock des Repertoire bilden. Solange aber dies der Fall iſt, kann man die Abneigung

Digitized by Google

des Publikums gegen die Tragödie keineſsfalls als eine unbedingte betrachten, und es iſt Sache der Bühnenleitungen, den neuen Trauerſpielen eine ſichere Stätte zu bereiten, mit Hülfe derjenigen Mittel, die ihnen zur Förderung des Erfolgs zu Gebote ſtehen. Freilich, wenn ein zufällig weniger beſuchtes Haus bei einer dritten oder vierten Vorſtellung genügt, um ein ernſtes Drama ad acta zu legen, da wird nicht die Pflege des dichteriſchen Talents und des guten Geſchmacks in den Vordergrund geſtellt, ſondern die Rückſichten auf die Kaſſe. Wenn dieſe aber auch bei den Hoftheatern eine ſo hervorragende Rolle ſpielen, dann kann man überhaupt nicht die Nothwendigkeit derartiger Inſtitutionen einſehen, die doch durch ihre reichen Zuſchüſſe in den Stand geſetzt ſein ſollen, unabhängig vom Geſchmack des Publikums denſelben zu leiten und zu verbeſſern. Dazu gehört aber Begeiſterung für die Kunſt und tiefe dramaturgiſche Einſicht; das Talent eines tüchtigen Verwaltungsbeamten iſt bei der Leitung großer Kunſtinſtitute ein ſubalternes Talent, ganz wie es nach den Fortſchritten heutiger Politik bei den Chefs der Miniſterien zurücktritt; es genügt vollkommen, wenn die zweiten Kräfte dies Talent beſitzen. Von den Chefs verlangt man die geiſtige Repräſentation, das principielle Bewußtſein, die Beherrſchung des ganzen Terrains; ſo verlange man auch von den Chefs der Hofbühnen die Begeiſterung für den Fortſchritt der Literatur und Kunſt, die aus einer dilettantiſchen Antheilnahme an denſelben nie hervorgehen kann.

Die Novitäten der letzten Bühnenſaiſon gehören dem Gebiet des Schau- und Luſtſpiels an und ſind in ihrer Mehrzahl bisjetzt noch nicht im Buchhandel erſchienen. Da theilen ſich „Aſchenbrödel" von Benedix, der „Statthalter von Bengalen" von Laube, „Spielt nicht mit dem Feuer" von Guſtav zu Putlitz, „Aus der Geſellſchaft" von Bauernfeld, „Der Schulz von Altenbüren" von Moſenthal in die Lorbern der Theaterabende. Inzwiſchen haben einige Dramatiker ihre Werke in Sammlungen herausgegeben — wir nennen darunter Andreas May, der mit ſeiner „Amneſtie" neuerdings auch einen Bühnenerfolg errungen; Alexander Roſt, der ſeine volksthümlich effectvollen Dramen in einzelnen Heften erſcheinen läßt; Melchior Meyr, durch ſeinen „Herzog Albrecht" den Theatern bekannt, und Otto Roquette, den Verfaſſer von „Waldmeiſters Brautfahrt", der ſeine Studien auf dem Gebiete des ernſten Dramas in Schiller'ſchem Stil veröffentlicht hat. Ihre Luſtſpiele gaben Otto Girndt, der namentlich am berliner Hoftheater mit denſelben Erfolge errungen, und Feodor Wehl geſammelt heraus. Die dramatiſchen Schriften Paul Heyſe's ſind in dieſem Jahr um keinen neuen Band vermehrt worden; wol aber hat der Dichter eine Bearbeitung von Gozzi's „Glücklichen Bettlern" erſcheinen laſſen, die auch an den Theatern zu München und Wiesbaden zur Aufführung gekommen iſt. Ein Veteran der deutſchen Dramatik, Karl von Holtei, läßt in ſechs Bändchen ſeine ausgewählten Dramen erſcheinen, unter denen ſich Stücke befinden, die noch immer unter den Auſpicien unſerer erſten Schauſpieler, eines Emil Devrient und Bogumil Dawiſon, über unſere Bühne gehen. Gleichzeitig nimmt die Veröffentlichung einer „Auswahl dramatiſcher Werke" von Auguſt von Kotzebue ihren Fortgang; es ſind bisher ſechs Bände dieſes auf dem Gebiete des Luſtſpiels hochverdienten Autors erſchienen.

Das deutſche Kaiſerdrama ſteht noch immer in Blüte. Nachdem einige neuere Publiciſten wie Aegidi nachgewieſen haben, daß die ganze Bewegung der Neuzeit in Deutſchland gegen dies Kaiſerthum gerichtet iſt, ſcheint der Inſtinct des Volks gerechtfertigt, das ſich von dem anſcheinenden Glanz und der Hoheit dieſer Stoffe nie beſtechen ließ, ſondern immer etwas Fremdartiges und Widerſtrebendes aus demſelben herauswitterte, das nicht blos in dem mittelalterlichen Colorit liegt. Mit Recht ſagt Viſcher in ſeiner „Aeſthetik": „Die edeln Geſtalten der Hohenſtaufen und ihr tragiſcher Untergang ſind allerdings kein national deutſcher Stoff; es iſt erhebend, daß deutſche Männer ſo groß waren, aber ihre Bedeutung iſt allgemein weltgeſchichtlich; für Deutſchland als ſolches dagegen zeigt ſich das traurige Schauſpiel einer Vergeudung von Kräften nach außen." Wir fügen hinzu, daß dieſe Zerſplitterung der Intereſſen und der Wirkſamkeit nach verſchiedenen Seiten hin der dramatiſchen Dichtung die centrale Einheit raubt, ſodaß faſt alle deutſchen Kaiſerhiſtorien ſich in eine epiſche Breite verflüchtigen. Neuerdings hat Albert Lindner ſeinen „Stauf und Welf" im Druck erſcheinen laſſen, ein durch ſeine Plagiate aus Grabbe's „Hohenſtaufen" merkwürdiges Stück. Außerdem hat Albert Dulk eine große Trilogie: „Konrad der Zweite", im Stil der genialen Kraftdramatik gedichtet, A. Teichmann und A. Waldemar einen neuen „Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen".

Von Trauerſpielen aus dem Alterthum erwähnen wir zuerſt die noch immer nicht im Buchhandel erſchienene „Sophonisbe" von Emanuel Geibel, die zunächſt auch nur an einem Theater, in Schwerin, zur Aufführung gekommen iſt. Eine andere „Sophonisbe, ein Trauerſpiel aus dem Alterthum" iſt in Leipzig bei Duncker und Humblot erſchienen; die Zahl der dramatiſchen deutſchen Sophonisben dürfte damit bald ein Dutzend erreicht haben. Oswald Marbach hat einen „Coriolanus" gedichtet, der nach den Grundzügen des Shakſpeare'ſchen Trauerſpiels, doch in modernerm Geiſt gehalten iſt, während der „Herodes" deſſelben Dichters mehr als eine ſtilvolle Platen'ſche Komödie betrachtet werden muß. Ein antikes Trauerſpiel: „Amulius, König der Albaner" befindet ſich auch in dem dramatiſchen Nachlaß von Andreas Ritter von Buzzi; J. L. Klein's „Heliodora" wurde von manchen Seiten als ein dramatiſches Meiſterwerk gerühmt; auch ein „Appius Claudius" von F. ſteht auf der Liſte der neuen Bücherdramen. Adolf Beinicke's „Römer und Dacier", ſind ein ſpeciell rumäniſches Schauſpiel. Das Trauerſpiel der Freundin Goethe's, Frau von Stein: „Dido" hat Dr. Düntzer im Auftrage des Neuen Freien Hochſtiftes herausgegeben. Von andern theils freierfundenen, theils der Neuzeit angehörigen Dramen erwähnen wir: „Johanna Gray", Trauerſpiel von Burghardt, „Dankmar", eine beachtenswerthe Tragödie von Fercher von Steinwand, „Ein Wendenfürſt", Trauerſpiel von Franz Raab, „Das Haus Cenci", preisgekrönte Tragödie von Arthur Freeſe, „Taſſo's Tod", ein dramatiſches Gedicht von E. Leonhard (O. Elsner), „Arnold von Brescia" von J. V. Widmann, „Maria Stuart in Schottland",

Digitized by Google

ein mehrfach, auch von Hans Koeſter bearbeiteter Stoff, von Julius Nordheim, „Peter der Große“ von demſelben Dichter; „Königin Adelheid“, von Moritz Blanckardt, „Der Tannhäuſer“, von G. Mahir; ein „Dramatiſches Jahrbuch für 1867“, von S. von Fürſtenberg. Die bühnenwirkſamen Luſtſpiele von Benedix, Laube, Bauernfeld ſind bisher noch nicht den dramatiſchen Geſammtausgaben dieſer Autoren eingereiht worden. Die Luſtſpielliteratur iſt im ganzen nicht ſehr ins Kraut ſchießend. Außer den obenerwähnten Geſammtausgaben von Girndt und Wehl führen wir noch Bloch's „Dilettantenbühne“ als eine Art von Repertorium an, in welchem neben vielem Alten auch manches neuere Werk ſeine Stätte findet; ferner Auguſt Winterlin: „Die Bürgermeiſterin von Schorndorf“, „Ein heiteres Buch“, Miniaturluſtſpiele von Hugo Roſenthal-Bonen, vier Luſtſpiele von Janke-Karola.

Die Romanproduction hat im Jahre 1867 eine bedenkliche Höhe erreicht. Nach Julian Schmidt zählt der neue deutſche Roman die beſten Köpfe der Nation zu ſeinen Leſern; leider läßt ſich von ſeinen Verfaſſern nicht in gleicher Allgemeinheit daſſelbe behaupten. Die handwerksmäßige Routine, die geiſtige Phyſiognomieloſigkeit nehmen auf dieſem Gebiete noch einen breiten Platz ein. Die übermäßige Pflege des Romans trägt zur Verflachung unſerer Literatur und zur Verbreitung eines unkünſtleriſchen, der ſtrengen Kunſtform ſich entwöhnenden Geiſtes in allen Kreiſen ſehr viel bei; der Rückſchlag auf die dramatiſche Literatur, mindeſtens auf das Theater, das auch von der breiten Alltäglichkeit überflutet wird und den höhern Stil immer mehr vermiſſen läßt, kann nicht ausbleiben.

Der hiſtoriſche Roman wird noch immer von einigen unſerer beſten Autoren gepflegt. Von Laube's „Deutſchem Krieg“, einem der ſtilvollſten Werke auf dieſem Gebiete, erſcheint eine neue Auflage; Gutzkow's „Hohenſchwangau“ iſt bis zum vierten Bande fortgeſchritten und wird allmählich ein eingehenderes Urtheil namentlich in Betreff der vielumfaſſenden Compoſition geſtatten, während einzelne treue und lebensvolle Schilderungen bereits verdiente Anerkennung gefunden haben; Alfred Meißner hat in ſeinem „Babel“ eine friſche Fortſetzung ſeines „Schwarzgelb“ gegeben. Künſtleriſchen Geiſt athmet Karl Frenzel's Roman: „Freier Boden“. In alterthümelndem Stil iſt Adalbert Stifter's jetzt vollendeter Roman „Wiſiko“ gehalten. Ein Roman von Franz Michael Felder: „Sonderlinge, bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder“, erregte Aufſehen, weil der Autor ſelbſt den Kreiſen angehört, aus denen die Dorfgeſchichten ſonſt ihre Helden zu nehmen pflegen.

Von uralten Zeiten bis zur Gegenwart bleibt faſt keine Epoche der Geſchichte von den Romanautoren unausgebeutet. Am weiteſten zurück greift F. von Uechtritz mit ſeiner Erzählung aus der Zeit des jüdiſchen Kriegs im 1. Jahrhundert nach Chriſto: „Eleazar“. Die Zeit des claſſiſchen Alterthums gehört in dieſem Jahr zu den literariſchen Brachfeldern des Romans; der Vorgang des ältern Meißner und Wieland's, die einen „Alcibiades“ und „Agathon“ ſchrieben, findet wenig Nachahmer. Von mittelalterlichen Romanen erwähnen wir: M. Lehmann, „Giſela“, ein Roman aus der Zeit des Concils von Conſtanz, und W. Grothe, „Die Kinder des Papſtes. Zweite Abtheilung.“ L. Philippſon ſchrieb einen Roman: „Jakob Tirado“, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſpielt. In eine etwas frühere Epoche fällt Emil Brachvogel's „Hamlet“, ein phantaſievoller, aber künſtleriſch unreifer Roman, deſſen Held Eſſex iſt. Ferdinand Pflug ſchrieb drei Romane: „Der kleine Abbé von Savoyen“, „Unter den Fittichen des ſchwarzen Adlers“ und „Aus den Tagen des großen Königs“; Gräfin L. von Robiano eine „Anna Boleyn“ und einen „Alexander Mentſchikoff“. Wie gegen Friedrich den Großen in frühern Romanen polemiſirt C. von Bolanden in ſeinem neueſten „Guſtav Adolf“ gegen den Schwedenkönig. Von andern hiſtoriſchen Romanen führen wir an: L. Sacher-Maſoch: „Der letzte König der Magyaren“; Franz Carion, „Der alte Deſſauer“; W. Grothe, „Herzog von Valentinois“; Georg Horn, „Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert“; A. Rogge, „Der Scharfrichter von Berlin“; Luiſe Mühlbach, „Deutſchland in Sturm und Drang“ und „Marie Antoinette und ihr Sohn“; Lucian Herbert, „Nikolaus und Metternich, Roman und Geſchichte“; Graf S. Grabowski, „Polens Todeskampf oder der Letzte vom vierten Regiment“; A. Mützelburg, „Die Intriguanten aus der Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution“; H. Kleinſteuber, „Ein nordiſcher Richelieu“; Friedrich Friedrich, „Die Vorkämpfer der Freiheit“; J. P. Hanſen, „Liebe und Haß, geſchichtlich-romantiſche Erzählung“; Georg Hiltl, „Der Kammerdiener des Kaiſers“.

Dem Krieg von 1866 heftete ſich natürlich die Romanmuſe alsbald an die Ferſen, dem Vorgange Retcliffe's folgend. An Blut und Wunden und grellen Situationen fehlte es ja dieſem Krieg ſowenig als irgendeinem andern. Auf dieſem Boden ſuchen folgende Romane ihre Lorbern: C. Krauſe, „Die Helden der Zündnadel aus dem letzten öſterreichiſch-preußiſchen Kriege“; J. Conrad, „Der Siebentägige Krieg oder die Todſünden des Feindes“; Lucian Herbert, „Zwiſchen Krieg und Frieden oder nach Cuſtozza und Königsgrätz, hiſtoriſch-romantiſches Zeitgemälde aus Oeſterreichs neueſter Aera“; „Nikolsburg und ſeine Folgen. Hiſtoriſcher Roman aus Oeſterreichs neueſter Zeit. Fortſetzung von Cuſtozza und Königsgrätz“; Edmund Hahn, „Hohenzollern und Welfen. Hiſtoriſch-politiſcher Roman aus der Gegenwart“. Auch der unermüdlich thätige A. Schrader veröffentlicht ein Zeitbild aus den Tagen von 1866: „Der Landwehrmann“. J. Retcliffe, ein Name, der ein allgemeines Schild für Lieferungsromane zu ſein ſcheint, ſchreibt einen Roman: „Von Leipzig bis Sadowa.“ Was den Erfolg derartiger Romane betrifft, ſo hat der Roman „Von Cuſtozza bis Königgrätz“ mehr als ſechzehn Auflagen erlebt, ſodaß er in Bezug hierauf mit Freytag's „Soll und Haben“ in die Schranken treten kann. E. von Kalenberg, „Des Adlers Aufflug“, ein ſiebenbändiger Roman, ſchildert ſchon mehr die friedlichen Verwickelungen nach dem Kriege, während Uechtritz „Die Epigonen Friedrich's“ darſtellt. In die Zeit des ungariſchen Kriegs zurück greift Ferdinand Stolle mit dem Roman „Von Wien nach Vilagos“. Die neueſten Verwickelungen im Reiche

Digitized by Google

des Montezuma beutet aus A. Storch in dem Roman: „Mexico oder Republik und Kaiſerreich". Ein Theil dieſer zeithiſtoriſchen Romane benutzt die von Retcliffe in Schwung gebrachte Form der Lieferungen, durch welche raſch dem Leſehunger in weiten Kreiſen genügt und durch regelmäßigen Nachſchub für die Diätetik der Seele ebenſo geſorgt wird, wie durch regelmäßige Mahlzeiten für die Diätetik des Körpers. Auch „Friedrich der Große" wird von Ernſt Pitawall in Lieferungen romantiſirt; ebenſo erſcheinen die „Neuen pariſer Geheimniſſe" von C. Homberg und die „Londoner Geheimniſſe" von Ottfried Mylius.

Die Bannerträger des exotiſchen Romans, Friedrich Gerſtäcker und Balduin Möllhauſen, ruhen keineswegs auf ihren Lorbern, ſondern ſuchen dieſelben durch ſüd- und nordamerikaniſche Schilderungen zu vermehren. Von Gerſtäcker erſchien, im Anſchluß an die „Colonie", der Roman: „Eine Mutter"; außerdem der chileniſche Roman: „Unter den Penchuenchen"; von Möllhauſen: „Der Meerkönig, Erzählung in drei Abtheilungen", und „Nord und Süd, Erzählungen und Schilderungen aus dem weſtlichen Nordamerika". Armand, der genaue Kenner der Zuſtände in Mexico und Texas, ſchließt ſich an mit einem Roman: „Friedrichsburg, die Colonie des deutſchen Fürſtenvereins in Texas", A. S. Hoermann mit einer „Tochter Tehuans oder Texas im vorigen Jahrhundert", während L. Heinrich einen Originalroman aus den Papieren eines Touriſten: „Der Sklavenhändler", herausgibt. Es bleibt auffallend, daß der exotiſche Roman faſt ausſchließlich in Amerika ſpielt, ſeltener in Afrika unter den Löwen der Wüſte, nie aber in Aſien, während dieſer phantaſiereichſte Erdtheil doch am meiſten auch die Phantaſie des Romandichters herauszufordern ſcheint. Außer Retcliffe's Roman „Nena Sahib" iſt uns kein deutſcher Roman bekannt, der einen aſiatiſchen Stoff behandelte. Welchen Farbenreichthum, welche Stoffülle haben uns dafür Baſtian's Reiſen in Hinteraſien erſchloſſen! Freilich, mit praktiſchem Tic reichen unſere Romanſchriftſteller hier nicht aus! Zur Geſtaltung dieſer Stoffe iſt eine philoſophiſche Bildung erforderlich, wie ſie z. B. Karl Gutzkow in ſeinem „Maha Guru" bewährt hat.

Der ſociale Roman wird natürlich mit gleichem Eifer angebaut wie der hiſtoriſche. Hermann Grimm's „Unüberwindliche Mächte", eine akademiſche Studie in Romanform, zeigen Feinheit des Geiſtes und der Empfindung und das Streben nach künſtleriſchem Adel der Form, bei auffallendem Mangel an Erfindung und eigentlicher poetiſcher Geſtaltungskraft. Beides dagegen findet ſich in Max Ring's Senſationsroman: „Ein verlorenes Geſchlecht." Franz Dingelſtedt zeigt ſich geiſtvoll und elegant wie immer in ſeiner „Amazone". Edmund Hoefer's Roman „In der Irre" iſt eine Hofgeſchichte mit revolutionärem Abſchluß, während „Heimatlos" von Guſtav vom See ebenfalls hauptſächlich an kleinern Höfen ſpielt, daneben aber eine Erbſchaftsintrigue und Geiſterſeherei zum Hebel der Handlung macht. Von dieſem Autor erſchienen „Geſammelte Schriften", welche zunächſt die Romane „Die Egoiſten" und „Vor funfzig Jahren" bringen. Der ebenſo beliebte Romanſchriftſteller Philipp Galen hat zwei neue Romane veröffentlicht: „Jane, die Jüdin" und „Das Irrlicht von Argentières"; Ernſt Willkomm: „Geſellen des Satans"; Roderich Benedix, der unermüdliche Luſtſpieldichter, einen Roman: „Die Landſtreicher", A. Steffens, eine Criminalgeſchichte aus der Gegenwart: „Der Bruder des Verurtheilten" und einen Roman: „Auf der Roßtrappe"; J. D. H. Temme einen Schweizerroman: „Die Heimat"; Jean Charles: „Realiſten und Idealiſten"; M. Horn: „Der zerriſſene Dreiklang"; Friedrich Gerſtäcker einen cisatlantiſchen Roman: „Der Erbe"; Wilhelm Wiener: „Die Pfarrerstochter von Worms"; C. Schultes: „Reclame"; D. Egan: „Ein verlaſſenes Weib oder die Rache der Verſtoßenen"; Adolf Schirmer: „Ein weiblicher Hamlet"; Eulalie Marx: „Miniſterfieber und Schwiegerſöhne" und „Nicht nach der Schablone"; Sonnenburg: „Erloſchene Sterne"; Karl Wartenburg: „Gerichtet und Gerettet"; Paul von Keſſel: „Eine heimliche Ehe"; Golo Raimund: „Zweimal vermählt"; Freiherr von Bibra: „Die Schatzgräber"; Kleinſteuber: „Schach dem König"; Karl Haffner: „Nonne und Maitreſſe"; Guſtav Höcker: „Sein und Nichtſein" und „Geld und Frauen"; Paul Wendt: „Chateau Lafitte"; Brunold: „Welt und Gemüth"; von Rumers: „Der Achatring". Auch der liebenswürdige Erzähler Levin Schücking trat mit einem neuen größern Werke auf: „Verſchlungene Wege"; Armand ſchrieb: „Saat und Ernte"; C. Reinhard, ein Lebensbild von der Unterelbe: „Der fünfte Mai"; A. Schrader einen Sittenroman: „Vergeltung"; Landſteiner: „Vater Eiſenhammer". Ein pikantes wiener Sittenbild gab Leo Wolfram in ſeinem „Goldkind", während ein anderer wiener Autor, A. von Stifft, in „Modernes Leiden" jeanpauliſirend auftritt. Von Brenſing's Lebensbild: „Ein Geächteter", iſt die dritte Abtheilung erſchienen; des fruchtbaren Grafen A. von Baudiſſin diesjähriger Roman heißt: „Gattin und Tochter". Originelle Titel haben der Polizeiroman: „Die Mechulle-Leut'"; C. Krauſe: „Die Tochter der Wildniß oder der Seelentödter", und der Roman von F. Koppel: „Zwei Brüder in Jeſu". Einen volksthümlichen Charakter hat Friedrich Ahlfeld's „Das rothe Buch"; humoriſtiſchen Anflug die „Schalkauer Geſchichten" von H. Otto; „Ein gemeuchelter Dichter" und „Die Ehefabrikanten" von A. von Winterfeld; „Eulenſpiegel II." von Schultes; Karl Erdenſohn's „Fritz und Fritzchen"; Adolf Glaſer's „Hänschen Siebenſtern". Als zeitgeſchichtlicher Roman kündet ſich an: „Deutſche Schützen, Turner und Liederbrüder." Ein derartiges Intereſſe hat auch M. A. Gritzner's „Flüchtlingsleben". Die Romantik oder vielmehr den Realismus des Ghetto, deſſen Hauptvertreter, Leopold Kompert, in dieſem Jahre nichts veröffentlicht hat, cultiviren Leo Härzberg-Fränkel in „Polniſche Judengeſchichten und Bilder" und Karl Landſteiner in „Die Roſe von Jericho". In der Theaterwelt ſpielt nur der Opernroman „Die Afrikanerin". Von den Romanſchriftſtellerinnen haben, außer der obenerwähnten Gräfin Robiano und Luiſe Mühlbach, noch folgende den Leihbibliotheken Stoff geliefert: Katharina Dietz: „Editha", Luiſe Erneſti, „Ein unerfülltes Wort" und „Zwei Fürſtinnen"; Luiſe Otto, „Die Idealiſten"; Amely Bölte, „Weiter und Weiter" und „Die Welfenbraut"; Eliſabeth von Grotthuß, „Anna Roſenberg"; Eliſe Polko,

Digitized by Google

„Herzensgeheimniſſe"; Emilie Heinrichs, „Eine Räuberfamilie" und „Bettler und Millionär"; Julie Burow, auch an das Jahr 1866 anknüpfend, „Die Preußen in Prag", und die talentvolle Novelliſtin der Gartenlaube, E. Marlitt, „Goldelſe".

Nicht minder in Blüte wie die Romanproduction ſteht die Novelliſtik, deren Sammlungen ſich meiſtens aus den Journalen und Feuilletons rekrutiren. In erſter Linie ſtehen hier des fruchtbaren, feinfühlig graziöſen Paul Heyſe „Novellen und Terzinen". Nicht minder fruchtbar iſt Eliſe Polko, welche eine achte und neunte Folge neuer Novellen erſcheinen läßt. Unter dem Pſeudonym Arthur Stahl verbirgt ſich jedenfalls eine begabte Dame von originellem Darſtellungstalent, wie ihre „Novellen und Skizzen" beweiſen. E. Freiherr von Bibra veröffentlicht drei Bände: „Erlebtes und Geträumtes"; E. Vacano, den man den Theaterphantaſten nennen könnte, eine deutſche Geſchichte: „Die Virtuoſen"; Gräfin von Robiano: „Lebende Bilder". Auch von Levin Schücking iſt eine Novelle: „Künſtlerleidenſchaft", von Edmund Hoefer und von F. W. Hackländer ſind „Neue Geſchichten", von Lucian Herbert „Badegeſchichten", von Claire von Glümer Geſchichten und Bilder: „Aus der Bretagne", von dem Culturhiſtoriker H. Riehl „Neue Novellen" erſchienen. A. Müldner und Otto Girndt, „Novellen", Theodor Storm, „Von jenſeit des Meeres"; C. Schultes, „Süd und Nord"; Feodor Wehl, „In Mußeſtunden" und „Plauſchgeſchichtchen"; Melchior Meyr, „Erzählungen und Liebesgeſchichten"; Moritz Horn, „Schatten und Licht"; Otto Roquette, „Lug' ins Land"; Götzenberger, „In freien Stunden"; Claire von Glümer, „Novellen"; Friedrich Spielhagen, „Unter Tannen" vervollſtändigen das Contingent der Novelliſtik. O. Schupp's „Hurdy-Gurdy, Bilder aus einem Landgängerdorfe", Schuriem's „Geſammelte Erzählungen und Novellen", L. Schücking's „Eine Künſtlerleidenſchaft" und „Der Tag in Königgrätz", J. Berthold's „Galgenvögel oder die Söhne des Waldes", Briegleb's „Gebrochene Fürſtenherzen", Agnes Kayſer-Langerhanß' „Waldroſe" zeigen die mannichfachen Richtungen, welche die neue Novelliſtik einſchlägt.

Auch die Weltliteratur mit ihren Ueberſetzungen und Aneignungen ſteht nach wie vor in Blüte, wobei wir die zahlreichen Einbürgerungen ausländiſcher Romane als eine Vermehrung des in die Leihbibliothekenkrippe geſchütteten Unterhaltungsfutters nicht einmal mitrechnen wollen. Die Ueberſetzungen aus dem Alterthum traten in dieſem Jahre in den Hintergrund. Wir erwähnen nur Catull's „Gedichte", überſetzt und erläutert von Rudolf Weſtphal, und den zweiten Band von Adolf Wilbrandt's „Ausgewählten Dramen des Sophokles und Euripides", mit Rückſicht auf die Bühne übertragen. Dagegen hat ſich der volle Eifer der begabten Ueberſetzer den dramatiſchen Werken Shakſpeare's zugewendet. Von der von Friedrich Bodenſtedt geleiteten Ueberſetzung, an welcher ſich Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. nach einer Textreviſion von Delius betheiligen, ſind bisjetzt ſieben Bändchen erſchienen. Ein anderes Unternehmen: „Shakſpeare's dramatiſche Werke und Sonette in neuen Originalüberſetzungen" iſt aus der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker" hervorgegangen; wir begegnen hier den Namen Franz Dingelſtedt, Wilhelm Jordan, Karl Simrock, Ludwig Seeger. Ein drittes Unternehmen geht von der Shakſpeare-Geſellſchaft und zugleich von einem andern Princip aus, indem es für die von Auguſt Wilhelm von Schlegel überſetzten Dramen nur eine Textreviſion anſtrebt. Die deutſche Bühnenausgabe der Shakſpeare-Hiſtorien von Franz Dingelſtedt ſchließt ſich im weſentlichen an den Schlegel'ſchen Text an, abgeſehen von den bedeutenden Neudichtungen, die ſie enthält. Shakſpeare's „Sonette" ſind neu von Gelbcke, ſeine „Sämmtlichen Gedichte" von Karl Simrock überſetzt. In der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker" finden ſich außerdem im Laufe des Jahres 1867 übertragen: Cervantes' „Don Quixote" von Zoller; Manzoni's „Verlobte" von Schröder; Byron's „Don Juan" von Schäffer. Der von Heinrich Rückert herausgegebene Nachlaß Friedrich Rückert's enthält Ueberſetzungen von 21 Idyllen des Theokrit, von Ariſtophanes' „Vögeln", und der „Sakuntala" des Kalidaſa. Aus dem Schwediſchen wurden von F. L. Bömers die „Gedichte" König Karl's XV. von Schweden und Norwegen und J. L. Runeberg's „Nadeſchda" von Selma Mohnike überſetzt. Das Epos von Prescou: „Die Taufe an der Savika", erſcheint deutſch von H. Penn, während Graf Pongracz „Gedichte aus Ungarn" veröffentlicht.

Was Geſammtausgaben neuer deutſcher Dichter betrifft, ſo iſt die Volksausgabe von „Heinrich Heine's Werken" mit Fortlaſſung der Briefe der Vollendung nahe; von Friedrich Hebbel's „Geſammelten Werken" enthalten die drei neueſten Bände die kritiſchen Schriften dieſes Autors, während von einer Ausgabe von Friedrich Rückert's Werken die erſten Lieferungen vorliegen. Von Friedrich Bodenſtedt's „Geſammelten Schriften" iſt, nach langer Pauſe, der neunte Band erſchienen. Im ganzen leidet die neuere Literatur bei der Jahreswende von 1867 und 1868 unter der claſſiſchen Sündflut, welche durch die geöffneten Schleußen des Buchhandels über ſie hereinbricht.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Ein Beitrag zur Unſterblichkeitsfrage.

Das Jenſeits. Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch zur Löſung der Unſterblichkeitsfrage von Karl Witmarshof. Vier Abtheilungen. Leipzig, Ametang. 1863—66. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der gelehrte Verfaſſer des vorſtehenden Werks hat den Forſchungen über die Unſterblichkeit der Seele eine lange Reihe von Jahren und die beſten Kräfte ſeines ſcharf eindringenden Geiſtes gewidmet. Die Früchte erſchöpfender Studien, reicher Erfahrungen und tiefen Nachdenkens bietet er allen an, die gleich ihm nach Aufklärung ihrer Begriffe ernſtlich trachten.

Wie Alexander von Humboldt das weite Gebiet der

Digitized by Google

Naturwiſſenſchaften durchdrang und auf dieſem Felde die Garben ſammelte, welche der Fleiß aller Generationen geerntet hatte; wie dieſer vielumfaſſende Geiſt das Unkraut von dem nahrhaften Halm, die Spreu von dem Weizen ſonderte und die Reſultate, zu denen die Wiſſenſchaft ſeither gelangt iſt, zuſammengefaßt dargeſtellt hat, ebenſo hat der Verfaſſer des „Jenſeits“ die Gedanken, welche Philoſophie und Theologie bei allen Völkern und unter allen Himmelsſtrichen ſeit den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart zur Löſung der Fragen über den Urſprung der Dinge, das göttliche Weſen, die Natur des menſchlichen Geiſtes, ſeine Aufgaben und Beſtimmung zu Tage gefördert haben, unabläſſig verfolgt und den Kern ihres Wiſſens in kurzen, präciſen Sätzen vorgetragen. Auch er weiſt nach, was ſich darin als wahr herausſtellt, was als Irrthum zu meiden iſt, und führt dann ſeine eigenen begründeten Urtheile an.

Einige ſtrenggläubige Geiſtliche haben mancherlei an dem „Jenſeits“ getadelt, ſich aber, unſerer Meinung nach, nicht auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung verſetzt. Denjenigen, welche am Kirchenglauben feſthalten, genügt die Belehrung, welche ſie von der Kanzel herab empfangen, und ſie hat der Verfaſſer nicht im Auge gehabt. Allein in unſern Tagen iſt die Zahl derjenigen ſehr groß, welche ſich entweder der Kirche entfremdet haben, oder doch, wenn ſie an dem Glauben ihrer Jugend noch feſthalten, eine Beſtätigung der Gottes- und Unſterblichkeitslehre durch Vernunftgründe fordern. Allen dieſen iſt das Buch gewidmet, und wenn ſie darin finden, wonach ihre Seele dürſtet, ſo iſt die Abſicht des Verfaſſers erreicht.

Werfen wir nun einen nähern Blick auf das Buch, welches aus vier Abtheilungen beſteht, deren erſte den ontologiſchen, die zweite den kosmologiſchen, die dritte den theologiſchen Beweis für die Fortdauer der Seelen und das Daſein Gottes zu führen unternimmt, während die vierte einer Unterſuchung über Ort und Beſchaffenheit des künftigen Lebens gewidmet iſt.

Der Standpunkt des Verfaſſers iſt der philoſophiſch-naturwiſſenſchaftliche. Von dieſem aus will er die Unſterblichkeitsfrage zu löſen ſuchen. Er will dem Gebiete der chriſtlichen Dogmatik fern bleiben und die Meinung der Theologen nur inſoweit berühren, als dieſe ſich auf den philoſophiſchen Standpunkt ſtellen. Die Tendenz des Buchs iſt keineswegs eine dem Chriſtenthum oder der Religion überhaupt feindliche. Der Verfaſſer hofft vielmehr zu Reſultaten gelangt zu ſein, welche im weſentlichen mit der allgemeinen chriſtlichen Weltanſchauung übereinſtimmen.

Die Form anlangend, iſt das Buch mit einer Präciſion geſchrieben, wie man ſie ſelten in neuern philoſophiſchen Schriften findet, und enthält daher einen Reichthum an Gedanken wie an Material, welchen man bei dem mäßigen Umfange der Schrift nicht erwartet.

Der Stil befleißigt ſich der Kürze des Ausdrucks und einer genetiſchen Entwickelung der Begriffe, nimmt jedoch zuweilen einen lebhaften, faſt rhetoriſchen Aufſchwung und ruht auf einer einfachen, leicht überſichtlichen Eintheilung des Inhalts. Der Verfaſſer vermeidet die beſonders in neuerer Zeit üblich gewordene, dem Laien unverſtändliche und für die Philoſophen vieldeutige Terminologie und gibt da, wo deutſche Worte in beſonderer Bedeutung oder Fremdwörter gebraucht werden, eine Erklärung, in welchem Sinne er ſie anwendet. Das Buch iſt daher für jeden verſtändlich, der die Mühe des Nachdenkens nicht ſcheut.

In der Philoſophie kann keine Behauptung ohne Grund aufgeſtellt werden. Dieſer Satz, des zureichenden Grundes iſt von neuern Philoſophen, nicht blos von Dilettanten, ſondern auch von Fachmännern, oft vernachläſſigt worden. Der Verfaſſer unterſcheidet philoſophiſches Wiſſen, wo die deutlich und widerſpruchslos erkannte, logiſch durchdachte und zergliederte Selbſtwahrnehmung Baſis und Quelle philoſophiſcher Wahrheit iſt, und philoſophiſchen Glauben, welcher oft nicht minder überzeugend als jenes iſt und auf Vergleichung und Erfahrung beruht. Nur von dieſem Glauben kann bei der Unſterblichkeitsfrage die Rede ſein, ohne daß er deshalb zu einer bloßen Vermuthung oder einem Problem abgeſchwächt wird.

Jedem denkenden Menſchen drängen ſich zwei wichtige Fragen auf: die, ob die Seele nach dem Tode fortdauere und fortlebe? und die, wie das Fortleben beſchaffen ſei? Die erſte Frage iſt nach der Anſicht des Verfaſſers unabweisbar, weil unſere Weltvorſtellung und unſer Handlungsprincip davon abhängt. Ohne Nachdenken über die zweite Frage kann aber die erſte nicht vollſtändig gelöſt werden. Hiernach theilt der Verfaſſer ſein Buch in zwei Theile, und der erſte, die Gründe des Fortlebens enthaltende, zerfällt, wie bereits geſagt, in drei Abtheilungen, welche den ontologiſchen, kosmologiſchen und theologiſchen Beweis zu Gegenſtänden haben.

Der Inhalt der erſten Abtheilung iſt §. 58 zuſammengefaßt, und man braucht das Ergebniß nur unter die Kapitel zu vertheilen, um eine Ueberſicht zu gewinnen. Die Hauptreſultate, zu denen der Verfaſſer gelangt, ſind folgende:

Die Seele iſt ein für ſich ſeiendes, ſich ihres Seins, ihrer Eigenſchaften und Zuſtände bewußtes, ſelbſtthätiges Weſen. Sie kann weder Theil eines andern ſein, wie der Pantheismus behauptet, noch Wirkung eines andern Weſens, wie die Schöpfungslehre annimmt, da ſie Urſache ihrer Zuſtände iſt, noch weniger eines Unbewußten, wie der Materialismus will, und es bleibt mithin keine andere Annahme übrig, als daß ſie unentſtanden und unvergänglich ſei. Die Seele iſt ein ausgedehntes, aber wegen der Bewußtſeinseinheit untheilbares Weſen. Die Materie kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß ſie die räumliche Wirkſamkeit, mithin der ſelbſtthätige Empfindungszuſtand mächtigerer Seelen oder einer allgemeinen ſeeliſchen Weltmacht ſei. Menſchen- und Thierſeelen ſind ſich in den weſentlichen Eigenſchaften gleich und nur durch die Entwickelungsgrade verſchieden. Die Thierſeelen ſind daher ebenfalls unvergänglich und haben gleiche Anſprüche auf Fortleben nach dem Tode. Die Theorie der ſich fortentwickelnden Umwandlung bezieht ſich nicht nur auf die Organismen, ſondern auch auf die Seelen, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß die Menſchenſeele, die Thierſtufen durchlaufen

Digitized by Google

hat. Es liegt im Begriff, daß die Entwickelung einen Anfang haben muß. In jeder Seele muß daher die Lebensthätigkeit zu irgendeinem Zeitpunkte beginnen, welchem wahrſcheinlich ein durch die Weltmacht gehemmter Zuſtand vorangeht. Die Seele iſt weder mit dem Organismus, noch beſonders mit dem Nervenſyſtem unmittelbar, ſondern mit einem Theile der Weltwirkſamkeit verbunden, welchen man Seelenorgan nennen kann, ohne daß damit der Begriff eines organiſchen Gebildes verbunden werden darf. Die Atome ſind nur die wechſelnden, für uns wahrnehmbaren Wirkungsſtellen der Weltmacht und ganz daſſelbe, was für die Seele die einfachen Empfindungen ihres Wirkungskreiſes (ihrer Materie, d. h. räumlichen Thätigkeit) ſind.

Die zweite Abtheilung enthält den aus der Weltordnung hergeleiteten (kosmologiſchen) Beweis des Fortlebens der Seele und zerfällt in zwei Abſchnitte, von welchen der erſte ſich mit einer Schilderung der Welt beſchäftigt und folgendes Ergebniß liefert.

Im engern Sinne iſt die Welt der Inbegriff der materiellen (ſinnlich wahrnehmbaren) Dinge im Gegenſatz der Seelen. Sie zeigt ſich als ein zuſammenhängendes Ganzes, als durchgängig geordnet und planmäßig, und wird als ſolches die Natur genannt. Das, was uns zuweilen als Störung oder Unordnung erſcheint, iſt nur ein Uebergang von einer Ordnung in die andere (wie beim Zerfall des Organismus), oder eine Maſſe, deren Ordnung wir nicht zu überſehen im Stande ſind.

Da die Seelen mit einer geordneten Gruppe, dem Organismus, verbunden ſind, ſo folgt, daß ſie beim Zerfall der letztern in eine andere Gruppe oder eine allgemeinere Ordnung übergehen. Die Welt iſt unermeßlich und größer, als wir wahrnehmen, weil unſere Sinneswerkzeuge beſchränkt ſind; aber ob ſie unendlich ſei, iſt eine unlösbare Frage. Wenn ſie unendlich wäre, ſo würde kein das Ganze umfaſſender Plan, ſondern nur eine unendliche Reihe nebeneinander beſtehender oder ineinander verflochtener Plane möglich ſein. Wir müſſen uns daher bei der Wahrnehmung beruhigen, daß eine Ordnungsgruppe immer in einer größern eingeſchloſſen iſt und ein allgemeiner Zuſammenhang in dem von uns wahrnehmbaren Gebiete beſteht. Soweit der Naturplan erforſchbar iſt, zeigt ſich uns kein Mangel oder Fehler in der ſpeciellen Durchführung der Grundregeln. Die Natur zeigt ſich alſo als ein vollkommenes Werk. Auch läßt ſich bei der unberechenbaren Mannichfaltigkeit der Formen nicht zweifeln, daß die Natur im Bildungsvermögen allmächtig iſt. Sie ſtimmt mit den Zwecken überein, welche die Seelen ſelbſt verfolgen, und es beſteht eine Harmonie zwiſchen dem organiſchen und unorganiſchen Gebiete. Doch iſt letzteres viel zu groß, als daß es für ſich bedeutungslos ſein könnte.

Die Geologie (Erdbildungslehre) kann die Erdgeſchichte bis zur Sphäroidbildung in allgemeinen Umriſſen zurückverfolgen, und auch über die allmähliche Bildung des Sonnenſyſtems werden einige wahrſcheinliche Vermuthungen aufgeſtellt. Dies reicht jedoch nicht aus, um eine ſpecielle Theorie zu entwerfen, und noch weniger, um den allgemeinen Weltbildungsproceß zu erforſchen (Kosmogonie). Es bleibt daher ein unlösbares Problem, ob die Weltbildung ein ewiger Veränderungsproceß ſei, oder von irgendeinem Zeitpunkte an begonnen habe. Der letztern Annahme iſt die Beobachtung günſtig, daß die Organismen der Erde ſich aus einfachern Formen zu mannichfachern und leiſtungsfähigern gebildet haben. Die Differenz zwiſchen moſaiſcher Schöpfungsgeſchichte und Naturwiſſenſchaft erledigt ſich, wenn man der Anſicht derjenigen Theologen beitritt, welche in der Bibel nicht die Beſtimmung ſuchen, ein Lehrbuch der Kosmogonie zu ſein.

Hierauf wird im zweiten Abſchnitte gezeigt, daß in der Natur, ſoweit wir ſie kennen, ein planmäßiger Zuſammenhang und Entwickelungsproceß beſteht, welcher das Fortleben der Menſchen- und Thierſeelen in ſich ſchließt. Dies iſt der kosmologiſche Beweis, welcher nach den mannichfachen Beziehungen in den Erfahrungs-, kosmiſchen, aſtronomiſchen, Seelenähnlichkeits-, Glückſeligkeits-, Erziehungs-, Fortbildungs-, moraliſchen, Vergeltungs- und Ausgleichungsbeweis zerfällt.

Die Seelen ſind in das Weltall dergeſtalt eingeflochten, daß ſie nicht daraus entfernt werden können, weil die Durchführung des Weltplans durch ihre Mitwirkung bedingt iſt. Das Vorhandenſein unzähliger Weltkörper ſetzt verſchiedenartige Bewohner voraus, die nicht immer auf demſelben Weltkörper gebildet worden ſein können, ſondern einer Vorbildung auf andern bedürfen. Das Weltübel würde eine ſinnloſe Plage ſein, wenn es nicht theils durch die Nothwendigkeit freier Fortbildung in einem andern Leben, theils als Erziehungsmittel, theils durch die Ausſicht auf ausgleichenden Wechſel gerechtfertigt würde. Das Glück der Weſen, auf deſſen Verwirklichung die Natureinrichtung berechnet iſt, würde nicht möglich ſein, wenn die Ausſicht des Untergangs den Lebensgenuß um ſo mehr verbitterte, je höher die Ausbildungsſtufe iſt.

Die Nothwendigkeit, daß die auf Erden beginnende, aber höchſt fragmentariſch bleibende Ausbildung in einem andern Leben fortgeſetzt werde, iſt ſchon für ſich als Beweisgrund ausreichend, weil man ſonſt die Welteinrichtung für ein zweckloſes, widerſinniges Spiel halten müßte. Wenn nun auch die Weltordnung nicht von einem ſeeliſchen Urheber abhinge, ſo kann doch nicht angenommen werden, daß ſie allein in Bezug auf die Seelen mit ſich in Widerſpruch, in jeder andern Beziehung hingegen und im ganzen eine planmäßig übereinſtimmende Einrichtung ſei.

Die dritte Abtheilung enthält den aus dem Gottesdaſein hergeleiteten (theologiſchen) Beweis des Fortlebens und zerfällt in vier Abſchnitte, in deren erſtem die religiöſen und philoſophiſchen Anſichten über das, was man Gott nennt, im zweiten der Gottesbeweis, im dritten der Gottesbegriff und im vierten deſſen Einfluß auf das künftige Schickſal der Seelen beſprochen werden.

Der erſte Abſchnitt enthält eine kurze Geſchichte des Gottesbegriffs. Dieſer folgt aus der Weltvorſtellung, die man ſich bildet. Der Gedankengang, zu welchem nach dem Verfaſſer die Kritik der religiöſen und philoſophiſchen Meinungen führt, iſt folgender:

Man kann ſich die Welt als eins und daſſelbe (als ein einziges Ganzes) vorſtellen. Dies iſt das pankosmiſche Syſtem. Der darinliegende Gedanke iſt aber unmöglich,

Digitized by Google

weil wir uns nicht als Theil eines andern denken können. (?) Somit fallen auch die Syſteme, welche Zeno, Spinoza, Schelling und Hegel aufgeſtellt haben. (?) Die zweite Vorſtellung iſt die, daß die Welt aus Seelen oder Geiſtern und Materie beſtehe, unter welcher letztern man ein bewußtloſes, den Raum füllendes oder wenigſtens im beſtimmten Raume wirkendes Ding verſteht. Dieſer Dualismus iſt eine Spaltung der Welt in zwei für ſich beſtehende, völlig unvereinbare Subſtanzen, die ſich gegenſeitig ausſchließen und von welchen die eine (die Materie) dem Weſen nach unvertilgbar bleibt. Die dritte Vorſtellung iſt die, daß es blos Seelen gebe und das, was man Materie nennt, ihre räumliche Erſcheinung ſei. Dies iſt die Anſicht, welche der Verfaſſer vertritt. Er betrachtet aber die Seelen nicht als einfache Weſen (Monaden), wie Leibniz, und ſucht den bei Herbart fehlenden Weltzuſammenhang dadurch zu erklären, daß die niedern Seelen in höhern eingeſchloſſen ſind.

Der zweite Abſchnitt begreift den Gottesbeweis. Er wird geführt aus der unmittelbaren Wahrnehmung des Beſchränktſeins und aus der Vergleichung (Analogie), welche uns lehrt, daß das Beſchränkende nichts weiter ſein kann als eine uns dem Weſen nach ganz gleiche, aber mächtigere Seele (Weltſeele). Die räumliche, ortswechſelnde Beſchränkung iſt eine gegenſeitige, welche uns und der Weltmacht als Gegenſatz erſcheint und von unſerer Seite Materie genannt wird.

Im dritten Abſchnitt wird der Gottesbegriff aufgeſtellt, wie er aus dem Gottesbeweiſe des zweiten Abſchnitts reſultirt. Die Erkenntniß gelangt nicht weiter als bis zur Annahme einer Weltſeele, welche in einem beſtimmten Umfange, zu dem die wahrnehmbare Welt gehört, wirkſam iſt; denn wir wiſſen nicht, ob die Welt unendlich iſt, und eine unendliche Weltſeele würde unbegreiflich ſein. Die ewige Wirkſamkeit iſt eine zu bevorzugende Annahme (Präſumtion). Eine Schöpfung von Stoff und Seelen kann es überhaupt nicht geben, wie die erſte Abtheilung lehrte, wol aber muß jede ſich ſtufenweiſe entwickelnde und bildende Lebenswirkſamkeit von irgendeinem Zeitpunkte beginnen. Wir können über unſer Verhältniß zur Welt zu einem befriedigenden Glauben, aber vom irdiſchen Standpunkte aus zu keiner beſtimmten Kenntniß der Seelenwelt gelangen. Im allgemeinen iſt unabweisbar anzunehmen, daß es eine über die Menſchenſcala weit hinausgehende Stufenreihe von Seelen (Geiſtern) gibt und die Zeit das Maß der Fortbildung iſt. Problematiſch iſt, ob jede Seele im Wirkungskreiſe bis ins Unendliche fortwachſe, oder ob es Seelenklaſſen von urſprünglich begrenzter Fähigkeit gebe.

Der vierte Abſchnitt beſpricht den Einfluß des Gottesdaſeins auf die Unſterblichkeitsfrage und enthält alſo den eigentlichen theologiſchen Beweis, welchen die drei erſten Abſchnitte vorbereitet haben.

Faßt man das Ganze zuſammen, ſo ſind es folgende Sätze, durch welche die vorliegende Schrift charakteriſirt und von andern Schriften ähnlichen Inhalts unterſchieden wird. Die Seelen ſind unentſtanden und unvergänglich. Ihre Lebenswirkſamkeit beginnt aber von einem beſtimmten Zeitpunkte an, und der Zeitverlauf beſtimmt das Maß der Fortbildung. Menſchen- und Thierſeelen ſind ſich in der urſprünglichen Anlage gleich. Ueber der Menſchenſphäre gibt es unzählige Seelen von mannichfaltiger Bildung und Wirkſamkeit; doch iſt es problematiſch, ob ſie in Klaſſen von verſchiedenem Wirkungsvermögen zerfallen. Die empfundene Wirkungsſphäre jeder Seele iſt das, was man Materie nennt. Präſumtiv ſind ſtufenweiſe minder entwickelte Seelen in die Wirkungsſphäre einer höhern Seele eingeſchloſſen. Dieſe höhere Seele erkennen wir in dem uns bekannten Weltumfange und nennen ſie Gott. Ein unendlicher Gott iſt nicht denkbar. Problematiſch iſt, ob die Welt unendlich ſei und einen Anfang gehabt habe. Durch das Daſein Gottes als Weltſeele, welche gleichartig mit uns denkt und fühlt, ein gleiches Ziel verfolgt, ſich auf gleiche Weiſe entwickelt und ohne ununterbrochene Liebe nicht glücklich ſein kann, iſt unſer Fortleben auf einem andern Weltſchauplatze vollſtändig verbürgt. Die Weltgerechtigkeit vollzieht ſich von ſelbſt durch Verhältnißwechſel, ſowol in Bezug auf Schickſal als auf moraliſche und intellectuelle Bildung.

Iſt uns aber auch über die Unſterblichkeit ein beſeligendes Licht aufgegangen, ſo führt uns die Ungewißheit über Ort und Beſchaffenheit wieder in nächtliches Dunkel zurück. Doch wer mit Verſtand ſucht, wird auch hier Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten entdecken, welche darüber beruhigen, daß über dieſes unbekannte Land genaue Auskunft nicht zu erlangen iſt. Der Erörterung dieſer Fragen iſt die vierte und letzte Abtheilung des gedankenreichen Buchs gewidmet.

Der Verfaſſer geht auch hierbei von der Anführung allgemeiner Standpunkte aus, erinnert an die dichteriſche, die altägyptiſche, die altperſiſche, die ptolemäiſche, die kopernikaniſche, die dualiſtiſche, die pſychiſche Weltvorſtellung, und beantwortet in geiſtreicher Weiſe die Frage: „Warum iſt das Jenſeits verhüllt?“ Mit der Unterſuchung, welche Auskunft die Bibel über den künftigen Zuſtand gibt, und einer Klaſſifikation der Meinungen ſchließt das erſte Kapitel dieſer Abtheilung oder das zweiundvierzigſte des ganzen Werks.

Den Ort des künftigen Fortlebens hat man unter oder auf der Erdoberfläche, oder im Erdbereiche, oder in einem unbeſtimmbaren Raume, oder in einem außerweltlichen Gebiete, oder auf einem andern Weltkörper geſucht. Die verſchiedenen Vorſtellungen des unterirdiſchen Fortlebens werden im dreiundvierzigſten Kapitel be- und verurtheilt.

Allein auch auf der Erde wollten viele die Seele fortleben laſſen, und weit verbreitet war die Lehre der Seelenwanderung, welche mannichfaltige Einkleidungen erhalten hat. Der Verfaſſer beſpricht im vierundvierzigſten Kapitel die allgemeine, die thieriſche, die rückgängige, die menſchliche, endlich die fortſchreitende Metempſychoſe und gelangt zu dem Ergebniß: „daß das Fortleben der zu deutlichem Bewußtſein gelangten Menſchenſeele anderwärts als im zweckloſen Cirkeltreiben einer irdiſchen Metempſychoſe zu ſuchen ſei“.

Man hat auch an das Fortleben auf einer veränderten und veredelten Erde gedacht. Die Perſer erwarteten nach einer Periode der Geiſterkämpfe einen dreitauſend Jahre dauernden Zuſtand des Glücks als Lohn der Leiden,

Digitized by Google

und ähnlich wird in der Offenbarung des Johannes ein tauſendjähriges Reich verkündet. Die Zerſtörung des jetzigen Zuſtandes der Erde erwarten einige von dem Erkalten derſelben, andere von ihrer Verſchmelzung mit der Sonne, dann durch äußern Anſtoß und Zerſtückung, endlich durch Abflachung. Die Prüfung und Beurtheilung dieſer verſchiedenen Anſichten ſchließt das fünfundvierzigſte Kapitel mit dem Satze: „Wenn die Menſchenſeele eines neuen Organismus bedarf, ſo wird der Ort ihres neuen Lebens vielmehr auf einem andern Weltkörper zu ſuchen ſein, welcher ſich gerade in dem für dieſen Zweck geeigneten Entwickelungsſtadium befindet.“

Mit dem Fortleben der Seele vermittels eines leiſtungsfähigern, oder dauerhaftern, oder eines unter größerm Einfluß der Seele ſelbſt gebildeten Körpers beſchäftigt ſich das ſechsundvierzigſte Kapitel, während die beiden folgenden die Vorſtellungen von dem Fortleben im unorganiſchen Gebiete, den Traumbildern, der ſogenannten Verklärung und der Wiedervereinigung der Seele mit Gott beſprechen und irrige Vorſtellungen darüber berichtigen.

Wie ſich ältere und neuere Philoſophen: Plato, Malebranche, Mendelsſohn, Kant, Schleiden, Fechner das immaterielle Fortleben der Seele dachten, die Vorſtellungen über das immaterielle iſolirte Fortleben, dann in Verbindung mit der pſychoidiſchen Potenz, das Fortleben im Seelenverkehr und im Verkehr mit höherſtehenden Seelen entwickelt das neunundvierzigſte Kapitel. Was in allen dieſen Vorſtellungen unbefriedigend iſt und was erwartet werden darf, wird als Ergebniß der Prüfung hervorgehoben.

Ueber einen außerordentlichen Ort (funfzigſtes Kapitel) liefert das Alte Teſtament wechſelnde und widerſprechende Anſichten; auch ſteht es nicht beſſer um die Locirung von Himmel und Hölle der Chriſten und den behaupteten Zwiſchenzuſtand. Alle dieſe Vorausſetzungen ſind ſo locker conſtruirt, daß jeder Windhauch des Zweifels ſie umbläſt.

Dem Verfaſſer erſcheint (einundfunfzigſtes Kapitel) als der richtige und allein praktiſche Weg des Fortlebens der Seelen die aſtrale Seelenwanderung, der er mithin beſondere Aufmerkſamkeit zuwendet, den Begriff derſelben entwickelt, die Geſchichte dieſer Lehre im Mittelalter und der neuen Zeit berührt, und die Ausſprüche des Holländers Huyghens, der Franzoſen Fontenelle und Laplace, unſerer Landsleute Klopſtock und Kant, ſowie anderer Denker, und die dagegen vorgebrachten Einwürfe des Materialismus anführt.

Die Unterſuchung über Grund und Zweck der Seelenwanderung, über die mögliche Fortbildung der Seele, die dazu erforderlichen Bedingungen, die Anſprüche darauf, die Verſchiedenartigkeit der Wünſche für das künftige Daſein bilden die Gegenſtände des zweiundfunfzigſten Kapitels.

Beſonders anziehend und belehrend ſind die letzten ſechs, recht eingehend bearbeiteten Kapitel, worin wir an der Hand des gelehrten Verfaſſers eine Reiſe durch den unendlichen Himmelsraum unternehmen, um Vorſtudien über unſern künftigen Aufenthaltsort zu machen. Mit Vorliebe verweilt unſer Führer auf der Venus, dieſem ſchönen Geſtirn, deſſen Bewohner wegen der dort herrſchenden höhern Temperatur freilich anders als wir organiſirt ſein müſſen.

Wie die Menſchenſeele dort zu einem neuen Körper gelangt? was von dieſem beſſern Leben zu erwarten ſei? welche individuelle Lage uns bevorſteht? was von dem Wiederfinden zu hoffen ſei? wie lange die zweite Lebensdauer ſein dürfte und welche Weiterwanderung uns bevorſteht? das ſind Gedanken und Ahnungen, die geweckt und gekräftigt werden, worauf der Gang durch das Planetenſyſtem, die Kometen, den unermeßlichen Fixſternhimmel und die Lichtnebel fortgeſetzt wird. Eine Schlußbetrachtung über die aſtrale Seelenwanderung beendet das gedankenreiche Werk.

Eine Novelle in Terzinen.

Das Versmaß, das Dante's „Divina commedia“ für die höchſten Aufgaben epiſcher Dichtung geweiht, deſſen Verſchlingungen er zu einer Himmelsleiter aneinandergefügt, als Träger einer ganz modernen, im plauderhaften Converſationston erzählten Novelle zu ſehen, mag auf den erſten Augenblick verſtimmen; man mag darin eine misbräuchliche Anwendung künſtleriſcher Formen ſehen. Wenn man es gleichwol mit einem dichteriſchen Thierbändiger zu thun hat, der, wie Freiligrath den Alexandriner, ſein Wüſtenroß aus Alexandria, zu ganz neuen Sprüngen und Sätzen dreſſirte, auch der widerſtrebenden Terzine ihren hochfeierlichen Gang abgewöhnt und ſie durch allerlei Coupirungen, Enjambements und kecke Reime in einen burſchikoſen Trab bringt, ſo gewinnt der Widerſpruch zwiſchen Form und Inhalt einen gewiſſen pikanten Reiz. Ein ſolcher Versbändiger iſt Paul Heyſe, dem niemand die vielgewandte Beherrſchung der verſchiedenartigſten metriſchen Formen ſtreitig machen wird, und dieſe Novelle in Terzinen findet ſich in ſeiner neueſten Veröffentlichung:

Novellen und Terzinen von Paul Heyſe. Siebente Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 1867. 8. 2 Thlr.

Mitten aus drei andern Novellen in Proſa hebt ſich dieſer in Verſen geriebene „Salamander“ heraus, eine Miſchung von Dante und Heine. Alle Heiligen des „Paradiso“ würden aus den Wolken fallen, ſähen ſie dieſelben Verſe, die wie gewundene Heiligenſcheine ihr Haupt umleuchten, mit Reimen ausſtaffirt, die wie die folgenden aller Glorie bar ſind:

> Ich habe meiner Tugenden und Fehler
> Mich nie geſchämt, mit jenen nie geprunkt,
> Und meinen Sünden macht' ich nie den Hehler.
>
> Denn dies vor allem, dünkt mich, iſt der Punkt,
> Wo Freigeborne ſich von Pöbel ſcheiden,
> Der feig und heuchleriſch herum halunkt.

Doch wir gönnen den Heiligen dieſen Schreck, indem wir bekennen müſſen, daß uns gewöhnlichen Sterblichen die attiſche Grazie dieſer Terzinen ſehr zugeſagt hat, und daß wir, ſo wenig bedeutend das Liebesabenteuer ſein mag, das Heyſe in dieſen Verſen ſchildert, doch in der

Digitized by Google

Darſtellung deſſelben einen künſtleriſchen Geiſt und zwar eine Miſchung von Properz und Boccaccio mit Vergnügen anerkennen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß die Kränze der Tragödie nicht dem Paul Heyſe'ſchen Talent blühen, daß ihm ſelbſt für das Luſtſpiel die dramatiſche Fracturſchrift fehlt, indem die Bühne durchaus greifbarere Elemente verlangt, als dieſe feinen pſychologiſchen und pathologiſchen Entwickelungen, die der Dichter liebt. Ebenſo bereitwillig aber erkennen wir die Grazie und Trefflichkeit dieſes Autors an auf dem Gebiet der „Novellen" in Proſa und Verſen. Soviel Abſonderliches, Schönſeliges, Gemachtes auch hier mit unterlaufen mag — es bleibt ein erfreulicher Reſt, durchwärmt vom Hauche zarter, ſinniger Poeſie und gekleidet in eine Form von rühmenswerther Correctheit. Und wenn durch Vers und Proſa oft Anklänge hindurchtönen an den Goethe'ſchen Spruch: „Erlaubt iſt, was gefällt": wer würde im Reich der Dichtung dieſen freiern Hauch ethiſcher Licenz miſſen wollen in einer Zeit, in welcher die breite ſpießbürgerliche Proſa mit ihren Moralpredigten und Sittlichkeitstiraden in der Literatur eine ſo große Rolle ſpielt, ohne etwas anderes zu Wege zu bringen, als unſchöne Heuchelei und breitſpuriges Phariſäerthum! Bleiben doch unvergeſſen Goethe's Worte:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?

Der Inhalt dieſer Novelle in Terzinen iſt eine Art von Liebesbeichte eines gewiſſen Eduard, deſſen Name vielleicht auch anders lauten mag; es handelt ſich um ein Abenteuer, begonnen aus der Langeweile des Wirthshauslebens:

Im Gaſthof, fremd, am Sonntag Nachmittag,
Den halben Tag ſchon mich herumgetrieben,
Kein kühler Winkel, wo man ſchlafen mag,

Kein Buch, der Brief nach Hauſe längſt geſchrieben —
Ein Zuſtand iſt's, um aus der Haut zu fahren,
Sich zu betrinken oder zu verlieben.

Das erſte ſchickt ſich nicht in reifern Jahren,
Einſamer Rauſch erzeugt Melancholei,
Und vorm Verlieben mög' uns Gott bewahren.

Denn, wie man ſagt, dazu gehören zwei,
Und wenn ich auch zur Noth für einen ſtände,
Die liebe muntre Jugend iſt vorbei;

Wer weiß, ob man mich liebenswürdig fände?
Und unbelohntes Schmachten iſt fatal,
Man ſei denn Lyriker! — Ich muß am Ende

Gefrornes eſſen, heut' zum dritten mal!

Die Heldin dieſes Abenteuers wird uns in außerordentlich anmuthigen Terzinen beſchrieben:

Nicht „ſilberweiß", die Haut iſt perlenfarb,
Von gelblich mattem Glanz, nur leicht durchzogen
Mit blauen Adern. Auf den Wangen ſtarb

Der Jugend ſüßes Roth, wie aufgeſogen
Von Thränen, früh im Uebermaß geweint.
Darüber wölben ſich ſo dunkle Bogen,

Daß um ſo leuchtender das Auge ſcheint,
Das ätherblaue. Manchmal ſchläft der Blick,
Wie zu geſchliffenem Saphir verſteint.

Dann ſchüttelt ſie die Locken ins Genick
Und lacht, wie um ſich ſelber aufzuwecken,
Als kehrte ſie aus Todesſchlaf zurück

Und ſähe, daß ſie lebt, mit ſüßem Schrecken.
Ein lieblich, fremd, verwunderlich Geſicht,
Kein Fehl daran, kein Makel zu entdecken,

Doch — ob man's lieben kann? Ich weiß es nicht.

Doch bald iſt der Held in ihren Banden; am Bache ſieht er zwei Libellen ſich jagen. Dies Naturbild wird ihm ein Symbol ſeiner eigenen Liebewerbung. Es iſt von dem Dichter mit ebenſo vieler Treue wie Anmuth ausgemalt:

Hier iſt es ſchön. Wie rein der Wieſenduft!
Ich ſitz' am Bach und ſehe die Libellen
Sich fliehn und jagen in der Sommerluft.

Die kleine Schlanke dort mit ihren hellen
Blaßgrünen Flügeln ſcheint ein wildes Ding;
Vergebne Mühe wär's, ihr nachzuſtellen.

Doch jener Braune mit dem dunkeln Ring
Iſt auf das Jüngferchen rein wie verſeſſen,
Als ob die Jagd auf Tod und Leben ging.

Sie thut gewaltig vornehm, wiegt, indeſſen
Er ſie umſchwirrt, ſich wählig auf dem Schilfe
Und ſcheint den guten Jüngling zu vergeſſen.

Siehſt du denn nicht, du dummer kleiner Sylphe,
Wie wenig dir dein Flügelſchlagen nutzt?
Da fliegt ſie fort und läßt dich ohne Hülfe.

Je kürzer ſie dich hält, je mehr ſie trutzt,
Je ſichrer biſt du ihr. Die Liſt'ge, ſchau',
Wie zierlich hat ſie ſich herausgeputzt!

Doch dieſes Grün iſt nur ein ſchlechtes Grau,
Vom Sonnenſchein vergoldet; ihr Getänzel
Ein bloßes Zappeln; prüf' es nur genau.

Viel klüger, ſtatt mit zärtlichem Geſchwänzel
Im Zickzack dieſem Lärvchen nachzujagen,
Trag über Berg und Thal dein leichtes Ränzel.

Denk, wenn ihr zwei in eines Vogels Magen
Schon heute Nacht euch friedlich wiederfändet
(Ein Stelldichein, das kaum dir wird behagen),

Dann ſuchteſt du den Reiz, der dich verblendet,
Umſonſt am Klümpchen, ſchwarz und ungeſchlacht,
Und ſtaunteſt, wie du Müh' und Zeit verſchwendet.

Nimm doch Vernunft an! Sieh, die Sonne lacht;
Mach' dich nicht ſelbſt um tauſend Freuden ärmer —
Ja der! — da ſchwirrt er wieder hin mit Macht;

Ihr ſeid doch unverbeſſerliche Schwärmer!

Aus dieſen Proben wird man hinlänglich erſehen, wie die Terzinen unter Heyſe's Hand einen heiter ſchäkernden Charakter annehmen, dabei aber mit ſolcher Klarheit und Sicherheit behandelt ſind, daß man nirgends den dreifachen Reim als eine hemmende Schranke empfindet, ſondern nur als einen im Spiel hingeworfenen Fangball, den die Muſe des Dichters mit der Gewandtheit eines wohldreſſirten Pudels apportirt. Für Luſt und Schmerz dieſer Liebesgeſchichte können wir freilich kein tieferes Intereſſe empfinden; ſie iſt die Improviſation einer Stimmung; ihr Entſtehen und Vergehen iſt ohne innere Nöthigung. Doch die launige Behandlungsweiſe entſpricht vollkommen dem Charakter des Abenteuers, wenngleich mit dem Rechte des Dichters, auch dem minder Bedeutenden die tiefere Seite abzugewinnen, hin und wieder in die

Digitized by Google

Kette der Terzinen Reflexionen von größerer Tragweite verwebt ſind. So fühlt der Dichter ſich ohne ſein ſtetes Gleichgefühl, einer halben unklaren Empfindung hingegeben, die mit einem an die Shakſpeare'ſchen Sonette erinnernden Tiefſinn geſchildert iſt:

Fluchwerthes Glück, unſel'ge Seligkeit!
Beſſer als dieſes Zwielicht wär' Umnachtung,
Herzhafte Sünde, tiefſtes Herzeleid.

Und vor der bitterlichſten Selbſtverachtung
Schützt kaum, wenn mäßiger das Fieber brennt,
Des Weltlaufs achſelzuckende Betrachtung,

Der Troſt, daß es dem Menſchen nicht vergönnt,
Durch alle Räthſel klar hindurchzuſchreiten,
Und daß im Zwiſchenreich, das niemand kennt,

Dämonen lauern, die uns Qual bereiten.

Ein großer Vorzug dieſer Dichtung beſteht in der Anſchaulichkeit, mit welcher die kleinen Vorgänge des Verhältniſſes und die daſſelbe widerſpiegelnden Naturbilder dargeſtellt ſind. Allerliebſt iſt das Erlebniß geſchildert, wie der Dichter im Boudoir des Liebchens die vierte Seite eines ſeiner Liebesbriefe mit einem Wäſchzettel vollgeſchrieben findet. Aus dergleichen „Nichtſen" ein poetiſches „Etwas" zu machen, iſt nur einer ebenſo launigen wie formgewandten Darſtellung möglich:

Nimm dir die Lehre: mündlich zu betreiben,
Was du zu ſagen haſt in Liebesſachen;
Wo nicht, die vierte Seite vollzuſchreiben.

In epiſch behäbiger Schilderung malt er die Begegnung mit einer Schlange in der Campagna aus, mit deren Blick er den Blick der Geliebten vergleicht:

Wenn ich das Tollkraut dir vom Munde pflücke,
Das mir den Sinn verwirrt, und ſo umgraut
Von Nacht und Glück mich treffen deine Blicke,

Frag' ich mich oft: Wo hab' ich doch geſchaut
Ein Auge, ſo wie dies, nicht zu ergründen?
Ein Auge war's, das nie ein Gram bethaut,

Ein Blick, wie aus den tiefſten Todesſchlünden,
Der ſeelenlos die Seele magiſch zwang,
Kalt, und doch mächtig, Fieber zu entzünden,

Daß man hinein ſich tauchte ſtundenlang,
Als leucht' ein Weltgeheimniß draus entgegen,
Unheimlich, unausſprechlich groß und bang;

Wie todte Flammen im Smaragd ſich regen,
Wie Meeresleuchten aus der Tiefe ſprüht,
Goldadern glühn auf unterird'ſchen Wegen.

Und heute, da ich einſam im Gemüth
Zurückſann, ſtand mir's auf Einen Schlag
Vor Augen wieder, was mich lang bemüht.

Ich hatt' am heißen Frühlingsnachmittag
In Roms Campagna ſchweifend mich verirrt,
Da ein Gewitter ſchwer in Lüften lag.

Kein Schattendach, nicht Heerde, Hund und Hirt,
Kein Vogelruf, kein Laut, als der Cicade
Eintönig Ritornell, das heiſer ſchwirrt.

Und ich, erſchöpft vom Wandern, wo ſich grade
Ein Sitz mir bot, ſtreck' ich die Glieder hin,
Erwartend, daß die Schwüle ſich entlade.

Mir war ſo weltentrückt, ſo fremd zu Sinn,
So fern von allem Heimlichen und Schönen,
Vergehn und Nichtſein ſchien allein Gewinn.

Und plötzlich weckte mich ein heftig Dröhnen;
In Flammen lodernd ſtand das Firmament,
Und Sturm fuhr übers öde Feld mit Stöhnen.

Und wie ein neuer Blitz die Wolken trennt,
Seh' ich, dicht vor mir, eine braune Schlange
Auf dornumranktem Felſenpoſtament.

Geringelt lag ſie da — wer ſagt wie lange? —
Die grauen Augen traurig und erſtaunt
Auf mich geheftet, die geſchuppte Wange

Dicht auf den Stein gedrückt, nicht wohl gelaunt,
Doch müde, ſchien's, und ohne Mordbegier,
Vielleicht vom Donnerton in Schlaf geraunt.

Und ich blieb ſtill. Der Athem ſtockte mir;
Ich mußt' in dies gefeite Auge ſchauen,
Und ſo wol eine Stunde ruhten wir.

Da erſt begann die Wolkennacht zu thauen;
Sacht ſtand ich auf. Sie aber, regungslos,
Blieb wo ſie war. Ich wandte mich voll Grauen.

Furchtbar vom Himmel rauſchte das Getos
Des Lenzorkans. Doch wie die Blitze flammten,
Ich ſah im Geiſt das Schlangenauge blos.

So, dacht' ich, glühn die Augen der Verdammten,
Die niederfahren aller Hoffnung bar,
Für immer fern dem Licht, dem ſie entſtammten;

So blickt, Erlöſung hoffend immerdar,
Die niedre Creatur mit ſtummem Flehn,
Der eine Seele nicht erſchaffen war. —

Und erſt bei milder Herbſteslüfte Wehn,
So oft auch früher ein Gelüſt ſich regte,
Konnt' ich hinaus, die Stätte wiederſehn.

Ich fand den Ort, wo ich mich niederlegte,
Und — wunderſam! da ruhte noch das Thier,
Das Auge offen, das ſich nicht bewegte.

Mich faßt' ein Schauder. Hat die Feindin hier
Gelauert ſommerlang, mich doch zu faſſen?
Und wieder Aug' in Auge ſtaunten wir.

Und feige ſchien mir's, ihr das Feld zu laſſen.
Ich ſchlug nach ihr; da fielen ihre Ringe
In Staub. Nur aus dem Auge, das gelaſſen

Ins Leere ſtierte, war mir's, als entſchwinge
Sich ein gefangner Blitz. Da ließ ich ſie,
Daß ſie nicht noch im Tode mich bezwinge,

Und ihren Scheideblick vergeſſ' ich nie.

Ohne Frage reihen ſich dieſe Heyſe'ſchen Terzinen nicht unwürdig zwei Muſtergedichten auf dieſem Gebiete an, welche ebenfalls eine vergängliche Liebesleidenſchaft, ein Liebesabenteuer ſchildern, den „Römiſchen Elegien" von Goethe und dem Gedicht „Ein Roman" von Franz Dingelſtedt. In den Goethe'ſchen Diſtichen prägt ſich die antike Sinnlichkeit, in den Dingelſtedt'ſchen Jamben die glühende Leidenſchaft, in Heyſe's Terzinen das modern blaſirte Spiel einer halben und ſkeptiſchen Hingebung in muſtergültiger Weiſe aus.

Die Proſanovellen, welche den „Salamander" umrahmen, enthalten viel Anmuthiges, aber auch viel Gewagtes. Freilich liegt der Reiz der Novelle gerade in dem Ueberraſchenden der Kataſtrophe, welches uns an die maſkirten Züge des Schachſpiels erinnert. Die Vorausſetzungen müſſen vorhanden ſein; aber die Kunſt beſteht darin, die Aufmerkſamkeit abzulenken, ſodaß der Zug, welcher auf einmal das nicht berechnete Zuſammenwirken der vorhandenen Kräfte enthüllt, mit der ganzen Macht des Unerwarteten wirkt. Im Drama ſind derartige Coups, ſo beliebt ſie bei den effecthaſchenden Bühnenfabrikanten ſein mögen, nicht zuläſſig; hier muß das Reſultat aus

Digitized by Google

einem ins vollſte Licht geſtellten Zuſammenwirken hervorgehen.

Am wenigſten in dies Gebiet der unerwarteten Kataſtrophen fällt die erſte Novelle dieſer Sammlung: „Mutter und Kind“; ſie enthält eine thatſächliche Widerlegung des Spruchs aus Hebbel's „Maria Magdalena“: „Darüber kann kein Mann weg.“ Ein geſunder Naturburſche, ein Förſter, verliebt ſich in ein gefallenes Mädchen, die Mutter eines allerliebſten Kindes. Nicht er, ſondern ſie ſträubt ſich lange Zeit, bis ſie aus Liebe zu ihrem Kinde zuletzt ihre Zuſtimmung ertheilt. Die Novelle „Auferſtanden“ dagegen iſt ganz mit jenem novelliſtiſchen Reiz einer dem Anſchein nach nicht vorbereiteten, aber doch gleichſam durch die gedeckten Reſerven der Erfindung unterſtützten Löſung ausgeſtattet. Die Verſöhnnug zweier Ehegatten tritt plötzlich da ein, wo ſich der Bruch zwiſchen beiden maßlos zu erweitern ſchien; es ſchwebt etwas vom Schimmer Tieck'ſcher Ironie über dem Ganzen. Eine tragiſche Kataſtrophe dagegen hat die Novelle „Beatrice“. Etwas kühn ſind einzelne Wendungen in der Anlage, namentlich die Gemüthsruhe, mit der ſich die Heldin dem ungeliebten Mann vermählt, um in der Hochzeitsnacht in die Arme des Geliebten zu fliehen. In allen dieſen Novellen iſt das Colorit von großer Zartheit, die Landſchaftsmalerei ebenſo ſtimmungsvoll wie anſchaulich; die alte Burg in den lombardiſchen Ausläufern der Tiroler Alpen tritt in ebenſo klaren Umriſſen vor uns hin wie die Villa bei Bologna; der Stil iſt graziös, maßvoll und fein.

Rudolf Gottſchall.

Ein Coloniſationsplan.

Die Nikobaren. Colonialgeſchichte und Beſchreibung nebſt motivirtem Vorſchlage zur Coloniſation dieſer Inſeln durch Preußen. Von Franz Maurer. Mit 4 Karten. Berlin, C. Heymann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Monographie wenig gekannter Inſeln iſt zwar hauptſächlich für preußiſche Staatsmänner geſchrieben, hat aber auch für andere Leſer Intereſſe. Die Nothwendigkeit eines Beſitzes außereuropäiſcher Länder, um für deutſche Auswanderer einen ſichern Heimatsort und Sammelplatz gründen zu können, iſt ſchon längſt vielfach beſprochen worden. Seit 1848 erſcholl aber auch der mächtige Ruf nach überſeeiſchen Marineſtationen für die deutſche Flotte, um auf dem Großen Ocean ein Aſyl für unſere Schiffe zu haben und nicht blos die Gaſtfreundſchaft anderer Nationen in Anſpruch nehmen zu müſſen. Seitdem die deutſche Flotte ſchmachvoll zu Grunde ging und Preußen mit Gründuug einer Marine begann, ward das Verlangen lebhafter, überſeeiſche Länder zu erwerben, um deutſche Colonien und eigene Marinehäfen gründen zu können.

Der Verfaſſer dieſes kleinen Buchs, ein preußiſcher Offizier, ſucht mit eindringenden Worten den preußiſchen Staatslenkern zu beweiſen, daß die Nikobaren ſich zu dieſem Zwecke am beſten eignen. Gegen die Beſitzergreifung dieſer im Bengaliſchen Meerbuſey liegenden 40 Quadratmeilen werde wahrſcheinlich niemand Proteſt erheben. Er ſagt:

Preußen oder Norddeutſchland iſt eine Macht erſten Rangs, ja im Bunde mit Süddeutſchland die furchtbarſte Macht Europas. Jetzt können wir unter den noch herrenloſen überſeeiſchen Ländern auswählen, was uns beliebt, nicht, was man uns geſtattet. Die Nikobaren würden der Horſt und Angelpunkt unſerer maritimen Streitkräfte in den aſiatiſchen Gewäſſern ſein, der Herd, von denen aus ſich die deutſchen colonialen Beſtrebungen ſtrahlenartig nach allen Seiten hin, nach Oſtafrika, Hinterindien, Oſtaſien, den Sunda-Inſeln und Auſtralien ausbreiten könnten. Ohne dieſe Inſelgruppe, mit ihrem herrlichen Nangkowry-Hafen hingen alle zukünftigen deutſchen Erwerbungen öſtlich von der Sundaſtraße ſozuſagen in der Luft. Einen vortrefflichern Kriegshafen, wie den von Nangkowry, gibt es, ſoviel bisjetzt bekannt, in den aſiatiſchen Gewäſſern nicht: er hat zwei vortreffliche Rheden, zwei enge und tiefe Einfahrten, zu denen noch eine dritte mittels Durchſtechung der ſchmalen Landzunge gefügt werden kann, die jetzt noch die tiefe Ulálabucht vom Nangkowry-Hafen trennt. Keine Flotte der Welt könnte dieſe Eingänge, wenn befeſtigt, forciren, ja die bloße Blokade derſelben möchte ſich kaum durchführen laſſen. In dieſem Hafen können Schiffe ohne Zahl „nach der Karte“ ankern und an ſeinen Ufern können alle Werthe aufgehäuft werden, die man den Elementen und feindlichen Geſchoſſen unnahbar entrücken will.

Nachdem der Verfaſſer ſeine Tendenz dargelegt, gibt er eine Beſchreibung der Nikobaren, welche aus acht größern und zwölf kleinern Eilanden beſtehen, im ſüdöſtlichen Theil der bengaliſchen Bucht liegen und ſich von Nord-Nord-Weſt nach Süd-Süd-Oſt in einem Raume von 39¼ geographiſchen Meilen zwiſchen 6° 46′ und 9° 15′ nördl. Br., 92° 35′ und 93° 38′ öſtl. L. von Greenwich erſtrecken. Dann ſchildert er das Thier-, Pflanzen-, Mineralreich und die Eingeborenen der Nikobaren; letztere als gutmüthige, lenkſame Menſchen, gleichſam erwachſene Kinder, alſo ſehr verſchieden von andern Inſulanern und den Wilden Afrikas.

Am belehrendſten für fernere Coloniſationsverſuche iſt die Geſchichte der däniſchen und öſterreichiſchen Niederlaſſungen. Der Verfaſſer erzählt die erſten däniſchen Coloniſationsverſuche von 1756—59; die Coloniſationsverſuche der Mähriſchen Brüder von 1768—87; Johann Gottfried Hänſel's Aufenthalt von 1779—87; den öſterreichiſchen Coloniſationsverſuch von 1778—85; Paſtor Roſen's Coloniſationsverſuch von 1831—34; dann beſpricht er die Galathea-Expedition von 1846; ſchildert das nikobariſche Klima in Bezug auf eine deutſche Coloniſation und gibt ſchließlich einen ſehr ausführlichen Entwurf zur Gründung einer deutſchen Colonie und Marineſtation auf den Nikobaren.

Wenn man dieſer verſchiedenen total misglückten Verſuche gedenkt, ſo kann man leicht zu dem Ausruf bewogen werden: wozu ſoll Preußen Leute und Geld einem mörderiſchen Klima opfern, um ein paar uncultivirte Felſen im fernen Ocean zu erlangen? Lieſt man jedoch die nähere Geſchichte dieſer geſcheiterten Niederlaſſungen, ſo muß man erſtaunen, mit welcher Unkenntniß, Unvernunft, ja mit welchem Leichtſinn dieſe Coloniſationsverſuche begonnen wurden! Da werden ein paar Leute in die entfernteſte Weltgegend auf wilde Eilande geſchickt, ihnen ſehr

Digitized by Google

wenig Geld und kein Schiff zur Verfügung geſtellt, ja nicht einmal der allernöthigſte Proviant gebracht! Und als nun die Mannſchaft durch Fieber, Hunger und Kummer auf die kleinſte Zahl reducirt iſt, da läßt das kluge Dänemark die paar übriggebliebenen kranken Leute heimholen, gibt das Beſitzrecht der Inſeln auf, und macht nach einigen Jahren den Verſuch aufs neue, jedoch mit ebenſo ärmlichen Mitteln wie vorher. Auch der öſterreichiſche Verſuch war nicht viel beſſer.

Und wie lebten die Coloniſten dort? Ganz wie unvorſichtige Kinder. Selbſt die intelligenteſten, die höhern Beamten führten eine Lebensweiſe, welche im eigenen Vaterlande die Geſundheit nicht zu erhalten vermocht hätte. Fieberkranke trocknen ihre naſſen Kleider am Leibe! Man übernachtet im Freien und gräbt ſich ein Bett in die ſandige Erde, eine Schicht Sand dient als Bettdecke. Von einer dem Klima angemeſſenen Diätetik ſcheinen dieſe Männer auch nicht den entfernteſten Begriff gehabt zu haben. Leider gab es ſogar Trunkenbolde unter den hingeſandten Pionnieren der däniſchen Civiliſation! Es war alſo nichts anderes zu erwarten als ein klägliches Ende.

Will Preußen den Verſuch wagen, ſo muß es nicht eine halbe Million — wie der Verfaſſer verlangt —, ſondern einige Millionen dieſem Zwecke opfern und lauter kluge, kenntnißreiche Leute hinſenden; ſonſt wird er ebenſo ſcheitern wie die vorigen. Die Nikobaren kann man nicht als fruchtreiche, ſondern nur als fruchtbare Inſeln bezeichnen, denn die Mehrzahl der Nahrungsproducte muß erſt nach Ausrodung großer Waldſtrecken geſäet und gepflanzt werden. Die Coloniſation muß mit Einführung von Thieren und Nutzpflanzen beginnen; zwar ein ſchwieriges Werk, das aber doch mit Geduld und Sachkenntniß und mit Hülfe der gutmüthigen Eingeborenen durchgeführt werden kann.

Das Schriftchen iſt in guter, patriotiſcher Abſicht und mit Wärme und Sachkenntniß geſchrieben, verdient daher vielſeitig geleſen und beachtet zu werden.

Feuilleton.

Luiſe Mühlbach und ihr Verleger.

Otto Janke in Berlin gibt in einem aus Anlaß ſeines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Verlagsbuchhändler gedruckten und wol nur für Freunde beſtimmten Umriß ſeines Lebens: „Mein Wirken als deutſcher Verleger. 1843—68“, manche intereſſante Mittheilungen über die neuere Romanliteratur. Jedenfalls iſt Janke der productivſte Romanverleger der Neuzeit, wie ſein Verlagskatalog beweiſt, und wenn er die Häupter ſeiner Lieben zählt, ſo fehlen wenig Häupter der neuen Romandichtung, nur die bemooſten Jungdeutſchen und Neoclaſſiker Gutzkow und Laube, Freytag und Auerbach. Dagegen finden ſich alle andern beſten Namen in ſeinem Verlag und einige, wie Friedrich Spielhagen, hat er das Verdienſt, in die Literatur eingeführt zu haben. Auch Wilibald Alexis' geſammelte Werke und Romane erſcheinen bei ihm, die „Romanzeitung“ ſammelt immer neue ſtreitbare Kräfte unter ſein hochflatterndes Banner, er iſt der Herbergsvater der modernen Leihbibliotheksliteratur, und ſeinen fünf Dampfſchnellpreſſen, unterſtützt von der Dampfkraft productiver Phantaſien und Federn, verdankt das deutſche Leſepublikum in Stadt und Land unzählbare Genüſſe an langen Winterabenden und ſchwülen Sommernachmittagen. Unter den Heerſcharen, die gerüſtet um den fünfundzwanzigjährigen Jubilar des Romanverlags ſtehen, nehmen die zahlreichen Geiſteskinder von George Heſekiel und von Luiſe Mühlbach die längſte Liſte ein.

Da der Verleger ſeine Autoren in ſeinem Lebensumriß kritiſirt, und zwar vom buchhändleriſchen Standpunkte aus, ſo erhält die letztere jedenfalls die glänzendſte Nummer. Einige Notizen über die allmählichen Erfolge dieſer Schriftſtellerin ſind indeß von allgemeinem Intereſſe; ſie zeigen einerſeits, daß auch im Buchhandel Rom nicht an Einem Tage erbaut iſt, andererſeits, daß man aus Verſehen, wenn auch nicht zu einem berühmten Namen, doch zu einem berühmten Vornamen kommen kann. Es heißt in dieſem Rechenſchaftsbericht des Verlegers:

„Mein Romanverlag hatte ſchon durch die Luiſe Mühlbach'ſchen Romane einen großen Aufſchwung genommen. Mit dem Roman «Friedrich der Große und ſein Hof» hatte die Verfaſſerin einen glänzenden Erfolg. Anfangs wollte dies Werk nicht gehen und wäre vielleicht in Vergeſſenheit gerathen, wenn ich nicht alles aufgeboten hätte, um es in weiteſten Kreiſen bekannt zu machen. Solche Kreiſe hatten ſich erſt nach 1848 gefunden, es wurde gleich darauf im ganzen großen deutſchen Volke täglich mehr Terrain für deutſche Literatur gewonnen; Zeitſchriften aller Art fingen an aufzublühen. Von der erſten Abtheilung «Friedrich der Große» von Luiſe Mühlbach waren nur ſechshundert Exemplare in üblichem Romanformat gedruckt worden, und doch hatte ich nach zwei Jahren noch einen großen Theil übrigbehalten. Trotzdem machte ich eine billige, ſogenannte Volksausgabe. Statt 4½ Thlr. gab ich ſie für 22½ Sgr. her, ſandte ſie mit Erlaubniß der Autorin an alle deutſche Zeitungen zur unentgeltlichen Benutzung für die Feuilletons, da die Kapitel mehr oder weniger für ſich allein ſtehende Zeitbilder enthalten, und ſcheute keine Koſten für Bekanntmachungen in faſt allen Zeitungen. Es gelang mir infolge dieſer Anſtrengungen, das Intereſſe für den Mühlbach'ſchen Romancyklus im Publikum wach zu rufen. In kurzer Zeit wurde Luiſe Mühlbach die geleſenſte, gefeiertſte Schriftſtellerin ihrer Zeit. Der Vorname Luiſe war aus Verſehen auf den Titel gekommen, die Autorin hatte ſich bis dahin unter dem Schriftſtellernamen C. (Clara) Mühlbach genannt. Der Vorname Luiſe führte ſich aber ſo ſchnell ein, daß jeder Verſuch ihn zu redreſſiren unmöglich war. So iſt der Name Luiſe Mühlbach noch bis zum heutigen Tag in Geltung geblieben. Ein noch größeres Intereſſe als «Friedrich» erregte im Publikum der Romancyklus «Kaiſer Joſeph und ſein Hof», wol der am meiſten verbreitete und bekannt gewordene Roman der letzten fünfundzwanzig Jahre. Dieſer Roman wurde in Oeſterreich für die Leihbibliotheken verboten und durfte an kein Schaufenſter geſtellt werden. Nichts konnte dem Abſatz des Buchs günſtiger ſein. Es erlebte mehrere große Auflagen. Auf eine theuere Ausgabe, ſplendid und mit großer Schrift gedruckt, folgten noch vier wohlfeilere mit kleinerer Schrift, und es konnte eine Zeit lang die ſtürmiſche Nachfrage kaum befriedigt werden. Nach «Kaiſer Joſeph» kam im Jahre 1857 der Romancyklus «Napoleon in Deutſchland», welcher 1858 beendet wurde. Im Frühjahr 1859 ſchickte ich ein Circular über einen neuen Roman in den Buchhandel, betitelt: «Erzherzog Johann und ſeine Zeit.» Eine grazer Buchhandlung veröffentlichte den Inhalt deſſelben, und ſo traf es ſich, daß ſowol der damals noch lebende Erzherzog als der alte Staatskanzler von Metternich von dem beabſichtigten, im allgemeinen ſehr harmloſen Inhalt Kenntniß bekamen und durch die öſterreichiſche Geſandtſchaft in Berlin auf die Unterdrückung des betreffenden Romans hinwirkten. Ich wurde in wohlwollendſter Weiſe durch den damaligen berliner Herrn Polizeipräſidenten von Zedlitz von dem Wunſche des kaiſerlichen Prinzen in Kenntniß geſetzt und ſiſtirte im Einverſtändniß mit der nichts Böſes bezwecken wollenden Autorin ſofort die Herausgabe, welche jedoch nach einem halben Jahre, als inzwiſchen beide hohe Perſonen geſtorben

Digitized by Google

waren, vor ſich gehen konnte. Inzwiſchen war der öſterreichiſch-italieniſch-franzöſiſche Krieg geweſen und infolge deſſen eine freiere Behandlung der Preſſe in Oeſterreich eingetreten. Von da ab ließ allerdings der ſtürmiſche Andrang nach den Luiſe Mühlbach'ſchen Schriften nach, doch haben ſich dieſelben ihr Publikum noch bis zum heutigen Tag erhalten. Mögen die ſeltenen Erfolge von Luiſe Mühlbach die verſchiedenſten Beurtheilungen für und wider finden und gefunden haben, in Einem Punkte müſſen ſelbſt Neid und Misgunſt ſchweigen! Luiſe Mühlbach hat das große Verdienſt, den Geſchmack für beſſere deutſche Romanliteratur im großen Publikum geweckt zu haben. Jene Schriften, frei vom Cenſurdruck, fanden ein empfängliches, aufgeklärtes Publikum und gaben der ſchlechten Romanliteratur, dem elenden ſogenannten Leihbibliothekenfutter, den Todesſtoß."

Das letzte Lob zeugt jedenfalls von der Dankbarkeit des Verlegers, obgleich die Kritik, die nicht ſo empfänglich und aufgeklärt iſt wie das Publikum, unbeſchadet der anerkennenswerthen, phantaſievollen Begabung der Autorin daſſelbe nicht ganz zu unterſchreiben vermag.

Die Mitarbeiter des „Literariſchen Wochenblattes".

Als einen kleinen Nachtrag zu der in Nr. 1 und 2 d. Bl. gegebenen Geſchichte der „Blätter für literariſche Unterhaltung" führen wir noch einige der Mitarbeiter der von Kotzebue begründeten Zeitſchrift an und zwar mit den Cenſuren, welche die bisherigen Verleger derſelben, Gebrüder Hoffmann in Weimar, ihnen in einem Briefe an den neuen Verleger, F. A. Brockhaus in Leipzig, ausſtellten. Auch H. Clauren (Hofrath Heun in Berlin) gehörte zu denſelben. Von dieſem lautet die Cenſur des Verlegers: „Angenehm, witzig, humoriſtiſch, poſſirlich, leicht u. ſ. w., für viele Fächer, z. B. Militaria, ſchöne Literatur, Kalenderweſen, Staatswiſſenſchaft, Oekonomie, ſelbſt Arzneiwiſſenſchaft. Er läßt ſich zwar ſeine Arbeit mit 6 Louisdor bezahlen, liefert aber nicht viel. Was er jedoch liefert, iſt echt im Sinne des Blattes geſchrieben. Er hat ſich vorbehalten, alle literariſchen Gegenſtände über Preußen in politiſcher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Hinſicht im «Wochenblatt» anzuzeigen." Von Ritter Karl von Lang in Ansbach, dem Hammelburger, heißt es: „Er hat mancherlei, beſonders in der geſchichtlichen und politiſchen Literatur im erſten Band geliefert, hat natürlich Witz, aber eine Kürze, die zu kurz iſt. Er paßt gar nicht als Mitarbeiter, weil er mehr forſchender Gelehrter iſt. Wir glaubten an ihm eine Hauptſtütze des «Wochenblattes» zu haben, er hat jedoch unſern Hoffnungen und Wünſchen ganz und gar nicht entſprochen." „Stephan Schütze in Weimar will nicht bekannt und auch nicht genannt ſein. Schade! die ſchöne Literatur zeigt er lieblich an. Der Verleger von Schopenhauer: «Die Welt als Wille und Vorſtellung», iſt ihm vielen Dank ſchuldig für die herrliche Anzeige dieſes Werks im «Literariſchen Wochenblatt»." Von Hofrath Müllner heißt es: „Schade um ſeinen Verluſt bei dem «Wochenblatte», er hat im erſten Bande herrliche Aufſätze geliefert und iſt unſtreitig einer der beſten Parentheſenmacher". Börne in Frankfurt, deſſen Bethätigung an der Zeitſchrift wir bereits eingehender beſprachen, wird mit folgenden Worten treffend charakteriſirt: „Der deutſche Swift! Ein Genie! Witziger als Kotzebue, nur nicht ſo fein. Er iſt beim «Wochenblatte» faſt nicht zu entbehren. Die Hälfte ſeiner Einſendungen muß immer ſchon von der Cenſur geſtrichen werden. Er iſt der beſte Bearbeiter für den Magnetismus, ſchreibt über alles, macht herrliche Parentheſen und Bemerkungen. Dieſer ſollte das Wochenblatt ganz allein ſchreiben."

Bibliographie.

Berger, Marie, Einſam und arm. Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. 2ter Bd.: Kudrun. Herausgegeben von K. Bartsch. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Conſcience, H., Valentin. Eine Geſchichte unſerer Tage. Aus dem Flämiſchen von Büchele. 2 Bde. Stuttgart, Franckh. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Fiſcher, Minna (geb. Löber.) — Aus dem Herzen. Lieder einer Verſtorbenen. Aus dem Nachlaſſe von Minna Fiſcher (geb. Löber). Stuttgart, S. G. Lieſching. 16. 18 Ngr.

François, Luiſe v., Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Germanien's Völkerſtimmen. Sammlung der deutſchen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern ꝛc. Herausgegeben von J. M. Firmenich-Richartz. Nachträge. — A. u. d. T.: Volksdichtungen nord- und ſüdeuropäiſcher Völker alter und neuer Zeit. Berlin, Schleſinger. 1867. Hoch 4. 15 Ngr.

Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit. 7ter Bd.: Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland. Von H. Lotze. München, liter.-artiſt. Anſtalt. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Grimm, J., Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bde. 3te Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, W., Die deutsche Heldensage. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grimme, F. W., Schlichte Leute. Erzählungen aus dem weſtphäliſchen Volksleben. Soeſt, Naſſe. 1867. 8. 25 Ngr.

Gruppe, O. F., Vaterländiſche Gedichte. Neue Folge. Der Krieg von 1866. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemſchneider. 1867. 8. 7½ Ngr.

Hanſig, Das dunkle Jahr von Dundee. Eine Erzählung aus der ſchottiſchen Reformation. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Hecker, F., Gepfefferte Briefe. 2te Aufl. Mannheim, Schneider. 8. 10 Ngr.

Henne, A., Die Rache in Gonten. Volksgemälde aus den Appenzeller Bergen. Nach einer wahren Begebenheit vom Jahre 1849. St. Gallen, Altwegg-Weber. 1867. 8. 11 Ngr.

Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 1ster Bd. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann, K., Zur Anthropologie und Pſychologie. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. 1867. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Zur Einleitung in das Studium der Philoſophie. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. Lex.-8. 12 Ngr.

Humaniora. Jahrbuch für Freidenker. Herausgegeben von S. Liebmann. 1ſter Jahrgang. 1868. Mannheim, Löffler. 1867. Gr. 8. 18 Ngr.

Jahn, H., Blicke in die Nacht. Waldenburg, Meitzer. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Gedichte. Waldenburg, Meitzer. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Die Noth. Waldenburg, Meitzer. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Jerwitz, W., Lieb und Leid. Dichtungen. Dresden, Burdach. 12. 20 Ngr.

Moderne Imperatoren. Diskretes und Indiskretes. Aus dem Tagebuche eines politiſchen Agenten. 2tes Heft. Franz Joſef I. Cöln, Ahn. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Irrgang's Heimfahrt. Eine Geſchichte in 24 Abenteuern. Stuttgart, S. G. Lieſching. 16. 16 Ngr.

Kaliſch, M. M., Leben und Kunſt. Gedichte in 5 Abtheilungen. Leipzig, Fritſch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immanuel Kant. Zum ewigen Frieden. Nebſt Auszügen aus andern Kant'ſchen Schriften, betreffend den nämlichen Gegenſtand. Neue Ausgabe mit einem Vorwort von C. Vogt. Bern, Blala. 1867. Gr. 8. 7 Ngr.

Klüpfel, K., Siebenter Nachtrag zu dem Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. T.: Literariſcher Wegweiſer für gebildete Laien. Die Jahre 1865—1867. Leipzig, G. Mayer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Kohn, S., Samaritanische Studien. Beiträge zur samaritanischen Pentateuch-Uebersetzung und Lexicographie. Breslau, Schletter. Gr. 8. 24 Ngr.

König, T., Waller und Sohn. Roman. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Langenbeck, H., König Adolph, Graf v. Naſſau. Ein dramatiſches Gedicht. Marburg, Elwert. 16. 16 Ngr.

Lazarus, M., Zur Lehre von den Sinnestäuſchungen. Nach einem Vortrag gehalten in der mediciniſch-pſychologiſchen Geſellſchaft zu Berlin. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Leo, W., Gedichte. Halle, Barthel. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Erzählungen. III. Berlin, Grote. Gr. 16. 1 Thlr.

Maximilian I. (Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich), Mein erſter Ausflug. Wanderungen in Griechenland. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Menzel, W., Unſere Grenzen. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr.

Merkel, G., Erinnerungen an Langenſalza. Geſchrieben im Juli 1867. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1867. 8. 5 Ngr.

Molitor, W., Weihnachtstraum. Ein Feſtſpiel. Mainz, Kirchheim. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Moſer, J. J. — Das Leben J. J. Moſer's. Aus ſeiner Selbſtbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargeſtellt von A. Schmid. Stuttgart, S. G. Lieſching. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller's, M., Sanskrit-Grammatik in Devanâgarî und lateinischen Buchstaben. Aus dem Englischen übersetzt von F. Kielhorn und G. Oppert. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 5 Thlr.

Müller, O., Erzählungen. Die Feuerdore, Erzählung aus dem pfälzer Volksleben. Der Helm von Cannä. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Muſchi, B., Glockentöne. Gedichte. Würzburg, Julien. 1867. 16. 18 Ngr.

Nationalität und Freiheit. Eine Widerlegung des Buchs „Deutſchland nach dem Kriege von 1866. Von W. E. v. Ketteler, Biſchof von Mainz." Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Niendorf, M. A., Gedichte. 3te vermehrte Aufl. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1867. 16. 22½ Ngr.

Putlitz, G. zu, Die Halben. Novelle. Berlin, Wagner. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. 3ter Bd. Von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des grossen Schismas. Berlin, v. Decker 1867. Lex.-8. 6 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zeitſchriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Monatsſchrift zum Converſations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Dieſe beiden Zeitſchriften gehören zu den geachtetſten und gediegenſten der deutſchen Journalliteratur und ſind jedem Leſecirkel, jedem vom gebildeten Publikum beſuchten öffentlichen Local zur Anſchaffung zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern. Probenummern ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments.

Herausgegeben von H. J. Holtzmann.

Separatabdruck aus Bunſen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Ausgabe des Neuen Teſtaments wird nicht nur allen Freunden Bunſen's willkommen ſein, ſondern auch zahlreichen weitern Kreiſen, welche ſein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbſtverſtändlich iſt es nicht die Abſicht, durch dieſe Ausgabe die im deutſchen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'ſche Ueberſetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird ſie auch neben dieſer vielen willkommen ſein, welche das Neue Teſtament in einer dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechenden Ueberſetzung leſen wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zweiter Band. 1.—5. Heft: Tafel CI—CL; Text Bogen 1—15.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist soeben das fünfte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist nebst einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Medicinisch-chirurgische Encyklopädie

für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von

Dr. **H. Prosch** und Dr. **H. Ploss**,

praktischen Aerzten in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Vollständig in 4 Bänden. (210 Bogen Lexikon-Octav.)

Preis 8 Thlr. (Früher 17⅓ Thr.)

Die „Medicinisch-chirurgische Encyklopädie" von Prosch und Ploss hat sich die Aufgabe gestellt, den praktischen Arzt, welcher durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen und deshalb dem Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, schnell in allen Fächern des medicinischen Wissens und Könnens zu orientiren. An das aus drei Bänden bestehende Hauptwerk schloss sich später ein vierter Band als „Supplementband" an, welcher alles dasjenige ergänzte und hinzufügte, was im Verlaufe der jüngsten Periode die Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe auf allen ihren Specialgebieten als wichtigste Errungenschaften gewonnen hatten. So ist das Werk in seiner handlichen lexikalischen Form und in seiner grossen Vollständigkeit ein umfassendes Handbuch zum Nachschlagen, ein überall zu benutzender Rathgeber für den praktischen Arzt geworden.

Das Werk, dessen einzelne Theile von ebenso gediegenen wie erfahrenen Mitarbeitern, Specialisten in ihren Fächern, bearbeitet wurde, hat seiner Aufgabe völlig entsprochen. Die Stimmen aller Praktiker, die es besitzen und benutzen, sind hierüber einig, denn es dient ihnen theils zum Studium grösserer Theile der Arzneikunde, theils gewährt es ihnen über einzelne zweifelhafte Punkte möglichst schnellen und sichern Aufschluss. Die fleissige Benutzung des Werks wurde vielen Aerzten mehr und mehr zum Bedürfniss. Auch sprach sich die Kritik über das Ganze sowol in Betreff des wissenschaftlichen Inhalts wie der zweckentsprechenden Form lobend und anerkennend aus.

Nur Ein Umstand war der Verbreitung der Encyklopädie in weitern ärztlichen Kreisen einigermassen hinderlich: der durch den Umfang derselben bedingte Preis. Dieser schreckte nicht wenige Praktiker vom Ankauf zurück. Um nun den in dieser Beziehung vielfach ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, von dem aus 3 Bänden und 1 Supplementband bestehenden, 210 Bogen Lexikon-Octav umfassenden Werke eine neue wohlfeile Ausgabe zu dem ausserordentlich wohlfeilen Preise von nur 8 Thlr. zu veranstalten, während die erste Ausgabe 17⅓ Thlr. kostete.

In allen Buchhandlungen werden Bestellungen auf diese neue wohlfeile Ausgabe angenommen und sind daselbst vollständige Exemplare nebst einem Prospect (mit Recensionen über das Werk) vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN**.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 4.** — 23. Januar 1868.

Inhalt: Peter von Cornelius. Von **Adolf Zeiſing.** — Rückblick auf das Literaturjahr 1867. Von **Rudolf Gottſchall.** (Beſchluß.) — Zur Unterhaltungsliteratur. Von **Otto Spielberg.** — **Feuilleton.** (Charakterköpfe neuer Dramatiker; Die Quelle zu Gottfried's „Triſtan"; Engliſches Urtheil über Werke der deutſchen Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Peter von Cornelius.

1. Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei. Von Hermann Riegel. Hannover, Rümpler. 1866. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Peter von Cornelius. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Berlin, C. Duncker. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Als das erſte dieſer beiden Bücher in die Oeffentlichkeit trat, lebte der große Meiſter noch, dem es gewidmet iſt, und ohne Frage hat ihm dem eine Freude gewährt, wie ſie den Sterblichen hienieden nur höchſt ſelten zutheil wird. Wie viele von der Nachwelt hochgeprieſene und bewunderte Männer haben ſchon in das Grab ſteigen müſſen, ohne von der Mitwelt auch nur einen Schatten der ihnen gebührenden Anerkennung erfahren zu haben, ja wie viele der Beſten haben für das neue Licht, das ſie der Welt angezündet, für die neuen Wege, die ſie der Menſchheit gebahnt, nur Schmach und Verfolgung erdulden oder ein freudloſes Daſein in Noth und Elend hinſchleppen müſſen! Um ſo erfreulicher iſt es, auch einmal eine Ausnahme von dieſer traurigen Regel erlebt zu haben, doppelt erfreulich, da dieſe ſeltene Auszeichnung einem Manne zutheil geworden, wie er ihrer würdiger nicht gefunden werden konnte, und da ſie nicht weniger die Zeit und deren Vertreter ehrt, von denen ſie ausgegangen iſt, als den Genius, der ſie empfangen hat.

Bei dem Ruhm, den Cornelius ſchon ein langes Leben hindurch genoſſen hatte, mag es fraglich erſcheinen, ob die Thatſache, ſich mit ſeinem Wirken und Schaffen ſchon bei ſeinen Lebzeiten in einem mit ſo viel Liebe, Begeiſterung, Sachkenntniß und Urtheil gearbeiteten Werke, wie das vorliegende iſt, gewürdigt und in treuem, lebendigem Abbilde der Geſchichte überliefert zu wiſſen, für unſern Meiſter dieſelbe Bedeutung haben konnte, die ſie für jeden andern gehabt haben würde, und ſo viel iſt gewiß, daß er auch ohne ſie der Unſterblichkeit gewiß ſein durfte. Gleichwol mußte es ihm eine nicht geringe Befriedigung und Beruhigung gewähren, in dem Autor des erſten umfaſſenden Werks über ihn nicht nur einen warmen Verehrer, ſondern auch einen begabten und vielſeitig gebildeten, von einer höhern Lebensanſchauung durchdrungenen Kunſtkenner gefunden zu haben, und er hatte hierzu um ſo mehr Grund, als Zeitgeſchmack und Kunſtthätigkeit ſchon ſeit einer längern Reihe von Jahren in eine von der Richtung des Meiſters nicht nur weſentlich verſchiedene, ſondern eine ihr geradezu entgegengeſetzte Bahn hineingerathen war, und die Gefahr, einem ihm fernſtehenden, vielleicht gar antipathiſchen Biographen in die Hände zu fallen, nur allzu nahe lag; außerdem hatte er aber auch trotz allen Ruhms, den er genoß, in den letzten Jahren manche bittere Erfahrung und Enttäuſchung erleben müſſen, ſo namentlich das kaum glaubliche, aber durch die angeſtrengteſten Bemühungen unbeſeitigt gebliebene Misgeſchick, für ſeine herrlichen Cartons, die Thaten ſeines Lebens und das Erhabenſte, was die deutſche Kunſt überhaupt geſchaffen hat, keinen ausreichenden Aufſtellungsraum erlangen zu können. Ohne Frage mußte ihm unter ſolchen Umſtänden das Erſcheinen eines Werks, das ihn und ſeine Schöpfungen der Welt wenigſtens in geiſtiger Reproduction zuführte, eine ſeinen Lebensabend erheiternde Genugthuung ſein.

Nicht minder als der Meiſter müſſen die Freunde der Kunſt, insbeſondere die der höhern idealen Richtung, dem Autor für dieſes Buch dankbar ſein. Es war allerdings ein in mehrfacher Beziehung gewagtes Unternehmen, einen noch lebenden Zeitgenoſſen zum Gegenſtand einer ſo eingehenden Charakteriſtik und Beurtheilung zu machen, wie man ſie ſonſt nur Dahingeſchiedenen zu widmen pflegt, und der Verfaſſer hat ſich dies ſelbſt zum Bewußtſein gebracht. In der Einleitung ſagt er:

> Wir wiſſen aus täglicher Erfahrung, wie ſehr unſer Urtheil und unſer Blick durch glanzvolle Erſcheinungen, deren Weſen nicht entſprechend gehaltvoll iſt, geblendet werden kann,

Digitized by Google

wie oft uns die unſcheinbare Hülle einen wahrhaft gediegenen Kern überſehen läßt. Mitten im Strom der Zeit, deſſen Treiben ſich niemand entziehen kann, fehlt uns die freie Umſchau, die Ueberſicht auf die Bewegung, welche er in ſeinem Laufe gemacht, auf die Spuren und Denkzeichen, welche er unmittelbar hinter ſich zurückgelaſſen hat. So geht uns der natürliche Standpunkt zur Beurtheilung der Mitlebenden in Bezug auf ihren geſchichtlichen Werth oft ab: wir ſtehen ihnen zu nahe, und halten ſie, getäuſcht, für Rieſen; wir ſtehen ihnen zu fern, und wir glauben Zwerge vor uns zu haben.

Der Autor hat ſich alſo nicht verhehlt, daß ein klares zuverläſſiges Bild der eigenen Zeit zu geben, ſchwer iſt; aber gleichwol hält er es nicht für unmöglich, darum nicht, weil wir, durch das Verſtändniß früherer Epochen belehrt, an allgemeinen Grundſätzen einen Halt beſitzen. Nach ihnen die Gegenwart meſſen und dieſe mit frühern Zeitläufen vergleichen, dies gilt ihm als das Geheimniß, durch deſſen Kenntniß wir hier und da ein Siegel von dem Buche, welches den Geiſt unſers Jahrhunderts verſchließt, zu löſen vermögen. Er fährt fort:

Vom allgemeinen aus eine einzelne Erſcheinung zu beurtheilen, iſt ganz etwas anderes, als dieſe wie eine zufällige Einzelheit zu betrachten. Und gehört nun eine ſolche einzelne Erſcheinung einer faſt abgeſchloſſenen Periode an, ragt ſie nur noch in unſere Zeit gleichſam herein, wenn auch in Rüſtigkeit und Friſche wie der greiſe Neſtor in die jüngern Geſchlechter ſeines Volks, ſo iſt es nicht nur erlaubt, es iſt geboten, nach dem Sinne derſelben zu fragen. Wenn wir uns ſelbſt klar darüber zu machen ſuchen, welche Aufgabe ſolchen Erſcheinungen ward und wie ſie ſie löſten, wenn wir nachforſchen, welche Zuſtände ſie fanden und wie ſie dieſelben umgeſtalteten, in welche Wechſelwirkung ſie mit verwandten Geiſtern getreten ſind und was ſie von dieſen trennt, ſo fördern wir nur unſere eigene Erkenntniß, und niemand leiſten wir einen größern Dienſt damit als uns ſelbſt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt der Verfaſſer an ſeine Arbeit herangegangen, und wir müſſen ihm bezeugen, daß er ſeine Aufgabe allerdings mit mehr enthuſiaſtiſcher als kritiſcher Grundſtimmung und von einer entſchiedenen, feſt ausgeprägten Geſammtanſchauung aus, gleichwol aber in möglichſt unbefangener und vorurtheilsfreier Weiſe gelöſt hat. So ſehr er die Berechtigung des Realismus, die Betonung des Colorits, die Geltendmachung der Technik u. ſ. w. da, wo ſie vorzugsweiſe am Platze ſind, anerkennt, ſteht er doch inſofern entſchieden auf ſeiten des Idealismus, als er durchaus in dem möglichſt energiſchen, vom Geiſt auf den Geiſt wirkenden, zugleich ſtilvollen und charakteriſtiſchen Ausdruck der dem Kunſtwerk zum Grunde liegenden Idee die höchſte und unerlaßlichſte Aufgabe der Kunſt erblickt und dem Großen, Gehaltvollen, durch Wucht des Gedankens Wirkenden, ſofern die Ausführung der Intention entſpricht, vor dem blos Sinnlich-Reizenden, Gefälligen, durch Popularität des Stoffs leichter Zugänglichen den Vorzug gibt. Dieſes macht ihn nicht blind gegen die Härten und Mängel, die Cornelius eigen ſind, noch ungerecht gegen die Vorzüge, welche andere Meiſter vor ihm voraushaben; aber es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß gerade die Eigenſchaften, die Cornelius auszeichnen, diejenigen ſind, durch welche die kunſt- und welthiſtoriſche Größe, die epochemachende Bedeutung eines Künſtlers bedingt iſt, und demgemäß fühlt er ſich getrieben, ihm ſogleich von vornherein für die neuere Entwickelung ſeiner Kunſt dieſelbe Bedeutung beizulegen, welche nach dem immer weiter ſich verbreitenden Urtheil Schinkel für die Baukunſt und Thorwaldſen für die Plaſtik beſitzt, und ihn als den „Grund- und Eckſtein der deutſchen Malerei“ hinzuſtellen. Er ſagt:

Dies iſt er und nichts anderes. Die große Aufgabe der Zeit war, in der Dichtung wie in der Kunſt und Muſik, die innige Verwebung der helleniſchen Schönheit und des deutſchen Geiſtes; es war jener tiefgreifende Vorgang, den der alternde Goethe ſinnbildlich in der „Vermählung des Fauſt und der Helena“ gefeiert hat. Das deutſche Weſen, gereift durch große Ereigniſſe der Geſchichte und erzogen durch nie raſtende wiſſenſchaftliche Arbeit, begabt mit einem reichen Schatze urſprünglichen Gefühls und einer tiefen Innigkeit der Empfindung: es ſollte geläutert durch den Geiſt des Alterthums, gekleidet in eine claſſiſche Form auf allen Gebieten der Poeſie neu in die Erſcheinung treten. Cornelius war der Genius, welchem das Los zufiel, für die Malerei dieſe Aufgabe zu löſen. Er hat ſie im weiteſten Umfange gelöſt, ſie über die Grenzen, innerhalb welcher Thorwaldſen und Schinkel die ihrige auffaſſen mußten, ausgedehnt und auch für die höchſten chriſtlichen Ideen die claſſiſche Verkörperung gefunden. Dieſe Verſchiedenheit beruht in dem verſchiedenen Weſen der drei Künſte ſelbſt. Und hiermit im nothwendigen, urſachlichen Zuſammenhange befindlich, erweiſen ſich die religiöſen Abweichungen dieſer drei Männer. Schinkel und Thorwaldſen ſtanden ebenſo wenig auf dem Boden poſitiven Dogmenglaubens wie Schiller und Goethe: ſie waren ſämmtlich freiſinnige Proteſtanten von der philoſophiſchen Richtung Leſſing's, Kant's und Fichte's. Es war dies kein Zufall; und warum es gerade nothwendig war, daß Cornelius als einziger in dieſem ausgezeichneten Kreiſe aus einer alten ſtreng katholiſchen Familie hervorgehen mußte, dies werden wir ſpäter zu betrachten haben.

Dem Grundgedanken, der ſich in dieſen Worten ausſpricht, entſpricht der Inhalt des Buchs in ſeiner ganzen Ausführung. Man erkennt hieraus, daß Riegel die Miſſion des von ihm gefeierten Meiſters im höchſten Sinne faßt. Er tritt damit principiell allen denen entgegen, die ihn von ihrem einſeitigen Standpunkte zu einem einſeitig katholiſchen Künſtler ſtempeln möchten; ſei es, wie es von katholiſcher Seite zu geſchehen pflegt, um die ruhmvollen Leiſtungen deſſelben allein für ſich in Anſpruch zu nehmen, oder ſei es, wie nicht ſelten von Proteſtanten geſchehen, um ihm, als einem auf beſchränktem Gebiete ſich Bewegenden, Künſtler von entgegengeſetzter oder freierer Richtung als ebenbürtig gegenüberſtellen zu können. Aber indem Riegel die Grundrichtung des Cornelius'ſchen Kunſtgenius in jenem weitern und allgemeinern Sinne auffaßt, iſt er doch weit entfernt, die beſonders hervorragende Bedeutung, welche der Katholicismus für Cornelius beſaß, zu leugnen und ihn ganz und gar mit den von rein humaniſtiſchen Ideen und philoſophiſchen Anſchauungen getriebenen Geiſtern in eine und dieſelbe Kategorie zu werfen; vielmehr läßt er es fort und fort ſich angelegen ſein, die Grundanſchauungen eines zwar geläuterten und vergeiſtigten, aber doch feſt umgrenzten und in ſich abgeſchloſſenen Katholicismus als einen weſentlichen Zug ſeines ganzen Denkens und Schaffens hinzuſtellen, und hervorzuheben, daß er gerade das, was er für ſeine Kunſt geworden, nur als Katholik werden konnte.

Daß er dies ſogleich im Eingange ſeines Werks in den oben angeführten Worten betont und im Verlauf des Werks mehrfach darauf zurückkommt, beweiſt, daß er gerade hierauf ein beſonderes Gewicht legt. Am eingehendſten

Digitized by Google

läßt er ſich hierüber zu Anfang des vierten Abſchnitts vor Beſprechung des „Jüngſten Gerichts“ und der übrigen Fresken in der Ludwigskirche aus, ja er macht daſelbſt die Frage, ob eine chriſtliche Kunſt und insbeſondere eine chriſtliche Malerei ohne naiven Glauben möglich ſei, geradezu zum Gegenſtand einer allgemeinen Erörterung und glaubt ſich ſchließlich berechtigt, dieſelbe, wenigſtens nach dem Ergebniß der bisherigen Erfahrungen, mit einem entſchiedenen Nein zu beantworten. Im allgemeinen beruht das meiſte von dem, was er hier ſagt, auf richtigen Grundanſichten und verdient, namentlich als Urtheil eines Proteſtanten, ſeiner Unbefangenheit und Unparteilichkeit wegen von denen beherzigt zu werden, die ſich nicht mit eigener Kraft confeſſionellen Vorurtheilen zu entringen vermögen. Trotzdem will uns ſcheinen, als ob er hier im Streben, die vollkommenſte Gerechtigkeit zu üben, dem naiven Glauben und namentlich dem Dogmatismus der katholiſchen Kirche eine zu große Bedeutung für die Kunſt beigelegt hätte und darüber dem entgegengeſetzten Princip der vollen Geiſtesfreiheit bis zu einem gewiſſen Grade ungerecht geworden wäre. Allerdings iſt es wahr, daß bisher auf dem Gebiete der chriſtlichen Kunſt noch keine Leiſtungen von Proteſtanten exiſtiren, welche den Leiſtungen katholiſcher Künſtler gleichzuſtellen wären, und ſicherlich iſt dies kein bloßer Zufall, ſondern hat in thatſächlich beſtehenden Unterſchieden beider Confeſſionen ſeinen Grund. Aber gleichwol ſcheint es uns zu viel behauptet, die vorzüglichern Kunſtleiſtungen auf ſeiten der Katholiken lediglich aus der ungeſchwächten Naivetät des Glaubens, und umgekehrt die ſchwächern Leiſtungen der Proteſtanten allein oder vorzugsweiſe aus der Erſchütterung oder Vernichtung dieſer Naivetät ableiten zu wollen. Wie viele in der katholiſchen Kirche beſitzen denn überhaupt noch dieſe Naivetät des Glaubens? Nach unſerer Beobachtung iſt die Zahl derſelben überhaupt eine geringe, ſelbſt in den niedern Volksſchichten, ganz beſonders aber unter den von der allgemeinen Bildung Ergriffenen, die Künſtler und Maler nicht ausgenommen. Wenn man gleichwol an der katholiſchen Kirche feſthält, ſo geſchieht dies aus ſehr vielen, zum Theil ſehr gewichtigen andern Gründen, am wenigſten aber, weil man mit voller Ueberzeugung von der Wahrheit aller kirchlichen Dogmen durchdrungen wäre. Und wenn der katholiſche Künſtler durchſchnittlich ſich mehr mit chriſtlicher Kunſt beſchäftigt und Vorzüglicheres darin leiſtet als der proteſtantiſche, ſo hat auch dies in der Regel nicht darin ſeinen Grund, daß er ſelbſt an das von ihm Darzuſtellende ſo hingebungsvoll, wie er es im Bilde zu veranſchaulichen ſucht, zu glauben vermag, ſondern in den weitaus meiſten Fällen nur darin, daß nach Arbeiten dieſer Richtung in der katholiſchen Kirche weit mehr Bedürfniß und Nachfrage vorhanden und der in ihr aufgewachſene Künſtler mit den Motiven, Zwecken und weſentlichen Eigenſchaften ſolcher Arbeiten weit genauer und inniger als der proteſtantiſche von Kindheit an vertraut geworden iſt, folglich ſich auch leichter in die Naivetät des kindlichen Glaubens zurückzuverſetzen vermag. In entſprechender Weiſe erklären ſich umgekehrt auch die durchſchnittlich ſchwächern Leiſtungen der proteſtantiſchen Künſtler auf dieſem Gebiete. Es fehlt ihnen für Arbeiten dieſer Art in der Regel der äußere Impuls, und ſo iſt es natürlich, daß ſie ſich lieber der weltlichen Kunſt zuwenden, um ſo mehr, als dieſelbe ihrem Streben und Schaffen ein weit ausgedehnteres, freieres und minder ausgebeutetes Feld bietet. Dazu kommt, daß die volle Geiſtesfreiheit, deren Erſtrebung den eigentlichen Grundzug des Proteſtantismus bildet, bisjetzt auch innerhalb ſeiner kirchlichen Dogmatik noch nicht errungen iſt, und daß ſich dieſe ſeine principiellſte Richtung noch allzu ſehr theils mit den Bekenntnißformeln und Inſtituten der eigenen Kirche, theils mit den Gegenbeſtrebungen des Ultramontanismus in Conflict befindet, als daß ſich der in proteſtantiſchen Anſchauungen aufgewachſene Künſtler jetzt ſchon zu jener wahrhaft freien Auffaſſung der chriſtlichen Dogmen aufzuſchwingen vermöchte, welche auch in ihnen, d. h. im innerſten gedanklichen Kern derſelben, ewige, mit der Vernunft und Wiſſenſchaft nicht in Widerſpruch ſtehende Wahrheiten zu erkennen und die Formen, welche ſie umhüllen, als zwar nicht abſolut weſentliche, aber ſinn- und bedeutungsvolle Symbole zu erfaſſen vermag. Aber als Ziel ſchwebt die Erringung dieſes Standpunktes jedenfalls der Geſammtbewegung des Proteſtantismus vor, und wann daſſelbe nur erſt inſoweit erreicht ſein wird, daß das Bewußtſein hiervon auch im Herzen des Künſtlers lebt, dann wird ſicherlich der proteſtantiſche Maler in der Erfaſſung und Darſtellung chriſtlicher Motive hinter dem katholiſchen Künſtler nicht zurückſtehen, ſondern ihm, ſofern er nur ſonſt gleich begabt iſt, noch voranleuchten. In gewiſſem Betracht bezeugt dies ſchon die bisherige Entwickelung der Kunſt. Daß die deutſche Malerei in und mit der Reformation weſentlich neue Elemente in ſich aufgenommen und durch ſie die Kraft zu einem höhern Aufſchwung gewonnen hat, dafür ſind Dürer und Holbein die ſchlagendſten Belege. Ja auch die höchſte Blüte der italieniſchen Malerei iſt unbeſtreitbar weit mehr ein Ergebniß derſelben freien Geiſtesrichtung, aus der ſich in Deutſchland die Reformation entfaltete, als ein Product des naiven Kirchenglaubens geweſen, und demgemäß läßt ſich auch von Cornelius ſelbſt behaupten, daß er gerade diejenigen ſeiner Eigenſchaften, die ſeinen Werken vorzugsweiſe das Gepräge der Größe und Claſſicität ausdrücken, in weit höherm Grade ſeiner freiern und allgemeinern Auffaſſung der chriſtlichen Ueberlieferungen und Dogmen als einem blindgläubigen Fürwahrhalten derſelben nach den Vorſchriften der Kirche zu verdanken hat, wie ſehr ihm auch die lebendige Nachwirkung jugendlicher Eindrücke und die Hochachtung vor der weltgeſchichtlichen Bedeutung und dem feſten Bau der katholiſchen Kirche dabei zu ſtatten gekommen ſein mögen.

Daß Cornelius ſelbſt dies niemals zugegeben haben würde, räume ich bereitwillig ein. Er faßte eben das Ideal, das er ſich in Uebereinſtimmung mit andern freigeſinnten Katholiken vom Katholicismus gebildet hatte, als den Katholicismus ſelbſt auf und brachte ſich dabei nicht mit voller Klarheit zum Bewußtſein, wie viel bei ihm zur Bildung dieſes Ideals die Einwirkungen vorherrſchend proteſtantiſcher Dichter und Denker, der Anſchluß an Carſtens, der Umgang mit Niebuhr, das Studium des claſſiſchen Alterthums und ſchließlich das Leben in einer proteſtantiſchen Stadt beigetragen hatte; auch zog

Digitized by Google

er nicht in Betracht, daß ſchon die ſo energiſch in ihm ausgeprägte deutſch-nationale Richtung ein Element war, das ihm unmöglich machte, ein Katholik im ſtrengſten Sinne des Worts zu ſein. Denn das leidet keine Frage, daß der Geiſt des Proteſtantismus weſentlich germaniſchen, der des Katholicismus dagegen weſentlich romaniſchen Charakters iſt; ja man darf behaupten, wenn nicht zur Zeit der Reformation die an Deutſchlands Spitze ſtehende habsburger Dynaſtie mehr ſpaniſch als deutſch geweſen wäre, würde heutzutage dieſſeit der Alpen vom Katholicismus keine Spur mehr zu finden ſein. Hätte Cornelius dies erwogen, dann würde er wahrſcheinlich die Zerreißung Deutſchlands in zwei einander ſich ſchwer verſtehende Confeſſionen, um derentwillen er beſonders eine gewiſſe Misſtimmung gegen den Proteſtantismus nicht überwinden konnte, nicht dem Lutherthum, ſondern ultramontanen Einflüſſen als Schuld angerechnet haben.

Daß Cornelius wirklich nicht ein ſo unbedingt autoritätsgläubiger Katholik war, als wofür er ſich ſelbſt hielt oder auszugeben liebte, dafür liefert gerade das uns hier vorliegende Werk die unzweideutigſten Belege. Es documentirt ſich dies bereits klar genug in der Stellung, die er zu Rom zwiſchen Overbeck und Thorwaldſen einnahm. Zu beiden ſtand er in einem gleich feſten Freundſchaftsverhältniß. Wie wäre dies möglich geweſen ohne jene Geiſtesfreiheit, die ſich über die Differenzen der Dogmen zu ſtellen vermag? Riegel ſtellt es ſelbſt in dieſem Sinne dar. Er ſagt:

Kaum kann es größere Gegenſätze geben, wie Overbeck und Thorwaldſen als Menſchen und Künſtler: jener katholiſcher Convertit, dieſer freiſinniger Proteſtant, jener für chriſtliche Stoffe, dieſer für griechiſche begeiſtert, jener auf den maleriſchen Ausdruck innerlichſter Empfindungen, dieſer auf die plaſtiſche Geſtaltung reinſter Schönheit ausgehend, jener der fromme Kloſterbruder, dieſer der claſſiſche Heidenfreund. Beide aber waren in ihrer Weiſe vollkommen, nur mit dem Unterſchiede, daß Overbeck den Umkreis der Malerei nicht erſchöpfte, Thorwaldſen dagegen ſeine Aufgabe, die Wiedergeburt claſſiſcher Plaſtik, durchaus löſte. So trat Cornelius perſönlich in die Mitte zwiſchen beide Männer und künſtleriſch in die Mitte zwiſchen beide Richtungen; oder beſſer, wenn man in der Malerei die Gegenſätze durch Overbeck und Carſtens bezeichnet, er erhob als Maler ſich über beide. Das Chriſtliche und Claſſiſche werden in ihm verſöhnt, und darin beſteht die große That, durch welche er in unſerer ganzen claſſiſchen Literatur- und Kunſtperiode nahezu einzig iſt.

Noch entſchiedener offenbart ſich ſeine nicht durch confeſſionelle Schranken beengte Natur in ſeinem Verhältniß zu Niebuhr und in deſſen Urtheilen über ihn. Während derſelbe Overbeck einen „Schwärmer" und „ganz unfrei" nennt und ſich überhaupt über die katholiſirende Richtung der deutſchen Künſtler in Rom ſehr ſcharf ausſpricht, ſagt er von Cornelius:

Der einzige Cornelius ſcheint von Kindheit auf, durch die Erziehung einer frommen, aber keineswegs bigoten Mutter und durch eine ganz ungelehrte Bildung, worin die Bibel (obwol in einer katholiſchen Familie) ſein einziges Buch geweſen iſt, gleichförmige und dauernde Geſinnungen und Ueberzeugungen angenommen zu haben, die ihm ſo feſt ſind, wie alle eigenen Erfahrungen, und ſein Katholicismus geht im Grunde gar nicht weiter als der Glaube der alten Proteſtanten.

Zugleich nennt er ihn einen „in jeder Hinſicht friſchen und mächtigen Geiſt" und „frei von aller Beſchränktheit" und erzählt von ihm die bekannte Anekdote, daß er einſt mit ihm und Thorwaldſen auf die Geſundheit des alten Jupiter angeſtoßen. In gleicher Weiſe charakteriſiren ihn mehrere Züge, die Ernſt Förſter von ihm erzählt, z. B. daß er demſelben auf die mit Beziehung auf ihn hingeworfene Aeußerung, der größte deutſche Maler ſei dennoch ein Proteſtant, nach einem forſchenden Blick die Hand reichte und erwiderte: „Sie verſtehen mich!" und bei einer andern Gelegenheit in Unwillen über die zahlreichen Converſionen proteſtantiſcher Künſtler erklärte, wenn noch einer katholiſch würde, ſelbſt zum Proteſtantismus übertreten zu wollen.

Was aber vor allem bezeugt, daß nicht unbedingte Hingebung an irgendwelche kirchliche Dogmen, ſondern vorurtheilsfreie Begeiſterung für alles Große, Erhabene und Göttliche in den verſchiedenartigſten Gott- und Weltanſchauungen der innerſte Kern und das treibende Princip ſeines Weſens war, das iſt die charakteriſtiſche Art des Fortſchritts, die ſich in dem ganzen Entwickelungsgange ſeiner Kunſtthätigkeit ausſpricht: denn darin gibt ſich auf das entſchiedenſte zu erkennen, daß ſich ſein Genius ſtets um ſo mächtiger geregt und um ſo Größeres, Vollkommeneres und Ueberwältigenderes geleiſtet hat, je mehr ihm der Stoff, den er zu behandeln hatte, geſtattete, ihn in ſeiner rein poetiſchen, ethiſchen und allgemein menſchlichen Bedeutung aufzufaſſen, und je mehr es ihm gelang, ſich von den Banden anerzogener Vorurtheile oder beengender Einflüſſe loszumachen; daß hingegen gerade diejenigen ſeiner Schöpfungen am erſten zu Ausſtellungen Gelegenheit bieten, in denen er durch Stoff oder äußere Rückſichten gezwungen war, ſich ſtrenger in den Grenzen des poſitiv Ueberlieferten und kirchlich Feſtgeſtellten zu bewegen.

Dieſes trotz der oben angeführten und von uns nicht in vollem Umfange zu acceptirenden Aeußerung über die Unerlaßlichkeit katholiſcher Gläubigkeit für den Ausbau der chriſtlichen Kunſt mit vollſter Klarheit erkannt und mit Entſchiedenheit ausgeſprochen und nachgewieſen zu haben, gehört zu den Hauptverdienſten des vorliegenden Werks, ja es bildet inſofern geradezu den leitenden Grundgedanken deſſelben, als eben hierauf die Unterſcheidung und Abgrenzung beſtimmter Entwickelungsſtufen im Wirken und Schaffen des Meiſters gegründet iſt. Solcher Entwickelungsſtufen nimmt der Autor im ganzen vier an. Die erſte derſelben bezeichnet er als die „deutſch-nationale Epoche". Sie reicht von 1783 bis um das Jahr 1815 und umfaßt außer der Kindheit und den der Ausbildung gewidmeten Jünglingsjahren den Aufenthalt in Frankfurt und die erſte Hälfte des römiſchen Aufenthalts, alſo die Zeit, der als Hauptwerke die Zeichnungen zum „Fauſt" und zu den „Nibelungen" angehören. Die zweite Stufe nennt er die „römiſche Epoche". Sie reicht von 1815 bis um 1830 und umſchließt außer der zweiten Hälfte ſeines römiſchen Aufenthalts ſeine Thätigkeit als Director erſt an der düſſeldorfer, dann an der münchner Akademie, alſo den Zeitabſchnitt, in welchem als Hauptwerke ſeine Joſeph-Fresken im Bartholdy'ſchen Hauſe zu Rom, ſeine Entwürfe zu Dante's „Paradies", ſeine Fresken für die münchener Glyptothek und ſeine Zeichnungen zur Geſchichte der Malerei für die Loggien der münchener Pinakothek fallen. Die dritte Stufe charakteriſirt er als

Digitized by Google

die „chriſtlich-katholiſche Epoche". Sie reicht von 1830 bis um 1842, umfaßt alſo die zweite Hälfte ſeiner münchener Wirkſamkeit und als Hauptwerk das „Jüngſte Gericht" nebſt den übrigen Fresken für die Ludwigskirche. Die vierte Stufe endlich bezeichnet er als die „claſſiſche Epoche". Sie reicht von 1842 bis in die neueſte Zeit und umfaßt ſein Leben und Schaffen in Berlin, nebſt den dazwiſchenfallenden Reiſen nach London und Rom. Ihr gehören als Hauptwerke das „Glaubensſchild", „Chriſtus in der Vorhölle", die Taſſo-Umriſſe, die „Erwartung des Weltgerichts" und vor allem die großartigen Compoſitionen zur Friedhofshalle in Berlin mit den „Werken der Barmherzigkeit", den „Sieben Engeln", den „Apokalyptiſchen Reitern", dem „Fall Babels" u. ſ. w. an.

Schon aus der allgemeinen Bezeichnung dieſer Stufen läßt ſich entnehmen, wie Riegel den Entwickelungsgang unſers Meiſters auffaßt. Die Werke der letzten Epoche gelten ihm in jedem Betracht als die größten und vollendetſten, und zwar gerade deshalb, weil ſich der Künſtler von den beſondern Anſchauungen der vorangegangenen Standpunkte zur abſolut höchſten und allgemeinſten Gott- und Weltauffaſſung erhoben und die verſchiedenen Vorzüge der deutſch-nationalen, antiken und chriſtlich-katholiſchen Kunſtform zur innigſten Harmonie zu vermählen gewußt hat, ohne ſich doch von ihren beengenden Eigenſchaften beeinfluſſen zu laſſen. Noch deutlicher erhellt dies aus einigen zuſammenfaſſenden Worten, die der Verfaſſer an die Beſprechung des „Jüngſten Gerichts" knüpft. Er ſpricht es offen aus, daß die Malereien der Ludwigskirche in rein künſtleriſcher Beziehung noch nicht vollkommen befriedigen, ja daß ſie in dieſer Hinſicht ſelbſt hinter den Malereien der Glyptothek, alſo der vorangegangenen Periode zurückbleiben, und er verhehlt es nicht, daß dies zum Theil an dem allzu ſtark ausgeprägten kirchlichen Charakter der Ludwigs-Fresken liegt. In der Möglichkeit, ſich von dieſem nicht unmittelbar aus den Kunſtprincipien ſtammenden Einfluß noch mehr loszureißen, erblickt er für Cornelius den Weg zu einer noch höhern Vollendung, und als die Verwirklichung dieſer Möglichkeit betrachtet er des Meiſters Berufung nach Berlin, die freiern Ideenkreiſe, die dort auf ihn einwirkten, die Gegenſätze, mit denen er daſelbſt zu kämpfen hatte, und insbeſondere den gewaltigen Eindruck, den in London die Parthenon-Sculpturen und Rafael-Cartons auf ihn machten. Er ſagt:

Wieder trat das claſſiſche Alterthum als ein abſchließendes, fruchtbringendes Lebenselement hinzu: und jetzt erſt war es dem Meiſter geſtattet, den höchſten Inhalt in die vollendetſte Form zu gießen.

Ueber die heftigen Angriffe, welche des Meiſters erſte Leiſtungen zu Berlin von ſeiten einer ſich ſtark überhebenden Gegnerſchaft zu erfahren hatten, und über die Wirkung, welche dieſelben auf Cornelius machten, gibt der Autor ſehr intereſſante Aufſchlüſſe. Unter anderm ſagt er:

Einen Mann von geringerm Willen hätte dieſes Zurückſtoßen von einer auch äußerlich ruhmvollen Höhe vielleicht geknickt; aber Cornelius, der den Weihrauch Münchens hatte ertragen können, fand in der ſcharfen Luft des Nordens nur neue Stärkung .... Eine Gefahr wäre es zweifellos geweſen, wenn der münchener Cultus in Berlin fortgeſetzt worden wäre; denn auch Odyſſeus traute ſeiner Kraft nicht, um ohne feſſelnde Bande den verführeriſchen Geſang der Sirenen anzuhören, und Alexander unterlag in wenigen Jahren dem Taumel eines wahnſinnigen Glücks. Die Dienſte, welche Berlin wider Willen dem Cornelius erwieſen, ſind unſchätzbar, und ich wage zu behaupten, daß nur Berlin ihm dieſe erweiſen konnte. Freilich, Dienſte der Liebe waren es nicht, aber Dienſte, die zu einer ſchweren innern Arbeit, zur höchſten Steigerung der Kraft führten .... Der heftige und faſt plötzliche Angriff einer geſchloſſenen und einflußreichen Gegnerſchaft, der überdies in dem ſchon erwähnten, theilweiſe ſehr lebhaften Widerſpruch des Proteſtantismus gegen einige der Ludwigs-Fresken einen willkommenen Rückhalt fand, rief das künſtleriſche Weſen unſers Meiſters in ſeinem Urgrunde wach, trieb ihn zu den oberſten und reinſten Quellen der Kunſt, läuterte und ſtärkte ihn ſo, daß eine neue Jugend über ihn kam.

Mit nicht geringerm Nachdruck betont der Verfaſſer den mächtigen Einfluß, den der unſterbliche Phidias auf den neuen geiſtigen Aufſchwung des Meiſters übte. Er fragt:

Welches aber iſt denn jene unerreichte Schönheit, die nur dem Schauenden ſich aufſchließt und welche die Bildnereien des Parthenon über alles andere erhebt?

Und er antwortet darauf:

Es iſt vor allem die vollendete Einheit der größten Naturwahrheit mit der höchſten Idealität, es iſt der Stil in ſeiner unbedingten Vollkommenheit.

Weiterhin fügt er hinzu:

Die Idee iſt ganz und völlig in die ſichtbare Erſcheinung übergegangen. Deshalb ſind dieſe hohen Werke unendlich weit entfernt von ſymboliſirenden Abſtractionen, die dem Geiſt zu Liebe die Form verkümmern und verunſtalten, und unendlich weit entfernt von dem einfachen Abklatſch der Natur!

Er knüpft hieran ſehr beherzigenswerthe Worte gegen die Verirrungen derer, welche die täuſchende Naturwirklichkeit ohne idealen Gehalt für ſich allein zur Abgöttin erheben und ſich einbilden, das Höchſte der Kunſt ſei bloße Copirung der Natur.

Am reinſten und zugleich der oben von uns angedeuteten Auffaſſung am innigſten ſich anſchließend, entfaltet ſich des Autors eigentliche Grundanſchauung da, wo er zur wirklichen Charakteriſtik der Friedhofcompoſitionen übergeht. Wir können ihm hier in das einzelne nicht folgen; aber auf den allgemeinen Grundgedanken ſeines Urtheils müſſen wir hinweiſen. Er betont von vornherein, daß ſich Cornelius ſogleich in der urſprünglichen Erfaſſung der von ihm zu löſenden Aufgabe auf einen weſentlich andern als den ſpecifiſch-katholiſchen und mittelalterlichen, nämlich auf den allgemein chriſtlichen und rein bibliſchen, ja auf den allgemein menſchlichen und religionsphiloſophiſchen Standpunkt geſtellt habe, und gibt zu, daß die drei Ideen, die für ſeine Darſtellungen die eigentlichen Impulſe und Hauptmotive wurden, nämlich Gott, Freiheit und Unſterblichkeit, im weſentlichen dem Vorſtellungskreiſe des Proteſtantismus entnommen ſeien. Der Verfaſſer fährt weiter fort:

So ergriff dem Cornelius den chriſtlichen Stoff mit philoſophiſcher Erkenntniß und mit dichteriſcher Tiefe und geſtaltete ihn zu einem gewaltigen Epos in Bildern aus, das in thatſächlichen Darſtellungen neuteſtamentlicher Geſchichte die ganze Größe und Hoheit der chriſtlichen Ethik zur Anſchauung bringt, ſodaß die Kunſtgeſchichte ein ähnliches Werk bisher nicht kennt. Die einzelnen Geſänge dieſes Epos theilen ſich auf die vier Wände des Friedhofs und klingen, jeder für ſich ein reichgegliedertes Kunſtwerk, zu einer vielſtimmigen Harmonie

Digitized by Google

zuſammen. Der Meiſter brach hierdurch entſchieden mit der traditionell-kirchlichen Kunſt, er ſtellte ſich auf den allgemein menſchlichen Standpunkt und erfaßte in dieſem Sinne den ihm aus den heiligen Büchern zufließenden Stoff.

Hiermit iſt eingeräumt, daß denn doch die naive Hingebung an katholiſche Dogmen zu dem Größten, was Cornelius geleiſtet, nicht unbedingt nothwendig, wenn auch vielleicht als Durchgangsſtadium von Nutzen war, ja ausgeſprochen, daß gerade im Kern der proteſtantiſchen Weltanſchauung die mächtigſten Keime einer zum Höchſten ſich aufſchwingenden Kunſtentfaltung verborgen liegen. Ganz will dies der Verfaſſer allerdings nicht zugeſtehen. Er bemerkt:

Man könnte ſagen, dieſe Art des Schaffens ſei ihrem Weſen nach eine proteſtantiſche, und hätte hierzu ein Recht, da ſie, die katholiſch-dogmatiſche Kunſttradition beiſeiteſchiebend, ſich nur an die Bibel hält und deren Gegenſtände poetiſch zur Anſchauung bringt — allein wir dürfen uns nicht täuſchen. Denn eine proteſtantiſche Kunſt gibt es ebenſo wenig, als es eine proteſtantiſche Confeſſion geben würde, wenn es keine katholiſche Kirche mehr gibt. Der Proteſtantismus lebt als Beſonderheit nur durch den Gegenſatz gegen den Katholicismus oder richtiger gegen die Kirche; aber welche Merkmale müßte eine chriſtliche Kunſt haben, um proteſtantiſch genannt werden zu müſſen? Man ſieht leicht, daß dies ein Unding iſt. Jede Kunſt, die ſich noch im Dienſt der Kirche nach dogmatiſch-myſtiſchen Vorſchriften richtet, iſt nicht ganz frei; die Kunſt aber, welche, Dienſt und Vorſchriften der Kirche beiſeitelaſſend, nur aus der innerſten Nothwendigkeit höchſter Poeſie ſchafft, die iſt erſt in Wahrheit freie Kunſt. Und die freie Kunſt ſteht hoch über den Confeſſionen, ſie vereinigt durch ihren ewigen, allgemeinen und reinen Gehalt alle empfindenden Menſchen zum Cultus des Schönen und befriedigt in eben ſolcher Vollkommenheit den Papſt als den neuclaſſiſchen Heiden nach Goethe'ſchem Muſter, — vorausgeſetzt, daß beide ſich dazu erheben können, Menſchen zu ſein.

Hiergegen haben wir im weſentlichen nichts einzuwenden; ſeinerſeits aber wird auch der Verfaſſer zugeben müſſen, daß ſich eine freie Kunſt in dieſem Sinne leichter im Boden des Proteſtantismus als in dem des Katholicismus zu entwickeln vermag, ja daß, was bisjetzt als Annäherung an dieſes Ziel geſchehen iſt, hauptſächlich von der mit dem Proteſtantismus herrſchend gewordenen Weltanſchauung ausgegangen iſt.

Den fünf Abſchnitten des Werks, welche die allgemeine Einleitung und die Darſtellung der vier Entwickelungsſtufen enthalten, iſt noch ein ſechster angefügt, der in Form einer „Schlußbetrachtung" den allgemeinen künſtleriſchen Charakter des Cornelius, ſowie die einzelnen Seiten und Eigenſchaften ſeiner Kunſt in zuſammenfaſſender Weiſe behandelt. Außer vielem andern wird hier z. B. die Wahl der Stoffe, die Geſchichtsauffaſſung, die Neigung zur Großheit, die Neigung zum Verborgenen, das Verhältniß von Inhalt und Darſtellung, der Stil, die Compoſition, die Gruppenbildung, die Zeichnung, die Anatomie, die Gewandung, Bewegung und Ausdruck, die Färbung u. ſ. w. theils charakteriſirt, theils kritiſch beleuchtet; außerdem ſein Verhältniß zu den vorangegangenen, gleichzeitigen und nachfolgenden Künſtlern, z. B. zu Carſtens und Overbeck, Schinkel, Thorwaldſen, zur düſſeldorfer Schule, zu ſeinen eigenen Schülern und Mitkämpfern, zu Schnorr, Heinrich Heß, Kaulbach, Schwind u. ſ. w., einer ausführlichen Erörterung unterworfen. Die Urtheile, welche hier der Autor fällt, entſprechen im allgemeinen ſelbſtverſtändlich der hohen Bedeutung, die er dem Meiſter überhaupt beilegt, und haben ihre Baſis weſentlich in einem mit beſonderer Vorliebe dem Erhabenen und Großen, Stilvollen und Tiefſinnigen zugewandten Idealismus. Dieſer Standpunkt verhindert ihn jedoch nicht, auch andern Richtungen gerecht zu werden und umgekehrt an Cornelius auch die Mängel und Härten hervorzuheben. Er thut dies allerdings ſtets in einer ſehr ſchonenden, pietätvollen Weiſe, aber doch immer mit derjenigen Offenheit, welche der Schriftſteller der Wahrheit ſchuldig iſt. So räumt er z. B. rückhaltslos ein, daß Cornelius im Streben nach unbedingteſter innerer Wahrheit und möglichſt energiſchem Ausdruck ſeiner Intentionen nicht ſelten über die Naturwahrheit hinausgegangen iſt, ja ſelbſt der Schönheit Zwang angethan hat; er rügt unter anderm die häufig bei ihm vorkommende, zu ſtark nach oben gekehrte Stellung der Augäpfel, er tadelt die geſpreizten Beine des Neoptolemos auf der Zerſtörung Trojas, die geſtreckte Haltung der weiblichen Hauptfigur mit dem zu langen Oberkörper auf den Reitern, die harte rechtwinklige Haltung des knienden Jüngers auf dem Carton des Thomas u. ſ. w. Gleicherweiſe gibt er zu, daß die Färbung nicht gerade die ſtärkſte Seite ſeiner Kunſt iſt, daß er ſich in dieſer Beziehung mit den eigentlichen Coloriſten nicht vergleichen läßt; und wenn er ſich daneben zugleich verpflichtet fühlt, ihn gegen übertriebene Angriffe zu vertheidigen und auf einzelne Vorzüge ſeiner Farbengebung und Farbenbehandlung hinzuweiſen, ſo liegt dem jedenfalls die richtige äſthetiſche Einſicht zum Grunde, daß gewiſſe Stoffe geradezu eine dürftigere Farbenbehandlung verlangen, indem es ein Grundgeſetz der Kunſt gegenüber der Natur iſt, die Wirkung vorzugsweiſe durch eine der die äſthetiſche Wirkung bedingenden Eigenſchaften zu erreichen und dieſer die übrigen unterzuordnen. Insbeſondere dürfte, was er zu ſeiner Rechtfertigung ſagt, bezüglich der Frescomalereien gelten. Er macht darauf aufmerkſam, daß dieſe ſchon darum nicht in tiefen und ſatten Farben gehalten, ſondern leicht und licht ſich ausbreiten, ſcharf und beſtimmt in der Zeichnung, kräftig in der Schattengebung, maßvoll im Colorit ſelbſt ſein müſſen, weil ſie ſo allein den ſchweren Mauermaſſen den Schein der Leichtigkeit zu geben und die ihnen nothwendige Leuchtkraft zu gewinnen vermögen. Dann erklärt er aber eine derartige Farbenhaltung ganz beſonders für die ſtilvollen Compoſitionen der Cornelius'ſchen Monumentalmalerei für geboten. Er ſagt:

Der Drang des Cornelius, umfaſſende und tiefe Gedanken auszuſprechen, ſein Trieb, dieſe in einzelne Darſtellungen zu gliedern und in Reihen zu verketten, weiſt klar und deutlich auf den architektoniſchen Raum als den Ort, wo er ſeine Kunſt entfalten mußte. Und wiederum ſein Ernſt, ſeine Strenge, ſein Sinn für Maß und Männlichkeit brachten ihn in Uebereinſtimmung mit dem, was dieſer Ort durch die Bedingungen des Materials, des Lichts und der räumlichen Lage verlangte. — Cornelius' Fresken können ſomit nicht das blühende Leben des Rubens, nicht die tiefe Glut der Venetianer, nicht das zauberiſche Helldunkel Correggio's oder Rembrandt's beſitzen. Die Natur des Fresco und die Natur unſers Meiſters widerſtreben dem entſchieden. Denn jene fordert eine gewiſſe Abſtraction, und dieſe iſt in erſter Reihe auf Charakter und Ausdruck gerichtet. Cornelius kann die beſtimmten, klaren Linien in ſeiner Zeichnung nicht entbehren, und der eigentlich

Digitized by Google

Coloriſt arbeitet von Anfang an in Flächen mit mehr oder weniger vertriebenen Umrißlinien. Um nun auch dieſe Deutlichkeit im Fresco ſich zu erhalten, malte der Meiſter in lichten Farben, da dieſe eine beſtimmte und feine Modellirung noch erkennen laſſen. Ja, er ging weiter und unterſchied nach der örtlichen Lage, indem er hier die Schatten kräftigſt anlegte, dort aber auch die Schatten licht hielt und ſie durch Auftrag einer zweiten, tiefern Farbe erſetzte. Dadurch wurden die Bilder leicht und licht, klar und beſtimmt, ſie traten in Harmonie mit der Architektur und ziehen den Beſchauer durch leichtere Reize nicht ab von dem, was in ihnen das Weſentliche und Tiefe iſt.

Doch wir können dies hier nicht weiter verfolgen. Wer nicht principieller Gegner der höhern, idealen Kunſtrichtung iſt, die in Cornelius ihren leuchtendſten Vertreter unter den deutſchen Malern gefunden hat, wird im allgemeinen den vom Autor ausgeſprochenen Urtheilen mit Ueberzeugung zuſtimmen müſſen, auch in denjenigen Partien, welche deſſen Verhältniß zu andern Künſtlern beſprechen, obſchon er hier vielleicht aus warmer Begeiſterung für Cornelius ſich hin und wieder zu allzu ſcharfen Urtheilen über deſſen Gegner oder Rivale hat fortreißen laſſen. Ohne Frage iſt ſo viel gewiß, daß er dem größten deutſchen Maler mit dieſem ihm geweihten Werke ein Denkmal geſetzt hat, das ihm ſelbſt zur Ehre gereicht und für ſpätere Arbeiten ſtets eine tüchtige Grundlage bleiben wird.

Als Titelbild iſt dem Buche eine Photographie des Meiſters, als Anhang eine Reihe von Beiſchriften und ein Verzeichniß der Werke des Meiſters beigegeben.

Adolf Zeiſing.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Rückblick auf das Literaturjahr 1867.

(Beſchluß aus Nr. 3.)

Auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte herrſcht fortwährend die gleiche Regſamkeit; die ältern Epochen werden durch unausgeſetzte Forſchungen immer tiefer ergründet, über die neuern wird durch Veröffentlichung von bisher unbekannten Correſpondenzen ein neues Licht verbreitet. Am ſchlechteſten fährt immer noch die neueſte Epoche, welche von den Geſammtdarſtellungen der Literatur theils beiſeitegeſchoben, theils ſtiefmütterlich oder mit Zuſammenhäufung eines kritikloſen Wuſtes von Namen behandelt wird, bei einer ſelbſtſtändigen Darſtellung aber, wie ſie Julian Schmidt in dem dritten Bande ſeiner „Deutſchen Nationalliteratur ſeit Leſſing" verſucht hat, unter die Brille einer poeſieloſen und unproductiven Kritik gerückt, durcheinanderflimmert bis zur Unkenntlichkeit. Die Dichter ſpielen in dieſem Werke eine gänzlich untergeordnete Rolle; ſie erſcheinen nur als ein Ballaſt, den die Literatur einmal mit ſich ſchleppen muß. Gegenüber dieſer die dichteriſchen Individualitäten verzettelnden Darſtellung wirkt eine harmoniſche und abgerundete Zeichnung dichteriſcher Charakterköpfe, wie ſie Karl Biedermann in ſeinem Werke: „Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert", von welchem die erſte Abtheilung des zweiten Theiles des zweiten Bandes erſchien, zu geben beſtrebt iſt, ungemein wohlthuend. Gleiches läßt ſich von Otto Gruppe's „Leben und Wirken deutſcher Dichter" ſagen, einem Werk, von welchem der dritte Band im Jahre 1867 die Preſſe verlaſſen hat.

Von dem außerordentlich eingehenden und fleißigen Werke von L. Klein: „Geſchichte des Dramas", erſchien der fünfte Band, welcher die „Geſchichte des italieniſchen Dramas" weiter führt.

Die Kenntniß der ältern deutſchen Literatur wird in immer weitern Kreiſen vermittelt durch Herausgabe von Sammlungen wie Brockhaus' „Deutſche Claſſiker des Mittelalters", mit Wort- und Sacherklärungen, von Franz Pfeiffer herausgegeben, welche als dritten Band das „Nibelungenlied" von Bartſch, als vierten und fünften „Hartmann von Aue", erſter und zweiter Theil, von Fedor Bech brachten. Ihnen ſchließen ſich die „Deutſchen Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts" von Karl Goedeke und Julius Tittmann an, wovon der zweite Band: „Schauſpiele aus dem ſechzehnten Jahrhundert", erſchienen iſt, und die „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", welche die neuen deutſchen Claſſiker und ihre Zeitgenoſſen bringt und von der bisjetzt ſieben Bände erſchienen ſind. Andere durch das Aufhören der Verlagsmonopole ins Leben gerufene Unternehmungen ſind: die von Hermann Kurz herausgegebene „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur", die Hempel'ſche „National-Bibliothek ſämmtlicher deutſcher Claſſiker" und eine große Zahl einzelner Veröffentlichungen früherer Dichtwerke; man ſieht, der deutſche Buchhandel genießt der neuen Freiheit und prüft den freien geflügelten Schritt in einer durch die claſſiſche Ueberflutung für die Epigonen bedenklichen Weiſe.

Sehr beachtenswerth iſt die hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe von „Schiller's ſämmtlichen Schriften", welche die Cotta'ſche Buchhandlung unter Karl Goedeke's Leitung veranſtaltet; ein nicht geringeres Intereſſe bieten die von Schiller's Tochter, Frau von Gleichen-Rußwurm, herausgegebenen „Dramatiſchen Entwürfe" des großen Dichters. „Klopſtock's Briefwechſel" hat Lappenberg veröffentlicht; C. M. Planck: „Jean Paul's Dichtung im Lichte unſerer nationalen Entwickelung", während Eduard Kauffer „Blüten und Perlen" aus deſſen Werken unter dem Titel: „Jean Paul als Dichter und Prediger", herausgibt; eine vorzugsweiſe bibliographiſche Studie über den Volksdichter Hans Sachs bringt E. Weller. „Theodor Storm's Dichtungen" wurden von Eduard Tempeltey charakteriſirt; der öſterreichiſche „Corporal Hilſcher" von C. M. Sauer; „Ludwig Eckardt" von Y. von Arnold. In F. W. Ebeling's „Moſaik" finden ſich manche literarhiſtoriſche Studien, namentlich über Bürger und ſeine letzte Ehe; Fortlage hat eine warm geſchriebene Schrift über „Friedrich Rückert und ſeine Werke" herausgegeben, ebenſo Karl Bayer, Paul Möbius und Georg Kinkel ihre Feſtreden zu Ehren Rückert's. „Freiligrath-Reden" erſchienen, außer von dem Herausgeber d. Bl., von Berthold Auerbach und G. Kinkel. In Auerbach's „Deutſchen Abenden" finden ſich anſprechende Charakteriſtiken neuer Denker und Dichter.

Digitized by Google

Wir erwähnen noch von literarhiſtoriſchen Schriften, die ſchon mehr dem ſpeciellen Studium angehören: E. Martin, „König Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen"; P. Wackernagel, „Beiträge zur niederländiſchen Hymnologie"; F. Pfeiffer, „Quellenmaterial zur altdeutſchen Dichtung"; K. Bartſch, „Der ſaturniſche Vers und die altdeutſche Langzeile"; Ignaz von Zingerle, „Findlinge". Von der Sagen- und Sprichwörterliteratur erwähnen wir: H. Friſchbier, „Preußiſche Volksreime und Volksſpiele; M. Töppen, „Aberglauben aus Maſuren"; Eduard Bruner, „Badiſche Sagenbilder"; Sztachovics, „Brautſprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn". Karl Simrock hat, außer einer Ueberſetzung des „Freidank", den dreizehnten Band „Deutſcher Volksbücher" herausgegeben; Karl Bartſch eine neue Ueberſetzung des „Nibelungenliedes".

Die Goethe-Literatur iſt durch Michael Bernays: „Ueber Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes"; durch R. Springer: „Die claſſiſchen Stätten Weimars"; durch Wentzel: „Goethe in Schleſien", und durch Ueberſetzungen der Caro'ſchen „Studien" aus der „Revue des deux mondes" bereichert worden. Von dem „Shakſpeare-Jahrbuch" iſt ein zweiter Jahrgang erſchienen, der ſich gleich dem erſten zu excluſiv gegen die freiere Kritik des britiſchen Dichters verhält; auch liegt der erſte Jahrgang eines „Dante-Jahrbuchs" vor. Ueber „Shakſpeare's Leben und Entwickelungsgang" ſchrieb J. Saupe, während B. Tſchiſchwitz einen voluminöſen Band über Shakſpeare's „Hamlet" veröffentlicht, mit einem Nachweis ſeiner hiſtoriſchen Elemente.

Das Gebiet der Aeſthetik wird mit Fleiß angebaut. Von Karl Lemcke's „Populärer Aeſthetik" iſt eine zweite vermehrte Auflage erſchienen. Werthvolle Aufſätze enthalten Chriſtian Hermann Weiße's „Kleine Schriften zur Aeſthetik", herausgegeben von Rudolf Seydel. Außerdem erſchienen: „Einleitung in die Aeſthetik" von Theodor Seemann; „Wahrheit, Schönheit und Liebe, philoſophiſch-äſthetiſche Studien" von Victor Granella; „Natur und Gemüth" von Karl Hippel, Beiträge zur Aeſthetik der Pflanzenwelt; Hugo Söderſtröm, „Ueber den Begriff Kunſt"; H. Riegel, „Deutſche Kunſtſtudien". Einen neuen Standpunkt in Bezug auf die behandelte Frage vertritt Adolf Silberſtein's äſthetiſch-kritiſche Unterſuchung: „Die Katharſis des Ariſtoteles." Beiträge zur Dramaturgie, namentlich zur Förderung der darſtellenden Kunſt gab Feodor Wehl in ſeinen „Didaskalien", während eine Bühnenreform angeſtrebt wird von F. Ludwig: „Das deutſche Theater" und „Der Schauſpielerverein und die Theaterſchulen".

Nach wie verſchiedenen Seiten die zahlreiche muſikaliſche Literatur ſich ausbreitet, möge das folgende Verzeichniß weiſen: Oskar Paul, „Die abſolute Harmonik der Griechen"; Y. von Arnold, „Der Einfluß des Zeitgeiſtes auf die Entwickelung der Tonkunſt", „Ueber Schulen für dramatiſche und muſikaliſche Kunſt" und „Operncharaktere"; L. von Trocki, „Die Entwickelung der Oper in Polen"; C. A. Ludwig, „Joſeph Haydn, ein Lebensbild"; F. G. H. Chryſander, „Händel", dritter Band, erſte Hälfte; A. Schöne, „Beethoven's Briefe an Marie Gräfin Erdödy"; Ludwig Nohl, „Beethoven's Leben", erſter Band, „Muſikaliſches Skizzenbuch", „Muſikerbriefe" und „Neue Briefe Beethoven's"; Kriebitzſch, „Für Freunde der Tonkunſt"; Tappert, „Muſik und muſikaliſche Erziehung"; Franz Müller, „Lohengrin"; Hermann Mendel, „Otto Nicolai"; R. Pohl, „Mozart und Haydn in London"; Franz Lorenz, „Mozart als Klaviercomponiſt".

Etwas weniger ins Kraut ſchießt die Literatur über bildende Kunſt. Wir erwähnen Alfred Woltmann's „Holbein und ſein Zeitalter"; A. von Zahn, „Dürer's Kunſtlehre und ſein Verhältniß zur Renaiſſance"; Julius Meyer, „Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789", zweite Abtheilung; Alfred Freiherr von Wolzogen, „Peter von Cornelius"; Hermann Grimm, „Holbein's Geburtsjahr" und „Rede auf Schinkel", und H. G. Hotho, „Geſchichte der chriſtlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang".

Die Philoſophie iſt glücklicherweiſe in dieſem Jahre durch kein neues Syſtem bereichert worden. Die Hartenſtein'ſche Ausgabe der Werke Kant's, welche bisjetzt fünf Bände umfaßt und nach dem Princip der chronologiſchen Folge zuſammengeſtellt iſt, führt uns wieder auf den bedeutſamen Ausgangspunkt aller neueſten philoſophiſchen Syſteme zurück. Mit der Auslegung früherer Philoſophen beſchäftigen ſich zahlreiche Commentatoren: L. Schneider ſchreibt über „Die Unſterblichkeitslehre des Ariſtoteles"; C. Sigwart über „Spinoza's neuentdeckten Tractat von Gott, dem Menſchen und deſſen Glückſeligkeit"; F. Reiff über „Die Hegel'ſche Dialektik", während Arnold Ruge in dem vierten Bande ſeiner Autobiographie: „Aus früherer Zeit", noch einmal eine Entwickelung und Kritik des ganzen Hegel'ſchen Syſtems gibt; Alexander Jung „Franz von Baader's Dogmatik"; E. Zirngiebl, „Friedrich Heinrich Jacobi's Leben, Dichten und Denken" beleuchtet. Von C. A. Werther's Werk: „Lebens-, Seelen- und Geiſteskraft oder die Kräfte der organiſchen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung", iſt ein zweiter Band erſchienen. Während Heinrich Ritter „Philoſophiſche Paradoxa" veröffentlicht, behandelt J. H. Fichte ſein Lieblingsthema noch einmal in der Schrift: „Die Seelenfortdauer und die Weltſtellung des Menſchen." C. S. Cornelius ſchildert „Die Bedeutung des Cauſalprincips in den Naturwiſſenſchaften", während H. Delff in „Cäcilie oder Die Wahrheit des Ueberirdiſchen" jenes Reich betritt, wo dieſe Bedeutung aufhört. Hiermit befinden wir uns in den Grenzregionen der Philoſophie, welche heutigentags in ihrem geiſtigen Zwielicht vielen Denkern und Halbdenkern beſonders willkommen ſind. Da ſchreibt J. A. Beugel „Offenbarungsgedanken"; G. F. Daumer über „Das Geiſterreich in Glauben, Vorſtellung, Sage und Wirklichkeit"; A. Stolz über „Witterungen der Seele". Von Amerika herüber ſecundiren die harmoniſchen Philoſophen wie A. J. Davis, „Der Reformator. Harmoniſche Philoſophie über die phyſiologiſchen Laſter und Tugenden der Ehe", von G. K. Wittig überſetzt. Hierher ſind auch die Schriften des Freiherrn von Reichenbach über das geheimnißvolle Ozon der Seelen, das Od, zu rechnen, von denen wiederum eine vorliegt: „Die odiſche Lohe." Wieder auf den Standpunkt der irdiſchen Cauſalität verſetzt uns C. H. Schultz-Schultzenſtein in ſeiner „Phyſiologie oder Verjüngung des Lebens", während J. Bahnſen in ſeinem

Digitized by Google

„Beiträgen zur Charakterologie" eins der ſchwierigſten philoſophiſchen Grenzgebiete geiſtvoll erhellt.

Auf dem Gebiete der Geſchichte überwiegt im Jahre 1867 die Specialforſchung, die ihre Reſultate meiſtens in Monographien mittheilt, über die mehr künſtleriſche, der Nationalliteratur angehörige Darſtellung. Außer der Geſammtausgabe der Werke von Leopold Ranke machten auf letztere Bedeutung namentlich Anſpruch: Reumont, „Geſchichte Roms"; Gregorovius, „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter", von welcher der ſechste Band vorliegt; W. Gieſebrecht, „Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit", dritten Bandes dritte Abtheilung; S. Sugenheim's „Geſchichte des deutſchen Volks und ſeiner Cultur", von welcher die drei erſten Bände erſchienen ſind. Künſtleriſchen Werth beanſpruchen Guſtav Freytag's „Bilder aus dem Mittelalter", die ſich ſeinen frühern in neuen Auflagen erſchienenen deutſchen Culturbildern würdig anreihen. Eine populäre Darſtellung ſtrebt mit Glück an F. Eberty in ſeiner „Geſchichte des preußiſchen Staats", deren erſte Abtheilung bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen reicht. Dem Gebiete der Specialgeſchichte gehören an: Gallois, „Geſchichte der Stadt Hamburg"; O. Fock, „Rügen-Pommerſche Geſchichten aus ſieben Jahrhunderten"; E. von Wattenwyl von Diesbach, „Geſchichte der Stadt und Landſchaft Bern"; J. Weber und H. Holtzmann, „Geſchichte des Volkes Iſrael und der Entſtehung des Chriſtenthums"; R. Graf, „Die Feſte der Republik Venedig"; H. Jolowicz, „Geſchichte der Juden in Königsberg in Preußen"; L. Rapp, „Freimauer in Tirol"; H. Markgraf, „Ueber das Verhältniß des Königs Georg von Böhmen zu Papſt Pius II."; Martin Scheidler, „Chronik des ehemaligen Reichsſtiftes Kaiſersheim"; Auguſt Lehmann, „Der Tugendbund"; W. Zimmermann, „Der Tag von Ober-Landenbach, ein Beitrag zur Geſchichte der Revolutionsjahre 1848—49"; Freiherr M. von Sala, „Geſchichte des polniſchen Aufſtandes im Jahre 1866". Den obenerwähnten Geſchichten von Hamburg, Bern u. ſ. w. ſchließt ſich mit mehr culturhiſtoriſcher Tendenz an die Schrift von Emil Kneſchke: „Leipzig ſeit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großſtadt", während einen Beitrag zu einer äſthetiſchen Geſchichtsbeleuchtung Julius Braun gibt in den „Hiſtoriſchen Landſchaften".

Das monographiſche Element der Geſchichtſchreibung überwuchert nach wie vor in den Biographien, in denen oft ſo wenig bedeutende Lebensläufe ausführlich dargeſtellt werden, daß die Gefahr einer atomiſtiſchen Verzettelung der Geſchichtswiſſenſchaften in bedenkliche Nähe rückt. Wenigſtens wäre es kein Unglück für die Nationalliteratur, wenn eine Zahl dieſer Aebte und Prinzeſſinnen nicht aus ihren Kirchengrüften und Erbbegräbniſſen aufgeſtört würde. Eine hervorragende Erwähnung auf dieſem Gebiete verdient Theodor Toeche's „Kaiſer Heinrich VI." Ein nicht einmal auf Vollſtändigkeit Anſpruch machendes Regiſter biographiſcher Schriften mag unſere Behauptung beſtätigen: J. F. A. Mücke, „Flavius Claudius Julianus"; Dittrich, „Dionyſius der Große von Alexandrien"; T. Zahn, „Marcellus von Ancyra"; W. Scherer, „Leben Williram's, Abts von Ebersberg; Beitrag zur Geſchichte des 11. Jahrhunderts"; M. Philippſon, „Geſchichte Heinrich's des Löwen"; C. Höfler, „Barbara, Markgräfin von Brandenburg, aus dem 15. Jahrhundert"; L. Clarus, „Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne"; J. G. von Rauchbar, „Leben und Thaten des Fürſten Georg Friedrich von Waldeck (1620—92)"; J. C. Mörikofer, „Ulrich Zwingli nach urkundlichen Quellen", erſter Band; „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutheriſchen Kirche", herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, C. Schmidt, vierter Theil: „Johannes Bugenhagen Pommeranus, Leben und ausgewählte Schriften"; J. Meſtorf, „Wibbecke Kruſe, eine holſteiniſche Bauerntochter. Ein Blatt aus der Zeit Chriſtian's IV."; W. Hahn, „Kurprinz Friedrich Wilhelm"; C. L. Blum, „Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günſtling"; L. Graf Uetterodt zu Scharffenberg, „Erneſt Graf zu Mansfeld, hiſtoriſche Darſtellung"; Albert Knapp, „Lebensbild"; K. F. Ledderhoſe, „Henriette von Würtemberg, geborene Prinzeſſin von Naſſau-Weilburg, Lebensbild aus der Gegenwart"; O. Mejer, „Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr"; A. Beck, „Graf Guſtav Adolf von Gotter"; M. A. von Bethmann-Hollweg, „Erinnerung an Friedrich Karl von Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Chriſt"; P. von Wiskowatoff, „Jakob Wimpheling"; G. Stier und F. Stier, „Dr. Eduard Rudolf Stier"; „Graf Bismarck, ein Lebensbild"; F. C. Wiedmann, „Moritz Graf Dietrichſtein"; Julius von Rönne, „Friedrich von Rönne"; Guſtav Struve und Guſtav Raſch, „Zwölf Streiter der Revolution"; Ludmilla Aſſing, „Piero Cironi". Eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Neuzeit, Kaiſer Maximilian von Mexico, hat in T. A. Liegel und Adolf Stern Biographen gefunden, während die ſieben Bände Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben", welche meiſt Reiſebeſchreibungen enthalten, und denen ſich noch die Jugendſchrift „Mein erſter Ausflug" anſchließt, auf Bildung und Richtung des unglücklichen Fürſten manche bezeichnende Schlaglichter werfen. Aus Varnhagen von Enſe's unerſchöpflichem Nachlaß wurde eine neue zweibändige Sammlung veröffentlicht: „Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.". Die Schrift: „Aus dem Nachlaſſe Friedrich's von Gentz", enthält in zwei Bänden wichtige Correſpondenzen dieſes Diplomaten, der neuerdings in Karl Mendelsſohn-Bartholdy wiederum einen eleganten Biographen gefunden hat. Den „Briefwechſel zwiſchen Maria Thereſia und Joſeph" gibt A. von Arneth, den von „Leopold VI. und Marie Chriſtine" A. Wolf heraus.

Die Literatur über den letzten Krieg iſt noch immer im Zunehmen, da die Quellen jetzt um ſo reicher zu fließen beginnen, indem der öſterreichiſche und preußiſche Generalſtab gleichzeitig mit ihren officiellen Veröffentlichungen über denſelben vorgehen. Von dem anerkannt gediegenſten Werke über den Feldzug von 1866: „Der deutſche Krieg" von Blankenburg, wurde zunächſt die erſte Hälfte veröffentlicht, welcher die zweite Hälfte ſoeben gefolgt iſt; es ſind die vielgerühmten Artikel aus „Unſere Zeit", die hier in neuer Zuſammenſtellung und Ueberarbeitung erſchienen. Daſſelbe Thema behandeln: A. Winterfeld, „Geſchichte der preußiſchen Feldzüge von 1866"; G. Hiltl, „Der böhmiſche Krieg"; G. Jahn, „Der deutſche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866"; Lubojatzky's

Digitized by Google

illuſtrirtes Werk: „Deutſchlands Kriegsereigniſſe"; R. Gelich, „Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden"; W. Petſch, „Heldenthaten deutſcher Krieger", „1866. Aus dem Feldtagebuche eines preußiſchen Unteroffiziers"; Theodor Batke, „Mein Sommer unter den Waffen"; Knorr, „Der Feldzug des Jahres 1866 in Weſt- und Süddeutſchland". Epiſoden aus dieſem Kriege behandeln: Hoffmann, „Erinnerungen an Langenſalza"; eine Monographie über „Die Seeſchlacht bei Liſſa"; „Von der Elbe bis zur Tauber, Feldzug der preußiſchen Mainarmee" und „Kriegstagebuch des zweiten weſtfäliſchen Infanterieregiments". Eine Art geſchichtlicher Einleitung zu der Darſtellung des letzten Kriegs gibt C. Göhring: „Die Kriege Preußens gegen Oeſterreich von 1740—1860". Von den militäriſchen Schriftſtellern iſt im übrigen W. von Rüſtow der productivſte; es liegen von ihm zwei Schriften vor, eine über „Die ruſſiſche Armee", die zweite über „Die erſten Feldzüge Napoleon Bonaparte's". Aus dem Nachlaß des wackern Generals von Pfuel wurde herausgegeben: „Der Rückzug der Franzoſen aus Rußland"; aus dem Nachlaß Karl von Könneritz' die „Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs". Außerdem erwähnen wir: Knies, „Das moderne Kriegsweſen"; Hornſtein, „Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg 1864"; Louis Baron von Falkenſtein, „Ein Lorberhain auf den Gräbern der Veteranen des deutſchen Befreiungskriegs".

Die politiſchen Meinungen und Stimmungen in Deutſchland begnügen ſich nicht damit, ſich in den Leitartikeln der Zeitungen abzulagern; ſie bilden eine eigene publiciſtiſche Literatur, die in größern Werken und kleinern Flugſchriften Propaganda macht. Größere Schriften erſchienen von Joſeph Edmund Joerg: „Geſchichte der ſocial-politiſchen Parteien in Deutſchland"; von Wolfgang Menzel: „Unſere Grenzen"; von Onno Klopp, dem antipreußiſchen und antifriedericianiſchen Autor: „Die preußiſche Politik des Friedericianismus nach Friedrich II." Die geſammte Broſchürenliteratur können wir nicht bis in ihre äußerſten Ableger verfolgen, die oft nicht mehr ſind als erweiterte Leitartikel; wir erwähnen noch: „Der Preußenhaß, beleuchtet von einem Süddeutſchen"; „Der Zerfall Oeſterreichs, von einem Deutſch-Oeſterreicher"; J. F. Keller, „Norddeutſchland und ſeine Neugeſtaltung"; „Unſere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit"; R. D. Wichmann, „Der deutſche Handel und die beabſichtigte deutſche Kriegsflotte"; H. von Feder, „Der Prager Friede als Grundlage der Neugeſtaltung Deutſchlands"; Juſtus Freimund, „Oeſterreichs Zukunft, entwickelt aus ſeiner Vergangenheit und Gegenwart"; M. Levy, „Der Staat und die Juden im Norddeutſchen Bunde"; Bernhard Becker, „Der Misbrauch der Nationalitätenlehre"; W. Gaß, „Das Recht der Union, eine Schutzrede"; Karl Braun, „Vier Briefe eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der »Vier Fragen eines Oſtpreußen«"; L. F. Ilſe, „Die Politik Preußens vom Antritt des Miniſteriums von Bismarck bis zum Wiener Frieden mit Dänemark"; Guſtav Thaulow, „Die Neugeſtaltung Deutſchlands mit dem Prager Frieden vom 23. Auguſt 1866"; A. T. Thomſen-Oldensworth, „Ueber Schleswig-Holſteins und Preußens Steuerſyſtem, ein Wort zur Abwehr"; R. Römer, „Die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und die ſüddeutſche, insbeſondere die würtembergiſche Freiheit"; „Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutſchen Staatsmanne"; F. Koch, „Der Geiſt der neueſten preußiſchen Regierung und ihrer Gegner, gemeſſen an dem Geiſt des alten und des neuen Rom".

Wer dieſe Broſchüren raſch nacheinander durchzuleſen im Stande wäre, dem würde ein disharmoniſches Orcheſter politiſcher Stimmen vor den Ohren ſchwirren. In der That iſt der Carneval der Meinungen bunter in Deutſchland als zu irgendeiner frühern Zeit; doch die große Majorität ſpricht ſich zu Gunſten der vollzogenen und noch in Ausſicht ſtehenden Neugeſtaltung des Vaterlandes aus. Staatsrechtliche Bedeutung nehmen in Anſpruch: Hermann Schulze's „Syſtem des deutſchen Staatsrechts" und die neue Ausgabe ſeiner „Einleitung in das deutſche Staatsrecht", zwei gediegene Werke; Rüttimann, „Das nordamerikaniſche Bundesſtaatsrecht, verglichen mit den politiſchen Einrichtungen der Schweiz"; S. Kaiſer, „Grundſätze ſchweizeriſcher Politik".

Das ſtreng wiſſenſchaftliche Gebiet der Nationalökonomie, auf welchem auch außer der Stein'ſchen Verwaltungslehre mehrere verdienſtvolle Werke erſchienen ſind, iſt aus dem Bereich d. Bl. ausgeſchloſſen, wenigſtens was das ſchwere Geſchütz betrifft, das auf demſelben aufgefahren iſt. Die leichten Plänkler und Tirailleurs, welche dies Gebiet durchſtreifen, haben es namentlich auf die Arbeiter- und Frauenfrage abgeſehen. Ueber die Bedeutung des nordamerikaniſchen Nationalökonomen Carey machen ſich verſchiedene Anſichten geltend: Dühring rückt gegen „Die Verkleinerer Carey's" ins Feld, während Adolf Held „Carey's Socialwiſſenſchaft und das Mercantilſyſtem" erörtert. Louis Richter veröffentlicht „Skizzen über ſociales Leben"; Noah Jacobſohn „Die ſociale Zündnadel". Die Frauenfrage gehört, ſeitdem die Loſung „Das Recht auf Arbeit" für die Frauen verkündigt worden iſt, zur Modeliteratur; die frühere Frauenemancipation kämpfte für das Recht auf Genuß. Praktiſch iſt die Schrift von Minna Pinoff: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit." Daſſelbe Thema behandelt: K. T. Richter, „Das Recht der Frauen auf Arbeit"; Nina Sturmhöfel veröffentlicht „Offenbarungen für alle" und Eliſe von Asztalos wendet ſich „An die denkenden deutſchen Frauen". Ein reichhaltiges Material in Betreff der praktiſchen Frauenfrage und ihrer Löſung enthält die Schrift von A. Daul: „Die Frauenarbeit oder der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit".

Von den neuen Reiſebeſchreibungen nehmen die Reiſen des philoſophiſch hochgebildeten Adolf Baſtian in Siam und Kambodja, der dritte und vierte Band ſeiner „Völker des öſtlichen Aſien", durch neue und intereſſante Mittheilungen den erſten Rang ein. Graf Krockow von Wickerode läßt ſeine „Reiſen und Jagden in Nordoſtafrika" erſcheinen. Von J. J. von Tſchudi's „Reiſen durch Südamerika" iſt der dritte Band ausgegeben worden. Den Geſichtskreis in Bezug auf das Innere Arabiens und Afrikas erweitern die aus dem Engliſchen überſetzten „Reiſen Palgrave's in Arabien" und Samuel White Baker's Werk über den „Albert Nyanza". Neue Aufſchlüſſe über die Polargegenden erhalten wir aus der Schrift von Charles Martins: „Von Spitzbergen zur Sahara", welche A. Bartels aus dem

Digitized by Google

Franzöſiſchen überſetzt hat. Mehr zur Touriſtenliteratur gehören die Schriften: Prof. Eduard Hildebrandt's „Reiſen um die Erde", nach ſeinen Tagebüchern erzählt von Ernſt Koſſak; Julius Rodenberg, „Ein däniſches Seebad, vier Wochen in Helſingör"; Ludwig Reinhard, „Römiſche Spaziergänge"; Hermann Hölty, „Alpenzauber und italiſche Gebilde"; Heinrich Noë, „Oeſterreichiſches Seebuch" und „Neue Studien aus den Alpen"; „Wanderſtudien aus der Schweiz"; Franz Wallner, „Wenn jemand eine Reiſe thut"; Wolfgang Müller, „Sommertage am Siebengebirge"; Oſenbrüggen, „Wanderſtudien aus der Schweiz"; H. C. B. Briegleb, „Amſterdam"; L. Häcker, „Amerikaniſche Reiſeſkizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthſchaft und des ſocialen Lebens"; H. K. Brandes, „Ausflug nach Norwegen im Jahre 1866" und L. Paſſarge, „Schweden, Wisby und Kopenhagen, Wanderſtudien". Zahlreich ſind die Monographien über Inſeln des Mittelländiſchen Meers und der Nordſee: Elpis Melena, „Die Inſel Creta"; Pagenſtecher, „Die Inſel Malorca"; W. Reiß und A. Stübel, „Ausflug nach den vulkaniſchen Gebirgen von Aegina und Methana"; Baudiſſin, „Blicke in die Zukunft der nordfrieſiſchen Inſeln"; O. Hartwig, „Aus Sicilien, Cultur- und Geſchichtsbilder". Eine eingehende geographiſche Beſchreibung enthält das Werk von H. Guthe: „Die Lande Braunſchweig und Hannover".

Daß die Induſtrieausſtellung auch eine große Zahl ſchreibluſtiger Touriſten anziehen würde, war vorauszuſehen. In der That wurde Paris in allen Tonarten dargeſtellt und verherrlicht. Julius Rodenberg gab unter Mitwirkung mehrerer Schriftſteller ein pikantes Skizzenbuch heraus: „Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht"; Hans Wachenhuſen: „Paris 1866, Weltausſtellungsbilder." Der umfaſſende „Paris-Guide" erſchien überſetzt in der „Internationalen Bibliothek", während von der erſten Folge der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" eine neue Auflage ſich nöthig zeigte. A. Ebeling ſchildert die „Wunder der pariſer Weltausſtellung 1867", während F. Pecht ſeine intereſſanten pariſer Briefe aus der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" geſammelt herausgibt unter dem Titel: „Kunſt und Kunſtinduſtrie auf der Weltausſtellung von 1867." „Wiener Büſten und Bilder" hat M. Klapp veröffentlicht.

Die volksthümliche naturwiſſenſchaftliche Literatur iſt mindeſtens aus dem Stadium der Hyperproduction wieder herausgetreten; es ſind wenig neue Werke auf dieſem Gebiete zu verzeichnen. Wol aber ſind von einigen der bedeutendern neue Auflagen erſchienen, ſo z. B. eine ſiebente Auflage von Hermann Burmeiſter's „Geſchichte der Schöpfung". Von Karl Ruß wurden neue Bilder aus dem Naturleben: „Durch Feld und Wald", mit Illuſtrationen ausgegeben. Ueber die Wärme hat J. R. Mayer eine Schrift herausgegeben, während die von John Tyndall über daſſelbe Thema aus dem Engliſchen überſetzt worden iſt. Kleinere werthvolle Arbeiten ſind: B. von Cotta, „Ueber das Entwickelungsgeſetz der Erde", und A. Kirchhoff, „Die Idee der Pflanzenmetamorphoſe bei Wolff und bei Goethe".

So ſehen wir faſt auf allen Literaturgebieten auch im Jahre 1867 eine unveränderte Regſamkeit, die namentlich auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur und der geſchichtlichen Monographien in maßloſer Weiſe fruchtbar iſt. Dagegen leiden Lyrik und Drama theils unter der Theilnahmloſigkeit des Publikums, theils unter der ſyſtematiſchen Pflege der ältern und claſſiſchen Literatur, die jetzt in zahlreichen neuen „Bibliotheken" zu den wohlfeilſten Preiſen dem Publikum zugänglich gemacht wird und ſich wie eine buchhändleriſche Lavine über den jüngern dichteriſchen Nachwuchs der Neuzeit herabwälzt.

Rudolf Gottſchall.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Für wen ſind denn eigentlich all die Romane, Novellen und Skizzenbücher geſchrieben, welche Tag für Tag die Herren Verleger anzeigen? Das Publikum lieſt ſie nicht, der zehnte Theil nur kommt in die Leihbibliotheken; wo bleiben die übrigen? Sie müſſen nothwendig auf Lager ſein oder als zur Anſicht verwandte Waare von Haus zu Haus wandern, um nach 14 Tagen wieder — abgeholt zu werden. Von „tiefgefühlten Bedürfniſſen" kann doch im Unterhaltungsfache wirklich nicht mehr die Rede ſein, und wäre es der Fall, haben wir da nicht an Schücking's, Frenzel's, Habicht's, Jakob Corvinus', Freytag's, Gutzkow's und an anderer Erzeugniſſen Lektüre genug, um die Stunden füllen zu können, in denen der Geiſt ſeine Anſprüche macht? Der Gewinn, den die Verleger haben an den meiſten ihrer Verlagswerke, ſie ſeien welcher Art ſie wollen, iſt wahrhaftig kein beneidenswerther, und iſt der Handel mit Schweineborſten ſehr oft lohnender als der mit Belletriſtik. Wahr iſt's, die meiſten Schöngeiſter ſchreiben ja nicht aus Begeiſterung, aus innerm Drang; ſie ſchreiben um des Brotverdienſtes willen, um leben zu können. Das „ſociale Uebel" hat ſich auch über die Literatur verbreitet. Die Ueberfüllung mit Producirenden hat den Tagelohn herabgedrückt, hat die Arbeit, die Waare ſchlechter gemacht, gehaltloſer, nur fürs Auge berechnet; die Jagd nach Stellen, nach Brot und Lohn hat auch der Muſenjünger begonnen; ſie zwangen ihn, die Verhältniſſe, die Miſère der Exiſtenz; und da, wo nur geiſtige Verbrüderung, ideale Freundſchaft und neidloſes Streben nach Einem Ziele herrſchen ſollte, krächzt der ſchwarze Rabe der Intrigue, der Verdächtigung, der Gewinnſucht. Der Parnaß iſt zum Geldmarkt geworden, zur Börſe, auf dem das Steigen und Sinken der Papiere den Impuls für alle Geſchäftshäuſer gibt. Die Firma Mühlbach bewährt ſich, bei Temme ſteht's ſtill; etwas Exquiſites liefert Schücking, überländiſche Waare beziehen wir von Gerſtäcker, Möllhauſen u. ſ. w. am beſten — ſo ungefähr iſt der Ton, der ſchon jetzt auf dem Büchermarkt herrſcht; wie ſoll das noch für die Zukunft werden?

Hier habe ich zwei Romane eines Mannes vor mir liegen, der, verdient oder unverdient — das zu unterſuchen gehört nicht hierher —, zum Märtyrer ſeiner Geſinnung geworden. Er lebt im Auslande, in der Schweiz; auch

Digitized by Google

er ſchreibt, wie es ſcheint, für den Brotverdienſt, und das hat ſeinen Producten, je mehr er ihrer aus dem Aermel ſchüttelte, mit dem Wachſen der Bändezahl eine ermüdende Langathmigkeit gegeben. Es iſt J. D. H. Temme, den ich meine. Er ſchreibt gewiß nicht aus Begeiſterung, aus Belehrungsdrang, um ſeiner Zeit und ſeinem Volk mit ſeinen Erzeugniſſen zu nützen. Solche Ziele ſind mit dem Verſchwinden der claſſiſchen Periode immer unbekannter geworden. Temme hat einen Productionsdrang der erſtaunlichſten Art. Er hat die Criminaliſtik zur Melkkuh gemacht, und zwar in einem bedenkenerregenden Grade. Solange er die Juſtizgeſchichten novelliſtiſch behandelte, lag in dem Umfange ſolcher kleinen Producte, die noch dazu fortſetzungsweiſe erſchienen, Stoff genug, um den das Aufregende liebenden Leſer zu feſſeln. Seit aber Temme auf den Einfall gekommen, Romane zu ſchreiben, mehrere Bände ſtarke Romane, iſt ihm der auf einen oft unbedeutenden Stoff angewieſene Erzählungsfaden entfallen und er unterhält ins Endloſe hinein den Leſer mit Hin- und Widerreden, mit Frage- und Antwortgeben von ſeiten der handelnden Perſonen, daß wir glauben müſſen, Temme will uns nur zeigen, was er als Inquirent zu leiſten vermochte. Indeß ſind ſeine Actenvorräthe erſchöpft. Uns ſoll nur noch die Achtung für ſeine fruchtreiche Vergangenheit den Maßſtab für ſeine Nachſchößlinge an die Hand geben. Aber eben darum rufen wir ihm noch einmal ein wohlgemeintes Halt zu. Wir haben genug ſeiner Schöpfungen, wir brauchen keine neuen mehr, wie z. B. die folgenden ſind:

1. Die Heimat. Ein Schweizerroman von J. D. H. Temme. Drei Bände. Leipzig, Dürr'ſche Buchhandlung. 1868. 8. 5 Thlr.
2. Der Domherr. Hiſtoriſcher Roman von J. D. H. Temme. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie Temme ſeine Stoffe auseinanderzuzerren weiß, will ich an nachſtehendem Stück aus dem Anfang des erſtgenannten Romans beweiſen. Statt kurz zu ſagen: die Badeſaiſon lockte viele Fremde nach dem reizend gelegenen Curort Schinznach — beſchreibt der Verfaſſer:

Es war im hohen Sommer, in der bunten, bewegten Sommer(!)ſaiſon. Auf jener Bahn zwiſchen Zürich und Olten flogen die Züge (ein paar Zeilen vorher ſchon einmal geſagt!) hin und her; auf der Station Schinznach hielten ſie alle an. Fremde ſtiegen aus, ſtiegen ein. Das freundliche Stationshaus liegt kaum fünf Minuten von dem Bade (was thut dies zur Sache?); die Einſteigenden warfen noch einmal den Blick umher in die reizende Gegend, von der ſie Abſchied nehmen ſollten. Die Ausſteigenden ſchauten eine Zeit lang verwundert, entzückt in das weite Thal mit ſeinen drei Strömen (Temme muß von dem Orte nichts anderes wiſſen, denn die „drei Ströme" erwähnt er auf einer halben Seite zweimal), auf das maleriſche Städtchen Brugg, bei dem ſie ſich vereinigen, auf die freundlichen Dörfer zu beiden Seiten, auf die hohen Berge, die zu allen Seiten ſich emporthürmen mit ihren dichten Laubwäldern, mit ihren alten Burgruinen und neuen Schlöſſern.

Nun kommt die Beſchreibung der ausſteigenden Fremden:

Die meiſten waren wol gewöhnliche Touriſten. Man erkannte ſie an jener Ueberraſchung und Bewunderung, womit ſie zuerſt an dem Stationshauſe ihre Schritte anhielten und in das Thal und auf die Berge ſchauten, bevor ſie ihren Weg zu dem Bade fortſetzten.

Alſo daran erkennt man Touriſten? Wahrhaftig, die Herren mögen ſich für die Temme'ſche Menſchenkenntniß bedanken. Hierin leiſtet der Autor wirklich alles Mögliche. Es ließe ſich eine intereſſante Zuſammenſtellung aus ſeinen Werken machen. Der ganze dreibändige Roman in ſeinem Intereſſanteſten zuſammengefaßt würde höchſtens eine mittelmäßige Novelle bilden. Danach berechne der Leſer den Werth des wie Gummi-elaſticum in die Länge gezogenen Inhalts. Wir lernen aus ihm einige Schweizernamen kennen und daß das ſchöne Geſchlecht im Lande Tell's nicht mit „Damen" bezeichnet wird, ſondern als „Frauenzimmer" zwiſchen den Alpenblümli wandert. Weiter lernen wir nichts.

Auf I, 120 iſt von einem Fremden die Rede, der plötzlich hinter zwei Mädchen, die zwei Hunde zu Begleitern haben, auftaucht. „Der Fremde", erzählt Temme, „vertrat ihnen lachend den Weg. Sein Lachen war wie ſein Benehmen (wie war das? fragt der Leſer; ich weiß es nicht, und Temme ſagt es nicht!), und ſein Benehmen war wie ſeine Geſtalt (da Temme dieſelbe einige Zeilen vorher „breitſchulterig" nennt, muß es wol auch ſein Benehmen geweſen ſein!) und ſein Geſicht." Von dem Geſicht des Fremden ſagt Temme, es war ebenfalls „breit" und mit einem „langen hellblonden Schnurrbart" verſehen geweſen. Dann ſah nothwendigerweiſe auch ſo ſein Benehmen aus. Temme ſagt es und geglaubt hat ihm der Leſer ſchon viel. Auf dieſen unſchuldigen Fremden läßt der Verfaſſer das eine der Mädchen, dem „Kopf und Herz beiſammenſitzen", die beiden Hunde hetzen! Warum? fragt man. Der Verfaſſer läßt das ſonſt gutmüthige Mädchen ſagen: „Ich will den Herrn fragen, wer er iſt." — „Dazu bedarfſt du der Hunde?" antwortet das andere Mädchen (dabei ſteht der Fremde dicht hinter ihnen). „Bei ihm ſcheint es nöthig zu ſein", iſt die Entgegnung. „Der Fremde lachte" (ſchon wieder einmal und man weiß nicht warum). „O, Sie haben Muth, mein Fräulein!" ſpricht er. Sie antwortet: „Auch Sie, mein Herr? Nero, Cäſar!" (ſo heißen die Hunde). „Sie wollte in der That die Hunde auf ihn hetzen", ſpricht der Verfaſſer. „Der Fremde wurde ernſthaft." — „Fräulein, laſſen Sie!" ruft er. „O, Sie fürchten ſich!" ſpricht ſie. „Ja, für Ihre ſchönen Hunde!" — „Er ſah danach aus, ſeine Worte wahr zu machen, denn er ſchien von ungewöhnlicher Körperkraft zu ſein. Aber der Zorn des Mädchens wich, es beſann ſich. Den Hund rief es nicht mehr." Dieſe im Sande verlaufende Scene ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil.

Nicht beſſer iſt der zweite Roman: „Der Domherr." Man erläßt mir hoffentlich, dies Gericht zu ſerviren. Es gehörte eine gute Portion Geduld und Humor dazu, beim Leſen der „Heimat" auszuhalten.

Hier iſt ein anderer Roman und ein anderer Verfaſſer:

3. Die Mas-Horca. Roman von Guſtav Aimard. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die darin erzählte Geſchichte iſt nicht ohne Intereſſe. Sie behandelt Aufruhrzuſtände in Buenos-Ayres. Weiße und Schwarze, Indianer, Scalpirungen, Liebesgeſtändniſſe, Todtſchlägereien, nächtliche Ueberfälle — alles kommt in dem Buche vor, was nur irgendwie gruſelig iſt. Der romantiſche Aufputz, der dem Ganzen angehängt, hat immerhin einen Schein von Wahrſcheinlichkeit, viel Señoras

Digitized by Google

und Doñas tanzen darin herum, mit viel ſpaniſchen Benennungen wirft der Verfaſſer um ſich, die in Noten deutſch erklärt werden; im übrigen enthalten die drei Theile nichts Beſſeres und nichts Schlechteres als die gewöhnliche Fabrikwaare transatlantiſcher Gattung.

4. Der Achatring. Eine Erzählung von Hedwig von Numers. Aus dem Schwediſchen von Auguſt Kretzſchmar. Drei Bände. Leipzig, C. F. Schmidt. 1866. 8. 2 Thlr.

Dies Buch iſt wirklich leſenswerth; die Verfaſſerin hat Geiſt, Gemüth, und der Ueberſetzer viel Geſchmack, das Original ſo wiederzugeben, daß es auch uns Deutſchen, die wir die ſchwediſchen Gefühlsexpectorationen nicht ohne Abkürzung leſen können, mundet. Frau von Numers theilt mit der Marie Sophie Schwartz den Fehler, daß ſie uns ihre Charaktere in allzu blaſſer Allgemeinheit ſchildert, ihre Barone können ebenſo gut Ladenſchwengel ſein und ihre weiblichen Typen ebenſo für Gänſeblümchennaturen wie für philoſophirende Penſionatstöchter gelten. Mehr Beſtimmtheit in der Phyſiognomie, mehr Schärfe in der Zeichnung wäre allen ſchwediſchen Schriftſtellern anzurathen.

5. Welt und Gemüth. Novellen von F. Brunold. Zwei Bände. Malchin, Wendt. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Die gute Hälfte Gefühl wollen wir dem Autor erlaſſen; möchte er dieſelbe aber mit mehr Geiſt und Weltkenntniß erſetzen. Es ſind alles höchſt unſchuldige Geſchöpfe, die uns der Verfaſſer in ſeinen Novellenfiguren vorführt, ſie ſingen und ſpringen, freuen ſich des Lebens, thun verliebt, ſterben auch aus Liebe; aber gibt es denn keine andern Themata, als die Braut aus Liebe verkümmern, den Vater aus Liebe zum Gelde in die Heirath der Tochter nicht willigen, zuletzt vielleicht glückliches Wiederſehen und freudige Heirathen feiern zu laſſen? Von der ganzen Gefühlsſchwelgerei, die in den Novellen herrſcht, von dem ſchwärmeriſchen Ton und der ewigen Liebelei wird unſereinem ganz weich ums Herz; und wenn wir dies noch ertragen wollten, aber ſo ſieht ja das Leben gar nicht aus, wie es Brunold uns ſchildert. Wenn die Liebe zum Manne und die Liebe zum Weibe unſer bischen Daſein ſo in Anſpruch nehmen und uns Tag und Nacht mit ihren Dämmerungsgefühlen quälen ſollte, wie es in Brunold's Novellen geſchieht, welche Zeit blieb uns da noch für unſere praktiſche Thätigkeit, welche Zeit für die höhern Ideale in Staat, Kunſt und Wiſſenſchaft übrig?

6. Unter den Fittichen des ſchwarzen Adlers. — A. u. d. T.: Aus dem Zündnadelkriege und aus früherer Zeit. Ein hiſtoriſches Skizzenbuch von Ferdinand Pflug. Erſter Band. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel iſt ſteif, der Stil iſt ſteif. Das Ganze iſt in eine preußiſche Halsbinde und preußiſche Uniform eingezwängt. Pflug macht ſtark in Preußenliebe, ſelbſt auf Koſten des nächſten Bruderſtammes, der Oeſterreicher. Ein künſtlich erwärmter Patriotismus durchhaucht die Kriegsbilder und gibt ihnen das Anſehen, als hätten ſie im Manuſcript dem hohen Kriegsminiſterio zur unterthänigen Durchſicht vorgelegen. Hr. Pflug, wir bedauern; Hr. Schlicke, wir gratuliren zu Ihrer Ausſtattung, ſie iſt gut.

7. Die Idealiſten. Roman von Luiſe Otto. Vier Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das iſt der beſte Roman von allen, die ich hier numerirt dem Leſer vorgelegt. Die Idee, ein freies und ſittliches Menſchengeſchlecht heranzubilden, iſt der Grundzug dieſes Werks. Die Verfaſſerin weiß allerdings nicht immer die feſſelnde, die pikante Seite herauszukehren, aber ſie hat Charakter und ein tiefes Verſtändniß für die Wunden unſerer Zeit; ſie fühlt ſie mit, ſie müht ſich ab, Mittel und Wege zur Abhülfe zu finden. Ein Stück Leben ſpielt ſich in dieſem Romane ab; Luiſe Otto kämpft tapfer gegen den ſocialen Nothſtand unſers weiblichen Geſchlechts: alle ihre Schriften werden den Gleichgeſinnten willkommen ſein.

Otto Spielberg.

Feuilleton.

Charakterköpfe neuer Dramatiker.

Heinrich Laube fährt fort, im Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe“ eine Geſchichte des Burgtheaters von 1848—67 zu geben, welche indeß, weit davon entfernt, ſich auf Daten und Thatſachen zu beſchränken, intereſſante dramaturgiſche Charakterbilder gibt. Die Porträts der Darſteller, eines Bogumil Dawiſon u. a., werden dort eingefügt, wo es ſich um ihre Anwerbung unter die Fahnen des Burgtheaters handelt, die Porträts der Dichter dort, wo von ihrem erſten an der Burg zur Aufführung gekommenen Stücke die Rede iſt. Dieſe letztern Charakterköpfe ſind beſonders deshalb von Bedeutung, weil Laube die Dramatiker nicht blos vom äſthetiſchen, ſondern weſentlich vom bühnenpraktiſchen Standpunkte aus behandelt und er nach dieſer Seite hin jedenfalls eine unſerer erſten Autoritäten iſt. Mit beſonderer Zuneigung und liebenswürdiger Pinſelführung hat Laube das Bild ſeines ſchleſiſchen Landsmanns Guſtav Freytag entworfen und deſſen „Journaliſten“ ein begeiſtertes „εὕρηκα“ gewidmet. Bei der Charakteriſtik von Roderich Benedix, deſſen dramatiſches Talent er mit Wärme anerkennt, beklagt Laube, daß derſelbe genöthigt ſei, ſo viel zu arbeiten, um des Gelderwerbs willen; er wünſcht, daß dieſem ſo fleißigen und bühnengewandten Autor eine Stellung geſichert werde, die ihm mehr Muße gönne zu einem minder eiligen Schaffen. Hier tritt uns nun von ſelbſt die bedauerliche Parallele zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Zuſtänden entgegen; wir würden dieſelbe nicht einmal angemeſſen finden, wenn es ſich um einen Dichter handelte, der den Anforderungen der Bühne im freien Schwung der Phantaſie wenig Rechnung trüge oder etwa Trauerſpiele dichtete, da für ſolche Poeten in Deutſchland nur der Himmel des Zeus offen ſteht. Aber wenn wir von dem beliebteſten und fleißigſten deutſchen Luſtſpieldichter der Gegenwart ſprechen, der, wenn man die Summe aller Aufführungen ſeiner Stücke alljährlich zieht, mit dieſem Total vor jedem andern Dramatiker einen weiten Vorſprung hat, ſo darf man wol einen Vergleich mit einem beliebten Dramatiker des neuen Frankreich, wie Victorien Sardou, ziehen. Der letztere hat ſich im Laufe von fünf Jahren durch die Tantièmen ſeiner erfolgreichen Stücke ſo viel verdient, um in ſeinem Schloß zu Marly wie ein Grand-Seigneur leben zu können. Roderich Benedix beſitzt kein Schloß und wird eine dramaturgiſche Misernte, den Ausfall eines Stücks, auf das er gerechnet hat, gewiß ſchwer empfinden.

Am intereſſanteſten iſt die Charakteriſtik, die Heinrich Laube von Friedrich Hebbel entwirft. Er beleuchtet das Talent deſſelben mit dem Lichte der Proſceniumslampen und kommt mit ſeiner Charakteriſtik zuletzt auf ein Urtheil heraus, das der Herausgeber d. Bl. ebenfalls in ſeiner „Nationalliteratur“ über Hebbel fällte, indem er ihn mehr einen dramatiſchen Denker als einen

Digitized by Google

dramatiſchen Dichter nannte. „Ich fand ihn", ſagt Laube, „vom Burgtheater beachteter als von irgendeiner Bühne, und fand ihn unter einem Theile des wiener Publikums gefeierter, als dies irgendwo außerhalb Oeſterreichs der Fall war. Er hatte in Wien ſein Hauptquartier gefunden. Draußen — wie man in Wien ſagt — war er bekannt als eine etwas grelle Dichterkraft von geiſtvollem Radicalismus, bei deſſen Namen man Grabbe's Namen mitzunennen pflegte. Die Literaten nahmen aufmerkſam, meiſt polemiſch, Notiz von ihm, aber in den weitern Kreiſen der Nation war er wenig bekannt, weil ihm die Anziehungskräfte für das große Publikum fehlen. Er hatte und hat in Wien eine reſpectable Gemeinde, vorzugsweiſe unter der ſtudirenden Jugend; er hatte und hat unter dem Theaterpublikum wenig Anhänger, und dieſe wenigen zeigten immer mehr Reſpect als Theilnahme. Mir war von ſeinen dramatiſchen Arbeiten «Genoveva» im Sinne geblieben als poetiſch intereſſant. Dieſe wollte ich in Scene ſetzen. Nicht in Hoffnung auf volles Gelingen, aber als entſcheidenden Verſuch, ob ſeine Dichtung auf dem Theater beſtehen könnte. Unter dem Titel «Genoveva» war die Erlaubniß unerreichbar, denn die heilige Genoveva durfte nicht aufs Theater gebracht werden. Ich kam alſo mit Hebbel überein, die Titelheldin Magellone zu nennen, und als «Magellona» erſchien das Stück. Nun, dieſe erſte Inſceneſetzung eines Hebbel'ſchen Stücks wurde für mich eine aufklärende Offenbarung über ſeine Schöpfungsart. Ich erkannte zum erſten male deutlich, daß ſeine Stücke aus einem tiefen Grunde der Scene fremd ſind, daß Hebbel — wie ich neulich von Gervinus geſagt — gar keine plaſtiſche Phantaſie beſitzt, daß er beim Empfangen und Niederſchreiben ſeiner Stücke den Vorgang in dieſen Stücken gar nicht *geſehen* hat in ſeiner Einbildungskraft. Es iſt aber unerlaßlich, daß der dramatiſche Dichter ſeine Vorgänge im Geiſte *ſieht*, ſonſt werden ſie eben nicht *Schauſpiele*. Hebbel's Stücke ſind *zuſammengedacht*, ſie ſind von einem begabten, dichtenden *Denker* niedergeſchrieben, nicht aber von einem Dichter, der ein Künſtler iſt. Das war eine Pein, als ich das Stück vor der erſten Probe las, zum erſten male daraufhin las, daß es als die Geſtalt an mir vorüberſchreite, welche ich ihm auf der Scene geben wollte! Das war eine Pein! Es entſtand keine Geſtalt; die einzelnen Theile bröckelten auseinander; unſicher wie nie ging ich an die Ausgabe. Bei der Vorſtellung des Abends wurde mir das alles ſonnenklar. Geiſt, Geiſt, aber keine Geſtalt! Darum nehmen ſich die Sachen ſo unvollſtändig aus auf der Scene: ſie ſind gar nicht für die Scene entſtanden. Das ihm wohlwollende Publikum geht bereitwillig an die geiſtigen Strahlen und weiß ſich nicht zu erklären, warum ſein Antheil ſo rettungslos ermattet. Warum? Die Kunſt lebt nicht vom Geiſte allein, ſie braucht einen wohlgefügten Körper zur Vergeiſtigung. Das Stück erhielt ſich denn nicht, und was ſchlimmer: ich war für immer abgeſchreckt von dieſem dramatiſchen Dichter, weil ich zu gut wußte, daß ohne plaſtiſche Phantaſie kein Dichter der Erde auf der Scene beſteht. Hebbel iſt viel günſtiger zu beurtheilen, wenn man ihn nicht in Beziehung ſetzt zur Bühne, für welche ihm eben eine Haupteigenſchaft fehlt — die Anſchaulichkeit. Er iſt ein dichtender Denker, welcher — vielleicht nicht ohne forcirten Eigenſinn — durchaus auf Eigenheit bedacht iſt. Ein dichtender Denker, nicht aber ein denkender Dichter. Ein ſolcher war Schiller. Und deshalb wird Hebbel's Werth ſofort beeinträchtigt, wenn man mit der Frage um Künſtlerwerth an ihn tritt. In dieſer Frage wird ſtets zur Sprache kommen, daß er von der Schönheit nur mitunter vereinzelte Strahlen gefunden, daß er aber im ganzen von der Schönheit verlaſſen war. Es wird zur Sprache kommen, daß er an die ſatiriſche Deviſe der franzöſiſchen Romantiker gemahnt: «Das Schöne iſt das Häßliche», und daß man den letzten und höchſten Zweck der Poeſie vergeblich in ihm ſucht: das Wohlthuende, das Verſöhnende, das Tröſtende, das Erhebende."

Die Quelle zu Gottfried's „Triſtan".

Eine überraſchende Entdeckung iſt von einem franzöſiſchen Gelehrten gemacht worden, welche für die deutſche Literaturgeſchichte von Belang iſt, weshalb wir ihrer nachträglich hier gedenken wollen. A. Boſſert hat in ſeiner, der philoſophiſchen Facultät zu Paris vorgelegten Diſſertation: „Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg comparé à d'autres poèmes sur le même sujet" (Paris 1865), auch die Frage nach der Quelle zu Gottfried's „Triſtan" erörtert. Daß Gottfried von Straßburg nach einer franzöſiſchen Quelle gearbeitet hat, iſt bekannt. Ferner konnten wir ſchließen, daß ein Gedicht eines Thomas dieſe Quelle ſei. Dies Gedicht iſt leider nur in Bruchſtücken vorhanden, welche ſeltſamerweiſe gerade in der Erzählung da anfangen, wo der „Triſtan", der bekanntlich unvollendet iſt, aufhört.

Dieſen tückiſchen Zufall haben wir beklagt, aber kein deutſcher Gelehrter hat ſich der Mühe unterzogen, den Anfang der franzöſiſchen Bruchſtücke mit dem Schluſſe des „Triſtan" genauer zu vergleichen. Boſſert hat das Verſäumte nachgeholt und dadurch gefunden, daß hier und dort ein kurzes Stück gemeinſam iſt. Hiermit wiſſen wir nun beſtimmt, daß das franzöſiſche Gedicht des Thomas unſerm Gottfried zur Vorlage diente, der ſeiner eigenen Ausſage zufolge ſich auf einen Thomas von Britanje beruft. Hoffentlich gelingt es noch, das ganze Originalgedicht aufzufinden. Aber wenn wir auch vorderhand auf eine durchgängige Vergleichung der Schöpfung Gottfried's mit ſeiner Vorlage verzichten müſſen, ſo geben uns ſchon die gemeinſchaftlichen Stellen den Beweis, daß der deutſche Dichter weit über ſein Vorbild hinausragt.

Boſſert beſpricht auch die andern deutſchen Gedichte des Mittelalters, welche den Roman von „Triſtan und Iſolt" behandelt haben. Hier ſind ihm einzelne Irrthümer begegnet, die aus der Unkenntniß der einſchlagenden Literatur erwachſen ſind, während im allgemeinen ſeine Schrift ſich durch Gelehrſamkeit und Methode auszeichnet. Von dem Vorgänger Gottfried's, von Eilhard von Oberge iſt nicht nur ein einziges Gedichtbruchſtück bekannt geworden, ſondern es ſind deren drei veröffentlicht. Die Behauptung Hagen's in der Einleitung zur Triſtan-Ausgabe, der eine Fortſetzer des „Triſtan", Heinrich, ſtamme nicht von Freiberg in Sachſen, ſondern von Friedberg bei Augsburg, finden wir bei Boſſert wiederholt. Hagen hat aber ſelbſt dieſe Anſicht zurückgenommen im vierten Theile ſeiner „Minneſänger" und bringt Reimbeweiſe bei, welche darthun, daß Heinrich aus dem ſächſiſchen Freiberg ſtammt. Denſelben Beweis hat auch Franz Pfeiffer geführt in der „Germania" (II, 254). Ferner hält Boſſert noch an der alten, längſt durch Pfeiffer abgethanen Anſicht feſt, daß Gottfried auch einen Lobgeſang auf Chriſtus und Maria, ſowie ein Lied von der Armuth verfaßt habe.

Engliſches Urtheil über Werke der deutſchen Literatur.

Aus den zahlreichen Beurtheilungen deutſcher Werke in der letzten „Saturday Review" führen wir diesmal nur die zwei folgenden über „Heine's Leben und Werke" von *Adolf Strodtmann*, und „Novellen und Terzinen" von *Paul Heyſe* (ſiebente Sammlung) an.

„Obgleich Heinrich Heine zu der Klaſſe jener Schriftſteller gehört, welche das Publikum zu ihrem Vertrauten machen, und obgleich jedes brauchbare Bruchſtückchen ſeines «Briefwechſels» an den Tag gekommen iſt, ſo wird eine Biographie von bleibendem Werthe doch erſt dann möglich ſein, wenn ſeine unterdrückten Memoiren erſchienen ſein werden. Adolf Strodtmann, der ſich, ſoweit es die Familie ihm geſtatten will, zu Heine's Generalverwalter gemacht zu haben ſcheint, verſieht uns jetzt freundlichſt mit einem pis aller, bis jener glückliche Zeitpunkt eintreffen wird. Das Buch macht ſeinem Fleiße wirklich die größte Ehre; die mühevoll geſammelten Nachrichten ſind angenehm erzählt; die literariſche Arbeit iſt ungewöhnlich ſauber und gewandt, und wenn die Länge der Abſchriften und Auszüge dem Werke einen ſtarken Beigeſchmack von Büchermachen verleiht, ſo ſind dieſe geborgten Stellen doch durchaus nicht die am wenigſten unterhaltenden im Buche. Als Erzähler und Sammler iſt Strodtmann vortrefflich; als Kritiker iſt er hinlänglich achtungswerth; nur wenn er mit dem Dünkel eines hegelianiſchen Sophiſten dritten Rangs Philoſophie ſchwatzt, finden wir es ſchwer, ihn mit anzuhören."

Digitized by Google

„Paul Heyſe iſt, ſoviel wir wiſſen, bei weitem der beſte heutige deutſche Novellendichter, und ſein neueſter Band wird ihm ſeinen Ruf erhalten. Seine Werke ſind vollendete Cabinetſtücke, gerade von der richtigen Länge, um auf einmal durchgeleſen und in allen ihren weſentlichen Zügen durch eine einzige Anſtrengung des Gedächtniſſes wieder in daſſelbe zurückgerufen zu werden. Ausgezeichnet, was den Stil betrifft, Meiſterſtücke mit Hinſicht auf die allmähliche und natürliche Entwicklung der Haupthandlung, erinnern ſie uns fortwährend an Goethe; ihr größter Nachtheil iſt ebenfalls einer, dem Goethe's Stücke ſtets ausgeſetzt waren — die künſtleriſche Art der Lebensanſchauung, als ob die menſchlichen Leidenſchaften und Leiden nur zur Bequemlichkeit der Maler und Dichter da wären. Eine der Erzählungen iſt in terza rima, und daher langweilig. (?) Zwei von den drei Proſaſtücken ſind, wie gewöhnlich bei Heyſe, Variationen über ein einziges Thema, ein ſittliches Problem, welches geiſtreich aufgeſtellt, geſchickt ausgearbeitet und ſchließlich zu des Leſers Befriedigung gelöſt iſt."

Bibliographie.

Armand. Aus Armand's Frontierleben. 3 Bde. Leipzig, Werner. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, M., Perlen deutſcher Dichtung. Eine Feſtgabe für Frauen und Jungfrauen. Coburg, Sendelbach. 32. 24 Ngr.

Baker, S. W., Die Nilzuflüſſe in Abyſſinien. Forſchungsreiſe vom Atbara zum blauen Nil und Jagden in Wüſten und Wildniſſen. 2 Bde. Autoriſirte deutſche Ausgabe von J. Steger. Braunſchweig, Weſtermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Braun, Iſabella, Mancherlei. Freiburg im Br., Herder. 1867. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Buch der Braut oder Blumen der Liebe, im Garten neuerer deutſchen Lyrik geſammelt von Frauenhand. 4te vermehrte Aufl. Leipzig, Gräbner. Gr. 16. 1867. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caſſel, P., Die Inſchrift des Altares zu Athen. Eine wiſſenſchaftliche Auslegung. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Cottin, Sophie, Eliſabeth. Nach dem Franzöſiſchen. Berlin, Sacco Nachf. 16. 12½ Ngr.

Deutſche Dichtergaben. Album für F. Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhafteſten deutſchen Dichter. Herausgegeben von E. Schad und J. Hub. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dobay, J. v., Der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen im Jahre 1866 und die ſtrategiſche Kritik deſſelben. Peſt, Lauffer. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Drei Frauen oder die verhängnißvolle Leidenſchaft. Roman aus der Gegenwart, vom Verfaſſer des Romans: Nelly oder die Kettengefährten. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1867. Gr. 8. à 3 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autoriſirte Ueberſetzung. 3ter Thl.: Die Männer der Erziehung. Mainz, Kirchheim. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frauenadel in A. Roſt's Ludwig der Eiſerne. Weimar, Kühn. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Frauenſtädt, J., Arthur Schopenhauer. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteriſtik Schopenhauer's. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Gerok, K., Blumen und Sterne. Gedichte. Leipzig, Volckmar. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Glück, P. B., Welt und Kirche. Zur Unterhaltung und Belehrung. Regensburg, Coppenrath. 1867. 8. 15 Ngr.

Goſche, R., Die zehnte Muſe. Ein philologiſcher Feſtprolog. Halle, Barthel. 8. 5 Ngr.

Gottſchall, R., Blüthenkranz neuer deutſcher Dichtung. 6te Aufl. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gravemann, J. F. T., Ueber die Gründe, mit denen Leſſing in ſeinem Laokoon zu beweiſen ſucht, daß bei den Griechen das Princip der Kunſt die Schönheit geweſen und was von dieſem Principe überhaupt zu halten ſei. Promotionsſchrift. Roſtock. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hamerling, R., Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 2te, um die Hälfte vermehrte Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heyne, M., Altniederdeutsche Eigennamen aus dem 9.—11. Jahrhundert. Halle, Buchh. des Waisenh. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heyſe, P., Novellen und Terzinen. 7te Sammlung der Novellen. 2te Aufl. Berlin, Hertz. Gr. 16. 2 Thlr.

Hoffmann, F., Die Weltalter. Lichtstrahlen aus Franz v. Baader's Werken. Erlangen, Besold. Gr. 8. 2 Thlr.

Holzwarth, F. J., Ein Büchlein von der Familie. Aachen, Jacobi u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Jülling, W. U., Sprachliche und pädagogiſche Abhandlungen. 1ſte Hälfte. Aurich, Friedrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Kenne, W., Rabeleſe ut Fritz Reuters Stromtid in Verſche bunnen. Quedlinburg, Huch. 1867. 16. 3 Ngr.

Klapp, M., Bilder vom Marsfelde. Blätter der Erinnerung allen Beſuchern der Induſtrie-Ausſtellung zu Paris im Jahre 1867 gewidmet. Troppau, Kolck. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koliſch, S., Auf dem Vulkan. Pariſer Schilderungen. Stuttgart, Rieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krieg und Frieden. Eine kleine Geſchichte aus großer Zeit von der Verfaſſerin von „Stolz und Still". Berlin, Rauh. 1867. 8. 27 Ngr.

Irdiſche Liebe und himmliſche Liebe. Eine Erzählung. Berlin, Rauh. 1867. 8. 20 Ngr.

Lucae, K., Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide in seinen Grundzügen dargestellt. Halle, Buchh. des Waisenh. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Lührs, A., Die Union in Alt-Preußen. Actenſtücke und Zeitſtimmen, den Einverleibten und Verbündeten in Norddeutſchland zu Nutz und Frommen herausgegeben. Braunſchweig, Bruhn. Gr. 8. 14 Ngr.

Mach, E., Zwei populäre Vorträge über Optik. Gratz, Leuschner u. Lubensky. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Möbius, P., Die Ueberbürdung der Volksſchule. Pädagogiſcher Vortrag. Leipzig, Klinkhardt. 1867. 8. 3 Ngr.

Moſenthal, S. H., Der Schulz von Altenbüren. Schauſpiel. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Der Nebel von Chlum. Militäriſcher Beitrag als Schlaglicht auf die officielle öſterreichiſche ſowie preußiſche Darſtellung des Feldzuges 1866. Von Einem der Nord-Armee. Prag, Steinhauſer. 1867. 8. 12 Ngr.

Niſſen, M., Der frieſiſche Spiegel mit einer hochdeutſchen Ueberſetzung. — De freske Sjemstin me en hugstiüek Auersetting. Altona, Mentzel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Olivier, R., Der Verwaiſte. Eine Dorfgeſchichte. Mit Bewilligung des Herrn Verfaſſers nach der 3ten Aufl. des Originals aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Halle, Buchh. des Waiſenh. 8. 1 Thlr.

Oertzen, G. v., Aus den Kämpfen des Lebens. Aphorismen. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 25 Ngr.

— — In Sonnenſchein und Wind. Neue Lieder. Heidelberg, Weiß. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pape, J., Joſephine. Liebe, Glaube und Vaterland. In Romanzen. 3te umgearbeitete und vermehrte Aufl. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Pape, J., Epiſche und dramatiſche Werke. Wohlfeile Ausgabe. 1ſtes Heft. Paderborn, Kleine. 1867. 16. 3¾ Ngr.

— — Pfalzgrafentöchterlein. Eine Novelle aus der Minnezeit. Paderborn, Kleine. 32. 6 Ngr.

— — Aus verſchiedenen Zeiten. Novellen. Paderborn, Kleine. 32. 10 Ngr.

Pelchrzim, T. v., Preußiſche Kriegsthaten 1866. I. Der Feldzug. II. Schilderungen und Charakterzüge. Für Jeden verſtändlich zuſammengeſtellt. Berlin, Bath. 1867. 8. 7½ Ngr.

Planck, K. C., Süddeutſchland und der deutſche Nationalſtaat. Stuttgart, Schaber. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Planck, K. T., Jean Paul's Dichtung im Lichte unſerer nationalen Entwickelung. Ein Stück deutſcher Culturgeſchichte. Berlin, G. Reimer. 1867. 8. 25 Ngr.

Poppe, F., Wihnachtsbom un Haſſelſteuk. Oldenburg, Schulze. 1867. 8. 3 Ngr.

Pott, F. A., Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen sowie die quinäre und vigesimale Zählmethode. Halle, Buchh. des Waisenh. Gr. 8. 20 Ngr.

Prohl, H., Stiefmütterchen. Eine Erzählung. Breslau, Trewendt. Gr. 16. 24 Ngr.

Raabe, W., Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Ein Roman. 3 Thle. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 3 Thlr.

Raimund, G., Novellen. 5ter Bd. Hannover, Rümpler. 8. 15 Ngr.

Raſtbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbſtſchau. Berlin, Guttentag. 1867. 16. 1 Thlr.

Richter, A., Deutſche Heldenſagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen verſehen. 2 Bde. Leipzig, Brandſtetter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rochlitz, F., Für Freunde der Tonkunſt. 1ſter Bd. 3te Aufl. Leipzig, Cnobloch. 8. 1 Thlr.

Schweſter Roſalie. Ein Lebensbild aus dem Franzöſiſchen. Berlin, Prochnow. 1867. 16. 7½ Ngr.

Roſt's, A., Dramatiſche Dichtungen. 5te Lief.: Berthold Schwarz oder die deutſchen Erfinder, romantiſches Volksſchauſpiel. Weimar, Panſe. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Roesler, H., Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 21 Ngr.

Der Salon für Literatur, Kunſt und Geſellſchaft. Herausgegeben von E. Dohm und J. Rodenberg. 1ſter Jahrgang. 12 Hefte. Leipzig, Payne. 1867. Lex.-8. à Heft 10 Ngr.

Sandy oder die Unvermählten. Eine wahre Geſchichte. Bern, Mann. 1867. 8. 12 Ngr.

Scheffel, J. V., Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Thlr.

Scherr, J., Miſchmaſch. Berlin, Leſſer. 1867. 8. 10 Ngr.

Schröter, C., Ilka. Eine ungariſche Dorfgeſchichte. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Schrader, A., Tod und Leben. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 2 Thlr.

Schwartzkopff, A., Gedichte. Halle, Barthel. 16. 20 Ngr.

Schweigel, R., Im Hochland. Novellen aus der romaniſchen Schweiz. 3te Sammlung. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwetſchke, G., Bismarckias. Didactiſches Epos. 2te Aufl. Halle, Schwetſchke. 16. 5 Ngr.

Shakeſpeare's, W., Dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Friedrich Bodenſtedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenſtedt. 6tes Bdchn.: König Richard II. Ueberſetzt von Otto Gildemeiſter. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Simon, Liebe und Rache. Roman. 2 Thle. Peſt, Lauffer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Stifter, A., Der Hochwald. Peſth, Heckenaſt. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weinhold, K., Grammatik der deutschen Mundarten. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Bairische Grammatik. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Karl Pfaff, geb. zu Stuttgart den 22. Februar 1795, geſt. zu Eßlingen den 6. Dezember 1866. Eßlingen, Schreiber. 1867. 8. 8 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

In der **BIBLIOTHEK AUSLÄNDISCHER KLASSIKER** (Bibliographisches Institut in Hildburghausen) erschienen vor kurzem in neuen Uebersetzungen:

Tennyson. Dichtungen, von **Ad. Strodtmann.** 9 Sgr.

Shelley. Dichtungen von **Ad. Strodtmann.** 2 Theile. 17 Sgr.

Don Quijote. Aus dem Spanischen des Cervantes von **Edm. Zoller.** 4 Bände. 2 Thlr.

Milton. Das verlorene Paradies, v. **K. Eitner.** 2 Theile. 16½ Sgr.

Sakuntala. Aus dem Indischen des Kalidasa, von **E. Meier.** 7½ Sgr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Achter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Abſetzung der Herzoge von Mecklenburg und die Einſetzung Wallenſtein's zum Fürſten des Landes. Ein Beitrag zur Politik des Hauſes Habsburg im Dreißigjährigen Kriege von Johann Paul Haſſel. — II. Ali-Paſcha von Janina. Ein Beitrag zur Geſchichte der Orientaliſchen Frage. Von Karl Mendelsſohn-Bartholdy. — III. Die ſagenhafte und ſymboliſche Thiergeſchichte des Mittelalters. Von Eduard Kolloff. — IV. Kaiſer Paul I. vor und nach ſeiner Thronbeſteigung. Eine Hofgeſchichte als pſychologiſche Studie. Von Johann Heinrich Schnitzler. — V. Immanuel Kant. Eine culturgeſchichtliche Studie. Von Karl Biedermann. — VI. König Jakob II. und Anna Hyde. Von Friedrich von Raumer.

In dem vielſeitig intereſſanten und bedeutenden Inhalt des ſoeben erſchienenen 38. Jahrgangs dieſes bekannten Sammelwerks iſt dem Forſcher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geſchichtlicher und culturhiſtoriſcher Darſtellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erſte bis dreißigſte Jahrgang des Hiſtoriſchen Taſchenbuch (1830—59) koſten zuſammengenommen, ſtatt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preiſe nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge koſtet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Volkswirthſchaft in Lehre und Leben.

Ein Leitfaden für den Unterricht.

Von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsſchule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Für Unterrichtszwecke wie zur Lektüre kann dieſes Buch empfohlen werden. Der Stoff iſt überſichtlich geordnet, die Darſtellung klar und logiſch. Die erſte Abtheilung enthält die volkswirthſchaftlichen Lehrſätze, die zweite das Wirthſchaftsleben ſelbſt. Der Entwickelung der Volkswirthſchaftslehre iſt ein beſonderer Abſchnitt gewidmet, in welchem das Charakteriſtiſche der einzelnen Syſteme hervorgehoben und beleuchtet iſt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Zweiter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Karl Friedrich Maſch, ſein Räuberleben und ſeine Genoſſen. Nebſt Nachtrag. (Königreich Preußen, 1856—64.) — Benedict Accolti. (1565.) — Kaspar Trümpy aus Bern. Giftmord durch eigene oder fremde Hand. (1864.) — Ein Mord im Criminalgefängniß von Nürnberg. (1830.) — Criminaliſtiſche Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit 3. 4. — Die Meuterei auf der Inſel du Levant. (1866 und 1867.) — Der Giftmörder Dr. Eduard William Pritchard. (Glasgow, 1864—65.) — Jakob Friedrich Hadopp. Raubmord. (Philadelphia, 1865—67). — Johann Heinrich Furrer. Der Mörder ſeiner Aeltern. (Canton Zürich, 1864.) — Der Kindermörder Heinrich Götti. (Zürich, 1865.)

Auch dieſer neue Band des bekannten Werks ſchließt ſich ſowol in Bezug auf die intereſſante Auswahl der Fälle als auf deren klare, ſachliche, für den Juriſten wie für das größere Publikum gleich anziehende Darſtellung der langen Reihe ſeiner Vorgänger würdig an.

Das Werk kann in vierteljährlichen Heften zu 15 Ngr. oder in ganzen Bänden zu 2 Thlr. bezogen werden.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Bismarckias.

Didactiſches Epos

von

Dr. **Guſtav Schwetſchke.**

Dritte Auflage. Preis 5 Sgr.

Früher ſind erſchienen:

Guſtav Schwetſchke's Ausgewählte Schriften. Deutſch und Lateiniſch. Vermehrte Ausgabe. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Novae epistolae virorum obscurorum. Saec. XIX conscriptae. Editio II. Preis 12 Sgr.

Schwetſchke, G., Geſchichte des L'Hombre. Mit 4 Beilagen. Preis 24 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 5. — 30. Januar 1868.

Inhalt: Eine pariſer Studie. Von Rudolf Gottſchall. — Peter von Cornelius. Von Adolf Selling. (Beſchluß.) — Eine Literaturkomödie. — Eine aſtronomiſche Ketzerei. — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Vom deutſchen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine pariſer Studie.

Nach Paris wallfahrteten im vorigen Jahre die Völker aus allen Zonen der Windroſe, oder vielmehr die Vergnügungsreiſenden, als die modernſten Repräſentanten der Nationen, um den Friedenstempel auf dem Marsfeld und ſeine kosmopolitiſchen Dependenzien zu bewundern. Das Intereſſe für die Weltſtadt iſt von neuem rege geworden. Freilich kommt es den Touriſten und ihren meiſten Wegweiſern nur darauf an, den Schaum von der Oberfläche des pariſer Lebens abzuſchöpfen; ſie haben weder Zeit noch Luſt, einen Blick in die Tiefe zu werfen, in jene Abgründe, welche tauſend Opfer verſchlingen.

Dazu fordert uns ein neuer Roman auf, der als ein pariſer Sittengemälde betrachtet werden kann:

Verdorben zu Paris. Roman von Hans Hopfen. Zwei Bände. Stuttgart, Kröner. 1868. 8. 3 Thlr.

Hans Hopfen hat ſich durch ſeine Gedichte im „Münchener Dichterbuch" und durch ſeinen Roman „Peregretta" rühmlich bekannt gemacht; er gehört nicht zu den Autoren, die alljährlich auf dem Büchermarkt erſcheinen; ja es iſt noch nicht einmal eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchienen. Dieſe Zurückhaltung deutet auf einen Dichtergeiſt, welcher der Muſe um ihrer ſelbſt willen huldigt, nicht nach augenblicklichen Erfolgen haſcht und gerade deshalb verdient, wenn er mit einer ſorgſam erwogenen Production vor das Publikum tritt, von dieſem und von der Kritik eine beſondere Beachtung zu erfahren.

Die Geſchichte, die er uns in dem neuen Roman erzählt, iſt einfach, ſehr einfach; ſie lieſt ſich, als wäre es eine wenig retouchirte Wirklichkeit. Handelt es ſich indeß in ihr nicht um ein wirkliches Erlebniß, ſo klingt ſie jedenfalls an wirkliche Erlebniſſe an; Aehnliches trägt ſich fortwährend in Paris zu. Die Heldin iſt eine elſaſſiſche Gouvernante, die allmählich in Liebesabenteuer verſtrickt wird, ſich nach einem nächtlichen Abenteuer aus dem Hauſe, in welchem ſie eine Stellung ſuchte, entführen läßt, ſpäter, von dem Geliebten verlaſſen, in die Netze eines ſeiner Freunde geräth, bei dem Beſtreben, dieſe gewaltſam zu zerreißen, ihre Geſundheit einbüßt und in den Spitälern von Paris ein trauriges Ende nimmt. Das klingt nicht wie ein Märchen aus „Tauſendundeine Nacht", ſondern wie ein Polizeibericht, der aus den Acten vorgeleſen wird. Und doch iſt es ein Menſchenſchickſal, rührend, ergreifend, wenn es ein Dichter erzählt, deſſen Muſe auf den einſamen Gräbern des Kirchhofs Mont-Parnaſſe ſich begeiſtern ließ.

Die ſchöne Marguerite, ſo heißt unſere Heldin, kann über „die Hand des Verhängniſſes" klagen, wie Offenbach's „Belle Hélène"; doch ihr Fatum iſt nicht allein von der cypriſchen Göttin über ſie verhängt, es iſt ein abſonderliches pariſer Fatum, es iſt der „chic". Wohl gibt es eine Zeit, wo ſie ſelbſt nicht weiß, was „chic" iſt, wo ſie danach fragt und die folgende Antwort erhält:

Mein liebes Kind, das iſt ſchwer zu ſagen, denn der chic iſt alles und iſt nichts. Der chic iſt das Anmuthige in der Form des Einfältigen und das Einfältige in der Form des Anmuthigen, er iſt niemals das Nothwendige und doch für jeden, der ſeine Bekanntſchaft gemacht, das Unentbehrliche; chic iſt das Unerhörte im Alltäglichen, was dich zum Lachen zwingt, ohne lächerlich zu ſein; iſt das Entzückende im Allergewöhnlichſten von der Welt; chic iſt das Gewählte im Einfachen und das Verſöhnende im Auffallenden; vor allem aber iſt es das Reizende, was da blendet und berauſcht, verrückt und bezaubert in Einem Nu, die Grazie auf Einem Bein, Amor auf allen Vieren. Chic iſt die Art den kleinen Finger zu geben, daß es mehr Freude macht als die ganze Hand und doch dabei eine Hand ahnen läßt, wie man ſie ſchöner, köſtlicher noch nie in der ſeinen gehalten. Chic iſt die Art, wie du in die Falten deines Kleides faſſeſt, um hinter dich zu gucken, wenn auch das, was hinter dir geſchieht, mit deines Kleides Falten keinen Zuſammenhang hat. Chic iſt die Toilette, welche man ſieht, welche genaue Rechenſchaft ablegt über die Toilette, welche man nicht ſieht. Chic iſt der launigſte Zufall und die überlegteſte Abſicht; chic iſt das Verführeriſche in ſocial gangbaren Formen; chic iſt das Haarlöckchen, welches dir über die Stumpfnaſe fällt und die Art, wie du darunter hervorſchielſt und zwinkerſt;

Digitized by Google

chic iſt was das Knarren deiner Stiefelſöhlchen plaudert und was deiner Kleider Rauſchen ſich erzählt; chic iſt die Nadel, die da haftet, und das Häftchen, das da bricht — du hörſt, mein Kind, es läßt ſich nicht erſchöpfen, denn wie geſagt, der chic iſt alles und iſt nichts.

Dies Alles und Nichts wird für ſie die „Hand des Verhängniſſes“. Hoch hinaus will das Jüngferchen; ſie fühlt ſich unglücklich als „eine bezahlte Gouvernante, ein ablohnbares Stück halbgelehrter Weiblichkeit, ein armſelig Stutzmöbel, das man ohne Umſtände in einen Winkel ſchob, ſobald das Haus ſich zum Feſte ſchmückte“; die Liebe des ehrlichen deutſchen Barons, des Mannes mit beſchränkten Mitteln, der ſchließlich als Reſtaurant in Quartier Latin ſich eine kleinbürgerliche Exiſtenz gründet, genügt ihr nicht; ſie fällt einem glänzenden Abenteurer in die Hände, während ſie ſich von den altbackenen deutſchen Marotten vornehm abwendet. Förderſam war ihr dabei die eifrige Lektüre, mit der ſie dem „chic“ auch theoretiſch beizukommen und ihn, ſoweit dies möglich, auch aus literariſchen Quellen zu ſchöpfen ſuchte. Die Sammlung ihres Brotherrn war in einzelnen Specialitäten recht reich bedacht, und es gehörte der plötzliche Feuereifer der jungen Gouvernante dazu, um in verhältnißmäßig ſo kurzer Zeit nahezu mit dem ganzen Kehricht aufzuräumen.

In dieſem Bibliothekzimmer ereilt ſie nun auch ihr Verhängniß. Dieſe Scene iſt nach Art einer Luſtſpielkataſtrophe inſcenirt; auch bedarf man eines nicht geringen Localſinnes, um den Corridor mit den beiden Zimmerthüren, das Galeriezimmer und das Bibliothekzimmer lebendig wie eine getheilte Decoration vor ſich zu ſehen. Und doch iſt dies für das Verſtändniß der Situation unerlaßlich. Der corſiſche Abenteurer Fortunato will die Tochter vom Hauſe entführen, da der Vater ſeine Einwilligung an zu weitausſehende Bedingungen geknüpft hat. Durch einen beſtochenen Bedienten gewinnt er Zutritt zur Nachtzeit. Doch das Mädchen beſinnt ſich im letzten Augenblick eines Beſſern und flüchtet in ihr Gemach. Statt deſſen trifft Fortunato die liebesbedürftige Marguerite, deren Phantaſie durch Andeutungen des Bedienten in Betreff eines ihr geltenden nächtlichen Beſuchs bedeutend erregt iſt. Unſer Held macht „gute Miene zum böſen Spiel“; er hat ſchon einmal draußen in Saint-Cloud die deutſche Schönheit herzhaft abgeküßt, indem er dieſelbe wegen ihres „chic“ für eine leichte Beute hielt. Der Pantoffel der anmuthigen und liebenswürdigen Gouvernante, der hier mitſpielt, wie Ilſe's Pantoffel in der „Verlorenen Handſchrift“, der herunterfallende welke Strauß Kurt's, des deutſchen Barons, und ähnliche kleine Requiſiten beleben die Action, die mit einer vollkommenen Niederlage für Marguerite's Tugend endet. Sie flieht mit Fortunato aus dem Hauſe.

Längere Zeit verſchwunden, erſcheint ſie wieder in Paris und wird von ihrem Verehrer Kurt in einem Häuschen jenſeit der Avenue Montaigne entdeckt und belauſcht, nicht ohne daß die Kletterverſuche dem Baron-Gaſtwirth übel bekommen und ihn auf ein längeres Krankenlager werfen. Inzwiſchen wird das Mobiliar in dem kleinen Häuschen verſteigert, Fortunato reiſt nach Corſica, Marguerite bleibt in Paris zurück und wohnt in der Rue de Bac. Fortunato's Freund, ein Spieler und Spion, der Marquis Anatole, hat deſſen Erbſchaft cum beneficio inventarii angetreten und übernimmt die Curatel über Marguerite, während er, wie ſich ſpäter ergibt, das für ſie hinterlaſſene Geld durchbringt. Er führt ſie in die Theater, in die Closerie de Lilas, wo ſie ohnmächtig zuſammenbricht und bei dem Erwachen ſich in dem Bette des Marquis findet. Dieſe pikante Situation, die gewaltſame Flucht aus derſelben ſind ſehr lebendig geſchildert. Todtkrank findet ſie ein Unterkommen in den Spitälern, und elegiſch klingt das Lied von einer „verlorenen Seele“ aus.

Hans Hopfen beſitzt eine originelle Darſtellungskraft; es ſind Scenen von einer gewiſſen ſinnlichen Narkoſe in dem Roman, Scenen, die allerdings nicht für Confirmandinnen gedichtet ſind; aber der Autor verweilt nicht bei ihnen mit üppigem Behagen, er führt uns mannhaft durch dick und dünn. Sein Stil hat nichts von dem Parfum der neufranzöſiſchen Romandichter, nichts von frivoler Eleganz, nichts von esprilfunkelnder Feinheit; er hat im Gegentheil etwas treuherzig Derbes, ſo etwas von einem deutſchen Kernnaturell, das auch in das Weltgewirr des neuen Babel mit unverwüſtlicher Behäbigkeit dreinſchaut. Bisweilen ſpürt man den deutſchſtudentiſchen Ton. Singt doch der Autor dem deutſchen Studentenleben den folgenden Hymnus:

Wer das deutſche Studentenleben nicht kennt, der kennt das Leben wie einer die Poeſie, welcher den Homer nicht geleſen und nicht die Nibelungen. Die Studentenzeit iſt die epiſche Periode eines modernen Menſchen, wie die Liebe ſeine lyriſche, ſein ſpäteres gereiftes Erfahrungs- und Berufsleben ſeine dramatiſche. Wer will es leugnen, daß dieſe die bedeutendſte, werthvollſte, die alle frühern wieder in ſich birgt? Wer weiß nicht, daß die Lyrik ſo alt iſt wie das Epos und zu allen Zeiten geweſen? Und trotz alledem, wann und wo fänd' ich Preiſes genug für jenes herbere Dichten und Daſein, jenes myſtiſche Verweben von Poeſie und Wirklichkeit, primitive Empfindungen, aufrechte Charaktere, die Luſt der Lieder und der Waffen, eine Welt, die die Sorgen auf ein Minimum beſchränkt, welches noch lachen kann und verlacht werden, Trunk und Händel alle Tage, wenig gemeiner Eigennutz und wenig falſche Sentimentalität, aber Blut und Wein, unverbrüchliche Treue von Mann zu Mann, unglaubliche Ehrlichkeit, unvergleichliche Geradheit und jenes unſchätzbare Theilchen geſundheitbezeugender Roheit, welches gnädige Götter der Jugend unſers Volks in Ewigkeit bewahren mögen!

Nicht jedes Volk, nicht jede Seele lebt ſich gleichaus durch alle drei Stadien der Poeſie; manch ein Daſein wird nach der erſten epiſchen Bluſt ein ewiger Werkeltag; das Weib, das ſein Herze ſingen gemacht hätte, hat er in dem knappen, von allen Seiten mit Bretern vernagelten Winkelchen Welt, darin ſeine Beſtimmung ſich vollendet, nimmer zu Geſicht bekommen; zu einem ordentlichen Drama fehlt's oft auch an Raum und Handlung und Charakteren; und kommt denn doch eins zu Stande, ſo iſt's ein gewöhnlich Rührſtück oder eine trockene Haupt- und Staatsaction oder gar nur eine alberne Poſſe, mit etlichen Späßen und Zoten nothdürftig genießbar gemacht. Die Poeſie fehlt. Und wem ſie fehlt, der hält die Hand übers Auge, wenn's Feierabend wird, und ſieht hinüber im Geiſte in die liebe Zeit, ins Damals, da er Poeſie leibhaftig erlebte, mit ihr verkehrte Tag für Tag, von Angeſicht zu Angeſicht, und vielleicht nicht einmal wußte, mit wem. In manchem kleinen Flecken Deutſchlands curirt ein tapferer Arzt und richtet ein gerechter Richter, der, ſo alt und grau er ſchon iſt, ſeine Sackuhr nicht von der liebgewohnten dreifarbigen Schleife trennen

Digitized by Google

mag, und es gibt mehr, aber viel mehr Menſchen, als man glaubt, die nichts, aber auch gar nichts lieber gehabt haben als jene Welt, jenen Staat im kleinen, jene Verbindung auf der Univerſität, in der ſie erſt von den Aelteren gedrillt und dann von ihrem Ehrgeiz und andern guten und ſchlechten Eigenſchaften geplagt und in Athem gehalten wurden.

Die Erzählung iſt nun der Faden, an welchem uns Hopfen durch das Labyrinth der Weltſtadt führt. Vertraut mit demſelben durch langen Aufenthalt, entrollt er uns Bilder, welche an draſtiſcher Lebendigkeit viele touriſtiſche Schilderungen übertreffen. Das Bois de Boulogne, die Closerie de Lilas, das pariſer Studenten- und Griſettenleben, die Spielhöllen, die Gefängniſſe, die Spitäler, die Kirchhöfe, die Theater — alle dieſe vielgeſchilderten und vielgeprieſenen Culturphänomene und Inſtitute der Weltſtadt ziehen vor unſerm innern Auge vorüber.

Paul Lindau hat uns eine treffliche Schilderung der militäriſchen Spectakelſtücke im Châtelet gegeben. Eine Ergänzung zu derſelben bildet die Darſtellung der „militäriſchen Schauſpiele“ vor dem Invalidenhotel, die uns Hopfen innerhalb des weitern Rahmens gibt, in den er das Napoleonfeſt faßt:

Dieſe Schauſpiele haben die modernſte Geſchichte, die jüngſten Kriegsthaten des „ſüßen Frankreich“ zum Gegenſtand, und was ein gefühlstüchtiger Franzoſe iſt, der meint dabei in Begeiſterung und Ruhmesbedürfniß ſeine Herrſcherdreieinigkeit: Karl den Großen, Ludwig den Heiligen und Napoleon den Erſten, auf den Wolken ſitzen zu ſehen, wie ſie aus ihrer Himmelsloge zufrieden auf ihr Volk herabblicken, das ſich in ſeinen jüngſten Thaten hier beſpiegelt. Dem Schreiber wie dem Leſer fehlt der nöthige Enthuſiasmus. Wir ſehen niemand hinter den Wolken als die Sonne, welche Verſtecken ſpielt und die dichtgeſcharte Menge dennoch weidlich ſchwitzen macht. Aber die Menge iſt nichtsdeſtoweniger aufmerkſam und zufrieden, und merkt nicht, wie hier das civiliſationstragende Frankreich ſeiner ſelbſt ſpottet und weiß nicht wie.

Vor einem immerhin ſehr verehrten Publikum, welches zu Tauſenden unter freiem Himmel ſteht, hat das Wort natürlich ſeine dramatiſche Bedeutung verloren; man ſpielt Pantomime und unterſtützt deren Wirkungen mit möglichſt viel Kleingewehrfeuer und türkiſcher Muſik. Auch die eine und andere traditionelle Maske der Pantomime iſt, mehr oder weniger verändert, zu finden, vor allem Pierrot, der neben der „großen Nation“ im allgemeinen der ſpecielle Held in Rede ſtehender Dramen. In dem einen Stück iſt er ein Unteroffizier bei der Expeditionsarmee des humanen Generals Forey, welcher — ich meine den Pierrot — trotz ſeiner Albernheiten und Begriffsverwirrungen den Mexicanern viel Schaden anrichtet. In dem andern Stück, vor welchem wir uns eben befinden, iſt er ein civiliſationsbedürftiger Chineſe.

Soeben hat ſich vor der Erſtürmung Pueblas auf der Bühne linker Hand der Vorhang geſenkt; die Menge drängt wie ein Strom, der ſeine Ufer verläßt, unwiderſtehlich auf das andere Feld der Esplanade, und ſchon erhebt ſich der Vorhang der Bühne rechts, erhebt ſich vor einem ſtillen Thale unweit des blauen Fluſſes. Ein ſpitzgezacktes Häuslein lehnt an der einen Couliſſe, und vor dieſem Häuslein machen Pierrot und ſein Vater und ſeine Schweſter verſchiedene Dummheiten und Faxen. Trotz ihrer Lächerlichkeiten ſind dieſe Leutchen doch der Civiliſation würdiger als die verſtockte Mehrzahl ihrer Landesgenoſſen, und wie alle ehrenwerthen Sterblichen, welche vor einem Confiscationsdecret mehr Angſt als nach deſſen Widerrufung Zutrauen beſitzen, ſein ſollten, ſind ſie Vaterlandsverräther aus Neigung und Beruf. Unter anderm verbergen ſie franzöſiſche Krieger, überliefern Feſtungen, betrügen und, wenn es nicht zu gefährlich wird, bekämpfen ihre Landsleute und dergleichen mehr. Es dauert ziemlich lange, bis der Flüchtling verſteckt und aufgefunden, die Hehler in Todesgefahr gebracht und wieder erlöſt, die Landesvertheidiger zu wiederholten malen geſchlagen und ihre Feſtungen genommen ſind. Dann rüſtet man Siegesfeſte und Paraden, führt Aufzüge und Muſikbanden über die Scene, und voran dem ſiegreichen Heere, von den Zuſchauern mit Acclamation begrüßt, marſchirt la vivandière des Zouaves kecken Erobererſchritts.

Nun empfängt das Verdienſt ſeine Kronen und der Repräſentant des unterjochten Chineſenſtammes Pierrot die drei Hauptſtücke der Civiliſation: die Marketenderin der Zuaven tanzt ihm den Tanz der Civiliſation, den Beine verſchleudernden Cancan; ein Unteroffizier gibt ihm den Rock der Civiliſation, eine Voltigeursuniform; ein anderer gibt ihm den Taback der Civiliſation (mit welchem andern ſollte er einen Chineſen überraſchen?), den Regietaback.

Der arme Pierrot verliert alle Freude an der Völkerbeglückungswirthſchaft; der neue Taback verzieht ihm das Maul, und ängſtlich hält er ſich in ſeiner grotesken Weiſe die Rocktaſchen zu; in der engen Uniform, die nicht nach ſeinem Leibe geſchnitten, quälen ihn alle Rekrutenleiden, und nach den franzöſiſchen Commandoworten faßt er alles verkehrt an; der Cancan endlich ſtellt ſeine bisherige Anſchauungsweiſe von Vergnügen und Grazie auf den Kopf, er verſucht nachzuahmen, er will den völkerbeglückenden Civiliſationstanz auch tanzen; aber er fällt ein ums andere mal zur Erde, und endlich bleibt er liegen und man ſieht es ſeinen kläglichen Mienen und Geberden wohl an, wie er unter dem Hohngelächter der Eindringlinge die ganze neue Wirthſchaft zum Teufel wünſcht.

Wenn es einem Unternehmer einfallen ſollte, auf einem deutſchen Volkstheater oder in einer unſerer Marktbuden nur dieſelbe Pantomime unverändert aufzuführen, die nächſtgelegene franzöſiſche Geſandtſchaft würde ſich wol das baldige Verbot einer ſo wirkſamen Traveſtie des kaiſerlich franzöſiſchen Civiliſationsunternehmens zu erbitten wiſſen.

Eine Schilderung des Schauſpiels „Marengo“ führt uns in das Théâtre impérial du Châtelet:

Im Theater war bereits großes Getrampel, denn die landesübliche Ungeduld konnte den Beginn des Spectakels nicht erwarten. Es begann denn auch bald. Das Stück iſt ein ganz abſonderliches Ragout von haarſträubenden Bühneneffecten, ſodaß ein Zuſchauer germaniſcher Nation ſich das eine ums andere mal fragen muß: Was wird denn nun noch kommen? Die Franzoſen ſind auch in ihren beſſern und beſten Dramen nicht ſehr zimperlich im Motiviren, wo ſie aber gar für „Volk“ und „Vaterland“ dichten, werden die Motive gewaltſam wie Kriegsgefangene eingebracht. Im erſten Act liegt der jugendliche Liebhaber noch hinter der Scene in den erſten Windeln; im zweiten Act iſt er ſchon Lieutenant, und gelegentlich des Uebergangs über den Sanct-Bernhard wird er von einer Schneelavine vor unſern Augen in einen Abgrund geſchleudert, aus welchem ihn aber ſein anonymer Vater, der zufällig des Wegs daherkommt, an Seilen gebunden, halb erfroren wieder herauszieht und zum Leben zurückbringt — woraus das Publikum mit Genuß erkennt, was ein Soldat der Großen Nation für ein zähes Leben hat. Im weitern Verlauf des Schauſpiels bringt der Held eine Menge Oeſterreicher um; dann will er ſeinen Lebensretter und Erzeuger — von dieſer letztern Eigenſchaft hat er aus Anſtandsrückſichten für die Familie ſeines Pſeudovaters keine Ahnung — vom Kriegsgerichte wegen ſubordinationswidrigen Betragens zu Pulver und Blei verurtheilen laſſen; endlich kommt alles in Ordnung, der Junge und der Alte ſtürmen noch etliche Batterien, erbeuten etliche Fahnen, der Alte ſtirbt daran und der Junge bleibt am Leben. Das iſt ungefähr der Faden der Geſchichte, welche in fünf Acten ausgebreitet und mit ernſten und komiſchen Epiſoden aller Art verbrämt iſt — aber alles das iſt Nebenſache; der eigentliche wahre Held des Stücks iſt ein ganz anderes Weſen, das iſt die civiliſatoriſche Miſſion, „das unabweisbare Bedürfniß nach Ruhm“, die Völkerbefreiungs-, die Nationalitätenzurechtverhelfungswuth, der Erſte Conſul, das cäſariſirte Frankreich, die Armee.

Digitized by Google

Dieſen Helden ins grellſte Licht zu ſetzen, wird alles Erdenkliche aufgeboten: Thränen der Rührung und höherer Blödſinn, Weiber und Pferde, Pulverdampf in Fülle und hiſtoriſches Coſtüm von allen Farben. Am drolligſten nehmen ſich in letzterer Hinſicht die Schauſpielerin und der Schauſpieler aus, welche den Napoleon Bonaparte geben.

Die Schauſpielerin? fragt der Leſer. Ja wohl, denn im erſten Act erſcheint der nachmalige Kaiſer noch als ein kleiner Junge, der ſich mit andern Figurantinnen und Choriſtinnen in einer Erziehungsanſtalt befindet. Dieſe beiden Acteurs haben nämlich die Verpflichtung, ſich fortwährend den ganzen Abend lang in den authentiſchen Stellungen zu bewegen, welche von Gros, Horace Vernet und den andern Malern „des Conſulats und des Kaiſerreichs" verewigt worden ſind. Das eine Bein ſtraff angezogen, das andere ins Knie gebeugt, die rechte Hand in die Weſte geſteckt, die linke an der Scheide des Türkenſäbels, oder beide Arme auf der Bruſt gekreuzt u. ſ. w. Gewandung und Gewaffen laſſen natürlich nichts zu wünſchen übrig, und der Lärm und das Geſchrei, Muſik und Kanonade und Kleingewehrfeuer noch viel weniger. In dieſem Stück kommen, abgeſehen von kleinern Exercitien und Scharmützeln, zwei Revuen, der Uebergang der franzöſiſchen Armee über die Alpen und zwei Schlachten an die Reihe. Wir Deutſche ſind gewohnt, wenn ein Gefecht über die Scene geht, während, vor und nach dieſem uns ungehörig dünkenden Zwiſchenfall zu lachen; und es wird auch lächerlich und ärmlich genug in Scene geſetzt. Hier iſt das anders; dem Publikum iſt der Skandal Herzensſache, und die Theaterkaſſe und die Regie ſtrengen ſich dabei nach Kräften an. Pferde, Maulthiere, Soldaten und andere Comparſen ſind auch bei uns nichts Seltenes, wenn der Zweck die Mittel heiligt und die Breter die Laſt vertragen können; aber daß man Batterien hinter dem überflüſſig gewordenen Souffleurkaſten aufpflanzt und ſie zu wiederholten malen abbrennt, ohne daß im Hauſe die Scheiben ſpringen, das hat man in Deutſchland wol noch nicht oft geſehen.

Das Publikum ſpielt aus Leibeskräften mit, und iſt das Theater mit öſterreichiſchen Uniformen bedeckt, ſo herrſcht Todtenſtille in allen Zuſchauerräumen. Die Franzoſen ſtürmen an, die Bewegung nimmt in allen Rängen zu. Die Oeſterreicher von 1790 haben natürlicherweiſe auf der pariſer Volksbühne keine beſſere Rolle zu ſpielen als die von 1859 im Feuilleton des „Siècle". Sie haben nur zu ſchießen, davonzulaufen und ſich gefangen abführen zu laſſen, d. h. lediglich als wirkſame Gegenſätze zu der „unwiderſtehlichen Tapferkeit" der Soldaten des „Conſulats und des Kaiſerreichs" ſich in Scene ſetzen zu laſſen. Dabei lärmt und tobt das liebe Publikum, daß ſelbſt der Kanonendonner davor den kürzern zieht und bricht nach erfolgtem Komödienſieg in endloſen Jubel aus.

Auch ein Bild des Kaiſers erhalten wir:

Mitten im feſtlichen Volksgewoge, durch welches ein Detachement voranſchreitender Gensdarmen den Weg ſäuberte und ſichtete, kam er im offenen Wagen daher, der Verfaſſer der großen Schauſpiele China, Mexico, Krim, Italien und anderer Werke von geſchichtlicher und geſchützkundiger Bedeutung, er, der den „Neffen als Onkel" für die moderne Bühne bearbeitet und ſich ſo viel Mühe gibt, den „Julius Cäſar" ins Franzöſiſche zu überſetzen.

Der Kaiſer war in Civilkleidern, ihm zur Seite ſaß, feierlich den Grüßen des Volks dankend, die Kaiſerin Eugenie, ein ſchönes Weib, dem man anſieht, daß es doch noch ſchöner geweſen ſein muß. Die Bildniſſe, welche man bei uns von Napoleon III. kennt, ſind meiſt recht ähnlich, ſelbſt die Conterfeie des „Kladderadatſch" ſind in ihrer Art ſehr glücklich. Aber was jedem ernſten wirklichen Porträtmaler, mag er auch ein großer Künſtler ſein, wiederzugeben ſchwer fallen wird, das iſt der merkwürdig tiefſinnige Ausdruck, der über dieſe gallertartigen Züge ausgegoſſen iſt. Unter den weichlich anſchwellenden Brauen, welche, ein Familienzug, den Geſichtern des Onkels wie des Neffen den bekannten wollüſtig grauſamen Charakter geben, blickt eine eigenthümliche Miſchung von Strenge und Schmerz, mit mattglänzenden Augen dankend, fragwürdig vornehm auf die vor ſeinen Trabanten ausweichende Menge. Des Kaiſers Geſicht iſt aſchenfahl, ein kaum merkliches Bewegen geht nur ſelten darüber hin, er ſieht aus wie ein „unglückſeliger Atlas", der eine Welt auf ſeinen Schultern trägt, eine Welt, die ihn zum größten Theil nichts anging, und die er nun doch tragen muß, weil er ſie ſich aufgeſackt, tragen muß mit ruheloſer, erfinderiſcher Anſtrengung und Sorge; denn beim geringſten Verſehen rollt ſie zerſchmetternd auf ſein Haupt und auf die Häupter all der Seinen.

Hopfen iſt das directe Gegentheil eines Gallomanen und läßt durch einen ſeiner Helden ſogar das Land bis an die Vogeſen zurückverlangen nach dem Rechte des von den Franzoſen gepredigten Nationalitätsprincips. Doch er verkennt die Vorzüge des ſocialen Lebens nicht, namentlich in Bezug auf die confeſſionelle Gleichheit und auf die Rechte des Judenthums, welche letztern Herr Klopfſechter in einer Rede zu Gunſten ſeines Sohnes Maxime mit beachtenswerther Beredſamkeit auseinanderſetzt.

Hopfen's Darſtellung hat eine gewiſſe Energie, welche die geſchilderten Perſonen und Dinge mit kräftigen Hebeln vor die Phantaſie rückt. Sie entfernt ſich von der glatten, einſchmeichelnden Weiſe der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur zu Gunſten einer bei aller Sprödigkeit und Schroffheit immer markigen und gedankenvollen Darſtellung.

Rudolf Gottſchall.

Peter von Cornelius.

(Beſchluß aus Nr. 4.)

Unſer Bericht über das Riegel'ſche Werk war bereits geſchrieben, als noch vor Abdruck deſſelben eine zweite Schrift: „Peter von Cornelius. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen", die Preſſe verließ. Es wird daher zweckmäßig erſcheinen, der Beſprechung jenes Buchs ſogleich unſer Urtheil über dieſes folgen zu laſſen, um ſo mehr, als daſſelbe, wenn auch in ſeiner urſprünglichen Faſſung vor Veröffentlichung des Riegel'ſchen vollendet, doch nachträglich mit ſpecieller Bezugnahme auf die in demſelben niedergelegten Anſichten und großentheils von einer ſtark abweichenden, ja gegenſätzlichen Grundanſchauung aus überarbeitet worden iſt.

Die Verſchiedenheit zwiſchen der Auffaſſung der beiden Biographen von Cornelius iſt zwar nicht eine ſo weitgehende, daß der eine als ein unbedingter Lobredner, der andere als ein principieller Gegner des von ihnen charakteriſirten Meiſters ſich herausſtellte; vielmehr ſtimmen beide darin überein, daß ſie in Cornelius einen Genius erſter Größe anerkennen, ja ſie ſind ſich auch inſofern geiſtesverwandt, daß ſie beide nicht einſeitige Anhänger des Idealismus oder Realismus ſind, ſondern ihre Urtheile durch höhere, univerſellere Geſichtspunkte beſtimmen laſſen; aber trotzdem gelangen ſie inſofern zu ſehr differirenden Anſichten im ganzen wie im einzelnen,

Digitized by Google

als bei Riegel gleichwol in ſehr ausgeprägter Weiſe die enthuſiaſtiſch-bewundernde, bei Wolzogen dagegen nicht minder entſchieden die kritiſch-zerlegende Auffaſſung vorherrſcht; jener daher mit wärmerer Hingebung und Liebe bei dem Großen und Erhabenen in des Meiſters Leiſtungen verweilt, dieſer dagegen mit ſchärferm und kühlerm Blick auch die Schwächen und Schattenſeiten ſeiner Werke ins Auge faßt.

Eine derartige Verſchiedenheit der Beurtheilung iſt im allgemeinen jeder außerordentlichen, dem gewöhnlichen Maßſtab ſich entziehenden Erſcheinung gegenüber möglich; beſonders natürlich und berechtigt aber erſcheint ſie in Bezug auf Cornelius, einerſeits weil ſich ſeine geſammte Thätigkeit faſt ausſchließlich in ſolchen Bahnen bewegt, die zu allen Zeiten ſelbſt für einen großen Theil der Kunſtfreunde, um wie viel mehr alſo für das allgemeine Publikum ſchwer oder gar nicht zugänglich ſind, während ſie denen, die ſich zu ihnen emporzuarbeiten vermögen, gerade die höchſten und reinſten Genüſſe gewähren; andererſeits weil ſich die von ihm eingeſchlagene und mit ſeltener Beharrlichkeit feſtgehaltene Richtung gerade mit der heutzutage herrſchenden Weltanſchauung in faſt diametralem Widerſpruch befindet, was denen, die dieſer Zeitſtrömung gegenüber entweder eine ſympathiſche oder eine antipathiſche Stellung einnehmen, eine übereinſtimmende und völlig unbefangene Beurtheilung des Meiſters geradezu unmöglich macht. Bei unſern beiden Autoren erklärt ſich aber die Divergenz ihrer Anſichten außerdem noch dadurch, daß Riegel dem Künſtler zugleich perſönlich nahe ſtand und ſein Werk, wie es ſcheint, in unmittelbarem Wechſelverkehr mit demſelben geſchrieben hat, unverkennbar in der Abſicht, das Bild des verehrten Meiſters, den verdunkelnden Nebeln des Zeitgeſchmacks entgegen, ſo ſtrahlend wie möglich leuchten zu laſſen und ihm in ſeinem Werke ein den hohen Intentionen und Leiſtungen deſſelben vollſtändig entſprechendes Denkmal zu ſetzen; Wolzogen dagegen der Perſon des Künſtlers gegenüber von vornherein einen völlig beziehungsloſen Standpunkt einnahm und demgemäß mit ſeinem Buche nur den rein kunſthiſtoriſchen Zweck im Auge hatte, die Leiſtungen deſſelben rein ſachlich und nach ihrer Bedeutung nicht blos für ſeine Zeit und Thätigkeitsſphäre, ſondern für die geſammte Kunſt- und Culturentwickelung, alſo zwar mit der dem Genius und Charakter deſſelben gebührenden Hochachtung, aber doch ohne beſondere Pietätsrückſichten zu würdigen.

Hieraus ergibt ſich, daß beide Werke, ſoweit ſie auch in ihrem Geſammturtheil wie in der Werthſchätzung des Einzelnen auseinandergehen, doch ſehr wohl als gleichberechtigt und — nach verſchiedenen Richtungen hin — als gleich verdienſtlich zu begrüßen ſind. Muß Riegel's Werk hauptſächlich im Intereſſe des Meiſters und der von ihm vertretenen Kunſt- und Geiſtesrichtung, zumal der die heutige Kunſt bedrohenden Verflachung und Profanirung gegenüber, willkommen geheißen werden, ſo empfiehlt ſich dagegen die Arbeit Wolzogen's durch die noch größere Unbefangenheit und Unumwundenheit des Urtheils und iſt unleugbar entſchiedener als jene dazu angethan, die allgemeine Meinung über Cornelius gleich ſehr vor einer einſeitigen Ueberſchätzung wie vor einer einſeitigen Unterſchätzung ſeiner Leiſtungen zu bewahren, ſowie auch ſein Verhältniß zu anderweitigen Künſtlern und Kunſtrichtungen, mögen ſie der Vorwelt oder Mitwelt angehören, mit nüchternerer Auffaſſung feſtzuſtellen. Wie daher jenes Buch ein heilſames Gegengewicht iſt gegen die dem Meiſter nicht gerecht werdende Zeitſtrömung, ſo iſt dieſes eine nicht minder zweckmäßige Gegenwirkung gegen das vom erſtern zu ſtark oder zu lichtvoll Hervorgehobene. Beide Werke ſtehen ſich daher trotz ihres Gegenſatzes nicht im Wege, noch machen ſie einander überflüſſig; vielmehr dienen ſie einander zu gegenſeitiger Ergänzung, und der Autor des letztern iſt vollkommen im Recht geweſen, wenn er es, wie er ſelbſt im Vorwort ſagt, der echten Hoheit und unzweifelhaft mächtig hervorragenden Bedeutung des Künſtlers nur für angemeſſen gehalten, deſſen erhabenes Bild auch noch von einer andern Seite beleuchtet dem antheilnehmenden Publikum vorzuführen.

Den Kern und Mittelpunkt deſſen, worin ſich Wolzogen in der Totalauffaſſung des Meiſters am weſentlichſten von Riegel unterſcheidet, erfahren wir am einfachſten und ungetrübteſten von ihm ſelbſt. Er ſagt gegen den Schluß ſeines Buchs:

Dr. Riegel geht davon aus, daß die zweite Renaiſſance der Kunſt am Ende des vorigen und im Beginn unſers Jahrhunderts, durch das Dreigeſtirn Schinkel den Architekten, Thorwaldſen den Bildhauer und Cornelius den Maler getragen und vollendet, der frühern des 14. bis 16. Jahrhunderts, die in Lionardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael gipfelte, keineswegs unebenbürtig geweſen, ja ſie in gewiſſem Sinne ſogar überflügelt, weil ſie die Wiedergeburt der claſſiſchen Kunſt im deutſchen Geiſte, eine zweite Renaiſſance, aber nicht wie jene erſte eine neue der römiſchen Kunſt, ſondern die der griechiſchen vollbracht, die große Aufgabe der Zeit, die innige Verwebung der helleniſchen Schönheit und des deutſchen Geiſtes, jenen tiefergreifenden Vorgang, den der alternde Goethe ſinnbildlich in der Vermählung des Fauſt und der Helena gefeiert, gelöſt habe.

Er citirt hierauf aus Riegel's Buch die dieſen Gedanken näher ausführende Stelle, dieſelbe, welche auch wir oben angeführt haben, und fährt alsdann fort:

Dieſe Auffaſſung ſtellt meines Erachtens die künſtleriſche Bedeutung der neueſten Zeit viel zu hoch. Nach meiner Anſicht hat vielmehr ſeit dem Zeitalter der Cinquecentiſten nur eine einzige Kunſt, d. i. die oben ſchon erwähnte Muſik, einen wirklich noch nie dageweſenen Aufſchwung genommen, dies aber nicht infolge der großartigen Renaiſſance, die ſich in den Schweſterkünſten gleichzeitig vollzogen haben ſoll und die ja in Wahrheit nur deshalb ein ſo außerordentliches Staunen erregen konnte, weil ſie auf die erbärmlichſte aller Kunſtepochen, die Zopfzeit und das Rococo, folgte, — ſondern vielmehr als der letzte, köſtlichſte Ausläufer jener wirklichen Renaiſſance des Cinquecento. Traten doch damals auch bereits für die Tonkunſt jene altehrwürdigen Vorläufer, Ockenheim, Bernhard der Deutſche, Josquin des Près, Willaert, Gudimel, Paleſtrina, Gabrieli, Donato und Orlandus di Laſſus auf, als deren unmittelbare Geiſtesnachfolger die große deutſche Heroenreihe von Bach bis Beethoven anzuſehen iſt. In allen andern Künſten, ich nehme ſelbſt die Poeſie nicht aus, erblicke ich blos Epigonen, am meiſten aber in den bildenden Künſten. Von Thorwaldſen und Schinkel ſcheint es mir klar auf der Hand zu liegen, daß ſie die von Riegel behauptete Verſchmelzung der helleniſchen Schönheit und des deutſchen Geiſtes weder vollzogen noch gewollt haben. Sie waren, in der Zeit ihrer Reife, vielmehr, ſoviel das heute überhaupt noch möglich, durchaus Hellenen, dem deutſchen Geiſte ſogar in mancher Beziehung

Digitized by Google

geradezu entfremdet, ſich nicht wohl in ihm fühlend und deshalb durch volles Aufgehen im Hellenismus Selbſtgenüge ſuchend. Noch viel weniger hat der vor allem, ſelbſt auf Koſten der Schönheit, nach Charakteriſtik ſtrebende Cornelius eine ſolche Verſchmelzung zu Stande gebracht, obwol er, ähnlich wie Schinkel, welcher durch das Backſteinmaterial ſeiner ſandigen Heimat zum Suchen nach einer nationalen Baukunſt in griechiſcher Form hingedrängt wurde, ſich an den verſchiedenſten Stoffen mit der Abſicht verſuchte, national zu ſein. Drei einſame Idealiſten ſtehen ſie da, Thorwaldſen, Schinkel und Cornelius, denen ihre Zeit nicht entgegenkam, die einem tiefern Bedürfniß derſelben nur ſehr bedingt entſprachen, die eine große culturhiſtoriſche Miſſion im eminenten Sinne des Worts nicht erfüllen konnten, weil eine ſolche nicht vorlag.

Der Autor begründet dies im Nächſtfolgenden unter anderm dadurch, daß dieſe drei Künſtler ſämmtlich keine ſich auf die Dauer behauptende Schule hinterlaſſen haben und mit ihren Beſtrebungen und Leiſtungen nicht wirklich ins Volk gedrungen ſind; fragt ſodann, woher das komme, und gibt darauf die Antwort, die Kunſt bilde eben nicht mehr den Mittelpunkt unſers geiſtigen Lebens, ſie ſei faſt nur noch da, dem müßigen Epikuräismus als Decoration zu dienen, und ſtatt ihrer ſeien es die Kritik und die materiellen Intereſſen, welche das Zeitalter erfüllten. Unter ſolchen Umſtänden könne man nicht von einer zweiten Kunſtrenaiſſance ſprechen, die eins der größten Probleme menſchlicher Culturentwickelung, die Verbindung germaniſchen Geiſtes mit helleniſcher Form, gelöſt haben ſolle; ja dieſes Problem ſei überhaupt nicht lösbar, es kranke vielmehr ſchon an und für ſich an einem innern Widerſpruch. Der Verfaſſer ruft aus:

Deutſcher Geiſt und griechiſche Form! Muß ſich nicht jeder beſondere Geiſt ſeine beſondere Form ſchaffen? Faßt man nicht Moſt in neue Schläuche? Und hat nicht germaniſcher Moſt im Nibelungenliede, in der mittelalterlichen Gothik, in Dürer und Shakſpeare den neuen Schlauch, den einzig richtigen, tüchtigen, ihm wirklich entſprechenden, ſchon längſt gefunden? Sind nicht vielleicht ſelbſt unſere größten modernen Heroen, unſere claſſiſchen Dichter gerade deshalb auch nur eine Art von Epigonen, weil ſie allzu ſehr mit der Löſung jenes unlösbaren und widerſpruchsvollen Problems ſich abgemüht und dadurch ihrer eigenſten Natur, ihrem Zeitalter, ihrer Nation und Religion ſich entfremdet haben? Ein Poet der chriſtlich-germaniſchen Aera, der mit griechiſchem Göttercultus ſpielt, der zurückſehnt, was kein Menſch mehr mitfühlt und mitverſteht, kann der wol ein ganz urſprünglicher, frei ſchaffender Dichter ſein? Erkennen wir nicht längſt ſchon in der franzöſiſchen claſſiſchen Tragödie das Epigonenhafte, Gemachte, Nichtoriginale, Anachroniſtiſche allſeitig an, und ſollten wir uns doch noch darüber täuſchen, daß auch dem modernen deutſchen Claſſicismus, obwol er den erwähnten Aſſimilirungsproceß tiefer faßte als die nur an der Oberfläche der Dinge hinfahrenden Franzoſen, die Vermählung des Fauſt und der Helena nur ſehr theilweiſe gelungen, gar manches aus dem Beſtreben, dieſe Gegenſätze zu vereinigen, hervorgegangene Product aber die völlige Unvereinbarkeit derſelben vor dem Auge der Kritik erſt recht enthüllt und bewieſen hat? Nach meiner Anſicht iſt das Problem, wenn es überhaupt lösbar iſt, auf einem ganz andern Gebiete gelöſt worden als auf dem der bildenden Kunſt und ſelbſt auf dem der Poeſie .... Was Dürer in ſeiner tiefen deutſchen Innerlichkeit unausgeſprochen gelaſſen, wofür er die Form, das helleniſch-ſchönfließende Gewand nicht gefunden, das hat, däucht mich, Mozart in Tönen geſagt, und nicht Cornelius in Bildern. Wenn irgendwo, ſo ward in der deutſchen Muſik die Hochzeit des Fauſt und der Helena wirklich gefeiert, während es in der Poeſie nur einmal auf ſehr kurze Zeit zu einem glücklichen Verlöbniß beider zu kommen ſchien, in den bildenden Künſten aber ſie ſich kaum momentan ein wenig den Hof gemacht haben. Jedenfalls hat die Welt, das Publikum an dieſen privaten Annäherungs- und Aſſimilirungsverſuchen ihrer großen Genien blos einen höchſt geringen, ja ſo kühlen Antheil genommen, daß damit das Zeitalter eines alexandriniſchen Kunſtverfalls, dem meine und vieler anderer Seufzer gelten, aufs neue nur allzu deutlich gekennzeichnet iſt.

Hieraus erhellt, aus welchen Gründen eigentlich Wolzogen ſich bewogen fühlt, die kunſthiſtoriſche Bedeutung Cornelius' minder hoch als Riegel anzuſchlagen. Es geſchieht nicht ſowol aus Misachtung des in Cornelius ausgeprägten individuellen Genius, als vielmehr weil er, mit Ausnahme der Muſik, der modernen Kunſt und Poeſie überhaupt nicht eine gleich hohe Bedeutung wie ſein Vorgänger beizulegen vermag. Sein Urtheil trifft daher nicht Cornelius allein, ſondern ebenſo wie ihn alle übrigen Koryphäen der bildenden Kunſt. Ja ſelbſt die leuchtendſten Sterne unſerer Poeſie, ſelbſt Goethe und Schiller, erfahren im weſentlichen dieſelbe Schätzung, und in dieſer Geſellſchaft wird ſich alſo Cornelius jedenfalls nicht über eine ſpeciell gegen ihn gerichtete Ungerechtigkeit beklagen können. Die Frage, ob Wolzogen's oder Riegel's Urtheil das richtige iſt, fällt daher in ihrem Kernpunkt mit der zuſammen, ob wirklich unſere Zeit bezüglich ihrer künſtleriſchen und poetiſchen Leiſtungen keine höhere Rangordnung, als ihr Wolzogen zutheil werden läßt, verdient; ob wirklich das Höchſte und Größte, was ſie auf dieſen Gebieten durch ihre bevorzugteſten Geiſter zu Stande gebracht, nur den Thaten eines Nachleſe haltenden Epigonenthums gleichzuachten iſt, und ſie werden wir zunächſt ins Auge faſſen müſſen, wenn wir beiden Autoren gegenüber unſere Stellung nehmen wollen.

Die Antwort darauf iſt nicht leicht. Es läßt ſich nicht leugnen, daß in der Anſicht Wolzogen's, ſo hart, ſo demüthigend ſie dem Selbſtgefühl der Gegenwart gegenüber erſcheinen mag, viel Wahres liegt. Verfolgt man die Kunſt- und Culturgeſchichte, ſoweit ſie vor unſern Augen offen liegt, ſo macht man in der That die Bemerkung, daß die einzelnen Künſte zu verſchiedenen Zeiten, die eine früher, die andere ſpäter, ihren höchſten Gipfelpunkt erreicht haben, und daß, wenn einmal von einer derſelben dieſer Gipfel erklommen worden iſt, alle ſpätern Beſtrebungen und Leiſtungen auf demſelben Gebiet ſich nicht wieder zu einer gleichen Höhe der Vollendung emporzuarbeiten vermocht haben. Betrachtet man nun eben nur die Meiſter und Repräſentanten einer ſolchen Culminationsepoche als die eigentlichen Koryphäen der betreffenden Kunſtentwickelung, erblickt man nur in ihnen die ewig gültigen, aller Folgezeit voranleuchtenden Vor- und Muſterbilder des auf dieſem Gebiet zu Leiſtenden und ſieht ſomit alle, wenn auch noch ſo hochbegabten Arbeiter auf demſelben Gebiet aus ſpäterer Zeit nur für Epigonen an: dann hat man allerdings ein Recht, die geſammte neuzeitliche Kunſtthätigkeit, namentlich im Bereich der bildenden Künſte, als eine mit der Vorzeit vergeblich um den Preis ringende, in gewiſſem Betracht ſiſyphusartige Epigonenarbeit zu bezeichnen, ja ſelbſt in den bedeutendſten Werken der Dichtkunſt nur mehr oder minder glückliche Nacheiferungen früherer Leiſtungen, oder zwar durch Kühnheit ſich auszeichnende, aber nur mit problematiſchen Erfolgen gekrönte Verſuche zu höherm und

Digitized by Google

ſelbſtändigem Aufſchwung zu erblicken und mit Wolzogen nur die Schöpfungen unſerer großen Tondichter, die allerdings in der Vorzeit keine ihnen äquivalente, geſchweige ſie überragende Vorgänger haben, als Werke von wirklich urſprünglicher Vollendung und eben dadurch muſterbildlicher Claſſicität zu betrachten.

Inſoweit müſſen wir dem Autor der hier in Rede ſtehenden Schrift zuſtimmen. Gleichwol können wir uns ſeiner Anſicht nicht unbedingt anſchließen, darum nicht, weil wir trotz der eben beſprochenen Erſcheinung einer ſucceſſiven Culmination der einzelnen Künſte im Verlauf der Culturgeſchichte dennoch an einen fortwährenden, von Stufe zu Stufe einem höchſten Ziel zuſtrebenden Fortſchritt der Geſammtcultur glauben müſſen und weil in und mit demſelben nothwendig auch die Geſammtkunſt und mit dieſer wiederum jede der einzelnen Künſte fort und fort einen höhern, d. h. zweckgemäßer und heilſamer in die allgemeine Weiterentwickelung eingreifenden Standpunkt erringen muß. Dieſe Annahme ſcheint mit der hiſtoriſchen Thatſache einer in irgendeine beſtimmte Zeit fallenden und ſpäter nicht wiederkehrenden Culmination der Einzelkünſte in Widerſpruch zu ſtehen; in der That aber thut ſie dies nicht. Gerade was uns als die vollendetſte Ausbildung eines einzelnen Culturzweigs erſcheint, iſt dies in gewiſſem Sinne immer nur auf Koſten irgendwelcher anderer Culturzweige und ſomit zugleich eine vorübergehend nothwendige, aber nicht haltbare Störung in der proportionalen Gliederung des Ganzen. Vom höhern, univerſellen Standpunkt betrachtet iſt daher das Zurückgehen einer Einzelkunſt von dem gerade ihr möglichen Gipfelpunkt eigentlich eine Wiederherſtellung ihres richtigen Verhältniſſes zum Ganzen und, weil ihr wahrer Werth doch ſchließlich auf dieſem beruht, eben damit zugleich das Einrücken in eine wirklich bedeutſamere, weil ihr ſelbſt und dem Ganzen angemeſſenere Stellung. Es gibt keine gleich eminente Culmination einer Einzelkunſt wie die der Plaſtik im perikleiſchen Zeitalter. Gleichwol lag auch in ihr eine Störung deſſen, was eine wahrhaft harmoniſche Ausbildung des geſammten Menſchenthums verlangt haben würde; unmittelbar neben der äſthetiſchen Höhe klafften ethiſche Tiefen. Um dieſe auszufüllen, mußte jene geopfert werden. Die griechiſche Plaſtik erlag zunächſt der römiſchen Kraftentwickelung und dann den chriſtlich-germaniſchen Sittlichkeitsprincipien, und damit mußte die Plaſtik überhaupt von der Höhe, die ſie innerhalb der griechiſchen Welt eingenommen, auf lange Zeit, vielleicht für immer herabſteigen. Gleichwol war ihr damit nicht die Möglichkeit einer dem Fortſchritt der allgemeinen Cultur entſprechenden und ſie ſelbſt in mehrfacher Beziehung fördernden Weiterentwickelung abgeſchnitten. In und mit der Neugeſtaltung, welche die Architektur in der mittelalterlichen Gothik erfuhr, begann auch für ſie eine neue Lebensentfaltung, und wenn ſie infolge dieſer auch nie wieder zu einer gleich ſelbſtändigen, geſchweige dominirenden Bedeutung gelangen konnte, ſo erhob ſie ſich doch von da an unleugbar von einer höhern, weiterſchauenden Baſis aus, wurde zum Ausdruck ganz neuer Ideen und Empfindungen, gewann unverkennbar an Innerlichkeit und Tiefe, und erfüllte ſich gerade dadurch, daß ſie ſich höhern Intentionen dienſtbar machte, mit einem unvergleichbar weitern und bedeutungsvollern Inhalt. Müſſen wir nicht auch hierin die Pulsſchläge eines nirgends ſtillſtehenden, nie rückwärtsſchreitenden, ſondern unermüdlich nach neuen und höhern Zielen ringenden Strebens erkennen? Dürfen wir blos darum, weil für dieſe weitergehenden Beſtrebungen, für den zu bewältigenden umfaſſendern und tiefern Ideengehalt die alten Formen in ihrer claſſiſchen Vollendung und Abgeſchloſſenheit nicht mehr ausreichen und daher nach einer Fortbildung derſelben oder völlig neuen Formen geſucht werden muß, die Geiſter und Meiſter, welche dieſe große culturhiſtoriſche Aufgabe mit Eifer erfaſſen und mit mehr oder minder bedeutendem Erfolg ihrer Löſung näher bringen, ohne weiteres für mehr beklagens- als preis- und bewunderungswürdige, weil vergeblich nach einem unerreichbaren Ziele ringende „Epigonen" erklären? Nach unſerm Dafürhalten iſt dies weder gerecht noch erſprießlich. So vollendet die griechiſche Plaſtik an und für ſich iſt, reicht ſie dennoch für den Ideengehalt unſerer Zeit, wie Wolzogen ſelbſt ausſpricht, nicht aus; ebenſo wenig aber läßt ſich die plaſtiſche Kunſt in unſerer Zeit ganz beſeitigen; es muß alſo nothwendig auf dieſem Gebiete fortgearbeitet und nach neuen, zeitgemäßen Formen gerungen werden. Iſt es alſo nicht ungerecht, die Meiſter der Neuzeit blos nach dem Grade der formellen Vollendung und Abgeſchloſſenheit, die ſie ihren Werken aufzudrücken vermögen, abzuſchätzen und, um ſie als epochemachende Genien gleich den alten Meiſtern anzuerkennen, von ihren Leiſtungen gerade diejenige Vollkommenheit zu verlangen, die nur dem beſchränktern Ideenkreiſe der antiken Künſtler gegenüber erreichbar war? Und welch ein Gewinn kann der Kunſt unſerer Zeit aus dieſer Anſchauungsweiſe erwachſen? Es muß auf ſie die Vorſtellung, unabänderlich zu einer ſich vergeblich abmühenden Epigonen- und Danaidenarbeit verdammt zu ſein, wie ein Alp drücken, und unter dieſem Druck wird ſie ſicherlich noch weniger die ihr von einer in der That ihr höchſt ungünſtigen Zeit geſtellte und darum überaus ſchwierige Aufgabe zu löſen vermögen.

Was wir hier bezüglich der Plaſtik geſagt haben, gilt noch mehr in Betreff der Malerei — um von der Poeſie ganz zu ſchweigen. Was auch die großen Meiſter des Cinquecento in ihr geleiſtet, es reicht dennoch nicht für alle Zeiten, namentlich auch nicht für die unſerige aus. Es muß alſo und es kann darüber hinausgegangen werden. Niemand wird leugnen können, daß infolge der Reformation, der wiedererwachten Wiſſenſchaft, der mannichfachen Erfindungen und Entdeckungen, der politiſchen und ſocialen Revolutionen u. ſ. w. die geſammte Weltanſchauung einen Umſchwung erfahren hat, wie er kaum jemals erlebt worden iſt. Muß nicht dieſem auch die Malerei Rechnung tragen? Läßt ſich behaupten, daß, was wir vom Standpunkte des gegenwärtigen Dichtens und Trachtens vor allem durch Farbe und Form veranſchaulicht und verklärt ſehen wollen, in den Gemälden der Rafaeliſchen Zeit uns vollſtändig geboten wird? Mögen ſie uns in rein äſthetiſcher Beziehung durch Behandlung und Darſtellung der Stoffe noch ſo ſehr befriedigen oder zur Bewunderung hinreißen; von ſeiten ihres ſtofflichen und ideellen Gehalts vermögen ſie uns

Digitized by Google

nicht zu genügen. Zum großen, ja zum größten Theil ſind ihre Motive aus Gebieten geſchöpft, die unſerm heutigen Denken und Fühlen mindeſtens ebenſo fern liegen wie die griechiſche und römiſche Götterwelt; und eine Maſſe anderer Gebiete, darunter gerade ſolche, die jetzt unſer höchſtes Intereſſe in Anſpruch nehmen, z. B. die hiſtoriſchen Kämpfe und Bewegungen, in denen ſich das Ringen nach politiſcher und ſocialer Freiheit documentirt, die mannichfachen Beziehungen und Verhältniſſe des volksthümlichen und häuslichen Lebens, die Geheimniſſe der Gemüthswelt, die Wunder und Zauber der Natur u. ſ. w. haben entweder gar keine oder eine nur ſehr dürftige Berückſichtigung gefunden. Selbſt die Behandlung der Gegenſtände hat vieles, was ſich mit unſern heutigen Anforderungen durchaus nicht verträgt und was wir uns nur gefallen laſſen, weil wir es den Begriffen einer hinter uns liegenden Zeit zu gute halten oder uns, den Erzeugniſſen der Vergangenheit gegenüber, daran gewöhnt haben; ich erinnere hier nur an die nur allzu gebräuchliche Zuſammenſtellung von hiſtoriſchen Perſönlichkeiten aus den verſchiedenſten Zeiten und an die vielfachen Rückſichten, die auf die Verherrlichung der Kirche genommen werden mußten inmitten einer Zeit, in der gerade der Glauben an ihre Würdigkeit wie nie vorher erſchüttert war, und die uns daher ſelbſt vom Standpunkte der damaligen Künſtler als Unwahrheiten oder mindeſtens als naive Convenienzen, jedenfalls als Widerſprüche mit ihrem freiern Bewußtſein erſcheinen müſſen. Dieſen und andern Unzulänglichkeiten und Misverhältniſſen gegenüber iſt alſo eine höhere, dem fortgeſchrittenen Gemeinbewußtſein unmittelbarer und vollſtändiger genügende Weiterbildung der Malerei nicht nur möglich, ſondern geboten. Die Beſtrebungen der Künſtler, die ſich eine ſolche ſeit Carſtens zur Lebensaufgabe gemacht haben, ſind alſo ſicherlich nicht blos als berechtigte, ſondern als nothwendige, als naturgemäß aus dem unaufhaltſamen Entwickelungsproceß der Cultur ſelbſt hervorgewachſene anzuerkennen, und mögen immer die daraus hervorgegangenen Leiſtungen von ſeiten ihrer formellen und techniſchen Vollendung mit den Meiſterwerken des Cinquecento noch keinen Vergleich aushalten: durch die größere Weite ihres Ideenkreiſes, durch einen noch mächtigern Pulsſchlag ihrer Intentionen offenbaren ſie einen gewaltigen Fortſchritt, und die großen Genien, welche vorzugsweiſe die Träger dieſer nenen Bewegung geweſen ſiud, als bloße Epigonen oder Nachzügler der Cinquecentiſten betrachten zu wollen, würde nach unſerer Ueberzeugung ebenſo ſehr eine Ungerechtigkeit gegen ſie ſelbſt, wie eine Verkennung unſerer ganzen Zeitrichtung ſein.

Von dieſem Standpunkt aus könneu wir uns auch dem Widerſpruch Wolzogen's gegen die von Riegel dem Meiſter Cornelins beigelegte kunſt- und culturhiſtoriſche Bedeutung nicht unbedingt anſchließen. Zwar räumen wir ein, daß Cornelius nicht in allen Beziehungen für unſere Zeit ganz dieſelbe bahnbrechende oder die Beſtrebungen ſeiner Vor- und Mitarbeiter in ſich concentrirende und gipfelnde Bedeutung beſitzt, wie die Koryphäen des Rafaeliſchen Zeitalters für die damalige Renaiſſance. Um dies von ihm ſagen zu können, hätte er ebenſo groß in der Technik und Ausführung, wie in der Erfindung und Conception, ebenſo genial in der Darſtellung des Rein-Schönen und Anmuthigen, wie in der des Erhabenen und Ueberwältigenden, ebenſo ſcharfſichtig und warmfühlend für das unmittelbare Leben, wie tiefblickend und begeiſtert für die höchſten Regionen der Idealwelt geweſen ſein müſſen, was ſicherlich ſelbſt ſeine hingebendſten Bewunderer nicht werden behaupten können. Daher iſt es auch vielleicht von Riegel zu viel geſagt geweſen, wenn er ihn ohne nähere Beſchränkung gerade als denjenigen Künſtler bezeichnet, der die innigſte Vermählung und Durchdringung deutſchen Geiſtes und helleniſcher Schönheit vollzogen und eben damit die Aufgabe der neuzeitlichen Kunſt auf dem Gebiet der Malerei am vollkommenſten gelöſt habe: denn offenbar hat Cornelius dies nur in einzelnen, keineswegs aber in allen Sphären ſeiner Kunſt, und ſelbſt in dieſen mit ſehr ſtarker Bevorzugung des deutſchen Geiſtes auf Koſten der helleniſchen Schönheit geleiſtet. Gleichwol iſt die Kunſt unſerer Zeit, ſofern ſie ſich gedrungen fühlt und berufen iſt, über die Leiſtungen vorangegangener Perioden noch hinauszugehen, in keinem zweiten Künſtler ſo großartig und epochemachend vertreten wie in ihm: denn nicht nur iſt die beſondere Sphäre, in der er ſich mit ſeinen Schöpfungen ausſchließlich bewegt hat, an ſich die von allen erhabenſte und trotz ihrer Idealität am tiefſten und mächtigſten in ihre Lebensſphären eingreifende, ſondern es läßt ſich auch kein Künſtler nennen, der in dieſer Sphäre nur annäherungsweiſe etwas gleich Großes, Mannichfaltiges und Ueberwältigendes geſchaffen, ja keiner, der ſelbſt innerhalb ſeiner Sphäre die Beſtrebungen und Leiſtungen ſeiner Vorläufer mit gleicher Kühnheit und Kraft überflügelt hätte, wie Cornelius die ſeinigen, oder im Stande geweſen wäre, mit ſeinen Werken einen ebenſo unwiderſtehlichen, alles neben ſich niederſchmetternden Eindruck hervorzubringen, wie es z. B. die von Cornelius ausgeſtellten Cartons auf der allgemeinen deutſchen hiſtoriſchen Kunſtausſtellung im Jahre 1858 zu München gethan haben, wo nach dem faſt einſtimmigen Urtheil aller Kritiker namentlich die „Apokalyptiſchen Reiter“ trotz ihres transſcendentalen, an ſich unpopulären Sujets alles um ſich und neben ſich niederritten. Auch iſt, wenigſtens unter den Malern Deutſchlands, keiner, dem überhaupt eine ſo allgemeine Anerkennung zutheil geworden wäre und den man mit gleicher Uebereinſtimmung als das Haupt unter den Malern der Neuzeit zu verehren geneigt wäre wie er. Davon gibt ſein Lebensgang, ſeine Kunſtthätigkeit, das Urtheil der Kunſtgeſchichte, die Literatur, welche ſein Tod hervorgerufen, gleichmäßig Zeugniß. Allerdings hat er dies weniger der unmittelbaren Wirkung ſeiner Arbeiten auf die Menge, als der Anerkennung mächtiger Gönner und tonangebender Kenner zu verdanken; aber liegt darin ein Vorwurf? Iſt unſere Menge ſchon ſo urtheilsfähig, daß ſich von ihr aus ein urſprüngliches und ſelbſtändiges Kunſturtheil zu entwickeln vermöchte? Iſt nicht, dem Beſten ſeiner Zeit genügt zu haben, ein Triumph, der ſich zu allen Zeiten als probehaltiger erwieſen hat als das Zujauchzen einer oft nur zu gedankenloſen Menge? Uebrigens iſt Cornelius nicht ſo unpopulär, als Wolzogen zu glauben ſcheint. Die von ihm behandelten Stoffe liegen zum Theil dem Volks-

Digitized by Google

bewußtſein näher als dem Verſtändniß der Gebildeten, und für das Große und Erhabene pflegt im Volk mehr Empfänglichkeit zu herrſchen als für das den Volkskreiſen Näherliegende. Auch in der Darſtellungsweiſe des Künſtlers liegt viel allgemein Packendes und Imponirendes, und wenn ſeine Werke trotzdem nicht ſo allgemein verbreitet und bekannt geworden ſind wie die mancher anderer, ihm nicht vergleichbarer Künſtler, ſo liegt die Schuld dieſer Erſcheinung mindeſtens ebenſo ſehr in äußern Verhältniſſen wie in der Schwererfaßlichkeit vieler ſeiner Schöpfungen und ſeiner allerdings oft zu ſehr ins Ueberſinnliche, nur ſymboliſch zu Veranſchaulichende ſich verlierenden Richtung. Seine Bedeutung für die Kunſtgeſchichte kann unmöglich nach dem Umfang der Vervielfältigung, welche ſeinen Werken zutheil geworden, bemeſſen werden, um ſo weniger als er ſelbſt von der induſtriellen Ausbeutung ſeines künſtleriſchen Genius beharrlich ein abgeſagter Feind geweſen iſt und die Sorge für eine weitere Verbreitung ſeiner Arbeiten vielleicht allzu ſtolz verſchmäht hat. Am meiſten zu beklagen bleibt, daß er ſich mit ſeinem erhabenen, kühnen Gedankenflug nicht inniger und unmittelbarer den großen, zeitbewegenden Ideen in Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Leben hingegeben, ſondern ſich mehr der Darſtellung von Ueberlieferungen aus der Vergangenheit geweiht hat; aber anerkannt muß werden, daß er auch in ihnen mehr und mehr den eigentlichen Kern, die in ihnen ſich ausſprechenden ewigen Wahrheiten, das für alle Zeiten Bedeutſame und Allgemein-Menſchliche zu packen und künſtleriſch zu verklären beſtrebt geweſen iſt, und dies in immer vollkommenerm Grade, am vollkommenſten in ſeinen Compoſitionen für das Campo Santo zu Berlin, erreicht hat. Nach dem, was wir von dieſen zu ſehen Gelegenheit gehabt haben, und nach dem unvergeßlichen Eindruck, den wir in Uebereinſtimmung mit andern Kunſtfreunden von ihnen empfangen, müſſen wir das Bekenntniß ablegen, daß ſie uns allein vollgewichtig genug erſcheinen, um in ihrem Meiſter einen Genius erſter Größe von nicht geringerer culturhiſtoriſcher Bedeutung für den neuzeitlichen Kunſtaufſchwung, wie etwa Michel Angelo für die Renaiſſance ſeiner Zeit, zu erblicken.

Mehr im Einklang finden wir uns mit dem Autor in der Beurtheilung des Einzelnen. Müſſen wir auch geſtehen, daß nicht alles, was derſelbe mehr oder minder ſcharf an der ganzen Darſtellungsweiſe des Künſtlers oder an einzelnen Werken deſſelben zu rügen hat, auf uns einen gleich verletzenden Eindruck gemacht hat, und von andern Ausſtellungen bekennen, daß wir augenblicklich nicht im Stande ſind, über ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung ein Urtheil abzugeben, da ein ſolches eine nochmalige, zur Zeit uns unmögliche Prüfung der betreffenden Objecte bedingen würde: ſo haben wir doch in ſehr Vielem und Weſentlichem unſere eigene Auffaſſung wiedergefunden und vermögen auch an der Unumwundenheit, mit welcher der Verfaſſer ſeinen Tadel ausſpricht, keinen Anſtoß zu nehmen, da auch wir der Anſicht huldigen, daß ein Geiſt von ſo unzweifelhafter Größe am wenigſten mit ſpitzen Fingern angegriffen zu werden braucht. Dem Verfaſſer hier ins einzelne zu folgen, iſt unmöglich. Nur um von der rückſichtsloſen Strenge, mit welcher er die Kritik ſelbſt den bewundertſten Compoſitionen gegenüber handhabt, ein Beiſpiel zu geben, wollen wir hier ſein Urtheil über eine der Glyptothek-Fresken, nämlich über die „Zerſtörung Trojas", mittheilen, nicht ſowol weil wir ihm in allen Punkten beizuſtimmen vermöchten, ſondern weil es ſich auf eins der bekannteſten unter den Werken des Meiſters bezieht und daher am leichteſten vom Leſer mit ſeinem eigenen Urtheil verglichen werden kann. Nach einer Beſchreibung des Bildes fährt der Autor fort:

Wer wäre nicht gern bereit, es anzuerkennen, daß die Kraft dramatiſcher Geſtaltung und erſchütternder Wahrheit in der Charakteriſtik hier in ſtaunenswerther Weiſe uns entgegentritt, daß der den letzten Athemzug aushauchende greiſe Priamos, die verſteinerten Züge der Hekabe, vor allem aber die in der That wunderbar tief empfundene, in mütterlichem Jammer erſtarrte Geſtalt Andromache's den ganzen Ernſt enthüllen, mit dem Cornelius die hohe Tragödie zu durchdringen beſtrebt geweſen iſt, worin die Griechen die Typen des leidenvollen menſchlichen Geſchlechts erſchauten. Dennoch aber läßt ſich ſelbſt in dieſer ſeiner beſten Glyptothek-Conception, will man ſtrenge Kritik üben, das ewige Ideal der in Schönheit geſättigten Erhabenheit, welches nur die helleniſche Kunſt, und nach ihr annähernd allein die Rafael'ſche noch einmal geoffenbart hat, und ohne welches namentlich Darſtellungen aus der helleniſchen Welt immer unwillkürlich epigonenhaft erſcheinen, ſeien ſie auch noch ſo groß und kühn gedacht, wol ſchwerlich erkennen. Cornelius hat bei weitem nicht immer ſchöne Linien; die ſüße Rhythmik und hehre Harmonie, die ſich, wie ein Accord voll des reinſten Wohllauts, durch alle Bildwerke der claſſiſchen Hellenenzeit hindurchzieht, geht ihm ab. Insbeſondere muß es jedem unbefangen Urtheilenden als eine Eigenthümlichkeit des Meiſters auffallen, daß er das Erhabene meiſt nicht im Schönen, ſondern — hierin Beethoven in ſeiner ſpätern Periode nicht unähnlich — im herb und ſchroff Charakteriſtiſchen, im Uebertriebenen ſucht, was nicht ſelten bei ihm auch bizarr und grotesk erſcheint. Auf dieſe Weiſe aber erſetzt ſeine zuzugeſtehende Größe dem in der Kunſt nach gegenſeitiger Durchdringung des Erhabenen und Schönen Begehrenden lange das nicht, was ſie naturgemäß vermiſſen läßt. Selbſt auf dem in Rede ſtehenden außerordentlichen Gemälde findet ſich eine geradehin häßliche Geſtalt: der Knabe Askanios (ganz rechts) ſieht vollkommen aus wie ein gedunſener kleiner Bacchos; ſein Kopf iſt breiter ſelbſt als der des hinter ihm fliehenden Vaters Aineias. Auch ſind, was gleichfalls bei ſonſt ſehr gelungenen Compoſitionen des Meiſters nicht allzu ſelten vorkommt, gerade einige Hauptfiguren, z. B. Helena und Menelaos, ziemlich unbedeutend und von wenigſagendem Geſichtsausdruck; von Zerknirſchung und Beutegier iſt, wenn man recht zuſieht, kaum eine Spur darin zu finden, ſo ſchön und maleriſch auch die (immerhin betrübt ausſehende) Helena links an der Säule lehnt. Einen ſehr unſchönen Kopf hat ferner der todte Polites. Die um die Beute loſenden griechiſchen Heerführer ſehen dagegen allzu gemüthlich aus, und Odyſſeus, der mit ſeinem rechten Fuß auf eine hohe Doppelſtufe tritt, zeichnet ſich ſo durch eine allzu nonchalante Stellung, außerordentlich häßliche Beine mit unangenehm hervorquellenden Waden und eine dem „erfindungsreichen Helden" nicht entſprechende, inſipide Phyſiognomie aus. Neoptolemos hat Kuhbeine und eine gewaltſam verdrehte Körperſtellung. Polyxene's Antlitz gehört nicht zu den ſchönen, und eine lächerlich wirkende Lockenwurſt fließt von ihrer rechten Kopfſeite der von hinten zugreifenden linken Hand des Menelaos entgegen. In Kaſſandra endlich, welche dem Dr. Riegel als „an die Höhe Aeſchyleiſcher Poeſie mahnend" erſcheint, vermag ich beim beſten Willen nur eine theatraliſch aufgeſtutzte Figur ohne das innere Pathos der Wahrheit zu erkennen. Ihr ausgeſtreckter rechter Arm, den der ausdrucksvolle Agamemnon erfaßt, iſt ſammt den fünf unſchön gereckten Fingern wol zu lang und zu männlich gebildet; ſelbſt das vielgeprieſene blitzende Auge der Seherin

Digitized by Google

hat meines Erachtens viel von einem bloßen Theaterblitz an ſich. Es iſt in ihr nur das Pathos, das Kaulbach auch hervorbringt, das aber die höchſte Aufgabe der Kunſt, die, wenn ſie gelöſt iſt, ſtets unwillkürlich packt und packen muß, nicht erfüllt. Mit voller Ueberzeugung wird dagegen wol faſt durchgehends in das Lob eingeſtimmt werden können, das Förſter („Geſchichte der deutſchen Kunſt", V, 45) den Arabesken zollt, womit Cornelius die Glyptothekbilder eingefaßt hat. Die Kunſt der Arabeske war faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen, Cornelius hat zuerſt wieder in geiſtvoller Weiſe davon Gebrauch gemacht und, indem er eine Menge von Beziehungen zu verwandten Sagen in den Bilderrahmen ſo ſinnig wie geſchmackvoll mit dem Inhalt der Gemälde verwebte und dabei ganz beſonders auf ſtreng antike Stiliſtik hielt, den harmoniſchen Eindruck des Ganzen weſentlich unterſtützt.

Ebenſo ſcharf und ſchonungslos, jedoch ohne Feindſeligkeit und Gehäſſigkeit, offenbar beſtrebt, nach beſter, eigenſter Ueberzeugung ſtreng gerecht zu ſein, und daher mit gleicher Bereitwilligkeit und Freigebigkeit Lob wie Tadel ſpendend, hält der Autor über ſämmtliche irgendwie hervorragende Arbeiten Cornelius' Gericht, und vorzugsweiſe in dieſen kritiſchen Beleuchtungen offenbart ſich die Eigenthümlichkeit ſeines Standpunktes und eine Fülle von Einzelbemerkungen, die von ſeiner genau ins Detail eingehenden Beobachtungsgabe ſowie ſeiner Vertrautheit mit den Urtheilen früherer Kritiker Zeugniß ablegen und der Anregungen und Belehrungen viele bieten, wie ſie das Buch Riegel's nicht enthält. Außerdem verdient es noch als ein Vorzug ſeines Werks hervorgehoben zu werden, daß es ſich zur Aufgabe gemacht, in vollſtändigerer und gleichmäßigerer Weiſe als die ihm vorangegangene Schrift von allen epochemachenden Compoſitionen des Meiſters zweckmäßige, durch Anſchaulichkeit und Leichtfaßlichkeit ſich empfehlende Beſchreibungen zu liefern, welche die Leſer um ſo dankbarer aufnehmen werden, da leider die Gelegenheit, ſich von denſelben durch eigene Anſchauung, wenn auch nur in Nachbildungen oder Illuſtrationen eine Vorſtellung zu verſchaffen oder der Erinnerung zu Hülfe zu kommen, noch immer nur wenigen geboten iſt. Namentliche Erwähnung verdienen hier unter anderm die ziemlich genau ins einzelne eingehenden Analyſen der Fauſt- und Nibelungenbilder, über welche Riegel allerdings in dieſem Betracht zu flüchtig hinweggegangen iſt.

Eine andere, das Wolzogen'ſche Buch auszeichnende Eigenſchaft, die beſonders dem größern Publikum willkommen ſein wird, iſt ſeine größere Gedrängtheit, Kürze und Ueberſichtlichkeit, die zugleich in befriedigender Weiſe der Vollſtändigkeit Rechnung trägt, ſodaß wol kaum etwas wirklich Weſentliches und Wichtiges in ihm vermißt werden dürfte. So ſtellt es ſich durch verſchiedene vortheilhafte Eigenſchaften dem Riegel'ſchen würdig und ergänzend zur Seite. Welches von beiden in ſeiner Geſammtauffaſſung des Meiſters der Wahrheit näher gekommen, läßt ſich zur Zeit inmitten des Strudels zweier wie Feuer und Waſſer gegeneinander ankämpfenden Weltanſchauungen noch nicht mit nur einiger Sicherheit entſcheiden: denn jeder, der dieſes entſcheidende Urtheil fällen wollte, ſteht ja ſelbſt inmitten dieſes Strudels und mehr oder minder unter dem Einfluß der einen oder der andern Strömung. Einſtweilen gilt auch in dieſem Betracht der alte Spruch:

Eines Manns Red' iſt keine Red';
Man muß ſie hören alle beed'!

Adolf Zeiſing.

Eine Literaturkomödie.

Seit Platen's Zeiten iſt das Genre der Literaturkomödien in Deutſchland wenig angebaut worden, im ganzen wol mit Recht! Es iſt ein Genre, das allzu ſehr zum Hautgoût äſthetiſcher Feinſchmeckerei gehört, zu jener literarhiſtoriſchen Poeſie, deren Symbol die ſich in den Schwanz beißende Schlange iſt. Je mehr ſich die Literatur wieder dem Volke zugewendet hat, je mehr das Drama die Bühne für ſich in Anſpruch nimmt, deſto ſeltener werden dieſe nur auf eſoteriſche Kreiſe berechneten Productionen. Wir können indeß eine neue und keineswegs witzloſe derartige Studie ankündigen:

Cotta in der Unterwelt. Eine Literaturkomödie von E. J. Nerley. Nach dem Hingange des Verfaſſers herausgegeben und mit erklärenden Noten verſehen von einem Verein ſeiner Freunde. Lallenburg. In dieſem Jahr.

Das Werk beſteht aus zwei Theilen, dem eigentlichen Text und den Noten, welche zur Hälfte eine abmildernde, zur Hälfte eine verſchärfende Bedeutung haben und einigen Literaturkönigen mit göttlicher Grobheit zu Leibe gehen.

Die Form der eigentlichen Komödie iſt eine ſehr freie. Die erſte Scene ſpielt an den Ufern der Lethe. Cotta meldet ſich bei Charon und wird über den Todtenfluß geſetzt. Dieſe Scene iſt in dem Fauſtvers mit vier Hebungen und vier Senkungen geſchrieben. In der zweiten Scene, dem Palaſt des Pluto, wird das hölliſche Strafgericht über Cotta vollzogen. Das in Proſa verfaßte Klagelibell des Höllenfürſten gegen den jüngſten Ankömmling enthält viele heftige Anklagen, die in den Noten abgeſchwächt werden durch die Bemerkung, die Herausgeber ſeien überzeugt, daß die höchſt ehrenwerthe Firma, die der excentriſche Brauſekopf zum Sündenbocke geſalbt habe, viel zu viel Urbanität beſitze, um einem obſcuren Schriftſteller zu verargen, was ſelbſt die glorreichen Häupter aller Literaturen — die deutſche voran — ſich immer einmal im Leben erlaubt haben, ſich mit ſeiner Zeit auseinanderzuſetzen, ſeine Sympathien anzupreiſen, an ſeinen Widerſachern ſein Müthchen zu kühlen.

Auf das Strafgericht Pluto's folgt eine Paraphraſe der Proſerpina in Trimetern, die an die Trimeter der Goethe'ſchen Helena-Dichtung anklingen. Eine Verwandlung verſetzt uns in die elyſiſchen Felder, wo wir Cotta im Geſpräch mit Heine's Geiſt ſehen, der ihn nach den neueſten literariſchen Zuſtänden und Perſönlichkeiten befragt. Die Schlußſcene ſpielt im Elyſium, wo die Wahrheit erſcheint und eine Schlußparabaſe in Anapäſten nach Platen'ſchem Muſter, doch nicht mit Platen'ſcher Kryſtallklarheit ſpricht.

Die Quinteſſenz dieſer unterirdiſchen Komödie beſteht

Digitized by Google

nun in der ſcharfen Kritik der deutſchen Dichter und Autoren der Gegenwart, in welcher der Satiriker kein Blatt vor den Mund nimmt und namentlich vor manchen anerkannten Größen geringen Reſpect zeigt. Selbſtverſtändlich hat der Autor ſeine ausgeſprochenen Sympathien und Antipathien. Doch da ſelbſt die Literarhiſtoriker hierin das Erſtaunlichſte leiſten, ſo darf man von einem Literaturkomödiendichter ſich nicht wundern, wenn er ſeinen magnetiſchen Empfindungen keinen Zwang anthut. So beginnt Charon gleich mit einer ſtyriſch gefärbten, trübſchlammigen Charakteriſtik Uhland's:

Welch milder Winter Zweiundſechzig!
Erd' und Himmel wie frühlingslechzig!
Späthalde Dionyſos-Veilchen
Blühn unter des neuen Frühlings Veilchen
Und auf dem meiſenumzwitſcherten Land
Reicht der Winzer dem Säemann die Hand.
Nach niemals trieb es die Jahrzeit bunter!
Drum will auch niemand zu uns herunter
Als arme Betteln, zahnloſe Biſter
Und ein paar alte, verſchleimte Philiſter.
Wie da neulich einer — o Graus! —
Sah wie ein Schuſter und Mucker aus!
Wollte mit Demokratenöltröpflein
Dem deutſchen Kaiſer an das Zöpflein;
Hörte, wenn wiener Kinder plauſchen,
Gar die Wellen der Adria rauſchen;
Spielte mit närriſch feudalen Puppen,
Und ſang gar ein Lied auf die Metzelſuppen!

Die Noten beſtätigen Charon's Anſchauungen:

Offenbar meinte unſer Freund in dieſem Porträt den um jene Zeit ſeinem ſchwäbiſchen Verleger ins Jenſeits varangegangenen Uhland. Und in der That, ſo graße Verdienſte dieſer Schriftſteller auch hat, und ſa lange auch ſeine Lieder, dank der unvergleichlichen Kreuzer'ſchen Compoſition, im Valksmunde fortleben mögen — im ganzen theilen wir dach in Betreff dieſes Dichters die bekannte Anſicht Gaethe's und unſers Freundes. Die Deutſchen mit ihrer täppiſchen Pedanterie haben ihn zwar zuletzt, durch die Freimaurer myſtificirt, bis ins Bengaliſch-Feurige apatheaſirt; und dach bieten die Werke, oder vielmehr das Buch auch dieſes Deutſchthümlers eine poetiſche Muſterkarte, die faſt zum Drittel aus italieniſchen, ſpaniſchen und altfranzöſiſchen Elementen zuſammengeſetzt iſt.

Eine andere Note geiſelt die deutſche Claſſikerfabrik im Intereſſe der fortſchreitenden Literatur:

Wann endet einmal dieſer Buchhändler-Humbug mit der „Deutſchen-Claſſiker"-Fabrik? Die Deutſchen ſind nicht, wie die Ramanen, ein „Emaniſten"-Valk; ſie ſind, um im Hegel'ſchen Jargan fortzufahren, „Pragreſſianiſten". Es gibt nur einen deutſchen Claſſiker und das iſt der deutſche Geiſt! „Es iſt zu bedauern", ſagte der Claſſiſchſte der ſagenannten deutſchen Claſſiker ſelber, „daß den Deutſchen alles gleich feſt wird; da doch die Kunſt über allen Künſtlern ſteht und nur in einem ewigen Fartſchreiten (in einem ſtets tiefern, innigern, mit ſich ſelber übereinſtimmenden Sicherfaſſen, würde Hegel ſagen) ihr Heil findet."

Gutzkow und Laube werden in Text und Noten günſtig beurtheilt, ebenſo Dingelſtedt. „Es wird ein Schauſpiel für die Götter ſein", heißt es, „wenn dieſer von Gott und Welt ſo reich begabte Geiſt, der brillanteſte aller unſerer Schriftſteller, einmal ſeine Memoiren veröffentlicht." In Bezug auf die jüngern nachwachſenden Kräfte fragt Heine:

Aber iſt jetzt in Deutſchland kein Dichter,
Zugleich ein Praphet und König und Richter,
Aus deß brauſender Bruſt ein Sprudel
Feurig ſchäumt in das fade Gedudel?
Der mit neuem Stahl und Schwall
Wie ein galdner Waſſerfall
Golden überwall' das All?
Der mit Liedern und mit Küſſen
Zaubert, daß alle nach ihm müſſen,
Der aus den ſchlaffgewordnen Saiten
Lockt melodiſche Herrlichkeiten,
Den die Jugend umblüht, den die Neuheit geweiht,
Dem der Reiz ſeinen Morgenrothſchleier leiht,
So ein Neuer, ein Junger, ein Friſcher?

Und Cotta antwortet:

Bei uns iſt jetzt alles nur Müller und Fiſcher,
Fiſcher und Müller untrennbar ganz,
Wie Güldenſtern und Roſenkranz.

Zu den Renoncen des Dichters und der Notenſchreiber gehört namentlich Hermann Grimm, von dem es im Texte heißt:

Catta.

Und ein Herr Grimm, nach heyſerer als Heyſe,
Ein Fürgottundkönigundvaterlandspreußze,
Tractirt Michelangela, den Flarentiner,
Als wär' es ein jeborner Berliner.

Heine.

„Bewahr uns Gatt vor deinem Grimme,
Zaunkönige gewinnen Stimme!"

Cotta.

Was für ein Sprüchlein citirt Ihr da?

Heine.

Ich glaub', 's iſt van ſeinem Großſchwiegerpapa.

Und in den Noten:

Dieſer Herr Hermann Grimm iſt in der deutſchen Literatur, Gatt ſei Dank, ein Unicum. Er erinnert uns ein wenig an ſeinen Landsmann Wilhelm von Humboldt, über deſſen „pretiös impatentes Weſen" ſchan Schiller ſich ſkandaliſirte. Aber auch bei dieſem Schriftſteller — welche Mikralagie! Schon ſeine „Eſſays" beginnen mit der unbezahlbaren Metapher von der Erbſe und der Eichel! Ja ſelbſt der pretiös ausländiſche Titel dieſer „Eſſays" — welch parricidiſche That für den Sohn und Neffen unſerer berühmteſten Germaniſten! Und „Herman" mit nur einem n, und „Eſſays" mit dem antiquirt feudalen y, das nur nach in „Bayern" ſich ans Taglicht wagt — warum auch ſich auszeichnen wollen in Barockheiten und Bizarrerien! Aber erſt dieſer Stil! Dieſer laxe Graßpapaſtil, dieſe ſalope Satzbildung, dieſe Kanzlei- und Akademiephraſen, die man wal dem alten Goethe verzeiht, aber keineswegs einem jungen Mann, der eben anfängt aufzutreten. Daß Grimm ſich an Michelangela wagte, war geſcheit von ihm; auch Canava, dem man ſeinen Zuckerbäckerſtil varwarf, ſtudirte allmorgendlich die Pferdekalaſſe des Phidias, nicht weil ſie ihm ſympathiſch geweſen wären, ſondern weil er an ihnen fand, was ihm fehlte: Kraft, Leben und Wahrheit. Das paſſirlichſte Schauſpiel bietet die eben erſcheinende Zeitſchrift auch dieſes Kunſtmeiers: ein junger Mann, Radamanth, Schreiber, Redacteur (Böswillige wallen behaupten auch Leſer) eines Blattes in einer und derſelben einzigen Perſan! Es lebe der Socialismus!

Ebenſo antipathiſch erſcheint ihm der heilige „Gregoroviehus". — Ueber die Dorfgeſchichten findet ſich in einer Note zu Auerbach's Namen folgender Excurs, der viel Treffendes enthält:

Der berühmte Darfgeſchichtenſchreiber erinnert einen immer an das ſinnige altdeutſche Märlein, wo der alte Rieſe ſeiner Tochter, die ein zackerndes Bäuerlein als Spielzeug in der Schürze davongetragen, dies mit den Worten verweiſt, daß dergleichen kein Spielzeug ſei, ſelbſt für eine Rieſentochter. Vergebens hat Gutzkow jahrelang gegen die Abgeſchmacktheit des „Lavely"-Genre angekämpft — die Erfalge Auerbach's wirkten zuletzt mit, ihm das Herz zu brechen. Der Literargeſchichte der

Zukunft muß vorbehalten bleiben, nachzuweiſen, wie ein Volk, das eine „Luiſe", ein „Hermann und Dorothea", eine „Jungfrau von Orleans" und „Huldigung der Künſte" beſitzt, an den Fadaiſen dieſer Bauerngeſchichten Geſchmack finden konnte; einſtweilen haben, wie wir hören, die leibhaftigen ſchwarzwälder Bauern ſelber ſich vorgenommen, ihrem Geſchichtſchreiber, bei vorkommender Habhaftwerdung, auf eine viel eindringlichere Weiſe fühlbar zu machen, wie die Natur ſich rächt an der Unnatur.

Von jüngern Dichtern finden nur Hamerling, Herz und Köſting Anerkennung.

Daß einmal in unſerer Literatur mit dem grellen Licht eines ſchonungsloſen Sarkasmus umhergeleuchtet wird, kann durchaus nichts ſchaden, denn es macht ſich erſtaunlich viel Cliquenberühmtheit und Theetiſchunſterblichkeit in derſelben breit, und mit der Ueberſchätzung der einen geht die Unterſchätzung der andern Hand in Hand. Man braucht die Silhouetten, welche die ſcharfe Schere des Dichters ausſchneidet, nicht gerade alle treffend zu finden, derartige Schattenriſſe haben immerhin ihr Gutes neben den oft ſchattenloſen Lichtbildern, durch welche oft das Unbedeutende zu glorioſer Verherrlichung aufgedonnert wird.

Eine aſtronomiſche Ketzerei.

Als Schöpffer in Berlin Vorträge darüber hielt, daß die Erde ſich nicht um die Sonne drehe, meinten die Berliner, der „Schöpfer" müſſe das freilich wiſſen. Mit ſolcher Beſtimmtheit läßt ſich dies von Xaver Schechner nicht behaupten, der ebenfalls ein für die Scheiterhaufen der Aſtronomen überreifer Ketzer und zwar ein ſehr hartgeſottener iſt, der die Wahrheiten des Kopernicus, Newton und Kepler gleichzeitig in die Pfanne haut. Wenn Schopenhauer ſagt, daß der Wahrheit nur ein kurzes Siegesfeſt beſchieden ſei, zwiſchen den beiden Zeiträumen, wo ſie als paradox verdammt und als trivial geringgeſchätzt wird, ſo befindet ſich die Wahrheit Schöpffer's und Schechner's jedenfalls noch in dem erſten Zeitraum. Die Offenbarungen Schechner's ſind niedergelegt in der nicht ſehr umfangreichen Schrift:

Unumſtößlicher Nachweis, daß die Erde nicht um die Sonne herumgehe, von Xaver Schechner. Zweite unveränderte Auflage. München, Gummi. 1868. 8. 7½ Ngr.

Natürlich wird jedermann neugierig ſein, zu erfahren, in welcher Weiſe Schechner eine Thatſache oder vielmehr einen Glauben zu widerlegen ſucht, den wir mit den Kinderſchuhen angezogen, und zwar nicht nur die hochgebildeten Städter, ſondern ſogar die Hinterwäldler der europäiſchen Civiliſation in den Klipp- und Dorfſchulen, einen Glauben, der uns ſo zur zweiten Natur geworden iſt, daß wir ihn für ein unumſtößliches Wiſſen halten, für eins jener Axiome, das ſo feſt ſteht wie der Satz, daß zweimal zwei vier iſt, und an welchem zu rütteln nach unſerer Anſicht nur ein Act der Geiſtesſtörung ſein kann. Wir ſind daher gefaßt auf allerlei wunderbare Hallucinationen, müſſen indeß einräumen, daß Schechner ſeine Aufgabe ſehr trocken und verſtandesmäßig zu löſen ſucht, und daß, wenn er delirirt, dies wenigſtens Delirien ohne Hitze ſind.

Schechner wendet ſich zunächſt gegen die Unfehlbarkeit der Mathematik, deren Rechnungen allerdings unerſchütterlich ſeien, während die Werthe der Zahlen auch die Mathematik zu einer „unzuverläſſigen Wiſſenſchaft" ſtempeln, indem die richtige Werthbeſtimmung der einzelnen Kräfte eine Unmöglichkeit ſei. Dann erklärt er die ſeit Kopernicus herrſchende Annahme, daß die Erde durch eine tangentiale und attractive Kraft, auf welche letztere auch Newton ſein Gravitationsgeſetz ſtützte, um die Sonne geführt werde, für eine abſurde. Er geht von dem Axiom aus, daß jede Bewegung eines Körpers, die nicht in ſeiner urſprünglichen Fallrichtung liege, ſei ſie gerade, krummlinig oder eine Kreisbewegung, nur durch Zwang erzeugt werden könne. Eine ſolche zwingende Kraft erkennt Schechner aber in der attractiven Kraft der Sonne nicht an, ja er meint überhaupt, jeder Gelehrte könnte der Wiſſenſchaft einen großen Dienſt erweiſen, wenn er ſtatt jedes mathematiſchen Beweiſes die Welt von dem Vorhandenſein einer attractiven Kraft der Sonne durch ein großartiges Naturphänomen augenſcheinlich zu überzeugen ſuche, da durch nichtsſagende Kleinigkeiten, wie Anziehung nahe aneinandergelegener Körper, oder Abweichen des Pendels u. ſ. w., bei denen ſo leicht eine Täuſchung ſtattfinden oder durch die man höchſtens nachweiſen kann, daß wol auf unſerer Erde eine Anziehung der Materie in nächſter Nähe oder höchſtens auf geringe Diſtanzen ſtattfinde, nichts bewieſen ſei. Die Gelehrten hätten ſich ſicher ſehr plagen müſſen, um ihre Rechnungen ihrem Hirngeſpinſt anzupaſſen. Dagegen gebe es ein Naturphänomen, welches die repulſive Wirkung der Sonne auf die Erde beweiſe:

Wer weiß nicht, daß durch die ſenkrechte Stellung der Sonne gegen die Erde ein ſolcher Druck auf die Meere ausgeübt wird, daß ſie die Kugelgeſtalt des Waſſers theilweiſe aufzuheben und ſelbes gegen die Meeresufer zu drängen im Stande iſt, wodurch bekanntermaßen Flut und Ebbe entſteht. Zwar mag es wol manchem eingeleuchtet haben, daß ein ſo großartiges entgegengeſetztes Kraftäußerungs-Phänomen der nicht auf gleiche Weiſe nachweisbaren attractiven Wirkung der Sonne den Todesſtoß geben müſſe. Es mußte alſo der Mond als Haupturſache dieſer Erſcheinung auftreten, was man durch die ſogenannten Springfluten nachzuweiſen ſuchte; allein hätte man bedacht, daß die Sonne nie aufhört, die Erde, folglich auch die Meere zu beſcheinen, und daß demzufolge die auf unſere Erde reflectirten Sonnenſtrahlen des Vollmondes den Druck, den die Sonnenſtrahlen ſelbſt ohnedies ſchon auf ſie ausüben, nur vermehren können, ſo würde man ſicher geſchwiegen haben.

Dieſe ſogenannte Attractionskraft könnte höchſtens als Leitungs-, nicht als Zwangsmittel dienen, um die Erde um die Sonne herumzuführen, wie etwa die Schnur bei der Centrifugalmaſchine; deshalb habe man hierzu die in die Erde ſelbſt verlegte „Tangentialkraft" erfunden. Dieſe Tangentialkraft erklärt Schechner für ein lächerliches Hirngeſpinſt; denn niemand werde wol glauben, daß ein todter Körper ſeine ihm innewohnende Kraftrichtung beliebig umändern könne und zwar blos durch eine auf ihn einwirkende anziehende Kraft, durch die der

Digitized by Google

Körper wol ſeine örtliche Stellung, nie ſeine natürliche Schwererichtung umwandeln kann.

Einen Haupttrumpf für die Leugnung des Kopernicaniſchen Dogmas ſpielt unſer Autor mit der Beweisführung aus, „daß man bei einem wirklichen Umlauf der Erde um die Sonne kein Geſtirn, ſelbſt das Siebengeſtirn nicht ausgenommen, ſtatt ſie das ganze Jahr beobachten zu können, länger als höchſtens einen Tag zu ſehen im Stande wäre". Wenn man einen Körper um einen leuchtenden Punkt herumführt, müſſe der erſtere auch in der Richtung der Lichtradien ſeinen Schatten werfen, weil er dieſe abſperrt und verhindert, daß ſie weiter leuchten können. Da uns aber der geſtirnte Himmel durchaus nicht die Erſcheinungen darbiete, die er deshalb darbieten müßte, wenn die Erde um die Sonne herumginge, ſo ſei auch nachgewieſen, daß letzteres nicht der Fall ſein könne. Hierbei vergißt Schechner indeß, wie weit der Erdſchatten nur reichen kann.

Doch, fragt man nun weiter, ſteht nun die Erde ſtill und wird den Ketzerrichtern des Galilei das Zugeſtändniß gemacht, daß ſich die Sonne um die Erde drehe? Keineswegs! Schechner verſucht den Nachweis, daß ſich die Erde um die Baſis eines Kegels bewegt, deſſen Scheitel die Sonne bildet. Das iſt die neue aſtronomiſche Entdeckung, welche, um zu beſtehen, einer nicht geringen Zahl von Hypotheſen bedarf. So wird die Rotation der Erde um ihre Achſe durch die ausdehnende Einwirkung der Wärmeſtrahlen der Sonne erklärt; ebenſo die verſchiedenen Tageslängen und die vier Jahreszeiten durch eine Oſcillation nach den Polen zu. Schechner betrachtet die Erde und alle Planeten als „ſchwerlos". Von ſeiner Weltbildungstheorie wollen wir abſehen, dagegen noch die Reviſion der „Phyſik" einſchieben, die er durch ſeine Polemik gegen die Theorie von der Anziehungskraft der Erde verſucht:

Da nichts, was wir auf Erden dem freien Fall überlaſſen, anders als nach unſerer Erde fällt, ſo glaubte man, die Kraft, die dieſes bewirke, liege nicht im fallenden Körper ſelbſt, ſondern in der Erde, und dieſe ziehe ihn an. Keine Kraft, die ein und derſelbe Körper beſitzt, kann variabel ſein, beſitzt daher wirklich die Erde eine anziehende Kraft, ſo muß dieſe auf alle Körper gleich wirken, und würden letztere ohne dieſelbe nicht zur Erde fallen, ſo iſt es gleichgültig, ob ein ſolcher Körper viele oder wenige Atome in ſich ſchließt, denn man wird wol nicht annehmen können, daß ein gegen die Maſſen unſerer Erde verſchwindend kleiner fallender Körper etwa dieſe ebenfalls an ſich zu ziehen ſtrebe oder wolle, die Verſchiedenheit und Anzahl der Atome kann daher auf die Anziehungskraft der Erde ſo viel als keine Wirkung haben. Nimmt man darum beiſpielsweiſe zwei gleichgroße Körper, etwa Platin und Kork, und läßt ſie beide aus bedeutender Höhe fallen, ſo weiß jedermann, daß das Platin nicht nur mit einer größern Schnelligkeit, ſondern mit ſolcher Gewalt auf die Erde fällt, daß ihm dieſe weichen muß und es wol gar noch tief in ſelbe eindringt, während der leichtere Kork beinahe keinen Eindruck in ſelbe zu machen vermag. Hieße das nicht, die Attractionskraft der Erde richte ſich ſtets nach dem Körper, mit dem ſie es zu thun hat; nun frage ich aber, müßte nicht ein bewußtes Leben auch in dieſer Kraft, wie in der angenommenen Tangentialkraft ſtecken, wenn ſie ſich ſtets nach dem Körper, mit dem ſie es zu thun hat, zu richten im Stande wäre, auch ſie wäre mit einem Chamäleon zu vergleichen, das ſtets die Farbe wechſelt. Ein Kind, wenn man es fragt: „Sage mir einmal, warum denn das Platin ſo tief in die Erde gedrungen iſt, während der Kork nicht einmal einen Eindruck in ſelbe zu machen im Stande war", wird in ſeiner Einfalt antworten: „Weil eben das Platin ſchwerer iſt als dieſer"; folglich legt ſchon ſein geringer Verſtand die Kraft, die den Körper zur Erde führt, in dieſen ſelbſt, und es wird ihm ſicher nicht einleuchten wollen, wenn man ihm weismacht, es täuſche ſich, die Kraft liege in der Erde und dieſe ziehe das Platin nur deshalb kräftiger an ſich, weil ihm dieſes eine größere Anzahl von Moleculen entgegenzuſtellen vermag als der Kork. Was ſoll man aber erſt von einer Kraft ſagen, die nicht einmal eine Flaumfeder anzuziehen im Stande iſt, weil dieſe mit der Luft im Equiliber ſteht; welche Größe ſollen wir denn alsdann als Norm für die attractive Wirkung der Erde annehmen, wenn ſie bei einer Flaumfeder ſogar Null zu werden vermag; erhellt nicht gerade hieraus ſonnenklar, daß ſie keine ſolche Kraft beſitzt!

Ob man im allgemeinen Schriften wie die Schechner'ſche vornehm über die Achſel anſehen darf, iſt fraglich. Es gibt Hypotheſen, die zuletzt als angenommene Wahrheiten das Bürgerrecht in allen, ſelbſt den elementarſten Kreiſen der Wiſſenſchaft und in dieſen letztern am meiſten erhalten. Da ſind ſkeptiſche Geiſter immer willkommen, welche den Anſtoß geben zu erneuter Prüfung und in ſolcher Weiſe die Wiſſenſchaft fördern. Die tiefer Eingeweihten dürften weniger erſtaunt ſein als die große Menge, daß Wahrheiten angetaſtet werden, die in letzter Inſtanz doch nur wiſſenſchaftliche Hypotheſen ſind.

Vom Büchertiſch.

Die Zeit der Heiligen und Märtyrer, der Apologien des Glaubens iſt noch nicht ausgeſtorben; der goldene Faden der Tradition reißt auch in dieſen Dingen nicht ab. Es wird uns in folgender Schrift das Curriculum eines auch ſonſt bedeutſamen franzöſiſchen Gelehrten gegeben, der gleich nach dem heiligen Vincentius, ſeinem Patron, in dem römiſchen Kanon ſeine Stelle beanſprucht:

1. F. A. Ozanam. Sein Leben und ſeine Werke. Von F. X. Karker. Paderborn, Schöningh. 1867. 16. 10 Ngr.

Schon in einer frommen Stadt wie Lyon geboren zu werden, iſt ein guter Anfang für einen Heiligen, aber mit 18 Jahren gleich nach der Julirevolution in den Sündenpfuhl Paris als Student einziehen zu müſſen, iſt ein untrüglicher Fingerzeig. Selbſtverſtändlich widerſteht unſer Held allen Verſuchungen des Teufels, ſelbſt als dieſer in der unverfänglichen Form eines Theaterbillets an ihn herantritt. Ja noch mehr, die böſe Zeit des Unglaubens fordert ſeinen ſelbſtthätigen Eifer heraus und im Jahre 1833 ſtiftet der zwanzigjährige Jüngling mit wenigen Altersgenoſſen den mildthätigen Verein des heiligen Vincenz von Paul, der ſich ſeitdem über alle Welttheile ausbreitet. An und für ſich untadelhaft, wird dies Beſtreben der Mildthätigkeit lächerlich, ſobald es ſich als Panacee für die großen ſocialen Uebel und Schäden darſtellt, wie es Ozanam gegenüber St.-Simon und Fourier anwenden will. Nichts iſt den Ultramontanen mehr ein Dorn im Auge als die moderne ökonomiſche Wiſſenſchaft, die allmählich dazu führt, die Pfründen und

Digitized by Google

Meſſen abzuſchaffen; nichts gefährlicher für ihre Herrſchaft als die Befreiung der Maſſen vom materiellen Druck, und darum dieſe Drohung mit den Schrecken des Communismus, wenn der Unglaube ſiegen ſollte. Ozanam war zugleich Miturheber der Conferenzen, welche zuerſt Pater Lacordaire 1835 unter großem Zulauf in Notre-Dame abhielt, eine Art religiöſer Vorträge zur Unterſtützung des gläubigen Princips, „welches in Frankreich, während 60 Jahren durch eine verderbliche Literatur geſchwächt, ſich wieder erheben will und nur ein freundliches Wort der Erſchütterung verlangt, ein Wort, welches mehr fleht als befiehlt, mehr ſchont als ſchlägt, welches den Horizont mehr öffnet als zerreißt, welches mit der Erkenntniß unterhandelt und ihr das Licht zuführt". In den richtigen Wirkungskreis trat Ozanam, als er 1840 ſeine Mitbewerber um den Lehrſtuhl für ausländiſche Literatur zu Paris ſchlug. Die Advocatur, in deren Uebung er kurz vorher begriffen war, erſchien ihm zu weltlich, auch hatte er ſich längſt ein höheres Ziel auserſehen:

Nachdem er 1836 die Auszeichnung als Doctor der Rechte erlangt, beſchäftigte er ſich unausgeſetzt mit Geſchichte und Philoſophie, deutſcher, engliſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache und Literatur und legte in mehrern Zeitſchriften gediegene Arbeiten nieder. Im Jahre 1839 ſchrieb er zur Erlangung der philoſophiſchen Doctorwürde zwei Abhandlungen: „Ueber das Hinabſteigen der Heroen in die Unterwelt bei den Dichtern des Alterthums" und „Dante und die Divina commedia". Herr Couſin, einer ſeiner Richter, redete ihn an: „Herr Ozanam, man kann nicht beredter ſein!"

Ozanam war alſo wohl vorbereitet für ſein Amt, das er nun im Dienſte ſeines Glaubens zu verwalten begann. Hier ſteigt Ozanam wirklich zu einer rein menſchlichen Bedeutung als Lehrer, den Karker treffend ſo zeichnet:

Von Natur war er für die Beredſamkeit nicht ſehr begünſtigt; ſeine Stimme war ſchwach und nicht ausgiebig für die Anforderungen ſeiner Inſpiration; eine gewiſſe Schüchternheit feſſelte auf ſeinen Lippen und in ſeinem ganzen Weſen den Glanz ſeiner Gaben. Sehr beſcheiden im Vertrauen auf ſich ſelbſt, bereitete er ſich mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit auf jeden Vortrag vor, häufte zahlloſes Material um ſeine Gedanken herauf, befruchtete es durch einen anhaltenden tiefen geiſtigen Blick, der Ordnung hineinträgt, und gab ihm dann Leben in dem geheimnißvollen Selbſtgeſpräch, in welchem der Redner zu ſich ſelbſt ſpricht, was er morgen Abend um dieſelbe Stunde zu ſeinem Auditorium ſprechen wird. So ausgerüſtet, bleich und abgemattet, beſtieg Ozanam das Katheder. Es war nichts Feſtes und Beſtimmtes in ſeinem Auftreten, mit Mühe fügte er die Sätze aneinander, ſeine Geſticulation war ſehr dürftig, ſein Blick fürchtete, einem andern Blicke zu begegnen; aber durch jene Gewalt, welche das Wort ſich ſelbſt mittheilt, durch jenen Sieg einer feſten Ueberzeugung über den Geiſt, der ſich zu ihrem Organ macht, wurde er von Augenblick zu Augenblick größer, und wenn das Auditorium erſt ſelbſt aus dem erſten düſtern Schweigen, das ſo ſchwer belaſtet, ſich erhoben, dann brachen die Dämme, und die Fluten ſeiner Beredſamkeit überſtrömten ein bewegtes und fruchtbares Erdreich. Aufrichtiger Beifall wurde dem Redner gezollt und, bewegt von einem Glück, durch achttägige Arbeit und einſtündige Anſtrengung errungen, kehrte er nach Hauſe zurück und zu der mühſamen Arbeit, welche Mittel und Weg zu jeder Berufserfüllung, zu jedem Ruhm.

Beredſamkeit und Gelehrſamkeit dieſer Art, alſo eigentlich heidniſche Tugenden waren es, welche den eifrigen Katholiken auf dem pariſer Lehrſtuhl zwölf Jahre in unverminderter Popularität zu erhalten vermochten. Hier holte er ſich auch ſein Martyrium, das einen modernen Beigeſchmack hat:

Oſtern 1852 war vorüber. Ozanam wurde durch das Fieber ans Bett gefeſſelt. Er vernimmt, daß ihn ſein Auditorium in der Sorbonne erwartet und daß dieſe feurige Jugend, ohne die Urſache ſeines Ausbleibens zu kennen, unter großem Tumult nach ihm verlangt. Er achtet nicht der Vorſtellungen ſeiner Freunde, der Thränen ſeiner Frau, der Befehle des Arztes, er verläßt das Lager und eilt nach ſeinem Lehrſtuhl. „Ich will meinem Amte Ehre machen", ſagt er. Als er, bleich, entkräftet, mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich, in den Hörſaal eintritt, bemächtigen ſich Gewiſſensbiſſe und Bewunderung der Menge, die ihn mit betäubendem Zuruf begrüßt. Dieſe Ausbrüche des Beifalls erneuern ſich zu mehrern malen während des Vortrags und erhoben den bereits zum Tode Getroffenen noch einmal über ſich ſelbſt. Ganz unbeſchreiblich war der Sturm des Beifalls, als der Profeſſor ſchloß: „Meine Herren, man hat unſerm Jahrhundert den Vorwurf gemacht, daß es ein Jahrhundert des Egoismus, und daß auch wir Profeſſoren von dieſer allgemeinen Epidemie ergriffen worden. Und doch untergraben wir hier unſere Geſundheit, nützen hier unſere Kräfte ab. Ich führe nicht Klage darüber; unſer Leben gehört Ihnen, wir ſchulden es Ihnen bis zu unſerm letzten Hauche, und Sie ſollen es haben. Was mich anlangt, meine Herren, wenn ich ſterbe, ſo wird es in Ihrem Dienſte ſein." Das war der Abſchied Ozanam's von einem Auditorium, das ihn zwölf Jahre geliebt und mit Beifall überſchüttet hatte. Seine Kraft war gebrochen.

Seitdem reiſt Ozanam in die Bäder, bis 1853 der Tod den eifrigen Gottesmann ereilt. Der Kern ſeiner literariſch-kirchlichen Wirkſamkeit liegt in ſeiner Apologie des chriſtlichen Mittelalters, einem nicht vollendeten Werk, von dem einzelne Aufſätze: „Die Franciscanerdichter", „Dante und die katholiſche Philoſophie", in Deutſchland bekannt ſind (vgl. „Oeuvres complètes de A. F. Ozanam avec une préface par M. Ampère de l'Académie française", 9 Bde., Paris 1862).

Ein Stück fromme Literatur, aber ſehr nach altmodiſchem Stil, iſt auch:

2. Das Leben in ſeiner Wirklichkeit. Eine Gabe für gebildete Mädchen und Frauen. Nach der elften Auflage aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit einem Vorwort von J. E. Stadler. Augsburg, Kranzfelder.

Es werden darin in Tagebuchform mit ſehr viel Gedankenpunkten die Leiden und Freuden einer chriſtlichen Jungfrau in allen Stadien und Details des Familienlebens dargeſtellt. Es iſt wenig Kunſt und noch weniger Verſtand in dieſem Buch; aber es iſt reinlich und zweifelsohne nach dem Katechismus zurechtgemacht. Es ſoll in Frankreich in kurzer Zeit elf Auflagen erlebt haben, was weniger für die Religioſität der Aeltern, als vielmehr für deren gute Vorſätze in Bezug auf die Nachkommenſchaft ſpricht, die man anfangs immer zu Engeln erziehen will.

Digitized by Google

Feuilleton.

Vom deutſchen Theater.

Außer dem wiener Burgtheater ergreift kaum ein anderes die Initiative mit neuen Trauerſpielen, welche, wenn ſie dort mit Erfolg zur Aufführung gelangt ſind, einen Kreis mit kleinem Radius über mehrere deutſche Bühnen beſchreiben. Schon das berliner Hoftheater folgt in der Regel nicht dem Vorgang der Burg; das Trauerſpiel, wenn es nicht die Firma Shakſpeare, Schiller oder Goethe trägt, iſt dort geächtet; man iſt in der Stadt der neuen geſchichtlichen Initiative dem Anſchein nach ſehr unhiſtoriſch, und begnügt ſich, was Novitäten betrifft, mit der von Schiller gegeiſelten Familienmiſère und dem harmloſen Luſtſpiel.

Friedrich Halm's „Begum Sumro" iſt in Wien mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Kritik rühmt an dieſem Stück den modernen Geiſt, indem das Pathos deſſelben, das aus dem Kampf der europäiſchen Culturvölker mit den im Schatten altersgrauer Culturen eingeſchlummerten Aſiaten hervorgeht, ein in der Gegenwart berechtigtes iſt. Ein elegiſcher Hauch ſchwebt um dieſe dem Untergang geweihten Fürſtenhäuſer, denen der europäiſche Geiſt zunächſt nicht ſegenbringend, ſondern mit Frevel und Gewaltthat naht. Friedrich Halm hat einen der berühmteſten oder berüchtigtſten Gouverneure, Haſtings, mit in ſein Stück verwebt und ſcharf und glänzend charakteriſirt. Die Diction iſt reich an dichteriſchen Schönheiten, eine Eigenſchaft, von der diejenigen gering zu denken pflegen, welchen die eigentliche poetiſche Ader verſagt iſt. Was wären Schiller's und Goethe's Trauerſpiele ohne ihre „dichteriſchen Schönheiten", die man allerdings mit Floskelkram und Jambentrab nicht verwechſeln darf? Gegen die eigentliche Handlung des Friedrich Halm'ſchen Stücks werden indeß manche Bedenken geltend gemacht; namentlich fehlt der Liebe der Fürſtin zu einem Unwürdigen das tiefere Intereſſe.

Das Trauerſpiel von Joſeph Weilen: „Drahomira", iſt ebenfalls am wiener Burgtheater mit glücklichem Erfolg in Scene gegangen. Dieſem Stoff aber fehlt das moderne Intereſſe; welche Theilnahme kann man heutigentags den Kämpfen des Chriſtenthums und Heidenthums im alten Böhmen ſchenken? Alles menſchlich Feſſelnde der Handlung kann dieſen Mangel nicht erſetzen. Möchten doch unſere Dramatiker, namentlich die talentvollen, zu denen wir Joſeph Weilen rechnen, das Princip als unumſtößlich erkennen, daß die Bühne dem Genius der Gegenwart gehorchen muß. Studien werden niemals auf derſelben heimiſch werden; die halben und vorübergehenden Erfolge, in denen nur eine Anerkennung des dichteriſchen Talents liegt, ſind doch ebenſo viele Beweiſe für unſer Axiom. Wenn das Trauerſpiel überhaupt in Miscredit gekommen iſt, ſo liegt es gerade darin, daß es, gegenüber den andern dramatiſchen Gattungen, glaubt, einen Freibrief zu haben für die Wahl „todter Stoffe", denen wie todten Flußarmen alle lebendig forteilende, das Publikum mitreißende Strömung fehlt. Unter dieſem Bann der erhabenen Langweiligkeit, die man für unzertrennbar hält von dem Trauerſpiel, leiden auch diejenigen Tragödien mit, welche mit modernem Geiſt erfüllt ſind; denn das Vorurtheil verdammt in Bauſch und Bogen und verlernt die Gabe der Unterſcheidung. Daß Weilen's „Drahomira" auch große Schönheiten und wirkſame Situationen enthält, ließ ſich von dem Dichter des „Triſtan" erwarten.

Mehr in das Genre der dramatiſirten Dorfgeſchichten gehört Moſenthal's Schauſpiel: „Der Schulz von Altenbüren"; doch gerade dieſes Stück athmet modernen Geiſt, indem es den Kampf des Alten und Neuen innerhalb enger Verhältniſſe zeigt. Der Hofſchulze, der aus Immermann's „Münchhauſen" entnommen zu ſein ſcheint und an den aus den Zeiten der Feme ſtammenden Satzungen feſthält, und der junge Amerikaner, der die freieſte Beweglichkeit der Neuzeit repräſentirt, vertreten in ſchärfſter Faſſung dieſen Gegenſatz. Die Handlung bewegt ſich durch zum Theil melodramatiſche Effecte durchaus bühnengerecht und bühnenwirkſam; die Sprache hat Nerv; in der Vorführung genrebildlicher Charaktere hat Moſenthal immer ein großes Talent bewährt.

Die Preisausſchreibung, die von Friedrich Halm, dem Generalintendanten des wiener Hoftheaters, ausgegangen iſt, und der zufolge zwei Luſtſpiele mit Preiſen bedacht werden ſollen, wird jedenfalls förderlich und anregend wirken. Schon die in Ausſicht geſtellte Aufführung an der Burg wird die ſtrebenden Talente ermuthigen. Ueberdies iſt die Faſſung derſelben eine durchaus angemeſſene, indem keine dramatiſchen Schöpfungswunder verlangt werden, ſondern nur relativ beſte und aufführbare Stücke. Auch bietet die Zuſammenſetzung der Prüfungscommiſſion aus lauter Sachverſtändigen die beſten Garantien. Es wäre zu wünſchen, daß die Preiscommiſſion eine Form fände, um auch aus der Zahl der übrigen Stücke einzelne theils ſelbſt für die Aufführung an der Burg zu beſtimmen, theils den andern Bühnen zu empfehlen, da derartige Preisausſchreibungen doch eine repertoirebildende Kraft haben ſollen und die Unterſchiede zwiſchen dem Beſten und Guten nicht die Verwendbarkeit des letztern ausſchließen.

Bibliographie.

Boner, C., Siebenbürgen. Land und Leute. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Thlr.

Droysen, J. G., Grundriss der Historik. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Düringsfeld, I. v., Reiſe-Skizzen. 7ter Bd. — A. u. d. T.: Aus Meran. Meran, Moſer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frank, J. F., Das Chriſtenthum und die Frauen. Ein Vortrag. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 5 Ngr.

Hauff, W., Lichtenſtein. Romantiſche Sage aus der würtembergiſche Geſchichte. Düſſeldorf, Budich. 8. 18 Ngr.

Hellmann, J., Kriegsgeſchichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506 bis 1651. 1ſter Bd. Kriegsgeſchichte und Kriegsweſen von 1506—1598. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Holtei, K. v., Erlebniſſe eines Livreedieners. Roman. 3 Thle. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Thlr.

Jenſen, W., Novellen. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Lübecker Novellen. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 22½ Ngr.

— — Weſtwardhome. Novelle. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 16. 22½ Ngr.

Kretſchmer, R., Die Köhler. Feſtſpiel. Löbau, Dümmler. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Merta, A., Scherz-Raketen. Humoriſtiſche Vorleſungen. Wien. 1867. 8. 12 Ngr.

Scheffel, J. V., Juniperus. Geſchichte eines Kreuzfahrers. Stuttgart, Metzler. 1867. Gr. 4. 4 Thlr.

Schlegel, F. v., Lucinde. Ein Roman. Neue unveränderte Ausgabe. Coburg, Sendelbach. 16. 12 Ngr.

Sömer, P., Lieder, Romanzen und Sprüche. Arnsberg, v. Schilgen. 1867. 16. 10 Ngr.

Spitta, T., Meine Herzen. Novellen. Berlin, Wegener. 16. 15 Ngr.

Stadelmann, H., Aus Tibur und Teos. Eine Auswahl lyriſcher Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho u. A. In deutſcher Nachdichtung. Halle, Buchh. des Waiſenh. 16. 10 Ngr.

Staupitzens, J. v., ſämmtliche Werke. — Opera quae reperiri potuerunt omnia. Herausgegeben von J. K. F. Knaake. 1ſter Bd. Deutſche Schriften. Potsdam, Gropius. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stein-Kochberg (geb. v. Schardt), Charlotte Albertine Erneſtine v., Dido. Ein Trauerſpiel. Im Auftrage des freien deutſchen Hochſtiftes herausgegeben von H. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867. 8. 22½ Ngr.

Storm, T., In St. Jürgen. Schleswig, Schulbuchh. 16. 22½ Ngr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Dürr'ſche Buchh. 8. 2 Thle. 15 Ngr.

Tappert, W., Musikalische Studien. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thalia. Taſchenbuch für 1868. Von F. Steinebach. Neue Folge. 1ſter Jahrgang. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Johann Heinrich von Thümen. — Ein Forſcherleben. Roſtock, Leopold. Gr. 8. 2 Thlr.

Vámbéry, H., Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Nach der ungarischen Original-Ausgabe. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.

Wallner, F., Unter frohen Menſchen. Komiſche Vorträge von erprobter Wirkung. Poeſie und Proſa. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Weber, B., Prof. Carl Vogt. Hiſtoriſch und phyſiologiſch beſchrieben. Emmerich, Romen. Gr. 8. 2 Ngr.

Würtemberg wie es war und iſt. Neue Folge. 1ſtes Heft. Stuttgart, Koch. 16. 3¾ Ngr.

Wymetal, W., Raphael Sanzio und die Madonna im Grünen. Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Zech, H., Die Geſchichte Walters und ſeiner Elſe. Reimweiſe erzählt. Breslau, Grünſon. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zeh, F., Blumen aus Rübezahl's Garten. Gedichte in ſchleſiſcher Gebirgs-Mundart. Hirſchberg, Roſenthal. 16. 7½ Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Studien über Bosnien und die Herzegovina

von

Johann Rośkiewicz,

k. k. Major im Generalstabe.

Mit elf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem Werke entwirft der Verfasser, ein österreichischer Generalstabsoffizier, auf Grund eigener Anschauungen und Beobachtungen das vollständige Bild noch wenig gekannter Länder, die vermöge ihrer geographischen Lage eine wichtige Rolle bei der Lösung der orientalischen Frage zu spielen berufen sind und deshalb seit kurzem in erhöhtem Masse die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen haben. Nicht nur die Natur und die Beschaffenheit jener Länder werden zum ersten mal erschöpfend dargestellt; auch über die Sitten und Gebräuche der Bewohner, die Verwaltung, die Statistik, das Heerwesen etc. enthält das Werk höchst werthvolle neue Mittheilungen, durch in den Text gedruckte Abbildungen illustrirt.

Die nach den Aufnahmen des Verfassers eigens angefertigte Karte (auch apart zum Preise von 12 Ngr. zu haben) gewährt eine deutliche und zuverlässige Uebersicht des gesammten Terrains.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Bunſen's Bibelwerk.

Sechster Halbband. Erſte Hälfte.

Herausgegeben von **Adolf Kamphauſen.**

Inhalt: Das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder, der Prediger, das Buch Eſther, das Buch Daniel, das Buch Eſra.

8. Geh. 18 Ngr.

Mit der unter der Preſſe befindlichen zweiten Hälfte des ſechsten Halbbandes wird die erſte Abtheilung von Bunſen's Bibelwerk: „Ueberſetzung und Erklärung" der Bibel (in 4 Bänden), vollſtändig vorliegen. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) ſind zwei Bände erſchienen, der dritte iſt unter der Preſſe und der vierte in Vorbereitung. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeſchichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" ſind bereits ausgegeben. Somit nähert ſich das ganze Werk ſeiner baldigen Vollendung.

Bunſen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheſtet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit 1½ Ngr. berechnet.

Als Separatabdruck aus dem Werke erſchien:

Das Neue Teſtament. Nach dem überlieferten Grundtexte überſetzt von Chriſtian Carl Joſias Bunſen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geh. 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt 6⅔ Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt und so die glückliche Mitte hält zwischen Schulatlanten und umfangreichen Kartenwerken. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass sofort eine zweite Auflage nöthig wurde, welche jetzt vollständig vorliegt. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Das Werk ist auf einmal cartonnirt oder gebunden, aber auch nach und nach in 6 Lieferungen à 1 Thlr. durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Fünfter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende zweite Theil der Werke Hartmann's von Aue enthält die Dichtungen: Lieder; Erstes Büchlein; Zweites Büchlein; Grêgorjus; Der arme Heinrich. Den Inhalt des ersten Theils bildete des Dichters Jugendwerk Êrec der Wunderaere; der dritte und letzte Theil wird sein grosses episches Gedicht Iwein in neuer Ausgabe darbieten.

Gleichzeitig mit dem fünften Bande der „Deutschen Classiker des Mittelalters" ist die zweite Auflage des zweiten Bandes (Kudrun) erschienen: ein neuer Beweis von der nachhaltigen und steigenden Theilnahme, der sich die Sammlung im Publikum zu erfreuen hat.

Inhalt des I.—V. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

IV. V. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Erster und zweiter Theil.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 6.** — 6. Februar 1868.

Inhalt: Schriften zur Aeſthetik. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zur Geſchichte des Mittelalters. Von **Karl Zimmer.** — Neue Romane. — **Feuilleton.** (Ein neues Stadttheater; Sonette von Karl Beck; Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Schriften zur Aeſthetik.

1. Kleine Schriften zur Aeſthetik und äſthetiſchen Kritik von Chriſtian Hermann Weiße. Aus deſſen handſchriftlichem Nachlaſſe und aus bereits Gedrucktem zuſammengeſtellt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Populäre Aeſthetik von Karl Lemcke. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit 53 Illuſtrationen. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Einleitung in die Aeſthetik von Theodor Seemann. Dresden, Löwy. 1867. 8. 15 Ngr.
4. Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philoſophiſch-äſthetiſche Studien von Victor Granella. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Natur und Gemüth. Von Karl von Hippel. Beiträge zur Aeſthetik der Pflanzenwelt. Berlin, A. Duncker. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.
6. Aeſthetiſche Vorträge von A. W. Grube. Zweites Bändchen: Deutſche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
7. Ueber den Begriff: „Kunſt“. Eine Abhandlung für die Volksanſchauung. Von Hugo Söderſtröm. Grünberg, Levyſohn. 1867. 8. 10 Ngr.

Ein ſtattliches Contingent äſthetiſcher Schriften auf unſerm Büchertiſche gemahnt uns daran, daß der Eiſer deutſcher Wiſſenſchaft in Ergründung der Principien des Schönen nicht erlahmt und daß der vermittelnde Zwiſchenhandel zwiſchen den geiſtigen Engrosfabrikanten und dem großen Publikum noch immer in voller Blüte ſteht. Wie wenig das Intereſſe des letztern an den allgemeinen Fragen der Aeſthetik geſchwunden iſt, beweiſt wol die Thatſache, daß ein Werk wie die „Populäre Aeſthetik“ von Karl Lemcke (Nr. 2) in kurzer Zeit eine zweite Auflage erleben konnte, obgleich dieſelbe keineswegs zu breiter Schönrednerei herabſteigt, ſondern noch immer ein gewiſſes wiſſenſchaftliches Niveau behauptet. Freilich erſcheint die äſthetiſche Nutzanwendung, ſoweit man den Geſchmack des Publikums nach ſeinen Lieblingen beurtheilen kann, noch immer ſehr mangelhaft; doch wird jedenfalls durch derartige Werke ein guter Grund gelegt, auf welchem weiter zu bauen namentlich die Pflicht der Tageskritik iſt, indem dieſe dem Publikum lehrt, wie man das allgemeine Geſetz des Schönen auf die einzelne Kunſtſchöpfung anzuwenden hat. Solange aber noch ſo viel Pſeudoäſthetik und dünkelhafte Schablonenweisheit das große Wort führt, ſolange jeder, der ſich mit Ariſtoteles beſchäftigt oder in Shakſpeare verrannt hat, ſich deshalb ſelbſt für einen Ariſtoteles halten oder von der mühſam erklommenen Höhe des Shakſpeare'ſchen Genius auf die armen Zeitgenoſſen glaubt mit Verachtung herabſehen zu dürfen; ſolange ſelbſt namhafte Literaturhiſtoriker in ihren kritiſchen Studien ſich auf den Standpunkt Ramler's und Batteux' ſtellen, während ſie Hegel und ſeine „unfertige Bildung“ mit kleinmeiſterlicher Hoheit betrachten: ſolange ſteht es noch ſchlimm genug mit wahrhaft befruchtenden Einflüſſen äſthetiſcher Wiſſenſchaft, wenigſtens auf dem Gebiete der Dichtung, und darf es nicht wundernehmen, daß die Mittelmäßigkeit überall glänzende Triumphe über höhere Begabungen feiert und das Publikum den Maßſtab für das Bedeutende und Große ganz verloren hat, indem ſeiner geringern Neigung hierfür noch durch die Behauptung geſchmeichelt wird, unſere Zeit ſei unfähig, daſſelbe hervorzubringen.

Die angewandte Aeſthetik, die an dem einzelnen Kunſtwerk das Princip erläutert, erſcheint uns daher für die Gegenwart von größerer Bedeutung als die reine Aeſthetik, die ſich nur in ihrem eigenen idealen Aether bewegt. Weiße's „Kleine Schriften zur Aeſthetik“ (Nr. 1) bilden daher eine in jetziger Zeit doppelt ſchätzenswerthe Ergänzung zu ſeinem größern Hauptwerke über dieſe Wiſſenſchaft. Ueber die Principien des letztern, namentlich über die theiſtiſche Färbung derſelben mochte man mit dem Philoſophen rechten; hier wird man ſich an den feinſinnigen Entwickelungen erfreuen, mit denen der Verfaſſer ſich bald in einzelne Meiſterwerke vertieſt, bald Fragen und Probleme von Wichtigkeit für das künſtleriſche Schaffen und deſſen Beurtheilung zu löſen ſucht. Doppelt erfreulich aber iſt die

Unabhängigkeit des Urtheils, welche Weiße ſich auch gegenüber unſern claſſiſchen Schöpfungen wahrt, während eine große Zahl unſerer Exegeten in blinder Hingebung an dieſelben bis zum Verluſt des eigenen geſunden Menſchenverſtandes das Unglaubliche leiſtet.

Die Sympathien, die Weiße der „Braut von Meſſina" entgegenbringt, die hohe Stellung, die er gerade dieſem Schiller'ſchen Trauerſpiel einräumt, werden mit Recht auf lebhaften Widerſpruch ſtoßen. Er rühmt zunächſt als einen Vorzug dieſes Stücks vor allen andern dramatiſchen Werken des unſterblichen Verfaſſers „den vollen Einklang", in welchen ſich hier wie nirgendsſonſt der ſelbſtgeſchaffene oder vielmehr der von ſeinem Genius ihm mitgegebene dramatiſche Stil mit Inhalt und Haltung des Werks geſetzt hat. Die ideale Haltung dieſes Stils eigne ſich nicht für Stoffe, die auf einer durch individuelle Charakterentwickelung hervorragenden Perſönlichkeit beruhen! Für die „Braut von Meſſina" ſei es ein unſtreitiger Gewinn geweſen, wenn ſich der Dichter von der Verbindlichkeit freigemacht habe, einer beſtimmten geſchichtlichen Handlung und beſtimmten geſchichtlichen Charakteren, wenn auch nur annähernd, gerecht zu werden. Wir geben zu, daß der frei erfundene Stoff der „Braut von Meſſina" größere Gleichmäßigkeit der idealen Haltung des Stils, ebenſo auch größere dramatiſche Concentration verſtattete, als die hiſtoriſchen Stoffe, die ſtets eine Menge ſprödes, im idealen Feuer nicht vollkommen zu läuterndes Material mit ſich führen. Was aber Weiße von den dramatiſchen Charakteren Schiller's ſagt, vermögen wir, ſo verbreitet dieſe Meinung auch ſein mag, nicht zu unterſchreiben. Die ideale Haltung des Stils ſchließt die Charakteriſtik nicht aus; ſie läßt nur die Ecken und Kanten des Individuellen nicht ſo ſcharf und ſchroff herausgucken, die aber das Weſen des Charakters weniger ausmachen, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Man ſucht das Charakteriſtiſche in der anekdotiſchen Eigenthümlichkeit; man findet die Helden nur dann lebenswahr, wenn man auf der Bühne ſieht, „wie ſie ſich räuſpern und ſpucken". Daß dieſe Charakteriſtik für die Tragödie nicht geeignet ſcheint, iſt klar; auch Shakſpeare macht von derſelben bei ſeinen Haupthelden, wie Macbeth, Romeo u. ſ. w., keinen Gebrauch. Charaktere wie Leiceſter, Mortimer, Butler ſind hinlänglich ſcharf gezeichnet, nicht durch derartige Tüpfelchen und Sommerſproſſen einer kleckſenden Porträtmalerei, ſondern durch ihre Handlungsweiſe, in welcher ſich ausſchließlich der Kern des Charakters offenbart.

Noch weniger wird man Weiße beiſtimmen können, wenn er in der Vermiſchung antiker Form und moderner Liebesfabel, chriſtlicher, griechiſcher und mohammedaniſcher Religion eine aus der Verarbeitung des hiſtoriſch Gegebenen hervorgegangene Schönheit ſieht In einer Parallele der „Braut von Meſſina" mit der „Jungfrau von Orleans" entſcheidet ſich Weiße, gerade was die Behandlung des religiöſen Motivs betrifft, zu Gunſten der erſtern, indem er der Jungfrau die poſitive Willkür und innere Unwahrheit der dichteriſch-religiöſen Vorausſetzung vorwirft, und meint, daß Schiller in den von ihm als Maſchinenwerk ſeines romantiſchen Trauerſpiels benutzten Heiligen- und Marienglauben des katholiſchen Mittelalters einen Sinn hineingelegt habe, der faſt aus Verwechſelung der jungfräulichen Mutter Gottes mit einer Artemis Tauropolos hervorgegangen ſcheinen könnte. Bei der ohne alle geſchichtliche, mythiſche und novellenartige Anknüpfung vollkommen freierfundenen Fabel der „Braut von Meſſina" glaubt Weiße dagegen annehmen zu müſſen, daß es nicht nur überhaupt Betrachtungen allgemeiner theoretiſcher Art waren, welche unſern Dichter auf die Erfindung jener tragiſchen Fabel geführt haben, ſondern auch daß dieſe Betrachtungen ſelbſt aus einer Nachwirkung hervorgegangen ſind, welche die gewiß den Dichter ſelbſt nicht ganz befriedigende Schöpfung jenes romantiſchen Heldendramas in ſeiner Seele zurückgelaſſen haben mochte. Nun gibt zwar Weiße zu, daß Schiller ſich einen gemiſchten, nach Willkür wechſelnden Gebrauch von den Beſtandtheilen der verſchiedenſten Religionsſyſteme geſtattet, die ſo im Gemüthe, im lebendigen Glauben beſtimmter Menſchen oder eines enggeſchloſſenen Menſchenkreiſes nie zuſammen beſtanden haben oder nie zuſammen beſtehen konnten. Doch der volle künſtleriſche und tragiſche Eindruck, den die „Braut von Meſſina" auf ihn macht, beſtimmt ihn zu der Anſicht, daß hier Schiller den Weg vollendet, den er dort nur eine kleine Strecke lang beſchritten, und ſo Ergebniſſe von echtem Gehalt errungen hat. Dem Ausſpruch Schiller's, daß hinter der Hülle aller Religionen die Religion ſelbſt verborgen liege, will er wenigſtens eine für den Dichter gültige Bedeutung zuſprechen. Er findet, daß die Behandlung der verſchiedenen Religionen als eines collectiven Ganzen für die Einbildungskraft nicht nach demſelben Geſichtspunkt zu beurtheilen ſei, wie die Alteration der Vorſtellungen aus beſtimmten Religionskreiſen, welche den ſittlichen Charakter derſelben aus einer höhern in eine niedere Sphäre herabdrängt, und daß die aus dem Alterthum in die neuere Poeſie übertragene Schickſalsidee die Dichtung nicht in denſelben Widerſpruch mit den wohlbegründeten Anſprüchen der Religion bringe, wie die willkürliche, dem Geiſte der Religion fremde Behandlung chriſtlicher Religionsbegriffe.

Wir müſſen bekennen, daß wir uns allen dieſen Ausführungen gegenüber ſehr ſkeptiſch verhalten. Die theologiſirende Aeſthetik lag unſern Claſſikern gänzlich fern. Was Schiller in der Zeit, als er dieſe beiden Trauerſpiele ſchrieb, in der Blütezeit ſeiner dramatiſchen Production, vor allem beſtimmend vorſchwebte, war die dramatiſche und theatraliſche Wirkung. Das religiöſe Element in der „Jungfrau" war nur decorativ, es gab den Schmuck der Lyrik und der äußern Bühne her. Eine Verfälſchung der chriſtlichen Religionsanſchauung vermögen wir nicht darin zu finden; Schiller hielt ſich einfach an die Ueberlieferung. Für die Erfindung eines Stoffs wie die „Braut von Meſſina" war wiederum nicht irgendeine religiöſe Tendenz beſtimmend, ſondern die Abſicht, den Chor auf der modernen Bühne einzuführen. Dieſe Abſicht machte von ſelbſt eine Handlung nöthig, welche die Geſchloſſenheit des antiken Trauerſpiels hatte. Nach dieſer Seite hin iſt die „Braut von Meſſina" das einheitlichſte und von allen Epiſoden freieſte Drama Schiller's. Mit der antiken Form kam aber von ſelbſt

Digitized by Google

der antike Inhalt. Die Indifferenz des Dichters gegen die poſitiven Religionen ließ ihn die Vorſtellungsformen derſelben beliebig zu dichteriſchen Zwecken verwenden, doch bleibt dieſe Miſchung offenbar geſchmackswidrig und ein Fehler im Coſtüm.

In dem zweiten Aufſatz: „Zur hundertjährigen Geburtsfeier Schiller's", der aus der „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung" abgedruckt iſt, nimmt Weiße eine vermittelnde Stellung ein zwiſchen der Rechten und der Linken in Glaubensfragen; er will nachweiſen, daß auch vom Standpunkte des proteſtantiſchen Kirchenthums die Einſtimmung in die Begeiſterung des deutſchen Volks für ſeinen edeln und großen Dichter trotz der entgegenſtehenden Bedenken vollkommen gerechtfertigt iſt. Die Theologen de pur sang werden in dieſem Beweis nur den Ausfluß einer ſehr laxen dogmatiſchen Ueberzeugung ſehen, die Weltkinder ihn für überflüſſig halten, Schiller ſelbſt würde ſich gegen die Anwendung der theologiſchen Heilskategorie auf ſein Wirken entſchieden geſträubt haben.

Der Aufſatz über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" ſucht nachzuweiſen, wie in den verſchiedenen Bildungsſtufen Wilhelm's die Hauptepochen der deutſchen Nation, und in den vorzüglichſten Charakteren die Elemente, welche dieſelbe zu den verſchiedenen Zeiten bewegten und belebten, und die Richtungen, welche ſie nach und nach annahmen, ſich ſpiegeln.

Außerdem finden ſich Aufſätze über die „Iphigenie", die „Wahlverwandtſchaften", den „Fauſt", und „Einleitende Worte zur Säcularfeier von Goethe's Geburt". Der aus Nr. 67 fg. d. Bl. f. 1841 abgedruckte Aufſatz: „Ueber Goethe's «Wahlverwandtſchaften» und ihre neueſten Beurtheilungen" erſcheint uns als der bedeutendſte der Goethe-Artikel. Bei der Beurtheilung der Tendenz dieſes Romans ſchließt ſich Weiße weder den geiſtesſchwachen Moraliſten an, welche ihm den Vorwurf der Unſittlichkeit machen, noch den Apologeten, welche aus ihm eine Verherrlichung der Ehe herausdeſtillirten. Von den letztern ſagt er:

> Daß hiermit dem Dichter die Rolle eines pedantiſchen Moraliſten übertragen, das freie Werk der ſchöpferiſchen Phantaſie in der Weiſe einer trockenen Schulchrie behandelt werde, dies würden jene Kritiker freilich ſelbſt nicht einräumen wollen. Auch würde zu einer Zeit, wo man ſich über den Unterſchied der poetiſchen, der künſtleriſchen Zwecke von den moraliſchen im allgemeinen längſt verſtändigt hat, dergleichen ſchwerlich wieder vorgebracht worden ſein, wenn nicht der Formalismus eines philoſophiſchen Syſtems die Gelegenheit dargeboten hätte, den trivialen Sinn in eine ſpeculativ klingende Terminologie zu kleiden.

Trotz dieſer Verſtändigung iſt aber in jüngſter Zeit „die moraliſche Pedanterie" wieder obenauf und ſtreut die trockenen Schulchrien wie welke Blätter auf den Weg der modernen Dichtung. Mit vollem Recht ſchließt ſich Weiße der Anſicht Boumann's an, welche auch das göttliche Geſetz der Liebe nicht minder berechtigt ſieht als das menſchliche der Ehe, und in dem Kampfe dieſer beiden gleichberechtigten Mächte einen wahrhaft tragiſchen Conflict ſieht, der die Grundlage des Romans bildet. Doch hauptſächlich zieht Weiße den letztern in Betracht von der Seite der Kunſtform oder dichteriſchen Behandlung; er wirft die Frage auf, ob die Form der poetiſchen Erzählung die angemeſſene für einen hochtragiſchen Inhalt ſein könne. Bei der Erörterung derſelben geht der Aeſthetiker auf den Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtung genauer ein und gibt viele feine und treffende Bemerkungen hierüber. Nun iſt ſeine Anſicht, daß dem Roman nicht unbedingt die erzählende Form weſentlich ſei und daß er nothwendig unter die Kategorie der epiſchen Dichtung falle:

> Es gibt vielmehr, wie einen epiſchen, ſo nicht minder auch einen dramatiſchen Roman, und wenn die Aeſthetik dieſe wichtige Unterart der poetiſchen Kunſtformen bisher überſehen hat, ſo iſt es Zeit, dieſes Verſäumniß nachzuholen, damit nicht auch für die ausübende Poeſie daraus fernerhin, wie wir glauben, daß es in den „Wahlverwandtſchaften" bereits geſchehen iſt, ein ernſtlicher Nachtheil erwachſe. Leider nämlich ſcheint es, daß ſchon ſeit längerer Zeit das Vorurtheil Platz gegriffen und daß vielleicht ſelbſt Goethe, ſei es bewußt oder unbewußt, dem Vorurtheile Raum gegeben hat, als ob dieſe Form eine unſtatthafte und veraltete ſei, während ſie doch in Wahrheit eine vollkommen ebenſo gültige, vollkommen ebenſo gut in der Natur der Sache begründete iſt wie die epiſche Romanform. Unſere Leſer haben vielleicht ſchon bemerkt, daß die Form, auf die wir hindeuten wollen, keine andere iſt als die der brieflichen Mittheilung. Man weiß, wie beliebt dieſe Form zu einer gewiſſen Zeit war und wie viele und bedeutende Schriftſteller dieſelbe theils mit Ueberlegung gewählt, theils inſtinctartig aufgegriffen haben als die angemeſſenſte für den Inhalt, den ſie zu geſtalten hatten. Nun mag es zwar ſeine Richtigkeit haben, daß es bei vielen nur die Bequemlichkeit war, welche dieſe Form einer einſeitigen Reflexion und Rhetorik darbietet, was ihnen dieſe Vorliebe einflößte, und gewiß werden wir uns nicht einfallen laſſen, etwa Rouſſeau's „Heloiſe" als ein gültiges Muſter für dieſelbe oder als einen Beweis für ihre Tauglichkeit zu wahrer Poeſie anführen zu wollen. Allein wie ſehr dieſelbe zum Ausdruck, zur echt poetiſchen Geſtaltung tragiſcher Leidenſchaft ſich eignet, dies könnte, meinen wir, ſchon durch Goethe's „Werther" für hinlänglich erwieſen ſein: ein Werk, auf welches die neuere Kritik zwar, ſeit Fr. Schlegel's Vorgange, mit einiger Vornehmigkeit herabzublicken ſich gefällt, dem ſie aber den Eindruck mächtigſter Poeſie nie wird ſtreitig machen können, mit welcher daſſelbe bei allem, auch von uns nicht in Abrede zu ſtellenden Mangel höherer Kunſtvollendung noch jetzt jedes unbefangene Gemüth ergreift. Auch Tieck's „William Lowell", ſowenig wir dieſe, jetzt wol von dem Dichter ſelbſt ſo gut wie aufgegebene Dichtung in ſittlicher und äſthetiſcher Beziehung billigen mögen, gibt durch die Energie ſeines Ausdrucks, worin es manchen ſpätern Werken dieſes Dichters voranſteht, ein Zeugniß für die Angemeſſenheit dieſer Form zur Darſtellung eines pathetiſchen Inhalts. Hinſichtlich der „Wahlverwandtſchaften" wagt Referent mit einer Zuverſicht, die vielleicht in den Augen mancher für Keckheit gelten wird, die Behauptung auszuſprechen, daß alle im Obigen von uns bemerkten Uebelſtände dieſer Dichtung vermieden worden wären, ja daß die Dichtung, hauptſächlich zwar nach der Seite der poetiſchen, aber unmittelbar auch der ſittlichen Wirkung, bedeutend gewonnen haben würde, wenn der Dichter für ſie die angedeutete Form des dramatiſchen Romans gewählt und mit der Meiſterſchaft der Behandlung, die ihm zu Gebote ſtand, durchgeführt hätte.

Offenbar hat dieſe Anſicht viel für ſich. Wir ſchätzen in dieſem Aufſatz, wie in allen andern über Goethe, noch beſonders die Selbſtändigkeit des Urtheils, welche die kritikloſe Vergötterung der meiſten Goethomanen nicht zuläßt, die aber ſich auch von jener kleinlichen Schulmeiſterei fern hält, welche die großen Dichter mit den Maßſtäben einer geiſt- und poeſieloſen Altklugheit mißt.

Sehr intereſſant ſind die Studien über Rahel, Bettina und die Günderode. Die Charakteriſtik Jean Paul's enthält treffende, zum Theil neue Bemerkungen und erkennt vor allem die echte volle Kraft ſeines Genius an.

Digitized by Google

Im Widerſpruch mit einer allgemein verbreiteten Anſicht ſpricht Weiße dem großen Humoriſten das Talent der Menſchen- oder Charakterſchöpfung zu:

> Dieſes Talent finden wir bei Richter in einem Grade, der ihn, wiefern ſich das Echte, was er in dieſer Beziehung gegeben hat, von der unlautern Miſchung, mit der es ſich verſetzt findet, rein darſtellen ließe, unbedingt den Größten auf dieſem Gebiete an die Seite ſetzen würde. Wenn ausdrücklich dieſes Talent nicht ſelten an ihm bezweifelt worden iſt, ſo können wir dieſen Zweifel eben nur für eine Folge des Unvermögens jener Sonderung anſprechen, die wir von jedem Beurtheiler dieſes Dichters zu fordern uns allerdings berechtigt glauben. Es käme auf den Verſuch an, bei einer detaillirtern Durchmuſterung der Hauptwerke Jean Paul's die echten Züge, die ſich in der Darſtellung der Charaktere dieſer Werke finden, geſondert von den unechten zu ſammeln, ſie durch eine poetiſch reproducirende Kritik zu einer räſonnirenden Charakterſchilderung zuſammenzuſtellen, und zuzuſehen, ob ſich nicht aus ihnen ein reines, lebendiges, aus den Tiefen der menſchlichen Natur geſchöpftes Bild einer wahrhaften, durchaus individuellen Perſönlichkeit ergeben würde.

Gleich anerkennend ſpricht er ſich über die Compoſition aus, deren Gedankentiefe wir ſchon in unſerer „Nationalliteratur" hervorhoben:

> Was die Compoſition im engern Sinne der Richter'ſchen Werke, die Fabel ſeiner Romane betrifft, ſo pflegte der Dichter ſelbſt ſich darüber zu beklagen, daß man die große Kunſt, die er auf dieſelbe gewandt, ſo wenig erkennen wollte, daß man ſie meiſt für eine zufällig zuſammengeworfene, den reichen und herrlichen Einzelheiten nur als Rahmen dienende, zu nehmen beliebte. Wir unſererſeits verkennen nicht, daß dieſe Compoſition allenthalben, namentlich in den größern Werken, mit ausdrücklichem Hinblick auf das Ganze des Weltzuſammenhangs, und mit der Tendenz, ein Bild dieſes Weltzuſammenhangs im kleinen zu geben, wie es allein des Genius würdig erſcheinen kann, entworfen und mit überaus kunſtreicher, ebenſo tiefſinniger als beſonnener Abſichtlichkeit durchgeführt iſt. Käme es blos auf die Intenſität des künſtleriſchen Bewußtſeins und auf die Ideenfülle an, die in der Fabel eines Romans auf entſprechende Weiſe, wie in der eines Dramas, niedergelegt ſein kann, ſo wären einige der Jean Paul'ſchen Compoſitionen nicht weniger, als es nur immer die tiefſinnigſten und gedankenreichſten Compoſitionen Shakſpeare's ſein mögen, würdig, von philoſophiſchen Denkern ſtudirt und ergründet und als Muſterbilder für die Begriffe von Weltzuſtänden und Weltgeſetzen benutzt zu werden.

Gleichwol rügt er, daß die allenthalben beigemiſchte Willkür und Sonderbarkeit dieſe gedankenvolle Anlage niedertreten, und daß in den romantiſchen Compoſitionen die Grundidee durch die Hitze ſeiner trunkenen Leidenſchaft bis zu einem ſolchen Grade der Ueberſpannung aufgetrieben werde, daß der Faden des künſtleriſchen Gewebes auseinanderreißt. Eine neue Bemerkung iſt es auch, wenn Weiße behauptet, daß Richter in der zweiten Hälfte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn dem reinen Begriffe des Humors ſichtlich näher gekommen ſei als in der erſten:

> So finden wir ſchon in den „Flegeljahren" einen harmloſern, heiterern und beruhigtern Humor als in dem „Siebenkäs", einen Humor, der ſich hier, was in allen ältern Romanen nicht der Fall iſt, ſogar über die leiſe an das Komiſche heranſtreifende Schilderung der ſentimentalen Hauptfigur erſtreckt; der „Katzenberger" und der „Schmelzle" ſtehen an unbefangener Komik weit über dem „Fixlein", dem „Jubelſenior" und andern Kleinbildern der frühern Periode; das letzte Werk der Jean Paul'ſchen Laune aber, der „Komet", ſcheint uns zugleich dasjenige, welches unter allen am meiſten den Namen eines humoriſtiſchen verdient. Wäre dieſe unſere Bemerkung gegründet, ſo würde ſich in ihr eine Art von Reinigungsproceß angedeutet finden laſſen, dem Jean Paul's Poeſie in dem allmählichen Uebergange zu der Negativität und Reſignation des wirklichen Humors ſich unterzog; und es wäre dem edeln und ſittlich kräftigen Willen des Dichters — wenn nicht ſeiner unmittelbaren und bewußten, doch ſeiner mittelbaren und unbewußten Thätigkeit — die Ehre dieſes Siegs über ſich ſelbſt zuzuſchreiben.

Von dem Charakter des Roquairol, von dem wir behaupteten, daß die moderne Blaſirtheit hier in ihrem tiefſten Grunde aufgedeckt ſei, ſagt auch Weiße, daß in ihm das Element jener phantaſtiſchen, bis an die äußerſten Gipfel der Verruchtheit heranführenden Zerriſſenheit, der in unſerm Zeitalter ſo viele hochbegabte Geiſter verfallen ſind, mit noch nie erreichter Wahrheit und Tiefe geſchildert werde.

Friedrich Rückert gehört, nach unſerm Aeſthetiker, zu den „erſten Lyrikern aller Zeiten"; wir möchten dies glänzende Zeugniß in ſolcher Faſſung nicht unterſchreiben. Im einzelnen enthalten die Aufſätze über Rückert viele treffende Bemerkungen über lyriſche Dichtung im allgemeinen und über unſern Dichter im beſondern. Die Eigenthümlichkeit Rückert'ſcher Dichtweiſe wird durch die folgende Darlegung in ein neues Licht gerückt:

> Wir glauben die ungemeine Verſatilität des Rückert'ſchen Talents mit dem Umſtande in Verbindung ſetzen zu müſſen, daß daſſelbe an Intenſität der Wirkung im einzelnen Werk hinter andern lyriſchen Talenten, mit denen es übrigens in gleichem Range ſteht, zurückbleibt. Es iſt uns kein einzelnes Gedicht von Rückert — nämlich was man gewöhnlich in lyriſcher Poeſie ein Gedicht nennt, ſodaß die Einheit auf den geringſten Umfang beſchränkt bleibt — bekannt, von welchem wir, wenn es uns für ſich allein und abgeſondert von dem größern Zuſammenhange dargeboten wird, in welchen Rückert mit Recht jede ſeiner dichteriſchen Gaben einzureihen liebt, eine gleich tiefe oder gleich mächtige Wirkung empfänden, wie von vielen einzelnen der Goethe'ſchen und auch von einigen der ſchönſten unter Uhland's, ja ſelbſt, was die bloße Intenſität, abgeſehen von der Qualität der Wirkung betrifft, unter Heine's Gedichten. Rückert's Gedichte haben ſämmtlich das Eigenthümliche, was bei andern Dichtern in ungleich geringerm Grade ſich ſo verhält, ja wovon z. B. bei Heine das gerade Gegentheil eintritt, daß ſich ihre Wirkung ſteigert, wenn ſie im Zuſammenhange mit andern geleſen werden, ja daß ſie ſich meiſt ſelbſt als Bruchſtücke eines umfaſſendern Ganzen geben, durch welches und in welchem ſie erſt ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Dergleichen lyriſche Geſammtkunſtwerke finden wir allerdings auch bei frühern Dichtern — wer denkt nicht an Petrarca, an Shakſpeare's Sonette oder an Goethe's „Römiſche Elegien"? Aber kaum möchte wol die Literatur aller Zeiten einen Dichter aufzuweiſen haben, welcher dergleichen in ſolcher Fülle und in ſolcher Mannichfaltigkeit gegeben hat wie Rückert.

Wir glauben in dieſem Lobe doch auch wieder eine Einſchränkung zu ſehen, was die Bedeutung von Rückert's lyriſchem Talent betrifft. Wenn wir z. B. „Die Weisheit des Brahmanen" nehmen, ſo haben wir allerdings ein großes lyriſch-didaktiſches Ganzes, aber dies Ganze iſt nicht organiſch aufgebaut, ſondern durch zuſammengeſchüttete Atome gebildet. Nur im „Liebesfrühling" und in „Perle und Edelſtein" würde etwa aus der Gruppirung ein bedeutſameres lyriſches Ganzes erwachſen. Doch iſt es nicht gerade die Aufgabe der Lyrik, im Kleinſten ein Ganzes und zwar ein nicht über ſich hinausreichendes Ganzes zu geben? Streift ſie nicht, und ſei es noch ſo leiſe, die Grenzen des Epiſchen und Didaktiſchen, wo ſie dies verſäumt? Iſt es nicht der Probirſtein des lyriſchen Talents, in dem einzelnen Gedicht ſich ganz und in ſeinen intenſivſten Wirkungen zu geben? Eine durch das

Digitized by Google

Zuſammenleſen mit andern geſteigerte Wirkung deutet entweder auf eine, über den Ausdruck unmittelbarer Stimmung hinausliegende, reflectirende Verbindung oder auf einen Faden von Thatſächlichem, deſſen Verknüpfungen mehr oder weniger epiſcher Art iſt. Rückert's Talent iſt daher weder künſtleriſch organiſatoriſch noch rein lyriſch; daß es nichtsdeſtoweniger bedeutend und in ſeiner Art einzig iſt, wollen wir nicht beſtreiten.

Weit mehr als Rückert wird Jeremias Gotthelf von Weiße überſchätzt, der ihn einen Genius nennt,

> welcher, zwar nicht in Formvollendung, wol aber in allen den Eigenſchaften, die eigentlich und weſentlich den Dichter machen, den Erſten und Größten gleich, mit allen edeln Kräften ſeines Gemüths im Chriſtenthum wurzelt und mit all ſeinem Denken und Dichten, Thun und Treiben ſo feſt und ſicher, wie nur je einer der eifrigſten und vollbewährteſten Bekenner, im innerſten Mittelpunkte chriſtlichen Glaubensbewußtſeins und chriſtlicher Geſinnung ſteht.

Dies letztere wollen wir zugeben, während wir in dem oft craſſen Realismus der Gotthelf'ſchen Darſtellung, bei allen anerkennenswerthen Vorzügen einer ſichern ruſticalen Plaſtik, doch eine Verſündigung gegen die höhern Geſetze der Kunſt erkennen müſſen.

Der bedeutendſte Aufſatz der Weiße'ſchen Sammlung iſt der bisher ungedruckte „Ueber Stil und Manier". Der Aeſthetiker weicht in der Herleitung des Stilbegriffs weſentlich von ſeinen Vorgängern ab. Man darf ſagen, daß der ſubjective Stil, welchen Viſcher zur bloßen Manier wirft, von Weiße mit Recht zum Ausgangspunkt der Unterſuchung angenommen und in vieler Hinſicht als der maßgebende Begriff feſtgehalten wird. Anknüpfend an Buffon's Ausſpruch: „Der Stil iſt der Menſch, iſt der Menſch ſelbſt", ſagt er:

> Wie jeder Menſch in den Zügen ſeines Antlitzes, in der Geſtalt, der Haltung und Bewegung ſeines Körpers einen ſichtbaren, in den Klängen und Modulationen ſeiner Stimme einen hörbaren Ausdruck ſeines innern Selbſt, ſeines eigenthümlichen geiſtigen Weſens und Charakters mit ſich herumträgt, mittels deſſen er als das, was er iſt, von andern, von ſeinen Nebenmenſchen erſchaut und erkannt werden kann, ſo iſt, unter Umſtänden, die freilich nicht bei allen zutreffen, noch ein zweiter ähnlich oder gleich gehaltiger Ausdruck möglich, ein von der unmittelbaren leiblichen Erſcheinung abgelöſtes, ganz ebenſo vollſtändig von dem Geiſte, der in dieſer Erſcheinung lebt, erfülltes Bild der Perſönlichkeit, welches, ohne alle Spur einer Nachahmung oder Nachbildung der unmittelbar phyſiognomiſchen Züge, in ganz andern Zügen, in einem ganz ungleichartigen Erſcheinungselemente das Selbſt des Geiſtes widerſtrahlt, und nicht minder deutlich, nicht minder vollſtändig daſſelbe offenbart und vergegenſtändlicht. Dies und nichts anderes ſagt uns das Wort: der Stil, das iſt der Menſch.

Der Stil iſt demnach die geiſtige Phyſiognomie des Menſchen. Doch nicht blos die mündliche und ſchriftliche Rede, auch die Mittel eines freien Gedankenausdrucks in allen andern Künſten werden zum Medium der Selbſtdarſtellung des ſubjectiven perſönlichen Charakters und Gehalts. Dies gilt auch von derjenigen ſchriftlichen Gedankenmittheilung, die in keine der Sphären einer gegenſtändlich abgegrenzten, geiſtig productiven Thätigkeit fällt, von den Briefen bedeutender Perſönlichkeiten. Offenbar iſt dies die urſprüngliche Bedeutung des Ausdrucks, von welcher Weiße die übrigen herzuleiten unternimmt und welche vornehm beiſeitezuſchieben ein entſchiedener Fehler iſt. Auch Lemcke in ſeiner „Populären Aeſthetik" führt nur beiläufig an, daß jeder gemäß ſeiner eigenthümlichen Anſchauung, Auffaſſung und Behandlung *gewiſſermaßen* einen eigenen Stil hat, wie jeder Stoff: Holz, Stein, Eiſen, Wolle, ſeinen mehr oder minder beſtimmten Stil hat. Der Grundbegriff wird in einer langen Reihe von Beiſpielen, noch dazu mit einem „gewiſſermaßen" eingeführt, was zwar ſehr populär, aber wenig logiſch iſt.

Für Weiße hat der Begriff des Stils auch ſchon außerhalb der Kunſt einen Gehalt und eine Bedeutung; er proteſtirt gegen die Aeſthetiker, welche den Stilbegriff nur als ein Problem der Kunſttheorie im engern Sinne behandeln. Zwar fallen die Eigenſchaften des Stils, als ihrem innern Weſen nach den phyſiognomiſchen gleichartige, unter den allgemeinen Geſichtspunkt äſthetiſcher Betrachtung, doch ſind ſie unabhängig von den Vorausſetzungen ſelbſtbewußter Kunſtbildung. Der künſtleriſche Stil beruht überall auf der Vorausſetzung des Natürlichen.

Auf dieſen Grundlagen, deren Solidität man nicht bezweifeln darf, baut ſich indeß nicht ſo leicht jener künſtleriſche Stilbegriff auf, der in den meiſten Aeſthetiken der alleingültige iſt und der, da er auf den Forderungen künſtleriſcher Objectivität beruht, auf den erſten Anſchein jenem natürlichen Stil zu widerſprechen ſcheint. In einer eingehenden Erörterung ſucht Weiße nun dieſen Zuſammenhang nachzuweiſen. Dieſe mit ſeiner Dialektik durchgeführten Unterſuchungen ergeben das Reſultat, daß der richtig verſtandene Begriff der Idealität des Kunſtgebildes zu dem des Stils zurückführe:

> Nur der Stil erweiſt ſich als das Element, durch welches und in welchem das Kunſtgebilde zu der Eigenſchaft der Idealität, die ſeine Beſtimmung mit ſich bringt, gelangen kann. Er nämlich iſt jenes zugleich hinter dem Werk ſich verbergende und in dem Werk ſich offenbarende Element, in welchem, mit dem ſinnlich anſchaulichen, aber trotz ſeiner Anſchaulichkeit durchſichtigen Gebilde, auch die bildenden Kräfte, aus deren Regſamkeit es hervorgeht, zur Erſcheinung kommen. Und nicht dieſe Kräfte in unbeſtimmter Mehrheit und Mannichfaltigkeit nur, ſondern auch ihre lebendige organiſche Einheit, die individuelle, aber in ihrer Individualität von dem Lichte der Idee durchleuchtete und verklärte Perſönlichkeit des Künſtlers. Wie ein an ſich unſichtbares, aber in jedem einzelnen Werke zur Sichtbarkeit, wenn nicht für das leibliche, ſo doch für das geiſtige Auge gelangendes Band zieht ſich ein und derſelbe individuelle Stilcharakter mit leiſen, theils durch die Natur des dargeſtellten Gegenſtandes, theils durch das innere nie ſtillſtehende, ſondern unabläſſig ſich fortbewegende Leben der Perſönlichkeit herbeigeführten Abwandlungen durch die Reihe der Werke eines Meiſters hindurch, allerdings nur dem durch ſorgfältige Uebung und angeſtrengte Aufmerkſamkeit geſchärften Auge vollſtändig erkennbar, aber, auch wenn annoch unerkannt, doch eine Lebensbedingung des Kunſtwerks, deren Mangel den äſthetiſchen Charakter deſſelben nicht nur gefährden, ſondern geradezu unmöglich machen würde. Die Familienverwandtſchaft aber, welche durch die lebendige Identität des individuellen Stils zwiſchen den verſchiedenen Werken eines und deſſelben Meiſters herbeigeführt wird, weit entfernt, ſolange ſie nicht auf die bald näher von uns zu bezeichnende Weiſe in Manier ausartet, die ſelbſtändige Schönheit der einzelnen Werke zu verunreinigen: ſie, dieſe Verwandtſchaft, iſt vielmehr recht eigentlich an ihnen die Signatur der Schöpferthätigkeit des perſönlichen Geiſtes, dem ſie, wie ihr äußeres Daſein, ſo auch die in ihnen pulſirende Lebensbewegung danken.

Auch die Herleitung der verſchiedenen Kunſtſtile und der Stile der Haupt- und Nebengattungen der Kunſt aus jenem Grundbegriffe iſt eine ſinnige und beweiskräftige.

Digitized by Google

Vielleicht hätte für den Stil der Schulen das von Viſcher betonte Moment der techniſchen Gewöhnung, in welches die idealbildende Thätigkeit übergegangen iſt, noch ſchärfer hervorgehoben werden können.

Der Begriff der Manier vervollſtändigt nach Weiße den Begriff des Phyſiognomiſchen nach einer nicht unweſentlichen Seite hin; ſie bietet das Schauſpiel eines durch Reflexion und reflectirende Willkür in ſich gebrochenen phyſiognomiſchen Ausdrucks:

Im Gebiete der ſchriftſtelleriſchen nun und jeder andern Kunſtdarſtellung wird ein einigermaßen genauer und ſorgfältiger Wortgebrauch dem Ausdrucke Manier eine Stelle überall da anweiſen, wo es gilt, den Charakter einer Darſtellung zu bezeichnen, der zwar die allgemeinen Merkmale des Stils nicht fehlen, das phyſiognomiſche Gepräge der perſönlichen Eigenthümlichkeit des Verfaſſers nach der einen, die Rückwirkung der objectiven Natur des Gegenſtandes und der Darſtellungsmittel auf das Subjective jenes Typus nach der andern Seite, in welcher es aber, ſei es durch eine dem wirklichen, lebendigen Aufgehen des Inhalts in die Kunſtdarſtellung widerſtrebende Beſchaffenheit dieſes Inhalts, oder durch Mängel in der ſubjectiven Anlage und dem Talent des Künſtlers, nicht zu jenem vollen Einklange kommt zwiſchen der ſubjectiven und der objectiven Seite der Darſtellung, wie der Begriff des Stils ihn verlangt, und wie er auch allenthalben da eintritt, wo eine im wahren Wortſinn ſchöpferiſche und künſtleriſch durchgebildete Naturanlage ſich einer ihr ſelbſt und den von ihr gewählten Darſtellungsmitteln entſprechenden Gegenſtändlichkeit bemächtigt hat. Das Kriterium der Manier im Gebiete der Schrift und Kunſtdarſtellung iſt überall das Hervortreten einer reflectirenden Willkür, welche die Lücke auszufüllen ſucht zwiſchen dem Lebenspunkte im Innern des Künſtlers, wo die productive Kraft ſeines Talents in ſelbſtthätiger Regſamkeit hervorquillt, und dem Lebenspunkte in der für ſich ſelbſtändigen Natur des Gegenſtandes, welche ſich, ſei es infolge ihrer ſpröden Aeußerlichkeit, oder infolge einer ebenſo ſpröden Eigenart des darſtellenden Talents, der künſtleriſchen Darſtellung nicht fügen will.

Weiße findet nicht alle Manier tadelnswerth und nennt den Humor in aller Kunſtdarſtellung den recht eigentlichen Manieriſten.

Lemcke, auf den wir gleich zu ſprechen kommen, ſetzt ſich auch mit dieſem Begriff bequemer auseinander; er meint, der Stil könne zur Manier werden und man verſtehe unter Manier gewöhnlich einen unrichtigen, falſchen Stil. Auch dieſe Erklärung erſcheint uns etwas flach. Hier hätte wol Viſcher's Beſtimmung aufgenommen werden können, der von einer Manier im Stil ſpricht, weil der Genius ſeine Grenze nicht immer einhalte und ein nicht überwundener Reſt der bloßen Subjectivität auch in der objectiven Auffaſſung zurückbleibe.

Lemcke's „Populäre Aeſthetik“ (Nr. 2) hat bereits früher, in Nr. 4 d. Bl. f. 1865, als die erſte Auflage des Werks erſchienen war, eine im ganzen anerkennende Beurtheilung erfahren. Jedenfalls iſt die Darſtellung elegant und oft glänzend, während die Begriffsbeſtimmungen meiſtens Tiefe vermiſſen laſſen. Die Darſtellung des Naturſchönen, ein beliebter Tummelplatz der Populäräſthetik, auf welchem ſie ihre ſtiliſtiſche Grazie am ſchärfſten entwickeln kann, ſteht doch hinter der Viſcher'ſchen zurück.

In der neuen Auflage iſt der Abſchnitt über die Dichtkunſt ausführlicher behandelt worden. Gleichwol zeigt derſelbe noch weſentliche Lücken auf. Die Lehre von den Bildern iſt ſehr äußerlich aufgefaßt und bunt durcheinandergewürfelt. Ebenſo bunt ſieht der Abſchnitt über Lyrik aus. Der Aeſthetiker ſpringt in dieſem Blumengarten von einer Rabatte auf die andere und wieder zurück. Hier iſt von der Elegie die Rede, dort von der Gedankenlyrik, ohne Ahnung oder Betonung ihres Zuſammenhangs. Wol aber finden ſich im einzelnen viele treffende Bemerkungen, welche mit den von d. Bl. vertretenen Principien vollkommen im Einklang ſind. So ſagt Lemcke z. B.:

Es muß die Dichtung die großen Ideen ihrer Zeit verarbeiten, wenn ſie ſich auf der Höhe halten will und nicht in den Augen der Gebildeten zu einem Spiel für die Wallungen einer Knaben- und Jugendzeit herabſinken ſoll. Innern, großen Wahrheiten des Gedankens dichteriſche Verkörperung zu geben, gehört natürlich zum Schwierigſten; ja, ſolange der Dichter und die Zeit mit dem Inhalt, ſeiner Wahrheit, Schwierigkeit u. ſ. w. zu ringen haben, gehört eine völlige poetiſche Bewältigung zu den Unmöglichkeiten. Nichtsdeſtoweniger ringen dieſe Ideen nach Ausdruck. Vermag ein großer Dichter ſie zu verkörpern, daß man ihnen die Gedankenſchwere und Abſtraction nicht mehr anmerkt, ſo iſt dies das Höchſte, was er ſeiner Zeit bieten kann.

Ebenſo treffend ſchließt Lemcke den Abſchnitt über die Lyrik mit den Worten: „Die deutſche Lyrik blüht noch, es hat damit keine Noth. Sie wird auch den Froſt der jetzigen Zeit gut überſtehen, der hoffentlich nur dazu beigetragen hat, ſie zu kräftigen.“ **Rudolf Gottſchall.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Geſchichte des Mittelalters.

1. Die byzantiniſchen Kaiſer, ihre Palaſt- und Familiengeſchichten, ihre Schickſale. Hiſtoriſche Studien von Franz Freiherr von Andlaw. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn Männer, nachdem ſie die höhern oder vielleicht die höchſten Stadien im Staatsleben durchlaufen haben, ſich im Greiſenalter in den Schos der Wiſſenſchaften zurückziehen, um dort ihr otium honestum zu verleben, ſo iſt dies höchſt ehrenwerth, und wenn ſie dann noch, als Schriftſteller auftretend, mit der Wiſſenſchaft ihre Erfahrung und ihren geſchärften praktiſchen Blick verbinden, ſo wird man um ſo geneigter ſein, ihren Leiſtungen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen ſelbſt in dem Falle, wenn ihnen die Neuzeit die eine oder andere veraltete Anſchauung nachſehen müßte, vorausgeſetzt, daß mit der letztern nicht Propaganda gemacht werden ſoll. Ein recht ſprechendes Beiſpiel dieſer Art lieferte in neuer Zeit von Wietersheim: iſt auch das Werk der Muſe ſeines Greiſenalters, „Geſchichte der Völkerwanderung“, als ſolches für verfehlt zu erachten, wie der Verfaſſer ſelbſt eingeſtanden hat, und auch in d. Bl. gleich bei dem Erſcheinen der erſten beiden Bände vom Unterzeichneten ſowie von der wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift der münchener Akademie der Wiſſenſchaften nachgewieſen worden iſt, ſo legt man doch das Ganze nur mit hoher Achtung vor dem greiſen Staatsmanne aus der Hand; es hat derſelbe ſichtlich mit zunehmendem Greiſenalter ſein Forſchungsgebiet erweitert und einzelne Monographien geliefert, die

Digitized by Google

einen bedeutenden Werth beanſpruchen dürfen. Als wir nun das obengenannte Werk angekündigt fanden, freuten wir uns, trotz des Namens ſeines Urhebers — denn welcher aufmerkſame Beobachter der Zeit kannte nicht die Haltung des Hrn. von Andlaw in der Erſten Kammer Badens — in der Hoffnung, etwas von der byzantiniſchen Geſchichte zu ihrer Aufklärung und Reinigung gegeben zu ſehen, was ſich vielleicht mit dem gründlichen Werke Jakob Burckhardt's „Die Zeit Konſtantin's des Großen" vergleichen ließe. Konnte er ja doch möglicherweiſe in ſeinem otium honestum als ein zweiter Wietersheim ſich offenbaren, da ihm ein erfahrungsreiches höheres Lebensalter und Unabhängigkeit ebenfalls zur Seite ſtehen und zwei hiſtoriſche Werke von ihm bereits beurkunden wollen, daß er hiſtoriſche Studien nicht erſt ſeit heute oder geſtern treibe. Allein die Täuſchung war bitter, als wir die Gelegenheit erhielten, das vorliegende Werk näher in Augenſchein zu nehmen und zu beſprechen.*)

Unſer Urtheil müſſen wir zunächſt dahin abgeben, daß das Werk theilweiſe für den Laien unverſtändlich oder zu unrichtigen Anſichten verführend iſt, für den Hiſtoriker aber ſo gut wie ohne Werth ſich zeigt, wenn man die eine und andere genealogiſche Tabelle ausnimmt. Der Grundgedanke, der ſich durch das ganze Buch hindurchzieht, lautet: Roms Biſchof iſt allein der berechtigte Oberhirt der chriſtlichen Kirche, dort allein wohnt die Rechtgläubigkeit, in Byzanz dagegen verwandeln ſich allmählich Kaiſer und Patriarchen aus Ehrgeiz und vollſtändiger Verkennung römiſcher Berechtigung in orientaliſche Abtrünnige; daher auch alles Ungemach, was den römiſchen Biſchöfen in Konſtantinopel widerfuhr, mit der rührendſten Theilnahme ausführlich erzählt wird, während ſie ſelbſt und die ihnen anhängenden Geiſtlichen mit dem Glanze des heiligen Scheines angethan werden. Ein Buch mit ſolcher Tendenz, dem nicht einmal eine tüchtige hiſtoriſche Forſchung zur Seite ſteht, kann von der Kritik keine Einlaßkarte in den ehrwürdigen Saal erhalten, wo gute und vor der Vergeſſenheit zu bewahrende Bücher ſtehen. Doch können wir um der Gerechtigkeit willen auch nicht unbemerkt laſſen, daß, wenn der Verfaſſer einigemale ſeinen Grundgedanken vergißt und einer freien Betrachtung ſich überläßt, der Leſer es in der That bedauert, eine Befähigung, wie ſie ſich dabei offenbart, in die Feſſeln der Tendenz geſchlagen zu ſehen. Doch hören wir jetzt unſern Verfaſſer ſelbſt. Er ſagt in der Einleitung:

Meine Kräfte prüfend fand ich es nicht gerathen, die geſammte Geſchichte dieſes Kaiſerreichs zu bearbeiten; auch ſah ich mich vergebens nach Werken in fremden Sprachen um, welche mich in der Art befriedigt hätten, um ſie gern zu überſetzen. Dennoch konnte ich nicht der Verſuchung widerſtehen, wenigſtens der Familiengeſchichte der verſchiedenen griechiſchen Kaiſer **) etwas näher zu beleuchten. Dieſer innern Palaſtgeſchichte, nicht gerade immer ſehr erbaulich, aber als Warnungstafel und abſchreckendes Beiſpiel ſtets überaus lehrreich, wollte ich einmal ſoviel nöthig die Erwähnung des fortdauernden Kriegsgetümmels mit ſeinen denkwürdigſten Erfolgen anreihen, dann aber auch um jene Annalen, als davon unzertrennlich, die kirchlichen Zänkereien und Skandale in gedrängter Kürze gruppiren. Als Leitfaden bei dieſer Arbeit mußte ich begreiflicherweiſe vor allen Gibbon's berühmtes Werk: „History of the decline and fall of the Roman Empire" benutzen, wenn ich mich gleich nicht immer mit den darin entwickelten Anſichten einverſtanden erklären konnte. Als ein ganz ausgezeichnetes gediegenes Werk über dieſen Gegenſtand iſt aber noch Lebeau's „Histoire du Bas-Empire" (in 27 Bänden) zu empfehlen, deſſen Schilderungen Gibbon oft wörtlich folgte.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Konſtantin verlegte ſeinen bleibenden Wohnſitz in die Stadt (Byzanz), welche er Rom vorzog, und vollendete da im Jahre 337 eine der glänzendſten Laufbahnen, welche die Geſchichte kennt. Die Vortheile, welche unſtreitig mit dieſer Schöpfung des großen Kaiſers verbunden waren, wurden aber wieder verkümmert durch die Spaltung der Gewalten. Und kaum waren hundert Jahre verfloſſen, ſo erlag Rom den Siegen der fremden Völkerſcharen, während nach göttlicher Zulaſſung das weit hinfälligere oſtrömiſche Reich ſein Daſein unbegreiflicherweiſe noch tauſend Jahre lang fortſchleppte! Ein in der Weltgeſchichte unerhörtes Schauſpiel. Zu kräftig, um völlig unterzugehen, zu geſchwächt, um ſich zu irgendeiner höhern Bedeutung aufzuraffen, glich die Exiſtenz dieſes byzantiniſchen Kaiſerreichs der einer allmählich ausbrennenden Lampe, welche hier und da erfriſchendes Oel erhaltend aufflackert, um lange Zeit ein trübſeliges Licht verbreitend endlich ganz zu erlöſchen. Eben dieſes Schickſals wegen ſtößt denn die Geſchichte des oſtrömiſchen Reichs weniger Intereſſe ein als die Annalen anderer ſelbſt minder bedeutender Länder.

Folgen wir jetzt dieſen Auslaſſungen des Verfaſſers Schritt vor Schritt. Wenn der Verfaſſer ſich der vollſtändigen Geſchichte eines byzantiniſchen Kaiſerreichs nicht gewachſen fühlte, ſo können wir dies gern ſeiner Beſcheidenheit und dem Bewußtſein von der zu Tage liegenden Schwierigkeit der Aufgabe in Rechnung bringen: denn wer auch nur einen flüchtigen Blick in den Inhalt und den Umfang einer Geſchichte des Byzantinismus gethan hat, der dürfte unſchwer zu der Ueberzeugung gelangt ſein, daß hier eine Aufgabe, eine geſchichtliche Arbeit vorliege, der die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes kaum gewachſen ſein möchte. Gibbon's berühmtes Werk, in welchem die Reſultate von 20 Jahren mühevoller Studien niedergelegt ſind, war allerdings zu ſeiner Zeit claſſiſch, iſt es in gewiſſer Beziehung noch und wird es auch immer bleiben, aber keineswegs erſchöpfend — wie ſchon Zeitgenoſſen, beſonders deutſche Recenſenten bemerkten —, insbeſondere von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft aus betrachtet, was natürlich kein Vorwurf ſein kann. Auch Lebeau's Werk, das von Gibbon, wie unſer Verfaſſer ſelbſt angibt, vielfach benutzt worden iſt, hat ſeine Verdienſte; ſteht aber an Geiſt dem erſtern ebenſo weit nach, als es daſſelbe an Umfang übertrifft. Aber wozu, fragt man nun nothwendigerweiſe, zwei Werke, von denen das eine längſt bereits ein volles Jahrhundert auf dem Rücken hat, das andere nicht viel jüngern Alters iſt, lediglich als Quelle für die Bearbeitung eines geſchichtlichen Themas benutzen, über welches die Wiſſenſchaft nicht nur neue Standpunkte gewonnen, ſondern auch ganz neues Material in Fülle herbeigeſchafft hat? Dazu kommt nun noch der ſehr bedeutende Umſtand, daß die Anſichten Gibbon's, der ein

*) Wir haben im Geiſte d. Bl. von dem Grundſatze: „die Kritik darf vor niemand, wer er auch ſei, wenn er in die Ruhmeshalle der Wiſſenſchaft eintreten will, Bücklinge machen, ſobald er ſie nicht verdient", pflichtmäßigen Gebrauch gemacht.

**) Der Verfaſſer greift aber ſehr oft über dieſe Grenzen hinaus. Wir bemerken dies hier ausdrücklich, weil ſich weiter unten ein Theil unſerer Bemerkungen dadurch erklärt.

Digitized by Google

eifriger Anhänger der freigeiſteriſchen Schule ſeiner Zeit war, über das Chriſtenthum und ſeine Kirche der Glaubensrichtung unſers Verfaſſers ſo diametral gegenüberſtehen, daß die Benutzung des berühmten Werks nur eine höchſt oberflächliche für ihn ſein mußte und deshalb auch die Aeußerung des Verfaſſers: „wenn ich mich gleich nicht immer mit den von Gibbon entwickelten Anſichten einverſtanden erklären konnte", als eine oberflächliche bezeichnet zu werden verdient. Der Verfaſſer ſcheint keine Ahnung davon zu haben, daß namentlich die Kapitel 15 und 16 des Gibbon'ſchen Werks nicht nur mehrere Zeitgenoſſen in den Harniſch brachten — in England z. B. Prieſtley, in Deutſchland ſelbſt den gelehrten und nicht orthodoxen Meiners in Göttingen —, ſondern noch 1838 der Engländer Milman in ſeiner Ausgabe des Originalwerks es für nöthig hielt, in zahlreichen Noten den feindſeligen Urtheilen Gibbon's über das Chriſtenthum entgegenzutreten. „Aber", ſagt Herr von Andlaw, „ich ſah mich vergebens nach Werken in fremden Sprachen um, die mich in der Art befriedigt hätten, um ſie gern zu überſetzen." Das darf allerdings inſofern als wahr anerkannt werden, als ſeit Gibbon in der That kein europäiſcher Geſchichtſchreiber aufgetreten iſt, der den Plan des ausgezeichneten Engländers wieder aufgenommen und denſelben im Lichte unſerer Zeit und von dem Standpunkte der heutigen Forſchungen ausgeführt hätte. Wol aber hat der Forſcherfleiß unſers Jahrhunderts im einzelnen ein außerordentliches Material aufgeſpeichert, was theils auf den Geiſt und das Weſen des Byzantinismus überhaupt, theils auf einzelne Partien ſeiner Geſchichte neue und hier und da ſelbſt vortheilhafte Streiflichter zu werfen geeignet iſt. Und ganz treffend ſagt Schnaaſe („Geſchichte der bildenden Künſte", III, 114):

> Schon dadurch war das langausdauernde byzantiniſche Reich heilſam, daß ſich hier die Schätze altgriechiſcher und römiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt erhielten. Die Civiliſation, die Gelehrſamkeit, die Technik, der Erwerb langer Jahrhunderte wurde hier bewahrt, während die Stürme der Völkerwanderung und der ungebändigte Sinn der germaniſchen Stämme im Weſten und bald darauf die Verheerungen der Araber in Aſien alles Beſtehende umſtürzten. Gerade durch den Mangel eigener friſcher Bewegung war dieſes Reich der Mitte für eine ſolche Bewahrung geeignet. Es bildete eine Schatzkammer, aus welcher Germanen und Araber, nachdem ſie ſoweit gereiſt waren, ſich jenen frühern Erwerb aneignen konnten. Indeß iſt auch dadurch die Bedeutung des byzantiniſchen Reichs noch nicht ganz erſchöpft: es erhielt nicht blos Altes, es führte dem Leben der europäiſchen Völker auch Neues hinzu.

Unſer Verfaſſer hat aber überhaupt vom Byzantinismus ſo gut wie keinen Begriff; ſein ſüddeutſcher Landsmann, der berühmte Fragmentiſt, den wir beiſpielsweiſe als ein instar omnium erwähnen, hätte ihm die eine und andere ſehr brauchbare Belehrung darüber geben können. Wir wären nun gar wohl im Stande, dem Verfaſſer den Nachweis zu liefern, daß die Literatur, um die er ſich hätte bekümmern müſſen, wenn er aus dem Aſyl ſeiner Muſe ein wahrhaft nützliches Buch hervorgehen laſſen wollte, im Laufe unſers Jahrhunderts eine ſehr reiche geworden iſt — wir würden mehr als eine Spalte d. Bl. in Anſpruch nehmen müſſen, um auch nur das Wichtigſte hervorzuheben —; wir haben aber aus leichtbegreiflichen Gründen davon abzuſehen, um noch einigen Raum für uns nothwendig erſcheinende Bemerkungen zu gewinnen. Wenn der Verfaſſer die tauſendjährige Fortdauer des byzantiniſchen Reichs „nach göttlicher Zulaſſung als ein unerhörtes Schauſpiel", als etwas „Unbegreifliches" anſieht, ſo würde ihm, abgeſehen von manchen andern ſehr natürlichen Gründen ganz beſonders ein ſorgfältiges und gründliches Studium der Kreuzzüge und ihrer Jahrhunderte die ganze Erſcheinung nicht unbegreiflicher und wunderbarer haben erſcheinen laſſen, als überhaupt alle merkwürdigen und hervorragenden Thatſachen der Weltgeſchichte. Oder will der Verfaſſer nur etwa hier und da die Fügungen einer Weltregierung anerkannt wiſſen? Wir wären begierig zu erfahren, welche Auswahl er zu treffen gewillt ſein möchte. Betrachten wir jetzt noch einige Stellen des Buches ſelbſt.

Wenn wir auch gegen die Behauptung des Verfaſſers, „die Nachwelt wird Konſtantin den Beinamen «des Großen» nie verſagen, wenn er gleich in ſeinen Fehlern der echte Sohn ſeiner Zeit war", uns auf keine Einwendungen einlaſſen wollen, ſo können wir es doch nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß er dieſen unbeſtreitbar merkwürdigen Kaiſer theils zu kurz, theils zu oberflächlich abgefertigt hat. Hier beſtraft ſich's recht, daß er ſich bei der Verfaſſung ſeines Buchs um weiter niemand bekümmerte als um den in ſeinen Dienſt genommenen Gibbon. Dieſer iſt bekanntlich kein Freund Konſtantin's und noch weniger ſeines Hofbiographen, des Biſchofs Euſebius. Dadurch ſah ſich unſer Verfaſſer genöthigt, ganz auf der Oberfläche zu bleiben und von Gibbon's Darſtellung nur das zu verwerthen, was ſeinem Intereſſe entſprach. Wie gut und empfehlend wäre es für des Verfaſſers Buch geweſen, wenn wenigſtens Manſo zu Rathe gezogen worden wäre, während Jakob Burckhardt allerdings der Wiſſenſchaftlichkeit des Buchs und ſeinem Beſtreben nach hiſtoriſcher Wahrheit den erſprießlichſten Dienſt geleiſtet haben würde. Uebrigens glauben wir den Bewunderern Konſtantin's und mithin auch dem Hrn. von Andlaw doch eine, wie uns dünkt, zu wenig beachtete Thatſache unter die Augen rücken zu müſſen. Gleichwie Alexander der Große ſeine Genialität dadurch verrieth, daß er in Aegypten die Stadt Alexandrien an einem Punkte gründete, der eine welthiſtoriſche Bedeutung in Anſpruch nahm, ſo war es in der That auch ein genialer Blick, als Konſtantin in dem alten Byzanz die natürliche Hauptſtadt des Römerreichs in einer Zeit erkannte, wo die hereinbrechende Barbarei die kluge Politik der alten Römer zu umnachten begann. Und die Engländer, die ſich auf ſolche Dinge verſtehen, haben ganz recht, wenn ſie ſagen: und wenn an Konſtantinopels Stelle ein elendes Dorf ſtände, wir würden den Platz deſſelben niemals einer Großmacht ohne Kampf überlaſſen. Dieſer Triumph Konſtantin's ragt bis in die Gegenwart herein, obſchon er einen Theil dieſes Ruhms an die alten Griechen abtreten muß, die bereits neun Jahrhunderte früher die Bedeutung der Oertlichkeit durch die Gründung ihres „Byzantion" anerkannt hatten.

Der Abſchnitt, in welchem der Verfaſſer über Juſtinian und ſeine Regierungsgeſchichte ſpricht, erweiſt ſich ſehr mangelhaft im Verhältniß zu dem, was wir

Digitized by Google

jetzt wiſſen und wie wir jetzt urtheilen.*) Der Stoß, den dieſer Kaiſer von Oſten aus gegen den von Barbaren eroberten ſüdlichen Theil ſeines Reichs führte, iſt in der That höchſt merkwürdig und um der Kraft willen, mit der er geführt ward, faſt räthſelhaft, da ſchon damals der Herrſcher in Konſtantinopel, wie aus Procopius erſichtlich iſt, „der kranke Mann“ hieß. Die Feldherrntalente des Beliſar und Narſes und die überlegene Kriegskunſt der Byzantiner erklären bei weitem nicht alles. Daß übrigens die römiſchen Biſchöfe hinter dem Rücken der ketzeriſchen Gothen mit Juſtinian einen verrätheriſchen Briefwechſel unterhielten und dadurch indirect zur Wiedereroberung Italiens beitrugen — unſer Verfaſſer ſpricht freilich nicht davon — iſt erwieſen. Was das vandaliſche Afrika und ſeine Rückeroberung durch die Byzantiner betrifft, ſo würde der Verfaſſer ſeinen Leſern ganz anderes zu bieten vermocht haben, als geſchehen iſt, wenn er Papencordt's allbekannte, treffliche Preisſchrift „Geſchichte der vandaliſchen Herrſchaft in Afrika“ (Berlin 1837) benutzt hätte. Noch weniger zu billigen iſt es aber, daß der Verfaſſer bei Gelegenheit der Erzählung von dem Kampfe „der Grünen und Blauen“, der dem Juſtinian beinahe den Thron gekoſtet hätte, ſeinen Leſern, die er doch nicht in den niedrigſten Kreiſen der Geſellſchaft ſucht, über dieſe merkwürdige Erſcheinung im römiſchen Staate, deren erſte Anfänge noch in die Zeit der Republik fallen, das Allergewöhnlichſte noch dazu ganz oberflächlich auftiſcht. Er hätte ſeinen Leſern einen recht intereſſanten Abſchnitt zu liefern vermocht, wenn er ſich entweder an die gründlichen Monographien Wilken's und Adolf Schmidt's gewendet hätte, oder wenigſtens die brauchbaren Darſtellungen im von Raumer'ſchen „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“ (1830), in Nr. 52 der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung“, Jahrg. 1855, und die „Philologiſchen Jahrbücher“ vom Jahre 1856, S. 745 u. ſ. w. zu Rathe gezogen worden wären. Uebrigens mußte der Verfaſſer zur Erklärung des ſo wüthenden und dem Throne gefährlichen Kampfes im Hippodrom zu den Worten „der Kaiſer hatte ſich für die Blauen erklärt“, hinzufügen: während bis dahin die Kaiſer die Grünen begünſtigt hatten. Wenn der Verfaſſer ohne alles Bedenken die Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien durch die Araber (640 n. Chr.) als eine ausgemachte hiſtoriſche Thatſache erzählt, ſo legt dies abermals ein Zeugniß für die Oberflächlichkeit ab, mit der er ſeinen erſten und einzigen Rathgeber, Gibbon, benutzt. Las er denn nicht deſſen gewichtige Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung in dem 51. Kapitel des Originals? Waren ihm denn alle die zahlreichen Schriftwerke der Deutſchen und Franzoſen über das alexandriniſche Muſeum, von denen mehrere dieſe barbariſche That ebenfalls beſprechen, gänzlich unbekannt? Wußte er in der That nichts von den Preisſchriften Parthey's und Klippel's „Ueber das alexandriniſche Muſeum“ (beide 1838); nichts von dem trefflichen, jüngſt verſtorbenen Ampère, der die Verbrennung der Bibliothek entſchieden in den Bereich der Fabel verweiſt, während Matter in der Preisſchrift „Histoire de l'École d'Alexandrie“ u. ſ. w. unſers Wiſſens der einzige iſt, der noch für die Wahrheit dieſer Thatſache ernſtlich kämpft? Erkennt endlich der Verfaſſer nicht den ſchönen Grundſatz der Geſchichtſchreibung an, die Menſchheit ſo lange mit keinem Schimpf, mit keiner Schmach zu belaſten, bevor nicht die vollſtändigen Beweiſe geliefert wurden, zumal Leſern gegenüber, die eines Urtheils über die betreffende Thatſache nicht fähig ſind? Daß der Verfaſſer bei der Kirchentrennung, die ſich zwiſchen dem Morgen- und Abendlande im 9. Jahrhundert vollzog, alle Schuld in Konſtantinopel findet, ließ ſich bei den Grundſätzen und der Tendenz deſſelben natürlich erwarten. Es würde ſeinem Buche freilich ſehr zum Nutzen und zur Zierde gereicht haben, wenn er ſeinen kirchlichen Glaubensgenoſſen, Dr. Pichler, deſſen vorzügliches Werk*) mit dem erſten Bande ſchon 1864 ihm zu Dienſten ſtand, hätte hören wollen. Hielt ihn vielleicht der Umſtand davon zurück, daß man es in Rom auf den Index prohibitorum zu ſetzen beliebte? Wenn der Verfaſſer bezüglich der Einnahme Konſtantinopels durch die abendländiſchen Kreuzfahrer (1204) der gewöhnlichen Erzählung über deren Verheerungen in dieſer Stadt gefolgt iſt, ſo müſſen wir demſelben einen Vorwurf daraus machen, daß er die Barbarei ſeiner Glaubensgenoſſen nicht auf ein richtigeres Maß zurückgeführt hat durch Pinder, der im dritten Bande des bekannten Literaturwerkes von Scholl, geſtützt auf Nachrichten bei Nicetas, Villehardouin und Balduin, die Uebertreibung nachgewieſen hat. Die Nichtbenutzung der Veröffentlichungen von Tafel und Thomas aus dem venetianiſchen Staatsarchiv (Wien 1856) über dieſelbe Thatſache ſoll indeß keinen Vorwurf begründen.

Daß bei der kurzen Erzählung von dem Falle Konſtantinopels (1453) von Mordtmann's Werk „Belagerung und Eroberung Konſtantinopels durch die Türken“ (1860) keine Notiz genommen ſein würde, ließ ſich im voraus erwarten. Dies möge genügen, um ein Buch zu kennzeichnen, dem die Kritik an der Hand der Wiſſenſchaft den Eintritt in den ehrenhaften Kreis der Literatur deutſcher Nation durchaus verſagen muß.

2. Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Schwaben. Ein Beitrag zur Geſchichte der Hohenſtaufen von Hans Prutz. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vor 47 Jahren erſchien Böttiger's Biographie: „Heinrich der Löwe“, ſie fand ſowol in der wiſſenſchaftlichen Welt als in dem Kreiſe gebildeter Laien nicht geringen Anklang; ſie entſprach dem damaligen Standpunkte der Quellenkenntniß der deutſchen Geſchichte und ihrer Kritik, ſowie der Zeitſtimmung, die ihren Blick mit beſonderer Vorliebe dem lange vernachläſſigten und verkannten Mittelalter und ſeinen hervorragenden Charakteren zuwendete. Selbſt Voigt's Monographie: „Gregor VII. und ſein Zeitalter“, die drei Jahre früher erſchien, muß von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet werden. Wenn nun Böttiger faſt immer das Recht auf der Seite des gewaltigen

*) Auch Gibbon iſt gerade in dieſem Abſchnitt ſeiner Geſchichte ebenſo ausführlich als gründlich, nach Maßgabe des Materials, was ihm ſein Zeitalter darbot.

*) „Geſchichte der kirchlichen Trennung zwiſchen dem Orient und Occident von den erſten Anfängen bis zur jüngſten Gegenwart.“ Der zweite Band erſchien 1865. Damit ſteht in engſter Verbindung „Acta et scripta quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae saeculo undecimo composita exstant“ von Dr. Will (Leipzig 1861). Es iſt dies die erſte ſorgfältige Geſammtausgabe.

Digitized by Google

Welfenherzogs den Hohenſtaufen gegenüber findet, ſo erklärt ſich dieſe Anwaltſchaft nicht blos aus der ſehr gewöhnlichen und keineswegs unnatürlichen Neigung der Biographen, ihre Helden möglichſt in Schutz zu nehmen, ſondern auch aus der mehrfachen Mangelhaftigkeit der Quellen und ihrer Kenntniß bezüglich der hohenſtaufiſchen Epoche und derjenigen kritiſchen Beleuchtung und Durcharbeitung, die erforderlich iſt zur Gewinnung der hiſtoriſchen Wahrheit, aber erſt im Laufe der neueſten Zeit ſich ihrer wünſchenswerthen Ausführung zu erfreuen gehabt hat. Wer wird z. B. heutigentags noch in einer Biographie Heinrich's des Löwen und überhaupt in der Darſtellung des Verhältniſſes der Welfen zu dem Hauſe der Hohenſtaufen der Chronik des Kloſters Stederburg — unweit Wolfenbüttel gelegen — ohne Mistrauen folgen, ſo wichtig ſie an ſich iſt, nachdem ihr Verfaſſer, der Propſt Gerhard, als ein fanatiſcher Anhänger der Welfen erkannt iſt? Die Ueberzeugung aber ſteht jetzt feſt: eine Biographie Heinrich's des Löwen bildet ein nothwendiges Glied der Geſchichte der Hohenſtaufen. Daher machte auch unſer Verfaſſer die Erfahrung, daß ihn ſeine Studien zu einer Geſchichte des Hohenſtaufen Friedrich's I. zuvörderſt zu eingehender Beſchäftigung mit Heinrich dem Löwen führten. Und ebenſo richtig iſt deshalb ſeine Bemerkung:

Bei der genauen Beziehung, in der Heinrich's Leben zu der Geſchichte der erſten Hohenſtaufen ſteht, in ſeiner entſcheidenden Bedeutung, namentlich für die Friedrich's I., erfährt durch eine Biographie des großen Welfen die Kenntniß der ganzen Epoche vielleicht einige Förderung, inſofern glaubte ich das vorliegende Buch mit Recht als einen Beitrag zur Geſchichte der Hohenſtaufen bezeichnen zu dürfen.

Und dieſes Verdienſt, wie wir gleich bei dieſer Gelegenheit bemerken wollen, hat ſich der Verfaſſer unbeſtreitbar in rühmlicher Weiſe erworben: ſein Buch darf ſowol bezüglich der Quellenkunde als der hiſtoriſchen Kritik und der ſprachlichen Darſtellung in der Reihe der Werke über die hohenſtaufiſche Zeit einen ehrenvollen Platz beanſpruchen. Der noch junge Verfaſſer hat die Hoffnung, die ſeine als Vorläuferin herausgegebene Schrift: „Historia Henrici Leonis etc." (Berlin 1863), erweckte, in einer Weiſe in Erfüllung gehen laſſen, daß man ihm gern wiederum auf dem Gebiete der Geſchichtswiſſenſchaft begegnen wird.

Zu welchem Reſultat iſt nun aber unſer Verfaſſer gelangt? Hören wir ihn ſelbſt darüber:

Eine große und gewaltige Zeit war es, in die Heinrich's des Löwen Leben gefallen: eine Epoche glänzender Machtentfaltung Deutſchlands nach außen hin, hoher geiſtiger Entwickelung auch im Innern. Immer wieder fühlt man ſich hingezogen zu den großartigen Geſtalten, die uns als Träger dieſer Cultur und dieſer Politik entgegentreten, und eine Art heroiſchen Glanzes umgibt einen Friedrich Barbaroſſa und den Kreis ſeiner kühnen Genoſſen in den wechſelvollſten Kämpfen. Alle aber überragt Herzog Heinrich, und ebenbürtig tritt er an die Seite des gewaltigen Hohenſtaufen. Ein ſchweres Verhängniß, wahrlich, war es für das Reich, daß zwiſchen dieſen beiden Männern Hader und Zwietracht ausbrechen mußte, daß ſie, deren feſte Verbindung die Geſchicke des Reichs in die glorreichſten Bahnen hätte lenken können, ſtatt gegen gemeinſame innere und äußere Feinde gegen einander ziehen mußten. In dieſem Kampfe, der den Welfen ſtürzte, ging eigentlich freilich nur der Same auf, der in den letzten Jahrzehnten, ja der unter Friedrich's I. eigener Regierung geſäet worden war, in ihm erreichte eine Entwickelung ihren Abſchluß, die ſchon längſt im Gange geweſen, aber nur hier und da wie zur Warnung klar zu Tage getreten war. Für Deutſchland aber wurde ſie der Ausgangspunkt neuer verderblicher Beſtrebungen. Schwer iſt es, zumal bei der Unvollſtändigkeit unſerer Kenntniß von dem innern Verlaufe dieſer Ereigniſſe, das Maß der Schuld zwiſchen den Betheiligten abzuwägen; des einen Streben zu verdammen, weil es durch den Erfolg, auf den ſich ſo viele als auf den letzten und höchſten Richter in der Geſchichte berufen, nicht gekrönt worden, damit die Sache des andern, für die der Erfolg entſchieden hat, auch als die allein berechtigte und vernunftgemäße hinzuſtellen — das will uns ebenſo unbillig als unhiſtoriſch erſcheinen. Mag, wie viele wollen, Heinrich der Löwe ſchwer gefehlt, mag er wirklich allein durch ſeinen Abfall der Urheber geworden ſein des verhängnißvollen Ausgangs, den der Kampf mit den Lombarden nicht für Friedrich I. allein, ſondern für ſein ganzes Geſchlecht ſchließlich genommen hat: dieſe Schuld beeinträchtigt ſeine hiſtoriſche Größe nicht; vor allen Dingen darf ſie uns nicht vergeſſen machen, was er ſonſt Großes geleiſtet, darf uns nicht das aus dem Auge verlieren laſſen, was er wirklich Dauerndes geſchaffen hat. Wenn irgendjemand in dieſer Zeit bezeichnet werden kann mit dem Namen eines nicht blos raſtloſen, ſondern auch ſieg- und erfolgreichen Vorkämpfers deutſchen Weſens und deutſcher Cultur, ſo verdient Heinrich gewiß im vollſten Maße dieſe ehrenvolle Benennung. An ſeine Perſon unmittelbar knüpft ſich alles das an, was im Laufe des 12. Jahrhunderts zur Entſcheidung des ſeit Jahrhunderten ohne dauernden Erfolg geführten Kampfes zwiſchen Deutſchen und Slawen geſchehen iſt.*) Die wichtigen Lande zwiſchen Elbe und Oder waren längſt der Gegenſtand heißen Ringens zwiſchen beiden Nationen: daß ſie den Slawen entriſſen und ein Sitz deutſcher Cultur wurden, iſt zunächſt Heinrich's des Löwen Verdienſt. Lübeck iſt ſeine Gründung, ſeine Lieblingspflanzung, er hat recht eigentlich den erſten Grund gelegt zu der wahrhaft königlichen Größe, zu der es ſich ſpäter aufſchwang. Holſtein, ein Hort deutſcher Sitte und deutſchen Weſens, iſt durch ihn zuerſt endgültig den Slawen entriſſen worden. Sind daher durch ſeine Schuld den Deutſchen wirklich im Süden jenſeit der Alpen ſchwere Verluſte bereitet worden — ſie werden durch das, was er ihnen im Norden und Oſten neu gewonnen, wahrlich mehr als aufgewogen. Darum lebt denn auch ſein Name noch heute fort nicht blos in ſeinen alle Wechſel und Stürme überdauernden Gründungen, ſondern wird im Munde des Volks noch heute in Lied und Sage geprieſen.

Solange die Lückenhaftigkeit der Quellen gerade für die Zeit, wo das verhängnißvolle Zerwürfniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog ſich allmählich entwickelte und endlich zum Ausbruch kam, nicht beſeitigt iſt — zur Zeit hat ſich noch keine Ausſicht dazu gezeigt —, wird man mit obigem Reſultate ſich begnügen müſſen. Wir unſererſeits ſind zu folgender ſubjectiven Ueberzeugung gelangt: entweder ſah der Welfenherzog mit prophetiſchem Geiſte das Verderben voraus, das einſtens über Deutſchland überhaupt und über das Kaiſerhaus insbeſondere kommen werde, wenn der Deutſchen beſte Kraft an das glänzende aber nichtige Phantom der italieniſchen Königskronen vergeudet werde, oder er trug in der That den Plan in ſeiner Seele, wozu ihn nicht minder angeſtammter Welfenhaß gegen die Hohenſtaufen als perſönlicher Ehrgeiz befähigten, ein nordiſches Reich zu errichten, zu dem es an Raum nicht gebrach, das allen Gegnern gewachſen ſei und wol der Mittelpunkt einer neuen deutſchen Kaiſermacht werden könne, zumal da ihm ſelbſt im Süden Deutſchlands in ſeinem Herzogthum Baiern eine mächtige Stütze gegeben zu ſein ſchien; mag man das eine oder

*) Gegen dieſe Ausſchließlichkeit proteſtirt Albrecht der Bär und ſein neueſter Biograph von Heinemann, wie dem Verfaſſer nicht unbekannt ſein kann.

Digitized by Google

das andere annehmen, es erklärt ſich doch am leichteſten auf dieſe Weiſe die hartnäckige und beim erſten Anblick räthſelhafte Weigerung des Herzogs, mit ſeiner Macht dem in Italien hartbedrängten Kaiſer zu Hülfe zu kommen. Daß der letztere ſeinem mächtigſten Vaſallen, der aber zugleich ein naher Verwandter war und bis dahin auch als perſönlicher Freund angeſehen ward, bittend entgegengekommen iſt, läßt ſich nach den Ausſagen glaubwürdiger Quellen nicht füglich bezweifeln; aber an Demüthigungen, wie ſie ſpätere Aufzeichnungen erzählen und die der entrüſteten Kaiſerin Drohworte entriſſen haben ſollen, iſt nicht zu glauben, wie nachher zur Sprache gebracht werden wird. Uebrigens dürfte die Bemerkung noch am Platze ſein, daß in Heinrich's des Löwen Weſen und Thun die Thatkraft, aber auch die Härte des Zeitalters gleichſam verkörpert erſcheint.

Unſere beſondere Beachtung verdienen aber noch zwei gründliche Excurſe, die der Verfaſſer ſeinem Buche beigegeben hat. Der erſte behandelt „Die Sage von den Weibern von Weinsberg". Der Glaube an dieſe Erzählung als eine hiſtoriſche Thatſache war ſchon längſt erſchüttert: bereits Luden hatte ſie im zehnten Bande ſeiner deutſchen Geſchichte bezweifelt. Die ſeit dieſer Zeit zahlreich angeſtellten kritiſchen Unterſuchungen haben dieſen Zweifel gerechtfertigt. Die beiden weſentlichſten Gründe ſind: keine der gleichzeitigen Quellenſchriften, die in ziemlicher Anzahl vorhanden ſind, weiß etwas davon; das ganze Factum wird an verſchiedenen Orten und Zeiten wiederholt, ſo z. B. in Baden und in den Niederlanden, wie die Sagenſammlungen überzeugend nachweiſen. Und ſo kommt denn auch unſer Verfaſſer zu dem Ergebniß: „Die liſtige That der Weiber von Weinsberg iſt in das Gebiet der Sage zu verweiſen." Mag nun aber immerhin die Geſchichtswiſſenſchaft dieſelbe aus ihrem Gebiete verweiſen, dem Gedächtniſſe des Volks darf ſie deshalb nicht entfallen: das mag dieſe Sage auch ferner in dem „Schatzkäſtlein" aufbewahren, in welchem die Poeſie ſchon ſo manchen ſchönen Edelſtein fand, dem ſie einen Prismenglanz anzuſchleifen vermochte, daß jeder verſtändige Volksgenoſſe wie in einem Spiegel das Weſen ſeiner Urväter erblickte und die Verwandtſchaft mit ihm in ſeinem Innern empfand. Und die weinsberger Sage iſt gewiß echt deutſchen Urſprungs. Die Stellung und der Charakter des deutſchen Weibes ſpiegelt ſich ebenſo darin ab wie das Weſen des ehelichen Lebens der Deutſchen, das dieſe noch jetzt ehrt.

Der zweite ziemlich umfängliche und unſers Dafürhaltens erſchöpfende Excurs führt die Ueberſchrift: „Ueber Heinrich's des Löwen Zuſammenkunft mit Friedrich I. vor der Schlacht bei Legnano." Wir haben hier keinen Raum, um der geführten kritiſchen Unterſuchung Schritt vor Schritt zu folgen. Wir begnügen uns deshalb mit der Angabe des Ergebniſſes, zu welchem der Verfaſſer gelangt iſt:

Die Ueberlieferung wächſt ſagenhaft fort. Die moderne Darſtellung der Zuſammenkunft aber iſt nichts als eine Compilation der verſchiedenſten ihrem Werthe nach ganz ungleichen Quellennotizen. Die Unterredung fand nicht in Chiavenna ſtatt, ſondern im ſüdlichen Baiern — vielleicht in Partenkirchen — und zwar allem Anſchein nach zwiſchen dem 1. und 7. März 1176. Ueber die Vorgänge bei der Unterredung ſelbſt wiſſen wir nur Sagenhaftes. Die großen Abweichungen zwiſchen den verſchiedenen Berichten, namentlich aber das Genauerwerden derſelben, je weiter wir uns von der Zeit des Ereigniſſes ſelbſt entfernen, muß uns gegen daſſelbe mistrauiſch machen und bewegen, ſeine wirkliche Exiſtenz mit Recht in Zweifel zu ziehen.

Zum Schluß glauben wir aber dem geehrten Verfaſſer noch folgende Wünſche vortragen zu müſſen, die er bei einer neuen Auflage ſeines Buchs, die gewiß nicht ſehr lange auf ſich warten laſſen wird, berückſichtigenswerth finden möge: 1) Beſeitigung einiger Wiederholungen, die in der geſchichtlichen Erzählung vorkommen, ſowie einiger Fehler, die wol zumeiſt Druckfehler ſind, in den urkundlichen Anmerkungen: einer ſorgfältigen Reviſion wird die Entdeckung und Entfernung des ſoeben Gerügten leichtfallen; 2) der Biographie des Papſtes Alexander III. von Reuter und dem dritten Bande der engliſchen Geſchichte von Pauli dürfte der Verfaſſer eine eingehendere Einſicht und Benutzung zu widmen haben; 3) ein beſonderer Abſchnitt über Kaiſer Heinrich VI. möchte aus leicht begreiflichen Gründen ſehr zu empfehlen ſein, im Sinne deſſen, was Abel in ſeinem „Philipp der Hohenſtaufe" und Toeche in ſeiner Schrift: „De Henrico VI." (Berlin 1860), ſo gründlich geſchrieben haben. Denn in unſern gewöhnlichen Geſchichtsbüchern läuft noch vieles um, was ganz unhiſtoriſch oder falſch aufgefaßt iſt: Heinrich's VI. angebliche Grauſamkeiten, ſeine vermeintliche Härte gegen den niedergeworfenen Löwenherzog, ſowie endlich die Annahme, daß Richard Löwenherz ganz rechtswidrig von Kaiſer Heinrich VI. gefangen gehalten worden ſei — das ſind Punkte, über welche ein wiſſenſchaftliches Geſchichtswerk zu Ehren der geſchichtlichen Wahrheit im Zuſammenhange Aufklärung geben muß, um auf dieſe Weiſe die in Volks- und Lehrbüchern befindlichen Irrthümer zu beſeitigen; 4) endlich wäre unſers Bedünkens ein Abſchnitt über die Germaniſirung und Chriſtianiſirung der von Heinrich dem Löwen eroberten ſlawiſchen Nordlande wol an ſeinem Platze: des Eroberers Verdienſte würden dadurch gewiß nicht in den Hintergrund treten, wenn auch die Wirkſamkeit der Klöſter und Mönche beſonders hervorgehoben werden müßte, wie dies unlängſt Winter, „Die Prämonſtratenſer des 12. Jahrhunderts" (Berlin 1865), bezüglich Brandenburgs ſehr gut dargethan hat.

Dieſe Wünſche ſollen keinen Tadel ausſprechen, ſondern vielmehr die Aufmerkſamkeit beurkunden, mit welcher wir des Verfaſſers Buch geleſen, ſowie nach unſerm Ermeſſen die Möglichkeit bezeichnen, demſelben in einer neuen Auflage eine noch größere Verdienſtlichkeit zu erwerben und zu ſichern.

Karl Zimmer.

Digitized by Google

Neue Romane.

1. Jane, die Jüdin. Erzählung von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 5 Thlr.

Die Romane Philipp Galen's, ſoweit ſie uns bekannt ſind, packen und ſpannen den Leſer. „Jane, die Jüdin“ dagegen iſt eine ſehr einfache Geſchichte, welche ſich auf drei Seiten nacherzählen läßt. Sie iſt wie ein glattes Meer, in dem nur hier und da eine kleine Welle aufſteigt, wie ein ſonnbeglänzter blauer Himmel, an deſſen äußerſtem Rande kleine graue Wolken ſchweben. Wer Aufregung und Spannung verlangt, für den iſt dieſer Roman nicht geſchrieben; die Handlung iſt winzig. In drei Bänden nur Ein Liebespaar, welches ſich mit Vorliebe in Geſprächen über Gott, Welt, Herz und Unſterblichkeit ergeht.

Der Zufall eröffnet den Reigen: eine Badebekanntſchaft in Sanner's Hotel in Kiſſingen. Aber nicht Er und Sie werden auf dieſe bequeme Weiſe bekannt; es ſind zwei Männer, welche in dieſem Hotel Freundſchaft ſchließen: der Held des Romans, Dr. Reinhold Strahl, Privatdocent der Medicin an der Univerſität zu X. X. X., und der alte Kaufherr J. D. Schilling aus Altona. Wenige Tage ſpäter kommt deſſen Sohn Ernſt, ein Schiffsbaumeiſter, mit zwei erwachſenen Töchtern, Margaretha und Bertha, an, und als die Saiſon zu Ende iſt, muß Reinhold bei der Trennung verſprechen, daß er im folgenden Sommer die Familie Schilling beſuchen will. Schilling sen. bewohnt ein kleines Häuschen in Altona, Schilling jun. beſitzt einen prächtigen Landſitz oberhalb Oevelgönne bei Hamburg.

Reinhold Strahl, von unbemittelten Aeltern geboren, welche ihm ſchon früh entriſſen wurden, hat von Jugend an hart und ſchwer mit den Feinden menſchlicher Freude und menſchlichen Glücks ringen müſſen. Er ſelbſt bekennt:

> Ich war und blieb ein einſamer Pilger auf Erden, der immer vergeblich ſich nach dem gelobten Lande der Ruhe und Behaglichkeit ſehnte. Nur in der Arbeit, der angeſtrengteſten, ſelbſtgewählten Arbeit fand ich Beruhigung und Troſt, nur die Nahrung meines Geiſtes bot mir das einzige Labſal in meinem einförmigen und oft ſehr traurigen Daſein. Aber dennoch, unter allen Entbehrungen und Nöthen wuchs ich geiſtig und körperlich heran. Ich rang und rang ohne Unterlaß, und mit dieſem Ringen erwarb ich mir das Nothwendige zu einer ſelbſtändigen Stellung. So kam ich endlich in die Lage, in der ich mich jetzt befinde, und mit der ich inſoweit zufrieden bin, als ſie mich kleidet und nährt und mir vor allen Dingen die Achtung der Welt gewährt. Aber mit dem Geiſt, dem Wiſſen und Können ſind wir nur zum Theil gegen die Angriffe des Lebens gerüſtet; die tägliche Nothdurft befriedigen, heißt noch lange nicht glücklich ſein. Dem Menſchen ward auch ein warmes Herz gegeben und dieſes Herz mit einem heiligen Sehnen und Trachten nach einem gleichgeſtimmten Herzen erfüllt.

Dieſes gleichgeſtimmte Herz — er wird es im Norden finden, belagern und erobern. Der Verabredung gemäß trifft er zuerſt bei Schilling in Altona ein. Das einfache, echt gemüthliche Leben im Hauſe des alten Herrn iſt vortrefflich geſchildert; nicht minder angenehm lieſt ſich die Beſchreibung Hamburgs und der reizenden Gegend um Oevelgönne. Reinhold begegnet einem jüdiſchen Componiſten, Jacobſon, mit dem er in Streit geräth. Der Chriſt äußert: es fehle den Juden eine Eigenſchaft des Gemüths, die Gefühlstiefe; der Jude widerſpricht und will den Beweis von der Gefühlstiefe ſeiner Glaubensgenoſſen liefern:

> Morgen feiern wir in unſerm Tempel in Hamburg das Verſöhnungs- und Todtenfeſt. Wohnen Sie demſelben eine oder zwei Stunden lang bei. Ich ſelbſt will Ihr Führer ſein, und Sie ſollen Gelegenheit haben, alles zu ſehen und zu hören, was bei uns zu ſehen und zu hören iſt, und wenn Sie, nachdem Sie unſern Chorgeſang mit offenem Herzen — ich ſage abſichtlich Herzen, nicht Ohren — vernommen haben, dann wollen wir in geeigneter Stunde weiter über die mangelnde Gefühlstiefe bei den Juden ſprechen.

Die ausführliche Beſchreibung dieſer Feier in der Synagoge iſt meiſterhaft. Reinhold ſieht ein, daß ſeine Aeußerung falſch war. Der Componiſt führt ihn auf den Chor an die Brüſtung, von der herab man den ganzen Tempelraum, unten in der Tiefe, und oben auf den Galerien zu beiden Seiten überſchauen konnte. Unter ihm die betenden Männer, am Ende des Tempels die von ihren Gasflammen ſtrahlende Eſtrade mit dem Vorbeter vor dem Altar, und auf den Galerien die Frauen und Mädchen in einem breiten blühenden Kranz. Auf dieſen ruht ſein prüfendes Auge; plötzlich vergißt er, wo er ſich befindet, er ſieht nur noch eine einzige, „die, wie eine Blume plötzlich aus den unruhigen Wellen des Meers aufgetaucht, golden, überirdiſch glänzend vor allen übrigen leuchtete und, als ſtröme ſie einen feinen, weithin wirkenden Duft aus, damit ſeine Sinne bezauberte und ſeine Seele mit einer bisher ungekannten Wonne berauſchte“. Ihm zur rechten Hand ſitzt dieſe Geſtalt, den Kopf halbmüde und traurig an einen Pfeiler gelehnt. Sie iſt einfach gekleidet: ein weißes Gewand, lila Schleifen und Bänder, weder an ihrem Halſe noch in ihren Ohren blitzt irgendein Schmuck. In ihrem Blick liegt eine Art Scheu, Ueberraſchung oder gar Schrecken, auf ihrem kindlichen, reinen und frommen Antlitz etwas Taubenartiges, Schüchternes, unendlich Sanftes und Wehmüthiges — die arme traurige Taube! denkt Reinhold. Er iſt verliebt. Er fragt nach ihr, niemand kann Antwort geben; täglich fährt er nach Hamburg, um ſie wiederzuſehen, aber er findet ſie nicht.

Der von der Reiſe zurückgekehrte Schiffsbaumeiſter wünſcht nun, daß Reinhold auf Schillings-Luſt oberhalb Oevelgönne erſcheine. Sein Herz bleibt in Hamburg. Aber der Zufall iſt ihm gnädig. Als er mit den beiden muntern Mädchen Margaretha und Bertha einen Spaziergang nach Oevelgönne und dem Elbufer macht, kommen ſie vor ein reizendes kleines Haus. Da will der Zufall, daß der reiche Schilling dieſes Haus, ſein Eigenthum, vermiethen mußte, daß eine einſam lebende ſchwediſche Jüdin mit ihrer Magd Rebekka in demſelben wohnt, und daß dieſe Jüdin natürlich niemand anders iſt als die arme traurige Taube, deren Anblick Reinhold in der Synagoge genoſſen und die er ſeitdem vergeblich geſucht. Zu Schillings kommt ſie ſelten, und Margaretha weiß nur, daß ſie Jane Norrmanſon heißt und früher mit ihrer Tante, einer alten, nicht bemittelten, getauften Jüdin zuſammengelebt hat, welche im Winter geſtorben iſt. Ein Schleier des Geheimniſſes verhüllt dieſe Frauengeſtalt; der

Digitized by Google

Leſer iſt ſehr begierig, Jane's Vergangenheit zu erfahren. Aber unſere Geduld wird auf eine lange, lange Probe geſtellt: ehe Galen den Schleier lüftet, tiſcht er ſo unendlich viele und wahrhaſt endloſe Geſpräche zwiſchen Reinhold und Jane auf, daß der Leſer, auf deutſch geſagt, eckig werden möchte. Im Intereſſe der vielen poetiſchen Stellen bedauern wir dieſe Breite; um ihretwillen wird mancher den Roman nicht zu Ende leſen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Reinhold Jane aufſucht und beſucht. Bald erſcheint er täglich in dem Häuschen am Elbſtrande; auch rettet er, der Arzt, die Geliebte von ſchwerer Krankheit. Es kommt zu einer Erklärung, aber ſie ſchlägt ſeine Hand aus, ſie will ſeine Freundin ſein und bleiben. Er verzagt nicht, er dringt ferner in ſie, und da erzählt ſie ihre Vergangenheit, zum Beweiſe, daß ſie ihn nicht heirathen kann, nicht darf. Der kurze Inhalt der langen Geſchichte iſt der: In Gothenburg in Schweden lebt ihr Vater als reicher Kaufmann. Er hatte ſtets Glück; nur einmal war er einem großen Unglück nahe, wurde aber durch die Hochherzigkeit eines deutſchen Gläubigers vom Verderben gerettet. Bei den Juden herrſchte oder herrſcht noch heute die Sitte, daß ſich das junge Mädchen demjenigen vermählen muß, der ihr vom Vater beſtimmt wird. Jane ſoll Ephraim Nariſchkin aus Petersburg heirathen, ſie empfängt ſein Bild, er kommt ſelbſt — ſie will ihn nicht. Es kommt zu böſen Scenen zwiſchen Vater und Tochter, und der Schluß iſt, daß der Alte ſeinen Fluch auf das Haupt der Tochter ſchleudert, und daß ſie Haus und Heimat verläßt. Ihre an ihn gerichteten Briefe wurden nie beantwortet. Sie, die Ausgeſtoßene, die Fluchbeladene, darf Reinhold nicht in den wirren Strudel ihrer entſetzlichen Verhältniſſe reißen. Das iſt eine Anſicht, die vom jüdiſchen Standpunkt aus richtig ſein mag; für uns iſt ſie unverſtändlich. Ebenſo wenig verſtehen wir die folgenden Worte:

> Sie ſind früher ſchon durch Ihr eigenes ſchweres Geſchick nicht glücklich geweſen, und ſo dürfen Sie noch weniger mit dem Schickſal eines andern belaſtet werden, einem Schickſal, für welches es keine, keine Abhülfe gibt.

Sehr richtig bemerkt der Chriſt:

> Sie täuſchen ſich. Ich bin nicht mit in den Strudel des Elends gezogen, welchem Sie unterworfen ſind, ich bin vielmehr beglückt, daß ich an Ihre Seite geſetzt ward, um Ihnen zu beweiſen, daß an einem Fluch, wie er über Sie ausgegoſſen, Gott keinen Theil hat, und das gerade dadurch bethätigt, daß er mir die Liebe zu Ihnen eingeflößt hat, die mich ganz erfüllt.

Darauf die Jüdin:

> Das iſt vielleicht Ihr ſchöner Glaube, aber nicht der meine. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der auf mich ausgegoſſene Fluch ſich zugleich auf den mit erſtreckt, der ſein Schickſal an das meine knüpft, und darum — allein darum — kann ich Ihre Liebe nicht erwidern.

Sei dem wie ihm wolle, Reinhold gibt die Hoffnung nicht auf. Die Beſuche werden fortgeſetzt; dann neue verblümte Anträge und gleichfalls verblümte Weigerungen. Wenn ſich der geſchätzte Autor nur kürzer gefaßt hätte! Wir ſehen nicht ein, was der 44 Seiten lange Brief an Jenny ſoll, in dem alles wiederholt wird, was uns bereits bekannt iſt! Unterdeſſen iſt Reinhold Profeſſor geworden. Ernſt Schilling, dem der Gemüthszuſtand des Gaſtes nicht entgangen, zeigt ſich als theilnehmender Freund. Ihm beichtet Reinhold, und Schilling, der in Gothenburg bekannt iſt, verſichert, daß dort kein jüdiſcher Handelsmann mit Namen Norrmanſon lebe, dieſer Name ſei ja auch kein jüdiſcher. Da fällt Reinhold ein, daß Jane ſelbſt ihm geſagt, ſie habe den Namen ihres Vaters abgelegt, als ſie ſein Haus verlaſſen, und den ihrer Tante angenommen; und nun hofft Ernſt Schilling helfen zu können, wenn es dem Freunde gelinge, Jane's wirklichen Namen zu erfahren.

Simeon Markus heißt der Kaufmann, und der hochherzige deutſche Gläubiger, der ihn einſt vom Verderben gerettet, heißt — wie gütig der Zufall abermals iſt! — J. D. Schilling in Altona. Nun geht man hinter Jane's Rücken gegen Simeon Markus vor. Schilling ſchreibt ihm einen höchſt originellen Brief: er ſei in großer Noth und bedürfe des Juden durchaus. Wie einſt der Chriſt dem Juden einen Dienſt geleiſtet und ihm aus der Noth geholfen, ſo ſei es jetzt an dem Juden, dem Chriſten einen Dienſt zu leiſten und ihm aus der Noth zu helfen. Er möge augenblicklich mit dem nächſten Schiff nach Altona kommen:

> Ich bin 84 Jahre alt und kann in jeder Minute vor meinen Schöpfer treten müſſen, und das darf nicht geſchehen, ehe unſere Rechnungen gegenſeitig quittirt ſind, damit du nicht erröthest, wenn wir uns dort oben begegnen und mein Gott oder dein Jehovah dir ins Geſicht ſagt: Simeon Markus, du haſt deinen alten Freund, den Chriſten, in ſeiner Noth verlaſſen. Nein, das will ich ſelbſt von unſerm Schöpfer nicht über dich ſagen hören.

Nachdem der 74 Jahre alte Simeon in Altona erſchienen, fahren die beiden Greiſe nach Schillings-Luſt hinaus und haben hier eine Unterredung, welche Galen in ſeiner beſten Stunde geſchrieben hat. Aus dieſem Kapitel ſtrömt eine Wärme, die tief in unſer Herz dringt; man kann ſich der Thränen nicht erwehren. Der Schluß dieſer Unterredung liegt auf der Hand: Simeon verwandelt den Fluch in Segen. Wie er ſagt, hat er den Fluch längſt von ihr genommen, was einigermaßen überraſchen muß, da er ja Jane's Briefe nie beantwortet hat. Es folgt Verlobung, Reiſe nach Gothenburg, und bevor die Hochzeit gefeiert wird, tritt Jane, die Jüdin, zum Chriſtenthum über.

Nach unſerer Meinung tritt die Tendenz des Autors: Gleichberechtigung der Juden mit den Chriſten, nicht klar genug hervor. Auch hätten wir von einem Manne wie Reinhold, der von Jugend an gerungen und gekämpft, erwartet, daß er, um Jane die Seine zu nennen, alle Minen ſpringen laſſen würde. Statt deſſen handeln andere für ihn und bringen ihm das Glück gleichſam auf dem Präſentirteller entgegen. Alles in allem iſt die Erzählung fleißig gearbeitet, die Schilderung durchweg anziehend, der Stil ſehr ſauber.

2. Waldroſe. Novelle von Agnes Kayſer-Langerhannß. Leipzig, O. A. Schulz. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Mit Vergnügen erinnern wir uns eines erzählenden Gedichts der genannten Verfaſſerin: „Das friedliche Thal im Kriege 1813", und glauben in unſerer Anſicht nicht zu irren, daß der kleine Roman „Waldroſe" ihr erſter

Verſuch in ungebundener Rede iſt. Wir haben ihn gern geleſen und machen der Dame ein Compliment. Die Perſonen ſtehen ſcharf umriſſen da, die Handlung ſchreitet rüſtig vorwärts und nimmt einen Verlauf, der zum Herzen geht. Der Rechtsanwalt, deſſen Wirthin und deren Freundin-Frau Gutmann, dann die Paſtorsleute, der Oberförſter nebſt Familie und der alte treue Franz — all dieſe Menſchen ſind uns von Anfang an ſo lieb und werth, als ob ſie zu unſern älteſten Bekannten gehörten. Zuerſt fürchtet man, daß ſie aus Schlafrock und Pantoffeln nicht herauskommen, aber bald wirft die Mehrzahl derſelben die alltägliche Hülle ab und läßt ein Herz ſehen, welches unter den Stürmen des Lebens erbebt und erſtarkt. Die ſaubern Naturſchilderungen verrathen, daß die Verfaſſerin Theodor Storm's Dichtungen genau kennt. Trefflich hat ſie verſtanden, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Die Brücke zwiſchen ſonſt und jetzt iſt ſo geſchickt gebaut, daß wir ſie ſelbſt ältern Novelliſten zum Muſter empfehlen.

3. Marie Antoinette und ihr Sohn. Hiſtoriſcher Roman von Luiſe Mühlbach. Sechs Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Ngr.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir mittheilen wollten, wie dieſer ſechsbändige Roman gearbeitet iſt. Bekanntlich gleichen ſich die Romane der ſo fruchtbaren Verfaſſerin wie die Eier. Das Material iſt ſtets fleißig geſammelt und geſchickt geordnet, die Form — wenn man überhaupt von einer ſolchen reden darf — ſtets anſprechend. Im Grunde freilich ſind ihre Romane formlos; ſie beſtehen aus tauſend Scenen, die ſehr locker zuſammenhängen. Ueberſpringt man fünfhundert Scenen, ſo verliert man den Faden doch nicht und iſt im voraus ſicher, daß man ſich nicht langweilt. Sämmtliche Perſonen zu nennen, die in dem vorliegenden Romane auftreten, iſt unmöglich; und es iſt ebenſo unmöglich, all die Oerter namhaft zu machen, nach denen der Leſer geführt wird. Den endloſen Zug eröffnet die glückliche Königin und Mutter, der unglückliche Sohn Louis Charles beſchließt ihn. In Paris, am 13. Auguſt 1785, beginnt die Wanderung und endet am 10. Auguſt 1853 auf dem Kirchhofe von Villefranche. Hat eine Perſon ausgeſpielt, ſo fällt ſie in Ungnade oder reiſt nach der Provinz oder noch weiter; dieſe bequeme Manier, jemand loszuwerden, iſt man bei Frau Mühlbach gewohnt. Uns haben die vier Seiten am meiſten intereſſirt, welche nicht Luiſe Mühlbach, ſondern Silvio Pellico in „I miei prigioni" geſchrieben hat. Als der arme Prinz in dem öſterreichiſchen Staatsgefängniſſe in Mailand ſchmachtete, war der berühmte Italiener ſein Nachbar. Sie unterhielten ſich, und Pellico erzählt:

Ich bat ihn, mir in kurzen Umriſſen ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das genaueſte alle die Einzelheiten, die ſich auf das Leben Ludwig's XVII. bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuſter Simon eingeſchloſſen, wie man ihn gezwungen, gegen ſeine eigene Mutter eine ſchändliche Verleumdung zu unterzeichnen. Dann erzählte er mir von ſeiner Rettung und von ſeiner endlichen Flucht nach Amerika, von ſeiner Wiederkehr, um den Thron ſeiner Väter zu reclamiren, und von ſeiner Verhaftung in Mantua. Er trug ſeine Geſchichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelheiten der franzöſiſchen Revolution waren ihm gegenwärtig, er ſprach von ihnen mit natürlicher Beredſamkeit, und wußte ſehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdrucksweiſe ſchmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelten ihm doch nicht die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Geſellſchaft verräth. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundvierzig Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourboniſche Phyſiognomie.

Der Unglückliche wurde faſt ſiebzig Jahre alt. Seine wiederholten Verſuche, den Thron von Frankreich zu beſteigen, ſind bekannt. Erſt zuletzt, nachdem ein Schlagfluß ſeine Glieder gelähmt, gab er dieſe Hoffnung auf, an deren Erfüllung er noch im Gefängniſſe beſtimmt glaubte. Einer der Wärter ſagte zu Pellico: „Ich hoffe ſicher, daß er mich zu ſeinem Oberportier macht, wenn er erſt König iſt; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir verſprochen."

4. Armadale. Roman von Wilkie Collins. Aus dem Engliſchen von Marie Scott. Sechs Bände. Leipzig, Günther. 1866—67. 8. 4 Thlr.

Trotz der großen Spannung in dieſen ſechs Bänden, trotz des düſtern und unheimlichen Colorits, trotz der Verbrechen, die ſich in entſetzlichſter Weiſe häufen, ja, trotz alledem waren wir nicht im Stande, dieſen Roman zu Ende zu leſen. Man muß Nerven wie Schiffstaue haben, um dieſe haarſträubenden Dinge ertragen zu können. Alles ein Grau in Grau, durch das nur ſelten ein ſchwacher Schimmer dringt. Warum iſt dieſer Roman überſetzt worden? Weil er von dem Verfaſſer der „Frau in Weiß" und ein Senſationsroman der craſſeſten Sorte iſt? Daß auch die deutſchen Autoren Senſationsromane, und zwar recht tüchtige, zu ſchreiben verſtehen, hat erſt kürzlich Max Ring in „Ein verlorenes Geſchlecht" bewieſen. Aber man mag ſagen, was man will, man mag in Zorn gerathen und über die Ueberſetzer herfallen — einerlei, ihre Ueberſetzungswuth bleibt die alte. Sie ſind wie der Moloch zu Karthago; je mehr Opfer ſie verſchlingen, deſto heißhungeriger werden ſie.

Feuilleton.

Ein neues Stadttheater.

Die Literatur an und für ſich hat kein vorwiegendes Intereſſe daran, wie großartig und prachtvoll die Kunſttempel ſind, in denen die dramatiſchen Productionen zur Aufführung kommen. An mancher beſcheidenen Stätte iſt künſtleriſch Bedeutſames geleiſtet worden, während in architektoniſch prunkreichen Gebäuden oft die geiſtige Leere herrſcht. Gleichwol zeugt es immer ſowol von Kunſtſinn wie von ſtädtiſchem Gemeinſinn, wenn eine Stadt wie Leipzig den dramatiſchen Muſen aus eigenen Mitteln ein herrliches Theater baut. Dies neue Theater wurde in einer ſolennen Vorſtellung, welche der König von Sachſen und ſein Hof durch ihre Anweſenheit verherrlichten, am 28. Januar eröffnet, und zwar mit Goethe's „Iphigenie" und einem ihr vorausgehenden Feſtſpiel: „Die Heimat der Künſte" von dem Herausgeber d. Bl. Der Inhalt deſſelben ſtellt dar, wie Lipſia den heimatloſen Künſten eine neue Heimat ſchafft. Mannichfache ſceniſche Decorationen und lebende Bilder illuſtriren die dichteriſche Erfindung. Am Schluß

Digitized by Google

ſpricht die Muſe des Trauerſpiels denfolgenden Epilog, für deſſen Verheißung eine Erfüllung von ſeiten des leipziger Stadttheaters, wie von ſeiten der übrigen wünſchenswerth iſt:

Heut' prankt der ſtolze Bau im Feſtesſchimmer!
Willkommen alle, alle heut' — und immer!
Stets wiederhol' ſich dieſes Tages Gunſt,
Und ew'ge Feſte feire hier die Kunſt! —
Wer immer dieſe Schwelle überſchreitet,
Sei von der Hand der Göttlichen geleitet!
Ihr habt die Stätte herrlich uns bereitet.
Wir danken euch, ihr Bürger dieſer Stadt!
Wie draußen die gewalt'gen Säulen ragen,
So wollen wir hier drinnen nimmer matt
Den Bau der Kunſt mit heil'gem Eifer tragen!
Ihr Muſen, unſrer Giebelfelder Zier,
O, ſteigt herab und ſchirmt, was wir beginnen!
Der Künſte goldnen Schatz bewachen wir,
Sowie die Greiſe droben auf den Zinnen!
Und rein wie draußen auf dem Waſſerplan
In Sommernächten kreiſt der Silberſchwan,
So wahr' die Kunſt ihr ſchimmerndes Gefieder, —
Doch ſing' ſie nimmer ihre Schwanenlieder!
Und was ſie ſchafft, ſei eurer Huld empfohlen —
Dann wächſt die Flamme der Begeiſterung!
Nie pilgre ſie im Schlamm mit müden Sohlen,
Sie ſtrebe aufwärts mit des Adlers Schwung!
Nur wenn ſie eures Beifalls Schwingen tragen,
Kann ſie den Flug empor zur Sonne wagen!

Sonette von Karl Beck.

Nach jahrelanger Kunſtpauſe veröffentlicht Karl Beck im Feuilleton der „National-Zeitung" einen Cyklus von Sonetten, „Oeſterreich in zwölfter Stunde", der zum großen Theil in der von dieſem Dichter beliebten prophetiſchen Bilderſprache gehalten und bei der ſorgſamſten Feile der Form doch ungleich an Werth iſt. Einzelne Sonette indeß ſind von großer Schönheit, z. B. das folgende:

Das Gute voll, das Volle ſchnell gegeben,
Den Geber wie den Nehmer wird es freuen,
Ein Beſtes halb, dies Halbe ſpät im Leben,
Ach, der verwirft's, und jener wird's bereuen.

Der Baum des Waldes lehrt dich rührig ſtreben,
Und lehrt mit jedem Lenz das Laub erneuen,
Ich habe, ſpricht er, höher mich zu heben,
Und mehr an Düften ſoll ich noch verſtreuen.

Erſt nach dem Schaffen iſt die Feier ſchön,
Dann labet ihn ein heiteres Getön,
So niederſchallt von milldbethauten Zweigen;

Und ſtündlich predigt dir das ſchlichte Holz,
Dir ſelbſt zu trauen, und den edeln Stolz
Dem Odem nur des Ewigen zu neigen.

Literariſche Notizen.

Die „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker" (Hildburghauſen, Meyer) beginnt ein von Moritz Rapp herausgegebenes ſpaniſches Theater zu veröffentlichen. Die vorliegende erſte Hälfte des erſten Bandes (Heft 67 der Geſammtbibliothek) bringt einige den Anfängen des ſpaniſchen Theaters zugehörige Poſſen und Autos.

Das ſiebente Bändchen der neuen von Friedrich Bodenſtedt herausgegebenen Shakſpeare-Ueberſetzung (Leipzig, Brockhaus) enthält den von dem Herausgeber ſelbſt überſetzten „Macbeth".

Von der „Auswahl dramatiſcher Werke" von Auguſt von Kotzebue (Leipzig, Kummer) iſt der ſiebente Band ausgegeben worden, welcher die Stücke: „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen", „Der gerade Weg der beſte", „Die reſpectable Geſellſchaft" und „Die gefährliche Nachbarſchaft" enthält.

Von W. E. Hartpole Lecky's Werk: „Geſchichte des Urſprungs und Einfluſſes der Aufklärung in Europa", erſcheint eine Ueberſetzung von H. Jolowicz (Leipzig, Winter). Daſſelbe kann in vieler Hinſicht als ein Pendant zu dem berühmten Werke Buckle's betrachtet werden.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. 3ter Bd. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 4 Thlr.

Arnd, E., Geſchichte der Jahre 1860 bis 1867. 1ſter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Neapel und dem Normannen-Archipel im Sommer 1867. Detmold, Meyer. 8. 12½ Ngr.

Braddon, M. E., Der gebrochene Schwur. (Lady Lisle.) Roman. 2 Bde. Wien, Laſt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buxtorf-Falkeiſen, Baſleriſche Stadt- und Landgeſchichten aus dem 16. Jahrhundert. 3 Abtheilungen. Baſel, Schweighauſer. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Caspari, O., Die Irrthümer der altclassischen Philosophen in ihrer Bedeutung für das philosophische Princip. Ein kritischer Beitrag. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 12 Ngr.

Dſirne, F., Der Riga'ſche Kalenderſtreit zu Ende des 16. Jahrhunderts. Riga. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Eye, A. v., und J. Falke, Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. 3te nach chronologischer Reihenfolge zusammengestellte und verbesserte Aufl. in 3 Bdn. 1ster Bd. 1stes Heft. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 4. 1 Thlr.

Frohſchammer, J., Das Chriſtenthum und die moderne Naturwiſſenſchaft. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Garcia, A., Pola und seine nächste Umgebung. Triest, Schimpff. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.

Geiſtesſtrahlen, geſammelt und ihren Söhnen gewidmet von der Sammlerin der „Perlen der Wahrheit". Stuttgart, Schober. 8. 16 Ngr.

Geſchichte der deutſchen Dichtung in Etui-Blättern. Ein Toiletten-Geſchenk. Münſter, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Gildemeiſter, C. H., J. G. Hamann's, der Magus im Norden, Leben und Schriften. 5ter Bd. — A. u. d. T.: J. G. Hamann's Briefwechſel mit F. H. Jacobi. Mit einem einleitenden Vorworte und Anmerkungen herausgegeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gino, C., Südlands-Klänge. Berlin, Behr. 16. 20 Ngr.

Goethes Gedichte. Wohlfeile Miniatur-Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1867. 16. 5 Ngr.

Grimminger, A., Mei' Derhoim. Gedichte in ſchwäbiſcher Mundart. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Haſſel, S. F., Die Frankfurter Localſtücke auf dem Theater der freien Stadt 1821—1866. Skizzen aus meinem Schauſpielerleben. Frankfurt a. M., Auffarth. 1867. 8. 1 Thlr.

Kleinpaul, E., Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutſchen Dichtkunſt. 6te, ſorgfältig verbeſſerte und vermehrte Aufl. 1ſte Lief. Barmen, Langewieſche. 8. 7½ Ngr.

Kunda, G. v., Der Müller von Pranitz. Eine märkiſche Dorfgeſchichte. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 24 Ngr.

Laube, H., Dramatiſche Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Der Statthalter von Bengalen. Schauſpiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leiſtner, E., Zu Bild und Tönen. Dichtungen zu beliebten Bildern und Compoſitionen von F. Mendelsſohn-Bartholdy, W. v. Kaulbach, Gallait ꝛc. 1ſte Sammlung. Berlin, Leiſtner. 8. 2 Thlr.

— — Im Wald. Dichtung als Text zu 6 Originalradirungen „im Wald" von Otto Förſterling. Berlin, Leiſtner. Fol. 1 Thlr.

Lingg, H., Gedichte. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Maibauer, R. O., Ueber die physische Beschaffenheit unseres Sonnensystems. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Der Novemberschwarm der Sternschnuppen. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Michelangelo's und Rafaels Gedichte. Von H. Harrys. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., 1866. Geſchichtlicher Roman. Leipzig, Minde. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Allein in der Welt. Roman in vier Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Neubueger, S., Nordafrikaniſche Reiſe-Skizzen. 1ſte Lief. München, Merhoff. 8. 5 Ngr.

Neumann-Hartmann, F. W., Der Glaube der Vernunft wider die materialiſtiſche Irrlehre. Ein Verſuch zur Verſtändigung. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 8 Ngr.

Palacky, F., Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. 5ter Bd. Das Zeitalter der Jagelloniden. 2te Abth. König Wladiſlaw II. und König Ludwig I. von 1500—1526. Prag, Tempsky. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Palgrave's, W. G., Reise in Arabien. Aus dem Englischen. 2ter Bd. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pretzſch, R., Beleuchtung der beiden von J. F. Stahlknecht verfaßten Schriften, die Einführung einer Schulbibel betreffend. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Priem, J., Sommer- und Winterfrüchte. Dramatiſche Spiele. Nürnberg, v. Ebner. 8. 16 Ngr.

Roskiewicz, J., Studien über Bosnien und die Herzegovina. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, E. R., Der amerikaniſche Bürgerkrieg. Geſchichte des Volks der vereinigten Staaten vor, während und nach der Rebellion. 1ſte Lief. Philadelphia. 1867. Lex.-8. 10 Ngr.

Shakeſpeare's, W., Dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Friedrich Bodenſtedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenſtedt. 7tes Bdchn.: Macbeth. Ueberſetzt von Friedrich Bodenſtedt. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Stinde, J., Blicke durch das Mikroſkop. Blätter und Skizzen aus dem Unſichtbaren der Natur. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Lex.-8. 15 Ngr.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von einer Reise nach Italien. In Briefen (von K. Surnain.) Basel, Schneider. 1867. 8. 24 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

Zweiter Band.

Schauſpiele aus dem ſechzehnten Jahrhundert.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

Erſter Theil: Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Lienhart Kulman. Jakob Funkelin. Sebaſtian Wild. Petrus Meckel.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erſte Band dieſer Sammlung („Liederbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert"), welche ſich den in demſelben Verlage erſcheinenden „Deutſchen Claſſikern des Mittelalters", herausgegeben von Franz Pfeiffer, als Fortſetzung anſchließt, wurde mit allgemeiner Theilnahme begrüßt. Nicht minder charakteriſtiſche Erzeugniſſe der ältern deutſchen Nationalliteratur bietet der vorliegende zweite Band, indem er, wie jener die Lyrik, das Schauſpiel der damaligen Zeit vorführt. Die ausführlichen Einleitungen und Vorbemerkungen des Herausgebers enthalten außerdem einen reichen Schatz der intereſſanteſten Beiträge zur Cultur- und Literaturgeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Der Preis des zweiten Bandes iſt, wie der des erſten, im Intereſſe der weiteſten Verbreitung auf nur 1 Thlr. geſtellt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe dargeſtellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch ſeine philoſophiſchen Schriften, ſondern auch durch ſeine akademiſche Wirkſamkeit in den Jahren 1805—43, zuerſt in Heidelberg, ſpäter in Jena, welche nur kurze Zeit infolge ſeiner Betheiligung am Wartburgfeſte unterbrochen wurde, einen ſo hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutſchen Philoſophie ausgeübt, daß die vorliegende Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens ſicherlich lebhaftes Intereſſe in vielen Kreiſen erregen wird. Sie iſt auf Grund der von ihm hinterlaſſenen Aufzeichnungen und ſeines reichhaltigen Briefwechſels mit Freunden und Zeitgenoſſen, wie de Wette, von Savigny, Haſe, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von ſeinem Schwiegerſohne Profeſſor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geiſtliche Dichtungen.

Nach dem Lateiniſchen und Italieniſchen von

Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelſammlung geiſtlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateiniſchen und dem Italieniſchen — mit Beibehaltung der urſprünglichen Versmaße neu ins Deutſche übertragen; ſie empfiehlt ſich ſowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteriſtik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenſtädt.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Sammlung der ſchönſten und geiſtvollſten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, dieſen großen Geiſt näher kennen zu lernen und ſich mit ihm zu befreunden. Schopenhauer gehört, wie Roſenkranz ſagt, „unbedingt zu unſern beſten Autoren, die man ſtets mit erneuter Anregung lieſt". Das Buch hat denn auch bereits große Verbreitung gefunden, ſodaß eine zweite Auflage nöthig wurde, deren Preis, um es in immer weitere Kreiſe einzuführen, noch billiger als der für die erſte Auflage geſtellt worden iſt.

Unter dem gemeinſamen Titel „Lichtſtrahlen" erſchienen in demſelben Verlage folgende beliebte Sammlungen:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken und Briefen nebſt einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forſter. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an Reinhold Forſter, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, ſeine Gattin Thereſe, und aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie Forſter's. Von Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Eliſa Maier. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen und ſämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

William Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken, nebſt einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments.

Herausgegeben von **H. J. Holtzmann.**

Separatabdruck aus Bunſen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Ausgabe des Neuen Teſtaments wird nicht nur allen Freunden Bunſen's willkommen ſein, ſondern auch zahlreichen weitern Kreiſen, welche ſein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbſtverſtändlich iſt es nicht die Abſicht, durch dieſe Ausgabe die im deutſchen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'ſche Ueberſetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird ſie auch neben dieſer vielen willkommen ſein, welche das Neue Teſtament in einer dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechenden Ueberſetzung leſen wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 13. Februar 1868.

Inhalt: Neue lyriſche Gedichte. Von Wilhelm Buchholz. — Schriften zur Aeſthetik. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Adalbert Stifter; Vorleſungen in Deutſchland.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyriſche Gedichte.

Nur unwiſſende Dilettanten ſind von jeher der Anſicht geweſen, daß man ein lyriſches Gedicht ohne beſondere Mühe fix und fertig aus dem Aermel ſchütteln könne. Dieſer Meinung huldigte ſchon vor zweihundert Jahren die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, und ihr idylliſcher Präſident Philipp Harsdörfer veröffentlichte ſogar eine anſehnliche Reihe von Recepten, durch die es jedem an der Reimſeuche leidenden Jüngling möglich ſein ſollte, innerhalb ſechs Stunden ein wahrer Dichter zu werden. Bei unſerer fortgeſchrittenen Formbildung müßte heutzutage von Rechts wegen das Dichten eine noch viel leichtere Sache ſein, und wenn es ſich nur um einen halbwegs erträglichen Vers handelte, ſo iſt dies auch offenbar der Fall; denn wir ſind bereits dahin gelangt, daß Primaner und Inſtitutbackfiſche die lyriſche Kunſt als Privatvergnügen betreiben.

Gegenüber dieſer heilloſen Dilettantenwirthſchaft erſcheint es in der That um ſo nothwendiger, an jenen ſtrengen künſtleriſchen Standpunkt zu erinnern, den unſere großen Nationaldichter behauptet haben. Neu auftretende Poeten müſſen uns durch ihre Schöpfungen beweiſen, daß ſie darüber im Klaren ſind, worin die Meiſterſchaft der deutſchen Sprachform zu ſuchen iſt; überall müſſen wir den idealiſtiſchen Ernſt ihres Strebens deutlich erkennen, ſonſt haben wir ſie als vorlaute Pegnitzſchäfer zu bezeichnen, welche in dem traurigen Wahne leben, ſie brauchten die Sprache, deren Kenntniß ihnen angeboren ſei, nicht künſtleriſch behandeln zu lernen, ihre verborgenen Schönheiten nicht zu ſtudiren. Die Strenge der Form als eine beengende Feſſel beiſeitezuwerfen, iſt nur das naive Zugeſtändniß, die Kunſt in der Kunſtloſigkeit zu erblicken. Finden wir doch in den Werken der Koryphäen niemals, daß die Originalität des Ausdrucks, auf die es vorzugsweiſe ankommt, unter dieſer Strenge gelitten hätte; ſie erhebt ſich im Gegentheil dadurch auf eine höhere Stufe des Wohlklangs, und wenn auch die Meiſter ein Gedicht um und um arbeiteten, ſo geſchah es eben aus keinem andern Grunde, als um dasjenige hineinzubringen, was jeder von ihnen tief in ſich ſelbſt gefühlt; das iſt es aber gerade, was den Schöpfungen der Kunſt inneres Leben, Kraft und Wahrheit verleiht. Schiller's Genius, ſollte man meinen, wäre von titaniſchen Gedanken und Gefühlen ſo erfüllt geweſen, daß er, alle Bande ſprengend, in feſſelloſer Freiheit dahingeſtrömt wäre. Nichtsdeſtoweniger gewann auch dieſer Heros die hinreißende Gewalt, die Pracht und Leichtigkeit der Darſtellung oft erſt durch ein langes tiefes Denken, und diejenigen, welche noch heutzutage von müßiger Formſpielerei fabeln, mögen ſich zu ihrer Beſchämung daran erinnern, daß Schiller ein verhältnißig kurzes Lied wie das von der Glocke gegen zwölf Jahre mit ſich herumtrug, bevor er es hinausgab in die Welt. Die Unmittelbarkeit des Geiſtes bekundet ſich alſo bei einem Dichter nicht darin, einen Vers gerade ſo ſtehen zu laſſen, wie er ihn aufs Papier geworfen. Manche, ſagt Jean Paul ſehr treffend, wollen thörichterweiſe, jede Zeile ſolle ein erſter Erguß bleiben; als ob nicht jede wirkliche Verbeſſerung wieder ein erſter Erguß wäre. Und im Tagebuche von Platen, der doch gewiß die Sprache bemeiſterte wie kaum ein zweiter, finden wir eine ähnliche Bemerkung. Diejenigen Verſe, die am leichteſten und ungezwungenſten dahinfließen, heißt es, ſind ſicher von ſolchen Dichtern geſchrieben worden, die es ſich nicht verdrießen ließen, zu feilen und auszumerzen. Wenn alſo ſelbſt den Heroen die köſtlichen Früchte ihres Ruhmes nicht mühelos in den Schos fielen, wenn es erſt einer herculiſchen Anſtrengung bedurfte, um dieſelben aus den Gärten der Hesperiden zu holen, ſo ſollten minder Begabte und überhaupt kleinere Talente um ſo mehr von dem Kinderwahn einer angeflogenen Genialität zurückkommen. Auch die Unkenntniß der heutigen Kunſtanforderungen iſt keine Entſchuldigung für die Herausgabe mittelmäßiger Gedichtſammlungen, denn Unkenntniß iſt eben

Digitized by Google

nur ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Verfaſſer oder die Verfaſſerinnen theils zu träge, theils zu anmaßend geweſen, die Kunſt zu lernen.

Alle dieſe Gedanken wurden wieder bei unſerer jüngſten Wanderung auf dem literariſchen Jahrmarkt in uns rege. Zunächſt waren es die unter dem lockenden Titel:

1. Die Wunder Sevillas. Romanzen und Lieder von J. Faſtenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

erſchienenen Romanzen und Lieder, die uns hinſichtlich ihrer ſchlotterigen Form das Ausarten der Lyrik in dilettantiſche Spielerei zum lebhaften Bewußtſein brachten. Da dieſer Dichter ſein Augenmerk nur auf die Quantität und nicht auf die Qualität ſeiner Production richtet, ſo erinnern wir ihn an jenes ſchwerwiegende Wort, mit welchem Euripides einem unbeſcheidenen Reimſchmied die kurze Dauer ſeiner maſſenhaften Verſe prophezeite. Der Autor ſpricht freilich in der Vorrede ſeinen guten Willen aus, denn er möchte ein Sevilla in Liedern bauen, möchte den Palaſt des heiligen Hermenegildo aus ſeinem Schutt erheben und alle die großen Wunder Sevillas erzählen, die Wunder des Glaubens, der Schönheit, der Natur und der Kunſt. Niemand bisjetzt, kein Spanier und kein Deutſcher, habe Sevilla beſungen; er ſei der erſte, welcher der Königin des Guadalquivir, mit ihrem Orangenduft, ihren plätſchernden Brunnen, ihren Säulenhöfen und der hehrſten chriſtlichen Kathedrale eine poetiſche Huldigung darbringe. Zum Glück verſteht aber die Königin des Guadalquivir nicht die Sprache des Verfaſſers, ſonſt dürfte vielleicht Ihre Majeſtät trotz aller Liebe, die er unzweifelhaft für ſie empfindet, die beſcheidene Bitte äußern: ihre Schönheit entweder in beſſern Verſen zu preiſen oder ſie, wenn ihm Apoll nicht gnädig ſei, unbeſungen zu laſſen. Denn mehr oder minder finden wir in dem dickleibigen Romanzen- und Liederbuch von Faſtenrath alle Untugenden eines ungewandten Pegaſusreiters: unbehülfliche Wortſtellung, einen holperichten Versbau, proſaiſche Wendungen, ſchwülſtige Bilder und ſchließlich eine Menge undeutſcher Ausdrücke. Hören wir nur ein paar Strophen des ſonderbaren Liedes, das der Verfaſſer, wie er in einer Anmerkung ſagt, nach einem Gedanken von Jauregui an die heilige Tereſa „gedichtet“:

Himmelhoch vom Erdenhügel
Deine Demuth ſo ſich hob,
Daß aus unſerm Mund dein Lob
Muß verlieren ſeinen Flügel.

Hätte Gott nicht ſelbſt geprieſen
Deine Tugend wunderbar,
Undank ſchien ſie uns fürwahr
Gegen den, der dich erkieſen!

Als er, der für dich geſtorben,
Suchte dich, gingſt du zu Rath,
Ob du dürfteſt in der That
Glauben Gott, der dich umworben!

Wir kommen hier wirklich in Verlegenheit, was wir am meiſten bewundern ſollen: den verloren gegangenen Flügel des Lobes der heiligen Tereſa aus unſerm Munde, oder aber die uns als Undank erſchienene wunderbare Tugend der überirdiſchen Jungfrau, oder endlich den großen Moment, als er, der für ſie geſtorben, ſie ſuchte, und ſie nun zu Faſtenrath ging — doch nein! nur mit ſich zu Rathe ging, ob ſie dürfe in der That glauben Gott, der ſie umworben! Aehnliche Sprach- und Klangwidrigkeiten ſind in erſchreckender Anzahl vorhanden. Verſe, wie die nachſtehenden, hat der Verfaſſer mit beſonderer Vorliebe cultivirt:

Männer haben nicht zuerſt der
Demuth Religion verehrt;
Gen Honorio, den Vater,
Hob Génerido das Schwert,

Weil des Chriſtenthumes Demuth
Er von ſeinem Sohn begehrt.
Männer haben nicht zuerſt als
Chriſti Diener ſich bewährt —

In dieſem Rhythmus gefällt ſich Faſtenrath dermaßen, daß ſein lyriſcher Dudelſack nach kleinen Unterbrechungen immer wieder auf dies Tempo zurückkommt. Wir dachten dabei lebhaft an die gebratenen Schweinsfüße, von denen uns Mörike erzählt, er habe ſie, obgleich ſie ſein Lieblingsgericht geweſen, zuletzt zu allen Teufeln gewünſcht, weil ſeine Frau Wirthin in übergroßer Gefälligkeit nicht aufgehört, ihn täglich damit zu tractiren. Die uns von Faſtenrath vorgeſetzten Schweinsfüße verrathen obendrein einen ſo geſchmacksunkundigen Koch, daß uns natürlich der Appetit danach deſto ſchneller vergangen iſt.

In Bezug auf die von ihm hervorgehobene Originalität der jetzt zum erſten mal „beſungenen“ Königin des Guadalquivir hat ſich der Verfaſſer am wenigſten etwas einzubilden. Der Gegenſtand als ſolcher macht nicht die Poeſie aus, und Goethe hat längſt darauf hingewieſen, daß namentlich die lyriſchen Dichter nicht in der Wahl und Erfindung des Stoffs, ſondern in der Behandlung deſſelben zu wetteifern haben. Die Behandlung offenbart ſich aber in der eigenthümlich poetiſchen Ausdrucksweiſe, und wem dieſe nicht zu Gebote ſteht, der kann auch nicht durch eine Reiſe nach Spanien, Italien oder Griechenland in deren Beſitz gelangen.

Ein ganz geheimnißvoller, in ſeiner Tiefe gar nicht zu ergründender Dichter ſtellt ſich uns in der folgenden Sammlung vor:

2. Leier und Herz. Gedichte von Karl Hering. Berlin, Schroeder. 1867. 16. 22½ Ngr.

Als echter Schüler des berühmten Harsdörffer, deſſen Nürnberger Trichter Karl Hering zu ſeinem beſondern Studium gemacht haben muß, würde der Verfaſſer jedenfalls ein inniges Bedauern darüber empfinden, wenn er nicht anſtatt Frühling: Blumenvater, anſtatt Wein: Poetenſaft, oder anſtatt des völlig proſaiſchen Wortes Blut: der Geiſter Aufenthalt, der Adern heißer Schweiß oder der Leber Kuchenſpeiſe ſagen könnte. In ſeinen jüngern Jahren hat Hering längere Zeit auf dem Monde zugebracht, und wenn er jetzt als idylliſcher Schäfer in nächtlichen Stunden an den Ufern der Spree umherwandelt, ſo erfaßt ihn ein ſo heftiges Mondfieber, daß er eiligſt den irdiſchen Schauplatz verläßt, um ſich in jene Nebelferne, die wahre Heimat aller großen Geiſter, zu begeben:

Blick' ich auf zur nächt'gen Sternenfeier,
Kann ich nicht mehr auf dem Monde weilen,
Der einſt meiner Jugend Liebesleier!
Hin muß ich zur Nebelferne eilen!
Dorten, in der Räthſelwelt der Geiſter,
Wohlig iſt dem Meiſter!

Digitized by Google

Greif' ich in der Lyra Sternenſaiten
Tonentzückt in Sphärenharmonien,
Mag mein Geiſt durch Wunderbahnen gleiten,
Durch die Chaosordnung leuchtend ziehen!
Sonnen kann dem Himmel ich entlehnen,
Sterne, meine Thränen!

Wenn es bei einem Gedichte darauf ankäme, ſich von der menſchlichen Rede ſo weit zu entfernen, daß ſie nur noch für ein ſinnloſes Geräuſch gelten könnte, ſo wäre es entſchieden unrecht, die ſeltene Meiſterſchaft Hering's zu bezweifeln. In offener Anerkennung des unbeſtreitbaren Verdienſtes, das ſich der Dichter nach dieſer Seite hin erworben, laſſen wir ihn an der Thorwache der Kritik unter tiefen Bücklingen vorbeipaſſiren.

3. Gedichte von Witold Leo. Halle, Barthel. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Muſe von Witold Leo, deren lyriſche Ergüſſe zum Beſten des Rückert-Denkmals veröffentlicht ſind, iſt gleichfalls eine höchſt ungefährliche. Daß wir an Leo die Blitze des Genies vermiſſen, machen wir ihm natürlich nicht zum Vorwurf, wol aber den ſichtbaren Mangel eines ernſten künſtleriſchen Studiums. Dieſer Vorwurf, den der Verfaſſer von ſich abwälzen konnte, trifft ihn um ſo ſchwerer, als einige ſeiner Gedichte, wie z. B. „Der Mond als Liebespoſtillon" oder „Schlimme Lage", die deutlichen Spuren eines lyriſchen Talents verrathen. So aber hat Leo, unbekümmert um die Fortſchritte der heutigen Kunſt, ſeine Gedanken ziemlich regellos in der erſten beſten Geſtalt hervortreten laſſen. Nicht ſelten können wir daher einzelne Strophen ſeiner Gedichte nach Belieben vor- und rückwärts leſen. Ueberblicken wir folgende Verſe:

Senke, holder Abendfrieden,
Dich auch mir ins Herz hinein!
Ach, der Sonne Strahlen ſchieden
Und die Nacht tritt ſchweigend ein.

Tauchet, tauchet auf, ihr Sterne,
Aus des Aethers weitem Meer!
Sendet aus der fernſten Ferne
Alle eure Strahlen her!

Send' auch du mir freundlich nieder,
Stiller Mond, dein mildes Licht!
Ruhe gib dem Herzen wieder,
Heile, eh' es ganz zerbricht!

Leſen wir die Strophen in umgekehrter Faſſung, ſo dürfte dies, wie aus einer Probe hervorgeht, nicht zum Nachtheil des Gedichts ausfallen:

Ach, der Sonne Strahlen ſchieden
Und die Nacht tritt ſchweigend ein;
Senke, holder Abendfrieden,
Dich auch mir ins Herz hinein! u. ſ. w.

Wie hier, ſo befolgt Leo in der Mehrzahl ſeiner Gedichte den ironiſchen Rathſchlag Heinrich Heine's, daß der Dichter ſo allgemein als möglich ſein müſſe. Vergebens ſieht man ſich nach einem tiefern Gehalte um, der uns für den Mangel rhythmiſcher Formenſchönheit Erſatz böte. Derartige Kraftausdrücke wie z. B.:

Ihr Franzen und Ruſſen, nun gilt es Muth,
Der Deutſche haut gut! —

oder:

Ihr Völker, der Deutſche iſt aufgewacht,
Nun nehmt euch in Acht! —

oder:

Durch, Brüder, durch! Durch Nacht zum Licht! —

gehören in das Bereich der niedern Proſa, in welchem allerdings der Verfaſſer beſſer zu Hauſe iſt als in den Regionen der Poeſie. „Dem bloßen Liebhaber", ſagt Schiller, „verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen ebenſo bequem haben als bei der Betrachtung." Das geht aber zum Unglück der Dilettanten nicht, und auf Steckenpferden reitet keiner den Muſenberg hinan, geſchweige denn der Unſterblichkeit entgegen.

Einen poetiſchen Botaniker lernen wir in Prunus Spinoſa kennen:

4. Herbarium. Botaniſche Dichtungen von Prunus Spinoſa. Breslau, Schletter. 1867. 16. 7½ Ngr.

Unſer Herbariſt hat ſelbſt nicht den Muth, ſein „Herbarium" als ein Herbarium vivum zu betrachten, und die von ihm geſammelten Pflanzen ſind nach ſeinem Dafürhalten — Heu auf Löſchpapier. Aber nicht allen Blumen und Gewächſen, die Spinoſa bunt durcheinander vor uns ausſchüttet, iſt der Geruch und die Farbe völlig vergangen; einige duften uns ſogar noch ziemlich ſtark in die Naſe, wobei wir freilich deutlich merken, daß der gutgelaunte Pflücker ſich bei verſtohlener Nachtzeit in dem Gartenhain der Heine'ſchen Poeſie umhergetrieben hat. Hier ſehen wir wieder in greller Beleuchtung, wie übel es iſt, den „ungezogenen Liebling der Grazien" nachahmen zu wollen. Unter dem ganzen Bedientenſchwarm, der hinter dem großen Magus des Nordens herlief, um ihm ſeine Zauberkünſte abzulauſchen, befindet ſich nicht einer — und das iſt gewiß charakteriſtiſch genug —, auf den nicht lediglich das Epitheton „ungezogen" ſitzen geblieben wäre. Kein Dichter iſt namentlich für Anfänger ſo wenig zur Nachahmung geeignet als gerade Heinrich Heine. Junge unausgebildete Talente ſind nicht im Stande, zwiſchen den formſchwachen und den künſtleriſch vollendeten Gedichten des Meiſters den nöthigen Unterſchied zu machen, und in der kindlichen Meinung, derſelbe habe das Studium der Proſodie für eine Sache gehalten, die den dichteriſchen Geiſt beeinträchtige, gerathen ſie immer tiefer in den Dilettantismus hinein. Die Zeiten ſind aber vorüber, in denen wir wegen einzelner wohlfeiler Witzbrocken und humoriſtiſcher Einfälle die Unbekanntſchaft mit der rhythmiſchen Natur der Sprache entſchuldigen. Die erfreuliche Geringſchätzung, die den Nachahmern der Heine'ſchen Unarten zutheil wird, kommt der beſſern Kunſteinſicht trefflich zu Hülfe, und ſo werden ſich die jüngern Poeten dem ernſten Studium der Platen'ſchen Dichtungen, welche in Bezug auf die rhythmiſche Architektonik nicht genug zu bewundern ſind, immer weniger verſchließen können. Durch die frühzeitige Entwickelung eines geläuterten Formgefühls wird ihnen aber zugleich das rechte Verſtändniß für die edle freie Lieblichkeit der Heine'ſchen Verſe aufgehen, ein Verſtändniß, das ſie dann ſicher bewahren wird vor einer bloßen Copie der unausſtehlichen Schwächen des doch ſo unwiderſtehlichen Meiſters. Zur Begründung unſers Urtheils über den ſonſt nicht talentloſen Herbariſten nur ein paar Strophen:

Digitized by Google

Was quälſt du, Liebchen, mich ſo ſehr
Nach Laune und Belieben?
O laß mich ſein dein Ehrenpreis,
Mannstreu iſt ja mein Lieben.

Mein Herz iſt wie ein Heliotrop
Dir, Sonne, zugekehret,
Es ſchmachtet wie ein Gurkenkeim,
Der Feuchtigkeit entbehret.

Als Stütze will ich immerdar
Dir dienen, ſei nicht bange,
Du gleichſt der edeln Rebe dann
Und ich — der Hopfenſtange.

O mach' mich glücklich, ſage ja,
Laß bald uns Hochzeit halten,
Und — daß ich's nicht vergeſſ' — ich brauch'
Auch Moos von deinem Alten!

Nach all dieſen meiſt ſchalen Producten fühlen wir uns wahrhaft erquickt von dem friſchen ſchäumenden Trunk, den uns ein leichtfüßiger Schalk mit lachender Miene credenzt:

5. Roſalinde oder das Turnei zu St.-Johann. Romantiſche Humoreske von Wilhelm Hoſäus. Paderborn, Schöningh. 1867. 16. 21 Ngr.

In dieſer erzählenden Dichtung bietet uns der Verfaſſer kein Epos in der alten Manier. Die Verſuche, uns ein Epos im Sinne der Literarhiſtoriker zu geben, haben gänzlich aufgehört, und unſere modernen Epiker haben ſich dagegen einen eigenen, aus dem Inhalt ihrer Dichtung hervorgegangenen Stil gebildet. Nach dem Vorbild von Paul Heyſe, Wilhelm Hertz und Julius Groſſe behauptet die romantiſche Humoreske von Hoſäus vorzugsweiſe den Charakter einer verſificirten Novelle. Hinſichtlich des Stoffs iſt ſich der Verfaſſer allerdings bewußt, daß es eine gewagte Sache iſt, in unſerer realen Gegenwart noch einen Ritt in das verrufene Land der Romantik mit ſeinem Ritterſchwindel zu unternehmen; aber er kann dem holden Reiz nicht widerſtehen, und ſo ſinnt er darüber nach, wie es möglich ſei, das Publikum an der Naſe herumzuführen:

Was thun? Wie paſch' ich die verbotne Waare
Ins Land? Die groben Unterofficianten
Am Schlagbaum haben Zähn' und borſt'ge Haare!
Beſtechen? Nein, ich wickle um die Kanten
Des alten Stoffs die Muſter letzter Jahre
Und täuſche ſo die klügſten Sykophanten!
Hat man dann erſt das Werk zur Hand genommen,
Wird man mit ihm auch bis zu Ende kommen.

Der Dichter fleht nun die Muſe an, ihm bei dem edeln Werk behülflich zu ſein, und da die Göttin den Ruf ihrer wahren Jünger ſehr wohl verſteht, ſo iſt die Bitte des Poeten nicht unerfüllt geblieben.

Die reizende Geſchichte, die im heutigen Frankenlande ſpielt, alſo nichts mit der grauen Vergangenheit zu thun hat, rollt der Verfaſſer als eine ſich eben entwickelnde Handlung vor uns auf. Die ganze Begebenheit ereignet ſich im Verlauf einer kurzen Zeit. Bei dem Beginn der Erzählung führt uns der Dichter zu dem ſchon ziemlich betagten Erbherrn von Frankenſtein, dem Herrn Reiner von der Reine, der als Witwer mit ſeinem ſechzehnjährigen Töchterlein auf einem alten Schloſſe lebt. Das blondgelockte Kind feiert gerade ſein Wiegenfeſt, und ſo hat der noch immer fidele Herr Papa trotz des Sonnenſcheins das vielgeliebte Jagen eingeſtellt, um mit ſeinem Liebling einen Morgenſpaziergang durch den Wald zu machen. Den günſtigen Augenblick benutzend, rückt der alte Herr mit einem ihm ſchon lange am Herzen liegenden Heirathsproject heraus, indem er ſein Kind noch bei Lebzeiten glücklich ſehen möchte. Dieſe Ideen finden aber bei Roſalinde keinen Anklang; ſie iſt noch viel zu harmlos und weiß gar nicht, was ſie mit einem Manne anfangen ſollte. Väterchen iſt als kluger Diplomat ſo verſtändig, ſeine Verſtimmung nicht weiter merken zu laſſen; insgeheim ſchickt er aber ſofort an alle Herren in der Runde ein feierliches Einladungsſchreiben, wobei er ſich freilich das Mitbringen der Töchter und Weiber höflichſt verbittet. Noch am ſelbigen Abend erſcheint eine ganze Herrengeſellſchaft; die Köpfe der ſchmucken Jünglinge ſind ſchon völlig verdreht, allein die unſchuldige Roſalinde hat keine Ahnung davon, daß ſie dies Unglück mit ihren eigenen brandſtiftenden Augen angerichtet. Hr. Reiner von der Reine ſieht ſich endlich genöthigt, ſein Töchterlein darüber aufzuklären und ſie um eine Entſcheidung zu bitten, die aber das erſchrockene Kind dem väterlichen Gutachten anheimſtellt. Der ritterlich geſinnte Papa ſtimmt dafür, daß ein Kampfſpiel entſcheiden möge, und zu dieſem auf St.-Johann feſtgeſetzten Turnier meldet ſich unter allgemeinem Gelächter auch ein alter, doch nicht minder verliebter Haudegen, Namens Kunz. Derſelbe will durch Liſt erreichen, was ihm durch Körperkraft nicht mehr möglich iſt. In ſeiner Jugend hat er nämlich den Böhmenkönig aus Gefahr gerettet, und ſo bittet er dieſen, ihm einen verſchwiegenen kampfgewandten Ritter von ſeiner Größe zu ſchicken. Das geſchieht, und am Tage der Entſcheidung ſtellt ſich der verkleidete Hr. Walter für ihn ins Gefecht und iſt natürlich Sieger. Zum Danke fordert jedoch Jung Walter von Kunz die Erlaubniß, daß er ſich nach dem Kampfſpiel als fremder Sänger zeigen dürfe. Die wunderbaren Töne ſeines Geſangs erwecken nun mit Ungeſtüm die jugendliche Leidenſchaft in der Bruſt Roſalindens. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, verläßt Jung Walter den Schauplatz, um gleich darauf hoch zu Roß als Ritter zu erſcheinen, der noch die Schöne erkämpfen wolle. Auf dem langen Geſicht des eben gefeierten Siegers, der ſchließlich ſelbſt der Gefoppte iſt, wird eine verdächtige Leichenbläſſe bemerkbar, und nach einer nicht zu umgehenden Blame macht er ſich eiligſt aus dem Staube. Die Hochzeit von Jung Walter und Roſalinde iſt aber dafür deſto luſtiger.

Die in der Compoſition ſo einfache Geſchichte enthält eine Fülle allerliebſter Einzelheiten, welche die harmoniſche Abrundung des Ganzen lebendig unterſtützen. Das allgemeine Intereſſe löſt ſich hier, wie es die wahre epiſche Humoreske verlangt, in dem höchſten Effect des Lächerlichen auf. Zugleich ſind es die Gegenſtände allein, die das warme Gefühl in uns hervorrufen, und ſo hat uns der Dichter durch keine äußerlichen Beſchreibungen gelangweilt. Nach Art der echten Epiker genügt es ihm vollſtändig, die bloße Wirkung der Schönheit Roſalindens zu zeigen, und demgemäß iſt unſere Phantaſie befähigt, ihre Erſcheinung nach eigener Luſt mit den holdeſten Reizen der Jugend zu umgeben. Dies alles verleiht den Eindruck dichteriſcher Wahrheit, und abgeſehen von wenigen

Digitized by Google

Proſawendungen, die vielleicht bei einer Humoreske verzeihlich ſind, zeugt die ſprachliche Darſtellung von einer wohlthuenden Sorgſalt.

Im Gegenſatz zu dieſem heitern Schwank iſt die epiſche Erzählung:

6. Irad und Zilla. Eine Dichtung von F. Büttner. Pirna, Diller und Sohn. 1867. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

ein überaus düſteres tragiſches Gemälde. Der hier behandelte bibliſche Stoff, der ſich allerdings nicht ſtreng und unmittelbar der altteſtamentlichen Ueberlieferung anſchließt, ſteht uns durch die Religion ſo nahe, daß er ſich trotz ſeines weiten Zurückgreifens nicht der allgemein menſchlichen Theilnahme unſerer Gegenwart entzieht. Aber die Geſtaltung des Ganzen bekundet noch einen empfindlichen Mangel der zur epiſchen Darſtellung erforderlichen Technik. Denn legen wir an die phantaſievolle Dichtung den Maßſtab eines Kunſtwerks, wozu wir berechtigt ſind, ſo vermiſſen wir vor allem die klare inhaltliche Entwickelung und den ſtetigen Fluß der Handlung. Gleichzeitig hat der Dichter es bei einzelnen Schilderungen unterlaſſen, der heutigen Anſchauung Rechnung zu tragen. So tritt uns Jubal von vornherein als ein dämoniſches Räthſel entgegen, wofür wir kein Verſtändniß, alſo auch kein Intereſſe gewinnen. Ein gemeiner Böſewicht, der eine pathetiſche Predigt über die Schlechtigkeit der Menſchen hält, erregt nur einen um ſo größern Abſchen, aber er ſinkt zum Lächerlichen herab, wenn er ſeiner kindlichen Tochter den väterlichen Troſt gibt, unter all den tauſend Larven für ſie eine Seele ſuchen zu wollen, die ihrer wahrhaft würdig ſei. Auch im einzelnen verräth hier die Zeichnung eine unkünſtleriſche Hand, denn die Gleichniſſe, die den Jubal'ſchen Charakter erläutern ſollen, ſind mit einer ermüdenden Weitſchweifigkeit ausgeſponnen. Die Bilder ſind überhaupt häufig zu gedehnt und anderntheils iſt ihre Wahl nicht immer glücklich. Zilla's Honiglippen dem Glutenauge der Granate zu vergleichen, dürfte ſchwerlich ſelbſt die Billigung eines anſpruchsloſen Aeſthetikers finden. Endlich macht die directe Verbindung der wirklichen Welt mit der geiſtigen unſichtbaren einen theatraliſchen Eindruck, zumal da wir aus dem Munde des vom Himmel herabſchwebenden Engels Rafael, der ſich von oben wie ein Adler langſam niederläßt, religiöſe Betrachtungen und maskirte Allgemeinheiten zu hören bekommen. Seine langen Unterredungen mit dem Hüter der Unſchuld, welcher manchmal in eine gezierte ſüßromantiſche Blumenſprache verfällt, erſcheinen als ſtörende überſinnliche Elemente, die ſich dem freien Gang der epiſchen Muſe hemmend in den Weg ſtellen. Dürfen wir Größeres mit Geringerm vergleichen, ſo treten die an der Klopſtock'ſchen „Meſſiade" gerügten Fehler in der Büttner'ſchen Dichtung noch ſchärfer zu Tage. Das erhabene Verſtummen Noah's vor der unendlichen Größe Gottes iſt vollſtändig unepiſcher Natur.

In Bezug auf die äußere Form hätte der Dichter vielleicht noch beſſer gethan, anſtatt der reimloſen Schiller-Jamben, bei denen er wenigſtens zur Feſthaltung des harmoniſchen Grundtons die ganz vereinzelte Einmiſchung des Reims vermeiden mußte, das Versmaß der Platen'ſchen „Abbaſſiden" zu wählen.

Bei der ſtrengen Hervorhebung der vielen Mängel geſtehen wir aber auf der andern Seite um ſo lieber, daß es dem intereſſanten Werke nicht an genialen Blitzen und gelungenen Schilderungen fehlt. Die ausführliche Darſtellung der Leidenſchaft Zilla's iſt von einer anmuthigen Natürlichkeit und Friſche belebt. Folgende Stelle charakteriſirt den hier angeſchlagenen Ton:

> Was thatſt du mir? O nein, du guter Mann,
> Ich liebe dich, ich fühl's, ich liebe dich!
> — Verzeihe mir, ich bin ein närriſch Kind —
> Wenn ich dich ſo umſchlinge, fühl' ich es.
> Du magſt die Hütte mir, die theure, nehmen,
> Schlag dieſen Bäumen alle Zweige ab,
> Du biſt mein Schutz, mich quält die Sonne nicht,
> Wenn du mit deinem Arme mich umfängſt.
> Doch ſoll der Vater auch ſich mit uns freun.
> Er kommt ja morgen, wie du mir geſagt,
> Wohl weiß ich es, er jagt im Thale noch.
> Nun quält ihn keine Sorge mehr um mich,
> Die arge Welt, er fürchtet ſie nicht mehr.
> Welch Glück, Jehovah, haſt du uns beſchert!

Ganz vortrefflich iſt auch der Schlußgeſang, in welchem der Dichter die Schrecken der herannahenden Sündflut mit großen maleriſchen Zügen zeichnet. Hier, wo die Gefahr ſo nahe lag, die Schilderung der empörten Naturkräfte durch eine bengaliſche Beleuchtung grober Knalleffecte zu entſtellen, erfreuen wir uns doppelt an der überraſchenden Einfachheit, welche immer die höchſten Triumphe feiert. Wie ſchade, daß der Dichter bei der Geſtaltung des Ganzen nicht in gleicher Weiſe verfahren iſt. Möchte ihm ſpäter eine zweite Auflage hierzu Gelegenheit bieten!

7. Minneleben. Eine romantiſche Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. Münſter, Ruſſell. 1867. 16. 24 Ngr.

Dies romantiſche Gedicht verſetzt uns mit Gewalt in eine kindiſche Poeſie zurück. Doch die Darſtellungsweiſe des Autors iſt ſo ſpaßhaft, daß wir uns nicht enthalten können, dem Leſer wenigſtens die Einleitung dieſer langen ſüß-ſentimentalen Liebesgeſchichte mitzutheilen. Hier werden wir in einen unbekannten Wald geführt, den ein ſchlanker goldlockiger Ritterjüngling zur kühlen Morgenzeit durchreitet. Seine Hand ruht feſt auf dem koſtbaren Knauf des Schwerts, mit dem er ſchon manchen Moslemſchädel geſpalten; gegenwärtig iſt ihm aber nicht todtſchlaglaunig zu Muthe, denn er träumt ſehnſüchtig von der zarten Lilienblüte einer ſeltenen Wundermaid. Ein plötzlicher Hörnerſchall macht ihn jedoch wieder nüchtern, und ſpornſtreichs galopirt er nach jener Stelle, von wo aus er einen ängſtlichen herzdurchdringenden Hülfeſchrei vernommen. Hier ſieht er zum Erſtaunen die Huldgeſtalt eines ſchreckenbleichen Mägdleins, „das auf einem ſilberweißen Zelter todeskalt vorüberwankt". „Sie iſt es, ſeiner Träume Bild!" Doch im ſelben Augenblick durchbricht ein wüthender Eber das Geſtrüpp, um dem liebeglühenden Ritter die Schöne vor der Naſe wegzuſchnappen:

> Da ſtürmt auf ſeinem ſtolzen Roß
> Heran der edle Kampfgenoß,
> Und ſchwingt den ſchweren Eiſenſpeer,
> Und wirft ihn auf den Eber ſchwer!
> Und trifft ihn ſcharf am Markgenick.
> Der fährt voll Ingrimm jäh zurück

Digitized by Google

Und ſpringt empor und ſucht voll Wuth
Des neuen Feindes rothes Blut.
Doch muthig ſprang vom edeln Renner
Der junge, ſtarke Weidwerkkenner,
Greift ſchnellgewandt zum Schlachtenſchwert,
Daß ſauſend es die Luft durchfährt
Und durch die ſchwarzen Borſten dringt
Und tief in den Nacken die Wunde ſchwingt.
Und blutend ſinkt der Keiler nieder
Und wälzt im Gras die rauhen Glieder
Ohnmächtig, doch voll Grimm und Wuth,
Und weit ins Grün ausſtrömt ſein Blut.

Bei dem Anblick des zu Boden geſtreckten Ungethüms wird ſich die verſchämte Jungfrau dankbar der Heldenthat ihres Ritters bewußt; ihr iſt ſo ſeltſam zu Muthe, als habe ſie an einem blauen See die heilige Wunderblume der Liebe gefunden. Nach einer feierlichen Seelenergießung, an welcher Koſegarten und Tiedge ihre Freude gehabt hätten, gibt ſich nun die holde Maid dem Geliebten als die Tochter des Markgrafen Heinrich von Meißen zu erkennen, dem ſie auf der Jagd unbedachtſam gefolgt wäre. Verſenkt in die Blumenträume des Frühlings habe ſie ſich vom Wege verloren, und zur größern Ausführlichkeit bekommen wir noch einmal die blutige Geſchichte von dem Eber zu hören:

Da rauſchte plötzlich, grimmgezeugt,
Ein Eber, aus der Ruh' geſcheucht.
Das ſcheue Roß trug mich zur Weite,
Der Eber folgt der flücht'gen Beute,
Und wärſt von Gott du nicht geſandt:
Ich wär' ein Opfer ſeiner Wuth!

Das leuchtet dem tapfern Ritter ein, und erlöſt von allen Schrecken bittet er ſie, mit ihm auf einer Hymnenleiter in den Himmel des reinſten Glücks zu ſteigen, in welchem ſie unter den ſüßeſten Geſprächen bis zur Abendzeit ſchwelgen. Inzwiſchen entdecken die Jäger des Markgrafen das erſchlagene Ungethüm:

Und alle ringsum ſtaunend ſtanden
Um eines Ebers Graungeſtalt,
Den drei der Jäger blutig fanden
Auf einer Au im weiten Wald.

Auf dem dunkeln Geſicht des Markgrafen ſteht ein ahnendes Weh geſchrieben; er ſieht bereits die Tochter in einem Todtenſchrein, begleitet von einem langen Zug von Jungfrauen mit einem brennenden Licht und einer Citrone in der Hand. Aber glücklicherweiſe verklären ſich wieder die Züge des bekümmerten Vaters: auf ihrem weißen Roß fliegt ihm plötzlich Mathilde entgegen. Natürlich bietet ſich hier dem Dichter die willkommene Gelegenheit, die hübſche Geſchichte von dem Eber nochmals an den Mann zu bringen:

Die Maid erzählt ihm die Gefahr,
Die ihr vom wilden Eber dräute,
Erzählt ihm, überhaucht von Scham,
Vom Jüngling, der zur Rettung kam
Und ihr des jungen Lebens Werth
Gerettet mit dem ſtarken Schwert.

Als gewiſſenhafter Kritiker müſſen wir dem Leſer geſtehen, daß er ſich in einer Illuſion befinden würde, wenn er etwa denken ſollte: aus dieſer Probe eine hinlängliche Ahnung von dem Darſtellungsvermögen des Poeten erhalten zu haben, denn die 13 übrigen Geſänge laſſen die Meiſterſchaft deſſelben in einem immer höhern Glanze erſcheinen.

Den unerreichbaren Gipfelpunkt bildet das elfte, „Ein Frühlingstraum" überſchriebene Kapitel. Hier verſucht ſich Wilhelm Helle unter anderm in der Sprache der Nachtigallen, und die einzelnen, nachfolgenden Verszeilen, die wir unbeſchadet des ſchönen Ganzen herausheben, ſind ohne Frage hinſichtlich ihrer rhythmiſchen Malerei wahre Prachtexemplare. Eine Nachtigall ſingt nämlich von einer mondbeglänzten ſchmachtenden Jungfrau und —

Und er (ein edler Jüngling) hatte den ſüß — ſüß — ſüß — ſüßen Schmerz
Gehaucht in ihr Herz:
Dich — dich — lieb — ich mit inniger Liebesgewalt. —
Er dachte der Roſe mit Liedergekoſe
Und viel — viel — viel — liebliche Lieder
Klingen und ſchwingen ſich aus der Bruſt
Zum fernen, ſinnenden, einſamen Roſengeſicht;
Und ſie weiß nicht, und ſie weiß nicht: es ſind
Grüße — und ſüße — Küſſe — vom fernen
Singenden, ſinnenden Roſenbräutigam.
Sie — ſie — ſie — werden ſich wiederſehn
Und ſingend zuſammenſtehn
Und werden ſich ſehn
In die lieben — lieben — lieben — ſeligen Augen hinein.

In ſolcher Sangesweiſe gefällt ſich Wilhelm Helle ſeitenlang und aus dem ſüß — ſüß — ſüß — ſüßen Schmerz kommen wir gar nicht heraus, ſodaß derjenige, der in dieſe unglückliche Drehmaſchine hineingeräth, buchſtäblich ſeinen Kopf verliert. **Wilhelm Buchholz.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Schriften zur Aeſthetik.

(Beſchluß aus Nr. 6.)

Theodor Seemann beſchäftigt ſich in ſeiner „Einleitung in die Aeſthetik" (Nr. 3) weſentlich mit Begriffsbeſtimmungen, wobei er einem gewiſſen Eklekticismus huldigt und eine große Beleſenheit in den Schriften älterer und neuerer Aeſthetiker zur Schau trägt. Was das Schöne und der Geſchmack, welchen Seemann als eine Kritik des äſthetiſchen Gefühls definirt, was das Erhabene, Große, Hehre, Prächtige, Romantiſche, das Zierliche, Zarte, Reizende, Holdſelige, Liebliche, das Komiſche und Tragiſche ſei, das wird in dieſer äſthetiſchen Propädeutik, die an einzelnen Stellen in eine Synonymik übergeht, nicht in begriffsmäßigem Zuſammenhang, ſondern in einer mehr nach geiſtigen Anklängen geordneten Folge erläutert. Wo es ſich dabei um das Auseinanderhalten ſynonymer Begriffe handelt, findet ſich manche treffende Beſtimmung, aber auch viel Verfehltes, Unklares und Schwülſtiges. So heißt es z. B.: „Grazie iſt die Summe aller weiblichen Schönheit als möglichen äſthetiſchen Proceß unter der ihn zur Geltung bringenden äquivalenten Form." Schönheit läßt ſich nicht ſummiren; „die Summe aller weiblichen Schönheit" iſt ein Unding. Der „mögliche äſthetiſche Proceß" iſt eine unmögliche äſthetiſche Kategorie.

Digitized by Google

An einer andern Stelle wird das „Närriſche" das Salz Shakſpeare'ſcher Tragik genannt und von ihm geſagt: „Als der Blitz einer angeborenen Verſtandeskraft iſt es der Sieg ureigenen Mutterwitzes über die Unvernunft und den Unverſtand." Dann hat das Närriſche jedenfalls viel voraus vor dieſer ſeiner Definition, der man einen ſolchen Sieg nicht zuſchreiben kann. Gegen die „Ironie" iſt der Verfaſſer ſehr eingenommen; er ſpringt von dem äſthetiſchen Standpunkt plötzlich mit beiden Füßen auf den moraliſchen, indem er ſagt:

> Die Ironie iſt ein unfreies, unreines, ſelbſtſüchtiges Weſen und kennt keinen andern Zweck als die ſelbſtbefriedigende, zumeiſt auch kleinliche Spottſucht. Sie will nur ſich und immer ſich und iſt dem echten Menſchen nur auf ganz kurze Zeit erträglich. Ironiſche Menſchen erwecken zwar Intereſſe, mehr aber noch Furcht, ſelten Liebe und häufig genug einen höchſt ſittlichen Abſcheu. Wo aber Abſcheu als nur möglich gedacht werden kann und wobei Furcht den Menſchen beſchleicht, da kann kein reines äſthetiſches Gefühl aufkommen, muß jene Harmonie unmöglich werden, ohne welche die Schönheit der Idee oder Form undenkbar iſt. Die Ironie iſt das Verſchlendern geiſtreicher Potentialität, ein unwürdiges Gewand eines ſcharfen Geiſtes und unter keiner Bedingung mit dem Humor wirklich verwandt.

Gegen dieſe Definition kann man ſich ſelbſt nur ironiſch verhalten. Uns fielen indeß bei einigen Stellen die ironiſchen Helden Freytag's ein, wie Hr. von Fink.

Eine originelle Definition iſt die des „Lächerlichen im Tragiſchen" als „Trieb der Selbſterhaltung". Um nur zu verſtehen, was der Verfaſſer meint, muß uns das folgende Beiſpiel zu Hülfe kommen:

> Wir brauchen nur an die tragiſchen Zuſtände der „großen Armee der Vendéer" zu erinnern und uns vorzuſtellen, in welcher ſchrecklichen Lage ſich dieſe Kämpfer des Königthums befinden mußten, als ein ſtrenger Winter über ſie hereinbrach und die Noth ſie zwang, ihre Blöße auf die lächerlichſte Art und Weiſe zu bedecken. Dann wird es kaum noch lächerlich erſcheinen, wenn wir hören, daß Herr von Berteuil in Weiberkleidern ſeinen Heldentod gefunden, Roger-Mouliniers in einem aus irgendwelcher Theatergarderobe genommenen Turban, oder Chevalier von Beauvolliers im Talar eines Procurators und im Frauenhute der ihnen heiligen Idee eines verſinkenden bourboniſchen Königthums kämpfend Rechnung trugen, und doch wiederum nur aus dem natürlichen Triebe der Selbſterhaltung nach *dem* griffen, was der Augenblick und die Noth unbarmherzig zu gebieten ſchien.

Unſer Aeſthetiker überträgt hier ganz ungenirt das Motiv, aus welchem in dieſem beſtimmten Fall die tragiſchen Vendéerhelden zu einem lächerlichen Coſtüm griffen, auf die Begriffsbeſtimmung des „Lächerlichen im Tragiſchen". Dieſe ganze Bezeichnung iſt ungeſchickt. Das Tragikomiſche iſt überhaupt eine Klippe für Theorie und Praxis; wir erinnern nur an die Hebbel'ſche Tragikomödie: „Ein Trauerſpiel in Sicilien", und an die verunglückte Definition, die der Dichter ſelbſt von ſeiner neuen, den Fachäſthetikern ans Herz gelegten Gattung gibt.

Während in der Seemann'ſchen „Einleitung in die Aeſthetik" das kahle Aſtwerk nüchterner Definition oft in verkrüppelter Form uns überall entgegentritt, müſſen wir uns in *Victor Granella's* philoſophiſch-äſthetiſchen Studien: „Wahrheit, Schönheit und Liebe" (Nr. 4), durch das vollſte, mit den reichſten Blütenbüſcheln geſchmückte Laubwerk einer oft dithyrambiſchen, oft homiletiſchen Darſtellung hindurcharbeiten. Victor Granella (ein pſeudonymer Verfaſſer, wie wir hören ein katholiſcher Geiſtlicher) iſt ein platoniſirender Aeſthetiker; aber er ſucht den Platonismus in die religiöſe Tonart des Chriſtenthums zu übertragen. Ueber die Schwierigkeiten dieſer Uebertragung voltigirt er hinweg an der Springſtange des Tertullian'ſchen Ausſpruchs: „Anima est naturaliter christiana." Ihm iſt das chriſtliche Princip die höchſte Form des menſchlichen Wiſſens und zugleich der vollkommenſte Ausdruck echter wahrer Humanität. Von Platon ſelbſt ſagt er:

> Das Verlangen nach ewiger Schönheit, dieſe verborgene Sehnſucht des Herzens nach einem geheimnißvollen Etwas, das in unſern beſchränkten irdiſchen Daſeinsformen niemals zu erreichen, zieht ſich wie ein goldener Faden durch die Schriften Platon's. Er wußte nicht blos die verſchiedenen Strahlen helleniſcher Schönheit in einem Brennpunkt zu ſammeln, er begnügte ſich nicht damit, das eigenthümliche Schöne griechiſcher Gedankenbildung mit dem Edelſten und Beſten, was der ſpeculative Geiſt der Griechen aus dem Orient herübergenommen und in den Myſterien auf religiöſe Weiſe verwerthet, zu vereinigen, ſondern er wußte alles dieſes durch etwas Unſagbares, das er aus den Tiefen ſeiner idealen Gemüthswelt herausgehoben, ätheriſch zu verklären. Dadurch anticipirte er gewiſſermaßen das, was nur durch das chriſtliche Princip uns vermittelt. Ihm war deshalb auch die Philoſophie nicht blos das reinſte und höchſte Denken, ſondern zugleich der ideale Liebesaufſchwung der Seele zu Gott, eine religiös-divinatoriſche Kraft, und dadurch ein Freiwerden von den Banden des niedern Sinnenlebens, eine fortwährende Läuterung des innern geiſtigen Menſchen bis zur beſeligenden Anſchauung hoher göttlicher Schönheit. Auf dieſer über den Standpunkt helleniſcher Geiſtesbildung offenbar hinausgehenden Anſchauung beruht die erhabene Weiſe des Platoniſchen Geiſtes. Der ganze Menſch mit ſeinem Denken, Sinnen und Trachten ſoll ſich zum Idealen wenden, die Seele durch Betrachtung der ewigen Schönheit von allem Erdenſtaube ſich befreien und aus dem Dunkel der Materie ihrer höhern Vollendung entgegenringen.

Dieſe Stelle beweiſt zugleich die ſchwunghafte Darſtellungsweiſe des Verfaſſers, welche mit Lyrik gleichſam getränkt iſt und hin und wieder auch in Versblüten ausſchlägt. Daß Granella die ideale Seite der Kunſt und der Phantaſiethätigkeit betont, iſt bei der heutigen Neigung, dies Weſen der Kunſt im Abſchreiben einer oft ſeelenloſen Wirklichkeit zu ſuchen, anerkennenswerth. Mit Recht meint Granella, daß der Dichter im Sinnen und Denken tief und großartig angelegt, phantaſievoll und empfindungsreich ſein und vor allem ſelbſtändig in ſich der ganzen Außenwelt gegenüberſtehen müſſe als eine in ſich abgeſchloſſene innere Welt. Das vergeſſen die Poeten, deren Albums nur Copirbücher des realen Lebens ſind. Daß alles Dichten aus intellectueller Anſchauung hervorgeht und ſie wieder hervorruft, iſt ebenſo richtig hervorgehoben:

> Die Schöpfungen des wahrhaft dichteriſchen Genius haben für den innern Menſchen etwas Bezauberndes, was keine andere geiſtige Production in dem Maße haben kann, denn ſie wirken durch das Medium der Anſchauung auf den ganzen Menſchen, und ebendeshalb mehr unmittelbar. Sie ſind ein concretes Ganzes, eine muſikaliſch-plaſtiſche Geſtaltung, und je mehr ſich in ihnen ein vollkommen ſchönes Kunſtwerk herausgebildet, deſto mehr iſt auch jener Dualismus im Menſchen, jene Spaltung zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, Wollen und Handeln aufgehoben, die Verſöhnung aller Gegenſätze vermittelt und durch die Harmonie des Innern und Aeußern, die Erfüllung der Form durch den Inhalt, die ſeelenvolle Belebung aller Geiſtes- und Gemüthskräfte zu einem einheitlichen Ganzen

Digitized by Google

gelungen. Darin nun liegt eben die hohe Macht einer ſchönen geiſt- und phantaſievollen Dichtung, daß ſie eine „intellectuelle Anſchauung“ iſt und als ſalche den ganzen Menſchen erfaßt, in ſeinem Denken und Empfinden. Ihr inneres ſeelenvolles Leben bringt das ganze Gemüth in eine lebhafte Erregung, wie elektriſch Feuer berührt jeder Gedankenblitz irgendeine geheime Faſer des Herzens, und ſo wird die ganze Seele des Menſchen van den beengenden Schranken der Alltäglichkeit befreit und innerlich erweitert, in der Beſchanung objective Allgemeinheit, in welche das individuell Dargeſtellte hinüberſpielt, ſanft erhaben.

Granella’s Studien zerfallen in acht Abſchnitte: „Wahrheit und Erkenntniß“; „Natur und Kunſt“; „Ideen und Ideale“; „Einbildungskraft und Phantaſie“; „Die Idee des Schönen“; „Die Kunſt der Griechen“; „Hellenismus und Chriſtenthum“; „Poeſie und Liebe“.

Intereſſant ſind die Mittheilungen, welche Granella über die weniger gekannte Aeſthetik der neuplatoniſchen Schule, namentlich des Plotin macht. Dieſe Aeſthetik liegt unſerm Autor nahe, denn ſeine eigenen Anſchaunngen haben ſelbſt etwas Neuplatoniſches und zeigen einen vom Chriſtenthum durchleuchteten, aber auch zerſetzten Platonismus; denn die chriſtlich-theologiſche Färbung des äſthetiſchen Ideals iſt zugleich eine Trübung deſſelben.

Zu den glänzendſten Partien des Werks gehört die Verherrlichung der Einbildungskraft und der Phantaſie, die bei allem hymnenartigen Aufſchwung doch die Unterſchiede des Begriffs nicht verwiſcht. In dem letzten Abſchnitt gibt Granella einige poetiſche Charakterbilder, von denen namentlich die von Nikolaus Lenau und Brentano mit Wärme und Schärfe gezeichnet ſind. Durch alle Abſchnitte hindurch zieht ſich dagegen eine Polemik gegen Goethe, die in ihren Vorausſetzungen wie in ihrer Ausführung vielfach unbillig iſt. So heißt es in einer Parallele zwiſchen Goethe und Schiller:

Schiller hat ſich mit ſeiner idealen Richtung immer mehr in die innern Tiefen des Geiſtes verſenkt; Goethe wurde durch das Eigenthümliche ſeiner Individnalität zur natürlichen Seite der Kunſt geführt, in die ewig wechſelnde Erſcheinungswelt der äußern Natur, zu den Pflanzen- und Thierarganismen, zur Theorie der Farben-, Kryſtallen- nnd Walkenbildung. Schiller’s philoſaphiſcher Idealismus wird ſtets von einer männlichen Begeiſterung getragen, aus welcher ein feſtes ſittliches Streben nnverkennbar hervarleuchtet; der verfeinerte, genußliebende Naturalismns des mehr weiblich gearteten Goethe kann ſeine irdiſche Heimat nirgends vergeſſen. Während er mit feinſinniger Inſpiration die natürlichen Lebenspulſe überall herausfühlt und mit dem Sonnenmikroſkop der Natnrwiſſenſchaft forſchend jedes Pflänzchen betrachtet, um durch Vereinigung aller weſentlichen Eigenthümlichkeiten vegetabiliſcher Organismen zu dem Begriffe der „Urpflanze“ zu gelangen, verſchmäht er abſichtlich jede Beziehnug zu einer höhern idealen Welt und jede Erkenntniß tieferer Wahrheit, um nur nicht Ueberirdiſches in ſeine Gefühlsproceſſe hineinzuziehen und in ſeinem epikuräiſchen Senſualismus unbeqnem berührt zu werden. Auch ſeine ſpätern Lebensjahre laſſen die Reactionen des Geiſtes nur leiſe verſpüren, und die Phantaſie blieb ihm, wenn auch eine „ewig bewegliche, ſeltſame Tochter Jovis“, doch nur eine „roſenbekränzte Thörin“, die in des „beſchränkten Lebens dunkeln Genüſſen“ für eine ſchrankenloſe Ungebundenheit die ausgedehnteſten Privilegien erhielt, damit „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige“.

Von dem Dichter des „Fauſt“ zu behaupten, daß er abſichtlich jede Beziehung zu einer höhern idealen Welt und jede Erkenntniß tieferer Wahrheit verſchmäht habe: das zeugt doch von einer bedenklichen Einſeitigkeit, welche „die ideale Welt“ nur in der Beleuchtung einer beſtimmten Glaubensform zu ſehen vermag. An einer andern Stelle heißt es:

Für Goethe bildet das Gebiet der Schönheit ein ganz apartes Reich, das mit dem ſittlich Guten eigentlich nichts gemein hat. Für ſeine Kunſtſchöpfungen empfängt er deshalb auch nie ſeine Impulſe von ſittlicher Convenienz oder religiöſen Anſchauungen; am wenigſten dürfen ſich Intentianen einer primitiven Harmonie höherer Seelenkräfte bei ihm geltend machen, und wenn ſich je ſolche „mit verhüllten Schritten“ ihm nähern, ſo werden ſie alsbald von ſeiner „ſchönen Sinnlichkeit“ abſorbirt. Er war zu ſehr in ſeine Naturſympathien eingefriedet und hatte ſogar mit ſeinem ſublim gebildeten, fein reflectirenden Geiſt die Kunſt ſelbſt in die Naturſphäre zurückvermittelt, als daß er ſich durch die Träume der Ramantiker von dem „verlorenen Paradieſe“ in ſeiner olympiſchen Götterruhe und ſonnigen Heiterkeit hätte ſtören laſſen. Er kannte von ſeinem Standpunkte aus nichts Höheres als den „Bildungsproceß des begabten Individuums, welcher aus den Factoren der Natur und Kunſt hervorgeht, um die antike Kunſtnatur, die heidniſche Schönheit und Lebensharmonie zu produciren“. Der Menſch aber, zum höhern Selbſtbewußtſein gekommen, hat nicht blos das Beſtreben, die elementare, flüſſige und verwandlungsreiche Natur durch die Kunſt einer regelrechten Norm zu unterwerfen, ſondern er will beide durch ein höheres ſittlich-geiſtiges Princip potenziren und über die Schranken der Endlichkeit erheben. Er iſt ja eben ſeiner höhern Natur nach ein ſittlich-geiſtiges Weſen, welches durch die Kraft des Geiſtes und eines ſittlich geläuterten Willens auf die Sinnlichkeit zurückzuwirken und durch die Kunſt der Idee des ewig Schänen einen adäquaten Ausdruck zu geben ſich befähigt fühlt. „Goethe und ſeine Helden“, ſagt Bagumil Galtz, „wirken darum unſittlich und unkünſtleriſch, weil ſie allzu natürlich, zu genießlich, zu ſelbſtſchwelgeriſch charakteriſirt ſind“, und wir fügen hinzu: ſie wirken darum unſchön, weil ihre ganze Geiſtesrichtung von keinem Lichtſtrahl einer höhern idealen Weltordnung durchleuchtet iſt.

An einer dritten Stelle meint Granella, daß ſich Goethe’s vielbewunderte dichteriſche Begabung hauptſächlich in der poetiſchen Behandlung des Gegenſtandes zeige, ja daß er zu der irrigen Behauptung habe gelangen müſſen, die Poeſie ſei überhaupt nur Sache einer glücklichen Behandlung „jedes beliebigen Stoffs“. Goethe hat aber erklärt, daß der Gehalt Anfang und Ende aller Kunſt ſei. Es iſt ein Misgriff, den großen Dichter auf ein Niveau mit unſern formkünſtelnden Akademikern herabdrücken zu wollen, einen Dichter von ſeltener Klarheit und Größe einer ſich nirgends verleugnenden Weltanſchauung, mit welcher die überſchwenglichen Apoſtel einer „heiligenden“ Kunſt rechten mögen, die ſie aber niemals in ihrer idealen Bedeutung verkennen dürfen. Nur eine verhimmelnde Aeſthetik ſucht die Idee des Schönen in einem nur der Ahnung und Sehnſucht ſich erſchließenden Jenſeits.

Weit bedeutſamer iſt die Aufgabe, ihr in allen Geſtaltungen des Dieſſeits, im Leben der Natur- und des Geiſtes nachzugehen. Daran werden wir erinnert durch das Werk von Karl von Hippel: „Natur und Gemüth. Beiträge zur Aeſthetik der Pflanzenwelt“ (Nr. 5). Wir glauben, daß an derartigen Schriften Goethe ſeine Freude gehabt haben würde; freilich ſetzen ſie echtes Naturgefühl und maßvolle Behandlung voraus; denn eine belletriſtiſch aufgedonnerte Darſtellung ohne dieſe beiden Eigenſchaften iſt unleidlich, und derartige Producte naturwiſſenſchaftlicher Schönrednerei vermehren die Kenntniſſe nicht und verſeichtigen den Geſchmack. Die Schilderungen Karl von Hippel’s haben einen äſthetiſchen Werth; es athmet in ihnen ein Naturgefühl, welches wir mit demjenigen vergleichen

Digitized by Google

möchten, das ſich in den Romanen Adalbert Stifter's ausſpricht. Und zwar führen uns dieſelben keineswegs in jene berühmten Landſchaften, deren eigenthümlicher Zauber ſelbſt eine ſchwächere Phantaſie erregt; es iſt eine an gefeierten Naturſchönheiten ſehr arme Provinz, Oſtpreußen, aus welcher meiſtens die Motive unſers Autors entnommen ſind. Doch inniges Naturgefühl iſt unabhängig von großartigen Scenerien. Granella ſagt in ſeinen Studien:

Wenn eine geiſtreiche Schriftſtellerin, die ein kleines Landgut in einer flachen ziemlich reizloſen Gegend bewohnte, „die lebhafte Einſamkeit und das fröhliche Alleinſein mit der Natur" nicht genug zu rühmen wußte, was anders wol hätte der poeſieloſen Landſchaft dieſen ſtillen Zauber gegeben, als eben die glückliche Gabe, ſich an den unſcheinbarſten Dingen ihrer ſchmuckloſen Umgebung zu ſchönen, freien Ideen erheben zu können? Dadurch ergießt ſich, auch wenn man durch Umſtände, Verhältniſſe und Pflichten genöthigt wird, ſich mit recht proſaiſchen Alltagsdingen zu beſchäftigen, eine ſtille ruhige Klarheit über die Seele, in der dann alles, was in der Wirklichkeit irgendwie echten und weſenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, ſich widerſpiegelt.

Das Echte und Weſenhafte der Natur zu erfaſſen, bedarf es keines Alpenpanoramas. Die Palven an den ſamländiſchen Küſten, die Buchenwälder an den Hügeln, welche das Friſche Haff umrahmen, ſelbſt ein als nüchtern und poeſielos verſchriener Kieferwald ſind für ſinnige Vertiefung in das Leben der Natur willkommene Stätten. Hippel weiß über ſeine Naturbilder eine ſtimmungsvolle Beleuchtung auszubreiten: er führt uns im Vorfrühling in die Erlenbüſche, wenn in den Kronen derſelben röthliche Blütenſchleier liegen und alle Zweige ihre Fähnlein aufgehißt haben; er führt uns im Spätherbſt in die Buchenwaldung, wenn ſich, um mit Stifter zu ſprechen, „bis ins fernſte Blau das Fahlroth und Gelb des Herbſtes zieht, wie ſchwache blutige Streifen durch das Dämmerdunkel der Nadelwälder gehend". Als Probe, wie der Verfaſſer zu ſchildern verſteht, geben wir das Bild einer oſtpreußiſchen „Palve":

Wir nähern uns dem Walde an einem heißen, faſt windſtillen Sommermittage. Der Weg führt über eine kahle Heide, die im Norden die glänzend gelben Hügel der Seedünen abſchließen; landeinwärts ſtreift der Blick fruchtbares Land, Ortſchaften, Höhen. Die Strandbewohner nennen dieſe einſamen, culturunfähigen Strecken in der Nähe des Meers „Palven". Jeder Sturm überzieht ſie mit einer neuen Schicht Dünenſand, aus der ſich die Spitzen der Strandgräſer mühſam hervorarbeiten. In den Vertiefungen der Terrainwellen haben ſich Binſenbüſche eingeniſtet, und hier und da friſtet eine Zwergkiefer ihr kümmerliches Daſein. Kein Laut ſtört dieſe Wüſteneinſamkeit; kein lebendes Weſen kriecht am Boden; kein Vogel ſtreicht darüber hin, und die ſengenden Strahlen kleben nutzlos an der unfruchtbaren Erde. Der Wanderer folgt nicht der Spur eines Wegs. Hier ſtreift jeder nach Gutdünken hin und her; kein Gehege, kein Ackerland wird ſeinen Schritten hinderlich. Inmitten der Palve erhebt ſich der Kirchhof eines Stranddorfs. Wo Menſchenkräfte nicht mehr wirken, iſt für die Todten ſichere Ruhe. Am morſchen Breterzaune iſt der Sand hoch aufgeweht und im kleinen Viereck des Todtenackers wuchern Diſteln und Neſſeln, wo ſonſt Birken trauern und Blumen blühen; aber auf jedes Schiffergrab haben die trauernden Söhne einen zerſplitterten Maſtbaum gepflanzt. Das ſchöne Symbol dünkt dem einſamen Wanderer das paſſendſte Werk von Menſchenhand in dieſer ernſten Einöde, und er gelangt hier zu der Stimmung, die ihn auf ſeinem Gange durch die Heide begleiten ſoll....

Einmal ſuchte ich dieſe Palve zur Nachtzeit auf, im Herbſt, bei ſtürmiſchem Wetter. Von den Dünen her donnerte das Meer und ſeine Sandwellen ſchlugen mir ſtechend ins Geſicht. Ueber den dunkeln Himmel flohen die Wolken und ſelten glänzte ein tröſtender Stern. Die großen, welken Blätter einer Dünenpflanze, denen eine papierene Steifigkeit eigen iſt, wurden kniſternd vom Sturme herangetrieben, rauſchten wie Geiſter ungeſehen an meinen Füßen vorbei und jagten in wilder Haſt über die Fläche dahin. Die vereinzelten Krüppelkiefern, zahlreich über die Heide zerſtreut, ſtarrten drohend im Wetterleuchten, und der einſame Kirchhof mit den gekappten Maſten und ſinkenden Bretern war anzuſchauen wie ein Wrack der Wüſte. Solch eine Heide mag König Lear durchirrt haben.

Doch Hippel weiß auch das Lehrreiche mit dem Anmuthenden eng zu verknüpfen. Das Kapitel: „Tanne und Fichte im Gebirge", zeigt uns den Unterſchied dieſer Bäume, mit denen die gebildete Welt der Städte immer noch etwas auf geſpanntem Fuße lebt, bis in alle Einzelheiten, die ſich der Anſchauung ſcharf einprägen, auf das ſorgfältigſte dargelegt. So wird uns im letzten Abſchnitt der Unterſchied der Roth- und Weißbuche auseinandergeſetzt:

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf den Hochwald der Roth- und der Weißbuche, ſo erſcheint zuerſt der ſeilartig gewundene, buchtige Stamm der letztern als ein untrügliches Unterſcheidungsmerkmal vom glatten Stamm der erſtern, welcher der Walzenform am nächſten kommt. Theilt ferner die Weißbuche nicht gar hoch über dem Erdboden den Stamm in viele aufſtrebende Aeſte, welche der Krone ein kegelförmiges Anſehen geben, ſo ſteigt der Rothbuchenſtamm ſäulenartig bis in den Gipfel, und gruppirt die ſchwachen Aeſte unter einem flachern Winkel um die Krone. Von der Form der Blätter war ſchon die Rede. Sie erſcheinen bei der Rothbuche verhältnißmäßig ſpät, indem ſie erſt einen zierlichen Trichter bilden und ſich dann plötzlich alle auf einmal entwickeln, ſodaß ſie wie Pflanzen, welche bei großer Wärme zu früh und ſchnell treiben, das junge Laub eine Zeit lang ſchlaff herniederhängen laſſen, bald aber ſich erholen und in Licht und Luft zu ausnahmsweiſe zäher und feſter Beſchaffenheit erkräftigen. Die Weißbuche ſchiebt die fächerartig zuſammengefalteten, ſtark behaarten Blattſträußchen früher und langſamer aus den Knospen und bildet ſehr dünne Triebe; beide Baumarten haben an den Blattſtielen lange, röthliche Nebenblättchen, welche jedoch bald nach der Entwickelung des Laubes abfallen. Es bleibt noch der Blüten und Früchte zu erwähnen, die, wenn ſchon nicht zu allen Jahreszeiten vorhanden, doch den Unterſchied der gleichnamigen Schweſterbäume am meiſten hervorheben. Beide entwickeln die Blüten gleichzeitig mit dem Laube. Während die Rothbuche aber die Blüten am vorjährigen Holze in Büſchel geordnet hält, die weiblichen an der Spitze der Triebe, die männlichen in den Blattwinkeln, behält die Weißbuche die vielen unſerer einheimiſchen Bäume eigene Kätzchenform der Blüten bei, wobei die weiblichen am jungen Triebe mit den Blättern erſcheinen, die männlichen dagegen, wie dort, am alten Holze. Beide Bäume ſind demnach einhäuſig. Ueber die Zahl und Stellung der Befruchtungswerkzeuge kann der Leſer ſich leicht durch jedes botaniſche Lehrbuch Kenntniß verſchaffen. Aus den weiblichen Blüten der Rothbuche bilden ſich die dreikantigen, braunen Bucheckern, die zu zweien in der ſtacheligen Kapſel ſitzen. Dieſelbe ſpringt in vier Klappen auf und fällt im Herbſte gewöhnlich zu gleicher Zeit mit den Früchten vom Baume. Der Samen der Weißbuche dagegen hat die Größe und Geſtalt eines gerippten Kürbiskerns, iſt umfaßt von einem gelben, dreitheiligen Hüllblatte, deſſen mittelſter Lappen ſtark ausgezogen iſt, und hängt in langen Trauben aus den Zweigen.

Wenden wir uns jetzt zu einer äſthetiſchen Monographie. Alle Welt kennt die großen Fortſchritte, welche die Naturwiſſenſchaften dem Mikroſkop verdanken. Auch in der Aeſthetik ſollte das Mikroſkop öfter angewendet werden, als gewöhnlich geſchieht, namentlich wo es

Digitized by Google

ſich um eine beſtimmte Kunſt, wie z. B. um die Dichtkunſt handelt. Allgemeine Beſtimmungen genügen hier nicht; dagegen kann die Analyſe des einzelnen Gedichts, welche den Zellenbau deſſelben klar darlegt, zu überraſchenden Reſultaten führen. Durch Vergleichung mehrerer Exemplare ergibt ſich ein Gemeinſames, das für die Gattung maßgebend wird. Dieſer organiſche Ausbau von innen heraus iſt förderlicher für eine lebendige Anſchauung der nothwendigen Bedingungen, der einzelnen Formen, als eine ſynthetiſche Conſtruction von oben herab, die ſchließlich doch immer ſich an vornehm verleugnete Dichtmuſter anlehnt. Weder für kleinlich zu halten noch gering zu achten iſt der Fleiß der Forſchung, der ein Gedicht mikroſkopiſch unterſucht bis auf das ſtrömende Plasma der Mutterzelle, und der über dem äußern Zellenmembran ſelbſt den zartern Primordialſchlauch nicht durch die chemiſchen Reagentien der Kritik zu prüfen vergißt. Nicht blos die duftigen Blumenkronen der Dichterblüten ſoll die Aeſthetik uns kennen lehren; ſie ſoll uns auch in ihren innern Bau, in ihre Zellenbildung einweihen.

Grube's „Aeſthetiſche Vorträge" (Nr. 6) haben ſich gerade nach dieſer oft vernachläſſigten Seite äſthetiſcher Forſchung hin ein unverkennbares Verdienſt erworben. Das erſte Bändchen derſelben, welches Goethe's Elfenballaden und Schiller's Ritterromanzen beſpricht, iſt in Nr. 15 d. Bl. f. 1865 bereits recenſirt worden. Das vorliegende zweite Bändchen behandelt deutſche Volkslieder, zuerſt im allgemeinen, dann mit beſonderer Rückſichtnahme auf den Kehrreim und zuletzt den Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert. Es iſt einer der wichtigſten Beiträge zur Charakteriſtik des Liedes und durchaus mit einer feinſinnigen, ins einzelne gehenden Kenntniß und mit echtem Kunſtgefühl durchgeführt. Eine gewiſſe Ueberſchätzung des Volksliedes, die gegenwärtig an der Tagesordnung iſt, tritt auch in Grube's Vorträgen hier und dort zu Tage. Er ſagt:

Der Dichter des Volksliedes iſt im Grunde genommen das Volk ſelber. Dieſes Volk iſt ein aus vielen Einzelweſen zuſammengewachſenes Ganzes, nicht ein blos mechaniſch zuſammengebrachter Haufen, ſondern eine Geſammtperſönlichkeit, innerlich durch gemeinſame Sprache und Sitte, durch gemeinſames Denken und Fühlen verbunden. So ruht auch Märchen und Sage, Sprichwort und Lied des Volks in dieſem Volksgemüthe; ſie ſind zuſammengewachſen aus vielen Einzelzügen, individuellen Erfahrungen, Beobachtungen, Gefühlen und Empfindungen, die, weil ſie alle in gleicher oder ähnlicher Weiſe machten, auch alsbald als allen gemeinſam angehörend erkannt und empfunden wurden, ſobald ein einzelner ſie auszuſprechen begann. Mag es ein Sänger und Spielmann von Gewerbe, oder ein fahrender Schüler, Lanzknecht, Jägersmann, Schloſſer- oder Schmiedegeſell oder auch eine beredte Jungfrau der Stadt, eine friſche Sennerin des Hochgebirgs geweſen ſein — der einzelne, dem es gegeben war, mit ſprachgewandtem poetiſchen Munde zuerſt es auszuſprechen, was allen bereits auf den Lippen ſchwebte, weil es in aller Herzen lebendig war, er iſt nur das Organ des dichteriſchen Volksgeiſtes, er ſpricht im Namen des Volks, deſſen Sprache ſeine Sprache, deſſen Bildung ſeine Bildung iſt, über welche er ſich durch „höhere" Bildung nicht emporheben will, ſondern der er ſeine ganze Eigenthümlichkeit unterordnet, in die er ſie vollſtändig auflöſt. Er ſingt und ſagt nicht von dem, was ihn als Einzelweſen ergriffen hat, ſondern von dem, was im Ganzen lebt und webt, darum ſpricht er im Namen von Tauſenden und Millionen. Der Kunſtdichter iſt zwar auch ein Dolmetſch des allgemeinen Geiſtes, des in ſeinem Volke lebendigen allgemein Menſchlichen, aber er muß dies erſt durch ſeine eigenthümliche Individualität hindurchleiten, er muß dieſe im geiſtigen Ringen und Streben zu einer dichteriſchen Perſönlichkeit ausbilden und damit einen Stil gewinnen, der ihm und keinem andern gehört; ſein Ruhm und ſeine Geltung wird um ſo größer, je originaler und vollendeter ſeine Dichterperſönlichkeit iſt. Bei den Dichtern und Sängern des Volksliedes hingegen verhält ſich's umgekehrt — ſie ſingen und dichten um ſo beſſere Lieder, je mehr ſie mit ihrer Eigenthümlichkeit zurücktreten, je mehr ſie typiſch des Volkes Art und Weiſe darſtellen.

In der Regel wird die Entſtehung des Volksliedes zu mythiſch conſtruirt; man denkt es ſich hervorgegangen aus zuſammengewehten Atomen, die durch die Lüfte flattern. Grube gibt zwar auch zu, daß es ein einzelner iſt, der das ausſpricht, was allen auf den Lippen ſchwebt. Zuletzt iſt ein Gedicht unmöglich ohne den Dichter, und unſere ganze gelehrte Kritik holpert und ſtolpert auf Holzwegen einher, wenn ſie, wie Wagner und ſein Baccalaurens das Leben, ſo die Poeſie chemiſch im Kamin entſtehen laſſen will. Jeder Dichter ſchlägt den Ton ſeines Kreiſes an, der Volksdichter den des Volks, der natürlich raſchen Anklang findet bei gleichgeſtimmten Genoſſen. Ein ſpecifiſcher Unterſchied beſteht nicht zwiſchen dem Volksdichter und dem ſogenannten Kunſtdichter; die Inſpiration iſt bei beiden dieſelbe. Unſere Literarhiſtoriker haben dieſe Schnbladen ſich zurechtgemacht und ziehen bald die eine, bald die andere mit wichtiger Miene auf. Ohne ſolche Schubladen keine Kapitel. Theoretiſch iſt der Unterſchied ganz unhaltbar, das claſſiſche Alterthum kannte ihn nicht. Das Volk als mythiſches Weſen voll wunderbarer Ausſtrahlungen aus einer geheimnißvollen geiſtigen Tiefe iſt eine Erfindung der romantiſchen Schule, die ihn aus den Dichtungen des Mittelalters abſtrahirte. Die neuern Literarhiſtoriker haben ihn adoptirt, die Germaniſten wiſſenſchaftlich appretirt. Dieſe Volkslieder als vulgo quaesiti haben ihre Väter ſo gut wie die Erzeugniſſe der Kunſtlyrik — nur ſind dieſelben vor der literargeſchichtlichen Polizei nicht zu legitimiren. Daß indeß Grube die Vorzüge der Kunſtlyrik vor der Volkslyrik nicht verkennt, zeigt die folgende Stelle, die an eine Zergliederung des wunderbar ſchönen Goethe'ſchen Mignonliedes anknüpft:

Dieſen aus vollem, überfließendem Herzen entſpringenden Erguß der reinen, d. h. von aller Abſichtlichkeit des Denkens und Phantaſirens freien Stimmung, dieſe Natürlichkeit der Empfindung hat das Goethe'ſche Lied ganz mit dem Volksliede gemein, darum kann es auch die Fülle ſeiner Empfindung in den Refrains, wie in ſtarken elektriſchen Funken entladen. Aber in der feinen Abrundung und Durchſichtigkeit ſeiner Compoſition, in der idealen Perſpective ſeiner Bilder zeigt ſich auch in dieſem Liede Mignon's die Höhe, in welcher die Goethe'ſche Lyrik über der Volkslyrik ſich hält. Wenn das Volkslied ein Dämmerlicht empfängt durch die Unvollkommenheit und Regelloſigkeit ſeiner Compoſition, durch den Drang der Gemüthsbewegung, die aufs gerathewohl nach einzelnen Bildern greift, um Stützpunkte für Gefühl und Stimmung zu bekommen, unbekümmert um ihren Zuſammenhang: ſo iſt in dieſem Goethe'ſchen Liede auf kunſtreiche Weiſe trotz der hellen Zeichnung doch ein reizender halbdunkler Farbenton gewonnen durch die ganz individuelle Beziehung zu der wunderbaren und myſtiſchen Figur Mignon's — einem Weſen, das dem Volksbewußtſein gänzlich fern liegt. So tritt das herrliche Lied vor uns hin wie ein Gewächs des Südens; aus dem dunkeln Grün ſeiner Blätter, die doch alle ſo ſcharf geſchnitten ſind und ſo glänzend das Sonnenlicht zurückwerfen, ſchimmern zarte, duftige Blüten und goldene Hesperidenäpfel zugleich, bekannt und unbekannt, offen

Digitized by Google

und doch geheimnißvoll; es ſchließt den Sinn auf und umſtrickt ihn zugleich. Das iſt der Triumph der Kunſtlyrik, welche frei die Form beherrſcht und in der Sicherheit und Gewandtheit, womit ſie die Gegenſtände zeichnet, an welche die Stimmung ſich knüpft, auch Gewalt hat über die Herzen und ihre Gefühle lenkt wie Waſſerbäche.

Grube beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über das Volkslied, deſſen Entſtehung, Weſen und Form, Fort- und Umbildung, welche letztere durch charakteriſtiſche Beiſpiele und Parallelen aus der Volkspoeſie verſchiedener Nationen erläutert wird, und hebt dann die Herzensfreudigkeit und Humanität unſerer deutſchen Volkslieder hervor. Es bezeichnen dieſe Vorzüge zugleich einen Mangel unſerer Erzählungslieder, in der das epiſche Moment die ſchwächſte Seite iſt und das Thatſächliche des Ereigniſſes, die Handlung, nur vorhanden zu ſein ſcheint, um der gemüthlichen Erregung Impulſe zu bieten:

Mit jener ſchwungvollen Erzählungsform, ſcharfen Charakteriſtik und dramatiſchen Entwickelung, wie ſie die engliſchen Balladen auszeichnen, oder mit dem ritterlichen Geiſt und dem Feuer der ſpaniſchen Romanzen, die bei aller Stärke des Affects doch epiſch klare und abgerundete Gemälde bieten, können unſere deutſchen Volksballaden nicht im entfernteſten ſich meſſen.

Sehr ſchwach erſcheinen beſonders unſere hiſtoriſchen Volkslieder, weil ſie es nicht verſtehen, einzelne poetiſche Momente des Geſchehenen ſcharf zu erfaſſen, weil ſie da, wo ſie den Thatbeſtand ſchildern wollen, ſich ins Breite und Nüchterne verlieren, vor allem aber, weil ihnen zumeiſt die nationale Wärme und Begeiſterung fehlt. Zwei der beſten hiſtoriſchen Volkslieder, das vom „Prinzen Eugen" und von der „Agnes Bernauerin" werden von Grube ausführlich analyſirt. Die Unterſuchungen über den Kehrreim ſind ſehr anregend; ihre Hauptreſultate die folgenden:

Der Kehrreim gehört zu den poetiſchen Formen der Repetition. Hat ſchon die einfache Wiederholung lyriſche Kraft, indem ſie die betreffende Vorſtellung vertieft, ſo hat dieſe im verſtärkten Maße der Kehrreim, welcher die ſtetig, regelmäßig wiederkehrende Repetitionsform darſtellt. Es können einzelne Worte, ja bloße Empfindungslaute, aber auch ganze Sätze und Satzverbindungen (Kehrzeilen und Kehrſtrophen) den Kehrreim bilden, und je nachdem er zu Anfang der Strophe, oder in der Mitte, oder am Schluß derſelben vorkommt, unterſcheiden wir den Anfangs-, Mittel- und Endkehrreim. Der Schluß- oder Endkehrreim, weil in ihm wie in einer Spitze Ton und Stimmung des Liedes ausläuft, iſt der wirkungsvollſte und wird vorzugsweiſe „Refrain" genannt. Behält er ſeine Form durch das ganze Lied bei, ſo nennen wir ihn feſt, bleiben nur einzelne Theile deſſelben ſich gleich, während andere wechſeln, nennen wir ihn flüſſig. In allen genannten Fällen kann er entweder einen Beſtandtheil des Liedes ſelber bilden, ſodaß die erſte oder letzte Zeile der erſten Strophe an gleicher Stelle auch in den übrigen Strophen erſcheint, oder auch ganz ſelbſtändig in das Lied hineintreten, ſei es, um den Hauptgegenſtand deſſelben noch mehr hervorzuheben, oder einen einzelnen Umſtand, Gedanken u. ſ. w. deſſelben zu illuſtriren, oder die Stimmung des Ganzen in einem Bilde aufzufangen, oder auch die Stimmung des Sängers ſelber anzudeuten. Sein Ton iſt ſo mannichfaltig, daß er die ganze Gefühlsſcala der menſchlichen Seele berührt und allen möglichen Stimmungen des Volksliedes ſich anſchließt. Er verſtärkt den tragiſchen Ernſt und bringt die frohe Laune zum prägnanten Ausdruck; er potenzirt die Komik und iſt für die draſtiſche Wirkung der Spottlieder unentbehrlich. Im Liebesliede iſt er zart und innig, voll ſüßen Schmelzes; wie er im Kriegsliede ſtürmt und gleich Trompetentönen ſchmettert, ſo wiegt er hinwiederum im Wiegenliede das Kind in den Schlaf. Er weint mit den Weinenden und freut ſich mit den Fröhlichen. Seinem Weſen nach immer auf eine lyriſche Wirkung abzielend — wenn er auch nicht immer dieſe Wirkung erreicht — kann er in der verſchiedenſten Form ſich darſtellen: epiſch, indem er einen Beſtandtheil der Erzählung bildet, dieſe ergänzt oder weiter führt, oder auch beſchreibend und ſchildernd ein Bild, das auf die Erzählung Bezug hat, vor unſere Anſchauung ſtellt; lyriſch, indem er in Gedanken und Gefühlen oder in Stimmungsbildern die Regungen des Gemüthslebens zum Ausdruck bringt; dramatiſch, indem er ein Moment der Handlung erfaſſend die Worte einer redend eingeführten Perſon wiederholt; didaktiſch, indem er direct an den Verſtand ſich wendet, eine allgemeine Wahrheit aufſtellt, eine Lehre einſchärft. Wie ſehr ihm aber der lyriſche Trieb inwohnt, zeigt ſich darin, daß weder das Drama noch das Epos Kehrreime hat und die ſogenannte didaktiſche Poeſie dieſe nur dann bringen kann, wenn ſie in die lyriſche übergeht und zum Liede ſich geſtaltet. Nur der Lyrik und jener Epik, welche zugleich Lyrik iſt (der Ballade und Romanze), iſt der Kehrreim eigen. Außer dieſer ſeiner lyriſchen Kraft hat er aber noch eine nicht geringe Bedeutung für den Ausbau des Liedes; auch in architektoniſcher Hinſicht iſt er dem in der Compoſition meiſt ſchwachen Volksliede ſehr zu ſtatten gekommen, indem er in das lockere Gefüge deſſelben feſte Säulen ſtellte, an denen der Strophenbau einen Halt gewann. Er förderte den Sinn für die Symmetrie und führte zur harmoniſchen Gruppirung der einzelnen Theile des Gedichts. Selbſt da, wo er ſchroff in den Versbau einſchneidet, den Fluß der Erzählung und Gefühlsergüſſe unterbricht und die ſogenannte lyriſche Unordnung herbeizuführen ſcheint, nöthigt er doch in Wahrheit zum ſymmetriſchen Ausbau der Strophe, und das Ebenmaß bewährt ſich gerade dadurch als Macht, daß es ſolche Einſchnitte geſtattet.

Die letzte Abhandlung: „Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert", erſcheint uns in vieler Hinſicht als die bedeutendſte; wir erſehen aus derſelben, wie wichtig eine gerade in das Einzelne gehende Vertiefung in unſere Dichter für die Charakteriſtik ihrer dichteriſchen Perſönlichkeit iſt. Aus der Art, wie Goethe, Uhland und Rückert den Kehrreim behandeln, ergeben ſich die folgenſchwerſten Schlüſſe auf die Eigenthümlichkeit ihrer Begabung. Ex ungue leonem! Grube gibt viele feine und für das dichteriſche Schaffen lehrreiche Winke, namentlich iſt die Analyſe der Goethe'ſchen Lieder mit dem Kehrreim ganz trefflich. Auch ſcheut er ſich nicht, Verfehltes als ſolches zu bezeichnen. Das Gemachte vieler Rückert'ſchen formellen Kehrreime, ihr aufloderndes Strohfeuer wird hervorgehoben und nachgewieſen, und ſehr glücklich der Refrain der Ghaſele als ein orientaliſcher Despot charakteriſirt:

Wie vor dem despotiſchen Herrſcher kein anderer Wille außer dem einen abſoluten anerkannt, das Recht der Individualität nicht geachtet wird, ſo läßt dieſe ſtarre Form des Refrains es auch nicht zu, daß der Dichter ſich irgendeinem Objecte hingibt, in deſſen Individualität ſich vertieft, um ſeine eigene gereinigt und gehoben daraus zurückzunehmen; es iſt keine Vertiefung ins Naturleben, ſondern nur ein Spiel der Phantaſie mit ſeinen Erſcheinungen. Das dichteriſche Subject ſitzt mit untergeſchlagenen Beinen ganz ruhig da und läßt die reizend geſchmückte und feſtlich geputzte Welt vor ſeinen Augen vorübertanzen; es berauſcht ſich wol in dieſer reichen Mannichfaltigkeit der Bilder, welche ſammt und ſonders dem einen Grundton, den der Dichter angeſchlagen hat, huldigen, wie kleine Bäche in dieſen Strom münden, in welchem ſie verſchwinden; aber dieſer Rauſch geht nicht in die Tiefe des Gemüths, die Phantaſie braucht eben für die witzige Combination der Vergleiche, für die ſchlagende Wirkung der Bilder die Nüchternheit der Reflexion.

In der That paßt der Refrain der Ghaſele nur für den Parallelismus der orientaliſchen Dichtung und

Digitized by Google

wird auch bei der geſchickteſten Behandlung ſtets einen leiſen Anflug deutſcher Morgenländerei behaupten.

Das kleine Schriftchen von Hugo Söderſtröm „Ueber den Begriff Kunſt“ (Nr. 7) ſucht die Begriffe des Schönen, der Kunſt, des Genies, Talents und Dilettantismus, der bildenden und darſtellenden Künſte und ihrer Arten in populärer Form zu fixiren. Es iſt eine Aeſthetik für die Weſtentaſche, aber ohne die Schiefheiten, denen man bei ſolchen aphoriſtiſchen Beſtimmungen in der Regel zu begegnen pflegt. Sehr treffend iſt z. B. die Charakteriſtik des Genies, als deſſen hauptſächlichſte Eigenſchaften der Muth der geiſtigen Selbſtſtändigkeit, Einfachheit und Objectivität hervorgehoben werden.

Rudolf Gottſchall.

Vom Büchertiſch.

Ueber Nacht hat der langſame, bedächtige Deutſche ſeinen Ruf gewechſelt. Der nicht nur militäriſch, ſondern auch moraliſch hervorragende böhmiſche Feldzug hat das politiſche Denken mit neuen Problemen, neuen Begriffen bereichert. Die Frage, ob das ſo ſchnell erlangte politiſche Uebergewicht Preußens blos in der beſſern Munition, Disciplin und der taktiſchen Ueberlegenheit dieſes Staats gelegen habe, ob nicht ſelbſt dieſe materiellen Gewichte von einer und derſelben moraliſchen Kraft abhingen, welche ſich die Materie überall dienſtbar macht, iſt öfter zu Gunſten der letztern Annahme entſchieden worden. Das beſiegte Oeſterreich ſchalt die fremde „Intelligenz“, welche gleich Spukgeiſterchen auf den feindlichen Bajonneten herumhüpfte und deren Sieg entſchied. Im neidiſchen Frankreich, in England hebt man das deutſche Unterrichtsweſen, das unverſiegbare Grundwaſſer einer allgemeinen Volksbildung, als das Moment der Größe des neuen Staatengebildes hervor. So ſehen wir denn auch in Deutſchland die Schul- und Erziehungsfrage mit wachſender Dringlichkeit die öffentliche Meinung beſchäftigen. Immer mehr verlangt der Geiſt in ſeine Rechte eingeſetzt zu werden, und die ihn vordem niederhielten, die geiſtliche, weltliche Willkür- und Dunkelherrſchaft, ſie müſſen ihm freien Raum geben, in der Hoffnung, er werde ihre Macht befeſtigen. Daß aber hier kein Compromiß möglich iſt, daß der fortſchreitende Geiſt, keine fremden Befehle annimmt, ſcheint in der Conſequenz zu liegen. Und ſo wäre denn die materielle Cultur, die man dem laufenden Zeitabſchnitt vorwirft, nur ſelbſt ein Ausfluß eines moraliſchen Wachsthums und ſelbſt weiteres moraliſches Gedeihen in ihrem Schoſe bergend. So ſehr nun auch die pädagogiſche Reform, die Pflege der Schulen als ein weſentlicher, politiſcher Factor hervortritt, ſo ſehr ſind die Köpfe über Wege und Ziele derſelben in Unklarheit und Widerſprüchen befangen. Nicht als ob eine Nation von Denkern wie die deutſche nicht eine Fülle von Gedanken über dieſe Materie ausgebreitet hätte. Seit Fichte hat auch hier die deutſche Arbeit nicht geruht. Es genüge, vorläufig auf jene Quellen zurückzuweiſen, welche noch nicht oder nicht mehr in der öffentlichen Praxis fließen, wenn wir folgende Broſchüren anzeigen:

1. Die Univerſitäten ſonſt und jetzt. Von J. J. J. von Döllinger. München, Manz. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Die Gebrechen unſerer Univerſitäten und die Bedeutung der Cogitantenakademie. Vortrag von Eduard Loewenthal. Dresden. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Eines nach dem andern! Ein Vorſchlag zur Reform des Unterrichtsweſens mit beſonderer Rückſicht auf die Gelehrtenſchulen dargelegt von Albert Biſchoff. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, ſeit vierzig Jahren Profeſſor in catholicis zu München, kann in einer Rectoratsrede wie die vorliegende nicht anders, als das Inſtitut der Univerſitäten im allgemeinen, der heutigen deutſchen insbeſondere, und der münchener im beſonderſten mit den ſchönſten Feiertagsfarben auspinſeln. Von einer Reform der Hochſchulen, die von mehrern Seiten aus mehr oder weniger guten Gründen verlangt worden iſt, findet ſich hier natürlich nichts. Es wird haarklein bewieſen, daß die deutſchen Hochſchulen der letzten 50 Jahre denen ſämmtlicher Nachbarländer um vieles voraus ſind und in ſich ſelbſt nur dem Princip eines langſamen Fortſchritts zu folgen haben. Döllinger ſchreibt einen klargeſchliffenen Stil, durch den ſich auf den Grund einer vielſeitigen, ruhigen Bildung blicken läßt. Aber offenbar iſt ihm das Gemüth, welches an den glorreichen Erinnerungen jahrhundertelanger Einrichtungen, an den Pflanzſtätten deutſcher Reformatoren und Feuergeiſter haften bleibt, im Wege, das thatſächliche Ungenügen unſerer Hochſchulen als der oberſten Lehr- und Bildungsanſtalten zu erkennen. Denn nur vom pädagogiſchen, von keinem andern Geſichtspunkte aus, ſind die Univerſitäten ihrem Weſen oder dem heutigen Bedürfniſſe nach zu beurtheilen. Die individuelle Bedeutung eines Gelehrten entſchädigt nicht für den Mangel an Lehr- und Erziehungstalent, der doch in der Mehrzahl angetroffen wird, und um die Wiſſenſchaft zu dotiren, braucht man keine Katheder aufzurichten. Auch ſind heute die Kanäle der Bildung lange nicht an den engen Bezirk der Aula gebunden. Was wir für den Krebsſchaden des akademiſchen Unterrichts halten, die unmündige akroamatiſche Lehrmethode iſt nun gerade etwas, worin Döllinger unbegreiflicherweiſe einen Vorzug der deutſchen Hochſchulen vor den engliſchen ſieht. Man höre ſeine Beweisführung, die ſich am Ende ſelbſt ſchlägt:

> Die akroamatiſche Methode der Deutſchen, welche in täglichen Vorträgen ein ganzes Wiſſensgebiet bis zu Ende durchführt, hat bislang dort noch keinen Eingang gefunden. Sechs oder zehn Vorleſungen im ganzen Jahre, auf die effectvolle Befriedigung einer gemiſchten Zuhörerſchaft berechnet, gelten dort für eine genügende Löſung der einem Profeſſor geſtellten Aufgabe. Man verſetzt ſich nicht, wie der deutſche Lehrer es thut, in das Centrum ſeines Gegenſtandes, um von dieſem aus die ganze Peripherie heranzuziehen und in einheitlicher Geſtaltung zu beherrſchen, ſondern man begnügt ſich, von der Vogelperſpective aus über den Gegenſtand hinzugleiten, oder Schlaglichter auf einzelne Partien zu werfen.
>
> Weder Beamte zu bilden, noch Juriſten und Aerzte oder Naturforſcher zu liefern, ſind die engliſchen Univerſitäten beſtimmt. Ihre Aufgabe iſt, durch claſſiſche und mathematiſche Studien nebſt Logik und Moralphiloſophie und durch eine

Digitized by Google

Collegienerziehung dem Staate und der Geſellſchaft den gebildeten und unabhängigen Gentleman und daneben der Staatskirche einen weniger theologiſch als claſſiſch und literariſch gebildeten Klerus zu liefern.

Indem ich dies erwähne, iſt es nicht meine Abſicht, die engliſchen Univerſitäten zu tadeln, ich halte ſie vielmehr für vortrefflich in ihrer Art und für geeignet, das zu leiſten, was die Nation von ihnen fordert. Ich will nur zeigen, daß ſie etwas ganz anderes ſind als die gleichnamigen deutſchen Anſtalten, daß ſie allerdings den mittelalterlichen Univerſitäten näher ſtehen und mehr von ihnen beibehalten haben, daß aber die deutſchen Genoſſenſchaften dem Ideal einer Hochſchule, wie es im 19. Jahrhundert angeſtrebt werden ſoll und verwirklicht werden kann, weit beſſer entſprechen als die engliſchen. Dabei verhehle ich nicht, daß mir die Collegien von Oxford und Cambridge, dieſe verjüngten und verbeſſerten Abbilder der alten in Deutſchland untergegangenen Burſen, wie ich ſie an Ort und Stelle beobachtet habe, vielfach eine Empfindung der Sehnſucht und des Neides erweckt haben, konnte ich doch ſo deutlich dort wahrnehmen, wie die Lehre auch ſofort zur Geſinnung werde, und ihre Wirkſamkeit nicht blos in der Erweiterung der Kenntniſſe, ſondern auch in der Erhebung der Gemüther, der Veredlung des Willens ſich erweiſe. Ja oft ſchon habe ich mich gefragt, warum verzichten wir Deutſchen denn ſo ganz auf eine Einrichtung, welche Vernunft und Erfahrung gleichmäßig empfehlen, welche Tauſende von Vätern und Müttern von ſchlafloſen Nächten, von nagendem Kummer und peinigender Angſt erlöſen und zahlreiche Jünglinge vom Untergange retten, andere vor lebenslänglicher Reue bewahren würde?

Döllinger iſt nun ſelbſt zu ſehr von der Atmoſphäre der Fichte'ſchen Neuerungen im akademiſchen Weſen getränkt, als daß er nicht weſentlich dieſelben Ziele vor Augen hätte und anprieſe; aber das Sonderbare iſt, daß er dieſe Ziele für Thatſachen anſieht. Zwei Procent der Volksgemeinſchaft ſind durch die Hochſchulen gegangen; ſind es aber wirklich zwei Procent autonome Charaktere, productive Geiſter, wie ſie die Akademien hervorbringen ſollten? Dieſen Nachweis iſt uns Döllinger ſchuldig geblieben. Und obzwar niemand den ſegensreichen Einfluß auch noch ſo mangelhafter Medien der Bildung und Gelehrſamkeit in Abrede ſtellen wird, ſo erfordert doch heute das öffentliche Bedürfniß eine klare Erkenntniß aller Schäden und Mängel in Dingen von ſo allgemeinem Gewicht.

Ein Stürmer und Dränger auf dieſem Gebiet iſt Eduard Loewenthal (Nr. 2), der ſich kürzlich in einer Rede vor dem dresdener Publikum als akademiſcher Reformer eingeführt hat. Als Rede, die überzeugen, bekräftigen und widerlegen, belehren und begeiſtern ſoll, darf dies Schriftſtück nicht betrachtet werden. Es iſt ein Proteſt gegen das Beſtehende, ohne daß das Wie und Wo auf beiden Seiten deutlich hervorträte. Loewenthal iſt ſonſt als Denker durch ſein „Syſtem des Naturalismus" nicht unrühmlich bekannt und hat auch ſchon durch Stiftung einer Freidenkergemeinde für ſeine Tendenzen gewirkt. Den Nachwuchs ſoll nun eine (Cogitanten-) Akademie beſorgen, welche den Cyklus der Wiſſenſchaften von dieſem einheitlichen, religiös-philoſophiſchen Mittelpunkt aus überliefern ſoll.

Mit weniger Apparat und weniger Anſprüchen, als dieſe beiden, tritt der Lehrer Biſchoff auf in ſeinem citirten Schriftchen (Nr. 3). Der Autor bekennt treuherzig, keine eingehenden pädagogiſchen Studien gemacht zu haben; er macht alſo ſeine Vorſchläge als reiner Naturaliſt. Es iſt ergötzlich und gleichzeitig zu bedauern, wie ſich der Autor mit ſeinen Scrupeln herumſchlägt, für die ihm die richtigen Anſätze fehlen. Er findet nun einen großen Stein des Anſtoßes in der Gleichzeitigkeit der Lehrfächer, die den Schüler nach vielen Seiten hinzerren, ohne ihn dieſen oder jenen Gegenſtand völlig ausleben zu laſſen. Er ſchlägt daher vor, die wichtigern Unterrichtsfächer zu iſoliren und auf verſchiedene Jahrgänge zu vertheilen. Wir wollen hier nur kurz andeuten, daß die ſogenannte concentrirende Lehrmethode, welche den ganzen übrigen Lehrſtoff um eine beſtimmte Lektüre künſtleriſch gruppirt, jene Schwäche einer geſtückelten ſynchroniſtiſchen Lehrart vermeidet, ohne die ſo wichtige Plaſtik der Weltanſicht vermittels eines inhaltsreichen Lehrſtoffs aufgeben zu müſſen. Die Biſchoff'ſche hiſtoriſche Methode iſt dabei von ſelbſt am Platze.

4. Von alter und neuer Rhetorik. Ein Beitrag zur Charakteriſtik unſerer Zeit. Von C. L. Roth. Stuttgart, S. G. Lieſching. 1867. Gr. 8. 6 Ngr.

Unſer Theologiae Doctor iſt ein kleiner Obſcurant in der Weſtentaſche, mit einiger Gelehrſamkeit, aber ſehr ſchlechtem Geſchmack. Wir wollen ihm gern glauben, daß er ſich die alten Rhetoren angeſehen hat, den Unterſchied, daß die chriſtliche Beredſamkeit ſich nur an den Verſtand wende, nur überzeugen, nicht überreden wolle wie die antike, gern zugeben. Aber man kann mit ſehr viel Verſtand ein ſehr ſchlechter Orator ſein, und man muß die Menſchen kennen, um ſie mit dem bloßen Verſtand regieren zu wollen. Und was ſollen dieſe Tiraden am Schluß gegen den böhmiſchen Krieg, Bismarck und den Norddeutſchen Bund, und der heilige Eifer des Autors für ſeine Cigarrentaſche:

> Für dieſen Zweck des imperii Preußens entzündet er (Bismarck) einen ſchrecklichen, ſehr blutigen Krieg, wirft er die auch von Preußen beſchworene Bundesverfaſſung und die auch von Preußen garantirte Selbſtändigkeit von Ländern und Städten zweiten und dritten Ranges übern Haufen, ſtraft die eine occupirte Stadt dafür, daß deren Zeitungsſchreiber ihn gereizt hatten, nach einer Bedrohung ihrer Exiſtenz durch ſeine Kanonen um Millionen, nimmt auch den ſchwachen ſüddeutſchen Staaten dafür, daß ſie daran gedacht hatten, einem feindlichen Ueberfall mit Gewalt zu begegnen, Millionen als Kriegsſteuer ab, und wie wenn er das von Tilly gebrauchte oder nicht gebrauchte Wort ſich angeeignet hätte, zwingt er diejenigen, von welchen ſein König ausdrücklich erklärt hatte, daß er gegen ſie nicht Krieg führe, jedem ſeiner Soldaten außer dem wirklichen und hoch bemeſſenen Bedarf täglich acht Cigarren (!) abzureichen. Denn ich geſtehe, daß mir dieſes nahezu als die empörendſte unter den willkürlich auferlegten Laſten erſchienen iſt.

Wahrlich ſelbſt ein Stück antiker, um nicht zu ſagen komiſcher Beredſamkeit!

5. Ueber den Zweck, die Mittel und Organiſation der Arbeitervereine, nebſt einem Statutenentwurf. Den deutſchen Arbeitervereinen gewidmet von Moritz Müller. Nordhauſen, Förſtemann. 1867. 8. 4 Ngr.

Der Autor iſt ein praktiſcher Mann. An Fleiß hat man es in Deutſchland auch in der ſocialen Frage nicht fehlen laſſen; über die Löſung oſcillirt die öffentliche Meinung. Im ganzen will man nicht blos von der materiellen, ſondern ebenſo ſehr von der moraliſchen Seite die Panacee ſuchen. Die verſchiedenen Arbeiterbildungs- und -Aufklärungsvereine ſtellen die mehr oder weniger gelungenen Verkörperungen dieſer letztern Tendenz dar. Müller gibt eine geſunde kernige Kritik über den Geiſt

Digitized by Google

und die Organiſation der ihm bekannten Arbeitervereine, und reſumirt ſeine Anſichten in folgender ſehr beherzigenswerther Pointe, die im Weſen die Laſſalle'ſche iſt:

Die eigentliche Pointe der Arbeiterfrage liegt für die Zukunft darin, daß das, was die jetzige Zeit nur als Ausnahme kennt, Regel wird, nämlich daß zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein Verhältniß guten Willens hergeſtellt wird. Die Arbeiterfrage wird dann in dieſer Beziehung der Art ihre Löſung auf Erden finden, wenn die Arbeiterbevölkerung einen Antheil am Kapitalgewinne erreicht, einen Antheil, welcher ihrer eigenen Mehrproduction entſpricht. Alle Hinderniſſe der Geſetzgebungen zu beſeitigen und für die Arbeit völlig Bahn zu brechen, ſodaß die Arbeiterbevölkerung ihre Erfahrungen und Erſparungen in möglichſt gewinnbringenden Unternehmungen anlegen kann: dies iſt vor allem ins Auge zu faſſen. In den Arbeitervereinen ſoll die Erziehung zur Uebung eigener Entſchließungen alle die Tugenden mit wach rufen, welche den Arbeitern ſo oft mangeln. Nur auf dieſe Art kann die Löſung der großen Aufgabe beſchleunigt werden.

Für die Arbeitervereine ſind folgende drei ſcharf ausgeſprochene Grundſätze als Statutengrundlage zu benutzen:

Die Aufſtellung der materiellen Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen als Vereinszweck, im Gegenſatz zu den meiſten Vereinen, welche aus Pruderie, Misverſtändniß oder verwandten Motiven, anderweitige Geſichtspunkte, als Förderung der ſittlichen und intellectuellen Bildung, geſellige Unterhaltung u. ſ. w. als Vereinszweck an die Spitze ihrer Satzungen ſtellen. Die ſociale Frage iſt es, an welche wir in den Arbeitervereinen herantreten; es heißt aber, dieſer Frage, welche ihren Sitz doch unbeſtritten in dem Pauperismus und in dem in unſerer geſellſchaftlichen Organiſation begründeten Beſtehen des ſogenannten Proletariats hat, ſomit zweifellos in erſter Linie materieller Natur iſt, ſcheu aus dem Wege gehen, wenn man andere, theils nebenſächliche (wie Unterhaltung), theils die materielle Beſſerſtellung vorausſetzende Zwecke (wie Förderung der Bildung und Sittlichkeit) an die Spitze ſtellt. Damit hängt genau zuſammen: 2) Die Nichtausſchließung der Politik als Vereinsmittel, inſofern dieſe in gewiſſen Grenzen auch für die Verhältniſſe des Arbeiterſtandes von einſchneidendſter Bedeutung, es daher für die Arbeitervereine unerlaßlich iſt, zu denjenigen politiſchen Fragen, welche mittelbar oder unmittelbar die Intereſſen des Arbeiterſtandes berühren, Stellung zu nehmen. 3) Die Berückſichtigung der Volkswirthſchaft und Socialwiſſenſchaft unter den pädagogiſchen Mitteln des Vereins, im Gegenſatz zu den öfters bewußt oder unbewußt auftauchenden Tendenzen, die Arbeitervereine zu einer bloßen Species von Fortbildungsſchulen herabzudrücken.

6. Ueber Geſpenſter in Sage und Dichtung. Zwei akademiſche Vorträge in Bern vor einem gemiſchten Auditorium gehalten von Karl Robert Pabſt. Bern, Heuberger. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine ſehr gründlich, klar und mit reichem, geſchmackvoll ausgewähltem literariſchen Material ausgeſtattete Schrift, welche das ſonſt unheimliche Geſpenſterreich in eine von moraliſchen Geſetzen durchdrungene Phantaſiewelt aufhellt. Die Geſpenſter ſind demnach auf ähnlichen pſychiſchen Geſetzen beruhende Projectionen des Gemüths und Gewiſſens, wie vieles auch in antiker und moderner Mythologie. Dieſen Zuſammenhang hebt die folgende Stelle hervor:

In dem reichen Verein von natürlichen und ſittlichen Gefühlen und Trieben, welche unſere Bruſt bewegen, in ihrer ganzen Stufenfolge von der leiſeſten und zarteſten Regung bis zu den gewaltigſten Leidenſchaften und heftigſten Affecten, iſt vielleicht nicht ein einziges Glied zu finden, welches nicht irgendwie dazu beigetragen hätte, die Einbildungskraft zur Erzeugung von Geſpenſtern anzutreiben, deren Eindruck hinwieder in ebenſo reicher Stufenfolge von der wohlthuendſten Rührung, Sänftigung und Erbauung bis zur Beſinnung und Leben raubenden Erſchütterung ſich zu ſteigern vermag.

Die letzten Kriegsereigniſſe haben auch auf die Bildſamkeit des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland eine Perſpective eröffnet. Man beeilt ſich die Ingredienzien zu dem nahrhafteſten Staatsgebäck der künftigen Zeit von allen Seiten herbeizuſchaffen. Ein in anſprechend engliſchem Stil, realiſtiſch-ſentimental und behäbig geſchriebenes Curriculum des jüngſt verſtorbenen engliſchen Staatsmannes gibt folgende Broſchüre:

7. Richard Cobden, ein Meiſter der Staatswirthſchaft und Muſter politiſcher Redlichkeit, in Leben und Leiſtungen ein nachahmungswürdiges Vorbild. Von K. de Rath. Nach dem Engliſchen bearbeitet. Koburg, Riemann. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

In der Vorrede ſteckt das Ganze:

Zu dieſen Helden des Friedens und Bahnbrechern des Fortſchritts gehörte auch Richard Cobden, der am 2. April 1865 verſtorbene große engliſche Staatsmann. Reich an ſelbſterworbenen Kenntniſſen, groß an praktiſcher Erfahrung, unermüdlich im Dienſte der Menſchheit, uneigennützig ſondergleichen und hochherzig beſcheiden: ſo tritt uns dieſer gewaltige Mann entgegen, der in England den Freihandel und das Princip der Nichtintervention durchſetzte, für Europa und Amerika ein Lehrmeiſter der Staatswirthſchaft wurde, und der ganzen Welt durch ein Schiedsgericht der Völker die Militärlaſt zu nehmen und auf immer den Frieden zu ſichern ſuchte. In der gegenwärtigen Zeit haben wir Deutſche mehr als je das Bedürfniß, von einem ſolchen Manne zu lernen und uns an ihm heranzubilden. Die vorliegende Bearbeitung von Thomas Bullock's »Richard Cobden, a study for young men« ſoll dazu hülfreiche Hand bieten. Möge ſie beitragen, unſern Sinn für das praktiſch Erreichbare zu ſchärfen, damit wir die Gunſt der Umſtände ausnutzen und nicht, nach Schattenbildern haſchend, uns politiſch verirren und verlieren!

Feuilleton.

Adalbert Stifter.

Mit Adalbert Stifter, der am 28. Januar in Linz ſtarb, hat Oeſterreich ſeinen erſten Proſaiker verloren, der in einer Zeit, als nur die öſterreichiſche Lyrik in Deutſchland Curs hatte, durch ſeine Studien und Erzählungen auch der öſterreichiſchen Novellenproſa in Deutſchland Geltung verſchaffte. Trotz einer nicht ganz hinwegzuleugnenden Manierirtheit, die namentlich in den letzten Productionen des Autors in unerquicklicher Weiſe vorſchlug, hat dieſe Proſa ſo viel Würde und Anmuth zugleich, zeigte ſo viel Feile und Haltung, daß ſie neben der läſſigen Proſa vieler auch beliebter Erzähler als Stilmuſter Anerkennung finden mußte. Dem geiſtigen Inhalt nach war Stifter allerdings ein Vertreter des Quietismus, wie er unter dem Metternich'ſchen Syſtem in Oeſterreich herrſchte, und wenn er in jüngſter Zeit, durch die politiſchen Bewegungen und das geſchichtliche Leben in Oeſterreich ſich veranlaßt ſah, aus dem Zauberkreiſe ſeines Stilllebens herauszutreten und ſich an hiſtoriſchen Stoffen zu verſuchen, ſo hat das ſeiner Muſe kaum zum Heil gereicht. Für dieſen geiſtigen Quietismus entſchädigte ſie indeß durch die Wärme, Innigkeit und Zartheit ihres Naturgefühls, welches in Bezug auf Tiefe an indiſche Naturmyſtik ſtreifte, während die Sorgfältigkeit der Detailmalerei von einer ſeltenen liebevollen Vertiefung in die Formen- und Farbenwelt der Natur zeugte und dabei die genaueſte Prüfung exacter Naturforſchung aushielt.

Adalbert Stifter war am 23. October 1805 in dem

Digitized by Google

Marktflecken Oberplan im ſüdlichen Böhmen in kleinbürgerlichen Verhältniſſen geboren; ſein Vater war Leinweber und betrieb ſpäter einen kleinen Getreidehandel. Die Lehrer des Knaben erkannten bald ſeine Begabung und riethen, ihm eine Gymnaſialbildung zutheil werden zu laſſen. Der plötzliche Tod ſeines Vaters, der 1817 von ſeinem eigenen umſtürzenden Flachswagen erſchlagen wurde, ſchien dies wieder in Frage zu ſtellen. Doch wurde Stifter 1818 von ſeinem Onkel in die Benedictinerabtei Kremsmünſter in Oberöſterreich gebracht, wo ſich ein Gymnaſium befand und wo der ſtrebſame Schüler an ſeinem Lehrer Placidius Hall den beſten Freund fand. Der Sinn für Dichtung und Landſchaftsmalerei gab ihm in ſeinen Mußeſtunden vielfache Beſchäftigung. Im Jahre 1826 ging Stifter nach Wien, um Jurisprudenz zu ſtudiren. Er widmete ſich indeß mit größerm Eifer der Landſchaftsmalerei, in welcher er denſelben feinen Farbenſinn und daſſelbe Talent für ſtimmungsvolle Beleuchtung zeigte, wie in ſeinen Studien mit der Feder. Stifter wollte ſich zu einer Profeſſur der Naturwiſſenſchaften vorbereiten, er blieb daher auch nach Vollendung ſeiner Studien in Wien und ertheilte Unterricht, namentlich in Phyſik und Mathematik. Er gewann ſich dadurch Gönner unter der hohen Ariſtokratie. Einer ſeiner Schüler war der junge Graf Ferdinand Colloredo-Mansfeld, ein anderer Fürſt Richard Metternich, der Sohn des Staatsminiſters und jetziger öſterreichiſcher Geſandter in Paris. Seit 1840 waren Erzählungen von ihm in öſterreichiſchen Blättern erſchienen; 1844 erſchienen zwei Bände geſammelt unter dem Titel „Studien“ in Peſth bei Heckenaſt; denen 1847 der dritte und vierte Band nachfolgten. Da ein Talent wie das Stifter's kaum der Entwickelung fähig war, ſo darf man wol ſagen, daß dieſe „Studien“ den Höhepunkt ſeiner Leiſtungen bezeichnen. Ein dichteriſcher Hauch beſeelte den „Hochwald“, der wie ein großer Naturtempel von dem Talent Stifter's glänzend und zauberiſch beleuchtet wurde. „Der Condor“, „Abdias“, „Die Narrenburg“ zeigten überall dieſelbe andächtige Naturvertiefung, während das Menſchenleben in eine traumhafte Beleuchtung gerückt wurde. Das Herabſetzen der Menſchenwelt zur Staffage trat noch mehr im fünften und ſechsten Band der „Studien“ (1850) und in den „Bunten Steinen“ (1856) hervor.

Stifter hatte inzwiſchen 1849 den Ruf als Schulrath und Inſpector der Gymnaſien von Wien und Unteröſterreich erhalten, aber dieſe Stellung abgelehnt und dafür das Amt eines Volksſchuleninſpectors für Oberöſterreich angenommen, wo er Land und Leute beſſer kannte. Im November 1865 wurde er, da er ſeit einiger Zeit zu kränkeln begonnen, mit dem Charakter eines Hofraths in den Ruheſtand verſetzt und lebte von da ab bis zu ſeinem Tode ſeinen wiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen, der Malerei und der Blumenpflege. Die dreibändige Erzählung: „Nachſommer“, die 1857 erſchienen war, zeigte das Streben nach einer in größern Verhältniſſen gehaltenen Architektonik künſtleriſchen Schaffens, die indeß durch die Ueberladung des, wenn auch meiſterhaft ausgeführten Details erdrückt wurde. Auf den neueſten Roman „Witiko“ kommen wir noch näher zurück; das hiſtoriſche Leben lag der Stifter'ſchen Weltanſchauung fern. Kurz vor ſeinem Tode beſchäftigte ſich Stifter mit einer andern geſchichtlichen Erzählung: „Zaris“, und vervollſtändigte die „Mappe des Urgroßvaters“ zu einer ſelbſtändigen Herausgabe.

Vorleſungen in Deutſchland.

Die Sitte wiſſenſchaftlicher Vorleſungen auf dem Gebiet der Geſchichte, Natur- und Literaturgeſchichte verbreitet ſich immer weiter in Deutſchland. In vielen Städten, namentlich in Weſtdeutſchland, in Köln, Frankfurt, Barmen u. a. bilden ſich Geſellſchaften, an deren Spitze die angeſehenſten Männer der Städte ſtehen, um einen regelmäßigen Vorleſungscyklus für den Winter zu veranſtalten. Namhafte Gelehrte und Schriftſteller werden eingeladen, die Vorleſungen zu halten; man könnte von einer deutſchen Wanderuniverſität für das große Publikum und von akademiſchen Gaſtrollen ſprechen. Wir können dieſe Sitte nur billigen und in weitern Kreiſen empfehlen; die Früchte ſolcher Anregungen, wie ſie das lebendige Wort im Munde begabter Vertreter der Wiſſenſchaft und Literatur ausüben muß, werden nicht ausbleiben.

Abgeſehen von dieſen geſchloſſenen Cyklen gibt es auch Vorleſer von Ruf, welche ſelbſtändig in verſchiedenen Städten auftreten. In erſter Linie iſt hier Karl Vogt zu erwähnen, der dieſen Winter in Aachen, Köln, Leipzig, Dresden, Hamburg u. ſ. w. ſechs Vorleſungen über die Urgeſchichte des Menſchen unter großer Theilnahme des Publikums hielt. Vogt iſt einer der geiſtreichſten Köpfe Deutſchlands und ein tüchtiger Naturforſcher. Die politiſche Rolle, die er im Parlament und ſpäter als Reichsregent ſpielte, tritt dagegen zurück. Man erwartete vielleicht, auf Grund der bekannten „geflügelten Worte“, durch die er ſich zum Herold des Materialismus machte, in ſeinen Vorleſungen mehr cyniſche Derbheit und kräftige Herausforderungen der entgegengeſetzten Weltanſchauungen zu finden; wußte man doch, daß der Apoſtel des Materialismus in Aachen mit Steinwürfen begrüßt worden war. Doch die Haltung des Naturforſchers war im ganzen eine durchaus wiſſenſchaftliche, und nur hin und wieder blitzte einer jener kauſtiſchen Einfälle auf, wie ſie ſeiner, die Dinge mit tüchtigen Fauſthandſchuhen anfaſſenden Polemik eigen ſind. In ſeinem erſten Vortrag ſprach ſich Vogt im allgemeinen über die Anthropologie und die Methode zur Erforſchung der Urzeit aus, im zweiten beſchrieb er die älteſte Steinzeit und ihre Fauna, im dritten kam er auf die Spärlichkeit der vorhandenen Menſchenreſte zu ſprechen und charakteriſirte die mittlere Steinzeit, das Menſchenleben und die Menſchenſchädel dieſer Periode, im vierten gab er klimatiſche Erörterungen und beſprach die Pfahlbauten, im fünften die Bronzezeit, im ſechsten die Verwandtſchaft von Menſchen und Affen und den Darwinismus. Er lehnte übrigens in dieſem Vortrag entſchieden ab, die Behauptung aufgeſtellt zu haben, daß der Menſch vom Affen abſtamme.

Neben dieſen naturgeſchichtlichen Vorleſungen treten auch literarhiſtoriſche auf, wie ſie jetzt Robert Prutz mit vielem Anklang in Berlin hält und zwar über die Literatur der Gegenwart. Prutz iſt von frühern Vorleſungen her in Berlin bekannt und beliebt und jedenfalls durch ebenſo geiſtreiche wie unparteiiſche Charakteriſtik der Autoren der Gegenwart ausgezeichnet, wie er ſie bereits in ſeinem Werke „Die deutſche Literatur der Gegenwart“ an den Tag gelegt hat.

Bibliographie.

Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geiſtliche und Gemeindeglieder. In Verbindung mit Bruch, Dieſtel, Dillmann, Fritzſche u. a. herausgegeben von Daniel Schenkel. Erſten Bandes erſtes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 10 Ngr.

Carriere, M., Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit. Dritter Band. Das Mittelalter. Erſte Abtheilung. — A. u. d. T.: Das chriſtliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft. Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutſche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 4ter Bd.: Schauſpiele aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von J. Tittmann. 1ſter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Eberstein, L. F. Freih. v., „Dem Landfrieden ist nicht zu trauen“. Fehde Mangold's v. Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg 1516—1522. Charakterbild der rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände im deutschen Reiche unmittelbar vor dem grossen Bauernkriege. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im k. Archive zu Nürnberg. Nordhausen, Haacke. Br. 8. 25 Ngr.

Lübeck, M., Staßfurter Genre-Bilder. Humoriſtiſch-ſatyriſcher Compaß für Einheimiſche und Fremde. Staßfurt, Hartte. 16. 2½ Ngr.

Meier, H., Oſtfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geſchichte und Gegenwart geſchildert. Mit einer Auswahl plattdeutſcher Kinder- und Volksreime und einem ſtatiſtiſchen Anhang. Leer, Bock. 8. 25 Ngr.

Nendorf, M. A., Entfeſſelte Furien. Cultur-hiſtoriſcher Roman aus dem 30jährigen Kriege. 1ſter Bd. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Pachmann, T., Freimüthige Worte gegen die Concordats-Verläſterung. Wien, Mayer u. Comp. 1867. Gr. 8. 2 Ngr.

Reichart, A., Die sittliche lebensanschauung des P. Ovidius Naso. Potsdam, Gropius. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Waldow, E. v., Die ſchwarze Käthe. Roman. 3 Bde. Wittenberg, Herroſé. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weingarten, H., Die Revolutionskirchen Englands. Ein Beitrag zur innern Geschichte der englischen Kirche und der Reformation. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wichert, E., Ein häßlicher Menſch. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wolff, L., Aus der Rothenburger Chronik. Zwei Erzählungen. Rothenburg a. T., Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien soeben:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk ist soeben beendet worden und liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Soeben erſchienen:

Drahomira.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Von **Joſef Weilen.**

8. Eleg. geh. Preis 20 Sgr.

Edda.

Drama in vier Aufzügen.

Von **Joſef Weilen.**

2. Aufl. 8. Eleg. geh. Preis 20 Sgr.

Der erfolggekrönte Rundgang dieſer dramatiſchen Dichtungen über die deutſchen Bühnen möge als Empfehlung derſelben dienen. Dieſelben werden ihres tiefen ſittlichen und poetiſchen Kernes wegen bei der Lektüre im hohen Grade befriedigen.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Peſt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieſe neueſte Gabe des beliebten rheiniſchen Dichters iſt die Frucht zweier Reiſen deſſelben durch Italien. Was Natur und Kunſt ihm dort Herrliches darboten, geſtaltete er zu einer Galerie poetiſcher Bilder, deren lebendige Anſchaulichkeit den Leſer zum Mitgenuß ſeiner Erlebniſſe und Stimmungen einladet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Bibelwerk.

Sechster Halbband. Erſte Hälfte.

Herausgegeben von **Adolf Kamphauſen.**

Inhalt: Das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder, der Prediger, das Buch Eſther, das Buch Daniel, das Buch Eſra.

8. Geh. 18 Ngr.

Mit der unter der Preſſe befindlichen zweiten Hälfte des ſechsten Halbbandes wird die erſte Abtheilung von Bunſen's Bibelwerk: „Ueberſetzung und Erklärung" der Bibel (in 4 Bänden), vollſtändig vorliegen. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) ſind zwei Bände erſchienen, der dritte iſt unter der Preſſe und der vierte in Vorbereitung. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeſchichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" ſind bereits ausgegeben. Somit nähert ſich das ganze Werk ſeiner baldigen Vollendung.

Bunſen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit 1½ Ngr. berechnet.

Als Separatabdruck aus dem Werke erſchien:

Das Neue Teſtament. Nach dem überlieferten Grundtexte überſetzt von Chriſtian Carl Joſias Bunſen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. 8. Geh. 15 Ngr. Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Halle im Pfeffer'schen Verlage erschien:

Conträr und Contradictorisch

(nebst convergirenden Lehrstücken)

festgestellt und

Kants Kategorientafel berichtigt.

Eine philosophische Monographie

von

Gustav Knauer.

Preis 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philoſophiſch-äſthetiſche Studien von

Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe zuſammenhängender Abhandlungen entwickelt der Verfaſſer, ein katholiſcher Geiſtlicher, ſeine Gedanken über die ideale Geiſteswelt, über Wahrheit und Erkenntniß, Natur und Kunſt, Hellenismus und Chriſtenthum, Poeſie und Liebe. Sein Buch liefert einen beredten Beitrag zur Verſöhnung des in ſeiner urſprünglichen Reinheit aufgefaßten chriſtlichen Princips mit den Humanitätsbeſtrebungen unſerer Zeit; es wird ebenſo wol dem reich entwickelten Gemüthsleben wie der freiſinnigſten Geiſtesrichtung Anregung und Befriedigung gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 8. — 20. Februar 1868.

Inhalt: Eine moderne High-life-Novelle. Von Rudolf Gottſchall. — Neue lyriſche Gedichte. Von Wilhelm Buchholz. (Beſchluß.) — Militäriſcher Büchertiſch. Von Karl Guſtav von Berneck. — Feuilleton. (Die Literatur und die Aſſociation.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine moderne High-life-Novelle.

Es gibt geſellſchaftliche Kreiſe, von denen manche Romanautoren ſprechen, wie der Blinde von der Farbe; da erſcheinen ſie mit ſteifem Bückling, ſtoßen rechts und links an und wiſſen nicht, was ſie mit dem zerknitterten Hut machen ſollen. Derartige verlegene Schilderungen des Salonlebens finden ſich in Romanen von Werth, in geiſtreichen, gedankenvollen Romanen, die aber nur in bürgerlichen Kreiſen oder im Reich des Geiſtes heimiſch ſind. Selten erſcheint ein neuer Roman, der in der Gegenwart ſpielt, ohne den Salon, aber in der Regel pflegt der Salon die partie honteuse des Werks zu ſein. Entweder iſt er ungeſchickt dargeſtellt, mit fortwährendem Verſtoß gegen die Formen, oder überſchwenglich, in olympiſcher Beleuchtung, als ob dort fortwährend Nektar und Ambroſia dinirt und ſoupirt würde. Das high-life mit Lebenswahrheit und Humor darzuſtellen, verſtehen nur wenige. Zu dieſen wenigen gehört Franz Dingelſtedt, wie ſeine neueſte Novelle wiederum beweiſt:

Die Amazone. Novelle von Franz Dingelſtedt. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dingelſtedt iſt nicht blos ein Dichter von Beruf, er iſt auch ein brillanter Kopf. Dies Lob mag geringer erſcheinen, jedenfalls iſt es in Deutſchland ein ſeltenes. Wir haben tüchtige Talente und gute Köpfe, aber es bedarf langer Reibung, ehe ſie Funken ſprühen. Ein Talent, das wie eine Kaloſpintechromokrene fortwährend in glänzendem Licht- und Farbenſpiel ſteht, umſtäubt von einem ſprühenden Funkenregen, darf in Deutſchland als ein Phänomen betrachtet werden.

Und die ſchimmernden Lichter von Esprit und Verve, ein ſprühender Funkenregen ziehen ſich durch „Die Amazone“, eine moderne High-life-Novelle mit künſtleriſchen Elementen. Doch würde dies geiſtige Feuerwerk, nachdem es ausgebrannt iſt, nur einen öden Eindruck hinterlaſſen, wenn nicht auch die verdeckte Glut echter Empfindung und Leidenſchaft daſſelbe durchglühte. Der Inhalt der Novelle iſt ein Kreuzmariageſpiel; iſt eine Widerlegung der Theorie der Wahlverwandtſchaften, ſoweit ſie auf der Anziehung des Entgegengeſetzten beruht. Nachdem es eine Zeit lang den Anſchein hatte, als müßte die Künſtlerin durch den Salon des Diplomaten, die Bankierstochter durch das Atelier des Malers unwiderſtehlich angezogen werden, finden ſich zuletzt die weltmänniſchen und künſtleriſchen Elemente zuſammen. Ueber die Harmonie, die durch Ergänzung hervorgerufen werden ſoll, triumphirt die Harmonie urſprünglicher Seelenverwandtſchaft. Dies pſychologiſche Gemälde hängt nun in einem glänzenden Rahmen. Wir durchwandern alle Kreiſe der feinen Geſellſchaft, wie der Autor ſelbſt ſagt:

> Unſere Erzählung ſteigt, in bewundernswerth planvoller Oekonomie, ſtufenweiſe aus einem Höllenkreiſe der heutigen Geſellſchaft in den andern: der zunächſtfolgende immer um einen Grad höher als der vorhergehende. Der erſte, niedrigſte, jedem Sterblichen gegen ein Trinkgeld an Hrn. Raff, genannt Raffael, offene war das Atelier. Aus dem Atelier ſchritten wir in das ſchon ſchwerer zugängliche Boudoir der Primadonna. Vom Boudoir erhoben wir uns in das verſchloſſene Cabinet eines Diplomaten. Ein kühner Sprung und wir ſtehen auf der Spitze der ſocialen Pyramide: im Comptoir. Welche Ausſicht! Schwindel ergreift den Schwachen; das Eldorado, Californien, das wahre Land der Verheißung, das gelobte Land, das Goldland liegt offen da. Zerknirſcht ſinken wir vor dem feuerfeſten Schrank im Kaſſenzimmer in den Staub: ſeid umſchlungen, Millionen!

Alle dieſe Kreiſe werden mit Brillantfeuer, mit einem geiſtigen elektriſchen Licht beleuchtet. Nirgends ſchleppt ſich die Schilderung ſchläfrig von einer Localität in die andere, daß wir uns an allen Fenſtern, Thüren und Tapetenwänden ſtoßen und zuletzt mit geometriſchen Bauplänen im Kopfe nach Hauſe gehen; nirgends macht ſich das müßige Genrebild breit: ein Fehler, den wir in andern gerühmten Romanen zu rügen haben; denn müßig iſt jedes Genrebild, das nicht eine charakteriſtiſche Bedeutung hat, das uns nicht die Helden des Romans illuſtrirt.

Digitized by Google

Die Außenwelt muß entweder die Stimmungen des Helden ſpiegeln und anregen, wozu ſich die landſchaftliche Natur am meiſten eignet, oder das von ſeinem Willen beherrſchte Reich ſeines Wirkens zeigen, wie Atelier und Boudoir, Audienzzimmer und Comptoir, Salon und Theater. Hier wird der Autor nur durch den Takt, durch den Sinn für das Weſentliche unterſtützt, der eine Mitgabe des Talents iſt. Das breite Ausmalen des Unweſentlichen iſt ein Zeichen der Talentloſigkeit oder mindeſtens eine Verirrung des Talents, oft hervorgerufen durch einen falſchen Realismus, der nicht genug Bilder für ſeinen Photographiekaſten und ſein Stereoſkop zuſammenſuchen kann, um den Ruf der Lebenswahrheit durch die Maſſe der copirten Stoffe zu ſichern.

Dingelſtedt bewährt hierin den richtigſten Takt; der gewiegte Bühnenleiter bringt keine Decorationen an, die nicht zur Handlung paſſen, nicht die Stimmung und Beleuchtung hergeben, nicht weſentlich mitſpielen. Daß er mit den Requiſiten des Künſtlerlebens und des high-life Beſcheid weiß und dieſelben nicht verwechſelt, iſt ſelbſtverſtändlich. Er erreicht daher nicht die gemeine Lebenswahrheit, welche gering zu achten iſt, da ſie jedem guten Auge erreichbar bleibt, ſondern die künſtleriſche Lebenswahrheit, welche die Phantaſie fortwährend in den einmal eröffneten Kreiſen feſſelt und nirgends durch gleichgültige Schilderungen aus dem um ſie gewobenen Bann herausfallen läßt.

Zu dem Porträt der Heldin ſelbſt, die ſich uns zuerſt in dem Atelier des Malers Roland zeigt, hat irgendeine goldige Schönheit geſeſſen, man wird bald an die Kaiſerin Eugenie, bald an Helena von Rackowicz erinnert:

Wie ſie ſo daliegt, die Amazone, iſt ſie ein bildſchönes Weib. Wenn der geneigte Leſer naſerümpfend an das rothe Haar mahnt, ſo weiß er nicht, mit Reſpect zu ſagen, was ſchön iſt; er gehe zu Tizian und den Venetianern, ſtellenweiſe zu Rubens in die Schule. Fuchsrothes Haar oder braunrothes, ſammt den unzertrennlich damit vereinigten Sommerſproſſen und Hautausſchlägen, wollen auch wir ihm nicht für eine Schönheit verkaufen. Aber von der rechten Farbe, des lautern, geſchmolzenen, flüſſigen Goldes, mehr dicht und ſtark als lang, natürlich gewellt, an den Schläfen und hinten im Nacken in kurze, jedem Kammſtrich widerſtrebende Ringeln ausgeſponnen — ſolch ein Haar ſtrahlt auf dem weiblichen Kopfe wie eine lichte Krone der Schönheit, nicht einer regelrechten, aber deſto reizvollern Schönheit. Was ſich immer zu dieſem Haar findet, beſitzt unſere Heldin: blendend weiße Geſichtsfarbe, ein paar Wangen zum Anbeißen — man verzeihe den trivialen, aber bezeichnenden Ausdruck —, Hals und Schultern, Arme und Hände wie jeder Maler ſeinem Modell ſie wünſchen mag, und eine Geſtalt, deren Umriſſe noch lange nicht in eine herbſtliche Fülle ausſchweifen, wol aber den Sommer in voller, glühender Reife verrathen. Von eigenthümlicher Nuance und Beſchaffenheit ſind die Augen der Amazone; ob ſchwarz, grau, grün oder blau, weiß niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen, weil ſie, je nach der Beleuchtung von außen oder nach innerer Stimmung, alle dieſe Farben ſpielen. Der alte General von Schall nennt ſie mit einem vortrefflichen Vergleich: Nixenaugen, ſo elementariſch, ſo beweglich, ſo tief ausdrucksvoll ſind ſie. Ihren Mund findet man auf den erſten Blick zu groß; hat man aber die Perlen geſehen, die er enthält, und die Perlen gehört, die er ausſtrömt, dann bleibt man an den ſchwellenden, dunkelrothen Lippen gefeſſelt hängen, ſo lange ſie offen ſind, und auch wenn ſie, leicht aufgeworfen, ſich ſchließen.

Das Stillleben des Ateliers iſt trefflich gezeichnet, wie überhaupt die Originalität des Künſtlers ſich in ſeiner Wohnung, ſeinen Schülern, den ganzen Eigenheiten des Haushalts abſpiegelt. Da iſt der große Rabe, das letzte Stück aus dem eiſernen Thierſpital, das der Maler für ſeine Studien benutzt hat:

Roland, der ſein Modell wie ein Kind beſchwichtigen und zerſtreuen wollte, ſtreichelte den zahmen Vogel und ließ ihn ſein ſchwieriges Kunſtſtück ausführen, erſt an ſich, dann an der Sängerin. Auf ihrem Kopfe verfing ſich die ſcharfe Klaue in dem blauen Netz, ſodaß ſie es abnehmen mußte, wobei ihr Haar, nur mit einigen Nadeln leicht aufgeſteckt, ſich löſte und wie ein goldener Regen, elektriſche Funken ſprühend, über ihre Schultern floß....

Eine lautloſe Stille herrſchte darauf im Thurm. Nur durch den Fenſterflügel, der offen geblieben war, drang friſches Wehen und Rauſchen der Zweige und das Gezwitſcher der erſten Singvögel am Waſſer. Wie gut malte ſich's da, ſicher vor jeder Störung, in ſchwellender, triebkräftiger Frühlingsſtimmung, allein mit einem Modell, das nicht allein mit blendender Schönheit, ſondern auch mit aller Uebung und Fertigkeit eigenen Künſtlerthums dem Meiſter ſich hingab. Sein Auge leuchtete, wenn es bald in den tiefen See der Nixenaugen, bald in den Goldſtrom des Haares tauchte; ſeine Hand flog, obgleich zuweilen zitternd, in den Farbentönen ſeiner Palette und auf der Leinwand umher. Dann und wann eilte ein Lächeln, ein Blick, ein trauliches Neigen des Hauptes hinüber und herüber. Die ganze Wonne eines Schöpfungsmorgens war in die weihevolle Stunde gedrängt.

Weniger weihevoll, aber deſto draſtiſcher aus dem Leben gegriffen ſind die Scenen im Boudoir oder vielmehr im Vorzimmer der Amazone. Da ſind der Zukunftscomponiſt Bullermann, der Theaterdirector aus der Provinz und der Theateragent, deren Wechſelgeſpräch von draſtiſcher Wirkung iſt, verſammelt; da begegnen wir den beiden feindlichen Recenſenten, Meyer Hirſch und Hirſch Meyer — der ganze Hofſtaat bei dem Lever der Theaterprinzeſſin! Und wie ſie mit den Herren umſpringt, die ſie um den Morgenſchlaf bringen. Eine amuſante Schnurre wird uns erzählt, wie zwei feindliche Brüder der Kritik durch den launigen Einfall der Sängerin auf einige Zeit unter einen Hut gebracht werden:

Seraphine lächelte, zog eine Schublade ihres Schreibtiſches auf, worin Gold, Silber, Banknoten, Schmuck, Briefe, Karten, Etuis, allerdings in einiger Unordnung, zuſammenlagen und ſprach, indem ſie eine Schere ergriff: „Ich möchte, ehe ich gehe, ein gutes Werk ſtiften und zwei unverſöhnliche Feinde wenigſtens auf eine kurze Zeit unzertrennlich verbinden." — „Unmöglich, niemals", ſo lautete die Antwort. — „Laſſen Sie mich den Verſuch wagen. Sehen Sie dieſe Banknote?" Sie zeigte einen preußiſchen Hundertthalerſchein und ſchnitt ihn mit einer künſtlichen Wellenlinie in zwei ungleiche Theile, jedem der Gegner einen davon darbietend. „Seid einig — einig — einig", rief ſie dazu aus und verſchwand im Schlafzimmer, die Kritiker ſich ſelbſt überlaſſend. Sie hatten wie unwillkürlich die ſonderbare Abſchiedskarte der Sängerin aus ihrer Hand genommen und ſahen ſprachlos zuerſt ihr nach, dann ſich an. Meyer Hirſch erwachte vor Hirſch Meyer aus der Verzauberung und rannte eilig hinaus; Hirſch Meyer noch eiliger hinter Meyer Hirſch drein. Und in der That erfüllte ſich der Künſtlerin Wunſch, wenn auch nur für eine einzige Stunde. Man ſah Hirſch Meyer und Meyer Hirſch, ein nie dageweſenes Schauſpiel, ſelbander zunächſt in einen Buchbinderladen treten und dort mit Kleiſter und Pinſel eine geheimnißvolle Operation vornehmen. Hierauf gingen ſie, wiederum ſelbander, in das Wechſelcomptoir zur Rothen Roſe, aus dem ſie mit rothen Geſichtern zurückkehrten, um alsbald auf den alten, entgegengeſetzten Wegen davonzurennen. Niemand hat das Räthſel dieſer engen, aber ach! nur flüchtigen Freundſchaft zwiſchen Morgenzeitung und Abendblatt jemals gelöſt.

Digitized by Google

Der Diplomat und ſein gelehrter, greiſenhafter Attaché; der Bankier in dem faſt von der Menge, die ihr Geld gegen Actien los werden will, geſtürmten Hotel — das ſind ebenſo lebendig gezeichnete wie pikante Charakterbilder. Es iſt ein feiner Aether der Laune, in den das alles getaucht iſt; Satire und Ironie erſcheinen nirgends aufdringlich, ſondern ſie ſchlingen einen Elfenreigen um dieſen Sommernachtstraum der modernen Geſellſchaft, in welchem Zettel und die Seinen durch Größen der Diplomatie und der haute-finance vertreten ſind, der Genius des Dichters ſelbſt aber als ein neckiſcher Puck umhergeht. Die aufopfernde Liebe der Primadonna, deren Vorgeſchichte mit novelliſtiſchem Schwung erzählt iſt, bringt den ſeelenhaften Reiz in das Sittengemälde, und der Schluß, hauptſächlich durch die kleine Diplomatin von Bankierstochter ſo glücklich inſcenirt, führt dann über unmögliche Opfer hinweg die gleichgeſtimmten Seelen zuſammen.

Dingelſtedt's Phantaſie gefällt ſich in großen Conceptionen und Skizzen, welche über den Rahmen der Novelle hinausweiſen. So entwirft er eine vollkommene Skizze der Oper „Die Amazone", und die Verſe, die er gegen den Schluß der Novelle hin aus dieſer Oper mittheilt, als er die Aufführung derſelben ſchildert, könnten die Componiſten lüſtern machen. Ebenſo entwirft er uns das Bild, welches Roland aus dieſer Oper malt. Mit feiner Ironie aber iſt die Zukunftsopfer: „Die Sündflut", ſkizzirt. Im Boudoir der Amazone erklärt der Componiſt der „Amazone", Bullermann, Tendenz und Charakter dieſer neueſten Tondichtung:

Er kündigte dieſelbe, mit ebenſo viel Beſcheidenheit als Sehergabe, als das abſolute Kunſtwerk der Zukunft an. Der Meiſter der Schule, die vom „Wagen" den Namen führt, iſt darin bereits meilenweit überflügelt; er liegt tief unten und hinten, ein überwundener Standpunkt. Ebenſo ſind alle Grenzen und Formen der Kunſt ſiegreich niedergeworfen. Die „Sündflut" iſt weder Oratorium, noch ſymphoniſche Dichtung; noch weniger kann und will ſie für ein muſikaliſches Drama gelten. „Muſik gewordene Weltgeſchichte" wäre die etwa einzige, treffende Bezeichnung für das Werk. Zur Aufführung bedarf der „Schöpfer" eines Theaters von der Größe und Einrichtung des altrömiſchen Circus Maximus; der eine Halbkreis wird für die Zuſchauer, der andere für das Orcheſter beſtimmt, während in der Mitte die Sänger und Darſteller ihren Platz haben. Wie die Schauſpiele der Hellenen beginnt das Werk mit Sonnenaufgang, unter freiem Himmel, und endet, nach den nothwendigen Pauſen, um Mitternacht bei bedecktem Raume. Von der Myſterienbühne des chriſtlichen Mittelalters borgt es die Dreitheilung des Schauplatzes, Himmel, Erde, Hölle; von der Neuzeit alle Wunder der Malerei, des Coſtüms und der Maſchinenkunde. Daſſelbe zerfällt in ſieben Theile, wie denn die myſtiſche Zahl Sieben (ſieben Schöpfungstage oder Epochen, ſieben Farben des Regenbogens u. ſ. w.) in Septimenaccorden ſinnig durch das Ganze klingt. Idylliſch iſt der Anfang: Erwachen der Natur bei Sonnenaufgang. Eine Heerde Kühe mit Glocken — die kein Anachronismus ſind, da Tubalkain das Erz bereits erfunden —, ein Zug Kamele wird über die Bühne getrieben, natürlich in natura. Hirten, ſoviel wie möglich auch in naturalibus, ſingen, tanzen, ſpielen Schalmeien. Hierauf entfaltet ſich das Patriarchenleben in ſeiner Reinheit: Noah, nebſt Töchtern, tritt auf. (Noah — Hr. Braun, tiefer Baß.) Dann ein Zwiſchenſtück in der Hölle: ein gefallener Engel, dem Heldentenor zugedacht, wird von Satan, humoriſtiſcher Baßbuffo, auf die Erde geſandt, um die jugendliche Menſchheit zu verderben. Es gelingt ihm nur zu leicht; wer kennt nicht die unwiderſtehliche Macht des hohen C über weiche, weibliche Gemüther? Vierte Abtheilung: rieſige Orgie; alle drei Schauplätze wirken mit. Im oberſten Stock weinen die Engelchöre, in der Mitte brüllen Trink-, Spiel-, Liebeslieder, unten heulen die Triumphdithyramben der Dämonen, worin die ſechzehn Contrabäſſe, unisono, hohnlachen. Hiernach verdunkelt ſich die Bühne, das geſammte Haus, über dem ſich plötzlich eine Decke wölbt. Sündflut, mit wirklichen, von Stufe zu Stufe des Amphitheaters und von einem Tone zum andern wachſenden Waſſern. Noah baut die Arche; prachtvoller Chor der Zimmergeſellen mit taktgemäßen Axtſchlägen. Chor der Ertrinkenden, decrescendo, während das Orcheſter, die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt, bis in die höchſten Flageolettöne der erſten Geige. Hierauf tiefe Stille. Man ſieht die Arche ſchwimmen. Sechſter Theil: Die Noahstauben fliegen aus; das Schlagen ihrer Flügel wird durch einen Schlag mit dem Holz des Fiedelbogens auf die Saiten täuſchend nachgeahmt. Die Waſſer fallen, fallen, fallen; mit einem Ruck durchs ganze Orcheſter ſtrandet die Arche auf Ararat. Dankopfer Noah's und der Geretteten; Jubelchöre im Himmel (Seraphine — erſter Seraph), Verzweiflung in der Unterwelt, wohin der erſte Tenor in einem Muſikſtück zurückkehrt, das zwiſchen Don Juan und Tanhäuſer, aber hoch über beiden ſteht. Ein Septimenaccord geht mit dem Mondregenbogen auf und in melodiſche Farbenmalerei über. Siebenter Theil: Gründung des Weinbaus, im antiken Sinne aufgefaßt, ſodaß Noah, gleich Bacchus, den Culturbringer darſtellt. Bacchantiſches Finale.

Dingelſtedt's ſeltenes Talent für glänzenden Salonton, ſein funkelnder Esprit, ſeine große Bühnenkenntniß befähigen ihn mehr als alle Mitſtrebenden zur Pflege eines modernen Converſationsluſtſpiels, welches dem franzöſiſchen an feinem Witz und ſinniger ſocialer Beleuchtung nicht nachſtehen dürfte. „Die Amazone" hat uns den lebhaften Wunſch eingeflößt, der Director der wiener Hofoper, der ſeinen Eifer für das Muſikdrama der Gegenwart und Zukunft in der „Amazone" vielfach an den Tag legt, möchte ſeine Mußeſtunden dem deutſchen Luſtſpiel zuwenden; er würde auf dieſem Gebiete Hervorragendes ſchaffen!

Rudolf Gottſchall.

Neue lyriſche Gedichte.

(Beſchluß aus Nr. 7.)

Während die Fieberträume, welche das nie ausſterbende Geſchlecht der Poetaſter auf dem Hackbret phantaſirt, theils einen widerwärtigen, theils einen lächerlichen Eindruck hervorrufen, erfaßt uns bei dem Anblick eines wirklich begabten, aber durch eine unklare Kunſtanſchauung auf Abwege gerathenen Poeten ein tiefes Bedauern. Ein Gefühl der Art erweckte in uns die Tragödie: „Der letzte der Tarquinier", von Rafael Finkenſtein, eine Tragödie, mit welcher wir das neueſte „Album ſchleſiſcher Dichter" eröffnet finden:

8. Album ſchleſiſcher Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poeſie. Sechſte Folge. Breslau, Mälzer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon an der ganz verfehlten Wahl des Stoffs mußte Finkenſtein zu Grunde gehen. Dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen,

Digitized by Google

machte bereits Shakſpeare zur erſten Bedingung eines echten Nationalwerks. Dieſe Hauptbedingung, welche mit der dramatiſchen Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums nicht in Einklang zu bringen iſt, laſſen die modernen Dichter nicht ungeſtraft außer Acht, und Koberſtein, Viſcher und andere Literaturgrößen haben immer nachdrücklicher darauf hingewieſen. Was hat unſer Volk mit den Kriegen des letzten Königs von Rom zu ſchaffen? Würde es nicht demſelben Dichter, der von ſeiner Nation die lebendige Theilnahme für die ſtaatlichen Conflicte und Intereſſen der alten Römer verlangt, über alle maßen lächerlich erſcheinen, wenn an deutſche Soldaten die Forderung geſtellt würde: zur Eroberung einer fremden ihnen gleichgültigen Provinz mit Begeiſterung in den Krieg zu ziehen? Nicht weniger ſeltſam iſt indeß die erſte Zumuthung. Das Menſchliche bleibt ſich allerdings gleich, und die Wetter in unſerm Herzen ſind, um mit Geibel zu reden, dieſelben noch heute, die vor Jahrtauſenden grollten. Aber die Weltanſchauung und die Culturzuſtände des Alterthums tragen für uns eine fremde kalte Phyſiognomie, und die Siege und Niederlagen jener Tage berühren nicht das eigene Herz der Nation. Rafael Finkenſtein hat obendrein der alten Geſchichte einen Stoff entlehnt, der völlig außerhalb der Sphäre des rein Menſchlichen liegt; die ganze Tragödie iſt nur eine dramatiſirte Darſtellung der höchſten ſittlichen Entartung, und der Frivolität wendet Melpomene ſtolz den Rücken.

Den bloßen Taugenichts erklärte bereits Ariſtoteles für untragiſch; Sextus, eine Hauptfigur des Stücks, iſt aber mehr als ein bloßer Taugenichts, er iſt ein wahrer Tugendſchlächter, als welchen ihn der Vater der Lucretia in aller Einfalt treffend bezeichnet. Mit Ausnahme des Brutus, der eine heldenmüthige aber ſelbſtgemachte Rolle ſpielt, befinden wir uns in einer Geſellſchaft von miſerabeln oder doch beklagenswerthen Perſonen, gegen deren Erhebung in die Atmoſphäre der Poeſie die Kunſt entſchieden proteſtirt. Hätte ſich Finkenſtein, wie es Ariſtoteles von dem Dramatiker verlangt, den Gang ſeiner Tragödie ſo lebhaft vor Augen geſtellt, als wenn er ſelbſt der Handlung beigewohnt, ſo würde ihn gewiß im Sinne des großen Philoſophen das künſtleriſche Schicklichkeitsgefühl davor bewahrt haben, dergleichen Ungehörigkeiten an das Licht zu zerren.

Friedrich Hebbel hätte folgenden, für das ganze Drama verhängnißvollen Auftritt, der uns an die Beſtialität der Menſchheit erinnert, im beſten Falle genialer, nicht aber empörender darſtellen können. Nach einer vorausgegangenen Rührſcene zwiſchen Collatin und ſeiner tugendſamen Gattin gibt derſelbe ſeinen Freunden vor ſeinem Fortgang in die Schlacht ein feierliches Abſchiedsmahl. Prinz Sextus iſt dabei natürlich der Hauptmatador und ſeine angeborene Neigung für Wein und Weiber macht ſich in loſen Redensarten Luft. Einmal im Zuge behauptet er frech, wie alle Prahlhänſe, jedem Weibe ohne Unterſchied den verfänglichen Gürtel nehmen zu können; Collatin ſolle ihm nur Erlaubniß und Gelegenheit dazu geben und ſeine Univerſalverführungskunſt würde ſich auch an einer Tugendheldin, nämlich an ſeiner eigenen Frau, bewähren. Anſtatt den gemeinen Buben mit Verachtung zu ſtrafen, erwidert Collatin in Gegenwart des ſchwachköpfigen Schwiegervaters:

> Warum denn nicht? Mein Weib kenn' ich wie mich
> Und jeden Preis ſetz' ich für ihre Ehre.

Sextus.

> Wozu viel Worte noch. Die Zeit wird's lehren.

(Trompetenſtoß hinter der Bühne.)

> Das Schlachthorn ruft. Zum Scheiden zwingt die Pflicht.

(Zu Collatin.)

> Ihr gebt mir Freiheit, in das Haus zu treten,
> Wann und ſo oft ich will.

Collatin.

> So ſei's.

Sextus.

> Lebt wohl.

(Zu Sulpiz.)

> Sulpiz, du ſagſt, das Weib ſei wirklich ſchön,
> Ich brenne vor Verlangen ſie zu ſehn.

Im nächſten Acte führt nun Papa Tricipitin den prinzlichen Windbeutel ganz harmlos bei ſeiner ſchönen ſittſamen Tochter ein, wobei er nicht unterläßt, denſelben ihrer beſondern Huld zu empfehlen. Lucretia findet gleich ein großes Gefallen an ihm, und mit ihrer kindlichen Bitte, die Nacht unter ihrem Dache zuzubringen, ſtößt ſie begreiflicherweiſe auf keinen Widerſtand. Papa Tricipitin hält der Situation gemäß ſeine längere Gegenwart für unpaſſend. Kaum iſt aber Sextus mit Lucretia allein, ſo holt er ſozuſagen eiligſt das friſchgepflückte, hinter dem Rücken verborgen gehaltene Liebesbouquet hervor. Obgleich die beſtürzte Lucretia mit der Verſicherung abgeht, bei ſo ſündlichen Abſichten ſelbſt dem König die Schwelle ihres Hauſes zu verbieten, ſo bezieht nichtsdeſtoweniger der gefährliche Prinz in aller Ruhe das ihm angewieſene Zimmer. Lucretia ſucht nicht einmal Schutz bei ihrem Papa, ja ſie trifft ſogar nicht die einfache Maßregel, ihr Schlafgemach zu verſchließen. So hat der Tugendſchlächter ein leichtes Spiel, und als er einige Auftritte ſpäter im Nachtgewand erſcheint, um das Publikum auf haarſträubende Dinge vorzubereiten, erſtaunen wir lediglich über die unfaßbare Harmloſigkeit ſeines Opferlammes. Wie können wir da noch Mitleid für Lucretia empfinden? Wer ſich wiſſentlich in einen Wald begibt, in welchem Räuber und Mörder hauſen, ſoll hinterdrein nicht verlangen, daß wir ihn wegen ſeiner vereitelten Vorſicht bedauern.

Nicht minder lächerlich kommt es uns vor, wenn Collatin ſchließlich, als er die Entehrung ſeiner Gattin entdeckt, mit dem Pathos der höchſten Verwunderung ausruft:

> Alſo darum hat
> Er ſchmeichleriſch ſich bei mir einſt zu Gaſte?
> Das trieb den Böſewicht ſo eilig fort?
> Das war die Werbung, die er machen wollte?

Brutus übernimmt bereitwilligſt die Ermordung des prinzlichen Uebelthäters und Collatin erklärt feierlich den ſchmachbedeckten Thron in Brand zu ſtecken. Die ſchon bei Beginn des Stücks an Irrſinn leidende Königin Tullia ſtirbt jedoch noch vor der Zeit, der blutdürſtige König aber erſt zuletzt und zwar an Altersſchwäche.

Der Ankündigung einer neuen Morgenröthe ſchenken wir am Schluß keinen Glauben, denn wir fühlen noch

Digitized by Google

immer das böſe Alpdrücken, das während der ganzen Tragödie auf uns gelaſtet. Brutus und Collatin geben ſich allerdings den Anſchein, Rache zu nehmen im Namen der Menſchheit, und rächen ſich blos für perſönliche Begegniſſe, die Collatin infolge ſeiner ſchändlichen Erlaubniß zur Verführung ſeiner Frau ſelbſt verſchuldet hat.

In Bezug auf die ſtrenge künſtleriſche Anordnung des Stoffs, welche in jedem Drama die Spitze einer Pyramide vorſtellt, deren Haltung nur durch den ſicher angelegten, breit aufſteigenden Unterbau möglich iſt, finden wir uns endlich nicht minder getäuſcht; die einzelnen Scenen wachſen keineswegs auseinander hervor, und bei dem gänzlichen Mangel an gewichtigen tragiſchen Motiven verfehlt die Kataſtrophe ihre Wirkung. So beſtimmt ſich der König gleich im erſten Acte nach langen und breiten Unterredungen für einen räthſelhaften Krieg; noch eben macht er ſich ernſte Vorwürfe wegen ſeiner ſchlechten Regierung und unmittelbar darauf erblickt der puppenartige König die einzige Rettung darin, ſeinem wahnſinnigen Weibe „bewußtlos" auf fluchbeladener Bahn zu folgen. Kurz, die Perſonen agiren wie in einem confuſen Traume, ſie äffen ſich und werden geäfft. Brutus, die einzige Figur, die uns Achtung einflößen könnte, iſt, genau beſehen, das fünfte Rad am Wagen, und ſo berauſcht er ſich im ſelbſtgefälligen Fluß ſeiner allerdings oft ſchwungvollen Jamben.

Bei alledem ſind wir weit davon entfernt, die Begabung des Dichters zu verkennen; hin und wieder vernehmen wir das deutliche Rieſeln einer poetiſchen Quelle und gleichzeitig werden wir manchmal durch ſchlagende, witzige Einfälle überraſcht. Vielleicht würde dem Poeten eine kleinere ſatiriſche Dichtung gelingen; der Seefiſch muß, wie Geibel ſagt, im Meere bleiben, ſüßes Waſſer iſt ſein Tod. Eine große Anzahl unſerer modernen Poeten iſt aber leider in dem ſeltſamen Irrthum befangen, man ſei ſchlechterdings kein wahrer Bruder in Apoll, wenn man nicht eine fünfactige Tragödie geſchrieben habe.

Der übrige Inhalt des vorliegenden Albums führt uns wieder in die Gefilde der Epik und Lyrik, deren Flächenraum ein ſehr bedeutender iſt. Die ſämmtlichen Muſenſöhne des vor uns aufmarſchirenden Corps haben alle mehr oder weniger das gewöhnliche Soldatenmaß; keiner ragt um eines Hauptes Länge über den andern empor. Unter den ſchönen Marketenderinnen befinden ſich ſogar vollſtändige Neulinge, denn Clara Beſtd hat entweder noch niemals einen lyriſchen Feldzug mitgemacht oder aber gar keinen Beruf dazu. Die kleinen epiſchen Dichtungen von Ehrenfeld, Elsner, Eliſabeth Mente, Schadenberg, Hermann Zech und Oswald Baer behandeln allerdings poetiſche Stoffe, aber die langgezogene Ausführung windet ſich beinahe wie eine Schlange um dieſelben herum und erdrückt gewaltſam den dichteriſchen Keim. So ſingt Ehrenberg am Schluß ſeiner in Sevilla ſpielenden Geſchichte:

Des Körpers Schmerz, des Fleiſches Leid,
Es hat ein Ziel, wo Ruh' ſich beut,
Doch Gram, der an der Seele nagt
So tief, daß nicht die Hoffnung tagt,
Der brennt, wie ſtetes Flammenlicht,
Zeigt uns den Tod und tödtet nicht.

Abgeſehen von jenem treffenden, hierher gehörenden Dichterwort: „Körperſchmerz und Sinnenbrunſt liegen außerm Reich der Kunſt", können doch die Verſe, in denen ſich die ganze Erzählung bewegt, unmöglich für Poeſie gelten. Auch der „Braut des Nil", von Oskar Elsner, haben wir wenig Geſchmack abgewinnen können.

Der lyriſche Theil des Albums verräth im ganzen zen eine beängſtigende Dürftigkeit; wir ſtellen gewiß nicht an ein regelmäßig erſcheinendes Jahrbuch für Poeſie übertrieben hohe Forderungen, denn wir ſind ſchon befriedigt, wenn neben einem ſchwächern, aber doch poetiſchen Farbenſpiel nur einzelne prometheiſche Funken zum Vorſchein kommen. Doch wir finden in dieſem Jahrgang das Verhältniß des Gelungenen zu dem Verfehlten nicht günſtig genug. Zur beſſern Würdigung der unbeſchreiblich klaren Verwirrung, woran Rudolf Gohr und Clara Beſtd leiden, ſei uns der Abdruck einiger Strophen erlaubt; der Leſer dürfte es dann begreiflich finden, weshalb wir uns mit ſolcher Entſchiedenheit gegen die „chriſtliche Milde eines ſanften Beifalls" ſträuben. Im ſtrengſten Gegenſatz zu dem Rückert'ſchen „Niemals trunken hab' ich nur einen Vers geſchrieben", bekennt ſich Rudolf Gohr für den trotzigſten Verächter menſchlicher Nüchternheit; der begeiſterungstrunkene Sänger behauptet unausgeſetzt die Höhe jener großen Trinkhelden, von denen die Sage geht, ſie kämen aus ihrem Rauſch niemals heraus:

Ich bin die heiße Sonnenglut,
Die in den See verſunken,
Zu kühlen ſich in milder Flut
Und drin verharret trunken.
Erſt wenn der Abend kommt ſo kühl,
Sagt gute Nacht ſie — trunken;
Und lang mit goldnem Glutenſpiel
Dankt noch der Flut ſie trunken!

Clara Beſtd iſt dagegen eine ſtille träumeriſche Liebhaberin der kalten Winternächte, deren Mondſilber die Gegend einestheils verklärt und anderntheils ſchauerlich beleuchtet:

Weder Wind noch Wellen regen
Sich im zauberhaften Traum,
Silberſtaub auf Flur und Wegen
Leuchtet über weißem Flaum; (!)
Selbſt den kleinſten Zweig umhauchet
Silberglanz und zarter Duft,
Da das volle Mondlicht tauchet
Strahlend in die klare Luft.

Der Mond zieht nun ſeine Elfenkreiſe auf dem dunkeln Stein eines Daches, bis allgemach die Strahlen tiefer und tiefer in das Fenſter gleiten; endlich gelangen ſie an den Rand eines Lagers:

Wo ſie langſam aufwärts ſchreiten
Ueber eine ſtarre Hand —
Ueber Lippen bleich und trocken,
Die kein Seufzer mehr bewegt —
Bis ſie ruhn auf dünnen Locken,
Ungeglättet, ungepflegt.

Dergleichen Verſe erleichtern wenigſtens inſofern die ſchwierige Löſung der akademiſchen Preisfrage: „Wo nehmen denn die Dichter die Gedanken her?" als wir aus ihnen mit zweifelloſer Klarheit erkennen, daß die Verfaſſerin in ſympathiſcher Uebereinſtimmung mit Gohr, Faſtenrath, Hering, Helle u. a. die Anweſenheit von Gedanken für einen überflüſſigen Luxusartikel hält. Glück-

Digitized by Google

licherweiſe huldigt nicht die ganze Genoſſenſchaft der lyriſchen Abtheilung einem ſo verkappten Unſinn. Ohne beſondern Anſpruch auf Originalität erfreuen uns mehrere Dichter durch den ſchlichten wohlgeordneten Vortrag rein menſchlicher Gedanken, denen wir allerdings häufig anmerken, daß ſie im kühlen Schatten der Reflexion ausgebrütet ſind. Gleichzeitig haben wir manchmal das Gefühl, als hätten einzelne Verfaſſer nicht mit der nöthigen Ruhe das Erſcheinen ihrer Producte abwarten können, und ſo gehen verſchiedene Gedichte, wie ein eben ausgekrochenes Küchlein, allzu ängſtlich auf dem Erdboden umher. Zu den glücklichſten von einer dichteriſchen Stimmung getragenen Liedern zählen wir dagegen: „Die Bibel", von Konrad Delius, die freilich formſchwachen aber gedanklich ſchönen Elegien von Robert Gruendler, die meiſten Ueberſetznugen von Max Heinzel und endlich die beiden echt lyriſch gefärbten Gedichte: „An Marie", von Oskar Elsner, und „In der Mark", von Jacobi-Wernhardt, von welchen wieder das letztere als die Perle der ganzen Sammlung entſchieden den Vorzug verdient. In dem zuerſt genannten Liede: „Die Bibel", ſtört uns noch der unfertige Schluß:

Und doch erfüllſt du, gehſt du einſt zur Ruh,
Erſt Gottes Wort, der dort im Himmel thront.

Der müßige kindliche Zuſatz: „Der dort im Himmel thront", iſt in der That, um eine paſſende Phraſe von Banck zu gebrauchen, der Stiefelknecht, mit dem ſich der Verfaſſer den ihn drückenden Reim ausgezogen.

Ungeachtet unſerer ſcheinbaren Härte wird der ſchleſiſche Verein für Poeſie hoffentlich nicht bezweifeln, daß wir von dem beſten Willen einer freudigen Anerkennung beſeelt waren; aber eine Kritik, die bejaht, wenn ſie offenbar verneinen muß, iſt ebenſo verderbenbringend als die gefliſſentliche Herabſetzung gediegener und genialer Leiſtungen. Vor allem iſt es die ſtrenge Selbſtkritik, welche die Redaction des Albums künftighin energiſch zu üben hat; die unausbleiblichen Segnungen derſelben werden dem freien idealen Wachsthum des Vereins nicht minder kräftig zu ſtatten kommen, als der jetzt noch gelähmten Anerkennungsluſt des Publikums.

9. Deutſches Künſtleralbum. Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen lebender Künſtler und Dichter. Geſammelt von W. Breidenbach und Ludwig Bund. Düſſeldorf, Breidenbach nnd Comp. 1867. Gr. 4. 5 Thlr.

Mit dem Eintritt in dies Album gelangen wir in jene heitern Regionen, wo die Lüfte reiner wehen. Wie doppelt erquickend für denjenigen, der ſtundenlang in naßkalten nebeligen Thalgründen umhergeſchweift, ohne den beglückenden Ausgang finden zu können! Unſer Schiller hat recht: „Nur ein Wunder kann dich tragen in das ſchöne Wunderland." An welchem Orte auch die gaukelnden Töchter der Kunſt aus ihrer Höhe zu uns herabkommen, um uns der Erde zu entführen, wir heißen ſie immer mit dankbarem Herzen willkommen; am dankbarſten aber, wofern ſie uns gerade dann in ihre Sonnenheimat geleiten, wenn wir uns niedergedrückt fühlen von dem froſtigen Nebelwetter der Gewöhnlichkeit.

Die Muſen des „Deutſchen Künſtleralbums" erſcheinen allerdings in einer ariſtokratiſch vornehmen Geſtalt. Wir fragen erſtaunt: Wie kam das ſonſt ſo arme Elfenkind der Dichtung zu einer ſolchen Pracht? Steht ihm das leichte ſchlichte Gewand nicht beſſer? Und iſt der duftige Kranz nicht ſchon genügend, mit dem Titania das reizende Weſen geſchmückt? Aber daſſelbe iſt eben nicht frei von Künſtlerlaunen, und ſo hat es diesmal die Caprice gehabt, die eleganten Salons der Reichen zu beſuchen. In ſeiner einfachen Kleidung würde das täppiſche Bedientenvolk das holde Geſchöpf für eine ſimple Harfeniſtin gehalten haben, welcher man den Stuhl vor die Thüre ſetzen müſſe, und da ihm zufällig von befreundeter Seite ein koſtbares Gewand zur Verfügung geſtellt wurde, was war natürlicher, als daß der Schelm lächelnd davon Gebrauch machte? Paſſen wir ihm aber genau auf die Finger, ob ihm noch die alten Unarten vom vorigen Jahre ankleben.

Nicht ohne Genugthuung bemerken wir zunächſt, daß mit dem neneſten „Künſtleralbum" eine weſentliche Aenderung vorgegangen iſt. Während früher in bunteſtem Gewirr das leichte Lied mit der Ballade, das reine Stimmungsgedicht mit der Romanze wechſelte, ſodaß der Leſer aus einem Gefühl in das andere geworfen wurde und dadurch zu keiner ruhigen genußreichen Betrachtung gelangen konnte, ſo iſt die jetzige Redaction durch die Einführung eines klaren beſtimmten Syſtems mit Erfolg bemüht geweſen, jene Gefahr von ſich abzuwenden, welche Seneca's Wort in ſo trefflicher Kürze ausſpricht: „Nusquam est, qui ubique est." Anſtatt wie ſonſt in eine wenn auch blühende Wildniß zu gerathen, wandeln wir nun in den wohlgepflegten künſtleriſchen Anlagen eines engliſchen Gartens.

Bevor wir uns aber in dieſem ergehen, ſei uns wenigſtens ein flüchtiger Beſuch in der Ausſtellung der verſchiedenen Bilder und Randzeichnungen erlaubt. Neben der redenden Dichtkunſt tritt die ſchweigende Poeſie ſo bedeutſam hervor, daß wir uns ihres Anblicks gar nicht entziehen dürfen. Die lyriſche Schule der düſſeldorfer Maler hat ſich auch hier die Palme nicht aus der Hand nehmen laſſen; lebhaft werden wir wieder an die volle Wahrheit der alten ſchönen Worte von Püttmann erinnert, welcher von den Düſſeldorfern ſagt, ſie hätten weder ihr Herz an die Götter der Vergangenheit, noch ihr Auge ſklaviſch an die ſtrengen Linien der Antike verkauft, ſie ſtrebten vielmehr mit glücklichſtem Erfolg danach, die Schöpfungen der Kunſt auf das Gebiet des modernen Bewußtſeins zu verſetzen. Welcher Gattung der Künſtler auch angehören möge, dies Ziel wird überall das höchſte bleiben. Wie entzückend, mitten aus dem Schos der Familie herausgenommen, iſt „Unſer Liebling" von Ludwig Knaus. Wer fühlte ſich dieſem Bilde gegenüber nicht verſucht, den allerliebſten Balg aus ſeinem Kinderſtuhl zu heben, um ihn nach Herzensluſt zu küſſen? Nicht minder köſtlich iſt die Schneelandſchaft von Benjamin Vautier. Der gegen die Wand des alten Treppenhauſes ſich anlehnende Junge ſteht mit unerſchütterlicher Einfalt auf ſeinem Poſten, während der kleine, im Hintergrund befindliche Spitzbube, der ihn zu werfen beabſichtigt, die fragenden Blicke ſeiner klugen Augen nach dem vorüberwandelnden Geſchwiſterpaare ſchweifen läßt, deſſen unvergleichliche Naivetät deutliche Kunde davon gibt, daß der Künſtler die beiden Geſtalten aus ſeiner tiefſten Seele herausgemalt. Das ſinnige Naturleben eines ſtillen ein-

Digitized by Google

gezeichneten Dorfs hat der geniale Künſtler hier mit der vollen Empfindung der eigenthümlichen Poeſie des Winters dargeſtellt. Karl Becker aus Berlin bietet uns ein reizendes, überaus realiſtiſch gefärbtes Bild: auf einem altmodiſchen Sammtſtuhl ſteht in Geſtalt eines ſchlanken ſympathiſchen Mädchens der dienſtbare Geiſt eines herrſchaftlichen Hauſes, beſchäftigt mit dem Aufziehen der ehrwürdigen Wanduhr; das ſorgſame Weſen, deſſen Aufgabe darin beſteht, an jede Kleinigkeit zu denken, iſt von ſolcher Zartheit und einer ſo einſchmeichelnden Liebenswürdigkeit, daß wir von vornherein getroſt wetten möchten, das ſchmucke Kind übertreffe jedenfalls in Bezug auf weibliche Anziehungskraft ihre unſichtbare Gebieterin. Mit der colorirten Darſtellung eines zwar ſehr weit hergeholten, aber doch höchſt intereſſanten Gegenſtandes erfreut uns der berühmte Profeſſor Werner aus Leipzig. Sein von Muſelmanen reich belebtes Bild verſetzt uns an den Eingang eines arabiſchen Hauſes in Kairo. Wie es bei den Bildern von Werner nicht anders ſein kann, verräth die koſtbare Zeichnung eine genaue Detailkenntniß der Sculptur, von welcher ja Michel Angelo in ſeiner Jugend zu ſagen pflegte: ſie wäre die Leuchte der Malerei, und zwiſchen beiden fände ein Unterſchied ſtatt wie zwiſchen Sonne und Mond. In ſeinem Alter erwiderte Angelo dagegen dem Vaſari: die Sculptur und die Malerei hätten beide nur einen Zweck, und derſelbe würde von der einen ſowol als von der andern ſehr ſchwer erreicht. Die Malerei gibt uns freilich ihrer ganzen Natur nach nicht die fühlbare Geſtalt der Dinge ſelbſt, ſondern nur die Lichtwirkung auf ihr, aber demzufolge rückt ſie in eine mehr geiſtige Sphäre, worin eben Werner trefflich zu Hauſe iſt. Das kleine poeſievolle „Rothkäppchen" iſt aus den Händen des düſſeldorfer Malers Ernſt Boſch in einer ſo wunderbar reinen Urſprünglichkeit hervorgegangen, daß wir die herzgewinnende, uns maleriſch vor Augen geführte Waldſcene als eine echte unmittelbare Blüte des Volksgeiſtes zu begrüßen haben. Das colorirte „Dornröschen" von Hugo von Blomberg in Berlin erſcheint dagegen wie eine leibhaftige Theaterprinzeſſin, die ſicher vergeblich ihren Schutz ſucht im Gemüth des Volks. In techniſcher Beziehung wollen wir der Zeichnung ihren Werth nicht abſprechen, aber in der Benutzung der Farben iſt der Künſtler faſt ſo geſchmacklos verfahren wie ein Dienſtmädchen, das in einem roſenrothen Kleid und einem röthlichen, mit Roſen und grünen Bändern geſchmückten Hut recht ſchön auszuſehen meint; da ſage noch einer: über den Geſchmack ſei nicht zu ſtreiten. Die Farben ſind einmal nur in ihrer rechten Folge und Verbindung ſchön und der edle Kunſtgeſchmack offenbart ſich in der treffenden Wahl ſolcher Farben, welche ſich gegenſeitig anzuziehen und zu lieben ſcheinen. Auf dieſe Weiſe wird der Maler, was er ſein ſoll: der Darſteller der ſichtbaren Harmonie.

In das Gebiet der lyriſchen Cabinetsmalerei gehören die ſtimmungsvollen, mit echt weiblicher Anmuth ausgeführten „Mädchenſtudien" von Pietſch in Berlin; der „Kunſtfreund" von A. Kindler in Düſſeldorf entſpricht der Wahrheit ſeines einfachen Gegenſtandes in anſchaulicher Lebendigkeit. Vertieft in ſeine Studien wendet uns der ſchlichte Kunſtfreund den Rücken, während die neben ihm ſtehende ländliche Schöne, deren höchſt gefälliges Aeußere deſto offener zu Tage tritt, in einer vorſichtig lauſchenden Stellung verharrt, da ihr augenſcheinlich die Entdeckung des künſtleriſchen Rendezvous nicht gerade erwünſcht ſein dürfte. „Die Brautkrone" von Prof. Tidemand iſt ein überaus effectvolles, beinahe vollendetes Genrebild; wir ſagen beinahe, weil das ältere vor der Großmutter kniende Mädchen einen verfehlten Wetteifer mit der Natur bekundet. Die ſonſtige Schönheit des Mädchens täuſcht uns über dieſen Mangel nicht; ihre ſteife, ganz erzwungene Haltung macht den ſtörenden Eindruck, als habe das gute Kind eine Elle verſchluckt. Auch iſt es immer mislich, eine friſche knoſpende Jugendblüte in das ehrwürdige Futteral eines Heiligenbildes zu ſtecken. Im übrigen iſt die Zeichnung der Großmutter und der beiden kleinen Kinder meiſterhaft; aber eben deshalb iſt der obige Fehler um ſo auffallender. Guſtav Stever, der Maler von „Jean Mabuſe an der Wiege ſeines Kindes", geht in ſeiner, dem Idealismus dargebrachten Huldigung über die erlaubten Grenzen hinaus; im Zimmer einer hohen Fürſtin würde vielleicht die königliche Wiege nebſt dem großen Engel darin mit der Natur im Einklang ſtehen, nicht aber an dieſem Platze. Als einen echten Sohn der Natur gibt ſich uns dagegen K. Bertling in der Abbildung des „Ahasver" zu erkennen. Unter den Federzeichnungen nimmt die „Morgenwanderung" von dem bekannten dresdener Thiermaler Guido Hammer neben dem „Hute im Meere" von A. von Werner in Karlsruhe die erſte Stelle ein; Hammer hat den lyriſchen Moment ſeines Gegenſtandes mit voller Friſche und plaſtiſcher Klarheit verſinnlicht. Nicht minder lebendig und charakteriſtiſch iſt die Zeichnung des windumſtürmten ſorrentiner Marktſchiffs von Werner, deſſen kräftiges Talent auch in der geiſtreichen, aber ſtofflich weniger anziehenden Darſtellung des „Ekkehard" zur entſchiedenen Geltung kommt.

Ohne mit unſerer Wanderung durch dieſe kleine Galerie ans Ende gelangt zu ſein, nehmen wir doch von derſelben Abſchied, und zwar einestheils, weil unſere flüchtige Betrachtung ſchon hinreichend iſt, um den Leſer zu einer perſönlichen Würdigung der einzelnen maleriſchen Schöpfungen zu ermuntern, deren Schönheiten ja nur durch die eigene Anſchauung empfunden werden können. Anderntheils drängt es uns aber „das Herz in bewegterem Klang ſich zu löſen".

Mit poetiſchem Takt haben die Herausgeber des „Deutſchen Künſtleralbums" davon abgeſehen, das Publikum auf die bedeutende Aenderung ihres Werks durch einen philiſterhaften Wegweiſer aufmerkſam zu machen. Die Planmäßigkeit des Ganzen liegt für den, der Augen hat, deutlich am Tage.

Das große Orcheſter der Lyrik eröffnen natürlich die Sänger des Frühlings. Den reinen melodiſchen Geſang der kleinen Künſtlerin Nachtigall vernehmen wir freilich nur in den ſchwermüthigen Tönen von Hermann Lingg. Wie ein kecker Finkenſchlag klingt dagegen das kräftige Lied von Feodor Löwe; ſchade, daß der ſo begabte und nicht genug gewürdigte Poet nur durch Ein Gedicht vertreten iſt! Vermittelſt einer feinen, ſehr detaillirten Naturmalerei veranſchaulicht uns Ludwig Bund das mannichfaltige fröhliche Leben im Walde. Moſenthal, Feodor Bercht, Fritz Brentano und Eliſabeth Grube ergehen ſich in der

Digitized by Google

einfachen Tonart des beſcheidenen Hänflings, während Moritz Horn und Heinrich Zeiſe die neuermunterte Lerche zu repräſentiren verſuchen.

Der etwas zu geheimnißvoll gehaltene „Sommerabendfrieden" von Fritz Brentano verſetzt uns in jene dämmernde Sphäre der Romantik, welche der träumeriſch geſtimmte Eichendorff ſo glücklich zu beherrſchen verſtand. Nach einem kurzen „Schmetterlings- und Roſengeflüſter" von Moſenthal zieht eine größere Anzahl von herbſtlich gefärbten Bildern an uns vorüber, unter denen das aus dem Italieniſchen von Gisbert Freiherrn Vincke übertragene Gedicht „Die Maremma" einen hervorragenden Platz behauptet. Ein wohlthätig friſcher Dichterhauch durchweht das reizende „Sweet home" von Hermann Grieben. Die „Herbſtwanderung" von Moritz Horn iſt dagegen ziemlich dürftig ausgefallen; ſeine Verſe gemahnen uns faſt an das lyriſche Geſumm der Eintagsfliegen. Noch unbedeutender erſcheinen die verſchwommenen „Schneebilder" von Katharina Diez. Höchſt originell iſt aber das „Winterlied" von Robert Hamerling, und der Vollklang echter Poeſie tönt uns aus dem begeiſterungſprühenden Hymnus „Winter in Italien" von Julius Schanz entgegen. Im Beſitz einer gereiften Künſtlerſchaft zeichnet der geniale Dichter, um dieſes ſo oft misbrauchte Beiwort einmal an der rechten Stelle anzuwenden, „ein Bild mit wenigen Strichen, was mit unendlichem Wuſt nie der Geſelle vermag". Seine hohe lyriſche Malerkunſt offenbart ſich in der rein poetiſchen Vergeiſtigung der Natur. Nach den köſtlichen Anfangsſtrophen, die uns den blühenden Winter in Italien mit ſüdlicher Farbenpracht vergegenwärtigen, fühlt ſich der Dichter im vollen Bewußtſein des ihm zu Theil gewordenen Glücks um ſo lebhafter an die öden traurigen Wintertage ſeiner nordiſchen Heimat erinnert:

Wie hab' ich geſchauert im heimiſchen Norden,
Wo der Himmel umwölkt und die Thale verſchneit,
Wie war's auf den Fluren ſo einſam geworden,
Wie trugen die Wälder ſo ſchweigend ihr Leid!

Wie grauten im Norden die Tage ſo finſter,
Ach! ſelber der Mai dort lächelte kaum:
Hier blühet um Weihnacht friſcher der Ginſter,
Als dorten im Maien der Apfelbaum.

Die kindliche Luſt mit den roſigen Wangen,
Die Freuden, ſie kamen dort ſelten zu Gaſt:
Wie froh die Pokale beim Feſt auch erklangen,
Nie labte das Herz mir erquickliche Raſt.

Im Süden, da wandeln die Göttinnen freier,
Des Tages ſchönerer Theil iſt die Nacht,
Phantaſtiſch weht der ambroſiſche Schleier
Um ihrer Locken entfeſſelte Pracht.

Sie pflücken die Roſen, ſie winden die Kränze,
Und ſchweben dir ungeladen ins Haus,
Sie zünden die Fackeln und ſchlingen die Tänze
Und ruhen in weichen Umarmungen aus.

Wie ernſt mich auch mahnen die dunklen Cypreſſen —
Vorüber brauſen die Panther kühn,
Den Thyrſus geſchwungen und ſelig vergeſſen,
Daß Monde verbleichen und Sonnen verblühn.

Die Muſik der an uns vorbeirauſchenden Verswellen iſt von ſolcher Lieblichkeit und Kraft, daß die Fülle des ſprachlichen Wohllauts mit der Schönheit des Gedankeninhalts künſtleriſch zu wetteifern ſcheint. Eine in ihrer einfachen Erhabenheit nicht zu übertreffende Naturpoeſie entfaltet die empfindungsvolle Schlußzeile der zuerſt angeführten Strophe: „Wie trugen die Wälder ſo ſchweigend ihr Leid!" Im vollkommenen Gegenſatz zur behaglichen Breite der abgeblaßten äußerlichen Landſchaftsbilder gewöhnlicher Poeten — welch eine ergreifende Kürze! Das iſt echte lyriſche Unmittelbarkeit, welche zur Ausbreitung einer innern Welt keiner großen Worte bedarf. Ohne die vielen übrigen Schönheiten des Gedichts in gleicher Weiſe näher darzulegen, begnügen wir uns damit, die Aufmerkſamkeit des Leſers noch auf die muſikaliſchen Feinheiten der vorletzten Strophe hinzulenken.

Den poetiſchen Illuſtrationen der vier Jahreszeiten folgen geſellige Lieder, leichtgeflügelte Bacchuskinder, Betrachtungen aus dem Leben, kleinere Weltbilder, Stimmen der Erinnerung und hymnenartige Klänge zur Verherrlichung des deutſchen Genius. Gleich zu Anfang erklingt eins der friſcheſten Lieder zu Ehren des heiligen St.-Peter in Walporzheim, für deſſen Ruhm Hermann Grieben in die Schranken getreten iſt; auch Friedrich Oſer weiß ſich mit der edeln Frau Muſica glücklich abzufinden. Einen höchſt gelehrigen Schüler des verliebten Sängerhelden Anakreon erkennen wir in Ludwig Bauer. Das jetzige Oberhaupt der ſchwäbiſchen Dichterſchule, Eduard Mörike, gibt uns nach langem Verſtummen ein neues Sonett zum beſten; die natürliche Anmuth des Poeten ſträubt ſich aber ſichtbar gegen dieſe Kunſtform, die von jeher Mörike's ſchwache Seite geweſen iſt. Seine Muſe ſchreitet hier wie in Profeſſorſtiefeln umher, welche ſie nur bei einzelnen Zeilen in die Ecke wirft, um uns wieder für einen Augenblick durch die ihr angeborene Grazie zu entzücken. Klarer herausgeſtaltet ſind die Sonette von Ludwig Pfau und Oſer. Frankl führt uns in die Libyſche Wüſte, aber nur in den beiden erſten Sonetten iſt dem öſterreichiſchen Sänger die deutliche Zeichnung der fremd phantaſtiſchen Genrebilder gelungen. Siegfried Kapper ſtreut „Kleine Blätter" auf unſern Weg und A. Kaufmann ſingt in einer anſprechenden Melodie die lieben ſüßen Lieder der erſten Nachtigall. Moritz Blanckarts feiert die Religion, die Kunſt und das Vaterland, und der alte Schwabe Karl Mayer zeigt uns in verſchiedenen neuen Miniaturbildchen, wie er ſie früher hundertweis geſchaffen, daß er auch noch am Leben iſt. Wilhelm Anthony erquickt uns durch ein freundliches Wort und Karl Siebel verſteht unſer Herz mit einigen weichgeſtimmten elegiſchen Accorden ſympathiſch zu berühren. Bis auf die unbehülfliche Zeile: „Nie Thränen meinem Aug' entquollen" iſt das längere Gedicht „Ein treuer Bund" von Guſtav Pfarrius künſtleriſch ausgeführt und, wie der verſtorbene Profeſſor Weiße von den Dichtungen des fahrenden Poeten Karl Beck wohlbedächtig zu ſagen pflegte, nicht ohne alle Phantaſie. Anaſtaſius Grün, dem wir ein paar neue „Knospen" verdanken, iſt noch ganz der alte heitere Spaziergänger von ehedem. Anſtatt wie der krankhafte Nikolaus Lenau bei dem unverhofften Rauſchen herbſtlicher Blätter in eine ſchwindſüchtig-verzehrende Melancholie zu verſinken, weiß im Gegentheil der frohgelaunte Muſenſohn den düſtern Gedanken der Vergänglichkeit durch liebliche Vorſtellungen zu verklären:

Digitized by Google

Sonnenglanz und Roſenduft,
Nachtigallgeſchmetter!
Und in ſolcher Frühlingsluft
Irre, dürre Blätter!

Ja, mein Los iſt ihrem gleich,
Da wir erdwärts ſinken,
Während ringsum freudenreich
Neue Lenze winken.

Sei ihr Troſt der meine auch:
Daß im Niederwallen
Wir, gewiegt von Frühlingshauch,
Nur in Blüten fallen.

Bedeutend iſt die Uebertragung des in Italien ſo berühmt gewordenen Gedichts „Heinrich Heine" von Bernardino Zendrini, dem in jüngſter Zeit ſchon mehrfach genannten Vertreter der neuen lombardiſchen Dichterſchule. Die Wiedergabe des impoſanten phantaſievollen Gemäldes durch Julius Schanz iſt vortrefflich, und der italieniſche Geibel, deſſen Dichtungen durch die Vermittelung von Schanz auch bei uns eine heimatliche Stätte erhalten ſollen, hat daher in dem Landsmanne von Julius Moſen eine innerlich verwandte Natur gefunden.

Im nächſten Abſchnitt begrüßt uns der allbekannte, nicht umzubringende Liebesgott, der gewiſſermaßen einen ganzen Köcher voll ſpitzer und ſtumpfer Pfeile bunt durcheinander verſchießt. In dem friſchen Gedicht „Mit der Braut" erweiſt ſich J. G. Fiſcher als ein glücklicher Treffer; nicht ohne Erfolg bemüht ſich hier der ſchwäbiſche Dichter, die Goethe'ſche Leier nachzuſpielen, da uns die Tonart ſeiner Verſe wohlthuend an das herrliche „Mailied" gemahnt. Adolf Stern eröffnet einen Cyklus von acht Liedern, von denen die größere Hälfte einen freien dichteriſchen Schwung bekundet. Das Gedicht „Hinter den Epheuranken" von Hamerling iſt reizend und behauptet trotz der Weichheit des Tones eine männliche Kraft. Hermann Lingg beſingt das Halstuch ſeiner Schönen mit einer ſo liebenswürdigen Pietät, daß wir unwillkürlich dabei an Werther denken, dem die Buſenſchleife der guten Lotte mehr galt als alle Reichthümer Perus. Der Gartenlaubendichter Albert Traeger gelangt indeß nicht über die anſtändige Mittelmäßigkeit hinaus. Der längern Erzählung von Eduard Tempeltey fehlt es nicht an lebhaft lodernden Geiſtesblitzen und bei einer kunſtvollern Durchbildung des Ganzen (ſo ſchwerfällige Zeilen wie: „Das war's wol: ſie hat, unfrei, viel gebangt" u. ſ. w. hätte Tempeltey namentlich vermeiden müſſen) würde das Gedicht eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Wilhelm Hertz, der kecke, feurige Liebesdichter, entfaltet endlich in den „Letzten Briefen" eine ſtürmiſch bewegte Paſſionsgeſchichte, welcher wir unſere Theilnahme nicht verſagen können, weil wir uns gefeſſelt fühlen von dem klaren einfachen Glanze echter Dichterfarben.

Mit dem folgenden Abſchnitt kommen wir aus der ſonnenheißen Region „göttlicher Raſerei" in die milde Sphäre des reinen häuslichen Glücks, der ruhigen Faſſung und der holden beſonnenen Schwärmerei. Georg Hick ſchildert die „Vaterfreuden" mit einer anſchaulich ſchönen Natürlichkeit, Pauline Schanz zeichnet in dem harmoniſch abgerundeten Gedicht „Die Stiefmutter" ein muthig in die Welt hinausziehendes Geſchwiſterpaar, A. Silberſtein gibt uns ein knappes anſprechendes Bild vom „Großmütterchen und dem kleinen Enkelein", und Hermann Lingg's Muſe feiert in kraftvollen maleriſchen Strophen ſeine unvergeßliche Freundin „Titania". Schon aus dem nachſtehenden Anfang des Gedichts wird der Leſer wieder deutlich die geſtaltende Hand des originellen Lyrikers erkennen:

Wir fuhren einſt in kalter Nacht
Durch ödes Land im Schlitten,
Das Eis der Flüſſe hat gekracht,
Die rauhen Winde ſchnitten.

Es war ſchon ſpät, wir hielten an,
Ein gaſtlich Haus und Zimmer
Ward uns, den Fremden, aufgethan
Bei heller Kerzen Schimmer.

Im Zimmer ſaß ein Himmelsbild,
Ein Kind, umwallt von Locken,
Das ſah mich an, ſo groß und mild
Halb traulich, halb erſchrocken.

Faſt unwillkürlich hielt' ich inn',
Und ſagte froh beklommen:
„Titania! Elfenkönigin!
Bin ich zu dir gekommen?"

Julius Groſſe behandelt in einer kleinen trefflichen Erzählung das Thema, daß „der Liebe Flamme immer golden flackt, ob die Menſchen weiß ſind oder farbig"; ein hübſch ausgeführtes „Indiſches Stillleben" erhalten wir von Ernſt Leonhard (Oskar Elsner), deſſen dichteriſche Begabung hier ganz anders zum Durchbruch kommt, als in den Beiträgen für das ſchleſiſche Album, weshalb der Poet doppelt verpflichtet iſt, einer leichtfertigen Production zu entſagen, welche das Uebel dilettantiſcher Bleichſucht im Gefolge hat. An die gemüthvolle Darſtellungsweiſe der „Alten Waſchfrau" von Chamiſſo erinnert uns einigermaßen „Das letzte Oſterwaſſerholen" von Eduard Kauffer, nur daß dieſer im Ausdruck nicht ſo natürlich, ſondern bisweilen geziert und gedrechſelt erſcheint.

Auf dem Gebiet der launigen Romanze bewegt ſich Victor Scheffel mit franzöſiſcher Grazie und Leichtigkeit; in dem köſtlichen von A. von Werner illuſtrirten Gedichte „Der Hut im Meere" hat der deutſche Romanzenſänger den jovialen Ton von Béranger überaus glücklich getroffen. Die den ſagenhaften Geſichtskreiſen angehörigen Dichtungen, welche den rein poetiſchen Theil des Albums beſchließen, ſind noch ziemlich zahlreich vertreten. Mit Ausnahme weniger Poeten, die ſich in der früher üblichen aber uns jetzt nicht mehr anmuthenden Redeweiſe des Wunderhorns gefallen, freuen wir uns darüber, die meiſten Verfaſſer hinſichtlich der angewandten Tonarten auf jenen Bahnen zu finden, welche die Dichter unſers Jahrhunderts zu betreten haben. Als hervorragende und zugleich nicht ohne genialen Anflug erſcheinende Schöpfungen bezeichnen wir folgende: „Ethiko der Welf" von M. Beilhack, „Bernadotte" von Joſeph Weilen, die „Maulbronner Fuge" von Scheffel, die „Willis" von Lingg, „Ahasver" von Ludwig Bund und endlich der „Gottkönig" von Moritz Hartmann.

Den Schlußſtein des inhaltreichen Werks bildet die „In St.-Jürgen" betitelte Novelle von Theodor Storm. Auch dieſe neue Erzählung trägt die feingeſchnittene

Digitized by Google

unverkennbare Phyſiognomie des Autors. Die Dürftigkeit der Handlung weiß derſelbe mit lyriſchen Blüten und Blättern ſo anmuthig zu verdecken, daß uns der friſche grüne Schmuck ſeiner Darſtellung hinlänglichen Erſatz bietet. In Bezug auf das minutiöſe Verfahren iſt Storm bereits als ein echter niederländiſcher Genremaler anerkannt, deſſen Pinſel alles, was er uns vor die Augen führt, mit der größten Zierlichkeit bis in die kleinſten Beſonderheiten zeichnet. Nur iſt Storm in vorliegender Geſchichte nicht eben glücklich in der Wahl der von ihm geſchilderten Charaktere geweſen. Als Hauptperſon erregt zwar die prächtige alte Jungfer durch das treuherzige Referat ihrer traurigen Erinnerungen unſer wärmſtes Intereſſe; aber die übrigen Figuren, die nicht genug Knochen und Lebensmark beſitzen, ſind leider nicht im Stande unſere Theilnahme zu gewinnen. Der im Aberglauben bis an das Kindiſche ſtreifende Vater, und Harre, der ſeine Jugendgeliebte den Verhältniſſen zum Opfer bringt, was ſind ſie anders als haltloſe Dämmerungsmenſchen, deren Exiſtenz wir ſchon in der realen Wirklichkeit ſo häufig zu beklagen haben. Welche Erquickung müßte es ſein, in dem luſtig blühenden Hausgarten der Storm'ſchen Poeſie umherzuwandeln, wenn es dem trefflichen Novellendichter behagte, uns durch die Vorführung von würdigen und in ihren Schwächen noch anziehenden Geſtalten zu begeiſtern. Seine künſtleriſchen Fähigkeiten werden dann erſt in das rechte Licht kommen und anſtatt unſere Sympathie, die er bereits durch die genrebildliche Meiſterſchaft vollſtändig errungen, hinterdrein wieder abzukühlen, wird er dieſelbe immer lebhafter und zwar für die Dauer in Anſpruch nehmen.

Nicht minder bedeutend, wenn auch ohne Bildergalerie, präſentirt ſich uns folgendes Werk, auf welches die Redaction d. Bl. bereits rühmend hingewieſen hat:

10. Deutſche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhafteſten deutſchen Dichter. Herausgegeben von Chriſtian Schad und Ignaz Hub. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In die Niſchen unſers Pantheon haben ſich bekanntlich die ſogenannten Muſenalmanache ſelten oder niemals verirrt, und ſchon der jugendliche Georg Herwegh hielt es für einen höchſt boshaften Witz, die den Frauen huldvoll dedicirten Kalender mit Schmetterlingen als dem Symbol der Unſterblichkeit zu vergleichen. Die meiſten Almanache und Taſchenbücher der Art wanderten eben hinaus in die Welt ohne Erlaubniß und Mitwirkung der Muſen; unter der gerechten Geringſchätzung des Publikums mußten freilich einzelne beſſere Werke leiden, aber bei dem ſegensreichen Einfluß, den dieſelbe im großen und ganzen übte, war dies nicht in Betracht zu ziehen. Die Herausgeber ſolcher Sammlungen ſahen ſich zu einer höhern künſtleriſchen Auffaſſung gezwungen, und die unglückliche Benennung „Muſenalmanach“, die auf ein kalenderartiges, blos für ein Jahr berechnetes Werk hindeutete, iſt bereits zur Freude der Muſen in Wegfall gekommen. Emanuel Geibel, das Haupt der münchener Dichterſchule, war der erſte, der auf dieſem Gebiete wieder den Stab des Aaron führte. Das im Verlag von Kröner erſchienene „Münchener Dichterbuch“ (Stuttgart 1866) behauptete durch die ſtrenge Auswahl der aufgenommenen Gedichte eine wahrhaft künſtleriſche Phyſiognomie, und in dieſer Beziehung konnte daſſelbe ſpätern Herausgebern ähnlicher Werke zum Vorbild dienen.

Das hier in Rede ſtehende Album, das ein poetiſches Denkmal für Ferdinand Freiligrath bildet, hat unter dem Banner von Chriſtian Schad und Ignaz Hub unſere beſten Dichter verſammelt. Chriſtian Schad ſpielt allerdings ſelbſt eine ſtumme Rolle, vielleicht iſt er aber dafür deſto thätiger bei der ſchwierigen Anordnung des Ganzen geweſen. Die Eröffnung des Albums geſchieht durch eine ſchwungvolle Biographie Freiligrath's von Ignaz Hub; die hohe Begeiſterung des Biographen für den Mann der Dichtung und der That ſpricht mit jugendlichem Feuer aus jeder Zeile. In Bezug auf die Bemerkungen, welche zur eigentlichen Kritik des Poeten gehören, hält ſich Hub hauptſächlich an die treffenden Worte Gottſchall's, mit denen dieſer den innern Werth der Freiligrath'ſchen Geſänge in ſeiner Feſtrede charakteriſirt. Am meiſten wirkte, wie Gottſchall bezeichnend ſagt, die große Anſchaulichkeit der Darſtellung und die Energie, welche auch das dem Anſchein nach widerſtrebende Wort der Dichtung einreihte und ihm einen poetiſch funkelnden Anſtrich gab. Dieſe plaſtiſche Darſtellungskraft, verbunden mit einer markigen kernigen Sprache, zeigte ſich wieder deutlich an dem jüngſten Gedichte Freiligrath's, das er ſeiner Tochter Käthchen bei ihrer Verheirathung als poetiſches Weihgeſchenk vermachte. Gewiß iſt hier die Anführung einer köſtlichen Strophe erlaubt; bei dem Abſchied der Tochter fühlt ſich der Poet lebhaft an ihren von der Natur einſt ſtürmiſch begrüßten Einzug in das Leben erinnert. Nach einer maleriſchen Herbſtſchilderung, die uns mitten in die Situation verſetzt, fährt der Dichter fort:

Schwarzgrün die Wellen brauten
Um Hutten's Inſelgrab,
Glärniſch und Tödi ſchauten
Aus Wolken ſtill herab.

Im Thale Sturm — die Spitzen
Krönt' heller Sonnenſchein:
So zogſt du unter Blitzen
Und Schneeglühn bei uns ein!

In den wenigen Verſen erhalten wir wie mit Einem Schlage ein ſo beſtimmt ausgeprägtes Bild, daß wir alles leibhaft vor uns ſehen.

Höchſt intereſſant ſind die Mittheilungen Hub's über die Jugenderziehung des Dichters. Auch ſeine vielfachen politiſchen Schickſale finden wir mit gewiſſenhafter Treue abgeſpiegelt. Männer der entgegengeſetzteſten Richtung müſſen ſich beugen vor einem Charakter, wie es Freiligrath iſt, und dergeſtalt iſt es der poetiſche Genius nicht einzig und allein, der ihm zu ſeinem Ruhme verholfen. Das deutſche Volk hat ſeines Dichters in der Noth diesmal nicht vergeſſen, und was war natürlicher, als daß zumeiſt die eigenen Sangsgenoſſen, alle die verſchiedenen Werkmeiſter und Geſellen der Kunſt, zur Erbauung eines Monuments herbeieilten, eines Monuments, wie es nur einem auserwählten Geiſte errichtet werden konnte.

Die ſchönſten Triumphe haben die vornehmſten Mitglieder des münchener Dichterkreiſes gefeiert. Mit glücklichem Wagenzuge, wie die olympiſchen Sieger, erſcheinen

Digitized by Google

Emanuel Geibel, Paul Heyſe und Adolf Friedrich von Schack an der Spitze. Geibel beginnt ſeinen Cyklus mit einem größern Gedicht, das im ſtreng geſchloſſenen Rahmen des Trimeters eine Reihe der anmuthigſten Bilder an uns vorüberführt. Zur Darſtellung der ruhigen Gefühle iſt der Trimeter, der Ernſt und Leichtigkeit ſo ſchön verbindet, ganz vorzüglich geeignet; wie tonarm iſt ihm gegenüber der iambiſche Fünffüßler. Bis in ſeine Einzelheiten iſt das ſeelenvolle Gemälde meiſterhaft herausgearbeitet und die nähere Betrachtung würde zum glänzenden Beweiſe dienen, welche Höhe Geibel als Sprachbildner erreicht hat. Freilich iſt der Dichter hier an die äußerſte Grenze gelangt, nur noch Ein Schritt und er würde unfehlbar in poetiſche Schönthuerei verfallen. Aber das iſt es eben, was unſere Bewunderung herausfordert: der Künſtler kennt genau die verhängnißvolle Linie, die er einzuhalten hat. Zwei zarte, dem Franzoſen Emil Deschamps nachgedichtete Geſänge und ſieben eigene Lieder, die an den Ufern der Oſtſee entſtanden ſind, bilden den Schluß des Cyklus. Die Seelieder ſind in der That der urkräftige Ausdruck des vielgeſtaltigen Meers. Bei der gedrungenen, wildphantaſtiſchen Darſtellung des Sturms werden wir ſchnell und mächtig mit fortgeriſſen:

Nun kommt der Sturm geflogen,
Der heulende Nordoſt,
Daß hoch in Rieſenwogen
Die See ans Ufer toſt.

Das iſt ein raſend Giſchen,
Ein Donnern und ein Schwall!
Gewölk und Abgrund miſchen
All ihrer Stimmen Schall.

Und in der Winde Sauſen
Und in der Möve Schrein,
In Schaum und Wellenbrauſen
Jauchz' ich berauſcht hinein.

Schon mein' ich, daß der Reigen
Des Meergotts mich umhallt,
Die Wogen ſeh' ich ſteigen
In grüner Roßgeſtalt,

Und drüber hoch im Wagen,
Vom Nixenſchwarm umringt,
Ihn ſelbſt, den Alten, ragen,
Wie er den Dreizack ſchwingt!

Paul Heyſe verſetzt uns mit ſeinem umfangreichen Gedicht: „Das Feſtmahl der Alten", in die Regionen der Ballade. Bei dem Reichthum unſerer Balladenliteratur fällt es um ſo mehr ins Gewicht, wenn wir die vorliegende als einen Edelſtein zu bezeichnen haben, der wegen ſeines reinen und ſeltenen Feuers beſonders in die Augen blitzt. Der Inhalt iſt wahrhaft ergreifend und erinnert in mancher Hinſicht an die rührende Begebenheit, daß Goethe bei ſeinem Vortrag von „Hermann und Dorothea" in Thränen ausbrechend ſagte: „So ſchmilzt man bei ſeinen eigenen Kohlen."

Das leidenſchaftliche, hochtragiſche Gedicht: „Die deutſche Mutter", von Adolf Friedrich von Schack, ſchneidet tief in das Herz unſerer Gegenwart. Die Mutter erzählt uns, wie ſie ihre beiden Söhne von Jugend auf für das Vaterland begeiſtert habe; das Heldenblut des Vaters ſei auch in ihren Adern gefloſſen, und ſo habe es den einen ſchon früh zu Habsburgs Adler, den andern zu den preußiſchen Fahnen getrieben:

Mein Bruder, leb' wohl! Doch bald vereint
Wehn unſere Banner wider den Feind
Und jagen ans Meer ihn nach Weſten;
Für Deutſchland, wie uns die Mutter gelehrt,
Laß dann, des Ahnen, des Vaters werth,
Uns kämpfen unter den Beſten!

Und ſie träumten noch von vereintem Sieg;
Wer war es, o wer, der da den Krieg
Von Deutſchen mit Deutſchen entflammte?
Scheu bebte zurück die entſetzte Natur,
Doch band an die Fahnen die zwei ihr Schwur,
Und riß ſie ans Werk, das verdammte.

Die Hölle jauchzte; von Süd und Nord
Entgegen ſich wälzten zum Brudermord
Die Heere mit klingendem Spiele,
Und, wie ich jammernd am Boden lag,
Die beiden Söhne bei Nacht und Tag
Schaut' ich in dem Schlachtengewühle.

Des Krieges Norne rafft beide hinweg, und die unglückſelige Mutter hat keine Thräne mehr zu weinen. Aber bei dem prunkvollen Einzug des Heers ruft ſie den jubelnden Kriegern mit erſchütternder Stimme zu:

Und ihr, mit Jubel und Feſtluſt heut',
Verſöhnt ihr mein Weh mit Glockengeläut'
Und hallenden Siegesliedern?
Schweigt! ſchweigt! Reißt ab von den Helmen das Laub
Und ſtreut auf das Schlachtfeld Aſche und Staub,
Wo Brüder ſich würgten mit Brüdern!

Die übrigen münchener Dichter, welche die gleiche Höhe nicht behaupten, werden durch Poeten aus andern Orten vielfach überflügelt. Die ſcharfen und treffenden Schlaglichter, womit uns der bekannte Sänger des Mirza-Schaffy erfreut, erregen zwar unſere volle Theilnahme, aber der poetiſche Orientaliſt wußte ſeine frühern Sprüche mit dem Zauber einer größern Anmuth zu umkleiden. Lingg's Muſe beſingt von Ravenna den kerndeutſchen Eichbaum als Urbild vaterländiſcher Kraft; dem Gedichte fehlt indeß der tiefere Gehalt. Auch die Conquiſtadoren, die erſten ſpaniſchen Eroberer in Amerika, hat der Dichter in einer allzu vagen und abgeriſſenen Weiſe beſungen. Solche Stoffe, welche Lingg meiſtens nicht in ihrem Dunkel unaufgehellt liegen läßt, vertragen keine ſo leichte Behandlung. Weitaus erſchöpfender und von einem höhern Geſichtspunkt aus beleuchtet iſt die Ode „Prometheus".

Moritz Carriere verräth auch als Poet den Philoſophen; ſeine Dichtung: „Mohammed", die in ſieben Abſchnitte zerfällt, iſt fein und geiſtvoll durchgeführt. Im erſten Abſchnitt tritt uns die ſelbſtbewußte Größe des Propheten in königlicher Haltung entgegen; die Strophen nehmen hier einen hymnenartigen Flug. Hinſichtlich der weitern Abſchnitte iſt es von Intereſſe, daß die Erzählung keine Erfindung, ſondern hiſtoriſche Treue beanſpruchen darf.

Am ſchwächſten unter den Münchenern ſind die Erzeugniſſe von Julius Groſſe und Melchior Mehr. Groſſe iſt von Haus aus Epiker und auch in der Lyrik kann er dieſen Grundzug ſeiner Natur nur ſchwer verleugnen. Das Gedicht „Mittagszauber" dient keinem beſtimmten Zwecke und iſt in die Luft hinein gemalt. Der Schilderung des alten Pärchen, das mit Parapluie, Fernrohr und Barometer bewaffnet ins Freie ſpaziert, mangelt ein wirkſamer Schluß. Einen gigantiſchen Anlauf wagt jedoch

Digitized by Google

der Poet in ſeiner kühnen Darſtellung des weltverlorenen Hinterſee.

Melchior Meyr, vorzugsweiſe als trefflicher Novellendichter und Philoſoph bekannt, weiß ſich auf lyriſchem Boden nicht mit der nöthigen Grazie zu bewegen. Am friſcheſten ſind noch die poetiſchen Reflexionen, die er bei Betrachtung einer Roſe anſtellt. Die alcäiſche Ode, welche ſich „Die Quelle der Poeſie“ betitelt, verläuft einigermaßen im Sande der Proſa. Die Ode hebt mit den Worten an:

Was macht den Dichter? Glühende Leidenſchaft.
Die Sehnſucht macht ihn, die mit Begierde ſich
Ans Herz zieht liebliche Geſtalten
Und mit Entzücken den Rauſch verkündet.

Das rhythmiſche Geflecht der Strophe iſt ſehr mangelhaft und der lahme Ausdruck, „die Sehnſucht macht ihn“, entſpricht wenig der erhabenen Kunſtform. Die dritte Versreihe, die ſtets einen ſanften rein iambiſchen Schritt behaupten muß, ſtört völlig den Charakter des Ganzen.

Ungezügelt und voller Humor erſcheint Georg Herwegh auf dem Kampfplatze; ſeit Jahren iſt mit dem Säuger der „Lieder eines Lebendigen“, der ſeine neueſten Ergüſſe allzu ſorgfältig gegen den Druck bewahrt, eine intereſſante Wandlung vorgegangen. Wir haben das untrügliche Gefühl, als hätte der durchtriebene Heinrich Heine, um noch nachträglich verſchiedene ariſtophaniſche Witze loswerden zu können, einen guten Theil ſeines Geiſtes auf Herwegh übertragen.

So hinterläßt denn auch das Gedicht „Fromme Wünſche“ geradezu den Eindruck, als ſei daſſelbe direct aus der Feder von Heine gefloſſen. Wenn die Nachahmung einen derartigen Höhepunkt erreicht, wäre es übel angebracht, von einer bloßen Copie ſprechen zu wollen.

Durch einen mehr launigen als witzigen Beitrag erfreut uns Karl Simrock, der ausgezeichnete Ueberſetzer althochdeutſcher Dichtwerke. Die hier behandelte Rheinſage „Der Kirchenſchlaf“ verdanken wir dem ehrwürdigen Mönch Cäſarius, aus deſſen hiſtoriſchen Berichten ſie Simrock glücklich aufgeſtöbert hat.

Franz Dingelſtedt iſt der wehmüthige Repräſentant der lachenden Thräne. Sein „Nachtſtück aus Helgoland“ iſt theilweiſe ſehr grell, aber in ſeiner realen Grellheit wahrhaft genial. Nicht minder impoſant iſt die Zeichnung irdiſcher Vergänglichkeit, die Gottſchall in dem Gedichte „Auf dem Palatin“ vor uns aufrollt; auch die kleinern drei Naturbilder bezeugen die feinſinnige und originelle Auffaſſungsgabe des Dichters.

Beſondere Hervorhebung verdienen endlich noch: Gottfried Kinkel, Feodor Löwe, Hermann Hölty, Ignaz Hub, Robert Prutz, Johannes Minckwitz, Emil Rittershaus, Julius Rodenberg, Theodor Storm, Julius Schanz (durch die Ueberſetzung eines Gedichts von Zendrini vertreten), Pauline Schanz (eine echte Schweſter des Apoll), Gotthold Raimund, Silberſtein, Julius von der Traun und die dem literariſchen Nachlaß des Poeten Max Waldau entnommenen Beiträge.

Mit gerechter Freude verabſchieden wir uns von dieſer werthvollen Sammlung; der Meiſter, dem ſie gewidmet iſt, darf auf eine ſolche Huldigung ſeines Genius ſtolz ſein. Die Muſen haben gleichſam das Werk mit eigenen Häuden begonnen und beendet, und die vereinzelten Ausnahmen, bei denen wir ihre kräftige Unterſtützung vermiſſen, erſcheinen nur als flüchtig vorüberziehende Schatten.

Wilhelm Buchholz.

Militäriſcher Büchertiſch.

Einige neue Erſcheinungen in der Militärliteratur oder ihr verwandten Gebieten, welche unſern Leſern gegenüber keine ausführlich eingehende Beſprechung fordern, veranlaſſen uns, ſie in kürzern Berichten zuſammenzuſtellen. Wir erklären ausdrücklich, daß wir viele derſelben allerdings nach ihrem Werthe vollkommen anerkennen, wenn wir auch eine detaillirte Beurtheilung deſſelben den Fachjournalen überlaſſen müſſen.

Zu den bisjetzt erſchienenen Werken über den italieniſchen Krieg von 1859 iſt noch gekommen:

1. Der Feldzug in Italien 1859. Mit 5 Schlachtplänen. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich nicht genannt, es iſt aber derſelbe öſterreichiſche Stabsoffizier a. D., welcher den „Krieg von 1866“ geſchrieben hat (vgl. Nr. 33 d. Bl. ſ. 1867); auch wenn wir es nicht gewußt hätten, würden wir es an dem Geiſte, der Schreibart und kritiſchen Schärfe des Werks erkannt haben. Das vorliegende iſt ſchon im Frühjahr 1866 beendigt, und da es jetzt erſt erſcheint, hätte der Verfaſſer noch manche Conſequenzen aus dem Sommer 1866 in einem Vor- oder Nachwort hinzufügen können. Er hat es aber vermieden und allerdings im Buche ſchon genug geſagt. Das Schlußwort iſt gegen die eine Partei gerichtet, welche er auch hier heftig angreift: „Kanonendonner und wiehernder Roſſe Getrabe wird trotz der Emigrantenclique in der wiener Hofburg nur die Frage entſcheiden, ob Centraleuropa ſich paſſend geſtalten oder ſein größter Theil dem ſchweigſamen und lauernden Rußland anheimfallen ſolle; die Ideen, welche ſie zu verfechten vermeinen, ſind mauſetodt und auch die ſtärkſte Doſis Schießpulver erweckt ſie nimmer zu erneutem Leben.“ Seit dies geſchrieben iſt, hat ſich die genannte Frage für Deutſchland glücklich entſchieden. Die Charakteriſtik der Perſönlichkeiten in der öſterreichiſchen Armee von 1859 iſt wiederum ſehr intereſſant, aber auch in derſelben pikanten Manier, wie in dem früher erſchienenen Werke. Den Grafen Gyulay nimmt er übrigens ſehr in Schutz, wenn er auch ſeine Fehler angibt; er nennt ihn einen verſtändigen rechtlichen Mann, der zweimal — vor dem Ausbruch des Kriegs — um Enthebung von ſeinem Oberbefehl gebeten, weil er die Unzulänglichkeit der Armee einſah. Das Heer verlangte Benedek, nicht den alternden Heß, den Gyulay vorſchlug. „Benedek, dieſer «Demokrat in Generalsuniform», war aber von der

Digitized by Google

allmächtigen Adelsclique verabſcheut." Das Buch enthält viele ſehr draſtiſche Mittheilungen im einzelnen, als kriegsgeſchichtliches Werk natürlich wenig Neues; der Kritik der Operationen wird man nicht immer beiſtimmen.

Von einem kriegserfahrenen Schriftſteller ein Wort zu rechter Zeit iſt:

2. Heeresorganiſation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Offiziere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete bearbeitet von Julius von Wickede. Jena, Coſtenoble. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es wird uns ſchwer, nicht tiefer in dieſe höchſt zeitgemäße Schrift einzugehen, um die Reſultate, zu denen der Verfaſſer kommt, auch in weitern Kreiſen zu verbreiten; doch müſſen wir uns nur mit einigen Andeutungen begnügen. Wickede iſt kein bloßer Theoretiker, er hat den Krieg aufgeſucht, wo er konnte, um ihn praktiſch zu ſtudiren. Darum wohnte er, theils als Volontäroffizier, theils als Augenzeuge und Berichterſtatter im Hauptquartier 1848—50 den Kämpfen in Schleswig-Holſtein, Baden und theilweiſe auch in Italien bei, war 1851 längere Zeit bei den franzöſiſchen Truppen in Algerien, 1853—54 im Orientkriege, 1860 und 1861 in Italien, 1864 wieder in Schleswig und 1866 bei den preußiſchen Armeen in Oeſterreich. Und nicht etwa als Dilettant oder Amateur, ſondern als Offizier (er iſt Rittmeiſter in mecklenburgiſchen Dienſten geweſen) hat er ſeine reichen Erfahrungen geſammelt; er iſt alſo durchaus competent in ſeinem Urtheil. Sein neueſtes Werk beweiſt zuerſt aus der neueſten Geſchichte die Nothwendigkeit ſteter Reformen in der Heeresorganiſation und Kriegführung, ſchildert dann die Hauptreformen in beiden ſeit Guſtav Adolf's Zeit und kommt nun auf das Heer der Neuzeit zu ſprechen, in welchem Kapitel der Einfluß des Nationalitätsprincips, das Syſtem der allgemeinen Wehrpflicht, die Dauer der Dienſtzeit, das Offiziercorps, der Generalſtab und viele andere wichtige Themata abgehandelt werden. Die Dauer der Dienſtzeit iſt eine Tagesfrage geworden. Der Verfaſſer leugnet nicht, daß ein Infanteriſt bei ſtrengem Dienſt in zwei Jahren ausgebildet werden könne, hält aber dennoch eine längere Dienſtzeit für wünſchenswerth und iſt der Anſicht, daß die zwei- und dreijährige Dienſtzeit nach dem Princip der Beſtimmung über die einjährigen Freiwilligen ſich vereinigen laſſe. „Jeder junge Mann, der vor ſeinem Eintritt in den Soldatenſtand oder während ſeiner Dienſtzeit nachweiſt, daß er die gewöhnliche Schulbildung beſitzt und nach zweijähriger Dienſtzeit ein beſtimmtes Unteroffizierexamen beſteht, könnte alsdann ſchon das Recht haben, als Unteroffizier für die Reſerve oder Landwehr auf Urlaub zu gehen."

Der Vorſchlag wäre allerdings in Erwägung zu ziehen, nur würde bei guter Volksbildung, wie z. B. in Preußen, die Zahl der beurlaubten Unteroffiziere bald unverhältnißmäßig ſteigen. Sonſt verkennen wir den Nutzen dieſer Einrichtung, welche auch ein Sporn zur Erlangung einer guten Schulbildung wäre und der Armee für die Reſerve und Landwehr tüchtige Unteroffiziere zuführen würde, keineswegs. Die wegen körperlicher Untauglichkeit vom Kriegsdienſt befreiten jungen Leute will der Verfaſſer, wie früher ſchon Pz. (Pönitz), nach Maßgabe ihres Vermögens mit einer Steuer belegt wiſſen. Dieſe beſtand allerdings in alten Zeiten des Heerbanns ſchon und war unter Karl dem Großen ſehr hoch. Den Volkswehren ſpricht das Werk nur unter gewiſſen Bedingungen einige Tauglichkeit zu und fordert, um den Unterſchied derſelben mit einem wohlgeſchulten Heere zu erkennen, zu einem Vergleiche des nordamerikaniſchen Bürgerkriegs mit dem von 1866 auf. Ueber die Freiſcharen bricht er ganz den Stab. „Vorausſichtlich wird mit Garibaldi das ganze Freiſcharenweſen für immer zu Grabe getragen ſein und wir hegen keine Trauer darüber." Wir glauben nun zwar, daß Freiſcharen immer wieder zum Vorſchein kommen werden, wie ja auch kürzlich in Frankreich deren gegen Deutſchland beabſichtigt wurden, ſind jedoch einverſtanden damit, daß ſie keine formidablen Gegner, wenn ſie nicht in ganz beſonderer Weiſe organiſirt, diſciplinirt und verwendet würden, nach einem Ideale, das nicht wohl mit ſolchen Elementen zu erreichen iſt. Den Leſern, für welche vorzugsweiſe Wickede's Werk geſchrieben iſt, können wir daſſelbe zur aufmerkſamen Beachtung empfehlen.

Nur als hiſtoriſches Material, das für die jetzigen realen Verhältniſſe keinen Werth mehr hat, erwähnen wir noch:

3. Das preußiſche Heer vor und nach der Reorganiſation, ſeine Stärke und Zuſammenſetzung im Kriege 1866 von H. Beitzke. Berlin, Kobligk. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Broſchüre iſt nach der Vorbemerkung auf den Wunſch und die Aufforderung von Parteigenoſſen geſchrieben. Letztern wird ſie willkommen geweſen ſein; wir haben Beitzke's Verdienſte als Geſchichtſchreiber der Befreiungskriege gern anerkannt (vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1855 und Nr. 38 f. 1856), für eine Autorität in militäriſchen Fragen haben wir ihn aber nie gehalten. Seine Parteigenoſſen ſind in einigen Zeitſchriften und Correſpondenzen mit der Behauptung aufgetreten, daß Beitzke, weil er Mitglied der Fortſchrittspartei geweſen, bei ſeinem Begräbniß keine militäriſchen Ehren erwieſen worden. Dieſe werden aber in Preußen überhaupt keinem verabſchiedeten Offizier erwieſen, was jene Herren nicht wiſſen. Das Eiſerne Kreuz hat Beitzke, wie angeführt worden, nicht beſeſſen, als Freiwilliger von 1815, der nur zwei Belagerungen beigewohnt, auch nicht erwerben können.

Eine Studie, vor zwei Jahren ſchon zu einem Vortrage in der Militäriſchen Geſellſchaft zu Oldenburg benutzt und jetzt zum Beſten der oldenburgiſchen Invaliden aus dem Feldzuge von 1866 veröffentlicht, iſt:

4. Kurzer Lebensabriß des Marſchalls Moritz von Sachſen und Auszüge aus ſeinen Betrachtungen über die Kriegskunſt. Von Louis von Weltzien. Oldenburg, Schulze. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Dem Lebensabriß iſt das werthvolle Werk von Dr. von Weber (Leipzig 1863) zum Grunde gelegt. Aus den berühmten „Rêveries", welche der Graf von Sachſen in wenigen ſchlafloſen Nächten geſchrieben, hat der Herausgeber der obigen Studie ſehr geſchickt die Goldkörner von bleibendem Werthe herausgefunden und in ſeinen Auszügen wiedergegeben. Wer lieſt noch das berühmte Werk; wer hat noch Zeit dazu? Und doch enthält es Anſichten und Gedanken, welche die neuere Kriegsweisheit erſt

Digitized by Google

erfunden zu haben glaubt. Mögen unſere Fachgenoſſen ſie hier leſen; es iſt ihnen äußerſt bequem gemacht.

Unter den in den letzten Jahren erſchienenen Truppengeſchichten nimmt einen ehrenvollen Platz ein:

5. Geſchichte des königlich würtembergiſchen vierten Reiterregiments Königin Olga 1805—66. Mit beſonderer Berückſichtigung der Brigade Normann im Feldzuge von 1813. Auf allerhöchſten Befehl verfaßt von R. Starklof. Stuttgart, Aue. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die würtembergiſche Cavalerie hat eine ruhmvolle Vergangenheit, und das Regiment, deſſen Geſchichte hier den militäriſchen Leſern übergeben wird, nimmt einen guten Theil davon für ſich in Anſpruch. Wir haben das Buch des Verfaſſers, dem wir ſchon die Lebensgeſchichte des Herzogs Bernhard von Weimar verdanken (vgl. Nr. 10 d. Bl. ſ. 1867), mit vielem Intereſſe geleſen, das größte muß es natürlich für die Offiziere der würtembergiſchen Truppen haben. Von dem richtigen Geſichtspunkte ausgehend, nur ſo viel über die allgemeinen kriegsgeſchichtlichen Begebenheiten vorzutragen, als zum Verſtändniß des Antheils, welchen das Regiment an denſelben genommen hat, nothwendig iſt, ſchildert der Verfaſſer die Organiſation des letztern und deren Veränderungen, ſeine Schickſale und ſeine Thaten auf Grund officieller Actenſtücke, Tagebücher und ſonſtiger Mittheilungen in einer Darſtellung, die ſich fern hält von der heute nur zu ſehr beliebten Manier überladener Schilderungen und doch nie zu trockenem Relationsſtil „officieller Kriegsgeſchichte“ herabſinkt. Die vielen perſönlichen Details, Erlebniſſe einzelner Offiziere und Reiter, die Namen derer, die ſich ausgezeichnet haben oder treu ihrer Fahne gefallen ſind, geben dem Werk noch einen höhern ſpecial-vaterländiſchen Werth.

Der Titel verhieß ſchon eine Reviſion der Anklageacte wegen des traurigen Ueberfalls von Kitzen. Wir erkennen es an, daß der Verfaſſer möglichſt objectiv dabei verfahren iſt und viele bisjetzt unbenutzte Documente eingeſehen hat; finden es auch ganz gerechtfertigt, daß er die Würtemberger von den ſchweren Anſchuldigungen, welche ſie damals getroffen haben und zum Theil noch aufrecht erhalten werden, zu reinigen ſucht; er ſelbſt hält die That für eine verwerfliche und weiſt nach, daß ſie dem franzöſiſchen Machthaber und ſeinen Generalen zur Laſt fällt, welche das Gehäſſige derſelben in gewohnter Weiſe ihren deutſchen Alliirten durch die Ausführung aufbürdeten. Immerhin bleibt aber die Art der Ausführung ſtehen, welche auch des Verfaſſers Darſtellung nicht zu entſchuldigen vermag, und die Behauptung, daß zuerſt von den Preußen Schüſſe gefallen, wird doch von allen Theilnehmern entſchieden in Abrede geſtellt. Es wäre ja wahrlich ein Wahnſinn geweſen, welcher den ſofortigen Untergang herbeiführen mußte! Und dann fragen wir: hätte Normann etwa nicht angegriffen, auch wenn die vorgeblichen Schüſſe nicht gefallen wären? Unſere Leſer ſehen: nicht blos die Straßenrevolution, ſondern auch die Kriegsgeſchichte hat die bekannten myſteriöſen zwei Schüſſe. Daß die Darſtellung von preußiſcher Seite bisher ziemlich parteiiſch geweſen iſt und keine Notiz von würtembergiſchen Berichten genommen hat, geben wir jedoch dem Verfaſſer zu und ehren es, daß er die erſtere nicht unberückſichtigt gelaſſen; auch wir erkennen die von A. S. (dem ſpätern General Schlüſſer, den wir gekannt und geachtet haben) als die beſte an. Uebergeben wir die Thatſache einer hoffentlich für immer abgeſchloſſenen Zeitepoche der Vergeſſenheit!

Den Uebertritt Normann's zu den Alliirten in der Schlacht bei Leipzig zu motiviren, leſen wir folgende tiefgefühlten Worte:

Stellen wir uns den Seelenkampf Normann's nochmals vor die Augen: was mochte er in dieſen Tagen wol hin und her erwogen, wie mochte er gerungen haben mit ſich ſelbſt, ehe er zu dieſem Entſchluſſe kam. Er, der Soldat, der ritterliche Führer, der Schöpfer ſeiner braven Truppe! Pflicht, Ehre, Menſchlichkeitsgefühle ſtritten wechſelſeitig in ſeinem Innern. Dazu kam — er ſpricht es nicht ganz klar aus, einzelne ihm ſpäter entfallene Aeußerungen laſſen es aber wol durchblicken — der Vorfall mit dem Lützow'ſchen Corps. Kam ihm bei dieſem Uebergang ein wenn auch unbeſtimmter Gedanke der Sühne? Wer will es ermeſſen, was alles in dieſen letzten Tagen durch ſeine Seele zog!

Normann's That wurde von ſeinem Könige nicht gebilligt, er kehrte nach Würtemberg erſt 1816 nach dem Tode ſeines Monarchen zurück und kämpfte ſpäter bekanntlich in Griechenland, wo er 1822 ſtarb.

In den folgenden Abſchnitten unſers Werks werden die Feldzüge des Regiments 1814 und 1815, die 45 Friedensjahre deſſelben und zum Schluß der Feldzug von 1866 geſchildert. Aus den beiden erſtern iſt wieder viel Rühmliches für die Truppe zu berichten, im letztern kam ſie nicht in offener Feldſchlacht, nur bei Patrouillen und Recognoſcirungen vereinzelt zum Gefecht: „Der kurze Feldzug war eine Schule, um die junge Truppe kriegsgewohnt zu machen, um ſie auf die vielleicht in naher Zukunft liegenden weitern ernſten Ereigniſſe vorzubereiten.“ Der Verfaſſer enthält ſich taktvoll aller politiſchen Erörterungen; eine gleiche Zurückhaltung über die kriegeriſchen Ereigniſſe und deren Urſachen zu bewahren, mag ſeiner militäriſchen Einſicht und ſeinem Soldatengefühl ſchwer geworden ſein. Einige Berichte über kleinere Aufträge, welche hier abgedruckt ſind, geben viel Einzelheiten. Wir wollen aus dieſen, wie auch im böhmiſchen Feldzuge zu bemerken iſt, für unſere militäriſchen Leſer hervorheben, daß von der Cavalerie wieder bedenklich viel beim Zuſammentreffen mit dem Feinde geſchoſſen worden, ſtatt gleich die Klinge zu gebrauchen. Einige Beilagen und ein Namenverzeichniß aller im Buche erwähnten Krieger bilden den Schluß des trefflichen Werks, dem wir nur eine ſo ſplendide Ausſtattung gewünſcht hätten, wie ſie einer auf allerhöchſten Befehl verfaßten Geſchichte des Regiments Königin Olga würdig geweſen wäre.

Unſere erſte Revue vom militäriſchen Büchertiſch ſchließen wir mit einem Werkchen, das ſeine Veröffentlichung dem „Daheim“ verdankt, in welchem einige Kapitel daraus viel Theilnahme erregt haben:

6. Erinnerungen eines evangeliſchen Feldpredigers im franzöſiſchen Lager vor Sewaſtopol 1855—56. Von Max Reichard. Bielefeld, Velhagen und Klaſing. 1867. 8. 18 Ngr.

Die evangeliſche Kirche Frankreichs hat zum erſten male während des Orientkriegs ihren Glaubensgenoſſen im Felde den Troſt und Beiſtand der Religion ſpenden können. Nach vielen Bemühungen iſt es ihr gelungen,

Digitized by Google

die Erlaubniß der Regierung zur Abſendung von Feldpredigern auf eigene Koſten zu erhalten, die Regierung verſprach dazu freie Reiſe und Station im Lager. Ein junger Geiſtlicher, welcher dem Aufruf der Kirche zur Uebernahme des ſchweren, aber ſegensreichen Amtes folgte, hat in den vorliegenden Blättern ſeine Erlebniſſe und Erfahrungen veröffentlicht. Er ſchildert in anziehender, oft poetiſcher Weiſe die Eindrücke, welche ihm die Reiſe durch den Zauber der Natur an claſſiſch berühmten Geſtaden, auch höchſt contraſtirende Eindrücke von Land und Leuten in Neuhellas und Stambul, gemacht hat; er gibt Bilder aus dem franzöſiſchen Lagerleben, zeichnet Perſönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen iſt, z. B. Péliſſier, mit beſtimmter Charakteriſtik und ſtellt in ergreifendſter Weiſe das, was er in der Krim als Augenzeuge geſchaut oder in ſeiner ſeelſorgeriſchen Thätigkeit erlebt hat. Ein wohlthuender Geiſt chriſtlicher Liebe ohne Zelotismus durchweht das ganze Buch und ſtellt es ähnlichen, die wir in d. Bl. beſprochen haben, würdig an die Seite. In der Kunſt der Darſtellung mag es vielleicht höher ſtehen, wozu allerdings der Kriegsſchauplatz im fernen Orient mit ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen und farbenreichen Bildern beigetragen hat.

Karl Guſtav von Berneck.

Feuilleton.

Die Literatur und die Aſſociation.

Das erſte Januarheft von „Unſere Zeit. Deutſche Revue der Gegenwart“ enthält einen Artikel von Alexander Jung: „Die Literatur und die Aſſociation“, welcher mit einer, dem ſonſt mehr dithyrambiſchen Schriftſteller fremden Schärfe die Misſtände unſerer neueſten Literatur, namentlich in ihren Beziehungen zum Publikum hervorhebt. Mit Recht rügt er auch die literaturgeſchichtliche Bevormundung, die in ſo einſeitiger Weiſe ausgeübt wird. Die Dichter verſchwinden jetzt hinter und in den Literaturgeſchichten, und da die neuern Poeten von den Großſiegelbewahrern der deutſchen Nationalſchätze entweder gar nicht oder flüchtig oder mit ſchiefer Beurtheilung und vornehmer Abfertigung berückſichtigt werden, ſo tappt das Publikum ihnen gegenüber ganz im Dunkeln und wirft die hervorragenden Talente und die Alltagsſcribenten in einen Topf. Gegen dieſe Misſtände will Jung mit Hülfe dreier neuer Aſſociationen ankämpfen; er nennt ſie 1) die Aſſociation literariſcher Correſpondenzen; 2) die Aſſociation der Bücherverbreitung; 3) die Aſſociation der internationalen Literatur. Er hält es zunächſt für im höchſten Grade wünſchenswerth, daß die beſſern Schriftſteller untereinander, aber auch in Verbindung mit den gebildetſten Verlagsbuchhändlern, Herausgebern von Zeitſchriften, Literaturfreunden ſich zu einem lebhaften Briefaustauſch, nicht blos geſchäftlicher Art, ſondern ideellen Gehalts ſich verbinden, um zu gegenſeitiger Kenntniß und Förderung zu gelangen, neue Unternehmungen anzuregen, zu begründen, Vortreffliches in Umtrieb zu bringen. Unſerm Autor ſchweben dabei die Reminiſcenzen unſerer claſſiſchen Zeit vor; doch glauben wir, daß eine derartige Aſſociation zu bilden unpraktiſch iſt und daß derartige förderliche Anregungen dem freien Privatverkehr der Einzelnen überlaſſen bleiben müſſen. Wichtiger erſcheint uns der zweite Punkt, eine Aſſociation der Bücherverbreitung. Für die Verbreitung guter Bücher läßt ſich viel thun durch ein gemeinſames Wirken, das beweiſen die Bibelgeſellſchaften. Zunächſt iſt ſehr viel in die Hände der Sortimentsbuchhändler gelegt. Dieſelben können zwar unmöglich den Inhalt aller Werke kennen, die durch ihre Hände gehen; doch eine eifrige Beſchäftigung mit der gleichzeitigen Literatur und der unabhängigen Tageskritik wird ihnen bald die Namen hervorragender Schriftſteller geläufig machen und ſie lehren, Bedeutendes von Alltagsgut und dies vom Verfehlten zu ſondern. Wie viel aber auf die Thätigkeit der Sortimentsbuchhändler ankommt, das beweiſen die Verleger durch den erhöhten Rabatt, den ſie bei einzelnen Unternehmungen ihnen gewähren. Hierin liegt nicht nur eine Prämie für den buchhändleriſchen Eifer, ſondern zugleich die Ueberzeugung von deſſen Fruchtbarkeit. Solange die Sortimentsbuchhändler indeß nur dieſen erhöhten Rabatt im Auge haben, der namentlich bei Anthologien, Sammelwerken und ähnlichen auf die Bequemlichkeit des großen Publikums ſpeculirenden Buchmachereien ins Gewicht fällt, ſolange ſie ähnlich wie die Schnittwaarenhändler nur Modewaaren empfehlen, wird die Aſſociation für Bücherverbreitung der ſolideſten Grundlage ermangeln. In der dritten Aſſociation, für internationale Literatur, findet Alexander Jung die Verwirklichung der Weltliteratur: ein ideales Ziel, das allerdings der jetzigen Cultur nicht unerreichbar bleiben darf. Die treffende Schilderung unſerer Literaturzuſtände möge man in dem geiſtvollen Artikel ſelbſt nachleſen.

Bibliographie.

Breitenſtein, J., Jakob, der Glücksſchmied. Ein Lebensbild. Baſel, Georg. 16. 22½ Ngr.

Bühnen-Circular. Jahrgang 1868. Nr. 1. Berlin, Laſſar. Gr. 4. 1 Thlr.

Dräſeke, J. H. B., Drei kleine Schriften. Bremen, Heyſe. Gr. 16. 20 Ngr.

Friedländer, E., Das Einlager. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Aus Urkunden dargestellt. Mit einem Anhang von meist ungedruckten Urkunden. Münster, Theissing. Gr. 8. 24 Ngr.

Hoefer, E., Ein Findling. Roman in 4 Büchern. 4 Bde. Schwerin, Hildebrand. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Kaiſer, E., Der Deſerteur oder die Waffenbrüder unter Kroaten und Panduren. Hiſtoriſche Erzählung aus dem deutſchen Kriege des Jahres 1866. 1ſtes und 2tes Heft. Düſſeldorf, Spaarmann. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — 500,000 Thaler oder: Handwerker, Arbeiter und Fabrikant. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. 1ſtes Heft. Düſſeldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Krauſe, R., Catharina van Löwen. Tragödie. Berlin, H. C. Schneider. 16. 12 Ngr.

Luchs, H., Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau herausgegeben. 1stes Heft. Breslau, Trewendt. Gr. 4. 10 Ngr.

Merz, P., Aus dem Gedächtniß des Herzens. Gedenkblätter zum 50ſten Jahrestag des Friedberger Lehrer-Seminars. Darmſtadt, Schorkopf. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Meyr, M., Erzählungen aus dem Ries. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mühlwaſſer, E., Das rothe Geſpenſt der Revolution oder Kabinetspolitik und Volkes Wille. Roman und Geſchichte aus der Gegenwart. 1ſte bis 3te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Nedopil, L., Deutsche Adelsproben aus dem deutschen Ordens-Central-Archive. 3 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Piper, F., Annalen der Jahre 1864—1866. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Randzeichnungen zu der Broſchüre: Das Gefecht von Frohnhofen, Laufach und Weiler am 13. Juli 1866, von einem Augenzeugen. Von einem norddeutſchen Offizier. Darmſtadt. Gr. 8. 3 Ngr.

Reinfels, E., Die ſchöne Büßerin oder der Seelenverkäufer von Frankfurt. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus den Zeiten des Vehmgerichts. 1ſtes Heft. Düſſeldorf, Spaarmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Reitlinger, E., C. W. Neumann und C. Gruner, Johannes Kepler. 4 Bücher in 3 Theilen. 1ſter Thl. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rohlfs, G., Reise durch Marokko, Uebersteigung des grossen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuet und Tidikelt und Reise durch die grosse Wüste über Rhadames nach Tripoli. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rüttimann, J., Ueber die Freiherren von Regensberg. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber das Studium der neuern Sprachen an den bayeriſchen Gelehrten-Schulen, und die Mittel, daſſelbe zu heben. Von einem Schulmanne. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 6 Ngr.

Ule, O., Warum und Weil. Fragen und Antworten aus den wichtigſten Gebieten der Naturlehre. Für Lehrer und Lernende in Schule und Haus methodiſch zuſammengeſtellt. Berlin, Klemann. 8. 15 Ngr.

Die Wahnſinnige vom rothen Sumpf oder die Tochter des Mörders. Roman vom Verfaſſer von „Nelly oder die Kettengefährten“, „drei Frauen“ ꝛc. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Hinze u. v. Rickiſch. Gr. 8. à 5 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geiſtliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit Dr. Bruch, Dr. Dieſtel, Dr. Dillmann, Dr. Fritzſche, Dr. Gaß, Lic. Hausrath, Dr. Hitzig, Dr. Holtzmann, Dr. Keim, Dr. Lipſius, Dr. Merx, Dr. Reuß, Dr. Roskoff, Dr. E. Schwarz, Dr. A. Schweizer und andern der namhafteſten Bibelforſcher herausgegeben von

Kirchenrath Profeſſor Dr. Daniel Schenkel.

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzſchnitt.

Erſtes Heft. 8. Geh. 10 Ngr.

Schenkel's „Bibel-Lexikon" iſt das erſte deutſche Werk, welches ſich die Aufgabe ſtellt, die neueſten Reſultate der Bibelforſchung gleichmäßig der Geiſtlichkeit und der Gemeinde darzubieten, ein Unternehmen, für das die allgemeinſte Theilnahme in den Kreiſen der Gelehrten wie der Laien erwartet werden darf. Gediegene Ausführung des Plans verbürgen die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter, die zu den hervorragendſten auf dem Gebiete der theologiſchen Literatur der Gegenwart gehören.

Der Umfang des Werks ſoll 4 Bände nicht überſteigen. 8 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft (5 Bogen Lexikonoctav) koſtet im Subſcriptionspreiſe 10 Ngr.

Das erſte Heft nebſt Proſpect iſt in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daſelbſt Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Deutſche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von Wilhelm Ditmar,
Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh.

Erſter Band: Geſchichte und Organiſation des Zollvereins. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Zweiter Band: Die Geſetze, Verordnungen und Verträge. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieſes wichtige, bereits in zweiter Auflage erſchienene und in dieſer jetzt vollſtändig vorliegende Werk behandelt die Grundſätze und die Geſetzgebung des Deutſchen Zoll- und Handelsvereins zum erſten mal in ſyſtematiſcher Darſtellung, und zwar nicht blos von der theoretiſchen, ſondern recht eigentlich auch von der praktiſchen Seite. Es iſt daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten.

In den ſoeben erſchienenen zweiten Band wurden alle die neuen wichtigen Veränderungen mit aufgenommen, welche durch die Bildung des Norddeutſchen Bundes veranlaßt worden ſind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien über Bosnien und die Herzegovina

von

Johann Roskiewicz,
k. k. Major im Generalstabe.

Mit elf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem Werke entwirft der Verfasser, ein österreichischer Generalstabsoffizier, auf Grund eigener Anschauungen und Beobachtungen das vollständige Bild noch wenig gekannter Länder, die vermöge ihrer geographischen Lage eine wichtige Rolle bei der Lösung der orientalischen Frage zu spielen berufen sind und deshalb seit kurzem in erhöhtem Masse die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen haben. Nicht nur die Natur und die Beschaffenheit jener Länder werden zum ersten mal erschöpfend dargestellt; auch über die Sitten und Gebräuche der Bewohner, die Verwaltung, die Statistik, das Heerwesen etc. enthält das Werk höchst werthvolle neue Mittheilungen, durch in den Text gedruckte Abbildungen illustrirt.

Die nach den Aufnahmen des Verfassers eigens angefertigte Karte (auch apart zum Preise von 12 Ngr. zu haben) gewährt eine deutliche und zuverlässige Uebersicht des gesammten Terrains.

Bei George Weſtermann in Braunſchweig erſchien:

Die zwei Krüglein.

Von Otto Müller.

8. Fein Velinpapier. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſe höchſt anziehende Erzählung des Lebens und Treibens origineller Kleinſtädterei aus Otto Müller's Feder wird jeder Leſer von Anfang bis zu Ende mit größtem Intereſſe verfolgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Politiſche Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.)

Nebſt den Depeſchen des Grafen Ernſt Friedrich Herbert zu Münſter über den Wiener Congreß.

Von Georg Herbert Graf zu Münſter.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Sohn des im Jahre 1839 verſtorbenen hannoveriſchen Diplomaten Grafen zu Münſter, bekanntlich eines der thätigſten und einflußreichſten Bevollmächtigten am Wiener Congreß, übergibt hiermit die vertraulichen Originaldepeſchen ſeines Vaters der Oeffentlichkeit. Dieſelben enthalten viele für die Geſchichte des Congreſſes wichtige Enthüllungen über Perſonen und Zuſtände. Vom Herausgeber ſelbſt ſind intereſſante Betrachtungen über die gegenwärtige politiſche Lage Europas, beſonders Rußlands und Deutſchlands, vorausgeſchickt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 9. — 27. Februar 1868.

Inhalt: Zwei Beiträge zur deutſchen Literaturgeſchichte. Von Feodor Wehl. — Eine deutſche Stadtchronik. Von Rudolf Gottſchall. — Neue Epigramme. — Feuilleton. (Die Deutſche Schiller-Stiftung; Engliſches Urtheil über Guſtav Freytag's „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Beiträge zur deutſchen Literaturgeſchichte.

1. Briefe von und an Klopſtock. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte ſeiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Mit Klopſtock's Porträt. Braunſchweig, Weſtermann. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der hamburgiſche Archivar, J. M. Lappenberg, hat ſich der Herausgabe des vorſtehend genannten Werks mit ebenſo großem Fleiße wie ſorgſamer Prüfung unterzogen, aber deſſen Veröffentlichung nicht mehr erlebt, ſondern dieſelbe ſterbend in die Hände von Dr. Ludwig Weiland gelegt, welcher ſie pietätvoll ausgeführt hat.

Der Plan der Sammlung, ſagt die Einleitung, erſtreckte ſich urſprünglich wol nur auf die bisher noch ungedruckte Correſpondenz Klopſtock's, von welcher ein Theil bereits im Jahre 1855 druckfertig war. Allein die mehr und mehr (beſonders auch durch den mit trefflichen literariſchen Nachweiſen begleiteten Artikel über Klopſtock im vierten Bande des „Lexikons der hamburgiſchen Schriftſteller") wachſende Erkenntniß, daß zerſtreute Bruchtheile der Correſpondenz an vielen Orten, wo man ſie nicht vermuthen konnte, in eingegangenen Zeitſchriften und Zeitungen, wo ſie der Vergeſſenheit anheimzufallen drohten, verborgen lägen, machte das Aufgeben des urſprünglichen Princips wünſchenswerth und die Zuſammenfaſſung alles deſſen zur Aufgabe, was nicht ſchon in den frühern Sammlungen Klopſtock'ſcher Briefe ſeine Stelle gefunden.

Dadurch erhielt man denn alſo gewiſſermaßen eine Nachleſe von allen Briefen von und an Klopſtock, die noch zerſtreut und vereinzelt umherlagen und eine glückliche Ergänzung zu der Correſpondenz liefern, die in „Klopſtock und ſeine Freunde" von Klamer Schmidt, in „Auswahl aus Klopſtock's nachgelaſſenen Briefen" von C. A. H. Clodius, in „Klopſtock's ſämmtliche Werke", herausgegeben von Back und Spindler, in „Klopſtock's ſämmtliche Werke, ergänzt in drei Bänden", von H. Schmidlin und „Briefwechſel Klopſtock's mit J. H. Voß" zu finden ſind.

Gerade jetzt aber kam die Sammlung erwünſcht, weil in dieſem Augenblicke die billigen Claſſikerausgaben die allgemeine Aufmerkſamkeit unter andern Autoren nun auch auf Klopſtock hinlenken, der uns hier in dieſem 543 Seiten ſtarken Buche als der bei weitem gefeiertſte Dichter unſerer Nationalliteratur entgegentritt. Wir wollen von der Vergötterung nicht ſprechen, die ihm von der verzückten Meta Moller, ſeiner ſpätern Gattin, zutheil wird, nicht ſprechen von der Verehrung, die Angelika Kauffmann und andere weibliche mehr oder minder überſchwengliche Weſen ihm zollen, ſondern nur daran erinnern, daß der witzige und ſonſt ſo ſarkaſtiſch reflectirende Dichter der „Lebensläufe in auf- und abſteigender Linie", Theodor Gottlieb von Hippel, als er von Klopſtock verlangte, daß er ihm ſage: ob er Beruf zum geiſtlichen Liederdichter habe, demſelben dabei ſchreibt: „Sie wußten, theuerſter Herr, auf dem geraden Wege zum Himmel, einen Pfad zum unſterblichen Ruhme in dieſer Welt zu finden, und ſo viele zu beſchämen, die ſich auch nicht der Hälfte dieſes Ruhms wegen um die Ruhe dieſes Lebens und um die lebendige Hoffnung des künftigen hintergingen"; daß Gottfried Auguſt Bürger, der Dichter der „Lenore", mit der Entſchuldigung, daß er ſein „unbedeutendes: hier bin ich! aus dem Haufen von Klopſtock's Verehrern ausrufend", ſich vernehmen läßt: „Wer rühmt indeſſen nicht gern von ſich: ich habe den König gegrüßt, er hat mir gedankt und über meine Sache mit mir geſprochen?" daß Ritter Gluck, hochbetagt, von Wien verſpricht, die Reiſe nach Hamburg zu machen, um Klopſtock „perſönlich kennen zu lernen" und um ihm „vieles aus der Hermannſchlacht und den erhabenen Oden vorzuſingen, um ihn erſehen zu machen, inwieweit er ſich ſeiner Größe genähert oder wie viel er ſie durch ſeine Muſik verdunkelt habe"; daß ein fürſtlicher Herr wie Markgraf Karl

Digitized by Google

Friedrich von Baden ihm ſeine Freude eigenhändig darüber ausdrückt: ihn perſönlich kennen zu lernen und „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in ſeinem Lande zu haben"; daß der göttinger Dichterbund unter dem 24. März 1774 Klopſtock folgendes Sendſchreiben zugehen läßt:

> Da die Eichen rauſchten, die Herzen zitterten, der Mond uns ſtrahlender ward, und der Bund für Gott, Freiheit und Vaterland in unſerm Kuß und Handſchlag glühte; ſchon damals ahnt' es uns, und wir ſagten's einander, Gott habe uns geſegnet. Großer Mann! Sie wollen unter uns ſein! Ach, jetzt nicht Ahnung mehr, es iſt Gewißheit, Gott hat uns geſegnet! Anders können wir nicht reden, wenn unſer Herz reden ſoll; und dieſesmal wird es doch reden dürfen. Gott hat uns geſegnet! Nicht nur bei der erſten beſtürzenden Nachricht war dieſes Ueberzeugung, wir empfinden ſie noch, auch wenn wir ruhig beiſammen ſind, einander anſehen und wärmer uns lieben, indem wir ſagen: unter uns Klopſtock! Aber dann erwacht die Ungeduld der Erwartung, und ſie würde ſchwer zu überwinden ſein, wenn nicht die Dankbarkeit für das ſchon Gegenwärtige unſer ganzes Herz von neuem und allein erfüllte. Gott hat uns geſegnet! Unter uns Klopſtock!

Man hat von einem Schiller-, einem Goethe-Cultus geſprochen; aber der Cultus, den man mit dieſen Genien getrieben, verſchwindet faſt gegen den, welcher Klopſtock zutheil wurde, nur daß er ebenſo kurz währte, als er mächtig erſcheint. Er verdunkelte den Ruhm von Leſſing, der gleichſam im Schatten des Klopſtock'ſchen Ruhmes ſtand, aber nach und nach ſo leuchtend und glorios darunter hervorging, daß ſich die Sache endlich geradezu umgekehrt hat und Klopſtock's Namen jetzt hinter dem Namen Leſſing's verſchwindet, der mit jedem Jahrzehnt ſtrahlender und weithin ſchimmernder wird, indeß ſich jener immer mehr und mehr in die Wolken und Nebel ſeiner Epoche verliert, ſo ſehr verliert, daß jetzt bei den billigen Claſſikerausgaben kaum eine es hat unternehmen wollen, den „Meſſias" wieder abzudrucken, ſondern daß ſelbſt die Brockhaus'ſche „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" und die „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur" des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen ſich mit der Aufnahme der Oden begnügten. Wie ſehr traf Leſſing den Nagel auf den Kopf, als er dichtete:

> Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
> Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
> Wir wollen weniger erhoben
> Und fleißiger geleſen ſein.

In dieſem Epigramm lag das literariſche Schickſal von Klopſtock's Muſe vorausgeſagt. Es war die Kaſſandra-Stimme der Zukunft, die ſich aus dieſem Verſe erhob, das Mene tekel upharſin, das ſich in die Begeiſterungsorgie für Klopſtock's Dichterberuf ernüchternd und ſchreckenverbreitend einmiſchte.

Der große deutſche Barde war auch ungehalten genug darüber. Er hat Leſſing dieſe Strophe nie vergeben:

> Leſſing würde wirklich mein Freund, ſagen Sie? — ſchreibt er an Ebert. — Ich zweifle gleichwol noch immer ein wenig daran. Warum iſt denn das erſte lateiniſche Epigramm, das ehemals ad Kl. überſchrieben war, nicht ganz weggeblieben? Und warum denn auch nicht das erſte deutſche? . . . (das eben angeführte). Kurz, Ebert, das Ding iſt nicht ſo ganz in Ordnung!

Und ganz in der Ordnung war es in der That auch nicht. In Klopſtock und Leſſing überholte ſich gewiſſermaßen die Entwickelung unſerer Literatur, in ihnen trat ſich der Fortſchritt gleichſam ſelbſt auf die Ferſen. Klopſtock hatte für unſere Literatur eine neue Sprache und das Individuum erfunden, Leſſing erfand dafür den Geiſt der Zeit, den Athem eines neuen Jahrhunderts. Aus dieſem Grunde kam es, daß Klopſtock den Moment beherrſchte, Leſſing aber die Zukunft gehörte. Leſſing's Bedeutung wächſt mit der Zeit, iſt eine fortſchreitende, werdende; die Klopſtock's iſt eine große, gewaltige, aber zugleich eine ſolche, die ſich mit ihrer Periode abſchließt. Sie gab ihrer Epoche das Gepräge, den Stempel; aber über ſie hinaus iſt ſie ohne Macht; ſie hat von der Folgezeit nichts zu hoffen. Das ſcheint ſie auch geahnt, inſtinctiv vorausgefühlt zu haben, darum ſchwelgt ſie im Vollgenuß ihrer ſelbſt.

Dreiſt wol kann man behaupten: es iſt bei ſeinen Lebzeiten kein deutſcher Dichter ſo gefeiert geweſen wie Klopſtock. Klopſtock trägt Krone und Scepter, die ganze Majeſtät der deutſchen Dichtung. Er iſt der wahre Literaturkönig, dem alle Welt huldigt, vor dem ſich alle Welt beugt; er beſitzt das echte poetiſche Preſtige, das ſein ganzes Weſen umgibt und auch dem Kleinſten, was er thut, eine Art Glorie verleiht.

Um das ganz und voll einſehen und begreifen zu können, muß man die von Lappenberg geſammelten Briefe leſen, denn dieſe Briefe erklären uns gleichſam erſt die Erſcheinung Klopſtock's, wie ſie in der Literatur vor uns hintritt. Seine Werke thun es nicht mehr: ſie laſſen uns kalt und unbewegt und verſchaffen uns kaum noch eine Ahnung von der Wirkung, die ſie ehedem gehabt. Nur mit einiger Mühe vermögen wir uns heute zu vergegenwärtigen, daß Klopſtock's Muſe ihre Fittiche mit dem Siegesfluge Friedrich's des Großen um die Wette hob, daß ſie ihre Tage von Mollwitz, Leuthen und Roßbach hatte. Sehr richtig und bezeichnend hat Otto Roquette in einer Recenſion deſſelben Buchs, das wir hier beſprechen, in der berliner „National-Zeitung" die Gedichte Klopſtock's neben die Schlachten jenes preußiſchen Königs geſtellt und gemeint, daß ſie zuſammengehören. Er ſchreibt:

> Zwar der dichteriſche Schlachtlärm in Ramler's „Oden", die populärere Grenadierpoeſie Gleim's, wie lebhaft auch begrüßt und wie verdienſtlich alles in allem, mochten wieder verhallen. Sie waren im weſentlichen eine Anregung Klopſtock's, der in Friedrich, ſeines franzöſiſchen Geſchmacks wegen, gar nicht einmal einen deutſchen Helden ſah. Nicht ſpurlos aber verfloß der Urquell, aus dem jene ſich getränkt, Klopſtock's eigene patriotiſche Poeſie, und die deutſche Geſinnung, die von ihr ausſtrömte. Es iſt bemerkenswerth, wie jene Anwendung auf das praktiſche Leben, welche die preußiſchen Dichter dem Klopſtock'ſchen Geiſte durch ihre Poeſie gaben, in der allgemeinen Wirkung hinter Klopſtock's patriotiſchem Dichten zurückblieb, das doch des realen Hintergrundes entbehrte, und mit ſeinen Bardenchören an eine nebelhafte Ferne, an eine eigentlich fremde Welt anknüpfte. Aber ſo aus dem Vollen geſchöpft war die Begeiſterung dieſes einen Mannes, ſo erhaben ſein Phantaſienſchwung, ſo tief, rein und zornig dem Widerſacher ſein deutſches Gefühl, dabei ſo groß die Macht ſeiner perſönlichen Anregungsfähigkeit, daß ſein Gedanke durch alle Poren deutſchen Lebens drang, und er ſo von idealen Grundlagen aus ins Ganze und Große wirkte und die Geſänge der preußiſchen Dichter nur wie eine praktiſch gewordene Richtung ſeines Weſens gelten konnten. Klopſtock iſt durchaus patriotiſch-nationaler Dichter, viel mehr, als man dies heutzutage betont, wo

Digitized by Google

immer nur ſein „Meſſias“ von Laien, die ihn nicht geleſen, oder den vergeblichen Verſuch gemacht haben, ihn zu leſen, mit Scheu genannt und abgelehnt wird. Auch der „Meſſias“ ſollte in erſter Reihe ein nationales Gedicht ſein, es verſtand ſich, daß ein ſolches Gedicht auch ein religiöſes werden mußte. Der junge Poet ſuchte nach dem erhabenſten Stoffe, noch nicht aus religiöſer Hingabe, nicht in ſtiller Frömmigkeit, nein, in flammender poetiſcher Begeiſterung ſuchte er nach dem erhabenſten Stoffe für ſeine geliebte deutſche Sprache, für die deutſche Dichtung, nach einem Stoffe, der alle Welt gleichmäßig ergreifen und erheben mußte, und ſo kam er auf den Helden des Chriſtenthums, nachdem er mit einem Helden deutſcher Geſchichte vergebliche Verſuche gemacht, die Fülle ſeines Weſens zu erſchöpfen. Es verſteht ſich, daß er über eine reiche, religiös vertiefte Innerlichkeit zu gebieten hatte. Allein alles Theologiſche, ja ſogar alles Kirchliche ſteht ihm dabei fern, und der Gedanke ſeinem Vaterlande ein Gedicht des höchſten Inhalts zu geben, in erſter Reihe.

Dieſer Gedanke hat ſich erfüllt und die Erfüllung deſſelben Klopſtock ſeine Größe verliehen. Der religiöſe Stoff war nöthig, um der Dichtung Anſehen und Weihe zu ertheilen. Der Zeitgeiſt lag bis zu einem gewiſſen Grade noch immer unter dem Bann der Kirche und liebte es, in ihrem Namen und unter ihrem Schutze ſich geltend zu machen. Noch hatte eben Leſſing die „Fragmente eines Ungenannten“ nicht herausgegeben, noch ſeine Polemik mit Paſtor Goeze nicht durchgekämpft und mit dieſen und andern literariſchen Thaten den Zeitgeiſt von der Kirche noch nicht völlig befreit. Vor dem Act dieſer letzten völligen Freimachung des Zeitgeiſtes und der Literatur von der Kirche, war die Erſcheinung des „Meſſias“ die letzte, grandioſe Huldigung, welche dem Chriſtenthum und damit der Kirche von ſeiten der modernen Dichtung zutheil wurde, und der kirchlich gewöhnte Zeitgeiſt mußte deswegen denn auch davon in hohem Maße begeiſtert und hingeriſſen werden, wovon wir in dieſen Briefen die untilgbaren Spuren erblicken können.

Dieſe Begeiſterung bekundete ſich aber beſonders deswegen ſo ſtark in jener Zeit und mußte ſich ſo ſtark bekunden, weil Klopſtock mit dem „Meſſias“ zugleich unſerer Nationalliteratur, wie wir ſchon hervorgehoben, eine neue Sprache und die Individualität gegeben. Mit Klopſtock tritt gewiſſermaßen das Subject in die deutſche Poeſie, die ſelbſtbewußte Menſchlichkeit, das Moment der ſinnlichen Leidenſchaft, das Ich.

Und das zu können und zu vermögen, war er der rechte Mann. Ueberſchauen wir, um dies inne zu werden, die verſchiedenen Gruppen ſeines brieflichen Verkehrs. Zuerſt finden wir da die Correſpondenz mit ſeinen leipziger Jugendfreunden, Cramer, Giſeke, Ebert, J. A. Schlegel, und ſeine Briefe an Fanny, d. h. an ſeine Couſine M. S. Schmidt, die ſeinem Herzen eine glühende Empfindung einflößte. Von dieſer glühenden Empfindung ſind alle Zeilen, auch an jene Freunde voll, und ſie gipfelt in dem poetiſchen Ausrufe:

Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde,
Wenn mir ihr Herz bezeigt, daß ich geliebet werde.

Er wiederholt ſich mit kleinen Variationen der Reihe nach in allen Mittheilungen an ſeine Alters- und Strebensgenoſſen, die er, der echte, deutſche, ſchwärmeriſche Jüngling, mit ſeiner Liebe ſo vertraut als möglich macht. Am redſeligſten läßt er ſich aber gegen die Geliebte ſelber aus. Unter dem 4. Juli 1750 ſchreibt er ihr von Halberſtadt aus:

Sie verſprachen mir Ihr Porträt. Wiſſen Sie noch wol, meine liebſte Couſine, Sie haben mir's recht gewiß verſprochen. Wo ich hinkomme, bei allen braven Leuten ſoll ich von Ihnen ſprechen. Wenn ich anfangen will, ſo komme ich ins Unendliche hinein, und ich kann nicht anfangen. Wenn ich nun Ihr Bildniß hätte, ſo würde ich es zeigen, und nichts dabei ſagen, und ich hätte doch genug geſagt.... Wie erſchrecke ich vor meinem Einfalle. Vielleicht wollten Sie dies nicht. Um des Himmels willen laſſen Sie ſich dies nicht abhalten. Wenn Sie es nicht erlauben, ſo will ich's keinem Menſchen zeigen, ſo will ich es zwiſchen Ihre Briefe (vielleicht ſchreiben Sie mir noch einige) wie in ein Heiligthum legen, es nur herausholen, wenn ich allein bin, und es an mein Herz drücken, und weinen.

Solcher Briefe folgen noch eine ganze Reihe, denn ſie finden ſich bis zum Schluſſe des nächſten Jahres fortgeſetzt, wo ſie denn endlich von Liebesergüſſen an Meta Moller abgelöſt werden. Die glühende Neigung dieſes jungen Weſens und ſeine Berufung nach Kopenhagen entſchädigen unſern Dichter für die kühle Geſinnung, die ihm ſeine Fanny entgegenbrachte, und die Niederlage, die ſeine Freundſchaft zu Bodmer während ſeines Aufenthalts in Zürich erlitt. Ueber beides iſt viel geſchrieben und gemunkelt worden, und ſo ſehr man ſich auch Mühe gegeben hat, Klopſtock dabei von jeder Schuld freizuſprechen, ſo dürfte doch wol auch er dabei ſein Päckchen zu tragen haben. Sicher iſt, daß Klopſtock um dieſe Zeit ein junger, lebensluſtiger und etwas übermüthiger Menſch war, der, angehaucht vom Ruhm, in etwas lärmender Weiſe ſeines Wegs zog und dadurch eine ruhige, bedachte und feinſinnige Natur wie Fanny von ſich zurückſchreckte und ſelbſt dem guten, etwas grillenfängeriſchen Bodmer verdrießlich wurde. Der Umſtand, daß Bodmer ſeinem jungen Freunde zur Reiſe in die Schweiz Geld vorgeſchoſſen und dieſer daſſelbe nicht gleich zurückzahlen konnte, verbitterte das Verhältniß, das unter ſchrillem Mislaut der Herzen abbrach. Ein Brief von 13 gedruckten Seiten, den Klopſtock an Bodmer ſchrieb, vermochte keinen Ausgleich zu Wege zu bringen. Man ſchied in Mismuth und Groll, und ſelbſt ein Compagniegeſchäft mit einem andern ſchweizeriſchen Freunde, das Klopſtock ernſtlich eine Zeit lang durch den Kopf ging, zerſchlug ſich am Ende. Ihm, dem jungen, freiheittrunkenen Manne mochte es lockend genug erſcheinen, ſich durch das Eintreten in eine Seidendruckerei, die ſeinem Intimus Rahn gehörte, durchaus unabhängig und ſelbſtändig hinzuſtellen. Er ſchreibt darüber an Fanny, nachdem er ihr eine Schilderung der Art, Blumen auf Seide zu drucken, gegeben:

Wenn ein gewiſſes Zunftgeſchäft, und welches in kurzem ſehr viel entſcheiden kann, wider alle Wahrſcheinlichkeit nicht reuſſiren ſollte, ſo wird meine Reiſe durch Deutſchland gewiſſermaßen eine Kaufmannsreiſe ſein. Von dem Hauptgeſchäft werden wir nach einem Monat gewiſſe Nachricht haben, und es kommt nur darauf an, daß ganz Spanien mit der neuen Fabrique verſehen werde. Die Spanier werden damit nach Weſtindien handeln, weil die Erfindung viel vom indianiſchen Geſchmack hat. Das Geſchäft wird durch den ſpaniſchen Geſandten in Solothurn tractirt. Die Spanier haben auch überdies den Vortheil dabei, daß ſie ihre eigene Seide dabei emploiren können.... Ich bitte mir die Erlaubniß aus, Ihnen durch eine kleine Probe den deutlichſten Begriff zu machen. Es wird von hier bald ein Kaufmann nach Leipzig reiſen, der ſoll ſie mitnehmen.

Roquette hat recht, verwundert auszurufen: „Klopſtock,

Digitized by Google

der Meſſiasdichter, als Speculant und Commisvoyageur!" Die ganze Angelegenheit beweiſt aber klar, wie unternehmungsluſtig und wenig theologiſch Klopſtock war. Klopſtock, den der gekränkte Bodmer „ein wunderbares Phänomen von einem Menſchen: ſo groß in ſeinem Gedicht, ſo klein in ſeinem Leben" nennt. „Es hat unſern Herrchen überaus gefallen", fügt er bei, „daß ein ſo großer Dichter, unſer Homer, äße, tränke, lachte, ſcherzte, küßte, Mäulchen raubte, Handſchuhe eroberte, Schuhe ſchlüpfte, ſpränge, lieſe, wie ſie dies alles thun."

Klopſtock war hier ganz und gar der Vorgänger von Goethe, ein luſtiges „Weltkind", das lebte und leben ließ, keiner Freude vorbeiging und „Attachement an alle Kleinigkeiten mit Mädchen und rauſchenden Geſellſchaften" zu Tage legte. „Er ward erſt geſprächiger", brummt Bodmer, „wenn er von einem Mädchenbeſuch heimkam oder fröhlich getrunken hatte."

Das verdroß den griesgrämlichen Poetenwart in Zürich, der vom Verfaſſer des „Meſſias" ernſtes Anſehen, Würde und geſetztes Benehmen verlangte und durch ſein barſches Weſen den Sänger aus den ſchweizer Bergen fort nach dem Norden, d. h. nach Dänemark trieb, wo er ſich mit König Friedrich V., mit Miniſtern, Hofleuten und Ariſtokraten beſſer zu ſtellen verſtand. Es ging ihm hierin wiederum wie Goethe, und wie bei dieſem ſpielen auch bei ihm die Frauen überall eine hervorragende Rolle. Die Hervorragendſte von jetzt ab wird Meta Moller, die er auf der Durchreiſe in Hamburg kennen gelernt hat. Wie das geſchah, ſchildert ſie ſelbſt am beſten in ihren Briefen an Giſeke, worin es unter anderm heißt:

Mein Klopſtock iſt jetzt (den 4. April 1751) in Hamburg angekommen. Er läßt fragen, wenn er mich beſuchen darf. Ich ſage: gleich; ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwei Stunden heißt, und wohl wiſſend, daß ein Frauenzimmer ſich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, ſo fange ich an, mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttiſch geſetzt, und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit großer Unordnung um meine Stirn hingen, ſo ſagt man mir: der fremde Herr iſt da. Ich ſtecke geſchwinde, geſchwinde die Haare nur ſo viel zurück als nöthig war, um ſie mir nicht in den Augen hängen zu laſſen, werfe ein Négligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurechtzuſtecken, ſo ſchlage ich ein großes, großes Tuch darüber. Die Schmidt kommt herein, ich ſpringe ein paar mal in die Höhe, und freue mich ganz unbeſchreiblich, daß ich nun den Verfaſſer des „Meſſias", den Freund von Giſeke, den Beiträger ſehen ſoll, wonach mich ſo ſehr verlangt. Ich ſehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, ſage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es für einen Beiträger wol mehr ſein mögen; aber der Verfaſſer des „Meſſias" wird wol nicht ſehr darauf ſehen. Hätte ich gewußt, daß der Verfaſſer des „Meſſias" würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert geweſen ſein? Nun mache ich die Thür auf, nun ſah ich ihn — — Ja, hier müßte ich Empfindungen malen können. Sein Anblick frappirte mich im eigentlichſten Verſtande. Ich hatte ſchon ſo viele Fremde geſehen, aber niemals hatte ich einen ſolchen Schrecken, einen ſolchen Schauer — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll — empfunden. Ich hatte gar nicht die Meinung, daß ein ernſthafter Dichter finſter und mürriſch ausſehen, ſchlecht gekleidet ſein, und keine Manieren haben müſſe; aber ich ſtellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfaſſer des „Meſſias" ſo ſüß ausſähe, und ſo bis zur Vollkommenheit ſchön wäre. Denn das iſt Klopſtock in meinen Augen, ich kann nicht helfen, daß ich's ſage; aber Ihnen kann ich's ſagen. Er ſtutzte auch. Wir ſchwiegen alle beide eine kleine Weile länger ſtill, als man in einem ſolchen Falle ſonſt thut. Endlich ſagte er: „Herr Giſeke hat mir geſagt, daß ich die Erlaubniß hätte, Ihnen aufzuwarten." Ach, Giſeke, wie rührte mich der Ton ſeiner Stimme! Und da ſah ich ihn noch einmal recht an. Ach da ſtand er, da, da!

So plaudert das entzückte Mädchen weiter, bis es endlich heißt:

Wir gingen zu Tiſche, Klopſtock führte mich, welches mir lieb war, obgleich mehr Geſellſchaft da war. Ich bot Klopſtock den oberſten Platz an, wünſchte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo ſitzen Sie?" fragte er. — „Ich ſitze hier." — „Ich ſitze bei Ihnen." — „So ſetze ein jeder ſich wie ihm gefällig", ſagte ich; denn nun hatte ich, was ich wollte. Klopſtock ſprach immer mit mir allein. Die andern nahmen es übel, ich nicht. Man ſprach von ſchönen Augen. Klopſtock ſagte, er kennte die ſchönſten blauen Augen in Deutſchland. Das ſind der Schmidt ihre (Fanny's), dachte ich, und fühlte, daß ich roth ward. Aber könnten's nicht die meinigen ſein? Er ſah mich doch ſo ſüß an, wie er's ſagte. Nein, das iſt doch nicht möglich. Wenn ſie nur noch recht blau wären! Ein geſchwinder Blick nach dem Spiegel, welcher betrübt wieder zurückkehrte. Klopſtock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er ſagte, er haßte die ernſthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach ſeinem Geſchmack; nämlich eine, die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte; man könnte ſich auch ſonſt wol ſechsmal in einem Frühling verlieben. Ich ſetzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie ſehr Klopſtock gegen ſeine wahre Meinung ſprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Klopſtock möchte auch wol gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen ſprechen müßte. Dieſe Furcht iſt oft wieder gekommen.

Aber doch wol endlich als grundlos verſchwunden, wie wir hinzuſetzen dürfen, denn am 10. Juni 1754 ward ſie ſeine Frau, nachdem er noch eine Weile in alter Weiſe an ſeine Couſine geſchrieben und von ihr Zeilen empfangen, die gar kühl gegen die von Meta abſtachen, die ihm unter dem 13. Auguſt 1752 unter anderm meldete:

Ich kann nicht mehr ſchreiben, ich kann nicht. Ich habe nie geglaubt, daß ich ſo viel Gefühl, ſo erſtaunlich viel Gefühl hätte! Und bei alle dem Gefühl nichts ſagen zu können! O komm, ich will dich in meine Arme ſchließen und dich küſſen und dich anſehen, und dich wieder küſſen und ach Klopſtock ſagen (denn weiter kann ich nichts), und dann an deine Bruſt ſinken und mein ganzes Glück empfinden und dem Himmel mit aller meiner Entzückung danken.

Meta's Hingebung, die in ihren pathetiſchen Auslaſſungen an Schiller's Frauengeſtalten und in ihren heitern an Goethe'ſche erinnert, beſtrickte ſein Herz und machte es glücklich. In ſeinem Glück ſcheint er ziemlich ſchweigſam, was Briefe betrifft, geweſen zu ſein. Unſer Buch wenigſtens zeigt wenig Correſpondenz während der Zeit ſeiner Ehe auf, die am 28. November 1758 durch den im Wochenbett erfolgten Tod von Meta gelöſt worden iſt.

Liebebedürftig, wie er war — es ſind ziemlich harte Worte und unter andern z. B. auch von Leſſing darüber geſagt werden —, dachte er ſchon 1762, alſo vier Jahre nach dem Tode ſeiner Frau, an eine neue Verbindung (mit einem Mädchen, von welchem er ſelber rühmt, daß es „ein zwanzigtauſend Thaler Vermögen hat"), die aber ebenſo wenig zu Stande kam als eine zweite, 1767 von ihm projectirte mit einer gewiſſen Cäcilie Ambroſius, an die er viele, etwas ſeltſame Briefe geſchrieben hat, welche die Lappenberg'ſche Sammlung der Reihe nach aufweiſt. Er nennt ſie hundertmal ſeine „Kleine", ſein „ſüßes

Digitized by Google

Mädchen", ſein „hübſch artig Kind", ſeinen „Aff", ſein „klein dumm Ding". Seine Briefe an ſie ſind Tändeleien und Plauſchereien, wie ſie allerdings an einem Mann von 44 Jahren etwas befremdlich erſcheinen, weil ſie wenig eigentlichen Inhalt und noch weniger irgendeine geiſtige Bedeutung zeigen, wie ſie dem Meſſiasſänger angemeſſen erachtet werden dürfte. Ueberhaupt muß man einräumen, daß Klopſtock zu denjenigen Berühmtheiten gehört, deren Größe ſich aus ihren brieflichen Aufzeichnungen wenig erkennen und wahrnehmen läßt. In ſeinen Jugendbriefen, mit denen wir es bisher vorzugsweiſe zu thun hatten, erweiſt er ſich vielfach indiscret, geſchwätzig und von nicht allzu viel Gravität. Seine Mannesbriefe dagegen, die wir nun ins Auge zu faſſen haben, ſind meiſt trocken und nicht ſelten im bloßen Geſchäftsſtil gehalten. Mit Voß und Ebert verhandelt er über Rhythmus und Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, mit Denis und Haſſe über das Inmuſikſetzen ſeiner „Hermannſchlacht", mit erſterm dann ferner noch über „Oſſian", den dieſer überſetzt hatte, und über alte Bardengeſänge, die ein Gegenſtand ſind, der ihn zeitweiſe warm macht und in Eifer verſetzt. So ſchreibt er ihm unter anderm einmal:

Sie haben mir durch Ihre Nachricht, daß noch illyriſche Barden durch die Ueberlieferung exiſtiren, eine ſolche Freude gemacht, daß ich ordentlich gewünſcht hätte, daß mir Ihr „Oſſian" weniger gefallen hätte, um Sie bitten zu können, ihn liegen zu laſſen, und dieſe Barden zu überſetzen. Ihre Nachricht konnte zu keiner gelegenern Zeit kommen. Sie traf mich mitten in der Unterſuchung einiger alten deutſchen Fragmente an. Denn ich habe vor, eine kleine Sammlung davon herauszugeben.... Ueberhaupt wird mir jede Nachricht von alten deutſchen Handſchriften ſehr angenehm ſein. Man muß nur ſuchen, man findet oft mehr als man denkt.... Ich will auch einige Blumen aus Ihrem illyriſchen Kranze in meiner Sammlung haben. Nehmen Sie das Beſte unter den allerälteſten, laſſen Sie den illyriſchen Text mit lateiniſchen Buchſtaben auf die eine Seite und eine völlig wörtliche Ueberſetzung auf die andere ſchreiben. Laſſen Sie den Ueberſetzer ja genau verfahren, und unter anderm nichts verſchönern wollen. Denn er muß ſich vor mir in Acht nehmen. Ehe man ſich's verſieht, verſtehe ich auch illyriſch. Denn hören Sie nur an, was für ein Sprachgelehrter ich bin. Im Gothiſchen und in der höhern poetiſchen Sprache der Angelſachſen könnte ich, freilich auch deswegen ſchreiben, weil ich niemand kenne, der mir ſpitzfindige Anmerkungen machen könnte. In der Sprache der Sachſen werde ich eheſtens einige dithyrambiſche Strophen machen. Sie klingt vortrefflich. Ach, daß wir ſie verloren haben! Der cimbriſchen Sprache bin ich zwar eben nicht ins Cabinet gekommen, aber ich habe mich doch ſchon ſo oft in ihrem Vorzimmer aufgehalten, daß ich bald im Stande ſein werde, einige beſſere Lesarten der Voln-Spa zu finden, als man hat.

Faſt rührend klingt es, wenn er klagt:

Warum gab doch Karl der Große lieber nicht ſeinen Erben etwas weniger? Und ließ ſeine Bücher unverkauft, ſo hätten wir vielleicht unſere Barden noch! Aber ſagen Sie mir, ſollten nicht in irgendeinem Kloſter in Deutſchland oder in Spanien Handſchriften von den Bardengeſängen gefunden werden können, wenn man recht ſuchte? Sollte ein für den Finder ausgeſetzter nicht kleiner Preis nicht das Suchen vieler veranlaſſen, auch derer, die ſolche Sachen auch ohne Preis gern unternehmen, und es oft nur unterlaſſen, weil ſie nicht darauf fallen, es zu thun.

In allem dieſen iſt Eifer und Ernſt, wenn auch allerdings mit etwas ſchrullenhaftem Anſehen. Nicht minder lebhaft beſchäftigte ihn die Idee einer Akademie in Wien, welche die Leitung der Literatur in Deutſchland in die Hand nehmen ſollte, „indem ſie über die literariſchen Leiſtungen der Schriftſteller entſchiede, Autoren belohnte und junge Genies ermunterte". Ein kaiſerliches Nationaltheater ſollte gleichzeitig entſtehen, welches die Aufgabe hätte, frei von aller Rückſichtnahme auf ephemere Geſchmacksrichtungen des Publikums, den Geſchmack vielmehr zu bilden. Als leitenden Geſichtspunkt für das ganze Unternehmen hielt Klopſtock, wie ein Brief an ſeine Mutter vom 8. April 1769 darthut, feſt, „daß der Kaiſer entweder nichts oder etwas thun müſſe, das ſeiner würdig ſei".

Es war dies zur Zeit Joſeph's II., wo das Haus Habsburg durch Friedrich's II. Vorliebe für franzöſiſche Literatur wiederum einmal Gelegenheit erhielt, ſich durch Pflege und Begünſtigung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft populär und glorios zu machen. Ob damit freilich etwas gewonnen worden, muß dahingeſtellt bleiben. Es hätte allerdings leicht ſein können, daß Oeſterreich, durch das Anſichziehen des deutſchen Geiſteslebens, ſich wie in einem wunderbaren Quickborn der Geſchichte verjüngt und erſtarkt, aber ebenſo gut auch hätte es ſein können, daß eben dieſes deutſche Geiſtesleben durch Oeſterreichs welſches und katholiſches Weſen total vernichtet worden wäre. Es war vielleicht Deutſchlands guter Genius, der die Errichtung jener Inſtitution verhinderte, vielleicht aber auch Oeſterreichs böſer Stern. Genug, ſie kam nicht zu Stande und der Meſſiasſänger mußte alle ſeine goldenen Plane zu Grunde gehen ſehen. Um ſich einigermaßen dafür zu entſchädigen und doch wo möglich den Einfluß einer Akademie zu verſchaffen, verfiel er auf den Gedanken, eine neue Rechtſchreibung ins Leben zu rufen. Leider, wie ſchon Roquette bemerkt, beruhte dieſe Rechtſchreibung auf keiner weſentlichen Kenntniß der Grundformen deutſcher Sprache und folgt, wenn immer ſchon von einem echt reformatoriſchen Drange eingegeben, höchſtens einem dunkeln Drange, weit öfter aber noch einer ganz abſoluten Willkür, die es denn auch durchaus unmöglich gemacht hat, auf die kleine Schrift, die Klopſtock darüber herausgab, bei ſpätern ähnlichen Verſuchen auch nur im mindeſten zu fußen. Um einen Begriff von der Marotte Klopſtock's zu geben, genüge auch hier, wie in dem Werke jenes vorgenannten Autors, ein Stück aus einem Schreiben unſers Dichters an Angelika Kauffmann. Er ſchreibt:

Meinen wermſten Dank, libſte Freundin, daß Si Zeichnungen zum Meſſias machen wollen. ...Wenn ich jemals läbhaft gewünſcht habe, Si zu ſehen, ſo iſt es jetzt. Was würden wir uns da in kurzer Zeit über di Sache ſagen; und wi wenig würd' ich Inen daſon in einem langen Briſe ſchreiben. Die Engel alſo mit Flügeln! meinen Si? Können Si ſer Flügel ſchön zeichnen? So ſa der Profet di Engel, und ich möchte wol, daß Eloa und Gabriel ſo gezeichnet würde. Aber di Engel müßten auch am Flügel kennbar ſein. Etwas leichtes, ſchwäbendes, helles, kaum Körper. So auch die auferſtandenen Heiligen; aber doch ſon den Engeln ſerſchieden.... Aber die Hölle: Hir zitern Si nicht for der Schwirigkeit der Forſtellung, ſondern der Sache. Erholen Si ſich Libſte. Nichtz Scheusliches; aber Schreckliches, ſer Schreckliches. Ser Schreckliches, ſagen Si, kann ich nicht zeichnen, ich mag es nicht denken. Keine Hülfe, Beſte; Sie müſſen. Ich will Inen indes einen guten Moment gäben, dän, da Abbadona Satan widerſpricht. Wir wollen immer di Ferſe des gewälten Augenblikkes darunter ſezen u. ſ. w.

Dieſe Rechtſchreibung konnte im Grunde nichts thun, als unſere Sprache verwirren, und nachdem ſie vielfach

Digitized by Google

und energiſch bekämpft worden war, gab ihr Erfinder endlich ſie ſelbſt wieder auf.

Nicht viel glücklicher fiel ſeine reformatoriſche Thätigkeit in Bezug auf Metrum, Rhythmus, ſowie ſprachlichen und muſikaliſchen Vortrag aus. In allen dieſen Dingen war er doch zu ſehr Laie, als daß er irgendwie etwas Maßgebendes und Dauerndes zu ſchaffen im Stande hätte ſein ſollen. Sein Einfluß iſt ein vorzugsweiſe nur anregender, moraliſcher und perſönlicher geblieben. Er beſaß die Gabe anzuziehen, zu intereſſiren, ſich geliebt zu machen. In Bezug hierauf ſagt Roquette:

Er correſpondirte mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden, war angeſehen am braunſchweiger und deſſauer Hofe, man traute ihm auch eine Einwirkung auf Karl Eugen von Würtemberg zu, deſſen Verhältniß zu geiſtiger Freiheit durch Schubart's, Schiller's und anderer Andenken übel berufen iſt. So ſchrieb Martin Miller, einſt Mitglied des göttinger Dichterbundes, ſpäter Pfarrer in Ulm, die flehentlichſten Briefe an Klopſtock, er möge ſein ganzes Gewicht einſetzen, um Schubart, der damals auf dem Asberg ſchmachtete, ſeiner darbenden Familie wiederzugeben. Nur durch Klopſtock's Fürſprache bei der Mutter wurde es möglich, daß Voß ſeine Erneſtine Brie heimführen konnte. So ſehen wir ihn noch häufig als den großen Vermittler, dem, wenn er auch nicht alles durchſetzte, doch das allgemeine Vertrauen entgegenkam.

Bekannt iſt, wie hauptſächlich Klopſtock es war, der durch ſein dithyrambiſches Zujauchzen der franzöſiſchen Umwälzung von 1789 Sympathie und Intereſſe in Deutſchland zuzog. Er wurde, wie nicht weniger bekannt, vom Nationalconvent unter dem 26. Auguſt 1792 auch zum franzöſiſchen Bürger ernannt. Es iſt ſein Freund C. F. Cramer, der ihn von Paris aus über alles wohl unterrichtet erhielt, wie der darüber vorliegende Briefweſel in unſerm Buche zeigt. Darin enthalten ſind auch die Briefe von Lavater, in denen ihn dieſer beſchwört, das franzöſiſche Bürgerdiplom zurückzuſenden, als ſeiner, nach den Septembermorden und der Hinrichtung des Königs, nicht mehr würdig. Der alte ſchweizer Patriot verlangte, daß der deutſche Barde bei dieſer Gelegenheit ein Wort mit der Revolution im ganzen ſpreche. Für ſo wichtig hielt man ein Wort von Klopſtock, daß man meinte, ein Zornausbruch von ihm würde die Schreckensmänner zu Paris ins Bockshorn jagen. Lavater ſchreibt:

O edler, großer, vielbedeutender Mann, ſprechen Sie edle, große, vielbedeutende Worte an die Repräſentanten einer erſt vor Durſt nach Freiheit ſchmachtenden — nun von dem Schwindelgeiſte der Ungebundenheit berauſchten Nation.... Wenn ſie auch, nach ſo vielen Umwandlungen ihrer eigenen Grundſätze und Conſtitution — nicht mehr — zu ruhiger Prüfung und Wahl des Beſten fähig ſein ſollte — ſo geziemt es ſich doch einem ernannten Bürger — auch ein gebeindurchdringendes unſterbliches Wort mitzuſprechen.

Dadurch aber ſein Anſehen auf die Probe und damit zugleich auf das Spiel zu ſetzen, unterließ Klopſtock weislich. Er begnügte ſich bei dem franzöſiſchen Miniſter Roland die Beſtrafung der Ungeheuer in Avignon und der pariſer Septembriſten zu verlangen, wie er dieſem denn auch über die Kunſt, Krieg zu führen, nützliche Anweiſungen zu geben verſprach. Er gab zu verſtehen, er, der Schöpfer der „Hermannſchlacht", habe den Xenophon und den Cäſar nicht ohne Nutzen geleſen, ſich durch den Siebenjährigen Krieg auch in der Taktik hinreichend gebildet. In eben dieſer Correſpondenz ſpielt er auch nicht undeutlich darauf an, daß er wol die Perſon ſein könne, eine Allianz der franzöſiſchen Republik mit dem König von Dänemark zu vermitteln.

Es iſt zu bedauern, daß dieſe und andere Briefe nicht auch Aufnahme in die vorliegende Sammlung gefunden. Lappenberg hätte getroſt manches Unwichtige fortlaſſen und dagegen immerhin das Wichtigſte anderer, ſchon früherer Sammlungen noch einmal aufnehmen ſollen, um ſo endlich ein geſchloſſenes Ganzes über die brieflichen Beziehungen Klopſtock's mit ſeinen Zeitgenoſſen zu liefern. Die fulminanten Briefe Klopſtock's an Goethe und deſſen rückſichtsvolle Entgegnungen z. B. laſſen ſich ſchwer an dieſem Platze vermiſſen und ſind wie manches andere durchaus nöthig, um das Bild des Meſſiasſängers und ſeiner ganzen Epoche vollſtändig zu machen.

---

2. Uz und Cronegk. Zwei fränkiſche Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein biographiſcher Verſuch von Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 27½ Ngr.

Die Verfaſſerin hat dieſe beiden Dichter zuſammengeſtellt, nicht ſowol, weil ſie demſelben Zeitalter und der nämlichen Schule angehören, ſondern vornehmlich deswegen, weil ſie innig befreundet waren und ein tiefes Intereſſe für einander empfanden.

Cronegk iſt jener Poet, mit deſſen nachgelaſſenem Trauerſpiele: „Olint und Sophronia", Leſſing ſeine homburger „Dramaturgie" eröffnet, indem er bei dieſer Gelegenheit von ihm ſagt:

Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht ebenſo zweifelhaft zu laſſen?

Johann Friedrich von Cronegk, am 2. September 1731 zu Ansbach geboren, wurde zuerſt bekannt durch ſein Trauerſpiel „Kodrus", dem Leſſing und Nicolai nach ausgeſchriebener Preisaufgabe den Preis zuerkannten und welchem Gellert Bewunderung zollte. Vom Ruhme angehaucht, gehoben von großen Entwürfen, rafften ihn in der Neujahrsnacht von 1757—58 die Pocken hinweg.

Johann Peter Uz, in demſelben Ansbach elf Jahre früher als Cronegk geboren, wandte ſich dieſem mit inniger Theilnahme zu und hat den frühen Tod des Sangesgenoſſen in rührenden Verſen beklagt. Er dichtete von ihm:

Den Edeln, den ſein Herz mehr als Geburt geadelt
Und keine niedre That entehrt;
Den kühne Schmähſucht ſelbſt nur leis und ſchüchtern tadelt,
Nur bei dem Pöbel, der ſie hört.
Der Tugend echter Freund, doch einer ſanften Tugend,
Die, von den Grazien geſchmückt;
Umkränzt mit Roſen muntrer Jugend,
Durch ſtillen Reiz entzückt.

Die Schriftſtellerin aber, die ſich zur Aufgabe gemacht hat, Cronegk und Uz uns biographiſch zu ſchildern, ſagt von erſterm:

Alles in einem genommen, gehörte Cronegk zu den auserwählten Uebergangsexiſtenzen, welche ſelten dazu gelangen,

Digitized by Google

Großes zu leiſten, weil ihrem, an Vergangenheit und Zukunft gebundenen Talente der feſte Boden einer heimatlichen Gegenwart fehlt. Sie ſind recht eigentlich vom Schickſal zu Gliedern eines geiſtigen Märtyrerordens auserſehen. Für die allgemein geſchichtliche Betrachtung liefern ſie die feinſten Merkzeichen. Cronegk's Tragödiendichtung enthüllt uns beſonders deutlich den Gegenſatz zwiſchen der hergebrachten Muſterform und dem, der neuen Richtung angehörenden Beſtreben nach individueller Seelenſchilderung. Die vielfachen, künſtlich gewebten Verſchlingungen ſeiner dramatiſchen Plane, welche den halb erkannten Schaden verdecken ſollten, dienten nur dazu, ihn um ſo ſchärfer hervortreten zu laſſen. Man ſieht wie Altes und Neues hier einander gegenüberſtehen, ohne ſich die Hand reichen zu können.

Cronegk dichtete ſeine Trauerſpiele noch nach dem franzöſiſchen Muſter, das Gottſched eingeführt, im Alexandrinervers und Sentenzenſtil, alles nur in hohem Grade veredelt und verfeinert. Seine Wirkſamkeit fällt noch vor Leſſing's Dramaturgie und denjenigen Umſchwung, welcher durch dieſe bewerkſtelligt wurde. Henriette Feuerbach meint ſehr richtig:

> Hätte Cronegk aber Zeit gehabt, Leſſing's Kritik auf ſich wirken zu laſſen, und wäre es ihm gelungen, in die Tiefe der Shakſpeare'ſchen Welt unterzutauchen, ſo würde er vielleicht aufgehört haben, große Trauerſpiele zu ſchreiben; dafür würde ſeine feine Empfindung, ſein zierlicher Witz, ſeine Formengewandtheit, trotz aller Young'ſchen Melancholie, möglicherweiſe für die Ausbildung des deutſchen Luſtſpiels folgenreich geworden ſein. „Um die Zuſchauer lachen zu machen, muß man lange ernſthaft geweſen ſein", ſagt Leſſing.

Dieſe Andeutung der Verfaſſerin hat etwas für ſich und dürfte ein jeder für richtig erkennen, der ſich angelegen ſein läßt, Cronegk's poetiſche Arbeiten näher ins Auge zu faſſen, namentlich die lyriſch heitern:

> Er iſt auf dieſem Gebiete allerdings weniger glücklich geweſen, als man von ſeinem Talent und ſeiner Jugend erwarten durfte. Den muthwilligen Liebesliedern Cronegk's fühlt man, wie denjenigen des Freundes Uz, die Unwahrheit und „bei aller ſonderbaren Leichtigkeit im Dichten" die Mühe an, die ſie gekoſtet haben. Deſſenungeachtet wurden ſie zu ihrer Zeit als vortrefflich und reizend erachtet. Man darf nur die ehemals berühmte Ramler'ſche Liederſammlung durchblättern, um einzuſehen, daß der herrſchende Geſchmack nichts anderes wünſchte und ertrug.

Hätte nun aber der herrſchende Geſchmack eine veränderte Richtung genommen, ſo wäre Cronegk's Talent immerhin wol im Stande geweſen, ſich in den neuen Ton zu finden und Schöpfungen zu geſtalten, welche der heitern Muſe der Bühne zur Ehre gereicht.

Der frühe Tod hat eine ſolche, wie überhaupt jede Wandlung abgeſchnitten, die den jugendlichen Dichter zu der Bedeutung erhoben hätte, wie man ſie nach der feinſinnigen Darſtellung von Henriette Feuerbach immerhin erwarten dürfte.

Unſere Autorin hat jedenfalls den kurzen Lebensgang Cronegk's mit hingebender Liebe geſchildert, obgleich freilich ihre Hauptaufmerkſamkeit ſchon auf Uz gerichtet iſt, der denn allerdings auch literariſch bedeutſamer als ſein Freund hervorragt. Wenn Uz auch ſchon zu denjenigen Größen unſerer Dichtung gehört, die man heutzutage noch immer anerkennt, aber nur noch in ſeltenen Fällen lieſt, ſo wird er doch unbezweifelt immer eine gewiſſe Bedeutung behalten. Unſere Verfaſſerin ſagt ſehr richtig:

> In den Eckermann'ſchen Geſprächen wird das Wort Goethe's angeführt: „Wenn ich ausſcheiden könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo würde mir nicht viel übrigbleiben." Was ſoll man aber von denen ſagen, die wenig oder nichts vorgefunden haben? Anfänger und Vorgänger haben immer eine Art von geiſtigem Märtyrerberuf. Sie dienen einem Zwecke, der ſo weit über ſie hinausreicht, daß deſſen Erfüllung ihnen nur in weiter Ferne dunkel und ungewiß vorſchwebt. Neben dem Enthuſiasmus des künſtleriſchen Schaffens die Entſagung üben, welche die ſchwerſte iſt von allen: das Verzichten auf den eigenen vollen Geiſteserfolg, d. h. in dieſem Falle zugleich Dichter und Weiſer ſein, wie Uz' Grabſchrift ſagt — ſchwere Aufgabe für ein ſehnſüchtiges Dichterherz, das noch dazu unter ſeidenem Fracke ſchlägt, für einen glühenden Dichterkopf mit Perrüke und Haarbeutel. Von dem ſonnenhellen Gipfel der Vollendung haben wir aus unſerm 19. Jahrhundert gut herabſchauen auf die nebelerfüllten Thalwege, welche die mit den Namen der Zopfpoeten verhöhnte Dichterſchar mühſelig emporklimmen mußte.

Aus dieſer ziemlich zahlreichen Schar der Zopfpoeten hat Henriette Feuerbach Uz als denjenigen aufgegriffen, der als der liebenswürdigſte und anmuthigſte mit zu gelten hat.

Sie ſtellt uns ſeine Jugendzeit, ſeine Univerſitätsjahre, ſeinen Liebesfrühling, ſein Sinnen und Singen, ſeine freundſchaftlichen Beziehungen und ſeinen endlichen Heimgang mit einer Wärme und einem Muthe ernſt-wiſſenſchaftlicher Forſchungen dar, wie ſie nie ihre Wirkung werden verfehlen können und wie ſie an einer Frau doppelt zu würdigen ſind.

Das Bild, das ſie von Uz uns bietet, iſt eingehend und mit den feinſten Zügen gegeben. Wir lernen dieſen fränkiſchen Dichter in ſeinem einfachen, ſchlichten Leben, in ſeinem Dichten und Trachten wahrhaft lieben und verehren. Wir werden angehalten, uns in ſeine Zeit, ſeine Umgebung und ſeine Zeitgenoſſen ſo lebendig zu verſetzen, daß uns nichts von dem entgeht, was für ſeinen eigenen, ſowie für den Charakter ſeiner Poeſien irgendwie wichtig iſt. Wir ſehen Uz mit ſeinem menſchenfreundlichen Geiſte, ſeinem empfindſamen Herzen durchaus faßbar vor uns treten. Wir lernen ihn und ſeine Lieder aus tiefſtem Innern heraus verſtehen, indem wir ſein Daſein verſtehen lernen. Er iſt eine zarte, feinfühlende Natur, die ſich mit ſchöner Begeiſterung ihren wechſelnden Stimmungen hingibt. Mit aufrichtiger Pietät und vielem Intereſſe ſehen wir ihn in der Liebe entſagen und in beſchaulicher Exiſtenz Troſt und Erhebung ſuchen. Wie ergreifend er den Tod Cronegk's bedauert, haben wir bereits gemeldet; nicht minder ſchön iſt ſeine Ode auf den Frühlingsdichter Ewald von Kleiſt, der als Opfer der kunersdorfer Schlacht den Tod des Soldaten geſtorben. Mit Gellert, Gleim, Weiße und andern Poeten jener Tage fortwährend in Wechſelbeziehung, hat er reichlich ihre Vorzüge, wie auch Fehler und Schwächen getheilt. Er iſt der Zopfdichter ganz und gar, aber in der liebenswürdigſten Weiſe; etwas kleinlich und pfahlbürgerlich, hageſtolzmäßig vergrillt, aber dabei ſtets angeregt, wohlwollend und tüchtig. Leſſing, Goethe und Schiller ſcheint er allerdings nicht mehr vermögend geweſen zu ſein, recht und vollauf zu würdigen.

Schiller wird, wie Henriette Feuerbach hervorhebt, in ſeinem ganzen Briefwechſel nicht einmal genannt. Sein Geſichtskreis war eng, es war der Geſichtskreis einer

Digitized by Google

kleinen deutſchen Reſidenz. Weiße, der ſeichte Theaterdichter, der den Shakſpeare trivialiſirte und über Goethe's „Götz von Berlichingen" ſich dahin ausläßt, daß er meint:

An dieſem neuen Drama iſt doch gar kein Verdienſt. Wenn man untergeordnete Perſonen, etwa Stallknechte auf die Bühne bringt, ſo gibt ſich das Launige von ſelbſt. Die Sprache iſt die Reichsſprache, die dem Frankfurter keine Mühe koſtet, und bei den ſtets wandelnden Scenen fehlt es natürlich nicht an Abwechſelung. Ob der gute Geſchmack davon Gewinn hat, das muß ich bezweifeln —

dieſer Weiße war ſein Freund, und mehr oder minder waren alle ſeine literariſchen Freunde ſolche Weiße, d. h. eben Menſchen, die in ſteife literariſche Formen und Ueberlieferungen verknöpft, zwar die Witterung einer neuen Zeit empfinden, aber dieſe Empfindung noch nicht recht begreifen und daher zum größten Theile nur deren Unbehaglichkeit zu Tage legen.

Den deutlichſten Beweis davon geben die Briefauszüge, welche Henriette Feuerbach gegen das Ende ihres Buchs hin mitzutheilen ſich angelegen ſein läßt. Sie bekunden im kleinen höchſt achtungswerthe Grundſätze, lebhaftes Gefühl für Freundſchaft und einen reichen Fonds von Gutmüthigkeit; aber der großen Bewegung gegenüber zugleich traurige Engherzigkeit und ängſtlichſte Rückſichtsnahme. Dieſe Leute, ſo wohlwollend und bildungsluſtig ſie ſind, ſchreien doch über den raſchen Fortſchritt und Entwickelungsgang der Welt, weil die geiſtige Motion, die dadurch bedingt wird, ſie außer Athem bringt. Im Jahre 1768 ſchreibt Weiße an Uz:

Die jetzige Art zu kritiſiren gefällt mir nun einmal nicht. Ich ſehe nicht ein, warum man überall nur die Fehler und nicht die Schönheiten aufſuchen will. Angehende Schriftſteller werden abgeſchreckt oder auf einmal zu Boden geſchlagen. Man wundert ſich, daß die Leute nicht müde werden, zu ſchelten, da alle edeldenkenden Seelen es müde ſind, zu leſen.... Wider Klotz treten jetzt Fechter auf, denen er nur mit Mühe widerſtehen möchte. Außer Leſſing's antiquariſchen Briefen wartet ſeiner das Aergſte in den kritiſchen Wäldern von Herder. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich denke, daß ſo ein Bogen gegen mich gedruckt werden könnte. Sie mögen es unter ſich ausmachen. Weder die Bodmer, noch die Klotze, noch die Riedel, noch die Leſſinge und Herder ſollen mich meinem ruhigen Stillſchweigen entreißen.

Im Jahre 1767 meint er:

Ich denke mit Zittern daran, daß ich fünf Bände Tragödien und Komödien geſchrieben habe. Hätte Leſſing bei meinen erſten Verſuchen die Geiſel geſchwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken laſſen und beinahe iſt mir, ſeit er alles niederreißt, aller Muth zu weitern Verſuchen vergangen.

Sulzer meldet 1772 an Bodmer: „Leſſing hat, trotz ſeiner großen Talente, die Gabe, ein großer dramatiſcher Dichter zu ſein, nicht empfangen." Gleim freilich ſagt zu Leſſing ſelbſt: „Wäre ich ein Spötter wie Juvenal, und nicht ein Lacher wie Horaz, ſo macht' ich die bitterſten Satiren auf alle, die nicht wiſſen, was wir an unſerm Leſſing haben." Und bei Winckelmann's Ermordung meint doch auch Weiße: „Leſſing iſt der einzige, der Winckelmann erſetzen könnte." Ueber Gleim wieder läſtert er: „Des guten Mannes Schwachheit iſt, daß er von allen Dichtern laut geprieſen ſein will." Ueber den neuen Theil des Klopſtock'ſchen „Meſſias" äußert er zu Uz nicht unrichtig: „Unter uns geſagt, wird er immer undeutſcher. Wenn man fortfährt, ſo mit der Sprache umzugehen, ſo werden wir Deutſchen uns bald ſelbſt nicht mehr verſtehen." Zu Uz ſelbſt ſagt er: „Von aller und jeder Lektüre eile ich allezeit zu meinem ſüßen unſterblichen Uz zurück, um meinem unwilligen Geiſte neue Heiterkeit zu geben."

Und das konnte er denn freilich und mit allem Rechte thun, denn Uz iſt ein Dichter ruhiger Genügſamkeit, friedlichen Genuſſes, ſanfter Beſchaulichkeit. Auch er hat ſein Lied „An die Freude" gedichtet, und wenn es ſich auch keineswegs mit dem dithyrambiſchen Schwunge und der genialen Gedankengröße des Schiller'ſchen Hymnus vergleichen läßt, ſo iſt es doch immer noch ſo, daß es mit dieſem einige geiſtige Verwandtſchaft verräth. Beginnt es doch kühngemuthet und ſchön:

Freude, Königin der Weiſen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leier preiſen,
Ruhig, wenn die Bosheit ſchnaubt;
Höre mich von deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer ſelbſt in deine Krone
Ihre ſchönſten Roſen band;

Roſen, die mit friſchen Blättern,
Trotz dem Nord unſterblich blühn,
Trotz dem Südwind unter Wettern,
Wenn die Wolken Flammen ſprühn,
Die dein lockig Haar durchſchlingen
Nicht nur an Cytherens Bruſt,
Wenn die Grazien dir ſingen,
Oder bei Lyäns' Luſt.

Dann und wann etwas ſteif bombaſtiſch und unverſtändlich, endet es rührend mit dem Wunſche:

Göttin, o ſo ſei, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Daß er ſchimmernd Glück verſchmähe,
Reich in ſich, auch ohne Gold;
Daß ſein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sklaverei,
Ohne Flecken, ohne Sorgen
Seinen Freunden theuer ſei.

Dieſer Wunſch ſeiner Seele hat ſich erfüllt. In angenehmer Zurückgezogenheit hat Uz ſich ausgelebt; „ohne Flecken, ohne Sorgen" ging ſein Daſein hin, ein Daſein, das nicht nur ſeinen Zeitgenoſſen theuer geweſen, ſondern auch uns Nachlebenden es noch immer iſt, weil es die Grazien und Charitinnen lächelnd umſchweben und es ſinnige Geiſter nicht völlig abſchrecken kann, daß ſich uns dieſe im Geſchmack ihrer Zeit, d. h. im Geſchmack der Zopfzeit vor Augen ſtellen.

Feodor Wehl.

Digitized by Google

Eine deutſche Stadtchronik.

Leipzig ſeit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großſtadt. Ein Beitrag zur Localgeſchichte ſeiner Heimat von Emil Kneſchke. Leipzig, Selbſtverlag des Verfaſſers. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Die alten Stadtchroniken geben wichtige Beiträge zur Geſchichte, und man muß eigentlich bedauern, daß die Mode, ſtädtiſche Chroniken abzufaſſen, in neuer Zeit ausgeſtorben iſt. Eine Chronik, welche die Weltereigniſſe nur inſoweit ſpiegelt, als ſie das Weichbild einer Stadt berühren, hat ſtets einen feſten Boden unter ſich, und gewinnt an Anſchaulichkeit, was ſie verliert in Bezug auf den Pragmatismus des großen geſchichtlichen Zuſammenhangs. Ereigniſſe, die ſich an dieſen Boden, dieſe Mauern und Thürme knüpfen, ſtehen lebendiger vor der Seele, als was in einem weiten Umkreiſe ſich zugetragen, ganz abgeſehen von der Pietät und dem Heimatgefühl, das beſtimmte Stätten mit warmer Empfindung umfaßt. Den großen Gang der Weltgeſchicke lernt man freilich aus einer ſolchen Chronik nicht im Zuſammenhang erkennen, was aber die Sittengeſchichte der verſchiedenen Zeitalter betrifft, ſo erhalten wir von ihr in den Chroniken nicht einzelne Ausſchnitte, ſondern den ganzen Kreis, da in Bezug hierauf die einzelne Stadt denſelben Radius hat, wie das Land und das Zeitalter ſelbſt. Die Vorkommniſſe des ſocialen Lebens, wie ſie der fleißige Chronikſchreiber aufzuzeichnen liebt, bieten in der Regel auch ein criminaliſtiſches und novelliſtiſches Intereſſe, und was Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft, ſo ſind ſie zwar nicht in ihrem Wirken an irgendeine Stätte gebunden, aber der Ort, wo ſie ihre vergänglichen und unvergänglichen Werke produciren, bleibt keineswegs ohne Einfluß auf die Phyſiognomie und damit auch auf die Bedeutung ihrer Productionen. Einer Zeit der Eiſenbahnen, der Telegraphen und des großen, raſchen Weltverkehrs, für welche ſich die einzelnen Städte nur in ebenſo viele Stationen verwandeln, wird freilich wenig genügt ſein, ſich in das innere Leben eines ſolchen kleinen Organismus zu vertiefen; die Zeitgeſchichte wendet nur das Teleſkop an, nicht das Mikroſkop, welches letztere auf hiſtoriſchem Gebiete nur der Alterthumsforſchung überlaſſen bleibt. Mittelalterliche Städtechroniken werden aus den Archiven an das Tageslicht hervorgezogen; aber Chronikenſchreiber, welche die Entwickelung einer Stadt in neueſter Zeit beſchreiben, gehören offenbar zu den weißen Raben in dieſem tintenkleckſenden Säculum.

Emil Kneſchke hat die Säcularchronik ſeiner Vaterſtadt Leipzig, als einer werdenden Großſtadt, zu ſchreiben unternommen: ein jedenfalls dankbares Thema, da Leipzig unter den deutſchen Städten in vieler Hinſicht einen hervorragenden Rang einnimmt und vielleicht den erſten, was geſchichtliche Erinnerungen der Neuzeit betrifft. Selbſtverſtändlich iſt die ſtricte Form der Jahreschronik, wie wir ſie bei den mittelalterlichen Chroniſten finden, nicht mehr zeitgemäß. Der Autor faßt größere Epochen zuſammen und ſchildert in jeder die Wandlungen der Stadt, ihre äußere Vergrößerung und ihre geſchichtlichen Erlebniſſe, die Verhältniſſe von Handel und Induſtrie, von Kunſt und Wiſſenſchaft. Er hat dabei ein reiches Material benutzt und im ganzen mit Geſchick zuſammengetragen, wenngleich das Erſcheinen des Werks in Lieferungen ſich nicht verleugnet, indem einzelne Irrthümer der erſten Lieferungen im Text der ſpätern corrigirt werden, ſodaß einer gewiß zu erwartenden zweiten Auflage eine mehr künſtleriſche Beherrſchung des Stoffs und einheitlicherer Guß zu wünſchen iſt.

Ein anderer Mangel des Werks iſt die Flüchtigkeit, mit welcher der Verfaſſer über die Gegenwart, über die letzten zehn Jahre hinweggleitet: hier wird der Kunſt und Literatur nur beiläufige Erwähnung geſchenkt; die hervortretenden öffentlichen Charaktere auf dieſen Gebieten wie auf dem der Politik werden nur genannt und nicht, wie in frühern Epochen, nach ihren Lebensläufen und ihrer Bedeutung dargeſtellt. Der Verfaſſer folgt allerdings darin den Ueberlieferungen deutſcher Geſchichts- und Literaturgeſchichtsſchreibung, die ſich in das minutiöſeſte Detail der vergangenen Epochen verſenkt, aber ſich der Gegenwart gegenüber, wenn ſie es nicht ganz unter ihrer Würde hält, ſich mit derſelben zu beſchäftigen, mit den allgemeinſten Umriſſen begnügt. Für eine Chronik iſt indeß nach unſerer Anſicht das entgegengeſetzte Verfahren geboten. In Bezug auf die Vergangenheit kann ſie wenig mehr ſein als eine *Compilation*, in Bezug auf die Gegenwart aber ſelbſt zur *authentiſchen Quelle* werden für eine ſpätere Zeit. Hier, wo es die Darſtellung des Selbſterlebten gilt, wo der Autor die Ereigniſſe aus eigener Anſchauung zu ſchildern, die Charakterbilder friſch aus der Meinung der Zeitgenoſſen heraus hinzuſtellen vermag, iſt eine eingehende Schilderung von größerm Werth, von einer in die Zukunft hinausreichenden Bedeutung. Der Autor, der in allen dieſen Verhältniſſen auf das beſte bewandert iſt, ſeine Vaterſtadt von Grund aus kennt, mit Kunſt und Theater, Literatur und Wiſſenſchaft beſonders vertraut iſt, hat ganz das Zeug dazu, auch ein umfaſſendes Gemälde Leipzigs in den letzten Jahrzehnten zu entwerfen, und wir hoffen, daß er ſich in einer zweiten Auflage dazu entſchließen wird. Die Scheu, hier oder dort anzuſtoßen, wenn er irgendein lebendes Exemplar der leipziger Merkwürdigkeiten unter die Lupe nimmt, iſt an und für ſich nicht berechtigt und bei unſerm Autor auch wenig begründet, da er die ätzende Schärfe der Kritik verſchmäht, wohlwollend dem Guten gerecht wird, wo er es findet, und überhaupt mehr zu ſchildern und zu charakteriſiren als kritiſche Schulcenſuren auszuſtellen liebt.

Kneſchke beginnt mit einer geſchichtlichen Einleitung: „Leipzig im Siebenjährigen Krieg und nach dem Friedensſchluß.“ Die darauf folgende Wanderung durch „Leipzig vor 100 Jahren“ zeichnet mit ſichern Umriſſen zunächſt den damaligen Plan und die Begrenzung der Stadt, dann die Menſchen, welche in ihr lebten und wandelten, die Profeſſoren der Univerſität, die Schriftſteller, die Kanzelredner, die Muſikmeiſter, Schauſpieler und Sängerinnen, die Väter der Stadt, die ſich um ihren Wohlſtand und um die Verbeſſerung der ſtädtiſchen Einrichtungen Verdienſte erworben; dann das geſellſchaftliche Leben, die

Digitized by Google

Hauptvergnügungslocale, die Bälle, Kaffeehäuſer u. ſ. w. Daſſelbe Schema wiederholt ſich mehrfach in den nächſten, vom Verfaſſer angenommenen Epochen. In ähnlicher Weiſe wird uns „Leipzig an der Schwelle des Jahrhunderts“, dann wieder „Leipzig in den Jahren 1812 und 1813“, die Zeit vor 1830 und nach 1830 behandelt, welche letztere Epoche der Autor noch beſonders mit der Titelüberſchrift als die Epoche der werdenden Großſtadt charakteriſirt. Die Schrift enthält eine große Fülle biographiſcher und ſonſtiger Daten, deren Erforſchung, ſo leicht ſie klingen mögen, keineswegs immer eine leichte iſt; das Werden und Wachſen der Stadt tritt lebendig vor uns hin, und der locale Grundton iſt durchweg feſtgehalten. So hat Kneſchke ſtets mit Genauigkeit die Häuſer angegeben, in denen die berühmten Gelehrten, Dichter und Künſtler Leipzigs wohnten, oder die Notabilitäten aus der Fremde abſtiegen, oder wichtige geſchichtliche Ereigniſſe ſich zutrugen, und erfüllt ſo die Aufgabe der Chronik, das örtlich Denkwürdige für die Erinnerung feſtzuhalten.

Einen Erſatz für die etwas flüchtige Behandlung der jüngſten Zeit ſtellt indeß der Verfaſſer in Ausſicht. Er behält ſich vor, von 1868 ab in zwanglos erſcheinenden Heften ein „Jahrbuch für Geſchichte Leipzigs“ herauszugeben und in demſelben ſein letztes Kapitel in verſchiedenen einzelnen Aufſätzen und Abhandlungen oder auch vielleicht in einer neuen erſchöpfenden Geſammtdarſtellung näher auszuführen.

Von den Kapiteln des Werks heben wir beſonders das ſechste hervor, welches „Leipzig in den Tagen der Völkerſchlacht und deren nächſter Folgezeit“ ſchildert. Mit Benutzung der Naumann'ſchen und Wuttke'ſchen Monographien und anderer Quellen gibt uns Kneſchke hier ein farbenreiches Gemälde, das mit anerkennenswerther künſtleriſcher Beſchränkung ausgeführt iſt, indem die erdrückende Stofffülle inſoweit geſichtet wurde, daß aus dem weiten Rahmen der Völkerſchlacht nur, was die Stadt Leipzig unmittelbar berührt, mit deſto lebhafterer Detailmalerei zu feſſelnden Gruppen zuſammenrückt.

Pikante Notizen über Kunſt, Theater und Literatur, der Lieblingsdomäne des Autors, ſind zahlreich durch das Werk zerſtreut. Sehr amuſant ſind z. B. die Mittheilungen aus der Schrift „Leipzig im Taumel“ über das Gewandhausconcert gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, da trotz der Völkerſchlacht bei Leipzig und der großen Umwälzungen der Neuzeit ſich noch immer die Haltung des Publikums wenig verändert hat:

Mit Vergnügen laſſe ich den Virtuoſen, welche hierbei engagirt ſind und ſich hören laſſen, die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie über alle Erwartung viel leiſten und einige derſelben wol werth wären, durch ihr Spiel den Prunk einer fürſtlichen Kapelle zu erhöhen. Ich habe hier Violiniſten angetroffen, wie man deren wenige finden wird; das macht in der That dem leipziger Publikum Ehre, daß man dieſe Männer nicht, wie gewöhnlich, blos ſchätzt, ſondern auch thätig unterſtützt. Wider die Künſtler wäre alſo hier auf keinen Fall etwas einzuwenden; allein jammerſchade, daß man in dieſem Tempel göttlich freier Kunſt mit einer Steifheit erſcheint, die wahrlich oft ärger noch als ſpaniſch genannt zu werden verdiente. Lächerlicher muß für den unbefangenen Zuſchauer kein Anblick ſein, als wenn Damen und Herren geputzt, geſchmückt und ausſtaffirt gleich heidniſchen Schlachtthieren, ſtumm und gravitätiſch einhertreten, in ihrer Miene Verſchwiegenheit wie Grabesnacht, in ihren Blicken heiliger Schauer, wie am Charfreitage beim Grabe des Verſöhners, in ihrem Gange abgemeſſener Takt, wie der Schritt eines der Todtenbahre vorangehenden Leichenbitters, und endlich dann ihr Niederſetzen, wie das ehrfurchtsvolle Hinknien eines katholiſchen Bauers, wenn der heilige Vater den Segen austheilt. Denke dir an den Damen nun überdem noch ganze Laſten und Maſſen von edeln Juwelen und Perlen in Haaren und an Händen; denke dir ferner Chapeaux, ausſtaffirt mit ſeidenen Strümpfen, Weſten und den eleganteſten Kleidern, kerzengerade wie ſteinerne Statuen daſtehen, und wahrlich, du läufſt Gefahr, erſtere für Marienbilder, letztere für kanoniſirte Petrus-, Paulus- oder Jacobus-Männer zu halten.

Die Zahl der berühmten Dichter und Schriftſteller, die in Leipzig, wenn auch nur vorübergehend lebten, iſt eine ſehr große; ja kann man ſagen, daß hier mit wenigen Ausnahmen unſere gefeiertſten Claſſiker Station gemacht haben. Hierüber gibt Kneſchke's Werk willkommene Auskunft, indem namentlich die localen Beziehungen ſtets genau berückſichtigt ſind. Ueber Gellert geht unſer Autor im ganzen etwas zu flüchtig hinweg. Die Zeit, in welcher Leipzig gleichſam die Hochſchule der deutſchen Moralität war, verdiente noch mehr durch jene Anekdoten illuſtrirt zu werden, wie ſie Karl Biedermann in ſeinem Werke „Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert“ reichhaltig zuſammengeſtellt hat. Ueber Goethe's Aufenthalt in Leipzig hat Woldemar Freiherr von Biedermann in ſeiner Schrift „Goethe und Leipzig“ ſo erſchöpfende Mittheilungen gegeben, daß Kneſchke ſich hier auf Auszüge beſchränken mußte. Die dem Goethe-Cultus geweihten Stätten in Leipzig haben ſich indeß vermehrt. Früher war derſelbe weſentlich auf Auerbach's Keller beſchränkt. Jetzt hat der Magiſtrat nicht nur der an dem prachtvollen neuen Theater vorbeiführenden Straße, in welcher ſich die Gengenhalle und die Harmonie befinden, mit dem Namen „Goethe-Straße“ getauft, ſondern es iſt auch eine Weinſtube des Hotels zur Stadt Frankfurt, in welchem Goethe bei ſeiner Ankunft in Leipzig zuerſt abgeſtiegen iſt, durch trefflich ausgeführte Wandbilder aus Goethe's Leben in eine „Goethe-Stube“ verwandelt worden.

Wie Goethe hat auch Jean Paul ſeine erfolgreiche Laufbahn in Leipzig begonnen:

Als junger, noch völlig unbekannter Mann lebte damals auch Jean Paul eine Zeit lang in unſerm Leipzig, indem er hier ſeit 1781 Theologie zu ſtudiren begonnen hatte. Er ſelber berichtet darüber: „Irgendeinem künftigen fränkiſchen Plutarch thue ich vielleicht Vorſchub, wenn ich die Notiz mittheile, daß ich mich im Mai 1781 in Leipzig im Körner'ſchen Kaffeehauſe Zur Roſe (die Drei Roſen neben Hôtel de Bavière) als Student ſetzte und ein Jahr ſpäter die «Grönländiſchen Proceßacten» hier fertigte.“ Die Theologie nämlich konnte Jean Paul ſowenig wie jede andere Fachwiſſenſchaft anſprechen, und er hörte nur ſolche Collegien, die ihm gefielen. In vielen Stücken hinderte ihn ſeine große Armuth, welche er eben bald durch literariſche Arbeiten zu heben gedachte. Für den genannten erſten Verſuch fand er auch wirklich einen Verleger, der ihn aus der dringendſten Noth rettete. Da aber der größere Theil des Publikums ſeine Darſtellungsweiſe zu unbequem fand oder nicht begriff, ſo blieben alle Bemühungen, für ſeine übrigen Schriften einen zahlenden Buchhändler zu gewinnen, fruchtlos. Bald ſah er ſich, aller Hülfsmittel beraubt, genöthigt, Leipzig heimlich zu verlaſſen. Um unerkannt zu entkommen, kaufte er ſich für ſeine letzten Groſchen einen falſchen Zopf, „an welchem er ſich, wie er ſelbſt ſagt, glücklich aus der Stadt und aus der Noth zog, wie Münchhauſen aus dem Sumpfe“. Er kehrte nun zu ſeiner Mutter, einer armen Witwe, nach Hof zurück und lebte da noch

Digitized by Google

eine geraume Friſt in den bedrückteſten Umſtänden, bis eine Hauslehrerſtelle ihn endlich in angenehmere Lage brachte. Was ſeine leipziger Studentenzeit anlangt, ſo erzählt Frau Eliſe Polko in einer ihrer Novellen, daß er ein zärtlich platoniſches Liebesverhältniß mit der ältern Tochter des Kupferſtechers Bauſe, der ſchönen, in der Blüte ihrer Jahre dahingeſchiedenen Friederike Charlotte, unterhalten habe; wir geſtehen jedoch, nicht zu wiſſen, was hieran, ähnlich wie an der gleichfalls von der genannten Dichterin in einer ihrer Erzählungen geſchilderten Schwärmerei des jungen Leſſing für die Frau Gottſched, Wahrheit und Dichtung iſt.

Ueber Schiller's Beziehungen zu Leipzig finden ſich ebenfalls eingehende Mittheilungen. Das „Lied an die Freude", 1785 in dem jetzigen Schiller-Hauſe zu Gohlis entſtanden, von Schiller ſelbſt ſchon 1800 für „ganz fehlerhaft" erklärt, obgleich es, einem fehlerhaften Geſchmack der Zeit entgegenkommend, ein Volksgedicht geworden ſei, hat bekanntlich zu mancherlei Mythen Veranlaſſung gegeben, was ſeine Entſtehungsgeſchichte betrifft. Kneſchke glaubt als auf den äußern Anlaß der Entſtehung deſſelben auf die Hochzeit Körner's mit Minna Stock verweiſen zu müſſen, die am 7. Auguſt 1780 in Leipzig gefeiert wurde, gegenüber von Schloß Pleißenburg in einem Gartenſalon, etwa wo jetzt die Weſtſtraße beginnt.

Leſſing's Aufenthalt in Leipzig fällt jenſeit der Epoche, welche unſer Autor behandelt. Dagegen gibt er intereſſante Aufſchlüſſe über einige dii minorum gentium der Literatur, welche in Leipzig eine bedeutende Rolle ſpielten. In Leipzig wurden die zwei beliebteſten Luſtſpieldichter der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Jünger und Bretzner, jener 1759, dieſer 1748 geboren. Jünger blieb nur in ſeiner Jugend der Heimat treu, indem er ſpäter nach Weimar und von dort nach Wien als Theaterdichter überſiedelte; Chriſtian Friedrich Bretzner blieb hier bis zu ſeinem Tode:

Er war Mitinhaber einer kaufmänniſchen Handlung, ein pünktlicher, redlicher Geſchäftsmann und angenehmer Geſellſchafter, der die von ihm vorhandenen Theaterſtücke blos in ſeinen Mußeſtunden verfaßte. Auch im Singſpiel und in der Oper verſuchte er ſich, auf welchem Gebiete ſein „Belmont und Conſtanze" („Die Entführung aus dem Serail") durch Mozart's Compoſition unſterblich ward. Freilich benutzte der große Meiſter das Textbuch ohne Vorwiſſen Bretzner's, der dann noch über die ihm angethane Unbill bittere Beſchwerde führte! Er ahnte damals nicht, daß, wenn ſeine Luſtſpiele längſt vergeſſen ſein werden, ſein Name, dank der Mozart'ſchen Oper, doch noch fortleben wird.

In den Luſtſpielen dieſer beiden Autoren findet Kneſchke zwar viel techniſches Geſchick, viel Erfindungsgabe und viel Humor, aber keine Spur von äſthetiſcher Feinheit, ſittlichem Zartgefühl und idealem Anhauch. Das „Räuſchchen" Bretzner's nennt er das in den gröbſten Umriſſen gehaltene und mit den grellſten Farben gezeichnete Stück dieſes Autors, obwol ſich daſſelbe, wie Jünger's „Entführung", bis in die neue Zeit hinein auf den Bretern erhalten hat.

Von andern literariſchen Perſönlichkeiten, die Kneſchke mit ſeiner Silhouettenſchere ausgeſchnitten hat, erwähnen wir: Heinrich Blümner, den Dichter des Schauſpiels „Die Dorffeier", Johann Auguſt Apel, Friedrich Kind, Gottlob Heinrich Adolf Wagner, Siegfried Auguſt Mahlmann, Friedrich Rochlitz, Johann Gottfried Seume und Johann Karl Wezel.

Auguſt Apel iſt der Vater des jüngſtverſtorbenen Dichters Theodor Apel und hat, was weniger bekannt ſein dürfte, Anwartſchaft darauf, zu den Vätern des „Freiſchütz" gerechnet zu werden, indem nach einer Erzählung ſeines Geſpenſterbuchs: „Der Freiſchütz", Friedrich Kind das Textbuch zur Weber'ſchen Oper abgefaßt hat:

Er wurde als Sproſſe einer alten leipziger Patricierfamilie 1771 geboren und ſpäter in ſeiner Heimat, wie in Wittenberg, Student der Rechte, 1795 in hieſiger Stadt Senator. Von Jugend auf jedoch den ſchönen Wiſſenſchaften mit Eifer zugewandt, pflegte er auch ſie neben den Berufsgeſchäften Zeit ſeines Lebens mit Leidenſchaft. Die Philoſophie gehörte zu ſeinen ſpeciellen Studien und ſowol die „Leipziger" als „Jenaer Literaturzeitung" jener Jahre enthalten manche Beweiſe ſeines philoſophiſchen Ringens und Strebens. Als Lyriker vorzüglich durch die „Cicaden" bekannt, erwarb er ſich ebenſo auf dem Felde der Erzählung durch ſein „Geſpenſterbuch" (ſ. gleich nachher unter Friedrich Kind) Ruf und Beifall. Als Dramatiker machte Apel den Verſuch, die altgriechiſchen Tragiker zu copiren und zugleich durch moderne Zuthaten unſerm Geſchmack näher zu bringen. So ſollte „Polyidos" eine freie Nachahmung des Aeſchylus, „Themiſtokles" eine ſolche des Sophokles ſein, während „Die Aetolier" des Euripides Muſe zu repräſentiren hatten und das ſatiriſche Drama: „Herakles in Lydien", womit Apel dieſen Cyklus ſchloß, die ariſtophaniſche Gattung vertrat. Man darf behaupten, daß des Dichters Zeitgenoſſen dem Gedanken einer derartigen Rehabilitation der antiken Tragödie ſich weniger hold zeigten, als er verdiente. Daſſelbe Schickſal hatten die der modernen Tragik angehörenden Erzeugniſſe: „Fauſt", „Kunz von Kaufungen" u. ſ. w. Der letztere vorzüglich iſt reich an poetiſchen Situationen. Daß er alſo, wenn auch in Leipzig gegeben, doch nicht zu dauernder Geltung auf den Bretern gelangte, kann man nur der damals gerade allmächtigen Concurrenz unſerer claſſiſchen Dichter zuſchreiben. Ein höchſt verdienſtliches Werk Apel's iſt endlich ſeine „Metrik". Er ſtarb 1816.

Ueber Mahlmann erhalten wir folgende Mittheilungen:

In demſelben Jahre (1771), wie Apel, wurde in unſerer Stadt auch Siegfried Auguſt Mahlmann geboren. Nachdem er die hieſige Univerſität beſucht hatte, machte er als Hofmeiſter eines jungen Livländers eine Reiſe nach dem Norden, kehrte dann aber in die Heimat zurück und begann einen Buchhandel, den er jedoch bald wieder aufgab, um ſich ausſchließlich der Schriftſtellerei zu widmen. Bis zu ſeinem 1826 erfolgten Tode blieb er nun in Leipzig wohnen. Daß er als Journaliſt ſowol in criticis und aesthicis, wie in politicis, Bedeutung für unſere Stadt und überhaupt für ſeine Zeit gewann, werden wir weiter unten noch zu erörtern haben. Mahlmann's „Gedichte" zeichnen ſich durch leichten Sinn, Fröhlichkeit und gewandte Darſtellung aus, manche ſeiner „Erzählungen und Märchen" ſind gelungen zu nennen, weniger befriedigen ſeine größern Romane. Eine vortreffliche Leiſtung iſt dagegen wieder „Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeiſter", eine koſtbare Parodie der Kotzebue'ſchen „Huſſiten vor Naumburg" und ſomit dieſer ganzen thränenreichen und doch belachenswerthen Abart des deutſchen Dramas. Die Burleske fand ſo großen Beifall, daß ſie raſch hintereinander fünf Auflagen erlebte. Mahlmann zeigte ſein Talent für die Bühne übrigens auch noch in einigen Luſtſpielen: „Der Geburtstag", „Der Hausbau" und „Die Liebesgaben". Eine Perle unſerer religiöſen Lyrik iſt endlich, um ein einzelnes Gedicht zu erwähnen, ſeine ſchwungvolle, tiefſinnige und poetiſch ſchöne Paraphraſe des „Vaterunſer", jener Hymnus, der Eigenthum des ganzen Volks geworden und namentlich als Schulgebet noch heute allerorten in Geltung und Gebrauch iſt:

Du haſt deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge ſchaut,
Dich, Herr und Vater, es findet.

Die Erinnerung an Mahlmann wird in unſerer Stadt noch jetzt durch die ſeit kurzem ſeinen Namen tragende Straße wach

Digitized by Google

gehalten — eine Ehrenbezeigung, die von deutſchen Dichtern und Gelehrten außer ihm noch Leibniz, Gellert, Leſſing, Goethe, Schiller und Theodor Körner hier erfahren haben. Es befindet ſich aber wol die Mahlmann-Straße gerade in der betreffenden Gegend (äußere Zeitzer Vorſtadt), weil Mahlmann der Beſitzer des ganz in der Nähe gelegenen ſogenannten Brandvorwerks war. Ueberhaupt hatte er ſchließlich ein beträchtliches Vermögen erlangt — es gehörte ihm z. B. auch noch ein Rittergut zwiſchen Leipzig und Wurzen — und kann man ſich denken, daß er ſchon deshalb, ebenſo aber auch wegen ſeines journaliſtiſchen Einfluſſes, und drittens als Meiſter vom Stuhl in einer unſerer Logen (der Minerva), hier eine ſehr hervorragende Perſönlichkeit geweſen iſt.

Es findet ſich in dem Kneſchke'ſchen Buch, wie die angeführten Proben beweiſen, viel für den Literarhiſtoriker anziehendes Detail, ſodaß es nicht blos für den engern Kreis der Freunde der Stadt Leipzig, ſondern für alle, die ſich für deutſche Cultur- und Literaturgeſchichte intereſſiren, eine Fundgrube anziehender Notizen und Mittheilungen iſt.

Rudolf Gottſchall.

Neue Epigramme.

Das „Epigramm“ iſt keineswegs ein Fremdling in unſerer neuen Dichtung. Es erſcheint kaum eine größere Gedichtſammlung, in welcher nicht auch mit ſpitzen Pointen gewaffnete Diſtichen enthalten wären. Daß unter ihnen ſich oft bedeutende finden, beweiſen unter anderm die Epigramme in den Hebbel'ſchen Gedichten. Auch ſelbſtändig treten ſie auf, wenngleich viel ſeltener, da es ſchwer iſt, mit dieſen kleinen Inſekten den Bienenkorb eines ganzen Bandes zu füllen. Wir lieben das Epigramm, weil es im künſtleriſchen Bruſtharniſch erſcheint, in metriſch gepanzerter Haltung, nicht wie zerflatternder Feuilletonwitz, der das Bewußtſein der Makulatur unwiderſprechlich an der Stirn trägt. Uns liegen zwei Heftchen vor:

1. Epigramme von Adolf Pichler.
2. Epigramme aus Baden-Baden. Stuttgart, Grüninger. 1867. Br. 8. 10 Ngr.

Das Heftchen des tiroler Dichters (Nr. 1) war nur für den Abdruck in eine Zeitſchrift: „Die Dorflinde“, nicht für den Buchhandel beſtimmt; daher fehlt ihm die Angabe des Verlegers, des Verlagsortes u. ſ. w. Doch da es, abgeſehen von einer Literaturgeſchichte in nuce, viel Artiges enthält, ſo wollen wir dies ſpielende Blatt nicht den Winden geben, ſondern es einhaſchen für unſere Leſer. Alsbald tritt uns unſer eigenes Bild als Vignette entgegen:

Die Hummel.

Brummend nahſt du den Blumen und brummend ſaugſt du den Honig,
Hummel! Ein Recenſent ging uns verloren in dir.

Wir ſind ſogar unbefangen genug, noch unſer zweites Signalement mitzutheilen:

Moderne Kritik.

Salbendüftelnder Schwarm, geiſtreich und bar doch des Geiſtes!
„Patchouli, eau de mille fleurs; patchouli, eau de mille fleurs!“
Keck ſchert alles ihr gleich mit dem nämlichen kritiſchen Kamme,
Salbt aus dem nämlichen Topf jeden mit gleichem Parfüm.
Welchen ihr nicht friſirt, den weiſt ihr aus dem Salon fort,
Schließt vor der Naſ' ihm zu eueren Winkelparnaß.
Führte zum Himmel ein Weg, wer ſchützt' die ambroſiſchen Locken,
Dir, o ewiger Zeus, dem der Olymp doch erbebt?

Es gibt zwar manche Winkelkritik und manchen Winkelparnaß in Deutſchland; doch die Hauptorgane der Kritik haben ſtets den Patchoulidunſt vermieden. Daß wir indeß auch den Zeus bei ſeinen ambroſiſchen Locken ſchütteln würden, wenn derſelbe zur unrechten Zeit ſein Auge von dem Volk vor Ilion abwenden und nach den Aethiopen blicken würde, leugnen wir nicht.

Von den großen Dichtern werden Homeros, Dante, Firduſi, Calderon, Shakſpeare, Milton, Goethe, Schiller von der ſteigenden und fallenden flüſſigen Säule des Diſtichons beplätſchert. Hören wir:

Firduſi.

Sei mir, Alter, gelabt! wie Simurg raffſt du im Sturme
Auf dem Gefieder des Lieds ferne nach Oſten mich hin.
Ha, mir ſchwindelt! Ich drücke die Hand an Stirne und Schläfe,
Edles Geſtein und Gold ſtreuſt auf die Locken du mir.
Schiras feuriger Wein und Moſchuskügelchen duften,
Siehe, der Kaftan ſchmiegt faltig ſich mir um den Leib.
Dort ein Garten! Es ſchimmert die Tulipane bei Roſen,
Bülbül träufelt ihr Lied durch das Gezweig des Jasmins.
Dort ſenkt Rudabé von der Zinne des Thurmes die Flechten,
Daß Sals feuriger Wunſch klettre an ihnen empor.
Durch das Gefild voll Sand da tummeln mit lautem Geſchrei hin
Turbanträger das Roß, ſchwingend das blutige Schwert.
Weh, ein Klagruf tönt, o Sijawuſch, biſt du ermordet,
Wie Siegfried vereinſt fließe die Thräne auch dir!
Ruſtem, Isfendiar, Sohrab! Es zittert die Erde
Bei der Gewaltigen Schritt, welche zu bald ſie begräbt.
Schluchzen, Geheul, weh mir!... Ich heb' erſchrocken das Auge,
Sauſend ans Fenſter wirft eiſige Flocken der Sturm.
Dank dir, perſiſcher Greis! du haſt aus dem Dunkel des Nordens
Mich in den wonnigen Lenz deiner Gefilde verzückt!

Shakſpeare.

Schwinge den Zauberſtab, o erhabener Magus des Nordens,
Lauterer Lebensquell ſprudelt aus Felſen hervor.
Blumen und Gras umziehn das Ufer, es ſinken die Vögel
Nieder vom Wanderzug, füllen die Luft mit Geſang.
Koſend und flüſternd ſucht ein zärtliches Pärchen den Schatten,
Pilger verſchiedenen Volks kommen von nah und von fern.
Aber die Schlang' fehlt nicht, bald toben die Geiſter im Aufruhr
Und beim raſenden Streit hüllet der Himmel ſich ein.
Sprecht, wer hebt uns den Bann? — Du theileſt die nächtlichen Wolken,
Ruhig in Harmonie löſt ſich der gräßliche Fluch.

Von neuern Dichtern Platen, Heine, Hebbel, und zwar in den folgenden Epigrammen:

Platen.

Was, ihr wagt euch heran? — Er holte von Paros den Stoff ſich
Und mit claſſiſcher Hand ſchlug er Gebilde daraus.
Bleibt bei eurem Gewerb am Pfad viel leſenden Pöbels,
Fordert den Lorber nicht, baut ihr ein Neſtchen aus Lehm.

Heine.

Wäre ſie groß, die Zeit, wo keck du geſchwungen die Geiſel,
Klein nur hieße man dich, meſſend mit richtigem Maß.
Doch, da elend die Zeit und klein, daß keine noch kleiner,
Darf man nennen dich groß, weil du die kleine verhöhnt.

Digitized by Google

Hebbel.

Freund, du haſt ſie verfehlt, die Zeit, was ſchleuderſt du Felſen,
Wo die Phraſe allein Thore und Thüren erſchließt.

Das letzte Epigramm kommt uns nicht ſehr glücklich vor. Ein Poet, der die Thüren mit Felsſteinen einwirft, zeigt zwar eine cyklopiſche Kraft, das Publikum liebt aber mit Recht ein ſo gewaltſames Entrée nicht, aus Furcht, der Dichter könne ihm nicht blos die Thüren, ſondern auch die Köpfe einwerfen.

Daß der Dichter bisweilen auch vor einem Cynismus nicht zurückbebt, beweiſt das Epigramm:

Neuromantiker.

Neuromantiker, gern beruft ihr euch immer auf Dante,
Keine Poſaune iſt's noch, wenn auch ein Eſelchen farzt.

Die Diſtichen ſind im ganzen fließend und fehlerlos; doch kommen auch Incorrectheiten vor, wie der Trochäus in der zweiten Hälfte des Pentameters:

Hebt ſich des Minos Thron, nur von Seufzern umſchwirrt.

Die „Epigramme aus Baden-Baden" (Nr. 2) haben, was ein offenes Geheimniß iſt, den Aeſthetiker Theodor Viſcher zum Verfaſſer. Man darf daher mit ihnen etwas ſtrenger ins Gericht gehen, als mit einer epigrammatiſchen Spitzenklöppelei aus einer unberühmten Fabrik.

Ein Beſuch in Baden-Baden begeiſterte unſern modernen Martialis zu dieſem Tirailleurfeuer, das allerdings meiſtens ſcharfe Schüſſe gibt, bisweilen auch einige Platzpatronen verpufft. Viſcher hat epigrammatiſche Schärfe, das wiſſen die Eingeweihten ſchon aus den 926 Paragraphen ſeiner „Aeſthetik", die minder Eingeweihten aus ſeinen kritiſchen Streifzügen. In den „Epigrammen aus Baden-Baden" tritt er zunächſt als ein moderner Lauremberg auf, welcher das undeutſche Weſen, die „altmodiſche Kleidertracht", das Lorettenthum, die Spielhöllen und das franzöſirte Hotelweſen geiſelt. Von dieſen Epigrammen hat das eine die Runde durch alle Zeitungen gemacht:

Mode.

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf ſie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab ſitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Naſe geſtülpt.
Breit und männiſch erſcheint die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich ſchwellender Rundung,
Aber kümmerlich ſchmal enget die Hüfte ſich ein.
Buhleriſch kurz iſt bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauſchend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, ſpitzigem Abſatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verſtauchung bedroht;
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit arabiſchem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianiſchen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Naſe ſie ſteckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindiſcher Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närriſch ſich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne erſonnen
Und die geſittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Ebenſo treffend iſt das folgende:

Deutſcher Franzos.

Siehe den deutſchen Lümmel! Er hat in Paris ſich gebildet,
Weiß aus dem Grund, wie man mit den Loretten es hält.
Zierlich führt er zu Tiſch die hochgegürtete Schöne
Mit dem geſchwollenen Bauſch röthlicher Locken ums Haupt,
Zierlich reicht er ihr Eis und läßt von der Flaſche des Schaumweins
Knallend ſpringen den Pfropf, zierlich dann ſchenkt er ihr ein,
Zierlich ſpricht er und glatt wie Waſſer die galliſche Sprache,
Häufig erhebt er die Hand geſticulirend dazu:
Plump ſind die Finger und krumm wie Zehen der Pfote gebogen,
Im Magazin wol lang haben ſie Tonnen gewälzt.
Und ſie trinkt und ſie ſchaut auf die rohen Organe und ſendet
Einen verſtändlichen Blick ihrer Begleiterin zu.

Das Epigramm „Sinnentäuſchung" athmet den düſtern Ernſt eines Perſius:

Einmal wollte ich doch das Bild mir wieder betrachten,
Das dem Auge ſich beut hinter den Tiſchen des Spiels,
Und ich erfuhr daſſelbe, wie ſchon vor Jahren; die tiefe
Stille, die ringsum herrſcht, ward mir im Ohre zu Lärm.
Tigergeheul und Affengeblök und Schrei der Verzweiflung,
Horch, und ein Kichern dringt zwiſchen die Töne der Wuth!
Jetzo ward das Geſicht von demſelben Zauber befallen,
Beſtien ſah ich umher fletſchen das weiße Gebiß;
Von Dämonen gepeitſcht mit kleinen, zierlichen Krücken,
Rannten und ſprangen ſie auf, grauenhaft war es zu ſehn.
Aber kein Wort beſchreibt, wie ſcheußlich das ſchöne, geſchmückte,
Lächelnde, ſpielende Weib in der Verwandlung erſchien;
Schamlos nackt und die Formen verwelkt und die blühende Farbe
Schillernd in Blau und Grün, wie die Verweſung es bringt,
Doch es bewegte die Glieder noch frech wollüſtiges Zucken,
Während über die Stirn ſtreiften die Schauer des Tods.

Allerlei kleinere Epigramme umſchwirren die angeboſten Kinder, „Knaben im ſammtenen Wams, Mädchen zu Affen geputzt", die Kellner, die ſich ſtellen, als ob ſie kein Deutſch kennen, die Wettrennen, das Schinden der Pferde u. ſ. w. Die zweite Hälfte der Epigramme verläßt indeß die Lauremberg'ſchen Stoffe und ſchlägt einen politiſchen Ton an, der die ganze Verbiſſenheit des ſüddeutſchen Particularismus athmet. Da hören wir, daß „die Deutſchen ſich im vorigen Jahre brav ſelbſt die Hoſen geſpannt haben". Das Dilemma zwiſchen der Einheits- und Freiheitsfrage iſt zwar auch in dem Verfaſſer lebendig und er läßt ſein Schiff ins preußiſche Waſſer ſteuern, weil es auf der weiten Welt keinen andern Schutz gebe, und mit patriotiſchem Eifer ruft er aus:

Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnſinnig in ihm gar den Befreier ſich hofft,
Wer verrätheriſch ruft: franzöſiſch lieber als preußiſch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und ſchmeißt ihn hinaus!

Dennoch ſchlägt die Erbitterung gegen Preußen in einigen ſehr hitzigen Verſen vor und die Darſtellung der Entſtehung des letzten Kriegs iſt ſehr einſeitig gefärbt.

Was nun die „Diſtichen" ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie weit entfernt, muſtergültig zu ſein, ſie erinnern ſtark an die „von Weimar und Jena". Ein Hexameter wie der folgende:

Nur der Stärke vertraun wir uns an, was zu euch uns —

hat nicht nur einen Fuß zu wenig, ſondern macht auch durch die ſieben Einſilbler am Schluß einen hackbretartigen Eindruck, und wenn ſich auch nicht gerade „Holzklotzblock" als Daktylus gebraucht findet, ſo gehören doch Daktylen mit zwei langen und einer kurzen Silbe nicht gerade zu den Seltenheiten, Daktylen wie „das iſt er", „allerhand", „ſpricht oder", „die dich in" oder gar „die zwiſchen". Auch braucht man gerade kein Puriſt in Bezug auf den Gebrauch des Trochäus im Hexameter zu ſein, um Verſe mit vier aufeinanderfolgenden Trochäen wie den folgenden unleidlich zu finden:

Digitized by Google

Meines Vaterlands und meines Volkes gedenk' ich.

Das erinnert mehr an die „Ahnfrau“, als an Homer.

Einen durchweg epigrammatiſchen Grundton hat auch die folgende Sammlung:

3\. Plänkler auf Versfüßen von Ernſt Streben. Leipzig, O. Wigand. 1867. 16. 20 Ngr.

Dieſe „Plänkler“ ſtehen ſchon ſehr lange mit ihren Platzpatronen in aufgelöſter Linie, denn wir begegnen Stoßſeufzern aus den Jahren 1846 und 1847, vormärzlichen Stoßſeufzern, wie z. B. „Der Bundestag“:

O Tag, du allerlängſter! wie gleichſt du doch der Nacht;
Das Land liegt tief im Schlafe, die Wächter ſchleichen ſacht;
Es huſcht das Nachtgevögel ſo lautlos aus der Schluft,
Des Wahnes Schreckgeſpenſter durchſchwirren wild die Luft,
Nicht ſcheuen ſie das matte, gebrochne Sonnenlicht;
Von nebelgrauen Dünſten umſtrickt iſt alles dicht.
Kein Freudenlaut erſchallet, ſchier ſtumm iſt jede Luſt,
Die wetterſchwüle Stille belaſtet ſchwer die Bruſt;
Nur dann und wann ein Stöhnen, ein unterdrückter Schrei,
Ein ängſtlich-ſcheu Erheben aus todtem Einerlei.
O Tag, du allerbängſter! wie lange währſt du noch?
Wann wird die Nacht beginnen, die von uns nimmt dein Joch?
Wär' ſie doch erſt gekommen, die ſtille Zeit der Ruh'
Und drückte mir zum Schlummer die müden Lider zu!
Säh' wol den Morgen nahen, im Traume, licht und klar,
Der, was ich lang' erſehnte, auf Einmal machte wahr.
Welch ſeliges Erwachen: zur Freiheit und zum Heil!
O, würd' ein ſolcher Morgen uns Deutſchen bald zutheil!

Dieſer Wunſch iſt endlich erfüllt worden, wenn auch erſt im Jahre des Heils 1866, da die erſte Erfüllung von 1848 nur von kurzer Dauer war. Uebrigens iſt die Pointe in dieſem Gedicht ziemlich lahm. Auf den Tag folgt eben die Nacht und dann erſt der Morgen — und indem die Muſe des Verfaſſers dieſen Umweg machen muß, verdunſtet ihm gleichſam der Spiritus in der offenen Flaſche. „Die Nacht, die ſtille Zeit der Ruh“, gibt gar keine Pointe her, da der Bundestag dieſe ſtille Zeit hinlänglich ſelbſt vertritt. Ein ähnlicher Mangel an treffender Sicherheit der epigrammatiſchen Zuſpitzung findet ſich auch in manchen andern „Plänklern“.

Nach Goethe's Vorgang iſt es Mode geworden, daß unſere Lyriker die Recenſenten angreifen. „Schlagt ihn todt den Hund, es iſt ein Recenſent.“ Dieſer Ausſpruch wurde das Thema für mannichſache Variationen. Wennſchon zarte Liederdichter ihre barmherzige Gelaſſenheit zum Himmel fahren laſſen, wo es ſich um Recenſenten handelt, ſo dürfen dieſe gewiß keine Schonung erwarten von kampfbewehrten Epigrammendichtern. Auch Ernſt Streben widmet mehrere ſeiner „Stachelverſe“ den Recenſenten. Recht hat die Pointe des folgenden Gedichts:

Dem Kritiker.

Du fällſt ein Urtheil über mich
Und magſt dabei des Glaubens ſein,
Es treffe mich nur, mich allein.
Das iſt ein Irrthum, ſicherlich:
Dein Urtheil fällt zurück auf dich.
Denn wie du's fällſt, ob ſchlimm, ob gut,
Mit aberwitz'gem Dünkelmuth,
Leichtfertig hart, voll Leidenſchaft —
Ob ſchonend mild, ob ſtreng gerecht,
Ob klaren Blicks für falſch und echt,
Vorurtheillos, gewiſſenhaft —
Wie auch dein Wort geſtalte ſich:
Zum Richterſpruch wird's über dich.

Dagegen iſt die Ausführung in dem Gedicht „Kritiker und Lyriker“ allzu weitläufig, ſo wenig ſich gegen die erſten zwei Zeilen einwenden läßt:

Was hat doch ein Kritiker für leidige Noth
Mit der Flut von Gedichten, die ihn bedroht.

Die übrigen Pfeile, die auf die Recenſenten geſchleudert werden, wie z. B. daß ſie die zu beſprechenden Gedichte nicht leſen, daß ſie loben, was Freund und Gevatter hervorgebracht, ſind durch allzu häufigen Gebrauch etwas ſtumpf geworden.

Die Heuchler und Weltſünder, die Künſtlerinnen und Ballſchönheiten, die Vereinsmenſchen und Advocaten werden der Reihe nach aufs Korn genommen. Der „Donna Abida“, vermuthlich einer koketten Primadonna, werden einige Sennesblätter verabreicht. In dem erſten ſpricht der Dichter von der „Thränen unendlicher Waſſerhoſe“ — eine etwas kühne Hyperbel.

Die Versfüße, auf denen dieſe „Plänkler“ laufen, ſind theils ordinäre Jamben, Trochäen u. ſ. w. in mannichfacher Strophenverkettung, theils Diſtichen. Aus dem Schwarm der letztern heben wir die folgenden als die beſſern hervor:

Bücklinge.

Bückling, veredelter Häring! des Rauchfangs bräunlicher Liebling:
Ein geräucherter wiegt tauſend beräuchernde auf.

Im Faſching.

„Warum heute verkappt?“ O Freund, wie kannſt du noch fragen!
Soll man denn immer zu Markt tragen die eigene Haut?

Wahrnehmung.

Mach' ich den richtigen Schluß, ſo iſt hier „geſchloſſne“ Geſellſchaft;
Auch das Vergnügen iſt da, aber als ſtumme Perſon.

Die Alten.

Bohrt und wühlt euch hinein in den Staub vergangener Zeiten.
Kommt ihr wieder ans Licht: ſchüttelt den Nebel auf uns.

An einen geiſtloſen Porträtmaler.

Künſtler, wie biſt du ſo mächtig! Du tödteſt im Bilde die Seele,
Die kein Gott ſelbſt beraubt ihres unſterblichen Seins!

Unter den andern findet ſich viel „matte Limonade“, jene überflüſſigen Erweiterungen, durch welche keine erhöhte Spannung hervorgerufen wird.

Möchten unſere Epigrammatiker Leſſing's geiſtvolle Abhandlung „Ueber das Epigramm“ zur Hand nehmen; ſie würden die beiden Theile des Epigramms, „Erwartung“ und „Aufſchluß“ beſſer zu vertheilen wiſſen. Auch in Streben's Gedichten finden ſich Proben jener, von Leſſing charakteriſirten zwei Aftergattungen des Sinngedichts: der einen, welche Erwartung erregt, ohne uns Aufſchluß darüber zu gewähren; der andern, welcher uns Aufſchlüſſe gibt — ohne unſere Erwartung danach geweckt zu haben.

Fehlerhafte Epigramme ſetzen in der That die ganze Gattung herunter und erinnern an jenen Einfall eines Spaniers: „Wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die Mühe nehmen ſollte, deren zwei zu machen?“

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Deutſche Schiller-Stiftung.

Der Verwaltungsrath der Deutſchen Schiller-Stiftung, deren jetziger Vorort bekanntlich Wien iſt, hat ſoeben ſeinen achten **Jahresbericht** über den Stand und die Wirkſamkeit der Stiftung herausgegeben. Die Summe der von der Geſammtſtiftung und den Zweigvereinen an Unterſtützungen verausgabten Beiträge beläuft ſich im Jahre 1867 auf 13846 Thlr. 21 Sgr. 5 Pf., alſo 483 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. mehr als im Vorjahre; es befinden ſich darunter 15 lebenslängliche Penſionen mit 3814 Thlr. 12 Sgr. 2 Pf. und 212 Fl. ö. W., und 47 einmalige, ein- oder mehrjährige Unterſtützungen, welche vom Verwaltungsrath gewährt wurden, im Betrag von 8075 Thlr.; hierzu kamen die Unterſtützungen der Zweigſtiftungen mit 1857 Thlr. 4 Sgr. 3 Pf. und 1400 Fl. ö. W. Der Rechenſchaftsbericht wiederholt die Klage, daß ſich der Ring der Filialſtiftungen um kein neues Glied vermehrt habe. Vom 24. bis 28. Mai 1867 hielt der Verwaltungsrath am Sitze des Vororts in Wien eine Conferenz ab zur Prüfung und endgültigen Redaction der Entwürfe der neuen Statuten und der neuen Geſchäftsordnung; zu Oſtern wird in Wien eine Generalverſammlung zuſammentreten, zur entſchiedenen Abſtimmung über dieſelben. Ihr Hauptvorzug iſt die Beſeitigung der Klauſel, nach welcher die Namen der von der Schiller-Stiftung Unterſtützten geheim gehalten werden mußten, und ſomit die Anerkennung des Princips der Oeffentlichkeit. Eine noch ſchärfere Hervorhebung eines andern Punktes, daß nämlich die Schiller-Stiftung nicht blos der Noth und dem Elend Abhülfe leiſten, nicht blos, wie Grimm es nannte, eine „Bettelſuppenanſtalt" für verkommene Literaten ſein, ſondern im Intereſſe des Fortſchritts der Nationalliteratur den Talenten freie Muße für dichteriſches Schaffen ſichern ſolle, wäre zu wünſchen.

Die Zweigſtiftungen Breslau und Danzig haben in dieſem Jahre ihre Vorſitzenden, Profeſſor Haaſe und Generalſtaatsprocurator Emmerling, verloren; aus dem Verwaltungsrath ſelbſt iſt Hofrath Dr. von Dingelſtedt ausgeſchieden infolge ſeiner Berufung als artiſtiſcher Director des Hofoperntheaters in Wien. „Was Dr. von Dingelſtedt für die Deutſche Schiller-Stiftung war", ſagt der Bericht, „lebt noch friſch in aller Gedächtniß; ſein glänzendes Adminiſtrationstalent, ſeine hohe Befähigung des Organiſirens hat ſich auch an unſerer Stiftung aufs beſte bewährt; dieſen Eigenſchaften des erſten Vorſitzenden verdankt denn auch unſer Inſtitut trotz der mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit denen es anfangs zu kämpfen hatte, den geregelten Geſchäftsgang, der ſich namentlich bei Ueberſiedelung des Vororts aufs trefflichſte erprobte. Die Schiller-Stiftung verliert an Dr. von Dingelſtedt einen ihrer treueſten und wärmſten Freunde, der Verwaltungsrath einen wahrhaft umſichtigen, in alle Verhältniſſe gründlich eingeweihten Collegen."

Engliſches Urtheil über Guſtav Freytag's „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit".

Ueber **Guſtav Freytag's** „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit" ſagt die „Saturday Review": „So berühmt auch Freytag's Romane ſelbſt bei uns geworden ſind, ſo ſcheinen uns doch dieſe Bände noch würdiger der Aufnahme und in gewiſſer Hinſicht der Einbürgerung unter uns. Während ſie völlig ſo unterhaltend ſind wie die beſten Stellen aus «Soll und Haben» oder der «Verlorenen Handſchrift», ſind ſie zugleich gänzlich frei von den langen Strecken dürrer Langweiligkeit, in welche jene reizenden Bruchſtücke eingehüllt ſind. Dies kommt daher, daß Freytag in ſeinen Romanen von ſeiner ſchöpferiſchen Einbildungskraft ebenſo wohl wie von ſeiner Beobachtung und ſeinem literariſchen Takte abhängt, und die erſtere Fähigkeit ihm leicht da ausgeht, wo ſie am meiſten erforderlich iſt. In dieſen hiſtoriſchen und ſocialen Schilderungen hingegen liegt der Stoff für ihn bereit, und alles, was der Verfaſſer zu thun hat, iſt, ihm eine anziehende Geſtalt zu geben und das ihm inwohnende maleriſche Element durch alle einem vollendeten Künſtler zu Gebote ſtehenden Mittel zu heben. Wir können das Geſchick, mit welchem dies ausgeführt worden, ſowie die Leichtigkeit, mit welcher der Verfaſſer ſich unter der Wucht einer Gelehrſamkeit bewegt, die manchen Gelehrten zu Boden gedrückt haben würde, nicht genug rühmen. Im erſten der vier letzterſchienenen Bände behandelt er Deutſchland im Mittelalter, und er hat durch den Takt, mit welchem er ſich auf die maleriſchen Züge des Zeitabſchnitts beſchränkt hat, ein ſchönes gothiſches Panorama hervorgebracht.... Im ganzen bilden dieſe vier Bände eine entzückende Lektüre und ſind das Werk eines Schriftſtellers von vollendetem Geſchick."

Bibliographie.

Bacher, J., Napoleons letzte Liebe. Hiſtoriſcher Roman. 2 Abtheilungen. à 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 9 Thlr.

Baumſtark, R., Mein Ausflug nach Spanien im Frühling 1867. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Aufſeß, H. Freih. v. und zu, Merkwürdige Schickſale des Felſenſchloſſes Freienfels an der Wieſent. Bayreuth. 1866. 8. 8 Ngr.

Bar, L. v., Die Redefreiheit der Mitglieder geſetzgebender Verſammlungen mit beſonderer Beziehung auf Preußen. Ein Wort zur Verſtändigung. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bärwinkel, Luther in Erfurt. Ein Vortrag. Erfurt, Villaret. 16. 5 Ngr.

Beſchel, H., Der Sohn der Zeit. Politiſches Zeitgemälde und Charakterbild in 3 Abtheilungen. Schkeuditz. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Militäriſche Betrachtungen aus Frankreich im Sommer 1867, von einem norddeutſchen Offizier. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 10 Ngr.

Byr, R., Mit eherner Stirn. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Carey, H. C., Wirthschaftspolitische Rückblicke auf die letzten 10 Jahre. Deutsche Original-Ausgabe von C. Adler. München, Fleischmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Conrady, L., Cultur und Chriſtenthum. Ein Vortrag. Wiesbaden, Niedner. 8. 10 Ngr.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eiſenbahnen und der Kampf um Eiſenbahnen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zuſammengeſtellt von H. L. W. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dranmor, Kaiſer Maximilian. Raab, Hennicke. Gr. 16. 6 Ngr.

Drobiſch, T., Für Welt und Herz. Religiöſe Dichtungen. Dresden, Tittel u. Wolf. Gr. 16. 22½ Ngr.

Elgger, K. von, Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart. Ihr Entſtehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Emminghaus, A., Die reformatoriſche Wirkſamkeit des norddeutſchen Bundes auf dem Gebiete des Wirthſchaftslebens. Bremen, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ernſt, S. M., Stille Gedanken. Wiesbaden, Niedner. 16. 6 Ngr.

Fleiſchmann, O., Die großen Culturepochen der Menſchheit. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte und Löſung der brennenden Zeitfragen. Kaiſerslautern, Taſcher. Gr. 8. 18 Ngr.

German, F., Die ſociale Frage. Eine Lebensaufgabe für alle Stände, zugleich ein Mahnwort an die politiſchen Parteien. Barmen, Buchh. der evang. Geſellſchaft. 1867. 8. 4 Ngr.

Haack, A. F., Ueber Dr. R. Gneiſt's freie Advocatur. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 8 Ngr.

Hahn, W., Geſchichte der poetiſchen Literatur der Deutſchen. 4te, verbeſſerte Aufl. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölbe, Jul. Lud. Klee. Sein Leben, Character und seine wissenschaftliche Bedeutung. Ein Vortrag. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 8 Ngr.

Poetiſcher Kosmos. Natur und Menſch im Spiegel deutſcher Dichtungen. Stuttgart, Grüninger. 16. 2 Thlr.

Mehring, Die Frage von der Todesſtrafe. Stuttgart, Grüninger. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Nittinger, Die Impfregie mit Blut und Eisen. Der Raub am Mutterrecht, der Flügelschnitt der Nation und als Strafe dafür: die innere Abhäutung, diphthera, statt der äussern, dera. Heilung der Diphteren, insbesondere der Cholera des Abendlandes. Social-medicale Studie. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 2 Thlr.

Roynal, R. A., Hannoverſche Spiegelbilder. 1ſtes und 2tes Heft. Braunſchweig. Gr. 8. à 4 Ngr.

Rrſch, A., Die lutheriſche Rechtfertigungslehre, dargeſtellt und gegen ihre neueſte Verfälſchung vertheidigt. Berlin, Beck. 8. 6 Ngr.

Schneeglöckchen. Lieder eines Verborgenen. Mit einem Vorwort von G. Knak. Berlin, Beck. 16. 10 Ngr.

Schön, H., Geſellenvater Kolping. Dramatiſches Lebensbild. Breslau. Gr. 16. 10 Ngr.

Schönberg, G., Zur wirthschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Silberstein, A., Rudolf Gottschall. 25 Jahre seiner Dichterlaufbahn. Studie zur Literatur der Gegenwart. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 20 Ngr.

Trümpelmann, A., Die römiſche Frage vom kirchlich-nationalen Standpunkte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 Ngr.

Zeitſchrift für geiſtige Arbeit und Selbſtbeſchäftigung. 1ſter Jahrgang. 1868. 52 Nummern. Berlin, H. E. Schneider. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.

Zerboni di Sposetti, A. W. Ritter v., Der Orient und seine culturgeschichtliche Bedeutung. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit.

Von Moriz Carriere.

Dritter Band. Das Mittelalter. Erſte Abtheilung.

Das chriſtliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Carriere's Werk, die erſte Geſchichte aller Künſte in ihrer Wechſelwirkung und ihrem Zuſammenhange mit der Lebensentwickelung der Menſchheit, iſt als eine Bereicherung unſerer Nationalliteratur anerkannt.

Die ſoeben erſchienene erſte Abtheilung des dritten Bandes zeichnet die einflußreichſten Perſönlichkeiten aller Cultur, Jeſus und Muhammed, nach ihrer hiſtoriſchen Wirklichkeit wie nach der Geſtaltung, die ſie durch Phantaſie und denkende Betrachtung gewonnen haben, und entwirft auch in der Darſtellung des chriſtlichen Alterthums wie der Literatur und Kunſt des Islam eine Geſchichte des Geiſtes vom äſthetiſchen Standpunkte.

Die (unter der Preſſe befindliche) zweite Abtheilung des dritten Bandes wird das europäiſche Mittelalter ſchildern.

Der erſte und zweite Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk ist soeben beendet worden und liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometriſche Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis.

Mit einer Tabelle über Feſtigkeit der Materialien und praktiſchen Beiſpielen verſehen. Nebſt einem Anhange: Verhältniſſe, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden.

Von **Franz Müller,**

Director der Provinzial-Arbeitsanſtalt zu Brauweiler.

Mit 87 Figuren in Holzſchnitt.

Dritte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Müller's „Geometriſche Formeln" geben dem Techniker und insbeſondere dem Bauhandwerker ein Mittel an die Hand, die in der Praxis vorkommenden Linien, Flächen und Körper nach einer genauen und ſichern Grundlage zu berechnen. Jede Formel iſt von einem Beiſpiele aus dem praktiſchen Leben begleitet. Außerdem wird durch die zahlreichen Figuren, die Tabelle und den Anhang die Brauchbarkeit des Buchs erhöht, für welche übrigens das Erſcheinen einer dritten Auflage den beſten Beweis liefert.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fortbildungsſchulen, ſowie zum Selbſtunterrichte für Baubefliſſene, Mechaniker und Techniker. Nebſt einem Anhange über das ſpecifiſche Gewicht und die Feſtigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holzſchnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Soeben erſchien in der Literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der **J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung** in München:

Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland

von **Hermann Lotze.**

42½ Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Sgr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath zu Gotha.

Vierte Sammlung.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine neue Predigtſammlung des ſeiner freiſinnigen theologiſchen Richtung wegen ebenſo gefeierten als vielfach angefeindeten Kanzelredners, welche in zwei Abtheilungen Feſt- und Gelegenheitspredigten (worunter eine Kriegspredigt „Die böſe Zeit" beſondere Aufmerkſamkeit erregen wird) und Predigten über Worte Chriſti enthält.

In wie weiten Kreiſen Schwarz' Predigten Eingang gefunden haben, bezeugt die raſche Folge neuer Auflagen: die erſte Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor. Jede der vier Sammlungen koſtet geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 10. —— 5. März 1868.

Inhalt: Deutſche Nationalbibliotheken. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zur Seelenfrage. Von **Julius Frauenſtädt.** — Ein politiſcher Roman. — Vom Büchertiſch. — **Feuilleton.** (Eine portugieſiſche Ueberſetzung des Goethe'ſchen „Fauſt"; Engliſches Urtheil über Werke der deutſchen Literatur; Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Deutſche Nationalbibliotheken.

1. Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Erſter bis ſiebenter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. Jeder Band geh. 10 Ngr., geb. 15 Ngr.
2. Deutſche Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Erſte Lieferung und folgende. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1868. Br. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.
3. Nationalbibliothek ſämmtlicher deutſcher Claſſiker. Erſte wohlfeile und vollſtändige Ausgabe ihrer Meiſterwerke. Erſte bis einundvierzigſte Lieferung. Berlin, Hempel. 1867—68. Gr. 16. Jede Lieferung 2½ Ngr.
4. Hausbibliothek deutſcher Claſſiker. Illuſtrirte Ausgaben ihrer Meiſterwerke. Erſter bis dritter Band. Berlin, Grote. 1867—68. 8. Jeder Band 8 Ngr.
5. Deutſcher Nationalſchatz. Leſſing's, Schiller's und Goethe's ſämmtliche lyriſche, epiſche und dramatiſche Werke und ihre vorzüglichſten proſaiſchen Schriften. In 40 Lieferungen. Erſte Lieferung und folgende. Teſchen, Prochaska. 1867—68. Lex.-8. Jede Lieferung 3 Ngr.
6. Claſſiſche Theaterbibliothek aller Nationen. Erſter bis vierter Band. Stuttgart, Expedition der Freya. 1868. Gr. 16. Jeder Band 3 Ngr.

Das Aufhören des Monopols für den Verlag unſerer Claſſiker hat im buchhändleriſchen Verkehr eine große Rührigkeit hervorgerufen; überall beeilt man ſich, „der neuen Freiheit zu genießen" und den eigenen Verlag mit ihm bisjetzt unzugänglichen Meiſterwerken zu ſchmücken. Selbſtverſtändlich geſchieht dies nicht überall mit gleichem Geſchick; hier und dort ergeht es den Claſſikern wie Schmetterlingen, die ein Knabe endlich mit ſeiner Mütze gefangen und mit etwas verwiſchtem Flügelſtaub daraus hervorzieht; hier und dort fehlt den Einleitungen und Erklärungen die Würde und den Noten Sinn und Verſtand. Derartige Ueberſtürzungen der Privatſpeculation können nicht ausbleiben. Im ganzen aber wird durch ſolchen Eifer für die Verbreitung unſerer großen Dichter in den weiteſten Kreiſen geſorgt, die doch immer viele ihrer Schöpfungen nur vom Hörenſagen kannten, und indem dieſelben jetzt in den Privatbeſitz übergehen, werden ſie auch mehr und mehr zum geiſtigen Eigenthum, das nur aus liebevoller Beſchäftigung und wiederholter Aneignung hervorgeht.

Eine große Wirkung wird nicht ausbleiben: die Tradition der Literaturgeſchichten wird gebrochen, die ſich wie eine ewige Krankheit forterbt. Es gibt Dichter, namhafte, ſelbſt claſſiſche Dichter, von denen die Nation nur weiß, was ſie von den Literarhiſtorikern erfährt. Und man würde ſich irren, wenn man auch bei dieſen allen großes Quellenſtudium vorausſetzte; auch unter ihnen gibt es viele, die ihren Vorgängern nachſchreiben. Durch die jetzt erſcheinenden Nationalbibliotheken lernt auch das große Publikum viele Größen der Literatur aus eigener Anſchauung kennen und vermag ſich ein ſelbſtändiges Urtheil über dieſelben zu bilden. Uebertriebene Werthſchätzung wird ſo auf ein rechtes Maß zurückgeführt werden. Vor allem aber wird der Vergleich mit den Dichtwerken der Gegenwart, der dem Publikum näher liegt als vielen Literarhiſtorikern, zur Genüge beweiſen, wie weit unſere gegenwärtigen Talente die Claſſiker zweiten Rangs überragen, deren Unſterblichkeit mehr und mehr nachdunkeln dürfte.

Die moderne Production wird ſelbſtverſtändlich zunächſt unter dieſer maſſenhaften und wohlfeilen Wiedergeburt der claſſiſchen Epoche zu leiden haben; denn wie ſollte ſie die Concurrenz mit ſo großen Namen und ſo kleinen Preiſen aushalten? Doch die Ueberſättigung wird nicht ausbleiben, die excluſiven Cirkel werden für ihre geiſtigen „Schautiſche und Schaugeſtelle", wie man die noch dazu ſeltenen Privatbibliotheken in manchen Kreiſen nennen könnte, allmählich etwas Apartes verlangen, da die Claſſiker durch ihre große Verbreitung ein Gemeingut geworden ſind, in deſſen Beſitz keine beſondere Auszeichnung mehr liegt; die hochgehenden Waſſer der buchhändleriſchen Production aus zweiter Hand werden ſich wieder verlaufen, und es wird auch der zeitgenöſſiſchen Literatur das Recht zutheil werden, das ihr vor allem

Digitized by Google

gebührt, als dem Ausdruck der geiſtigen Beſtrebungen und Meinungen der Gegenwart und der Fahnenträgerin des Fortſchritts und der Zukunft. Hoffentlich ſuchen die Verleger, belehrt durch den claſſiſchen Engroshandel, auch für die neuern Autoren, namentlich Dichter, größere Volksthümlichkeit durch Herabſetzung der Preiſe zu erlangen. Das Publikum, das ſich für die neuen Dichter intereſſirt, iſt nicht vorzugsweiſe in jenen Kreiſen zu ſuchen, welche für ein elegantes Miniaturbändchen 2 Thaler zu zahlen im Stande ſind.

Von den bisher erſchienenen Nationalbibliotheken verſpricht die von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegebene „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (Nr. 1) einen erſten Platz unter den gleichartigen Concurrenzbeſtrebungen zu behaupten. Haben doch ihre frühern Sammlungen, denen ſich die jetzige ungezwungen als das Glied eines größern Ganzen anreiht: die von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters", und die „Deutſchen Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts" von Karl Goedeke und Julius Tittmann, ſich die beifällige Theilnahme des Publikums erworben. Die Intention des neuen Unternehmens iſt, „die reichen Schätze der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, welche bisher nicht allgemein zugänglich waren, dem deutſchen Volke zum erſten male in neuen, ſchön ausgeſtatteten, correcten, von hervorragenden Schriftſtellern der Gegenwart herausgegebenen und mit Einleitungen ſowie mit Anmerkungen verſehenen wohlfeilen Ausgaben darzubieten". Unter den Namen der Herausgeber finden ſich in der That alle Schriftſteller, die ſich auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte einen Namen erworben haben, wie verſchieden auch ihre Richtungen ſein mögen, Gervinus neben Hettner, Biedermann neben Julian Schmidt, eifrige Erläuterer claſſiſcher Dichtungen wie Heinrich Düntzer neben manchen Vertretern des modernen Princips wie Karl Frenzel, die gewiegteſten Kenner altdeutſchen Sprachthums wie Franz Pfeiffer und Karl Bartſch neben den Vertretern allgemeiner Cultur- und Kunſtgeſchichte, der tüchtige Hiſtoriker Heinrich Rückert, der Sohn des Dichters, neben dem hervorragenden Theologen Karl Schwarz, außerdem die Literarhiſtoriker Karl Goedeke und Julius Tittmann, welche den Zuſammenhang zwiſchen dem neuen Unternehmen und dem frühern aufrecht halten, Wilhelm Buchner, Friedrich W. Ebeling, Reinhold Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Hermann Oeſterley, Reinhart Zöllner: Namen, die auf den verſchiedenſten Gebieten ſich Anerkennung erworben haben.

Was die Auswahl der aufzunehmenden Werke betrifft, ſo ſollen darin, dem Proſpect zufolge, die ſeit dem Hervortreten der nationalen Richtung in der deutſchen Literatur, d. h. etwa ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Erzeugniſſe der Poeſie und Proſa, inſofern ſie beſtimmend auf den Entwickelungsgang des deutſchen Schriftthums eingewirkt oder wegen ihres bleibenden Werths noch vollen Anſpruch an die Theilnahme der Gegenwart haben, Aufnahme finden, neben Werken von Leſſing, Schiller und Goethe, von Klopſtock, Wieland, Herder und Jean Paul alſo auch einzelne beliebte und charakteriſtiſche Werke von ſonſt nicht zu den eigentlichen Claſſikern zählenden Autoren. Von einer planmäßigen Reihenfolge wird bei der Veröffentlichung abgeſehen. Den einzelnen Bänden werden Einleitungen vorausgeſchickt und Anmerkungen beigefügt, ſoweit dieſelben nöthig ſind. Die Einleitungen ſollen in gedrängter, klarer und ſchlichter Darſtellung ein möglichſt vollſtändiges Bild von dem Leben und der literariſchen Wirkſamkeit der Verfaſſer geben, ſodann über die Entſtehung, die Quellen, die Bedeutung der aufgenommenen Schriften das Wichtigſte mittheilen, die Anmerkungen ſchwierige Stellen des Textes ſachlich und ſprachlich erläutern. Gegenüber der neuern Literatur ſind die Grenzen der „Bibliothek" als fließende zu bezeichnen. Hier iſt nicht freie Wahl gegeben, ſondern buchhändleriſche Verhältniſſe wirken beſtimmend ein. Je nachdem die Verlagsrechte der Verlagsbuchhandlung ſelbſt zuſtehen oder ſich erwerben laſſen oder erlöſchen, werden wol auch die modernen Autoren Zutritt in dieſe buchhändleriſche Walhalla finden.

Das erſte Bändchen enthält Friedrich Schleiermacher's Reden „Ueber die Religion", mit Einleitung herausgegeben von Karl Schwarz, dem geiſtvollen Geſchichtſchreiber der neuern deutſchen Theologie. Dieſe Reden gehören der jugendlichen Sturm- und Drangperiode des berühmten Theologen an und ſind jedenfalls das volksthümlichſte ſeiner Werke. Damals ſtimmte Schleiermacher, im Einklang mit der Romantik und Naturphiloſophie, noch pantheiſtiſche Hymnen an. Schwarz charakteriſirt treffend die Eigenthümlichkeit dieſer Reden mit den folgenden Worten:

Vieles in dieſen „Reden" trägt noch ganz den Charakter jener gärenden, von einem unklaren Pantheismus berauſchten Zeit; Gott, das „Univerſum", der „Weltgeiſt" gelten als vollkommen gleichbedeutende Begriffe; Religion iſt Sinn, Geſchmack, Gefühl des Univerſums oder „Berührung der Seele mit dem Univerſum". Auch iſt das, was Gefühl genannt wird, oft wieder nichts anderes als das, was Schelling als intellectuelle Anſchauung bezeichnet hat, wie ſich überhaupt Schleiermacher in dieſer Schrift am nächſten mit Schelling berührt. Ebenſo wenig iſt es hier der Glaube an die Erlöſung durch die Perſon Chriſti, welche das Weſen der chriſtlichen Religion ausmacht; vielmehr ein jeder, welcher vermittelnde Kräfte anerkennt, durch welche Gott die von ihm abgefallene und dem Verderben entgegeneilende Welt in Verbindung mit ſich hält, ſteht innerhalb des Chriſtenthums. Von beſonderer Wichtigkeit iſt das hier noch mit großer Einſeitigkeit hervorgehobene Moment der Individualität als das in der Religion alles beſtimmende, das zu der ſcharfen Polemik gegen die ſogenannte natürliche Religion als ein ganz abſtractes und todtes Ding, ſowie zu der ungeſtümen Forderung, das Band zwiſchen Kirche und Staat völlig zu löſen und die religiöſe Gemeinſchaftsbildung ganz dem geſelligen Triebe, der individuellen Anziehung gleichgeſtimmter Secten zu überlaſſen, hinführt.

Doch zeigte ſich ſchon in den Reden jenes Hauptſtreben des Theologen, Glauben und Bildung zu vermitteln, ein Streben, das er ſpäter in ſeiner „Dogmatik" mit einem geiſtigen „Linienziehen", wie Strauß es nennt, und mit einer der Hegel'ſchen verwandten Filigranarbeit des Begriffs verfolgte und deſſen Tendenz von Schwarz bezeichnet wird als „die Verſöhnung und Gleichberechtigung der ſonſt ſo feindlichen Gegenſätze, durch welche in der Theologie wie der Kirche ſo oft die ſich bekämpfenden und ausſchließenden Parteien gebildet werden, der Frömmigkeit und Wiſſenſchaft, des innigſten Chriſtenglaubens und der weiteſten und freieſten Menſchenbildung".

Digitized by Google

Der zweite Band enthält eine Auswahl aus Friedrich Gottlieb Klopſtock's „Oden", herausgegeben von Heinrich Düntzer. Die Einleitung ſtellt Klopſtock als Odendichter dar, zunächſt in der biographiſchen und chronologiſchen Folge ſeiner „Oden", mit genauer Literaturkenntniß, die manches neue Licht auf den Entwickelungsgang des Dichters wirft, dann in einer Geſammtcharakteriſtik, die im ganzen durchaus zutreffend iſt. Düntzer findet das Weſen der Klopſtock'ſchen Odendichtung in dem Muſikaliſchen der Form und dem Idealen des Inhalts.

Wenn auch Herder's Lob übertrieben iſt, welcher für Klopſtock's Oden lautes melodiſches Leſen verlangte, indem daſſelbe jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohr ohne Commentar durch bloße Biegung der Stimme das Verſtändniß eröffne, indem ſich dann lebendig im Tanze der Silben eine Gedankengeſtalt auf- und niederſchwinge, faſt jede Ode vom einfachſten Laute bis zur vollſten Modulation ein ſich vollendender Ausdruck der Empfindung werde: ſo muß man doch Düntzer zugeben, daß dem Dichter „ſeines Sprachgefühl und Geſtaltungskraft des Ausdrucks" zur Seite ſteht und es ihm nicht an tiefem Verſenken in Geiſt und Gebrauch unſerer Sprache fehlt, obgleich ihn ſeine Betrachtungen zuweilen zu falſchen und gezwungenen Annahmen führten und er ſich von Ueberſpannung nicht freihielt.

Das Ideale des Inhalts bilden die höchſten Ideen der Menſchheit, die Grundlage ſeiner Geſänge Würde und Begeiſterung und das Bewußtſein dieſer Würde. Düntzer rühmt die Stärke ſeiner Empfindungen. Doch ſchlägt dieſelbe in den verſchwimmenden Klängen ſeiner ſeraphiſchen Liebe wol in Schwächlichkeit um. Wir theilen hier noch die kritiſche Schlußparabaſe des Herausgebers mit:

Das Pathetiſche, das den Charakter ſeiner Darſtellung bildet, iſt in ſeinen gelungenen „Oden" zu wirkſamem dichteriſchen Ausdrucke gelangt. Einzelne elegiſche und ſeraphiſche Liebesgedichte, die Ergüſſe ſeines Freundesherzens, manche Oden zum Preiſe des deutſchen Vaterlandes, der heimiſchen Sprache und Dichtung, zur Feier der in Frankreich tagenden Freiheit, wie Zornausbrüche und Klagen über ſeine ſchmählich getäuſchte Hoffnung, ſind in Form und Gehalt von unvergleichlicher Schönheit und ergreifender Wirkung. Da, wo er den Werth des echten, deutſcher Größe würdigen Dichters ausſpricht, wo ſein Groll gegen den Eroberer entflammt, er mit Verachtung die Fürſten ſtraft, welche deutſche Sprache und Dichtung vernachläſſigt, wird er wahrhaft groß. Wenn er abſtracte, ſelbſt theoretiſche Gegenſtände behandelt, ſinkt er freilich häufig ſehr herab, faſt ins Platte; aber auch hier iſt ihm manches bewunderns-werth gelungen, und auch in den Fällen, wo die Erfindung erlahmt, die Einheit mangelt, ſelbſt die Klarheit des Gedankens leidet, fühlen wir das ihn begeiſternde Gefühl pulſiren und nehmen Antheil an dem Dichter, dem es ſo heiliger Ernſt um die Sache iſt. Am ſchwächſten zeigt ſich unſer Dichter in plaſtiſcher Geſtaltung, und nur ſelten gelingt ihm das natürlich Anmuthige; aber nie verlaſſen ihn die rhythmiſche Gewalt und der melodiſche Fall ſeiner Sprache, die auch dem ſonſt Mislungenen ein eigenes Leben verleihen. Das meiſte Schwache und Matte zeigt ſich in den nach 1770 gedichteten Oden; doch auch hier findet ſich, beſonders in den durch die öffentlichen Ereigniſſe und durch die Erinnerung an ſeine Jugendzeit veranlaßten, manches Treffliche, das uns freilich weniger die Sache als den Dichter ſelbſt lebhaft vergegenwärtigt, der, trotz aller Erfolge jüngerer Dichter, ſtets vom Bewußtſein getragen wurde, Deutſchlands erſter unſterblicher Barde zu ſein. Kann auch die Nachwelt, auf welche ſich der Dichter ſo oft beruft, dieſes Urtheil nicht beſtätigen, muß ſie ihre erſten Kränze der friſchern, aus der Tiefe des Herzens fließenden, an das wirkliche Leben ſich anklammernden Liederkunſt weihen: daß Klopſtock unſere Sprache und Dichtung mächtig gehoben, uns manches unvergängliche dichteriſche Kleinod geſchenkt, daß er das deutſche Gefühl durch ſeine freilich mehr ideale als reale Erhebung gekräftigt, dieſen Ruhm wird jedes echt vaterländiſche, durch kein beſchränkendes Vorurtheil eingenommene Herz ihm mit innigſter Dankbarkeit zuerkennen.

Wenn bei Klopſtock das Ideale des Inhalts ſo ſcharf betont wird, vergißt man in der Regel, einige ſehr reale Seiten ſeiner Dichtweiſe hervorzuheben. Zunächſt hat der Dichter doch auch realiſtiſche Stoffe behandelt, wie das Schlittſchuhlaufen in dem Gedicht: „Der Eislauf", er hat das Genrebild gleichſam in die Beleuchtung der Ode gerückt. Dann aber hat er ſeinen bürgerlichen Lebensverkehr in die kunſtvollen Rhythmen in einer Weiſe hereingezogen, deren Nachahmung für moderne Dichter ihre Bedenken haben würde. Mitten in den alcäiſchen Strophen des „Wingolf", neben den buntgemiſchten altdeutſchen, griechiſchen und römiſchen Göttern, Göttinnen und Helden, neben Gna und Iduna, neben Amphion und den Scipionen, ſtoßen wir auf die Namen der Freunde des Dichters, in denen ſich doch eine bürgerliche Lebensproſa ſehr wenig mythologiſch und urgermaniſch ausſpricht; da begegnen uns die Namen von Giſeke, Ebert, Kühnert, der Radikin u. a. Man denke ſich einen Maler, der die Träger dieſer Namen im damaligen Zeitcoſtüm darſtellte, und über ihnen im Gewölk die alten deutſchen Göttinnen mit ihren Attributen, und neben ihnen die römiſchen Helden; ein ſo illuſtrirter „Wingolf" würde gewiß den Eindruck vollkommener Geſchmackloſigkeit machen. Wenn dieſer Eindruck bei Klopſtock zurücktritt, ſo zeugt dies nur von der Energie ſeiner Begabung, welche auch das Widerſtrebende zuſammenband. Zugleich aber iſt damit hervorgehoben, daß Klopſtock's Oden faſt ſämmtlich Gelegenheitsgedichte im Goethe'ſchen Sinne des Worts waren. Wenn man die Idealität ihres Inhalts hervorhebt, ſo darf man darunter keineswegs eine nur abſtracte Allgemeinheit verſtehen, als habe er die Liebe und Freundſchaft ins Blaue hinein gefeiert mit jener Stammbuchlyrik, wie ſie ſeit Tiedge's „Urania" Mode geworden war. Der Inhalt war weniger idealiſtiſch als die Behandlungsweiſe. Er knüpfte ſtets an das eigene Erlebniß an, und wenn er auch den Geſtalten, die ſeiner Phantaſie vorſchwebten, nirgends ein lebhaftes Colorit gab, ſo waren doch ſeine Beziehungen zu ihnen ſtets ein feſter Halt für die Ergüſſe ſeiner Empfindungen. Klopſtock's politiſche Oden entſprechen vollkommen der oft mit Naſerümpfen begrüßten politiſchen Lyrik der jüngſten Zeit; ſie waren die Erzeugniſſe einer mit der Zeit mitlebenden Muſe, welche anfangs die Franzöſiſche Revolution mit Begeiſterung begrüßte, ſich ſpäter aber von ihren Greueln abwendete, welche Friedrich II. anklagte und Joſeph II. pries. Man würde dieſen Gedichten daſſelbe zum Vorwurf machen müſſen, was man der neuern politiſchen Lyrik vorwarf — es ſei löſchpapierene Zeitungspoeſie, während Klopſtock gerade durch das Erfaſſen ſolcher Stoffe, ſelbſt den weimariſchen Größen voraus, einen Schritt zur Poeſie der Zukunft hin that.

Die Geſchmacksrichtung der Zeit iſt dem Odenſtil ungünſtig; gleichwol ſollten ſich die Talente, deren Begabung

Digitized by Google

dem Großen und Erhabenen zuneigt, durch das vorwiegende „Genre“ in der Literatur nicht zurückſchrecken laſſen, in den Bahnen Klopſtock's zu wandeln. Vielleicht daß dieſe neue Ausgabe der Oden wieder den größern Antheil des Publikums an dieſer Dichtgattung weckt. Klopſtock hatte die Prägnanz und Wucht des Ausdrucks, die allein den großen Dichter macht; ſie tritt aus allen Künſteleien und Verſchnörkelungen, aus den ſyntaktiſchen Verrenkungen, den oft unſaglich ſchleppenden Conſtructionen und ſtörenden Einklammerungen zuletzt doch immer als die ſiegende Macht hervor, wie das tiefe Licht des Mondes durch ſeltſames, verhüllendes Gewölk. Ganze Oden werden durch dieſe geflügelten Schlagworte des Genius erhellt. Wendungen wie: „ein großer Gedanke, der des Schweißes der Edeln werth iſt“, „die großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denken“, die Erde „ein Tropfen am Eimer“, „der geſchmetterte Wald dampft“ in der großartigen Gewitterſchilderung der „Frühlingsfeier“, die Schilderung eines ſchönen und bedeutenden Mädchens, der Laura Petrarca's:

> Sie war jugendlich ſchön, nicht, wie das leichte Volk
> Roſenwangiger Mädchen iſt,
> Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
> Von der Natur und in Scherz gemacht,
> Leer an Empfindung und Geiſt, leer des allmächtigen
> Triumphirenden Götterblicks —

das ſind ſolche Proben einer nur großen Begabungen eigenen Ausdrucksweiſe, auf die wir in allen Klopſtock'ſchen Oden ſtoßen. Mögen die neuern Dichter dem Meiſter darin folgen, daß ſie theils das eigene Erlebniß zu einer geiſtigen Bedeutung erheben, die es für den Schwung der Ode geeignet macht, theils das große Zeitereigniß nach ſeinem innerſten Gehalt dichteriſch zu verewigen ſuchen, mögen ſie aber dabei diejenigen rhythmiſchen und metriſchen Formen wählen, welche der Herausgeber d. Bl. in ſeiner „Poetik“ als modern und berechtigt für die Ode hingeſtellt hat.

Muſäus' „Volksmärchen“, herausgegeben von Moritz Müller, bilden den dritten und vierten Band der Nationalbibliothek. Der Herausgeber rühmt an ihnen die Sprache des echten Humors und meint mit Wolfgang Menzel, daß ſie zu dem Anziehendſten gehören, was je in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt, und daß der liebenswürdige Muſäus ſicher viel zur Verbreitung des Geſchmacks an alten Sagen mitgewirkt hat. Die Anmerkungen zu dieſen Märchen ſind nöthig, da der Verfaſſer oft fernliegende Beziehungen in ſie hineingeheimnißt hat. Ebenſo ſind ſie für die Klopſtock'ſchen „Oden“ unentbehrlich, um ſo mehr, je mehr der Dichter ſelbſt, abgeſehen von den gelehrten mythologiſchen Zuthaten, jetzt verſchollene perſönliche Beziehungen oft zu ihrem Mittelpunkte gemacht hat.

Karl Arnold Kortum's „Jobſiade“, „ein komiſches Heldengedicht“ hat F. W. Ebeling herausgegeben (fünfter und ſechster Band). Ebeling findet zwar nicht wie Hermann Marggraff, daß die „Jobſiade“ unſer ein und alles ſei in der Gattung der komiſchen Erzählungen in gebundener Rede; dennoch meint er, „daß ihr das Beiwort claſſiſch gebühre, vornehmlich in ihrem erſten Theile, welcher vorurtheilsloſem Verſtändniß für alle Zeiten ein wahres Meiſterſtück komiſcher Laune und ſarkaſtiſcher Gutmüthigkeit bleiben werde, ein Richtſcheit, an dem ſich noch die Kunſt der Zukunft aufbauen und vergleichen könne“. Was er im übrigen von der Unſterblichkeit der „Jobſiade“ ſpricht, erinnert uns an die von Heine proclamirte Unſterblichkeit der grönländiſchen Seehunde. Die „Jobſiade“ verdient allerdings noch, unſerer Zeit vorgeführt zu werden, da ſie eine gewiſſe Trefflichkeit des niedrig-komiſchen Stils bekundet; aber ihrem Humor fehlen im ganzen alle höhern Geſichtspunkte; er iſt deshalb ſchon jetzt in vieler Hinſicht veraltet, und wenn man ſich auch an ſeiner Schalkhaftigkeit erfreut, ſo ermüdet doch, namentlich im zweiten und dritten Theil die Breite der holzſchnittartigen, rohen Behandlung. Die Illuſtrationen des Gedichts, die auch in dieſe Ausgabe aufgenommenen Holzſchnitte, die Ebeling die „allerklotzigſten und contraſtirendſten Karten-ſpiel- und Tabacksetikettenbilder“ nennt, ſind zugleich ſymboliſch für den Stil und Inhalt der Dichtung. In den Anmerkungen hat der Herausgeber wol des Guten zu viel gethan; denn wenn er zu Hans Sachs, dem Wandsbecker Boten, zu „Pegaſus“ und ſelbſt zum „Anathema“ Noten macht, ſo ſetzt er doch einen zu ungebildeten Leſerkreis voraus.

Ebeling ſchließt ſich in der Einleitung der Viſcher'ſchen Anſicht an, es gebe kein komiſches Epos; was man früher ſo nannte, ſei keine Species, ſondern nur Parodie einer Species, worin dieſe dadurch lächerlich gemacht wird, daß ihre großen Motive und ihr großer Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden. Offenbar paßt dieſe Erklärung auf die Dichtungen, denen ſie entlehnt iſt, Pope's „Lockenraub“, den „Froſchmäuſekrieg“, die komiſchen Epen von Zachariä u. a. Daß ſie nicht auf alle paßt, beweiſt eben ſchon die „Jobſiade“, die durchaus keinen parodiſtiſchen Charakter hat. Auch iſt nicht abzuſehen, warum ein modernes komiſches Epos ſchon von der Schwelle der Aeſthetik zurückgewieſen werden ſollte. Wenn ein genialer Dichter eine neue Form dafür findet und ſie mit einem dem Zeitbewußtſein entſprechenden Gehalt erfüllt, ſo werden unſere Aeſthetiker den Rahmen ihres Fachwerks erweitern müſſen; ſie nehmen in der Regel Maß an dem Vorhandenen, denn a priori die Unmöglichkeit eines komiſchen Epos zu deduciren, dürfte eine Unmöglichkeit ſein.

Der ſiebente Band der Brockhaus'ſchen „Bibliothek“ bringt „Die bezauberte Roſe“ und das „Poetiſche Tagebuch“ von Ernſt Schulze, herausgegeben von Julius Tittmann. Daß die langathmige „Cäcilie“ nicht mit aufgenommen wurde, iſt wol zu billigen, obgleich einzelne Schönheiten dieſes Epos von echterm epiſchen Stil ſind als die verduftenden magiſchen Tinten, in welche „Die bezauberte Roſe“ getaucht iſt; ebenſo daß in das „Poetiſche Tagebuch“ einzelne Gedichte, wie die „Geiſterſtimme an Cäcilie“, vielleicht das bedeutendſte Erzeugniß der Lyrik des Dichters, eingereiht ſind. Tittmann's Biographie Schulze's ſtellt in gedrängten Umriſſen den Entwickelungsgang des Dichters dar. Die Herzensneigungen ſpielen in demſelben eine große, ſeine Poeſie beſtimmende Rolle. Offenbar hat der frühe Tod eine reichere Entwickelung gehemmt, zu der die Elemente vorhanden waren. Der jähe Sprung von der Wieland'ſchen Dichtweiſe, die in der „Pſyche“ mit

Digitized by Google

vieler Grazie gehandhabt iſt, zu der ſentimental-phantaſtiſchen, als deren Blüte „Die bezauberte Roſe“ anzuſehen, erſcheint inſofern unvermittelt, als kaum irgendein geiſtiger Zug und nur die Formgewandtheit dem letzten Gedicht mit dem erſten gemein iſt. Man darf mit Beſtimmtheit annehmen, daß ein längeres Leben in dem Dichter auch jene erſten, leichtern Töne, jene leichtſinnige, aber lebenswahrere Grazie wieder erweckt haben würde, die unter einer einſeitigen äſthetiſchen Theorie oder einſeitiger Empfindungsſeligkeit verſchüttet lag. Dann war Ausſicht vorhanden, daß die Nation von dem Dichter ein von wärmerm Lebensblut erfülltes, dem Geiſt des Jahrhunderts näher verwandtes Kunſtwerk erhalten hätte. Die Behandlung der ottave rime in der „Bezauberten Roſe“ iſt meiſter- und muſterhaft. In dem „Poetiſchen Tagebuch“ findet ſich einzelnes Schöne, aber auch viele nichtsſagende Schönrednerei. Schulze iſt wie Theodor Körner mit in den Krieg gezogen; doch ihm fehlte das politiſche Pathos und jene Prägnanz des Ausdrucks, welche in „Leier und Schwert“ herrſcht und unmittelbar in Blut und Leben der Nation überging. Sein „Jägerlied“, das an Körner'ſche Geſänge anklingt, iſt matte Limonade.

Tittmann ſagt über die „Bezauberte Roſe“:

Sie iſt ein reizendes Bild aus der Märchenwelt, in der Schulze ſchon früh ſich heimiſch fühlte, von einfacher und anmuthiger Erfindung, freilich nicht im Sinne des echten Volksmärchens gedichtet und deshalb der tiefern Bedeutung entbehrend, doch auf einen Gedanken hinauslaufend, um den das ganze geiſtige Leben des Dichters ſich bewegt: das Köſtlichſte der Welt kann nur durch ebenſo herrliche Gegengabe errungen werden. Nicht Gold noch andere Schätze der Erde, ſondern die Gabe, die aus der Tiefe der Menſchenbruſt ſtammt, die Poeſie, bricht den Zauber und erringt den endlichen Lohn. Die Verzauberung in eine Roſe hängt ebenfalls mit einem Lieblingsgedanken des Dichters zuſammen. Sie iſt ihm ein Sinnbild alles Schönen, das oft in ſeinen Dichtungen wiederkehrt, das ihn ſelbſt in ernſten philologiſchen Studien beſchäftigt. Unter den kleinen Arbeiten, welche die Mitglieder der philologiſchen Societät in Göttingen zu gegenſeitiger Beurtheilung einander vorzulegen pflegten, hat ſich auch ein Aufſatz von Ernſt Schulze gefunden, über den Cultus der Roſe im claſſiſchen Alterthum, über ihre Bedeutung im Leben und in der Dichtung. („De Rosis lusus. Scripsit Ernest. Schulze. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Müldener“, Göttingen 1867.) Auch Bouterwek erwähnt dieſe Vorliebe ausdrücklich. Selbſt in der „Cäcilie“ iſt die Roſe von Bedeutung; hier erſcheint ſie als ein Kleinod, das, aus der Dornenkrone des Heilands erblüht und im heidniſchen Tempel aufbewahrt, dem nordiſchen Volke zum Hort und zur Quelle der Macht geworden iſt, bis es endlich, durch Cäciliens Hand erobert, für jenes ſeine Wunderkraft verliert. Um dieſer Erfindung willen hielt auch Schulze an dem verfehlten Plan des Ganzen feſt, weil er eben die Roſe nicht aufgeben wollte. Vor allem erſchien ihm dieſe Blume als ein Symbol aufblühender jungfräulicher Anmuth und Reinheit. So iſt denn auch in dem Märchen die Verwandlung in eine ſolche nicht allein die Grundidee, ſondern ſein Dichten ſelbſt knüpft unmittelbar an einen wirklichen Roſenſtrauch an, den Adelheid's Hand in dem Gärtchen ihres Hauſes pflegte, und der noch heute, wie die Sage geht, dort lebt und blüht. Das Bild erweitert ſich allmählich, der enge Raum wird zum weiten Gefild mit Wald und Höhen, ein Königsſchloß erhebt ſich vor dem Auge des Dichters. Die Roſe fließt mit dem Ebenbilde der Geliebten zuſammen und die freundliche Geſchichte ſteht vor ſeinen Augen, Klang an Klang, Bild an Bild reihen ſich zum Gedicht aneinander.

Die im Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen erſcheinende „Deutſche Nationalliteratur“ (Nr. 2) beginnt ihre Sammlung mit Goethe's Werken und zwar bringen die erſten zwölf Lieferungen Goethe's und Schiller's Gedichte und einige ihrer Dramen. Das Programm unterſcheidet ſich in zwei weſentlichen Punkten von dem Brockhaus'ſchen. Zunächſt hält der Herausgeber für die Reihenfolge das Verlangen des Publikums für maßgebend und läßt die begehrteſten Autoren zuerſt erſcheinen. Selbſtverſtändlich treten Goethe und Schiller in erſte Linie, doch hätte wol nach dieſem Princip Schiller vor Goethe den Vorrang verdient. Schon bei den nächſtfolgenden Autoren büßt indeß daſſelbe ſeine Stichhaltigkeit ein und verſtattet verſchiedene Möglichkeiten. Wir würden uns wenigſtens gegen die Anſicht ſträuben, daß Heinrich von Kleiſt nach Schiller und Goethe der am meiſten „begehrte“ deutſche Autor ſei. Von Theodor Körner, dem vierten, laſſen wir dies ſchon eher gelten. Hierauf folgen, nach dem Schema des Herausgebers, Leſſing und Jean Paul; dann Börne, Wilhelm Müller, Hauff, Grabbe, Platen u. ſ. w. Sollte Grabbe in der That „begehrter“ ſein als etwa Klopſtock und Herder, ja nur als Kotzebue? Wir erlauben uns daran zu zweifeln.

Weiterhin ſagt der Proſpect: „Wir nehmen nur vollſtändige Werke auf, keine Bruchſtücke oder Auszüge. Wir laſſen auch nicht Bruchſtücke verſchiedener Werke und Autoren aufeinander folgen, wodurch jede Ausſicht auf irgendwelche Vollſtändigkeit in unbeſtimmte Ferne gerückt wird; wir erſchöpfen vielmehr erſt das Werk eines Autors, ehe wir zu einem andern übergehen, ſodaß vollſtändige Werke ſtets ohne Unterbrechung zum Abſchluß gelangen.“ Dies Princip wird ſelbſtverſtändlich auch von der Brockhaus'ſchen „Bibliothek“ feſtgehalten.

Dagegen iſt ein zweiter Unterſchied beider Unternehmungen hervorzuheben. Während die Brockhaus'ſche Verlagsbuchhandlung eine größere Zahl hervorragender Literarhiſtoriker für ihre „Nationalbibliothek“ gewonnen hat, iſt ein einziger Literarhiſtoriker und einer der tüchtigſten, Heinrich Kurz, der Herausgeber der hildburghauſiſchen „Deutſchen Nationalliteratur“. Der Ehrgeiz, beſſere Ausgaben zu veranſtalten als die vorhandenen, führt bei beiden Unternehmungen zu gereinigten Texten. Der Proſpect des hildburghauſiſchen Inſtituts ſagt: „Dieſe namentlich für Herder, Schiller und Goethe beſonders ſchwierige Aufgabe der «Textreviſion» beſchäftigt ſeit einer Reihe von Jahren den berühmten Gelehrten an der Spitze unſers Programms, und die Früchte und Verdienſte ſeiner Forſchung kommen ausſchließlich unſern Ausgaben zugute.“

Die „Nationalbibliothek ſämmtlicher deutſcher Claſſiker“ (Nr. 3), die bei Hempel in Berlin erſcheint, unterſcheidet ſich von den beiden erwähnten wiederum in mehrfacher Hinſicht. Ihre Haupttendenz iſt, durch möglichſt große Wohlfeilheit eine möglichſt große Verbreitung zu erzielen. Daß ihr dies alsbald gelungen iſt, beweiſt eine Benachrichtigung, welche die Verlagsbuchhandlung bereits der vierten Lieferung mitgegeben hat. Demnach betrug „die Zahl der Abnehmer bereits über 100000; von dem erſten Bändchen wurden über 300000 beſtellt. Es ergibt dies eine Summe von über 600000 Bändchen, welche in anderthalb Monaten gedruckt worden ſind. Hierzu gehören gegen 6 Millionen Bogen Papier, alſo 12000 Rieß à 500 Bogen. Bogen an Bogen nebeneinander gelegt,

Digitized by Google

würden dieſelben eine Wegſtrecke von über 500 Meilen, alſo faſt von einem Endpunkte Europas bis zum andern einnehmen." Die Verbreitung unſerer Claſſiker iſt bisjetzt noch nie ſo genau nach Meilen ausgerechnet worden.

Im Widerſpruch mit den von den beiden andern Sammlungen befolgten Principien läßt die Hempel'ſche Verlagsbuchhandlung die einzelnen Lieferungen ſich ablöſen, ehe die in der erſten veröffentlichten Dichtungen zum Abſchluß gekommen ſind. So beginnt die Sammlung mit Bürger's „Gedichten" in der erſten Lieferung, in der zweiten folgt der Anfang von Jean Paul's „Siebenkäs", in der dritten Seume's „Spaziergang", in der vierten Gellert's „Fabeln und Erzählungen", in der fünften die zweite Hälfte von Seume's „Spaziergang", und in der ſechsten erſt wird der Faden der erſten Lieferung wieder aufgenommen und die zweite Hälfte von Bürger's „Gedichten" gegeben. So macht die Sammlung zunächſt einen muſiviſch bunten Eindruck, wie ein durcheinandergeworfenes Spiel von farbigen Steinchen, bis die Zeit und der Buchbinder das Gleichfarbige und Zuſammengehörige vereinigen. Es iſt die Abſicht der Verlagshandlung, die einzelnen Autoren, deren Werke ſie mittheilt, ganz vollſtändig mitzutheilen. „Damit indeß niemand gezwungen ſei, auch die rein fachwiſſenſchaftlichen, wie z. B. Goethe's „Farbenlehre", Goethe's „Morphologie" und dergleichen Werke, die nur von den wenigſten geleſen werden, mitzunehmen, ſo ſollen dieſe erſt ſpäter und zuletzt erſcheinen und jedem unſerer Abnehmer die freie Wahl bleiben, ob er ſich dieſelben anſchaffen will oder nicht." In den uns vorliegenden 41 Heften finden ſich die folgenden deutſchen Autoren vertreten: Bürger, Jean Paul, Seume, Gellert, Voß, Hauff, Muſäus, Goethe, Schiller, Leſſing, H. von Kleiſt, Nikolaus Lenau, Chamiſſo. Daß es der Verlagshandlung auch um einen gereinigten Text zu thun iſt, ſucht ſie bei Goethe's „Gedichten" durch einen Nachweis der Fehler darzuthun, die ſich in die bisherigen Ausgaben eingeſchlichen haben. Einleitungen zu den einzelnen Werken und Anmerkungen finden ſich nicht in dieſer Ausgabe, wol aber Biographien der einzelnen Autoren, von denen die Körner'ſche von Friedrich Förſter, die im einundvierzigſten Hefte erſcheint, durchaus verdienſtlich, umfaſſend und eingehend iſt.

Neben den „wohlfeilen" Claſſikerausgaben ſtehen die „illuſtrirten" als Vertreterinnen einer andern Richtung, welche auch in der äußern Erſcheinung an den äſthetiſchen Sinn appellirt. Hier tritt uns zuerſt entgegen die „Hausbibliothek deutſcher Claſſiker. Illuſtrirte Ausgaben ihrer Meiſterwerke" (Nr. 4). Auch ſie ſtrebt nach reinen Texten und ſendet jedem Werke eine ausführliche Einleitung voran. Die Einleitung, welche der im erſten Bande enthaltenen „Luiſe" von Voß vorangeht, iſt weſentlich kritiſcher Art und enthält manche treffende Bemerkung. Es ſind zunächſt drei Serien angekündigt; die darin vertretenen Dichter ſind Goethe („Fauſt", „Hermann und Dorothea", „Egmont", „Gedichte", „Taſſo", „Götz von Berlichingen", „Reineke Fuchs"); Schiller („Gedichte", „Maria Stuart", „Wallenſtein", „Fiesco", „Tell", „Jungfrau von Orleans", „Don Carlos"); Leſſing („Minna von Barnhelm", „Nathan der Weiſe", „Emilia Galotti"); Voß („Luiſe"); Hauff („Lichtenſtein"); Wieland („Oberon"); Herder („Cid"); Körner („Werke", Auswahl); Bürger, Chamiſſo, Platen, Wilhelm Müller („Gedichte", Auswahl). Hier herrſcht alſo im Gegenſatz zu dem von der Hempel'ſchen Ausgabe vertretenen Princip der Vollſtändigkeit das Princip der Auswahl, und zwar einer ſehr ſtreng ſichtenden Auswahl ſolcher Werke, welche der Illuſtration würdig befunden werden. Im ganzen kann man mit der Wahl der Dichter und der einzelnen Werke übereinſtimmen, nur bei Schiller darf man fragen, warum z. B. „Fiesco" vor den „Räubern" bevorzugt wird, die ein entſchieden beſſeres Stück ſind?

Jeder Band dieſer „Nationalbibliothek" enthält außer zahlreichen Textilluſtrationen ſechs bis acht Vollbilder. Die Paul Thumann'ſchen Illuſtrationen zu Voß' „Luiſe" ſind recht anſprechend; der zweite und dritte Band bringt Goethe's „Fauſt" mit Illuſtrationen von Adolf Schmitz.

Von dem „Deutſchen Nationalſchatz" (Nr. 5), der in 40 Lieferungen erſcheinen ſoll, liegen uns die erſten vier Lieferungen vor. Dieſer „Nationalſchatz" will unſere drei Claſſiker Leſſing, Schiller und Goethe dem Publikum von neuem vorführen und zwar die geſammte Poeſie derſelben, während er von Proſa alles darbietet, was heute und forthin allgemein gültig und wichtig iſt. Auch alle Entwürfe und Bruchſtücke, deren Ausführung den Dichtern verſagt war, ſollen mitgetheilt werden und von mehrern Lesarten deſſelben Gedichts auch jene frühern, „die des jugendlichen Dichters Beſonderheit ſpiegeln". Eine misliche Neuerung iſt der Druck der Verſe in ungebrochenen Zeilen, der ſich auch in Schmidt's Literaturgeſchichte findet und in welchem wir das bedenkliche Streben erblicken, den deutſchen Vers zum Gemeinen zu degradiren, ihm die Epaulette abzureißen und den Degen zu zerbrechen. Den Abonnenten des „Nationalſchatzes" wird als werthvolle Prämie eine Sammlung der Bilder und Biographien von 315 deutſchen Männern zugeſichert, welche Leſſing, Schiller und Goethe gleichſam das Geleite geben. Dieſe Sammlung reicht von Hermann dem Cherusker bis auf Bismarck und Beuſt, und jedem Bilde dieſer deutſchen Heroen wird, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, eine biographiſche Unterſchrift mit auf den Weg gegeben.

Die „Claſſiſche Theaterbibliothek aller Nationen" (Nr. 6) ſoll aus der einheimiſchen und fremden dramatiſchen Literatur „alle Stücke umfaſſen, welche für die Bühne oder für die Lektüre einen bleibenden Werth behalten oder für gewiſſe Literaturperioden kennzeichnend ſind. Jedes Stück der Bibliothek wird mit einer Einleitung eröffnet, welche deſſen Entſtehung und Bedeutung kurz und klar vor Augen legt, und überdies wird die ganze Entwickelung der dramatiſchen Dichtkunſt und des Bühnenweſens von Aeſchylus bis auf unſere Tage in einem lebendigen Gemälde zur Ueberſchau aufgerollt. Die in fremden Sprachen verfaßten Stücke werden in neuen, trefflichen Ueberſetzungen gegeben."

Uns liegen Hefte vor, welche „Die Räuber" Schiller's, Goethe's „Fauſt" (erſter und zweiter Theil), Calderon's „Das Leben ein Traum", Iffland's „Jäger" und Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue" enthalten. Die Einleitung zu dem letzten Stück ſpricht ſich ſo hart über Kotzebue aus, hebt die „unmoraliſche Moral", die in dem Stücke „verſtrömt" wird, und die ſchlotterigen Puppen, welche darin in Bewegung geſetzt werden, ſo herb hervor,

Digitized by Google

daß man in der That nicht weiß, wie ein ſo verurtheiltes Drama in eine „claſſiſche“ Theaterbibliothek kommt. Eine Rechtfertigung finden wir im Programm angedeutet, wo von den Stücken die Rede iſt, die „für gewiſſe Literaturperioden kennzeichnend ſind“; nur will das mit dem Begriff des „Claſſiſchen“ nicht zuſammenpaſſen. Die Einleitung zum „Fauſt“ unterſcheidet ſich durch ihre Kürze vortheilhaft von den großen Fauſtcommentaren; ſie umfaßt nur zwei Octavſeiten; es iſt dies doch des Guten zu wenig. Der zweite Theil des „Fauſt“ iſt ohne Erklärungen doch dem großen Publikum unverſtändlich, paßt eigentlich nicht in eine „claſſiſche Theaterbibliothek“, da er dem Theater als ſolchem ganz fern ſteht, und gehört überhaupt zu den Dichtungen, die man nicht für 3 Silbergroſchen verkaufen ſollte.

Rudolf Gottſchall.

Zur Seelenfrage.

Zur Seelenfrage. Von A. Mayer. Mainz, v. Zabern. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Iſt die Seele, wie die Spiritualiſten behaupten, eine einfache, immaterielle, vom Leibe weſentlich unabhängige Subſtanz, oder iſt ſie nur, wie die Materialiſten behaupten, ein Collectivbegriff für eine beſtimmte Gruppe von leiblichen Functionen?

Knüpfte ſich an dieſe Frage nicht das Unſterblichkeitsintereſſe, hinge es von ihrer Entſcheidung nicht ab, ob eine Fortdauer des pſychiſchen Lebens nach dem Tode oder ein Aufhören deſſelben anzunehmen ſei, ſo wäre dieſe Frage nicht zu einer ſo brennenden geworden. Das Unſterblichkeitsintereſſe war aber auch ſchuld, daß dieſe Frage nicht von allen, die darüber das Wort erhoben, mit derjenigen Objectivität, derjenigen Ruhe und Unbefangenheit behandelt worden iſt, die der Wiſſenſchaft ziemt. Das praktiſche Intereſſe hat bei vielen zum voraus die theoretiſche Entſcheidung beſtimmt. Das vorliegende Buch von Mayer gehört jedoch in dieſer Hinſicht zu den beſſern. Es iſt objectiv gehalten.

Veranlaßt wurde daſſelbe durch Weſthoff's, bereits in Nr. 30 d. Bl. f. 1865 von uns beſprochene Schrift: „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfaſſende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unſterblichkeit.“ So ſehr nun aber auch Weſthoff's Schrift eine Widerlegung herausforderte — eine ſo ausführliche, in alle Abſchnitte eingehende Widerlegung, wie ſie hier Mayer liefert, verdiente ſie nicht. Doch Mayer wollte ein Exempel ſtatuiren. Die ausführliche Widerlegung des Weſthoff'ſchen Buchs diente ihm nur als Mittel zum Zweck. Er ſagt:

An einem einzelnen Beiſpiel wollte ich nachweiſen, wie hinfällig die ganze gegen die materialiſtiſche Erkenntnißlehre gerichtete Oppoſition, wie völlig unhaltbar die verſuchte Begründung eines von den Organen geſonderten, ſpiritualiſtiſchen Etwas, und wie gänzlich unerlaubt endlich die dazu benutzte Speculation iſt.

Das Weſthoff'ſche Buch ſollte nur ein einzelnes Beiſpiel abgeben, um daran gründlich zu zeigen, daß es eigentlich die Glaubenslehre (Theologie) iſt, die ſich unter der Maske der Pſychologie und Philoſophie einzuſchleichen ſucht. An einem einzelnen Beiſpiele ſollte wiederholt zur Evidenz dargethan werden,

daß die ſogenannte Pſychologie nur einen Theil der Phyſiologie ausmacht, und daß der Philoſophie in der Bearbeitung derſelben nur inſoweit eine Stimme eingeräumt werden kann, als ſie ſich auf die Methode beſchränke, ihre Herrſchaft aber nicht auf den Inhalt ausdehnen, oder gar der Beobachtung vorgreifen will.

Der Standpunkt, von dem aus Mayer gegen den Weſthoff'ſchen Spiritualismus und gegen den Spiritualismus im allgemeinen zu Felde zieht, iſt derſelbe, wie in ſeiner frühern Schrift: „Zur Verſtändigung über Materialismus und Spiritualismus“, aus welcher er einen gedrängten Auszug der Kritik Weſthoff's voranſchickt. Mayer beginnt ganz richtig mit der Erkenntnißtheorie. In dieſer ſteht er, dem Realismus gegenüber, auf dem Standpunkte des Idealismus und zwar näher dem des Schopenhauer'ſchen Idealismus. Die Unterſuchung über das Erkennen beſteht ihm in der Phyſiologie des Gehirns und der Sinnesorgane. Raum, Zeit und Cauſalität ſind ihm als Anlagen der Erkenntnißorgane die ſubjective Bedingung für jede Vorſtellung. In dieſem idealiſtiſchen Sinne nimmt er die Sinnes-, die Verſtandes-, die Vernunftthätigkeit durch, in unverkennbarer Uebereinſtimmung mit Schopenhauer's „Vierfacher Wurzel“. Mit dem gefundenen kritiſchen Maßſtabe in der Hand geht er ſodann an die eigentliche Aufgabe. Die Fragen, von deren Löſung die Löſung der ganzen Aufgabe abhängt, ſind nach ihm dieſe: 1) Können ſämmtliche geiſtige Thätigkeiten blos als Functionen der Sinnesorgane und des centralen Nervenſyſtems betrachtet werden? Oder: 2) Bedarf es der Vorausſetzung eines dabei mitwirkenden immateriellen Etwas (Seele)?

Die Beantwortung der erſten Frage faßt Mayer dahin zuſammen: Jede geiſtige Thätigkeit, wie ſie auch beſchaffen ſein und worin ſie beſtehen möge, iſt die Verrichtung der Sinneswerkzeuge und des Gehirns, ganz ſo wie jede andere Lebensthätigkeit als Verrichtung von Organen oder Organcomplexen betrachtet werden muß.

Obgleich nun hiermit auch ſchon die Beantwortung der zweiten Frage gegeben iſt, ſo unterzieht doch Mayer auch dieſe einer Prüfung. Bei der Unterſuchung des Begriffs der „Seele“ ergibt ſich ihm, daß ſämmtliche der Seele beigelegten Eigenſchaften: einfach, immateriell, denkend u. ſ. w., nicht aus der Anſchauung geſchöpft ſind, daß alſo für das Vorhandenſein eines ſolchen nur begrifflich feſtgeſtellten Weſens nicht die geringſte Bürgſchaft gegeben ſei. Ferner gehe es nicht an, die Seele als unbekannte Urſache von Wirkungen, welche in die Beobachtung fallen, anzunehmen, insbeſondere ſei die Vorausſetzung eines Seelenäthers nach Art eines Lichtäthers unzuläſſig: man müßte der Analogie nach „Gehirnäther“ ſagen. Gegen die Auffaſſung der Seele als Kraft, wie die Lebenskraft und andere Naturkräfte, hat Mayer von ſeinem Standpunkte aus

Digitized by Google

nichts einzuwenden, denn er ſtimmt mit Schopenhauer darin überein, daß jede Erklärung zuletzt auf ein Unerklärliches, auf eine zu Grunde liegende Naturkraft ſtößt. Aber den Spiritualiſten, welche die Seele als ein beſonderes, vom Leibe verſchiedenes Weſen, als eine immaterielle Subſtanz retten wollen, ſei ja mit dieſer Auffaſſung der Seele als Naturkraft nicht gedient.

Von dieſem Standpunkt aus bekämpft Mayer den Weſthoff'ſchen Spiritualismus. Weſthoff ließ ſich zu der Behauptung fortreißen, im Lebenden erreiche die Kraft eine ſolche Einheit und Selbſtändigkeit, daß ſie als individuelle Kraft, und nicht blos als generelle Kraftäußerung, an ihre materielle Unterlage nicht mehr der Individualität nach gebunden ſei. Die Seele ſei ganz ſicher eine in ihrer Individualität identiſch bleibende Kraft, hafte nicht mehr an den einzelnen Moleculen, ſondern bedürfe nur überhaupt Gehirn und Nervenſyſtem von beſtimmter Qualität. Mayer ſagt:

In dieſen und ähnlichen Behauptungen gipfelt gleichſam die Willkür und der Irrthum ſo handgreiflich, daß es faſt einer Beleidigung des geſunden Sinnes gleichkommt, dieſelben noch beſonders hervorzuheben. Eine Kraft ſoll ſich von ihren wirkſamen Elementen als Individualität loslöſen und nur noch im allgemeinen der erregenden Molecule bedürfen?! Man traut kaum ſeinen Sinnen, daß ein Philoſoph und Pſycholog ſo etwas niederzuſchreiben im Stande iſt, in der Abſicht ſeine Leſer davon zu überzeugen. Wenn freilich dreiſtes Abſprechen und Imponiren durch Phraſen für Beweiſe paſſiren können, dann liegt auch die Möglichkeit vor, daß hin und wieder die gehoffte Wirkung eintreten wird, im allgemeinen jedoch kann eine ſolche Wirkung wenigſtens für die Dauer nicht erwartet werden.

Weder in der anorganiſchen, noch in der organiſchen Natur iſt nach Mayer die Annahme einer Kraft von Eigenheit, Selbſtändigkeit und Individualität unabhängig von den ſie erregenden, nicht organiſirten oder organiſirten Moleculen geſtattet, vielmehr enthält eine ſolche Annahme einen Widerſpruch in ſich ſelbſt, ein Unding. Was Weſthoff zur Unterſtützung ſeiner erfahrungswidrigen Theorie noch anführt, daß alle Molecule des Gehirns ausſcheiden und wieder erſetzt werden, das kann nach Mayer unmöglich für eine individuelle Selbſtändigkeit und Identität der Gehirnkraft ſprechen.

Die Gehirnkraft, wie jede organiſche Kraft, erhält ſich nur ſo lange normal, als die Form der wirkſamen Elemente in ihrer Integrität bleibt, wenn auch der Inhalt einem ſteten Wechſel unterworfen iſt. Die Gehirnkraft, weit entfernt, ſich ſtets gleich zu bleiben oder gar ſelbſtändig, individuell u. ſ. w. zu exiſtiren, iſt vielmehr ſehr leicht einer Störung unterworfen und hört ganz auf, ſobald nur einen Augenblick das nöthige Ernährungsmaterial fehlt. Der beſtändige Wechſel in der Aufnahme und Ausſcheidung des Stoffs zur Erhaltung der Kraft, Function eines Organs, und die auffallende Beeinträchtigung bis zur gänzlichen Vernichtung bei gehinderter oder gänzlich fehlender Zufuhr — beweiſen doch zur Evidenz die vollkommenſte Abhängigkeit der Kraft vom Organe, keineswegs aber eine beſtändige Identität oder eine bis zur Individualität geſteigerte Loslöſung der Kraft von ihrem Werkzeuge, wie hier fälſchlich geſchloſſen wird. Es leuchtet alſo aus den mit Unbefangenheit beobachteten Thatſachen gerade das Gegentheil hervor, was Weſthoff anzunehmen für gut findet, das vollkommene Gebundenſein der Kraft an den Stoff in der geſammten organiſchen und anorganiſchen Natur, die Gehirnkraft (Seele) nicht ausgenommen.

Natürlich muß Mayer von dieſem ſeinem Standpunkt aus die individuelle Unſterblichkeit verneinen. Die Weſthoff'ſchen Gründe für dieſelbe deckt er in ihrer ganzen Nichtigkeit auf. Von dem Zugeſtändniß Act nehmend, daß die Unſterblichkeit nicht mit mathematiſcher Schärfe nachgewieſen werden könne, ſagt Mayer: „Ein Beweis, der an Exactheit einem mathematiſchen nahezu gleicht, läßt ſich im entgegengeſetzten Sinne führen, nämlich daß weder in der angenommenen Weiſe eine Seele exiſtirt, noch auch fortleben kann."

Anhangsweiſe beleuchtet Mayer von ſeinem Standpunkt aus auch Fortlage's, Ruete's und Wundt's Anſichten über die „Seele" und deckt deren Fehler auf. Zum Schluß präciſirt er genauer den Unterſchied zwiſchen der materialiſtiſchen Weltanſchauung und der materialiſtiſchen Erkenntnißlehre. Seit Kant's Kritik ſei die materialiſtiſche Weltanſchauung unhaltbar geworden. Von der Materie an und für ſich, ohne daß ſie direct oder indirect unſere Sinnesnerven in Erregung verſetzt, können wir ebenſo wenig etwas mit Beſtimmtheit erfahren, wie von jedem andern nicht auf uns wirkenden Dinge. Es bewegen ſich daher ſämmtliche alte und moderne Theorien von der letzten Zuſammenſetzung der Materie aus „körperlichen" und „ätheriſchen Atomen", gleichviel ob ſie von Philoſophen, Phyſikern oder Mathematikern ausgegangen, ganz vollkommen auf dem Gebiete metaphyſiſcher Speculation, „wohin zu folgen ſich kaum der Mühe lohnt".

Was die Dinge, was die Materie mit ihren davon untrennbaren Eigenſchaften, Kräften, an und für ſich, d. h. unabhängig davon, daß ſie unſere Vorſtellungen ausmachen, ſein mögen, wiſſen wir nicht; wie weit die Dinge an ſich von den Dingen der Erfahrung verſchieden ſind, ebenſo wenig, und kümmert uns auch nicht: eine Unterſuchung hierüber läuft wirklich auf eine unfruchtbare, eitle Speculation hinaus.

Anders verhält es ſich nach Mayer mit der materialiſtiſchen Erkenntnißtheorie, worunter er die phyſiologiſche Erklärung des Erkennens verſteht. Dieſe ſei unwiderleglich feſt begründet. Von der transſcendenten Vorausſetzung der für ſich unvorſtellbaren Stoffatome ſei die materialiſtiſche Erkenntnißlehre himmelweit verſchieden; denn die wirkſamen Elemente der Sinnesnerven, ihre Centralherde im Gehirn, die der Leitung dienenden Faſern zum letztern und von den Sinnescentren zu den Zellen der grauen Subſtanz an den Windungen der Großhirnhemiſphären, die mannichfaltigen Verbindungen der Zellen untereinander, die Mittheilungen der Erregungen von den Zellengruppen auf die Bewegungsnerven u. ſ. w., das ſeien doch ſammt und ſonders nur eine große Reihe von reellen Gegenſtänden, und wenn auch in ihrem Zuſammenhange bei weitem noch nicht nach allen Richtungen erforſcht, doch erforſchbar.

Mayer glaubt daher keinen Widerſpruch zu begehen, ſich keiner Inconſequenz ſchuldig zu machen, wenn er die materialiſtiſche Weltanſchauung, die durch die Kant'ſche Kritik für alle Zukunft unmöglich gemacht ſei, verwirft, dagegen die materialiſtiſche Erkenntnißtheorie, der Kant Vorſchub geleiſtet, feſthält. Es ſei nur eine conſequente Fortbildung der Kant'ſchen Lehre von den aprioriſchen Formen der Anſchauung und des Verſtandes, dieſe als Anlagen zur Erkenntniß in den Organen ſelbſt zu betrachten.

Der vulgäre Materialismus iſt Realismus, indem er

Digitized by Google

nicht nur die Exiſtenz der Materie an ſich als ein Dogma annimmt, ſondern auch die Unabhängigkeit der vorgeſtellten Gegenſtände von den vorſtellenden Weſen. Dagegen iſt Mayer's phyſiologiſcher Materialismus in Uebereinſtimmung mit Kant und Schopenhauer idealiſtiſch. Mayer verbindet alſo mit dem Materialismus den Idealismus. Er iſt Gegner des eine immaterielle Seele annehmenden Spiritualismus, aber nicht Gegner des Idealismus, weshalb er auch mit Schopenhauer gegen die Vermiſchung der beiden Ausdrücke Idealismus und Spiritualismus proteſtirt:

> Die Lehre von der Erkenntniß muß idealiſtiſch ſein, weil ſie den dem Erkennenden zukommenden Antheil an der Erkenntniß nicht übergehen darf; ſie muß zu gleicher Zeit materialiſtiſch ſein, weil ſie gerade dieſen Antheil in nichts anderm, als den der Erkenntniß dienenden Werkzeugen ſelbſt ſuchen darf.

Es iſt erfreulich, zu ſehen, daß die Schopenhauer'ſche Weiterbildung der Kant'ſchen Philoſophie, die weſentlich darin beſteht, daß Schopenhauer der Kant'ſchen idealiſtiſchen Erkenntnißtheorie einen phyſiologiſchen Unterbau gegeben und gezeigt hat, warum das menſchliche Erkennen nur auf Erſcheinungen beſchränkt iſt, weil es nämlich Gehirnfunction und als ſolche etwas Secundäres iſt — es iſt, ſage ich, erfreulich zu ſehen, daß dieſe Lehre in Mayer einen ſo intelligenten Anhänger und Vertheidiger gefunden hat. Der Intellect (die Seele) iſt phyſiſch und nicht metaphyſiſch — dieſe Grundlehre Schopenhauer's erhält durch Mayer's Auseinanderſetzungen eine neue Illuſtration. Von einem ſpiritualiſtiſchen, vom Leibe unabhängigen und daher unſterblichen Seelenweſen kann auf dieſem Standpunkt nicht mehr die Rede ſein. Die pſychiſchen Functionen werden hier vielmehr, der Erfahrung entſprechend, als Leibesfunctionen, als Functionen beſtimmter Organcomplexe des Leibes und als folglich das Schickſal des Leibes theilend aufgefaßt. In dieſer Anſicht iſt Einheit und Conſequenz, während ſich der dualiſtiſche Spiritualismus, wie Mayer an Weſthoff's Buch ſchlagend nachgewieſen hat, in lauter Widerſprüche verwickelt.

Es bleibt freilich bei der Mayer'ſchen Löſung der Seelenfrage zuletzt noch die Frage übrig: Was iſt denn nun das Unſterbliche des Menſchen, wenn es die Seele nicht iſt? Etwas Unvergängliches muß doch in jedem Vergänglichen gegenwärtig ſein. Denn wie es nicht aus nichts entſtanden iſt, ſo kann es auch nicht zunichte werden. Auf dieſe Frage, die ſchon das Ding an ſich betrifft, läßt ſich Mayer, der das Gebiet der Metaphyſik grundſätzlich meidet, nicht ein. Er hält das Ding an ſich für unerkennbar. Deſſenungeachtet liegt nach ihm kein Grund vor, ſich über die Mangelhaftigkeit und Beſchränktheit menſchlicher Erkenntniß zu beklagen. Beweiſe es doch ſchon einen hohen Grad von Bildung und gewonnener Einſicht, die Grenzen alles menſchlichen Wiſſens genau zu kennen, um nicht vergeblich Trugbildern nachzujagen und ſich und andere zu täuſchen.

> Seitdem die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften jede über die Quadratur des Cirkels und das Perpetuum-mobile (das Immerbewegliche) handelnde Arbeit unbeachtet gelaſſen, haben die Bemühungen, ſich mit dieſen Aufgaben zu beſchäftigen, faſt ganz aufgehört. Sobald man die feſte Ueberzeugung erlangt, daß die Regionen der Metaphyſik zu erreichen ebenſo unmöglich iſt, als einen Cirkel zu quadriren oder eine Vorrichtung mit ununterbrochener Bewegung zu erfinden, wird und muß man ſich reſigniren und ſich der ſichern Erkenntniß des Unmöglichen ebenſo erfreuen, wie der zahlreichen poſitiven Entdeckungen.

Julius Frauenſtädt.

Ein politiſcher Roman.

Die Preußen in Prag. Hiſtoriſcher Roman aus dem letzten deutſchen Bruderkriege und der Occupation Prags durch die Preußen von Julie Burow. Forſt, Unverzagt u. Comp. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir erkennen in dieſem Roman zunächſt die Rückwirkung der Siege auf die gedrückte Stimmung in der Heimat der Kämpfer; dann werden wir mit einigen wackern jungen Kämpfern bekannt gemacht und erleben die Scenen bis Prag mit ihnen. Hier finden wir uns in einen Roman verflochten, in welchem verfolgte Juden, fanatiſcher Klerus und ſtolzer kaiſerlicher Adel ihre Rollen ſpielen und uns die Zerfahrenheit des innern Lebens in Auſtria zur Anſchauung bringen ſollen. Endlich kehrt zurück, wer nicht begraben zurückbleiben muß, und da gibt es dann Thränen verſchiedener Gattung und einige Hochzeiten.

An den eingewebten Geſprächen erkennen wir ſchnell die Abſicht der Verfaſſerin und — werden verſtimmt, wenigſtens als Kritiker.

> „Da wird die öſterreichiſche Cavalerie der unſern gewiß weit überlegen ſein.“ — „Gott wird ihnen allen (?) beiſtehen“, ſagte Frau Jäger muthig. „Der Alte Fritz hat mit Ruſſen, Oeſterreichern und Franzoſen zugleich gekämpft, und ſein Feldherrntalent, die Tapferkeit ſeiner wohlgeſchulten Truppen und Gott, der dem toleranten und weiſen Fürſten beiſtand, haben ihm doch den Sieg gegeben.“ „Aber der Alte Fritz war ja ein Freigeiſt“, ſagte Margarethe. Ein ſanftes Lächeln lagerte ſich über das Antlitz der Blinden. „Nur inſoweit, als er keine Confeſſion für die einzig richtige, für den alleinigen Weg zu Gott hielt. Er, der in ſeinem Reiche jeden nach ſeiner Façon ſelig zu werden erlaubte, unterſchied gar wohl das Weſen echter Religioſität von der jeweiligen äußern Form derſelben, und der Mann, der in ſeinen letzten Augenblicken zur Sonne aufſchauend ſagte: Bald werde ich dir näher ſein, hoffte wie der Chriſt, welcher Confeſſion er auch angehöre, auf ſelige Unſterblichkeit. Freilich hat er niemand um ſeines Glaubens willen geſcholten und aus ſeinem Lande getrieben, auch kein Katholik im weiten Kreiſe ſeiner Unterthanen kann klagen, daß ſeine Religion ihm geſchadet. Unduldſam iſt faſt immer nur der Menſch, der nicht ſelbſt über Religion nachdenkt, ſich nicht mit Herzenswärme dafür intereſſirt, ſondern das, was Pfaffen und Jeſuiten der Confeſſion, in der er zufällig geboren iſt, ihm vorpredigen, aus Denkfaulheit oder Eitelkeit für unbeſtreitbar wahr annimmt, und ein ſolcher verlangt, daß es auch von ſeinen Mitmenſchen und, wenn er zufällig ein Fürſt iſt, von ſeinen Unterthanen angenommen würde. Wenn die Brüder in Nathan's Märchen von den drei Ringen“ u. ſ. w.

Auf dieſes welthiſtoriſche Gedicht Leſſing's kommt auch Auguſt Lewald in ſeinem jüngſt recenſirten Roman:

Digitized by Google

„Moderne Familiengeſchichten“ zu ſprechen und perorirt gegen daſſelbe, wie wir denn ſchon zu unzähligen malen die Erfahrung machten, daß das kurze Urtheil über den Werth dieſer Ringgeſchichte das Verhältniß eines jeden zur Confeſſions- und Religionsfrage zur Genüge charakteriſirt und lange Discuſſionen über dieſes Thema abzuſchneiden vermag.

Auch von den Kämpfern wird abends im Bivuak und dann in Prag viel politiſirt und in Bezug auf „die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit“ der Spieß umgekehrt, ſodaß jetzt die Hohenzollern gegen die Habsburger ſein Heft in Händen hielten.

Werden wir uns bei dieſer Gelegenheit über den betreffenden Sachverhalt klar, über den Schiller in ſchwacher Stunde eine immerhin ſchöne Ballade geſchrieben, über den aber bis heute noch kein Hiſtoriker klaren Wein eingeſchenkt hat. Die Phantaſie der Päpſte war, ſie wollten die geiſtige, und die Kaiſer des Römiſchen Reichs deutſcher Nation ſollten die weltliche Macht über den Erdkreis haben. Die Kaiſer waren der Idee, die ihnen plauſibel gemacht wurde, nicht abgeneigt, wohl aber die Völker, zumal Italiens, und ſo lagen ſie, auf Koſten deutſchen Bluts, in faſt unausgeſetzter Fehde, rechts und links, meiſtens in den Kampf- und Verwaltungsmitteln beſchränkt, während die klerikale Macht des Vaticans ſich allerdings über den Weltkreis, ſoweit er zugänglich war, ausdehnte. Unvermeidlich war, daß auch zwiſchen Papſt und Kaiſer Zwieſpalt ausbrach, d. h. zwiſchen den Beherrſchern der Seelen und denen der zugehörigen Leiber. Wie wäre es anders möglich geweſen? Und ſo kam es zu den Römerzügen der Kaiſer, richtiger den Proteſtationskämpfen gegen die überſchwenglichen Gelüſte römiſcher Hierarchie. Oberitalien mußte beſonders viel Blutfelder ſehen. Da, nach einer „kaiſerloſen Zeit“, beſtiegen die Habsburger den deutſchen Kaiſerthron und, wie Schiller es richtig aber unklar dargelegt hat, benutzten ſofort alle Chancen ihrer vordem erblichen Macht, um mit Rom Frieden zu ſchließen und auf Koſten des deutſchen Vaterlandes ihre Dynaſtie zu befeſtigen und eine Hausmacht herzuſtellen, die in dem Concordate mit Rom ſeine Hauptſtütze hatte. Fortan hauſten die Partiſane des Vaticans in der Hofburg, und die eigentlichen Gewaltherrſcher Deutſchlands ſaßen auf dem römiſchen Stuhle. Der deutſche Kaiſer war nicht viel anders als ein Satrap des Heiligen Vaters, der ihn ſchützte, vorzüglich gegen ſein eigenes Volk. Denn als die deutſchen Kaiſer angefangen hatten, Deutſchland an Rom zu verrathen, übernahm, wenn auch deſſen ſich ſelbſt unbewußt, das deutſche Volk den Proteſt gegen Rom und ſeinen allmächtigen Klerus und kämpfte gegen Rom in den Bauernkriegen, im Dreißigjährigen Kriege und in andern Fehden, die nur andere Namen erhalten haben, in der That und Wahrheit aber nur Proteſte gegen Rom und ſeine Vaſallen in der Hofburg waren. Auch die ſpätern Kämpfe hatten keine andere Bedeutung, die Schleſiſchen, der Siebenjährige von 1756—63; die große Revolutionsperiode machte eine Unterbrechung, aber der Widerſtand des freigeſinnten nördlichen Deutſchland gegen Rom und Wien, der in die Hand der Hohenzollern gelegt war, machte ſich ſtets bemerkbar und wurde wieder von größerer Bedeutung, als der Graf von Bismarck preußiſcher Miniſter en chef geworden und in richtiger Würdigung der welthiſtoriſchen Aufgabe Preußens zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er ein einiges Deutſchland nur herſtellen könne, wenn er Italien einige, Rom auf ſein confeſſionelles Gebiet beſchränke, den Schwerpunkt der habsburgiſchen Dynaſtie nach Ofen verlege und die 1806 vacant gewordene deutſche Kaiſerkrone dem hohenzollernſchen Stamme vindicire. Das iſt geſchehen, und daß es geſchehen, iſt gut. „Los von Habsburg!“ war die Loſung des Kampfes von 1866, und nun hat Deutſchland unter Preußens Aegide wieder eine reſpectable Zukunft. Dixi et salvavi animam meam.

Zu weiterer Charakteriſtik des Buchs der Frau Burow wollen wir noch einen Paſſus aus demſelben abſchreiben, mögen ſich unſere Leſer einverſtanden oder nicht einverſtanden erklären:

Wie aus dem Samenkorn der Ceres ein ganzes großes Aehrenfeld, ſo wuchs aus den Blutstropfen Chriſti das Chriſtenthum aller Völker und Zeiten, aber wie in den Saatfeldern zwiſchen den goldenen Körnern, die der Welt das tägliche Brot geben, die ſchlimmen Unkräuter Spelz und Treſpe, ſo wächſt in den Feldern der Religion das Pfaffenthum mit ſeiner giftigen Frucht der Unduldſamkeit. Dieſes muß ausgerottet werden, und es iſt die Pflicht der Regierungen, an ſeiner Ausrottung zu arbeiten. Jede Reinigung der Samenkörner der Religion durch Aufklärung und Bildung wird dieſes Gift mehr und mehr ausrotten, und es iſt ein Segen, daß man in unſerm Vaterlande (Preußen) länger als zwei Jahrhunderte ſchon ernſtlich danach ſtrebt.

Die Verfaſſerin dieſes Romans, die ſich in ihren ſämmtlichen Schriften durch eine nüchterne, aber auch energiſche Verſtändigkeit auszeichnete und die oſtpreußiſche Schule der reinen Vernunft nicht verleugnete, iſt am 19. Februar plötzlich im Theater in Bromberg geſtorben.

Vom Büchertiſch.

1. Das Chriſtenthum und die moderne Naturwiſſenſchaft von J. Frohſchammer. Wien, Tendler und Comp. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Zeichen und Wunder mehren ſich. Die getreneſten Söhne der Kirche werden zu ihren Widerſachern und machen ihren Bund mit dem Geiſte der Neuzeit. Von Italien bedrängt, aus Oeſterreich verwieſen, verliert der Papismus auch in Deutſchland, ſoweit es katholiſch iſt, allmählich an Einfluß. In der bairiſchen Hauptſtadt kann ein angeſehener Lehrer der Philoſophie gegen die herrſchende Kirchenform ſeine weithin dringende Stimme erheben. Es iſt derſelbe münchener Profeſſor, der 1861 durch ſeine Broſchüre: „Ueber die Freiheit der Wiſſenſchaft“, 1863 durch einen Vortrag „Ueber das Recht der neuern Philoſophie gegenüber der Scholaſtik“, und durch die Jahrgänge 1862—64 ſeines „Athenäum“ den Zorn der Curie gegen ſich herausgefordert hatte. Frohſchammer baut ſeitdem Barrikaden aus Buchblättern und ſchickt eben das obenerwähnte umfangreiche Werk auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinung in ſeiner Provinz.

Digitized by Google

Für den Norden Europas, wo dieſe Kämpfe um Glaubens- und Gewiſſensfreiheit bereits mehrere Stadien mit mehr oder weniger Erfolg durchlaufen, kann dieſes dickleibige Buch nichts Anziehendes mehr bringen. Dagegen wird es nach Stil und Eintheilung ſeinem Zweck vorzüglich entſprechen. Frohſchammer weiß die Contraſte zwiſchen dem Inhalt der Ueberlieferung und demjenigen der modernen Forſchung in ein ſcharfes Licht zu ſtellen, wobei er die Mühe nicht ſcheut, Details und Umriſſe der ſonſt ſehr abgelegenen und weitſchichtigen Naturforſchung darzulegen. Dies zeigen ſchon die Kapitelüberſchriften: „Das Chriſtenthum und das Kopernicaniſche Weltſyſtem“; „Der Urſprung des Organiſchen in der Natur“; „Die Entwickelung des Organiſchen oder die Entſtehung der Arten in Pflanzen- und Thierreich“; „Ueber Urſprung und Weſen des Menſchengeſchlechts. Unterſchied von Menſch und Thier“; „Ueber Einheit und Alter des Menſchengeſchlechts“. Außerdem wird noch der Darwin'ſchen Theorie ein beſonderer eingehender Anhang gewidmet, wobei natürlich immer die Offenbarungen der Wiſſenſchaft und nicht die der Ueberlieferung zur oberſten Richtſchnur dienen. Frohſchammer ſchreitet dann zum modernen philoſophiſchen Bewußtſein fort in den Kapiteln: „Das phyſiſche und moraliſche Uebel in der Welt“, wobei der kühle Peſſimismus unſerer Tage, und „Das Chriſtenthum und die allgemeine Nothwendigkeit“, wobei das Sublimat aller modernen geiſtigen Arbeit, die Anerkennung des alle Erſcheinungen beherrſchenden Geſetzes hervortreten. In den Kapiteln: „Die geſchichtliche, geiſtige Entwickelung und Bildung der Menſchheit. Ihre Erhebung über die Natur“, und in dem entſchieden gelungenſten Kapitel: „Das Chriſtenthum und die moderne Civiliſation“ wird Frohſchammer dem rührigen, arbeitſamen und vielſeitigen, dem ſpecifiſchen, in materieller und geiſtiger Beziehung heroiſchen Charakter unſerer Epoche gerecht. Man könnte Frohſchammer nach ſeinem kirchlichen Standpunkt dem Proteſtantismus zurechnen, nach ſeinen Einſichten in Cultur und Geſchichte der modernen Philoſophie. Aber in Bezug auf letztere iſt Frohſchammer noch zu poſitiv; ihm iſt es noch um „Verſöhnung“ der modernen Forſchung mit der Ueberlieferung, wenn auch der gereinigten, zu thun; ihm iſt das Stadium der „Kritik“, die hiſtoriſche Unbefangenheit gegenüber den heiligen Urkunden noch verſchloſſen. Immerhin hat das Buch in der Wagſchale des modernen Freiheitskampfes ſein Gewicht, und es wäre auch von den Poſitiven anderer Gemeinden zu beherzigen, was Frohſchammer von dem Bund mit dem neuzeitlichen Geiſt ausſagt:

Es wird ſich nicht blos darum handeln, vom Baume des Chriſtenthums da und dort dürr gewordene Aeſte herabzubrechen oder wuchernde, den Saft nutzlos vergeudende Waſſerſchößlinge wegzuſchneiden, damit daraus eine neue, friſche, den geiſtigen Verhältniſſen der Menſchheit entſprechende Entwickelung des Werkes Chriſti beginnen kann. Nicht umſonſt iſt gerade in unſern Tagen das Leben Jeſu Gegenſtand ſo eingehender Unterſuchung und ſo allgemeiner Theilnahme geworden. Das iſt in der That auch die Wurzel des neu ſich geſtaltenden Chriſtenthums, das in der neuen Geiſteswelt, die durch die Wiſſenſchaft ſich bildet, auch zu neuer Form, zu tieferer innerlicher Wirkſamkeit ſich entwickeln muß. Es wird, denke ich, neuerdings und in erhöhterer Wahrheit das große Wort des Dichters ſich erfüllen: „Magnus ab integro nascitur ordo.“ Und in der That, iſt es nicht zu beklagen, wenn es endlich geſchieht, was die beſten, edelſten Geiſter, die tiefern und wahrhaft religiöſen Gemüther in der chriſtlichen Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch als Bedürfniß gefühlt und vergeblich erſehnt haben, gegenüber dem äußern Prunk und der weltklugen Gewaltherrſchaft, zu der die Stiftung Chriſti ausgeſtaltet worden und die das wahre Weſen des Werkes Jeſu darſtellen ſollte.

2. Conträr und contradictoriſch (nebſt convergirenden Lehrſtücken) feſtgeſtellt und Kant's Kategorientafel berichtigt. Eine philoſophiſche Monographie von Guſtav Knauer. Halle, Pfeffer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der katholiſche Frohſchammer ſo den modernen Geiſtesinhalt gegen römiſche Gewalt- und Dunkelherrſchaft ins Feuer führt, ſo unternimmt Paſtor Knauer philoſophiſche Grubenfahrten zur Stütze des Glaubens. Vorläufig wetzt er ſein Meſſer an den Sohlen der Logik. Es iſt nur die Frage, ob im weitern Verlauf dem Chorrock nicht die Nähte platzen. Knauer zeigt ſich nämlich in ſeiner Unterſuchung als ein Kopf von philoſophiſchem Beruf, der ſich namentlich in dem ſcharfen Blick auf die Grenzen der Begriffe zu erkennen gibt. Dabei hat Knauer eine mehr als dilettantiſche Bildung in der Philoſophie; er kennt auch neuere Sachen, obwol bezüglich früherer Zeitabſchnitte manche Lücken ſichtbar ſind. So ſcheint er Herbart nur aus deſſen Schule zu kennen, und daß Herbart in ſeinen Vorausſetzungen ein ſehr guter Kantianer iſt, ſcheint Knauer in deſſen Kritik Kant's zu überſehen. Ueberhaupt treibt der Herr Paſtor ſeine Philoſophie noch mit ſehr viel Enthuſiasmus, der ihn vorn und hinten in ſeinem Werk zu poetiſchen Flügen, zu nicht mehr ungewöhnlichen Philippiken gegen Hegel und Conſorten, zu einigen Dithyramben an den „alten Königsberger“ hinreißt, zu deſſen Fahne er ſich ſtellt. Knauer meint nämlich, daß Kant und das poſitive Chriſtenthum bisher fälſchlich entgegengeſetzt wurden.

In dieſer Monographie nimmt ſich alſo Knauer des Königsbergers an und beweiſt haarklein, daß deſſen Kategorientafeln bislang das unerſchöpfliche Grund- und Mauerwerk der neuern Philoſophie bildeten. Nur wären hier und da eine kleine Reparatur oder eine neue Auffüllung nöthig, und wirklich kommt Knauer zu einigen Reſultaten, welche die Aufmerkſamkeit der Logiker verdienen. Man geſtatte uns hier kurz anzuführen, daß er die zweite Kategorientafel mit der Ueberſchrift „Qualität“, welche die zum Theil dunkle, öfter misverſtandene Eintheilung in „Realität, Negation, Limitation“ führt, adjectiviſch und zutreffender ſo eintheilt: „poſitiv, negativ, limitirt“, wobei poſitiv und negativ die beiden Enden einer Qualitätsreihe (gebildet — ungebildet, richtig — unrichtig, geſund — ungeſund u. ſ. w.), und limitirt nicht ein verworrenes „unendlich“, ſondern „beſchränkt“ bedeutet, oder gleichbedeutend iſt mit dem Begriff des Grades innerhalb zweier Pole (hell — roth, faſt — wahr, halb — gebildet u. ſ. w.). Eine Fülle feinerer Unterſcheidungen wird hierbei noch durch Vertiefung in den deutſchen Sprachgeiſt erlangt. Worauf ſich Knauer etwas zugute thut, iſt jedoch eine Entdeckung, daß das Princip des „ausgeſchloſſenen Dritten“ zwiſchen zwei Gegenſätzen (z. B. etwas iſt entweder warm oder kalt, gut oder böſe, tertium non datur) niemals auf die Qualität des Ausgeſagten, ſondern nur auf die Modalität, und zwar auf Ja und Nein

Digitized by Google

geht (d. h. es iſt falſch, zu ſagen: entweder kalt oder warm, tertium non datur; denn dazwiſchen liegen noch 1°, 2°, 3° Réaumur u. ſ. w., zwiſchen ſchwarz oder weiß die ganze Farbenreihe; dagegen gibt es kein tertium zwiſchen: etwas — iſt ſchwarz, oder etwas — iſt nicht — ſchwarz). Mit einem Wort: Gegenſatz iſt nicht gleichbedeutend mit Widerſpruch, der allein auf dem Ja oder Nein beruht. Gegen dieſe Unterſcheidung Knauer's könnte man vom Hegel'ſchen Standpunkt einwenden, daß es auch zwiſchen Iſt und Iſtnicht ein Drittes gibt, nämlich das Wird mit ſeiner unendlich mannichfaltigen Scala des Geſchehens. Es wird nichts helfen, das „Sein" ſo ohne weiteres aus der Reihe der Qualitäten zu ſtreichen oder ihnen entgegenzuſetzen. Auch hat noch niemand darauf geachtet, daß die Copula „iſt" nur in den ariſchen Sprachen dominirt, daß ſie in den turaniſchen und ſemitiſchen Sprachen entweder fehlt, oder als reine Zeitbeſtimmung, oder ſelbſtändig als Thätigkeitswort auftritt. Man ſieht, daß es doch nicht ſo leicht iſt, mit Knauer einen abſoluten Anfang in der Logik zu finden; ſie ſetzt leider ſelbſt ſchon Pſychologie, Ontologie u. ſ. w. voraus, und nicht umſonſt iſt der philoſophiſche Cirkeltanz bei der heutigen Generation in Verruf gekommen. Abgeſehen übrigens von dieſen dialektiſchen Schwierigkeiten, dachten wir Knauer's Princip des Widerſpruchs bereits bei Herbart bis zum Uebermaß conſtatirt und befolgt; nur wollen wir Knauer die ſchärfere Ausſprache und Unterſcheidung zwiſchen „Widerſtreit und Widerſpruch" und der Beſchränkung des „ausgeſchloſſenen Dritten" auf den letztern gerne gönnen.

Wie praktiſch und unterrichtet übrigens in den Dingen dieſer Welt unſer Paſtor iſt, zeigt neben der patriotiſchen Berufung auf die Nothwendigkeit eines ſtärkern Nationalgeiſtes ſeit dem böhmiſchen Feldzug folgendes ſchlagende Beiſpiel, das er zur Erläuterung ſeiner Unterſcheidung zwiſchen Negation in der Qualität und Modalität anführt:

Als der letzte König von Dänemark, der zugleich Herzog von Schleswig-Holſtein war, ſtarb, hatte allerdings Preußen kein Recht (modaliſche Negation), die Elbherzogthümer in irgendeiner Form an ſich zu ziehen und einzuverleiben. Es hatte aber auch, wie ſich nun mehr und mehr mit Gewißheit ergeben hat, niemand ſonſt ein unbezweifeltes Recht auf den Beſitz der Herzogthümer, da Dänemark das im londoner Vertrag ihm bewilligte Recht ſelbſt mit Füßen getreten hatte. Die modaliſche Negation des Rechts auf Schleswig-Holſtein war eine abſolute. Wo aber in Politicis gar kein Recht mehr iſt, da muß früher oder ſpäter ein Recht wieder entſtehen, ſich bilden oder geſchaffen werden. So konnte allerdings ein Recht der auguſtenburgiſchen Familie möglicherweiſe ſich bilden, aber bilden mußte es ſich erſt. In der That zeichnete nun der ſchleswigſche Krieg mit nachfolgendem Friedensſchluß auf die vorherige tabula rasa wider Erwarten vieler die Spuren eines neuen Rechts. Jetzt konnte es nicht mehr modaliſch heißen: abſolut kein Recht, vielmehr, falls wirklich irgendwelche ſtark limitirte Rechte auf Schleswig-Holſtein inzwiſchen ſonſt hervorgetreten ſein ſollten (falls etwa der dem Auguſtenburger in der Ueberſtürzung geleiſtete Eid Berückſichtigung verdiente): ſo hatte ein neues allerdings auch limitirtes Recht (Preußens und Oeſterreichs Condominat war ſchon in ſich eine limitirte Rechtsqualität) ſich jenen zugeſellt. Daß dies Recht aber aus ſeiner Limitation ſich erheben und über andere mögliche limitirte Rechte triumphiren werde, ließ ſchon die Machtſtellung der Condomini erwarten. Das Proviſorium konnte nicht endlos währen, Oeſterreich konnte wegen ſeiner geographiſchen Lage für ſich von einem Definitivum keinen Gebrauch machen; ſo konnte mit der Zeit das Definitivum nur auf Preußens Seite fallen. Dennoch fuhren die Demokraten und Fortſchrittler fort zu rufen: Schreiendes Unrecht, wenn Preußen Schleswig-Holſtein einverleiben wollte. Kein Recht aber und Unrecht ſind zwei logiſch ganz verſchiedene Begriffe.

Wir begrüßen dieſe Schrift, abgeſehen von ihren religiöſen und ſonſtigen Einſeitigkeiten, als ein Zeichen mehr der in Deutſchland noch nicht ausgeſtorbenen ſpeculativen Begabung und Scharfſinnigkeit.

3. Die Logik und Pſychologie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. Von Friedrich Dieterici. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein ſchätzenswerther Beitrag zur Kunde der arabiſchen Cultur, der auch nach der Natur der letztern auf die grundlegende griechiſche viele Streiflichter wirft. Namentlich wird zu Ariſtoteles, dieſem zwei Jahrtauſende verſorgenden Schüttboden, eine Fülle vermißten Materials darin aufgefunden werden können. Das vorliegende ſind acht Abſchnitte aus der arabiſchen „Encyklopädie der Wiſſenſchaften", welche in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts von dem freiſinnigen Orden der „Brüder der Reinheit" verfaßt wurde. Dieterici hat bereits drei Schriften über dieſen Orden herausgegeben: eine Uebertragung des Märchens „Menſch und Thier", in welchem die allgemeine Geiſtesrichtung dieſer Schule geſchildert iſt; ein Buch über deren Naturwiſſenſchaft und Naturanſchauung; eine Darſtellung ihrer mathematiſchen Propädeutik. Die vorliegende Auswahl aus den 51 Stücken dieſer Encyklopädie gibt in deutſcher Uebertragung die Abhandlungen über die theoretiſche Wiſſenſchaft, Logik, Kategorien, Hermeneutik, die Analytiken, die Kunſt und die Pſychologie, welche letztern zwei ein vorzügliches Intereſſe in Anſpruch nehmen. Beigefügt iſt die arabiſche Terminologie. Dieterici knüpft ferner an das Studium dieſer Schriften die Hoffnung, daß die Bedeutung der arabiſchen Cultur auch als Mittelglied zwiſchen der Bildung der alten Welt und der in der neuen Zeit emporblühenden Wiſſenſchaft genauer erkannt werden würde.

4. Beiträge zur Erklärung der Poetik des Ariſtoteles. Von Guſtav Teichmüller. Halle, Barthel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Man wundert ſich, ſolch kritiſches Schnitzelwerk, dem man ſonſt auf Löſchpapier im Erdgeſchoß von Textausgaben zu begegnen gewohnt war, jetzt in vornehmer Ausſtattung zu einem eigenen Werk aufgebauſcht zu ſehen. Fünfundvierzig Stellen in der Poetik des Ariſtoteles werden hier auf einigen hundert Seiten operirt. Die ganze Poetik iſt längſt einſtimmig für lahm erklärt worden, allmählich wird jeder einzelne Satz für lahm befunden, und ſeit einem Menſchenalter ſind eine Schar philologiſcher Chirurgen, Ritter, Spengel, Bernays, Suſemihl, Vahlen und der Verfaſſer, mit Zangen und Pflaſtern in der Wiederherſtellung des echten Ariſtoteles befliſſen. Woran liegt es aber, daß der Text immer noch für ungenießbar gehalten wird? Doch wir wollen nicht aus der Schule plaudern, ſonſt würden wir manches, was ſich als Wiſſenſchaft, als Forſchung geberdet und leider beſſern Dingen den Raum wegnimmt, vor unſerm zum Zweck eilenden Zeitalter denunciren müſſen. So viel ſei noch geſagt, daß der Schlüſſel zur Poetik des Ariſtoteles in deſſen Rhetorik,

Digitized by Google

hierzu in der Ethik und Pſychologie, hierzu in der congenialen Auffaſſung der Natur- und Menſchenwelt, hierzu in etwas Empirie, etwas Logik, etwas Speculation liegt; kurzum, daß das Werk eines Philoſophen mit Philoſophie erklärt werden will, und daß Buttmann und Pape dazu nicht ausreichen. Und das muß in Deutſchland geſagt werden hundert Jahre nach Leſſing!

5. Bauſteine zur Geſchichte der griechiſch-römiſchen Plaſtik, oder Berlins antike Bildwerke. Erſter Band: Die Gipsabgüſſe im Neuen Muſeum in hiſtoriſcher Folge erklärt von Karl Friederichs. Düſſeldorf, Buddeus. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein brauchbares Handbuch ſowol für den Beſucher der berliner Muſeen, der darin eine genaue Beſchreibung und Geſchichte jeder einzelnen Nummer in den Gipsſammlungen findet, als auch ein reichhaltiges, auf literariſchem Material fußendes Nachſchlagebuch für das Studium der römiſch-griechiſchen Plaſtik. Für den letztern Zweck iſt die hiſtoriſche Eintheilung und Reihenfolge der Nummern eingehalten, während für den erſtern verſchiedenartige Regiſter die bequeme Handhabung ermöglichen.

6. Aus Rom und Byzanz. Vorträge von A. Danz. Weimar, Böhlau. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.

Dieſe Vorträge ſind in Abendcirkeln des weimariſchen Hofs gehalten worden. Sie behandeln mit Eleganz und Sachkenntniß die Hautgoûtcultur der römiſchen und griechiſchen Kaiſerzeit. Ein Tag im römiſchen Circus, Bäder und Badeleben im alten Rom, Anfang und Ende der Gladiatorenkämpfe, das Hofceremoniell der byzantiniſchen Kaiſerzeit, ein Aufruhr der Parteien des Circus ſind die Vorwürfe dieſer in den Fußſtapfen Becker's und Mommſen's wandelnden maleriſchen Eſſays.

7. Aiſchylos, überſetzt von J. G. Droyſen. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin, Hertz. 1868. 8. 2 Thlr.

Die dritte Auflage dieſes Werks ſpricht es ſchon zur Genüge aus, das Lob, das wir dem Autor ſpenden können. Droyſen iſt ein Ueberſetzer von Gottes Gnaden. Hier das Eindringen in fremd Individuelles, und helles Auffaſſen ſeiner feinſten Biegungen und Wendungen, hier das Ab- und Ausprägen im eigenen Sprachgenius, fremd überraſchend und klar deutſch zugleich, die metriſche Form als ſchimmernden Schmuck nicht als ſchwere Feſſel tragend. Hier entzündet ſich an der Phantaſie, an der Stimmung des Vorbildes die eigene des Uebertragenden, der ſo die verwandten Accorde auf der deutſchen Leier ſchlägt zu denen der griechiſchen. Droyſen ſteht in einer Reihe mit Voß, Rückert, völliges Gegenbild zu den Verſifexen der Schule, welche nur Buchſtaben ſehen und nur Buchſtaben geben.

8. Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag von F. D. Gerlach. Baſel, Bahnmaier. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfaſſer ſtreitet mit in der Phalanx für den Geiſt gegen den Buchſtaben, der ein ganzes Stück der Philologie zur werthloſen Makulatur ſtempelt. Was hat Horaz nicht von den Grammatiſten zu leiden gehabt, wie viele haben das Erbe des ſeligen Paſtor Lange angetreten, den Leſſing erſchlagen zu haben meinte, der jedoch ein hundertfältiges Geſpenſt auf allen Kathedern herumſpukt! Gerlach ſucht erſt die geiſtige Geſtalt des Dichters in ſeinen verſchiedenen Phaſen zuſammenzuſetzen, das Gebiet des literariſchen Eſſay endlich auch auf die Antike erweiternd. Wir finden das Porträt ähnlich, mit ſatten Farben gemalt; nur fehlt uns ein charakteriſtiſcher Zug, die Analyſe des ſprachlich-metriſchen, Gedanken und Bilder ſchaffenden und ordnenden Kunſtſinns bei Horaz, wobei Muſterſtücke ſeiner Dichtung eingewebt werden konnten.

9. Wandervorträge aus Kunſt und Geſchichte von Ludwig Eckardt. Erſte Hälfte. Stuttgart, Rieger. 1868. Lex.-8. 22½ Ngr.

Dieſe Vorträge ſind kunſtgeſchichtliches Material in einer vornehm rhetoriſchen Einkleidung, ſchwunghaft, reich an Schmuck, an Pointen, Bildern, Parallelen, anekdotiſch, ſtellenweiſe muſiviſch. Die Urtheile nicht neu, wol aber der Gedanke und die Ausführung, ſämmtliche Künſte als Eine Kunſt, ihre durchgängig entſprechende Entwickelung nachzuweiſen. Die vorliegende Auswahl gibt eine Parallele zwiſchen Schiller, Thorwaldſen, David, Beethoven, behandelt Richter, die romantiſche Schule, die deutſche Kunſt in der Zeit der Freiheitskriege, Leſſing und das erſte deutſche Nationaltheater in Hamburg, Ludwig Uhland. Der ethiſche Charakter des Autors bevorzugt das Erhabene, Männliche, Pathetiſche, Politiſch-Patriotiſche; der äſthetiſche Standpunkt iſt der der jungdeutſchen, fortſchrittlichen Schule. Der Autor iſt ſelbſt Dichter, Aeſthetiker, mit beſtechendem äußern Vortrag, den er im demokratiſchen Sinne zur Vermittelung des Volkslebens mit der fortſchreitenden Erkenntniß für geboten erachtet.

Feuilleton.

Eine portugieſiſche Ueberſetzung des Goethe'ſchen „Fauſt".

Goethe's „Fauſt", der ſchon beinahe in alle europäiſche Sprachen überſetzt iſt, wurde im vorigen Jahre zum erſten mal in das Portugieſiſche übertragen („Fausto Tragedia de Goethe traduzido por *Agostinho d'Ornellas*", Liſſabon 1867). Der Ueberſetzer, der gegenwärtig Secretär der portugieſiſchen Geſandtſchaft in London iſt, war früher Geſandtſchaftsattaché in Berlin, wo ihn im Jahre 1860 eine Aufführung des „Fauſt" ſo ergriff, daß er, der damals des Deutſchen kaum mächtig genug war, um der theatraliſchen Aufführung zu folgen, ſofort beſchloß, ſich dem Studium dieſes unvergleichlichen Werks, das ihm zum erſten male entgegengetreten war, mit allen Kräften zu widmen. Bald genügte es ihm aber nicht mehr, daſſelbe leſen zu können, er fühlte ſich gedrungen, zuerſt einzelne Stellen, dann den ganzen erſten Theil des „Fauſt" zu überſetzen; er hat damit der poetiſchen Literatur ſeines Landes einen weſentlichen Dienſt geleiſtet, denn wie er ſich ſelbſt in der Vorrede äußert, war vor ihm noch kein Vers des „Fauſt" ins Portugieſiſche überſetzt worden. Wir wünſchen, es möge ſich ſeine Hoffnung erfüllen, daß dieſe Ueberſetzung die Aufmerkſamkeit der Portugieſen auf unſere reiche Literatur lenken möchte, die ſeinen Landsleuten nach der eigenen Behauptung d'Ornellas' noch faſt ganz unbekannt iſt; um ein Beiſpiel anzuführen, wie

Digitized by Google

wenig ſelbſt Goethe ihnen bekannt geworden iſt, wollen wir hier erwähnen, daß von allen ſeinen Werken bisher nur „Werther's Leiden“ 1842 in Rio de Janeiro portugieſiſch erſchienen ſind.

D'Ornellas war ſich der großen Schwierigkeiten wohl bewußt, die einer genauen und getreuen Uebertragung des „Fauſt“ entgegenſtanden, obwol die portugieſiſche Sprache durch ihre Biegſamkeit und ihren Reichthum unter den romaniſchen Sprachen eine der geeignetſten zu einem ſolchen Unternehmen iſt. Wir können ihm das Zeugniß geben, daß ſeine Ueberſetzung eine möglichſt genau ſich an das Original anſchmiegende iſt, und wenn ſie auch die hohen Schönheiten deſſelben nicht erreicht, woran ſie ſchon durch den faſt ausſchließlichen Gebrauch des elfſilbigen ungereimten Verſes anſtatt des von Goethe gebrauchten Metrums gehindert wird, ſo müſſen wir ihr doch im großen und ganzen zugeben, daß ſie den Geiſt des Originals ſo wenig wie möglich verwiſcht hat und wohl geeignet iſt, den Landsleuten des Ueberſetzers das Verdienſt dieſes unſterblichen Werks zu erſchließen.

Um eine kleine Probe von dieſer Ueberſetzung zu geben, wollen wir aus der Scene „vor dem Thor“ das Lied der Soldaten in der Ueberſetzung und in Goethe's Worten herſetzen:

Soldados.	Soldaten.
Castello roqueiro	Burgen mit hohen
De muros altivos,	Mauern und Zinnen,
Donzella formosa	Mädchen mit ſtolzen
De modos esquivos,	Höhnenden Sinnen
Quizera ganhar!	Möcht' ich gewinnen!
É empreza arriscada	Kühn iſt das Mühen,
Mas bem compensada!	Herrlich der Lohn!
O nosso trombeta	Und die Trompete
Lá vae recrutar,	Laſſen wir werben,
É para morrer	Wie zu der Freude,
Ou para gozar.	So zum Verderben.
Isto é que é viver	Das iſt ein Stürmen!
É que é conquistar!	Das iſt ein Leben!
Donzellas e torres	Mädchen und Burgen
Haõ de s'entregar	Müſſen ſich geben.
É empreza arriscada	Kühn iſt das Mühen
Mas bem compensada.	Herrlich der Lohn!
Eaós, oh soldados,	Und die Soldaten
Avante marchar!	Ziehen davon.

Engliſches Urtheil über Werke der deutſchen Literatur.

Bei Beſprechung des zweiten Bandes von Woltmann's „Holbein und ſeine Zeit“ ſagt die „Saturday Review“, nachdem ſie die wenigen biographiſchen Data berührt hat, welche derſelbe enthält, es ſei des Verfaſſers Aufzählung und Beſchreibung der Gemälde, Holzſchnitte und Zeichnungen Holbein's ebenſo genau wie lebhaft. „Er hat England, das claſſiſche Land von Holbein's Porträtmalerei, perſönlich beſucht, und ſeine Nachforſchungen ſind durch die jüngſte Ausſtellung in South-Kenſington weſentlich unterſtützt worden. Nachdem wir dieſe Blätter durchgeleſen, ſind wir immer mehr von der Bedeutung Holbein's für die engliſche Geſchichte überzeugt und empfinden ein um ſo lebhafteres Bedauern, daß der große Künſtler bei uns keine Schule gegründet und keinen Nachfolger zurückgelaſſen hat. Der Zeitraum in der engliſchen Geſchichte zwiſchen Holbein und van Dyck, gerade der alſo, wo eine große nationale Schule der Porträtmalerei am willkommenſten geweſen wäre, war auch derjenige, wo die Kunſt bei uns auf ihrem niedrigſten Standpunkte ſich befand. Wir erkennen zwar mit Dankbarkeit den Genius an, welcher ein ſo glänzendes und charakteriſtiſches Porträt wie das in dieſem Bande gravirte des Erzbiſchofs Warham geſchaffen hat; wie viel größer aber würde unſere Verpflichtung ſein, wäre des Malers Geſchick auf einen Shakſpeare, einen Bacon oder einen Raleigh verwendet worden! Woltmann's Kritik iſt im allgemeinen ebenſo meiſterhaft, wie ſeine Schilderungen, beſonders da, wo er Holbein's Beziehungen zur Renaiſſance und Reformation beſpricht, welche beide große Bewegungen in einem gewiſſen Sinne in ſeinen Werken verkörpert ſind.“

„Wenn wir“, fährt die „Review“ dann fort, „eine nur dürftige Kenntniß vom Leben Holbein's haben, ſo brauchen wir uns dagegen über keinen Mangel an Auskunft in Betreff Hoffmann's von Fallersleben Biographie zu beklagen. Wir wiſſen jetzt, was dieſe hervorragende Perſönlichkeit jeden Tag ihres Daſeins bis zum Ende des Jahres 1847 getrieben hat.*) Die übrige Zeit iſt noch in Dunkel gehüllt, obſchon, falls es geſtattet iſt, vom Bekannten aufs Unbekannte zu ſchließen, wir mit einiger Zuverſicht muthmaßen dürfen, daß ſie damit hingebracht worden, daß er im Lande herumgelaufen, in Freundes Häuſern ſich luſtig gemacht hat, mit der Polizei in Händel gerathen iſt, viel gute alte deutſche Poeſie edirt und viel ſchlechte neue gedichtet hat. Dies wenigſtens iſt ſo ziemlich der Bericht über die 49 Jahre, welche in den vier Bänden behandelt ſind, von denen jeder halb ſo lang wie Cäſar's Commentare iſt. Es iſt kaum anzunehmen, daß ſelbſt des Verfaſſers große Schreibfertigkeit für ſich allein zu einer ſolchen Leiſtung ausgereicht hätte, und wir möchten uns kaum die Mühe nehmen, nachzuweiſen, wie viel von dem Buche aus Zeitungsartikeln, die ſich auf ihn beziehen, zuſammengeſetzt iſt. Keine derartige Hülfe wird verſchmäht. So füllt er z. B. ganze Seiten mit einem Verzeichniß ſeiner Commilitonen zu Bonn, unter denen ſich freilich Männer wie Heine, Hengſtenberg und Liebig, aber auch ſolche, wie Colonius, Pugge und Potborowski vorfinden. Es iſt wirklich ſchade, daß ſich ein ſo gutmüthiger Mann und ſo fleißiger Gelehrter durch ein ſolches Beiſpiel von ausgelaſſener Selbſtſucht und tollgewordener Bücherfabrik dem Gelächter preisgegeben hat.“

Auch einige Novellen ſind in der „Saturday Review“ beſprochen: „«Luginsland» von Otto Roquette iſt eine gute Probe von jenen Novelletten, in welchen deutſche Romanſchreiber ſo viel heimiſcher ſind als in größern Leiſtungen. Die beſten der fünf Erzählungen ſind «Gothenwiek» mit ihren grauſigen Schilderungen der traurigen Oſtſeeküſte, und «Ich und meine Compagnie», mit ihren anmuthigen Skizzen eines herumſtreifenden Lebens.“

„Franz Dingelſtedt hat einen bedeutenden Ruf als Schriftſteller, noch mehr aber als der erfolgreichſte Theaterdirector in Deutſchland. In ſeiner Novelle: «Die Amazone», hat er es verſtanden, ſeine Erfahrung in der letztern Eigenſchaft für ſeine Verſuche in der erſtern zu verwerthen. Seine Heldin iſt der Bühne entnommen, und die ſo der Wirklichkeit entlehnten theatraliſchen Scenen ſind von ungewöhnlicher Friſche und Lebendigkeit. Dingelſtedt hat aber eine noch höhere Befähigung zum Novelliſten vermöge ſeiner Weltkenntniß und des merkwürdigen Schliffs ſeiner Diction. Die Gedrängtheit ſeines Dialogs und die Abweſenheit langathmiger, ſentimentaler Ergüſſe deuten darauf hin, daß ſich in ſeiner Perſon der Novelliſt mit dem Weltmanne vereinigen — eine in Deutſchland höchſt ſeltene Miſchung. Auch zeigt er großes Geſchick in ſeiner Charakterzeichnung, beſonders in ſeiner Skizzirung der Vertreter der alten und neuen Schule der Diplomatie.“

Literariſche Notizen.

Von Sir Samuel W. Baker's Werk: „Die Nilzuflüſſe in Abyſſinien. Forſchungsreiſe von Atbara zum Blauen Nil“ liegen die zwei Bände einer autoriſirten deutſchen Ausgabe vor (Braunſchweig, Weſtermann). Die Originalilluſtrationen bringen meiſtens recht anſchauliche Bilder aus dem afrikaniſchen Thierleben. An pikanten Einzelheiten fehlt es in dem Werke nicht. Als der arabiſche Scheikh Achmet erfuhr, daß ſich die Engländer mit Einer Frau begnügen müßten, murrte er längere Zeit höchſt unwillig mit allen ſeinen Begleitern, bis ſie zuletzt den entſchiedenſten Zweifel an der Wahrheit dieſer Behauptung äußerten. „Das iſt geradezu unmöglich“, ſagte der Scheikh. „Wie kann ein Mann mit Einer Frau zufrieden ſein? Das iſt lächerlich, widerſinnig. Was ſoll er thun, wenn ſie alt wird? Solange ſie jung und wahrhaft liebenswürdig iſt, kann er ſich vielleicht mit ihr begnügen, aber ſelbſt die jüngſte wird einmal alt und Schönheit vergeht. Der Mann altert nicht ſo wie

*) Die Review nimmt natürlich Bezug auf deſſen Werk: „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen.“

Digitized by Google

die Frau und bleibt eine ſehr lange Zeit derſelbe, während ſie in wenigen Jahren verblüht. Deshalb will die Natur, daß der Mann junge Weiber nimmt, um die alten zu erſetzen, und der Prophet geſtattet es ausdrücklich.“ Jedenfalls eine originelle Rechtfertigung der Polygamie.

Ebenfalls in autoriſirter deutſcher Ueberſetzung iſt das Werk des bekannten engliſchen Touriſten Charles Boner: „Siebenbürgen. Land und Leute“, erſchienen (Leipzig, Weber). Die Ausgabe iſt ſehr elegant ausgeſtattet und enthält 32 in den Text gedruckte Abbildungen, 11 Tondruckanſichten, 5 colorirte Karten und das Porträt des Autors in Stahlſtich.

Von Heinrich Laube's „Dramatiſchen Werken“ iſt der zehnte Band erſchienen, welcher den „Statthalter von Bengalen“ enthält (Leipzig, Weber). In demſelben Verlag iſt in zierlicher Miniaturausgabe Moſenthal's Volksdrama: „Der Schutz von Altenbüren“, erſchienen.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries“ (Leipzig, Brockhaus) haben ſich durch ihre anſchaulichen Schilderungen aus dem Volksleben und ihre ſinnige Haltung ein größeres Publikum erworben, ſodaß eben eine zweite Auflage derſelben erſchienen iſt. Ein dritter Band mit neuen Erzählungen ſteht in Ausſicht.

Die achte Auflage von „Peter Schlemihl's wunderſamer Geſchichte“ von Adalbert von Chamiſſo, neu herausgegeben nach des Dichters Tode von Julius Eduard Hitzig (Hamburg, J. P. F. E. Richter) iſt eine mit ſechs Stahlſtichen geſchmückte Prachtausgabe. Die Vorrede Hitzig's, die ſchon aus dem Jahre 1839 ſtammt, gibt über die Verbreitung des Werks und die Ueberſetzungen in das Franzöſiſche, Engliſche und Italieniſche bis zu jenem Jahre eingehende Auskunft, die vielleicht in Bezug auf die ſpätere Zeit von anderer Hand einige Ergänzung hätte erfahren können. Auch über den Grundgedanken des Werks oder vielmehr über die Abweſenheit eines ſolchen ſpricht ſich Hitzig in ſeiner Vorrede aus. Man pflegt ſich darüber noch gelegentlich den Kopf zu zerbrechen, und erſt neuerdings iſt an die Redaction d. Bl. eine hierauf bezügliche Anfrage gerichtet worden. Chamiſſo ſelbſt wurde oft mit dieſer Frage gequält, die ihn bald ergötzte, bald ärgerte. „Gegenwärtige Geſchichte“, ſagt er, „iſt in die Hände von beſonnenen Leuten gefallen, die, gewohnt nur zu ihrer Belehrung zu leſen, ſich darüber beunruhigt haben, was denn wol der Schatten bedeute. Mehrere haben darüber curioſe Hypotheſen aufgeſtellt; andere, indem ſie mir die Ehre erwieſen, mich für gelehrter zu halten als ich es bin, haben ſich an mich gewandt, um durch mich die Löſung ihrer Zweifel bewirkt zu ſehen, die weitere Erklärung iſt eine wiſſenſchaftlich-ironiſche. Hitzig ſelbſt meint, Chamiſſo habe wol eigentlich keine ſpecielle Abſicht gehabt, deren er ſich ſo bewußt geweſen, um davon eine philiſtröſe Rechenſchaft zu geben. Das Märchen ſei, wie jedes echt poetiſche Werk, in ihm mit zwingender Nothwendigkeit, um ſeiner ſelbſt willen entſtanden. Es iſt dies die äſthetiſche Theorie der Romantiker, und in der That iſt auch „Peter Schlemihl“ eine romantiſche Dichtung, die mit ähnlichen von Tieck, Fouqué, Arnim das gemein hat, daß die Bedeutung keine ſich voll erſchließende und nur eine märchenhaft hereinklingende iſt, und daß gerade in dieſem Gedankendämmer der eigenthümliche Reiz liegen ſoll. In der That aber entſpricht dies Dämmerweſen mit ſeinem Farbenſpiel, das der geträumten poetiſchen Selbſtherrlichkeit die Klarheit des Gedankens zum Opfer bringt, durchaus nicht dem durchſichtigen Weſen echter Kunſt, und in jenen Fragen, welche die Romantiker vornehm belächeln, liegt eine ſehr ſcharfe und richtige Kritik dieſer geiſtreich ſcheinenden, aber dabei ſymboliſch unklaren Productionen.

Von der „Auswahl aus dem «Neuen Pitaval»“: „Die intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, umgearbeitet und herausgegeben von Anton Vollert“ (Leipzig, Brockhaus) liegt ein dritter Band vor, der zunächſt das Verhältniß von Johann Friedrich Struenſee zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark darſtellt, mit Benutzung des Werks von G. F. von Jenſſen-Tuſch: „Die Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struenſee und Brandt.“ Bei der Umarbeitung des frühern Artikels iſt der Herausgeber indeß zu andern Reſultaten gekommen als dieſes Werk, indem er nicht an die volle Schuldloſigkeit der Königin glaubt und noch weniger daran, daß ihre gekrönte Nebenbuhlerin, die Königin Juliane, ſie um das Leben gebracht habe. Es folgen zwei Criminaltragödien aus den Jahren 1847 und zwar aus ariſtokratiſchen Kreiſen: „Der Herzog von Choiſeul-Praslin und ſeine Gattin“ und „Der Tod der Gräfin von Görlitz“, darauf das bürgerliche Trauerſpiel, deſſen Heldin die Giftmiſcherin Geſche Margarethe Gottfried iſt. Als erheiterndes Satyrſpiel folgt der Proceß gegen Wilhelmine Krautz, eine berliner Nähmamſell, die einen leichtgläubigen Schneider zum Grafen von Hohenzollern machte, ihm Häuſer verſchrieb und Herrſchaften verſprach gegen Stempelgebühren von 100 Thalern, die ſie dann in Kuchen vernaſchte.

Georg Hirth, der Redacteur des „Staatshandbuchs für den Norddeutſchen Bund“, beabſichtigt eine Art von Almanach und Adreßbuch für Berlin herauszugeben, welches zwiſchen den gewöhnlichen Adreßbüchern und den Encyklopädien die Mitte halten und über alle bemerkenswerthen Perſönlichkeiten, Einrichtungen und Unternehmungen Auskunft ertheilen ſoll. Einem derartigen Werk über Berlin ſollen ähnliche in Betreff der andern deutſchen Hauptſtädte folgen. Wir machen auf dies Unternehmen aufmerkſam, das auf der einen Seite von praktiſchem Nutzen, auf der andern nicht ohne culturgeſchichtliche Bedeutung iſt.

Brachvogel's „Narciß“ iſt am Lyceumtheater in London in engliſcher Ueberſetzung zur Aufführung gekommen. Die Aufnahme war keine ſehr günſtige; die großen Längen in dem Stück wirkten ermüdend. Keinesfalls iſt Ausſicht vorhanden, daß dies Drama einen ſo nachhaltigen Erfolg in England haben wird, wie er der Moſenthal'ſchen „Deborah“ zutheil geworden iſt.

F. L. Benelli hat unter dem Titel: „Traduzioncelle e imitazioni“ (Zürich, Schultheß) Ueberſetzungen deutſcher Gedichte ins Italieniſche herausgegeben, welche von neuem den Beweis dafür liefern, wie zwiſchen Italien und Deutſchland auch die geiſtigen Beziehungen immer lebendiger werden. In dieſem Bändchen ſind 16 Gedichte von Goethe, 5 Gedichte von Schiller und je 1 von Hölty, Wilhelm Müller, Nikolaus Lenau, Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Grün, Fr. Viſcher, Keller und 2 von Mörike in das Italieniſche überſetzt.

Bibliographie.

Hackländer, F. W., Marionetten. Luſtſpiel. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Hippologen oder ein deutſcher Pferdemarkt. Dramolet in 3 Scenen von einem ehemaligen Offizier. Baden-Baden, Marx. 8. 16 Ngr.

Holſt, H. v., Federzeichnungen aus der Geſchichte des Despotismus. 1ſtes Bdchn. Ludwig der Vierzehnte. Heidelberg, Baſſermann. Gr. 8. 28 Ngr.

Kneſchke, E., Leipzig ſeit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großſtadt. Ein Beitrag zur Localgeſchichte ſeiner Heimath. Leipzig, Kneſchke. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Lübecke, M., Des Kriegers Leid und Luſt. Poetiſches Lebensbild aus dem Feldzuge der Mainarmee im Jahre 1866. Magdeburg, Streiber. 16. 2½ Ngr.

Mannhardt, W., Die Korndämonen. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Marr, W., Streifzüge durch das Koncilium von Trient. Voltaire frei nacherzählt. Hamburg, O. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Montlong, W. v., Authentiſche Enthüllungen über die letzten Ereigniſſe in Mexico. Auf Befehl weil. Sr. Majeſtät des Kaiſers Maximilian nach Dokumenten bearbeitet. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Palacio, M. R., und R. M. de la Torre, Denkschrift über den Process des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich. Aus dem Spanischen übersetzt von C. G. Paschen. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr.

Pauſtka, F., Erinnerungen an Garniſon und Schlachtfeld. Gedichte und Geſänge für Militair und Militairvereine verfaßt und herausgegeben. Dresden, Schöpff. 16. 6 Ngr.

Rußwurm, H., Paſſions-Blüthen. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. 1867. 8. 12 Ngr.

Schlie, F., Die Darstellungen des Troischen Sagenkreises auf etruskischen Aschenkisten beschrieben und nach den poetischen Quellen untersucht. Mit einem Vorworte von H. Brunn. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 28 Ngr.

Zyro, F. F., Das Weſen und Verhältniß der religiöſen und ſittlichen Ideen im Lichte der Wiſſenſchaft. Oeffentlicher Vortrag auf der Hochſchule Bern. Bern, Huber u. Comp. 8. 6 Ngr.

Zur römiſchen Frage. Ueber die Baſis der Vereinbarung zur Löſung der römiſchen Frage. Das glückliche Reſultat der Conferenz über die römiſche Frage. (Novelle.) Reudnitz, Förſter. Gr. 8. 6 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart.

Ihr Entſtehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei.

Von

Karl von Elgger,

Hauptmann im ſchweizeriſchen Generalſtab, Ritter ꝛc. ꝛc.

Mit 233 Abbildungen in Holzſchnitt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In den letzten Jahren haben bekanntlich auf dem Gebiete der Kriegsfeuerwaffen größere Veränderungen und Fortſchritte ſtattgefunden als früher in Jahrhunderten. Ebenſo bekannt iſt, daß die neue Bewaffnung eine ganz veränderte Taktik im Kriege zum Theil ſchon veranlaßt hat, zum Theil noch in Zukunft herbeiführen muß. Die Erfindung, die allmähliche Vervollkommnung und die Conſtruction dieſer neuen Waffen (unter Beifügung zahlreicher Abbildungen) darzulegen, ſowie ihren Einfluß auf die Taktik der Gegenwart und Zukunft nachzuweiſen, iſt die Aufgabe des vorliegenden Werks, welches daher allgemeinſte Beachtung verdient.

Große Bücher-Auction in Berlin am 19. Mai d. J. Das Verzeichniß, ſehr reich an literariſchen Seltenheiten, liefert **J. A. Stargardt** in Berlin. Jägerſtraße 53.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite Auflage.

8. Geh. Erſter Band 1 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band 2 Thlr.

Melchior Meyr's Erzählungen aus dem „Ries" (einem Gau im Schwabenlande) wurden bei ihrem erſten Erſcheinen ſowol von der Kritik wie vom Publikum mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen, ſodaß ſie jetzt in einer vom Verfaſſer genau durchgeſehenen zweiten Auflage erſcheinen konnten. Man darf ſie wol in ihrer Art muſtergültig nennen: realiſtiſch treu, poetiſch in der Form, ſpannend und ergreifend, durch ihre Ausgänge aber ſittlich wohlthuend und befriedigend. Das Werk iſt ſomit geeignet, ein echt deutſches Familienbuch zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieſe neueſte Gabe des beliebten rheiniſchen Dichters iſt die Frucht zweier Reiſen deſſelben durch Italien. Was Natur und Kunſt ihm dort Herrliches darboten, geſtaltete er zu einer Galerie poetiſcher Bilder, deren lebendige Anſchaulichkeit den Leſer zum Mitgenuß ſeiner Erlebniſſe und Stimmungen einladet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien der dritte Band des Werks:

Die intereſſanteſten

Criminalgeſchichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) nur 15 Ngr.

Inhalt des dritten Bandes: Johann Friedrich Struenſee und die Königin Karoline Mathilde von Dänemark. — Der Herzog von Choiſeul-Praslin und ſeine Gattin. — Der Tod der Gräfin von Görlitz. — Die Giftmiſcherin Geſche Margaretha Gottfried in Bremen. — Wilhelmine Krautz.

Durch ſeinen ſpannenden Inhalt und durch den außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt ſich dieſes raſch beliebt gewordene Volksbuch den weiteſten Kreiſen zum Privatbeſitz. Die bereits erſchienenen drei Bände ſind nebſt einem Proſpect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der deutſche Krieg von 1866.

Hiſtoriſch, politiſch und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt

von

Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollſtändig: geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.

Die großen Vorzüge, welche dieſe mit der ſoeben erſchienenen zweiten Hälfte nun vollſtändig vorliegende Darſtellung des jüngſten Krieges, abgeſehen von der geiſtvollen Auffaſſung und klaren, überſichtlichen Gruppirung des Stoffs, ſelbſt vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalſtäbe voraushat, liegen darin, daß ſie ebenſo den Militär von Fach befriedigt, als die diplomatiſche Action und den zeitgeſchichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfaſſer, ein ehemaliger preußiſcher Generalſtabsoffizier, bei allem Streben nach Objectivität, doch den Perſonen, Verhältniſſen und Thatſachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philoſophiſche Paradoxa.

Von **Heinrich Ritter.**

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte göttinger Philoſoph eine Reihe von Aufſätzen, welche untereinander in enger Verbindung ſtehen, indem ſie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die beſondern Bedingungen, unter welchen dieſelbe ſteht, hervorheben. Das Buch iſt als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfaſſers anzuſehen, wird aber auch dem für ernſtere Lektüre empfänglichen größern Publikum Intereſſe gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 11. — 12. März 1868.

Inhalt: Kotzebue und die Gegenwart. Von Rudolf Gottſchall. — Biographiſches und Politiſches. Von Hans Marbach. — Für Leſeabende. — Muſikaliſche Literatur. — Feuilleton. (Das deutſche Trauerſpiel als „Singleton"; Der deutſche Buchhandel 1866 und 1867.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kotzebue und die Gegenwart.

Auswahl dramatiſcher Werke von Auguſt von Kotzebue. Erſter bis ſiebenter Band. Leipzig, Kummer. 1867. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Auguſt von Kotzebue gehört zu denjenigen Schriftſtellern, deren Ruf durch unſere Literaturgeſchichten vollſtändig compromittirt iſt, denen man aber doch nachſagen muß, daß ſie beſſer ſind als ihr Ruf. Seitdem er als Vaterlandsverräther gebrandmarkt und ermordet worden iſt, haben die Literarhiſtoriker ihr Antlitz von ihm abgewendet und ſeine Werke unter den gleichen Bann geſtellt, von dem ſein Charakter betroffen wurde. Der alte ehrwürdige Wachler nannte ihn in ſeiner Literaturgeſchichte den „Präſidenten der ungeſchminkten Gemeinheit", und dies Urtheil iſt, bei der beliebten Nachbeterei, die in unſern literarhiſtoriſchen Werken graſſirt, bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben. Die Verurtheilung Kotzebue's gehörte zu den Traditionen der alten Burſchenſchaft und erbte ſich auf den Univerſitäten mit dem Anſehen eines unfehlbaren Dogmas fort.

Wie ſchon aus unſerer Geſchichte der „Blätter für literariſche Unterhaltung" (Nr. 1 u. 2 d. Jahrg.) hervorgeht, deren Ahnherr Kotzebue iſt, beſtand ſeine politiſche Schuld in ſeinen veralteten patriarchaliſchen Anſchauungen, welche der jüngern Generation mit Recht unbequem waren. Daß er außerdem, wie einſt Grimm in Paris, literariſche Bulletins nach Petersburg ſchrieb, um die dortige Regierung von der geiſtigen Bewegung in Deutſchland zu unterrichten, das war doch eine einfache diplomatiſche Thätigkeit, die von einem Landesverrath himmelweit entfernt iſt. Daß er in dieſen Berichten nur ſeine Ueberzeugung ausſprach, wird ihm niemand verdenken, und daß dieſe Ueberzeugung ſowol dem berechtigten Fortſchritt wie den unberechtigten Uebertreibungen des damaligen Cheruskerthums keine günſtige war, iſt eine Thatſache, in der keine moraliſche Schuld liegt. Die Erbſchaft ſeines Spottes über die Ausſchreitungen des Turnweſens hat ſpäter Heinrich Heine übernommen und unter dem Beifall des ganzen deutſchen Publikums zur Geltung gebracht. Mit Recht durfte Kotzebue den Anklagen ſeiner Gegner gegenüber darauf hinweiſen, daß er mit zu den angelegentlichen Förderern des Befreiungskampfes gehörte und mit ſeinen Proclamationen gegen Napoleon den Heeren der Verbündeten vorausgezogen war. Er hatte allen Anſpruch darauf, für einen Patrioten zu gelten, namentlich im Vergleich mit Goethe, der ſich ſtets ablehnend gegen die deutſche Bewegung verhielt und auf die Auszeichnungen, die ihm von dem „großen Manne" zutheil geworden, ſtets den größten Werth legte. In ſeinen Anſchauungen in Bezug auf innere Politik mochte er ungefähr mit Goethe übereinſtimmen und den Vers dieſes Dichters als ſein Lebensmotto anerkennen:

> Für den Edeln gibt's kein ſchöner Glück,
> Als einem Fürſten, den er liebt, zu dienen.

Was nun aber Kotzebue als dramatiſchen Dichter betrifft, ſo könnte man ihn am beſten als einen „mislungenen Claſſiker" bezeichnen. Seine Werthſchätzung bei den Zeitgenoſſen war die höchſte, und die Unterſcheidung zwiſchen Schiller und ihm, deren Bedeutung jetzt jedem Knaben geläufig iſt, gehörte damals nur den excluſiven Cirkeln an, und zwar den excluſiven Cirkeln der Dichtkunſt, nicht etwa der Geſellſchaft oder der Wiſſenſchaft. Ihm wurden Ehren zutheil, wie ſie Schiller und Goethe nicht erlangten; die berliner Akademie der Wiſſenſchaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Man gab ihm den Beinamen des deutſchen Euripides, und während die Schiller'ſchen und noch mehr die Goethe'ſchen Dramen ſtets Ausnahmen auf der Bühne blieben, wie Schiller ſelbſt in ſeinem Briefwechſel mit Körner klagt, beherrſchten die Kotzebue'ſchen Stücke die Bühnen von ganz Deutſchland mit faſt uneingeſchränkter Herrſchaft. Wir dürfen alle dieſe Thatſachen nicht überſehen, wenn wir die Acten des großen Proceſſes revidiren wollen, den die Wortführer

Digitized by Google

der deutſchen Nation nach den Befreiungskriegen und ſchließlich dieſe Nation ſelbſt gegen den geächteten Dichter führte.

Es iſt heutigentags Brauch, von Kotzebue's ernſtern Dramen nur in wegwerfender Weiſe zu ſprechen und ſie ganz in eine Linie mit dem gewöhnlichſten Leihbibliothekenfutter zu ſtellen oder mit jenen Spectakelſtücken, die lärmend über die Breter ſchreiten, während ihre Verfaſſer klanglos zum Orcus hinabgehen. Offenbar hatte indeß Kotzebue in dieſen Dramen Schiller nachgeahmt und nach der Anſicht der Zeitgenoſſen auch vollkommen erreicht. Einige ſeiner Stücke, wie „Octavia“, „Reuß von Plauen“, ſind keineswegs ohne dichteriſche Schönheiten, andere, wie „Johanne von Montfaucon“ und die „Kreuzfahrer“, nicht ohne dramatiſches Leben. Schiller ſelbſt ſprach ſich in ſeinem Briefwechſel mit Goethe zwar ſehr ſcharf über Kotzebue's Dramen aus, keineswegs aber mit jener ſouveränen Verachtung, wie ſie heutigentags jeder durch Gervinus und Koberſtein gebildete Primaner gegen dieſen Autor hegt. Goethe dagegen erkannte ausdrücklich ſein „ausgezeichnetes Talent“ an; er erklärte, daß er öfters Anlaß finde, Kotzebue's Leiſtungen, denen man Verdienſt und Talent nicht abſprechen könne, „gegen überhinfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen“. Als Vorſteher eines Theaters aber meinte er „alle Urſache zu haben, ſich ſeiner Wirkungen zu freuen und zu wünſchen, daß er ſie noch lange fortſetzen möge“. Man wird dem Urtheil Goethe's gewiß die größte Unbefangenheit einräumen müſſen, die um ſo höher anzuerkennen iſt, als Kotzebue zu ſeinen erbittertſten Gegnern gehörte. Eine Erklärung für dies günſtige Urtheil haben wir freilich leicht bei der Hand, wenn wir Wolfgang Menzel das Wort gönnen, der die beiden Sünder Kotzebue und Goethe in Einen Topf wirft, ſo wie es ſpäter Julian Schmidt beliebte, Kotzebue und Gutzkow in eine ſeiner literariſchen Schubladen zuſammenzuſtecken. Menzel ſagt von Kotzebue: „Mit «Menſchenhaß und Reue» betrat er die Bahn der alle Moral erſchlaffenden weichlichen Rührung, der ſyſtematiſchen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. «Menſchenhaß und Reue» iſt wie Goethe's «Werther» und «Wahlverwandtſchaften» eine ſentimentale Entſchuldigung des Ehebruchs.“

Wenn wir indeß Kotzebue einen „mislungenen Claſſiker“ nannten, trotz ſeines von Goethe anerkannten ausgezeichneten Talents und trotz der hervorragenden Geltung des Dichters bei den Zeitgenoſſen, ſo wollen wir ihn nicht durch moraliſche Nörgeleien, wie ſie einem Menzel und Julian Schmidt geziemen, auf ein tieferes Niveau herabdrücken. Was Kotzebue fehlte, war, was allen Talenten fehlt zum Höhenmaß des Genius, die Eigenthümlichkeit einer bedeutenden Weltanſchauung, die das feinſte Geäder der Dichtung durchdringt. Das iſt der Unterſchied zwiſchen einem Kotzebue und einem Goethe und Schiller, und das meinte auch Goethe, wenn er dem erſtern eine „gewiſſe Nullität“ zum Vorwurf machte.

Wol kann man von ihm ſagen, daß auch er ein Anwalt der Humanität war, wie alle unſere Claſſiker, und zwar gegenüber dem ſittlichen Rigorismus und in jenem durchaus chriſtlichen Sinn, wie er ſich in der evangeliſchen Erzählung von der Ehebrecherin ausſpricht; aber dieſe Humanität war nicht der Ausdruck einer großen und freien Natur, ſondern der Ausfluß einer etwas ſeichten Gemüthlichkeit, welche beſchönigt, entſchuldigt, durch Rührungen wieder gut zu machen ſucht. Nicht einmal als kühner Apoſtel freier Sinnlichkeit tritt Kotzebue auf; wo er dieſelbe in Scene ſetzt, da drückt er ein Auge zu und blinzelt ſtillvergnügt mit dem andern. Hierzu kommt ſeine ſchlimme Neigung zur Perſiflage und zum Pasquill, eine Neigung, durch die er ſich Heinrich Heine verwandt zeigte und welche zuerſt die literariſche Oppoſition gegen ihn wach rief. Es war von Haus aus ein Freundſchaftsdienſt, als er ſeinen „Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn“ ſchrieb (1790), ein Freundſchaftsdienſt für den vielfach angegriffenen Dr. Zimmermann, indem er deſſen Gegner an den Pranger ſtellte. Selbſtverſtändlich wurden dieſe alle jetzt ſeine eigenen Gegner: Lichtenberg, Nicolai, Bieſter, Gedicke, Käſtner, Boſe, Mauvillon u. a. Kotzebue hatte das Pasquill unter fremdem Namen, unter dem Namen Knigge's geſchrieben und auch ſpäter ſeine Autorſchaft auf das hartnäckigſte verleugnet, bis er infolge einer gerichtlichen Unterſuchung genöthigt wurde, ſich zu dem Pasquill zu bekennen. Später bat er das Publikum wegen dieſer ſeiner Unbeſonnenheit um Verzeihung. Seit jener Zeit werden die Recenſionen in der „Jenaiſchen Literaturzeitung“ immer ungünſtiger; Huber namentlich brachte zuerſt jene Stichwörter auf, die ſpäter von den Romantikern weiter ausgebeutet wurden und noch heutigentags in allen Literaturgeſchichten geläufig ſind, indem er den Werken Kotzebue's „weichliche Verwöhnung“ vorwirft, ſchlechtverhüllte Sinnlichkeit und jene aller Kraft und Tugend entgegengeſetzte, in der Menſchheit ſo allgemeine Anlage des Egoismus und der ſchlaffen Nachſicht gegen ſich ſelbſt, die den ſchwachen Damm der Convenienzen und der poſitiven Moral einreißt, ohne ihn durch eigene Stärke erſetzen zu können. Auch die „Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ und die „Allgemeine deutſche Bibliothek“ griffen die unſittliche Richtung der Kotzebue'ſchen Dramen an. Er ſelbſt indeß berief ſich auf die Anerkennung des Publikums und meinte im Gegentheil, daß in dem dickſten Bande Predigten nicht mehr Moral enthalten ſei als in ſeinen Schauſpielen, die überdies nicht ſo langweilig ſeien wie jene.

Die Romantiker ſetzten den kritiſchen Kampf gegen Kotzebue fort; er rächte ſich an ihnen in ſeinem „Hyperboreiſchen Eſel“ (1800), einem Pasquill, dem man weder Witz noch eine gewiſſe Berechtigung abſprechen kann. Indem er ſeinem Helden alle Stichwörter der romantiſchen Schule, namentlich aus dem „Athenäum“ und der „Lucinde“ in den Mund legte, machte er ihn zu einer durchaus lächerlichen Figur, und in der That waren dieſe Stichwörter, in denen die burſchikoſe Renommage der jungen Schule gipfelte, ganz danach angethan, als Lebensäußerungen eines höhern Blödſinns belacht zu werden. Eine ſo unausgegorene Genialität im ganzen unproductiver Köpfe, wie die Schlegel waren, konnte den Angriffen des geſunden Menſchenverſtandes nicht Stich halten, wenn auch unſere Literarhiſtoriker ſeit langer Zeit einen Trumpf darauf geſetzt haben, einer Schule, die nur in den excluſivſten Cirkeln Anerkennung fand und eigentlich niemals

Digitized by Google

ein Publikum hatte, halbe und ganze Bände zu widmen, als wäre es ihre Abſicht, die Kluft zwiſchen einer in ihren Literaturgeſchichten mumienhaft einbalſamirten Literatur und derjenigen, welche die Nation liebt und kennt, möglichſt zu erweitern. Auguſt Wilhelm von Schlegel antwortete mit der „Ehrenpforte für den Theaterpräſidenten von Kotzebue“. Dieſer behauptete indeß nach wie vor die Gunſt des großen Publikums, das ſich um literariſche Zwiſtigkeiten nicht kümmerte; aber der Boden war doch gelockert für die misgünſtige Auffaſſung, die ſich allmählich Bahn brach und durch die ſpätern politiſchen Wirren, durch welche Kotzebue als eine allen Patrioten verhaßte Perſönlichkeit, zuletzt als das Opfer eines heldenmüthigen Patriotismus gekennzeichnet wurde, immer neue Nahrung erhielt.

Wir haben die Elemente nachzuweiſen verſucht, aus denen ſich die von Jahr zu Jahr wachſende und jetzt allgemein zur Geltung gekommene ungünſtige Anſchauung von Kotzebue und ſeinen Werken herausgebildet hat. Während das Dunſtgewölk, aus dem ſich die claſſiſchen Geſtirne zuſammenballen, bei Schiller und Goethe ſich alsbald zu einem feſten Kern geſtaltete, zerflatterte es bei Kotzebue in Nebel. An Weltruf übertraf dieſer die weimariſchen Dioskuren; ſeine Stücke gingen in Frankreich und Rußland über die Bühne. Doch der Mangel einer urſprünglichen Weltanſchauung und ein ſatiriſch-feindliches Verhalten gegen die Zeittendenzen, ja gegen den Genius des Jahrhunderts mußte allmählich ein glänzendes Talent zu Fall bringen.

Die von der Kummer’ſchen Verlagsbuchhandlung veranſtaltete „Auswahl dramatiſcher Werke“ von Auguſt von Kotzebue, von welcher bisjetzt ſieben Bände vorliegen, legt uns die Frage nahe, wie ſich Kotzebue zur Gegenwart und ihren Beſtrebungen verhält.

Es iſt eine Thatſache, daß ſeine ernſten Dramen gänzlich von der Bühne verſchwunden ſind. Seine „Octavia“, ein antikes Drama mit modernen Rührungen und keineswegs ohne dichteriſche Schönheiten, hat ſich überhaupt keiner durchgreifenden Bühnenerfolge erfreut. Dagegen wurden die „Kreuzfahrer“ (Bd. 4) noch im vierten und fünften Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts öfters zur Aufführung gebracht. Viele Leſer werden ſich noch der effectvollen Schlußſcene des vierten Actes erinnern, wo Ritter Balduin von der Aebtiſſin ſeine Geliebte zurückfordert, die im Glauben an ſeinen Tod den Nonnenſchleier genommen hat:

Balduin (ſpringt auf). Weib! Bringe mich nicht zur Verzweiflung! Ich kenne mich nicht mehr! Gib nach! gib nach! oder ich ſchleudere das Bild der Mutter Gottes zertrümmert vor deine Füße!

Cöleſtina (ſchaudernd). Wahnſinniger! Welchen Greuel hat mein Ohr gehört! (Sie zieht ſich zurück nach der Thür.)

Balduin. Wohlan! Es gelt’ um meine Seligkeit! Weib! Ich ſtecke dein Kloſter in Brand! Ich ſtürme dieſe Mauern! zerbreche die Riegel! und tauche mein Schwert in dein fühlloſes Herz! (Er dringt mit aufgehobenem Schwert auf ſie ein.)

Cöleſtina. Unſinniger! (Sie drückt an eine Feder in der Mauer; ein eiſernes Gitter fällt vor die Niſche und trennt ſie von Balduin.) Jetzt verſuche deine Kraft an dieſem Eiſen. Geh! ich ſpotte der Gewalt! Heute noch ſtirbt Emma von Falkenſtein! Heute noch ſteigt ſie lebendig in die Gruft! (Ab.)

Balduin (das Gitter gewaltig ſchüttelnd). Teufel! (Mit erſtickter Stimme.) Ha! vergebens! (Er ſinkt am Gitter nieder.) Barmherziger Gott!

Das Stück iſt in mancher Hinſicht eine tumultuariſche Nachdichtung von „Nathan der Weiſe“; der Emir der Seldſchucken hat etwas vom Blute Saladin’s, und der Ring, der dort eine ſymboliſche Rolle ſpielt, iſt hier ein dramatiſches Requiſit geworden. „Johanne von Montfaucon“, „Reuß von Plauen“, „Benjowsky“, ſind in die bisherigen Bände der Auswahl noch nicht mit aufgenommen. Johanne von Montfaucon iſt eine Heldin vom Kampfesmuth der Jeanne d’Arc, die ihren Gegner gewaltig niederſchlägt. Es iſt ein Ritterſtück mit dem nöthigen Bühnenlärm und durchaus veraltet.

Auch „Menſchenhaß und Reue“ (Bd. 3), das berühmteſte Drama Kotzebue’s, das viele Jahrzehnte hindurch das deutſche Publikum zu Thränen gerührt hat, iſt jetzt gänzlich von unſern Bretern verſchwunden. Gleichwol iſt die Kluft zwiſchen dieſem Drama und der Geſchmacksrichtung der Gegenwart keine ſo große wie die zwiſchen ſeinen Ritterſtücken und unſerm Zeitdrama. Die Vermittelung übernimmt das neufranzöſiſche Drama. „Menſchenhaß und Reue“ könnte der jüngere Alexander Dumas geſchrieben haben. Wir befinden uns ganz in der Sphäre des second empire: ſüße Vergehen und thränenreiche Buße. Warum man indeſſen gegen dies Stück vom humanen und ſittlichen Standpunkte aus ſtets ſo fanatiſch geeifert hat, iſt uns nie einleuchtend geweſen. Soll nach der Anſicht dieſes Phariſäerthums ein Vergehen gar keine Sühne finden und der Liebe ſogar ihr Begnadigungsrecht genommen werden? Gegen dieſen moraliſchen Rigorismus, deſſen Lehrſätze man oft ganz gedankenlos nachbetet, muß man ſich entſchieden zur Wehr ſetzen; er widerſpricht den Grundlehren des Chriſtenthums. Anders verhält es ſich, wenn wir das Stück vom äſthetiſchen Standpunkte aus beurtheilen; da vermißt man bei ihm alle Energie dramatiſcher Action, und die Schlußverſöhnung, die im erſten Act ebenſo gut ſtattfinden könnte wie im letzten, wird durch die äußerlichſten Mittel herbeigeführt.

Die Oppoſition der Natur gegen die Convenienz lag, ſeit Rouſſeau’s Auftreten, dem Zeitalter im Blut. Es iſt eine Lieblingswendung unſerer Literarhiſtoriker, Kotzebue zum Anwalt der „gemeinen Natur“ zu machen, und ihm dadurch eine mit Recht geohrfeigte Ausnahmeſtellung zu ſichern. Dies iſt falſch; Kotzebue war ein Schüler Rouſſeau’s, wie Schiller in ſeinen Jugendwerken, wie die Stürmer und Dränger; er ging in der ſittlichen Licenz keineswegs ſo weit wie ſeine Gegner, die Romantiker, wir brauchen nur an Schlegel’s „Lucinde“ zu erinnern. Doch ihm fehlte der Schwung der Leidenſchaft, die Idealität des dichteriſchen Ausdrucks — und nur deshalb hat ſeine Vertretung des natürlichen Moments gegenüber den geſellſchaftlichen Schranken etwas Triviales und Seichtes. Es iſt bei ihm nicht die Freigeiſterei der Leidenſchaft, die in wilder Empörung gegen dieſe Schranken ankämpft; es iſt die Natur, die ſie verletzt, ohne ſie zu kennen, und dann über die Exiſtenz derſelben in eine naive Verwunderung ausbricht. Namentlich ſind derartige Mädchennaturen wie ſeine Gurli und Kora die Repräſentantinnen einer Unſchuld, die da meint, nichts

Digitized by Google

Schlimmes zu thun, wenn ſie den Trieben der Natur ohne Anſtoß folgt. Uns imponirt indeſſen dieſe Naivetät nicht mehr ſo wie ſeinen Zeitgenoſſen. Gleichwol erſcheint uns das Thema der „Sonnenjungfrau“ keineswegs ſo lächerlich wie andern Literarhiſtorikern, welche ſtets Galgen und Rad für jede Verletzung der Sittlichkeit in Bereitſchaft haben. Die ſogenannten „Sittlichkeitsverbrechen“ ſind überhaupt eine Domäne des Criminalrechts, welche noch immer einer zeitgemäßen Reviſion bedarf. Jedenfalls geht der Zug der Zeit nachweisbar auf Beſeitigung der brutalen Härte, die früher in unerhörter Weiſe zum Schutz der äußerlichſten Satzungen ſich geltend machte. Wenn der Oberprieſter in der „Sonnenjungfrau“ von den rohen Zeiten des Religionsſtifters ſpricht, in denen die Noth zwang, der Natur in ihr großes Rad zu greifen, wenn er aber jetzt das Geſetz des Sittlichen in das Gefühl des Schicklichen verwandeln will und die ſtrengen Strafen aufhebt, ſo war dies eine wirklich humane und vom Geiſte des Jahrhunderts eingegebene Tendenz, über welche nur der Unverſtand ſich in Spöttereien ergehen kann. Freilich hatte Kotzebue nichts von reformatoriſchem Pathos, ſeine Humanität war nur die Frucht einer angeborenen Gutmüthigkeit. Dabei beſaß er eine feine Spürnaſe für die in der Zeit liegenden Strömungen und Tendenzen. Er brachte alles auf die Bühne, was von Gedanken und Erfindungen gerade in Curs war und auf die Sympathien des Publikums rechnen konnte. Selbſt utopiſtiſche Träumereien, die Inſel der Seligen, die in Heinſe's „Ardinghello“ das Schlußtableau bildete, ließ er ſich nicht entgehen; und ſeinen „Sonderling Bruder Moritz“, der das Vorurtheil der Geburt und der Geſellſchaft energiſch bekämpft, nach den damals entdeckten Pelewinſeln auswandern.

Größere Bedeutung hat Kotzebue als Luſtſpieldichter, welcher ſeiner nächſten Gegenwart den Spiegel vorzuhalten das Recht und die Pflicht hat. Damit ſcheint freilich der Einfluß auf die Zukunft, die einer andern Norm der Sitte gehorcht, ausgeſchloſſen zu ſein, und in der That ſind auch Kotzebue's Luſtſpiele mit wenigen Ausnahmen von der Bühne der Gegenwart verſchwunden. Indeſſen brauchte, um dem obigen Fehler abzuhelfen, in allen Stücken, deren Satire ſich gegen eine beſtimmte Form einer in ihrem Weſen ſich wiederholenden Lächerlichkeit richtet, nur das Coſtüm umgenäht zu werden; es bedürfte nur einer geſchickten Ueberarbeitung, um derartige Stücke für die Bühne der Gegenwart geeignet zu machen. So iſt z. B. „Die Sucht zu glänzen“ gegen die Modephiloſophie gerichtet. Dies war zu Kotzebue's Zeiten die Kant'ſche; gleichwol kann das Luſtſpiel moderniſirt werden, indem man die Tendenz gegen eine neuere Modephiloſophie kehrt.

Doch nicht blos gegen den Inhalt, auch gegen die Form der Kotzebue'ſchen Stücke machen ſich Bedenken geltend vom Standpunkte der heutigen Bühne. Kotzebue galt zu ſeiner Zeit für den bühnenkundigſten Schriftſteller, und die große Wirkſamkeit ſeiner Stücke beſtätigte dies Urtheil. Gleichwol genügt uns ſeine Technik nicht mehr. Er macht es ſich mit der Intrigue in der Regel bequem, es fehlt ihm überdies oft die Steigerung, und ſeine Actſchlüſſe ſind matt, oft nur Monologe mit komiſcher Pointe. In allen dieſen Punkten hat unſer Luſtſpiel ſich fortgebildet, wenn man will, auch verbildet; wir verlangen ein größeres Raffinement der Technik, verſchlungenere Verwickelungen, das Aufgebot größerer Mittel für die Ueberraſchungen, die aus ihnen hervorgehen. Auch unſere ſchlichteſten Bühnendichter, wie Benedix, treiben einen Luxus mit Verwechſelungen von Briefen und Perſonen, mit komiſchen Verſteckſpielen und einem Durcheinander auf der Scene, wie dies alles Kotzebue nur ausnahmsweiſe zur Anwendung brachte.

Unter der Herrſchaft neufranzöſiſcher Feinheit, welche als ein Bildungsmittel deutſcher Dramatik angeprieſen und benutzt wird, kann ſich die neue Generation auch nicht mit dem Kotzebue'ſchen Stil befreunden. Sie findet ihn zu derb und poſſenhaft; es fehlt ihm in ihren Augen der feine geiſtige Hauch, die blanke Glaſur, das Beziehungsreiche, das weniger erſchütternd auf das Zwerchfell als anregend auf das eigene geiſtige Vermögen der Hörer wirkt. Uns erſcheinen indeß dieſe Vorzüge des modernen Converſationsſtils, wenn wir ſie an den großen Muſtern der Komik meſſen, zweifelhafter Art, und dem geſunden Kern- und Mutterwitz, welcher in Kotzebue's Stücken herrſcht und deſſen Schlagkraft ſo ausnehmend zu ihrer Volksthümlichkeit und ihren glänzenden Erfolgen beigetragen hat, geben wir den Vorzug vor dieſen blos phosphoreſcirenden geiſtigen Adern der feinen Anſpielungen und ironiſchen Beziehungen, welche für Ausflüſſe des modernſten Esprit gelten.

Dagegen erſcheint es als ein Fehler, daß ſeine komiſchen Charaktere etwas Poſſenhaftes, etwas Ueberladenes haben; es ſind Chargen, auch in ſeinen feinern Luſtſpielen. Zur Charge wird der Charakter, wenn er ganz und gar in einer einzelnen komiſchen Beſtimmtheit aufgeht. Nehmen wir Kotzebue's „Vielwiſſer“ (Bd. 5), eine Figur, die eine vollkommen berechtigte Satire gegen die damals graſſirende Polyhiſtorie und überhaupt gegen eine im todten Notizenkram aufgehende Gelehrſamkeit enthält; doch dieſer gelehrte „Peregrinus“ entwickelt von Anfang bis zu Ende keine andere Seite des Charakters als dieſe einzige. Ueber die Frauen ſpricht er ſich ähnlich aus wie z. B. der Profeſſor in der „Hochzeitreiſe“ von Benedix:

Baron. Fräulein Malchen iſt ein allerliebſtes Mädchen geworden.

Peregrinus (gleichgültig). So?

Baron. Du nimmſt dieſe Nachricht ſehr gleichgültig auf?

Peregrinus. Allerdings.

Baron. Und willſt ſie doch heirathen?

Peregrinus. Weil die Spartaner ein Feſt feierten, wobei die Hageſtolzen von den Frauen gepeitſcht wurden.

Baron. Wenn du ſonſt keinen Grund haſt —

Peregrinus. Es hat Philoſophen gegeben, welche die Weiber nicht zu den Menſchen zählten.

Baron. Narren!

Peregrinus. Schon Galenus glaubte, das Weib ſei nur ein verpfuſchtes Menſchenkind. In Plato's Republik ſind ſie ein gemeinſchaftliches Gut. Im Orient nimmt man ſie bei Dutzenden und ſperrt ſie ein. In England legt man ihnen einen Strick um den Hals und verkauft ſie für fünf Schillinge.

Baron. Alle dieſe Weisheit iſt nicht einen Schilling werth.

Peregrinus. Die griechiſchen Poeten alleſammt, von

Digitized by Google

Orpheus bis auf den heiligen Gregor von Nazianz, haben nichts als Böſes von den Weibern geſagt, beſonders Euripides.

Baron. Deine Poeten ſind die verpfuſchten Menſchenkinder.

Peregrinus. Selbſt der galante Anakreon bekennt, daß φρονημα, die Klugheit, nur ein Erbtheil der Männer ſei.

Baron. Ach, wie manche Frau hat durch ihre Klugheit die Albernheiten ihres Mannes wieder gut gemacht!

Peregrinus. Juvenal's derbe Satire iſt bekannt. Wie oft ſchimpft Ovid auf ſie! Und was ſagt Publius Syrus? Mulier, quae sola cogitat, male cogitat.

Baron. Wenn deine Mutter noch lebte, ſie drehte dir den Hals um.

Peregrinus. Salomo hat genug vor ihnen gewarnt —

Baron. Und ſie doch bei Hunderten geliebt.

Peregrinus. Mohammed verbannte ſie aus ſeinem Paradieſe —

Baron. Und ſein irdiſches Paradies war unter Weibern.

Peregrinus. Es gab Sekten, die ihre Weiber gemeinſchaftlich hielten: die Nicolaiten, die Gnoſtiker, die Epiphaniſten, die Anabaptiſten —

Baron. Peregrinus, ich bitte dich, ſei nicht ſo raſend gelehrt! Verſchlinge nicht alles mit dem Kopfe, laß für das Herz doch auch etwas übrig.

Während indeſſen der Profeſſor trotz ſeiner Gelehrſamkeit liebenswürdige menſchliche Seiten zeigt, die einer Wandlung und Bekehrung Raum geben, iſt dieſer Peregrinus von Anfang bis zu Ende dieſelbe ſtroherne Puppe mit den Zetteln im Munde, ohne irgendeinen andern menſchlichen Zug. Aehnlich iſt es mit den Helden, welche in den Organen des Gehirns die Phrenologie, in der „Sucht zu glänzen" die Weisheit der Kant'ſchen Philoſophie als ausſchließliche Paſſion und geiſtigen Gehalt zur Schau tragen. Für langathmige Stücke ſind derartige „Chargen" zu unwahr und eintönig. In kürzern Stücken, die ſich auch für Poſſen geben, können ſie dagegen eine höchſt amuſante Wirkung hervorbringen, und in der That ſind es die Kotzebue'ſchen Elias Krumm, Fips, Froſch und ähnliche Figuren, die ſich noch heute auf der Bühne erhalten haben.

Was den Reichthum an Tendenzen betrifft, die Kotzebue durch ſeine ſeltene Erfindungsgabe raſch dramatiſch zu geſtalten vermochte, ſo kann er noch immer der Gegenwart als Muſter dienen. In der That iſt unſer Luſtſpiel im ganzen engherziger geworden, hat ſich weit mehr an die kleinen Verwickelungen des Familienlebens hingegeben, als dies bei Kotzebue der Fall war. Wenn auch das politiſche Luſtſpiel durch die Zeitverhältniſſe ausgeſchloſſen blieb, ſo gibt es doch kaum ein wichtiges ſociales Verhältniß, das Kotzebue nicht auf die Bühne gebracht und vom ſatiriſchen Standpunkte aus beleuchtet hätte. Den excluſiven Adelsſtolz geiſelte er in „Don Ranudo de Kolibrados" (Bd. 3), allerdings in ſeiner mehr poſſenhaften und carikirenden Weiſe; die kleinſtädtiſche Beſchränktheit, die ebenſo ſervil wie aufgeblaſen iſt, in den „Deutſchen Kleinſtädtern"; die theologiſche Heuchelei, die Stellenjägerei, welche die Frömmigkeit als Maske vornimmt, in „Der gerade Weg der beſte" (Bd. 7); das bornirte Dorfjunkerthum im „Intermezzo oder der Landjunker in der Reſidenz" (Bd. 6), die Emancipation der politiſirenden Frauen in dem „Weiblichen Jakobinerclub" (Bd. 4), die Ueberhebung der Vielwiſſerei im „Vielwiſſer", die philoſophiſche Floskelweisheit in der „Sucht zu glänzen". In einer ſo vielbewegten, von ſo verſchiedenartigen Strömungen durchſetzten Zeit wie die unſerige würde Kotzebue gewiß einen unerſchöpflichen Stoff für ſeine Geſtaltung gefunden haben, während ein großer Theil unſerer Luſtſpieldichter mit dieſem geiſtigen Inhalt nicht zu wirthſchaften verſteht und ſich immer wieder in ein Netz von Combinationen verſtrickt, das keine geiſtige Handhabe darbietet und nachgerade ſehr durchſichtig und lückenhaft geworden iſt. Das freie Spiel dieſer Combinationen, der tendenzloſen heitern Verwechſelungen und Ueberraſchungen findet ſich beſonders in zwei Kotzebue'ſchen Stücken „Der Rehbock" (Bd. 2) und „Die beiden Klingsberg" (Bd. 1), Luſtſpiele, die ohne Frage zu den gelungenſten des Dichters gehören, aber auch zu ſeinen frivolſten Productionen. Gegenüber einer allgemein verbreiteten Anſicht darf man die Kotzebue'ſchen Luſtſpiele in Schutz nehmen; ſie verdienen mit Ausnahme dieſer beiden durchaus nicht den Vorwurf der Frivolität. Im „Rehbock" iſt es das heitere Spiel mit den Möglichkeiten des Inceſts, welches verletzend wirkt, in den „Beiden Klingsberg" der allzu kecke Hohn gegen die Pädagogik, der dieſe Darſtellung ariſtokratiſcher Leichtlebigkeit durchdringt. Daß das Stück ſich indeſſen keineswegs überlebt hat, beweiſt wol der Erfolg, den ein im Stoff durchaus verwandtes Drama des jüngern Alexander Dumas: „Le père prodigue", neuerdings in Paris davongetragen hat.

Die unbefangene Prüfung der Kotzebue'ſchen Werke vom Standpunkte der Gegenwart wird ergeben, daß der Dichter in ſeinen Luſtſpielen noch immer einen hervorragenden Rang einnimmt unter den deutſchen Komödiendichtern, wenngleich die meiſten ohne Ueberarbeitung für uns nicht mehr genießbar ſind. Sein urſprüngliches Talent für die komiſche Bühnenmuſe war ein bedeutendes, und auch ſeine Leiſtungen verdienen eine bei weitem höhere Schätzung, als ihnen von der Vornehmheit und, fügen wir gleich hinzu, Urtheilsloſigkeit unſerer Literarhiſtoriker, wo es Drama und Theater gilt, zutheil zu werden pflegt.

Rudolf Gottſchall.

Biographiſches und Politiſches.

1. **Graf Bismarck.** Ein Lebensbild. Altenburg, Schnuphaſe. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Werkchen iſt eine geſchickte Zuſammenſtellung deſſen, was die Zeitungen über die Wirkſamkeit des jetzigen Bundeskanzlers gebracht haben, von dem erſten Auftreten des Herrn von Bismarck an bis zu ſeiner leitenden Thätigkeit in den Sitzungen des erſten Reichstags. Wir erfahren alſo von Thatſächlichem nichts Neues. Aber es iſt von Intereſſe, das Bekannte, das wir, in den letzten Jahren namentlich, in der Spannung einer gefährlichen, an Befürchtungen und überſchwenglichen Hoffnungen reichen Gegenwart, bruchſtückweiſe erfahren mußten, als

Digitized by Google

vollendete, durch ein erreichtes Ziel gekrönte Reihe von Thatſachen zuſammenhängend an uns vorübergehen zu laſſen. Ein warmer Patriot und begeiſterter Anhänger Bismarck's, hat ſich der anonyme Verfaſſer des „Lebensbildes" doch wenigſtens inſofern über den Parteiſtandpunkt erhoben, als er die unterlegenen Gegner ſeines Helden ſchont, ja ihrer kaum erwähnt. Er geht von dem Grundgedanken aus, daß alles Geſchehene gut iſt, wie er unter anderm im Eingange die Bemerkung macht, daß Oeſterreich für alle Verluſte des Jahres 1866 einen reichen Erſatz in der Gewinnung des Herrn von Beuſt gefunden habe. Der Ton der zahlreich eingeſtreuten Betrachtungen iſt ein durchaus verſöhnlicher, oft kindlich frommer; und wenn ſich auch der Hiſtoriker und Philoſoph nicht mit dieſer Anſchauungsweiſe des Geſchehenen begnügen dürfen, ſo iſt ſie doch gewiſſermaßen die Grundanſchauung, von der jeder ausgehen muß, der ſich ein richtiges Urtheil über geſchichtliche Perſönlichkeiten bilden will. Wir glauben, daß ſich der anonyme Verfaſſer auf den höchſten Standpunkt philoſophiſcher Geſchichtsforſchung erhebt, wenn er ſagt:

> Dieſes Mittel, um ohne Gehäſſigkeit und Einſeitigkeit urtheilen zu können, iſt alles in allem geſagt — die Liebe. Sie befreit uns aus den Feſſeln individueller Abgeſchloſſenheit, aus den Banden des Mistrauens und iſt ein fortwährendes Correctiv auch für unſere Urtheile. Würden wir letztere unter die Einwirkung der Liebe ſtellen, ſo würden täglich unzählige Millionen unrichtiger Anſichten und Urtheile weniger erzeugt werden! Wenngleich auch das Schwerſte, die zu ſegnen, die uns fluchen, wol nur wenigen gelingen wird, ſo wird doch die Liebe uns wenigſtens zur Milde in unſern Urtheilen und zur Vorſicht mahnen.

Solche Worte ausſprechen und ihrem Sinne gemäß handeln, iſt immer ein Dienſt, den man nicht nur der Moral, ſondern auch dem Erkenntnißvermögen leiſtet; ja, man begreift nur, was man liebt! Allerdings muß, um Geſchichtliches zu begreifen, noch eins zur Liebe kommen — das Wiſſen. Wir freuen uns auf das Buch, welches uns die Thaten Bismarck's einmal im Lichte dieſer zwei Factoren der menſchlichen Erkenntnißkraft zeigen wird. Vorderhand aber freuen wir uns mit vielen, ihn im vorliegenden Werke wenigſtens von den Strahlen der Liebe verklärt zu ſehen.

2. Graf Guſtav Adolf von Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrich's des Großen und Maria Thereſia's, bearbeitet von Auguſt Beck. Gotha, F. A. Perthes. 1867. 12. 12 Ngr.

Da, nach einer landläufigen Erklärung, Witz Ueberraſchung durch den Contraſt iſt, ſo dürfte es einen witzigen Eindruck machen, dieſe Schilderung von Leben und Thaten des Herrn von Gotter gleich nach dem ſoeben beſprochenen Lebensbilde Graf Bismarck's zu leſen. Denn man kann ſich keinen größern Gegenſatz denken als die verſchiedene Wirkſamkeit dieſer beiden Staatsmänner. Während der eine von Jugend auf die großen Intereſſen des Staats lebhaft erfaßt, ſpäter als Mann ſich berufen fühlt, handelnd in dieſelben einzugreifen, ſie zuletzt zu lenken — indem er ſeine eigene Perſönlichkeit aufgehen läßt in der größern des Staats, indem er, ein gewaltiges Ziel im Auge, mit erhabener Verachtung durch die kreiſchende, geifernde Menge, vorbei an dem Revolver des Meuchelmörders, ſich einen Weg bahnt zur Unſterblichkeit — während dem ſchwingt ſich der andere mit graziöſem Lächeln an den Frackſchößen der Großen zu ephemerer Wichtigkeit empor, benutzt und wird benutzt, liebäugelt mit ſchönen Damen, ſchwelgt in Paſteten und Weinen, handelt, um ſeine Einkünfte zu vermehren, mit Wein, baut ſich ein Renaiſſanceſchlößchen mit obligatem verſchnittenen Gärtchen, legt einen großen Werth auf Anzüge und Perrüken, bietet ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um die durch ſeine Verſchwendung geleerte Kaſſe wieder zu füllen durch Erſchnappen einträglicher Aemter und Aufſtellung gewaltiger Rechnungen für die hohen Herren, in deren Dienſten er ſteht, ſammelt eine große Bibliothek und goldeingerahmte Bilder, unter denen Porträts bekleideter und unbekleideter Frauenzimmer eine Hauptrolle ſpielen, und ſtirbt endlich ohne Zähne und Haare mit jenem Seufzer der Béranger'ſchen Großmutter auf den blauen Lippen:

> Combien je regrette
> Mon bras si dodu,
> Ma jambe bien faite
> Et le temps perdu!

Das wenigſtens iſt das Lebensbild des Grafen Gotter, welches uns Auguſt Beck auf 106 Seiten nebſt Angabe der Quellen aufrollt. Es iſt möglich, daß dieſer Günſtling des Glücks etwas mehr Geiſt und Tiefſinn gehabt, als wir nach dieſer Biographie ihm zuſprechen können, welche eigentlich nur ein Regiſter der Ausgaben und Einnahmen des Verewigten iſt. In Ermangelung der Reconſtruirung des Gedankeninhalts ſeines Helden hätte uns der Verfaſſer wenigſtens einige pikante Skandalgeſchichtchen auftiſchen können, oder in Ermangelung dieſer wenigſtens einige eigene Reflexionen über das ſeltſame Treiben dieſes gewandten Herrn, z. B. die: wie es vor hundert Jahren möglich gemacht wurde, daß ein ſo abſoluter homo nihil es zu Ehre und Reichthum bringen konnte. Aber in einem ſo ideenreichen Lande wie Deutſchland ſagt man dem Leſer weder etwas Neues noch Wichtiges, wenn man ſich zu derartigen Betrachtungen erhebt wie: „Was nützen aber äußerer Glanz und Herrlichkeit, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Geiſt und Talent, wenn der Körper krank iſt und leidet?"

Ohne es zu vermuthen, hat der Verfaſſer an dem Grafen Gotter die Nemeſis vollzogen, welche dieſer am Ende ſeines Lebens herannahen fühlte, als er an Friedrich den Großen ſchrieb: „daß die Nachwelt ihn — den Schreiber — wenigſtens als einen Epicuri de grege porcum zwiſchen des großen Friedrich Tiſchgenoſſen und ſeine Schoshunde klaſſificiren würde."

Trotz alledem iſt es höchſt belehrend, die Exiſtenz dieſes Diplomaten zu vergleichen mit dem Wirken eines heutigen Staatsmanns, Graf Gotter mit Graf Bismarck, zwiſchen denen jener Alleszermalmer ſteht, der unter anderm auch die europäiſche Diplomatie gewurfſchaufelt hat, Napoleon der Große.

3. Lebensbilder, geſchichtliche und culturgeſchichtliche. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greiſes. Hannover, Meyer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es iſt weder ein Quell tiefer Weisheit darin erſchloſſen, noch ſind ſeltſam verſchlungene Abenteuer darin erzählt; aber auf Wahrheit erheben ſie (die Bilder in dieſem Buche) einen

Digitized by Google

Anſpruch, wennſchon nur inſoweit, als der Rückblick auf mehr als ein halbes Jahrhundert aus manchem Geſichtspunkte richtig allein als Wahrheit und Dichtung bezeichnet werden dürfte.

So beurtheilt der Verfaſſer in einer kurzen Vorrede ſelbſt ſein Buch, und wenn ich zu dieſen Worten die eines franzöſiſchen Dichters hinzufügen darf:

Ton livre est ferme et franc, brave homme, il fait aimer
Au milieu des bavards qui se font imprimer,
Des grands noms inconnus dont le monde est lassé;
Et de ce bruit honteux qui salit la pensée,
Il est doux de rêver avant de le fermer,
Ton livre, et de sentir tout son coeur s'animer —

ſo haben wir eine richtige Anſicht von dem liebenswürdigen Werkchen gewonnen.

Ein ſelten klares Auge, ein ſelten reines Gemüth ſpiegelt uns hier die einfachen Verhältniſſe der Mitwelt ab. Wie beſcheiden tritt der Beobachter vor ſeinen Gegenſtand; da iſt keine zudringliche Neugier, nicht dieſes jetzt gebräuchliche Seciren des Geiſtes, das dem Geheimniſſe des Daſeins auf die Spur zu kommen wähnt, wenn es die Seele zerſtückt und mit der Lupe betrachtet, an die Stelle der Kunſt die Pſychologie ſetzt und nur noch einen Schritt zu machen braucht, um ſich mitten im anatomiſchen Theater zu befinden.

Der Verfaſſer hat ſich in allen Kreiſen der Geſellſchaft bewegt, und überall hat er entdeckt, „worauf es ankommt", den Angelpunkt, um den ſich die verſchiedenen Exiſtenzen drehen. Dazu iſt aber nur eine Natur fähig, die ohne ſelbſtiſche Intereſſen beobachtet, ohne doch ſich vornehm den Dingen und Perſonen gegenüber als bloßer Beobachter zu verhalten. Mitleben, mitwirken, aber um der Sache willen, nicht um ſich ſelbſt nur zu fördern, das iſt das Geheimniß des Autors. Und wie er gelebt, ſo hat er auch dieſes Buch geſchrieben: um der Sache willen. Wir haben es nicht mit einem Kunſtwerke zu thun, ſondern nur mit einem wohlwollenden klugen Manne, der uns aus ſeinem reichen Leben ſchlicht und wahrheitsgetreu das Beſte mittheilt und uns die Kraft zutraut, ſelbſt darüber vernünftig zu reflectiren. Wie beruhigend und erfriſchend wirken dieſe Bilder gegenüber den erlogenen Romanfiguren, denen wir jetzt auf Tritt und Schritt begegnen.

Die lebendige, warme Darſtellung wird noch anziehender durch feinen Humor und einen gutmüthigen Sarkasmus, der mehr aus der Gruppirung des Stoffs und der Ausdrucksweiſe hervorbricht, als abſichtlich hineingetragen iſt.

Eine intereſſante perſönliche Bekanntſchaft, die wir dieſem Buche verdanken, iſt unter anderm die des Grafen Münſter, von deſſen Wirkſamkeit auf dem Wiener Congreß wir gleich zu ſprechen haben werden. Welch eine wichtige Ergänzung des hiſtoriſchen Wiſſens iſt eine derartige Skizzirung der Perſon, die uns jene faſt zu Begriffen verblichenen Factoren der Geſchichte „menſchlich näher bringt".

4. Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—67). Nebſt den Depeſchen des Grafen Ernſt Friedrich Herbert zu Münſter über den Wiener Congreß. Von **Georg Herbert Graf zu Münſter**. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Welche Revolution hat dieſes große deutſche Land auf- und umgewühlt, ſeitdem der Graf zu Münſter ſeine Berichte über den Wiener Congreß an Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Régent ſchickte. Welche geiſtige Revolution! Ich meine nicht die Burſchenſchaftsträume von Tyrannenmord und Freiheit, nicht die mislungene Erhebung von 1848, die nicht in den Organismus des germaniſchen Leibes paßte. Nein, das erwachte Bewußtſein des deutſchen Volks als zuſammengehöriges Ganzes, als Träger der Geſittung und Bildung, als Geſetzgeber Europas. Dieſer Umſchwung der Ideen läßt ſich auch in dem vorliegenden Werke nachweiſen.

Was leſen wir in den Depeſchen? Keine großen Ziele, kein Volk, keine Thaten. Der Ehrgeiz der Fürſten, die ſo und ſo viel ſteuerzahlende Seelen mehr beſitzen wollen. An ein gemeinſames Handeln kein Gedanke, Eiferſucht auf Preußen, weil es zur Noth auf eigenen Füßen ſtehen könnte, die Idee einer Ligue germanique, von der ſich möglicherweiſe Baiern, Baden, Würtemberg und Preußen ausſchließen dürften, hannoveriſcher Particularismus, deſſen Ehrgeiz ſich jedoch nur auf möglichſte Beſitzvergrößerung erſtreckt, und die geheime Furcht, daß der Napoléon redivivus möglicherweiſe doch den Milchtopf dieſer Herrlichkeiten in den Schmuz werfen könnte.

So dachte vielleicht der Graf zu Münſter nicht, aber ſo nur durfte ein deutſcher Miniſter an ſeinen allergnädigſten Herrn ſchreiben im Jahre 1815.

Dieſer Gedankenmangel, dieſe Rathloſigkeit in Bezug auf das, was einmal aus Deutſchland werden ſolle, dieſes Ignoriren aller Volksintereſſen, liegen ſie in der Natur diplomatiſchen Briefſtils oder ſind ſie eine Folge der gehirnerſchütternden Napoleoniſchen Donnerlaufbahn?

Faſt alles, was zu dieſer Zeit von deutſchen Diplomaten geſchrieben wird, mit Einſchluß der gerühmten Gentz'ſchen Schriftſtücke, zeichnet ſich aus durch Frivolität und Ideenarmuth. Die wahre Politik erſcheint ihnen nur in der Geſtalt eines alles vernichtenden Tyrannen, wie den Gymnaſiaſten das claſſiſche Alterthum nur in der Geſtalt eines verkommenen Conrectors erſcheint. Und ſo treiben ſie Poſſen. Von dem, was uns bewegt, haben ſie keine Ahnung. Geblendet von dem Blitzgefunkel der Vergangenheit, ſehen ſie mit lichtloſen Augen in die Zukunft.

Und wir wollen keinen Stein auf ſie werfen. Nie iſt ein Volk ſo gewaltſam aus ſeinem Entwickelungsgange — der in dieſem Falle vielleicht ein Verweſungsproceß war — herausgeriſſen worden als das deutſche durch die Napoleoniſchen Kriege. Es hatte ja vorher nie jemand an die Nothwendigkeit gedacht, daß Deutſchland ein Staat ſein müſſe. Und niemand hatte die Lehre gepredigt, daß, wo die Grenzen eines Staats aufhören, die Feinde anfangen.

Alles, was man für unumſtößlich ſicher gehalten hatte, war auf einmal in Frage geſtellt; jede Staats- und Rechtstheorie auf den Kopf geſtellt, die Vernunft entfeſſelt, die Macht auf den Thron des geſtürzten Herkommens geſetzt: ein Chaos, in das nur der Blitz von Kanonen einiges Licht brachte.

Und um dieſen Rieſenknäul zu entwirren, die Fingerchen von Staatsleuten — die eben keine ſehr ſchwere Arbeit gewöhnt waren. Funfzig Jahre hat Deutſchland

Digitized by Google

gebraucht, nicht um die Aufgabe zu löſen, ſondern nur um zu wiſſen, was man eigentlich von ihm wollte.

Daß wir es aber jetzt wiſſen, ja daß die Klarheit ſelbſt bis in die Kreiſe ſich erſtreckt, die ſich am ſchwerſten von dem Alten trennen können, erſehen wir aus den „Politiſchen Skizzen", welche der Graf Georg Herbert zu Münſter den Depeſchen ſeines Vaters vorausſchickt. Wenn die von Natur conſervative Ariſtokratie mit Hintanſetzung ihrer eigenen Intereſſen ſich der neuen Ideen bemächtigt, ſo iſt dies nicht nur ein Beweis für die Wahrheit der Idee, ſondern auch für die Tüchtigkeit der Ariſtokratie. Und ſicher können wir darauf rechnen, in ihr einen ſtärkern, begeiſtertern und gebildetern Vertreter der neuen Idee zu finden als in der Demokratie, weil bei dieſer, den rerum novarum studiosis, die Wahrheit nicht gerade zu ihrem Vortheil ſich mit den perſönlichen Intereſſen vermiſcht, während bei jener erſt das furchtbare Ego überwunden werden mußte, damit ſie ſich ganz dem Dienſte der Wahrheit hingeben könne.

Alſo wäre genug zum Lobe unſers Buchs geſagt, wenn ich bemerke, daß die „Politiſchen Skizzen" ganz im Geiſte jener Fortſchrittspartei geſchrieben ſind, welche im Jahre 1866 ihren Fuß erhob, um der Schlange des politiſchen Vorurtheils den Kopf zu zertreten. Man erhält aus dieſen Blättern nicht nur eine klare hiſtoriſche Ueberſicht über die Ereigniſſe in Europa ſeit dem Wiener Congreß, ſondern auch eine vernünftige zeitgemäße Anſicht über die Geſtaltung des europäiſchen Staatenſyſtems, wie ſie ſich als Facit aus dem Geſchehenen ergeben muß.

Zum Belege führe ich einige lichtvolle Stellen aus dem dritten Abſchnitte, der von Deutſchland handelt, an. Des Grafen Münſter Urtheile über das jüngſt Gewordene treffen immer den Nagel auf den Kopf. So faßt er ſeine Anſichten über den Norddeutſchen Bund in Folgendem zuſammen:

Ob das Experiment, welches mit dem Bundesſtaate jetzt gemacht wird, ein glückliches wird, iſt ſchwer zu ſagen. Wir können nicht leugnen, daß wir eine größere Klarſtellung der Befugniſſe Preußens, eine feſtere, ſichtbarere, definitive Centralgewalt vorgezogen hätten, es iſt dieſes Incognito, in das die Centralgewalt verhüllt wird, nicht nach unſerm Geſchmack. Der ganze Mechanismus des neuen Bundesſtaats iſt zu complicirt und deshalb auf die Länge unhaltbar: Bundesfeldherr, Bundeskanzler, Bundesrath, Miniſterium, Miniſterien der Einzelſtaaten, Reichsrath in Preußen, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus, Provinzialſtände, Communallandtage, Kreisſtände — das iſt etwas viel!

Es wird dieſe neue Schöpfung zwar Bundesſtaat genannt, es ſind aber nicht einmal formell die Erforderniſſe eines Staats vorhanden. Trotzdem war, wie die Sachen lagen, das Zuſtandekommen der Reichsverfaſſung glücklich, es iſt ein dankbarer Boden gewonnen, auf dem weiter gebaut werden kann....

Nachdem Graf Münſter einiges über die Erwerbung Hannovers geſagt, fährt er fort:

Eine Wiederherſtellung der frühern Verhältniſſe, eine Reſtauration der Dynaſtie wäre nur dann möglicherweiſe denkbar, wenn in einem Kriege mit Frankreich Deutſchland (es kann bei einem Kriege nicht mehr von Preußen, ſondern nur noch von Deutſchland die Rede ſein) vollſtändig beſiegt, vollſtändig unter franzöſiſches Joch geſtellt, wenn die zukünftige Geſtaltung Deutſchlands nicht mehr von Deutſchen, ſondern von Fremden abhängig gemacht würde.

Einzelne Verblendete, die ihre falſch verſtandenen Gefühle für Vaterlandsliebe halten, ſcheuen ſich nicht, ſolche Gedanken ſelbſt als Wünſche auszuſprechen, und vergeſſen dabei, daß ſie durch ſolchen Ausſpruch Verrath an der Nation begehen, der ſie angehören; vergeſſen, daß ſie aufgehört haben, Hannoveraner zu ſein, um Deutſche zu werden; vergeſſen, daß ſie ſich den auch wider ihren Willen ins Leben getretenen Veränderungen fügen, daß ſie das Schickſal ihres Landes theilen und für deſſen Beſtes ſorgen ſollen.

Der Verfaſſer ſchließt dieſen Abſchnitt mit einem Urtheil über die Zukunft, welches zugleich eine gerechte Kritik der Vergangenheit iſt:

Ein vernünftiges Repräſentativſyſtem wird ſich ausbilden, und es ſteht zu hoffen, daß Sinn für Geſetzlichkeit oben und unten, bei Regierung und Volk ſich mehr ausbilden und mehr befeſtigen wird. Daß dieſer Sinn bisjetzt häufig gefehlt hat, kann leider nicht geleugnet werden. Wie oft haben wir nicht das traurige Schauſpiel erlebt, daß Regierungen Verfaſſungen gaben, daß aber gleich darauf ihre eigenen Organe unbequeme Paragraphen wegzuinterpretiren und zu umgehen ſuchten, daß ſolche Verfaſſungen einſeitig wieder aufgehoben wurden. Daß dann auch von der andern Seite Majoritäten den Regierungen gegenüber Misbrauch trieben, iſt ebenſo wenig zu billigen. Conſtitutionelle Auswüchſe und Scheinconſtitutionalismus haben in Deutſchland viel zu Erſchütterung des Rechtsſinnes beigetragen. Der Deutſche als Theoretiker macht leicht zu viel Geſetze, und der ruhige Beobachter, der die Liſte der Verfaſſungsveränderungen und daneben die Geſetzſammlungen der meiſten deutſchen Staaten durchſieht, wird erſtaunen und erſchrecken.

Was vor allem unſerm ſtaatlichen Leben noththut, iſt eine wirklich conſervative Partei, die gewiſſe ſtabile Principien und Inſtitutionen nach allen Seiten vertheidigt, eine conſervative Partei, die ſich nicht als das blinde Werkzeug der eben am Ruder ſtehenden Regierung betrachtet.

Monarchiſch, ſtreng monarchiſch muß die conſervative Partei ſein, ſie ſoll aber gerade im Intereſſe des Königthums widerſtehen, wenn die Diener deſſelben die als richtig anerkannten Principien nicht achten, wenn Willkür, und die ſchlimmſte Form derſelben, Beamtenwillkür, dem König, den Unterthanen und dem Staate Schaden drohen. Daß dieſe conſervative Partei vorzugsweiſe dem Drängen von unten, dem falſch verſtandenen Liberalismus, vor allem dem Radicalismus entgegentreten muß, verſteht ſich von ſelbſt.

Das Material zu einer ſolchen Partei exiſtirt in Deutſchland unbedingt, wenn auch nicht in demſelben Maße wie in England, es hat aber bisjetzt dieſer Partei oft an einem größern Wirkungskreiſe, oft an Zuſammenhang, oft aber auch an Verſtändniß gefehlt, und deshalb hat ſie bisher noch nicht ganz die Stellung gefunden, die ſie erlangen muß, um nützlich und lebensfähig zu werden.

Finden ſich die zahlreichen Elemente erſt zuſammen, ſo wird man ſtaunen darüber, wie ſtark ſie ſind, und welchen Halt ſie im geſunden Sinne des Volks finden werden.

Wirklich revolutionäre, namentlich republikaniſche Tendenzen finden ſich vielleicht weniger in Deutſchland, als man glaubt — im Süden aber mehr als im Norden, und es kann daher nicht ſchaden, daß ſich der Norddeutſche Bund in ſich erſt conſolidire.

Nun, dieſe wirklich conſervative Partei, die unſerm ſtaatlichen Leben noththut, exiſtirt bereits, es fehlen ihr bisjetzt nur noch Loſungswort und Abzeichen, an denen ſich die Glieder gegenſeitig zu erkennen vermögen. Aber aus dem einen läßt ſich ſchon jetzt ihr Daſein erſehen, ſie iſt es, die mit Einer Stimme, ohne Wenn und Aber, zu dem jüngſt Geſchehenen ein freudiges Ja und Amen ſagt.

Hans Marbach.

Digitized by Google

Für Leſeabende.

1. Gemiſchte Geſellſchaft. Biographiſche Skizzen von Georg Heſekiel. (Weltbibliothek.) Berlin, Leſſer. 1867. 8. 10 Ngr.
2. Der Kammerdiener des Kaiſers. Eine Hofgeſchichte von Georg Hiltl. (Weltbibliothek.) Berlin, Leſſer. 1867. 8. 10 Ngr.
3. Neue Londoner Myſterien. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart von Otfried Mylius. Vier Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Die weiße Frau. Eine Hof- und Familiengeſchichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert von Otfried Mylius. Vier Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1867. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.
5. L'Affaire Lerouge oder Gefahren des Irrthums. Roman von Emil Gaborian. Aus dem Franzöſiſchen. Drei Bände. Wien, Laſt. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Chateau Lafite. Roman von Paul Wendt. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
7. Heinrich Martin's Novellen. Vier Bände. Dresden, Jaenicke. 1867. 8. 22½ Ngr.
8. Sein und Nichtſein. Eine Erzählung von Guſtav Höcker. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
9. Geld und Frauen. Erzählungen von Guſtav Höcker. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Für Unterhaltungslektüre wird unausgeſetzt Sorge getragen, wie wieder obige Titel beweiſen, von einigen Autoren leider mit mehr Eifer als Beruf, ſodaß man ihnen rathen möchte, ſich lieber mit Romanleſen als mit Romanſchreiben zu befaſſen. Das Intereſſe der Verleger iſt deshalb in der That als heilſame Schranke gegen die Manuſcriptflut zu betrachten, die ſonſt Unglück anrichten könnte, nun aber an der Verleger Vorſicht abprallt und ſtetig zurückebbt. Das Intereſſe und die Vorſicht der Verleger und ihre Fühlung für das Bedürfniß des Büchermarktes wird ebenſo mehr und mehr Urſache, daß Verleger und Verfaſſer ſich einigen und daß gewiſſe Manuſcripte von bewährten Autoren für beſtimmte Unternehmungen erbeten werden. Dies iſt der Fall mit der „Welt-Bibliothek" bei R. Leſſer, dem wir Glück wünſchen dürfen, wenn es ihm ferner gelingt, ſolche Werke für ſeine 10 Sgr.-Sammlung zu gewinnen, wie die beiden obengenannten von Heſekiel und Hiltl.

Die Skizzen des erſtern (Nr. 1) ſind ſämmtlich intereſſant, einige ſogar wichtig, da ſie nicht blos auf hiſtoriſche Treue Anſpruch erheben, ſondern auch auf eigener Forſchung beruhen. Die acht Perſonen, in deren Geſellſchaft der Verfaſſer uns dieſes mal führt, ſind St.-Germain, Cagliostro, Axel Ferſen, Deutz, Karl Heſſe, Nikolaus I., den er als „Incognito-König" bezeichnet, der berüchtigte Jude Süß und der Feldmarſchall Würz, reſp. der „unendliche Erbſchaftsſchwindel", der ſich an deſſen angeblich große Hinterlaſſenſchaft knüpfte und über zwei Jahrhunderte die Gemüther vermeintlich Erbſchaftsberechtigter beunruhigte. Schon die Namen feſſeln unſer Intereſſe, das durch die ruhige, klare Darſtellung noch weſentlich erhöht wird. Der Verfaſſer ſetzt hoffentlich ſeine Studien auf dieſem Gebiete der Geſchichtsforſchung fort und beſchenkt uns weiter mit ſolchen Skizzen, wahrſcheinlich dann auch von berühmt, reſp. berüchtigt geweſenen Perſonen weiblichen Geſchlechts.

Hiltl hat in ſeinem kleinen, aber pikant und draſtiſch gearbeiteten Romane (Nr. 2) eine ähnliche Figur zum Helden der Handlung gemacht, wie der Jude Süß war, den Kammerdiener des Kaiſers Rudolf II., Lang, der viel Unglück über das Land brachte, geadelt wurde, aber doch ſpäter das wohlverdiente ſchmähliche Ende im Kerker fand. Alle vorgeführten Charaktere aus jener dunkeln Zeit unſers Vaterlandes ſind ſcharf und zutreffend gezeichnet und vorzüglich der Kaiſer ſelbſt, der, von Aberglauben und halbem Wahnſinn heimgeſucht, ſich in ſeiner Burg abſchließt, toller Alchemiſterei und frivolem Sinnengenuß mit obligater Frömmelei ſich hingibt und dem bübiſchen Lang erlaubt, zu ſchalten und zu walten, wie ihm beliebt. Obgleich nicht wohl zu erkennen iſt, wo die Hiſtorie aufhört und die freie poetiſche Production beginnt, ſo nehmen wir doch keinen Anſtand, der conciſen Arbeit Hiltl's unter den neuern hiſtoriſchen Romanen einen Ehrenplatz anzuweiſen.

Von ganz entgegengeſetzter, aber ebenfalls vortrefflicher Arbeit ſind die „Neuen Londoner Myſterien" (Nr. 3), die uns mit einer gewiſſen epiſchen Breite in das reiche und wirre Leben der engliſchen Weltſtadt verſetzen und bis zum Schluß in gerechtfertigter Spannung erhalten. Die Myſterien-Literatur, mit der E. Sue ſo glücklich durchſchlug, wird noch nicht ſo bald von der Tagesordnung verſchwinden, und wir ſind weit entfernt, das zu beklagen, wenn ſo ſcharfe Beobachter und ſo gewandte Darſteller, wie hier O. Mylius, ſich mit ihr befaſſen. Er hat mit ſeinem franzöſiſchen Collegen eifrig um den Preis gerungen und wir ſind geneigt, ihm denſelben zuzuerkennen, auch ſchon deshalb, weil ſeine Myſterien, abgeſehen von ihrem reichen ſtofflichen Gehalt, der überall treu das reale Leben widerſpiegelt, warmes Gefühl für deutſche Geſinnung, für Menſchenwohl und Völkerfreiheit, für alle erhabenen Ziele geiſtigen Strebens athmen. Der Verleger Ebner ſchildert in der Anzeige ſeines Artikels die große Mannichfaltigkeit des wol für alle Leſer intereſſanten Inhalts ſo treffend, daß wir uns eine wörtliche Wiedergabe ſeiner Schilderung erlauben dürfen:

Wie in dem wirklichen London ſelbſt die ſchroffſten Contraſte ſich hart aneinanderreihen, ſo begegnen ſich auch in dieſem höchſt intereſſanten und anſchaulichen Sittengemälde die Contraſte von Reich und Arm, Tugend und Laſter in engſter Berührung: die faſhionabeln Promenaden in Hydepark und die ſchauerlichen Gaſſen voll Schmuz, Fieber, Verbrechen und Proſtitution in den Minories; die vornehmen heimlichen Spielhäuſer und die Höhlen der Seelenverkäufer und Garrotters in Wapping; die trauliche Herzinnigkeit des Familienlebens der wohlhabenden und gebildeten Stände und der Scheinglanz der londoner Demi-Monde; die Salons der vornehmſten Geſellſchaft im Weſtend und die Griſettenbälle in Cremorne Gardens; die Drawingrooms der Königin und die nächtliche Heerſchau der Babylonierinnen der Regentſtreet. Hier die kaufmänniſche Welt der City und die Advocatenariſtokratie mit ihren gemeſſenen würdevollen Formen, hinter denen ſich verknöcherte Selbſtſucht verſteckt, dort die gefährlichen Klaſſen in ihrer brutalen, unverhüllten Nacktheit. Hier die Diebs- und Matroſenkneipen, die Greuel öffentlicher Hinrichtungen, das Leben und Treiben der Schuld- und Criminalgefängniſſe, Irrenhäuſer und Kaſernen, hier die weitverzweigten Fäden einer eifrigen, wirkſamen Polizei; dagegen dort eine Menge heiterer Bilder von glücklichem Familienleben im Mittelſtande, von edeln biedern Charakteren unter dem Volke zu Stadt und Land, von wahren

Gentlemen und echten Damen, von den ehrenhaften und bewundernswerthen Seiten in dem Leben einer Nation, die in jeder Art von Entwickelung des öffentlichen Lebens ſo hoch geſtiegen iſt. Alles dies höchſt frappant gezeichnet mit kühnem ſicherm Stift und doch keuſchem Pinſel, unparteiiſch, deutlich, wahr und klar geſchildert, iſt ein treues Bild aus der Culturgeſchichte der Gegenwart, eine ergreifende, feſſelnde, rührende ganze Welt im Kleinen, welche in den wärmſten Farben vor dem geiſtigen Auge der Leſer vorüberzieht und ſie „England wie es iſt" aus dem Grunde kennen lehrt.

Kunſtzugaben mancherlei Art, wie ſie dieſen „Myſterien" beigegeben ſind, ſcheinen das beabſichtigte Ziel ſicher zu erreichen, wenigſtens hat der Verleger den Käufern eines neubegonnenen Romans von Mylius wieder einen „prachtvollen Stahlſtich" in Ausſicht geſtellt. An die ſchaurige Sage von der Weißen Frau, der Unglücksprophetin verſchiedener deutſcher Dynaſtenhäuſer, ſich anlehnend, erzählt der unter Nr. 4 aufgeführte hiſtoriſche Roman: „Die weiße Frau", von dem uns die erſte Lieferung vorliegt, dem Proſpecte gemäß die Geſchichte dreier Generationen aus einem deutſchen Fürſtenhauſe und ihrer verhängnißvollen Schickſale, ſowie eine unendliche Reihe von Unthaten, wie ſie in jener Periode der Frivolität und des Despotismus an der Tagesordnung waren. Der Proſpect berichtet:

Trotz des kitzligen Stoffs iſt die Darſtellung nirgends obſcön oder Effecte haſchend, ſondern allenthalben muſtergültig maßvoll, klar und voll ernſter ſittlicher Würde, durchglüht von warmer Theilnahme für die Wohlfahrt des Volks, von feuriger Entrüſtung gegen jene Willkürherrſchaft und freche Verhöhnung von Menſchenrecht und Menſchenwürde, wie ſie den Zeiten vor der großen Franzöſiſchen Revolution aufgeprägt waren.

Wir verſagen uns nicht, um zu zeigen, wie der Verfaſſer ſchreibt, die Charakteriſtik eines jungen Edelmanns, wie er nach der Meinung der adelsſtolzen Frau von Ferneck ſein ſoll, hier wörtlich mitzutheilen:

Ein Edelmann nach meinem Herzen, welcher am Hofe ſein Glück machen will, muß geſchmeidig und heiter, luſtig und lebensfroh, gewandt im Umgang, maßvoll und doch wieder keck zugreifend ſein, wo ihm das Glück lacht. Er braucht nichts zu wiſſen, als den Damen anmuthig die Cour zu machen, hübſch zu tanzen, gut zu reiten, ſtandhaft zu trinken ohne ſich zu übernehmen, gewandt Karten zu ſpielen und ſeiner Dame wie ſeinem Brotherrn jeden Wunſch am Munde abzuleſen. Er ſoll nichts Sublimeres kennen als ſeine Geburt, nichts Höheres als ſeinen Fürſten, nichts Heiligeres als ſeine Standesvorrechte und ſeine Ehre, denen er nie etwas vergeben darf, nichts Gemeineres und Verächtlicheres als den Bürger- und Bauernſtand und alles, was unter ihm ſelbſt ſteht. Ein bischen Fumet nach Pferdeſtall und Hundezwinger ſchadet ſogar nichts, denn er verräth etwas derbe Kraft und macht ihm begreiflich, daß er an Bildung und Manieren unter uns Frauen ſteht, wie es in einer raiſonnabeln Geſellſchaft auch ſein muß.

Die Gefahren des Irrthums ſc. richterlicher Behörden ſchildert E. Gaborian in dem Proceß Lerouge (Nr. 5) in klarer, ſtets feſſelnder Weiſe. Des Mordes der intriguanten, in gewiſſe Familiengeſchichten eingeweihten und an ihnen betheiligten Frau Lerouge wird gemäß einer Reihe glaubwürdiger Indicien ein junger Adelicher bezichtigt und iſt bereits verhaftet, als es ſich herausſtellt, daß ein Advocat, ſein illegitimer Bruder, der nach ſeinem Range und Reichthum ſtrebt, der Thäter iſt.

Mit großer Localkenntniß und in anmuthiger und anſchaulicher Weiſe verſetzt uns Paul Wendt in ſeinem „Chateau Lafite" (Nr. 6) nach Bordeaux, an den rebenumkränzten Garonneſtrand und läßt uns das Leben, das Leid und das Glück dorthin verſchlagener Landsleute, d. h. Kaufleute, in kräftig gezeichneten Bildern genügend deutlich wahrnehmen. Der Hauptheld, begreiflicherweiſe als früherer Offizier und politiſcher Flüchtling in den Comptoirs wenig empfohlen, arbeitet ſich durch eiſernen Fleiß und große perſönliche Tüchtigkeit doch empor und erringt ſchließlich eine beneidenswerthe Stellung. An Cabalen, ihn zu ſtürzen und zu verderben, fehlt es nicht, aber er bleibt ſeinem Charakter getreu, und ſo bleiben Anerkennung ſeiner Verdienſte und der endgültige und gerechte Urtheilsſpruch ſeines Werthes nicht aus. Sors bona saepe venit tarda, sed ampla venit. Das Büchlein iſt von Bordeaux, Juli 1867, datirt und durch einige Verſe empfohlen:

Freundlich empfang, lieber Leſer, die Gabe,
In ein Zauberſchloß führt ſie dich ein.
Wollte, ich könnte dabei dir zur Labe
Zaubern ein Fläſchchen vom duftenden Wein.
Doch ſie ſind dein ja, die Weine vom Rheine,
Deutſche Frauen und deutſches Lied,
Und für dieſe drei Perlen, ich meine,
Gönnſt du dem Franzmann ſein Chateau Lafite!

Die Martin'ſchen „Novellen" (Nr. 7) erinnern bald an die Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten, bald an die Galen'ſchen Romane, erreichen dieſe ihre unverkennbaren Vorbilder aber keineswegs. Beſonders zu rügen iſt die Art der Dialoge, in denen allzu häufig der einzelne lange Reden redet, die den Leſer, der ihren muthmaßlichen Inhalt ſich ſtets ſelbſt ſagen kann, auf das äußerſte ermüden und zum Ueberſchlagen faſt zwingen. Dazu kommen zu viel Unglücksfälle vor, an die ſich dann die Weiterentwickelung der Geſchichte zu knüpfen pflegt, ein Manöver, mit dem es auf jene Leſer abgeſehen zu ſein ſcheint, die auch in den Zeitungen nach nichts begieriger ſuchen als nach den Berichten über Raub, Mord, Brand u. dgl. Endlich iſt uns noch kein Romanſchriftſteller vorgekommen, dem es ſo leicht wird, ſeine Perſonen ihren Charakter wechſeln zu laſſen, und der ebenſo die moraliſche Theilnahme des Leſers von einem Helden auf den andern überzuleiten liebt. In der Novelle: „Der Blinde", tritt der blinde Virtuos erſt in der zweiten Hälfte des Buchs auf, was den Namen der Novelle nicht rechtfertigt; der wahre Held heirathet die — Tochter ſeiner Jugendgeliebten, was immerhin anſtößig iſt. Noch toller wirthſchaftet der Verfaſſer mit den Figuren in dem „Flüchtling", in dem ſchließlich alles auf den Kopf geſtellt iſt. Das „Gelöbniß" hat Kinkel's vortreffliche Novelle „Margret" zum Muſter, bleibt aber himmelweit hinter derſelben zurück. Auch die Novelle: „Die Sühne", die in gewiſſen Einzelheiten nicht übel iſt, leidet an greulichen Unwahrſcheinlichkeiten, ſodaß wir mehr über des Verfaſſers Phantaſie als über deren Geburten ſtaunen müſſen.

Die drei Erzählungen Guſtav Höcker's: „Sein und Nichtſein" (Nr. 8), „Die Kloſtermünze" und „Ein geprüftes Weib", welche beide letztern ziemlich ungeſchickterweiſe unter dem gemeinſchaftlichen Titel „Geld und Frauen" (Nr. 9) ohne erkennbaren Grund in drei Bändchen zerriſſen ſind, dürfen keine höhern Anſprüche als die Mar-

Digitized by Google

tin'ſchen Novellen machen, die ihnen ſogar noch vorzuziehen ſind. Hin und wieder Figuren, die über das Alltägliche hinausragen, ohne irgend bedeutend zu ſein, ſo der mehr lächerliche als komiſche kleine Farbenreiber Henne, der mit ſeiner ganzen Abſurdität dem Leben treu nachcopirt zu ſein ſcheint, ſonſt — Trivialität und nichts anderes. Aber das ſogenannte „große Leſepublikum" iſt unglaublich nachſichtig und leicht zu befriedigen und wird auch mit dieſem traurigen Leſefutter ſeinen Leſehunger ſtillen.

Muſikaliſche Literatur.

1. Einige Betrachtungen über Sonſt und Jetzt. Von L. Köhler. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 4 Ngr.

Der Verfaſſer iſt ein bekannter gewandter muſikaliſcher Schriftſteller, der es verſteht, mit gleicher Geſchicklichkeit heute etwa für Rubinſtein, morgen für Liſzt eine Lanze zu brechen. Natürlich darf man bei dergleichen Arbeiten nicht jedes Wort auf die Goldwage legen und zu ſcrupulös den Maßſtab der Wahrheit zur Richtſchnur nehmen. Die Darſtellung muß eben den Inhalt decken. Zu dieſer Kategorie möchte auch dies Schriftchen gehören.

Nach dem Verfaſſer iſt der Tondichter Prophet, der in ſeiner geheimnißvollen Sprache unbewußt vorausverkündet, was vielleicht erſt ein ſpäteres Jahrhundert zu begreifen vermag. (Nun, ſo arg möchte es denn doch nicht ſein.) Eine neue derartige Muſik mag denn auch, heißt es weiter, mit einigem Grunde ihrerzeit vielen unverſtändlich ſein; ein neuer muſikaliſcher Inhalt, zu deſſen vollem Gefühlsverſtändniß jedenfalls eine Art unbewußter Philoſophie gehört, wie ſie ſelbſt in wiſſenſchaftlich ungebildeten Naturſöhnen leben kann, verlangt eben höhere muſikaliſche Gefühlsnaturen, und verſtänden dieſe ſonſt auch keine Note, die Tonſprache müſſen ſie kraft innern Rapports verſtehen. Es thut uns leid, anderer Meinung zu ſein als Köhler. Tiefere muſikaliſche Leiſtungen — und die von ihm ſogenannte prophetiſche Muſik wird doch hoffentlich dazu zu rechnen ſein — bedürfen an ſich ſchon zum Verſtändniß des noch dazu oft durch polyphoniſche Darſtellung verdeckten melodiſchen Inhalts einer ſpeciellen muſikaliſchen Vertrautheit. Sonſt bleibt höchſtens ein Gefallen am Geklingel oder maſſenhaften Gelärme ohne alles Bewußtſein des Inhalts. Darin unterſcheidet ſich die Muſik ſo durchaus von andern Künſten. Der Verfaſſer kommt dann auf den Unterſchied des Claſſiſchen (natürlich begrenzt Ruhigen, geſchloſſenen Formrealen) und des Romantiſchen (bewegt, in die Weite, ja in die Unendlichkeit Ragenden). Nach unſerer Anſicht in Bezug auf Muſik Worte, nichts als Worte. Die Ouverture zur „Leonore" von Beethoven iſt nach jetzigen Begriffen ein claſſiſches Muſikſtück, zur Zeit ihrer Entſtehung galt ſie aber bekanntlich nicht dafür. Der Begriff: natürlich begrenzt, geſchloſſen, Formreale (das „Ruhige" wollen wir lieber gleich ganz beiſeite laſſen), ändert ſich eben mit der Zeit, mit dem Fortſchritt in der Kunſt. Manches, das früher als claſſiſch galt, wird ſpäter nur noch als unbedeutend bezeichnet und geräth in Vergeſſenheit. Die abfälligen Urtheile, welche ihrerzeit über Mozart und Beethoven gefällt wurden, geben dem Autor Gelegenheit, auf Liſzt und Wagner zu kommen. Legen wir einmal die Hand aufs Herz, heißt es da, und fragen uns, wie viele unſerer beſten Componiſten würden dazu gehören, die, zu Einem zuſammengeſchweißt, ein Werk zu ſchaffen im Stande wären, das eine Bedeutung wie nur Wagner's „Tanhäuſer" hätte? Wir glauben denn doch, daß Köhler für den „Tanhäuſer" zu ſehr eingenommen iſt. Den Schluß bildet eine Abkanzelung der Muſikdirectoren, weil ſie Liſzt und Berlioz conſequent todtſchwiegen.

2. Der Einfluß des Zeitgeiſtes auf die Entwickelung der Tonkunſt. Von Yonrij von Arnold. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 10 Ngr.

Ueber den betreffenden Gegenſtand iſt ſchon früher vielfach geſchrieben worden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder der Sohn ſeiner Zeit iſt, und namentlich der moderne Operncomponiſt muß ja überhaupt der Zeitſtrömung folgen. Nur muß man auch des Guten nicht zu viel thun, wie der Verfaſſer, wenn er z. B. S. 5 ſagt: So ward Beethoven in der Tonkunſt der Träger und Repräſentant der Idee der individuellen Freiheit und Gleichheit, der durch den gewaltigen Geiſt jener Zeit ins Leben gerufenen freien Schaffungskraft, welche die morſchen Schranken der zunftmäßig eingezwängten Kunſtformen und die Feſſeln des ſchon zur Schablone herabſinkenden Geſchmacks brach. Die freie Schaffungskraft haben aber nach unſerer Anſicht auch Beethoven's große Vorgänger in vollem Maße beſeſſen, ſonſt wären ſie nicht Gründer neuer Epochen geworden, und wahrlich die kurze Zeit (wenige Jahre) von Mozart's Tod bis zu Beethoven's Wirkſamkeit war nöthig, um der damaligen Generation zur Erkenntniß und Aufnahme des bis dahin Errungenen Raum zu gönnen. Irgendwelche Formen mußten erſt zu Grunde gelegt werden, ehe man darauf fußend ſich höher ſchwingen konnte. Von zunftmäßig eingezwängten Kunſtformen konnte bei Beethoven's Auftreten wol nicht die Rede ſein; ſie waren kaum erſt errungen, und die Muſik iſt gerade diejenige Kunſt, welche in wenigen Jahrzehnten die mächtigſten Fortſchritte gemacht hat. Uebrigens legte auch Beethoven ſeinen meiſten Werken die frühere Form zu Grunde, nur ungemein erweitert. Was aber Beethoven's Muſik mit der „Gleichheit" zu thun haben ſoll, iſt nicht wohl erkennbar. Eher könnte man da noch in gewiſſem Sinne den alten Sebaſtian Bach dieſe Repräſentation in die Schuhe ſchieben, deſſen contrapunktiſche Muſik allen Stimmen gleiche Geltung verlieh.

„Ehe noch dieſer Titane unſerer Kunſt (Beethoven) die ihm zutheil gewordene Aufgabe vollendet hatte, trat die Reaction ein", ſagt der Verfaſſer. Was blieb dem Individuum wol nun noch übrig, als ſich kopfüber dem materiellen Genuſſe in die Arme zu werfen? Daher das

Digitized by Google

frivole Treiben und Hantieren der modernen Virtuoſität u. ſ. w. Glücklicherweiſe war in der deutſchen Kunſtwelt noch ein nationales Element zurückgeblieben, das Element urſprünglichen Volkslebens (Weber's „Freiſchütz", Schubert's Lieder). Auber mit ſeiner „Stummen" und Roſſini mit ſeinem „Wilhelm Tell" werden nun, wie das üblich, als Sturmvögel der Revolution angeführt. Der Begriff vom innerſten Zuſammenhange des äußern techniſchen Ausdrucks der Muſik mit einem poetiſchen Gedankeninhalt gelangt nach dem Verfaſſer unter anderm auch durch klare Auffaſſung der Werke Bach's und Beethoven's zum Bewußtſein. Was Bach damit zu thun haben ſoll, iſt uns unverſtändlich. Nur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war man, wie der Verfaſſer meint, in das äußerliche Muſikmachen hineingekommen. Aber da lebte ja der große Dramatiker Gluck! Da lebten die eigentlichen Schöpfer der Inſtrumentalmuſik, Haydn und Mozart, die doch nicht ſo ſchreiben konnten wie ihr Erbe Beethoven! Mit dem Anfluge (?) der neuen Generation, mit der Rückwendung des Zeitgeiſtes zur individuellen Freiheit des Denkens (ſollte die wirklich bis dahin gefehlt haben?) fing man auch wieder an ſelbſt Gedanken zu haben, dieſelben aber folglich gleichfalls von andern zu verlangen. Einer der erſten Componiſten, welcher der Idee von einem in Tönen verkörperten poetiſchen Gedanken Folge leiſtete, ſei Mendelsſohn geweſen. Als vollkommene Belege dienen vor allem ſeine „Lieder ohne Worte" u. ſ. w. Auch Robert Schumann gehört zu jenen Muſikern, bei denen nach Herrn von Arnold deutlich hervorleuchtet das unwillkürliche und doch eigentlichſte Hervorgehen des Motivs und der Form aus der poetiſchen Idee, und nicht umgekehrt die Geburt eines unwillkürlichen Gedankens etwa aus irgendeinem nur der traditionellen Regel plaſtiſcher Formation zu Liebe kaleidoſkopiſch geſchaffenen äußern Gebilde. Am unzweifelhafteſten ſoll dafür Schumann's Anerkennung vom Genie des Franzoſen Berlioz ſprechen. In Wahrheit war freilich Schumann reiner ſogenannter abſoluter Muſiker, und befaßte ſich in ſeinem bedeutenden Werke mit Charakteriſtik gerade nur ſo viel, als es jeder andere mit ſelbſtändiger Erfindungskraft begabte Componiſt thut. Schumann's Anerkennung von Berlioz war übrigens, nebenbei geſagt, nur eine ſehr verklauſulirte. Wenn Schumann noch die alten Formen ſtehen läßt, ſo hat Berlioz ſie weggeworfen, ſagt der Verfaſſer. Allerdings ſind die Formen der Mozart-Haydn'ſchen Schule für unſere Zwecke nicht mehr brauchbar; ſind aber auch ſchon vor Schumann von anderer Seite her umgewandelt worden. Berlioz' Formen ſind aber keine von irgend allgemeiner künſtleriſcher Bedeutung, wie ja ſeine Symphonien ganz etwas anderes ſind, als was wir darunter verſtehen.

3. Die Entwickelung der Oper in Polen. Von Ladislaus von Trocki. Leipzig, Rhode. 1867. 8. 12 Ngr.

Unter den ſeit Begründung der polniſchen Oper in Warſchau im Jahre 1778 bis zum 20. April 1859, alſo in einem Zeitraume von 81 Jahren, gegebenen 285 Opern in polniſcher Sprache befanden ſich 92 polniſche Originalopern, welche ſich auf 16 Componiſten vertheilen und in 1075 Aufführungen zur Darſtellung gelangten. Von den angeführten Nationalcomponiſten ſind aber die meiſten nicht Polen von Geburt. Der Verfaſſer bemerkt, daß es bisjetzt keine polniſche Schule in der Muſik gebe, weil dieſelbe zu ſehr ſpecifiſch polniſch ſein ſoll.

Ein Pole, beſäße er auch eine noch ſo allſeitige und gediegene Bildung, er wird immer ſeinen Werken in der Dichtkunſt wie in der Muſik den Stempel entweder echter Nationalität ausdrücken, oder ſich, iſt er zu erſterm nicht befähigt, in Seelenklagen verlieren, die ein verwandtes Gemüth wol anſprechen, hinreißen können, nie aber das Schöne, Erhabene zur Kunſt geſtalten. Während der deutſche, franzöſiſche, italieniſche Künſtler, trotz ſcharf ausgeprägter Nationalität, immer Kosmopolit zu ſein vermag und ſeine Werke im Gebiete ſeiner nationalen Schule zum Ausdruck bringt, wird ſelten ein polniſcher Künſtler außernationalen Stoff zum Vorwurf nehmen, und was noch charakteriſtiſcher iſt, dieſen Stoff ſelten anders als eben ſpecifiſch national behandeln.

4. Muſik und muſikaliſche Erziehung. Von Wilhelm Tappert. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein lebhaft gehaltenes Schriftchen, das gegen den althergebrachten Schlendrian in dem Muſikunterricht überhaupt losdonnert. Freilich, ob alle Blitze, die der Verfaſſer ſchleudert, auch wirklich vom Himmel ſtammen oder ob ſie bloßes Theaterfeuerwerk ſind, das iſt eine andere Frage.

Werfen wir einen Blick auf die Verzeichniſſe von ehemals und ſchließen wir von dem, was uns erhalten blieb, auf Vergeſſenes und Verlorenes, ſo imponirt uns heute noch oder doch zunächſt die ungeheure Menge; dem einzelnen möglich durch eine ans Unbegreifliche ſtreifende Routine. Das Schaffen war in mancher Beziehung ein handwerksmäßiges. Konnte es anders ſein? Hätten die Muſiker wirklich die ſublimen Ideen verkörpern wollen, die wir aus ihren Compoſitionen herausdeuten, oder richtiger die wir hineindeuten, ſie wären vor lauter Grübeln nimmermehr dazu gekommen, die zahlloſen Opern, Cantaten, Symphonien, Quartette, Concerte u. dgl. zu ſchreiben. Den Söhnen unſerer Zeit, die auf jeder Seite etwas Weltbewegendes niederlegen wollen, wird es ſauer, auch nur einen kleinen Theil in die Oeffentlichkeit zu bringen, was die Alten mit Leichtigkeit producirten. Viel Mittelmäßiges und noch Geringeres mußte damals nothwendigerweiſe entſtehen. Zu beklagen wäre alſo keineswegs, wenn die Tonſetzer ſich nicht mehr von dem Gedanken leiten ließen: die Menge vor allem thut's. Wird auch weniger producirt, geſchieht doch für die Weiterentwickelung der Kunſt — und dieſe ſollte der Endzweck aller Beſtrebungen ſein — jetzt ungleich mehr in einigen Decennien als früher in einem Jahrhundert.

Wo und wie iſt dies der Fall? Vergebens ſehen wir uns nach den allerneueſten Meſſiaſſen um. Schade, daß der Verfaſſer uns nicht die Namen genannt hat. Gewiß iſt die Tonkunſt unerſchöpflich, gewiß läßt ſich in allen Fächern der Compoſition noch Großes und Neues ſchaffen, aber hinſichtlich der reinen Muſik führt der gerade Weg zu der wahrhaft großen, heroiſchen Kunſt doch nur direct von Beethoven aus weiter. Und dann, wir meinen: Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven (freilich gehört letzterer mit ſeinen größten Werken dem jetzigen Jahrhundert an) repräſentiren eine Entwickelung ſo reich, ſo raſch, wie es dem gegenwärtigen Jahrhundert ſchwer fallen möchte. Allerdings iſt die Aufgabe ſowol für den ſchaffenden Künſtler wie für das genießende Publikum gewachſen.

Wenn der Verfaſſer ferner behauptet, daß die Neuern

Digitized by Google

von vornherein darauf verzichten, ihre Werke nach Hunderten zu zählen, weil ſie einen vor jeder Uebereilung ſchützenden Factor zur Geltung gebracht: die Aeſthetik, unter dem landläufigen Namen Reflexion genugſam bekannt und verrufen, ſo iſt das einfach unwahr. Schubert, Mendelsſohn, Schumann und von den Neueſten, wenn auch jenen weit nachſtehend, Rubinſtein und viele andere haben Hunderte von Werken producirt, und zwar in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit. Uns ſcheint, daß die Anhänger der Reflexion, von welcher der Verfaſſer ſpricht, entweder ſolche Componiſten ſind, denen wirklich die Erfindungsader ſpärlich fließt, oder ſolche, von deren Werken die Verleger nichts wiſſen wollen: ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingeſtellt. Wir machen wahrlich auch ganz andere Anſprüche hinſichtlich Form und Inhalt eines Tonwerks, als die bloße Routine zu leiſten im Stande iſt; wir fordern auch, daß jeder größern Compoſition ein tieferliegender, feſtgehaltener Charakter zur Grundlage und zum Zuſammenhalt diene; indeß in begabten Naturen verbindet ſich eben Tiefe mit Erfindungsreichthum, und außerdem iſt doch auch nicht jede Compoſition dazu beſtimmt, eine Epoche zu bilden.

Daß der Verfaſſer Beethoven, Schubert, Schumann, Wagner und Liſzt durcheinanderwirft, kennzeichnet ihn als Anhänger der neuern Richtung:

An die Stelle des Zufalls — heißt es ferner — iſt die Abſichtlichkeit, an die Stelle des Ungefähr das ſyſtematiſche Heranbilden getreten; die Muſikſchulen ſind entſtanden. Wir haben deren in und außer Deutſchland eine ziemliche Anzahl, die mehr oder weniger frequentirt werden, doch leider — anſcheinend ohne eine einzige Ausnahme — nicht unabhängig, ſondern durch die verſchiedenartigſten äußern Einflüſſe, durch Concurrenz u. dgl. gezwungen ſind, von ſtricter Durchführung künſtleriſcher Principien bisweilen abzuſehen. Daher die Klage, daß ein Misverhältniß zwiſchen den Erwartungen und den Erfolgen beſtehe. Es wäre unrecht, den Leitern der Anſtalten die ganze Schuld aufzubürden. Die Schule findet wenig oder gar keine Unterſtützung durch das Haus, dort liegt die Wurzel des Uebels. In den meiſten Familien wird die pädagogiſche Bedeutung der Kunſt gar nicht erkannt; die Muſik iſt dort kein Nothwendiges im häuslichen und Gemüthsleben, ſie iſt eben gar zu oft nur ein — Conventionelles. Für alle Theile wäre es beſſer, wenn entſchiedenes muſikaliſches Talent, vor allem der äußere Tonſinn: Gehör, gefordert werden könnte, und jede Anſtalt ſich in der Lage befände, aus dem Vorhandenſein deſſelben eine conditio sine qua non zu machen. Vergleicht man die Anforderungen, denen früher ein Compoſitionsſchüler nachkommen mußte, mit dem, was jetzt ein Anfänger zum erſten Verſuche mitbringt, ſo zeigt ſich die ganze Verflachung unſerer geprieſenen Gegenwart.

Sollen die jetzigen, nicht beſonders glänzenden Zuſtände ſich beſſern — fährt der Verfaſſer fort —, ſo muß vor allen Dingen etwas geſchehen zur Pflege des äußern Tonſinns; jedes Haus muß im ſtrengſten Sinne des Worts ein Conſervatorium werden. Leider geſchieht gegenwärtig weniger denn nichts für die Erhaltung und das Gedeihen der keineswegs ſeltenen muſikaliſchen Naturgabe. Das Auge wird ſorgfältig gegen jeden ſchädlichen Lichtreiz, gegen die gefährlichen Contraſte hell und dunkel geſchützt; wer bewahrt das Ohr? u. ſ. w.

Wir vermögen freilich dem Verfaſſer nicht in die Details ſeiner Darſtellung, welche die mannichfaltigſten Gegenſtände berührt, zu folgen, und erwähnen blos, daß den Schluß des Schriftchens ein paar muſikaliſch illuſtrirte Märchen für Kinder bilden.

5. Für Freunde der Tonkunſt. Von C. T. Kriebitzſch. Mit dem Porträt Franz Schubert's. Leipzig, Merſeburger. 1867. 8. 22½ Ngr.

Eine Sammlung anſpruchsloſer Artikel, wie der Verfaſſer (Director der höhern Töchterſchule zu Halberſtadt) ſelbſt ſich ausdrückt, deren Mehrzahl zuerſt in der muſikaliſchen Zeitſchrift „Euterpe“ geſtanden hat, und die auf Anregung des für die muſikaliſche Volksliteratur vielfach thätigen Verlegers hier geſammelt erſcheinen, in der Hoffnung, auch außerhalb des Leſerkreiſes jener Zeitſchrift freundliche Aufnahme zu finden. Und bei ſolchen dilettantiſchen Kreiſen, die eine leichte Unterhaltung lieben und von in die Tiefe gehenden Darſtellungen gern abſehen, möchte dies auch der Fall ſein, da die Artikel fließend geſchrieben ſind und über die landläufigen künſtleriſchen Begriffe ſich nicht erheben, alſo für das allgemeine Publikum, wie es der Verfaſſer im Auge hatte, vollkommen paſſen. Ein kurzes Gedicht auf den tüchtigen, jetzt aber vergeſſenen Friedrich Schneider, den Muſiker nach der Schablone, eröffnet den Reigen. „Zum Gedächtniß Felix Mendelsſohn-Bartholdy's“ betitelt ſich ein Panegyrikus auf denſelben S. 4—29. Darauf folgt eine Parallele: „Dichter und Componiſten“, Vergleiche zwiſchen Bach und Klopſtock, Gluck und Leſſing (wobei nur unglücklicherweiſe der Muſiker ſtets den Poeten überragt), Haydn und Hans Sachs, Mozart und Goethe enthaltend. Offenbar kommt bei ſolchen erzwungenen, übrigens ſchon vielfach von andern verſuchten Zuſammenſtellungen nichts heraus; allgemeine Phraſen ſind alles, worum es ſich am Ende dreht. Gewöhnlich ſind es nur äußere Zeitverhältniſſe, bei manchmal ganz entgegengeſetzten Lebensumſtänden, die dem Streben der miteinander Verglichenen einen gewiſſen Schein von Aehnlichkeit verleihen; die Leiſtungen ſelbſt jedoch ſind gründlich voneinander verſchieden. Bach's Tonſprache iſt von ganz anderer Bedeutung als die Ausdrucksweiſe des Sängers der Meſſiade, und Gluck's dramatiſche Tiefe und Kraft mit Leſſing's dramatiſchen Leiſtungen zu vergleichen, möchte auch ein kühnes Unternehmen ſein. So iſt es überall. Der nächſte Aufſatz: „Das Requiem von Mozart“ enthält eine Beſchreibung des bekannten Werks. Die darauf folgenden beiden Artikel behandeln in geſchichtlichen Ueberſichten den proteſtantiſchen Choral und das Volkslied. Eine kurze Biographie Franz Schubert's enthält zuſammengefaßte Daten aus dem Leben dieſes melodiereichen Tonſetzers. Für Männergeſangvereine und Liedertafeln, „die über den werthloſen Tand der Gegenwart ernſte und gediegene Muſik zu treiben und zu üben nicht verlernt und vergeſſen haben“, hat der Verfaſſer eine Bearbeitung des Textes der „Antigone“ des Sophokles zu der Compoſition Mendelsſohn-Bartholdy's hinzugefügt. Den Schluß des Bändchens bilden „Broſamen von der Reichen Tiſch“, geſammelte Stellen aus einzelnen Schriftſtellern und Zeitſchriften enthaltend. Der Titel des Buchs erinnert übrigens an Rochlitz.

6. Joſeph Haydn. Ein Lebensbild nach authentiſchen Quellen dargeſtellt von C. A. Ludwig. Nordhauſen, Büchting. 1867. 8. 18 Ngr.

Daß der Verfaſſer dieſes 200 Seiten ſtarken Büchleins (Cantor zu Niedergebra in Thüringen) bei Abfaſſung deſſelben die ihm zu Gebote geſtandenen Quellen

Digitized by Google

(Grieſinger's „Biographiſche Notizen", 1810; Wurzbach's „Bio-bibliographiſche Skizzen", 1861; Karajan's „Haydn in London 1791 und 1792", Wien 1861) gewiſſenhaft benutzt hat, davon zeugt jede Seite der fließend gehaltenen Zuſammenſtellung. Freilich kommt ſie etwas ſpät und unſerer Zeit vermag ſie nichts Neues mehr zu lehren. Zu rühmen iſt auch, daß der Verfaſſer mit ſeinen der Haydn'ſchen Zeit angepaßten muſikaliſchen Urtheilen ſparſam umgeht. Kann das Werkchen dem Andenken an den durch ſeine Verdienſte um die Tonkunſt unvergeßlichen gemüthlichen Meiſter auch nichts Neues mehr hinzufügen, ſo möchte es doch für dilettantiſche Leſer eine ganz unterhaltende Lektüre bilden, eine Lektüre, der freilich jede tiefere Begründung fern liegt.

7. Ueber Schulen für dramatiſche und muſikaliſche Kunſt. Von Yourij von Arnold. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Abgeſehen von dem materiell-techniſchen Inſtrumentalunterricht der Conſervatorien, welcher große Erfolge aufweiſt, findet der Verfaſſer an der Unterrichtsmethode dieſer Inſtitute viel zu tadeln, namentlich die Abweſenheit jeder geiſtigen Vertiefung und die ſchablonenhafte Behandlung. Gleich ſchon in der Harmonielehre habe der Schüler mit den ärgſten Wirrniſſen zu kämpfen, was in dem unlogiſchen Durcheinanderwerfen der Lehre von den Naturgeſetzen der Töne und der Lehre der Anwendung derſelben liege. Erſt müſſe dem Schüler das unwillkürliche und unwandelbare Naturmaterial erläutert, und dann erſt auf Grund der akuſtiſchen Geſetze die Regeln der möglichen praktiſchen Anwendung angezeigt werden.

Und welcher Art geſchieht nun die Anleitung zum Schaffen ganzer Compoſitionsſtücke? — fährt der Verfaſſer fort. — Erklärt der Lehrer etwa die dichteriſche Bedeutung, den Charakter der beſtehenden Formen, wie dieſelben nach und nach aus dem Inhalt der Werke hiſtoriſch auseinander folgender, einander ergänzender Meiſter ſich entwickelt haben? Mir ſind bisher noch nie Erläuterungen dieſer Art aufgeſtoßen.

Ebenſo jeder Geiſtigkeit entbehrend werde die Lehre von der Inſtrumentation in den Muſikſchulen gehandhabt. Declamation, Aeſthetik, Geſchichte der Muſik werden vernachläſſigt. Namentlich auch an dem Geſangsunterricht findet der Verfaſſer viel auszuſetzen:

In Betreff des Erfaſſens deſſen, was der Geiſt der Sprache genannt wird, und hinſichtlich der guten Ausſprache, ſo wird zum erſtern wol (ſoviel bekannt geworden) in keiner Muſikſchule weder Anleitung noch Andeutung gegeben, das andere aber höchſt ſelten vielleicht mit dem erforderlichen Ernſte, noch weniger jedoch in logiſch begründeter ſyſtematiſcher Weiſe betrieben. Außer den andern Mängeln des deutſchen Sologeſangsunterrichts findet in Muſikſchulen noch der bedauernswerthe Umſtand ſtatt, daß für dieſe Branche in der Regel nur ein einziger Lehrer damit betraut iſt, der binnen 3—4 Stunden täglich, alſo in der Woche binnen höchſtens 24 Stunden alle ſich dem Geſange widmenden Eleven und Elevinnen zu abſolviren hat. Die beſſern Sänger und Sängerinnen ſind durch Privatunterricht bei täglichen, anderthalb bis etwa zwei Stunden dauernden und aufs ſtrengſte und ſorgfältigſte vom Lehrer überwachten Sangübungen das geworden, was ſie ſind.

Der Verfaſſer gibt dann ſelbſt einen Plan für Muſikunterrichtsanſtalten an, wobei er zwei Arten annimmt: Muſikſchulen und Conſervatorien. Erſtere haben in die Reihe der die allgemein wiſſenſchaftlichen Schulen ergänzenden Anſtalten zu treten. In ihnen bildet die Muſik noch nicht den Hauptzweck, wenn auch den einzigen, ausſchließlichen Gegenſtand des Unterrichts. Namentlich will der Verfaſſer beim Unterricht die bezüglichen akuſtiſchen Lehren vorgetragen wiſſen, worüber er ſich weitläufig ausläßt. In das Aufnahmeprogramm eines Conſervatoriums möchte er unter anderm auch Mathematik bis zur Regula-de-Quinque, incl. Planimetrie und Stereometrie, Algebra bis zu den Gleichungen zweiten Grades aufgenommen wiſſen. Sein Unterrichtsprogramm für die Conſervatorien mag man in dem Schriftchen ſelbſt nachleſen. Im übrigen wünſcht der Verfaſſer, daß die ältern Eleven der verſchiedenen deutſchen Conſervatorien zu Verbindungen unter ſich zuſammentreten ſollen. Was die in den Conſervatorien üblichen muſikaliſchen Abendunterhaltungen anbetrifft, ſo meint er, daß der Kreis ihrer bildenden Beſtimmung noch weiter ausgedehnt werden könnte, wenn man Declamationsvorträge, Darſtellung lebender Bilder, Converſationen über Dichter und Künſtler, Vorleſen von bedeutenden Novellen mit in das Bereich dieſer Unterhaltungen hineinzöge, und ſelbſt hin und wieder ein fröhliches Tänzchen zum Klavier nicht davon ausſchließen möchte.

Das Conſervatorium würde dadurch den Zöglingen zur Familienheimat, denſelben überhaupt das anſtändige Geſellſchaftsleben tieb und werth werden, zugleich aber dadurch Gelegenheit gegeben ſein, ſich ein feines geſellſchaftliches Benehmen zu eigen zu machen, um ſo die jungen Künſtler auch für das Weltleben heranzuziehen.

Aus dem ganzen Schriftchen erhellt die gute Abſicht des Verfaſſers, aber zu wenig Rückſicht auf die Realität. Die weitläufige Erwähnung der perſönlichen Berührung des Verfaſſers mit einer Geſellſchaft leipziger Conſervatoriſten hätten wir hinweggewünſcht. Uebrigens ſind wir der Anſicht, daß manches Höhere, das der Verfaſſer ins Auge gefaßt hat, auf Conſervatorien gar nicht gelehrt werden kann, ſondern von innen heraus ſelbſteigen erwächſt und im Umgange mit beſonders bevorzugten Geiſtern ſeine Nahrung zu ziehen hat. Ueber dramatiſche Schulen iſt trotz des Titels in dem Schriftchen nichts enthalten: ein Umſtand, der denſelben als unrichtig erſcheinen läßt.

Feuilleton.

Das deutſche Trauerſpiel als „Singleton".

Eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des dentſchen Theaters iſt das ſporadiſche Auftreten neuer Tragödien, denen kaum ein Erfolg ſelbſt an den erſten Bühnen die Ausſicht auf einen raſchen Rundgang über die andern eröffnet. Einen nachhaltigen Erfolg haben von den Trauerſpielen der drei letzten Jahrzehnte nur Gutzkow's „Uriel Acoſta", Laube's „Graf Eſſex" und Brachvogel's „Narciß" davongetragen. Moſenthal's „Deborah" gehört nicht ganz in das Gebiet der Tragödie. Von den Tragödien der letzten Jahre ſind Weilen's „Edda" und „Drahomira", Moſenthal's „Pietra", und „Katharina Howard" von dem Herausgeber d. Bl. wol diejenigen, welche verhältnißmäßig an den meiſten Bühnen zur Aufführung gekommen ſind und ihren Rundgang zum Theil noch fortſetzen. Lindner's Preisſtück „Brutus und Collatinus" iſt zwar an den erſten Bühnen in Scene gegangen, doch ſind die zweiten mit wenigen Ausnahmen dieſem Beiſpiel nicht gefolgt.

Daß die tragiſche Muſe in Deutſchland ſo viele Singletons

Digitized by Google

auf der Bühne ausſpielt, liegt an der geringen Neigung, die das Publikum, und an der noch geringern, welche die Bühnenvorſtände für dieſelbe empfinden. Eine beſondere Begünſtigung wird einem Trauerſpiel von ſeiten der Bühnenleitungen, namentlich an den zweiten Theatern, ſelten zutheil, ſie zeigen denſelben gegenüber die größte Sprödigkeit. Sind in den Tragödien für einen darſtellenden Künſtler oder eine darſtellende Künſtlerin bedeutende Aufgaben enthalten, ſo übernehmen dieſe noch am erſten die Propaganda für die dichteriſche Novität, gleich den Inſekten, welche den Blütenſtaub befruchtend von einer Blume zur andern tragen. So iſt z. B. Emanuel Geibel's „Brunhild" faſt nur durch Fräulein Janauſchek auf ihren Gaſtſpielen dem Publikum vorgeführt worden; die „Sophonisbe" deſſelben Dichters wurde bisher nur als Singleton in Schwerin ausgeſpielt; Hermann Lingg's „Catilina" als Singleton in München.

Es vergeht keine Saiſon, wo nicht hier oder dort in Deutſchland eine Tragödie auftauchte, welcher Publikum und Kritik ein günſtiges Zeugniß ausſtellen und die doch nachher wieder ſpurlos verſchwindet. Wo ſind die Tragödien von Köſting geblieben, in denen ſich doch ein dramatiſches Talent ankündigte? Wir werden an dieſen Dichter wieder erinnert durch einen andern wiesbadener Dramatiker Bernhard Schalz, deſſen Drama: „Guſtav Waſa oder Maske für Maske" an dem dortigen Hoftheater mit günſtigſtem Erfolg in Scene ging. Man rühmt dem Stück Fülle der Poeſie, Gedankenſchwung und dramatiſche Wirkung nach. In Karlsruhe brachte Eduard Devrient ein Trauerſpiel: „Attila" von Conſentius, zur Darſtellung, dem man ebenfalls Energie des Gedankens und der Sprache nachrühmt, deſſen Stoff aber keine Sympathien zu erwecken wußte. In Elberfeld wurde Eckardt's „Joſephine" mit gutem Erfolg zur Aufführung gebracht, ein Drama, welches die Scheidung des Kaiſers Napoleon von ſeiner erſten Gattin mit dramatiſcher Lebendigkeit, aber mit zu hochromantiſchem Colorit behandelt.

Dieſen Singletons ſchließt ſich „Lambertine von Méricourt" vom Herausgeber d. Bl. an, ein Drama, welches vor kurzem auf dem leipziger Stadttheater zum erſten mal mit gutem Erfolg in Scene ging, nachdem es achtzehn Jahre lang als Bücherdrama nur dem Leſepublikum gegenüberſtand. Der Hintergrund der Franzöſiſchen Revolution und die Nothwendigkeit zweier Darſtellerinnen erſten Rangs für die Rollen der Lambertine und Manon Roland beſchränken von Haus aus den Kreis, den dies Stück auf deutſchen Theatern beſchreiben kann. Eine kritiſche Würdigung hat es nach ſeinem Erſcheinen im Buchhandel zweimal in d. Bl. gefunden: das erſte mal von Max Waldau in Nr. 214 d. Bl. f. 1850, das zweite mal von Auguſt Henneberger in Nr. 99 d. Bl. f. 1851.

Der deutſche Buchhandel 1866 und 1867.

Wir entnehmen die beifolgende „Syſtematiſche Ueberſicht der literariſchen Erzeugniſſe des deutſchen Buchhandels in den Jahren 1866 und 1867" einer im „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel" enthaltenen Mittheilung der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig:

		1866	1867
1.	Sammelwerke. Literaturwiſſenſchaft	151	183
2.	Theologie	1250	1365
3.	Jurisprudenz. Politik. Statiſtik	830	920
4.	Medicin. Thierheilkunde	437	493
5.	Naturwiſſenſchaft. Chemie. Pharmacie	523	575
6.	Philoſophie	71	85
7a.	Pädagogik. Deutſche Schulbücher Gymnaſtik	760	932
7b.	Jugendſchriften	214	228
8.	Altclaſſiſche und orientaliſche Sprachen. Mythologie	468	470
9.	Neuere Sprachen. Altdeutſche Literatur	270	320
10.	Geſchichte. Biographien. Memoiren. Briefwechſel	534	648
11.	Geographie	206	249
	Latus	5714	6468
	Transport	5714	6468
12.	Mathematik. Aſtronomie	104	119
13.	Kriegswiſſenſchaft. Pferdekunde	171	272
14.	Handelswiſſenſchaft. Gewerbskunde	303	330
15.	Bauwiſſenſchaft. Maſchinen- und Eiſenbahnkunde. Schiffahrt	186	168
16.	Forſt- und Jagdwiſſenſchaft. Bergbau- und Hüttenkunde	72	88
17.	Landwirthſchaft. Gartenbau	218	245
18.	Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater ꝛc.)	704	852
19.	Schöne Künſte (Malerei, Muſik ꝛc.). Stenographie	384	397
20.	Volksſchriften	165	212
21.	Freimaurerei	10	12
22.	Vermiſchte Schriften	380	422
23.	Slawiſche und ungariſche Literatur	85	36
24.	Karten	203	234
	Summa	8699	9855

Im ganzen hat ſich alſo die buchhändleriſche Production im Jahre 1867 gegen das vorausgehende Kriegsjahr um 1156 Werke gehoben, wenn es erlaubt iſt, dieſen euphemiſtiſchen Ausdruck zu gebrauchen. Die Theologie, die in Bezug auf literariſche Hyperſötation in Krieg und Frieden die erſte Stelle behauptet, hat 115 Werke mehr gelaicht unter der Sonne des Friedens als im kriegeriſchen Vorjahr; die ſchöne Literatur hat 148 Productionen mehr hervorgebracht. Daß die Kriegswiſſenſchaft 101 Schriften mehr regiſtriren kann, liegt in der Ausbeute, welche das Jahr 1866 der betreffenden Literatur gewährt. Die mit beſcheidener Ziffer fungirende Philoſophie iſt um 14 Schriften gewachſen; dagegen hat die Pädagogik und Schulliteratur 172 Erzeugniſſe mehr zur Bildung des heranwachſenden Geſchlechts geliefert. Die altclaſſiſche Philoſophie hat ſich nur um zwei Schriften vermehrt, die Jurisprudenz um 90, die Naturwiſſenſchaft um 52, die Geſchichte aber um 114. Zurückgegangen iſt nur die ſlawiſche und ungariſche Literatur, ſoweit ſie vom deutſchen Buchhandel adoptirt iſt, und zwar um mehr als die Hälfte; alles andere hat einen „buchhändleriſchen" Aufſchwung genommen.

Bibliographie.

Beck, K., Oeſterreich in zwölfter Stunde. Berlin, H. Schindler. 16. 6 Ngr.

Livländiſche Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der proteſtantiſchen Landeskirche und dem deutſchen Landesſtaate in den Oſtſeeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewiſſensfreiheit. 3ter Beitrag. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 20 Ngr.

Indiſche Bibliothek. 1ſter und 2ter Bd. Leipzig, Denicke. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Neun Briefe an einen ungarischen Patrioten. Vom Verfasser der „Gedanken über die Reform der k. k. Armee". Wien, Hartleben. Gr. 8. 10 Ngr.

Freibold, W., Natara, der Narr oder die Verirrungen eines Freigeiſtes. Eine wahre Geſchichte aus der Jetztzeit. 1ſte Lief. Straußberg. 16. 3 Ngr.

Geſchichte der reformirten Kirche zu Bargebuhr (von E. Graf Knyphauſen-Lützburg.) Norden, Soltau. Gr. 8. 10 Ngr.

Hieronymi, W., Im Theater und im Dome oder aus der Bühnenwelt auf die Weltbühne. Proteſt eines Mainzers, im Namen Vieler, gegen die Anſchuldigungen des Herrn Biſchof v. Ketteler in der neueſten Broſchüre deſſelben: „Die öffentliche Beſchimpfung der katholiſchen Kirche auf der Bühne." 2te Aufl. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kern, F., Frdr. Rückert's Weisheit des Brahmanen dargeſtellt und beurtheilt. Oldenburg, Schmidt. 8. 24 Ngr.

Kock, P. de, Das Mädchen mit drei Unterröckchen. 2te Aufl. Wien, Hartleben. 8. 15 Ngr.

Kranichfeld, R., Das Buch Daniel erklaert. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 2 Thlr.

Thorbecke, H., Antarah, des vorislamischen Dichters Leben. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Vámbéry, H., Skizzen aus Mittelaſien. Ergänzungen zu meiner Reiſe in Mittelaſien. Deutſche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Wattenbach, W., Ninive und Babylon. Zwei Vorträge. Heidelberg, Baſſermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Weber, M. M. v., Aus der Welt der Arbeit. Skizzen. Berlin, Leſſer. 8. 10 Ngr.

Unparteiiſche Worte zur Zürcheriſchen Bewegung. (Von Schauberg.) 1ſtes Heftchen. Zürich, Schabelitz. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Die Kriegführung unter Benutzung der Eiſenbahnen und der Kampf um Eiſenbahnen.

Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zuſammengeſtellt von

H. L. W.

Königlich preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Mit einer lithographirten Tafel.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dieſer Schrift betritt der Verfaſſer ein von der Militärliteratur noch wenig cultivirtes, aber ſehr zeitgemäßes Gebiet. Die Eiſenbahnen haben in den letzten Kriegen eine überaus wichtige Rolle geſpielt ſowol in Bezug auf die Transporte von Truppen und Kriegsmaterial, als wegen ihrer großen ſtrategiſchen Bedeutung. Indem der Verfaſſer alle dabei gewonnenen Erfahrungen hier zum erſten mal im Zuſammenhange veröffentlicht, erwirbt er ſich ein weſentliches Verdienſt um die Fortbildung dieſes jungen Zweigs der Kriegswiſſenſchaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath zu Gotha.

Vier Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In dieſen Predigtſammlungen zeigt ſich der ſeiner freiſinnigen theologiſchen Richtung wegen ebenſo gefeierte als vielfach angefeindete Schriftſteller auch als trefflicher Kanzelredner. Seinen Standpunkt als Prediger hat er in einer ausführlichen, der erſten Sammlung voranſtehenden Anſprache den Leſern dargelegt. In weiten Kreiſen ſich eingebürgert haben, bezeugt die raſche Folge neuer Auflagen: die erſte Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Zur Geſchichte der neueſten Theologie. Dritte ſehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments.

Herausgegeben von **H. J. Holtzmann.**

Separatabdruck aus Bunſen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Ausgabe des Neuen Teſtaments wird nicht nur allen Freunden Bunſen's willkommen ſein, ſondern auch zahlreichen weitern Kreiſen, welche ſein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbſtverſtändlich iſt es nicht die Abſicht, durch dieſe Ausgabe die im deutſchen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'ſche Ueberſetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird ſie auch neben dieſer vielen willkommen ſein, welche das Neue Teſtament in einer dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechenden Ueberſetzung leſen wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Converſations-Lexikon.
Elfte Auflage.

Zwölf Bände liegen jetzt vollſtändig vor und die drei letzten erſcheinen bis zum Herbſt d. J.

Der Subſcriptionspreis beträgt:

5 Silbergroſchen für das Heft von 6 Bogen, 1 Thlr. 20 Sgr. für den Band, gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz 2 Thlr.

Brockhaus' Converſations-Lexikon nimmt unter allen ähnlichen Werken die erſte Stelle ein. Die elfte Auflage empfiehlt ſich um ſo mehr zur Anſchaffung, als der größte Theil bereits vorliegt und doch das bis zum Herbſt d. J. erfolgende Erſcheinen des Schluſſes Gelegenheit bietet, die wichtigſten Ereigniſſe und Veränderungen der Gegenwart noch darin aufzunehmen.

Das Erſchienene iſt in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Beſtellungen auf das Werk, nach und nach in beliebigen Terminen zu liefern, angenommen werden und ein Proſpect gratis zu haben iſt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Deutſche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**

Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh.

Erſter Band: Geſchichte und Organiſation des Zollvereins. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Zweiter Band: Die Geſetze, Verordnungen und Verträge. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieſes wichtige, bereits in zweiter Auflage erſchienene und in dieſer jetzt vollſtändig vorliegende Werk behandelt die Grundſätze und die Geſetzgebung des Deutſchen Zoll- und Handelsvereins zum erſten mal in ſyſtematiſcher Darſtellung, und zwar nicht blos von der theoretiſchen, ſondern recht eigentlich auch von der praktiſchen Seite. Es iſt daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten.

In den ſoeben erſchienenen zweiten Band wurden alle die neuen wichtigen Veränderungen mit aufgenommen, welche durch die Bildung des Norddeutſchen Bundes veranlaßt worden ſind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1868.

Inhalt: Revue politiſcher Schriften. — Altdeutſche Literatur. Von Reinhold Bechſtein. — Eine politiſche Novelle. Von Alexander Jung. — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue politiſcher Schriften.

Die Neugeſtaltung deutſchen Staatslebens, welche eine Folge des Kriegs von 1866 war, beſchäftigt ſelbſtverſtändlich noch immer alle Geiſter; in zahlreichen Schriften ſucht man ſich von den verſchiedenſten Standpunkten aus über Vergangenheit und Zukunft des deutſchen Volks zu orientiren. Dabei ſind die Parteien in einem Zerſetzungsproceß begriffen; ſie haben ſich gleichſam in ihre Molecülen aufgelöſt, und dieſe gravitiren um zwei verſchiedene Centren: das Centrum der Einheit und das der Freiheit. Die Einheitsfrage übt zunächſt die größere Anziehungskraft aus, politiſche Gegner reichen ſich die Hand, um für oder wider die neue Einheit zu kämpfen. Ja, die verſchiedenen Anſätze der politiſchen Rechnung laſſen ſich auf eine ſehr einfache Formel zurückführen, die dem volksthümlichen Verſtändniß näher ſteht als die bisherigen Gegenſätze der Parteien; ſie iſt ſo einfach wie das alte: „Hie Welf, hie Waiblingen“; denn es handelt ſich nur darum: „Ob für oder wider Preußen!“

Dieſen Kern der Frage klar herausgeſchält zu haben, iſt das Verdienſt eines der eifrigſten Gegner der preußiſchen Politik, der ſich bereits als Hiſtoriker durch die antipreußiſch tendenziöſe Färbung ſeiner Geſchichtswerke bekannt gemacht hat und jetzt die Nutzanwendung ſeiner Geſchichtsauffaſſung für die Gegenwart zieht:

. Die preußiſche Politik des Fridericianismus nach Friedrich II. Von Onno Klopp. Schaffhauſen, Hurter. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieſe Broſchüre iſt die Schlußabhandlung des in zweiter Auflage erſchienenen Buchs: „Der König Friedrich II. von Preußen und ſeine Politik“, und wird nach dem Wunſch einiger Freunde deſſelben in ſelbſtändigem Abdruck herausgegeben, bereichert mit einem Vorwort, in welchem Onno Klopp von Kopf zu Fuß geharniſcht gegen das Preußenthum in die Schranken tritt. In ſeinen apokalyptiſchen Viſionen erſcheint ihm daſſelbe als der leibhaftige Antichriſt, und er prophezeit gewiſſermaßen den Weltuntergang aus dem Siege deſſelben. Unmöglich konnte Hannibal die Römer mehr haſſen, als Onno Klopp die Preußen haßt; wer weiß, auf welchem Altar er ihnen Rache geſchworen hat! Preußen erſcheint unſerm Autor nur als ein gefräßiges Ungethüm; er ſieht gleichſam in der ganzen Politik dieſes Staats nur die Freßwerkzeuge und Fangarme eines Rieſenpolypen, der alles zu verſchlingen bereit iſt. Nirgends iſt von einer geſchichtlichen Entwickelung und Sendung die Rede; die ganze Geſchichte Deutſchlands ſeit Friedrich dem Großen iſt ihm nur eine lange Reihe von Misgeſchicken unſers Vaterlandes, hervorgerufen durch die unerſättliche Vergrößerungsſucht des preußiſchen Staats. Von dieſem gänzlich unhiſtoriſchen Standpunkt, welcher den letzten Ereigniſſen gegenüber ſich in den ſchwärzeſten Peſſimismus verwandelt, gehen die Darlegungen und Viſionen unſers Autors aus, denen man wenigſtens eine unerſchrockene Conſequenz nicht abſprechen darf.

Eine Blütenleſe von Stichwörtern aus dem Vorwort erläutert am beſten den Standpunkt des hannoveriſchen Publiciſten: „der Eroberungskrieg von 1866“, „das frevelhaft verwegene Spiel von 1866“, „der Uebermuth des Erfolgs der Gewalt und des Unrechts“, „der Molochdienſt des Bismarck’ſchen Syſtems von Blut und Eiſen“ u. ſ. w. Das Deutſchland, von welchem Bismarck ſagte: „Setzen wir Deutſchland, ſozuſagen, in den Sattel! Reiten wird es ſchon können“, iſt nach Onno Klopp nur eine Bismarck’ſche Fiction:

Es gab ein völkerrechtlich geeinigtes Deutſchland, ſolange noch der Bund beſtand. Der Bund entſprach nicht den berechtigten Wünſchen nach einer engern Einigung, zumal da der Staat der Hohenzollern jedem Wunſche dieſer Art hindernd in den Weg trat; aber er umfaßte das Ganze und ſchützte die einzelnen Glieder. Dies Deutſchland iſt nicht mehr. Der Name iſt gültig nur noch in demſelben Sinne wie derjenige Polens. Wie einſt von dem Staate der Hohenzollern der Gedanke der Theilung von Polen ausging und nur durch ſeine Mithülfe

Digitized by Google

ausführbar war: ſo hat derſelbe Staat der Hohenzollern auch Deutſchland zerſchlagen und zerſtückt.

An einer andern Stelle heißt es:

> Ebenſo wenig aber wie man der Schmarotzerpflanze, die, an dem Fruchtbaume ſich emporrankend, ihm Saft und Leben ausſaugt und bereits ihn völlig zu überwuchern droht, darum den Namen des Fruchtbaums ſelber beilegen wird: ebenſo wenig iſt es gerechtfertigt, den Staat der Hohenzollern in politiſcher Beziehung als Deutſchland zu bezeichnen.

Im glücklichen Beſitz dieſer Stichwörter und dieſer politiſchen Vorausſetzungen des Autors kann man ſich, bei einiger Begabung für muſiviſche Gedankenarbeit, ſeine Schrift ſelbſt zuſammenſetzen. Die Geſchichte Preußens ſeit Friedrich dem Großen wird mit dem grellen Schein der hannoveriſchen Blendlaterne beleuchtet. Preußen erſcheint überall als der aggreſſive Störenfried und Verräther; die habsburgiſche Politik als lammfrommer Conſervatismus, der kein Wäſſerchen trübt. Der Kunſtgriff Klopp's iſt einfach und leicht zu erlernen. Er mißt die preußiſche Politik mit dem Maßſtabe bürgerlicher Moral, und da kommt ſie ſelbſtverſtändlich zu kurz; aber er vergißt, dieſen Maßſtab an die Politik der übrigen europäiſchen Großmächte anzulegen, namentlich an die ſeines geliebten Oeſterreich; er vergißt, zu ſagen, daß der Fridericianismus nicht ein beſtimmtes Princip, ſondern nur die Form eines Princips iſt, das einmal in Europa derart zur Alleinherrſchaft gekommen iſt, daß ſelbſt die Nothwehr gegen daſſelbe ſeine Waffen borgen muß; er vergißt, zu ſagen, daß wahrhaft große Erfolge nicht aus dieſem Princip hervorgehen, welches ja blos eine Waffe oder vielmehr eine diplomatiſche Tarnkappe iſt, ſondern nur aus den hiſtoriſchen Mächten, welche dahinterſtehen, aus dem Volksgeiſt und ſeiner innern Nöthigung. Ja ſelbſt wenn man da blinde Leidenſchaft annehmen müßte, wo man volles Bewußtſein über die Tragweite großer Entſchlüſſe vorausſetzen darf — man würde auch dann noch die „Liſt der Vernunft", wie es Hegel nennt, bewundern müſſen, welche ſich der Leidenſchaften der Menſchen zur Erreichung ihrer Zwecke bedient. Doch unſere Particulariſten ſind keine Philoſophen, und ſelbſt die Moralphiloſophie, die ſie predigen, hat einen abgeſtandenen Geſchmack, da ſie für beſtimmte Zwecke zurechtgekocht iſt. Wenn Klopp es mit voller Beſtimmtheit ausſpricht, daß die geſammte ſogenannte Bildung, zunächſt in Preußen ſelbſt, dann aber auch im übrigen Deutſchland, von der „zerrüttenden" Lehre des Fridericianismus „angefreſſen" ſei, ſo muß er doch einen allzu geringen Begriff haben von deutſcher Bildung, welcher er zutraut, ſich ſo en gros verfälſchen zu laſſen. Gerade dieſe Thatſache ſpricht dafür, daß das deutſche Volk nicht wie Onno Klopp die geiſtigen Lebensmächte überſieht, die mit dem Fridericianismus ſich entwickeln und den tiefſten Bedürfniſſen unſerer Nation entgegenkommen. Klopp denkt ſich dieſe Propaganda des Fridericianismus ſo äußerlich wie etwa das Verfahren der Kammerjäger, welche den armen Ratten Gift ſtreuen:

> Es iſt eine traurige Thatſache, daß der weitaus überwiegende Theil der geſchichtlichen Literatur in Deutſchland von ſolchen und ähnlichen Ideen durchzogen iſt. Thatſache iſt, daß auf dem literariſchen Gebiete die römiſchen Kaiſer deutſcher Nation aus dem Hauſe Habsburg betrachtet und behandelt worden ſind, gleich als wären ſie vogelfrei. Und nicht blos, ich wiederhole es, iſt dies geſchehen in denjenigen deutſchen Ländern, welche dem Staate der Hohenzollern angehören, in welchen deshalb die Misleitung des wahren geſchichtlichen Sinns, im Intereſſe der politiſchen Zwecke des Fridericianismus, ſyſtematiſch betrieben wird. Dieſelbe Corruption iſt hindurchgedrungen in die andern deutſchen Länder. Es iſt wie ein Stück der ſogenannten deutſchen Bildung geworden, diejenigen Perſönlichkeiten zu preiſen, deren Streben im tiefſten und unverſöhnlichen Gegenſatze ſtand mit dem innerſten Weſen aller einzelnen Stämme und jedes Individuums der geſammten Nation.

Freilich ſpricht Klopp auch Oeſterreich und die Mittelſtaaten nicht von einer paſſiven Mitſchuld frei; ſie haben es verſäumt, für die Belebung des „wahrhaft geſchichtlichen Sinns" Sorge zu tragen; ja Klopp muß ſogar die betrübende Thatſache regiſtriren, daß der König des größten der deutſchen Mittelſtaaten, in der guten Abſicht, die hiſtoriſche Wiſſenſchaft zu befördern, zunächſt die literariſchen Vorkämpfer des Fridericianismus auf dem Gebiete der deutſchen Geſchichtſchreibung um ſich berief — und nicht Onno Klopp und deſſen Geſinnungsgenoſſen.

Natürlich iſt die Darſtellung der jüngſten Ereigniſſe ſo parteiiſch gefärbt wie möglich. Wir erfahren nichts von dem bundeswidrigen Bundesbeſchluſſe, der einer Kriegserklärung gegen Preußen gleichkam; wir erfahren nur, daß am 14. Juni Preußen den Bund für aufgelöſt erklärte, um dadurch die andern deutſchen Länder in Annexionsmaterial zu verwandeln. Zu dithyrambiſchem Schwung erhebt ſich unſer Autor, wo er den König von Hannover und ſeine Getreuen verherrlicht; Langenſalza wird mit bengaliſchen Flammen beleuchtet.

Weiterhin proteſtirt der Verfaſſer gegen das jus debellationis. Er ſucht nachzuweiſen, daß der Fridericianismus von 1866 hierin Fortſchritte über Friedrich II. hinaus gemacht habe; er weiſt auf einen Brief Friedrich's II. hin, der an Voltaire ſchrieb (9. October 1773): „Vous savez qu'il faut qu'un souverain soit condamnable à mort, s'il était particulier pour qu'en conscience un autre souverain ait le droit de le détrôner." Dies Princip habe Friedrich II. feſtgehalten, es ſei nicht Scheu geweſen vor Verletzung fremder Rechte, ſondern die Achtung vor der Solidarität des monarchiſchen Princips. Heftige Ausfälle macht Klopp auf das Fraterniſiren mit fahnenflüchtigen Rebellen und auf den Buß- und Bettag, worin er weitere Fortſchritte des Fridericianismus findet.

Für das furchtbare Unglück, das im Zeitraume ſo weniger Wochen über das geſammte deutſche Vaterland hereingebrochen iſt, ſucht Klopp den einzigen Troſt in dem deutſchen Charakter und ſeinem tiefen Rechtsgefühl als dem Fundament unſerer Hoffnung für die Herſtellung der Nation. Der deutſche Geiſt iſt der „der Föderation nach innen, der Defenſive nach außen". Klopp hofft, daß „der Sinn des Rechts noch lebt in der geſammten deutſchen Nation, und daß die Politik des Fridericianismus durch die Conſequenz des eigenen Thuns an der Grenze anlangen wird, wo der allzu ſtraff geſpannte Bogen in ſich ſelber zerbricht". Wenn nicht, ſo iſt es nach Onno Klopp mit der deutſchen Nation aus und vorüber.

Sollte der Autor hier ſeine Hoffnungen ohne alle Hintergedanken ausſprechen? Sein Miniſter, Graf Borries, war nicht ſo discret und die hannoveriſche „Legion" ſpricht ebenfalls für eine andere Hoffnung — die Hülfe des Auslandes.

Digitized by Google

Alle die Anklagen, welche Onno Klopp und ſeine Geſinnungsgenoſſen gegen Preußen richtet, ſucht ein Süddeutſcher zu widerlegen in der folgenden Broſchüre:

2. Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutſchen. Leipzig, O. Wigand. 1867. 8. 8 Ngr.

In gemäßigter Form wendet ſich der Autor gegen die einzelnen Gruppen der Preußenfeinde: gegen die Gefühlspolitiker, die formellen Rechtspolitiker, die Moralpolitiker, die Doctrinäre und die confeſſionellen Politiker. Die Gefühlspolitik verdammt den Krieg überhaupt, dann die Entthronung der beſiegten Fürſten, und zuletzt den Bruderkrieg. Die Thatſache des Bruderkriegs ſtellt der Verfaſſer zwar in Bezug auf die bunten Völkerſchaften Oeſterreichs, aber nicht in Bezug auf die deutſchen Mittelſtaaten in Abrede, doch ſpricht er Preußen von der Schuld deſſelben frei:

Daß Preußen *dieſen* Krieg nicht *wollte*, nicht erwartete, iſt jetzt wol außer allen Zweifel geſetzt. Das beweiſen nicht blos die eigenen wiederholten Verſicherungen des Königs, das beweiſen die einzelnen Thatſachen der Kriegführung ſelber. Noch nach dem Sieg von Königgrätz ließ Preußen dem König von Hannover Integrität und Selbſtändigkeit ſeines Landes anbieten, unter der Bedingung, daß es Neutralität halten wollte. Noch nach dem Sieg von Königgrätz bot Preußen, um unnützes Blutvergießen im Bruderkrieg zu vermeiden, auch der bairiſchen Regierung und ihren Verbündeten in Süddeutſchland Frieden an unter derſelben Bedingung. Was hinderte dieſe Regierungen, wenn ſie auch früher im guten Glauben gegen Preußen handeln zu müſſen glaubten, jetzt noch die dargebotene Friedenshand zu ergreifen? Das Bundesrecht? Davon konnte in dieſem Augenblicke vernünftigerweiſe gar keine Rede mehr ſein und war auch keine Rede mehr davon. Lediglich um Oeſterreichs willen, für Oeſterreich gingen ſie in den Kampf, für Oeſterreich hielten ſie ſich gebunden, mit dem ſie ſich einmal gegen Preußen verbunden hatten; für Oeſterreich, das in demſelben Augenblicke bereits niedergeworfen war und ſeine Bundesgenoſſen verrathen hatte. Man konnte die Südſtaaten vor der entſcheidenden Schlacht von Sadowa etlichermaßen für ihre Kriegsrüſtungen entſchuldigen. Nach dieſer Schlacht war es die Ueberzeugung aller Denkenden, die einhellige Stimme aller patriotiſch fühlenden Herzen, daß es für jeden Tropfen Bluts ſchade, ja Sünd' und Schande ſei, der noch vergoſſen würde. Preußen hatte ſo wenig hier auf ernſtliches Zuſammentreffen gerechnet, daß es dem 7. und 8. Armeecorps eine ſo unbedeutende Heeresabtheilung entgegenſchickte, daß, wären dieſe beiden Corps vereinigt geweſen und unter zweckmäßiger Leitung den Preußen entgegengeführt worden, dieſe mit Leichtigkeit und mit *einem* Schlag zurückgeworfen worden wären. Wer iſt nun ſchuld an dem vergoſſenen Bruderblut? Auf wen fällt die Verantwortung? Der bairiſche Soldat wußte nicht, *wofür* er ſich ſchlagen ſollte, der Preuße nicht, *warum* er ſich mit den Baiern ſchlagen mußte. In die Länge konnte auch die Treue gegen Oeſterreich keinen Grund mehr abgeben. Man ſchlug ſich nun, weil man ſich einmal engagirt hatte; man ſchlug ſich, um die militäriſche Ehre zu retten; man wollte nicht zurück, ohne wenigſtens eine Schlacht geliefert zu haben.

Dann vertheidigt der Verfaſſer die Politik Preußens gegen die formellen Rechtspolitiker, gegen die Anklage eines dreifachen Rechtsbruchs, einmal in Sachen Schleswig-Holſteins und der Auguſtenburger, ſodann gegen den Vertrag mit Oeſterreich und endlich gegen den Deutſchen Bund. Die Entwickelung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheiten wird mit Klarheit auseinandergeſetzt. Daß Preußen bundesrechtlich legal gehandelt hatte, daß die Erklärung der Heeresbereitſchaft gegen Preußen am 14. Juni, trotz der Berufung auf den 11. Artikel der Bundesverfaſſung, bundesrechtlich illegal war: das ſollten doch Onno Klopp und Genoſſen der Wahrheit gemäß zugeben. Die Sache ſtand allerdings ſchon damals auf der Spitze des Schwertes; doch war es der Majorität der Bundesverſammlung vorbehalten, den Krieg vom Zaune zu brechen und dem preußiſchen Premier das formale Recht in die Hand zu ſpielen. Nach dieſem Bundesbeſchluß befand ſich Preußen im Stand der Nothwehr, und wenn es trotz deſſen eine blitzſchnelle Initiative ergriff, ſo war dies ein Act der Klugheit und Energie zugleich; die Verantwortung für die Nöthigung zu dieſem Aeußerſten konnte es getroſt ſeinen Gegnern zuſchieben. Gegenüber den Moralpolitikern vertheidigt unſer Süddeutſcher Preußen gegen die Anklage des Hochmuths und der Heuchelei und nimmt namentlich den Buß- und Bettag in Schutz, an welchem auch Onno Klopp ſein Müthchen kühlt. Am leichteſten ſind die confeſſionellen Politiker zu ſchlagen, ſo eifrig immerhin die Ultramontanen gegen Preußen Partei ergreifen mögen: „Machen doch die Katholiken ein volles Drittel der preußiſchen Bevölkerung aus, und man frage ſie, ob nicht die vollſte Zufriedenheit mit ihrer Lage bei ihnen herrſcht, ob ſie nicht ebenſo gute Preußen ſind wie die Proteſtanten." Am Schluſſe räth der Verfaſſer den Süddeutſchen den Anſchluß an den Norddeutſchen Bund; Baiern könne nichts Beſſeres thun, als das Hohenlohe'ſche Programm zu einer Wahrheit zu machen.

3. Vier Briefe eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der „Vier Fragen eines Oſtpreußen". Von Karl Braun. Leipzig, Hirzel. 1867. 8. 10 Ngr.

Karl Braun hat ſich als Redner im Norddeutſchen Parlament raſch einen Namen gemacht; er hat Witz und Schärfe, mouſſirenden Champagneresprit und dabei warme Begeiſterung für Preußens Aufgabe, die deutſchen Stämme zu einigen. Wol kommt es vor, daß er einem Witz zu weit nachläuft und, um einen ſolchen Schmetterling zu fangen, allerlei überflüſſige Seitenwege einſchlägt; doch ebenſo oft weiß er die Frage, um die es ſich handelt, mit großer Prägnanz auf ihre einfachſte Formel zurückzuführen, durch ein zündendes Schlagwort zu beleuchten und volksthümlich zu machen. Er iſt auch der Mann der Dithyramben und herausfordernden Poſituren, und als Graf Bismarck in der Lage war, in der luxemburger Frage von dem Parlament gegenüber Frankreich eine rhetoriſche Fechterſtellung zu verlangen, da war es Karl Braun, der dieſem Wunſche des Premiers entſprach und dem deutſchen Nationalſtolz einen ſchwunghaften Ausdruck gab. Alle Vorzüge einer ſtets ſchlagfertigen Rhetorik, die indeß durch eine feſte Ueberzeugung geſtützt wird, finden ſich auch in der vorliegenden Schrift, welche an Johann Jacoby adreſſirt iſt. Der Verfaſſer der „Vier Fragen", der Begründer der „Zukunft", jedenfalls einer der reinſten und tüchtigſten öffentlichen Charaktere, welche die letzte Epoche ſeit 1840 hervorgebracht hat, nimmt in Bezug auf die jüngſten Ereigniſſe bekanntlich eine ſchroffe Sonderſtellung ein, indem er den Krieg von 1866 nebſt allen ſeinen Reſultaten verwirft und dem Princip des deutſchen Föderalismus als dem echten Freiheitsprincip huldigt. War man lange Zeit daran gewöhnt, Johann Jacoby als einen Vertreter der deutſchen Bergpartei zu betrachten,

Digitized by Google

als einen dreimal in der Wolle gefärbten Jakobiner: ſo zeigt er ſich in dieſer neueſten Phaſe als „Girondiſt", der gegen die Centraliſation proteſtirt und in den kleinen Staaten das Aſyl der Freiheit ſieht.

Um die weichmüthige Verſtimmung und die Schmerzen, welche mit jeder Uebergangsperiode untrennbar verbunden ſind, zu vermeiden, wirft Braun einen Blick in die Vergangenheit und weiſt nach, daß alles Unglück, welches Deutſchland und Italien im Laufe der Jahrhunderte betroffen hat, ſeinen Urſprung darin findet, daß es beiden Nationen nicht gelang, ſich zeitig einheitlich zu conſtituiren. Er citirt dabei Stellen aus den Briefen Machiavelli's, der ſchon im 16. Jahrhundert die Urſache der Kraftloſigkeit Italiens in dem Mangel an innerer Einheit fand. Am Schluß dieſer geſchichtlichen Einleitung zieht der Autor das Facit ſeiner Geſchichtsbetrachtung mit den folgenden Worten:

So haben die beiden politiſchen Gewalten der Vergangenheit — der Kaiſer in Deutſchland, der Papſt in Italien — jeder ſein Land ruinirt, indem ſie beide die Weltherrſchaft erſtrebten und darüber, wie ſie ſolche untereinander theilen ſollten, in Streit geriethen. Jahrhunderte dauerte der Verfall. Aber wie hinter dem dürren Laub ſchon die ſchwellende Knoſpe ſitzt, ſo ſtanden vor der Thür hier Preußen, dort Piemont, bereit einzutreten und an der Stelle des verwitterten Banners der theokratiſchen Univerſalherrſchaft die junge Fahne des nationalen Königthums aufzurichten und unter dieſem Zeichen den Wiederauferſtehungsproceß der Nation zu inauguriren. Die deutſche Nation will wieder an die Spitze der germaniſchen Raſſe auf dem Continent treten. Sie will ihre begonnene Conſtituirung vollenden. Sie wird die Hinderniſſe, welche ſich etwa der Erfüllung ihrer Miſſion entgegenſtellen, zu überwinden wiſſen. Sie iſt nicht aggreſſiv, aber ſie will daſſelbe Recht haben wie England und Frankreich und Rußland, die denſelben Concentrirungsproceß Jahrhunderte früher vollendet haben. Wir wünſchen in Frieden zu leben mit unſern Nachbarn. Aber unſer Schiller ſagt:

Kann ich in Frieden leben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt?

Und ſolange man uns droht, ſich in unſer inneres Conſtituirungswerk einzumiſchen, müſſen wir dafür ſorgen, daß uns das Bewußtſein unſerer Kraft unabhängig macht von Gunſt und Gnade unſerer Nachbarn. Ein Heer, das nicht die Wahrſcheinlichkeit des Siegs hat, iſt kein Heer, ſondern ein unnützes und koſtſpieliges Ding, wie dies die Erfahrungen in einer Reihe von deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten gezeigt haben. Wir müſſen daher ein deutſches Heer haben, welches an Zahl und Kriegstüchtigkeit dem präſumtiven Feinde gewachſen und dadurch im Stande iſt, der Nation die Garantie für Erfüllung ihrer innern Miſſion zu gewähren; wir dürfen die Zahlung der Verſicherungsprämien nicht weigern, von welcher dieſe Aſſecuranz nach außen bedingt iſt, ohne welche ſich das Geſchäft der Wiedergeburt im Innern nicht vollenden kann. Ein ſolches Heer bietet zugleich die Gewißheit, daß es uns eintretendenfalls an Verbündeten nicht fehlen wird, wenn wir ſolcher etwa bedürfen ſollten. Denn nur der Starke findet Genoſſen, der Schwache muß ſich mit Protectoren und Vormündern begnügen. Unſer nächſter und natürlichſter Verbündeter iſt Italien, weil es ſich gegenüber derſelben Aufgabe befindet, den geographiſchen Begriff in eine nationale Einheit umzuformen und an die Stelle einer mislungenen internationalen Miſſion das einheitliche Volkskönigthum zu ſetzen. Wir haben uns in die innern Fragen der romaniſchen Völkerfamilie nicht zu miſchen und werden es gewiß ohne Noth nicht thun. Wenn wir aber dazu gezwungen werden ſollten, dadurch, daß man uns ſtatt des nationalen Königthums der Hohenzollern das habsburgiſche Kaiſerthum wieder aufzwingen will, das für Deutſchland ebenſo gut eine Fremdherrſchaft iſt wie für Italien, dann könnten die Ereigniſſe einen Lauf nehmen, welcher die Frage berührt, ob die franzöſiſche oder die italieniſche Nation zur Führerin der romaniſchen Raſſe auf dem europäiſchen Continent für die Zukunft berufen iſt.

Braun beklagt ſich in den Briefen ſelbſt, daß, während die Nationalliberalen als rechter Flügel der liberalen Partei marſchiren, der linke Flügel derſelben auf ſie ſchießt, ſtatt auf den Feind. Er weiſt darauf hin, daß allerdings angeſichts der Ereigniſſe des Jahres 1866 eine neue Parteibildung nothwendig geworden ſei, indem ebenſo wohl die conſervativen wie die liberalen Parteien in Auflöſung, Gärung und Zerſetzung begriffen und der alte Herr von Gerlach viel unzufriedener mit der conſervativen Partei ſei, als Jacoby mit der liberalen.

Im zweiten Briefe ſpricht Braun ſein Bedauern aus, daß die centrifugalen und antinationalen Gewalten in Deutſchland: die Socialdemokraten, die Particulariſten, die Republikaner, die Freunde Oeſterreichs, die Anbeter Frankreichs, die ſchwarze Brigade der Sanfediſten, plötzlich in heißer Liebe für Jacoby entbrannt ſind und ihn zum Gegenſtand ihrer Huldigungen auserkoren haben. Es ſind die oberſten und unterſten Sproſſen der ſocialen Leiter, nach Braun, welche auf das äußerſte widerſtreben, während die Vertreter der Intelligenz, des Grundbeſitzes, des Handels und der Induſtrie dem Nordbunde immer näher rücken. Braun bedauert, daß Ludwig Seeger, der hochbegabte ſchwäbiſche Volkstribun, welcher die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer deutſchen Macht tief in ſich geſogen hatte, nicht noch am Leben iſt, um zu Gunſten ſeiner ſchwäbiſchen Landsleute eine moderniſirte Ueberſetzung von Demoſthenes' philippiſchen Reden zu machen. In Ermangelung einer ſolchen Kraft macht Braun ſelbſt den ſchwachen Verſuch, den Anfang der dritten Rede wider den Philippos aus dem Griechiſchen ins Schwäbiſche zu übertragen. Dieſe Rede macht mit den eingeklammerten modernen Erläuterungen einen durchaus zeitgemäßen Eindruck und gemahnt faſt wie ein Kapitel von Mommſen, der uns die Zuſtände des Alterthums durch die moderne Zeitungsterminologie erläutert.

Ueberhaupt enthält die kleine Broſchüre ſehr viel Gelehrſamkeit; denn wie Machiavelli und Demoſthenes wird ſchließlich auch noch Marcus Tullius Cicero citirt, der große Redner und Staatsmann, den Mommſen ſeines Anſehens zu entkleiden vergeblich bemüht iſt, und zwar ein Brief, den er an ſeinen Bruder Quintus, ſeit zwei Jahren Civilcommiſſar in der annectirten Provinz Aſien, richtet. In dieſem Briefe ertheilt der Redner Rathſchläge, wie Quintus, deſſen Misgriffe dem Bruder Kummer machten, ſich beſſern ſollte. Braun aber citirt das Sendſchreiben, um aus demſelben die adminiſtrative Technik und Taktik zu beleuchten, die in den annectirten Provinzen zu beobachten ſei. Er iſt nämlich keineswegs mit dem Verfahren der preußiſchen Bureaukratie einverſtanden und macht ihr den Vorwurf, daß ſie zum großen Theil noch nicht das politiſche Bewußtſein eines Großſtaats gewonnen und noch in kleinſtaatlichen Anſchauungen befangen ſei. Trotz alledem und alledem bleibt aber unſer Autor gut preußiſch:

Alle dieſe kleinen Leiden, womit wir heimgeſucht ſind, haben mein felſenfeſtes Vertrauen in die Miſſion der preußiſchen Monarchie auch noch nicht einen Augenblick erſchüttert. Faſt möchte ich ſagen: Es geht mir wie dem Juden, der in Rom

Digitized by Google

katholiſch ward, weil er dachte: wenn alles das, was ich hier geſehen, einer Religion paſſiren darf, und ſie dabei doch nicht Noth leidet, dann muß ſie vortrefflich ſein. Ich weiß nicht, was an dem Gerede von den zwei Seelen des Miniſteriums iſt; aber das weiß ich, wenn der Staat Preußen zwei Seelen hat, dann wird die gute und große Seele über die böſe und kleine Seele ſiegen. Denn das erfordert der Selbſterhaltungstrieb dieſes ſpartaniſch-jugendkräftigen Gemeinweſens. Auch der Staat wächſt mit ſeinem Zweck, und wenn der preußiſche Staat ſeine hohe Miſſion erfüllen will, dann verbietet es ſich von ſelbſt, daß ſeine Organe jedem Bauern in jeden Topf gucken.

Die Schrift iſt mit Geiſt und Eloquenz geſchrieben, nur läßt der Autor ſeine Gelehrſamkeit und claſſiſche Bildung allzu ſehr darin leuchten, wodurch ſie hier und dort einen etwas pretiöſen Charakter bekommt.

4. Unſere Grenzen. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wolfgang Menzel iſt ein guter Patriot: er hat dies in ſeiner Art und Weiſe durch die Denunciation der jungdeutſchen Schriftſteller und durch ſeine Angriffe auf Börne in früherer Zeit bekundet. Seinem damaligen Patriotismus durfte man mit Recht Einſeitigkeit und Beſchränktheit zum Vorwurf machen; denn er war gegen die geiſtige Wechſelſtrömung der Ideen gerichtet, welche die Nationen miteinander austauſchten; er war der Ausfluß einer beſchränkten Welt- und Lebensauffaſſung, die in ſeinen Schmähungen Goethe's gipfelte, und namentlich einen geiſtigen Schutzzoll aufrichten wollte gegenüber den von Frankreich herüberkommenden Reformgedanken; er ſtand im Zuſammenhang mit jener veralteten Deutſchthümelei, welche ſich Menzel in den Jahn'ſchen Turnſchulen angeeignet hatte und die in ihrer Miſchung mit urkräftiger deutſcher Grobheit in unſerer literariſchen Kritik anfangs Aufſehen machen mußte.

Doch die ſtruppigen Haare eines derartigen Cheruskerthums hat die Zeit mit ihrer Parzenſchere beſchnitten; die Weltliteratur zeigte ſich als eine unaufhaltſame Nothwendigkeit der Völkerentwickelung; das Pathos des franzöſiſchen Geiſtes hat zur Befruchtung des deutſchen politiſchen Lebens weſentlich beigetragen. Auf der andern Seite fühlt ſich die deutſche Nation jetzt dem Auslande gegenüber als eine Macht, ein ihr lange abhandengekommenes Gefühl, und der berechtigte Patriotismus kommt zu Wort, der den Fremden jeden Fuß breit Landes ſtreitig macht. Dieſem Patriotismus hat Wolfgang Menzel in ſeinem neuen Werke oder wenigſtens in dem größten Theil deſſelben Weihopfer angezündet, und indem er nach allen Richtungen der Windroſe hin die hiſtoriſche Berechtigung deſſelben, zum Theil noch über die beſtehenden Grenzen hinaus, nachzuweiſen ſucht, ſich um die Belebung deutſchen Nationalſtolzes und Vaterlandsgefühls wohlverdient gemacht. Daß indeß der alte Adam ſich nicht ganz verleugnen läßt, beweiſen einige Abſchnitte des Anhangs, in denen er wieder einige beliebte Melodien auf dem alten Brummeiſen ſpielt.

Außerdem hat die ziemlich umfangreiche Schrift noch einen für den Verfaſſer praktiſchen Zweck. Wolfgang Menzel iſt lange Jahre hindurch Redacteur des „Literaturblattes" geweſen, das ſich allmählich bei der Ungunſt der Zeiten in ein Literaturblättchen verwandelt hat. Mit Verzicht auf eine Beſprechung hervorragender Werke der Dichtkunſt und Nationalliteratur reitet Menzel hier ſeine Steckenpferde ungeſtört, indem er politiſche Broſchüren, hiſtoriſche Specialſchriften u. dgl. m. beſpricht. Er kämpft dabei im Schatten, wie die Spartaner des Leonidas; denn andere Zeitſchriften haben dies Literaturblättchen längſt verdunkelt. Das Werk „Unſere Grenzen" ſoll nun dies wohlaſſortirte Lager von politiſchen Gedanken, Mahnungen, Darlegungen, das im „Literaturblatt" ein wenig ausgiebiges Detailgeſchäft eröffnet hatte, noch einmal en gros dem Publikum ausbieten. Die Citate aus dem „Literaturblatt" bilden einen ſehr weſentlichen Theil des Werks und ganze Abſchnitte ſcheinen nur deshalb aufgenommen und mit ſelbſtändigen Titeln verſehen worden zu ſein, um werthvolle politiſche Ergüſſe aus dem „Literaturblatt" mit neuer Etikette an den Mann zu bringen.

In der Einleitung wendet ſich Menzel gegen den Particularismus in Deutſchland, der die äußerſten Anſtrengungen mache, um das Nationalgefühl zu unterdrücken, und eine auch nur annähernd verſuchte Einigung der deutſchen Nation um jeden Preis zu verhindern ſuche; es ſcheint ihm ungewiß, ob die deutſche Nation zu der Form des einheitlichen Zuſammenſtehens gelangen werde, die ihr Stärke genug verleiht, um dem Romanismus und Slawismus erfolgreich und auf die Länge zu widerſtehen. Doch will er die innere Politik unberührt laſſen, dagegen meint er:

Eine genauere Inſpicirung unſerer Grenzen, eine Betrachtung des weit ausgedehnten Panoramas, welches die folgenden Blätter aufrollen werden, eine geographiſch-hiſtoriſche Umſchau in alle Nachbarſchaften, eine Orientirung über unſern noch gegenwärtigen und bereits verlorenen nationalen Beſitzſtand dürfte bei der Schwankung der Meinungen über die deutſche Frage jetzt zeitgemäß ſein.

Zunächſt inſpicirt Menzel die „Weſtgrenze" und gibt eine geſchichtliche Erklärung ihrer Schwankungen und der franzöſiſchen Eroberungen nach dieſer Seite hin. Es iſt dies wol alles bekannt, doch macht es, ſo zuſammengeſtellt, immerhin einen frappanten Eindruck. Wo Menzel auf die geiſtige „Weſtgrenze" zu ſprechen kommt, zeigt er indeß wieder ſeine bekannte Einſeitigkeit; er findet allen franzöſiſchen Einfluß verdammenswerth, während derſelbe doch zum Theil unſere Nationalliteratur gefördert hat. Daß unſere Claſſiker nicht von ihm freiblieben, iſt in d. Bl. mehrfach betont worden. Mit Recht ſagt auch Menzel:

Der franzöſiſche Einfluß griff auch tief in die ſcheinbar von ihm unabhängig gebliebene, ja ihm ſcheinbar opponirende deutſche Literatur ein. Es iſt wahr, mit Leſſing begann eine Reaction der deutſchen Literatur gegen die franzöſiſche, und in der Bekämpfung der Gottſched'ſchen, d. h. der franzöſiſchen Schule kräftigten ſich faſt alle jungen Geiſter, die mit und ſeit Leſſing der deutſchen Wiſſenſchaft und Dichtkunſt einen neuen Schwung gaben. Allein wenn dieſe Geiſter den directen Einfluß Frankreichs muthig und beſtimmt zurückwieſen, ſo waren ſie doch um ſo mehr, ohne es ſelbſt zu ahnen, ſeinem indirecten Einfluß unterworfen. Ohne das Beiſpiel der franzöſiſchen Literatur nämlich hätten ſich die deutſchen Schriftſteller nie ſo weit vom chriſtlichen Standpunkt entfernt und ſo weit dem heidniſch-antiken genähert, wie ſie gethan haben. Und ohne die von Frankreich her entlehnten despotiſchen Regierungsformen wären die deutſchen Schriftſteller nie ſo weit vom nationalen und patriotiſchen Standpunkt entfernt und auf den einerſeits ganz individuellen, andererſeits kosmopolitiſchen Standpunkt getrieben worden, wie es wirklich der Fall war. Wenn ſie ſich nun auch

Digitized by Google

gegenüber den Franzoſen fühlen lernten, ſo geſchah es doch nur, um in der Nachahmung des Antiken mit ihnen zu wetteifern, indem ſie das Antike reiner aufzufaſſen ſich rühmten als die Franzoſen; und wenn ſie eine Ahnung hatten, daß es damit noch nicht genug gethan ſei, und daß aus der germaniſchen Wurzel noch ſchönere Blüten der Kunſt wieder aufzuwecken ſeien, als die ihnen das Treibhaus der Claſſicität brachte, ſo wußten ſie doch dieſe Wurzel im vaterländiſchen Boden ſelbſt noch nicht aufzufinden und borgten alle Waffen der germaniſchen Reaction von den ſtammverwandten Engtändern.

Leſſing ſtürzte Voltaire und Corneille, doch er acceptirte Diderot; Goethe und Schiller kehrten in ſpäterer Zeit noch einmal in Ueberſetzungen zu der geläuterten Bühne der Franzoſen zurück. Schiller's Jugendproduction ſtand unter dem Einfluß Rouſſeau's, dem er in der „Anthologie“ ein excentriſches Gedicht widmete; Goethe hat Voltaire ſtets die wärmſte Anerkennung gezollt und viele ſeiner Novellen erinnern an die „Contes“ des Franzoſen in ihrer leicht frivolen und doch ſinnig beziehungsreichen Weiſe; Klopſtock hat ſich durch die Franzöſiſche Revolution zu Jubel- und Zornoden begeiſtern laſſen. Außer dem Specifiſch-Nationalen haben die großen Genien etwas, was der ganzen Menſchheit eignet. Rouſſeau und Voltaire waren, wenn nicht große Dichter, ſo doch große Köpfe; und wenn man es verdammen will, daß Deutſchlands Genien zum Theil den franzöſiſchen huldigen, wie will man denn das geiſtige Anleihen bei den ſtammverwandten Engländern rechtfertigen, auf welches Menzel ſelbſt anſpielt, oder, ſagen wir vielmehr, den blinden Sklavendienſt, mit welchem ſich ein Theil unſerer Gelehrten und Künſtler, bis zur Aufopferung jedes ſelbſtändigen Urtheils, ja faſt der eigenen Perſönlichkeit, an den großen britiſchen Dichter hingibt? Wenn irgendetwas, ſo verdient doch dies molluskenartige Epigonenthum mit dem Stempel der Undeutſchheit gebrandmarkt zu werden.

Wo Menzel die berechtigten Anſprüche deutſcher Nationalität gegen die Franzoſen vertritt, iſt er allgemeiner Zuſtimmung gewiß; nur wo ſich der alte Franzoſenfreſſer in ihm regt, da muß man ihm entgegentreten. Und Spuren dieſer Franzoſenfreſſerei finden ſich an zahlreichen Stellen dieſes Abſchnitts. So ſagt er, Napoleon werde ewig in den Herzen der Franzoſen leben, „weil er am keckſten ausſprach und durchſetzte, was alle Franzoſen denken und wollen, weil er durch ſeine Größe das Gehäſſige der Habgier entſchuldigte, die das Geheimniß ihrer Nationalität iſt“. Aehnliche Anklagen erheben die Preußenfeinde jetzt gegen Preußen; doch gegen einen ganzen Staat und eine ganze Nationalität gerichtet, ſind ſie einſeitig und verkehrt. Frankreichs Revolutionen haben bewieſen, daß auch Begeiſterung für Ideen dort zu Hauſe iſt; die Revolutionskriege waren Kriege der Abwehr und der Propaganda, keine Kriege aus Ländergier. Mit einem wahren Behagen citirt Wolfgang Menzel weiterhin eine nordamerikaniſche Flugſchrift, in welcher vorgeſchlagen wird, Frankreich auf das alte Neuſtrien zu beſchränken und welche dazu die folgende Bemerkung macht:

Welch ein glückliches Land wäre das neue Frankreich, wenn es keine Kriege mehr führen könnte wider die Nachbarn! Höchſtens dann und wann eine Abenteurerabſendung übers Meer, die ja genug der Glorie verbreitete, hinreichend in der pariſer Zeitung damit zu prahlen, vielleicht auch ein Triumphaufzügelchen durch die Straßen zu machen mit obligater Ordensbänderaustheilung und andern Seidenwaarenmanufacturbeförderungsmittelchen. Sie haben und behalten ihr Paris, was wollen ſie mehr? Auch „der Loire blühende Geſtade“. Sie würden auch ferner Wunderſchönes produciren und ohne Zweifel das allerliebenswürdigſte Volk auf Erden ſein.

Die Vorzüge einer großen und begabten Nation, deren Denker und Dichter ſo gut wie die deutſchen für die ganze Menſchheit geſtrebt haben, die einen Voltaire und Rouſſeau, einen Saint-Simon, Fourier und Proudhon, eine George Sand, einen Victor Hugo und Lamartine hervorgebracht hat, ignoriren, um ein paar nationale Schwächen ausſchließlich hervorheben zu können, das iſt die echte Franzoſenfreſſerei!

Weiterhin beſpricht Wolfgang Menzel die belgiſch-holländiſche, die italieniſche und die Schweizergrenze. Bei der italieniſchen Grenze handelt es ſich um Südtirol und die Alpenetrusker. Wolfgang Menzel vertheidigt mit ſeinem patriotiſchen Stutzen tapfer den Brenner und das Puſterthal, Botzen, Meran und Paſſeyr gegen welſche Gelüſte und macht Metternich den Vorwurf, daß er Südtirol degermaniſirt habe. Nirgends aber hat er ein Wort der Anerkennung und Sympathie für die italieniſche Nation, die doch gegenwärtig mit der deutſchen unter derſelben Conſtellation des geſchichtlichen Geiſtes ſteht, von einem gleichen Drang nach Einheit beſeelt iſt. Den Welſchen blos die tiroler Felsblöcke auf die Köpfe zu wälzen — das iſt doch zu einäugig cyklopiſch.

Was die deutſche „Nordgrenze“ betrifft, ſo darf ſich gegen Dänemark die deutſche Nation glänzender Erfolge rühmen. Anders ſteht es mit den deutſchen Oſtſeeprovinzen, gegen deren Ruſſificirung Preußen als Deutſchlands Vertreter ein entſchiedenes Wort ſprechen ſollte. Außer den „Livländiſchen Beiträgen“, die Menzel an dieſer Stelle citirt, hätte er namentlich auch die Aufſätze in „Unſere Zeit“: „Die Oſtſeeprovinzen und Rußland“, als Quellen für die Charakteriſtik der deutſchen Nationalitätsverhältniſſe in dieſen Ländern benutzen können. Ebenſo fiel es uns auf, daß Menzel, wo er die Oſtgrenzen und darunter die ruſſiſche Grenze beſpricht und mit den Worten ſchließt: „Wie ein ungeheueres Meer ſchlägt das Ruſſenthum ſeine Wellen an die Ufer der deutſchen Nationalitäten, langſam, aber unwiderſtehlich, und reißt eine Scholle deutſcher Erde nach der andern weg“, der deutſchen Verkündiger ruſſiſcher Univerſalherrſchaft, namentlich ihres Hauptpropheten Bruno Bauer und ſeiner bezüglichen Schriften, mit keiner Silbe gedenkt.

Einem Kapitel über die „deutſche Auswanderung“, die allerdings zu den parties honteuses der deutſchen Culturgeſchichte gehört und die deutſche Machtfrage von einer ſehr beachtenswerthen Seite beleuchtet, folgt der Anhang: „Von der unnatürlichen Ueberſchätzung des Fremden und von der Unterſchätzung unſerer eigenen Nationalität.“ Hier ſetzt ſich nun unſer Autor mit herausfordernder Poſitur in dem Sattel feſt, um nach allen Seiten hin die Selbſtherrlichkeit deutſcher Nation zu vertheidigen. Er wendet ſich gegen die gutmüthige oder dummdreiſte Verehrung der Vaterlandsverräther, zu denen er in erſter Linie Johannes von Müller und Georg Forſter, in zweiter auch Heine und Börne zählt; er wendet ſich gegen die gelehrten Lügen, die zur Schmälerung unſers

Digitized by Google

Ruhms erſonnen ſind, gegen die keltiſche Lüge, die Lüge, derzufolge die Italiener echte Nachkommen der alten Römer ſein ſollen (was unſern Ruhm doch wenig ſchmälern würde); gegen die Lüge des Panſlawismus; die Lügen, die zur Verachtung unſerer Vorzeit geführt haben, und die gelehrte Lüge, wir Deutſche ſeien nur ein Volk von Denkern. Mit wahrem Fanatismus ſucht Menzel zu beweiſen, daß es mit dem Denken der Deutſchen nicht ſo weit her ſei. Gegen Lerminier, der meinte, daß die Philoſophie in Deutſchland alles durchdringe, behauptet er:

Nichts iſt lächerlicher. Die Philoſophie hatte niemals Einfluß weder auf die Höfe und Regierungen, noch auf die Volksmaſſen in Deutſchland. Sie blieb allzeit nur im engen Kreis der Univerſitäten und der Univerſitätszeit. Ein Theil der ſtudirenden Jünglinge gab ſich wol ein paar Jahre der Philoſophie hin, ließ ſie aber nachher im praktiſchen Leben alsbald wieder fahren. Die eitle hoffärtige Philoſophie trachtete allerdings zuletzt auch nach politiſchem Einfluß, aber nicht, indem ſie die Politik beherrſchte, ſondern nur, indem ſie ihr diente, ſich ihr zur Advocatin anbot. Aber auch dieſe Verſuche blieben gelehrte Sonderbarkeiten ohne den mindeſten Erfolg. Wir ſahen erſt eine öſterreichiſche Philoſophie (Friedrich Schlegel), dann eine preußiſche (Hegel) aufkommen, aber hier *gab* die Philoſophie nichts, ſondern ſie *nahm* nur an, und das Publikum blieb ganz gleichgültig dabei. Man erſieht daraus nur, wie abhängig unſere Philoſophie iſt, alſo gerade das Gegentheil von dem, was Herr Lerminier ſagt, demzufolge die Philoſophie das herrſchende, beſtimmende, ausſtrahlende, alles belebende und leitende Princip bei uns ſei. Die Politik der Höfe und der ſtille Entwickelungsgang der Nation in Maſſe hat in Deutſchland ſo wenig mit der Philoſophie gemein als in Frankreich. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß wir ein paar Sophiſten mehr haben.

Daß es allerdings in Deutſchland Hiſtoriker und Literarhiſtoriker gibt, die von der Philoſophie nichts verſtehen, das beweiſt Wolfgang Menzel ſelbſt durch ſein eigenes Beiſpiel. Er hat ſich von den „gelehrten Krankheiten“, wie er die Hegel'ſche Philoſophie nennt, gänzlich freigehalten und erfreut ſich in dieſer Hinſicht der robuſteſten Geſundheit. So denkt Menzel über die deutſchen Denker. Wie er über die deutſchen Dichter denkt, mögen zwei Stellen beweiſen. Zunächſt heißt es von Goethe:

Goethe war eine Macht in Deutſchland, eine dem äußern Feinde in die Hände arbeitende, innerlich erſchlaffende, auflöſende Kraft, unſer böſer Genius, der uns mit einem phantaſtiſchen Egoismus, mit den Genüſſen des Scheins und der Selbſtvergötterung über den Verluſt der Religion, des Vaterlandes und der Ehre täuſchte, der da machte, daß wir uns wie der weichliche Narciſſus im Quell ſpiegelten, während man hinter uns Ketten und Dolche bereitete; mit einem Wort, der uns zu Schwächlingen machte, während wir des Heldenmuths am meiſten bedurften.

Die Abneigung gegen Goethe könnte man allerdings für eine Monomanie halten; doch es geht den andern Claſſikern nicht beſſer. Wenn Julian Schmidt mit Wehmuth auf unſer claſſiſches Zeitalter zurückblickt, ſo blickt Wolfgang Menzel mit Aerger auf daſſelbe hin:

Auch die ſogenannten großen Geiſter unſerer Literatur waren eigentlich kleine Geiſter, waren eigentlich nur Philiſter, von denen einige hübſch ſchreiben konnten, andere gar ſchöne Kenntniſſe beſaßen, denen aber wie jedes tiefere Nationalgefühl, ſo auch jede großartige Ueberſicht über den Stand der Dinge im Vaterland und in der Welt und jede Charaktergröße abging. Alle waren wie artig ſingende Canarienvögel, in der Stubenluft aufgezogen, keiner wie ein Adler in freier Luft. Daher kam in dieſem Parnaß lorberbekrönter Claſſiker auch nicht das geringſte Verſtändniß der großen Ereigniſſe auf, die jedermann vor Augen lagen. Die Bedeutung des Siebenjährigen Kriegs z. B. blieb allen unſern literariſchen Größen im vorigen Jahrhundert fremd, wenn ſie überhaupt daran dachten, darüber nachdenken zu wollen, und nichts Wichtigeres vorhatten, Leſſing z. B. die Vergötterung des Judenthums und die Bekämpfung des Lange'ſchen Horaz, und Goethe über den Leiden Werther's natürlicherweiſe die des Vaterlandes vergeſſen mußte. Alles, was dieſe Herren ſchrieben und der gebildeten Jugend beibrachten, lag der Sache unſers großen Volks fern und half die Vaterlandsvergeſſenheit fördern.

Wenn wir derartigen Stellen begegnen in Aufſätzen, welche gegen die Unterſchätzung unſerer eigenen Nationalität gerichtet ſind, ſo können wir nur darüber ſtaunen, daß der Autor die Selbſtironie nicht merkt, die in dieſem Widerſpruch liegt. Wenn er unſere größten Denker und Dichter in den Staub zieht — liegt darin nicht die ſchlimmſte Unterſchätzung deutſchen Weſens und nationaler Großthaten? Wenn er die Franzoſen zurechtweiſt, welche die deutſche Geiſtesarbeit ſchätzen, und ihnen verkündet, daß im Grunde nichts dahinter ſei, iſt er nicht weit unpatriotiſcher als Heine, der den Franzoſen die Früchte des deutſchen Geiſteslebens mittheilte? Es iſt aber keine deutſche, ſondern eine cheruskerhafte Anſchauung, zu glauben, der wahre Patriotismus zeige ſich nur mit der Fauſt. Was nutzen alle vorgerückten Grenzpfähle, wenn hinter ihnen nur eine geiſtige Oede liegt? „Unſere Grenzen“, der Titel des Buchs, hat offenbar eine doppelte Bedeutung: er bezeichnet mit dem pluralis majestatis auch die Grenzen des Autors und ſeines Geiſtes, deren Unverrückbarkeit ſeit vierzig Jahren wir mit Vergnügen beſcheinigen.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Altdeutſche Literatur.

Gegen andere wiſſenſchaftliche Gebiete gehalten iſt die Thätigkeit innerhalb der germaniſtiſchen Philologie nicht gerade bedeutend zu nennen, was die Zahl und den Umfang der Veröffentlichungen und Studien anlangt. Aber dennoch gewahren wir zu unſerer Freude einen raſtloſen Eifer bei den Vertretern dieſer noch jungen Disciplin und andererſeits wächſt von Tag zu Tag die allgemeine Theilnahme an dem Geiſtesleben unſerer Vorfahren.

Eine Reihe von einſchlagenden Schriften, namentlich kleinern, wollen wir hier im Zuſammenhange und in kurzer andeutender Weiſe betrachten. Größere Werke, Sammlungen, umfaſſende Literaturgeſchichten und ähnliche verdienen dagegen eine geſonderte und eingehende Beſprechung, weshalb wir von ſolchen hier abſehen.

Die folgenden Bücher bezeichnen die verſchiedenartigen Richtungen und Aufgaben, welche in der altdeutſchen Literaturwiſſenſchaft zur Geltung kommen. Sie ſind ſtreng gelehrt oder populär, ſie bieten Texte oder handeln von der Literatur, ſie erſtrecken ſich auf verſchiedene Perioden und verſchiedene Gattungen der literariſchen Production.

An die Spitze ſtellen wir zwei Werke, welche uns alte

Digitized by Google

Texte mittheilen in der Weiſe, wie ſie in der handſchriftlichen Ueberlieferung vorliegen.

1. Altdeutſches Uebungsbuch zum Gebrauch an Hochſchulen. Von Franz Pfeiffer. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Zweck dieſes Buchs iſt, wie ſchon der Titel zu erkennen gibt, ein pädagogiſcher. Eigene Erfahrung in jüngern Jahren und Beobachtungen an andern haben den Herausgeber gelehrt, daß es zur Feſtigung in der altdeutſchen Grammatik, insbeſondere der der mittlern Zeit, neben ſorgfältiger gründlicher Lektüre kein geeigneteres und erfolgreicheres Mittel gebe als Uebungen in Bearbeitung und Herſtellung handſchriftlicher Texte. Obwol es zu ſolchen Uebungen keineswegs an Stoff fehlt, ſo iſt er doch zerſtreut und nicht immer zugänglich. So hat ſich Pfeiffer entſchloſſen, ein Uebungsbuch mit möglichſt getreuer Copie der handſchriftlichen Texte zu veranſtalten.

Gibt uns dieſe Rückſichtnahme auf den lebendigen Unterricht auch ein Zeichen von der wachſenden Bedeutung der altdeutſchen Studien, indem ſogar für den wiſſenſchaftlichen Betrieb praktiſche Hülfsmittel geboten werden, ſo würde uns dies Moment doch nicht beſtimmen können, Pfeiffer's „Altdeutſches Uebungsbuch“ hier zu erwähnen. Ganz abgeſehen von dem zunächſtliegenden Zwecke iſt es dagegen in literariſcher Hinſicht von Wichtigkeit; denn es bietet verſchiedene bisher noch unbekannte oder zum mindeſten ungedruckte Stücke dar. Dieſe Beiſpiele werden zum Theil Veranlaſſung ſein zu vollſtändiger und kritiſcher Edition, zum Theil werden ſie vorderhand genügen für die Beurtheilung der betreffenden Dichter und Gattungen. Wir finden unter anderm ein Stück aus dem Evangelium Nicodemi in mitteldeutſcher Sprache; Pfeiffer vermuthet, daß der bekannte Heinrich Hesler der Dichter ſei. Ferner finden wir Stücke aus Ulrich's von Türheim „Rennewart“, aus Rudolf's von Ems „Weltchronik“, aus dem „Jüngern Titurel“. Von Intereſſe in formeller Hinſicht iſt das niederrheiniſche Gedicht eines bisher unbekannten Bruder Hermann von der „Gräfin Jolante“. Von dem talentvollen Fortſetzer des Gottfried'ſchen „Triſtan“, von Heinrich von Freiberg, iſt nun auch das dritte Gedicht in Pfeiffer's „Uebungsbuch“ zum erſten male durch den Druck bekannt gemacht, das Gedicht vom „Heiligen Kreuz“.

Eine andere Abſicht verfolgte Pfeiffer in folgendem, dem erſten vielfach verwandten Werke:

2. Quellenmaterial zu altdeutſchen Dichtungen. Von Franz Pfeiffer. I. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die urkundliche Textmittheilung war in der erſten Zeit allgemein üblich, ſpäter ſtellte man mit Recht an die Herausgeber die Anforderung, für eine gereinigte und zuverläſſige Wiedergabe zu ſorgen. Wenn gegenwärtig von ſolchen, welche die Nothwendigkeit kritiſcher Ausgaben anerkennen und welche ſelbſt als Kritiker ſich bewährt haben, principiell der urkundlichen Copirung der Vorzug eingeräumt wird, ſo hat dies natürlich nichts gemein mit jener veralteten Edirungsweiſe. Durch ſein „Uebungsbuch“ will Pfeiffer den Schülern die Handſchriften erſetzen; ſie ſollen dadurch gerade für die kritiſche Textbehandlung Anregung und Mittel empfangen. Dagegen bietet Pfeiffer in ſeinem „Quellenmaterial“ den Fachgenoſſen neuen Stoff für die Vervollkommnung der kritiſchen Ausgaben. Pfeiffer ſagt im Vorwort:

Da nicht anzunehmen iſt, daß die jetzt vorhandenen kritiſchen Ausgaben der Dichtungen aus der Blütezeit der altdeutſchen Poeſie, auch die beſten darunter nicht, für alle Zeit die einzigen bleiben werden — denn das würde mit dem Aufhören der deutſchen Studien gleichbedeutend ſein —, ſo glaube ich nichts Ueberflüſſiges zu thun, vielmehr den Dank aller derjenigen mir zu erwerben, welche das von den Gründern unſerer Wiſſenſchaft begonnene Werk fortſetzen werden, wenn ich das nicht unanſehnliche neue Quellenmaterial, welches ſich allmählich in meinen Händen angeſammelt hat, durch den Druck der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Benutzung zuführe.

Was Pfeiffer zunächſt bringt, iſt eine Reihe von Bruchſtücken größern und geringern Umfangs, die ſich zumeiſt theils in Privatbeſitz, theils in Familien- und Corporationsbibliotheken befinden. Dieſe Bruchſtücke, zum Theil von hohem Alter, liefern neues, für die Textkritik willkommenes Material zu folgenden Dichtungen: 1) Zur „Eneide“ des Heinrich von Veldeken, 2) zu Hartmann's von Aue „Gregorius“, 3) zu Wirnt's von Gravenberg „Wigalois“, 4) zu „Freidank's Beſcheidenheit“, 5) zur „Weltchronik“ des Rudolf von Ems und 6) zum „Jüngern Titurel“.

Pfeiffer begnügte ſich nicht, nur die Texte zu geben, ſondern hat jedem einzelnen Bruchſtücke eine Einleitung vorausgeſandt mit bibliographiſcher Beſchreibung der handſchriftlichen Blätter, mit Bemerkungen und Fingerzeigen über Heimat, Mundart, zum Theil auch über deren Werth für die Kritik.

Wie der Herausgeber mittheilt, ſoll eine zweite Abtheilung des Unternehmens ausſchließlich dem Wolfram von Eſchenbach gewidmet ſein.

3. Heinrich von Melk. Herausgegeben von Richard Heinzel. Berlin, Weidmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Name Heinrich von Melk iſt bisjetzt nicht in der Literaturgeſchichte bekannt geweſen, doch billigen wir bei der großen Anzahl unſerer „Heinriche“ einen beſtimmten Zunamen. Wir hätten aber erwartet, daß Heinzel zu Anfang des Vorworts oder der Einleitung dieſen Namen rechtfertige. Dieſer Heinrich von Melk iſt der Dichter eines dem 12. Jahrhundert angehörenden, nach Oeſterreich weiſenden Gedichtes „Von des Todes Gehügede“ (d. h. Erinnerung an den Tod). Daß dieſer ſelbe Heinrich, der ſich hier Gottes armen Knecht Heinrich nennt, auch ein Gedicht vom Pfaffenleben verfaßt habe, wurde ſchon früher vermuthet und ſchließlich als gewiß angenommen. Beide Gedichte ſind namentlich in culturhiſtoriſcher Beziehung von hervorragender Wichtigkeit. Sie erſcheinen nun hier vereint unter dem Namen „Erinnerungen“ und „Prieſterleben“ in kritiſcher Bearbeitung. Der Herausgeber, dem wir auf dem Gebiete der altdeutſchen Philologie noch nicht begegneten, hat den Texten eine längere Einleitung vorausgehen und Anmerkungen folgen laſſen, und zeigt hierin viel Gelehrſamkeit. Aus der Einleitung, in welcher alle in Betracht kommenden Punkte fleißig erörtert werden, wollen wir nur das eine hervorheben, daß Heinzel in Heinrich von Melk einen Adelichen ſieht, der als Laienbruder das Kloſter ſuchte.

Digitized by Google

4. Rubin's Gedichte kritiſch bearbeitet von Julius Zupitza. Oppeln, Reiſewitz. 1867. 8. 10 Ngr.

Einer jüngern Zeit als Heinrich von Melk gehört der Minneſänger Rubin an. Er ahmt Walther von der Vogelweide augenſcheinlich nach, trotzdem verdienten ſeine Gedichte eine kritiſche Bearbeitung. Aber wenn wir auch Zupitza's Bemühen billigen, ſo will uns dieſe ſelbſtändige Ausgabe gar nicht recht in den Sinn. Der Gedichte Rubin's ſind es wenige, ſie umfaſſen in dem vorliegenden Büchlein nur 23 Seiten. Wäre dafür nicht eine Zeitſchrift, die Haupt'ſche oder Pfeiffer's „Germania“, ein beſſeres Organ der Veröffentlichung geweſen? Wenn die Epigonen der mittelhochdeutſchen Liederkunſt alle in gleicher Weiſe edirt würden, ſo erhielten wir eine Menge kleiner Schriftchen, die bei dem Ueberfluß der Programm- und Diſſertationenliteratur recht unbequem wären. An ſich betrachtet iſt Zupitza's Arbeit ſehr lobenswerth.

5. Des Büheler's Königstochter von Frankreich mit Erzählungen ähnlichen Inhalts verglichen und herausgegeben von J. F. L. T. Merzdorf. Oldenburg, Schulze. 1867. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hans von dem Bühel oder Hans der Büheler iſt unter den erzählenden Dichtern des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Reformationszeit einer der gewandteſten und innigſten. Sein Gedicht vom Jahre 1412 „Diocletianus' Leben“, welches die bekannte Geſchichte der ſieben weiſen Meiſter enthält, iſt ſchon vor längerer Zeit durch eine neue Ausgabe zugänglich gemacht worden. Sein anderes, aber ſchon um 1400 verfaßtes Gedicht „Von der Königstochter von Frankreich“ lag bisjetzt in zwei ältern Drucken von 1500 und 1508 vor. Der gegenwärtige neue Abdruck iſt daher ſehr willkommen. Da die Entſtehungszeit gegen 100 Jahre älter iſt als der erſte Druck, ſich auch keine frühern Handſchriften gefunden haben, ſo blieb dem Herausgeber freilich nichts anderes übrig, als ſich an jenen zu halten. Merzdorf hat auch den Druck von 1508 mit herbeigezogen, aber die angegebenen Varianten ſind oft nur orthographiſcher Natur, alſo völlig gleichgültig, was mit ein paar Worten in der Einleitung abgethan geweſen wäre. Die Erklärungsverſuche des Herausgebers, die er hier und da gibt, ſind öfters vollſtändig unhaltbar. Auch mit der Textmittheilung kann man im einzelnen nicht immer zufrieden ſein. Wir können hier natürlich nicht derartige Dinge berückſichtigen; wer ſich dafür intereſſirt, möge auf eine inzwiſchen erſchienene Kritik von Joſeph Strobl in Pfeiffer's „Germania“ (XII, 109 fg.) verwieſen ſein. Die literariſche und literarhiſtoriſche Bedeutſamkeit des Gedichts haben wir hier zunächſt im Auge, und in dieſer Beziehung ſind wir für die eingehende, mitunter allerdings etwas breite Einleitung Merzdorf's dankbar.

Nachdem eine Analyſe des Inhalts gegeben iſt, beleuchtet der Herausgeber die verſchiedenen andern Verſionen der Sage, welche ſchließlich auch zum Volksbuche wurde und als Geſchichte von der geduldigen Helena allgemein bekannt iſt. Unſer Volksbuch hat aber den franzöſiſchen Volksroman zur Quelle, nicht das Gedicht des Büheler. Woher unſer Dichter geſchöpft hat, iſt noch nicht ermittelt. In dem Gedichte von der Königstochter nennt ſich der Dichter nur „der Büheler“, dagegen im „Diocletian“, worauf Strobl ſchon hingewieſen hat, „Hans von Bühel“. Eine wichtige Ergänzung zu der Ausgabe finden wir ferner in der gedachten Recenſion Strobl's. Hans von Bühel hat ſeiner Ausſage zufolge zu Poppelsdorf bei Bonn gewohnt; aus ſeiner Sprache aber geht hervor, daß er aus dem Elſaß ſtammte, daß aber ſein Aufenthalt am Niederrhein auch nicht ohne Einfluß auf ſeine Ausdrucksweiſe geblieben iſt.

In den beſprochenen Büchern bilden Texte den Hauptinhalt, wenn auch die Herausgeber ihre Mittheilungen mit literariſchen und kritiſchen Einleitungen ausſtatteten. Wir wenden uns zu einigen andern, welche in abhandelnder Form ältere Literaturerzeugniſſe zum Gegenſtande der Betrachtung haben.

Vor allen verdient eine Abhandlung „Das Nibelungenlied als Kunſtwerk“ hervorgehoben zu werden, welche ſich im folgenden Buche an zweiter Stelle findet:

6. Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionyſos-Theater in Athen. Drei hinterlaſſene Abhandlungen von Hugo Wislicenus. Bevorwortet von Karl Bartſch und dem Herausgeber Guſtav Adolf Wislicenus. Zürich, Schabelitz. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Hugo Wislicenus war Privatdocent an der Univerſität und am Polytechnikum zu Zürich und hatte in ſeiner letzten Lebenszeit zugleich eine ſehr umfangreiche, ſtellvertretende Lehrthätigkeit an der züricher Cantonsſchule und am Lehrerſeminar zu Küßnacht übernommen. Er ſtand im dreißigſten Lebensjahre, als er auf einer Alpentour den Tod fand. Mit Rührung wird jeder das Vorwort des Vaters des Verunglückten leſen und zugleich mit theilnehmender Trauer, daß ein begabter Mann ſo früh ſeinen Studien entriſſen wurde. Auch Karl Bartſch in Roſtock, der den Entſchlafenen auf der Philologenverſammlung in Heidelberg perſönlich kennen lernte, hat dem vorliegenden Buche einige Worte vorausgeſandt. Wir ſtimmen ohne Rückhalt in das Lob ein, welches Bartſch der zweiten und umfangreichſten der drei Abhandlungen, dem Vortrage über das „Nibelungenlied“, der uns hier allein beſchäftigt, ſpendet.

Ueber das „Nibelungenlied“ iſt bekanntlich ſchon viel und vieles geſchrieben worden. Der Aufſatz von Wislicenus gehört nach Inhalt und Ausdruck gewiß zu dem Beſten, was Gelehrte und Ungelehrte je über unſer Nationalepos vorgebracht haben. Das Gedicht wird als „Kunſtwerk“ betrachtet. Wislicenus ſieht in ihm ein einheitliches Werk; auch er erkennt nach dem Vorgange von Pfeiffer und Bartſch den Kürenberger als den Dichter an. In der Handſchriftenfrage ſtellt ſich Wislicenus auf den Standpunkt von Bartſch. Er betrachtet das Kunſtwerk nach den verſchiedenſten Richtungen, nach Form, nach Stil, nach Inhalt, nach der Anordnung des Stoffs. Auch über ſeine ſittliche Bedeutung und über die Idee des Schickſals, welche der Dichtung zu Grunde liegt, wird Treffliches geäußert. In der Polemik gegen Lachmann, ſowie gegen die Verfechter der Handſchrift C verfährt der Verfaſſer durchaus würdevoll. Die beigegebenen Anmerkungen mehr gelehrten Inhalts führen das im Vortrage Geſagte weiter aus und begründen es durch Nachweiſe. Sie zeugen von der umfangreichen Beleſenheit des Verfaſſers.

Digitized by Google

Sollte, was wir hoffen, eine neue Auflage nöthig werden, ſo wünſchen wir, daß der Aufſatz über das „Nibelungenlied“ auch allein ausgegeben würde, was ſeiner Verbreitung gewiß förderlich ſein müßte. Sodann bitten wir um eine ſorgfältigere Correctur. Namentlich betrifft dieſer Wunſch die eingeſtreuten Textſtellen.

Auch die Nebenſonne des „Nibelungenliedes“, die „Kudrun“, iſt Gegenſtand der Betrachtung in zwei Schriften, von denen die eine urſprünglich für den Vortrag gedient hat:

7. Die Gudrunſage. Drei Vorträge über ihre erſte Geſtalt und ihre Wiederbelebung, gehalten in Schleswig im Januar 1867 von Karl Heinrich Keck. Leipzig, Teubner. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Einleitung iſt philiſterhaft und ſchreckt ein wenig ab, auch die öfters wiederkehrende ſchulmeiſterliche Vergleichung des deutſchen Epos und ſeiner Eigenart mit dem griechiſchen ſtört in unangenehmer Weiſe, doch hindert uns das nicht, die mannichfachen Verdienſte dieſer Vorträge anzuerkennen. Im Vergleich mit Wislicenus' Abhandlung treten ſie freilich ſehr in den Schatten. Die Analyſe des Gedichts, welche einen großen Theil des Buchs einnimmt, iſt nicht ohne Lebendigkeit. Beſonders wohl gefallen hat uns die unparteiiſche Charakteriſtik des Kudrun-Dichters. Auch was Keck über Müllenhoff's Kritik äußert, im Vortrage wie in den Anmerkungen, iſt im ganzen ſachgemäß dargeſtellt, nur daß Ploennies bei weitem nicht ſo mit Müllenhoff übereinſtimmt, wie es aus Keck's Angaben hervorzugehen ſcheint. Dafür, für dieſe Selbſtändigkeit iſt Ploennies dann auch von ſeinem Meiſter Müllenhoff ſo derb gezüchtigt worden, daß er aus Verdruß über ſolche Unbill den deutſchen Studien Valet geſagt hat, für die er mit Glück und Anerkennung zu wirken begonnen hatte.

Keck hofft auf eine freie Wiederdichtung der Kudrunſage, welche beſſer als die Ueberſetzungen des alten Gedichts und die frühern Verſuche von Gervinus, San-Marte und Niendorf dem Geſchmack der Gegenwart entgegenkommen ſolle. Wir erhoffen ſie nicht in der vom Verfaſſer angegebenen Weiſe, auch nicht in nächſter Zeit, am wenigſten aber von dem Stamme der Schleswig-Holſteiner: aus Gründen, zu deren Entwickelung wir weiter ausholen müßten.

8. Bemerkungen zur Kudrun von Ernſt Martin. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieſe Schrift iſt anderer Art als die vorhergehende. Sie enthält erſtens „Verbeſſerung und Erklärung einzelner Stellen“ und zweitens betrachtet ſie die „Entſtehung des Gedichts“. Der erſte Theil wird nur die Fachmänner intereſſiren, aber auch der zweite geht in kritiſcher Weiſe auf Einzelheiten ein, welche nur der Gelehrte würdigen wird. Martin urtheilt über die Entſtehung des Gedichts, daß in ihm wie mehr oder weniger in allen Denkmälern des Volksepos die Arbeit nicht eines einzigen Dichters, ſondern mehrerer vorliege, die einen überlieferten Gegenſtand in einer ziemlich übereinſtimmenden Darſtellungsweiſe behandelten, und auf dieſen Grundſatz baut er ſeine kritiſchen Bemerkungen. Die Frage von der Entſtehung des „Nibelungenliedes“ erſtreckt ſich bekanntlich auch auf die „Kudrun“, und da iſt es nicht unintereſſant, zu ſehen, wie auch hier die einen beharrlich an der alten Liedertheorie feſthalten und ſie als etwas Selbſtverſtändliches vorausſetzen, die andern einer beſtimmten Dichterperſönlichkeit das Verdienſt der Schöpfung zuſchreiben. Das Schriftchen von Martin iſt wie das von Zupitza dem Prof. Müllenhoff zu einer Jubelfeier dargebracht. Dieſer äußere Umſtand entſchuldigt die ſelbſtändige Veröffentlichung einiger Blätter; gefallen will es uns aber trotzdem nicht.

Die „Nibelungen“ und die „Kudrun“ ſind gewiß ſchon oft Gegenſtand öffentlicher Vorträge geweſen; unter den von uns beſprochenen Büchern ſind zwei ſolcher Vorträge, welche zur Veröffentlichung gelangten. Ebenfalls ein Vortrag iſt die folgende Schrift, in welcher die Betrachtung ſich auf „Nibelungen“ und „Kudrun“ zugleich erſtreckt und in welcher auch die andern Heldengedichte berückſichtigt werden:

9. Zur Charakteriſtik der altdeutſchen Heldendichtung. Ein Vortrag gehalten zum Beſten eines Witwen-Penſionsfonds von Julius Ley. Saarbrücken, Möllinger. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es iſt gewiß nicht zu wünſchen, daß alle Vorträge, die in unſerm Vaterlande vor Herren und Damen während der Wintermonate gehalten werden, auch gedruckt werden. Die Broſchürenliteratur iſt ohnehin ſchon zu einem reißenden Strome angeſchwollen. An ſich hätte auch der vorliegende Vortrag getroſt ungedruckt bleiben können, aber ſeine Veröffentlichung freut uns doch um des gewählten Stoffs willen. Die Darſtellung hat uns im allgemeinen befriedigt. Aber auch hier die ewige, ſchon hundertmal dageweſene Vergleichung mit dem griechiſchen Epos! Ley ſucht beſonders das dramatiſche Element in unſern Heldengedichten nachzuweiſen und insbeſondere das tragiſche.

Die altdeutſchen Heldenſagen und Heldengedichte, aber zugleich mit Berückſichtigung anderer Dichtarten, hat ein bewährter Germaniſt benutzt, um aus ihnen eine Nationaltugend, auf die wir mit Recht ſtolz ſein dürfen, zu erweiſen und in einzelnen Bildern darzuſtellen, in folgendem Schriftchen, ebenfalls urſprünglich ein Vortrag:

10. Die deutſche Treue in Sage und Poeſie. Vortrag, gehalten am Geburtstage Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz am 28. Februar 1867 von Karl Bartſch. Leipzig, Vogel. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieſer Vortrag iſt in hohem Grade anſprechend nach Inhalt und Form. Unwillkürlich wurden wir bei der Lektüre an Uhland's Analyſen der Heldengedichte und an ſeine Darſtellung des Ethiſchen in der Heldenſage erinnert, wie er ſie in ſeinen Vorleſungen über die altdeutſche Dichtung gegeben hat. Die ungemeine Gelehrſamkeit des Verfaſſers, welche in der Darſtellung verwerthet und verwebt iſt, erſehen wir im einzelnen aus den als Anmerkungen beigegebenen Quellennachweiſen.

Haben in vielen Schriften die altdeutſchen Heldenſagen und Gedichte zu Betrachtung nach verſchiedener Richtung hin gedient, ſo freut es uns, ein Büchlein anzeigen zu können, in welchem der Inhalt einer altdeutſchen Sage in einfacher Erzählung reproducirt wird:

Digitized by Google

11. König Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen. Nach der Thidrekſaga erzählt von Ernſt Martin. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1867. 8. 20 Ngr.

Wir begegnen hier dem Verfaſſer auf einem andern Gebiete als auf dem kritiſchen, ſtreng gelehrten. Aber auch hier zeigt er ſich völlig heimiſch. Dieſe Nacherzählung iſt ſchon an ſich ein guter Gedanke, und die Ausführung trefflich gelungen. Ueber das Verhältniß ſeiner Arbeit zu dem ihm vorliegenden Original, über die Benutzung anderer Motive und dergleichen ſpricht ſich Martin kurz und bündig in der Vorrede aus. Ueber die „Thidrekſaga" belehrt uns der Verfaſſer alſo:

Die Sagen von Dietrich von Bern ſind vom deutſchen Volke in alten Zeiten viel geſagt und geſungen worden, bis ſie während der Herrſchaft der Hohenſtaufen ihre letzte und reichſte Ausbildung erfahren haben. Leider haben ſie aber nicht wie die Nibelungen- und die Kudrunſage eine dichteriſche Zuſammenfaſſung gefunden, die ſie uns in vollem Glanze der Poeſie überliefert hätte. Nur Bruchſtücke und ſpätere Bearbeitungen zeigen uns, welchen Schatz von alten Liedern wir verloren haben; kaum ließe ſich aus dieſen Reſten eine zuſammenhängende Ueberſicht der Dietrichſage gewinnen. Um ſo mehr müſſen wir einem Fremden Dank wiſſen, daß er die Schönheit dieſer Lieder erkannt und uns ihren Inhalt in einer Proſaerzählung erhalten hat. Ein Isländer hat im 13. Jahrhundert von Männern aus Bremen, Münſter, Soeſt die Dietrichſagen ſich erzählen laſſen und ſie in ſeiner Thidrekſaga vereinigt. Noch iſt im ganzen Tone ſeiner Saga die Art des niederdeutſchen Volks unverkennbar: ſie ſind friſch, kraftvoll, zuweilen etwas allzu keck, ſelbſt roh, beſonders im Gegenſatze zu den ſüddeutſchen Dichtungen, auch den „Nibelungen".

Auf dieſem nordiſchen Proſawerke beruht Martin's Büchlein. Die Veränderungen, die er vorgenommen, ſind mit gutem Bedacht und mit Geſchmack geſchehen. Die Nacherzählung ſelbſt iſt einfach, friſch, im Tone alter Redeweiſe, ohne alterthümelnd zu werden, dabei durchaus edel gehalten. Alt und jung empfehlen wir das anſprechende Buch; namentlich für einen dem Jünglingsalter zuſtrebenden Knaben kann es keine ſchönere und erfriſchendere Lektüre geben.

Reinhold Bechſtein.

Eine politiſche Novelle.

Die Stimme des Vaterlandes oder der deutſche Pole. Novelle von Karl Nietzki. Königsberg, Bon. 8. 20 Ngr.

Von vornherein ſei es ausgeſprochen, daß wir der vorliegenden novelliſtiſchen Dichtung viele Leſer wünſchen. Der Verfaſſer erfreut ſich eines ſchätzbaren Talents. Er beobachtet mit Glück die Wirklichkeit, auch die verborgenſten Züge derſelben entgehen ihm nicht. Er weiß aber zugleich den Oertlichkeiten, den Ereigniſſen durch Erfindung eine ſo poetiſche Verklärung zu ertheilen, daß wir uns auf höhere Standpunkte verſetzt ſehen, als ſie uns der blos geſchichtliche Vorgang gewähren könnte, mit dem die Novellenfabrikate ſich zum Ueberdruß des beſſern Leſers, wie allbekannt, begnügen. Ueber die eigentliche Geſchichte des Ganzen referiren wir nur einiges, um den Genuß bei der Lektüre nicht zu ſchmälern.

Julius Berk, der Held der Novelle, deſſen Abkunft in ein tiefes Dunkel gehüllt iſt, nur daß er väterlicherſeits von einem Polen ſtammt, wird als Pflegeſohn von braven Leuten trefflich erzogen. Nach rühmlichſt zurückgelegtem Examen entſchließt er ſich nicht zur Univerſität, ſondern zur Landwirthſchaft. Schon ſieht er ſich bei einem der tüchtigſten Oekonomen, und zwar in Maſuren, untergebracht. Er benutzt gewiſſenhaft ſeine Zeit, er beweiſt ſich in jeder Hinſicht als ein praktiſcher Menſch. Doch er kann auch ſein idealiſches Naturell nicht verleugnen, welches ihm vielleicht von der Mutter angeerbt iſt, daher in ihm das ſtets aufgeſchloſſene Intereſſe für alles Höhere in der Natur, in der Geſellſchaft, wodurch er auch überall liebenswürdig erſcheint, ſich die edelſten Menſchen zu Freunden macht, ohne daß einer von ihnen, ohne daß er ſelbſt es ahnt, welch außerordentliche Schickſale ihm bevorſtehen.

Die Kreiſe der Geſellſchaft, welche hier alle mitwirken, ſein Schickſal zur Reiſe zu bringen, ſind beſonders der Landſitz eines Hrn. von Falkenberg, wo wir den intereſſanteſten Frauen und Männern begegnen in einem geiſtig belebten Verkehr, unter welchen zumal Luiſe hervorleuchtet; dann iſt es die Domäne P., nicht blos in landwirthſchaftlicher Beziehung; endlich gehört dahin alles, was durch die Bekanntſchaft des Helden mit den beiden Herren von Oporowski herbeigeführt wird, von denen der ältere ebenfalls Gutsherr iſt, der jüngere, ſein Neffe, mit Julius Berk in ein freundſchaftliches Verhältniß tritt. Später erhält dann noch einen bedeutenden Einfluß auf die Weitergeſtaltung des Ganzen ein Geiſtlicher, Namens Feld, wie deſſen Familie, während ein geſchichtliches Ereigniß, der Aufſtand der Polen in Warſchau, im Jahre 1831, immer ſtärker aus dem Hintergrunde hervorgehoben wird, bis es ſogar in die nächſte Nähe der Handlung rückt und den Helden der Dichtung infolge einer Viſion, die er gehabt haben will, in den Kampf um die Freiheit der polniſchen Nation reißt. Private Erlebniſſe, oft furchtbarſter Art, vereinigen ſich mit den öffentlichen, politiſchen; die Schickſalsfäden verwirren, verknoten ſich immer mehr. In jenen beiden Vorgängen ſpielt Pater Cyriax eine verhängnißvolle, ſogar entſetzliche Rolle. Unſer Held wird in der Schlacht verwundet; eine neue düſtere Geſtalt, die den Namen Barbuſchka führt, wird wider Erwarten Spenderin mehrfachen Heils und lenkt ſo ſehr die tragiſchen Gewalten ab, welche den Helden der Novelle ſtets enger umkreiſen, daß er aus all dieſen Verſtrickungen, Nöthen und Gefahren mit Ruhm und Auszeichnung hervorgeht, wie er denn unter Glück und Reichthum jetzt auch einen andern Namen führt, indem er ſich uns als ein Herr von Berkowski vorſtellt.

Der Titel der Novelle iſt hinlänglich motivirt. Der Verfaſſer gibt durchweg die edelſte Geſinnung kund. Er bildet in ſeiner Dichtung ſelbſt den Chor, um mit den Alten zu ſprechen, der überall mit ergiebigen Gedanken, Zwiſchenbemerkungen, mit ſittlich-religiöſen Mitteln ſchlichtet, berichtigt, auf die Nemeſis hinweiſt, auf den Ernſt und den tiefen wie erhabenen Sinn des Lebens, der Natur wie des Geiſtes, überall wo Zwietracht waltet, wo einſeitige, irrige Anſichten ſich geltend machen, oder wo gar Frechheit und Verbrechen im Schwange gehen. Aber

Digitized by Google

auch die heitere Seite des Daſeins weiß der Dichter mit vieler Mannichfaltigkeit der Geſichtspunkte herauszukehren. Er läßt es nicht daran fehlen, die Geſellſchaft auf würdigere Gegenſtände zu lenken, belohnendere Fragen zu beantworten, anmuthigere Weiſen zu beobachten, dort wahrhaft Ergötzliches, Witz, Humor aufs Tapet zu bringen, wo ſonſt, in der nur zu ſehr beliebten Converſation, Klatſch, Eitelkeit, Tagesneuigkeiten, Phraſen und gegenſeitige Belügungen ſich breit machen. Der Verfaſſer hat Geiſt, reiche Bildung, er beſitzt viel und ausgeſuchte Menſchenkenntniß, und weiß demgemäß auch ſeine ſtiliſtiſche Darſtellung auszuſtatten. Nur einmal erhielten wir bei der Lektüre den Eindruck, als wenn er dem, was in kleinern Städten — freilich oft auch in den größten —, was auf dem Lande unter Wohlbegüterten oft üppig genug wuchert, zu ſehr im Detail der Erzählung, der Beſchreibung und Schilderung Raum gab, indem er den Zuſammenkünften der Umwohner, den Jagden, Schlittenpartien, Gelagen, dieſen in der Opulenz ſchwer und dicht beſetzter Tafeln miteinander wetteifernden Gaſtereien eine allzu große Aufmerkſamkeit ſchenkt. Dennoch iſt das alles charakteriſtiſch für den Materialismus unſerer Zeit, und inſofern hat der Verfaſſer auch wieder wohl gethan, dergleichen ſeiner Darſtellung epiſodiſch mit einzuflechten, während er ſelbſt misbilligend darüberſteht. Auch manches andere Zwiſchenſpiel leichter Komik und originellen Humors gelingt ihm aufs beſte. Unter anderm da, wo er uns das Wiederſehen oder doch Zuſammentreffen ſtets noch munterer Univerſitätscommilitonen aus verſchiedenen Zeitläufen in Scene ſetzt, zugleich in einer Anmerkung mit einer „Leichenpredigt" bekannt macht, deren Verſe nebſt Anhang eine ſo ſprachſchöpferiſche, derb niederländiſche Metaphernconcurrenz und Tropenpracht loslaſſen, daß ſie der Phantaſie eines Meiſters auf dem Felde des Humors zur Ehre gereichen würden. Ueberhaupt iſt auch die Poeſie der Studentenzeit, wie ſie ſich nur in Deutſchland verwirklicht hat, in treuer wie kräftiger Zeichnung hier zu Papier gebracht, mit den friſcheſten Farben ausgemalt, ſodaß der Leſer mit Behagen auch bei dieſen genrebildlichen Ausführungen verweilt. Der Held der Novelle beſchäftigt von Anfang bis zu Ende mit Lebendigkeit unſere Theilnahme. Er iſt unter den durchweg objectiv gehaltenen Charakteren vorzugsweiſe ein Charakter. Er iſt edel, pflichttreu, er hat Gemüth und ſtets umſichtigen Verſtand, er weiß zu entſagen, wo es die Fügungen gebieten, und weiß zu handeln wie ein Mann ſelbſt da, wo Leben und Tod auf dem Spiele ſtehen. Er iſt kein Starrkopf, auch da nicht, wo Begeiſterung ihn faßt, wo Leidenſchaft ſich ſeiner bemächtigt. Er gebietet ſich Stillſtand, wo Weisheit und die heiligſten Pflichten ihre Forderungen an ihn ergehen laſſen. Auch in ſeinem Urtheil, wie entſchieden er es früher ausſprach, ändert er ſich alsdann bereitwillig, wie er ja auch über Polen und deſſen neuere Geſchicke Anſichten gewinnt, welche frühere Ueberzeugungen berichtigen. Die Grundanſchauung des Verfaſſers tritt aus allem dem ſehr deutlich hervor, und wir können ihr nirgends unſere Anerkennung verſagen. Mit jedem Fanatismus, mit jedem Zeitſchwindel, mit jeder ſelbſtſüchtigen Unternehmung, wie ſie ſich vielfach im Verlauf der Novelle reflectiren, ſetzt er ſich auseinander, und ſpricht nur dem Reinen, der Vaterlandsliebe, deutſcher Treue und Bildungsbefliſſenheit das Wort.

Unſers Erachtens hätte die geſchickte Anlage, Ausführung, Gruppirung und Gliederung dieſer Dichtung noch um einiges gewonnen, wenn den einzelnen Abſchnitten kurze, aber pikante Ueberſchriften gegeben worden wären. Man ſollte nicht glauben, wie ſehr ſo etwas mitwirkt, zu ſpannen und den künſtleriſchen Organismus ſogleich fühlbar zu machen.

Alexander Jung.

Vom Büchertiſch.

1. Eſſays von Henry Thomas Buckle, nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung des Verfaſſers. Aus dem Engliſchen überſetzt von David Aſher. Leipzig, C. F. Winter. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Deutſchen lieben es, ſich ihre köſtlichſten Erzeugniſſe von fremden Marktplätzen zu holen. Unter der Firma Stuart Mill und Buckle wird deutſche Philoſophie wieder ins Land hereingepaſcht, nachdem dieſe mit ihrer ungerathenen Tochter, der Bewegung von 1848, gänzlich aus der Mode herausfiel. Beſonders hat ſich Buckle den Ruf eines tiefſinnigen, gelehrten Forſchers, ja ſogar den eines Denkneuerers in Bezug auf die Beobachtung menſchlicher Entwickelung in der Geſchichte erworben. Ruge, der landesflüchtige Hegelianer, mußte ſein Ueberſetzer und Herold ſein. Buckle hat das revolutionäre „Werden" der Hegel'ſchen Schule mit der kalten Berechnung des maſchinenbauenden Altengland zu begründen verſucht. Und auch hierin war ihm der Mechaniker unter den deutſchen Philoſophen, war ihm Herbart ſeit einem ganzen Menſchenalter vorangegangen.

Was die vorliegenden Aufſätze bringen: „Mill über die Freiheit", „Der Einfluß der Frauen auf die Fortſchritte der Wiſſenſchaft", bedurfte zum großen Theil kaum einer Wiederholung in Deutſchland. Obwol ein Sohn des Volks, das in der Philoſophie wie im Leben mit Erfahrungen wirthſchaftet, muß Buckle die deutſche Deduction, die Allmacht des denkenden Subjects, in ihre Rechte einſetzen. Freilich empfiehlt er, was nun auch als neues Stadium in die deutſche Philoſophie, wenn es eine ſolche heute noch gäbe, eintreten müßte: die Sättigung des abſtracten Denkens mit dem Vorrath jener Erfahrungen in Natur und Leben. Und er kann es nicht genug hervorheben, daß in Stuart Mill, dem ſchöpferiſchen Logiker und maßgebenden Staatsmann, jene Verbindung der theoretiſchen Kühnheit mit der Sicherheit in der Praxis, jenes Ineinsſchauen der Gründe und Thatſachen, der Ideen und Dinge, ſich vollzogen, wie ſeit Jahrhunderten vielleicht nur noch in dem Dichter Shakſpeare. In jene Begeiſterung für Mill wollen wir gern einſtimmen, wo Buckle auf deſſen Werk „On liberty" zu

Digitized by Google

ſprechen kommt. Man kann es mit Buckle als die reifſte, anmuthendſte Frucht der ſeit den vier Jahrhunderten der neuen Zeitrechnung andauernden Kämpfe und Erörterungen anſehen, welche für die Sache der Freiheit geführt und gepflogen worden. Es iſt ein Buch, dem gegenüber die Zuſtände auf dem Feſtland noch tief von den Schatten des Mittelalters bedeckt erſcheinen. Und das Traurigſte iſt, daß man dieſe Schatten in dieſer wie in allen andern wichtigen Angelegenheiten hierzulande nicht ſieht oder nicht ſehen darf.

Die Bedeutung Mill's wollen wir jedoch noch einſchränken durch den Hinweis auf die Deutſchen Krauſe und Herbart, in denen erſt die moderne Sittenlehre ihren weiteſten Ausdruck bekommt.

Ein Stück von dem Stuart Mill'ſchen Gedanken liegt auch in dem zweiten der hier angezeigten Eſſays: „Der Einfluß der Frauen durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft." Die „weißen Sklaven" bilden ſeit einiger Zeit auch hier den Gegenſtand lebhafter Erörterungen; auch hat ſich ſchon die deutſche Gelehrſamkeit, wie früher die Poeſie, ihrer angenommen. Natürlich gilt es auch hier, gegen verſchiedene Dogmen, die nur diesmal aus einer „wiſſenſchaftlichen Seelenkunde" gezogen werden, zu kämpfen. Die Züge, die Buckle aus ſeiner Beobachtung der weiblichen Seele mittheilt, ſcheinen uns neu und bedeutend genug zu ſein, um ſie hier kurz mitzutheilen:

Die Frauen ſind von Natur mehr deductiv und die Männer mehr inductiv, d. h. die Männer ſtehen mehr unter der Herrſchaft der Thatſachen, ſind praktiſcher vermöge ihrer kältern, härtern und ſtrengern Organiſation; während die Frauen erregbarer, enthuſiaſtiſcher, phantaſiereicher ſind, mehr in einer ideellen Welt leben. Die Frauen beſitzen mehr ſogenannte Intuition. Ihr Blick reicht nicht ſo weit, wie der der Männer, was ſie aber ſehen, das ſehen ſie raſcher. Sie ſind ſtets verſucht, ſich einer Idee ſofort zu bemächtigen und ein Problem plötzlich zu löſen, wodurch ſie ſich alſo von dem inductiven Forſcher mit ſeinem langſamern und mühſamern Aufſteigen unterſcheiden. Gegen dieſe Raſchheit des Denkens können die abweichenden Ergebniſſe einer elenden, grundſätzlich verkehrten Erziehung nicht ſprechen. Kommt es doch gerade in den niedern, ungebildeten Ständen häufig vor, daß man ſich eher mit den Frauen als den Männern über eine Sache verſtändigen kann, daß Frauen eine fremde Sprache ſchneller deuten als Männer. Die Kenntniß des Charakters, der feine Takt, der bei Frauen zu finden iſt, zeugt für ihre Begabung, ſich über die Idee aus Thatſachen zu orientiren. Es findet ſich bei den Frauen jenes höhere Maß von Einbildungskraft, das den genialſten Entdeckungen der Wiſſenſchaft und den Schöpfungen der Kunſt zu Grunde liegt. Und ſo weit zeigt ſich auch ihr mittelbarer Einfluß auf die Wiſſenſchaft in der Steigerung der männlichen Phantaſie durch Erziehung und Liebe. Es ſollten daher diejenigen, welchen am meiſten daran liegt, daß die Grenzen der Wiſſenſchaft erweitert werden, am eifrigſten danach ſtreben, daß der Einfluß der Frauen vermehrt werde, damit jede Hülfsquelle des menſchlichen Geiſtes ſofort und raſch in Anwendung komme. Denn Sie können ſich darauf verlaſſen, daß die Zeit herannaht, wo man alle dieſe Hülfsquellen brauchen und bis aufs äußerſte in Anſpruch nehmen wird. Vor und um uns liegt ein weites und unbetretenes Feld, deſſen Grenzen das Auge ſich vergebens bemüht zu beſtimmen. In jenem Felde, welches wir und unſere Nachkommen noch zu durchſchreiten haben, glaube ich feſt, daß die Einbildungskraft ganz ebenſo viel bewirken werde wie der Verſtand. Unſere Dichtung wird unſere Logik zu kräftigen haben, und wir werden ebenſo viel fühlen wie ſchließen müſſen. Durch dieſe Verbindung, durch dieſe Vereinigung verſchiedener Fähigkeiten, verſchiedener Geſchmäcke und verſchiedener Methoden werden wir mit größerer Leichtigkeit unſern Weg fortſetzen.

Auch in dieſen Aufſätzen von Buckle wird man, wenn zwar keine von Grund aus neugeſtaltende Individualität, ſo doch einen reichen, ſcharfen und ſelbſtändigen Geiſt, ein im Element der Neuzeit webendes, vom Fortſchritt der Menſchheit bewegtes Gemüth, eine klare, dem Briten ſo vorzüglich eignende ſinnliche Anſchauung der Dinge und Verhältniſſe antreffen.

2. Die letzten Räuberbanden in Oberſchwaben in den Jahren 1818—19. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte. Nach den Acten und noch mündlichen Ueberlieferungen dargeſtellt von M. P. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 1 Thlr.
3. Denkſchrift zur Weltausſtellung in Paris. Ueber den Urſprung aller Cultur. Von E. Schnellen. Berlin. 1867.
4. Betrachtungen über die Weltausſtellung im Jahre 1867. Von Karl Thomas Richter. Wien, Pichler's Wwe. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Nr. 2 iſt ein ziemlich breit gehaltener Polizeibericht über Perſonen und Verbrechen von der gewöhnlichſten Art. Das Beſte an ihnen iſt, daß ſie dem Maler Pflug Gelegenheit zu einigen gelungenen Abbildungen und Gemälden gaben.

Nr. 3 geht bei Betrachtung der großen Culturthat auf dem Marsfeld auf die Urſprünge der menſchlichen Entwickelung, zunächſt durch und mit der Sprache zurück. Der Verfaſſer kommt vermittels der heute bekannten Daten der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft auf Ungeheuerlichkeiten, wenngleich geiſtreicher Art. Das erſte Erwecktwerden des Menſchen zu Bewußtſein und Sprache ſoll durch den unvermutheten, ſchreckenerregenden Anblick des Meers erfolgt ſein. Demnach war der demgemäße Ausruf des Urmenſchen: Ombolok, das Urwort der Sprache, und folgendes der erſte Hexameter:

ólogombómbologómb ologómbol ómbob—ómb.

Nr. 4 iſt dithyrambiſch, dabei logiſch entwickelnd mit klarer Ausſprache eine Charakteriſtik des jetzigen Induſtriezeitalters mit ſeinen herculiſchen Eigenſchaften. Daran knüpft ſich etwas Socialiſtiſches, Kosmopolitiſches, wobei doch immer der Logos über die Materie geſtellt wird.

5. Die fünf brennenden Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege. Ein Zeitungsaufſatz, den Mitgliedern ſtädtiſcher Behörden u. ſ. w. in beſonderm Abdruck gewidmet. Von G. H. Otto Volger. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.
6. Die Frage der deutſchen Medicinalreform. Von Heinrich Rohlfs. Bremen, Strack. 1867.

Nr. 5 knüpft an die jüngſten Verheerungen der Cholera Vorſchläge zur Reinerhaltung von Waſſer und Luft. Es wird dabei der neuen, höchſt zweckmäßigen Erfindung von Liernur gedacht, der zufolge die Städtereinigung durch Anwendung von Dampfkraft und Luftdruck zu beſorgen ſei.

Rohlfs (Nr. 6) ſtellt zwölf Punkte auf, wonach dem bisherigen angeblichen Verfall der vom Staat bevormundeten Heilkunſt entgegengewirkt werden ſoll. In einem größern Werk: „Die Emancipation der Medicin", das auch vor kurzem erſchien, hat Rohlfs ausführlicher begründet, was er hier ſo zuſammenfaßt:

Alle mediciniſchen Geſetzgebungen Deutſchlands haben das Anſehen der Medicin als Wiſſenſchaft und Kunſt untergraben,

Digitized by Google

die Univerſitäten zu Abrichtungsanſtalten für gehorſame und devote Staatsdiener herabgedrückt, der Mittelmäßigkeit der Aerzte durch Einführung der Staatsexamina Vorſchub geleiſtet, das Publikum in der Wahl ſeiner Aerzte leichtſinnig gemacht, dem Stand der Aerzte in materieller und ſocialer Beziehung aufs höchſte geſchadet, und bewirkt, daß die öffentliche Hygiene bei uns, im Vergleiche mit Amerika und England, noch in den Kindeswickeln liegt.

Von den zwölf Punkten Rohlfs' ſind folgende die weitgehendſten. Jeder, der den Trieb und die Luſt in ſich fühlt, als Arzt aufzutreten, ſoll dazu, ohne irgendein Examen abgelegt zu haben, berechtigt ſein; die beſtehenden Geſetze gegen Quackſalberei, unbefugte Ausübung der Arzneikunde werden aufgehoben. Pharmacie und Medicin werden wieder vereinigt. Sämmtliche Aerzte des Landes bilden die ärztliche Kammer. Alle mediciniſchen und pharmaceutiſchen Taxen ſind aufgehoben. Der Staat hat kein Recht, in die private Geſundheitspflege einzugreifen.

7. Renan und der Judaismus von A. Sulzbach. Frankfurt, Kauffmann. 1867. 8. 8 Ngr.
8. Gedenkbüchlein an Philipp Melanchthon. Eine Erzählung für Schule und Haus von Wölfing. Mit dem Bildniß Melanchthon's. Hildburghauſen, Keſſelring. 1866. Gr. 16. 5 Ngr.
9. Shakſpeare's Lebens- und Entwickelungsgang für den weitern Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters, dargeſtellt von Julius Saupe. Gera, Griesbach. 1867. 8. 7½ Ngr.

Nr. 7 macht Renan und mit ihm die chriſtliche Welt auf grobe Verſtöße in der Auffaſſung der jüdiſchen Cultur aufmerkſam. Es eröffnet ſich übrigens in dem Studium des Talmud ein noch unbebautes Feld für die abendländiſche Forſchung und Gelehrſamkeit.

Die unter Nr. 8 und 9 angezeigten Broſchüren beanſpruchen nicht den geringſten Originalwerth, ſind indeß fleißig zuſammengetragen, klar und lesbar geſchrieben, freilich noch nach der alten Schablone, welche in der Biographie nur die äußern Umſtände an einen Faden reiht, anſtatt ſich in das geiſtige, Gemüths- und Charakterwachsthum, in den Inhalt eines Lebens und Schaffens zu vertiefen.

10. Die Dorfſchulen. Ein Beitrag zur Geſchichte der Pädagogik. Von C. W. Seyffarth. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 14 Ngr.

Es iſt dies eine aus genauer Kenntniß des Gegenſtandes hervorgegangene, mit Geſchmack und entſchiedenem Urtheil ausgearbeitete Broſchüre, die wir unſern Publiciſten empfehlen wollen. Seyffarth, obwol dem geiſtlichen Stande angehörig und auch in der Erziehung religiöſe Zwecke verfolgend, iſt freiſinnig im Stil des preußiſchen Befreiungszeitalters. Die Aufdeckung des kirchlich-feudalen Regiments in der ſo hochgerühmten preußiſchen Volksſchule der zwei letzten Decennien mag Politikern, welche die Hand in den Schos legen, auch hier einmal die Augen öffnen. Der Fortſchritt hat das neue Deutſchland geſchaffen, und nur der Fortſchritt kann es erhalten.

11. Friedrich Rückert. Feſtrede gehalten bei der Erinnerungsfeier der Lehrer, Studenten und deutſchen Arbeiter in Zürich am 2. Februar 1867 von Gottfried Kinkel. Zürich, Meyer und Zeller. 1867. 8. 6 Ngr.
12. Feſtrede auf Ferdinand Freiligrath gehalten zu Leipzig am 6. Juli 1867 von Gottfried Kinkel. Leipzig, C. H. Reclam sen. 1867. 8. 10 Ngr.
13. Rede auf Schinkel. Gehalten vor der Feſtverſammlung des Architektenvereins zu Berlin den 13. März 1867 von Herman Grimm. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.
14. Gedächtnißrede auf Wilhelm von Humboldt an ſeinem hundertjährigen Geburtstage, Sonnabend, den 22. Juni 1867 gehalten von H. Steinthal. Berlin, Dümmler. 1867. Gr. 8. 6 Ngr.

Vorliegende Werke der Beredſamkeit zeigen, daß man dieſe auch in Deutſchland zu handhaben weiß. Trotz der Kürze oder vielmehr in der Kürze zeigt ſich eine große Eleganz der Darſtellung in Auswahl und Zuſammenſtellung und Einkleidung der Thatſachen, ſowie der Verknüpfung mit den Intereſſen der Zuhörer und des Zeitalters. Dabei zeigen ſich die Individualitäten der Redner nach Stil und Tendenz. Kinkel (Nr. 11 u. 12) bringt nichts für den Hiſtoriker, iſt jedoch mit Farbe und Stimmung vertraut, die ſeinen Reden einen anmuthigen Charakter verleihen. Grimm und Steinthal ſind conſtructiv. Grimm (Nr. 13) iſt geiſtreich, indem er Schinkel ebenſo wohl als Baumeiſter wie als Bau„dichter“ charakteriſirt:

> Denn das meiſte, was er ſchuf in dieſer Weiſe, iſt eben nur auf das Papier hingeſchrieben. Seltſame Aufgaben löſt er ſo mit genialer Leichtigkeit. Auf einem großen Blatte ſehen wir aus Markusplatz und florentiner Paläſten eine florentiniſch-venetianiſche Piazza componirt, vergleichbar einer muſikaliſchen Phantaſie über gegebene Themata. Seine letzte und wunderbarſte Dichtung aber das für die Halbinſel Krim entworfene kaiſerliche Luſtſchloß Orianda. Und ſo erbaut er für das wiedererſtehende Griechenland, für deſſen Kämpfe vor 40 Jahren um der alten Hellenen willen Europa ſich begeiſterte, auf der Akropolis ſelbſt einen Königspalaſt, einen Rivalen des Parthenon, und ſo baut er ganze Städte und geſtaltet Berlin zumal im Geiſte um, mit neuen Kirchen, Plätzen, Paläſten, Straßen, Brücken, Brunnen und Denkmälern und dem Umbau der vorhandenen Gebäude. Und dies nicht etwa nur flüchtige Skizzen und Andeutungen, ſondern bis ins Detail ausgeführte Pläne, und die Hauptanſichten mit maleriſchem Effect liebevoll ausgeführt.

Steinthal (Nr. 14), ein fruchtbarer, geiſtreicher Forſcher über Sprache und Seele, nimmt hier einen Anflug von Fichte'ſcher Begeiſterung, obwol er die unvergleichliche „Harmonie“ einer von Wilhelm von Humboldt angeſtrebten humanen Bildung mit ſcharfer Analyſe preiſt. Es iſt beachtenswerth, wenn vom Katheder herab der Muth, in der Gegenwart zu leben, gepredigt wird:

> In welchem Glanze auch die Namen Schiller und Goethe, Kant, F. Auguſt Wolf ſtrahlen: ſobald wir ſie ungeblendet ſchärfer betrachten, können uns viele dunkle Stellen darin nicht entgehen. Wir ſind nicht mehr die Epigonen Schiller's und Goethe's; Fichte, Schelling und Hegel haben wir faſt verlernt, und Friedrich Auguſt Wolf iſt uns eine für immer hochzuhaltende Tradition. Unſer Streben bewegt ſich auf andern Bahnen nach andern Zielen als das jener Zeit; unſer Denken hat andere Formen angenommen; unſer Gefühl entzündet ſich an andern Vorwürfen.

Aber was iſt das bleibende Vermächtniß jener Zeit der Schiller, Fichte und Humboldt? „So nehmen Sie, meine jungen Freunde, zum Schluſſe noch dieſes Wort von mir: Schöpferiſch iſt allein der Idealismus.“

Digitized by Google

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Die in den deutſchen Provinzen Oeſterreichs herrſchende deutſche Geſinnung hat in letzter Zeit in Vers und Proſa mehrfach begeiſterten Ausdruck gefunden. So hat Robert Hamerling, einer der begabteſten Poeten Oeſterreichs, jüngſt für ein in Gratz ſtattfindendes Concert zu Gunſten der Oſtpreußen einen ſchwunghaften Prolog gedichtet, in welchem die folgenden Verſe vorkommen:

Lebendig in deutſchen Landen kreiſt,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutſche Geiſt —
Und wie der deutſche Gedanke,
So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
Das deutſche Herz keinen bunten Pfahl
Und keine trennende Schranke — — —

Noch geſchieht's, daß Verräther- und Thorenwort
Schlägt tiefer den Pfahl zwiſchen Süd und Nord
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um ſo ſtürmiſcher klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

Auch die öſterreichiſche Journaliſtik, ganz abgeſehen von den großen Zeitungen der Hauptſtadt, pflegt deutſche Intereſſen. Das gilt namentlich von der in Gratz erſcheinenden „Oeſterreichiſchen Gartenlaube, Wochenſchrift für Familie und Volk, Freiheit und Fortſchritt", welche mit dieſem Jahre ihren dritten Jahrgang eröffnet hat und unter ihren Mitarbeitern zahlreiche geachtete Namen auch außerhalb Oeſterreichs zählt. Sie iſt namentlich eins der wenigen Organe, welche auch der Poeſie eine Freiſtatt gewähren, und kündigt als Extrabeilagen Proben aus dem noch nicht erſchienenen dritten Theile der „Völkerwanderung" von Hermann Lingg und aus dem „König von Sion" von Robert Hamerling an. Auch eine neue Theaterzeitſchrift: „Monatshefte für Theater und Muſik" (Leipzig, Haeſſel, 1868) wird von Gratz aus redigirt. Als Herausgeber zeichnet Leopold von Sacher-Maſoch, als Redacteur Hans von Zwiedinek-Südenhorſt. Die Mitarbeiterliſte weiſt die geachtetſten dramaturgiſchen Namen auf: Dingelſtedt und Laube, Bodenſtedt, Brachvogel, Holtei, Moſenthal, Wehl u. a. Uns liegen zwei Hefte vor, welche von dem achtbaren Beſtreben Zeugniß ablegen, der Ungunſt der Zeitverhältniſſe die Theilnahme für ein Organ abzuringen, welches, ohne andere übliche Hülfsmittel der Verbreitung, die Theilnahme für die höhern Intereſſen des Theaters wach ruft, ähnlich wie das von Yourij von Arnold redigirte „Neue Theaterarchiv" und die frühern wiener „Recenſionen für Theater und Muſik". „Die deutſche Schaubühne" von Martin Perels hat zugleich den Zweck, durch Abdruck neuer Dramen der Production eine Zuflucht zu bieten und ihre Intereſſen mit denen der Bühne zu vermitteln. Im zweiten Heft der „Monatshefte für Theater und Muſik" berichtet Bodenſtedt über ſeine neue Ueberſetzung und Bearbeitung von Shakſpeare's „Romeo und Julia". Mit Recht tadelt er in der Schlegel'ſchen die Alexandriner, gegen welche der engliſche fünffüßige Jambus in dem Monolog des Pater Lorenzo ohne alle Nöthigung vertauſcht worden iſt. Auch die „Deutſche Bühnenrevue" der Monatshefte iſt mit Umſicht redigirt.

Von Moriz Carriere's umfaſſendem Werke: „Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menſchheit" (Leipzig, Brockhaus), liegt die erſte Abtheilung des dritten Bandes vor, in welchem dies die Kunſt- und Culturgeſchichte vereinigende Werk das Mittelalter darſtellen will. Dieſe Abtheilung beſpricht „Das chriſtliche Alterthum und den Islam".

Von Joſeph Weilen's „Edda", welche den erſten Band ſeiner „Dramatiſchen Dichtungen" bildet (Peſth, Hartleben), iſt eine zweite Auflage erſchienen.

Mit dem Zweck, „dem deutſchen Volke die bisherigen Ergebniſſe der bibliſchen Forſchung in gedrängter, überſichtlicher und allgemein verſtändlicher Darſtellung" mitzutheilen, erſcheint ein vom Kirchenrath Daniel Schenkel herausgegebenes „Bibel-Lexikon. Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geiſtliche und Gemeindeglieder" (Leipzig, Brockhaus). Gleichzeitig wird ein viel knapper angelegtes „Theologiſches Univerſal-Lexikon zum Handgebrauche für Geiſtliche und gebildete Nichttheologen" in Elberfeld bei Friderichs herausgegeben, welches ein „den Anforderungen der heutigen Wiſſenſchaften entſprechender, ſicherer und bequemer Wegweiſer für alle Fragen" ſein will, „die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wiſſenſchaften berühren". Auch ſtrebt daſſelbe eine durchaus „objective Tendenz" an.

Von Johannes Scherr ſind zwei Beiträge zur neueſten Geſchichte in der gewohnten lebendigen, oft tumultuariſchen Darſtellung dieſes Autors erſchienen: „1848—51. Eine Komödie der Weltgeſchichte in drei Bänden" (erſter Band, Leipzig, O. Wigand) und „Das Trauerſpiel in Mexico" (Leipzig, O. Wigand).

Das umfaſſende Werk: „Die innere Verwaltung" von Lorenz Stein (Stuttgart, Cotta), das als der Fachwiſſenſchaft angehörig jenſeit der Grenzen d. Bl. liegt, behandelt in ſeinem zweiten Hauptgebiet: „Das Bildungsweſen", Stoffe von allgemeinerm Intereſſe. Der erſte Theil beſpricht: „Das Elementar- und Berufsbildungsweſen in Deutſchland, England, Frankreich und andern Ländern", der zweite Theil: „Die allgemeine Bildung und die Preſſe". Ueber Preßſtrafrecht, Preßpolizei, über die Geſchichte des Rechts der Preſſe, in welcher namentlich die Epochen des polizeilichen Preßrechts hervortreten, über die in den einzelnen Ländern geltenden Preßrechtsſyſteme finden ſich eingehende, aus ſorgfältigen Studien hervorgegangene Unterſuchungen.

Die neue Textausgabe von „Shakſpeare's Werken" von Nikolaus Delius wird dem Proſpect zufolge in zwei Bänden, jeder zu 60 Druckbogen Lexikonformat, erſcheinen; ſie bringt außer den bekannten 36 Stücken „Perikles", die Gedichte und die Biographie. Uns liegen die beiden erſten Lieferungen vor, welche „The Tempest" und „Two Gentlemen of Verona" enthalten. Die Stücke ſelbſt ſind mehrfach von dem Herausgeber einer Reviſion unterworfen worden. Der Fleiß deſſelben und der Scharfſinn, wovon die in deutſcher Sprache abgefaßten Noten Zeugniß geben, ſind hinlänglich in Deutſchland und England anerkannt.

Der geiſtreiche Hermann Lotze, ein Herbartianer oder vielmehr ein Parteigänger der Herbart'ſchen Schule, der in vielen Sätteln gerecht iſt, ſich aber namentlich auf dem Gebiete der Phyſiologie und Pſychologie hervorgethan hat, überraſcht das Publikum durch eine „Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland" (München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt), welche den ſiebenten Band der „Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit" bildet. Dieſe Geſchichte wird bekanntlich auf Veranlaſſung und mit Unterſtützung Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Baiern durch die Hiſtoriſche Commiſſion bei der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften herausgegeben.

Bibliographie.

Das Morgenroth über dem Grabe eines Unglücklichen oder Joh. Heinr. Waſer, weil. Pfarrer zum Kreuz in Riesbach, vor dem Blutrathe in Zürich, enthauptet am 27. Mai 1780. St. Gallen, Altwegg-Weber. 8. 12 Ngr.

Rasmus, E., Beiträge zur märkiſchen Gelehrten-Geſchichte. Frankfurt a. d. O. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Roltels, F. J., Herr Prof. Dr. C. Vogt als Lehrer „der Urgeſchichte des Menſchen" auf Reiſen und die Miſſion des Materialismus. Aachen, Jacobi u. Comp. 1867. 8. 15 Ngr.

Rueß, W., Pädagogiſche Winke für ein naturgemäßes Syſtem des Unterrichts in der Volksſchule. St. Gallen, Altwegg-Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Scherr, J., Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeſchichte. 1ſter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlägel, M., Vier Jahre Soldat. Aus den Erinnerungen eines ſüddeutſchen Offiziers. St. Gallen, Altwegg-Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Schücking, L., Neue Novellen. Berlin, Leſſer. 8. 10 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. 4te Sammlung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Seebach, K. v., Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das neue chemische Laboratorium der Universität Leipzig.

Von **Hermann Kolbe.**

Mit einem Situationsplan in Lithographie und sieben Holzschnitten.

4. Geh. 1 Thlr.

Mit dem neuen chemischen Laboratorium in Leipzig ist eine Reihe von Neubauten eröffnet, welche demnächst ein grossartiges medicinisch-naturwissenschaftliches Universitätsviertel bilden werden; ausgezeichnet durch seine vortrefflichen innern Einrichtungen, begünstigt durch die vortheilhafteste Lage, in architektonischer Beziehung hervorragend durch gelungene Vereinigung aller seiner, verschiedenen Zwecken dienenden Gebäude zu einem harmonischen Ganzen, erscheint dieses Institut berufen, die Geltung eines Muster-Laboratoriums zu erlangen. In vorstehender Schrift gibt Professor H. Kolbe einen interessanten genauen Bericht über die Entstehung und Organisation der unter seiner Leitung stehenden Anstalt, erläutert durch Ansichten, Grundrisse und Pläne. Dieselbe ist der Beachtung der Universitätsbehörden, Lehranstalten, Docenten und Studirenden der Chemie, der technischen Chemiker, sowie aller Freunde der in unserer Zeit so hochwichtigen Wissenschaft der Chemie zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'ſches Converſations-Lexikon für den Handgebrauch.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vier Bände. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr. Geb. 7 Thlr. 26 Sgr.

(Auch nach und nach in 40 Heften zu 5 Sgr. zu beziehen.)

In allen Fällen, wo es gilt, ſich ſelbſt oder andern raſch irgendeine Frage zu beantworten oder ein Kunſt- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im geſellſchaftlichen Umgange, auf Reiſen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen u. ſ. w., wird das Kleinere Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon ſtets ſeine Zuverläſſigkeit als Nachſchlagebuch bewähren. Daſſelbe empfiehlt ſich ſomit als ein unentbehrlicher Hausſchatz.

Das Werk kann ſowol auf einmal, geheftet oder gebunden, als auch nach und nach in 40 Heften oder 4 Bänden bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatiſche Bilder aus Deutſcher Geſchichte.

Von **Robert Giſeke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeiſter von Marienburg.** (1410.) Romantiſches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geſchichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeiſter von Berlin.** (1442—1445.) Geſchichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Skizzen aus Mittelaſien.

Ergänzungen zu meiner Reiſe in Mittelaſien.

Von **Hermann Vámbéry,**

Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und Literaturen an der k. Univerſität zu Peſth.

Deutſche Originalausgabe.

8. Geh. 2 Thlr.

Vámbéry's gleich nach ſeiner Rückkehr in die Heimat erſchienene „Reiſe in Mittelaſien" iſt bekanntlich als eins der intereſſanteſten unter den neuern Reiſewerken allgemein anerkannt worden und hat ſowol in der deutſchen als in andern Sprachen (engliſch, franzöſiſch, ruſſiſch, ungariſch) die weiteſte Verbreitung gefunden. Eine nothwendige Ergänzung dazu, zugleich auch ein Buch von ſelbſtändigem Werth, bietet er in den vorliegenden „Skizzen", welche ſeine merkwürdigen Abenteuer und Erlebniſſe mehr im Detail erzählen, ſowie zur Ethnographie der mittelaſiatiſchen Völker neue wichtige Beiträge liefern.

Das frühere Werk erſchien unter folgendem Titel:

Reiſe in Mittelaſien von Teheran durch die Turkmaniſche Wüſte an der Oſtküſte des Kaspiſchen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. Deutſche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit.

Von **Moriz Carriere.**

Dritter Band. Das Mittelalter. Erſte Abtheilung.

Das chriſtliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Carriere's Werk, die erſte Geſchichte aller Künſte in ihrer Wechſelwirkung und ihrem Zuſammenhange mit der Lebensentwickelung der Menſchheit, iſt als eine Bereicherung unſerer Nationalliteratur anerkannt.

Die ſoeben erſchienene erſte Abtheilung des dritten Bandes zeichnet die einflußreichſten Perſönlichkeiten aller Cultur, Jeſus und Muhammed, nach ihrer hiſtoriſchen Wirklichkeit wie nach der Geſtaltung, die ſie durch Phantaſie und denkende Betrachtung gewonnen haben, und entwirft auch in der Darſtellung des chriſtlichen Alterthums wie der Literatur und Kunſt des Islam eine Geſchichte des Geiſtes vom äſthetiſchen Standpunkte.

Die (unter der Preſſe befindliche) zweite Abtheilung des dritten Bandes wird das europäiſche Mittelalter ſchildern.

Der erſte und zweite Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 13. — 26. März 1868.

Inhalt: Dramatiſche Dichtungen und Neudichtungen von Oswald Marbach. Von Feodor Wehl. — Revue politiſcher Schriften. (Beſchluß.) — Alfred Tennyſon's „Enoch Arden" in zwei deutſchen Uebertragungen. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatiſche Dichtungen und Neudichtungen von Oswald Marbach.

1. Romeo und Julia. Tragödie nach Shakſpeare. Von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbſtverlag. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Coriolanus. Tragödie von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbſtverlag. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Herodes. Ein Luſtſpiel von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbſtverlag. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Proteus. Ein Satyrſpiel von O. Marbach. Leipzig, Marbach's Selbſtverlag. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuerdings hat ſich mit beſonderm Eifer ein Mann von reifern Jahren, weitumfaſſender Bildung und beachtenswerthem Talente der Bühne zugewandt, ohne bisher auf derſelben irgendwelchen Erfolg erzielt zu haben. Oswald Marbach hat eine ganze Reihe von Originaldramen oder claſſiſchen Stücken in neuen Bearbeitungen im Selbſtverlage erſcheinen laſſen; ſo beſitzen wir von ihm einen „Coriolan", einen „Julius Cäſar", eine Tragödie „Brutus und Caſſius", dann „Antonius und Kleopatra", eine „Medeia", eine deutſche Nachdichtung von Sophokles' Tragödien „Oedipus", „Antigone", „Trachinerinnen", „Ajax", „Elektra" und „Philoktetes", ferner auch noch Umarbeitungen von verſchiedenen Shakſpeare'ſchen Werken.

Knüpfen wir an die letztern an, ſo erhielten wir zuletzt von ihm „Romeo und Julia", durchweg neu überſetzt und eingerichtet. Nachdem nämlich Oswald Marbach gefunden, daß Shakeſpeare in der feſten Geſchloſſenheit der Form und in der dramatiſchen Compoſition nicht ohne Mangel iſt, daß er „aus einer bis zum höchſten Uebermuth ſich ſteigernden Luſt am Bilden von Geſtalten, oft der ſeltſamſten, wunderlichſten Art", ſich nicht ſelten ſo gehen läßt, „daß faſt der Zuſammenhang ſchwindet", daß er „dem zum Theil ſehr ſchlechten Geſchmack ſeiner Zeit mehr nachgibt, als er bekanntlich ſich ſelbſt verziehen hat", und „neben der tiefſſinnigſten und zarteſten Poeſie ſich zu groben Unflätereien, ja zu haarſträubenden Unſittlichkeiten nicht blos in Worten, ſondern ſelbſt in den Situationen hinreißen läßt": nachdem alſo Oswald Marbach alles dies und ſodann noch ferner gefunden hat, daß die ſo vielfach „gerühmte und bewunderte Ueberſetzung von Schlegel-Tieck ſo holperig und ſtolperig ſei, daß die Anmuth der Shakſpeare'ſchen Poeſie in ihr faſt ganz verloren gehe und der Inhalt vielfach mehr verſteckt als dargelegt werde, daß in ihr die deutſche Sprache der altengliſchen zu Liebe jämmerlich gemishandelt werde und daß der Versbau im allgemeinen für ein gebildetes Ohr unerträglich ſei", konnte es nicht fehlen, daß in ihm die Verſuchung aufſtieg, Shakſpeare's Theaterdichtungen gewiſſermaßen in gereinigter und dem Geiſt unſerer Zeit mehr entſprechender Weiſe vorzuführen.

Wir geben Marbach ganz recht, wenn er ſich gegen die gewöhnliche Art, „wie Shakſpeare'ſche Stücke für die Bühne zurechtgemacht werden und die darin beſteht, daß man ſie mit dem Rothſtifte zuſammenſtreicht, höchſtens auch eine Umſtellung der Scenen und eine Veränderung der Acttheilungen vornimmt", entſchieden erklärt und wenn er meint, „nicht blos auf Einzelheiten müſſe ſich dieſe Zurechtmachung beſchränken, ſondern aufs Ganze habe ſie ſich auszudehnen, ſie ſei aus dem tiefſten Innern, gewiſſermaßen aus der Seele des Stücks heraus und derart vorzunehmen, daß dieſe in einem vollſtändig neuen Geiſte erſcheine". Schon Goethe hat bekanntlich und namentlich für „Romeo und Julia" dies angeſtrebt, ohne daß indeſſen dieſe Beſtrebung eine beſonders glückliche geweſen iſt. Wir fürchten faſt, daß der Marbach'ſche Verſuch kein beſſeres Los haben wird.

Marbach hat Shakſpeare's „Romeo und Julia" gewiſſermaßen nur raupachiſirt, d. h. ernüchtert und flachgemacht. Bleiben wir zunächſt bei der Diction ſtehen, ſo führt z. B. unſer Bearbeiter die Erzählung von Frau Mab bei Schlegel als „vollkommen undeutſch und unverſtändlich" an. Abgeſehen davon, daß „Alderman" kein

Digitized by Google

deutſches Wort iſt, ſo ſei auch „Entbinderin" und „Spann von Sonnenſtäubchen" nicht deutſch, es klinge nur ſo, und gebe keinen Sinn — meint er. Stellen wir Schlegel's und Marbach's Frau Mab auszugsweiſe nebeneinander.

Schlegel:

Sie iſt der Feenwelt Entbinderin.
Sie kommt, nicht größer als der Edelſtein
Am Zeigefinger eines Aldermans,
Und fährt mit 'nem Geſpann aus Sonnenſtäubchen
Den Schlafenden quer auf der Naſe hin.
Die Speichen ſind gemacht aus Spinnenbeinen,
Des Wagens Deck' aus eines Heupferds Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geſchirr,
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl;
Aus Heimchenknochen iſt der Peitſche Griff,
Die Schnur aus Faſern; eine kleine Mücke
Im grauen Mantel ſitzt als Fuhrmann vorn,
Nicht halb ſo groß als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Mädchens müß'gem Finger niſtet.

Marbach:

Hebamme iſt ſie in dem Feenreich;
Spukgeiſt bei Menſchen. Wenn es Nacht geworden,
Kommt ſie, ſo groß etwa wie das Figürchen
Im Siegelringe eines Bürgermeiſters,
Auf ihrem Zauberwägelchen daherkutſchirt
Und fährt den Schläfern über Stirn und Naſe.
Der Tiſchler Eichhorn und der Wagner Wurm,
Die wackern Meiſter, haben die Kaleſche
Aus einer hohlen Haſelnuß gezimmert.
Der Flügel eines Schmetterlings iſt zierlich
Im Wagen ausgebreitet, und die Räder
Der Kutſche ſind aus Spinnebein gemacht.
Sechs wilde Renner ſind davorgeſpannt:
Kaſtanienbraune böſe Thiere, die
Von tugendhafter Mädchen Blut ſich nähren;
Sie ſind geſchirrt in feſte Spinngewebe,
Die ſtraffen Zügel hält in ſtarker Hand
Der Kutſcher auf dem Bocke, eine Mücke
Im grauen Mäntelchen. Die Peitſche knallt —
Ein Fäſerchen an eines Heimchens Bein.

Abgeſehen davon, daß „Spann aus Sonnenſtäubchen" in unſerer Ausgabe nicht vorhanden, ſondern „Geſpann aus Sonnenſtäubchen", wie unſere Leſer gefunden haben werden, ſo ſcheint uns auch im übrigen Schlegel's Uebertragung durchaus nicht „holperig und ſtolperig", ſondern ziemlich glatt und gefällig, jedenfalls aber poetiſcher durchhaucht und gehalten als die Marbach'ſche. Dieſe letztere iſt klarer, deutlicher gegeben, dadurch realiſtiſcher, doch zugleich auch proſaiſcher geworden. „Hebamme", „Figürchen im Siegelring" erſcheinen trivial im Vers, und was nun vollends die ſechs vorgeſpannten Flöhe betrifft, ſo können wir, trotz der in neueſter Zeit beinahe ſprichwörtlich gewordenen künſtleriſchen Betriebſamkeit dieſer Thierchen, ihr Hereinziehen in das Gedicht nur wenig geſchmackvoll finden. Der im Wagen zierlich ausgebreitete Schmetterlingsflügel iſt der einzige anmuthige Zuſatz.

Verfolgen wir dieſen Vergleich, ſo dürfte Marbach faſt auf jeder Seite, faſt in jedem Verſe geſchlagen werden. Nehmen wir die erſten beſten Stellen.

Schlegel:

Dein Nam' iſt nur mein Feind. Du bliebſt du ſelbſt,
Und wärſt du auch kein Montagu. Was iſt
Denn Montagu? Es iſt nicht Hand noch Fuß,
Nicht Arm, noch Antlitz, noch ein andrer Theil.
Was iſt ein Name? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften;
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köſtlichen Gehalt
Bewahren, welcher ſein iſt ohne Titel.
O Romeo, leg' deinen Namen ab,
Und für den Namen, der dein Selbſt nicht iſt,
Nimm meines ganz!

— — — — — — — — —

Wer zeigte dir den Weg zu dieſem Ort?

— — — — — — — — —

Die Liebe, die zuerſt mich forſchen hieß;
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin kein Steuermann, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer beſpült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.

Marbach:

Verhaßter Name: Romeo! — Doch biſt
Denn du dein Name? Du ein Montagu?
Was iſt ein Name? Nichts! Kein Theil von dir!
Das, was ich Roſe nenne, würde duften,
Und wenn es Diſtel, Neſſel, Unkraut hieße.
Du biſt du ſelbſt, und ob du Romeo
Auch heißen magſt. O, gib mir dieſen Namen,
Der nichts, nicht du, ja, gib ihn mir und nimm
Dafür mein ganzes Sein und Weſen hin!

— — — — — — — — — —

Wer zeigte dir den Weg?

— — — — — — — — — —

Mein Herz. Ja ſieh,
Ich bin kein Seemann, aber wär' ich draußen
In ſchwankem Nachen auf der wüſten See,
Ich fände dich und ob am fernſten Strande
Du weilteſt, den der Ocean beſpült.

Der Monolog von Lorenzo im Kloſtergarten iſt bei Marbach wol im ganzen glücklicher gefaßt als bei Schlegel, bis auf einige Trivialitäten, wie z. B.:

Die Mutter Erde iſt an Kindern reich,
Die all ihr Schos gebiert und all begräbt,
Wenn matt ſie ſind von dem, was ſie erlebt.

Dieſer Nachſatz iſt ſchlaff und unbedeutend; der Eingang aber:

Wie heiter lächelt ſchon das Kind, der Morgen,
Der finſtern Mutter Nacht ins Angeſicht;
Er ſpringt von ihrem Schoſe ohne Sorgen,
Und malt zum Scherz Gewölk mit Roſenlicht,
Schlaftrunken taumelt auf bethauten Wegen
Die Finſterniß; ſie flieht den Sonnengott,
Um ſich zum Schlaf in Grotten hinzulegen,
Wo ſicher ſie vor ſeinem Hohn und Spott —

dieſer Eingang übertrifft wol den von Schlegel, der folgendermaßen lautet:

Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angeſicht,
Und ſäumet das Gewölk im Oſt mit Streifen Licht.
Die matte Finſterniß flieht wankend, wie betrunken,
Von Titan's Pfad, beſprüht von ſeiner Roſſe Funken.

Marbach hat das Bild beſſer ausgeführt und lebendiger geſtaltet. Aber ſolcher Lichtblicke ſind nicht viele; im allgemeinen iſt das Beſſere ziemlich dasjenige, was Schlegel nachkommt; das Eigene iſt meiſt glatt und eben, aber ohne innern Schwung und poetiſche Vertiefung; Poeſie im Converſationsſtil. Man höre z. B. Julia, da, wo ſie die Amme von Romeo zurückerwartet. Es heißt da:

Wo nur die Amme bleibt? Das gute Weib
Iſt die Vertraute meines jungen Glücks;
Das hat ſie ſelber wieder jung gemacht.
Sie flog von mir zu ihm gleich einem Balle,
Ihm meinen Gruß zu bringen und den Weg
Durch unſre Feinde ihm zu mir zu zeigen.

Digitized by Google

Nun, fürcht' ich, hat das Alter wieder ſich
Wie Blei an ihren Fuß gehängt. — Zwei Stunden
Und noch nicht wieder da? —

Vergleiche man Romeo's Abſchied von Julia.

Schlegel:

Julia.

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; ſieh, den neid'ſchen Streif,
Der dort im Oſt der Frühe Wolken ſäumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der muntre Tag erklimmt die dunſt'gen Höhn;
Nur Eile rettet mich, Verzug iſt Tod.

Julia.

Trau' mir, das Licht iſt nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieſes Luſtbild aus,
Dein Fackelträger dieſe Nacht zu ſein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten,
Drum bleibe noch; zu gehn iſt noch nicht noth.

Romeo.

Laß ſie mich greifen, ja, laß ſie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willſt.
Nein, jenes Grau iſt nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.
Das iſt auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Gehn bin ich verdroſſen.
Willkommen, Tod! hat Julia dich beſchloſſen.
Nun, Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.

Julia.

Es tagt! Es tagt! Auf, eile! Fort von hier!
Es iſt die Lerche, die ſo heiſer ſingt
Und falſche Weiſen, rauhen Miston gurgelt.

Marbach:

Julia.

Du willſt mich ſchon verlaſſen? Und der Tag
Iſt noch ſo fern! Was du gehört, das war
Die Lerche nicht; es war die Nachtigall,
Die jede Nacht auf dem Granatbaum dort
Ihr ſeufzend Lied mir ſingt. Ja, glaube mir,
Es war die Nachtigall, mein ſüßer Gatte!

Romeo.

Die Nachtigall? O nein, es war die Lerche,
Des jungen Tages muntrer Herold. Sieh
Im Oſten dort den bleichen Purpurſtreif,
Und blick' empor: die Nacht hat ihre Lichter
Bereits gelöſcht; auf jenen Bergen, ſchau',
Durch Nebelſchatten klimmt der Tag empor,
Es treibt mich fort — ich muß — Verzug iſt Tod.

Julia.

O, nein! Der blaſſe Schein iſt nicht der Morgen,
Die Sonne ruht noch tief im Ocean.
Was du erblickſt, iſt nur ihr Spiegelbild
Im Wolkenmeer, das als dein Fackelträger
Gen Mantua voraus dir ſchreiten wird,
Du haſt noch Zeit — o bleibe noch bei mir!

Romeo.

Nun ja — mein holdes Lieb! — Ich bleibe noch! —
Es komme, was da will — ich bleibe noch!
Nein, jener Dämmerſchein iſt nicht der Morgen,
Es iſt der Widerſchein des Lichtes nur.
Und was dort oben hoch am Himmelsdom
So luſtig ſchmettert, iſt die Lerche nicht.
Ich bleibe lieber hier, als daß ich ginge!
Und muß ich ſterben, ſterb' ich doch bei dir! —
Nun laß uns plaudern, Herz! Es tagt noch nicht!

Julia.

Es tagt! Es tagt! Geliebter, eile! Fort!
Das iſt die Lerche, was ſo häßlich ſchreit,
Mein Ohr beleidigt und mein Herz zerreißt.

Dieſe Beiſpiele werden, wie wir denken, genügen, um unſer Urtheil über Marbach's Diction in der Bearbeitung von Shakſpeare's „Romeo und Julia" als gerechtfertigt erkennen zu laſſen. Marbach hat Shakſpeare's Sprache reinlicher, moderner, aber zugleich auch gewöhnlicher gemacht, ſodaß wir dabei bleiben müſſen, der Schlegel'ſchen Ueberſetzung den Vorzug zu geben, wenn wir freilich dabei für eine Aufführung ſchon wünſchen müſſen, daß eine kunſtgewandte Hand ſie durchweg und planmäßig, d. h. aus einheitlichem Guſſe heraus einrichten möge, eine Einrichtung, die der Schreiber dieſer Beſprechung in ſeinem Buche „Didaskalien" (Leipzig, Matthes, 1867) in der Abhandlung: „Winke zu einer muſtergültigen Aufführung von «Romeo und Julia»", ſelbſt angeſtrebt, wie er dabei denn auch den Gang der Handlung möglichſt zu vereinfachen und ſtraff zuſammenzufaſſen verſucht hat, ein Verſuch, den auch Marbach in ſeiner Tragödie liefert und welcher auch als ziemlich geglückt erſcheint.

Er beginnt dieſelbe mit einem Handgemenge, das zwiſchen den Dienern der Capulet und Montagu ausbricht wie bei Shakſpeare, nur daß Zank und Lärm ſich im allgemeinen anſtändiger halten als bei dieſem. Dann kommt Benvolio dazu, um Frieden zu ſtiften, und der wilde Tybalt, um zu hetzen. Nachdem das Volk ſich in den Streit gemiſcht, erſcheinen nun auch der alte Capulet und der alte Montagu, beide mit gezogenem Schwert und von ihren Frauen nur mit Mühe zurückgehalten, endlich aber auch der Fürſt mit Gefolge, welcher die Kämpfenden trennt und verurtheilt. Dann reden die Montagu mit Benvolio von der Entſtehung des Krawalls und ſodann von Romeo, der, nachdem die Aeltern abgegangen, auftritt, um ſich von dem Freunde aushorchen zu laſſen. Zu ihnen tritt ſpäter der Diener Capulet's mit den Einladungen zum Feſte, um ſich von Romeo die Namen der zu Ladenden leſen zu laſſen; gleich hier wird zwiſchen Benvolio und Romeo verabredet, das Feſt zu beſuchen.

Nun verwandelt ſich der Schauplatz in ein Zimmer bei den Capulet, wo Graf und Gräfin die Werbung von Graf Paris beſprechen; nachdem der Graf abgetreten, ruft die Gräfin Amme und Tochter herbei, um dieſen die Neuigkeit mitzutheilen. Als dieſes kaum geſchehen, kommt ein Bedienter um zu melden:

Gnädige Frau, mich ſendet der Herr Graf,
Euch anzuzeigen, daß ſchon Gäſte kämen,
Die, Euch erwartend, er empfangen wolle.

Darauf beeilt man ſich abzugehen, und es folgt nun die Scene auf der Straße vor dem Palaſt Capulet, wo Romeo, Mercutio, Benvolio und Gefolge noch zögern einzutreten, bis man endlich ſich entſchließt, den Schritt zu thun. Hiernach kommen dann die bekannten Auftritte in den Ballſälen, mit denen der Act ſchließt, der, wie man gewahren wird, ziemlich in den Gleiſen des Originals geblieben iſt.

Digitized by Google

Der zweite weicht mehr davon ab, denn er bringt nur Romeo's Monolog unter dem Balkon der Julia, das Zwiegeſpräch mit dieſer, Lorenzo's Monolog und Romeo's und Julia's Zuſammentreffen bei dem Pater zur Trauung, die hier unter ſehr eindringlichen und etwas modern paſtorlichen Reden des letztern zu Stande kommt.

Der dritte Act zeigt Benvolio und Mercutio auf dem Markte, Romeo erwartend. Es folgt der Wortwechſel mit Tybalt, Tybalt's Zweikampf mit Mercutio, Mercutio's Tod, dann der Tybalt's von der Hand Romeo's. Hierauf gelangen wir zu Julia und der Amme, welche die Nachricht von dem Blutbade bringt, dann zu Romeo im Verſteck bei Lorenzo, und es endigt der Act mit der Einladung der Amme zum nächtlichen Stelldichein bei Julia.

Bei Shakſpeare befindet ſich dieſes Stelldichein noch im dritten Act; Marbach, wie ſchon die ſeitherige Bühneneinrichtung, eröffnet damit den vierten Act, in welchem wie im Original an den Abſchied Romeo's ſich jene heftigen Geſpräche zwiſchen Vater, Mutter, Julia und Amme anſchließen, in denen Julia bewogen werden ſoll, ihre Hand Graf Paris zu reichen. Da Graf Capulet Julia's Sinn nicht mürbe gemacht, ſo läßt ihn Marbach zu Lorenzo gehen, um dieſen anzutreiben, die Tochter ſeinen Abſichten geneigt zu machen. Weiß der Vater doch im voraus, daß ſein ſtörriges Kind ſeine Zuflucht zu ſeinem Beichtiger nehmen wird, etwas, das auch geſchieht, während der Graf noch da iſt. Der Graf, der Lorenzo zugerufen:

> Rückt
> Das Köpfchen ihr zurecht und ſchickt geſund
> Das Mädel mir nach Hauſe — —

ſagt nun zu Julia, die ihm die Hand küſſen wollte:

> O, pfui doch, pfui!
> Ein andermal, mein Kind, ein andermal —
> Erſt wenn wir wieder gute Freunde ſind,
> Laß dir dein viert' Gebot erklären. Geh!

Nachdem der Graf abgetreten, gibt Lorenzo, als er ſieht, daß Julia zum Aeußerſten entſchloſſen iſt, derſelben den Schlaftrunk, mit dem ſie dann nach Hauſe eilt, wo Mutter und Amme indeß über Julia ſich unterhalten. Die Mutter meint: die Tochter habe wol gar Tybalt ſich in den Kopf geſetzt gehabt. Die Amme ſchenkt ihr jedoch reinen Wein in Bezug auf Romeo ein, indem ſie ſogleich daranfügt:

> Fragt nur nicht
> Erſt viel an ihr herum. Ich hab' das Köpfchen
> Ihr ſo zurechtgeſetzt, daß ihr Graf Paris
> Nun als der allerſchönſte Mann erſcheint.
> Und Donnerstag iſt Hochzeit! Wollt Ihr mehr?

Damit begnügt ſich die Mutter und geht ab. Die auftretende Julia aber ſchickt nun bald auch die Amme weg und trinkt, indem ſie den bekannten Monolog hält, den Schlaftrunk Lorenzo's.

Im fünften Acte iſt bei Marbach Romeo bereits heimlich in Verona und auf dem Wege zum Hauſe ſeiner Geliebten, als er ſeinen Diener Balthaſar trifft und von dieſem den vermeintlichen Tod von Julia erfährt. Nachdem er Balthaſar mit „Hebebaum und Haue“ an das Kirchhofthor beſtellt, kauft er ſich bei einem Apotheker Gift und eilt ab. Wir gelangen nun zu Lorenzo, der nach Mantua zu Romeo geſchickt, um ihn von allem zu unterrichten. Romeo war aber fort und der Brief hat ihn nicht getroffen. Lorenzo iſt deshalb in Sorgen und ſchickt nach Balthaſar.

Nun werden wir auf den Kirchhof geführt, wo erſt Graf Paris, dann Romeo erſcheint, welcher letztere den erſtern tödtet, als er ihn in ſeinem Beginnen hindern will. Dann dringt er in das Grabgewölbe ein und vergiftet ſich am Sarge Julia's. Kaum iſt das geſchehen, ſo erſcheint Lorenzo mit Balthaſar; ſie finden die Todten und Julia erwachend. Julia, ihr Unglück erkennend, erſticht ſich, während der Fürſt mit den feindlichen Familien kommt, die ſich nun, zu ſpät, an den Opfern ihres Haſſes verſöhnen.

Wer dieſe Um- oder Ueberdichtung der Tragödie mit dem Shakſpeare'ſchen Stücke nach der Schlegel'ſchen Verdeutſchung vergleichen will, wird finden, daß erſtere, glatt und eben gemacht, ohne Hinderniſſe ſich abſpielt. Manches Unnöthige iſt beſeitigt, manche Lücke ausgefüllt, alles hat Schliff und Motivirung gefunden. Trotz deſſen aber müſſen wir doch bekennen, daß das Stück nicht gewonnen hat. Wurde es unter der Einrichtung Goethe's faſt zum Operntext, ſo hat es Marbach beinahe zu einem Machwerk Iffland's umgeſtaltet: es iſt alles zweckmäßig, vernünftig, auf zupaſſende Urſachen zurückgeführt; aber dafür iſt der höhere poetiſche Duft, die Weihe geſchwunden.

„Coriolanus“, Tragödie in fünf Acten, iſt eine andere Arbeit Marbach's, eine Arbeit, deren Kühnheit in mehr als einer Beziehung zu bewundern iſt. Mit Shakſpeare in die Schranken zu treten, darf gewiß für kein kleines Wagniß erklärt werden, und wenn man einestheils über die poetiſche Naivetät erſtaunt, mit der das geſchieht, ſo erſtaunt man anderntheils nicht ſelten auch über die Macht und Größe des dramatiſchen Ausdrucks, die dabei zum Vorſchein kommen.

Jedenfalls bietet dieſes Schauſpiel einen höchſt eigenthümlichen Anblick. Oswald Marbach hat augenſcheinlich Shakſpeare mit außerordentlichem Fleiße ſtudirt, namentlich auch deſſen „Coriolan“, und mit dieſem Studium im Geiſt ſich daran gemacht, ein eigenes Trauerſpiel dieſes Namens und Inhalts zu ſchaffen. Dieſes Trauerſpiel iſt ſonach ein Shakſpeare *redivivus*, ein Drama, das in der hiſtoriſchen Manier des britiſchen Dichters gehalten und ſeine Art und Weiſe gleichſam im Lichte des 19. Jahrhunderts abgeklärt und geläutert geben will. Shakſpeare ſelbſt iſt bei dieſem Stücke Marbach's nicht genannt, aber auch ungenannt guckt er aus jeder Zeile, und nur einzelne Stellen, die wir noch näher bezeichnen wollen, ſind durchaus unſhakſpeariſch gezeugt, damit aber auch zugleich undramatiſch und wenig zum Ganzen paſſend.

Marbach's Shakſpeare-Tragödie, wie wir ſagen müſſen, beginnt gleichfalls mit dem Aufſtand der Plebejer auf dem Mons ſacer, nur daß derſelbe ausgeführter und abgerundeter als im eigentlichen Original dargeſtellt wird. Menenius erzählt ſeine weltberühmte Fabel, Marcius tritt hinzu, ſchilt das Volk und ſoll eben von dieſem dafür todtgeſchlagen werden, als einer aus ihm, Faber genannt, erzählt, wie Marcius einſt als Knabe im Felde ihm das Leben gerettet. Dieſe Erzählung verſöhnt die Menge, die nun vollends in Jubel ausbricht, als Cominius öffentlich bekannt macht:

Digitized by Google

Nachdem das Volk ſich oft und ſchwer beklagt,
Daß ihm ſein gutes Recht verkümmert werde
Durch Liſt, Gewalt, Willkür und Uebermuth;
So ſoll fortan das Volk aus ſeiner Mitte
Zwei unbeſcholtne Männer jährlich wählen,
Die als Tribunen Schutz und Beiſtand jedem,
Der deß bedürftig iſt, erweiſen ſollen.
Was ein Tribun verbietet, ſei verboten,
So lang im Amt er iſt; er ſelber aber
Sei unverletzlich, unantaſtbar, heilig.

Der Act ſchließt im Hauſe von Marcius, wo er ſeiner Mutter und ſeiner Frau „die Thorheit des Senats, die ſpäter gewiß zum Unglück wird", ſowie die Nachricht von einem neuen Kriege mit den Volskern mittheilt, indem er zugleich hinzugefügt, wie er ſelbſt geſonnen ſei, dieſen Krieg mitzukämpfen:

Um den Plebejern
Zu zeigen, wie man's macht, um Recht und Ehre
In Rom ſich zu erringen.

Der zweite Act wird von dieſem Kriege und den Heldenthaten des Marcius vor Corioli ausgefüllt, welche ihm den Namen Coriolanus eintragen.

Der dritte Act ſpielt zu Rom, wo das Volk den Sieger erwartet und auf gegebene Andeutungen hin beſchließt, ihn zum Conſul zu wählen. Coriolan, der inzwiſchen ſchon zu Hauſe bei den Seinen weilt, erfährt dort durch ſeine Freunde von dieſem Entſchluß und läßt ſich von letztern beſtimmen, ſich der Form nach öffentlich darum zu bewerben:

Mutter,
Sieh her — in mein Geſicht — zum erſten mal
Siehſt deinen Sohn du weinen.

Im vierten Act betreten wir das Forum Romanum, wo für und gegen Coriolan gewählt wird; er ſelbſt erſcheint und ſpricht ſich ſtark ariſtokratiſch aus, ſo ariſtokratiſch, daß ſeine Anhänger ſtutzig werden, ſeine Gegner anfangen auf den Sieg zu hoffen. Sie fordern ihn vor ein Volksgericht, welches Volksgericht der Senat jedoch verwirft. Als es darüber im Forum zum blutigen Zuſammenſtoß kommen ſoll, unterwirft ſich Coriolan ſelbſt dieſem Gericht, das ihn dann aus Rom verbannt. Scheidend weiſt er ſeine Freunde, die ihn begleiten wollen, ab:

Nur einen Römer
Soll Rom verlieren heut' — es braucht euch noch.
Der Weg der Ehre iſt ein grader Weg,
Und viele wandeln drauf im Sonnenſchein;
Der Weg des Ausgeſtoßnen, des Verbannten,
Iſt krumm und einſam — und in Nacht gehüllt!

Der nächſte Auftritt zeigt uns Mutter und Weib unſeres Helden, von denen das letztere durch die Verbannung in tiefes Leid verſetzt iſt, die erſtere ſie jedoch mit der Verſicherung tröſtet, daß der Ausgewieſene wiederkommen werde.

Im dritten Auftritt führt uns der Dichter zu Aufidius, dem Volskerfürſten, der, von üppigen Genoſſen umringt, im Wein die Schmach ſeiner Niederlage zu ertränken ſucht. Zu ihm kommt Marcius, ihn zum Sturm auf Rom aufzufordern:

Mit meinem Römerthume iſt's vorbei!
Neid, Bosheit, Undank, Dummheit haben ſich
Verſchworen, mich zu ſtürzen: der Senat
Hat mich verrathen und das Volk verbannt.
Ein Ausgeſtoßner komm' ich her zu euch,
Um hier ein neues Vaterland zu finden,
Wo nicht — ein Grab!

Im fünften Acte iſt Marcius mit den Volskern Sieger vor Rom. Er will die Stadt ſich unterwerfen. Rom ohne Heer, ohne Feldherr, ohne Rath, ſchickt Abgeſandte, ſchickt den Pontifex Maximus, die beſten Freunde von Marcius ab, ſein Herz zu rühren; umſonſt! Marcius verlangt Unterwerfung. Da ſchickt man endlich die geiſteskrank gewordene Gattin von Coriolanus, ſeine Kinder, ſeine Mutter ab. Dieſe letztere rührt ſein Herz: Marcius gibt nach und wird dafür unter den Augen des Aufidius, der ihn ſchützen und retten will, von dem Volskerfürſten Attius niedergeſtochen.

Dies iſt die Handlung und der Verlauf des Stücks, das ziemlich genau in den Fußſpuren des Shakſpeare'ſchen geht. Der Eingang iſt, wie wir ſchon geſagt, ausführlicher und runder geſtaltet; überhaupt iſt der Verfaſſer nicht ohne Erfolg bemüht geweſen, mehr Einheit und feſten Gang in die Sache zu bringen; häufiger Scenenwechſel iſt vermieden und das Drama in ſeinen Hauptmomenten mehr und voller ausgearbeitet. Der Kampf um Corioli iſt lebendig und in mächtigen Zügen hingeſtellt, in Zügen, die das feſſelndſte Intereſſe erregen und von durchſchlagendſter Wirkung auf der Bühne ſein werden. Auch die Auftritte auf dem Forum Romanum, wenn ſchon weniger charakteriſtiſch ausgeführt als bei Shakſpeare, imponiren durch kluge Anordnung und geſchickte Steigerung. Aehnliches Lob verdient das Leben und Treiben um Aufidius, den Marbach im ganzen edler als Shakſpeare hält. Sehr abgeſchwächt dagegen iſt die Charakteriſtik im allgemeinen. In den Volksſcenen hält ſie ſich noch ziemlich brav neben der des Originals; aber Menenius und viele andere Geſtalten treten dagegen ſehr in den Hintergrund. Der Abſchied, den Cajus Marcius nach ſeiner Verbannung von Rom nimmt, ſteht in keinem rechten Zuſammenhang mit ſeiner ſpätern Rache. Dieſe hätte wol ſchon früher angedeutet werden müſſen. Daß das Volk im erſten Acte, nachdem es ſich mit dem Senat verſöhnt, nach Rom zurückkehrend, einen Geſang anſtimmt, der aus drei Strophen beſteht, deren erſte lautet:

Zwillingsbrüder! Götterſöhne!
Segnet euer Rom!
Blitze leuchtet! Donner dröhne!
Und ein Segenſtrom
Aus der Wolke fall' hernieder
In der Erde Schos,
Daß ſich Blüten, Früchte wieder
Ringen aus ihm los! —

nimmt ſich doch wol etwas zu lyriſch aus und erinnert zu ſehr an den Chor der griechiſchen Tragödie, der hier doch ſchwerlich am Platze ſein möchte. Ebenſo wenig ſcheint es uns paſſend, daß Veluria, die Mutter des Coriolan, ihrer Schwiegertochter Volumnia zum Troſt über des Gatten Verbannung nachſtehendes Gedicht recitirt:

Mein Kind, iſt dir zu groß dein Schmerz,
So leg' dich an der Mutter Herz,
Und horche, wie's ſo ruhig ſchlägt,
Bis ſich dein kindiſch Jammern legt.

Einſt hat dies Herz wie deins gebebt;
Doch wiſſe, immer hat's erlebt:
Je wilder Sturm des Schickſals hauſt,
Je ſchneller er vorüberbrauſt.

Digitized by Google

Mein armes Kind, halt aus, halt aus!
Die Götter führen's da hinaus,
Wohin ſie wollen, allezeit,
Und fragen nicht nach deinem Leid.

Sie wiſſen: ob du weineſt jetzt,
Du wirſt ſie preiſen doch zuletzt!
Denn nichts vollendet Menſchenthat
Als heiliger Götter ewigen Rath.

Abgeſehen davon, daß der Inhalt dieſes Gedichts durchaus nicht bedeutend und für Zeit und Menſchen in dieſer Situation zu chriſtlich ſentimental erſcheint, entſpricht er auch ganz und gar nicht dem feſten und entſchloſſenen Weſen dieſer römiſchen Frau, wie es im übrigen gezeichnet iſt. Daß Marbach zuletzt Volumnia als wahnſinnig auftreten und beim Wiedererblicken des Gatten ſterbend zuſammenbrechen läßt, will uns gleichfalls ungehörig und zu ifflandiſch rührend bedünken. Das ſind entſchiedene Schwächen und Fehler der Tragödie nach unſerm Dafürhalten. Marcius, in allem genommen, iſt voll Leben und ſprudelnden Heldenmuths, derb realiſtiſch hingeſtellt. Hier iſt das Studium Shakſpeare's beſonders erſichtlich. Höre man z. B. Marcius vor Corioli die Römer zum Sturmlaufen anfeuern:

Nun vorwärts! Werdet mir nicht wieder ſtetiſch,
Steifbeinige Mähren! Laßt die Schilde euch
Mit Pfeilen ſpicken! Vorwärts! Schüttelt euch
Das Ungeziefer ab, ſo ſeid ihr's los!
Sperrt nicht die Mäuler auf! Klöße regnet's nicht!
Zurück? O nein! Ich peitſch' euch in die Stadt,
Ihr müßt hinein! Das Thor iſt aufgethan
Für euch, nicht für die Volsker! Fort! Mir nach!
Wollt ihr verlaſſen mich? — Bei den Dämonen
Der Unterwelt! Ich will mich von den Volskern
In ihrer Mauſefalle fangen laſſen,
Bevor ich euer Schickſal, feige Hunde,
Und eure Schande theile! — Wer mich liebt,
Der folge mir! Ein kühner Löwenſprung,
Und unſer iſt die Stadt! Wo Römer ſind,
Da ſind ſie auch die Herrn! Hoch lebe Rom!

In dieſer Weiſe iſt der Held durchgeführt. Er iſt der verkörperte Heroismus im Jargon eines burſchikoſen Humors redend, Seelengröße, die ſich mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit und Nonchalance gibt. Dieſe Figur wirkt grandios hier wie bei Shakſpeare.

Daß ſie indeß auf unſerer Bühne die von Shakſpeare werde verdrängen können, bezweifeln wir. Es iſt wahrhaft ſchade, daß ſich Oswald Marbach's unleugbares Talent mit Vorliebe auf undankbare und capriciöſe Arbeiten einläßt. Haben wir leider doch noch mehr dergleichen zu regiſtriren, zunächſt zwei andere. Die eine: „Herodes", iſt ein Luſtſpiel nach dem Muſter von Platen's „Verhängnißvoller Gabel" und „Romantiſchem Oedipus", ein Werk, an welchem uns das Beiwerk, d. h. der Prolog und die mit dem Stück in gar keinem innern Zuſammenhang ſtehenden Zwiſchenſtrophen des Chorus in hohem Grade anziehen, weil ſie Anſichten und Ausſprüche über unſere Zeit, unſer Volk und unſere Kunſt enthalten, die uns nicht nur wahr und geiſtvoll, ſondern zu zeiten auch mit einem Pathos und einem Schwung ausgedrückt erſcheinen, daß wir ihnen unſere Sympathie und unſere Bewunderung nicht verſagen können. Wenn der Autor die Fürſten und das Publikum anredet und von ihnen verlangt, daß ſie den Dichtern die Bühne überantworten ſollen, indem er die letztern ſelbſt anſpornt, durch das Theater die Nation vor dem Verfall zu ſchützen und reif zu machen für die große Miſſion der Geſchichte; wenn er zu dieſem Ende die Nation zurückverſetzt wünſcht in den Kindheitsgarten der Menſchheit, in das Paradies, das er in den Bezirken der echten Kunſt noch zu finden wähnt; wenn er die Hoftheater und überhaupt die Schauſpielkunſt geiſelt, als am meiſten zur Entnervung und Entſittlichung des öffentlichen Geiſtes beitragend: ſo ſtimmen wir ihm zu. Dagegen können wir ihm nicht recht geben, wenn er ſchließlich unſere ganze Generation als ſchwächliche Epigonen verurtheilt und nur von einem kommenden Geſchlecht noch eine beſſere Zukunft glaubt erhoffen zu können. Dem Luſtſpiel ſelbſt vermögen wir indeß keinen Geſchmack abzugewinnen, wie wir denn auch eigentlich ſeine Pointe nicht zu erfaſſen im Stande ſind. Das Stück carikirt Herodes' Tod, der, von Ungeziefer aufgefreſſen, elend ſtirbt, nachdem er, um den Heiland einer neuen Welt zu vernichten, alle Kinder Iſrael's hat morden laſſen. Die drei Könige aus dem Morgenlande als die Perſonificirung von Schwarz, Roth und Gold auftreten zu laſſen, ſcheint uns nicht ſehr witzig und humorvoll, wie uns denn überhaupt Laune und Spaß dürftig bedünken, ganz abgeſehen davon, daß wir weder den Spieß, noch die Seite recht erkennen, nach der er gekehrt iſt. Für eine Satire, die Wirkung haben ſoll, iſt der Inhalt zu verkappt und unklar.

Glücklicher in dieſem Punkte wenigſtens iſt die andere Production, das Satyrſpiel: „Proteus", das uns eine Ausſtattungspoſſe im antiken Geiſte, ein Seitenſtück vom „Orpheus in der Unterwelt", aber ohne die Offenbach'ſche Muſik und Frivolität zeigt.

Die Handlung ſpielt auf der Felſeninſel Pharos, vor der weſtlichen Mündung des Nil, wohin Proteus die echte Helena entführt hat, während er dem luſtbethörten Paris nur einen dieſer täuſchend nachgeahmten Wechſelbalg in die Arme gab. Troja iſt gefallen, und Menelaus, der dieſen Wechſelbalg für ſeine echte Gattin hält, welche das wilde Leben verdorben hat, kehrt mit ihm nach Griechenland zurück. Auf der Fahrt läßt Proteus, der Gott der Verwandlungen, des Scheins und aller Geſtalten, wovon er im Stück eine Menge beluſtigender Belege gibt, ihn an die genannte Inſel verſchlagen, wo nun mit den Kriegern und Matroſen des Königs in Argos viel Hokuspokus getrieben, ſchließlich aber jener Wechſelbalg zerſtört und dem getäuſchten Gatten die rechtmäßige und unverdorbene, in Keuſchheit und Reinheit ſtrahlende Gemahlin zurückgegeben wird.

Dünkt uns ſchon die Fabel mit der falſchen Helena an ſich nicht ſehr geiſtreich — möge uns Herodot das verzeihen, der ſie erfunden haben ſoll —, ſo iſt ſie vollends, unſerm Ermeſſen nach, von unſerm Dichter nicht pikant und fein genug verwendet worden. Es hätte ſich ihr wol eine Wendung geben laſſen, die mehr dramatiſchen Reiz auszuüben im Stande ſein möchte. Sieht man darüber hinweg, ſo läßt ſich aber eingeſtehen, daß das Spiel ganz artig und amuſant iſt. Oswald Marbach wollte in dieſem „Proteus" zu der einzigen auf uns gekommenen Trilogie der antiken Dramatik, der „Oreſteia" des Aeſchylus, das vierte Stück, das dazugehörige und verloren gegan-

Digitized by Google

gene Satyrſpiel hinzudichten, „nicht ſowol um das großartigſte Kunſtwerk des Alterthums zu ergänzen, als um auf ein Genre der dramatiſchen Poeſie wieder aufmerkſam zu machen, welches dazu dienen kann, die Poſſe der Gegenwart, welche auf die anfänglichſte Stufe des «höhern Blödſinns» herabgeſunken iſt, wieder auf den Kunſtſtandpunkt zu erheben“.

Der Hinweis auf jenes Genre iſt ohne Zweifel zu loben, aber Marbach, der ſich beeilt, die Shakſpeare'ſchen Stücke für unſere moderne Bühne umzudichten, hätte dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern auch das Satyrſpiel der Griechen mehr aus dem griechiſchen Kunſtſtil heraus in den unſern übertragen ſollen. Wäre ſein Stück losgelöſter von dem altgriechiſchen Drama und mit ſeinem Humor und ſeiner Laune mehr auf unſere Zeit und Bühnenverhältniſſe geſtellt worden, ſo würde es vielleicht den Offenbach'ſchen Poſſen eine erfolgreiche Concurrenz machen; ſo, fürchten wir, wird es auch nur ein unfruchtbarer Verſuch bleiben, wie wir deren ſchon viele in der dramatiſchen Poeſie haben unternehmen ſehen. Feodor Wehl.

Revue politiſcher Schriften.

(Beſchluß aus Nr. 12.)

5. Geſchichte der ſocial-politiſchen Parteien in Deutſchland. Von J. Edmund Joerg. Freiburg im Br., Herder. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.

Dieſe im Grunde nur der ſocialen Frage und den Parteien, die ſich um dieſelbe gruppiren, gewidmeten Studien bilden eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung von Artikeln, die in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern“ erſchienen ſind.

Wer eine Charakteriſtik der Parteien nach ihrer Gruppirung um die deutſche Einheits- und Freiheitsfrage in der Schrift ſuchte, würde ſich nur enttäuſcht finden. Freilich iſt es die Grundanſchauung unſers Autors, daß die modernen Staatsbegriffe nur Abſtractionen der modernen Nationalökonomie ſind und alle großen ſtaatsrechtlichen Conflicte unſerer Zeit ihren letzten Grund in den Einwirkungen des volkswirthſchaftlichen Syſtems haben, welches von Adam Smith ſeinen erſten Namen erhielt. Dieſe Auffaſſung iſt aber mindeſtens eine ſehr einſeitige. Der Krieg von 1866 hat gezeigt, daß die Welt doch noch von andern Fragen bewegt wird als von derjenigen, ob Schulze-Delitzſch oder Ferdinand Laſſalle mit ihren ſocialen Principien recht haben, und wenn ſich gegenwärtig eine neue Bildung der Parteien vollzieht, ſo liegen auch für dieſe die Kryſtalliſationspunkte außerhalb der ſocialen Reformbewegung. Wir unterſchätzen die ſociale Frage keineswegs; doch es iſt Verblendung, zu behaupten, daß ſie die Achſe der jetzigen Weltbewegung bilde. Die Politik iſt noch immer das Napoleoniſche Fatum der Jetztzeit. Die Arbeiterbewegung hat es bisjetzt in Deutſchland nur zu Prügeleien gebracht, noch zu keinen welthiſtoriſchen Kämpfen. Auch hat der letzte deutſche Krieg mit „Einwirkungen des volkswirthſchaftlichen Syſtems“ nichts zu thun; er wurde nur um die deutſche Macht- und Einheitsfrage geführt.

Joerg beſchränkt ſeine Abſicht in der Vorrede darauf, eine hiſtoriſche Darſtellung jener Bewegung zu geben, welche der geniale Agitator Ferdinand Laſſalle ſeit Anfang 1863 auf deutſchem Boden in der ſocial-politiſchen Discuſſion veranlaßt hat. Sein Standpunkt iſt die Feindſchaft gegen den regierenden Geiſt unſerer Zeit, den „modernen Liberalismus, den natürlichen Sohn der neuen Nationalökonomie“, der ſeine Seele aus Mancheſter hat und hier allein ſterblich iſt. Von Haus aus erſcheint indeſſen dieſer Standpunkt als ein ſchielender; denn während Joerg auf der einen Seite Laſſalle den „ſocialen Luther“ nennt, obgleich er zugeben muß, daß er ein Gottesleugner war, ſchließt er ſich auf der andern eng an den Biſchof von Ketteler von Mainz an, der bekanntlich unter die Journaliſten und Publiciſten gegangen iſt und mit einer Gewandtheit ſchreibt, die dem ſchreibfertigſten ketzeriſchen Literaten Ehre machen würde. Dieſer Biſchof kokettirt allerdings ſelbſt etwas mit Ferdinand Laſſalle, ſo wenig kirchliche Sympathien der jüdiſche und atheiſtiſche Agitator in Anſpruch nehmen darf. Daß im Munde dieſer ſtark confeſſionell gefärbten Partei der Ausdruck „ſocialer Luther“ als eine Lobeserhebung angewendet wird: das zeugt doch von der chemiſchen Parteizerſetzung, die jetzt auf allen Gebieten des deutſchen Geiſteslebens ſtattfindet. Immerhin muß ſich Joerg in dem Kapitel: „Die Parteien in ihrem Verhältniß zur chriſtlichen Moral und Offenbarung“, durch einen ganzen Schraubſtock von Begriffswindungen hindurcharbeiten, um nur einigermaßen einen Gegenſatz zwiſchen dem modernen, gottloſen Liberalismus der Bourgeoiſie und dem Standpunkt des Arbeiterthums zu Tage zu fördern:

> Ueberall, wo der liberale Oekonomismus den Sieg über die Geiſter davonträgt, wird eine eigenthümliche Weltanſchauung epidemiſch. Das Streben, alle Fragen der menſchlichen Geſellſchaft mit Ausſchluß jeder höhern Ordnung oder übernatürlichen Offenbarung blos nach angeblich natürlichen und vernünftigen Geſetzen zu regeln, ertödtet den chriſtlichen Sinn. An ſeine Stelle tritt eine eudämoniſtiſche Endlichkeitslehre, das materialiſtiſche Evangelium einer rein dieſſeitigen Religion und Moral. Darum hat die ſociale Bewegung auf dem Boden des liberalen Oekonomismus ſtets bei entſprechenden philoſophiſchen Syſtemen ihren Anſchluß geſucht und gefunden: in Frankreich bei der atheiſtiſchen Lehre des Comtismus, in England bei der materialiſtiſchen des Säcularismus, in Deutſchland bei der Kraft- und Stofflehre von Vogt, Moleſchott und Büchner. Letzterer hat ſelber noch der erſten Verſammlung in Frankfurt präſidirt, welche von den Socialpolitikern der Bourgeoiſie gegen Laſſalle abgehalten wurde, und er hat auch gegen Laſſalle zur Feder gegriffen, welcher übrigens nicht weniger ein ausgeſprochener Gottesleugner war als ſeine Gegner. In dieſem Punkte ſind die beiden Parteien vollkommen einverſtanden.

Das iſt beſtimmt genug ausgeſprochen; gleichwol wird weiterhin ein Unterſchied zwiſchen der Bourgeoiſie und dem Arbeiterthum feſtgeſtellt; die Arbeiter laſſen ſich die Dogmatik der Bourgeoiſie ſehr wohl gefallen, aber nicht ihre Moral:

Digitized by Google

Sie verwerfen dieſe Moral aufs entſchiedenſte, und — es iſt eine merkwürdige Nemeſis — ſie machen derſelben ſo ziemlich die gleichen Vorwürfe wie die, welche vom Standpunkt des chriſtlichen Sittengeſetzes, des großen Gebots der Liebe, gegen die Bourgeoiſie-Moral der kalten erbarmungsloſen Selbſtſucht erhoben werden müſſen.

Derartige gewundene Beweisführungen, welche Unterſchiede herausſtellen wollen, wo in Wahrheit keine vorhanden ſind, wiederholen ſich mehrfach in der Joerg'ſchen Schrift, ſo z. B. wo von dem directen Wahlrecht die Rede iſt. Joerg geberdet ſich, als ob Laſſalle der Erfinder des directen Wahlrechts wäre. Nachdem daſſelbe nun bei dem norddeutſchen Parlament eingeführt iſt, ohne den Sieg des vierten Standes zur Folge zu haben, wenngleich einer oder der andere Vertreter deſſelben Sitz und Stimme in ihm erhielt, gilt es wieder, ſeine Unterſchiede in der Auffaſſung des directen Wahlrechts herauszugliedern:

Bei Laſſalle war das allgemeine und directe Wahlrecht nur das Mittel zum Zweck der großen ſocialen Reform oder der Einführung einer ganz neuen Staatsidee. Durch das ſchrankenloſe Wahlrecht gedachte er eine Mehrzahl von Vertretern des Nichtbeſitzes in die Kammern zu bringen, und dieſe ſollten dann die Staatsmittel zur Einführung einer neuen Productionsweiſe erzwingen. Dies iſt der klare Gedanke der deutſchen Socialdemokratie. Ganz anders verhalten ſich die bürgerliche Demokratie und die mit ihr alliirten Socialpolitiker der Bourgeoiſie zu der Frage. Sie haben keine neue Staatsidee, ſondern ihnen ſchwebt höchſtens eine neue Staatsform vor; wenn ſie für das allgemeine und directe Wahlrecht eintreten, ſo haben ſie nur die Gewinnung der Maſſen für dieſe neue Staatsform im Auge.

Unſer Autor vergißt bei dieſen Auseinanderſetzungen, daß die demokratiſche Partei das directe Wahlrecht längſt anerkannt, in manchen Epochen und in manchen Staaten eingeführt hatte, ehe noch an die Socialiſten des jüngſten Datums zu denken war. Das directe Wahlrecht iſt eine Thatſache, aus welcher jede Partei den Nutzen ziehen mag, der ihr daraus erwächſt. In Preußen z. B. wird es weder den politiſchen Demokraten noch den Socialiſten, ſondern in erſter Linie den Conſervativen zugute kommen, indem die Bevölkerung des flachen Landes faſt in allen Provinzen bei directen Wahlen weit abhängiger iſt von der Bevormundung durch die Grundbeſitzer, als bei indirecten. In Frankreich ſind die allgemeinen directen Wahlen nur dem Napoleonismus zugute gekommen. Ihre principielle Richtigkeit iſt unbedingt zuzugeben, deshalb ſind ſie noch lange keine Panacee im Laſſalle'ſchen Sinne. Nur in den Fabrikdiſtricten können ſie dem Nichtbeſitz ein politiſches Mandat verſchaffen, in allen andern müßte erſt eine gänzliche Umwälzung der Culturverhältniſſe, eine bei weitem größere Verbreitung der Volksbildung ſtattfinden, wenn ſie daſſelbe Reſultat haben ſollten.

Ueber die Unterſchiede der „Selbſthülfe" und „Staatshülfe", der Principien eines Schulze-Delitzſch und Laſſalle, verbreitet ſich Joerg ſehr eingehend, ohne etwas Neues darüber zu ſagen. Laſſalle hat dieſelben in ſeiner Streitſchrift gegen Schulze mit ſo viel Beredſamkeit und ſo glänzender, oft an Sophiſtik ſtreifender Dialektik erörtert, daß hier jeder weitere Excurs überflüſſig iſt. Uebrigens iſt die Unvereinbarkeit dieſer beiden Principien ein dogmatiſcher Aberglaube, der nur aus dem Eifer einer theoretiſchen Sektirerei herſtammt. Laſſalle hat anfangs die Verdienſte Schulze's wol anerkannt; auch begegnen ſich beide in den Productivaſſociationen. Hören wir, wie Joerg ſelbſt die Laſſalle'ſche Staatshülfe erläutert:

Nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar, gleichſam als oberſter Lehnsherr, ſollte nach ihm der Staat bei der neuen Organiſation der Arbeit betheiligt ſein; als die eigentlichen und directen Schöpfer dieſer Organiſation dachte ſich Laſſalle die Arbeiter ſelbſt in ihren Vereinen. Unverkennbar hat ſich dem genialen Manne hier die Idee der alten Corporationen und Ordnungen des Handwerks aufgedrängt, jener Zünfte und Gilden, deren oberſter Lehnsherr der Staat war, die aber keineswegs die Creaturen des Staats waren; mitunter war es ſogar umgekehrt. Es bezeugt ſich in der That etwas vom ſpecifiſch germaniſchen Geiſte und Freiheitsgefühl in dem radicalen Juden, indem er, mit der Geſammtidee des modernen Liberalismus vollſtändig brechend, die ſociale Reform nicht von einem unmittelbaren Eingreifen des ungeheuerlichſten Staatsmoloch erwartete, ſondern von ſelbſtändigen Corporationen der modernen Verkehrswelt, von den Productivaſſociationen, die nach ſeiner Anſicht nur für den Anfang, und um in hinreichender Anzahl begründet zu werden, der Beihülfe des Staats durch Kapitalvorſchüſſe bedürften.

Alſo hat Laſſalle nur mittelbare Staatshülfe, aber unmittelbare Selbſthülfe gelehrt, und dadurch mit dem modernen Liberalismus gebrochen, der von dem Einſchreiten des Staats alle Hülfe erwartet. Als Vertreter dieſes Liberalismus wird aber gerade Schulze-Delitzſch, der Gegner der Staatshülfe, hingeſtellt! Welche Confuſion der Begriffe! In der That, man glaubt ein Stück Kirchengeſchichte zu ſtudiren, wenn man dieſe Geſchichte des neuen deutſchen Socialismus lieſt. Wie ſich dort die Parteien um ein i mehr oder weniger die Hälſe brechen, ſo geſchieht es auch hier. Sehr lehrreich iſt in Bezug hierauf beſonders das letzte Kapitel: „Der allgemeine deutſche Arbeiterverein und ſein Schickſal", welches uns die Spaltungen innerhalb der Laſſalle'ſchen Partei ſelbſt ſchildert, Kämpfe der unerquicklichſten Art. Die Seleuciden und Ptolemäer des neueſten Socialismus ſtreiten ſich um die Fetzen des geiſtigen Reichs, welches das Genie ihres Alexander ihnen hinterlaſſen hat, und als Demetrius Poliorketes erſcheint die Gräfin Hatzfeld, welche, nach Joerg's Darſtellung, nicht mit dem Sturmbock ihre Eroberungen macht, ſondern mit der Fracht des macedoniſchen Eſels, den König Philipp in die Feſtungen ſchicken wollte.

Sehr zahlreich ſind die Citate Joerg's aus den Werken der conſervativen Socialpolitiker, des Juſtizraths Wagner, des Profeſſors Huber in Wernigerode, des Biſchofs von Ketteler in Mainz. Der letztere ſtellt der Geſchichte der Menſchheit das folgende Horoſkop, das revolutionär genug klingt, da die Bedingung, die er vorausſchickt, in der That als erfüllt und die hypothetiſche Einkleidung als müßig angeſehen werden kann:

Wenn die Principien des modernen Staats, der von jeder Religion abſieht und Gottesleugnung als ein Recht der Bildung betrachtet, wahr ſind, dann iſt das ganze Privateigenthumsrecht mit allen Geſetzen, die daſſelbe reguliren, lediglich und ausſchließlich ganz und gar Menſchenwille, und es iſt nicht einzuſehen, welches gegründete Bedenken man dann erheben will, wenn die Maſſe der Menſchen, die kein Eigenthum beſitzen, einmal durch Majorität den Beſchluß faßt, daß die Beſitzenden ihnen einen Theil als Anleihe überlaſſen ſollen. Recht iſt dann das, was die Majorität der Kammern beſchließt, und von einem unrechtmäßigen Eingriff dieſes Volkswillens in das Eigenthumsrecht kann dann keine Rede mehr ſein. „Vom Standpunkt der liberalen Partei und jener Wiſſenſchaft, die im Namen der Regierung von ſo vielen Lehrkanzeln gelehrt wird, iſt daher, was

Digitized by Google

die Gerechtigkeit der von Laſſalle vorgeſchlagenen Maßregeln angeht, wol ſicherlich gar kein Bedenken zu erheben. Es iſt vielmehr nur ein unendlich beſcheidener Anfang ganz anderer Dinge, die da kommen müſſen.“

Nach dieſer Seite hin liegen die Sympathien unſers Autors. Er ſelbſt iſt ſehr zurückhaltend mit der kirchlichen Salbung — wären dieſe Artikel nicht in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern“ erſchienen, man würde ihnen kaum den Zuſammenhang mit Görres und Compagnie anmerken.

6. **Der Misbrauch der Nationalitätenlehre. Von Bernhard Becker. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.**

Der Verfaſſer erörtert die Frage, ob das Nationalitätenprincip praktiſch ins politiſche Leben verpflanzt und an die Stelle des unhaltbar gewordenen, ſogenannten Gleichgewichtsſyſtems der Heiligen Allianz geſetzt werden kann? Er beleuchtet zunächſt die Rolle, welche das Nationalitätenprincip in der neuen Politik der verſchiedenen europäiſchen Staaten geſpielt hat und ſucht daſſelbe dann nach ſeinem innern Weſen feſtzuſtellen, nach ſeinen Kennzeichen, ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Seite und als Princip des europäiſchen Völkerrechts.

So unbefangen iſt indeſſen der Verfaſſer nicht, wie er in der Vorrede zu ſeiner Schrift ſich den Anſchein gibt. Ohne alles Vorurtheil und unbekümmert um die widerſpruchsvollen, veränderlichen Tagesmeinungen will er an ſeinen Gegenſtand herantreten, um dieſen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Der preußiſchen Politik ſind einige der umfaſſendſten Kapitel des Werks gewidmet. Der Verfaſſer geht von der Anſicht aus, daß die Nationalitätenlehre dem preußiſchen Staate zinsbar und tributpflichtig geworden ſei. Doch bleibt er den Beweis hierfür ſchuldig. Die Eroberungen Preußens innerhalb Deutſchlands berühren offenbar weder die Nationalitätenlehre noch den Misbrauch derſelben. Die ausführlichen Erörterungen über die preußiſche Geſchichte und Politik ſind alſo eine Abweichung von dem eigentlichen Thema, welche nur aus der keineswegs unbefangenen Abſicht des Verfaſſers erklärt werden kann, die preußiſche Geſchichte einer ſcharfen Kritik zu unterwerfen. Sein Standpunkt iſt dabei ſelbſtverſtändlich vollkommen entgegengeſetzt dem Standpunkt der Aegidi, Kreißig und der national-liberalen Hiſtoriker. Der erſte Abſchnitt, der ſich mit Preußen beſchäftigt, trägt die Ueberſchrift: „Preußen und der Bonapartismus.“ Der Bonapartismus wird von dem Verfaſſer als der heimtückiſche Freund der Demokratie geſchildert, der ſich ihr anſchließt, um ſie zu Boden zu werfen. Für Preußen ſei es nicht ſchwer geweſen, zum Bonapartismus überzugehen. Abgeſehen davon, daß es 1807—13 ſeine nähere Bekanntſchaft gemacht habe, lägen auch in der Geſchichte ſeiner Politik mehrere Präcedenzfälle vor. Als ein ſolcher „Bonapartiſt“ lange vor Bonaparte wird Albrecht von Brandenburg geſchildert, der die Reformation einführte, um gegen Papſt und Kaiſer aufzutreten, den Deutſchen Ritterorden, deſſen Großmeiſter er war, aufhob und die Städte, Schlöſſer und Länder Preußens, die dem Orden überlaſſen worden waren, als ſein Erbe ſich aneignete. Was damals die officielle Reformation geweſen, ſei jetzt die officielle oder bonapartiſtiſche Demokratie. In dieſen Auseinanderſetzungen liegt nichts Neues. Der Verfaſſer führt ſie in einem ſpätern Kapitel: „Logik der Thatſachen aus der preußiſchen Geſchichte“, mit Anlehnung an den Pierſon'ſchen geſchichtlichen Leitfaden weiter aus, indem er die äußern Thatſachen, welche das Wachsthum der Hohenzollern'ſchen Macht begründeten, beleuchtet von den Streiflichtern einer moraliſirenden Politik, zuſammenſtellt, ohne der tiefern geſchichtlichen Nothwendigkeit gerecht zu werden, welche ſelbſt engherzigen perſönlichen Abſichten eine ungeahnte Bedeutung für die nationale Entwickelung gibt. Intereſſanter als die eigenen Beobachtungen Becker's über Preußens Wachsthum und Vergrößerungspolitik, über die leitenden Maximen der preußiſchen Politik, deren katechismusartige Formulirung an bedenklicher Einſeitigkeit leidet, iſt die im achten Kapitel enthaltene Mittheilung aus einer wenig bekannten Broſchüre von Laſſalle: „Der italieniſche Krieg und die Aufgabe Preußens — eine Stimme aus der Demokratie“ (Berlin 1859). Während Schulze-Delitzſch der preußiſchen Politik den „Großmachtskitzel austreiben“ wollte, empfiehlt Laſſalle ganz dieſelbe Großmachtspolitik, die Bismarck ſpäter befolgte. Die betreffenden Stellen ſind ein Zeichen merkwürdiger Prophetie; wir theilen ſie in dem Becker'ſchen Auszug mit:

In dieſer Schrift ſuchte Laſſalle dreierlei zu erhärten: erſtens, daß der italieniſche Krieg vollſtändig gerecht und heilig ſei; zweitens, daß ein Angriffskrieg gegen Ludwig Napoleon erſt dann unternommen werden dürfe, wenn Frankreich die Lombardie oder den Rhein für ſich nehme, und drittens, daß Preußen nun den Einheitskrieg in Deutſchland zu beginnen habe. Laſſalle erblickte im italieniſchen Kriege die unerlaßliche Vorarbeit für die Einigung Deutſchlands. Er drückte ſich ſo aus: „Indem er (Ludwig Napoleon) die Italiener zu ihrem Kriege ermuntert und ſich in ſeiner Proclamation verpflichtet hat, denſelben nicht zu beenden, ohne die Halbinſel von Oeſterreich befreit zu haben, indem er hierdurch den Ungarn die Möglichkeit gewährt, ſich ihrerſeits in Waffen zu erheben, was ſie wol zweifelsohne ſpäteſtens während des zweiten italieniſchen Feldzugs vollbringen werden, vollzieht Napoleon eine weſentlich deutſche Aufgabe, beſeitigt er durch die Zerſtückelung Oeſterreichs die reale Schwierigkeit der deutſchen Einheit. Der italieniſche Krieg iſt alſo nicht nur geheiligt durch alle Principien der Demokratie, er iſt auch im höchſten Grade im Vortheil der deutſchen Nation gelegen. Er iſt das Lebensintereſſe der deutſchen Politik.“ Zufolge dieſer Auffaſſung nun muß „Oeſterreich zerſchlagen, zerſetzt, zerſtückt, vernichtet, zermalmt, ſeine Aſche muß in alle vier Winde geſtreut werden“, weil die ſelbſtändige Weltſtellung deſſelben die durch kein Palliativmittel zu beſeitigende Urſache des deutſchen Dualismus und der Unmöglichkeit der deutſchen Einheit iſt. Mit der Zerſtückelung von Oeſterreich fällt das beſondere Preußen von ſelbſt, wie der Satz mit ſeinem Gegenſatz verſchwindet. Auf vorſtehende Gründe geſtützt, fordert dann Laſſalle Preußen zum Handeln auf. Er gebraucht die Worte: „Die einzige würdige und große, ebenſo ſehr in den Intereſſen der deutſchen Nation als in denen Preußens gelegene Haltung wäre folgende Sprache Preußens: «Revidirt Napoleon die europäiſche Karte nach dem Princip der Nationalitäten im Süden, gut, ſo thun wir daſſelbe im Norden. Befreit Napoleon Italien, gut, ſo nehmen wir Schleswig-Holſtein!» Und mit dieſer Proclamation unſere Heere gegen Dänemark geſendet!... Möge die preußiſche Regierung dieſen Nationalkrieg beginnen, ſchnell, ohne Zaudern, allein und aus ſich ſelbſt, ohne Bundesintriguen — möge ſie erſt mit dem fait accompli des erklärten Kriegs vor den Bund treten.... Und wagten intriguante Cabinete eine undeutſche Geſinnung an den Tag zu legen, ſo wäre der Augenblick da, daran zu erinnern, daß ſchon einmal ein König von Preußen die feierliche Erklärung

Digitized by Google

unterſchrieben hat: «Jeder deutſche Fürſt, der dem Aufruf zur Befreiung des Vaterlandes nicht Folge geben wird in einem fixirten Zeitraum, wird mit dem Verluſt ſeiner Staaten bedroht werden!»"

Selten hat wol ein Publiciſt ein Programm entworfen, welches die Folgezeit mit ſolcher Exactheit ausgeführt. In der That, die Bismarck'ſche Politik hat dies Programm Laſſalle's gleichſam vom Blatt geſpielt. Wie viele müßige Conſtructionen haben unſere Conjecturalpolitiker in die Lüfte hinausgebaut! Auf welcher tiefen Erwägung der thatſächlichen Verhältniſſe beruhte die Laſſalle'ſche Weiſſagung, gegen welche die Prophezeiungen des Kloſters Lehnin tief in Schatten treten. Seltſamerweiſe ſind es aber die Schüler und Anhänger Laſſalle's, welche gegen dies Programm und gegen die ihr nachhandelnde preußiſche Politik den eifrigſten Proteſt erheben; wir möchten wol den Commentar leſen, welchen Profeſſor Wuttke, einer der begeiſtertſten Laſſalleaner, zu dieſen der Zukunft vorgreifenden Ergüſſen des ſocialiſtiſchen Maëſtro ſchreiben würde! Und umgekehrt ſind es wieder die Anhänger von Schulze-Delitzſch, der den „preußiſchen Großmachtskitzel" ſo entſchieden verurtheilte, welche in ihrer großen Mehrheit mit der neuen preußiſchen Politik ganz einverſtanden ſind. Dieſe wunderbaren Miſch- und Spielarten der politiſchen Meinungen zeugen von den großartigen Umwälzungen in Deutſchland, welche den alten Haushalt der Parteien verrückten. Hoffentlich gilt auch in der Politik der Darwinismus und es bildet ſich aus den Kreuzungen die beſſere Species heraus.

Einen ſelbſtändigen Abſchnitt widmet Bernhard Becker der „preußiſchen Nationalität". Obgleich auch Pierſon von einer ſolchen ſpricht, ſo muß man doch gegen dieſen Begriff proteſtiren. Freilich Becker, der ſich überhaupt gegen den Nationalitätsbegriff ſträubt, mag immerhin dieſe ſprachliche Wendung gebrauchen; nennt er doch alle diejenigen ſchlechte Politiker, welche mit Nationalitäten wie mit beſtimmten und bekannten Größen rechnen, und den Glauben an die Nationalität des Volks Gefühlsſeligkeit und Aberglauben, indem es gar keine ſichern äußern, ſtets zutreffenden Merkmale der Nationalitäten gebe. Er proteſtirt ſowol gegen die Sprache, welche Richard Boeckh als das Kennzeichen der Nationalität betrachtet, wie gegen die Religion, den Volksnamen, den geſchichtlich nachgewieſenen Urſprung, gegen Sitte, Gebräuche und Recht, gegen Körperbeſchaffenheit, kurz, gegen alles, was man bisher als die Nationalität beſtimmende Merkmale aufgeſtellt hat. Selbſt die Naturwiſſenſchaft ſoll nicht im Stande geweſen ſein, die Menſchheit in feſtgegliederte Ordnungen zu zerreißen und zwiſchen den einzelnen Stämmen und Nationen unüberſteigliche Hinderniſſe zu errichten.

Wenn dem Verfaſſer ſich bei dieſer chemiſchen Analyſe in der zweiten Hälfte des Werks der Nationalitätenbegriff in blauen Dunſt verflüchtigt, ſo bleibt es doch auffallend, wie er in der ganzen erſten Hälfte mit demſelben wie mit einer feſten Ziffer rechnet, z. B. nachweiſt, wie England im Widerſpruch mit dem Nationalitätsprincip Helgoland, Jerſey, Guernſey, Gibraltar und bis auf die neueſte Zeit die Joniſchen Inſeln beſeſſen habe; es wird der Nationalitätenknäuel im Kaiſerthum Oeſterreich, Rußlands Verhältniß zum Nationalitätsprincip u. ſ. f. ausführlich beſprochen und hinterdrein die Nationalität ſelbſt, die zunächſt für eine feſtſtehende Grundlage der Unterſuchungen galt, für ein Luftgebild erklärt!

Wollte der Verfaſſer methodiſch zu Werke gehen, ſo würde er ſein Werk, das bei vielem Paradoxen doch auch manche treffende Wahrheit enthält, mit einer Analyſe des Nationalitätsprincips begonnen und, wieviel er auch von der bisherigen Geltung deſſelben verflüchtigen mochte, doch das Reſiduum des Begriffs feſtgeſtellt haben, welches ihm als Anhalt für die weitern Auseinanderſetzungen über die Bedeutung und Anwendung deſſelben in der gegenwärtigen europäiſchen Politik dienen mußte. So hat er einfach die Pferde hinter dem Wagen angeſpannt.

Von jeder vorausgehenden Erklärung im Stich gelaſſen, wiſſen wir daher auch nicht, was wir mit der „preußiſchen Nationalität" anfangen ſollen. Der Verfaſſer proteſtirt dagegen, daß die Preußen zu den „reinen Deutſchen" gehören. Was die ſprachlichen Marken Preußens betrifft, ſo verweiſen wir auf den Artikel Edward Kattner's in „Unſere Zeit", dem Becker manche ergänzende Notiz hätte entnehmen können. Offenbar ſetzt er an mehrern Stellen „Nationalität" und „Staat" vollkommen gleich:

Auf ſlawiſchem Boden iſt Preußen erſt herangewachſen. Noch Friedrich II., der eigentliche Begründer Großpreußens, baute theilweiſe den neuen Großſtaat aus ſlawiſchen Stücken. Ueber den Trümmern zweier alternder Nationalitäten und auf Unkoſten derſelben erſtand die neue preußiſche „Nationalität". Dieſe erſtarkte vorzüglich durch zwei Mittel: durch Unterhaltung und ſorgliche Pflege einer bedeutenden Militärmacht und durch die Förderung der materiellen Intereſſen, mit Einem Worte, durch Soldaten und Geld. Letzteres war nöthig wegen der erſtern.

Weiterhin heißt es:

Für Preußen exiſtirt blos eine preußiſche Nationalität. Dieſelbe beſteht in der eigenthümlichen Triebkraft, welche den preußiſchen Staat gegründet, erhalten, umgemodelt und erweitert hat. Sie iſt das Reſultat der Zuſammenſchmiedung ſlawiſcher und deutſcher Elemente zu einem Staatsganzen. Wenn nun das deutſche Element, als das überwiegende, das ſlawiſche zu aſſimiliren ſucht, ſo beſitzt letzteres doch, wie wir oben hauptſächlich an der poſenſchen Bevölkerung zeigten, genug Zähigkeit und Widerſtandskraft, um auf das deutſche und den ganzen Staat nicht ohne Einfluß zu bleiben. Es liegt auf der Hand, daß der preußiſche Staat bei vorherrſchend deutſchem Elemente gegen das ſlawiſche in dieſem Verarbeitungsproceſſe gewiſſermaßen eine rauhe, preußiſch-deutſche Seite hervorkehren muß; allein hierdurch wird die Rückwirkung des Slawiſchen auf den preußiſchen Staat nicht aufgehoben. Ferner war aber auch, wie wir gleichfalls theilweiſe zeigten und wie die Geſchichte lehrt, dieſer Staat ſchon vor der Theilung Polens aus einer Miſchung deutſcher und litauiſch-ſlawiſcher Elemente hervorgegangen. Somit repräſentirt Preußen nicht das ganze reine Deutſchthum, ſondern eine beſondere und zwar mit fremden Elementen getrübte Erſcheinung deſſelben.

Preußen vertritt allerdings nicht das reine Deutſchthum; es umfaßt auch in den öſtlichen und nördlichen Provinzen eine ſlawiſche Bevölkerung, die theils ſprachlich ſelbſtändig, theils mehr oder weniger germaniſirt iſt. Das deutſche Element iſt indeſſen das ſiegreiche und übergreifende; die Differenz der Nationalitäten kommt nur in einer Provinz, in Poſen, in Betracht. Eine preußiſche Nationalität gibt es ebenſo wenig wie es eine preußiſche Sprache gibt, trotz der Citate aus den Eichenhainen Perkun's aus dem 16. Jahrhundert, durch welche Bern-

Digitized by Google

hard Becker den Altpreußen ihr Deutſchthum ſtreitig macht. Ein Staatsprincip und ſchwarzweiße Fahnen ſchaffen keine „Nationalität“, wie weit man immer dieſen Begriff faſſen möge. Deshalb iſt auch die Frage müßig, ob Deutſchland in Preußen oder Preußen in Deutſchland aufgehen ſolle. Becker meint, Preußen und Deutſchland decken ſich nicht; der preußiſche Staat kann das Deutſchthum blos in ſeiner vorhandenen Subſtanz abſorbiren; höchſtens würde alſo Deutſchland preußiſch, nicht aber Preußen deutſch. Das ſind Conſequenzen der freierfundenen „preußiſchen Nationalität“. Preußen iſt allerdings kein molluskenartiger Staat, der in einer allgemeinen deutſchen Gallerte aufgehen würde; es iſt ein Staat von feſter Gliederung und feſtem Staatsbewußtſein. Doch er iſt und bleibt der einzige Staat, der Deutſchland decken kann. Seine Nationalität iſt weſentlich deutſch, deutſch ſeine Bildung, wie ſeine ganze geſchichtliche Miſſion; er bringt kein fremdes Element in ein durch ihn geeinigtes Deutſchland, deſſen geiſtige Gegenwirkung von ſelbſt manche Härten des preußiſchen Weſens abſchleifen würde. Was er mitbringt, iſt nur eine ſtahlfeſte, im Feuer glorreicher Siege in zwei Jahrhunderten gehärtete Staatsform, die dem neuen Deutſchland Macht und Anſehen in Europa und einen Eiſenpanzer gegen die äußern Feinde ſichert.

7. Süddeutſchland und der deutſche Nationalſtaat. Von K. C. Planck. Stuttgart, Schaber. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer dieſer Schrift gehört zu den Reformatoren der Staatswiſſenſchaft, die, wie wir aus dem Nachwort erſehen, noch nicht die gewünſchte Beachtung gefunden haben. Er iſt der Anwalt eines organiſchen Berufsſtaats, den er der jetzigen bloßen Erwerbsgeſellſchaft und ihrem bureaukratiſchen Staate gegenüberſtellt, und hat in mehrern Aufſätzen der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift“ über den bureaukratiſchen Staat, die moderne Geſellſchaftsentwickelung u. ſ. f., auch in einem „Katechismus des Rechts oder Grundzüge einer Neubildung der Geſellſchaft und des Staats“, für ſeine neue Staatslehre Propaganda gemacht. Soweit wir aus den Entwickelungen der vorliegenden Broſchüre ſchließen können, iſt die Staatstheorie Planck's nicht neu, ſondern nur eine weitere Ausführung derjenigen Principien, welche bereits Hegel in ſeiner „Rechtsphiloſophie“ aufgeſtellt hat. Hegel wie Planck proteſtiren gegen die Atomiſtik des politiſchen Liberalismus; ſie verlangen ein auf ſtändiſcher Grundlage ruhendes Staatsrecht. Hegel ſagt hierüber: „Der concrete Staat iſt das in ſeine beſondern Kreiſe gegliederte Ganze, das Mitglied des Staats iſt ein Mitglied eines ſolchen Standes, nur in dieſer ſeiner objectiven Beſtimmung kann es im Staate in Betracht kommen.“ So verlangt auch Planck eine Gliederung der Volksvertretung nach den Berufsſtänden, in denen allein die volle Einſicht in ihre berufsmäßigen Aufgaben und deren Bedingungen vorhanden ſei. Dennoch müſſe ſich auch ihre Berathung und Beſchlußfaſſung gliedern und nicht in gleichmäßig allgemeiner Weiſe auf die verſchiedenſten Gebiete erſtrecken. Ebenſo proteſtirt Planck gegen den falſchen Gegenſatz der bloßen Geſetzgebung und der Verwaltung. „Dieſelbe Geſammtheit, in welcher die geſetzgebende Macht liegt, iſt zugleich auch die, in deren Hand die beſtimmte Verwaltung der einzelnen Gebiete ruhte.“ Nach dieſem Princip ſoll auch die Volkserziehung und das Volksſchulweſen regulirt werden.

Ohne Kenntniß dieſer politiſchen Grundſätze iſt der Standpunkt nicht zu verſtehen, welchen Planck in Bezug auf den „deutſchen Nationalſtaat“ einnimmt. Er erkennt die Thatſachen an und ſucht als Conſequenz der jetzigen Bewegung — den deutſchen Einheitsſtaat. Das Streben nach nationaler Macht und Einheit hat geſiegt. Solange indeſſen blos die nationale Einheit und Größe der beherrſchende Zug des Ganzen bleibt, ſolange, meint Planck, müſſe der deutſche Süden nothwendig das untergeordnete Element ſein und ſich als ſolches fühlen:

Wir haben nun einmal unſerer Natur und Geſchichte zufolge nichts, was ſich an nationaler Größe und Bedeutung mit dem deutſchen Norden vergleichen könnte. Nur auf dem geiſtig univerſellen Gebiete deutſcher Bildung und ihrer Hervorbringungen ſind wir dem Norden ebenbürtig. Wie wir ſeit langer Zeit her nur Kleinſtaaten ſind, ſo haben wir auch der nationalen That, die Preußen ſchon in den Freiheitskämpfen vollbracht hat, und dem erſten bedeutungs- und ahnungsvollen Aufſchwung, den es unter Friedrich dem Großen nahm, nichts Gleiches gegenüberzuſtellen. Außerdem ſind wir auch noch Binnenländer und müſſen auch hier wieder die großartigere Entwickelung, die ſich an die See knüpft, zunächſt Preußen und dem Norden überlaſſen. Andere Nationen, wie Frankreich, Italien, England ſind in dieſer Beziehung ſchon durch ihre natürliche Lage gleichmäßiger angelegt. Es iſt alſo eine ganz nothwendige und natürliche Conſequenz, daß in einer Zeit des rein nationalen Strebens Preußen und der Norden die Führung übernahm, und indem er dabei militäriſch wie politiſch obgeſiegt hat, ſo hat er vollends den Süden von ſich abhängig gemacht.

Doch in dieſem ausſchließlichen nationalen Streben ſucht Planck etwas Gewaltſames, äußerlich Mechaniſches und Unfreies:

Eine große nationale Zukunft iſt es, die nach jahrhundertelanger Zerriſſenheit und Schwäche ſich vor uns aufthut. Denn kein Einſichtiger kann ja daran zweifeln, daß die Einheit, die jetzt in dem Norddeutſchen Bunde feſtgeſtellt iſt, bald auch vollends über den Süden ſich ausbreiten und dann ein großes und mächtiges, von neuem Bewußtſein getragenes Ganzes dem Ausland gegenüberſtehen wird. Und dennoch ſo wenig von wirklicher Begeiſterung, ſo vielfach nur tiefer Unmuth oder ein reſignirtes Hinnehmen des unvermeidlich gewordenen Gangs der Dinge? Denn mag man uns noch ſo oft ſagen, daß in dieſer jetzigen Bewegung alles von dem weitern Fortgange zu erwarten ſei, daß ſie hierin das rechte Widerſpiel zu der unreifen und unklaren Aufregung des Jahres 1848 ſei, und einen ganz andern ſicherern Grund gelegt habe als dieſe — das iſt doch nimmer wegzubringen, daß diejenige Einheit, die ſo begonnen hat, die in ihrem Anfange noch mit Gefühlen des Abſcheus gemiſcht iſt, noch nicht die wahre und letzte ſein kann und mit aller äußern Größe noch nicht die bleibende innere Befriedigung bringen wird. Iſt doch in ihr auch von dem durchaus nichts enthalten, was wir in unſerer ganzen frühern Geſchichte als das Größte betrachten müſſen, von einem neuen und ſchaffenden Principe, das die Geiſter ergreift, und das neue Bahnen der allgemeinen Bildung, ſei es nun in Staat und Geſellſchaft, oder in Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt eröffnet! Und am tiefſten müſſen der Natur der Sache nach wir Süddeutſchen es empfinden, wie viel auch innerhalb dieſer Einheit uns noch fehlen wird.

Das Fehlende ſoll eben der Süden ergänzen; er ſoll durch die „innerliche Weiterbildung des rechtlich-bürgerlichen Bewußtſeins des Lebens auch der nationalen Einheit erſt ihre freie und würdige Form, ihre wahre Weihe geben“. Die geiſtige Cultur des Südens ſoll, ähnlich wie

Digitized by Google

der beſiegte Hellenismus das Römerthum, das ſiegreiche Boruſſenthum mit tieferm geiſtigen Inhalt erfüllen. Im Sinn des Verfaſſers aber hat der Süden die Miſſion, die Theorie deſſelben vom Berufsſtaat zu verwirklichen und den einförmigen Bann des Militärſtaats zu brechen. Er ſtellt dem Nationalſtaat noch große geſchichtliche Aufgaben; doch ſein endliches Ziel — bleibt der Berufsſtaat.

Das Urtheil über die Planck'ſche Schrift, die im übrigen durchaus objectiv und gemäßigt gehalten iſt, hängt davon ab, wie man ſich zu ſeiner, hier doch nur in allgemeinen Umriſſen angedeuteten Staatstheorie verhält. Uns erſcheint dieſelbe ſtark mittelalterlich und im Widerſpruch mit dem ganzen Zug der Entwickelung, der die Zeit charakteriſirt. Möglich, daß ſich neue Formen der Gemeinſchaft finden, welche ſich wie kleinere concentriſche Kreiſe in den großen Kreis des modernen Staats einſchieben; eine Rückkehr zum corporativen Ständeweſen des Mittelalters wird keine Panacee ſein, welche die Zukunft in Anwendung bringt.

8. Die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes und die ſüddeutſche, insbeſondere die würtembergiſche Freiheit. Von R. Römer. Dritter Abdruck. Tübingen, Laupp. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer vertheidigt gegen die ſüddeutſchen Föderaliſten und Ultramontanen die Herſtellung des deutſchen Staats durch den Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den Norddeutſchen Bund. Dieſe Vertheidigung iſt eine durchaus ſachliche. Römer analyſirt die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und vergleicht damit die ſüddeutſche, namentlich die würtembergiſche Freiheit. Zunächſt weiſt er darauf hin, daß die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes dieſem gar kein Geſetzgebungsrecht auf dem Gebiet des Verfaſſungslebens der Einzelſtaaten einräumt, ſondern dieſes Gebiet ausſchließlich der Geſetzgebung der Einzelſtaaten überläßt, ſodaß die würtembergiſche Freiheit nicht in Gefahr kommt. Dann fügt er hinzu, daß ein Gut nur derjenige verlieren kann, der es hat, die Würtemberger aber nur ſehr geringe Freiheiten haben, deshalb auch nur ſehr wenig Freiheit verlieren können. Das Wahlgeſetz iſt weit unfreier als das des Norddeutſchen Bundes; die Stände haben das Budgetrecht nicht, das dem Reichstag ohne Beſchränkung eingeräumt iſt; der Schutz der Perſon iſt in Würtemberg gleich null, die Geſetzgebung über die Preſſe mangelhaft, die Preßfreiheit weſentlich beſchränkt, das politiſche Vereinsrecht verneint durch die Befugniß der Regierung, jede unter beſtimmten Vereinsformen oder Satzungen eingegangene politiſche Verbindung „wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung" zu verbieten; die Adminiſtrativjuſtiz hat eine Ausdehnung wie nirgends, und durch den §. 89 der würtembergiſchen Verfaſſungsurkunde, wonach der König das Recht hat, „in dringenden Fällen zur Sicherheit des Staats das Nöthige vorzukehren", iſt dem letztern eine ganz unumſchränkte Dictatur ausgelegt. Die Freiheit ſei alſo kein Gut der Würtemberger, ſondern müſſe von ihnen erſt errungen werden, und zwar im Verein mit dem Norddeutſchen Bunde. Ein deutſcher Reichstag werde ſicher die Freiheit erringen, die Deutſchland braucht und will. Dann beweiſt der Verfaſſer noch, daß nach dem Artikel 4 des prager Friedensvertrags Oeſterreich kein Recht der Einſprache gegen den Eintritt der ſüddeutſchen Staaten in den Norddeutſchen Bund habe. Dieſer Artikel handle nur von dem Südbund, welcher nicht zu Stande gekommen ſei: ein Verdienſt, das dem Großherzog von Baden zugeſchrieben wird. Frankreich hat gar kein Recht des Einſpruchs, es iſt nicht Mitcontrahent; es iſt tiefe ſittliche Geſunkenheit, wenn Deutſche ſich bemühen, ein Recht der Einſprache in die deutſchen Angelegenheiten für das Ausland aufzufinden. Die Beweisführung Römer's iſt ſtrict, präcis, im ganzen unwiderleglich. Es gibt nur einen Standpunkt, der ſich dagegen aufrecht halten kann — das iſt der politiſche Peſſimismus, der geheimſte Hintergedanke ſüddeutſcher Freiheitsbegeiſterung.

9. Nationalität und Freiheit. Eine Widerlegung des Buchs: „Deutſchland nach dem Kriege 1866. Von Wilhelm Emanuel von Ketteler, Biſchof von Mainz". Landsberg a. d. W., Schaeffer und Comp. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Ketteler's Schrift verurtheilt den Krieg des Jahres 1866 auf das entſchiedenſte. Der Biſchof erkennt die Thaten Preußens nur an als „eine ſchmerzliche Zulaſſung Gottes"; das Verfahren Preußens als „eine Politik der Intereſſen und nicht eine Politik der Wahrheit und Gerechtigkeit". Ihm erſcheint der Krieg von 1866 „verwerflich", „ein Sieg der ſchlechten Theorien" u. ſ. w. Der Verfaſſer der obenſtehenden Schrift ſchickt ſeiner Polemik gegen Biſchof Ketteler eine Art von Geſchichtsphiloſophie voraus, welche allerdings etwas zu weit ausholt, um den „Bewunderer des Mittelalters", den Gegner der abſoluten Wiſſenſchaften und des abſoluten Staats zu widerlegen. Im ganzen kann man mit ſeiner Beweisführung einverſtanden ſein. Gegen Principien indeß, die der modernen Wiſſenſchaft und Staatsidee ſo diametral entgegenſtehen, anzukämpfen, iſt ein undankbares Bemühen, da die Männer der Kirche ſich gewiß nicht überzeugen laſſen, die profane Welt aber derartiger Beweiſe nicht bedarf.

10. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutſchen Staatsmann. Darmſtadt, Zernin. 1867. 8. 10 Ngr.

Wie wir aus der Vorrede erſehen, iſt der Verfaſſer dieſer „Tagebuchblätter" bereits verſtorben; der Herausgeber hielt es für eine Pflicht, vorhandene Materialien zur Geſchichte einer ſo intereſſanten Zeit wie die des Sommers 1866 nicht zu unterdrücken. Die Aufzeichnungen ſind aus Frankfurt datirt, wo der deutſche Staatsmann ſich damals aufhielt, und enthalten theils Betrachtungen über die allgemeinen deutſchen Ereigniſſe, theils Schilderungen der Begebenheiten in Frankfurt ſelbſt. „La terreur prussienne" ſpielt hierbei eine große Rolle. Der Verfaſſer ſelbſt ſteht eher auf dem preußenfeindlichen Standpunkte; doch befleißigt er ſich wenigſtens einer möglichſt unbefangenen Kritik und beſtrebt ſich, die unabänderlichen Thatſachen zu acceptiren. In dem Austritt Preußens aus dem Bund nach dem Bundesbeſchluß vom 14. Juni 1866 erblickt der Verfaſſer einen „factiſchen Bundesbruch", während jener Beſchluß ſelbſt doch ganz aus der Competenz des Bundes herausfiel. Im einzelnen enthalten die Blätter manche pikante Mittheilung, wozu wir indeß die Spöttelei über des Grafen Bismarck „dickes Fell" bei Gelegenheit des Blind'ſchen Attentats nicht rechnen. In der Parole Bismarck's: „Blut und Eiſen", ſieht der

Digitized by Google

deutſche Staatsmann einen „ſonderbaren Zweck der menſchlichen Exiſtenz“. Doch ſprach der preußiſche Miniſter nicht davon, ſondern von einem politiſchen Gewaltmittel zum Zerhauen des unlösbar verſtrickten Knotens der deutſchen Verhältniſſe. Die Annexionen, wie ſie ausgeführt worden ſind, hält unſer Staatsmann für einen Fehler. „Entweder keine Scholle, oder ganz Norddeutſchland“ iſt ſein Princip; dabei wird der bekannte Witz von den „Preußen erſter und zweiter Klaſſe“ zu Tode gehetzt.

11. Der Geiſt der neueſten preußiſchen Regierung und ihrer Gegner, gemeſſen an dem Geiſte des alten und des neuen Rom, von F. Koch, preußiſcher Wahlmann. Erſter Theil: Pietät. Neuwied, Heuſer. 1867. 8. 5 Ngr.

Der Titel dieſer Schrift mag einiges Bedenken erregen durch die Ankündigung einer ſo gewagten Parallele; Bedenken, welche durch die Widmung jedenfalls nicht vermindert werden. Dieſe Widmung lautet: „Dem Andenken der Macht des erfindungsreichen und vielerduldenden Idomeneus, Königs von Kreta, und ſeines pfeilkundigen Dieners Meriones, gewidmet mit claſſiſchem Reſpect von dem Verfaſſer.“ Es folgt noch als Motto das bekannte Quos ego mit der Unterſchrift: „Neptunus, Gott a. D.“ Tendenz des Werks und zugleich eine Stilprobe geben die folgenden Sätze:

> Wenn wir von dem Geiſt der neueſten preußiſchen Regierungspolitik und ihrer Gegner reden wollen, gemeſſen an dem Geiſt des alten und des neuen Rom: ſo ſtellen wir uns damit die Aufgabe, die geiſtigſten Potenzen auf letzterer Seite: Pietät, Rechtsſinn, Religioſität in eingehende Erwägung zu ziehen. Die Feſthaltung dieſes Grundgedankens ſoll die Regel dieſer Arbeit ſein. Da Regeln aber veſtaliſchen Jungfrauen zu vergleichen ſind, durch die Rom vermittels Ausnahmen bevölkert werden mußte, ſoll hiermit die Andeutung gegeben werden, daß dies zunächſt von uns ergriffene Maß nicht das höchſte iſt, das ſeine Anwendung hier finden könnte. Im Gegentheil, auch Rom ſelbſt, das lange genug geſtanden hat, ſeit die Veſtalin Rhea Sylvia ihr Keuſchheitsgelübde verletzt hat, hat, wie jedes andere Reich, noch ein höheres Maß, das ihm in dem echten jeſajaniſchen Jungfrauenſohne gegeben iſt, welcher zum Fels wird dem, der auf ihn fällt, und zum Mühlſtein dem, der gegen ſeinen drohenden Heranſturz keine Vorkehrungen trifft, damit er nicht durch denſelben zermalmt werde.

Unſer gelehrter Wahlmann hat das Laſſalle'ſche Erbrecht ſtudirt, deſſen genialer Grundanſchauung er die gebührende Anerkennung zollt. Ihm zufolge iſt intereſſeloſe Willensidentität des Erben mit dem Erblaſſer der Mittelpunkt des alten römiſchen Erbthums. Hier thut ſich für den Verfaſſer eine ausgiebige Parallele auf zwiſchen dieſer römiſchen Grundidee und der Geſchichte der Hohenzollern, die er mit unerſchrockenem Behagen ausführt und mit den folgenden Worten einleitet:

> Die ſpartaniſche Kriegernatur, die das preußiſche Volk mit dem römiſchen gemein hat, gibt uns den Anſtoß, auch nach der Seite des alten römiſchen Erbrechts und der damit auf das engſte verbundenen Pietät, nach einer Parallele im Genius dieſes Volks und ſeiner Fürſten zu ſuchen. Wir können und müſſen den preiswürdigen Stamm der Hohenzollern, nach den Grundanſchauungen des römiſchen Erbrechts, als Erben im ſtrengſten Sinne des altrömiſchen Civilerbrechts, d. h. als geiſtige Willensperpetuirer der Willensintentionen ihrer Vorfahren, mit deren Sacris Verbindlichkeiten und Schulden ſie ſich belaſten, indem die testamentifactio derſelben, um mit Papinian zu reden, nicht privati juris ihres Familienrechts, ſondern vielmehr publici, und zwar nicht blos Borussorum, sed etiam Germanorum iſt, betrachten.

Am Schluß erhalten wir Mittheilungen aus einer kleinen Dichtung des Verfaſſers: „Vom Fels zum Meer“ oder „Borussia Tritonis“, welches in gereimten, aber auf mannichfach wechſelnden Füßen einherlaufenden Odenſtrophen abgefaßt iſt und in welchem der folgende Vers vorkommt:

> Bau deine Feſten und vermehr' die Bataillone,
> Ganz recht, ganz recht,
> Das iſt gewiß nicht ſchlecht,
> Doch fehlen Schiffe, bleibſt du immer — Ohne.

Bei der Oberflächlichkeit, mit der die Tagespolitik in der Regel behandelt wird, muß hier die Fülle von Gelehrſamkeit Staunen erregen, die den Idomeneus, Neptun, Papinian und die Veſtaliſchen Jungfrauen mobil macht, um die gute Sache Preußens zu vertreten. Wir fürchten, daß die Welt undankbar genug ſein wird, dieſen Aufwand gelehrter Kenntniſſe für überflüſſig und verwirrend zu halten.

Alfred Tennyſon's „Enoch Arden“ in zwei deutſchen Uebertragungen.

1. Enoch Arden. Aus dem Engliſchen von Alfred Tennyſon. Ueberſetzt von Robert Waldmüller (E. Duboc). Hamburg, Grüning. 1868. 16. 12 Ngr.
2. Enoch Arden. Von Alfred Tennyſon. Aus dem Engliſchen von Robert Schellwien. Quedlinburg, Huch. 1867. 16. 15 Ngr.

„Enoch Arden“, jene reizende und tief ergreifende poetiſche Erzählung von Alfred Tennyſon, welche ſich in England einer ſo allgemeinen Beliebtheit erfreut, daß ſie beinahe das Eigenthum jeder Familie ausmacht, iſt neuerdings von zwei Autoren kurz nacheinander ins Deutſche überſetzt worden, nämlich von Robert Waldmüller (Edouard Duboc) und Schellwien.

Daß das Gedicht eine ſo angelegentliche Bemühung der deutſchen Literatur verdient, das dürfte außer allem Zweifel ſein. „Enoch Arden“ iſt ein kleines Epos von ſo hinreißender pſychologiſcher Wahrheit, von ſo dramatiſcher Lebendigkeit und Spannung, daß ſich kein Leſer der beſſern Art ſeiner Wirkung zu entziehen im Stande ſein wird. Es feſſelt durch ſeine ſolide, gediegene Darſtellung ebenſo ſehr, wie durch ſeinen Inhalt, der uns einen auf dem Ocean verſchollenen Seemann vorführt, welcher, nach langen Jahren heimkehrend, ſein zurückgelaſſenes Weib als Gattin eines Jugendfreundes wiederfindet und, um dieſen und jene nicht unglücklich zu machen, ſich entſagend in das qualvolle Dunkel ſeines Elends hüllt, bis ein mitleidiger Tod ihn erlöſt.

Von den beiden genannten Ueberſetzungen dürfte die von Robert Waldmüller entſchieden den Vorzug verdienen, da ſie nicht nur in der Form gewandter und glücklicher, ſondern auch vollſtändiger und genauer überſetzt iſt. Ein paar Beiſpiele mögen das belegen.

Robert Waldmüller's Jamben lauten in der Schilderung

Digitized by Google

des Zuſtandes von Enoch Arden, nachdem er ſein ehemaliges Weib an der Seite ihres neuen Gatten geſehen, folgendermaßen:

So wandt' er ſich denn leiſe wie ein Dieb,
Damit nicht unter ihm der Kiespfad knirſche,
Und dann, ſich an der Mauer weiter taſtend,
Daß er nicht ſtolpre und geſunden werde,
Kroch er ans Thor zurück, und klinkt' es auf
Und wieder zu, behutſam wie die Thür
In einem Krankenzimmer, und nun ſtand
Er draußen auf der Heide.
Auf die Knie
Dort wollt' er ſinken, doch ſie waren ſchwach,
Sodaß er auf das Antlitz fiel, die Finger
Der feuchten Erd' eindrückend im Gebet.

Schellwien gibt als Jamben auch folgende Sätze:

Und liebkoſte es zärtlich —
Zu ſprechen aber von ſeinem Plan zu Anna —
Bis in der letzten Senkung das Segel verſchwand —
Sodann an einem goldnen Abend im Herbſt —
Großen und kleinen, ins Haſelholz nach Nüſſen.

Während Waldmüller jedes Wort der engliſchen Dichtung überſetzt und ihm in ſeiner Ueberſetzung zu ſeinem Recht verhilft, läßt Schellwien ganze Stellen aus, weil ſie ihm wahrſcheinlich unverſtändlich oder zu ſchwierig waren. So fehlt z. B. in der Schellwien'ſchen Ueberſetzung das nachſtehend geſperrt Gedruckte ganz:

Just where the prone edge of the word began
To feather toward the hollow...
From his tall mill, that whistled on the waste etc.

Daß Schellwien manches vollſtändig falſch verſtanden und im Sinne verfehlt hat, mag ſich aus nachfolgenden Proben und Zuſammenſtellungen mit dem Waldmüller'ſchen Text ergeben:

It chanced one evening —
Dies änderte ſich eines Abends (ſtatt: „es begab ſich").
At last one night it chanced —
Endlich trat ein Wechſel
In einer Nacht ein (ſtatt: „es begab ſich").

Es iſt alſo hier to chance mit to change verwechſelt. The ghostly „wall", nämlich: die geſpenſtiſche „Küſte", wird bei Schellwien zum „geſpenſt'gen (Schiffs-) Bord".

Keep a clean hearth and a clear fire to me —

lautet bei Schellwien:

Bewahr im reinen Herzen treue Liebe —

bei Waldmüller:

Hüte
Für mich auf reinem Herd ein freundlich Feuer.

Schellwien hat in dieſem Falle hearth für heart genommen. Full-sailor lautet bei Schellwien: „ein ganzer Seemann", ſtatt: „Vollmatroſe". „Peacock-yewtree" gibt er kurzweg als „Taxusbaum", ſtatt: „der Pfau aus (beſchnittenem) Taxus". „Morrow", tags darauf, heißt bei Schellwien „der Morgen". A „limb" was broken (Glied) wird mit „gebrochenem Bein" überſetzt. „Danish barrow" (Hünengrab) wird zu „däniſchem Vieh".

Let them come,
I am their father; but she must not come —

heißt bei Schellwien:

Laß
Sie kommen, doch ſie kommen beſſer nicht —

bei Waldmüller:

Mögen ſie mich ſehen,
Ich bin ihr Vater. Aber ſie ſoll nicht,
Sie ſoll nicht kommen.

Faint as a figure seen in early dawn
Down at the far end of an avenue,
Going we know not where —

lautet bei Schellwien:

Eine Geſtalt, geſehn in früher Dämmrung
Am fernen Ende einer Lichtung, die
Schwindet in unbekannte Ferne —

bei Waldmüller:

Undeutlich, wie im frühen Morgengrauen
Ein Menſchenbild, das fern, an eines Baumgangs
Entlegnem Ende, unſerm Blick entſchwindet,
Wohin? Wir wiſſen's nicht.

Dieſe Anführungen und Vergleiche werden ſicherlich genügen, um der Leſewelt zu beweiſen, daß Waldmüller's Verdeutſchung von Tennyſon's „Enoch Arden" vor der von Schellwien den Vorrang verdient, wenn wir letzterm guten Willen und eifrige Befliſſenheit bei ſeiner Unternehmung auch keineswegs ableugnen wollen.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von Guſtav Kühne's Roman „Die Freimaurer, eine Familiengeſchichte aus dem vorigen Jahrhundert" liegt eine zweite verbeſſerte Auflage vor (3 Bde., Leipzig, Denicke). Wir weiſen auf die eingehende Beurtheilung zurück, welche Adolf Zeiſing über dieſen gediegenen und feinſinnigen Roman bald nach ſeinem Erſcheinen in Nr. 6 d. Bl. f. 1855 veröffentlicht hat.

Karl Gutzkow's Roman „Hohenſchwangau" (Leipzig, Brockhaus) iſt jetzt im Mannſcript vollendet. Sobald er im Druck vollſtändig vorliegt, werden wir auf dieſes umfaſſende Culturgemälde der Reformationszeit eingehend zurückkommen.

Die Autobiographie des amerikaniſchen Sehers und Verkündigers der „Harmoniſchen Philoſophie", Andrew Jackſon Davis, iſt unter dem Titel: „Der Zauberſtab", in einer Ueberſetzung von Gregor Konſtantin Wittig erſchienen (Leipzig, Wagner). Die Ueberſetzung iſt nach der echten amerikaniſch-engliſchen Ausgabe ausgeführt, ein Beweis, welche große Anhängerſchaft der „Spi itismus" in Nordamerika gefunden hat. Das Vorwort zu dem Werk hat diesmal der Verleger, J. S. Brown, geſchrieben — wir wiſſen nicht, ob dies in Amerika allgemeine Sitte iſt, in Deutſchland ſchreiben die Verleger blos die Inſerate und Proſpecten. Es finden ſich in dieſer Vorrede die folgenden pikanten Stellen: „Wir legen dies Buch achtungsvoll dem Publikum vor als eine faſt beiſpielloſe Lebensbeſchreibung, die dabei ganz authentiſch und unwiderleglich iſt. Viele wundervolle Ereigniſſe, welche mit der pſychologiſchen Entwickelung des Herrn Davis verknüpft ſind, werden in dieſem Buche das erſte mal veröffentlicht, und das Geheimniß ſeiner außerordentlichen Gabe wird auf eine neue und höchſt befriedigende Weiſe erklärt und begründet. Wir übergeben es auch in dem Glauben, daß ſeine Seiten mit reinen Empfindungen erfüllt ſind, welche mit Vortheil von Aeltern und Kindern, Lehrern und Schülern, Reformatoren und Philoſophen geleſen werden können. In der That, bei aller ſchuldigen Achtung vor den Anſichten fähiger Kritiker und Gelehrten (deren Urtheile über dieſes Werk noch ausgeſprochen werden ſollen) nehmen wir uns die Freiheit, unſere Meinung dahin

Digitized by Google

auszudrücken, daß jede Klaſſe von Leſern bei ſeiner Durchleſung nicht blos von dem einfachen Pathos und der dramatiſchen Romantik, welche jede Seite durchziehen, ergötzt, ſondern auch mit klarern Anſichten und edlern Zwecken erfüllt werden wird.“ Das Bild des Autobiographen zeigt einen noch jungen Mann mit wohlgepflegtem langem Haupthaar und Vollbart, einer Brille und einem gewiſſen ätheriſchen Ausdruck in den feinen Geſichtszügen.

Die literariſche Statiſtik macht Fortſchritte; ſie begnügt ſich nicht mehr mit der Zahlenangabe der im Druck erſchienenen Verlagswerke und der Klaſſification derſelben nach verſchiedenen Fächern; ſie will jetzt gleichſam das Gras der Production wachſen hören und zieht auch die den Verlegern angebotenen Manuſcripte, mögen ſie nun im Druck erſchienen ſein oder nicht, in den Kreis ihrer Berechnungen. Johann Bloch in Berlin fordert in ſeinem „Centralblatt für den geſammten Preßverkehr Deutſchlands“ die Verleger von Büchern und Zeitungen, ſowie die Zeitungsredactionen zur Ueberſendung der betreffenden Materialien auf, durch welche eine vergleichende Statiſtik der buchhändleriſchen Production und Conſumtion ermöglicht würde. Folgende Punkte ſollen in den Angaben, zunächſt für das Jahr 1867, berückſichtigt werden: 1) Angabe der Titel der in Deutſchland während eines Kalenderjahrs angebotenen Manuſcripte; 2) Beruf oder Stand des Verfaſſers; 3) Staat oder Provinz, denen der letztere angehört; 4) Zahl der angenommenen und abgelehnten Manuſcripte. Bei der unermüdlichen Befliſſenheit der Autoren, ihre Werke an den Mann zu bringen, wird es häufig vorkommen, daß daſſelbe Manuſcript von elf Buchhändlern abgelehnt und erſt von dem zwölften angenommen worden iſt. Das würde jedenfalls etwas Verwirrung in das ſtatiſtiſche Conto bringen. Auch zweifeln wir, daß alle Verleger die abgelehnten Manuſcripte mit Sorgfalt notirt haben. Ueberhaupt glauben wir, daß dieſe Statiſtik zu tief in die Cabinetsgeheimniſſe der Literatur eingreift. Ein Autor, der ſein Manuſcript einem Verleger einreicht, gibt allerdings die unzweideutige Abſicht kund, vor die Oeffentlichkeit zu treten, er macht ſich gleichſam eines conatus ſchuldig. Dennoch hat er das ganze crimen nicht begangen und dürfte wol dagegen proteſtiren, mit ſeinen Privatarbeiten an die große Glocke der Statiſtik gehängt zu werden. Ebenſo würde mancher Dichter ein Recht haben, gegen die Bekanntmachung der zahlreichen Körbe, mit denen die deutſchen Verleger der Reihe nach ſeine Lyrik heimgeſendet, Proteſt einzulegen.

Bibliographie.

Biſchof II., C., Geſchichte der Schöpfung und andere naturhiſtoriſche Begenſtände. Deſſau, Neubürger. Gr. 8. 15 Ngr.

Blankenburg, H., Der deutſche Krieg von 1866. Hiſtoriſch, politiſch und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt. 2te Hälfte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Böltr, Amely, Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen. Hiſtoriſcher Roman. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der deutſche Michael. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Buff, H., Ueber den Entwicklungsgang der Naturwiſſenſchaften. Ein Vortrag. Gießen, Ricker. Gr. 8. 6 Ngr.

Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866 (von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen). Berlin, Voß. Gr. 16. 7½ Ngr.

Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen. Ein Charakterbild aus dem deutſchen Volke und für das deutſche Volk. Wittenberg, Koelling. Gr. 8. 15 Ngr.

Gaedechens, C. F., Geſchichte des Hamburger Rathhauſes. Nach den hinterlaſſenen Vorarbeiten des J. M. Lappenberg bearbeitet. Herausgegeben von dem Verein für hamburgiſche Geſchichte. Hamburg, Mauke Söhne. 1867. Gr. 4. 2 Thlr.

Geſchichte des Königreichs Hannover von der älteſten bis zur neueſten Zeit. Dem Volke wahrheitsgetreu erzählt. 1ſte Lief. Leipzig, Minde. 8. Ngr.

Gieſebrecht, L., Schillers Bild in Stuttgart. Ein Vortrag, im Frauenverein der Guſtav-Adolf-Stiftung gehalten. Stettin, v. der Nahmer. 8. 5 Ngr.

Gieferd, W. E., Römerſpuren an der Lippe, aufgedeckt von den Herren F. W. Schmidt, Freih. v. Zuydtwyck, L. Hölzermann und F. Hülſenbeck. Paderborn, Junfermann. 8. 2½ Ngr.

Grothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. 4ter Bd.: Onkel Dickchen. Theater-Roman. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.

Ginal, J. N., Der Opfertod Jeſu, nach dem Berichte der vier Evangeliſten erklärt und betrachtet. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Hahn, L., Zwei Jahre preußiſch-deutſcher Politik 1866—1867. Sammlung amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen, von der Schleswig-Holſteinſchen Kriſis bis zur Gründung des Zoll-Parlaments. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, C., Fortſchritt und Rückſchritt in den zwei letzten Jahrhunderten geſchichtlich nachgewieſen, oder Geſchichte des Abfalls. 3ter Bd. Die Verſuche zum Aufbau einer neuen Weltordnung auf dem Boden des Abfalls von 1800 bis 1866. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hoffmann, F., Ansprache an die Verehrer und Freunde der Baader'schen Philosophie in den Staaten Europas und vereinigten Staaten Amerikas. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jacoby, J., Das Ziel der deutſchen Volkspartei. Rede, vor ſeinen Berliner Wählern am 30. Januar 1868. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Jaenſch, B., Die Preſſe, ein Stück moderner Verſimpelung von Joſ. Lukas, beurtheilt und gewürdigt. Regensburg, Manz. 8. 6 Ngr.

Köſter, H., König Wilhelm und ſein Heer, in Gedichten. Berlin, Hertz. 8. 8 Ngr.

Ilowaisky, D., Kurzgefaßte Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, mit vorzugsweiſer Berückſichtigung der innern Zuſtände. Nach der 7ten Aufl. der „Краткie очеркъ Русской Исторiи“, mit Genehmigung des Verfaſſers überſetzt und mit Erläuterungen und Zuſätzen verſehen von A. v. Fabricius. Reval, Kluge. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jocham, M., Joſ. Ant. Gehr, Domkapitular in Augsburg. Ein Lebensbild. Augsburg, Kollmann. 1867. 12. 10 Ngr.

Kleinſteuber, H., Das Geheimniß der Schatulle. Roman. 2 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 2 Thlr.

Lambert, E. M., Die ältere Geſchichte und Verfaſſung der Stadt Erfurt. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Städteweſens im Mittelalter. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 26 Ngr.

Langenberg, E., Adolph Dieſterweg. Sein Leben und ſeine Schriften. Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben. 2ter Thl. Dieſterweg in Berlin. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 18 Ngr.

Lavergne-Peguilhen, M. v., Die conſervative Sociallehre. Mittelſt Erörterungen von Tagesfragen erläutert. 1ſtes Heft. Die Concurrenz und die Gliederung der Staaten. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 15 Ngr.

Leixner-Grünberg, Gedichte. Graz, Leuſchner u. Lubensky. 8. 16 Ngr.

Lippe-Weissenfeld, E. Graf, Fridericus Rex und sein Heer. Ein Stück preussischer Armeegeschichte. Berlin, Voss. Gr. 8. 20 Ngr.

Dr. Friedrich Locher. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 9 Ngr.

Lubojatzky, F., Die Tochter des Eierkönigs. Hiſtoriſcher Roman. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lundeburg, A., Bilder aus meiner Praxis. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines ſchwediſchen Arztes. Deutſch von A. Kretzſchmar. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Deutſche Männer. Bilder aus der Geſchichte des deutſchen Volkes. In 20 Lief. 1ſte und 2te Lief. Teſchen, Prochaska. Lex.-8. à 3 Ngr.

Marlitt, E., Das Geheimniß der alten Mamſell. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 2 Thlr.

Monatſchrift für Forſchung und Kritik im Bereich der drei weltlichen Facultäten. Organ der Cogitanten-Akademie. Herausgegeben und redigirt von E. Loewenthal. Jahrgang 1868. 12 Hefte. Dresden. Gr. 8. Vierteljährlich 1 Thlr.

Mühlbach, Louiſe, Geſchichtsbilder. Hiſtoriſche Novellen. 3 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, O., Die zwei Krüglein. Eine Erzählung. Braunſchweig, Weſtermann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mund, E. D., Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. Fortſetzung der Erlebniſſe eines Arztes. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nascher, S., Die Sentenz bei Juden und Arabern. Eine vergleichende Studie. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oſer, F., Theodor Meyer-Merian. Literariſche Skizze. Baſel, Schweighauſer. 16. 5 Ngr.

Otto, F., Ernſt Wilh. Arnoldi, der „Vater des deutſchen Verſicherungsweſens“. Lebensbild eines deutſchen Kaufmanns und Patrioten aus der 1ſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 10 Ngr.

Pentameron, Bilder aus Rußland und dem Kaukaſus von Lermontoff, Druſchinin, Goloſoff, Michaileff und Gogol. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ransonnet, Baron E. v., Ceylon. Skizzen seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens in den Ebenen und Hochgebirgen und Untersuchungen des Meeresgrundes mit der Taucherglocke nahe der Küste. Vollständig in 20 Lieferungen. 1ste Lief. Braunschweig, Westermann. Fol. 15 Ngr.

Scherr, J., Das Trauerſpiel in Mexiko. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwalb, M., Der alte und der neue Glaube an Chriſtus. Ein Vortrag. Bremen, Geſenius. 16. 5 Ngr.

Senff, E., Wider das moderne Parteiweſen im Lehrerſtande. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Staats-Archiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart. In fortlaufenden monatlichen Heften herausgegeben von L. K. Aegidi und A. Klauhold. Jahrgang 1868. 12 Hefte. Hamburg, O. Meissner. Lex.-8. 5 Thlr.

Strom, M., Iſt der Menſch ein Thier? Aachen, Jacobi u. Comp. 1867. Lex.-8. 5 Ngr.

Süddeutſchland, zunächſt Bayern, und der norddeutſche Bund. München, L. Finſterlin. Gr. 8. 4 Ngr.

Töppen, M., Antiquariſche Aufſätze zur Geſchichte Preußens. Danzig, Bertling. Gr. 8. 15 Ngr.

Trollope, Frances Eleanor, Mabel's Laufbahn. Roman. Aus dem Engliſchen von Helene Lobedan. 2 Bde. Einzige autoriſirte deutſche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von der Volſenz. I. Same und Frucht. Ein Mahnwort an's Chriſtenvolk. II. Reißt doch die Schule von der Kirche los! Linz, Danner. 8. 10 Ngr.

Weilen, J., Dramatiſche Dichtungen. 1ſter und 2ter Bd. Leipzig, Hartleben. Gr. 16. à 20 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Deutſche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutſche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) erſucht, ihre Beſtellungen baldigſt bei den betreffenden Poſtämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Ueberſendung ſtattfindet.

Ueber die Sitzungen des norddeutſchen Reichstags und des Zollparlaments wird in beſonders eingehender Weiſe berichtet werden.

Die Richtung der Deutſchen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieſelbe wie bisher: als ein entſchieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird ſie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Geſetz“ zur alleinigen Richtſchnur ihres Auftretens nehmen.

Die Deutſche Allgemeine Zeitung erſcheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird ſie mit den nächſten nach Erſcheinen jeder Nummer abgehenden Poſten verſandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inſerate finden durch die Deutſche Allgemeine Zeitung die weiteſte und zweckmäßigſte Verbreitung; die Inſertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal geſpaltenen Zeile (unter „Ankündigungen“) 1½ Ngr., einer dreimal geſpaltenen (unter „Eingeſandt“) 2½ Ngr.

Zeitſchriften für 1868

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Monatsſchrift zum Converſations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Dieſe beiden Zeitſchriften gehören zu den geachtetſten und gediegenſten der deutſchen Journalliteratur und ſind jedem Leſecirkel, jedem vom gebildeten Publikum beſuchten öffentlichen Local zur Anſchaffung zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern. Probenummern ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt 6⅔ Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas“ empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt und so die glückliche Mitte hält zwischen Schulatlanten und umfangreichen Kartenwerken. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass sofort eine zweite Auflage nöthig wurde, welche jetzt vollständig vorliegt. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Das Werk ist auf einmal cartonnirt oder gebunden, aber auch nach und nach in 6 Lieferungen à 1 Thlr. durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indiſches Schauſpiel von Kalidaſa.

Deutſch metriſch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte durchgeſehene Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Edmund Lobedanz' deutſche Bearbeitung des indiſchen Schauſpiels „Sakuntala“, das ſich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetiſchen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt. Das Buch, ſoeben bereits in dritter Auflage erſchienen, eignet ſich bei ſeiner eleganten Ausſtattung beſonders auch zu Geſchenken.

In Bearbeitung von Lobedanz erſchien ebendaſelbſt:

Urvaſi. Indiſches Schauſpiel von Kalidaſa. Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

König Nal und ſein Weib. Indiſche Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Brockhaus'
Converſations-Lexikon.

Elfte Auflage.

In 150 Heften à 5 Sgr. oder in 15 Bänden à 1⅔ Thlr. (gebunden in Leinwand à 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz à 2 Thlr.) Preis des vollſtändigen Werks 25 Thlr.

Brockhaus' Converſations-Lexikon wird nicht nur von keinem andern an Gediegenheit der Bearbeitung erreicht; es verdient auch deshalb den Vorzug, weil es in der gegenwärtigen elften Auflage unter allen das neueſte iſt. Bis zum Herbſt d. J. wird die elfte Auflage vollſtändig ſein.

Beſtellungen auf das Werk, in Heften oder Bänden, und nach oder auf einmal zu liefern, werden von jeder Buchhandlung ausgeführt. Proſpecte gratis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1868.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Neue Gedichte. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Engliſche Urtheile über Heinrich von Sybel's „Geſchichte der Revolutionszeit von 1789—95".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Gedichte.

1. Auf der Scholle. Elegien von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 1867. 8. 15 Ngr.

Dieſe Elegien ſind Gedankendichtungen in der Form von Diſtichen und entſprechen daher dem Begriff der Elegie in jener weitern Faſſung, wie ſie von der Poetik der Gegenwart feſtgehalten werden ſollte. Man könnte ſie indeß ebenſo gut Idyllen nennen; denn ſie ſind aus dem Vollgefühl des Familienglücks herausgedichtet und von dieſem Mittelpunkt aus werden die Radien des Gedankens weit hinausgezogen nach allen Seiten.

Uns iſt Stephan Milow bereits aus ſeinen „Gedichten" als ſinniger Poet bekannt. Sein Denken und Empfinden iſt klar und geſund, und er weiß ihm einen beſtimmten, meiſt von rhythmiſchem Taktgefühl getragenen Ausdruck zu geben. Nicht immer zwar erreicht er die gleiche Prägnanz, oft ſchleichen ſich mattere Wiederholungen ein; auch unter dieſen 50 Elegien finden ſich einzelne, die uns nur die abgeſchwächte Spiegelung eines früher mit mehr Schärfe ausgeprägten Gedankens zeigen. Doch in den gelungenen Gedichten zeigt ſich männlicher Sinn, dichteriſche Wärme und ein edler, die Form beherrſchender Schwung, ſodaß wir durch dieſelben reichlich für dieſe oder jene Elegie entſchädigt werden, welche des harmoniſchen Zuſammenklangs von Form und Inhalt entbehrt. Gern folgen wir den Gedankengängen des Dichters, welche zunächſt Weib und Kind in anmuthiger Naturumgebung beſingen, dann aber über das Verhältniß des einzelnen zur Welt und zu Gott, über Krieg und Frieden, Völkerfreiheit, das Los der Menſchheit ſich in weitergreifenden Reflexionen ergehen:

Wie nur kommt es? Ich dachte, dem lärmenden Leben entflohen,
Heimlich zu ſingen das Glück, welches die Liebe gewährt;
Weib und Kind nur wollt' ich im Lied ſtill jubelnd umfangen,
Doch der umfriedete Kreis wuchs ins Unendliche mir.

Milow beginnt mit der Darſtellung idylliſchen Vollglücks:

Komm, hier quillt die Natur! Durch ſchützend verſchlungene Zweige
Dringet ſo viel nur des Lichts, daß es dich lieblich verklärt.
Hier laß fröhlich uns ſitzen, den lieblichen ſchlafenden Knaben
Lulle du ſanft im Schos, bis er zum Schlummer erwacht.
Blüten des Windlings ſchwanken erglühend ob unſeren Häuptern,
Süßen, berauſchenden Duft fächelt ein Lüftchen uns zu;
Fliegen umſchwärmen uns glitzernd, es zwitſchert ein Vogel im Buſchwerk,
Sieh, die ganze Natur dränget zu uns ſich heran!
Innig erbebt uns die Seele, es ſuchen ſich unſere Lippen,
Ueber dem ſchlafenden Kind wölben zum Kuſſe wir uns.
Glückliches Los, in der traulichen Enge des eignen Beſitzes,
Mit den Geliebten vereint, Dauerndes ſtille zu baun!

Doch in dies Glück hinein dringt ferner Kriegslärm:

Halte mich feſt, noch hab' ich das Recht, dir ſelig gehörend,
Hier auf dem blühenden Fleck Hüter des Friedens zu ſein.

Ueber die Berechtigung des Kriegs ſinnt er nach:

Schön iſt's, flammenden Muthes im bunten Gewühle zu kämpfen,
Als ein Streiter des Herrn für des Gerechten Triumph.

Und ſo wendet er ſich in der vierten Elegie gegen den verblendeten Eifer, den Ehrgeiz einzelner Mächtiger, welche den Mann in den Kampf fortſpornen:

Bringet Erlöſung der Welt, bringt Heilung den freſſenden Uebeln,
Dann mag raſſeln das Schwert, Blumen zertreten der Fuß,
Dann ſei jeglicher Bau des Friedens zertrümmert, und prächtig
Blühe das Leben verjüngt aus der Zerſtörung empor.

Wir gehen von der Anſicht aus, daß auch ein ſolcher lyriſcher Cyklus einer gewiſſen Architektonik nicht entbehren darf, und daß, wenn auch nicht nach den ſtrengen Geſetzen dramatiſcher Steigerung, doch in Bezug auf die Elemente, die er in ſich hereinnimmt, ein ſtufenweiſer

Digitized by Google

Aufbau den künſtleriſchen Eindruck erhöht. Milow kommt auf die Gedankengänge ſeiner vierten Elegie in der fünfundvierzigſten wieder zurück: er vernimmt wieder den brauſenden Kriegslärm, wendet ſich gegen den anſtachelnden Ruf der Großen u. ſ. w. So frei auch die Elegie ihre Gedankenfäden herüber- und hinüberſpinnen kann, ſo dürfte ein zweimal ſich wiederholendes Motiv, welches dieſelbe Vorſtellungsreihe über die Schwelle des dichteriſchen Bewußtſeins hinaufführt, doch vom Uebel ſein. Wir glauben, die Compoſition des Cyklus hätte weſentlich gewonnen, wenn dieſe Kriegsdrohung nicht an der erſten, ſondern an der letzten Stelle und zwar als beſtimmendes Schlußmotiv aufgenommen wäre, durch welches der Frieden und das Glück der Idylle zerſtört würde. Dann wäre Handlung und Bewegung in das Ganze gekommen und die Betrachtungen des Dichters hätten nicht blos den Werth ſinniger Reflexionen, ſie wendeten ſich dann unmittelbar an die theilnehmende Empfindung. Ebenſo wiederholen ſich in der ſechsundvierzigſten Elegie die Betrachtungen über die Freiheit, denen wir ſchon in der einundzwanzigſten begegnen. Eine knappere Oekonomie und ſorglichere Gruppirung würde die künſtleriſche Bedeutung des Gedichtcyklus erhöht haben.

In den einzelnen Elegien findet ſich indeß des Trefflichen viel, z. B. der Preis der Vergänglichkeit:

Laſſe der Zeit nur ihr Recht, wie viel des Geſchaffnen ſie tödte,
Wünſche dem Einzelnen nicht dauernden gleichen Beſtand.
All die Geſtalten und Formen, du laß ſie im ewigen Wechſel
Unter dem ruhenden Aug' ſchwinden und wieder erſtehn.
Zeigt dir das zarte Geäder der leicht aufſpraſſenden Blüte
Nicht, ſo hold es erfreut, daß es zum Welken gemacht?
Und der ſummenden Fliege wie kann ihr Beſſeres werden,
Als mit dem Strahle vergehn, welcher ſie morgens erſchuf?
Nichts ſchmückt ſchöner den Tag als ſeine verlöſchenden Gluten,
Welche, getaucht durch die Nacht, mild ſich am Morgen erneun.
Und die herrliche Pracht des treibenden, ſchwellenden Frühlings
Rührt im Anhauch nur ihres Entſchwindens ſo tief.
Alles bekrönet der Tod und all das blühende Leben,
Das dich entzückt, es iſt eben des Sterbens nur werth.

Die Verherrlichung des „Weltſchmerzes“ in würdiger Auffaſſung (Nr. XXV), das Winterbild (Nr. XXXV), die Neujahrsgnomen (Nr. XXXVIII):

Werden wir niemals klug! Wie oft uns die Menſchen betrügen,
Weiſen die Lehre wir ab, Liſt zu vergelten mit Liſt.
Welcher Verrath uns trifft, nie zeug' er im Innern uns Mistraun,
Stechen uns zehn ins Herz, glauben dem elften wir noch.
Eigenem Vortheil blind, hochachten wir jenen des Nächſten,
Wo wir verwundbar ſind, wiſſe der Feind wie der Freund.
Bleiben wir Menſchen, bewußt des beſſeren höheren Fühlens,
Das der erſchaffende Gott bald uns gelegt in das Herz.
Einfalt wahren wir uns, mag Tücke und Falſch uns umlauern,
Hangen wir am Ideal, ernten dafür wir auch Spott.
Und ſo ſtehn wir lächelnd, Beſtohlne, im Weltengewirre,
Schaun nach den Sternen, derweil andre verſorgen ihr Haus.

Der Geiſt, der dieſe Elegien durchklingt, iſt ein Pantheismus, der ſich eins fühlt mit dem All, ohne ſchwächlich in das All zu zerfließen, der ſich die volle Bedeutung des eigenen Selbſt und die Energie der That wahrt. Der dichteriſche Ausdruck gewinnt an vielen Stellen den Metallklang echten Lapidarſtils, ſodaß einzelne dieſer Diſtichen an die Goethe'ſchen erinnern. In den Hexametern ſind die Trochäen nicht ängſtlich vermieden, doch werden ſie nur hin und wieder ſtörend, z. B.:

Dieſer verſteht es jedoch nicht ſo! Sobald er nur herrſchet.

Hier iſt das doppelte „ſo“, von dem unſchönen Klang abgeſehen, ein ſehr ſchwächlicher Trochäus. Die Pentameter klingen bisweilen ſchwächlich aus, indem Nebenwörter oft durch Inverſionen in den Schluß geſetzt ſind, die dem Anprall der Daktylen keinen entſprechenden Halt entgegenſetzen:

Schaffen und ſtreben vereint, ohne zu drängen ſich je —
Jeden im ſel'gen Bemühn, immer zu heben ſich noch.

Ein falſcher Pentameter iſt:

Und — o Zwieſpalt! — ſtumm gilt es tragen das Joch.

Hier fehlt der Daktylus, wo er unerlaßlich iſt, doch ſcheint das mehr ein lapsus calami zu ſein, der durch „ertragen“ ſtatt „tragen“ leicht beſeitigt wäre. In der Sprache finden ſich einzelne Neubildungen, die nicht immer glücklich ſind: das Wort „füllig“ kommt öfters vor; „verſchänden“, „zerſtirbt“ und ähnliches.

2. Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern von Robert Hamerling. Zweite, um die Hälfte vermehrte Auflage. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Dichter des „Ahasverus in Rom“ und mehrerer Gedankenſymphonien hat mit Recht in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; er iſt ein Lyriker, der ſich nicht blos des anmuthigen Minneſangs befleißigt, ſondern des großen Stils in der Lyrik, der faſt auf den Ausſterbeetat geſetzt iſt, und auch dieſe neu herausgegebenen und weſentlich vermehrten Jugendgedichte zeigen, daß Hamerling zu den wenigen neuern Dichtern gehört, die ſich unſern Odenſängern in Bezug auf geiſtigen Aufſchwung und gehobene Dichtweiſe anſchließen.

Das vorliegende Bändchen enthält eine große Zahl von Gedichten, die man zu den Oden rechnen muß. Nur wenige dieſer Oden ſind in den antiken Strophen gedichtet; die Mehrzahl derſelben iſt in jenen rhythmiſch-freien und dabei reimloſen Ergüſſen gehalten, wie ſie etwa Heine in ſeinen „Nordſeebildern“ anwandte. Es ſind im Grunde Jean Paul'ſche Streckverſe, nur nach einem rhythmiſchen Taktgefühl gemodelt, das aber doch hin und wieder den Dichter und den Leſer im Stich läßt. Wir ziehen dieſe Formloſigkeit zwar noch der verzwickten Metrik vieler Klopſtock'ſchen und Platen'ſchen Oden vor, die mit ihren zermalmenden Moloſſen und unmöglichen Pyrrhichien die Zunge zerbrechen, möchten ſie aber keineswegs als Muſter empfehlen. Der Wechſel gereimter Rhythmen iſt für größere getragene Dichtungen und ſchwunghaften Stil bei weitem vorzuziehen; ein ſtimmungsvolles Anſchmiegen läßt ſich nicht nur durch den Wechſel der Metren ſelbſt, ſondern ſchon durch den Wechſel der Füße bei Durchführung deſſelben Metrums erreichen, wie Schiller's Gedicht: „An die Künſtler“, beweiſt.

Doch wie wir auch über die äußere Form mit dem Dichter rechten mögen, der Inhalt ſeiner Oden entſpricht ganz den Anforderungen, die man an dieſe Dichtgattung ſtellen darf. Kühne Bilder, mit einzelnen, aber gewaltigen und prägnanten Zügen hingezaubert, kühne Gedankenverbindungen, welche über ausgelaſſene Mittelglieder hinweg die Phantaſie im Vollgefühl ihrer Freiheit von einer Höhe zur andern führen, ſind allen dieſen Oden eigen. Was ſie aber beſonders als eine Eigenthümlichkeit

Digitized by Google

des Dichters kennzeichnet, iſt ein ſymphoniſcher Schmelz, eine gewiſſe Weichheit und Ueppigkeit der Farbengebung, welche indeß das Bedeutende und Grandioſe nirgends herabſtimmt. Wenn auch die Phantaſie bisweilen auf einer Alpenmatte ausruht, um ſo mächtiger erhebt ſie ſich dann wieder zum Flug nach den hochragenden Gletſchern.

Auch zeigt ſich ein Unterſchied dieſer jüngſten Odendichtung von dem Brauch der frühern. Man verlangte für die Ode den „großen Gegenſtand", wie für die Tragödie, den Gegenſtand, „der den tiefſten Grund der Menſchheit aufzuregen vermag". Es iſt dies ein gutes Recht der Ode, aber keineswegs eine ausſchließende Pflicht derſelben. Man kann auch das kleinſte Object sub specie aeterni anſehen und ihm Schwingen borgen, die es in die Sphären höchſter Gedankendichtung tragen. Bei dem Anblick einer „Genziane", die wie ein träumendes Kind am Mantelſaum des Höchſten ruht, gedenkt Robert Hamerling der Kämpfe, mit denen er ſich emporgekämpft zum Herzen des Höchſten, und ſchildert ſchwunghaft, wie er an ſeinen Schleiern gezerrt hat und ihn beim Namen gerufen:

O Blume, heilig biſt du,
Selig und rein;
Doch heiligt, was er berührt, nicht auch
Der zündende Schickſalsblitz?
O blicke nicht allzu vorwurfsvoll mich an,
Du ſtille Träumerin:
Ich habe gelebt, ich habe gelitten!

Ein „geblendeter Vogel" begeiſtert den Dichter zu einer dithyrambiſchen Form des Geſangs:

Beſſer iſt's, blind ſein und ſchmetternd ſich
Ausleben in Geſang, als ſehend und ſtumm
Hingehn durch eine blühende Welt
Voll Schönheit. Arm iſt ein blicklos Aug',
Aermer ein tonlos Herz, in deſſen Saiten nicht widerhallet
Ein Himmliſches. Mitten in den Zerſtörungen
Dahingewelkter Pracht ſteht aufrecht des Geſangs
Blumenkrone, ſchönerer Tage Denkmal und zugleich
Ein Irisbogen der Zukunft,
Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinziehn ein Erkorener,
Dem hold die Lippe tönt, ihm iſt das Höchſte
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einſam, ſteht
In Finſterniſſen der Stern des Lieds und übergießt
Mit mildeſten Blüten des Lichts
Der Welt Oede. Laß ſtill
Fortleben, o Herz, die ſchönere Zeit
In Klängen, ob auch öde die Mitwelt iſt,
Denn alles Schöne muß untergehn,
In Klängen rettet es aber
Süßer Geſang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

Und ſelbſt „ſein Eichhörnchen", ſein im Meer begrabenes Eichhörnchen gibt ihm den Stoff zu einer Ode, die allerdings nicht im reinen, ſondern im Barockſtil gehalten iſt, indem nur hin und wieder erhabene Klänge klar angeſchlagen ſind, ſonſt aber die hochtönende Feier des kleinen genrebildlichen Begebniſſes einen parodiſtiſchen Eindruck macht.

Es ſind meiſtens Naturbilder, die der Dichter, indem er ſie mit großer Seele und tiefſinniger Deutung erfaßt, in das Bereich der Ode erhebt. Ein Hauch heißer, dumpfer Ueppigkeit athmet durch die „Lenznacht im Süden". Dieſe Ueppigkeit prägt ſich in den Vergleichungen aus, in denen das tertium comparationis nicht immer verſtandesklar iſt, ſondern nur durch eine von dem Dichter bereits mächtig angeregte Stimmung hindurchempfunden werden kann:

Wenn aber nun
Der ſprühende Sonnenhymnus
Verklungen iſt und purpurn die See glänzt,
Da ſchlägt die Schlummernde
Die ſonnemüden Augen wieder auf,
Mit Wolluſt trinkt ihr ſchwellender Buſen
Meerfriſcher Abendlüfte labenden Strom,
In weichen Bewegungen
Aufbebt ihr üppiger Leib, wie einer Schönen,
Die, von der Nachtigall aus erſtem Schlummer geweckt,
Mit pochender Bruſt
Und lodernden Augen den Freund erwartet,
Bei Sternenſchein,
Im blütenberauſchten Garten.

Eine gleiche Ueppigkeit durchweht die Ode, welche den „gliederlöſenden Sirocco" feiert, hier wird ſie zugleich als der Mutterſchos des Schönen verherrlicht:

Sie ſagen, Müdigkeit triefe von ſeinen Schwingen
Und lähme, weich-einſchmeichelnd, ſchaffende Thatkraft;
Ich aber lieb' ihn:
Himmliſche Müdigkeit iſt Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreiſt um die Gipfel des Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenroth —
Du, müder Schwan,
Der hinſchmilzt in ſüßen Geſängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du biſt der Vogel Apollon's!

Dieſe Ode berührt indeß eine Achillesferſe unſers Dichters, wir finden auch in ſeinen Liedern oft etwas weichlich Erſchlaffendes, ſelten erſcheint ſeine Muſe gepanzert vom Wirbel bis zur Zehe, auch die farbenprächtigen Wolluſtſcenen des „Ahasver in Rom" deuten auf die Vorliebe für ſybaritiſche Stimmungen. In dem „Bergſtrom" windet ſich aus einer weit ausgeführten Allegorie im Odenſtil der Schlußgedanke heraus:

Hell und lange leuchten den Glücklichen
Des Schickſals Sterne: doch ſchön iſt auch
Kurzer Lebenspfad, die Welt nur im Traume genoſſen, früher Erguß ins Unendliche.

Daß der Odenſtil bei einer geſchloſſenen und durch den Reim klangvoller ausgeprägten Form nicht verliert, beweiſt das folgende Gedicht, welches vielleicht die ſchönſte und tiefſte Ode der Sammlung iſt:

In ſternloſer Nacht.

O Todesreigen im Lebensglanz, ich ſeh' deine Kränze flattern:
Ein Glockenſchlag, ein Windeshauch, raſch werden ſie dir zu Beſtattern!
Mich täuſchet es nicht, das große Geſpenſt, die Welt, in unendlicher Oede:
Ich nah' ihr, ein Hamlet, ich rufe ſie an: Nachtwandelnde, ſteh mir Rede!
Fragwürd'ge Geſtalt, wer biſt du wol? Von wannen kommſt du? O ſag' es!
Wie ſteigſt du herauf aus den Grüften des Nichts in die Dämmrung des irdiſchen Tages?
Was willſt du mir im Reiche des Tods, hellgleißende Lebenslüge?
Was wollt ihr, Himmel und Erde, mir, Lenzblüten und Sternenzüge?

Digitized by Google

Es ſpielt das Licht um die Weltengruft, wie der Mond um Kreuzgangfenſter:
Von welchem vermoderten Gottesreich ſind wir die bleichen Geſpenſter?

Auch das Gedicht: „Nachtfeier“, in gereimten achtfüßigen Trochäen, hat echten Odenſtil.

Als Liederdichter verleugnet Robert Hamerling nicht den Gedankenreichthum ſeiner Oden, wenn er denſelben auch in leichtere melodiſche Formen kleidet. Er iſt kein Dichter der Naturlaute, ſeine Lieder ſind nicht nach den Muſtern aus „des Knaben Wunderhorn“ componirt; ſie haben keine volksthümlichen Refrains, keine Sangbarkeit, nichts Schlichtes und Inniges, das ſich an das Empfinden der großen Menge wendet. Es iſt immer eine bedeutende dichteriſche Perſönlichkeit, die ſich auch in den Liebesempfindungen und im Liebesrauſch nicht verleugnet. Ebenſo wenig iſt Hamerling ein Dichter der „keuſchen, blonden Minne“, von der nur Gott im Himmel weiß; er beſingt den gärenden Trank olympiſcher Wonne, den jauchzenden und bangenden Entzückungstaumel, und wenn der Dichter die Geliebte bittet, ſeine Sehnſucht nicht mit lauem Gruße, nicht mit flüchtiger Erwarmung zu ſtillen:

Stille ſie mit heißem Kuſſe,
Feſſelloſer Glutumarmung —

ſo charakteriſirt er damit ſeine Liebespoeſie im Gegenſatz zu Emanuel Geibel und den andern Lyrikern, die in die Fußſtapfen dieſes Dichters treten und die Liebe nur als ſeeliſche Empfindung ohne die Glut ſinnlicher Leidenſchaft darſtellen. Welche Melodie und Muſik die Hamerling'ſchen Lieder beſeelt, mag das folgende beweiſen:

Laß die Roſe ſchlummern,
Und die Wellen auch,
Alle laß ſie ſchlummern,
Nächt'ger Windeshauch!
Alle ruhn ſie gerne
Unterm Himmelsdom:
Herzen, nah' und ferne,
Blume, Wald und Strom!

Störe nicht des holden
Traumes Wanderzug,
Der die Schwinge golden
Regt zum Niederflug,
Deſſen Schlummerweiſe
Durch die Welten zieht,
Wunderſam und leiſe,
Wie ein Sternenlied.

Ineinanderbeben
Läßt ſein Flügelſchlag
Alles Einzelleben,
Das getrennt der Tag.
Drum zu früh nicht ſtöre,
Die ſo bald entfliehn,
Dieſer Schlummerchöre
Traumesmelodien!

Die beiden erſten Strophen dieſes Gedichts ſind von ſeltener, klarer Schönheit, auch ganz dem Charakter des Liedes entſprechend. In der dritten durchbricht gleichſam der philoſophiſche Odendichter den Zauberbann des Liedes; das „Ineinanderbeben“ iſt für das Lied eine zu kühne Wortbildung und mit dem „Einzelleben“ gerathen wir gar auf die Sandbank der philoſophiſchen Proſa.

Von hoher Formvollendung und einer ſelbſttönenden Muſik, welche die muſikaliſche Begleitung und Compoſition ausſchließt, ſind auch die Liebesdithyramben mit den gleitenden Reimen, namentlich die zweite:

Ihr Auge.

Ach, jene mächtig lodernden,
In aller Näh' und Ferne
Den Zoll der Liebe fodernden,
Tiefdunklen Augenſterne,
Sie ſchleudern, wie der prächtige
Demantne Sternenkranz,
Ins ird'ſche Graun, ins nächtige,
Der Schönheit Wunderglanz.

Sie glühn, als geiſtdurchleuchtete
Kryſtallne Zauberbronnen,
Von ird'ſchem Thau befeuchtete,
Gedämpfte Himmelsſonnen!
Mir iſt, als ob ſich ſpiegelte
Im Wunder ihres Scheins
Das nie ſo rein entſiegelte
Geheimniß höchſten Seins:

Die Welten, ſie durchdringen ſich,
Und ſeit dem erſten Werde
In Liebesdrang umſchlingen ſich
Der Himmel und die Erde;
Doch ſchöner nie entzündete
Sich dieſer hohe Bund,
Als er ſich mir verkündete
In deines Auges Grund!

Ein ſo eigengearteter Poet, deſſen Muſe theils auf das Große und Schwunghafte hingewieſen iſt, theils ſich im Ueppigen und Verführeriſchen gefällt und bei dem die Glut der Phantaſie die Innigkeit der Empfindung überwiegt, iſt natürlich auch nicht von eigenthümlichen Schwächen frei. Hin und wieder, wo unſer Homeros ſchläft, zeigt ſich eine gewiſſe Ueberſchwenglichkeit, welche der ſichern Plaſtik entbehrt und die Bilder in ein traumhaft viſionäres Licht rückt, oder eine Manierirtheit des Stils, ein Uebergehen der Sprachkunſt in Sprachkünſtelei, deren aufgebauſchte Formen nicht immer den Gedanken decken. Gleichwol ragt Hamerling als ein geiſtreicher, wahrhaft inſpirirter Poet von ſeltener und origineller Beherrſchung des künſtleriſchen Ausdrucks um Kopfeslänge über die Alltagslyriker hervor, und daß er die höhern Gattungen der Lyrik pflegt, muß ihm um ſo mehr zum Ruhme angerechnet werden, als dieſelben faſt verwaiſt ſind in der Gegenwart.

3. Vom Herzen zum Herzen. Gedichte von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1867. 16. 25 Ngr.

Feodor Wehl, als Kritiker, Feuilletoniſt, Novellen- und Luſtſpieldichter bewährt, tritt hier zum erſten male mit einer größern Sammlung lyriſcher Gedichte vor uns hin; ſie enthält Balladen, Lieder, Zeitgedichte, politiſche Sonette, kleine Sprüche und Uebertragungen. Ueberall verräth der Dichter ſinniges Gemüth und eine Vorliebe für den volksthümlichen Ton, deſſen Friſche, Derbheit und Eigenthümlichkeit er bisweilen auf Unkoſten der künſtleriſchen Harmonie und idealen Haltung durchſchlagen läßt.

Am einheitlichſten und ſtimmungsvollſten erſcheinen uns die Lieder; es athmet darin der Geiſt einer edeln Reſignation, der durchaus wohlthuend berührt, z. B. in den Gedichten „Der Verſchwiegene“:

O frage nicht nach meinem Leid,
Ich kann es dir nicht ſagen,
Ich muß es ſchweigſam alle Zeit
In meinem Herzen tragen.

Digitized by Google

Ich kann es nicht, wie andre viel,
Aus ſeiner Tiefe heben,
Damit ſein buntes Farbenſpiel
Darauf verſtreu' das Leben.

Ich kann es laſſen nicht wie Haß,
Nicht wie ein Liebeswehe,
Daß dran Erinnerung wie Gras
Auf einem Grabe ſtehe.

Ich muß es tragen für und für
Im tiefgeheimſten Grunde,
So ſtolz, als wär' es eine Zier,
So friſch als eine Wunde.

Welch Glück mir widerfahren mag
Und welche Noth und Plagen:
Ich muß es bis zum jüngſten Tag
Zu Gottes Throne tragen.

Da wird ſich einſt mein armes Herz
Eröffnen und erſchließen
Und ſeinen unentweihten Schmerz
An ſeine Stufen gießen.

Dieſelbe Stimmung ſpricht ſich im „Troſt des Entſagenden" aus:

Glück läßt ſich nicht von Gott erbitten
Und nicht vom Himmel ſich erflehn:
Es wird erkämpft nicht, nicht erſtritten,
Und nie errungen kann man's ſehn.

Es kommt wie Licht, wie Sonnenſtrahlen,
Wie Windeswehn, wie Wolkenflug,
Hier einmal, dort zu tauſendmalen,
Und nie im Leben doch genug!

Wer kann es haſchen, wer es finden?
Und wer bewahrt es, wenn er's hat?
Es ſchwebt: ein Athem in den Winden,
Und ſchwimmt: im Strom ein grünes Blatt.

Ein Zufall iſt's, es zu erreichen,
Es zu verlieren, ein Geſchick:
Erfaßt nur kaum, iſt's im Entweichen,
Sein Leben iſt ein Augenblick.

Und darum ſehnen, ſorgen, bangen?...
Es lohnt der eitlen Mühe nicht!
Es iſt kein Ruhm, es zu erlangen,
Und keine Schmach, wenn es gebricht.

Schön einzig iſt: es zu verdienen,
Und ſeiner würdig ſein: iſt groß.
Nur wem entbehrlich es geſchienen,
Dem ziemt es als erhabnes Loos!

Andere Lieder ſind weniger ſpruch- und reflexionenreich und empfehlen ſich, wie die „Abendruhe", „Es rauſcht eine Welle", zur Compoſition. Sehr ſinnig ſind die **Sprüche**, z. B.:

Bewahrtes Eigenthum.

Alles hat man mir entriſſen:
Hoffen, Glauben, Wünſchen, Wähnen,
Doch hat man mir laſſen müſſen
Meinen Schmerz und meine Thränen.

Wer hätte nicht einmal von Glück geträumt.

Wer hätte nicht einmal von Glück geträumt?
Wer nicht gehofft, es einmal zu erringen?
Hör' ich die Welle, die ans Ufer ſchäumt,
So meine ich: ſie müßte mir es bringen.

Gedenkſpruch.

Sonnenſchein und Wolkenſchatten,
Glück und Unglück rauſcht dahin:
Wenn wir haben, was wir hatten,
Ach, ſo iſt das ſchon Gewinn.

In den „Balladen" ſind verſchiedene Klänge angeſchlagen. Die erſte: „Columbus' Sterbenswunſch" erinnert in Form und Behandlungsweiſe an Platen's „Pilgrim von St.-Juſt". Die nach Heine gedichtete „Lorelei" gemahnt doch zu ſehr an eine Ilias post Homerum. Im volksthümlichen Legendenton iſt das Gedicht: „Ein Wunder", gehalten. Ein paar hiſtoriſche Balladen ſind nach Berichten von Gibbon und Macaulay gedichtet. Einige davon erſcheinen nicht bedeutend genug und nicht genug dramatiſch zugeſpitzt. Die beſte iſt „Margarethe Wilſon", deren Schlußverſe die Gewiſſensangſt des Henkers Claverhouſe mit lebendigen Farben malen:

Margrethe Wilſon muß er ſehn
An einen Pfahl gebunden
Vor ſeines Geiſtes Augen ſtehn
Zu allen Lebensſtunden.
Er hört die Woge ab und zu,
Ihr Schwellen und ihr Schäumen,
Sie gibt ihm nimmer wieder Ruh'
Im Wachen noch im Träumen.

Mag König Stuart ihn mit Ehr'
Und Gnaden überhäufen
Und mag in Wein er noch ſo ſehr
Sein böſes Herz erſäufen:
In aller Luſt, in aller Pracht
Muß er die Schuld bewahren,
Und plötzlich ſterbend über Nacht
Hinab zur Hölle fahren.

Eine gewiſſe Vorliebe für das alterthümlich Legendenhafte, das Holzſchnittartige, das ſich vom Goldgrund abhebt, prägt ſich in dieſen Balladen mehr aus, als uns mit dem Geiſt unſerer Zeit und den Aufgaben der modernen Poeſie vereinbar ſcheint.

Gänzlich dem Neueſten zugewendet zeigen ſich die „politiſchen Sonette", „Sturm- und Drangſonette, während des Kriegs von 1866 gedichtet", die in mehrere Gruppen zerfallen: „An unſere Zeit", „An Oeſterreich", „An Preußen", „An Deutſchland und die Deutſchen", „An deutſche Helden und Don Quixote", „An Napoleon den Dritten". Das Muſter, das dem Dichter hierbei vorſchwebte, iſt unverkennbar; es ſind Friedrich Rückert's „Geharniſchte Sonette". Schon die Wahl des auf ſeinen vielfach wiederkehrenden Reimen ſich üppig wiegenden Sonetts für energiſche politiſche Gedichte, eine Wahl, die wir principiell nicht zu billigen vermögen, wenn ſie auch durch den Gegenſchlag von Form und Inhalt einen gewiſſen pikanten Reiz ausübt, kann nur auf das Rückert'ſche Vorbild hinweiſen. Auf daſſelbe müſſen wir auch die Herbheit und Rauheit der Behandlung zurückführen, die beſonders dadurch hervorgehoben wird, daß derb volksthümliche Worte in den Reim geſtellt werden, ſodaß die wiederkehrenden Reime nicht wie Mandolinen üppig weich zuſammenklingen, ſondern wie Panzerringe zuſammenraſſeln. Doch liegt auch hier die nicht immer vermiedene Gefahr nahe, dadurch, daß das Sonett zu einer Kraftſtudie gezüchtet wird, überhaupt den Reiz und Schmelz dichteriſcher Ausdrucks zu opfern und in baare Proſa zu verfallen. Wenn der Dichter von Napoleon ſagt, daß „die halbe Welt ihm vor den Beinen liegt", wenn er mit einem etwas ſcharfen Bilde ſagt:

Ich ſah der Hölle ganzes Schandgezücht
Am Wanſt des Bürgerkriegs das Mark ſich ſtählen —

und an einer andern Stelle:

Digitized by Google

Erſt Blut jetzt muß euch aneinanderkleben,
Der Kleiſter that's nicht eurer Demagogen —

ſo fällt dieſe Kraftſprache, wenn ſich auch bei Shakſpeare zahlreiche ähnliche Stellen finden, wol aus der Sprache moderner Poeſie heraus. Doch von ſolchen Auswüchſen abgeſehen, enthalten die Sonette auch wahrhaft Kräftiges, den energiſchen Ausdruck eines patriotiſchen Sinns, der das Schwächliche und Verwerfliche geiſelt, ſich des Sieges freut ohne ein mit allem zufriedenes Schweifwedeln, und an die Zukunft des deutſchen Vaterlandes glaubt. Er iſt ein poetiſcher Mitkämpfer Preußens, doch verlangt er auch die innere Freiheit in dieſem Staate:

Du haſt es wieder, Preußen, in der Hand:
Mit Ruhm haſt neue Schlachten du geſchlagen,
Und wie zu Friederich's, des Großen, Tagen
Hat ſich die Welt dir ſtaunend zugewandt.

O halte, Preußen, deinem Genius Stand,
Stand halte des Jahrhunderts großen Fragen,
Und ſoll dein Haupt bis an die Sterne ragen,
Vollführ' die Sendung, die dir zuerkannt.

Jetzt, da Bewundrung dir den Lorber wand,
Den dir kein Neid bekrittelnd darf benagen,
O jetzt erfüll' das Hoffen und das Sagen,

Das troſtreich umgeht durch das Vaterland.
Die Freiheit ſpann' vor deinen Siegeswagen,
Und Deutſchland hat ein heil'ges Unterpfand.

Den Deutſchen ruft er zu:

Der Purpur bleicht, es ſtäubt der Kronen Gold
Und blanke Hoheit geht in morſche Scherben.
So manchem, der gehofft der Ahnen Thron zu erben,
Wird jetzt des Mitleids Lächeln nur gezollt.

Der Sturm iſt los, der Zeiten Donner grollt,
Fahl ſieht man rings die helle Welt ſich färben:
Krieg zieht voraus, und hinter ihm Verderben,
Mit grauſem Schweife ſich geſpenſtiſch rollt.

Verblichen iſt, was vordem lieb und hold —
Vermeſſnen Muth ſieht man ums Höchſte werben,
Des Kecken Kühnheit ſtehet hoch im Sold

Und manchem ſcheint das Säculum im Sterben.
Was klaget ihr ob dem Geſchick, dem herben,
Ihr, die es trifft, ihr habt es ja gewollt!

Die Kleinſtaaterei wird in geharniſchten Sonetten gegeiſelt. Die Sonette an Napoleon haben hin und wieder einen Anflug von Größe, doch an einzelnen Stellen auch eine etwas proſaiſche Herbheit. Eins der beſten, außerhalb des Sonettencyklus ſtehenden politiſchen Gedichte iſt das Gedicht „Germania":

Germania! Germania!
Wie hoch und herrlich ſtehſt du da
Im Glanze deiner Siege!
Was du erſinnſt, was du beginnſt,
Die Gottheit will, daß du gewinnſt,
Daß dir die Welt erliege!

Im Kriege glänzet hehr dein Schwert
Zum Schutz für Freiheit, Land und Herd,
Für deines Namens Ehre!
Kein Feind iſt dir zu ſtolz und ſtark,
Du ſchlägſt ihn bis ins tiefſte Mark,
Wie kühn er auch ſich wehre!

Im Frieden ſtrahlet hell dein Geiſt,
Der hoch bis in die Himmel weiſt,
Tief in der Erde Schlünde.
Er bannt das Dunkel, trägt das Licht,
In Glorie leuchtet ſein Geſicht
Und ſcheucht in Nacht die Sünde.

Allein nur deine hehre Kraft
Der Weltgeſchichte Wunder ſchafft
Und läßt die Zeit nicht ſiechen.
Dir ward der Römer Tapferkeit,
Fürs Vaterland zum Tod bereit,
Die Kunſt der edlen Griechen.

Germania! Germania!
Steh' hoch und herrlich immer da
Ein Vorbild der Nationen!
Denn ſinkſt du hin, der Welten Hort,
Der Menſchheit ſchönſte Blüte dorrt,
Graus wird auf Erden wohnen.

4. Gedichte von Ernſt Ziel. Leipzig, Matthes. 1867. Br. 1 20 Ngr.

Ein echtes Dichtertalent, beweglich, in allen Forme ſich verſuchend, ſeine Tragweite prüfend, tritt uns i dieſen Gedichten entgegen, welche Balladen und Roma zen, Lieder, Sonette, Elegien, Oden, Epigramme en halten. Ueberall zeigt ſich der junge Dichter formgewand doch nicht überall gelingt es ihm gleichmäßig, Eigenſt zu geſtalten. Hier oder dort verräth ſich allzu deutli die Anlehnung an beſtimmte Muſter, ein Nachtönen vo Melodien, welche der Nation bereits vertraut ſind; do immer iſt der Dichter mit ſeinem ganzen Sinn und He zen bei allem, was er ſingt, und es iſt der Guß un Fluß echter Inſpiration, der ſich, kaum durch die ſchwi rigern Dichtformen gehemmt, in freier, melodiſcher Sti mung ergießt.

In den „Balladen" zeigt der Dichter eine Vorliebe fü die nordiſche Poeſie. Vielfach gelingt es ihm, uns in d Stimmung zu verſetzen, in welcher alle Skaldenpoeſie he miſch iſt; doch die nebelhaften, geſpenſtigen Geſtalten, die Meerjungfrauen, dieſe dunkeln Runenſprüche, dieſe bre nenden Kriegsſchiffe, dieſe Bautaſteine und eddenhaft Scenerien ſind doch nicht die echte Heimat, wo moder Poeſie ihr Heimweſen begründen kann. Auch ſind di poetiſchen Motive, die ſich daraus für eine etwas ſchatten hafte Balladendichtung verwerthen laſſen, bereits hinläng lich verbraucht. Läßt doch unſer Dichter ſelbſt in de Phantaſie: „Die Götterdämmerung", einen Skalden mi Schiller'ſchem Schwung ſingen:

„Doch die Zeiten ſind zerronnen,
Die der Götter Schar regiert;
Ohnmächtig am Zeitenbronnen
Stehn die Nornen ſinnverwirrt;
Bleich, mit aufgelöſten Haaren,
Sehen ſie ihr Ende nahn,
Und die ſonſt das Schickſal waren,
Sind dem Schickſal unterthan."

Alſo aus des Skalden Munde
Strömt prophetiſches Gefühl;
Wirft hinab zu Nordens Sunde
Sein zerbrochnes Harfenſpiel,
Und wie's unten wild aufſchallte
Durch die Saiten, tauſendfach,
Ach! da ſtürzt der letzte Skalde
Der geliebten Harfe nach.

Und es bebt das Weltgebäude:
Alle Formen fallen ein,
Und auf ſchneebedeckter Heide
Zuckt der Lohe blut'ger Schein,
Und der Stürme wildes Schnauben
Tönt an das entſetzte Ohr,
Und mit einem neuen Glauben
Steigt die neue Welt empor.

Digitized by Google

Durchaus an die rhythmiſchen Formen Schiller's, an die ſchwunghafte Weiſe ſeiner Gedankenverbindung erinnert eine Reihe von „Vermiſchten Gedichten“: „Die Geſchichte“, „Die Harmonie der Seele“, „Das Lied von der Duldung“, namentlich die „Apotheoſe des Herakles“; doch es ſind keine matten Nachdichtungen, es iſt ein urſprünglicher geiſtesverwandter Schwung in dieſen Verſen:

Singet Lob dem Sohn Alkmenens,
Singt ihm, daß er ſangberauſcht,
Ach! die lange Nacht des Sehnens
Nun mit dem Olymp vertauſcht!
Der die Erde überwunden,
Herakles ſoll göttlich ſein.
Mit dem Lorberzweig umwunden,
Nehmt ihn auf in eure Reihn!

Von des Oeta wald'gen Höhen
Steigt der letzte Rauch nun auf;
Mit der Wolke ſanftem Wehen
Schwebt der Held zu uns herauf.
Greif, Apollo, in die Leier,
Daß bei ihrem hohen Klang
Töne zu des Tages Feier
Jubelhymnen der Geſang!

Laſſet den Olymp erſchallen
Von der Freude Hochgeſang!
Windet Kränze durch die Hallen,
Durch den hohen Säulengang!
Lorber möge ihn begrüßen,
Lorber, auf den Pfad geſtreut:
Hebe! reiche ihm den ſüßen
Becher der Unſterblichkeit!

Auch dem Grafen Platen ſind vollaustönende ottave rime geweiht. Die Platen'ſche Schule iſt überhaupt gegenwärtig weit verbreitet und mit Recht, denn Platen iſt ein Dichter, von dem ſich eben lernen läßt, allerdings auch manches Ueberflüſſige, wie die „Ghaſelen“ beweiſen, die hinter dem Lobgedicht auf Platen an die Schnur gereiht ſind. Originell ſind die Mädchenbilder: „Mädchens Erwachen“, „Die alte Jungfer“, namentlich „Marinka“, ein keck umriſſenes Magdalenenbild mit dem Refrain:

Und draußen vor der Thüre blinkt
Die bunte Lampe.

Daß dem Dichter der ſtimmungsvolle und muſikaliſche Ausdruck des Liedes gelingt, mögen die beiden folgenden Proben ſchlagender als jede Kritik beweiſen:

Schlummerlied.

Nacht auf der Heide!
Erle und Weide
Gaukeln mit matten,
Schwebenden Schatten
Leiſe, leiſe im Mondenſchein.

Nacht auf der Heide!
Erle und Weide
Stiller Weiſe,
Leiſe, leiſe
Schlummern nun ein.
Wach' ich allein?

Mir auch, ſüße Ruh',
Naheſt du:
Leiſe, leiſe in Frieden
Fallen die müden
Augen mir zu.

Melancholie am Meere.

Still wandl' ich zu Abend am Meere, am Meer;
Grau kommen die Nebel gezogen:
Wie ſcheinet die Welt mir ſo eng und ſo leer,
So weit und ſo hehr
Am Meere, am Meer:
Es rauſchen die brandenden Wogen.

Vergangener Zeiten am Meere, am Meer
Gedenkt meine Seele tiefſinnen;
Sie waren ſo ſchön, doch nun ſind ſie nicht mehr;
Mein Herz iſt ſo ſchwer:
Am Meere, am Meer
Verſink' ich in endloſes Sinnen.

Ich habe zur Harfe am Meere, am Meer
Manch ſtürmiſchen Sang einſt geſungen,
Ich habe gerungen nach Liebe und Ehr';
Nun ring' ich nicht mehr:
Am Meere, am Meer,
Da iſt meine Harfe zerſprungen. —

Mild glänzt über Felſen am Meere, am Meer
Der Mond, und wie heilige Kerzen
Entlodert der Sterne unendliches Heer:
Herz, klage nicht mehr!
Am Meere, am Meer
Wie klein ſind die menſchlichen Schmerzen!

Auch von den Sonetten, deren Werth ein ungleicher iſt, wollen wir ein trefflich gelungenes als Probe mittheilen:

Sei wie das Meer!

Sei wie das Meer mit ſeinem Wogengange,
Das, ewig ſonnenklar, zu keiner Stunde
Das Fremde duldet an dem reinen Grunde!
Sei wie das Meer, bewegt vom keuſchen Drange!

Es wälzet unter ſtürmiſchem Geſange,
Mit ſtarken Winden in dem kühnen Bunde,
Die Trümmer und die Leichen durch die Sunde
Bis zu des Strandes ſchroffem Felſenhange.

Sei wie das Meer und ſpül' im Selbſtgenügen
Hinweg die todten Satzungen des Lebens,
In die nur Schwächtlinge ſich weichlich fügen!

Dann mühen deine Neider ſich vergebens,
Des Herzens Freudigkeit dir wegzulügen:
Sei wahr! Und geh die Bahnen großen Strebens!

Von den „Elegien“, die in Diſtichen abgefaßt ſind, erinnert die erſte rühmenswerthe: „Eine Morgenwanderung“, an Schiller's „Spaziergang“; die zweite: „Die goldene Hochzeit“ an den „Siebzigjährigen Geburtstag“ von Voß. Auch in den „Oden“ beſtrebt ſich der Dichter, den alcäiſchen, ſapphiſchen und asklepiadeiſchen Muſtern unſerer Sprache in Bezug auf kühne Wortbildungen, fortwährende gegen den Vers ſtreitende Enjambements u. ſ. w. nachzudichten. Wir ſind gegen dieſe antike Muſterreiterei eingenommen; in der Regel kommt ein hohler und aufgebauſchter Stil zu Tage, der ſich auch bei Klopſtock und Platen nicht verleugnet. So hören wir auch die „Kaſſandra“ unſers Dichters „reichſturzkündenden Wehgeſang“ ſingen, welcher von dem Spott der „ſelbſtſuchtſchwelgenden Thoren“ verhöhnt wird; wir ſtoßen in demſelben Gedicht auf einen „thorheittönenden Markt“, einen „götterbildbegrabenden Altarſchutt“ u. ſ. w. Es iſt dies „ſtilvolle“ Dichtung und untadelig, wenn wir ſie an unſern claſſiſchen Muſtern meſſen. Wir freuen uns indeß, wenn aus dieſem rhetoriſchen Wogenſchlag ein beſtimmtes dichteriſches Bild auftaucht, wie in „Abendſtimmung“, oder wenn wirklich Prägnanz des Ausdrucks und ſchlagender Lapidarſtil erreicht wird, wie in der Strophe:

Doch ein vollerer Kranz höheren Ruhms gebührt
Dem großſinn'gen Gemüth, welches, die größte That

Digitized by Google

Thatlos übend, des Leids laſtende Wucht ertrug,
Dir, eichmark'ge Geduld, getreu.

Unter den Epigrammen, Gnomen und Sprüchen findet ſich manches Treffende, obgleich hier vielleicht einige Spreu hätte ausgeſiebt werden können. Die Ziel'ſchen Gedichte ſind die Studien eines Talents, das bei ſelbſtändiger Entfaltung noch viel Erfreuliches verſpricht, wie denn auch ſchon dieſe Sammlung einzelne durchaus gelungene Gedichte enthält.

5. Die Geſchichte Walter's und ſeiner Elſe. Reimweiſe erzählt von Hermann Zech. Breslau, Grüſon. 1867. Gr. 8. $7\frac{1}{3}$ Ngr.

Hermann Zech iſt ein neuer Minneſänger, der eine Liebesgeſchichte aus dem Reformationszeitalter in einer, an die altdeutſchen Vorgänger anklingenden Sangesweiſe erzählt. Wie in unſern meiſten poetiſchen Erzählungen, iſt der Stoff etwas arm und ohne Schwung. Die Liebe des Spielmanns zur reichen Bauerntochter, welche des Vaters Widerſpruch kreuzt und der Tod der Tochter elegiſch abſchließt, hat wenig Feſſelndes; auch treten die Wanderungen Walter's, welche uns Culturbilder aus dem geiſtigen Leben jener bewegten Zeit geben, mehr in den Vordergrund: die Begegnung mit Hutten, die Abenteuer in Köln u. ſ. w. Die Muſe des Dichters hat etwas Treuherziges und ſieht uns gleichſam mit blauen Augen freundlich an. Ein ſinniger Zug geht durch die ganze Dichtung, der in der letzten Viſion Walter's, jener Lieblingsviſion der Dichter von einem goldenen Zeitalter, ſich am ſchärfſten ausprägt. Die Geſtalt ſeiner Elſe erſcheint ihm und zeigt ihm das deutſche Land:

Und ſieh, da lag im Sonnenſchein die Erde herrlich da.
In wunderbarem Glanze der Sänger alles ſah.
Der Freiheit Sonne füllt mit Licht die Berge und das Thal.
Der Freiheit Sonne wärmet ganz Deutſchland allzumal.
Kein Ritter herrſchte in dem Land; alldort kein Kaiſer war.
Es führt das Scepter muttermild ein edles Schweſterpaar:
Die Arbeit, die Gerechtigkeit hat jedes Herz beſiegt.
Der freiſten Ordnung Heiligkeit ſich jeder Wille fügt.
Es trotzet keine Eiſenſtirn auf blutgetaufte Macht.
Nicht ſchwelget nackter Müßiggang in der verſchwiegnen Nacht.
Es wirket freudig Hand in Hand. Es ſchaffet Geiſt durch Geiſt.
Der Arbeit dienet brüderlich, wer Menſch, wer Bürger heißt.
Und herrlich die Gerechtigkeit der Arbeit Söhne lohnt.
Nicht einer mehr vergeſſen in Schmuz und Jammer wohnt.
Sie häuft nicht Gaben auf ein Haupt, ſtößt nicht den andern aus.
Schafft der Geringſten jedem ein feſtbegründet Haus.

So geht das viſionäre Minnelied noch weiter fort. Gönne man den Dichtern ihre Träume; ſie ſind ja die einzigen in einer peſſimiſtiſchen Zeit, die noch an die ſchönere Zukunft glauben! **Rudolf Gottſchall.**

Zur Dante-Literatur.

Jahrbuch der Deutſchen Dante-Geſellſchaft. Erſter Band. Mit einer lithographiſchen Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Nachdem die Deutſche Dante-Geſellſchaft vor zwei Jahren in Dresden ſich conſtituirt hatte, erkannte ſie es als eine ihrer Hauptaufgaben, die von ihren Mitgliedern ausgehenden Einzelforſchungen, anregende Aufſätze und Mittheilungen über Dante's Zeitalter, Leben und Dichten, ſowie fortlaufende Auskunft über alle ſonſt wichtigen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete von Zeit zu Zeit in einem Bande zu vereinigen. Sie erſtrebt damit daſſelbe bezüglich Dante's, was bereits in zwei Jahrgängen die Deutſche Shakſpeare-Geſellſchaft bezüglich des großen britiſchen Dramatikers; gelingt es beiden, die Pflege und das Studium dieſer zwei Geiſtesheroen auf deutſchem Boden und durch deutſche Kräfte unausgeſetzt zu fördern, ſo erwirbt ſich unſer Vaterland wol einigen Anſpruch auf den Dank der britiſchen und der italieniſchen Nation; wir Deutſche haben uns wenigſtens bisjetzt einer gleich hingebenden Berückſichtigung unſerer größten Dichter von ſeiten des Auslandes noch nicht zu erfreuen. Zwiſchen beiden Unternehmungen iſt indeß, das dürfen wir nicht verkennen, in ihrem Verhältniſſe zum großen Publikum der bleibende Unterſchied, daß Shakſpeare's Werke vom erſten bis zum letzten Blatte ſeit einem halben Jahrhundert Gemeingut des deutſchen Volks ſind, während Dante's „Göttliche Komödie", von ſeinen übrigen Schriften gar nicht zu ſprechen, in ihrer Vollſtändigkeit immer nur bei wenigen Gebildeten Eingang finden wird. Die Gründe dafür liegen offen zu Tage. Bei Shakſpeare iſt alles unmittelbar anſprechendes dramatiſches Leben, alles aus dem geſchichtlichen Ideenkreiſe der Neuzeit geſchöpft; es braucht da jeder nur zu ſehen und zu hören und bedarf keiner Belehrung aus Commentaren, um ſich ohne Ermüdung fortgeriſſen zu fühlen. Von Dante's „Göttlicher Komödie" dagegen werden immer nur gewiſſe einzelne Abſchnitte bei der Mehrzahl der Gebildeten begeiſterten Anklang finden; die Hauptbeſtandtheile, beſonders der geiſtige Zuſammenhang des Ganzen, werden wol auch in Zukunft einem kleinern Häuflein zur Aneignung vorbehalten bleiben: Hinderniſſe einer allgemeinen Verbreitung des ganzen Werks ſind die ſchwierige Form deſſelben, die vielen Räthſel in Thatſachen und allegoriſchen Bildern, der allenthalben breit hervortretende Scholaſticismus; Hinderniſſe, deren Ueberwindung für das volle Verſtändniß unerlaßlich und natürlich nur wenigen zuzumuthen iſt. Die Aufgabe des „Jahrbuchs" iſt es nun, einerſeits die Zahl dieſer wenigen durch anſprechende Belehrung zu erweitern, andererſeits der Forſchung ſelbſt unausgeſetzt fernere Bahn zu brechen, im ganzen alſo durch Miſchung des Leichten und des Schwierigen den allgemeiner Gebildeten zugleich mit dem Gelehrten in ſeinen Kreis zu ziehen. Sehen wir, wie der vorliegende erſte Jahrgang dieſe doppelte Aufgabe zu löſen geſucht hat.

Den Anfang machen die damals in Dresden, bei der Gründung des Vereins, in Anweſenheit des Königs Johann von Sachſen von K. Witte, dem Italiener Giambattiſta Giuliani und F. Wegele gehaltenen drei Vorträge, deren erſte beiden ſich über die Tendenz und die Aufgabe des Vereins auslaſſen, der dritte die Anſprüche des Wettin'ſchen Fürſtenhauſes, insbeſondere

Digitized by Google

Friedrich's mit der gebiſſenen Wange, an das hohenſtaufiſche Erbe in Italien und die ſchwachen Verſuche, dieſe Anſprüche geltend zu machen, behandelt. Der Präſident der Geſellſchaft, Karl Witte in Halle, erkennt in ſeiner Eröffnungsrede dem Vereine der deutſchen Forſcher den Beruf zu, unparteiiſcher als die Italiener gewiſſe Fragen zu erörtern, vorzugsweiſe aber die Kritik und Textesfeſtſtellung der lateiniſchen, in zweiter Linie auch der italieniſchen Schriften Dante's in die Hand zu nehmen, wobei er die Entſcheidung über gewiſſe Feinheiten der Sprache im italieniſchen Texte gern den Italienern ſelbſt überlaſſen will. Der florentiniſche Profeſſor Giuliani, Ehrenmitglied der Geſellſchaft, deſſen italieniſch gehaltene Rede unſerer Erinnerung nach länger ausfiel, als ſie hier abgedruckt erſcheint, ſtimmt im weſentlichen mit der Auffaſſung Witte's überein: auch er ſieht es als die vorzügliche Aufgabe des Vereins an, die Schriften Dante's kritiſch zu ſichten, aus dem Geiſte und der Form des unzweifelhaft Echten das Unechte zu beſtimmen; von dem Interpreten der „Commedia" fordert er vor allem den „Spirito di umiltà", der willig beſiegt von dem ihm entgegenſtrömenden Glanze nur die Wahrheit des Dichters zu finden, nichts Eigenes an die Stelle zu ſetzen ſucht: eine Forderung, die unbedingt zu unterſchreiben iſt, inſofern nichts anderes damit geſagt ſein ſoll, als daß der Interpret hier vorſichtiger als irgendſonſt ſich der ungetrübteſten Objectivität zu befleißigen habe. Wenn der Redner ſchließlich auf die Hoffnung anſpielt, daß aus der gemeinſamen Verehrung Dante's für beide Nationen ein dauerndes Band der Liebe und Einigkeit erwachſen werde, ſo haben wir Deutſche allen Grund, uns dieſer Hoffnung zu freuen; geſellen ſich dazu in der Gegenwart doch noch andere tiefgreifende Beziehungen, die Italien und Deutſchland in gemeinſamem Ringen nach den höchſten Zielen des Völkerlebens erkennen laſſen — der Geiſt Dante's iſt ſolchem Streben der würdigſte Begleiter.

Der Aufſatz von F. Wegele in Würzburg, hier weiter ausgeführt als bei dem Vortrage in Dresden, bildet nach des Verfaſſers Vorausbemerken nur den integrirenden Theil einer demnächſt erſcheinenden Monographie über die Geſchichte des Land- und Markgrafen Friedrich mit der gebiſſenen Wange. Dieſer ererbte nämlich als Enkel Kaiſer Friedrich's II. von mütterlicher Seite, zuerſt durch den Tod Konradin's auf dem Schaffot, dann durch das Teſtament des Königs Enzio, die hohenſtaufiſchen Anſprüche auf die Herrſchaft von Neapel und Sicilien. Zu zwei verſchiedenen malen tauchen die Verſuche der thüringiſchen Familie auf, ihr Erbe anzutreten: einmal in den Jahren bald nach Konradin's Hinrichtung, für welchen Zeitraum aus einigen überlieferten Briefen eine Correſpondenz zwiſchen dem jungen Friedrich und ſeinen Aeltern mit den ghibelliniſchen Herren und Städten Oberitaliens, beſonders Pavia, zu dem erwähnten Zwecke, zugleich aber, daß der berufene Erbe wiederholt vergeblich auf ſich warten ließ, nachgewieſen werden kann; die weitern Andeutungen von einer lombardiſchen Geſandtſchaft nach Thüringen, welche in dem „Carmen historicum" bei Höfler ausgeſprochen ſein ſollen, erſcheinen nach dem verdorbenen Wortlaute der betreffenden drei Verſe ziemlich unſicher und bieten nur ſchwachen Anhalt. Von einem ſpätern wirklichen Erſcheinen Friedrich's in der Lombardei berichtet einzig und allein eine kurze Notiz der „Colmariſchen Annalen" zum Jahre 1296 mit den Worten: „Der Sohn des Markgrafen von Thüringen kam in die Lombardei und einige Städte empfingen ihn als Herrn." Inwieweit dieſe ſpärliche Angabe mit den ſonſt bekannten Nachrichten von den damaligen Streitigkeiten der Familie in Deutſchland, die beſonders den jungen Friedrich perſönlich in Anſpruch nahmen, zu vereinigen ſei, wird die verſprochene vollſtändige Darſtellung wol erſichtlich machen. Die Beziehung der erwähnten Thatſachen auf Dante iſt nur eine indirecte, indem von einer Berührung des Dichters mit den Unternehmungen der Wettiner nicht die mindeſte Spur zum Vorſchein kommt; aber für die Charakteriſtik der ghibelliniſchen Beſtrebungen in der Knaben- und Jünglingsepoche Dante's, wo dieſer ihnen noch vollſtändig fremd, ja mit vererbter Abneigung gegenüberſtand, ſind jene gewiß von Belang und ſo mittelbar allerdings auch für die hiſtoriſche Feſtſtellung der Zeitgrundlage, aus welcher ſeine religiös-politiſche Entwickelung erwuchs.

Vor allen ſind dann eine Reihe werthvoller Beiträge K. Witte's hervorzuheben: eine treffende Skizze von Dante's Weltgebäude, eine Unterſuchung über Dante's Geburtstag, deren nur zu künſtlich erzieltes Reſultat auf den 30. Mai hinauskommt, freilich mit ebenſo geringer Zuverläſſigkeit, als die in der darauffolgenden nach dem Votum einiger Germaniſten vermuthete deutſche Abſtammung des Familiennamens Allighieri; weiterhin eine eingehende Beſprechung der neuern Arbeiten zur Kritik des Textes der „Divina Commedia", d. h. aller ſeit dem Erſcheinen der großen kritiſchen Ausgabe Witte's bekannt gewordenen, wobei der Verfaſſer Gelegenheit nimmt, ungerechtfertigte Angriffe einiger Italiener gegen dieſe Ausgabe, mit jener Mäßigung, die der Ueberlegenheit geziemt, zurückzuweiſen; am Schluſſe des Bandes eine vielverſprechende Probe ſeiner unter der Preſſe befindlichen neuen Ausgabe der „Opere minori" von Dante, für welche dem Herausgeber ein kritiſches Material, wie keinem zweiten, zu Gebote ſteht, von dem wir hier einen ebenſo ausgiebigen als rückhaltenden Gebrauch gemacht ſehen. Den Zwecken der Texteskritik, mit Einſchluß der „Commedia", dienen ebenfalls die unmittelbar vorausgehenden „Emendationen und Conjecturen zu Dante's Schriften" von Ed. Boehmer in Halle, dem Schriftführer des Vereins, und als ein vervollſtändigender Excurs zu Witte's Abhandlung über die neuern Arbeiten zur Texteskritik kann theilweiſe der Aufſatz des Unterzeichneten „Ueber die von Fr. Selmi herausgegebenen Chiose anonime" gelten; das Ergebniß der angeſtellten Unterſuchung geht dahin, daß der Werth dieſes neuentdeckten Commentars zum „Inferno" aus früheſter Zeit geringfügig und zweifelhaft ſei und derſelbe im ganzen nur die Bedeutung einer literargeſchichtlichen Curioſität in Anſpruch zu nehmen habe. Eine andere kurze Arbeit Witte's unter der in Klammern eingeſchloſſenen Ueberſchrift „Dante und der Orient" gibt der Verfaſſer ſelbſt nur als Lückenbüßer für eine unerfüllt gelaſſene Zuſage von gewiſſer Seite, den angekündigten Gegenſtand in umfaſſendem Sinne betreffend, aus: wir ſind ihm für dieſen Lückenbüßer ſehr dankbar, es iſt die mit guten Gründen unterſtützte Annahme, daß die corrum-

Digitized by Google

pirte Form des hebräiſchen Wortes Malacoth (i. e. regnorum) in „Paradiso", VII, 3 aus einer von Dante gebrauchten Hieronymus-Handſchrift ſtamme. Auch der Romaniſt A. F. Mahn hat ſich leider vorläufig mit wenigen Andeutungen über das Verhältniß Dante's zur provenzaliſchen Poeſie und die von demſelben erwähnten provenzaliſchen Dichter begnügt und ſtellt die verſprochene ausführliche Behandlung dieſes wichtigen Themas für einen der künftigen Jahrgänge in Ausſicht. Von den mitgetheilten drei fremdſprachlichen Ueberſetzungsſtücken aus dem „Inferno" haben das neugriechiſche, in der Versform des neugriechiſchen Volksliedes mit Terzinen-Reimung, und das ungariſche, beide von ungenannten Ueberſetzern aus neueſter Zeit, jedenfalls ein geringeres Intereſſe, als die altcataloniſche Ueberſetzung des dritten Geſanges von Andreas Fabrer, dem Beamten eines Königs Alfonſo von Aragonien, alſo aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, nach einer Handſchrift des Escurial, wie die Unterſchrift des Bonaventura Carlos Aribau, d. d. Madrid 30. December 1857 bezeugt: die Vergleichung mit dem italieniſchen Original ergibt einen ſo genauen Anſchluß an daſſelbe im Ausdruck, in Vers- und Strophenform, ja bis zum Gebrauche derſelben Reimwörter den größern Theil des Geſanges hindurch, daß daraus ſchlagend die nahe Verwandtſchaft beider Idiome zu jener Zeit hervortritt; nur die Durchführung der weiblichen Reimendungen war nach der veränderten Flexion des Cataloniſchen unmöglich. Der Aufſatz des Ungarn Kertbeny: „Dante in der ungariſchen Literatur", täuſcht leider die Erwartung, welche Titel und Umfang erregen, auf grauſame Art; denn es kommt bei allem Bemühen, die literariſchen Beziehungen Ungarns mit Italien in Namen und Büchertiteln ans Licht zu ziehen, bezüglich Dante's ſchlechterdings nur das überraſchend winzige Reſultat zum Vorſchein, daß man in der berühmten Bibliothek des Matthias Corvinus „die Spur" von dem ehemaligen Vorhandenſein koſtbarer und ſeltener Abſchriften der „Commedia" gefunden und daß erſt in jüngſter Zeit der Anfang eines Ueberſetzungsverſuchs Dante'ſcher Schriften gemacht worden ſei, nämlich durch Franz von Cſaszar mit der „Vita nuova", woraus ſchließlich jedermann ſehen kann, wie die Ungarn bisjetzt ſich eigentlich ſoviel als gar nicht um Dante gekümmert haben.

Auch drei in den letzten Jahren dahingeſchiedene Dante-Verehrer ſind durch hinterlaſſene Arbeiten vertreten. Zuerſt iſt hier mit dankbarer Verehrung für ſein lebenslang fortgeführtes, unbefangenes und gründliches Forſchen auf dieſem Gebiete L. Blanc in Halle anzuführen, deſſen Vortrag „Ueber die Entſtehung der menſchlichen Seele und deren Schatten" bei Dante es uns aufs neue ſchwer bedauern läßt, daß er ſeine letzte bedeutende Schrift zur philologiſchen Erklärung der „Commedia" halb unvollendet laſſen mußte. Der Verfaſſer des folgenden Aufſatzes, C. F. Göſchel, pflegte Dante'ſche Fragen anders als Blanc zu behandeln: an Stelle der dem letztern eigenthümlichen Nüchternheit und kritiſchen Vorſicht, die gerade bei dieſem ſo leicht zu Täuſchungen verführenden Gegenſtand noththue, trat bei Göſchel ein religiöſer Enthuſiasmus, der die „Divina Commedia" wie eine zweite Offenbarung auffaßte und ſo die wiſſenſchaftliche Betrachtung in eine Art von Cultus umwandelte. Doch haben wir von ihm auch einige Aufſätze von objectiverer Haltung; zu dieſen gehört der vorliegende, deſſen Ergebniß indeß wenig ſicher erſcheint. Es iſt, bezüglich der Stelle im 3. Geſange des „Inferno", wo der Dichter im Vorhofe unter den Feiglingen eine Seele erkennt und ſchlagend bezeichnet, ohne ſie zu nennen, die Beantwortung der Frage: „Wer that aus Furcht den großen Rücktritt?" Während von alters her die gewöhnliche Deutung auf Papſt Cöleſtin V. geht, welcher, unentſchloſſen und weltſcheu, nach kurzer Zeit den päpſtlichen Stuhl wieder verließ, will Göſchel dieſe Annahme nicht gelten laſſen, weil geſchichtlich feſtſtehe, daß Cöleſtin nicht aus Schwäche, ſondern aus frommer Demuth und nach reiflichſter Erwägung der Umſtände und ſeiner Kräfte den Schritt gethan, und weil ebendeshalb Dante in ſeiner untrüglichen Gerechtigkeit ein ſolches Handeln, das nicht lange darauf von der Kirche ſelbſt durch Heiligſprechung gewürdigt worden ſei, unmöglich als einen Ausfluß von Feigheit habe charakteriſiren wollen. Gerade ein ſo hartes Urtheil jedoch über jenen Verzicht, welcher einem Nachfolger, wie Bonifacius VIII., den Platz räumte, lag vielmehr ganz im Sinn und in der Stimmung Dante's, und wenn der eine und der andere der älteſten Commentatoren ebenfalls den frommen Papſt nicht zu verletzen wagen und ſtatt deſſen nach Eſau greifen, ſo laſſen ſie doch vernehmlich durchblicken, wie wenig ihnen die allein paſſende Deutung fremd war. In dieſer Art entſchuldigen Francesco da Buti und Benvenuto da Imola den Dichter, für den Fall, daß er Cöleſtin gemeint haben könnte, damit, daß er zur Zeit der Abfaſſung des 3. Geſanges von der Heiligſprechung, die erſt im Jahre 1313 geſchah, noch nichts gewußt habe. Auch Boccaccio führt dieſen Umſtand zur Rechtfertigung Dante's an, nachdem er zuvor die fabelhaft ausgeſchmückte Geſchichte der Entſagung im Sinne der Verurtheilung Cöleſtin's umſtändlich vorgeführt; dahinter erwähnt er dann den Verzicht Eſau's, mit dem Bemerken, daß er keine von beiden Deutungen mit Sicherheit bejahen oder verneinen könne. Der vermeintliche Sohn Dante's, Petrus Allighieri, bekennt dagegen ohne Umſchweife, er glaube, der Dichter habe Papſt Cöleſtin bezeichnen wollen, welcher, obwol er ebenſo heilig und geiſtlich auf dem päpſtlichen Stuhle wie in ſeiner Einſiedelei leben konnte, kleinmüthig jenem entſagte. Dieſe in kurzen Worten unbefangen ausgeſprochene Anſicht erſcheint mit der ſtrengen Auffaſſung Dante's von den kirchlich-politiſchen Verhältniſſen der Zeit vollkommen übereinſtimmend; auch pflegt er ja in der Dichtung einen Charakter nicht leicht nach ſeiner Geſammterſcheinung zu beurtheilen, ſondern gewiſſermaßen abgelöſt von dieſem die einzelne Handlung in ihrem Werth oder Unwerth; endlich wäre in der That der Umſtand kaum erklärlich, wie gerade die früheſten Commentatoren, zum Theil noch Zeitgenoſſen Dante's, ſich den Fingerzeig auf Papſt Cöleſtin unabhängig von der wirklichen Meinung des Dichters ſollten erfunden haben.

Ein aus viel früherer Zeit als alle übrigen herrührender Artikel iſt Ludwig Uhland's „Nachtrag zu den Commentarien über die Commedia divina von Dante", mitgetheilt von W. L. Holland aus einer verſchollenen Zeitſchrift des Jahres 1811, alſo ſchon abgedruckt, jedoch

Digitized by Google

der erneuerten Publication aus mehr als Einem Grunde werth. Uhland war damals mit Entwürfen zu einem Drama, „Francesca da Rimini", beſchäftigt und nahm bei ſeinen romaniſchen Studien in Paris die Gelegenheit wahr, die von Dante im 5. Geſange des „Inferno" angezogene verführeriſche Stelle aus dem altfranzöſiſchen Romane „Lancelot du Lac", nach einer pariſer Handſchrift, in wörtlich treuer Ueberſetzung zu veröffentlichen. Galeotto iſt hier Galahos genannt. Dem Dante'ſchen: „Als wir laſen, wie das erſehnte Lächeln von ſolchem Liebenden geküßt wurde", entſpricht übrigens nicht genau der Text des Ritterbuchs, in welchem vielmehr erzählt wird, wie, da Lanzelot zu ſchüchtern zum Küſſen war, die Königin ſelbſt ihn am Kinn faßte und, vor Galahos, eine gute Weile küßte. Es iſt vielleicht erwähnenswerth, daß auch zwei der älteſten Commentatoren, der ſogenannte Ottimo Commento und Benvenuto da Imola, in ihren hierhergehörigen Gloſſen, ohne auf die Differenz hinzuweiſen, den Worten des Romans folgend bemerken, daß Lanzelot von der Königin geküßt worden ſei. Es mag alſo Dante wol ebenfalls nichts anderes in ſeiner Handſchrift des Rittergedichts vorgefunden haben, und der Grund, weshalb er die Aenderung traf, ſcheint kein anderer als ſeine zartere Empfindung für das Natürliche und Schickliche; wiederum ein Beiſpiel, wie frei, nach eigenem Ermeſſen und Bedürfniß, der Dichter ſich der ihm zu Gebote ſtehenden Ueberlieferungen bediente.

Die umfangreiche, geiſtvolle und tiefangelegte Unterſuchung H. Abegg's in Breslau über „Die Idee der Gerechtigkeit und die ſtrafrechtlichen Grundſätze in Dante's Göttlicher Komödie" iſt nur ein für den vorliegenden Zweck abgeſonderter Theil einer größern Arbeit, welche die Grundſätze der Strafgerechtigkeit bei den claſſiſchen Dichtern überhaupt, ſowol des Alterthums als der ſpätern Zeit, behandeln ſoll. Deshalb finden wir in der erſten Hälfte des Aufſatzes manche Ausführungen, die, ſtreng genommen, nicht zur Sache gehören würden, wenn der Verfaſſer von vornherein ſein Augenmerk allein auf Dante gerichtet hätte. Nicht das Sündenſyſtem in der „Göttlichen Komödie" an ſich und wie es im „Inferno" und im „Purgatorio" verſchieden geſtaltet zur Erſcheinung kommt, iſt hier Gegenſtand der Betrachtung, ſondern der Gedanke der Gerechtigkeit, vom Standpunkt des Strafrechtslehrers, in Beziehung auf die Würdigung der menſchlichen Handlungen, ihre Natur, nach Form und Inhalt, ſowie nach den aus der Willensfreiheit entſpringenden Beweggründen. Die Entwickelung iſt zum Theil ſchwierig, der leitende Faden nicht durchweg leicht zu verfolgen, aber das Ganze iſt reich an bedeutenden Anſchauungen der in das Thema fallenden Gegenſtände. Am Schluſſe der Abhandlung findet der Verfaſſer Anlaß, den Biographen des Dichters, F. Wegele, bezüglich der von ihm dargethanen Beeinfluſſung Dante's durch die Principien des germaniſchen Rechts gegen die einſeitige Ableugnung des Franzoſen St.-René Taillandier in Schutz zu nehmen: es geſchieht dies allerdings nur bedingt, indem der Verfaſſer ſelbſt nicht jene Annahme ganz theilen kann; doch ſieht er Grund genug, die den Kernpunkt der Frage wenig treffenden Einwendungen des genannten Kritikers zurückzuweiſen.

Der kurze Beitrag von A. von Reumont: „Dante's Exil", enthält darüber ſelbſt nichts Neues, außerdem aber einige, bisher wenig gekannte Auskunft über die zu Dante's Leben in Beziehung ſtehenden Familien der Raffaeli und der Gabrielli, beide aus Gubbio, und die von Mitgliedern derſelben zu Florenz verwalteten Aemter. Das Hauptintereſſe hat ohne Zweifel der Abdruck des Verurtheilungsdecrets vom 10. März 1302 und die beigegebene photographiſche Nachbildung dieſes Actenſtücks aus dem ſogenannten libro del chiodo oder Copirbuche des florentiniſchen Staatsarchivs. Bisher war der vollſtändige Wortlaut des Decrets, mit mehrern abweichenden Lesarten, aus dem Abdruck in Fraticelli's „Vita di Dante" nach einem andern Originale des florentiniſchen Archivs bekannt. Die bedeutendſte Abweichung posuisse ſtatt poni se bei Fraticelli zeigt der photographiſche Abdruck der Handſchrift als unwiderleglich; im Nachtrage bemerkt der Verfaſſer noch, daß auch in dem von Fraticelli gebrauchten Manuſcript urſprünglich posuisse geſtanden und erſt von ſpäterer Hand ungeſchickt in poni se umgewandelt worden ſei. Doch ergibt die von Reumont gefundene Lesart keinen verſtändlichern Text als die frühere, wobei ferner zu berückſichtigen, daß auch in dem vorangegangenen Verurtheilungsdecrete vom 27. Januar, welches Fraticelli vollſtändig aus demſelben Actenfaſcikel wie das ſpätere mittheilt, in gleicher Anwendung die Redeweiſe poni se gebraucht iſt, und zwar in umgekehrter Wortfolge mit Dazwiſchenſtellung von in bapno — alſo se in bapno poni —, wonach die Lesart poni se in dem Decret vom 10. März eine gewiſſe Authenticität erhält und nicht ſo ganz verwerflich erſcheint. Noch immer iſt die Auskunft über das gegenſeitige Verhältniß der zwei Decrete, und wie das ſpätere vom 10. März das frühere vom 27. Januar zur Vorausſetzung hat, in den Darſtellungen dieſes Abſchnitts der Lebensgeſchichte Dante's ſehr unbeſtimmt und bedarf der Ergänzung. Es ſei hier eine ſolche in Kürze geſtattet. In beiden iſt zu Anfang als Oberrichter der Podeſtà von Florenz, Cante de' Gabrielli, als Unterſuchungsrichter Paolo von Agubbio genannt. In jenem erſten ſind dann die Namen der vier Verurtheilten, worunter Dante, aufgeführt, hierauf folgen in langer Reihe die Beſchuldigungen gegen ſie, nicht als Ergebniß angeſtellter Unterſuchungen und Verhöre, ſondern, wie dreiſt genug eingeſtanden wird, vom bloßen Rufe, der zu den Ohren des Richtercollegiums gedrungen (fama publica referente). Die Beſchuldigungen beziehen ſich auf die Verwaltung des Priorenamts und auf die Zeit außer demſelben; ſie beſtehen aus fünf Kategorien: 1) Ausübung von Betrug, Erpreſſung und Veruntreuung an Staatseigenthum; 2) Annahme von Geld und Geldeswerth für amts- und ſtaatswidrige Handlungen oder Unterlaſſungen; 3) Beſtechung anderer, um ſie zu Geſetzwidrigkeiten im Intereſſe der vier Angeklagten zu verleiten; 4) Unterſtützung der Feindſeligkeit gegen den Papſt und Hrn. Karl von Valois, um deſſen Ankunft abzuwehren, und überhaupt gegen die guelfiſche Partei; endlich 5) der Verſuch, in dem verbrüderten Piſtoja die Partei der Schwarzen zu unterdrücken und die Stadt von der Verbindung mit Florenz und von dem Gehorſam gegen die römiſche Kirche und den Friedensſtifter Karl loszureißen. Weil nun die genannten Vier auf die früher an ſie erlaſſene Citation an

Digitized by Google

dem beſtimmten Termine zur Verantwortung nicht erſchienen ſeien und infolge davon ſich den Richterſpruch in contumaciam, von dem öffentlichen Banditoren Duccio Franciſci über ſie verhängt und auf Geldſtrafe von 5000 kleine Floren lautend, zugezogen haben, deshalb werden ſie jetzt der gegen ſie vorgebrachten Anſchuldigungen für vollkommen geſtändig erachtet und ausdrücklich nochmals zur Zahlung der angegebenen Summe, außerdem zur Rückerſtattung alles Erpreßten verurtheilt; wenn ſie nicht binnen drei Tagen Zahlung leiſteten, ſollten ihre Güter verwüſtet und eingezogen, ſie ſelbſt aber jedenfalls auf zwei Jahre aus Toscana verbannt, ihre Namen zur Schande in das öffentliche Buch eingetragen und ihnen, als Fälſchern und Gaunern, zu keiner Zeit mehr vom Staate Aemter und Beneficien ertheilt werden. Der Urtheilsſpruch vom 27. Januar iſt alſo noch nicht der erſte, welcher überhaupt gefällt worden, ſondern es geht ihm der des genannten Banditoren voran, der nur die Geldſtrafe enthielt; die Perſonen der Angeklagten und die Gegenſtände der Anklage blieben dieſelben, die Strafe aber wurde um vieles verſchärft. Das Decret vom 10. März nun, welches Reumont photographiſch mittheilt, iſt weit kürzer gefaßt als das vorige: es fügt zu den vier Verurtheilten vom 27. Januar noch elf andere Namen, bezieht ſich wiederum, in ziemlich unbeſtimmten Worten, auf eine vorangegangene Citation, der nicht Folge geleiſtet worden, und die deshalb eingetretene Verurtheilung, und verfügt ſchließlich gegen die Ungehorſamen Bedrohung mit dem Feuertode, wenn einer derſelben ſich jemals im florentiniſchen Gebiet betreten laſſen ſollte. Die urſprüngliche Strafe iſt nicht angegeben, auch von jenen ſo überaus zahlreichen Anklagepunkten nichts weiter als Betrug, Erpreſſung und unerlaubter Vortheil flüchtig hervorgehoben. Erſcheint das als eine auffallende Incorrectheit nach unſern Begriffen, ſo nicht weniger die Zufügung der elf Neuangeklagten in einer Form, als wenn alle funfzehn zuſammen ſchon einmal abgeurtheilt worden wären. Liegt vielleicht zwiſchen beiden Decreten ein anderes mitteninne, das wir nicht kennen? Der Wortlaut des Actenſtücks läßt keinen ſichern Schluß darauf zu; wirft man indeß zugleich einen Blick auf zwei ſpätere von Fraticelli mitgetheilte Documente, nämlich auf das Amneſtiedecret vom Jahre 1311 und die erneuerte, nicht mehr einzelne Perſonen, ſondern ganze Familien umfaſſende Sentenz vom Jahre 1315, ſo gewinnt man den Einblick in ein dergeſtalt ungeregeltes und parteiiſches Verfahren, daß die oben angedeutete Incorrectheit nicht mehr auffallen kann, und ſo ſtellen ſich die Verurtheilungen vom 27. Januar und vom 10. März ſammt ihrer corrupten Ausdrucksweiſe im wahren Lichte jener tumultuariſchen Zuſtände dar.

Endlich ein Wort über die beiden im Zuſammenhange aufzufaſſenden Aufſätze von H. Welcker und K. Witte zu Anfang des Bandes; ſie behandeln das Verhältniß der bisher als ſolche bekannten Todtenmaske Dante's und das vor zwei Jahren in der Begräbnißſtätte zu Ravenna ſammt den übrigen Gebeinen aufgefundenen Schädels, welchen man als den des Dichters erkannt hat, dieſe merkwürdige Auffindungsgeſchichte ſelbſt, ſowie die Gründe der Echtheit oder Unechtheit des im Jahre 1840 zu Florenz entdeckten Frescobildes des Dante'ſchen Profils von ſeinem Freunde, dem Maler Giotto. Profeſſor Welcker in Halle, Fachgelehrter auf dieſem Gebiete, welcher auf Anſuchen Witte's eine genaue Vergleichung anſtellte, fand die Maße des Schädels, wie ſie von der italieniſchen Commiſſion protokollariſch vorliegen, ſo wenig übereinſtimmend mit den von ihm an der Todtenmaske gemeſſenen Ausdehnungen, ſeltſamerweiſe größer als dieſe, außerdem an und für ſich ſo ungewöhnlich groß, daß er die Identität oder doch Zuſammengehörigkeit der Maske und des Schädels entſchieden in Abrede ſtellen würde, wenn ſich nicht bei beiden eine gleiche charakteriſtiſche Aſymmetrie der Schädelbildung vorfände, die er von einer einſeitigen, in früher Kindheit erfolgten Nahtverknöcherung herleitet, und andererſeits nicht die Annahme eines Druckverſehens bezüglich der einen Zahl in dem italieniſchen Berichte gerechtfertigt wäre. Das letztere iſt offenbar ein ſchwacher Stützpunkt, auch das andere unſicher genug. Für die Echtheit des Schädels ſpricht indeß dem Anatomen außerdem der Umſtand, daß zur Vollſtändigkeit des Gerippes, wie es in der Holzkiſte geborgen lag, gerade die drei Phalangen (Zehenknochen) fehlten, welche ſich dann bei Eröffnung des Sarkophags, worin der Leichnam urſprünglich beigeſetzt worden, in dieſem noch vorfanden. Die Darſtellung iſt hier etwas unbeſtimmt; ſollte gemeint ſein, wie es faſt den Anſchein hat, daß gerade nur die drei Phalangen und nichts weiter daran fehlten, ſo dürfte der Unterzeichnete einen Mangel an Uebereinſtimmung nicht unerwähnt laſſen: in dem amtlichen Protokolle der Auffindung und Eröffnung der Holzkiſte nämlich vom 27. Mai 1865, welches ihm gedruckt vorliegt, ſind weit mehr als drei fehlende Knochenſtücke verzeichnet. Woher dann aber dieſer Widerſpruch gegen den ſpätern Befund bei Eröffnung des ſteinernen Sarkophags am 7. Juni, worüber Heinrich Brockhaus aus Leipzig als Mitanweſender berichtet? Man ſieht, es bleibt an dieſen Dingen noch manches unklar und man kann für jetzt kaum die Ueberzeugung von der Echtheit der vorgefundenen Knochenüberreſte gewinnen. Viel Ueberzeugendes dagegen haben die von K. Witte beigebrachten, urkundlich belegten Vermuthungen über den Anlaß und die Gründe der Entnahme aus dem Sarkophag und der Verwahrung in der Holzkiſte durch Frate Santi, Kanzler des Kloſters, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zu einer Zeit nämlich, wo infolge von Streitigkeiten mit der weltlichen Behörde, die Immunitätsgerechtſame des Kloſters anlangend, dem Vorſtande deſſelben das Intereſſe naheliegen konnte, die Gebeine des excommunicirten Dichters in ſichern Gewahrſam zu bringen. Was das Dante-Porträt von Giotto betrifft, ſo ſtimmt der Referent in allem den von Witte für die Authenticität deſſelben geltend gemachten Argumenten bei. Es iſt nicht ein Einzelporträt, welches der Künſtler auf Kalk entworfen, ſondern, wenn Melchior Miſſirini in ſeiner „Vita di Dante“ richtig beſchreibt, füllten die Wand der Kapelle eine Anzahl lebensgroßer Figuren in drei Gruppen: mitten die Heilige Jungfrau thronend mit dem Kinde, zu beiden Seiten in Proceſſion herannahende Geſtalten, der linken angehörend Dante mit einem Granatapfelzweige in der einen Hand, ihm zur Seite vielleicht ſein Lehrer Brunetto Latini. Welche Bewandtniß es auch mit dem in der Holzkiſte des Frate Santi vorgefundenen Schädel

Digitized by Google

haben mag, die Harmonie zwiſchen der ſogenannten Todtenmaske und dieſem Giotto-Bilde, wie es uns in der wenig gekannten chromolithographiſchen Originalcopie von Seymour Kirkup — nicht in ſpätern mislungenen Nachbildungen — vorliegt, muß ſich ſofort dem Betrachtenden bei der Vergleichung aufdrängen; ſie beſtätigen einander gegenſeitig auf das erfreulichſte, ſobald man nur den Altersunterſchied von 30 Jahren in Anrechnung bringt. Eine ſoeben aus Italien herübergekommene Photographie von demjenigen Theile des Gemäldes, deſſen Mittelpunkt Dante iſt, gibt deutlich zu erkennen, wie viel leider an deſſen Figur bei der Reſtauration nachgearbeitet worden ſein muß; denn während von den ihn zunächſt umgebenden Geſtalten nur wenig zu erkennen iſt, tritt Dante in verdächtiger Weiſe ſcharf ausgeführt hervor, dabei in den Zügen merklich abweichend von der Kirkup'ſchen Copie, und ſcheint in Beziehung auf ſeine ſchemenhaften Begleiter ſagen zu wollen: „Eigentlich ſah ich Anno 1840 ſo blaß und unſicher aus wie dieſe, aber man hat ſeitdem freilich das Möglichſte für mich gethan!" Beide Aufſätze von Welcker und Witte enthalten eine Fülle intereſſanten Materials, das den wenigſten auf anderm Wege zugänglich ſein möchte.

Vorſtehende Bemerkungen über den mannichfaltigen Inhalt des Bandes liefern hoffentlich den Beweis, daß die Zuſammenſtellung des Anregenden, Aufklärenden und zugleich die Dante-Forſchung Fördernden in dieſem erſten Jahrgange eine reichhaltige genannt werden kann. Was von anderer Seite als noch fehlend gerügt worden, eine fortlaufende bibliographiſche Ueberſicht der neuerſcheinenden Dante-Arbeiten, werden die folgenden Jahrgänge, einem Beſchluſſe der letzten Generalverſammlung gemäß, auf möglichſt zufriedenſtellende Weiſe nachbringen.

Theodor Paur.

Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Geächteter. Lebensbild von Hermann Breuſing. Dritte Abtheilung. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

> Greift nur hinein ins volle Menſchenleben!
> Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.

An dieſes Wort Goethe's ſind wir oft erinnert worden, als wir das obengenannte Buch laſen. Es geht ein derber, realiſtiſcher Hauch durch daſſelbe, wie der Athem, der der friſchgepflügten Furche entſteigt. Der Verfaſſer bewegt ſich in ſeinen Schilderungen nicht auf den Höhen des Lebens, die dem Fernſtehenden auch ohne das Zuthun des Dichters mit einem poetiſchen Schimmer umkleidet erſcheinen, er führt uns in die Kreiſe des gewöhnlichen Alltags- und Kleinlebens hinein, zeigt uns ſeinen Helden in dem Kampfe mit des Lebens trivialen Plackereien; aber überall, wo er es ſchildert, da iſt er intereſſant. Er knüpft den Inhalt ſeines Buchs an die nächſt hinter uns liegende Vergangenheit Deutſchlands an und weiß den Dingen dieſer Welt nüchtern und ſcharf in die Augen zu ſehen, und darauf kommt es an. Neben der ebenerwähnten realiſtiſchen Seite des Buchs geht eine ideale, repräſentirt durch den Helden des Romans, der, Bürger eines nunmehr annectirten deutſchen Mittelſtaats, wegen ſeiner nationalen Beſtrebungen von den Organen der Regierung arg gemaßregelt wird, bis er in den Armen der Freundſchaft einen vorläufigen Abſchluß ſeines äußern Lebens, ſowie einen Ruhepunkt zur Ausgeſtaltung ſeines innern Lebens findet. So haben wir hier Idealismus und Realismus in ſchöner, harmoniſcher Wechſelwirkung — nur daß das ideale Streben, das dem Helden des Romans vindicirt wird, ihn nicht immer vor Selbſtbeſpiegelung ſichert, während des Verfaſſers Realismus ihn dann und wann in die Verſuchung führen will, jene feine Grenzlinie des Aeſthetiſchen zu überſchreiten, jenſeit welcher des Lebens nackte Wirklichkeit aufhört intereſſant zu ſein. „Auf die Hohenſtaufen folgen die Hohenzollern" — das iſt der politiſche Tendenzgedanke des Buchs.

2. Leben und Lieben. Kleine Skizzen und bunte Bilder von C. F. Liebetreu. Berlin, A. Jonas. 1867. 8. 15 Ngr.

Keinen paſſendern Titel hätte der Verfaſſer ſeinem Buche geben können als den obengenannten. Aus dem Born des Lebens geſchöpft iſt alles, was er uns gibt; mit friſcher Liebe behandelt er die Menſchen und Dinge, die er uns vorführt, und was er daraus mittheilt, das behandelt er in der Form von kleinen Skizzen und bunten Bildern. Die erſte Hälfte enthält ein buntes Allerlei aus dem Bereich des Erlebten, Geträumten und geiſtig Angeſchauten, die andere Hälfte enthält „Bilder aus Rom". Der Verfaſſer hat eine bemerkenswerthe humoriſtiſche Ader, während ihm auf der andern Seite nicht jenes feinere und tiefere Gefühl abgeht, das mit dem Auge des Dichters in den Ereigniſſen des Lebens und dem Lebensgange der Menſchen das echt Tragiſche und Rührende herauszufinden weiß. Wer mit ſeinem Buche uns ein herzliches Lachen und andererſeits eine Thräne entlocken kann, der hat nicht umſonſt geſchrieben. Somit enthält das kleine Buch des echt Poetiſchen mehr als mancher ſeiner dickleibigen Collegen.

3. Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen von Ernſt Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Was an dieſen Novellen und Erzählungen zumeiſt intereſſirt, das iſt die Scenerie. Denn in den meiſten derſelben führt uns der Verfaſſer unter den tropiſchen Himmel Chiles: ſei es, daß er uns die prachtvolle Natur dieſes Landes zeigt, uns Streifzüge machen läßt in das wundervolle, zum Theil noch undurchforſchte Gebiet der araucaniſchen Indianer oder in die ſchauerliche Wüſte im Norden Chiles; ſei es, daß er uns die Menſchen jenes Himmelsſtrichs vor Augen führt mit ihrem nicht republikaniſchen, ſondern zügelloſen Geiſt, der dem republikaniſchen ſchnurſtracks entgegengeſetzt iſt und in zahlloſen Revolutionen ſich Luft macht. Alles, was er hiervon ſchildert, trägt die friſche Farbe des Selbſtgeſehenen und Selbſterlebten. Was, abgeſehen von dieſer Scenerie, die Behandlung der Stoffe betrifft, ſo iſt ihre dramatiſche

Digitized by Google

Entwickelung und pſychologiſche Charakteriſtik von Intereſſe, beſonders aber iſt es die kecke Schilderung und der friſche Humor, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen und bis zu Ende feſthalten — nur daß der Verfaſſer an andern Stellen, wie er ſelbſt einmal zugeſteht, etwas ſtark in das Plaudern hineinkommt. Was endlich die Wahl der Stoffe betrifft, ſo können dieſelben nicht immer den Reiz der Neuheit und Originalität beanſpruchen, wir meinen ähnlichen Stoffen ſchon öfter begegnet zu ſein, nur daß der Schauplatz und die Lebensſtellung der handelnden Perſonen eine veränderte iſt, ſodaß wir unter dem Leſen öfter den Eindruck hatten, als fänden wir hier alte Bilder in neuen Rahmen. Doch wollen wir das nicht als einen Vorwurf erheben; denn was iſt in dieſer Welt urſprünglich neu? Das Neue erweiſt ſich dadurch, daß es in neuer Geſtalt und Form uns entgegentritt, denn ſonſt wiederholt ſich alles nur im Leben, und es wird auch hier das Wort Goethe's maßgebend ſein: „Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an."

4. Novellen von Adolf Mützelburg. Zwei Bände. Berlin, Eichhoff. 1867. 8. 3 Thlr.

Unter den ſieben Novellen der beiden Bände iſt es beſonders eine und zwar die zweite in dem erſten Bande: „Sophie Mansfeld", eine Schilderung des erſten Schwurgerichts oder vielmehr einer Anticipation deſſelben unter Friedrich dem Großen enthaltend, die uns einen achtungsvollen Reſpect vor dem Talent des Verfaſſers abgenöthigt hat. Hier iſt eine vollſtändige Beherrſchung des Stoffs in künſtleriſcher Abrundung, mit klarer Geſtaltung der handelnden Perſonen. Nicht daſſelbe können wir von jeder der andern Novellen ſagen. Die geſchichtlichen Stoffe, die der Verfaſſer gern zum Vorwurf ſeiner Darſtellungen nimmt, ſind ſo obenauf und leicht behandelt, daß ſie weder als Geſchichte noch als Roman gelten können — es fehlt ihnen eben die künſtleriſche Durchdringung. So trägt das Ganze ein wenig das Gepräge der Fabrikarbeit.

5. In freien Stunden. Von Amelie Götzenberger. Mannheim, Wittwer. 1867. 8. 1 Thlr.

Wenn es bei allen künſtleriſchen Darſtellungen als ein Geſetz der Schönheit gilt, daß die Form dem Stoffe ſich möglichſt anbequeme, ſo iſt nach dieſer Seite hin dem Buch ein Vorzug einzuräumen. Die Verfaſſerin führt uns in den meiſten ihrer acht Novellen in die Kreiſe der ausgewählten Geſellſchaft, des high life ein, und ihr Stil und ihre Darſtellung ſind dem Leben und Treiben jener Kreiſe entſprechend. Aber dieſem Vorzug folgt ſofort ein Mangel auf dem Fuße nach. Wie nämlich in den genannten Kreiſen die leichte, ſchimmernde, pikante Form oft alles iſt und den Mangel eines ſolidern Gehalts und einer ſolidern Behandlung der Dinge, eines friſchquellenden Lebens und eines ernſtern Thuns nicht zu verdecken vermag, ſo iſt es mit dieſen Novellen auch. Nicht als ob die Stoffe an und für ſich bedeutungslos wären — ſie ſind zum Theil von darſtellenswerther Bedeutung —, aber ihre Behandlung iſt eine ſo flüchtige, ſalonmäßige, daß ſie dem Leſer „in freien Stunden" wol einen leichten Genuß der Unterhaltung gewähren mögen, aber darauf werden verzichten müſſen, in ihm ein tieferes Intereſſe zu erwecken. Jener leichte Esprit, der weder aus Menſchen, noch aus Völkern lebens- und thatfähige Individuen macht, will uns den Mangel alles andern nicht vergeſſen laſſen. Wenn die Verfaſſerin indeß auch männliche Charaktere ſprechen laſſen kann und die einſchlägigen Situationen pſychologiſch nicht unrichtig zeichnet, ſo wollen wir gern zugeſtehen, daß das immerhin eine gewiſſe Kraft der Objectivität verräth.

Feuilleton.

Engliſche Urtheile über Heinrich von Sybel's „Geſchichte der Revolutionszeit von 1789—95".

Das „Athenaeum" vom 11. Januar d. J. bringt eine kritiſche Beſprechung einer engliſchen Ueberſetzung von H. von Sybel's „Geſchichte der Revolutionszeit von 1789—95". Der vollſtändige Titel dieſer Ueberſetzung lautet: „History of the French Revolution. By *Heinrich von Sybel.* Translated from the Third Edition of the original German work by *Walter C. Perry*" (2 Bde.). Mit Recht tadelt der Kritiker im „Athenaeum", daß Herr Walter C. Perry den Titel von Sybel's Werk nicht wörtlich überſetzt hat, denn Sybel habe doch in ſeinem Werke in der That viel mehr geliefert als eine einfache Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution, er habe wirklich gethan, was Sir Archibald Aliſon nur zu thun verſprochen, d. h. er habe die Geſchichte Europas geſchrieben, wie dieſelbe zur Zeit und während der Franzöſiſchen Revolution von 1789—95 verlaufen ſei. Wenn die Franzöſiſche Revolution ſelbſtverſtändlich auch den Kernpunkt ſeines Werks bilde, ſo habe der deutſche Hiſtoriker doch niemals die Wirkungen über die Urſache vergeſſen. Die Wirkungen der Franzöſiſchen Revolution aber ſeien weit über die Grenzen Frankreichs hinaus auf viele andere Länder übergegangen, und gerade dies Moment ſei von Heinrich von Sybel mehr berückſichtigt und gründlicher und ausführlicher behandelt als von irgendeinem andern Geſchichtſchreiber der Franzöſiſchen Revolution. Der engliſche Kritiker hebt dies lobend hervor und bemerkt dabei, daß Sybel ſich niemals zu ſehr in Detailmalereien ergehe, daß er vielmehr mit rühmenswerther Umſicht und Präciſion die vielen neuen Einzelheiten (a multitude of new facts), die er zuerſt zur öffentlichen Kenntniß gebracht, mit Meiſterhand an der richtigen Stelle und in dem richtigen Zuſammenhange dem Ganzen eingefügt habe. Aus den meiſten Geſchichtswerken über die Franzöſiſche Revolution lerne man, daß der König von Preußen und der Kaiſer von Oeſterreich zu Pillnitz unter allen Umſtänden den Krieg gegen Frankreich gewollt hätten; Sybel weiſe dagegen bis zur Evidenz nach, daß dieſe Fürſten im Grunde in Pillnitz den Frieden gewollt, während die herrſchende Partei in Frankreich den Krieg wünſchte und in der That auch herbeiführte. Dieſe herrſchende Partei in Frankreich habe aber den Krieg weſentlich aus Parteirückſichten gewollt, während Oeſterreich und Preußen ſich mit der Hoffnung trugen, durch den Krieg — die erſtere Macht in Baiern, die andere in Polen — neue Landſtriche zu erwerben. Aehnliche Irrthümer früherer Geſchichtſchreiber würden von Herrn von Sybel in Menge berichtigt.

Außerdem lobt der engliſche Kritiker die unparteiliche Gerechtigkeit, mit der Heinrich von Sybel die großen weltgeſchichtlichen Begebenheiten jener Zeit dargeſtellt, indem er ſelten oder nie gewiſſe Thatſachen oder Perſönlichkeiten auf Unkoſten anderer in einer ungebührlichen Weiſe hervorgehoben und ſo die geſchichtliche Wahrheit zu fälſchen geſucht habe. Mit Nachdruck weiſt der Artikel im „Athenaeum" darauf hin, wie falſch Burke die Thatſachen der Franzöſiſchen Revolution beurtheilt und dargeſtellt, und wie richtig Sybel dieſelben geſchildert habe. Während Burke z. B. behaupte, das republikaniſche Frankreich habe ſeine Armuth durch ſeine Verbrechen verdient und ſein

Digitized by Google

materielles Wohlergehen zugleich mit ſeiner Ehre preisgegeben, bemerke Sybel, es ſei ungerecht, die öffentliche Schuldenlaſt Frankreichs der Revolution zur Laſt zu legen. Das ganze Gewicht eines ſolchen Vorwurfs falle vielmehr auf das alte Regime zurück, welches auf Koſten des franzöſiſchen Volks durch den bekannten Aemterverkauf und ähnliche Maßregeln das Land ausgeſogen und das Aufblühen künftigen Glücks ſtets ſchon im Keime erſtickt habe. Nach Sybel ſei die erſte franzöſiſche Revolution geſcheitert, nicht weil der Umſturz der alten Ordnung ein Fehler war, ſondern weil die Nation, als ſie ihr Reformwerk unternahm, durch die ſchwere Laſt einer überkommenen Sittenloſigkeit zu Boden gedrückt wurde; nicht die Revolution, ſondern der alte Feudalismus hätten die Selbſtſucht und den Geiz, die Barbarei und die Grauſamkeiten erzeugt, welche die Franzoſen von den Freudeſcenen jener denkwürdigen Auguſtnacht weg ſich in die Schrecken des Septembermordes ſtürzen ließen.

Während der engliſche Kritiker das Urtheil billigt, welches Sybel über Katharina von Rußland fällt, ſtimmt er mit ihm nicht ganz in ſeiner Beurtheilung Mirabeau's überein. Ueberhaupt meint er, daß Sybel die Schilderung großer Ereigniſſe in ihrer Maſſenhaftigkeit und welthiſtoriſchen Bedeutung beſſer verſtehe als die Darſtellung einzelner Charaktere. „He operates by masses", ſagt er, „individual character scarcely meets with justice at his hands."

Im allgemeinen wird die Ueberſetzung Perry's gelobt; ſie ſei meiſtens leicht und natürlich, nur im erſten Buche etwas ſteif, weil der Ueberſetzer ſich oft zu ängſtlich an den deutſchen Text angeklammert habe; auch ſeien dort Druckfehler nicht ſelten. Später, meint der Kritiker, verſchwänden dieſe Mängel immer mehr und mehr, nur in der Wiedergabe der Namen ſei Perry conſequent unglücklich geweſen, weil er hier keine beſtimmte Regel befolgt habe. „Alles in allem genommen", ſchließt die Kritik, „können wir Herrn Profeſſor von Sybel zu ſeiner Einführung bei dem engliſchen Publikum gratuliren, und noch mehr dem engliſchen Publikum zu ſeinem Bekanntwerden mit Profeſſor von Sybel."

Einem Artikel in der „Saturday Review" über Heinrich von Sybel's eben beſprochenes Werk entnehmen wir dagegen folgende Stelle:

„Deutſche Geſchichtſchreiber haben jede Befähigung für ihren großen Beruf, ausgenommen die, ſchreiben zu können. So weit Wiſſen, Scharfſinn, Arbeit und Ehrlichkeit ſie zu ihrer Aufgabe befähigen, können ſie die Wahrheit einer Geſchichte faſt beſſer als jeder andere ermitteln; was ſie nicht können, iſt, ſie erzählen. Nie fühlen wir ſo ſehr die weſentliche Wirkſamkeit und den Werth der Kunſt des Stils, als wenn wir uns durch ein Buch hindurcharbeiten, deſſen Verfaſſer ſeinen Gegenſtand zwar kennt und mit größter Gewiſſenhaftigkeit behandelt, welches aber in ſeinem Baue halb Abhandlung, halb Leitartikel, mit Epiſoden von Thatſachen vermengt, iſt. Aus irgendwelchem Grunde, ſei es aus einem Mangel im Verfaſſer oder in den Bedingungen der Nationalliteratur, iſt dies der Eindruck, den eine deutſche Geſchichte gewöhnlich bei uns zurückläßt, und wir müſſen geſtehen, daß wir uns mit ſolchen Gefühlen durch die Blätter des ausgezeichneten bonner Profeſſors hindurchgearbeitet haben. Die Erzählung bewegt ſich nicht. Die Grenzſcheiden und die Eintheilungen ſind undeutlich und verwickelt, die Maſſe der Begebenheiten ſcheint der Beherrſchungsgabe des Verfaſſers zu entgehen und zu ſpotten; das Leſen des Buchs iſt beſchwerlich, nicht in der Weiſe wie alles ſorgfältige und genaue Leſen wegen der Nothwendigkeit der Erwägung und Prüfung beſchwerlich iſt, ſondern wegen der ungleichen Schreibart und des ſtockenden Plans. Es iſt ſehr ſchade, daß der Verfaſſer eines Buchs, deſſen Inhalt von Werth iſt, das die Prüfung verträgt und benutzt werden kann, nicht glauben will, daß die Form, in welcher ſeine Gedanken vor den Leſer kommen, wol von Bedeutung ſei. Was er uns gibt, iſt gutes, geſundes und wohlgeſiebtes Mehl, allein es iſt blos zu Teig, nicht zu Brot verarbeitet."

Bibliographie.

Die Aufgabe Bayerns. Aus der Mappe eines bayeriſchen Publiciſten veröffentlicht gelegentlich der Wahlen zum deutſchen Zollparlamente. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 4 Ngr.

Die ersten Aufnahmen der englischen Armee in Abessinien, November 1867—Januar 1868. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 10 Ngr.

Féval, E., Der Roman einer jungen Frau. Roman. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von C. Zoller. 2 Thle. Einzig berechtigte deutſche Ueberſetzung. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr.

Gaboriau, E., Fascikel 113. (Le dossier No. 113.) Roman. 2 Bde. Einzig autoriſirte deutſche Ausgabe. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Hackländer, F. W., Das Geheimniß der Stadt. 1ſte Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 6 Ngr.

Preußiſches Heerweſen und preußiſche Politik. Berlin, Hempel. Gr. 8. 3 Ngr.

Henle, F. Ritter v., Gedanken über Tonkunſt und Tonkünſtler. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herbert, L., Cäſar und Napoleon III. Eine Parallele. Eſſay. (Epilog des Romans „Bis zum Rubicon".) Leipzig, Günther. 8. 7½ Ngr.

Hechenbach, W., Das Diamant-Kreuz der Erdroſſelten. Criminalgeſchichte. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

— — Ein geheimnißvoller Mord. Criminal-Geſchichte. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

— — Der Teufel in Köln. Dem Volke erzählt. Mülheim, Bagel. 8. 5 Ngr.

Jacobi's, F. H., Briefe an Frdr. Bouterwek aus den Jahren 1800 bis 1819. Mit Erläuterungen herausgegeben von W. Mejer. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 28 Ngr.

In Bremen brennt es. Etwas zur Aufklärung der Sache von Einem, der auf Bremen viel, aber auf den „neuen Glauben" nicht viel hält. Bremen, Valett u. Comp. 8. 5 Ngr.

Keber, A., Zur Philoſophie der Kinderſprache. — Gereimtes und — Ungereimtes. Halle, Schwabe. 16. 12½ Ngr.

Kellner, G., Die königliche Burg zu Nürnberg. Kurzgefaßte Geſchichte und Beſchreibung derſelben. Nürnberg. 1867. 16. 4 Ngr.

Kirchmann, J. H. v., Aesthetik auf realistischer Grundlage. 2 Bde. Berlin, Springer. Lex.-8. 4 Thlr.

La Marmora, A., An die Wähler von Biella. Brief. Mit Genehmigung des Verfaſſers aus dem Italieniſchen überſetzt von E. Poppe. Berlin, Schelller. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamartine, A. de, Die Unſterblichkeit, Gedanken über den Menſchengeiſt und das räthſelvolle Jenſeits in gebundener Rede. Deutſche Bearbeitung von G. Strümpell. Braunſchweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 2 Ngr.

Merzdorf, Die Mutter Kilwinning, Schottlands Stammloge. Nach Murray Lyon frei bearbeitet. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Oſterroth, G., Friedhofgedanken. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 15 Ngr.

Pfeiffer, F., Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. II. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Polko, Eliſe, Erinnerungen an Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Ein Künſtler- und Menſchenleben. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rattazzi, U., Die römiſche Frage. Rede. Florenz, Löſcher. 8. 8 Ngr.

Rothenflue, F., Branztoneli, ein Lebensbild mit ungeſchlachten Randverzierungen für Leſer welerlei Geſchlechts. Luzern, Gebr. Räber. 8. 12 Ngr.

Rütimeyer, L., Die Grenzen der Thierwelt. Eine Betrachtung zu Darwin's Lehre. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 15 Ngr.

Sauppe, G., Bilder des Alterthums. Vorträge. Halle, Schwabe. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Wanderungen auf dem Gebiete der Sprache und Literatur. Halle, Schwabe. Gr. 8. 24 Ngr.

Schaal, W., Kritiſch-philoſophiſche Aufſätze. 1ſtes Heft. Herbart und Trendelenburg. Aarau, Chriſten. Gr. 8. 10 Ngr.

Schirmer, A., Verſchollen. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Schlirben, E., Johanna. Ein oſtpreußiſches Idyll. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 15 Ngr.

Schultze, F., Die Thierſeele. Eine Pſychologie der Thiere. Leipzig, Wilfferodt. 10 Ngr.

Schwartzkoppen, Clotilde, v., Frau Holl's Brautſchleier. Potsdam, Döring. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sixt, H., Hermann Heinrich Frey, Superintendent in Schweinfurt. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts. Nürnberg, Erbald. Gr. 8. 18 Ngr.

Souveſtre, E., Am warmen Ofen. Drei Erzählungen aus dem Volksleben. In das Deutſche übertragen und mit einer Biographie des Verfaſſers verſehen von R. Müldener. Langenſalza, Verlags-Comptoir. 6 Ngr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 3ter und 4ter Bd. Leipzig, Dürr'ſche Buchh. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Teuffel, W. S., Geschichte der römischen Literatur. 1ste Lief. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Trautwein v. Belle, E., Der Cardinal-Richelieu. Vortrag. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Urkunden-Buch der Stadt Liegnitz und ihres Weichbildes bis zum Jahre 1455. Herausgegeben von F. W. Schirrmacher. Liegnitz, Krumbhaar. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Waldmüller, Robert (E. Duboc), Baroniſirt. — Paſſiflora. Zwei Novellen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wessely, J. E., Das Grundprincip des deutschen Rhythmus auf der Höhe des 19. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Herr von Filz. Humoriſtiſcher Roman. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wittmer, G., Die naive Poesie in unserer Zeit. Cassel, Fischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preiſe von nur 10 Ngr.

Neue, ſchön ausgeſtattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutſchen Nationalliteratur, von den angeſehenſten Schriftſtellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von **Bartſch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottſchall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oeſterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner** und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (8—11) ausgegeben:

Leſſing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, zwei Theile, von Hettner.

Die früher erſchienenen Bände (1—7) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopſtock's Oden, von Düntzer;
Muſäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobſiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernſt Schulze's Bezauberte Roſe und Tagebuch, von Tittmann.

Unter der Preſſe befinden ſich:

Körner's Gedichte und Dramen, von Gottſchall;
Forſter's Anſichten vom Niederrhein, von Buchner;
Herder's Cid, von Julian Schmidt;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oeſterley;
Bürger's Gedichte, von Tittmann;
Goethe's Fauſt, von Carriere.
Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, von Julian Schmidt;
Wilhelm Müller's Gedichte, von Max Müller.

Jeder Band koſtet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band iſt auch einzeln zu haben und die Käufer ſind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erſchienenen Bände ſind nebſt einem Proſpect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Beſtellungen angenommen werden.

Soeben wurde die erſte Lieferung ausgegeben von:

Schillers ſämmtliche Werke.

Kritiſche Ausgabe von

Heinrich Kurz.

Complet in 9 Bänden oder einigen 30 Lieferungen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Hildburghauſen.

Charakteriſirende Eigenſchaften dieſer Ausgabe:

Größere Vollſtändigkeit als bei irgendeiner andern fertigen Ausgabe; denn ſie enthält nicht nur eine bedeutende Anzahl von Gedichten aus Zeitſchriften, Taſchenbüchern u. ſ. w., die ſich bisjetzt in keiner Ausgabe finden, ſondern auch „Die Räuber" in zwei, „Fiesco" in zwei, „Don Carlos" ſogar in drei Originalbearbeitungen und außerdem zahlreiche proſaiſche Schriften (Aufſätze, Vorreden, Recenſionen u. ſ. w.), die man ebenfalls in den bisherigen Ausgaben vergeblich ſuchte.

Größtmögliche Correctheit, bewirkt durch Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes.

Anführung aller abweichenden Lesarten, aus der Vergleichung des Wortlautes ſämmtlicher Originalausgaben.

Größte Wohlfeilheit, denn dieſe Ausgabe im Umfang von 9 ſtarken Octavbänden von einer tadellos ſchönen Ausſtattung koſtet ſammt ihrem reichern Inhalt und gelehrten Apparat nicht einmal ſoviel (nur circa 5½ Thaler) als die neueſte, jene Vorzüge entbehrende Cotta'ſche Ausgabe in 12 Bänden. Mit der großen „kritiſch-hiſtoriſchen" Ausgabe, von der erſt ein kleiner Bruchtheil erſchienen iſt, bleibt eine Vergleichung ausgeſchloſſen, da ihr Umfang und Preis außer allem Verhältniß zu der Kurz'ſchen Ausgabe ſtehen.

Es bleibt uns noch zu betonen, daß die Kurz'ſche Reviſion bereits beendet war, als die revidirte Cotta'ſche Ausgabe erſchien (die in der „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur" enthaltene Schiller-Ausgabe iſt bereits ein Ausfluß jener Reviſion), daß ſie alſo nicht auf fremden Schultern ſteht, ſondern eine durchaus ſelbſtändige, aus eigener Forſchung und eigenem Urtheil hervorgegangene Arbeit des Herausgebers iſt.

(Anordnung.) Den Anfang bilden die poetiſchen Werke in den Abtheilungen Gedichte (Band 1), Dramen (Band 2—6) und Romane nebſt Erzählungen (Band 7); hierauf folgen die kleinern, dann die größern hiſtoriſchen Schriften (Band 8), ſodann die philoſophiſch-äſthetiſchen Abhandlungen, denen ſich die Recenſionen und Vorreden anſchließen. Den Schluß bilden vermiſchte Stücke und Kleinigkeiten (Band 9). Innerhalb dieſer Abtheilungen ſind die einzelnen Schriften ſtreng chronologiſch geordnet.

Subſcriptionsbedingungen:

Die kritiſche Ausgabe von Schiller erſcheint in 9 Octavbänden, jeder von 3—4 Lieferungen à 10—12 Bogen; ſie umfaßt alſo einige 30 Lieferungen, und da deren eine zwei monatlich ausgegeben werden, wird das Werk längſtens in 1½ Jahren vollendet ſein.

Für den Subſcriptionspreis von **5 Sgr.** für die Lieferung (kaum ⅓ Sgr. à Bogen) wird ſofort nach Beendigung des Werks ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der letzte König der Magyaren.

Hiſtoriſcher Roman von

Leopold von Sacher-Maſoch.

3 Bände. 8. Broſch. 4 Thlr.

Urtheil der Kritik.

Sacher-Maſoch hat in der Eigenthümlichkeit und in der Kraft ſeines Schilderungstalents bei dieſer Arbeit ſich abermals glänzend bewährt, und wenn namentlich die Kritik Norddeutſchlands, welche ſich in der Regel gegen die heißblütigen und farbenſatten, Sinnlichkeit athmenden Producte ſüddeutſcher Poeten — denen Sacher-Maſoch trotz ſeiner ſpecifiſch-ſlawiſchen Abſtammung ſich anreiht — ablehnend oder gar verurtheilend verhalten, dieſen Roman als einen ganz neue Richtungen bezeichnenden, vom gewöhnlichen Fahrwaſſer abweichenden hiſtoriſchen Roman hervorhebt, wie es bereits mehrfach geſchehen iſt: ſo haben wir eine Thatſache regiſtrirt, die dem Verfaſſer zum äußerſten Lobe gereicht und die dem Buche gewiß einen anſehnlichen Leſekreis ſichert.

„Charivari für Theater und Muſik."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 15.** — 9. April 1868.

Inhalt: Neue Schriften von Johannes Scherr. Von **Rudolf Gottſchall** — Paul Flemming. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Ein franzöſiſcher Shakſpearomane.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue Schriften von Johannes Scherr.

1. Das Trauerſpiel in Mexico. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig. Eine Komödie der Weltgeſchichte. In drei Bänden. Von Johannes Scherr. Erſter Band. Leipzig, O. Wigand. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Aus der Sündflutzeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Miſchmaſch von Johannes Scherr. Berlin, Leſſer. 1868. 8. 10 Ngr.

Wie dieſes Regiſter neuer und neueſter Schriften beweiſt, gehört Johannes Scherr zu unſern fleißigſten Autoren. Er iſt eine Specialität auf dem Gebiete deutſcher Geſchichtſchreibung, obgleich unſere vornehmen Hiſtoriker ihm die zünftige Gleichberechtigung abſprechen werden; er gilt ihnen für einen Schwarmgeiſt, der die Geſchichte nur zu Feuerwerkereien des Esprit und zur Schauſtellung einer radicalen und revolutionären Geſinnung benutzt. Wo findet ſich bei ihm jener Pragmatismus, der die Fäden der Ereigniſſe bis in ihre feinſten Zuſammenhänge verfolgt und mit großer Vorſicht die Gewichte bald in die eine, bald in die andere Wagſchale legt, damit das Gleichgewicht nirgends geſtört werde? Wo findet ſich bei ihm jene erhabene Objectivität der Darſtellung, die ſich niemals aus ihrer Gemüthsruhe bringen läßt, wie das Auge der Vorſehung über den Thaten und Begebenheiten ſchwebt, ſich vor jedem Affect, vor jeder moraliſchen Entrüſtung hütet, als könne dadurch die Diätetik der Wiſſenſchaft geſtört werden? Wo jener würdevolle Stil, der nach Tacitus und Johannes von Müller ſchielt, in Inverſionen, Participialconſtructionen und künſtlichen Netzen von Perioden, die zu entwirren dem Leſer nicht leicht wird, ſeine Vornehmheit behauptet und mit Glück beſtrebt iſt, ſich von dem leichten Geſchwätz der publiciſtiſchen Proletarier zu unterſcheiden?

Nichts von alledem findet ſich bei Johannes Scherr, ja von alledem ſogar das Gegentheil. Gleichwol halten wir ihn für einen Hiſtoriker, der eine berechtigte Richtung der Geſchichtſchreibung, wenn auch in extremer Weiſe vertritt. Seitdem die Ranke'ſche Schule mit ſolchem Eifer den archivariſchen Motiven nachforſcht und die feinſten diplomatiſchen Einfädelungen durch das Oehr ihrer Hiſtoriographie zieht, iſt es Mode geworden, die Geſchichte nicht in der Darſtellung des Geſchehenen zu ſuchen, das nur als eine untergeordnete Lebensäußerung des geſchichtlichen Geiſtes betrachtet wird, ſondern in der Darlegung des vielfach verketteten Cauſalnexus, aus dem die Ereigniſſe hervorgegangen ſind. Man iſt dann in dieſer Trockenlegung des geſchichtlichen Bodens ſo weit gegangen, daß man auch die Charakteriſtiken intereſſanter Perſönlichkeiten, ſoweit dieſe eine ſelbſtändige Bedeutung in Anſpruch nehmen, als üppige nebenherwuchernde Sumpfpflanzen betrachtet und ausgerodet hat. Die Geſchichte erſcheint als eine Schachpartie, bei der nur die Combinationen des Spiels ſelbſt Bedeutung und Berechtigung haben. Oder man könnte dieſe Hiſtoriker auch mit Dramatikern vergleichen, welche jede Situation auf das feinſte und ſorgfältigſte zu motiviren verſtehen, aber ihre lebendige Bewegung auf der Bühne ſelbſt als etwas Gleichgültiges betrachten. Der Weltgeiſt hat ſich für ſie gleichſam in das Heiligthum der Cabinete zurückgezogen; der tumultuariſche Lärm auf den Straßen und Schlachtfeldern iſt nur das Rollen und Weiterrollen der Würfel, die dort geworfen werden, und man hat dabei nichts zu thun, als die Augen derſelben zu zählen.

Dieſe Einſeitigkeit der Geſchichtſchreibung, die ſich in manchen geprieſenen Werken derſelben ſcharf ausprägt, entſpricht durchaus nicht ihrem Ideal. Wir wollen in der Geſchichte ein Abbild des menſchlichen Lebens ſehen, in ſeiner ganzen vollen Bewegtheit. Die Züge der hervorragenden Charaktere, die Scenen auf dem Forum und Schlachtfeld, die großen packenden Situationen ſollen in farbenreicher Darſtellung uns vorgeführt werden; ſie haben daſſelbe Recht auf unſere Theilnahme wie die Enthüllungen

der Archive, die doch nur in dem tintenkleckſenden Säculum der Cabinetspolitik maßgebend waren. Die pragmatiſche Motivirung iſt nur die eine Seite der Hiſtorik; durch das vorwiegende Herauskehren derſelben wird ſie trocken, archivariſch, unkünſtleriſch bei aller Künſtlichkeit. Wir wollen nicht nur die Berechnungen, ſondern auch die Leidenſchaften der Menſchen in Thätigkeit ſehen; nur eine Geſchichtſchreibung, welche dies dramatiſche Element in ſich aufnimmt, ſteht auf der Höhe der Kunſt.

Wenn wir zwei Extreme geſchichtlicher Darſtellung ins Auge faſſen wollen, ſo brauchen wir blos die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution von Sybel mit der von Carlyle zu vergleichen. Dort eine feine, aber leb- und farbloſe Darſtellung der leitenden Motive in dem Parteileben und dem ganzen Entwickelungsgang, hier eine muſiviſch ſchimmernde, anekdotiſch bunte, aber lebendige und ſpannende Darſtellung der Ereigniſſe und Perſönlichkeiten, deren Zuſammenwirken das Geſammtbild der Revolution vor unſere Seele hinſtellt.

An Carlyle erinnert nun Johannes Scherr in ſeiner ganzen Darſtellungsweiſe. Eine außerordentliche Fülle anekdotiſchen Details gibt auch ihm die Mittel zu einer faſt fieberhaft lebendigen Inſcenirung der geſchichtlichen Haupt- und Staatsactionen; alles tritt ſichtbar, greifbar vor uns hin. Freilich ſind die aufgeſetzten Lichter oft mehr hüpfend und blendend als die ſichern Umriſſe markirend; aber die genialen Streiflichter erhellen oft mit einem Blitz die Charaktere und Situationen. Der Stil ſteht in trotzigem Widerſpruch zum Stil der vornehmen Geſchichtſchreibung; er iſt ebenſo ſalop wie glänzend; er hat gleichſam die Hände in den Hoſentaſchen, und wenn er ſie herausnimmt, befleißigt er ſich nicht zierlich andeutender Fingerzeige, ſondern er ſchlägt mit den Fäuſten drein; er iſt meiſt Fracturſchrift, liebt aber die barocken Arabesken und geberdet ſich wie ein Sonderling, der dem deutſchen Sprachſchatz ungewohnte, aber dabei immer ſchlaghafte Wendungen entlehnt.

Scherr gehört der Schloſſer'ſchen Schule an und nicht blos in Bezug auf ſeine vorwiegende culturhiſtoriſche Richtung. Wie ſein Lehrer und Meiſter liebt er es, moraliſche Maßſtäbe anzulegen, und befleißigt ſich dabei einer göttlichen Grobheit, die er ſeinem Helden ins Geſicht ſagt. Dieſe moraliſchen Maßſtäbe ſind freilich oft Parteimaßſtäbe, denn Scherr iſt ein ausgeſprochener Republikaner, und von dieſem radicalen Standpunkte aus kann er nur wenige der Helden begnadigen, die ſich neuerdings auf der Weltbühne hervorgethan haben. Dennoch iſt er auch billig genug, die Charaktere oft an ihrer eigenen Conſequenz zu meſſen.

Wie ſich indeß mit dieſem feſten politiſchen Parteiſtandpunkte ein anderer eingeſtandener Charakterzug des Autors und ſeiner Darſtellung, der Peſſimismus, verträgt, und mit dieſem wiederum die humoriſtiſche Auffaſſung der Weltgeſchichte als einer divina commedia: das müſſen wir freilich aus dem an Victor Hugo'ſche Geiſtreichigkeiten und Ungeheuerlichkeiten erinnernden Prolog zu begreifen ſuchen, mit welchem Scherr ſein „Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig, eine Komödie der Weltgeſchichte" (Nr. 2) einleitet. Hier wird die Menſchheit einem armen alten Kinde verglichen, dem man ſein Thonpfeifenrohr, ſein bischen Waſſer, ſein Stückchen Seife laſſen muß, denn es treibt damit mit rührender Beharrlichkeit jene buntſchillernden Seifenblaſen in die Luft, die man Ideale nennt:

Die höchſten Aufſchwünge des Menſchengeiſtes, die edelſten Inſtincte und die ſüßeſten Affecte der Menſchenſeele, die Fanatismen der Religion und der Politik, die verzückte Glut der Andacht und die keuſchen Wonneſchauer der erſten Liebe, die blendenden Illuſionen der Begeiſterung und die ſtolzen Triumphe der Wiſſenſchaft, in den Himmel hinauffliegende Luſt und in die Erde ſich hinabwühlendes Leid, der ſtachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durſt der Ehrſucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauſchende Hochmuth der Herrſchaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unſterblichkeit: — Seifenblaſen! Die Welt ſelbſt iſt nur eine ſolche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichtsreligion. Es gibt nur das eine: Nirwana, das Urnichts. Alles andere iſt ein Strom von Nichtigkeiten, welcher ſich dem Ocean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menſchen, Geiſt und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laſter, Glück und Unglück — alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume iſt die Welt aus dem Urnichts aufgeſtiegen, wie eine welle ſinkt ſie wieder in daſſelbe zurück. Die Schaumblaſe des Erdendaſeins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, alles verliſcht in abſoluter Leere. Wenn der hebräiſche Koheleth klagt:

O, was wird dem Menſchen für all' ſeine Mühſal,
Womit er ſich abquält unter der Sonne?
Alle ſeine Tage ſind ja voll Schmerzen,
Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht —

ſo ſtellt der Buddhiſt mit ſchwindelhoher Abſtractionsluſt der Welt ſich gegenüber und ſagt zu ihr: Du ſollteſt nicht ſein, wie du biſt; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, ſo ſollſt du gar nicht ſein. Und du biſt nicht! Du biſt nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblaſſe, ſchwinde, zerſtiebe! Hinunter mit dir ins ewige Nichts!

Doch dieſem Bannſpruch weltſchmerzlicher Verzweiflung zum Trotz iſt die Welt, wie Scherr meint, doch wirklich, und zwar ein Kampfplatz, auf dem die Menſchen ſtreiten müſſen.

Und weiterhin ſieht er in der Geſchichte nur ein Luſtſpiel und betrachtet den Weltgeiſt als einen nach gigantiſchem Maßſtab dichtenden Ariſtophanes, der die Welt zu einem koloſſalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat:

Nun ja, daß der Tropf von Peiſthetäros die herrliche Braut Baſileia heimführt, die Komik — falls es eine iſt — wiederholt ſich allerdings milliardenmal in allen denkbaren und mitunter auch wol in undenkbaren Formen auf dieſer Weltbühne. Siehſt du? Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienſt von der Unverſchämtheit, die Tugend vom Laſter, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falſchheit, die Begeiſterung vom Nutzen hintangedrängt, beſiegt, vernichtet wird — das eben iſt der ariſtophaniſche Spaß der Weltgeſchichte. Ein Spaß, fürwahr, von dem geſungen iſt:

Wer vermag es, ohne Grauen
Dieſen Greuel anzuſchauen?

Bah, je nachdem man ihn anſchaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeſchichtlichen Drama nur die unabläſſig ſchwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weiſere und Glücklichere von beiden, kann gar nicht fraglich ſein. Was kommt bei der pathetiſch-tragiſchen Weltanſchauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandioſen Humor zu verſtehen, welcher aus dem ewigen Antitheſenſpiel des geſchichtlichen Proceſſes ſich entwickelt wie eine köſtliche

Digitized by Google

Weinblume aus der Gärung der Moſtelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeſchichte als Komödie!

Man mag nun mit dieſer Auffaſſung einverſtanden ſein oder nicht; jedenfalls beſtimmt ſie die Darſtellungsweiſe Scherr's, der mit ariſtophaniſcher Derbheit die Charaktere und Gruppen der Geſchichte in die phosphoreſcirende Beleuchtung einer *divina commedia* rückt. Dennoch iſt auch unſer Autor genöthigt, hier und dort von ſeiner Luſtſpielauffaſſung abzuſehen; denn gleichzeitig neben ſeiner „Komödie der Weltgeſchichte" ſchreibt er ein „Trauerſpiel in Mexico" (Nr. 1).

Dieſer Titel iſt treffend gewählt: denn von allen Ereigniſſen der jüngſten Zeit ſpitzt ſich keins in gleicher Weiſe zur Tragödie zu wie das mexicaniſche Kaiſerthum; hat es doch dieſſeit und jenſeit des Oceans nicht an Dramatikern gefehlt, welche bereits jetzt die Frucht vom Baume ſchüttelten. Der Romantiker auf dem Throne des Montezuma, mit den edelſten Intentionen doch in die Schuld des Despotismus verſtrickt, lange Zeit abhängig von ſeinen Beſchützern, doch, von dieſen aufgegeben, ſich aufraffend zu heldenmüthigem Todeskampf, iſt ein dramatiſcher Held, der allen Anforderungen der Dramaturgie entſpricht und ohne Frage die Sympathien des Publikums zu feſſeln weiß. Scherr hat ſeine Darſtellung dramatiſch zuſammengefaßt, die Hauptzüge des Entwickelungsgangs ſcharf herausgepointirt und dabei ſowenig bengaliſche Beleuchtung wie möglich angewendet und deſto häufiger das anatomiſche Meſſer zu einſchneidenden pſychologiſchen Sectionen. Die Auffaſſung des Kaiſers in den Grundzügen ſeines Weſens iſt ungefähr dieſelbe, welche ſich uns bei der Analyſe ſeiner biographiſchen und Reiſeſchriften herausſtellte. Die kirchliche Zwangsjacke, in welcher die Erziehung des Prinzen eingezwängt war, lag in fortwährendem Widerſpruch mit den modernen Inſtincten, wie ſie einem lebendigen Kopf aus der Luft des Jahrhunderts anfliegen mußten. Die Perſönlichkeit Maximilian's ſchildert Scherr mit folgenden Worten:

Seine Perſönlichkeit, von einem vortretenden Zug von Weichheit und Schwärmerei durchzogen, hat überall und bis zuletzt große Anziehungskraft auf die Menſchen geübt. Niemals freilich hat dieſer Perſönlichkeit der Zauber beherrſchender Kraft innegewohnt, ſondern nur die Sympathieerregung, welche der reingeſinnten, traulich ſich erſchließenden und der Anlehnung bedürftigen Weichheit eigen zu ſein pflegt. Statt Weichheit könnte man faſt Weiblichkeit ſagen; denn in Wahrheit, es geſchieht mit gutem Grund, wenn man den Prinzen zuweilen ſcherzend eine „verkleidete engliſche Miß mit angeleimten blonden Backenbärten" hieß. Das weibliche Element im beſten Sinne des Wortes hat in ſeiner pſychiſchen Organiſation das männliche weit überwogen. Daher die äußerſt rege Empfänglichkeit und Anempfindungsfähigkeit des Erzherzogs, daher ſein lebhaftes Schönheitsgefühl, ſein feiner Formſinn, ſeine dichteriſche Stimmung und Anſchauungsweiſe, ſowie die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks in gebundener und ungebundener Rede; daher aber auch eine gewiſſe Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, daher die Abwendung von der Strenge logiſchen Denkens und die Hingabe an Gefühlsſchwelgerei und Phantaſtik.

Er nennt ihn ſpäter eine „weit mehr paſſive als active Natur", ganz dazu angethan, von dem Triebwerk der „hohen Politik" mitleidslos zermalmt zu werden. Noch größere Schuld ſchreibt er der Erzherzogin zu, „in welcher das männliche Element ebenſo vorwog, wie in ihrem Gemahl das weibliche". Sie habe an dem „Kaiſerſchwindelſpiel" einen ſtark hervortretenden Antheil genommen, ſodaß die Mexicaner ſie ihrem Gemahle durchaus gleichſtellten, und daß die Anhänger des Kaiſerthums nicht vom Kaiſer und von der Kaiſerin ſprachen, ſondern beide in der Geſammtbezeichnung *los Emperadores* untrennbar zuſammenfaßten. Namentlich macht es ihr Scherr zum Vorwurf, daß ſie als Enkelin Ludwig Philipp's mit Ludwig Bonaparte in freundliche Beziehungen treten mochte, „daß die Nichte des Prinzen Orleans aus den Händen Napoleon's III. eine Schaumgoldkaiſerinnenkrone" als Almoſen zu empfangen ſich nicht geſchämt hat.

Während das Kaiſerpaar in die intereſſante, aber zweifelhafte Beleuchtung gerückt iſt, die einem kühnen Streben auf falſcher Grundlage gebührt, ſteht dagegen in vollem, hellem Licht wie auf marmornem Sockel das Bild des Republikaners Benito Juarez, dem folgender Hymnus geſungen wird:

Nach Commonfort's Fall erſt proviſoriſcher, dann (ſeit 1862) definitiver Präſident der Republik, hat der zapotekiſche Indianer mit dieſer höchſten Würde die, wie es ſcheinen mußte, geradezu unerträgliche Bürde eines Kriegs überkommen und übernommen, welcher über das Sein oder Nichtſein des Landes entſcheiden ſollte, den Krieg gegen die Armeen und Flotten Frankreichs, den Krieg auch zugleich gegen die mit den fremden Eindringlingen landesverrätheriſch verbündete Pfaffen- und Rückwärtſerpartei. Eine ungeheuere Aufgabe! Der Zapoteke hat ſie gelöſt; nicht allein, aber doch als erſter Vormann. Als ſolcher und als echter und rechter Principmann auf dem Felsgrund ſeiner unerſchütterlichen Ueberzeugung ſtehend, hat er ſich von dem Lug- und Trugſpiel des Kaiſerſchwindels keinen Augenblick blenden oder täuſchen laſſen, hat auch im äußerſten Misgeſchick die Hoffnung, daß das gute Recht Mexicos, deſſen geſetzmäßiger Statthalter er war, ſchließlich doch zu Ehren kommen und die republikaniſche Loſung „*Libertad y Independencia*" triumphiren werde. Dieſer Triumph der guten Sache über ein ruchloſes Attentat iſt zu einem guten Theile der Triumph des ſchlichten Indianers aus der Sierra de Oaxaca, welcher mit der richtigen Einſicht in die Lage und die Bedürfniſſe ſeines Landes, mit der unwankbaren Entſchloſſenheit und zähen Ausdauer, welche ihn als Staatsoberhaupt kennzeichneten, in ſeinem perſönlichen Auftreten und Gebaren ruhige Würde, lebhaftes und feines Gefühl und eine außerordentliche Sanftmuth und Milde zu paaren wußte. Alles in allem: Benito Juarez iſt die bedeutendſte geſchichtliche Geſtalt, welche innerhalb des Kreiſes europäiſcher Civiliſation bislang aus der indianiſchen Raſſe hervorgegangen.

Ueber die Motive der franzöſiſchen Intervention in Mexico erhalten wir von Scherr ebenfalls eine klare Auseinanderſetzung. Bekanntlich hatte die „civiliſatoriſche Miſſion" der franzöſiſchen Soldaten noch kleine Nebenzwecke, indem ſie beſtimmt war, für hochgeſtellte Gläubiger in Frankreich die Schulden einzukaſſiren, welche einer der Präſidenten der Republik gemacht hatte. Dies Geldgeſchäft, auf deſſen ſolider Baſis das neue transatlantiſche Kaiſerthum aufgerichtet wurde, ſchildert uns Scherr in dem Abſchnitt: „Jecker und Compagnie", in folgender Weiſe:

Während ſeiner Gegenpräſidentſchaft hatte der General Miramon mit einem gewiſſen Jecker, Schweizer von Geburt und ſpäter als Franzoſe naturaliſirt, ein Geldgeſchäft gemacht. Der Jecker ſtreckte dem General die Summe von 7,452140 Frs. vor; davon aber nur 3,094640 Frs. in baarem Geld, die größere Hälfte in Werth-, beziehungsweiſe Unwerthpapieren. Hierfür erhielt Herr Jecker von dem Afterpräſidenten auf die Staatskaſſe der Republik Mexico lautende Schuldbriefe im Betrag von

Digitized by Google

15 Millionen Peſos (75 Millionen Frs. in runder Summe). Dieſe geſammten Schuldverſchreibungen — ſo ſetzte am 15. Juli 1862 Lord Montagu im engliſchen Unterhauſe auseinander — verkaufte Jecker an den damaligen franzöſiſchen Geſandten in Mexico, und dieſer an andere Leute, bis ſie zuletzt in den Händen des Herrn de Morny, des Halbbruders Napoleon's III. von mütterlicher Seite, ſich befunden hätten. Lord Montagu deutete ſogar ſehr merkbar an, daß noch höher ſtehende Perſonen als Morny an dieſer Jeckerei mitbetheiligt geweſen ſeien. Wie dem geweſen ſein mag, genug, die franzöſiſche Regierung verlangte von Mexico die Rückzahlung des Jecker'ſchen Anleihens und zwar im Betrage von 15 Millionen Peſos. Der Präſident Juarez erklärte, daß, obgleich der ganze Handel ungeſetzlich geweſen, die Republik um des Friedens willen bereit ſei, die von Jecker dem Miramon wirklich geliehene Summe anzuerkennen und zu erſtatten, nicht aber die 15, d. h. 75 Schwindelmillionen. Damit wäre aber den Leuten, welche dieſes allerliebſte Geſchäft unternommen hatten, natürlich nicht gedient geweſen. Sie verlangten den Betrag ihrer „Bons", und Frankreich mußte ſchließlich auch dieſe „Gloire" bezahlen. Denn die Inhaber der Miramon'ſchen Schuldbriefe ſind infolge der mexicaniſchen Expedition befriedigt worden, und haben ſich alſo in dieſem Falle Schwindelmillionen in wirkliche verwandelt, was bekanntlich nicht ſo häufig zu geſchehen pflegt wie das Umgekehrte.

Den Gang der Ereigniſſe in ſeinen Hauptzügen lernt man in dem Werke von Scherr klar und deutlich erkennen, ohne alle diplomatiſche Verſchleierungen. Die Nemeſis, die den edeln, aber verblendeten Prinzen in Queretaro ereilte, wird man nicht länger als einen blinden Act des Zufalls und brutaler Gewalt verurtheilen, wenn man von Scherr erfährt, daß der Erzherzog das berüchtigte Decret vom 3. October 1865, in welchem die Vertheidiger des Vaterlandes zu „Banditen, Straßenräubern und Verbrechern" gemacht und für vogelfrei und außerhalb des Geſetzes ſtehend erklärt und jedes ergriffene Mitglied einer ſolchen Bande zum Tode durch Erſchießen verurtheilt wurde, vom Erzherzog mit eigener Hand vom erſten bis zum letzten Buchſtaben geſchrieben worden iſt, und daß Marſchall Bazaine, den man als den Urheber des Blutedicts anzuklagen pflegt, nur zögernd und widerwillig ſeine Zuſtimmung gegeben hat. Einleuchtend iſt auch dargelegt, wie nach dem Sieg der Union über die Südſtaaten das haltloſe Kartenhaus des mexicaniſchen Kaiſerthums zuſammenbrechen mußte und der Politik der Tuilerien nur ein ſchimpflicher Rückzug übrigblieb, deſſen Schmach die Staatsmänner aus dem Weißen Haus in Waſhington keineswegs zu mildern beſtrebt waren. Die Peripetie des Trauerſpiels von Mexico fand in den blutigen Kämpfen vor Richmond ſtatt; hier trat der Rechnungsfehler der cäſariſchen Politik zu Tage. Die Doppelkataſtrophe deſſelben ſchildert Scherr in den beiden Abſchnitten: „Die Fahrt in den Wahnſinn" und „Der 19. Juni". Die neuen Quellen über dieſe feſſelnde Epiſode der mexicaniſchen Geſchichte ſind von Scherr, ſoweit ſie ihm noch vor dem Abdruck zur Hand kamen, fleißig benutzt worden. So des Grafen Emil Keratry „L'empereur Maximilian" und die „Reiſe nach Mexico" der Gräfin Paula Kollonitz, die ein reiches anekdotiſches Material enthält. Dagegen kamen ihm die „Denkſchrift über den Proceß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oeſterreich", von Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre, ſowie Wilhelm von Montlong's „Authentiſche Enthüllungen über die letzten Ereigniſſe in Mexico" zu ſpät zu, ſodaß er beides nur noch für die Vorrede benutzen konnte. Montlong war Cabinetsoffizier des Kaiſers und iſt ein wahrheitsliebender Mann, deſſen Buch gerade deshalb zu einer ſchweren Anklage des mexicaniſchen Kaiſerſchwindels geworden iſt. Wie die Volksabſtimmung in Mexico zu Wege gebracht wurde, das erfahren wir aus dem folgenden, von Montlong mitgetheilten Vorgang:

Der franzöſiſche General Jeanningros ließ die Angeſehenſten von Monterey zu ſich rufen und redete ſie folgendermaßen an: „Der Kaiſer der Franzoſen, ſtets um die Wohlfahrt aller unglücklichen Völker beſorgt, hat im Intereſſe eures Glücks beſchloſſen, die mexicaniſche Republik in ein reiches und blühendes Kaiſerreich umzugeſtalten, und hat euch den liberalſten und aufgeklärteſten Fürſten Europas, Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, zum Kaiſer beſtimmt. Napoleon aber will, daß Maximilian durch allgemeine Abſtimmung der Nation erwählt werde. Ich habe euch ſomit hierher berufen, um euere Abſtimmung zu empfangen." Als General Jeanningros dieſe Rede, welche in allen Städten dieſelbe war, beendigt hatte, ſchritt er mit drohender Miene auf die Anweſenden zu und fragte: „Nicht wahr, meine Herren, ihr nehmt den Fürſten an, welchen euch Kaiſer Napoleon ſendet?" Die Befragten, eingeſchüchtert durch die hinter dem General poſtirten Soldaten, ſtimmten mit Ja, worauf Jeanningros an den Generalſtabsoffizier, der die Abſtimmungsprotokolle ſammelte, die Worte richtete: „Schreiben Sie, mein Herr, daß dieſe Stadt einſtimmig für das Kaiſerreich votirte, und laſſen Sie ſodann dieſe Herren unterzeichnen." Als aber in San Luis Potoſi die erſten Bürger eine derartige Abſtimmung verweigerten, ließ beſagter General ſie unverzüglich ins Gefängniß werfen und behielt ſie daſelbſt durch 36 Stunden ohne jegliche Nahrung, bis die Widerſpenſtigen, durch Hunger mürbe gemacht, nach Befehl votirten.

Die Grauſamkeit und Brutalität einzelner franzöſiſcher Offiziere wurde nur noch von den maximilianiſchen Generalen übertroffen. So wird von Miramon und Marquez eine greuliche „Henkerſcene in Takubaya" erzählt:

„Im Jahre 1859, als Miramon Präſident — d. h. Afterpräſident — war, begab er ſich nach der Einnahme von Takubaya (durch die Klerikalen) mit General Marquez ins dortige Spital, wo alle tags zuvor Verwundete, ohne Unterſchied ob Freund oder Feind, gepflegt wurden. Hier trafen ſie ſieben Aerzte, Männer von Herz und Talent, welche durch ihre Pflichten an die Betten der Verwundeten und Sterbenden gefeſſelt waren. Noch denſelben Abend ließ Marquez dieſe Aerzte und alle verwundeten feindlichen Offiziere erſchießen." Folgt dann die Ordre Miramon's, kraft welcher Marquez handelte und welche — die Miramon, Marquez und Mitſchurken waren ja alle ſehr „fromm" — mit der Deviſe der Klerikalen ſchloß: „Dios y orden!"

Sollte irgendein empfindſamer Deutſcher um den ritterlichen Miramon, der mit ſeinem Kaiſer in Queretaro erſchoſſen wurde, mitleidige Thränen geweint haben, ſo wird dieſe Henkerſcene wol genügen, um ihm für immer die Augen zu öffnen. In der That haben deutſche „Humanität" und franzöſiſche „Civiliſation" in Mexico gleichmäßig bankrott gemacht.

Ein anderes Werk von Scherr: „Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig" (Nr. 2), iſt in bei weitem größern Dimenſionen angelegt und ſoll die dreijährige Revolutionsepoche ſchildern, deren Krater durch den Staatsſtreich vom 2. December 1851 geſchloſſen wurde. Der vorliegende erſte Band ſtellt die Februarrevolution in Paris und ihre nächſten Folgen, die Märzrevolutionen in Wien und Berlin, mit jener lebhaften Farbengebung dar, die wir von dem Verfaſſer gewohnt ſind, welche im Intereſſe der Wahrheit alle künſtleriſchen Abtönungen vermeidet und der es ſelbſt

Digitized by Google

auf einen oder den andern Klecks nicht ankommt, wenn dadurch ein Punktum der Weltgeſchichte ſchärfer hervorgehoben wird. Von der vibrirenden Unruhe dieſer Zeit iſt der Stil Scherr's angeſteckt; doch werden wir dafür auch in die Stimmung der Epoche verſetzt, ein Ziel, das zu erreichen dem Dichter unerlaßlich, aber auch dem Hiſtoriker wünſchenswerth iſt. Scherr beginnt mit einer Schilderung des Vorſpiels der Revolution, der Papſtwahl 1846: „Evviva il santo padre!" dem Sonderbundskrieg: „Im Hochland fiel der erſte Schuß" und dem Satyrdrama „Lola". Der liberale Papſt, auf den man damals ſo große Hoffnungen ſetzte, findet vor Scherr's Augen keine Gnade; er nennt den liberalen Papſt „ein Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehle", einen geiſt- und culturloſen Prieſter, dem die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathiſch waren, deſſen Geiſtesarmuth ſchließlich in der Encyklika vom 8. December 1864 in die Welt ausgebrochen iſt. Nicht in dem Papſt, ſondern in einem andern Dioskurenpaar, Mazzini und Carlo Alberto, ſah Scherr die Vorboten der Zukunft Italiens. Die Parallele zwiſchen dieſen beiden iſt treffend und anziehend:

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Perſon ihres Propheten Mazzini gleichſam verkörpert war, ſo ſtellten die Führer der patriotiſch-monarchiſchen, der conſtitutionellen oder „neuguelfiſchen" Partei, ſtellten die Gioberti, Balbo und d'Azeglio, welche lange des gewiß ebenfalls ſehr optimiſtiſchen Glaubens lebten, die italiſchen Fürſten, der Klerus und ſogar das Papſtthum würden ſich für die Idee einer beſſern Zukunft Italiens gewinnen laſſen, der Geſtalt des republikaniſchen Agitators die des Königs Carlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung *ihrer* Zukunftshoffnungen. Wunderlicherweiſe waren die beiden Geſtalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußern Erſcheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antik-edelm Schnitt, mit Bläſſe bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumeriſchen Feuers. Beider Auftreten und Geberdenſpiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltſinnige Engländer ſelbſt und berechnende Schotten haben enthuſiaſtiſch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und ſogar ſolche, welche der Sardenkönig — erſt der Mitverſchworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Carbonari — verrathen und verfolgt hatte, geſtanden, daß Carlo Alberto unwiderſtehlich liebenswürdig ſein konnte, ſo er wollte.

Das Satyrdrama „Lola" wird von Scherr mit recht lebendigen und pikanten Farben ausgemalt. Jedenfalls iſt es jetzt eine ſehr leſenswerthe Lectüre, wo nach dem Tode des Königs Ludwig die beliebte deutſche Schönfärberei wieder in voller Arbeit iſt und alle die Publiciſten und Biographen von dieſer Lola-Epiſode gar nichts mehr wiſſen, ſondern als echte Prinzen von Arkadien dem ganzen Publikum einen Becher Lethe credenzen.

Nach dem Vorſpiel beginnt der erſte Act der künſtleriſch gegliederten Komödie, die Entwickelung. Ihm ſoll im zweiten Bande die Verwickelung (Peripetie), im dritten die Abwickelung (Kataſtrophe) folgen. Für die Schilderung der pariſer Februarrevolution, welche im Vordergrunde des vor uns entrollten Bildes ſteht, findet ſich ein zu vergleichen herausfordernder Pendant in einem neuen Geſchichtswerke — die Schilderung der Julirevolution im achten Bande von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts". Man darf dieſer Darſtellung Lebendigkeit und Anſchaulichkeit nachrühmen, ja ſie verſchmäht ſelbſt nicht die Anekdote, um Charaktere und Situationen durch ſie zu beleuchten. Dennoch bewahrt ſie ſtets eine ſtilvolle Haltung und muß im Vergleich mit der Scherr'ſchen Darſtellung der Februarrevolution als nüchtern erſcheinen. Letztere iſt von einer tumultuariſchen Bewegtheit, mit romanhaften Ausmalungen und dramatiſchen Dialogen durchſetzt; ja ſie ſchwebt bisweilen an der Grenze der Retcliffe'ſchen und Mühlbach'ſchen Geſchichtsromantik, die ſie aber nie überſchreitet, weil ſie das Geſetz der geſchichtlichen Wahrheit durchweg reſpectirt und ihre ſchreiendſten Farben von der Palette der hiſtoriſchen Ueberlieferung nimmt. Die Illuſion des dramatiſchen Eindrucks wird beſonders dadurch hervorgerufen, daß der Autor es liebt, uns in eine beſtimmte Scene zu verſetzen, ſogar ohne von raſchem Scenenwechſel den beliebten Shakſpeare'ſchen Gebrauch zu machen. Von dieſem Ausſichtspunkte aus ſehen wir die Ereigniſſe herandringen. So haben die Hauptſituationen zum ſceniſchen Hintergrund die Tuilerien. Hier befinden wir uns im Cabinet Ludwig Philipp's oder im Frühſtücksſalon der königlichen Familie; hier ſehen wir anfangs die Geiſter hochgeſtimmt und kampfesmuthig, namentlich den Polterer Bugeaud, der hier ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat; wir hören die ſich kreuzenden Rathſchläge der Parteien; der kleine Nothhelfer und Nothminiſter Thiers zappelt ſich ab, um mittels Findung von Miniſtern das Verhängniß abzuwenden. Von dem Wachsthum des Aufſtandes werden wir unterrichtet wie durch die Boten der antiken Tragödie; damit wächſt die Verwirrung im Schloß. Ludwig Philipp wird von der leidenſchaftlich bewegten Königin aufgefordert, zu Pferde zu ſteigen und durch ſeine Gegenwart die Truppen zu elektriſiren:

Der arme alte Mann, deſſen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenloſigkeit umgeſchlagen war, that, wie ihm geſagt worden. Er zog ſeine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ ſich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ ſich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig aufgezäumtes Pferd ſetzen, um die auf dem Carrouſſelplatz aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren". Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgrenzt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Fronte gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuß dem König. Aus den geöffneten Fenſtern des Erdgeſchoſſes der Tuilerien ſah die Königin mit ihrer Tochter Clementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpenſier, und mit ihren Enkelkindern der Muſterung zu und wartete auf die „Elektriſirung" der Truppen. Aber, ach, die ſchlaffen und bekümmerten Züge des langſam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid auszuſprechen als irgendwie und irgendwen zu elektriſiren. Er traf zuerſt auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!" ſondern mit einem „Vive la réforme!" Ludwig Philipp ritt zu dem Commandanten heran und ſagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, ſo ich gewußt hätte, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird." Das Bataillon von der 10. Legion erhob

Digitized by Google

denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ Ludwig Philipp wollte ſprechen, aber Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere des Bataillons ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre, und beide vereinigten ſich zu dem tumultuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“ Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, ſeine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinſame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Ludwig Philipp zu einem ſeiner Vertrauteſten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariſer Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit geſagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, alſo über die Nationalgarde geſprochen zu haben. Die iſt unter allen Umſtänden für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Bankets den Thron nicht verſtümmeln.“ Und jetzt? Was der König ſoeben hatte ſehen und hören müſſen, erſchien ihm als ein gegen die Exiſtenz des Julikönigthums gefälltes Verdict. Des alten Mannes Haupt ſank auf ſeine Bruſt herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen, lenkte er ſein Pferd um, ritt zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora abſteigend ſagte er aufſeufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich ſehe es wohl, es gilt mir! Alles iſt zu Ende!“

Ebenſo anſchaulich wird die Flucht aus dem Schloſſe geſchildert und die Abfahrt in dem ſchmuzigen Miethwagen des Concordeplatzes. Helene von Orleans begleitete bekanntlich den König nicht, ſie begab ſich mit ihrem Sohn, dem Grafen von Paris, in das Palais Bourbon; und hier ſpielt der zweite, von Scherr als ein großes Enſembleſtück inſcenirte Act des franzöſiſchen Revolutionsdramas. Dieſe Schilderung iſt uns ſchon von früher her bekannt; ſie iſt eine Laterna-magica, in der ein grellbeleuchtetes Bild nach dem andern an uns vorüberſchwebt.

Scherr hat nach den Berichten der Augenzeugen dieſe bewegten Gemälde componirt; man ſieht ohne gelehrte Noten und Citate den Sammlerfleiß, der erſt eine ſolche Compoſition ermöglichte. Daß er ſich den Quellen gegenüber kritiſch verhält, beweiſt ſeine Beurtheilung Lamartine's, deſſen „Geſchichte der Februarrevolution“ er einen Selbſtverherrlichungsroman nennt und dem er namentlich die Ehre ſtreitig macht, Vater der „Republik“ zu ſein, die nach der Anſicht deſſelben wie eine mit Zuckerlyrik großgeſäugte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen ſei:

Vanitas vanitatum. Warum aber iſt der glückliche Concurrent des Verfaſſers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liſte der Mitglieder einer republikaniſchen Regierung geſetzt worden, er, welcher, ſo er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimiſt und eigentlichſt ein chamäleontiſch ſchillernder Phantaſt geweſen — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Declamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenſpritze. Als ſolche that er vortreffliche Dienſte. Er rednerte ſo ſchön, daß er ſelber an ſein Gerede glaubte. Als er dann ſich ausgerednert, als er die letzte ſeiner unzähligen Rauſchgoldphraſen verausgabt hatte, da warf ihn das dankbare Vaterland beiſeite, wie ein Kind eine Knallblaſe wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vaterland ließ ihn ſogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proclamator der Republik in ſeinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almoſen annehmen mußte.

Dieſe Stelle iſt zugleich ein Beweis dafür, daß Scherr die politiſchen Größen nicht gerade mit Glacéhandſchuhen anfaßt.

Die wiener Märzrevolution wird uns unter der Ueberſchrift „Ich laß nit ſchießen“ geſchildert; das Gemälde derſelben bietet mancherlei humoriſtiſche Züge dar. Aus dem Tumult hebt ſich das Bild Metternich's hervor, von dem Scherr behauptet, daß er nicht ohne Würde gefallen ſei, wenn es auch nur die Würde der Blaſirtheit geweſen, nicht ſo kläglich und jämmerlich, wie Ludwig Philipp und Monſieur Guizot fielen.

Das Kapitel: „Ein Misverſtändniß“, ſtellt uns die berliner „Märzrevolution“ vor, in dem Scherr behauptet:

Soweit die Acten bisjetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit ſtehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereigniſſe auf dem berliner Schloßplatz von keiner Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, ſondern die Folge einer Verkettung von Zufällen geweſen ſind.

Aus einer Reihe von Vorderſätzen zieht Scherr den Schluß:

daß die berliner Revolution in der That das geweſen iſt, als was ein weltgeſchichtlich gewordenes Wort, das wir ſogleich in Fracturſchrift auf weißer Leinwand erſcheinen ſehen werden, ſie bezeichnet: — ein Misverſtändniß! Ein Misverſtändniß von oben wie von unten, ein Misverſtändniß von ſeiten des Königs wie des Volks, ein großes Misverſtändniß von A bis Z!

Erfreulich iſt es, daß der Republikaner Scherr an dieſer Stelle wie an vielen andern den König Friedrich Wilhelm IV. gegen allerlei böswillige und blödſinnige Anſchuldigungen vertheidigt, wenngleich er ſeine ſchwankende Romantik, die bis zu einem Fieberanflug von Heroismus ſich hinaufphantaſirte, ohne durchgreifende und folgereiche Entſchlüſſe zu faſſen, durch ein reiches thatſächliches Material von hiſtoriſchen und anekdotiſchen Details illuſtrirt. Die Schilderung der Revolutionsſcenen ſelbſt iſt eine lebendige, wie immer bei Scherr, doch iſt ſie gerade hier beſonders ſpringend und irrlichtelirend, was ſich mit dem improviſirten Charakter der berliner Märzrevolution entſchuldigen läßt. Die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schloſſes nennt Scherr, vom royaliſtiſchen Standpunkt aus betrachtet, einen unſühnbaren Frevel; mit republikaniſchen Augen angeſehen, eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grauſamkeit, bei völlig parteiloſer und kaltverſtändiger Betrachtung eine „Dummheit der Dummheiten“. Man dürfe einen König nicht ſo demüthigen, wenn man nicht die Abſicht habe, das Königthum zu vernichten.

Auf die Geſchichte der Entwickelung wird nun im nächſten Band die der Verwickelung folgen, die Geſchichte der ſtandrechtlichen Reaction, ſehr abſtechend gegen den Vertrauensrauſch jener Märztage, in denen die Begeiſterung des Volks auch die Fürſten, mindeſtens die begabten, wie Friedrich Wilhelm IV., ergriff.

Die Scherr'ſche Schrift: „Aus der Sündflutzeit“ (Nr. 3), enthält Skizzen aus der Revolution: „Mirabeau und Marie Antoinette“, „Die Göttin der Vernunft“, „Für Thron und Altar“, und die Darſtellung des „Junkercomplots“, welchem der ſchwediſche König Guſtav III. zum Opfer fiel. Dieſe Farbenſkizzen ſind lebhaft, mit geſchichtlicher Treue und ſorgfältig nach ältern und neuern Quellen ausgeführt. Den Kernpunkt der erſten Abhandlung bildet der „Handkuß in Saint-Cloud“, jener Handkuß, durch welchen Mirabeau die Revolution an die ſchöne Oeſterreicherin verrieth und deſſen geſchichtliche Thatſächlichkeit Scherr aus den Quellen nachweiſt. Das Geſammturtheil unſers Autors über Mirabeau lautet:

Digitized by Google

Mirabeau iſt ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majeſtät Natur geweſen. Wie von den erlauchteſten Geiſtern jenes Jahrhunderts, ſo durfte und mußte auch von ihm geſagt werden, daß die große Mutter:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.

Aber wenn ſo einem Ritter vom Geiſte viel gegeben iſt, ſo wird auch viel von ihm gefordert. Vor allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Beſtechlichkeit beſchmuzten eine heilige Fahne zu tragen ſich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe ſeiner geiſtigen Ariſtokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten ſich herniederneige. Gerade hiervon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe gedacht, und die Miſſion eines Befreiers war ihm nur das Piedeſtal der zügelloſen Wünſche ſeiner Selbſtſucht. Ferner, wenn man auch ſo gerecht iſt und ſein muß, zu berückſichtigen, was die Verhältniſſe, die ungünſtigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn anſieht und nimmt, wie er war, dieſen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit ſtrotzenden, von Leidenſchaften lodernden, von einem närriſchen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergeſtellten, dann wieder in allen Lüſten ſich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauſchten Menſchen, ſo würde man dennoch, falls man mit juvenaliſcher Härte und Herbigkeit urtheilen und verurtheilen wollte, ſich verſucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines Shakſpeare'ſchen Wortes das Facit zu ziehen —

Sagt alles nur in allem:
Er war ein Lump!

Jedenfalls aber verwehrt, mildeſtens geſprochen, der Schmuzſchimmer von Gemeinheit, welcher der Geſtalt Mirabeau's unverwiſchbar anhaftet, derſelben den Zutritt in die allerdings nicht ſehr geräumige Walhalla der Weltgeſchichte, wo die hehrſten Helden und höchſten Heiligen der Menſchheit ihrer Unſterblichkeit genießen.

Der Abſchnitt über „Die Göttin der Vernunft" enthält im ganzen wenig Neues, wenn auch einzelne ſauber gezeichnete Porträts, namentlich von Chaumette und Anacharſis Clootz. Intereſſanter iſt der letzte Abſchnitt: „Für Thron und Altar", welcher die von den Thermidoriern und von dem „weißen Schrecken" ausgeübten Greuel in ihrer ganzen Scheußlichkeit darſtellt und damit eine Ergänzung der Revolutionsgeſchichtſchreibung zu geben ſucht:

Es iſt merkwürdig, wie leicht und glatt dieſelben „correcten" Hiſtoriker und Publiciſten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erſchöpfen, um den rothrepublikaniſchen Schrecken zu verdonnern, über die Abſcheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegſchlüpfen, welche der weißroyaliſtiſche Schrecken von 1794—95 in Scene geſetzt hat.

Die Schreckensſcenen der Gegenrevolution ſpielten namentlich in Südfrankreich; die Gefängnißmorde in Marſeille können ſich dreiſt mit den Septembermorden in Paris meſſen, und wenn man die Beſchreibung lieſt, wie die Mörder mit Sammtweſten und weißen Strümpfen und der weißen Hutſchnur die gefangenen Republikaner von den Zinnen des Thurms von Tarascon auf die Felſen am Stromufer herabſtürzten, während für die Zuſchauer auf der Straße von Tarascon nach Beaucaire Stühle und Bänke hingeſtellt waren: ſo weiß man in der That nicht, ob dadurch nicht den „Noyaden, Baignaden und verticalen Deportationen" des Scheuſals Carrier der Preis ſtreitig gemacht wird. Scherr iſt überhaupt der Anſicht, daß die rothen Schreckensmänner ſittlicher handelten als die weißen, da jene im Bann und Zwang einer großen Idee ſtanden, während dieſe nur von der gemeinſten Selbſtſucht getrieben wurden.

Die hiſtoriſche Skizze: „Gefängnißleben zur Schreckenszeit" im „Miſchmaſch" (Nr. 4), ſchließt ſich den Skizzen der Sündflutzeit an, und benutzt für ihr Thema namentlich die Memoiren des napoleoniſchen Grafen und bourboniſchen Miniſters Beugnot, der 1793 verhaftet und in die Conciergerie, „cette vaste antichambre de la mort", gebracht worden war. Außerdem enthält der „Miſchmaſch" zwei Novellen: „Brunhild", eine moderne Siegfriediade, deren Held für die Ehre des Vaterlandes fällt, und „Herr Gottlieb Rapſer", eine legendariſche Humoreske, ſowie eine warm geſchriebene „Charakteriſtik Julius Moſen's", deſſen Schöpfungen, nach Scherr's Anſicht, neben denen Nikolaus Lenau's und Heine's zu den bedeutendſten Hervorbringungen der neueſten Periode der deutſchen Literatur gehören.

Rudolf Gottſchall.

Paul Flemming.

1. Paul Fleming's lateiniſche Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg.
2. Paul Fleming's deutſche Gedichte herausgegeben von J. M. Lappenberg.

(73., 82. und 83. Publication des Literariſchen Vereins in Stuttgart.)

Eine vollſtändige Ausgabe aller poetiſchen Erzeugniſſe Paul Flemming's iſt die letzte größere Arbeit des nunmehr verſtorbenen Lappenberg geworden. Sein Name bürgt für die Solidität und Gewiſſenhaftigkeit der Ausführung. Er hat für Flemming das Nämliche geleiſtet, was er einige Jahre früher für Lauremberg bei noch minder geſchwächten Kräften leichter aber nicht beſſer leiſtete. Flemming und Lauremberg ſind durch das Verdienſt dieſes einen Mannes von unübertroffener Gründlichkeit, ausgebreiteter Gelehrſamkeit und ſcharfſinnigem Forſchergeiſte allein unter allen deutſchen Dichtern des 17. Jahrhunderts einer Auferſtehung aus der Verborgenheit der Bibliotheken und aus dem Scheinleben in literariſchen Compendien theilhaft geworden, deren manche andere ihrer Zeit- und Kunſtgenoſſen vorausſichtlich noch auf lange entbehren müſſen. Denn die Neigung der Gegenwart wendet ſich noch immer nicht mit Vorliebe dem Gebiete zu, welchem jene beiden Koryphäen der deutſchen Literatur angehören. Eine etwas erhöhte Thätigkeit wenigſtens von ſeiten der literarhiſtoriſchen Forſchung darf man für die letzten Jahre mit Genugthuung conſtatiren, aber noch immer iſt es nur ein Anfang, der erſte Verſuch, in einem verworrenen Urwald wenigſtens einige gangbare Pfade zu bahnen. Von da aus iſt es immer noch ſehr weit zu einer völlig deutlichen Ueberſicht und Kenntniß des Terrains, etwa in der relativen Sicherheit, mit der wir auf dem Terrain der mittelalterlich deutſchen Literatur Beſcheid wiſſen. Noch weiter aber iſt es zu wahrhaft genügenden Neuausgaben der poetiſchen Erzeugniſſe ſelbſt, denen nicht blos der Mangel

Digitized by Google

an irgend tauglichen Vorarbeiten, ſondern auch eine Anzahl der größten materiellen Hinderniſſe entgegenſteht.

Wägt man den poetiſchen Werth der beiden in der erwähnten Art begünſtigten Dichter, Lauremberg's und Flemming's, gegen den ihrer Genoſſen im ganzen und großen ab, ſo iſt es kein Zweifel, daß ſie den Vorzug vor ihnen allen verdienen. Es hat alſo auch hier nicht der Zufall, ſondern ein richtiger Inſtinct die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Gegenwart gerade auf dieſe beiden zuerſt gelenkt. Denn wie unter den niederdeutſchen Dichtern des 17. Jahrhunderts, zu denen Lauremberg nicht blos wegen ſeiner Herkunft und Sprache, ſondern noch mehr wegen ſeiner geiſtigen Subſtanz gehört, die noch etwas anderes iſt als Geburtsort und Dialekt, keiner an Fülle und Kraft des innern Gehalts, oder an Energie und Gewandtheit des Ausdrucks mit ihm verglichen werden kann, ſo übertrifft unter den Hochdeutſchen, zu denen Flemming aus denſelben Urſachen gerechnet werden muß, keiner dieſen an den fundamentalen Eigenſchaften eines großen Dichters. Beide beurkunden auch durch einen gemeinſamen Zug ihre entſchiedene künſtleriſche Potenz, durch ihre inſtinctive Beſchränkung auf eine genau umſchriebene Sphäre des Schaffens. Der eine iſt nur Humoriſt und Satiriker, der andere nur Lyriker; aber innerhalb dieſer Sphäre iſt auch das volle Maß der Vertiefung und der Einzeldurchbildung und ſomit das Höchſte an Reichthum innerhalb der Beſchränkung ihnen zutheil geworden, was ihnen nach der Anlage ihrer Individualität und nach dem Geiſteskapital der Zeit, von dem ſie zehren mußten, überhaupt zu erlangen möglich war. Den andern ſchien es damals zu dem Begriffe eines Dichters nothwendig, daß ein ſolcher ſich in allen möglichen Gattungen der Poeſie verſucht habe. Was die damaligen Poetiker theoretiſch verlangten, das ſuchte die Praxis des Tags zu verwirklichen. Oden, Schäfergedichte, Sinnſprüche, wenigſtens ein Heldengedicht, ein oder zwei Lehrgedichte, womöglich ein paar Tragödien ſollte jeder aufweiſen können, der ſich Poet nannte. Da zu keiner Zeit der Literatur der Glaube an das „ſo commandirt die Poeſie" ſo naiv oder, wenn es nicht ſo naiv geweſen wäre, möchte man auch ſagen, ſo roh und graß in den Köpfen ſpukte wie damals, ſo traute ſich auch jeder alles zu, weil, wenn er ſich nicht alles zutraute, er gar nichts zu ſein ſchien. Hatte ja doch Vater Opitz mit dem beſten Beiſpiel vorgeleuchtet: auch er hatte alles verſtanden und alles gemacht, und wirklich muß auch die Nachwelt zugeſtehen, es war eine gewiſſe Virtuoſität oder routinirte Gewandtheit, die nach den Vorausſetzungen der Zeit immerhin unbegreiflich und beinahe genial bleibt, in allem, was er angegriffen hatte.

Wie in andern Dingen genügte auch hier einer durch und durch orthodoxen Nachkommenſchaft eines beinahe revolutionär geſinnten Reformators das Beiſpiel des Sektenheiligen oder Propheten. Wie in andern Dingen berief ſich auch hierin jeder auf ihn, und wer ſich nicht auf ihn berief, fühlte um ſo mehr die Verpflichtung, es ihm gleichzuthun als eine noch unerfüllte, und unterließ es aus Scham, und nicht aus Oppoſition den Meiſter zu citiren. Ein jeder glaubte ſich, ſobald er nur ein beifällig aufgenommenes Hochzeit- oder Leichengedicht hatte drucken laſſen und ſich damit einen wohlfeilen Platz unter den deutſchen Charinnen oder Pierinnen erobert, moraliſch verbunden, alles andere, was gleichſam zur Amtspflicht gehörte, zu ſeiner Zeit zu präſtiren.

Dieſe Allſeitigkeit war offenbar einer der bedenklichſten Schäden unſerer damaligen Poeſie, für den wie für vieles andere immerhin Opitz ſelbſt verantwortlich gemacht werden kann. Denn alles in allem gerechnet iſt es ſchwer zu ſagen, ob der offenbar richtige Weg, den er ſeinen Nachtretern gezeigt, nicht durch die Marotten und Vorurtheile, mit denen er ihn wie mit Fallgruben und Fußangeln verſtellt hatte, gefährlicher war, als wenn ein jeder, auf ſeine eigene Kraft verwieſen, ſich durch Dornen und Geſtrüpp einen Pfad für ſich ſelbſt hätte bahnen müſſen. Aber gerade dadurch wurde die Literatur ebenſo ſehr im einzelnen wie im ganzen verhindert, wirkliche Fortſchritte zu machen. Denn wenn auch eine eminente poetiſche Begabung es gleichſam von ſelbſt mit ſich zu bringen ſcheint, daß ſie ſich innerhalb eines einzigen Ausſchnittes des ganzen Kunſtfeldes nicht befriedigt fühlt, ſo gehört doch, um mit Erfolg über die nächſte und natürlichſte Baſis der künſtleriſchen Individualität, über diejenige hinauszugehen, von der ſie inſtinctiv bei ihren erſten Productionen begonnen hat, ein hochentwickelter Stand der Geſammtkunſt dazu. Die poetiſche Technik muß ſchon lange und allſeitig geübt, durchgebildet und befeſtigt ſein. Steht ſie noch in den erſten Anfängen mehr des Wollens als des Könnens, wie es in der Periode nach Opitz doch unleugbar von ihr gilt, ſo wird nur ein ſtümperhaftes Irrlichteliren und Dilettiren daraus hervorgehen, in welchem ſelbſt die begabteſten Kräfte, geſchweige denn das zahlreiche Mittelgut, das auf einfacher Bahn und in beſchränktem Kreiſe Treffliches hätte leiſten können, alle ihre Anſtrengungen umſonſt vergeuden. Dazu kommt noch, daß die damalige Zeit überhaupt nicht dazu angethan war, eminente Talente zu erzeugen oder zu pflegen.

Wenn Flemming vor allen ſeinen poetiſchen Zeitgenoſſen, ja ſogar vor allen Dichtern der Periode vor Klopſtock, populär geblieben iſt und allein das Schickſal aller der andern nur in Literaturgeſchichten fortlebenden Größen nicht theilt, ſozuſagen nur mit höflicher Verachtung genannt zu werden, wenn er dem Bewußtſein unſerer allgemeinen Bildung wirklich als ein ganzer und voller Poet gilt, ſo iſt es doch mehr der Menſch in dem Dichter, als der Dichter ſelbſt, der ſich dieſes ſchöne Gedächtniß, dieſes wahrhaft lebensfriſche Andenken erworben hat.

In der That iſt er auch hierin durch die Gunſt des Geſchicks merkwürdig bevorzugt. Es iſt das einzige deutſche Dichterleben der Zeit, das dem idealen Durchſchnittsbilde eines ſolchen nicht blos entſpricht, ſondern durch eine Fülle intereſſanter Zufälligkeiten einen an ſich ſchon ausreichenden Gehalt erlangt hat, um ſeinem Träger, auch wenn er nichts weiter als ein Menſch ohne alle Embleme geweſen wäre, ein bleibendes Gedächtniß zu ſtiften.

Eine im gewöhnlichen Wortſinn wohlangelegte Individualität bildete auch bei ihm die nothwendige Grundlage, auf der ſich ein ſchönes und reiches Leben entfaltete. Alle Eigenſchaften, denen das Prädicat „liebenswürdig" zukommt, treten aus ſeinem Bilde in wohlabgewogener Harmonie hervor. Das, was man ſpecifiſch „Gemüth" zu

Digitized by Google

nennen pflegt, iſt in jener Zeit ſparſam vertreten, aber am ſparſamſten bei den Männern der Feder. Es iſt als wenn die krankhafte Sucht zu glänzen und ſich über die eigene Kraft, gleichviel durch welche Mittel, emporzuſchrauben, jenen ſtillen und reinen Quell innerlichſter Uebereinſtimmung des Kerns der Individualität mit dem Wollen und Können, was die Natur ihm mitgegeben hat, bedenklich vertrocknet hätte. Ausgeſtattet mit einer ſolchen völligen Befriedung im tiefſten Grunde der Seele, gleichviel welche Stürme den Geiſt erſchütterten, gelang es Flemming auch nach den härteſten Schickſalsſchlägen, ſich zu ſeiner Vollkraft als Menſch und Dichter raſch wieder emporzuarbeiten. In die Mitte einer Zeit geſtellt, die faſt nur grauſige und verwirrende Eindrücke bot, flüchtete er ſich doch nicht aus ihr, ſondern verſtand es, frei von allem ſentimentalen Weltſchmerz, der doch damals berechtigter als je war, ſich ſelbſt, ſeinen Freunden und Angehörigen, ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſt ein ganzer voller Mann zu bleiben. Er war Unzähligen ein lebendiger Troſt und noch mehr als das, ein Rettungsanker in dem allgemeinen Schiffbruch der Freude, des Vertrauens und aller höchſten Lebensgüter. Darum fand er auch eine wahrhaft unüberſehbare Maſſe von Freunden und eine Fülle von Liebe, wie ſie ſelten einem Menſchen entgegengebracht wurde. Da ſich Menſch und Dichter in ihm als identiſch darſtellten, ſo wäre es auch unmöglich zu entſcheiden, ob er die Herzen mehr durch ſeine bloße Perſönlichkeit oder durch ſein Talent gewonnen habe. Jedenfalls war aber das eine die natürliche Folie des andern, und das lebendige Gedächtniß an die einzige Erſcheinung des Menſchen verband ſich unwillkürlich mit dem Glauben an den Werth des Dichters.

Jene pikanten oder romantiſchen Züge in dem Bilde Flemming's haben ſelbſtverſtändlich allein die unmittelbare Nachwirkung ſeiner Geſammtperſönlichkeit überdauert. Sein Freundeskreis faßte dieſe als das eigentlich Weſentliche auf; das andere erſchien ihm als eine ſchöne, aber nicht nothwendige Zugabe. Der Nachwelt entſchwand das lebenswarme Geſammtbild, ſie bewahrte nur die Tradition davon, ſozuſagen das Dogma von dem Menſchen Flemming. Was ſie unmittelbar berührte, war einestheils ſeine Poeſie, anderntheils das Pikante in ſeinem Schickſal. Seinen Freunden war es ein unauslöſchlicher Schmerz, daß ein ſo guter und edler Mann in ſo blühenden Jahren, auf der Höhe ſeiner Kraft und Hoffnung durch den Tod weggerafft werden mußte, gerade als ſich alles vereinte, was ſein Leben erſt recht werthvoll machen zu wollen ſchien, als ihn der Ruhm einer unendlich weiten Reiſe bis in die damals fernſten Tiefen des Orients mit einer wohlverdienten Glorie umgab, als er durch die Liebe eines ſeltenen weiblichen Weſens beglückt und zugleich getröſtet für das bitterſte Leid ſeines ganzen Lebens, den Treubruch ſeiner erſten Auserkorenen, die ganze Süßigkeit des abgerundeten Familiendaſeins ſich eigen zu machen anſchickte, nachdem er jahrelang nur immer als ein irrender, wenn auch von vielen geliebter und in ſich ſelbſt ſtillbeglückter Wanderer vom Belt bis zu dem Euphrat und hinaus, und von der Saale bis zur Newa umhergeworfen worden war; als er endlich auch noch einen äußern Abſchluß ſeines Berufslebens gefunden hatte, den er in dem Drange tauſendfältiger Abenteuer eines Reiſelebens und unendlicher Verflechtungen mit Menſchen und Verhältniſſen aller Art immer nicht hatte finden können, da er ſich nach ehrenvoll vollbrachter Promotion zum Doctor der Medicin eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner dauernden Niederlaſſung als Arzt in Hamburg beſchäftigte. Alles dies, was ſeine Freunde und Zeitgenoſſen als eine ſchwere und unbegreifliche Fügung des Geſchicks gebeugt hinnahmen, wirkt auf die innerlich unbetheiligte Nachwelt mit jener romantiſchen Anziehungskraft, die ihn auch bei denen, welche ſeine Verſe nicht kennen, zu einer lebensfriſchen und farbigen Geſtalt gemacht haben, während ſeine Zeit- und Kunſtgenoſſen ihr bloße Namen und Schälle ohne Fleiſch und Blut geworden ſind.

In dieſem Sinne hat die bekannte Lebensſkizze Flemming's durch Varnhagen (in Band 4 ſeiner „Biographiſchen Denkmale") den Dichter auch in der Gegenwart am meiſten populär gemacht. Die Romantik ſeines kurzen und glänzenden Daſeins hat der Hand eines Virtuoſen der Darſtellung einen der dankbarſten Stoffe geliefert. Doch, wer Flemming genau kennt, möchte ihn in dieſem Bilde nicht ganz wiedererkennen. Natürlich ſehen wir ab von einer Anzahl Ungenauigkeiten in den Angaben, die ſich auf die äußern Lebensumſtände des Helden beziehen oder auf literargeſchichtliche und kritiſche Specialitäten. Hierin hat erſt die neueſte Ausgabe Lappenberg's gründlich aufgeräumt und wenn auch nicht alle oder auch nur die meiſten der controverſen Punkte befriedigend gelöſt, ſo doch die Controverſen und Zweifel in wiſſenſchaftlich genügender Methode und Form der Forſchung zu ſpäterer Löſung hingeſtellt. Varnhagen hat auch hier wie gewöhnlich, und namentlich wo es ſich um literargeſchichtliche Objecte handelte, aus dem zur Hand befindlichen Material zu machen geſucht, was er nach ſeinen auf die Kunſtform der Biographie gerichteten Intentionen daraus machen konnte. Er war überhaupt, wie wol allgemein zugegeben wird, kein Forſcher im ſtrengſten Sinne des Wortes, ſondern nur ein fleißiger und geſchickter Sammler. Was an Flemming's Bild in dieſer Hinſicht bei ihm fehlt und fehlen mußte, das fehlt z. B. auch bei dem des Angelus Sileſius, obwol das eine wie das andere den Anſpruch hat, für eine in ihrer Art mit vollendeter Virtuoſität durchgeführte Leiſtung zu gelten. Was aber ſelbſt von dem einmal zugegebenen Standpunkte des Virtuoſen der Darſtellung vermißt wird, iſt etwas ganz anderes, nämlich die liebevolle Verſenkung in die ganze Perſönlichkeit des Menſchen und Dichters. Varnhagen verweilt eigentlich nur bei den Effectſtellen, bei dem, was man pikant oder romantiſch nennen könnte, und ſo erſcheint Flemming mehr oder minder doch nur als ein abenteuernder Landſtreicher. Da er bei jener famoſen Gottorp'ſchen Geſandtſchaft nach Moskau und Ispahan aber nur eine untergeordnete Stellung einnahm, ſo erhält ſein Charakterbild, indem nur dieſe Züge durch alle möglichen Lichteffecte herausgehoben werden, eine Einſeitigkeit, die durch alle gelegentlichen Hinweiſe auf die andern Züge ſeines Weſens als Menſch und Dichter für den unmittelbaren Eindruck des Leſers nicht aufgehoben wird.

In beſcheidenerm Rahmen iſt Flemming's Bild doch viel treuer, ſowol von Guſtav Schwab in ſeiner „Aus-

Digitized by Google

wahl aus Flemming's Gedichten" (Stuttgart 1820), als auch von Wilhelm Müller in ſeiner „Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 3, Leipzig 1822), gezeichnet worden. So wenig die Auswahl ſelbſt, bei Schwab wie bei Müller, was ihre kritiſche Begründung betrifft, den heutigen höhern Anforderungen entſpricht, ſo gewährt die eine wie die andere doch einen guten Einblick in die Totalität des Dichters und erfüllt damit ihren Zweck. Denn auf eine ganze und völlige Wiedererweckung des Dichters konnte es damals nicht abgeſehen ſein, wo ſich überhaupt die erſten Spuren einer wiedererwachenden Theilnahme für unſere ältere Literatur zeigten. Die kürzere biographiſche und literargeſchichtliche oder kritiſch-äſthetiſche Skizze Schwab's, die etwas ausführlichere Müller's haben beide wenigſtens den Kernpunkt mit richtigem Verſtändniß getroffen, die ganze, warme, volle Menſchennatur in dem Dichter und den ganzen, warmen, vollen Dichter in einer Zeit, deren Poeſie im weſentlichen doch nur eine rhetoriſche Uebung des Witzes oder der Combinationskraft war.

Neuerlich hat K. W. Schmitt den Dichter zum Gegenſtand einer beſondern Monographie gemacht: „Paul Flemming, nach ſeiner culturgeſchichtlichen Bedeutung dargeſtellt" (Marburg 1851). Dieſe fleißige und liebevolle Arbeit verſucht mehr die allgemein literar- oder culturgeſchichtlichen Beziehungen in den Producten des Dichters darzulegen, als ein Lebensbild deſſelben zu geben. Inſofern darf ſie als lehrreich und umſichtig gelten, obwol auch ihr der Mangel von ſpeciellen Vorarbeiten über das Aeußerliche der damaligen literariſchen Verhältniſſe, Zuſtände und Perſönlichkeiten manche Beſchränkungen auferlegt und manche nicht ſtichhaltige Combinationen aufgedrängt hat. Flemming's Verhältniß z. B. zu den Schleſiern iſt hier noch ziemlich unklar gefaßt, wenngleich von der negativen Seite her die frühere traditionelle Annahme, die in ihm eben auch nur einen verdienſtvollen Schüler des unübertrefflichen Meiſters Opitz ſah, berichtigt iſt. Doch fehlt die poſitive genaue Grenzbeſtimmung. Dieſe iſt erſt neuerlich durch Palm in einem Aufſatze der „Schleſiſchen Provinzialblätter" (November 1866) gegeben worden. Wie hier nach einer Seite hin die Charakteriſtik Flemming's als nahezu abgeſchloſſen gelten darf, ſo wäre es wünſchenswerth, wenn es auch nach andern Seiten hin geſchähe. Eine Menge der wichtigſten Probleme liegen hier noch ungelöſt oder kaum noch berührt. Beiſpielsweiſe heben wir nur einige hervor. Flemming gehört zu den tiefſten und gebildetſten religiöſen Dichtern ſeiner Zeit und Confeſſion, wie allgemein anerkannt wird. Aber das Specifiſche ſeiner religiöſen Poeſie wird in den bisherigen Charakteriſtiken des Dichters nur mit allgemeinen Phraſen abgethan, während er doch ſowol durch Inhalt und Stimmung, worin das ſubjective Element der religiöſen Lyrik entſchiedener wie bei irgendeinem ſeiner Zeitgenoſſen hervorbricht, als auch durch die freie Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Form ganz originell iſt. Da die Form erwähnt worden iſt, ſo mögen noch einige hierhergehörige Punkte der Specialunterſuchung empfohlen werden, ſein gleichfalls ganz origineller Reimgebrauch, der auf der einen Seite viel ſtrenger und zugleich innerlich correcter, d. h. mehr aus dem Geiſte der Sprache geboren iſt als der ſeiner ſchleſiſchen Vorgänger und Mitſtrebenden, geſchweige denn der andern deutſchen Verſekünſtler der Zeit, aber auf der andern Seite auch wieder durch ſo eigenthümliche und ſonderbare Licenzen ausgezeichnet, daß ſich dafür weder aus vorliegenden Muſtern, noch aus dem Einfluſſe des heimatlichen voigtländiſchen Dialektes eine ausreichende Erklärung gewinnen läßt. Oder die Behandlung der verſchiedenen von ihm gebrauchten Maße und Rhythmen; ja ſelbſt ſeine Sprache, die im ganzen den Eindruck einer auch uns noch lebendigen macht, aber nur, weil ſie an unzähligen Stellen den Bann der herkömmlichen Diction der Zeit durchbrochen hatte. Im einzelnen bleiben dann eine Menge ihm allein, ſo viel man bis jetzt ſehen kann, zuſtändiger Worte und Wendungen, von denen es ohne die ſpeciellſte Unterſuchung ſchwer zu ermitteln iſt, ob er ſie ſelbſtſchöpferiſch geprägt, oder aus welcher Quelle ſie ihm zugefloſſen ſind.

Die vorliegende neue Ausgabe behält ihre großen Verdienſte, obgleich ſie auf alle dieſe Fragen keine Antwort oder nur eine gelegentliche und unzureichende Andeutung einer ſolchen, richtiger nur der Frage ſelbſt gibt. Lappenberg hat mit ſeinem gewohnten Fleiß dreizehn Jahre ſein Beſtes für den Dichter gethan, der ihm, wie nicht blos ſein eigenes öfter wiederholtes Bekenntniß, ſondern noch mehr die Reſultate ſeiner Mühen bezeugen, immer feſter ans Herz wuchs. Aber einestheils nahm die Arbeit einer kritiſchen Wiederherſtellung des Textes, die doch zuerſt gethan ſein mußte, ſeine Kräfte zu ſehr in Anſpruch; anderntheils fühlte er ſelbſt, wie er ausdrücklich bekennt, daß ihm äußere Hinderniſſe, der Zuſtand ſeiner Geſundheit, die Erreichung des Ziels, das er ſich eigentlich geſteckt hatte, unmöglich machten. So iſt alles das, was zur Charakteriſtik Flemming's dienen ſollte, die literargeſchichtlichen und biographiſchen Excurſe und monographiſchen Unterſuchungen, zwar vorhanden und als Zuſammenfaſſung deſſen, was mühſame Forſchungen bisher ermitteln konnten, von dem größten Werthe für die Forſchung ſelbſt; aber es iſt doch lückenhafter und, wenn man ſo ſagen darf, kahler ausgefallen, als es unter günſtigern Einflüſſen hätte geſchehen ſollen.

So wird Lappenberg's Ausgabe den endlich geſicherten Ausgangspunkt für Forſchung und Darſtellung bilden, ohne der einen wie der andern vorzugreifen. Denn bisher war nicht einmal das geſammte Material zugänglich, und was zugänglich, d. h. gedruckt war, gehörte entweder zu den größten Seltenheiten, wie ſo manche andere Stücke der gleichzeitigen Literatur, die zwar gedruckt, aber faſt unerreichbar ſind, oder es lag von Seite der Textesgeſtaltung in heilloſer Verwirrung. Flemming ſelbſt hat bekanntlich nur ſehr wenige ſeiner Erzeugniſſe bei Lebzeiten in Druck ausgehen laſſen, als Broſchüren, fliegende Blätter und Einzeldrucke zu beſondern Feſtgelegenheiten. Eine weitaus überwiegende Anzahl iſt von ihm zwar geſammelt uns für den Druck vorbereitet, aber nach ſeinem Tode ungenügend herausgegeben worden. Die erſte angeblich vollſtändige Ausgabe der „teutſchen Poemata" erſchien wahrſcheinlich 1646. Sie war von dem bekannten Adam Olearius beſorgt, Flemming's Begleiter auf der weltberühmten Geſandtſchaftsreiſe nach Moskau und Ispahan, als deren Beſchreiber er ſich unſterblich gemacht hat.

Digitized by Google

Dieſe Ausgabe, auf welcher alle folgenden beruhen, zeichnet ſich durch die gröbſten Druckfehler aller Art aus, die von den ſpätern entweder wiederholt, oder, was beinahe noch ſchlimmer iſt, nach eigenem Gutdünken verbeſſert wurden. Da die Originalhandſchriften verloren zu ſein ſcheinen, ſo gewährten nur jene authentiſchen Drucke, die der Dichter ſelbſt beſorgt hatte, eine ſichere Baſis, von der aus das übrige mit Hülfe der Conjecturalkritik herzuſtellen verſucht werden mußte. Doch hat ſich Lappenberg mit gewohnter Gewiſſenhaftigkeit der möglichſten Enthaltſamkeit und Selbſtbeſchränkung befliſſen. Alle abweichenden Lesarten der Ausgaben ſind in die Anmerkungen ſorgfältig aufgenommen: der gedruckte Text enthält die wiederhergeſtellte Geſtalt, mit der man ſich in den meiſten Fällen wird begnügen können, wenngleich die mangelhafte äußere Beglaubigung jedem, der dazu Luſt hat oder ſich berufen glaubt, Gelegenheit zu neuen Conjecturen und Verbeſſerungsvorſchlägen bietet. Es wäre leicht, hier eine ganze Menge ſolcher aufzuführen, doch würde damit den Leſern dieſer Blätter und dem Gegenſtand ſelbſt wenig gedient ſein. Es ſei nur noch bemerkt, daß die relativ ſehr gleichförmige und verſtändige Orthographie, welche bei einem Schriftſteller aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts überraſcht, auf Rechnung des Herausgebers kommt. Er hat ſich aus einigen der Originaldrucke ein ideales Schema derſelben zu bilden geſucht, das er noch in einigen Punkten, z. B. in der Beſchränkung der luxurirenden Doppelconſonanten auf eigene Hand ergänzte. Danach ſind die geſammten deutſchen Gedichte, auch diejenigen, für welche Originaldrucke mit anderer Orthographie vorlagen, umgegoſſen. Denn Flemming ſelbſt iſt ganz inconſequent in dieſen Dingen, wie er ja auch ſeinen eigenen Namen bald Fleming, bald Flemming zu ſchreiben pflegte.

Das größte Verdienſt Lappenberg's um Flemming beſteht aber unzweifelhaft in der Wiederentdeckung ſeiner lateiniſchen Gedichte. Allerdings waren dieſelben nicht ſo ganz verloren, daß niemand eine Kenntniß davon gehabt hätte. Der Dichter ſelbſt hatte bei ſeinen Lebzeiten eine Anzahl davon herausgegeben und in den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen und Späterer iſt öfters von ihnen die Rede. Auch wurde nach ſeinem Tode wenigſtens Anſtalt zu ihrer vollſtändigen Publication gemacht, und zwar durch denſelben Adam Olearius, der die Herausgabe des geſammten literariſchen Nachlaſſes des von ihm wahrhaft geſchätzten und geliebten jungen Mannes als ſeine Ehrenpflicht betrachtete. Aber Olearius brachte es nicht weiter als bis zu einem Drucke der „Nova Epigrammata", 1649, die wenig Anklang gefunden zu haben ſcheinen, wie ſie denn auch in der That unter allem, was Flemming in lateiniſcher Sprache gedichtet hat, im Durchſchnitt am wenigſten ſich durch Gehalt auszeichnen. Seitdem blieb die lateiniſche Poeſie des Mannes, der als deutſcher Dichter eine immer ſteigende Anerkennung fand, dem größern Publikum verſchollen, und nur wenige ſpecifiſche Literatoren kannten ihn auch von dieſer Seite. Einer und der andere ging wol auch mit dem Plane einer vollſtändigen Ausgabe der noch vorhandenen Originalhandſchrift um; aber wer die Stellung des gebildeten Publikums zu der neulateiniſchen Poeſie während des ganzen vorigen Jahrhunderts kennt, begreift leicht, daß aus ſolchen Vorſätzen nichts werden konnte.

So war die Ausgabe des Olearius und jene wenigen Originaldrucke für beinahe vergeſſen zu erachten, und ſelbſt die Originalhandſchrift entzog ſich eine Zeit lang dem Blicke der Forſchung, bis es dem neueſten Herausgeber gelang, ſie in Wolfenbüttel wieder aufzufinden, wohin ſie aus dem Nachlaß des berühmten Polyhiſtor Marquard Gude gelangt war. Auf ſie ließ ſich eine correcte Ausgabe bauen, wie ſie hier geliefert iſt. Doch muß noch bemerkt werden, daß es bei näherer Unterſuchung doch nicht eine von dem Dichter ſelbſt geſchriebene Handſchrift iſt, ſondern, was freilich ziemlich daſſelbe iſt, eine für den Druck beſtimmte Reinſchrift von einer andern Hand, aber unter den Augen des Verfaſſers gefertigt und von ihm ſelbſt an ſehr vielen Stellen durch eigenhändige Correcturen verbeſſert. Hier war alſo eine ganz andere kritiſche Textesbaſis als bei den deutſchen Gedichten gegeben.

Es iſt ſchwer, zu einer gerechten Würdigung dieſer lateiniſchen Producte zu gelangen. Wie die Zeitgenoſſen ſie überſchätzten, weil ſie das ganze Genre noch in traditioneller Weiſe für an ſich bevorzugt hielten, ſo hat die Nachwelt dieſes Vorurtheil durch ein anderes der unbedingten Verwerfung zu paralyſiren geſucht. Die Gegenwart ſteht auch bei dem aufrichtigſten Beſtreben, ſich objectiv zu verhalten, noch immer unter dem Einfluß dieſes Rückſchlags gegen die alte Ueberſchätzung. Schält man die Sprache und die dadurch bedingte ſtiliſtiſche und formale Technik von Flemming's lateiniſchen Gedichten ab, ſo bleibt dieſelbe poetiſche Individualität, die dem deutſchen Dichter ein warmes Andenken in dem Herzen, nicht blos in dem Gedächtniß ſeiner Nation bis zu dieſem Tage erworben hat. Es iſt derſelbe Kreis von Gegenſtänden, die hier wie dort, bei dem echten wie bei dem römiſch maskirten Flemming zur Darſtellung kommt. Das fremdartige Idiom mit ſeiner bekannten Sprödigkeit, die engbeſchloſſene und abgezirkelte Geſetzmäßigkeit der römiſchen Metrik und Rhythmik haben ihn nicht verhindert, alles das lateiniſch zu ſagen, was er deutſch empfunden hatte und was er ein anderes mal auch in deutſchen Verſen ſagte. So wäre von ſeiten des Inhalts die Bedeutung der lateiniſchen Muſenſpiele Flemming's gegen alle Anfechtungen ſichergeſtellt. Solange man nun ſeine Epigramme kannte, durfte man den Gehalt ſeiner lateiniſchen Dichtung immerhin viel geringer als den ſeiner naturwüchſigen deutſchen veranſchlagen. Aber ſeitdem man die neun Bücher der „Sylvae" kennt, beſonders das zweite „Elegiae", das dritte „Odae" und das neunte „Miscellanea", hat ſich das Urtheil völlig umgeſtalten müſſen.

Nicht ſo aber ſteht es mit allem dem, was ſich auf die Formgebung bezieht, alſo mit dem, was eigentlich das Urtheil über den Dichter als Dichter angeht und bedingt. Denn ſo gut wir an andere Namen der Kunſtgeſchichte den Maßſtab des Machens und Geſtaltens als den zunächſt berechtigten anlegen und den Gehalt ihres Stoffes als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung anſehen, muß auch der neulateiniſche Poet Paulus Flaminius es ſich gefallen laſſen, als Künſtler beurtheilt zu werden.

Digitized by Google

Das erſte, was auffällig auch auf den flüchtigen Leſer wirkt, iſt die von der herkömmlichen Diction und Stiliſtik abweichende Sprache. Es gehört eine ziemlich ausgebreitete ſpecifiſche Kenntniß des Lateiniſchen dazu, um ſich nur einigermaßen lexikaliſch und ſyntaktiſch zurechtzufinden. Wer in dieſen Dingen zu Hauſe iſt, bemerkt bald, daß die Dunkelheit und Seltſamkeit des Ausdrucks von einer abſichtlichen Heranziehung und Häufung ſprachlicher Archaismen herrührt, welche das uns ſchulmäßig geläufige Latein mit gutem Bedachte beſeitigt hatte.

Einem Philologen mag der antiquariſche Hautgout dieſer lateiniſchen Diction, die ſich in dem Sprachſchatze des Ennius, Pacuvius, Plautus, Lucilius ſo geläufig bewegt, wie die anderer neulateiniſcher Poeten im Horaz, Virgil, Tibull, Properz, etwas Anziehendes haben; geſchmackvoll kann das nicht genannt werden, was gefliſſentlich den Fortſchritt der Bildung verleugnet. Es iſt geradeſo, als wenn ein deutſcher Dichter unſerer Tage die Sprache Goethe's und Schiller's verleugnen und Fiſchart oder allenfalls auch Opitz copiren wollte. Alles was unſere Romantiker gelegentlich an ſolchen Geſchmacksverirrungen geleiſtet haben, ſind doch im Vergleich damit, was dieſer lateiniſche Romantiker ſich herausnimmt, gemäßigte und erträgliche Wagniſſe.

Wie Flemming zu ſolcher Abenteuerlichkeit gelangt iſt, läßt ſich vermuthungsweiſe begreifen. Er ſelbſt hat ſich niemals darüber ausgeſprochen. Vielerlei ſcheint zuſammengewirkt zu haben. Einmal das an ſich berechtigte Streben, den ausgetretenen Pfad der Phraſe zu verlaſſen. Denn begreiflicherweiſe mußte ſich gerade eine originelle Dichternatur wie die ſeine am meiſten durch die ſtehende Formel beläſtigt fühlen, von der geringere Talente ihre beſte Hülfe erhielten und die ſchwächern ganz allein lebten. Keine Phaſe der geſammten Poeſie aller Zeiten und Völker iſt aber ſo ganz in die Formel gebannt wie die der claſſiſchen Literatur Roms. Die Kraft Energie und gerundete Schönheit derſelben iſt ihr unantaſtbarer Vorzug, den ihr nur der Unverſtand ſtreitig machen kann; aber das Lebloſe, was jeder Formel oder Manier anklebt, darf ebenſo wenig in Abrede geſtellt werden. Wirkt es ſchon bedenklich bei den Originalen, um wie viel mehr bei jeder Nachahmung, der die natürliche Baſis und Atmoſphäre jener eigenthümlichen und dadurch an ſich berechtigten Kunſtgeſtaltung durchweg abgeht. Flemming iſt dieſer Gefahr glücklich entronnen, aber weil es doch nur ein reflectirtgelehrtes Schaffen, keine ihm naturnothwendige Form war, an die er ſich hielt, ſo vermochte er für die eine vermiedene Geſchmackloſigkeit nur eine andere, ſchlimmere, zu ſetzen. Denn da er ſich nicht ganz in jene beinahe paläontologiſche Sprach- und Formenwelt zurückverſetzen konnte, mußte er doch auch immer nach den Typen des claſſiſchen Lateins greifen, und dadurch erhält ſein poetiſcher Stil einen unerträglich buntſcheckigen Charakter, der, je nachdem er iſt, entweder abſtoßend oder auch komiſch wirkt, das letztere beſonders da, wo der Ausdruck des höchſten Pathos beabſichtigt iſt.

Daneben aber läßt ſich eine gute Doſis gelehrter Eitelkeit bei dieſem Verfahren nicht verkennen. Iſt ja doch die ganze neulateiniſche Poeſie dieſer Zeit zum großen Theil das Reſultat einer Selbſtüberhebung der Gebildeten, die damit ihre Excluſivität beurkunden wollten. Die Mode, die ſich des Gegenſtandes im weiteſten Umfang bemächtigte, hat dann ihrerſeits dazu beigetragen, das, was anfänglich freie That des einzelnen war, zu einem Herkommen zu ſtempeln, von dem ſich der einzelne, wenn er nicht ſeines Anſpruchs auf die Mitgliedſchaft der gelehrten oder gebildeten Welt verluſtig gehen wollte, nicht diſpenſiren durfte. Gewiſſe Gönner und Freunde, gewiſſe Ereigniſſe durfte man, zumal in Leipzig, wo ſehr viele der lateiniſchen Poeſien Flemming's entſtanden ſind, nicht anders als in den Maßen und der Sprache des Maro und Flaccus beſingen. Dieſem Zwang der Sitte fügte ſich der Dichter um ſo lieber, als er zugleich eine ganz abſonderliche und exquiſite Gelehrſamkeit entfalten konnte. Denn es läßt ſich mit Gewißheit behaupten, daß die meiſten der von ihm lateiniſch Angeſungenen mehr als einmal über dies und jenes Wort, dieſe und jene Wendung ſtutzig geworden ſind, weil ſie ihnen in ihrem geläufigen Latein noch nicht vorgekommen war. Welcher Triumph für den gelehrten Dichter, wenn die gelehrten Freunde das Lexikon brauchten, um ihn zu verſtehen! Zugleich aber auch welche Genugthuung für die alſo Gefeierten!

Bewunderungswürdig bleibt immerhin die umfaſſende Sprach- und Sachgelehrſamkeit, die Flemming als lateiniſcher Dichter entwickelt. Man erwäge nur, wie ſchwierig es damals war, zu jenen Reſten der vorclaſſiſchen Periode der römiſchen Literatur zu gelangen. Der einzige Plautus hatte ſich in dem Cyklus der damaligen lateiniſchen Lectüre eingebürgert, aber ohne daß ſich von einer über die Oberfläche und einige wenige beſonders renommirte Werke hinausgehenden Beſchäftigung mit ihm deutliche Spuren nachweiſen ließen. Seine Vorgänger und Zeitgenoſſen, die ohnehin nur in dürftigen Fragmenten erhalten ſind, waren vergeſſen. Flemming gehörte durch ſeine Berufsſtudien einem ganz andern Gebiete an, er war bekanntlich Mediciner; und wenn dies auch nicht, wie gegenwärtig, ſo viel hieß als ein Feind und Verächter der claſſiſchen Gelehrſamkeit, ſo konnte er ſich doch nur dilettantiſch ihr widmen. Noch dazu ſind die meiſten ſeiner lateiniſchen Gedichte echte Gelegenheitserzeugniſſe, nachweislich raſch hingeworfen und unter Verhältniſſen entſtanden, die ihm die Benutzung gelehrter Hülfsmittel erſchwerten oder unmöglich machten.

Uebrigens ſcheint in der ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeit dieſer lateiniſchen Producte auch die Erklärung für ihren geringen Erfolg bei der Nachwelt und ihr raſches Verkommen gegeben zu ſein. Sie wurden bewundert und angeſtaunt wegen ihrer Gelehrſamkeit, wegen der Haken und Dornen, von denen ſie ſtarrten, aber ſie wurden ebendeshalb weniger geleſen als andere, flüſſigere und bequemere Machwerke. Ob die letztern an poetiſchem Gehalte ihnen irgend gleich kamen, wurde nicht gefragt. Das Publikum, das überhaupt auf dieſe Literaturgattung Rückſicht nahm, hatte dafür gar keinen Sinn, oder wenn es ihn hatte, ließ es ihn doch nicht als Maßſtab für ſein eigenes Urtheil gelten. Es erklärt ſich ferner daraus, was uns ſonſt unbegreiflich erſcheint, daß der treugeſinnte Adam Olearius gerade die ſchwächſten Beſtandtheile der ganzen Sammlung, die Epigramme, zuerſt publicirte, um damit dem übrigen den Weg zu bahnen. Dieſe

Digitized by Google

Epigramme ſind formell am meiſten frei von jenen archaiſtiſchen Abſonderlichkeiten, eben weil ſie ſich auch in ihren Stoffen und ihrer Conception meiſtentheils auf der glatten Heerſtraße der gewöhnlichen neulateiniſchen Epigrammatik bewegen. Nicht als wenn auch hier der eminente Genius des Dichters ſich ganz verleugnete: eine große Anzahl davon hätte kein anderer damaliger deutſcher Dichter ſchaffen können. Aber von der Majorität wird niemand behaupten, außer wer eine ſchon fixirte Vorliebe für den Dichter mitbringt, daß ſie ſich über die Kategorie von Mittelgut erhebe. Doch ſelbſt dieſer Verſuch misglückte, und um ſo mehr ſtand die folgende Zeit von einer Wiederbelebung der übrigen lateiniſchen Producte Flemming's ab. Nur ein ſpecifiſch wiſſenſchaftliches Intereſſe konnte noch zu der Beſchäftigung mit ihnen führen, während die Freunde des Dichters und er ſelbſt ſie keineswegs unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet wiſſen wollten. Ihnen galten ſie für ebenſo unmittelbar lebendig nnd lebensfähig wie das, was er in deutſcher Sprache geſchaffen hatte.

Der neueſte Herausgeber hat die bei ihm als Herausgeber begreifliche Vorliebe für dieſe Dinge wenigſtens durch ſchwere Arbeit bezahlen müſſen. Trotz aller ſeiner Gelehrſamkeit und gewiſſenhafteſten Mühewaltung, die ſich bei ihm von ſelbſt verſtand, auch wenn er es unterlaſſen hätte darauf hinzuweiſen, ſind doch noch eine Menge barocker Spracheigenthümlichkeiten, verſchnörkelter gelehrter Anſpielungen und ſeltſamer Floskeln der Diction unerklärt geblieben, fordern den Scharfſinn und die gelehrte Spürkraft anderer heraus. Obwol das Ergebniß in keinem rechten Verhältniß zu der nothwendigen Anſtrengung ſtehen dürfte, wäre es doch zu wünſchen, daß hier geholfen würde.

Es iſt zu vermuthen, daß das eben Geſagte noch lange ein frommer Wunſch bleiben wird, obgleich es eine rechte Ehrenaufgabe einer jüngern philologiſchen Kraft wäre, vorausgeſetzt, daß ſie ſich der vollen Bedeutung des Dichters für unſere nationale Literatur bewußt wäre.

Nicht minder iſt zu vermuthen, daß man im allgemeinen auch fortan von den lateiniſchen Gedichten Flemming's wenig Notiz nehmen wird, obgleich ſie nicht wegen ihrer Seltſamkeiten, ſondern wegen ihres geſunden Kerns den deutſchen ganz gleich an Werth geſetzt werden dürfen. Haben ja doch die meiſten von jenen ihre Doppelgänger in dieſen, deren Entſtehung nur ſo zu erklären iſt, daß der naturwüchſigen Wärme des Dichtergemüths die fremdartige Maske nicht völlig zuſagte, obwol er nicht aufhörte, ſie ſelbſtgefällig zu bewundern und immer von neuem zu gebrauchen. Denn es ſind nicht etwa nur Muſenſpiele ſeiner Lehrjahre, entſtanden unter den Pedanten und Magiſtern der ſächſiſchen Schulen und Univerſitäten: ſie datiren aus allen Epochen der Wanderjahre und aus allen ihren unendlich wechſelnden Situationen. Es ſind faſt ebenſo viel in Moskau und Ispahan, wie in Leipzig oder im älterlichen Hauſe zu Hartenſtein concipirt und niedergeſchrieben, und ihr Inhalt iſt ſo mannichfaltig, daß ſie ſo ziemlich alles berühren, was nur überhaupt zu einem Verſe ſich ſchicken wollte. Gewöhnlich iſt die lateiniſche Faſſung die ältere, die deutſche die jüngere, häufig ſogar eine bloße Ueberſetzung der erſtern. In ſolchem Falle iſt immer eine gewiſſe Schwerfälligkeit und Steifheit des Ausdrucks nicht zu verkennen, wovon die freien Reproductionen oder die wirklichen deutſchen Originalproductionen keine Spur zeigen. Denn wenn auch dieſe dem unvermittelten Geſchmack der Gegenwart vielfältig barock und fremdartig erſcheinen mögen, ſo entbehren ſie doch nie eines ſtrömenden Fluſſes und einer warmen Beweglichkeit, die das Gegentheil von ſchwerfällig und ſteif ſind. Aber bei den Ueberſetzungen legte die im Original allenfalls erträgliche, weil hier typiſch hergebrachte Manier dem Dichter einen Zwang auf, deſſen er bei den damaligen Mitteln der Sprache und dem damaligen Stand der Ueberſetzungskunſt nicht Herr werden konnte. So ſind dieſe Verſuche zwar um nichts ſchlechter als etwa die analogen eines Opitz und anderer Koryphäen der neuen Kunſtübung, aber ſie ſind auch um nichts beſſer. Es iſt weder eine völlige Wiedergabe der Subſtanz und Form des Originals, eine lebendige Nacherzeugung des fremden Typus in deutſcher Sprache, noch eine freie Aneignung des fremden Stoffs mit Beſeitigung alles deſſen, was fremdartig in und an ihm iſt, ſondern jene Mittelgattung zwiſchen dem einen und dem andern, die einem geläuterten Geſchmack am wenigſten Genüge thut, aber damals durch nichts Beſſeres überboten wurde.

Als Probe, bis zu welchen Geſchmacksverirrungen der lateiniſche Dichter Flemming durch das Genre ſelbſt und durch den reflectirt originellen Weg, den er ſich erwählte, nicht ſelten verleitet wurde, heben wir hier einige Beiſpiele heraus, weil, wie ſchon bemerkt, wahrſcheinlich wenige etwas mehr als einen flüchtigen Blick auf ſeine „Sylvae" werfen werden. So aus dem neunten Buche, „Miscellanea", das ſonſt durch Vielſeitigkeit und Bedeutung des Inhalts vor manchen andern Theilen der Sammlung ausgezeichnet iſt, den Cyklus der „Arae schoenburgicae", d. h. eine Anzahl von Trauergedichten auf das Ableben der Marie Juliane von Schönburg-Waldenburg, 1630 gedichtet, alſo im einundzwanzigſten Lebensjahre Flemming's. Die ſapphiſche Ode, welche den Cyklus eröffnet, wirkt durch die Contraſte der Situation und des ganzen modernen Lebensapparates mit dem Kothurn der Form wahrhaft komiſch. So wenn es in der zweiten Strophe heißt:

> Nympha non turpi generata volgo,
> nympha, baronis Jove rapti Hugonis
> nata Schoenburgi, viduata vivae
> protinus aurae est.

Oder das hyberboliſche Pathos der dritten:

> Ibis ad primos properans Eoos,
> ibis ad seros (lubet hoc?) Britannos,
> huic parem doteis superas puellam
> non reperibis.

Oder die zornige Apoſtrophe an die grauſame Parze:

> Dementis anne Morta? Morta dementis?
> Vel caecutis turpata visum amaurose?
> Turpeis vetelias, fas erat, podagrosas,
> cachecticas, pleuriticas, veternosas,
> edentulas, bronchasque gramiosasque
> attasque rugosasque lusciosasque
> et luridas tabo vel inicta turpeis,
> queis invocare millies diu, noctu,
> ad quas tamen nec advocatus adcedis,
> te persequi bidente, fas erat, dico etc. etc.

Denn es mag mit dieſem wenigen leicht zu viel ſein,

Digitized by Google

obgleich dies wenige, wie ſich begreifen läßt, keineswegs allein ſteht. Es gibt nur die Grundfarbe dieſer ganzen ſonderbaren Gewandung in einem etwas grellen Ton an. Ebenſo begreiflich iſt es, daß die Wucht des Inhalts im umgekehrten Verhältniß zu der Verſchnörkelung der Form ſteht. Je mächtiger, in ſich würdiger der Stoff, deſto einfacher und anſprechender die Ausführung, wobei natürlich immer die auch bei größter Beſcheidenheit uns anſpruchsvoll und bauſchig erſcheinende, einmal typiſch feſtſtehende Art der lateiniſchen poetiſchen Diction in Abzug gebracht werden muß.

Als die, wie wir glauben, vollendetſten unter allen dieſen exotiſchen Blüten und gelehrten Stubenpflanzen verweiſen wir zuerſt auf die „Laudes Gustavi Adolphi Magni, Suecorum Regis" vom September 1631, unmittelbar nach der breitenfelder Schlacht (Lappenberg, I, 52; Sylvae, III, 4). Wir begnügen uns mit dem Anfang:

Et o caduci gloria saeculi,
Gustave, regum maxime, maxime
  Gustave, victorum, o frementis
tremificus domitator aevi
et grandis honor, te gelidus Tyras
et hirta Colchi littora Pharidis,
  te cana Vistulae nivori
ora tremunt Hypanisque trames.

In dieſe Rubrik gehört auch die Elegie: „Germaniae Exulis ad suos filios sive Proceres regni epistola" vom Jahre 1631 (Lappenberg, 186), leicht das Schwungvollſte, was Flemming jemals in lateiniſcher Sprache gedichtet. Hier iſt die Fremdartigkeit der Form durch das Mark und die Fülle des Inhalts zwar nicht überwunden, aber für die Empfindung, auch für die des heutigen Leſers, ſo zurückgedrängt, daß die Wirkung nichts von ihrer wahrhaft impoſanten Macht verliert. Der prachtvolle Fluß des elegiſchen Maßes reißt das Gefühl und die Stimmung doch ganz anders fort, als es die leidigen Alexandriner vermögen, von denen ſich Flemming ſo wenig wie irgendein anderer ſeiner Mitgenoſſen bei ſolchen Motiven zu emancipiren wußte. Wie ſo oft ſteht auch hier eine deutſche Umdichtung neben dem Lateiniſchen, das als originale Conception zu faſſen iſt. Flemming ſelbſt bezeichnet das „Schreiben vertriebener Frau Germanien an ihre Söhne oder die Churfürſten, Fürſten und Stände in Deutſchland" als „faſt", d. h. möglichſt treu nach dem Lateiniſchen. Eine Vergleichung beider Geſtalten wird jedem das vorhin ausgeſprochene Urtheil beſtätigen. Zur Verſtändigung ſei nur noch bemerkt, daß mit der möglichſt treuen Nachbildung doch noch keine eigentliche Ueberſetzung beabſichtigt war, wovon ſich unter den andern Gedichten zahlreiche Beiſpiele finden. Es iſt nur eine Nachdichtung, welche den materiellen Theil des Originals genau reproducirt, aber die ganze Formgebung umgeſchmolzen hat, wie ſchon daraus zu erſehen, daß die lateiniſche Elegie 206 Zeilen zählt, die deutſche 300.

Dieſe patriotiſchen Klänge ſind, wie bekannt, keineswegs eine beſondere Eigenthümlichkeit der Muſe Flemming's. Es gereicht der damaligen deutſchen Poeſie zu dauernder Ehre und zur Entſchuldigung vieler anderer Schwächen, daß ſie voll des wärmſten Intereſſes für das Vaterland, voll Trauer um ſeine entſetzlichen Geſchicke, voll Glauben an die nur durch unglückliches Verhängniß verhüllte Tüchtigkeit ihres Volks war und blieb. Wenn auch mit ſchwerfälliger Zunge und in ſchwülſtigen Floskeln vorgetragen, wirkt dieſer treffliche Kern der Geſinnung doch auf jedes geſunde und ehrenhafte Herz in der Nachwelt erhebend und kräftigend. Denn es gehörte damals viel Glaube, Hoffnung und Liebe zum Vaterland dazu, um nicht an ihm zu verzweifeln, unendlich mehr als in der Periode der ſchalen Kosmopoliterei oder des ſchäbigen Weltſchmerzes. Flemming aber hat das Verdienſt, dieſen männlichſten und beſten Geſinnungen der Zeit den kräftigſten und friſcheſten Ausdruck gegeben zu haben, ſowol in der erborgten wie in der natürlich angeborenen Sprache. Rechnet man dazu, daß er von allen ſeinen Genoſſen der einzige iſt, der ſich von dem häßlichſten Schandfleck unſerer damaligen Poeſie, der gemeinen Schlüpfrigkeit und der rohen Zote, ganz frei zu erhalten wußte, auch da, wo andere ſonſt achtbare Talente ihr rettungslos verfielen, z. B. in den Hunderten von Hochzeitsgelegenheitsgedichten, ſo hat man unſers Erachtens ſeinen weſentlichſten poſitiven und negativen Vorzug vor allen andern Trägern der damaligen deutſchen Literatur in eine kurze Formel gebracht, mit der freilich die Individualität dieſes echten Dichters nicht erſchöpft iſt.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ein franzöſiſcher Shakſpearomane.

In dem Heft der „Revue des deux mondes" vom 15. März ſchreibt Blaze de Bury einen Artikel über „Hamlet et ses commentateurs depuis Goethe" und benutzt dieſe Gelegenheit, um vom hohen Pferde der Shakſpeare-Weisheit herab Guſtav Rümelin und den Herausgeber d. Bl., die beide vom Standpunkte der orthodoxen Shakſpeare-Gemeinde für arge Ketzer gelten, auf das heftigſte anzugreifen.

Wir freuen uns, daß die Franzoſen ſich für Shakſpeare ſo warm zu intereſſiren beginnen, doch eine breite Baſis hat dieſer Shakſpeare-Cultus in Frankreich noch nicht. In Paris iſt man gewohnt, Shakſpeare in der Großen Oper zu ſehen, und die Darſtellung Hamlet's durch eine Dame bedarf keines „Commentars". Der jüngſte franzöſiſche Commentator Hamlet's iſt Ambroiſe Thomas, und er hat ſeinen Commentar ſogleich in Muſik geſetzt, ſodaß er im Orcheſter der Großen Oper vom Blatt geſpielt werden kann und durch die „Gänſefüßchen" der halbnackten Balletttänzerinnen dem Verſtändniß des Publikums näher gebracht wird. Derſelbe Componiſt hat eine unleugbare Vorliebe für Shakſpeare; denn in einer frühern Oper, die an der Opéra comique zur Aufführung kam: „Der Sommernachtstraum", führt er den großen britiſchen Dichter ſogar betrunken dem Publikum vor, gewiß um die Voltaire'ſche Tradition, die bei den Uneingeweihten in Frankreich noch ein großes Publikum hat, daß Shakſpeare ein betrunkener Wilder ſei, wirkſam zu inſceniren.

Wenn nun die franzöſiſchen Shakſpeare-Heroen über einen Dichter, den ihre Nation als ſolche nicht goutiren, am wenigſten mit Haut und Haar verdauen kann, mit der deutſchen Kritik Lanzen zu brechen anfangen, ſo hätten ſie, unſerer Anſicht nach, etwas weit Nöthigeres zu thun, nämlich die Franzoſen en masse zu Verehrern Shakſpeare's zu machen. Dies wird aber nie der Fall ſein, ſolange man einer modernen Nation, welcher die Initiative der politiſchen Bewegung zukommt, zumuthet, den alten Dichter mit allen Lesarten und Varianten, mit ſeinen Geſchmackloſigkeiten und moderfleckigen Witzen für

Digitized by Google

unſehlbar zu halten, ſtatt die Bedeutung ſeines Genius aus allen antiquariſchen Hüllen herauszuſchälen.

Für die Franzoſen iſt, bei dem Mangel einer breiten nationalen Baſis, wie ſie das deutſche Theater mit ſeinem Shakſpeare-Repertoire bietet, der Shakſpeare-Cultus eine Specialität, eine wiſſenſchaftliche Speciatität, die von einzelnen mit großem Eifer betrieben wird, etwa wie das Studium des chineſiſchen Dramas von den Sinolagen. Oder ſollte in Bezug auf valksthümliche Wirkung ein ſa graßer Unterſchied herrſchen, ab Stanislaus Julien im „Journal Asiatique" ſeine Aufſätze über das Yuen-Repertaire und „Pi-pa-ki" veröffentlicht, oder Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes" über Shakſpeare und ſeine Ausleger ſchreibt? Salange das Théâtre français ebenſa wenig einen „Hamlet" in der Ueberſetzung des jüngern Victar Hugo gibt, wie den „Pi-pa-ki" in der Bazin'ſchen Ueberſetzung, gehört ein Drama wie das andere der Leſeliteratur für den kleinen Kreis der Auserwählten an.

Wenn Shakſpeare in Frankreich eine „Specialität" iſt, ſo droht er in Deutſchland eine zu werden. Dieſſeit und jenſeit des Rheins ertönt die gleiche Loſung, die auch Blaze de Bury zu der ſeinigen macht: wie kann man ahne genane philologiſche Kenntniſſe ſich an Shakſpeare wagen? „Dilettantismus bezeichnet hier ganz einfach Nichtigkeit, Unfähigkeit." Zunächſt verlangte doch die Billigkeit, daß man einen Areopag aus erbgeſeſſenen Shakſpeare-Gelehrten einſetzte, vor welchem jeder, der über Shakſpeare ſchreiben will, ſein Staatsexamen in Bezug auf Kenntniß des Shakſpeare-Textes ablegt; wir glauben, es würden manche Shakſpeare-Ketzer in dieſem Examen beſſer beſtehen als eine große Zahl der Shakſpeare-Gläubigen. Dann aber beruht dieſe Farderung überhaupt auf einer komiſchen Verwechſelung. Wer über Shakſpeare's Entwickelnngsgang, den Shakſpeare-Text und ſeine Varianten, über die Stoffe, die Shakſpeare benutzt hat, über die valksthümlichen Lieder, Sprichwörter, Geſtalten, die in ſeinen Werken varkammen, zu ſchreiben gedenkt, den mag man nach ſeiner philotogiſchen Legitimation fragen; wer aber über Shakſpeare's Dramen vom äſthetiſchen Standpunkte ans urtheilen, ja wer ihre Bedeutung für die Gegenwart feſtſtellen, aber nur ausſprechen will, was Shakſpeare ihm und mit ihm einer graßen Zahl der Gebildeken bedeutet, der braucht dieſen zu einer neuen Fachwiſſenſchaft aufgebauſchten Kram nicht im entfernteſten; ja er würde im Gegentheil die Unabhängigkeit ſeines Urtheils nur beirren; denn jede Lieblingsbeſchäftigung macht blind und einſeitig; wer zeitlebens Halz hackt, ſieht zuletzt einen Steinklapſer über die Achſel an, und wenn ſich einige dieſer Herren ganz mit Shakſpeare identificiren und in ihrem Fanatismus jeden Tadel des britiſchen Dichters für eine perſönliche Beleidigung halten, ſo haben ſie ganz recht inſafern, als van ihnen ſelbſt, wenn Shakſpeare nicht exiſtirte, auch verzweifelt wenig übrigbliebe.

Die zweite Verwechſelung geht in der Regel aus einer Erſchleichung und Unterſchiebung der angegriffenen Shakſpearamauen hervor: ſie erklären jeden Angriff auf ihre Weisheit für einen Angriff auf den Dichter und decken ſich mit dem Schilde ſeiner Unſterblichkeit. Wir erklären wiederholt, nicht Shakſpeare greifen wir an, ſaudern die Shakſpearamanie, die eine neue Art der gelehrten deutſchen Don-Quixoterie iſt, ein alexandriniſcher Anachrouismus in einer Zeit, die Gatt ſei Dank ſonſt wenig mit dem alexandriniſchen Zeitalter gemein hat.

Herr Blaze de Bury iſt übrigens weſentlich inconſequent; er verlangt bei Shakſpeare das genaueſte Quellenſtudinm, nimmt es aber ſehr leicht bei Autaren der neuen Zeit, die er mit Grabheiten überhäuft; wir zweifeln, daß er ſie ſelbſt geleſen hat. Guſtav Rümelin's Werk wird zwar mit Angabe des Verlegers citirt; doch die Kritik erſcheint uns ſtark wie ein Ragout aus Elze und Bodenſtedt, zuſammengeſtellt aus dem zweiten Jahrgang des deutſchen „Shakſpeare-Jahrbuch". Er ſagt von Rümelin: „Als vor zwei Jahren die Studien Rümelin's über Shakſpeare erſchienen, da ging eine Bewegung durch das ganze gebildete und literariſche Deutſchland. Der Antor, der von Haus aus auf den Lärm gerechuet hatte, erreichte, was er wallte. Der Skandal machte das Glück ſeines Buchs. Man las es, man amuſirte ſich darüber, einige gaben ſich ſogar die Mühe, darauf zu antworten. Andere entgegueten auf dieſe Erwiderungen und die ſchon ſa umfangreiche Literatur über Shakſpeare wuchs in kurzer Zeit um einige neue Bände. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Rümelin ein Reformatar der neuen Aeſthetik iſt, ein Leſſing vam neueſten Datum, der kammt, um Spreu und Weizen zu ſandern und uns den großen britiſchen Dichter in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, entkleidet von dem phantasmagoriſchen Schimmer, mit welchem die Spiegelnng der Zeiten ihn umgibt. Dieſer ſäculäre, allgemeine Cultus, dem Genie dargebracht, misfallt dieſem Realiſten, wie ſich Rümelin wohlweislich nennt; es ärgert ihn, dieſen Char von Labſprüchen mit anzuhören. Der Flut von Schriften, dieſe ewigen Jubiläen, dieſe prapagandiſtiſchen Geſellſchaften regen unſerm Dilettanten die Galle auf. Ein für allemal will er damit ein Ende machen. Soviele Exceſſe drücken ihm die Feder in die Hand, obgleich er in der Literatur nur ein Prafaner iſt, ein einfacher wahlwollender Leſer, wie er ſelbſt uns ſagt. Dies war allerdings ganz überflüſſig; denn man merkt es gänzlich ſeinem Werke an. Auf der einen Seite weder Aeſthetik noch Kritik, auf der andern nicht der geringſte jener philologiſchen Begriffe, ohne welche niemand heutzutage ſich an einen Shakſpeare, Dante und Petrarca wagen darf."

Dies alles klingt wie geſagt ganz an die Einleitung zu dem Aufſatz Karl Elze's: „Shakſpeare's Geltung für die Gegenwart" im „Shakſpeare-Jahrbuch" an. Was er aber weiter über den Herausgeber d. Bl. ſagt, das iſt eine faſt wörtliche Ueberſetzung der betreffenden Stellen aus dem Elze'ſchen Artikel. Wenn Elze dieſem die Ehre anthut, van ihm auszuſagen, daß er im Gegenſatz zum Realiſten der äſthetiſchen Kritik nicht nur theoretiſch kundig, ſondern auch in ihrer Handhabung ſeit langer Zeit geübt ſei, daß es ihm keineswegs an der richtigen Methode fehle und daß auch ſeine Kenntniß Shakſpeare's die des Realiſten übertreffe, ſo finden ſich ähnliche Wendungen bei Blaze de Bury, nur daß er eine Grabheit mit in den Kauf gibt und ihn einen Eiſenfreſſer (pourfendeur) wie Rümelin nennt. Elze behauptet weiter, daß für ihn Shakſpeare ein Cancurrent und nur deshalb ihm im Wege ſei. Das iſt Waſſer auf die Mühle des franzöſiſchen Eſſayiſten; auf dieſer Nate tremulirt er lange Zeit umher und kann ſich nicht ſatt trillern über die „finanzielle Kritik", über den Tantiėmenhunger der deutſchen Dichter und meint dann zum Schluß mit einem frammen Stoßſeufzer: „Nun, Gatt ſei Dank, ſo weit iſt es doch in Frankreich nicht gekommen." Es gehört wirklich eine überrheiniſche Naivetät dazu, den deutſchen Dramatikern „finanzielle Mative" unterzuſchieben, wenn auch die deutſche Kritik ſa liebenswürdig iſt, durch perſönliche Verdächtigungen derartige Tiraden bei unſern Nachbarn zu pravaciren. Herr Blaze de Bury denkt ſich wahrſcheinlich die deutſchen Autorrechte ähnlich geſchützt wie die franzöſiſchen und van gleicher Organiſatian des Schriftſtellerſtandes getragen! Wir machen ihm aus dieſem Misverſtändniß keinen Varwurf, wohl aber daraus, daß er ſein Quellenſtudinm nicht auf die Autaren ausdehnt, die er angreift, ſandern dieſe wie ſeine franzöſiſchen Leſer mit überſetzten Grobheiten, mit Grabheiten aus zweiter Hand tractirt, denen deshalb das Prädicat der Göttlichkeit nicht zuertheilt werden kann. Wenn er die Angegriffenen und ihre Leiſtungen nicht kennt, ſo hätte er wenigſtens den Angreiſer, den er abſchreibt, citiren ſallen!

Doch wir wollen nicht mit gleicher Münze zahlen, ſondern in aller Häflichkeit, die uns Deutſchen um ſo beſſer zu Geſicht ſteht, je mehr die deshalb gerühmten Franzaſen ſie verleugnen, Herrn Blaze de Bury erſuchen, ſich erſt ſelbſt mit den kritiſchen Studien zu beſchäftigen, die er auf fremde Autorität hin verdammt. Vielleicht wird dann ſein Urtheil weſentlich anders lauten; wo nicht, kommt es auch auf einen Shakſpearomanen mehr oder weniger nicht an.

Bibliographie.

Aquarellen aus den beiden Reichsſtuben. Von J. J. K. Wien, v. Waldheim. 8. 12 Ngr.

Bermann, M., Couliſſen-Geheimniſſe aus der Künſtlerwelt. 1ſte und 2te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Blome, Graf, Zeitgemäße Betrachtungen. Vortrag. Wien, Sartori. Gr. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Soeben erſchienen vier neue Bände von

Brockhaus'
Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Brockhaus' „Bibliothek" bietet dem deutſchen Volke die reichen Schätze der neuern deutſchen Nationalliteratur in correcten, ſchön ausgeſtatteten wohlfeilen Ausgaben dar. Jedes Werk iſt von einem namhaften Schriftſteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet: ein Vorzug, der die Sammlung vor allen andern auszeichnet und ſie, wie auch von der Kritik einſtimmig anerkannt worden, zu einem wahrhaft gediegenen und werthvollen Unternehmen macht.

Die bereits erſchienenen Bände ſind nebſt einem Proſpect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die neuen Bände (8—11) enthalten: **Leſſing's** drei Hauptdramen; **Wieland's** Oberon; **Maler Müller's** Dichtungen.

Jeder Band iſt auch einzeln zu haben.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ut't Dörp.

Luſteje Vertellungen.

Von'n

oll'n Nümärker.

8. Elegant broſch. 1¼ Thlr.

Urtheil der Kritik:

Der Verfaſſer nennt ſich „Karleken" und führt ſich bei dem Leſer als der Sohn eines höchſt ehrenwerthen, wohlhäbigen Landpaſtors ein. **Wir ſtellen unſern Neumärker dem Mecklenburger Fritz Reuter als vollkommen ebenbürtig zur Seite.** Wie dieſer verſteht er es, das urwüchſige Landvolk naturgetreu zu ſchildern und ſelbſt alten Meidingern ein hübſches, neues Mäntelchen umzuhängen. Was er uns erzählt, ſind Dorfgeſchichten im wahren Sinne des Wortes; die Menſchen, die wir durch ihn kennen lernen, ſind nicht für Salons zugeſchnitten, wie dies Berthold Auerbach und ſo vielen ſeiner Nachbeter und Nachtreter beliebte, ſondern ſie kommen uns aus ihrer beſchränkten Häuslichkeit, aus Feld und Wald leibhaftig entgegen, „döaſeg und döfteg, modſeg und witzeg"; es ſind „de ächte Söahne van de Hellen van Fährbellin, Leuthen, Liepzig, Belle-Alliance, **Düppeln** und Keeniggrätz — 'n Bitz ruh, awer woahr und kloar". Wie Fritz Reuter den Inſpector Bräſig, ſo zeichnet uns der Verfaſſer mit beſonderer Vorliebe den „ollen Möller" „Hanneken Schmook", der war „'ne Seele van Minſch, moakt gärn Spoaß, woar awer doabie 'n goddesfürchtig't hart", der allen Menſchen helfen wollte, aber zugleich dafür ſorgte, „dat all'ns in't Dörp in Ord'nung weer, dat all'ns richtig togung, keene Supute, Koartenſpoäler und unor'ligt Volk drin weere". — **Wer ſich einmal recht gründlich auslachen will, der leſe das Büchlein.** (Breslauer Zeitung.)

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. Kiepert's Neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 45 Blättern. Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage. **Sechste Lieferung.** Inhalt: **Russland, Griechenland (Königreich), Asiatische Türkei, Vorderasien.**

Die Ausgabe erscheint in 11 Lieferungen zum Subscriptionspreis à 1 Thlr. 5 Sgr. — Mit dieser sechsten Lieferung liegt die grössere Hälfte der neuen Ausgabe dieses anerkannt gediegenen Kartenwerks vor, welches in jeder Beziehung den Ansprüchen genügt, die ein guter Handatlas in sich vereinigen muss.

☞ Prospecte sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben.

H. W. Dove, der Schweizer Fön. Geh. Preis 6 Sgr.

Bildet einen wichtigen und höchst interessanten Nachtrag zu der im vorigen Sommer von demselben Verfasser erschienenen Schrift: „Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco", geh. Preis 20 Sgr.

H. Kiepert, Carte de l'Empire Ottoman en Europe et en Asie. Deuxième Edition. 4 Bl. Massstab 1 : 3,000,000. Colorirt. Preis im Umschlag 2 Thlr. 20 Sgr. — Auf Leinwand in Mappe 4 Thlr.

H. Kiepert, Atlas antiquus. Zehn Karten zur alten Geschichte. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. Preis geh. 1 Thlr. 15 Sgr. — Elegant geb. 2 Thlr. — Einzelne Karten, gefalzt und cart. à 6 Sgr.

G. A. von Kloeden, Repetitionskarten. 17 Flussnetzkarten mit erläuterndem Text. Preis in Umschlag 24 Sgr. — Einzelne Karten à 1½ Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1868. Dritter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten.

Im April erscheint:

Darstellung der Territorialen Entwickelung des Brandenburg-Preussischen Staates von 1415 bis jetzt. Von Dr. Ad. Brecher. In Farbendruck mit kurzem erläuterndem Text. Preis gefalzt und cart. 6 Sgr.

Neue Subſcription

auf die elfte Auflage von

Brockhaus' Converſations-Lexikon.

In 150 Heften zu 5 Sgr.

Zu jeder Zeit kann in dieſe neue Subſcription eingetreten werden. Das Werk wird von allen Buchhandlungen nach und nach, in Heften und Bänden, oder, ſo weit bisjetzt erſchienen, gleich vollſtändig, geheftet oder gebunden, in ſolchen Terminen geliefert, wie ſie dem Beſteller am bequemſten ſind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. Nr. 16. 16. April 1868.

Inhalt: Eine Geſchichte der Aeſthetik. Von **Rudolf Gottſchall.** — Das deutſche Naturleben in den vier Jahreszeiten. Von **Heinrich Birnbaum.** — Eine Neudichtung der Nibelungen. — Vom Büchertiſch. — **Feuilleton.** (Hamlet in Paris; Engliſches Urtheil über Mommſen's „Römiſche Geſchichte“.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Geſchichte der Aeſthetik.

Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland. Von Hermann Lotze. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die Lotze'ſche „Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland“ bildet den ſiebenten Band der „Geſchichte der Wiſſenſchaften“, welche durch die Hiſtoriſche Commiſſion bei der königlich bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften herausgegeben wird. Lotze, einer unſerer geiſtreichſten Philoſophen, der einem gewiſſen Eklekticismus huldigt mit ſtarker Hinneigung zum Herbart'ſchen Syſtem, und der bisher ſeine Lorbern auf dem Gebiete der Anthropologie und Phyſiologie gepflückt und nur einige Streifzüge auf das der Aeſthetik unternommen hat („Ueber den Begriff der Schönheit“, 1845; und „Ueber Bedingungen der Kunſtſchönheit“, 1847), bringt für die Geſchichtſchreibung der Aeſthetik zwei weſentliche Eigenſchaften mit: ein unbefangenes, von aller ſyſtematiſchen Einſeitigkeit freies Urtheil und eine große Grazie und Vorzüglichkeit der ſtiliſtiſchen Darſtellung, wie er dieſelbe bereits in ſeinen frühern Schriften, namentlich aber in ſeinem „Mikrokosmos“ bewährt hat.

Freilich, die Objectivität einer Darſtellung, welche jedem philoſophiſchen Standpunkt ſeine beſtimmte Berechtigung im Entwickelungsgang der Philoſophie und eine ſelbſtändige, durch keine kritiſche Einmiſchung beeinträchtigte Entfaltung gewährt, eine Objectivität, wie ſie der beſonders zur Geſchichtſchreibung der Philoſophie berufenen Hegel'ſchen Schule ſchon infolge ihrer dialektiſchen Grundprincipien eigen iſt, darf man in dem Lotze'ſchen Werke nicht ſuchen, indem dieſer geiſtreiche Philoſoph nicht umhin kann, ſich den äſthetiſchen Theorien gegenüber kritiſch zu verhalten und jede derſelben an den Reſultaten zu meſſen, die er ſelbſt bei ſeinen eigenen äſthetiſchen Studien gewonnen hat. Da dieſe Reſultate indeß wichtig und intereſſant ſind und in der kritiſchen Beurtheilung oft ſich großer Scharfſinn geltend macht, ſo gewinnt das Werk, wenn auch ſein hiſtoriſcher Charakter unter dieſen fortwährenden kritiſchen Interpellationen des Autors leidet, doch auf der andern Seite wiederum jenen anziehenden Reiz, der in der Belebung des überlieferten Gedankenſtoffs durch die geiſtigen Ausſtrömungen eines originellen Kopfes liegt.

Mit dieſer freiern Auffaſſung der Aufgabe, welche dem Geſchichtſchreiber der Philoſophie oder einer einzelnen philoſophiſchen Disciplin geſtellt iſt, hängt auch die eigenthümliche Anordnung des Werks zuſammen, welche von dem gewöhnlich in derartigen Schriften befolgten Plan weſentlich abweicht.

In dem erſten Buch gibt Lotze eine „Geſchichte der allgemeinen Standpunkte“, wie ſie noch am meiſten der bräuchlichen Darſtellung philoſophiſcher Syſteme in ihrer geſchichtlichen Folge entſpricht. Hier behandelt er nur die allgemeinen philoſophiſchen Grundlehren des Schönen und ſucht die Anknüpfungspunkte auf, durch welche die Aeſthetik mit der Metaphyſik der einzelnen Syſteme zuſammenhängt. In einem zweiten Buch folgt dann die „Geſchichte der einzelnen äſthetiſchen Grundbegriffe“, und das dritte Buch behandelt die „Geſchichte der Kunſttheorien“, namentlich in Bezug auf die einzelnen Künſte. Wir nehmen alſo einen dreifachen Anlauf, um der geſchichtlichen Entwickelung der Aeſthetik in Deutſchland zu folgen, indem die allgemeinen Umriſſe des erſten Buchs ſich im zweiten und dritten mit beſtimmterm Inhalt erfüllen. Dieſe beiden Bücher gemahnen hin und wieder mehr an ein Syſtem der Aeſthetik, als an eine Geſchichte derſelben, indem ja auch in jeder Aeſthetik die Anſchauungen der Vorgänger berückſichtigt, kritiſch gewürdigt und zum Theil in den neuen Bau mit hereingearbeitet werden. Doch auch hier bietet die eigenthümliche Darſtellungsweiſe vielfach ein erhöhtes Intereſſe dar, das ſich mit beſonderer Lebhaftigkeit dem um beſtimmte einzelne äſthetiſche Probleme entbrannten Kampf der Meinungen zuwendet. Die allgemeiner gehaltenen Geſchichten der Aeſthetik

Digitized by Google

beſchäftigen ſich meiſtens nur mit den Grundproblemen des Schönen und ſeiner Darlegung in den verſchiedenen Syſtemen, und doch iſt oft von größerer Wichtigkeit die Bewährung der Principien auf dem abgegrenzten Gebiet der einzelnen Künſte. Von hier aus fällt auf jene auch wieder ein helleres Licht zurück. Indem in der Darſtellung Lotze's ſich bei jeder einzelnen Kunſttheorie noch einmal die ganze äſthetiſche Entwickelung an uns vorüberbewegt, vertieft ſich die letztere, und auch die erſtere gewinnt durch die vielen auf ſie fallenden Reflexe an geiſtiger Bedeutung.

Lotze beginnt mit den Anfängen der Aeſthetik durch Baumgarten, Winckelmann und Leſſing. Baumgarten begnügte ſich mit einer nicht ſehr lebhaft nachwirkenden ſyſtematiſchen Begründung des ganzen Unterrichtsgebiets; die Verdienſte der beiden andern liegen in der Erweckung des Kunſtſinns und der Kritik. Die Anregungen, welche Winckelmann in unvergänglichen Leiſtungen der Kunſt gab, indem er die reiche Welt der bildenden Kunſt des Alterthums den Zeitgenoſſen vor Augen ſtellte, werden von Lotze mit vieler Wärme hervorgehoben. Von Leſſing ſagt er ſehr treffend:

Sein großer Name wird uns bei jedem Fortſchritt wieder begegnen, der in den einzelnen Kunſtlehren gemacht worden iſt, und nicht minder bedeutend iſt ſeine mächtige Einwirkung auf die Ueberzeugungen, die ſich über die allgemeinen Aufgaben aller Kunſt zu bilden anfingen. Dennoch gleicht ſeine Stellung zu den allgemeinſten äſthetiſchen Fragen der Winckelmann's. Ob ſeine männliche Seele in hohem Maß die natürliche Reizbarkeit beſaß, ohne Reflexion von Formenſchönheit tief erregt zu werden, macht die Geringfügigkeit des lyriſchen Elements in ſeinen eigenen Arbeiten zweifelhaft; aber überall, wo Schönheit und ſoweit ſie auf nachweisbarer Verknüpfung mannichfacher Mittel zu einem Ganzen beſteht, da wußte ſein eindringender Scharfſinn die Gründe des Eindrucks zu zergliedern, den andere nur erleiden. An Gewandtheit des Denkens und Strenge des Unterſuchungsgeiſtes Winckelmann weit überlegen, hat doch auch er den letzten Schritt von der Mannichfaltigkeit ſeiner Einzelergebniſſe zur Aufſuchung der höchſten Gründe der Aeſthetik nicht gethan. Er äußert mehrmals den Vorſatz dazu; aber die Nichtausführung entſpricht dem Verhalten, das er auch auf andern Gebieten ſeiner weitverzweigten Thätigkeit beobachtete. Kein Gegenſtand, den er angriff, iſt ohne bedeutende Aufklärung geblieben, aber auf keinem Felde der Unterſuchung ging der große geiſtige Agitator, dem die Bildung ſeines Volks Unermeßliches verdankt, bis zur ſyſtematiſchen Verknüpfung der von ihm erfolgreich angeſponnenen Gedankenfäden. Man gedenkt dabei ſeines Wortes: das ewige Forſchen nach Wahrheit, ſelbſt wenn es vergeblich wäre, ihrem müheloſen Beſitze vorzuziehen; man begreift, daß dieſe ernſte Freude an der Unterſuchung und die tiefe Verehrung der Wahrheit ihn ungeneigt zu einem Abſchluſſe machte, der weniger leicht als ein einzelner Irrthum zurückgenommen zu werden pflegt.

Der Grund der wiſſenſchaftlichen Aeſthetik wurde von Kant gelegt, weniger aus unmittelbarer Theilnahme für die Schönheit, als aus ſyſtematiſchem Intereſſe der Speculation. Die Darlegung der äſthetiſchen Principien Kant's, wie ſie namentlich in der „Kritik der Urtheilskraft“ enthalten ſind, iſt von großer Klarheit und gibt Lotze Veranlaſſung zu einigen Excurſen. Kant hatte erklärt: ſchön ſei, was ohne Intereſſe gefalle und was ohne Begriff allgemein gefalle. Dennoch ſchien ihm ein objectives Princip des Geſchmacks gänzlich unmöglich, unmöglich ein Grundſatz, unter deſſen Bedingung man den Begriff eines Gegenſtandes unterordnen und alsdann durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er ſchön ſei. Ebenſo erklärte er die ſchöne Kunſt für Sache des Genies, d. h. des Talents, dasjenige hervorzubringen, wozu ſich keine beſtimmte Regel geben laſſe. Dagegen ſuchte Kant die deutſche Moralphiloſophie auf unerſchütterlicher Grundlage aufzubauen und die menſchlichen Pflichten, deren Abſchätzung ſo oft einem ſchwankenden Gefühl und ſubjectiven Meinungen überlaſſen worden war, bis ins Kleinſte hinab aus allgemein gültigen Grundſätzen abzuleiten.

Obgleich Lotze zugibt, daß unſere Pflicht aus der Unterordnung des gegebenen Falls unter allgemeine Geſichtspunkte mit ungleich größerer Strenge bewieſen werden kann, als die Schönheit eines zuſammengeſetzten Ganzen aus allgemeinen Geſetzen ſchöner Zuſammenſetzung, ſo findet er doch die von Kant vorgeſchlagene Unterſcheidung des äſthetiſchen und ſittlichen Urtheils nicht durchgreifend. Er hebt unter den Gründen nur den folgenden hervor:

Der äſthetiſche Geſchmack, eben weil er nur ein Wohlgefallen verlangt, deſſen Empfundenwerden für das Ganze unſers Lebens nicht unerlaßlich iſt, will durchaus und vollkommen befriedigt ſein und findet nichts ſchön, was auch nur durch leiſen Mangel die Allſeitigkeit dieſer Befriedigung verkümmert. Das ſittliche Urtheil dagegen, ſich auf Handlungen beziehend, denen wir nicht ausweichen können, ſondern welche ſo oder ſo auszuführen die dringendſte unſerer Pflichten iſt, kommt in den Fall, auf die völlige Uebereinſtimmung der gefundenen Entſcheidung mit dem ganzen Gefühl unſers Innern zu verzichten. Um die unentbehrliche Entſcheidung überhaupt nur zu erlangen, müſſen wir uns oft begnügen, allgemeinen Grundſätzen zu folgen, den Mangel an Befriedigung aber, den die Folgerungen aus ihnen im Falle eines Conflicts von Pflichten, aber auch ſonſt ſo oft übriglaſſen, als ein Opfer anzuſehen, das wir dem höchſten Gebote, überhaupt zur Verwirklichung des Guten mitzuwirken, zu bringen genöthigt ſind. So ſcheint es, als ſeien die Regeln unſers Handelns ſtrenger aus Principien ableitbar, als unſer äſthetiſches Urtheil, während wir uns im Grunde auf ſittlichem Gebiete nur häufig mit der unvollkommenen Ableitung zufrieden ſtellen müſſen, die wir auf äſthetiſchem durchaus verſchmähen würden.

In dieſer Entwickelung zeigt ſich Lotze als Herbartianer, denn bei Herbart fallen im weſentlichen Ethik und Aeſthetik, die ſittliche Beurtheilung und die äſthetiſche, zuſammen.

Zu einem andern Excurs wird Lotze durch Kant's Beſtimmung der *reinen* und *anhängenden* Schönheit veranlaßt, und dieſer Excurs führt auf ein Gebiet, welches auch für die ausübenden Künſte von höchſter Wichtigkeit iſt. Die „vollkommen reine Schönheit“ Kant's iſt das Ideal der akademiſchen Formaliſten in Malerei und Poeſie. Nun iſt aber nicht zu vergeſſen, daß für Kant jene Reinheit der Schönheit keineswegs ihren ſchließlichen Werth beſtimmt, ja daß er gegen dieſe reine Schönheit, das inhaltleere Formenſpiel der Eindrücke in Raum und Zeit, eine ſehr merkliche Geringſchätzung zeigt, was er dagegen höher achtet, die Schönheit des Bedeutungsvollen, am liebſten gar nicht mehr zur Schönheit rechnen möchte.

Herder, der Gegner Kant's, hob die Bedeutſamkeit des Schönen hervor; doch waren ſeine Angriffe auf Kant aus einem Misverſtändniß ſeiner äſthetiſchen Theorien hervorgegangen, indem er in jenem nur einen Vertreter des leeren Formalismus ſah und ihm die Vertretung der „leeren Scherbe“ unbedingt gefälliger Formver-

Digitized by Google

hältniſſe des Mannichfachen zum Vorwurf machte. Herder opponirte gegen die Kritik des Schönen ohne Begriff und Vorſtellung und verlangte dagegen ein Urtheil aus Gründen. Alle Schönheit ſei ausdrückend, und das Mitbewußtſein dieſer Gründe, auf denen ihr Eindruck beruhe, unterſcheide allein unſer Gefallen an ihr von dem ſtumpfen Genuß niedrigerer Organiſationen. Der Gedanke, daß alles Schöne ſymboliſch ſei, daß die äſthetiſche Wirkung der Gegenſtände nicht nur von dem abhänge, was ſie ſind, ſondern auch von dem, woran ſie uns erinnern, wird nun von Lotze in einem geiſtvollen Excurs ausführlicher begründet. Dennoch langt auch Herder zuletzt bei der ſubjectiven Auffaſſung des Schönen an, gegen die er anfangs Fronte machte, ja indem er behauptet, daß verſchiedene Gattungen von Weſen die Schönheit in verſchiedenen Formen der Erſcheinung finden werden, kommt er faſt auf den „elenden“ Satz hinaus, der, wie Lotze behauptet, alle Aeſthetik unmöglich macht: nämlich, daß eben der Geſchmack verſchieden ſei.

Daß Friedrich Schiller zu unſern geiſtvollſten Aeſthetikern gehört, iſt wol fraglos; Lotze bringt ſeine äſthetiſche Geſammtthätigkeit unter die Formel der „Vermittelung zwiſchen Schönheit und Sittlichkeit“, rühmt ihm ſtrenge und ſtetige Gedankenentwickelung nach und nennt die glänzende Reihe ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen für alle Zeiten eine der ſchönſten Zierden der vaterländiſchen Literatur. Als den fruchtbaren Ausgangspunkt ſeiner eigenthümlichen Gedankenreihe bezeichnet Lotze die beſondere Frage nach den äſthetiſchen Erſcheinungen, in denen die Freiheit des Geiſtes ſich mit der Nothwendigkeit der Natur begegnet. Wenn man Schiller ebenfalls zu einem Anhänger des äſthetiſchen Formalismus gemacht hat, für welchen der darzuſtellende Inhalt gleichgültig ſei, ſo darf man nicht vergeſſen, daß er wol die eigentliche reine oder, wie er ſie nennt, ſinnliche Schönheit wie Kant definirt, daß er aber in der weitern Ausführung nur dem angeblich nebenhergehenden Vernunftintereſſe Theilnahme und Achtung ſchenkt, während er jene rein ſinnliche Schönheit weder zum Gegenſtand ſeiner Erörterungen macht, noch ihr beſondere Verehrung erweiſt. Lotze hebt hervor, daß im Gegentheil ein Zug von Geringſchätzung gegen ſie durch ſeine Betrachtungen gehe, „wie ſchön auch dieſe reine Schönheit ſein mag, unſer menſchliches Intereſſe an ihr wird doch erſt gerechtfertigt, ſoweit wir in ſie Ideen hineinzulegen vermögen“. Jedenfalls haben die akademiſchen Formpoeten unrecht, wenn ſie in Schiller einen Anwalt für ihre verwerfliche Kunſtübung ſuchen. Ein Blick in Schiller's Dichtungen genügt, um die oft vorwiegende Bedeutſamkeit des Inhalts auch dem Blindeſten klar zu machen.

Die folgenden Kapitel des Lotze'ſchen Werks: „Die Weltſtellung der Schönheit im Idealismus Schelling's“, „Die Phantaſie als Schöpferin des Schönen bei Solger und Schleiermacher“, „Hegel's Einordnung der Schönheit in den dialektiſchen Weltplan“, führen uns in die lebendige Entwickelung ein, welche die Aeſthetik unſern Idealſyſtemen verdankte; daß wir dabei zum Theil eine Kritik der Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie mit in den Kauf nehmen müſſen, namentlich einen längern Excurs über Urſprung, Sein und Berechtigung der dialektiſchen Methode, iſt unerwartet, aber nicht unintereſſant bei dem Scharfſinn der Lotze'ſchen Deductionen. Indeß tritt hier die Eintheilung des Werks, die von den allgemeinen Standpunkten, den äſthetiſchen Grundbegriffen und den einzelnen Kunſttheorien in verſchiedenen Hauptabſchnitten handelt, bisweilen doch in ungünſtiger Weiſe hervor. Gerade inwieweit ſich der allgemeine Standpunkt fruchtbringend für die einzelnen Grundbegriffe und Kunſttheorien erwieſen hat, das möchte man gern im Zuſammenhang erſehen; denn gerade dadurch tritt er auch ſelbſt wieder in ein ſchärferes Licht. So hat ſich Schelling's Philoſophie gerade in Beſtimmung der ſubjectiven Exiſtenz des Schönen, in der ſchaffenden Phantaſie oder, wie Lotze es nennt, der künſtleriſchen Thätigkeiten bedeutſam erwieſen, und namentlich das Genie in muſtergültiger Weiſe beſtimmt, was ſogar Lotze ſpäter in dem betreffenden Kapitel hervorzuheben verſäumt, die Hegel'ſche Dialektik aber für die Beſtimmung der hiſtoriſchen Ideale des Schönen, für die Gliederung der Künſte und Unterſcheidung der einzelnen Dichtarten die ſcharfſinnigſten Entwickelungen gegeben und Reſultate hervorgerufen, die bereits in den Allgemeinbeſitz übergegangen ſind.

Es liegt in dem Charakter der einzelnen Syſteme, daß in der Darlegung der Aeſthetik der Schwerpunkt bald auf dieſen oder jenen Grundbegriff, auf dieſe oder jene Theorie fällt, was aus einer ſich nur nach den Syſtemen gliedernden Darſtellung mit größerer Beſtimmtheit hervorgehen würde, als aus einer durch weite Zwiſchenräume geſchiedenen Behandlung des Allgemeinen und Beſondern der Aeſthetik, wie es in jedem Syſtem zum Ausdruck kommt. Mit Recht rühmt Lotze der Hegel'ſchen Aeſthetik nach, daß der Gehalt anregender und feinſinniger Gedanken, welche ſie in Bezug auf Künſte und Kunſtwerke darbiete, unerſchöpflich ſei. Nach dieſer Seite hin iſt ſie nur erreicht, nicht übertroffen worden durch die Aeſthetiken von Weiße und Viſcher, deren innere dialektiſche Gliederung Lotze in dem folgenden Abſchnitt unterſucht. Mit der theologiſchen Schlußwendung der Weiße'ſchen Aeſthetik erklärt ſich Lotze nicht einverſtanden, dagegen rühmt er den Eindruck der großartigen Ausſicht, die Weiße uns über das Ganze der äſthetiſchen Unterſuchungen eröffnet:

> Ich halte Weiße's Aeſthetik nicht nur geſchichtlich für den vollkommenſten Abſchluß der Beſtrebungen, die auf dieſem Gebiete der philoſophiſche Idealismus unſerer Zeit entfaltet hat, ſondern die Zweifel, die ich gegen einzelne Theile ihres Inhalts einwenden möchte, verſchwinden gegen den Reichthum an bleibender Wahrheit, die auch für andere Ausgangspunkte verwerthbar von ihr erarbeitet worden iſt. Ungünſtig für ihre Wirkſamkeit, die mehr im ſtillen als anerkannterweiſe dennoch bedeutend geweſen iſt, war die gefliſſentlich hervorgehobene Strenge dialektiſcher Methodik, durch welche ſie ihren reichen Inhalt dem Verſtändniß mehr entzog, als der fragliche Nutzen dieſer Anſtrengung vergüten konnte.

Arnold Ruge's gedenkt Lotze mit Dank; theils um ſeiner Vorſchule der Aeſthetik, noch mehr um der lebendigen Thätigkeit willen, mit welcher er als Kritiker, häufig mit „dem vollſten Recht der Sache, immer friſch und anregend, der Anſchauungsweiſe der neuern Aeſthetik Bahn gebrochen hat“. Ueber Viſcher's großes Hauptwerk geht Lotze wol zu flüchtig hinweg. Dem erſten Theil entlehnt er nur eine grundlegende, in der That treffliche Definition des Schönen. Von dem zweiten ſagt er:

Digitized by Google

Der zweite, der objectiven Exiſtenz des Schönen als Naturſchönheit und der ſubjectiven als Phantaſie gewidmet, zieht mit graßer Fülle geiſtreicher Blicke, in den Schilderungen die Bedürfniſſe eines Syſtems zur Freude der Leſer weit überſchreitend, dort die Schönheit der unorganiſchen und der organiſchen Welt, der Raſſencharaktere der Menſchheit und die geſchichtlichen Phyſiognamien der Völker, hier jegliche Thätigkeit der individuellen und der idealbildenden geſchichtlichen Phantaſie in Betracht.

Obgleich in dem Lotze'ſchen Eklekticismus das Element der Herbart'ſchen Philoſophie vorſchlägt, ſo erklärt ſich der Geſchichtſchreiber der Aeſthetik doch mit Herbart am wenigſten einverſtanden, wenn er den unfruchtbaren Weg der ſpeculativen Aeſthetik ganz verläßt, um vorerſt erfahrungsmäßig die thatſächlichen Einzelobjecte des äſthetiſchen Urtheils, nämlich jene einfachſten Formen und Verhältniſſe des Mannichfachen aufzuſuchen, welche überall, wo ſie vorkommen, unmittelbares Wohlgefallen erregen:

Künſtler und Kenner, denen in der Beurtheilung ihrer ſpeciellen Gebiete ein maßgebendes Urtheil gern zugeſtanden werden mag, verhalten ſich daher etwas dilettantiſch, wenn ſie zur Begründung einer allgemeinen Aeſthetik übergehen. Einen ſcharfen und ſyſtematiſchen Ausdruck hat ihrem allgemeinen Beſtreben Herbart's Philaſaphie gegeben, freilich nicht, ohne ihnen ſelbſt manche Irrthümer ihres Verfahrens vorzuwerfen. Viel ſtrenger richtete ſich aber ſeine Speculation gegen die geſammte vorangegangene Aeſthetik des Idealismus, die, da ſie die weſentlichen Aufgaben verkannt und durch Vermiſchung mit fremdartigen ihre Beantwortung ſich unmöglich gemacht habe, gänzlich dem Neubau weichen müſſe, deſſen Grundlagen er ſelbſt verzeichnet. Mit aller Achtung vor dem großen und wahrheitsliebenden Geiſte des Philoſophen und dem heilſamen Anſtoß, den er dem in ſich verſunkenen Idealismus zur Ueberlegung begangener Fehler gegeben hat, kann ich nicht verhehlen, was die ganze bisherige Darſtellung ohnehin verräth, daß ich weder jener Verurtheilung des früher Geleiſteten beitrete, noch von dem allſeitigen Vorzug der neuen Vorſchläge überzeugt bin. Gar manches haben wir van den Ergebniſſen, noch mehr von der Unterſuchungsmethode des Idealismus preisgeben müſſen, und die allgemeine Tendenz, abgeſehen von der ſpeculativen Deutung der Idee der Schönheit die einzelnen Urverhältniſſe aufzuſuchen, auf denen thatſächlich der äſthetiſche Beifall ruht, erkennen wir rückhaltlos für eine nothwendige Ergänzung der alten Aeſthetik an. Mit der Aufſtellung dieſer Forderung hat jedoch Herbart nur eine ſtets vorhandene Ueberzeugung ausgeſprochen; ausgeführt hat er ſelbſt leider nicht, was er verlangte; die ſpeculative Zuſchärfung aber, die er jenem allgemeinen Verlangen gab, möchte ich nicht für die beſſere Bahn zum Ziele halten.

Mit dem geiſtvollen Herbartianer Zimmermann, der als Verfaſſer einer „Geſchichte der Aeſthetik" Lotze's unmittelbarer Vorgänger auf dieſem Gebiete iſt, bricht dieſer auch hier, wo es ſich um die Vorzüge der Herbart'ſchen Aeſthetik handelt und der Weiterbildung derſelben im Widerſpruch mit dem Idealismus, eine Lanze. Anſätze zu einer minder einſeitigen Auffaſſung findet Lotze in andern Abhandlungen einzelner Schüler Herbart's:

Von einer Reform der Aeſthetik durch Herbart zu ſprechen, dürfte verfrüht ſein; Reformen beſtehen nicht in der Aufſtellung, ſondern in der Durchführung eines neuen Princips und in ſeiner Beglaubigung durch neue Entdeckungen. Die formale Aeſthetik aber arbeitet überwiegend noch mit dem Stoffe, den ihr die großen und lebendigen, oft misleiteten, aber hier mit Unbilligkeit geringgeſchätzten Anſtrengungen der idealiſtiſchen Aeſthetik überliefert haben.

Das zweite, die „Geſchichte der einzelnen äſthetiſchen Grundbegriffe" enthaltende Buch behandelt zunächſt die verſchiedenen Arten des äſthetiſch Wirkſamen: dieſe Arten, das Angenehme der Sinnlichkeit, das Wohlgefällige der Anſchauung, das Schöne der Reflexion werden dann in ſelbſtändigen Kapiteln näher ausgeführt. Unter dem „Wohlgefälligen der Anſchauung" finden wir die zeitlichen Formen des Rhythmus, die wol mehr der Vorſtellung als der Anſchauung angehören, und die räumlichen der Symmetrie und Geſtaltung beſprochen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wendet Lotze hier dem von A. Zeiſing in die Aeſthetik eingeführten Geſetz des **goldenen Schnittes** zu, nach welchem ſich ein Ganzes zu ſeinem größern Theile verhält wie dieſer zum kleinern, und den Unterſuchungen Fechner's über dies Geſetz, namentlich in Bezug auf einfachſte Raumgebilde. Die „Schönheiten der Reflexion" ſtellen uns die Geſchichte der Begriffe des Erhabenen, Häßlichen, Komiſchen dar, die in jüngſter Zeit eine ſehr reichhaltige iſt, indem die Aeſthetiker, wie Viſcher, Weiße, Roſenkranz, Zeiſing, Carriere, ſich gerade mit dieſen Fragen eingehend beſchäftigt haben. Carriere's „Aeſthetik" durfte hierbei nicht übergangen werden, da dieſer Philoſoph auf das entſchiedenſte gegen die dialektiſche Bewegung proteſtirt hat, die bei Viſcher und Weiße das Erhabene in das Lächerliche umſchlagen läßt, indem er dieſe Darſtellung als Begriffsſpielereien verurtheilt. Ihm ſcheint, im Gegentheil („Aeſthetik", I, 104), bei dem Erhabenen das feſtzuhalten, daß wir mit ihm innerhalb der Sphäre des Schönen bleiben, daß das Große, welches äſthetiſch wirken ſoll, immer ein formal Erfreuliches ſein muß, immer dem Geiſte einen geiſtigen Gehalt offenbart, indem es die Sinne ergötzt und überwältigt. Das Erhabene tritt nicht als ein Neues zum Schönen, ſondern es iſt ein Schönes, in welchem eins der Elemente, die in allem Schönen vorhanden ſind, mit beſonderer Macht zur Geltung kommt, ſodaß es als die Hauptſache hervortritt und die andern Beſtimmungen, das Formale und Stoffliche, die auch ihm nicht fehlen, mehr nur wie an der Größe geſetzt und als ihre Begleiter erſcheinen. Lotze verſucht am Schluſſe des Abſchnitts eine ſelbſtändige Anordnung der dialektiſchen Trias des Erhabenen, Häßlichen und Komiſchen, welche zum mindeſten zeigt, wie der Geſchichtſchreiber der Aeſthetik die Grenzen ſeiner ſpeciellen Aufgabe zu überſpringen liebt, um ſelbſt als ſchöpferiſcher Denker den Reigen der von ihm dargeſtellten geiſtigen Geſtalten zum Abſchluß zu bringen.

In dem Abſchnitt „Die äſthetiſchen Ideale" übernimmt wieder die Hegel'ſche Philoſophie die leitende Stimme. Das ſymboliſche, claſſiſche und romantiſche Ideal, welches ſie aufgeſtellt hat, iſt von Weiße nicht in ſolcher Weiſe acceptirt worden, indem er die orientaliſchen Weltanſichten als unvollkommene Vorſtufen aus dieſer Gliederung herausfallen läßt. Er hält aber an dem Gegenſatz des antiken und romantiſchen Ideals feſt und fügt ein modernes Ideal hinzu, eine nothwendige und erfreuliche Ergänzung, obgleich wir mit der Beſtimmung deſſelben nicht durchweg einverſtanden ſind. Bei dem antiken und romantiſchen Ideal hatte die Geſtaltung eines mythologiſchen Weltbildes einen überwiegenden Werth. Lotze ſagt:

Beim Uebergang zu dem modernen Ideal entſteht daher für Weiße die Bedenklichkeit, wie ein Zeitalter, in welchem die mythologiſche Thätigkeit der Phantaſie erloſchen ſei, überhaupt

Digitized by Google

noch eines eigenthümlichen Ideals der Schönheit theilhaftig genannt werden könne. Es ſcheine nur die Wahl zu bleiben, daß entweder (wie Schelling angedeutet hatte) eine neue Mythologie, ſei ſie Fortſetzung der romantiſchen oder Original, entſtehe, oder daß (wie Hegel gemeint) das Zeitalter der Schönheit überhaupt vorüber ſei, und dieſe der reinen Wiſſenſchaft und Wahrheit den Platz zu überlaſſen habe. Aber gegen beide Annahmen macht Weiße dennoch die Erfahrung der Gegenwart gelten, welche bei allem Mangel an mythenbildender Phantaſie weder den Sinn und die Begeiſterung für die Schönheit aller Art, noch die künſtleriſche Schöpferkraft verloren habe, vielmehr beide noch kräftiger und univerſeller als in irgendeinem andern Zeitalter fortlebend zeige. Dieſe geſchichtliche Thatſache könne nur ſo auf wiſſenſchaftlich genügende Art erklärt werden, daß jener Begriff der mythiſchen Dichtung durch Aufzeigung eines andern entbehrlich gemacht werde, der nicht weniger wie jener ein Daſein und eine Wirklichkeit der Schönheit und Phantaſie im Leben und den Formbildungen der Geſchichte und der Bildung enthalte. Dieſen Begriff gelte es jetzt zu finden.

Dieſer Begriff, in welchem Weiße die Löſung ſeiner Schwierigkeit findet, iſt kein anderer als der ſeiner ſelbſt bewußte Begriff der Schönheit ſelbſt; d. h. das Wiſſen um und die Einſicht in die Idee der Schönheit in ihrem vollen Umfange. Der eine charakteriſtiſche Zug des modernen Ideals iſt ſeine Reinheit, indem das äſthetiſche Bewußtſein ſich gänzlich von dem religiöſen abgelöſt hat, der zweite die Univerſalität, die Thatſache, daß alles Schöne, welches wirklich ſchön iſt und alle natürlichen und geſchichtlichen Formen, innerhalb deren Schönheit beſtehen kann, als ſolche erkannt und anerkannt werden. Unter den Schönheiten, welche dieſe Univerſalität des modernen Ideals anerkennt, befinden ſich vor allen die Gebilde der beiden frühern Ideale ſelbſt. Lotze ſchließt ſich dieſen Betrachtungen Weiße's ergänzend an, indem er unſere Zeit, nach ſeiner auch im „Mikrokosmos“ ausgeführten Lieblingstheorie, die Zeit des Mechanismus nennt und ſchließlich meint, wie der Gedanke des allgemeinen Mechanismus der modernen Wiſſenſchaft, ſo gehöre der eines allgemeinen äſthetiſchen Formalismus dem modernen äſthetiſchen Ideale als eine Eigenthümlichkeit an, welche nicht nur den Beurtheilungsgrund gegebener, ſondern auch die Quelle neu zu geſtaltender Schönheit in ſich faſſe.

Uns erſcheinen dieſe Entwickelungen in hohem Maße bedenklich, wenn wir ihre Anwendungen auf die Kunſtübung der Gegenwart machen. Lotze nennt dies Weiße'ſche „moderne Ideal“ ein poſitives; uns erſcheint es als ein negatives, deſſen Reinheit nur in der Entleerung von jenem beſtimmten Inhalt des antiken und romantiſchen Ideals, deſſen Univerſalität in der Aufnahme alles erdenklichen Inhalts, des Geiſtes aller Völker und Zeiten und aller Kunſtformen und ſo wiederum in der Gleichgültigkeit gegen jeden Inhalt beſteht. Dies mag das moderne Ideal des Kunſtphiloſophen, kann aber nicht das moderne Ideal des Künſtlers ſein, wenn er nicht in die leerſte akademiſche Formſpielerei, in die Vermiſchung aller Stile und damit in Stilloſigkeit und in Dilettantismus verfallen will. Die Ueberlegenheit der Bildung mag das Schöne in den Idealen der frühern Epochen erfaſſen; aber der ſchaffende Geiſt darf nicht aus dieſer vielfach vermittelnden Erkenntniß heraus und mit der Anlehnung an frühere Muſter produciren, ſondern nur aus friſcher Urſprünglichkeit und aus dem Geiſte ſeiner Zeit heraus. Das moderne Ideal läßt ſich wie das antike und romantiſche nicht ohne verhängnißvolle Einſeitigkeit, ohne die Sanction einer in der Luft ſchwebenden Kunſtgeſtaltung, welcher der feſte Boden der Nation und des Zeitalters fehlen, von dem religiöſen trennen. Freilich iſt die Zeit der mythenbildenden Religion und Kunſt vorüber, doch jede Zeit hat ihre Religion in der Geſinnung, mit der ſie an ihren Idealen hängt; die unſere mehr als jede frühere, denn ſeit dem vorigen Jahrhundert hat die Menſchheit in dem Goethe'ſchen Humanus ihren neuen Schutzheiligen gefunden, in der Begeiſterung für die Freiheit auf dem Gebiete des Gedankens und des Staates ihre neue Muſe. Mit dieſem Inhalt muß ſich das moderne Ideal, muß ſich die Begeiſterung der Künſtler erfüllen, dann erſt wird jenes gleich berechtigt, gleich poſitiv wie das antike und romantiſche daſtehen und dieſe Dauerndes ſchaffen, was einem leeren Formalismus, mag er auch die Frucht der univerſellſten Bildung ſein, nie gelingen wird.

In dem Kapitel über die „Künſtleriſchen Thätigkeiten“ vermiſſen wir ſehr viele anregende Beſtimmungen, die aus dem Kreiſe der Dichter und nichtſyſtematiſchen Denker hervorgegangen, namentlich verdienten hier Goethe und Jean Paul nähere Beachtung.

Das letzte Buch behandelt die „Geſchichte der Kunſttheorien“ am Faden der einzelnen Künſte, und zwar in folgender Reihenfolge: Muſik, Baukunſt, Plaſtik, Malerei, Dichtkunſt, und enthält im einzelnen viele ſehr treffende Bemerkungen, obgleich doch auch manches Bedeutſame, was für die Erkenntniß der einzelnen Künſte oft vom praktiſchen Boden der Kunſtübung geſchehen, überſehen iſt. Ueber die Einflüſſe der Muſik, die Lotze ſonſt mit der einem Herbartianer geziemenden Vorliebe behandelt, ſpricht er ſich in folgender Weiſe aus:

Wie weit verbreitet die Theilnahme für Muſik in Deutſchland iſt, bedarf der Erinnerung nicht; ihre Einwirkung auf die Nation hatte ich nicht für günſtig. Es iſt ein zweideutiges Glück, daß die Muſik uns unmittelbar in jene noch geſtaltloſe Welt der wirkenden Kräfte einführt, auf denen wir ahnungsvoll alle Wirklichkeit beruhen fühlen, ohne ſie doch ſchon aus ihnen hervorgehen zu ſehen. Die Einkehr in dieſe vorweltliche Natur kann eine erhebende und erquickende Reinigung für denjenigen ſein, der in den harten Zuſammenhängen der Wirklichkeit eingewohnt iſt und den Ernſt der Dinge, der beſtimmten Aufgaben und Ziele des Lebens kennt, den ihm die Muſik zu heiterm und verſöhntem Spiele auflöſt. Aber das Verſenken in dieſe Welt des noch Geſtaltloſen iſt noch öfter eine ſchädliche Erſchlaffung aller Kräfte, die das thätige Leben auf angebbare Zwecke und ſtetige Arbeit richten ſoll; die verhängnißvolle Leichtigkeit, mit welcher gerade dieſe Kunſt eine leidliche Ausübung geſtattet, hat längſt ihre zu alltäglich gewordenen Productionen jener Heiligkeit entkleidet, die ſie als ſelten dargebotene Wiederholungen ernſter und großer Meiſterwerke gehabt haben würden. Zwar iſt die Zeit hoffentlich vorüber, da die deutſche Nation in jeder drohenden Lage nichts Nothwendigeres zu thun wußte, als den vierſtimmigen Männergeſang zu erfinden, welcher der Situation entſprach; dennoch nimmt die Verſenkung in muſikaliſche Gefühle noch eine unverhältnißmäßige Zeit unſers Lebens in Anſpruch, während die zeichnenden und bildenden Künſte, die den Sinn für die Wirklichkeit ſchärfen, der Theilnahme nur wenig finden.

Für die Poetik gibt Lotze ebenfalls ſinnvolle Fingerzeige, namentlich was den Unterſchied zwiſchen didaktiſcher und wahrhaft poetiſcher Gedankenpoeſie betrifft:

Wir ſchließen allerdings jede lehrhafte Darſtellung aus, die ſich zur Hervorbringung ihrer Erlebniſſe nur der Mittel des

Digitized by Google

Denkens bedient, die allen Geiſtern gemeinſam, und derjenigen Unterordnung verſchiedener Wahrheiten, die einem zwingenden theoretiſchen Beweiſe zugänglich iſt. Denn Gegenſtand der Kunſt iſt nichts, was auf zureichende Weiſe ſich ohne die Mittel der Kunſt leiſten läßt. Aus dieſem Kreiſe des unkünſtleriſch lehrhaften Inhalts tritt die lyriſche Poeſie heraus, indem ſie die lebendige Eigenthümlichkeit des dichteriſchen Gemüths zum verknüpfenden Bande der Gedanken macht. Sie thut dies zum Theil in derſelben Weiſe wie die muſikaliſche Melodie; wie dieſe nicht in der Wiederholung der Töne eines Accords, die an ſich feſtliegen, ſondern in der freien und unberechenbaren Bewegung zwiſchen ihnen, aber doch zwiſchen ihnen als feſtliegenden beſteht, ſo führt die lyriſche Phantaſie die miteinander verbundenen Gedanken nicht in der logiſchen Ordnung auf, die der Verſtand von ihnen fordert, ſondern in der andern Reihenfolge, die ihnen mit eigenartiger Vertheilung neuer Werthe die Stimmung des Gemüths und die Richtung ſeiner Bewegung gibt. Manches kaum andeutend, auf anderm verweilend, hier entfernte Glieder ſprungweis verknüpfend, dort in erneuerten Wiederholungen um ein unſcheinbares Glied der Gedankenkette kreiſend, ſtellt uns das lyriſche Gedicht nicht die Wahrheit ſelbſt dar, ſondern die Bewegung des Gemüths, das ſie ſucht oder ſich gegen ſie ſträubt, ſie gegen Zweifel mühſam ſchützt oder von ihrer aufleuchtenden Klarheit überraſcht wird. Und dies alles ſo, daß mit jedem Schritt ihres Ganges die Phantaſie zugleich das Glück oder das Weh erſcheinen läßt, das aus dem gefundenen Zuſammenhange je nach der Weiſe quillt, wie das Gemüth ihm gegenüber ſich faſſen will. Denn jeder Inhalt freilich, der uns nur Aufgaben der Erkenntniß ſtellt, aber keinen Entſchluß der Entſagung oder der Thätigkeit zumuthet, nur uns durch ſich beſtimmt, aber nicht in ſeinem Werthe ſich durch uns beſtimmen läßt, entzieht ſich der lyriſchen Poeſie. Mit dem allen endlich iſt natürlich nur das farbloſe Schema der Gedankenbewegung bezeichnet, die wir hier vorausſetzen; den Zauber der Anmuth, deſſen dieſe Bewegung bedarf, um ſchön, um überhaupt Gedicht zu werden, können wir hier um ſo weniger begrifflich faſſen, als wir ihn ja eben unablöslich von dem Ausdruck einer unberechenbaren Individualität finden, die der Auffaſſung durch Allgemeines widerſtrebt.

Das Lotze'ſche Werk verdient um ſo allgemeinere Beachtung, als der Stil das Prädicat „claſſiſch“ verdient, namentlich in Bezug auf muſterhafte Periodenbildung und auf eine aus der Fülle des deutſchen Sprachſchatzes ſchöpfende Beherrſchung des Ausdrucks.

Rudolf Gottſchall.

Das deutſche Naturleben in den vier Jahreszeiten.

Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben von Karl Ruß. Mit Illuſtrationen von Robert Kretzſchmer. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Es gewährt uns eine ganz beſondere Freude, unſere Leſer auf dieſes vortreffliche Buch mit Nachdruck aufmerkſam machen zu können. Der Verfaſſer iſt ſchon längſt als ein tüchtiger Fachmann ſeiner Wiſſenſchaft gekannt, und auf dem weiten Gebiete der populären Naturſchilderung hat er ſich einen geachteten Namen errungen. Mit ſinniger Gemüthstiefe erfaßt derſelbe das geſammte Leben und Sein der Natur. Der Erfolg hat nun auch gezeigt, daß ſeinem Streben die verdiente Anerkennung zutheil geworden iſt.

In dem vorliegenden Werke beſchränkt ſich der Verfaſſer auf die Natur unſerer deutſchen Heimat. Er führt ſeine Leſer durch die heimatlichen Felder und Wälder. Jedes Wort deutet auf ein umfangreiches gründliches Erfahrungswiſſen, auf Liebe und Hochachtung für die Natur ſeines geliebten Vaterlandes. Alles hat für ihn Intereſſe, und er weiß auch ſehr geſchickt bei andern das Intereſſe zu erwecken und zu beleben. Dabei verläßt er aber nie den rein wiſſenſchaftlichen Standpunkt, daher iſt auch nirgends eine politiſche oder dogmatiſch religiöſe Anſpielung gemacht, womit ſich ſo manche ſeiner frühern gleichſtrebenden Genoſſen geſchadet haben. Er will nur ſeiner Wiſſenſchaft dienen und ſucht für ſich und ſeine Leſer in der deutſchen Natur ſeinen ausſchließlichen Wohnſitz, ſeine Luſt und Freude. Seine Schilderungen ſind gemüthlich, zart und ſinnig, wie es der Deutſche liebt; ſie halten ſich aber auch ebenſo fern von weichlicher Sentimentalität, von zu breiter Ausführlichkeit, ſie erheben ſich oft zu einer poetiſchen, ſchwunghaften Ausmalung, verlaſſen aber doch nie das Gebiet der Wahrheit und Wirklichkeit. Ueberhaupt beſitzt das Werk die von jedem Gebildeten gern geſehenen Eigenſchaften, durch die daſſelbe ſich bald zu einem hervorragenden Liebling des großen Publikums machen wird. Von dieſer allgemeinen Zuneigung wird ſich ſelbſt der Gelehrte von Fach nicht ausſchließen, da ungeachtet des populären Zuſchnitts doch nie verfehlt wird, der allerneueſten wiſſenſchaftlichen Forſchung gebührend Rechnung zu tragen. Wir haben das Buch mit großem Vergnügen geleſen und die Ueberzeugung gewonnen, daß daſſelbe den richtigen Standpunkt einnehmen wird, wenn man es zu einem naturwiſſenſchaftlichen Hausſchatz der deutſchen Familie ſtempelt. Damit iſt ſeine künftige Beſtimmung und ſeine eigentliche Heimat genau bezeichnet.

Der Inhalt des Werks iſt eigentlich eine Sammlung von Jahreszeitengemälden unſerer vaterländiſchen Natur. Es ſteht alſo in ſeinem Streben nicht allein, kann ſich aber den beſten Leiſtungen auf dieſem Gebiete ebenbürtig zur Seite ſtellen. Der Wechſel der Jahreszeiten findet ſeine charakteriſtiſche Ausprägung hauptſächlich in den mittlern Regionen der gemäßigten nördlichen Zone, wobei aber unſer Deutſchland der bevorzugteſte Platz von allen zu ſein ſcheint. Schon Roßmäßler machte 1853 darauf aufmerkſam, als er im Vollgenuſſe der paradieſiſchen Gefilde von Südſpanien lebte, er behauptete, daß ihn dies alles doch nicht ſo gemüthlich anziehe als die einfache Natur ſeines geliebten Vaterlandes, daß er dabei nie ein ſehnſuchtsvolles Verlangen nach dem Winter, Frühjahr, Sommer und Herbſt ſeines herrlichen Deutſchland habe unterdrücken können. Es iſt auch bekannt, wie dieſer vortreffliche Gelehrte und Volksfreund im Andenken an dieſes Heimweh ſeine berühmten „Vier Jahreszeiten“ ſchrieb, welche ungeachtet ſeiner hineingewobenen politiſchen Verſtimmung noch jetzt einen großen Kreis von Verehrern finden, zu denen unverkennbar auch Karl Ruß gehört.

Die meiſten Naturſchilderungen, welche das Buch ſeinen Leſern bietet, ſtammen aus den eigenen Anſchauungen

Digitized by Google

und Beobachtungen des Verfaſſers; daneben ſind aber auch einige andere von anerkannt tüchtigen Fachmännern eingeſchaltet, welche zur gefälligen Abrundung des Ganzen gedient haben. Auf dieſe Weiſe treffen wir hin und wieder auf intereſſante Bilder von den beiden Brehm, von Berthold Sigismund, von Roßmäßler, Kabſch, Perty, Taſchenberg, Tſchudi u. a., welche gewiß allgemein als willkommene Zugaben entgegengenommen werden. Auch fehlen einige poetiſche Ergießungen unſerer gefeierten Dichter nicht, durch welche die idylliſche Auffaſſung der vorgeführten Naturſchönheiten einen wohlthuenden harmoniſchen Schmuck erhält.

Dann wollen wir aber auch nicht unterlaſſen, auf die lieblichen Illuſtrationen aufmerkſam zu machen, womit die gemüthlichen Wortgemälde des Verfaſſers geſchmückt ſind; dieſe rühren von der Meiſterhand Robert Kretſchmer's her, und es bedarf nur der Nennung dieſes Namens, um ihren künſtleriſchen Werth zu charakteriſiren.

Nach dieſer allgemeinen Beſprechung wenden wir uns nun zu dem Beſondern, wobei wir uns aber ganz kurz faſſen können, weil ſchon wenige Mittheilungen genügen werden, die Neigung zum Selbſtleſen zu erwecken.

Die vier Abtheilungen der Schrift beziehen ſich auf Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Die Bilder des erſten Theils ſind: „Stimmen und Boten", „Die Herolde des Frühlings", „Junges Leben", „Die Kerzen des Frühlings", „Veilchens Geburtstag", „Der Kampf ums Daſein", „Frühlingseinzug", „Ein Morgen im Walde", „Liebeleben in der Natur", „Sang und Klang". Die Sommerbilder führen die Titel: „Noch immer reiches Leben", „Der Blumen Königin", „In der Sommernacht", „Ehe- und Aelternglück in der Natur", „Die Herrſchaft der Räuber", „Aus der Blüte zur Frucht", „Der Sommerregen", „Anderer Schmuck", „Ernte in der Natur". Die Bilder des Herbſtes heißen: „Ausſaat in der Natur", „Der Altweiberſommer", „Zum Aufbruch", „Verfärben und Erſterben", „Ein Herbſtnachmittag", „Abſchied und Reiſe", „Herbſtblumenpracht", „Zur Ruhe". Die Winterbilder ſind: „Staubregens Herrſchaft", „Waldbetrachtungen", „Sturm und Graus", „Der erſte Schnee", „Das Leben an der Quelle", „Gäſte in den Gärten, auf den Höfen und Straßen", „Fremde Wanderer", „Leben im Tode", „Stille Hoffnungen".

„Rings erſtarrt noch alles in Schnee und Eis!" Im Vorgefühl des herannahenden Frühlings ruft der Verfaſſer:

Sobald die Sonne jedoch nur ein kleines ſchwarzes Pünktchen erfaßt, räumt ſie weithin die über Nacht aufs neue gefallene weiße Decke fort. Ja, ſendet ſie uns, gegen Mittag hin, recht voll und warm ihre Strahlen ins Zimmer, ſo erſcheint uns dies mit einmal ſo eng, ſo dumpf — wir müſſen hinaus ins Freie! Aber ach, draußen iſt's noch gar rauh und eiſig. Wie oft im Leben, ſo haben wir uns auch diesmal durch den Schein täuſchen laſſen — und zwar durch den Sonnenſchein. Und ebenſo wie uns iſt es einem andern Weſen ergangen, das aber ſeinen Vorwitz mit dem Leben bezahlen muß. Aus einer warm beſchienenen Rindenſpalte, am alten Apfelbaum, flattert plötzlich ein Schmetterling hervor; doch das arme Geſchöpf iſt verloren, es findet noch keine honigreichen Blüten und perlenden Thautröpfchen, es muß ſterben, vom kalten Luftzug berührt. Ihm gleichen leider nur zu oft die Ideale und erſten ſüßen Hoffnungen des jugendlichen Menſchenherzens, die der ſtarren eiſigen Wirklichkeit auch nimmer zu widerſtehen vermögen.

So deutet der Verfaſſer mit ebenſo ſchönen als wahren Worten auf die erſten leiſen Regungen des herannahenden neuen Jahres, es iſt gerade, als wenn man mit ihm auf die erſten Pulsſchläge des wiedererwachenden Lebens lauſchte. Dann geht er ganz allmählich zu neuen und neuen Anzeichen. Alles hat Bedeutung und dient demſelben großen Zwecke. Im Walde, wo noch alles öde und kahl iſt, zeigt ſich in dem Anſchwellen der Knoſpen eine beginnende Lebensſpur, und unten am Boden unter blattloſem Geſträuche erſpäht man ein geheimnißvolles wunderſchönes Frühlingszeichen. Es iſt der Seidelbaſt oder Kellerhals, „ein kleiner Strauch, deſſen nackte Zweige voll herrlicher purpurrother Traubenblüten hängen und einen wahrhaft wunderſamen Eindruck machen, ſie, die holden Vorboten eines fröhlichen Lebens, hier mitten in der mindeſtens ſcheinbar völlig lebloſen Oede und Leere. Auch die ſpäterhin aus dieſen Blüten ſich bildenden rothen Beeren, an den dann ſchön belaubten Zweigen, erſcheinen ſehr lieblich, nur ſchade, daß das ganze Gewächs von einer ſtark giftigen Schärfe durchdrungen iſt, welche ſeine Rinde zwar als Heilmittel anwendbar, ſeine Beeren und Blüten aber auch für Kinder und Unwiſſende gefährlich macht". Reicher iſt die Fülle des wieder zum Vorſchein dringenden Pflanzenlebens an den Ufern lebendiger Quellen. Einige Gräſer haben hier die Strenge des Winters überdauert, durch ihr kräftiges Grün drängen ſich jetzt regſame junge Sproſſen und Pflänzchen hervor, man ſieht ſchon Kreſſe, verſchiedene Waſſer-Doldengewächſe, Dotterblumenkraut und andere Gewächſe ſich vorbereiten zum Blütentreiben. Da zeigt ſich denn auch die erſte Spur des erneuten Thierlebens:

Ein alter Froſch hat bereits ſeinen Schlupfwinkel unten an dem Grunde des Waſſers verlaſſen und ſitzt wie nachdenklich an dem Quellenrande. Ihm ſind einige Waſſerſalamander gefolgt, welche, aus dem Schlamm hervorkommend, ſich an die Oberfläche ſchlängeln und, um Luft zu ſchöpfen, die Köpfe aus der Flut emporſtrecken. Auch Angehörige des kleinen vielgeſtaltigen Lebens der Kerbthier- und Würmerwelt kommen an ſonnigen und gegen den rauhen Luftzug geſchützten Orten bereits hervor. Hier und da läuft ein Käfer oder flattert ein Schmetterling, welche im vollkommenen Zuſtande überwintert und jetzt ihre durchwärmten Schlupfwinkel bereits verlaſſen haben, anfangs matt und ſchwerfällig, dann aber bald munter umher; auf den recht durchwärmten, in den Sonnenſtrahlen erdampfenden Stellen der ſchwarzen Ackerkrume ringelt ſich ſchon ein Regenwurm hervor, und im Schutz und Schatten welken Laubes wird ſogar ſchon eine Nacktſchnecke lebendig; über dem Nußkätzchen aber ſummen bereits gar zahlreiche Bienen emſig hin und her. Sonſt iſt noch alles lautlos, ruhig und faſt todtenſtill hier im Vorholze, und noch mehr im weiten weiten Hochwalde.

Dieſer erſten Frühjahrsſtimme gebietet der noch einmal wiederkehrende mürriſche Winter Schweigen; aber ſeine Herrſchaft iſt gebrochen, er ſinkt ſehr bald wieder ohnmächtig zuſammen, er iſt der alles belebenden Kraft der warmen Thauluft nicht mehr gewachſen. Die Feldlerche ſucht auf den noch mit Schnee überdeckten Saatfeldern die grünen Spitzen abzupicken, die Holz- und Ringeltauben durchſtreifen den Wald, durch die Hecken huſchen Rothkehlchen, auf den offenen Plätzen der Wieſe laufen Kibitze, in den Vorhölzern ſitzen die ihren Weibchen vorausgeeilten Männchen der Buchfinken. Alle ſehen noch ſehr trübſelig aus, es fehlt ihnen noch Futter und Wärme. Die Sehnſucht nach dem lieblichen Frühling des Nordens

Digitized by Google

hatte ſie von den reichen Gefilden des Südens hinweggetrieben, ſie ſuchten die liebliche wiedererwachende Milde, welche ihnen vom vorigen Jahre ſo anlockend ins Gedächtniß gekommen war. Doch bald macht ſich der heilbringende Südweſt, der eigentliche Frühlingswind, auf und gibt alles, was fehlt, im reichen Ueberfluſſe. Das iſt eine Zeit voll Leben und Luſt, da erkennt man erſt die wahren Stimmen und Boten des erſehnten Frühjahrs.

Wie wir nun die anfängliche Einkehr des Frühjahrs beſprochen haben, ſo wollen wir jetzt mehr den Ausgang des Sommers nach dem vorliegenden Werke zu ſchildern ſuchen. Der Ernteſegen zeigt ſich überall in Feld und Wald, und es ſind auch ſchon viele Hände thätig zum Einſammeln der reifen Früchte, Wurzeln und Getreidearten. Selbſt die Thiere ſind dabei nicht müßig:

Auf einem der letzten, nach nicht vollends abgeernteten Ackerſtreifen wiegen noch volle ſegensreiche Weizenähren ſich ſo maleriſch im Hauche der Luft. Da regt ſich's mit einmal in den galdgelben Halmen, und da wir ganz regungslos uns verhalten und aufmerkſam Acht geben, ſo bemerken wir bald einen Hamſter, der gar emſig in den Aehren wirthſchaftet, um mit ihrem Ernteſegen ſeine geräumigen, bereits faſt überfüllten Kornkammern nach ſo auszuſtatten, daß ſie in Hinſicht des Reichthums der Aufbewahrung und Anordnung wahrlich die Schätze und Vorräthe zahlloſer Menſchen weit hinter ſich zurücklaſſen. Er iſt aber unter den Säugethieren keineswegs allein, der ſich ſolche Vorrathskammern anlegt. Im Walde ſammelt das Eichkätzchen an verſchiedenen Orten Eicheln, Nüſſe, Bucheln u. dgl.; auch einige Mäuſearten tragen ſich Samen und Getreide für die Zeit des Mangels ein, und ein merkwürdiger Naturtrieb lehrt die erſtern ſagar, den aufgehäuften Sämereien die Keime abzunagen, damit ſie während des Liegens nicht auswachſen und dadurch verderben können. Bienen, Hummeln und andere Kerbthiere tragen die ganze warme Jahreszeit hindurch gar emſig Blumenſtaub und Honigſaft aus den Blüten ein, um mit dem daraus bereiteten Bienenbrote ihre Brut zu nähren, aus dem daraus bereiteten Wachs ihre Bauten auszuführen und mit Vorräthen des ebenfalls daraus gewonnenen köſtlichen Nektars die Zellen zu füllen. Noch andere Kerbthiere, z. B. die Mordweſpen, tragen blos Barräthe, varnehmlich andere getödtete kleine Thiere ein, in welche ſie ihre Brut abſetzen, damit dieſe ſogleich die für ihre Entwickelung nöthige Nahrung finde. So vergraben bekanntlich auch die Todtengräber, jene ſchwarzen, gelbgeränderten Käfer, die tadten Körper verhältnißmäßig großer Thiere, Maulwürfe, Mäuſe, Vögel u. dgl., tief in die Erde, um dann ihre Eier daraufzulegen, und wiſſen dabei aft bedeutende Hinderniſſe zu überwinden. Noch andere Kerbthiere machen es ſich nicht ſo ſauer, ſondern heimſen in der Weiſe den Vorrath für ihre Brut ein, daß ſie ihre Eier an nahrungsreichen Stellen, in gewiſſen Fällen ſogar auf ader in die Körper anderer noch lebender Thiere abſetzen, wie z. B. die Schlupfweſpen in Raupen, Maden ader Larven zahlloſer ſehr ſchädlicher Inſektenarten, wodurch ſie dieſe zu Grunde richten und damit für den Naturhaushalt ſehr nützlich und wichtig werden.

So malt der Verfaſſer ſein reizendes Bild vom Ende des Sommers immer weiter und weiter aus und nimmt zuletzt Abſchied von dem Ganzen mit Tieck's ſchönem Dichterworte:

Und als ich Blätter fallen ſah,
Da dacht' ich, ach der Herbſt iſt da!
Der Sammergaſt, die Schwalbe, zieht:
Vielleicht ſo Lieb' und Sehnſucht flieht,
Weit! — Weit! —
Raſch mit der Zeit.

Damit wollen nun auch wir jetzt Abſchied von dem Werke nehmen, das uns mehrere Stunden auf das angenehmſte unterhalten hat, wofür wir dem talentvollen Verfaſſer mit aufrichtigem Danke verpflichtet ſind. Es iſt alle Wahrſcheinlichkeit dazu vorhanden, daß dieſe erſte Ausgabe des Buchs ſehr raſch vergriffen ſein wird, und in dieſer Hinſicht möchte dem Verfaſſer der mehrfach ausgeſprochene Wunſch nicht unwillkommen ſein, daß künftig auch etwas von den Jahreszeitenſpielen der Jugend mit aufgenommen werde, wodurch die naturwiſſenſchaftliche Seite der Gemälde gewiß nicht leiden, ſondern ſogar noch gewinnen würde. Doch iſt dies nur ein Wink, und darf für nichts anderes genommen werden als ein Zeichen des Intereſſes, das wir an dem Wohlergehen des Buchs nehmen.

Heinrich Birnbaum.

Eine Neudichtung der Nibelungen.

Siegfried und Chrimhilde. Eine poetiſche Neugeſtaltung der Nibelungenſage von Wilhelm Wegener. Brandenburg, Müller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Buche begrüßen wir mit Freude ein neues Zeichen des warmen Intereſſes, welches in unſern Tagen das deutſche Volk und ſeine Dichter jenem alten Sagenkreiſe wieder zugewandt haben, der über ein Jahrtauſend lang Deutſchland und verwandte Länder lebendig im Munde der Sänger durchzog. Soweit nun aber auch dieſes nationale Intereſſe in das Volk eingedrungen iſt, ſo hat daſſelbe doch nicht ausgereicht, dem uns erhaltenen Nibelungenliede einen entſprechend weiten Leſerkreis zu eröffnen. Gern ſind von allen proſaiſche Auszüge Koberſtein's, Vilmar's, Scherr's geleſen worden, aber eine große Anzahl derer, welche von hier aus mit Luſt und Liebe an das Nibelungenlied ſelbſt herantraten, ſind in der Lektüre deſſelben, ja auch ſeiner Ueberſetzungen ſtecken geblieben. Wie viele anderweitige Gründe für dieſe Erſcheinung ſich finden laſſen, der Hauptgrund bleibt doch wol immer der, daß die künſtleriſche Compoſition des uns erhaltenen Gedichts, beſonders in dem wichtigern erſten Theile, ſelbſt den mäßigſten Anſprüchen nicht Genüge leiſtet. Es liegt uns eben die nicht ſehr geſchickte Zuſammenfaſſung und ſchriftliche Fixirung eines hin- und herſchwankenden Complexes von wirklichen Liedern vor, welche alle wichtigen Sagentheilen weggelaſſen hat, ohne die Beziehungen auf dieſelben ganz aufzugeben, und dafür neue Motive eingefügt hat, ohne dieſe wieder ganz durchgreifen zu laſſen. Es hat ſich alſo hier, da das Intereſſe am Stoff ſchon allgemein verbreitet iſt, ein dankbares weites Feld für unſere Dichter eröffnet, nur daß freilich zum glücklichen Bebauen deſſelben neben dem Studium des uns erhaltenen Nibelungenliedes das Studium der ältern Sagenfaſſungen, welche uns theils nur im Auszug, theils nur bruchſtückweiſe überliefert ſind, unerläßliche Bedigung iſt.

Dieſer Bedingung unterzog ſich E. Geibel, der erſte unſerer heutigen Dichter, welche auf jenem Gebiete ſelbſtſtändig producirten. Es iſt alſo von dieſer Seite aus als glücklich der Wurf zu bezeichnen, den er 1857 mit ſeiner

Digitized by Google

Tragödie „Brunhild“ wagte — gerade 100 Jahre, nachdem das Nibelungenlied durch Bodmer aus dem Schutte der Vergeſſenheit gezogen und zum erſten male dem Druck übergeben wurde. Gleich ernſtes Studium und faſt höhere Begeiſterung zeigte R. Wagner in ſeinem „Ring der Nibelungen“ (von den älteſten Traditionen aus der Edda an bis zum Tode Siegfried's); nur hatte er ſeiner kecken Phantaſie zu oft die Zügel ſchießen laſſen. Ohne genügende Vorkenntniſſe übertrug F. Hebbel 1862 unſer epiſches Nibelungenlied mit geringen ſachlichen Veränderungen in dramatiſche Form, wobei freilich die Hervorhebung des Chriſtenthums über das Heidenthum dem Original nicht entſpricht.

Proben einer epiſchen Neudichtung lieferten 1864 K. und H. Mosler, allein mit der Lachmann nachgeahmten, von ihrer Seite aus naiven Behauptung, daß die einzelnen alten Lieder ungefähr ſo, wie ſie dieſelben hergeſtellt hätten, einſt geſungen worden wären. Da ſie alſo ihre poetiſche Ader durch philologiſche Rückſichten unterbunden haben, anſtatt ihr freien Lauf zu laſſen, können ſie hier nicht in Frage kommen. Dagegen zieht ſeit einigen Jahren als fahrender Nibelungenſänger Wilhelm Jordan, 1848 Reichsmarinerath, in Deutſchland umher und trägt einzelne alliterirende Geſänge aus einem nach dem Nibelungenlied und ältern Quellen, aber mit glücklicher eigener Production gedichteten großen Epos vor. Ueber die Compoſition des Ganzen läßt ſich ſo noch nicht urtheilen; vorzüglich tüchtig erſchien er in epiſcher anſchaulicher Beſchreibung und ſehr glücklich in Anwendung der Alliteration, welcher man ſelten Zwang anmerkte. Der Reiz der letztern und ein durchweg vorzüglicher Vortrag feſſeln den Hörer ſo, daß ein nüchternes Urtheil ſchwer wird.*)

So hat denn den Ruhm, der erſte literariſche Neudichter des Nibelungenepos zu ſein, W. Wegener davongetragen, und er verdient deshalb jetzt unſer Lob mehr, als dies ihm meiner Meinung nach in Zukunft zutheil werden wird. Wir haben jetzt ein abgerundetes einheitliches Epos, welches gewiß ſeine Leſer mehr befriedigen wird als das Nibelungenlied ſelber. Das nächſte Verdienſt Wegener's beſteht nun in dem tüchtigen Ausfegen des Unnöthigen und Geſchmackloſen, wie es in unſerm Nibelungenlied beſonders bei Beſchreibung von Feſten und Heerfahrten ſo vielfach vorliegt. Nicht minder löblich wie jenes Ausſcheiden iſt das Einfügen von Siegfried's und Brunhild's Jugendgeſchichte und ihrer erſten Begegnung, auf welche im Nibelungenlied nur unverſtändliche Beziehungen vorkommen, ſowie auch von Brunhild's Selbſtmord an Siegfried's Leiche.**)

In dieſen Neudichtungen hat Wegener ſich weſentlich an die alte nordiſche Ueberlieferung gehalten. Dagegen hat er ſich in Bezug auf den Knoten des Ganzen, d. h. die Urſache zu Siegfried's Tod, der Ueberlieferung unſers Nibelungenliedes angeſchloſſen. Es iſt dies aber zunächſt Brunhild's Rache an Kriemhild für deren beſchimpfende Lüge (Siegfried ſchwört ja in ihrem Beiſein ab), der Streit der Königinnen, das gegenſeitige Ueberheben derſelben, das gegenſeitige Preiſen ihrer Männer, alſo — Fraueneitelkeit. Dies Motiv kann aber kein genügendes Intereſſe erwecken. Will man jedoch weiter zurückgehen darauf, daß Siegfried gegen ſeine Frau geplaudert hat, was bei Hebbel als Fehl gegen das Verſprechen der Geheimhaltung Siegfried's Schuld bildet, darauf, daß Siegfried den Ring und Gürtel nahm, was Wegener hervorhebt, S. 115, 5: „O nur daß Ring und Gürtel der raſche Siegfried nahm zu ſeines Ruhms Gedenken, da fiel der Same wildem Gram“; darauf endlich, daß Brunhild durch Siegfried getäuſcht worden iſt, ſo frage ich: wie iſt es denkbar, daß Brunhild, nachdem ſie von Kriemhild an ihrer Ehre empfindlichſt gekränkt iſt, ſich gegenüber den ſichtbaren Zeugen, Gürtel und Ring, durch Siegfried's Schwur vollſtändig beruhigen läßt und gar nicht weiter nachfragt oder nachdenkt, wie jene beiden Gegenſtände, die ihr nur bei nächſter Berührung genommen werden konnten, in Kriemhild's oder Siegfried's Beſitz kamen? Das Natürlichſte war, daß ſolchen Beweiſen gegenüber der ahnungslos herzukommende Gunther verſtummte — ſo die ältere Sage —, oder daß, wenn er ja noch raſch gefaßt Siegfried zum Schwur herbeirufen ließ, Brunhild hinterher doch noch von Gunther den Zuſammenhang erfuhr — ſo bei Hebbel. Hat Brunhild den Betrug Siegfried's erfahren, ſo iſt ihr Beſchluß, Siegfried's Ermordung, ganz natürlich gegeben: es iſt Rache an Siegfried und Kriemhild zugleich (Gunther iſt für das Heldenweib einer Rache gar nicht würdig). Aber auch dies iſt nach der Eddaſage noch immer nicht Brunhild's innerſtes Motiv, ſondern heiße Liebe zu Siegfried, welche den Geliebten keinem andern Weibe gönnt und welche für das Verſchmähen und für die Täuſchung blutige Rache fordert. Dieſen Kern hat treffend Geibel herausgeſchält aus der Einkleidung der nordiſchen Sage. Nach dieſer hat nämlich Siegfried früher einmal die ſchöne Walkyre Brunhild vom Zauberſchlaf befreit (vgl. unſer Märchen von Dornröschen) und ſich mit ihr verlobt, hat ſie aber dann am Hofe der Burgunden vergeſſen vermöge eines Zaubertrankes, den ihm Kriemhild's Mutter, um ihn für ihre Tochter zu gewinnen, miſchte, deſſen Kraft jedoch nach der Doppelhochzeit verſchwindet. Beides, die verſchmähte Liebe und den Zaubertrank, webt nun auch Wegener ein, nur mit der Veränderung, daß er letztern von Brunhild dem Siegfried geben und ihn auch von dieſer ſelbſt trinken läßt. Weshalb aber bleibt beides unverwerthet? Bei Siegfried ſcheint die Wirkung des Trankes nie ganz geſchwunden zu ſein, bei Brunhild erſt in ihrer Todesſtunde (S. 169, 1): „So vor Gewalt der Schmerzen zu ſchwinden, da begann des Zaubertrankes Bann. In ihrer Todesſtunde das Aug' ihr wurde klar.“ Und dabei ſieht ſich Wegener genöthigt, die Wirkung des Zaubertranks inzwiſchen einmal bei Siegfried ſchwach werden zu laſſen, damit er Gunther zu Brunhild führen kann, ja auch bei der Ankunft der Burgunden auf dem Iſenſtein läßt er Siegfried und Brunhild ſich gegenſeitig erkennen und ſcheint ſpäter Brunhild in einer Art von Ahnung handeln zu laſſen; kurz man wird nicht klug, was eigentlich

*) Die erſten Lieferungen des Jordan'ſchen „Nibelungenliedes“ ſind inzwiſchen im Druck erſchienen; wir werden nächſtens auf die in vieler Hinſicht bedeutſame Dichtung zurückkommen. D. Red.

**) Wenn Wegener in der Vorrede ſagt: ihr Ende ſei im Nibelungenlied ungerecht behandelt, ſo iſt dies auf die „Klage“, jene ſpäte langweilige Zudichtung zu unſerm Nibelungenlied, zu beziehen; in dem Epos ſelbſt verſchwindet Brunhilt ſpurlos von der Bühne. Der ihrem Ende gewidmete Geſang war unſerm Zuſammenſteller unbekannt geblieben oder aus Unachtſamkeit von ihm weggelaſſen worden.

Digitized by Google

der Lethetrank wirkt. Wie dieſes Motiv des erſten Theils von Wegener aus der Edda aufgenommen iſt, ohne ausgebeutet zu ſein, ſo auch das des zweiten Theils, nämlich das Motiv für den Tod der Burgunden. Brunhild hat nach der Edda Etzel zum Bruder; dieſer will ſeine getäuſchte und zum Selbſtmord getriebene Schweſter an den Burgunden rächen und wird nur durch die Heirath mit Kriemhild zum Frieden bewogen, indem er auf dieſe Weiſe den Nibelungenhort des Siegfried zu erhalten hofft; da dieſe Ausſicht aber nicht in Erfüllung geht, ſo läßt er die heimtückiſch eingeladenen Burgunden erſchlagen, während Kriemhild die Partei ihrer Brüder nimmt. Was ſoll nun aber bei Wegener die Verwandtſchaft Brunhild's mit Etzel? Sie wird benutzt, um zu erklären, wie Brunhild in den Norden ſich zurückgezogen habe; ganz überflüſſigerweiſe, denn weshalb ſoll Brunhild nicht von Anfang an da oben geweſen ſein? Noch dazu wird im zweiten Theile bei Etzel und von Etzel die Verwandtſchaft ganz ignorirt. Auch in Bezug auf die Gegenüberſtellung von Chriſtenthum und Heidenthum kann ich mich mit Wegener nicht einverſtanden erklären. Heidenthum allein läßt er als poetiſch gerechtfertigt gelten; Heidenthum und Chriſtenthum zuſammen aber nur ſo, daß letzteres „eine bedeutſamere Rolle ſpiele, weil die Völkerwanderung im zweiten Theile als geſchichtlicher Hintergrund auftrete". Aber gerade das Geſchichtliche wird ja von der Sage überhaupt und ſpeciell hier ganz außer Acht gelaſſen. Wenn Wegener nun in der Vorrede ſagt: „Nur als elementare, die Gemüther beeinfluſſende Macht muß das Chriſtenthum poetiſch verwerthet werden", ſo gilt dies für die chriſtlichen Helden am Hofe Etzel's gegenüber den heidniſchen Ruſſen und Hunnen, für Etzel ſelbſt, der durch ſeine chriſtliche Frau Helke milde und edel geworden iſt, für Siegfried bei der erſten Begegnung mit Brunhild, während Hagen's und Gunther's Anſchlag auf Siegfried und ſchließlich Kriemhild's Benehmen gegen dieſe beiden im Gefängniß nichts Chriſtliches zeigt. Wenn aber am Schluß, nachdem der Tod faſt alles zerſtört hat, Dietrich von Bern als Gründer eines neuen großen chriſtlichen Reichs proclamirt wird, ſo widerſpricht dies doch dem Grundſatze Wegeuer's: „Keiner der Helden kann als beſonderer Träger des Chriſtenthums dargeſtellt werden." Allein davon abgeſehen, was geſchieht auf dieſe Weiſe im ganzen mit unſerm Epos? Der urälteſte Sagenkern war gemäß dem unſerm indogermaniſchen Stamme eigenthümlichen peſſimiſtiſchen Zuge: der Untergang eines Lichtgottes durch unterirdiſche Mächte. Der neueſten Umgeſtaltung Kern iſt geworden: der Sieg des lichten Chriſtenthums über das finſtere Heidenthum. Dann darf aber auch die neueſte Ueberſchrift nicht lauten: „Siegfried und Kriemhilde." Uebrigens hat Wegener mit ſeinem chriſtlichen Schluſſe F. Hebbel zum Vorgänger, deſſen Tragödie endet:

Etzel.

Herr Dietrich, nehmt mir meine Krone ab
Und ſchleppt die Welt auf Euern Schultern weiter.

Dietrich.

Im Namen deſſen, der am Kreuz verblich.

Bei Wegener dagegen heißt es am Ende:

Dietrich.

Ich bau' zu Schutz und Trutze den Amelungenthron,
Daran die wilde Brandung der Völker bricht ihr Drohn;
Was ſtark und edel, reiſe in Burg und Städten ſchön,
Ob denen Dietrich's Hände das ſieghafte Kreuz erhöhn.

Nebenbei bemerkt: wie iſt die Chriſtenhaſſerin Brunhild auf einmal in Worms zur meſſebeſuchenden Chriſtin geworden? Und, wenn ihr blindhaſſendes Heidenthum für Siegfried der Grund iſt, ſeine Liebe zu ihr aus ſeinem Herzen zu bannen, wie kann ſie denn ohne weiteres in die chriſtliche Burgundenfamilie aufgenommen werden?

Es bleiben nun noch Abweichungen Wegener's von dem Nibelungenlied oder der Edda übrig, welche nur Einzelheiten betreffen und welche theils viel Geſchick zeigen, wie in der Fahrt Siegfried's und Regin's nach dem Norden, in dem Kampf Siegfried's mit Fafner, in den Kämpfen an Etzel's Hofe, theils derart ſind, daß ſich über ſie ſtreiten läßt, wie Brunhild's Freundſchaft mit dem ſcheußlichen Drachen Fafner, die Prophezeiung der Donauweibchen und die Identificirung der Nibelungen mit den Normannen. Bei dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daß das Lied des alten Normannen (S. 32) mir zu den beſten Stücken aus Wegener's Dichtung zu gehören ſcheint, ebenſo wie das Swemmel's. In beiden hat Wegener auch die erſten Halbzeilen reimen laſſen und einen beſondern Reiz durch die nun wieder verknüpfende Alliteration hinzugefügt. Dies führt mich zu einem Wort über das Versmaß. Ich kann es nur als einen ſehr glücklichen Griff bezeichnen, daß Wegeuer die Nibelungenſtrophe mit ihren rhythmiſchen Geſetzen beibehalten hat. Sie bietet Einheit und Abwechſelung genug, und das Aufeinanderfolgen zweier Hebungen verleiht ihr etwas Markiges, was unſerm alten Epos immer bewahrt bleiben muß. Bei der Erklärung der Strophe hat Wegener vergeſſen zu bemerken, daß die erſte Halbzeile immer mit einer Senkung ſchließt und daß die erſte Senkung jeder Halbzeile wegfallen darf. Auch vermiſſe ich zur Anleitung für die dem Laien ungewohnte Betonung neben den leichtern Beiſpielen „Hélmzierde", „ſchláftrunken", andere wie „der héidniſche Mánn" und „máncher wéidliche Mánn". Dagegen trifft Wegener derſelbe Tadel, wie Simrock's Ueberſetzung, nämlich daß er eine Reihe Worte in mittelhochdeutſcher Bedeutung braucht. Allzu oft knüpft Wegener wie im Nibelungenlied durch die Partikeln „da" und „nun" an; je findet ſich in den erſten 44 Strophen (S. 1—10) „da" funfzehnmal, „nun" vierzehnmal angewandt. Schließlich, um den Tadel zu beenden, hat die gedankliche Abgeſchloſſenheit der einzelnen Strophen und zumeiſt auch der einzelnen Zeilen Wegener hier und da zu erkennbarer Einflickung von ein oder mehrern Worten veranlaßt, ja auch der Reim ihm bisweilen Zwang auferlegt.

Durchweg iſt der zweite Theil, welcher mit Swemmel's Lied vor Etzel beginnt, in der Sprache viel flüſſiger und gewandter als der erſte. Die Erzählung aber, paſſend in 45 kleine Geſänge vertheilt, ſchreitet von Anfang an raſch vorwärts, ohne doch angenehme Ruhepunkte vermiſſen zu laſſen. Der Verfaſſer hat ſich ſeiner ganzen Aufgabe mit Luſt und Liebe gewidmet. Zu wünſchen iſt nur, daß noch mehr poetiſch angelegte Naturen ſich derſelben Aufgabe unterziehen. Dann wird die Nibelungenſage in Wahrheit zum zweiten mal Eigenthum des deutſchen Volks werden.

Digitized by Google

Vom Büchertiſch.

1. Das Chequeſyſtem und das Clearinghouſe in London. Ein Beitrag zur Kenntniß des engliſchen Bankweſens. Von Richard Hildebrand. Jena, F. Manke. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Es iſt dies eine Schrift voll feiner Unterſcheidungen, klarer Darlegung des Sachverhalts und praktiſcher Beherrſchung eines volkswirthſchaftlichen Stoffs, den eine engliſche Beſonderheit im Geldverkehr, der Gebrauch von „Cheques“ ſtatt der Noten, darbot. Den wiſſenſchaftlichen Stil des Verfaſſers kennzeichne folgende Stelle über den Unterſchied zwiſchen „Bank“ und „Börſe“:

Es beſteht zwiſchen Bank und Börſe ein durchgreifender principieller Gegenſatz, welchen man nicht überſehen darf. Der Banker escomptirt Wechſel, um ſie am Verfalltage einzulöſen. Er ſucht in dem Discont ſeinen Gewinn. Der Börſenſpeculant dagegen kauft Wechſel, um ſie wieder zu verkaufen. Er ſucht durch den Curs zu profitiren. Die Bank discantirt nur Wechſel auf den Platz oder wenigſtens auf das Inland. Die Börſe kauft vorzugsweiſe Wechſel auf das Ausland oder wenigſtens auf andere Plätze. Der Bank handelt es ſich um die Güte oder Sicherheit des Wechſels, der Börſe dagegen um den vortheilhaften Verkauf deſſelben. Die Bank kauft Effecten, um ſie nur im Nothfall wieder zu verkaufen, wenn ſie Kaſſe braucht. Sie rechnet auf die Feſtigkeit des Papiers. Die Börſe bezweckt ausdrücklich den Umſatz von Effecten, ſie calculirt auf die Werthſchwankungen derſelben. Die Bank betrachtet die Effecten ſowie die Kaſſe als einen Theil ihrer Reverſe. Sie nimmt daher nur Papiere, welche jederzeit convertibel ſind. Die Börſe ſieht dagegen in den Effecten eine Hauptkapitalanlage und ſie faßt nur den ſchließlichen Profit ins Auge. Die Bank handelt mit Kaſſe (cash). Die Börſe handelt mit angelegtem Kapital (stock). Die Bank creirt Verbindlichkeiten zur Zahlung von Geld auf Verlangen: Noten oder Guthaben in Cantocorrent. Die Börſe creirt nur Verbindlichkeiten zur Zahlung von Geld zu einer beſtimmten Zeit. Die Bank ſieht in Gald und Silber nur eine Form der Kaſſe, die Börſe ſieht darin eine Waare.

Ueber das engliſche Chequeweſen belehre folgende Zuſammenſtellung:

Faſt auf keinem Comptoir der City van Landan werden Sovereigns oder Banknoten in irgend erheblichem Betrage vorräthig gehalten. Jeder reſpectable Geſchäftsmann und überhaupt jeder Mann in England, deſſen Einkommen mehr als ein paar hundert Pfund beträgt, hat ſtatt deſſen ſeinen „Banker“ und hält bei dieſem ein Contocorrent. Die Depoſiten in Contocorrent bieten dem Publikum eine künſtliche Methode dar, Kaſſe zu halten. Die Notenausgabe ſetzt Papiergeld an die Stelle des Metallgeldes, die Brieftaſche an Stelle der Kaſſette. Die Depoſiten in Contocorrent verwandeln dagegen die Kaſſenhaltung des Publikums in eine Sache der Buchhaltung für die Bank, ändern alſo die Technik der Kaſſenhaltung und machen die Bank zum Kaſſirer des Publikums. Müßte der Inhaber eines Guthabens in Contocorrent jedesmal, wenn er eine Zahlung zu machen hat, erſt auf ſeine Bank gehen und Geld holen, ſo würde der Vartheil, welchen die laufende Rechnung als Methode der Kaſſenhaltung vor der Note beſitzt, zu theuer erkauft ſein. Die Bank händigt daher ihrem Kunden bei der Contoeröffnung ein Buch ein mit Blankets zur Ausſtellung von Anweiſungen auf ſie, zahlbar an den Inhaber auf Sicht, wie Noten. Dieſe Zahlungsanweiſungen heißen Cheques. Die Blätter der Chequebooks, welche bereits van der Bank mit dem für Cheques obligatoriſchen Stempel van 1 Penny verſehen ſind, werden von dem Kunden nach Bedürfniß herausgeſchnitten und ausgefüllt. Die Bank iſt verbunden, den Cheque ihres Kunden bis zum Belauf ſeines jeweiligen Guthabens auf Verlangen ſofort zu honoriren. Das Syſtem der Depoſiten in Contocorrent und der Cheques eignet ſich auf dieſe Weiſe nicht nur für runde, ſondern beliebig zuſammengeſetzte oder gebrochene Summen und erleichtert und vereinfacht die Kaſſenhaltung und Zahlung in weit höherm Maße, als es die Note thut. Für die verſchiedenen Banken dient das Clearinghauſe in Laudon als Hauptort für die Auswechſelung und Tilgung von Cheques. Außerdem befolgen die meiſten Jointſtockbanken die Praxis, die monatlichen Minimumbilanzen mit 2 Procent zu verzinſen. Das Publikum nimmt auf dieſe Weiſe Antheil an dem Gewinn der Banken. Es wird das Problem geläſt, Kapital dispanibel zu halten und doch nicht ganz brach liegen zu haben: ein wichtiger Schritt in der Ausbildung der Creditwirthſchaft.

Dieſe auch durch ſonſtige neue Blicke in die Geſetze der Wirthſchaft bezeichnenswerthe Schrift füllt hauptſächlich die Lücke in der ökonomiſchen Wiſſenſchaft aus, „das Contocorrent- und Chequeſyſtem, wie es in England beſteht, nach ſeiner techniſchen Conſtruction und eigenthümlichen wirthſchaftlichen Bedeutung, im Vergleich zur Notenausgabe, genauer zu analyſiren und zu charakteriſiren“. Ihr wiſſenſchaftlicher Werth ſteigt dadurch, daß ſie hervorgegangen iſt aus unmittelbaren concreten Anſchauungen und praktiſchen Kenntniſſen, die ſich der Verfaſſer während eines längern Aufenthalts in London, namentlich durch das freundliche Entgegenkommen des Inſpectors des Clearinghouſe, Hrn. Derbyſhire, mit welchem er durch die Herren Dr. William Farr und William Newmarch bekannt wurde, von dem engliſchen Bankgetriebe, den Cheques und dem Clearinghouſe zu verſchaffen Gelegenheit hatte.

2. Die Odyſſee im erziehenden Unterrichte von O. Willmann. Bevarwortet von Ziller. Mit Titelbild und einer Karte mit Randzeichnungen. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht. 1868. Gr. 8. 26 Ngr.

Es iſt dies eine ſorgfältige Arbeit, welche auf den von Herbart und in neuerer Zeit von Ziller („Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht“, Leipzig, Pernitzſch, 1865) dargelegten Grundſätzen der Pädagogik weiter baut, indem ſie dieſe Grundſätze zum erſten mal in ihrer ganzen Ausdehnung auf einen beſtimmten Lehrſtoff anwendet. In der Einleitung formulirt der Verfaſſer ſein pädagogiſches Bekenntniß in klarer Weiſe, und zieht ſich ſeine eigene Linie durch die Materie, ohne die einmal angenommene Richtung zu verlaſſen. So gibt er der Herbart'ſchen Neuerung, den gelehrten Unterricht mit dem Griechiſchen und zwar ſofort mit der Leſung der Odyſſee zu beginnen, die begründete Wendung: „im Intereſſe des Sprachunterrichts eine Ueberſetzung an Stelle des Textes, im Intereſſe der geſchichtlichen und ethiſchen Bearbeitung ein Bruchſtück an Stelle des Ganzen zu verlangen“. Demgemäß gibt der folgende Abſchnitt des Buchs eine in edler Proſa gehaltene Ueberſetzung der „Heimkehr des Odyſſeus“ (nach der Kirchhoff'ſchen Recenſion) und von „Odyſſeus' Todtenfahrt“. Dieſe Leſeſtücke bilden nun den Stoff, der dem Schüler nach allen Richtungen verſtändlich und eindringlich gemacht werden ſoll. Hier fängt die Kunſt des Unterrichts an, welche von Herbart auf die pſychologiſchen Geſetze gebaut, auf ethiſche Ziele angelegt iſt. Hierzu dienen zweierlei Behandlungsweiſen, die auch Staatsmännern, Rednern und Dichtern mit den nöthigen Veränderungen zu empfehlen ſind. Das eine Verfahren — die Analyſe — beſteht darin, daß jedes Neue des Unterrichts durch Hervorrufen des ſchon vorhandenen Verwandten

Digitized by Google

im Schüler vorbereitet wird. Das andere — die Syntheſe — „hat das Bewußtſein von dem Zuwachs der Kenntniß zu geben, ſie hat die neuen Momente der Erzählung feſtzuhalten und gleichſam zu Kapital zu ſchlagen“.

Der nun folgende Abſchnitt enthält danach eine Muſterbearbeitung des vorangeſchickten Leſeſtoffs nach Analyſe und Syntheſe, und gibt ſchließlich eine zuſammenhängende Darſtellung des ganzen homeriſchen Culturlebens, wie ſie ſich der Schüler allmählich aus ſeinem Leſeſtoff zu gewinnen hat. Die Gewinnung eines Culturbildes aus der Lektüre macht ſchließlich die Eigenthümlichkeit des Herbart'ſchen Unterrichts aus, wodurch er ſich im Weſen von dem ſonſtigen Verfahren unterſcheidet. Es iſt nicht blos die logiſch-formale Bildung des Schülers, die Herbart im Auge hat, er ſetzt alle Kräfte des Menſchen, Anſchauung, Wille, Gemüth und Berechnung in Bewegung, um ihn dem Urbild der Humanität ſo nahe wie möglich zu bringen.

Einen letzten Abſchnitt von Willmann's Buch bildet die nach den oben angegebenen Grundſätzen durchgeführte Behandlung des griechiſchen Sprachſtoffs, die von einzelnen Eigennamen ausgehend allmählich aus dem geleſenen Stück der „Odyſſee“ das ganze Gerippe einer Grammatik aufbaut.

3. Die moraliſche Statiſtik und die menſchliche Willensfreiheit. Eine Unterſuchung von Moritz Wilhelm Drobiſch. Leipzig, Voß. 1867. Gr. 8. 28 Ngr.
4. Ueber die Bedeutung des Cauſalprincips in der Naturwiſſenſchaft. Von C. S. Cornelius. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Nr. 3 geht einer falſchen Erklärung gewiſſer Thatſachen der Statiſtik mit ſcharfer Herbart'ſcher Analyſe zu Leibe. Reiche Benutzung des ſtatiſtiſchen Materials und deſſen umſichtige Handhabung geben dem Philoſophen Berechtigung, darüber mitzuſprechen. Die Thatſache, gegen deren voreilige Auslegung Drobiſch ſich wendet, iſt mit ſeinen Worten:

Unter einer hinlänglich großen Anzahl von Perſonen, die zu einer gewiſſen Gattung von willkürlichen Handlungen befähigt ſind, ſteht die Zahl derjenigen, welche dieſe Handlungen innerhalb eines beſtimmten Zeitraums (z. B. eines Jahres) vollziehen, zu der Geſammtzahl der dazu Befähigten in einem conſtanten Verhältniß, ſodaß ſich dieſe Verhältnißzahl in den nächſtfolgenden gleichen Zeiträumen (mit geringen Abweichungen) gleichbleibt. Es folgt hieraus von ſelbſt, daß auch die Zahl derer, welche ſolche Handlungen vollziehen, zu der Zahl derer, welche ſie unterlaſſen, in einem conſtanten Verhältniß ſteht. Die moraliſche Statiſtik hat dieſe Geſetzmäßigkeit namentlich nachgewieſen an den Heirathen, den Verbrechen und Selbſtmorden.

Ganz im Sinne des Meiſters, der das bunte Gewebe des moraliſchen Lebens in ſeine Kreuz- und Querfäden aufzulöſen wußte, erhärtet Drobiſch gegenüber denjenigen, welche ein dunkles Fatum hinter dieſer geſetzmäßigen Wiederkehr ſcheinbar freier Handlungen wittern, daß

die conſtante Regelmäßigkeit in gewiſſen willkürlichen Handlungen nicht auf einem Geſetz beruhe, das den Handlungen vorausgeht und gebieteriſch Vollzug verlangt, ſondern daß umgekehrt alle Geſetzlichkeit, welche die moraliſche Statiſtik nachweiſt, das Product von relativ conſtanten, daher auch nicht ſchlechthin unveränderlichen Verhältniſſen und zuſammenwirkenden Urſachen iſt, neben welchen aber noch unzählig andere variable Urſachen beſtehen, die ſich jeder Subſumtion unter eine Regel entziehen.

Zu dieſen Factoren gehören Klima, Erziehung, Bildung, Naturell, politiſche, ſociale, Stammeseinflüſſe und individuelle Schickſale, die nun zur Erklärung der einzelnen Sätze der moraliſchen Statiſtik herbeigezogen werden. Der Anhang zu dieſer verdienſtvollen Schrift, der von der menſchlichen Willensfreiheit handelt, wiederholt eigentlich nur den Herbart eigenthümlichen pſychologiſchen Determinismus.

Nr. 4 führt ebenfalls Herbart'ſches Gedankengeſchütz gegen eine Verdunkelung des Cauſalbegriffs zu Feld, welche von ſeiten der inductiven Logik droht. Nach Mill nämlich ſoll der allgemeine Satz: „Alles, was geſchieht, muß ſeine Urſache haben“, durch Generaliſation aus vielen Geſetzen von einer geringern Allgemeinheit gewonnen ſein, aus Geſetzen, die alle darin übereinſtimmen, daß der Eintritt einer Erſcheinung geknüpft iſt an das Vorausgehen einer oder mehrerer anderer Erſcheinungen. Dieſe Anſicht, die im weſentlichen mit der von Hume aufgeſtellten zuſammenfällt, kennt zwiſchen Urſache und Wirkung keinen nothwendigen Zuſammenhang, ſodaß nach ihr in einer der Regionen, in welche die Aſtronomie jetzt das Univerſum eintheilt, Ereigniſſe aufs gerathewohl und ohne ein beſtimmtes Geſetz aufeinanderfolgen können. Cornelius weiſt dem gegenüber auf die Widerſprüche in dem Begriff der Veränderung hin, welche nothwendig auf den qualitativen Zuſammenhang der Ereigniſſe führen.

5. Die theoretiſche Philoſophie Herbart's und ſeiner Schule, und die darauf bezügliche Kritik. Unterſuchungen von Hermann Langenbeck. Berlin, Hertz. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Kritiſch-philoſophiſche Aufſätze. Erſtes Heft: Herbart und Trendelenburg. Von Wilhelm Schacht. Aarau, Chriſten. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Langenbeck (Nr. 5) verſucht Herbart mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen. Man kann ſich keinen gründlichern, unermüdlichern Kritiker denken als Langenbeck. Sein Werk unterſucht die Grund- und Folgeſätze der Herbart'ſchen Metaphyſik, Pſychologie und Naturphiloſophie bei Meiſter und Schülern Schritt vor Schritt, und prüft auch die bisherigen Kritiken dieſes Syſtems. Eine ſo „exacte“ Kritik iſt ſelbſt ſchon ein Stück exacte Philoſophie. Die Polemik zwiſchen Schülern und Gegnern von Herbart iſt ſchon ältern Datums. Im ganzen haben die erſtern ſich nachgiebiger gezeigt, ohne darum von dem Ausbau des Syſtems in praxi im geringſten nachzulaſſen. Ihr Organ iſt die ſchon im ſiebenten Jahrgang ſtehende „Zeitſchrift für exacte Philoſophie“ von Ziller und Allihn, die es nun ihrerſeits an Attaken gegen die idealiſtiſche Philoſophie — die Herbart'ſche iſt die „realiſtiſche, exacte“ — nicht fehlen läßt. Dieſem Fachjournal iſt die genauere Beleuchtung von Langenbeck's Buch zu überlaſſen. Wir wollen hier nur beiläufig ſo viel bemerken, daß Langenbeck an manchen Stellen mit Unrecht den common sense als alleinigen Schiedsrichter in philoſophiſchen Fragen annimmt, und daß die Sätze eines Philoſophen trotz mannichfacher Widerſprüche und Falſa in der Begründung doch wahr ſein können. Dem Philoſophen ſchweben, wie allen productiven, mit geſtaltender und rechnender Phantaſie begabten Köpfen, die fruchtbaren Reſultate lange vor; lange vorher hat er dieſelben an den Widerſtänden der Wirklichkeit erprobt, bis er darangeht, das von Combination und Erfahrung gemeinſam Gezeugte in das logiſche

Digitized by Google

Gefüge zu bringen. Freilich gibt erſt dieſe letztere That dem Denken das unumgängliche philoſophiſche Gepräge. Aber die mathematiſche Evidenz in allen Stücken iſt auch das letzte Ideal der menſchlichen Wiſſenſchaft.

In Schacht (Nr. 6) hat Herbart einen neuen, ſehr eifrigen Anhänger gefunden. Schacht verhehlt ſich nicht einige auffallende Mängel ſeines Syſtems, im ganzen aber überwiegt der günſtige Eindruck, den Herbart's äſthetiſche Moral und mathematiſche Pſychologie hervorbringen. Um ſo ſchärfer ſpringt Schacht mit Trendelenburg, dem eifrigſten Gegner Herbart's, um, indem er Trendelenburg den Vorwurf der Haltloſigkeit und Zuſammenhangsloſigkeit doppelt und dreifach in Bezug auf deſſen „Logiſche Unterſuchungen" zurückgibt.

7. Die Philoſophie gegenüber dem Leben und den Einzelwiſſenſchaften. Von C. Hebler. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Philoſophiſche Paradoxa. Von Heinrich Ritter. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Hebler (Nr. 7) geht in populärer Weiſe auf die Schwierigkeiten und Bedenken ein, welche ſich heute dem Studium und der Wirkſamkeit der Philoſophie entgegenſetzen. Dieſe Schrift berührt auch den in jüngſter Zeit erregten Streit über die Berechtigung und die Grenzen der Arbeitstheilung auf wiſſenſchaftlichem Gebiet. Im letzten Grunde wird wol die fortſchrittfreundliche, univerſaliſtiſche Löſung dieſer Frage von Pſychologie und Pädagogik abhängen.

In den „Philoſophiſchen Paradoxa" (Nr. 8) begegnen wir einem ſehr beleſenen, weltmänniſchen und zu einer gewiſſen Harmonie der Weltanſchauung geneigten Forſcher. Die Schärfen philoſophiſcher Deduction, das Herumbaſteln an den Begriffen treten daher zurück gegen einen gewiſſen Fluß der Betrachtungen und freundliches Aufhorchen gegenüber verſchiedenen Meinungen. Im ganzen darf man Ritter zu den Deiſten zählen, nicht ohne eine ſtarke ariſtoteliſche Färbung in Bezug auf die Kategorien der Potenz und Wirklichkeit, der Grund- und Zweckurſachen zu bemerken. Seine Paradoxen oder Abweichungen von der gewöhnlichen Meinung bewegen ſich ſchon ſelbſt an den Grenzen des Erkennbaren. „Die ſchlechthin gute Welt", „Das Uebernatürliche und das Ueberſinnliche in der Welt", „Die Erkenntniß des Ueberſinnlichen in intellectueller Anſchauung", „Zweifel und Gewißheit, Autorität und Vernunft", „Die allgemeine Vernunft und der anthropologiſche Standpunkt in der Wiſſenſchaft" heißen die Gegenſtände dieſer Paradoxen. Von der Fülle wahrer Betrachtungen und pointirter Gedanken wollen wir nur einiges hervorheben. In Bezug auf die peſſimiſtiſche Weltbetrachtung gelangt Ritter zu der Antwort:

Sollte jemand meinen, es ſei gleichbedeutend, eine unvollkommene und eine unfertige Welt ſetzen, ſo würden wir zu entgegnen haben, daß von der beſten, aber in ihrem Weſen mangelhaften Welt die unfertige Welt, welche wir im Beginn der Schöpfung annehmen, darin ſich ſehr merklich unterſcheide, daß ſie die Ausſicht auf ihre Vollendung in ſich ſchließe. Die Schöpfung Gottes iſt nicht von heute oder geſtern, ſie iſt ewig, d. h. ſie umfaßt alle, die ganze Zeit von Anfang bis zu Ende; ebendeswegen müſſen die Geſchöpfe Gottes durch das zeitliche Werden hindurchgehen und anfangs unvollkommen ſein, um zuletzt vollkommen zu werden.

Als höchſt gelungen muß die Wiedereinſetzung der beiden Begriffe „Ueberſinnlich" und „Uebernatürlich" in ihre Rechte bezeichnet werden, wobei von Myſticismus und Aberglauben nicht die Rede zu ſein braucht. Jeder Gedanke, der die Erſcheinung auf ihre Gründe zurückführt, weilt im Gebiet des Ueberſinnlichen; jeder Entſchluß, der dem Lauf der Natur die Richtung zum Ideal vorſchreibt, weilt im Gebiet des Uebernatürlichen.

9. Die großen Culturepochen der Menſchheit. Von Otto Fleiſchmann. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte und Löſung der brennenden Zeitfragen. Kaiſerslautern, Taſcher. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.
10. Die Entwickelung des Maſchinenweſens und die großen Ingenieure. Vortrag von Hermann Grothe. Berlin, Springer. 1867. 8. 7½ Ngr.

Fleiſchmann's Werk (Nr. 9) iſt ein mehr dilettantiſcher Geſchichtsextract unter einem religiöſen Geſichtspunkt, nicht ohne im weſentlichen das Richtige zu treffen.

Grothe's Vortrag (Nr. 10) errichtet eine technologiſche Walhalla von Gutenberg bis Daguerre, mit ſocialer Nutzanwendung:

Es wäre eine Feigheit, wollte man daran verzagen, das Maſchinenweſen mit der Lage der Arbeiter in Einklang zu ſtellen, ebenſo wie es etwas Ungereimtes iſt, das Maſchinenweſen von vornherein, weil es ein ſociales Dilemma heraufbeſchworen hat, zu verdammen. Wir müſſen vielmehr die Einführung des Maſchinenweſens als eine Naturerſcheinung, gleichſam wie eine Erdrevolution uns zu betrachten gewöhnen und daran gedenken, daß auch nach einer ſolchen gewaltſamen Umwälzung in der Natur der Friede wieder einzieht, daß über die zertrümmerten Felſen allmählich die Vegetation ihr grünes Kleid zieht und Blumen und Früchte erſprießen läßt u. ſ. w.

11. Rede auf Ferdinand Freiligrath, gehalten am 7. Sept. 1867 zu Darmſtadt von Berthold Auerbach. Darmſtadt, Zernin. 1867. 8. 7½ Ngr.
12. Feſtrede geſprochen bei der Freiligrathfeier am 1. Juli 1867 zu Heidelberg von Karl Grün. Mannheim, Schneider. 1867. Gr. 8. 2 Ngr.

Wieder zwei Muſter für die individuelle Geſtaltung der Beredſamkeit. Während auf Anlaß einer früher beſprochenen Rede Kinkel als Situations- und Stimmungsmaler geſchildert wurde, tritt bei Auerbach (Nr. 11) neben demſelben poetiſchen Zug noch das analytiſche Eindringen in die Geheimniſſe des dichteriſchen Schaffens hinzu:

In den Niederlanden am Hafen, am Meeresufer wandelt der kraftvolle weſtfäliſche Jüngling, aus der Haft des Comtors entlaſſen. In der Seele erwacht ein Heimweh, nicht nach dem beſchränkten Heimatorte, nein, ein Heimweh nach der großen Heimat Erde, die man ganz erſchauen, erfaſſen und durchdringen möchte. Er dichtet, was die wiederkehrende Schwalbe geſehen; er ſingt das Lied von der Tanne auf dem Berge und wie ſie als Maſt ſich auf weitem Meere wiegt. Er haſcht die Luftſtrömung, er haſcht die Bilder, daran dieſe Schiffe, dieſe Maſten, dieſe Taue, dieſe Matroſen vorüberzogen, an weit entfernten Ufern und über Seen und Meere — ſeine Pulſe klopfen, er heißt dieſe Bilder ſich beleben vor ihm, ſie ſtellen ſich vor ihm auf mit brennenden, blendenden Farben, und er feſſelt ſie in gewaltigen Worten, die er zur deckenden Gegenſtändlichkeit bringt. Im ringenden Ungeſtüm meiſtert und ſteigert und vermehrt er die Sprachgewalt, ſodaß wir mit ihm in die heiße Zone und in Sturmesgebrauſe und auf den Meeresgrund uns verſetzt fühlen. In dem ſtürmiſchen Jüngling iſt eine eherne Willenskraft, eine Waghalſigkeit, daß der Blick ſeines innern Auges nicht zuckt vor dem Ungeheuerlichſten, wie es in der dürren Wüſte raſt und wie es auf dem Meeresgrunde die Gebeine der Verſunkenen auflöſt. Ja, weiter hinaus wagt er ſich; er wagt es, die Vernichtung dieſes Erdballs zu denken, zu denken nicht nur, ſondern zu geſtalten, zu ſchauen und uns ſchauen zu machen u. ſ. w.

Digitized by Google

Auerbach vertritt in dieſer Rede auch die jungdeutſche Anſicht vom Fortſchritt der deutſchen Literatur, den einige griesgrämige Kritiker immer nicht ſehen wollen.

Karl Grün (Nr. 12) weiß den Stier bei den Hörnern zu packen. Er faßt die Kunſt nach ihrer ſocialen Miſſion auf, ſchildert Freiligrath durch den politiſch-ſocialen Inhalt ſeiner Dichtung und ſchließt ſeine Rede vor Arbeitern mit dem Motto: „Die Arbeiter Heidelbergs dem Arbeiter Freiligrath.“

Feuilleton.

Hamlet in Paris.

Im Anſchluß an unſere neuliche Entgegnung gegen Blaze de Bury wollen wir heute einiges darüber mittheilen, wie „Hamlet“ den Pariſern jetzt erſcheint. Zu den Pariſern rechnen wir aber nicht die Gelehrten der „Revue des deux mondes“, die nur eine homöopathiſch verſchwindende Hochpotenz des pariſer Publikums bilden, ebenſo wenig die ecclesia pressa der echten Shakſpeare-Freunde und der überſpannten Shakſpearomanen; wir meinen das Paris, das keinen andern Hamlet kennt als den von Thomas, und keine andere Ophelia als die blonde Schwedin Nielsſen, die neue Jenny Lind, die aus dem Théâtre lyrique in die Große Oper übergeſiedelt iſt. Und zu dieſem Paris gehören alle Notabilitäten der Geſellſchaft, die Senatoren und Senatorinnen, die Bankiersfrauen aus der Rue Lafitte „ces dames“ in allen Schattirungen und ganz Paris wie es weint und lacht, ißt und trinkt, mit den obenerwähnten wenigen Ausnahmen.

Die „Illustration“ beginnt ihre Kritik der Thomas’ſchen Oper mit folgenden Worten: „Die Herren Michel Carré und Jules Barbier haben eine Specialität: die Einführung Shakſpeare’s auf unſere Opernbühne. An und für ſich läßt ſich gegen dieſe Ausbeutung nichts einwenden. Weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß ein Operntibretto nicht aus der Phantaſie des Verfaſſers hervorgeht, ſondern dem Werke eines großen Meiſters entnommen wird, ſo iſt es das Recht dieſer Herren, von dem freien literariſchen Austauſch Nutzen zu ziehen. Doch was man von ihnen verlangen kann, das iſt, nicht ihr Vorbild in ſolcher Weiſe zu verunſtalten, daß es niemand erkennen kann. Wie haben ſie das prächtige Drama «Hamlet» umgewandelt, welche ſpaßhafte Wendung haben ſie ihm gegeben! Welchen misgeſtalteten Zwang haben ſie aus dem Rieſen gemacht, den ſie dahingeopſert! Was iſt aus der erhabenen Conception Shakſpeare’s geworden!... Die Trivialität eines Boulevarddramas. Macbeth hatte den Schlaf getödtet; die Herren Michel Carré und Jules Barbier haben Shakſpeare getödtet.“

Die Hamlet-Oper beginnt mit großem Feſtjubel in Helſingör. Der König Polonius, umgeben von ſeinem ganzen Hofe, krönt die Königin Gertrud. Polonius, wahrſcheinlich als zu unmuſikaliſch, iſt bis auf ſeinen Namen beſeitigt, welcher dem König von Dänemark übertragen iſt. Erſtes Duett zwiſchen Hamlet und Ophelia, keineswegs eine Ausführung jener Scene, in welcher Hamlet mit herunterhängenden Strümpfen bei dem Fräulein erſcheint, ſondern ein volltönendes Liebesduett:

> Doute du soleil et du jour,
> Doute des cieux et de la terre,
> Mais ne doute jamais, jamais de mon amour.

Es iſt ferner ein feiner Zug, daß Laertes, ehe er nach Paris reiſt, ſeine Schweſter dem Prinzen Hamlet anvertraut. Die Geſpenſterſcene, die freilich ganz opernhaft iſt, wird mit einer decorativen Ausſtattung gegeben, an welcher ſich unſere Hoftheater ein Muſter nehmen können. Im zweiten Act kommt eine Scene zwiſchen Hamlet und den Schauſpielern vor, welche die letztern mit einem Chor beginnen: „Princes sans apanages.“ Hamlet trinkt ihnen zu mit einem walzerartigen Lied: „O vin, dissipe la tristesse!“ Der melancholiſche Dänenprinz wird alſo bisweilen ſo fidel wie der Dichter Shakſpeare ſelbſt in dem Thomas’ſchen „Sommernachtstraum“. „Sein oder Nichtſein“ iſt ein famoſes Adagio geworden mit vielen Crescendos und Poco Ritenutos. Die Reden Hamlet’s an Ophelia: „Geh in ein Kloſter“, ſind in ein Trio zwiſchen dieſen beiden und der Königin verlegt. Die wahnſinnige Ophelia begleitet mit ihren Geſängen ein ländliches Feſt; ihr poetiſcher Tod im Fluß wird wirkſam auf der Bühne ſelbſt inſcenirt. In der That iſt Ophelia, welche in der Großen Oper den Preis davontrug, auch bei Shakſpeare eine lyriſche Geſtalt, ohne echt dramatiſchen Halt, da ihr ganzes Verhältniß zu Hamlet im unklaren bleibt. Bei der Leichenfeier Ophelia’s erſcheint der Geiſt Hamlet noch einmal und befiehlt ihm, den mörderiſchen König zu tödten. Am Schluß wird Hamlet, nach der Ermordung des Polonius, gekrönt — und warum ſollte der Prinz umgebracht werden, da er ſich nur etwas zu lange beſinnt, ſonſt aber verſpricht, ein ganz guter König zu werden? Daß er Ophelia nicht heirathet, iſt offenbar die ſchwächſte Seite dieſes Operntextes.

So erſcheint Shakſpeare’s „Hamlet“ den heutigen Pariſern. Sollte Herr Cheri am Odeon auf den Einfall kommen, ihnen den wahrhaften „Hamlet“ in möglichſt getreuer Einrichtung vorzuführen — ſie würden die Abweichungen des Originals von der Thomas’ſchen Oper gewiß ſehr ſonderbar finden. Die franzöſiſchen Shakſpearomanen ſind alſo zunächſt noch den Beweis ſchuldig, daß ihre Wirkſamkeit auf den Geſchmack der Nation einen umgeſtaltenden Einfluß ausgeübt hat, ehe ſie mit ihrer blinden Apotheoſe die deutſche Kritik zu entwaffnen ſuchen, welche nicht entfernt in jene Ketzereien verfällt, deren ſich die franzöſiſche Theaterpraxis und überhaupt der romaniſche Geſchmack an dem großen Dichter ſchuldig machen.

Engliſches Urtheil über Mommſen’s „Römiſche Geſchichte“.

Das Erſcheinen des letzten Bandes der Dickſon’ſchen Ueberſetzung der „Römiſchen Geſchichte“ von Mommſen gibt der „Saturday Review“ Anlaß zu einer längern Beſprechung dieſes Werks, das jetzt als Textbuch an der Oxford-Univerſität benutzt wird. Sie rühmt Mommſen’s umfaſſende Gelehrſamkeit, die nirgends auf einem Verſehen zu ertappen ſei und ihn zu einer Autorität in allen in ſeinem Werke zur Sprache kommenden Fragen erhebe, und lobt die Klarheit und Kraft ſeiner Erzählung, die ihn ſo vortheilhaft vor ſeinem Vorgänger Niebuhr auszeichne, tadelt aber ſeinen Dogmatismus, mit welchem er die auffallendſten Behauptungen aufſtelle, ohne, wie Niebuhr, die Quellen anzugeben, auf die ſie geſtützt ſind. Die Art und Weiſe ferner, wie er von einem Pompejus, Cato und beſonders Cicero ſpeicht, ſcheint ihr ein Verſtoß gegen den guten Geſchmack, ſowie eine geſchichtliche Unbilligkeit zu ſein. Was den Stil betrifft, ſo ſei er zwar von ſeltener Klarheit und Gedrungenheit, in der Wahl der Wörter aber erklärt der engliſche Recenſent den Verfaſſer für einen der ärgſten Sprachverderber „unſerer gemeinſchaftlichen teutoniſchen Sprache“. Ein Engländer, meint er, könne mit dem beſten Willen kein völlig reines Teutoniſch ſprechen, wol aber könne es ein Hochdeutſcher. Dieſer könne ſogar ſeine Wörter nach Belieben ſelbſt bilden; trotzdem drängten ſich allerlei lächerliche franzöſiſche Erfindungen in die deutſche Sprache ein. Man ſpreche von orientiren, bornirt u. dgl., und bald werde man mangiren und diren für eſſen und ſagen zu hören bekommen. „Niemand ſündigt hierin mehr als Mommſen; er ſcheint ſeine beſondere Freude daran zu haben, die Sprache ſeiner Väter aufs äußerſte zu verderben. Weshalb redet er von «Inſurgenten» und «Concurrenten» und «Proclamationen» und «Patrouillen», und gibt uns ſolche ſcheußliche Zuſammenſetzungen, wie «Coteriewesen» und «Rabuliſtenart?»“ Wir brauchen wol kaum zu bemerken, daß, wenn auch dieſer Tadel in Bezug auf Mommſen vielfach gerechtfertigt ſein mag, er doch keinesfalls die heutigen deutſchen Schriftſteller im allgemeinen trifft, da dieſe ſich in neuerer Zeit faſt durchgängig der größten Reinheit der Sprache befleißigen und die Fremdwöter immer mehr beſeitigt werden, ja, daß manche, wie z. B. der Hiſtoriker oder — um nicht wie Mommſen zu

Digitized by Google

ſündigen — Geſchichtſchreiber Wuttke in ſeiner „Geſchichte der Schlacht bei Leipzig“, vielleicht um bei der Darſtellung des Kampfes gegen die Franzoſen zugleich gegen alles Franzöſiſche anzukämpfen, hierin ſogar zu weit gehen und ſelbſt ſolchen völlig eingebürgerten Wörtern wie General, Offizier u. ſ. w. den Krieg erklären und ſie aus ihrer Schreibart „entfernen“. Wie dem auch ſei, ſo wird man zugeben, daß der Recenſent hier über das Ziel hinausgeſchoſſen hat. Einen viel ſchwerern Tadel aber als alle die frühern verdient das Werk in ſeinen Augen wegen Mommſen's ſittlicher Blindheit. „Es heißt nicht zu viel ſagen“, meint er, „daß Mommſen keinen Begriff von Recht oder Unrecht hat.“ Daher ſei faſt jede Seite durch des Verfaſſers ſchamloſe Vergötterung der bloßen Macht entſtellt. „Er kann nicht verſtehen, daß ein kleiner Staat irgendein Recht gegenüber einem größern haben oder ein Patriot in einem ſolchen Staate etwas anderes als ein Thor ſein könne.“ „Wir bewundern“, ſagt er zum Schluß, „Mommſen's Genie, Forſchung und Genauigkeit ſo warm, wie es nur irgendeiner ſeiner Anhänger kann. Wir ſind der Anſicht, daß ſein Buch höchſt werthvoll für vorgerückte Studirende ſei, damit dieſe es mit andern Büchern vergleichen, ſeine einzelnen Angaben erwägen und dann ſelbſt daraus Schlüſſe ziehen. Ein Buch aber, das keine Quellenangaben enthält, das neue Theorien mit einer Zuverſicht aufſtellt, als ob es Thatſachen wären, die man nie bezweifelt hat — vor allem aber ein Buch, welches gegen alle Rückſichten auf Recht und Unrecht vollkommen gleichgültig iſt, ſcheint uns, wenn es allein in die Hände derer gelegt wird, die noch zu lernen haben, durch und durch gefährlich und irreleitend zu ſein.“

Bibliographie.

Bernays, M., Goethe's Briefe an Frdr. Aug. Wolf. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 20 Ngr.

Behrend, J. F., Ein Stendaler Urthellsbuch aus dem 14. Jahrhundert als Beitrag zur Kenntniss des Magdeburger Rechts herausgegeben. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 28 Ngr.

Betrachtungen über die franzöſiſche Armee mit beſonderer Berückſichtigung des moraliſchen Elementes. Von M. v. K. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Bolanden, C. v., Die Schwarzen und die Rothen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bremer, Fredrika, Lebensſchilderung, Briefe und Nachgelaſſene Schriften. Herausgegeben von ihrer Schweſter Charlotte Quiding, geb. Bremer. Deutſche Originalausgabe. In drei Theilen. 1ſter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Brugſch, H., Die ägyptiſche Gräberwelt. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Döllinger, J. v., Zum Gedächtniß Sr. Maj. des Königs Ludwig I. und ſeiner Regierung. Rede. München, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Dragomirow, M., Skizzen des oeſterreichiſch-preußiſchen Krieges im Jahre 1866. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 22½ Ngr.

Edelſteine. Gedanken zur Anleitung und Ermunterung im Kampfe um den Schmuck des innern Menſchen von M. W. Mit einem Vorwort von E. Stähelin. Bern, Mann. 16. 6 Ngr.

Erlburg, L. v., Aus Herz und Welt. Novellen für den Familientiſch. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Dr. H. Ewald über ſeine zweite Amtsentſetzung an der Univerſität Göttingen. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 15 Ngr.

Falke, J., Die Kunſtinduſtrie der Gegenwart. Studien auf der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1867. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 1 Thlr.

Fernau, R., Das Chriſtenthum und das praktiſche Leben. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Freybe, A., Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie, cultur- und literar-geschichtlich beleuchtet, sowie mit einer Darlegung der Theorie Uhlands über das Nibelungenlied. Halle, Buchh. d. Waisenh. 8. 15 Ngr.

Gerſtäcker, F., Hüben und drüben. Neue geſammelte Erzählungen. 4 Bde. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 Thlr.

Geſchichte des Königreichs Sachſen von der älteſten bis zur neueſten Zeit. Dem Volke wahrheitsgetreu erzählt. 1ſte Lief. Leipzig, Minde. Gr. 8. 3 Ngr.

Grünhagen, C., Karl IV. in seinem Verhältnisse zur Breslauer Domgeistlichkeit. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3⅓ Ngr.

Guſtav vom See (G. v. Struenſee), Arnſtein. Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Thlr.

Gyra, A. v., Der neueste materialistische Monismus im Widerstreit mit dem neueren philosophischen Realismus. Ein offenes, antikritisches Sendschreiben an die Herren Dr. F. H. Th. Allihn und Dr. T. Ziller. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Hofmann, C., Altfranzösische lyrische Gedichte aus dem Berner Codex 389 herausgegeben. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Honegger, J. J., Grundſteine einer allgemeinen Culturgeſchichte der neueſten Zeit. 1ſter Bd. Die Zeit des erſten Kaiſerreichs. Leipzig, Weber. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kanitz, F., Reise in Süd-Serbien und Nord-Bulgarien, ausgeführt im Jahre 1864. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 2 Thlr.

Kayſer, J., Aus der Schatzkammer des Domes zu Minden. Ein Beitrag zur Geſchichte der mittelalterlichen Kunſt. 1ſtes Heft. Paderborn, Junfermann. 1867. Gr. 4. 10 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens. Eine Antwort auf die vom Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangeliſchen Geiſtlichkeit Heſſens erhobene Anſchuldigung wegen „Verunglimpfung des evangeliſchen Glaubens“. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kradolfer, J. J., Ueber Glauben und Unglauben. Ein Vortrag gehalten im Proteſtanten-Verein den 11. Februar 1868. Bremen, Geſenius. 16. 5 Ngr.

Krestowski, W., Petersburger Enthüllungen. Ein Buch von den Hungrigen und Satten. Roman. Nach dem Ruſſiſchen. 4 Bde. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 Thlr.

Kürschner, F., Jobst von Einsiedel und seine Correspondenz mit der Stadt Eger. Aus dem Archive der Stadt Eger mitgetheilt. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Lex.-8. 6 Ngr.

Dr. M. Gotthilf Löſchin. Ein Lebensbild des Heimgegangenen. Danzig, Bertling. Gr. 8. 5 Ngr.

Magnus, B., Das Bündniß Guſtav Adolfs mit dem Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, ſowie die heimliche Verlobung König Guſtav Adolf's von Schweden mit der Prinzeſſin Maria Eleonora von Brandenburg. Zwei Vorträge. Berlin, Quaas. Gr. 8. 20 Ngr.

Mähl, J., Tater-Mariken. Ein Bild aus dem Volksleben. Altona, Mentzel. Gr. 16. 12 Ngr.

Helene Meredith, Gabrielle Mentonini, Johann Riſſelle und andere chriſtliche Geſchichten. Bremen, Verl. d. Tractath. 8. 12½ Ngr.

Meynert, H., Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa seit dem frühen Mittelalter bis auf die Gegenwart. Nach Original-Documenten und anderen Quellen bearbeitet. 1ste und 2te Lief. Wien, Beck. Gr. 8. à 10 Ngr.

Müller, F., Die Meiſterſinger von Nürnberg. Ein Verſuch zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Rich. Wagners. 1ſte Lief. München, Kaiſer. Lex.-8. 15 Ngr.

Niedergeſäß, R., Lehrer Manhart von Großdorf. Ein Lebensbild zum Beſchauen für Lehrer und für Freunde der Schule. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Pelei, M., Zur Einführung Shakeſpeare's in die chriſtliche Familie. Eine Gabe zunächſt für Frauen und Jungfrauen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 25 Ngr.

Poſt, A. H., Kirchenglaube und Wiſſenſchaft. Ein Beitrag zur Klärung der religiöſen Streitfragen der Gegenwart für gebildete Leſer. Bremen, Geſenius. Gr. 8. 5 Ngr.

Rauſcher, J. O., Die Ehe und das zweite Hauptſtück des bürgerlichen Geſetzbuches. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Rechl, Das Entwicklungsgeſetz der Natur. München, J. A. Finſterlin. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Rhein iſt der Friede. Eine franzöſiſche Flugſchrift mit deutſchem Vorwort und Randbemerkungen. Erlangen, Beſold. Gr. 8. 4 Ngr.

Roßbach, J. J., Geſchichte der Geſellſchaft. 1ſter Thl. Die Ariſtokratie. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Rößler, C., Die Geſichtspunkte der Steuerpolitik. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Roßmann, W., Oreſt. Tragödie von Aeſchylos. Für die Bühne bearbeitet. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Rüben, L., Junius Brutus. Drama. Berlin, Janke. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Frdr. Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Zur Erinnerung an den 21. November 1768 für das deutſche Volk bearbeitet. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Thlr.

Schillers ſämmtliche Werke. Kritiſche Ausgabe in 9 Bdn. von H. Kurz. 1ſte Lief. Hildburghauſen, Bibliogr. Inſtitut. 8. 5 Ngr.

Scholten, J. H., Geſchichte der Religion und Philoſophie. Ein Leitfaden. Aus dem Holländiſchen nach der 3ten Auflage mit Genehmigung des Verfaſſers überſetzt von E. R. Redepenning. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwetſchke, G., Bismarckias. Didactiſches Epos. 3te Auflage. Halle, Schwetſchke. 16. 5 Ngr.

Segur, M. de, Die Freimaurer, was ſie ſind, was ſie thun und was ſie wollen. Autoriſirte Ueberſetzung. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 5 Ngr.

Sonnenblumen. Von M. W. Bern, Mann. 16. 7½ Ngr.

Stolz, A., Kleinigkeiten geſammelt von Anfang bis jetzt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 22 Ngr.

Strackerjan, L., Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 2 Thlr.

Strahlen des Geiſtes im Spiegel der Wahrheit. Zum Druck befördert von T. Fall. Coeln, Roemke u. Comp. Qu. 4. 1 Thlr.

Ueber die Pädagogenzunft. Anſichten eines nichtzünftigen Schulmeiſters. Chemnitz, Hoch 4. 3 Ngr.

Das Unvergängliche in den Beziehungen zwiſchen Religion und Philoſophie. Aus der Gemeinde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 Ngr.

Venedig. Streifſichter aus Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Wartensleben, A. Gr., Jerusalem. Gegenwärtiges und Vergangenes. Berlin, Barthol u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waſtler, J., Die Farbe als decorativer Schmuck. Zwei Vorträge. Gratz, Leuſchner u. Lubensky. Gr. 8. 10 Ngr.

Weyhe, A. v., Wider den Strom. Gedichte eines Hannoveraners. Wien, Hilberg. 8. 15 Ngr.

Wild, H., Ueber Föhn und Eiszeit. Rektoratsrede. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 8 Ngr.

Wörter, F., Zurückweiſung der jüngſten Angriffe auf die dermalige Vertretung der katholiſchen Dogmatik an der Univerſität zu Freiburg. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Ziegenbalg, B., Genealogie der malabarischen Götter. Aus eigenen Schriften und Briefen der Heiden zusammengetragen und verfasst. 1ster, ungeänderter, nothdürftig erweiterter Abdruck besorgt durch W. Germann. Erlangen, Deichert. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Soeben erſchienen vier neue Bände von

Brockhaus'
Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Dieſe neuen Bände (8—11) enthalten:

Leſſing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe, von Hettner; Wieland's Oberon, von Köhler; Maler Müller's Dichtungen, zwei Theile, von Hettner.

Die früher erſchienenen Bände (1—7) enthalten:

Schleiermacher's Reden, von Schwarz; Klopſtock's Oden, von Düntzer; Muſäus' Volksmärchen, von Müller; Kortum's Jobſiade, von Ebeling; Ernſt Schulze's Bezauberte Roſe und Poetiſches Tagebuch, von Tittmann.

Brockhaus' „Bibliothek" bringt die beſten Werke der deutſchen Nationalliteratur in ſchön ausgeſtatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben. Sie hat vor allen ähnlichen Sammlungen den Vorzug, daß jedes Werk von einem angeſehenen Schriftſteller der Gegenwart herausgegeben und mit einer Einleitung ſowie mit Erläuterungen begleitet iſt. Unter den Herausgebern befinden ſich Bartſch, Carriere, Düntzer, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottſchall, Hettner, Köhler, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann u. a.

Jeder Band (15—20) Bogen koſtet nur 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

In allen Buchhandlungen ſind die erſchienenen Bände nebſt einem **Proſpect** über die Sammlung ſtets vorräthig.

Binnen kurzem erſcheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung:

Rauch.

Aus dem Ruſſiſchen des

Iwan Turgenjew.

Autoriſirte Ausgabe.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Beſtellungen hierauf werden ſchon jetzt in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Fr. Lucas'ſche Buchhandlung in Mitau.

Verlag von H. Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möſer.

Sonette, Oden, Diſtichen u. ſ. w., ſo rein und ſchön, wie Platen ſie je gemacht hat. (Grenzboten.)

Neue Sonette von Albert Möſer.

Fünfzig formvollendete neue Sonette von Albert Möſer, wiederum ausgezeichnet durch jenen feinen Sinn für Schönheit, den wir ſchon von der erſten Sammlung des Dichters hervorhoben. (Karl Frenzel.)

An den Tod, Canzone von Albert Möſer.

Eine Dichtung von hohem poetiſchen Werthe, edel in Empfindung und Form. (Illuſtrirte Zeitung.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Baroniſirt. — Paſſiflora.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutſche Leſewelt empfängt hiermit zwei neue Novellen von Robert Waldmüller, bekanntlich einem der beliebteſten Vertreter der modernen Unterhaltungsliteratur. Wie in ſeinen frühern Werken verbindet ſich darin vollendete Kunſt der Charakteriſtik und pſychologiſchen Entwickelung mit meiſterhafter Glätte und Sauberkeit der Form zu wohlthuender Harmonie.

Von dem Verfaſſer erſchien vor kurzem in demſelben Verlage:

Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco.
Zwei Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Erinnerungen an
Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Ein Künſtler- und Menſchenleben.

Von Eliſe Polko.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr 20 Ngr.

In ihrer bekannten anmuthigen Weiſe liefert die Verfaſſerin mit dieſem Buche ein Bild Felix Mendelsſohn's als Künſtlers und Menſchen, theils nach eigenen Erinnerungen, theils nach Mittheilungen ſeiner nächſten Freunde. Das Buch wird allgemein anſprechen und eignet ſich namentlich zu einem Geſchenk für die deutſche Frauenwelt.

Als Ergänzung zu den bekannten Briefen Mendelsſohn's iſt es beſonders auch den zahlreichen Leſern derſelben zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH
für romanische und englische Literatur.

Begründet im Verein mit

Ferdinand Wolf von **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Dr. Ludwig Lemcke.

Preis des Bandes von 4 Heften 4 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren achter Band gegenwärtig im Erscheinen begriffen ist, zählt eine grosse Reihe der bekanntesten Gelehrten zu ihren Mitarbeitern und concentrirt in sich die wichtigsten und interessantesten Studien auf dem Gebiete der englischen und der verschiedenen romanischen Sprachen und Literaturen. In Erweiterung ihres ursprünglichen Programms berücksichtigt die Zeitschrift nicht blos den literar-historischen, sondern auch den rein philologischen Theil; die hierdurch herbeigeführte grössere Vielseitigkeit trägt dazu bei, den Kreis der Freunde dieses „Jahrbuch" immer mehr zu vergrössern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 17. — 23. April 1868.

Inhalt: Der ägyptiſche Oſtſudan. Von **Wilhelm Bentheim.** — Ein neues Revolutionsdrama. Von **Rudolf Gottſchall.** — Moderne Dichterporträts. — Ein Buch für deutſche Hausfrauen. Von **Alexander Jung.** — **Feuilleton.** (Literariſche Notizen; Zeiſing über das Pentagramm.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der ägyptiſche Oſtſudan.

Reiſen und Jagden in Nordoſtafrika 1864—65. Von Karl Graf Krockow von Wickerode. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die Uferländer des Rothen Meers ſeit einer Reihe von Jahren beanſpruchen, und das ſich durch den engliſchen Krieg mit Abyſſinien noch geſteigert hat, erſcheint die Veröffentlichung dieſes Reiſewerks überaus zeitgemäß. Daſſelbe iſt jedoch von nicht blos vorübergehendem, ſondern von bleibendem wiſſenſchaftlichen Werthe. Man könnte beim erſten Anblick zwar geneigt ſein, die hier beſchriebene Reiſe für einen bloßen Jagdausflug zu halten, unternommen, um die dem deutſchen Edelmann eigenthümliche Schützenfertigkeit auch an afrikaniſchem Hochwild, wenn nicht an Elefant und Rhinoceros, doch an Antilope und Gazelle, Büffel und Giraffe, zu üben; allein das wiſſenſchaftliche Reſultat, die topographiſche, orographiſche, ethnographiſche Ausbeute, die uns hier geliefert wird, iſt in der That ſehr reichhaltig. Krockow's Route in Oſtſudan, von Sauakin durch das obere Gebiet des Atbara, des nördlichen Nebenfluſſes des Nil, iſt bisher noch äußerſt wenig bereiſt und ſogar noch weniger beſchrieben worden; ſeine Reiſe hat daher gar manche weſentliche Lücke in der Erdkundeausgefüllt, manche bedeutende Strecken wurden durch ihn ganz neu erforſcht, unter welchen wir namentlich die weite Strecke zwiſchen dem Chor el Gaſch und dem Setit, den beiden Hauptnebenflüſſen des Atbara, hervorheben wollen.

Der obere Atbara iſt in neuerer Zeit zuerſt von Baker, dem Nachfolger Speke's in der Nilquellenforſchung und dem Entdecker des Albert-Njanſa, beſucht worden; vgl. Samuel White Baker, „On the tributaries of the Nile in Abyssinia. Proceedings of the Royal Geographical Society" (Bd. 10, London 1866). Baker, welcher damals die relativen Einwirkungen der abyſſiniſchen Nebenflüſſe des Nil und des Weißen Nil auf die jährliche Nilflut in Aegypten ſtudiren wollte, kam im Juni 1861, am Ende der trockenen Jahreszeit, am Atbara an und war am 23. deſſelben Monats Zeuge von dem Eintreffen des Hochwaſſers in dem vorher trockenen Atbara, welches plötzlich, mit weithin hörbarem donnernden Getöſe herangerollt kam und das Flußbett bis zur Tiefe von 20 Fuß erfüllte. Baker ging von Tomat, an der Mündung des Setit in den Atbara, nach Matama, dem Hauptort von Galabat, und von dort weſtlich an den Blauen Nil. Später iſt die Route des Grafen Krockow noch von Dr. Schweinfurth gemacht worden, welcher darüber jedoch nur kurze Briefe und Berichte in der „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde" zu Berlin (Jahrgänge 1865 und 1866), veröffentlicht hat. Nach mehrern Forſchungsreiſen am Nil und Rothen Meer, die er ſeit dem Jahre 1863 anſtellte, begab er ſich im Jahre 1865 von Sauakin aus ins Innere, nach Kaſſala, Quedaref und Matama, worauf er ſich über Abu Harras am Blauen Nil nach Chartum und von dort nach Sauakin zurückbegab.

Krockow reiſte am 14. September des Jahres 1864 von ſeiner Wohnung in Dresden nach Afrika ab. Er kam am 9. October in Suez am Rothen Meer an, welche Stadt an 4000 Einwohner enthält und ſchon viele europäiſche Anſiedler zählt, die in mancherlei Geſchäften und allerlei Waarenhandel einen reichen Gewinn finden. Die Stadt beſteht meiſt aus ſteinernen Häuſern und hat ſeit Eröffnung der Eiſenbahn und der Beendigung des Süßwaſſerkanals um mehr als die Hälfte an Einwohnern zugenommen. Krockow traf hier gleich zwei eben angekommene Paſſagiere, zwei arabiſche Kaufleute und Sklavenhändler, die in Geſchäften für Hrn. Sakakini in Kairo, Director der im Rothen Meere beſtehenden türkiſchen Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft Aſſidgi, reiſten und mehrere Sklaven und Sklavinnen in ihrem Gefolge führten. Ob letztere das Eigenthum der Araber waren oder ob ſie als

Digitized by Google

Waare auch in den Geſchäftskreis des Hrn. Sakakini gehörten, konnte Krockow nicht erfahren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß mehrere Europäer ſich an dem verbotenen Handel des großen Gewinns wegen betheiligen. Die Entfernung von Suez bis Djidda beträgt 640, bis Sauakin 830 Seemeilen.

Man fuhr am 12. October von Suez ab und kam am 18. October in Djidda an der arabiſchen Küſte an. Das Schiff mußte die verſchiedenen Korallenriffe, die ſich hier theils dicht unter der Meeresoberfläche hinziehen, theils über dieſelbe hinausragen, in einem weiten Bogen umfahren und ſich im Zickzack durch die gefährlichen Untiefen hindurchwinden, bevor es in den natürlichen offenen Meereskanal einbog und dahin gelangte, wo die Dampfer ihre Anker werfen. Der Name Djidda ſoll im Arabiſchen „der Grund der großen Urmutter" bedeuten und bezieht ſich auf das nahe bei den Stadtmauern gelegene Grab der Eva. Die Stadt treibt lebhaften Handel und befindet ſich im Wohlſtand.

Am 25. October legte der Dampfer in dem Meereskanale bei der Inſel von Sauakin an. Dieſe Inſel, auf welcher der größte Theil der Stadt Sauakin erbaut iſt, beſteht aus poröſen, dunkelfarbigen Korallen, iſt 600 Schritte lang und 400 Schritte breit. Der größte Theil derſelben iſt mit ſteinernen (Korallenfelſen) ein- oder zweiſtöckigen Häuſern und einigen aus Stangen erbauten, mit Strohmatten überdeckten Hütten beſetzt. Faſt zu jedem der Gebäude gehört ein kleiner, mit Mauern oder Zaunwerk eingeſchloſſener Hof. Zwei Moſcheen mit ihren Thürmen und Minarets überragen die flachen Dächer der Wohnhäuſer. Das Gouvernementsgebäude hat eine hübſche Lage mit weiter Ausſicht nach dem Meere und über einen Theil der Gebirge hin. Das Zollhaus ſieht unbedeutend aus, bringt aber der Regierung viel Geld ein. Das großartigſte Gebäude der Inſel liegt nahe dem Gouvernement und wurde vor einigen Jahren von der Telegraphencompagnie nach europäiſchem Muſter, mit Fenſterſcheiben und guten Thüren verſehen, erbaut. Da die Compagnie dieſe Linie aufgab, ſo iſt das Haus verwahrloſt; viele Fenſterſcheiben ſind zerbrochen, und im Innern mag es auch nicht ſehr einladend ausſehen. Außerdem zeichnen ſich zwei ſchmuzige Cafés und drei Häuſer von höhern ägyptiſch-türkiſchen Beamten durch ihre Größe vor den gewöhnlichen Wohnungen aus. Die Straßen ſind meiſt eng, uneben und winkelig, natürlich auch ungepflaſtert, ſo auch der ſchmale, zum Theil gegen die Sonnenſtrahlen überdeckte Bazar. Hunde ſah der Reiſende wenige auf der Inſel, aber viele Katzen, und er beobachtete einige derſelben, wie ſie, dicht am Ufer des Meeres ſitzend, kleine Fiſche aus dem Waſſer holten und verzehrten. Ueber Sauakin wird ſeit Ausbruch der Viehſeuche in Unterägypten ein beträchtlicher Transport von Sudanvieh durch die Regierung betrieben. Die Regierung berechnet das Stück im Sudan mit 7½ Thaler nach unſerm Gelde und nimmt die Thiere als Tribut den Eingeborenen oft mit Gewalt weg, läßt ſie nach Tokar bei Sauakin treiben, wo einige Weideplätze und Waſſer zu finden ſind, und von dort wird dann in zwei Tagen die beſtimmte Anzahl Hornvieh nach Sauakin durch den Dampfer transportirt. Der Transport von Sauakin nach Suez koſtet die hohe Summe von 30—40 Pfd. St. per Kopf. Danach wird das Vieh in Kairo für 60—80 Pfd. St. verkauft. Die Geſellſchaft Aſſidgi macht guten Profit, die Regierung iſt auch in großem Vortheil, und der Vicekönig, bei beiden betheiligt, macht die beſten Geſchäfte.

Nachdem der Reiſende mit einem Reiſegefährten in Sauakin eine Karavane gebildet hatte, ging am 31. October der Zug von dort ab, ſüdſüdöſtlich nach Kaſſala am Chor el Gaſch. Die Großartigkeit der Wüſte, die von der Einſamkeit des Meers kaum übertroffen wird, trat ſofort in aller ihrer Macht an den Reiſenden heran; unabſehbar dehnte ſich die Einöde aus und nur die hohen Uribagebirge rechter Hand wie der ſchmale Streif des Rothen Meers am öſtlichen Horizont waren ſchöne Ruhepunkte für das umherſchweifende Auge, während die Umgebung der Karavane nur wenige Grasbüſchel darbot, oder einzelne, niedrige Tamarisken, die ſich aus dem ſandigen Boden erhoben. Man durchzog darauf ein breites felſiges Thal zwiſchen dem Sekenigebirge rechts und dem Sabagebirge links. Das Sabagebirge hat ein ſehr rauhes und wildes Ausſehen, iſt von ſchwärzlicher Farbe und auf der Oberfläche mit Maſſen großer und kleiner Steine bedeckt. Das Sekenigebirge, an 2000 Fuß aufſteigend, ſchloß im Oſten den Geſichtskreis in ſchöner Weiſe ab. Der Weg zwiſchen den Gebirgen führte durch enge, wildromantiſche Felſenthäler, über ſteinigen, zerriſſenen Boden, durch eine nur aus Steingerölle beſtehende vegetationsloſe Gegend von drei Meilen im Umkreiſe und endlich in eine ſteinige, dünn mit Mimoſen bewachſene Steppe. Die Fächerpalme trat in großen, geſchloſſenen Gruppen auf. Am 13. November kam die Karavane am Weſtfuß des Mamangebirgs an, wo ſich die Denkmale alter Chriſtengräber befinden, welche Dr. Schweinfurth im Frühjahr 1865 beſuchte. Jene Gebirge, ſteil und zerriſſen, erheben ſich an 1400 Fuß über der Ebene und tragen an einzelnen Stellen größere Plateaux auf ihren höchſten Erhebungen. Die Ebene war meiſt mit blätterloſen, ſtacheligen Mimoſengeſträuchen bedeckt. Als die Reiſenden am 14. November am Mokrangebirge, welches, ſteil von der Ebene anſteigend, ſich 1250 Fuß über dieſelbe erhebt, ankamen, blickten die dunkeln Erdmauern von Kaſſala ſchon hin und wieder durch die Gebüſche.

Ueber die Bewohner des durchwanderten Landes, die Biſchary und die Hadendoa, macht der Verfaſſer die folgenden Bemerkungen:

Die Gebirgsgegenden nördlich und ſüdlich von Sauakin werden von den Byſcharin- oder Biſchary-Arabern bewohnt, die, in halbwildem Zuſtande lebend, ſich einer gewiſſen Unabhängigkeit erfreuen. Die vielen unzugänglichen Gebirge geſtatten dieſen Bergbewohnern eine ungebundene Freiheit, und nur durch Liſt oder Gewalt kann die ägyptiſche Regierung bei dieſem Volke den Tribut eintreiben. Da jene Leute ein Nomadenleben führen, ſo wechſeln ſie ihre Wohnungen je nach dem Bedürfniß der Weiden für ihre Viehheerden. Sehr kriegeriſch, gewandt und auf ſich ſelbſt angewieſen, haben ſie vor den andern afrikaniſchen Volksſtämmen den großen Vorzug, daß ſie in viel beſſerm Einvernehmen untereinander ſtehen und eindringende Feinde oder Räuber gemeinſam vertreiben. Nach der Regenzeit benutzen die Biſchary die Hochthäler oder Berge zu ihren Weideplätzen, ziehen ſpäter in die niedriger gelegenen Gebirgsthäler und dann an diejenigen Chorbetten des Flachlandes oder der Bergabfälle, wo Trinkwaſſer zu finden und das Gras von

andern Heerden aber dem zahlreichen Wild nach nicht zertreten oder abgefreſſen iſt. Der vorzüglichſte Reichthum dieſer Leute beſteht in ihren Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden, ſowie einigen Eſeln und Kamelen. Dieſe weißen, meiſt leichtgebauten Thiere ſind in den Wüſtengegenden des öſtlichen Sudan geſucht und heißen Biſchary. Unter ihnen findet man die meiſten Dromedare (arabiſch Hedjin), die ſchnellfüßiger ſind, als die andern in Afrika vorkommenden Kamelraſſen. Die um Sauakin wahnenden Hirten verſorgen dieſe Stadt mit Milch, Butter und Käſe gegen ziemlich hohe Preiſe. Das Ausſehen dieſer Nomaden iſt, wie meinem europäiſchen Auge ſchien, wenig von den angrenzenden Hadendoa-Arabern verſchieden.

Das Land, das im Nordweſten von der Nubiſchen Wüſte, im Südoſten von den Barkagebirgen und den angrenzenden Niederungen, im Süden vom Chor et Gaſch, den Sabderatgebirgen und den Höhen, wo die Biſchary wahnen, eingeſchloſſen wird, iſt die Wohnſtätte der namadiſirenden Hadendoa-Araber. Dieſer einige hunderttauſend Köpfe ſtarke Stamm beſitzt beſonders graßen Reichthum an allerlei Viehheerden und hauptſächlich an vielen, weißen Kamelen. Der Hauptort und Wohnſitz ihres oberſten Schechs iſt Mitkinab, außerdem liegen Filik und Naman, zwei bedeutende Marktdörfer, in ihrem Gebiete. Die Hadendoa ſind kriegeriſch gewandte, leicht erregbare, jähzarnige, ſtreitſüchtige Leute nnd, was Muth und Tapferkeit anbetrifft, nicht zu verachtende Feinde. Sie waren im Sudan mit unter den letzten, die der ägyptiſchen Herrſchaft widerſtanden, ſie mußten ſich aber der Uebermacht beugen, dach zählen noch jetzt verübte Mordthaten an den den Tribut eintreibenden Soldaten nicht zu den Seltenheiten. Die türkiſch-ägyptiſche Regierung hat ſich überhaupt in letzter Zeit ſämmtliche Bewahner des Sudan zu Feinden gemacht. Die Männer ſind im allgemeinen 5–5½ Fuß graß und ſehr ſchlank gewachſen. Der Kopf iſt mit langen, dunkeln, ſehr krauſen, wolligen Haaren bedeckt. Dieſe werden mit Hülfe eines langen Halzes und durch Beſtreichung mit gekautem, rohem Schafnierenfett ſo friſirt, daß die Haare des obern Schädels nach oben ſtreben und in einer elliptiſchen Scheitelungslinie van dem Ende der Stirn ſich nach dem obern Ende des Hinterkopfs herumlegen, während die darunter befindlichen Lacken, weit über die Ohren und den Nacken hängend, nach den Seiten abſtehen und dem Kopfe ein Anſehen von großem Umfange geben. Die Stirn iſt gerade und ſchmal, die Naſe öfter gebogen, die Augenbrauen ſelten dicht und das Kinn mit wenig Bart bedeckt. Die Oberlippe iſt ſtets raſirt, oder es werden die Haare dart ausgerupft. Der Hals iſt lang, die Bruſt kräftig gewölbt, und die weißen Zähne treten aus dem langgeſchlitzten Munde mit etwas ſtark aufgeworfenen Lippen hervor. Die Arme nnd Beine ſind beſonders ſehr lang, die Hüften ſchmal, die Waden dünn. Die feinen Knöchel, ſtark zurückgebogenen Ferſen und gut propartionirten, ſchmalen, hübſch geformten Füße und Hände bilden den Abſchluß und vollenden das Bild.

Die innere Stadt von Kaſſala, der Hauptſtadt des Landes Takka, wird von einer 16 Fuß hohen Lehmmauer eingeſchloſſen, die durch viele Schießſcharten und Baſtionen befeſtigt iſt. Die Ufer des Chor el Gaſch liegen an der weſtlichen Seite der Stadt, etwa 150 Schritte von den Mauern entfernt; der zwiſchen Flußbett und Stadtmauern befindliche Raum iſt von vielen Nomadenwohnungen, Strohhütten und Gärten bedeckt. Desgleichen ſchließen ſich im Norden die Zelte mehrerer Nomadenſtämme an die Stadt an, und auf der Oſtſeite befindet ſich eine befeſtigte Kaſerne, rechter Hand von dem dortigen Stadtthore ein Hospital, außerdem Ruinen ehemaliger Wohnungen. Auf der Südſeite dehnen ſich wiederum einige Hütten, Zelte, mehrere Gärten und bebaute Ländereien aus. Der majeſtätiſche, über 3000 Fuß von der Ebene in gewaltigen Maſſen aufſteigende Djebel Kaſſala iſt etwa eine Stunde entfernt, immergrüner Palmenwald umgürtet den ſteilen, mächtigen Gipfel gleich einem friſchen Kranze auf dem Haupte eines Greiſes. Sandige Strecken, von wenigen niedrigen Geſträuchen unterbrochen, ziehen ſich darunter bis an die Mokranberge hin. In weiterer Ferne ſind Theile der Gebirge von Sabderat, Algeden und einzelne rauhe Felsſpitzen, wie der Abu Gaml im Süden, zu ſehen. Die innere Stadt liegt auf einer langgedehnten Ebene, in deren Mitte ſich ein freier Platz ausbreitet, von Häuſern und Erdmauern umſchloſſen, während den größern übrigen Theil enge Gäßchen, ſchmuzige Wohnungen, Harems, Magazine und beſonders die Regierungsgebäude einnehmen. Der täglich in den Früh- und Abendſtunden ſtattfindende Markt liefert außer Lebensmitteln, Gewürzen, Taback in den Verkaufshallen auch europäiſche Fabrikate, Zenge, Porzellan, Geſchirre, türkiſche (hier gearbeitete) Schuhe, Kaffee, Zucker, Seife, Tarbuſch, Meſſer, kleine Spiegel, Scheren, Taſchenuhren zu ſehr hohen Preiſen. Von Landesproducten gab es wenig Gemüſe, Früchte, Eier, Geflügel, Milch, Durra, Gummi, Häute, etwas Honig, Elfenbein und Wachs. Außerdem werden unter der Hand auch Sklaven gekauft oder weiter über Sauakin nach Djidda befördert, und hiermit befaſſen ſich beſonders die Djialin-Araber im ganzen öſtlichen Sudan. Der Chor el Gaſch, deſſen Lauf einen großen Bogen beſchreibt, wendet ſich bei Kaſſala von ſeiner weſtlichen Richtung nach Norden. Sein Bett iſt hier mehrere hundert Schritte breit, führt jedoch, wie der Name Chor beſagt, nur während der Regenzeit fließendes Waſſer.

Der Reiſende traf in Kaſſala die Herren Munzinger und Pater Stella. Der erſtere, der bekannte Forſcher, vertrat den franzöſiſchen Conſul in der Klage des katholiſchen Miſſionars Pater Stella gegen die räuberiſchen Araber, und beide Herren waren deshalb gekommen, um Hülfe bei dem ohnmächtigen Gouverneur gegen ſeine diebiſchen, tributpflichtigen Unterthanen zu ſuchen. Jene berüchtigten Barea (oder Bary) hatten aus den Bogosländern außer vielem Vieh auch 104 Weiber und Kinder entführt. Der Gouverneur verſprach echt muſelmaniſch viel, gewährte aber keine Hülfe zur Rückerſtattung der geraubten Menſchen, da er aus Furcht oder Eigennutz keinen Soldaten gegen das räuberiſche Nomadenvolk ausſandte.

Auf einem nach dem Djebel Kaſſala unternommenen Ausflug ſtieß der Reiſende auf eine Anzahl Affen und ſtellte eine Jagd auf ſie an:

Etwa 80—100 Schritte von mir ſehe ich 3, 7, 12 und zuletzt 18 Affen verſchiedener Größe; ich bleibe ſtehen, um dieſelben in ihren poſſirlichen Spielen und ihren menſchenähnlichen Bewegungen zu beobachten. Die alten, graßen Männchen treten ſelbſtbewußt auf und blicken höchſt komiſch mit einer gewiſſen Grandezza auf ihre ſie umgebenden Gefährten herab. Eine Mutter nimmt ihr Junges auf den Rücken und theilt einige Hiebe an neckende Kameraden aus, während ein anderes halbwüchſiges Thier, an einen Baum gelehnt, ſehr eifrige Jagd auf ſeinem behaarten Körper anſtellt. Einige poſſirliche Sprünge mehrerer junger Affen erregen mein Intereſſe, ich gehe einige Schritte näher, aber plötzlich ertönt eine Art Gebell; ſämmtliche größere Thiere ſtutzen und ſehen ſich um, die jüngern ſtürzen in eiliger Flucht den nahen Felſen zu. Die Affen ſtellen, wie alle wilden Thiere, die in Familien leben, ſtets einen ältern Kameraden als Wächter aus, um vor Annäherung eines Feindes ſicher zu ſein, während die jüngern zum Waſſer gehen, Nahrung ſuchen oder ſich mit allerlei Spielen und Neckereien beluſtigen. Nachdem mich ein ſalcher Wachtpaſten erblickt,

Digitized by Google

entflohen ſie alle unter fortgeſetztem, lautem Gebell in weiten Sprüngen auf die Felſen und waren ſchnell meinen Blicken entſchwunden. Den Flüchtigen eilte ich nun bis an das erſte große Felſenſtück nach und konnte hier und da noch einen emporkletternden Affen gewahren; da aber meinerſeits an eine Verfolgung über die rauhen Felsblöcke nicht zu denken war, ſo blieb ich ſtehen und beobachtete weiter. Ein altes Männchen ſaß ziemlich weit von mir auf einem Felſenſtücke und bellte mich aus ſeiner ſichern Höhe an, dicht an ihm vorbei eilte eine Mutter mit ihrem Jungen auf dem Rücken dem höhern Gebirge zu. Ein großer Affe ſetzte ſich indeſſen mir näher auf einen Felſenrand und blickte erſchreckt oder erſtaunt in die Tiefe herab. Ich legte mein Gewehr an, der Schuß kracht, und während ein großartiges Echo an den Bergen widerhallt, ſtürzt der Affe mit einem gellenden Todesſchrei von dem Felſen herunter. Nachdem der Schuß gefallen, war es mir leid um die grauſame That, und ich habe nie wieder ein Thier dieſer Art tödten mögen, obgleich mir ſpäter an andern Orten noch oft Affen in Schußnähe kamen. Vielleicht war das menſchenähnliche Ausſehen, die nutzloſe Tödtung oder der gellende Todesſchrei die Urſache, daß ich ſeitdem eine gewiſſe Scheu empfand, einen Affen zu erlegen. Mein Doppelgewehr war bald wieder geladen, ich kletterte mit vieler Mühe über die Klippen und Felſenriſſe herab und brachte das erlegte, weibliche Thier an den Teich zu meinen Jagdbegleitern. Zu dem Geſchlecht der Paviane gehörend, hatte daſſelbe ſehr ſtarke Zähne, der graubraune Pelz war dicht und die Hände von beſonders ſtarkem, muskulöſem Bau. Die Kugel hatte die Bruſt durchbohrt, auf der Seite war das Blei wieder hinausgegangen, ſodaß ein augenblicklicher Tod erfolgt ſein muß.

Am 2. December trat der Reiſende einen Ausflug nach dem von Beni Amer bewohnten Dorfe Algeden, 12 Meilen öſtlich von Kaſſala, an. Nachdem man durch den Thaleinſchnitt zwiſchen dem Djebel Kaſſala zur rechten und den Mokranbergen zur linken Hand gekommen war, behielt man die ausgedehnten, zackigen Gebirge von Sabderat vor Augen; der Boden zu Füßen der Reiſenden war mit niedrigem Mimoſengeſträuch bedeckt, zwiſchen denen in der Ferne einzelne Antilopen und Gazellen ſichtbar wurden. An der Berglehne reihten ſich die Strohhütten des Dorfes Sabderat aneinander hin, dicht übereinander zwiſchen den wild umherliegenden Felſenſtücken erbaut. Am folgenden Tage kamen die zackigen Spitzen des Berges Dirba in Sicht, und man ſah mehrere ſehr ſtarke Adanſonien (Baobab). Die Eingeborenen treiben Handel mit den grünſchaligen Früchten dieſes Baums, da die ſäuerlichen Kerne, auf die man nach Entfernung ihrer genießbaren, mehligen Umhüllung trifft, den Durſt für einige Zeit ſtillen. Die Früchte, an Geſtalt einer großen Birne ähnlich, haben eine 1/4 Zoll dicke, harte, faſerige Schale, in welcher die Samenkörner, durch Zellen getrennt, beieinanderſitzen. Auf dieſen gewaltigen Bäumen ſammelt ſich öfter das Regenwaſſer in Menge und hält ſich zwiſchen den breiten Aeſten oft noch lange nach der Regenzeit. Unter einem dieſer mit röthlicher, glatter Rinde bedeckten Bäume hielten die Reiſenden Mittagsraſt. Der 40 Fuß hohe Stamm hatte 4 Fuß über dem Erdboden 60 Fuß im Umfang. Eine Menge Wild belebte die Gegend. Am 4. December hatte man fortwährend eine herrliche Ausſicht nach dem breiten, mächtigen Berge Dagorba und die Gebirge von Algeden vor ſich. In ſüdſüdöſtlicher Richtung reckten ſich die mehrere tauſend Fuß hohen Bazengebirge in die Luft. Man hatte viele Hügel zu überſteigen, ehe man nach einigen Stunden endlich den höchſten Punkt erreichte. Von dort hatte man den ſchönen Anblick der terraſſenartig bis an die mehrere Stunden entfernten Berge von Algeden ſich verflachenden Landſchaft. Auf dieſer Strecke gewahrte man eine große Anzahl der Adansonia digitalis, die in Senkungen über den ganzen breiten Gürtel der Landſchaft zerſtreut wuchſen. Die Ausſicht war überraſchend, und dies von mannichfach geformten Gebirgen abgeſchloſſene, von vielen Fruchtfeldern durchzogene und von Viehheerden und Wild belebte Thal zählte zu den ſchönſten und eigenthümlichſten, die der Reiſende bisher in Oſtafrika geſehen hatte. Das Dorf Algeden, aus mehrern hundert Tuckel (Strohhütten) und Zelten beſtehend, iſt in einer engen Schlucht, ſowie an den ſteilen Wänden des darüber befindlichen Bergs Dablot erbaut. Die nahen, von Südweſt nach Nordoſt ſich ausdehnenden nackten Höhenzüge werden die Gebirge von Algeden genannt und geben dem Dorfe von zwei Seiten gegen feindliche Angriffe einen natürlichen Schutz.

Am 11. December 1864 zog der Reiſende von Kaſſala ab nach el Quedaref jenſeit des obern Atbara. Nachdem das hier 215 Schritte breite Bett des Chor el Gaſch paſſirt worden war, zogen die Reiſenden in weſtſüdweſtlicher Richtung durch die zwiſchen dem obern Atbara und dem Gaſch gelegene, abwechſelnd mit Mimoſengebüſch und hohem, dürrem Gras bewachſene Steppe und erreichten bereits am 12. December den Atbara, deſſen Bett hier 300 Schritte breit, aber nur zur kleinern Hälfte mit Waſſer gefüllt war. Eine Menge von Geflügel, wie Gänſe, Enten, Reiher, Marabuts, Kraniche, Schnepfen und eine Unzahl von Tauben belebten den Fluß. Man kam jenſeits in ein Wanderdorf der Homran-Araber, von welchen eine Abtheilung während der Regenzeit in dieſer Gegend lebt, während der größere Theil ihrer Stammgenoſſen jenſeit des Atbara am Setit wohnt. Dieſelben ſind reich an Viehheerden, Kamelen, auch beſitzen ſie Pferde abyſſiniſcher Abkunft. Von hier ging der Weg in geringer Entfernung vom Atbara ſüdwärts. Man kam in eine weite Steppe, die mit dürrem Graſe bewachſen war und ſelten einen niedrigen Mimoſenſtrauch zeigte. Auf der unabſehbaren, ermüdenden Ebene ließ ſich kein Thier blicken, Himmel und Steppe boten keinen Ruhepunkt dem umherirrenden Blicke. Man kam ſodann auf wellenförmigen Boden mit hohem, binſenartigem, dürrem Gras und endlich in hügeliges Land, wo niedriges Oſchar- (Asclepias-) Geſträuch, an 7 Fuß hohes Binſengras und Mimoſenſträuche abwechſelten. Nachdem man nun noch durch Felder mit dichtem, im Winde wogendem Gras gekommen war, gelangte man in Durrafelder und darauf nach el Quedaref.

El Quedaref beſteht aus mehrern hundert Strohhütten und Palmenmattenzelten der Eingeborenen. Die Lage des Orts iſt wenig anziehend; denn kein größerer Baum, kein Garten, ſelbſt nicht einmal Gebüſche ſind in dem weiten, nur mit dürrem Graſe bewachſenen Hügellande zu ſehen. Der Ort hat aber einen großen Vorzug durch ſeine geſunde Lage, und er hat deshalb als Handelsplatz zwiſchen Abyſſinien und Sudan, der mit Matama, Chartum, Sauakin, Kaſſala, Berber und Maſſaua ſtarken Verkehr treibt, eine große Bedeutung für den öſtlichen Sudan. Des Handels wegen haben ſich daher hier ſeit einigen Jahren griechiſche Händler niedergelaſſen und

Digitized by Google

betreiben die wenn auch kleinen Geſchäfte mit ſehr hohem Gewinn, ſodaß ſie nach einer Reihe von Jahren ſich meiſt große Kapitalien bei der einfachen, oft elenden Lebensweiſe erſpart haben. Allen beſſern Einflüſſen fern, erlauben ſich dieſelben mancherlei Uebervortheilungen und ſtehen ſelbſt bei den betrügeriſchen Eingeborenen nicht im beſten Rufe, ſind auch perſönlich wenig geachtet. Als Europäer genießen ſie mancherlei Vortheile, ſind in ihren Geſchäften ſehr fleißig und haben die Beamten der Regierung, ſowie einzelne große Schechs und Heerdenbeſitzer durch ſichergeſtellte Geldvorſchüſſe ganz in ihrer Gewalt. Die Lebensbedürfniſſe ſind in el Quedaref billiger als in Kaſſala, und die Umgegend, meiſt von Schukriearabern bewohnt, iſt die große Getreidekammer (beſonders von Durra), aus der die Regierung ihre Magazine füllt. Auch hat die Umgegend einen großen Reichthum an braunen Schukriekamelen, weniger an Eſeln, dagegen nährt ſie zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerden, auch trifft man einzelne Pferde an. Die Rindviehheerden beſtehen hier wie in dem ganzen öſtlichen Sudan aus Buckelvieh; die Thiere haben kurze aufrecht gewundene Hörner, ſind ſchlank gebaut und flüchtig in ihrem Laufe. Die Einwohnerzahl el Quedarefs beträgt an 3000. Die Bewohner beſtehen aus Schukrie-, Rakubin- und Djialinarabern, einigen Griechen, Kopten und einigen hundert Tagruri-Negern. Auf dem Marktplatze werden in einer doppelten Reihe niedriger Strohhütten, die Schutz gegen die Sonne bieten, allerlei Zeuge, Meſſer, Scheren, Kurzwaaren, ordinärer Zucker, Bänder, Gewürze, Glasperlen, Seife, Taback und mancherlei ähnliche Dinge auf der Erde zum Verkaufe ausgeboten. Die Verkäufer hocken dabei unter leichtem Strohdach auf einer Matte oder einem ſchmuzigen Teppich; faſt ganz nackte Geſtalten lagern dahinter, mit denen insgeheim Sklavenhandel getrieben wird. Das von dem Sultan in Konſtantinopel unterzeichnete Sklavenhandelverbot befindet ſich wol auf dem Papiere, aber in Wirklichkeit beſteht der Verkauf der Schwarzen nach wie vor, nur wird er etwas geheimer betrieben. Auf der andern Seite des Marktplatzes lagern die Karavanenladungen, beſtehend in Gummi-arabicum, Baumwolle, Kaffee, Häuten und Durra. Daneben ſtehen die zu verkaufenden Kamele, Eſel, Ziegen und hin und wieder einige Pferde, denen zum Zeichen der Verkäuflichkeit ein Band von Baſt um den Hals gebunden iſt. An der ſüdweſtlichen Seite des Marktplatzes befinden ſich die Waſſer-, Milch- und Holzverkäufer. Auch getrocknete Datteln und andere Früchte, wie Waſſermelonen, Bamiamgemüſe, Zwiebeln und Salz werden dort verkauft. Nicht weit davon befinden ſich die Brot- und Meriſſaverkäuferinnen, die auch zu andern Dienſten bereit ſind und gegen guten Bakſchiß manche Intrigue befördern. Baumwolle, Gummi-arabicum, Häute, Kaffee, Salz, Honig und Wachs, ſowie Straußfedern ſind die vorzüglichſten Umſatzartikel, mit denen Geſchäfte en gros gemacht werden. Die jährlichen Einkünfte der Marktgelder betragen an 15—20000 Maria-Thereſienthaler (zu 1½ preuß. Thaler).

Von el Quedaref zog der Reiſende am 21. December aus nach Nordoſten, um den Setit, den Hauptnebenfluß des Atbara, zu bereiſen. Durch die dürren Grasſteppen, die ſich zum Atbara erſtrecken, wo Rindvieh- und Ziegenheerden die einförmige Gegend belebten, die ſich in der Nähe des Fluſſes allmählich in Hügel und Schluchten verwandelte, gelangte man nach Tomat an der Mündung des Setit in den Atbara, einem Dorfe der Dabainaaraber, welche von ziemlich heller Farbe ſind und ihr dunkles Haar in dünnen, dicht aneinanderliegenden Flechten tragen. Man zog (am 25. December) den Setit eine kurze Strecke hinauf, deſſen Bett 220 Schritt breit war, während das fließende Waſſer nur eine Ausdehnung von 100 Schritt hatte. Das helle und durchſichtige Waſſer machte in der wilden, buſchigen Landſchaft einen wohlthuenden Eindruck. Eine Menge von Fiſchen tummelte ſich in der kühlen Flut, dagegen ſah man nur wenig Waſſergeflügel. Die erdigen, ſteilen, an 30 Fuß hohen Ufer waren reichlich mit Gebüſchen bewachſen. Vom Setit aus zog man eine kurze Strecke den Atbara hinunter durch eine öde und ſandige Landſchaft, wo jedoch große Viehheerden weideten, bis Hager abiad, einem Dorfe der Homranaraber. Am 26. December vor Sonnenaufgang zeigte das Thermometer nur 7 Grad Wärme. Der Boden bei dieſem Dorfe war ſchwarz und ſehr fruchtbar, doch wurde er der vielen Gebüſche wegen nicht mit Getreide bebaut. Von hier ging es oſtwärts durch die mit binſenartigem, an 8 Fuß hohem Gras bedeckte, nur ſelten einzelne Geſträuche oder einen Baum aufweiſende Steppe nach dem Djebel Eſſehr, einem hohen abgerundeten Berge, dem weſtlichen Ausläufer der am Nordufer des Setit aufſteigenden Randgebirge. Die Reiſenden bogen hier nach Südoſten um, kamen bei abgeernteten Durrafeldern vorbei, dann empfing ſie ein Wald von Kakuhl, der rothſtämmigen Mimoſe (Acacia gummifera), von welcher das beſte Gummi-arabicum geſammelt wird. Nachdem ſie einige Stunden auf ſchwarzem, ſehr fruchtbar ausſehendem Boden weiter gezogen waren, ſenkte ſich das Land abwärts bis an das Flußbett des Setit und geſtattete von ſeiner oberſten Terraſſe eine Ausſicht auf flaches Land, das ſich nach Süden bis an den Horizont dehnte, wo es von zwei vereinzelten zackigen Felſenbergen begrenzt wurde, während im Südoſten ein Theil der abyſſiniſchen Gebirge von Wolkait hervortraten. Von dem tiefliegenden Waſſerſpiegel des Setit war nur wenig zu ſehen, aber einzelne dicke Baobab erhoben ſich am jenſeitigen Ufer auf einigen niedrigen Hügeln.

Um die Ufer des Setit dreht ſich das ganze Leben, das in der Steppe herrſcht; alle Thiere, von den größten bis zu den kleinſten, Raubthiere, Gazellen, Eichhörnchen und zahlloſes Geflügel kommen täglich wenigſtens ein- oder zweimal zu dem Waſſerſpiegel herab, um ihren Durſt zu ſtillen. Krockow ſah hier auf mehrere hundert Schritt Entfernung die erſten Hippopotamus. Die Uferbänke waren ſteil und mit dichtem Strauchwerk bedeckt. Sie ſetzten hier nach dem Südufer über, wo ſich mancherlei Wildſpuren durchkreuzten, und an einigen Stellen ſah man breite Durchbrüche in den Gebüſchen, ſowie umgeſtürzte, 5—6 Zoll ſtarke Bäume am Boden liegen. Alle dieſe Anzeichen wieſen auf die Nähe einer zahlreichen Elefantenheerde hin. Man war nun in dem Jägerparadieſe angekommen; überall konnte man große Antilopen-, Löwen- und Leopardenſpuren beobachten. Der weitere Weg nach dem Dorfe Therat führte erſt an 13—14 Fuß hohem,

Digitized by Google

dichtem Grasgeſtrüpp vorüber, dann durch wogende Durrafelder, 8—10 Fuß hoch. In Therat beabſichtigte Krockow ſeinen Landsmann, den Elefantenjäger F. Muche, zu treffen; da derſelbe jedoch nicht anweſend war, ſo beſchloß Krockow die Rückreiſe nach Kaſſala anzutreten.

Nachdem man am Setit eine kurze Strecke bis el Hagira am Nordknie des Setit hinuntergegangen war, ging der Weg nordwärts durch die bisher unbereiſte Landſtufe zwiſchen Setit und Chor el Gaſch. Man kam zuvörderſt wieder in den Wald hoher, rothſtämmiger Mimoſen. In ihren gelben, büſchelartigen Blüten ſitzt, der Größe und Form nach einer Zuckererbſe ähnlich, der dichte, dunkelgelbe Blumenſtaub an feinen, bürſtenartigen Staubfäden, einen lieblichen Duft, einem Miſchgeruche von Heliotrop und Lilien vergleichbar, weithin verbreitend. Eine Menge von Bienen, Käfern und andern Inſekten tummelten ſich um die blühenden Bäume und durchkreuzten ſchwirrend und brummend die Luft, während kleine, buntgefiederte Vögel, beſonders Bienenfreſſer, dazwiſchen umherflatterten und auf ſie Jagd machten. In dieſen Waldungen, ſowie in der Nähe der kleinern Mimoſengeſträuche halten ſich zahlreiche Bienenſchwärme auf, welche in Erdriſſen, Felſenſpalten oder hohlen Bäumen ihre Zellen errichtet haben. Manche Eingeborene machen ein Geſchäft daraus, dieſe wilden Bienenſtöcke aufzuſuchen. Der Djebel Eſehr blieb zur Linken nach Weſten hin liegen. Der Berg hat eine Ausdehnung von einer Sechstelmeile und läuft der Länge nach in zwei Bogen von Oſten nach Norden. Die höchſte Spitze liegt im Oſten, 300 Fuß über der Ebene. Leider vermiſſen wir hier, wie überall ſonſt in ähnlichen Fällen, die Angabe über die abſolute Höhe der Ebene. Die Oberfläche der Steppe bis zum Abu Gaml an ihrer Nordſeite war wellenförmig, aber Höhe und Thal gehen ſo ſanft ineinander über, daß der geſchlängelte Weg kaum merklich auf- und abſteigt und die einzelnen muldenartigen Senkungen wol eine Länge von einer Viertelmeile haben. Die Vertiefungen haben den beſten, fruchtbarſten Boden, desgleichen ſind die Höhen meiſt mit ſchwarzer Erde und nur ſelten mit kleinen Steinlagen bedeckt. Krockow betrachtete jedoch den ganzen von ihm durchzogenen Diſtrict vom Eſehr bis zum Abu Gaml wegen Waſſermangel als unbewohnbar. Von wilden Thieren können hier nur Strauße, Giraffen und Geier vorkommen; drei Meilen von den Flußufern aus kommen dagegen alle Wildarten, wie Elefanten, Büffel, Antilopen, Gazellen, Affen, Perlhühner u. ſ. w. vor. Der Abu Gaml bildet den Ausläufer der die Landſtufe längs des Chor el Gaſch beendenden Gebirgsreihe, wie der mit ihm parallel liegende Eſehr der Ausläufer der Gebirgsreihen am Setit. Es iſt ein mächtiger, kühn und ſpitz emporragender Felſenberg, der ſich an 1200 Fuß über die Ebene erhebt.

Krockow kam am 31. December 1864 in Kaſſala an, blieb hier bis zum 11. Januar 1865 und kehrte dann auf demſelben Wege nach Therat am Setit zurück, wo er am 14. eintraf und ſeinen Freund, den Elefantenjäger Muche vorfand. Er blieb daſelbſt bis Mitte Februar, der dort ſo ergiebigen Jagd obliegend, und machte dann einen weitern Jagdausflug nach Debebi (der Jungferninſel), am Zuſammenfluß des Rojan und des Takaſſeh oder obern Setit, wo er vom 15. Februar bis zum 4. März Lager hielt. Ueber die unausgeſetzt unternommenen Jagdzüge und die vielfachen Rencontres mit Elefanten, Büffeln, Antilopen, Gazellen, Hyänen, Schakalen und kleinerm Wild erhalten wir ausführliche und anſchauliche Mittheilungen. Löwen, Leoparden, Nashorn, Giraffen und Strauße kommen hier ebenfalls vor, aber ſie halten ſich oft tief verſteckt, darum ſind jene Thiere nicht ſo häufig anzutreffen, nur in beſtimmten Gegenden finden ſie ſich zahlreicher. Giraffen und Strauße bewohnen die Grasſteppen und lichtern Gebüſche, während die Nashorne in Sumpfgegenden und Dickichten in der Nähe von Flüſſen zu treffen ſind. Die Raubthiere ſtreifen beſonders in der Nähe von Waſſer herum.

Der Reiſende zog darauf den Setit wieder hinunter bis zum Dorfe Sahani unterhalb Therat, wo er ſich noch bis zum 18. März aufhielt, worauf er ſeinen Zug nach Matama antrat. Man folgte erſt dem Setit, der hier eine große Abbiegung nach Süden macht, bis zum ſüdlichen Endpunkt dieſer Abbiegung, den Felſen von Djirra, die, aus röthlichem Porphyr und Kalkſtein beſtehend, ſich ſteil 400 Fuß über den Fluß erheben, und zog dann ſüdweſtlich über die dürre einförmige Grasebene zum Atbara, die man am 20. erreichte. Nachdem man die ſteilen Uferbänke dieſes Fluſſes überſtiegen hatte, betrat man wieder eine grasreiche, leicht hügelige, mit Oshar- und einzelnen Heglikbäumen bewachſene einförmige, unabſehbare Ebene, wo man vielen Kamelheerden begegnete; die glatten, geſund ausſehenden Thiere waren meiſt von dunkelbrauner Farbe und ſtarkem Körperbau. Dieſe höher gelegene, für die Geſundheit mehr zuträgliche und für den Landbau beſſer geeignete Gegend wird, wie auch die Ebene öſtlich vom Atbara bis zum Setit, von den Dabaina-Arabern bewohnt. Der ſchwarze Boden ſchien ſehr fruchtbar zu ſein. Am 21. März erreichte man, immer ſüdöſtlich ziehend, das große Dorf Delamahs, das, etwas hoch liegend, eine ſchöne Ausſicht auf die nächſte Landſchaft und die im Hintergrund gelegenen Felſen und Gebirge gewährt. Hier bog der Weg nach Südoſten um und hielt ſich in dieſer Richtung, dem Atbara parallel, bis Matama. Eine Reihe von Gebirgszügen kam in Sicht; im Süden ragte der Lahamer aus dem Kreiſe der andern Bergſpitzen hervor. Vereinzelt ſtehende Subal- und Tarterbäume, Naback- und Mimoſengebüſche folgten in ſteter, ſchöner Abwechſelung aufeinander. Endlich gewahrte man von einer Höhe eine freundliche Landſchaft: auf den niedrigen Ausläufern der Höhenzüge wuchſen ſtarke kurzſtämmige Baobab, im Thale lagen abgeerntete Durrafelder und ein Dorf. Es war Wogin, als kleiner Handelsplatz mit wöchentlichem Markte und als Zwiſchenſtation auf dem Wege von Habeſch und Matama nach el Quedaref und dem öſtlichen Sudan ein Ort von einiger Bedeutung. Man traf unterwegs mehrere kleine Dorfſchaften, begegnete zahlreichen Viehheerden und kam bald darauf wieder zu einem großen Dorfe, dem des Schech Meriot. Hier war Ueberfluß an Rindvieh und Ziegen, doch mangelte es an Kamelen. Die Einwohner ſind von rothbrauner Farbe, die Weiber noch hellfarbiger als die Männer. Außerhalb des Dorfes kam man gleich in eine dichte Gras- und Buſchwildniß mit vereinzelten Subak-, Sielak-, Dera- und Tarterbäumen. Die Bäume

Digitized by Google

gruppirten ſich dann immer mehr zuſammen und bildeten ſchließlich wirkliche Waldungen. Darauf ging es wieder unter einzelnen Bäumen, durch 7—9 Fuß hohes, dürres Gras und über leichte Hügelzüge weiter. Der Hauptſtock des langen, geraden Bergrückens Ras el Fil (Elefantenkopfs) blieb weſtlich liegen, an 1800 Fuß über dem Hügellande emporragend. Man überſchritt mehrere Reihen ſteiler Hügel, die große Thäler in ſich ſchloſſen. Die Flora wurde mannichfaltiger, Tamarinden, Ebenholz, Sielal überdeckten den ſteinigen Boden. Nachdem ſchließlich die Höhe eines Hügelzugs erreicht war, lag das Ziel der Reiſe, der Hauptort des Landes Galabat, zu Füßen der Wanderer. Sie kamen dort am 25. März an.

Das Dorf Matama liegt an dem linken Ufer des kleinen Flüßchens Abumchera und beſteht hauptſächlich aus ungefähr 600 Tuckelhütten; nur einige Mattenzelte reiſender arabiſcher Kaufleute bringen einige Abwechſelung in die Einförmigkeit der Bauart. In den Tuckeln wohnen die Tagruri (Neger), aus denen die Mehrzahl der Einwohner beſteht. Nach binnenafrikaniſcher Weiſe ſind die Wohnungen der einzelnen Familien, die meiſt aus mehrern aneinandergebauten Tuckeln beſtehen, von außen durch einen gebrechlichen, unordentlich ausſehenden Zaun umgeben, ſodaß ein kleiner Hofraum übrigbleibt. An jenen Stellen, wo die Frauen und Kinder wohnen, iſt eine Palmenmatte an dem hölzernen Zaune befeſtigt, um fremden Männern die Einſicht zu verſperren und dem böſen Blicke zu begegnen. Regellos reiht ſich Hof an Hof, Wohnung an Wohnung; die enge, ſtaubige Straße durchkreuzt ſie in zickzackförmigen Windungen. Auf dem geräumigen, aber ſtaubigen Marktplatz ſind in einer Reihe offener Rakuben (Sonnendächer) ausgebreitet: Baumwollzeuge, ſeidene Tücher, buntfarbige Bänder, Glasperlen, Ringe von Metall und Elfenbein, Scheren, Kurzwaaren, Salz, Pfeffer, Tamarinden, Früchte, Zwiebeln. Die Preiſe ſind ziemlich hoch. Beſonders geſucht und preiswürdig ſind rohe Baumwollballen, Kaffee, Wachs und Honig aus Habeſch, Gummi-arabicum, Elfenbein, Gold und Henna, zum Färben der Nägel und Handflächen benutzt. Auch werden hier Pferde in Menge verkauft; kleine, aber feurige Thiere mit hohem, ſehr feſtem, wohlgeformtem Huf. Den einträglichſten und bedeutendſten Handelsartikel aber bildet hier der Neger; denn ſeit dem Unweſen des Menſchenhandels auf dem Bahr el abiad durch die ägyptiſche Regierung, die europäiſchen Conſulate und Miſſionen entgegengearbeitet wird, hat ſich der Handel hierher gewendet. Es ſollen hier an 1000 Sklaven wöchentlich verhandelt, ein- und ausgeführt werden. Der Schuma (Fürſt) von Galabat erhebt einen Maria-Thereſienthaler Eingangszoll per Kopf. Der Sklavenhandel wird beſonders von den Djalin, den Bewohnern der Diberka, den Berberinern betrieben; auch ſind einzelne Europäer dabei betheiligt.

Das Land Galabat iſt von den Tagruri oder Takrir, d. i. Pilgern, bewohnt, Negern aus Innerafrika, namentlich aus Darfur, Bornu und Kordofan, welche, von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt, von Zeit zu Zeit hier ſich angeſiedelt und in dem unbewohnten Lande zwiſchen Habeſch und Oberägypten einen eigenen Staat begründet haben. Das Land hat die Geſtalt eines Triangels. Die Oſtſeite grenzt an den Atbara; die Nordgrenze, welche es von Oberägypten, und die Südgrenze, welche es von Abyſſinien ſcheidet, liegen beide eine Tagereiſe von Matama, dem Hauptort. Der Schuma iſt der vom Volk gewählte, faſt unumſchränkte Herrſcher. Derſelbe zahlt ſowol an Abyſſinien wie an Aegypten Tribut. Er hat eine unbeſtimmte Anzahl von bewaffneten Sklaven zur Verfügung, welche theils zur Leibwache, theils zu polizeilichen Zwecken verwendet werden. Das Hauptdorf Matama zählt 6000 Einwohner, das ganze Land an 140000.

Matama war Krockow's fernſter Punkt. Er begann am 1. April 1865 die Heimreiſe von Matama, erreichte am 5. Delamahs, am 7. el Quedaref, am 13. Haſaballa am Atbara, am 16. Kaſſala. Von hier nach Sauakin nahm der Reiſende eine etwas weſtlichere Route als vorher, ſodaß wir über die Gebirge, welche die Landſtufe zwiſchen dem Chor el Gaſch und dem Barkafluß weſtlich beranden, noch viele ſehr lehrreiche Mittheilungen erhalten. Er kam am 3. Juni 1865 wieder in Sauakin an.

Wilhelm Bentheim.

Ein neues Revolutionsdrama.

Maximilian Robespierre. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Stud. lips. Leipzig, F. Fleiſcher. 1868. 8. 20 Ngr.

Die Franzöſiſche Revolution bietet für den Dramatiker der Gegenwart durchweg günſtige Stoffe, da das treibende Pathos ihrer Helden für uns vollkommen verſtändlich iſt und da die Ideen, welche dieſe großartige Epoche bewegten und ſo grelle Ereigniſſe hervorriefen, noch die bewegenden Ideen unſerer Zeit ſind. Wenn ſich gleichwol keins dieſer Revolutionsdramen auf deutſchen Bühnen eingebürgert hat, ſo liegt dies wol daran, daß die großen Hoftheater, welche vorzugsweiſe die Darſteller für dieſe ſchwierigen Aufgaben beſitzen, wie ſie die Revolutionsmänner bieten, ſich noch immer derartigen Stoffen verſchließen, ſo objectiv die Behandlung derſelben auch ſein mag und ſowenig ein Abbild der Revolution, wie es ſich auf der Bühne geſtaltet, eine beſondere Aufforderung zur Herbeiführung ähnlicher Zuſtände enthalten kann. Dann aber ſteht den Revolutionsdramen die Unluſt unſers Publikums gegenüber, ſich durch tragiſche Erſchütterungen, beſonders wenn ſie in eine gewiſſe hiſtoriſche Nähe gerückt ſind, aus dem Behagen bequem geordneter Verhältniſſe und Stimmungen aufrütteln zu laſſen. Dieſe Unluſt dem Tragiſchen gegenüber verdoppelt ſich, wo ihm die Monſtretragödie der Franzöſiſchen Revolution vorgeführt wird, denn hier hat Klio's Griffel ſelbſt einen großartigen tragiſchen Stil geſchrieben, deſſen Fracturſchrift der mittlern Temperatur des Denkens und Empfindens wenig genehm ſein kann.

Digitized by Google

Der neue „Maximilian Robeſpierre“, der vor uns liegt, iſt, wie wir aus der verſchämten Angabe des Titelblattes erſehen, die Schöpfung eines leipziger Studenten, eine Jugenddichtung, die aber in der That Züge eines entſchiedenen Talents trägt, ſodaß wir dem jungen Autor nur ein günſtiges Prognoſtikon ſtellen können.

Zwar die Compoſition zeigt noch die Maßloſigkeit, in der ſich die Jugend gefällt, jenen weiten Rahmen, in den hinein ein ganzes Stück Weltgeſchichte geſpannt werden ſoll: eine Methode, welche allerdings auch für die Griepenkerl'ſchen Revolutionsdramen bereits maßgebend war und mit jener Theorie zuſammenhing, nach welcher die Breter unter dem Kothurn der Wirklichkeit donnern ſollen. Unſer Autor geht noch weiter zurück als Griepenkerl, er verwebt in ſein Stück noch den Fall der Gironde, dann wie dieſer den Sturz Danton's, und der Kampf der Thermidorier gegen den werdenden Dictator füllt nur die beiden letzten Acte des Stücks. Es iſt alſo die ganze Summe von Robeſpierre's geſchichtlichem Wirken, die in dem Drama gezogen wird. Bei der Ueberfülle der Handlung und d. mitwirkenden Perſonen muß indeß das Intereſſe für den Helden nothwendig verkürzt werden. Das eigentliche dramatiſche Element, welches doch immer nur in der Entwickelung des Helden ſelbſt liegt, in der Motivirung ſeiner entſcheidenden Thaten durch äußere und innere Vorgänge, tritt hier zurück gegen die großen Bewegungen der Maſſen. Die Verlockung hierzu liegt nahe genug in derartigen Revolutionsdramen, indem leicht das Volk ſelbſt als der Held der Revolution erſcheint und ſeine Führer nur als Mandatare, deren ſelbſtändige dramatiſche Bedeutung nicht hoch angeſchlagen wird.

Indeß hat ſich der junge Dichter nicht mit der Geſtaltung des hiſtoriſch Gegebenen begnügt, ſondern in ſein Stück auch einen frei erfundenen Conflict eingefügt. Dieſe Erfindung iſt ſogar eine glückliche zu nennen, nur iſt ſie nicht zu ihren wahrhaft tragiſchen Conſequenzen entwickelt. Robeſpierre's Liebe zu Leonore Duplay gibt die Grundlage dieſer Erfindung her; ſie iſt hier nicht zu idylliſchen Scenen ausgebeutet, welche in einem poetiſchen Contraſt zu den Schreckbildern der Revolution ſtünden; ſie iſt ſelbſt zu einer dramatiſchen Colliſion geſteigert, die leider mehr angedeutet als ausgeführt iſt. Leonore Duplay iſt eine fanatiſche Republikanerin, welche ſchon vor dem Schatten einer Dictatur zurückbebt und daher Robeſpierre freudig zuſtimmt, als er den herrſchſüchtigen Dictator Danton zu ſtürzen beſtrebt iſt. Da tritt das Unerhörte ein, Robeſpierre ſtrebt ſelbſt nach der Dictatur und die Geliebte verwandelt ſich in ſeine erbitterte Feindin, welche an ihm die Freiheit rächen will:

Und wenn der Herrſchſucht teufliſches Geſpenſt
Die Züge alles Theuern an ſich trüge,
Ich würde für die Freiheit meines Volkes
Ihm die verrätheriſche Bruſt durchbohren! —
Ha, Robeſpierre, nach Rache ſchreit mein Herz!
Du lohnteſt mir mit Lüge und Betrug
Die Thränen, die ich ringend um dich weinte!
Ich gab dir alles — und mit kaltem Hohn
Haſt du an meiner Thorheit dich ergötzt,
Du haſt mit meinen heiligſten Gefühlen
Geſpielt, und wenn ich ſchwelgte in der Hoffnung
Auf eine Zeit der Freiheit und des Glückes,
Da fröhnteſt du der ſchändlichen Begierde,
Dem Volk zu rauben, was es ſchwer erkämpfte,
An Sklavenketten langſam es zu ſchmieden,
Daß es vor dir, Tyrann, ſich zitternd beuge! —
(Mit fanatiſcher Größe.)
Gebt mir die Kraft, ihr heiligen Rachegötter,
Daß ich mein Volk, daß ich die Freiheit räche!

Doch dieſer Conflict wird dramatiſch dadurch abgeſtumpft, daß er ſich in Monologen ausgibt und daß er nicht zu einer entſcheidenden Scene zwiſchen Robeſpierre und ſeiner Geliebten führt. Es iſt eine friſche dramatiſche Strömung, die verſumpft und in todte Arme ausläuft. Auch für den Helden wäre eine ſolche Scene von hoher Bedeutung geweſen; denn auch ſein Streben nach der Dictatur kommt über einen monologiſirenden Ausdruck nicht heraus und hätte in ſolcher Begegnung ſich ſcharf und in leidenſchaftlicher Bewegtheit ausprägen laſſen.

In dem Gefühl, daß die tumultuariſch bewegte Handlung eines Gegengewichtes der Sammlung und Beſinnung bedarf, hat der Dichter in Georg Forſter eine Art von Chorus eingeführt, welcher den Gang der Revolution mit ſeinen Reflexionen begleitet. Da indeß die Form dieſes Chors der Monolog und die Vertheilung deſſelben eine willkürliche, nicht regelmäßig wiederkehrende und conſequente iſt, ſo bleibt die Geſtalt Forſter's eine undramatiſche und ſeine Monologe haben nur den Werth dramatiſcher Einſchiebſel, ſo anerkennenswerth ihr Gedankeninhalt iſt. Der Monolog in dem erſten Act ergeht ſich in Betrachtungen über die Berechtigung der Revolution; der zweite auf dem Marsfelde geht am Schluß über zu einer Dithyrambe auf Deutſchland; wir entlehnen dieſem die folgende Stelle:

Der Menſchheit große Schulen ſind das Handeln
Und die Erfahrung. Lernt es hier, ihr Völker:
Die Freiheit und die Tugend und Vernunft
Sind unzertrennlich! Keines dieſer Güter
Könnt ihr beſitzen, wenn euch eins gebricht.
Ja, lernt von dieſer Zeit! Sie iſt geweiht
Durch die Idee, die ſie mit Blut verfochten.
Sie weiſt die Bahn dem kommenden Jahrtauſend;
Sie ruft zu dem erneuten, ſchönen Streite
Die ganze Menſchheit mächtig in die Schranken,
Und um der Freiheit blutgetränktes Banner
Wird ſie die Edeln aller Zeiten ſcharen!
Sie will des Menſchen Rechte neu verkünden,
Will ihm die Freiheit des Verkehrs, der Arbeit,
Des Glaubens und Gedankens neu erringen!
Das iſt der letzte Wille des Jahrhunderts;
Der Nachwelt Preis, wenn ſie ihn heilig hält!
Und wenn ich nun die finſtre Kluft durchmeſſe,
Die den Erfolg von jenem Willen trennt,
Wenn ich die Schatten Tauſender beweine,
Die dort wie Rachegeiſter drohend ſchweben,
Da möcht' ich wieder hadern mit dem Schickſal,
Der Schmerz erſtickt die Stimme der Vernunft. —
(Aufſtehend, mit Größe.)
Sei ſtark, mein Herz! Du darfſt den eignen Werth
Nur meſſen an der einen großen Frage:
Haſt du die Kraft, haſt du das Gottvertrauen,
Um über allem Schönen, Edeln, Theuern,
Das dieſer Zeiten wilder Strom hinwegſchwemmt,
Nie zu vergeſſen jenen höhern Zweck,
Den wir ſo oft im Glauben — nicht im Schauen
Verehren müſſen? Ja, nur Glaubenskraft
Vermag die Räthſel dieſer Welt zu löſen!
Ideen wachſen durch das Blut der Opfer.
Für Seelenfreiheit fielen Deutſchlands Männer,
Für Staatenfreiheit blutet Frankreichs Volk!

Digitized by Google

O führet beide euern Kampf zum Ende! —
Mein deutſches Volk, mit deinen geiſtigen Waffen
Wirſt du der Erde Völker überwinden;
Im ewigen Reich des Wahren und des Schönen,
Dort blüht Germanias heimatliche Flur.
Jedoch Gefühl, Verſtand, ſo hehr ſie walten
Und ſo Erhabnes ſie erzeugen mögen,
Sind nur die halbe Größe der Nationen.
Der Wille iſt's, der mannhaft ſtarke Wille,
Der ſich erzieht am Vorbild der Geſchichte,
Von tiefer Glut des Thatendrangs durchlodert,
Der ernſt geſtaltend in das Leben greift,
Das Werdende zum Dauernden zu formen;
Der Wille iſt's, der Staaten ſchafft und ſchirmt!
Mein Vaterland, auch du wirſt einig, ſtark
Und eine neue ſtolze Weltmacht werden!
Heil dem Geſchlecht, das an dem hohen Werke
Berufen wird mit ſeiner Kraft zu wirken!
Es wird die Größe ſeiner Zeit begreifen,
Auch wenn ſie manches Theure ihm entreißt!
Der deutſche Jüngling wird ſich ſtolzer fühlen,
Den deutſchen Namen wird die Welt bewundern,
Und hoch begeiſtert wird der Dichter ſingen,
Nicht von der Liebe, nicht von Blumendüften,
Nein, von des Mannes heilig ernſter That
Und von des Vaterlandes Neugeburt
Und von des deutſchen Volkes Weltberuf! —
Das große Wort der Zukunft iſt die That,
Und Mannesthat wird einſt die Freiheit lohnen! —
(Es erſchallt Trommelwirbel aus der Ferne.)
Jetzt blicke noch hierher, mein Volk — und lerne!
Es kommt die Zeit, wo Frankreich von dir lernt,
Von deines Geiſtes, deines Schwertes Macht!
Wenn Deutſchland will, iſt Deutſchland über alles!

Wenn wir die Breite und Ueberfülltheit einer an Tintoretto'ſche Gemälde erinnernden Compoſition, die Abſtumpfung eines echt tragiſchen Conflictes wie der zwiſchen Lemoine und Robespierre, die lyriſch-rhetoriſche Herzerweiterung der dramatiſchen Dichtung, die in der chorusartigen Geſtalt eines Forſter liegt, ins Auge faſſen, ſo könnten wir an der eigentlich dramatiſchen Begabung des Autors irre werden. Gleichwol tritt dieſelbe entſchieden vor, namentlich in einzelnen Zügen von jener charakteriſtiſchen Prägnanz, auf welcher die berechtigten Effecte dramatiſcher Kunſt beruhen. Wir ſehen z. B. Danton bei den Girondiſten; dieſe, Frau Roland an der Spitze, ſind bereit, ſich mit Danton zu verſöhnen. Da tritt Lanjuinais herein und ruft ihnen Halt zu; in einer fulminanten Rede tritt er gegen Danton auf:

So ſoll die Nachwelt richten über uns:
Die Männer der Gironde fielen, weil ſie
Zu groß von ſich und von der Freiheit dachten,
Als durch den Bund mit Mördern ſie zu retten!
Weh' euch, wenn von den Tafeln der Geſchichte
Die Worte ewig leuchten: die Gironde
Fiel nicht, weil ſie aus feiger Todesfurcht
Von dem die Rettung nahm, den ſie verfluchte!
(Zu Danton.)
So viele Tropfen Bluts, als du vergoſſen,
So viele male flucht die Menſchheit dir! —
Muß ich euch mahnen an Septembermorde?
Ihr ſchaudert vor dem Ungeheuer nicht,
Das den Entwurf zu jenem Schlachten gab?

Er ſchließt ſeine Rede mit den Worten:

Nun, Danton, fühlſt du Reue, ſo verzeih' ich,
Und faſſe zur Verſöhnung deine Hand;
Doch weil du mir die Rettung bieten willſt,
So ſtoß' ich dieſe Hand mit Stolz zurück!

Danton
(iſt während der ganzen Rede in ſtolzer, feſter, gebieteriſcher Haltung, wie unberührt, geblieben. Jetzt tritt er noch ſtolzer zu Lanjuinais, faßt deſſen Hand mit Gewalt und ruft mit ſchmetternder Stimme:)
Ich halte dieſe Hand und halte ſie,
Bis dir das Blut in deinen Adern ſtockt!
(Indem er ſich, wie fragend, zu den Girondiſten umwendet, ruft er drohend, doch nicht ohne einen gewiſſen Ausdruck des Schmerzes:)
Ihr wollt den Tod — ihr ſollt ihn haben! —
(Er geht voll Stolz ſchnell ab.)

Man wird zugeben, daß in dieſen Worten Danton's Macht und Größe liegt und daß ſie der weitſchweifigen Beredſamkeit eines Lanjuinais gegenüber, einer jener rhetoriſchen Leiſtungen, in denen die Gironde groß war, die lakoniſche Thatkraft vertreten, durch welche die Männer des Bergs den Sieg über die talentvollen Redner davontrugen.

Nicht minder bedeutend erſcheint Danton in der Hauptſcene mit Robespierre, in welcher die beiden Männer ſich wie Löwe und Fuchs gegenüberſtehen, und zwar nicht ganz ohne Schädigung des Intereſſes, das wir für den eigentlichen Helden des Dramas empfinden ſollten; denn der Löwe erringt größere Sympathien als der Fuchs.

Danton (heftig).
O ich verſtehe! Freiheit will man gar nicht!
Nur immer neuen Schrecken, neues Blut,
Um dadurch ſeine eigne Macht zu ſichern!

Robespierre (heftiger).
Ei das ſind freilich die vortrefflichſten
Republikaner, die mit tiefer Ruhe
Gleich Tauſende in ganzen Maſſen ſchlachten,
Dann nach Beſeitigung gewiſſer Gegner
Wie zur Erholung ihren Lüſten leben,
Mag, was da will, dem Vaterland begegnen!

Danton
(der immer mehr und mehr mit ſeinem Zorn kämpft).
Von wem ſprichſt du?

Robespierre.
Doch wie ſie es gewahren,
Daß es noch Männer gibt, die Frankreichs Wohl
Und ſeiner Feinde Sturz im Herzen tragen,
Da kommen ſie hervor, aus Angſt, es könnte
An ihrer Freiheitsliebe jemand zweifeln,
Und predigen Barmherzigkeit und Milde
Und ſprechen nur von Ruhe und von Ordnung.
Und um dies alles beſtens herzuſtellen,
Wird heimlich mit Verräthern unterhandelt.
Und ſchließlich nähme man's auch nicht ſo übel,
Wenn einer ſich die Krone wieder aufſetzt,
Falls er nur recht viel Gold und Ruhe mitbringt.

Danton (wild aufbrauſend).
Von wem ſprichſt du?

Robespierre (kalt und ruhig).
Von dir.

Danton (mit ſchmetternder Stimme).
Ha! Robespierre!
Wenn ſich ein andrer das erdreiſtet hätte,
So riſſ' ich ihm die Zunge aus der Gurgel!
Oho, es gibt noch Mittel, mich zu rächen!
Habt ihr verlernt, vor Danton zu erzittern?
Zu meinen Füßen ſollt ihr bald euch winden!
Ihr wußtet nicht, wenn ſich der Löwe legt,
Daß er zum Sprunge immer fertig iſt.
Ihr ſollt es büßen, ihn gereizt zu haben! —
Herbei, herbei, ihr Rotten vom September!

Digitized by Google

Der alte Danton ruft euch! O, ihr kennt ihn!
Jetzt gilt's, für euern Führer einzuſtehn!
In eure Hand den Dolch, den Fackelbrand!
Stoßt nieder, was nicht dantoniſtiſch iſt!
Hei! Sengt und brennt, und geht Paris in Flammen!

(Robespierre iſt bei Danton's aufbrauſendem Zorn erbebt und immer mehr in Schrecken gerathen. Dann hat er ſich gefaßt und in der heftigſten Erregung wie mit einem Entſchluß gerungen. Wie Danton in der unbegrenzteſten Leidenſchaft hinausſtürzen will, rafft er ſich mit Entſchiedenheit auf und wirft ſich wie umgewandelt in Danton's Arme.)

Robespierre.

O Danton, ſchrecklich, ſchrecklich war mein Amt!
Verzeihe mir, daß ich noch wagen konnte
An deiner Größe, deiner Kraft zu zweifeln!
Du haſt die Probe glanzvoll überſtanden.
Ja, du biſt noch der frühre, ſtolze Danton,
Der ſtarke Hort der Freiheit und des Volkes,
Und die Verleumdung muß beſchämt verſtummen.
Laß uns vereint ein neues Ziel erſtreben,
Als Freunde, nicht als Nebenbuhler wirken!
Der Schrecken flieht und nur die Liebe herrſcht!

Danton.

Wie? — Trügen mich die Sinne? — Robespierre,
Ich hätte doch mich nicht in dir getäuſcht?
Du glaubteſt nicht, was du ſo kalt, ſo boshaft
Von deinem Freund, von einem Danton ſprachſt?
Noch einmal ſoll ich für die Freiheit kämpfen,
Mit beſſern Waffen — und mit Robespierre?

Robespierre (gepreßt).

Er bietet dir die Hand. Willſt du verzeihen?

Danton.

Von ganzem Herzen! — O ihr ſchwachen Thoren!
Für diesmal, Freunde, habt ihr euch verrechnet!

Robespierre (ebenſo).

Nun, Danton, geh'. Der Jakobinerclub
Kommt gleich zur Sitzung; laß mich ihm verkünden,
Was hier geſchah! Leb' wohl!

Danton.

Leb' wohl, mein Freund!

(Ab.)

Auch in dieſer Scene iſt dramatiſche Energie unverkennbar, und die überraſchende Wendung, zu welcher Robespierre's Hinterliſt gegenüber dem gewaltſamen Ausbruch des Danton'ſchen revolutionären Feuers ſeine Zuflucht nimmt, wirkt als ein dramatiſcher Gegenſchlag. Die Dialektik der Scene wird hierdurch zu einer wirkſamen Pointe zugeſpitzt.

Auch Robespierre's Auftreten auf dem Stadthauſe, wohin ihn das Volk aus den Schranken der entſcheidenden Conventsſitzung befreit hat, iſt nicht ohne tragiſchen Anflug. Er wendet ſich dem Volke zu und ſagt mit finſterer Bitterkeit:

Hoch der Dictator? — Ha! Ihr wart es doch,
Die erſt vor wenigen Stunden den Dictator
Zur Guillotine jubelnd ſchleifen wollten,
Die an dem ſeltnen Anblick ſich geweidet,
Den Unbezwinglichen zermalmt — zertreten —
In ſeinem Innerſten zerknirſcht zu ſehn?
Erbärmlich, wer ſich euern Launen preisgibt!
Erbärmlich — wen es reizt, euch zu beherrſchen!

(Er wendet ſich zu Saint-Juſt und Couthon und blickt ſie finſter an; dann mit einem dumpfen, dämoniſchen Ausdruck:)

Ich hatte mit dem Leben abgerechnet;
Was ruft ihr mich zurück in ſeine Qual?
Sein kindiſches Begehren, ſeine Thorheit
Stand vor mir in dem Ekel ihrer Blöße;
Die Ohnmacht in dem Trotze ihres Dünkels
Lag wie ein nackter Wurm zu meinen Füßen.
Ein jammervolles Bild des eignen Seins,
Vor dem ich lachend — in Entſetzen bebte.
In einer einzigen, ſchickſalsſchweren Stunde
Hab' ich gelernt, das Leben zu verachten;
Erbärmlich ſcheint mir ſeiner Kämpfe Preis,
Gemein das Ziel, nach dem ich raſtlos jagte,
Ein dürres Reis des Lorbers eitler Kranz.

(In fieberhafter Zerknirſchtheit.)

Mich ſelbſt allein, mich konnt' ich nicht verachten;
Wie ein Geſpenſt, den Tod im hohlen Auge,
Steht grauſig vor mir ſelbſt mein eignes Ich,
Es grinſt mich ſtarr und unbeweglich an,
Es ſpricht zu mir von längſtvergangnen Zeiten,
Es raunt mir Namen leiſe in das Ohr,
Und immer muß ich ſeinen Worten lauſchen
Und immer muß ich ſchaudernd es betrachten,
Kein Blick, kein Flehn, kein Fluch kann es verbannen!

Obgleich aus den zahlreichen Volksſcenen keine Geſtalt weder dämoniſch noch humoriſtiſch feſſelnd hervortaucht, ſo iſt doch die theatraliſche Behandlung derſelben nicht ungeſchickt und das öffentliche Gewiſſen findet hier und dort einen echt ſchlagenden Ausdruck.

Die mitgetheilten Proben werden hinlänglich beweiſen haben, daß es der Diction nicht an Kraft und Schwung fehlt. Doch iſt ſie etwas ungleich; hier und dort thut der Verfaſſer etwas Waſſer in die Tinte, indem er der phraſenhaften Rhetorik allzu große Zugeſtändniſſe macht; hier und dort paſſen die Reden nicht zum Charakter, wie z. B. die folgenden ſtaatsrechtlichen Deductionen im Munde eines ſchlichten Bürgermädchens wie Leonore, mochte daſſelbe noch ſo ſehr für die Republik begeiſtert ſein, doch einen zu centnerſchweren profeſſorlichen Eindruck machen:

Doch hat der große Lenker eines Staates
Sein Vaterland geführt zum hohen Ziel,
Nach welchem es Jahrhunderte gerungen,
Dann ehrt es tief die feſte Kraft des Willens,
Die unaufhaltſam kühne, die im Bunde
Mit fein erwägender, bedächtiger Klugheit,
Das Große ſchuf in die erſtaunte Welt!
Dann paaren ſich der Zweifel und der Kleinmuth,
Gelehrtes Träumen und ſchöngeiſtiges Schwärmen,
Der enge Formenſinn, die ſtarre Rechtsſucht,
Und was ſich ſonſt zum größern Staat nicht ſchickt,
Und winden endlich alle für den Genius
Am Ruhmeskranze der Unſterblichkeit!

Was man indeß auch im einzelnen ausſetzen und auch gegen die Ausdehnung des Stücks einwenden möge, die das Maß eines Bühnenabends um das doppelte überſchreitet — die vorliegende Jugenddichtung hat einen gewiſſen großen Wurf, in Situationen und Charakteren, der für die Zukunft zu den beſten Hoffnungen berechtigt.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Moderne Dichterporträts.

1. Ferdinand Freiligrath. Zum Verſtändniß des Dichters und als Begleitgabe zu ſeinen Werken von Auguſt Kippenberg. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 18 Ngr.
2. Friedrich Rückert's Weisheit des Brahmanen dargeſtellt und beurtheilt von Franz Kern. Oldenburg, Schmidt. 1868. 8. 24 Ngr.

Es iſt immer erfreulich, wenn die Kritik und die Analyſe ſich auch neuen Dichtern und Dichtwerken zuwendet und den lebendigen Verkehr der ſchaffenden Talente mit dem Publikum vermittelt. In einer Zeit der Variantenausgaben, in welcher unſere deutſchen Claſſiker wie die römiſchen und griechiſchen und wie auch Shakſpeare in jüngſter Zeit als gelehrte Specialitäten behandelt und als Futter für die Philologie und vergleichende Textkunde verwandt werden, gleich als ob ſie ſchon durch eine mit Folianten angefüllte Kluft von der Gegenwart geſchieden wären, iſt es doppelt wünſchenswerth, auch den lebenden oder jüngſtverſtorbenen Dichtern eine kritiſche Würdigung zutheil werden zu laſſen, ohne welche das große Publikum nicht an ihre Bedeutung zu glauben pflegt. Das deutſche Volk iſt ſo gewöhnt, die Poeten aus zweiter Hand durch kritiſche Vermittelung zu genießen, daß es neuen Erſcheinungen faſt urtheilslos oder mindeſtens mistrauiſch gegenüberſteht, bis die Reflexe der Kritik voll und breit und von verſchiedenen Seiten auf dieſelben gefallen ſind. Wolfgang Menzel hat unſer Volk zwar bereits gegen die Verdächtigung in Schutz genommen, daß es ein Volk von Denkern und Dichtern ſei, was ihm als einem der beſten Deutſchen natürlich ſehr ſtörend war, da er ſich ſelbſt weder zu den einen noch zu den andern zählen konnte; in der That, das deutſche Volk iſt jetzt mehr ein Volk von Soldaten und Literarhiſtorikern. Der Spiritus iſt fort, das Phlegma iſt geblieben — oder vielmehr jener Spiritus iſt geblieben, in dem man die großen Geiſter für die Nachwelt conſervirt.

Ferdinand Freiligrath und Friedrich Rückert ſind die modernen Poeten, die neuerdings in Feſt- und Gedenkreden, auch in ſelbſtändigen Schriften, die wärmſte und eingehendſte kritiſche Beachtung gefunden haben. Was den erſtern betrifft, ſo erinnern wir nur an die Feſtreden von Gottfried Kinkel, Berthold Auerbach und von dem Herausgeber d. Bl., ſowie an die biographiſch-charakteriſtiſche Einleitung, welche Ignaz Hub dem zu Freiligrath's Ehren herausgegebenen Dichteralbum vorausgeſchickt hat. Gleichwol iſt der Umfang jener Reden und dieſer Einleitung ein zu geringer, als daß ſie ein auch im einzelnen erſchöpfendes Charakterbild hätten geben können, und der Zweck derſelben, eine Verherrlichung des Dichters bei feierlichen Gelegenheiten, ſchloß von ſelbſt die ſtrengere kritiſche Beleuchtung aus.

Nach beiden Seiten hin tritt die Schrift von Auguſt Kippenberg (Nr. 1) ergänzend ein; wir erhalten von dem Entwickelungsgang des Dichters ein klares Bild: die Analyſe geht in das Detail der einzelnen Gedichte, der Freiligrath'ſchen Vers- und Sprachbildung ein und die Kritik verſchweigt nicht die Mängel, welche ſeiner ganzen Dichtweiſe eigenthümlich ſind. Kippenberg unterſcheidet acht Gruppen, die ſich vielleicht auf eine geringere Zahl reduciren laſſen. Als die vorzüglichſten Gedichte aus den eigentlichen Zonengemälden hebt er mit Recht heraus: den „Löwenritt“, „Das Geſicht des Reiſenden“, „Der Scheik am Sinai“, „Der Mohrenfürſt“ und „Das Lied Memnons“.

In dieſen Gedichten zeigt ſich Freiligrath's beſchreibendes Talent wol am glänzendſten. Das iſt keine Beſchreibung, wie wir ſie in unſerer Poeſie oft genug geſehen haben, und wie ſie uns u. a. noch Kleiſt, Haller oder gar Brockes gaben, in der Stück für Stück matt und nüchtern aneinander geſetzt wird — hier iſt alles Leben und Guß! Ein Gemälde, glühfarbig, ſtrichfeſt, keck — tritt, wie vom Blitz aus dem Dunkel gezogen, vor unſer Auge. Wir wandeln in der fremden, wunderbaren Welt, wir athmen ihren Lufthauch; wir fühlen entzückt ihre erhabene Schönheit und erzittern vor ihren Schreckniſſen. Welche Kraft in der Bewegung neben der vollen plaſtiſchen Geſtaltung und der ſchimmernden Farbenpracht! Dazu Inhalt und Form in vollendetſter Harmonie.

In dem warmen und glänzenden Lob, welches den Freiligrath'ſchen Dichtungen ertheilt wird, ſtimmt Kippenberg mit den Feſtrednern des Dichters überein; den Tadel begründet er ſchärfer und eingehender, als dies bisher in den Charaktergemälden des Dichters der Fall war:

Freiligrath iſt nur zu ſehr ein Dichter der Anſchauung und Meiſter der Farbe. Leicht erfüllen die Scenen der Außenwelt, die er ſelbſt erfahren hat, oder welche ihm ſonſt zugeführt ſind, ſeine Phantaſie, leicht wirft ſie ſein gewandter Stift auf das Papier. So zeigt er ſich denn allzu freigebig, was ſchon Chamiſſo bemerkte, und wir empfangen nach einem Bilde, das die Meiſterhand verräth, ein ähnliches, das beſſer im Pulte geblieben wäre. Dazu kommt, daß des Dichters Phantaſie, ſo beweglich ſie auch an ſich iſt, doch nur in verhältnißmäßig wenigen Erdräumen ſpielt, und ſo begegnen wir den Palmen und Korallen, den Negern und Dromedaren, den Scheiks und den Wüſten gar zu oft. Auch breitet ſich in vielen Gedichten die Schilderung ſo behäbig aus, daß ſie Gedanken, Empfindung und Handlung erdrückt oder zur Seite drängt. In den Freiligrath'ſchen Zonengemälden herrſcht, wie wir geſehen haben, der Stil großer, moderner Gedanken; in vielen derſelben läßt ſich dieſer aber nur erkennen, wenn man den Blick auf die ganze Gruppe richtet und nun die Aehnlichkeit findet; es tritt ſelbſt die allgemeine belebende Idee zurück, geſchweige, daß wir ſie in freier, individueller Entfaltung ſollten wirken ſehen. Mit dem Gedanken verſchwindet denn auch oft das Gefühl, und wir erhalten mehr oder weniger bloße Beſchreibungen, die, ſo farbenreich und glühend ſie auch ſein mögen, doch kein Gegenſtand der Poeſie ſind. So leichtfertig und ungerecht es iſt, wenn man Freiligrath ſchlechthin einen bloßen Panoramenmaler und in beſonderm Hinblicke auf ſeine Thierbilder, in einem andern Sinne, als er in der „Rheinſage“ das Wort wird gelten laſſen, den „van Aken der Poeſie“ genannt hat, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß Dichtungen wie „Afrikaniſche Huldigung“, „Am Kongo“ u. ſ. w. und große Theile anderer, gehaltvollerer Poeſien in der That nur phantaſievolle geographiſche Zeichnungen ſind, die von der Poeſie wenig mehr als die Form entlehnt haben. . . . .

Zunächſt fehlt es dem Dichter recht oft an Einheit und ſtrenger Gliederung der Compoſition. Auch in dieſer Beziehung paßt auf ihn das bekannte Wort der Xenien an Jean Paul, daß viele ſeiner Schöpfungen beſſer geworden wären, hätte er ſeinen Reichthum ſo, wie andere ihre Armuth, zu Rathe gehalten. Manches ſeiner Gedichte würde vortrefflicher ſein, wenn es um ein gutes Stück gekürzt wäre. Der Dichter erliegt der Fülle der Anſchauungen, die ſich ihm aufdrängen, er weiſt nicht genug mit dem Stabe des ordnenden Verſtandes die Geiſter zurück, welche auf ihn einſtürmen, um an dem Born ſeiner Poeſie blühendes Daſein zu gewinnen. So erhalten wir nicht ſelten viel Nebenſächliches und geradezu Ungehöriges, was es

Digitized by Google

zu einer geſchloſſenen Anſchauung und Empfindung nicht kommen läßt. Es ſind nicht viele Gedichte von Freiligrath, die ſich von dem Fehler der Ueberfülle des deſcriptiven Elements vollkommen frei erhalten. Wo dem Dichter eine kühne, naturfriſche Bildvorſtellung vor die Seele tritt, entrath er ihrer nicht gern, ſollte auch die künſtleriſche Einheit und der energiſche Eindruck des Gedichts leiden. Nicht blos Gedichte wie „An das Meer", ſondern auch Erzeugniſſe der eigentlichen Empfindungs- und Gedankenlyrik beweiſen das. Der Umſtand, daß der Dichter zu ſehr Meiſter der Schilderung iſt, beeinträchtigt, wie Gedanke und Empfindung, ſo auch oft die Handlung. Wo er uns eine ſolche darſtellen will, hält ihn die Zeichnung der Situation wol gleich am Eingange feſt. Der Hintergrund iſt in blendenden Farben mit reichen Geſtalten gemalt; aber das Spiel, das vor den Couliſſen ſich entwickeln ſoll, läßt zu lange auf ſich warten, oder bleibt zu dürftig, und die Aufmerkſamkeit wird von demſelben durch Veränderungen in der Decoration mitten in der Scene abgezogen.

Mit Recht wird Freiligrath ein Meiſter und Bereicherer der Sprache genannt und die ſprachgeſtaltende Kraft des Dichters in Wort und Wendung, namentlich in den ſelbſterfundenen oder ſeltenen Zuſammenſetzungen, die theils metaphoriſch ſind, theils ein einfaches Begriffsverhältniß ausdrücken, hervorgehoben. Treffend iſt auch die Bemerkung, daß Freiligrath's Sprache den Gedanken nicht umſchifft, ſondern ihn auf die anſchaulichſte, bezeichnendſte Weiſe ausdrückt; in der That hat er vielfach das techniſche Detail poetiſch geadelt. Was Versformen betrifft, ſo wird außer der neuen Behandlung des Alexandriners, beſonders Freiligrath's Vorliebe für trochäiſche und iambiſche Doppel-Vierfüßler erwähnt. Auch Freiligrath's ſpätere politiſchen Gedichte, die im ganzen weniger bekannt geworden ſind, werden von Kippenberg eingehend zergliedert und zum Theil ganz oder im Auszug mitgetheilt. Wir können das Schriftchen allen Verehrern Freiligrath's und allen Freunden der neuen Literatur beſtens empfehlen, denn ſie werden manches darin finden, was ihrer Theilnahme bisher entgangen iſt.

Friedrich Rückert's dichteriſche Perſönlichkeit iſt mehrfach, neuerdings z. B. von Fortlage, in ihrer Geſammtbedeutung gewürdigt worden. Franz Kern (Nr. 2) hat ſich einen Ausſchnitt aus dem Kreiſe ſeines dichteriſchen Schaffens, ſeine umfangreichſte Dichtung: „Die Weisheit des Brahmanen", ausgeſucht, um an ihr die Eigenthümlichkeit des Dichters zu beleuchten. Wir lieben auf äſthetiſchem Gebiet, namentlich auf dem der Poetik die Specialanalyſe; wie überall, gibt auch hier erſt die Detailforſchung dem Urtheil exacte und ſichere Begründung. „Die Weisheit des Brahmanen" iſt gewiß das für Rückert am meiſten charakteriſtiſche Werk. Kern ſagt am Schluß ſeines Werkes:

> Mir will es ſcheinen, als ob der Gefühlslyriker, der ſo rein und innig geſungen, nicht niedriger und nicht höher zu ſtellen iſt, als der Dichter ſpäterer Jahre, der den tiefſten Gedanken des Menſchengeiſtes durchſichtige, oft unnachahmliche Formen gegeben hat.

Wir möchten Rückert als Gedankendichter höher ſtellen wie als Gefühlslyriker; denn mit wenigen Ausnahmen iſt ſeine Gefühlslyrik auch von Gedankengängen durchzogen und tritt ſelten in voller Reinheit hervor.

„Die Weisheit des Brahmanen" erinnert an einen zuſammengetragenen und zuſammengewühlten Ameiſenhaufen von Gnomen und Gedankenſprüchen; ſo maſſenhaft iſt das aphoriſtiſche Element noch nie in irgendeiner Literatur vertreten geweſen. Um ſo ſchwieriger aber iſt es auch für den Leſer, ſich durch dieſe Fülle atomiſtiſcher Gedanken hindurchzuarbeiten, ſchwieriger noch als durch ein langgedehntes Epos, in welchem wenigſtens der in die Zukunft hinausweiſende Zuſammenhang noch das Intereſſe wach hält. Hier aber beginnt mit jedem Sinnſpruch, mit jedem Zweizeiler oder mindeſtens mit jedem kleinern Conglomerat von Zweizeilern ein neues Ganzes, man fängt immer von vorn an und iſt dann gleich wieder am Ende angekommen. Es iſt gleichſam ein fortwährendes Staccato und Pizzicato des Gedankens.

Indeß iſt die Dichtung keineswegs ohne ſyſtematiſchen Zuſammenhang, nur daß derſelbe mehr die Anordnung der einzelnen Gruppen unter allgemeinern Geſichtspunkten angeht, als die einzelnen Epigramme ſelbſt, die doch entweder ganz losgelöſt oder willkürlich zuſammengeballt erſcheinen. Um ſo werthvoller iſt ein Führer, der uns die durch das Ganze leitenden Fäden nachweiſt. Es iſt dies ein Verdienſt der Kern'ſchen Schrift, aus der man den Gedankeninhalt der „Weisheit des Brahmanen" nach ſeinen Hauptrichtungen hin, klar erkennt, ſodaß auch derjenige, dem es an Zeit und Luſt gebricht, die Dichtung von Anfang bis zu Ende durchzuleſen und der in ſie hereintritt, wie in einen Staubwirbel von Gedankenatomen, jetzt hinlänglich orientirt iſt, um aus der Maſſe das herauszuſortiren, was ſeinen Stimmungen und Neigungen entſpricht. Die Grundanſchauungen des Dichters auf allen Gebieten, der Religion, der Philoſophie, dem Staat, der Kunſt, namentlich der Dichtkunſt, ſind in der „Weisheit des Brahmanen" enthalten und beleuchten deshalb ſein ganzes poetiſches Schaffen.

Ein anderes Verdienſt der Kern'ſchen Schrift iſt es, daß er den Aufbau der Dichtung, der Vers- und Sprachgeſtaltung und der Art und Weiſe der Gedankenverbindung ſorgfältig nachſpürt und dabei ebenſo wenig wie Kippenberg einen durchweg panegyriſchen Ton anſchlägt. Wol behauptet er, daß es innerhalb der Gedankenlyrik kein Werk gebe, das ſich in Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit mit dieſem Lehrgedicht meſſen könne; daß es nicht blos lauteres, meiſt ſchöngeprägtes Gold der Reflexion enthalte, ſondern ſich auch in manchem Gedichte die Blüte des unmittelbaren innigſten Gefühls in anſpruchsloſer, herzgewinnender Schönheit aufſchließe; doch fügt er hinzu:

> Unter dem Weizen des Dichters iſt auch werthloſe Spreu. Von den mehr als anderthalbtauſend größern und kleinern Gedichten mögen immer hundert und noch mehr als völlig werthlos bezeichnet werden, ja geradezu den Eindruck ſtören, den die übrigen hervorbringen. In andern macht einzelnes, was unklar gedacht oder trivial oder überflüſſig iſt, einen reinen Genuß an dem ganzen Gedicht unmöglich. „Ein Gedicht ſoll entweder vortrefflich ſein oder gar nicht exiſtiren", läßt Goethe Wilhelm Meiſter ſagen. Danach hätten manche Gedichte in der „Weisheit des Brahmanen" kein Recht auf Exiſtenz; welcher aber noch ſo ſorgſam ſichtende Dichter hat uns lauter vortreffliche Gedichte gegeben? Wie ſollten wir das alſo erwarten können von dem Dichter, dem alles, was er gedacht und gefühlt, zum Gedicht geworden iſt, auch der unbedeutende Einfall, auch der mislungene Scherz, auch der noch nicht zur Klarheit gebrachte Gedanke? Der ſo überaus regen dichteriſchen Productivität Rückert's verdanken wir einige ohne Minerva's Huld geſchriebene Poeſien, aber auch die friſche Unmittelbarkeit, die ſeine meiſten Gedichte auszeichnet. Aber das iſt freilich einzu-

Digitized by Google

räumen, daß ſeine Poeſien leichtern Eingang gefunden hätten, wenn er manches von dem, was ihm in die Feder gekommen nicht hätte drucken laſſen.

Er tadelt als verfehlt Gedichte, deren Inhalt eine poetiſche Bearbeitung gar nicht zuläßt, andere, in denen uns ein gereimtes Stück Naturgeſchichte geboten wird, andere, in denen die Erfindung ſehr ſonderbar, aber nicht ſonderlich, der Gedanke trivial oder der Einfall ohne Werth iſt. Die Beiſpiele, welche Kern als Beleg anführt, ſind wol unwiderſprechlich. Auch in Bezug auf die Form ſind die Ausſtellungen Kern's bedeutend: „Hier formvollendete Gedichte von unnachahmlicher Schönheit, dort Verſe, die wir nicht anſtehen dürften, als Stümpereien eines Schülers zu bezeichnen, wenn wir nicht zu gut wüßten, daß ſie Nachläſſigkeiten des Meiſters ſind, der unter den nach-Goethe'ſchen Lyrikern der größte bleibt." Kern rügt in Bezug auf die Verſe die hin und wieder vorkommenden Triſtichen als Abſchwächung, tadelt ferner in einzelnen ſonſt makelloſen Gedichten irgendeinen häßlichen Zug, eine unpaſſende Spielerei, hier und dort eine ganz undeutſche Zuſammenſtellung der Wörter, die ſeltenen oder veralteten, zu vielen erfundenen Wörter, unglückliche Zuſammenſetzungen, anſtößige Dehnungen, einzelne ſchielende oder geſchmackloſe Metaphern, die Liebe zum Wortſpiel, die Ungleichmäßigkeit des poetiſchen Stils u. ſ. w. Freilich ſteht dieſem Tadel der Satz voraus: „Mögen einige hundert von den Gedichten nichts werth ſein, der Dichter iſt ſo königlich reich, daß er trotzdem ein großer Dichter bleibt." Möge man das Nähere in der fleißigen Schrift ſelbſt nachleſen!

Ein Buch für deutſche Hausfrauen.

Briefe und Blätter von Frau Thereſe. Herausgegeben von Karl von Holtei. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie vielen Vorurtheilen über ſchriftſtellernde Frauen man auch immer noch begegnen mag, ihre Zahl hat in neueſter Zeit ſehr zugenommen und zwar in ſo trefflichen Leiſtungen, daß jedes Aburtheil glänzend widerlegt iſt. Aber noch mehr. Das vorliegende Büchlein iſt ein ſo hervorragendes, daß wir erklären: nie würde ein Mann, und wäre er der begabteſte, und hätte er als Menſchenkenner ſich reichlich bewährt, ein ſolches zu ſchreiben vermögen. So iſt uns auch nie aus der Feder einer Frau eine Druckſchrift zu Geſicht gekommen, welche mit dieſen köſtlichen „Briefen und Blättern von Frau Thereſe" zu vergleichen wäre. Ein ſchüchterner, wenn auch ſehr Erfreuliches verkündender Vorbote dieſer herrlichen Erſcheinung in der Gegenwart war einſt Maria Mnioch, deren „Zerſtreute Blätter" bekanntlich Herder herausgab. Aber wie iſt bei Thereſen alles und jedes zur ſchönſten Entwickelung gediehen, was dort erſt im Keimen ſich darſtellt, wie reiht ſich Blüte an Blüte, Frucht an Frucht! Wie beherrſcht ſie von ihrer ſtillen, von vielfachen Leiden ſo getrübten Häuslichkeit aus einen ſo weiten Geſichtskreis, wie iſt auch ſie muſterhafte Hausfrau, ſorgſame Gattin, zarte Mutter, umſichtige Erzieherin, edle Freundin, mit wie echter Lebenskunſt weiß ſie die höchſte Idealität in die tagtägliche Praxis der Wirklichkeit hinüberzuleiten!

Schon manches Buch iſt erſchienen, welches ſein Verfaſſer dem Leſer, der Leſerin als bleibenden Gefährten mit auf den Lebensweg gab. In allem, was Frau Thereſe ſchreibt, von dem erſten bis zum letzten ihrer Worte, iſt keine Spur von ſolchem Anerbieten zu finden. Sie hat mit all ihren Gedankenäußerungen eine Scheu vor der Oeffentlichkeit. Als es ſich fügt, daß manches von ihr auch öffentlich bekannt wird, ſogar des lebhafteſten Beifalls ſich erfreut, weiß ſie ſelbſt das gar nicht zu begreifen. So iſt es ihr nie in den Sinn gekommen, daß ihre brieflichen und ſonſtigen Aufzeichnungen ſich zu einem Buche erweitern würden, welches wir hiermit der Leſewelt aufs wärmſte empfehlen und für deſſen Herausgabe und Vorwort wir Hrn. von Holtei, dem allgeliebten Dichter und Schriftſteller, unſern aufrichtigſten Dank ſagen! Der Reichthum des Dargebotenen in den „Briefen" an den Herausgeber iſt bedeutend. Wir lernen hier eben eine Frau kennen, welche die oben angedeuteten Eigenſchaften und viele andere noch: Tiefe des Gemüths, Naturfriſche, Mutterwitz, geſunden Menſchenverſtand, ſcharfe Beobachtung, ſelbſtändiges Urtheil mit unermüdeter Krankenpflege, Gattin-, Mutterumſicht und Tüchtigkeit in jeder wirthſchaftlichen Beziehung verbindet. Das iſt eine weibliche Seele, die ſtets *in* andern und *für* andere lebt, und doch ſchon für ſich eine unendliche Welt iſt, an der Weiblichkeit feſthält, und gleichwol über alles blos Geſchlechtliche ſich hinausſchwingt.

Die „Briefe an ihren Sohn" ſind unübertrefflich. Die zarteſte, weiſeſte, aber auch kräftigſte Mutterliebe umwaltet ihn, den jungen Studenten, in der Ferne. Sie wird ihm Mentor, Arzt, ſie wird Dichterin, und in wie ureigener, holder Weiſe; wird ihm Freundin, weiſeſte Rathgeberin, ja, ſie wird ihm zu Liebe im zehnten Briefe ſogar Student, d. h. ſie ſpricht zu ihm in ſehr reſoluter Burſchenſprache eines Commilitonen, indem ſie ihn etwas rüttelt, und doch in Mutterliebe, mit kräftigen Worten rüffelt, wie er zu ſich ſelbſt ſprechen ſolle, um ſich abzuſtrafen, daß er ſo ſaumſelig im Briefſchreiben, ſo leichtfertig im Halten gegebener Verſprechungen ſei. Kurz, ſie iſt in dieſer Metamorphoſe wie in allem durchweg liebenswürdig, geiſtvoll, weiſe, allem Trivialen, Eiteln abgeſtorben und doch erfüllt von Lebenshumor, jeden Augenblick bedacht, würdig zu leben.

Was man da nun vollends zu erwarten hat, wo ſie der Aufforderung einer Freundin, ob auch mit höchſter Selbſtbeſcheidung, folgt, ihr Rath zu ertheilen für eine kritiſche Zukunft, der dieſe fürs Nächſte entgegenſieht, das wird man nach dem Bisherigen vermuthen. Der Abſchnitt: „Für junge Mütter", iſt einzig. Wie ſie Vorbereitungen angibt, den Erdenſohn zu empfangen, bis ins Kleinſte, Zarteſte ſich darüber ausläßt, wie man ihn zu pflegen, ſpäter zu erziehen habe; man muß es leſen und wieder leſen, und Frauen und Männer, Matronen und

Digitized by Google

Greiſe werden ſich daran erheben. Wir wünſchen ſchon dieſer Abtheilung wegen das Büchlein im Beſitz jeder gebildeten, verheiratheten Frau.

Es folgen „Einzelne Blätter aus dem Tagebuche“. Eine Mannichfaltigkeit reizender Art, von den beiden Genrebildern „Dorfſcene“ und „Bienenſchwarm“ bis zu Ende. Sinn fürs Volk, für Heldenmuth, eigener Heroismus, Humanität, Hochherzigkeit, Blick für den Genius, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe ohne jede Einſchränkung, offenes, freies Bekenntniß, das ſind die im reinſten Lichte ſtrahlenden Vorzüge dieſes Abſchnitts. Möchten heutige Naturforſcher ſich wol merken, was Frau Thereſe vom Phyſiker und Mathematiker fordert.

Wir können der vortrefflichen Schriftſtellerin nicht in allen ihren Anſichten beiſtimmen. Wenn ſie z. B. einmal meint, Jean Paul hätte in der „Levana“ ſich mehr bemühen ſollen, auch „Müttern“ verſtändlich zu werden, und ſeinen Humor „in engere Grenzen zu verweiſen“, ſo glauben wir, nach allem, was die Verfaſſerin über jenes ausgezeichnete Buch ſagt, daß ſie ſelbſt unſern größten Humoriſten ſehr wohl verſtanden habe, halten jedoch auch dafür, daß der Genius ſtets das heilige Recht hat, ſich in ſeiner Ganzheit zu geben, und daß er eben dadurch eine unendliche Wirkung ausübt, daß er ſtets ſeine ganze Eigenthümlichkeit offenbart.

Wenn wir jedoch in einzelnen Behauptungen von Thereſens Anſichten abweichen, ſo ſtehen wir in andern Beziehungen nicht an, ihre „Briefe und Blätter“ ihrem Werthe nach als unverwelklich ſchön und erquicklich zu rühmen, und den lebhafteſten Wunſch auszuſprechen, es möchte das Büchlein zur Lieblingslektüre heutiger und künftiger Leſewelt gehören.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von der „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig, Brockhaus) liegt jetzt der achte, neunte, zehnte und elfte Band vor. Der achte Band enthält Leſſing's Dramen: „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“, „Nathan der Weiſe“, herausgegeben von Hermann Hettner, welcher dieſen Dramen eine vortreffliche Einleitung: „Leſſing als Dramatiker“, vorausſchickt. Der Hauptvorzug dieſer Einleitung beſteht darin, daß ſie ſich von der blinden Vergötterung freihält, mit welcher manche Herausgeber, ſchon um ſich für ihre Mühe zu belohnen, die edirten Dichtungen anzupreiſen pflegen. Hettner gönnt allen kritiſchen Bedenken den breiteſten Raum und ſchließt ſeine Unterſuchung mit den folgenden Reſultaten ab: „Der Mangel der Leſſing'ſchen Tragik iſt, daß ihr jene tiefe Erfaſſung der tragiſchen Schuld als des Urgrundes aller tragiſchen Verwickelung und Verſöhnung fehlt, welche die unverbrüchliche Grundlage der Shakſpeare'ſchen Tragik iſt und deren volle Bedeutung erſt von Goethe und Schiller wiedergefunden wurde. Ein Claſſiker des deutſchen Dramas iſt Leſſing trotz alledem. Man ſollte ſich hüten, jenes beſcheidene Wort Leſſing's, daß er kein Dichter ſei, gedankenlos nachzuſprechen. Sein Verdienſt iſt nicht ein blos geſchichtliches, es iſt ein künſtleriſch bleibendes. Eben jetzt ſind es hundert Jahre, daß «Minna von Barnhelm» zum erſten male mit ungetheiltem Beifall über die deutſche Bühne ging, noch heute iſt es unbeſtreitbar das beſte deutſche Luſtſpiel. Nach wie vor bewährt die Tragödie «Emilia Galotti» in ihrer feinen Charakterzeichnung ihre unverwüſtliche Anziehungskraft. Nach wie vor verbreitet das weihevolle Humanitätsevangelium Nathan's nach allen Seiten ſeinen befruchtenden Segen. Welche andere deutſche Dramen außer den Dramen Goethe's und Schiller's, dürfen auf gleiche Unvergänglichkeit hoffen?“

Der neunte Band der „Bibliothek“ enthält Wieland's „Oberon“, herausgegeben von Reinhold Köhler, mit einer Einleitung, welche ſich über die mittelalterlichen Quellen des „Oberon“, über die verſchiedenen Ausgaben der Wieland'ſchen Dichtung ausführlich verbreitet. Der zehnte und elfte Band enthalten die Dichtungen des Malers Müller, herausgegeben von Hermann Hettner. Einer der Hauptvertreter der deutſchen Sturm- und Drangperiode wird uns durch dieſe Ausgabe wieder nahe gerückt; wir werden nächſtens das Bild des Stürmers und Drängers, mit Anlehnung an die Hettner'ſche Ausgabe und Einleitung, unſern Leſern vorführen.

Die von dem Bibliographiſchen Inſtitut in Hildburghauſen veranſtaltete Ausgabe von „Shakſpeare's dramatiſchen Werken und Sonetten“ iſt der Vollendung nahe; es ſind bereits neun Bände erſchienen, ſodaß nur noch der zehnte fehlt. Die großen Tragödien ſind meiſtens von Wilhelm Jordan überſetzt: „Romeo und Julie“, „Othello“, „König Lear“, „Richard III.“ Ueberſetzer des „Hamlet“ iſt Seeger, der auch „König Johann“ und „Timon von Athen“ überſetzt hat. Die Hiſtorien, mit Ausnahme von „Richard III.“, die Römerdramen „Julius Cäſar“ und „Coriolan“ ſind von Viehoff, die Luſtſpiele und phantaſtiſchen Dramen von Dingelſtedt und Simrock überſetzt; ebenſo von dem letztern „Antonius und Kleopatra“.

Der neunte Band von Friedrich Bodenſtedt's „Geſammelten Schriften“ (Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei) enthält Originaldichtungen des Autors und zwar den erſten Theil der „Alten und neuen Gedichte“.

Die „Poetik, Lehre von den Formen und Gattungen der deutſchen Dichtkunſt“ von Ernſt Kleinpaul (Barmen, Langewieſche) iſt in ſechster ſorgfältig vermehrter und verbeſſerter Auflage erſchienen. Da dieſe „Poetik“ mit Aneignung aller neuen Reſultate auf dem Gebiete der Dichtlehre eine gedrängte compendiariſche Form vereinigt, ſo iſt ſie allen denen zu empfehlen, welche ſich zum beſſern Verſtändniß der Dichter mit den Grundlehren der Dichtkunſt bekannt machen wollen.

Der „Neue Pitaval“, jetzt herausgegeben von A. Vollert (Leipzig, Brockhaus), bringt in dem dritten Heft des zweiten Bandes, neue Serie, folgende Proceſſe: „Die Meuterei auf der Inſel du Levant“ (1866 und 1867), „Der Giftmörder Dr. Eduard Wilhelm Pritchard“ (Glasgow, 1864—65), „Jakob Friedrich Hadopp. Raubmord“ (Philadelphia, 1865—67) und die vierte „Criminaliſtiſche Miscelle aus Nürnbergs Vergangenheit“.

Zu dem „Index Pseudonymorum“, dem Wörterbuch der Pſeudonymen, erſchien ein drittes Supplementheft, auch als neue Nachträge zu den „Falſchen und fingirten Druckorten“ von Emil Weller (Glauchau, Moritz). Mit dieſem dritten Nachtrag ſoll für jetzt das Wörterbuch der Pſeudonymen abgeſchloſſen ſein. Es iſt eine fleißige bibliographiſche Arbeit. Sehr intereſſant iſt es zu ſehen, welch eine große Zahl von Schriftſtellern zu allen Zeiten mit heruntergeſchlagenem Viſir gefochten hat. In erſter Linie marſchiren hier die enthüllten Pſeudonymen auf, deren Incognito gelüftet iſt; es bleibt aber noch eine ſehr beträchtliche Zahl übrig, welche für die bibliographiſchen Forſchungen undurchſichtig ſind. Dieſe werden mit ihren Werken genau angeführt. Es befinden ſich unter den ungelöſten pſeudonymen Räthſeln einige moderne Romanſchriftſteller; wir wären im Stande, hier manche ergänzende Enthüllung zu geben, wenn wir es nicht für indiscret hielten, einige Damen, die auf dem Carneval der Literatur in Männerkleidern erſcheinen, zu demaskiren.

Von Heinrich Koenig's „Hoher Braut“ (Leipzig, Brockhaus) iſt eine dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage erſchienen. Es war dies das erſte Werk dieſes Romanſchriftſtellers, das einen durchgreifenden Erfolg hatte, und die neue Auflage beweiſt dem hochbejahrten Dichter, deſſen neunundſiebzigſter

Digitized by Google

Geburtstag vor kurzem gefeiert und von Guſtav Kühne durch ein Gedicht verherrlicht wurde, daß ſeine gediegenen Werke, mitten in der maßloſen Concurrenz der nachdrängenden Romanproduction, eine die Theilnahme des Publikums feſſelnde Stellung zu behaupten wiſſen.

Die „Revue bibliographique universelle“ (Polybiblion), die in Paris aux bureaux de la Revue erſcheint und gegenwärtig die zweite Lieferung verſendet, iſt ein Unternehmen, das auch in Deutſchland Beachtung verdient. Sie enthält Kritiken über neue Werke, eine literariſche Chronik, eine Correſpondenz, in welcher die Quellen über einzelne Themata zuſammengeſtellt ſind, eine methodiſche Bibliographie der beſſern franzöſiſchen und ausländiſchen Werke und eine Angabe der Artikel in den Hauptzeitſchriften des In- und Auslandes. Nach den vorliegenden Proben iſt die Revue in Bezug auf Deutſchland allerdings ſehr lückenhaft, ſowol was die Mittheilung neuerſchienener Werke, deren Titel zum beſſern Verſtändniß immer ins Franzöſiſche überſetzt ſind, als auch was die Zeitſchriften betrifft, von denen die Inhaltsangabe mitgetheilt iſt. Doch verdient ſchon das Streben, auch der deutſchen Literatur gerecht zu werden, Anerkennung und würde, wenn es von Deutſchland aus entſprechende Unterſtützung fände, gewiß zu befriedigendern Reſultaten führen.

Von Karl Piſtor's Werk: „Die Lehre von der Geſundheit und Krankheit des Menſchen“ (Leipzig, Günther), erſcheint eine Volksausgabe, welche zur Verbreitung des praktiſchen, in d. Bl. bereits anerkannten Werks in weitern Kreiſen beitragen wird.

Die franzöſiſche Akademie hat den von Herrn Thiers geſtifteten Preis von 3000 Francs einſtimmig Herrn Marnes Topin für ſein Buch: „Europa und die Bourbonen unter Ludwig XIV.“ zuerkannt. Auch Graf Kératry bewarb ſich um den Preis mit ſeinem Buche über Mexico.

Zeiſing über das Pentagramm.

Unſere Leſer kennen die Stelle des Goethe'ſchen „Fauſt“, wo der Drudenfuß auf der Schwelle, das Pentagramma den Mephiſtopheles am Weggehen hindert. Zeiſing hat ihm nun eine Abhandlung gewidmet, die in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift“, Nr. 121, erſchienen iſt, und ebenſo vom Talent und Blick des Mathematikers wie des Aeſthetikers zeugt, zugleich aber für die Geſchichte der Philoſophie und der Naturforſchung intereſſant iſt, indem es klar wird, warum die Pythagoräer dem Sternfünfeck die große Bedeutung beilegten, und wie es noch einem Kepler für die Entdeckung ſeiner Weltgeſetze von Wichtigkeit ſein konnte. Die Fünfzahl erſchien als ein Band harmoniſcher Vereinigung, und war dadurch das Symbol der Geſundheit; die Figur aber zeigt auf überraſchende Weiſe das Verhältniß des goldenen Schnitts, welches bekanntlich darauf beruht, daß der kleinere Theil ſich zum größern wie der größere ſich zum Ganzen verhält. Soll ein Ganzes in ungleiche Theile getheilt werden, die doch zugleich die Einheit im Unterſchiede bewahren, ſo iſt dies Verhältniß das logiſch richtige, wie es das äſthetiſch wohlgefällige iſt; darum herrſcht es in der Natur wie in der Kunſt. Dies hat Zeiſing's Proportionslehre nachgewieſen, und wir heißen die neue Erweiterung und Beſtätigung ſeiner gediegenen Arbeit willkommen; denn gerade in dieſer mathematiſch-äſthetiſchen Formlehre liegt die Stärke des Autors, die ihn vor allen Mitarbeitern auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft vom Schönen auszeichnet.

Der Neuplatoniker Jamblichos erzählt im Leben des Pythagoras: Ein Pythagoräer ſei nach langer Fußwanderung durch öde Gegend in einem Wirthshauſe eingekehrt, ſei dort krank geworden und habe dem Wirth die lange Pflege nicht mehr zahlen können. Da habe er vor ſeinem Ende ein Zeichen auf eine Tafel geſchrieben. Die ſollte der Wirth an der Straße aufhängen und darauf achten, ob ein Vorübergehender das Zeichen erkenne; der werde dann die Auslagen zahlen und ſich dankbar erweiſen für das, was an dem Verſtorbenen geſchehen ſei. Nach langer Zeit ſei wirklich ein Pythagoräer vorübergekommen, habe ſich nach dem Zeichen erkundigt, und als er den Hergang erfahren, den Wirth reichlich bezahlt. Wegen dieſes guten Dienſtes, den das Gruß- und Erkennungszeichen der Pythagoräer dem Wirthe geleiſtet, ſoll das Pentagramm bei den Gaſtwirthen überhaupt zu Anſehen gekommen ſein und daher die Sitte ſtammen, es in ſeiner urſprünglichen oder etwas modificirten Form (⛤ oder ✡) als Wirthshausſchild oder Bierzeichen zu benutzen.

Bibliographie.

Aristoteles Thierkunde. Kritisch berichtigter Text mit deutscher Uebersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärung und vollständigem Index von H. Aubert und F. Wimmer. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Baltzer, E., Pythagoras, der Weiſe von Samos. Ein Lebensbild nach den neueſten Forſchungen bearbeitet. Nordhauſen, Förſtemann. Gr. 8. 25 Ngr.

Becher, E., Die Arbeiterfrage in ihrer gegenwärtigen Geſtaltung und die Verſuche zu ihrer Löſung. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergmann, W., Die Schlacht bei Drakenburg. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung. Nienburg. Gr. 8. 25 Ngr.

Brandrupp, A. H., Wilhelm I., König von Preußen in Wort und Bild. 1ſter Thl. 1ſter Halbbd. Berlin, Allgem. deutſche Verl.-Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Broglie, Fürſt, Die weltliche Herrſchaft des Papſtes und das Concordat. Nach dem Franzöſiſchen. Münſter, Krick. Gr. 8. 5 Ngr.

Calinich, R., Zwei ſächſiſche Kanzler. Ein öffentlicher Vortrag. Chemnitz, Focke. 4. 4 Ngr.

Collin, B., Kapital und Arbeit, die ſociale Frage vom Standpunkt der Religion und Moral. Baſel, Amberger. 8. 4 Ngr.

Cröger, E., Geſchichte Liv-, Ehſt- und Kurlands. 2 Thle. St. Petersburg, Röttger. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Diſſelhoff, A., Ueber die Geſchichte des Teufels. Ein Vortrag. Berlin, Beck. 16. 5 Ngr.

Dove, H. W., Der Schweizer Föhn. Nachtrag zu Eiszeit, Föhn und Scirocco. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Dreßler, O., Grundriß der phyſiſchen Anthropologie als Grundlage der Erziehungslehre. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Düntzer, H., Aus Goethe's Freundeskreiſe. Darſtellungen aus dem Leben des Dichters. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Frenzel, K., Deutſche Fahrten. Berlin, Leſſer. 8. 15 Ngr.

Geißler, R., Plaudereien über Paris und die Weltausſtellung. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Haneberg, D. B. v., Ein Kranz auf den Sarkophag Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Bayern. Trauerrede. München, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Harms, T., Lebensbeſchreibung des Paſtor Louis Harms. Hermannsburg. 8. 10 Ngr.

Helfferich, A., Turan und Iran. Ueber die Entstehung der Schriftsprache. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hermanni, K., Die Schlacht von Schönbrunn hiſtoriſch-epiſch geſchildert nebſt anderen Gedichten. Soeſt, Naſſe. 8. 20 Ngr.

Heuſinger, E., Zwei Kriege. 1809 und 1866. Braunſchweig, Graff u. Müller. 8. 25 Ngr.

Hill, R., Lütte Schnurren. Plattdeutſche Gedichte. Prenzlau, Vincent. 8. 12½ Ngr.

Hopfen, H., Der Pinſel Mings. Eine chineſiſche Geſchichte. Stuttgart, Kröner. 16. 15 Ngr.

Hübner, J., Ueber das Wesen der Farbe und ihre Hauptrepräsentanten in den verschiedenen Malerschulen. Ein Vortrag. Dresden, E. Arnold. 8. 9 Ngr.

Kinkel, G., Vorſpiel zur Theater-Aufführung der Zürcher Polytechniker und Studenten zum Beſten der Nothleidenden in Oſtpreußen gedichtet. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 3 Ngr.

Kreuz- und Querzüge in Sachen der deutſchen Claſſiker. Von W. v. W. Freiburg im Br., Literar. Anſtalt. Gr. 8. 3½ Ngr.

Marryat, Florence, Gerald Eſtcourt's Bekenntniſſe. Roman. Aus dem Engliſchen von Helene Hardt. 3 Bde. Einzige autoriſirte deutſche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Merx, E., Aſyl Lea-Hof. Eine Erzählung. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mühlbach, Louiſe, Deutſchland in Sturm und Drang. Hiſtoriſcher Roman. 3te Abth. Deutſchland gegen Frankreich. 4 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Mussafia, A., Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Oeſterreich im Frühjahre 1868. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Pfaff, E. R., Das Traumleben und ſeine Deutung nach den Principien der Araber, Perſer, Griechen, Inder und Aegyptier. Für Gebildete aller Stände. Leipzig, Denicke. 8. 22½ Ngr.

Philippi, F., Das Buch Henoch, ſein Zeitalter und ſein Verhältniß zum Judasbriefe. Ein Beitrag zur neuteſtamentlichen Iſagogik. Nebſt einem Anhang über Judä V. 8 und die Moſesprophetie. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 28 Ngr.

Raynal, R. A., Hannoverſche Spiegelbilder. 3tes Heft. Braunſchweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Reyſcher, A. L., Das Zoll-Parlament und die deutſche Einheit. Eine Wahlrede. Cannſtadt, Bosheuer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rodenberg, J., Aus aller Herren Länder. Plaudereien. Berlin, Leſſer. 8. 15 Ngr.

Zuydtwyck, Freih. H., Der Zug des Varus mit Rücksicht auf die Schrift des Herrn Prof. Middendorf „über die Gegend der Varusschlacht“ Münster 1868 besprochen. Paderborn, Junfermann. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Lebensſchilderung, Briefe und Nachgelaſſene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schweſter **Charlotte Quiding**, geb. Bremer.

Deutſche Originalausgabe.

In drei Theilen.

Erſter Theil. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieſes aus dem Nachlaß der Romanſchriftſtellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutſch, ſchwediſch und engliſch erſcheinende Werk wird ſicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft intereſſiren.

Der vorliegende erſte Theil enthält die Lebensbeſchreibung Frederika Bremer's aus der Feder ihrer Schweſter nebſt Blättern aus ihrem Tagebuch, während der zweite ihren ſehr intereſſanten Briefwechſel und der dritte Theil bisher ungedruckte Erzählungen, Novellen und Gedichte zum erſten male veröffentlicht.

Verlag von **Hermann Coſtenoble** in Jena:

Reiſen in Siam und Kambodja

im Jahre 1863.

Die Völker des öſtlichen Aſiens.

Dritter und vierter Band.

Von Dr. **Adolf Baſtian.**

Dritter Band: Reiſen in Siam mit einer Karte von Hinterindien vom Profeſſor Dr. **H. Kiepert.** Lex.-8. Elegant broſch. 3⅓ Thlr.

Vierter Band: Reiſen in Kambodja. Lex.-8. Elegant broſch. 3 Thlr.

Dieſes Werk enthält im dritten Bande die intereſſanteſten Reiſeerlebniſſe des Herrn Verfaſſers in Siam, im vierten Bande die in Kambodja, unter Feſthaltung des ethnographiſchen Geſichtspunktes, der denſelben bei ſeinen Unterſuchungen leitete. In Bildern und Schilderungen, die dem wirklichen Leben nach eigener Anſchauung entnommen ſind, lernen wir durch Herrn Dr. A. Baſtian die oſtaſiatiſchen Völker und deren Geiſtesleben kennen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieſe neueſte Gabe des beliebten rheiniſchen Dichters iſt die Frucht zweier Reiſen deſſelben durch Italien. Was Natur und Kunſt ihm dort Herrliches darboten, geſtaltete er zu einer Galerie poetiſcher Bilder, deren lebendige Anſchaulichkeit den Leſer zum Mitgenuß ſeiner Erlebniſſe und Stimmungen einladet.

Preisausſchreiben

des

New-Yorker Belletriſtiſchen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderſeitigen Intereſſe mehr entſprechendes Verhältniß zwiſchen der deutſchen Intelligenz in Deutſchland ſelbſt und in Amerika anzubahnen und ſo weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen überflüſſig zu machen, hat der Unterzeichnete ſich entſchloſſen, ein Preisausſchreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift zu veröffentlichende Romane zu erlaſſen.

Der Preis beſteht in

Ein Tauſend Thaler Preußiſch Courant für den erſten, **Fünf Hundert Thaler Preußiſch Courant** für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollſten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen ſind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfaſſern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollſtändigen Veröffentlichung im Belletriſtiſchen Journal frei zu verfügen, d. h. dieſelbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäiſcher Zeitungen erſcheinen zu laſſen.

Unterzeichneter iſt bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: Dr. **Karl Andree** in Dresden, Prof. Dr. Goſche in Halle und Prof. Dr. Herrig in Berlin haben ſich gütigſt bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Concurrenz finden alle die Arbeiten Berückſichtigung, welche bis zum

erſten October 1868

an den Herrn Profeſſor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsſtraße, in Berlin, eingeſandt ſind.

Die Einſendungen müſſen, mit einem Motto verſehen, an Herrn Prof. L. Herrig in Berlin adreſſirt ſein. Die verſiegelte Adreſſe des Verfaſſers mit dem entſprechenden Motto iſt in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten

40 John-Street, New-York, zu ſenden.

Das New-Yorker Belletriſtiſche Journal iſt das größte und verbreitetſte deutſche Blatt Amerikas. Diejenigen Schriftſteller, welche mit demſelben nicht bekannt ſind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunſche beſeelt, den deutſchen Schriftſtellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt ſich von ſeiten derſelben eines freundlichen Entgegenkommens verſichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,
Redacteur und Herausgeber des New-Yorker Belletriſtiſchen Journals.

Neue Subſcription

auf die elfte Auflage von

Brockhaus' Converſations-Lexikon.

In 150 Heften zu 5 Sgr.

Zu jeder Zeit kann in dieſe neue Subſcription eingetreten werden. Das Werk wird von allen Buchhandlungen nach und nach, in Heften und Bänden, oder, ſo weit bisjetzt erſchienen, gleich vollſtändig, geheftet oder gebunden, in ſolchen Terminen geliefert, wie ſie dem Beſteller am bequemſten ſind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1868.

Inhalt: Memoiren eines modernen Minneſängers. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Kunſtgeſchichte des 19. und des 16. Jahrhunderts. Von E. Hersfurth. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Die Generalverſammlung der Schiller-Stiftung in Wien; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Memoiren eines modernen Minneſängers.

Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben. Erſter bis vierter Band. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 7 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben darf wol mit Recht ein moderner Minneſänger genannt werden. Nicht nur erinnert ſeine Sangesweiſe ganz und gar an die mittelalterliche Liederpoeſie und zwar ſowol ſeine Natur- und Liebeslyrik, wie auch ſeine politiſch-epigrammatiſche Dichtweiſe, für welche ſich bei den deutſchen Minneſängern wie bei den franzöſiſchen Troubadours und Jongleurs tüchtige Vorbilder finden; noch mehr aber gemahnt uns an die Fahrenden Sänger der Vorzeit jene Epoche aus ſeinem Leben, in welcher er von Ort zu Ort umherwanderte und, überall gaſtlich begrüßt, ſeine Lieder ſelbſt zum Vortrag brachte, zwar nicht in prangenden Schloßhallen, ſondern meiſtens in öffentlichen Localen oder ſchlichten Bürgerwohnungen. Man hat dies poetiſche Wanderleben vielfach als Bänkelſängerei angegriffen; man hat die Auszeichnungen, die dem Dichter überall zutheil wurden, dieſe Hochs und Ständchen auf Conto der vormärzlichen Demonſtrationswuth geſetzt; man hat ſogar in dieſer Wirthshauspropaganda eine Entweihung der Poeſie finden wollen — mit Unrecht!

Jene vormärzliche Zeit mochte vielfach an Unklarheit der Tendenzen kranken; es ging doch ein Hauch der Begeiſterung durch dieſelbe, welcher unſerer Dichtung vor allem zugute kam. Die erſten Jahre des fünften Jahrzehnts werden in unſerer Literaturgeſchichte immer eine denkwürdige Epoche bezeichnen: das Intereſſe des Männerpublikums für die Lyrik war ſo lebhaft wie in keiner andern Zeit. Und da die Blüte der Lyrik mit ſolcher Theilnahme eng zuſammenhängt, ſo werden wir, trotz ablehnender Weisheit der äſthetiſchen Hochmeiſter und literarhiſtoriſchen Granden dabei beharren müſſen, jene Zeit für eine Glanzzeit deutſcher Lyrik zu halten. Denn wo die Liederpoeſie ſich in die Boudoirs der Frauen flüchtet, da fehlt der Literatur der echte Aufſchwung. Hand in Hand mit der Pflege einer empfindſamen Dichtweiſe geht die Indifferenz gegen gedankenvolle und ſchwunghafte Dichtung von ernſt-männlichem Gepräge; die Reactionsepoche mit ihrer Lovely-Poeſie, deren Nachwirkungen noch immer nicht verwunden ſind und in der Theilnahmloſigkeit weiterer Kreiſe an ernſtern Gedichten zu Tage treten, liefert den ſchlagendſten Beweis hierfür.

Hoffmann von Fallersleben vertritt nun in der Inſtrumentation der vormärzlichen politiſchen Lyrik eine Stimme von ganz beſonderer Klangfärbung: die volksthümliche Liederpoeſie, das ſangbare Element. Eigentlich zwar kann man Epigramme nicht ſingen, das Schwirren dieſer leichtgefiederten „gedichteten Pfeile“ iſt an und für ſich eine Art von Muſik, welche dem Schützen anmuthig, dem Gegner mistönend klingt. Doch indem ſich dieſe, mit dem Stachel verſehenen Lieder an volksthümliche Melodien anlehnten, verloren ſie einen Theil ihrer Schärfe und wurden mehr der Ausdruck einer behaglichen Stimmung, die wie in Goethe's Trinklied übermüthig auf den Tiſch ſchlägt und in den Refrains den Gegnern die Fauſt ballt. Es waren Sirventes en miniature, Marſeillaiſen in lyriſcher Elfenbeinſchnitzerei, in welchen nicht der Staat umgeſtürzt, ſondern nur die Uebergriffe der Bureaukratie, der Polizei, der Cenſur gegeiſelt wurden. Dazwiſchen tönte manches ernſtere Vaterlandslied mit ſchlichten, aber vollen Klängen. Kurz, das Volk konnte ſeinen Unmuth und Mismuth über die politiſchen Zuſtände ſingen und ſich frei davon ſingen — darin lag die Heilkraft der Hoffmann'ſchen „Tropfen“. Daß die Polizei auch hiergegen einſchritt, wie gegen die Herwegh'ſchen Lieder in tyrannos, war ein offenbarer Misgriff; ſie hätte, eingedenk des Spruchs:

> Wo man ſingt, da laßt euch fröhlich nieder,
> Böſe Menſchen haben keine Lieder —

dieſe muſikaliſche Verdunſtung des politiſchen Pathos als eine willkommene Erſcheinung begrüßen ſollen.

Jede Sangesweiſe hat indeß ihre Gefahren, wenn Homeros ſchläft. Für das Herwegh'ſche Pathos lag die

Digitized by Google

Gefahr in dem Nebelhaften; für das Hoffmann'ſche Volkslied in dem Trivialen. Das epigrammatiſche Lied ſteht dicht an der Grenze der Proſa, und wenn ſein Wurf mislungen iſt, ſo artet es leicht in Bänkelſängerei aus. In ſeiner directen Wendung gegen vorübergehende Zuſtände des politiſchen Lebens liegt zugleich ſeine raſche Vergänglichkeit. Je concreter dieſe Zuſtände erfaßt ſind, deſto vergänglicher ſind die Lieder, die ihnen gelten. Was von ihnen übrigbleibt, iſt nur ein culturgeſchichtliches Intereſſe.

Es wird dem gegenwärtigen Geſchlechte ſchwer, ſich in die Polizeiidylle vormärzlicher Zeit zurückzuverſetzen, in jene Scherereien der Cenſur, in jenen Mannestrotz vor Polizeipräſidenten und Regierungsbevollmächtigten, in jene Zeit der Suspenſionen, Amtsentſetzungen und Ausweiſungen, der Fackelzüge, Ständchen und Adreſſen. Die Dimenſionen unſers politiſchen Lebens ſind ſo ausnehmend gewachſen, daß die vormärzlichen Conflicte einen harmloſen und unbedeutenden Eindruck machen. Gleichwol darf man geſchichtliche Epochen nicht blos nach vollbrachten Thaten meſſen, ſondern auch nach den Geſinnungen, von denen ſie beſeelt ſind und deren Triebkraft oft weit in die Zukunft hinausreicht. In der Begeiſterung jener Epoche aber, mag man ſie als unreif verurtheilen und von dem Boden einer erfolgreichen Realpolitik auf dieſelbe als auf eine leere Träumerei herabſehen, lag doch der Keim der ganzen folgenden Entwickelung.

Eine Darſtellung der vormärzlichen Zuſtände, wie ſie Hoffmann von Fallersleben, anknüpfend an perſönliche Begegniſſe, in dem dritten und vierten Band ſeiner Selbſtbiographie gibt, wird daher mit Recht unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen, um ſo mehr, als gerade aus jener Zeit noch wenig Memoiren vorliegen. Was aber die Form dieſer Memoiren betrifft, ſo muß man in mehrfacher Hinſicht mit dem Autor rechten. Im Grunde haben wir es nur mit aufgeſpeichertem Material zu thun, dem die künſtleriſche Verarbeitung fehlt; es ſind Tagebücher, Actenſtücke, Briefſchnitzel, Kritiken, Improviſationen. Die Folge einer chronikartigen Behandlung iſt aber zunächſt die kritikloſe Gleichgültigkeit gegen das Bedeutende und Unbedeutende und deshalb eine ermüdende Weitſchweifigkeit. Denn wer ſein Leben ſchreibt, hat wohl zu ſondern, was nur für ihn ſelbſt und was auch für das Publikum von Intereſſe iſt, und ſich hierin ſorgfältig von jeder Selbſttäuſchung freizuhalten. Selbſt zugegeben, daß bei einer intereſſanten Perſönlichkeit auch minder hervortretende Züge, in denen ſich Markſteine innerer Entwickelung zeigen, von Bedeutung ſind: ſo dürfen doch die Illuſionen poetiſcher Naturen, die ihr eigenes Leben in einer gewiſſen magiſchen Beleuchtung ſehen, ſodaß ihr Empfinden auch dem Unſcheinbarſten Glanz verleiht, hierfür keineswegs maßgebend ſein. Der Autor darf dem Publikum nicht zumuthen, das pretium affectionis für ſeine Waare zu zahlen, das er ſelbſt ihr als Etikette anheftet.

Auch die flüchtigſten Tagebuchblätter, die ein Selbſterlebtes feſthalten, gewinnen für die eigene Rückſchau eine Beſeelung, die ihnen an und für ſich fern liegt. Die Fee Phantaſie verwandelt hier dem Träumer die dürrſten Blätter in Gold; für andere aber bleiben ſie dürre Blätter, wenn ihre Phantaſie nicht ſelbſt angeregt wird zu nachſchaffender Thätigkeit. Dies geſchieht aber nie durch die chronikartige Aufhäufung des Materials; nur die ſichtende Kunſt, welche ordnet, gruppirt, beleuchtet und durch die Grazie wohlgepflegter Form anzieht, kann bei andern gleiche Wärme der Theilnahme erregen.

Hoffmann hat an einzelnen Stellen gezeigt, daß er lebendig zu ſchildern, auch mit ſcharfen Umriſſen zu zeichnen weiß. Im ganzen aber hat er ſich auf das Intereſſe des Stoffs, des Materials allzu ſehr verlaſſen, in Bezug auf die Mittheilungen nicht hinlänglich ſcharfe Kritik geübt und dadurch dem Eindruck ſeines Werks weſentlich geſchadet; denn es iſt jetzt mehr eine Fundgrube für den Cultur- und Literaturhiſtoriker geworden, als eine allgemein feſſelnde Selbſtbiographie. Hierzu kommt, daß die zahlreichen Mittheilungen über das Bibliothekweſen und die alten Handſchriften, über die Funde und Entdeckungen des Autors in Bezug auf altdeutſche Sprache und Literatur doch nur von Intereſſe für die Fachgenoſſen ſind, obſchon gerade dieſe Mittheilungen einen ſehr breiten Raum einnehmen. Hoffmann iſt bei ſeinem beſtändigen Wanderleben mit einer großen Zahl von Koryphäen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Literatur zuſammengekommen, er erwähnt ſtets die perſönlichen Beziehungen, die äußerlichen Berührungspunkte, liebt es auch, dieſem oder jenem, der ſich ihm misliebig gemacht hat, eine levis notae macula mit auf den Weg zu geben. Dennoch erhalten wir faſt nie ein lebendiges Bild der Perſönlichkeiten, eine Charakteriſtik ihres Wirkens und ihrer Bedeutung, welche in harmoniſcher Abrundung weſentlich dazu beigetragen hätte, der Selbſtbiographie des Dichters eine über das Tagebuch hinausreichende Bedeutung zu geben. Nur von einzelnen Männern, wie von Sallet, Jakob Grimm, Itzſtein, Wackernagel, Moritz Haupt geben die Notizen ein einigermaßen zuſammenhängendes Bild; andere, wie Arnold Ruge, Robert Blum, Bettina, Glaßbrenner, deſſen „Reineke Fuchs" eine der wenigen neuen Dichtungen iſt, welche Hoffmann mit Wärme anerkennt, erſcheinen nur wie vorüberwandelnde Bilder einer Camera-obſcura. Rückert und ſein Dichterſitz, wo Hoffmann 1842 einkehrte, wird mit folgenden trockenen Farben geſchildert:

> Wir kehren in Neuſes bei Rückert vor. Wir hatten ein hübſches Landgut mit einem parkartigen Garten in einer lieblichen Gegend erwartet, und finden eine ganz gewöhnliche Gegend, ein unanſehnliches Haus und einen eben angelegten Garten mit jungen Bäumchen und Sträuchen. Es gehört wirklich eine große Phantaſie dazu und noch größere Genügſamkeit, um das alles auf die Dauer ſchön zu finden.
>
> Rückert ſitzt im Garten. Als er uns nahen ſieht, erhebt er ſich. Ein langer, ziemlich hagerer Mann; ſein Geſicht mit ſtarken Zügen hat etwas Finſteres und faſt Abgelebtes; ſein langer Rock iſt ſo verſchoſſen, daß es ſchwer hält nach irgendeiner Farbenſcala ſeine jetzige Farbe zu bezeichnen. Er bewillkommnet uns ſehr ernſt, beinahe kalt. Wir gehen in eine Laube ohne Laub und ſetzen uns.

Die darauffolgende Unterhaltung iſt ebenſo unintereſſant; ſtatt derſelben hätten wir wol ein Bild von Rückert erwarten dürfen, wie er unſerm Dichter in ſeiner literarhiſtoriſchen Bedeutung erſcheint.

Die Begegnung Hoffmann's mit Freiligrath iſt durch das Gedicht des letztern, in welcher er „jener Nacht im Rieſen" gedenkt, „wo ſie den Champagnerſchaum von den Gläſern blieſen", allgemein bekannt geworden. Ohne Frage iſt Hoffmann nicht ohne Einfluß auf die Wendung Freilig-

Digitized by Google

rath's zur politiſchen und revolutionären Lyrik geblieben, obgleich dieſer freilich alsbald ſeinen Meiſter als einen „überwundenen" Liberalen von der gemäßigten Obſervanz in Schatten ſtellte. Damals aber genoß Freiligrath die königliche Penſion von 300 Thalern, während Hoffmann als gemaßregelter Profeſſor vor kurzem ſeinen Gehalt verloren hatte. Der Buchhändler Bädeker machte Hoffmann mit Freiligrath bekannt, indem er hinzufügte: „Sei gut!" Er fürchtete mit Recht die Entrüſtung des Entſetzten gegen den Penſionär. Beide Poeten verkehren anfangs gemüthlich zuſammen; ſie kehren in ein Kaffeehaus ein. Freiligrath iſt zutraulich geworden, und Hoffmann lieſt ihm zur Belohnung ſein Lied vom „Schweigethaler" vor:

Wollt' ein König mir doch geben
　Penſion!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
　Penſion!

Sagt, was kann von euch erwerben
　Unſer eins?
Soll ich denn vor Hunger ſterben?
Soll und muß denn ganz verderben
　Unſer eins?

Drum juchhe! juchhe! Ich bin ein
　Hofpoet!
Denn das bringet noch Gewinn ein:
Deutſches Volk, verzeih — ich bin ein
　Hofpoet!

Ei, wie klingt es ſo erquicklich:
　Penſion!
Ja, ich find' es gut und ſchicklich,
Und ich nehm' auch augenblicklich
　Penſion!

In einer großen Abendgeſellſchaft bei Bädeker, in welcher Freiligrath wiederum zugegen iſt, lieſt Hoffmann, um die Geſellſchaft in eine heitere Stimmung zu verſetzen, abermals das Lied vor. In gewöhnlichen Epochen würde man dergleichen für eine große geſellſchaftliche Taktloſigkeit halten; doch der politiſche Eifer kümmerte ſich damals nicht um Knigge's „Umgang mit Menſchen". Freiligrath war gutmüthig genug, über dies Pasquill hinwegzuſehen. Er empfand ſchon damals ſeine ſchiefe Stellung; er begleitete Hoffmann in den Rieſen, wo der „derbe und nagelſchuhige" Minneſänger bei einigen Gläſern Champagner ihm ganz ſein politiſches Concept verrückte. Dies begab ſich im Auguſt 1843. Doch noch im Mai 1844 ſang Hoffmann wiederum ein „Lied eines penſionirten Poeten" mit heftigen Angriffen auf Freiligrath:

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch' ich 's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Thaler
Gutes preußiſch Courant.

Erſt kurz vorher, ehe Freiligrath ſein „Glaubensbekenntniß" erſcheinen ließ, widmete ihm Hoffmann in Soden ein Lied: „Willkommen im Freien", das eine Verherrlichung der neuen freiheitlichen Richtung des Sängers ſein ſollte, aber mit einem Verſe begann, der ſehr wenig ſchmeichelhaft klang:

Sie hatten den Käfig verſilbert,
Sie lockten dich hinein,
Du trauteſt dem trüglichen Scheine,
Und mußteſt gefangen ſein.

Die Schattenſeiten der Hoffmann'ſchen Biographie zeigen ſich am auffälligſten an allen den Stellen, wo er von Karl Gutzkow ſpricht. Gutzkow hatte die „Unpolitiſchen Lieder" des Nagelſchuhigen im „Telegraphen" ſcharf kritiſirt, und in der That durfte man Gutzkow nach ſeiner ganzen Richtung keine großen Sympathien mit dem Volksliederton zutrauen. Hoffmann beſchwert ſich über die „gemeinſten" und „niederträchtigſten" Angriffe Gutzkow's im „Telegraphen" und erklärt ſie mit den folgenden Worten: „Campe, ſchlau wie immer, wollte, daß ich mich ſelber für unbedeutend halten ſollte, um keine bedeutenden Honoraranſprüche zu machen, und Gutzkow mußte ihn dabei durch ſeine Schandartikel im «Telegraphen» unterſtützen." Hoffmann will dies ſpäter von Gutzkow ſelbſt gehört haben. Gegen dieſe Inſinuation als eine Unwahrheit hat Gutzkow bereits in den öffentlichen Blättern proteſtirt; wir begreifen nicht, wie Hoffmann eine ſolche „Vermuthung" mit dem Ausdruck thatſächlicher Gewißheit in alle Welt poſaunen konnte. Die Schiefheit derſelben erkennt man auf den erſten Blick; denn welcher Verleger wird Auftrag geben, ſeinen Verlag ſchlecht zu machen? Höchſtens ſchwieg Campe aus dieſem Motiv zu Gutzkow's Tadel; dieſer ſprach jedenfalls ſeine eigene Anſicht aus. Hoffmann's Bedenken macht den Eindruck, als habe der Poet, umnebelt von dem allgemeinen Lobqualm, der damals auf allen journaliſtiſchen Altären dampfte, gar nicht begreifen können, wie jemand ſeine Gedichte ſchlecht finden konnte, ohne andere, nicht äſthetiſche Motive dafür zu haben. Die Rache, die der Biograph an Gutzkow nimmt, weiſt wieder auf die Achillesferſe des ganzen Werks hin; denn ſtatt Gutzkow's Wirkſamkeit, ſei es auch von feindlichem Standpunkt aus, ſelbſt zu kritiſiren, theilt er in aller Ausführlichkeit einen offenbar von perſönlicher Gehäſſigkeit dictirten Artikel mit, den die „Rheiniſchen Blätter" im Jahre 1844 gegen Gutzkow brachten. Durch dergleichen Journalfetzen wird dem Werke allzu ſehr der Charakter eines muſiviſchen Flickwerks aufgedrückt. Noch ſchlimmer ergeht es Dingelſtedt, deſſen „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" der Verleger Campe noch den Hoffmann'ſchen Liedern vorzog. Als Dingelſtedt ſpäter in Stuttgart Hofrath geworden war, widmet ihm Hoffmann zwei Lieder voll nagelſchuhiger Grobheit und theilt auch Auszüge eines gegen ihn gerichteten Zeitungsartikels mit.

Gegen einen Vorwurf müſſen wir indeß das Werk Hoffmann's in Schutz nehmen, gegen den Vorwurf maßloſer Eitelkeit. Es iſt wahr, Hoffmann hat keine der Huldigungen vergeſſen, die ihm dargebracht worden ſind, kein Ständchen, kein Lobgedicht; eine große Zahl günſtiger Urtheile aus den damaligen Blättern, beſonders von namhaften Männern, wie Blum und Ruge, wird uns mitgetheilt; es fehlt darin nicht an kräftiger Tünche, welche mit dicken Lobſprüchen anſtreicht. Der „herrliche Mann", der „innige, gemüthliche, herzliche Dichter", der „kerngeſunde, deutſche Mann", der „glühende Freiheitsfreund" und ähnliche ehrenvolle Prädicate finden ſich namentlich im vierten Bande faſt auf jeder Seite, und alle dieſe Lichter zuſammen ſind wol im Stande, eine bengaliſche Beleuchtung hervorzurufen. Auch an Perſonalbeſchreibungen wie die folgende fehlt es nicht:

Perſönlich iſt Hoffmann die liebenswürdigſte und anziehendſte Erſcheinung: eine hohe, kräftige, männlich ſchöne Geſtalt,

Digitized by Google

die nicht dazu geſchaffen iſt, Verbeugungen und Katzenbuckel zu machen, ein freundliches, lachendes, friſches, geſundes Geſicht mit geiſtreichem Ausdrucke und einem ſatiriſchen Zuge um den Mund, ein klares, treues, deutſches Auge voll Feuer und Leben, blondes, etwas langes Haar und Bart. Seine Sprache hat einen niederdeutſchen Anklang und das ſcharfe hannoverſche S (?), ſein ganzes Weſen iſt einfach, ungezwungen und treuherzig. — Im ſchlichten Rocke, einfacher, wenig zierlicher Weſte, das Halstuch leicht um den Hals geſchlungen und den Kragen des Hemdes breit darüber herabhängend, eine prunkloſe runde Mütze als Kopfbedeckung und einen gewichtigen Stock — den Wanderer andeutend — in der Hand, ſo pilgert er durch Deutſchland und man kann mit Recht von ihm ſagen („Unpolitiſche Lieder“, II, 1):

Er iſt noch nicht verlockt worden
Durch Titel, Mod' und andern Tand;
Ihm kann noch ſein der ſchönſte Orden
Die Liebe für das Vaterland.

Niemand ahnt in dieſer Erſcheinung den deutſchen Gelehrten und Profeſſor, aber der gemüthliche, frohe, volksthümliche Dichter zeigt ſich bald, wenn er mit geiſtig belebter, ungeſchminkter, offener Rede ſein geiſtiges Weſen entfaltet. Im trauten Freundeskreiſe iſt ſeine Unterhaltung äußerſt lebendig, geiſtvoll, feſſelnd und herzgewinnend; wo es ihm nicht behagt, da ſieht er oft ſehr mürriſch drein und offenbart nur zuweilen durch ein ſchlagendes und treffendes Witzwort ſein Inneres.

Dennoch geſchehen alle dieſe Mittheilungen in der Form einer naiven Chronik. Der ſicherſte Beweis dafür iſt, daß auch den entgegengeſetzten Anſichten das gleiche Recht vergönnt wird und daß die Darſtellung des Thatſächlichen meiſt objectiv genug iſt, um jedem ein ſelbſtändiges Urtheil, ſei es nun zu Gunſten oder zu Ungunſten des Verfaſſers, möglich zu machen. Dies gilt namentlich von den breslauer Bibliothek- und Facultätshändeln, die trotz ihrer Unerquicklichkeit in vollſter Breite mitgetheilt werden. Das Licht, das ſie auf die Collegialitätsverhältniſſe an deutſchen Univerſitäten, auf den dort herrſchenden Brotneid, das gegenſeitige Chicaniren u. ſ. w. werfen, iſt ein höchſt unerfreuliches; der todte Formenkram, die Ueberhebung der einzelnen treten mit widerwärtiger Schärfe hervor; doch auch der Autor ſelbſt erſcheint nach ſeiner eigenen Schilderung als ein etwas eigenſinniger Gelehrter, der ſich gegenüber der Facultät mit dem Anſehen des ihm gewogenen Miniſters Altenſtein zu decken liebte und durch dieſe Begünſtigung, mochte ſie immerhin durch die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen auf altdeutſchem Gebiete noch ſo wohl verdient ſein, die Gemüther ſeiner gelehrten Widerſacher immer mehr gegen ſich aufbrachte. Hoffmann wurde am 4. März 1823 als Cuſtos vorläufig und zur Probe an der breslauer Univerſitätsbibliothek angeſtellt, eine Stellung, die am 8. Auguſt 1824 ſich in eine definitive verwandelte und 300 Thaler feſten Gehalt eintrug. Dies beſcheidene Gehalt wollte ſich, trotz aller Eingaben, lange Zeit hindurch nicht vermehren. Zuerſt fanden Kämpfe mit dem Oberbibliothekar Wachler wegen der Amtsſtundenfrage ſtatt. Als Profeſſor Büſching geſtorben und dadurch ein bedeutender Gehalt verfügbar geworden war, wollte der Miniſter Altenſtein Hoffmann zum Profeſſor machen und ſo auf den Univerſitätsetat bringen. Er forderte deshalb eine Begutachtung von der philoſophiſchen Facultät und erhielt den folgenden Beſcheid:

Den hieſigen Bibliotheks-Cuſtos Dr. Hoffmann hält die hieſige philoſophiſche Facultät zu dieſer Lehrſtelle gar nicht geeignet und zwar notoriſch mit vollem Recht, denn er hat weder den hierzu nöthigen tief eindringenden philoſophiſchen Geiſt, noch die ernſte Studien-Aſſiduität, noch Vorleſungs-Gabe.

Die Mittheilung dieſes Actenſtücks zeugt jedenfalls von Hoffmann's Gewiſſenhaftigkeit. Trotz des Proteſtes der Facultät machte ihn der Miniſter von Altenſtein, dem er ſeine „Fundgruben“ gewidmet hatte, am 18. März 1830 zum außerordentlichen Profeſſor mit einem jährlichen Gehalt von 200 Thaler. Hoffmann ſchreibt:

Ich war ſehr bewegt — ich ſchlug die Bibel auf und las mit großer Andacht die Worte des Pſalmiſten (109 u. 103):

Stehe mir bei, Herr mein Gott! hilf mir nach deiner Gnade!
Daß ſie inne werden, daß dies ſei deine Hand, daß du, Herr, ſolches thuſt.
Fluchen ſie, ſo ſegne du! Setzen ſie ſich wider mich, ſo müſſen ſie zu Schanden werden, aber dein Knecht müſſe ſich freuen.
Meine Widerſacher müſſen mit Schmach angezogen werden, und mit ihrer Schande bekleidet werden, wie mit einem Rock.

Profeſſor Stenzel erfreute den „Außerordentlichen“ mit folgendem Handbillet:

Auf Ihre freundliche Nachricht, die bereits ſeit dem 11. April der Facultät angezeigt und mir daher bekannt war, kann ich Ihnen nur danken und mit der Offenheit, welche mir natürlich iſt, bekennen, daß das Verfahren, welches das Miniſterium in dieſer Angelegenheit geglaubt hat einſchlagen zu müſſen, von der Art iſt, daß wol kein vernünftiger, beſonnener Mann es vorherſehen konnte. Ich kann nur, abgeſehen von Ihrer Perſon, bedauern, daß dergleichen geſchehen kann, während mir als Untergebenem nicht geſtattet iſt, ein weiteres Urtheil zu fällen, und als ehrlicher Mann beklage ich Sie, anſtatt Ihnen Glück zu wünſchen, indem ſich meine Grundſätze und Geſinnungen nicht verändern, bleibe ich wie bisher Ihr ergebener

B. 14/4 xxx. Stenzel.

Nun ging Hoffmann's Streben darauf, den ordentlichen Profeſſor zu erobern. Ueber die Anſicht der Facultät konnte er nicht im Dunkeln bleiben; denn Profeſſor Rochowsky, damalige Magnificenz, theilte ſie ihm in einer Weinlaune mit, indem er ihm mit unendlich liebevoller Miene die Hand ſchüttelte: „Lieber Herr College, wir haben Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter geſchrieben, daß wir nicht wünſchen, daß Sie der unſrige werden.“ Gleichwol wurde Hoffmann im December 1835 zum ordentlichen Profeſſor ernannt, jedoch ohne daß ihm aus ſeiner Ernennung Anſprüche auf Gehaltszulage erwachſen ſollten.

Seine regelmäßige Bibliotheksthätigkeit unterbrach er durch Reiſen, die er meiſtens im Intereſſe der Forſchung nach altdeutſchen Schriftſtücken unternahm. Sie führten ihn auch in die öſterreichiſchen Klöſter, wo er ſtets gaſtliche Aufnahme fand. Dies gibt ihm Stoff zu gelehrten Kloſteridyllen, die er mit recht anſprechenden Farben ausmalt.

Infolge ſeiner „Unpolitiſchen Lieder“ wurde Hoffmann im December 1842 ſeines Amtes ohne Penſion entſetzt. Unterſuchung und Urtheil werden uns mit peinlicher Ausführlichkeit und zugleich mit zahlreichen Proben der amtlich verketzerten Lieder mitgetheilt. Es beginnt jetzt die Epoche der Wanderſchaft und der Ovationen, die dem gemaßregelten Sänger zutheil werden; ſie bildeten den Pendant zu dem Herwegh'ſchen Triumphzug durch deutſche Lande. Die Chronik Hoffmann's mag gerade hier durch Wiederholung des Aehnlichen ermüden; jedenfalls iſt ſie ein nicht unwichtiger Beitrag zur damaligen Zeitgeſchichte. Aus der Reihe der wiederkehrenden Ständchen, Feſt- und Tiſchreden treten zwei Vorfälle beſonders kenntlich hervor: das Grimm'ſche Abenteuer in Berlin, bei welchem Hoffmann von ſeinen Freunden ſchmählich verleugnet wurde, und die Ertheilung des Heimatsrechts an Hoffmann von

Digitized by Google

ſeiten eines mecklenburgiſchen Gutsbeſitzers. Dieſe komiſche ſtaatsrechtliche Epiſode wird uns in folgender Weiſe erzählt:

Ein eigentliches mecklenburgiſches Staatsbürgerrecht gab es nicht, aber jede Stadt und jedes Domanium oder jeder Ritter hatte das Recht, jemand das Heimatsrecht zu ertheilen. Nachdem dies meinen Freunden klar geworden, war die Angelegenheit ſchnell erledigt. Dr. Samuel Schnelle, der mir erſt einen Wohnungsſchein ertheilt hatte, nahm mich bald darauf als Inſaſſen ſeines Gutes auf:

Dem Herrn Dr. Hoffmann von Fallersleben, hiebevor Profeſſor in Breslau, wird hiedurch das Einwohnerrecht in Buchholz und durch daſſelbe Heimatsrecht in dieſem Gute zugeſichert und ertheilt.

Zur Urkunde Deſſen iſt dieſem Heimatsſchein das hieſige Gerichtsſiegel beigedruckt.

Buchholz in Mekl.-Schwerin am 10. Juli 1845. S. Schnelle Dr. als Guts- und Gerichtsherr.

Ich ſchickte eine durch einen Notar beglaubigte Abſchrift an die Regierung in Breslau, dieſelbige entließ mich darauf hin aus dem preußiſchen Unterthanenverbande.

Weit und breit war große Freude, daß durch ein ſo einfaches Mittel den polizeilichen Verfolgungen vorgebeugt war. Die Nachricht ging in viele deutſche Zeitungen über und wurde als ein erfreuliches Ereigniß begrüßt. Auch die „Ludwigsluſter Blätter" ſprachen ſich beifällig aus: „So ſind die Hoheitsrechte, welche unſern Rittern über ihre Hufen zuſtehen, denn doch zu etwas gut. Hoffmann iſt jetzt ritterſchaftlicher Hinterſaſſe und als ſolcher naturaliſirter Mecklenburger und vor allen Anfechtungen, die er wol von mecklenburgiſcher Seite überall nicht zu befahren hatte, ſo ſicher, als ſäße er in Abraham's Schos."

Nur einige Standesgenoſſen des Dr. Schnelle konnten nicht begreifen, wie derſelbe dazu gekommen, einen Menſchen in ſein Gut aufzunehmen, den er doch zu nichts gebrauchen könnte, ja ſogar noch unterhalten müßte, wenn er in ſeinem Nichtsthun alt und hinfällig würde ꝛc. Auf ſolche Bedenken erwiderte ein Schlaukopf: „Der ꝛc. Hoffmann iſt Kuhhirt, hat aber im Sommer einen Stellvertreter."

Eine andere Epiſode der Hoffmann'ſchen Wanderfahrten bildet ſeine Reiſe nach Italien, die er als Geſellſchafter eines queckſilbernen Freundes antrat. Wer in den Schilderungen derſelben italieniſchen Duft und Himmel ſuchen würde, müßte ſich ſehr getäuſcht finden. Die Proteſte gegen die Ueberſchätzung Italiens und die Uebertreibungen einzelner Reiſenden ſind gewiß ſehr gerechtfertigt, doch Hoffmann's Notizen ſind von einer archivariſchen Trockenheit, ohne alles dichteriſche Colorit und gemahnen in der That wie Aufzeichnungen eines mecklenburgiſchen Hinterſaſſen, den der Zufall nach Italien verſchlagen hat.

Die Schilderungen aus der Knaben- und Jünglingszeit im erſten Bande gehören ebenfalls zu den weitſchweifigern Partien; es wird uns einiges erzählt, was mehr oder weniger alle Kinder zu thun pflegen. Eine andere viel zu breit ausgeführte Partie des Werks iſt die Schilderung von Hoffmann's Betheiligung am geſellſchaftlichen Leben in Breslau, wo er als Begründer der Geſellſchaft der „Zweckloſen", des Künſtlervereins, als Vorſtand des Schiller-Vereins, Mitglied der Lätitia eine gewiſſe Rolle ſpielt. Namentlich mußte er bei allen dieſen Gelegenheiten ſeinen Pegaſus ſatteln, und liebte es, dichteriſche Improviſationen aus dem Aermel zu ſchütteln. Solche Gelegenheitspoeſie hat für den Augenblick der Anregung ihren Werth, verdient aber durchaus nicht, für die Nachwelt einbalſamirt zu werden. In dieſer Selbſtbiographie wird uns nun kaum eins dieſer Gelegenheitsgedichte geſchenkt, in denen oft das leerſte Reimgeklingel vorherrſcht. In heiterer Weinlaune hört man derartige Verſe wol mit Sympathie an, wenn ſie im Einklang mit der Stimmung und augenblicklichen Tendenz ſind; doch einem nüchternen Geſchlecht darf man nach Jahrzehnten derartige Speiſe nicht mehr vorſetzen. Wenig davon iſt jetzt noch genießbar; die einzelnen perſönlichen Pointen üben keine Wirkung auf den fremd Hinzutretenden. Ausnehmen möchten wir von dieſem Verdammungsurtheil die Auswahl von Sentenzen und Epigrammen aus den „Zweckloſen Leiſtungen", die im zweiten Bande gegen 40 Seiten füllen und viel Treffendes enthalten; wir theilen als Probe die folgenden mit:

Die Thaten der Vorzeit ſind ein Strom, der ſich ins Meer der Vergeſſenheit ergoß, ſein Bette iſt längſt verſandet; aber die Sprache der Völker und ihre Lieder darin mit den dunklen Erinnerungen an die Vergangenheit, das iſt der Goldſand, den jener Strom in ſeinem Bette zurückließ.

Wie der Schmetterling nur immer ſeine ſchönere Seite der Sonne zuwendet, ſo ſoll auch der Menſch ſein beſſeres Ich an den Lichtglanz jeder ſchönen Idee gewöhnen.

Die That iſt die wahre Tochter des Thuns, hingegen das Gethue eine natürliche Tochter, die aber gewöhnlich eher unter die Haube kommt als jene.

Frömmler pflegen mehr fromm als Frommes zu thun.

Der Verſtand hat wie der Sperling ſeine Heimat überall und ſeine Lebensluſt die längſte Zeit des Jahres, aber das Herz macht es wie die Nachtigall, die baut ſingend ihr Neſt nur im Frühlinge der Liebe und fliegt vor dem Winter noch wieder von hinnen.

Sowie die Sonne über die Berge gekommen, ſo erwacht auch der Verſtand, und ſo lange ſie am Himmel bleibt, bleibt auch der klare Verſtand oben. Dem Gefühle gehört Dämmerung, Abend und Nacht, und Morgenröthe.

Der Schlag der Uhr zeigt mir nur die gegenwärtige Zeit an, aber der Schlag meines Herzens auch die vergangene und zukünftige.

Die dankbare Erinnerung an die Vergangenheit iſt das ſchönſte Dankgebet für die Freuden der Gegenwart.

Wir ſehen den Regenbogen nie über unſerm Haupte, immer nur vor uns; ach! und ſo will oft nur erſt die Zukunft die Finſterniß unſerer Gegenwart mit den bunten Farben des Glücks erheitern.

Der blaue Himmel auf dem Waſſer verrinnt nicht mit dem Waſſer, und die ſchönen und großen Thaten der Menſchen vergehen nicht mit dem Menſchen.

Wenn das Land der Gegenwart nur ein abgeernteter Herbſt noch iſt, wenn unſere Zukunft wie ein Winter herb und rauh an den fernen Bergen wartet, dann ſollten wir muthig hinüberwandern und dahinter den Frühling der Vergangenheit wiederſuchen! Aber Wehmuth und Sehnſucht iſt dann oft nur unſer ganzer Muth, und unſere Thaten ſind nur Thränen.

Einige dieſer Sentenzen haben in der That Jean Pauliſch ſchimmernde Facetten. Ebenſo anſprechen werden die einzelnen Liebeslieder in der Sammlung; der Reiz und Werth dieſer wirklich „unpolitiſchen Lieder" Hoffmann's iſt kaum nach Gebühr gewürdigt.

Für die Fachgenoſſen enthält die Biographie ebenfalls manches Intereſſante namentlich in Bezug auf die „Fundgruben". Hoffmann war jedenfalls ein fleißiger Sammler und hat manchen glücklichen Griff gethan.

Digitized by Google

Im Intereſſe des großen Publikums aber wünſchen wir den folgenden Bänden größere Beſchränkung und eine mehr künſtleriſche Verarbeitung des thatſächlichen Rohſtoffs, da bei ſo maſſenhafter Anhäufung desſelben zuletzt auch die wohlwollendſte Theilnahme erlahmen muß.

Rudolf Gottſchall.

Zur Kunſtgeſchichte des 19. und des 16. Jahrhunderts.

Nicht wie ſonſt zerſtäubte in dem verfloſſenen Jahre der Schwarm der Touriſten nach allen Richtungen der Windroſe in Bäder und Sommerfriſchen, ſondern Woge auf Woge flutete unabläſſig der Strom derſelben weſtwärts zu dem neuen, von den Odeurs de Paris umdufteten Weltwunder auf dem Marsfelde. Und die Mehrzahl derer, die über den Rhein zogen, kehrte heim erfüllt mit einer ungemeſſenen Bewunderung für Frankreichs Kunſt und Induſtrie; wer am Seineſtrande geweſen, iſt nur zu geneigt, als Apoſtel aufzutreten für das Dogma des second empire, daß Frankreich an der Spitze der Civiliſation marſchire. Allerdings birgt ja auch der Umſtand, daß bei einer Ausſtellung in Paris ſchon quantitativ Frankreich faſt ebenſo viel liefert, wie die ganze übrige Welt zuſammen, einen nicht hoch genug anzuſchlagenden Vortheil; die Maſſe imponirt der Maſſe, und „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen". Außerdem aber ſind die Franzoſen völlig frei von dem Fehler, ihr Licht unter den Scheffel zu ſtellen; nach dem Grundſatz, daß nur Lumpe beſcheiden ſind, verſteht ſich jeder auf den richtigen Chic, auf den Vortrag, der des Redners Glück macht.

So kommt es denn, daß über die Leiſtungen der Franzoſen nicht blos in der Induſtrie, ſondern auch in der Kunſt die faſt wie ein Gewitterſchauer auf uns niederſtürzenden Referate über die exposition universelle ein ähnliches Urtheil fällen wie die große Preisvertheilungs-Jury, und daß das von dem funkelnden Schein geblendete Auge des Berichterſtatters oft nicht mehr zu erkennen vermag, daß nicht alles Gold iſt, was glänzt.

Dies gilt hinſichtlich der Beurtheilung der franzöſiſchen Kunſt allerdings nicht von den Berichten, welche bekannte deutſche Kunſthiſtoriker und Kritiker, wie F. Pecht und Lübke, kürzlich veröffentlicht haben; in deſto ſtärkerm Grade aber von jener zahlreichen und auf die öffentliche Meinung nur zu einflußreichen Feuilletonwaare, „welche weder die Kunſt fördert, noch das Publikum aufklärt, ſondern nur zwiſchen beiden den geſchwätzigen und charakterloſen Zwiſchenträger macht".

Um ſo erwünſchter iſt ein Werk, welches ſchon vor Beginn der Ausſtellung vollendet, und ohne Rückſicht auf dieſelbe geſchrieben, doch den zuverläſſigſten und beſten Führer abzugeben im Stande war, da es eine vorzüglich gelungene, durch ihre elegante Form anziehende, geiſtreiche Darſtellung des hiſtoriſchen Entwickelungsgangs und der künſtleriſchen Bedeutung der geſammten franzöſiſchen Malerei ſeit 1789 enthält; ein Werk, welches aber nicht blos einem augenblicklichen Bedürfniß Abhülfe ſchaffte, ſondern ſtets zur rechten Zeit gekommen ſein würde, weil es in echt wiſſenſchaftlichem Geiſt die ſchwierige Aufgabe löſt, die der Verfaſſer ſich geſtellt. Es iſt dies folgendes Werk:

1. Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789, zugleich in ihrem Verhätniß zum politiſchen Leben, zur Geſittung und Literatur von Julius Meyer. Mit 31 in Holzſchnitt ausgeführten Abbildungen. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Allerdings geht der Verfaſſer, welcher einmal ausruft: „Wenn wir doch in unſerm Urtheil über andere Völker milder und beſcheidener werden und nicht die ganze Nation über den Leiſten des alten Ammengeredes von dem oberflächlichen und leichtfertigen Weſen der Franzoſen ſchlagen wollten", von einer andern als der obenerwähnten Auffaſſung des allgemeinen Urtheils über die franzöſiſche Kunſt aus, allein ſein Werk iſt der glänzendſte Beweis dafür, daß, ſelbſt wenn dieſe Klage begründet ſein ſollte, doch auch die unparteiiſche und von nationalen Vorurtheilen nicht befangene Würdigung der Vorzüge, und die ſelbſtloſe Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten und ſelbſt Eigenheiten einer fremden Nationalität, welche in gleichem Grade wol in keinem andern Lande möglich ſein dürfte, gerade die deutſche Forſchung auszeichnet. Wenn man auch neuerdings jenſeit des Rhein beginnt, den Schätzen der deutſchen Kunſt und Literatur etwas größere Beachtung zu ſchenken, ſo würde doch ſchwerlich ein Franzoſe ein ähnliches Werk über deutſche Kunſt zu ſchreiben im Stande ſein. Eine wirkliche und dauernde Bereicherung unſerer Kunſtliteratur bildet dieſes Meiſterwerk, dem die pikante espritvolle Darſtellung, welche zuweilen an franzöſiſche Vorbilder erinnern könnte, nur als leichter Schmuck dient, ohne die tiefgehende, echt hiſtoriſche Auffaſſung, den univerſellen Ueberblick und die philoſophiſche Begründung der Kunſturtheile zu beeinträchtigen.

Wenn das Vorwort als leitenden Geſichtspunkt des ganzen Werks das Beſtreben angibt: „in dem goldenen Rahmen der Kunſt die dem Jahrhundert eigenthümlichen Züge wiederzufinden, ihre lebendige Wechſelwirkung mit deſſen durchgreifenden Kräften und Beſtrebungen zu verfolgen, mit einem Wort in ihr einen Spiegel des ganzen Culturlebens zu ſehen, in dem als in einem zwar kleinern aber klaren Bilde ſeine Strahlen ſich ſammeln", ſo iſt allerdings dieſe Auffaſſung der Kunſt, des Verhältniſſes der Kunſtgeſchichte zur geſammten Culturgeſchichte, welche ja ſchon den epochemachenden Werken von Kugler und Schnaaſe zu Grunde lag, an ſich nicht gerade neu und eigenthümlich. Auch iſt es wol etwas zu viel geſagt, wenn der Verfaſſer ſein Buch als den Verſuch bezeichnet, die Geſchichte der Kunſt mit derjenigen der Literatur, der Geſittung und des öffentlichen Lebens tiefer als bisher geſchehen zu verknüpfen und doch dem Leben und der Thätigkeit der einzelnen Künſtler ihr volles ſelbſtändiges Recht zu geben. Denn in einzelnen Monographien, z. B. in Woltmann's Biographie Holbein's, welche mit Recht als „Holbein und ſeine Zeit" bezeichnet wird, iſt dies in

Digitized by Google

trefflicher Weiſe geſchehen, ja in Hermann Grimm's „Michelangelo Buonarotti" überwuchert ſogar die Schilderung der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe die Darſtellung der Entwickelung der künſtleriſchen Individualität ſo ſehr, daß die Ueberſichtlichkeit der letztern darunter leidet. Allein gerade für das reiche und vielſeitige Weſen der neuern Kunſt iſt ein ſolches Werk, welches dieſelbe als den idealen Widerſchein des geſammten Culturlebens faßt, bisher noch nicht vorhanden, und wir könnten nur wünſchen, daß in gleich vollendeter Weiſe auch die moderne deutſche Kunſt, die wir allerdings höher ſtellen, als dies der Hiſtoriograph der franzöſiſchen Malerei thut, eine Bearbeitung fände. Denn das Werk von Anton Springer enthält einen zu kurzen Abriß der geſammten neuern Kunſtgeſchichte, als daß eine nähere Beziehung auf die politiſchen Ereigniſſe und die Culturentwickelung des 19. Jahrhunderts möglich wäre; die „Geſchichte der deutſchen Kunſt" von Ernſt Förſter übergeht in ihrem vierten und fünften Bande dieſe Beziehungen faſt gefliſſentlich, und erwähnt nur da, wo es ſich geradezu nicht vermeiden läßt, den äußerlichen Zuſammenhang einer Künſtlerſchule mit Richtungen des öffentlichen Lebens und der Literatur, ohne auf die tiefere Begründung und innige Wechſelwirkung derſelben Gewicht zu legen, und in den „Vorleſungen über die neuere deutſche Kunſt" von Hagen iſt überhaupt nur ein verwirrtes Conglomerat kunſthiſtoriſcher Notizen aufgehäuſt, in denen ein Syſtem und irgendeine principielle Auffaſſung nicht zu entdecken iſt. Dagegen iſt in der vorliegenden „Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789" von Julius Meyer das Verhältniß der letztern zum politiſchen Leben, zur Geſittung und Literatur vorzugsweiſe betont und in eingehendſter Weiſe zur Anſchauung gebracht, ſodaß man in derſelben in kurzen aber prägnanten Zügen eine Darſtellung des geſammten Culturlebens des modernen Frankreich, einen Abriß ſeiner Literatur und ſelbſt ſeiner politiſchen Geſchichte findet. An die Epochen der letztern ſchließt ſich die Syſtematik des Werks ziemlich genau an; nachdem im erſten Buch „Die franzöſiſche Malerei des 18. Jahrhunderts und die Stellung der Kunſt im 19." kurz recapitulirt worden, führen das zweite, dritte, fünfte und ſechste Buch die Ueberſchriften: „Die Malerei der Revolution und des Kaiſerreichs; die claſſiſche Kunſtweiſe", „Die Malerei der Reſtauration und die romantiſche Schule"; „Die Vermittelung der Gegenſätze, die hiſtoriſche Richtung und die Malerei des Julikönigthums"; „Die Malerei des zweiten Kaiſerreichs"; die Zerſplitterung der Schulen und der Gattungen unter dem Einfluß der Sitten und der realiſtiſchen Anſchauung".

Allein es iſt dies nicht etwa ein äußerlicher Schematismus, welcher die einzelnen Kunſtrichtungen als Folgen des Wechſels der Dynaſtien hinſtellen und die Künſtler nach dem Jahre ihres erſten Auftretens oder dem Zeitpunkt ihrer bedeutendſten Werke dem Cortège der Napoleons, Bourbons oder Orleans zugeſellen möchte. Schon äußerlich bekundet dies das mitteninne liegende vierte Buch, welches unter dem Titel: „Die Erneuerung der idealen Kunſtweiſe; die religiöſe Malerei und die Kunſt der ſchönen Form", die der Reſtauration und dem Julikönigthum angehörende Richtung von Ingres und ſeiner Schule als ſelbſtändige Phaſe in dem Entwickelungsgange der franzöſiſchen Malerei ſchildert; es geht aber auch aus der geſammten Darſtellung hervor, daß das Hauptgewicht auf die geiſtige Bewegung des Jahrhunderts und ihre Wechſelwirkung auf das öffentliche Leben und die Geſittung gelegt, und jedem Künſtler je nach der Stellung, die er zu dieſer geiſtigen Bewegung einnimmt, ſein Platz angewieſen wird. Bezeichnend hierfür iſt z. B. die Motivirung der Vernachläſſigung von Genre und Landſchaft während der Revolution und des Kaiſerreichs und die Wiederaufnahme der Darſtellung des Kleinlebens unter dem alles erhaltenden Regiment der Bourbonen, und ebenſo ſpricht es ſich deutlich in der Einleitung des fünften Buchs aus:

> Die claſſiſche Kunſtweiſe der David'ſchen Schule hatte unter der Revolution und dem Kaiſerreich mit der allgemeinen Stimmung und, indem ſie den verſchiedenen Staatsformen der Zeit ſich anpaßte, auch mit dem ſtaatsbürgerlichen Leben in tiefer Wechſelbeziehung geſtanden. Während der Reſtauration hatte darauf die romantiſche Schule der geiſtigen Strömung, welche dieſe Epoche charakteriſirt, den bezeichnenden Ausdruck gegeben, aber eher in ſtillem Widerſpruch als in Einſtimmung mit der Regierung, der ja auch jene innere Bewegung entgegenſtrebte. Aus dieſem nähern Verhältniß zu beſtimmten Zeiträumen folgt natürlich nicht, daß beide Kunſtweiſen innerhalb derſelben abgeſchloſſen waren. Schickte die claſſiſche Malerei ihre Ausläufer bis tief in die Reſtauration, ja ſelbſt über ſie hinaus, ſo erſtreckte die romantiſche mit vollerer Lebenskraft, indem ſie zugleich ein in der Kunſt ſelbſt berechtigtes Princip der Anſchauung vertrat, bis in das zweite Kaiſerreich ihre Wirkſamkeit. Allein aus dem Schoſe jener Zeiten hervorgegangen, hatten beide Kunſtweiſen von ihnen ihren Charakter empfangen und ihnen umgekehrt ihr eigenes Gepräge aufgedrückt. So trugen ſie in ihrem Urſprung wie in ihrer Entwickelung die Merkzeichen derſelben an ſich. Nicht ebenſo war der in der Ingres'ſchen Schule verjüngte Idealismus die Kunſt einer beſtimmten Epoche. Es lag im Weſen deſſelben, von der Realität ſich abzuwenden und in eine den eigentlichen Lebenstrieben der Zeit entfremdete Geſtaltenwelt zu flüchten. Daher gehen ſeine Fäden, wenn auch die geordneten und ruhigen Zuſtände des Julikönigthums ihrem Laufe beſonders günſtig waren, doch gleichmäßig durch das ganze Gewebe der modernen Materie, ohne mit einem einzelnen Zeitabſchnitt ſich feſter zu verſchlingen. Dem geiſtigen wie dem öffentlichen Leben unter dem Julikönigthum gab vielmehr eine eigene Richtung Ausdruck. Dieſelbe hat ſich unter dem Namen einer beſtimmten Kunſtweiſe nicht zuſammengefaßt; was ſie kennzeichnet, iſt die Vermittelung der Gegenſätze, welche ſie auf verſchiedene Weiſe vollzieht, und ein tieferes Verhältniß zur Stoffwelt, als der claſſiſchen wie der romantiſchen Schule eigen war; vorab tritt ſie zur Geſchichte ſowol der Gegenwart wie der Vergangenheit in nähere Beziehung.

Daß es bei einzelnen Talenten zweiten Rangs zuweilen zweifelhaft ſein mag, welcher der vorſtehend bezeichneten Hauptrichtungen ſie zuzuweiſen ſein möchten, beeinträchtigt natürlich nicht die Richtigkeit des Syſtems ſelbſt; bekanntlich hält es überaus ſchwer, die franzöſiſchen Maler in größern Gruppen zu einigen, da ſich jeder einzelne ſein eigenes Ideal wählt, ſich raſch von allen Schulbanden losſagt und eine beſondere „position artistique" beanſprucht (Springer); und Meyer erklärt ſelbſt, daß der freie Spielraum, der innerhalb der modernen Kunſt der Individualität gegeben iſt, es oft unmöglich mache, die Klaſſen ſcharf voneinander abzugrenzen, da bei manchen Künſtlern die Weiſen, welche für einzelne Gruppen charakteriſtiſch ſeien, ineinander überflöſſen, ſodaß die Zeit, in welche ihre Hauptwerke fallen, den Ausſchlag geben müſſe.

Digitized by Google

Es iſt dies aber nur ſelten der Fall, und die ſtraffe Gliederung und ſcharfe Charakteriſtik der claſſiſchen und romantiſchen Schule, der Reaction des Idealismus und der Vermittelung der Gegenſätze in der hiſtoriſchen Richtung (für die Malerei des zweiten Kaiſerreichs, welche uns auch zu nahe ſteht, um eine überſichtliche Darſtellung zuzulaſſen, iſt die Zerſplitterung der Schulen, die Zerfahrenheit der Richtungen als charakteriſirendes Merkmal feſtgehalten) weiſt jeder bedeutendern Erſcheinung ihren beſtimmten Platz an. Wir möchten ſogar wünſchen, daß der Verfaſſer noch einen Schritt weiter gegangen wäre und die Landſchaftsmalerei nicht abgeſondert in einem ſiebenten Buche behandelt, ſondern die Landſchafter in gleicher Weiſe, wie dies bei den Genremalern geſchehen, in den Abtheilungen, denen ſie angehören, mit erwähnt hätte. Denn da die Landſchaft, wie wiederholt betont wird, alle die Phaſen, in denen ſich die moderne Malerei Frankreichs überhaupt ausgebildet, ebenfalls durchgemacht und an allen Gängen derſelben theilgenommen hat, alſo genau die gleiche Gliederung zeigt, ſo fehlt es an einem genügenden Grunde für eine abgeſonderte Darſtellung derſelben, und hätte nicht nur die Ueberſichtlichkeit des Syſtems gewonnen, ſondern es wäre auch die doppelte Erwähnung der Künſtler, welche wie Bonington, E. Iſabey, Roqueplan, Decamps, Diaz, Fromentin, Courbet u. a. ſich ebenſo in der Landſchaft, wie im Hiſtorien- und Sittenbilde ausgezeichnet haben, nicht nöthig geworden.

Wenn übrigens in dem vorliegenden Werke Horace Vernet, Leopold Robert und Delaroche, von welchen Springer den erſtern als Vertreter des „Naturalismus“, die letztern dagegen als Vertreter des „vollendeten Realismus“ in der franzöſiſchen Malerei aufführt, als die Meiſter genannt werden, welche die Vermittelung der Gegenſätze ſich — bewußt oder unbewußt — zur Aufgabe geſtellt hätten, dagegen Géricault's Richtung als die naturaliſtiſche, die von Courbet als die realiſtiſche quand même bezeichnet wird, ſo liegt dem nur zum kleinern Theil eine verſchiedenartige Beurtheilung der Künſtler ſelbſt zu Grunde. Zum größern Theil beruht dieſe Verſchiedenheit darauf, daß Meyer bei dem Gebrauch der Bezeichnungen „Realismus und Naturalismus“ ſich mehr an die Begriffsbeſtimmungen anſchließt, welche dieſe Kategorien in franzöſiſchen Künſtlerkreiſen gefunden haben, während Springer dagegen den Realismus als die höhere Einheit der idealen und naturaliſtiſchen Anſchauungsweiſe auffaßt. Denn letzterer betont ausdrücklich, daß auch in dem Realismus die Phantaſie, die echte künſtleriſche Kraft die Quelle der Thätigkeit bilde, und ſo ſieht er z. B. ſogar in dem „Hémicycle“ von Delaroche ungeachtet des Aufwandes an allegoriſchen Figuren nur die Auffaſſung eines unbefangenen Realiſten. Wird man in dieſer Beziehung der Anſicht Meyer's, welcher gerade in dieſem Bilde eine merkwürdige Miſchung idealer und realiſtiſcher Motive und Geſtalten erblickt, beitreten müſſen, ſo neigt ſich derſelbe doch etwas zu ſehr dahin, den extremen Realismus von Courbet und Genoſſen, welcher wegen ſeiner Analogie mit der materialiſtiſchen Richtung in den Naturwiſſenſchaften vielleicht paſſender als „Materialismus“ zu bezeichnen ſein dürfte, als den Gipfelpunkt ſtatt als eine Verirrung der realiſtiſchen Anſchauungsweiſe anzuſehen, obwol er doch auch ausdrücklich hervorhebt, daß eine gemäßigte Richtung des Realismus von dieſen Ultras ſich weſentlich unterſcheide.

Daß es dem Verfaſſer gelungen, nicht nur den Beweis für die Richtigkeit ſeiner Syſtematik zu führen, ſondern auch die Wechſelwirkung des politiſchen Lebens, der Geſittung, Literatur und der Kunſt in überſichtlicher und erſchöpfender Weiſe darzuſtellen, möchten wir unbedingt bejahen; das Aufſpüren und Analyſiren dieſer feinen Beziehungen bildet gerade einen der Hauptvorzüge dieſes Werks. So verbreitet z. B. die von Springer vertretene Anſicht iſt, daß die Franzöſiſche Revolution die Kunſt nur wenig oder gar nicht berührt habe, daß insbeſondere David, wenn er auch perſönlich als Conventsmitglied zu ihren Grundſätzen ſich bekannt, doch nicht als ihr Vertreter auf künſtleriſchem Gebiet angeſehen werden könne und daß die ariſtokratiſchen Formen des der Antike nachgebildeten Stils durch das Liebäugeln der Revolutionsmänner mit den alten Republiken nicht erklärt und gerechtfertigt würden, zumal auch die häufig nur affectirte Neigung zum Alterthum und die Annahme eines idealiſirenden Stils viel älter ſeien als die Franzöſiſche Revolution, ſo trifft doch Meyer's entgegengeſetzte Ausführung unzweifelhaft das Richtigere. Mit Recht hebt letzterer hervor, daß, wenn auch David in ſeinem Lehrer Vien einen Vorläufer gehabt, der claſſiſche Stoffe in einfacher und naturwahrer Auffaſſung darzuſtellen verſucht habe, doch jede geiſtige Bewegung ſolche blos plänkelnde Vorfechter vorausſende, ehe ſie ſelbſt mit ihren Kerntruppen der alten Zeit den entſcheidenden Kampf liefere, und daß die innere Verwandtſchaft des Aufſchwungs der Malerei durch David und die Claſſiker mit der politiſchen Revolution, die innige Wechſelwirkung zwiſchen der Kunſt und Sitte der damaligen Zeit nicht zu verkennen ſei:

> David und die Schule, die ſich um ihn bildete, räumten die ganze echt maleriſche Kunſtentwickelung, welche zwiſchen der antiken Formenwelt und dem 18. Jahrhundert liegt, entſchieden und mit einem male zur Seite, ganz ähnlich, wie die Revolution mit rückſichtsloſer Schneide jeden Zuſammenhang mit der geſchichtlichen Vergangenheit rundweg löſte, um ſich auf den Boden der abſtracten „Menſchenrechte“ zu ſtellen. Beide, indem ſie von der Weiſe und dem Syſtem ihres Jahrhunderts ſich losſagten, brachen zugleich mit den weiter zurückliegenden Zeiten. Wie ferner den Männern des Convents und der Ausſchüſſe, denen wenigſtens, die es ehrlich meinten, die römiſche Bürgertugend als das höchſte Ideal erſchien, zu dem die Menſchheit um jeden Preis und auf dem geradeſten Wege zurückkehren müſſe, ſo erhielten die erſten epochemachenden Bilder David's ebenſo wohl von dieſem politiſchen Pathos als von der römiſchen Anſchauung der Form ihren Charakter und ihre Bedeutung. Beide endlich erklärten ſich gleich entſchieden gegen die Welt des Mittelalters und das Reich der chriſtlichen Mythe; für beide gab es keinen chriſtlichen Gott und keine Heiligen mehr u. ſ. w.

Noch eingehender als das Verhältniß zwiſchen der Kunſt und dem politiſchen Leben wird die Wechſelwirkung derſelben mit der Geſittung und den literariſchen Zuſtänden des modernen Frankreich dargeſtellt. Beſonders anziehend ſind die vergleichenden Hinweiſungen auf die den Kunſtwerken der Maler analogen Erſcheinungen in der Literatur; die Parallelen zwiſchen Diderot und Greuze, zwiſchen Lebrun, Chénier und David, zwiſchen Chateaubriand, Proſper Mérimée und Géricault, zwiſchen Scribe und Horace Vernet, zwiſchen Béranger und Charlet,

Digitized by Google

zwiſchen Delavigne, A. de Vigny und Delaroche, zwiſchen Brizeux und A. Leleux, die Zuſammenſtellung von Delacroix und Auguſte Barbier in der Schilderung der Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830, der Genrebilder Bréton's und der Dorfgeſchichten von George Sand, der Beſtrebungen der „Neugriechen" Gérôme, Picou und Boulanger und der antikiſirenden Dichtungen von Ponſard, Augier und Lecauſſade: ſie alle zeugen von einem feinen Verſtändiß der charakteriſtiſchen Züge der Werke der Maler und Dichter, und ſind gleich werthvoll für das Studium der modernen Literaturgeſchichte wie der Kunſtgeſchichte. Die Bedeutung des Orients für die romantiſche Dichtung und Malerei, und deren verſchiedene Stellung zu den Stoffen des „thatlos in ſeine farbenglühende Erſcheinung verſenkten Morgenlandes", die Beziehungen zwiſchen Malerei und Theater (z. B. Guérin und die Duchesnois; die Schauerſtücke eines Leforre und Vigneron und die Schauerdramen der pariſer Volkstheater; die Reaction des Idealismus und die Rachel u. a. m.) werden in ſcharfen Strichen mit ſicherer Hand gezeichnet. Dies gibt in Verbindung mit den rein culturhiſtoriſchen Schilderungen, von welchen die Erörterung der Bedeutung das troupier für die franzöſiſche Geſittung und Denkweiſe und die Beleuchtung der ſittlichen Zuſtände unter dem second empire als beſonders gelungen hervorzuheben ſind, dem Buche ein erhöhtes Intereſſe und dürfte demſelben auch aus Kreiſen, welche ſich ſonſt mit einem ſo eingehenden Studium der franzöſiſchen Malerei kaum befaßt haben würden, Leſer zuführen. Ueberall iſt jedoch der Standpunkt des Kunſthiſtorikers ſtreng feſtgehalten; nur auf das, was für dieſen von Bedeutung iſt, wird Gewicht gelegt, ſodaß jene Schilderungen niemals die eigentliche Darſtellung der Entwickelung der Malerei überwuchern, ſondern ihr harmoniſch unter- und eingeordnet ſind.

Die letztern beſchränkt Meyer keineswegs, wie das Springer'ſche Werk, auf das 19. Jahrhundert, ſondern er geht aus den obenerwähnten Gründen bis zur Franzöſiſchen Revolution zurück; bis zur jüngſten Zeit werden mit möglichſter Vollſtändigkeit faſt alle franzöſiſchen Maler, welche nur einigermaßen auf Beachtung Anſpruch machen können, aufgeführt und kurz charakteriſirt. Sogar die Erſcheinungen des Salons von 1866 und der im Januar dieſes Jahres erfolgte Tod von Ingres ſind mit erwähnt. Daß bei dem ſcharenweiſen Auftreten von homines novi in jeder neuen Ausſtellung eine abſolute Vollſtändigkeit nicht möglich iſt, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch von den Sternen ſechster und ſiebenter Größe ſind nur wenige, z. B. der Hiſtorienmaler J. B. Wicar aus Lille, Schüler von David; die Genremalerin Marguerite Gérard u. a., gänzlich überſehen. Dagegen hätten wir eine Vermehrung der biographiſchen Details über die Künſtler gewünſcht. Meyer gibt dieſelben nur bei den Hauptvertretern der einzelnen Richtungen, und auch da nicht immer vollſtändig, während ſich bei den übrigen Malern höchſtens die Angabe des Geburts- und Todesjahres findet, und dieſe überdies wol nicht immer ganz zuverläſſig iſt. Wenigſtens weichen ſeine Data mehrfach von andern Angaben, z. B. hinſichtlich der Geburtsjahre von Taunay (1755 ſtatt 1759), Granet (1775 ſtatt 1774), Forbin (1777 ſtatt 1779) ab; von letzterm hätten die in der Galerie Leuchtenberg befindlichen Werke: „Das Innere der Kloſterkirche von Coimbra", und „Oſſian, die Thaten verſtorbener Helden beſingend", wol Beachtung verdient, auch nicht unerwähnt bleiben ſollen, daß J. J. Grandville ein Pſeudonym für Jean Gérard iſt. Allein abgeſehen von ſolchen kleinen und unbedeutenden Ausſtellungen dürfte die Umgrenzung, Eintheilung und überſichtliche Darſtellung des überreichen Stoffs nichts zu wünſchen übriglaſſen. Insbeſondere wird man unbedingt damit einverſtanden ſein müſſen, daß Meyer nicht den zufälligen Ort der Geburt allein dafür maßgebend ſein läßt, ob ein Künſtler den Kreiſen der franzöſiſchen Malerei beizurechnen ſei, und daß er die Italiener Palizzi und Paſini, die Schweizer Bodmer, Zuber-Buhler, Karl und Eduard Girodet und van Muyden, die Niederländer Hamman, Stevens, Dejonghe und Louis Meyer, die Deutſchen Bohn, Steuben, Henri und Rudolf Lehmann, Schleſinger, Laemlein und Müller, ſowie die Engländer Bonington und Conſtable der franzöſiſchen Malerſchule beigeſellt, welcher ſie ihrer ganzen Entwickelung nach angehören, wie ja auch der Schweizer Leopold Robert und der Holländer Ary Scheffer unbeſtritten als Koryphäen der franzöſiſchen Malerei gelten.

Doch geht Meyer keineswegs ſo weit, unſere deutſchen Genremaler Knaes, Vautier, Salentin u. ſ. w., wie dies neuerdings jenſeit des Rhein zuweilen verſucht worden iſt, den Franzoſen beizuzählen, weil ſie theilweiſe noch in Frankreich ihre Studien gemacht und auf den pariſer Ausſtellungen die Preiſe davongetragen haben.

In der kunſtgeſchichtlichen Darſtellung iſt die feine und ſcharfe Charakteriſtik der verſchiedenen Richtungen, die Würdigung der eigenthümlichen Vorzüge und Schwächen der einzelnen Künſtler mit einer Meiſterſchaft durchgeführt, welche dem Buche einen feſſelnden Reiz verleiht. Wie bezeichnend iſt der Charakter der franzöſiſchen Kunſt im ganzen und großen im Verhältniß zu der Kunſt der eigentlichen Romanen und der Germanen mit folgenden Worten präciſirt:

> Es iſt faſt der ganzen franzöſiſchen Kunſt eigenthümlich, daß ſie bei aller Begabung und allem Geſchick für die Form doch einen ſolchen Inhalt in dieſe zu legen ſucht, der noch über die künſtleriſche Erſcheinung hinaus den Geiſt oder die Sinne beſchäftigt. Sie iſt ſelten ganz frei von ſtofflichem Intereſſe. Sei es nun, daß ſie ſich an die Sinnlichkeit des Beſchauers wendet oder Empfindungen in ihm nachklingen läßt, die jenſeit des Bildes liegen, oder endlich — was öfter der Fall iſt, als man gemeinhin annimmt — durch den Ausdruck einer folgenſchweren Situation, eines bedeutungsvollen Momentes, der zu allerlei Gedanken anregt, auf ihn wirken will. Denn der Franzoſe will die Aufmerkſamkeit und die Phantaſie des Zuhörers oder Beſchauers gefangen nehmen, an ſich feſſeln; daher ſucht er die Form zu packender Beſtimmtheit zu vollenden, um die Wirkung ſchlagend zu machen, ſucht aber auch gern, um ſeines Erfolgs doppelt ſicher zu ſein, noch einen beſondern Reiz des Inhalts. Er nimmt in dieſer Eigenheit die ſchwankende Mitte ein zwiſchen dem eigentlichen Romanen, den allein die geſättigte, den Stoff ganz in ſich verſenkende Form befriedigt, und dem Germanen, deſſen raſtlos in ſich ſelber zurückkehrender Geiſt eine Vorliebe für den gedankenſchweren Inhalt hat, der über die Form hinausquillt.

Wie treffend ſind die Eigenthümlichkeiten und die zarten Unterſchiede von Ingres und Flandrin, die Berührungspunkte und Gegenſätze zwiſchen Courbet und Hamon

Digitized by Google

bezeichnet, wie fein iſt die Vergleichung der kunſthiſtoriſchen Stellung von Delaroche, Horace Vernet und Leopold Robert, deſſen Bildercyklus aus dem italieniſchen Volksleben „das Große und Heldenmüthige, das Unendliche einer harmoniſch in ſich ruhenden und zu charaktervoller Form ausgeprägten Volksindividualität enthüllt" und in dieſer Hinſicht mit Goethe's „Hermann und Dorothea" in Parallele geſetzt wird.

Auch bei der Beſchreibung der einzelnen Bilder, welche klar und anſchaulich iſt, wird man faſt überall der Auffaſſung und Beurtheilung Meyer's mit geringen Abweichungen beitreten müſſen. Bei Hébert's bekanntem Bilde der „Malaria" dürfte die unthätige Regungsloſigkeit des Bootsführers und des rückwärts gelehnten Mädchens doch auch darauf hindeuten, daß ſelbſt dieſe Prachtgeſtalten von dem Fieberhauch ſchon leiſe berührt ſind, und in Baudry's „Ermordung Marat's" iſt unſers Erachtens in der Figur der Charlotte Corday nicht blos die Seelenangſt und die Bangigkeit des erſchütterten Gemüths, ſondern in der Haltung und dem Blick auch die Macht der ſittlichen Leidenſchaft, in dem Augenblick, wo ſie nach der That zur Reflexion gelangt, zu erkennen. Ebenſo können wir die Anſicht nicht theilen, daß in Delaroche's „Marie Antoinette" der Contraſt der doppelten Beleuchtung ein geſuchter und raffinirter Effect ſei, welcher der Größe des im Stoffe ſelbſt liegenden einfachen Gegenſatzes Abbruch thue; dieſe durch Zeit und Ort des wirklichen Vorgangs motivirte Doppelwirkung des Lampenlichts und des Schimmers des anbrechenden Morgens iſt vielmehr den ſittlichen Contraſt nur noch deutlicher und prägnanter hervorzuheben geeignet.

Bei der Beurtheilung des künſtleriſchen Werths der einzelnen Maler wird faſt überall Wind und Sonne unparteiiſch vertheilt, und wenn auch die Kritik, welche der Verfaſſer übt, eine ſcharfe iſt, die Urtheile oft etwas herb erſcheinen, ſo ſind ſie doch mit wenig Ausnahmen sine ira et studio, rein objectiv gehalten, auf richtige äſthetiſche Principien geſtützt, und von einer gründlichen theoretiſchen Bildung getragen, welche ſich namentlich in den Kapiteln über die Stellung der Kunſt im 19. Jahrhundert und über den Charakter der modernen Malerei, ſowie mehrfach in Excurſen, z. B. in dem in eine Anmerkung gedrängten Auszug aus einem ſchon früher in den „Grenzboten" veröffentlichten Eſſay über die Zukunft der Geſchichtsmalerei bekundet. Von der geſammten modernen Malerei wird im allgemeinen geſagt, daß dieſelbe nirgends zu einem vollkommenen Ergebniß gelangen könne, weil ſich ihr überall die Schwere der im Bewußtſein der Gegenſätze befangenen Zeit anhänge und es zur vollen Harmonie zwiſchen Gedanke und Erſcheinung nicht kommen laſſe, ſodaß ihren Werken zur letzten Vollendung und zum unvergänglichen Ausdruck eines erhöhten Lebens eben jener naive ungebrochene Einklang des künſtleriſchen Geiſtes mangele:

Alle Erſcheinungen der modernen Kunſt zeigen jenes janusartige Doppelgeſicht, das durch das zwiefache Verhältniß des Zeitalters zur Kunſt bedingt iſt. Hat doch ſchon der Ausdruck „modern" neben ſeinem rein geſchichtlichen Sinn noch eine eigenthümliche Schwäche der Anſchauung und Darſtellung bezeichnet. Seine Merkmale faſſen ſich in der ſubjectiven Willkür zuſammen, welche, losgelöſt vom allgemeinen Lebensgrunde, alle Naivetät eingebüßt hat, und daher den einfachen vollen Einklang der Erſcheinung mit ihrem Inhalt nicht zu treffen vermag; welche andererſeits zu ſchwach, um in die Tiefe der aufgeſchloſſenen Welt zu greifen, mit äußerlichem Spiel an der Oberfläche haften bleibt, das Große mit dem Gräßlichen, das Ergreifende mit dem Sentimentalen, das Schöne mit dem Süßlichen und Geleckten verwechſelt; welche endlich zu aufgeblaſen, um eine gründliche Schule durchzumachen, durch den Schein einer lügneriſchen Geſchicklichkeit das Auge zu täuſchen ſucht. Was mit einem Wort dem in dieſem Sinne modernen Kunſtwerk fehlt — auch dann, wenn es ſich über die Maſſe des Mittelmäßigen erhebt, das iſt „jene unergründliche Realität, durch die es einem Naturwerk ähnlich erſcheint" (Schelling). Ganz frei von jenen Eigenſchaften iſt die neue Kunſt faſt nie und nirgends. Daher kann, wie ihren Erzeugniſſen gegenüber der Genuß der Anſchauung faſt nie ganz unverfälſcht und unverkümmert iſt, auch der geſchichtlichen Betrachtung, ſobald ſie vorurtheilslos und unbefangen den Maßſtab echter Kunſt anlegt, ein ſcharfer Zuſatz von Kritik nicht fehlen.

Dieſer allerdings ſehr beträchtliche Zuſatz ſcharfer Kritik trifft jedoch nicht ſowol die franzöſiſche Malerei im ganzen, als einzelne Richtungen und deren Vertreter, namentlich den neuern Idealismus und die claſſiſche Schule, deren religiöſe Bilder als „pomphaft ohne Größe, aufgeregt ohne Stimmung, pathetiſch ohne Empfindung" bezeichnet werden und von welcher geſagt wird, ſie ſei in den grisailles auf ihren richtigen Ausdruck herabgebracht: „Dieſe Malerei, von vornherein auf ſculpturartige Erſcheinung angelegt und für das ſeelenvolle Leben der Farbe verſchloſſen, entledigte ſich endlich derſelben, da ſie ihr unbequem war, und ſuchte durch trügeriſchen Schein die Wirkung des farbloſen Bildwerks zu erreichen."

Auch bei den von der Mode und dem Beifall der Menge getragenen Größen des Tags motivirt Meyer ſein abweichendes Urtheil zuweilen mit etwas zu großer Schroffheit, wenn er ſcharfblickend die Schminke einer falſchen Berühmtheit abzuwaſchen ſich bemüht. So geben doch Winterhalter's beſſere Bilder etwas mehr als die „leere Anmuth einer hübſchen Larve mit dem Ausdruck jener ſüßen und frivolen Grazie, welche bis faſt in die neueſte Zeit das Ideal des ſalonfähigen Publikums geweſen"; und ebenſo iſt es unzweifelhaft zu hart, wenn von Roſa Bonheur geſagt wird, ſie erfaſſe nicht mehr als die Oberfläche der Erſcheinung, die Proſa des Thierlebens; ihre Bilder ſeien ohne Energie des Lebens und gebreche es ihnen an künſtleriſchem Reiz.

Vorzugsweiſe aber iſt dieſe Schärfe in den vergleichenden Rückblicken auf die deutſche Kunſt zu finden, bei deren gelegentlicher Erwähnung ſich eine Herbigkeit des Urtheils zeigt, welche von einer faſt perſönlichen Gereiztheit ſich nicht immer frei zu halten weiß. Wenngleich das Vorwort den Rangſtreit über die künſtleriſche Tüchtigkeit ganzer Epochen und Nationen als unfruchtbar bezeichnet, und ausdrücklich betont, daß die franzöſiſche Malerei keineswegs an die Spitze der modernen Kunſt geſtellt werden ſolle, ſo wird doch nicht nur von derſelben gerühmt, daß in ihr das Moderne im argen Sinne weit weniger anzutreffen ſei als in der deutſchen Kunſt, in welcher „ganze Richtungen der eine Zug des Modernen, das Unvermögen der Geſtaltung", kennzeichne, ſondern es wird geradezu ausgeſprochen, die franzöſiſche Malerei biete ein verhältnißmäßig reines Bild künſtleriſcher Entwickelung, wie ſie auch, als Ganzes betrachtet, in der

Digitized by Google

geſammten modernen Kunſt die erſte Stelle einnehme. Namentlich in der Entwickelung des formalen Elements zeichne ſich die franzöſiſche Malerei weit aus vor der deutſchen, die „aus unreiner und ſtofflicher Empfindung eine ganze Zeit lang in einer vorrafaeliſchen Periode ſtecken geblieben, um dann, des Studiums überdrüßig, die alte Kunſt ſo gut wie ganz an den Nagel zu hängen“. Und wenn die neuere Kunſt da als „unerträglich“ bezeichnet wird, wo ſie, ohne die gehörige Lehrzeit durchgemacht zu haben, für die mangelhafte Arbeit mit den meiſt eiteln Empfindungen der modernen Phantaſie entſchädigen wolle, wird hinzugeſetzt: „Schlimm genug, daß dieſen Weg einer nichtsſagenden Selbſtändigkeit freilich weit öfter die deutſche als die franzöſiſche Malerei eingeſchlagen hat.“

Die Vorliebe für den Gegenſtand ſeines Werks macht zwar den Autor nicht blind gegen einzelne im Vergleich mit den Vorzügen der deutſchen Kunſt hervortretende Mängel — dem neueſten franzöſiſchen Idealismus gegenüber werden mit Anerkennung die Schöpfungen Rahl's und Genelli's, die Werke von Feuerbach und Böklin hervorgehoben, die Landſchaften von A. Achenbach werden über die gefeiertſten Bilder von Th. Rouſſeau geſtellt, und von Rottmann wird geſagt, daß er alle franzöſiſchen Landſchafter mit einer im 19. Jahrhundert faſt einzig daſtehenden Genialität überrage. Allein die Anerkennung der Leiſtungen deutſcher Künſtler iſt doch nur ſelten und ſpärlich bemeſſen; wie herb iſt ſchon das Urtheil über Piloty, der ohne tiefere Eigenthümlichkeit in den Spuren er Belgier und Franzoſen gehe, die Geſchichte nur äußer- ich faſſe und den launiſchen Ausdruck des Moments ſuche, ährend ſeine Kunſt zur Darſtellung der von Kraft und eidenſchaft getriebenen, voll und ſcharf heraustretenden erſönlichkeit nicht ausreiche. Die vollen Schalen des orns werden aber über die deutſchen Nazarener und der Kaulbach ausgegoſſen; jede Gelegenheit zur Erwäh- ıng derſelben wird mit Eiſer ergriffen, um über ſie mit ner Bitterkeit zu urtheilen, welche eine objective Haltung ch nur äußerlich zu bewahren kaum vermag. Wenn n den deutſchen Nazarenern geſagt wird, ſie bekundeten t der neuen Ausgabe einer abgeſtandenen Empfindung d ihrer halben charakterloſen Darſtellung nur ihre enbare Schwäche, ihre Figuren ſeien puppenhafte pen u. dgl., ſo wird dies Urtheil wol nicht nur von äſthetiſchen, ſondern weſentlich auch von der radicalen atheiſtiſchen Richtung des Autors beeinflußt. Denn ht blos wird als ein Axiom die Behauptung hingeſtellt, ſich im modernen Bewußtſein nach dem Vorgang der ſſenſchaft die Auflöſung des poſitiven Chriſtenthums und allmählich, aber ſo gründlich vollzogen habe, daß er von ihrem Inhalt das Gemüth erwärmt noch von n Geſtalten die Phantaſie mehr bevölkert werde, t blos wird die Beziehung des Alten Teſtaments auf neue als ein willkürliches und völlig grundloſes Er- gniß der kirchlichen Tradition bezeichnet, welche für er heutiges Bewußtſein ganz und gar dahingefallen ſei, rend dagegen die in dem Bildercyklus von Chenavard offenbarende pantheiſtiſche Weltanſchauung auf der e der heutigen Forſchung ſtehe, ſondern dieſe für die rdigung der künſtleriſchen Bedeutung der einzelnen ler meiſt unerhebliche Darlegung eines radicalen religiöſen Standpunktes erfolgt zuweilen in einer faſt cyniſchen Weiſe, welche der Würde des Gegenſtandes nicht entſpricht und mit der ſonſtigen vornehm wiſſenſchaftlichen Haltung des Buchs unangenehm contraſtirt. So wird von Overbeck, den die romantiſche Rückſtrömung im Conflict mit dem kalten ſcharfen Luftzug des deutſchen Geiſtes in den warmen Schos der katholiſchen Kirche getrieben, geſagt: „Die Frömmigkeit des Bekehrten iſt immer aufgeregt und fieberhaft, und will mehr thun, als vielleicht dem chriſtlichen Gotte ſelber bequem iſt.“ Und ferner heißt es, ſchon vor den Julitagen habe die gebildeten Klaſſen der friſche Luftzug einer neuen geiſtigen Bewegung durchzogen, ſodaß ſich „die kirchlichen Dünſte“ in der Atmoſphäre nicht hätten feſtſetzen können; in Frankreich habe die Februarrevolution die eine gute Folge gehabt, wenigſtens den mittlern Ständen auch den Reſt noch von kirchlicher Geſinnung ausgetrieben zu haben, während in Deutſchland durch das „Leben Jeſu“ von Strauß „die Breterwand des poſitiven Chriſtenthums zertrümmert worden ſei“.

Ebenſo maßlos und anſcheinend von perſönlicher Gereiztheit zeugend ſind die überaus heftigen Angriffe auf Kaulbach, der durch ſeine mit äußerlicher Gewandtheit Mythe, Geſchichte und frivole Sinnlichkeit miſchende Darſtellung „welthiſtoriſcher Wendepunkte“ eine mehr literariſche als künſtleriſche Neigung der Zeit befriedigt und mit der Ironie ſeiner ſubjectiven Auffaſſung die hiſtoriſche Wirklichkeit in ein halb reales, halb mythiſch-allegoriſches Weſen verflüchtigt habe, das nicht Fiſch noch Fleiſch ſei. Bei der Vergleichung der Kaulbach'ſchen und Ary Scheffer'ſchen Fauſtbilder wird von Meyer, der ſich dabei als Verfaſſer der beißenden und in ihrer Bitterkeit größtentheils ungerechten Kritik der Kaulbach'ſchen Goethe-Bilder in den „Grenzboten“ des Jahres 1861 bekennt, nicht blos die Auffaſſung des deutſchen Künſtlers, der auf der pariſer Weltausſtellung kürzlich mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden iſt, als abſichtsvoll und übertrieben getadelt, ſondern auch ſeine Formengebung, welche den Mangel an tieferm Verſtändniß bis zu einem gewiſſen Grade zu verbergen wiſſe, zwar als gewandt, in ihrer typiſchen Maskenhaftigkeit aber als nicht minder hohl und charakterlos bezeichnet. Ja, als ob dies noch nicht genug wäre, heißt es:

> Hätte die deutſche Kunſt einen David und ſeine Kunſtſchule gehabt, auf die wir nun ſo vornehm herabblicken, ſo wären wol jetzt nicht — von den namenloſen Producten aller Art zu ſchweigen — im Treppenhauſe des berliner Muſeums Geſtalten zu ſehen, die meinetwegen von einer geiſtreichen Auffaſſung der Geſchichte zeugen mögen, die aber ohne jede Feſtigkeit des innern Baues brei- und molluskenartig die menſchliche Form in einer misverſtandenen, widerlich ſüßen Schönheitslinie nicht darſtellen, ſondern lügen!

Ja, es wird ſogar dem deutſchen Künſtler faſt zum Vorwurf gerechnet, daß ihm ſeine Bilder gut bezahlt werden, wenn geſagt wird, daß zwar in deutſchen Landen ein Künſtler zu ſo hohen Ehren, wie Ingres, es kaum gebracht, freilich aber ein Kaulbach, was Ingres nicht vermocht, mit praktiſcherm Lebensſinne es verſtanden, ſich Schätze zu erwerben; was um ſo eigenthümlicher klingt, als die Erwähnung der bedeutenden Summen, welche franzöſiſche Künſtler für ihre Werke erhalten, ziemlich

Digitized by Google

häufig iſt, und die 100000 Frs., die an Horace Vernet für das Gefecht von Wola, die 40000 Frs., die an Gérôme für ein Genrebild gezahlt worden, ebenſo aufgeführt werden wie die exorbitanten Preiſe der feinen Cabinetſtücke von Meiſſonnier.

Wir glauben dieſe Heftigkeit einer faſt perſönlichen Polemik nicht unerwähnt laſſen zu können, weil dieſelbe der ſonſtigen rein objectiven Haltung des Buchs Abbruch thut, und demſelben die Weglaſſung dieſer für die Würdigung der franzöſiſchen Malerei gleichgültigen Stellen zum Vortheil gereicht haben würde. Bei einem Werke, welches nicht verfehlen wird, ſich im In- und Auslande volle Anerkennung zu erwerben, wünſcht man eben deſto mehr, daß jeder Grund zu Ausſtellungen wegfallen möge, wie denn auch die Beſeitigung kleiner ſtiliſtiſcher Nachläſſigkeiten ebenſo zweckmäßig geweſen ſein würde, wie die Berichtigung der mehrfach vorkommenden Druckfehler. Im allgemeinen iſt die Darſtellung bilderreich und doch klar, harmoniſch in ſich abgerundet, ſodaß man faſt verſucht ſein möchte, von dem Stil an einzelnen Partien zu rühmen, was an einer Stelle des Buchs in anderm Zuſammenhang geſagt iſt:

> Der Stil iſt das innige Verſchmelzen der ſubjectiven Anſchauung mit der gegenſtändlichen Welt, woraus die formbildende Kraft ihres Weſens, neugeboren und durchgebildet von der Phantaſie des Künſtlers, wie Aphrodite aus dem Meere, als unverhüllte Schönheit heraufſteigt.

Daneben finden ſich freilich auch hin und wieder etwas vulgäre und kaum ſchriftſäſſige Ausdrücke (z. B. S. 591: der Mangel des Zuſammenhangs der Figuren klappt mit dem Gegenſtande), ſowie hinkende Vergleiche und unklare Bilder (z. B. S. 491: ein Inhalt, der „im Bette der Phantaſie nur zum Theil flüſſig wird".)

Dieſes Buch, welches wie faſt alle in demſelben Verlag erſchienene kunſthiſtoriſche Werke in elegantem Gewande vor das Publikum tritt, iſt mit 31 Holzſchnitten ausgeſtattet, damit, wie das Vorwort ſagt, der Leſer durch eigene Anſchauung die Darſtellung zu ergänzen vermöge. Die Abbildungen ſind von ſehr ungleichem Werthe: zum Theil, wie z. B. die „Ermordung des Herzogs von Guiſe" und die „Grablegung Chriſti" von Delaroche und die „Raſt" von Meiſſonier vorzüglich gelungen, andere dagegen z. B. Fleury's „Religionsgeſpräch zu Poiſſy", Breton's „Ende des Tags", Gérôme's „Alcibiades bei der Aſpaſia" nur ſchwach und mangelhaft; in dem letztgenannten Bilde iſt der rechte Arm und die Schulter der an Sokrates ſich anlehnenden nackten Sklavin bis zur Unverſtändlichkeit verzeichnet. Mißlungene Abbildungen aber ſind geeignet, eher Verwirrung als Anſchaulichmachung herbeizuführen, weshalb denn auch neuerdings bei der dritten Auflage von Kugler's „Geſchichte der Malerei" der Schmuck der Illuſtration von der Verlagshandlung gänzlich verſchmäht worden iſt, weil dieſelben der Würde des Buchs, deſſen Schilderungen ſo lebenswahr und geiſtvoll ſeien, gerade zu ſchaden glaubt, wenn ſie dieſen ſeinen Vorzug durch äußerliche Veranſchaulichung in den Hintergrund ſtellen wolle. Doch wird eine ſolche etwas rigoriſtiſche Auffaſſung bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, nicht blos für den engen Kreis der Fachgenoſſen, ſondern für das größere Publikum beſtimmt iſt, nicht platzgreifen können, und vielmehr die Vermehrung der Illuſtrationen durch correcte Skizzen zu wünſchen ſein, wobei namentlich auf die Reproduction der in Deutſchland weniger bekannten Bilder Rückſicht zu nehmen ſein möchte. Denn wenn auch der Zweck, „daß die Führer und hervorragenden Talente der verſchiedenen Richtungen in ihren bezeichnenden Werken vertreten ſein ſollen", für die Auswahl beſtimmend bleiben muß, ſo dürften doch Gemälde, welche wie Gérard's „Beliſar" und Leopold Robert's „Schnitter" durch gute Kupferſtiche und als zahlreiche Kunſtvereinsblätter auch bei uns weiteſte Verbreitung gefunden haben, beſſer durch andere vielbeſprochene und doch oft wenig gekannte Bilder zu erſetzen ſein.

In demſelben Verlage ſind auch erſchienen:

2. Abhandlungen über die Goldſchmiedekunſt und die Sculptur von Benvenuto Cellini. Ueberſetzt und verglichen mit den Parallelſtellen aus Theophilus diversarum artium schedula von Juſtus Brinckmann. Leipzig, Seemann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieſes Werk, die erſte deutſche Ueberſetzung der „Trattati dell' Oreficeria e della Scultura di Benvenuto Cellini", von welchem bisher in Deutſchland nur kurze Auszüge durch Goethe bekannt geworden, enthält zugleich als Einleitung einen Eſſay über die künſtleriſche und kunſtgeſchichtliche Bedeutung Cellini's nebſt einer gedrängten Lebensbeſchreibung deſſelben unter Aufzählung der ſämmtlichen Werke ſeiner Hand, und als Anhang die mit dem Inhalt der „Trattati" in auffallender Weiſe übereinſtimmenden Parallelſtellen aus dem Handbuche der kirchlichen Technologie des deutſchen Mönchs Theophilus aus dem 11. Jahrhundert, mit intereſſanten Erläuterungen und einigen Notizen über die in den „Trattati" erwähnten Künſtler. Wenn in dem Vorwort dem Buche ein vorwiegend praktiſcher Zweck beigelegt und von demſelben ein reelles Ergebniß für Wiedererweckung verloren gegangener Verfahrungsweiſen des Kunſthandwerks gehofft wird, ſo iſt es wol ſehr fraglich, ob bei der ſich überall geltend machenden Tendenz der Verdrängung der Freihandarbeit durch fabrikmäßige Darſtellung dieſe Hoffnung ſich verwirklichen wird. Obgleich vom Herausgeber wiederholt der Wunſch ausgeſprochen wird, daß unſere Goldſchmiede ſich in der Filigranarbeit und Emaillirkunſt wieder mehr vervollkommnen und die Kunſt des Niello wieder aufnehmen möchten, ſo dürfte doch die überwiegende Mehrzahl der Recepte des Cellini mit ihren eigenthümlichen Vorſchriften und den abſonderlichen, theilweiſe ſehr unappetitlichen Ingredienzien durch die Fortſchritte der Chemie und Technologie als beſeitigt anzuſehen ſein und nur noch den Reiz von Curioſitäten haben. Wie aber in der Einleitung ausgeführt wird, daß die kunſtgeſchichtliche Bedeutung Benvenuto Cellini's ſeine künſtleriſche Bedeutung überrage, ſo möchte auch der praktiſch technologiſche Werth der „Trattati" von dem kunſthiſtoriſchen weit überwogen werden. In letzterer Hinſicht ſind dieſe Abhandlungen unleugbar von großem Intereſſe; ſie geben zunächſt eine Ueberſicht der Meiſter der verſchiedenen Zweige der Goldſchmiedekunſt im 16. Jahrhundert und einen Einblick in die damals vorhandene innige Verbindung von Kunſt und Handwerk, welcher wir ſo viele werthvolle und vollendete Werke verdanken.

Digitized by Google

Sodann aber ſind dieſelben geeignet, das Bild der abenteuerlichen, trotz aller Prahlerei, Aufſchneiderei und der ſehr zweifelhaften Moral doch liebenswürdigen urwüchſigen Künſtlernatur zu vervollſtändigen, die uns durch die Goethe'ſche Ueberſetzung der Autobiographie ſo bekannt und anziehend geworden iſt. Denn die „Trattati" ſind ſo weit davon entfernt, ein objectiv gehaltenes Lehrbuch zu ſein, daß ſie ſich kaum einmal einen ſolchen Anſchein geben; es kommt dem Autor immer nur darauf an, die in den verſchiedenen Zweigen der Goldſchmiedekunſt, des Erzguſſes und der Sculptur von ihm ſelbſt gefertigten Werke aufzuzählen, ſein Verfahren genau zu beſchreiben, und zu zeigen, wie viel beſſer und geſchickter er es gemacht als alle andern, kurz, ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Leuten. In ähnlicher Weiſe wie die „Vita" ſind auch die „Trattati" mit Anekdoten und kleinen nicht immer ganz ſaubern Geſchichtchen gewürzt, und von einem Selbſtgefühl getragen, welches doch wieder mit einer ſo köſtlichen Naivetät zum Vorſchein kommt, daß es nur erheiternd wirkt. Mit welch zuverſichtlicher Selbſtgewißheit vergleicht Cellini in der Erzählung von der glücklichen Bewältigung der Schwierigkeiten bei Faſſung eines großen Diamanten ſich ſelbſt mit Phaëton, der aber freilich den Hals gebrochen, während er ſich in allen Ehren und mit reichem Lohn ſeiner Aufgabe entledigt habe. Die umſtändliche Beſchreibung ſeines wichtigen Geheimniſſes: „wie große Koloſſe zu machen", welche nichts als eine Anwendung des von alters her bekannten Verfahrens des „in Punkte Setzen" bei der Ausführung kleiner Modelle in rieſigem Maßſtabe iſt, leitet er mit den folgenden Worten ein: „Kraft meiner großen Studien erfand ich ganz aus mir ſelber ein anderes, völlig neues Verfahren. Dieſes will ich jetzt, freigebig wie ich bin, zum beſten derer mittheilen, die Großes zu leiſten wünſchen." Und beſcheiden ſchließt er: „Möglicherweiſe kann, wie ich jene Erfindung gemacht habe, nach mir einem größern Geiſte eine noch vollkommenere gelingen; freilich iſt es aber immer leicht, ſchon Vorhandenes weiter auszubilden."

Voll prächtiger Naivetät iſt auch die Vergleichung der vier Edelſteinarten mit den vier Elementen, und die Motivirung der Erfindung falſcher Rubinen „zu Abhülfe der Noth und zu gutem Zweck" für die armen Frauen, denen ihre Männer zur Hochzeit keine echten Juwelen kaufen könnten, ſowie die Warnung, daß kein großer Meiſter das Vergolden ſelbſt treiben ſolle, weil es der Geſundheit ſchädlich ſei, und daher andern Leuten überlaſſen bleiben müſſe, und die folgende Stelle:

> Der Gott der Natur hat dem Menſchen mit dem Geſchenk der Sprache vier unterſchiedliche Gaben verliehen, und zwar zuerſt die des „Raiſonnirens", was ſo viel heißt, als die Gründe der Dinge vernunftgemäß unterſuchen. Die zweite Gabe heißt: „Sprechen", was ſagen will: „Worte machen", d. h. gehaltvolle, ſchöne Worte, die, wenngleich ſie nicht die Gründe der Dinge ſelbſt aufſuchen, doch auf den Weg dahin führen. Die dritte iſt das „Plaudern", d. h. Dinge von wenig Gehalt, oft auf gefällige, wie auf beleidigende Weiſe vorbringen. Die vierte endlich nennen wir: „Schwatzen", ihrer bedienen ſich Leute, die nichts wiſſen und doch mit ihrem Wiſſen prahlen möchten.

So kann dieſes Buch (welches mit einigen recht guten Holzſchnitten des Perſeus, der Nymphe von Fontainebleau, der Saliera Franz I. und mehrerer Medaillen von Cellini's Hand und mit einer allerdings nicht ganz gelungenen Photographotypie nach dem Morghen'ſchen Stich des Vaſari'ſchen Porträts von Cellini geſchmückt iſt) ein beſonderes Intereſſe in mehrfacher Hinſicht in Anſpruch nehmen, zumal daſſelbe jedenfalls für die Geſchichte der Technik von erheblichem Werthe iſt, und z. B. die bekannte Controverſe über das Verfahren des Michel Angelo bei der Bearbeitung des Marmorblocks durch caput IV der Abhandlung über die Sculptur definitiv entſchieden werden kann.

E. Hersfurth.

Unterhaltungsliteratur.

1. Schach dem König. Hiſtoriſcher Roman von Hermann Kleinſteuber. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Der Roman behandelt eine Epiſode aus dem ſechsten Jahre des Siebenjährigen Kriegs, wo Friedrich der Große nach dem Verluſt der Feſtung Schweidnitz ſich in Schleſien bei der Stadt Strehlen vor den übermächtigen Oeſterreichern und Ruſſen verſchanzt hatte, hier in der trübſten Lage ſeines Lebens ſelbſt an einem guten Ausgang des Kriegs verzweifelnd, und wo ein Baron Warkotſch, deſſen Güter in jener Gegend lagen, ſich den Ruhm erwerben wollte, den König in die Hände der Feinde zu liefern: ein Verſuch, der, wenn er gelungen wäre, nicht blos für den Ausgang des Kriegs, ſondern auch für die Exiſtenz des preußiſchen Staats leicht von unheilvoller Bedeutſamkeit hätte werden können. Wir haben alſo hier einen Roman, nicht blos mit hiſtoriſchem Hintergrunde, ſondern ſich verflechtend in die hiſtoriſchen Begebenheiten jener Zeit und dieſelben zum Ausgangspunkt und zum Object der Darſtellung nehmend. Erkennen wir zuerſt im allgemeinen an, daß die hiſtoriſche Epiſode ein dankbarer Stoff für die Romandichtung iſt. Der Geſchichtſchreiber zeichnet uns oft nur die Spitzen der Höhen, aber nicht den Grund, aus dem ſie ſich erheben. Der Romandichter mag von den hiſtoriſchen Thatſachen niederſteigen und ſich über die Motive verbreiten, wie ſie in der Seele der hiſtoriſchen Perſonen oder in den Verhältniſſen der Zeit liegen. Ausgerüſtet mit dem Seherblick poetiſcher Divination und ſich ſtützend auf beglaubigte Geſchichtsquellen, wird er dann nicht blos den Roman auf hiſtoriſchem Grunde liefern, ſondern mit ihm zugleich ein helleres und deutlicheres Geſchichtsbild. Was den vorliegenden Roman im beſondern betrifft, ſo können wir mit deutlichem Blick unterſcheiden, was der Geſchichte und was dem Roman angehört. Nicht als ob beides mechaniſch auseinanderläge, aber wir bemerken die Abſicht des Verfaſſers, nach der er ebenſo ſehr der Geſchichte als dem Roman hat dienen wollen, und eine Folge davon iſt, daß unſer dichteriſches Intereſſe gleicherweiſe befriedigt wird wie das hiſtoriſche. Ohne uns bei der Beurtheilung auf Einzelheiten einzu-

Digitized by Google

laſſen, möchten wir, was die Darſtellung im ganzen und den Ton betrifft, in dem dieſelbe gehalten iſt, ſie vergleichen mit einem Strom, der keine unergründliche Tiefe hat, bei dem wir auf einen hohen Wellengang nicht Anſpruch machen dürfen, der aber in gleichmäßig ruhiger Sicherheit ſeinen Lauf hält, dem eine gleichmäßig milde und klare Sonne den Weg beleuchtet, in deſſen Nähe wir einen Hauch geſunder Lebensfülle ſpüren, ſodaß wir, wenn wir uns dieſem Strome hingaben und auf ſeinem Rücken uns tragen ließen, nach vollbrachter Fahrt es nicht bereuen, ſie gemacht zu haben.

2. **Schalkauer Geſchichten.** Roman in neun Büchern von **H. Otto.** Drei Bände. Glogau, Flemming. 1867. 8. 4 Thlr.

In den neun Büchern der drei Bände werden wir in das Jahr 1848 zurückgeführt und erleben die politiſchen Stürme dieſes Jahres in dem Städtchen eines deutſchen Kleinſtaates. Von dem erſten Hoffnungsgrün der Märztage bis dahin, wo der Sieg der Reaction entſchieden war, ſehen wir die Bewegung des Jahres ſich hier widerſpiegeln, finden in dem politiſchen Leben und Treiben der ſchalkauer Bürger ein Stück reales Leben und machen für uns im ſtillen die Nutzanwendung des ex ungue leonem. Der Verfaſſer erklärt von vornherein, er wolle ein Buch ſchreiben, das nur heitere und ergötzliche Dinge enthalten ſolle, und wahrlich, er hat Wort gehalten. Mit Objectivität weiß er Perſon und Sache zu trennen, den Vertretern aller politiſchen Standpunkte gerecht zu werden und in liebenswürdiger Schalkhaftigkeit jedem etwas anzuhängen. Jedoch von der Ueberfülle von Bildern und Scenen, die er vor unſern Augen entrollt, wenden wir uns zu der Tendenz des Ganzen und fragen uns: Was hat der Verfaſſer beabſichtigt, als er ſein Buch ſchrieb? Hat er blos den humoriſtiſchen Roman in dem Gewande jener Zeit geben wollen? Wir müßten ihm für ein ſo heiteres Geſchenk immerhin dankbar ſein, aber wir würden uns fragen: warum hat er es nicht früher gebracht, warum nicht in den erſten Jahren nach 1848, wo der Abſpannung der Gemüther eine ſo lebenswahre und lebensfriſche Darſtellung wohlgethan hätte; warum erſt jetzt nach zwanzig Jahren, wo doch unſer Volk bereits ein anderes geworden iſt? Vielleicht eben, weil es ein anderes geworden iſt, und um uns zu zeigen, daß es ein anderes geworden iſt, hat er es geſchrieben. Gerade ſeine trotz der humoriſtiſchen Färbung ſo objectiv gehaltene Darſtellung zeigt uns im Vergleich, daß wir das nicht mehr ſind, was wir damals waren. In der That, wir haben ſeit zwanzig Jahren unleugbare Fortſchritte im politiſchen Leben gemacht, an die Stelle der ſubjectiven Zerfahrenheit, an der jene Bewegung zu Grunde ging, iſt ein klares Erkennen und bewußtes Wollen getreten, Deutſchland zeigt ein anderes Geſicht als damals, und in dieſem Vergleich und in dieſer Erwägung, die der Verfaſſer uns ſcheint an die Hand geben zu wollen, läge dann das eigentlich erbauliche Element ſeines Buchs.

Feuilleton.

Die Generalverſammlung der Schiller-Stiftung in Wien.

Am 6. und 7. April tagte in Wien die Generalverſammlung der Deutſchen Schiller-Stiftung, deren Aufgabe es war, über die Reviſion der neuen, von dem Vorort Wien entworfenen Statuten zu berathen. Die letzte Generalverſammlung in Weimar von 1865 hatte zwar eine ſolche Reviſion beſchloſſen, doch waren die Kämpfe und Zerwürfniſſe, unter denen ſie zu Stande kam, von ungünſtiger Vorbedeutung und der Proteſt des königlich ſächſiſchen Miniſteriums gegen die wichtigſten Aenderungen war von entſcheidender Wirkung, da das durch die Serre'ſche Lotterie erworbene Hauptvermögen der Stiftung in Dresden verwaltet wird.

In Wien waren 21 Stiftungen vertreten, nämlich Berlin, Königsberg, Danzig, Nürnberg, Brünn, Stuttgart, Darmſtadt, Hamburg, Gratz, Weimar, Dresden, Leipzig, Nienburg, Frankfurt, Breslau, Mainz, München, Karlsruhe, Wien, Köln, Lübeck.

Der Vorſitzende des Verwaltungsraths, Baron Münch von Bellinghauſen (Friedrich Halm), eröffnete die Verſammlung, indem er auf die großen Ereigniſſe der jüngſten Zeit hinwies und betonte, daß, wenn auch das politiſche Band zerriſſen ſei, welches Oeſterreich an Deutſchland knüpfe, doch das unlösbare geiſtige Band fortbeſtehe, welches unter anderm auch durch die Schiller-Stiftung repräſentirt ſei. Die Rede wurde mehrfach von lebhaftem Beifall unterbrochen. Den Vorſitz in der Verſammlung lehnte Baron Münch ab, an ſeine Stelle wurde Staatsanwalt Genaſt aus Weimar zum erſten Vorſitzenden und zu deſſen Stellvertreter Profeſſor Biedermann aus Leipzig gewählt.

Die Debatten nahmen, trotz aller Meinungsverſchiedenheiten im einzelnen, einen ruhigen Fortgang, mit Anlehnung an die von Dr. Weiſſel meiſtens mit Prägnanz und Sachkenntniß entworfenen Statuten. Als die Hauptreſultate der Berathung ſind zu erwähnen: zunächſt die Anerkennung des Princips der Oeffentlichkeit, über welches an und für ſich diesmal keine Meinungsverſchiedenheit ſtattfand. Leider ging die Beſchränkung durch, daß wol die Namen der betheiligten Schriftſteller, nicht aber die ihnen zugewendeten Beträge öffentlich bekannt gemacht werden ſollen. Man fürchtete offenbar theils das Anſehen der Stiftung durch Mittheilung der oft kleinen Beträge, die ſie hier und dort austheilen muß, zu gefährden und auf ſie den bedenklichen Schein einer Almoſenanſtalt zu werfen, theils die Autoren ſelbſt zu verletzen, wenn die kleinen Zuwendungen zu ihren Gunſten an die große Glocke gehängt würden. Indem man dieſe Scylla glücklich vermied, verfiel man indeß in die entgegengeſetzte Charybdis, hervorragende Autoren, denen beträchtliche Gaben zutheil wurden (mehr als Ehrengaben, wie ſie durch den Zuſatz zu §. 2 nicht ausgeſchloſſen ſind), in eine Linie zu ſetzen mit den ſchiffbrüchigen Literaten, denen die Stiftung die rettende Hand reicht, und letztere wieder ihren etwaigen Gläubigern gegenüber in den Verdacht zu bringen, durch die Zuwendungen der Schiller-Stiftung in die Lage geſetzt zu ſein, allen Forderungen gerecht zu werden.

Ebenſo wenig können wir uns im Princip mit dem obligatoriſchen Wechſel des Vororts einverſtanden erklären, wie er durch den Beſchluß der Generalverſammlung feſtgehalten worden iſt. In ſolcher Vorſchrift der Statuten liegt eine Beſchränkung der Freiheit und ein Mistrauensvotum gegen die Generalverſammlungen der Zukunft, welche darüber doch ungehindert, nach freier Erwägung der Verhältniſſe, entſcheiden ſollten. Es iſt nicht abzuſehen, warum die Schiller-Stiftung an einem Orte, an dem ſie gut aufgehoben iſt, nicht ein zweites Luſtrum bleiben ſollte, wenn die von allen Zweigſtiftungen beſchickte Generalverſammlung ſich damit einverſtanden erklärt. Derartige für die Zukunft vorgeſchobene Riegel entſprechen nicht dem freien Geiſt, der ein Inſtitut wie die Schiller-Stiftung beſeelen ſoll.

Digitized by Google

Eine wichtige Neuerung iſt der Beſchluß, daß künftig Gaben über 500 Thaler, desgleichen alle auf länger als fünf Jahre zu bewilligende Penſionen nicht mehr von dem Verwaltungsrathe, ſondern nur von der Generalverſammlung ſollen beſchloſſen werden können. Gegen dieſe Neuerung erhebt ſich das gewichtige Bedenken, daß die Verhandlnug von Perſonalangelegenheiten in großen Verhandlungen ſtets mislich iſt und daß ſchon derartige Debatten, bei denen die Gegenpartei ihre Anſicht mit Gründen unterſtützen muß, für den betreffenden Autor höchſt verletzend ſein können. Deshalb iſt auch in allen Verfaſſungsſtaaten die Beſtimmung über Perſonalia der Executive und nicht den Parlamenten anheimgegeben. Die erforderliche Garantie dafür, daß der Verwaltungsrath ſeine Rechte nicht misbraucht, war in der Oeffentlichkeit gegeben.

Von den andern Beſchlüſſen erwähnen wir noch, daß der im Entwurf der Satzungen mitaufgeführte Reſervefonds nur in der Beſchränkung auf etwaige Ueberſchüſſe, beſondere Verleihungen und Vermächtniſſe zugeſtanden wurde und daß Satzungsänderungen künftig nicht blos einer Zweidrittelmehrheit des Vermögens, ſondern auch einer Mehrheit nach der Kopfzahl der vertretenen Stiftungen bedürfen. Dieſe Beſtimmung kommt zwar als ein erſchwerendes Gewicht bei Satzungsänderungen der conſervativen Richtung innerhalb der Stiftung zugute und kann wünſchenswerthen Reformen im Wege ſtehen, doch iſt ſie gleichzeitig ein Zugeſtändniß an die kleinen Stiftungen, welche ſonſt nur zu leicht von den „reichen“ majoriſirt werden könnten. Noch erſcheint es als ein Fortſchritt, daß man nicht alle Jahre eine Conferenz des Verwaltungsraths für geboten hält, und ſo bestrebt ſein wird, den beträchtlichen Aufwand der Verwaltungskoſten zu ermäßigen.

Immerhin wird ein ſegensreicher Einfluß der Schiller-Stiftung von einer wahrhaft liberalen Auslegung des §. 2 der Satzungen und von einer muthigen Benutzung der in dem Zuſatz zu dieſem Paragraphen ausgeſprochenen Befugniſſe abhängen. Nur durch würdige Unterſtützung der Talente und durch Förderung ihrer Muße kann die Schiller-Stiftung auf die Nationalliteratur ſelbſt heilſam einwirken, während der Einfluß ein ſehr zweifelhafter bleibt, welchen die humane Wirkſamkeit der Stiftung, der Schutz mittelmäßiger Schriftſteller gegen Nahrungsſorgen, auf die Geſtaltung der Literatur ausübt. Hauptſächlich iſt indeß zu wünſchen, daß von allen Seiten Anſtrengungen gemacht werden, das Vermögen der Zweigſtiftungen ſelbſt durch Vorleſungen, Theatervorſtellungen, Feſte u. ſ. w. zu vermehren, und daß einige namhafte Städte Deutſchlands, die ſich noch nicht auf der Liſte der Schiller-Stiftungen befinden, durch Bildung von Zweigſtiftungen ihrem literariſchen Renommée dies bisher verſäumte Zugeſtändniß machten. Auch das größere Publikum muß daran gewöhnt werden, die Stiftung nicht als ein abgeſchloſſenes Ganzes zu betrachten, ſondern als noch im organiſchen Wachsthum begriffen, und ſeine Verpflichtungen gegen dieſelbe und gegen die nationale Dichtkunſt als noch nicht erledigt durch das Serre'ſche Lotterielos und den gewonnenen Regenſchirm.

Literariſche Notizen.

Unter dem Titel: „A Memoir of Baron Bunsen“ (2 Bde., London, Longmans, Greene u. Comp., 1868) veröffentlicht die Witwe des berühmten Staatsmannes eine auf Correſpondenz und Actenſtücke geſtützte Biographie deſſelben, deren äußere Ausſtattung ſchon unſere Aufmerkſamkeit erregt; denn dieſe höchſt eleganten Velinbände ſind überdies mit Illuſtrationen ausgeſtattet, unter denen beſonders die zahlreichen landſchaftlichen Bilder anfangs Befremden erregen, während in England dergleichen artiſtiſche Skizzen ſelbſt in die Memoiren eines Staatsmannes aufzunehmen eine allgemein verbreitete Sitte iſt. Die pietätvolle Witwe hat von den verſchiedenen diplomatiſchen und nichtdiplomatiſchen Reſidenzen und Wohnungen des Gatten, vom Palazzo Caffarelli bis zu ſeinem Wohnhauſe in Bonn, die entſprechenden Zeichnungen als Erinnerungs- und Albumblätter dem Werke einverleibt. Gleichzeitig mit der engliſchen Ausgabe wird eine deutſche im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheinen, welche mit der engliſchen keineswegs identiſch iſt, ſondern ein bei weitem reicheres Material enthalten wird, deſſen Bearbeitung Profeſſor Nippold in Heidelberg übernommen hat, dem zu dieſem Zwecke der reiche handſchriftliche Nachlaß Bunſen's zur Verfügung geſtellt wurde. Dieſelbe Verlagshandlung hat bekanntlich Bunſen's Hauptwerke: „Die Zeichen der Zeit“, „Gott in der Geſchichte“ und vor allem ſein „Bibelwerk“ verlegt. Die Denkwürdigkeiten des gefeierten Diplomaten und Gelehrten, der mit den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit verkehrte, verſprechen intereſſante Aufſchlüſſe über verſchiedene Epochen neuer Geſchichte, namentlich über die Zeit Friedrich Wilhelm's IV. Wir kommen eingehender auf das Werk nach dem Erſcheinen der deutſchen Ausgabe zurück.

Die neuen Hefte der „Revue Moderne“, das zweite Februar- und Märzheft, enthalten eine geiſtvolle Studie über Graf Bismarck von Louis Bamberger, die, an und für ſich intereſſant, es doppelt wird durch den Umſtand, daß ein deutſcher Schriftſteller ſich der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig zeigt und dieſelbe mit ebenſo viel Eleganz wie Prägnanz beherrſcht. Louis Bamberger gehört zu denen, die wie die Redacteure des „Temps“, Nefftzer und Dollfuß, weſentlich dazu beitragen, die Franzoſen über die deutſchen politiſchen Verhältniſſe zu orientiren.

Bibliographie.

Altenburg, C., Ueber den Urſprung der Vorſtellungen von Engeln und Teufeln. Vortrag. Erfurt, Villaret. 16. 5 Ngr.

Offener Brief an den Herrn Biſchof von Mainz Wilhelm Emanuel, Freih. v. Ketteler. Kaſſel, Krieger. Gr. 8. 3 Ngr.

Brühl's erste unentgeltliche Sonntagsvorlesung im Jahre 1868, gehalten in Wien am 19. Jänner. Wien, Czermak. Gr. 8. 6 Ngr.

Buchholz, E., Niobe. Eine Tragödie. Nach den muthmasslichen Grundlinien der gleichnamigen äschyleischen Trilogie und mit Benutzung ihrer erhaltenen Fragmente. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 7½ Ngr.

Conſtanze. Eine Geſchichte in 4 Abſchnitten. Halle, Fricke. 8. 18 Ngr.

Dechamps, V., Die Freimaurerei, aus dem Franzöſiſchen mit Autoriſation des Verfaſſers überſetzt von Bereiſch. 1ſtes Bdchn. Münſter, Theiſſing. 8. 5 Ngr.

Füllborn, G., Die ſchwarze Brüderſchaft. Roman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Galen, P., Walram Forſt, der Demagoge. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Gerok, K., Pfingſtroſen. 3te vermehrte Aufl. Stuttgart, C. G. Lieſching. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gontſcharow, J. A., Oblomow. Ruſſiſches Lebensbild. Deutſch von B. Horsky. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Held, J. von, Grundzüge des Allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts. Leipzig, Brokhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Heyn, H., Beweis eines europaeiſchen Doppelkrieges im Laufe der Jahre 1868—1870. Schleiz, Hübſcher. Lex.-8. 5 Ngr.

Hinterlader, taktiſche Form oder Handlung? Von einem Verſtorbenen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hüffer, H., Diplomatiſche Verhandlungen aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution. 1ſter Bd. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Herausgegeben von A. v. Zahn. 1ster Jahrg. 1868. 4 Hefte. Leipzig, Seemann. Gr. 8. à Heft 24 Ngr.

Ideen aus Buckle, Geschichte der Civilisation. Leipzig, C. F. Winter. 8. 5 Ngr.

Kneschke, E., Das Conservatorium der Musik in Leipzig. Seine Geschichte, seine Lehrer und Zöglinge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Köhler, K., Die Grundlagen des wahren religiöſen Friedens. Proteſtantiſche Randgloſſen zu der Schrift des Herrn Biſchof von Mainz: „die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens“. Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. Gr. 8. 3 Ngr.

Kurz, H., Streifzüge in Literatur und Geſchichte. 1ſtes Bändchen. München, Merhoff. 8. 20 Ngr.

Kuiller, G., König Ludwig I. von Bayern. In Skizzen geſchildert. 1ſte Lief. München, Kaiſer. Gr. 8. 4 Ngr.

Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechſel der Fürſtin Adelheid Amalie von Gallitzin nebſt Fragmenten und einem Anhang. Stuttgart, C. G. Lieſching. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippſon, L., Weltbewegende Fragen in Politik und Religion. Aus den letzten 30 Jahren. 1ſter Thl. Politik. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rinne, H. A., Materialismus und ethisches Bedürfniss in ihrem Verhältnisse zur Psychologie. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Rittinghauſen, M., Social-demokratiſche Abhandlungen. 1ſtes Heft. Die Philoſophie der Geſchichte. Köln. 8. 5 Ngr.

Roſt's, A., dramatiſche Dichtungen. 5te und 6te Lief. Weimar, Panſe. Gr. 8. 12½ Ngr.

Stadelmann, H., Die Bedeutung der Perſon Jeſu vom Standpunkte der hiſtoriſch-kritiſchen Theologie. Ein Vortrag. Wiesbaden, Kreidel. 8. 10 Ngr.

Zaſtrow, C., Zwei Seelen. Eine Künſtler-Novelle. Malchin, Wendt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Antiquarische Kataloge.

Gratis sind durch jede Buchhandlung zu erhalten:

BIBLIOTHECA THEOLOGICA CATHOLICA.

Verzeichniss einer Sammlung von Werken aus dem Gebiete der katholischen Theologie vorräthig auf dem Lager von

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Gr. 8°. IV, 248 pp. 7333 Nummern.

Dieser Katalog enthält in übersichtlicher Anordnung eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von meist selteneru und vielgesuchten Werken der katholischen Theologie.

Der Katalog erschien in zwei Abtheilungen. Diejenigen Empfänger der ersten Abtheilung, denen die zweite, Kirchengeschichte und Kirchenrecht umfassend, nicht zugekommen sein sollte, werden ersucht, diese nachverlangen zu wollen.

CATALOGUE D'UNE PRÉCIEUSE COLLECTION

de livres anciens et modernes

DE LANGUE ET LITTÉRATURE ITALIENNE.

Gr. 8°. 100 pp. ca. 3500 Nummern.

Die in diesem Katalog verzeichnete Sammlung italienischer Bücher ist von seltener Reichhaltigkeit.

Bücherfreunden, denen an regelmässigem Empfang meiner **Antiquarischen Kataloge** gelegen ist, werden ersucht, Aufträge zu deren Uebersendung direct an mich oder an eine befreundete Buchhandlung gelangen zu lassen.

Binnen kurzem erscheint ein umfangreicher Lagerkatalog von

Werken über Rechts- und Staatswissenschaft,

der auf Verlangen sogleich bei Erscheinen gratis geliefert wird.

Leipzig, im April 1868.

F. A. Brockhaus.

Kleineres Brockhaus'ſches Converſations-Lexikon für den Handgebrauch.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vier Bände. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr. Geb. 7 Thlr. 26 Sgr.

(Auch nach und nach in 40 Heften zu 5 Sgr. zu beziehen.)

In allen Fällen, wo es gilt, ſich ſelbſt oder andern raſch irgendeine Frage zu beantworten oder ein Kunſt- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im geſellſchaftlichen Umgange, auf Reiſen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen u. ſ. w., wird das Kleinere Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon ſtets ſeine Zuverläſſigkeit als Nachſchlagebuch bewähren. Daſſelbe empfiehlt ſich ſomit als ein unentbehrlicher Hausſchatz.

Das Werk kann ſowol auf einmal, geheftet oder gebunden, als auch nach und nach in 40 Heften oder 4 Bänden bezogen werden.

Im Verlage von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig ist nunmehr vollständig erschienen:

Chaldäisches Wörterbuch über die Targumim und einen grossen Theil des rabbinischen Schriftthums

von Rabb. Dr. **J. Levy.**

Zwei Bände in 4°. Preis 11 Thlr.

Das Chaldäische Wörterbuch, die Frucht unverdrossenen, eisernen Fleisses und vieljährigen ernster Studien, füllt eine Lücke aus, die auf dem Boden semitischer Sprachforschung und jüdisch-theologischer Wissenschaft von Fachmännern längst gefühlt wurde. Durch eine hier zum ersten male gelieferte gründliche Bearbeitung sämmtlicher Targumim ist nicht blos für alttestamentliche Exegese ein wesentlicher Fortschritt erzielt, sondern auch den neutestamentlichen Exegeten eine höchst schätzenswerthe Fundgrube dargeboten. Das weitschichtige Gebiet der Talmud- und Midraschliteratur hat hier ausser einer sprachlichen auch eine sachliche gründliche Behandlung gefunden: sodass dieses Wörterbuch gleichzeitig als eine encyklopädische Zusammenstellung aus dem gesammten rabbinischen Schriftthum angesehen werden darf. Die hinzugefügten Nachträge des Hrn. Prof. Dr. **Fleischer** haben die aufgestellten Sprachvergleichungen wesentlich bereichert und gereichen dem Werke zur wahren Zierde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments.

Herausgegeben von **H. J. Holtzmann.**

Separatabdruck aus Bunſen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Ausgabe des Neuen Teſtaments wird nicht nur allen Freunden Bunſen's willkommen ſein, ſondern auch zahlreichen weitern Kreiſen, welche ſein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbſtverſtändlich iſt es nicht die Abſicht, durch dieſe Ausgabe die im deutſchen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'ſche Ueberſetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird ſie auch neben dieſer vielen willkommen ſein, welche das Neue Teſtament in einer dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechenden Ueberſetzung leſen wollen.

Binnen kurzem erſcheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung:

Rauch.

Aus dem Ruſſiſchen des

Iwan Turgenjew.

Autoriſirte Ausgabe.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Beſtellungen hierauf werden ſchon jetzt in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Fr. Lucas'ſche Buchhandlung in Mitau.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 19. — 7. Mai 1868.

Inhalt: Neuere dramatiſche Literatur. Von Feodor Wehl. Erſter Artikel. — Zur Geſchichte der neuern Philoſophie. Von Moriz Carriere. — Brehm's „Leben der Vögel". Von Karl Ruß. — Neue Romane. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere dramatiſche Literatur.

Erſter Artikel.

1. Sophonisbe. Ein Trauerſpiel aus dem Alterthum. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. 16. 24 Ngr.

Nachdem der ungenannte Verfaſſer dieſes Stücks in einer längern Einleitung die Geſchichte der Sophonisbe und ihre dramatiſche Behandlung beſprochen, nachdem er die Art geſchildert, in welcher man ſeine Heldin in alter und neuer Zeit beurtheilt und die Dramen erörtert hat, in denen ſie die Hauptfigur abgegeben — eine Erörterung, in der die Dramen von dem italieniſchen Dichter Triſſino, von Mairet, Corneille, von Thomſon, Hermann Herſch und Eduard Rüffer eine Stelle gefunden, aber ſeltſamerweiſe die bisjetzt bedeutſamſte Bearbeitung des Stoffs in deutſcher Sprache, die von Friedrich Roeber, unerwähnt geblieben; inzwiſchen hat bekanntlich auch Emanuel Geibel eine „Sophonisbe" geſchaffen —, nachdem der ungenannte Verfaſſer ſolchergeſtalt das Publikum über die Geſchichte und Literatur ſeiner Heldin ins Klare geſetzt, auch den Standpunkt angegeben hat, von dem aus er ſeine eigene Arbeit betrachtet wiſſen will, kommt er dazu, dieſe ſelbſt zu veröffentlichen.

Leider iſt auch ſie wieder nur ein ſogenanntes Bücherdrama. Der Dichter hat ſich bemüßigt gefunden, nach ſeinen eigenen Worten, „der Behandlung eines ſeinem innerſten Gedanken nach dem Alterthum angehörigen Stoffs auch im Aeußern Züge der antiken Form zu geben", d. h. ihm Einheit des Orts, der Zeit und Handlung, ſowie den Chor zu verleihen, welcher letztere „zwar auf unſerer Bühne keinen Platz mehr hat", wie der Verfaſſer eingeſteht, „aber immerhin zur Beleuchtung der fortlaufenden Handlung mitwirken mag".

Unter ſolchen Umſtänden iſt dieſe „Sophonisbe" ein etwas ſonderbares Stück geworden, ein Stück, das ſich mit ziemlichem Geſchick bemüht, in dem Coſtüm der griechiſchen Tragödie einherzuſchreiten, aber damit zugleich auch alle urſprüngliche Natur und Friſche verliert. Es liegt über dem Ganzen etwas Gezwungenes und Gemachtes, etwas von der „angekränkelten Bläſſe des Gedankens". Dieſe „Sophonisbe" iſt kein lebendig gedichtetes Trauerſpiel, ſie iſt ein künſtlich conſtruirtes poetiſches Product, das ſeine Verdienſte, aber keine rechte Wahrheit hat. Es ſpricht, es geſticulirt und handelt, aber wie aus einer fremden, uns unverſtändlichen Welt heraus, die wir im Aeſchylus, Euripides und Sophokles anſtaunen und bewundern, aber bei einem Epigonen der Neuzeit nur als Seltſamkeit betrachten können.

Wir leugnen nicht, daß die Diction eine edle und geläuterte iſt, nur zuweilen durch kleine Provinzialismen, wie: „doch denke an", für „doch ſtelle dir vor", oder: „geſetzt den Fall" und: „In dumpfem Still den Augenblick erwartend", beeinträchtigt, daß manches weiſe und tiefbedeutſame Wort geſprochen wird, das einem griechiſchen Claſſiker Ehre machen könnte; aber eine irgendwie zündende und durchſchlagende Handlung ergibt ſich doch nirgends. Man wird für die Perſonen und Schickſale nicht warm, weil ſie nicht unmittelbar vor uns treten, ſondern durch eine Kunſt, die nicht die unſere iſt. Dazu kommt, daß infolge deſſen die Expoſition langſam und breit, die Kataſtrophe ohne Ueberraſchung und der Ausgang ohne epigrammatiſche Schärfe iſt Was Sophonisbe und Maſſiniſſa, was Scipio und Lälius ſagen, iſt immerhin charakteriſtiſch und von Werth, verliert aber durch ſchwerfälligen Gang der Entwickelung. Es kommt kein rechter Zug in die Sache, alles erſtickt in monologiſchen oder dialogiſchen Verhandlungen. Der Tod der Sophonisbe z. B. ſetzt ſich mit einem ſo plumpen Apparat von Action in Scene, daß darüber nothwendig aller Eindruck verloren gehen muß.

Urtheile man ſelbſt. Nachdem Scipio befohlen hat, daß man ſich der Königin bemächtigen ſoll, und Krieger abgegangen ſind, dieſen Befehl auszuführen, nachdem

Digitized by Google

hierauf Maſſiniſſa und der Chor lange Monologe gehalten haben, in denen ſie dieſen Befehl und das Los von Sophonisbe in Betracht gezogen, kommt dieſe ſelbſt endlich auf die Scene geeilt, um jenen Kriegern auszuweichen, die von beiden Seiten in das Innere des Palaſtes eingedrungen.

Wenn die alte Bühne zu ſolchen Umſtändlichkeiten gezwungen war, weil ſie beſſere Einrichtungen nicht kannte, ſo dünkt es uns doch einigermaßen übel angebracht, nach Gewinnung ſolcher beſſerer Einrichtungen jene Umſtändlichkeiten künſtlich nachzuahmen.

Wie dieſelben überall wiederkehren, bekundet am beſten wol eine Angabe des Inhalts, die hier folgen mag.

Das Stück beginnt damit, daß Bocchar und Gala, zwei Hauptleute des Syphax, kommen, um Sophonisbe zu melden, daß ihr König beſiegt und gefangen ſei. Sophonisbe und der Chor ſprechen ihren Schmerz über das traurige Los des Beſiegten aus. Die erſtere ruft:

Noch bin ich frei und Königin: ſo gebt mir
Ein Schwert, daß ich's in dieſen Buſen ſtoße
Und nicht das Schrecklichſte erleben muß,
Dem Todfeind eine Sklavin zu gehören.
Heraus die träge Waffe aus der Scheide!
Stoßt ſelber zu, ihr Männer! — Wie? — Ihr ſchaudert?
Gelaſſen geht der Knechtſchaft ihr entgegen,
Und fürchtet euch, ein Weib — ein Weib zu tödten?

Statt ſie indeſſen zu tödten, erinnert man ſie an Maſſiniſſa, der einſt Bundesgenoſſe ihres Vaters und Gegner Roms geweſen. Von ihm, heißt es, ſei noch etwas für Land und Herrſcherin zu hoffen.

Maſſiniſſa kommt, und Sophonisbe ſpricht ihn an. Sie ſtellt ihm ihre Lage vor, ruft alte Erinnerungen in ſein Gedächtniß zurück und verlangt endlich von ihm, daß er ihr die Freiheit auswirken oder ſie tödten ſoll. Maſſiniſſa geht darauf ein. Er glaubt nicht daran, daß Rom das Weltall unterjochen und alles zerſtören will, was ihm bei dieſer Abſicht hemmend in den Weg tritt. Sophonisbe dagegen prophezeit ihm Karthagos und ſeinen eigenen Untergang. Nachdem, wie überall, ſo auch hier der Chor ſeine Zwiſchenreden gehalten, kommt Maſſiniſſa, um zu bekennen, daß die Königin doch wol nicht ohne gerechte Urſache ihre Befürchtungen ausgeſprochen. Er will den Planen der Römer zuvorkommen, zunächſt dadurch, daß er der Königin ſeine Hand anbietet. Die herbeigerufene Sophonisbe ſträubt ſich anfangs, weil ſie ihren unglücklichen Gemahl, dem ſie freilich nicht aus freiem Antriebe ihr Herz gegeben, im Unglück nicht verlaſſen will; allein Maſſiniſſa weiß alle Bedenken zu beſiegen, und ſie willigt endlich in den Bund.

Nun kommt Scipio mit ſeinen Römern und verlangt Sophonisbe, um ſie Rom auszuliefern. Maſſiniſſa verkündet, daß ſie ſeine Gemahlin geworden, und heiſcht infolge deſſen Abſtand von dieſem Vorſatz. Scipio aber beſteht auf ſeinem Willen und gibt jenen bereits beſprochenen Befehl. Maſſiniſſa weiß ſich nun nicht anders zu helfen, als daß er Sophonisbe den Giftbecher ſchickt, den ſie denn auch leert. Im Sterben ruft ſie den Römern zu:

Geht! Stürzt Karthagos Zinnen in die See,
Und löſcht ein Volk, ein Daſein von der Erde,
Denn euer Werk iſt blut'ge Henkersarbeit!
Die Welt iſt weit: ſie hat für manchen Stamm
Auf feſtem Sitz ein eigen Heimatland.
In Eintracht könnten alle, brüderlich
Die Länder theilend, beieinanderwohnen
Und friedlich ihre Ueberflüſſe tauſchen.
Ihr wollt es nicht: euch ſoll der Erdkreis dienen,
Und alle Völker ſollen Rom gehorchen.
So geht und ſiegt und unterjocht die andern:
Zum Lande häuft das Land, den Raub zum Raube,
Bis einſt Vergeltung ihre Ernte hält,
Die Völker ſich aus ihren Ketten ſprengen,
Und unter ihrem Stoß der falſche Bau
An ſeinem eignen Uebermaße berſtet!

An ihrer Leiche verſöhnen ſich Maſſiniſſa und Scipio, und damit ſchließt das Stück, das, wie man uns zugeben wird, an Unbeweglichkeit und Kälte auch im größten Affecte leidet und darum warmes Intereſſe und lebhafte Theilnahme nicht aufkommen läßt. Es iſt, was man ein Kunſtdrama nennt, d. h. ein Drama, das an künſtlicher Mache in ſich ſelbſt zu Grunde geht.

2. Johanna Gray. Trauerſpiel in fünf Acten von Burghardt. Bonn, Henry. 1866. 8. 20 Ngr.

Der Verfaſſer, der uns hier zum erſten mal entgegentritt, gibt uns in ſeinem Stück eine Arbeit, die keineswegs ohne Verdienſte, aber trotz dieſer Verdienſte doch noch ſo unvollkommen in der Ausführung erſcheint, daß kaum angenommen werden darf, dieſelbe werde auf den Bretern Leben gewinnen. Iſt die Anlage breit und trotz aller Breite doch keineswegs ein Vorbild von Klarheit und Deutlichkeit, ſo fehlt auch die eigentlich ſchlagende Kataſtrophe und jeder prägnante Schluß. Der tragiſche Ausgang wird ungebührlich verzettelt, gleichſam eßlöffelweiſe und in Abſätzen gegeben. Das Fatum entladet ſich nicht auf einmal und die Häupter des Dramas mit Einem furchtbaren Donnerſchlage zerſchmetternd, ſondern es ſucht ſich dieſelben einzeln und nach und nach auf, was nicht allein abſpannend und ermüdend, ſondern auch wirkungslos wird. Ein kurzgefaßter Bericht des Hergangs wird dies darthun.

Die Tragödie ſpielt in der Mitte des 16. Jahrhunderts, nach dem Tode Heinrich's VIII., dem ſein Sohn, Eduard VI., auf dem Thron von England gefolgt iſt: ein kranker, ſchwächlicher Menſch, deſſen Hinſcheiden ſtündlich erwartet wird. Da auch ſein eigener Vater noch bei ſeinen Lebzeiten erkannt hat, daß ſein einziger männlicher directer Nachkomme wol kaum ein hohes Alter erreichen werde, ſo hinterließ er ein Teſtament, demzufolge nach Eduard's Tode deſſen Halbſchweſter Maria oder, wenn auch dieſe frühzeitig hinſcheiden ſollte, Eliſabeth in der Regierung zu folgen berechtigt ſei. Johann Dudley aber, Herzog von Northumberland, bewegt den ſterbenden Eduard VI. das Staatsgeſetz zu Gunſten der Johanna Gray, Tochter einer Nichte von Heinrich VIII., umzuändern, welche Lord Guilford Dudley, den jüngſten Sohn des alten Northumberland, geheirathet hat. Der alte Northumberland iſt ein ehrgeiziger, herrſchſüchtiger, viel unternehmender Mann, der, weil er den leidenden Eduard VI. gängelte, des Regierens ſo gewohnt geworden iſt, daß er nicht mehr davon laſſen kann. Zu dieſem Ende läßt er ſeine Schwiegertochter zur Königin erklären, denn daß er in deren Namen weiter regieren werde, iſt eine ausgemachte Sache bei ihm.

Und in der That, Johanna Gray und ihr junger Gatte Guilford ſind zu jung und glücklich in ihrer Liebe,

Digitized by Google

als daß ſie auf dem Throne Albions etwas anderes als die Werkzeuge Northumberland's ſein könnten. Beide haben ſich auch nur ungern und wider Willen für die Plane des ehrſüchtigen Vaters und Schwiegervaters gewinnen laſſen; beſonders Johanna erklärte ſich dagegen und ahnte unter dem Purpur und der Krone den Untergang ihres Glücks. Erſt als der Gatte ihr zuredet und wünſcht, daß ein Bote des Himmels kommen möge, ſie zum Beſteigen des Throns aufzufordern, ruft ſie traurig entſchloſſen:

Ein Himmelsbote! Biſt du nicht mein Gatte?
Der Freund, den mir der Himmel ſelbſt geſandt?
Vergib, mein Guilford! O, vergib! Ich hatte
Die erſte Pflicht der Gattin faſt verkannt,
Die Pflicht, die Gott mit ew'ger feſter Hand
Auch mir als heilig hat ins Herz geſchrieben,
Die mich erſt werth macht, Guilford, dich zu lieben.
Nicht länger will ich ſie dem Gatten ſchulden,
Die Pflicht, die mich Gehorſam lehrt und Dulden.
Ich folge dir! — Der Himmel hat mein Leben
Und meinen Tod in deine Hand gegeben!

Dies iſt der erſte Act. Im zweiten will Northumberland, nachdem Eduard geſtorben, um ſicher zu gehen, Maria verhaften laſſen; allein ſie entſchlüpft ihren Verfolgern, rettet ſich und ſammelt Anhänger um ſich. Dazu kommt, daß Simon von Renard, Kaiſer Karl's V. Botſchafter am engliſchen Hofe, gegen Northumberland zu intriguiren beginnt: ein Beginnen, das man in ſeinen Urſachen zu Anfang nicht recht begreift und welches ſich erſt ſpäter einigermaßen erklärt, wenn man erfährt, daß Kaiſer Karl die Hand Maria's für ſeinen Sohn Philipp begehrt und die Sache der Katholiken in England heben und halten will. Nichtsdeſtoweniger wird Johanna feierlich gekrönt, nachdem ſie bei der Nachricht von Eduard's Tode und ihrer Thronerhebung in Ohnmacht gefallen.

Kaum aber hat ſie, ſchweren Herzens, ihre neue Würde empfangen, ſo fängt auch ſofort der Aufruhr an ſein Schlangenhaupt zu erheben. Northumberland und ſein Anhang ziehen zum Kampf, denſelben zu dämpfen. Erſterer hält zuvor folgendes Selbſtgeſpräch:

Das Schickſal ruft, die Stunde ſchlägt, es drängen
Schon die Minuten den Entſchluß zur That,
So haſtig, daß das Glück, die Hand mir bietend,
An ſeiner Treue auch den Zweifel weckt.
So irrt in uns der eigne Widerſpruch
Den Rechenmeiſter, der ſo klug gezählt,
Daß wir mit unſrer Liſt uns leicht betrügen!
Jetzt iſt nicht Zeit zu rechnen, ungeduldig
Reißt ein Ereigniß ſchon das andre fort
Und macht mich zu des blinden Zufalls Spiel,
Wenn ich die Aehren nicht vom Halme ſichle,
Der ſchwankend meine goldne Ernte trägt.
Wer auf der Staffel ird'ſcher Größe ſteht,
So hoch als ich, und ſcheut die Frucht zu brechen,
Nach der er Sproſſ' um Sproſſe hat erklommen,
Verdient des Feiglings Namen und iſt werth,
Die Leiter einem kühnern Mann zu halten,
Der, aufwärts ſteigend, nicht im Schwindel fällt.
Kann ich gleich kein geſalbter König ſein,
Will ich doch herrſchen über dieſes Reich
Mit unbeſchränkter Macht, und ob Geburt
Kein Recht zum Thron mir gab, zur Herrſchaft hat
Natur mir Kraft und Vollmacht mitgegeben,
Und jetzt, da die Gelegenheit ſich beut
Und in die Hand den Herrſcherſtab mir drückt,
Will ich, ihn faſſend, Land und Meer beherrſchen
Wie ein geborner König!

Das Geſchick iſt ihm aber nicht günſtig; ſeine Truppen fallen von ihm ab, er wird in verſchiedenen Gefechten beſiegt und muß endlich erleben, daß ſich auch London für Maria und gegen ihn und Johanna erklärt. Am Schluß des dritten Acts ſieht er ſich gezwungen, ſich auf Gnade und Ungnade ſeinen Gegnern zu ergeben.

Im vierten Act iſt nun Maria Königin, welche Northumberland und ſeinem Anhang den Proceß machen läßt. Erſterer wird von ſeinen Richtern zum Tode verurtheilt; Johanna und Guilford aber zu bloßer Gefangenſchaft verurtheilt, um ſo gleichſam als Geiſeln zu dienen und neue Aufſtände niederzuhalten. Nichtsdeſtoweniger verſchwören ſich nun aber die Grays gleich noch einmal zu Gunſten der beiden Gefangenen und helfen, da ihre Verſchwörung entdeckt wird, das traurige Schickſal der Königin von neun Tagen und ihres Gemahls zu erfüllen. Northumberland geht am Ende des vierten Actes männlich und gefaßt, obſchon von bitterer Reue verfolgt, den Weg zum Schaffot. Im fünften gehen denſelben Weg die Grays, Johanna und Guilford. Alle ſterben mit Faſſung und mit Würde. Maria, die blutige Königin, bleibt zurück, um bald darauf an der Waſſerſucht zu ſterben und Eliſabeth Platz zu machen.

Obſchon das Stück nicht ohne Intereſſe iſt, eine gewandte Sprache und in dieſer Züge von Größe zeigt, obſchon zu zeiten ſich Shakſpeare'ſche Kühnheit und Schiller'ſcher Schwung bekunden, zerfällt das Ganze doch, weil es nicht weiſe geſchürzt und zu wenig zuſammengefaßt und knapp in der Entwickelung gehalten iſt, wie wir bereits früher angegeben. Northumberland erhebt ſich nicht ganz und imponirend genug zum Mittelpunkt, ſammelt nicht genug alles um ſich herum und erdrückt in ſeinem Fall nicht alles, was zu ihm ſtand. Auch das böſe Element, Simon von Renard, und ſeine Cabalen treten zu wenig hervor, dringen nicht ſtark genug auf Northumberland ein. Das Stück hätte mehr Sturm und Drang, mehr Alfresco-Ausführung vertragen; es iſt im allgemeinen zu blaß in der Farbe und zu verſchwommen in der Zeichnung.

3. Gysbrecht van Aemſtel. Trauerſpiel von Jooſt van den Vondel aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländiſchen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 20 Ngr.

Die Tragödie vorſtehenden Namens iſt eine dramatiſche Rarität, welche kritiſch zu beurtheilen uns nicht in den Sinn kommen kann. Der Ueberſetzer übertrug ſie ins Deutſche, weil von Vondel's ſämmtlichen Werken in Amſterdam gerade jetzt eine neue prachtvolle Ausgabe im Erſcheinen begriffen iſt, und weil er der Meinung iſt, daß es immerhin der Mühe werth ſei, in dem „Gysbrecht" eins dieſer Werke kennen zu lernen, wäre es auch nur, um die Stufe feſtzuſtellen, auf der wir damals im Vergleich zu unſern Stammesgenoſſen ſtanden, und den Raum zu meſſen, den wir ſeitdem beiderſeitig durchlaufen.

Das iſt in der That der einzige Standpunkt, der geeignet iſt, dem Stücke, das, wie G. H. de Wilde meldet, ſeit 229 Jahren alljährlich kurz nach Weihnachten und Neujahr in einer Reihe von Vorſtellungen auf der

Digitized by Google

Bühne in Amſterdam gegeben wird, Intereſſe für uns verleihen kann. Sicher iſt, daß das deutſche Drama das holländiſche im Laufe der Zeit weit, unerreichbar weit überflügelt hat, und daß, wenn wir das letztere mit dem unſern im 17. Jahrhundert vergleichen, der Vergleich eben auch nicht zu unſerm Nachtheil auszufallen braucht. Trotz des unſeligen Dreißigjährigen Kriegs haben wir, abgeſehen von Hans Sachs, doch immer einen Andreas Gryphius aufzuweiſen, der wohl angethan iſt, mit Vondel ſieghaft in die Schranken zu treten. Breit und ſchwerfällig, unbeholfen in der Nachahmung des claſſiſchen Dramas der Alten iſt Vondel nicht minder als Gryphius; aber Gryphius hat mehr Kühnheit und Gewalt der Sprache, mehr volles dramatiſches Leben, mehr vom Geiſte Shakſpeare's als Vondel. Nun ſchrieb Vondel allerdings etwas früher als Gryphius, aber man muß hierbei bedenken, daß Holland durch die Religionskriege jener Epoche weniger zurückgehalten wurde als Deutſchland, in dem unter dem Sturm und Drang der Reformation alle Kunſt lange daniederlag. Zieht man dieſen Umſtand in Betracht, ſo wird man uns willig einräumen, daß ſich unſere damalige dramatiſche Literatur vor Vondel nicht zu verkriechen hat, ſo verdienſtlich deſſen Arbeiten auch immerhin ſein mögen. Er hat einzig den Vorzug, daß der geiſtige Aufſchwung, der um die damalige Periode durch das Aufleben der claſſiſchen Literatur in Spanien, Frankreich und England erwacht war, auf ſeiner großen Welttour etwas früher nach Holland kam als nach Deutſchland, und daß Deutſchland und namentlich auch das deutſche Drama ihn vielleicht von hier, möglicherweiſe ſogar durch Gryphius bezog, der ja, wie bekannt, längere Zeit in Holland verweilt hat.

Wie dem nun aber auch ſei, Vondel's „Gysbrecht van Aemſtel" iſt eine dramatiſche Curioſität, die ins Auge zu faſſen jedenfalls einigen Reiz hat, und deshalb mag das Wilde'ſche Buch Freunden der dramatiſchen Dichtung immerhin beſtens empfohlen ſein. Der deutſche Ueberſetzer hat ſeiner Ueberſetzung einen kurzen Lebensabriß des holländiſchen Poeten und außerdem, um das Verſtändniß für das Stück zu erleichtern, eine kurze Ueberſicht ſeines Inhalts vorausgeſchickt. Das Stück ſelbſt hat er nicht in Alexandrinern, in denen es abgefaßt iſt, „aber trotz ihrer größern Schwerfälligkeit in ſechsfüßigen Jamben verdeutſcht, um ihm durch die heute gebräuchlichen fünffüßigen Jamben nicht ein allzu fremdartiges Gepräge aufzudrücken". Bei den Reihen oder Chören, in denen, nach des Ueberſetzers wohlbegründeter Anſicht, „ein eigenthümlicher Reiz liegt", ſchien es ihm geboten, „das urſprüngliche Versmaß unverändert beizubehalten".

Der Inhalt iſt kurz folgender: Gysbrecht van Aemſtel, Herr von Amſterdam und Aemſterland, der ſich gegen den Grafen Floris empörte und denſelben gefangen nahm, weil er den Adel bedrückte und überdies Machtelt van Velzen, ſeiner Schweſter Tochter, ſchändlich entehrte, iſt nach längerer Verbannung heimgekehrt, wird aber von den Anhängern des Grafen in ſeiner Stadt belagert und muß ſie endlich räumen, da man ſo unvorſichtig geweſen iſt, ein mit Reiſig beladenes Schiff, das Seepferd genannt, und darin verſteckt eine Anzahl tapferer und verwegener Feinde in die Ringmauern Amſterdams hineinzuſchaffen. Gysbrecht und die Seinen müſſen, ſo überliſtet und bewältigt, den Gegnern das Feld räumen. Ehe ſie aber abziehen, erſcheint der Engel Rafael, um ihnen zu verkünden, daß ſie zur See ſich nach Preußen begeben und dort eine neue Stadt gründen ſollen, die Stadt, die noch heute Holland heißt.

Als Probe der Sprache genüge Folgendes:

Bundesgenoſſen (zu Gysbrecht).

Herr, hilft hier Fechten noch, ſo iſt's jetzt Zeit zu fechten.
Wir ſind bereit, mit Euch zu leben und zu ſterben.

Gysbrecht.

Ihr werdet ew'gen Lohn von Gottes Hand erwerben
Für dieſen treuen Dienſt in meiner letzten Noth;
Denn nur der Tod iſt's, den ihr hier vor Augen ſeht.
Doch ſeid ihr feſt geſinnt, die Feinde zu bekämpfen,
So lang' es möglich iſt, das Leben dranzuſetzen
Für Stadt und Bürgerſchaft, wohlan, ſo folgt mir nach!

Bundesgenoſſen.

Wir alle folgen Euch und gehn auf Eurer Spur.

Badeloch (Gattin Gysbrecht's).

Ich bitt' euch, fromme Herrn, ſchützt meinen lieben Mann.

Arend.

Frau Schweſter, ohne ihn werd' ich nicht wiederkehren.

Reihe von Klaeriſſen.

O Chriſtnacht, ſchön vor allen Tagen,
Wie hat Herodes es ertragen
Das Licht, das durch dein Dunkel drang,
Das alle feiern und verehren?
Hochmüthig wollte er nicht hören,
Wie hell auch die Vernunft erklang.

Er ſtrebt, die Unſchuld zu verderben,
Unſchuld'ge Seelen müſſen ſterben,
Und Weh' und Jammer rings erſchallt
In Bethlehem und ſeinen Landen,
So laut, daß Rachel's Geiſt erſtanden;
Der geht und irrt durch Feld und Wald u. ſ. w.

4. Dankmar. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Fercher von Steinwand. Wien, Beck. 1867. 8. 20 Ngr.

Der uns hier zum erſten mal entgegentretende Dramatiker ſcheint einen wahrhaft dichteriſchen Beruf für die Bühne zu beſitzen. Seine Tragödie, obſchon ſie keineswegs weiſe im Bau und in der Handlung die richtige, den Regeln entſprechende Durchführung erhalten, iſt doch an einzelnen Stellen von einem gewaltigen Leben durchpulſt und feſſelt durch Kühnheit der Conception ebenſo ſehr wie durch die Macht des Ausdrucks, der, obgleich derb realiſtiſch, doch des Schwungs und des poetiſchen Adels nicht entbehrt.

Fercher von Steinwand erinnert einigermaßen an Heinrich von Kleiſt, mit dem er ſowol eine gewiſſe Plaſtik der Diction wie auch eine gärende Fülle von Leidenſchaft gemeinſam hat. Selbſt darin ſtimmt unſer Autor mit jenem berühmten Dichter überein, daß er die menſchliche Empfindung gern in einer Art von craſſer Uebertreibung zeigt und den eigentlichen Vorwurf bis zu einer wahrhaft ſchwindelnden Höhe treibt.

Das Stück hat den Halbbruder des Königs Otto des Großen von Deutſchland zum Helden, d. h. alſo den erſten Sohn Heinrich des Finklers, den dieſer mit Hedwig, einem Edelfräulein, gezeugt, welche von ihren Aeltern dem Kloſter geweiht war. Infolge dieſer Weihe hat die

Digitized by Google

Kirche ſpäter die Ehe für nichtig erklärt und jener deutſche König ſich mit Mathilde, Gräfin von Ringelheim, zum zweiten mal vermählt, aus welcher Vermählung zwei Söhne ſtammen, Otto, der nach des Finklers Tode König geworden, und Prinz Heinrich, der Lieblingsſohn der Mutter.

Das Stück eröffnet mit Otto's Krönung in Aachen und damit, daß Dankmar mit dem nachfolgenden Selbſtgeſpräch auftritt:

Wenn ich nicht berſte heute wie der Aetna,
So fließt mir ſo viel Sanftmuth in den Adern
Als Milch und Honig im Gelobten Land;
Was? Dieſer trockne königliche Junker,
Vertheilt er nicht die breiten Lehn und Aemter,
Als wären's Birnen oder Kieſelſteine?
Und Namen und Geſtalten ſchiebt er vor,
Um die noch ſchwer des Chaos Nebel hangen!
Mich, ſeinen Bruder, läßt er abſeit glotzen,
Wie Vater Finkler weiland meine Mutter!
Ich mag mich räuspern, wie es mir beliebt,
Mag in die Luft verſtohlne Quinten zeichnen
Und grüßend mit dem Kopfe Räder ſchlagen:
Umſonſt, der junge Pfau bemerkt mich nicht,
Und ſieh, der ganze huldigende Schweif
Hört gleichfalls auf, den Baſtard zu bemerken.
Viel Glück, o Dankmar, zu der ſüßen Zukunft;
Wie wird ihr ſanfter Finger dich verzärteln!
Du kannſt daheim am Söller bärenhäutern,
In den beſonnten Räumen deines Burghofs
Mit Pfeil und Bogen nach den Mücken zielen
Und zur Beluſtigung mit Pflaumenkernen
Den Schornſtein deines Schloßgeſinds bewerfen —
So wirſt du groß gedeihen wie der Schierling,
Den Freunden unerträglich und dir ſelbſt!
(Muſik hinter der Scene. Es wird ein feierlicher Marſch geſpielt.)
Es geht zur Krönung — Otta wird gekrönt.
Ihr Thoren! Ob ihr pfeifet, ob ihr knarrt,
Der Mann iſt todt, der dieſen Münſter ſchuf!
Was wollt denn ihr? vermögt denn ihr zu ſchaffen?
Die Rieſenglieder der Vergangenheit,
Um die die Fäulniß tauſendfüßig kriecht,
Mit euern Wohlgerüchen auszuſtatten —
Das iſt's, was eure Pfiffigkeit vermag.
Und euer roſenblonder Prinz — o welch
Ein Affenſpiel! Und horch, vernehm' ich recht?
Er trällert ſelbſt ſein frommes Liedchen mit!
Du braves, krönungsluſtiges Ottonchen,
Es mangelt nichts, als daß du auch noch tanzeſt,
Wie König David vor der Bundeslade.

Dieſer Eingang, der an den Eröffnungsmonolog in Shakſpeare's „Richard dem Dritten" erinnert, kennzeichnet ogleich den Dramatiker, mit dem wir es hier zu thun aben. Die Sprache iſt derb, von Bildern ſtrotzend, tarkig, zu zeiten ausſchweifend und dunkel; aber ſie packt nd macht Eindruck; überdies gibt ſie den Mann, der ſie ihrt. Dankmar hat etwas von der Natur der Shakpeare'ſchen Baſtarde: bei tiefem, fulminant ausbrechendem Befühl eine ſtarke, humoriſtiſche Ader. Jedenfalls frapirt ſein Weſen gleich vom erſten Augenblick an und acht geſpannt auf die weitere Entwickelung, die denn eilich hinter den Erwartungen zurückbleibt.

Dankmar tritt dem gekrönten Otto kühl und ſarkaiſch entgegen, obſchon er von dieſem, der eine imponiend angelegte, aber nicht ebenſo ausgetragene Figur iſt, it Auszeichnung behandelt wird. Dagegen flammt er uf in Liebe zu ſeiner Mutter, welche erſcheint, um ihm zu ſagen, daß er eigentlich zum deutſchen König hätte gewählt werden müſſen. Sie ruft ihm zu:

Du, Dankmar, biſt des Finklers Ebenbild,
Du ſeiner Glieder heldenſchöner Abguß,
Du trägſt die Fülle ſeiner erſten Kraft.
Ich ſeh' in jedem Adel deiner Haltung
Das Schwungbeſtreben ſeiner Seele wirken,
Und der verlornſte Zug in deinem Antlitz
Ruft mir den neunzigfachen Sieger wach!
Hinweg mit jener unterſchobnen Brut
Der gleisneriſchen Ringelheimerin!
Nicht ich, die herzoglich geſalbte Hedwig,
Nur ſie, die eingeſchlichne Grafentochter,
Sie hat Baſtarde in die Welt gezüchtet.
Zu deinen Füßen iſt der Sitz der Welt,
Zu deinen Füßen muß der goldne Apfel
Des großen karolingiſchen Erobrers
Auf ſeines Zaubers Neubeſeelung harren,
Zu deinen Füßen müſſen König Finklers
Beſiegte Stämme, unterworfne Länder
Der Ehrfurcht volles Tiefgefühl entfalten,
Um deine Sohlen die erſchrocknen Kniee
Der überwältigten Vaſallen rollen!
Dein Haupt gehört in dieſes Münſters Hallen —
Bei Gott, es ſchreit das Diadem nach dir!

Infolge ſolcher Auslaſſungen beſchließt Dankmar, den Kampf um die Krone aufzunehmen:

Wie ſchlimm es ſteh', das Recht erwirbt ſich Freunde
Und dem entſchlaſſnen Mann gehört die Welt.

Im zweiten Acte gewinnt es das Anſehen, als wollte ſich dieſer Ausſpruch erfüllen. Während Otto vor Aachen ſeine Krönungsfeſte feiert und dabei ſeine Mutter Mathilde wegen ihrer Vorliebe für den weichlichen Prinzen Heinrich hänſelt, tritt plötzlich Eberhard, Herzog von Franken, auf, der ſich mit Bruning, ſeinem Lehnsmann, überworfen, weil dieſer ihn hochmüthig und, auf Otto's Gunſt fußend, wegwerfend behandelt hat. Otto nimmt Partei für Bruning, weil ihm Eberhard zu mächtig geworden. Mitten in dieſen Hader dringt die Nachricht von Dankmar's Aufſtand. Endlich kommt er ſelbſt mit ſeinen Anhängern und macht den ganzen Krönungspomp auseinanderſtäuben; Eberhard tritt ihm feindlich entgegen, wird aber ſchließlich durch Hedwig's Ueberredungskunſt für Dankmar gewonnen, nicht weniger aber auch dadurch, daß Mathilde ſeine beiden Söhne gebunden auf den Stadtwall führen läßt, um dem Vater zu zeigen, daß ſie Geiſeln ſeiner Treue in Händen hat. Dieſe grauſame Handlung gibt bei ſeiner Entſchließung den Ausſchlag. Er einigt ſich raſch mit Dankmar, um durch augenblickliche Einnahme Aachens das Leben der Kinder zu retten.

Im dritten Acte iſt Aachen genommen und es folgt nun eine höchſt eigenthümliche und glänzende Scene zwiſchen Dankmar und Prinz Heinrich, den Mathilde auf das Gerücht hin, daß Otto im Kampf gefallen, raſch hat krönen laſſen, der bei der Krönung aber in die Hände Dankmar's gefallen und nun von dieſem der Reichsinſignien, mit denen er ſelbſt ſich geſchmückt hat, unter beißendem Spott einzeln entkleidet wird. Hierbei wird indeß Dankmar von der Nachricht überraſcht, daß ſeine Mutter in Gefangenſchaft gerathen.

Bis hierher iſt der Gang der Tragödie leidlich correct, jetzt geräth er jedoch ſehr mislich in die Brüche, weil der Poet verſäumt, die eben gemeldete Thatſache in einer

Digitized by Google

irgendwie gehörigen Weiſe auszubeuten. Iſt es an ſich ſchon befremdlich, daß man den gefangenen Prinzen Heinrich nicht gegen Hedwig in die Wagſchale legt, ſo iſt nun vollends erſtaunlich, daß die in Rede ſtehende Kataſtrophe nicht benutzt wird, um Dankmar unter einen großen tragiſchen Conflict zu ſtellen. Die Wahl zwiſchen Erlangung einer Königskrone und der Rettung der Mutter mußte jetzt der Angel- und Knotenpunkt des Ganzen werden. Welche Auftritte konnten ſich damit ergeben, wenn man den Helden hierher und mitten im Siege auf die Alternative geſtellt: entweder dieſen auszubeuten, oder auf ihn verzichtend die Mutter zu befreien! Mutterliebe, oder Drang zu Glanz und Ruhm der Geſchichte — das war die Alternative, die hier zur Evidenz zu bringen geweſen wäre.

Daß der Verfaſſer dieſelbe nur linkiſch berührt und nicht ſtraff durchführt, bringt das Trauerſpiel um ſeine eigentliche Bedeutung und Größe. Es zerſplittert und verflacht ſich, wenn auch noch immer mit Zügen von nicht wegzuleugnender Großartigkeit.

Nachdem am Schluß des dritten Actes Eberhard von der Hand des wieder erſcheinenden Otto gefallen und Dankmar, nach einem Moment der Schwäche, zur Rettung der Mutter fortgeſtürzt iſt, finden wir im vierten Acte Hedwig in Ketten und von Mathilde verhöhnt und geſchmäht. Davon aufs äußerſte gereizt, zerreißt ſie ihre Feſſeln, reißt Mathilde das Diadem vom Haupt und beſteigt den Thron, in dem Augenblick, da Dankmar hereineilt ſie zu retten. Er hat ſich durch die Feinde hindurchgeſchlagen und will nun, die Mutter in den Armen tragend, auf demſelben Wege zurück.

Wie man im fünften Acte ſieht, gelingt ihm dies aber nicht; er wird vielmehr umzingelt und ſucht nun Rettung im Dome, deſſen Thür er aber verſchloſſen findet. Nachdem er den ſchwächlichen Prinzen Heinrich mit deſſen Gefährten vertrieben, zugleich jedoch nun erkennt, daß ein Durchbrechen der Feinde unmöglich, bereitet er ſeine Mutter und ſich ſelbſt auf den Untergang vor. Sie beſchließen, ſich ſelbſt zu tödten. Dieſe Scene iſt von außerordentlicher Schönheit und reich an pſychologiſchen Feinheiten. Der Dichter offenbart ſich hier nicht ſelten in glorioſeſter Weiſe, indem er ſeinen Geſtalten gewiſſermaßen dramatiſche Naturlaute abzugewinnen weiß, von denen das Herz der Leſer im tiefſten Innern erfaßt und hingeriſſen werden muß, ſo z. B. wo beide gewillt ſind, einen Thurm zu erſteigen und ſich herabzuſtürzen, und Dankmar, plötzlich zögernd, zu der Mutter ſagt:

Doch wie?
Geſetzt, es hätt' ein ſchadenfroher Teufel
Sich eben lauernd in der Luft verſteckt
Und dächt' ein Spiel, ein teufliſches, zu treiben.
Wir hätten ſchon den Todesſprung gewagt,
Wir eilten ſchwingenlos durchs Element,
Wir langten ſtürzend auf dem Eſtrich an,
Ich — ganz zerſtückt, des Geiſtes ganz entledigt,
Du — ganz gebrochen, doch nur halb entſeelt!
Bedenk', bedenk' und ſieh dich dort am Boden
Beim Eckſtein liegen, übertüncht mit Blut,
Zerrüttet ganz und ganz gekrümmt und elend!
Dir wär' im Herzen nicht die Macht geblieben,
Dir in den Armen nicht die Kraft geblieben,
Dem Tode nachzuhelfen, deine Wunden
Bis zum Verſteck der Seele zu vertiefen.
Du müßteſt winſeln, ächzen, Hülfe rufen,
Und eilends kämen alle, die dich haſſen,
Und die dich fürchten, ſtünden furchtlos da.
Sie jubelten, ſie höhnten dich, ſie ſtreckten
Die Hände dreiſt, gefühllos aus nach dir! —
Fort, ſcheußlicher Gedanke, fort für immer!

Nun will Hedwig ſich ſelbſt mit dem Schwert durchbohren, aber Dankmar entwindet es ihr mit Zärtlichkeit, weil er fürchtet, daß ſie die Stelle nicht finden werde, „wo dit Seele wohnt". Sie liebevoll und innig küſſend, erſticht er ſie nun ſelbſt, was er ſchon früher thun wollte, aber nicht übers Herz brachte.

Zum Schluß kommt Otto und will Dankmar retten; Dankmar aber lechzt nach dem Tode und reizt Otto zum Zweikampf. Während dieſes Zweikampfes, der in ſeinem Ausgange ſehr zweifelhaft iſt, erſcheinen Bruning und Heinrich, und letzterer tödtet Dankmar durch einen Bogenſchuß in dem Augenblick, als dieſer Otto eben den Helm vom Haupte geſchlagen.

„So ſiegt die Welt!" ſind die letzten Worte Dankmar's. Otto, empört über dieſen Mord, zückt das Schwert auf Bruning, der geſehen haben will, wie der Pfeil aus dem Volksgedränge kam. Otto, den Thäter errathend, beſchließt die Tragödie mit dem fürchterlichen Zuruf an Heinrich:

Mein Bruder Heinrich, Ihr ſeid merklich bleich!

Nachdem wir die Fehler und Vorzüge dieſer dramatiſchen Arbeit mit gleicher Unparteilichkeit ins Auge gefaßt, kommen wir darauf zurück, dem Verfaſſer derſelben auf das entſchiedenſte eine hervorragende Begabung zuzuſprechen: eine Begabung, die uns das Recht gibt, bei ſorgſamen Studien und gewiſſenhafter Weiterbildung etwas Großes und Epochemachendes von ihm zu erwarten. Ferdher von Steinwand iſt jedenfalls keins von unſern Dutzendtalenten, ſondern eine eigengeartete und wuchtige Befähigung auf dramatiſchem Felde.

Feodor Wehl.

Zur Geſchichte der neuern Philoſophie.

1. Schleiermacher's Bildungsgang. Ein biographiſcher Verſuch von Richard von Kittlitz. Leipzig, Engelmann. 1867. 8. 7½ Ngr.
2. Studien. Philoſophiſche Schriften von Johannes Huber. München, Lentner. 1867. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.
3. Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswiſſenſchaft und der geſellſchaftlichen Zuſtände. Von Alexander Jung. Erlangen, Beſold. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Jakob Friedrich Fries. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaß dargeſtellt von E. L. Th. Henke. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schon regt hier und da ſich ein Gefühl von der Gefahr, welche die Zerſplitterung des wiſſenſchaftlichen Lebens in vereinzelte Fächer und Fächlein mit ſich bringt, von der Nothwendigkeit, die Ergebniſſe der Forſchung auf verwandten und verſchiedenen Gebieten unter großen

Digitized by Google

Geſichtspunkten zuſammenzufaſſen, die beſondern Kenntniſſe als Mittel der Erkenntniß vom Grund und Zweck des Daſeins zu verwerthen. Allerdings je mehr man eindringt in die Natur wie in die Geſchichte, deſto weiter wird das Feld, und der Zoolog kann nicht auch zugleich Chemiker, der Phyſiker nicht auch zugleich Anatom ſein wollen; aber wie die Phyſiologie nur möglich iſt, wenn die Chemie des Stoffwechſels, wenn die Phyſik der Blutbewegung und der Nerven mit der Formenlehre der organiſchen Gebilde zuſammenwirkt, ſo kann auch der Hiſtoriker, der ſich in die Geſchichte einer Stadt oder eines Regentenhauſes vergräbt, nur dann etwas mehr als Notizenkram zu Tage fördern, wenn ihm der Culturgang der Menſchheit nicht fremd iſt und er die wirkenden Kräfte wie die Ziele deſſelben im Auge hat. Die großen Führer der ältern Generation, wie Böckh und Ritter, dann J. Müller und Liebig ſind groß geworden durch die organiſatoriſche Kraft und durch die Ideen, welche die Leuchte ihrer Forſchungen waren; ein philoſophiſcher Gedanke ward der Ariadnefaden für Darwin, und jüngern Hiſtorikern wie Sybel, wie Gieſebrecht, wie Mommſen fühlt man es immer noch deutlich an, daß ſie innerhalb einer philoſophiſchen Atmoſphäre aufgewachſen ſind. Dann aber hat die kirchlich-politiſche Reaction vor der Frage nach der Wahrheit um der Wahrheit willen gewarnt; nicht was recht ſei, ſoll der Juriſt wiſſen wollen, ſondern welche Geſetze die Römer oder der Feudalſtaat gegeben haben, und der Theolog ſolle ſich an das Dogma halten und bekenntnißtreu ſein. Auf der Grundlage der realen Wiſſenſchaften ihrer Zeit hatten Schelling und Hegel großartige kühne Conſtructionen der Natur und Geſchichte entworfen; daß da dem einzelnen mitunter Zwang angethan war, daß neue Thatſachen, neue Geſetze der Erfahrung ſich nicht fügen wollten, benutzte man dazu, das ganze Streben nach der Darſtellung des Weltzuſammenhangs zu verwerfen und zu thun, als ob alles in jenen Syſtemen eitel und werthlos ſei, ſtatt das Ewige vom Vergänglichen zu ſcheiden und von neuem zu fragen, wie denn das Princip alles Lebens beſchaffen ſein müſſe, um die nun beſſer erkannte Wirklichkeit begründen und erklären zu können. Die Folgen kommen zu Tage. Trotz aller Detailentdeckungen ſind die Verächter der Philoſophie hier in den Materialismus, dort in den kirchlichen Dogmatismus zurückgefallen, als ob nie ein Kant gelebt und ſeine „Kritik der Vernunft" geſchrieben hätte. Und diejenigen, welche kein einziges philoſophiſches Buch der Gegenwart geleſen, verſichern am dreiſteſten, daß es nichts damit ſei. Wir unſererſeits arbeiten weiter, wie es die Pflicht im Dienſte des Geiſtes und wie es der Drang des Gemüths fordert; und wenn die Welle wieder aufwärts geht, dann werden die Gebildeten des Volks finden, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben, daß in der Philoſophie der Kunſt, des Rechts, der Religion, daß in der Pſychologie und Ethik, daß in der Naturbetrachtung doch die Erkenntniß gefördert und Fruchtbares geſchaffen worden iſt.

Einigermaßen blieb noch die Geſchichte der Philoſophie in Anſehen; das lag im hiſtoriſchen Zuge der Zeit, und ſo ſandten nicht blos Fichte und Zimmermann ihren Schriften über Ethik und Aeſthetik einen Band Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften voraus, ſondern es waren vornehmlich die vortrefflichen Arbeiten über die Philoſophie der Griechen von Zeller, über Carteſius und Spinoza, Leibniz und Kant von Kuno Fiſcher, die ſich reichen Beifalls erfreuten; Erdmann behandelte die neueſte Periode und führte ſein gediegenes Buch bis auf unſere Tage, und da werden die Leſer überraſcht durch die Anzahl ſelbſtändiger Denker und tüchtiger Werke. In den Kreis dieſer hiſtoriſchen Studien gehören auch die obengenannten Bücher.

Schleiermacher wird in der Geſchichte der Religionswiſſenſchaft als ein epochemachender Held des Geiſtes daſtehen, wenn die, welche ihn rückſchrittlich überwunden zu haben wähnen, längſt ihren Lohn dahin haben. Er brachte es zum Bewußtſein, daß die Religion Sache des Herzens, das Gefühl der Abhängigkeit und des Getragenſeins vom Unendlichen iſt, daß ſie darum von den Vorſtellungen und Lehrſätzen über göttliche Dinge unterſchieden werden muß; wenn denn der Glaube ſelig mache, ſo forderte er mit Recht, daß nur dasjenige Glaubensſatz ſei, deſſen beſeligende Kraft ein jeglicher auch ſelbſt erfahren könne; und das wird das Kriterium für eine die Reformation vollendende religiöſe That ſein, daß ſie alles der Gelehrſamkeit überläßt, was nicht auch in der Gegenwart erlebt werden kann, und nur das als ewige religiöſe Wahrheit behauptet, was wirklich mit unſerm Seelenheil zuſammenhängt, uns Troſt und Frieden gewährt. In Schleiermacher war vom Aelternhauſe und von herrnhuteriſcher Erziehung her eine innige Frömmigkeit verwebt mit freiem kritiſchen Sinn; er, der Theolog, überſetzte nicht blos den Plato, er ſtand auch im Freundſchaftsverkehr mit der literariſchen Jugend, die damals unter Friedrich Schlegel's Führung ſich mit dem Namen der Romantiker keck und geiſtreich hervorthat; ſeine „Reden über die Religion", ſeine „Monologe", ſeine „Weihnachtsfeier" gehören der Nationalliteratur an. Bis zu dem Erſcheinen dieſer Werke und damit als einer Einleitung zu ihnen hat Kittlitz „Schleiermacher's Bildungsgang" (Nr. 1) geſchildert, vornehmlich nach deſſen Briefen ſelbſt; es wäre nur zu wünſchen, daß er in gleich anſprechender Weiſe auch das fernere Leben und Wirken, die Meiſterjahre Schleiermacher's darſtellen möchte. Denn bringt auch ſein Büchlein dem Kenner nichts Neues, ſo iſt es Tauſenden von Geiſtlichen und Laien eine belehrende und fördernde Gabe und wird es noch mehr ſein, wenn das Geſammtbild des Gefeierten ſich abrundet, wenn ſeine Theilnahme am Befreiungskrieg, wenn ſeine Stellung in der theologiſchen Wiſſenſchaft dargelegt wird.

Huber's „Studien" (Nr. 2) bringen neben einigen Bemerkungen zur Chriſtologie und einer Abhandlung über die Statiſtik der Verbrechen und die Freiheit des Willens eine ausführliche hiſtoriſche Charakteriſtik der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Huber beginnt mit einem Blick auf Leibniz und Newton. Er legt mit Recht Gewicht auf den philoſophiſchen Anhang zu den „Mathematiſchen Principien der Naturphiloſophie", dem epochemachenden Meiſterwerke, das die Geſetze der Anziehung und Bewegung im Univerſum ergründete. Da ſagt nun Newton ausdrücklich, daß dieſe Bewegung einen erſten Beweger, daß das ſchöne Band, welches Sonne und Planeten verknüpft, die Weisheit und der Wille eines ſelbſtbewußten und mächtigen Weſens vorausſetzt, daß ein Herr des Weltalls alles regiere.

Digitized by Google

Aber das Princip der Immanenz, die Erkenntniß, daß alles Leben ein einiges iſt und das ewige Weſen ſich in allen entfaltet, dieſe Einſicht, die wir uns ſeit Spinoza und Hegel nicht mehr rauben laſſen, ſtand auch bereits vor Newton's Geiſte und hob ihn über den gewöhnlichen Deismus hinaus, der Gott und Welt voneinander ſcheidet; denn wir leſen weiter:

Gottes Dauer iſt immer, ſein Daſein iſt überall; und ſo, indem er immer und überall iſt, ſtellt er ſelbſt Dauer und Raum dar. Er iſt nicht blos durch ſein Wirken, ſondern auch durch ſein Weſen allgegenwärtig, denn Wirken kann ohne Weſen nicht beſtehen; alles iſt und bewegt ſich daher in ihm.

Das iſt ein Lichtſtrahl der Ueberwindung von Pantheismus und Deismus, wie dieſe ſich auch in der phantaſievollen Seele Giordano Bruno's, in dem religiöſen Tiefſinne Jakob Böhme's vollzogen, wie ſie bei Leſſing und Herder, bei Goethe und Schiller in dichteriſcher Geſtalt aufgegangen, wie ſie das Problem und die treibende, erleuchtende Kraft einer philoſophiſchen Richtung in der Gegenwart geworden iſt. Huber ſelbſt gehört dieſer an und vermag dadurch auch ihren Keimen in den Kämpfen des 18. Jahrhunderts nachzugehen. Er führt uns von England, von Locke, Bolingbroke, Hume, nach Frankreich, zu Bayle und Condillac, zu Voltaire und Diderot, zu dem Atheismus des „Syſtems der Natur", zum Materialismus und zu dem Rückſchlag dagegen in Rouſſeau's Gemüth; er führt uns durch den Hof Friedrich's des Großen nach Deutſchland, und hier treten Mendelsſohn, Leſſing, Kant, Herder in den Vordergrund. Die Würdigung aller dieſer bekundet unbefangenen Wahrheitsſinn, eigenes Studium und Freimuth. Doch erſcheint der Verfaſſer empfänglicher für ſyſtematiſche Darlegung als für die Lichtblitze, die einer ſolchen bald voraus, bald über ſie hinausgehen; das Geniale in Voltaire, in Leſſing iſt nach meiner Auffaſſung nicht recht erkannt und betont. Dafür aber entſchädigt die vorzügliche Charakteriſtik von Kant und die Würdigung Herder's, deſſen allſeitig angeregter und anregender Geiſt mit liebevoller Einſicht geſchildert wird.

Huber's Buch ward 1866 während des Kriegs gedruckt; er ſchloß die Vorrede am Starnbergerſee bei München mit folgenden Worten:

Der tiefer Blickende, der in dem mächtigen Gang der Geſchichte nicht blos die Leidenſchaft der Machthaber, ſondern auch eine höhere Idee, wofür jene nur Werkzeuge ſind, als das im Hintergrunde wirkende Agens erkennt, wird von dem endlichen Siege des Rechts — des Rechts, was mit dem Menſchen geboren iſt und nicht blos der Gewalt und früherm Unrecht ſein vorübergehendes Daſein verdankt — unerſchütterlich überzeugt ſein. Trauriger als die Wehen, in denen eine neue Zeit geboren wird, ſind jene Perioden der Stagnation zu durchleben, in denen der Muth und die Hoffnung des Beſſern geſchwunden erſcheinen und das Gegenwärtige wie ein unvermeidliches Verhängniß ertragen wird. Wer den Frühling will, der muß die Stürme nicht ſcheuen, welche die Ketten des Winters zerſprengen.

Von den Männern der Aufklärung kommen wir durch Alexander Jung (Nr. 3) zu einem Myſtiker, zu Franz von Baader, dem Hamann des Südens und des 19. Jahrhunderts. „Der Blitz iſt der Vater des Lichts", dies Schlagwort, das er liebte, bezeichnet ſeine eigene mehr wetterleuchtende als klare und ruhig entwickelnde Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe. Wie Hamann will auch Baader ſtets das Ganze, Glauben und Wiſſen, Geiſt und Natur, Phyſik und Ethik in lebendiger Durchdringung der Gegenſätze. Jung ſelber iſt beiden wahlverwandt, aber wenn ſie nur in kleinern Blättern und Gelegenheitsſchriften ſich ſtoßweiſe äußern, ſo ſchreibt Jung ganze Bände, wo wir eine Abhandlung erwarten, z. B. über ſeinen Beſuch bei Schelling, über „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre", über Hölderlin. Seine „Lebenskunſt", ſein Roman „Rosmarin" ſind Bücher voll Tiefe und Geiſt, aber nicht ohne das üppige Rankenwerk, ohne das man ſeit Jean Paul ſich den Humor kaum vorſtellt, ſo wenig die Kreuz- und Querzüge der Einbildungskraft in dieſer Uebertreibung zu ſeinem Weſen gehören. Auch das vorliegende Heft umſpinnt mehr die Lehre Baader's mit allerhand Einfällen, Urtheilen und poetiſchen Ergüſſen, als daß es ſie objectiv darlegte; vielleicht das Schönſte und Bedeutendſte iſt eine ausführliche Charakteriſtik Byron's — aber wer ſucht ſie hier? Jung empört ſich gegen die Anſicht, daß „der Menſch nicht zum Ebenbild Gottes erſchaffen ſei, ſondern von einem Affenpaar abſtamme". Aber iſt es denn denkbar, daß ein fertiger Organismus, ein ausgewachſener Menſch geſchaffen werde? Widerſpricht das nicht dem Begriff des Organismus, der ſich aus einem Keime, aus einer Zelle entwickelt und durch eigene Kraft erwächſt? Naturgemäß wird deshalb immer die Zelle das erſte ſein. Wie ſoll aber die Zelle, welche Menſch werden ſoll, ſich beſſer entwickeln als im Leibe eines der höchſten Thiere, und wo ſoll das Menſchenkind ſeine Nahrung beſſer finden als an der thieriſchen Mutterbruſt? Wie mag man es doch für edler und würdiger halten, daß der Menſch aus einem Erdenkloß, als vielmehr aus der bereits höher organiſirten Materie, aus der animaliſchen Keimzelle gebildet werde? Das Anſtößige iſt, wenn man meint, daß der Affe den Menſchen mache; aber daß der Affe das Mittel iſt, deſſen ſich die der Welt einwohnende göttliche Schöpferkraft bedient, um das Höhere, den Menſchen, hervorzubringen, das ſcheint mir ſo vernünftig als natürlich, und ich weiß es Darwin Dank, daß er die Möglichkeit von naturwiſſenſchaftlicher Seite dargethan. Der bloße Kampf ums Daſein freilich würde nicht das Vollkommene aus dem Unvollkommenen hervortreiben, wenn das Vollkommene nicht der Idee nach urſprünglich vorhanden, nicht der gottgewollte Zweck der Entwickelung wäre. Wie Baader ſelbſt gern ſeine Aufſätze betitelte: „*Fermenta cognitionis*", Gärungsmittel des Erkennens, ſo können wir auch Jung's Schrift über ihn bezeichnen.

Ein Geiſt ganz anderer Art wie Baader war Fries, zu dem uns die Schrift Henke's hinführt (Nr. 4); kritiſch ſondernd, wo jener vereinte, aufklärend, wo jener ſich mit Jakob Böhme in die Myſtik vertiefte und dabei gar manche Dogmen annahm, als ob ſie Vernunftwahrheiten oder Thatſachen innerer religiöſer Erfahrung wären, da ſie doch häufig nichts ſind als formulirte Compromiſſe von Kirchenverſammlungen. Fries warnt ausdrücklich vor allem ſich accomodiren: „Man fängt an in Bildern zu ſprechen und wird nur allzu bald ſelbſt das Bild für die Sache nehmen, wenn man ſich nicht mit der Wahrheit ohne Bild beſchäftigt." Fries ſuchte die Kant'ſche Philoſophie zu erhalten und fortzubilden, während Schelling und Hegel

Digitized by Google

poeſiereicher und minder nüchtern ihre kühnen Gedankenſyſteme ſchufen und die Wirklichkeit durch ihre Conſtructionen bald bemeiſterten, bald vergeiſtigten. Kant hatte die Gottesidee für das nothwendige Ideal der Vernunft erklärt, die reale Exiſtenz Gottes aber galt ihm nicht für beweisbar durch die reine Vernunft, das Daſein könne nicht aus dem Begriff herausgeklaubt werden; aber die praktiſche Vernunft, das Gewiſſen, die innere Thatſache unſerer Freiheit fordere die Wirklichkeit Gottes und ſeine Wirkſamkeit in der ſittlichen Weltordnung. Fries ſchied hiernach ſtreng zwiſchen Glauben und Wiſſen. Alles Ueberſinnliche, das Sittlich-Religiöſe wies er dem Glauben und der Ahnung zu.

Im Wiſſen des Menſchen bildet ſich ein Ganzes ſeiner Naturerkenntniß, worin alles einzelne fataliſtiſch allgemeinen Geſetzen unterworfen iſt. Dieſer zur Wiſſenſchaft ausbildbaren Erkenntniß ſteht in unſern Ueberzeugungen eine ganz andere Erkenntnißweiſe entgegen, welche jene Naturerkenntniß nur eine Erſcheinung der Dinge nennt; ihre Gedanken berufen ſich nicht auf die Anſchauung, ſondern ſetzen ſich dieſer ſcharf entgegen; wir denken die Gottheit, das Weltganze, Freiheit und Unſterblichkeit, ohne auch nur beiſpielsweiſe den Gedanken in der Anſchauung nachweiſen zu können. Der Glaube findet das wahre Weſen frei von den Beſchränkungen der Naturgeſetze.

So wollte er jede höhere Idee vom Weſen der Dinge dem Glauben überlaſſen: hier das klare Licht der Wiſſenſchaft und eine mechaniſch-materialiſtiſche Naturanſicht; dort Gefühl und Glaube, eine ſittliche Welt, Kunſt und Religion. Allein wenn nicht in der Natur ſelbſt nachgewieſen werden kann, daß ſie ein höheres zweckthätiges Princip vorausſetzt, wenn nicht das Sittengeſetz wiſſenſchaftlich begründet werden kann, dann wird jener Riß doch damit enden, daß die Menſchheit das Ideale als eine Dichtung anſieht und ſich an die Materie hält. Indeß, daß wir denken, daß wir uns wählend vor dem Handeln entſcheiden, daß wir das Bewußtſein der Freiheit und Pflicht haben und darum unſere Thaten uns zurechnen, das ſind mindeſtens ebenſo gewiſſe Thatſachen der Erfahrung als die Dinge der Außenwelt und ihr Verhalten zueinander, und was die denknothwendige Vorausſetzung oder Folge jener Thatſachen iſt, das wird für ebenſo wiſſenſchaftlich gelten als das Gravitationsgeſetz oder die Undulationstheorie des Lichts. Wir gehen allerdings über das Gegebene hinaus und ergänzen unſer Erfahrungswiſſen durch Schlüſſe, aber wenn die ſo gewonnenen Gedanken dem realen Wiſſen nicht widerſprechen, ſondern es in ſich aufnehmen und erklären, ſo ſind ſie mehr als Ahnung und Hypotheſe — ſie ſind Philoſophie. Indeß war Fries wie Herbart eine heilſame und unumgängliche Kraft neben Schelling und Hegel, und Alexander von Humboldt nannte mit Recht ſeine mathematiſch-philoſophiſche Richtung eine Wohlthat, die nicht genug anerkannt werden kann. Er ſelbſt ſchrieb an Schleiden: „Ohnmacht ſcheint mir die Krankheit unſerer ganzen hiſtoriſchen Schule in den Wiſſenſchaften, die ſich nicht getraut ſelbſt zu leben, ſondern nur erzählen will, wie andere gelebt haben.“

Fries gehörte zu den Männern, welche nach den Befreiungskriegen auch eine freie Bundesverfaſſung für Deutſchland wollten, die Einheit des Vaterlandes und die ſittlich patriotiſchen Ideale der Jugend fortwährend im Herzen trugen und für ihre Verwirklichung wirkten und litten. Durch ſeine Theilnahme am Wartburgfeſt ward er in die politiſche Geſchichte Deutſchlands verflochten, und da ſtets nach dem Urtheil ſeiner Freunde der Menſch in ihm, der reine Kern des Weſens das Größte war, ſo verdiente er die ausführliche Lebensbeſchreibung, die auf Grundlage ſeiner eigenen Aufzeichnungen, ſeiner Denkſchriften und ſeines reichen Briefwechſels ſein Schwiegerſohn Henke mit Pietät, aber ohne Schmeichelei und Ruhmredigkeit abgefaßt hat. Das Buch iſt ein willkommener Beitrag zur Zeitgeſchichte, und gern ſieht man die Entwickelung der Wiſſenſchaft und des öffentlichen Lebens im Zuſammenhang mit der Perſönlichkeit eines edeln Mannes.

Moritz Carriere.

Brehm's „Leben der Vögel“.

Das Leben der Vögel. Dargeſtellt für Haus und Familie von **A. E. Brehm**. Zweite Auflage. Glogau, Flemming. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Als ich dies Buch kennen lernte, fiel mir unwillkürlich die Bemerkung eines Literarhiſtorikers über die moderne Naturdarſtellung ein. „Sie hat“, ſagt der Herausgeber d. Bl. in ſeiner Literaturgeſchichte, „der Poeſie ein freilich ſchon halbbeſtrittenes Terrain fortgenommen, und es bedarf eines aus den Tiefen ſchöpfenden Dichtergenius, um eine großartige Naturpoeſie zu ſchaffen, welche dieſe Concurrenten aus dem Felde ſchlägt!“ Noch ſchwieriger aber als ein großer Theil der bisher erſchienenen naturhiſtoriſchen Werke ſolcher Art dürfte Brehm's „Leben der Vögel“ der Poeſie die Concurrenz gemacht haben. Denn einerſeits kann es kaum irgendeinen wiſſenſchaftlichen Stoff geben, welcher der poetiſchen Auffaſſung und Darſtellung ſo durchaus harmoniſch zugänglich iſt als die Lebensſchilderungen der leichtbeſchwingten, klangreich jubelvollen, in lichten Farben prangenden Vogelwelt, und andererſeits zeigten die Anlage und Darſtellung, ſelbſt der Stil dieſes Werks von vornherein die Begeiſterung eines an jugendlich-idealem Aufſchwung noch reichen, daneben aber die Reife eines durch reiche eigene Erfahrungen wie durch gründliches Wiſſen erſtarkten Charakters.

In welcher Weiſe das „Leben der Vögel“ dieſen erſten Eindruck gerechtfertigt hat, darauf brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Auch d. Bl. haben, gleich allen übrigen kritiſchen Journalen, ſich eingehend darüber ausgelaſſen (Nr. 51 f. 1861).

Die Aufnahme im Publikum war eine ſehr freundliche. Das Buch war ſo ganz im Geiſte der Zeit geſchaffen, es entſprach durchaus „jenem durchgehenden Zuge der beiden letzten Jahrzehnte, der das Beſtreben, das Nützliche mit dem Angenehmen, Belehrung mit Unterhaltung zu vereinigen, hoch emporhebt, dem ſtaatswirthſchaftlichen Grundſatze »Zeit iſt Geld« auf allen Gebieten

Digitized by Google

des Lebens huldigt und keine flores und amoenitates der Nebenſtunden mehr duldet, welche ſich nicht zugleich nutzbar verwerthen laſſen". Neben den „Waldesträumen", dem „Schwarzwald im Feſtkleide" und dem „Sonntagsmorgen vor den Thoren" brachte es das ernſte „Schutz den Vögeln!" in ſeiner Begründung durch die Darlegung der furchtbaren Gefahren, welche der Menſchheit durch die drohende Ausrottung der nützlichen Vogelarten entſtehen müſſen. Es bot neben der Beſchreibung des Körperbaues, der Entwickelung, der Bewegungen die anmuthigſte Malerei der Lebensweiſe („Liebe und Ehe", „Brutgeſchäft", „Wanderleben" u. ſ. w.), die ſchärfſte Charakterzeichnung, Erfahrungen über Natur-Kunſttrieb, Verſtand und Gemüth, ſodann eine Vogelgeographie nach allen Beziehungen, nebſt dem „Beruf" und „täglichen Leben" (alſo auch Darlegung ihres Nutzens und Schadens für den Naturhaushalt), dann eine poetiſch-ſinnige Darſtellung der Wechſelbeziehungen zwiſchen Menſch und Vogel: „Der Vogelgeſang und das Menſchenherz", „Gaſtfreundſchaft gegen Vögel", „Die Stubenvögel", „Die Jäger und die Jagd" u. ſ. w., und ſchließlich funfzig Lebensbilder der beliebteſten, nützlichen oder ſchädlichen, wichtigſten und intereſſanteſten unſerer einheimiſchen Vögel.

Da war es wol kein Wunder, daß dieſes Buch als eine Vogelbibel im vollſten Sinne des Worts betrachtet und ſeine erſte Auflage verhältnißmäßig raſch vergriffen wurde. In der uns jetzt vorliegenden zweiten, „vermehrten und verbeſſerten" Auflage ſagt das Vorwort des Verfaſſers, das Buch habe nicht allein ſeinen Schützlingen und Lieblingen, ſondern auch ihm ſelbſt viele Freunde erworben. Hiernach dürfte es aber — insbeſondere mit Hinblick auf die Wichtigkeit, welche die bedeutendſten Stimmen der populären und zugleich poetiſch aufgefaßten Naturdarſtellung doch zweifellos zugeſtehen — wol der Mühe werth erſcheinen, die Verbeſſerungen zu überblicken, welche der Verfaſſer dieſem „Lieblingskinde ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit" angedeihen ließ.

Zunächſt iſt die ſachliche Eintheilung eine kürzer und klarer gefaßte. Gewichtige Darſtellungen ſind entweder neu hinzugekommen oder in zweckmäßiger Weiſe von andern getrennt und für ſich behandelt; nebenſächlichere ſind dagegen zum Theil fortgelaſſen oder mit andern verſchmolzen. Reifere Erfahrungen, geläuterte Anſchauungen haben Brehm namentlich zu andern Anſichten über die ſogenannten Triebe, „Naturtrieb", „Kunſttrieb", „Inſtinct" u. ſ. w. geführt. Ich glaube, es iſt recht bezeichnend, daß er in den jetzt zuſammengeſchmolzenen Abſchnitten „Naturtrieb" und „Verſtand" jenes ſchwärmeriſch-dunkle Motto von Fritſch:

> Wie nenn' ich jene innre dunkle Stimme,
> Die in dem Herzen klar zu ſprechen weiß? u. ſ. w.

fortläßt und ſtatt deſſen ſogleich das markig-naturgemäße:

> Das Thier hat auch Vernunft:
> Das wiſſen wir ....

aus Schiller's „Tell" voranſetzt. In der That, wer wiſſenſchaftlich ſcharf beobachtet, ja wer nur klar und unbefangen urtheilt, wird — und ſei er auch erſt aufmerkſam gemacht durch die Thatſachen, welche dies Buch aus den reichen und meiſtens vieljährigen Erfahrungen der anerkannteſten Forſcher auf dieſem Felde mittheilt — doch längſt zu der Einſicht gekommen ſein, daß alle jene düſtern Aufſtellungen vom Inſtinct der Thiere durchaus unberechtigt ſeien, daß man ihnen rückhaltlos Verſtand, Urtheil, das Vermögen Erfahrungen zu machen u. ſ. w. als ihre unbeſtreitbaren Güter zuerkennen müſſe. Die ſcharfen Zeichnungen, Schlaglichter, Feſtſtellungen und Zurückweiſungen, welche in Bezug hierauf dieſe neue Auflage des „Leben der Vögel" aufzuweiſen hat, verdienen Beifall und Anerkennung.

Ueber eine andere durchgreiſende Veränderung in der Auffaſſung und Darſtellung möchten wir nicht ſo unbedingt günſtig urtheilen. Selbſt der ernſte Kritiker, den wir eingangs angeführt, billigt eine ſchwungvoll-poetiſche Naturauffaſſung und ſpricht ihr volle Berechtigung zu. Bei der erſten Auflage konnte es nur in Erwägung kommen: ob darin die allerdings nothwendige Grenze überſchritten und durch den Schwung der Phantaſie die Würde und der Ernſt der Wiſſenſchaft geſchädigt ſeien? Dies hat, unſers Wiſſens, aber in Betreff des Vogellebens keine Kritik gefunden oder ausgeſprochen, im Gegentheil, vielfach hat ſie den ſchönen Einklang zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Darſtellung und der ſchwungvoll-poetiſchen Schilderung rühmend hervorgehoben. Seitdem hat Brehm bekanntlich ein anderes, bedeutend umfangreicheres Werk („Illuſtrirtes Thierleben", Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut) geſchaffen, in welchem die poetiſche Darſtellung unbedingt in den Hintergrund tritt und einem achtungswerth ernſten, klaren und in jeder Hinſicht durchaus populären Platz gemacht hat. Hier kann der gebildete Leſer, namentlich angeſichts der ſehr lebensvollen Malerei des Lebens der Thiere, den poetiſchen Schwung immerhin entbehren; allein weshalb der Verfaſſer in der zweiten Auflage des doch naturgemäß poetiſch-ſinnigen „Leben der Vögel" nun ebenfalls die poetiſche Malerei möglichſt abzublaſſen, bezüglich auszumerzen ſich beſtrebt hat, das vermögen wir nicht zu ermeſſen. Am auffallendſten tritt dies in dem (ſonſt auch mit werthvollen Zuſätzen reich ausgeſtatteten) Abſchnitt „Wanderſchaft" uns entgegen. Immerhin hält vielleicht mancher Leſer auch dieſe Veränderungen der zweiten Auflage für entſchiedene Verbeſſerungen.

Noch wenige Worte ſeien uns ſchließlich über die Ausſtattung vergönnt. Druck, Papier und die geſchmackvolle Deckelpreſſung ſind dieſelben geblieben; allein während die Abbildungen der erſten Auflage in bunten Farbendrucken beſtanden, ſind dieſelben Bilder jetzt in einfach ſchwarzen Druck übergegangen — eine Aenderung, die dem Werke entſchieden zum Vortheil gereicht.

Karl Ruß.

Digitized by Google

Neue Romane.

1. Zweimal vermählt. Roman von Golo Raimund. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 4 Thlr.
2. Das Irrlicht von Argentières. Roman von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 5 Thlr.
3. Der Schatzgräber. Roman von Ernſt Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 4 Thlr.
4. Ein Ahnherr Victor Emanuel's. Hiſtoriſcher Roman von L. Schubar. Detmold, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn jeder neue Roman ein irgend bedeutendes wirkliches, aber ideal gehobenes Leben vor unſern Augen entrollte, wir würden ſeine Erſcheinung mit Freude begrüßen, denn keine Dichtung iſt durch ihre freiere, höchſt mannichfaltige Form geeigneter, dem Volke faſt auf jeder Bildungsſtufe Herz und Welt in allen ihren Geſtaltungen und Conflicten zu ſchildern und dem Individuum, wie einer ganzen Zeit, den Spiegel vorzuhalten. Unſere bedeutenden Dichter haben, mit geringen Ausnahmen, den Roman wenig cultivirt, und er iſt meiſtens in die Hände ſolcher gefallen, deren Talent für eine ſtrengere Form nicht ausreichte. So war es, ſo iſt's noch, heutigentags vielleicht mehr als je. Und wie leicht wird es von dieſen Autoren mit der Production genommen! Iſt nur ſo viel combinirende Phantaſie vorhanden, um aus hundert Reminiſcenzen eine neue Fabel zuſammenzuſetzen, ſo geht man raſch ans Werk; es wird nach recht abſonderlichen Ereigniſſen, wie ſie in der Wirklichkeit ſelten zu treffen ſind, geſucht; ſie vor allem bedingen das Weſen des Romans; Charaktere liegen in Schablonen ſchon in Menge vor, ſie brauchen nur hier und da ein wenig anders geſchnitten zu werden; Compoſition und Ausführung ergeben ſich von ſelbſt. Wird es auch zuerſt etwas ſauer, man bekommt bald Routine, und nun geht's Schlag auf Schlag, in kurzer Zeit folgt ein Roman dem andern. Das ergibt denn freilich eine Lektüre, welche den Gebildeten anwidert, dem Ungebildeten Kopf und Herz verwirrt, im glücklichſten Falle ſie ihm leer läßt. Wir wollen ſehen, wie ſich die obengenannten Bücher zu dieſem Urtheil verhalten.

Der erſte und der zweite Roman ſind von Autoren, welche bei den Romanleſern ſchon ſehr bekannt und beliebt ſind. Die Fabel des erſten („Zweimal vermählt", von Golo Raimund) iſt in möglichſter Kürze folgende: Ein reicher Bankier, Richard Roßdall, ein junger Mann von feſtem, unbeſtechlichem Charakter, verſtändig, redlich und offen, auch nicht ohne tiefes Gemüth, daher hülfreich und wohlthätig, aber zum ſittlichen Rigorismus neigend, hat einen unauslöſchlichen Haß auf einen gewiſſen Geltorp geworfen, den ehemaligen Buchhalter des Hauſes, welcher nach Veruntreuung großer Summen vor vielen Jahren nach Amerika entwichen iſt. Die Handlung beginnt damit, daß Richard ein Mädchen von dem idealſten Charakter, Veronika Aſtenberg, kennen lernt, nach langem Sträuben ſich in ſie verliebt und ſie heirathet. Etwa fünf Jahre ſpäter, während welcher Zeit die beiden in der glücklichſten Ehe, die gedacht werden kann, gelebt haben, kommt der in Armuth verſunkene Geltorp ins Roßdall'ſche Haus, um Geld zu erpreſſen; denn er iſt, ohne daß Veronika die geringſte Ahnung davon gehabt hat, deren Vater. Sowie Richard die Abkunft ſeiner Frau erfährt, kündigt er ihr ſeine Liebe auf, indem er ihr Betrug vorwirft, weil ſie in ihrem erſten grenzenloſen Schrecken die Anweſenheit des Vaters im Hauſe geleugnet hat. Veronika bittet ihren Mann, nachdem ſie lange die ſchneidendſte Kälte in Demuth ertragen, um Scheidung, um es dem mit gleicher Innigkeit geliebten Gatten möglich zu machen, wieder glücklich zu werden; aber vergebens: die äußere Ehre des Hauſes ſoll nicht leiden, der Sohn auch der Mutter nicht entbehren.

Nach einiger Zeit erkrankt die fern als Witwe einſam lebende Schweſter Veronika's, Eva; Veronika bekommt Erlaubniß, zu dieſer zu reiſen, um ſie zu pflegen. Während ihrer Abweſenheit brennt das Roßdall'ſche Haus ab; der vierjährige Sohn wird mehrere Tage vermißt; man glaubt, er ſei verbrannt, und ſein Tod wird der Mutter gemeldet. Es kommt die Nachricht zurück, Frau Roßdall ſei kurz nach Empfang der Trauerbotſchaft geſtorben. Jetzt tritt die Schweſter Eva in den Vordergrund; ſie erlebt allerlei traurige Schickſale: der Vater hat ſich ſchon früher erſchoſſen; ſie verliert ihr Vermögen, ſteht, jede Begegnung mit Roßdall ängſtlich meidend, einſam, ohne Schutz und Hülfe da, und nimmt endlich die Stelle einer Geſellſchafterin bei einer Dame in England an. Hier kommt ſie aufs neue in die ärgſten Bedrängniſſe, wird endlich gerettet und trifft mit Roßdall zuſammen, welcher in ihr ſeine todtgeglaubte Gattin erkennt und ſich aufs neue mit ihr trauen läßt. Veronika hat, um den Gatten frei zu machen, als Eva geſtorben war, ſich für todt erklären laſſen und unter dem Namen ihrer Schweſter, auf ihre Aehnlichkeit bauend, ihre Exiſtenz, ſelbſt unter den Augen von genauen Bekannten, fortgeführt.(!)

In Beziehung zu den bisher genannten Perſonen ſteht noch eine andere, Konſtanze. In ihrer frühern Jugend iſt Richard ihr Wohlthäter geweſen, ſie hat für ihn geſchwärmt und ſich nach ihm gebildet. Sie iſt daher eine Art Copie von ihm, in welcher jedoch die ſittliche Strenge noch ſtärker hervortritt und ſogar bis zur Verachtung unſchuldiger Lebensgenüſſe fortgeht. Sie hat einen alten Lord geheirathet, iſt bald Witwe geworden und liebt nun deſſen Neffen, einen braven, aber lebensfrohen jungen Mann. Er liebt ſie wieder, kann ſich aber mit ihren rigoriſtiſchen Lebensanſchauungen nicht befreunden. Sie erfährt das, ändert ihren Sinn, und nun heirathet er ſie.

„Güte iſt ſchöner als das ſtarre Recht", iſt die Idee, welche der Roman zur Erſcheinung bringen ſoll. Aber dieſer Grundgedanke iſt nicht ſcharf, nicht einmal richtig aufgefaßt und wird daher durch die betreffenden Perſonen keineswegs vertreten. Das „Recht" namentlich wurzelt in ſeinem Hauptträger Roßdall in Stolz und Hochmuth und äußert ſich in Härte, Grauſamkeit und offenbarer Ungerechtigkeit. „Güte und Barmherzigkeit, Lieben und Vergeben gehört dem Gefühl an, Verſtandesgründe können von ihrer Nothwendigkeit nicht überzeugen".

Die künſtleriſche Compoſition iſt ſchwach: die Erzählung fängt mit einer unbedeutenden Begebenheit an und geht dann rückwärts, geht wieder vorwärts, wieder rückwärts (80 Seiten), wieder vorwärts, wieder rückwärts (60 Seiten) und ſo noch ferner, daß der Leſer ſich

Digitized by Google

beſinnen muß, in welchem Zeitabſchnitte er ſich jedesmal befindet.

In den Charakteren des Romans wird die menſchliche Natur wahrhaft mishandelt; ſie erſcheinen wie Hampelmänner, welche jedem willkürlichen Zuge am Faden ſich fügen müſſen. Davon nur einige Beiſpiele. Richard Roßdall iſt ein an Geiſt und Gemüth vortrefflicher Mann; daß er ernſt und in ſittlicher Hinſicht ſtreng iſt, wird kein Tadel ſein. Er wird von einem in jeder Beziehung achtungs- und liebenswerthen Mädchen angezogen; aber er hat ſie, ehe er ſie genauer kannte, beleidigt, daher zögert er jetzt, nachdem ſchon ein ſehr freundliches Verhältniß zwiſchen beiden eingeleitet iſt, ſich zu erklären; „das Eingeſtändniß wollte nicht über ſeine Lippen, daß er das ſtolze Wort bereue, was er trennend zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte". Er heirathet ſie indeſſen und wird ſehr glücklich. Nach Jahren kommt jener Geltorp, den Richard ſo wüthend haßt, daß er einmal ſagt: „Wenn er mir in den Weg tritt, will ich ihn zertreten wie giftiges Gewürm, ihn und ſeine Brut." Ein ſolcher Haß wird weder motivirt durch die Unredlichkeit jenes Mannes, deſſen er ſich kaum aus ſeiner früheſten Kindheit erinnern kann, noch durch ihm mitgetheilte, nicht einmal völlig wahre Gerüchte, daß derſelbe auch ſonſt ſtörend in das Glück ſeiner Aeltern eingegriffen habe. Als nun jene oben angedeutete Kataſtrophe eintritt, da kündigt er ſeiner Frau förmlich ſeine Liebe auf und behandelt ſie, ſelbſt in der Angſt um das Leben ſeines todkranken Kindes und ſpäter in der Freude über deſſen Geneſung, mit der ſchneidendſten Kälte, mit der grenzenloſeſten Verachtung; und ſpäter, als die völlige Unſchuld ſeiner Gattin ihm nach und nach klar wird, da ſchämt ſich der Mann, der das „Recht" repräſentirt, ſein Unrecht einzugeſtehen.

In die ſpätere Geſchichte der als Eva ſich in England aufhaltenden Veronika iſt ein Arzt verflochten, „ein Mann hoch in den Funfzigen". Dieſer verliebt ſich in ſie, und da ſie ſeine Bewerbung zurückweiſt, läßt ſich der bis dahin redliche und unbeſcholtene Mann von ſeiner Leidenſchaft ſo weit fortreißen, daß er mit den Feinden der Veronika ein Complot macht und ſie als eine Irrſinnige einſperrt, hoffend, auf ſolche Weiſe nach und nach ihren Widerſtand zu überwinden. Die meiſten Charaktere ſind im Guten wie im Böſen über die Grenzen hinausgeführt und entbehren der Individualität. Manchmal ſtreift die Schilderung nahe an die Caricatur, z. B. wenn von Konſtanze, die doch auch als eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit erſcheinen ſoll, geſagt wird: „Feſt und abgehärtet gegen Schmerz und Täuſchung, ſchrak ſie nicht davor zurück, auch andern Schmerzen zu bereiten, wo irgendwie die Wahrheit, gleichviel ob zu Nutz und Frommen der Menſchen oder umgekehrt, auch nur den Schein einer Beeinträchtigung erlitt."

Dem Zufall kann freilich im Roman das Eingreifen in die Handlung nicht völlig verwehrt werden; aber es dürfen denn doch die willkürlichſten, abſonderlichſten Dinge ſich nicht häufen wie hier: gefährliche Anſchläge eines Wahnſinnigen, Einſchlagen des Blitzes, der ein wichtiges Teſtament vernichtet, ein zufällig losgehender Schuß, durch den ein Kind gefährlich verwundet wird, Exploſion eines Petroleumfaſſes, wodurch eine Feuersbrunſt entſteht, ein Haus abbrennt, ein Kind umkommt und zwei andere tagelang vermißt werden.

Wunderlich nehmen ſich in der gewiß auf keine Tiefe Anſpruch machenden Darſtellung die Reflexionen aus, welche zuweilen die Abſchnitte eröffnen. Im vierzehnten Kapitel ſoll erzählt werden, daß das Roßdall'ſche Haus neu aufgebaut ſei; da heißt es zu Anfang: „Wenn die Zeit in ihrem gewaltigen Strom das Beſtehende hinabreißt und Neues heraufbringt, Schöneres, Vollkommeneres, Veredeltes, wenn wir unſer Auge an den ewigen Wechſel in der Natur, an das Vergehen und Entſtehen ſo ſehr gewöhnt haben, daß wir es ohne Erſtaunen wahrnehmen, ſo ſchenken wir leicht voll Selbſtbefriedigung den Verſchönerungen und Verbeſſerungen unſere Aufmerkſamkeit, die Menſchengeiſt und Menſchenfleiß hervorgebracht haben."

Ueber ſchwierige ſociale Fragen kommt der Roman mit Leichtigkeit hinweg: Roßdall's Mutter, welche der Vater blos des Reichthums wegen geheirathet hat, will ſich, als er bedeutender Verluſte wegen ſich einſchränken muß, von ihm ſcheiden laſſen, wird geſchieden und heirathet einen andern. Veronika will, als ihr Mann ihr ſeine Liebe entzieht, ſich ſcheiden laſſen; es geſchieht nur nicht, weil er ſich weigert.

Der Stil iſt, wie ſich das nach einer ſolchen Zerfahrenheit des Inhalts nicht anders erwarten läßt, ohne Gehalt; auch Incorrectheiten ſind nicht ſelten, ja es kommen kleine und große Sünden gegen die Grammatik vor; III, 105 heißt es: „Wenn Sie auch mit mir oder dem Schickſal grollen, Sie werden es doch d e m blauen Himmel über Ihnen und d e n Blumen umher nicht entgelten laſſen."

Anſchauungs- und Schreibweiſe des Romans machen es unzweifelhaft, daß er von einer Dame verfaßt worden iſt; dieſe thäte aber viel beſſer, ſich unter einem weiblichen Namen aufzuführen, es würden ihr dann eher manche Schwächen zugute gehalten werden.

Der Verleger kann indeſſen getroſten Muthes ſein: ſein Roman wird viel geleſen werden. Die gehörigen Romaningredienzien fehlen nicht; es kommen auch Stellen vor, bei welchen wenigſtens empfindſame Leſerinnen hinreichendes Herzklopfen haben, andere, bei welchen ſie einige Thränen vergießen werden, und das iſt genug.

Der Verfaſſer von Nr. 2: „Das Irrlicht von Argentières", **Philipp Galen**, ſcheint es beſonders darauf abgeſehen zu haben, den Genferſee und das Chamounythal mit ſeinen Bergen und Gletſchern zu ſchildern, daher führt er ſeinen Helden nach Argentières und läßt hier den ganzen Roman abſpielen. Dieſer enthält wenig Handlung und ſtellt, in gerader Linie auf das Ziel losgehend, alſo ohne alle Verwickelung, eine Liebesgeſchichte dar. Ein thüringiſcher Freiherr, Hermann Weber von Saaleck, liegt ſchwer verwundet in einem Krankenhauſe. Als Expoſition dient die Erzählung der Oberin der Anſtalt, ſeiner Tante, in welcher dieſe einer den Kranken beſuchenden Fürſtin deſſen frühere Lebensſchickſale mittheilt. Hermann von Saaleck, künftiger Majoratsherr, hat ſich dem Geſange ergeben, in dem er das denkbar Höchſte leiſtet, und wird Kammerſänger und Kammerherr eines Großherzogs. Er verlobt ſich mit einer italieniſchen Sängerin und tritt ſeinem Bruder das Majorat ab. Aber

Digitized by Google

die Italienerin verläßt ihn treulos. Bald darauf bricht der letzte däniſche Krieg aus; die Ehre gebietet Hermann mitzuziehen; auf Alſen wird er durch die Bruſt geſchoſſen, und obgleich er nach langer Gefahr der Geneſung entgegengeht, ſo weiß doch niemand, ob er ſeine frühere Stimme wiederbekommen wird. Das ſtimmt ihn unendlich trübe, bis endlich eine Viſion ihn aufheitert, ohne daß er dieſelbe ſich ins Gedächtniß zurückrufen kann. Aber eine heftige Sehnſucht nach der Schweiz hat ſie in ihm zurückgelaſſen, und im nächſten Sommer reiſt er unter dem Namen Hermann Weber dahin ab. Eines Abends in einer Gondel auf dem Leman fahrend, bemerkt er auf einem andern Schiffe in der Nähe ein junges Mädchen, welches einen entzückenden Geſang anſtimmt, und in dieſem Augenblicke glaubt Hermann ſeine Viſion verkörpert vor ſich zu ſehen. Die Sängerin, Tochter eines wohlhabenden ſchweizer Profeſſors, tritt nun als zweite Hauptperſon auf. Reich an Geiſt und Gemüth, dabei voll überſprudelnder Laune intereſſirt ſie Hermann außerordentlich, das Intereſſe geht bald in Liebe über, welche er ihr geſteht, nachdem er durch die Ueberzeugung, daß ſeine Stimme ihm geblieben, das Gleichgewicht wiedergefunden hat. Als ſie aber auf ſeine wunderlich genug vorgebrachte Liebeserklärung nicht augenblicklich eingeht und Zweifel, ob er es ernſtlich meine, ausſpricht, fühlt er ſich dermaßen verletzt, daß er ſie augenblicklich verläßt und am andern Tage nach Chamouny abreiſt. Da ſie ihn hoch verehrt und innig liebt, bereut ſie jetzt bitter ihre Unbedachtſamkeit, ſucht ihn auf, findet ihn nach einigen Tagen wieder, die Liebenden verſtändigen ſich, und in ſeiner Bewerbung beim Vater entpuppt ſich jetzt Hermann Weber, da mittlerweile der Bruder geſtorben iſt, zum Freiherrn Weber von Saaleck, Majoratsherrn auf Saaleck in Thüringen und ehemaligen Kammerherrn, Hof- und Kammerſänger Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von X.

Wer Romane lieſt, um die Langeweile zu tödten, wer gern der durch drei Bände ausgeſponnenen Entwickelung einer Liebesgeſchichte folgt und dabei ſich an der Schilderung großartiger Naturſcenen, welche einen Augenzeugen erkennen läßt, erfreuen mag, greife immerhin nach dem Buche; aber man ſuche keine tiefergehende Tendenz, denn die in der Geſchichte liegende Idee: auch das Herz des ſtolzeſten Mädchens iſt der Liebe zugänglich, oder: die wirkliche Liebe überwindet den Stolz, wird man doch nicht ſo nennen wollen; man ſuche auch keine tiefern Blicke in das menſchliche Herz und keine ihrem innern Sein nach durchſichtigen Charaktere, man ſuche auch nicht einmal eine concinne, gehobene Darſtellung.

Zwei Hauptcharaktere kommen nur vor, der Freiherr und Wanda de Saulier, die Tochter des Profeſſors. Jener wird bezeichnet als ein Mann, der ſo ſchön iſt und ſo viel edeln Anſtand in ſeinem ganzen Weſen hat, daß die Kellner im Gaſthauſe erſtaunt ſind, als er einen bürgerlichen Namen ins Fremdenregiſter einträgt(!); auch Wanda will ihn nicht für einen bloßen Hermann Weber gelten laſſen. Von ſeinem reichbegabten Geiſte und ſeinem edeln Charakter wird oft geſprochen, aber wir gelangen weder aus ſeinen Handlungen noch aus ſeinen Worten zu einer klaren Einſicht davon. Bezeichnend iſt hier eine Stelle im Romane ſelbſt, wo Wanda ihm ſagt: „Pah! als ob Sie nicht ſtolz wären! Ich weiß zwar nicht, worauf“, ſetzte ſie lachend hinzu, „wer kann das bei einem ſo zugeknöpften Mann, wie Sie einer ſind, ſo bald ergründen; aber daß Sie es ſind, das lehrt jede Ihrer Mienen, das lehren Ihre Worte; und ſelbſt die Worte, die Sie ſchweigend ſprechen — das letztere verſtehen Sie meiſterhaft — klingen oder hören ſich wenigſtens ſtolz an.“ Der Verfaſſer gibt damit, freilich abſichtslos, eine wirkliche Kritik des Charakters des Freiherrn. Er iſt allerdings ein höchſt rechtſchaffener, herzensguter, auch muthiger, ſtandhafter Mann, er hat tiefes Gefühl für Natur und Kunſt; aber das ſind allgemeine Züge, die noch keinen außerordentlichen Charakter, worauf es doch abgeſehen iſt, bilden, und ebenſo wenig tragen die individuellen Striche dazu bei: der größte Wunſch, der ſeine ganze Seele erfüllt, iſt, wieder ſo ſchön ſingen zu können wie ehemals, der vollendetſte Sänger zu ſein, ſeine Lebensaufgabe; er hat ein ſtarkes Selbſtbewußtſein und fordert, trotz des Incognito, unter dem er auftritt und das er ängſtlich zu bewahren ſucht, das unbedingteſte Vertrauen, obgleich er ſelbſt es mit der Wahrheit nicht ganz genau nimmt, und iſt aufs tiefſte verletzt, als ihm daſſelbe nicht gleich voll entgegenkommt; ſich von dem Fräulein verſchmäht glaubend, will er ſich rächen, indem er hinter ihrem Fenſter einen wundervollen Geſang eigener Compoſition anſtimmt, um ſie zu dem Bewußtſein zu bringen, was ſie in ihm verloren.

Etwas lebendiger iſt die Perſönlichkeit Wanda's hervorgehoben, aber auch hier iſt keine Harmonie. Es heißt:

Wanda iſt ein ganz wunderſames Gemiſch von menſchlichen Stärken und Schwächen. Eitelkeit, auch ein bischen Gefallſucht kann man ihr gewiß nicht abſprechen, doch werden ſie bei weitem von ihrem Uebermuth übertroffen, der in den ſeltſamſten Geſtaltungen bei ihr zu Tage tritt, und ſo iſt ſie eine wahrhafte Nixe, eine Fee, ein Puck, der überall mit jedem ſein Weſen treibt, jedem ſeine ſchwache Seite abzugewinnen weiß und ſomit jeden beherrſcht, der in ihre Nähe kommt, ohne daß er es ſelbſt im geringſten gewahr wird. Sie hat eine ganz eigene Manier, die Leute zu kirren. Unbefangen, immer heiter und luſtig, ſieht ſie aus wie ewiger Sonnenſchein, und doch ſchläft ein Orkan in ihr, mit dem wahrhaftig nicht zu ſpaßen iſt. Sie hat eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen und einen Grad allgemeiner Bildung erreicht, der beim weiblichen Geſchlecht ſelten gefunden wird. Sie redet eine Menge Sprachen und iſt in der Literatur und Geſchichte wie ein Profeſſor bewandert und könnte den erſten beſten Katheder beſteigen und eine Vorleſung halten.

Später, als ſie durch ein unbedachtes Wort den Freiherrn von ſich geſcheucht hat, macht ſie ſich Vorwürfe, daß ſie „eitel und hochmüthig, recht ſtolz und eingebildet geweſen“, daß ſie „mit den Menſchen, die ihr ſo winzig klein erſchienen ſeien, getändelt, geſcherzt, gelacht und an ihrer Unbedeutendheit eine kindiſche Freude gehabt habe“. Als Beleg für alle dieſe Eigenſchaften ſoll die umſtändliche Schilderung dienen, wie ſie Körbe austheilt; den einen bekommt ein unheimlicher, hochfahrender Ruſſe, der ſie durch den Hinweis auf ſeinen Reichthum zu gewinnen ſucht; den andern ein bis zur Caricatur blaſirt gezeichneter Engländer. Einem kränklichen Maler, der ſich um ihre Gunſt bemüht, den ſie nicht liebt, aber ſchätzt und bemitleidet, begegnet ſie mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und Redlichkeit, und ſtets verräth ſie bei großem Selbſtbewußtſein, bei überſprudelnder Laune, auch

Digitized by Google

gelegentlichem Eigenſinn eine ungemeine Tiefe des Gemüths, aber nichts, was die obige Schilderung rechtfertigt; ſie iſt wohlwollend, hülfreich, offen und natürlich, ſodaß jene Kriſis — ihre Argwohn ausſprechende, ſchroffe Antwort auf die Liebeserklärung des Barons — höchſt gewaltſam erſcheint.

Die Darſtellung leidet, beſonders im erſten Theile, an einer übergroßen Wortfülle; es wird etwas nicht nur mit reichlichen Worten geſagt, es wird noch einmal geſagt; die unbedeutendſten Dinge werden breit ausgemalt; wir leſen z. B. wie und in welcher Kleidung die Kellner in einem Gaſtzimmer für eine Familie zum Thee zurüſten, wir erfahren alles, was ſie auf den Tiſch ſetzen an Geräth und Speiſen, ſelbſt die zehn Stühle, die ſie herbeiholen und um den Tiſch reihen, werden uns nicht erlaſſen; die Beſchreibung ſämmtlicher ſich auf die zehn Stühle ſetzenden zehn Perſonen nach Geſtalt, Haar, Bart, Geſichtsausdruck, Kleidung verſteht ſich von ſelbſt. Nichtsſagende Fragen, Exclamationen, Apoſtrophen, unzeitige, mitunter unpaſſende Gleichniſſe müſſen die ſchon geprüfte Geduld des Leſers ermüden.

Aber damit wir derſelben nicht ebenfalls zu viel zumuthen, brechen wir ab, nur noch einige Stilproben, Metaphern, Vergleichungen u. ſ. w. mittheilend:

Denn das Auge gewöhnt ſich ſchnell auch an das Unermeßliche und Gigantiſche, und das Herz folgt ja ſo gern dem Auge, welches die Vorſehung gleichſam als Vorfühler und Taſter — eine ganz eigene Art geiſtiger Pionniere — dem Menſchen unter das denkende Organ des Kopfs gelegt hat.... Heute hatte die ſtrahlende Sonne und die Natur mit ihren majeſtätiſchen Schrecken dies Herz ganz erhellt und ihm im goldenſten Schein das muthige, erhabene, denkende und tieffühlende Weib (Wanda) gezeigt.

Sie hatte nämlich in einer Anwandlung von Eigenſinn einen Platz, der eine großartige Ausſicht bot, aber durch Austreten eines Fluſſes gefährlich geworden war, nicht rechtzeitig verlaſſen wollen, worüber beide beinahe ertrunken wären. — Das Auge eines ruſſiſchen Grafen „erinnerte nicht an die ruhig züngelnde Flamme des Veſta-Altars". Die Mienen der Wanda zeigten „eine windſchnelle Beweglichkeit". Bei der herben Antwort, die Wanda dem Hermann gibt,

nahmen ihre Augen gewiß wider ihren Willen einen ſo wunderbar bittern Blick an, daß derſelbe an Hohn ſtreifte, wie ſie ſich auch in ihrer Farbe veränderten, ſodaß das ſchöne reine Blau darin verſchwand und einer trüben grauen Wolkenfarbe glich....

Unſterblicher Leman! Welcher Sterbliche hat ſchon die Tiefe und die unergründlichen Geheimniſſe deines ungeheuern, zwiſchen himmelhohen Bergen liegenden Bettes gemeſſen und erforſcht? Nein wie tief du biſt und was du in deinem ſchimmernden Schoſe birgſt, das wiſſen wir nicht, aber wie ſchön, wie wunderbar ſchön du biſt, das weiß jeder empfindungsvolle Menſch, der dich mit Augen geſehen. Und was iſt es denn, was uns alle an dir ſo unwiderſtehlich, ſo unvergleichlich entzückt? Iſt es die unbeſchreibliche Farbe deines kryſtallklaren blauen Gewäſſers, deren Urſache noch kein Naturforſcher ergründet hat u. ſ. w.

In Nr. 3: „Die Schatzgräber" von **Ernſt Freiherrn von Bibra**, bildet eine höchſt einfache, gewöhnliche Geſchichte den Inhalt des Romans. Ein Schatz iſt verloren gegangen; der Eigenthümer hat ihn während eines Kriegs einem Freunde zum Verſtecken übergeben; dieſer ſtirbt plötzlich, der Schatz iſt nicht zu finden und niemand hat Kunde davon. Daraus entſtehen Verdächtigungen, Zerwürfniſſe, Nachforſchungen und Irrthümer auf der einen Seite, auf der andern Verſuche, mit Hülfe übernatürlicher Kräfte den Schatz zu heben, wobei die gewöhnlichen Betrügereien ihre Rolle ſpielen. Durch einen Zufall wird der Schatz gefunden und dadurch alles ausgeglichen. Der Dichter hat nicht ungeſchickt eine Menge meiſt höchſt origineller Perſonen, welche zum Theil mit feſter Hand gezeichnet und lebendig geſchildert ſind, zu dieſer Geſchichte in Beziehung zu ſetzen gewußt und dadurch eine ſolche Mannichfaltigkeit der Situationen zu Wege gebracht, daß der Roman wol unterhaltend und ſpannend genannt werden kann. Wenn hier und da einmal die Grenzen des Natürlichen überſprungen werden, ſo weiß der Verfaſſer das eben durch die Wunderlichkeit ſeiner Figuren zu verdecken und nimmt ſelbſt, wenn es nicht anders gehen will, zu etwas Verrücktheit ſeine Zuflucht. Daß aber der Mannichfaltigkeit wegen auch einige, wenn auch nur angedeutete widerliche Züge (Stelz und ſeine Wirthin) hineingebracht wurden, iſt weniger zu entſchuldigen.

Aber ein Roman von drei Bänden iſt lang, und damit die Geſchichte ſo weit reiche, ſah ſich der Verfaſſer genöthigt, Beſchreibungen, auch wenn ſie nicht gerade hineingehörten, anzubringen und weit auszudehnen. Sowie ein Gebäude erwähnt wird, wird es beſchrieben; ſowie eine der Perſonen ſich im Freien bewegt, wird die Natur geſchildert; ja der Verfaſſer macht es möglich, den braſilianiſchen Urwald hereinzuziehen. Im letzten Theile finden ſich ſelbſt einige langweilige Partien, indem recht triviale Dinge auf das weitläufigſte beſprochen werden, welche auch trotz des launigen Tons, in welchem ſie vorgetragen ſind, ungenießbar bleiben. Warum in der Erzählung Kriegsunruhen erwähnt werden, von welchen ſich allerdings auch Erweiterungen des Umfangs hernehmen ließen, begreift man nicht, da ſie mit der Geſchichte in keinem Zuſammenhange ſtehen.

Die Neigung des Verfaſſers zum Seltſamen ſpricht ſich beſonders ſtark zu Anfang des Romans aus, wo es derart hervortritt, daß es den Leſer völlig verwirrt. Freilich kommt eine Löſung des ſcheinbar völlig Verworrenen hinterher, welche jedoch wenig befriedigt. Eigenthümlich iſt auch die Färbung des Ganzen: die Darſtellung iſt durchgehend launig, ohne ſich jedoch zum wirklichen Humor zu erheben. In ſcherzhafter, komiſcher, ſatiriſirender, mitunter witziger Weiſe wird alles und jedes behandelt, und dieſer Ton herrſcht ſelbſt in der Naturſchilderung, die deſſenungeachtet eine wahrhaft poetiſche Anſchauung durchſcheinen läßt. Die nicht herbe, nur ſpottende Satire ſchlägt überall um ſich und berührt die verſchiedenartigſten, mitunter recht trivialen Gebrechen der Welt, z. B. Grobheiten der Poſtbeamten, ſchlechtes Einheizen, Holzſtehlen, Verſetzen auf dem Leihhauſe u. ſ. w.

In Handhabung der Sprache iſt der Verfaſſer ziemlich gleichgültig und nachläſſig. Die grammatiſche Beziehung in manchem Satze kann nur verſtanden werden, wenn man auf den vorigen zurückblickt, und Wörter und Redeweiſen kommen vor, die jenen Vorwurf gewiß rechtfertigen, z. B. „die Ungänzen", „Armuthei", „Unmuß", „bleide gehen", „Lidſchäftigkeit", „freigeiſteriſch", „es hilft Sie nichts", „die Strahlen ſchmolzen den Schnee", „wenn ich ihm Geld ſehen laſſe".

Trotz aller dieſer Schwächen verräth der Roman den-

Digitized by Google

noch, daß der Verfaſſer wol Beſſeres leiſten könnte, wollte er mehr Ernſt aufwenden.

Mit einigem Mistrauen nimmt man Nr. 4: „Ein Ahnherr Victor Emanuel's", von L. Schubar, zur Hand, ein Buch, welches auf 200 weitläufig gedruckten Seiten einen hiſtoriſchen Roman enthalten ſoll. Und in der That findet man nichts als die völlig kunſtloſe Erzählung einer Begebenheit aus dem Leben Emanuel Philibert's, Herzogs von Savoyen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, welche nicht einmal durchgehends den Charakter der Wahrſcheinlichkeit trägt. Den Mittelpunkt bildet die unbeſtechliche Gerechtigkeit eines Landmanns, Jean Pardy, der dem Herzoge, ohne ihn zu kennen, die bitterſten Wahrheiten geſagt hat und deshalb von dieſem zum Oberrichter ernannt worden iſt. J. Pardy verurtheilt nicht lange darauf den Herzog, welcher den Grafen Montreal, das Haupt einer ruchloſen Verſchwörung, erſtochen hat, und den eigenen Sohn, welcher in Verdacht gerathen iſt, zur Ermordung des Herzogs die Hand geboten zu haben. Das Urtheil gegen den Herzog wird auf Grund eines Geſetzes vernichtet; den Sohn ſpricht der Herzog frei, da er von deſſen Unſchuld überzeugt worden iſt. Pardy wird in ſeinem Amte als Großrichter von Savoyen beſtätigt, und der Sohn zum Grafen ernannt.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

„Friedrich Rückert's geſammelte poetiſche Werke" Frankfurt a. M., Sauerländer) nehmen unter einer umſichtigen Redaction raſchen Fortgang. Uns liegen die zehn erſten elegant usgeſtatteten Lieferungen vor. Die Geſammtausgabe iſt nach en Dichtgattungen geordnet; die erſte, acht Bände umfaſſende Abtheilung enthält die „Lyriſchen Gedichte", die zweite und dritte n je zwei Bänden die „Dramatiſchen und epiſchen Gedichte". Auch die lyriſchen Gedichte ſind in ſinniger Weiſe aneinandergereiht. Den Reigen eröffnet in dem Buche „Vaterland" die olitiſche Lyrik. Außer den „Geharniſchten Sonetten" und den ältern Zeitgedichten finden ſich auch die neueſten: „Schleswig-Holſtein", mit denen der greiſe Sänger noch einmal in die olitiſche Arena trat. An die politiſche Lyrik ſchließt ſich der „Liebesfrühling", dem die bekannte Idylle „Amaryllis" als Vorfrühling vorausgeſchickt wird, gewiß ſehr paſſend in Bezug uf die biographiſche Folge, doch machen gerade dieſe Sonette, ie eine ruſticale Liebe feiern, durchaus nicht einen duftigen Eindruck und ſtehen gegen den „Liebesfrühling" hierin zurück; ſie aben etwas Behagliches, Gereiftes; ihre Röthe iſt nicht die iner aufbrechenden Roſe, ſondern die eines borsdorfer Apfels. Das dritte Buch bringt die Gedichte: „Haus und Jahr", Rückert's poetiſchen Hauskalender, der hier unter folgende Ueberſchriften geordnet iſt: 1) „Eigener Herd", 2) „Feſt- und Trauerklänge", 3) „Des Dorfamtmannsſohnes Kinderjahre",) „Lenz", 5) „Sommer", 6) „Herbſt", 7) „Winter". Man nnt dieſe idylliſchen Tageblätter, die oft anmuthig ſpielend, gar ſpieleriſch, oft markig und ſaftig aus einer einfachen Exiſtenz eine Fülle von Lebensweisheit herausſchälen. Ob die oetiſchen Erzählungen, die zunächſt in Ausſicht ſtehen, nicht ſſer unter die epiſchen Dichtungen eingefügt wären, erſcheint s fraglich; denn der eigentliche lyriſche Ton iſt namentlich den „Brahmaniſchen Erzählungen" und „Morgenländiſchen agen und Geſchichten" durchaus nicht überwiegend.

Als eine erfreuliche Thatſache erwähnen wir, daß der erwaltungsrath der Deutſchen Schiller-Stiftung dem berliner chriftſteller J. L. Klein eine dreijährige Penſion im Jahsbetrage von 300 Thalern angeboten hat in Anerkennung ner dramatiſchen Arbeiten und namentlich ſeiner im größten til und mit einem bewundernswürdigen Aufwande von Fleiß d Gelehrſamkeit aufgebauten „Geſchichte des Dramas". Es dies eine jener Ehrengaben, wie ſie offenbar dem Geiſte der tiftung am meiſten entſpricht, wenn dieſelbe in Wahrheit zur rderung unſerer Nationalliteratur beitragen ſoll. Tüchtigen atoren die nöthige Muße zu gewähren, damit ſie größere etiſche oder literarhiſtoriſche Schöpfungen mit voller Hingebung r Vollendung führen können — das iſt die Aufgabe der tiftung, wenn ſich dieſelbe nicht in eine Bettelſuppenanſtalt rwandeln ſoll. In dieſem Sinne nannte Klein es den einzig tſprechenden Dankesausdruck: „daß der ſo ehrenvoll berückſichgte Schriftſteller durch Aufgebot aller von ſeinen Dankgefühl geſteigerten und erhöhten Kräfte, wie durch gewiſſenhafte rtführung und eine ihm erreichbare Vollendung ſeiner ſchwierigen und mühevollen Arbeit ſich der hülfreich bethätigten Anerkennung würdig erweiſe". Von Klein's „Geſchichte des Dramas" liegt jetzt der vierte und fünfte Band vor, welche beide das italieniſche Drama behandeln, ohne ihren Stoff zu erſchöpfen und bis zur Gegenwart fortzuführen.

Von dem intereſſanten Buche W. Hepworth Dixon's, das den Titel „Spiritual wives" führt (London, Hurſt u. Blacket), veranſtaltet der Verlag von Franz Duncker in Berlin eine deutſche Ueberſetzung. In dem rüſtig fortſchreitenden „Salon" finden ſich in einem Artikel: „Frauen im Geiſt", intereſſante Mittheilungen aus dieſem Werk, das namentlich auch die jetzt halbvergeſſene Muckerepiſode in Königsberg noch einmal gründlich nach den Quellen behandelt und über den Aufenthalt der Liebe (Agapemone) in Somerſetſhire, über die Anhänger der freien Liebe auf den „Höhen von Berlin" in Ohio und den „Modernen Zeiten", zwei Anſiedelungen freiliebender Spiritualiſten, merkwürdige Aufſchlüſſe ertheilt. Dixon ſelbſt, geboren 1821, wurde 1853 zum Redacteur des „Athenaeum" berufen. Sein Hauptwerk iſt die „Geſchichte Englands während der Republik", ſeine intereſſanteſte Studie, die auf eigener Anſchauung beruht: „New-America", ein Werk, welches die Mormonen für Europa erſt entdeckte.

J. J. Honegger, der ſich durch ſeine „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" wegen der Eigenartigkeit der Auffaſſung und Prägnanz des Stils mit Recht einen Namen gemacht hat, gibt ein neues umfaſſenderes Werk heraus: „Grundſteine einer allgemeinen Culturgeſchichte der neueſten Zeit" (Leipzig, Weber), deſſen erſter vorliegender Band die Zeit des erſten Kaiſerreichs enthält. Außerdem werden noch vier Bände angekündigt. Der zweite Band ſoll in zwei Abtheilungen die Reſtauration in ihrem politiſchen Schwanken und auf ihrer reactionären Höhe ſchildern; der dritte und vierte Band das Julikönigthum und die Bourgeoiſie; der fünfte Band einen dialektiſchen Abriß über den geſammten Culturgang unſers Jahrhunderts und ſeine Endreſultate geben. Wir kommen auf das intereſſante Werk näher zurück.

Bibliographie.

Bartſch, K., Das Fürſtenideal des Mittelalters im Spiegel deutſcher Dichtung. Rectoratsrede. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bluntschli, J. C., Allgemeines Statsrecht. 4te Aufl. 1ster Bd. München, Liter.-artist. Anst. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Offener Brief eines Wiener Arbeiters an Herrn Schulze-Delitzſch. Schleiz, Hübſcher. 8. 3 Ngr.

Lüdecke, M., Calbenſer Genre-Bilder. Poetiſch-ſatyriſches Adreßbuch für Einheimiſche und Fremde. Staßfurt, Hartte. 16. 3 Ngr.

Meyer, B., Das Aeſthetiſche als Erziehungsmittel und Unterrichtsgegenſtand. Vortrag. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Riendorf, M. A., Ein ausgeriſſenes Blatt. Roman. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 3 Thlr.

Paulus, E., Die Photographie. Humoreske in 10 Geſängen. Stuttgart, Koethe. 16. 10 Ngr.

Schneider, L., Eine königliche Dienſtſchnalle. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Gr. 8. 3 Ngr.

Stett, W., Jedem das Seine. Tendenz-Roman. 2 Bde. Minden, Köhler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Springer, R., Berlin wird Weltſtadt. Ernſte und heitere Culturbilder. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 20 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundzüge des Allgemeinen Staatsrechts

oder

Institutionen des öffentlichen Rechts.

Von **Joseph von Held,**

Professor der Rechts- und Staatswissenschaft an der Universität Würzburg.

8. Geh. 2 Thlr.

Der Zweck dieses Werks besteht darin, für sämmtliche Disciplinen des öffentlichen Rechts dieselbe Aufgabe zu erfüllen, welche den Institutionen für die Disciplinen des Privatrechts zukommt. Das allgemeine Staatsrecht, welches also hier zum ersten mal als eine rein juristische Disciplin auftritt, soll demgemäss dazu dienen, für alle Verhältnisse und Einrichtungen des öffentlichen Rechts eine feste rechtswissenschaftliche Grundlage zu bieten. Dieses auch im einzelnen ganz selbständig durchgeführte Werk ist demnach geeignet, eine längst empfundene Lücke in der Literatur des öffentlichen Rechts auszufüllen. Die durchsichtige und lichtvolle Darstellung desselben wird es aber allen denjenigen, welchen es mit der richtigen Erkenntniss des juristischen Wesens des Staats Ernst ist, insbesondere auch den Studirenden der Rechtswissenschaft, zu einer höchst willkommenen Erscheinung machen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Staat und Gesellschaft vom Standpunkt der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. Theil: Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.
II. Theil: Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.
III. Theil: Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.

Ein neues illuſtrirtes Prachtwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben von

Karl Ruß.

Mit Illuſtrationen von Robert Kretſchmer.

Gr. 8. In elegantem Umſchlage 3 Thlr. Prachtvoll gebunden 4 Thlr.

Dieſes neueſte Werk von Karl Ruß bietet anmuthige und lebendige Schilderungen des einheimiſchen Naturlebens; es zeichnet ſich durch genaue Beobachtung und gründliche Kenntniß ſowie durch treue und liebevolle Auffaſſung der Natur in hervorragender Weiſe aus. Die ſinnigen Schilderungen des Verfaſſers erhalten durch Robert Kretſchmer's lebensfriſche Illuſtrationen noch einen beſonders feſſelnden Reiz.

Das Werk verdient ſomit die Beachtung der Naturfreunde wie aller gebildeten Kreiſe als ein anregendes Unterhaltungsbuch. Bei ſeiner ſchönen typographiſchen und artiſtiſchen Ausſtattung darf es als ein werthvolles, ſicher willkommenes Feſtgeſchenk empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die hohe Braut.

Ein geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Koenig's „Hohe Braut" wurde ſtets von der Kritik und vom Publikum zu den werthvollſten und anziehendſten deutſchen Romanen gezählt. Das Intereſſe daran hat ſich ſeit länger als dreißig Jahren ungeſchwächt erhalten und wird auch der ſoeben erſchienenen dritten Auflage um ſo gewiſſer zutheil werden, da der hiſtoriſche Hintergrund, auf dem die handelnden Perſonen ſich bewegen — Napoleon Bonaparte's Herrſchaft über Italien —, die frappanteſten Vergleichungspunkte mit der politiſchen Lage der Gegenwart darbietet. Ueberdies wurde der Preis dieſes Romans faſt um die Hälfte billiger als bei den frühern Auflagen geſtellt, wodurch derſelbe auch dem Privatbeſitz zugänglicher gemacht worden iſt.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 17.—19. Band der neuen wohlfeilen Ausgabe von Heinrich Koenig's „Geſammelten Schriften", deren frühere Bände zu folgenden (nur bis Ende 1868 geltenden) ermäßigten Preiſen zu haben ſind:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbeſſerte Auflage. 15 Ngr.
2.—4. **König Jerôme's Carneval.** Geſchichtlicher Roman. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenſerin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer". Zwei Theile. 1 Thlr.
7.—9. **Die Clubiſten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. 11. **Georg Forſter's Leben in Haus und Welt.** Zweite, ſehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
12. 13. **William Shakſpeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntniſſe. Zweite, verbeſſerte Auflage. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntniſſe. Zwei Theile. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe dargeſtellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch ſeine philoſophiſchen Schriften, ſondern auch durch ſeine akademiſche Wirkſamkeit in den Jahren 1805—43, zuerſt in Heidelberg, ſpäter in Jena, welche nur kurze Zeit infolge ſeiner Betheiligung am Wartburgfeſte unterbrochen wurde, einen ſo hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutſchen Philoſophie ausgeübt, daß die vorliegende Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens ſicherlich lebhaftes Intereſſe in vielen Kreiſen erregen wird. Sie iſt auf Grund der von ihm hinterlaſſenen Aufzeichnungen und eines reichhaltigen Briefwechſels mit Freunden und Zeitgenoſſen, wie de Wette, von Savigny, Haſe, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von ſeinem Schwiegerſohne Profeſſor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1868.

Inhalt: Claſſiſche Reliquien. Von Rudolf Gottſchall. — Neue Romane und Novellen. Von Guſtav Hauff. — Militäriſcher Büchertiſch. Von Karl Guſtav von Berneck. — Feuilleton. (Hebbel und ſein Eichkätzchen; Engliſches Urtheil über Erſcheinungen der deutſchen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Claſſiſche Reliquien.

1. Schiller's dramatiſche Entwürfe zum erſten mal veröffentlicht durch Schiller's Tochter Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta. 1867. Lex.-8. 18 Ngr.
2. Dido. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Charlotte Albertine Erneſtine von Stein-Kochberg geb. von Schard (1794). Im Auftrage des Freien Deutſchen Hochſtifts für Wiſſenſchaften, Künſte und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhauſe herausgegeben von Heinrich Düntzer. Frankfurt a. M., Verlag des Freien Deutſchen Hochſtifts. 1867. 8. 22½ Ngr.

Immer neue Veröffentlichungen aus unſerer claſſiſchen Zeit ſuchen einzelne Lücken auszufüllen, die noch im Entwickelungsgang unſerer großen Dichter für uns vorhanden ſind und auf ihre Beziehungen zu Welt und Leben ein neues Licht werfen. Unermüdlich iſt in dieſem Beſtreben namentlich Schiller's Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm; ſie ſpendet der Flamme des nationalen Cultus, welche auf den Altären ihres Vaters brennt, ſtets neuen Stoff. Es iſt freilich nur Einzelnes, nur Fragmentariſches, was aus Schiller's Nachlaß noch unveröffentlicht iſt; wir dürfen nicht auf jene neuen Nationalbibliotheken rechnen, wie ſie aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe gleich den geharniſchten Männern der Kadmeiſchen Drachenſaat erſtehen; aber bei Schiller hat auch die kleinſte Reliquie doppelten Werth, da dieſer Dichter am wenigſten ſein Genie verzettelt und außer ſeinen ganzen Schöpfungen nur wenig halbverarbeitetes Material hinterlaſſen hat. Alles Aphoriſtiſche lag ihm fern; er war eine gediegene, ſtreng auf organiſche Schöpfungen gerichtete Natur. Mit dem geiſtigen Hammerſchlag Goethe's, der in Reflexionen, Maximen, Sprüchen in Vers und Proſa umherſtäubt, kann man einen ganzen Kaſten füllen; in dem geiſtigen Hammerwerk Schiller's zielte alles auf Formung und Geſtaltung, und unvollendet blieb nur, was der allzu frühe Stillſtand des Werks nicht zur Vollendung kommen ließ. Hierzu gehören die „Dramatiſchen Entwürfe", welche Frau von Gleichen-Rußwurm aus dem Nachlaß des Vaters jetzt veröffentlicht hat. Doch auch die Veröffentlichung des Trauerſpiels „Dido" verdanken wir der rüſtigen Tochter des energiſchen Vaters. Zu Schiller hat daſſelbe freilich keine andere Beziehung, als daß es dieſem Dichter von der Verfaſſerin anvertraut war und von ihm die wärmſten Lobſprüche erhielt. Die Tragödie iſt ein Pasquill auf Goethe, oder vielmehr: das Pasquill auf Goethe, das ſie enthält, iſt dasjenige, was uns Epigonen allein an ihr intereſſiren kann.

Schiller's „Dramatiſche Entwürfe" (Nr. 1) umfaſſen fünf Dramen- und einen Balladenſtoff. Keiner dieſer dramatiſchen Stoffe würde ausgeführt daſſelbe Intereſſe geboten haben, welches uns die vollendeten Tragödien Schiller's bieten; keiner hat dieſe Größe und nationale Bedeutung. Wol aber zeigen uns die Entwürfe die glänzende Vielſeitigkeit des Schiller'ſchen Genius, der ſich zu den ſprödeſten und verſchiedenartigſten Stoffen hingezogen fühlte und ſich die Kraft zutraute, ſie zu bezwingen.

Im Vergleich mit den „Fragmenten", welche in Schiller's „Geſammelte Werke" aufgenommen ſind, erſcheinen dieſe Entwürfe weit unausgeführter und mehr als Orientirungsverſuche. Darin liegt aber ihr eigenthümlicher Reiz; wir treten in das Atelier des Dichters; wir belauſchen ihn bei den erſten Verſuchen, den rohen Stein künſtleriſch auszumeißeln, und können aus der Art, wie das geſchieht, Rückſchlüſſe machen auf die Eigenthümlichkeit ſeiner Begabung. Das naive Concept, das von Wiederholungen wimmelt, enthält die Plaudereien des Dichters mit ſich ſelbſt, eine Art von Frag- und Antwortſpiel und manche Fragen, auf welche die Antwort zunächſt ausbleibt.

Das erſte, was hier in die Augen fällt, namentlich in den größern Skizzirungen, wie „Gräfin von Flandern" und „Die Herzogin von Zelle", iſt die Fülle des aufgenommenen oder erfundenen Materials, durch welche ſich der Dichter erſt zur Beſchränkung hindurcharbeiten mußte.

Digitized by Google

Daſſelbe Gefühl haben wir bei dem Fragment des „Demetrius". In der Ausführung wäre jedenfalls viel von dieſen ſtofflichen Elementen beiſeitegeſchoben worden oder in der Retorte des dramatiſchen Proceſſes verdunſtet. Ungern gab die Phantaſie des Dichters den Reichthum der Geſtalten auf, mit denen ſie ſich bereits befreundet hatte; erſt das harte Geſetz der dramatiſchen Oekonomie nöthigte ſie zu ſtrengerer Auswahl. Befremdender ſchon iſt es, daß auch in Bezug auf die Motive der Handlung der Dichter eine bisweilen ſogar mit Zahlen numerirte Auswahl ſich freiläßt. Es iſt nicht minder charakteriſtiſch für Schiller, daß der Gang der Handlung von ihm nirgends mit feſten, beſtimmten Zügen vorgezeichnet wird, ja daß dieſer Gang ſelbſt dem Dichter am wenigſten feſtzuſtehen ſchien. Einer naiven Compoſitionsweiſe, wie wir ſie z. B. bei Shakſpeare vorausſetzen dürfen, iſt die Fabel des Dramas das erſte, das ἓν καὶ πᾶν; Shakſpeare und ſeine Zeitgenoſſen fanden ſie in Novellen oder Chroniken vor; ſie ſtand feſt in ihren Grundzügen und bedurfte nur der Modelung für dramatiſche Zwecke. Ohne einen ſolchen bereits fertigen Vorgang wäre keiner dieſer Dichter überhaupt an die Arbeit gegangen. Anders iſt es bei Schiller; ihm ſteht nur der Grundconflict, der leitende Gedanke feſt; die Fabel ſelbſt iſt gleichſam nur das Gefäß für die Menſchwerdung deſſelben; er experimentirt hin und her, welche Form für dies Gefäß die geeignetſte ſei. Schiller geht vom allgemeinen aus und geſtaltet danach den concreten Fall. Daß er demſelben dennoch ein ſpannendes Leben einzuhauchen verſteht, zeugt von der Energie ſeiner dramatiſchen Begabung. Auf beiden Wegen kann man ein künſtleriſches Drama ſchaffen, doch iſt derjenige, den Schiller verfolgt, der unbequemere; es iſt der Weg eines philoſophiſch gebildeten Kopfs.

So hat das Fragment „Die Herzogin von Zelle" bereits die bezeichnende Ueberſchrift: „Ideen zu einem Trauerſpiel." Die „Ideen" ſind dem Dichter das erſte; er geht zunächſt auf die tragiſche Bedeutung des Stoffs aus und notirt ſich das folgende Axiom: „Aus dieſem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzeſſin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverſtändniß zwiſchen ihr und Königsmarck ſtattfindet." Es iſt die Möglichkeit, dem Stoff tragiſche Bedeutung zu geben, welche Schiller zunächſt beſchäftigt. Dies iſt eine Vorfrage des Aeſthetikers, über welche der dramatiſche Dichter, dem die Luſt an der Production ſelbſt das Höchſte iſt, leicht hinweggehen dürfte. Der hiſtoriſche Sachverhalt ſelbſt blieb zweifelhaft, bis Palmblad 1847 die 200 zum Theil in Chiffren geſchriebenen Briefe zwiſchen der Prinzeſſin und Königsmarck aus der Univerſitätsbibliothek von Upſala auszugsweiſe in d. Bl. mittheilte. Nach dem Inhalt derſelben iſt an einem Liebesverſtändniß zwiſchen der Prinzeſſin und dem ſchönen Grafen nicht zu zweifeln. Die Vorausſetzung, welche Schiller für die tragiſche Geſtaltung des Stoffs unerlaßlich ſchien, war alſo in Wahrheit eine unhiſtoriſche. Auch iſt ſie keineswegs eine allgemein gültige für jeden Dichter; es läßt ſich auch mit der Annahme eines ſolchen Liebesverſtändniſſes dem Stoff eine tragiſche Seite abgewinnen, nur lag es in dem Charakter Schiller's, daß er ſich blos für eine edle Heldin zu begeiſtern vermochte. Leidenſchaftliche Frauencharaktere, um welche der Hauch heißer Sinnlichkeit zittert, gelangen ihm nicht; ſein ſittliches Pathos drückte ihnen alsbald den Stempel der Verwerfung auf, oder verzeichnete ſie mit grellen Zügen; wir brauchen blos an die Prinzeſſin Eboli oder an die Gräfin Julia Imperiali zu erinnern. Während Goethe ſeinen Klärchen und Gretchen einen unerreichbaren Zauber lieh, fielen für Schiller Frauengeſtalten ohne die Macht der Selbſtbeherrſchung augenblicklich aus dem Ideal heraus.

Seine Herzogin von Zelle ſollte eine ideale Geſtalt werden — wo blieb dann aber ihre tragiſche Schuld, ohne welche das Verhängniß, das ſie trifft, doch als herb, unberechtigt, ja eben untragiſch empfunden werden müßte? Das iſt das Problem, an welchem ſich dieſe „Ideen" abmühen, ohne indeß nach unſerer Empfindung zu befriedigender Klarheit zu kommen. Immer wieder kommt der Dichter auf dies Problem zurück. Dies tragiſche Intereſſe ſoll ſich auf die peinliche Lage der Prinzeſſin im Hauſe ihres Gemahls und am Hofe ihrer Schwiegerältern gründen:

Mit einem Herzen, welches Liebe fordert, und im Hauſe ihrer Aeltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt iſt ſie an den Hof zu Hannover unter Menſchen gekommen, welche für nichts Sinn haben als für ihre Fürſtlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauſes. Als die Tochter einer bloßen adelichen (denn ihre Mutter war nicht fürſtlichen Geblüts) wird ſie an dem ſtolzen Hof zu Hannover mit Verachtung angeſehen. Ihr Gemahl hat ſie nicht ſelbſt, viel weniger aus Liebe gewählt; bloß um die Erbſchaft des Herzogthums Zelle ſich nicht entgehen zu laſſen hat die Churfürſtin ihre Abneigung gegen ein ſolches Mißbündniß überwunden und die Prinzeſſin ihrem Sohn zur Gemahlin gegeben. Für ihre Perſon iſt ſie alſo unwillkommen in dieſem Fürſtenhaus, ihrem Gemahle der ſie nicht gewählt hat und der ſchon in der Gewalt einer Mätreſſe iſt, iſt ſie gleichgültig und wird ihm bald durch ihre Empfindlichkeit läſtig.

Die Prinzeſſin iſt in einer Lage, worinn viele ihres Standes ſich befinden. Es blieb ihr alſo eins von dieſen beiden zu thun:

Entweder ſich mit Klugheit der Verhältniſſe Meiſter zu machen, in denen ſie einmal iſt, und folglich jene Menſchen nach ihrer Weiſe zu beherrſchen

Oder wenn ſie dazu nicht den Charakter hatte, ſich mit der gewöhnlichen Paſſivität und Ergebung in dieſen Zuſtand zu reſignieren. Eins von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber für das erſte denkt ſie zu ſtolz und zu edel, und für das zweite iſt ſie zu lebhaft. Sie hat im väterlichen Haus die Behandlung eines geliebten einzigen Kindes erfahren, ſie iſt ſich ihrer Vorzüge bewußt und die Vernachläſſigung, die ſie erfährt, kränkt ſie aufs tiefſte. Und eben, weil ſie eine edle Natur iſt, ſo verſchmäht ſie es, ſich zu der Armſeligkeit der Menſchen, mit denen ſie zu thun hat, herabzulaſſen, ſie pocht auf ihr Recht, ſie hüllt ſich bloß in ihre Unſchuld und natürliche Würde, wofür jene keinen Sinn haben. Ihr lebhafter Verſtand läßt ihr die Gemeinheit um ſich herum lebhaft fühlen und ſie ſchont ſie nicht, dadurch aber bringt ſie nur Haß und Erbitterung hervor.

Die Prinzeſſin beſaß alſo weder Weltklugheit noch Reſignation — und darin ſollte ihre tragiſche Schuld liegen. Sind dies ſittliche Mächte, deren Verletzung ſich ſo an der Heldin rächen muß, daß über ihrem Untergang jene Glorie der Verſöhnung ſchwebt, wie ſie der echten Tragödie nicht fehlen darf? Schiller ſagt an einer andern Stelle des Fragments:

Vorzüglich iſt auf eine dramatiſchere Cataſtrophe und einen ächt tragiſchen Ausgang zu denken, wo Unglück und Größe vereinigt ſind. Die ſchlechten Menſchen triumphieren, aber Unſchuld und Seelenadel bleiben doch ein abſolutes Gut. Das Edle ſiegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte.

Digitized by Google

Die höchſte Verlaſſenheit und Einſamkeit der Prinzeſſin, die nun nichts mehr hat als das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld und die Würde der Tugend.

Hier erſcheint alſo die Heldin wieder als vollkommen unſchuldig. Das Fatum, das den Unſchuldigen trifft, wird immer nur als ein Unglück empfunden werden, dem die tragiſche Bedeutung fehlt.

Von dem feſtgehaltenen Ausgangspunkte ergibt ſich für den Dichter nun die Conſequenz, ſtatt des Liebesverhältniſſes ein freundſchaftliches zwiſchen der Prinzeſſin und Königsmarck anzunehmen. Auf Seite des letztern iſt freilich eine leidenſchaftliche Neigung. Die Freundſchaft zeigt ſich in dem ritterlichen Schutz, den ihr Königsmarck nach einer ihr zutheil gewordenen Beleidigung gewährt. Das wichtigſte Motiv iſt dieſe Beleidigung; doch welcher Art ſie war, darüber iſt der Dichter im Unklaren. In gewohnter Weiſe wirft er zur Auswahl einige Möglichkeiten aufs Papier, welche nur beweiſen, daß er umherſuchte, ohne zu finden:

Worinn beſteht die Beleidigung, die der Prinzeßin von ihrem Gemahl und von den Maitreſſen widerfährt?

Es wird ihr einmal verboten an einem gewiſſen Ort zu erſcheinen, jemandes Beſuch anzunehmen, einen gewiſſen Schmuck zu tragen.

Eine Perſon, welche ſie beſchüzt, wird beleidigt.

Ein unſchuldiges Vergnügen wird ihr verkümmert.

Sie ſieht ſich deferiert — — —

Er hat ſelbſt das Gefühl des Ungenügenden und ruft ſich gleich darauf zur Ordnung mit folgenden ſehr treffenden Bemerkungen, welche die äſthetiſchen Poſtulate hinſtellen, nicht den Weg zu ihrer Verwirklichung angeben:

Da es dieſer Geſchichte an einem prægnanten dramatiſchen Momente und überhaupt an ſogenannten äuſern Handlungen fehlt, ſo ſind dieſe zu ſuchen und aus dem Stoffe heraus zu wickeln.

Vor allen Dingen muſs die Handlung prægnant und ſo beſchaffen ſeyn, daß die Erwartung in hohem Grade geſpannt und bis ans Ende immer in Athem gehalten wird. Es muſs eine aufbrechende Knoſpe ſeyn, und alles was geſchieht muſs ſich aus dem Gegebenen nothwendig und ungezwungen entwickeln.

Daher müſſen alle Parthien in höchſter Einheit verſchlungen ſeyn und alle bewegenden Kräfte auf einen einzigen Punkt hin drücken.

Daß Schiller dieſe prägnanten Momente auch zu finden wußte, das beweiſen ſeine Dramen zur Genüge, und ſelbſt in dem Wuſt dieſer ſkizzirenden Federproben, in dieſen durcheinandergärenden Schöpfungsmöglichkeiten, deren Chaos die „Ideen" zu dieſem Drama bilden, finden ſich glückliche Treffer, die von dem dramatiſchen Inſtinct des Dichters Zeugniß ablegen. Die Prinzeſſin, gekränkt von dem Gatten, empfindet ihr häusliches Unglück am tiefſten und wendet ſich an ihre Aeltern mit der Bitte, ſie wieder aufzunehmen, gerade wo ihr die ſchönſten Hoffnungen zu blühen ſcheinen, wo das Haus Hannover dem höchſten Glanz entgegengeht. „Dieſer Widerſpruch ihres Zuſtandes mit dem öffentlichen gibt eine tragiſche Situation", ſagt Schiller mit Recht. Ebenſo hat er die Peripetie, die der Stoff nach ſeiner Anlage haben muß, richtig herausgefunden; man ſieht zwar nicht, ob er ſie auch an die rechte Stelle in dem Drama geſetzt haben würde. „Königsmarck will die Prinzeſſin bewegen, noch in der nämlichen Nacht ſich zu flüchten. Seine heftige Leidenſchaft ſchreckt ſie und die Binde fällt ihr von den Augen." Gelang es dem Dichter, durch dieſe Peripetie die Kataſtrophe herbeizuführen, durch das Zögern der Prinzeſſin, das mit ihrer Reinheit zuſammenhängt, den Untergang Königsmarck's und ihren eigenen Sturz hervorzurufen: ſo trat der Grundgedanke Schiller's mit voller Prägnanz hervor und der techniſche Aufbau war wirkungsvoll und geſichert.

Die einzelnen, in dies Fragment eingeſtreuten Federproben werfen hier und dort eine Scenenfolge hin, deuten geſchichtlich verwendbare Motive an, ja notiren auch ſchon eine ungefähre Beſetzung des Stücks für die weimariſche Bühne, ein ſicherer Beweis dafür, daß auch Schiller nicht ſo abgeneigt war, ſeine Rollen den Darſtellern der Muſterbühne auf den Leib zu ſchreiben.

„Die Herzogin von Zelle" wäre ein Hofintriguenſtück geworden, ein Genre, das Schiller mit ſolcher Ausſchließlichkeit bisher nicht gepflegt hatte, obſchon ſowol im „Don Carlos" wie in der „Maria Stuart", die Hofintriguen eine ſehr wichtige Rolle ſpielen und nicht blos der glatte, geſchmeidige Leiceſter, ſondern auch der Freiheitsſchwärmer Poſa zu der vielartigen Gattung der Hofintriguanten gehören.

Wir ſind geſpannt, wie Bauernfeld in ſeinem neueſten Drama: „Eliſe von Ahlden", das an der Burg zur Aufführung angenommen worden iſt, den Schiller'ſchen Stoff wird behandelt haben.

Einen gänzlich verſchiedenen Charakter von der „Herzogin von Zelle", ja von allen frühern Dramen Schiller's hätte, nach dem Fragment zu ſchließen, das ausgeführter und in ſich fertiger iſt als alle übrigen, die „Gräfin von Flandern" gehabt, einen Charakter, den wir am beſten als einen ſhakſpeariſirenden bezeichnen können. Ein Zug phantaſievoller Freiheit und äußerlich bunter Romantik geht hier durch eine Handlung, welche in Shakſpeare'ſcher Weiſe ſich über einen Reichthum von Geſtalten ausbreitet und mehrere Parallelkreiſe beherrſcht. Die hiſtoriſche Bedeutung tritt hier ganz zurück; es iſt ein Liebesdrama mit günſtigem Abſchluß, ein Schauſpiel, wie wir es unter den frühern Dramen nicht finden, ohne nationale Größe und tragiſche Bedeutſamkeit. Der Einfluß der Romantiker auf Schiller iſt in dieſem Stücke und in ihm ganz allein unverkennbar.

Das Grundthema des Stücks kündigt Schiller mit voller Klarheit und Beſtimmtheit an:

Eine regierende Gräfin von Flandern wird von ihrem Volk und ihren Großen genöthigt, binnen einer kurzen Friſt die Wahl eines Gatten zu treffen, der ſie lang auszuweichen gewußt hat.

Vier mächtige Freier machen Anſprüche auf ſie, unter dieſen ſind zwey fremde Prinzen und zwey ihrer vornehmſten Vaſallen. Sie liebt keinen und fürchtet jeden.

Die fremden Prinzen machen ihre Geburt, ihre Macht, ihre Reichthümer geltend; die einheimiſchen Freier prevalieren ſich ihrer perſönlichen Vorzüge und des Staatsvortheils; die erſten ſuchen ihren Zweck durch Trotz, die andern durch Ränke zu erreichen.

Die Gräfin iſt ganz ohne Stütze, ihre Freunde ſind ohnmächtig, ihr Volk verlangt ihre Heirath und wird von den Großen aufgereizt, ſie hat keine andre Waffen als Klugheit und Liſt, ſich der verhaßten Wahl zu entledigen.

Ihre Abneigung dagegen gründet ſich nicht bloß auf ihre Gleichgültigkeit und ihren Widerwillen gegen die Freier. Ihr Herz iſt ſchon für einen andern intereſſiert, einen jungen

Digitized by Google

Damoiſeau an ihrem Hof, der nicht im Stand iſt ſie zu ſchützen, der keine Anſprüche an ſie machen und den ſie nicht wählen kann, ohne ſich ſelbſt und ihn zu Grunde zu richten.

Floriſel iſt der jüngere Sohn eines ſehr edeln aber herabgekommenen Geſchlechts; er hat nichts als ſeine Ahnen, und muß am Hof ſeiner Fürſtin von ſeinen treuen Dienſten ſein Glück erwarten; aber er iſt liebenswürdig, tapfer, verſtändig und hochgeſinnt und ſeiner Gebieterin mit einer Neigung, die an Anbetung grenzt, ergeben. Von dem Vorzug, den ihm die Gräfin giebt, weiß er nichts, und ob er gleich für keine andere Dame Augen hat als für ſie, ſo iſt ihm doch der Gedanke nie gekommen ſie zu beſitzen. Selbſt die bevorſtehende Heirath der Gräfin beunruhigt ihn nur inſofern, als er ihre Abneigung dagegen bemerkt und keinen der Bewerber für würdig genug hält, ſie davon zu tragen.

Die Aufgabe des Stücks iſt alſo eine doppelte: *erſtlich* die zudringlichen Freier zu entfernen; *zweitens* dem Geliebten einen unwiderſprechlichen Anſpruch an ihre Hand zu erwerben. Dieſe zweifache Aufgabe wird dadurch in Eine verwandelt, daß Floriſel indem er durch ſeine Wachſamkeit, Treue und Tapferkeit die Unternehmungen der Freier vereitelt, ſich zugleich das höchſte Verdienſt um das Land und die Fürſtin erwirbt, und ſich als den würdigſten Gegenſtand ihrer Liebe darſtellt. Aber erſt nach den bänglichſten Proben und Verwicklungen trägt die Liſt, der Muth und die Liebe dieſen Sieg davon.

Dieſe Ankündigung läßt kaum ahnen, mit welchem Reichthum von Varianten und dramatiſchen Gruppen Schiller die architektoniſchen Linien des Entwurfs auszuſchmücken gedachte, ein Reichthum der Erfindung, den man bei dieſem Dichter weniger zu ſchätzen gewohnt iſt, weil die von ihm meiſtens beliebte Anlehnung an geſchichtliche Stoffe denſelben weniger hervortreten läßt. Abgeſehen davon, daß die Compoſition allzu reich iſt, entſpricht ſie vollkommen den dramatiſchen Regeln, und hat, trotz des Reichthums, der nur eine zu große äußere Ausdehnung oder hier und dort eine allzu fragmentariſche Ausführung bedingt hätte, innern Zuſammenhalt.

Sehen wir uns zunächſt die äußern Freier an. Die Prinzen von Marokko und Aragonien, die Bewerber um die Hand der ſchönen Portia, mögen dem Dichter bei dieſer Gruppe vorgeſchwebt haben. In der That finden wir hier einen Prinzen von Spanien, der indeß mit edelm Anſtand zurücktritt; Graf Artois iſt der gewaltſame Freier, der ſich verabſchiedet mit der Abſicht, die Gräfin ſpäter mit dem Schwert in der Hand als eine Beute zu erobern, und Prinz Erich von Gothland iſt der lächerliche, der zum Narren gehalten wird.

Bei den *innern* Freiern wiederholen ſich die Contraſte dieſer Gruppe, doch nicht mit nüchterner Symmetrie, ſondern in farbenreicher Abſtufung. Dem edeln ſpaniſchen Prinzen entſpricht der Graf von Aremberg, dem gewaltthätigen Artois der nicht minder despotiſche Montfort, und dem lächerlichen Schwedenprinzen ein lächerliches Paar, der Kanzler und ſein Sohn, indem der hohe Staatsbeamte aus der Beförderung des letztern an Floriſel's Stelle Ausſichten auf eine Verbindung mit der Gräfin ſchöpft.

In dramatiſchen Fluß wird dieſe Gruppe durch zwei außerhalb derſelben ſtehende Charaktere gebracht: Floriſel und Fräulein von Megen. Floriſel iſt eine Art von Fridolin, den die Gräfin liebt, der ſelbſt ſeine Gebieterin anbetet, aber ſich die Natur ſeiner Gefühle nicht geſtanden hat, ſie blos für Ehrfurcht und Dienſteifer hält, noch keinen Gedanken an den Beſitz der Gräfin hat und ſelbſt durch ihre Heirath nur um ihretwillen beunruhigt wird. Auch Fräulein von Megen hat eine Neigung für Floriſel, tritt aber zurück, als ſie die Gefühle ihrer Gebieterin entdeckt. Graf Aremberg liebt Fräulein von Megen und iſt nur aus Eiferſucht gegen Montfort und angeſtachelt von ſeiner Partei als Mitbewerber um die Hand der Gräfin aufgetreten. Dieſe weiß ihn auf ihre Seite herüberzuziehen, indem ſie ihm erklärt, ſich nie an Montfort hingeben zu wollen und ihm ihre guten Dienſte bei dem Fräulein verſpricht. Floriſel wird an einen berühmten Hof gebracht, um ſich auszuzeichnen und ſo der Hand der Gräfin würdig zu machen. Inzwiſchen überzieht Artois das Land mit Krieg, Montfort zieht ihm entgegen, nachdem er ſich der Gräfin verſichert, die er wie eine Gefangene hält. Doch aus dem Kampf der beiden gewaltthätigen Freier erblüht das Glück dem jungen Floriſel, der als Sieger die Entſcheidung herbeiführt und nach einigen geſchickten Hemmungen, welche die Kataſtrophe aufhalten, der Flucht der Gräfin und einem Gelübde Floriſel's, die Hand der vielumworbenen Dame erhält.

Die dramatiſche Bewegung und Gegenbewegung, ſowie der Abſchluß ſind vortrefflich in dieſer Compoſition; einige Lücken in der Motivirung hat der Dichter ſelbſt durch das folgende Regiſter angezeigt:

Zu erfinden iſt:

1.) Wie die Gräfin mit Aremberg verſchwindet.

2.) Wo ſie beide in der Zwiſchenzeit hinkommen, daß ihre Spur ſich nicht findet (Aremberg muß anſtatt dadurch zu verlieren, ſehr gewinnen).

3.) Was Floriſel, ſie ſuchend, unternimmt.

4.) Montfort's Cataſtrophe.

5.) Floriſel's frommes Gelübde.

6.) Erich's Ungeſchicklichkeit am Anfang und Floriſel's Verdienſt um die Gräfinn.

Der letztere Punkt wird indeß in der weitern Ausführung des erſten Actes, welche bereits nach den einzelnen Scenen gegliedert iſt, erledigt.

Das romantiſche Colorit, welches allein für dies Drama paßt, hat der Dichter durch einzelne Bemerkungen genugſam angedeutet. Das Gelübde Floriſel's, eine höhere Hand, die im Spiele und deren Organ ein Mönch iſt, Träume und Viſionen — das ſind die Notizen, deren Belebung hier und dort an „Die Braut von Meſſina" erinnert haben würde. Auf der andern Seite ſind auch hiſtoriſche Volksſcenen mit aufgenommen, welche Spiegelbilder der Franzöſiſchen Revolution uns vor Augen geführt hätten: komiſch-fürchterliche Scenen der Volksherrſchaft, lächerliches Betragen des Pöbels, die Bürgerwache in den vornehmen Zimmern u. ſ. w. In dieſen Andeutungen viſionärer Romantik und volksthümlicher Genremalerei lag indeß die Gefahr eines Zuviel, wodurch namentlich die pſychologiſche Entwickelung der Hauptgeſtalten beeinträchtigt werden konnte.

Eigenthümlich iſt in dieſem Fragment und in dem der „Herzogin von Zelle" die Anwendung eines Elements der Intrigue, der Verkleidungen und Verwechſelungen, welches in die modernen Intriguenluſtſpiele aus den ſpaniſchen Degen- und Mantelſtücken übergegangen iſt und welches in Schiller's hiſtoriſchen Dramen nicht zur Anwendung kommt, man müßte denn an jene verfehlte Verkleidungs-

Digitized by Google

ſcene der Leonore im „Fiesco" denken. In dem Fragment der „Herzogin von Zelle" heißt es:

Ein Maskenball iſt einzuführen, auf welchem Irrungen möglich werden. Die Prinzeſſin verkleidet ſich auf demſelben zweimal und hat mit ihrem Gemahl, ohne daß er ſie kennt, eine Scene.

In dem Fragment der „Gräfin von Flandern" findet ſich die folgende Scene angegeben:

Gräfin übt eine unſchuldige Liſt aus, um hinter das Geheimniß Floriſel's und ihrer Nebenbulerin zu kommen. Es iſt kein prämeditirter Betrug, aber ſie benutzt die Gelegenheit, die der Zufall ihr darbietet. Rosmarin kann ſie mit der Gräfin verwechſeln, und dieß bringt ſie nun natürlich auf den Gedanken ſich für jene auszugeben.

Floriſel glaubt mit dem Fräulein zu ſprechen und ſchlägt
hre Hand aus. Die Aehnlichkeit des Anzugs und der herab-
zezogene Schleier täuſcht ihn; auch iſt er nicht frei und unbe-
angen genug, um ſcharfſichtig zu ſeyn. Die Stimme der ver-
chleierten Dame entdeckt ihm zulezt die Gräfin, er erſchrickt,
md da ſich das Fräulein nun zugleich nähert, ſo entfernt er
ich ſchnell.

Das Fragment der „Gräfin von Flandern" iſt noch
usgeführter, als das des „Demetrius" (abgeſehen von
en bereits gedichteten Scenen), indem es den Stoff ſchon
n die einzelnen Acte eintheilt; das Stück könnte nach der
Schiller'ſchen Anlage ebenſo gut wie der „Demetrius" von
euern Dichtern vollendet werden, ja da Schiller hier
eine Scenen und Acte fertig gemacht hat, ſo würde ſelbſt
er misliche Vergleich zwiſchen ihm und den jüngern Nach-
olgern und die ſtörende Ungleichartigkeit des Stils fort-
llen. Doch kennen wir von den neuern Dichtern nur
nen einzigen, welcher den richtigen Ton für dieſen Stoff
effen würde; es iſt dies Friedrich Halm, der auch be-
afen wäre zu ergänzen, was in Schiller's Fragment allzu
üchtig angedeutet iſt: das Erwachen der Neigung in
loriſel bis zum vollen Bewußtſein der Liebe und zur
lut der Leidenſchaft. Denn gerade für die Darſtellung
rartiger pſychologiſcher Entwickelung hat Friedrich Halm
ie wenige die Farben auf ſeiner Palette.

Wie die „Gräfin von Flandern" ein Stoff für Fried-
ch Halm, ſo wäre die „Agrippina" ein Stoff für Fried-
ch Hebbel geweſen. Wiederum ſehen wir hier eine Ab-
eichung des Schiller'ſchen Genius aus den Gleiſen, in
nen ſein dramatiſcher Siegeswagen einherfährt, und zwar
den **bedenklichen** Stoffen, den Stoffen, die ein ge-
agtes Problem darſtellen. Der Dichter ſelbſt ſagt:

Agrippina iſt ein Charakter, der nicht ſtoffartig intereſſirt,
i dem vielmehr die Kunſt das ſtoffartig widrige erſt überwin-
n muß. Rührt Agrippina, verſteht ſich ohne ihren Charak-
: abzulegen, ſo geſchieht es lediglich durch die Macht der
eſie und die tragiſche Kunſt.

Agrippina erleidet bloß ein verdientes Schickſal, und ihr
tergang durch die Hand ihres Sohns iſt ein Triumph der
:meſis. Aber die Gerechtigkeit ihres Falls verbeſſert nichts
der That des Nero: ſie verdient durch ihren Sohn zu fal-
, aber es iſt abſcheulich daß Nero ſie ermordet. Unſer
chrecken wird alſo hier durch kein weiches Gefühl geſchwächt.
ir erſchrecken zugleich über den Opferer und über das Opfer.
ne leidende Antigone, Iphigenia, Caſſandra, Andromacha ꝛc.
ben keine ſo reine Tragödie ab.

Der Tod der Agrippina macht Epoche in dem Charakter des
ero; hier fühlt er die lezte Schaam, und die lezten Schauer
: Natur, er überwindet ſie und hat nun alle moraliſche Ge-
hle überwunden.

Auch an bedenklichen Einzelheiten fehlt es nicht. So
l Agrippina einen Verſuch machen, die Begierden des Nero zu erregen, ſoweit dies nämlich ohne Verletzung der tragiſchen Würde ſich darſtellen läßt; es ſoll dies mehr errathen als ausgeſprochen werden. Intereſſant iſt es nur, daß ein ſo auf der Spitze ſtehender Stoff, der die tiefſten und gewaltigſten Probleme des Seelenlebens aufregt, für Schiller eine ſolche Anziehungskraft hatte. Die Anregungen Racine's mögen dabei mitgewirkt haben. Die gedichteten Scenen zeigen eine unſicher experimentirende, hin- und hertaſtende Diction, welcher der ſichere Fluß und das Dictat der Begeiſterung fehlt.

Unbedeutender iſt das Fragment: „Themiſtokles", deſſen Bauſteine nur locker aufeinandergeſchichtet ſind. Dieſen Stoff hat ſpäter Auffenberg behandelt.

Das Thema zu „Elfride" liegt ausgeſprochen in den folgenden Zeilen:

Zwei höchſt leidenſchaftliche Männer, davon der eine mit dem Recht des Gatten, der andre mit der abſoluten Gewalt ausgerüſtet iſt, collidieren in der Liebe zu einer ſchönen aber eiteln und liebeloſen Frau. Sie folgt natürlich dem Glanz und der Macht des Leztern und verräth — aus bloßer Liebloſigkeit und Eitelkeit — die Pflicht und die Treue der Gattinn.

Die Ausführung iſt noch ganz unausgegoren und beſteht mehr in Fragen, die der Dichter ſich ſelbſt vorlegt, als in Antworten.

„Roſamunde" ſchließlich iſt ein Balladenſtoff, der etwas an die Kunigunde vom Kynaſt erinnert; doch würde hier eine Ballade nur durch knappe Auswahl aus einer Fülle von Motiven möglich geworden ſein, die den Dichter alle als lockende Möglichkeiten umgaukelten.

Die dramatiſchen Entwürfe Schiller's gewähren nicht nur einen intereſſanten Einblick in die Dichtweiſe des großen Dramatikers, die, von Gedanken ausgehend, ſich ein reiches äußeres Material zu wohlerwogener Auswahl zurechtlegte; ſie zeigen auch, daß der Dichter, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen wäre, eine die Weisheit der Schablonenkritik beſchämende Vielſeitigkeit an den Tag gelegt hätte. Und darf dieſe Vielſeitigkeit verwundern bei einem Dichter, der nach einer „Maria Stuart" eine „Braut von Meſſina" und nach dieſer wiederum einen „Wilhelm Tell" gedichtet hat?

Das Trauerſpiel: „Dido" von Frau von Stein-Kochberg (Nr. 2) ergänzt das Bild unſerer claſſiſchen Epoche nach einer andern Seite hin, nach der Seite des perſönlichen Skandals, deſſen pietätvolle Pflege unſern Literaturhiſtorikern ſehr am Herzen liegt. Wenn wir das Stück abgeſehen von dieſen Motiven und Zwecken betrachten, ſo können wir kaum in das galante Lob Schiller's einſtimmen, welcher den ſchönen, ſtillen, ſanften Geiſt rühmt, der überhaupt darin athmet, und die Lebendigkeit, womit ſich eine zarte und edle weibliche Natur darin gezeichnet hat. Auch hebt der Dichter die productive Kraft hervor, welche ſich in dem Stück beweiſe, die er aber diplomatiſch als die Macht erklärt, „ſein eigenes Empfinden zum Gegenſtand eines heitern und ruhigen Spiels zu machen und ihm einen äußern Körper zu geben". Auch darin erweiſt ſich unſer Dichter als galanter Diplomat, daß er nur beiläufig bemerkt, man könnte das Stück unter die Bekenntniſſe rechnen, ohne der heftigen Ausfälle auf ſeinen Freund Goethe, die es enthält, Erwähnung zu thun.

Digitized by Google

Das Drama iſt übrigens nicht blos wegen ſeiner Beziehungen auf das claſſiſche Weimar eine Curioſität, auch als Verſuch, ein Pasquill auf eine ernſte Tragödie zu impfen, gewiß einer der ſeltenſten Verſuche in der poetiſchen Kunſtgärtnerei aller Zeiten. Die Haupthandlung, in welcher wir Dido von einem gewaltthätigen Freier, dem König Jarbas, der ſogar verkleidet an ihren Hof dringt und mit dem ihre eigenen Hofgelehrten im Bunde ſind, umworben ſehen, bis ſie ſich dieſer Werbung durch den freiwilligen Tod entzieht, iſt ohne feinere pſychologiſche Motivirung, ganz im brüsken Stil der Stürmer und Dränger gehalten, indem der bunteſte Decorationswechſel Hand in Hand geht mit den Lakonismen der Diction, die es hin und wieder zu genialer Skizzirung, nirgends aber zum vollen Ausdruck der Empfindung und Leidenſchaft bringt. Dagegen treten die Nebenperſonen feſſelnder hervor, Charaktere, in denen der geiſtige Hofſtaat Weimars mit meiſt pasquillartiger Färbung geſchildert wird. Auch in den ernſtern Geſtalten kann man Weimar wiedererkennen: Jarbas iſt Karl Auguſt, Dido die Herzogin Luiſe, Eliſſa Frau von Stein ſelbſt; nur zeigt ſich hier nichts vom äſthetiſchen Duft des Hofs von Ferrara, wie in Goethe's poetiſcher Spiegelung des weimariſchen Hoflebens. Der edle Prieſter Albicerio iſt Herder; doch macht dieſer karthaginienſiſche Generalſuperintendent einen etwas verſchwommenen Eindruck. Beſſer gelungen iſt der Hofphiloſoph Dodus, eine ſcharf ausgeſchnittene Silhouette Knebel's; Aratus, ein Geſchichtſchreiber, iſt ein Abbild des Legationsraths Bertuch. Ogon, ein Poet, iſt niemand anders als Wolfgang Goethe, auf welchen die Dichterin die volle Schale ihres Zorns ausgoß und ihn in jener Beleuchtung zeigte, wie ſie etwa Menzel und Börne um ſein olympiſches Haupt auszugießen pflegten. Das Pasquill war ein Product des Zorns und der Eiferſucht, daß Goethe ſich mit Chriſtiane Vulpius in freier Ehe verband und die Dichterin einem Mädchen opferte, das ſo tief unter ihr ſtand. Von Düntzer erfahren wir zwar in der Einleitung, daß Goethe ſich, trotz ſeiner glühenden Leidenſchaft für Frau von Stein, zur Entſagung entſchloſſen und mit der innigſten ſchweſterlichen Liebe begnügt habe. Düntzer iſt jedenfalls ein glaubwürdiger Mann, dem kein fliegendes Blättchen, kein Tritt und Fehltritt unſerer Claſſiker entgeht; doch da er nicht die Allwiſſenheit eines Beichtigers beſitzt, ſo ſollte er ſich vor derartigen apodiktiſchen Behauptungen hüten. Auch unſere Geiſtesfürſten vertrauen nicht dem geſchriebenen Blatt alle ihre Cabinetsgeheimniſſe an. Der eiferſüchtige Haß der Dichterin, der bis zu einer an Cynismus ſtreifenden Darſtellung Ogon-Goethe's ſich verſteigt, und die wenig platoniſche Beleuchtung, in welche ſie den Hofpoeten rückt, ſind durchaus keine Beweiſe für Düntzer's Anſicht. Zunächſt erſcheint Ogon als ein eitler „Unſterblicher", ein „Liebling der Götter", der ausruft:

Die Natur hat es zu wenigen einzelnen Weſen ihres Ideals bringen können; dieſe waren ihr Zweck, und in dieſe Gattung gehören wir Poeten und Philoſophen, von denen ſie ſich's eigentlich noch recht vorſagen läßt, was ſie gemacht hat; das übrige iſt das Gewürme, das unbemerkt zertreten wird.

Er geſteht, daß er ſich gern loben hört, es mag von Güte, Schmeichelei oder Albernheit herrühren, er ſehe nicht gern hinter den Vorhang; außerdem iſt Ogon ein Epikuräer, der Mädchen und Wein beſingt und ſich von den erſtern den ſüßen Trank credenzen läßt, deſſen Lebensweisheit in folgendem Geſtändniß gipfelt:

Ich war einmal ganz im Ernſt nach der Tugend in die Höhe geklettert, ich glaubte, oder wollte das erleſene Weſen der Götter ſein, aber es bekam meiner Natur nicht; ich wurde ſo mager dabei. Jetzt ſeht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren! Erhabene Empfindungen kommen von einem zuſammengeſchrumpften Magen. Alſo, was ich dir vorher ſagte, paßt nicht auf mich; ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebſten mit ihnen, und bin ein rechter gutmüthiger Narr.

Die letzten entſcheidenden Striche im Charaktergemälde Ogon's finden ſich in der Scene mit Eliſſa, welche gänzlich die Beziehungen Goethe's zu Frau von Stein bis auf einzelne Briefſtellen parodirt.

Ogon (der ſich im Zimmer überall umſieht).

Du biſt ein gleichförmiges Weſen. Jahrelang ſah ich dies Zimmer nicht, und noch iſt alles auf dem alten Fleck. Es iſt doch wahr, die Frauen können eine langweilige Exiſtenz ertragen.

Eliſſa.

Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter zum Erſatz deſſen, was ſie den Männern vorausgaben, einen geſchicktern Sinn ſchenkten.

Ogon.

Und das machſt du wol zur Tugend?

Eliſſa.

Nicht ſo wie du, der ſich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichſten iſt.

Ogon.

Du betrügſt dich.

Eliſſa.

Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber ſehe ich allzu gut, ungeachtet des ſchönen Kammſtrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüſchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und dieſen iſt kein Gelübde heilig.

Ogon.

Dieſe falſchen Vorſtellungen kommen von einem dir ungeſunden Trank her, den ich dir immer verwies. Gönne dir nur von dem rechten geiſtigen Erdenſaft, und du wirſt dich bald mit dem ſchönen Bild, das du dir von mir machſt, vertragen lernen.

Eliſſa (lachend).

Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von deiner Küche abhängt.

Ogon.

Dies gehört nicht zur Sache, die ich mit dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es iſt ſchwer die Wahrheit zu ſagen, ohne zu beleidigen; aber echte menſchliche Natur iſt ſchlangenartig, eine alte Haut muß ſich nach Jahren einmal wieder abwerfen: dieſe wäre nun bei mir herunter. Laß uns jetzt in ein politiſches Verhältniß zuſammen treten! Arbeite mit mir zum Beſten der Königin!

Eliſſa.

Es iſt vergeblich, daß du mich um deiner Nichtliebe willen zu etwas bringen willſt, das ich nicht einmal um deiner Liebe willen gethan hätte. Nach der Ehre, in deinem politiſchen Verhältniſſe zu ſtehen, ſtrebe ich nicht, und ich verehre die Grundſätze der Königin. Lebe wohl!

Ogon (allein).

Zu ſchnell entzieht ſie mir ihre ſonſt ſo gern gegönnte Gegenwart, als daß ich ihr nur Gründe hätte beibringen können: aber was Gründe! die ſchlagen bei dem Geſchlecht nicht an. Die Schauſpielergeberden, in denen ich mich ſonſt bei ihnen übte, thaten immer die beſte Wirkung. Wenn ich ihnen in einer maleriſchen Stellung zu Füßen fiel, ihre Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

mit dem Ausdruck ſtummer Leidenſchaft auf mich zog, da verfehlte ich meines Endzwecks nie; nur mit der Königin wollte mir's nicht gelingen. Und jetzt, da mein innerer Geiſtesreichthum mir auch von außen anlegt, iſt mein ſonſt ſchlanker Körper zu unbiegſam worden. Große Luſt hätte ich alleweile meiner Ruhe zu pflegen; denn es iſt ſpät. Mich brachte nie in der ſtürmiſchſten Leidenſchaft das Andenken einer Geliebten um eine Stunde Schlaf; ſo ſoll mich auch gewiß das politiſche Getreibe nicht darum bringen.

In dieſer Verſpottung ſelbſt liegt eine ſcharfe Betonung des Sinnlichen, welche den Menſchenkenner zu andern Schlüſſen führen könnte, als den Goethe-Kenner. Düntzer nimmt ſich übrigens die Mühe, Goethe gegen alle Anſchuldigungen der Freundin in Noten zu vertheidigen. Das Werk läßt als Claſſikerausgabe nichts zu wünſchen übrig, denn es hat drei Einleitungen und gibt, neben dankenswerthen Erläuterungen, in dem Text auch die Varianten an. Der Obmann des Freien Deutſchen Hochſtifts, Otto Volger, leitet das Werk mit einer Denkrede: „Goethe unter den Einflüſſen des Hoflebens", ein, „einer freien Huldigung aus ſeiner nicht mehr freien Vaterſtadt". In dieſer Rede wird Goethe mehr gefeiert als Bismarck, gleichwol aber behauptet, daß das ſtille Höfchen des Goethe-Hauſes, wo Goethe einſt als Knabe am Baume ſpielte, eine beſſere Stätte für ſein dichteriſches Gedeihen geweſen wäre, als jener Fürſtenhof es war. Möglich daß der Redner recht hat! Doch iſt Goethe auch am Fürſtenhof recht ſtattlich gediehen, und wenn er wirklich von Natur die Anlage zu ſteifer Grandezza beſeſſen hätte, ſo würde er dieſelbe als frankfurter Rathsherr ebenſo gut haben ausbilden können wie als weimariſcher Miniſter. Die Moral der Tragödie „Dido" iſt jedenfalls, daß, wer ſich ſelbſt als ein Taſſo mit ſchwärmeriſchem Augenaufſchlag erſcheint, andern als ein Ogon mit wohlgerundetem Bauch und dicken Waden erſcheinen kann.

Rudolf Gottſchall.

Neue Romane und Novellen.

Es liegen uns folgende Werke zur Beurtheilung vor:

1. Ein unerfülltes Wort. Roman von Luiſe Erneſti (Malwine von Humbracht). Drei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Editha. Von Katharina Diez. Zwei Bände. Berlin, v. Decker. 1867. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Erzählungen von Melchior Meyr. Schickſale eines Idealiſten. Zwei Freier. Unverhofft. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Eine Künſtlerleidenſchaft. Novelle von Levin Schücking. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 1 Thlr.
5. Heiter und Weiter. Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr.
6. Die Welfenbraut. Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Goethe und ſein Liebeleben. Hiſtoriſcher Novellenkreis von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, C. F. Schmidt. 1866. 8. 3 Thlr.

Ueber Luiſe Erneſti's Roman „Ein unerfülltes Wort" (Nr. 1) haben wir neulich in Hoefer's und Hackländer's „Hausblättern" eine kurzgefaßte lobende Anzeige geleſen. Die Verfaſſerin mag ſich auf dieſe Kritik berufen; aber was gehen uns die „Hausblätter" an? Mir iſt die gedachte Kritik nur ein Beweis davon, wie oberflächlich manche Zeitſchriften ſich mit der Kritik befaſſen, denn ein Lob gegenüber dieſem Roman iſt nicht gerechtfertigt. Beachten wir zuerſt Grammatik und Stil. Daß Luiſe Erneſti mit der deutſchen Grammatik auf einem geſpannten Fuße ſteht, wußte ich ſchon längſt; in vorliegendem Roman hat ſich dieſes geſpannte Verhältniß zur entſchiedenſten Feindſchaft entwickelt, und doch iſt nach dem alten Spruch die Grammatik ein ſtolzes Weſen, das jede Verachtung bitter rächt. Man leſe und ſtaune: der Erdenrund (I, 145); ohne vermittelnd (ein vermittelndes) Wort; ſich einen Auftrag entledigen (I, 197); ich werde (mich) rächen (I, 216); Unterſchied mit der jungen Schweſter (II, 42); einen Traum erträumen (II, 44); die Reiſen (ſtatt die Reiſe — zum Spielen); ſich ſeiner als vermittelnd Werkzeug zu bedienen (II, 81); ſie hing gleichſam an ſeinem Antlitz (II, 73); von jeher und immer (II, 82); Frau von Orkaden war ſo zu ſagen außer ſich (II, 96); wie tief, gleichſam zerbrochen und vernichtet ſank ſie zuſammen (II, 127); er, ſowie auch ſein Sohn, wichen gleichſam nicht von der Unglücklichen (II, 136); die Wirkungen und Folgen, welche die Ereigniſſe gleichſam auf ihr Thun und Handeln gehabt (II, 38). Wer auf die kühne Metapher: „ſie hing an ſeinem Antlitz" durch ein „gleichſam" einen Dämpfer ſetzen zu müſſen glaubt, hat von Stiliſtik und Poeſie keine Ahnung. Man denke ſich: „Still war's und jedes Ohr hing gleichſam an Aeneens Munde." Und doch haben wir nur wenige Beiſpiele angeführt; für die zweite Auflage von Keller's „Deutſchem Antibarbarus" ſei das Werk freundlich empfohlen; die Ausbeute iſt überreichlich.

Schon dieſe Fehler machen das Leſen des Romans zu einer wahren Arbeit. Er wirkt auf das innere Gehör wie das Kratzen auf einer Fiedel. Von Erfüllung der übrigen Forderungen, die man an einen Roman ſtellen muß, iſt ſelbſtverſtändlich keine Rede. Der Roman zeigt ſich hier in dem traurigſten Abfall von ſeiner Mutter, der epiſchen Poeſie, und die chriſtlich-fromme Salbung, mit der immer und wieder, wie ſich die Verfaſſerin auszudrücken beliebt, hervorgehoben wird, daß Clemens von Ratingen, der durch Betrug in ſeiner Jugend in die Welt hinausgeſtoßene Hauptheld des Romans, ſein Wort: ich werde ſpäter rächen („mich" läßt die Verfaſſerin weg), nicht erfüllt habe, dieſe chriſtlich-fromme Salbung kann uns für den Mangel an aller Grammatik, aller Stiliſtik, aller Poeſie nicht entſchädigen. Das Pathos, das in dem Roman waltet, hat etwas vom Stil des Bänkelſängers, der einförmig declamirend unter fortwährenden Wiederholungen das „gleichſam an ſeinem Munde hängende" und „gleichſam zum Stein erſtarrte" Publikum zur Tugend und Sittſamkeit ermahnt. Von ihren allzu kühnen Phantaſien ermüdet ruht die Verfaſſerin in längern Pauſen aus; ſo finden wir einmal 21, und im dritten Bande S. 168 nach einer Kraftpartie gar 30, ſage 30 Gedankenſtriche nacheinander. Der Stoff

Digitized by Google

hat einige Aehnlichkeit mit der Odyſſee, wenigſtens ſofern in dieſem Epos der Held nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrt und längere Zeit unerkannt in ſeinem Palaſte weilt, bis er ſich endlich zu erkennen gibt. Fragen wir aber, wie ſich die Durchführung dieſes Themas zur Odyſſee verhält, ſo können wir nur, wie die Franzoſen ſich ausdrücken, antworten: ſie reimen ſich wie hellebarde und misericorde.

Gehen wir von Luiſe Erneſti zu „Editha" von Katharina Diez (Nr. 2) über, ſo iſt es uns zu Muth, als träten wir an einem wunderſchönen Frühlingsmorgen aus der dumpfen, qualmigen Luft eines Gefängniſſes in Gottes freie Natur. Das Buch handelt vielſach von der Muſik, ohne jedoch in die Klaſſe der mit Recht verrufenen tendenziöſen Kunſtromane zu gehören; auch die Sprache des Buchs ſelbſt iſt Muſik und erinnert vielſach an Hölderlin's Roman „Hyperion". Eine geſündere und zugleich ſchmackhaftere Koſt iſt dem Publikum, und namentlich dem weiblichen Publikum, ſeit langer Zeit nicht vorgeſetzt worden. Hier und da iſt die Erzählung vielleicht etwas zu breit geſponnen oder zu ſentimental; aber ein ſolches Urtheil iſt doch immer ſubjectiv. Was die Sprache betrifft, ſo finde ich nur zu tadeln: Troſteswort (Troſtwort), Tagesblatt (Tagblatt), der Goldammer (II, 196; die Goldammer, vgl. Grimm's Wörterbuch). Die Verfaſſerin nennt II, 364 die Heldin, ein in Folge eines unglücklichen Falles in ihrer Kindheit verwachſenes und von vielen verkanntes Mädchen, das in der Religion, Poeſie, Freundſchaft und beſonders in der Muſik Troſt für ihr Ungemach findet, „einen frommen Dichtertraum", und ſie hat ein Recht zu dieſem großen Wort, das ſie gelaſſen ausſpricht. Das Buch iſt kerngeſund und namentlich der heranwachſenden weiblichen Jugend dringend zu empfehlen; aber auch gereifte Männer werden es hoffentlich mit demſelben Vergnügen leſen, das es mir bereitet hat. Es iſt nicht auf den Effect berechnet; es reizt nicht durch ſpannende Verwickelung, und doch bleibt es immer originell und wird nie langweilig. Die ganze Weltanſchauung iſt die des Idealismus, der in ſchönem Bunde ſich mit dem Realismus eint. So erzählt Editha ihrem Freunde:

Mochte mein körperliches Leid noch ſo groß ſein, ich fühlte es nicht, wenn nur ein Ton, eine Melodie an mein Ohr klong, und es kam wie von ſelbſt, daß ich auf der Stelle ouf dem Flügel oder mit meiner eigenen Stimme wiedergeben konnte, was ich gehört. In der Heilanſtolt, in der ich mehrere Jahre verlebte, hörte ich nur ganz einfache Kinderlieder und Melodien; aber ſie reichten hin, meiner lauſchenden Seele das Reich der Töne zu erſchließen, in dem ſie ſich ſelig und frei fühlte. Ich durfte ſelbſt nicht ſpielen und ſingen, ich lag oft wochen-, mondelang, tagaus tagein in einem Hängebettchen ausgeſtreckt, nur mit leichten Arbeiten und Spielen beſchäftigt. Aber ich ſang in meinem Innern; oll meine kindlichen Gedanken waren Muſik und wiegten mich in liebliche Träume ein, ſodoß mir dieſe Prüfungszeit nicht ollzu ſchwer wurde und leichter wie andern meiner kleinen Leidensgenoſſen dahinſchwond. Dennoch war es gewiß ein Glück, als man endlich mein Gebrechen für unheilbar erklärte und ich der Martercur enthoben wurde. Ich kom in dos Aelternhaus und lernte nun gründlich und regelmäßig Muſik von dem alten Wehrmann, der domols noch rüſtig und für mich der beſte Lehrer war, den ich mir hätte wünſchen können. Da ging mir eine neue Welt, ein ungeahntes Glück auf, und ich hätte gern nichts anderes mehr getrieben als Muſik, den ganzen Tag nur ſpielen und ſingen mögen. Doch hielt meine gute Mutter ſtreng darauf, daß ich es nur in einzelnen Stunden that und beſonders wenn der Vater nicht zu Hauſe war. So mußte ich denn auch wol noch andere Dinge treiben. Aber es iſt mir, als hätte ich doch alles nur in Beziehung zur Muſik gelernt, ols ob ich in allem nur ihren Geiſt geſucht und den meinigen nur gebildet hätte, um ſie beſſer begreifen zu können. Die Thoten und Begebenheiten der Weltgeſchichte wurden mir zu Heldengeſängen, zu Sieges- oder Trauermärſchen; in dem Studium der Notur, dos ich nach dem Wunſch meines Vaters früh und gründlich betreiben mußte, fühlte ich mit Geibel:

> Es ſteckt Muſik in Flut und Stein,
> In Feuer und Luft und allen Dingen.

Auch mein religiöſes Leben wurde am wärmſten durch die Muſik erregt und genährt. Ich bin von Natur zum Zweifeln und Grübeln geneigt, in meinem Religionsunterricht trat mir manches entgegen, mit dem mein kleiner, kindlich ſuchender Verſtond nicht fertig werden konnte; ober in der Muſik war und bin ich die gläubigſte Seele von der Welt, da frage und grüble ich nicht, ich gebe mit kindlicher Demuth mich dem Wunder hin, dos zu mir in Engelszungen redet. Es gibt dann für mich kaum ein Wunder mehr, denn ich lebe und athme in einer höhern überſinnlichen Welt. Muſik iſt eben die Sprache, in welcher Gott zu mir redet und die er mir verliehen hat, ihn zu verkündigen.... Gluck und Beethoven ſcheinen mir wie Prieſter einer höhern Weltordnung einherzuſchreiten, durch die ousgelaſſenſten Klänge in der Muſik Mozart's geht ein tiefer Ernſt wie das Strafgericht Gottes und weht eine Unſchuld und Reinheit, die uns an die Freude im Poradieſe mohnt, ehe noch die Erkenntniß der Schuld die Seele der Sterblichen getrübt. Ich theile mit meinem edeln Lehrer den Zorn und Grimm über die Entweihung einer Kunſt, welche die größte Mocht über die Menſchenſeele hat, weil ſie das Feinſte und Tiefinnerlichſte in ihr, das Gefühl, ſo unmittelbar berührt, weil man ſich ihres Zoubers am wenigſten erwehren kann, indem ſie gleichſam den Boden der Wirklichkeit unter unſern Füßen verſchwinden läßt und uns im Flug in unbekannte Regionen entführt. Wehe uns, wenn ſie nicht als Engel, ſondern ols böſer Dämon uns berührt! Lieber Freund, wir wollen nicht zu den Boalsprieſtern gehören, wir wollen reine Jünger in ihrem geheiligten Dienſte bleiben!

Editha iſt (II, 187) eine Idealiſtin und zugleich eine Optimiſtin; ſie glaubt an das Edle in der Menſchennatur und an den Sieg des Guten über das Böſe. Sie hat ja ſelbſt innere Kämpfe durchgemacht und in williger Entſagung ihren hohen Standpunkt, ihre liebevolle, verſöhnende Betrachtung der menſchlichen Dinge gewonnen. Kein Wunder daher, daß Goethe ihr Lieblingsdichter iſt, der bei verſchiedenen Anläſſen in ihrer tiefſten Traurigkeit ſich ihr als freundlicher Tröſter nähert und ihre Weltanſchauung läutert, ein Beweis, daß Goethe nicht blos, wie man nach der Darſtellung Rümelin's in ſeinen Shakſpeare-Studien leicht glauben könnte, ein Dichter für die Glücklichen iſt; haben doch, wie Goethe ſelbſt bemerkt, die Worte des Harfners in „Wilhelm Meiſter": „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß", einer edeln Fürſtin (der Königin Luiſe von Preußen) im tiefſten Elend zum Troſte gereicht. Mit höchſter Kunſt und reinſter Grazie ſind die Erörterungen über Muſik und namentlich die Aufführung von Haydn's „Schöpfung" in die Erzählung verwoben und dadurch in lebendigen Fluß und innigen Zuſammenhang mit dem Ganzen gebracht.

Wie dem Roman von Katharina Diez, ſo iſt auch den drei „Erzählungen" Melchior Meyr's (Nr. 3) das Gepräge des Idealismus, der ſich mit einem vernünftigen Realismus durchdringen will, aufgedrückt. Gleich die erſte und bedeutendſte Novelle iſt betitelt: „Schickſale eines Idealiſten." Sie behandelt, wie ſich die Vorrede äußert, einen Conflict und

Digitized by Google

Geſchicke, welche recht eigentlich der Gegenwart angehören, und mancher wird dadurch an ähnliche Erfahrungen erinnert werden. „Nicht immer erfolgt eine Löſung wie die hier geſchilderte; aber die Kunſt hat ſie herbeigeführt mit natürlichen Mitteln und mit einer Geſinnung der Hauptperſonen, die jede beſſere Natur in ſich ausbilden und beweiſen kann", d. h. alſo, der Conflict löſt ſich ohne Anwendung allzu ſtrenger Mittel auf milde, verſöhnende Weiſe. Hier, wie in den beiden kleinern Novellen, die in raſcher Entwickelung verlaufen, prüfen diejenigen, die ſich am Altare ewig binden wollen, noch zu rechter Zeit, ob ſich das Herz zum Herzen finde; die beabſichtigte Verbindung löſt ſich auf, die wahlverwandten Gemüther ſchließen den Bund für die Ewigkeit, und dieſen Grundgedanken dürfen wir, wenn edle Gemüther und ſchöne Seelen ſich zuſammenfinden und wenn, wie in den zwei letzten Novellen, die egoiſtiſche Lüge auf der männlichen oder weiblichen Seite zur rechten Zeit noch entlarvt wird, doch mit Recht idealiſtiſch nennen. Am meiſten tritt nun dieſer Idealismus, wie ſchon bemerkt, in der erſten Novelle hervor.

Gute Geſellſchaft! Ich hab' ſie geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt —

ſagt Goethe in den „Venetianiſchen Epigrammen", und dies iſt denn auch die Klage des Idealiſten. Studirte Langweile, Geſpräche über unbedeutende Dinge, die weder den Geiſt erheben noch das Herz erwärmen, Ziererei und gemachte Sprödigkeit: das iſt nach ſeiner Schilderung der Charakter unſerer heutigen Geſelligkeit. Er ſucht nur Wahrheit und Natur bei der Tochter eines Wirths auf dem Lande, erneuert die alte Bekanntſchaft mit ihr, will ſie durch Bekanntmachung mit den Schätzen unſerer Literatur auf ſeinen idealen Standpunkt erheben, ſieht aber ſeine wohlgemeinten Bemühungen ſcheitern; das Verhältniß lockert ſich, namentlich nachdem unſer Idealiſt ein ihm geiſtig ebenbürtiges weibliches Weſen, das den höhern Ständen angehört und in der Einſamkeit ſich faſt ganz allein gebildet hatte, kennen gelernt hat. Hier ſieht er ſein und unſerer Claſſiker Ideal, die ſchöne Vermählung von Natur und Cultur, verwirklicht. Das Verhältniß zu der Wirthstochter, die indeſſen einen ihrem Beruf und Bildungsſtand entſprechenden Freier gefunden hat, löſt ſich von ſelbſt, ohne einen herben Nachklang zu hinterlaſſen; wird doch die Verbindung des Idealiſten mit der feingebildeten und liebreizenden Emma Franke eben durch die gutmüthige Wirthstochter nicht wenig befördert.

Hier, wie in den zwei andern Erzählungen, zeugt alles von der genaueſten Kenntniß des menſchlichen Herzens und Lebens, namentlich des Lebens in Süddeutſchland, wo die Erzählung offenbar ſpielt. Gehört doch nach Viſcher zum Weſen des Schwaben eine gewiſſe Scheu, ſich öffentlich frei auszuſprechen, als ob dadurch das Heiligthum des Gemüthslebens der ungeweihten Welt bloßgeſtellt würde, ſodaß man es vorzieht, in Geſellſchaft ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen und ſich in ein geheimnißvolles Schweigen zu hüllen oder doch über die wichtigſten Gegenſtände, die idealſten Intereſſen der Menſchheit nicht frei mit der Sprache herauszugehen. Nach dem Werk: „Das Königreich Würtemberg. Eine Beſchreibung von Land, Volk und Staat, herausgegeben von dem königl. ſtatiſtiſch-topographiſchen Bureau" (Stuttgart 1863), iſt ein wichtiger Grundzug der ſchwäbiſchen Geſelligkeit, der zwar im allgemeinen als ſüddeutſch bezeichnet werden kann, aber doch wol nirgends ſo ausgebildet und feſtgewurzelt ſein mag, die Trennung der Geſchlechter.

Der Mann ſucht ſeine Erholung außer dem Hauſe, an öffentlichen Orten in der Geſellſchaft von Männern; die Frau bleibt mehr auf den häuslichen Kreis und den weiblichen Umgang beſchränkt. Damit hängen die vielgeprieſenen Tugenden der ſchwäbiſchen Hausfrau zuſammen, zugleich aber auch, daß höhere Geiſtesbildung der Frauen ſeltener als in Norddeutſchland iſt, weil ſie von den Männern weniger geſucht und gewürdigt wird.

Mit dieſen Worten, welche Rümelin angehören, vergleiche man das Geſpräch in unſerer Novelle S. 71 fg. So hat denn der Verfaſſer allerdings, was er in der Vorrede als ſeine Abſicht bezeichnet, in dieſen Novellen ein Spiegelbild ſeiner Zeit, ihrer Denkart und ihrer ſocialen Möglichkeiten gegeben; ſein Buch iſt ein „poetiſches Kunſtwerk, damit aber ein Buch für die Gebildeten und Bildungsfähigen, für die deutſche Familie, entworfen und geſchrieben zu einer tiefer eingehenden, nicht blos unterhaltenden, ſondern zugleich belehrenden und ſittlich anregenden Betrachtung". Durch friſchen Humor zeichnet ſich beſonders die dritte Novelle aus, welche früher in der „Gartenlaube" erſchienen iſt.

Auch Levin Schücking's Novelle: „Eine Künſtlerleidenſchaft" (Nr. 4), können wir unter den Geſichtspunkt des Idealismus und Realismus, welche beide in der Heldin der Novelle ausgeglichen ſind, ſtellen. Der Künſtler freilich, der deutſche Maler Friedrich in Italien, der ſich in die genannte Heldin, die Erzieherin in einem gräflichen Hauſe, verliebt hat, iſt in ſeinem unpraktiſchen, leidenſchaftlich aufgeregten Weſen eher ein Ideolog als ein Idealiſt. Durch ein ſeltſames Spiel des Schickſals iſt er in zarteſter Kindheit ſeinen Aeltern mit deren Vorwiſſen weggenommen und als angeblicher Bruder der ſpätern Gräfin Brechtal erzogen worden; in Italien treffen ſie zuſammen; die Gräfin erzählt dem Maler ſeine ſeltſame Kindheits- und Jugendgeſchichte; durch Unterſtützung ihres Vaters war der Pächtersſohn eben in den Stand geſetzt worden, ſich der Malerei zu widmen und Italien zu bereiſen; Charlotte, die genannte Erzieherin, hatte in einem Geſpräch mit dem Maler die Identität ſeiner Perſon feſtgeſtellt; die Gräfin als einzige Erbin ihres Vaters und Herrin ihres Vermögens ſucht ihn zu entſchädigen und erbietet ſich, ein Kapital von 50000 Fl. für ihn bei ihrem Bankier niederzulegen. Der Maler fühlt ſich durch dieſes Anerbieten beleidigt, er zürnt der Erzieherin, die ihn ſchlau ausgeholt habe, wird beinahe in ein Duell mit dem Grafen verwickelt; ein Brief, in welchem die Erzieherin den Maler als ſeine Freundin erſucht, vernünftig zu ſein und auf alles einzugehen, was die Gräfin vorausſetze und für ihn zu thun beabſichtige, wird von dem Grafen unterſchlagen; der Maler zieht im Aerger in eine andere Gegend und trifft hier eines Tags mit der Erzieherin, welche die in ihrer Abweſenheit von Räubern entführten Kinder im Gebirge aufſucht, zuſammen; ein Liebesgeſtändniß wird gewechſelt, die Kinder werden gefunden, um eine Summe Geldes den Räubern abgekauft, und zuletzt wird natürlich der Bund der Herzen

Digitized by Google

durch die Verlobung bekräftigt. Die Erzieherin entdeckt dem Maler den Inhalt jenes vom Grafen unterſchlagenen Briefs und dieſer findet eine Fügung des Himmels in der Unterſchlagung, weil er ſonſt dieſen Brief aufs thörichtſte misdeutet, die Erzieherin gehaßt, verabſcheut haben würde; nun aber ſei ſeine Liebe „von aller Laune befreit, unendlich, ewig tief wie das Meer, ohne Grenzen wie der dunkelblaue Himmel, mit einem Wort eine Künſtlerleidenſchaft". So ſchließt die Novelle.

Alſo dadurch unterſcheidet ſich die Liebe eines Künſtlers, eines Malers von der Liebe eines andern Menſchenkindes? Wird aber nicht das alte launiſche Weſen wiederkehren? Die Gräfin ſodann hatte dem Maler eine feſte Stellung und 50000 Fl. angeboten, und daß der Maler dieſes Angebot nicht blos im erſten Augenblick der Erregung, ſondern auch nachher noch beharrlich verſchmähte, kann man als Ideologie, ja ſogar als Mangel an Philoſophie auslegen, wenn man ſich erinnert, daß Immanuel Kant auf die ökonomiſche Seite bei Eingehung einer Ehe ein großes Gewicht legte, ökonomiſch geſicherte, zugleich auf gegenſeitiges Wohlwollen gegründete Ehen als die wahrhaft glücklichen betrachtete, dergleichen Vernunftheirathen ſeinen jüngern Freunden dringend empfahl und es ſehr ungern ſah, wenn leidenſchaftliche Neigungen ſeiner wohlwollenden Abſicht im Wege ſtanden (Kuno Fiſcher, „Kant's Leben und die Grundlage ſeiner Lehre"). Ob es aber wohlgethan iſt, daß eine ſolche Auffaſſung der Ehe in einer Novelle gerade einem liebenden Weib in Sinn, Mund und Feder gelegt wird, und ob mit der Erinnerung an jenen Brief das Werk harmoniſch geſchloſſen wird, dies iſt eine andere Frage, die ich nicht bejahen möchte.

Amely Bölte's „Weiter und Weiter" (Nr. 5) iſt nicht, wie der Titel angibt, ein Roman, ſondern eine Sammlung von Novellen, moraliſchen Erzählungen und culturgeſchichtlichen Skizzen; nur die erſte Erzählung führt den Titel „Weiter und Weiter" und erinnert an die bekannten Worte:

Erzittre vor dem erſten Schritte;
Mit ihm iſt ſchon der zweite Schritt
Zu deinem nahen Fall gethan.

Die lehrhaft moraliſche Richtung überwiegt die dichteriſche bedeutend, wiewol gegen Stil und Sprache nur wenig vorzubringen iſt. Criminalgeſchichten, wie die erſte und dritte Erzählung, ſind in der Regel undichteriſch. In der Culturſkizze „Englands berühmte Namen" erfahren wir, daß mehrere der berühmteſten in unglücklicher Ehe leben, ſo bekanntlich Bulwer; Carlyle's Gattin iſt gedankenreich, ſodaß ſelbſt Carlyle, dem doch ſonſt niemand widerſprechen darf, ihr Urtheil ſcheut; Anna Jameſon lebt von ihrem Gatten getrennt; Thackeray's Frau iſt wahnſinnig und lebt in einer Heilanſtalt. Bei Charles Dickens (Boz) wird über das Aphoriſtiſche, das abgeriſſene Erſcheinen ſeiner neuern Werke geklagt.

„Die Welfenbraut" von derſelben Verfaſſerin (Nr. 6) iſt ein Intriguenroman, lebhaft und ſpannend erzählt, aber durch das Ueberwiegen der Intrigue über den Zufall, das Abenteuer, von geringerm poetiſchen Werth. Die Welfenbraut iſt Charlotte, Tochter des Prinz-Regenten Georg IV. von England, welche mit echt welfiſcher Zähigkeit, wie dies mehrmals hervorgehoben wird, allen Verſuchen, ſie zu einer Ehe mit dem Prinzen von Oranien zu zwingen, widerſteht, um ſchließlich dem Prinzen Leopold von Koburg, dem nachmaligen König von Belgien, ihre Hand zu reichen. Sie weiß ihrem Vater die Einwilligung zu dieſer Ehe abzunöthigen, zieht aber durch den Trotz, mit dem ſie verlangt, daß ihre von dem Prinz-Regenten getrennt lebende Mutter ſie zum Altare geleite, ihres Vaters Fluch auf ſich, und mit der bangen Ahnung, daß ihr eheliches Glück nicht lange dauern werde, entläßt uns das Schlußkapitel. Indeſſen ſcheint es mir ſehr gewagt, Charlottens frühen Tod auf den doch wol unverdienten Vaterfluch zurückzuführen. Einzelne ſprachliche Nachläſſigkeiten finden ſich, z. B. „Kampf unter beiden" (S. 38); „Ihren Arm in den der Freundin ſchiebend, verſchwand das ſchöne Paar im Schatten einer hohen Lindenallee" (S. 69).

Belani's Werk: „Goethe und ſein Liebeleben" (Nr. 7), tritt mit großen Anſprüchen auf, ohne dieſelben zu befriedigen. Der Verfaſſer iſt laut des Vorworts von der Nothwendigkeit überzeugt, Goethe's ſo reiches Liebeleben novelliſtiſch zu geſtalten. Wenn er ebendaſelbſt ſagt, in ſeinem Werk ſeien Goethe's Liebesgeſchichten zum erſten male populariſirt worden, ſo kann ich ihm nicht unrecht geben; eine andere Frage iſt die, ob er dem Publikum wirklich eine „geiſtvolle Unterhaltung" gegeben habe, wie ſie dem größern gebildeten Leſerkreiſe nur die Novellenform gewähren könne. Welche Ueberſchätzung der Novelle! Muß denn alles und jedes, Goethe's Liebeleben und Friedrich's des Großen Kriege, Shakſpeare's Lebensgeſchichte und Joſeph's II. Reformbemühungen, durch die novelliſtiſche Brühe à la Heribert Rau und Frau Mühlbach „populariſirt", dem größern Leſerkreis mundgerecht gemacht werden, und iſt dieſer größere Leſerkreis wirklich auch der gebildetere? Gewiß iſt das in der Vorrede angeführte Werk: „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" (Berlin 1852) mit ſeiner „äſthetiſch- und kritiſch-hiſtoriſchen Tendenz" vom rechten Geſichtspunkt ausgegangen. Goethe's Liebesverhältniſſe ſind ſo ſehr von Poeſie durchdrungen, daß die novelliſtiſche Zuthat als völlig überflüſſig erſcheint.

Wenn der Verfaſſer eine „geiſtvolle Unterhaltung" für ſein Werk anſpricht, ſo frage ich, wer denn den Geiſt dazu beigeſteuert hat, wenn nicht Goethe? Die Einleitung mit einer Ueberſicht über die pſychologiſche Entwickelung von Goethe's Liebeleben iſt nach Lehmann's Werk gearbeitet. Das Werk ſelbſt bringt ſechzehn meiſtens novelliſtiſch bearbeitete Liebesgeſchichten, wiewol nicht einzuſehen iſt, warum „Charlotte von Stein" eine Erzählung und „Friederike Oeſer aus Leipzig" eine Novelle ſein ſoll. Dieſe Begriffe ſind nicht ſtreng geſchieden. Wenn ſodann Friederike Oeſer, mit der doch Goethe blos in einem Freundſchaftsverhältniß ſtand, unter Goethe's Geliebten figurirt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum andere, wie Branconi, Corona Schröter, A. S. Münch, Karoline von Ziegler, Auguſte von Stolberg, übergangen werden. Die letztgenannte hat Goethe freilich nie geſehen, aber doch ſpielt ſie in ſeinem Leben eine eigenthümliche Rolle und Belani ſelbſt ſagt (II, 252), ſie ſei eine Zeit lang das Ideal geweſen, woran Goethe glaubte und wofür er

Digitized by Google

ſchwärmte. War es da nicht möglich, das beiderſeitige Verhältniß zu einer „Novellette“ auszuſpinnen, ſo gut als das zu Charitas Meixner zu einer ſolchen auseinandergezogen worden iſt? Als Material für ſeine Novellen benutzte der Verfaſſer außer Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ und Werken wie „Die Laune des Verliebten“ und „Werther's Leiden“ eine Maſſe von Briefen Goethe's an Freunde und Freundinnen, die in einer überreichen Goethe-Literatur zerſtreut ſind.

Was nun den künſtleriſchen Werth dieſer Novellen betrifft, ſo erinnere ich an das Epigramm:

> Gutes aus Gutem — das kann jedweder Verſtändige bilden;
> Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.

Leider hat der Verfaſſer ſeinen Stoff nicht genug vertieft: Scenen, die jeder mit ein bischen Phantaſie ſelbſt ſich vorſtellen kann, weitläufig ausgemalt, dann aber wieder weſentliche Züge übergangen. Beſonders dürftig iſt die Charakteriſtik Lili's ausgefallen; ſo ſind ihre eigenthümliche Anziehungsgabe, der dramatiſche Scherz Goethe's an ihrem Geburtstage weggeblieben. Bei Friederike Brion wird Goethe's Aeußerung über den idylliſchen Charakter des Landpfarrerlebens in das Geſpräch zwiſchen Goethe und Weyland vor der erſten Reiſe nach Seſenheim eingeſchoben. Ueber Chriſtiane Vulpius wird manches mitgetheilt, was vielleicht nur aus der Klatſchchronik von Weimar geſchöpft war. Falſch iſt die Bemerkung II, 159: „Viele, viele Seiten reden in Goethe's Werken von Friederike; ſeiner *Frau* gedenkt er in ſämmtlichen 55 Bänden mit keinem Wort.“ Der Verfaſſer widerlegt ſich ſelbſt III, 222, abgeſehen von anderm, was anzuführen wäre. Widerlich weitläufig iſt in dieſem „Lebensbild“ Goethe's erſtes Zuſammentreffen mit der „Vulpia“ geſchildert. Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein iſt wenigſtens in ſeinem letzten Stadium nicht genügend gewürdigt; bei Belani erſcheint Goethe hier wie ſonſt gar zu ſehr als Egoiſt, der die ausgepreßte Citrone fortwirft. Um ſo mehr war hier eine eingehende Erörterung geboten, da noch in der neueſten Zeit der Ueberſetzer von Lewes' „Leben Goethe's“ in einer langen Anmerkung gegen Goethe Partei nimmt.

Was die von Freſe gerügte Stelle in einem Briefe an Frau von Stein betrifft, worin Goethe die Freundin tadelt, daß ſie ſeinen Rath in Betreff des Kaffees verachtet habe, der ihre Neigung zur Hypochondrie verſtärke, ſo iſt dieſe Bemerkung nicht ſo kleinlich, wie ſie auf den erſten Anblick ſcheint. Ich führe nur zwei Parallelen an. Von ſeinen Studienjahren in Leipzig erinnerte ſich Goethe nach „Dichtung und Wahrheit“, daß ihm damals der Kaffee eine ganz eigene triſte Stimmung gab. Aehnlich ſagt Franziska in Leſſing's „Minna von Barnhelm“ (IV, 1): „Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe melancholiſche Kaffee!“ Ebenſo iſt die für die Charakteriſtik der Frau von Stein ſehr wichtige Bemerkung vergeſſen, daß dieſelbe 1794 eine Tragödie „Dido“ gedichtet hat, in welcher ſie über den von ihr abgefallenen Goethe ſehr unfeine Spöttereien ausgießt, aus denen man ſchließen könnte, daß ſie ihn nie wahrhaft geliebt habe (vgl. Nr. 40 d. Bl. ſ. 1863 und oben die Beſprechung der Tragödie).

Der zweite Band von „Charlotte Schiller und ihre Freunde“ iſt für Frau von Stein nicht gehörig ausgebeutet worden. Hier erzählt die Frau von Stein ſelbſt, die Herzogin Luiſe habe zu ihr geſagt, ſie könne es ſich recht wohl vorſtellen, daß Goethe ſie nicht habe liebbehalten können; ſie klagt hier, ſie könne der Herzogin nichts recht machen und ſie leben in ewigem Streite.

Der Raum gebietet uns zu ſchließen. So viel wird ſich aus dem Geſagten ergeben haben, daß wir in Belani's Werk, dem wir für gewiſſe weitere Kreiſe ſein Verdienſtliches nicht abſprechen wollen, keine wahre und weſentliche Bereicherung der Goethe-Literatur finden können.

Guſtav Hauff.

Militäriſcher Büchertiſch.

1. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Generals der Infanterie von *Holleben*. Mit 2 Plänen und 2 Beilagen. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir in Nr. 43 d. Bl. ſ. 1864 das letzte Werk des achtzigjährigen Veteranen anzeigten, hatte derſelbe eben ſein langes ehrenvolles Leben beſchloſſen. Die hinterlaſſenen Aufzeichnungen des Verſtorbenen als ein Wahrzeichen der Erinnerung für Freunde und Verehrer deſſelben und für ſolche Leſer, welche ein perſönliches Intereſſe mit ihm verband, zu bearbeiten übernahm ein Großneffe des Verewigten und wählte dazu die Form der Selbſtbiographie, wozu ihn jedenfalls die Art und Faſſung der vorgefundenen Papiere veranlaßt hat. Wer den General näher gekannt, wird anerkennen, daß der Herausgeber ganz in ſeinem Geiſt und Charakter die Aufgabe gelöſt hat, welche ſonſt nicht ohne Schwierigkeiten iſt. Die Arbeit wurde durch den Feldzug von 1866 unterbrochen.

Als nach der Rückkehr die Wiederaufnahme derſelben möglich wurde, da erſchien die große Zeit der Befreiungskriege, in welche die vorliegende Lebensſkizze zurückführt, in ganz verändertem Licht. Angeſichts der vielleicht zu berauſchenden Erfolge des letzten Kampfes hat jene Zeit, in welcher unſere Väter erſt nach jahrelanger harter Arbeit und mit äußerſter Kraftanſtrengung den Sieg errangen, aber einen Sieg, welcher dem preußiſchen Volk auf Jahrhunderte hinaus ſeinen Charakter aufgeprägt hat, eine weit erhöhte Bedeutung.

Aus dieſem Grunde hofft der Herausgeber, daß das Lebensbild eines Mannes, der zwar keinen leitenden Einfluß auf jene große Zeit gehabt, ſie aber mit jugendlicher friſcher Manneskraft durchgekämpft hat, auch für einen größern Kreis von Kameraden Intereſſe haben werde. Wir können ihm darin nur beipflichten.

In Rudolſtadt am 9. Mai 1784 geboren, Sohn des damaligen Landjägermeiſters, der mit 13 Kindern geſegnet war, trat der junge Holleben ſchon im vierzehnten Jahre in ein preußiſches, zu Ansbach garniſonirendes Regiment und gehörte ſeinem angeborenen lebhaften Temperamente nach, das ihn bis in ſein hohes Alter nicht verlaſſen, zu

Digitized by Google

den munterſten Offizieren. Von ſeinen ausgelaſſenen übermüthigen Streichen erzählt er jedoch nur ein Beiſpiel, wie er auch in Bezug auf ſein „empfängliches Lieutenantsherz“ ſehr discret iſt. Mit mehrern Kameraden am Ufer der Rezat ſpazierend bemerkte er im Waſſer einen fetten Menſchenrücken; ſchnell warf er die Kleider ab, ſprang in den Fluß und ſchwang ſich ohne Umſtände auf den Rücken des Schwimmers, der anfangs unwillig war, bald aber ſelbſt lachen mußte und ſich eine Weile als Waſſerroß tummeln ließ. Beim Herausſteigen erkannte Holleben mit Schrecken, daß er den Hofmarſchall Voit von Salzburg Excellenz geritten hatte. Dieſer beruhigte ihn jedoch gutmüthig und lud ihn zu Tiſch, wo er ihn ſeiner Frau als einen zwar etwas kühnen, aber trefflichen Reiter vorſtellte.

Bald umtobte der franzöſiſch-öſterreichiſche Krieg das glückliche Ansbach, wohin ſich Tauſende von franzöſiſchen Emigranten geflüchtet, wo die Höfe von Baiern, Würtemberg und Baden ein Aſyl geſucht und gefunden hatten. „Aber unſere friedliche Oaſe“, ſchreibt Holleben, „wurde das Opfer einer ſchwachen, ſchwankenden Politik, nur zu bald unſere Neutralität nicht mehr reſpectirt und durch den Marſchall Bernadotte in bekannter Weiſe verletzt.“ Darauf erfolgte die Abtretung von Ansbach.

Mit ſeiner Wiege verlor Preußen wahrlich nicht die ſchlechteſten ſeiner Söhne. Später, als der unglückliche Krieg ausgebrochen, unſer Unglück ſchon begonnen, als ſchon um die letzten feſten Plätze von Schleſien gekämpft wurde, eilten Hunderte von ihnen zu ihren alten Fahnen zurück und kämpften dort mit ausgezeichnetem Muthe für die letzten Hoffnungen und die Ehre Preußens. Das hier Geſagte iſt factiſch wahr. Um die Treue und Anhänglichkeit der braven Ansbacher und Baireuther in das rechte Licht zu ſtellen, ſchreibe ich dies ohne Scheu hier nieder. Für uns ſelbſt muß es eine recht laute Warnung ſein, künftig ſolche Geſinnungen beſſer zu würdigen und zu belohnen. Hannover für Franken!

Der Verfaſſer meint Napoleon's Geſchenk — die Kataſtrophe von 1866 hat er nicht mehr erlebt. Das Regiment, in welchem er diente, ſollte nach Göttingen und Einbeck in Garniſon kommen, wurde aber unterwegs nach Magdeburg dirigirt und dort bei der ſchmählichen Uebergabe der Feſtung gefangen. Holleben, wie die übrigen Offiziere, auf Ehrenwort entlaſſen, kehrte in ſeine Heimat zurück; als aber die nach Baireuth gegangenen Kameraden dort aufgehoben und nach Frankreich transportirt wurden, glaubte er mit mehrern andern ſich nicht mehr gebunden und machte ſich im Februar 1807 auf den Weg nach Oſtpreußen, den er auf dem Umwege durch Böhmen, Schleſien und Polen zu Fuß in nicht ganz ſieben Wochen mit ſeinen Gefährten zurücklegte. Einen Vorſchuß, den ihm Fürſt Pleß als Gouverneur in Schleſien gegeben, hat Holleben nach 20 Jahren zurückzahlen müſſen. Er wurde bei der Armee wieder angeſtellt, nahm an der Vertheidigung von Kolberg theil und brachte von einer Sendung nach Memel in das königliche Hauptquartier die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand nach der hartbedrängten Feſtung zurück. Bei der Reduction der Armee blieb die Garniſon von Kolberg verſchont, ſie wurde der neuen Organiſation eingefügt und Holleben kam in das errichtete Leibregiment, in welchem er den Feldzug in Rußland und die Befreiungskriege ſeit der Schlacht von Leipzig als Bataillonscommandeur tapfer beſtanden hat. Ihm wurden mehrmals wichtige und ehrenvolle Aufträge zutheil, auch fand er öfter Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, was hier ſchlicht und ohne viel Rühmens erzählt wird. Bei Château-Thierry von franzöſiſcher Cavalerie angegriffen, ging er ihr ſeinerſeits mit einer Bajonnetattake entgegen und jene wich. Allerdings lähmte der erweichte Boden ihre Bewegung. Holleben wurde bald darauf ſchwer verwundet und kam erſt im April wieder zum Regiment. Sein Bataillon mit zwei Escadrons Huſaren, nebſt zwei Escadrons franzöſiſcher Lanciers empfingen, in Parade aufgeſtellt, den in Boulogne landenden König Ludwig XVIII. Dabei gefiel es den franzöſiſchen Reitern, den Preußen die grünen Zweige, ihr Wahrzeichen, von den Tſchakos zu ſchlagen; beide Theile wurden natürlich darüber handgemein und konnten nur ſchwer zur Ruhe gebracht werden. Im Feldzuge von 1815 iſt es Holleben's Verdienſt, daß er, als Excelmans bei Verſailles den General Sohr überfallen und deſſen Huſarenregimenter faſt zerſprengt hatte, ohne Befehl aus dem Bivuak mit ſeinem Bataillon raſch vorging und den weitern Fortſchritten eines feindlichen Corps aus allen Waffen Einhalt that; er erhielt dafür den Orden pour le mérite mit Eichenlaub, wie er 1814 ſchon für ſein Verhalten bei Château-Thierry das eiſerne Kreuz 1. Klaſſe erhalten hatte.

Der Schluß des Werks enthält die Laufbahn des Verfaſſers nach 1815 und iſt kurz gehalten, da viel Intereſſantes aus dieſer Zeit ſchon in den Schriften: „Altes und Neues“ veröffentlicht worden. Nur ein kurzes Geſpräch mit dem Herzog von Orleans, welches Holleben bei ſeiner Sendung nach Paris 1841 gehabt, wollen wir hier noch mittheilen. Der Herzog, der ſich gern mit ihm unterhielt, fragte ihn eines Tags, was er heute geſehen habe:

„Den ſchönſten Platz der Welt, den von La Concorde, aber auf ihm eine Statue, die mich zürnend angeblickt.“ — „Welche? Und warum?“ fragte der Herzog ſchnell; und ich antwortete: „Die Statue von Straßburg, ſie zürnt, daß wir ſie dem Vaterlande nicht wiedergegeben haben, als wir es konnten.“ Der Herzog ſchwieg einen Augenblick, wie es ſchien überraſcht, und antwortete ſodann: „Nun aber, was ſagen Sie zu der Sappe von Luxemburg gegen Paris?“ — „Wenn Ew. königliche Hoheit einen Tauſch mit jener trauernden Dame eingehen wollen, ſo bin ich dazu erbötig: der Bund hätte lange kein ſo gutes Geſchäft gemacht.“ Lächelnd erwiderte der Herzog: „Ob die Dame ferner Ihnen zürnt und Luxemburg ferner Paris und uns bedroht, wir bleiben doch Freunde“, bei den letzten Worten mir die Hand reichend.

Aus den Jahren, welche 1848 kurz vorangingen, beſaß der General von Holleben mehrere vertrauliche Briefe des Königs über politiſche und kirchliche Verhältniſſe, welche natürlich nicht veröffentlicht worden ſind.

2. Ein Lorberhain auf den Gräbern der Veteranen des deutſchen Befreiungskriegs. Von einem Veteranen und Mitkämpfer, Louis Baron von Falkenſtein (Freimunt Ohneſorgen). Erſte Reihe. Zwei Bände. Potsdam, Döring. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pſeudonym hat der Verfaſſer ſchon in frühern Jahren, vor zwanzig und mehr, aus der Zeit der großen Kriege, in welche ſeine Jugend gefallen, Bilder und

Digitized by Google

Erzählungen veröffentlicht, welche lebendig und friſch geſchrieben waren und gern geleſen wurden. Bei luſtigem Soldatenhumor zeigten ſie eine Vorliebe für Ausmalung von Schreckensſcenen, welche freilich auch ihre Liebhaber finden. Das vorliegende Werk hat einen andern Zweck: es ſoll „in der Polterkammer der mit dem Jubiläum abgethanen Invaliden eine Aehren- und Ehrenleſe halten, und in die Leſewelt ſchicken, was Klio's ehernem Griffel hier und dort entging". Es ſind alſo Charakterzüge von den alten Helden jener großen Zeit, welche wir leſen, manche darunter mehr oder minder bekannt — denjenigen wenigſtens, die bald nach den Kriegen von 1813—15 mit den Kämpfern derſelben in Beziehungen gekommen ſind —, aber auch viele, welche uns noch unbekannt waren; dem heutigen Geſchlecht werden ſie oft gar befremdlich vorkommen. Der Verfaſſer ſagt:

Es war ein anderes Geſchlecht, es waren eiſerne Naturen, die nur in ihre Zeit, in die einfachern, beſchränktern Verhältniſſe paßten, wo es in den Freilagern und auf den Schlachtfeldern noch keine Mäntel mit Kapuzen, keine Kaffeetöpfchen, keine Gratiscigarren und keine herbeifliegenden Transporte von Speck und Wurſt, Zwieback und Kuchen gab — wo keine Krankenträgercompagnien die gefallenen Tapfern aus ihrem Blute aufhoben; wo in keinen Johanniterlazarethen liebreiche Barmherzige Schweſtern die Verwundeten pflegten und die alten Feldſcherer noch nicht zu Doctoren vermenſchlicht waren.

Seinen alten Humor hat der Veteran noch nicht verloren; er erzählt darum, obgleich er in dem Vorwort verſprochen, „ſeine Erinnerungen mit der Feder in modernen Glacéhandſchuhen, aus dem Altdeutſchen überſetzt, niederzuſchreiben", manches draſtiſche, ja cyniſche Geſchichtchen, das nicht in einen „Lorberhain" paßt. Auch muß man es bei einem alten erzählenden Soldaten mit der mündlichen Wahrheit des Vorgetragenen im einzelnen ebenſo wenig genau nehmen, wie mit dem kriegsgeſchichtlichen Zuſammenhange. Eins nur möchten wir uns zu bemerken erlauben. Daß die Helden jener großen Zeit bei aller Ehrfurcht und Treue auch gegen ihren König zuweilen freimüthige Worte geſprochen haben, wiſſen wir ſehr wohl und die Geſchichte hat deren manche aufbewahrt: hier ſind dieſe Geſpräche aber ſo verſchärft, daß der König geradezu von allen höchſt unpaſſende Reden zu hören bekommt und ſelten das letzte Wort behält. Wenn York auf die unwillige Aeußerung: „Wieder alles beſſer wiſſen?" dem Könige nur ein kurzes „Ja!" geantwortet haben ſoll, ſo iſt das ſtark!

Von den hervorragendſten Führern Blücher, York und Bülow, deren Biographien ſchon ausgezeichnete Bearbeitungen gefunden haben, ſind die in dem Werke gegebenen Mittheilungen am umfangreichſten; unter Bülow hat der Verfaſſer die Feldzüge ſelbſt mitgemacht und erzählt daher manches aus noch immer friſcher Erinnerung. Die weniger in der Gegenwart bekannten Perſönlichkeiten hätte er wol durch mehr Charakterzüge illuſtriren können: wir erinnern uns wenigſtens von Hünerbein und Platen mancher, welche hier ausgelaſſen ſind. Der glänzende Witz Hünerbein's hat ſo viel Funken ausgeſprüht, daß man bedauern kann, ſie verloren gegangen zu ſehen. Nach dem Kriege wurde ihm ein „Reglement der freien Reichsſtadt Rieblingen" zugeſchrieben, in welchem er den wieder auflebenden Zopf- und Gamaſchendienſt auf das ſchärfſte geiſelt. Wir haben es ſelbſt in Händen gehabt und entſinnen uns des Titelholzſchnitts: wie der Stadtſoldat vorſchriftsmäßig vor dem regierenden Bürgermeiſter mit ehrfurchtsvoll erſchrockener, vor der Frau Bürgermeiſterin mit ſüßlächelnder Miene das Gewehr präſentirt. Der „Lorberhain" ſchließt ſeine erſte Reihe mit zwei Bänden ab: eine zweite ſteht alſo in Ausſicht. Wir laſen die Erinnerungen, welche hier von der mündlichen Tradition in bleibende ſchriftliche verwandelt und ſo der Vergeſſenheit entzogen werden, mit Vergnügen, und empfehlen ſie dem heutigen Geſchlecht ſchon des Contraſtes wegen.

3. Das moderne Kriegsweſen. Ein Vortrag mit einem ergänzenden Vorwort für den Leſer. Von Karl Knies. Berlin, Eichhoff. 1867. 8. 10 Ngr.

Dieſer Vortrag iſt innerhalb eines Cyklus von Vorleſungen für die heidelberger Muſeumsgeſellſchaft, Männer und Frauen, gehalten worden, eine geiſtreiche und, weil für Zuhörer beiderlei Geſchlechts beſtimmt, auch allgemein verſtändliche Arbeit, wohl geeignet, über ihren wichtigen Gegenſtand die Anſichten, welche widerſprechend, zum Theil confus, zum Theil parteigefärbt ſind, zu klären und zu berichtigen. Der Verfaſſer geht von dem richtigen Satze aus, daß „das Kriegsweſen jeweils die Merkmale und Wirkungen des eigenthümlichen Geſammtgeiſtes einer Nation und einer Zeit erkennen laſſe". Er belegt dieſen Satz durch eine kurze Skizze der frühern Formen des Kriegsweſens und kommt dann auf ſein Thema. Zwei Dinge beleuchtet er ſcharf und geſondert: die Forderung einer beſondern techniſchen Ausbildung des Soldaten für den Krieg und die Forderung eines ſtehenden Heers auch für die Friedenszeit. Beides verneinen die nordamerikaniſchen Freiſtaaten in Bezug auf das Landheer. Der Verfaſſer erklärt ſich gegen die vielverbreitete Meinung, die Union habe den Mangel europäiſcher Einrichtungen durch die koloſſalſten Ausgaben und Menſchenopfer nach Ausbruch des Aufſtandes überthener bezahlen müſſen. „Hätte die Union", ſagt er, „ein ſtehendes Heer von Bürgern gehabt, ſo wären dieſe uniformirten Bürger gerade ſo gut auseinandergelaufen und gegeneinandergeſtanden, wie die nicht uniformirten."

Wir begreifen das nicht. Freilich, wenn es nur „uniformirte Bürger" geweſen wären! Ein taktiſch wohlgeübtes Heer guter Soldaten aber, mit Befehlshabern, welche die Truppenführung verſtanden, hätte den Aufſtand der Südſtaaten bei der koloſſalen Uebermacht des Nordens in kurzer Zeit niedergeworfen und dadurch doch wol der Union viel Blut und Gut und traurige politiſche Folgen erſpart. Jene beiden Fragen betreffend, fährt unſere Schrift fort, kann eine beſondere techniſche Vorbildung des Soldaten für den Krieg als erforderlich erachtet werden, nicht aber ein ſtehendes Heer in Friedenszeit. So in der Schweiz. Der Verfaſſer gibt zu, daß die eigenthümlichen Verhältniſſe der Schweiz ihr ein Milizſyſtem erlauben, für die großen Mächte hält er aber unbedingt die ſtehenden Heere für nothwendig. Nur will er ihnen im Frieden eine möglichſt geringe Stärke geben und darum die allgemeine Vorbildung für den Krieg nicht blos im ſtehenden Heere, ſondern auch durch Landwehrrekruten erreicht ſehen. Wir haben dies Experiment in Preußen

Digitized by Google

gemacht, es aber nicht für zweckentſprechend erkannt. Der Referent hat damals ſelbſt eine ziemlich ſtarke Abtheilung Rekruten für die Landwehrcavalerie in der gegebenen kurzen Zeit ausgebildet; ſie wurden, wie auch die von andern Offizieren vorgeſtellten, ſehr belobt, wir ſagten uns aber doch, daß es nur plattirte Arbeit ſei, und keiner von uns hegte den Wunſch, mit einer Schwadron ſolcher Leute einen Feldzug zu machen. Für die Landwehrinfanterie ſtellte ſich die Sache etwas beſſer, aber doch auch bei weitem nicht ausreichend. Um wie viel weniger jetzt, wo die Gefechtsführung Anſprüche an die Selbſtthätigkeit des einzelnen Mannes macht, welche nur durch die vielſeitigſten Felddienſtübungen einer längern Dienſtzeit erfüllt werden können, von dem Einleben der Disciplin, die doch ein Haupterforderniß im Kriege iſt, gar nicht zu reden. Im Princip könnte man mit der Idee, welche auch der Verfaſſer vertritt, einverſtanden ſein, in der Praxis hat ſie ſich bisjetzt nicht bewährt. Das von andern oft angeführte Beiſpiel unſerer Freiwilligen und Landwehr von 1813 paßt nicht, weil Napoleon auch größtentheils junge unausgebildete Truppen hatte; die Partie ſtand alſo gleich.

Die Betrachtungen am Schluſſe der kleinen Schrift über die neue Schußwaffe, „die eine Maſchine iſt, während alle andern Waffen Inſtrumente ſind", über die zunehmende Humanität im Kriege u. ſ. w. ſind intereſſant; wir empfehlen den Vortrag unſern Leſern.

4. Erinnerungen aus den Feldzügen der Würtemberger. 1806 und 1807 in Schleſien. Epiſoden. Gefechtsberichte. Denkwürdige Thaten Einzelner. Nach archivaliſchen Quellen geſammelt und herausgegeben von F. Schneider. Erſtes Heft. Stuttgart, Aue. 1866. 8. 15 Ngr.

Dieſes uns zugegangene Heft trägt das Motto: „Ans Vaterland, ans theure, ſchließ dich an." Wir haben gewiß nichts dawider, daß damit das engere Vaterland, nicht das große deutſche gemeint iſt, noch weniger, daß auch die Thaten von Kriegsleuten in untergeordneter Stellung in einem Leſebuche für Soldaten aufbewahrt werden, nur iſt die Zeit, aus welcher die vorliegenden „Erinnerungen" gewählt ſind, für deutſche Truppen eine ſehr traurige. Die nächſten Hefte werden uns wol auf alle Kriegsſchauplätze bringen, wo die Würtemberger für den Unterdrücker Deutſchlands gekämpft haben, und wahrſcheinlich auch den Ueberfall bei Kitzen, der auf die Lützower mitten im Waffenſtillſtande geſchehen iſt, als eine ruhmwürdige Erinnerung erzählen. In Schleſien lebt übrigens noch heute nach 60 Jahren bei den Einwohnern das Andenken an die Würtemberger, denen im Kriege alle ſchwäbiſche Gemüthlichkeit verloren gegangen war, in ſchlimmſter Erinnerung: die Franzoſen benahmen ſich gegen das wehrloſe Volk weit beſſer als die deutſchen Brüder. Wir begnügen uns, unſern Leſern gegenüber, mit der kurzen Notiz eines Buchs, das ihnen fern liegt.

Karl Guſtav von Berneck.

Feuilleton.

Hebbel und ſein Eichkätzchen.

Die trefflich redigirte „Oeſterreichiſche Gartenlaube" enthält einen warm geſchriebenen Aufſatz von Ludwig Foglar über Friedrich Hebbel, in welchem ſich die folgende Mittheilung über die ſeltſame Vorliebe des Dichters für einen Stubengenoſſen aus dem Thierreich findet:

„Hebbel wußte hundert von kürzern und längern Gedichten auswendig, darunter vieles von Goethe, Schiller, Uhland, Tieck, und konnte ſich jeden Augenblick beſtimmen, irgendeines davon oder viele nacheinander ohne Stocken zu recitiren. Ja auf einer Reiſe im Wagen unterhielt er ſeine Gefährten einſt faſt einen ganzen Tag hindurch mit ſolch einer poetiſchen Blumenleſe aus dem Gedächtniſſe. Wenn Hebbel auf ſeinem Zimmer derlei mnemotechniſche Kunſtſtücke zum beſten gab, ſo war es höchſt beluſtigend zu ſehen, wie ihn während des Vortrags höchſt pathetiſcher Stellen ſein zahmes Eichkätzchen in poſſierlichen Sprüngen umgaukelte. Das überaus anmuthige Thierchen, ein verwöhntes Schoskind ſeines Herrn, durfte ſich alles erlauben. Es ſprang vom Eſtrich plötzlich an ihn hinan, kletterte an Beinen und Armen empor, thronte ſchalkhaft auf dem kahlen Scheitel des Gebieters, und kroch, wenn es ruhen wollte, durch das Oberkleid in die Achſelhöhlung, worin es, wie Hebbel oft erzählte, wie in einem Neſte ſeine Kindheit zugebracht hatte und großgewachſen war. Hebbel nannte das reizende Thierchen nie anders als „ſein ſüßes Kind" und trachtete — darin echt abſolut monarchiſch — durch das Gewähren aller möglichen Freiheiten ihm das Entbehren der Freiheit erträglich zu machen. Eichkätzchen wohnte eigentlich in Hebbel's Wäſcheſchrank unter einem weichen Foulard. Es durfte dort Zucker naſchen, durfte aus- und einſchlüpfen nach Belieben, am Schreibtiſche Bücher, Federn, Briefe u. ſ. w. zernagen, desgleichen Kleider, Stiefel und Möbelüberzüge, und ſeinen Herrn jederzeit im eigentlichen Wortſinne «überlaufen», was ſonſt niemand wagen mochte. Mitten im Feuer des Geſprächs und der ernſteſten Debatte, ja unter den leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſeiner Vulkannatur kam oft urplötzlich, wie eiu lebendig gewordener Humor, der kleine braune, raſtlos bewegliche, ſeidenhaarige Kobold herbeigeſprungen, kletterte an dem hitzigen Redner empor und krabbelte und zappelte ſo lange, bis ihm die gebührende Aufmerkſamkeit und Aufnahme ward, die auch nie ausblieb. Weggeblaſen waren mit eins alle finſtern Dämone: Zorn, Unmuth, Entrüſtung. Der Aufruhr der Elemente war beſchworen, und wie die beruhigte See nach dem Sturme lag das Weſen des Dichters heiter und verklärt, beſchwichtigt und bezähmt in der milden Sonne inniger Naturfreude. Allein Eichkätzchen hatte allmählich doch zu arg gewirthſchaftet. Als Gott den Schaden beſah, mußte das Zimmer mit neuen Gardinen und Möbelſtoffen verſehen werden, und Springinsfeld erhielt einen großen Käfig. Bald darauf ſtarb das Thierchen zum allerbitterſten Schmerze ſeines Herrn, der die Leiche ausbälgen ließ und damit ſeinen Bücherſchrank zierte. Das Thierchen erhielt einen Nachfolger, der aber biſſig war und nun bewies, daß durch Erſatz nicht alles erſetzt wird."

Engliſches Urtheil über Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

In einem längeru Artikel der „Saturday Review" über das erfolgreiche londoner Debut des kürzlich dort als Narciß aufgetretenen deutſchen Schauſpielers Bandmann, begegnen wir folgenden Bemerkungen über Brachvogel's „Narciß":

„Das Stück, in welchem allein Herr Bandmann bisjetzt bei uns aufgetreten, iſt an und für ſich ein gar armſeliges (poor) Werk, gleichviel ob man es mit oder ohne Rückſicht auf die Geſchichte, welche ihm zu Grunde liegt, betrachtet. Ein deutſcher Schriftſteller, Namens Brachvogel, der, gleich Heinrich Laube und ſogar mit einem noch geringern Sinn für Genauigkeit, die Wirklichkeiten der Vergangenheit auf die Bühne zu bringen liebt, warf ſeinen Blick vor einigen Jahren auf jenen Taugenichts, welchen Diderot als Rameau's Neffen zum Hauptredner in einem Geſpräch macht, das ebenſo merkwürdig durch ſeine Kraft und Conſequenz, als es durch die Klarheit und das Behagen anſtößig

Digitized by Google

iſt, mit welcher ein Syſtem von cyniſcher Abſcheulichkeit aus nicht allgemein verabſcheuten Grundſätzen hergeleitet wird.... Brachvogel, der auch Sebaſtian Bach für ein paſſendes Thema zu einem Drama gehalten hat *), glaubte im Neffen Rameau's, dem er den Namen Narciß gegeben, eine Perſon gefunden zu haben, die bei einem deutſchen Publikum ein gewiſſes Gewicht haben würde, und der Erfolg bewies, daß er wenigſtens richtig gerechnet hatte. Der Schauſpieler, der urſprünglich den Narciß ſpielte, erreichte ſofort einen ungewöhnlichen Succeß und das Stück wird immer noch als eins der beliebteſten des deutſchen Repertoires angeſehen."

Nachdem nun die Unähnlichkeit des Brachvogel'ſchen Narciß mit dem cyniſchen Neffen Rameau's und die Entſtellung der geſchichtlichen Thatſachen hervorgehoben worden, fährt die „Saturday Review" alſo fort: „Dennoch nennen wir nicht gerade aus dieſem Grunde «Narciß» ein armſeliges Stück. Ein dramatiſches Werk kann immerhin ſehr gut ſein, wie unrichtig auch die Handlung ſein mag, wenn man ſie mit dem Maßſtab der Geſchichte mißt; dies iſt aber bei dem fraglichen Stück nicht der Fall. Es beſteht nämlich meiſtens aus vielem langweiligen Geſchwätz, welches unintereſſanten Perſonen mit höfiſchem Aeußern und ſteifen Manieren in den Mund gelegt wird, die in Paris ſtets bis zu einem gewiſſen Grade beliebt geweſen, in London aber immer nur mit ſpärlichem Lobe belohnt worden ſind. Ohne Herrn Bandmann's Debut oder ſonſtigen äußern Umſtand von Intereſſe würde ſich «Narciß» blos als eins jener gut aufgeführten, anſtändig ausſehenden Stücke erwieſen haben, welche den erſten Abend glatt verlaufen, den zweiten ſchon ein wenig ſchleppen und nach ein oder zwei Wochen gänzlich vergeſſen ſind."

Die kürzern Beſprechungen der „Saturday Review" bieten wieder nur eine geringe Ausbeute, da ſie zum größten Theil wiſſenſchaftliche Werke, darunter z. B. auch die „Cagataiſchen Sprachſtudien" von Hermann Vámbéry, betreffen.

Die belletriſtiſchen Schriften, die zur Sprache kommen, ſind zunächſt die „Gedichte" von A. F. von Schack, von denen es heißt: „Kann auch dieſer Band Originalgedichte den hohen Ruf des Verfaſſers nicht ſehr vermehren, ſo kann er ihn doch wenigſtens nicht vermindern. Schack's Geiſt hat augenſcheinlich nichts ſehr Eigenartiges. Vom Anfang bis zu Ende des Bandes findet man vielleicht keinen einzigen wirklich neuen Gedanken; allein ſeine Gemeinplätze ſind nicht die der gewöhnlichen Dichter. Er hat die ſüdlichen und öſtlichen Himmelsgegenden bereiſt und über ſie nachgeſonnen, und ſeine Dichtung iſt mit ihrem prächtigen Colorit stark gefärbt. Wo der Gegenſtand nicht fremdländiſch iſt, regt doch die Behandlungsweiſe ausländiſche Gedankenverbindungen an; alles iſt reich und geſchmückt von vollendeter Form und geſchliffenen Ausdrücken, obſchon der Leſer des Eindrucks eines Misverhältniſſes zwiſchen Form und Inhalt ſich nicht erwehren kann."

Guſtav Kühne's Roman „Der Freimaurer" hält die „Saturday Review" für eine ſehr gute Veranſchaulichung der nationalen Eigenthümlichkeiten deutſcher Novelliſten: „Er iſt ſchrecklich wortreich und ermüdend in der Entwickelung der Geſchichte, und nebenbei voll von Abſchweifungen und tiefgehenden Erörterungen über alle Arten von Gegenſtänden. Indeſſen ſo unhandlich und unwirkſam er auch als Kunſtwerk ſein mag, ſo bekundet er doch ſolche Kenntniſſe und Denkkraft, wie man ſie nicht leicht bei andern als deutſchen Unterhaltungsſchriftſtellern antreffen dürfte."

Schließlich betrachtet die „Saturday Review" Riehl's „Neues Novellenbuch" als „ein Beiſpiel davon, wie viel beſſer der Genius deutſcher Dichtung zu kurzen Geſchichten als zu größern Erzählungen geeignet ſei".

Ueber Carriere's „Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit" ſpricht die „Saturday Review" folgendes Urtheil aus, das indeß aus einem Misverſtändniß der Tendenz des Werks hervorgegangen iſt: „Moritz Carriere's ausgedehntes kunſtgeſchichtliches Werk iſt ein gutes Beiſpiel davon, was eine feine Bildung für einen Geiſt, der mehr receptiv als ſelbſtändig ſchöpferiſch iſt, zu thun vermag. Wäre das Werk von einem Schüler Carriere's geſchrieben, ſo würde es für Lehrer und Jünger gleich ehrenvoll ſein. Es würde dargethan haben, daß der Schüler viele Kenntniſſe erlangt habe nebſt der Kunſt, ſie in anziehender Weiſe von ſich zu geben. Von einem Profeſſor in Carriere's Stellung jedoch erwartet man, daß er nicht blos das vorbringe, was er von andern gelernt, ſondern etwas Eigenes ſchaffe. Das Buch ſcheint aber keinen Anſpruch auf Neuheit zu machen; alles Objective darin iſt aus fremden Quellen geſchöpft, während der ſubjective Theil lediglich die Anſichten der hochgebildeten Geſellſchaft, mit welcher der Verfaſſer umgeht, abſpiegelt.... Die Schreibart iſt übrigens höchſt gefällig, und die Anſichten ſind die eines unparteiiſchen, liebenswürdigen und geiſtreichen Gelehrten, der beſſer geeignet iſt, die Cultur ſeiner Zeit zu vertreten, als ſie zu fördern."

Ueber Strodtmann's „Heine's Leben und Wirken" lautet das Urtheil: „Die Fortſetzung von Strodtmann's Leben Heine's führt die Erzählung bis zu deſſen Annahme des Chriſtenthums herab, den gewiſſenloſeſten Act eines Lebens, welches nur wenig Bewunderung mit Hinſicht auf ſeine Würde oder Conſequenz beanſpruchen kann. Indeſſen hatte Heine doch ſo viel Anſtand, ſich ſeiner ſelbſt herzlich zu ſchämen, und ſein heuchleriſcher Uebertritt war nur die natürliche Wirkung der rohen Geſetze, welche es einem Juden unmöglich machten, ein bürgerliches Amt zu bekleiden; doch bleibt der Gedanke immerhin demüthigend, daß der erſte deutſche Schriftſteller ſeines Zeitalters ſich ſo erniedrigte in der Hoffnung, einen kleinen Poſten von der Regierung zu erlangen, was ihm ſchließlich doch nicht gelang. Sein Abfall war um ſo weniger zu entſchuldigen, als er einen etwas thätigen Antheil an dem Vorgange einer merkwürdigen Gruppe von Juden in Berlin genommen, welche eine Reform des Judenthums und die Veredlung ſeiner Bekenner erſtrebten, und ſein eigener Glaube an die Miſſion ſeiner Glaubensgenoſſen vielleicht die einzige ernſtliche Ueberzeugung war, die er überhaupt hegte. Strodtmann's Bericht über dieſe patriotiſchen, uneigennützigen, aber hegelianiſch geſinnten und ſehr ketzeriſche Iſraeliten iſt das anziehendſte Kapitel in dieſem Theile ſeines Werks. Er iſt nur ein mittelmäßiger Schriftſteller; ſein Fleiß aber iſt muſterhaft, und es wird ſeiner Erzählung nicht leicht etwas hinzugefügt werden, bis nicht Heine's langerwartete Memoiren erſcheinen."

*) Nicht Sebaſtian Bach, ſondern Friedemann Bach iſt von Brachvogel zum Helden erwählt worden, und zwar zum Helden eines Romans, nicht eines Dramas. D. Red.

Bibliographie.

Anthony, W., Die feindlichen Brüder. Erzählung von der rothen Erde. Aachen, Cremer. 1867. 8. 15 Ngr.

Barth, C. G., Der Pfarrer von Irongray. Dienſt und Gegendienſt. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Bittner, A., O du verfluchtes Geſindel! Kleine Erinnerungen aus dem Leben eines kleinen Komödianten, wirklich Erlebtes und Geſammeltes. Wien. 8. 20 Ngr.

Curtius, G., Sprache, Sprachen und Völker. Vortrag. Leipzig, Daheim-Expedition. Gr. 8. 5 Ngr.

Dalalkewicz, W., Piepmatz und Staarmatz. Zwei höchſt komiſche Parodieen der beiden bekannten gleichnamigen Couplets aus D. Kaliſch's Poſſe: Die Mottenburger. Berlin, Laſſar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Eisner, D., Stille Waſſer. Briefe. Mit einer Vorrede von W. Ziethe. Berlin. 8. 10 Ngr.

Vier amerikaniſche Gedichte. — Four american poems. — Metriſch ins Deutſche überſetzt von C. T. Eben. Philadelphia. 1864. 8. 10 Ngr.

Alle Heſſen ſind gleich vor dem Geſetz. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kętrzyński, W., Die Lygier. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Westslawen und Vindilien. Posen, Leitgeber. Gr. 8. 1 Thlr.

Kieſer, W., Ueber Goethe's Taſſo. Sondershauſen, Eupel. Gr. 4. 6 Ngr.

Kuhn, E., Der Freiheitsbegriff. Ein philosophischer Versuch. Berlin, Weber u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Goethe's Frauengeſtalten. 1ter Thl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stark, F., Die Kosenamen der Germanen. Eine Studie. Mit drei Excursen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Tegnér, E., Die Nachtmahlskinder. Uebertragen von L. Freytag. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 6 Ngr.

Wachenhuſen, H., Pariſer Photographien. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 8. 20 Ngr.

Woltmann, A., Holbein und ſeine Zeit. Supplement, enthaltend Verzeichniß der Werke Holbein's, nebſt Namen- und Sachregiſter. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 24 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunſt
im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit.

Von **Moriz Carriere.**

Dritter Band. Das Mittelalter. Erſte Abtheilung.

Das chriſtliche Alterthum und der Islam in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Carriere's Werk, die erſte Geſchichte aller Künſte in ihrer Wechſelwirkung und ihrem Zuſammenhange mit der Lebensentwickelung der Menſchheit, iſt als eine Bereicherung unſerer Nationalliteratur anerkannt.

Die ſoeben erſchienene erſte Abtheilung des dritten Bandes zeichnet die einflußreichſten Perſönlichkeiten aller Cultur, Jeſus und Muhammed, nach ihrer hiſtoriſchen Wirklichkeit wie nach der Geſtaltung, die ſie durch Phantaſie und denkende Betrachtung gewonnen haben, und entwirft auch in der Darſtellung des chriſtlichen Alterthums wie der Literatur und Kunſt des Islam eine Geſchichte des Geiſtes vom äſthetiſchen Standpunkte.

Die (unter der Preſſe befindliche) zweite Abtheilung des dritten Bandes wird das europäiſche Mittelalter ſchildern.

Der erſte und zweite Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung und Kunſt. 3 Thlr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunſt. 3 Thlr.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Soeben iſt erſchienen:

Göthe's Frauengeſtalten

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

I. Die Frauen aus Wilhelm Meiſter.
II. Die Frauen der Wahlverwandtſchaften.

VIII u. 254 S. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Binnen kurzem erſcheint im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung:

Rauch.

Aus dem Ruſſiſchen des

Iwan Turgenjew.

☛ Autoriſirte Ausgabe. ☚

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Beſtellungen hierauf werden ſchon jetzt in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Fr. Lucas'ſche Buchhandlung in Mitau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlſtich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. 4. In sechs Lieferungen 8 Thlr.

In Leinwandband 10 Thlr. In Lederband 11 Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Folio 14 Thlr., in Lederband 20 Thlr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und hat deshalb schon während ihres Erscheinens in Lieferungen gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums gefunden.

Nachdem die „Lessing-Gallerie" soeben vollständig geworden, können auch diejenigen Literatur- und Kunstfreunde sich dieselbe aneignen, welche derartige Werke nicht lieferungsweise zu beziehen lieben. Besonders empfiehlt sich die „Lessing-Galerie" als werthvollstes gewiss willkommenes Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien über
Bosnien und die Herzegovina

von

Johann Rośkiewicz,

k. k. Major im Generalstabe.

Mit elf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem Werke entwirft der Verfasser, ein österreichischer Generalstabsoffizier, auf Grund eigener Anschauungen und Beobachtungen das vollständige Bild noch wenig gekannter Länder, die vermöge ihrer geographischen Lage eine wichtige Rolle bei der Lösung der orientalischen Frage zu spielen berufen sind und deshalb seit kurzem in erhöhtem Masse die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich gezogen haben. Nicht nur die Natur und die Beschaffenheit jener Länder werden zum ersten mal erschöpfend dargestellt; auch über die Sitten und Gebräuche der Bewohner, die Verwaltung, die Statistik, das Heerwesen etc. enthält das Werk höchst werthvolle neue Mittheilungen, durch in den Text gedruckte Abbildungen illustrirt.

Die nach den Aufnahmen des Verfassers eigens angefertigte Karte (auch apart zum Preise von 12 Ngr. zu haben) gewährt eine deutliche und zuverlässige Uebersicht des gesammten Terrains.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Materialismus und ethisches Bedürfniss
in ihrem Verhältnisse zur Psychologie.

Von

H. A. Rinne, Dr. med.

Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1868.

Inhalt: Drei Volksromane. Von Rudolf Gottſchall. — Friedrich Heinrich Jacobi. Von Adolf Zeiſing. — Literarhiſtoriſche Werke. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Karl Siebel; Eine deutſche Akademie; Notizen zur Literatur und Kunſt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Drei Volksromane.

Einige Zeit hindurch ſchien es, als ſollte mit dem einſeitigen Genre der Dorfgeſchichten der „Volksroman“ erſchöpft ſein und neben dieſer überwuchernden Species keine andere ſich entfalten. Ein Blick auf die Entwickelung der Romanliteratur zeigt indeß zur Genüge, daß früher in Deutſchland wie bei den andern Nationen der Volksroman keineswegs in der Dorfgeſchichte aufging, ja daß dieſe idylliſche Verherrlichung des Bauernſtandes überhaupt nicht beliebt wurde, wahrſcheinlich weil man in den alltäglichen Erlebniſſen in Bauernſtuben, Pferdeſtällen, hinter Düngerhauſen u. ſ. w. den abenteuerlichen Reiz vermißte. Dagegen ſtand der Spitzbubenroman in Spanien, der Abenteurerroman in Deutſchland in voller Blüte; wir brauchen nur an Mendoza's Schelmenromane und an Grimmelshauſen's „Simpliciſſimus“ zu erinnern. Männer aus den niedern Ständen waren die Helden dieſer Romane, deren Abenteuer nicht an einen Ort gebunden, ſondern mit mannichfachen bunten Fahrten verknüpft waren. In Deutſchland iſt dies Genre in neuerer Zeit meiſtens durch Holtei vertreten worden, deſſen „Vagabunden“, „Eſelsfreſſer“, „Der letzte Komödiant“ vollkommen die alten Muſter decken. Dies gilt auch von dem neueſten Roman des Veteranen:

1. Erlebniſſe eines Livreedieners. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Schon in ſeiner Form iſt dieſer Roman von volksthümlichſter Haltung; kein größerer Contraſt als zwiſchen ihm und den akademiſchen Romanen der Hochmeiſter des Stils, eines Hermann Grimm, Paul Heyſe, die jede Wortſtellung wohl erwägen und keine Periode in die Welt ſchicken, die ſich nicht vor den ſprachkundigen Vätern und ihren Grammatiken legitimiren könnte. Die Perioden Holtei's wuchern durcheinander wie ſtiliſtiſches Unkraut; einzelne laſſen ſich als Maccaroni verſpeiſen, doch mit genauer Noth herunternudeln; andere laufen umher, als ob ihnen Kopf und Schwanz abgehackt wäre. Einſchachtelungen, Abkürzungen, alles, was die ſchlotterige Syntax des alltäglichen Geſprächs mit ſich bringt, findet ſich hier und zwar noch mehr als in den frühern Holtei'ſchen Romanen, etwa „Die Eſelsfreſſer“ ausgenommen. Die ſprachlichen Ausdrücke und Wendungen ſelbſt ſind theils kernhafte Kraftausdrücke, wie ſie für die franzöſiſche Sprache von den betreffenden Wörterbüchern mit dem vielſagenden Zeichen: pop. bezeichnet werden, theils Wendungen des ſchleſiſchen Dialekts, deſſen Friſche und Gemüthlichkeit hier die Schriftſprache durchhaucht wie der Duft friſchgemähten Grummets einen Blumengarten. Ja der Autor, deſſen Stil gleichſam mit aufgeſtreiften Hemdärmeln vor uns hintritt, verſchmäht es nicht, ſogar unorthographiſche Originalbriefe in den Text des Romans mit aufzunehmen, um demſelben die ſaftigſte Urſprünglichkeit und Realität zu verleihen.

Das erſte Kapitel rechtfertigt indeß dies volksthümliche Gebaren des Autors; wir erfahren, daß Hr. Albert Schmidtmayer, der Livreebediente ſelbſt, dieſe Memoiren verfaßt und Holtei dieſelben blos überarbeitet hat, ohne ihren Sinn und Charakter zu ändern. Die Memoiren erſcheinen hier zwar nicht in ihrer ganzen unverletzten Eigenthümlichkeit, in ihrer naiven Friſche, mit allen „Schreib-, Sprach- und Hinterpunktionsſünden“; doch hat der Autor ſich ſelbſtverſtändlich bemüht, Schmidtmayer's geiſtigen Standpunkt, den Standpunkt eines wenn auch „gebildeten“ Livreebedienten, feſtzuhalten, und wer würde in den Denkwürdigkeiten dieſes Mannes den Stil eines Grimm oder Heyſe ſuchen? Wir wiſſen recht gut, daß wir in der Livree des ſeligen Schmidtmayer nur die Maske für unſern in Schubladenrollen ausgezeichneten Poeten ſehen, der bald als Vagabund Anton Hahn, bald als armer Schauſpieler Wolf dreibändige Soloſchauſpiele zur Darſtellung bringt. Und die Coſtümtreue, die er dabei beobachtet, darf man wahrlich nicht an ihm bemäkeln.

Digitized by Google

Gegen die modernen Senſations- und Tendenzromane hat Holtei eine ganz entſchiedene Abneigung, die er gleich am Eingang ſeines neuen Werks mit folgenden Worten ausſpricht:

Otto Jahn wirſt in einem ſeiner vortrefflichen, ebenſo geiſtreichen wie gründlichen Werke die Aeußerung hin: „Es wäre ein wahres Glück, wenn jetzt ein Muſiker (d. h. Componiſt) käme, der nicht inſtrumentiren könnte, aber Muſik machte!“ Daß dieſer tiefe Ausſpruch zunächſt auf gewiſſe Campaſitionen gerichtet iſt, welche hinter künſtlicher, erkünſtelter, erquälter, meiſt unſchäner Inſtrumentation die allzu fühlbare Leere an innerer Zeugungskraſt, hinter gelehrt-ſein-ſollenden, das Ohr verletzenden Aus- und Abweichungen, hinter abſtracten, zum Theil vertrackten Theorien den Mangel an melodiſcher Lebensfülle verbergend, den Hörer verblüffen wollen ... das iſt leicht begreiflich. Mit zweckmäßiger Umänderung weniger Wörter läßt ſich obige Behauptung aber auch auf Romanſchreiber anwenden: „Es wäre ein wahres Glück, wenn jetzt ein Erzähler käme, der nicht blos ſpannen, foltern, zerren und martern, der einfach-natürlich das Leben ſchildern wollte, ohne pretiöſe Anſprüche auf Autarruhm!“ Die beliebten, allgeleſenen, ins Deutſche ſchändlich überſetzten oder, noch ſchändlicher, nachgeahmten franzöſiſchen (leider in neuerer Zeit auch viele engliſchen) Schriftſteller inſtrumentiren in ihren Büchern mit wahren Falterinſtrumenten herum an den Seelen und Herzen ihrer Leſer. Aus Gefahr in neue Gefahren, aus einer Qual und Marter in die andere müſſen wir ihre Schlachtopfer von Helden begleiten und dabei ſelbſt zu Schlachtapfern werden, müſſen uns mit jenen zwicken, zwacken, durchſpießen, zerſchießen, ſchinden laſſen ohne Ruh nach Raſt. So will's das „Geſchäft“: der Vertrieb, der Wunſch des Verlegers, der nach Spannung ſchreit. Da werden ſchlau angelegte Plane erſonnen, Greuel aus Greueln zu entwickeln von Kapitel zu Kapitel; und haben zuletzt die Mishandlungen, denen redliche Menſchen (Leſer mit eingerechnet) unterlagen, ihre Endſchaft erreicht; gelangen die unglücklichen Dulder zu etwelcher Ruhe; dann ſind ſie dermaßen abgehetzt und windelweich gedroſchen, daß wir uns auch bald nach einer hübſchen friedlichen Begräbnißſtätte für ſie umthun mögen. Ebenſo fehlt es nicht an berühmten, für „höhere geiſtige Anſprüche“ geſchriebenen deutſchen Romanen, welche zu Falterkammern anderer Gattung gemacht warden ſind. In dieſen werden edle Naturen, die kaum einen Fehltritt begehen wollten, den ſie nicht ſchon bereueten, an ſorgſam geſchürter, kunſtvoll unterhaltener Kohlenglut bei lebendigem Leibe auf dem Roſte geſchmort, wird ihnen mit ſinnreich erfundenen Widerhaken das Fleiſch von den Knochen, das Herz aus dem Leibe geriſſen ... und uns auch. Andere wieder kennen Leben, Menſchen, Welt nicht aus eigener Erfahrung; ſie weben ſeine Geſpinſte („Kunſtwerke“ genannt) nach vorgezeichneten Muſtern um ihre philoſophiſchen, philanthropiſchen, ſocialiſtiſchen oder politiſchen Chimären, damit man ſolche Geſchöpfe doctrinärer Tendenzpoeſie für lebendige Leute halte. — Außerordentliche Inſtrumentirung! ... Aber Muſik machen ſie nicht.

Wir ſollen alſo in dieſem Roman Muſik hören ohne glänzende Inſtrumentation — und in der That finden ſich Klänge in demſelben, die wie Volksliederton das Gemüth ergreifen, Klänge der Pietät, des Heimatsgefühls, der treuen, anhänglichen, aufopfernden Geſinnung, eine Art von innigen Naturlauten, denen man in den mit Kunſt und Virtuoſität componirten Romandichtungen kaum begegnet. Es finden ſich auch die echten Elemente des Volksdramas, allerlei draſtiſche Abenteuer, Schlägereien, Schilderungen des Lebens below stairs, Liebesgeſchichten dieſſeit und jenſeit des Rhein, die zum Theil an die pariſer Abenteuer des Simpliciſſimus erinnern, alles in derbkräftiger Holzſchnittmanier geſchildert, vieles wie aus dem Klotz herausgehauen.

Darf man ein ſolches Schriftwerk nach ſeiner Legitimation fragen? Darf man den Maßſtab künſtleriſcher Compoſition und Faſſung an daſſelbe anlegen? Seine Berechtigung liegt darin, daß es der ungetrübte Ausdruck einer dichteriſchen Individualität iſt. Es iſt der alte Holtei mit ſeiner Gemüthsinnigkeit, mit ſeinem kernhaften Volkshumor, mit ſeinen drolligen Einfällen und ungenirten Schilderungen, aber, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch mit ſeinen politiſchen Marotten, mit ſeinen tendenziöſen Widerhaken und ſeiner naturwüchſigen Vorliebe für ein gewiſſes Raffinement unſittlicher Verhältniſſe. Nicht als ob er dieſelben zur Nachahmung empföhle, nicht als ob er ſie mit frivolem Behagen ſchilderte, er iſt von bedem weit entfernt! Doch kann er's nicht unterlaſſen, den Lebensweg ſeiner Helden durch ganz beſondere ſittliche Untiefen zu führen. Wir erfahren zwar durch die telegraphiſche Depeſche des Herausgebers, welche als Vorrede dient, und durch manche Noten unter dem Text, daß derſelbe einiges umhüllt hat, was zu nackt geweſen iſt, und eine Menge verfänglicher Stellen fortgeſtrichen hat; dennoch beruft er ſich oft auf das Recht der Lebenswahrheit und des biographiſchen Zuſammenhangs, um zu rechtfertigen, was denn doch noch Anſtößiges ſtehen geblieben iſt. So in jenem längern ſechzehnten Kapitel, welches ſich ſchon durch den Titel als ein Einſchiebſel im Stil der Jean Paul'ſchen Extrablätter ankündigt und in welchem die Manie des Nägelkauens und Abbeißens, gegen welche nur hirſchlederne Handſchuhe helfen, mit dem unwiderſtehlichen Bedürfniſſe des Erzählers, den Gang der Geſchichte bisweilen zu hemmen und ſich als Privatperſon mit dem Leſer zu unterhalten, verglichen wird. Hier heißt es in einem ſolchen Zwiegeſpräch mit dem Leſer:

Ich will ſagen, daß ich den erſten Theil für langweilig halte. (O, wir desgleichen! rufen verſchiedene Herren und Damen.) Nicht allein langweilig; mitunter auch anſtößig. Und zum größten Unglück wird das im zweiten Theile noch ſchlimmer; ja gleich die nächſtfolgenden Kapitel ... (Herr, da hätten Sie ſtreichen müſſen!) Gemach, Verehrte. Erſtens iſt Ihnen unbekannt, wie viel ich bereits geſtrichen, wie manche recht pikante Ausmalung in den Ofen geſchaben wurde ... — (Einige, aber ſehr leiſe: Das iſt nun wieder ſchade!) — wie ſargſam ich alles auslaſſe, was nur den geringſten Anhauch von Lüſternheit verräth. Zweitens muß ich darauf hinweiſen, daß eine Selbſtbiographie kein zufällig aus ſpannenden Scenen zuſammengewürfelter Roman ſein will und darf; daß ſie eines Menſchen Anfang und Ende folgerecht darzulegen hat, und daß ſich da nicht ſo kurzweg nach Belieben „ſtreichen“ läßt, was den wichtigſten Einfluß auf Sein und Werden ausübte. Sie werden jetzt bald die Bekanntſchaft zweier Perſonen machen, über deren Auftritt ſich wahrſcheinlich ein Zetergeſchrei erhebt. Ich bin gefaßt darauf. Abel und Victorine gehören in Albert's Leben wie Sturm und Blitz in die Natur. Wen der Donner entſetzt, der ſtopfe ſich die Ohren zu; wen die Blitze blenden, der halte die Hand var ſeine Augen. Es wird in dieſem Buche nach öfter ſtürmen und toben; Hagel und Melthau werden zerſchmetternd und vergiftend herabfallen; Regengüſſe werden Schmuz hinterlaſſen. Aber dann wird's auch wieder heiter werden und gegen Abend die Sonne am reinen blauen Himmel untergehen.

Doch müſſen wir denn durch den Schmuz waten? Die Ausflucht mit der Selbſtbiographie laſſen wir dem Hrn. Schmidtmayer gelten, aber nicht dem Hrn. von Holtei, der fortlaſſen und hinzufügen kann, was er will; er iſt der verantwortliche Redacteur, der vor der Kritik Rede ſtehen muß. Eine humoriſtiſche Darſtellung kann auch

Digitized by Google

das wirklich Widerwärtige in einen künſtleriſchen Bereich erheben; doch uns ſcheint es, als ob den Autor gerade hier ſein Humor bisweilen im Stich laſſe! Wir misbilligen keineswegs die zahlreichen Liebeshändel des Romans, ſo wenig platoniſch und ſo kurz angebunden ſie ſein mögen. Der Volksroman darf ſchon einen gewiſſen Cynismus zur Schau tragen, ohne daß man ihm gleich auf die Finger klopft. Es ſind namentlich zwei Situationen, die uns über das erlaubte Maß des Mittheilbaren hinauszugehen ſcheinen, weil ſie ſchon ein gewiſſes Raffinement der Unſittlichkeit enthalten. Die eine iſt die Geſchichte von Abel und Victorine. Wie hier Schmidtmayer gemisbraucht wird, um einen Inceſt zweier Geſchwiſter zu verdecken: das iſt eine Erfindung, um welche die keckſten franzöſiſchen Romanfeuilletoniſten den moraliſirenden deutſchen Autor beneiden könnten. Dieſe ganze Novelle iſt eine ſchalkhafte Perſiflage auf den franzöſiſchen Rechtsgrundſatz: La recherche de la paternité est interdite; doch wozu die Leſer mit dieſen Thatſachen behelligen? Denn irgendeinen poetiſchen Reiz, irgendeine aus der Darſtellung derſelben reſultirende Moral vermögen wir nicht herauszufinden, und ſelbſt die komiſche Pointe, die in der Prellerei des ehrlichen Deutſchen durch franzöſiſches Raffinement liegen könnte, wird dadurch abgeſtumpft, daß Schmidtmayer ja auch erreicht hat, was er wünſchte, und nur nicht wußte, daß er die Erlaubniß zu dieſen Genüſſen nur erhielt, weil ſie den Zwecken eines andern dienten. Die zweite Situation iſt die Stubengemeinſchaft mit den beiden eleganten Berlinern, die ſich im Verkehr mit vornehmen berliner Damen einen Nahrungszweig eigener Art eröffneten. Die Darſtellung dieſer männlichen Proſtitution hat etwas Anwiderndes; doch greift ſie mehr in den Fortgang der Handlung ein als das franzöſiſche Inceſtmotiv, denn der Held des Romans ſchöpft aus den Mittheilungen der Stubengenoſſen eine phantaſievolle Anregung zum Liebesverkehr zwiſchen einer ſchönen Herrin und dem Livreebedienten, eine Anregung, die er alsbald zu inſceniren weiß, indem er bei der ſchönen Gräfin Bertha Roumald in Dienſte tritt.

Die Abenteuer des Livreedieners ſind in der That ſehr mannichfaltig und erſchöpfen faſt die Scala der Situationen, die man vorconſtruirend mit einem ſolchen Leben verbinden könnte. Faſt holzſchnittartig ſind die Jugenderinnerungen geſchildert. Der betrunkene Vater und der betrunkene Baron, die Prügelei mit dem Livreepagen, die Kataſtrophe des Barons im Keller — das würde ſich zu Illuſtrationen eignen im Stil der Kortum'ſchen „Jobſiade“. Pikanter ſind die Erlebniſſe in Berlin und Paris. Der Held wird eine Zeit lang Advocatenſchreiber, gibt indeß dies Handwerk wieder auf, da er über einzelnes, wobei er hülfreiche Hand leiſten muß, Gewiſſensbiſſe empfindet und einer frühern Herrſchaft Mittheilung macht von dem, was gegen ſie geplant wird; er wird Bedienter eines ruſſiſchen Diplomaten, den er nach Paris begleitet, wo er in die bereits erwähnten Gefahren und allerlei Abenteuer mit der geheimen Polizei verwickelt wird; er wird Diener bei einem pietiſtiſchen Geheimen Hofrath, bei einem Grafen, der ein Spieler von Profeſſion iſt, bei einem Bankier, der bankrott wird, bei der ſchönen Gräfin Bertha, welche nur mit einem Grafen verheirathet wurde, um als anſtändige Geſellſchaftsdame einem profanen Hauſe etwas ariſtokratiſchen Schimmer zu leihen; der heirathende Graf wurde dafür bezahlt und übernahm die Verpflichtung, nach der Hochzeit das Weite zu ſuchen. Die militäriſchen Abenteuer Schmidtmayer's, ſowie einige andere uncorrecte Liebeshändel wollen wir mit Stillſchweigen übergehen und nur noch jene originelle Stellung erwähnen, die er als Diener einer Penſionsanſtalt einnahm. Mit dem Programm derſelben und dem Sohn des dirigirenden Doctors begibt er ſich als Muſterreiſender in die Provinz, indem er überall das lebendige Probeſtück vorreitet. Dieſe pädagogiſche Reclame iſt in der That originell erfunden. Hier befindet ſich unſer Abenteurer ſchon auf dem Wege der Beſſerung. Eine frühere gute Stellung in der Provinz hatte ihm Gelegenheit geboten, ſich zu verheirathen; doch verlor er Frau und Kinder bald am Typhus. Zuletzt wendet er ſich pietätvoll ſeiner Heimat zu, und auf dem Schloſſe, wo er ſeine erſten Pagendienſte geleiſtet, bringt er als Krankenpfleger, zuerſt mit dem bruſtkranken Sohne reiſend, dann den gichtiſchen Vater bewachend, lange Jahre zu und ſichert ſich dann ſeine Exiſtenz für das Alter.

Die Tendenz des Romans iſt, trotz einzelner ausſchweifender Erfindungen, eine moraliſche; doch iſt dieſe Moralität, was Holtei einmal nicht unterlaſſen kann, mit Pointen geſpickt, welche gegen die freie Richtung der Zeit ſich wenden. Es iſt zwar in dieſem Roman keine directe Verherrlichung ſerviler Knechtsgeſinnung, aber doch des Verhältniſſes patriarchaliſcher Dienſtbarkeit gegenüber der Losgebundenheit, welche in dem Geiſt des Jahrhunderts liegt. Holtei's Held ſchwärmt für ſeine Livree, und der Autor entſchuldigt dieſe Schwärmerei mit den folgenden Worten, welche zugleich die Tendenz des Romans ausſprechen:

> Unter meinen Leſern wird es, denk' ich, manche geben, die ſehr ungütig vermerken und mich eine geborene Knechtſeele ſchelten wollen, daß ich unumwunden ſolch eitle Vorliebe eines angehenden ſiebzehnjährigen Dieners für die verächtlichen Abzeichen gemeiner Dienſtbarkeit eingeſtehe. Ich gehe noch weiter. Ich erkläre, unbekümmert um all das Geſchrei von der durch ſchnöde Unterwerfung beleidigten Menſchenwürde, daß heute noch meine Anſichten über dieſe Dinge ganz dieſelben ſind; daß ich als älterer Mann, vom Leben geprüft, an Erfahrungen reich, im Tragen eines Livreerocks auch nicht die geringſte Beeinträchtigung wahrer Ehrenhaftigkeit erblicke; daß ich im Gegentheil aufrichtige Achtung den Greiſen zolle, die ihrer Herrſchaft ebenſo treu als ihrer Menſchenwürde, vorwurfsfrei, redlich, aufopfernd, anhänglich, mit weißen Haaren noch die Enkel derjenigen bedienen, bei deren Großältern ſie vor einem halben Jahrhundert zuerſt in Dienſt getreten ſind; daß ich ſie beneide (mir leider iſt's, zum Theil durch meine Schuld, nicht ſo gut geworden), einem Hauſe, einer Familie ohne Wanken angehört zu haben bis ins Grab. Sie ſtehen mir ungleich höher und flößen mir mehr Reſpect ein, als viele Schreiber und Redner, die unverſtändliche und unverſtandene Lehren von allgemeiner Gleichheit verbreiten und mit zweifelhaften Mitteln zweifelhafte Exiſtenzen führen, weil ſie ſich zu groß dünken, um zu dienen; die zu herrſchen begehren über leichtgläubige Thoren, während ſie die Knechte ſelbſtſüchtigſter Triebe und Bedürfniſſe verbleiben, hauptſächlich die Knechte unbändigen, durch nichts gerechtfertigten Ehrgeizes, der ungleich ſchädlicher wirkt wie meine kindiſche Eitelkeit auf eine hübſch zuſchnittene, gut kleidende Livree. Zu einem pflichtgetreuen, anſtändigen Diener ſind wahrlich edlere Eigenſchaften erforderlich als zu einem parteiſüchtigen, aufhetzenden, wühlenden Wähler. Der erſtere will

Digitized by Google

Zufriedenheit geben und erwerben; der andere trachtet danach, Unzufriedenheit zu erregen. Welcher von beiden iſt der wahre Freie? Ich denke immer noch: der Diener. Der Diener, der ſich froh und willig beſcheidet dies zu ſein, weil er einſieht, daß auf Erden nun einmal nicht alle Herren ſein können. Und, wie ein gewiſſer Goethe (freilich, nach dem Urtheile jener Vorſchreier der ſogenannten Freiheit, auch ein Unfreier!) ſeinen Taſſo ganz hübſch ſagen läßt: „Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein, und für den Edeln gibt's kein ſchöner Glück, als einem Herren, den er ehrt, zu dienen!" Ob man einen ſolchen findet ... das bleibt allerdings dem guten Glücke überlaſſen. Aber welche menſchliche Unternehmung überhaupt wäre davon nicht abhängig? Der Dienerſtand hat wenigſtens den Vorzug, daß der dazu gehörige Menſch, der ſich in ſeinem Herzen für edel hält, die koſtbarſte, glänzendſte Livree ſeines nicht edeln, nicht achtbaren Herrn allmonatlich nach freiem Willen abſtreifen und ſie mit einer, wenngleich einfachern, dennoch noblern vertauſchen darf. Dieſes zu thun, wie es mir eben zweckmäßig ſchien, darin hab' ich *meine* Freiheit geſehen und bewahrt. Habe mich auch niemals verſucht gefühlt, ſie gegen die von lärmenden, müßigen, hungrigen, ſtets durſtigen Gleichheitshelden angeprieſene hinzugeben.

Ein tüchtiger redlicher Diener iſt gewiß ein ſchätzbares Individuum; doch braucht die gebührende Schätzung deſſelben nicht mit Ausfällen auf die freie Richtung der Gegenwart verknüpft zu ſein, wie denn überhaupt die berliner politiſche Bewegung ohne Verſtändniß ihrer Motive nur nach der Seite des äußerlichen Skandals dargeſtellt iſt. Die Frömmler und engherzigen Reactionäre werden zwar in dieſem Roman ebenfalls gegeiſelt; doch würde der Eindruck des Ganzen wohlthuender ſein, wenn der Autor die Schranken ſeiner Gemüthswelt, innerhalb deren er ſich ſo heimiſch fühlt und auch die Leſer heimiſch zu machen weiß, nicht fortwährend durchbräche, um politiſche Perſpectiven zu gewinnen, die für dieſen Standpunkt immer unklar bleiben. Denn das Fernrohr des Gemüths iſt nicht genugſam hinausgeſchraubt für den freien Weltblick und zeigt daher allerlei verſchwimmende Farben und bunte Flecken ſtatt eines klaren Horizonts und ſcharf ſich abhebender Formen.

2. Die Landſtreicher. Roman von Roderich Benedix. Drei Bände. Leipzig, Payne. 1867. Gr. 16. 3 Thlr.

Dieſer Roman erinnert ſchon im Titel an die Holtei'ſchen „Vagabunden", dennoch iſt er eine weſentlich verſchiedene Variante zu demſelben Motiv. Die „Vagabunden" Holtei's führen uns ausſchließlich in den Bereich der freieſten Künſte, wie ſie nicht blos auf der Bühne, ſondern in den Meß- und Gauklerbuden, Menagerien, Puppentheatern vertreten ſind, und ſchildern uns die Abenteuer, die ſich an dieſe herumziehende Exiſtenz knüpfen. Die Landſtreicher von Benedix ſind theils echte Gauner, Spitzbuben und Räuber, theils jene gelehrten Proletarier, die nach Vollendung ihrer Studien und in Erwartung eines Amtes, mit zweifelhaften Ausſichten für die Zukunft, aber oft dem ſichern Mangel in der Gegenwart preisgegeben, hin- und herſchwanken zwiſchen den verſchiedenſten Verſuchen, ſich eine Exiſtenz zu gründen und dabei oft mit geſetzlicher Vorſchrift und bürgerlicher Convenienz in Conflict gerathen. Offenbar lag es in der ironiſchen Abſicht des Autors, dieſe gelehrten und ungelehrten Landſtreicher zu paralleliſiren; auch bringt er ſeinen Helden, den theologiſchen Candidaten Ehrenfried, in ſehr nahe Beziehungen zu den Verbrechern und Sträflingen.

Die Elemente des alten Gaunerromans ſind in den „Landſtreichern" von Benedix mehr vertreten als in einem der uns bekannten neuern Romane, und zwar ohne abenteuerliche Romantik, mit der ganzen Breite der criminaliſtiſchen Proſa. Wir werden in die Geheimniſſe der Diebshehlerei eingeweiht, die in einem Winkelgaſthof geſchäftsmäßig betrieben wird; wir ſind Zeugen eines Einbruchs, bei welchem der Held des Romans mit den Dieben verwechſelt wird; Mordanfälle und Mordthaten werden abgelöſt von falſchem Spiel und Wechſelfälſchungen; wir machen mit den Directoren und Inſpectoren der Gefängniſſe und Zuchthäuſer nähere Bekanntſchaft; kurz eine Fülle von Illuſtrationen und Arabesken zum Criminalgeſetzbuch tritt uns in dieſem Roman entgegen, und nur jene Paragraphen, welche Holtei zu illuſtriren liebt, gehen bei Benedix leer aus. Einen Inceſt und dergleichen Verbrechen würde man vergebens in dem Roman eines Dramatikers ſuchen, deſſen allbeliebte Luſtſpielmuſe ſich durch eine alles pikante franzöſiſche Gewürz verſchmähende Reinheit auszeichnet.

Der Held des Romans ſelbſt, Ehrenfried und ſeine Genoſſen, wie Oswald und Reibedanz, ſind ebenfalls fahrende Ritter und Landſtreicher, natürlich von edlerer Art. Ehrenfried's Jugendgeſchichte und Schulleben ſind recht anſprechend erzählt. Daß der Autor die lernende Jugend weiblichen Geſchlechts treffend zu ſchildern weiß, hat ſein Luſtſpiel „Aſchenbrödel" auf ſeinem Rundgang über die deutſchen Bühnen zur Genüge bewieſen. Einen Pendant hierzu bildet das Gymnaſialleben Ehrenfried's; die Schulerlebniſſe und Schulſtreiche der männlichen Jugend werden uns hier mit ſatten Farben vorgeführt. Zugleich ſucht ſich hier der Autor bereits auf den Schulbänken ſeine Helden, die ſpäter im Roman immer wieder auftauchen, und beweiſt uns, daß ſich bei zeiten krümmt, was ein Dörnchen werden will. Da iſt der übermüthige Sohn reicher Aeltern, der ſpäter zum falſchen Spieler wird und ins Gefängniß wandert; da iſt der Anzeiger und Denunciant, der aus dieſem unedeln Geſchäft ſchon in der Schule Profeſſion macht und ſpäter als Opfer dieſer unglücklichen Neigung fällt. Das Studentenleben iſt flüchtiger ſkizzirt; reizend aber das Idyll des Zuſammenlebens im Häuschen des alten Muſikers und die ſo lange unausgeſprochene Neigung Ehrenfried's zu Konradine dargeſtellt. Mit dem Candidatenexamen beginnt das Wanderleben des Helden; er verſcherzt eine Stelle durch eine geſetzwidrige Grabrede, mit welcher er die Schmähungen gutzumachen ſuchte, die der officielle Amtsredner auf das Gedächtniß eines geſtorbenen Mädchens gehäuft; eine andere durch eine rationaliſtiſche Predigt über die Wunder der Schöpfung, indem der orthodoxe Patronatsherr ſich durch dieſe wenig dogmatiſche Anſchauung abgeſtoßen fühlt. Inzwiſchen wird der Held aus Noth Muſikdirector einer wandernden Schauſpieltruppe, deren Leben zu hübſchen Genrebildern Veranlaſſung gibt; ein andermal ſpielt er unterwegs auf einem Schloß zum Tanze auf. Seine Antecedentien, die Beziehungen zu der Schauſpielertruppe, vernichten ihm die Ausſicht auf eine ſtädtiſche Pfarrſtelle, die der aufgeklärte Bürgermeiſter ihm zuwenden wollte; als Lehrer in einer Mädchenpenſion kann er ſich nicht behaupten, weil die Directorin derſelben eine Leidenſchaft zu ihm gefaßt hat,

Digitized by Google

die er nicht erwidern kann. Als Gefängnißprediger rettet er in unerlaubter Weiſe einen Jugendfreund, der als Opfer eines falſchen Verdachts in der Zelle ſitzt. Seine theologiſche Carrière wird durch alle dieſe edlen Thaten ſo verdorben, daß er ſich zuletzt ganz der Muſik widmet und als Muſikdirector eine auskömmliche Stellung findet.

Auch ſeine geliebte Konradine wird eine Landſtreicherin im Fach der Gouvernanten und Geſellſchaftsfräulein, und auch ihre Abenteuer bei geizigen und hochfahrenden, wie bei edeln Damen und in den verſchiedenſten Häuſern bilden einen Kranz von Lebensbildern und Novellen, welcher allerlei ſeltſame und anmuthige Blumen enthält.

Die gütige Luſtſpielmuſe von Benedix iſt es gewohnt, ehe der Vorhang zum letzten male fällt, mehrere Paare einzuſegnen. So geſchieht es auch hier: Ehrenfried und Konradine, Luitgard und Oswald, Werner und Adelgunde verbeugen ſich am Schluß vor dem Publikum, nachdem der dramatiſche Dichter Reibedanz ſchon früher ſeine Clotilde unter die Haube und ſich als Hotelbeſitzer in Sicherheit gebracht hat.

Die Darſtellungsweiſe von Benedix iſt ſchlicht, aber correct und unterſcheidet ſich dadurch von der ſpringenden Manier Holtei's. Dieſer iſt durchaus ein Epigone der romantiſchen Schule; Benedix dagegen der Mann der bürgerlichen Lebensproſa. Holtei iſt der Zeitrichtung abgeneigt, Benedix ein Vorkämpfer ihrer humanen Tendenzen, der Aufklärung auf religiöſem Gebiet, der Milde auf criminaliſtiſchem; er wendet ſich namentlich gegen das Vorurtheil, welches dem Verbrecher nach abgelaufener Strafzeit ins Leben folgt, er plaidirt durch die angeführten Beiſpiele für die innere und äußere Fürſorge, die ihnen dann zutheil werden ſoll. Gegenüber dem todten Formenweſen dringt er überall auf den innern humanen Geiſt; nach dieſer Seite hin hat der Roman große Vorzüge, und es liegt eine niederſchmetternde Ironie darin, daß der Held durch Handlungen, die ihm als *Menſchen* zur höchſten Ehre gereichen, ſich als *Theolog* unmöglich macht.

Die Handlung der Erzählung iſt im Ganzen ſehr reich und hat raſchen Fortgang. Benedix iſt Dramatiker; das epiſche Ausmalen und Verweilen, die epiſchen Hemmungen ſind nicht ſeine Sache. Dennoch findet er Gelegenheit zu zahlreichen Excurſen, die den Standpunkt eines geſunden, oft derben Nationalismus zur Schau tragen. Selbſtverſtändlich ſind Theater, deutſche Sprache, Literatur und Muſik Lieblingsthemen des Autors. Sehr energiſch erklärt er ſich gegen die Shakſpearomanie, wie das folgende Geſpräch beweiſt:

„Sie lehnen ſich wol an Shakſpeare an“, ſagte Oswald. — „Anlehnen“, rief Reibedanz, „wie kommen Sie mir vor? Ich ſtehe allein, auf eigenen Füßen. Und wenn ich mir ein Vorbild ſuchen wallte, ich würde doch nicht Shakſpeare nehmen. Es iſt eine eigene Sache mit dieſem Shakſpeare. Er iſt ein großer, ein gewaltiger Dichter, aber jetzt geben ſie ſich alle Mühe, ihn nicht nur zu dem erſten, ſandern ſogar zu dem einzigen aller Dichter zu erheben. Das macht mich aft fuchsteufelswild. Da ſind viele Leute, die ſelber nichts machen können. Gut, Selbſtſchaffen iſt nicht jedem gegeben. Aber die Leute wollen mitreden, wallen berühmt werden. Nun werden ſie Kritiker, Literarhiſtoriker, Erklärer. Shakſpeare iſt Mode, gut, ſie werfen ſich auf ihn, ſie leſen ſich in ihn hinein, ſie ſtudiren ihn — und neben ihm keinen andern. Darum ſtellen ſie ihn auch über jeden andern, ebenſa wie einem Verliebten ſein Mädchen als das ſchönſte der Welt erſcheint, deren Fehler er alle für Schönheiten erklärt. Allein es läßt ſich dach nicht leugnen, daß das Verliebtſein ein Zuſtand mehr ader minder gelinden Wahnſinns iſt. Das möchte alles gut ſein, wenn die Leute ihren Shakſpeare nur nicht dadurch zu heben meinten, daß ſie die andern gegen ihn herabſetzen. Leſſing, Gaethe, Schiller ſind nichts gegen Shakſpeare. Daß Leſſing überhaupt kein Dichter iſt, ſteht bei ihnen feſt, und bei Schiller zucken ſie mitleidig die Achſeln. Wenn Gottſched vor hundert und mehr Jahren die deutſche Literatur verdammte und auf die Muſter der Franzoſen hinwies, . ſo wurde er dafür geläſtert. Thun denn jetzt die Herren Shakſpearomanen etwas anderes? Sie weiſen auf ihren Meiſter hin. Nun ja, an Unfähigkeit des Schaffens, an Unfähigkeit des Urtheils, an aufgeblaſener Pedanterie gleichen ſie Gottſched auf ein Haar.“ — „Vergeſſen Sie nicht“, ſagte Ehrenfried, „daß Leſſing, Gaethe und Schiller Shakſpeare höchlichſt verehrten.“ — „Ganz recht“, ſagte Reibedanz, „verehrt haben ſie ihn, von ihm gelernt haben ſie; aber ſie haben ihn nicht nachgeahmt. Und das entſcheidet. Neulich ſaß ich im Weinhauſe, als ein junger Menſch ſagte: «Shakſpeare iſt größer als Schiller und Gaethe.» Ich fragte ihn ganz laut: «Welcher Eſel hat Ihnen das weisgemacht?» Darauf erwiderte er, das habe er in der Schule gelernt. Nun frage ich Sie: wo ſall unſere Jugend Vaterlandsgefühl hernehmen, wenn ihr ſchan in der Schule die graßen deutſchen Dichter herabgeſetzt werden?“

3. Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neueſter Zeit. Van *Franz Michael Felder*. Zwei Bände. Leipzig, Hirzel. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfaſſer dieſes Volksromans oder dieſer Dorfgeſchichten unterſcheidet ſich von Berthold Auerbach, Joſef Rank und den andern Vertretern derſelben literariſchen Gattung durch eine ſehr ins Gewicht fallende Eigenſchaft: er iſt ſelbſt ein Bauer und ſchreibt daher aus dem eigenen Leben und der eigenen Erfahrung heraus. Während unſere Literaten indeß die Dorfidylle möglichſt von allen Bewegungen der Zeit abzuſperren ſuchen, um ſich einen ungetrübten arkadiſchen Genuß zurechtzumachen, ſtrebt der Mann aus dem Dorfe umgekehrt aus dieſer Beſchränkung heraus und ſucht die religiöſen und politiſchen Bewegungen der Zeit und den Strom der allgemeinen Bildung auf und das Echo, das ſie in dieſen ſtillen Thälern weckt. Der Gegenſatz zwiſchen den beiden Hauptcharakteren iſt weſentlich durch dieſe Tendenzen gefärbt; er ſpiegelt den Gegenſatz des Alten und Neuen, und zwar in der einſeitigen Faſſung, daß das Alte als zähe Anhänglichkeit an bornirtes Vorurtheil, das Neue als grillenhafte Freigeiſterei erſcheint.

Wer indeß das Volksthümliche im Gedankenloſen ſucht und von einem ſchriftſtellernden Bauern eine rohe Urſprünglichkeit und Naturwüchſigkeit erwartet, dem wird die Lectüre dieſer bregenzer Lebensbilder eine ſchmerzliche Enttäuſchung bereiten. Das Werk trägt durchweg das Gepräge eines gebildeten Kopfes und einer ſchriftſtelleriſchen Cultur, wie ſie die Hauptvertreter des tintenkleckſenden Säculums nicht zweifelloſer zur Schau tragen. Der volksthümliche Kern in Sitte, Naturanſchauung und manchen eigenartigen Wendungen zeigt ſich allerdings urſprünglicher als in jenen Dorfgeſchichten, die mehr durch ein Hineindenken und Hineinempfinden, als durch ein Herausgeſtalten aus dem eigenſten Leben entſtehen. Doch auch die ſchriftſtelleriſche Einkleidung darf ſich durchaus mit den Erzeugniſſen unſerer Modeſchriftſteller meſſen, welche das Dorfleben zu ihrer beſondern Domäne gemacht haben.

Digitized by Google

Freilich, der naive Schaffensdrang, aus welchem das Werk hervorging, unterſcheidet ſich von dem modernen Productionsfieber ſchon dadurch, daß wir hier nicht eine gleich fertige Routine vor uns ſehen, ſondern daß die Fortentwickelung des Autors im Verlauf des Werks unverkennbar iſt. Sowol der Stil zeigt anfangs nicht dieſelbe Geläufigkeit wie gegen den Schluß hin, als auch die Erzählung ſelbſt von Anfang bedenklich lahmt, hier und dort ins Breite geht und es lange im Ungewiſſen läßt, wohin die hauptſächliche Theilnahme des Leſers gelenkt werden ſoll. Aus dieſer ſchleppenden Langweiligkeit rafft ſich die Erzählung erſt allmählich auf und erreicht erſt gegen den Schluß hin Schwung, Energie und Bedeutung. Der Autor macht ſichtbare Fortſchritte während des Schreibens; er ſchreibt ſich ein, was man immerhin angenehmer empfindet als die Gleichmäßigkeit derjenigen Autoren, die ſich ausgeſchrieben haben.

Zwei reiche Bauern, Barthle und Sepp, ſind die Montecchi und Capuleti des Romans: der erſte ein abergläubiſcher Frömmler, der letzte ein Freimaurer, wie er genannt wird, und Freigeiſt, der ſich allerlei Bildung in der Welt angeeignet hat, aber ſich den andern gegenüber überhebt, indem er die Meinung derſelben verachtet. Natürlich fehlen auch Romeo und Julia nicht: Barthle's Mariann und Sepp's Franz, welche der Autor indeß am Schluß glücklich macht. Als Pater Lorenzo tritt hier nicht der Pfarrer auf, der als ein ultramontaner Wühler geſchildert iſt, ſondern der Senn, ein Mann der Lebensweisheit auf hoher Alp, welcher den bildungsfähigen Franz frei macht von des Vaters eigenſinnigen Grillen. Barthle's ungerathener Sohn, Klausmelker, der ſich auch allmählich die Hörner abläuft, iſt zu Franz in einen paſſenden Contraſt geſtellt.

Lange geht der Roman hin und her in allerlei Genrebildern und Sittengemälden, ohne ein lebhafteres Intereſſe hervorzurufen; mit den Vorbereitungen zur Kataſtrophe, die durch den Bau einer Sägemühle und durch eine kranke Kuh herbeigeführt wird, gewinnt der Gang der Handlung ſelbſt erſt unſere Theilnahme. Sepp hilft dem Adlerswirth mit ſeinem Geld, eine Sägemühle zu bauen, aus Widerſpruchsgeiſt gegen den Gemeindevorſtand, der das Monopol für einen Schützling in Anſpruch nimmt; zu dieſem Zweck läßt er eine Waldung herunterholzen, welche gegen die Lavinen Schutz gewährte. Barthle hat ſich inzwiſchen durch eine Zigeunerin gegen den ſein Vieh verhexenden Feind aufreizen laſſen. Eine Kuh wird krank, Barthle läuft mit dem Bohrer in den Wald, um das von der Zigeunerin angerathene Zaubermittel zu verſuchen, nämlich das vom Thier genommene Haar und Blut in eine Tanne zu verbohren. Indeß ruft die Tochter Mariann Sepp herbei, der die Kuh in naturgemäßer Weiſe heilen ſoll; um Klettenwurzeln zu dieſem Zweck zu holen, eilt auch er davon. Die beiden Männer begegnen ſich, ohne miteinander zu reden; doch Barthle mit dem Bohrer merkt, wie in Sepp's Mienen ein Hohnlachen ſchwebt, und ſtürmt wüthend vorüber. Auch iſt Gefahr im Verzuge, denn es droht Herniederſturz der Eisklumpen und Lavinen. Barthle, der die Kuh todt im Stalle findet, während ſein Sohn Klausmelker mit dem Geld aus des Vaters Sparkaſſenſtrumpf wieder entflohen iſt, geräth in wachſende Aufregung und läßt, um auf das Haupt ſeines Gegners die Lavinen herabzuſtürzen, den Gemeindediener ſein Gewehr abbrennen:

Es blitzte — und fürchterlich ſchwoll der Knall die Berge hinauf, fuhr droben hin und her, ſchien ſich bald zu verlieren, bald wieder näher zu kommen. Nein, das war nicht mehr der Widerhall! Da und dort und dort ſtob, fuhr, krachte, donnerte der Schnee herunter, grau und ſchwarz von mitgeriſſener Erde und zermalmten Gewächſen. Die da und dort noch vereinzelt ſtehenden Tannen ſah man zuſammenbrechen, der ganze Berg ſchien auseinanderfallen zu wollen. Immer näher donnerte es und immer fürchterlicher gegen Morgen und gegen Abend; ſogar auf der Schattenſeite rutſchten ſchwarze Maſſen herunter, wie ein ausgeriſſener Wildbach. Barthle hätte ſicher nicht ärger gezittert, wenn er ſelbſt noch auf dem Weg ins Vorſaß geweſen wäre und dort das alles geſehen und gehört hätte. Mit beiden Händen das Geſicht bedeckend ging er endlich, da es wieder ſtiller wurde, in den Stall und ſchlug die Thür hinter ſich zu. Stunden vergingen und er öffnete nicht. Noch immer hörte er das Krachen des Schuſſes und ſein fürchterliches tauſendfältiges Echo, in dem er den Nothſchrei des Freimaurers zu erkennen vermeinte. Nun, der war in Gottes Hand geweſen, er mochte ſich gerettet haben oder nicht. Binnen kurzer Zeit würde der Schnee doch losgebrochen ſein. „Nein, dem Ketzer, dem Verführer, dem Teufel geſchieht recht, es mag ihm geben wie es will!" rief er immer lauter, als ob jemand da wäre, der das Gegentheil behauptet hätte.

Die Folgen dieſes Schuſſes erfahren wir bald darauf:

So wohl war dem Sepp lange nicht geweſen als jetzt, und in den letzten Jahren ging er ſelten ſo leicht abwärts, als er jetzt den in vielen Krümmungen ſich emporwindenden Weg hinanſſchritt. Schon hatte er das letzte mal rechtsum gemacht und war bereits mitten in der ſogenannten Rieſe, die die Grenze des Vorſaſſes bildete, als ein eigenthümlicher Knall plötzlich alles erſchütterte. Sepp ſtand erſchrocken ſtill. Es war ihm, als ob er den Widerhall in den Höhen herumfahren ſehe. Ueberall fiel auch droben auf den noch weniger erwarmten Bergen der Schnee aus den Tannen, das Klirren des vom Felſen niederſtürzenden Eiſes miſchte ſich in das tauſendfach donnernde Echo. Jetzt rieſelte, rollte es daher und ſchwoll und ſchwoll. Sepp lief ſo ſchnell er konnte, ſo ſchnell es einem von Todesangſt Getriebenen nur möglich iſt, aber es war zu ſpät. Der eigentlichen Lavine zwar hatte er noch entrinnen können, doch vor und hinter ihm ſurrten ofengroße Schneemaſſen vorbei. „Es iſt aus!" war Sepp's einziger Gedanke; ein Mark und Bein durchdringender Schrei — dann war nichts mehr zu ſehen von ihm und nichts mehr von der Stelle, wo er noch vor einem Augenblick geſtanden. Noch lange krachte es oben und unten; doch der bewußtlos in der Tiefe Liegende hörte nichts mehr davon. Glücklicherweiſe war die Stelle, wo er auf den ſchon hinabgeſtürzten Schnee geworfen wurde, gerade am wenigſten gefährlich. Etwa eine halbe Stunde blieb der an Händen und Füßen Blutende regungslos liegen und ſchon fing der hinter der Lavine anſchwellende Bach ſich roth zu färben an, als Sepp, der die kalte Näſſe fühlen mochte, durch eine unwillig abwehrende Bewegung mit der unter dem Kopfe hervorgezogenen Hand das erſte Lebenszeichen von ſich gab. Es war ihm, als ob etwas ungemein ſchwer auf ihm liege, und je mehr er das abzuſchütteln ſich bemühte, deſto weher that ihm jedes Glied. Er wollte ſich nun auf die andere Seite drehen, aber gleich ſtieß er an etwas Steinhartes, daß er hätte aufſchreien mögen vor Schmerz. Er blieb nun ruhig liegen und würde bald wieder in den frühern Zuſtand verſunken ſein, wenn nicht das Rauſchen des mächtig angeſchwollenen Bachs, der plötzlich einen Ausweg fand, ſeine Neugierde geweckt hätte. Eine leiſe Erinnerung an das zuletzt Erlebte war bald erwacht. Haſtig fuhr er auf, ohne noch auf den Schmerz zu achten, den er dabei empfand, und rieb ſich erſchrocken die Augen, die er offen zu haben meinte. Jetzt endlich glaubte er feurige Funken auf ſich niederfahren zu ſehen, zu fühlen, wie ſie ihm die Hände verbrannten. Doch nein, das war ja nur Schnee; hageldicht ſtürzte der auf ihn herab, viel tauſend Flocken auf einmal, und

Digitized by Google

ſonſt war alles ſo ſtill und ſtarr und öd' und theilnahmlos, als ob kein lebendiger Menſch hier ſei, blutend und ſo ſchwach, daß er ſich ohne Hülfe ſchwerlich zu retten vermochte. Vergebens ſtrengte Sepp ſeine Kraft an, um ſich aufzurichten, ſeine Füße waren zu ſchwach, ſein Rücken zu zerſchlagen, ſodaß er nur kriechend ſich vorwärts zu bewegen vermochte.

Er findet ſich indeß noch ins Vorſaß, in ſeine einſame Hütte, wo er am nächſten Tage von den opfermuthigen Landsleuten gerettet wird. Barthle aber ſtirbt an den Folgen der Aufregung, nachdem er ſich mit ſeinem Gegner verſöhnt hat.

Hier iſt eine Erfindung, die einem franzöſiſchen Senſationsroman Ehre machen würde; doch wächſt ſie aus den Charakteren heraus, und es erſcheint als gerechte Sühne, daß der eigenſinnige Abholzer unter eine Lavine gebettet wird, der er den Weg ins Thal erleichtert hat, während der frömmelnde Attentäter an den Folgen ſeiner That dahinſiecht und zu Grunde geht.

Hier iſt auch die Darſtellung markig, die Naturſchilderungen ſind warm und lebendig und mit treuen Zügen der Wirklichkeit abgelauſcht. Auch der erſte Band enthält treffliche Natur- und Sittenſchilderungen, namentlich das achte Kapitel: „Ein Sonderling als Küher", welches das Leben auf der Alp und die Heimkehr ins Dorf anſprechend und lebenswahr ſchildert. Als bedeutſame Schlußtendenz tritt das Streben nach Gemeinſamkeit hervor, ein Wirken durch Aſſociation, welches in Bauernkreiſen doch zu den Seltenheiten gehört. Die Sonderlinge zur Rechten und Linken ſollen aufgehen in der Allgemeinheit; keiner ſoll ſich abſondern, jeder für den andern wirken und ſtreben. Das iſt der Grundgedanke Felder's, der ſich durch ſeinen Roman in unſere Literatur eingeführt hat als der erſte deutſche Bauer, der dies Feld beackert.

Rudolf Gottſchall.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Friedrich Heinrich Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Philoſophie von Eberhard Zirngiebl. Mit dem lithographirten Bildniſſe Jacobi's. Wien, Braumüller. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es iſt von jeher eine kennzeichnende Eigenſchaft der Philoſophie geweſen, daß ſie ſich in ihren irgendwie hervorragenden Leiſtungen als Vorausſchauerin oder Vorläuferin von Weltanſchauungen erwieſen hat, die erſt in ſpäterer Zeit zu mehr oder minder allgemeiner Geltung gelangten. Dies gilt in gewiſſem Sinne auch von der Philoſophie Jacobi's. Was heutzutage die durch alle Klaſſen verbreitete und entſchieden dominirende Weltanſchauung iſt und dieſer gemäß auch das Thun und Treiben der Menſchheit beherrſcht, nämlich der Drang, der vorwiegend theoretiſirenden und idealiſtiſchen Richtung der nächſten Vergangenheit gegenüber die eigentliche Lebensaufgabe und höchſte Befriedigung unmittelbar im Leben und in der praktiſchen Ausbeutung der Wirklichkeit ſelbſt zu finden, das ward von Jacobi ſchon damals, als jene vorherrſchend wiſſenſchaftlichen und transſcendentalen Tendenzen noch in kräftigſter Entwickelung und üppigſter Blüte waren, als Princip gefaßt, und wie ſehr er ſich auch in mehrfachem anderm Betracht, namentlich in der Art und Weiſe, wie er ſeine antiphiloſophiſchen Ideen ſelbſt wieder zu einer Philoſophie auszubilden ſuchte, und in der Stellung, die er dem religiöſen Glauben gegenüber einnahm, als echtes Kind ſeiner Zeit und der heutigen Denk- und Empfindungsweiſe fernſtehend erwies, er iſt dennoch als einer der begabteſten und feinfühligſten Vorkämpfer der gegenwärtigen Zeitrichtung anzuerkennen, und daher iſt es vom Verfaſſer des vorliegenden Buchs ein glücklicher Griff geweſen, das Leben, Dichten und Denken dieſes in mehrfacher Beziehung intereſſanten und bedeutenden Mannes dem jetzigen Geſchlecht in einem neuen, mit Liebe und Sorgfalt ausgeführten Bilde vorzuführen.

Den erſten Impuls dazu hat er durch eine von der philoſophiſchen Facultät der münchener Univerſität für das Jahr 1860—61 geſtellte Preisaufgabe empfangen, welche eine „Quellenmäßige Darſtellung und Charakteriſtik der Philoſophie von Friedrich Heinrich Jacobi" verlangte. Aus der damals vom Verfaſſer eingereichten Abhandlung, insbeſondere aber aus der damit gewonnenen Liebe zur Sache ſelbſt iſt das vorliegende Werk, welches der Autor ſelbſt als ſein Erſtlingswerk bezeichnet, hervorgegangen, und es freut uns, von vornherein unſer allgemeines Urtheil über daſſelbe dahin ausſprechen zu können, daß ſich der junge Gelehrte damit in einer die wärmſte Anerkennung und Achtung verdienenden Weiſe in die Literatur eingeführt hat.

Vor allem müſſen wir als eine rühmliche Eigenſchaft des Buchs ſeine Gründlichkeit und Vollſtändigkeit hervorheben, die ſich namentlich darin documentirt, daß der Autor, obſchon als Philoſoph vorzugsweiſe an der Philoſophie Jacobi's Intereſſe nehmend, bemüht geweſen iſt, auch die übrigen Seiten und Leiſtungen deſſelben nach der ihnen gebührenden Bedeutung ins Licht zu ſtellen. Es erhellt dies am unmittelbarſten aus den Worten, mit denen er ihn in der Vorrede ſelbſt charakteriſirt:

Friedrich Heinrich Jacobi lebte in einer literariſch wie politiſch tief erregten Periode unſers deutſchen Vaterlandes; er half die freiſinnigen national ökonomiſchen Ideen von A. Smith aufs eifrigſte durch Wort und That verbreiten; auf dem Gebiete des Rechts bekannte er den heutzutage anerkannten Grundſatz „allgemeiner Gerechtigkeit", auch ſeine Dichtungen (Eduard Allwill's „Briefſammlung" und „Woldemar") ſind nicht zu unterſchätzen, denn ſie ſind im Sinne der neuerwachten deutſchen Poeſie Erſtlingsproducte und erfreuten und begeiſterten die Edelſten der Nation. Sein größtes Verdienſt behält indeß Jacobi auf dem Gebiete der Philoſophie; ein richtiges Verſtändniß dieſer ſeiner Thätigkeit dürfte ihn als einen bleibenden Lebensfactor in der Entwickelung der Philoſophie überhaupt hervortreten laſſen.

Dieſem ſchließt ſich weiterhin noch Folgendes an:

Aber ich hatte noch einen weitern Grund, dieſe Monographie zu veröffentlichen. Er liegt im Manne ſelbſt und ſeiner Philoſophie, die beide nur unzertrennlich beieinander gedacht werden können, weil eins das andere ergänzt. In Jacobi finden wir das Bild eines unabläſſig nach Selbſterkenntniß und Selbſtändigkeit ringenden Mannes, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf das Sittliche gerichtet iſt, und der der angeborenen Würde

Digitized by Google

des Menſchen nicht blos im Wort, ſondern auch in der That Zeit ſeines Lebens die höchſte Achtung gezollt hat. An der Hand dieſes charaktervollen Mannes der philoſophirenden Jugend die Kenntnißnahme von der großen geiſtigen Revolutionsperiode, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts in unſerm gemeinſamen Vaterlande alle Geiſter und alle geſellſchaftlichen Schichten ergriffen hatte, anzubahnen; an der Hand eines Syſtems, von dem Exner ſagt, daß es „eine merkwürdige Kraft beſitzt, auf jugendliche Gemüther reinigend, erhebend und veredelnd einzuwirken“, den nach Selbſtkraft ringenden jugendlichen Geiſt in das Gebiet der Philoſophie überhaupt einzuführen: wie ſehr wünſche ich, dies hier und dort zu erreichen.

Dieſen Vorbemerkungen entſpricht die ganze Anlage und Durchführung des Buchs. Es iſt nicht blos eine Reproduction oder Kritik der Jacobi'ſchen Philoſophie, ſondern ſtellt ſich vielmehr in erſter Linie zur Aufgabe, uns vor allem mit dem Manne ſelbſt, mit den Grundzügen ſeiner lebendigen Perſönlichkeit, ſeinem geſammten Leben, Schaffen und Wirken bekannt zu machen, und behandelt daher in der erſten und bedeutendſten ſeiner drei Hauptabtheilungen mit beſonders liebevoll eingehender Sorgfalt und Ausführlichkeit des Mannes Lebensgang und die Entwickelungsgeſchichte ſeiner philoſophiſchen Anſchauungen. Erſt hiernach läßt es in der zweiten Abtheilung die „Philoſophie Friedrich Heinrich Jacobi's“ in zuſammenhängender, ſoviel als möglich ſyſtematiſcher Darſtellung und in der dritten Abtheilung unter der Ueberſchrift „Geſchichtlicher Werth der Philoſophie Friedrich Heinrich Jacobi's“ eine allgemeine Beurtheilung und Kritik ſeiner Leiſtungen folgen.

Bei dem engen, innigen Zuſammenhange, in welchem das äußere Leben und der innere Entwickelungsgang dieſes Mannes miteinander geſtanden, hat es der Autor für zweckmäßig gehalten, auch in ſeiner Darſtellung beides nicht voneinander zu trennen, und für dieſes organiſche Verfahren ſpricht in dieſem beſondern Falle allerdings auch noch der Umſtand, daß das äußere Leben Jacobi's an ſich höchſt wenige durch ſich ſelbſt intereſſante Momente und faſt gar keine bietet, welche abgetrennt von ſeiner geiſtigen Entwickelungsgeſchichte verſtändlich ſind. Trotzdem wäre es vielleicht nicht unangemeſſen geweſen, wenn der Autor eben dieſe wenigen Züge mit nur ganz kurzen Hindeutungen auf ihre Bedeutung für den innern Proceß zu einem beſondern Bilde in engem Rahmen zuſammengefaßt und der innern Entwickelungsgeſchichte vorangeſtellt hätte: denn ſo, wie ſie jetzt in dieſe verwebt ſind, gehen ſie faſt gänzlich in derſelben verloren und laſſen das Bild des Mannes, dem gerade das unmittelbare, reale Leben ſo viel galt, als gar zu ſpirituell und literarhiſtoriſch erſcheinen. Wir ſollten meinen, durch die Vorausſendung einer ſolchen mit ſparſamen, aber bedeutſamen Linien angelegten Lebensſkizze würde auch die Entwickelungsgeſchichte ſelbſt eine weit feſtere Unterlage, ſowie auch mehr Anſchaulichkeit und Ueberſichtlichkeit erhalten haben, und möglicherweiſe hätte ſich dieſelbe nach Ausſcheidung jener biographiſchen Elemente ſo geſtalten laſſen, daß ſich die ſyſtematiſche Zuſammenfaſſung der Jacobi'ſchen Ideen ſowie deren kritiſche Würdigung ſchließlich von ſelbſt aus jener genetiſchen Darſtellung ergeben oder wenigſtens keiner ſo detaillirten Darlegung, wie ſie die beiden letzten Abtheilungen des Buchs bieten, bedurft hätte. Jedenfalls würde auf dieſe Weiſe der reiche Inhalt des Werks eine ihm förderliche Vereinfachung und Concentration erfahren haben und manche der von ſeiner jetzigen Anlage unzertrennlichen Wiederholungen würden zu vermeiden geweſen ſein.

Abgeſehen hiervon iſt die Zuſammenſtellung und Verarbeitung des Stoffs eine von gründlichſten Studien und hingebender Vertiefung in den Gegenſtand zeugende. Der Autor bekundet ſich darin als ein tüchtiger Kenner nicht nur der Jacobi'ſchen Philoſophie ſelbſt, ſondern auch aller derjenigen philoſophiſchen Syſteme, zu denen jene in irgendeiner freundlichen oder feindlichen Wechſelbeziehung ſtand; und indem er in der erſten Abtheilung mit beſonderer Ausführlichkeit gerade die mannichfachen literariſchen Conflicte Jacobi's mit ältern und zeitgenöſſiſchen Syſtemen, namentlich mit Spinoza, Leibniz, Moſes Mendelsſohn, Leſſing, Herder, Kant, Fichte und Schelling behandelt, hat ſich ihm Gelegenheit geboten, auch dieſe Syſteme in ihren weſentlichſten Grundzügen darzulegen und mit den Anſchauungen Jacobi's zu vergleichen; dies aber hat er in ſo eingehender Weiſe gethan, daß dem Leſer in ſeinem Buche außer dem Leben und Denken Jacobi's in gewiſſem Maße zugleich ein Ueberblick über die geſammte Entwickelung der neuzeitlichen Philoſophie in ihren Grund- und Cardinalfragen geboten wird.

Die Darlegung dieſer keineswegs blos wiſſenſchaftlichen, ſondern mehrfach auch in die perſönlichen Verhältniſſe eingreifenden Conflicte gehört ohne Frage zu den intereſſanteſten und beſtausgeführten Partien. Außer den ſchon genannten Vorzügen muß an derſelben insbeſondere auch das geſunde und unbefangene, nach allen Seiten ſich möglichſt gerecht erweiſende Urtheil des Verfaſſers rühmend hervorgehoben werden. Mit wie viel Liebe derſelbe auch das Bild des von ihm zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung erkorenen Mannes ausgeführt hat: er hat dennoch auch ein offenes Auge für ſeine Mängel und Schattenſeiten behalten und neben der warmen Anerkennung auch der kühlen Kritik ihr Recht widerfahren laſſen. Hierdurch unterſcheidet er ſich am weſentlichſten von Köppen. Nicht gleich dieſem in überſchwenglicher Begeiſterung, wie er ſelbſt ſagt, hat er die Jacobi'ſche Philoſophie aufgefaßt und dargeſtellt; im Gegentheil iſt er allen Schlüſſen Jacobi's mit ſchneidender Kritik entgegengetreten, ſobald er ſie von Vorurtheilen beeinflußt ſah. Andererſeits kann er nicht umhin, in Betreff vieler Punkte die Schärfe Jacobi'ſcher Anſchauung und unmittelbaren Urtheils anzuerkennen. Insbeſondere fühlt er ſich berufen, die Berechtigung des Jacobi'ſchen Standpunktes den Kant'ſchen Geſichtspunkten gegenüber ins Licht zu ſetzen. Er ſagt in dieſer Beziehung:

Es iſt nicht zu leugnen, daß Jacobi einen klaren durchdringenden Blick beſaß; und dieſer Blick war es auch, den ſeine Gegner fühlten, und mit dem er die Werke des Vaters der kritiſchen Philoſophie beurtheilte. Wenn es einem gelungen iſt, die Schwächen zu entdecken, welche Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ und mit ihr die geſammte darauf gebaute kritiſche Philoſophie in ſich birgt, ſo geſchah das durch Friedrich Heinrich Jacobi. Dieſer Ausſpruch darf jedoch nicht misdeutet werden. Es fällt mir nicht ein, Kant's hohe Verdienſte um die Philoſophie zu beanſtanden; aber auf Kant weiſt nicht blos unſere geſammte jetzige Philoſophie zurück, in Kant culminirt zu gleicher Zeit die vorangegangene Philoſophie des „Cogito ergo sum“,

Digitized by Google

die im großen und ganzen ſehr einſeitig verlaufen war. Die Aufklärung, ſagt Hegel in ſeiner Kritik Jacobi's, hatte die Traditionen ehrwürdiger Lehre und Sitte, den empfangenen und unmittelbar gegebenen Inhalt einer göttlichen Welt nach allen Seiten aufgelöſt, und dieſes ſogenannte Poſitive, weil und inſofern das Selbſtbewußtſein ſich in ihm nicht, oder, was daſſelbe iſt, weil es ſich nicht im Selbſtbewußtſein fand, aufgegeben und verworfen. Was übrigblieb, war der Todtenkopf eines abſtracten leeren Weſens. Dieſe Aufklärung bekämpfte Jacobi und was hiervon in Kant culminirte und in der kritiſchen Philoſophie ſich erhielt, und es mußten ſich dieſe Lehrſätze .... an dem großen Standpunkte Jacobi's gemeſſen, daß das Abſolute als Geiſt zu erfaſſen iſt, für denſelben ſehr ungenügend zeigen. Dieſe Gründe Jacobi's ſind noch keineswegs veraltet und dürften im Kampf unſerer Tage für das Recht der Individualitäten neuerdings die Schärfe der Waffe beweiſen.

Mehr auf die Sache eingehend wird das Verhältniß zwiſchen Kant und Jacobi in einer Vergleichung ihrer beiderſeitigen Standpunkte erörtert, und auch hier bewährt der Autor ſeine Unbefangenheit dem einen wie dem andern gegenüber, indem er darauf hinweiſt, daß weder die Kant'ſche Vorausſetzung der Erſcheinung als Wirkung einer Urſache ohne Anerkennung dieſer Urſache, noch Jacobi's Vorausſetzung einer abſoluten Urſache ohne Anerkennung der Wirkungen, aus der wir dieſe Urſache allein zu erſchließen vermögen, dem wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe vollſtändig genüge; daß vielmehr der Gegenſatz beider Anſchauungen einen Ausgleich erlange, die Trennung von Theorie und Praxis ſchon in ihrem tiefſten Grunde aufhören müſſe, was weder durch die Schließung eines blos äußerlichen Pacts, wie ſie Kant verſuche, noch durch Tyranniſirung des Verſtandes von ſeiten der Vernunft, wie Jacobi ſie annehme, erreicht werde.

Gleich vorurtheilsfrei und unparteiiſch ſteht der Verfaſſer dem heftigern Streit Jacobi's und Schelling's gegenüber, obſchon gerade hier die Gefahr, ſich unbedingt dem einen oder dem andern anzuſchließen, ganz beſonders nahe lag, da er wahrſcheinlich ſeine eigene philoſophiſche Bildung großentheils unter dem Einfluß von nicht blos wiſſenſchaftlichen, ſondern auch perſönlichen Nachwirkungen der beiden an einer und derſelben Hochſchule wirkenden Denker empfangen hat. Zwar ſteht er ſachlich dem Standpunkte Schelling's, welchen derſelbe im zweiten, poſitiven Stadium ſeiner Entwickelung einnahm, entſchieden näher als dem Jacobi's und räumt ein, daß Jacobi's Lehre von dem Verhältniß des Wiſſens zum Glauben durch Schelling's Syſtem des transſcendentalen Idealismus den Todesſtoß empfangen habe; aber gleichwol findet er Schelling Jacobi gegenüber nicht vollſtändig im Rechte, ſondern anerkennt, daß ſeine Ableitung dieſes Syſtems aus der Identitätslehre eine unberechtigte iſt, wenn durch daſſelbe wirklich Freiheit und Perſönlichkeit zum höchſten Princip erhoben werden ſollen:

Das Unrecht beider beſteht darin, daß einerſeits Jacobi ſeine ganze Philoſophie von einem Vorurtheil abhängig macht, wodurch im Princip ſchon ein unverſöhnlicher Dualismus erſcheint und ſogar der Menſch ein Zwitterding in ſich wird, das jede innere Verſöhnung von ſich ausſchließt, wodurch Verſtand gegen Vernunft, Wiſſenſchaft gegen Freiheit, Erde gegen Himmel ſteht und der Uebergang vom einen zum andern mit einem halsbrecheriſchen Sprunge verbunden iſt; daß andererſeits Schelling von ſeinem Gegner nicht hätte fordern ſollen, daß derſelbe im Identitätsſyſteme trotz des darin abgeſchloſſenen Pantheismus und ohne weiteres nur die negative Seite des vollen Syſtems erkenne und die Ueberwindung des Pantheismus begreife. Zwar iſt es das Weſen der Potenzenlehre Schelling's, daß die folgende Stufe immer ſich zur vorausgegangenen anſchauend verhalte, daß im Fortgang der Geiſt immer gewaltiger werde; aber es liegt in ihrem Weſen nur der Fortgang, nicht der Abſchluß der Reihe begründet. Dieſer beſtimmt allein die Erhebungskraft, d. i. die lebendige Menſchennatur ſelbſt. Der Menſch denkt und in ſeinen Gedanken ſteigt er bis zur abſoluten Identität von Geiſt und Natur empor, darüber hinaus keine Gedankenfolge führt, darin die Identitätslehre ihren vollen Ruhepunkt findet; aber der Menſch hat auch einen Willen: er will ſein, was er iſt, er will leben und lebend ſeine Gedanken beherrſchen. Iſt darum der Menſch am Ende der Gedankenreihe angelangt, ſo treibt ihn der Wille unwiderſtehlich vorwärts, bis er das Poſitive an ſich, das ens realissimum ergreift. Mit dieſem Poſitiven, das aller Denkbewegung Halt gebietet und Halt gibt, beginnt erſt die wahre, d. h. die ſchaffende Philoſophie. Mit dem nothwendig zu Denkenden oder eigentlich Nichtzudenkenden hört jede Denkbewegung auf, fängt die Philoſophie an. Auf dieſe Weiſe errang Schelling zu ſeiner Naturphiloſophie die Idealphiloſophie κατ' ἐξοχήν und mit dieſer, weil der Uebergang nicht durch eine Negirung des Bisherigen gewonnen war, einen Pantheismus und Theismus überwindenden, die Trinitätslehre einſchließenden Monotheismus; aber in dieſer Weiſe tritt auch klar zu Tage, daß dieſe Potenz nicht mehr im Identitätsſyſtem als ſolchem lag, ſondern daß ſie einzig in der Seele des Philoſophen ſelbſt zu ſuchen iſt, der ja allein zur Erkenntniß von der Halbheit einer einſeitig logiſchen oder einſeitig realen Entwickelung gelangt, der allein zur Erhebung getrieben wird bis zu der Höhe, darüber der Geiſt nicht hinauskann, bis zu dem Sein, das durch ſeine Natur alles weitere Denken aufhebt, weil es das alles Denken Uebertreffende iſt; der allein getrieben wird, für ſich die Ruhe, d. i. die Wahrheit, über ſich hinaus zu ſuchen in jener höchſten und letzten Potenz, die das „Unter ſich" mit höchſter Subjectivität umfängt, die als Subject über dem göttlichen Proceſſe, durch den die Welt entſteht, die abſolute Urſache oder die causa causarum bleibt.

Es iſt uns hier nicht Raum geboten, die in dieſer gegenſeitigen Abwägung der Jacobi'ſchen und Schelling'ſchen Philoſophie ſich ausdrückende Weltanſchauung unſererſeits wieder einer Kritik zu unterwerfen und namentlich unſere Bedenken gegen die Annahme, daß das Höchſte und Abſolute, welches wir Gott nennen, nur als Subject gedacht werden könne, darzulegen; nur ſo viel ſei angedeutet, daß ja Subject oder Object ſchon darum nicht als das Abſolute zu faſſen ſind, weil beide nur in Beziehung aufeinander gedacht werden können, mithin immer nur die Bedeutung von relativen Begriffen haben und ſich daher nur als die beiden Factoren in dem großen, lediglich in ſich ſelbſt den Grund und Endzweck ſeines Daſeins und Lebens habenden Ganzen, nicht aber als dieſes Ganze und Höchſte ſelbſt faſſen laſſen. Können wir aber auch dem Verfaſſer in dieſem Betracht nicht zuſtimmen, ſo ſind wir doch entſchieden in dem mit ihm eins, was er wahrſcheinlich hat ſagen wollen, nämlich in dem Gedanken, daß das Abſolute als der geſammte Inbegriff der im Weſen identiſchen und nur beziehungsweiſe ſich unterſcheidenden Subjectivität und Objectivität nothwendig als Perſönlichkeit gedacht werden müſſe, und wir können daher in dem, was uns an ſeiner Anſchauung unhaltbar erſcheint, nur eine Verwechſelung der allerdings confundirten, aber trotzdem weſentlich verſchiedenen Begriffe „Subjectivität" und „Perſönlichkeit" erblicken. So aufgefaßt erweiſt ſich in der That ſeine Anſchauung als eine vom höhern Standpunkt gewonnene Vermittelung der Jacobi'ſchen und Schelling'ſchen Philoſophie und damit zugleich als eine

Digitized by Google

Ueberwindung des Theismus und Pantheismus, des Idealismus und Realismus, des Subjectivismus und Objectivismus, wie ihn weder Jacobi mit ſeinem Saltomortale, noch Schelling mit ſeiner Potenzenlehre zu erreichen vermocht hat. Gleichzeitig bekundet er ſich damit als ein Denker, welcher der einſeitig theoretiſchen Richtung der hinter uns liegenden Speculation und der einſeitig praktiſchen Richtung der heutigen Empirie gleich unbefangen gegenüberſteht und eben dadurch ſich berufen zeigt, einen Denker der Vergangenheit in vorurtheilsfreier Weiſe der Gegenwart vorzuführen und zur Anbahnung einer die Wahrheit noch reiner und freier erfaſſenden Philoſophie der Zukunft erſprießlich mitzuwirken. Möge daher ſein Buch allen rückwärts und vorwärts ſchauenden Freunden des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts beſtens empfohlen ſein.

Adolf Zeiſing.

Literarhiſtoriſche Werke.

1. Die bedeutendſten deutſchen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur von L. Cholevius. Leipzig, Teubner. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Handbuch zur Geſchichte der Litteratur. Von Friedrich von Raumer. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Es iſt höchſt verdienſtlich, daß der auch durch frühere Schriften rühmlich bekannte Verfaſſer des erſten Buches: „Die bedeutendſten deutſchen Romane des 17. Jahrhunderts", L. Cholevius, es übernommen hat, die vorzüglichſten Romane des 17. Jahrhunderts einer nähern Betrachtung zu unterwerfen. Denn wenn ſelbſt ausgezeichnete Literarhiſtoriker es zweifelhaft laſſen, ob ſie die Hauptromane jener Zeit auch nur ganz geleſen, geſchweige denn gründlich ſtudirt haben, wie wird es erſt dem ergehen, der den Quellen und Originalen noch entfernter ſteht, dem keine öffentlichen Bibliotheken ſich öffnen, ſodaß er auf dürftige, noch dazu unzuverläſſige Berichte gewieſen iſt? Es bleibt erſtaunenswerth, mit welcher Gründlichkeit unſer Autor ſeine Sache durchführt, mit welcher Ausdauer und Liebe er ſich ſolcher Arbeit unterzieht, und wie er, mit gleicher Aufmerkſamkeit für den hiſtoriſchen Hintergrund, das Ganze und die kleinſten Einzelheiten der Dichtungen, auch da, wo er comparativ verfährt, wo er auf die Alten, auf die Franzoſen zu ſprechen kommt, nie uns ſeine Gelehrſamkeit als rohe Waare vorlegt, ſondern ſtets dieſe lebendig verarbeitet, über die Leiſtungen der Deutſchen nie trocken referirt, ſondern ſie wahrhaft reproducirt, charakteriſirt und das Mislungene, aber auch die Schönheiten nachweiſt. Man meint während der Lektüre dieſes Buchs jene Romane ſelbſt zu leſen und findet außer dem reichen literariſchen Gewinn auch die mannichfaltigſte Unterhaltung. Möchte doch jeder die wichtigen Momente beachten, die der Verfaſſer ſchon in der Einleitung gibt! Die Dichter, deren Romane uns in der angedeuteten Weiſe nahe gerückt werden, ſind: Philipp von Zeſen („Die afrikaniſche Sophonisbe", „Ibrahim's und Iſabellens Wundergeſchichte", „Die adriatiſche Roſemund", „Aſſenat", „Simſon"); Andreas Heinrich Buchholtz („Des Großfürſten Hercules und der Fräulein Valisca Wundergeſchichte", „Herculiscus' und Herculadisla's anmuthige Wundergeſchichte"); Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphauſen („Die aſiatiſche Baniſe"); Anton Ulrich Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel („Die durchlauchtige Syrerin Aramena", „Octavia, römiſche Geſchichte"); Daniel Kaspar von Lohenſtein („Arminius und Thußnelda").

Es wird dabei ſehr zweckmäßig der Gang beobachtet, daß wir zuerſt Biographiſches und allgemein Charakteriſtiſches über die Autoren erhalten, daß dann näher auf die einzelnen Dichtungen inhaltlich eingegangen wird, anderweitige Bemerkungen ſich daran knüpfen mit Bezug auf die Sprache, zuletzt mit glücklicher Auswahl Proben aus den Werken uns vorgelegt werden. Man ſage von den Romanen der Franzoſen und der Engländer bis auf den heutigen Tag, was man wolle, und in der That muß ihnen Außerordentliches zugeſtanden werden; wenn man ſich aber aller blinden Vorliebe für das Ausländiſche entkleidet, wenn einem deutſches Weſen und deutſche Art nicht völlig abhanden gekommen ſind, ſo muß man es dem deutſchen Romane vorzugsweiſe zugeſtehen, daß er das Leben in ſeiner Ganzheit abſpiegelt, daß er ſich in und mit ſeiner Nation nie abſchließt, ſondern auf weltweite Beziehungen eingeht, ſie ſogar geſtaltet, weil der Deutſche eben mehr oder weniger ſtets die Menſchheit vor Augen hat, und demnach auch gern das Leben als ſolches univerſell nimmt, wo die ihm bekannte Welt nicht ausreicht, durch die Mythe ſie ergänzt, um ſich einigermaßen genug zu thun. Es kommt hier freilich ſehr auf die Stärke und Beweglichkeit der Phantaſie an, die dem einzelnen Dichter zu Gebote ſteht, inwieweit er als Menſch das Maß aller Dinge iſt und nun als Poet auch noch das künſtleriſche Maßhalten anzuwenden weiß.

Wir haben alle Urſache, zu bewundern, welche Fülle von Phantaſie, welche Gabe zu erfinden oder einen ſchon vorhandenen Stoff zu geſtalten, Lebhaftigkeit der Schilderung, Anmuth der Erzählung die obenerwähnten Romandichter beſitzen. Es iſt wahr, ſie überſchreiten oft jede Grenze, und werden phantaſtiſch, ſie können ſich im Pomp, im Farbenſatten und Blumenreichen nicht genug thun und verfallen in Schwulſt, in Ueppigkeit und Ziererei; dann aber auch wieder wie duftig und naiv ſind ſie, wie kühn im Entwurf, wie großartig in der Ausführung, in der Gruppirung, und wie beruhen ſie meiſt auf einem ein für allemal feſten ſittlich-religiöſen Tiefgrunde! Sie wollen und ſollen eben, auch nach dem Wunſche ihres Publikums, nicht ängſtlich und knapp ſein, und ſie ſind es auch wahrlich nicht, denn ſie wiſſen, daß die Leſer ihrer Zeit weite Spaziergänge und Irrfahrten lieben, weshalb es jenen auf ſechs bis acht Abenteuer mehr oder weniger auch gar nicht ankommt, während wir Heutigen uns oft viel zu ſehr geniren und menagiren, ob der liebe Leſer bei uns auch aushalten, ſo verſchlungene Wege, voll halsbrechender Gefahren noch dazu, auch mitmachen werde.

*) Ueber den erſten und zweiten Theil des Raumer'ſchen Werks vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1864. D. Red.

Digitized by Google

Auch im Einlegen, im vielfachen Unterbrechen der Hauptgeſchichte durch Epiſoden, in bunt hingeworfenen Maximen, in der Miſchung mit oratoriſchen, epiſtolariſchen, monologiſchen, dialogiſchen, deſcriptiven Einſchiebſeln ſind die Verfaſſer gar nicht blöde, ſodaß wir Modernen durch die bisweilige Rückkehr zur Lektüre jener Romane uns ſehr wohl auffriſchen, unſerer Weichlichkeit abhelfen, uns für mannhaftere Nahrung empfänglich machen könnten. Das, was ſo viele jener frühern Romanſchreiber vor allem auszeichnet, iſt, daß ſie kosmopolitiſchen Blick mit echtem Patriotismus für Deutſchland vereinigen. Ob ſie uns nach Konſtantinopel oder nach Amſterdam und Paris geleiten, nach Rom oder Athen uns verſetzen, in Paläſtina oder in Aegypten verweilen, uns Prachtſcenen oder auch entſetzenvolle Auftritte im Abend- oder Morgenlande vorführen, oder gar ins grenzenloſe Zauberreich der Romantik mit uns hinüberfliegen, ſodaß wir durchaus nicht wiſſen, wo oder wann das Unerhörte vorgeht: ſie gebieten in all dem über einen unendlichen Aufwand der Kraft und der Mittel, wir zweifeln gar nicht an den Vorgängen, ſolange wir unter der Magie des Dichters uns befinden, und wir haben alles abgelegt, was an heutige Ueberreiztheit und Blaſirtheit gemahnen könnte.

Am ſtärkſten haben wir dieſe Eindrücke da empfangen, wo der Verfaſſer des vortrefflichen Buchs, gegen das Ende deſſelben, uns in die umfangreiche Welt des Lohenſtein'ſchen Romans: „Arminius und Thusnelda", einweiht, uns gründlich, mit ſteter Abwechſelung, von allem unterrichtet, Europa und Aſien in ganz beſondere Verbindung bringt, ſodaß wir ganze Länder des letztern Welttheils in glorioſen Zügen wie auf einer Bühne an uns vorüberziehen ſehen, und nun die wenn auch ſtark überladene, doch nie ſterile Schöpfung jenes Geſammtromans überſchauen. Auch hier iſt der Patriotismus nicht vergeſſen, obwol ſozuſagen die Weltgeſchichte vor uns abrollt. Wenn auch Kämpfe einzelner Helden, mörderiſche Kriege vor uns wüthen, Frauen ſelbſt zum Streit anfachen, für das Schwert entbrennen, ſo fehlt es nicht an Liebesglück und zarterm Umgang; ſelbſt Tiberius ſchmückt ſich und andere mit Blumen, die ganze damalige Civiliſation geht lebendig in Scene, der Staat, die Wiſſenſchaften, mit Einſchluß der Philoſophie, die Künſte, ſie werden nicht vergeſſen, Curioſitäten, ſpitzfindige Fragen werden artig wie ſinnreich beantwortet, ganze Unterſuchungen drängen ſich durch, denen Zopf und ſteife Bügelröcke nicht fehlen, die aber dennoch ſehr ergötzlich ſind; ſogar ein Einſiedler findet Gehör, indem er uns, Lucrez und Leibniz in Einer Perſon, das „harmoniſche Zuſammenſtimmen aller geſchaffenen Dinge" dichteriſch und weltweiſe zu überlegen mahnt. Wie in ſolcher Weiſe uns der Verfaſſer mit den Romanen jener Zeit, was Inhalt, Form, Geſchichte betrifft, aufs genaueſte bekannt macht, ſo hat er auch ſonſt ſeine eigene Ausführung bis zu allmählichem Anſteigen ſinnvoll geordnet.

Der letzte Abſchnitt über Lohenſtein iſt die Baukrone des Ganzen; aber auch alle frühern ſind würdig und durchweg gediegen und tragen mächtig das Ihre bei, aufdaß der höchſte Bau und Aufſatz auch die höchſte Wirkung erreiche. Es trifft hier wieder zu: wer andere mit Geiſt zu leſen verſteht, iſt auch meiſt im Beſitze der Kunſt, ſelbſt mit Geiſt zu ſchreiben. Nur in Einem Punkte hat der Verfaſſer uns unbefriedigt gelaſſen. Der ſo bedeutende „Simpliciſſimus" hätte jedenfalls eine Hauptwürdigung verdient. Der Grund dagegen reicht keineswegs aus. Eine neue Auflage wird das Fehlende vielleicht bringen. Möchte das 19. Jahrhundert bald einen Autor finden, der ſo mit Gerechtigkeit, Sorgfalt, Feinheit, Umſicht, Empfänglichkeit für das Schöne, Erhabene, aber auch für den Stil, deſſen Romane in Betracht zöge! Ein ſolcher geriethe hier freilich auf ein Meer, auf dem es mit manchen Unholden zu kämpfen gäbe, bis er die wonnigen Inſeln entdeckte, die ſich allerdings auf demſelben Ocean ſchaukeln!

Wir gehen zu dem zweiten der oben angeführten Werke über, zu dem „Handbuch zur Geſchichte der Litteratur" des Hrn. von Raumer. Der berühmte Hiſtoriker, der zu den ehrenwertheſten, rüſtigſten Veteranen unter den deutſchen Schriftſtellern gehört, macht auch in den beiden vorliegenden Theilen ſeines „Handbuchs", wie in den frühern, einen Spaziergang durch die weiten Felder der Literatur, welcher nicht ausſchließt, daß er auch das Nützliche mit dem Schönen, Unterhaltenden verbindet. Hier bleibt er ſtehen, erlabt ſich und ſeine Begleiter an der Ausſicht; dort geht er ſchneller vorüber, um ſich in einem Thale, auf einem Hügel, einem Berge zu erſättigen, die ihn ſchon von fern locken. Dieſe Luſtgänge hindern ihn nicht, daß er nicht auch botaniſirt. Sogar zerlegt er einzelne Pflanzen mit ſauberer Hand, ſammelt Mineralien, beobachtet Thiere und Menſchen und was ſonſt auf ſolchem Wege ſich bietet; in jedem Betracht iſt eine reiche Ausbeute ſein baarer Gewinn. Um aber nun unbildlicher über das Ganze und Einzelnes zu ſprechen, das Werk iſt aus Vorleſungen entſtanden, welche der Verfaſſer Damen gehalten hat. Es hat in dieſem Kreiſe gewiß viel Unterhaltung gewährt, Nutzen geſtiftet, und verdient auch umfangreichere Kreiſe zu finden und fleißig geleſen zu werden. Es kann zu bedeutſamer Anregung dienen, um das, was der Verfaſſer nicht vollſtändig erörtert, weiter zu verfolgen, aber auch das, was er näher charakteriſirt, zu längerer Vertiefung in den Quellen nachzuleſen. Es lagert ſich in dem Werke eine unüberſehliche Fülle reifer Leſefrüchte vor uns ab, es kommt nun darauf an, wie man ſie in ſich ordnet, ökonomiſch verwaltet, wie man aus allem die Kunſt ſich aneignet, ſelbſt neue Früchte zu prüfen, zu brechen.

Der Verfaſſer hat ganz recht daran gethan, ſich nicht lange umzuſehen nach einer künſtlichen Eintheilung. Ihm als Hiſtoriker lag es nahe, nach den Völkern vorwärts zu gehen, den Dichtern ſich die Philoſophen, dieſen die Redner und Geſchichtſchreiber anſchließen zu laſſen. Was der ganzen Darſtellung des Verfaſſers ſchon von vornherein und durchweg zum Lobe gereicht, iſt einmal die Unabhängigkeit, Klarheit, Entſchiedenheit des Urtheils, ohne daß er je durch dasjenige beſtimmt wird, was hergebracht, Mode iſt, was zum guten Ton in der Geſellſchaft gehört, was dann freilich immer einer dem andern nachplappert. Nichts iſt ſeltener unter den Menſchen,

Digitized by Google

ſelbſt unter vielen Gebildeten, als eigenes Urtheil. Sodann iſt an dem Werke des Hrn. von Raumer höchlich anzuerkennen, daß es einen ſolchen Reichthum von Ehrenrettungen bietet, die demjenigen ſelbſt zur Ehre gereichen, welcher der Verkannten, Misverſtandenen, wol gar Geſchmähten im Namen der Gerechtigkeit der Geſchichte ſich annimmt und ihr humaner Sachwalter wird.

Richten wir nun unſern Blick auf einzelnes in beiden Theilen, ſo können wir auch einzelnes nur wieder hervorheben. Nicht überall ſtimmten wir mit dem ſtets wohlüberlegten, intereſſanten Urtheil unſers Autors überein; manchen fanden wir zu kurz behandelt, manchen zu gering angeſchlagen, manchen zu wichtig genommen: überall aber iſt das Urtheil des Verfaſſers mannhaft, freimüthig, geiſtvoll, und uns erfreute in all dem viel Neues, Feines, überraſchend Bezeichnendes.

Erwähnen wir noch einiger von ihm in Betracht gezogenen Schriftſteller. Indem er uns zuerſt die Franzoſen vorführt, verweilten wir beſonders bei dem, was er über und aus d'Alembert, Buffon, Barthélemy, Chamfort, Frau von Staël, Damiron beibringt. Aus dem letztern erſehen wir ſo recht, wie die Zeiten, die Völker, mit ihnen die Schriftſteller ſich ändern, und zwar zu ihren Gunſten. Wer hätte es je den Franzoſen zugetraut, ſo über Philoſophie ſich auszulaſſen? Auch Stellen aus Victor Couſin berichtigen das Aburtheil ſeiner Gegner, die ihn mit der Bezeichnung Eklektiker oft ſo leichtfertig beiſeiteſchieben. Bis jetzt weniger Bekanntes wird aus Renan mitgetheilt. Seine Ausſprüche geben viel zu denken, ſeine große religiöſe Duldſamkeit muß man reſpectiren; das über Calvin Geſagte iſt ſehr zu beachten. Unter den Hiſtorikern machen wir auf Stellen aufmerkſam, die aus Mignet gewählt ſind, ebenſo aus Thiers. Bei dieſer Gelegenheit bringt Hr. von Raumer, wie es allerdings noththut, in Erinnerung: „Der Anwalt, der Advocat, ſteht mit Recht innerhalb einer Partei; der Geſchichtſchreiber muß ſich (ohne Vorurtheil und Haß) über alle Parteien erheben und zugleich alle richtig und umfaſſend würdigen.“ (Man vergleiche die glänzende Charakteriſtik Talleyrand's von Thiers, der ſich alsbald die nicht minder treffende deſſelben Mannes von Guizot anſchließt; I, 178, 195 fg.) Der ganze Abſchnitt über und aus Guizot iſt vortrefflich. Guizot ſagt einmal: „Wenn die rechtlichen Leute nicht wiſſen, wie ſie die Plane der Vorſehung verſtehen und ausführen ſollen, ſo übernehmen die unrechtlichen Leute dies Geſchäft. Denn unter dem Drange der Nothwendigkeit, inmitten der allgemeinen Ohnmacht, finden ſich immer ſcharfblickende, kühne, verdorbene Geiſter, welche abmerken, was wol geſchehen wird und was man wagen darf“ (S. 198). Endlich iſt von höchſter Wichtigkeit das aus den Schriften Napoleon's III. mit großer Umſicht Zuſammengeſtellte.

Es folgen Portugieſen, Spanier, Italiener, bei denen wir aus Mangel an Raum nicht verweilen dürfen. Unter den Engländern iſt ebenfalls eine mannichfaltige Auswahl getroffen. Es iſt nicht zu leugnen, Lady Montague hat ſich zu conſerviren gewußt; ſie hat trotz der Zeit und ihres Alters an Liebreiz nichts verloren. Sie beobachtet gut, zeichnet ſauber, malt friſch und läßt es ſogar an kleiner Malice nicht fehlen, die denn auch mit Toilettengeſchmack zu übertreiben weiß, wo es darauf ankommt, den Wienern alten Stils etwas aufzuheften. Wem aber die Zeit großen Abbruch gethan hat, ungeachtet der Vorliebe der Engländer für ihn, iſt Graf Cheſterfield. Wer hätte in ſeiner Jugend die Briefe des gefeierten Staatsmannes an ſeinen Sohn nicht mit Entzücken oder doch mit ſtiller Genugthuung geleſen! Man konnte ſich recht mit Behagen an dieſen Klugheitslehren, Welt- wie Umgangsregeln, welche der hochgeſtellte Herr ſeinem noch ſehr des Schliffs bedürftigen Herrn Sohne gab, man ſchmeichelte ſich keck, ſelbſt deſſen gar nicht mehr zu bedürfen. Dennoch überkommt uns jetzt, bei den angeführten Stellen, ein unwillkürliches Lächeln. Wie viel Menſchenkenntniß der beſorgte Vater ſich auch erworben, wie gewandt er ſich auch in den erſten Cirkeln bewegt hat und an ſeinem Sohne deshalb zurechtzupft, der Alte iſt uns ſteif und ein Pedant geworden: er outrirt, er verfällt in jene bekannte Manier früherer Schüler, die ihre Umgebung in Phyſiognomien und ganzen Figuren auf Schultiſche eingruben, dem einen eine ellenlange Naſe, dem andern einen ebenſo langen Zopf andichteten und die ausgelaſſenſten Lacher auf ihrer Seite hatten. Auch die Frauen, in deren einzelnen Zügen der Graf nur die Abart, keineswegs das ganze Geſchlecht trifft, dürften mit Recht gegen eine ſo unwahre Abſchattung Proteſt einlegen, den Männern ganz andere Gebrechen nachweiſen und ſo das geſchlechtliche Gleichgewicht und die Ebenbürtigkeit wiederherſtellen. Immerhin ſind wir auch jetzt noch erbaut von vielem Köſtlichen, was jene Briefe darbieten, aber auch überzeugt, daß, wenn es Hr. von Raumer, wie er ſich jugend- und geiſtesfriſch aufs erfreulichſte erhalten hat, unternähme, Briefe an ſeinen Sohn in die Welt zu ſenden, dieſen die Zeit nichts anhaben würde. Uebrigens frugen wir uns: warum werden Lady Montague und Graf Cheſterfield unter den Dichtern aufgeführt? Wenn wir unter vielen andern wie Blair, Johnſon, Tytler auch Thomas Moore hier mit Wohlgefallen begegnen, warum fehlt der letztgenannte unter den Dichtern?

Unter den folgenden Hiſtorikern fällt dann beſonders Georg Grote mit ſeiner „Geſchichte Griechenlands“ ſchwer ins Gewicht. An dem herrlichen Bilde, welches der Engländer von Demoſthenes gibt, können wir Heutigen uns wahrhaft kräftigen, uns ſolchen Patriotismus, mit dem Hinblick auf die Einheit und Einigkeit der Deutſchen, zum Muſter nehmen. Endlich üben Canning, Macaulay und Peel eine beſondere Anziehungskraft aus. Auf welch einem hohen Standpunkt ſteht dieſer Macaulay! Wie geiſtvoll iſt er, aber auch wie freiſinnig; wie weiß er ſich ſogar als Engländer ſelbſt zu entäußern. Man leſe, wie er über Indien, über die Rechte und die Vernachläſſigung der Juden ſpricht, ohne daß man dabei vergeſſen darf, wie derſelbe Mann ſo ungerecht über Friedrich den Großen urtheilen konnte. Von Indien und den Engländern ſagt er:

Es iſt die erſtaunlichſte aller politiſchen Erſcheinungen, daß eine Hand voll Abenteurer, von einer Inſel des Atlantiſchen Meers herkommend, ein großes Land unterjochen, welches um die Hälfte des Erdkreiſes von ihrem Geburtsorte abliegt, bis dahin in Europa faſt nur ein Gegenſtand von Fabeln war, nie von abendländiſchen Eroberern, nicht von Alexander, nicht von Trajan betreten ward, größer und bevölkerter als Frankreich,

Digitized by Google

Spanien, Italien und Deutſchland zuſammengenommen, bewohnt von Völkern verſchiedener Abſtammung, Farbe, Sprache, Sittlichkeit, Gebräuchen, Religion. Dies ſind Wunder; niemals ſah die Welt etwas Aehnliches!

Gehen wir zu den Nordamerikanern über, ſo befremdet, daß Longfellow den Reigen eröffnet. Wir erneuern die angenehme Bekanntſchaft mit Cooper, Irving, und ehen allerdings, da mit Waſhington Irving die eigent- ichen Mittheilungen erſt beginnen, die frühere Auseinander- olge fortgeſetzt. Ticknor bringt in ſeiner „Geſchichte der ſpaniſchen Literatur" überraſchende, ungewöhnliche, auch eineswegs verfälſchende Lichter an, nur daß der Ameri- aner doch der Phantaſie und muſikaliſchen Poeſie eines Dichters wie Calderon nicht gewachſen iſt. Franklin iſt n Virtuoſe des geſunden Menſchenverſtandes mit tiefſter Innerlichkeit des Gemüths. Er lehrt Lebensweisheit mit eiſt und Sinnigkeit, und bietet mit ſeinem goldenen ebenshumor, mit ſeiner Spruchreife nach echter Volks- rt manchen Vergleich mit unſerm Humoriſten Hippel dar.

Zuletzt gelangen wir zu uns Deutſchen. Dieſe Ab- heilung macht mehr als die frühern den Eindruck eines agebuchs der Lektüre, aber eines ſehr gehaltvollen, ori- inellen, wie denn der Verfaſſer eine unermeßliche Be- ſenheit beſitzt. Hr. von Raumer verſteht ſich auch hier uf Ueberraſchungen. Lavater erzählt anderswo einmal, m habe geträumt, er ſei im Himmel angekommen ge- eſen. Er habe ſich umgeſehen und habe zu ſeinem nicht ringen Erſtaunen viele im Himmelsſaale gefunden, auf e er daſelbſt nie im Erdenleben gerechnet hatte; aber er tte auch viele vermißt, die er ſicher dort anweſend ge- aubt. Aehnlich iſt es uns ergangen, als wir in den teraturſaal traten, in welchem bei Hrn. von Raumer e Deutſchen verſammelt ſind, und als uns kein anderer beglückt, ja ruhmſelig entgegenkam als wer, lieber Le- ? — Frau Karſchin. Ich fühlte es der Guten mit gan- r Seele nach, da ſie in einſtigen Tagen manches Kum- rbrot gegeſſen, mit einem Dachſtübchen ſich eine Zeit ng hatte begnügen müſſen, wie denn der Verfaſſer die telle ausdrücklich anführt, womit die Dichterin eine ihrer eſien überſchreibt: „An den Apoll, daß er die Leier rücknehmen möchte; als ich zu Berlin, wegen Mangels Quartieren, einige Zeit in einer Dachſtube wohnen ßte." Und mit ihr, der in den meiſten Literaturwerken ſo glich Bedachten freuen ſich hier denn auch dicht neben und ihr Ramler, Gleim, Gotter nicht wenig. Es ſei en von Herzen gegönnt! Doch, Scherz jetzt beiſeite; rdings hat Hr. von Raumer bereits im zweiten Theile es „Handbuchs" viele Sterne erſter Größe unſers Lite- urhimmels zur Anſchauung gebracht. Auch im letzten ſchnitt des Raumer'ſchen Werks ſind wieder die edelſten renrettungen. Bei Gelegenheit der Frau von Laroche et das bloße Sich-amuſiren-wollen beim Roman ſei- vortrefflichen Beſcheid. Neben Matthiſſon vermiſſen Salis. Für Jean Paul weiß Hr. von Raumer m zwei Worte der Anerkennung zu ſagen, für den- en Jean Paul, der unter allen Genien nicht ſeines- chen hat!

Es treten die Philoſophen auf: Spinoza, Leibniz, lff, Abbt, Eberhard, Mendelsſohn, Garve, Kant, obi, Hamann. Kein Billigdenkender kann hier von unſerm Autor etwas Erſchöpfendes erwarten. Dennoch hätten wir gern auch Fichte, Schelling, Schleiermacher, Herbart, Schopenhauer aufgenommen geſehen. Lavater büßt und läutert ſich für einige auf Erden denn doch zu weit getriebene Schwärmereien bei Hrn. von Raumer offenbar noch im Fegfeuer. Auch erſehen wir aus einem Belege, daß einige Frauen zu ſeiner Zeit ebenſo exaltirt und erhitzt für den kühnen Phyſiognomen waren, wie manche Emancipirte unſerer Tage für dieſen und jenen dreiſten Reformer. Johannes von Müller wird durch den Verfaſſer hergeſtellt von manchen Verunglimpfungen, die er erlitten. Vieles von dem, was Müller äußert, iſt wie mit dem Grabſtichel geſchrieben. Er ſagt einmal: „Das höchſte Gut iſt die Unabhängigkeit, und ſie beſteht nicht in dem, daß jemand von ſeinen Renten lebe, ſondern in dem, daß jeder von den Irrthümern der Menſchen unabhängig ſei und auch ſich, wenn es nöthig iſt, beſiegen könne." Und wir wenden die ganze Stelle auf Hrn. von Raumer an, der ſich, wir wiederholen es abſichtlich, auch in dieſem ganzen Werke unabhängig im Urtheil, brav an Geſinnung mit Geiſt kundgibt. Ferner heißt es bei Müller: „Ich halte ſehr viel auf Individualität; die kosmopolitiſche Phraſeologie iſt Wind, jeder fülle vollkommen ſeinen Platz." Auch Gentz' Schriften werden uns wieder ins Andenken gerufen. So heißt es bei demſelben:

> Sucht Frieden und Eintracht, und wechſelſeitiges Vertrauen, Harmonie der Anſichten und Wünſche, Intereſſe am Schickſal eines jeden, Eifer für gemeinſchaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, jeden abgeſonderten Vortheil einer großen Nationalſache zu opfern, unter allen deutſchen Völkerſchaften zu ſtiften.... Auf dieſer Laufbahn iſt das Anhalten tödlich. Sobald ihr ſtillſteht, verläßt euch die Kraft, übermannt euch der Hoffnungsloſigkeit Schlaf, ſenkt die Nacht, die euch von allen Seiten umringt, auch auf euch ihre Schreckniſſe nieder. Je beharrlicher, je entſchloſſener ihr fortſchreitet, deſto ſicherer entgeht ihr der Ermattung, deſto friſcher weht die Hoffnung euch an, deſto ſchneller kommt die Morgenröthe euch entgegen!

Dieſe beſſere Zeit, ſetzen wir hinzu, die er uns verkündigt, iſt erſchienen; bleiben wir ihr treu, unter allen Umſtänden treu!

Das über Schiller, Goethe, über die romantiſche Schule Geſagte muß man im Buche ſelbſt nachleſen.

Friedrich II. mit ſeinen Schriften bildet den impoſanten Schluß des Werks. Der große, unvergeßliche König glänzt uns aus der grünen Umhegung dieſes literariſchen Luſtgartens wie eine herrliche weiße Statue entgegen, oder ſtrahlt von ſeiner Erhöhung wie jenes Sternbild: Friedrich's Ehre, welches die Aſtronomen ihm zum Ruhme an den Himmel geſetzt. Die Leier erklingt in ſeinen Gedichten, das glorreiche Schwert blitzt hervor aus ſeinen hiſtoriſchen Schriften, die Feder des Fürſten gab dem allen auch in ſeinem ſonſtigen literariſchen Nachlaß einen bleibenden Werth, und wir fühlen, indem wir dieſe Stellen in gebundener und ungebundener Rede wieder leſen, aufs neue uns geſpornt, dem Auslande gegenüber, im Staate, in jeder Gemeinſchaft, auch in der Mutterſprache eines ſolchen Königs, Weltweiſen und Geſetzgebers ſtets würdiger zu werden, wie er denn, was die deutſche Sprache und ihre Verwaltung betrifft, jetzt ſicher den Lorber uns überreichen, ihn mit uns theilen würde. Wie reich ſind

Digitized by Google

ſeine von ihm ſelbſt verfaßten geſchichtlichen Annalen, wie reich iſt ſein Briefwechſel — er erſetzt uns den esprit-vollſten franzöſiſchen Salon — und welch ein richtig ſehender Prophet iſt er geweſen, wenn er ſchreibt: „Die ſchönen Tage unſerer deutſchen Literatur ſind noch nicht eingetreten, aber ſie nahen. Ich verkündige ſie, ſie werden erſcheinen! Ich werde ſie nicht ſehen, mein Alter nimmt mir dieſe Hoffnung. Ich ſehe, wie Moſes, das Gelobte Land von weitem, werde es aber nicht betreten!" (IV, 327).

Um nun noch einmal auf unſer Vermiſſen zurückzukommen, ſo ſind es außer den früher bereits Genannten unter den Franzoſen unter andern beſonders George Sand, unter den Engländern Shelley, Carlyle, unter den Nordamerikanern Parker, Emerſon, unter den Deutſchen Hölderlin, Sealsfield, die beiden Humboldt, Varnhagen von Enſe, manche Geſchichtſchreiber. Dennoch enthält das ganze Werk in ſeinen vier Theilen einen unüberſehlichen Reichthum; jeder tüchtige Leſer iſt darauf gewieſen, ihn nach eigenen Kräften bei ſich und in ſeiner Umgebung zu vermehren.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Karl Siebel.

In der Induſtrie- und Dichterſtadt Barmen iſt am 9. Mai der Dichter **Karl Siebel** in ſeinem zweiunddreißigſten Lebensjahre geſtorben. Schon ſeit längerer Zeit bruſtleidend hatte er ſich nach Madeira begeben, um dort im ſüdlichen Klima Milderung ſeines Leidens oder Geneſung zu erreichen. Doch täuſchte ihn und ſeine Freunde dieſe Hoffnung, welcher **Emil Rittershaus** noch kurz vor dem Tode des Dichters in einem warmempfundenen, jetzt durch die „Elberfelder Zeitung" veröffentlichten Gedichte ſo innigen Ausdruck gab:

Dank dir, o Frühling! Alles machſt du neu!
Du haſt den Bruder mir zurückgegeben!
Zwei Herzen eins in Liebe und in Treu',
Zwei Geiſter eins im Denken und im Streben!
Dank dir, o Frühling; doch, o Himmelsſohn,
Du, mit dem Sonnenbecher in den Händen,
Laß eine Bitte mich zu deinem Thron,
Ach, eine nur aus tiefſter Seele ſenden!

Du ſtreuſt ſo viel der Roſen ins Gefild —
O, pflanze zwei auf meines Freundes Wangen!
An deinem Kelch, daraus der Segen quillt,
Laß, Labung ſchlürfend, ſeine Lippen hangen.
Zwei Roſen auf die Wangen hohl und bleich!
Erhör' mich, Lenz! Von deinen tauſend Gaben,
Von deinem Blumenſchatz, ſo überreich,
Will ich nur dieſe beiden Roſen haben!

Du, deſſen Hauch die Stirne mir umkreiſt,
Der blühen läßt, was winterſtarr geweſen,
Du Gott des Lenzes, hoher Sonnengeiſt,
O, ſpende du der kranken Bruſt Geneſen! —
Ich ſchaue ſinnend in die Nacht hinaus;
Die Winde flüſtern, Abendglocken läuten.
Ein heller Stern ſteht ob des Freundes Haus —
Ich will ihn als den Stern der Hoffnung deuten!

Karl Siebel hat lyriſche und lyriſch-epiſche Dichtungen, von denen die letztern, wie „Jeſus von Nazareth", „Tannhäuſer" u. a. meiſt einen gedanklichen Inhalt haben, herausgegeben. Den Hauptnachdruck hat die Kritik ſtets mit Recht auf ſeine „Gedichte" gelegt, welche 1856 in erſter und 1859 in zweiter vermehrter Auflage erſchienen. Es weht durch dieſe Lieder ein milder Hauch des Gefühlslebens; einzelne enthalten glücklich beleuchtete ſociale Genrebilder aus dem Leben gegriffen und mit feſten und beſtimmten Umriſſen gezeichnet: ein Genre, in welchem ſich auch Emil Rittershaus, ein Geiſtesverwandter Siebel's, hervorthut. Die friſch zugreifende Thätigkeit und Rührigkeit im praktiſchen Leben, verbunden mit poetiſchem Sinn, findet in ſolchen Lebensbildern eine ebenſo naheliegende wie willkommene Aufgabe dichteriſcher Geſtaltung.

Die Freunde des Dichters und ſeiner Dichtungen werden ſich nach dem frühen Tode deſſelben wol jener Verſe erinnern, die jetzt wie eine Mahnung aus dem Grabe erklingen:

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden ſie dein Leben
Lebendige Todte ſein.

So werden ſie im Herzen
Stets wieder auferſtehn,
Als gute lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In andrer Herz hinein,
So wirſt du, und biſt du ein Todter,
Ein ewig Lebender ſein.

Eine deutſche Akademie.

Wolfgang Müller von Königswinter bricht im Feuilleton der „National-Zeitung" eine Lanze für eine neue „deutſche Akademie", nachdem er dem preußiſchen Staat ſeine Unterlaſſungsſünden mit Bezug auf die Pflege der Nationalliteratur und der dichteriſchen Talente nachdrücklich vorgerückt und einleuchtend bewieſen hat, daß Preußen ſogar gegen Oeſterreich hierin im Schatten ſteht: einen Staat, in welchem die namhaften ältern Dichter, zu Mitgliedern des Herrenhauſes und zwar nur auf Grund ihrer poetiſchen Leiſtungen ernannt, zu den politiſchen Pairs des Reichs gehören, während die jüngern, wie Beck und Hamerling, Staatspenſionen genießen, die ihnen eine ungetrübte Muße zu dichteriſchem Schaffen gewähren.

Ohne Frage ſteht das neue mächtige Preußen hierin auch gegen das Preußen des Königs Friedrich Wilhelm IV. zurück, der zwar eine einſeitige Richtung der Literatur förderte, aber dieſe mit echtem Enthuſiasmus, und Dichter auszeichnete, welche ſich doch eines allgemein anerkannten Namens erfreuten: wir erinnern nur an Ludwig Tieck und Friedrich Rückert. Doch welcher deutſche Dichter iſt in den letzten zehn Jahren nach Berlin berufen, welchem iſt die Auszeichnung des Ordens pour le mérite zutheil geworden? Man kann ſagen, daß die Literatur in neuer Zeit ſich ſelbſt vom Staate losgeſagt und wenigſtens einzelnen Regierungen und Miniſterien gegenüber eine oppoſitionelle Stellung eingenommen hat. Doch abgeſehen davon, daß dies nicht von allen Dichtern gilt, hat gerade eine die nationalen Intereſſen in erſter Linie vertretende Regierung die Pflicht, ſich um die Parteiſtellung der Poeten nicht zu kümmern, ſondern das Talent auszuzeichnen, das ſich eine nationale Geltung erobert hat.

Die Exiſtenz ſolcher Talente in der Gegenwart leugnen zu wollen, könnte nur falſcher Vornehmheit und unbegründetem Mismuth einfallen. Derartige einſeitige Standpunkte einer verkehrten Literaturgeſchichtſchreibung und afterweiſen Kritik zu theilen, kommt aber nicht einem Staate zu, der durch die Allianz mit den friſchen Kräften und Talenten der gleichzeitigen Literatur nicht einen täuſchenden Nimbus, ſondern den echten Vollgehalt geiſtiger Energie gewinnt.

Wir ſind im Princip mit Wolfgang Müller vollkommen einverſtanden, wir haben bereits in einem frühern Aufſatz in d. Bl. ganz daſſelbe Thema mit derſelben Beleuchtung unſerer politiſchen und literariſchen Zuſtände behandelt. Nur in Bezug auf die praktiſche Ausführung weichen wir von Müller ab, indem wir nicht die Gründung einer neuen Akademie, ſondern die Ergänzung der bereits beſtehenden berliner Akademie durch eine literariſche Section, nach dem Muſter der Académie française, der erſten Abtheilung des Institut, befürworteten. In Bezug auf die Wiſſenſchaften laſſen die Einrichtungen der berliner Akademie nichts zu wünſchen übrig; der Fehler derſelben iſt der Ausſchluß jener geiſtigen Notabilitäten, welche das Gebiet der Nationalliteratur pflegen. Die Aufnahme dieſer in den bevorzugten Kreis der wiſſenſchaftlichen Ariſtokratie,

Digitized by Google

innerhalb deren ſie in Frankreich den erſten Rang einnehmen, dient auch weſentlich dazu, derartige Inſtitute populär zu machen und mit dem lebendigen Volksgeiſt der Gegenwart zu vermitteln.

Notizen zur Literatur und Kunſt.

Die rühmlich bekannte Ueberſetzung von Dante's „Göttlicher Komödie", welche König Johann von Sachſen unter dem Namen Philalethes herausgegeben hat, ſoll in einer ganz wohlfeilen Volksausgabe erſcheinen, zu welcher der hohe Ueberſetzer ſeine Genehmigung ertheilt hat. Sie wird als unveränderter Abdruck der Prachtausgabe von 1865 und 1866 in dem B. G. Teubner'ſchen Verlag in drei Octavbänden erſcheinen.

Ein Aufruf, unterzeichnet von einigen der hervorragendſten Männer Oeſterreichs, wie Anaſtaſius Grün, Friedrich Halm, Grillparzer, Frankl, Bürgermeiſter Zelinka, Dr. Karl von Scherzer u. a., außerdem von Dingelſtedt und Laube, zeigt an, daß dieſe Männer ſich als Comité zur Errichtung eines Schiller-Denkmals in Wien conſtituirt haben. Anknüpfend an eins der herrlichſten und erhebendſten wiener Feſte, die Säcularfeier des Geburtstags Friedrich Schiller's, hinweiſend auf die Widmung eines Schiller-Platzes, durch welches der Monarch dem ſchon damals ſich äußernden Volkswunſche nach einem ſolchen Dichterdenkmal Sanction ertheilt hat, ſchließt der Aufruf mit den folgenden Worten, welche der deutſchnationalen Geſinnung der Oeſterreicher ein rühmliches Zeugniß ausſtellen: „Wenngleich der deutſche Stamm zunächſt berufen ſein mag, zu den Ehren ſeines nationalen Dichters mitzuwirken, ſo lebt doch in den Grenzen dieſes weiten Reichs kein Volksſtamm, deſſen Geiſtesleben ſich dem bewältigenden Einfluſſe jener Ideenwelt zu entziehen vermöchte, als deren würdigſter Träger der große Dichter nicht einem Culturvolke allein, ſondern der ganzen geſitteten Menſchheit gelten darf. Die nicht überſehene Ungunſt der Zeitverhältniſſe durfte das Comité nicht abhalten, ſich in dieſen Tagen mit einem Aufrufe an die öffentliche Theilnahme zu wenden, denn die Ungunſt des drückenden Augenblicks iſt vorübergehend, aber zugleich eine ernſte Mahnung, das geiſtige Auge an dem Erhabenen und Unvergänglichen emporzurichten. Und ſo bleibe denn die begründete Hoffnung nicht unausgeſprochen, daß es durch vereintes Zuſammenwirken in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, den gemeinſamen Sympathien für Wahrheit und Schönheit, für Recht und Geſittung, für Bildung und Freiheit einen dauernden und ſichtbaren Ausdruck zu geben, und dieſen im Herzen der Monarchie durch ein erhebendes Symbol zu verkörpern, durch ein auch künſtleriſch würdiges Standbild Friedrich Schiller's." Vielleicht wird das Schiller-Denkmal noch eher die Reſidenz an der Donau ſchmücken, als es in der norddeutſchen Hauptſtadt auf dem umgitterten Erbbegräbniß des Gensdarmenmarktes ſich in plaſtiſcher Glorie erhebt.

Bibliographie.

Altum, B., Der Vogel und ſein Leben. Münſter, Niemann. Gr. 8. 11 Ngr.

Die oesterreichische Armee der Zukunft. (Von H. v. Hess.) Wien. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, A., Verfehmt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. 1 Bd. Jena, Coſtenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Braun, C. v., Geſchichte der Burggrafen von Altenburg. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 25 Ngr.

Briegleb, H. K., Vermiſchte Abhandlungen. 1ſtes Bdchn. Erlangen, Enke. Gr. 8. 26 Ngr.

Brinckman, J., „Kasper-Ohm un ick." Schiemannsgoarn. De dre Uplag un dreetnwelt Maal mit een feines Bild vhl Paul Tiſchbeinen ſien Warkſtähr. Roſtock, Leopold. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Droeſe, A., Einführung in die deutſche Literatur von ihren erſten Anfängen bis zur Gegenwart. Biographieen und Proben. Langenſalza, Greßler. Gr. 8. 1 Thlr.

Dwyer, J., Militäriſche Federzeichnungen aus Großbritannien, oder das Leben der engliſchen Offiziere und Soldaten und der innere Dienſt der engliſchen Infanterie. Darmſtadt, Zernin. Gr. 8. 16 Ngr.

Egger, A., Bismarck und Napoleon oder die Staaten des blutigen Schlachtfeldes von Königgrätz. Illuſtrirter hiſtoriſch-politiſcher Roman aus den Jahren 1866—1867. 1ſte bis 12te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Engel, G., Die Idee des Raumes und der Raum. Eine philoſophiſche Abhandlung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Ficker, J., Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens. 1ster Bd. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Frenzel, K., Neue Studien. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fritze, H. E., Chriſtian Liebauer und Compagnie. Roman. Mit Vorwort von A. Mützelburg. 3 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 4 Thlr.

Gaiger, J., Ungarns letzter Palatin oder die Möven der Revolution. Hiſtoriſcher Original-Roman. 2 Bde. Wien, Laſt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an Chrn. Glob. v. Voigt. Herausgegeben von O. Jahn. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Groſſer, R., Die Amneſtie des Jahres 403 v. Chr. Minden, Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Heſſel, J., Die evangeliſche Kirchenverfaſſung. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heine, M., Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Held, Die Juſtizmörder. Ein politiſcher Roman. 3 Thle. Berlin. 1867. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Social-Reform-Theorie zur Beſeitigung des allgemeinen materiellen Nothſtandes und Begründung des allgemeinen ſocialen Wohlſtandes. Berlin. Br. 8. 6 Ngr.

Heyſe, P., Dramatiſche Dichtungen. 3tes Bdchn.: Colberg. Hiſtoriſches Schauſpiel. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Katholicismus und Proteſtantismus. Ein Wort zur Abwehr und Verſtändigung, veranlaßt durch neuere Vorgänge von einem evangeliſchen Geiſtlichen im Großherzogthum Heſſen. Darmſtadt, Würtz. Gr. 8. 4 Ngr.

Kauffmann, Hulda, In der Welt und in Bethanien. Eine Erzählung. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klein, H. J., Wie viele Jahre beſteht unſer Erdball? Eine Löſung des Problems das Alter der Erde zu beſtimmen. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 7½ Ngr.

Kolping, A., Erzählungen. 3ter Bd. Soeſt, Naſſe. Gr. 16. 24 Ngr.

Körner's, T., ſämmtliche Werke. 2 Bde. Berlin, Grote. 16. 10 Ngr.

Der Krieg, die Congreßidee und die allgemeine Wehrpflicht im Lichte der Aufklärung und Humanität unſerer Zeit von einem Freunde der Wahrheit. Prag, Steinhauſer. Gr. 8. 12 Ngr.

Kriegk, G. L., Deutſches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forſchungen und mit beſonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Liter. Anſtalt. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Kuntze, J. E., Ueber die Todesſtrafe. Beibehaltung oder Abſchaffung derſelben? Ein Beitrag zur Beleuchtung dieſer Frage. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Liebbach, H. (James Wood), Drei Jahre auf dem Kaiſerthron oder Maximilian und Juarez. Illuſtrirter hiſtoriſcher Roman aus der neueſten Geſchichte Mexico's. 1ſte bis 12te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Lronhart, R., Abenteuer eines deutſchen Soldaten in Virginien. Novellette. Pittsburg. 8. 10 Ngr.

Martin, K., Die Hauptpflicht des katholiſchen Deutſchland. Paderborn, Schöningh. 8. 4½ Ngr.

Maurus, H., Die Grundſätze der Volkswirthſchaftslehre vom Standpunkte der ſocialen Reform gemeinverſtändlich entwickelt. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Mettenleiter, Karl Proske, weil. Med. Dr., Canonicus-Senior am k. Collegiatſtifte U. L. F. zur alten Kapelle in Regensburg ꝛc. Ein Lebensbild. Regensburg, Boſſenecker. 8. 12 Ngr.

Müller, W., Politiſche Geſchichte der Gegenwart. I. Das Jahr 1867. Berlin, Springer. Gr. 8. 18 Ngr.

Müller, M., Eine proteſtantiſche Stimme. Offener Brief an Decan Zittel in Heidelberg. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Oelbermann, H., Liebe und Brod. Familien-Roman aus dem 19. Jahrhundert. 2 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oeſterreich unter dem Concordat. Erinnerungen eines Sachſen aus dem Feldzuge von 1866. Leipzig, Engelmann. 8. 5 Ngr.

Reiss, W., und A. Stübel, Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Nach vorhandenen Quellen und eigenen Beobachtungen dargestellt. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 2 Thlr.

Sartori, A., Die Stellung Jeſu zu den Parteien ſeiner Zeit. Lübeck. Gr. 4. 10 Ngr.

Schmid, A., Wiſſenſchaft und Auctorität. Mit beſonderer Rückſicht auf die Schrift von Conſtantin v. Schäzler: „Neue Unterſuchungen über das Dogma von der Gnade und das Weſen des chriſtlichen Glaubens." München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Schmidt, G., Ueber das Weſen der Sittlichkeit im antiken und im chriſtlichen Sinne. Sondershauſen, Eupel. Gr. 4. 6 Ngr.

Schulz, E., Die Union. Eine geſchichtliche und dogmatiſche Unterſuchung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sepp, Denkſchrift in Sachen meiner Quiescirung. Ein Bild aus den Sitten- und Rechtszuſtänden der Gegenwart. München, Lentner. Gr. 8. 6 Ngr.

Strauß, B. v., Die Communiſten. Mammon. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Theodicee. Ein aus dem Aleihiopolitaniſchen überſetztes Gedicht. Breslau, Gruſon. Gr. 8. 15 Ngr.

Ulrich, F. W., Die hellenischen Kriege. Mit einem Anhang über den Wiederaufbau Athens nach der Schlacht bei Plataeae. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 4. 20 Ngr.

Wangemann, Ein Reiſe-Jahr in Süd-Afrika. Ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 ausgeführte Inſpectionsreiſe durch die Miſſions-Stationen der Berliner Miſſions-Geſellſchaft. 1ſte Lief. Berlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Zur Frauenfrage. Von der Verfaſſerin des Album einer Frau. Ein neues Capitel für die dritte Auflage des Album einer Frau. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Orientirung im neuen Deutſchland. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 8 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**
Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**
Neue Serie. Dritter Band. Erſtes Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Admiral Graf Karl Pellion di Perſano vor dem Gericht des italieniſchen Senats in Florenz. 1866 und 1867.

Der denkwürdige Proceß wider den Admiral Perſano iſt auf Grund der officiellen Actenſtücke, welche zu Florenz im Druck erſchienen ſind, und ondeeer werthvoller Originalmittheilungen bearbeitet. Er liefert den wichtigſten Beitrag zur Geſchichte des öſterreichiſch-italieniſchen Krieges von 1866.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Taſchen-Wörterbuch

der
italieniſchen und deutſchen Sprache.
Von Dr. **Francesco Valentini.**
Sechste Auflage.
Zwei Theile.
8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italieniſch-Deutſcher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Deutſch-Italieniſcher Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon ſeit einer langen Reihe von Jahren iſt Valentini's italieniſches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutſche wie für Italiener, als eins der vorzüglichſten geſchätzt. Wie feſt ſich das Week in der Gunſt des Publikums behauptet, zeigt das Erſcheinen der vorliegenden ſechsten Auflage. Durch den ſehr billigen Preis wird die Anſchaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen
von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.
Zweiter Band. 1.—6. Heft: Tafel CI—CLX;
Text Bogen 1—18.
4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist kürzlich das sechste Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist nebst einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Besprechungen des Werks, unter andern von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Antiquarische Kataloge.

Gratis sind durch jede Buchhandlung zu erhalten
BIBLIOTHECA THEOLOGICA CATHOLICA.
Verzeichniss einer Sammlung von Werken aus dem Gebiete der katholischen Theologie vorräthig auf dem Lager von
F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.
Gr. 8°. IV, 248 pp. 7333 Nummern.

Dieser Katalog enthält in übersichtlicher Anordnung eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von seltenern und vielgesuchten Werken der katholischen Theologie.

Der Katalog erschien in zwei Abtheilungen. Diejenigen Empfänger der ersten Abtheilung, denen die zweite, Kirchengeschichte und Kirchenrecht umfassend, nicht zugekommen sein sollte, werden ersucht, diese zu verlangen zu wollen.

CATALOGUE D'UNE PRÉCIEUSE COLLECTION
de livres anciens et modernes
DE LANGUE ET LITTÉRATURE ITALIENNE.
Gr. 8°. 100 pp. ca. 3500 Nummern.

Die in diesem Katalog verzeichnete Sammlung italienischer Bücher ist von seltener Reichhaltigkeit.

Bücherfreunden, denen an regelmässigem Empfang meiner **Antiquarischen Kataloge** gelegen ist, werden ersucht, Aufträge zu deren Uebersendung direct an mich oder an eine befreundete Buchhandlung gelangen zu lassen.

Binnen kurzem erscheint ein umfangreicher Lagerkatalog von

Werken über Rechts- und Staatswissenschaft

der auf Verlangen sogleich bei Erscheinen gratis geliefert wird.

Leipzig, im April 1868.

F. A. Brockhaus.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Aus Goethe's Freundeskreiſe.

Darſtellungen aus dem Leben des Dichters.
Von
Heinrich Düntzer.
8. Fein Velinpap. Geh. Preis 2 Thlr.

Neue Subſcription

auf die elfte Auflage von

Brockhaus' Converſations-Lexikon.

In 150 Heften zu 5 Sgr.

Zu jeder Zeit kann in dieſe neue Subſcription eingetreten werden. Das Werk wird von allen Buchhandlungen nach und nach, in Heften und Bänden, oder ſo weit bisjetzt erſchienen, gleich vollſtändig, geheftet oder gebunden, in ſolchen Terminen geliefert, wie ſie dem Besteller am bequemſten ſind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 28. Mai 1868.

Inhalt: Paris und die Pariſer. Von **Rudolf Gottſchall.** — Populäre Geſundheitslehre. Von **Heinrich Birnbaum.** — Zur deutſchen Städtegeſchichte. Von **Hans Prutz.** — **Feuilleton.** (Ein Verein dramatiſcher Schriftſteller; Die Kritik und Lotze's „Geſchichte der Aeſthetik“.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Paris und die Pariſer.

1. Paris. Ein Spiegelbild ſeiner Geſchichte, ſeines Geiſtes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendſten Schriftſtellern Frankreichs. Einzige rechtmäßige deutſche Ausgabe des „Paris Guide“. Fünf Bände. (Internationale Bibliothek.) Erſter Band: Geſchichte von Paris. Zweiter Band: Das Muſeum des Louvre. Dritter Band: Die Paläſte und Denkmäler von Paris. Vierter Band: Phyſiologie von Paris. Fünfter Band: Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris. Berlin, Leſſer. 1867. 8. Jeder Band 15 Ngr.
2. Auf dem Vulkan. Pariſer Schilderungen von Sigmund Koliſch. Stuttgart, Rieger. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Erſte Folge, erſter und zweiter Band. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
4. Paris 1867. Weltausſtellungs-Bilder von Hans Wachenhuſen. Zwei Theile. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1867. 8. 20 Ngr.
5. Pariſer Leben. Federzeichnungen und Plaudereien von F. C. Peterſſen. Erſtes und zweites Bändchen. München, Merhoff. 1867. 8. 1 Thlr.

Paris war von jeher für unſere Journaliſten, Publiciſten und Feuilletoniſten, was Rom für die Künſtler und Kunſtſchriftſteller: die reichſte Fundgrube für die Studienmappe. Indeß wieviel auch ſchon früher über Paris geſchrieben ſein mochte, erſt nach der Julirevolution begannen die Wallfahrten und Weltfahrten der deutſchen Journaliſten, nachdem die moderne deutſche Literatur, vertreten durch das damals herrſchende Dioskurenpaar Börne und Heine, ſelbſt in der Weltſtadt eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Theodor Mundt, Karl Gutzkow und viele andere ſchrieben damals ihre „Pariſer Briefe“, wichtige Beiträge zur Phyſiologie der Julidynaſtie, Charakteriſtiken des damaligen Lebens, ſcharfgeſchnittene Silhouetten der pariſer Staatsmänner und der andern geiſtigen Notabilitäten. Alle dieſe Studien hatten damals einen friſchern Hauch als die heutigen; denn wie früh auch der Julirevolution die Enttäuſchung auf dem Fuße folgte — es war doch eine jugendfriſche, zukunftsfreudige Inſpiration in der Stadt der weltgeſchichtlichen Initiative, während das Paris des second empire einen etwas greiſenhaften Zug hat. In jenen Studien lebte eine Begeiſterung, welche die Ideale der Menſchheit nicht aus den Augen verlor; unſere neueſten Studien beſchränken ſich auf die Phyſiologie, und jener Altar hat ſich in einen Sectionstiſch verwandelt.

Die Zeiten ſind verſchwunden, als Victor Hugo in „Les Voix intérieures“ ſingen konnte:

Oh! Paris est la cité mère!
Paris est le lieu solennel,
Où le tourbillon éphémère
Tourne sur un centre éternel!
Paris, feu sombre on pure étoile!
Morne Isis, couverte d'un voile!
Araignée à l'immense toile,
Où se prennent les nations!
Fontaine d'urne obsédée!
Mamelle sans cesse inondée,
Où pour se nourrir de l'idée
Viennent les générations!

Jetzt kommen die „Geſchlechter“ nicht mehr nach Paris, um ſich von der Idee zu nähren, und wenn ſie an den Brüſten der Weltſtadt mit Freuden hangen, ſo hat dies jetzt andere Gründe!

In den Feuilletons, deren Bedeutung erſt in den letzten zwei Jahrzehnten eine maßgebende geworden iſt, gehört die „Pariſer Studie“ zu den unerlaßlichen Artikeln, die ſtets Curs haben. Die regelmäßigen Berichterſtatter in den Feuilletons ſammeln dann die zerſtreuten Skizzen und geben ſie in Bänden heraus; in dieſer Art iſt die Mehrzahl der obigen Schriften entſtanden. Ausgenommen iſt die Ueberſetzung des „Paris Guide“, dieſes großen Weltausſtellungsführers, den die gemeinſame Arbeit der hervorragendſten franzöſiſchen Schriftſteller ins Leben rief, ähnlich wie in kleinerm Maßſtabe das von Julius Rodenberg herausgegebene Skizzenbuch zur Weltausſtellung: „Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht“, das ſofort

Digitized by Google

in einer zweiten Auflage erſchienen, aus Beiträgen mehrerer deutſchen Autoren zuſammengeſtellt wurde.

Der Charakter dieſer Feuilletonſtudien kann natürlich nicht erſchöpfende Gründlichkeit ſein; iſt doch ihr Zweck nur eine pikante Unterhaltung. Doch da die Autoren meiſt Selbſtgeſchautes und Selbſterlebtes berichten, da ſie bald in dieſem, bald in jenem Kreiſe heimiſch ſind, da ſie meiſt gut zu beobachten und lebendig zu ſchildern verſtehen, ſo bildet die Summe ihrer Mittheilungen immerhin einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Stadt Paris und des pariſer Lebens. Wir wollen uns daher hier an die Geſammtinſtrumentation halten und das einzelne Inſtrument an der Stelle berichten, wo es am wirkſamſten hervortritt und ſich geltend macht.

Von allen obengenannten Schriften iſt die erſte die gründlichſte, die ihren Stoff, wie es ſchon in dem Weſen eines „Guide“ liegt, nach den verſchiedenſten Seiten hin zu behandeln und nach Kräften zu erſchöpfen ſucht. Allerdings iſt der Geſammtbau von muſiviſcher Haltung; vor den Pforten deſſelben lagert wie eine Sphinx der Dichtergenius Victor Hugo's mit ſeinen alterthümlichen Vergangenheitsreminiſcenzen und ſeinen ungeheuerlichen Zukunftsviſionen; doch hier erſcheint wenigſtens Paris noch in einer idealen Beleuchtung, als die Hauptſtadt jener großen freien Nation des 20. Jahrhunderts, „welche mit Mühe den Unterſchied zwiſchen einem erobernden Feldherrn und einem blutbeſpritzten Schlächtergehülfen erkennt, die Hauptſtadt des geläuterten Frankreich“. Gegen den Krieg, deſſen Urſache die Unwiſſenheit, deſſen Reſultat das Elend iſt, wendet der Dichter ſeine begeiſterte Schlußparabaſe: „Nieder mit den Angriffswaffen! Verbrüderung, Verſchmelzung, Einheit!“

Dieſe Friedensmahnung erklingt befremdlich in einer Zeit, in welcher ganz Europa von Waffen klirrt, in welcher die Leitartikel der Zeitungen in der zukünftigen Hauptſtadt der großen Friedensnation fortwährend in die Tuba ſtoßen und die Fühlfäden der europäiſchen Börſen ſich alle Augenblicke erſchreckt in ihre Schneckenhäuſer zurückziehen. Marſchall Niel gibt in Paris den Ton an und verlangt hier die Erhöhung des Kriegsbudgets, während der Prophet des Friedens auf der Normanneninſel wie auf einem modernen Patmos lebt! Wann werden ſich ſeine Viſionen erfüllen? Vielleicht am Ende aller Tage.

Doch Victor Hugo iſt nicht blos Prophet der Zukunft, auch Forſcher der Vergangenheit, ein genauer Kenner des alten Paris, wie er bereits in ſeinem Roman „Notre-Dame de Paris“ bewieſen hat. Er gebietet über eine ſeltene Fülle antiquariſcher Detailnotizen und weiß das geſchichtliche Begebniß ſtets durch die genaueſte Angabe der Localität zu ſtützen. Man leſe als Probe die folgenden Mittheilungen:

Unter dem jetzigen Paris iſt das alte Paris ſo deutlich zu erkennen, wie der Urtext zwiſchen den Zeilen des neuen. Wenn wir das Standbild Heinrich's IV. aus der Cité entfernen, erblicken wir den Scheiterhaufen Jakob's von Molay. Auf dem Platze des Schloſſes des Porcherons, unter der vom Grafen de Vexin aufgepflanzten Oriflamme, erhielt Johann I., laut Proclamation der ſechs Biſchöfe, Pairs von Frankreich, den Beinamen des Guten. Es war kurz nach ſeiner Salbung, die am 24. September, und unmittelbar nach der Hinrichtung des Grafen von Guines, die am 24. November ſtattgefunden hatte. Im Hôtel Saint-Pol pflegte Iſabelle von Baiern Zwiebeln aus Corbeil (die unter dem Namen Aigrun bekannt waren), Schalotten aus Etampes und Knoblauch aus Grondelez zu eſſen, während ſie ſich mit irgendeinem engliſchen Prinzen über die Vaterſchaft ihres Gatten, Karl's VI., in Bezug auf ihren Sohn Karl VII., luſtig machte. Auf dem Pont au Change wurde am 23. Auguſt 1553 das Parlamentsedict verleſen, welches zu wetten verbot, ob eine ſchwangere Frau eines Knaben oder eines Mädchens geneſen würde. In der Salle baſſe des Châtelet ſpannte man zur Zeit Franz' I., des Vaters der Wiſſenſchaften, die rückfälligen Buchdrucker auf die Folter; 156. ritt der erſte Präſident des pariſer Parlaments, Gilles le Maître, beinahe jeden Abend auf einem Maulthiere durch die Straße Pas-de-la-Mule, begleitet von ſeiner Frau in einem Sitzchen und ſeiner Magd auf einer Eſelin, um die Leute zu ſehen, die er morgens verurtheilt hatte. Im Thurme von Montgommery, in deſſen Nähe der Thürſteher des Palais wohnte, dem täglich zwei Hühner und die Feuerbrände aus dem Kamin des Königs zukamen, war unter dem Niveau der Seine das Gefängniß La Souricière ausgegraben. Es führte dieſen Namen, weil die Gefangenen darin bei lebendigem Leibe von den Mäuſen angenagt wurden. Es gab eine Straßenverzweigung, die früher le Trahoir hieß, weil daſelbſt die achtzigjährige Königin Brunhild an den Schwanz eines Pferdes gebunden und geſchleift worden ſein ſoll; ſpäter hieß die Gegend l'Arbre-Sec wegen eines dürren Baums, d. h. Galgens, der ſich hier dauernd befand. Am Fuße dieſes Galgens, unweit eines Baders, bei welchem die luſtigſten und vornehmſten Orgien des 16. Jahrhunderts gefeiert wurden, ſtanden Blumenmädchen, die den Vorübergehenden Blumen und Früchte anboten und dazu ſangen:

Fleur d'aiglantier,
Verjux à faire aillie.

An der Porte Saint-Honoré gingen der Herzog von Bourbon, der ein ſchwächliches Urbild Karl's X. war, und der Herzog von Guiſe zum erſten mal in Begleitung von Gecken ſpazieren — eine Neuerung, die den Schnurrbart des Königs von Navarra plötzlich weiß werden ließ. Nachdem Heinrich III. eines Tags in Saint-Marie-l'Egyptienne ſeine Andacht verrichtet hatte, zog er unter den kleinen Hunden, die er in einem runden Korbe am Halſe trug, jenes Edict hervor, durch welches er den Bürgern von Paris den Adel wieder nahm, den ihnen Karl V. verliehen hatte. Am Brunnen von Saint-Paul in der Rue Saint-Antoine kam es bei dem Begräbniß des Cardinals Biragne zwiſchen den Mitgliedern der Cour des aides und der Chambre des comptes, des Vortritts wegen, zu Schlägen. Hier befand ſich ehemals die Grand' Chambre, wo die Magistrature française — im 16. Jahrhundert würdige Langbärte und im 17. große Perrüken — ihre Sitzungen hielt. Hier iſt das Pförtchen des Louvre, aus dem in früher Morgenſtunde jene ſchwarzen oder grauen Musketiere hervormarſchirten, welche den Langbärten und Perrüken von Zeit zu Zeit Verweiſe bringen mußten.

Die Beſchäftigung mit dem alten Paris, mit dem Urtext der Stadt hat in heutiger Zeit um ſo größeres Intereſſe, als unter der fürſorglichen Verwaltung des Seinepräfecten dieſe alten Stadttheile ſich lichten und die hiſtoriſchen Denkmäler und Denkſtätten nicht geſchont werden, wenn ſie der geraden Linie eines neuen Boulevard im Wege ſtehen. „Gnade für das alte Paris“, ruft auch ein Mann aus, dem man antiquariſche Paſſionen gewiß nicht zum Vorwurf machen kann und dem gewiß die Volkswohlfahrt in erſter Linie ſteht, Louis Blanc. „Gnade für die ſichtbaren Ueberbleibſel dieſer Vergangenheit, welche die Gegenwart nicht zerſtören kann, ohne ſich eines Raubes an ſich ſelbſt ſchuldig zu machen.“ Die pariſer Wohlfahrtspolizei ſoll ſich nur da unerbittlich zeigen, wo es der Fortſchritt, die Sorge für den Geſundheitszuſtand und die unvermeidliche Entwickelung

Civiliſation gebietet. Eine Skizze der „Geſchichte von Paris“ gibt Eugène Pelletan, der Verfaſſer des „Modernen Babylon“, in flüchtigen, aber frappanten Umriſſen, während Eduard Fournier „Die hiſtoriſchen Häuſer“ von Paris ſchildert. Dieſer Abſchnitt iſt einer der intereſſanteſten des Werks; denn er behandelt ein im ganzen wenig gekanntes Gebiet, auf welches unſere Touriſten ſich aus Mangel an Zeit und an Kenntniſſen nicht zu begeben pflegen. Ein großer Theil dieſer „hiſtoriſchen Häuſer“ liegt verſteckt in jenen Straßenlabyrinthen, die außerhalb der großen pariſer Spaziertouren liegen. Wer berührt z. B. die Nebenſtraßen der Rue Saint-Antoine oder der Vieille Rue du Temple? Und doch liegen gerade einige Perlen aus dem Schatzkäſtlein des alten Paris hier verſteckt; es ſind alte Palais, von Meiſtern der Architektur ausgeführt, wie das Hôtel de Beauvais in der Rue du Petit Musc, das, von Lepautre erbaut, noch jetzt ſeine Treppe mit korinthiſchen Säulen, Basreliefs, Schildereien und Zierathen von durchbrochener Arbeit aufweiſt, ebenſo ein mit doriſchen Säulen und Trophäen geſchmücktes Vorhaus, einen länglich-runden Hof mit ſpitzen Pfeilern und Säulen; das Hôtel de Hollande, gegenüber dem Marché des Blancs-Manteaux, einſt das holländiſche Geſandtſchaftshotel; das Hôtel Tallard in der Rue des Enfants-Rouges; das Hôtel de Chalons-Luxembourg und viele andere. Von dem Hôtel der Ninon heißt es:

Ein Haus, deſſen Erhaltung für die Geſchichte der feinen Geſellſchaft und den Ruhm des Geiſtes von Wichtigkeit iſt, das der Ninon, in der Rue des Tournelles Nr. 28, hat viel weniger gelitten. Es beinahe allein hat, wie man damals ſagte, „garde ſa grille sur le rempart“, und noch jetzt kann man es von den Nrn. 21 und 23 des Boulevard Beaumarchais in Augenſchein nehmen. Das Innere des Hotels iſt mit einer der bewahrten Erinnerungen würdigen Galanterie reſpectirt worden. Die ſpitzen Pfeiler in Karyatiden aus der Zeit des Manſard bilden noch immer den Schmuck des Vorhauſes, die Plafondmalereien im Boudoir haben ſich erhalten, und die Treppe hat nur ihre ſteinerne Auffahrt mit einer hölzernen vertauſcht. „Das Medaillon Ludwig's XIV.“, ſagt Karl Giraud, „hat ſeinen Platz behalten, und die Stufen, die Molière, Saint-Evremont, Larocheſoucauld, Madame de Lafayette, Madame Scarron und alle die Berühmtheiten des Jahrhunderts ſo oft überſchritten haben, ſind noch wie ſie waren und mit lobenswerther Achtung geſchont worden. Der Salon im erſten Stock zeigt noch eine glänzende, aus der Zeit der Ninon ſtammende Deckenmalerei, die nicht, wie ſchriftlich behauptet wurde, eine Götterverſammlung darſtellt, ſondern Apoll von den Muſen umgeben, und von einem Schüler Lebrun's, deſſen Stil ſich darin kundgibt, gemalt iſt.“

Eins der intereſſanteſten Hotels iſt das Hôtel Lambert, auf der Seineinſel Saint-Louis, an der Spitze der Inſel gelegen, wo ſich die ſchöne, ſelbſt mit dem Eingang in den Bosporus verglichene Ausſicht auf den Zuſammenfluß der Seine und Marne entfaltet. Die Erinnerung an Voltaire, die durch ſein Haus an dem gleichnamigen Quai allerdings für Paris den feſteſten Anhalt gefunden hat, knüpft ſich auch an dies Hotel:

Voltaire bewohnte es, wie man weiß, mit Madame du Châtelet, ſeiner Emilie: zu ſeinem Cabinet benutzte er den allerliebſten Salon, in den Le Sueur das bewunderte Gemälde Apollo's und der Muſen gemalt hatte, das, von der Wand auf Leinwand übertragen, ſich heute im Louvre befindet. Er bewunderte, wie jedermann, die geiſtreiche Pracht, welche der Präſident Lambert de Thorigny, durch den Architekten Le Vau ſo trefflich unterſtützt, bei dem Bau dieſer kleinen Wohnung entfaltet hatte; er ſchenkte dem Talent Lebrun's ſeinen Beifall, er bewunderte den Genius von Le Sueur. Glücklich über den Genuß dieſer Wunder, verſtand er beſſer als irgendein anderer, darüber zu ſprechen. „Dieſes iſt“, ſagt er in einem Briefe an Friedrich, „ein durch die größten Baumeiſter Frankreichs erbautes Hotel, gemalt von Lebrun und von Le Sueur.“ Es iſt das ein Haus, gemacht für einen Souverain, welcher Philoſoph ſein würde. Es liegt glücklicherweiſe in einem Viertel von Paris, wo man nicht daran denkt, für 200000 Francs das zu veräußern, was zu bauen und zu ſchmücken eine Million gekoſtet hat.

Le Sueur, Le Brun, ces illustres Apelles,
Ces rivaux de l'antiquité,
Ont en ce lieu charmant étalé la beauté
De leurs peintures immortelles.

Erinnert man ſich neben dieſen Worten noch, daß zwei Finanzgrößen, Dupin und Delahaye, nach Madame du Châtelet das Hotel bewohnten, daß Herr von Montalivet es während des Kaiſerreichs inne hatte, daß es ferner bei der Reſtauration Magazin für die Verwaltung der Militärbetten wurde, bis die Fürſtin Czartoryiſka, in deren Beſitz es heute noch iſt, es dieſer unwürdigen Beſtimmung durch Ankauf entriß, ſo hat man in kurzen Umriſſen ziemlich die vollſtändige Geſchichte des Hôtel Lambert.

Intereſſant iſt auch die Geſchichte des Hôtel de Sens, wo eine Zeit lang die Reine Margot wohnte, und der durch das Zeichen des Salamanders von Stein kenntlichen Häuſer von Franz I. Auch über die Wohnungen Rouſſeau's, Molière's und anderer Berühmtheiten erhalten wir von Eduard Fournier genaue Auskunft. Glücklicherweiſe liegt die Mehrzahl dieſer alten Schlöſſer und Hotels außerhalb der Schußlinie jener architektoniſchen Stadthausbatterien, mit denen Präfect Haußmann das alte Paris zuſammenſchießt, ſodaß der Terrorismus der kerzengeraden Boulevards weder die Verſtecke des Marais, noch die Idylle der Inſel Saint-Louis ſtören wird.

In den andern touriſtiſchen Schriften finden wir keine Beiträge zur „Geſchichte von Paris“. Auch Betrachtungen über die neueſte Geſchichte, wie ſie den Mittelpunkt der jungdeutſchen pariſer Skizzen bildeten, ſuchen wir vergeblich in den Veröffentlichungen der jüngſten Weltfahrer. Dieſe Geſchichte hat einen unheimlich dumpfen Zug, und die Freiheitsbegeiſterung, die ſich in die Studentenſkandale des Quartier Latin flüchtet, vermag kein freudiges Echo zu wecken. Wol aber haben ſich einige dieſer Schriftſteller Mühe gegeben, die Größen des second empire zu ſkizziren und einzelne Charakterköpfe der Epoche zu zeichnen.

Hier ſteht in erſter Linie Sigmund Koliſch, deſſen Werk: „Auf dem Vulkan“ (Nr. 2), als eine Walhalla des second empire betrachtet werden kann, freilich als eine proviſoriſche Walhalla, über die nur ein ſchützendes Nothdach ausgeſpannt iſt; denn es ſind nicht die echten Unſterblichen, die er ſchildert, ſondern nur die meiſt ephemeren Berühmtheiten, welche das Tagesgeſpräch ſchafft. Auch fehlt Kaiſer Napoleon ſelbſt in dieſer Walhalla. Sigmund Koliſch, der Feuilletoniſt der „Neuen Freien Preſſe“, weiß mit ſcharfen und pikanten Umriſſen zu zeichnen; auch hat er offenbar Beziehungen und Verbindungen aufgeſucht, welche ihm die Selbſtſchau der Napoleoniſchen Größen ermöglichten. Koliſch, ein wiener Flüchtling aus der Zeit der Revolution von 1848, hat natürlich nicht den Schminktopf in der Hand, um die

Digitized by Google

Perſönlichkeiten des second empire für eine günſtige Fernwirkung aufzuſchminken; er gehört nicht zu den begeiſterten Anhängern der gloire des dritten Napoleon, aber er wahrt ſich doch Unbefangenheit genug, um den einzelnen Charakteren gerecht zu werden.

Zunächſt führt er uns an den Hof und ſchildert uns die drei weiblichen Grazien desſelben: die Kaiſerin Eugenie, die Prinzeſſin Mathilde und die Prinzeſſin Clotilde. Von der Perſönlichkeit der Kaiſerin entwirft er das folgende Bild:

Das reiche, blonde, ins Röthliche ſpielende Haar, die engern Augenkreiſe, der helle durchſichtige Teint und das in die Länge gezogene Oval des Geſichts verrathen die Schottländerin, Gang und Haltung dagegen, die Lebhaftigkeit der Geberden, das Feuer im Blick, der zierliche Fuß, die ſinnliche Gewalt im ganzen Weſen laſſen die Südländerin erkennen, und aus dieſem Gemiſch hat ſich an der Kaiſerin ein eigenthümlicher Typus herausgebildet, der auffällt und anzieht, der Aufmerkſamkeit erregt und einnimmt.

Die Kaiſerin Eugenie, heißt es weiter, iſt Spanierin in dem ganzen Umfang der Bedeutung; ſie iſt fromm bis zum Aberglauben, heftig, aufbrauſend, eiferſüchtig, von ungezwungener Art, herablaſſend, ohne Abſicht, d. h. leicht über die Schranken, welche die Stände trennen, ſich hinwegſetzend; ſie geht mit Schranzen und Dienern wie mit ihresgleichen um, ſie ſcherzt und lacht mit ihren Arbeiterinnen, mit ihrer Nähterin und Putzmacherin, wie mit Damen ihres Umgangs:

Die Glückliche, welche der Kaiſerin die Anzüge oder wenigſtens die meiſten Anzüge fertigt, iſt eine Frau Moga. Sie gewinnt 200000 Francs jährlich, da die ganze höhere officielle Damengeſellſchaft und ſelbſt die Bankiersfrauen, welche auf große Eleganz halten, gegen den guten Ton zu verſtoßen glaubten, wenn ſie ein Kleid anzögen, das in einer andern Werkſtatt als der der Frau Moga die Weihe erhalten. Eines Tags kam Frau Moga nach St.-Cloud, um mit der Kaiſerin über die „Staatsangelegenheit", welche derſelben als die wichtigſte gilt, zu ſprechen. Die Fürſtin erging ſich im Park, und einer der Aufwärter des Palaſtes zeigte aus Verſehen dem Kaiſer an, daß ihn Frau Moga zu ſprechen wünſchte. Der Kaiſer, galant wie er iſt, ging ohne weitere Umſtände, die Angekommene zu empfangen, und er knüpfte eben mit der Kleidermacherin ein Geſpräch an, als die Fürſtin von dem Spaziergang zurückkehrte. „Wie, Madame Moga", rief dieſe unter Lachen, „Sie benutzen meine Abweſenheit, um den Kaiſer zu verführen!" Der Kaiſer lächelte und die Nähterin, weit entfernt in Verlegenheit zu kommen, fühlte ſich durch den Scherz geſchmeichelt und rühmte ſich desſelben nachher zu Freunden und Bekannten wie einer hohen Auszeichnung. — Madame Ode, die Putzmacherin, Rue de la Paix, welche wegen ihres Geſchmacks und zum Theil auch wegen ihrer guten Art zu ſprechen und ſich zu benehmen der Kaiſerin angenehm iſt, war noch glücklicher als Madame Moga. Sie kam eines Tags ebenfalls nach St.-Cloud, als der Kaiſer und die Kaiſerin ſich auf der Terraſſe befanden; ſie näherte ſich, und die Kaiſerin in einer Anwandlung heiterer Laune rief: „Louis, küſſen Sie doch Madame Ode." — „Mit Vergnügen", erwiderte der Beherrſcher der Franzoſen, nahm den Hut ab, ging auf die Putzmacherin zu und pflanzte einen Kuß auf ihre Wange. Es iſt zu bemerken, daß Frau Ode äußerlich von der Natur ſehr vernachläſſigt iſt und daß dem Scherze der Kaiſerin ein wenig Bosheit zu Grunde lag.

Eine ſehr wichtige Perſon für die Kaiſerin iſt auch Herr Leroi, ein Friſeur, der die Rolle des Barbiers Olivier am Hofe Ludwig's XI. in den Tuilerien fortzuſetzen ſcheint:

Gegen Mittag, nach ihrer Rückkehr von dem Spaziergang, empfängt ſie Herrn Leroi. Wer aber iſt Herr Leroi? Iſt er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Schriftſteller, ein Heerführer, ein Seemann? Herr Leroi iſt eine wichtige Perſon, aber doch nichts von alledem. Herr Leroi iſt — kaum wage ich es auszuſprechen — ein Haarkräusler oder, wie er in ſeiner bilderreichen Sprache von ſich rühmt, ein Mann, der die Köpfe zurechtbringt; ja, Here Leroi iſt nichts weiter als ein Friſeur, Place de la Madeleine — und der Kaiſerin unentbehelich. Ohne Monſieur Leroi kein Feſt und kein Vergnügen, kein perſönlicher Erfolg, kein Reiz des Daſeins. Leroi muß die Kaiſerin auf ihren Reiſen begleiten, er muß zu Schiffe, wenn ſie zu Schiffe geht; begibt ſich die Kaiſerin nach Biarritz, muß er in die kleine Seeſtadt, geht ſie nach Compiègne, muß er auf das Jagdſchloß. Die Paläſte von St.-Cloud und der Tuilerien wären verödet, wenn Leroi nicht bei der Hand wäre. Eine Friſur, an die Leroi nicht Hand gelegt, iſt ungültig, wie in einem conſtitutionellen Staat ein Decret ohne die Gegenzeichnung eines Miniſters. Monſieur Leroi hat zwei große, zwei glänzende Talente, was ſage ich zwei! er hat mehrere. Von den zweien aber würde eins genügen, das Glück eines Menſchen in Paris zu ſichern: er weiß die Haare und die Menſchen zu behandeln, weich und geſchmeidig zu machen; er weiß zu erzählen Stadtneuigkeiten wie keiner, die den Skandal gerade genug ſtreifen, um pikant zu ſein, und die aber doch nicht anſtößig erſcheinen. Und wie er dieſe Geſchichten vorträgt, als hätte er von Voltaire oder Boccaccio die Kunſt zu erzählen gelernt! Noch ausgezeichneter aber als in der Kunſt zu erzählen, iſt er in der Kunſt zu erfahren. In keinem Boudoir geht etwas Seltſames vor, ohne daß es noch ganz friſch zu ſeiner Kenntniß gelangt. Niemand wußte früher als Herr Leroi von den häuslichen Unfällen des bekannten Bankiers Herrn Erlanger, von der fürchterlichen Rache der Schauſpielerin Judith, aber nicht an Hotelſcenes u. ſ. w. Monſieur Leroi verſteht es außerdem, ſich elegant zu kleiden; er trägt immer einen ſchwarzen Frack, eine weiße Halsbinde, lackirte Stiefeln und gelbe Handſchuhe, die friſch aus dem Laden kommen, ohne Makel, jungfräulich, wie die Pariſer ſagen. Und was man bewundern muß und bewundert, was die Frauenherzen rührt und gewinnt, iſt, daß dieſe tadelloſen Handſchuhe Herrn Leroi nie verlaſſen, auch nicht, wenn er, wie er ſich ausdrückt, ſeine „hohe Sendung" erfüllt, wenn er ſich mit dem ſchönſten Schmuck der Frau befaßt, ohne den eine Venus lächerlich würde und der manche körperliche Unvollkommenheit vergeſſen macht. Ja, Monſieur Leroi hat es erfunden, in Handſchuhen zu friſiren, ohne deshalb minder mächtig ſeines Stoffs zu ſein, und dieſe „Feinheit", dieſe „Zartheit" haben ihm noch mehr als ſeine Fähigkeiten den Weg zum Glück gebahnt. Der Friſeur hat mehr Einkommen als ein Miniſter. Faſt zwei Stunden bleibt er täglich bei der Kaiſerin. Ehemals hat er ihr die Stadtneuigkeiten ergötzlicher oder intereſſanter Art erzählt; ſeitdem aber die Fürſtin ſich mit Politik befaßt, berichtet er ihr auch über die Stimmung in Anſehung der Gewalt, über die Aufnahme, welche die eine oder die andere Regierungsmaßregel findet, über die Haltung der Parteien. Monſieur Leroi kann und weiß ja alles.

Die Frömmigkeit der Kaiſerin, die politiſche Stellung, welche dieſelbe in jüngſter Zeit eingenommen, und die damit zuſammenhängenden Differenzen mit dem Kaiſer geben die andern Farben des Gemäldes her.

Prinzeſſin Mathilde, die wohlgemuthe lebensluſtige Tochter des Hieronymus, hat das Aeußere einer wohlgenährten Bürgersfrau:

Sie war ſtets von üppigen Formen geweſen, die beſſer mit heimlicher Lüſternheit als mit äſthetiſchem Geſchmack ſich vertragen, die mehr reizen als gefallen. Die Prinzeſſin galt indeſſen vor Jahren als ein ſchönes Weib, und auch jetzt noch, in einem Alter von 46 Jahren, obgleich die Beleibtheit ſich faſt übermäßig entwickelt hat und die ins Blonde ſpielenden Haare unangenehme Lichtungen blicken laſſen, iſt noch nicht alles Gefällige und Anziehende von ihrer Erſcheinung gewichen; das graublaue Auge umfängt gutmüthig gewinnend mit einem leuchtenden Wohlwollen die Perſonen, welche ihrer Sympathie und Gunſt ſich erfreuen, die ihr die eigene Wahl nahe gebracht.

Digitized by Google

Nacken, Schultern und Arme zeigen ſich trotz der Fülle fein gemeißelt, ihr Anzug iſt reich und ſehr paſſend, ohne allzu ängſtlich dem Neuen und Modiſchen ſich zu fügen. Die Perſönlichkeit iſt im ganzen eine einnehmende, die durch ein offenes zwangloſes Auftreten, durch eine ſeltene Unbefangenheit angenehm berührt und ſogar anzieht. Wer ohne Voreingenommenheit dieſer Erſcheinung begegnet, ſagt ſich: dieſe Prinzeſſin iſt nichts weiter als ein Weib, und will auch nichts weiter ſein, und ſagt damit der höchſtgeſtellten Frau etwas ſehr Schmeichelhaftes. Im Faubourg Saint-Germain, wo man den Kaiſerhof nicht ohne Bitterkeit beurtheilt und als eine Art Halbwelt verachtet, findet man die Prinzeſſin, wie ihren Bruder, wie ihren Vetter, wie ihre Muhme, unfürſtlich, plebejiſch, ohne alle Anzeichen der höhern Abkunft, ohne angeborene Würde. Und wenn ſie die Prinzeſſin Mathilde neben ihrer Schwägerin Clotilde bemerken, rufen die Zurückgebliebenen: Man ſehe den Unterſchied. Dieſe iſt ein echtes Fürſtenkind!

In ihren Salons in der Rue de Courcelles empfängt die Prinzeſſin Mathilde eine zahlreiche Geſellſchaft, bei weitem der größte Theil aus Schriftſtellern und Künſtlern beſtehend, mit denen ſie auf dem Fuße vollkommener Gleichheit wie ein guter Kamerad mit Kameraden verkehrt. Zu den nächſten Freunden der Prinzeſſin gehört der Graf Niewwelerke, ein blonder Graf von holländiſcher Abkunft, ein ſchöner Mann von nicht weniger als ſechs Fuß und von kräftigem Körperbau, gegenwärtig Director der Muſeen durch die Gunſt und den Einfluß der Prinzeſſin; außerdem Abbé Coquerau, ein unternehmender Geiſtlicher mit geläufiger Zunge, glänzenden Blicken, mit dem Ausdruck weltlicher Wünſche und Begierden; der Maler Giraud, eine Art von Factotum; der deutſche Maler Heilbuth; vor allem Saint-Beuve, der literariſche Charaktermaler, welcher der Prinzeſſin den Sitz im Senate verdankt. Von Schriftſtellern iſt der jüngere Alexandre Dumas in dem Salon der Prinzeſſin heimiſch, ebenſo Emile Girardin, Emile Augier, Octave Feuillet u. a. Der herrſchende Ton iſt ein ſehr freier, die Zote iſt ausdrücklich erlaubt. Auch die Prinzeſſin legt ihre Worte und Ausdrücke nicht auf die Wage und manchmal tönt bei gefülltem Salon ein wohlgemeintes animal aus ihrem Munde, mit dem ſie einen ihrer Gäſte freundlich beehrt.

Eine gänzlich verſchiedene Perſönlichkeit iſt Prinzeſſin Clotilde:

Die Prinzeſſin iſt faſt immer wortkarg, zurückhaltend, in ſich gekehrt. Auf den erſten Anblick erſcheint ſie hart, unfreundlich; es ſind beſonders die ſtark gewölbte Stirn, der hervortretende Untertheil des Geſichts, welche dem Kopf einen ſtrengen Ausdruck geben; ihr Auge ſcheint ſich vor jedem Blick zu fürchten und zu verſchließen. Je aufmerkſamer man ſie aber betrachtet, deſto einſchmeichelnder und gewinnender ſcheinen ihre Züge zu werden. Tiefblaue Augen verkünden warmes Empfinden, Schwärmerei und Kraft der Hingebung, und das blonde Haar, in reicher Fülle um Stirn und Hals gelegt, verbreitet einen reizenden Schimmer über den weißen Teint des Geſichts. Schultern und Nacken ſind von plaſtiſcher Schönheit und erregen den Neid der galanten Frauen, nach deren Anſicht es ſchade iſt, daß ſolche Schätze nicht wie ſie ſollen verwendet werden. Trotzdem erzeugt die Prinzeſſin, wie es ihr die Hofdamen nachſagen, keine Leidenſchaften.

So eifrig auch Cavour an der Ehe des Prinzen Napoleon und der Prinzeſſin Clotilde gearbeitet hat, ſo war doch ſeinen diplomatiſchen Einflüſſen allein das Zuſtandekommen derſelben nicht zu verdanken; denn der roi gentilhomme war ein viel zu guter Familienvater, als daß er ſein Töchterchen zu einer Ehe gegen ihre Neigung hätte zwingen ſollen. Der Prinz ſollte das Herz der Tochter gewinnen, und in der That gelang ihm dies nach einer Unterredung ohne Zeugen, ob durch die Anmuth ſeines Geiſtes, ob durch ſeine außerordentliche Beredſamkeit oder den überwältigenden, unterjochenden Blick des Onkels, iſt eine offene Frage. Offenbar iſt indeß dieſe Ehe eine ſehr ungleichartige; der Prinz, den die Ehe nicht in ſeinen frivolen pariſer Genüſſen ſtört, ſcheint ſich an der Seite der düſtern und frommen Gemahlin zu langweilen, während dieſe ſich auch unter den abenteuerlichen Exiſtenzen des franzöſiſchen Kaiſerhofs nicht heimiſch fühlt. Von Prinz Napoleon erzählt Koliſch, daß er den Vetter, der heute auf dem Throne von Frankreich ſitzt, als derſelbe nach der Februarrevolution verſtohlen nach Paris gekommen war und ſich im Hôtel du Rhin, Place Vendôme, verborgen hielt, am lebhafteſten zum Handeln angeſtachelt habe:

Denn dem Helden von Boulogne und Straßburg verſagte der Muth, aus dem wilden Getümmel aufgewühlter Freiheitsleidenſchaften die Krone herauszuholen, welche das Schickſal ihm hineinwarf. Selbſt der Mann mit dem kleinen Hute auf der Vendômeſäule, den er täglich vor Augen hatte, vermochte es nicht, den Zaudernden für das Wageſtück zu begeiſtern. Prinz Napoleon, von ſeinem Vater unterſtützt, ging in ſeinen Aufmunterungen ſo weit, daß er mit einem Auftreten für eigene Rechnung drohte, wenn der eigentliche Kroncandidat „in ſeiner ſchlaffen Unthätigkeit beharrte".

Im Widerſpruch mit dieſem moraliſchen Muth, den der Prinz auch durch ſeine rückſichtsloſe Kühnheit auf der Rednerbühne beweiſt, ſteht ſeine Zaghaftigkeit in der Schlacht. Sein Benehmen während des Krimkriegs gab den Franzoſen zu vielfachen Spöttereien Veranlaſſung. Charakteriſtiſch für den Prinzen iſt die Misachtung der diplomatiſchen Formen und Regeln, die er, wie auf dem Geſandtſchaftspoſten in Spanien, in allen Lebensbeziehungen, in allem Verkehr, dem Kaiſer und andern gegenüber, im Prunkſaal und auf der Rednerbühne an den Tag legt:

In den Discuſſionen mit dem Beherrſcher Frankreichs wird er manchmal ſo heftig, daß man ſeine laute Stimme in den angrenzenden Gemächern hört. Der Kaiſer wartet ruhig ab, bis ſich das Gewitter verzogen; denn eigentlich hat er eine entſchiedene Vorliebe für den aufbrauſenden Vetter, der mehr über ihn vermag, als man gewöhnlich annimmt. Sehr zum Vorwurf wird es dem Prinzen gemacht, daß er auch Untergeordneten gegenüber ſich ſeinen Aufwallungen überläßt, und daß er gutzumachen gezwungen, was er in ſo einem Zornesanfall verdorben, worunter ſeine Würde ſehr zu leiden hat. Ueberhaupt iſt Mangel an Würde und Ziemlichkeit ſein bemerkbarſter Fehler. Einmal erhielt er den Beſuch des Biſchofs M..; er empfing ihn eine Cigarre rauchend, auf dem Rand des Tiſches ſitzend, ohne ihm einen Stuhl anzubieten. In Frankreich, dem Lande der Höflichkeit und der feinen Sitte, kann eine ſolche Rückſichtsloſigkeit nicht anders als im höchſten Grade misfallen. Selbſt die entſchiedenſten Gegner klerikaler Uebergriffe tadeln dieſes beleidigende Betragen einem Prälaten gegenüber.

Von den Großwürdenträgern des Kaiſerreichs ſchildert uns Koliſch zunächſt den 1866 verſtorbenen Herzog von Morny, jenen chevaleresken Börſenſpeculanten, edelmänniſchen Induſtriellen, den kaltblütigen Mann des Staatsſtreichs, witzſprühend in jeder Lebenslage, grundſatzlos. Koliſch meint, Morny erinnere an die hochadelichen Wüſtlinge einer

Digitized by Google

dahingeſchwundenen Zeit in Frankreich, die aus dem Boudoir auf das Schlachtfeld, von den entnervendſten Ausſchweifungen zur Heldenthat mit der größten Leichtigkeit übergingen, oder auch an die Offiziere des erſten Kaiſerreichs, die, nachdem die Napoleons-Epopöe zu Ende geſpielt war, Schwert und Lorber an den Nagel hingen, um ſich mit Handels- und Induſtrieunternehmungen zu befaſſen. Wir glauben noch eher das Urbild der Morny in der Zeit der Regentſchaft, unter jener vom Herzog von Saint-Simon ſo treffend geſchilderten Ariſtokratie, die in der Rue Quincampoix in Miſſiſſippi-Actien ſpeculirte, zu finden. Uebrigens gehört Herzog Morny zu den bekannteſten Perſönlichkeiten des Kaiſerreichs, über welche Koliſch kaum etwas Neues mittheilt. Sein Verhalten in den Decembertagen und die betreffenden Anekdoten ſind aus Verre's Memoiren bekannt; ebenſo iſt es fraglos, daß er durch Mitbegründung des credit mobilier ein Haupturheber des finanziellen Schwindels in Frankreich war und durch ſeine geſchäftlichen Beziehungen zu Herrn Jäcker für die Sündenſchuld der mexicaniſchen Expedition in erſter Linie haftbar bleibt. Weniger bekannt iſt Graf Walewski, der Sohn des erſten Napoleon und der Gräfin Walewska, der unmittelbare Nachfolger des Herrn von Morny auf dem Präſidentenſtuhl des Geſetzgebenden Körpers, und wie dieſer der Halbbruder, ſo der Halbvetter des Kaiſers.

Er iſt hochgewachſen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten iſt gezwungen, und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorgloſigkeit um die eigene Haltung entſpringt. Die Züge ſeines Geſichts erinnern lebhaft an den Kaiſer, ſeinen Vater, ob ihnen gleich die plaſtiſche Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiſerlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geiſt noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieteriſches an ſich. Leute von weit geringerer Männlichkeit als die unſers Jupiter von Weimar können dieſen Blick ruhig ertragen. Trotzdem iſt es aber leicht erkennbar, daß der Graf ein ſchöner Mann geweſen, bevor die Zeit ihm die Haare gebleicht und die jugendliche Friſche abgeſtreift hat. Aeußerlich gewinnend, von ſeinem, rückſichtsvollem, wenn auch ein wenig zu geziertem Benehmen, und obendrein abſtammend von dem Manne, deſſen Thaten die Welt erfüllten und die gewiß dazu gemacht ſind, auf die Einbildung wunderartig zu wirken, konnten dem Grafen ganz natürlich große Erfolge bei dem ſchönern erregbarern Geſchlechte nicht ausbleiben, und die ganze Anlage ſeines Charakters muß es begreiflich erſcheinen laſſen, daß er dieſen Vortheil verwerthet und durch eine Heirath ſeinen herabgekommenen Vermögensverhältniſſen emporgeholfen hat.

Walewski war übrigens polniſcher Freiheitskämpfer, ſchlug ſich unter Skrinezki bei Grochau, ſpäter Journaliſt und Zeitungsredacteur, Verfaſſer von Broſchüren, z. B: „Die engliſche Allianz" (1838), Luſtſpieldichter, Verfaſſer einer „Schule der Welt", die am Théâtre français nur geringen Erfolg hatte, ſpäter unter der Julidynaſtie mit untergeordneten diplomatiſchen Miſſionen betraut. Nach dem Staatsſtreich wurde er freilich Geſandter in London und 1855 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Seine legitimiſtiſchen und ultramontanen Neigungen hingen wol mit ſeiner „geiſtigen Unzulänglichkeit" zuſammen, von der er, wie Koliſch ſagt, als Präſident des Geſetzgebenden Körpers glänzende Proben abgelegt hat. Aus den Mittheilungen über die Bekehrungen des Herzogs von Perſigny erfahren wir, daß der Staatsſtreichgenoſſe von Boulogne jetzt auf ſeinem Schloſſe Chamarande den lebhaften Verkehr mit Kutten aller Art unterhält und für den religiöſen und politiſchen Despotismus eifert.

Von den Geiſtesarbeitern des neuen Frankreich ſchildert uns Koliſch Michelet, Renan, Victor Couſin, außerdem Mirès, Veuillot, Ollivier, die Gräfin d'Agoult, den General Lamoricière. Michelet, der eine anmuthige, gewinnende Frau beſitzt, iſt unter mittlerer Größe. Trotz der grauen Haare iſt etwas jugendlich Belebtes in ſeinem Weſen. Die Züge ſeines Geſichts ſind beweglich und einnehmend, ſie folgen den Geſprächen, ſie geben raſch die verſchiedenen Eindrücke wieder, wie ſie der poetiſche Gelehrte empfängt. Aus ſeinem grauen Auge ſpricht ein tiefer Ernſt, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Schwärmerei. Er iſt ſehr angemeſſen, weder nachläſſig noch allzu ſorgſam gekleidet. Sein Ausdruck iſt kräftig, ſeine Stimme hell und wohltönend. Aus dem Geſpräch mit ihm erfahren wir, daß ſeine Frau ihn zum Studium der Naturwiſſenſchaft geführt hat und daß er mit ihr zuſammen „Die Inſekten", „Das Meer" und „Die Vögel" geſchrieben hat. Von Erneſt Renan erhalten wir die folgende Photographie:

Der Mann, welcher ſeit einiger Zeit die civiliſirte Welt beſchäftigt, iſt von ſtämmiger, gedrungener Geſtalt, ſein kräftiger Körper verſpricht lange den Mühen und Anſtrengungen des Geiſtes ſtandzuhalten. Die Züge des Geſichts ſind ſcharf ausgeprägt, aber durch den Ausdruck von Gutmüthigkeit und durch ein ſanftes gewinnendes Lächeln gemildert, das ab und zu um die hübſchen Lippen ſpielt. Die Haare, von blonder Schattirung, haben bereits eine gewaltige Lichtung erlitten; es ſcheint, daß die Gedanken an dem Umfang der Stirn, ob er gleich beträchtlich iſt, nicht genug haben und ſich nach oben hin auszubreiten ſuchen. Auf den erſten Anblick macht Herr Renan den Eindruck eines behäbigen Bürgers, der ſich redlich nährt. Spricht er aber, dann beleben ſich die Züge, das dunkle Auge erglänzt und der vornehme Geiſt gibt ſich zu erkennen, den Natur und Gewohnheit dem Niedrigen und Gemeinen fern hält, der, den höchſten Intereſſen des Lebens zugewendet, die alltäglichen Jämmerlichkeiten verachtet oder im beſten Falle bemitleidet. Dann gewahrt man, daß man es nicht nur mit einem Gelehrten, ſondern mit einem würdigen unabhängigen Denker zu thun habe.

Der treffliche Charakter, die hülfreiche Liebenswürdigkeit des Abbé Liſzt wird von Koliſch mit warmer Anerkennung hervorgehoben, der Salon der Gräfin d'Agoult in ſeiner neueſten Wendung zum Imperialismus beleuchtet, die Hauptfigur deſſelben, neben dem Prinzen Napoleon und Emile de Girardin, der Schwiegerſohn der Gräfin, Emile Ollivier, als Portefeuillejäger und Vertreter einer traurigen Lebensklugheit ziemlich ſcharf gegeiſelt, obgleich das Charakterbild dieſes Mannes ſeit jener Darſtellung (April 1867) wiederum einiger weſentlichen retouchirenden Züge bedarf.

Noch größere Abneigung hegt Koliſch gegen Louis Veuillot, den ungeſtümen, fanatiſchen Vertreter des ultramontanen Princips, den Exredacteur des „Univers", deſſen „Odeurs de Paris" indeß wol eine genauere Würdigung verdient hätten. Es iſt ein Fehler dieſer Skizzen, daß ſie aus dem Feuilleton in das Buch ohne tiefergehende Ueberarbeitung, nur mit ſkizzirten Randgloſſen übertragen wurden. Die Antecedentien Veuillot's ſind bekanntlich etwas profaner Art; er war als Journaliſt ein eifriger Duellant mit Collegen und Schauſpielern, liebte Wein, Weib und Geſang und verſuchte ſich ſelbſt auf dem

Digitized by Google

Gebiete des ſchlüpfrigen Romans. Früher ein fanatiſcher Orleaniſt wurde er nach ſeiner erſten Römerfahrt ein ebenſo fanatiſcher Katholik, der für jeden Beſchluß, für jede That und gegen jeden Widerſacher des Vaticans eintritt, und zwar mit einer Wuth und Verbitterung, daß die gemäßigtern Vertheidiger der katholiſchen Intereſſen, wie Monſeigneur Dupanloup, zu den entſchiedenſten Gegnern Veuillot's gehören:

Die verbitterte Bosheit Veuillot's rührt zum Theil, wie bei Richard III., von ſeinem unvortheilhaften, zurückſtoßenden Aeußern her. Schon in der Weinſchenke ſeiner Aeltern zu Bercy machten ſich die Gäſte über die von Blatternarben arg entſtellten Geſichtszüge des Knaben luſtig, und nicht ſelten kränkten ihn die unziemlichen Späße ſo ſehr, daß er ſich in eine Stube zurückzog, um da ungeſehen und ungeſtört zu weinen. Er iſt nicht ſchöner geworden, nur machen ihn ſeine Erfolge und ſein Ruf anziehend, und die Geſellſchaft, in welcher er ſich bewegt, gibt ſich alle erdenkliche Mühe, ihn angenehm, ſelbſt äußerlich angenehm zu finden. Die Damen, welche ihm nahe zu kommen das Vergnügen haben, verſichern, daß ſein Geiſt die Blatternarben verdeckt.

Koliſch iſt empört darüber, daß einige Kritiker gewagt haben, Veuillot mit Proudhon zu vergleichen, und findet es noch unglaublicher, daß Veuillot gegen dieſen Vergleich proteſtirt habe. Ganz anders freilich iſt das Bild, welches die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“ (Nr. 3) von Louis Veuillot entwerfen. Dieſe Bilder, deren erſte zwei Bände bereits in zweiter Auflage erſchienen ſind und denen man eine große Lebendigkeit der Darſtellung und Reichhaltigkeit des darin verarbeiteten Materials nicht abſprechen kann, ſind urſprünglich ebenfalls Feuilletonartikel, Originalcorreſpondenzen der „Kölniſchen Blätter“, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß ihre politiſche Parteifärbung nicht nur von derjenigen der Bilder von Koliſch, ſondern faſt aller neuen pariſer Skizzen abweicht. So wenig aufdringlich ſie im ganzen erſcheint, wo es ſich um eine objective Schilderung handelt, ſo tritt ſie doch an den geeigneten Stellen unverkennbar hervor. Man athmet den Duft der legitimiſtiſchen Lilien, wenn man mit dem Verfaſſer ein Glas Eis in einem vornehmen Café des Quartier Saint-Germain trinkt; man fühlt den Hauch ultramontaner Begeiſterung, wenn man mit ihm zu einem „guten geſunden Menſchen“ wandert, der hoch an Wiſſen und Verſtand die niedere Menge überragt, wenn man dem in der Rue du Bac im dritten Stock wohnenden Louis Veuillot ins Auge ſchaut.

Im ſtillen Cabinet ſaß ich dem Manne gegenüber, der ſeit langem der franzöſiſchen Regierung ſo viel zu ſchaffen machte, und deſſen unfreiwilliges Schweigen jetzt beinahe noch gefährlicher ſcheint als ſein früheres lautes Wort, das ſich nach allen Richtungen hin Bahn brach und bis an den Thron gelangte. Denn ſo wie ich ihm, ſo ſaß dieſer Mann auch einſt dem Kaiſer gegenüber, und der Kaiſer fragte ihn: „Sind Sie denn wirklich ſo böſe auf uns, daß Sie uns ewigen Krieg geſchworen haben?“ — Und der Mann antwortete freimüthig: „Sire, ich möchte mich Ihren beſten Freund nennen, und ich ſagte nicht zu viel; ich wünſche nur Eines: nicht verleumdet und nicht verkannt zu werden.“ — Napoleon bot ihm darauf einen Platz im Staatsrathe an, die zweite Rangklaſſe in der großen kaiſerlichen Hierarchie, aber der Mann ſchlug es dankend aus und die Decoration der Ehrenlegion nicht minder. Nicht um den modernen Marquis Poſa zu ſpielen — „ich kann nicht Fürſtendiener ſein!“ — gewiß nicht; wol aber um frei und arm zu bleiben, unabhängig und ſeiner Fahne getreu: der Kirche, der Religion und Rom. Und ebenſo ſaß er auch im Vatican dem Papſte gegenüber, dem er ſeit mehr als anderthalb Decennien gedient — jeder Tag, jede Stunde ein Kampf! als einer ſeiner beſten Söhne. Der Heilige Vater bot ihm ebenfalls Titel und Würden, das Großkreuz ſeines höchſten Ordens, den Ehrenplatz eines Kämmerlings, ja im Conſiſtorium ſoll man ſogar den Vorſchlag gemacht haben, den bedeutenden Gaſt aus Paris als Miniſter in Rom zu behalten. Aber auch hier nahm er nichts an, zufrieden mit dem Beifall und dem Segen des Vaters der Chriſtenheit. Er kehrte beſcheiden zurück in die Rue du Bac zu ſeinem ſchlichten Schreibtiſch und ſchrieb und wirkte fort, bis man ihm auch das Schreiben verbot, ihm ſein Tintenfaß verſiegelte und die Feder fortnahm. Mit dieſem Verbot verlor er zugleich die Mittel ſeiner materiellen Exiſtenz, für einen Familienvater ſtets ein doppelt ſchwerer Schlag. Aber das alles trübte ſeine Seelenheiterkeit nicht und machte ihn nicht wankend in ſeiner Geſinnung, und ſeine Ehre blieb ſpiegelblank und rein wie zuvor.

So verſchieden ſpiegelt ſich dieſelbe Perſönlichkeit in den von rechts und links aufgeſtellten Trumeaux der Preſſe, die meiſtens nur Hohlſpiegel der Parteien ſind. Indeß macht ſich auch der Verfaſſer der „Lebenden Bilder“ derſelben Unterlaſſungsſünde ſchuldig wie Koliſch: es fehlt auch in der zweiten Auflage die zeitgemäße Ueberarbeitung der Feuilletonſkizzen. Sonſt würden wir wol auch hier von Veuillot's neueſter Senſationsſchrift: „Les odeurs de Paris“ hören, und nicht von der längſt vergeſſenen Broſchüre: „Le Pape et la diplomatie.“

In den Bilderſaal des second empire von Koliſch fügten indeß die „Lebenden Bilder“ ein neues, mit kräftigen Zügen ausgeführtes Porträt, das des alten Haudegens Marſchall Caſtellane, von welchem uns mehrere ſehr pikante Anekdoten mitgetheilt werden. Derartige Gamaſchenſoldaten ſind in Deutſchland häufiger als in Frankreich; auch der volksthümliche Humor hat einen deutſch bärbeißigen Zug. Einen Soldaten, der aus Rache mit einer Kugel auf den Marſchall ſchießt, doch nur den Hut trifft, fährt er entrüſtet an, mit zwei Sätzen vor die Fronte ſpringend: „Welch ein Lump, der ſeinen Mann auf zwanzig Schritt verfehlt!“ Er vertuſchte ſpäter die Sache, ließ den Soldaten kommen, redete ihm ins Gewiſſen, und der Burſche wurde bald dem Marſchall auf Tod und Leben ergeben. Schrecklich war es dem letztern, wenn ſeine Offiziere ſich parfumirten oder gar Pommade gebrauchten. Man wußte dies und nahm ſich daher ſehr in Acht. Manchmal aber roch der Marſchall mit ſeiner feinen Naſe dennoch irgendeinen Parfum und ſagte alsdann ungenirt: „Wer von den Herren hat ſich denn ſchon wieder ſchlecht aufgeführt.“ Auch die folgende Anekdote iſt charakteriſtiſch für den alten Haudegen:

Ein Barbier von Lyon ſoll einſt ausgerufen haben: „Wenn ich ihn nur einmal zu raſiren bekäme, «ce brigand de Castellane», ich ſchnitte ihm gewiß den Hals ab!“ Tags darauf erſcheint der Marſchall, dem man dieſes freche Wort hinterbracht hatte, in der Boutique des Friſeurs, noch dazu in voller Uniform, und ſetzt ſich ruhig auf den Stuhl, um ſich raſiren zu laſſen. Der Barbier, der gar nicht weiß, was das zu bedeuten hat und wie er die Ehre eines ſo hohen Beſuchs erklären ſoll, bekommt ſchon halbwegs Angſt, ſeift aber doch den ſchrecklichen Kunden ein, wetzt ſein Meſſer und fängt an zu ſchaben. Mitten in der Arbeit fährt ihn auf einmal der Marſchall an: „So ſchneid' doch zu, Halunke! Schneid' mir doch den Hals ab, wie du geſtern gelobt haſt!“ — Der Barbier iſt mehr todt als lebendig. — „Siehſt du wol?“ ſagt der Marſchall. „Ihr ſeid feiges Geſindel; großprahlen könnt ihr, aber Muth habt ihr nicht.“ Der arme Kerl, der ſich ſchon vor den Aſſiſen, wo nicht gar auf dem Schaffot ſah, fiel ihm faſt zu Füßen und

Digitized by Google

fing dann bitterlich zu weinen an. Der Marſchall lachte, beſchwichtigte ihn und ſetzte freundlich hinzu: „Schon gut, ſchon gut; ich bin gar nicht mehr böſe. Jetzt raſir' mich fertig und nimm dich in Acht, daß du mich nicht ſchneideſt.“ Er gab ihm alsdann einen Louisdor und ging davon.

Auf ſeinen Befehl mußten einmal zwanzig Gamins in Lyon, denen er Sous und kleine Silberſtücke zuwarf, den Laden eines Paſtetenbäckers ſtürmen und die Kuchen und Torten vernichten. Der Marſchall hielt ſich vor Lachen die Seiten und ſagte dem verzweifelten Paſtetenbäcker: „Je payerai toutes vos saletés.“

Rudolf Gottſchall.

(Die Fortſetzung folgt in der nächſten Nummer.)

Populäre Geſundheitslehre.

Auf dem ſchon ſeit einem Jahrhundert mit ſtets wachſender Rührigkeit bebauten Felde der populären Naturkunde aller Art, ſind manche herrliche Früchte zur ſchönſten Reife gediehen. Das Intereſſe des denkenden großen Publikums iſt hier fortwährend wach erhalten und allmählich immer höher geſteigert worden. Man ſorgte auch dafür, daß hier die Erwartungen nicht getäuſcht wurden und daß eine geiſtige Ueberfütterung nie vorkommen konnte. Die ſegensreichen Folgen eines ſo andauernden guten Einvernehmens ſind aber auch überall wahrnehmbar. In allen Schichten der Stände, bei allen Künſten und Gewerben bildet eine naturwiſſenſchaftliche Geſammtbildung die Hauptgrundlage der Aufklärung, die Haupthülfe zu jedem Fortſchritte. Das muß aber auch erhalten und wo nur immer möglich noch mehr belebt und verallgemeinert werden. Darum ſind wir auch ſtets gern bereit geweſen, auf gute Werke in dieſem Gebiete der Literatur mit Nachdruck aufmerkſam zu machen. Wir haben heute aufs neue Gelegenheit dazu und lenken unſere Unterhaltung auf folgende, der Beachtung ſehr zu empfehlende, jetzt auch in einer Volksausgabe erſcheinende Schrift:

Die Geſundheitslehre. Für gebildete Leſer bearbeitet von Ludwig Leo. Mit einer colorirten Tafel und mehrern Holzſchnitten. Berlin, A. Hirſchwald. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Der geiſtreiche unvergeſſene Chriſtoph Wilhelm Hufeland hat in ſeiner von 1796—1842 ſechsmal erſchienenen Schrift „Makrobiotik, oder die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern“ ſich ein unſterbliches Denkmal geſetzt. Das Werk hat eine Fülle von ähnlichen Schriften ins Leben gerufen, welche zum Theil mit ſeiner Vortrefflichkeit ſiegreich gewetteifert haben, zum Theil aber auch ſo ſchwache Nachbildungen waren, daß ſie in ihrem eigenen Leben der Makrobiotik nicht gerade zum Muſter dienen konnten. Es gewährt uns nun eine ganz beſondere Freude, die vorliegende „Geſundheitslehre“ der erſten Klaſſe zuzählen zu können. Das Buch iſt vortrefflich geſchrieben, es trägt in jeder Beziehung der neueſten Wiſſenſchaftlichkeit gründlich Rechnung, iſt nirgends weitſchweifig und bringt überhaupt nur das, wofür ſich jeder Denkende am lebhafteſten intereſſirt. Mit dieſen Eigenſchaften wird es ſich gewiß bald zum Liebling des großen Publikums gemacht haben. Dies wünſchen wir ihm ganz von Herzen und das hauptſächlich auch mit aus dem Grunde, damit das Beifallsgeſchrei über einige gleichzeitig erſchienene oberflächliche Machwerke, welche nur in Hinſicht der Wohlfeilheit ſich Beachtung erworben haben, endlich verſtummen möge.

Das Werk ſtellt ſich auf den Standpunkt der Erfahrungsnaturlehre, gerade wie Hufeland, und wie das jetzt jeder tüchtige Arzt thut. Seit dem Wiedererwachen aller Wiſſenſchaften und Künſte haben die berufenen Männer von Fach auf das verſtändige Erforſchen und Zur-Geltung-Bringen der wahren Natur ihr Hauptangenmerk gerichtet; ſie haben ſich immer entſchiedener, immer kühner gerüſtet, alle Unnatur aus dem Felde zu ſchlagen; ſie haben Siege erkämpft, wofür ihnen ohne Ausnahme alle folgenden Jahrhunderte zu Dank verpflichtet ſein werden. Der Kampf iſt aber noch nicht zu Ende gefochten, und es liegt in der Natur der Sache, daß hier nie Ruhe und Frieden kommen darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, in die traurige Zeit des finſtern Mittelalters zurückverſetzt zu ſein. Die Zahl der unnatürlichen Naturphantaſien iſt allerdings ſchon ſehr verkleinert worden, aber noch lange nicht gänzlich ausgerottet, und am allerwenigſten kann dies von der Geſundheitslehre für den Menſchen gerühmt werden, wo die Wucherpflanze des Aberglaubens immer wieder aufs neue zum Vorſchein kommt und ſich die gemeinſten Künſte der Marktſchreier einen gläubigen Anhang zu verſchaffen wiſſen. Unſer Verfaſſer iſt gar kein Freund von dem jetzt vielfach gerühmten Grundſatze des Todtſchweigens. Er redet ernſt, ausführlich und gründlich auch ſelbſt über die ſogenannten Lappalien, über die viele andere nur lachen und vornehm ſchweigen.

Das Werk beſteht aus zwei, aber nicht beſonders getrennten Theilen, die dann in fünf Kapitel zerfallen. Das erſte Kapitel handelt von der Ernährung, das zweite von der Luft, das dritte von der Arbeit, das vierte von der Fortpflanzung, das fünfte von der Krankheit. Die weitere Zerlegung in Abſchnitte und Unterabtheilungen wollen wir hier nicht verfolgen, dafür aber nicht unerwähnt laſſen, daß das Buch am Schluſſe noch ein recht ausführliches Regiſter beſitzt, wodurch ſich das Ganze vortrefflich zum Nachſchlagen eignet und vollkommen erſetzt, was ihm an Ueberſichtlichkeit vielleicht fehlen ſollte.

Nachdem die Stoffe einzeln beſprochen worden ſind, welche dem Menſchen zur Ernährung dienen können, geht das Buch zu dem Stoffwechſel über, wobei das Blut und das Syſtem ſeiner Gefäße und Organe zur Beſprechung kommen. Die doppelte Thätigkeit des Blutumlaufs zur Einführung der Nährſtoffe und zur Ausführung der Abfälle wickelt ſich in den Haargefäßen ab, alle übrigen Theile des Gefäßſyſtems dienen nur zur Fortleitung des Blutes ſelbſt. Im Blute müſſen ſich daher alle Stoffe vorfinden, aus welchen unſer Körper zuſammengeſetzt iſt, und es können auch nur ſolche Stoffe zur Ernährung dienen, welche im Stande ſind, Blut oder einzelne Beſtandtheile deſſelben zu bilden. Es iſt dann

Digitized by Google

von den Blutkügelchen und überhaupt von den Beſtandtheilen des Bluts die Rede. Darauf wird der ganze Act der Verdauung ausführlich beſprochen und auf den Werth der verſchiedenen Nahrungsmittel ſpeciell hingewieſen, wobei beſonders die Fleiſcharten nach engliſchem Maßſtabe beurtheilt werden. In Hinſicht der Bereitung der Fleiſchſpeiſen wollen wir dem Buche einmal ſelbſt das Wort geben:

Friſches Fleiſch wird gebraten, gedämpft oder gekocht. Beim Braten wird das Fleiſch, nachdem es mit Kochſalz eingerieben iſt, der trocknen Hitze einer ſtarken Kohlenglut oder eines offenen Feuers ausgeſetzt; Kalbfleiſch wird dabei mit Fett übergoſſen. In Deutſchland geſchieht dies gewöhnlich in einer Pfanne, in England am Spieße. Die erſte Einwirkung der Hitze beſteht darin, daß ſie die oberflächliche Schicht des im Fleiſchſaft gelöſten Eiweißes gerinnen macht, wodurch es feſt wird und dem Fleiſchſaft im Innern des Bratenſtücks den Austritt verwehrt; allmählich wird die Oberfläche braun und kruſtig geröſtet, wodurch jener Zweck in noch höherm Grade erreicht wird. Es entwickeln ſich in der Kruſte brenzliche Stoffe und etwas Eſſigſäure, wodurch die Verdaulichkeit der Fleiſchfaſer erhöht wird. Im Innern des Fleiſches wirkt die Hitze in abgeſchwächter Kraft, ſodaß daſelbſt der Saft flüſſig bleibt (ſaftig); bei großen Stücken behält das Blut im Innern häufig ſogar ſeine rothe Farbe, indem daſſelbe ſich erſt bei 70° R. braun färbt. Um einen ſaftigen zarten Braten zu erhalten, iſt die Regel zu beobachten, daß man die Hitze nicht länger als auf das Pfund eine Viertelſtunde einwirken laſſe, ſonſt wird der Braten durch zu große Verdünſtung trocken, hart und kleiner. Im Braten ſind ſämmtliche nährende Stoffe des Fleiſches in möglichſt verdaulicher, wohlſchmeckender und innig gemiſchter Weiſe enthalten, die Muskelfaſer iſt durch die angemeſſene Höhe der Wärme gelockert, mit Fett und Fleiſchſaft durchtränkt und der Löſung durch den Magenſaft zugänglich geworden. Um letztern Zweck namentlich bei zäherm Fleiſche ſicher zu erreichen, legt man den Braten noch auf ein paar Tage in Eſſig und ſaure Milch, wodurch die Muskelfaſer gelockert wird, und ſetzt ihn erſt dann der Hitze aus (Sauerbraten). Kleinere Stücke Fleiſch werden kurze Zeit in kochendem Fette gar gemacht wie Beefſteak, Cotelette, oder Klöschen von gehacktem Fleiſch (Klops).

In ähnlicher Weiſe wird dann auch beſchrieben, wie man ein gutes Kochfleiſch erhalten kann. Ganz vorzugsweiſe faßt das Buch die Bereitung der Fleiſchbrühe ins Auge. Das zerkleinte Fleiſch wird hierbei unter Zuſatz von etwas Kochſalz in kaltes Waſſer gelegt und allmählich erwärmt. Der Papinianiſche Topf mit Sicherheitsventil wird beſonders empfohlen. Der Eiweißgehalt bleibt in der Suppe, trübt dieſelbe wol etwas, aber ſie bleibt um ſo kräftiger. Der Fleiſchſaft vermiſcht ſich mit dem Waſſer vollſtändig. In der ſo bereiteten Fleiſchbrühe iſt vom Fleiſche das Fett, Eiweiß, der Leim, die Milchſäure, die Salze, das Kreatin und Kreatinin u. ſ. w. enthalten, welche ihr Würze und Geſchmack und ihre belebende Eigenſchaft verleihen. Der Verfaſſer geht hierbei ganz von den Grundſätzen Liebig's aus und läßt natürlich auch den von dieſem empfohlenen Fleiſchextract nicht unbeachtet.

In neueſter Zeit iſt es Liebig gelungen, die Bereitung des Fleiſchextracts in Ländern zu veranlaſſen, welche einen großen Ueberfluß an Viehheerden beſitzen, wie Südamerika, Auſtralien u. ſ. w., wo bisher die Thiere nur zur Gewinnung der Häute und des Fettes geſchlachtet und das Fleiſch förmlich vergeudet wurde. Es iſt die gegründete Hoffnung vorhanden, daß wir auf dieſem Wege bald in den Beſitz reichlicher Mengen eines billigen Fleiſchextracts kommen werden. Derſelbe iſt aber durchaus nicht mit den ſchon lange bekannten Bouillontafeln zu verwechſeln, welche infolge ihres vorwiegenden Leimgehalts einen ſehr geringen Nährwerth haben.

Von allen übrigen Arten der Speiſen von Fleiſch iſt dann auch bald kurz, bald mehr mit Ausführlichkeit die Rede; wir theilen hiervon nur noch das vom Verfaſſer mit Nachdruck Geſagte über das Blut als Nahrungsmittel mit. Es ſei allerdings nicht zu erwarten, daß man in Deutſchland das Blut der Thiere trinke, wie dies die aſiatiſchen Steppenvölker thun; auch würde man ſich wol ſchwerlich dazu verſtehen, das friſche Blut in Brot zu backen, wie dies in Schweden Sitte iſt, oder die ſchwarze Blutſuppe der Spartaner zu verzehren. Indeß gäbe es zwei Arten der Anwendung des Bluts zu Speiſen in Deutſchland, von denen man wünſchen könne, daß ſie ganz allgemein würden: dies ſeien die Blutwürſte, und das Schwarzſauer der Norddeutſchen. Abgeſehen von dem Eiweißgehalt, 17—18 Procent, gibt es kein thieriſches Nahrungsmittel, welches ſo reich an Kochſalz und Eiſen iſt als das Blut. Man muß es daher wie eine unverantwortliche Verſchwendung anſehen, wenn das Blut wie nutzlos weggegoſſen wird. Jedes Pfund Blut richtig benutzt hat den Nährwerth von einem halben Pfunde des beſten Fleiſches. Darin liegt der Grund, daß man ſchon von recht vielen Seiten Vorſchläge gemacht hat, dieſen Stoff noch mehr, als es bisher geſchehen iſt, zum Volksnahrungsmittel zu verwenden; der tief eingewurzelte Widerwille ſtand indeſſen der Einführung ſtets entgegen, auch ſelbſt in Zeiten der Hungersnoth und großer Theuerung blieb das Streben ohne glücklichen Erfolg.

Ueber pflanzliche Nahrungsmittel verbreitet ſich das Werk ebenſo ausführlich und belehrend, wie über die thieriſchen, und geht dann über zu den verſchiedenen Getränken, wobei denn beſonders dem Weine eine Lobrede gehalten wird. Der Alkoholgehalt deſſelben verlangſamt den Verbrauch der eingenommenen Nahrungsmittel, dient alſo indirect zur Erhöhung ihres Nährwerthes; die Summe der übrigen Beſtandtheile des Weins fördert die Verdauung der Speiſen, und wenn ſie ſelbſt auch wenig zur Ernährung des Körpers beitragen, ſo bilden ſie mit dem Waſſer ein ſo liebliches, wohlthätiges, erregendes Getränk, daß unter allen Genüſſen, die dem Menſchen von Natur zur Erhaltung ſeines Körpers geboten werden, unbeſtritten der Wein die erſte Stelle einnimmt:

Dem Safte der goldenen und blutrothen Traube iſt an Kraft und Milde kein anderes Naturproduct an die Seite zu ſetzen. Erheitert er den Jüngling, ſtählt er den Mann, ſo iſt er für den Greis das beſte und faſt unentbehrliche Kräftigungs- und Erhaltungsmittel. In Ländern, die mit reichlichem Weinwuchs geſegnet ſind, iſt es auch dem armen Arbeiter wol von Zeit zu Zeit vergönnt, ſich durch ein Glas Wein zu erfriſchen; in guten ergiebigen Jahren gehört es zum täglichen Genuſſe des beſſer geſtellten Landmanns, und nur ſelten findet man den Arbeiter dem unmäßigen Branntweintrinken ergeben. Im Norden wird der Wein für die arbeitende Klaſſe wol fürs erſte nur Luxusartikel bleiben, und wäre es nur zu wünſchen, daß er öfter zur Kräftigung alter, kranker Menſchen benutzt würde; namentlich würde er letztern in vielen Fällen ein wohlthätiger Erſatz für manche dickleibige Arzneiflaſche und Pulverſchachtel bilden.

Natürlich werden auch die nachtheiligen Folgen des übermäßigen Weingenuſſes erwähnt, aber zugleich bemerkt, daß dieſelben nie ſo ſchlimmer Art ſind als die des leidenſchaftlichen Branntweingenuſſes.

Für die weinarmen nördlichern Gegenden iſt ein gut-

Digitized by Google

bereitetes Lagerbier ein vortrefflicher Erſatz, und der Verfaſſer thut wohl, wenn er den Staatsmännern, Volkswirthen und Induſtriellen ans Herz legt, zur Förderung und Begünſtigung der Bierbrauereien in Stadt und Land mit allen ihren Kräften beizutragen. Allerdings warnt er auch nachdrücklich vor Unmäßigkeit im Genuß des Biers und deutet auf die nachtheiligen Folgen.

Thee und Kaffee, Cacao und Chocolade bieten beſonders bei dem weiblichen Geſchlecht Erſatzmittel für die wohlthätige Wirkung gegorener Getränke, obgleich nicht gerade erwieſen iſt, daß ſie wie dieſe eigentliche Spornmittel für die übrigen genoſſenen Nahrungsmittel ſind. Was den Genuß des Tabacks in allen Formen betrifft, ſo ſtellt ſich der Verfaſſer auf den verſtändigen Standpunkt eines duldſamen Beurtheilers; er ſpricht nicht gerade mit großer Begeiſterung für dieſe Gewohnheit, kann es aber auch nicht billigen, wenn man von ärztlicher Seite furchtbare Strafpredigten dagegen gerichtet hat, verſchweigt übrigens auch nicht, daß man in neueſter Zeit Grund habe, dem unmäßigen Rauchen die Entſtehung hartnäckiger, mit Schwächung der Sehkraft verbundener Augenübel zuzuſchreiben, welche mit einem Gehirnleiden in Verbindung ſtehen ſollen.

Zum Schluß des erſten Kapitels betrachtet der Verfaſſer die Nahrungsbedürfniſſe im allgemeinen nach dem Alter, nach dem Klima, den Jahreszeiten und der Lebensweiſe und gibt dann die dafür paſſenden Regeln. Die Sache iſt ſo intereſſant, daß es uns ordentlich ſchwer fällt, nicht auch hiervon Mittheilungen machen zu können.

Das zweite Kapitel beginnt mit der Aufzählung der Eigenſchaften unſerer atmoſphäriſchen Luft, redet dann von der beim Athmungsproceſſe nothwendigen friſchen reinen Luft, von der Ventilirung der Schlafzimmer, Küchen und Wohnzimmer, deutet auf die Quellen der Verunreinigung der Luft, auf die Schädlichkeit feuchter Wohnungen, auf Verweichlichung durch übertriebenes Warmhalten in den Zimmern und Kleidern, und gibt zuletzt noch beſonders Regeln für die Kleidung, für das Bett und die Wäſche.

Das dritte Kapitel, welches die Ueberſchrift „Arbeit“ beſitzt, bezieht ſich auf die Bewegung und Thätigkeit des menſchlichen Körpers, auf die Uebung und Pflege der Sinne, der Muskeln und des Geiſtes, auf die Schädlichkeit, welche dem Gewerbtreibenden aus der Beſchaffenheit der zu verarbeitenden Stoffe entſteht, auf diejenige, welche Ueberanſtrengung und Zwang bei der Arbeit erzeugen und welche übergroße Hitze, Kälte und Näſſe herbeiführen.

Das vierte Kapitel bildet den Anfang des zweiten Theils, es widmet zunächſt der natürlichen Entwickelung des Kindes, des Jünglings und der Jungfrau ſeine volle Aufmerkſamkeit, geht dann über zu Mann und Weib, zur Ehe und Familie und zum eheloſen Stande; wobei dann ganz beſonders die Aufmerkſamkeit auf die richtige Behandlung des Säuglings gerichtet wird.

Das fünfte und letzte Kapitel iſt nun ganz vorzugsweiſe ein inhaltreiches, es bezieht ſich auf den kranken Menſchen, auf deſſen Verpflegung und Behandlung, auf ärztlichen und jeden andern Beiſtand. Bei der Darſtellung des Verhältniſſes des Kranken zum Arzt ſagt der Verfaſſer, daß es eine heilige Pflicht ſei, dem leidenden Menſchen zu Hülfe zu kommen, daß man dies vor allem von dem Arzte erwarte. Der Verfaſſer ruft aus:

Und doch, wie oft iſt die Arbeit des verſtändigſten und gewiſſenhafteſten Arztes eine vergebliche! Wie oft geht trotz aller Mühe der Kranke zu Grunde, wie oft bleibt dieſer ungeheilt! Das Publikum iſt nun mit ſeinem Urtheil ſehr bald fertig. Es ſchreibt dem Arzte die Schuld zu an dem unglücklichen Ausgange, indem es die ihm wohlbekannte Thatſache, daß viele Krankheiten nicht zu heilen ſind, daß der Menſch ein der Gebrechlichkeit und dem Tode verfallenes Weſen iſt, auf den einzelnen Fall anzuwenden verſäumt. Auf der andern Seite ſind freilich die Menſchen auch ſehr bereit, des Arztes glücklichen Erfolge anzuerkennen, wiewol derſelbe im beſten Falle wenig mehr gethan hat, als die übelſten Erſcheinungen bekämpft und die wichtigſten Schädlichkeiten weggeräumt zu haben, wodurch er der Thätigkeit des Organismus freie Bahn gemacht hat — wiewol es in den ſeltenſten Fällen feſtſteht, daß nicht auch die Geneſung ohne alle ärztliche Wirkſamkeit eingetreten wäre. Die Menſchen haben eben den kindlichen Glauben, daß alles, was nach einer thätigen Einwirkung geſchehen, auch infolge derſelben eingetreten ſein müſſe. Es iſt nicht zu leugnen, daß bis vor gar nicht langer Zeit auch die größte Zahl der Aerzte dieſen Glauben getheilt hat. Neuerdings jedoch iſt man etwas tiefer in das Weſen der organiſchen Arbeit eingedrungen und hat gefunden, daß viele Krankheiten nach regelmäßig vorher zu beſtimmendem Verlauf in Geneſung übergehen, wenn nur die äußern Verhältniſſe ſo geregelt ſind, daß ſie nicht ſtörend in den Gang der Natur eingreifen.

Das iſt ein ſehr beherzigenswerthes Wort. Es ſollte nie vergeſſen werden, daß jede Krankheit als Naturereigniß ein Recht zu einem natürlichen Verlaufe hat, daß ein bloßes Eingreifen und Hemmen noch keine Heilung iſt, ſondern ſehr leicht noch üblere Folgen nach ſich ziehen kann. Das Vertrauen zu den Aerzten richtet ſich aber gewöhnlich nur nach dem Erfolge glücklicher Curen, als ſei dies das Werk ihrer Kunſt, obgleich jeder Vernünftige einſehen ſollte, daß die Natur dabei das Beſte gethan habe, und daß das Hauptverdienſt des Arztes geraͤde darin beſtanden, alles wegzuräumen und zu verhüten, was den natürlichen Verlauf der Krankheit und Wiedergeneſung ſtören könnte. Daher iſt die ſo oft gehörte Klage über das Nichtsthun des Arztes beim Krankenbette viel eher ein Lob als ein Tadel über ſeine Pflichterfüllung. Will er kein Charlatan ſein, ſo iſt ja ſein Nichtsthun eine gerechte Nothwendigkeit, welche er der Natur der Krankheit und dem Wohle der ganzen Menſchheit ſchuldig iſt.

Unter den wiſſenſchaftlichen Aerzten ſteht dies als unumſtößlicher Grundſatz feſt, und haben die Fortſchritte der neuern Zeit namentlich der Homöopathie trotz ihrer unzweifelhaft häufigen Erfolge, bei den auf einer geſunden Naturforſchung fußenden Aerzten auch den letzten Funken von Glauben geraubt. Der Hauptgrundſatz der homöopathiſchen Lehre iſt neben andern dem geſunden Menſchenverſtande widerſprechenden Aufſtellungen der, daß die Arzneimittel um ſo kräftiger wirken, in je kleinerer, feinerer, verriebener und verſchütteter Gabe ſie gereicht werden, und die Homöopathen theilen wirklich, auf dieſe Vorausſetzung fußend, angeblich einen Tropfen oder ein Grangewicht (von der Größe eines Pfefferkorns) ihrer Mittel in Billion-, Trillion- bis Decilliontheile, geben letztere ihren Kranken und behaupten damit Wunderbares zu leiſten. Und wirklich wunderbar iſt ihre Leiſtung, nämlich, daß ſie es dahin gebracht haben, daß ihnen von vielen Leuten geglaubt wird.

Wir dürfen übrigens dieſer Heilart das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie ganz vorzugsweiſe der früher übergroßen Neigung der Aerzte zu Medicamenten Einhalt gethan hat. Für vernünftige Menſchen iſt überhaupt

Digitized by Google

dieſer ärztliche Glaubensſtreit ein längſt überwundener. Das Hauptmittel zur Beſeitigung einer Krankheit liegt nie mehr in den Mitteln des Arztes, ſondern in dem Vertrauen zu ſeiner Perſon, in der Ueberzeugung, daß er eine ſachverſtändige Einſicht in die Natur der Krankheit habe. Dem guten Arzte kann daher kein beſſeres Compliment gemacht werden, als daß ſein perſönliches Erſcheinen die allerbeſte Medicin für den Kranken geweſen ſei. Daß wir aber noch lange nicht auf dem Standpunkte der vernünftigen Beurtheilung des guten Arztes angekommen ſind, lehren noch täglich die widerwärtigen Lobhudeleien für allerlei Heilmittel in den öffentlichen Blättern, denen man die freche Lüge und die noch frechere Abſicht, ſich durch die Leichtgläubigkeit des Publikums zu bereichern, ſogleich anſieht. Aber noch viel ſchlimmer ſteht die Erfahrung, daß die Menſchen wie verſeſſen darauf ſind, ſich durch Geheimmittel betrügen zu laſſen. Statt einem zuverläſſigen Manne von Fach ihr Vertrauen zu ſchenken, laufen viele zu betrügeriſchen alten Weibern und Männern, zu Schäfern, Scharfrichtern, Schuſtern und Schneidern, um durch Beſprechen und Beſtreichen, durch Pillen, Pflaſter und Tränke ihre Geſundheit wiederzubekommen:

Verfaſſer hat es mit angeſehen, wie einſt ein berühmter Schäfer von weither in ein Dorf gerufen wurde, um einen Gutsbeſitzer durch Beſtreichen ſeiner Magengegend mit den Händen von irgendeinem hartnäckigen Uebel zu befreien. Das Gerücht ſeiner Anweſenheit verbreitet ſich, aus der ganzen Umgegend ſtrömten die Preßhaften und Heilbedürftigen ihm zu; er beſtrich die Leute am Magen, ließ ſie ſchwer bedeckt ins Bette legen und weiſſagte ihnen einen tüchtigen heilſamen Schweiß. Da es mitten im heißen Juli war, ſo ſchwitzten alle tüchtig, und die ganze Gegend war ſeines Ruhmes voll. Der Mann hat binnen drei Wochen aus einem nicht gar großen Kreiſe 6000 Thaler, ſage ſechstauſend Thaler, mitgenommen, und die genaueſte Nachforſchung hat ergeben, daß er keinen einzigen an einem erheblichen alten Uebel Leidenden geheilt hat. Man ſagt wol: die Welt will getäuſcht ſein, und alſo werde ſie es! Sie ſoll aber Kenntniß erwerben von den natürlichen Dingen, die Augen offen halten und verſtändig denken; dann werden auch in den niedern Klaſſen die Täuſchungen aufhören.

In dieſer Hinſicht ſteckt noch gar viel Aberglauben im Volke, wovon ich ſelbſt die vornehmern und höchſten Stände nicht ausſchließe. Daß durch dieſe Spiegelfechterei wirklich zuweilen Heilungen erreicht worden ſind, wollen wir gar nicht beſtreiten, denn wir wiſſen recht gut, wie ſtarke Gemüthserregung und Glaubenszuverſicht einen wunderbaren Einfluß auf den kranken und geſunden Körper ausüben können. Hatte doch das bloße Zurechtlegen eines Purgirmittels zum Einnehmen für den andern Morgen den Traum eines frommen Vaters ſo lebendig erregt, daß die Wirkung des Pulvers noch vor dem Einnehmen deſſelben gekommen war. Wie oft ſind die Menſchen durch bloße Einbildung übel und wehe geworden. Darin aber liegen Fingerzeige, daß man noch lange nicht zu Ende gekommen iſt in der Dämpfung des Aberglaubens, daß die Helmuthe wahrlich noch nicht ſchweigen dürfen.

Von der Beſchreibung der hauptſächlichſten Krankheiten und den dabei nöthigen diätetiſchen Regeln möchte es ſchwer halten, Mittheilung zu machen, ohne Gefahr zu laufen, die Grenzen des uns zugemeſſenen Raums über die Gebühr zu überſchreiten. Wir beſchränken uns daher darauf, ſie recht warm zum Nachleſen zu empfehlen. Dagegen wollen wir nicht unterlaſſen, noch eine Mittheilung über Krankenpflege aus dem Buche zu machen. Der Verfaſſer möchte dieſelbe faſt ohne Ausnahme am liebſten den dazu geeigneten Frauenhänden anvertraut wiſſen. In Hinſicht der Milde, der Duldſamkeit und der Selbſtaufopferung thäten die Frauen es den Männern doch immer zuvor. Eine ſolche Pflegerin ſoll Nachſicht haben mit dem durch das Leiden angefachten Unmuth, ſie ſoll Mitgefühl für die Schmerzen und unbehaglichen Empfindungen des Kranken haben, ihm beiſtehen durch herzlichen liebevollen Troſt, und alles für ihn thun, was zu ſeiner Herſtellung beitragen kann.

Auf der andern Seite hat auch der Pfleger die Pflicht, nicht nur für ſich, ſondern auch zum Wohle des Kranken ſeine eigene Kraft zu ſchonen und aufrecht zu erhalten. Wie oft verfehlen Gattinnen oder Mütter oder Kinder es, wenn ſie ihrer Pflicht für die ſchwerkranken Angehörigen nur dadurch genügen zu können glauben, daß ſie wie gefeſſelt Tag und Nacht an ihrem Bette verweilen, das Eſſen verſäumen und in keiner Weiſe an die Erhaltung ihrer eigenen Kräfte denken. Zu dem Seelenſchmerze, den ſie zu erdulden haben, geſellt ſich dann ſehr bald auch die körperliche Ermattung, ſie können das nicht mehr leiſten, was von ihnen beanſprucht wird, und wenn der Kranke geneſen oder geſtorben iſt, ſo fallen ſie ſelbſt zuſammen, und ſehr häufig iſt es, daß ſie dann ſelbſt ſchwer erkranken und ihre übermäßige Anſtrengung gleichfalls mit dem Leben bezahlen. Namentlich tritt dieſer Fall oft in ſchweren Nervenfiebern ein, wo nur gerade der unermüdliche Pfleger des Kranken ſpäter von demſelben Uebel und dann mit ſeinen geſchwächten Kräften in verderblichſter Weiſe betroffen wird. Man kann deshalb ſolchen, die ſchwere Kranke zu pflegen haben, nicht genug ans Herz legen, daß ſie die regelmäßigen Mahlzeiten in ausreichendem Maße einhalten, täglich 6—7 Stunden ſchlafen, ſich etwas Bewegung in freier Luft machen und, was ſehr wohlthätig einwirkt, von Zeit zu Zeit ein Bad nehmen; dann können ſie ihr ſchweres Amt lange Zeit in erfolgreicher Wirkſamkeit verſehen.

Die Abſchnitte über die Pflege der Geiſteskranken und über die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes ſind vortrefflich abgefaßt. Hoffentlich wird dieſe Beſprechung in den meiſten Leſern den Wunſch erweckt haben, das Buch ſelbſt zur Hand zu nehmen und eifrig darin zu ſtudiren. Damit wäre denn auch ihr Hauptzweck erfüllt.

Heinrich Birnbaum.

Zur deutſchen Städtegeſchichte.

Geſchichte der Stadt Hamburg. Von J. G. Gallois. Mit vielen Illuſtrationen und Karten. Hamburg, W. Oncken. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Von der regen Thätigkeit, welche ſeit einigen Jahrzehnten in allen Richtungen von der deutſchen Geſchichtsforſchung entfaltet wird, hat nicht blos die Darſtellung der allgemeinen Geſchichte glänzenden Gewinn gezogen, ſondern auch die Specialgeſchichte einzelner Landſchaften und Städte iſt dadurch zum Theil in höchſt dankenswerther Weiſe bereichert worden. Freilich hat gerade dieſe

Digitized by Google

letztere Erſcheinung unleugbar zwei Seiten: abgeſehen nämlich davon, daß eine ſo fortgeſetzte Theilung und Specialiſirung allmählich auch zu einer Verkleinerung und Verengerung des Geſichtskreiſes und damit nothwendig zu einer Verflachung der Anſchauung und des Urtheils führen muß, liegt dabei noch die Gefahr nahe, daß Dilettanten Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber zu ſein meinen, ſobald ſie im nothdürftigen Beſitze der zur handwerksmäßigen Routine zuſammengeſchrumpften wiſſenſchaftlichen Methode ſind und nach einigen ihnen geläufigen Formen mit einer vorliegenden Aufgabe einigermaßen umzuſpringen vermögen. Die alljährlich erſcheinende Flut der Stadt-, Kreis- und Gutsgeſchichten, auf deren Werth ſelbſt der Vergleich mit dem Hauſen Spreu und dem darin zu findenden einen Weizenkorn noch ein zu günſtiges Licht fallen laſſen würde, liefert für dieſe Bemerkung einen mehr als genügenden Beweis; ſonſt aber werfe man noch einen Blick auf die Zeitſchriften, welche als Organe der zahlreichen landſchaftlichen Geſchichts- und Alterthumsvereine erſcheinen und die gewöhnlich ganz ernſtlich mit wiſſenſchaftlichen, wenn nicht gar wirklich gelehrten Prätenſionen auftreten, und zähle nach, wie viel von der großen Menge der darin veröffentlichten Abhandlungen einem andern Zwecke zu dienen vermag als dem, daß ihre Verfaſſer den unwiderſtehlichen Drang, ſich gedruckt zu ſehen, wirklich befriedigen können. Oft gehen die beſſern und auch in wiſſenſchaftlicher Rückſicht wirklich werthvollen Arbeiten, welche in derartigen Zeitſchriften enthalten ſind, beinahe verloren unter dem Wuſt und Ballaſt der großen Menge werthloſer Schreibereien. Aber noch eine zweite Gefahr ſcheint der modernen Geſchichtſchreibung durch den einmal herrſchenden und an ſich auch durchaus zu billigenden Drang zur Populariſirung zu drohen, die nämlich, daß manche wiſſenſchaftlich geſchulte Forſcher um dieſer Richtung willen in die leidigen Fehler der Dilettanten verfallen und Arbeiten, die auf ſtrenger Forſchung und wiſſenſchaftlicher Methode beruhen, durch die populäre Form und den populären Ton, den ſie einzuſchlagen für nöthig halten, um ihren wahren Werth bringen und mit den oben gekennzeichneten Producten auf eine Stufe herabſetzen. Gerade bei Specialgeſchichten, deren Leſerkreis nur durch möglichſte Populariſirung einigermaßen erweitert werden kann, finden wir dies ſehr häufig: was in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form behandelt bei einigen wenigen Fachgenoſſen Theilnahme und Würdigung finden würde, wird gereckt und gedehnt, um verbreitert und verwaſchen und mit landläufigen allgemeinen Wendungen verbrämt als populäres Werk vor ein größeres Publikum zu treten, das durch ſeine Beziehung zu dem behandelten Gegenſtande verpflichtet iſt, das ſo entſtandene Buch, wenn auch nicht zu leſen, ſo doch anſtandshalber zu kaufen. Das klingt vielleicht übertrieben oder zum wenigſten ſehr boshaft, trifft aber, wie jeder Unparteiiſche, der die einſchlagende Literatur einigermaßen verfolgt hat, zugeben muß, durchaus das Richtige, dem thatſächlichen Zuſtande Entſprechende.

Den nächſten Anſtoß, dieſe ſchon mehrfach gemachte Wahrnehmung von neuem auszuſprechen, bot uns die uns zur Beſprechung vorliegende „Geſchichte der Stadt Hamburg“ von J. G. Gallois, ein dickleibiges Buch, das mit dem entſchiedenen Anſpruch, populär zu ſein, auftritt und den Einwohnern der alten Hanſaſtadt gleichſam ein Handbuch zur Erkenntniß der Vergangenheit ihrer Vaterſtadt ſein will. Daß ein derartiges Werk an ſich durchaus berechtigt iſt, wird niemand in Abrede ſtellen; ja wir geben ſelbſt zu, daß bei der großen Bedeutung, welche Hamburg in frühern Jahrhunderten für die Geſchichte des ganzen Norddeutſchland gehabt hat und die ihm für den deutſchen Handel und die deutſche Schiffahrt bis auf den heutigen Tag ungeſchmälert geblieben iſt, eine populäre Geſchichte gerade dieſer Stadt auch für weitere Kreiſe von Intereſſe ſein und bei richtiger Behandlung auch reiche Theilnahme finden würde. In dieſen beiden Hinſichten aber hat das Buch von Gallois keineswegs das erreicht, was leicht erreicht werden konnte, wenn die Löſung der geſtellten Aufgabe in anderer Weiſe verſucht worden wäre. Zumeiſt ſehen wir den Grund davon in dem Bemühen, populär zu ſein und einen keineswegs in allen Theilen gleichmäßig bedeutenden und feſſelnden Gegenſtand dem großen Publikum möglichſt mundgerecht zu machen. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte Hamburgs hat ſich durch eine Anzahl auf denſelben Stoff bezüglicher Arbeiten ſchon vortheilhaft bekannt gemacht, auch ſeine „Geſchichte der Hanſa“ iſt ihrerzeit nicht ohne Verdienſt geweſen und noch heute immer eins der lesbarſten Bücher über dieſen Gegenſtand; mit dieſem neueſten Werke dagegen können wir uns eigentlich in keiner Hinſicht wirklich einverſtanden erklären.

In dem kurzen Vorwort „An den Leſer“ gibt der Verfaſſer den von ihm verfolgten Zweck ſelbſt dahin an, mit Vermeidung jeglichen Raiſonnements ein getreues und doch in den Hauptſachen möglichſt vollſtändiges Bild von der äußern und innern Entwickelung des hamburger Gemeinweſens zu geben, „für den Kundigen zur Ueberſicht und zur Orientirung; auch für den Unkundigen und die lernende Jugend dürfte das Buch immerhin einigen Nutzen gewähren, für letztere obendrein die Zugabe von inſtructiven Illuſtrationen und Karten zur Veranſchaulichung der Vergangenheit und ihrer Träger das Ihrige beitragen“. Die Art und Weiſe jedoch, in welcher die ſo geſtellte Aufgabe zu löſen verſucht iſt, können wir im weſentlichen nur als verfehlt bezeichnen. Um mit dem zuletzt Erwähnten anzufangen, ſo ſind Karten und Bilder gewiß ſehr inſtructiv und für die leſende Jugend beſonders nützlich; aber wenn irgendwo, ſo gilt bei den der Jugend vorzulegenden Illuſtrationen jener Ausſpruch, daß für Kinder das Beſte gerade gut genug ſei, jedenfalls aber ſollte man Bücher, die auch für die Jugend beſtimmt ſind, nicht mit ſolchen Machwerken von Illuſtrationen verunzieren, wie ſie dem Gallois'ſchen Buche beigegeben ſind: dieſelben ſtehen noch unter den bekannten neuruppiner Bilderbogen und ſind ohne allen Werth.

Die Darſtellung der hamburger Geſchichte ſelbſt leidet auch an beträchtlichen Mängeln: faſt nirgends erhebt ſie ſich über den trockenen Ton der Chronik, die Facta auf Facta aneinanderreiht, unbekümmert um ihren innern geiſtigen Zuſammenhang, allein nach der chronologiſchen Folge; namentlich in der Behandlung der neuern Geſchichte tritt dieſer Uebelſtand in oft komiſch wirkender Weiſe hervor. Von den zwölf ſehr umfangreichen Kapiteln, in welche der Stoff vertheilt iſt, behandeln die erſten

Digitized by Google

zwei die Anfänge der Stadt Hamburg und ihre Entwickelung bis zu dem erſten Receß 1410. In dieſem Theile ſtößt der Kundige ſehr häufig auf Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten im einzelnen, aus denen hervorgeht, daß die neuern Forſchungen, welche die den Hintergrund für Hamburgs Geſchichte bildende deutſche Geſchichte dieſer Perioden betreffen, dem Verfaſſer nicht bekannt geworden ſind. Der Friede z. B., den Karl der Große mit den Sachſen zu Selz geſchloſſen haben ſoll, iſt längſt als unhiſtoriſch geſtrichen (S. 5), S. 10 iſt von dem „Sachſenkaiſer Heinrich dem Finkler" die Rede — eine in einem wiſſenſchaftlichen Werke gewiß unerhörte Bezeichnung. S. 23 wird der Vormund, den Heinrich der Löwe dem jungen Grafen Adolf III. von Schauenburg gab, falſch Heinrich von Buxeburg genannt. S. 31 wird ſogar Friedrich II. mit ſeinem Großvater Friedrich I. Barbaroſſa verwechſelt, denn es heißt da: Friedrich I., der erſte Hohenſtaufenkaiſer, habe dem mit ihm gegen den Welfen Otto IV. verbündeten König Waldemar von Dänemark das ganze Reichsgebiet jenſeit der Elbe übertragen! Das ſind ſo grobe Verſtöße, daß ſie in keiner Weiſe entſchuldigt werden können, ſie finden ihre Erklärung allein in der eilfertigen Flüchtigkeit, die man dem Buche auch ſonſt nur allzu ſehr anmerkt; namentlich legen von ihr die zahlreichen ſtiliſtiſchen, ja grammatikaliſchen Schnitzer Zeugniß ab, auf die man immer wieder ſtößt und welche, bei eiligem Schreiben untergelaufen, doch bei der Reviſion des Drucks hätten bemerkt und beſeitigt werden müſſen. Gleich auf der erſten Seite ſteht: „Die Alſter, noch nicht durch zwei Mühlendämme aufgeſtaut und weit waſſerreicher als jetzt, aus den vielen *ſeine* Ufer umkränzenden Waldungen genährt ..."; S. 18: „Ueber die Geſchichte unſerer Stadt ſchwebt in dieſer Zeit eine nicht zu bannende Dunkelheit — worauf es nach einer Parentheſe weiter geht —, *das* ſich erſt einigermaßen lichtet ..."; ebenſo wenig dürften in einem derartigen Buche ſolche Sätze vorkommen wie S. 52: „In der Regel waren es einzelne hervorragende Mitglieder des Raths, welche den Vorſchuß leiſteten und ſich dafür Pfandbeſitz und Einkünfte zuſichern ließen, welche dann ſpäter — der gemeine Seckel an ſich brachte, oder aber von vornherein das Geld, aber nicht den Namen dazu hergab" (!); von den nicht eben ſeltenen Monſtreconſtructionen ſtehe hier ſchließlich noch ein Beiſpiel von S. 129: „Wir haben oben der von den Holländern infolge des Kriegs mit Burgund in den wendiſchen Städten vollführten Getreideaufkäufereien gedacht, weil ihnen die gewohnten Zufuhren vom Süden ausgeblieben waren."

Neben dieſen ſtarken Mängeln, an denen die Darſtellung der hamburger Geſchichte in der Form krankt, müſſen wir an derſelben auch die ermüdende Weitſchweifigkeit rügen, welche namentlich in den letzten, die neuere Geſchichte behandelnden Abſchnitten eine wirkliche Lektüre des Buchs beinahe unmöglich macht, wie uns überhaupt der ſehr bedeutende Umfang des beinahe 800 enggedruckte Seiten zählenden Buchs mit dem von dem Verfaſſer verfolgten Zweck in offenem Widerſpruch zu ſtehen und ganz unvereinbar zu ſein ſcheint. Mehr Kürze und Knappheit in der Erzählung und etwas mehr Bezugnahme auf den allgemeinen hiſtoriſchen Hintergrund würde dem Buche ſehr dienlich geweſen ſein und ihm ein allgemeineres Intereſſe gegeben haben. Der Ertrag für die Erweiterung unſerer culturgeſchichtlichen Kenntniſſe, den derartige monographiſche Darſtellungen zu haben pflegen und in dem oft ihr hauptſächlicher Werth liegt, iſt, wenn nicht gerade bedeutend, doch immerhin dasjenige, was am meiſten Aufmerkſamkeit verdient, obgleich auch in den hierauf bezüglichen Kapiteln das Excerptenhafte und Compilationsartige des ganzen Buchs ſtörend wirken muß.

Beinahe die Hälfte des Werks iſt der neuern Geſchichte Hamburgs gewidmet. Je mehr ſich der Verfaſſer der Gegenwart nähert, um ſo eingehender wird ſeine Darſtellung, um ſo mehr aber verliert ſie ſich auch in den trockenen Ton der Chronik, die gedankenlos und ohne jeden höhern Geſichtspunkt, ja ohne eine ſo naheliegende Zuſammenfaſſung des Gleichartigen unter allgemeinen Rubriken die allerverſchiedenartigſten Facta aneinanderreiht und Dinge miteinander in unmittelbaren Zuſammenhang bringt, die man ſo leicht nicht nebeneinander vermuthen würde. Wo aber einmal zu allgemeinern Ideen ein Anlauf genommen wird oder höhere Geſichtspunkte für die Beurtheilung der im einzelnen zu erzählenden aufgeſtellt werden ſollen, da wird durch ſchiefe und unrichtige Urtheile oft nur geſchadet. So ſteht an der Spitze des achten Kapitels, in dem die neuere Geſchichte Hamburgs beginnt, der Satz: „In dem charakterloſen und geſinnungsſchwachen 18. Jahrhundert, dem ein theils rohes, theils entartetes Geſchlecht angehörte" u. ſ. w., ein Urtheil, deſſen Begründung der Verfaſſer freilich ſchuldig geblieben iſt. Freilich würde ſie ihm auch, wenigſtens in dieſer allgemeinen Faſſung, wol ſchwer werden. Die Schilderung der Leiden Hamburgs zur Zeit Napoleon's wird man auch in dieſer wenig fließenden und wirklich nur durch den Stoff ſelbſt anſprechenden Darſtellung nicht ohne die lebhafteſte Theilnahme leſen können, wie aus den letzten Abſchnitten die Geſchichte des großen hamburger Brandes von allgemeinerm Intereſſe iſt. Doch ſind das Epiſoden, welche freilich inmitten des ermüdenden Chronikenſtils doppelt erfreulich wirken; denn ſonſt iſt dieſer letzte Theil der Geſchichte der Stadt Hamburg nichts als ein nur äußerlich aneinandergereihtes ſtädtiſches Tagebuch, in dem namentlich die langjährigen Verfaſſungskämpfe mit geradezu ermüdender Breite bis ins Detail der einzelnen Senats- und Bürgerſchaftsſitzungen und Zeitungsartikel behandelt werden. Dieſer Bericht gewährt uns einen Einblick in das Zopfthum, das in Hamburg bisher geherrſcht und in wichtigen Dingen auch noch bis auf den heutigen Tag herrſchend geblieben iſt; zugleich aber wird der Geſchichtſchreiber, der in den Verfaſſungskämpfen ſelbſt eine Rolle ſpielt, in ſeiner Erzählung durchaus zum Parteimanne, und die Lebhaftigkeit ſeiner Polemik gegen die Senatspartei contraſtirt auffallend mit dem monotonen Chronikenſtil, in den er dann wieder verfällt und der oft den Eindruck macht, als ob die Auszüge aus den über die Conventsſitzungen geführten Protokollen ohne weiteres in die geſchichtliche Darſtellung hinübergenommen wären.

Nach alledem wird die vorliegende „Geſchichte der Stadt Hamburg" ihre Leſer wol ausſchließlich im Kreiſe derjenigen Hamburger zu ſuchen haben, welche ſich über

Digitized by Google

irgendein vereinzeltes Factum aus der Geſchichte ihrer Vaterſtadt ſchnell Auskunft holen wollen, wobei ihnen freilich das Fehlen eines bei derartigen Büchern immer unentbehrlichen Namensverzeichniſſes ſehr empfindlich bemerkbar werden wird. Aber ſelbſt wer von dieſen in kurzem Ueberblick und mit Hervorhebung der wirklich wichtigen Momente die Entwickelung Hamburgs überſehen will, wird von Gallois' Buche vergeblich Befriedigung jenes Wunſches erwarten. Die Geſchichte einer Stadt, der ein Lappenberg ſo lange erfolgreich gewirkt und ſo den künftigen Hiſtoriker vorgearbeitet hat, verdient auch von der populären Geſchichtſchreibung eine andere und würdigere Behandlung.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Ein Verein dramatiſcher Schriftſteller.

Endlich iſt in Deutſchland ein Verein dramatiſcher Schriftſteller in Bildung begriffen, der ſich an das nachahmenswerthe Muſter der franzöſiſchen Société des auteurs dramatiques anlehnt und zu deſſen Begründern Autoren wie Laube und Moſenthal gehören. Der Verein ſoll in Wien ſeinen Sitz haben; doch gewährt er auch außeröſterreichiſchen Autoren freien Zutritt. Am 22. Mai fand in Wien die conſtituirende Sitzung ſtatt. Dem Statutenentwurf entnehmen wir die folgenden Punkte:

„Der Zweck des Vereins iſt, die Autorrechte ſeiner Mitglieder gegenüber den Bühnenvorſtänden rückſichtlich der Aufführung ihrer Werke zu vertreten, zu ſchützen und zu verwalten. Jeder Autor, welcher dem Vereine beitritt, überträgt durch ſeine Beitrittserklärung dem Vereine für die Dauer ſeiner Mitgliedſchaft unwiderruflich das Recht, alle ſeine Bühnenwerke, über welche er das Eigenthumsrecht noch beſitzt, nur durch den Verein und unter den ſtatutenmäßigen Bedingungen den Bühnen zur Aufführung zu überlaſſen; er iſt vom Tage ſeines Eintritts an verpflichtet, jedes neue von ihm verfaßte Bühnenwerk dem Vereine namhaft zu machen. Uebrigens ſoll jedem Vereinsmitgliede das Recht gewahrt bleiben, für ſeine Werke höhere Honorarbedingungen zu fordern als diejenigen, welche ſtatutenmäßig vom Vereine geſtellt worden ſind; auch hat er das Recht, die Bühne anzugeben, an welcher ſein Werk zuerſt aufgeführt werden ſoll, und diejenigen, welche er von dem Aufführungsrechte gänzlich ausſchließen will. Der Verein ſetzt als Grundſatz feſt, daß das Aufführungsrecht der Bühnenwerke der Vereinsmitglieder an die Bühnen nicht gegen Zahlung eines einmaligen Honorars, ſondern nur gegen Zahlung einer zehnprocentigen Quote der Bruttoeinnahme von jeder Aufführung übertragen werden darf. Die Autorrechte haben durch zehn Jahre nach dem Tode des Autors für deſſen Erben volle Geltung; erſt dann iſt das Werk als Gemeingut zu betrachten. Jede Bühne iſt verpflichtet, ein angenommenes Stück binnen ſechs Monaten zur Aufführung zu bringen und, wenn ſich daſſelbe zugkräftig bewährt hat, binnen einem Jahre, von der jeweiligen frühern Aufführung gerechnet, auf dem Repertoire zu wiederholen. Eine Bühne, welche dieſer Verpflichtung nicht nachkommt, verliert das Aufführungsrecht. Ueber die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Verein entſcheidet die abſolute Majorität der Mitglieder in geheimer Abſtimmung. Der Austritt aus demſelben iſt gegen einjährige Kündigung zuläſſig. Die Vereinsverſammlung wählt aus ihrer Mitte auf dreijährige Dauer zur Führung der Adminiſtrationsgeſchäfte einen aus drei Perſonen beſtehenden Vorſtand. Die Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag. Ueber Streitigkeiten der Mitglieder in Vereinsſachen entſcheidet ein Schiedsgericht."

Soll dieſer Verein Wurzeln faſſen und Bedeutung gewinnen, ſo iſt vor allem der Beitritt derjenigen dramatiſchen Dichter erforderlich, welche im Stande ſind den Bühnen das Geſetz zu dictiren. Die Theater ſträuben ſich bekanntlich gegen die Tantième, die hier, und zwar mit vollem Recht, als ausſchließliche Bedingung feſtgeſtellt wird. Doch wird den jüngern Kräften, die ſich ſchon freuen, wenn ihre Werke überhaupt zur Darſtellung angenommen werden, der Ausſichtskreis verengt durch das erſchwerende Gewicht einer ſo unantaſtbaren Bedingung, wenn nicht die Autorität der geſammten namhaften Bühnenſchriftſteller dieſe jüngern Talente deckt. In Frankreich iſt übrigens nicht ein beſtimmter Tantièmenſatz als maßgebend angenommen, ſondern vieles auch noch freier Behandlung überlaſſen. Nur darf kein Autor ſein Werk verſchleudern, während höhere Bedingungen zu ſtellen verſtattet iſt. Es iſt auch noch fraglich, ob nicht für Hof- und Stadttheater ein etwas verſchiedener Tantièmenſatz angenommen werden ſollte; auch müßte der Unterſchied zwiſchen Ueberſetzungen und Originalen fixirt werden. Die Beſtimmung über die Wiederholungen erfolgreicher Aufführungen iſt ſehr wichtig, da manche Bühnen oft die beſten Werke leichtfertig wieder fallen laſſen; doch iſt ſie zu allgemein gehalten und bedarf einer ſchärfern Formulirung. Wir wünſchen dem Verein beſten Fortgang; er wird das richtige Verhältniß zwiſchen den Bühnen und der dramatiſchen Production, dem eigentlichen Triebwerk derſelben, herſtellen. Die Abhängigkeit der Dramatiker von den Directionen war die bisherige Regel; die Abhängigkeit der Directionen von den Dramatikern, welche die geiſtige Lebensmacht der Bühne vertreten, wird dann das wohlbegründete Geſetz der Zukunft ſein.

Die Kritik und Lotze's „Geſchichte der Aeſthetik".

Ein ſo bedeutendes Werk wie das von Lotze wird natürlich nach den verſchiedenſten Seiten hin eingehend beſprochen. In den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur" findet ſich eine Kritik von Otto Caspari, einem jüngern Philoſophen, der ſich bereits in ſeinen Vorträgen: „Die Irrthümer der altclaſſiſchen Philoſophen in ihrer Bedeutung für das philoſophiſche Princip" (Heidelberg, Bangel und Schmitt, 1868) eine Aufgabe geſtellt hatte, welche ſich an die kritiſchen Erörterungen Lotze's im „Mikrokosmos" anſchloß. Rühmt Caspari doch überhaupt dieſem Werke nach, daß es ſich zu endgültigen und philoſophiſch abſchließenden Gedanken emporgeſchwungen habe. In der „Geſchichte der Aeſthetik" findet Caspari es beſonders hervorhebenswerth, daß Lotze, der bisher nichts im geſchichtlichen Zuſammenhang vorgetragen habe, hier einige Seitenblicke auf den Verlauf der neueſten Speculation werfen, gleichſam einen Beitrag zur Geſchichte der neueſten Philoſophie geben wollte. Die Kritik Hegel's und Herbart's wird für die hervorragendſten und glanzvollſten Abſchnitte des Werks erklärt. „Es iſt bekannt", heißt es, „wie ſcharf der Verfaſſer in das Geheimniß der Hegel'ſchen Dialektik einzudringen verſtand und wie er die pſychologiſchen Thatſachen zu erörtern gewußt, welche das Getriebe der dialektiſchen Maſchine in Bewegung ſetzen." Der Verfaſſer geht bei dieſer Gelegenheit auf die von ihm mehrfach geſchilderten Irrthümer der altclaſſiſchen Philoſophen ein. Als Hauptreſultat führt Caspari die tiefere äſthetiſche Auffaſſung an:

„Mit dem tiefern äſthetiſchen Gefühl gefällt freilich die ſchöne Form nicht mehr durch die kühle Einſicht in die Harmonie unſerer Vorſtellungen und Formen, ſondern nur durch das unmittelbare und nur in der Seele lebendige Intereſſe, das mit ihm Gefühl und Sinn für die Nothwendigkeit einer Verträglichkeit der Dinge hinſichtlich ihrer Aeußerungen und Bewegungen innerhalb einer ſittlichen Weltordnung verbindet. Und in der That kann die Schönheitslehre, wie es der Verfaſſer trefflich ausſpricht, nur künſtlich von dieſer Anſchauung getrennt werden; denn nicht damit können wir uns begnügen, daß wir gewiſſe harmoniſche, wohlverknüpfte, ſchöne Formen, conſonirende Nervenerregungen und Bewegungsharmonien vorfinden, die uns beiläufig im Gefühl und

Jemüth bewegen, ſondern eben dieſes unmittelbar angeregte Gemüth liefert erſt den Beweggrund jenes echt äſthetiſchen Intereſſes, das ſich in ſittlicher Beziehung ſo wunderbar an die ſthetiſchen Formen für uns knüpft, und ihnen damit nur erſt nmittelbaren Werth verleiht. Nur zu einem hohlen, todten nſchauen, zu einem bloßen Sinnenkitzel würden allerdings ünſte und Kunſtformen herabſinken, beſäßen wir nicht jenes nſtinctive Gefühl als Verſtändniß für die Bedeutung deſſen, as dieſe Formen für uns und die Welt überhaupt ſollen und ollen. Daß aber derjenige, der ſich dieſer Bedeutung in inem Gemüth bewußt iſt, einen doppelten Kunſtgenuß mpfindet, iſt gewiß der ſicherſte Beweis für die Wahrheit dieſes Ausſpruchs. So ſehen wir zum Schluß der allgemeinen leberſicht und Kritik äſthetiſcher Geſichtspunkte den Verfaſſer ſthalten an der berechtigten Gleichbetheiligung der Ideen vom uten und Schönen, von Gefühl und Aeußerung bei der Beachtung der Dinge; der menſchliche und nur dem Menſchen ukommende, kritiſche Wiſſenstrieb, ſcheint ihm offenbar dazu eſchaffen, die im Leben ſo oft ſtreitenden Kräfte und Parteien verſöhnen in der kritiſchen Aufweiſung einer ſchönen und erträglichen Weltordnung in Natur und Kunſt, als Forderung ir das ganze Leben und Daſein überhaupt. Dieſes war auch n Grunde die allgemeine Anſchauung Kant's."

Weniger günſtig urtheilt Moritz Carriere in der „Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik" über das Lotze'ſche Werk, dem er namentlich mehrfache Unterlaſſungsſünden achweiſt, in Bezug auf neue Aeſthetiker im allgemeinen, wie uf einzelne neue Theorien. Carriere ſagt:

„Lotze's Schrift iſt geiſtreich und fein wie alles aus ſeiner eder. Wie er in ſeiner allgemeinen Phyſiologie und mediciiſchen Pſychologie eine Reviſion der Kenntniſſe und Theorien ilt, gegen das vermeintlich Feſte und Klare doch ſeine Bedenn hat, neue Schwierigkeiten, neue Zweifel aufwirft und dauch nicht ſowol durch Entdeckungen oder ſchöpferiſche Gedann, ſondern durch ſeine ſcharfſinnige Kritik, ſein Hinweiſen auf e Stellen, wo die Unterſuchung neu anſetzen oder wo ſie icken ausfüllen muß, auf die Fortbildung der Wiſſenſchaft nen Einfluß übt, ähnlich auch in dem vorliegenden Werke. ine Geſchichte der Aeſthetik in Deutſchland iſt es eigentlich cht. Dazu würde gehören, daß jeder der hervorragenden eiſter ordentlich zu Worte käme und ſeine Sache führte, daß s ins Licht geſetzt würde, was er nun Bleibendes gewonnen. as iſt zwar nicht die einzige Weiſe der Geſchichtſchreibung der hiloſophie, die Kuno Fiſcher ſo vorzüglich übt, daß der Darller ſich mit ſeinem Gegenſtande identificirt, ſelber aus dem incip und der Seele eines Carteſius oder Spinoza, Leibniz er Kant herausredet, den innern Zuſammenhang und Wahritsgehalt der Syſteme entfaltet, und erſt ganz zuletzt auf Prome und Thatſachen hinweiſt, die von dieſem Standpunkt aus ch nicht gelöſt oder erklärt werden können. Der Geſchichtreiber kann von Anfang an neben der Größe auch die Grenze er Lehre aufweiſen, aber Lotze fällt auch einem Kant oder hiller fortwährend in das Wort, um zu zerfaſern, was ſie jen, und über der Bemängelung hier eines nicht glücklichen sdrucks, dort eines nicht völlig durchgeführten Gedankens wird ', welcher das Bleibende und Maßgebende in den beſprochen Arbeiten nicht kennt, daſſelbe ſchwerlich recht erfahren. r Weiße darf ſich ordentlich ausſprechen, und das Denkmal, Lotze dieſem edelkräftigen tiefen Denker geſetzt, iſt mir, der oft und gern deſſen Geiſt und Verdienſte öffentlich anermt, das Erfreulichſte in ſeinem ganzen Werk."

In vielen Einzelheiten ſtimmt die Kritik von Carrierre t derjenigen überein, welche d. Bl. jüngſt (Nr. 16 f. 1868) racht haben.

Bibliographie.

Ball, T., Affen-Vogtei oder drei Gehirnkrankheiten. Beleuchtet durch Stück Predigt von Auguſtin. Berlin, Janſen. 8. 6 Ngr.

Brnnold, F., Welt und Gemüth. Novellen. 3ter Bd. Malchin, ntl. 8. 1 Thlr.

Cappeller, C., Die Heimkehr aus dem Kriege. Gedicht. Königsg, Nürmberger. 8. 10 Ngr.

Delius, N., Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Gauvain, H. v., Der Kompetenz-Konflikt Obertribunal-Tweſten. Ein rechts-philoſophiſcher Beitrag. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 10 Ngr.

Geiger, L., Urſprung und Entwickelung der menſchlichen Sprache und Vernunft. 1ſter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Gieſebrecht, L., Das Wunder in der deutſchen Geſchichtſchreibung unſerer Zeit. Ein Vortrag. Stettin, v. der Nahmer. 8. 5 Ngr.

Harder, H. W., Beiträge zur Schaffhauſer Geſchichte. 2tes Heft. Schaffhauſen, Brodtmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Haſſel, P., Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jähns, M., Krieg und Frieden. Theorien und Praxis. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jülg, B., Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblick über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. Vortrag. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 Ngr.

Koppmann, K., Die mittelalterlichen Geſchichtsquellen in Bezug auf Hamburg. Drei öffentliche Vorträge. Hamburg, Grüning. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Meyer, K., Die ehemalige Reichsburg Kyffhauſen. Ein Beitrag zur Geſchichte der goldenen Aue. Roßla. 8. 6 Ngr.

Müller, A., Die Trachten der Römer und Römerinnen nach Ovid und Martial. Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, W., Die evangeliſch-lutheriſche Kirche in Rußland nach ihrem gegenwärtigen Stande und ihrer Ausdehnung. Riga, Bacmeiſter. Gr. 8. 4 Ngr.

Oswald, E., Der Judenhaß. Ein Trauerſpiel. Meiningen, Brückner u. Renner. Br. 8. 12 Ngr.

Prutz, H., Studien zur Geschichte Kaiser Friedrich I. I. (Abth.) Friedrich I. Anfänge. 1152—1158. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 12 Ngr.

Putz, G., König Laurin und ſein Roſengarten. In neue Reime gebracht. Innsbruck, Wagner. 16. 10 Ngr.

Rachel, J., Die Realcreditfrage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten ſeit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargeſtellt. 6ter Bd. Von 1639—1653. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Recht, Staat und Eid in den Strömungen unſerer Tage und Deutſchlands ſittliche Entwickelung bis zur Gegenwart, betrachtet von einem rheiniſchen Juriſten. Mit einem Anhang über Parcival. Coblenz, Hergt. Gr. 8. 25 Ngr.

Die engliſche Rede- und Preßfreiheit und die Fenierproceſſe. Berlin, v. Decker. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Scherer, W., Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schnake, F., Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika. Ein dramatiſches Gedicht. St. Louis. 16. 2 Thlr.

Schönchen, L., König Ludwig I. von Bayern. Eine biographiſche Skizze. Augsburg, Kranzfelder. Lex.-8. 10 Ngr.

Schönherr, D., Der Einfall des Churfürsten Moritz von Sachsen in Tirol 1552. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Schoemann, G. F., Die Hesiodische Theogonie ausgelegt und beurtheilt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Schwarzkopff, A., Göthe's Fauſt, Shakſpeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelii. Drei Vorträge. Schönebeck, Berger. Gr. 8. 24 Ngr.

Schwarz, F. W. S., Die religionsloſe Schule der Niederlande und ihre Früchte. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.

Schwerdt, F. J., Ueber die innere Form der Horazischen Oden. Ein Beitrag zur richtigen Auffassung des Dichters. Münster, Niemann. Gr. 8. 12 Ngr.

Selein, F. A., Scene aus „Doctor Fauſt." Wien, Teuſen. 16. 10 Ngr.

Silbernagel, Johannes Trithemius. Eine Monographie. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Spiller, P., Die Einheit der Naturkräfte. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Spiritismus der Gegenwart, seine hohe Bedeutung und psychografische Begründung. 9 Episteln an einen forschenden Freund. Wien, Markgraf u. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Storch, A., Der Arbeiterkönig. Politiſch-ſocialer Roman aus der Gegenwart. 1ſte und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Straumer, Beiträge zur Geschichte der Schulcomödie in Deutschland. 1ster Thl. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nebst Proben aus einer deutschen Einkleidung zum Eunuchus des Terenz nach einer Zwickauer Handschrift aus dem 16. Jahrhundert. Freiberg. Gr. 4. 6 Ngr.

Ueber die Diäten. Zwei Schreiben an die Spenerſche Zeitung im Februar und Mai 1867. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Vacano, E. M., Frivolitäten. Berlin, Laſſar. Br. 8. 20 Ngr.

Vom Stilleſtehen des Verſtandes. Bremen, Tannen. Gr. 16. 3 Ngr.

Kirchengeſchichtliche Vorträge aus dem evangeliſchen Verein in Hannover. 1ſtes Heft. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldenburg, Mathilde v., Briefe aus Frankreich an Herrn Director W. v. Schadow. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichura, M., Aus vier Welttheilen. Ein Reiſe-Tagebuch in Briefen. Breslau, Morgenſtern. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Windel, C., Die Grenzen des chriſtlich Erlaubten. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. 8. 10 Ngr.

Wir ſtammen alle von den Affen. Proſaiſche Epiſtel an Herrn Carl Vogt. Von einem deutſchen Handwerker im Auslande. Leipzig. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Würzburger, J., Abraham Lincoln. Sein Leben und ſeine öffentlichen Dienſte. Nach dem Engliſchen von P. A. Hanaford frei bearbeitet. New-York. Gr. 8. 1 Thlr.

Zarncke, F., Zur Vorgeschichte des Narrenschiffes. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, Simon, Schmitt, Erwiderung auf die Schrift des Herrn Biſchofs in Mainz: „Die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens." Darmſtadt, Zernin. Gr. 8. 8 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable

de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erſchien ſoeben:

Neue Studien von Karl Frenzel.

Velinpapier. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Das „Moderne“ in der Kunſt. — Victor Hugo's ſociale Romane. — Edgar Allan Poe. — Der hiſtoriſche Roman. — Die Wandgemälde Kaulbach's im Neuen Muſeum. — Der politiſche Roman. — Die Briefe des Junius. — Tacitus und die Cäſaren. — Ernſt Renan's Apoſtel. — Die Vorläufer Garibaldi's. — Epochen der deutſchen Geſchichte. — Aufgaben der Geſchichtſchreibung.

Frenzel's „Neue Studien“ werden ſich ſowol durch den Reichthum ihres Inhalts, wie durch die geiſtreiche und klare Schreibweiſe, die mannichfachen Kenntniſſe, die der bekannte Feuilletoniſt der berliner „National-Zeitung“ bewährt, in den weiteſten Kreiſen Freunde erwerben und Intereſſe für die von Frenzel behandelten Stoffe erwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk ist soeben beendet worden und liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

Preisausſchreiben des New-Yorker Belletriſtiſchen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderſeitigen Intereſſe mehr ent-ſprechendes Verhältniß zwiſchen der deutſchen Intelligenz in Deutſchland ſelbſt und in Amerika anzubahnen und ſo weit wie möglich den Nachdruck durch directe Verbindungen über-flüſſig zu machen, hat der Unterzeichnete ſich entſchloſſen, ein Preisausſchreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift zu veröffentlichende Romane zu erlaſſen.

Der Preis beſteht in

Ein Tauſend Thaler Preußiſch Courant für den erſten,
Fünf Hundert Thaler Preußiſch Courant für den

zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollſten an-kannten Romane. Die betreffenden Summen ſind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfaſſern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollſtändigen Veröffentlichung im Belletriſtiſchen Journal frei zu verfügen, d. h. dieſelbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäiſcher Zeitungen erſcheinen zu laſſen.

Unterzeichneter iſt bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingen anzukaufen.

Die Herren: Dr. Karl Andree in Dresden, Prof. Dr. Goſche in Halle und Prof. Dr. Herrig in Berlin haben ſich gütigſt bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Concurrenz finden alle die Arbeiten Berückſichtigung, welche bis zum

erſten October 1868

an den Herrn Profeſſor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsſtr. in Berlin, eingeſandt ſind.

Die Einſendungen müſſen, mit einem Motto verſehen, an Herrn Prof. L. Herrig in Berlin adreſſirt ſein. Die verſiegelte Adreſſe des Verfaſſers mit dem entſprechenden Motto iſt in einem Doppelcouvert unfrankirt an den Unterzeichneten

40 John-Street, New-York, zu ſenden.

Das New-Yorker Belletriſtiſche Journal iſt das größte und verbreitetſte deutſche Blatt Amerikas. Diejenigen Schriftſteller, welche mit demſelben nicht bekannt ſind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunſche beſeelt, den deutſchen Schriftſtellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt ſich von ſeiten derſelben eines freundlichen Entgegenkommens verſichert halten zu dürfen.

New-York, März 1868.

Rudolph Lexow,

Redacteur und Herausgeber des New-Yorker Belletriſtiſchen Jounals.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geiſtliche Dichtungen.

Nach dem Lateiniſchen und Italieniſchen von

Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelſammlung geiſtlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateiniſchen und dem Italieniſchen — mit Beibehaltung der urſprünglichen Versmaße neu ins Deutſche übertragen; ſie empfiehlt ſich ſowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 23. — 4. Juni 1868.

Inhalt: Das deutſche „Leben Jeſu“. Von Rudolf Seydel. — Paris und die Pariſer. Von Rudolf Gottſchall. (Fortſetzung.) — Unterhaltungslektüre. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutſche „Leben Jeſu“.

Geſchichte Jeſu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Geſammtleben ſeines Volks frei unterſucht und ausführlich erzählt von Theodor Keim. Erſter Band: Der Rüſttag. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1867. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Oft haben wir nach den großen Erfolgen des bekannten Renan'ſchen „Leben Jeſu“, die daſſelbe vor allem unter romaniſchen, vom Katholicismus in ihrer Entwickelung niedergehaltenen Völkern errang, die Aufgabe deutſcher, den gleichen Gegenſtand behandelnder Schriftſteller einfach und wie ſelbſtverſtändlich ſo bezeichnen hören: einer unſerer freiſinnigen Bibelforſcher müſſe ſich beſtreben, der „deutſche Renan“ zu werden. So hat der bekannte deutſche Huldigungseifer, der das Wort vom „Propheten im Vaterlande“ bis zum Exceß überreichlich zu erfüllen ſtrebt, auch wol nach dem Erſcheinen des Lewes'ſchen „Leben Goethe's“ darin den Typus für alle künftige Biographie unſerer Großen geſehen, und es wird wol auch hier nicht an der Sehnſucht nach einem „deutſchen Lewes“ gefehlt haben. Doch dieſes deutſche Verhalten zum Auslande, längſt zum Ueberdruß bemerkt und gerügt, iſt unſchuldiger, will uns ſcheinen, in dem Maße, als der Anlaß ernſter und directer das tiefſte Lebensmark des deutſchen Gemüths und Geiſtes, überhaupt des deutſchen Weſens berührt. Denn in demſelben Maße ſteigt, im Hintergrunde jenes beſcheidenen, entgegenkommenden Lobpreiſens des Fremden, das ſtille, aber ſichere Bewußtſein, daß dem Fremden, bei allen formellen Vorzügen, doch das eigentliche tiefſte Weſen des fraglichen Gegenſtandes nur von dem Deutſchen erſchloſſen werden kann, der gerade darin ſeinen gottverliehenen Beruf hat, koſtbares Erz aus den verborgenſten Schachten aufzuwerfen, das andere vielleicht wieder beſſer ausmünzen und formen als er. Dieſer Beruf iſt dem Deutſchen unentreißbar namentlich in zwei Dingen: im Verſtändniß der ſchöpferiſchen idealiſtiſchen Genialität, überhaupt im Verſtändniß des Individuellen, und im Nacherleben religiöſer Erregungen und innerer Offenbarungen. Iſt vielleicht beides doch nur eins?

Jedenfalls gehen dieſe beiden Gaben zur Einheit zuſammen, wenn es ſich darum handelt, religiöſe Individualität zu verſtehen, nachzuerleben, zu reproduciren. Mehr als bei irgendeinem Gegenſtande wird daher unſer Volk bei der Aufgabe der hiſtoriſch-treuen Jeſus-Biographie ſich bewußt ſein können, daß die endlich abſchließende Löſung derſelben nur ihm und keinem andern Volke zufallen kann. Gäbe es einmal ein Buch, das deutſche Courtoiſie und welſcher Stolz einen „deutſchen Renan“ zu nennen in ihrer Weiſe ein Recht hätten, ſo können wir ſicher ſein, daß in ihm in den Eigenthümlichkeiten des Deutſchen alle Eigenthümlichkeiten des Renan verloſchen ſein würden; ſeine Eigenthümlichkeiten, ſeine Verdienſte, ſeine Wahrheiten haben wir längſt aus erſter Hand.*)

Aber in Deutſchland, bei der Freiheit mannichfaltigſter individueller Auswirkung, die der Proteſtantismus begünſtigt, bei unſerer Neigung, jede einzelne Nuance individueller Eigenheit, auch jeden Irrthum erſt gründlich zu durchleben und auszuſchöpfen und nach allen Seiten auszubauen, ehe wir ihn, dann aber auch mit voller Ueberzeugung, verlaſſen: in Deutſchland, ſagen wir, wird aus dieſen Gründen, und wahrhaftig nicht zum Nachtheil der Sache, der Weg zum Ziele immer eine Art Calvarienweg ſein, jede Station tief bedeutſam und, ſofern wir von jeder unter Schmerzen ſcheiden, auch eine Leidensſtation. Dem vom Höhepunkte zurückſchauenden Blicke iſt dann der erhebende Eindruck gewährt, den eine lange Reihe der edelſten und begabteſten Geiſteskämpfer und die vollſtändigſte Ausprägung aller in dem Gebiete nur denk-

*) Weit höher denn als Jeſus-Biograph iſt Renan als Orientaliſt und Mytholog zu ſchätzen, wie ſich jeder leicht durch die Lektüre ſeines überaus anziehend geſchriebenen Buchs „Études d'histoire religieuse“ (7. Aufl., Paris 1864) überzeugen kann.

Digitized by Google

baren Schattirungen der Auffaſſung in bedeutenden originalen Schöpfungen auf jeden empfänglichen Sinn üben muß.

Man fürchte nicht, daß der Referent durch dieſe einleitenden Bemerkungen die Abſicht vorbereiten wolle, den Autor des obengenannten Buchs als den Vollender der Jeſus-Biographie für alle Zeiten zu proclamiren und von dem Höhepunkte ſeines Werks aus über die nun überwundenen Stadien des Wegs eine kritiſche, abſchließende Umſchau zu halten. Wer würde einer ſolchen unbedingten Anpreiſung vertrauen, ſelbſt wenn der Umſtand, daß es noch an dem zweiten, die eigentliche Darſtellung des Lebens Jeſu enthaltenden Bande fehlt, ſie nicht geradezu zur kindiſchen Uebereilung ſtempelte? Allerdings wollen wir nicht verhehlen, daß es uns nach der Lektüre des vorliegenden erſten Bandes nicht mehr überraſchen würde, wenn Keim's Leiſtung in jeder Beziehung die Werke ſeiner Vorgänger auch im zweiten Bande überholen würde, und ein nicht geringer Theil des erſten Bandes, den wir ſogleich näher bezeichnen wollen, dürfte in der That kaum einer vollendetern Form der Darſtellung, geſchweige inhaltlicher Verbeſſerungen, Kleinigkeiten ausgenommen, fähig ſein, ſodaß nach einer Seite hin Keim's Buch ſchon jetzt nach unſerer entſchiedenſten Ueberzeugung nicht nur als der Höhepunkt der bisherigen Entwickelung der Jeſus-Biographie angeſehen werden muß, ſondern ſogar als der Abſchluß der dieſelbe betreffenden Arbeit. Nach andern Seiten hin bleibt dagegen der Forſchung zwar genug noch übrig, und iſt zu ſchließen, daß der zweite Band zu dem gleichen Urtheil nöthigen wird; aber auch da ſind doch alle Ströme der bisherigen Arbeit dergeſtalt in dieſes Buch wie in Ein Bett zuſammengefloſſen, daß nur von Meinungsverſchiedenheiten in Punkten, die eines ſtricten Beweiſes zeither noch nicht fähig waren, die Rede ſein kann, keineswegs aber von irgendwelchem Zurückbleiben hinter bereits weitergeförderten Reſultaten. Wir erblicken in dieſem Buche alſo jedenfalls, ſoweit es vorliegt, den Ausdruck eines neuen Hauptſtadiums der Jeſus-Biographie und zugleich die Krone der bisherigen Bemühungen um dieſelbe: ebendeshalb erinnerten wir daran, daß auf frühern Stadien die gleiche Würdigung andern Werken und Männern gebührte, welche alſo durch unſere Würdigung Keim's nicht herabgeſetzt, ſondern als ſeine ebenbürtigen Vorgänger gefeiert ſein ſollen. Für unſere Gegenwart aber — dies hoffen wir vertreten zu können — iſt Keim's Buch nicht eins unter mehrern, ſondern *das* deutſche „Leben Jeſu" zu werden nach allen Seiten angethan.*)

Dies ſchon rückſichtlich der perſönlichen, wiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Individualität des Verfaſſers. Es liegt in der Natur des Gegenſtandes, des religiöſen Gegenſtandes, daß er am angemeſſenſten und mit der größten ſympathiſchen Anempfindung dargeſtellt werden kann, wenn in dem Darſteller ſich die ſonſt ſo häufig iſolirten Gaben des Verſtandes, der Phantaſie, des tiefen und zarten Gefühls, des ſittlichen Ernſtes, zu einer ſchön geſchloſſenen Einheit durchdringen. Denn die Religion ſelbſt iſt ihrem Weſen nach eine ſolche Einheit und wird demgemäß überall irgendwie leiden, wenn ſie nicht mit allen den genannten Organen gleichmäßig ergriffen wird. Dabei wird der ſittliche Ernſt Regulator des Ganzen ſein müſſen. Wir dürfen behaupten, daß jeder, auch der in ſeinen Ueberzeugungen noch ſo fern Stehende, unſerm Autor zugeſtehen wird, daß er aus heiligem Ernſt und in pietätvoller Wärme ſchreibt, und daß von dieſen Geſinnungen ſowol eine lebendige Vorſtellkraft und Fülle concreter, geiſtleiblicher Anſchauung als ein unerbittlicher kritiſcher Verſtand getragen und durchdrungen iſt. So entgeht ihm nie der tiefe Wahrheitskern, der ſich in religiöſen Anſchauungen verbirgt, die ſeine Kritik ihrer mythiſchen oder ſagenhaften Hülle entkleiden muß; und überall kennt er aus eigenſter Erlebniß die echt menſchliche, innige Gefühlswelt, der in der Wahrheit Erſatz geboten ſein will, wenn ſie Dichtung und Symbol für Wahrheit zu nehmen ablaſſen ſoll. Aber nur Warnungen zur Vorſicht und Anregung zu einer überall religiöſen, edeln, zarten Darſtellungsweiſe entnimmt er dieſen Rückſichten: niemals iſt er von ihnen ſachlich beeinflußt, wo es wiſſenſchaftliche Unterſuchung gilt. So iſt ſeine wiſſenſchaftliche Art vor allem geeignet, der hiſtoriſchen Seite des Gegenſtandes gerecht zu werden. Hierin liegt offenbar das größte Verdienſt, die epochemachende Bedeutung des Buchs: auf dieſer Seite liegen die Partien, von welchen wir ſagen konnten, daß ſie uns als abſchließend gelten. Keim's wiſſenſchaftliche Individualität iſt durchaus — Theolog wie er iſt — dennoch die des Hiſtorikers, des Hiſtorikers im großen Stil, von dem wir ja auch ernſte religiös-ſittliche Geſinnung und Congenialität zu ſeinem Stoffe verlangen. Und bedenken wir, daß die Frage nach der geſchichtlichen Wahrheit der Ueberlieferungen über Jeſu Leben, nach dem geſchichtlichen Thatbeſtande dieſes Lebens, doch in erſter Reihe eben eine hiſtoriſche iſt, ſo erhellt die Wichtigkeit des Umſtandes, daß nun endlich einmal ein Theolog von weſentlich hiſtoriſch-wiſſenſchaftlicher Eigenart ſich dieſes Gegenſtandes annehmen wollte. Nur eine echt hiſtoriſche Natur konnte hier ergänzen, dort wieder gut machen, was frühere vorwiegend theologiſche oder philoſophiſche Behandlungen dieſes Gebiets hier Verdienſtliches geleiſtet, dort verſchuldet hatten. So iſt es gekommen, daß wir das abſchließende Verdienſt des Buchs in einem Punkte finden können, deſſen genaue und vollſtändige Erledigung uns und gewiß vielen immer als die wichtigſte Vorbedingung jedes glaubhaften „Lebens Jeſu" erſchienen iſt, als eine Vorbedingung, die ſelbſt noch vor der Quellenſichtung erfüllt ſein muß, weil vielfach die Quellenſichtung ſelbſt und das Quellenverſtändniß von ihrer Erfüllung abhängt.

Wir meinen unter dieſem erſten Erforderniß, das eben nur der Hiſtoriker zu erfüllen hinreichenden Antrieb fühlt, die allſeitige Kenntniß des Bodens, auf welchem Jeſus aufgetreten, des Natur- und Culturbodens, des zeitgenöſſiſchen nationalen und localen Lebens nach allen Richtungen, nach denen es irgend, wenn auch noch ſo von fern, für die Löſung der Aufgabe in Betracht kommen kann. In dieſer Beziehung iſt von unſerm Autor nichts zu wünſchen übriggelaſſen. Wir ſehen zu jedem Schritte, zu jedem Worte, zu jedem Erlebniß Jeſu aus der Zeitgeſchichte und Vorgeſchichte die Brücken geſchlagen,

*) Unſer Vorausſchließen auf den zweiten Band rechtfertigt ſich auch dadurch, daß die vorausſichtlichen Reſultate deſſelben bereits in kurzer Zuſammenfaſſung vorliegen in Th. Keim, „Der geſchichtliche Chriſtus" (3. Aufl., Zürich 1866).

Digitized by Google

die überhaupt gebaut werden konnten, und nicht minder ſind wir überall in Stand geſetzt, das Entſtehen der verherrlichenden, häufig tiefreligiöſen und hochpoetiſchen Symbolik und Sage, wenn wir nur wollen, mit Händen zu greifen, ſoweit die jüdiſch-geſchichtliche Vermittelung dazu ausreicht. Und die Darſtellung iſt klar, in hohem Grade planvoll, plaſtiſch, von einer bedeutſamen Originalität: von ſinnlicher Kraft und Fülle, welche, gänzlich durchdrungen von lebendigſter Frömmigkeit und begeiſtertem religiöſen Ernſte, nicht ſelten an das Prophetenthum des Alten Teſtaments gemahnen, und doch von einer durchgreifenden, hier und da ſelbſt an die Grenzen des Humors anrührenden Einzigkeit, in der ſich ein körniges, ungebrochenes Ich verräth, wie es der Deutſche liebt und wie es auch Verſtändniß und Anerkennung fremder Individualitäten, ſowie draſtiſche geſchichtliche Wiedergabe ihres Seins und Lebens ermöglicht. Durch dieſe Eigenſchaften tritt das Buch aus der gelehrten Fachliteratur in die allgemeine Nationalliteratur hinüber, welcher anzugehören, und zwar als ein allen Gebildetern leicht lesbares Buch anzugehören, es zugleich durch möglichſte Reinhaltung des Textes vom gelehrten Apparate geſorgt hat. Auch in dieſer Beziehung und rückſichtlich ſeines Stils ähnelt es am meiſten den Werken hervorragender Hiſtoriker, in deren Reihe der Verfaſſer übrigens ſchon durch frühere Schriften, namentlich durch eine Schrift über die Bekehrung Kaiſer Konſtantin's, eingetreten iſt.

Flößen ſo die allgemeinen und beſondern Eigenſchaften des Autors zu ſeinen Reſultaten Vertrauen ein, ſo ſprechen doch nicht minder die Reſultate für ſich ſelbſt, oder richtiger die Stärke der Begründung und die hohe Wahrſcheinlichkeit, die gar oft Gewißheit genannt werden kann, für die Reſultate. Wir dürfen nicht unterlaſſen, von dieſen Reſultaten und ihrer Gewinnung in der Kürze ein Bild zu entwerfen.

Eine „Quellenſchau“ eröffnet das Werk und kommt nach einer ſorgfältigen Durchmuſterung der heidniſchen und außerbibliſchen Quellen überhaupt auf das Gebiet des Neuen Teſtaments, aus welchem die Zeugniſſe des Paulus als die unmittelbar-ſichern und frühern den vier Evangelien vorangeſtellt werden. Die letztern liefern ihren Quellengehalt für das wahre Leben Jeſu nur dem kritiſch prüfenden und ſichtenden Forſcherfleiße. Keim's Unterſuchungen, ſelbſtändig und neu, wiewol urſprünglich beeinflußt von der Tübinger Schule und geſtützt und genährt durch die gründlichſte und allſeitigſte Benutzung der bisherigen Fachliteratur, beſtätigen einerſeits das den meiſten Kritikern der evangeliſchen Geſchichte unſerer Zeit und wol für alle Zeiten feſtſtehende Reſultat, daß nur aus den drei ſogenannten Synoptikern, d. h. den drei erſten Evangelien, eine geſchichtliche Jeſus-Biographie gewonnen werden kann; andererſeits ſtellt ſich Keim der jetzt verbreitetſten Anſicht von dem Vorrange des Marcus *) zu Gunſten des Matthäus und nach dieſem auch des Lucas entgegen, in dieſen beiden aber doch auch ſeinerſeits das ältern und beſſern Quellen Entnommene von ſpäterer Schichtung ablöſend. Unſer erſtes Evangelium läßt er ſo zuſammengearbeitet ſein um das Jahr 66, das dritte um das Jahr 90; Marcus ſetzt er um 100 an. Nur an Lucas' Verfaſſerſchaft will er nicht zweifeln, Matthäus und Marcus dagegen werden als falſche Verfaſſernamen nachgewieſen und die Augenzeugenſchaft auch rückſichtlich der Quellenverfaſſer des erſten Evangeliums abgelehnt. Am wichtigſten und jedenfalls für den Fortgang der Enträthſelung dieſer Verhältniſſe am einflußreichſten iſt Keim's Behandlung der Johannes-Frage. Er findet in ſehr überzeugender Beweisführung, daß die Annahme eines Aufenthalts des Apoſtels Johannes in Epheſus, durch welche ſeine Verfaſſerſchaft bedingt iſt, auf Verwechſelung mit einem Presbyter Johannes beruht, und zeigt deutlich Anlaß, Beginn und Feſtwerden dieſer Verwechſelung. Das Evangelium ſetzt er in die Zeiten Trajan's zwiſchen 100 und 117, und betrachtet es ſeinem Inhalte und ſeiner Form gemäß als ein religiös im höchſten Grade, aber nicht hiſtoriſch verwerthbares Erzeugniß eines heidenfreundlichen, helleniſtiſch gebildeten Judenchriſten Kleinaſiens.

Nach dieſem literarhiſtoriſchen Eingange entrollt der erſte Theil unter dem Geſammttitel „Der heilige Boden“ zunächſt in der von uns oben gerühmten ſtrengen Geſchichtlichkeit, Vollſtändigkeit und Plaſtik der Darſtellung die politiſchen Zuſtände des jüdiſchen Landes, zurückgreifend und vordeutend angemeſſen dem Zwecke des Buchs: um hierauf, dem Gegenſtande näher rückend, in ebenſo umfaſſender und doch knapper, geſättigter Erzählung den „religiöſen Boden“ zu ſchildern, auf welchem Jeſus nicht nur — wobei ſich die ungeſchichtlich-übernatürliche Auffaſſung begnügen würde — auftrat, ſondern aus welchem er organiſch emporwuchs, allerdings unter dem intenſivſten Sonnenſtrahl göttlicher Mitwirkung, der je einen Sterblichen begnadet. Denn dies iſt das Endurtheil Keim's über die Frage nach der Göttlichkeit Jeſu: daß ſeine Erſcheinung phyſiſch ſowie geiſtig auf menſchliche und geſchichtliche Weiſe bis ins einzelſte vermittelt iſt, wie jedes Menſchen Geſchichte und Entwickelungsgang, doch aber in ſeiner Perſönlichkeit von Geburt an die Einwirkung der göttlichen Schöpferkraft, unter deren Wirkung alle Menſchengeſchichte ſteht, in einziger Stärke und Fürſorge ſich ein ſo mächtiges, ſo ungetrübtes, ſo vollkommenes Organ geſchaffen, wie nur eben an dieſem Einen Punkte der Weltgeſchichte es erſtehen ſollte und konnte.

Bei dieſer Anſchauung kann nur altgläubige Befangenheit, die einen geſchichtsloſen, ſchematiſchen Deus ex machina dem lebensvoll aufwachſenden, alles Menſchliche in menſchlicher Empfindung durchkämpfenden, das Göttliche in menſchlichem Ringen an ſich reißenden erdgeborenen Genius vorzieht, nur ſolche Befangenheit kann es bedenklich finden, mit Keim ſorgſam in aller zeitgenöſſiſchen jüdiſchen Cultur die Vorſtufen der Chriſtus-Religion aufzuſuchen, ja auch aus den Sittenſprüchen phariſäiſcher Rabbinen das in überraſchender Wörtlichkeit an Reden Jeſu Erinnernde herauszuheben und durch die deutlichſte, ſcharf contourirte Zeichnung, z. B. des Eſſäismus, dem unbefangen Lernenden zu zeigen, wie ſich in Jeſu in

*) Der auch Referent bis auf weiteres durch Keim noch nicht abtrünnig gemacht iſt: in dieſer, wie in der Johannes-Frage, ſcheinen ihm die Forſchungen und Geſichtspunkte Ch. H. Weiße's (ſ. u.) noch nicht überwunden. Aber mit Recht erklärt Keim den Streit, ob Matthäus, ob Marcus, für wenig folgenreich für die Jeſus-Biographie, wenn nur der ausſchließliche Quellenwerth der Synoptiker feſtſteht.

Digitized by Google

höchſter Potenz doch nur eben vollendet und einheitlich zuſammenfaßt, was ſeine Zeit ſtückweiſe ſuchte. Der helleniſtiſche Philo mit ſeiner Vergeiſtigung des jüdiſchen Gottesbegriffs und ſeiner Vertiefung und Verklärung des Geſetzes und Cultus; die Edlern der Phariſäer mit dem ernſten Streben nach Reinheit, Heiligkeit, und der auf den jüngern Prophetismus geſtützten Erwartung des nahenden Gottesreichs in einem keineswegs nur politiſchen Sinne; unter ihnen der große Hillel, geiſtig und in der Zeit ein Vorläufer Jeſu, wenn auch weit zurückſtehend an religiöſer Kraft und Klarheit göttlichen Sinns ſelbſt noch hinter dem Täufer Johannes; dann der Eſſäismus, durchaus auf ein frommes, lauteres Leben in Gott gerichtet, auf Buße und Tugendübung in brüderlicher Sondergemeinſchaft, abgelöſt von der Welt und ihren Fragen, wie von aller dem Verſtande nachhelfenden theologiſchen Lehrentwickelung, dem überlieferten Cultus entgegen, aber gern in den Elementen der Natur, vor allem im Licht der Sonne, das verſinnbildete Göttliche ſchauend und anbetend; endlich der Täufer Johannes, über deſſen viel zu wenig bisher hervorgehobene Größe und weitgreifende Erfolge unſer Autor ein vollkommen neues Licht verbreitet: dies iſt die Kette von ſtetig aneinanderhängenden Entwickelungen und Früchten des ſpäten Judenthums, hier und da ihre Glieder nur durch die feinſten Schattirungen des Fortſchritts auseinanderhaltend und verknüpfend, an welche ſich in gleicher Stetigkeit Jeſus von Nazareth anreiht, nicht ohne in ſtetem Lernen, Beobachten, Aneignen, Sichten, Ueberbieten durch alle dieſe Glieder in ſeinem wachſenden Bewußtſein hindurchgeſchritten zu ſein. Ja der letzte der Reihe, Johannes, entzündete in ihm wie ein plötzlich hell aufblitzendes Licht das Bewußtſein ſeiner Sendung, woran ſich ihm nach längerer ernſteſter Vertiefung in ſich ſelbſt der Entſchuß knüpfte, ſeinem Volke und der Menſchheit das zu ſein, was der allgemeine enthuſiaſtiſche Glaube unter dem Namen des Meſſias gerade in dieſen Zeiten der demüthigendſten Fremdherrſchaft am unerſchütterlichſten erwartete, aber dies zu ſein in einem Sinne, der ſelbſt die kühnſten Vergeiſtigungen und Verallgemeinerungen dieſes Glaubens ſeitens der Propheten hinter ſich ließ.

Wir haben hiermit ſchon vorgegriffen in den zweiten und dritten Theil dieſes Bandes. Der zweite Theil („Die heilige Jugend") ſchildert uns mit einer Anſchaulichkeit und einem Farbenreichthum, die nur auf Reiſeberichten ruhen und doch den Eindruck der Augenzeugenſchaft machen — ſodaß ſelbſt dieſe, wie es ſchien, Renan unentreißbare Palme nun auf den deutſchen Autor wenigſtens zugleich mit übergeht —, zunächſt die Heimat Jeſu oder, wie wir nach Analogie früherer Ueberſchriften ſagen könnten: den Naturboden ſeines Lebens, zugleich die ſocialen Zuſtände und Cultureigenthümlichkeiten des damaligen Galiläa und das Aelternhaus. Die davidiſche Abſtammung Jeſu wird zugeſtanden, um ſo mehr natürlich die wunderbare Jungfraugeburt der mythiſchen Ausdichtung und ſymboliſchen Deutung überlaſſen, ebenſo wie die vorzeitliche Exiſtenz bei Gott nur eine Brücke für die Zeitphiloſophie war, um die vollendete religiöſe Göttlichkeit Jeſu an die Vorſtellungen des jüdiſchen Hellenismus zu knüpfen, die einem Paulus wie dem vierten Evangeliſten den Hintergrund ihres Bewußtſeins bildeten. Aber es muß auf das höch[...] anerkannt werden, mit welcher Zartheit und heiligen Weih[...] unſer Autor in dieſen wie in allen Stücken die Waffen der Kritik handhabt, wie eifrig er darauf bedacht iſt, jeden unſere Liebe und Phantaſie dadurch treffenden Verluſt, noch ehe er empfunden werden kann, aufzuwiegen durch den beſeligenden und erhebenden Gewinn einer edlern, tiefern und lebenswärmern Jeſus-Geſtalt. So ertragen wir auch leicht das Dahinfallen Bethlehems und der Kindheitsgeſchichten, auf die als einen unerſchöpflichen Quell holdſelig-heiliger Poeſie und Andacht recht eigent[...]lich das Wort unſers Dichters Anwendung findet, daß „was ſich nie und nirgend hat begeben", nur dieſes nimmer veralten könne. Gänzlich neue exacte Unterſuchungen ver[...] rücken auch das bisherige Datum der Geburt und ſtellen mit großer Wahrſcheinlichkeit das Jahr 746 nach Roms Erbauung, 8 v. Chr., als Geburtsjahr feſt. Die Be[...]nennung des Geburtsorts „Nazara" für Nazareth beruht auf der Neigung des Verfaſſers, überall möglichſt [...] hebräiſche Urform der Namen wieder einzuſetzen. [...] „die Wiege" folgen „die Lernjahre". Es wird gez[...] wie Jeſus, ohne eine eigentliche höhere Schule zu durch[...]laufen, alle religiöſen und überhaupt alle Bildungselemente ſeiner Zeit an ſich zog, vollkommen frei darüberſtehend, nie nach Einer Seite geriſſen, immer nur Gottes, der hei[...]ligen Schriften des Judenthums, vor allem der Pro[...]pheten, der Natur und einſamer Verſenkung in ſich ſelbſt [...] unmittelbarer Schüler. Unter den förderlichen Elementen der Zeit wird dem Synagogenleben, das auch ſelbſtändige Productivität der Laien und Disputationen einſchloß, [...] Recht eine bedeutende Stelle eingeräumt. Der [...] ſchließt mit einer geiſtvollen Geſammtſchilderung der „Per[...]ſönlichkeit", der Individualität des geſchichtlichen Je[...] und ſeiner Lebensſtellung, und führt uns dadurch [...] Pforten der eigentlichen Biographie, der Darſtellung [...] poſitiv Geſchichtlichen im Zeitverlauf, während d[...] hierher vorherrſchend beſeitigende Kritik nur wenige [...]tive Notizen und Züge direct für das Leben Jeſu ge[...] Aber auch jene Darſtellung beginnt im dritten [...] („Selbſterkenntniß und Entſchluß") noch mit der [...]graphie eines andern, des Täufers, auf deſſen ihm [...] Keim verliehene geſchichtliche Bedeutung wir bereits [...]gewieſen. Auch hier tritt aus der umrankenden Sag[...] kräftig gezeichnetes, realiſtiſches Bild heraus, bei dem [...] Verfaſſer mit einem ſo beredten und hochgehenden En[...]ſiasmus verweilt, daß man bangen könnte um die [...] Abhebung der Jeſus-Geſtalt von dieſem leuchtenden H[...]grunde, daß man aber auch um ſo mehr die große [...] hiſtoriſcher Anempfindung und Neuerſchaffung des [...]gangenen bewundern muß, die in der Erwartung der [...]ſten Aufgabe doch unterwegs ſich nicht ſcheut, bei [...] geringern ſich ſcheinbar auszuſchöpfen und aller [...] der Steigerung zu berauben. Endlich tritt Jeſus [...] durch den ihm weſensverwandten Eiſer des Johannes [...] das wahre Gottesreich zur Taufe an den Jordan ge[...] durch den weihevollen ſymboliſchen Act vor ſich ſelbſt [...] dem Gelübde gedrungen, dieſem Gottesreiche alles [...]geben, was Gott in ihn gelegt und ferner legen [...] Hier, in der feierlich-ernſten Einöde, bei dem An[...] büßenden Sünderſcharen, die zu neuem Leben [...]

Digitized by Google

davongingen, in der Berührung mit dem Manne, den er ſpäter den Größten unter den vom Weibe Geborenen genannt hat, fiel der erſte Same des großen Gedankens ſeiner Meſſianität in ſeine Seele.

Ohne ein äußeres Wunderzeichen ſtehen wir hier unter der Vollziehung und unter den Eindrücken des höchſten geiſtigen Wunders, das eben als geiſtiges das ganze Wirken des Johannes und das ganze Wachſen Jeſu würdig krönt. Sowie Johannes ſichtlich ſeine Miſſion nicht aus äußern Zeichen holte, ſondern entſchloſſen aus der Tiefe ſeiner Seele ſchöpfte, ſo hat auch Jeſus ſein Meſſiasthum nicht durch ein geſiegeltes Diplom, er hat es aus heißem Seelenkampf und aus dem Zwiegeſpräch ſeines Geiſtes mit allen Zeichen der Zeit gewonnen und erobert: allerdings aus einem um ſo viel höhern Geiſtesringen, je mehe es bedeuten wollte, nicht nur der Bahnbrecher des Meſſias, ſondern er ſelbſt zu ſein. Nur in einem Punkt haben wir von vornherein das höhere Diplom nicht geleugnet: die Fäden des geiſtigen Proceſſes im Täufer wie in Jeſu wickelten ſich nicht nur im Kreislauf menſchlichen Bewußtſeins ab, ſie ließen zum Himmel. Was ſie glaubten, konnten ſie nicht wagen zu glauben, ohne des göttlichen Willens gewiß zu ſein. Auf dieſen mitrathenden, thatenden, entſcheidenden Gott, der ſie ſendet, laufen alle ihre Reden, zumal die Reden Jeſu zurück; unſer hiſtoriſches Gewiſſen zwingt uns zuzugeſtehen, daß ſie aus dieſem Bewußtſein gehandelt, und unſer Denken ſträubt ſich nicht, anzuerkennen, daß ſie nicht aus irrendem Bewußtſein handelten, daß göttliche Veranſtaltungen und Erleuchtungen am Jordan lagerten und daß ein göttliches Wirken und Regieren die größte That und die größte Wendung der Menſchheitsgeſchichte begleiten mußte. Aber dieſes Bewußtſein: Gott will es! ſchloß dennoch weder voranlaufende noch auch nachfolgende Seelenkämpfe aus; aus innerm Kampfe war es erblüht, innere Kämpfe rief es für die Zukunft herbei, weil es eben als zeichenloſe, unſinnliche, rein im Geiſt ergriffene Thatſache ſelbſt wieder den Schwankungen des ſtreitenden, zweifelnden, menſchlichen Geiſtes unterſtellt werden konnte und in jeder großen Kriſis des Lebens Jeſu, wo mit ſeiner Perſon ſein Meſſiasthum als ein verlaſſenes zu fallen ſchien, wirklich unterſtellt wurde.

Es folgt eine kritiſche Behandlung der Verſuchungsgeſchichte, als deren hiſtoriſchen Kern unſer Autor einen längern Rückzug Jeſu in die Wüſte zur Selbſtbeſinnung über ſeinen göttlichen Beruf und die von ihm ſelbſt in eindringlicher Bilderſprache gegebene Schilderung ſeiner Seelenkämpfe übrigläßt. Dieſe Kämpfe will Keim auf die Frage nach dem Gebrauch wunderthätiger Hülfsmittel im Dienſte ſeines Amts einſchränken, gegen die als Teufelswerk zuletzt ſein lauteres, gotterfülltes Wollen mit dem Entſchluſſe ſiegte, nur durch ſittlich-geiſtige Mächte zu wirken. Es iſt dies der einzige Punkt, gegen den ſich im Referenten entſchiedener Widerſpruch regt. Iſt damit nicht höchſtens nur die eine Verſuchung auf der Tempelzinne getroffen, gar nicht aber die der Teufelsanbetung auf dem Berge? Und gibt es nicht ein gar zu traurig verdüſtertes Bild des Innern Jeſu gegenüber der ſonſt gerühmten „Geſundheit, Klarheit, Reinheit ſeines geiſtigen und ſittlichen Weſens" (S. 562), wenn hier ſeine Seele von Gedanken an — Unmöglichkeiten ſo tief erſchüttert werden ſoll? Nirgends zeigt ſich übrigens Keim's große hiſtoriſche und echt religiöſe Wahrheitsliebe mehr als hier, wo er ſogar, Befangenheit Jeſu in ſatanologiſchen und dämonologiſchen Volksvorſtellungen zugeſtehend, dennoch die ganze und volle Größe des religiöſen Genius der Menſchheit hindurchrettet.

Darauf ſchließt der in gleichmäßiger lehrreichſter Fülle und ſchönſtem Kraftmaß dahinfließende Strom der Erzählung für diesmal mit der Gefangenſchaft des Täufers und mit Abhandlungen über Ort und Zeit des Auftretens Jeſu; ſeine Ueberſiedelung nach dem auch durch Natur und Lage zur Wiege des neuen Gottesreichs prädeſtinirte Kapharnaum wird eingehend motivirt, im Gegenſatze des paradieſiſchen Genezarethlandes zur Wüſte des Täufers eine wunderbar zutreffende Verleiblichung des Gegenſatzes der Jeſus-Religion zur johanneiſchen Weltflucht geſehen; durch eine genaue, vielſeitige Combination wird als die wahrſcheinlichſte Zeit des Auftretens das Jahr 34—35 feſtgeſtellt. Beigegeben iſt eine werthvolle Parallelüberſicht der ſynoptiſchen Evangelien.

Sollen wir zum Schluß noch ein kurzes Wort ſprechen über das Verhältniß Keim's zu den im Eingange berührten Stadien der Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft, ſo möchten wir ihn jedenfalls mit zweien ſeiner Vorarbeiter in die gleiche oberſte Reihe ſtellen, die uns die Fortentwickelung dieſer echt chriſtlichen und echt deutſchen Arbeit in einem Wechſel ideegemäß einander folgender Höhepunkte repräſentirt. Wir meinen zuerſt Strauß, dem die Nachwelt nie das Verdienſt ſchmälern wird, als unerbittlicher theologiſcher Polemiker mit dem unbeugſamſten Wahrheitsſinn die Unvereinbarkeit der evangeliſchen Berichte, die Unglaubwürdigkeit der Ueberlieferung in ihrer Unmittelbarkeit, nachgewieſen und die unverlierbare Parole des mythologiſchen Geſichtspunktes ausgegeben zu haben. Ihm folgt Ch. H. Weiße*) mit dem poſitiven, weſentlich philoſophiſchen Herausarbeiten eines Bildes von der Perſönlichkeit und dem übermächtigen Geiſte des Gottesmenſchen, mit der tief eindringenden Erforſchung des verborgenen Sinns ſeiner weltbezwingenden Worte, deren Räthſel- und Gleichnißform nach Weiße's unſchätzbarer Entdeckung häufig zur Entſtehung von Wundererzählungen führte, wie z. B. ein Gleichniß vom Himmelsbrote, welches durch Vertheilung immer nur wachſen kann, durch misverſtändliche Weiterverbreitung zur Geſchichte von einer wunderbaren Speiſung und zaubernden Einſammlung von Reſten wurde. Keim ſchließt ſich an vor allem als Hiſtoriker, mit der Einreihung des Erneuerers der Menſchheit in alle Beziehungen vergangener und zeitgenöſſiſcher Volksgeſchichte. Wenn wir recht ſehen, ſo bleibt, außer der Abſchließung der literarhiſtoriſchen Evangelienfragen, der Zukunft weſentlich nur noch eins: die Parallelbehandlung der mythologiſchen Beſtandtheile der urchriſtlichen Ueberlieferung mit den entſprechenden Mythologien und ſymboliſchen Dichtungen in den Religionen aller Völker. Und um den Sieg dieſer Wiſſenſchaft über veraltete Glaubensformen dürfen wir nicht bangen: er iſt entſchieden, ſeitdem aus dieſer kritiſchen Arbeit jede Spur von Frivolität verſchwunden, ſeitdem ſie klar, innig und kraftvoll nur der Verherrlichung des Chriſtenthums, der Vertiefung der Religion dienen will.

Rudolf Seydel.

*) „Evangeliſche Geſchichte" (2 Bde., 1838); „Die Evangelienfrage" (1856).

Digitized by Google

Paris und die Pariſer.

(Fortſetzung aus Nr. 22.)

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der pariſer Skizzen in den verſchiedenen erwähnten Werken iſt der Topographie von Paris gewidmet, der Schilderung der Straßen und Plätze, der Boulevards und Bois, der Paläſte und Denkmäler. Das Geſchichtliche iſt hier nicht ausgeſchloſſen, denn es haftet ja faſt an jeder Stätte der Weltſtadt. Stumpf, blaſirt oder im höchſten Grade kenntnißlos muß der ſein, der nicht, durch dieſe Straßen wandernd, das Wehen des geſchichtlichen Geiſtes ſpürt.

Selbſtverſtändlich ſind es in erſter Linie die Königsſchlöſſer, wo die großen geſchichtlichen Kataſtrophen ſpielten. Das zweite Heft von „Paris“: „Paläſte und Denkmäler“, führt uns an der Hand kundiger Führer durch den Louvre und die Tuilerien, Luxembourg, Palais-Royal und Elyſée. Die Tuilerien ſind das eigentliche Herrſcherſchloß, in welches die Kronenträger überſiedelten, ſobald ſie ſicher waren ihrer Macht und Herrlichkeit. Die andern Schlöſſer, mit Ausnahme des alten Königsſchloſſes der Valois, ſind mehr oder weniger Schlöſſer von Kronprätendenten. Im Luxembourg, dem Schloß der ſtaatlichen Ariſtokratie, der Senate und Pairskammern, die ſo viele verſchiedene Uniformen und Ueberzeugungen auf ihren Bänken ſahen, hatte der Prätendent des erſten Kaiſerthrons ſeinen Sitz aufgeſchlagen, im Elyſée der des zweiten, während das Palais-Royal die Wohnung eines Philipp Egalité und Ludwig Philipp war, von denen der eine durch die Revolution auf das Schaffot, der andere auf den Thron getragen wurde. Und wenn man dunkeln Gerüchten trauen darf, ſo ſind auch jetzt die Prätendentengelüſte nicht ganz aus dem Palais-Royal verſchwunden, wenn auch der beſcheidene Ehrgeiz des „rothen“ Prinzen nur ein „eventueller“ und nicht auf den Thron gerichtet iſt, ſondern nur auf den Präſidentenſtuhl der Republik, falls der Wogenſchlag einer neuen Revolution die Dynaſtie, Weib und Kind des dritten Napoleon, hinwegſpülen ſollte.

Durch die Paläſte des Louvre führt uns Ferdinand von Laſteyrie, der uns eingehend das Entſtehen und allmähliche Wachsthum des Königsſchloſſes ſchildert, aus welchem ſeit langer Zeit das Königthum und die dort thronende Akademie ausgewandert ſind. Wenig bekannt dürfte es ſein, daß eins der erſten Decrete der Proviſoriſchen Regierung von 1848 die Vollendung des Louvre befahl, daß General Cavaignac ein Geſetz zur Abſtimmung brachte, welches die Wiederherſtellung der beiden großen Säle, derjenigen Säle, welche derzeit der franzöſiſchen Malerei gewidmet waren, und des Apolloſaals beſtimmte und daß die Conſtituirende Verſammlung einem Plan von Visconti ihre Zuſtimmung gab, der mit geringen Abänderungen auch ſpäter befolgt worden iſt. Napoleon III. trat alſo nur die Erbſchaft der von ihm zertrümmerten Republik an, als er den Visconti'ſchen Plan ausführte. Laſteyrie tadelt auch die Ueberladung des Neubaues mit überflüſſigen Ornamenten und daß Visconti unglücklicherweiſe die Größe nur in der Maſſe ſuchte, daß die vier ungeheuern Pavillons, welche die unermeßlichen Hauptgebäude einrahmen, das alte Louvre erdrücken, die Galerien belaſten und das Schloß der Tuilerien verdunkeln. Dennoch ſagt er:

> Der neue Louvre iſt das größte Bauwerk der jetzigen Re- gierung, eins von denen, welche die Nachwelt ohne Zweifel am meiſten bewundern wird. Welche Fehler man ihm auch vor- werfen könnte, dieſe prachtvolle Geſammtheit von Gebäuden, vom Platze des Carouſſel aus geſehen, mit der grünen O[...] welche ſo glücklich deren Mitte einnimmt, imponirt ſchon durch ihre Maſſe ſowie durch die Entwickelung ihrer Linien und em- pfiehlt ſich auch dem Anſpruchsvollſten durch eine Menge geſch[...] behandelter Einzelheiten. Man hätte zweifelsohne Beſſeres leiſ[...] können, aber wie groß auch die Unvollkommenheiten des Bau- werks ſein mögen, etwas ſo Mächtiges läßt denjenigen ni[...] gleichgültig, der es zum erſten mal betrachtet.

Laſteyrie urtheilt alſo weit günſtiger über den neu[...] Louvre, als Victor Fournel in ſeinem Werke „Paris nou- veau“, welcher den Ausſpruch Montalembert's citirt un[...] unterſchreibt, daß das Schloß in den Augen der Nachw[...] der koloſſale Typus des ſchlechten Geſchmacks bleib[...] werde, und hinzufügt: „Der Baumeiſter hat ſein[...] Werk den überladenen Schmuck einer Parvenue geg[...] Man möchte auf daſſelbe das Wort des alten Mal[...] anwenden, das er ſeinem Collegen zurief: «Da du ſ[...] nicht ſchön machen kannſt, haſt du ſie reich gemacht[...] Es findet ſich keine Spur einer erhabenen Idee, überha[...] einer Idee, in dieſem prahleriſchen Getümmel von Det[...] welche, an und für ſich betrachtet, nicht ohne Verd[...] ſind, aber nur zuſammengeſtellt ſcheinen, um ſich geg[...] ſeitig zu ſchaden, und die ich mit jenen großen Orch[...] concerten vergleichen möchte, wo keine melodiſche Ph[...] ſich aus der Sündflut der Noten und dem Lärm [...] Inſtrumente loszuringen vermag, wo der Vollklang [...] Muſik die Sinne berauſcht, aber nicht zum Geiſt und [...] Seele ſpricht. Die Kunſt hat dort eine jener groß[...] Gelegenheiten verloren, deren ſich in einem Jahrhu[...] nicht zwei finden, ſelbſt bei ſolchen Präfecten wie [...] Haußmann. Der neue Louvre iſt groß in ſeiner A[...] dehnung, aber nicht groß durch ſeinen Gedanken [...] ſeinen Stil.“

Was das Palais Elyſée betrifft, deſſen Berühm[...] erſt ſeit der Präſidentſchaft des jetzigen Kaiſers [...] deſſen Garten unſer Autor den ſchönſten und maleriſch[...] von allen Gärten in Paris nennt, ſo erfahren wir, [...] dies reizende Schloß lange Jahre hindurch der Frau [...] Pompadour gehörte, die auf ſeine Verſchönerung bed[...] tende Summen verwandte. Welche wechſelnden Geſch[...] in ſeinen Räumen abſpielten, beweiſt wol die folg[...] idylliſche Anekdote, wenn man ſie mit den Geheimni[...] jener Decembernacht vergleicht, die dem Staatsſtreich [...] ausging, als Eugenie Montijo das telegraphiſche Kla[...] ſpielte und hier nicht ein Spiegel, ſondern die Rep[...] in Scherben geſtoßen wurde:

> Unter Frau von Pompadour ſah das Elyſée glänzende F[...] Alle Welt kennt den burlesken Vorfall, welcher eines derſ[...] ſtörte. Man lebte damals in der ſchönen Zeit der Schäſ[...] Watteau's. Der Anordner des Feſtes hatte nichts Scharſſinnig[...] res erfinden können, als dieſe in Scene zu ſetzen. In eine [...] legene, ganz von Spiegeln und Lichtern ſtrahlende Gal[...] hatte man eine kleine Heerde wirklicher, wohlgebadeter, wohl[...]

Digitized by Google

ımter, roſa oder grasgrün bebänderter Schafe gebracht, von ꝫſchen, in Atlas von denſelben Farben gekleideten Schäfern ihrt. Es war eine Ueberraſchung, ein Theaterſtreich, den man bereitet. Auf ein gegebenes Zeichen öffnen ſich die Thüren, Geſellſchaft iſt außer ſich vor Entzücken über dieſes reizende d; aber die Schafe, nicht weniger überraſcht, werden wild fliehen in Unordnung ans Ende der Galerie. Verwirrt Schrecken ſtürzt ſich ein ſchöner Widder mit vergoldeten nern, als er ſein Bild im Spiegel des Hintergrundes ſieht ſich einem Feinde, einem Nebenbuhler gegenüber glaubt, dieſen los, gefolgt von ſeiner ganzen Heerde, zertrümmert Spiegel in tauſend Stücke, zerreißt die Meubles in Fetzen, rend am andern Ende der Galerie die Damen in Ohn-ht fallen und die Herren ſich todtlachen wollen.

Die Tuilerien ſchildert uns Arſène Houſſaye in jenem elnden Feuilletonſtil, den der Exdirector des Théâtre çais vollkommen in ſeiner Gewalt hat. Und in der t braucht es hier keiner allzu glänzenden Phantaſie, verſchwenderiſch eine Fülle von Beziehungen und logien mit vollen Händen auszuſtreuen. Hier herrſch- die Könige und Kaiſer, die ſich ablöſten im Lauf der en hundert Jahre und aufeinanderfolgten, ein viſio-r Zug wie der von Banquo's Sprößlingen, nur nicht dem gleichen Recht der Legitimität; dreimal ſtürmte millionenköpfige Souverän, das Volk von Paris, dies loß; hier tagte der Nationalconvent der großen Re-tion, hier der Wohlfahrtsausſchuß, der Rath der Zehn: Einige Männer, ohne andern Titel als den der Reprä-nten des Volks, in einem kleinen Zimmer um einen mit em Teppich behangenen Tiſch verſammelt — das war nichts, den Geiſt des Publikums ſehr beſchäftigen konnte. Und wol ſind von dieſem Ausſchuß, dem wahren ſchwarzen et der Revolution, die großen Maßregeln oder, beſſer ge-die großen Blitzſtrahlen ausgegangen, welche die Auf-e im Innern und die feindlichen Heere draußen überra-, erdrücken, vernichten ſollten. „Zuweilen hörte ich nichts", Carnot, „nicht ein Wort, nicht einen Athemzug, nichts as Geräuſch der Federn, welche über das Papier liefen." dieſes unbedeutende Geräuſch ſetzte ungeheuere Kräfte in gung.

Vom 1. Februar 1800—14 herrſchte hier der Kaiſer, ich das Gekrönte Volk nannte.

Im Jahre 1848 verfügte eine proviſoriſche Regie-, daß die Tuilerien ein Hospiz für Civilinvaliden n ſollten; 1849 war die Kunſtausſtellung in dem ſchloſſe; 1852 wurden ſie der Palaſt Napoleon's III. rſène Houſſaye ſchildert die innere Einrichtung des ſſes, die verſchiedenen Säle, Galerien und Gemächer. Säle ſind neu geſchaffen, ein blauer, ein grüner und oſafarbener. Der roſafarbene Saal iſt der Saal lumen:

er Dichter Saadi würde es beſſer verſtehen als ich, dem en Saal der Blumen zu ſchildern, er, deſſen Muſe die voll Roſen hat. Er würde alle Wohlgerüche duften welche ſeinen ſtrahlenden Himmel durchwallten, und alle hautropfen ſammeln, die er zu echten Perlen geſtaltete. at vielfach die Wunder des Tempels Salomonis geprie-er damals war die Kunſt von der Pracht des Materials ; man hatte nichts Schöneres zu erdenken gewußt, als nde mit Goldplatten zu belegen. In Spanien, dem der Sonne und der Zaubereien, hatte man im Palaſte en Retiro nichts Beſſeres gefunden, als die Wände eines le mit tauſend Spiegeln zu bekleiden, welche ins Un-die Granden und Donnas widerſtrahlten. Beim Ein-den Saal der Blumen wird der Blick alsbald von dem angezogen, wie wir in einer Landſchaft zuerſt nach immel aufblicken. Die drei Grazien, jene drei theolo-giſchen Tugenden der Heiden, umkränzen das Medaillonbild der Kaiſerin mit Blumen. Rings umher ſind die Künſte mit ihren Attributen dargeſtellt. Ein den Alten bekannter Genius, wel-cher in den wiederaufgefundenen Frescogemälden bald den Zirkel, den Pinſel, die Lyra und den Meißel in Händen hält, formt in pariſchem Marmor die Geſtalt einer jugendlichen Mut-ter. Andere Genien tragen in einem Blumenkorbe den kaiſer-lichen Prinzen, wecken die noch ſchlafende Aurora und verjagen die Wolken, um einen heitern Himmel zu ſchaffen. Dieſer ſchöne Himmel iſt noch auf dem Karnieſe ſichtbar, aber er ver-liert ſich da hinter einem vergoldeten Gitter unter Gewinden von Blumen, welche dort in ſo großer Anzahl aufblühen, daß man glauben könnte, alle verlorenen Paradieſe zu durchwan-deln. In dieſem Saale befinden ſich ſechs Thüraufſätze, auf denen der Maler Blumen ſymboliſirt hat. Das Bild über der Eingangsthür — eine träumeriſche mit Sternen gekrönte Ge-ſtalt unter der Mondesſichel — iſt die Penſée. Möge uns das Symbol nicht trübe ſtimmen; im Blumenſaale hat auch der ernſte Gedanke roſige Reflexe, und nur die Poeſie hat hier Bür-gerrecht. Der Maler, mehr noch mit der Palette als mit der Idee beſchäftigt, hat auf einem zweiten Thürſtücke Feldmohn und Kornblumen ſymboliſiren wollen. Eine wundervolle Auf-gabe für den Farbenkünſtler! Seinen Gedanken hat er folgender-maßen ausgedrückt: eine Chloë bekränzt ſich mit Mohn vor einem Spiegel, den ihr Amor vorhält; an ihrer Seite ſchlum-mert eine Phyllis, mit einem Kranze von Kornblumen, und ein anderer Amor verſucht ſie mit einer Kornähre aufzuwecken. Die Aehre, welche den abgeſtumpften Pfeil der Alten erſetzt, deutet an, daß es nicht allein Kornblumen und Feldmohn bei der Ernte gibt. Das Sinnbild des Veilchens bildet das dritte Thürſtück: das Veilchen wächſt im Schatten des Lorbers. Das vierte Thürſtück iſt die Geſchichte der Waſſerblumen. Welche ſchönen Wechſelgeſänge laſſen dieſe Najaden ertönen, bekränzt von Seeroſen und Schilf! Ferner iſt das Maßliebchen da und die Roſe. Das Maßliebchen erzählt immer dieſelbe Geſchichte: „ich liebe dich — ein wenig — von Herzen — über alle Ma-ßen!" Es iſt das Feldorakel — ein Orakel, das die Zerſtörung ſeiner Tempel nicht zu fürchten hat. Wie aber ſymboliſirt der Maler die Roſe? Sehr einfach! Er zeigt uns Aurora, die Tochter Homer's mit ihren Roſenfingern. Dieſe Gemälde ſind von Charles Chaplain, einem ganz franzöſiſchen Maler, der in ſeiner Weiſe die Tradition der Lemoyne, Boucher und Frago-nard fortſetzt. Aber obwol er ſo ſehr Franzoſe iſt, möchte ich doch einen leiſen Anflug engliſcher Manier in ihm finden. Lawrence würde ſich in dieſen Thürſtücken zu erkennen glauben. Freilich war Lawrence Franzoſe, ohne daß er es ahnte. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dieſer Malerei, die ſo jugendlich friſch auf uns niederlächelt und uns durch Roſen-wangen und blonde Locken entzückt. Ein milder Sonnenſtrahl, der leuchtet ohne zu brennen, hat dieſe Schöpfungen verklärt. Wir ſind vom Realismus weit entfernt; aber dieſe holden Ge-ſtalten loben das ſchöne Leben der Kunſt. Es iſt ein keuſcher Decameron, wo ſicherlich reizende Dinge erzählt werden.

„Das Rathhaus" ſchildert uns P. Lanfrey, einen der Mittelpunkte der pariſer Geſchichte. Hier, wo Marcel und ſeine Bürger den Kampf mit den Königen aufnahmen; wo die Commune, die Seele der franzöſiſchen Revolution, ihren Sitz hatte und wo Chaumette mit ſeinen Atheiſten die Göttin der Vernunft erfand, herrſcht gegenwärtig der Präfect Haußmann, der ſich eine Göttin der Vernunft nicht anders denken kann als einen Zirkel und das Win-kelmaß in der Hand, auf demolirten pariſer Stadttheilen ſtehend und mit dem Finger hinausdeutend auf eine neue unermeßliche Boulevardslinie, die ſich in blauer Ferne verliert.

Dem von den Fremden vielbeſuchten Ausſichtsthurm Saint-Jacques, von deſſen Zinne man über das Häuſer-meer von Paris einen großartigen Ueberblick hat, wid-met Eduard Plouvier eine intereſſante Skizze, welche bis

Digitized by Google

auf die älteſte Geſchichte der Kirche und des ſie umgebenden Stadtviertels der Fleiſcher und Wechsler zurückgeht. Schlächtereien und Gerbereien umgaben früher das Heiligthum, deſſen ausgedehntes Aſylrecht es zu einer Zufluchtsſtätte für vornehme Verbrecher, aber auch für Strolche, Trunkenbolde, Zigeunerpack und Landſtreicher aller Art machte. Hier verſammelten ſich auch unter Ludwig IX. die Wundärzte und hielten Vorleſungen über ihre damals noch in der Wiege ſchlummernde Kunſt. Mit der Geſchichte dieſes Thurms ſind die Namen Nikolaus Flamel und Pascal verknüpft, welcher letztere auf dem Thurm phyſikaliſche Experimente machte über das Gewicht der Luft. Flamel, der Schönſchreiber in der Schreibbude am Portal der Kirche, war einer der größten Wohlthäter von Paris (geb. 1340), der 14 Hospitäler ſtiftete und der erſte Begründer der „Arbeiterſtädte" (cités ouvrières) war. Und ſo reich wurde der Schönſchreiber durch die Schriftwerke, die er den reichen unwiſſenden Leuten ſeines Viertels anfertigte, nicht durch den Stein der Weiſen und die Hülfe des Teufels — die Scribe und Sardou ſind die jüngſten Nachfolger dieſes erſten écrivain, der ſich durch ſeine Feder bereicherte.

Eine Beſchreibung der berühmten Säulen und Triumphbogen von Paris bietet im ganzen wenig Neues. Einen eigenthümlichen Geſchmack bekunden die Reliefs der Porte Saint-Martin, auf dem bekanntlich der König Ludwig XIV. als Hercules völlig nackt dargeſtellt wird mit der Keule in der Hand, auf einem Haufen Leichen ſtehend. Vielleicht machen auch wir noch ſolche Fortſchritte auf dem Gebiet der unbefangenen Antike, daß auch Graf Bismarck, der Eroberer von Hannover, in ſolch antiker Nacktheit unter den Linden hingemeißelt wird, wie der Eroberer der Franche-Comté vor der Vorſtadt Saint-Martin.

„Das Pantheon" wird von Edgar Quinet mit einer für die Vorkämpfer des Geiſtes und der Menſchheit begeiſterten Wärme dargeſtellt. Baumeiſter Soufflot ſollte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein ſteinernes Denkmal jener Legende errichten, deren Heldin die Schäferin von Nanterre iſt. Als die Hunnen und Attila herannahten, verkündigte ſie, daß der Barbar Paris keinen Schaden thun werde. Sie wurde als Heilige und Schutzpatronin verehrt, als ihre Wahrſagung ſich erfüllte. Dieſe erſte Johanna d'Arc, die dem Scheiterhaufen glücklich entging, hieß Genoveva. Doch was war der Zeit der Pompadour und des Generals Soubiſe die fromme Schäferin, was waren ihr Attila und ſeine Hunnen? „Soufflot, ein Freund Voltaire's und der Philoſophen, hat dies ganze Gebäude gleichſam in das Licht des 18. Jahrhunderts getaucht, daſſelbe umflutet die Colonnade, ſteigt empor und ſchimmert unter der Kuppel, ſelbſt in die Grüfte begleitet uns dieſer Lichtſtrahl des Geiſtes. Wenn das Gebäude überhaupt einen Charakter hat, ſo iſt es der, aus Licht gebaut zu ſein. Wo aber iſt, inmitten dieſer Klarheit, der Altar des Myſteriums? Ich ſehe keinen Platz dafür!"

Die Conſtituante gab dem Pantheon die Inſchrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland!" In Wahrheit wußten die Franzoſen mit dieſer Denkhalle ihrer großen Männer nicht viel anzufangen. Mirabeau kam ins Pantheon, doch auch Marat und General Lannes, vor allem Voltaire und Rouſſeau, deren Gebeine die Reſtauration, tempelſchänderiſch aus lauter Frömmigkeit, aus den Särgen herausriß und in eine Kloake in der Nähe der Seine warf. Doch Rouſſeau und Voltaire überleben die Reſtauration. Das Pantheon ſteht leer, weil, wie Quinet ſagt, den Franzoſen ein geiſtiges Pantheon fehlt, ein idealer Tempel der Gewiſſenhaftigkeit, der Vaterlandsliebe und Freiheit im Herzen und im Hauſe jedes Mannes:

Dies Gebäude, das auf lebendigen Säulen beruht, würde keiner Pfeiler und keiner Eiſenklammern bedürfen, um ſtolz zum Himmel aufzuſtreben. Solange daſſelbe aber nicht im Innern jedes Franzoſen zu finden iſt, wollen wir auch nicht daran denken, die Pforten des ſichtbaren Hauſes der Bürgertugend und Unſterblichkeit zu eröffnen. Solange das Gewiſſen der Menſchen von dem Dogma beherrſcht wird, daß nur der Starke recht hat, iſt ein Pantheon unmöglich, denn es bliebe leer und wenn es bis zum Giebel mit Marmorbildern angefüllt wäre. Welche Bedeutung hätten wol Menſchen von Stein für ſteinerne Menſchen? Die Todten ſind geduldig. Sie mögen warten.

Die „Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris" ſchildert uns ein anderes Heft des überſetzten „Paris Guide", Alphonſe Karr, deſſen Neigungen bekanntlich der friedlichen Beſchäftigung des Gärtners zugewendet ſind und der ſeine Blumen gegenwärtig in Nizza pflegt, ſchildert uns „Die Blumen in Paris". Er rühmt jene neuangelegten Squares, die poetiſche Seite der Haußmann'ſchen Revolution, welche das alte Paris aus den Angeln hebt; er rühmt ſie nicht nur wegen der friſchen Luft, welche die Bewohner der umgebenden Stadtviertel hier in nächſter Nähe ſchöpfen können, ſondern auch wegen anderer Vortheile, die ſie gewähren:

Oft habe ich an das Schickſal der armen Mädchen aus dem Volke gedacht, die gezwungen ſind, ihr ganzes Leben im Mittelpunkte der Stadt, in dieſen ungeſunden und dunkeln Bezirken zuzubringen, denen nie die erſten Liebesgeſtändniſſe ins Ohr oder Herz dringen als auf den Treppen, die nach ſaurem Kohl riechen, oder unter den Thorwegen, wo ein giftiger Dunſt ſich erhebt von Schmuz und verfälſchtem Wein. Dank ſei es den mit Bäumen bepflanzten Plätzen, den öffentlichen Gärten, welche in jedem Stadtviertel angelegt ſind; es iſt jetzt nicht mehr ſo.

„Die Boulevards von der Porte St.-Martin bis zur Baſtille", den volksthümlichern Theil der alten Boulevards ſchildert Paul de Kock, die faſhionable Seite der Boulevards von der Porte St.-Martin bis zur Madeleine E. de la Bedollière, der uns namentlich die Phyſiognomie der „Paſſagen", wie ſie ſich zu den verſchiedenen Tageszeiten geſtaltet, mit treffenden Umriſſen zeichnet. Die Paſſagen bieten Hinterhalte für eine Menge von Perſonen, denen hier der Vorübergehende nicht entgehen kann. Hier wird der Schuldner von ſeinem Gläubiger aufgeſucht; der Beamte von ſolchen, die ſich um eine Stelle bemühen; der Theaterdirector von jungen Leuten, die ein Manuſcript beim Caſtellan der Variétés eingereicht; der Kapitaliſt von dem Schwindler, der ein glänzendes Unternehmen in Ausſicht ſtellt. Auch die Verabſchiedeten, die Spieler von Profeſſion, die Parias, die Hungerleider, die Opfer des Müßiggangs und der Ausſchweifung treiben ſich hier umher, das bettelnde Elend im ſchwarzen Frack. Um 6 Uhr nahen die Inſaſſen der Vorſtadt:

Die Bewohner der Stadtviertel Bréda und Notre-Dame-de-Lorette kommen nunmehr, ſich des Boulevard zu bemächtigen. Dieſe Region wird ſchon im voraus durch das Geſim-

Digitized by Google

des Steinkohlenſchmucks, durch Moſchusduft, das Rauſchen der ſeidenen Kleider angekündigt. Einige von dieſen Amazonen, kriegeriſch bewaffnet, tragen ſtatt der Achſelbänder Epauletten von Poſamentierarbeit, falſche Perlenſchnüre, ſtatt der Soldatenmützen Aufſätze mit Federbüſchen von der Art, wie ſie im Mittelalter getragen wurden. Andere haben alle Erfindungen des „Moniteur de la Coiffure" erſchöpft; unter ihren Teller- oder Untertaſſenhüten quellen ungeheuere Chignons hervor, bereichert durch die Beſchlagnahme des Haarwuchſes der bretagner Mädchen.

Der Jockeyclub, das Café Helder mit ſeinen Offizieren und Seeoffizieren, und die andern Merkwürdigkeiten der faſhionabeln Boulevards ziehen wie die Bilder einer Camera-obſcura vor unſern Blicken vorüber.

Glänzend geſchrieben ſind die Skizzen von Amadée Achard: „Das Holz von Boulogne. Die Champs Elyſées. Der Wald und das Schloß von Vincennes." Eine Fülle von hiſtoriſchem Detail iſt hier ohne Aufdringlichkeit glücklich in pikanten Feuilletonſtil gekleidet. Der Bois de Boulogne mit ſeinen Grenzſtädtchen Paſſy, Auteil, Neuilly, Boulogne hat ſeine Geſchichte. Es iſt der alte Wald von Rouveray, wo Philipp Auguſt und ſpäter Ludwig XI. jagten und in welchem der Dichter Arnaud Catelan trotz des Geleitbriefs, womit er verſehen war, als er vom Hofe der ſchönen Beatrix von Savoyen, Gräfin der Provence, ſich nach der Hauptſtadt von Frankreich begeben wollte, ermordet wurde. Seitdem iſt genug Blut im Bois de Boulogne gefloſſen bei Duellen und Raufereien, welche dort ihre Lieblingsſtätten haben. Dort auf den Lehnsgütern der durch die Revolution zerſtörten Abtei Long-Champ iſt jetzt auch der große Hippodrom der Société d'encouragement in Paris, welche der Rennbahn von Epſom vollkommen gleichkommt. Die Wettrennfeſte ſind auch hier Sache der Mode geworden und verſammeln die feinſte Ariſtokratie, die ſich von den Biches und Cocottes hier und nur hier ſtreng abſperrt. Eins der glorreichſten Ereigniſſe des Hippodrom war das Erſcheinen des Gladiateur, der über die ſtolzen engliſchen Roſſe den Sieg davongetragen:

Eines Tags — es ſind jetzt zwei Jahre her — erſchien ein Pferd in dieſem Bezirk, wo Iſabelle, das Blumenmädchen, ihre Roſen und ihre Veilchen aus Parma feilbietet. Plötzlich wurde die Verſammlung von einem anhaltenden Zittern und Beben ergriffen, der Gladiateur hielt ſeinen Einzug! Es war ein Rauſch, gleich einem Anfall von plötzlichem Wahnſinn, der ſich der Menge bemächtigte. Jeder ſtand auf, ein allgemeines Schreien und Händeklatſchen. Es gab Menſchen darunter, welche behaupteten, nun habe Frankreich ſich für Waterloo gerächt. Einige Herren, ſo ſtolz und glänzend wie ehemals die Ritter, wenn ſie aus Paläſtina zurückkehrten, erzählten, daß ſie den Gladiateur geſehen, die glücklichſten hatten ihn berührt. Einer von ihnen zeigte ein Haar aus ſeiner Mähne; eine vornehme Dame bat ihn, es ihr zu ſchenken, um es in einem Medaillon am Halſe zu tragen, und all die jungen Leute drängten ſich wetteifernd um den Helden des Tags, folgten ſeinen Schritten in größerer Begeiſterung, als ob ſie einer Fahne gefolgt wären.

Amadée Achard erwähnt zwar, daß die hundertjährigen Eichen im Bois de Boulogne eine Seltenheit geworden ſind; aber er betont nicht hinlänglich, daß dies Gehölz überhaupt nur ein Spazierpark iſt von meiſtens jungen Anpflanzungen und ſich jeden Vergleich mit dem berliner Thiergarten verbitten muß. Es iſt ein beſcheidenes Maß von Romantik, mit welchem der Pariſer fürliebnimmt; die Natur wirkt nur mit als Decoration.

Etwas naturwüchſiger iſt der Park von Vincennes, deſſen See des Minimes es mit dem Teich des Biches aufnehmen kann und der manche ſchöne Schattenpartien und maleriſche Baumgruppen enthält. Hier ſpielt indeß die Mode keine Rolle, nur die Idylle, die ſich mit weißen Hemdärmeln im Grünen lagert. Die Citadelle von Vincennes, die etwas düſter auf den ſchönen Park herniederſchaut, hat weniger idylliſche Erinnerungen aufzuweiſen. Der Thurm, der als Staatsgefängniß diente, greift mächtig in die Geſchichte Frankreichs ein, und viele der bedeutendſten Männer dieſes Landes haben ihn bewohnt, von den Helden der Fronde bis zu Mirabeau, dem Vater und dem Sohn, bis zu Polignac und den andern Miniſtern Karl's X. Für die Napoleoniſche Dynaſtie birgt das Fort von Vincennes eine unliebſame Erinnerung; hier war es, wo 1804 auf des Kaiſers Befehl der Herzog von Enghien, der letzte jenes berühmten Stammes der Prinzen von Condé, in den Laufgräben erſchoſſen wurde.

Etwas verworren und ſchwülſtig geſchrieben iſt der Aufſatz über das „Marsfeld" von Félicien Mallefille, der namentlich an die geſchichtlichen Erinnerungen des Föderationsfeſtes anknüpft. Dagegen folgen wir mit Intereſſe dem Photographen und Luftfahrer Nadar in die „Katakomben" von Paris und in jene Höhen von wo aus man die Weltſtadt in der Vogelperſpective erblickt. Wir fahren mit ihm auf einem kleinen offenen Wagen über die Schienen der Unterwelt mit einem donnerähnlichen Geräuſch, welches indeſſen nicht hindert, das dumpfe Rollen der über den Köpfen dahinfahrenden Wagen zu vernehmen. Es geht ſo ſchnell vorwärts, daß es kaum möglich iſt, auf den Bezirksſchildern die weißen Buchſtaben auf blauem Grunde zu unterſcheiden und die Namen der Stadtgegenden zu erfahren, unter welchen wir dahinfahren. Die großen Kuppelgewölbe, zu denen ſich an einigen Kreuzwegen die Bahn erweitert, bilden eine Art von heimlichen Coliſeen, unterirdiſchen Truppenſtationen für ſtrategiſche Vorſichtsmaßregeln. Ein acherontiſches Bild entrollt die folgende Schilderung:

Die Stiefel unſerer Läufer klappern in der ſchrecklichen Näſſe auf den überſchwemmten Trottoirs. Der Weg ſenkt ſich, die Ueberſchwemmung nimmt zu. Sie ſinken bis zu den Knien ein, laufen aber immerfort. Um uns her iſt nichts als Gerieſel, Pfuhle, Abflüſſe, Traufen und hervorſickerndes Waſſer. Die ganze Umgebung hat ſich in tiefe Finſterniß gehüllt. Durch die ſchweren Dünſte, welche den Raum erfüllen, verbreiten unſere Lampen nur ein mattes Licht. Einem unheimlichen Gefühl folgt ein Schauder und dem Schauder eine peinliche Beklemmung. Jetzt ſind wir in den alten Kloaken, da, wo vor kaum 60 Jahren niemand gewagt hätte, einzudringen, und halten an einem der düſterſten Kreuzwege der Katakombe. Wir ſehen nichts als Luftlöcher, Rinnen, Pfähle, Heber und Speiröhren, durch welche das Waſſer ſich ergießt, ein ungeſtalter Knäul von Unrath und Schläuchen.

C'est le noir rendez-vous de l'immense néant.

Es gibt verſchiedene Flächen oder Etagen in dieſer Pfütze. Was noch an Raum zwiſchen dem Waſſer und dem Stein übrigbleibt, iſt mit unnennbaren Dingen vollgeſtopft, welche beunruhigend ſind und dem Staubregen den Platz ſtreitig machen. Ungeheuere Ketten, ganz verroſtet, führen zu einem höhern Theil des Bogens und ſcheinen ſich noch mehr Gewicht zu geben, um den Einſturz zu beſchleunigen. Dieſe durch das Verkalten zuſammengelötheten Blöcke, wurden ſie nicht durch eine

Digitized by Google

geheime Macht hier ſo geſchafft zu irgendeinem grauenhaften Werke? Zwiſchen den ſchiefſtehenden Pfeilern der feuchten, bemooſten Mauer und dieſem rieſigen Eiſenwerk kann unſer beherter Wagen nicht mehr vorwärts kommen. Wird er aber zurückkönnen?... Dies iſt das entſetzliche Barathron!...

Unter, über, vor, hinter uns, überall Waſſer, ſchlammiges, ekelerregendes Waſſer, mit allen ſeinen verſchiedenen Tönen; man vernimmt ein Gebrüll, ein Schluchzen, ein Spritzen und Sprudeln, ein Knurren und Gurgeln in allen Ecken. Endlich werden wir zurückgeſchoben, der Schauder iſt gewichen, und von dieſen Schreckbildern befreit, rollen wir durch eine neue Serie von geraden oder krummen Wegen.

In den übrigen Werken finden ſich wenig Beiträge zur Topographie von Paris. Die „Lebenden Bilder" (Nr. 3) ſchildern uns die Einweihung des Boulevard Prince Eugène und geben ein ungefähres Bild dieſer durch den Faubourg Saint-Antoine, das Hauptarbeiterviertel von Paris, ſich erſtreckenden Straßenlinie. Die Feierlichkeiten auf der Place du Trône, bei denen das unheimliche Geſpenſt des Attentats nicht fehlte, werden mit vieler Lebendigkeit geſchildert. Die Begeiſterung des Verfaſſers für die Schönheit dieſes Platzes können wir indeß nicht theilen; er hat etwas Oedes und Todtes, ihm fehlen die impoſanten Häuſerfronten, und der heilige Ludwig und Philipp der Schöne blicken von den hohen doriſchen Säulen etwas fremdartig auf den Faubourg Saint-Antoine herab. Die Place du Trône iſt nicht Mode, und was in Paris nicht Mode iſt, das trägt den Stempel des Verlaſſenen und Verödeten.

Die „Straßenphyſiognomien", welche F. C. Peterſſen in ſeinem „Pariſer Leben" (Nr. 5) abphotographirt, ſind eigentlich geeignetere Vignetten für die Phyſiologie als für die Topographie von Paris; doch erhalten wir auch ein Bild von dem äußern Ausſehen der Straßen. Peterſſen hat einen ſcharfen Blick für das Klein- und Stillleben, für das Detail des Verkehrs; er weiß uns ein Ladenfenſter mit großer Anſchaulichkeit zu ſchildern, mit demſelben Geſchmack, mit dem es arrangirt iſt. Selbſtverſtändlich verfällt der Genremaler oft in das Triviale und Alltägliche: nicht alle Geſtalten und Einzelheiten, die er uns vorführt, haben eine charakteriſtiſche Bedeutung; es läuft vieles mit unter, was uns auch in einer deutſchen Provinzialſtadt begegnen kann und was durchaus nicht den Farbenaufwand verträgt, der daran verſchwendet iſt. Nicht jeder Material- und Schnittwaarenladen der Rue Dauphine und der Rue Montmartre hat ein Recht auf photographiſche Verherrlichung; die Stammgäſte eines jeden Reſtaurants wollen wir nicht ſilhouettirt ſehen. Gleichwol bleibt noch immer genug übrig, was für jene Straßen und für das eigenthümliche pariſer Leben charakteriſtiſch iſt.

In der Rue Dauphine ſchildert der Verfaſſer das ganze Quartier latin; er bevölkert uns jeden Laden, mögen nun Mimi Pinſon's ſpiritusgeſättigte Früchte und die luftdicht verſchloſſenen Geiſter Abſynth und Wermuth, Magenbitter und Cognac am Fenſter ſtehen oder die Unausſprechlichen und andere kokett ausgeſpannte Meiſterwerke von Atlas und Leder, mit den Studenten und Griſetten des Viertels. Der Wurſt- und Weinladen, der Eckenſteher und der Antiquar erſcheinen in ſaubern Vignetten. Die Darſtellung iſt ein mit der Feder hingemaltes Stillleben; die Poeſie eines Wurſtladens kann nicht mit mehr Grazie und Naturwahrheit ans Licht geſtellt werden als in der folgenden Stelle:

Der Balkon eines erſten Stockwerks trägt ſtatt des [illegible] tuellen Eiſengitters eine Reihe zierlichſt gedrechſelter [illegible] deren Anblick aber, trotz ihrer Zierlichkeit, in Bezug auf [illegible] tik nur einen befriedigenden Eindruck im Magen hinterläßt. [illegible] den Laden, der unter dieſem Aushängeſchilde in die Oeffentlichkeit ſchaut, betreten die jungen Fräulein. Fürwahr, ein [illegible] licher Laden! Der abſoluteſte Materialismus in Hüllen, [illegible] den ſentimentalſten Poeten zum Beſteigen des Pegaſus begeiſtern könnten. Leiſe anſteigend erhebt ſich hinter dem Fenſter [illegible] weites Feld, bedeckt mit weichem Papiermooſe blauweißer [illegible] Auf dieſem Felde ruhen, verſchämt in Gras vergraben, [illegible] von grünen Tannenreiſern, und in der lieblichſten Verwirrung die hervorragendſten und ſeltenſten Erſcheinungen im Gebiete der höhern und niedern Wurſt- und Paſtetenmacherei. [illegible] von einem Bollwerk mattroth erglänzender Boudins, ſtreckt [illegible] dort, eingehüllt in flimmernden Stanniol, die claſſiſche [illegible] Lieblingswurſt Heine's neben den in Terrinen gelagerten Delicateſſen von Tours und Strasburg. Prächtige [illegible] mainzer Schinken wölben ſich in lieblicher Bräune neben [illegible] Hügeln delicater Bratwürſtlein von matterer Farbe. [illegible] glänzt hier in zartem Roſa der Schnitt einer geräucherten [illegible] während dort der auch von den Pariſern geſchätzte [illegible] ſeine rothweißen Netze wirft. Aus ſchneeweißen Fettaugen [illegible] ringsum, angeſchnitten, das Seltenſte und Delicateſte der [illegible] Charcuterie. Kleine viereckige Blechbüchſen endlich enthalten [illegible] Vertriebs-Privilegium der franzöſiſchen Wurſthändler, eingemachte Sardellen. Mademoiſelle Titi beſchafft ſich hier ihren [illegible] an „italieniſchem Käſe" und Leberteig. Vielleicht wandert [illegible] eine Schweinszunge, eine Schnitte von jenem mit einer [illegible] von geröſteten Brotkrumen überzogenen Schinkenberge oder [illegible] mageres Schweinspfötchen mit. Das ſind einmal die Grundlagen ſtudentiſcher Gelage und Eſſen.

Die „Rue Montmartre", das zweite Kapitel der „Straßenphyſiognomien", gibt Stoff zu noch umfaſſenderer Darſtellung, welche ein Bild des Straßenlebens durch den ganzen Stundenkreis des Tages und der Nacht [illegible] doch hier fehlt die eigenthümliche Belebung des Quartier latin, deshalb verflacht ſich die Schilderung hin und wieder in Allgemeinheiten ohne ſpecifiſche Färbung. [illegible] Marktſcenen, die ſich im Schatten der Kirche Saint-Euſtache abſpielen, ſind von friſcheſtem, echt franzöſiſchem Leben durchdrungen; auch das hier blühende [illegible] weſen wird in kecken pariſer Farben geſchildert:

Den König der Schuhflicker findet ihr hier, und [illegible] Eckenſteher, wie er origineller kaum im Lateinerland. [illegible] der alten Ueberlieferung, würde ſich der erſtere wol [illegible] Morgens ſeine enge, zwiſchen einen Brot- und einen [illegible] eingeklemmte Werkſtatt ohne den herkömmlichen gefiederten [illegible] fährten zu beziehen, der bei ihm ein prächtiger grüner [illegible] Dem Commiſſionär würde es nie einfallen, ſich auf [illegible] Poſten zu begeben, ohne im Intereſſe der eckenſteher[illegible] Menſchheit einen okergelb gefärbten Pudel mitzubringen. [illegible] eine probate Hülfsquelle gegen Vollblütigkeit gibt es [illegible] Geſtalt eines geräumigen Blutegelmagazins, vor deſſen [illegible] den ganzen lieben Tag ein Haufen neugierigen Volks [illegible] melt ſteht: ein rentables Geſchäft in Paris noch immer, [illegible] der bekannt gewordenen Unthaten des Dr. Sangrado, [illegible] nen Mann wohl nährend, wie der und jener von den Blutegelhändlern mit einem aus Erſpartem erworbenen [illegible] gütchen wohl belegen und darthun kann. Einzelne [illegible] Buchſtabengruppen, mit dem Prädicat zuſammengeſetzt: [illegible] erinnern uns ſchon mit Bezug auf manches vornehme [illegible] mündchen an das Sprichwort: „Es iſt nicht alles Gold [illegible] glänzt." Hebammenwohnungen mit grellcolorirten [illegible] ſchildern, liebliche Frauen nebſt krabbelnden Kindlein [illegible] rieſigen Kohlköpfen darſtellend, tauchen auf. Auch [illegible] bulen wohnen an der Rue Montmartre, wie uns [illegible]

Digitized by Google

ehrt; mit der ſchwarzen Binde über Stirn und Augen eine ntereſſante Erſcheinung, fürwahr! Es mehren ſich die Privat-tellenbureaux; an großen roth angeſtrichenen Metalltafeln die Borte: Bureau de placement, mit darübergeklebten beſchrie-enen Papierſtreifen, Stellengeſuchen und Offerten jeder Art. In vervielfältigter Anzahl produciren ſich ferner große vier-ckige gedruckte Reclamen hinter Glas und Rahmen von Deutſch-, Englisch-, Italieniſch- und Spaniſchlehrern; Empfehlungen von Meiſtern in der franzöſiſchen Rechtſchreibekunſt mit Verſprechen wenn nicht goldener Berge, ſo doch eines möglichſt geringen Verluſtes an goldener Zeit beim Erlernen der Wiſſenſchaft; hauerlich bunte Federzeichnungen mit dem Räuberleben ent-ehnten Sujets, von Leuten, die dem ſchlechtſchreibenden Publi-um den heilſamen Troſt ſpenden: mit ihrer Hülfe könne es ie ſchülerhafteſte Hand in Zeit von wenigen Wochen zu der hönſten Currentſchrift umbilden, und ſo ſich ſelber und dem Handel auf eine oder die andere Weiſe ganz erhebliche Dienſte leiſten; noch andere Schriftbilder, die auf den Nutzen der dop-pelten Buchführung hinweiſen und ſich mit dem Verſprechen tragen, dieſe Wiſſenſchaft gegen billiges Honorar in einigen wenigen Lectionen auch der ſchwächſten Intelligenz beibringen zu wollen; wieder andere, durch die den lernenden Schülern gleich einträgliche Stellen in großen Handlungshäuſern ver-ſprochen werden; et cetera.

Dieſe „Straßenphyſiognomien“ bilden für uns die Brücke von der Topographie der Weltſtadt zu ihrer Phy-ſiologie, jedenfalls der reichhaltigſten Fundgrube für den Touriſten, der Neues und Pikantes für ſeine Leſer aufſucht.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Unterhaltungslektüre.

Napoleon's letzte Liebe. Hiſtoriſcher Roman in ſechs Bän-den von Julius Bacher. Sechs Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 9 Thlr.

Verſchollen. Ein Roman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 4 Thlr.

In dieſen beiden Romanen ſind zwei Romangattungen rtreten, welche von dem Leſepublikum mit Vorliebe auf-nommen und deshalb von den Romanſchriftſtellern mit r entſprechenden Bereitwilligkeit dargeboten werden: die manhafte Verwäſſerung der modernen Geſchichte à la lühlbach, und die ſtark retouchirte Photographie aus un-m Geſellſchaftsleben mit einem Nabob als Helden, der rkleidet abends wie Harun oder wie der Prinz von erolſtein die Straßen durchſchweiſt und dann als loh-nde, reſp. ſtrafende Vorſehung in die Schickſale der zelnen eingreift. Poeſie pflegt in beiden Romangat-igen nicht ſonderlich viel vorzukommen, ſtatt deſſen l Breite, nicht epiſche, ſondern die Breite des aus-treckten Kautſchuks, und dieſer hat ſich beſonders cher in „Napoleon's letzte Liebe“ (Nr. 1) befliſſen. r Autor hätte recht gut und zu ſeinem, wenn auch ht finanziellen, doch literariſchen Vortheil den Inhalt ſechs Bände in einem einzigen Bande erzählen kön-. Iſt die flüchtige letzte Liebe eines nicht mehr jugend-en Wollüſtlings — und der war Napoleon nebenher — h mehr Stoff einer Novelle als eines Romans. Als uns zuerſt erlaubten — denn die Kritik hat auch mor —, in dem nicht aufgeſchnittenen Exemplar von m Bogen die erſte Seite zu leſen, alſo ein Sechzehntel ſechs Bände, haben wir, wenn auch nicht die Quint-nz des Werks genoſſen, das wäre immer eine Unter-ung, ein Genuß geweſen, aber wir haben den gan-Roman in ſeinem Zuſammenhange und ſeinen Ab-eifungen durch dieſe vereinfachte Leſemethode zur Ge-e kennen gelernt: zur Genüge, denn als wir dann kritiſcher Gewiſſenhaftigkeit die aufgeſchnittenen ſechs ide durchlaſen, haben wir nur ein größeres Stück eit und mehr Zeitverluſt gehabt, ſind aber nicht ein-durch eingeflochtene Detailmalereien entſchädigt wor-

Bacher bedient ſich des hiſtoriſchen Perſonals und terials, ſoweit es ihm dienlich und bekannt iſt; was zu fehlen ſcheint, erfindet er kurz und gut hinzu und t ſo getreulich der Mühlbach nach. Um es in jedem Bande auf 15 Bogen zu bringen, werden entweder Natur-ſchilderungen eingeflochten oder zwei Figuren zuſammen auf die Bühne gebracht, die ſich da meiſt über ziemlich gleichgültige oder doch einfache Dinge ſo lange unter-halten müſſen, bis wieder ein Kapitel gefüllt iſt.

Daß der Roman in zehn Jahren vergeſſen iſt und höch-ſtens noch einmal von ſtupiden Leihbibliothekſabonnentinnen geleſen wird, wiſſen Autor und Verleger. Dafür übernimmt ſchon der Titel die Bürgſchaft: „Napoleon's letzte Liebe!“ Als ob dieſe letzte Liaiſon des großartigſten Abenteurers der Weltgeſchichte Liebe geweſen wäre, als ob der von Völ-kern und Fürſten geſtürzte Attila auf Elba Luſt und Zeit zur Liebe gehabt hätte! Er ſieht im Theater zu Porto-Ferrajo eine junge hübſche Italienerin und fordert ſeine edle Schweſter Pauline Borgheſe auf, ihm das Spielzeug zu verſchaffen. Die Edle hat ſchon denſelben Gedanken gehabt, ſtößt aber auf Schwierigkeiten, ſodaß das Ge-ſchwiſterpaar ſich ſchon damit tröſtet: „Ein junges Mädchen mehr oder weniger, was thut's!“ Endlich bringt Pauline die Signora Julia Bantini doch in ihre Nähe, ſie macht ſie zu einer Art Palaſtdame, und nun ſoll der große Löwe ſie freſſen, nicht wenig erſtaunt, daß Julia ſich für dieſe Ehre bedankt. Aber ſie iſt Patriotin, ſie wünſcht, Na-poleon möge als Kaiſer von Italien ihr Vaterland einig und frei und groß machen, und weiß des Kai-ſers Brunſtgefühle in ſüßen Platonismus zu verwan-deln. Einigemal, wenn die Gelegenheitsmacherin Pauline alles aufs beſte vorbereitet hatte, geräth Julia in große Gefahr; ſie kommt aber nicht vollſtändig zu Falle und glaubt Napoleon zu leiten, während dieſer doch thut, was er will, und die Komödie im Grunde nur fortſetzt, da-mit man auf dem in Wien tagenden Congreſſe ſich über ſeine Fluchtabſichten täuſche, und um ſich zugleich an ſei-ner kaiſerlichen Gemahlin, wegen ihres leichtſinnigen Le-bens mit dem Grafen Neipperg, zu rächen. Die Conſpira-tion mit italieniſchen, franzöſiſchen und polniſchen An-hängern hat inzwiſchen ihren Fortgang; Spionage auf allen Seiten; die Ungeduld bei den Truppen und Freun-den und das ſtete Zaudern des entthronten Kaiſers, zum Entſchluß zu kommen, füllen die Bände und erfüllen auch das Gemüth des Leſers mit Ungeduld; endlich wird durch Mord-verſuche und die aus Wien eintreffende Nachricht, Napoleon ſolle von Elba größerer Sicherheit wegen nach St.-Helena

Digitized by Google

verſetzt werden, bei dieſem der Entſchluß gereift. „Sobald der Kaiſer die Brigg beſtiegen hatte, muſterte er die auf dem Deck aufgeſtellten Truppen. «Grenadiere!» rief er ihnen zu, «wir gehen nach Frankreich, nach Paris!» Ein jubelndes «Vive l'Empereur!» antwortete ihm. Kurze Zeit darauf ſtach die Flotille in See."

Das Intereſſe des Leſers iſt ſechs Bände hindurch gefeſſelt, gewiſſermaßen gefoltert; er wünſcht, nachdem er lange genug durch die Thatloſigkeit des Kaiſers mitgelitten, durch eine draſtiſche Darſtellung ſeiner letzten Kraftanſtrengung belohnt zu werden; aber „es bleibt uns nur noch wenig zu ſagen übrig", bemerkt der Verfaſſer, „die Schickſale und Thaten Napoleon's nach ſeiner Flucht von Elba ſind ſo allgemein bekannt, daß wir dieſelben hier nicht wiederholen dürfen".

Wir erfahren nur noch weniges. Auf S. 189 fg. heißt es:

Ludwig Napoleon wollte Kaiſer von Frankreich werden und wurde es. — Bordone (ein italieniſcher Patriot und Verlobter der ſchönen Julia) begleitete Napoleon nicht nur auf ſeinem abenteuerlichen Zuge nach Paris, ſondern wohnte auch den meiſten in raſchem Fluge ſtattfindenden Gefechten und Schlachten bei. Er empfing bei Waterloo eine Wunde, die ihn für längere Zeit unthätig machte. — Als Napoleon am 22. Juni zu Gunſten ſeines Sohnes auf den Thron von Frankreich Verzicht geleiſtet, begab er ſich nach Elba, woſelbſt er ſich bald darauf mit Julia vermählte. Später ſiedelte er mit der Familie Vantini nach Livorno über, woſelbſt er fortan lebte.

Wir haben wörtlich abgeſchrieben. Für diejenigen Leſer, welche Geſchichte aus geſchichtlichen Romanen ſtudiren, bemerken wir nur noch, daß Napoleon nach ſeiner Abdankung nicht nach Elba ging und ſich dort mit ſeiner letzten Liebe, Julia Vantini, auch nicht vermählt hat, ebenſo wenig ſpäter nach Livorno übergeſiedelt iſt. „Er war", ſchreibt Bacher weiter, „bis in die neueſte Zeit hinein für die Wiederherſtellung ſeines zerſtückelten Vaterlandes unausgeſetzt thätig und eines der geachtetſten Mitglieder der italieniſchen Patrioten."

Auch dieſe Mittheilung iſt hiſtoriſch nicht zu begründen. Napoleon iſt wirklich, was wir den Leſerinnen des Buchs zu ſagen uns für ſchuldig erachten, nach St.-Helena transportirt und dort ſchon im Jahre 1821 elend geſtorben.

Dem Verfaſſer bemerken wir ſchließlich, daß die Kritik ihm ebenſo wenig ſeine Breite, als durch Flüchtigkeit entſtandene lapsus calami verzeihen darf.

Adolf Schirmer läßt in ſeinem Roman „Verſchollen" (Nr. 2) einen 1848 compromittirten Grafenſohn nach Amerika auswandern, wo er unter dem Namen Morris unendliche Schätze ſammelt, um als eine Art Graf von Monte Chriſto zurückzukehren, durch den Einfluß der Jahre und einen inzwiſchen gewachſenen Vollbart unkenntlich geworden, ſelbſt ſeinem Vater und deſſen Frau. Dieſe laſſen ſich ein Verſchollenheitsatteſt ausfertigen, um die halbe Million Thaler zu erben, die dem Nabob mütterlicherſeits auch noch zugefallen ſind. Aber Monte Chriſto weiß oder erfährt alles und peinigt ſeinen alten, in Sünden ergrauten Vater durch einen Mummenſchanz zu Tode. Dieſen Mummenſchanz macht er ziemlich getreu dem Dänenprinzen nach. Alles übrige kann ſich der gefühlvolle Leſer denken, nur wird es jungen Mädchen, die ſich von Handarbeit ernähren, noch beſonders erfreulich ſein, zu erfahren, daß der reiche General Morris ſchließlich eine ihrer Zunft heirathet und mit ihr in ſeine neue Heimat zurückkehrt. Die glücklichen Löſungen der für gut befundenen Verſchlingungen erfolgen übrigens am Schluß ganz erſtaunlich ſchnell. Die edle Arbeiterin hat ſich von ihrem Geliebten losgeſagt, als ſie von deſſen Reichthum und der geſpielten Komödie Nachricht erhält; ohne ihr Wiſſen in deſſen mit feenhafter Pracht geſchmückten Palaſt geführt, läßt ſie ſich aber doch beſtimmen, ihn zu heirathen, und wird auch in derſelben Viertelſtunde mit ihm getraut. „Die heilige Handlung ward vollzogen, Jawort und Ringe wurden ausgetauſcht. Morris umſchlang ſein junges, reizendes, erglühendes Weib, das von neuem Wonnethränen an ſeiner Bruſt weinte. Der Geiſtliche entfernte ſich u.ſ.w."

So ein Romanſchriftſteller ſpringt mit den Civilſtandsgeſetzen der modernen Culturſtaaten um, als könne er mit Morris' Reichthümern geiſtliche und weltliche Behörden von ihrer Pflicht abwendig machen.

Uebrigens zweifeln wir nicht, daß der Verleger mit dieſem Artikel ein Geſchäft machen wird. Er iſt getreu nach dem Recept für dieſe Sorte Unterhaltungsfutter zubereitet und wird den Gaumen der Leſer befriedigen.

3. Der Araucanier von G. Aimard. Deutſch von A. Wiesner. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk iſt glücklicherweiſe kein deutſches Product, überhaupt nicht werth in unſere Sprache übertragen zu werden, und aus der deutſchen Literatur mit Proteſt zurückzuweiſen. Daß die Franzoſen nicht viel von Geographie und Völkergeſchichte verſtehen, iſt weltbekannt; aber Aimard ſündigt gegen die Wahrheit, als ſei es ihm erlaubt, ihr zum Hohn die zweifelhafte Herrlichkeit der alten chileniſchen Dynaſten, wenn auch nur wie ein Strohfeuer, in unſerer Gegenwart aufflammen zu laſſen. Und wie ungeſchickt verfährt er dabei! Wir Deutſche kennen Patagonien, Araucanien, Chile u. ſ. w. beſſer, als er glaubt, und leihen, was das elende Treiben dieſer verkommenen Eingeborenen Südamerikas betrifft, lieber Gerſtäcker unſer Ohr, der doch der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit die Ehre läßt und dabei weit beſſer erfindet, combinirt und darſtellt als Aimard.

4. Nanna. Ein Lebensbild von A. Brook. Zwei Bände. Berlin, Kortkampf. 1868. 8. 2 Thlr.

Ein deutſcher Originalroman, und wenn auch allem Anſchein nach noch aus der erſten ſchriftſtelleriſchen Periode der Verfaſſerin, doch — allen Reſpect! Es wird das Leben eines deutſchen Mädchens geſchildert, das nach vielen Drangſalen durch die ihr innewohnende Tüchtigkeit ſich aufrecht erhält und glücklich wird: ein einfaches Sujet, aber mit ſo viel Gefühlswärme, Anſchaulichkeit und folgerechter Entwickelung behandelt, daß wir das Werk um ſo dringender allen jungen Leſerinnen empfehlen, als es zugleich auch von der ungewöhnlichen techniſchen Fähigkeit der Verfaſſerin Zeugniß liefert.

5. Schutzlos, aber nicht hülflos. Novelle von A. Brook. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Kortkampf. 1868.

Was von „Nanna" geſagt iſt, gilt in gleichem Maße von dieſem Werke der Verfaſſerin und iſt durch den ge-

Digitized by Google

fundenen Beifall und die bald erforderlich gewordene zweite Auflage bereits anerkannt. Das Sujet iſt ziemlich daſſelbe, der dornenvolle und endlich glückliche Lebensgang einer jungen Dame von Stande, die, früh verwaiſt und dadurch verarmt, der eigenen Kraft vertraut, aber ſich bei der abhängigen Stellung „ſchutzloſer" junger Mädchen von vielerlei ſchwerem Leid nur durch ſtete, auf ihren ſogar ſtarren weiblichen Stolz ſich ſtützende Reſignation und die „Hülfe", welche jeder edle Menſch in ſich ſelbſt findet, zu ſchützen vermag. Alle Charaktere ſind ſcharf und einzelne Scenen ſogar meiſterlich geſchildert, z. B. die Idylle auf Braunrode, der Ball auf Rehdorf. Dürfen wir unſerm Lobe eine Warnung beifügen, ſo iſt es die, ſich in ernſten Dialogen vor dem Unheil zu hüten, das am kürzeſten mit dem Worte „Kanzelphraſe" bezeichnet iſt. Auch dieſe Notiz, die keine directe Rüge ſein ſoll, würden wir unterdrückt haben, wenn wir nicht hofften, bei der Verfaſſerin noch auf manches werthvolle Product ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit rechnen zu dürfen, und nicht gern dazu beitrügen, ihr einen möglichſt ausgedehnten Leſerkreis zu ſichern.

6. Gattin und Tochter. Roman von Graf Ulrich von Baudiſſin. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das neue Werk des vielgenannten Verfaſſers, wieder mit unleugbarer Virtuoſität geſchrieben und von prononcirt ſatiriſchem, faſt boshaftem Charakter, hat viel Feſſelndes, nicht blos durch manche glücklich erfundene Verſchlingungen, ſondern wegen der Sicherheit, mit der überall, in den vornehmen wie in den geringen und Verbrecherkreiſen, in die wir geführt werden, die erſte Skizze entworfen und das Gemälde vollendet wird. Baudiſſin macht ſeine Studien mit größerer Routine im Leben, als die Mehrzahl ſeiner Collegen, und wenn er ſich an den Schreibtiſch ſetzt, iſt Ueberfluß an geiſtigem Material vorhanden, ſodaß es nur der geſtaltenden Thätigkeit bedarf. Das fühlt ſich leicht heraus, wie man es ebenſo leicht wahrnimmt, daß es manchem Autor dieſes Genre ſchwer wird, den Faden der Fabel in ſicherer Hand weiterzuſpinnen. Einigemal hat es uns freilich auch bei Baudiſſin's neueſtem Werke ſcheinen wollen, als begegneten Tragik und Komik einander ſo nahe, daß auch bei den blos genießenden Leſern die Wirkung eine tragikomiſche werden müßte. Wir wenigſtens hatten ernſtlich gefürchtet, in dem Hünengrabe ſei mit dem alten Merkmann ſeine Tochter, die edle Gräfin, verborgen und auch ihre Leiche würde dort ſich finden. Aber vielleicht war die Schuld auf unſerer Seite. Der Verfaſſer zürne der Kritik nicht, wenn ſie auf die Klippe aufmerkſam macht, die er an andern Stellen ſo glücklich vermieden hat. Wir verweiſen übrigens auf das geiſtreiche Buch ſelbſt, das kein Leſer unbefriedigt aus der Hand legen wird.

7. Ein Stiefkind des Glücks. Humoriſtiſcher Roman aus dem Leben. Von Ernſt Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr.

Wieder eine anerkennenswerthe Leiſtung Willkomm's und wieder ein ſchätzenswerthes Blatt in dem Günther'ſchen „Album deutſcher Originalromane". Etwas breit in der erſten rein deſcriptiven Expoſition, in der Walter Scott'ſchen Schilderung des alten Amthofs und ſeiner Inſaſſen, nimmt die Erzählung bald einen derart anſchaulichen Fortgang, daß wir uns gern mit den ſcharfgezeichneten Charakteren befreunden und ihren an ſich einfachen Erlebniſſen mit Theilnahme folgen. Die Angſt der Geſchwiſter im fünften Kapitel um den ausbleibenden und, wie ſie fürchten, verunglückten Bruder iſt eine meiſterliche Epiſode und wahrſcheinlich treu dem Leben nachgedichtet. Ueberhaupt zerfällt der ganze Roman in einzelne Epiſoden, wie das bei einem humoriſtiſchen Romane auch wol nicht anders thunlich iſt. Auch die Reiſe des originellen Amtmanns Wunderlich mit ſeinen Kindern in die Sächſiſche Schweiz iſt mit Meiſterhand behandelt und eingeflochten. Die tragiſchen Erlebniſſe des alten Gutsherrn Bieberloh, ein Roman voll blutiger Scenen in Ungarn, wird nur beiher mitgetheilt, damit wir bald wieder auf den Amthof und in die zwei Stunden entfernte Muſterwirthſchaft Bieberloh's, bei dem der Hauptheld Franz ſich zum Landwirthe ausbildet, zurückkehren können. Franz wird „das Stiefkind des Glücks" genannt, aber durch ſeine tüchtige Natur, ähnlich wie Nanna, erringt er ſich ſpäter ein beneidenswerthes, wohlverdientes Glückslos, während ſeinem etwas boshaften Bruder Theophil eine Niete in Ausſicht ſteht. Wir wollen nicht von dem Buche ſcheiden, ohne noch des vortrefflich gezeichneten fleißigen und kreuzbraven „Müſſiggängers" Spahegel gedacht zu haben, der wo er auftritt — und er iſt eine Art Factotum — immer einen rein humoriſtiſchen Eindruck hervorruft und den Verfaſſer wol beſtimmt hat, ſein Werk ein humoriſtiſches zu nennen.

8. Die Epigonen Friedrich's und ſeiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutſchlands jüngſte kriegeriſche Vergangenheit. Erſte Abtheilung: Nordlandsfahrten. Bilder aus dem letzten Dänenkriege von Oldwig von Uechtritz. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer datirt ſeine Bilder von Arolſen und zwar aus dem Januar 1866 zur Erinnerung an „eine drang- und ſturmbewegte Zeit". Er ahnte nicht, als er dieſe Worte ſchrieb, daß eine Zeit voll erhabenern Dranges, reicherer Glorie ſo nahe bevorſtand, daß der Bundesgenoſſe aus dem Dänenkampfe ſo bald unſer erbitterter Gegner ſein und gegen uns um den Beſitz und die Zukunft Deutſchlands ringen ſollte. Was er und ſeine Freunde in dieſem großen Kampfe erlebte, wird er uns in ſpätern Heften erzählen. Wir wollen ihn bitten, bei dieſen Mittheilungen das Geſetz der Oekonomie und Harmonie im Aufbau der proſaiſchen Periode genauer zu beachten, er wird ſeinem Werke dadurch mehr Freunde verſchaffen. Denn wir leben einmal in einer Zeit, wo der Leſer nicht blos durch den Charakter und die Intention des Verfaſſers, nicht blos durch den Inhalt, ſondern auch durch die Schreibart des Schriftwerks gefeſſelt werden will.

9. Eine heimliche Ehe. Roman von Karl von Keſſel. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 3 Thlr.

Der Verleger muß unſer aufrichtiges Bedauern entſchuldigen, daß wir an dieſem Romane nichts zu loben wiſſen als Druck und Papier. Darſtellung und Ideenkreis des Verfaſſers verlaſſen nie die alleralltäglichſte Trivialität, und die heimliche Ehe war gänzlich unnöthig und

Digitized by Google

wol nur des pikantern Titels wegen beliebt. Die Heldin, eine Dorfſchöne, wird in der Stadt ſehr bald routinirte, aber — tugendhafte Griſette. Einem alten berliner Rentner, der ihr die Offerte macht, ſie ſo decent wie möglich als ſeine Haushälterin vor den Augen der Welt hinzuſtellen, antwortet ſie: „Wiſſen Sie, mein Herr, was Ihnen gebührt? Daß Sie zur Thür hinausgeworfen würden! Ich bin keine Heilige, und einem Manne, dem ich meine volle Liebe geſchenkt hätte und den ich meiner Achtung werth hielt, wäre ich wol im Stande, meine Perſon, meine Ehre und meine Zukunft anzuvertrauen, aber wenn ein alter Geck, wie Sie ſind, auf ſein Geld pocht u. ſ. w." Nachher tritt ſie mit einem Junker, der ſie im Odeum fatalen Angriffen entzieht, in heimliche Ehe — warum heimliche? wird nicht genügend motivirt —, ihr Schwager läßt ſie verfolgen, läßt ſie entführen, wie es in Romanen üblich iſt, ihren Mann auf der Jagd erſchießen, nachdem der Trauſchein verloren iſt, das betreffende Blatt aus dem Kirchenbuche ſtehlen, ſodaß die Gültigkeit der Ehe angefochten werden kann, was alles ſchon dageweſen iſt; endlich findet ſich der Trauſchein wieder und die junge Witwe jubelt, nicht weil ihre Weltehre, ſondern weil ein Rittergut gerettet iſt. Alle Charaktere ſind trivial.

10. Marlene oder Magd und Gräfin. Ein Tendenzroman in zwei Bänden von Ludwig Würkert (Ludwig Rein). Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer bezeichnet ſich unter der Vorrede als Pfarrer der freireligiöſen Gemeinde zu Hanau und theilt uns mit, daß er zu den unglücklichen Maigefangenen von Waldheim gehört hat. Schon dort hat er dieſen Roman geſchrieben, ſpäter beſchäftigten ihn ſeine im Hôtel-de-Saxe zu Leipzig faſt ſieben Jahre hindurch gehaltenen Vorträge und außerdem die mit einer Hotelpacht verbundenen wirthſchaftlichen Arbeiten ſo ſehr, daß das Manuſcript tief begraben lag unter den Haushaltungsbüchern und Rechnungen. Dieſe Notizen ſind für die richtige Beurtheilung des Romans nicht unwichtig. Der Verfaſſer hat ihn geſchrieben, um die unfreiwillige Muße in Waldheim würdig auszufüllen, und er hätte die Tendenz noch ſchärfer hervortreten laſſen, wäre ſeine Zeit nicht ſo ſehr ſtreng überwacht geweſen.

Das mag Urſache ſein, daß mit faſt zu viel Olympiſchkeit gegen Heuchler und Denuncianten verfahren und ihnen ſchließlich noch ein günſtiges Geſchick bereitet wird. Unſerer Erfahrung gemäß beſſern ſich dreißigjährige Sünder nicht mehr, ſie verſtocken nur in der Heuchelei. Der Roman hat manches Eigenthümliche, wenn er auch nicht über die Alltagsſphäre des Lebens hinausgeht. Die Geſchichte von dem Hoſtien- oder Wunderſchuß iſt geſchickt eingeflochten und die Anweiſung zu dieſem Schuß in ihrer charakteriſtiſchen Faſſung ſicher Ausbeute der Haft in Waldheim. Die Tendenz des Buchs geht dahin, daß die wahre Liebe alles überwinde, ob jemand ſchriftgläubig ſei oder mit ſeinen Anſchauungen auf der Bildungsſtufe des 19. Jahrhunderts fuße. Der alte Küſter und ſeine Magd Marlene, Originale, wie man ſie wol auf dem Lande findet, ſtreng bibliſch und doch ſelbſt- und tiefdenkend, liebe- burlesk und ſchroff bis zum Eigenſinn, ſind die hervorragenden Figuren, der Doctor, Freigeiſt, reich und liebenswürdig, und die alte Gräfin, ſeine Freundin, welche aber erſt am Schluß auftritt, repräſentiren die Idee zeitgemäßer Bildung und Liebe zum Ausgleich und zur Verſöhnung, die dann auch nicht ausbleibt.

Das Buch iſt nicht bedeutend, aber originell und ſteht hoch über der gewöhnlichen Fabrikarbeit für Leihbibliotheken.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Richard Goſche, der 1865 ein „Jahrbuch für Literaturgeſchichte" herausgab, wird daſſelbe jetzt in ein regelmäßig erſcheinendes „Archiv für Literaturgeſchichte" (Leipzig, Teubner) verwandeln, das jährlich in einem Band von vier Heften erſcheinen ſoll. Dem Programm dieſes Archivs entnehmen wir die folgende Stelle: „Nicht allein ſoll durch eine ebenſo ſorgfältige als große Geſichtspunkte gewinnende «Ueberſicht der literarhiſtoriſchen Arbeiten in den Jahren 1865—67» ein zuverläſſiges Bild der Literaturwiſſenſchaft in ihren jüngſten Stadien gezeichnet werden; ſondern es wird auch der gegenwärtige Beſtand der Nationalliteraturen eine urkundliche, möglichſt zuſammenhängende und durch angemeſſene Gruppirung orientirende Darſtellung finden, zu welchem Zweck der Herausgeber die nöthigen Verbindungen vorläufig in Paris und London angeknüpft hat. Demgemäß wird der erſte Jahrgang des «Archivs» außer der genannten «Ueberſicht» zunächſt eingehende Charakteriſtiken der neueſten franzöſiſchen Literaturbewegung von R. Chaulieu und der gegenwärtigen erzählenden Dichtung in England von William Hamilton bringen, welche unter der redigirenden, meiſt vervollſtändigenden Hand des Herausgebers in materielle und principielle Uebereinſtimmung mit deſſen reſumirender Darſtellung gebracht werden. Die deutſche Literatur der letzten drei Jahre wird nach demſelben Plane unter Mitwirkung des Herausgebers durch Dr. Anton Friedrichs geſchildert. Neben dieſen vier für den erſten Band beſtimmten «Ueberſichten», deren entſprechende Fortſetzungen eine Hauptaufgabe des «Archivs» bilden werden, tritt eine Reihe theils zuſammenfaſſender, theils unterſuchender Abhandlungen und Miscellen von M. Be[illegible] E. Boehmer, R. Hildebrand, A. Koberſtein, R. Köhler, F. [illegible]recht, K. Steinhart, dem Herausgeber u. a. über die verſchiedenen Momente der Literaturgeſchichte. So dürfte dem «Archiv» deſſen Vorarbeiten ein baldiges und ununterbrochenes Erſcheinen geſtatten, vielleicht mit größerm Recht und in höherm Grade nachgerühmt werden, was die deutſche, franzöſiſche und engliſche Kritik ſchon an dem erſten Verſuche des «Jahrbuchs» anerkennen zu können glaubte, daß es eine Arbeit ſei, «wodurch allen Freunden der allgemeinen Literaturwiſſenſchaft, insbeſondere jedem Bibliothekar und jedem akademiſchen Leſecirkel ein [illegible] Dienſt geleiſtet wird», und «en réalité indispensable à ceux qui s'occupent d'histoire littéraire»."

Von Alfred Haſe's „Wormſer Lutherbuch zum Feſt des Reformations-Denkmals", welches wir in Nr. 45 [illegible] f. 1867 beſprachen, iſt eine zweite Feſtausgabe erſchienen, dem die erſte ſtarke Auflage in kurzer Zeit vergriffen war.

Von dem „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) [illegible] das erſte Heft des dritten Bandes der Neuen Serie erſchienen, welches einen der wichtigſten politiſchen Proceſſe der Neuzeit beſpricht, den Proceß des Admirals Grafen Perſano vor dem Gericht des italieniſchen Senats in Florenz. Dieſer Proceß [illegible] hier auf Grund der zuverläſſigſten und vollſtändigſten Actenſtücke, welche zu Florenz im Druck erſchienen ſind, und [illegible] voller Nachrichten, welche die Redaction der Güte eines [illegible]caten in Florenz verdankt, bearbeitet worden.

Eine merkwürdige, für den engliſchen National[illegible] bezeichnende Zeitſchrift iſt: „Notes and Queries, a Medium

for Intercommunication for literary men, general readers." Dieſe Zeitſchrift enthält eine erſtaunliche Menge literariſchen Kleinkrams, den nur der Fleiß und die Liebhabereien einer engliſchen Redaction zuſammenzuſuchen vermögen.' Die «Notes» bilden den poſitiven Theil: literariſche, archäologiſche, archivariſche, etymologiſche Notizen, kleine Abhandlungen über die verſchiedenſten Gegenſtände, z. B. über Myrten- und Orangenblütenkränze, Abdruck bisher ungedruckter älterer Gedichte u. ſ. w. Die „Queries" ſind in der Regel noch reichhaltiger. Es werden Fragen aufgeworfen, die zum Theil ohne Antwort gelaſſen werden, indem den Leſern des Blattes die Beſchäftigung mit ihrer Löſung anheimgegeben wird, zum Theil aber auch beantwortet werden und zwar mit einer gründlichen Detailkenntniß in den verſchiedenſten Fächern, mag es ſich nun um alte Münzen, oder um geflügelte Worte, oder um das Alter des Stuhles St.-Petri, oder um einzelne neue Wörter handeln. So wird z. B. dem Worte „collide" das fragliche Bürgerrecht in der engliſchen Sprache vindicirt; über „ars longa, vita brevis", einen Ausſpruch, den wir von den Schulbänken her dem Cicero zuzuſchreiben geneigt ſind, erfahren wir, daß er vom Hippokrates ſtammt, und in der That hat die mediciniſche Facultät beſondere Anrechte auf die in demſelben enthaltene Wahrheit. Dann wieder erfahren wir Neues über die Zubereitung des mexicaniſchen Pulquetrankes. Eine Bibliographie der über die Kunſt erſchienenen Werke unterbricht das gelehrte Frag- und Antwortſpiel. Dieſe polyhiſtoriſche Zeitſchrift wird gleichſam vom Publikum mitredigirt; es iſt ein gelehrtes Plauderſtübchen, in welchem man manche intereſſante Notiz erfährt.

Von dem Schenkel'ſchen „Bibel-Lexikon" (Leipzig, Brockhaus) liegt das dritte Heft vor, welches die Artikel: Apokalypſe bis Ariſtarchus enthält. Für den Geiſt, in dem das Werk redigirt wird, mögen namentlich die Artikel „Apoſtelconvent" und „Apoſtelgeſchichte" ſprechen.

Die Verſammlung öſterreichiſcher dramatiſcher Schriftſteller und Tonkünſtler hat am 17. Mai den neulich von uns berichteten Statutenentwurf berathen in lebhafter Debatte, an welcher ſich Laube, Bauernfeld, Henrion, Moſenthal u. a. betheiligten. Es iſt ein Ausſchuß mit der endgültigen Ausarbeitung der Statuten beauftragt worden. Die Seele einer ſolchen Aſſociation iſt die unbedingte Disciplin und Unterordnung des Einzelnen unter die Intereſſen der Geſammtheit. Nur durch dieſe Disciplin iſt die franzöſiſche société des auteurs dramatiques eine Macht geworden. Wir ſind daher mit den Anträgen, welche eine größere Freiheit der einzelnen Autoren zu ſelbſtändigem Gebaren, eigener Verſendung der Werke u. ſ. w., und damit eine Lockerung der Disciplin verlangten, nicht einverſtanden. Dagegen glauben wir, daß die Tantième im Princip feſtzuhalten iſt, der Höhenſatz derſelben aber der Vereinbarung im einzelnen Fall überlaſſen bleiben muß, oder daß man mindeſtens die einzelnen Theater nöthige, dem Verein gegenüber einen feſtnormirten Tantiemenſatz aufzuſtellen, unter welchen keinesfalls herabgegangen werden darf, den zu überſchreiten aber oder durch Prämien zu ergänzen verſtattet bleiben muß. Auch der dritte deutſche Schriftſtellertag, der in den Pfingſttagen ſich in Dresden verſammelte, hatte als die erſte Frage ſeines Programms: „Erzielung eines Tantièmengeſetzes für die Bühnen und Regelung der Verhältniſſe der Bühnendichter zu den Directoren" aufgeſtellt. Es iſt zu erwarten, daß keine nord- und ſüddeutſche Sonderbündelei, ſondern die Vereinigung der Gleichſtrebenden zu einer feſtgeſchloſſenen Macht das Reſultat dieſer verſchiedenen Berathungen ſein wird.

Bibliographie.

Ambach, E. v., Mutterliebe, oder eine verhängnißvolle Winternacht. Eine Erzählung aus dem franzöſiſchen Jura zur Zeit der napoleoniſchen Kriege. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 1867. 8. 3 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Beaumarchais und Sonnenfels. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Baſ, G., Kynopädie oder der wohlerzogene Hund. Ein Lehrgedicht. Stuttgart, Cohen u. Riſch. Br. 8. 12½ Ngr.

Bendixen, J., Der alte Staat des Aristoteles. Eine Replik. Hamburg, Meißner Söhne. Gr. 4. 24 Ngr.

Benele, A., Im kleinen Ort. Heitere Geſchichten. 2 Bde. Hannover, Brandes. 8. 2 Thlr.

Dornfeld, J., Die Geſchichte des Weinbaues in Schwaben. Eine geſchichtliche Darſtellung des Weinbaues und des damit in Verbindung ſtehenden Weinverkehrs in Schwaben von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Stuttgart, Cohen u. Riſch. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Franzenshuld, E. v., Sonnenblumen. Novellen, Poeſien und Reiſebilder. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geiger, A., Unſer Gottesdienſt. Eine Frage, die dringend Löſung verlangt. Breslau, Schletter. Gr. 8. 5 Ngr.

Graetz, H., Frank und die Frankisten. Eine Sekten-Geschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Breslau, Schletter. Lex.-8. 25 Ngr.

Grey, C., Die Jugendjahre des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Prinzgemahls der Königin von England. Unter Anleitung Ihrer Maj. der Königin Victoria zusammengestellt. Autorisirte Uebersetzung von J. Frese. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Griesinger, W., Zur Kenntniss der heutigen Psychiatrie in Deutschland. Eine Streitschrift gegen die Broschüre des Sanitäts-Raths Dr. Laehr: „Fortschritt? — Rückschritt!" Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Haedler, G., Ein offenes Wort über die Pflege des Drama's an der Hofbühne von Dresden, gerichtet an den General-Director derſelben, den Herrn Reichsgrafen von Platen-Hallermund. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinrici, Die norddeutſche Kriegsmarine. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Verleger. (Von C. B. Lorck.) Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Horn, G., Das Halsband der Dauvels. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hoeſt, E., und W. v. Trützſchler, Deutſchlands Wiedergeburt. Chronik für das ſächſiſche Volk. Getreue Darſtellungen der Feldzüge des verhängnißvollen Jahres 1866. Dresden, Gebr. Münchmeyer. Gr. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 3ter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Zwei Jahre Hietzinger Politik. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kaiſer Joſef II. und die Mucker in Wien. Hiſtoriſcher Roman. 1ſte und 2te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Kinkel, G., Gedichte. 2te Sammlung. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Kiſt, L., Das iſt der Tag des Herrn. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 27 Ngr.

Knapp, A., Gedichte. Auswahl. 2te, von Neuem durchgeſehene Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kneſchke, E., Emil Devrient. Biographiſch-kritiſche Studie zur deutſchen Bühnengeſchichte. Feſtgabe zum 1. Mai 1868 dem Tage des letzten öffentlichen Auftretens Devrients. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 15 Ngr.

Loher und Maller. Ritterroman erneuert von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Löwenſtein, R., Humoriſtiſche Original-Vorträge. Berlin, Hausfreund-Expedition. Gr. 16. 10 Ngr.

Ludwig, J., Altes und Neues. 4 Erzählungen. 1ſte Sammlung. Düſſeldorf, Budich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martin, H., Aphorismen. Ein Buch der Weisheit und Wahrheit. Dresden, Jaenicke. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, E., Das Eimbeck'ſche Haus in Hamburg. Eine Monographie. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Moufang, C., Der Kampf um Rom und ſeine Folgen für Italien und die Welt. Zwei Reden. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2½ Ngr.

Münchenberg, A., Kaleidoscop. 1ter Thl. Journalia. Königsberg, Braun u. Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Nedomansky, F., Italiens Reorganisirung. Kremsier, Gusek. Gr. 8. 4 Ngr.

Pinoff, Minna, Die ſocialen Reformbeſtrebungen unſerer Frauen. Entwurf zu einem Programm für Frauen-Vereine. Breslau, Maruſchke u. Berendt. Gr. 8. 6 Ngr.

Plath, W., Aus den Papieren eines ältern Arztes. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutſchen Proſaiker des 19. Jahrhunderts. Eine Hausbibliothek geſammelt aus den Werken unſerer beliebteſten Schriftſteller in einer Auswahl ihrer Erzählungen, Novellen und Romane. 1ſte Serie. 1ſte Lief. Dresden, Helfer. Gr. 16. 3 Ngr.

Das Schicksal der im Jahre 1794 über den Rhein geflüchteten Werthgegenstände des Cölner Domes, insbesondere die Zurückführung der Manuscripten-Bibliothek. Aktenmässige Denkschrift. (Von Frenken.) Cöln u. Neuss, Schwann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmeding, F., Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge. Duisburg, Ewich. 8. 15 Ngr.

Schmidt, A., Joh. Nepom. Vogl als Menſch und Dichter gezeichnet. Wien, Fromme. 8. 8 Ngr.

Strehle, F., Vorträge bei chriſtlichen Volksfeſten. Breslau, Morgenſtern. Gr. 8. 12 Ngr.

Swoboda, H., Nelly. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. — In den ſchwarzen Bergen. Dramatiſches Bild. Prag, Bellmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Taubert, O., Die Pflege der Muſik in Torgau vom Ausgange des 15. Jahrhunderts bis auf unſere Tage. Torgau, Jacob. Gr. 4. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. 2te ausgeführtere Aufl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Trützſchler, W. v., Darſtellung der deutſchen Verhältniſſe 1866 nach glaubwürdigen Quellen. Dresden, Gebr. Münchmeyer. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Wachenhuſen, H., Eva in Paris. Culturhiſtoriſche Skizzen. Berlin, Hausfreund-Expedition. Br. 8. 10 Ngr.

Weſtphalen, Graf v., Meine Stellung zur Politik „Bismarck". Gelegentliche Kundgebungen während der Jahre 1865—1868 nebſt einem Anhang erläuternder Anlagen für einen weitern Kreis aphoriſtiſch reproducirt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Zingerle, I. v., Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7½ Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Kurze Elementargrammatik der Sanskrit-Sprache.

Mit vergleichender Berückſichtigung des Lateiniſchen und Griechiſchen.

Von **Camillo Kellner,**
Dr. phil., Lehrer am Gymnaſium zu Zwickau.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Grammatik iſt bei ihrer Kürze und Ueberſichtlichkeit allen für das Sanskrit ſich Intereſſirenden zu empfehlen, namentlich auch den Herren Gymnaſiallehrern und den Studirenden der Philologie. Die in dieſer Grammatik vorkommenden Wörter des Sanskrit ſind in lateiniſcher Transſcription gedruckt. Es wird dies namentlich allen denen erwünſcht ſein, welche das Sanskrit nicht zum eigentlichen Fachſtudium zu machen gedenken, ſondern vor allem wegen des comparativen Elements ſich mit dieſer Sprache bekannt machen wollen. Der Werth des Werks nach dieſer Seite hin wird noch beſonders erhöht durch die Berückſichtigung, welche der Verfaſſer bei Bearbeitung dieſer Grammatik dem Lateiniſchen und Griechiſchen gewidmet hat. Der Anhang gibt übrigens genügende Anleitung, ſich auch mit dem Devanagari, der eigentlichen Sanskrit-Druckſchrift, vertraut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Politiſche Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815 — 1867.)

Nebſt den Depeſchen des Grafen Ernſt Friedrich Herbert zu Münſter über den Wiener Congreß.

Von **Georg Herbert Graf zu Münſter.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Sohn des im Jahre 1839 verſtorbenen hannoveriſchen Diplomaten Grafen zu Münſter, bekanntlich eines der thätigſten und einflußreichſten Bevollmächtigten am Wiener Congreß, übergibt hiermit die vertraulichen Originaldepeſchen ſeines Vaters der Oeffentlichkeit. Dieſelben enthalten viele für die Geſchichte des Congreſſes wichtige Enthüllungen über Perſonen und Zuſtände. Vom Herausgeber ſelbſt ſind intereſſante Betrachtungen über die gegenwärtige politiſche Lage Europas, beſonders Rußlands und Deutſchlands, vorausgeſchickt.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig
zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteriſtik Schopenhauer's.

Von Dr. **Julius Frauenſtädt.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Sammlung der ſchönſten und geiſtvollſten Stü… aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem gr… gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, dieſen großen Ge… näher kennen zu lernen und ſich mit ihm zu befreun… Schopenhauer gehört, wie Roſenkranz ſagt, „unbedingt zu u… ſern beſten Autoren, die man ſtets mit erneuter Anregung lie…" Das Buch hat denn auch bereits große Verbreitung gefun… ſodaß eine zweite Auflage nöthig wurde, deren Preis, … es in immer weitere Kreiſe einzuführen, noch billiger al… für die erſte Auflage geſtellt worden iſt.

Unter dem gemeinſamen Titel „Lichtſtrahlen" er… ſchienen in demſelben Verlage folgende belieb… Sammlungen:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken … Briefen nebſt einem Lebensabriß. Von Eduard F… Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. … Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forſter. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an … Forſter, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, … Huber, Johannes von Müller, ſeine Gattin Thereſe, … aus ſeinen Werken. Mit einer Biographie Forſter's. … Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. … Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. … Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtſtrahlen aus ſeinen Brie… eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. … und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. … Eliſa Maier. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. … 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtſtrahlen aus ſeinen Brie… ſämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleierma… Von Eliſa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 … 10 Ngr.

William Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit. Licht… aus ſeinen Werken, nebſt einer Einleitung. Von Herm… Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (… und Goßmann) in Berlin erſchien ſoeben:

Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie.

Von ſeinem Bruder

Maximilian Heine.

Velinpapier. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Vorrede. — Familien-Nachrichten. … Etwas zur Charakteriſtik des Dichters. — … len. — Aus meinem Tagebuche. — Original-Brie… — Einige Züge aus dem Leben des Onkels … Nachrede.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden … ſen Skizzen ſeines Bruders vieles Anziehende finden. … beſonderm Werth ſind die zum erſten male mitgetheilten … mente H. Heine's: das deutſche von 1846, und das … von 1848.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. Nr. 24. 11. Juni 1868.

Inhalt: Molière in deutſcher Ueberſetzung. Von Emil Müller-Samswegen. — Paris und die Pariſer. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Romane und Novellen. — Feuilleton. (Vom deutſchen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Molière in deutſcher Ueberſetzung.

Molière's Luſtſpiele überſetzt von Wolf Grafen Baudiſſin. Vier Bände. Leipzig, Hirzel. 1865—67. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Zu den bemerkenswertheſten Eigenthümlichkeiten des deutſchen Forſchergeiſtes gehört es, daß er ſich bereitwillig mehr oder weniger vergeſſener oder zeitweilig vernachläſſigter Geſchichtsgrößen annimmt. Wenn er das thut, ſo thut er es gewiß mit einer warmen Vorliebe für ſeinen Helden. Bei dem vorliegenden Werke handelt es ſich freilich nicht um einen total vergeſſenen, nicht einmal um einen vernachläſſigten Helden, immerhin aber doch um eine in deutſchen Kreiſen mehr ihrem Leben im allgemeinen als ihren Werken im beſondern nach geſchätzte Literaturgröße. Wie weit dieſer gegenüber die oben bezeichnete warme Vorliebe gerechtfertigt oder geboten erſcheint, das wollen wir des Nähern zunächſt nicht erörtern; weiterhin wird ſich die Gelegenheit zu kritiſchen Bemerkungen ohnedies bieten. Sicherlich aber konnte nur die innigſte Hingabe des Verfaſſers an den Gegenſtand ſeines Studiums ein ſolches Werk liefern, durch das dem Leſer jene Literaturgröße in ihren Leiſtungen mehr und mehr lieb und werth wird.

Damit haben wir über Graf Baudiſſin's Ueberſetzung der Molière'ſchen Luſtſpiele im allgemeinen ſchon das anerkennendſte Urtheil gefällt. Durch ſein Werk wird die Literatur der Ueberſetzungen wirklich bereichert. Augenſcheinlich hat der Erfolg dieſes Urtheil bereits beſtätigt. Denn der Ueberſetzer, welcher mit dem erſten Bande wol nur den Verſuch wagte, inwieweit das deutſche Publikum für Molière zu intereſſiren wäre, hat ſein Werk in vier umfangreichen Bänden abſchließen können. So ermuthigend war der Erfolg, daß er auf den dritten Band noch einen vierten Band folgen ließ und in dieſen eine Anzahl von Luſtſpielen, welche er dem deutſchen Geſchmacke nicht glaubte mundgerecht machen zu dürfen, aufnahm. Der Ueberſetzer fühlte ſich durch die kriegeriſchen Ereigniſſe des vorvorigen Jahres ſehr wenig zu einer Fortſetzung ſeines Werks aufgelegt und glaubte damals den Molière nur in einer beſtimmten Beſchränkung bieten zu dürfen. In dem Vorwort zum vierten Bande modificirt er nun ſeine frühere Anſicht, als habe er mit den 18 Stücken der drei erſten Bände alles erſchöpft, was für deutſche Leſer an dem franzöſiſchen Luſtſpieldichter anziehend ſein könnte. Er bietet in dem vierten Bande noch ſieben Stücke und hält damit ſeine Aufgabe nun für vollſtändig gelöſt. Zwar will er auch jetzt noch nicht den „Arzt wider Willen" und den „Herrn von Pourceaugnac" von dem Vorwurfe ſehr unverblümter Derbheit, noch weniger den „Amphitryon" von einiger Leichtfertigkeit freiſprechen; allein er meint, daß er ſich namentlich des letztern wegen einer „unverzeihlichen Unterlaſſung" ſchuldig erklären müßte, wenn er dem „deutſchen, des Franzöſiſchen nicht kundigen Leſer" die höchſt intereſſante Vergleichung des Molière'ſchen „Amphitryon" mit dem Heinrich von Kleiſt'ſchen vorenthielte.

Im übrigen behalten des Ueberſetzers frühere Urtheile über das Anſtößige gewiſſer Derbheiten und Cynismen, ſelbſt zugegeben, daß Molière für Töchterſchulen des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht gedichtet habe, ihre volle Kraft. Ebenſo wenig wird durch den vierten Band das Urtheil über den nur literariſch-antiquariſchen Werth verſchiedener Jugendarbeiten Molière's erſchüttert. Graf Baudiſſin bemerkt in der Vorrede zum erſten Bande:

> Molière's Werke ſind von ſehr verſchiedenem Werth; ſie alle zu überſetzen, halte ich für eine nutzloſe, ja unmögliche Aufgabe. Seine ſogenannte Tragikomödie „Don Garcia von Navarra", ebenſo hochtrabend und bei allem Pathos ſo froſtig wie die Trauerſpiele des Corneille, denen ſie nachgebildet iſt, die fünfactigen Comédie-Ballets „La princesse d'Élide" und „Les amants magnifiques", vollends das Tragédie-Ballet „Psyche" und ein paar Luſtſpiele aus ſeiner früheſten Zeit geben ſelbſt die franzöſiſchen Kritiker ohne weiteres preis. Und in einigen ſeiner Poſſenſpiele iſt das Salz ſo grobkörnig und derb, daß ſie deutſchen Leſern kaum geboten werden können.

Um deswillen ſchob der Ueberſetzer nicht nur „Les Fourberies de Scapin" und „Monsieur de Pourceaugnac",

Digitized by Google

ſondern auch den „Étourdi“ und den „Amphitryon“ beiſeite, ja er glaubte ſich auch nicht mit dem „Médecin malgré lui“ befreunden zu dürfen, da ihm Sganarelle's Ungezogenheiten in deutſcher Sprache zu anſtößig ſchienen. Wie er ſeine Anſchauung in dieſer Beziehung modificirte, das zeigt er, wie ſchon angedeutet iſt, im vierten Bande durch die Aufnahme der ebengenannten fünf Stücke nebſt noch zwei andern weniger bedeutenden. Konnte es ſcheinen, als wollte der Ueberſetzer mit der Auswahl in den drei erſten Bänden dem deutſchen Leſer ein Urtheil über die Molière'ſchen Leiſtungen gleichſam aufnöthigen, ſo verwahrt er ſich ſelbſt mit dem vierten Bande gegen dieſen leiſen Vorwurf. Molière hat Gutes und weniger Gutes in buntem Gemiſch geliefert. Es bleibt nun dem Geſchmack des deutſchen Leſers ſelbſt überlaſſen, wie er ſein Intereſſe für den berühmten Luſtſpieldichter auf deſſen einzelne Leiſtungen vertheilen will.

Graf Baudiſſin bietet im erſten Bande auch eine kurze Lebensbeſchreibung ſeines Helden. Wir dürfen von dieſem Abriſſe wol ganz abſehen. Der Stein iſt hinſichtlich Molière's durch dieſe vortreffliche Ueberſetzung nun einmal ins Rollen gekommen, das möchte den einen oder den andern zu größern kritiſchen Werken veranlaſſen: Möglichkeit alſo in Fülle, daß in d. Bl. noch manches Wort über Molière ſelbſt geſprochen werde. Wir gedenken unſere Auslaſſungen nach zwei Seiten hin zu beſchränken; einmal wollen wir die Ueberſetzung als ſolche zu würdigen ſuchen, und uns alsdann über Molière's Bedeutung im allgemeinen, mit Rückſicht auf unſere Zeit, ausſprechen. Das letztere beſonders deshalb, weil uns der Verfaſſer ſein Werk nicht als kahle Ueberſetzung hinſtellt, ſondern in den Einleitungen zu den vier Bänden manches treffende kritiſche Wort über die Werke ſeines Helden, wie auch über diejenigen verwandter Größen beifügt.

Der Verfaſſer, obſchon von dem Werthe der Molière'ſchen Stücke vollſtändig überzeugt, findet es in der Vorrede zum erſten Bande doch gerathen dieſen Werth in beſtimmter Weiſe zu fixiren. Er ſchreibt:

Alle ſeine Nachfolger überragt Molière, der Vater der franzöſiſchen Komödie. Wenn man bedenkt, auf welcher niedrigen Stufe das Luſtſpiel ſtand, wie er es vorfand, wie roh noch ſeine erſten Jugendverſuche ſind, und wie groß der Abſtand von dieſen zu ſeinen ſpätern Werken, ſo kann man ihn nicht genug bewundern und es nur gerecht finden, daß Frankreich ſo ſtolz auf ihn iſt, daß er in zahlloſen Auflagen immer wieder von neuem gedruckt wird und ſo viele Leſer und Verehrer zählt, als es gebildete Franzoſen gibt. Selbſtverſtändlich hat er auf Deutſchland nicht in gleichem Verhältniß wirken können; von ſeinen Stücken iſt höchſtens der „Tartufe“ und zwar in ſehr ſchlechten Ueberſetzungen auf deutſchen Bühnen geſpielt worden; Leſſing erwähnt ihn kaum in ſeinen hamburger „Briefen“ und Schlegel's „Dramatiſche Vorleſungen“ behandeln ihn geradezu feindſelig. Auch Hettner in ſeiner Literaturgeſchichte ſtimmt in dieſen Ton ein; er geht ſo weit zu behaupten, Molière habe keine „ſittliche Fährte, und der Maßſtab ſeiner dichteriſchen Gerechtigkeit liege in der zeitweiligen Sitte, nicht in der unverrückbaren Sittlichkeit“.

Wir wollen dem Verfaſſer hier nicht weiter folgen, wenn er gegen dieſen Hettner'ſchen Ausdruck „ſittliche Fährte“ ankämpft, wir wollen ihm aber Molière's wegen noch darin beiſtimmen, daß für uns das ältere Luſtſpiel der Franzoſen in mehr denn einer Hinſicht größern Werth als die ſo „hochgehaltene franzöſiſche Tragödie“ behält. Denn die claſſiſche franzöſiſche Tragödie iſt für uns mehr oder weniger Cadaver, Mumie; die ältere franzöſiſche Komödie dagegen, wenn auch nicht immer ein harmoniſch geformter, mit äſthetiſchem Maßſtabe zu meſſender, doch wenigſtens noch leidlich lebender Körper. Dazu hilft nicht allein der franzöſiſchen Komödienſchreiber anerkanntes Talent in der Beherrſchung komiſcher Situationen, dazu helfen noch mehr die vielen culturhiſtoriſchen Bezüge, wie ſie, freilich meiſt nur dem kundigen Auge erkenntlich, überall ſich eingeſtreut finden. Nehmen wir aber lediglich auf den Luſtſpieldichter von heute Rückſicht, ſo kann auch dieſer, was die Bühnenmäßigkeit eines dramatiſchen Products betrifft, von Molière noch manches lernen.

Die Stücke vertheilen ſich auf die vier Bände folgendermaßen: Der erſte enthält die fünf: „Die Schule der Ehemänner“, „Die Schule der Frauen“, „Der Miſanthrop“, „Tartufe“, „Die gelehrten Frauen“; im zweiten finden ſich: „Der Zwiſt der Verliebten“, „Die Koſtbaren“ („Les précieuses ridicules“), „Die Läſtigen“, „Die Kritik der Frauenſchule“, „Das Impromptu von Verſailles“, „Die erzwungene Heirath“, „Don Juan“, „Der Liebhaber als Arzt“; der dritte bietet: „Der Geizige“, „George Dandin“, „Der bürgerliche Edelmann“, „Die Gräfin von Escarbagnas“, „Der eingebildete Kranke“; der vierte endlich ſchließt die Reihe ab mit: „Der Unbeſonnene, oder Es iſt ihm nicht zu helfen“ („L'Étourdi ou les Contretemps“), „Sganarelle oder der Hahnrei in der Einbildung“, „Der Arzt wider Willen“, „Der Sicilianer oder der Liebhaber als Maler“, „Amphitryon“, „Herr von Pourceaugnac“, „Scapin's Schelmenſtreiche“.

Mit berechtigtem Stolz darf der Verfaſſer auf ältere Ueberſetzungsverſuche hinabblicken. Er führt uns einige derſelben an. Als älteſte Verdeutſchung des Molière bezeichnet er eine 1694 bei „Johann Daniel Taubern“ in Nürnberg erſchienene Ausgabe, von deren hochtrabendem Titel man auf das Weſen dieſer Verdeutſchung hinlänglich wird ſchließen können. Er lautet: „Derer Comödien des Herrn von Molière, königlichen franzöſiſchen Comödiantens ohne Hoffnung ſeines gleichen erſter Theil. So hohen als niederen Standes-Perſonen zu erbaulicher Gemüths-Beluſtigung, der Jugend aber, welche der franzöſiſchen Sprache begierig ſein mag, zu deſto geſchwinder und leichter Begreifung derſelben ins Teutſche überſetzet durch J. E. P. Mit ſchönen Kupfern gezieret und das erſtemal alſo gedruckt.“ Alſo gedruckt — und zwar ſo, daß man aus dem Buntdruck und der ſymmetriſchen Anordnung der Titelzeilen einen überwältigenden Vorgeſchmack der „erbaulichen Gemüthsbeluſtigung“ erhält. Wett gemacht wird dieſe erſte Verdeutſchung durch eine ein Jahr ſpäter bei demſelben Verleger erſchienene, „mit ſonderbarem Fleiß“ und dem „Molière'ſchen Genio gemäß“ abgefaßte Ausgabe. Achtung und Ehre Hrn. Johann Daniel Taubern, weiland Buchhändler in Nürnberg, wegen ſeiner großen Unparteilichkeit, mit welcher er in der Vorrede dieſer zweiten Ausgabe die erſte folgendermaßen kritiſiren läßt:

Hier liefere ich eine ganz neue und mit ſonderbarem Fleiß verfertigte Ueberſetzung ...., welche vor kurzem das erſte mal, zwar in deutſcher Sprache, an das Licht gekommen, aber in einer ſo ungerathenen Art und hundertfältig verkehrten Wortverſtand des franzöſiſchen Exemplars, daß es kein Wunder,

Digitized by Google

nn alle verkehrte und übelſtändige Wörter von der ſchwarzen rſſe auf dem Papier vor Scham ganz roth erſchienen wären.

In den drei Bänden dieſer ältern Verdeutſchung ſind ziemlich die nämlichen-Stücke wie in der uns vorlie- ıden Baudiſſin'ſchen enthalten; aber, darüber dürfen r nicht Zweifel hegen, mit dem Originale wird ziem- willkürlich umgeſprungen ſein. Schon die höchſt pikan- Titel einzelner Stücke, ſo die „Gräfin von Karfunkel- n" und der „Junker von Schweinickel", ſtatt: „La Com- se d'Escarbagnas" und „Monsieur de Pourceaugnac" rathen etwas von dem Geiſte dieſer mit „ſonderbarem iße" verfaßten Verdeutſchung. Doch der uns zuſtehende um verbietet uns, Graf Baudiſſin in der Aufzählung einzelnen Ueberſetzungen Molière'ſcher Stücke zu fol- . Meiſtentheils ſuchten die Ueberſetzer das Original und dort zu verbeſſern und boten damit nur eine Ver- hornung deſſelben, wie z. B. Zſchokke in ſeiner 1805 Zürich erſchienenen Bearbeitung.

Die allergrößte Schwierigkeit boten dem Ueberſetzer die ızöſiſchen Verſe. An dieſen iſt mehr denn ein Ueberſetzer rauchelt. Der deutſche Alexandriner iſt ein anderes g als der franzöſiſche und hat etwas durchaus Er- endes an ſich. Dieſer Wahrnehmung hat ſich Graf ıdiſſin nicht verſchloſſen. Was ſoll der Ueberſetzer nun an Stelle des Alexandriners ſetzen? Nun, Graf ıdiſſin löſte dieſe Frage einfach, indem er ſich für den füßigen iambiſchen Vers erklärte. Laſſen wir ihn ſich iber ſelbſt ausſprechen:

Wie Molière in der für Frankreich herkömmlichen Versart b, ſo müſſen wir ihn in der bei uns längſt eingebürgerten n, in fünffüßigen Jamben wiedergeben, die ſich ebenſo wol das höhere Luſtſpiel wie für die Tragödie eignen und von Engländern von jeher für beide Gattungen verwendet wor- ſind. Ich würde es als einen erfreulichen Fortſchritt an- , wenn unſer Theatervers auch im Luſtſpiel bei uns hei- würde und das Beiſpiel, das Kleiſt im „Zerbrochenen Kruge" en hat, Nachahmer fände.

Die Wahl der Jamben thut es freilich allein nicht, igt Graf Baudiſſin ſelbſt. Der fünffüßige iambiſche kann ſo holperig wie der Alexandriner klingen. Wer den iambiſchen Vers ſo in ſeiner Gewalt hat wie Baudiſſin, der darf dreiſt behaupten, daß es dieſer allerdings thue. Kein geringes Lob für die Ueber- ıg, daß ſich ſämmtliche (auch die in Proſa geſchrie-) Stücke wie Originale leſen. In dieſer Anſicht en alle Kritiken übereinzuſtimmen. Und für den ſetzer gewiß die größte Anerkennung, daß ſich ge- e Bühnenkünſtler, ein Dawiſon, ein Lewinsky, für ünffüßigen iambiſchen Vers gegenüber dem Alexan- : erklärt haben.

Nicht aber der auf die Verſe verwendete Fleiß allein et dieſe Ueberſetzung beſonders aus. Graf Baudiſſin e zuvor den Molière'ſchen Geiſt ganz erfaſſen, ehe n mit Treue wiedergeben konnte. Zu dieſem Zweck r nun keine Mühe geſpart, um den Bezügen, welche ei den vielen Anſpielungen auf wirkliche Ereigniſſe n, überall nachzuſpüren. Die jedem Stücke angehäng- nmerkungen ſind der beredteſte Beweis von der Sorg- des Ueberſetzers nicht nur, ſondern ebenſo von der ſenden Freiheit, mit der er ſein Thema beherrſchte. höchſt intereſſantes Eingeſtändniß treffen wir da in der Vorrede zum zweiten Bande. Die Uebertragung der in Proſa gehaltenen Stücke ſei ihm mitunter ſchwerer geworden als die der in Verſen abgefaßten, bemerkt der Ueberſetzer. Eine Ueberſetzung ſolle ſich wie ein Original leſen, dieſes Erforderniß ſcheine ihm in der Proſa minder leicht zu erreichen als in der gebundenen Rede, die den Copirenden zwinge in ſeiner Sprache zu denken, während er in der anſcheinend freiern Form Gefahr laufe fremde Wendungen beizubehalten. Molière's Frau habe daher mit ihrer Behauptung: „La prose est pis encore que les vers", nicht ganz unrecht.

Natürlich hat der Ueberſetzer nicht umhin gekonnt hier und da kleine Aenderungen eintreten zu laſſen. Dieſe thun aber der oben gerühmten Ueberſetzertreue keinen Eintrag, ſie verſtärken nur das Gewicht dieſer Ueberſetzung. Wie wäre es auch möglich, Wortſpiele und Anſpielungen unverändert in den deutſchen Text hinüberzunehmen? Wie wäre es ferner möglich, Derbheiten und Nuditäten mit leichter Grazie wiederzugeben, wenn der deutſchen Sprache eben dieſe flüchtige Grazie mangelt? Daß aber der Ueberſetzer vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckte, das Original nicht allein in ſeiner Totalität ſo treu wie möglich, ſondern auch, wo im einzelnen Umformungen unerlaßlich waren, ſo zweckentſprechend und originell wie möglich wiederzugeben, davon könnten wir zahlreiche Belege bieten. Nur einige derſelben. Graf Baudiſſin ſpricht ſich bei Gelegenheit des „Herrn von Pourceaugnac" im vierten Theile über die Schwierigkeiten, welche er zu überwinden hatte, ſelbſt beredt genug aus. Er bemerkt:

Die Verdeutſchung des „Pourceaugnac" bietet dem Ueberſetzer ſolche Schwierigkeiten, ja eine ſo unmögliche Aufgabe, daß ich lange angeſtanden habe, mich an dieſes Luſtſpiel zu wagen. Mein hamburger Vorgänger hat ſich dadurch zu helfen geſucht, daß er das Stück nach Deutſchland verſetzt und ſich dadurch das Recht vindicirt, die Limouſinerin und die Picarde, jene oberſächſiſches Bauerndeutſch, dieſe hamburgiſches Plattdeutſch reden zu laſſen; aus dem Herrn von Pourceaugnac wird ein Junker von Schweinhof. Aber die ganze Anlage des Luſtſpiels iſt ſo durchaus franzöſiſch gedacht, der Gegenſatz des Kleinſtädters zu den Pariſern ſo beſtimmt hervorgehoben, die Doctoren gehören ſo weſentlich zur pariſer Facultät und Sbrigani nebſt den Masken ſo wenig nach Deutſchland, daß mir dieſes Auskunftsmittel nicht annehmbar erſchien, und ich mich daher lieber entſchloß, auf die Dialekte zu verzichten, als das ganze Stück wegzulaſſen.

Wer merkt nun etwas von den Schwierigkeiten, wenn er Baudiſſin's „Herrn von Pourceaugnac" lieſt? Nicht minder gewiſſenhaft verfuhr er bei dem kleinen, übrigens nur mittelmäßigen Luſtſpiel: „Der Sicilianer oder der Liebhaber als Maler." Molière ſchrieb es zwar in Proſa, aber ſo eigenthümlich rhythmiſch, daß es ſich Zeile für Zeile in drei- oder mehrfüßige Jamben auflöſen läßt. Baudiſſin wollte dieſer Eigenthümlichkeit nachkommen, überzeugte ſich aber bald, wie unerträglich im Deutſchen eine derartige rhythmiſche Proſa wird. Da entſchloß er ſich, das ganze Luſtſpiel in fünffüßige Jamben zu bringen, und traf damit das Rechte. Wie er andererſeits ſelbſt der draſtiſchſten Komik Molière's gerecht zu werden verſteht, wollen wir nur mit einer Stelle aus dem „Eingebildeten Kranken" belegen. Graf Baudiſſin ſpricht da ein Doctorenkauderwelſch, wie es Molière drolliger nicht ſprechen konnte. Hören wir nur:

Digitized by Google

— — — — — — — — — — —
Deswegen gebührt sich's nostrae sapientiae,
Verstando atque prudentiae,
Kräftibus unitis laborare,
Uns allzeit bene conservare
In tali credito Rufo et honore;
Uns in Acht zu nehmen non recipere
In nostro docto corpore
Quam personas capabiles
Et totas dignas verwaltare
Has Stellas honorabiles.
Derohalben auch nunc convocati estis
Et credo quod findebitis
Dignam materiam medici
In docto homine allhie,
Welchen in Sachis omnibus
Dono ad interrogandum
Et gründlich examinandum
Vestris capacitatibus.

Das Recht derartiger Bouffonnerie zugeſtanden, hat der Ueberſetzer die Lacher ſicherlich ebenſo gut wie Molière auf ſeiner Seite.

Molière's Stücke ſind, um auf den zweiten Theil unſerer Beſprechung überzulenken, von ſehr verſchiedenem Werth, das räumt Graf Baudiſſin ſelbſt ein. Es ſtehen aber nicht blos ſeine Jugendwerke ſeinen ſpätern Erzeugniſſen nach, ſondern auch dieſe letztern ſondern ſich ihrem Werthe nach in verſchiedene Gruppen. Molière arbeitete fortwährend für das eigene Geſchäft, er war in ſeiner Wirkſamkeit durch mancherlei Feſſeln gebunden, er beſaß ſeine großen Sympathien und Antipathien: kein Wunder, daß dies und jenes öfter, als es Göttin Thalia lieb ſein mochte, das Zuſtandekommen eines echten Kunſtwerks verhinderte. Molière bot als Luſtſpieldichter ſeiner Zeit etwas entſchieden Neues. Er griff friſch ins Leben hinein und dichtete aus dem Leben heraus, darum hatte er ſeine Zeit für ſich, wie ſehr ihn auch einzelne Coterien, namentlich die Anhänger des claſſiſchen Zopfs, anfeindeten. Alsdann konnte er ſeine Stücke vor den Augen der Welt ſofort verkörpern, er brauchte nicht erſt jahrelang zu bitten und zu betteln, bis ſich endlich ein Schauſpieldirector ſeiner annahm: damit war er vielen Dramatikern von vornherein überlegen. Den Staub der Theaterarchive hatte er für ſeine Producte nicht zu fürchten, die gute Laune brauchte er unter dem Drucke von Makulatur nicht zu verſcherzen. Er ſtand eben für ſeine Producte ſofort nach ihrer Geburt ſowol als Director wie auch als Darſteller ein.

Dieſen letzten Umſtand glauben wir beſonders betonen zu dürfen. Er zeigt uns die Triebfeder der Molière'ſchen Schaffenskraft, und daß dieſe in einem unbezähmbaren poetiſchen Drange und der idealen Inſpiration allein gewiß nicht lag. Nein, ganz beſtimmte äußere Verhältniſſe und Einflüſſe haben den Dramatiker Molière zumeiſt zu dem gemacht, was er für uns bedeutet. Allein ihm deshalb nur eine dramatiſche Geltung für ſeine Zeit vindiciren, das hieße Molière's Werth unterſchätzen. Bei der Mehrzahl ſeiner Stücke reizen uns freilich weniger die etwaigen poetiſchen Intentionen des Dichters als vielmehr gewiſſe culturhiſtoriſche Bezüge; allein doch auch nicht wenige ſeiner Stücke, wir meinen hier beſonders den „Tartufe", wir meinen den „Miſanthropen", den „Geizigen" u. ſ. w., können vorzugsweiſe nach ihrem poetiſchen und dramatiſchen Werth gewürdigt werden. Wenn wir dieſen poetiſchen Werth ausſchließlich betonen wollen, vergeſſen wir nur nicht, daß ein Luſtſpieldichter kein Tragiker, ſondern ein Sittenmaler ſeiner Zeit iſt, und daß die Aeſthetik ſelbſt vielfach hin- und herſchwankt, inwieweit ſie den komiſchen Dichter von der Verfolgung ganz reiner Kunſtzwecke abſolviren dürfe. Von dem eigenthümlichen koſmopolitiſchen Etwas, welches alle großen Dramatiker erfüllt und ihre Werke zu univerſellen Werken macht, finden wir bei Molière kaum eine Spur. Ganz verſtanden ſein will er eben nur aus ſeiner Zeit heraus. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir ihm auch von dem heutigen Stande der dramatiſchen Kunſt aus eine Meiſterſchaft zuſprechen, ja wir werden ihm ſogar in beſchränkterm Maße die Anwartſchaft auf eine gewiſſe Claſſicität gern laſſen, je weniger wir ſeine Komödien der heutigen deutſchen Schaubühne im großen und ganzen dienſtbar machen können. Form wie Inhalt ſeiner Komödien tragen faſt das Gepräge der Meiſterſchaft, und doch dürfen wir dem deutſchen Dramatiker weder den Inhalt noch die Form als volles Muſter empfehlen, denn der Dramatiker von heute, welcher bei Molière ſtehen bleiben wollte, würde dem Publikum nur als mittelmäßiger Dramatiker erſcheinen, er müßte von vornherein auf den Vorwurf, nicht individualiſiren zu können, gefaßt ſein.

Sehen wir auf die Form, ſo bekundet Molière ein erſtaunliches Geſchick in der Situationszeichnung; es lebt und webt in ſeinen Stücken, was um ſo mehr zu bewundern, als ſich Molière mit den claſſiſchen Grundeinheiten beſtimmte Feſſeln anlegte. Er beſitzt lebhafte Erfindungsgabe, er verſteht zu ſpannen und in der knappſten Form die Wahrſcheinlichkeit aufrecht zu erhalten. Auch auf Theatereffecte verſteht er ſich, allein Knalleffecte nach der Praxis der modernen Melodramatik kennt er nicht; ſeine Theatereffecte beſtehen in der Kunſt, die Spannung in ſein angelegter, bühnenmäßiger Weiſe auszubeuten, von welcher Kunſt namentlich die auch von Goethe ſo hochgehaltene Scene zwiſchen Vater und Tochter im „Eingebildeten Kranken" (Act 2, Sc. 11) einen glänzenden Beweis liefert. Dazu verſteht Molière bei ſeinem lebhaften Temperamente außerordentlich ſcharf nach der Natur zu porträtiren; zwar liebt er die Caricatur, aber er verſteht ſich auch ſehr wohl auf den gewähltern Witz; er verfällt nicht ſelten in das derb Poſſenhafte, aber er thut es dann gewiß mit bewußter Abſicht, und dieſe Abſicht kann ſeine natürliche Grazie ſicher nicht beeinträchtigen. Selbſt ſeine durchaus luſtigen Perſonen, ſeine Sganarelle und Mascarille, ſind mit einer ſolchen Tournure ausgeſtattet, daß der gleichzeitige deutſche Pickelhering dagegen nur als ungeſchlachter Geſell erſcheint.

Freilich dürfen wir auch die Kehrſeite der Medaille nicht ganz außer Acht laſſen. Da zeigt ſich bei Molière's glänzender Bühnenroutine eine ganz beſtimmte Beſchränktheit. Die dramatiſche Dialektik unterliegt faſt in allen Stücken eben jener Bühnenroutine. Während Molière in dieſem Augenblick noch fröhlich ſeines Pfades ſicher iſt, verliert er ihn ſchon im nächſten ganz aus den Augen. Was dann? Samiel hilf! Dann muß dem Dichter irgendein Deus ex machina die Augen öffnen und das Ziel der dramatiſchen Reiſe feſtſtellen. Dieſer Deus iſt

Digitized by Google

vielleicht Se. Majeſtät der allgewaltige Herr König, oder dieſer Deus iſt eine Göttin, die holde Vertraute liebender Seelen, das verſchmitzte Kammerkätzchen, welches die Perſonen ſchiebt und dreht, auch wol mit einem recht artigen Puffe vorwärtsſtößt. Hierzu geſellt ſich das mit der „Einheit des Orts" freilich zu entſchuldigende, uns aber doch immer peinliche Sichbehorchen; in dem wahren Codex der dramatiſchen Dialektik ſollte dieſe Unſitte ſchlechterdings werthlos ſein. Außerdem zeigt ſich Molière in dem Bau der Scenen und in der Motivirung des Stoffs bei allem Reichthum ſeines Talents keineswegs ſehr mannichfaltig. Er läßt ſich darin zuweilen ſehr gehen. Hat er mit irgendeiner Scene, mit irgendeiner Art der dramatiſchen Entwickelung Glück gehabt, ſo verſucht er ſie in einem andern Stück wol ohne Bedenken zum zweiten mal. Entweder iſt er nach dieſer Seite hin nicht das Genie mit unerſchöpflicher Hand, oder er will es nicht ſein. Die Beiſpiele hierzu wollen wir aus den Liebesſcenen der verſchiedenen Stücke nicht zuſammentragen, wollen uns daraufhin auch nicht die Sganarelle und Mascarille anſehen, auch nicht die ſonſtigen Diener ihrer Herren und wie ſie in einer ganz beſtimmten Weiſe immer nur der Abklatſch ihrer Herren ſind; auch nicht der monotonen Art, mit welcher Molière die Aerzte unausgeſetzt perſiflirte, wollen wir gedenken; der Kampf gegen dieſe galt ihm ja als perſönliche Frage: wir wollen aber als eins der frappanteſten Beiſpiele nur die Entwickelung herbeiziehen, wie ſie in ganz homogener Weiſe in der „Schule der Frauen" und im „George Dandin" bewirkt wird. Dort macht der begünſtigte Liebhaber den geprellten Liebhaber zu ſeinem Vertrauten. Das wirkt ſo, das ſchlägt ſo ein, daß Molière daſſelbe Spiel noch einmal, in dem freilich um ſechs Jahre ſpätern „George Dandin" verſucht. Nur der kleine Unterſchied: in der „Schule der Frauen" iſt der Geprellte nur der unglückliche Liebhaber, während im „George Dandin" der Geprellte bereits der Ehemann iſt; dort dreht ſich das Spiel um ein junges, hypernaives Mädchen, hier um eine untreue, raffinirt kokette Ehefrau.

Dies führt uns von ſelbſt auf die Charaktere der Molière'ſchen Stücke. Da iſt es nun bekannt genug, daß Molière keine einzige Perſon von ſo individuellem Gepräge geſchaffen hat, wie dies Shakſpeare vermochte. Molière's Perſonen ſind der Hauptſache nach gewiſſe Gattungsmenſchen, ſie repräſentiren ſich nicht als ganz beſtimmte Individuen, ſondern als Vertreter gewiſſer Charaktertypen. Dies gilt nicht allein von Perſönlichkeiten wie dem Tartufe, dem Harpagon, dem George Dandin, ſondern ebenſo gut von Perſönlichkeiten wie der Celimene im „Miſanthrop" oder der Agnes in der „Schule der Frauen". Was fragen wir bei dieſer Agnes wohin oder woher, ob blond oder braun; daß ſie der Inbegriff eines naiven Mädchens, wir möchten zur treffenden Kennzeichnung des Agnes-Charakters ſagen, der Inbegriff eines „dummen Backfiſches" iſt, das iſt ihr Geleitbrief. Dahin hat auch die geſammte öffentliche Stimme Frankreichs ſich erklärt. Denn dieſe hat ebenſo gut wie den Tartufe auch die Agnes, d. h. den Namen Agnes, zum Ausdruck für eine ganz beſtimmte Mädchenklaſſe gemacht. Und wo wir nun dieſen Agneſen ſonſt begegnen, beſonders auch bei den heutigen franzöſiſchen Komödiendichtern, da können ſie zwar ſehr verſchieden herausgeputzt ſein, ſie können in dem einen Stück dies, in dem andern jenes thun, dort ſo, hier ſo plappern, aber die Familienähnlichkeit können ſie ſchlechterdings nicht verleugnen. Der Molière'ſchen Muſe wollen wir damit keinen Vorwurf machen, wir betonen nur eins ihrer charakteriſtiſchen Merkmale. Möglich, daß der eine oder andere Aeſthetiker in dieſer Beſchränktheit der Molière'ſchen Dramatik gerade ihre Größe erblickte, möglich, daß man in dieſer Kunſt der Charakterzeichnung ſogar die ideale Seite der Molière'ſchen Richtung fände. Ohne praktiſchen Nutzen iſt ſie entſchieden nicht. Sie gewährt dem Darſteller die Freiheit, innerhalb der geſteckten Grenzen ſeine Individualität zur Geltung zu bringen, während z. B. bei einem Shakſpeare'ſchen Charakter das Vorwalten einer ſchauſpieleriſchen Individualität gar leicht als Ankämpfen gegen die zu löſende Aufgabe erſcheint. Aber bei allem etwaigen Nutzen bietet dieſe Richtung eine ſehr ſchwache Seite. Sie geſtattet dem Dramatiker nur eine gewiſſe Anzahl von Charaktertypen; ſind dieſe verbraucht, ſo kann er nur ſeine eigenen Perſonen wieder und immer wieder copiren. Selbſt Molière, welcher vor ſeinen Nachfolgern doch einen unendlichen Vorſprung hatte, ſtreift, was die Charaktere ſeiner Stücke betrifft, hart an Monotonie. Freilich hat er keinen zweiten Tartufe, auch keinen zweiten Geizigen geſchaffen; wie wollen wir nun gerade abſolut behaupten, ein zweiter Molière'ſcher Heuchler und ein zweiter Molière'ſcher Geizhals hätte dem erſten Tartufe und dem erſten Harpagon täuſchend ähnlich ſehen müſſen! Auch wollen wir von den überall über denſelben Kamm geſchorenen Kammerkätzchen, den gelehrten Schwätzern u. ſ. w. abſehen, ſie ſind ja nur Nebenfiguren und als ſolche in ihrer feſtſtehenden Charakterhaltung dem Publikum lieb und werth. Einen ſehr weſentlichen Anhalt haben wir aber an den gehörnten oder zu hörnenden Männern, Charaktere, welche wieder und immer wieder vorzuführen Molière nicht müde wird. Wol heißt er hier George Dandin, da (in der „Schule der Frauen") Arnolphe, dort (in der „Schule der Ehemänner") Sganarelle, oder er heißt Alceſte, wie im „Miſanthrop", oder er heißt gar Amphitryon; aber unter dieſer verſchiedenen Maske ſteckt immer nur ein und dieſelbe Perſon, nämlich der gehörnte oder zu hörnende Mann, und nur dieſer nichts weniger als angenehmen Eigenſchaft wegen zählt er als ſolcher in der Geſellſchaft mit. Wie Galerenſträflinge tragen ſie ein Zeichen an ſich, alle dieſe Lieblingsgeſtalten der Molière'ſchen Muſe, und dieſes Zeichen beeinträchtigt alle ihre ſonſtigen Eigenſchaften. Wol mag Graf Baudiſſin einen derſelben, den Arnolphe in der „Schule der Frauen", als einen der „individuellſten und fein gezeichnetſten" Charaktere Molière's rühmen; wir finden darin nur ein Lob von ſehr relativem Werthe. Was nützen dem Sträflinge alle ſonſtigen körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften, wenn er lediglich nach dem Brandmale im Nacken beurtheilt wird? So ſind uns denn auch an dem Arnolphe alle Charakterzüge gleichgültig; ſtärker geſagt, ſie ſollen uns gleichgültig ſein, ſo will es der Dichter. Wir ſollen und dürfen auf der Stirn dieſes Geächteten nur das beſtimmte Zeichen ſehen und die ganze Figur dieſes Zeichens wegen komiſch finden. Eine bitterſüße

Digitized by Google

Komik; Molière ſelbſt verzieht das grämliche Geſicht nur zu einem ſehr gezwungenen Lachen!

Um dies näher zu begründen, ſehen wir uns ſeine Stücke lediglich ihres Inhalts wegen an. Uns Moderne intereſſirt nicht unweſentlich die Frage nach des Dichters Originalität. Folgen wir dem Grafen Baudiſſin, ſo lehnte ſich Molière beſonders in folgenden Stücken an die Werke anderer an. In der „Schule der Ehemänner“ ſtanden ihm die „Brüder“ des Terenz, dann die dritte Novelle der dritten Giornata des „Dekameron“ zur Seite. Vergleichsweiſe ließe ſich auch auf ein Stück Lope de Vega's hinweiſen. Die „Schule der Frauen“ lehnt ſich jedenfalls an Cervantes' Novelle vom eiferſüchtigen Eſtremadurer und an ein Scarron'ſches Luſtſpiel „La Précaution inutile“ an. Der „Zwiſt der Verliebten“ („Le Dépit amoureux“) iſt in ſeinen phantaſtiſchen Theilen ziemlich übereinſtimmend mit dem „L'Interesse“, einem Luſtſpiele eines ältern italieniſchen Komödienſchreibers, des Nicolo Sacchi. Beim „Unbeſonnenen“ („L'Étourdi ou les Contretemps“) halfen verſchiedene ältere italieniſche Komödiendichter, nebenher Cervantes, Terenz und Plautus aus. „Scapin's Schelmenſtreiche“ weiſen nicht nur auf den „Phormio“ des Terenz, welcher neuerdings auch das Motiv zum „Winkelſchreiber“ abgab, ſondern bereichern ſich auch aus einer Komödie des Cyrano de Bergerac, des eigenen Schulfreundes von Molière, nach dem von Molière ſelbſt beliebten Grundſatze: „On reprend son bien où on le trouve.“ Der „Hahnrei in der Einbildung“ möchte ſich auf die italieniſche Poſſe „Il ritratto“ zurückführen laſſen, und bei dem „Arzt wider Willen“ hatten nicht nur gleichfalls Italiener, ſondern auch Rabelais vorgearbeitet. Der „Geizige“ kann ſeine Verwandtſchaft mit Plautus' „Aulularia“ nicht verleugnen; und was endlich den „Don Juan“ und den „Amphitryon“ betrifft, ſo behandelte Molière in erſterm denſelben Stoff, welchen zuerſt Tirſo de Molina aus dem Halbdunkel der Sage hervorzog, und in letzterm eine ſowol im indiſchen, wie im griechiſchen und römiſchen Alterthume verbreitete und in der altclaſſiſchen Literatur durch Plautus' „Tragico Comoedia“ verherrlichte Mythe. Wollten wir weiter ſuchen, ſo würden wir gewiß da und dort noch manche Anlehnungen an fremde Stoffe auffinden können. Aber all das kann unſere Anſicht von Molière's wirklicher Schöpferkraft nicht beeinträchtigen. Wo er von fremd hernahm, da nahm er Stoffe, welche ſich in der verſchiedenſten Weiſe behandeln laſſen. Das ſehen wir namentlich an den beiden zuletztgenannten Stücken, dem „Don Juan“ und dem „Amphitryon“, nicht minder auch an dem „Zwiſt der Verliebten“, bei welchem Molière's eigene Zuthaten weſentliche Hauptpunkte der Handlung berühren.

Uebrigens ſind wir nicht gewillt, ſeine Stücke in dieſer Weiſe zu klaſſificiren: ob und wie weit Original, und wie weit nicht. Uns ſcheint eine andere Theilung maßgebender. Einigen ſeiner Stücke liegen vornehmlich beſtimmte ethiſche Motive zu Grunde, andern nicht; die Mehrzahl derſelben lebt nur aus gewiſſen Sitten ſeiner Zeit heraus. Scheiden wir jene von dieſen. Auf die eine Seite werfen wir da: die „Schule der Ehemänner“, die „Schule der Frauen“, den „Miſanthropen“, „Tartufe“, „Don Juan“, den „Geizigen“, „George Dandin“; auf die andere alle übrigen, die wir nicht nochmals aufzählen wollen. Jene ſieben dürfen wir wol zugleich als die Hauptfrüchte der Molière'ſchen Muſe anſehen. Doch thun wir nur nicht dem „Zwiſte der Verliebten“ unrecht, indem wir ihn ſchlechtweg auf die andere Seite werfen. Er ſoll darum auch noch keineswegs zu kurz kommen. Wir räumen ihm ſogar in gewiſſer Hinſicht vor jenen ſieben die Priorität ein. Er iſt inſofern eine wahre und wirkliche Komödie, als ſich das Spiel der Perſonen zuletzt in ſich ſelbſt auflöſt. Hier findet ſich wenig von dem Tendenziöſen ſo vieler anderer Molière'ſchen Stücke; nur durchaus beluſtigende Gegenſätze zwingen uns ein Lachen ab und erfüllen uns mit wahrer Freude am Spiele. Auch die etwas wunderliche Intrigue laſſen wir uns gern gefallen, ſie ſteigert die Contraſte und erinnert uns nicht zum Nachtheile des Stücks an ähnliche Vorgänge in Shakſpeare'ſchen Luſtſpielen. Nach Baudiſſin's Angabe erſcheint das Stück auf der heutigen franzöſiſchen Bühne ſehr gekürzt, man hat die fremden Elemente hinausgeworfen und eigentlich nur die Molière ſpeciell angehörenden Scenen zurückbehalten. In dieſer Reduction auf zwei Acte ſoll der „Zwiſt der Verliebten“ noch immer gern geſehen werden.

Ohne ein freundliches Wort werden wir auch wol nicht am „Amphitryon“ vorbeigehen dürfen. Seine nahe Verwandtſchaft mit dem Heinrich von Kleiſt'ſchen ſchon nöthigt uns ein ſolches ab. Wie ſich gerade Molière zu der alten Mythe hingezogen fühlen konnte, begreift ſich leicht aus der Natur des Stoffs. Der „Amphitryon“ gibt nicht nur Molière's Lieblingsbetrachtungen über die Hörner eines Ehemanns neue Nahrung, er bietet auch ſeltſame Gegenſätze, welche ſich mit graziöſeſtem Uebermuthe ausbeuten laſſen. Von der religiös-ernſten Seite, wie der alte Römer, wollte und konnte Molière den Stoff natürlich nicht auffaſſen; weshalb unnöthigerweiſe eine Portion Ernſt aufwenden, wenn uns eine gute Doſis Scherz die Sache angenehmer macht! Die Moral von der Geſchichte iſt, daß keine Moral darinliegen ſoll. Bei dieſer Auffaſſung konnte der Dichter über die draſtiſchen Situationen ein ganzes Füllhorn von Laune und Heiterkeit ausſchütten. Wird dabei aus dem Luſtſpiele ſtellenweiſe eine Poſſe, auch gut. Die Komik der Verwechſelungen culminirt daher bei Molière in der Parodie der ehelichen Leiden des Amphitryon durch die Leiden des Dieners Soſia. Das betonte auch ſchon Schlegel. „Die anſtößige Derbheit der alten Göttergeſchichte“, ſagte er, „iſt, ſofern es unbeſchadet der Keckheit thunlich war, ins Feine gebracht und überhaupt die Ausführung ſehr zierlich. Das Irrewerden der Perſonen an ſich ſelbſt über ihre Verdoppelung iſt mit einer gewiſſen komiſchen Metaphyſik ergründet, und die Betrachtungen des Soſia über ſeine verſchiedenen Ich, die einander ausgeprügelt haben, können unſern heutigen Philoſophen zu denken geben.“ So meint es auch der Diener Soſia ſelbſt. Die heutigen Philoſophen mögen ſich über die Geſchichte immerhin den Kopf zerbrechen, er kann mit höchſt zweifelhaftem Achſelzucken das ganze Spiel in nichts auflöſen, wenn er ſchließlich bemerkt:

. . . . Doch rath' ich ſehr,
Ihr geht ganz ſtill nach Hauſe, werthe Gäſte;
Hier ziemen weder Jubel ſich noch Klagen.
In ſolchen Fällen mein' ich, ſei das Beſte,
Auf eurer Hut zu ſein — und nichts zu ſagen.

Digitized by Google

Komödien wie „Die Koſtbaren", „Die gelehrten Frauen",
Der bürgerliche Edelmann", „Herr von Pourceaugnac"
unen ihrerzeit von dem einſchneidendſten Intereſſe ge-
eſen ſein, heutigentags liegt ihr Reiz nur noch in ihrem
lturhiſtoriſchen Werthe. In noch höherm Maße gilt
s von den Kleinigkeiten „Die Kritik der Frauenſchule",
Das Impromptu von Verſailles", „Die Gräfin von
scarbaguas". Wir können bei dieſen und andern nicht
nger verweilen. Einen Blick haben wir noch auf jene
engenannten ſieben zu werfen. In ihnen behandelte
loliere ohne Zweifel Stoffe von gewiſſem univerſellen
erthe, Vorlagen von ganz anderm ethiſchen Gehalte als
wa bei den „Koſtbaren" oder den „Gelehrten Frauen".
uchler, Geizige, Freigeiſter, betrogene Ehemänner be-
lten zu allen Zeiten ihr gewiſſes Recht, Koſtbare und
ehrte Frauen dagegen ſchwinden mit ihrer Zeit. Warum
: nun Molière in jenen ſieben Stücken doch nicht Werke
ı univerſellem Werthe geſchaffen? Wol einfach weil
jene Charaktere mit peſſimiſtiſchem Behagen nur aus
ier Zeit heraus erfaßte. So ſind denn ſein Tartufe
: ſein Harpagon nur Perſonen, welche zur Zeit eines
owig XIV. Geltung haben konnten; nichtsdeſtoweniger
en ſie für Perſonificirungen beſtimmter Charaktertypen
ten. Darin liegt ein gewiſſer Widerſpruch. Im „Don
an" gar, einem Schauſpiele, welches zwar durch Mo-
t's Oper vollſtändig überholt iſt, ſich ſonſt aber durch
e Vorzüge auszeichnet, geht Molière bis an die äußerſte
enze ſeiner Methode. Sein Don Juan iſt die perſo-
cirte Freigeiſterei und Libertinage — ein Ausbund
Gottloſigkeit. Mit welchem menſchlichen Intereſſe
n wir den ſchließlich betrachten!

Weit größere Bedenken nöthigen uns aber die vier
ern Stücke ab. In den Beziehungen des Weibes
Manne kennt Molière nur die niederziehenden Ele-
te; er ſchwelgt förmlich in dem Behagen, die Untreue,
Betrug, die Berückung zu ſchildern. Am bedenklich-
in dieſer Hinſicht ſteht es im „George Dandin",
t viel beſſer in der „Schule der Frauen", in der
hule der Ehemänner", im „Miſanthropen". Eigen-
nliches Los aller niedergehenden Culturepochen, daß
in den Beziehungen der Geſchlechter ſtets mehr des
muzes als der Reinheit bieten! Was weiß nicht
t der weiſe Sirach von der Tücke des Weibes zu er-
n! Gewiß wird Molière um ſich ſehr viel des
enſchmuzes geſehen haben. Das kann ihn aber nicht
htigen, das Ideal der Reinheit mit ſpöttiſchem Achſel-
n abzufertigen. Um die Tugend zu ſehen, muß man
ch vor allen Dingen an die Tugend glauben, wenn
ſchließlich die Sittenſchilderung als ein ödes Grau
Grau erſcheinen ſoll. Ueber dieſes Grau in Grau
ag ſich Molière in den genannten vier Stücken gar
zu erheben; man ſieht, es iſt ihm eine verzweifelte
ehelichen Lug und Trug nach allen Seiten grell zu
chten. Was auch Graf Baudiſſin gegen die oben-
e Hettner'ſche Anſicht einzuwenden hat, wir müſſen
in Betreff der „ſittlichen Fährte" auf Seite Hettner's
n. Ueber den George Dandin ſollen wir lachen, den
lphe in der „Schule der Frauen" ſollen wir komiſch
n! Verzweifeltes Lachen, das da um unſern Mund
, wenn ſich Rührung und Mitleiden mit Widerwillen
und Entrüſtung paaren. Blicken wir prüfend in Molière's
Geſicht, ſo gewahren wir da auch keineswegs eine edel-
heitere, die Thorheiten der Welt wegſcherzende Luſt, ſon-
dern ein wunderliches Gemiſch von Schadenfreude und
Entrüſtung über die Leiden ſeiner Helden.

Was Molière in ſeinem Familienleben um und neben
ſich ſah, das konnte ſeinem Peſſimismus nur Vorſchub
leiſten. Seine ehelichen Verhältniſſe mußten wol den
Glauben an Treue und Tugend untergraben. Im Grunde
gibt es in den bezeichneten Stücken keinen größern betro-
genen Ehemann und gehörnten Thoren, als Molière ſelbſt
war, da er die Armande Béjart zu ſeinem Weibe machte.
Sollen wir nun den George Dandin, den Arnolphe und
andere ſehr komiſch finden, ſo müſſen wir zu allererſt über
Molière ſelbſt mit ſeinem ehelichen Elend lachen dürfen.
Ob uns das aber Molière nicht ſehr verübeln würde?
Und alle ſeine Anhänger nicht mit ihm? Und doch wie
erzkomiſch: dieſer große gefeierte Dichter wußte ſelbſt viel-
leicht nicht genau, wer denn eigentlich ſeine Frau war;
ſollte er da nicht eine Luſtſpielfigur reinſten Waſſers ab-
geben dürfen! Der George Dandin, dieſer bäuerliche
Tropf, hatte doch nur ein adeliches Fräulein geheirathet;
der Arnolphe, dieſer gewiegte Klügler, ſein Herz nur an
ein blutjunges Ding weggeworfen; der Alceſte, dieſer reife
Miſanthrop, ſchmachtet doch nur in den Netzen einer glän-
zenden Kokette: welche weit größere, aus dem vagirenden
Komödiantenthum ſich ergebende Thorheit hatte denn aber
Molière begangen?

Wir können den Schleier nicht lüften, vielleicht konnte
es Molière ſelbſt nicht. Wie George Dandin ſehenden
Auges und doch machtlos ſeiner untreuen Gattin gegen-
überſteht, ſo ſteht Molière machtlos vor der Gewiſſens-
frage, ob nicht ſeine geliebte Gattin Armande ſeine —
eigene Tochter war!

Wir wollen dem biedern deutſchen Gelehrtenſinne kei-
nen Apfel des Streites bieten, nur betonen, wo in Mo-
lière's Leben die Flecken lagen und welche ganz beſtimm-
ten, keineswegs ethiſchen Verhältniſſe möglicherweiſe auf
die ganze Anſchauungsweiſe und die dichteriſche Potenz
des großen Komikers weſentlich eingewirkt haben. Mo-
lière's Größe bleibt gleichwol unbeſtritten, auch wenn man
hier und da Flecken zugeben muß.

Molière findet, wie jeder hervorragende Geiſt, ſeine
unbedingten und ſeine bedingten Lobredner. Wir, das
brauchen wir nicht noch beſonders zu betonen, zählen zu
den letztern. Aber wir verwahren uns ausdrücklich gegen
eine von uns etwa beabſichtigte Unterſchätzung ſeines be-
deutenden Talents. Oben bemerkten wir, ein Luſtſpiel-
dichter von heute dürfe ſich nicht unbedingt an Molière
anlehnen. Wir ſchrieben das mit Hinſicht auf unſere heutige
Bühnentechnik und die Praxis, welcher ſich der Dichter von
heute zu fügen hat. Ob wir der letztern damit das Wort
reden, das iſt eine keineswegs durchaus zu bejahende
Frage. Wir thun es inſofern wenigſtens nicht, als ſich
die moderne Bühnenkunſt immer mehr veräußerlicht und
den dramatiſch-poetiſchen Geiſt demgemäß verflacht. Mo-
lière's Kunſt ward dem dramatiſchen Geiſte noch nach den
beiden Richtungen, nach der Form und nach dem Inhalte,
gerecht; die heutige dramatiſche Kunſt ſetzt aber die Form
ungebührlich über den Inhalt. Molière verfolgte noch

Digitized by Google

ein geiſtiges Ziel; wir verfolgen faſt nur das äußerliche, nämlich um jeden Preis bühnenmäßig zu ſchreiben. Nur das gilt der heutigen Bühne für dramatiſch, was ſich in ſtereotyp feſtgeſetzter Weiſe als bühnenmäßig erweiſt. So ſind wir denn theilweis zu einem Terrorismus der Technik gelangt, welchen der Vater der modernen Bühnentechnik, Leſſing, wol am allerwenigſten wünſchte, als er die deutſche Bühne von dem Zwange des claſſiſchen Zopfes befreite. Einer Komödie mit geiſtigem Auge zu folgen, haben wir verlernt; und die Mehrzahl der heutigen Luſtſpieldichter würde vom Publikum auch nichts weniger als ein Schauen mit geiſtigem Auge wünſchen, wenn dabei die poetiſche Inhaltloſigkeit oder Flachheit ihrer Producte grell zu Tage träte. Immer mehr unſerer hervorragenden dichteriſchen Geiſter werden daher namentlich der Luſtſpielbühne gegenüber ohnmächtig; nur ſehr viel untergeordnete oder zweifelhafte Talente betrachten den Tummelplatz der Komödie als ihre ausſchließliche Domäne, und die Bühne fêtirt gerade dieſe zweifelhaften Geiſter, mit dem ſchadenfrohen Bewußtſein, in den Ausdrücken „Bühnenmäßig…“ „dramatiſche Mache“ Zauberworte zu beſitzen, welche die dramatiſchen Verſuche ſelbſt der Geiſter erſten Ranges ſcheitern laſſen können. Das iſt beklagenswerth. … Los heutiger dramatiſcher Dichter trägt häufig … peinlich Erniedrigendes in ſich, denn bei ſehr vielen … vorragenden Geiſtern bedeutet die Beherrſchung der … baren Bühnenform und die Erwerbung der bühnenmäßig… Technik nicht eine Potenzirung, ſondern eine … ihrer dramatiſchen Kraft. Unſern modernen … dichtern fehlt demgemäß auch der wahrhaft freie … Muth, wie ihn ſelbſt noch ein Molière beſaß; ſie … in ihrer Beſchränktheit nur verſpottungswerthe … Allerweltsthorheiten, ſie ſuchen die Komik nur in … ſchnurrigen Verlegenheitsſituationen und ſcurrilen … wendungen und Pointen, oder ſie gebrauchen die … ihres Witzes nur gegen Perſönlichkeiten, welche zu … ſpotten meiſtentheils ſehr wohlfeil iſt.

Emil Müller-Samswegen.

Paris und die Pariſer.

(Beſchluß aus Nr. 23.)

Nach dem Ausſpruch eines großen deutſchen Dichters wird das Getriebe der Welt durch Hunger und Liebe erhalten. Das ſind auch die geheimnißvollen Kräfte, welche das Getriebe der Weltſtadt an der Seine in Gang halten. Die Phyſiologie, der wichtigſte Zweig der Wiſſenſchaft von Paris, wird zuletzt auf dieſe Kräfte als zwei bewegende Hauptmächte des geſellſchaftlichen Organismus der Weltſtadt ſtoßen. Das Geld aber iſt das Schwungrad, das dieſe beiden wichtigen Triebräder in Bewegung ſetzt.

Paris iſt die alte Heimat der europäiſchen Galanterie; kein Weltfahrer kehrt zurück, ohne dieſe Galanterie in einer neuen Form der „Mode“, die ſie gerade angenommen hat, zu ſchildern. Denn nach jedem Jahrzehnt, unter jeder Dynaſtie erhält auch die pariſer Liebe eine etwas andere Façon; den Loretten der Julidynaſtie folgen die „Biches“ und „Cocottes“ des second empire. Ben Akiba würde freilich keinen großen Unterſchied zwiſchen dieſen Damen und jener Rahab von Jericho finden, welche die feindlichen Späher über die Mauer ließ; doch wir brauchen zarte Nuancen, mögen ſie auch nur auf der Oberfläche ſpielen, um uns den Glauben an den Fortſchritt der Menſchheit zu erhalten und um die Langeweile zu unterbrechen, welche in der aſchgrauen Einförmigkeit einer ſolchen Weltanſchauung liegt. O ihr Schatten einer Marion de Lorme, ihr Schatten jener Damen, die ihr maskirt mit dem ehrlichen deutſchen Landsknecht Simpliciſſimus euch amuſirtet, ihr würdet, wenn ihr jetzt über die Rue Lafayette und den Boulevard des Italiens ſpazieren gingt, mit Freuden ſehen, daß das luſtige und galante Paris nach wie vor in voller Blüte ſteht! Und ihr, unſterbliche Geliebte der Herrſcher von Frankreich, Gabriele d'Eſtrées und Diana von Poitiers, La Vallière und Marquiſe von Parabères bis zur Pompadour herab, ihr ſeht zwar jetzt keine Unſterblichkeit eures Genre in den Tuilerien, wo die Biene im Kelch der alten Lilien ſitzt, den Sinnbildern einer durch euch illuſtrirten Reinheit; doch dafür umflattert die … denträger des Reichs, die Herrlichkeiten der haute-… die jeunesse dorée des neueſten Frankreich ein … Schwarm von Schönheiten, die bei euch in die … gegangen ſind, um zu lernen, wie man … macht, der Reiz eurer geheimen Feſte erſcheint … lockend auf der öffentlichen Bühne und auf den … maskenbällen, und die Feſte der Regentſchaft … dem ganzen Paris des second empire gefeiert.

Von den neueſten Touriſten hat Hans Wach… in ſeinem „Paris 1867. Weltausſtellungsbilder“ … gerade dieſes Gebiet der freien Liebe in Paris mit … Genauigkeit behandelt. Schon die Vignetten der … Hefte, Balldamen in einem Coſtüm, wie es die … rinnen der Saint-Simoniſten liebten und wie es … von elektriſchem Licht beleuchteten Bühnengrupp… Porte-Saint-Martin und des Châtelettheaters … und Regel iſt, Balldamen, nur mit einem … Schurz bekleidet und auf der Fingerſpitze einer … zur Schau geſtellt, beweiſen zur Genüge, daß der … Naturforſcher ſich gerade dieſer naturgeſchichtlichen … mit beſonderm Forſchungseifer gewidmet hat.

Und die „Biche“ oder die „Cocotte“ hat in … ihre eigene Naturgeſchichte; es iſt eine Frauen… ganz beſondern Merkmalen und ganz beſtimmten … Daß ſie Gegenſtand der Wiſſenſchaft werden … Herr Duchâtelet in ſeinem grundgelehrten Werk … die pariſer Proſtitution zur Genüge bewieſen. … tiſtik rechnet hier mit bedeutenden Ziffern, wenn … nicht ganz ſo enorm ſind wie etwa bei einer … des Heringsfangs, und die national-ökonomiſche … nur unbedeutende Schwankungen, wo es die … Gruppirung der einzelnen Jahre gilt, ſodaß wir … einem Naturgeſetz gegenüber befinden, welches … und Böcke mit der Genauigkeit des Jüngſten …

Digitized by Google

ondert. Doch, eine ſo wiſſenſchaftliche Würde nehmen die Darſtellungen unſers Feuilletoniſten nicht in Anſpruch, er mit dem kecken und muntern Ton des pariſer Feuille- ons nur Beiträge zur Naturbeſchreibung der Biches und ocottes gibt und uns dieſelben mit gleicher Harmloſig- it ſchildert, wie Raff in ſeiner Naturgeſchichte für Kin- r einen Waſchbär oder eine Klapperſchlange durch allerlei nekdoten für das kindliche Verſtändniß zu illuſtriren weiß.

Wir wandern auf den Boulevards, da ſtreichen ſie n dir vorüber:

ſe hoch und graziös chauſſirten Möven der Boulevards, die iſchen Morgen und Abend, d. h. zwiſchen Dejeuner und ouper, fortwährend hin- und herziehen, obdachlos und ebenſo helos, den Kamm und das Häubchen, ihr einziges Mobiliar, der Taſche, während ihre Wäſche bei allen Wäſcherinnen der rſchiedenen Stadtviertel vertheilt iſt, um ſie erreichen zu kön- n, wohin ſie auch der Wind des Tags oder der Sturm des ncan verſchlagen mag. Du kannſt ſie für Gräfinnen und rzoginnen halten, ſo bewußt und doch ſo zierlich ſetzen ſie s Füßchen auf das Pflaſter, ſo anmuthig ſitzt das Hütchen f dem braunen Haar, das ſie ſelber gern chataigne nennen; er Fuß und Kopf haben keine Schnalle und kein Kiſſen, die ihr eigen nennen könnten, und ihre Toilette machen ſie r hundert Spiegeln, nur nicht vor dem eigenen. Ihr uptquartier iſt das Café des Mousquetaires, und wie ſie über die Boulevards ziehen, gleichen ſie der Schwalbe, die Fluge ihre Nahrung haſcht, denn das Unglück muß ſchon ß ſein, wenn ſie nicht dieſem oder jenem ihrer Freunde s dem Caſino oder irgendeinem der vielen Ballſäle begegnen ten, der ihnen ein paar Sous borgt oder ihnen einen Gloria ndirt. Sei auf der Hut, wenn ſie, die Cocotte des Boule- ds, an dir vorüberſtreicht, oder wenn ſie im Café dir enüberſitzt und dir ein harmloſes Lächeln zuwirft, das der elkeit des Fremden ſo ſchmeichelnd iſt; wirf Meſſer und bel hin und verlange eiligſt die Addition, wenn ſie ſich dir Reſtaurant gegenüberſetzt und dich in ein Geſpräch zu ver- keln ſucht, das auf nichts Geringeres berechnet iſt, als daß ihre Zeche bezahlſt, denn ſelbſt nachdem ſie mit ihrem er bis zur Apfeltorte gekommen iſt, weiß ſie noch nicht, r daſſelbe für ſie bezahlen ſoll. Der Zufall iſt ihre Vor- ng, und unter allen Umſtänden iſt es klüger, erſt zu ſpeiſen dann über die Zeche nachzudenken, als umgekehrt zu han- . Ergreife die Flucht, noch ehe der letzte Act des Theaters Ende iſt, wenn der Kuppler, der Zufall, dir einen Fauteuil n ihr angewieſen hat, wenn ſie dich im Verlaufe der Vor- ung mit ihren ſchönſten Blicken angefunkelt und dir mit der ge eines Engels die Namen der Schauſpieler oder Sänger der Bühne hergezählt oder ſonſt dir mit liebenswürdigen erzeigen gedient hat, die alle, ohne daß du es merkteſt, dein Portemonnaie hindeuteten.

Zur Anatomie der „Biche" erhalten wir weiterhin nden Beitrag:

Nichts iſt reizender, graziöſer als die Biche, wenn ſie den Fuß auf das Trottoir ſetzt, dieſen ſo zierlich beſchuhten mit den ſchmalen und hohen Abſätzen, auf denen ſie über Trottoirs balancirt, während die kurze, kaum an den Rand unten Jupon reichende und enge Robe dem feingeformten elenk den vollen Spielraum gewährt und den vor dem Kaffee- Sitzenden eins der ſchönſten Meiſterwerke der Schöpfung, laſſiſch-modellirtes Bein zeigt, an deſſen zierlichem hoch freichenden Stiefelſchaft gedankenlos ein kleiner Troddel beneidenswerthen Spielereien treibt. Die Pariſerin, wenn r nichts Schönes beſitzt, wird immer einen ſchönen Fuß , und ſelbſt wenn dieſer fehlen ſollte, wird ſie einen zier- Stiefel tragen, denn wir leben hier in dem Lande, in em Champfort ſeine berühmte Abhandlung ſchrieb «sur auté d'une belle jambe et de la vertue qu'elle a.»

Doch, was die Schillerſche Jeanne d'Arc ſo ſchön gen weiß, als der Himmel ihr ſeine goldenen Thore öffnet: „Ewig iſt die Freude", das gilt nicht von den Freuden der pariſer Biches; in der Regel nehmen ſie ein Ende mit Schrecken. Marie Dupleſſis, von Alexander Dumas als Marguerite Gauthier verherrlicht, lebte wie die Königin von Saba und ruinirte alles was ſie liebte, ſich ſelbſt ſogar, die ſie doch mehr als alles liebte. Als man ihre Verlaſſenſchaft verkaufte, drängte ganz Paris ſich herbei. Ein Handſchuh von ihr ward mit ſchwerem Golde bezahlt, eine Herzogin kaufte den Kamm, mit welchem ſie ihr ſchönes Haar gepflegt. Die Damen der Ariſtokratie kauften die Schuhe, in welchen Mariens reizende Füße gewohnt. Gleichwol hatten, als ſie zu Grabe getragen wurde, von allen Männern, die ſie geliebt, nur zwei den Muth, ihr durch die Straßen von Paris zum Kirchhof zu folgen.

Die ſchöne Königin Pomaré, die eines Abends in Mabille erſchien und alle Königinnen dieſes Balles, Louiſe la Blond, Carabine und Mousqueton, um Thron und Scepter brachte, die Souveränin des Cancans, deren Ruhm die Bojaren im tiefſten Rußland und die Nabobs von Indien kannten, die ſich in Champagner badete und in Brillanten ſpiegelte, ja der ſogar, was mehr ſagen will, Heinrich Heine einige unſterbliche Verſe gewidmet hat, ſtarb ſchon im einundzwanzigſten Jahre, vergeſſen, ſchwindſüchtig, verloren im tiefſten Elend. Wie erging's der Rigolboche, der „Fanny Elßler canaille"? Man bejubelte ſie, bis ſie dick ward wie ein Fleiſchklumpen und niemand ſie mehr ſehen wollte.

Dieſe Rigolboche war übrigens eine künſtlich in der Retorte der Preſſe erzeugte Berühmtheit. Hierüber gibt de Pène, der Feuilletoniſt der „Indépendance", in ſeinem Artikel „Der Schlummer von Paris", der in der „Phyſiologie von Paris" („Paris", fünftes Heft) enthalten iſt, einige Aufſchlüſſe:

Wir arbeiteten damals unter einem Pſeudonym am Feuilleton der „Indépendance belge", und eines Tags kam uns, Gott mag wiſſen wie, der Gedanke, eine ironiſche Apotheoſe dieſer Rigolboche abzufaſſen. Man nannte das aufgehende Geſtirn damals noch Marguerite die Hugenottin. Wir hatten ſie niemals geſehen, weder bei den Opernhausbällen noch an andern Orten. Irgendjemand hatte uns von ihr als von einem gewandten, muntern Mädchen erzählt, das ſich beſſer als jede andere darauf verſtände, die Beine zu ſchleudern und mit Fiſchweiberwitzen um ſich zu werfen. Es beluſtigte uns, ihr ein Piedeſtal der Publicität zu bereiten, nicht um ihretwillen, ſondern um einmal die Macht des Journals zu zeigen, an dem wir arbeiteten. Der Erfolg des Scherzes ging um vieles über unſere Erwartungen und Wünſche hinaus. Durch dieſen Erfolg ermuthigt und — wie es in der Journaliſtik zu gehen pflegt — durch Widerſpruch zur Aufrechthaltung des Paradoxon gereizt, wurde aus dem Artikel eine förmliche Campagne. Rigolboche war bald in der ganzen Welt genau ſo berühmt, wie es Thereſa ſpäterhin werden ſollte. Allerdings fühlten wir einige Gewiſſensbiſſe, ſo viel daran gewendet zu haben, um dieſe Größe auf den Schild zu heben. Als die Memoiren dieſer Göttin erſchienen, befand ſich auf der erſten Seite eine Photographie, welche ſie auf einem Sockel reitend darſtellte, wie ſie ihre Zeitgenoſſen mit jenem Straßenjungen-Geſtus begrüßt, den man „eine Naſe drehen" nennt. Es ſchien uns damals, als befänden wir uns dieſem bizarren, unſerer Feder entſprungenen Idol gegenüber, das ſich ſelbſt und die ganze Welt verſpottete, ein wenig in der Lage des Doctor Fauſt, wie er vor dem ihn verhöhnenden Homunculus ſteht, den er geſchaffen, oder in der Lage des Goethe'ſchen Zauberlehrlings, der ſich den magiſchen Beſen ſeines Meiſters ebenfalls dienſtbar

Digitized by Google

machen will. Er bringt ihn wol in Bewegung, aber er vermag ihn nicht wieder aufzuhalten. Er hat ihm befohlen, Waſſer zu holen; der Beſen gehorcht; er gehorcht nur zu gut: Ströme von Waſſer fließen durch das Haus. Ebenſo droht Rigolboche den Chroniſten zu überfluten, der ſie erfunden.

Ein Weſen von Fleiſch und Blut — und doch eine Erfindung des Feuilletons! Iſt dies nicht charakteriſtiſch für das Jahrhundert des second empire, in welchem nicht nur die Ideen zu Hülfsmitteln der Politik degradirt werden, ſondern auch Berühmtheiten improviſirt, am Schreibtiſch des Journaliſten geſchaffen werden, Berühmtheiten, welche lange Zeit die öffentliche Meinung beherrſchen. Wer hat nicht die „Memoiren der Rigolboche" in Paris mit Andacht geleſen und, wenn er die Heldin derſelben, ihre Equipage in den Champs Elyſées oder dem Bois de Boulogne kutſchiren ſah, dieſe geniale Repräſentantin der modernen Liederlichkeit mit Theilnahme betrachtet? Und was ſah er? Nur einen Haubenſtock für die journaliſtiſche Putzmacherei, eine ganz gewöhnliche Pflaſtertreterin, der man ein Renommée bereitet, um die öffentliche Meinung zu dupiren und ſich dann mit Behagen die Hände zu reiben. Selbſt die Liederlichkeit des second empire iſt nicht genial, nur trivial — genial iſt nur die Kunſt, das Nichtige zu einer trügeriſchen Bedeutung aufzudonnern. Hans Wachenhuſen ſchildert uns auch eine andere Berühmtheit, die nicht auf pariſer Boden gewachſen, aber in Paris wie in London große Erfolge hatte: Miß Adah Menken, die als Mazeppa aufs Roß gebunden ihre plaſtiſchen Formen vom Publikum der amerikaniſchen und europäiſchen Hauptſtädte bewundern ließ, bis ſie in Wien mit ihrer ſtatuariſchen Reitkunſt Fiasco machte. Dieſe Miß Adah iſt jedenfalls ein Phänomen unter den emancipirten Frauen, und Lola Montez hat vor ihr nur die praktiſche Anwendung der Reitgerte und einen Platz in der Geſchichte des 19. Jahrhunderts voraus. Miß Adah (1841 in Neuorleans geboren) iſt eine vielſeitig gebildete Dame, die ſchon früh Verſe machte, die Claſſiker und den Homer ſtudirte. Hierauf wurde ſie Tänzerin in Neuorleans, dann in Cuba, wo ſie die Reina de la Plaza hieß und allnächtlich von der Ariſtokratie die ſchönſten Serenaden erhielt. Gleiche Triumphe feierte ſie in Mexico und Texas. Hier begegnete ihr das folgende Abenteuer:

Adah beſaß eine große Leidenſchaft für die Jagd; von ihren Piqueuren und Hunden begleitet, durchſtreifte ſie die Savanne und fiel bei dieſer Gelegenheit in einen Hinterhalt der Indianer. Die ſchöne, an Huldigungen gewöhnte Künſtlerin ſah ſich umgeben von Halbbarbaren, allen Entbehrungen preisgegeben, verlor aber trotzdem nicht den Muth und ertrug mit Faſſung ihre Gefangenſchaft, die etwa drei Wochen dauerte, und von deren originellen Momenten ſie gern erzählt. Ihre Befreiung aus den Händen der Indianer verdankte ſie einer Patrouille von Texasjägern, welche mit den letztern handgemein wurden und ſie in die Flucht ſchlugen. Unſere Heldin ward von ihnen in das Hauptquartier des Generals der Conföderirten, Sir Harney, abgeliefert, der damals in Auſtin ſtand. Mit offenen Armen von ihren Landsleuten empfangen, bewohnte ſie drei Monate hindurch ein Zimmer in der Kaſerne, welches ihr der General angewieſen. Dieſer empfing ſie mit ſeiner Familie täglich an ſeiner Tafel; ſie mußte ihm ſpaniſche Documente ins Engliſche überſetzen, ihm als Dolmetſch dienen; ja Miß Adah begleitete den General zu Pferde bei Revuen, ertheilte militäriſche Befehle und commandirte eine Compagnie wie der beſte Hauptmann. Von Auſtin kehrte Adah nach der Havaña und von da nach Neuorleans zurück.

Hier widmete ſie ſich literariſchen Studien, veröffentlichte unter dem Titel „Indigina" eine Sammlung von Poeſien, die großen Anklang fanden, betheiligte ſich an der Redaction des „New-Orleans Delta" und des „Sunday Crescent", gründete ſpäter ein eigenes Journal und wurde Lehrerin der lateiniſchen Sprache an einer Erziehungsanſtalt für junge Damen. Dann trat ſie in Neuorleans als Tragödin auf und erregte großen Enthuſiasmus. Wieder ward ſie dem Theater untreu, um in dem Atelier von Jones in Columbia die Bildhauerei zu ſtudiren. Hier gewann ſie die vollkommene Kenntniß der plaſtiſchen Attituden, durch welche ſie, mit einem makelloſen Körper begabt, auf der Bühne hinreißt. Später hatte ſie in Californien glänzende Erfolge; alle Goldgräber lagen zu ihren Füßen. Man benannte neue Straßen nach ihr; ja ſie wurde zum Ehrenkapitän der leichten Dayton-Garde ernannt. In London und Paris debutirte ſie darauf in der mehr plaſtiſchen als tragiſchen Rolle des Mazeppa. Wachenhuſen bewundert in ihr eine der ſchönſten Statuen von Fleiſch und Blut, eins der ſchönſten Weiber, die je die Bühne betreten haben.

Jedenfalls iſt Miß Menken nicht, wie die Cancantänzerin Rigolboche, eine Berühmtheit des Tintenfaſſes und Preßbengels, ſondern ſie hat ſich ihren Ruf ſelbſt erkämpft als ein lebendiges Kunſtwerk der Zukunft und als eine Romanheldin erſten Ranges. Wo bleiben die Memoiren der Miß Menken? Doch mit 27 Jahren ſteht man immer noch in den erſten Kapiteln, mögen ſie auch bereits ganze Bände füllen.

Die Biographie einer höchſt intereſſanten Courtiſane gibt uns der Verfaſſer der „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", in dem Aufſatz „Anne Delion". Dieſe Geliebte des Prinzen Napoleon, die Tochter eines ſchlichten Seidenwebers aus Lyon, erregte großes Aufſehen, als ihr Stern 1862 zugleich für Paris und für den Prinzen unterging und ihr Haus in der Avenue de l'Imperatrice zum Verkauf ausgeboten wurde. Anne Delion wurde von einem ruſſiſchen Fürſten dem Sohne Jérôme's entführt. Sie ließ alles, alles zurück, aber auch einen Mandatar, den ſie mit dem Verkauf ihrer ſämmtlichen beweglichen Habe beauftragte. Das war zur Romantik noch ein gutes Geſchäft; denn der Erlös der eine volle Woche dauernden Auction belief ſich auf 432000 Francs; dabei iſt das Haus natürlich nicht gerechnet, das jetzt post festum und zwar auf Rechnung des Prinzen Napoleon verkauft wird. Unter den ausgeſtellten Schmuckſachen befanden ſich über vierhundert Armbänder und gegen zwölfhundert Ringe. Als eine ſeltſame Anomalie citirte man mehrere Gebet- und Meßbücher in reicher Juwelierarbeit mit Edelſteinen beſetzt, auch ſilberne Crucifixe und ſonſtige religiöſe Gegenſtände, „objets de piété", wie es naiv im Katalog heißt. Der bekannte Bijoutier Bourguignon in der Rue Vivienne bezahlte zwei Reihen Perlen mit 25000 Frs. und iſt ſofort damit nach London gereiſt zur Ausſtellung. Bourguignon iſt der eigentliche Erfinder der unechten Juwelen, der ſogenannten „bijoux en imitation". Er hat die zwei Reihen Perlen in der Auction Delion nur deshalb gekauft, um ſie mit

Digitized by Google

den ſeinigen zu vermiſchen und alsdann auszuſtellen. Man ſagt ſogar, er wolle ſich verpflichten, jedem eine echte Perle zu geben, der dieſelbe unter ſeinen unechten herausfinden könne. Solch ein Delion'ſches Perlenband mit ſeinen echten und unechten Perlen iſt ein Bild der Geſellſchaft des second empire, wo man nach allen Seiten hin die einen von den andern nicht unterſcheiden kann.

Anne Delion ſoll übrigens ihren ruſſiſchen Fürſten verlaſſen haben und in ein Kloſter „des pauvres pénitentes" gegangen ſein.

Dieſe glänzenden Illuſtrationen der Demi-Monde, zu denen auch die als nackter Amor verunglückte Cora, ein anderes Liebesdependenzſtück des Palais-Royal, gehört, tauchen nur zu kurzem flackernden Glanzleben aus der Maſſe hervor, welche ſelbſt phosphoreſcirend auf den Quais des Quartier Latin, wie auf dem MacAdam der Boulevards hin- und herzieht. Wachenhuſen will zwar der Griſette keine culturgeſchichtliche Exiſtenz mehr einräumen; er entvölkert das Quartier Latin zu Gunſten des Quartier Breda:

Die Griſette, deren eigentliche Heimat das Quartier Latin war, exiſtirt längſt nicht mehr. Damals, als Paris van einer Völkerwanderung geldhabender Engländer, Ruſſen und Amerikaner beſucht wurde, ergriff die letzten nach vorhandenen Griſetten die Sehnſucht nach den Boulevards, nach den Champs-Elysées und dem Bois de Boulogne. Sie, die bis dahin glücklich geweſen, wenn ſie als étudiante mit ihrem Freund ein anſpruchsloſes Zimmer theilen, jeden Morgen das kleine Milchtöpfchen vom Fenſter des Concierge holen und ihrem Gatten den Kaffee kochen konnte; ſie, die ſo glücklich war, wenn ſie mit ihm abends im Prado oder in den Closeries des Lilas tanzen konnte; ſie, die keine Ahnung von indiſchen Shawls, Colliers, Bracelets, eleganten Möbeln und Equipagen hatte, ſie war mit einem mal von höhern Inſtincten erfaßt. Sie ſchnürte ihr Bündelchen, verließ heimlich ihre kalte Dachkammer, wanderte über den Pont neuf und wohnte alsbald in den ſchönſten Etagen des Faubourg Montmartre. Sie kleidete ſich in Atlasgewänder, trug Brillanten und Perlen in den Ohren, auf der Bruſt und an den Armgelenken, fuhr in eigenen Equipagen und hatte ihren Freund vergeſſen. Ihr Herz hatte ſie drüben im Quartier Latin begraben. Sie fuhr im Bois ſpazieren, lernte reiten und entwickelte große Talente im Verſchwenden. Wenn ſie zufällig ihrem einſtigen Freunde auf der Promenade begegnete, war es ihr, als müßte ſie ihm ſchon einmal irgendwo begegnet ſein.

Dagegen übernimmt Champfleury in dem Artikel: „Bälle und Concerte" („Paris. Phyſiologie von Paris"), eine Ehrenrettung der Griſettenbälle in der Cloſerie des Lilas:

Donnerstags ziehen die Tänzerinnen nach dem linken Seineufer. An dieſem Tage iſt es (verhältnißmäßig) Bonton, ſich in der Cloſerie des Lilas, ſonſt Jardin Bullier genannt, zu zeigen. Die Tänzerinnen erfriſchen ſich hier an der Jugend der Univerſität und begnügen ſich zum Souper mit einer Semmel und einer Taſſe Milch, ſie, die ſonſt die Krebsſuppen der beſten Reſtaurants mit Verachtung behandeln. In der Cloſerie des Lilas herrſcht die Freude ohne alle Nebengedanken, denn ſelbſt dieſe Damen gehen nicht in der Abſicht dahin, „Geſchäfte zu machen". Hier gibt ſich die ausgelaſſene Jugend des Quartier Latin mit ſolchem Feuer der Luſt des Tanzes hin, die Freude iſt ſo laut, die Liebeserklärungen ſind ſo ſtürmiſch, daß ſich die Tänzerinnen durch ihr Vergnügen reichlich belohnt fühlen. Hier ſpringt die Zukunft Frankreichs herum, die Zukunft der Armee, des Gerichtsſaals, des Parkets, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und Literatur. Alle Berühmtheiten der Poeſie, der Malerei, der Arzneikunde, der Rechtswiſſenſchaft haben dieſe Schwelle überſchritten. Die Maler zeichnen hier die Bilder ihrer Muſetten, und junge Leute, die Alfred de Muſſet's Nebenbuhler werden wollen, reimen Couplets, die etwa folgendermaßen lauten:

Irma, holdes Schiffermädchen,
Mancher Studio
Seufzet ſtumm an deiner Seite,
Und das macht ihn froh!

Die Cloſerie des Lilas iſt in Wahrheit ein bezaubernder Aufenthalt für die Tänzerinnen, denen ſo ſüße Poeſien geweiht ſind. Werden nicht ihre Namen durch kleine Biographien, die man unter den Arkaden des Odeon verkauft, unſterblich gemacht? Luſtige Memoiren, an denen mehr als ein berühmter Publiciſt mitgearbeitet hat. Freilich wird er ſich ſpäter, inmitten einer politiſchen Laufbahn, kaum noch daran erinnern, daß er einſt die Biographie von Mademoiſelle Louiſe Voyageur unterzeichnete.

Die „Phyſiologie der Ehe", welche Balzac mit ſo vieler Grazie darzulegen verſtand, iſt die andere ergänzende Seite zu dieſer Phyſiologie der „freien Liebe". Wer die Dramen eines Dumas fils, eines Augier, Sardou, Girardin und der andern tonangebenden Größen des pariſer dramatiſchen Parnaſſes ſtudirt bis zu den kleinen ehelichen Cabinetſtücken eines Alfred de Muſſet, der findet ſo zahlreiche Beiträge zur Phyſiologie der Ehe, daß er der feuilletoniſtiſchen Schilderungen faſt entbehren kann. Doch gibt Peterſſen in ſeinem „Pariſer Leben" einige recht anſprechende Genrebilder aus der Welt der „pariſer Ehe".

Nicht blos die Sitte, auch das Geſetz conſtatiren einen Unterſchied zwiſchen der franzöſiſchen und deutſchen Ehe. Der Code Napoléon erlaubt das Concubinat des Ehemanns, wenn die Concubine nur nicht in der eigenen häuslichen Wohnung ſich aufhält. Man darf dieſen Paragraphen des Code durchaus nicht überſehen, wenn man die ſocialen Zuſtände des heutigen Paris in ihrer wahren Bedeutung würdigen will. Nach dem Grundſatz: „Hanc veniam damus petimusque vicissim", ſchlüpfen denn die Frauen, welche von dem Code weniger günſtig behandelt werden, ſoviel als möglich zwiſchen ſeinen Strafparagraphen hindurch.

Die folgende Thatſache aus dem Leben eines der berühmteſten Staatsmänner des second empire, welche die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris" mittheilen, erſcheint für unſere deutſchen Begriffe faſt unverſtändlich, wenn wir nicht auch jenen Unterſchied der geſetzlichen Beſtimmungen feſt im Auge behalten:

Als die Rachel im Jahre 1859 ſtarb, hinterließ ſie zwei Kinder. Einer der beiden Knaben wurde von ſeinem Vater reclamirt und beim Juſtizminiſterium durch einen öffentlichen Miniſterialerlaß legitimirt. Das Decret „au nom de l'Empereur" ſtand am folgenden Tage im „Moniteur" und nachher, ſchon der pikanten Details wegen, in allen pariſer Blättern. Der Vater war genannt mit allen ſeinen Titeln und Würden. Es war Se. Excellenz der Graf Walewsky, damals noch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, sénateur de l'Empire, membre du conseil privé, grand croix de la légion d'honneur und Ritter der höchſten europäiſchen Orden, die er neben ſeinen übrigen „Verdienſten" vorzüglich dem Präſidium des pariſer Congreſſes verdankt. Die Rachel war bekanntlich ſechs Monate lang die Maitreſſe des Grafen geweſen. „C'est long, six mois", ſagte man allerwärts. Man fand hier in Paris dieſen lauten, lärmenden Legitimationsact, der ebenſo gut in aller Stille hätte vollzogen werden können, ganz in der Ordnung und ſkandaliſirte ſich gewaltig über den guten Louis Veuillot, der in ſeinem damals noch nicht unterdrückten „Univers" ſich herausnahm, die Sache, noch dazu in ganz gemäßigtem Tone, zu rügen und auf das Unſittliche einer ſolchen

Digitized by Google

Handlungsweiſe aufmerkſam zu machen. Louis Veuillot war eben ein „Dunkelmann und bigoter Schwätzer, der ſeine Zeit nicht verſtand". Dabei war der Graf Walewsky bereits verheirathet, noch dazu mit einer Colonna, einer Fürſtin aus einem der älteſten und ſtolzeſten Geſchlechter Italiens. Wie die Frau Gräfin über dieſe bunte Geſchichte gedacht, wird uns nicht geſagt; aber man erzählt uns doch, daß der Kaiſer Napoleon, als er ſpäter einmal ſeinen Miniſter auf deſſen ſchöner Beſitzung Chateau d'Etiolles beſuchte, wo ihm denn auch das neue Familienmitglied vorgeſtellt wurde, den jungen Burſchen, der freilich zu all dem nichts kann, als „Comte d'Etiolles" angeredet habe, was ſo gut wie ein neuer Adelsbrief für die Zukunft war.

Seine Studien über „die Frauen des Kaiſerreichs" und das Paris der Weltausſtellung hat Hans Wachenhuſen neuerdings vervollſtändigt durch die ſoeben erſchienene Schrift:

6. Eva in Paris. Culturhiſtoriſche Skizzen von Hans Wachenhuſen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1868. 8. 10 Ngr.

Dieſe Studien behandeln ausſchließlich das pariſer Frauenleben und belegen ihre Reflexionen durch eine Fülle höchſt pikanter Anekdoten. Namentlich bemüht ſich der Autor nachzuweiſen, daß die Schranke zwiſchen den femmes de monde und den femmes du demi-monde eine keineswegs feſtſtehende ſei. In ihren Coſtümen tragen Monde und Demi-Monde keine Unterſcheidungszeichen, in ihrem öffentlichen Erſcheinen, in ihrem Weſen auch nicht. Die femme honnête ahmt meiſt der Cocotte nach. Die Frivolität des Coſtüms, des Schritts hat ſo viel Verlockendes für die erſtere; zudem gilt es ja, den Biches Concurrenz in der Gunſt der Männer zu machen. Es wird von einer vornehmen Dame erzählt, die ſich im Café Anglais (das allnächtlich von Biches und Viveurs beſucht wird), auf dem Opernball und in dem Café chantant, dem Alcazar, in der Loge der Patti des Bierſeidels, der berüchtigten Théréſa encanailliſire; die ferner in den lebenden Bildern, die in den höchſten Kreiſen während der letzten Saiſon geſtellt wurden, eine ſo gelungene Stellung, auf den Bällen der Prinzeſſin X und auf denen der Herzogin Y ein ſo ſchönes Bein gezeigt und ſich endlich durch den Ausſpruch unſterblich gemacht habe:

Quand je suis à Paris, je me crois au Cabaret.

Wachenhuſen entwickelt einen mephiſtopheliſchen Humor in der Unermüdlichkeit, mit welcher er die Frauen der Monde und der Demi-Monde in denſelben großen Sündenfall des second empire zu verſtricken ſucht. An ſeiner Sachkenntniß darf man nicht zweifeln; er läßt die Thatſachen ſprechen. Auch verleugnet er den Deutſchen ſo wenig, daß er die Kunſtausdrücke dieſer frivolen Welt etymologiſch herzuleiten unternimmt und ſo nicht blos als Culturhiſtoriker, ſondern auch als Sprachforſcher ſich um die Biches und Cocottes verdient macht. Der letztere Ausdruck, der jetzt die Bezeichnung „Lorette" ganz verdrängt hat, ſtammt her von den kleinen Hühnchen, die man ſich in der Schule aus Papier verfertigt. Reich an Kunſtausdrücken iſt der wechſelnde Katalog der pariſer Mode. Nach Sardou's Luſtſpiel: „La famille Bénoiton", wurde das Wort Bénoiton ein Begriff, die Bénoitonnerie eine geſellſchaftliche Kaſte. Man bezeichnete mit dem Namen Bénoiton die Frivolität des Coſtüms, der Sitten, der Erziehung, des Familienlebens. Eine femme chic mußte Bénoiton ſein; über eine femme chic theilten wir ſchon die gediegene Auskunft mit, die Hans Hopſen in ſeinem Roman: „Verdorben in Paris", von dieſem Begriff und dieſer Gattung gibt. Das Syſtem Bénoiton wurde indeß bald durch die Phantaſie der haute Bicherie überwunden. In der Farbenlehre von Paris folgte auf die Nuance Bismarck, welche die frühere Farbe „Hanneton" (Maikäfer) vertrat, das Vert Metternich, das Metternich-Grün. Die neuen Helden der vornehmen dévergondage ſind die petits crevés, die viveurs, die neueſten Lebemänner des second empire. Dieſen Beherrſchern der Boulevards entſpricht der voyou, der rodeur des barrières, der in den Barrièrenbällen des Elyſée-Montmartre u. ſ. w. die erſte Rolle ſpielt, der Dandy des Arbeiterviertels. Mit rigolo bezeichnet man jetzt was recht comme il faut iſt, was der Wiener mit „feſch" bezeichnet. Wo es rigolo hergeht, da muß die Cocotte chien entwickeln. Chien oder gar chienchien iſt die höchſte Potenz weiblicher capriciöſer Tollheit; mit chienchien erreicht man den Meiſterſtuhl im genre canaille.

Man ſieht, die Zigeunerſprache des pariſer Lebens hat es bereits zu einem Rothwelſch gebracht, das eingehendere Studien verlangt. Was der Vicekönig von Aegypten bei dieſen Studien für Erfahrungen gemacht hat, theilt Wachenhuſen mit. Dieſe Anekdoten ſind pikant; denn der gläubige Herrſcher fand in Paris eine nur etwas anders organiſirte Polygamie, die ſeinen Wünſchen entgegenkam.

Die Emailleuſe Rachel wird uns in folgender Weiſe geſchildert:

Mlle. Rachel emaillirt die Geſichtszüge, an denen alle Crême und Eſſenz vergeblich ihre Wirkung verſucht. Mlle. Rachel überzieht das Antlitz mit einer Emaille, welche alle Runzeln und Falten glättet, alle Flecken bedeckt, ein Engelsgeſicht an Friſche und Anmuth verleiht, Schwanennacken zaubert, Bruſt und Arme mit dem Schmelz jener erſten Jugend bedeckt, da das Herz noch Illuſionen hatte. Das thut Mlle. Rachel! Aber jede Medaille hat ihre Rückſeite. Das Antlitz, einmal emaillirt, iſt keines wechſelnden Ausdrucks mehr fähig. Ein Weib, das ſich ein lächelndes Antlitz hat emailliren laſſen, muß immer lächeln, immerfort. Sie lächelt, wenn ſie Migräne und wenn ſie Zahnſchmerzen hat, ſie lächelt, wenn ihr Kind im Sterben, ſie lächelt, wenn ſie ſelbſt auf dem Todtenbette liegt. Sie muß lächeln, immerfort lächeln! Und wiederum die andere, die ſich ein ſchmachtendes, ſchwermuthsvolles Antlitz hat emailliren laſſen, ſie iſt traurig, immer traurig. Sie iſt ſchwermüthig und melancholiſch, wenn ſie das große Los gewonnen, ſie iſt traurig, wenn ſie die höchſte Wonne, die höchſte Seligkeit empfindet, ſie iſt traurig, die Unglückliche, wenn ihr das Herz vor Freude ſpringt, immer traurig. Verhängnißvolle Emailleuſe!

Was wird die Zukunft ſagen zu dem Cancan dieſer „emaillirten" Geſellſchaft des second empire!

„Die Liebe" iſt jedenfalls das intereſſanteſte Kapitel in der „Phyſiologie von Paris". Was das andere Rad im Weltgetriebe, den Hunger, betrifft, ſo gibt uns namentlich Wachenhuſen über die verſchiedenen Arten von Reſtaurants und die Vergiftungsmethoden, die in vielen derſelben, namentlich in denen à prix fixe, herrſchen, praktiſche Auskunft. Immer und überall ſtoßen wir auf die unechten Perlen der Bijoutiers der Rue Vivienne, die ſich hier in den Kranz der am ſchönſten getauften Gerichte als Katzen-

Digitized by Google

und Pferdefleiſch einreihen. Es iſt eine menſchenfreundliche Rückſichtnahme der Touriſten, daß ſie die Gäſte der Weltſtadt darin unterrichten, wo und wie ſie am beſten ihren Hunger ſtillen; die Pariſer wiſſen hierin ſchon von ſelbſt Beſcheid. Doch der Hunger ſpielt in Paris noch eine andere Rolle, von der die blutigen Junitage zu erzählen wiſſen; er tritt auf als Apoſtel ſocialiſtiſcher Ideen. Ueber die neueſte Phaſe der Arbeiterbewegung vermiſſen wir nähere Auskunft in allen vorliegenden Schriften, es ſcheint faſt, als ob die Vorſtädte Saint-Antoine und Marceau unter der Fürſorge der Seinepräfectur friedlich entſchlummert ſind. Eine dritte Rolle ſpielt der Hunger als der erfinderiſche und treibende Geiſt, der die Straßeninduſtrie belebt. In den „Lebenden Bildern“ befindet ſich eine kleine recht anziehende Novelle: „Die Tochter des Lumpenſammlers“, welche die glänzenden Reſultate dieſer unanſehnlichen Induſtrie in pikanter Weiſe beleuchtet. Freilich herrſcht die bitterſte Armuth in jenen Stadtvierteln des Faubourg Saint-Marceau, in dem die Lumpenſammler wohnen. Kleine Handwagen in den Straßen, von Kindern gezogen, mit ſchmuzigen Lumpen und Fetzen Papier, Knochen und unnennbarem Unrath angefüllt, in allen Höfen, auf Gängen und Treppen, in den kleinen niedrigen Zimmern alles vollgeſtopft mit Bündeln, Ballen und Packen, der Ausbeute der täglichen Excurſionen; bettelhaft ſchmuzige Kinder an zerbrochenen Tiſchen ſtreitend um die Reſte des Frühſtücks, das aus dem wenigen Fricot beſteht, einem namenloſen Gerichte, das ſchon mehrere Gäſte geſehen hat, bevor es in dieſe Gegend gekommen iſt; dabei ſchreckliche und überwältigende Gerüche, gegen welche ein ganzes Flacon Violette de Parme nichts helfen würde. Gleichwol arbeiten ſich einzelne dieſer Lumpenſammler zu bedeutenden Reichthümern empor. So der Père Marteau, deſſen Töchterchen in dem Sohn eines großen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre einen Liebhaber mit ernſten Abſichten fand. Die kleine Geſchichte erzählt uns, wie der vornehme Kaufmann ſich anfangs gegen die Verwandtſchaft mit dem Chiffonnier ſträubt, bis dieſer ſeine Reichthümer aus der Bruſttaſche hervorzieht, den Kaufmann beſchämt und ihm ſelbſt aus der Verlegenheit hilft. „Reich iſt vornehm“ — das iſt die Moral dieſer Geſchichte.

Die Lumpenſammlerei muß in Paris viel einbringen; denn im Jahre 1861 wollte die Regierung ein Monopol aus derſelben machen; man ſprach von einer Einnahme von 16—18 Millionen; doch die 25000 Chiffonniers von Paris waren mit dieſem Plane keineswegs einverſtanden.

Reizend ſchildert Edmond Texier in der „Phyſiologie von Paris“ die „Kleinen Induſtriezweige“. Eine Menge dieſer Induſtriellen iſt jetzt von der Polizei verſcheucht worden. Nur der Galilei des Vendômeplatzes iſt geblieben. Sobald man das Gas anzündet, ſtellt der mit einem polniſchen Rocke und einer griechiſchen Mütze bekleidete Mann ſein Teleſkop auf, nachdem er vorher mit Kreide auf den Asphalt den Mond mit ſeinen Bergen und Thälern aufgezeichnet. Gegen eine Vergütung von 25 — 50 Centimes zeigt er alle aſtronomiſchen Phänomene, ohne die zu rechnen, welche das Obſervatorium nicht vorausgeſehen hat.

Faſt alle die kleinen Induſtriezweige, welche im Wörterbuche des Handels nicht verzeichnet ſtehen, ſind Erzeugniſſe der durch den Hunger erhitzten Phantaſie. Der erſte, der anfänglich einen, dann zwei, dann drei Cigarrenſtummel aufhob und, nachdem er ſie kleingehackt, als Rauchtabak verkaufte, ergriff dieſen noch unbekannten Beruf nicht aus freiem Entſchluß, wie man z. B. Adminiſtrator oder Portier wird, ſondern es war die Gelegenheit, die Nothwendigkeit zu eſſen, die ihn in dieſe Carrière warf. Er kam ſpäter zu folgendem auf die Statiſtik gegründeten Raiſonnement. Man raucht in Paris täglich wenigſtens 300000 Cigarren, es müſſen ſich alſo irgendwo, vorzüglich unter den äußern Tiſchen der Cafés des Boulevards 300000 Reſte davon finden. Sein Geſichtskreis erweiterte ſich; er beſchloß eine Ausbeutung im großen, nahm Aſſociés an — und es gab einen Fabrikanten mehr, einen Fabrikanten von verbotenem Nicotin. Es ſcheint, daß ſich die Waare verkauft und in einer Pfeife ebenſo angenehm ſchmeckt wie das privilegirte Product der kaiſerlichen Manufacturen. Man verſichert auch, daß dieſe das Geſetz umgehende Induſtrie eine große Anzahl von Contrebandiers wohl oder übel nährt und daß einige ſogar ein Vermögen dabei erworben haben. Man zeigte mir eines Tags einen wohlbeleibten Mann, von dem man mir ſagte, er habe dieſe Tabacksfabrikation aus zweiter Hand monopoliſirt und ſich jetzt im Beſitz einer anſtändigen Wohlhabenheit aus dem Geſchäft zurückgezogen.

Wir erwähnen von dieſen kleinen Induſtriellen noch: den Tagesbankier; den Feuerverkäufer, der aus ſeinem innerlich und äußerlich mit Blech beſchlagenen Karren die Händler mit Brennſtoff verſorgt; den Schutzengel, der die Betrunkenen nach Hauſe führt; Vater Tripoli, der Knöpfe und alles militäriſche und bürgerliche Lederzeug putzt; den Fußbodenmaler; den Mann, der Brotkrumen ſammelt und dann den Sack mit Brotſtücken an die Kaninchenzüchter verkauft; den Verfertiger von Schinkenknochen; den Fabrikanten von Hahnenkämmen; die Blutegelvermietherin; den Bäcker für Altbackenes u. ſ. w.

Gleich anziehend ſchildern uns Ch. Yriarte „Pariſer Typen und Clubs“, von denen die erſtern zum großen Theil auf den Ausſterbeetat geſetzt ſind; Jules Janin die „Bibliophilen“; Bamberger, der geiſtvolle Abgeordnete des Zollparlaments und Bankherr der pariſer Chauſſée d'Antin, „Die deutſche Colonie“. Aehnliche genrebildliche Beiträge enthalten Peterſſen's „Pariſer Leben“ und die „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris“, alle geſchöpft aus dem unverſieglichen Borne der Weltſtadt, deren Sitten für die Cultur des 19. Jahrhunderts nach wie vor eine maßgebende Bedeutung haben und deshalb den Sittenmalern den reichſten und geeignetſten Stoff bieten.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

1. Neues Novellenbuch von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſe Sammlung enthält fünf Novellen: „Das Spielmannskind", „Das Theaterkind", „Reiner Wein", „Das Quartett", „Die Hochſchule der Demuth"; dann: „Abendfrieden", eine Novelle als Vorrede, und „Die Dichterprobe" als Epilog. Des Verfaſſers in den weiteſten Kreiſen längſt anerkannte Begabung als Novellendichter bewährt ſich auch in dieſen ſeinen neueſten poetiſchen Schöpfungen. Wir können ſie mit voller Ueberzeugung und im wahren Sinne des Worts als ſolche bezeichnen, weit hervorragend über die große Maſſe der den Büchermarkt füllenden ähnlichen Erzeugniſſe. Jede dieſer kleinen Erzählungen verſetzt uns beim Leſen in diejenige Stimmung, welche nur eine wirkliche Dichtung hervorzubringen befähigt iſt, jede bekundet tief-poetiſches Empfinden, eine meiſterhafte und ſich ihrer Mittel bewußte Ausführung. Den Preis möchten wir der erſten: „Abendfrieden", eine Novelle als Vorrede, zuerkennen, worin der Verfaſſer, damals 10 Jahre alt, ſeine erſten Verſuche als Novelliſt auf dem Schulwege von Bieberich nach Wiesbaden ſchildert. Er erzählt ſeinen ihm aufmerkſam zuhörenden Genoſſen Geſchichten, die er ſich ausdenkt, und wobei er ſeiner knabenhaften Phantaſie völlig die Zügel ſchießen läßt; da aber, als er das Roß eines Ritters über eine 50 Fuß breite Kluft ſetzen läßt und noch ein paar Ellen weiter, erheben ſich bei den Zuhörern Zweifel über die Wahrheit und nöthigen ihn zu dem Bekenntniß: „Im Buche ſteht gar nichts, meine Geſchichten ſtehen überhaupt in keinem Buche, ſondern blos in meinem Kopfe und ſind alle miteinander hier auf der Chauſſee gewachſen." Unter den Zuhörern erhebt ſich über dieſe monatelang geübte Täuſchung eine große Entrüſtung; ſie hatten keine Ahnung von dem Schöpferrecht der Phantaſie, und Dichten und Lügen war bei ihnen gleichbedeutend. Man ſchreitet zu einem energiſchen Strafgericht und der jugendliche Dichter rettet ſich mit Mühe auf einen vorbeifahrenden herzoglichen Leiterwagen, dem Verbote ſeiner Aeltern zuwider, nie auf dem Schulwege einen Wagen zu erklettern. Er zerreißt ſich dabei ſeinen Kittel und verwünſcht ſeine ſchönen Geſchichten, die allein all dieſes Unheil hervorgerufen.

Mit Arreſt beſtraft, behorcht er ein Geſpräch zwiſchen einem Frotteur und ſeinem Schatz und hört, wie dieſer plötzlich mit erhobener Stimme ſagt: „Da kommt ein Mann, den müſſen wir grüßen! Aufſtehen! Front machen!" Durch das Portal des Gartens ſchreitet ein fremder alter Mann, eine ſtattliche, aber gebeugte Geſtalt, geſtützt auf den Arm einer ſchönen jungen Dame, beide ſchlicht und einfach, doch fein und vornehm in Tracht und Haltung. „Das iſt Walter Scott", ſagt der Frotteur zu dem dicken Klärchen, „welcher all die ſchönen Geſchichten gemacht hat, vom Ivanhoe, vom Quentin Durward, ſtehe auf, wir müſſen grüßen!"

Und der Mann, dachte der Knabe, nachdem der Frotteur ſich noch weiter über Walter Scott geäußert, hat auch Geſchichten erzählt wie ich, und es iſt ihm doch nicht ſo ſchlimm dabei ergangen. Er lieſt nun mit großem Verlangen und Entzücken dieſe Geſchichten, und bietet dann ſeinen Kameraden, die ihn zum Klotztragen verdammt, die Erzählung einer gedruckten Geſchichte an, ſie ſtimmen zu und geſtehen, als er nach Wochen geendet, dieſe ſei viel ſchöner geweſen als alle ſeine frühern.

„Was ich auf der wiesbadener Chauſſee begonnen", fährt der Verfaſſer fort, „das habe ich ſeitdem in Büchern fortgeſetzt, ich habe am Feierabend erzählt. Im ernſten Tagewerk ſcheue ich den Kampf nicht; in der Novelle ſuche ich den rein und heiter abgeſchloſſenen Stoff, das ſtill anregende, nicht das wild aufregende Spiel des Lebens. Mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt, und in dieſer Kindergeſchichte liegt der Schlüſſel zum Verſtändniß meiner Novellen."

Kein von gleicher Auffaſſung und Empfindung beſeelter Leſer wird dies Buch ohne innere Befriedigung und angeweht von ihn durchſtrömendem poetiſchen Hauche aus der Hand legen; für die nach franzöſiſcher unnatürlicher Effecthaſcherei Suchenden iſt es dagegen nicht geſchrieben.

2. Der Erbe. Roman von Friedrich Gerſtäcker. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Gerſtäcker hat beſſere Romane geſchrieben als dieſen „Erben", womit wir über denſelben jedoch keineswegs ein tadelndes Urtheil ausſprechen wollen. Die Fabel iſt einfach und wenig verhüllt, der Fortgang der Erzählung und das Ende laſſen ſich bald errathen; dagegen finden wir auch in dieſem Buche ſicher und treu nach dem Leben gezeichnete Figuren und Charaktere, und die Handlung des Romans erhält ſich, wie dies in Gerſtäcker's Dichtungen immer der Fall iſt, in ſteter Spannung bis zum Ende. Der Verfaſſer liebt das Reale und weiß es beſonders zur wahrheitgetreueſten Anſchauung zu bringen auf Schauplätzen und unter Verhältniſſen, wo es, wie in Amerika, von dem Idealen noch wenig behelligt wird. Der vorſtehende Roman würde vielleicht ebenfalls lebenswahrer erſcheinen, wenn der Schauplatz deſſelben nicht Deutſchland wäre und die darin gezeichneten Perſonen wenigſtens zum Theil der amerikaniſchen Raſſe angehörten.

3. Waller und Sohn. Roman von Theodor König. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman, obgleich einen Fortſchritt bekundend, zeigt mit denſelben Vorzügen auch dieſelben Mängel wie König's früherer Roman: „Eine catilinariſche Exiſtenz". Das entſchiedene Talent des Verfaſſers befindet ſich offenbar noch im Gärungsproceß und bedarf der Abklärung. So wie es in „Waller und Sohn" geſchildert wird, iſt das Leben in Wirklichkeit nicht, wol im einzelnen, aber nicht im ganzen. Aus der Zuſammenſtellung des Einzelnen hat der Dichter ein harmoniſches Ganzes zu bilden; er darf nichts Ungehöriges, nichts ſich in ſich Widerſprechendes zuſammenfügen, überhaupt nicht aus pikanten Einzelheiten, die wenig Gemeinſames haben, ein Ganzes bilden wollen; es entſteht dann nur ein Aneinanderreihen verſchiedener Ereigniſſe, ohne ein wirkliches und wahres Lebensbild, welches zu geben die Aufgabe des Romans bleibt.

Digitized by Google

4. Hereward der Wachſame, „der letzte Engländer“. Hiſtoriſcher Roman von Charles Kingsley. Aus dem Engliſchen überſetzt von Marie Gieſe. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 2 Thlr.

Die Geſchichte des Romans ſpielt zur Zeit Wilhelm's des Eroberers und ſchildert die damaligen Zuſtände Englands. Wer ſich für engliſche Specialgeſchichte intereſſirt, wird dieſe aus Quellenſtudien hervorgegangenen Schilderungen, welche zugleich in anſprechender Weiſe erzählt ſind, mit Befriedigung leſen. Der Verfaſſer bemüht ſich ſelbſt in Stil und Darſtellung die Zeit der Erzählung wiederzugeben, was ihm auch gelingt. Das Buch iſt, wie geſagt, nicht unintereſſant, es beanſprucht jedoch Leſer, welche im allgemeinen in der Geſchichte bewandert ſind, ſie nicht erſt aus Romanen lernen wollen und Gefallen daran finden, ſich mit den Einzelheiten derſelben zu beſchäftigen.

Feuilleton.

Vom deutſchen Theater.

Die letzte Winterſaiſon darf in Bezug auf Novitäten weder zu den fruchtbaren noch zu den bedeutſamen gerechnet werden. Das meiſte, was von jüngern Kräften zur Aufführung kam, war mehr oder weniger Experiment, es fehlte an ſicherer Technik und vor allem — an wahrhaft modernem Inhalt. Die Führung behauptete Heinrich Laube, deſſen „Statthalter von Bengalen“ nicht nur an den meiſten Bühnen zur Aufführung kam, ſondern der auch in ſeinen „Böſen Zungen“ ein neues wirkſames und vielfach zur Darſtellung gebrachtes Schauſpiel den Bühnen zuſandte, das namentlich in Leipzig und Prag, am Wallnertheater in Berlin und im Theater an der Wien in Wien mit Erfolg zur Aufführung kam.

Laube hatte ſein Drama, das eine tragiſche oder vielmehr traurige Epoche der neuen öſterreichiſchen Geſchichte behandelt, zunächſt dem wiener Burgtheater zugeſchickt. Die Intendanz, die es anfangs, vorbehaltlich einiger durch die conventionellen Rückſichten des Hoftheaters gebotenen Aenderungen, zur Aufführung annahm, verweigerte ſpäter dieſelbe wegen der heftigen Angriffe, welche Laube in der „Neuen Freien Preſſe“ gegen die neue Leitung der Bühne richtete. Dieſe Ereigniſſe, von der wiener Zeitungspreſſe nach den verſchiedenſten Seiten hin beleuchtet, dieſe Schickſale des Stücks vor ſeinem Erſcheinen auf den Bretern lenkten die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dasſelbe und bahnten ihm raſch den Weg auf die andern Bühnen.

Das Stück iſt ein reſoluter kühner Griff ins moderne Leben, in ſociale Zuſtände, wie ſie die innere Fäulniß des Staatsweſens hervorruft, und hierin beſteht ein großer Vorzug desſelben. Sagt doch ſchon der britiſche Dichter, daß die Bühne dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten ſolle, und gerade die Nutzanwendung der prägnanten, im Lapidarſtil hingeſchriebenen Worte ihres Meiſters wird von den neuen Shakſpearomanen verabſäumt. Je mehr es einem Dichter gelingt, irgendeinen Zug dieſes modernen Lebens mit plaſtiſcher Energie herauszumeißeln, deſto ſicherer iſt die Anwartſchaft, die ſein Werk auf eine in die Nachwelt hinausreichende Dauer erheben kann.

Jedenfalls hat Laube mit ſicherer Bühnentechnik und geiſtreichem, oft energiſchem Dialog ſeine Aufgabe gelöſt. Den Höhenpunkt des Stücks bildet die Schlußſcene des zweiten Actes, in welcher Frau von der Straß der Entrüſtung über die Verleumdungen, denen ihr Gatte noch nach dem Tode ausgeſetzt iſt, und über eine niedriggeſinnte Bureaukratie beredte und durchſchlagende Worte leiht. Spätere Varianten rufen nur ein abgeſchwächtes Echo dieſer Reden hervor. Die Motivirung der eigentlichen Handlung durch den Diebſtahl der „rothen Mappe“ iſt äußerlich nicht recht niet- und nagelfeſt. Der Grundfehler des Stücks bleibt aber, daß ſeine Löſung mit ſeiner Tendenz im Widerſpruche ſteht. Dieſe Tendenz iſt gegen das bureaukratiſche Unweſen gerichtet, das in Jeſuitismus und Liebedienerei emporwuchert als Auswüchſe eines patriarchaliſchen Polizeiſtaates; die Löſung aber, die ſich als eine gemüthlich zufriedenſtellende ausweiſt, treibt das patriarchaliſche Staatsprincip auf die Spitze, indem der Wille des Monarchen, durch einen Cabinetsbefehl, zugleich zwei willkürliche Acte der Cabinetsjuſtiz ausübt und die Ehre ſeines Miniſters in integrum reſtituirt. Solches höchſte Verfahren iſt ganz im Einklang mit dem Verfahren der ſchleichenden Polizeiräthe; es iſt die Willkür, die an Stelle des Geſetzes tritt und ſelbſt das Gute durch die Art, wie ſie es thut, in ein Schlimmes verwandelt.

Ein neues Trauerſpiel, das am berliner Hoftheater zur Aufführung kam: „Phädra“, erregte dadurch Aufſehen, daß der Verfaſſer ein preußiſcher Prinz, der Prinz Georg von Preußen iſt. Es umfaßt einen weitern biographiſchen Ausſchnitt aus dem Leben der Heldin als die Racine'ſche Tragödie, indem die Liebe zu Hippolyt blos das Schlußgemälde bildet, während die Vorgänge auf Kreta die größere Hälfte der Tragödie ausfüllen. Man rühmt dem Stücke ſchwunghafte Verſe nach, welche zum Theil durch die Compoſition Taubert's gehoben worden.

Ein neues Stück von Guſtav von Meyern: „Die Cavaliere“, welches zu den Zeiten Cromwell's ſpielt, ſcheint die Runde über die namhaftern deutſchen Bühnen nehmen zu wollen. Außerdem iſt in München am Actientheater ein neues Stück von Melchiar Meyr: „Wer ſoll Miniſter werden?“ und am Hoftheater ein Stück von A. May: „Das Stammſchloß“, zur Aufführung gekommen, beides Dramen, welche aus dem modernen Staats- und ſocialen Leben ſchöpfen.

Von neuen Luſtſpielen erwähnen wir Rudolf Genée's „Vor den Kanonen“, ein am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommenes Stück, deſſen Inhalt die bekannte Begegnung des Königs Karl XII. und der Gräfin Aurora Königsmarck bildet, und Paul Frohberg's (Friedrich Adami's) Luſtſpiel: „Der Hollandgänger“, das eine munter componirte Anekdote aus der Zeit Friedrich's des Großen behandelt, in welcher Voltaire eine wenig glänzende Rolle ſpielt. Auch dieſes Stück iſt am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen.

Bibliographie.

Böhmert, V., Vortrag über das Verhältniß von Arbeiter und Arbeitgeber. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 5 Ngr.

Kuh, E., Adalbert Stifter. Wien, Tendler u. Comp. 8. 20 Ngr.

Omniakatie. Theoſophiſche Gedanken einiger Götter und Göttinnen, erfunden und allen Freimaurern und Nichtfreimaurern freundlich gewidmet von Iſidor. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pacher, P., Die ostasiatische Expedition, im Auftrage des Vereins der österreichischen Industriellen kritisch beleuchtet. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Reclam, C., Der Leib des Menſchen. Deſſen Bau und Leben. Vorträge. 1ſte Lief. Stuttgart, Thienemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schall, K. L., Erzbiſchof Adelbert I. von Mainz 1111—1137. Mainz, Faber. Gr. 4. 10 Ngr.

Schill, J., Gott und die Welt. Philoſophiſche Abhandlung. M.-Gladbach, Hoſter. 8. 18 Ngr.

Schroeder, R., Geschichte des ehelichen Güterrechts in Deutschland. 2ter Thl. 1ste Abth. Das eheliche Güterrecht in Süddeutschland und der Schweiz im Mittelalter. Stettin, Saunier. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sein und Werden im deutschen Buchhandel. Von Ernst Namenlos. Altenburg, Pierer. 8. 18 Ngr.

Silberſtein, A., Dorfſchwalben aus Oeſterreich. Neue Folge. I. Der Hallodri. Eine Dorfgeſchichte. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Skizzen aus dem Feldzuge von 1866. Potsdam, Döring. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wieſer, J. E. v., Ein Meiſter des Lichtes. Trauerſpiel. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Wohlmuth, A., Epigramme. 1ſtes Heft. Wismar, Hinſtorff. 8. 6 Ngr.

Wolters, A., Reformationsgeſchichte der Stadt Weſel, bis zur Befeſtigung ihres reformirten Bekenntniſſes durch die Weſeler Synode. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und lithographirten Karten.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Anszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der vierte Band. Derselbe enthält den Besuch der Provinz Rio grande do Sul, die Reisen von Rio de Janeiro nach Sao Pedro do Rio grande, von Rio grande do Sul nach Rosario, und von Rosario nach Catamarca.

Mit dem unter der Presse befindlichen fünften Bande wird das ebenso werthvolle als interessante Werk vollständig vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit beſonderer Berückſichtigung pädagogiſcher Fragen.

Von Dr. Julius Bahnſen.

Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Der vor einigen Monaten erſchienene erſte Band dieſes intereſſanten und nicht blos theoretiſch, ſondern auch praktiſch wichtigen Werks hat bereits großen Anklang gefunden. Zum erſten male wird hier die Erforſchung des menſchlichen Charakters als eine beſondere Wiſſenſchaft behandelt. Der Verfaſſer knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgeſprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt überall zu ſeinen Betrachtungen die pädagogiſche Nutzanwendung. Mit dem ſoeben ausgegebenen zweiten Bande liegt das Werk nun vollſtändig vor; daſſelbe wird die Theilnahme der Pädagogen, der Criminaliſten und Seelenärzte, der Ethiker und Philoſophen, ſowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anſpruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH für romanische und englische Literatur.

Begründet im Verein mit

Ferdinand Wolf von **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Ludwig Lemcke,

Professor an der Universität zu Giessen.

Preis des Bandes von 4 Heften 4 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren achter Band soeben vollständig geworden ist, zählt eine grosse Reihe der bekanntesten Gelehrten zu ihren Mitarbeitern und concentrirt in sich die wichtigsten und interessantesten Studien auf dem Gebiete der englischen und der verschiedenen romanischen Sprachen und Literaturen. In Erweiterung ihres ursprünglichen Programms berücksichtigt die Zeitschrift nicht blos den literar-historischen, sondern auch den rein philologischen Theil; die hierdurch herbeigeführte grössere Vielseitigkeit trägt dazu bei, den Kreis der Freunde dieses „Jahrbuch" immer mehr zu vergrössern.

Verlag von **E. Morgenstern** in **Breslau.**

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus vier Welttheilen.

Ein Reise-Tagebuch in Briefen

von

Max Wichura,

Königl. Regierungsrath und Botanisches Mitglied der Preussischen Expedition nach Ost-Asien.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Preis: 2 Thlr. 15 Sgr.

Das vorliegende Werk — das erste von einem wissenschaftlichen Mitgliede der Preussischen Expedition nach Ost-Asien ausgehende Tagebuch — ist auf den Wunsch der zahlreichen Freunde des zu früh dahingeschiedenen Verfassers veröffentlicht. Dasselbe enthält einen getreuen Bericht über alle Erlebnisse desselben während jener grossen Expedition, und fesselt gleichmässig durch den Reichthum an Natur- und Sittenschilderungen, wie durch die anmuthige, oft durch geistvollen Humor gewürzte Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Ueberſetzt von

Karl Bartſch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe neue Uebertragung unſers größten altdeutſchen Epos ins Hochdeutſche von dem bekannten Germaniſten, der vor kurzem in der Sammlung „Deutſche Claſſiker des Mittelalters" auch das Original neu herausgegeben, hat weſentliche Vorzüge vor allen bisherigen Ueberſetzungen. Während ſie ſich in der Versform enger an das Original anſchließt, vermeidet ſie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwiſchen, die Beibehaltung altdeutſcher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leſer das Verſtändniß erſchweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Ueberſetzer dankenswerthe Aufſchlüſſe über den Stoff und die Entſtehungsgeſchichte des Nibelungenliedes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite. Auflage.

8. Geh. Erſter Band 1 Thlr. 15 Ngr. Zweiter Band 2 Thlr.

Melchior Meyr's Erzählungen aus dem „Ries" (einem Gau im Schwabenlande) wurden bei ihrem erſten Erſcheinen ſowol von der Kritik wie vom Publikum mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen, ſodaß ſie jetzt in einer vom Verfaſſer genau durchgeſehenen zweiten Auflage erſcheinen konnten. Man darf ſie wol in ihrer Art muſtergültig nennen: realiſtiſch treu, poetiſch in der Form, ſpannend und ergreifend, durch ihre Ausgänge aber ſittlich wohlthuend und befriedigend. Das Werk iſt ſomit geeignet, ein echt deutſches Familienbuch zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 25. — 18. Juni 1868.

Inhalt: Kleine epiſche Dichtungen. Von Rudolf Gottſchall. — Hermann Vámbéry's neue Reiſebilder aus dem Orient. Von Richard Andree. — Philoſophiſches. Von David Aſher. — Feuilleton. (Der Schriftſtellertag in Dresden; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kleine epiſche Dichtungen.

1. Heinrich von Schwaben. Von W. Hertz. Stuttgart, Kröner. 1867. 16. 20 Ngr.

Dieſe kleine poetiſche Erzählung behandelt eine mittelalterliche Anekdote mit vieler Grazie, anſprechender Schlichtheit und in einer durchſichtigen, kryſtallklaren Form. Kaiſer Konrad der Salier, der mit Energie den Gottesfrieden im Deutſchen Reich durchführt, verfolgt den gewaltigen Grafen Luitpold von Kalw mit Bann und Reichsacht, bricht ſeine Burg und jagt ihn friedlos von dannen. Sein Weib, das geſegneten Leibes war, entflieht mit ihm in die Wildniß; er trägt ſie, trotz der Nähe der Verfolger, in die Kloſtermühle bei Hirſchau, wo ſie eines Knäbleins genas. Da reitet der Kaiſer vorbei, neben ihm ſein Sterndeuter Chryſoſtomos; ſie hören den Klageruf aus der Mühle, und der Meiſter ſpricht: „Dort liegt ein Weib in Kindeswehn.“

„Herr Kaiſer“, raunt er, „welch Geſicht!
Im Aether flammt's wie Kronenlicht.
Iſt meine Kunſt nicht ganz verloren,
Hier wird ein ſeltnes Kind geboren:
Dies Kind wird Eure Tochter frein,
Dies Kind wied nach Euch Kaiſer ſein,
Und an Gewalt im Erdenreich
Wird ihm kein zweiter Kaiſer gleich.“
Doch Konrad rief mit finſtern Braun:
„Dich läßt ein Dämon Wunder ſchaun.“ —
„Nein“, ſprach der Meiſter, „theurer Held,
Der Trug iſt nur von dieſer Welt;
Doch wahrhaft und unwandelbar
Bleibt der Geſtirne reine Schar,
Und nichts Unheiliges auf Erden
Kann ihren lichten Gang gefährden.“ —
„Traun“, ſprach der Kaiſer, „ſiehſt du recht,
Erwirbt mein Kind ein niedrer Knecht?“ —
„Mein Aug' iſt hell, und ſichern Blicks
Schau' ich die Bahnen des Geſchicks.
Nie habt Ihr Wahn von mir vernommen;
Wie ich geſagt, ſo wird es kommen!“

Und ſo kam es. Der Kaiſer will das Kind morden laſſen, der Vater fällt im Kampf mit den Reiſigen; doch der treue Mann, dem der Kaiſer das blutige Werk vertraut, bringt das Kind nicht im Walde um, ſondern übergibt es den Mönchen des nahen Kloſters. Später begibt es ſich denn, daß der erwachſene Heinrich, mit dem Pergament des Abts ausgerüſtet, an das Hoflager des Kaiſers geritten kommt und von dieſem erkannt wird; doch der Herrſcher iſt nicht mehr ſo abergläubiſch wie früher:

Noch bin ich Herr, doch meine That
Und Schickſalsſpruch und Sternenrath
Verkehr' ich zum Gelächter
Für kommende Geſchlechter.

Er ſchickt den Jüngling mit einem Brief als Boten zu ſeinem Vogt nach Nürnberg:

Es war zu heißer Mittagszeit,
Im Blau kein Wölkchen weit und breit,
Die Felder öd und menſchenleer,
Kein Wandrer kam des Wegs daher,
Nicht Vogel ſang noch Grille,
Die Stadt lag ſchlummerſtille.
Der Knabe ſprach: „Wo halt ich Raſt?
Jetzt bin ich kein willkommner Gaſt:
Das brütet all in ſchwülem Traum;
Dornröschens Schloß iſt öder kaum.
Der Thürmer auf der Wache,
Die Tauben auf dem Dache,
Die Bürger ſammt dem Grafen,
Sie liegen all' und ſchlafen.
Mich ſelbſt beſchwert die Sonnenglut,
Ich habe lange nicht geruht.“ —
Er lenkt abſeits des Roſſes Gang
Und ritt am Wall der Stadt entlang.
An Zinnen, Thurm und Scharten,
Da lag ein ſchöner Garten;
Er ſah durchs angelehnte Thor
Manch zierlich Beet in buntem Flor,
Viel rankendes Gehege
Und grüne Schattenwege.
Er ritt hinein, welch ſüßer Duft!
Wie fächelt labend hier die Luft!
Da ſpringt er ab, entſchirrt ſein Roß
Und legt ſich, wo ein Bächlein floß.

Digitized by Google

Gar lieblich war die Stätte,
So weich ſein mooſig Bette.
Welch heimlich Wellenrauſchen!
Er ſchlummert ein im Lauſchen.

Es war zur ſelben Stunde,
So ſagt die alte Kunde,
Da ward im engen Burggemach
Ein ungeduldig Köpfchen wach,
Ein keckes Fräulein klug und klein,
Agnes, des Kaiſers Töchterlein.
Sie ſprang vom heißen Pfühle,
Wie war die Kammer ſchwüle!
Welch Schweigen rings in Hof und Gang!
Dem Kinde ward die Weile lang.
Sie ließ die Spindel liegen
Und ſchlich ſich an die Stiegen,
Wo der Geſpielen holde Schar
Beim Rocken ſanft entſchlummert war.
Die mußten all' erwachen;
Dann unter Scherz und Lachen
Lief Hand in Hand der muntre Chor
Hinab zum Garten vor dem Thor,
Und flink zerſtreuten ſie ſich dort
Den Bienen gleich am luſt'gen Ort,
Um ſich in Buſch und Hecken
Zu haſchen und zu necken.

Klein Agnes ſchlüpft im Laub geſchwind
Unhörbar wie ein Elbenkind
Und kam zum Quell, wo feſt und tief
Der wandermüde Knabe ſchlief.
Mit dämmerweichem Roſenlicht
Umfloß der Schlaf ſein Angeſicht;
Friſch lacht ſein Mund; nie kam vom Weib
Solch heitres Haupt, ſolch ſchöner Leib.
Sie ſtand erſchreckt im Wieſenklee,
Gleichwie am Waldſaum ſtockt ein Reh;
Dann ſchlich neugierig ſie heran
Und hielt entzückt den Athem an.
Die Kniee bebten ihr, ſie ſaß
In ſeinem Rücken leis ins Gras
Und bog ſich vor in ſüßem Graun
Und ward nicht ſatt ihn anzuſchaun.
Er ſchien ſo froh, er ſchien ſo gut;
Da ward erweicht ihr herber Muth;
Sie zog nach ſeinen Wangen
Ein zärtliches Verlangen.
Es rührt ihr Herz ein ſehnend Leid
Mit Ahnung höchſter Seligkeit. —
So zwang die allgewalt'ge Minne
Des Mägdleins unerfahrne Sinne.

Sie raubt dem Schlummernden ein Briefchen aus dem Täſchlein, aus dem ſie erſieht, daß ſie dem Kaiſerſohn von Griechenland vermählt werden ſoll und der Graf ſie in bräutlichem Schmuck zum Hoflager führen ſolle; ſie iſt darüber ſehr unglücklich, doch weiß ſie ſich Rath. Der Kaiſer hat ihr bei ſeiner letzten Anweſenheit ein leeres Blättchen Pergament mit ſeinem eigenhändigen Namenszug gegeben; darauf ſolle ſie ſchreiben, „wonach ihr Herz Verlangen hat". Jung Agnes iſt nicht blöde und verordnet ſich auf dieſem Blatt den ſchlummernden Jüngling zum Gatten mit den trotz ihrer ſanften Alliteration drohenden Schlußverſen:

Deß achtet ſonder Lug und Liſt,
So lieb euch euer Leben iſt! —

Das Fräulein iſt ſo ſchalkhaft, ſich zu verſtellen und zur Vorſicht zu mahnen:

Wer bürgt uns, daß der ſeine Gaſt
Den Brief nicht ſelbſt zum Scherz verfaßt?

Sie räth, man ſolle dies Blatt den weiſen Vätern der Stadt zeigen. Dies geſchieht.

Die würd'gen Männer kamen,
Sie ſahn des Kaiſers Namen,
Und mit beſonnenem Verweilen
Erwogen ſie die letzten Zeilen:
Deß achtet ſonder Lug und Liſt,
So lieb euch euer Leben iſt! —
„Ei", ſprach der Schultheiß ernſt und klug,
„Dies Schreiben dünkt uns klar genug.
Da iſt kein gnädig Wort geſpart,
Recht in des Herrn leutſel'ger Art.
Verhüte Gott, daß wir im Leben
Solch weiſem Rathſchluß widerſtreben!
Drum ſtimm' ich unverhohlen:
Es ſei, wie er befohlen."

Die Hochzeit findet ſtatt; der Kaiſer, der ſpäter ankommt, hat das Nachſehen und macht gute Miene zum böſen Spiel; er macht Jung Heinrich zum Herzog in Schwabenland.

Und kommt mein Volk in Kriegsgefahr,
So führe du die Bannerſchar!
Was wir geſä't in Sorg' und Mühn,
Des Reiches Heil wird dir erblühn.
Denn was man Schlimmes dir erdacht,
Vor dir und deiner Sterne Macht
Muß Haß und Neid erbleichen —
Dein Glück iſt ohnegleichen!

Wenn wir die ſchlichte, ſchalkhafte, maßvolle Einkleidung dieſer Anekdote erwägen, das Anklingen des Gedichts an mittelalterliche Vorbilder, ohne affectirte Minniglichkeit und erkünſtelte Naivetät, die Leichtigkeit, mit welcher eine Menge von Thatſachen ungezwungen aneinandergereiht und gruppirt iſt und die künſtleriſche Gemeſſenheit, welche jedes Zuviel um eines Haares Länge vermeidet, ſo muß man dieſes Gedicht einen feingeſchliffenen Edelſtein nennen, der ſo recht in einem dichteriſchen Edelſteincabinet für Liebhaber zu prangen berufen iſt.

Doch der Werth und Gehalt dieſes Edelſteins an und für ſich? Wir ſind einmal pedantiſch genug, dem ſelbſtzufriedenen Lächeln der formellen Aeſthetik gegenüber, welche auf das εὕρηκα ſolcher poetiſchen Cabinetsſtücke deutet, auf den innern Gehalt zu dringen. Eine gereimte Anekdote bleibt eben eine gereimte Anekdote, wenn ſie nicht einen geiſtigen Inhalt hat, der dem einzelnen Erlebniß eine allgemeine Bedeutung gibt. Soll dieſe etwa in dem Fatalismus liegen, durch welchen die Prophezeiungen des Sterndeuters ſich erfüllen? Oder ſollen wir beſonderes Intereſſe an dem Glück einer Liebe nehmen, die doch nur als kecke Laune erſcheint? Es iſt ein drolliger Einfall dieſes Kaiſertöchterchens, ſich ohne weiteres in einen ſchlafenden Jüngling zu verlieben, daß ſie ihn augenblicklich zu heirathen beſchließt. Daß der Jüngling die Kaiſertochter ohne weiteres Bedenken in den Kauf nimmt, iſt eher zu verſtehen. Oder liegt in dieſem ganzen Verlauf eine geſchichtliche Sendung, welche aus dieſer mehr ſonderbaren als wunderbaren Verkettung der Zufälle wie der Blitz aus einer elektriſchen Kette herausſpringt? Herr Heinrich iſt zu einer ganz unhiſtoriſchen Bedeutung aufgedonnert.

Das ganze Gedicht, mögen es die Akademiker als eine Perle der Nationalliteratur feiern, iſt nur ein lyriſch-

Digitized by Google

epiſches Baiſer, das man herunterſchlürſt mit Behagen, weil es geſchmackvoll und lecker zubereitet iſt.

2. Der Pinſel Ming's. Eine chineſiſche Geſchichte von Hans Hopfen. Stuttgart, Kröner. 1868. 16. 15 Ngr.

Auch dies Gedicht iſt ein kleiner Juwel, doch er funkelt auch von geiſtigem Schimmer. Der ſatiriſche Grundgedanke dieſer Geſchichte iſt von weittragender Bedeutung, die Form von glücklicher Prägnanz und einem Schliff, der den ſatiriſchen Ecken und Kanten eine wohlthuende Rundung gibt.

„Der Pinſel Ming's" iſt ſchon einmal von Adolf Elliſſen in einer humoriſtiſchen Ballade beſungen worden. Scheu-Gung iſt ein chineſiſcher Dichter.

Scheu-Gung ſchreibt leiſe bei Tag und bei Nacht,
Doch was er mit ſorglicher Mühe erdacht,
Die Kritiker wollen's nicht loben.
Und wer ſeine Liederchen lieſt oder hört,
Ihm wird wol im Leibe der Magen verkehrt,
Das Unterſte dreht ſich nach oben.

So ſingt Elliſſen von dem Dichter, der ſich in einer Höhle Jün verbirgt und ſeine Gedichte ſich ſelber vorlieſt. Da erſcheint ihm ein Geiſt, den er errettet hat; denn dieſer Geiſt war als geflügelter Schmetterling in den Rachen eines Drachens gerathen und wurde erſt erlöſt, als Scheu-Gung durch ſeine Gedichte das Unthier zum Gähnen gebracht hatte. Der Geiſt Ming gibt ihm dafür ſeinen „Pinſel", dem unſterbliche Verſe entſtrömen; er borgt ihm denſelben auf zehn Jahre. Die Erfolge ſind groß:

Ihn ehrt die Kritik wie Poſaunenſchall,
Ihn ehren die großen Pinſel all
Vom Pinſelwalde des Reiches.
Wol nie ſeit den Tagen von Li-Tai-Pe
Erlangt' ein Dichter des Reiches je
An Glanz und Vergött'rung ein Gleiches.

Doch nach den zehn Jahren muß der Dichter den Pinſel wieder zurückgeben, er zagt vor der Zukunft; doch der Geiſt tröſtet ihn. Jetzt möge er ſchreiben, was er wolle, fade, ſinnlos; jetzt hätte er einen Namen und die Kritiker werden's verſtehen und loben:

Sie preiſen der Welt den Humor und den Witz,
Die Tirſe, des Scharfſinns leuchtenden Blitz,
Er ſchwand — und ſo iſt's geſchehen.

So lautet die Ballade bei Elliſſen; es iſt derſelbe Stoff, den Hopfen zu einer größern humoriſtiſch-ſatiriſchen Erzählung ausgearbeitet hat, aus deren Arabesken alle die ironiſchen Geiſterchen hervorkichern. Die humoriſtiſche Form, die an Byron's „Don Juan" anklingt und in wohlgeformten ottave rime und kecken Reimen durchgeführt iſt, hat eine höchſt charakteriſtiſche Eigenheit; man könnte ſagen, es ſind bezopfte Stanzen, die uns in das Reich der Mitte verſetzen. Iſt doch ſchon der Theetrank die begeiſternde Muſe des Dichters, die ihn alsbald unter die blühenden Theeſtauden verſetzt:

Wie lieb' ich es, zu plaudern und zu träumen,
Zu horchen, wenn der Sturm die Schindeln fegt,
Wenn das Geſtöber von verſchneiten Bäumen
Raſtlos an die beeiſten Scheiben ſchlägt.
Da kann ich ſtundenlang im Lehnſtuhl ſäumen
Und mit dem Freunde, der die Muſen pflegt,
Ein Märlein zeitigen am Feuerſchein,
Mich glücklich wähnen und zufrieden ſein.

Zuweilen knurrt mein Hund und weiſt die Zähne
Dem Keſſel zu, der murmelnd überm Feuer
Ins Beifallkniſtern halbverbrannter Späne
Sein Liedchen ſingt, ein rührend Abenteuer,
So rührend, daß ihm manche dicke Thräne
Herniederrollt aufs glühende Gemäuer,
Aus dem wie Träume dichtender Phantaſten
Die Flackerflammen durch den Schornſtein haſten.

O wie ſo oft in ſtillen Dämmerſtunden
Hab' ich die Plagen, die mein Herz gequält,
Belächelt hier, vergeſſen und verwunden
Und alles, was ſich der Kamin erzählt,
In bunten Träumereien mitempfunden!
Da ſcheint mir jedes Stücklein Holz beſeelt,
Das Erz belebt, und aus den Ziegelſpalten
Zieht eine Fülle quirlender Geſtalten.

Inſonders auf dem Theezeug, auf dem blanken,
Treibt ſich ein muntres Völkchen, hüpft und ſpringt;
Das Silberſieb am Kännlein ſcheint zu ſchwanken,
Darinnen wiegt ein Elfchen ſich und ſingt
Des Feenlandes heimlichſte Gedanken,
Derweil der Dampf, der aus dem Schnabel dringt,
Sich über ſeiner winz'gen Blumenhaube
Zuſammenballt in eine duft'ge Laube.

Der Laube Wipfel wirbeln ſich in Ringe,
Und durch die Ringe ſeh' ich fernehin
In Lenzeslandſchaft: weiße Schmetterlinge
Umflattern einen goldnen Baldachin;
Ein Wächter ſteht davor mit blanker Klinge;
Ich ſeh' am Himmel Reiherſchwärme ziehn,
Ich ſeh' den Thee, den juſt mein Keſſel brühte,
Zum andern mal in ſeiner erſten Blüte.

Und durch die dicht erblüh'nden Stauden rauſchet
Ein ſchmachtend Pärlein einer Grotte zu;
Die Naſenſpitze rührt Er Ihr und tauſchet
Sein großes Herz an ihren kleinen Schuh,
Sein Zöpfchen zittert tiefbewegt, es lauſchet ...
— — Doch liebſter Freund, was brummſt, was polterſt du
Und mißt mit Donnerſchritten von ſechs Ellen
Dies knappe Stübchen eines Junggeſellen?

Dieſem im Zimmer umherpolternden Freunde fehlt der Ruhm:

Was iſt denn Ruhm? — Ein käufliches Geſchmeide,
Ein Zeitungsſchreiber, der vom Lügen lebt;
Er iſt ein Stern auf halbzerriſſnem Kleide,
Ein Irrlicht, das auf manchem Sumpfe ſchwebt;
Er iſt der Hornruf über Hain und Heide,
Der, eh' der Wandrer horchen mag, zerbebt;
Nach trübem Tag ein bischen Sonnenſchein,
Ein welker Kranz auf einem Leichenſtein.

Zum Troſt erzählt er dem Freunde das Märlein von dem Dichter Scheu-hu-gung, der jedes Jahr ſieben Luſtſpiele, vier Trauerſpiele fabricirte, deſſen Verſe „ohne Ruh' und Unterlaß wie der Sündflut Waſſer ſchwollen", doch

Es rief, wer über ſeine Reime ſaß:
„Sie hätten halt was andres werden ſollen!"

Auch für ſein letztes, ſiebenactiges „hiſtoriſch-treues" Stück erntet er nur Hohngelächter und Spottgekicher. Da weinte der Dichter und ſchlich ins nächſte beſte Theehaus, um ſein Weh auszuſchluchzen. Dies chineſiſche Theehaus iſt vorzüglich in den ottave rime geſchildert, deren Diminutivreime wie Pagodenglöckchen zuſammenklingen:

Ins Löffelklirren, ins Geräuſch der Taſſen,
Ins Glockenſpiel von zwanzig Pendelührchen
Klang nur gedämpft der ferne Lärm der Gaſſen;
Hier hüpften Papagein auf ſeidnen Schnürchen,

Digitized by Google

Hier nickten mit beruhigenden Grimaſſen
Von allen Wänden Porzellanfigürchen;
An Waſſerkünſten unter Tabackswölkchen
Saß ſtillvergnügt ein buntgemiſchtes Völkchen.

Da hockten reichbeknöpfte Mandarinen
Mit ihm an einem und demſelben Tiſche;
Er ſah in ihre huldverklärten Mienen,
Dann in ein Becken voller goldner Fiſche,
Das vor ihm ſtand, vom Sonnenſtrahl beſchienen;
Gar traulich war's in dieſer kühlen Niſche,
Sein Groll entwich und ein behaglich Sehnen
Begann ſtatt deſſen ihm die Bruſt zu dehnen.

Er lieſt den werthen Gäſten ſein Trauerſpiel vor:

Doch als er nun den erſten Act geſchloſſen
Und von dem Manuſcript den Blick erhoben,
Staunt er, von bittrem Schrecken übergoſſen,
Wie auf ein Walfeld, das die Schlacht durchſtoben;
Es liegen wie erſchlagen und erſchoſſen
Stumm da, die ſeine Verſe ſollen loben,
Derweil ſich auf den Sophas oder Tiſchen
Die langen Zöpfe brüderlich vermiſchen.

Die Fiſche lagen reglos, es verſchwanden
Die letzten Vögel juſt auf müden Schwingen,
Stumm war das Glockenſpiel, die Pendel ſtanden,
Ja ſelbſt die Häupter der Pagoden hingen
Gleich welken Blumen auf den Bruſtgewanden,
Die Waſſer hatten aufgehört zu ſpringen,
Und nur des Schnarchens uniſones Dröhnen
Verrieth noch Leben, Sche-hu-gung zu höhnen.

Da begibt ſich Sche-hu-gung in die Wildniß, wo es ihm denn gelingt, nach Vorleſung von ſechs Acten ein Krokodil zu einem ungeheuern Gähnen zu bringen. Aus dem Rachen des Krokodils erſcheint der Geiſt, den ein Feind, ein Hexenmeiſter, in einen hohlen Zahn des Unthiers gebannt hatte. Zur Belohnung für die Erlöſung gibt er dem „wirkſamſten der Poeten" den Pinſel Ming's:

Drauf zog er einen Pinſel aus dem Schlitze,
Der ſich in nichts zu unterſcheiden ſtrebte
Von andern Pinſeln, nur daß auf der Spitze
Ein Flämmchen wie vom erſten Pfingſten ſchwebte;
Wie angehaucht von eines Dämons Witze
Das Haar am Außenrande leis erbebte;
Ein myſtiſch Klingen ſchlich durch ſeine Borſten,
Wie durch die Blätter in Dodona's Forſten.

Der Lorber blieb nicht aus:

Eh' ein Jahr vergangen,
Zählt' Gung zu den Beknöpften und Betreßten
Und ſchmückte ſeinen Zopf mit güldnen Spangen;
Man ſang ſein Lied in Scheunen und Paläſten;
Man ſah ſein Bild vor jedem Laden hangen,
Die Damen trugen es in winzigen Käſten,
Die Stutzer auf den Hemd- und Weſtenknöpfen
Und die Studenten auf den Pfeifenköpfen.

Doch nach Ablauf der Friſt will der Geiſt ſeinen Pinſel wiederhaben; der verzweifelte Poet will ihm auch ſein Leben dazugeben, doch der Geiſt ſagt ihm:

Der Pinſel Ming's — unſinniges Begehr!
Was ſoll er dir? Du brauchſt ihn ja nicht mehr!

Schreib mit dem nächſten beſten Beſen frei
Nun deine Lieder, Märchen oder Dramen,
Schreib' ſie, ſo dumm du willſt, 's iſt einerlei,
Denn, liebes Kind — jetzt haſt du einen Namen!
Mag auch das Flügelroß der Poeſie
Dir unterwegs zum Karrengaul erlahmen,
Nun bleibſt im Bett, in Wirthshaus und Pagode
Du der du biſt: der Claſſiker der Mode!

Und alſo begab es ſich, man verherrlicht den Lebenden wie den Geſtorbenen.

Wie ſinnreich iſt dieſe drollige Legende! Welche ſchneidende Satire auf die Poeten der Mode, die gefeiert werden, auch wenn ſie das haltloſeſte Gewäſch zu Tage fördern! Der Name iſt die Flagge, welche das Gut deckt. Und wie oft iſt dieſer Name ſelbſt ohne den Pinſel Ming's erworben worden. Wie oft applaudirt man „mit verſchämtem Gähnen" und ruft klatſchend aus: „Wie ſchön ſind dieſe Scenen", nur um einem Namen gerecht zu werden, den zu feiern die äſthetiſche Scheinheiligkeit verlangt. Ohne dieſe äſthetiſche Scheinheiligkeit, welche ſich lieber langweilt, als ihre offene Meinung ausſpricht aus Furcht, ſich zu compromittiren, würde man nicht unſerer Bühne viele oft ohne den Pinſel Ming's geſchriebene Werke der ſogenannten „Claſſiker" aufdrängen, wenn ſie auch zu dem Geiſt der Gegenwart nicht mehr paſſen.

Zu ſo weitreichenden Gedankenaſſociationen regt die Hopfen'ſche Dichtung an; ſie bietet in der That eine Komik von künſtleriſch geſchliffenen Facetten; ſie iſt ein kleines komiſches Epos, eine Gattung, für deren moderne Wiedergeburt wir uns ſchon in unſerer „Poetik" mahnend bemühten und welche unſere Aeſthetiker, wie Viſcher, mit Unrecht außer Curs zu ſetzen und mit noch größerm Unrecht auf das parodiſtiſche Genre zu beſchränken ſuchen. Auch finden wir in dem Humor des Feuilletons keinen Erſatz für die geſchloſſene Kunſtform der Komik, die ſich in Lied, Epiſtel und Epos bethätigen kann. Der Vers gibt der Komik und dem Humor einen lapidaren Charakter. Auch auf dieſen Gebieten müſſen wir zum Vers zurückkehren, nachdem die nur in der Proſa ſich tummelnde Komik in dieſem Durchgangsſtadium ſich mit dem ganzen Inhalt des modernen Lebens bereichert hat. Auch in dieſer Hinſicht begrüßen wir Hopfen's kleines komiſches Epos in ſeiner ebenſo gedrungenen wie gefeilten Form mit Freuden.

3. Annunziata. Ein Gedicht von Alexander Heßler. Kaſſel, Krieger. 1867. 16. 20 Ngr.

Dies Gedicht ſteht in Bezug auf Formvollendung und künſtleriſche Reife bei weitem hinter den vorigen zurück; man ſieht, es iſt ein junger Dichter, der noch in lyriſche Ueberſchwenglichkeiten verſtrickt iſt und hier und dort in lyriſche Gemeinplätze verfällt. Auch hebt der häufige Wechſel der metriſchen Formen bei einem im ganzen kurzathmigen Gedicht die innere Einheit auf, und dieſe Formen ſelbſt ſind nicht immer durchſichtig behandelt; namentlich fehlt den Daktylen mit der Reinheit der Kürzen auch die eigentliche Beflügelung; ſehr oft muß ein hemmender Palimbacchius oder Amphimacer den leichtfüßigen Daktylus vertreten.

Gleichwol hat das Gedicht auch ſeine Vorzüge, die nach der Seite der Erfindung hin liegen. Der Verfaſſer, ein darſtellender Künſtler, hat Sinn für den dramatiſchen und theatraliſchen Effect. In der Regel pflegt man in poetiſchen Erzählungen auf derartiges zu verzichten und ſtrebt nur durch die poetiſche Ausſchmückung eines glatten, oft trivialen Verlaufs eine Wirkung zu erzielen. Mit Unrecht! Die Erzählung darf gewiſſer ſpannender Momente, an welche die Novelle und der Roman die Leſer

Digitized by Google

gewöhnt haben, nicht entbehren; ſie ſchädigt damit keineswegs ihre künſtleriſche Haltung.

Der Inhalt der Erzählung iſt die Liebe eines jungen Venetianers, Antonio, zu Annunziata, der jugendlichen Gattin des greiſen Dogen Marino Falieri, deſſen Staatsverrath und Hinrichtung den hiſtoriſchen Hintergrund der poetiſchen Novelle bilden. In dem Gewebe derſelben hebt ſich nun ein doppelter Einſchlag der Erfindung effectvoll heraus: einmal die Luftfahrt, die Antonio an Stelle des Freundes übernimmt, um, auf einer Barke mitten im Feuerregen herniedergleitend von der Spitze des Marcusthurms bis zum Thore des Dogen, der Dogereſſa einen Blumenſtrauß zu reichen. Dies Rendezvous iſt kühn und originell erfunden; doch könnte die Ausführung noch farbenprächtiger, ſchwindelerregender ſein.

Dann aber iſt auch die Kataſtrophe in ſpannender Weiſe eingeleitet. Der greiſe Doge will zu den Verſchwörern nach San-Giorgio; über die ſturmbewegte Lagune hinüber führt ihn Antonio; der Doge beſtellt ſich die Barke zur Rückfahrt, doch Antonio findet den Schlüſſelbund des Dogen in der Barke und fährt zurück, um mit Hülfe der Schlüſſel in die innerſten Gemächer des Dogenpalais zu ſeiner Annunziala zu gelangen. Die Verſchworenen werden auf San-Giorgio zu Gefangenen gemacht, der Doge verurtheilt und hingerichtet; das fliehende Liebespaar begraben die ſtürmiſchen Wogen; ihre Leichen werden noch dem greiſen Falieri zur Schau geſtellt, kurz ehe am Fuß der Rieſentreppe des Henkers Beil ſein Haupt trifft.

Das Hiſtoriſche, das den Schlußeffect bildet, iſt nur flüchtig ſkizzirt, kaum hinreichend für das Verſtändniß, unzulänglich für Erregung lebhaftern Antheils. Dagegen iſt das venetianiſche Colorit recht lebendig, wie die folgenden, nur oft durch unmögliche Daktylen entſtellten Verſe beweiſen mögen:

Ein wonniges Märchen in himmliſcher Pracht
Umgaukelt Venedig bei Tag und bei Nacht.
Es wehen die Lüfte ſo lind und ſo lau,
Es ſpiegelt ſein ſammtenes dunkeles Blau
Der Himmel in grünen Lagunen.
Leicht tanzend im goldig ſchimmernden Strahl
Durchſchneiden die Gondeln den glatten Kanal.
Stolz grüßen die Geiſter der ruhmreichen Zeit,
Verwittert, aus marmorner Herrlichkeit
Gleich Räthſeln von uralten Runen.

Wie lieblich lockt der ſchwellende Pfühl
Auf ſchwimmender Gondel ſo weich und kühl,
Mit farbigem Teppich und Blumen bedeckt,
Von ſpielenden Lichtern vergoldet, geneckt,
Zur Fahrt auf den ſchaukelnden Wellen!
Durchzittert ſo wohlig vom koſenden Wind
Wird träumend die Seele zum lächelnden Kind;
Sich wiegend im Aether, ſo ſonnig und warm,
Entſchwindet der Sorgen tief nagender Schwarm,
Und Freuden dem Herzen entquellen.

Hoch ragt aus dem Waſſer manch glänzender Bau
Auf zierlichen Säulen, vor Alter ſo grau,
Und leuchtet hinaus auf die wogende Flut,
Die manches Jahrhundert am Buſen ihm ruht,
Die Braut weitherrſchender Dogen.
Die Roſſe Lyſippos', ſie ſpringen ins Blau
Und tragen des Dandolo Siege zur Schau.
„Wie biſt du, Venezia, herrlich und ſchön!"
Verkündet San-Marco's Glockengetön,
Verhallend in ſteinernen Logen.

Dort, prangend in Marmor, der herrliche Platz,
San-Marco geweihet, Venezia's Schatz.
Venedigs Geſchichte preiſt jeglicher Stein;
Stolz blicken die „Procuratien" drein
Mit herrlich gewundenen Bogen.
Wenn flammend im Meere die Sonne ſich kühlt,
Erfriſchend die Welle die Riva beſpült,
Durchbebt wol San-Marco's geheiligten Raum
Ein märchenhafter, entzückender Traum,
Von Mondesſtrahlen durchzogen.

In ſchimmernden Farben, in üppiger Pracht
Beginnt nun das luſtige Treiben der Nacht.
Keck ſchwanken die Federn auf leichtem Baret,
An purpurnen Gürteln erglänzt das Stilet,
Der Schwertgriff in Gold und Rubinen.
Junoniſche Frauen ſchmückt ſattig und reich
Das Schleppkleid, das lange, geſchmeidig und weich.
Demanten und Perlen im lockigen Haar,
Mit glühenden Augen, ſo tief und klar,
Die Schönen Venedigs erſchienen.

Das Gedicht iſt dem Herzog von Koburg-Gotha, welcher dem Dichter „gütig fördernd die Hand gereicht", mit einer ſchwunghaften Dedication gewidmet.

Rudolf Gottſchall.

Hermann Vámbéry's neue Reiſebilder aus dem Orient.

1. Meine Wanderungen und Erlebniſſe in Perſien von Hermann Vámbéry. Nach der ungariſchen Originalausgabe. Peſt, Heckenaſt. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Skizzen aus Mittelaſien. Ergänzungen zu meiner Reiſe in Mittelaſien. Von Hermann Vámbéry. Deutſche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Goethe'ſche Wort: „Orient und Occident ſind nicht mehr zu trennen", ſcheint in unſern Tagen ſeiner Verwirklichung entgegengehen zu wollen. Aegypten und Tunis beſitzen Parlamente und Conſtitutionen; der Beherrſcher der Osmanen beſucht europäiſche Induſtrieausſtellungen oder Bälle; die Armee des Schahs von Perſien wird von franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Offizieren gedrillt, Teheran iſt der Sitz abendländiſcher Geſandtſchaften, der Telegraphendraht durchzieht ganz Iran, das mit jedem Waarenballen, der von Europa dorthin gelangt, in immer geſteigerter Weiſe in die Sphäre europäiſcher Civiliſation hineingezogen wird. Freilich, im Norden von Perſien dehnt ſich ein Gebiet aus, wo der Name des Franken noch immer mit dem höchſten Abſcheu genannt wird, wo noch keinerlei friedlicher Einfluß Europas ſich bemerkbar macht. Wohl aber drängt dort mit koloſſaler Macht Rußland alles zermalmend feindlich vorwärts; doch der Eingeborene rechnet den „Uruß" nicht zu den Franken, er macht einen inſtinctiven Unterſchied zwiſchen beiden. Aber heraus aus ſeiner Abgeſchiedenheit muß auch dieſer

Digitized by Google

Herztheil Aſiens, gewaltig pocht die neue Zeit an die Thore, und ſie werden ſich öffnen.

Iran und Turan, die Länder der Gegenſätze, der ſchiitiſchen und ſunnitiſchen Mohammedaner, der Indogermanen mit flectirender und der tſchagataiſchen Tataren mit agglutinirender Sprache, ſie ſtehen ſeit alten Zeiten als Feinde nebeneinander und reizen unwillkürlich zum Vergleiche. Wer könnte dieſe beſſer aufſtellen, als der Mann, welche beide nacheinander bereiſt und ſo vielſeitig ergründet hat, als Hermann Vámbéry, der durch ſeine epochemachende Reiſe in die turkomaniſchen Khanate mit einem male aus der Dunkelheit hervortrat und nun neben den berühmteſten Reiſenden genannt wird? Kaum ein Gebiet, das ſich dem Forſchungsreiſenden eröffnen kann, bleibt von ihm unberückſichtigt, und leer gehen eigentlich nur die Naturwiſſenſchaften aus. Er hat als Ethnograph, als Linguiſt, als Politiker geforſcht, und immer neue werthvolle Beiträge entquellen ſeiner Feder. Die Wanderungen durch Perſien, nur die Vorbereitung zu der größern Reiſe, kritiſirt der Verfaſſer ſelbſt in ſeiner Vorrede am beſten; allein er iſt hier viel zu beſcheiden, denn ſo werthvolle Werke wir auch über Perſien beſitzen, namentlich ſeit Polak und Khanikow: einen beſondern Reiz behält Vámbéry's Reiſe doch ſchon um deswillen, weil er das ganze Land als türkiſcher Efendi durchwanderte und ſo Gelegenheit fand, den Sektenhaß zu beobachten, welcher in dem ſchiitiſchen Iran gegenüber der ſunnitiſchen Türkei herrſcht. Erſt wenn man ſeinen perſiſchen Vorbereitungscurſus mit ihm durchgemacht, begreift man, wie der Autor überhaupt die Reiſe nach Chiwa und Bochara mit Erfolg zurücklegen konnte. Nimmt man ſo die perſiſchen Wanderungen (Nr. 1) als Einführung, ſo ſind die „Skizzen aus Mittelaſien" (Nr. 2) der wichtige Schlußſtein des Ganzen. Beide Werke weiſen auf das früher erſchienene hin, zu dem ſie ſich weſentlich als Commentare verhalten.

Durch faſt fünfjährigen Aufenthalt in Konſtantinopel war die Türkei Vámbéry zur zweiten Heimat geworden; er hatte ſich ihre Sprache, Sitten und Gebräuche angeeignet, das Land war ihm lieb und er trennte ſich nur ungern von ihm, als er die Grenze an der großen nach Tebris führenden Karavanenſtraße überſchritt und perſiſchen Boden betrat. Durch das ganze Werk hindurch finden wir dieſe Anerkennung der Türkei gegenüber dem öſtlichen Nachbar, und gar mannichfaltig ſind die Unterſchiede, die zwiſchen den beiden mohammedaniſchen Staaten beſtehen. In den beſſern türkiſchen Wohnungen fand der Reiſende überall die größte Reinlichkeit; Perſer dagegen, die oft 100 Dukaten für ein Oberkleid ausgeben, beſitzen kaum zwei bis drei Hemden zum Wechſeln und wimmeln von Ungeziefer. Aehnlich verhält es ſich mit der Zubereitung der Speiſen, die in den erſten perſiſchen Häuſern mit den Fingern vorgelegt werden, wobei ſich der Perſer jedoch allen übrigen Völkern gegenüber für unübertrefflich in der Grazie und Feinheit der Sitten hält. Der Türke iſt loyal, der Perſer durchaus nicht, dagegen kriechend vor dem Regenten. Hat er dieſem aber den Rücken gewendet, dann erzählt er über ihn die ſkandalöſeſten Geſchichten. Je weiter man von der Hauptſtadt Teheran ſich entfernt, deſto geringer wird die Anhänglichkeit an das Herrſcherhaus, und in Schiras fand Vámbéry eine halb unabhängige Stadt, in welcher man ſich blutwenig um Nasr-ed-din Schah, den heutigen König, bekümmerte. Jedenfalls ſteht die allgemeine Moral in Perſien auch noch tief unter derjenigen der bei uns ſchon zur Genüge verſchrienen Türkei; Zechgelage und Orgien der ausſchweifendſten Art werden geſchildert, und oft muß Vámbéry in der Beſchreibung abbrechen, weil ſeine Feder ſich ſträubt, die Einzelheiten niederzuſchreiben. Der Charakter des perſiſchen Volks, das doch von Jugend auf an die Lektüre der Moraliſten gewöhnt iſt, findet in unſerm Reiſenden keinen Lobredner, und wie ein rother Faden zieht ſich die Schilderung perſiſcher Niederträchtigkeit durch ſein Buch.

Jahrhunderte-, ja, ich möchte ſagen, jahrtauſendealte, tief eingewurzelte Sitten haben die Einwohner Perſiens in Schlauheit und äußerlicher Feinheit ſo eingeübt, daß der achtloſe Europäer oft von dem ſchlichteſten Bauer, ja von dem kleinſten Kinde hintergangen wird. Sprache, Geberden, Windungen und Schwingungen des Körpers wirken vereint darauf hin, um den Fremden, in die localen Verhältniſſe Uneingeweihten zu hintergehen. Beſonders iſt es der Europäer, der, auf die Superiorität ſeiner Civiliſation pochend, den Orientalen geringſchätzt, ihn desavouirt und, wie ſich leicht denken läßt, ſehr häufig aufs Eis geführt, ſchmählich betrogen wird.

Bei Hofe ſind die Verhältniſſe nicht etwa beſſer, und zu dem, was wir in dieſer Beziehung bereits reichlich von frühern Reiſenden erfuhren, fügt Vámbéry neue Beiſpiele aus eigener Erfahrung. Nachdem er ſeine gefahrliche Reiſe nach Bochara glücklich vollbracht und in Teheran wieder angelangt war, wird er dem Schah vorgeſtellt. Dieſer lobt den kühnen Mann, ſchenkt ihm einen Orden und einen perſiſchen Shawl im Werthe von 50 Dukaten: erſtern erhält er, letztern ſtehlen — die Miniſter, was gar nichts Auffallendes an ſich hat. Der König ſelbſt belügt und betrügt die Miniſter, was dieſe andererſeits mit gleicher Münze zurückzahlen. Die niedern Beamten hintergehen das Volk, das Volk wieder dieſe. Alles lügt, betrügt und ſchwindelt in dieſem Lande, und dabei wird dieſes als die natürliche Handlungsweiſe angeſehen und jeder redlich Handelnde für einen Narren erklärt. Man leſe das ergötzliche Hiſtörchen nach, wie die Miniſter Nasr-ed-din's lange Zeit die europäiſchen Geſandten in Teheran zum Wohle ihres Seckels auf ſchlaue Weiſe brandſchatzten!

Die bedeutendſten Gegenſätze zwiſchen der Türkei und Perſien beſtehen jedoch in religiöſer Beziehung. Es iſt nicht das geringſte Verdienſt Vámbéry's, den obwaltenden Haß zwiſchen Sunniten und Schiiten ausführlich erörtert zu haben. In ſeiner Lage, in der Rolle als türkiſcher Efendi hatte er am beſten Gelegenheit hierüber ſeine Beobachtungen anzuſtellen, und wie oft wurde er, der vermeintliche Sunnit, angegriffen, wie viel hatte er deshalb auszuſtehen! Man hat die Schiiten die Proteſtanten des Islam genannt; Vámbéry nennt ſie die Heuchler deſſelben. Der Fanatismus war in Perſien weit ärger als in der Türkei; dabei war der Gehalt, die innere Religion abhanden gekommen, und leere Form trat an deren Stelle. Derſelbe Schiit, welcher ſich durch die Berührung des Kleides eines Europäers für beſchmuzt hält, nimmt ſeine religiöſen Waſchungen in dem ſchlammigen Waſſer vor, das zum Reinigen der Wäſche, zum Baden der Kinder dient.

Digitized by Google

Der perſiſche Fanatismus überſteigt alle Grenzen, und bei dieſer Eingefleiſchtheit der Leute kommt es uns min- deſtens ſeltſam vor, wenn wir amerikaniſche und euro- päiſche Miſſionare unter ihnen ihre erfolgloſe Rolle ſpie- en ſehen. Vámbéry traf auf Glaubensboten aus Phila- elphia, die ihre ſchönen Yankeedollars in Proſelyten um- etzen wollten. Einer der wackern Männer hatte es wirk- ich dahin gebracht, daß ein Perſer für den Preis von 5 Dukaten Chriſt wurde und ſich fränkiſch trug. Nach wei Wochen hatte er das Ding ſatt und wurde wieder Muſelman. Der Miſſionar klagt vor Gericht, um wenig- tens die 25 Dukaten wiederzuerhalten, und der Perſer t auch bereit ſie zurückzuerſtatten, doch nur unter der edingung, daß jener drei Wochen lang Mohammedaner erde! Der merkwürdigſte Diener vor dem Herrn jedoch, r Perſien mit ſeiner Gegenwart beglückte, iſt der „bai- uther Papſt", Dr. Joſeph Wolf, der wegen ſeines un- aublichen Schmuzes als „europäiſcher Derwiſch" bezeich- t wurde. Vámbéry widmet ihm drei Seiten, die zu n amuſanteſten ſeines Buchs gehören. Wolf wird von lden Kurden ausgeraubt und predigt ihnen dafür das angelium in engliſcher Sprache; er wird dem Schah rgeſtellt und fällt dieſen, den Beherrſcher aller Schiiten, ort mit Bibelcitaten an, um ihn zu bekehren. Tüchtige iſſionare haben in Perſien keine Reſultate erzielt, wie l weniger ſolche ungeſchickte Leute. Vámbéry ſagt:

Weſtliches Gold und weſtliche Macht haben das apoſtoliſche rken der Miſſionare weit mehr erleichtert als im Anfange Chriſtenthums. Doch iſt der jetzige Erfolg bei weitem nicht ſo großer als damals. England und Amerika ſpenden vere Millionen zur Verbreitung der Bibel und des Chriſten- ms, doch der Mohammedaner ſtaunt und wundert ſich, bleibt r immer nur Mohammedaner.

Begleiten wir nach dieſen allgemeinen Bemerkungen mbéry auf einigen ſeiner Reiſezüge. Er landete in apezunt, folgte der großen über Erzerum nach Tebris renden Karavanenſtraße, hielt ſich in der letztgenann- Stadt einige Zeit auf und zog darauf nach Teheran, Metropole des Schah, wo er im Hotel der türkiſchen andtſchaft die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft fand. n bricht er nach Südperſien auf, beſucht Isfahan, gewaltigen Ruinen von Perſepolis, die einen unaus- baren Eindruck in ihm hinterlaſſen, und findet ſein eziel in der Stadt des Hafis, in Schiras. Nach ran zurückgekehrt und gehörig vorbereitet, verläßt er Derwiſch dieſen Ort, um nach Chiwa zu pilgern.

Die Mittel unſers Reiſenden waren gering; er mie- einen beſcheidenen Klepper, der ihn und ſein leichtes ück trug, und zog nun die Karavanenſtraße entlang. Beſchränktheit der Mittel, andern Reiſenden ein n des Anſtoßes, ſtimmte ihn vergnügt; er war ſicherer alle Gefahren, da an dem kleinen Ranzen ſich nie- vergriff, und mehr geeignet zum Studium des Lan- und ſeiner Bewohner. Ungeſcheut und ohne mora- Scrupel ging er auf die Verſtellungskünſte des nts ſelber ein, ſchmiegte ſich allem an und errang ine Erfolge. So gelingt es ihm, im Hauſe des ein- eichſten Prieſters in ganz Perſien, bei dem „ſchiiti- n Papſte" zu Isfahan, Zutritt zu erhalten und mit aus einer Schüſſel zu eſſen, während doch ſchon ſein tten, erkannte man in ihm den Europäer, für ver- unreinigend galt. Doch er wurde als Osmanli behandelt und wußte für die erzeigte Gaſtfreundſchaft auch den verborgenen Stachel jenes Hohns zu ertragen, mit dem die Schiiten ihre ſunnitiſchen Religionsgenoſſen zu bewirthen pflegen. Auf dieſelbe Weiſe glückte dem Reiſenden jedes Unternehmen in Perſien, während man gleichzeitig für die Nachforſchungen europäiſcher Ethnographen und Archäologen nur ironiſche Bemerkungen und Hohn hatte.

Von Tebris und Teheran wollen wir hier nicht berichten, wohl aber von dem Ausfluge Vámbéry's nach Südperſien, dem ehemaligen Hauptſitze altaſiatiſcher Cultur, der Heimat des Hafis und Saadi. Im September 1862 zieht er als ſunnitiſcher Derwiſch aus dem Thore Schah Abdul Azim von Teheran hinaus, in fröhlicher Geſellſchaft, die durch das ſchöne Wetter noch heiterer geſtimmt wird. Prächtige Landſchaftsbilder ziehen im Verlaufe der Reiſe an uns vorüber. Die klare Luft und die erquickende Stille der Nacht, die phantaſtiſchen Schatten der Berge, die Ruinen am Wege, der geſtirnte Himmel, die lange Karavane werden geſchildert, dann das Anbrechen der Morgenröthe und die frommen Waſchungen der Pilger. Den Tag über raſtet man. Eines Nachts, auf dem Wege nach Kerbela, hören die Reiſenden in der Ferne den monotonen Glockenklang einer größern Karavane, und zugleich dringt, vom Winde getragen, ein abſcheulicher Aasgeruch zu ihnen. Alles ſchreit: Eile! Eile! und ſucht der Todtenkaravane zuvorzukommen.

Nach kräftigem Anſpornen meines Eſelchens gelang es mir, die aus ungefähr vierzig mit Särgen beladenen Pferden und Maulthieren beſtehende Karavane, die von drei berittenen Arabern geleitet wurde, zu erreichen und ſo ſchnell als möglich zu paſſiren. Es war ein fürchterlicher Anblick, als ich einen der Reiter, der Naſe und Mund verbunden trug, mit ſeinem falben, durch das Mondlicht noch mehr entſtellten Geſicht zu Augen bekam, und trotz des unausſtehlichen Geruchs konnte ich mich einiger Fragen nicht enthalten. Der Araber erzählte mir, daß er die Todten ſchon 10 Tage lang führe und noch mehr als 20 Tage zurückzulegen habe, bevor er Kerbela erreiche, den Ort, wo die hingeſchiedenen Frommen aus Liebe zu Imam Huſſein ſich begraben laſſen. Da man aus ökonomiſchen Rückſichten drei bis vier Särge auf ein Maulthier laden will, ſo werden die eifrigen Perſer zwiſchen vier Breter ſo eng als möglich zuſammengepfercht; alles wird plattgedrückt, und bei der Ankunft in Kerbela kann ſo mancher Dickwanſt als ſchlanker Kerl in die Ewigkeit ſpazieren.

Aehnliche Auswüchſe perſiſcher Frömmigkeit laſſen ſich durch viele Beiſpiele aus Vámbéry's Buche belegen, doch dürfen wir darüber nicht allzu ſehr die Naſe rümpfen, ſo übeln Geruch jene Todtenkaravane auch verbreitet. Wenigſtens ſteht uns dieſes nicht an, ſolange wir noch Dinge wie z. B. die Springproceſſion in Echternach u. dgl. ſich im deutſchen Vaterlande alljährlich wiederholen ſehen. Doch verhindert man bei uns Andersgläubigen wenigſtens nicht den Zutritt zu den Wallfahrtsorten, wie im Orient. In Kum, das Vámbéry auf ſeiner Reiſe berührte, liegt die heilige Fatima nebſt 444 andern Heiligen begraben, und unſer Pſeudo-Derwiſch iſt der erſte Europäer, welcher die heilige Stätte betrat, denn andere Abendländer durften ſie nur aus der Ferne ſehen. Neben kinderloſen Weibern, verſtoßenen Frauen, liebeſchmachtenden Mädchen, die alle am Grabe der heiligen Fatima um Erlöſung vom Uebel flehten, betete auch hier Vámbéry, wenngleich er als ſcheinbarer Sunnit manchen zornigen Blick der

Digitized by Google

fanatiſchen Schiiten zu ertragen hatte. Dank ſeiner Verkleidung wiſſen wir nun genau, wie es um das Grab der Heiligen beſchaffen iſt, ſo gut wie wir Richard Burton's Verſtellungskünſten die beſte Beſchreibung der Kaaba verdanken.

Eine der nächſten Stationen war das Poſthaus zu Kuhrud, wo der müde Pilger eben ſeine zerſchlagenen Glieder ausſtreckte, als er plötzlich durch einige Bleiſchriftkritzeleien an der Wand ſich wieder nach Europa verſetzt fühlte. Ein Sohn Albion's hatte ſich folgendermaßen verewigt: „Weil ich zu müde bin, um etwas ſchreiben zu können, ſo ſchreibe ich gar nichts." Ein Franzoſe feierte in einigen Verſen La belle France. Und wie war Deutſchland vertreten? Hören wir Vámbéry:

> Nicht fern von dieſen Verſen entdeckte ich einige ſpitzige, langbeinige Charaktere, mit welcher ſich ein braver Teutone hier verewigen wollte. Und was wird wol der liebe Leſer glauben, ſchrieb er auf die Wand? Er ſchrieb eine Kritik zu den vier Verſen des Franzoſen, eine Kritik, ſage ich, und noch dazu eine herbe. Der arme biedere Deutſche! Die Schindmähren der perſiſchen Poſtpferde haben ihm alle Knochen durcheinandergerüttelt; er will ſich ausruhen und hat doch noch ſo viel Zeit, um einen Beweis des berühmten Gründlichkeitsgelüſtes ſeiner Nation im fernen Iran zurückzulaſſen!

Vierzehn Tage genügten, um das einſt glänzende Isfahan, die berühmte Stadt der Sefiden, kennen zu lernen. Aber jetzt iſt dort alles in Verfall. Freilich von außen präſentirt ſich die große Stadt mit ihren Gärten und Hainen glänzend, doch im Innern zeigt ſich nur Schmuz und Unrath in krummen, winkeligen Gaſſen. Ueber eine Brücke gelangt man von Isfahan nach dem von 1000 Armeniern bewohnten Dorfe Dſchulfa, deſſen Einwohner unter dem Schutze des ruſſiſchen Geſandten in Teheran ſtehen, während der Biſchof 1000 Rubel Subſidien von Petersburg bezieht! Er und alle Armenier in Perſien ſind die Pionniere des Zaren, und wenn die perſiſche Frucht einſt reif ſein ſollte, dann werden jene den Koſacken den Weg bahnen, ſchon um aus der gedrückten Stellung, in der ſie jetzt ſich befinden, erlöſt zu werden.

Die Landſchaft zwiſchen Isfahan und Schiras iſt von einem Nomadenvolk, den Bachtiaris, durchſchwärmt, die zuweilen die Karavanen ausplündern. Grund genug, daß die Perſer, die feigſte Nation Aſiens, ſich vor jedem Schatten auf die Flucht begeben und vor alten Frauen, die ſie für ihre Feinde anſehen, in die Knie ſanken. Vámbéry war der einzige herzhafte Mann in der großen Karavane und deshalb nicht wenig von ſeinen Gefährten angeſtaunt. Ohne Unfall paſſirte man jedoch die berüchtigte Gegend und langte in dem lebeluſtigen Schiras an, der Stadt des Hafis, die heute noch, wie vor 600 Jahren als jener Sänger lebte, ſich durch ihre Trinker auszeichnet. Hier baut nicht, wie ſonſt in Perſien, der Armenier den Wein, nein, die Kinder des Propheten ziehen das edle Naß ſelbſt und allabendlich greift jedermann, der arme Taglöhner wie der fromme Prieſter, zum Becher und zecht im Freien unter der Pracht des herrlichen Sternenhimmels. Daß der Derwiſch zum Grabe des Hafis wallfahrtete, erſcheint uns natürlich, daß aber das Buch des Dichters, trotzdem es nur von Wein und Liebe ſingt, als das frömmſte Religionsbuch angeſehen wird, das will uns nicht recht ſcheinen; doch der heuchleriſche Perſer nimmt an, Wein und Liebe ſeien nur irdiſche Symbole der göttlichen Begeiſterung, der Rauſch nur eine Ekſtaſe, in welche ihn die Bewunderung des Allerhöchſten verſetzt. Da kann es uns denn nicht auffallen, daß Vámbéry eine Geſellſchaft fröhlicher Zecher am Grabe des wunderlichen Heiligen fand.

Schiras war der fernſte Punkt, den unſer Derwiſch beſuchte. Er erlebte dort manches Abenteuer, wohnte bei einem biedern ſchwediſchen Arzte und wäre faſt am Tage ſeiner Abreiſe unter den Trümmern der infolge eines ſtarken Erdbebens einſtürzenden Häuſer der Roſenſtadt erſchlagen worden. Allein er ſollte zu großen Dingen aufbewahrt bleiben, kehrte nach Teheran zurück und begab ſich auf die gefahrvolle Wanderſchaft, die er in ſeiner „Reiſe in Mittelaſien" uns geſchildert hat. Wer dieſe geleſen — und ohne das tiefſte Intereſſe empfunden zu haben, hat ſie niemand aus der Hand gelegt —, der möge es nicht verſäumen, auch die „Ergänzungen" (Nr. 2) durchzuſtudiren, deren Beſprechung wir uns jetzt zuwenden wollen.

Vámbéry's Vorbereitung hatte lange genug gedauert; er fühlte ſich ſicher, das Wagſtück unternehmen und in die turkomaniſchen Khanate eindringen zu können. Hinter ihm lag die ſchiitiſche Welt, vor ihm dehnten ſich die mittelaſiatiſchen Steppenländer aus, die von den Eingeborenen als ein in Sand gefaßter Edelſtein bezeichnet werden. Gewiß werden die jetzt von Raub, Krieg und Mord durchwühlten Geſtade des Oxus und Jaxartes einſt eine bedeutende Rolle ſpielen und eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn die großartigen Errungenſchaften unſers Jahrhunderts auf dem Felde der Induſtrie und Agricultur ſich auch dort Bahn gebrochen haben. Heute aber liegt dort vieles noch im Argen, denn die Regierungen arbeiten im Verein mit den Mollahs dahin, alles im alten, verrotteten Zuſtande zu erhalten. Wol konnte Vámbéry als Pionnier nur mit Lebensgefahr in jene Territorien vordringen; doch eine allzu lange Zeit dürfte nicht vergehen, dann wird uns ſein Reiſebericht gleich den Erzählungen der amerikaniſchen Hinterwäldler klingen, die zuerſt in den Urwald vordrangen, der heute verſchwunden iſt, um Feldern und Eiſenbahnen Platz zu machen. Schon jetzt wirken der Dampf und die Schienen mittelbar auf jene wilden Gegenden ein. Rußlands Steamer befahren das Kaspiſche Meer, den Aralſee und den Jaxartes, die Locomotiven eilen im Süden bis nach Lahore im Pendſchab, im Norden bis zu der berühmten Meßſtadt Niſhnij-Nowgorod, und zwiſchen beiden Endpunkten findet Karavanenverbindung ſtatt. Ueber Petersburg und Aſtrachan liegen jene Länder, die gewiß einſt einen reichen Baumwollenſegen über unſere Induſtrieſtaaten ergießen werden, nur 14 Tage von Europa entfernt, und doch ſind ſie, ſo weit Rußland nicht die Thore ſprengte, mit eiſernen Riegeln verſperrt.

Es iſt bekannt, wie unſer Reiſender als Derwiſch am 27. März 1863 ſeine gefahrvolle Reiſe antrat. Im vorliegenden Werke ſchildert er uns nun eingehender das Leben dieſer frommen wandernden Kehrichthaufen, deren Sitten, Gebräuche und Inſtitutionen um ſo prägnanter erſcheinen, je weiter man nach Oſten, nach dem jahrhundertelang iſolirten Mittelaſien vordringt, wo der

Digitized by Google

„Glanz" derſelben noch friſch erſcheint und ihr Einfluß auf die ſocialen Verhältniſſe weit mächtiger iſt als in Perſien oder der Türkei, die weit mehr vom abendländiſchen Weſen durchdrungen ſind. Der auf der niedrigſten Stufe der Geſellſchaft ſtehende Derwiſch oder Bettler erfreut ſich dort in der Theorie deſſelben Anſehens wie der glänzende Fürſt, und die Praxis geſtattet ſogar, daß er, von Ungeziefer bedeckt, in Lumpen gekleidet, auf demſelben Teppich mit dem edelſteinbedeckten Khan ſitzt. Außer dem nomadiſchen Turkomanen, dem Räuber par excellence, dem nichts heilig iſt, wagt den edeln Derwiſch niemand zu beleidigen, und ſicheres Unglück würde die Folge einer ſo verwerflichen That ſein. Gewiß bot die Rolle des Derwiſch für Vámbéry große Vortheile, uicht minder aber auch Unannehmlichkeiten und Gefahren, die er jedoch mit großartiger Selbſtverleugnnng zu ertragen wnßte, ſodaß ein engliſcher Kritiker ſich gemüßigt fand ihm das wenig ſchmeichelhafte Compliment zu machen, „daß er innern Hang zum Derwiſchthum gehabt habe". Wie viele würden nicht ſchon vor den Aeußerlichkeiten der Rolle zurückgeſchreckt ſein! In einem aus Flicken zuſammengeſetzten Lumpenkleide, die Füße mit Lappen umwickelt, zwiſchen übelriechenden, mit Ungeziefer beſäeten Collegen einherzuwandeln, des Nachts mit ihnen zuſammen zu ſchlafen, mit der Hand aus derſelben Schüſſel zn eſſen, ſchon dazu gehört eine ungeheuere Ueberwindung. War dieſe Aufgabe glücklich gelöſt, ſo blieb noch eine weit ſchwierigere zur erfolgreichen Durchführung des Ganzen übrig, nämlich eine gewiſſe moraliſche Aſſimilirung, ohne die der Zweck verfehlt worden wäre. Alle Sitte des Abendlandes mußte gänzlich verbannt werden; Vámbéry mußte anders wandeln, ſchlafen, ſitzen, ja weinen und lachen, als wir es zu thun gewohnt ſind; jedes europäiſche Gefühl war zu unterdrücken, und die laute Aeußerung der Frende, heftige Bewegungen und dergleichen dem Orientalen ganz fremde Dinge waren abſolut verpönt. Daß trotz aller Vorbereitungen dieſes dennoch Schwierigkeiten verurſachte, liegt zu ſehr auf der Hand. Wie leicht konnte der Reiſende ſich verrathen! Doch er wurde allmählich das Muſter eines Derwiſches, der ſelbſt bei ſeinen Gefährten Bewunderung erregte. Langte er vom ſtrömenden Regen durchnäßt abends am Haltepunkte an, dann trocknete er ſich nicht am Feuer, ſondern nach frommer Derwiſchſitte in gepulvertem Pferdedünger, der ſein ſanftes Ruhebett wurde. Die Pilger, die an ſolchem Orte ſich zuſammenfanden, verſtanden ſich natürlich gleich; die Unterſchiede verwiſchten ſich, und alles war Ein Herz und Eine Seele. Vámbéry ſagt:

Geſellſchaft übt einen überaus mächtigen Einfluß aus: ſie amalgamirt die meiſt heterogenen Elemente, und als ich einen Monat lang als Derwiſch exiſtirte, fand ſich alles naturgemäß, alles erträglich, ja der Reiz der Neuheit des mich umgebenden Lebens hatte Teheran, Stambul und Europa vom Horizont der Erinnerung weit verbannt, und die ſtete Geſpanntheit des Geiſtes hatte in mir einen Seelenzuſtand geſchaffen, der zwar außerordentlich, aber nie unangenehm war.

Doch des Damokles Schwert ſchwebte über dem Pilger. Wurde er erkannt, ſo fiel er dem beleidigten Fanatismus zum Opfer. Daher wurde die Vorſicht, die er gebrauchte, um nicht entdeckt zu werden, immer ſcrupulöſer; er aß nicht zu Abend, damit er wegen überfüllten Magens nicht träume und im Traume nicht etwa in europäiſchen Sprachen rede. Selbſt in der Einſamkeit glaubte er ſich belauert: Grund genug, um auch mutterſeelenallein beim Beten, Trinken, Eſſen alle vom Islam vorgeſchriebenen Formeln genau zu beobachten. Nachdem jedoch vier Monate verfloſſen, war Vámbéry ein abgehärteter Derwiſch, ein Muſter für ſeine Gefährten und der beſte Bettler der ganzen Geſellſchaft, der immer reichliche Almoſen heimbrachte, dem ſelbſt die wildeſten Turkomanen nichts abzuſchlagen vermochten. Er hatte ſich in die Rolle gefunden, verſtand ihr die Lichtſeiten abzugewinnen und ſah ſich, natürlich vorübergehend, ſogar von ihren Reizen gefeſſelt. „Wer weiß", ruft er am Schluſſe des Aufſatzes über ſein Incognito aus, „ob ich nicht in ſpätern Jahren jene Zeit mir noch zurückwünſchen werde, in welcher ich in Fetzen gehüllt und obdachlos, aber kräftig und wohlgemuth die Steppen Mittelaſiens durchzog!"

Erhaben ſind die Bilder, welche der Pilger von der Wüſte entwirſt, die er in ſolcher Geſtalt durchwanderte. Er preiſt gleich dem Araber das Kamel, er ſchildert den Halteplatz der Karavane, das wogende Flammenmeer der in Brand geſetzten Steppe, die Fata-Morgana jener heißen und doch klaren Atmoſphäre, die im optiſchen Gaukelſpiel Städte, Thürme und Schlöſſer, Reiter und Rieſengeſtalten dem Reiſenden vorzaubert. An jene Täuſchungen knüpft der Nomade Sagen von untergegangenen Städten und Menſchen, von einer vernichteten Civiliſation, von Culturebenen, die in dürren Sandboden verwandelt wnrden. Doch ſo weit Menſchengedenken reicht, iſt in jenen Gegenden Mittelaſiens immer Wüſte geweſen, und nur die Phantaſie des Steppenbewohners vermochte aus den waſſerloſen, weit ausgedehnten, ja endlos ſcheinenden, von Stürmen überbrauſten Steppen blühende Gärten zu geſtalten. Durch die ſengende Hitze, den brennenden Sand, gequält von Hunger und Durſt, müde und matt an Geiſt und Körper, ſehen wir Vámbéry durch die Wüſte ziehen. Und doch ſind dieſe Qualen noch uicht die ſchlimmſten. Ueber allen Gefahren ſteht noch drohend der Menſch, der räuberiſche Turkomane, der dem Fremden auflauert, um ihn auszuplündern oder in die Sklaverei zu verkaufen.

Freilich bei dem armen Derwiſch, deſſen europäiſchen Urſprung man nicht ahnte, fanden die wilden Horden nichts, was ihre Habgier reizen konnte. Er kehrte ungefährdet in ihre Filzzelte ein, er machte ſich vertraut mit den genaueſten Einzelheiten ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode; Haus und Hof, Koſt und Kleidung, alles findet in ihm einen treuen Schilderer, nicht minder aber die fluchwürdigen Raubzüge, die Vámbéry in all ihrer Grauenhaftigkeit zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Fremdartige ſeiner Erſcheinung, der Frömmigkeitsſchimmer, der ihn umgab, nicht minder das Schreiben von Talismanen gewannen ihm die Protection einer alten Frau, unter deren Aegide er ſich frei bei den Turkomanen bewegen konnte. Dort hört er auch zum erſten male das Raſſeln der Ketten friſchgefangener Perſerſklaven, die zu betrachten alles aus dem Zelte hinausſtürzt. Aber welcher Anblick bietet ſich hier ſeinen Augen dar!

Auch ich folgte dem Haufen, und ſchrecklich war das Bild, welches ſich mir hier darbot. In der Mitte lagen zwei todtenbleich ausſehende, mit getrocknetem Blut, Schmuz und Staub

Digitized by Google

bedeckte Perſer, deren gebrochenen Gliedern man eben Eiſen anlegte. In dem einen Winkel ſaßen zwei junge Kinder bleich und zitternd auf der Erde, mit wehmuthsvollen Augen auf den gepeinigten Perſer hinblickend, denn der Unglückliche war ihr Vater; ſie wollten weinen, doch ſie wagten es nicht; ein Blick des Räubers, den ſie zuweilen zähneklappernd anſahen, genügte, um ihre Thränen zu unterdrücken. In dem andern Winkel hockte ein Mädchen von 15—16 Jahren, mit wirr aufgelöſten Haaren, zerriſſenen Kleidern und beinahe ganz mit Blut bedeckt. Daſſelbe ächzte und ſchluchzte, das Geſicht in die Hände verbergend. Einige Turkomanen, durch Mitleid oder Neugierde bewegt, fragten es, was ihm fehle und ob es verwundet ſei. „Ich bin nicht verwundet“, rief das Mädchen mit tiefklagender Stimme. „Dieſes Blut iſt das Blut meiner Mutter, meiner einzigen, ſeelenguten Mutter.“

Solchen Bildern voll Grauen begegnen wir nur allzu häufig in Vámbéry's Buche, und das ganze lange Kapitel über die Sklaverei in Mittelaſien zeigt uns ähnliche Geſchichten, wenn es auch andererſeits hier wieder nicht an Lichtbildern mangelt. Die Sklaverei beſteht heute noch in weit größerm Umfange, als man nach allen Anſtrengungen gegen dieſelbe zu glauben bereit iſt. Mag auch durch engliſche Kreuzer nach außen hin der ſchmachvolle Handel mit Menſchen abgeſchnitten werden, im Innern Afrikas denſelben auszurotten, dazu beſitzt Europa die Macht nicht; Afrika, der Kirchhof der weißen Menſchen, ſpottet unſers Einfluſſes. Anders freilich wird ſich mit der Zeit die Sache in Mittelaſien geſtalten, wo die Oezbegen und Turkomanen noch heute den Menſchenraub im großen Stile und faſt ungefährdet treiben. Choraſſan, Herat, Siſtan, das Kaspiſche Meer und deſſen ſüdliche Grenze ſind das Ziel der Raubzüge, ſchiitiſche Perſer, meiſtens arme Leute, Hirten und Ackerbauer, oder Pilger, die nach Meſched ziehen, die Beute der wilden Räuber. Nur wenige Tage bleiben die Sklaven in den Händen derjenigen, die ſie mitten aus ihrer friedlichen Beſchäftigung herausriſſen, dann werden ſie an die Mäkler verkauft, unter denen die ſunnitiſchen Grenzbewohner Perſiens wegen der Zweideutigkeit ihrer Rolle die verächtlichſten ſind. Denn während ſie einerſeits den Perſern als Vermittler dienen, den Aufenthalt der Geraubten in der Wüſte oder in Turkeſtan ausfindig zu machen, ſind ſie andererſeits die Spione der Räuber. Immer auf ihren Vortheil bedacht, drehen ſie den Mantel nach dem Winde und ſpielen bald als Sklavenhändler die eifrigſten Bocharioten, umgekehrt als Sklavenerlöſer, gegen den dreifach höhern Preis als das Löſegeld wirklich beträgt, die weichherzigen Butterſeelen, welche die armen Sklaven beklagen. In Chiwa und Bochara bilden die Sklavenhändler noch eine ganz geregelte Zunft, während öſtlich von Samarkand ihr Geſchäft mehr und mehr abnimmt, ſodaß es im Khanate Chokand keine großen Sklavenhändler mehr gibt. Weiter nordöſtlich hört dann mit dem ruſſiſchen Grenzcordon der Sklavenhandel überhaupt auf. So rauh nun auch die Behandlung der Sklaven iſt, wenn ſie ſich noch in den Händen der Mäkler befinden, ſo gut haben ſie es andererſeits, wenn ſie durch Fleiß und Fügſamkeit ſich die Liebe ihres Herrn zu erringen wiſſen, der in ihnen ſein Kapital achtet. Der Oezbege verabſcheut als Ariſtokrat vom reinſten Waſſer den Ackerbau; er zieht das Kriegshandwerk vor und läßt ſeine Felder von Sklaven bebauen, die ihm ſchon ſo unentbehrlich geworden ſind, daß er ohne ſie ſeinen Nahrungsbedarf der Erde ſchwerlich abgewinnen könnte, was am beſten die Abhängigkeit des höhern oder niedern Preiſes der Cerealien von der größern oder geringern Sklavenzufuhr beweiſt. Meiſtens erhalten die Sklaven einen kleinen Antheil an der Ernte; ſie bringen es zu einem Kapital, das ſie zu ihrer Loskaufung benutzen, wozu ſie nach ſiebenjähriger Dienſtzeit das Recht haben.

Das wilde Nomadenvolk, das in der geſchilderten rohen Weiſe ſeine Sklavenjagden betreibt, iſt aber nicht bar aller edlern und beſſern Gefühle. Trotzdem daß Rauben, Morden und Plündern ſein hauptſächlichſtes Geſchäft iſt, liebt es Muſik und Dichtkunſt. Vom Großvater bis zu den Enkeln herab verſucht dort jeder ſeine Verſe zu machen, ja die Liebe zur Dichtkunſt iſt unter den Zeltbewohnern ſo verbreitet, wie nicht einmal in der gebildeten Geſellſchaft von London oder Paris. Vámbéry ſpricht dieſes ganz gelaſſen aus und bringt auch ſofort die Beweiſe bei. Er zeigt, wie die ganze Literatur des Oſtens mit der Religion im engſten Zuſammenhang ſteht und wie die Poeſie der Türken, Araber, Perſer, Mittelaſiaten faſt ſtets dieſelbe iſt. Ueberall dieſelben Parabeln und Bilder: Roſe und Nachtigall, Gazellenaugen u. ſ. w. Da uns ſeit Hafis und Mirza Schaffy dieſe Art von Poeſie zur Genüge bekannt iſt, wendet ſich Vámbéry namentlich zur eigentlichen Volkspoeſie, um mit den originellen Typen derſelben uns etwas Neues zu bieten. Von den Raubzügen heimgekehrt pflegen die jungen turkomaniſchen Krieger die ganze Nacht mit Poeſie und Muſik ſich zu unterhalten; ſie führen [illegible] auf oder lauſchen dem Bachſchi, dem Troubadour. [illegible] dengeſchichten, ähnlich unſern Romanzen, ſind die [illegible] lichen Volkspoeſien, die in glühender Sprache irgend [illegible] Raubzug gegen die ſchiitiſchen Perſer ſchildern oder [illegible] Entführung eines Mädchens. Die Aehnlichkeit aller [illegible] ſer Gedichte untereinander iſt wieder groß; auch [illegible] ſo lang, daß wir nicht einmal die Analyſe eines [illegible] mittheilen können.

Wol noch lange werden die Völker Mittelaſiens [illegible] ihrer jetzigen Urſprünglichkeit verharren, wenn auch [illegible] mehr ſtreng mohammedaniſche Khane über ihnen [illegible] ſondern der Zar an der Newa. Der Sklavenraub, [illegible] Beutezüge nach Perſien werden dann aufhören, der [illegible] oder andere Nomadenſtamm ſich zum ſeßhaften Leben [illegible] quemen; wie weit aber die innere Umwälzung bei [illegible] Mittelaſiaten vor ſich gehen, wie weit das ganze [illegible] ſich der abendländiſchen Civiliſation nähern wird, [illegible] läßt ſich ſchwer etwas vorausſagen. Daß letztere [illegible] beim einzelnen Individuum unter günſtigen Umſt[illegible] Boden faſſen kann, daß der Tatar ſich in unſerm [illegible] zu acclimatiſiren vermag, wenn vorläufig auch noch [illegible] eine Art Treibhauspflanze, dafür finden wir den [illegible] in dem Kapitel Vámbéry's, welches betitelt iſt „[illegible] Tatar“. Das Bild des jungen Mollah, der mit ihm [illegible] Chiwa zuſammentrifft und ſich ihm im heiligen Eifer [illegible] ſchließt, um nach Mekka zu pilgern, der allmählich [illegible] frommen Derwiſch Vámbéry zum Franken ſich [illegible] ſieht, der unſere Civiliſation liebgewinnt, mit nach [illegible] reiſt, wo er Bibliothekdiener der ungariſchen Aka[illegible] wird und nun in ſich den Kampf zwiſchen den [illegible] Chriſti und des Propheten durchkämpft, iſt mit [illegible] pſychologiſchen Feinheit gezeichnet, daß wir dieſes [illegible]

Digitized by Google

ür das Cabinetſtück des ohnehin reichen Buchs erklären
tüſſen. Die Gegenſätze zwiſchen Occident und Orient
nd der Ausgleich derſelben kommen hier prächtig zur
lnſchauung:

Und ſo geht es jedem Muſelman, wenn er mit unſerer
endländiſchen Civiliſation bekannt wird, er ſei Tatar, Araber,
erſer oder Türke. Ein gänzlicher Uebertritt von der alten
ildung zur neuen findet nur ſelten ſtatt. Die höchſt wichtige
rage, ob öſtliche oder weſtliche Civiliſation, ob die Lehre Chriſti
er Mohammed's die beſſere ſei, wird bei den Völkern Aſiens
ch lange unentſchieden bleiben; ja ſo lange, könnte man ſagen,
s die Strahlen der Sonne bei uns eine gemäßigte, bei jenen
e brennende Hitze erzeugen; ſo lange, als die äußere Trennung
iſchen Morgen- und Abendland beſtehen wird. Könnte oder
llte man die Lehre Chriſti den Orientalen mundgerechter
chen, könnte man die Satzungen von der Incarnation, der
eifaltigkeit u. ſ. w. beſeitigen und die auf dieſe Weiſe modi-
irte Lehre an die Stelle des Koran ſetzen, ſo wäre dadurch
Möglichkeit geboten, einen kleinen, wenn auch ſehr kleinen
hritt vorwärts zu thun; einen kleinen, ſage ich, denn das
riſtenthum, obwol ein Gewächs morgenländiſchen Bodens,
ſich doch längſt als eine Pflanze erwieſen, die nur im
endlande gedeihen kann.

Alſo das ganze Volk in ſeiner Geſammtheit kann nicht
n einzelnen Tataren Vámbéry's gleichgeſtellt werden,
in fremden Boden verſetzt wurde. Steht dem Volke
er auch eine innere Umwandlung noch fern, ſo wird
dagegen nicht verſchont bleiben von großen politiſchen
volutionen; nichts hält mehr den Untergang ſeiner
lbſtändigkeit auf, Mittelaſien iſt Rußland verfallen, an
en Politik am Oxus und Jaxartes ſich Fragen von
größten Tragweite knüpfen.

Seit den Tagen Peter's des Großen, der dem Zaren-
he neues Leben einflößte, iſt die aſiatiſche Politik Ruß-
ds mit eiſerner Conſequenz verfolgt worden. Abgeſehen
den Reformen im Innern, lag jenem Herrſcher auch
äußere Machtſtellung ſeines Landes am Herzen, und
Intereſſen im fernen Oſten vernachläſſigte er keines-
s. Ambaſſade auf Ambaſſade ging nach Peking, und
en die Moskowiter dort auch in demüthiger Stellung
ngs auf, ſo liegt doch das Reich der Mandſchukaiſer
e zu Rußlands Füßen, an das es bereits wichtige
ile verloren hat. Was Peter begonnen, ſeine Nach-
r ſetzten es fort, und je mehr ſich die militäriſche
aniſation Rußlands emporſchwang, deſto mehr ſtieg
Uebergewicht in Aſien. Seine fortwährenden Kämpfe
Europa wieſen es auf die Ausbildung ſeiner Armee
und auch die Eroberungskriege in Aſien verlangten
ppen in großer Zahl. Man hatte im Reiche des
n die von einem ſtarken Willen gelenkten Tataren-
en geſehen, welche Aſien und halb Europa unterjocht
n, es ſteckt ſelbſt noch ein guter Theil mongoliſches
in dieſen Moskowitern: warum ſollte man da von
Newa aus nicht einmal den umgekehrten Zug nach
unternehmen? Aber woher auch die Idee zur Er-
ng Aſiens gekommen ſein mag, die Geſchichte Ruß-
s in den letzten zwei Jahrhunderten zeigt, wie conſe-
t ſie ſtets verfolgt wurde und wie ſehr ſie die Politik
Zaren von Peter bis auf Alexander II. beherrſchte.

Blicken wir auf eine Karte Aſiens, ſo gewahren wir,
das Vordringen Rußlands von Norden nach Süden
gleichmäßig iſt. Im Oſten gehorcht ihm das Amur-
t und die mandſchuriſche Küſte bereits ſeit 1860, und
gerade jetzt, nachdem die kohlenreiche Inſel Sachalin ſchon in ruſſiſchen Beſitz übergegangen, drohen Zerwürfniſſe mit dem weit über Rußland ſtehenden Culturſtaat Japan wegen der Inſel Jaſſo. So dringt der linke Flügel vor. Im Centrum, ſüdlich von Irkutsk, iſt augenblicklich Still-ſtand, ja in handelspolitiſcher Beziehung ein Rückſchritt bemerkbar; denn die alte von Kalgan nach der ruſſiſchen Grenzſtation Kiachta führende Karavanenſtraße hat ungemein viel von ihrer frühern Wichtigkeit verloren und droht zu verfallen, da der Theehandel in neue Bahnen gelenkt iſt. Dort wird über kurz oder lang Abhülfe geſchafft werden müſſen, und man kann in officiellen ruſſiſchen Blättern leſen, wie die Mongolei ſeit langem danach ſeufze, unter ruſſiſche Herrſchaft zu kommen.

Iſt ſo im Centrum vorderhand noch ein Stillſtand bemerkbar, ſo gährt es und drängt es auf dem rechten Flügel der aſiatiſchen Stellung Rußlands um ſo mächtiger; dort hat der Zar die Eroberung der Khanate begonnen, dort winkt als letzter Siegespreis in weiter Ferne — Indien. Knüpfen wir hier an Vámbéry wieder an. Das Kapitel über die Rivalität Rußlands und Englands in Centralaſien iſt von ihm mit ſeinem Herzblut niedergeſchrieben, es iſt durchdrungen von der tiefſten Ueberzeugung, und gleich einem Wahrſager predigt er uns in mächtigen Worten von dem dereinſtigen Kampfe zwiſchen beiden Reichen und dem Untergange der großen Handelsmacht — wenn dieſe nicht bei zeiten im eigenen Intereſſe der europäiſchen Civiliſation dem halbbarbariſchen Moskowiter ein Halt zudonnert!

Schon in ſeiner „Reiſe in Mittelaſien“ hatte Vámbéry warnend die Stimme erhoben; war ſie auch gehört worden, ſo verſuchte ein großer Theil der engliſchen Diplomaten, denen Vámbéry eine arge Unkenntniß der aſiatiſchen Dinge vorwirft, ſeine Argumente zu entkräften, ja es geradezu als einen Segen darzuſtellen, wenn ſtatt roher aſiatiſcher Völker „civiliſirte“ Ruſſen die Grenznachbarn Englands in Oſtindien würden. Alle möglichen Gründe wurden hervorgeſucht, um dieſes als ein Glück zu preiſen; die Wiſſenſchaft, ſo hieß es, gewinne durch die Erforſchung der ſo wenig bekannten Territorien; dem engliſchen Handel würde ein neues Gebiet ſich eröffnen, und ſelbſt einem Lieblingswunſche der orthodoxen Kirchenmänner wurde geſchmeichelt durch den Hinweis auf eine mögliche Unterordnung der griechiſchen Kirche unter die anglikaniſche. Nichts von alledem iſt wahr und wird ſich verwirklichen; im Gegentheil: „Euer Gebahren bringt euch nicht allein um die Perle euerer Beſitzungen, Indien, ſondern um euere Suprematie. Darum aufgepaßt, England!“ Das iſt es, was Vámbéry mit trockenen Worten den Diplomaten in Downing Street zu ſagen hat, und er beginnt nun den Beweis für ſeine Prophezeiung anzutreten, indem er zunächſt hervorhebt, was wieder in den letzten drei Jahren, ſeit ſein erſtes Werk erſchien, in Centralaſien geſchehen iſt.

Jenſeit des Syr Darja, dem alten Jaxartes, iſt das Khanat Chokand ſchon faſt ganz zur Beute der Ruſſen geworden; das reiche und fruchtbare Taſchkand iſt dem Zarenreiche einverleibt, weil es als Baſis für die weitere Operation unentbehrlich war, und Dſchizzaz, an der Grenze Bocharas, iſt der äußerſte Vorpoſten der Koſacken

Digitized by Google

geworden. In den unterworfenen Gebieten fanden ſich zerklüftete ethnographiſche Verhältniſſe vor: die herrſchenden Oezbegen traten dem Eroberer feindlich entgegen, aber die handeltreibenden Tadſchiks und die perſiſchen Sklaven wurden zur Stütze der neuen Macht, die von Forts umpanzert, auf die Koſacken geſtützt, nun weiter ſtrebt. Im Oſten winkt die chineſiſche Tatarei mit Kaſchgar, Jarkand, im Weſten die Khanate Bochara und Chiwa. Aber auch dieſe werden fallen, und nichts wird das Vordringen bis zum Oxus hindern. Wohl wird der Kampf um Bochara ein harter ſein, denn dort iſt ein Centrum der mohammedaniſchen Welt, das an Heiligkeit faſt Mekka gleichſteht. Auf den dortigen Emir, der ſich Fürſt aller Rechtgläubigen nennt, ſchaut der ganze Islam, der von fanatiſchen Mollahs gepredigte Glaubenskrieg wird das Volk zu heiliger Wuth begeiſtern, und der Kampf wird gewaltig entbrennen — aber nutzlos verlaufen. Vámbéry glaubt nicht, daß die einzelnen mohammedaniſchen Staaten ſich gegenſeitig unterſtützen werden; einer nach dem andern wird in die Krallen des Doppeladlers fallen, zuletzt das özbegiſche Chiwa. Dann herrſcht vom Iſſikul, wo das ſtarke Fort Wernoje drohend nach Chinas Grenze hinüberweiſt, bis zu dem von ruſſiſchen Dampfern gepeitſchten Aralſee der weiße Zar, und die Lanzenſpitzen der Koſacken ſind nach Afghaniſtan gerichtet, das zunächſt diplomatiſch durchwühlt werden muß, ſo gut wie das ſchon lange mürbe Perſien. Sie theilen daſſelbe Verhängniß, ſie ſind nur Biſſen, die der moskowitiſche Rieſenmagen gleich Entremets verſpeiſt, um ſich zu dem indiſchen Hauptgerichte durchzuarbeiten.

Daß Rußland wirklich Abſichten auf Indien habe, ſteht nun zu beweiſen. Freilich, ſeine Diplomaten negiren dieſes; ſie erklären ſich zufrieden mit dem bisher Errungenen, das ſie als genügend zur Sicherſtellung ihrer Grenzen betrachten. Doch, ſo hebt Vámbéry mit Recht hervor, der Geiſt der traditionellen Politik in Rußland, das zähe Feſthalten an vorgezeichneten Planen, die große Menge Mittel, die zum Gelingen des Vorhabens zu Gebote ſtehen, ſtellen die Verfolgung des einmal ins Auge gefaßten Ziels in ſichere Ausſicht. Vor allem iſt wichtig und auch oft ſchon von anderer Seite auseinandergeſetzt, daß Konſtantinopel leichter in Indien als am Bosporus erobert werden kann, und auf dem Wege der Wolga über das Kaſpiſche Meer hat heute ein ruſſiſches Heer von der Newa bis zum Indus kaum einen weitern Weg, als ein engliſches von der Themſe bis dahin. Der eiferſüchtige Yankee, jetzt der Buſenfreund des Moskowiters, iſt dieſem der beſte Bundesgenoſſe gegen England; die 30 Millionen Mohammedaner in Indien ſind von Haß gegen die britiſche Herrſchaft durchdrungen, die vielen Armenier in jenem Lande ebenſo viele geheime Anhänger und Sendboten des Zaren. Das alles bringt Rußland in eine vortheilhafte Lage gegenüber England, wozu ſich noch geſellt, daß die ruſſiſche Politik aus verſchiedenen Gründen die weitſichtigere iſt und daß die Ruſſen von ihrem Naturell mehr als die Briten unterſtützt ſind. Vámbéry nennt die Ruſſen zufolge ihrer geographiſchen Lage und ſocialen Verhältniſſe ſchlechtweg Aſiaten:

Als Aſiaten pflegen ſie in Sitten, Gebräuchen und Denkungsweiſe ihren Nachbarn nie ſo ſchroff gegenüberzuſtehen wie die Engländer, denen bei dem höhern Grade ihres Culturzuſtandes derartige Entſagung ein Opfer und mit ihren Civiliſationsbeſtrebungen unverträglich wäre. Sie beleidigen nur ſelten die Denkungsweiſe der Völker und bequemen ſich derſelben mit größter Leichtigkeit an, wie es ihre Intereſſen erheiſchen.

In dieſer letzten, durch und durch richtigen Beobachtung finden wir einen weſentlichen Grund der ruſſiſchen Ueberlegenheit im Verkehr mit aſiatiſchen Völkern gegenüber England. Nimmt man noch dazu, daß man in England wenig oder ſchlecht über die Verhältniſſe in Innerasien unterrichtet iſt und ſie in allzu roſigem Licht erblickt, während die Ruſſen durch ihre Diplomaten und Spione von dem geringſten Vorfalle in Kenntniß geſetzt werden, ſo wird man die Vorzüge der ruſſiſchen vor der engliſchen Politik leicht einſehen.

Wie aber der herannahenden Gefahr abhelfen? Vámbéry meint, daß man bis zum Oxus Rußland ruhig vordringen laſſen müſſe, daß die Eroberung aller drei Khanate für letztere nur ein Glück ſei. Vom Oxus bis zum Indus jedoch müſſe das Land neutrales Gebiet bleiben, und namentlich ſei das von einer kriegeriſchen Bevölkerung bewohnte Afghaniſtan ſehr dazu geeignet ein Zwiſchenland zu bilden, welches die beiden Rivalen auseinanderhalte. Nur dürfe England nicht verſäumen, ſich hier gewichtigen diplomatiſchen Einfluß zu verſchaffen.

Vámbéry gibt uns auch Auskunft darüber, wie er dazu kommt, die wichtigen hier in Frage kommenden Verhältniſſe mit ſo großem Eifer zu erörtern und gleichſam als Beſchwörer Englands aufzutreten. Für ihn handelt es ſich hier um Kampf zwiſchen der Barbarei und der Civiliſation; Rußland, ſo ſetzt er auseinander, ſtehe tief unter den Völkern, mit welchen es in Aſien in Berührung komme, und deren Ruſſificirung bedeute den Rückſchritt ſelbſt für dieſe Aſiaten, während ſie unter britiſchem Scepter einer gedeihlichen Entwickelung entgegengingen. Endlich werde nicht allein England, ſondern ganz Europa durch die fortdauernde Ruſſificirung Aſiens bedroht, da ein Wink des Zaren genüge, die dem Moskowiterreich aſſimilirten aſiatiſchen Völker à la Dſchingis-Khan auf unſern Erdtheil loszulaſſen und in dieſem alle Civiliſation zu erſticken.

Es braucht nicht beſonders hervorgehoben zu werden, auf welcher Seite auch mit Vámbéry unſere Sympathien ſind. Allein wir glauben, daß er Licht und Schatten nicht gleichmäßig in ſeinem Bilde vertheilt und daß er, um den moskowiter Popanz recht ſchwarz erſcheinen zu laſſen, England zu ſehr den Sonnenſtrahlen ausſetzt. „Wenn Deutſchland und Frankreich unentbehrliche Gehülfen zur Verbreitung des Lichts unſerer erhabenen Civiliſation ſind, ſo iſt doch der Hauptfactor nur England allein.“ Wir, von unſerm deutſchen Standpunkte, können natürlich mit ſolchem Ausſpruche nicht einverſtanden ſein, der in ſich ſelbſt zerfällt. Denn wenn von drei Individuen zwei „unentbehrlich“ ſind, kann das dritte unmöglich „nur allein Hauptfactor“ ſein. Indeſſen es bedurfte dieſer Folie gar nicht, um England hochzuſtellen; Rußland ſteht ihm gegenüber immer noch tief genug. Daß letzteres aber ſo pechſchwarz bei Vámbéry erſcheint, ſo aſiatiſch, wie es nur immer Mickiewicz von ſeinem polniſchen Standpunkte aus

Digitized by Google

darſtellt, mag in der ungariſchen Anſchauung des berühmten Reiſenden zu ſuchen ſein. Dieſer iſt ein ungariſcher Patriot, dem ſeine edle, aber kleine Nationalität warm am Herzen liegt. Aber der Ungar ſieht im Ruſſen den natürlichen Feind, er weiß, daß er im Norden, Oſten und Süden von Völkerſchaften umſchloſſen iſt, die offen das ruſſiſche Banner ſchwingen und bei einer Löſung der orientaliſchen Frage im ruſſiſchen Sinne dem Moskowiterreich zufallen. Was dann aus Ungarn werden dürfte, iſt unſchwer zu errathen. Je ſchwieriger daher Rußland „die Eroberung Konſtantinopels in Indien“ gemacht werden dürfte, deſto weniger ſteht für Ungarn zu beſorgen. Doch wir würden dem Verfaſſer unrecht thun, wenn wir ſeine ganze Argumentation, die von einem weitgehenden ſtaatsmänniſchen Blicke zeugt, auf dieſe engere Anſchauung zurückführen wollten, die uns nur zur Färbung des Bildes beigetragen zu haben ſcheint. Auch wir wünſchen mit Vámbéry, daß England auf der Hut ſein und die wohlgemeinten Rathſchläge beherzigen möge.

Richard Andree.

Philoſophiſches.

Die Idee des Raums und der Raum. Eine philoſophiſche Abhandlung von Guſtav Engel. Berlin, Hertz. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieſe kleine Abhandlung ſchließt ſich an eine von demſelben Verfaſſer früher veröffentlichte und von mir in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (1865, Nr. 312, Beilage) beſprochenen Schrift, „Die dialektiſche Methode und die mathematiſche Naturanſchauung“ betitelt, eng an. Ohne irgendwie näher auf deren Inhalt eingehen zu wollen, will ich mich lediglich darauf beſchränken, auf dieſes neue Schriftchen, welches eine weitere Ausführung der früher bereits angedeuteten und im Titel genugſam bezeichneten Frage enthält und abermals von der dialektiſchen Schärfe des Verfaſſers ein ſehr günſtiges Zeugniß ablegt, hinzuweiſen. Daß es mich in gleichem Maße befriedigt hätte wie deſſen Vorgänger, könnte ich trotzdem nicht ſagen; vielleicht lag es daran, daß es mir im leeren Raum etwas ſchwindelig wurde, daß ich mich nicht ſo zurecht darin finden konnte, daß ich mich mit den a priori-Conſtructionen der Welt nicht mehr zu befreunden vermag; vielleicht aber auch lag es daran, daß der geehrte Verfaſſer mich durch eine Bemerkung in der Vorrede, über die ich mit ihm, wie er das von mir, dem bekannten Anhänger Schopenhauer's, nicht anders erwarten kann, ins Gericht gehen muß, gegen ſich einnahm. Nicht etwa als ob ich deshalb ſeine Schrift mit Vorurtheil geleſen hätte, jedenfalls aber konnte ich mich einer gewiſſen Voreingenommenheit nicht entſchlagen. Nachdem er nämlich Droßbach's Schrift: „Ueber die Objecte der ſinnlichen Wahrnehmung“, als in gewiſſen Beziehungen mit der ſeinigen verwandt, beſprochen, ſagt Guſtav Engel: „Im übrigen zeigt ſich in Droßbach's Weltanſchauung ein ideales Streben, das wohlthuend berührt in einer Zeit, wo Schopenhauer's Philoſophie des abſoluten Weltſchmerzes ſo viele Freunde gewinnen konnte.“

Abgeſehen nun davon, daß die von dem Autor hervorgehobene Bezeichnung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie eine unrichtige iſt, da wol der „Wille“ bei ihm, nicht aber der dieſen begleitende „Weltſchmerz“, wenn man überhaupt die der Aeußerung des Willens entſpringenden Uebel ſo bezeichnen darf, ein „Abſolutes“ genannt werden kann, möchte ich fragen, ob denn nicht gerade die peſſimiſtiſche Seite der Lehre Schopenhauer's allerdings am meiſten dazu angethan ſei, ihm Freunde zu gewinnen, ob nicht gerade in ihr die einleuchtendſte Wahrheit liege? Wol habe auch ich es verſucht, wie es denen, welche meine Schriften über Schopenhauer geleſen haben, bekannt ſein muß, mich der peſſimiſtiſchen Weltanſchauung zu entwinden, wenigſtens theoretiſch über dieſen Standpunkt mich zu erheben; allein, ſei es einmal offen geſtanden, gelungen iſt es mir noch nie, denn praktiſch behält Schopenhauer leider immer wieder recht. Da nun die Philoſophie bekanntlich zwar leicht vergangene und künftige Uebel beſiegt, von den gegenwärtigen aber nur zu oft beſiegt wird, ſo möchte ich Hrn. Engel bitten, doch einmal ſich zu fragen, ob nicht Schopenhauer's Philoſophie wenigſtens das vor andern Syſtemen voraushat, daß ſie uns nicht täuſcht, daß ſie uns keine Vorſpiegelungen vom Leben macht, welche die nächſte Erfahrung Lügen ſtraft, daß, wer ſie beherzigt und in Fleiſch und Blut verwandelt hat, wenigſtens weiß, weß er ſich im Gewühl der Welt zu verſehen, wie viel er vom Leben überhaupt und von ſeinen Nebenmenſchen zu erwarten habe, und ſo „vorher gewarnt“, wie ein engliſches Sprichwort ſagt, auch „vorher bewaffnet“ iſt. Es war gewiß ein trefflicher Einfall, den man dem vielgetäuſchten Swift nacherzählt, als er ſagt, die Segensſprüche in der Bergpredigt ſeien ganz gut, nur fehle einer zur Vervollſtändigung, und der wäre: „Geſegnet ſeien die, welche nichts erwarten, denn ſie werden nicht getäuſcht werden.“ Wer mir es etwa als Blasphemie auslegen wollte, daß ich den Scherz hier anführe, der vergeſſe nicht, daß Swift ſelbſt ein Würdenträger der Kirche war. Wer aber einwenden ſollte, daß unſer Daſein dann in der That ein trauriges und unerquickliches wäre, daß es dann am Eingange deſſelben heißen könnte: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate“, der kann ſich damit beruhigen, daß die Natur ſchon dafür geſorgt hat, daß der Menſch nicht ganz verkümmere, indem ſie ihm die „Hoffnung“ als Lebensprincip eingepflanzt hat. Was daher auch die Vernunft ſage, das Herz wird ihr ſtets widerſprechen. Derſelbe Dichter aber, der die „Hoffnung“ ſo ſchön beſungen, hat auch an einer andern Stelle geſagt:

> Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
> Muß der Menſch für den kommenden Morgen.

Ja, wären wir noch des kommenden Morgens gewiß, ſo dürfte ſich „das ermüdende Gleichmaß der Tage“ noch mit einer gewiſſen Ruhe und dumpfer Ergebung ertragen laſſen; allein, wir wiſſen ja, daß das Individuum ſich das Daſein — nach Darwin im doppelten Sinne — immer von neuem zu erkämpfen hat — auch Engel erkennt das ja an, wie er (S. 14) ſagt: „Denn wie alles räumliche

Daſein, ſo iſt auch der thieriſche Körper vergänglich; unabläſſig arbeitet die äußere Welt daran, ihn, den kaum gebildeten, wieder zu zerſtören —": kann es alſo unter ſo bewandten Umſtänden anders ſein, als daß das „Fürchten und Sorgen" das „Hoffen" in dieſem Leben überwiegen? Iſt daher eine peſſimiſtiſche Weltanſchauung ſo ungerechtfertigt, oder widerſpricht ſie etwa der Wahrheit? Freilich kann man ſich zuweilen, wenn man gerade einmal bei kannibaliſchem Wohlſein und äußerlich vom Glück begünſtigt die ſogenannte „Heiterkeit des Daſeins" empfindet, eines andern überreden und der optimiſtiſchen Anſchauung huldigen; allemal aber wird man dabei ſeinen Blick auf ſich ſelbſt beſchränken und gegen andere, gegen alle ferner liegenden Kreiſe verſchließen müſſen. Und von wie langer Dauer dürfte wol ein ſolcher ſeliger, freilich auch ſehr engherziger Zuſtand ſchon nach dem alten Sprichworte vom „Glück und Glas" ſein? Alſo keine Täuſchungen: ſeien wir ehrlich gegen uns ſelbſt und geſtehen wir es nur offen und unumwunden, daß die Wahrheit viel mehr in der peſſimiſtiſchen als in der optimiſtiſchen Anſchauung liege, und daß, ſowie die Welt einmal beſchaffen, der „Weltſchmerz" allerdings leider nur zu gerechtfertigt ſei, wenn man ihn auch nicht zum „abſoluten" erheben darf; denn „abſolut" kann das nicht ſein, was erſt von etwas anderm bedingt iſt. Freilich geht Schopenhauer zu weit und befindet ſich im Irrthum, wenn er „Entbehrung, Noth und Leiden" als „Zweck unſers Lebens" betrachtet; als „abſolut" aber konnte er den Weltſchmerz ſchon deshalb nicht geſetzt haben, weil er ihn durch „Verneinung des Willens" aufgehoben wiſſen will. Daß er aber den „Willen", das wahrhaft Abſolute bei ihm, negiren zu können glaubt, das allerdings iſt die Achillesferſe in ſeinem Syſtem. Dieſen Widerſpruch habe ich bereits in meinem „Sendſchreiben" an ihn zu bekämpfen geſucht, und ebenſo habe ich in meinem „Fauſt-Commentar" darauf hingewieſen, daß wir den Peſſimismus zu überwinden ſuchen müſſen, da er wol eine Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit ſei. Daß nun dieſe, wenn auch nur partielle Wahrheit in unſerer Zeit ſo viele Freunde gewinnen konnte, das beklagt Engel. Eher hätte er es beklagen ſollen, daß die Welt eben ſo beſchaffen iſt, daß, ſobald ein Weltweiſer ihre Schattenſeite beleuchtet und ihre Mängel aufdeckt, er gewiß Zuſtimmung und Anhang findet. Hätte ſich Schopenhauer früher Gehör verſchaffen können, wäre er nicht von den bei ſeinem erſten Auftreten das Wort führenden Philoſophen überſchrien und nachher ſo lange ignorirt worden, ſo würde er ſich ſchon ſeit den zwanziger Jahren Freunde erworben haben, und hätte es nicht erſt eines engliſchen Artikels und der Bemühungen ſeiner nächſten Anhänger, eines Frauenſtädt, Lindner und meiner Wenigkeit, bedurft, ihm ſolche endlich in den funfziger Jahren zu verſchaffen. Ob nicht auch die Zeitumſtände, die Betrachtung, daß mit dem Coup d'état eine Aera der Gewaltherrſchaft über Europa hereingebrochen und die ſchönen Träume des Jahres 1848 alle zunichte geworden waren, mit dazu beigetragen, den Boden für das Empfängniß der Schopenhauer'ſchen Lehre urbar zu machen, mag dahingeſtellt bleiben; jedenfalls war man der alles gutheißenden Syſteme überdrüßig und konnte ſich namentlich mit einer damals noch herrſchenden Philoſophie nicht mehr befreunden, welche für viele auf den Satz hinauslief: „Alles was iſt, iſt vernünftig." Bemerkenswerth iſt es übrigens — dies ſei nur beiläufig erwähnt —, daß man in der Neuen Welt, im fernen Weſten, das praktiſch verwirklicht hat, was Schopenhauer in der Alten Welt, und zwar dem fernen Oſten entlehnt, theoretiſch als Ziel ſeiner Lehre hingeſtellt hat. Wenn nämlich das, was Dixon in ſeinem höchſt lehrreichen und anziehenden Werke: „New America"*) von den Zitterern (Shakers) erzählt, vollkommen der Wahrheit entſpricht — woran wir keinen Grund haben zu zweifeln —, ſo hätten ſie in aller Wirklichkeit das von Schopenhauer gewünſchte Quietiv des Willens erreicht; ſie wären von der Sanſara der übrigen Welt zur Nirwana gelangt, es wäre ihnen gelungen, die fleiſchlichen Gelüſte zu bezwingen und ein Himmelreich auf Erden zu gründen. Wie, wenn dieſes Häuflein Heiliger inmitten der über die Erde ausgebreiteten Chriſtenheit, gleich der Hand voll Chriſten im einſtigen großen römiſchen Reiche, nach und nach anwachſen und ſich vermehren und zur herrſchenden Religionsgemeinde werden ſollte? Hätte Schopenhauer alſo ſchließlich doch recht und ſtände die allgemeine „Verneinung des Willens" in wenn auch noch ferner Ausſicht? — Darauf will ich mit Schiller erwidern:

> Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht,
> Nicht gleich zu allen dringet,
> So übt Natur die Mutterpflicht
> Und ſorgt, daß nicht die Kette bricht
> Und daß der Reif nie ſpringet.

Und hiermit will ich dieſe Betrachtungen ſchließen, die ich nur als flüchtige und nichts weniger als erſchöpfende angeſehen haben möchte.

David Aſher.

*) Eine abermalige ſchöne Bereicherung der Tauchnitz-Ausgabe.

Feuilleton.

Der Schriftſtellertag in Dresden.

In Dresden tagten am 31. Mai, am 1. und 2. Juni die deutſchen Schriftſteller; es mochten ungefähr 50 anweſend ſein; namentlich war Berlin zahlreich vertreten. Den erſten Punkt der Tagesordnung bildete die Tantièmefrage, über welche Feodor Wehl aus Hamburg berichtete, indem er darauf hinwies, daß die Reform der Lage der Schriftſteller von dieſen ſelbſt ausgehen und daß ſie den Regierungen das nöthige Material und die Unterlagen für eine geſetzliche Regelung an die Hand geben müßten. Das Reſultat der Debatten war die Bildung eines Comités, beſtehend aus F. Wehl, Alfred Meißner, H. Schmidt, welches mit dem wiener dramatiſchen Verein über ein gemeinſames Wirken unterhandeln ſollte. Es iſt dies offenbar der richtige Weg, eine Zerſplitterung der Beſtrebungen unmöglich zu machen. Das wiener Comité (Laube, Moſenthal, Mautner, Flotow, Suppé) hat fleißig gearbeitet und die von der Verſammlung berathenen Statuten bereits ſo weit redigirt, daß ſie der Regierung zum Zweck einer Autoriſation des zu bildenden Vereins unterbreitet werden können. Hoffentlich knüpft der Schriftſtellerverein ſeinen Anſchluß nicht an irgendwelche Bedingungen. Damit im praktiſchen Leben etwas zu Stande kommt, bedarf es der Unterordnung unter das Fertige,

Digitized by Google

was Erfolg verſpricht. Mit Recht ſagt Laube in der „Neuen Freien Preſſe", daß das Unternehmen nur gedeihen kann, wenn ſich ihm alle beſſern Kräfte Deutſchlands anſchließen; wenn irgendwo, ſo ſei hier die Lehre vom Bündel Pfeile am Platze. Als weiterliegende Aufgaben des Vereins ſtellt er außerdem hin: ein Cartelverhältniß mit dem franzöſiſchen Verein der dramatiſchen Autoren und Componiſten, und das Beſtreben, die Förderung der Regierung ſowol für ſeine eigenen materiellen Intereſſen, als auch für die mit dieſen Intereſſen Hand in Hand gehende geiſtige, künſtleriſche und ſittliche Hebung des deutſchen Theaters zu erlangen.

Eine zweite Hauptdebatte des dresdener Schriftſtellertags galt der Frage des geiſtigen Eigenthums und ihrer Regelung; man einigte ſich darin, die Beſchlüſſe der Verſammlung von 1865 nochmals an die verſchiedenen Geſetzgebungsgewalten zu bringen. Für den in Deutſchland graſſirenden Nachdruck wurden zahlreiche neue Belege beigebracht; man verſicherte, daß faſt 1000 Blätter in Deutſchland nur vom Nachdruck leben. Das Streben nach einer feſten geſetzlichen Regelung dieſer Verhältniſſe iſt durchaus anerkennenswerth. Doch darf man dabei wol nicht vergeſſen, daß in Bezug auf kleinere Artikel, Gedichte u. ſ. w. eine liberale Benutzung der größern Preſſe durch die kleinere nicht ausgeſchloſſen ſein darf. Es iſt dies gewiß im Intereſſe der Schriftſteller, denen eine möglichſte Verbreitung flüchtiger Tagesarbeit nur erwünſcht ſein kann. Der von Schweichel im Namen des Leipziger Schriftſtellervereins geſtellte Antrag, es möge den einzelnen Schriftſtellervereinen das Recht verliehen werden, je ein von ihnen ſelbſt zu ernennendes Mitglied in den Vorſtand abzuordnen, hatte die Mehrheit der Stimmen gegen ſich. Der Antrag Frenzel's dagegen, für die Hinterlaſſenen eines Mitglieds ſofort nach dem Tode deſſelben eine Unterſtützung auszuzahlen, zu welcher jedes Mitglied bei jedem eintretenden Sterbefalle einen halben Thaler beitragen ſoll, wurde angenommen.

Zum Vorort des Vereins wurde einſtimmig Berlin, zum Verſammlungsort für das nächſte Jahr Weimar ernannt. Da der Antrag Niendorf's, es möge unter Aufſicht des Vorſtandes ein „Vermittelungsbureau für Unterbringung von Novellen und Feuilletons auf dem geſchäftlichen Wege von Angebot und Nachfrage" begründet werden, angenommen wurde, ja dürſten die Novelliſten wol von dieſem dritten Schriftſtellertag den meiſten praktiſchen Nutzen haben. Sie waren auch außerdem die Begünſtigten: die Anweſenheit mehrerer Schriftſtellerinnen ſoll dies oder jenes pikante Abenteuer bei den geſelligen Vergnügungen des Vereins, bei Diner und Dampfſchiffahrt auf der Elbe, zur Folge gehabt haben, welches für die Novellen der Zukunft einen anregenden Stoff bietet.

Es iſt immerhin ein Fortſchritt gegen früher, die deutſchen Schriftſteller regen ſich jetzt. Daß dies ſtets in Freiheit geſchehe, dafür plaidirt Frenzel in einem Aufſatz der „National-Zeitung": „Die Literatur und der Staat", in welchem er ſich gegen die von Wolfgang Müller beantragte deutſche Akademie erklärt; er ſieht in einer Akademie nur die Vernichtung der freien unabhängigen Literatur. Doch beſteht denn eine Akademie nur in Uniformen, Talaren, Zöpfen? Wie die Wiſſenſchaft und die Kunſt, muß nach unſerer Anſicht der Staat, und zwar um ſo mehr, je mehr er ſeinem Ideal entſpricht, auch die Literatur aufnehmen in den Kreis jener geiſtigen Gewalten, die er deshalb anerkennt, weil ſeine eigene Würde und Bedeutung von ihnen getragen wird.

Literariſche Notizen.

Zur Charakteriſtik Byron's iſt ſoeben ein wichtiger Beitrag erſchienen. Bekanntlich iſt ſein Aufenthalt in Italien, nachdem die Liebe zu dem naturwüchſigen Kind Venedigs, der wilden Margarita, vergeſſen war, aufs engſte mit ſeiner Neigung für die Gräfin Tereſa Guiccioli verknüpft. Dieſe Gräfin lebt noch als Witwe des Marquis de Boiſſy und hat ſoeben Denkwürdigkeiten veröffentlicht, welche ihren Helden, den ebenſo gefeierten wie verfehmten Dichter, in ein durchaus glänzendes Licht ſtellen. Sie ſind erſchienen unter dem Titel: „Lord Byron, jugé par les témoins de sa vie", bei Amyot in Paris und gleichzeitig engliſch bei Dulau in London, zwar ohne den Namen der Verfaſſerin, der jedoch durch die authentiſchen Verſicherungen der Verleger außer Zweifel geſtellt iſt.

Der Sohn des gefeierten Romandichters Bulwer nimmt ebenfalls eine hervorragende Stelle auf dem Parnaß der Gegenwart ein und mag wie die beiden Taſſo, die Schlegel u. a. als eine Inſtanz gegen die namentlich von Schopenhauer vertretene Behauptung gelten, daß die Söhne den Intellect von der Mutter und den Charakter vom Vater erben. Das zweite Maiheft der „Revue des deux mondes" widmet unter der Ueberſchrift: „Littérature anglaise" dem Dichter Robert Lytton eine eingehende Analyſe, anknüpfend an ſeine letzte Veröffentlichung: „Chronicles and Characters" (London 1868). Von ſeinem Vater hat Lytton die Univerſalität des Geiſtes und die vielſeitige Bildung geerbt; ſeine Muſe hat einen kosmopolitiſchen Zug; es fehlt ihr aber eine ſcharfe originelle Phyſiognomie. Seine frühern Schriften gab er unter dem Namen Owen Meridith heraus; er hat eine griechiſche Tragödie: „Klytämneſtra", eine Reihe von Weltfahrten in Verſen: „The Wanderer", einen Byron'ſchen Roman in Verſen: „Lucile", ſerbiſche Gedichte, eine deutſche Studie: „The King of Amasis", veröffentlicht und vereinigt in den zwei dicken Bänden ſeines neueſten Werks in chronologiſcher Folge dramatiſche Scenen, Legenden, Balladen, lyriſche Ergüſſe, philoſophiſche und religiöſe Gedichte aus allen Jahrhunderten. So erſcheint Lytton als ein talentvoller, aber nicht hinlänglich ſelbſtändiger Dichter. Der Kritiker der „Revue des deux mondes" analyſirt mit treffender Schärfe, ehe er an die Charakteriſtik Lytton's geht, die neue nervöſe Schule der engliſchen Lyrik, die er die école spasmodique nennt. Es fehlt in Deutſchland nicht an Analogien, nur finden die Krämpfe der Poeten kein Publikum mehr. Wir erfahren übrigens, daß Lytton die deutſche Literatur kennt und ſchätzt und daß ſich in ſeiner Sammlung mehrere geiſtreiche und farbenreiche Skizzen des deutſchen Mittelalters finden.

Von dem „Jahrbuch der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft" (Berlin, G. Reimer) iſt der dritte, von Karl Elze herausgegebene Jahrgang erſchienen. Wir kommen auf die Aufſätze deſſelben noch näher zurück, und erwähnen hier nur, daß einer der inhaltreichſten: „Eſſay über Richard III." von Wilhelm Oechelhäuſer, einem der tüchtigſten Kenner Shakſpeare's, der außerhalb der eigentlich gelehrten Kreiſe ſteht, auch in einem Separatabdruck ausgegeben worden iſt.

Bibliographie.

Bortsch, K., Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Benfey, R., Aus der Literaturgeſchichte für's Volk. 1ſtes Heft. Leſſing, die Grundſäule deutſcher Literatur. Berlin, Albrecht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bertram, Dorpats Größen und Typen vor 40 Jahren. Dorpat, Gläſer. 8. 12 Ngr.

Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem engliſchen Original bearbeitet. Parchim, Henſſt. 8. 15 Ngr.

Böhmer's, J. F., Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch J. Janſſen. 3 Bde. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bölte, Amely, Streben iſt Leben. 3 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 3 Thlr.

Boué, A., Ueber die Rolle der Veränderungen der unorganischen Festen im grossen Masstabe in der Natur. Wien. Lex.-8. 7½ Ngr.

— — Werden der Menschheit immer, wie jetzt, Mineralschätze zu Gebote stehen? Wien. Lex.-8. 2 Ngr.

Brunold, F., Zwei Novellen. I. Keine Mutter. II. Der Bildſchnitzer. Wismar, Hinſtorff. 8. 1 Thlr.

Büſing, P., Wie Harm Ahlers upper Melkſtraten ſeilde. En Vertellſel van Gerd Tenjers. Bremen, Tannen. 16. 10 Ngr.

Spir, A., Andeutungen zu einem widerspruchslosen Denken. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 4 Ngr.

Supan, A. G., Die vier letzten Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli mit besonderer Berücksichtigung der Stände-Revolution in Oesterreich in den Jahren 1451 und 1452. Nach den Quellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Swiezsczy, B., Napoleon III. und die Territorial-Entſchädigungen Frankreichs. (Aus dem Polniſchen überſetzt.) Poſen, Merzbach. Gr. 8. 25 Ngr.

Sybel, H. v., Die deutſchen und die auswärtigen Univerſitäten. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Tietz, F., Haidekraut und Riedgras. Märkiſch-preußiſche Hiſtorietten aus alten Tagen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Veltheim, H. v., Die Kahlen. Erzählung aus der Zeit der iriſchen Inſurrection von 1798. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weinhold, M., Naturvölker und Culturvölker. Vortrag. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 5 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Converſations-Lexikon.
Elfte Auflage.

Dreizehn Bände liegen jetzt vollſtändig vor und die zwei letzten erſcheinen bis zum Herbſt d. J.

Der Subſcriptionspreis beträgt:

5 Silbergroſchen für das Heft von 6 Bogen, 1 Thlr. 20 Sgr. für den Band, gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz 2 Thlr.

Brockhaus' Converſations-Lexikon nimmt unter allen ähnlichen Werken die erſte Stelle ein. Die elfte Auflage empfiehlt ſich um ſo mehr zur Anſchaffung, als der größte Theil bereits vorliegt und doch das bis zum Herbſt d. J. erfolgende Erſcheinen des Schluſſes Gelegenheit bietet, die wichtigſten Ereigniſſe und Veränderungen der Gegenwart noch darin aufzunehmen.

Das Erſchienene iſt in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Beſtellungen auf das Werk, nach und nach in beliebigen Terminen zu liefern, angenommen werden und ein Proſpect gratis zu haben iſt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taſchen-Wörterbuch
der
italieniſchen und deutſchen Sprache.
Von Dr. Franceſco Valentini.

Sechſte Auflage.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italieniſch-Deutſcher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Deutſch-Italieniſcher Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon ſeit einer langen Reihe von Jahren iſt Valentini's italieniſches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutſche wie für Italiener, als eins der vorzüglichſten geſchätzt. Wie feſt ſich das Werk in der Gunſt des Publikums behauptet, zeigt das Erſcheinen der vorliegenden ſechſten Auflage. Durch den ſehr billigen Preis wird die Anſchaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen an
Felix Mendelsſohn-Bartholdy.
Ein Künſtler- und Menſchenleben.
Von Eliſe Polko.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr 20 Ngr.

In ihrer bekannten anmuthigen Weiſe liefert die Verfaſſerin mit dieſem Buche ein Bild Felix Mendelsſohn's als Künſtlers und Menſchen, theils nach eigenen Erinnerungen, theils nach Mittheilungen ſeiner nächſten Freunde. Das Buch wird allgemein anſprechen und eignet ſich namentlich zu einem Geſchenk für die deutſche Frauenwelt.

Als Ergänzung zu den bekannten Briefen Mendelsſohn's iſt es beſonders auch den zahlreichen Leſern derſelben zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der herrschenden Ideen des Islams.

Der Gottesbegriff, die Prophetie und Staatsidee.

Von

Alfred von Kremer.

8. Geh. 3 Thlr.

Der Zweck dieses Buchs ist eine Darstellung der culturhistorischen Entwickelung des Islams. Ein langjähriger Aufenthalt im Orient und umfassende Studien der orientalischen Literaturwerke haben den Verfasser in die Lage versetzt, das Geistesleben der islamitischen Völker von einer neuen Seite zu beleuchten. Unter den citirten orientalischen Quellenschriften findet sich eine beträchtliche Anzahl solcher, die bisher in Europa gänzlich unbekannt waren. Das Buch dürfte fortan ein schwer entbehrlicher Leitfaden für jeden Orientalisten sein, wird aber auch dem Theologen sowol als dem Philosophen vielfach neue Aussicht in bisher unbekannte Gebiete eröffnen. Aber nicht blos in gelehrten Kreisen, sondern auch von der grossen Masse der Gebildeten wird das Buch mit Interesse gelesen werden, von jedem, der über den Orient ein richtiges Urtheil gewinnen will: denn es ist in der That eine Culturgeschichte der mohammedanischen Völker, die hiermit uns geboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath zu Gotha.

Vier Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In dieſen Predigtſammlungen zeigt ſich der ſeiner freiſinnigen theologiſchen Richtung wegen ebenſo gefeierte als vielfach angefeindete Schriftſteller auch als trefflicher Kanzelredner. Seinen Standpunkt als Prediger hat er in einer ausführlichen, der erſten Sammlung voranſtehenden Anſprache den Leſern dargelegt. In weiten Kreiſen ſich eingebürgert haben, bezeugt die raſche Folge neuer Auflagen: die erſte Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Zur Geſchichte der neueſten Theologie. Dritte ſehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable de toute Grammaire allemande.

Par L. de Belloc.

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 26. — 25. Juni 1868.

Inhalt: Adalbert Stifter's letzter Roman. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte der Philoſophie. — Militäriſcher Büchertiſch. Von Karl Guſtav von Berneck. — Feuilleton. (Franz Pfeiffer; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Adalbert Stifter's letzter Roman.

Witiko. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Drei Bände. Peſth, Heckenaſt. 1865—67. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Iſt der naiv-epiſche Stil der Chronik für den hiſtoriſchen Roman geeignet, der in ältern Zeiten ſpielt? Iſt Treue des Coſtüms das oberſte Geſetz für den geſchichtlichen Romanſchriftſteller? Und hat der Epiker nur den äußerlichen Verlauf der Ereigniſſe darzuſtellen, ohne in das Gemüth und die innere Welt ſeiner Helden hinabzuſteigen, aus Furcht, hier mit dem Dramatiker in Colliſion zu gerathen? Die Beantwortung dieſer Fragen ergibt von ſelbſt das Urtheil über den letzten Roman Stifter's, der zugleich der erſte hiſtoriſche Roman dieſes begabten und liebenswürdigen Autors war. Doch obgleich Stifter mit dieſem Werke von der Nation Abſchied nahm, ſo kann daſſelbe keineswegs als die reife Frucht ſeiner literariſchen Entwickelung betrachtet werden, ſondern nur als ein Verſuch, eine Studie auf einem neuen Gebiete, auf welchem der Autor bisher nicht heimiſch war und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch durch dies Werk nicht heimiſch geworden iſt.

Denn wir müſſen die oben aufgeſtellten Fragen durchaus ablehnend beantworten und damit unſer Urtheil über Stifter's „Witiko" von Haus aus als ein ungünſtiges feſtſtellen.

Der alterthümelnde Stil fällt aus den formalen Bedingungen heraus, welche wir ein für allemal von der modernen Kunſtproduction zu verlangen haben. Zunächſt, ganz abgeſehen vom Inhalt, muß jede künſtleriſche Schöpfung in ihrer Form die Errungenſchaften der Zeitbildung widerſpiegeln. Von mancher Seite mag es für einen Höhepunkt dieſer Bildung gehalten werden, daß wir im Stande ſind alle erdenklichen Formen nachzuahmen, für eine That künſtleriſcher Reife und Freiheit, jeden Stil, z. B. auch den ſchlichten Stil der mittelalterlichen Chronik, zum Verwechſeln ähnlich nachzugeſtalten. Iſt dies nicht ein Meiſterſtück künſtleriſcher Objectivität, welche auf liebgewordene Darſtellungsformen zu verzichten weiß, um gleichſam einen vorzeitlichen foſſilen Stil mit magiſcher Kunſt zu beleben?

Wir aber halten dergleichen alles für akademiſche Künſtelei, die in die Studienmappe gehört, nicht auf das Forum der Literatur. Was würden wir von einem Maler ſagen, der uns ein mittelalterliches Geſchichtstableau im eckigen altdeutſchen Stil vorführen und etwa einen Lukas Cranach zu ſeinem Vorbild nehmen wollte? Die Technik der Kunſt hat ſeit jenen Zeiten weſentliche Fortſchritte gemacht, die ſich nicht ignoriren laſſen, ja deren Anerkennung für die bildende Kunſt etwas ganz Selbſtverſtändliches iſt. Aehnlich iſt es auch in der Poeſie, oder ſollte es wenigſtens in derſelben ſein. Ein Verzicht auf die Technik, welche die Dichtkunſt ſich, wenn auch nicht im Schweiße ihres Angeſichts, doch durch das glückliche Geſchenk großer Genien errungen hat, iſt gleichbedeutend mit einem Rückfall in die barbariſchen Anfänge der Kunſt. Ob uns der Dichter ein neuzeitliches oder ein vorzeitliches Gemälde entrollt, ſeine Darſtellungsweiſe ſoll der Neuzeit angehören.

Gegen dieſe Grundſätze ſündigt nun der Stifter'ſche Roman mit einer Conſequenz und Ausdauer, die einer beſſern Sache würdig wären. Das ganze Werk iſt im alterthümlichen Chronikſtil geſchrieben; es fehlen nur die mittelalterlichen Initialen, um uns ganz in die Stimmung der Mönchshandſchriften zu verſetzen. Der Satzbau und die Periode exiſtiren für dieſen Stil nicht, die Syntax iſt von paradieſiſcher Urſprünglichkeit; es iſt ſchon ein ſeltener Luxus, wenn ſie ſich mit einem kleinen Relativſatz ſchmückt. Satz folgt auf Satz, kurz angebunden, in einer Art von Gänſemarſch, welcher für den Chronikſtil charakteriſtiſch iſt. Dabei treten Wiederholungen ein, welche, wie es ſcheint, eine Art von individueller Verlebendigung bezwecken, indem ſie die zuſammenfaſſende Darſtellung in ihre Atome auflöſen. Wenn mehrere

Digitized by Google

daſſelbe ſagen oder thun, ſo ruft Stifter gleichſam jeden einzelnen beim Namen und läßt ihn als einzelnen die Worte der andern wiederholen. So iſt es bei den Berathungen, ſo iſt es auch bei dem allergewöhnlichſten „Gute-Nacht- und Lebewohlſagen". Witiko iſt zu Gaſt bei Lubomir; dieſer führt ihn zuerſt zu ſeiner Frau:

Die Frau wendete ihr Angeſicht mit freundlichen Mienen gegen Witiko, und ſagte: „Unſer Herr und Zupan Lubomir, mein Ehegatte, hat mir angezeigt, daß Ihr unſer Gaſt ſeid, ich heiße Euch in Freuden willkommen, und bitte, ſeid mit dem zufrieden, was unſer armes Haus gewähren kann, und was zwei alte Leute, die einſam ſind, zu Euerm Vergnügen thun können." — „Ihr erweiſt mir eine hohe Gunſt, erhabene Frau", entgegnete Witiko, „daß ihr mich gaſtlich in Euerm Hauſe aufnehmt, ich werde es dankbar erkennen."

Hierauf wendete ſich Lubomir gegen die Männer, die an der Thür ſtanden, und indem er auf den erſten wies, ſagte er: „Das iſt Raſtiſlaw, mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann wies er auf den zweiten und ſagte: „Das iſt Widimir, mein Sippe, der mir auch in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann wies er auf den dritten und ſagte: „Das iſt Wentiſlaw, mein Sippe, der mir gleichfalls in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann wies er nach der Reihe auf die Folgenden und ſagte: „Das iſt Kodim, das iſt Momir, das iſt Diš, das iſt Derad, das iſt Wazlaw, und das iſt Hoſtiwil."

Und bei jedem fügte er bei: „Es iſt mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann fügte er noch hinzu: „Sie ſind alle meines Dankes, und wir ſind uns alle des gegenſeitigen Schutzes verſichert."

Hierauf wendete er ſich halb gegen Witiko und rief zu den Männern: „Dieſer Jüngling iſt Witiko, unſer Nachbar im Walde und, ſolange es ihm genehm iſt, unſer Gaſt." — „Er iſt willkommen", rief einer der Männer. — „Er iſt willkommen", rief ein anderer. Und „Er iſt willkommen", riefen alle.

Nachdem der Held gegeſſen, begibt er ſich zur Nachtruhe; natürlich muß er ſich bei Raſtiſlaw und den Sippen wieder verabſchieden:

Hierauf ſagte Lubomir zu Witiko: „Man wird dich in dein Gemach führen, ſchlafe wohl unter dieſem Dache." — „Nehmt eine erſte gute Nachtruhe in unſerm Hauſe", ſagte Boleſlawa, „und erwacht fröhlich, wie es Euern Jahren eigen iſt." — „Es wird wol ſo ſein", antwortete Witiko, „und ich gebe den Wunſch guter Ruhe zurück." — „Amen", ſagte Lubomir, „gehabt euch wohl, meine Sippen." — „Mit Gott", riefen die Männer.

Nun öffnete der Mann mit dem weißen Gewande wieder die Thürflügel, eine der Frauen ging mit einem Wachslichte hinaus, Boleſlawa folgte ihr, und ihr folgten die zweite Frau und die drei Mädchen. Dann ging Lubomir hinaus, dem Slawa leuchtete. Hierauf ſagte Witiko zu den Männern, die da ſtanden: „Gehabt euch wohl und ſeid mir gut geſinnt."

Auf dieſe Worte traten ſie gegen ihn heran und reichten ihm die Hände. „Ruhe unter der Gaſtlichkeit und unter unſerm Schutze in dieſem Hauſe", ſagte der, welchen Lubomir Raſtiſlaw geheißen hatte. — „Ruhe wohl", „Lebe wohl", „Gehab' dich gut", riefen andere. — „Ruhet wohl", ſagte Witiko.

Und wie ſich die Männer wieder von Witiko theilten, kam der zum Vorſchein, der am untern Ende des Tiſches geſeſſen war. Er ſagte: „Ruht in Gott, und du, junger Gaſt, ruhe in Gott." — „Ruht in Gott, ehrwürdiger Vater", ſagte Witiko.

Eine derartige Darſtellungsweiſe muß einen Menſchen des 19. Jahrhunderts, für den die Zeit Geld iſt, allmählich zur Verzweiflung bringen; es iſt gerade ſo als ob man aus einem alten Hemde Charpie zupft und einen Faden neben den andern legt. Die Anſchaulichkeit gewinnt bei dieſer Darſtellungsweiſe durchaus nicht; denn wir haben von Kodim, Momir, Diš, Derad, Wazlaw gar kein Bild, noch weniger irgendwelches Intereſſe für dieſelben, es ſind nur Automaten, die mit den Köpfen nicken. Doch auch wo uns die Helden dieſer homeriſchen und bibliſchen Schiffsregiſter beſchrieben werden, erfahren wir Aeußerlichkeiten, die uns keine Theilnahme erwecken; es ſind nur die bunten Bilder eines bemalten Bilderbogens. Witiko begegnet einem Scharlachreiter mit andern ſchönen Reitern, dem Fürſten Wladislaw und ſeinem Gefolge. Dies wird uns in folgender Weiſe vorgeſtellt:

„Jetzt ſieh aber auf den, der hinter mir iſt", fuhr der Scharlachreiter fort, „der iſt Weliſlaw, er ſagt immer, daß er treu ſei; er weiß nicht, wem, und er iſt ſo jung, daß er noch gar nicht angefangen hat, treu zu ſein. So ſchau doch um auf ihn."

Witiko blickte gegen ihn zurück. Er ritt auf einem Goldfuchs, war braun von Haar und Augen, hatte ein braunes Gewand, auf der ſchwarzen Haube eine Geierfeder, und trug Schwert und Hüfthorn. „Nun ich bin doch unverdächtig", ſagte er zu Witiko. — „Ja", antwortete Witiko. — „Jetzt blicke gerade hinter dich, Lederreiter", rief der Scharlachmann, „da iſt der Sohn des Načerat, er iſt immer der Sohn des Načerat, und wird immer der Sohn des Načerat ſein." — „So ſieh doch um", rief der Mann hinter Witiko.

Witiko wendete ſich ein wenig auf ſeinem Pferde, und ſah nach dem Manne, der gerufen hatte. Er ritt auf einem braunen Pferde, und war ein ſehr ſchöner Jüngling mit blonden Haaren und blauen Augen und roſenrothem Angeſicht. Er trug ein ſcharlachbraunes Gewand und auf der ſchwarzen Haube eine weiße Feder. Er hatte Schwert und Hüfthorn. „Ich bin niemand gefährlich", ſagte er zu Witiko. — „Außer allen ſchönen Dirnen", rief der Scharlachreiter. — „Ich könnte auch mit einem Ritter edle Freundſchaft halten, wie zum Beiſpiel mit dem Lederreiter", ſagte der Mann. — „Es mag ſein, oder auch nicht ſein, ich kann es jetzt noch nicht errathen", ſagte Witiko. — „Nun kommt die zweite Reihe hinter uns", ſagte der Scharlachreiter, „da iſt Ben, es heißt auch ein Feldherr ſo, aber der iſt nicht der Feldherr." — „Nicht wahr, Ben, du biſt nicht der Feldherr Böhmens", rief er auf den Mann zurück. — „Ich werde es bald ſein", rief der andere hervor.

Witiko blickte um. Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, grüne Kleider, eine ſchwarze Feder auf der ſchwarzen Haube, und trug Hüfthorn und Schwert. „Der rechts von Ben heißt Caſta", ſagte der Scharlachreiter. „Sieh ihn nur an, er will immer für ſeine Freunde in den Tod gehen. „Caſta, du ſtirbſt für uns alle", rief der Scharlachreiter. — „Und ihr alle für mich", rief Caſta.

Der Mann ritt auf einem Rappen, hatte lichte Haare, braune Kleider, eine graue Feder auf der ſchwarzen Haube und Hüfthorn und Schwert. „Die hinter den beiden ſind die Söhne Smil's, des großen Feldherrn des Herzogs Soběſlaw", fuhr der Scharlachreiter fort, „ſie wollen immer das Nämliche thun, haben gleiche Pferde und Kleider, und müſſen uns offenbaren, ob ihre Liebchen auch die gleichen Augen haben. Sieh ſie nur an, mein Ledermann."

Witiko blickte um, und konnte nur erkennen, daß die beiden grün gekleidet waren, rothe Federn auf den ſchwarzen Hauben hatten, und jeder auf einem Falben ritten.

Und ſo mit Grazie in infinitum! Möglich, daß einige ſtiliſtiſche Gourmands und Kunſtmäcene ſolche Darſtellungsweiſe wegen ihrer Abſonderlichkeit ſehr gewählt und ſchmackhaft finden; wir finden ſie ungenießbar und hölzern.

Es fehlt dem Stil wie der ganzen Erzählung an einem künſtleriſchen Moment, welches die unreife Kunſtbildung nicht kennt, die reife aber nicht entbehren kann — an der Perſpective. Schon die Sätze ſind in gerader, ſteifer Linie aufmarſchirt, alles Hauptſätze, der hinterſte ganz ſo aufdringlich wie der vorderſte, gar keine Neben- und Unterordnung, gar keine Verkürzung, keine Einſchiebung. Aehnlich geht es mit den Geſtalten; es fehlt an

Digitized by Google

:der künſtleriſchen Disciplin und Subordination. Die
nbedeutendſte macht ſich ſo breit wie die bedeutendſte;
lles tritt patzig in den Vordergrund; es gibt überhaupt
er keinen Hintergrund, keine Abſtufung, keine Fernſicht;
e Geſtalten bewegen ſich wie auf einem ägyptiſchen
arkophagendeckel und an einer chineſiſchen Wand.

Nun mögen die Vertheidiger der chronikartigen Dar-
ellung zu Gunſten derſelben aufführen, daß durch ſie die
reue des Coſtüms gewahrt werde und hierin ein weſent-
cher künſtleriſcher Vorzug liege. Die Thatſache wollen
ir bereitwillig zugeben: Stifter's „Witiko“ verſtößt mit
iner einzigen Zeile gegen die hiſtoriſche Wahrheit. So
wegten ſich, ſo lebten, fühlten und dachten die Men-
jen des 12. Jahrhunderts; ſo trugen ſie ihre Gewänder,
ihre Lederkappen auf dem Kopfe; ſo bauten ſie ihre
äuſer und Burgen; ſo waren ihre Kämpfe, ihre Be-
thungen. Nirgends iſt der Gedankenkreis jener Zeit
rch ein ſpäter geborenes Denken unterbrochen. Ja, der
lzerne Chronikenſtil gewinnt durch dieſe Hingebung an
ſchlichten Genius des Zeitalters hin und wieder einen
g von Treuherzigkeit und Innigkeit, der ebenſo charak-
iſtiſch iſt, wie mit anſprechender Wärme berührt. Weht
s doch oft eine gleiche Innigkeit aus alten Holzſchnit-
entgegen, in deren eckigen Umriſſen oft ein eigenthüm-
er ſeeliſcher Ausdruck liegt.

Doch dieſe Treue des Coſtüms bleibt immer ein unter-
rdneter Vorzug, und wo der alte Schnitt der Gewän-
und Gedanken ſo gewiſſenhaft nachgebildet iſt, da füh-
wir bald, daß dieſe ganze Welt eine uns fremde iſt,
welcher alle Anſtrengung des Autors uns nicht hei-
ch zu machen weiß. Der Roman ſoll ein umfaſſendes
lturgemälde der äußern Welt geben; doch dieſe Aeußer-
keit muß eben vom Geiſt, und von einem verwandten
ſt durchdrungen ſein, wenn ſie uns feſſeln ſoll. Wo
nach die Treue des Coſtüms in einer uns fernliegen-
Zeit als der letzte und höchſte Zweck des Romans
heint, als ſeine künſtleriſche Großthat: da wird dieſer
de als Kunſtwerk nur einen ſubalternen Rang ein-
nen und als Erzählung keinen ſpannenden Reiz
üben.

Auch Walter Scott iſt von antiquariſcher und ge-
htlicher Sorgfalt in Bezug auf die äußere Ausſtattung
r Helden, ihrer Comparſerie und der Decorationen
Hintergrundes in ſeinen Gemälden; er macht ſich hier-
ie Sache ebenſo wenig leicht wie Stifter, und ſeine
thümlichen Studien gehen ebenſo tief in das Detail
Cultur. Doch der durchgreifende Unterſchied zwiſchen
ter und ihm beſteht darin, daß er die ſo durch-
beitete Fülle des culturgeſchichtlichen Materials als-
zu einem Moment in dem ganzen Aufbau des Kunſt-
s wieder herabſetzte, dem letztern aber eine vorzügliche
itektonik gab, nie die ſteifleinene Chronikform als
e in ſeine Romane einführte, und vor allem für das
ken und Empfinden ſeiner Helden ein tieferes Intereſſe
flößen verſtand.

Und das iſt der dritte Punkt, wegen deſſen wir mit
ter rechten müſſen: ſeinen Helden fehlt das innere
und ihren Thaten die eigentliche Motivirung. Wenn
der Epiker nicht wie der Dramatiker uns von Haus
über den letzten Zweck ſeines Helden zu orientiren
braucht, ſondern für ihn eine ſpätere Aufhellung des vergangenen Ereigniſſes genügt, ſo muß er uns doch vor allen Dingen das Bewußtſein eines zweckmäßigen Zuſammenhangs geben, der in dem ganzen Werke waltet. Es müſſen beſtimmte Größen geſetzt ſein, die leitenden Mächte und Gedanken der Zeit auf der einen, die Charaktere auf der andern Seite, deren Ineinandergreifen, auch wo es in einzelnen Verſchlingungen geheimnißvoll erſcheint, uns doch lösbare Räthſel aufgibt. Am innern Horizont des Helden muß Vergangenheit und Zukunft und ihr reicheres Leben ſtets ſich ablöſen mit der unmittelbaren Gegenwart.

Das alles iſt bei Stifter nicht der Fall. Das ganze Handeln des Helden zerfällt in ſpröde Atome, deren Zuſammenhang unerklärt bleibt; und doch verlangten die Schwankungen von einer Partei zur andern in jenen zerfahrenen Verhältniſſen altböhmiſcher Anarchie eine ausgiebige Erklärung. Dadurch, daß dieſem Handeln die Motive fehlen oder nur äußerlich und ſporadiſch angeheftet ſind, zeigt es ſich immer nur als ein äußerliches Geſchehen, für deſſen Hinundher nur eine geringe Theilnahme bleibt. Wir verlangen von dem Romandichter nicht, daß er wie der Dramatiker den Willen des Helden auf die Spitze einer entſcheidenden That ſtelle; aber dieſer muß doch immer handelnd auftreten, durch verſtändliche Motive beſtimmt; wir müſſen nicht gelegentlich erfahren, warum dies und das geſchieht, was uns mit großer Ausführlichkeit vorgeführt wird, ſondern unſere Theilnahme wird dem Gebaren des Helden erſt zutheil, wenn wir in ſeine Zwecke eingeweiht ſind. Die Ueberraſchungen des Romans gehen aus allmählich ſich entſchleiernden Dunkelheiten der Vergangenheit empor, die in den weitern Verlauf der Handlung eingreifen, keineswegs aber daraus, daß für ein Thun, welches wir lange verſtändnißlos mit anſehen, uns ſpäter auf einmal ein Zweck angegeben wird. Das iſt eine Verwechſelung, deren ſich Stifter öfter ſchuldig macht und die man auf eine Verkennung der Romantechnik zurückführen muß.

Wir folgen z. B. Witiko auf einer Fahrt zum Erzbiſchof von Paſſau, die er mit zwei Männern antritt; der Zweck der Fahrt iſt uns, wie faſt immer, wenn wir mit dem Helden ausrücken, unbekannt; ſie geht für uns ins Blaue. Nun erleben wir manche Abenteuer, werden durch Gegenden geführt, die uns mit den trockenen Farben der Chronik geſchildert werden; kehren mit den Wandernden aus und ein, eſſen und trinken, was uns mit homeriſcher Einfachheit dargeſtellt wird, kommen endlich in Paſſau im erzbiſchöflichen Schloſſe an, und erſt hier erfahren wir, daß der eine der Begleiter der mähriſche Biſchof iſt, der ſich vor den Fürſten flüchtet und von dem treuen Witiko in den Schutz eines befreundeten Kirchenfürſten geleitet wird.

Iſt durch dieſe nachträgliche Mittheilung nun eine romanhafte Ueberraſchung erreicht? Keineswegs. Eine Ueberraſchung ſetzt eine Spannung voraus, die in unerwarteter Weiſe befriedigt wird. Ohne Spannung gibt es keine Befriedigung. Stifter hat dieſe nicht bei uns zu erregen gewußt; wir merken es kaum, daß wir es mit einem geheimnißvollen Fremden, mit einer bedeutenden Perſönlichkeit zu thun haben; es fehlt uns daher der Sinn

Digitized by Google

für die drohenden Gefahren der Wanderſchaft, und ſo verpuffen alle Wirkungen an der reizlos ſtumpfen Darſtellungsweiſe.

Ohne die Einkehr in das Innere des Helden erſcheint dieſer leicht wie eine Marionette, die nur an den Drähten des Autors an uns vorübertanzt. Wir ſtoßen uns immer nur an den harten Ecken der Gegenwart; es fällt kein Licht auf ſie aus den in die Vergangenheit reichenden Erinnerungen und auf die Zukunft gerichteten Zwecken. Derartige Durchſichten in die tiefſte Seele des Helden ſind namentlich da unentbehrlich, wo es ſich um eine Colliſion der Pflichten handelt. Witiko läßt die Feinde der mähriſchen Fürſten einmal entkommen, als er ſie in der Gewalt hat; er handelte hiermit gegen ſeine Dienſtpflicht, wenn er auch einem Motiv echter Pietät gehorcht. Auch bleibt dieſe Handlung nicht ohne wichtige Folgen. Dennoch wird ſie ganz beiläufig erzählt, nur in ihrem äußern Verlauf; der Kampf in der Seele des Helden wird wie etwas Gleichgültiges kaum erwähnt, wie überhaupt Bedeutendes und Unbedeutendes gleichmäßig durch den ſeichten Stil der Darſtellung verwaſchen wird.

Es iſt nicht leicht, von der abſonderlichen Romanform des „Witiko" denjenigen, die das Werk nicht kennen, ein klares Bild zu geben. Hoffentlich findet dieſer Stil, der aus lauter Haut und Knochen beſteht und dem alles Fleiſch fehlt, keine Nachahmung; wir bedauern, daß ein ſo phantaſiereicher Dichter ſeine Phantaſie ſo ſyſtematiſch aushungern und ſeinen Pegaſus in eine ſolche Roſinante verwandeln konnte, der man alle Knochen im Leibe zählen kann.

Es bleibt nur noch die Frage übrig, ob der Inhalt des Romans, wenn wir von ſeiner verfehlten Form abſehen, an und für ſich ein tieferes Intereſſe bietet und in anderer Behandlung hätte Glück machen können?

Doch auch dieſe Frage müſſen wir verneinen. Weder haben die Schickſale des Helden einen ſpannenden Reiz, ſelbſt wenn ſie mit reicherer Erfindung ausgebeutet worden wären, noch hat der geſchichtliche Hintergrund, auf dem ſie aufgetragen ſind, irgendeine maßgebende Bedeutung für die Entwickelung der Menſchheit.

Stifter ſelbſt fand die Begeiſterung zu dieſem Werk in den Erinnerungen ſeiner Kindheit und Jugend, die ſich an die Thäler und Höhen des Böhmerwaldes knüpften, in den Eingebungen einer localen Muſe. Oberplan, der Geburtsort des Dichters, iſt auch der Geburtsort ſeines Helden, und dieſelbe Höhe, auf welcher Witiko ſein neues Stammſchloß baut, iſt es, von der die Burgfräulein des „Hochwalds" aus heimatlichen Gemächern herabſahen, bis der Kriegsſturm ſie in die Einſamkeit am Fuß des Dreiſeſſelbergs ſcheucht, wo auch Witiko wandernd ſich am Reiz der noch ungelichteten Wildniß erfreut. Gewiß mag das Pietätsgefühl dichteriſch anregend wirken, doch es iſt nicht mittheilbar und wird auch nicht herausempfunden, wo es nicht ſeine Wärme abgegeben hat an die Dichtung. Das iſt wol im „Hochwald" der Fall, aber nicht im „Witiko", wo der Dichter ſelbſt hinter ſeinem Werk zu verſchwinden ſuchte, wo aber mit dem Dichter auch meiſtens zugleich die Poeſie verſchwand.

Walter Scott befand ſich in einer weit günſtigern Lage, als er die romantiſche Scenerie ſeiner Heimat, an der er mit inniger Pietät hing, mit geſchichtlichen Geſtalten bevölkerte. Wir wollen zwiſchen den ſchottiſchen Felſenbergen, die oft jäh in die Bergſeen und das Meer hinabſtürzen, und den Waldhügeln der obern Moldau keine Parallele ziehen, doch die Rebellen des Hochlandes wie Fergus MacIvor, eine Marie Stuart, die engliſchen Kronprätendenten, die Clans des Hochlandes, die ſie unterſtützen, ſind hiſtoriſche Geſtalten, welche mehr oder weniger über den localen Boden hinaus und in die Bewegung des Jahrhunderts eingreifen, und wurzeln überdies tief im Gedächtniß der beiden unter einem Scepter vereinigten Völkerſchaften.

Dieſe böhmiſchen Wladiſlaws und Wratiſlaws, die um die Oberherrſchaft kämpfen — was kümmern ſie uns, was kümmern ſie die Geſchichte? Welche nationale Theilnahme knüpft ſich an dieſe czechiſchen Streitigkeiten, und welche Theilnahme ſollen wir einem Helden ſchenken, deſſen Hauptverdienſt darin beſteht, daß er mit unwandelbarer Treue die deutſchen Coloniſten aus den Wäldern der obern Moldau den Herrſchaftsgelüſten des ſlawiſchen Adels und Herrſcherthums opfert? Und wenn dieſer Witiko ſelbſt, zum Lohn für ſeine Treue, zu einem Lehnsherrn über die Genoſſen erhöht und der freie Wald ihm tributpflichtig gemacht wird — ſoll da den Söhnen des 19. Jahrhunderts, die ihren Stolz dareinſetzen, ſolchen localen Herrenbann zu brechen, das Herz über dieſe Erhöhung vor Freuden hüpfen?

Wohl ſind auch einige weltgeſchichtliche Züge deutſcher Kaiſergeſchichte in die Handlung verflochten, der erſten Staufen Kriegszüge im Reich und nach Italien, die Bewegung der erſten Kreuzzüge; doch die Verknüpfung iſt eine loſe. Witiko's Betheiligung am Longobardenzuge des Barbaroſſa wird gegen den Schluß hin dargeſtellt; doch fehlt dieſer Darſtellung jedes andere Intereſſe außer dem hiſtoriſchen, das wol beſſere Befriedigung finden kann als in einem Roman.

Die Belagerung von Prag, die Schlacht bei Znaim ſind etwas reicher mit Zügen der Erfindung ausgeſtattet, welche wenigſtens in die geſchichtliche Chronik einige Blattſeiten dichteriſch erfundener einheftet. Die böhmiſchen Landtage und Ständeverhandlungen, denen der Autor als unſichtbarer Stenograph beigewohnt zu haben ſcheint, ſind in ihrem tumultuariſchen Verlauf den jüngſten Landtagen in den Ländern der Wenzelskrone zum Verwechſeln ähnlich. Der ſich um dynaſtiſche Intereſſen drehende Parteienkampf iſt für uns intereſſelos, und wenn wir erfahren, daß die mähriſchen Herzoge es auf Unterdrückung der kleinen Leute abgeſehen haben, ſo genügt dieſer beiläufige Zug, der nirgends durch Thatſachen illuſtrirt wird, keineswegs, unſere humane Theilnahme der Gegenpartei zuzuwenden.

Aus den Verhandlungen der böhmiſchen Großen in Prag über die Thronfolge, die im erſten Band über fünfzig Seiten füllen, wollen wir nur eine Stelle mittheilen als Probe, wie der Romanſtil Stifter's ſich bei dieſen ſtenographiſchen Beſtrebungen ausnimmt und für welche Dinge und Namen uns ein Intereſſe zugemuthet wird.

Es war eine kleine Zeit ſtill, und es erhob ſich niemand. Dann ſtand in der Mitte des Saales ein Mann auf, der zum Oberkleide ein ſchwarzes Bärenfell und auf der ſchwarzen Haube eine blaue Feder hatte. Er rief: „Ich bin Rowno aus dem Mittage Böhmens, und bin auf dem Reichstage in Sadska geweſen. Dort war der Wille nicht frei. Die groß ſind, erhielten

Berſprechungen, und wir die Kleinen fürchteten die Macht. ich kann nicht für Wladiſlaw den Sohn des erlauchten Herzogs Soběſlaw ſtreiten."

Nach ihm ſtand ein Mann auf, der ein grobes ſchwarzes)berkleid und eine Hahnenfeder auf der Bärenhaube hatte. r rief: „Ich bin Diet van Wettern aus dem Mittage Böh- tens nad ſtimme mit meinem Landsmanne Rowna."

Nach dieſen beiden Männern erhob ſich Milhoſt und rief: Jetzt iſt wal die Reihe der Rede an mir, und ich ſage: Es t eine Schmach, daß Männer, welche Weiber und Kinder, ſchweſtern und Bräute haben, und welche die Waffen in der and tragen und auf ihren Höfen ſtehen haben, einem Herrn ienen, ihm ihr Gut geden, wenn er es verlangt, ihr Blut iſſen, damit er ihnen wieder befehlen und ihren Sinn beugen nn. Die hohen und niedern Herren des Landes Böhmen id Mähren ſallten herrſchen; denn ſie ſind das Land. Ich age an, daß die Verſammlung, die in dieſem Saale iſt, atzungen entwerfe, die der künftige Herzog beſchwöre, und e ihn durch unſere Macht binden, daß er, wenn er auf dem tuhle ſitzt, nur unſern Willen zum Heile der Länder aus- hren, unſere Kraft nicht brechen und uns nicht zerſtören kann, e Swataplut mit den Wrſen that. So ſage ich und weiche ht davon."

Nach dieſen Worten erhob ſich in dem Saale ein tönender lſtimmiger Beifallsruf. Als er geendet hatte, ſtand Bogdan f und ſagte: „Ich bin in Sadſka geweſen. Dart haben alle s Nämliche geſagt, und ein einzelner konnte nicht anders ſen. Der Herzog hat unſer Wart gebunden; aber wir ſoll- die voreiligen Bande zerſprengen und frei wählen, wie ſer Inneres gebietet." — „Es iſt ſo, wir ſollten frei wäh- ", riefen mehrere Stimmen.

Nun ſtand der rothhaarige Beneš auf und rief: „Ich eche nur, daß der junge Wladiſlaw nie unſer Herzog werden n; denn Saběſlaw hat uns immer unterdrückt, und endlich er uns nach Sadſka gelackt, um uns dort unſern Willen rauben." — „Saběſlaw hat uns unterdrückt, ja er hat uns erdrückt", rief eifrig und drohend eine Anzahl van Stimmen.

Hierauf erhob ſich Domaſlaw und ſagte: „Ich füge nur , daß Saběſlaw ſehr aft wider uns war. Iſt nicht Konrad Znaim, weil er ſein Gegner war, ſechs Jahre verhaftet veſen? Mußte nicht auch Wratiſlaw von Brünn ein Jahr Gefangenſchaft zubringen? Ich rede nicht van dem unglück- en Břetiſlaw, dem Sohne jenes Herzogs Břetiſlaw, der ſa trig im Walde bei Bürgliz endete, und der ein Bruder běſlaw's war. Und hat er nicht Herren, die dieſem freund- zuhielten, in feſte Burgen geführt? Und ſind ſie nicht auch in Haft gehalten worden, wenn ſie gegen ihn waren? er nicht gewollt, daß Bauern, Kaufherren, Münzer, Juden, elſpieler ſchwelgen? Darum iſt dieſes Volk gegen uns ſa rmüthig geworden. Der Sprößling eines ſolchen Mannes kann t der Herzog der Herren von Böhmen und Mähren werden."

Es folgte wieder ein langer Beifallsruf auf dieſe Rede. es ruhiger geworden war, ſtand Kochan auf und ſprach: icht blos der Herzag Saběſlaw hat den Herren des Landes egengehandelt, ſondern alle Herzoge, darum ſtimme ich hoſt bei; aber nicht, daß Satzungen entworſen werden, die Herzag beſchwören muß, ſandern daß gar kein Herzog ſei, wieder die Herren der Länder herrſchen wie einſtens."

Auch nach dieſen Worten entſtand Zuruf. Jetzt erhob ſich der linken Seite des Saales ein Mann in mittlern Jahren in einem dunkelblauen Sammtgewande mit braunem Bart Haar und mit einer weißen Feder auf der ſchwarzen Haube. ſprach: „Ich bin Bahuš und ſage auch, daß alle Herzoge n uns geweſen ſind. Das war ſchon in der älteſten Zeit Iſt nicht Přemyſl der erſte Herr geweſen, dem die andern eigen mußten? Hat nicht ſchan einer ſeiner Nachkammen an den Lukerherrn Wlaſtiſlaw in einer großen Schlacht n laſſen? Sind nicht Spithiněw und Wratiſlaw, des erſten lichen Herzogs Bořiwoy Söhne, nach Regensburg zum hstage gegangen und haben uns in die Abhängigkeit von den tſchen gebracht? Hat nicht dieſes erſten Wratiſlaw Gattin homira ihre Schwiegermutter, die heilige Ludmila, erſchlagen, und ihr Sohn Boleſlaw ſeinen eigenen Bruder, den heiligen Wenzel? Hat nicht Boleſlaw's Enkel, der rothaarige Boleſlaw, den Wrſen geholſen, die Söhne Slawnik's, die Brüder des hei- ligen Adalbert, auszurotten, und hat er nicht gegen die Wrſen ſelber gewüthet? Hat nicht des Rathhaars Bruder, der heftige Ulrich, des Wladyken Kreſina ſchöne Tochter Božena geraubt und zu ſeiner Gattin gemacht, und hat er nicht ſeinen und ihren Sohn, den erſten Břetiſlaw, der kühn und tapfer war wie der griechiſche Achilleus und der die ſchöne Judith von Schweinfurt geraubt hat, zur Flucht genöthigt? Hat nicht die- ſes Břetiſlaw's Sohn, Spithiněw, dreihundert Mährer zu einem Reichstage geladen und ſie dann als Geiſeln zurückbehalten? Ich rede nicht von der neuern Zeit, der Leche Bolemil hat ſie uns ſchon geſchildert. Ich erwähne nur eines Dinges, der Ver- tilgung der Wrſe durch den unbändigen Swatopluk. Wäre ſalches möglich, wenn unſere Macht ſtatt der Macht der Her- zoge wäre?"

Ein großer Beifall brach bei dieſen Worten aus und viele Stimmen riefen: „Ja, ſo haben ſie gethan", „ſo iſt es ge- ſchehen", „ſie waren immer gegen uns".

Wem es bei dieſen Kreſinas und Boženas, Draho- miras und Ludmillas, dieſen Boleſlaws, Spithiněws, Bolemils und Swatopluks nicht ſo dumm wird, als ob ihm ein Mühlrad im Kopf herumginge, der muß ſelbſt Lechenblut in ſeinen Adern haben.

Hin und wieder macht freilich dieſer ſchlichte Stil einen treuherzigen Eindruck, und dies gilt in erſter Linie von der Liebesepiſode zwiſchen Witiko und Bertha. Gerade in Herzensangelegenheiten thut ſolche innigliche Einfalt und Wortkargheit wohl, da wir gewohnt ſind, von den modernen Romanſchriftſtellern bei ſolcher Veranlaſſung mit duftloſen Blumen überſchüttet zu werden. Witiko begegnet ſeiner ſpätern Gattin in einem Wald am Süd- abhang der Dreiſeſſelberge; das Mädchen trägt wilde rothe Roſen nebeneinanderſtehend um das Haupt:

Der Reiter ging zu demſelben hin. Da er bei ihm an- gekommen war, ſagte er: „Was ſtehſt du mit deinen Roſen hier da?" — — „Ich ſtehe hier in meiner Heimat da", ant- wartete das Mädchen; „ſtehſt du auch in derſelben, daß du fragſt, oder kamſt du wo anders her?" — „Ich komme anders- wa her", ſagte der Reiter. — „Wie kannſt du dann fragen?" entgegnete das Mädchen. — „Weil ich es wiſſen möchte", ant- wortete der Reiter. — „Und wenn ich wiſſen möchte, was du willſt", ſagte das Mädchen. — „So würde ich es dir vielleicht ſagen", antwartete der Reiter. — „Und ich würde dir vielleicht ſagen, warum ich mit den Raſen hier ſtehe", entgegnete das Mädchen. — „Nun, warum ſtehſt du da?" fragte der Reiter. — „Sage zuerſt, was du willſt", erwiderte das Mädchen. — „Ich weiß nicht, warum ich es nicht ſagen ſallte", erwiderte der Reiter, „ich ſuche mein Glück." — „Dein Glück, haſt du das verloren?" fragte das Mädchen, „oder ſuchſt du ein ande- res Glück, als man zu Hauſe hat?" — „Ja", antwartete der Reiter, „ich gehe nach einem großen Schickſale, das dem rech- ten Manne ziemt." — „Kennſt du dieſes Schickſal ſchon, und weißt du, wa es liegt?" ſagte das Mädchen. — „Nein", ſagte der Reiter, „das wäre ja nichts Rechtes, wenn man ſchon wüßte, wo das Glück liegt, und nur hingehen dürfte, es auf- zuheben. Ich werde mir mein Geſchick erſt machen." — „Und biſt du der rechte Mann, wie du ſagſt?" fragte das Mädchen. — „Ob ich der rechte Mann bin", antwortete der Reiter, „ſiehe, das weiß ich noch nicht; aber ich will in der Welt das Ganze thun, was ich nur immer thun kann." — „Dann biſt du vielleicht der Rechte", erwiderte das Mädchen, „bei uns, ſagt der Vater, thun ſie immer weniger, als ſie können. Du mußt aber ausführen, was du ſagſt, nicht blos es ſagen. Dann weiß ich aber doch noch nicht, ob du ein Schickſal machen kannſt. Ich weiß auch nicht, ob du ein Schickſal machſt, wenn du in unſerm Walde auf der Wieſe ſtehſt."

Digitized by Google

Auch das weitere Geſpräch hat naiven Reiz und zugleich ſinnvolle Bedeutung; denn die Waldroſen, die Bertha trägt, ſind das Wappen von Witiko's vergeſſenem Adel, das er ſpäter erneuert. Er fragt ſie, ob ſie die Roſen aus Eingebung trägt? Sie plaudern ſchlicht und herzlich weiter:

Sie wandelten nun in der Richtung an dem Saume des Waldes hin, in welcher der Reiter zu den Mädchen hergekommen war. Sie hatten bald jene Steine erreicht, an denen der Reiter verſucht hatte, ob ſie zu Sitzen tauglich wären. Er blieb ſtehen, und harrte, bis das Mädchen ſich geſetzt hatte. Es ſetzte ſich auf einen glatten Stein. Der Reiter ſetzte ſich zu ihrer Linken auf einen, der etwas niederer war, ſodaß nun ſein Angeſicht mit dem ihrigen faſt in gleicher Höhe war. Das Schwert ragte zu ſeiner Linken in die niedern Steine hinab. Sie ſprachen nun nichts.

Nach einer Weile ſagte der Reiter: „So rede etwas." — „So rede du etwas", antwortete ſie, „du haſt geſagt, daß du mit mir noch ſprechen willſt." — „Ich weiß jetzt nicht mehr, was ich ſagen wollte", entgegnete er. — „Nun ich auch nicht", ſagte ſie.

Nach einer Zeit ſagte der Reiter: „Es iſt wahr, was du geſprochen haſt, daß an Vormittagen die Sonne ſehr mild auf dieſe Steine ſcheint."

Sie antwortete nicht. Nach einer Weile ſagte ſie: „Trägſt du immer dieſe häßliche Haube auf deinem Haupt?" — „Nein, nur wenn ich ſie brauche", ſagte er, „ſie iſt ſehr leicht herabzunehmen."

Bei dieſen Worten nahm er die Lederhaube ſammt ihrem Anhange von ſeinem Haupte, und eine Fülle ſchöner blonder Haare rollte auf ſeinen Nacken herab. Die Haube legte er in das Gras. „Ach, was Ihr für ſchöne Haare habt!" ſagte das Mädchen. — „Und was du für rothe Wangen haſt", erwiderte er. — „Und wie blau Eure Augen ſind", ſagte ſie. — „Und wie braun und groß die deinen", antwortete er. — „Und wie Ihr freundlich ſprecht", ſagte ſie. — „Und wie du lieblich biſt", antwortete er. — „Sagt, wie könnt Ihr nur die Fülle dieſer Haare in der ledernen Haube unterbringen?" fragte das Mädchen. — „Das mache ich ſo", antwortete der Reiter, „ich faſſe die Haare, halte ſie mit einer Hand, und ſetze den Helm mit der andern darauf."

Bei dieſen Worten griff er nach dem Lederhelme, faßte mit ſeiner Linken die Haare, hielt ſie auf dem Haupte, und ſetzte mit der Rechten den Helm darauf. — „Ach, das iſt ſchön", ſagte ſie. — „Nun ſind ſie bedeckt", antwortete er. — „Ja, legt nur die Haube wieder weg", ſagte ſie.

Er nahm den Helm von dem Haupte und legte ihn wieder an ſeine vorige Stelle, und die Haare floſſen wieder herab.

Doch derartige Stellen, die ſich im letzten Bande wiederholen, ſowie einzelne lebendigere Beſchreibungen der Kämpfe und Belagerungen ſind Oaſen in der Wüſte, durch welche eine freudloſe Wanderung uns von Band zu Band führt.

Für die Geſtaltung eines größern künſtleriſchen Organismus reichte Stifter's in der Detailmalerei unübertroffenes Talent nicht aus. Schon im „Nachſommer" verfiel er in eine ſchönſelige Monotonie, deren einſchläfernde Wirkung nicht durch das wärmſte Naturgefühl, nicht durch die ſtiliſtiſche Meiſterſchaft der Darſtellung aufgehalten werden konnte. In „Witiko" iſt die Nachkünſtelung des ſchlichten, trauten Chronikſtils, der Mangel an Gruppirung in Bezug auf die Charaktere, an einem Mittelpunkt in Bezug auf die Handlung, an Perſpectiven in Betreff des geiſtigen und geſchichtlichen Inhalts für den Autor verhängnißvoll geworden, ſodaß dieſes Werk keineswegs wie einzelne ſeiner Erzählungen zu den Zierden unſerer Literatur zu rechnen iſt.

Rudolf Gottſchall.

Zur Geſchichte der Philoſophie.

1. Grundriß der Geſchichte der Philoſophie von J. E. Erdmann. Zweiter Band: Philoſophie der Neuzeit. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

In dieſem zweiten und letzten Bande ſeiner „Geſchichte der Philoſophie" *) betritt der Verfaſſer zum Theil Wege, die er ſich bereits früher durch eingehende Forſchungen gebahnt hat; denn bekanntlich war er es, der uns zuerſt in Deutſchland eine quellenmäßige Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie von Descartes bis Hegel gab und darin den Abſchnitt der Entwickelung der deutſchen Speculation ſeit Kant in ſo gründlicher Weiſe, daß wir über denſelben in unſerer Literatur bisjetzt nichts Vorzüglicheres aufzuweiſen haben. Doch reproducirt Erdmann keineswegs in dem vorliegenden Buche nur ſein früheres großes Werk; hat er doch ſelbſt ſchon während des Erſcheinens Verbeſſerungen und Nachträge zu demſelben geliefert, wie z. B. über den Spinozismus; ſondern er bietet uns hier eine in mancher Hinſicht viel gereiftere Frucht ſeiner Studien. Manches, was dort noch gar keine Erwähnung gefunden, wird hier beſprochen und in den geſchichtlichen Zuſammenhang eingereiht; namentlich aber iſt in einem Anhange über die deutſche Philoſophie ſeit Hegel's Tod eine ganz neue Arbeit geboten, die um ſo mehr unſern Dank verdient, als wir bisjetzt noch keine ſo vollſtändige und klare Ueberſicht über die letzten Erſcheinungen auf dem Gebiete der deutſchen Philoſophie beſitzen und doch die Kenntniß derſelben, namentlich für das Verſtändniß und die Beurtheilung der großen religiöſen Controverſen der Gegenwart, ſo überaus wichtig iſt.

Charakter und Aufgabe der Neuzeit und in ihr der Philoſophie beſtimmt Erdmann von vornherein in folgender Weiſe:

Durch den Bruch mit dem Mittelalter und ihrem Gegenſatz zu demſelben büßt die Neuzeit den chriſtlichen Charakter nicht ein. Nur dies hört auf, daß das Chriſtenthum in dem Geiſtlich- (d. h. Weltfriedlich-) Geſinntſein beſteht; anſtatt deſſen fordert das neuzeitige (moderne) Chriſtenthum, daß der Menſch ganz im Geiſte und in ſich lebe, indem er ganz in der Welt lebt.... So erweiſt ſich die Neuzeit als Erbe der Aufgaben, die dem Alterthum und dem Mittelalter geſtellt waren, wovan jenes an die Welt verfallen, dieſes weltflüchtig war.... Genüge haben an einer aus dem Geiſte geborenen Welt heißt dieſe Aufgabe löſen, die über die beiden frühern hinausgeht, weil ſie dieſelben in ſich vereinigt. Entſprechend dem Charakter der verſchiedenen Zeitalter hat die Philoſophie der Neuzeit oder die moderne Philoſophie ſich über die Weltweisheit des Alterthums und die Gottesweisheit des Mittelalters zu erheben. Den Forderungen der Neuzeit entſprechen und alſo den Namen Philoſophie verdienen werden daher nur ſolche Lehren, welche das Dieſſeits, oder das Reale des Alterthums, und das Jenſeits, das Ideale des Mittelalters, anerkennen und zu vermitteln ſuchen.... Nicht von der Welt oder von Gott aus zu ſich zu gelangen, ſondern von ſich aus zu einer Welt und zu Gott ſich zurückzufinden, das iſt jetzt der Gang, den die Philaſophie nimmt.

*) Der erſte Band wurde in Nr. 25 d. Bl. f. 1866 beſprochen. D. Red.

Dieſes noch ſehr allgemein gehaltene Schema einer ionſtruction des Entwickelungsganges der neuen Philo- ophie zielt, wie man auf den erſten Blick erkennt, dahin, egel als den Höhepunkt derſelben zu gewinnen. Wir aben nichts dagegen, wenn man Hegel dabei in einer Beiſe interpretirt, wonach bei ihm auch für die Trans- endenz noch Raum gewonnen wird. Erdmann ſteht we- igſtens auf dem Standpunkte einer ſolchen Auffaſſung ines Meiſters und gehört darum mehr der rechten Seite r Schule an. Würde aber unter dem Idealen und enſeits nichts anderes verſtanden, als daß Natur wie eſchichte auf dem metaphyſiſchen Grunde der Vernunft hen und dieſe in ihnen als das wahrhaft Weſentliche d Wirkliche zur Erſcheinung kommt, ſo wäre in dieſem inne weder das Alterthum nicht idealiſtiſch, noch das ittelalter ſchlechthin idealiſtiſch geweſen. Bekanntlich t Plato die Transſcendenz der Ideen, die das wahre eſen der Dinge ſind, gelehrt, und Ariſtoteles hat dieſe hre nur vollendet, indem er jene als die immanenten tenzen der Welt und demnach dieſe als die Wirklich- t der Vernunft behauptete. Was ſo der höchſte Flug echiſchen Denkens erkannte, das kam in anderer Form h in der Kunſt zur Verwirklichung, welche ein Ideales Darſtellung und zum Genuß brachte. Und ebenſo ig würde für das Mittelalter die Bezeichnung des alismus paſſen, wenn man darunter nicht den Glau- an einen überweltlichen perſönlichen Gott und an Fortdauer der Seele jenſeit dieſer Sinnlichkeit ver- en wollte; denn weder finden wir hier in gleicher iſe wie bei den Griechen die Anerkennung, Dar- ung und Verehrung des der unmittelbaren Wirklich- einwohnenden Logos, noch darf auch überſehen werden, neben dem aſcetiſchen Zuge dieſes Zeitalters ein gar er Realismus platzgreift. Die Weltflucht des Mit- ters ruht ganz allein auf jenen eben hervorgeho- n religiöſen Grundüberzeugungen, während der Rea- us oder beſſer die Verweltlichung des Alterthums der Naturvergötterung und der Anſicht, daß die Seele Leib nur mehr ein Scheinen ſei, zuſammenhängt. e aber nun, wie Erdmann will, die Neuzeit und in die neuere Philoſophie die Aufgabe, Alterthum und elalter in ihren Grundanſchauungen zu vermitteln, nüßte dieſe dem Göttlichen dieſſeit und jenſeit der volle Rechnung tragen. Würde das neuzeitige ſtenthum nichts von der Perſönlichkeit Gottes und s von der perſönlichen Unſterblichkeit wiſſen wollen, äre es ſelbſt nur ein Zurückſinken auf den heidniſchen dpunkt, auf den objectiven Idealismus eines Ariſto- und auf den Humanismus des Griechenthums. Wir ſkizziren den weitern Verlauf der Darſtellung:

Nennt man das Princip des Proteſtirens: Proteſtantis- und beſchränkt alſo dieſes Wort nicht auf das religiöſe t, ſo wird der Geiſt der Neuzeit, indem er mit der Ver- nheit bricht, Proteſtantismus heißen können; da ſich aber ſe Thätigkeit überall ſogleich die poſitive des Neubaus eßt, ſo wird die erſte Periode der Neuzeit füglich die iſirende genannt.

s iſt die Herrſchaft eines Allgemeinen über das Indivi- und Subjective, was in dieſer Periode den Grund- ildet. In der kirchlichen Gemeinde iſt es der heilige Geiſt, in der Politik das Staats- oder allgemeine Wohl, in der Kirchenverfaſſung die Landeskirche gegenüber den Einzelgemeinden und Perſonen, worauf bis zur Ver- nachläſſigung der Intereſſen und Rechte der einzelnen der Hauptaccent gelegt wird. Von dieſer hiſtoriſchen Wirklichkeit iſt die Philoſophie nur das Spiegelbild. In dieſer ihrer erſten Periode zeigt ſie die Tendenz, die Subſtantialität auf Unkoſten der Eigenheit durchzuführen, und erneuert damit das Alterthum, wird zu einer Wie- derholung deſſelben in höherer Potenz, denn auch in ihm ſehen wir das Beſondere und Eigenartige hinter den all- gemeinen Mächten des Lebens zurücktreten. Schon Des- cartes, der mit der Vergangenheit bricht und die Philo- ſophie auf einen vorausſetzungsloſen Anfang ſtellt, hat als ſeinen höchſten metaphyſiſchen Begriff den der Sub- ſtanz und kann ihn conſequenterweiſe nur für die Gott- heit gelten laſſen. Malebranche arbeitet in dieſer pan- theiſirenden Richtung weiter, wie denn auch neben ihm der Occaſionalismus Gott bereits zum Subject des menſch- lichen Lebens macht, bis ſich ſchließlich bei Spinoza die Subſtantialitätsphiloſophie in einer claſſiſchen Formel dar- ſtellt, die Welt als die Wirklichkeit Gottes und die Ein- zelweſen als vorübergehende und unſelbſtändige Erſcheinun- gen des einen allgemeinen Grundweſens erkannt werden.

Die zweite Periode der neuen Zeit ſteht zur erſten in der Antitheſe. In ihr überwiegt der Subjectivismus und Individualismus auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens. Die Achtung vor den kirchlichen Dogmen tritt zurück gegen das Betonen der individuellen Ueberzeugung und des ebenſo individuellen Heilsbedürfniſſes, worin Auf- geklärte und Pietiſten im Intereſſe für Ketzer und auch ſonſt ſich einander annähern; im Staat macht ſich nach Eliſabeth und Richelieu der Egoismus der Regenten und Staatsmänner über das Staatswohl geltend und geht hin- unter bis in das Volk. Jeder ſucht ſoviel als möglich an Lebensgenuß für ſich herauszuſchlagen, unbekümmert um die andern, uneingedenk der Zukunft. „Hinter uns die Sündflut“ iſt der Wahlſpruch dieſes egoiſtiſchen, nur in den particularſten Intereſſen lebenden Geſchlechts. In der Kirchenverfaſſung zeigt ſich der Umſchwung, daß die Gemeinden der Landeskirche über den Kopf wachſen. Aber- mals zeigt ſich auf ſolche Weiſe ein Desorganiſations- proceß. Auch in der Philoſophie wird der Individualis- mus das Schlagwort. Bis zum Extrem wird die Sub- ſtantialität der Einzelweſen vertheidigt. Da dieſe Einzel- weſen bei Descartes und Spinoza res und ideae ſind, ſo entwickelt ſich die Individualitätsphiloſophie nach zwei Sei- ten hin, der realiſtiſchen und idealiſtiſchen. Alle Syſteme, die von ihr aufgeſtellt werden, ſind antipantheiſtiſch. In der realiſtiſchen Richtung werden die Dinge, die realiſti- ſchen Einzelweſen auf Koſten der geiſtigen erhoben. Zuerſt wird die Schwäche menſchlicher Erkenntnißkraft dem Realen gegenüber zum Bewußtſein gebracht, ohne daß diejenigen, die dies thun, auch bemerken, wie ſie damit das Reale dem Geiſte gegenüber in den Vordergrund rücken. Die Skeptiker de la Motte, le Bayer, Glanvil, Hirnhaim, Huet, Bayle und die Myſtiker More, Cudworth, Poiret, bei welchen ſchon eine Bezugnahme auf den Supranatura- lismus ſehr fühlbar wird, arbeiten nur denen vor, welche behaupten, der Geiſt vermöge die Wahrheit nicht aus ſich

Digitized by Google

ſelbſt, ſondern nur aus der Außenwelt zu ſchöpfen, d. i. dem Empirismus, Senſualismus und Materialismus. Der Empirismus lehrt, von der Außenwelt muß der Geiſt ſich ſagen laſſen, was wahr und gut iſt; er iſt ein bloßer Empfänger, nicht ein Selbſtgeſtalter und Selbſtfinder der Wahrheit und des Guten. Neben der theoretiſchen Seite des Empirismus in Locke ſteht ergänzend die praktiſche in den Moralſyſtemen von Clarke, Wollaſton, Shafteſbury, Hutcheſon. Hume bildet den Empirismus Locke's zum ſenſualiſtiſchen Skepticismus fort, während durch Condillac, Bonnet, Mandeville, Helvetius allmählich der Senſualismus in den Materialismus übergeleitet wird. Es erhebt ſich im Zuſammenhange mit Locke, wie dies ſchon in England der Fall war, auch in Frankreich die religiöſe Aufklärung, durch welche die chriſtlichen Ueberzeugungen eines geiſtigen und perſönlichen Gottes, der Freiheit und Unſterblichkeit unſicher gemacht und endlich in dem Ausläufer dieſer ganzen Richtung, in dem „Syſtem der Natur", auf das bitterſte angegriffen und an ihre Stelle die Lehren des Materialismus geſetzt werden. Die Namen Voltaire, d'Alembert, Diderot, de la Mettrie und Holbach bezeichnen den Fortgang dieſer Bewegung.

Die idealiſtiſchen Syſteme dieſer Periode münden in gleicher Weiſe in eine populäre Aufklärungsphiloſophie — in die rationaliſtiſche deutſche Aufklärung aus. Wir haben für dieſe Richtung in Deutſchland Leibniz, Tſchirnhauſen, Puſendorf, Thomaſius und endlich Wolf und ſeine Schule; in England aber wird ein empiriſcher Idealismus von Collier und Berkeley ausgebildet, welcher letztere den Idealismus als objectiven auf die Spitze treibt, indem er alles Körperliche für Vorſtellungen erklärt und damit gegen Holbach, der in den Gedanken Gehirnſchwingungen ſieht, den entſchiedenſten Gegenſatz repräſentirt. Bei Leibniz wie bei Berkeley ſtellte ſich dieſelbe Gefahr ein, an die Stelle einer für ſich ſeienden Gottheit die Weltharmonie oder das Geſetz der Ideenaſſociation zu ſetzen; ſie zogen indeſſen dieſe Conſequenz nicht und verwickelten ſich darüber in Widerſprüche, neigen aber immer, wenn auch unbewußt, ebenſo wie die Realiſten zum Atheismus.

Es folgt die Philoſophie der Selbſtbeobachtung, die zu entdecken ſucht, was im Menſchen ſelbſt liegt. Rouſſeau, die ſchottiſche Schule, welche die Philoſophie in eine Beobachtung der Thatſachen des Bewußtſeins verwandelt, weiter die empiriſchen Pſychologen Creuz, Tetens u. a. gehören hierher. Die Philoſophie tritt endlich in den Dienſt der deutſchen Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Die Aufklärung bezeichnet Erdmann als eine alle Lebensgebiete durchdringende welt- und culturgeſchichtliche Kriſis und Revolution, die im 18. Jahrhundert begann und inſofern noch jetzt dauert, als heutzutage die Maſſe in dem Zuſtande ſich befindet, in dem damals die Elite war. Sie wollte den Menſchen, ſofern er verſtändiges Einzelweſen iſt, zur Herrſchaft über alles bringen. Theoretiſch ſind ihr die Dinge Objecte der Erkenntniß und Unterhaltung, praktiſch des Nutzens. Gegen alle Bewunderung in Kirche und Staat erhob ſie ſich; der Verſtand ſollte nicht beengt ſein. Die Aufklärung iſt religiöſe, ſociale und philoſophiſche Aufklärung. Friedrich der Große, die Pädagogen und Illuminaten, die ſogenannten Philoſophen für die Welt: Maupertuis, Merian, Lambert, Garve, Mendelsſohn, Engel und Leſſing, treten hier auf. Beſonders die Charakteriſtik Leſſing's iſt gelungen; ja, was Erdmann über ihn bemerkt, gehört zu dem Beſten, was überhaupt über Leſſing geſchrieben worden iſt. Indem Leſſing in allen Gebieten das Individuum, den Menſchen zur Geltung bringen will, iſt er der volle Gegenſatz zu Spinoza.

Die dritte Periode der neuen Philoſophie verſöhnt den Geiſt des Mittelalters mit dem des Alterthums und die beiden ihr unmittelbar vorausgehenden Perioden untereinander, wie auch die divergirenden Richtungen des Idealismus und Realismus in der zweiten Periode. Dies macht ſie nur dadurch möglich, daß ſie ihre Vergangenheit und Vorausſetzung begreift, d. h. zum Object macht. Dem Idealismus und Realismus gegenüber verhält ſie ſich ſowol anerkennend als negirend und bildet als ihre höhere Einheit den Ideal-Realismus aus. Kant forſcht nach den Bedingungen des Anſchauens und Begriffbildens und erklärt aus ihnen die Entſtehung des Erkennens. Aus dieſer Erklärung ergibt ſich eine Verſöhnung des Empirismus und Rationalismus, indem beide auf ihre Wahrheit zurückgeführt und in ihrer excluſiven Einſeitigkeit überwunden werden. Die Philoſophie erhebt ſich in Kant zum Selbſtverſtändniß des Geiſtes und wird Anthropoſophie.

Der Charakter dieſer neuen Epoche iſt Reorganiſation. Die großen Bewegungen im Staatsleben, wie in Frankreich und anderwärts, zielen dahin, die unverwüſtlichen Rechte des Einzelnen (der Individuen, Corporationen, Stände) mit dem ſouveränen Rechte des Ganzen in Harmonie zu ſetzen. Die Franzöſiſche Revolution iſt bereits ein Reorganiſations-, ein Heilungsproceß; die ihr unmittelbar vorangehende Zeit iſt hingegen die Periode des Zerfalls, der Auflöſung und Fäulniß. Im religiöſen Leben zeigt ſich nun ein Gegenſatz zu der Kirchlichkeit, die ſelbſt dazu kam, die Frömmigkeit für entbehrlich zu erklären, und jenem antikirchlichen Betonen der perſönlichen Frömmigkeit oder Ueberzeugung, ein bald geſundes, bald krankhaftes Verlangen nach religiöſer Gemeinſchaft ohne kirchliche Starrheit. Die Philoſophie endlich will den Individualismus des 18. Jahrhunderts mit dem Univerſalismus des 17. verſöhnen und ſtrebt über Atheismus und Pantheismus dem Monotheismus zu. Dieſe Philoſophie geht über das ſtarre Nothwendigkeitsſyſtem, zu dem die Leugnung aller Teleologie führt, und ebenſo über die einſeitige Teleologie, die, conſequent verfolgt, auf eine Verherrlichung der Zufälligkeit und Willkür hinausſteuert, zu einer concreten Freiheitslehre fort, bei welcher der Staat weder der alles verſchlingende Leviathan iſt noch auch ein unvermeidliches Uebel, das ſich ſelbſt unnütz machen ſoll und bis dahin von den Gebildeten vergeſſen wird, bei welcher Politik und Moral, genügendes Recht und Unantaſtbarkeit der Geſinnung möglich iſt.

Der erſte Abſchnitt dieſer dritten Periode der neuern Philoſophie wiederholt das Alterthum, der zweite das Mittelalter, aber innerhalb ihres allgemeinen Charakters, der gerade die Vereinigung dieſer Gegenſätze anſtrebt; der dritte endlich ſchließt dieſe Richtungen als integrirende Momente in den Organismus eines höhern Syſtems ein. Die Philoſophie erhebt ſich ſchließlich über den Naturalismus und die Staatsvergötterung, ebenſo wie über den

Digitized by Google

oſophiſchen Naturhaß und die Staatsverachtung auf en Standpunkt, auf dem Phyſik und Politik, Moral) Theologie ergänzende Beſtandtheile des Syſtems ſind. ſe Aufgabe wird gelöſt in einer Reihe von Syſtemen. dem Kant dieſe Löſung beginnt, iſt er epochemachend. ne Hauptwerke bilden die Ausgangspunkte für die Be-ungen ſeiner Nachfolger, dieſe Löſung immer voll-diger zu erzielen. Die Frage des 18. Jahrhunderts, Leibniz und Locke, Berkeley und Hume zu verſöhnen, t Kant zu beantworten und nach ihm noch befriedi-er Reinhold und ſeine kritiſchen Gegner, indem ſie , was Kant gelehrt, ein begründendes Fundament n. Die zweite Frage, die des 17. und 18. Jahr-erts, wie Subſtantialismus und Individualismus zu itteln, ſuchen Fichte und Schelling auf Kant'ſcher s zu löſen, die ſtets darin mit ſich einig bleiben, daß Philoſophie Ideal-Realismus ſein müſſe, darum auch tiren, was Reinhold und ſeine Gegner gelehrt hatten, ber auch wieder ergänzten, indem der erſtere nach noch tiefern Fundament ſucht, aus dem ſich auch en laſſe, was Kant in ſeiner „Kritik der praktiſchen unft", der zweite nach einem ſucht, aus welchem ſich dem ergebe, was derſelbe in ſeiner „Kritik der Ur-kraft" gelehrt hatte. Zugleich aber läßt der durch ſie d gemachte Gegenſatz der Wiſſenſchaftslehre und des itätsſyſtems ſehen, wie auf der von Kant gelegten ſich der Kampf zwiſchen der Aufklärung des 18. Jahr-rts und dem Spinozismus erneuern kann, um zu nachhaltigern Frieden zu führen. Der Philoſoph), welcher Fichte und Schelling zu vermitteln ſucht, , welcher zugleich den gleichzeitig auf kritiſcher Baſis tretenden Gegenſatz von heidniſchem Naturalismus mittelalterlicher Theoſophie auszugleichen ſucht, iſt der geweſen, durch den und durch deſſen Schule Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Ver-die faſt vergeſſen war, in ihrer Bedeutung ge-t worden iſt.

ach dieſer einleitenden Charakteriſtik der dritten Periode ſich für die Entwickelung derſelben folgende Eintheilung: Kriticismus, bei deſſen Darſtellung Kant, ſeine An-und ſeine zeitgenöſſiſchen Gegner — Hamann, Her-Jacobi —, dann die Halbkantianer zur Sprache ; 2) die Elementarphiloſophie von Reinhold und Gegner; 3) die Wiſſenſchaftslehre und ihre Aus-d. i. zunächſt Fichte und Friedrich Schlegel mit dem des ironiſchen Subjects, dann Fichte's und Schle-Wandlungen, bis endlich Schleiermacher überleitet Identitätsſyſtem; 4) das Identitätsſyſtem von g, ſeine allmähliche Entwickelung, ſeine Aufnahme Verſuche ſeiner Verbeſſerung durch Klein, Blaſche, mayer, Schubert, Wagner, Troxler; 5) der Pan-s und Individualismus und ihre Vermittelung auf r Baſis. Hier wird zuerſt der Vertreter des rea-Individualismus, Herbart, dann der idealiſtiſche ismus Schopenhauer's, endlich die Vermittelung egenſätze in Berger, Solger, Steffens und Schel-Freiheitslehre zur Darſtellung gebracht; 6) Kos-e und Theoſophie auf kritiſcher Baſis und ihre elung. Die Gegenſätze von Oken, dem alle Phi-Naturphiloſophie, und von Baader, dem die Phi-loſophie in der Religionsphiloſophie aufgeht, werden hier zuerſt vorübergeführt, worauf die abſchließenden, die ſo-genannten anthropoſophiſchen Syſteme, der Panentheismus Krauſe's, der Panlogismus Hegel's, die poſitive Philo-ſophie Schelling's an die Reihe kommen. Schelling's po-ſitive Philoſophie wird jedoch erſt im Anhang beſprochen. In Bezug auf Hegel bleibt Erdmann bei ſeiner ſchon im größern Werke geäußerten Anſicht ſtehen, daß alle Ein-würfe, die man ſeinem Syſtem machen könne, bisjetzt nicht von der Art ſeien, um ein wirkliches Hinausgehen dar-über zur Pflicht zu machen.

Der Anhang ſtellt die deutſche Philoſophie ſeit Hegel's Tod dar. In Hegel's Syſtem ſpiegelt ſich die Epoche der Reſtau-ration ab. Drei Punkte namentlich ſind es, in welchen er re-ſtaurirt hat, was vor ihm wankend gemacht worden war: erſt-lich hatte er der Philoſophie wieder eine Metaphyſik geſchafft, die ihr Kant geraubt; indem die Logik zeigen ſollte, was das Abſolute ſei, und, da in dem Syſtem der Kategorien das Weſen derſelben gefunden iſt, zur Fundamentalwiſſenſchaft ſich geſtaltet. Dann ſuchte Hegel wieder ein poſitives Verhältniß der Philoſophie zur Religion herzuſtellen, und zwar nicht blos zu der in der Bibel erzählten Heils-geſchichte, ſondern zu der mit und in der Kirche aus-gebildeten Lehre; während Kant die Religion in Moral auflöſte. Endlich hat er den antiken Begriff der ſittlichen Organismen, das übergreifende Recht der Ganzheit, die von der Summe weſentlich verſchieden iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Ethik gemacht; während Kant in der Rechtslehre die einzelne Perſon, in der Moral das beſondere Gewiſſen in den Vordergrund ſtellte. Aber wie mit dem Jahre 1830 die politiſche Reſtauration in Erſchütterung kam, ſo auch das Hegel'ſche Syſtem. Wenn die Philoſophie immer auch die Geſchichte in ihren Syſtemen reflectirt, ſo folgt nun allerdings, daß, nachdem ſeit 1830 bis auf heute das Gebäude der politiſchen Reſtauration nicht blos erſchüttert, ſonſt faſt ſchon abgetragen iſt, auch ein neues philoſophiſches Syſtem auf den Ruinen des Hegel'ſchen emporſteigen werde und müſſe. Erdmann ſagt uns dies zwar nicht, aber dieſe Conſequenz liegt im Geiſte ſeiner Conſtruction.

In der deutſchen Philoſophie ſeit Hegel ſehen wir neben dem Zerſetzungsproceß in ſeiner eigenen Schule und der Kritik gegen ſein Syſtem von ſeiten anderer auch die Beſtrebungen nach der Bildung neuer Syſteme auftreten. In dem Zerſetzungsproceß werden die drei Punkte, in denen Hegel als Reſtaurator ſich gezeigt hatte, in Frage geſtellt — es erhebt ſich demnach die logiſch-metaphyſiſche, die religionsphiloſophiſche und die politiſch-ſociale Contro-verſe. Die Schule Hegel's hielt es anfänglich nicht für nöthig, die Logik des Meiſters noch einer Reviſion und weitern Ausbildung zu unterziehen, und ſo erhoben ſich aus ihr allmählich ſelbſt in Weiße, Stahl, Schelling, J. H. Fichte, C. Ph. Fiſcher, Braniß und andern mehr oder minder berufene Kritiker, denen vom Standpunkte der formalen Logik und des Dualismus Bachmann, Gün-ther, Herbart und ſeine Schule, Beneke u. a. unterſtützend beitraten.

Hegel hatte erklärt, daß ſein Syſtem mit der chriſt-lichen Religion denſelben Inhalt habe; als man aber nach dem Wie und Wodurch dieſer Verſöhnung fragte, erſchien

Digitized by Google

dieſelbe als nicht ſtichhaltig. Es war die Frage, ob in Hegel's Syſtem der Menſch als etwas Selbſtändiges und ſich Behauptendes, oder nur als Accidens der Subſtanz gefaßt wird — ob ihm Freiheit und Unſterblichkeit zukommen, oder nicht. In dem Unſterblichkeitsproblem hatte Hegel ſich unbeſtimmt gehalten, daher nun Feuerbach und Richter daſſelbe von den Prämiſſen ſeines Syſtems aus negativ, Göſchel bejahend löſen zu müſſen glaubten. Fechner und Weiße ſahen ſich durch dieſe Debatte veranlaßt, eigene poſitive Antworten zu formuliren. In der chriſtologiſchen Frage machte Strauß durch ſein „Leben Jeſu" und die daran ſich knüpfende Bewegung in der Hegel'ſchen Schule dem ſcheinbaren Bunde zwiſchen Philoſophie und kirchlichem Chriſtenthum ein Ende. Endlich kam in der Theologie das Problem von der Perſönlichkeit Gottes zur Sprache, das von Strauß, Michelet u. a. verneinend beantwortet wurde. Sie ſtatuirten den Pantheismus der Immanenz, während Feuerbach und Bruno Bauer den Atheismus verkündigten. Auf dem ethiſch-politiſchen Gebiet fand innerhalb der Hegel'ſchen Schule allmählich ein Fortgang vom Monarchismus und der Lobpreiſung des preußiſchen Staats und ſeiner Regierung zum Radicalismus und Demokratismus ſtatt. Dieſer Proceß vollzog ſich zunächſt in den 1838 gegründeten „Halliſchen Jahrbüchern" (ſeit 1841 „Deutſchen Jahrbüchern"). Womit die „Jahrbücher" geendigt hatten, damit fing Edgar Bauer an. Er verwarf jede Staatsform, in der die Pietät, d. h. die Religion irgendwelche Bedeutung hat; da es aber nun keine gibt, in der dies der Fall wäre, ſo fordert er, daß der Staat aufhöre. Der Menſch ſoll nicht mehr ein politiſches Thier, d. h. ein Spießbürger ſein, ſondern freier Geſellſchaftsmenſch, bloßes Individuum, ohne König, ohne Ehe, ohne Privatbeſitz, ohne Nationalität und Volksthümlichkeit, kurz, aller ſittlichen Bande ledig.

So erhob ſich zuletzt das leere und ſelbſtſüchtige Ich bei Edgar und Bruno Bauer, bei Feuerbach und Stirner zur alles negirenden kritiſchen Macht und wurde der Standpunkt wiederholt, den ſchon einmal Friedrich Schlegel mit dem Princip der Ironie eingenommen hatte. Indem dieſe Richtung die Vernunft in der Wirklichkeit leugnete, kam ſie zur Negation der Philoſophie ſelbſt. Während auf ſolche Weiſe innerhalb der Schule Hegel's der Zerſtörungsproceß ſeines Syſtems ſich vollzog, wurde zugleich auch poſitiv und aufbauend gearbeitet. Die einen von denen, die in dieſer Ausſicht ſtrebten, gingen einfach auf frühere Syſteme zurück; andere ſuchten mit geringem Glück nach neuen Bahnen; die dritten endlich unternahmen es, an frühere Leiſtungen und Standpunkte anknüpfend, ſie nach den wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen der Zeit fortzubilden. Zu den bedeutendſten Vertretern dieſer letzten Richtung gehören: J. H. Fichte, H. Ritter, Schelling mit ſeiner poſitiven Philoſophie, Weiße, Roſenkranz, Carriere, Chalybäus, Ulrici, Trendelenburg und Lotze; mit deren Darſtellung und Würdigung Erdmann ſeine treffliche Arbeit ſchließt.

2. Geſchichte der Philoſophie in pragmatiſcher Behandlung von Konrad Hermann. Leipzig, F. Fleiſcher. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Obwol der Verfaſſer ſeit faſt 20 Jahren als philoſophiſcher Schriftſteller thätig iſt, hat er die Aufmerkſamkeit der Kritik doch noch wenig auf ſich gezogen. Mit Unrecht, ſcheint uns; denn ſein neueſtes Werk, obſchon es eine Reihe von Aufſtellungen enthält, die man beſtreiten könnte, zeigt ſich im ganzen als eine auf kräftigem und ſelbſtändigem Denken ruhende Leiſtung, die es wol verdient, daß das wiſſenſchaftliche Publikum nähere Bekanntſchaft mit ihr mache. Es iſt bei der großen Zahl von Bearbeitungen der Geſchichte der Philoſophie ſchwierig, mit neuen Auffaſſungen hervorzutreten, gleichwol iſt das vorliegende Buch gerade in dieſer Hinſicht reich und bedeutend. Hermann nennt ſeine Behandlung des hiſtoriſchen Stoffs der Philoſophie eine pragmatiſche und unterſcheidet ſie ebenſo ſehr von einer einfach empiriſchen wie von der dialektiſch-ſpeculativen Hegel's. Der letztern macht er zum Vorwurf, daß ſie den geſchichtlichen Verlauf in das Prokruſtesbett einer von vornherein feſtgeſtellten logiſchen Conſtruction preſſe und dabei immer dahin abziele, die eigene Weltanſchauung als den nothwendigen höchſten Endpunkt der ganzen Evolution auszuführen. Der erſtern ſpricht er überhaupt den wiſſenſchaftlichen Geiſt ab, und mit Recht; denn eine bloße Stofftradition mag wol ein gelehrtes Verfahren ſein, bringt aber, indem es den in der Sache liegenden Geiſt nicht zu faſſen vermag, auch nicht den eigentlichen Inhalt deſſelben zum Ausdruck. Unter pragmatiſcher Behandlung verſteht Hermann eine ſolche Darſtellung der Geſchichte der Philoſophie, „welche ſich den begrifflichen Inhalt ihrer Erſcheinungen und die geiſtige Ordnung des Zuſammenhangs derſelben allein aus einer unbefangenen Betrachtung ihrer ſelbſt und ihrer ganzen Verhältniſſe zu abſtrahiren verſucht".

Anfang und Ende des Werks ergehen ſich in der Erörterung allgemeiner Fragen. Die Geſchichte der Philoſophie beſtimmt Hermann „als den wiſſenſchaftlichen Inbegriff der philoſophiſchen Syſteme aller Völker und Zeiten. Ein philoſophiſches Syſtem aber iſt eine von einer beſtimmten richtigen Grundanſchauung getragene denkende Beantwortung der allgemeinen Fragen der Welt und des menſchlichen Lebens.... Die erſten Anregungen zum philoſophiſchen Denken gehen meiſtens aus der Quelle der im Bewußtſein des Volks gegebenen religiöſen Vorſtellungen hervor. Aber für den religiöſen Standpunkt iſt der Wille der Gottheit, für den wiſſenſchaftlichen iſt die der Welt ſelbſt einwohnende Geſetzmäßigkeit der oberſte Grund aller Dinge." Demnach erklärt Hermann, daß die religiöſe und wiſſenſchaftliche Art der Weltbetrachtung im Widerſpruch ſtänden, dieſen Widerſpruch habe nun die Philoſophie zu löſen, welche keineswegs zuſammenfalle mit der blos verſtandesmäßigen oder empiriſch-wiſſenſchaftlichen Weltauffaſſung.

Die Philoſophie iſt theils, wie alle andern Wiſſenſchaften, ein Gebiet des eigentlichen verſtandesmäßigen Erkennens des Wirklichen, theils richtet ſie ſich wie die Religion auf die höchſten Fragen der Welt und des Lebens, theils hat ſie wie die Poeſie das Element oder die Kraft des reinen innern Denkens zur Baſis. Die Philoſophie iſt inſofern die höchſte vereinigende Spitze der vornehmſten Reiche und Gebiete des ganzen geiſtigen Lebens des Menſchen. Ihre Geſchichte iſt die Geſchichte des allgemeinen Bewußtſeins des menſchlichen Geiſtes über ſich ſelbſt, in welcher die höchſten leitenden Principien für die Geſtaltung ſeines ganzen übrigen Lebens niedergelegt ſind.

Wie gegen den Schluß des Werks hervorgeht, nimmt Hermann zur Religion und zwar zum Chriſtenthum, welche

Digitized by Google

r als die vollkommenſte Form derſelben bezeichnet, eine urchaus ireniſche Stellung ein, und er gewinnt ſich die- lbe, indem er in Bezug auf die Welterkenntniß durch n Verſtand unüberſteigliche Schranken anerkennt.

Es iſt ein Bedürfniß des Menſchen, über das Ganze der n umgebenden Welt oder über das allgemeine Syſtem der zten Fragen und Dinge irgendeine beſtimmte Anſicht oder einung haben zu müſſen. Hierfür findet er an ſich einen nhalt in dem Princip und geiſtigen Lebensgebiete der Religion. as Gebiet der Religion iſt eben wegen der Unmöglichkeit einer rſtandesmäßigen Auflöſung des ganzen Problems der Welt s eine andere ſelbſtändige Abtheilung des menſchlichen Geiſtes- bens neben der Wiſſenſchaft gefordert.... Die Religion iſt ter und urſprünglicher als die Wiſſenſchaft, und wir können uns überhaupt, ebenſo wenig als die Sprache, jemals wirklich geſtreift vom Weſen des Menſchen denken.... Die innere uelle aller Religion überhaupt aber iſt weſentlich das Gefühl r Abhängigkeit des Menſchen von außen, ſowie die Ahnung n etwas ihm ſelbſt ähnlichen Geiſtigen in der wirklichen elt.... Das Reſultat aller wahren philoſophiſchen Weltbetrach- ng kann für uns nun dieſes ſein, daß die wirkliche uns be- nnte Welt in ihren letzten allgemeinen, ſich untereinander derſprechenden Beſchaffenheiten ein für unſere Vernunft un- rchdringliches Räthſel iſt, als deſſen einzige Löſung von uns r der Begriff eines geiſtigen perſönlichen Gottes poſtulirt rden kann.

Demnach läge nach Hermann in den religiöſen Vorſtellungen ein objectiver Kern, den die Philoſophie hinter der poetiſchen Hülle zu entdecken hätte, und durch den ſie die blos verſtandesmäßige Weltanſicht zu erweitern und dem menſchlichen Bedürfniß gemäß abzuſchließen vermag. Wir werden hier zugleich an Kant und Jacobi erinnert, ſtatt aber, mit jenem, aus der praktiſchen Vernunft, ſollen aus der pſychologiſchen wie hiſtoriſchen Thatſache der Religion die Materialien für transſcendente Erkenntniſſe gewonnen werden.

Die ganze Geſchichte der Philoſophie theilt Hermann in zwei Haupt- oder Tages- und zwei Dämmerungsperioden. Die erſtern ſind die griechiſche wie die neuere Philoſophie, die letztern die orientaliſche und mittelalterlich-chriſtliche Philoſophie. In der Charakteriſirung der verſchiedenen Syſteme gelingt es dem Verfaſſer häufig, neue Geſichtspunkte aufzuſtellen; er faßt dieſelben im allgemeinen Culturzuſammenhange ihrer Zeit und zieht gelungene Parallelen zwiſchen dieſem und ihnen. Es würde uns zu weit führen, ihm in das Einzelne ſeiner Ausführungen zu folgen; von dem Ganzen aber können wir nur bezeugen, daß es unter ähnlichen Arbeiten eine ſehr hervorragende Stellung einnimmt und wohl geeignet iſt, in den Geiſt der Geſchichte der Philoſophie einzuleiten.

Militäriſcher Büchertiſch.

Unſerm in Nr. 8 d. Bl. ausgeſprochenen Zwecke ge- ß, fahren wir fort über einige uns zugegangene neue itäriſche Schriften kurz zu berichten.

Eine engliſche Kritik über den Krieg in Böhmen. Skizze des Feldzugs in Oeſterreich im Jahre 1866. Von A. C. Cooke. Ueberſetzt von einem preußiſchen Offizier. Berlin, Bath. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieſe Skizze, urſprünglich für ein Fachjournal ge- ieben, iſt infolge günſtiger Aufnahme in England und vortheilhaften Urtheils von ſeiten einer der höchſten itäriſchen Autoritäten des Continents beſonders heraus- eben und dann ins Deutſche überſetzt worden. Der faſſer will ein allgemeines Bild der Hauptzüge des egs geben und glaubt die Zeit noch immer nicht ge- men, eine Entſcheidung zu fällen, ob die Operationen, he die großartigen Reſultate herbeiführten, den An- erungen der Kritik genügen. Indeſſen läßt er ſich urch nicht von einer ſolchen nach dem ihm bekannten terial abhalten — die officiellen Darſtellungen des ußiſchen und des öſterreichiſchen Generalſtabes waren als noch nicht erſchienen, manches dem Verfaſſer da- nur mangelhaft bekannt, doch haben die Ungenauig- n in ſeiner Darſtellung keinen weſentlichen Einfluß ſeine Kritik geübt, daher der Ueberſetzer auch für flüſſig gehalten, ſie durch Anmerkungen zu berichtigen. cht unintereſſant iſt es", ſagt der Verfaſſer, nachdem zum Friedensſchluſſe gekommen, „ſich die Fortſetzung Krieges auszumalen, wenn er durch den Frieden nicht digt worden wäre." Natürlich kann er auch nichts er thun, als die Lage der beiden Gegner nach ihren theilen und Nachtheilen ſchildern: welche Löſung das Problem gefunden haben würde, läßt ſich eben nicht ſagen. Als Urſachen der preußiſchen Erfolge ſtellt der Verfaſſer auf: beſſere Führung und Organiſation der Armee, beſſere Vorbereitungen, und das Zündnadelgewehr. Wir meinen, daß noch andere Factoren dabei mitgewirkt haben. Eine Betrachtung über den Werth der Feſtungen in neuern Kriegen ſchließt die kleine Schrift; wir verweiſen über dieſen Punkt jedoch lieber auf die Anſichten des Generals von Williſen, die er ſchon in ſeiner „Theorie des großen Kriegs" und in ſeinem Werk: „Die Feldzüge von 1859 und 1866" wieder ausgeſprochen hat.

2. Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg 1864, ſeine Urſachen und Folgen von A. Hornſtein. Manheim, Schneider. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer etwa verwundert fragt, was jetzt noch nach all den trefflichen und erſchöpfenden, ſowol militäriſch-politiſchen als populären, Werken über den ſchleswig-holſteiniſchen Krieg eine neue Geſchichte deſſelben bedeuten ſoll, dem wird ein Blick in das vorliegende Buch die Antwort geben: es erhebt ſich nochmals für den „Angeſtammten". Daß dabei der Bundestag, die deutſchen Großmächte wegen der Execution, vorzüglich aber Preußen hart angelaſſen werden, kann man ſich denken. „Das preußiſche Junkervaterland", „das mit Loyalitätsfräcken bezopfte Bismarckenreich, ſtrahlend im Glanze des Rothen Adlerordens 4. Klaſſe" — ſo geht es fort; noch gegen Ende des Buchs leſen wir vom „Bismarck'ſchen Säbelregiment und Niederhalten jeder freiheitlichen Entwickelung" — und nur zehn Seiten weiter heißt es:

Das deutſche Volk ſollte ſchließlich erhöht werden durch die Thatkraft, die mit eiſerner Energie gepaarte geiſtige Ueberlegenheit eines Mannes, deſſen Namen in den jüngſten Jahren

Digitized by Google

zahlloſe Verwünſchungen getroffen. Dieſer Mann, der jahrelang die öffentliche Verachtung, Spott, Anfeindung, Verleumdung trug und der ſchließlich Deutſchland einer großen und mächtigen Zukunft entgegenzuführen beſtimmt war, der im heißen Kampfe mit der Nation, die nun ſeinen Namen ſegnet, ſeine klar erkannte Aufgabe vollführte und dadurch einen Umſchwung zu Stande brachte, wie er großartiger kaum gedacht werden kann, es war der Mann der That, der Miniſterpräſident Preußens, Graf Bismarck!

Gewiß hat ſich dieſer Umſchwung auch in der öffentlichen Meinung vollzogen, aber obige Coda zu dem Muſikſtück, welches dem Leiter der preußiſchen Politik, überhaupt Preußen, in dem ganzen Buche aufgeſpielt worden iſt, bildet doch in ſeiner Tonart mit der vorigen eine zu grelle Diſſonanz und hätte wol einen Uebergang gefordert, beſonders da der Auguſtenburger, von deſſen Souveränetätsrechten noch kurz vorher die Rede, ganz fallen gelaſſen wird. Oder geht dieſe überraſchende Wendung vom „Kreuzige“ zum „Hoſianna“ aus der ebenſo plötzlich aufgetauchten Hoffnung hervor, Graf Bismarck könne auch noch „die deutſche Republik, die erhabenſte Staatseinheit: 40 Millionen in ſich ſelbſt geordnet, Ein Herz und Eine Seele unter der Leitung eines aus dem Volke erwählten würdigen Mannes und der daneben tagenden vollkommen freien Volksvertretung“, verwirklichen? Zeige man uns erſt 40 Millionen Republikaner, die mit ihrem Präſidenten Ein Herz und Eine Seele ſind! Beiſpiele nah und fern ſprechen dagegen.

3. Fridericus Rex und ſein Heer. Ein Stück preußiſcher Armeegeſchichte, bearbeitet von E. Graf Lippe-Weißenfeld. Berlin, Voß. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Die archivaliſchen Studien des Verfaſſers, welche ſchon eine kleine Schrift: „Militaria unter Friedrich dem Großen“, veranlaßt haben (Nr. 21 d. Bl. f. 1867), ſind ebenſo eifrig als gründlich fortgeſetzt worden und bringen uns jetzt ein zweites, noch reichhaltigeres Werk. Das Vorwort ſagt mit Recht:

> Was Friedrich der Einzige vollbracht hat für und mit Preußens Heer, er, der 46 Jahre lang deſſen Seele war, das iſt im großen Ganzen wol allgemein bekannt. Nicht ſo verhält es ſich mit der Specialgeſchichte der Fridericianiſchen Kriegsvorbereitungs- und Kriegsthatenepoche. Sie aber bietet unendlich viel Denkwürdiges, Begeiſterndes und Lehrreiches, denn ſie zeigt uns nicht nur eine blütenreiche und fruchtbare, ſondern auch eine harte, dornenvolle Zeit.

Dieſe Zeit ſteht im engen Zuſammenhang mit Preußens Gegenwart und Zukunft, nie darf Preußen vergeſſen, was der große König 1779 am Schluſſe einer militäriſchen Abhandlung ſagt, die er aus Vaterlandsliebe niedergeſchrieben zu haben erklärt: „Die Preußen ſind genöthigt, immer an den Krieg zu denken“, und was er noch in ſeinem letzten Lebensjahre wiederholte: „Ob wir ſchon jetzt in Friedenszeiten leben, müſſen wir doch die Kriegsgedanken nicht einſchläfern laſſen.“ Toujours en vedette! hielt er für ſeine eigene Monarchen- und Soldatenpflicht. Das kleine Werk, das uns in jene Zeit des preußiſchen Heeres zurückführt und deſſen inneres Weſen und Leben mit einer Fülle von charakteriſtiſchen, wenig bekannten Notizen ſchildert, kann uns daher nur willkommen ſein. Es iſt keine ſyſtematiſch angeordnete Darſtellung nach Kategorien der Heeresorganiſation, was vielleicht etwas trocken geweſen wäre, ſondern eine freie, unter beſtimmte Geſichtspunkte gebrachte Sammlung von intereſſanten Nachrichten und Schilderungen, theils aus der Correſpondenz des Königs, theils aus ſeinen Beſtimmungen und Entſcheidungen, oder aus Urkunden des Archivs geſchöpft. Die ſechs Abſchnitte, in welche die Schrift getheilt iſt, ſind betitelt: „Friedrich als Oberſt und Generalmajor“; „Friedrich Generaliſſimus (Rückblick auf Söldner und Helden des großen Königs; Erinnerung an einzelne erſchwerende Umſtände und denkwürdige Momente des großen Krieges“; „Geſinnung, Bildung und Streben der Fridericianiſchen Offiziere“; „Avancementsangelegenheiten“; „Die ſociale Stellung des Offiziers“; „Der Geburts- und Schwertadel“; „Nachweis über das ſtufenweiſe Wachsthum der Streitkräfte Friedrich's des Großen und die Verluſte einzelner Regimenter im Siebenjährigen Kriege“. In dem erſten Abſchnitte werden uns wahre Goldkörner aus den Briefen und Aufzeichnungen Friedrich's vor ſeiner Thronbeſteigung mitgetheilt; ſie ſind meiſt aus ſeinem „ſtillen Kloſter“ datirt, wie er Rheinsberg nannte. Mit ſcharfer Satire geißelt er die kleinen deutſchen Fürſten, welche „Diminutivarmeen halten, allenfalls groß genug, um im Theater von Verona eine Schlacht darzuſtellen“; er erkennt, daß ein Nationalheer der beſte Landesſchutz und das Werbſyſtem ein fataler Nothbehelf ſei; in ſchöner Weiſe ſtellt er das Verhalten des Staatsoberhauptes in Kriegszeiten dar: „In der Mitte der Truppen iſt ſein Platz, wenn er unbefähigt zum Feldherrn iſt.“ So haben Friedrich's Vorfahren und Nachfolger auch gehalten. Von den folgenden Abſchnitten heben wir den dritten und fünften beſonders hervor; in jenem, den der Verfaſſer die „Obern Zehntauſend“ betitelt, finden wir viel über die Heranbildung tüchtiger Generale, welche der König ſich angelegen ſein ließ und auch erreichte. Eine Menge von intereſſanten biographiſchen Nachrichten iſt im ganzen Buche verſtreut: wir glauben ſchon aus dieſem Grunde die kleine Schrift den Offizieren empfehlen zu können, deren Familien von alters her ihre Söhne in die Armee geſchickt haben, aber ſie hat auch ein allgemeines Intereſſe für jeden, der ſich genauer mit dem Heere und den Helden Friedrich's des Großen bekannt machen will. Solche Bücher muß man aber ſelbſt beſitzen, um Einzelheiten ihrer Moſaikarbeit öfter zu betrachten, und die Verlagshandlung hat durch einen äußerſt geringen Preis die Anſchaffung für die kleinſte Privatbibliothek möglich gemacht.

In natürlicher Anknüpfung laſſen wir folgen:

4. Die Kriege Preußens gegen Oeſterreich von 1740 bis 1866, und zwar der erſte und zweite Schleſiſche, der Siebenjährige und der Siebentägige Krieg. In ihrem natürlichen Zuſammenhange volksthümlich geſchildert von C. Goehring. Mit 20 naturgetreuen Porträts der Fürſten, Feldherren und Staatsmänner. Leipzig, Minde. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus dem Titel geht der Standpunkt des Verfaſſers hervor. Das Buch ſoll den Krieg von 1866 in dem Zuſammenhange mit den bereits zur Hiſtorie übergegangenen großen Ereigniſſen ſchildern, mit denen er unverkennbar zu einem Ganzen gehört und aus denen er als eine natürliche und faſt nothwendige Folge hervorgegangen iſt. Den „Männern, denen die Leitung der Geſchicke von 1866 anvertraut war“, thut der Verfaſſer jedoch unrecht, wenn er ſagt, „ſie wußten nicht, daß die

Digitized by Google

ſchichte vor länger als hundert Jahren Gleiches gebracht, und dieſe Geſchichtsunkenntniß hielt ſie ab, Nutzen und Heil aus den ſchlimmen Erfahrungen ihrer Vorgänger zu ſchöpfen“. Offenbar ſind damit die Leiter der öſterreichiſchen Politik gemeint, es iſt aber eine ſtarke Behauptung. Ueberhaupt zieht das Buch gar ſcharf gegen Oeſterreich zu Felde und verengt ſich dadurch ſeinen Leſerkreis: es ſoll „dem Krieger ein angenehmes und werthes Gedenk- und Lehrbuch, dem Volke ein liebes Leſebuch werden“. Wir hätten ihm mehr Objectivität gewünſcht — die Thatſachen ſprechen laut genug durch ſich ſelbſt, auch ohne die ſcharfen Bemerkungen über die Gegenpartei.

Das Werk geht von dem Gedanken aus, daß eine conſequente Politik das Leben der Staaten immer faſt von ihrem Entſtehen bis zu ihrem Vergehen durchzogen habe, wie ein Lebensnerv, wie eine Bedingung ihrer Exiſtenz. „Das römiſche Reich war die Weltherrſchaft, und durch die Weltherrſchaft, nämlich die derſelben natürlich innewohnende Immoralität mußte es zu Grunde gehen. Karl der Große übernahm das Erbe, ohne die Grundſätze deſſelben zu ändern, und drei Kaiſergeſchlechter konnten den Untergang dieſer nun auf den deutſchen Namen übertragenen römiſch-kaiſerlichen Weltherrſchaft, der in dem ſchrecklichen Interim erfolgte, nicht hindern.“ Iſt nicht vielmehr das Ausſterben unſers größten Kaiſergeſchlechts die Urſache geweſen? „Rudolf von Habsburg, der Stammvater des öſterreichiſchen Herrſcherhauſes, richtete noch einmal das römiſch-deutſche Kaiſerreich auf, zeigte aber ſogleich durch die Eroberung Böhmens, daß er den verderblichen Weltherrſchaftsgrundſatz als wichtiges Erbobject mit übernommen habe.“ Hier fehlt der hiſtoriſche Boden. Böhmen gehörte ja längſt zum deutſchen Reiche und iſt doch auch für Habsburg's Hausmacht von Rudolf nicht erobert worden, denn es verblieb den Nachkommen des gefallenen Königs Ottokar, kam nach deren Ausſterben an das Haus Luxemburg, dann vorübergehend nur auf kurze Zeit an Habsburg und bleibend erſt ſeit 1526. Preußens politiſches Programm wird bezeichnet: „Größtmöglichſte Machtentwickelung in ſeinem innern Weſen und innerhalb der Grenzen der Nationalität“, Oeſterreichs dagegen: „Feſthalten des Vorhandenen, um ſich von dem beherrſchenden Ideale des längſt entſchwundenen römiſch-deutſchen Kaiſerglanzes nicht zu weit zu entfernen.“

Ein Blick auf Deutſchlands geſchichtliche Entwickelung nach dem Dreißigjährigen Krieg, als Brandenburg „die erſte Empfindung einer deutſchen Miſſion wahrnahm“, leitet die Darſtellung der Schleſiſchen Kriege ein. In treffender Weiſe werden dann die Zuſtände in Deutſchland vor Friedrich's II. und Maria Thereſia's Thronbeſteigung, mit wenigen, aber charakteriſtiſchen Zügen dieſe beiden fürſtlichen Perſönlichkeiten geſchildert, wobei der jungen Königin volle Gerechtigkeit widerfährt.

Die „Geſchichte der Kriege in ihrem Weſen, wie der einzelnen Schlachten und Gefechte“ iſt anſchaulich und populär geſchrieben und wird von den Kreiſen, für welche ſie vorzugsweiſe beſtimmt iſt, gern geleſen werden. Von der Geſchichte des Kriegs von 1866 hat uns noch keine Lieferung vorgelegen, wir würden das Werk, wenn wir es vollendet geleſen hätten, ſonſt in unſerm dritten Artikel über die Literatur dieſes Kriegs beſprochen haben.

Rein militäriſchen Inhalts und daher in d. Bl. nur den Fachgenoſſen nach ihrem Werthe anzuzeigen, ſind die folgenden zwei Schriften:

5. Die Kriegsfeuerwaffen der Gegenwart. Ihr Entſtehen und ihr Einfluß auf die Taktik der Infanterie, Artillerie und Reiterei. Von Karl von Elgger. Mit 233 Abbildungen in Holzſchnitt. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir machen alle Militärs, welche über die wichtigſte Tagesfrage der Kriegführung eine gründliche Belehrung ſuchen, auf dieſes vortreffliche Werk aufmerkſam. Der Verfaſſer, in der Militärliteratur ſchon bekannt, hat in mehrern neuern Feldzügen Kriegserfahrung geſammelt und baſirt ſein Urtheil über die Zukunftstaktik auf die praktiſchen Leiſtungen der neuen Waffen im Felde. Er betrachtet dieſe Waffen zuerſt, erörtert die Grundſätze, auf welchen die Conſtruction der Feuerwaffen beruht, verfolgt dann ihre ſucceſſive Vervollkommnung bis auf die Gegenwart und beſpricht die gezogenen Vorder-, Hinterladungs- und Repetirfeuerwaffen ausführlich. Hierauf folgen Bemerkungen über die Taktik der verſchiedenen Truppengattungen unter dem Einfluß der neuen Elemente, und die Zukunftstaktik. Ob alle Leſer mit den hier gezogenen Schlüſſen einverſtanden ſein werden, hängt natürlich von ihren eigenen Anſchauungen ab, namentlich werden Cavalerieoffiziere ſchwerlich die Zukunft der Reiterei als berittene Infanterie acceptiren; jedenfalls aber geben die geiſtreichen Betrachtungen des Verfaſſers Anregung zu weiterm Nachdenken über die wichtigſten Fragen. Die Abbildungen ſind ſehr gelungen ausgeführt und erleichtern das Verſtändniß der Technik.

6. Die Kriegführung unter Benutzung der Eiſenbahnen und der Kampf um Eiſenbahnen. Nach den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts zuſammengeſtellt von H. L. W. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine zweite hochwichtige Frage bildet den Stoff dieſes Werks, welches, wie der Verfaſſer mit Recht ſagt, ein von der Militärliteratur noch wenig cultivirtes Gebiet betritt. Er hat das Verdienſt, alles wiſſenswerthe und noch nicht im Zuſammenhange veröffentlichte Material über den Gegenſtand, ſoweit es zugänglich war, zuſammengeſtellt zu haben. Die Thatſachen läßt er möglichſt objectiv für ſich ſprechen, darum ſtellt er ſie überall voran und hütet ſich vor gewagten Hypotheſen in dieſer vorherrſchend praktiſchen Frage, womit man nur einverſtanden ſein kann. So gibt er im erſten Abſchnitt 18 Beiſpiele größerer Truppentransporte im Vergleich zu Fußmärſchen und knüpft daran im zweiten Betrachtungen über die ſpecielle Anwendung von Eiſenbahnen im Kriege und über die Grenzen der Möglichkeit ihrer Anwendung. In der zweiten Abtheilung heben wir den erſten Abſchnitt: „Ueber Zerſtörung und Wiederherſtellung von Eiſenbahnen“, hervor und als beſonders beherzigenswerth darin, daß die Zerſtörung von Eiſenbahnen und ihres Betriebsmaterials möglichſt zu beſchränken ſei. Wir können dieſe Schrift als durchaus praktiſch gehalten den Offizieren aller Grade empfehlen. Die lithographiſche Tafel, aus Brockhaus' Geographiſch-artiſtiſcher Anſtalt hervorgegangen, gibt eine Zeichnung von Blockhäuſern und Verſchlußthoren einer

Digitized by Google

Eiſenbahnbrücke, um eine nöthig werdende Zerſtörung im Kriege möglichſt lange zu verzögern.

7. Militäriſche Betrachtungen aus Frankreich im Sommer 1867, von einem norddeutſchen Offizier. Berlin, Mittler und Sohn. 1868. 8. 10 Ngr.

Wir haben dieſe Berichte ſchon im Feuilleton der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung“ mit vielem Intereſſe geleſen und finden den beſondern Abdruck derſelben vollkommen gerechtfertigt, da ſie Anſpruch haben, in militäriſchen Kreiſen gewürdigt zu werden. Im Vorworte verwahrt ſich der Verfaſſer gegen die Auslegung, welche das „Journal des débats“ ſeinen Aeußerungen über das Chaſſepotgewehr gegeben hat, und jene andere Misdeutung, als wolle er der franzöſiſchen Infanterie ein unbedingtes Uebergewicht zugeſtehen. In dieſer Hinſicht hätten wir lieber im Texte, der keine Zuſätze oder Aenderungen erfahren, eine deutlichere Meinungsäußerung als jene misverſtandenen Stellen zu leſen gewünſcht — wir ſehen nicht ein, warum ſie der Verfaſſer, da er doch ausdrücklich Verwahrung einlegt, nicht beim Wiederabdruck klarer gefaßt hat; denn wir müſſen geſtehen, daß wir einen ähnlichen Eindruck gehabt haben, und wiſſen, daß es vielen ſo gegangen iſt. Daß der Verfaſſer ſein gutes militäriſches Auge nicht dort, wie manche andere, die ſich einen „Militärſchriftſteller“ unterzeichnen, hat verblenden laſſen, ſondern die Mängel erkennt und freimüthig beſpricht, wird der Leſer überall finden, z. B. in dem Urtheil über die franzöſiſchen Manöver; immerhin hätte er alſo den ſo unbedingt ſeinem Urtheil über das Chaſſepotgewehr in geſperrter Schrift vorausgeſchickten Satz beim Wiederabdruck etwas modificiren können: nicht blos die Verſuche in Preußen, ſondern auch in Oeſterreich und neuerdings in Würtemberg würden dazu Anlaß geben. Vollkommen einverſtanden ſind wir jedoch damit, daß man ſeinen Feind nicht unterſchätzen darf, und erkennen alle Vorzüge der franzöſiſchen Infanterie, die er darſtellt, an. Die Schilderung des Lagers von Châlons, ſeiner Einrichtungen und des Lagerlebens iſt höchſt gelungen und wird auch Nichtmilitärs intereſſant ſein. Von gründlichen kriegswiſſenſchaftlichen und techniſchen Kenntniſſen, ſowie von einer ſcharfen Beobachtungsgabe zeugt der zweite Abſchnitt der Broſchüre, welcher die militäriſche Abtheilung der internationalen Ausſtellung in Paris betrachtet. Der Leſer wird ſich daraus einen Begriff von der großartigen Entwickelung der Waffentechnik machen können und empfehlen wir dieſen Abſchnitt beſonders der Beachtung.

Das letzte Werkchen unſerer diesmaligen Beſprechung gehört nur inſofern auf den militäriſchen Büchertiſch, als uns ſein belletriſtiſcher Inhalt doch an eine hervorragende militäriſche Perſönlichkeit erinnert:

8. Aus dem Nachlaſſe des königlich preußiſchen Generallieutenants Karl von Könneritz. Leipzig, Hinrichs. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Freund des Verſtorbenen hat dem ſchriftlich hinterlaſſenen Wunſche deſſelben entſprochen, daß nach ſeinem Tode eine Auswahl der von ihm verfaßten Gedichte veröffentlicht werden möge, um ſein Andenken bei ſeinen zahlreichen in der Welt zerſtreuten Freunden zu erhalten. Anſpruch auf hohen poetiſchen Werth hat er für ſie nicht erhoben. Wie der Herausgeber ſagt, beſtand der dichteriſche Nachlaß außer einem Drama: „Der Maler“, welches 1860 einigemal auf der dresdener Hofbühne gegeben worden, meiſt aus Gelegenheitsgedichten, von denen nur einige, um ſeine Manier zu kennzeichnen, in die Sammlung aufgenommen worden ſind. Könneritz beſaß eine claſſiſche Bildung, wie ſie unter ſeinen Berufsgenoſſen nicht häufig anzutreffen iſt, außerdem war er für Dichtkunſt und Muſik ſchon in der Jugend empfänglich und immer heiter und zufrieden, allerdings etwas zur Satire geneigt. Wir haben ihn in ſeinen jüngern Jahren gekannt und können die Charakteriſtik, welche der Freund von ihm gibt, bezeugen. Wie ſein Humor das eigene Bild nicht eben ſchmeichelhaft zeichnet, theilen wir als Probe mit:

Ein Angeſicht, das in verſchiedenen Farben
Zufrieden glänzt, in roth und braun und blau,
Die Backen voll, wahrſcheinlich nicht vom Darben,
Torniſterblondes Haar, wär's nicht ſchon grau;
Das Auge klein, doch Freund der ſchönen Kinder,
Ein linkes Ohr, das ſtets prophetiſch klingt,
Der Schnurrbart ſcharf — der Neid der Bürſtenbinder!
Ein ſächſiſcher Accent, der durch die Wände dringt,
Viel Kinn, viel Naſe etwas dicht zuſammen,
Und einer Stirne faltenreicher Schild,
Das, meine Damen, wird euch nicht entflammen,
Doch leider iſt's mein wohlgetroffnes Bild.

Die Sammlung enthält aber auch neben den humoriſtiſchen tief ernſte Gedichte und zum Schluſſe die ſchon 1842 in der „Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie“ erſchienenen, von Ilgen damals für die gelungenſten erklärten Ueberſetzungen des Stabat mater und des Dies irae, denen eine des engliſchen Gedichts: „The burial of Sir John Moore“ (gefallen bei Coruña 1809) folgt. Den Freunden des Verfaſſers wird die Gabe gewiß willkommen ſein.

Karl Guſtav von Berneck.

Feuilleton.

Franz Pfeiffer.

Am 29. Mai ſtarb einer der tüchtigſten Vertreter der germaniſtiſchen Gelehrſamkeit, Franz Pfeiffer in Wien, wo er ſeit dem Jahre 1857 als Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Hochſchule wirkte. Geboren am 27. Februar 1815 zu Solothurn in der Schweiz, bezog er 1834 die Univerſität in München, wo er ſich bis 1838 dem Studium der Philoſophie und Philologie widmete und ein eifriger Schüler von Schelling, Aſt, Thierſch und Maßmann war. Nach Ablauf der akademiſchen Studienzeit blieb er in München, um ſeiner Neigung für die ältere deutſche Sprache und Literatur ungeſtört zu folgen, indem er die reichen Hülfsquellen der münchener Bibliothek mit ausdauerndem Fleiß benutzte. Im Jahre 1840 trat er eine Reiſe nach verſchiedenen ſchweizeriſchen und deutſchen Städten an, um für eine „Quellenkunde der ältern deutſchen Literatur“ das nöthige Material zu ſammeln. Dieſe Reiſe führte ihn auch nach einigen öſterreichiſchen Klöſtern und zum erſten male nach Wien, das ſpäter ſeine zweite Heimat werden ſollte. Im Jahre 1842 ließ er ſich in Stuttgart nieder, wo er 1846 Bibliothekar wurde und bis zu ſeiner Ueberſiedelung nach Wien (1857) verweilte. Seit 1860 war er wirkliches Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften

Digitized by Google

Pfeiffer's Thätigkeit war auf dem Gebiete, das er ſich zum Anbau auserſehen, eine außerordentlich rührige und unermüdliche. Zahlreiche Ausgaben älterer Literaturdenkmäler: „Die deutſchen Myſtiker des 14. Jahrhunderts", „Das Buch der Natur" von Konrad von Megenberg, der „Edelſtein" von Ulrich Boner, „Baarlam und Joſaphat" von Rudolf von Ems, „Wigalois" von Wirnt von Grafenberg u. a., ſprechen für dieſen Fleiß, während er in andern Schriften: „Zur deutſchen Literaturgeſchichte", „Der Dichter des Nibelungenliedes", „Forſchung und Kritik auf dem Gebiet des deutſchen Alterthums", „Freie Forſchung" (1867) in Bezug auf viele principielle Fragen anregend und bahnbrechend wirkte, mit jenem Nachdruck, der ſeinem kräftig durchgreifenden Naturell eigenthümlich war.

Seine Bedeutung liegt darin, daß er gegenüber der Lachmann'ſchen textkritiſchen Schule, welche das Wiſſen von altdeutſcher Sprache und Literatur zu einem Monopol der Gelehrſamkeit machen wollte und das profane Volk mit Eifer von dieſer Geheimkunde abhielt, beſtrebt war, wieder in jenem volksthümlichen Sinne zu wirken, in welchem zuerſt die Romantiker, dann aber Grimm und Uhland, die von Pfeiffer am höchſten verehrten Pfleger der ältern nationalen Ueberlieferung, die altdeutſchen Studien betrieben hatten. Das ganze Volk ſollte theilhaben an den erſchloſſenen Schätzen altdeutſcher Dichtung, an der Kenntniß der alten Sprach- und Culturdenkmäler. Das war die Fahne, welche Pfeiffer in der „Germania" 1856 aufſteckte und heldenhaft gegen die Vornehmheit der excluſiven Fachgelehrten vertheidigte. Seine Hauptthat auf dieſem Gebiet, welche ſeiner Polemik eine ebenbürtige Leiſtung an die Seite ſtellt, war die Herausgabe der „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters" (Leipzig, F. A. Brockhaus), die er ſelbſt 1864 durch eine Ausgabe des „Walther von der Vogelweide" einleitete und welche ſich einer ſeltenen Theilnahme erfreute. Schon binnen Jahresfriſt war eine neue Auflage des „Walther" nöthig geworden. Pfeiffer mußte ſein mit ſchlagfertiger Polemik vertheidigtes Princip durch einen Appell an die deutſche Nation unterſtützen, welche mit der zuſtimmenden Antwort nicht zögerte. Er ſelbſt hat die Leitung des Unternehmens mit ſo ſichern Grundzügen feſtgeſtellt, die Vertheilung der einzelnen Werke an die gleichgeſinnten Mitherausgeber bereits ſo umfaſſend angeordnet, ſich über das einzelne mit ihnen ſo eingehend verſtändigt, daß der Fortgang der mittelalterlichen Nationalbibliothek durch den Tod des erſten Begründers und Leiters keine Unterbrechung erleiden wird. Karl Bartſch wird den „Parcival" Wolfram's von Eſchenbach unter Benutzung des werthvollen, von Pfeiffer geſammelten Materials zum Druck vorbereiten, wie derſelbe auch den handſchriftlichen Nachlaß des tüchtigen und charakterfeſten Gelehrten ordnen und ſich zu dieſem Zwecke nach Wien begeben wird.

Literariſche Notizen.

Die von Hempel in Berlin herausgegebene „Nationalbibliothek ſämmtlicher deutſcher Claſſiker" veröffentlicht ihr ſechsundfunfzigſtes Bändchen, mit welchem ſie eine nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe von Schiller's Werken fortführt. Mit Benutzung der neuen kritiſchen Ausgabe Schiller's von Goedeke, der Werke über die Xenien und anderer neuer Veröffentlichungen wird hier eine Art von Supplementausgabe Schiller'ſcher Gedichte geboten, welche 400 in die gewöhnlichen Schiller-Ausgaben nicht aufgenommene Gedichte bietet.

Im Verlage von E. H. Schröder in Berlin erſcheint eine zweibändige Ausgabe von Goethe's „Gedichten" mit lateiniſchen Lettern, während Goethe's „Suleika" aus dem „Weſtöſtlichen Diwan" in demſelben Verlage in elegantem buntderänderten Abdruck ausgegeben wird.

Daß die theologiſche Betrachtung der Politik und Aeſthetik noch nicht außer Curs geſetzt iſt, das beweiſen mehrere neue literariſche Erſcheinungen. So betrachtet W. Hoffmann, Dr. der Theologie: „Deutſchland ſonſt und jetzt im Lichte des Reiches Gottes" (Berlin, Stilke und van Muyden, 1868) und Paſtor Auguſt Schwartzkopff „Goethe's Fauſt, Shakſpeare's Macbeth und König Lear im Lichte des Evangelio" (Schönebeck, Berger, 1868). Der Krieg von 1866 wird von Hoffmann „der letzte Befreiungskrieg" genannt, und Fauſt erſcheint Schwartzkopff nur klein gegen die hiſtoriſche Wirklichkeit eines Luther.

In Italien hat eine der „künftigen Königin" gewidmete Ode von Bernardino Zendrini großes Aufſehen erregt. Man iſt zwar mit Recht gegen derartige Hofgelegenheitsgedichte eingenommen, die ſeit Beſſer's Zeiten in Verruf ſind und denen ſelbſt Tennyſon nicht eine Zukunft zu ſichern vermag. Doch dem talentvollen italieniſchen Dichter iſt es gelungen, ſeiner zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Prinzen Humbert gedichteten Ode jenen Geiſt nationalen Aufſchwungs einzuhauchen, der das heutige Italien beſeelt, und ſo dem Gelegenheitsgedicht eine allgemein gültige Bedeutung zu geben. Julius Schanz hat die Zendrini'ſche Ode „Der künftigen Königin" mit ſeiner anerkannten Formgewandtheit verdeutſcht (Dresden, Heinze, 1868) und mit einer ſelbſtgedichteten Widmung verſehen, in welcher ſich einzelne ſehr anſprechende Verſe finden, wie der folgende:

Was ſoll der Trommelklang und die Trompeten,
Wenn Fürſtentöchter zum Altare ſchreiten?
Die Liebe, die Begeiſtrung der Poeten
Soll über dich den ſanften Schleier breiten.

Aus dem Zendrini'ſchen Gedicht führen wir die patriotiſchen Schlußverſe an:

Und wenn von neuem fremdes Roßgeſtampfe
Den Boden unſers Vaterlands erſchüttert,
Mit Uebermacht und mit Verrath im Kampfe
Dein Thron erzittert:

Dann werden ſich um deine Fahne ſcharen
Die Edelſten, voran für dich zu glänzen,
Mit Bruſt und Stirne trotzend den Gefahren,
Die Reihn ergänzen.

Und mit den Kriegern werden die Poeten
Sich einen und begeiſtert für dich werben,
Für ihre Königin die Walſtatt röthen
Und für ſie ſterben.

Bibliographie.

Beck, A., Geſchichte des gothaiſchen Landes. 1ſter Bd. Geſchichte der Regenten. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Becker, B., Die Reaktion in Deutſchland gegen die Revolution von 1848 beleuchtet in ſozialer, nationaler und ſtaatlicher Beziehung. 1ſte Lief. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Blind, C., Koſſuth und Rußlands Umtriebe. Wien, Hilberg. 12. 6 Ngr.

Briefwechsel des Grafen Montvaliat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792 bis 1797. Herausgegeben von W*. M*. Zürich, Schulthess. Br. 8. 1 Thlr.

Cäſarenwirthſchaft. Indiscretionen eines geheimen Agenten. Bern, Haller. Gr. 16. 20 Ngr.

Cölln, D. v., Amalie Sieveking und die freiwillige Armenpflege. Ein Vortrag. Breslau, Mälzer. 16. 7½ Ngr.

Deutſchlands Stolz. Die Meiſterwerke der deutſchen Literatur. 1ſter Bd. (à 20 Nrn.) Nr. 1. Leipzig, M. Schäfer. Fol. 1½ Ngr.

Diezmann, A., Goethe's Liebſchaften und Liebesbriefe. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen eines Offiziers des kaukaſiſchen Corps. Aus dem Ruſſiſchen. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Freimuth, G., Romano. Ein Trauerſpiel. Bonn, Cohen u. Sohn. 16. 24 Ngr.

Hammer, P., Die Preſſe, eine Großmacht, oder ein Stück moderner Verſumpelung? Würzburg, Stahel. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Freiherren von Regensberg. Pamphlet eines ſchweizeriſchen Juriſten. 1ſter bis 4ter Theil. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 1½ Ngr.

Preußiſche Rückblicke auf die Annexion des Königreichs Hannover. Braunſchweig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Schöpf, J., Erzählungen aus dem Tiroler Volksleben. Brixen, Weger. 8. 20 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Maximilian I. der Katholiſche, Kurfürſt von Bayern und der 30jährige Krieg nach den Acten und Urkunden der königlich bayeriſchen allgemeinen Reichs-, Staats- und Provincial-Archive politiſch und militäriſch dargeſtellt. München, Fleiſchmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schweichel, R., Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte des Menschen. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siegfried, Louiſe (geb. Hellmer), Geiſtliche Lieder geſammelt zum Gebrauch in Kirche und Haus. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sprecher-Bernegg, A. v., Feldzug nach Rußland 1812—1813. Herausgegeben von F. v. Tſcharner. Bern, Haller. 1867. 8. 5 Ngr.

Turgenjew, J., Rauch. Aus dem Ruſſiſchen. Autoriſirte Ausgabe. Mitau, Lucas. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Deutſche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutſche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) erſucht, ihre Beſtellungen auf das nächſte Vierteljahr baldigſt bei den betreffenden Poſtämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Ueberſendung ſtattfindet.

Die Richtung der Deutſchen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieſelbe wie bisher: als ein entſchieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird ſie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Geſetz“ zur alleinigen Richtſchnur ihres Auftretens nehmen.

Die Deutſche Allgemeine Zeitung erſcheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird ſie mit den nächſten nach Erſcheinen jeder Nummer abgehenden Poſten verſandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inſerate finden durch die Deutſche Allgemeine Zeitung die weiteſte und zweckmäßigſte Verbreitung; die Inſertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal geſpaltenen Zeile (unter „Ankündigungen“) 1½ Ngr., einer dreimal geſpaltenen (unter „Eingeſandt“) 2½ Ngr.

Im Verlage von Th. Bertling in Danzig erſcheint in nächſter Friſt:

Album ausländiſcher Dichtung.

In vier Büchern: England, Frankreich, Serbien, Polen. In deutſcher Ueberſetzung von Heinrich Nitſchmann, Herausgeber des in drei Auflagen 1860 bis 1862 erſchienenen „Der polniſche Parnaß“. Mit vier Originalzeichnungen von Striowski in Danzig, in litographiſchem Tondruck von Gebr. Delius in Berlin, circa 20 Bogen, fein Velin. Sehr elegant ausgeſtattet. Broſchirt. Ladenpreis 1 Thlr., Subſcriptionspreis 22½ Sgr. Jede Buchhandlung nimmt Beſtellungen an. Der Reinertrag der ganzen Auflage iſt für die oſtpreußiſchen Lehrer beſtimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thesaurus der classischen Latinität.

Ein Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Stilübungen.

Begründet von **Dr. Karl Ernst Georges.**

Fortgesetzt von **Dr. Gustav Mühlmann.**

In zwei Bänden. 8. Geh.

Erster Band. **(A—H.)** In drei Abtheilungen. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zweiten Bandes erste Abtheilung. Erste Hälfte. **(I—iniquus.)** 1 Thlr.

Dieses lateinisch-deutsche Schulwörterbuch ist bestimmt, dem Schüler nicht blos bei der Lektüre der lateinischen Classiker, sondern auch, und zwar ganz besonders, bei Abfassung eigener lateinischer Arbeiten zu dienen. An einem diesen Zweck besonders berücksichtigenden und vollkommen erfüllenden Lexikon fehlte es bisjezt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien der vierte Band des Werks:

Die intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval“.

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Jeder Band (ungefähr 20 Bogen Octav) 15 Ngr.

Inhalt des vierten Bandes: König Philipp II. von Spanien, ſein Staatsſecretär Don Antonio Perez und Prinzeſſin Eboli. — Der Oberſt Labedoyère und der Marſchall Ney, zwei Opfer der Bourbonen. — Der Magiſter Tinius. — Die Ermordung des Schultheiß Keller in Luzern. — Die Räuberbanden am Mittel- und Niederrhein zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts.

Durch ſeinen ſpannenden Inhalt und außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt ſich dieſes raſch beliebt gewordene Volksbuch den weiteſten Kreiſen zum Privatbeſitz.

Die bereits erſchienenen vier Bände ſind nebſt einem Proſpect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

MÉDITATIONS SUR LA RELIGION CHRÉTIENNE

DANS SES RAPPORTS AVEC L'ÉTAT ACTUEL DES SOCIÉTÉS ET DES ESPRITS

Par **M. Guizot.**

Edition autorisée pour l'étranger.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt seinen frühern Werken *„Méditations sur l'essence de la religion chrétienne“* und *„Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne“* hiermit einen neuen Band folgen, welchem ein um so lebhafteres Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die Beziehungen der Religion zu den gesellschaftlichen Verhältnissen und den geistigen Zuständen der Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat.

Die einzelnen Abschnitte dieses Bandes behandeln: *Christianisme et la Liberté; le Christianisme et la Morale; le Christianisme et la Science; l'Ignorance chrétienne; la Foi chrétienne; la Vie chrétienne.*

Neues Werk von Björnſtjerne Björnſon.

Soeben erſchien:

Das Fiſchermädchen.

Eine Erzählung aus dem norwegiſchen Hochlande.

Von **Björnſtjerne Björnſon.**

Mit dem Porträt des Verfaſſers.

Preis 15 Ngr.

Verlag von Albert Fritſch in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1868.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 27.** — 1. Juli 1868.

Die **Blätter für literariſche Unterhaltung** erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zur Länder- und Völkerkunde. Von **Reinhard Sellner.** — Volksthümliches in Glaube und Sitte, Sprüchen und Liedern. Von **Eugen Labes.** — **Feuilleton.** (Zwei Anmerkungen zum „Simpliciſſimus“; Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen.

1. Shakeſpeare's Dramatiſche Werke nach der Ueberſetzung von **Auguſt Wilhelm Schlegel** und **Ludwig Tieck** ſorgfältig revidirt und theilweiſe neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten verſehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die Deutſche Shakeſpeare-Geſellſchaft. Erſter bis dritter Band. Berlin, G. Reimer. 1867—68. Gr. 8. Jeder Band 20 Ngr.
2. William Shakeſpeare's Dramatiſche Werke, überſetzt von Friedrich Bodenſtedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textreviſion und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenſtedt.** Erſtes bis neuntes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1867—68. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.
3. Shakeſpeare's Dramatiſche Werke und Sonette in neuen Original-Ueberſetzungen von **F. Dingelſtedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff, F. A. Gelbcke.** Erſter bis neunter Band. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1867—68. Jeder Band 22½ Ngr.

Drei großartige Unternehmungen einer neuen Aneignung Shakſpeare's traten faſt zu gleicher Zeit ins Leben: ein Beweis dafür, wie die Beſchäftigung mit dem britiſchen Dichter nicht nur unſere beſſern kritiſchen, ſondern auch unſere poetiſchen Kräfte in Anſpruch nimmt und wie die Theilnahme des Publikums, neu angeregt durch die Beſtrebungen der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft, im Wachſen begriffen iſt, oder wenigſtens wie das Wachsthum ſelbſt durch den Eifer der Verlagsbuchhandlungen und Schriftſteller gefördert wird.

Im Princip weicht die erſte Ueberſetzung von den beiden andern ab. Ulrici ſagt in der Vorrede:

Was die Ueberſetzung ſelbſt anbetrifft, ſo ſind wir von der Ueberzeugung durchdrungen und haben ihr gemäß gehandelt, daß die Erreichung unſers Ziels nicht eine durchgängig neue Uebertragung fordere, daß es vielmehr für unſern Zweck das geeignetſte und förderlichſte Mittel ſein werde, die anerkannt vorzüglichſte, in den weiteſten Kreiſen verbreitete und gleichſam eingebürgerte unter den vorhandenen Ueberſetzungen, die Schlegel-Tieck'ſche, zu Grunde zu legen. Dieſe Ueberzeugung ſtützt ſich auf die Thatſache der bisher unübertroffenen Meiſterſchaft, mit welcher A. W. Schlegel, trotz mancher augenfälligen Fehler im einzelnen, Geiſt und Charakter der Shakſpeare'ſchen Dichtung überhaupt wie Zeichnung und Colorit der einzelnen Dramen insbeſondere, kurz den Stil Shakſpeare's nachzubilden gewußt hat. Heutzutage iſt es ein Leichtes, jeden beliebigen Inhalt in fließende, gefällige, regelrechte Verſe einzukleiden: das iſt bei der gegenwärtig ſo hohen poetiſchen Ausbildung unſerer Sprache ein ſo wohlfeiles Verdienſt, daß es kaum noch in Betracht kommt. Den Meiſter der Ueberſetzungskunſt macht der feine durchdringende Sinn für die innere geiſtige Eigenheit, die poetiſche Perſönlichkeit des fremden Dichters, das ſichere, reine Stilgefühl und die Fähigkeit, demſelben durch das einzelne Wort wie durch die Haltung und Geſtaltung des Ganzen, ohne Verletzung des Genius der deutſchen Sprache, Ausdruck zu geben. In dieſer Beziehung, meinen wir, ſteht Schlegel noch immer unübertroffen da (und wird wahrſcheinlich unübertroffen bleiben); und in dieſem Urtheil ſtimmen anerkannte Autoritäten, wie N. Delius, Bernays, Freiligrath, Gildemeiſter u. a., mit uns überein.

Bei den von Schlegel überſetzten Dramen kann ſonach die Leiſtung, um die es ſich handelt, nur darin beſtehen, die einzelnen offenbaren Fehler, die er — aus Verſehen, Unkenntniß, Mangel an Hülfsmitteln u. ſ. w. — häufig genug begangen, mit geſchickter Hand auszumerzen. Anders dagegen verhält es ſich mit den unter Tieck's Namen gehenden Uebertragungen. Auch dieſe ſogenannte Tieck'ſche Ueberſetzung — die indeß bekanntlich zum geringſten Theile von Tieck ſelbſt herrührt — hat zwar ihre Vorzüge und ſteht in wohlbegründetem Anſehen beim deutſchen Publikum. Aber dieſe Vorzüge ſind nicht groß genug, um bei ihr daſſelbe Verfahren zu rechtfertigen; ſie leidet zum Theil an ebenſo großen Mängeln. Hier alſo waren von den neunzehn Stücken, die ſie umfaßt, eine Anzahl ganz neu zu überſetzen, die übrigen nicht nur zu verbeſſern, ſondern ſtellenweis umzugeſtalten.

Wie die vorliegenden Bände beweiſen, tritt die

Digitized by Google

Ulrici'ſche Ausgabe in Bezug auf die Schlegel'ſchen Stücke gar nicht in Concurrenz mit den andern, indem ſie nur als eine durchgeſehene und revidirte neue Auflage der Schlegel'ſchen Ueberſetzung betrachtet werden kann. Die Aenderungen betreffen nicht ſtiliſtiſche Eigenthümlichkeiten und Mängel, an denen es bei Schlegel wahrlich nicht fehlt, ſondern nur offenbare Unrichtigkeiten, welche die fortgeſchrittene Textkritik ſeitdem ans Licht geſtellt hat. Sie ſind überdies der Zahl nach außerordentlich ſparſam, und man ſieht es an der Motivirung der Herausgeber in den Noten, wie es ihnen jedesmal Ueberwindung gekoſtet hat, den kanoniſchen Text Schlegel's durch apokryphiſche Verſe zu gefährden. Wir können indeß dieſe Scheu und Zurückhaltung bei dem einmal angenommenen und feſtgehaltenen Princip nur billigen; denn da man nach einem bibliſchen Spruch nicht wohlthut, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen und neue Lappen auf ein altes Kleid zu nähen, ſo war hier die größte Vorſicht geboten, um nicht durch weitergehende Abänderungen einen höchſt buntſcheckigen Text hervorzurufen, in welchem das Stilgefühl Schlegel's mit dem Stilgefühl ſeiner Correctoren in einem Kampfe lag, der die Einheit des Stils zerſtörte. So wie jetzt dieſe Veränderungen angebracht ſind, wird nur das feinere Auge des Shakſpeare-Kenners ſie merken und das Gefühl der übrigen Leſer nicht durch aufdringliche Einſchachtelungen von anderer Färbung aus dem Takt gebracht werden. Daß die Reviſionen ſelbſt an und für ſich alle berechtigt und nicht blos hineincorrigirte willkürliche Varianten ſind, dafür bürgt der Name der Herausgeber und die Aegide der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft. Bei aller Anerkennung des Schlegel'ſchen Stilgefühls und der Verdienſtlichkeit einer neu revidirten Ausgabe der Schlegel'ſchen Dramen entſteht aber doch die Frage, ob in dem Feſthalten an dem Schlegel'ſchen Text nicht eine Gefährdung liege für den Fortſchritt deutſcher Ueberſetzungskunſt? Das Stilgefühl kann unmöglich als Monopol eines Einzigen betrachtet werden; es wird auch ſpätern dichteriſchen Talenten eigen ſein, und dieſe haben vor Schlegel den Vorzug voraus, daß ſie mit dem Rüſtzeug einer fortentwickelten und bereicherten Sprache ans Werk gehen; die Vorausſetzung, daß Schlegel unübertroffen bleiben wird, erſcheint daher theils als zu engherzige Beſchränkung, theils als zu kühne Anticipation der Zukunft; und wenn auch Gildemeiſter zugibt, daß gewiſſe Ausdrücke, Wendungen, Sentenzen der Shakſpeare'ſchen Dramen von Schlegel ihr deutſches Gewand für alle Zeiten erhalten haben, ſo iſt doch noch immer ein großer Unterſchied zwiſchen einzelnen glücklichen Griffen, deren Benutzung den Nachfolgern freiſtehen muß, und einer Geſammtüberſetzung, die jede Concurrenz ausſchließt.

Auch iſt man nur zu leicht geneigt, den Eindruck langer Gewöhnung mit dem einer ausſchließlichen Nöthigung zu verwechſeln. Wir alle ſind mit dem Schlegel'ſchen Text, der gerade in einigen der am meiſten auf der Bühne eingebürgerten Stücke Shakſpeare's acceptirt iſt, groß geworden; unſer Ohr hat ſich an ihn gewöhnt; unſerm Gedächtniß haben ſich dieſe Verſe als versus memoriales eingeprägt. Leicht erſcheint uns die andere Faſſung, in der ſie jetzt an unſer Ohr tönen, als etwas Fremdartiges, und was ſich einmal unſerm Ohr eingeſchmeichelt hat, als unerſetzbar durch neue Wendungen. Jedenfalls iſt es auch der Schlegel'ſchen Ueberſetzung gegenüber gerechtfertigt, wenn die ſprachgewandten und ſprachgewaltigen Dichter der Neuzeit es unternehmen, auch dieſe Shakſpeare-Dramen in neuer Einkleidung unſerer Nation anzueignen. Man braucht nicht bei dem Guten ſtehen zu bleiben, man hat ein Recht, zu verſuchen, ob das Beſſere, der Feind des Guten, nicht erreichbar iſt.

Dieſer Verſuch iſt von zwei Seiten gemacht worden; die eine Gruppe von Dichtern und Ueberſetzern hat die Brockhaus'ſche Verlagsbuchhandlung unter der Fahne Friedrich Bodenſtedt's verſammelt, die andere das Bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen in einem Unternehmn, das weiter als die beiden andern vorgeſchritten und bereits dem Abſchluß nahe iſt. Auf beiden Seiten iſt Treffliches geleiſtet und der unberührbare Lorber Schlegel's gefährdet worden.

In der Ulrici'ſchen und Bodenſtedt'ſchen Ausgabe (Nr. 1 und 2) iſt jedem Drama eine Einleitung vorausgeſchickt, welche über Quellen, Entſtehungszeit, über den Inhalt, zum Theil auch über die äſthetiſche Bedeutung deſſelben die erforderlichen Aufſchlüſſe gibt. Auch folgt in beiden Ausgaben den einzelnen Dramen eine Reihe von Anmerkungen, welche den Sinn dunkler Stellen erläutern, die hiſtoriſchen Beziehungen aufklären u. ſ. w. Die hildburghauſener Ausgabe (Nr. 3) hat zunächſt weder Einleitungen noch Anmerkungen, doch kündigt ſie im Schlußband eine Biographie Shakſpeare's und eine literarhiſtoriſche Einleitung zu ſeinen Dramen von der Feder Dingelſtedt's an.

Eine ſolche „allgemeine Einleitung“: „Geſchichte Shakſpeare's und ſeiner Dichtung“, hat Ulrici auch der neuen Ausgabe der Schlegel'ſchen Ueberſetzung vorausgeſchickt. Dieſe Einleitung hat einen doppelten Vorzug: ſie iſt prägnant und maßvoll gehalten. Die Prägnanz iſt eine Folge der genauen Kenntniß und des vollkommen beherrſchten Materials der Shakſpeare-Literatur, Vorzüge, welche dem Herausgeber niemand beſtreiten wird. Dieſe Herrſchaft über das Material läßt ihn nie einzelne Taſten, ſondern ſtets volle Accorde anſchlagen, indem die ganze hiſtoriſche und literarhiſtoriſche Claviatur immer offen vor ihm liegt. Beſonders inhaltreich iſt die Darſtellung der vorſhakſpeare'ſchen Zeit in ihren allgemeinen Bedingungen, die der Entwickelung Shakſpeare's und der Shakſpeare-Kritik in England, für welche letztere er viele weniger bekannte intereſſante Data anführt. Die Beleuchtung des Dichters ſelbſt iſt nicht blos in Magneſialicht getaucht; aber es fehlen doch die ſchärſern Schattirungen der kritiſchen Analyſe.

Trefflich iſt die Charakteriſtik der beiden Vorgänger Shakſpeare's, Marlowe und Greene, und ihres Einfluſſes auf den letztern:

Im „Titus Andronicus“ und noch im „Heinrich VI.“ klingen deutlich die Töne nach, die Marlowe's „mächtige Sprache“ (mighty line) in ſeiner Bruſt erweckten: beide Stücke, insbeſondere „Titus Andronicus“, ſind offenbar in Marlowe's Stile oder doch unter ſeinem Einfluß geſchrieben. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß ſie nur erſt geringe Spuren von Shakſpeare's eigenem Geiſt und Charakter an ſich tragen, und daraus wiederum erkläet es ſich, daß die engliſche Kritik, welche — fälſchlicherweiſe — ſeine ſpäteen Meiſterwerke allein zum Maßſtab nimmt, noch immer geneigt iſt, ſie ihm abzuſprechen. Andere Jugendarbeiten Shakſpeare's, wie dee „Perikles“ und

Digitized by Google

ne älteſten Luſtſpiele, z. B. „Die Komödie der Irrungen“ d die „Die beiden Edelleute von Verona“, erinnern in der derheit des Zuſammenhangs, der Oberflächlichkeit der Charak- iſtil und dem Mangel an tieferm Gehalt noch ebenſo ent- ieden an den Stil R. Greene's.

Nach Ulrici war es Shakſpeare's Aufgabe, den Greene'- en und Marlowe'ſchen Stil der dramatiſchen Kunſt in : Art zu verſchmelzen, daß die Vorzüge beider gewahrt, Mängel beſeitigt und ſo ein neuer, höherer Stil ge- nnen ward, der, wie der Begriff des Dramas es for- t, das epiſche und das lyriſche Element in gegenſeitiger rchdringung zu harmoniſcher Einheit zuſammenfaßte.

In der Entwickelung Shakſpeare's unterſcheidet Ulrici r Perioden. Die erſte charakteriſirt er in folgender eiſe:

Ich meine, man erkennt an Stücken wie „Titus Andro- ns“, „Die beiden Veroneſer“, „Die Komödie der Irrungen“, er Liebe verlorene Müh“, die drei Theile „Heinrich's VI.“, erikles“ und was ihm von den angezweifelten Dramen noch zehören mag — man erkennt an dieſen Stücken noch eine viſſe jugendliche Unbehülflichkeit, Schroffheit und Unmäßigkeit, e Neigung hier zu Marlowe'ſchem Bombaſt, dort zu Greene'- r Breite und Oberflächlichkeit, eine gewiſſe Eckigkeit und rödigkeit nicht nur in der Sprache, ſondern in der ganzen t der Geſtaltung des Stoffs. Die Tragödie ſteht der Mar- e'ſchen Auffaſſung noch ziemlich nahe, d. h. das Tragiſche noch etwas Gewaltſames, Uebertriebenes, es ſtreift noch zu r ans Gräßliche und knüpft ſich noch an Charaktere wie ron und Tamora in „Titus Andronicus“, wie Margaretha Richard in „Heinrich VI.“, die in Zeichnung und Colorit, ihrer Neigung zum Wilden und Maßloſen noch Verwandt- ſt mit Marlowe's Lieblingsfiguren verrathen. Im Luſtſpiel den wir zwar bereits die ſprudelnde Fülle, Leichtigkeit und veglichkeit des Shakſpeare'ſchen Witzes, aber der Wortwitz ninirt noch zu ſehr, die Situationen haben noch häufig etwas zwungenes, die Charaktere erſcheinen noch ohne ausgeprägte enthümlichkeit, hier und da noch ohne feſten Kern, ſchwan- und unſicher. Die Compoſition zeigt zwar bereits die ßen Vorzüge des Shakſpeare'ſchen Stils: der Stoff iſt äußer- in Beziehung auf die Reihenfolge der Scenen und die Ent- lelnng der Action durchweg vortrefflich disponirt. Aber es ngt dem jungen Dichter noch nicht, die mannichfaltigen en in Einem Mittelpunkt zuſammenzufoſſen, die Theile zu em harmoniſchen Ganzen innerlich zu verſchmelzen; die npoſition gleicht noch mehr einer mechaniſchen Aneinander- ung, als einer organiſchen Gliederung. Dieſe erſte Pe- e, die Zeit der erſten Verſuche und Entwürfe — die ſpäter vielfach verbeſſert worden ſein dürften — mag etwa von 6—87 bis 1592 reichen.

In der zweiten Periode (1592—98), dem Jünglings- r des Shakſpeare'ſchen Genius, in welche „Richard III.“, ıde gut, alles gut“, „Romeo und Julie“, „Der Wider- ſtigen Zähmung“, „Richard II.“, „Der Sommernachts- ım“, „Heinrich IV.“, „König Johann“ und „Der ıfmann von Venedig“ fallen, erhebt ſich ſeine ſchaffende ıntaſie aus jener jugendlichen Unbeſonnenheit, Schroff- und Maßloſigkeit zu immer geregeltern, immer correc- gezeichneten Geſtalten. Die volle Kraft und Größe des ıkſpeare'ſchen Genius tritt in der dritten Epoche (1598 606) hervor; in den drei großen Tragödien „Hamlet“, ar“, „Othello“, und in den Luſtſpielen: „Was ihr lt“, „Wie es euch gefällt“, „Viel Lärm um Nichts“, et Ulrici theils die volle Kraft und Größe des Shak- re'ſchen Genius, und im Komiſchen den genialen Ueber- h, der das Leben wie ein heiteres Spiel behandelt und damit über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Dieſer Glanzperiode folgt eine vierte, in deren Charakteriſtik Ulrici entſchieden und mit Recht von der vielfach beliebten Anſchauung abweicht, welche in dieſen letzten Productionen die größte Vollendung und Reife erblickt, ſondern im Gegentheil ein gewiſſes Abſinken des dichteriſchen Genius infolge verdüſterter Lebensſtimmung und ungünſtiger Zeiteinflüſſe hier nicht in Abrede ſtellt:

Die Stücke, welche von den meiſten Kritikern in dieſe letzte (vierte) Periode der dichteriſchen Thätigkeit Shakſpeare's geſetzt werden: „Troilus und Kreſſida“, „Julius Cäſar“, „Antonius und Kleopatra“, „Coriolan“, „Macbeth“, „Cymbeline“, „Das Wintermärchen“, „Der Sturm“, „Heinrich VIII.“ und „Timon von Athen“, zeichnen ſich vor den obengenannten durch gewiſſe charakteriſtiſche Züge aus, welche darauf hinweiſen, daß ſie dem letzten Lebensalter des Dichters angehören dürften. Zunächſt erſcheint in ihnen Rhythmus und Versbildung viel nachläſſiger behandelt: die einzelnen Zeilen ſind nicht nur häufiger als ſonſt ineinander verſchlungen, wo der Inhalt ihre Trennung fordert, ſondern es finden ſich auch nicht ſelten ſechsfüßige Verſe, die in den ältern Stücken Shakſpeare's nicht leicht vorkommen. In dies loſere Gewand gehüllt, wird die Sprache voller und voller, ſo überſtrömend von Gedanken und Bildern, daß ſie zuweilen wie gebrochen erſcheint, bald ſich in ſich ſelbſt verwickelnd, bald abſpringend, wie Donner und Blitz daherfahrend. Die Charaktere ſind härter und ſchärfer gezeichnet, männlicher, ſchroffer, von eiſerner Feſtigkeit und Gediegenheit. Die Compoſition erſcheint gedrungener, concentrirter, raſcher und directer in gerader Linie zum Ziele fortſchreitend, im Gegenſatz zu den anmuthig gewundenen Bahnen, auf welchen die Action in den meiſten ältern Stücken ſich bewegt, wie eine nähere Vergleichung von „Macbeth“, „Coriolan“, „Julius Cäſar“ mit „Hamlet“, „Lear“, „Richard II.“ zeigt. Während das Tragiſche im „Lear“ trotz der erſchütternden Gewalt, mit der es uns ergreift, doch noch jener milde, elegiſche, verklärende Nimbus umgibt, den es in „Romeo und Julie“, „Richard II.“, „Hamlet“ trägt, tritt das verſöhnende, erhebende Element im „Macbeth“ tief in den Hintergrund zurück, im „Timon“ fehlt es völlig. Das Komiſche dagegen erhält (in „Troilus und Kreſſida“) ein ſatiriſches Colorit, oder zieht ſich (im „Sturm“, „Wintermärchen“) wiederum von dem wirklichen Leben in die Region des Phantaſtiſchen zurück und miſcht ſich mit einem ſtrengen ethiſchen Ernſte, der das Böſe nicht mehr als bloße Schwäche und Verkehrtheit verlacht, ſondern ſtraft, bekämpft, brandmarkt. Die Gemüthsſtimmung und Lebensanſicht des Dichters ſelbſt iſt offenbar ernſter, ſtrenger, trüber geworden, durchdrungen von dem ſchmerzlichen Gefühle der Hinfälligkeit alles menſchlich Großen und Schönen, von dem herben Bewußtſein eines ſinkenden, an ſchweren Gebrechen krankenden, von ſchwerem Unheil bedrohten Zeitalters.

Die Grenzen dieſer von Ulrici aufgeſtellten Perioden ſind natürlich fließende; einzelne Stücke werden immer in die vergangene oder folgende zurück- oder hinausverwieſen. Warum in „Macbeth“ das verſöhnende, erhebende Element tiefer in den Hintergrund treten ſoll als in „Lear“ oder „Othello“, vermögen wir nicht abzuſehen; im Gegentheil, dieſe Stücke erſcheinen uns viel greller als „Macbeth“; daß die Compoſition im „Wintermärchen“ gedrungener iſt als z. B. im „Sommernachtstraum“, iſt uns ebenſo wenig einleuchtend. Dennoch iſt im Ganzen, namentlich was den größern Sentenzenreichthum, die Eigenthümlichkeit der Versbehandlung, die härtere, ſchärfere Zeichnung der Charaktere, namentlich aber die ernſtere Lebensanſicht betrifft, die Unterſcheidung Ulrici's zutreffend, und auch in Bezug auf die Compoſition geben wir zu, daß „Macbeth“ und „Coriolanus“ die regelrechteſten Tragödien Shakſpeare's ſind, die in raſcher und gerader Linie

Digitized by Google

zum Ziele ſchreiten, wenn auch hier und dort die Handlung noch in ein Scenenconglomerat auseinanderſplittert.

Die Charakteriſtik Shakſpeare's ſelbſt iſt im ganzen eingehend und ſchlaghaft, gleichſam ein Extract aus Ulrici's größerm Werk. Trefflich iſt namentlich, was Ulrici über Shakſpeare's Diction ſagt, gegen deren Härten und Mängel er ſich keineswegs verſtockt, doch deren Urgeſtalt, die durch alle Wandlungen hindurchſcheint, er als die ſpecifiſch dramatiſche Form der Sprache bezeichnet:

> Denn ihr Weſen beruht im Grunde darauf, daß bei Shakſpeare die Rede überall innere geiſtige That iſt. Und das wird ſie dadurch, daß ſie ſtets die Empfindungen und Gefühle, Gedanken und Reflexionen u. ſ. w. in ihrer innern Beziehung zum Handeln und daher nicht in völliger Reinheit, ſondern gefärbt und geformt durch das Maß und die Richtung, die Regungen und Wandlungen des Willens darſtellt, und daß ſie zwar demgemäß durchaus von dem individuellen Charakter (deſſen Kernpunkt der Wille iſt) und von der Situation des Sprechenden, zugleich aber auch vom Charakter des Ganzen, vom Gange und Ziele der Action überhaupt bedingt und beſtimmt erſcheint.

Damit hängt nun zuſammen, daß ihm die Action die Hauptſache der dramatiſchen Darſtellung erſcheint und daß ihm alle übrigen Elemente nur die Peripherie zu dieſem Centrum bilden. Hierdurch will Ulrici den Dichter gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß ſeine Handlung oft nicht deutlich genug motivirt ſei:

> Denn um nicht die Action zu verſchleppen, um ſie in raſchem, kräftigem Gange zu erhalten, um den Zuſchauer nicht durch weitläufige Reden und Verhandlungen zu ermüden, verſchweigt er Motive oder deutet ſie doch nur leiſe an, die, obwol innerlich mitwirkend, doch ohne ermüdende Expectorationen ſich nicht darlegen ließen. So ſchwebt z. B. über dem Benehmen wie über dem Charakter Hamlet's ein myſtiſches, unaufklärbares Dunkel; mit unwiderſtehlichem Intereſſe feſſelt uns jede einzelne Scene, jeder neu hervortretende Zug in der Perſönlichkeit des Prinzen, mit ſtets wachſender Theilnahme folgen wir dem Gange der Action; und doch iſt über die Motive wie über den Charakter des Hauptträgers derſelben noch immer Streit und Hader unter den Kritikern. Mag man immerhin dieſe einſeitige, der ergänzenden Phantaſie des Zuſchauers zu viel zumuthende Weiſe der Charakteriſtik als einen Mangel bezeichnen, der ſceniſche Erfolg, wie eben der „Hamlet" beweiſt, ſpricht offenbar zu ihren Gunſten. Sie iſt in der That wiederum par excellence dramatiſch. Im Drama iſt nun einmal ſeiner Natur nach die Handlung die Hauptſache; das Drama iſt nun einmal nicht zum Leſen, ſondern zum Schauen beſtimmt: Shakſpeare wenigſtens hält dieſe Beſtimmung entſchieden feſt. Der Zuſchauer aber hat weder Zeit noch Luſt, den Motiven der Handlung nachzugrübeln und ſie bis in ihre innerſten Quellen zu verfolgen. Er iſt befriedigt, wenn er einen vollen, ganzen, wohlgetroffenen Menſchen vor ſich ſieht, der menſchlich fühlt und denkt, ſtrebt und handelt, deſſen Charakter, Schickſale und Lebensverhältniſſe ſein Intereſſe erregen. Je größer, bedeutender, eigenthümlicher der Charakter erſcheint, je ſchwieriger, verwickelter, ungewöhnlicher ſeine Lage und die äußern Umſtände ſich geſtalten, deſto reicher und lebendiger wird die Theilnahme des Publikums der dargeſtellten Handlung ſich zuwenden.

Wir halten trotz deſſen den Vorwurf aufrecht, daß Shakſpeare in der Motivirung der Handlung oft nachläſſig, ſorglos und unklar iſt. Mag es immerhin wahr ſein, daß für den Dramatiker die gegenwärtige lebendige Situation den Kern der Dichtung und den eigentlichen Grund der Wirkung bildet: dieſe Situation wird erſt klar und deshalb auch erſt vollkommen wirkſam durch die vorausgehenden Motive, die ſie erklären. Geſtalten, die gleichſam durch einen Sprung auf die Bühne kommen, werden ſich erſt durch equilibriſtiſche Uebungen ins Gleichgewicht ſetzen müſſen und nie jene Plaſtik beſitzen wie diejenigen, welche mit voller Sicherheit auftreten, weil der Dichter vorher ihnen die Stätte bereitet hat. Der Cauſalnexus der Motive geht freilich ins Unendliche zurück; es iſt Sache des künſtleriſchen Taktes, ihn an der rechten Stelle abzubrechen. Man kann hierin auch zu viel thun und durch eine Ueberladung mit innern und äußern Antecedentien die Wirkung der einzelnen Situation gefährden. Daß Shakſpeare aber hierin zu wenig gethan hat, daß er den äußerlichen Zuſammenhang der Handlung oft mit Bindfäden feſtbindet, wo eine eiſerne Verkettung noththut, daß er hier und dort die Situationen in einer zweifelhaften Beleuchtung läßt, welche ſogar ihr Verſtändniß erſchwert: dafür laſſen ſich zahlreiche Belege, nicht nur aus ſeinen ſchwächern Dramen, in denen auch eine ſhakſpearomaniſche Kritik vieles preisgeben muß, ſondern auch aus ſeinen Meiſterwerken geben.

Wie unkünſtleriſch iſt die Behandlung des Verhältniſſes von Hamlet und Ophelia, welche nicht nur der analyſirenden Kritik, ſondern auch dem bloßen Errathen noch ſo viel zu thun übrigläßt! Die Vergangenheit iſt hier in ein Halbdunkel gehüllt, das auch den in lebendiger Gegenwart vorgeführten Situationen keine Klarheit geſtattet, ſondern ſie in einer gewiſſen Verſchwommenheit hält, in der ſich nur der romantiſche Duſel behaglich fühlt. Die große Scene zwiſchen Hamlet und Ophelia macht zwar ſtets ihre Wirkung; doch beruht dieſe Wirkung durchaus nicht auf der Situation, die wir nicht klar erfaſſen, weil uns einige nothwendige Vorausſetzungen dazu fehlen, ſondern auf der Fülle humoriſtiſcher und ſatiriſcher Reflexionen, die ſich hier zu einem wiederkehrenden dramatiſchen Refrain wirkſam zuſpitzen. Die Wahnſinnsſcene der Ophelia, welche durch den lyriſchen Zauber, der ſie durchweht, einen ergreifenden Eindruck macht, iſt dramatiſch vollſtändig unmotivirt, was bei ſolchen wieſen pſychologiſchen Kataſtrophen doppelt befremdlich erſcheinen muß. Wir nehmen vorher von ihr Abſchied, als ſie mit elegiſchen Worten, aber in durchaus maßvoller, nirgends auf innere Zerrüttung deutender Haltung den Wahnſinn Hamlet's beklagt; wir finden ſie wieder im Zuſtande vollſtändiger Geiſtesſtörung. Dazwiſchen liegt die Ermordung ihres Vaters Polonius durch ihren Geliebten Hamlet. Dieſe That aber wird von dem Dichter ſelbſt nicht als ein tragiſches Ereigniß dargeſtellt, ſondern als etwas durchaus Beiläufiges behandelt, das der Dänenprinz ſelbſt ſo leicht wie möglich nimmt. Nirgends wird nur angedeutet, daß der Wahnſinn Ophelia's durch dieſe That, durch dies tragikomiſche Misverſtändniß hervorgerufen ſei, abgeſehen davon, daß der Dichter derartige wichtige Momente der Handlung in die dramatiſche Action ſtellen muß und nicht tonlos beiſeiteſchieben darf. Nirgends liegen ferner in dem Charakter der Ophelia, wie er uns in den frühern Scenen vorgeführt wird, die Anſatzpunkte für eine ſo gewaltſame pſychologiſche Entwickelung; ſie erſcheint weder als eine exaltirt leidenſchaftliche, noch als eine tiefſinnig vergrübelte Natur, ſondern einfach als ein verliebtes Mädchen von einer gewiſſen Mittelmäßigkeit des Denkens und Empfindens, die ſich bekanntlich am ſchwerſten erſchüttern und aus der Bahn bringen

Digitized by Google

äßt. Für Hamlet ſelbſt iſt Ophelia ein ganz unbedeu- endes Ding, das weder auf ſeine Entſchlüſſe, noch auf eine Handlungen, noch auf ſeine Empfindungen den ge- ingſten Einfluß hat und deſſen er in ſeinen hinlänglich ahlreichen Monologen gar nicht erwähnt. Sollte die)phelia aus einer opernhaften Figur, deren ſich die neue)per von Ambroiſe Thomas mit Recht als willkommene eldin bemächtigt hat, zu einem dramatiſchen Charakter erden, ſo mußte nicht nur ihr Verhältniß zu Hamlet ar dargelegt, ſondern vor allem der innere Conflict, der e zum Wahnſinn führt, dramatiſch geſtaltet ſein. Hier t alles unmotivirt, und der Eifer der Interpreten, dieſe ücke durch eigenen Scharfſinn auszufüllen, ſpricht nur r die Mangelhaftigkeit der Dichtung, die dort eine Lücke ßt, wo der dramatiſche Zuſammenhang den geſchloſſen- n Gang verlangte und wo die dramatiſche Kunſt ihre ſentlichſten Aufgaben verſäumte.

Ueberhaupt erſcheint uns die Rechtfertigung, welche rici für Shakſpeare's nicht ausreichende Motivirung it, von verhängnißvoller Tragweite, denn ſie würde in ter Inſtanz auf eine Verherrlichung des bloßen Bühnen- ects hinauslaufen. Effecte hat Richard Wagner ſehr ffend als Wirkungen ohne Urſache definirt; Situationen ne die nöthige Motivirung ſind aber ebenfalls Wirkun- n ohne Urſache.

Dieſelben Einwürfe möchten wir Ulrici entgegenſtellen, nn er die äußere Compoſition Shakſpeare's in Schutz nmt. Daß die nothwendige Dreitheilung des dramati- en Stoffs: Expoſition (Grundlegung), Schürzung des otens, Löſung deſſelben (Kataſtrophe), ſich überall be- mt unterſcheiden laſſe, iſt zuzugeben; doch wo wäre nicht der Fall, wenn man dieſe Hauptabtheilungen ſolcher Allgemeinheit faßt? Die ſtümperhafteſte Schüler- eit wird ihre Expoſition, ihre Schürzung und Löſung en; es kommt nur darauf an, ob dieſe Theile den tigen Umfang und das richtige Verhältniß zueinander en. Eine künſtleriſche Würdigung der Bedeutung der elnen Acte, wie ſie aus dem Weſen des dramatiſchen ganismus heraus die innere Kunſttheorie entwickelt hat, bei Shakſpeare mehr Ausnahme als Regel. Die Pe- tie im vierten Act findet ſich nur in „Romeo und ie" und „Coriolan". Die Acte ſchließen oft mit den chgültigſten Nebenſcenen, während die Theorie mit ht am Actſchluß einen Höhepunkt der Handlung ver- gt, in welchem ſich die Entwickelung des ganzen Actes mmenfaßt. Wenn aber Ulrici ſogar behauptet, der g der Action erſcheine ſo abgemeſſen, die Reihenfolge Scenen ſo geordnet, daß jeder Auftritt als ein ſicherer, überlegter Schritt zu einem beſtimmten, von Anfang ins Auge gefaßten Ziele ſich ausweiſe: ſo gilt von größern Hälfte der Shakſpeare'ſchen Dramen offenbar Gegentheil; ſie ſind überreich an Scenen, welche auf Fortgang der Handlung ohne Einfluß bleiben und he ſich in ihrer humoriſtiſchen und phantaſievollen Hal- Selbſtzweck ſind. Ja noch in den letzten Acten, die geſteigerte Spannung zum Schluß hindrängt, Shakſpeare ganze Zwiſchenſpiele ein, wie z. B. die tengräberſcene in „Hamlet".

Eher kann man Ulrici in alledem beiſtimmen, was er die Auffaſſung des Tragiſchen und Komiſchen bei Shakſpeare, über die innere Compoſition und den geiſtigen Gehalt ſeiner Stücke ſagt. Treffend iſt auch die Charakteriſtik Ben. Jonſon's, Beaumont's und Fletcher's, und Maſſinger's. Maſſinger erſcheint uns als der bedeutendſte dieſer Dichter. Ulrici erwähnt von ihm noch, daß er an dichteriſcher Begabung Beaumont und Fletcher vollkommen gewachſen ſei; ſeine Eigenthümlichkeit beſtehe jedoch nur darin, daß er, ein kühner, energiſcher, von ſtarken Gefühlen bewegter Geiſt, die Farben überall ſtärker auftrage und daß daher die Vorzüge wie die Mängel des dramatiſchen Stils der Schule bei ihm ſchärfer hervortreten. Dabei vergißt Ulrici hervorzuheben, daß, gerade was die Folgerichtigkeit der dramatiſchen Compoſition und den durch keine Abſchweifungen unterbrochenen Gang der Handlung betrifft, Maſſinger ohne Frage Shakſpeare übertrifft; wir brauchen nur an ſeinen „Duke of Milton" zu erinnern, ein mit großem Kunſtverſtand und klarer Durchſichtigkeit der Motive entworfenes Drama.

Die Geſchichte des Shakſpeare'ſchen Dramas und der Shakſpeare-Kritik nach dem Tode des Dichters bildet einen der intereſſanteſten Abſchnitte von Ulrici's „Allgemeiner Einleitung". Mit Dryden und ſeinen Zeitgenoſſen begann eine Wendung in der Würdigung Shakſpeare's im Zuſammenhang mit den Herüberwirkungen des franzöſiſchen Geſchmacks und der aufmerkſamern Berückſichtigung der Ariſtoteliſchen Regeln. Dryden in ſeinem „Essay on Dramatic Poesy" (1668) rühmte zwar Shakſpeare als einen der reichſtbegabten Dichter, rügt aber ausdrücklich, daß Shakſpeare nicht überall ſich gleichbleibe, ſondern häufig ſchal und abgeſchmackt (insipid) ſei, daß ſein Witz in ſchmuzige Zweideutigkeiten, ſein Ernſt in ſchwülſtigen Bombaſt ausarte. Auch bemerkt er, daß andere jetzt ihm allgemein vorgezogen würden und daß Beaumont's und Fletcher's Stücke jetzt die beliebteſten und häufigſten entertainments der Bühne ſeien, indem je zwei von ihnen gegen eins von Shakſpeare während des Jahres aufgeführt würden:

Obwol Dryden als Dichter offenbar von Shakſpeare's Dramen ſich unwiderſtehlich angezogen und zur Bewunderung hingeriſſen fühlte, ſo geht doch aus ſeinen Aeußerungen ebenſo klar hervor, daß er als Kritiker einen ganz andern Standpunkt einnahm. Er hebt ausdrücklich hervor, wie regellos Shakſpeare's Stücke ſeien, bedauert, daß er die Ariſtoteliſchen Geſetze von den drei Einheiten — deren unverbrüchliche Gültigkeit ihm vollkommen feſtſteht — nicht gekannt oder doch ſo ſelten befolgt habe, und bewundert es nur, daß ſeine Dramen nichtsdeſtoweniger von ſo mächtiger Wirkung ſeien. Geſtützt auf dieſe angeblichen Geſetze und eingenommen von der Schönheit des antiken Dramas unterwarf dann Thomas Rymer die Shakſpeare'ſchen Tragödien einer Kritik, die einem Todesurtheil völlig gleichkommt. Er erklärt (in ſeinem „Short View of Tragedy etc.", 1693) den „Othello" „für eine blutige Farce ohne Salz und Geſchmack", und meint, daß „ein Affe ſich beſſer auf die Natur verſtehe und ein Pavian mehr Geſchmack beſitze als Shakſpeare", und daß „in dem Wiehern eines Pferdes oder dem Knurren eines Kettenhundes mehr Sinn, mehr lebendiger Ausdruck und ſozuſagen mehr Humanität ſich finde als in Shakſpeare's tragiſchem Pathos". Gegen dieſe lächerliche, vom blinden Vorurtheil eingegebene Kritik vertheidigten zwar John Dennis („The Impartial Critic, or some Observations etc.", 1693) und Charles Gildon („Miscellaneous Letters and Essays", 1694) den gemishandelten Dichter. Allein ihr kritiſcher Standpunkt iſt im weſentlichen derſelbe. Sie werfen Rymer nur Uebertreibung vor, in die er aus Zorn über Shakſpeare's Vergötterung

Digitized by Google

ſeitens ſeiner Verehrer gefallen — wiederum ein Beweis, daß die Zahl derſelben doch noch immer groß geweſen ſein muß —; ſie ſtreichen die vortrefflichen Seiten der Shakſpeare'ſchen Dichtung, den Reichthum an tiefen, ſinnigen Sentenzen, Naturwahrheit, Originalität, Kraft und Schönheit der Diction u. ſ. w. heraus; allein im weſentlichen, in Compoſition, Erfindung, Charakteriſtik, kurz in der „poetiſchen Kunſt“ ſtellen ſie ihn ebenſalls entſchieden unter die Alten. Dennis insbeſondere vermißt bei ihm die Beobachtung der poetiſchen Gerechtigkeit: „da in den beſten Shakſpeare'ſchen Tragödien die Guten wie die Böſen gleichmäßig zu Grunde gehen, ſo laſſe ſich in ihnen wenig oder gar keine Belehrung (instruction) finden“. Und Gildon behauptet: Shakſpeare übe zwar einige dramatiſche Regeln mit ſolcher Virtuoſität, daß man unwillkürlich von ſeinen Stücken fortgeriſſen werde, aber ebenſo viele verletze oder ignorire er. Daher ſeien ſeine Schönheiten unter einem Haufen von Schutt begraben, vereinzelt, zerſtreut, gleich den Trümmern eines verfallenen Tempels; die Harmonie des Ganzen fehle. Kurz, Shakſpeare ſei nicht correct, nicht claſſiſch, weil er die Alten zu oberflächlich gekannt habe.

Damals begann man auch die Shakſpeare'ſchen Stücke opernhaft einzurichten, mit Muſik, Geſängen und Tänzen zu verbrämen. Zuerſt erſchien der „Sturm“, bühnengemäß zurechtgemacht von Dryden und Davenant; Sedley, Shadwell u. a. folgten.

Die weitere Geſchichte der Shakſpeare-Kritik in ihrer philologiſch-kritiſchen Epoche bis in die neueſte Zeit möge man bei Ulrici ſelbſt nachleſen; er gibt auch ein inhaltreiches Bild der deutſchen Shakſpeare-Bewegung vom Beginn bis in die neueſte Zeit, und wir rühmen es dem vielſeitig gebildeten Philoſophen ausdrücklich nach, daß er ſich nicht ſo wegwerfend wie Elze und Genoſſen über Rümelin äußert, ſondern ſeine Ueberzeugung ausſpricht, „daß das geiſtreiche Werk, trotz ſeiner Polemik gegen Shakſpeare und den deutſchen Shakſpeare-Enthuſiasmus, nur dazu beitragen wird, das Studium Shakſpeare's und die Erkenntniß ſeines Werthes als des leitenden und trotz aller Mängel größten Genius der dramatiſchen Poeſie zu fördern“.

Die Einleitungen zu den einzelnen Stücken der Ulrici'ſchen Ausgabe von K. Elze und A. Schmidt geben meiſtens alle wünſchenswerthen Daten über die Entſtehungszeit derſelben, über ihr Verhältniß zu vorausgehenden Stücken und zu der geſchichtlichen Ueberlieferung; namentlich theilt A. Schmidt die betreffenden Stellen der von Shakſpeare benutzten Holinſhed'ſchen Chronik mit und gibt ſo willkommene Anhaltspunkte für ſelbſtändige Vergleichung des Dichters und des Geſchichtſchreibers.

Rudolf Gottſchall

(Die Fortſetzung folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Länder- und Völkerkunde.

Als vor einem Jahrhundert die Naturſchönheit gleichſam zum zweiten male entdeckt worden war und die Reiſen immer häufiger wurden, welche den Naturgenuß zum Hauptzweck hatten, da bildete ſich jener Zweig des Schriftthums aus, der heute üppiger als je zuvor grünt und blüht — die Reiſeliteratur. So war es natürlich, daß damals den bedeutendſten Theil des Inhalts der Reiſebeſchreibungen die Schilderung von Naturreizen ausmachte, und daß ſich erſt ſpäter das Volksleben mit der Natur in das Intereſſe des beobachtenden Reiſenden theilte. Daher liefern denn auch die Reiſebeſchreibungen des vorigen Jahrhunderts, beſonders in der Mitte deſſelben, in Betreff Europas meiſt nur ſehr dürftige ethnographiſche Ausbeute. Heute aber ſtellen wir andere, weitergehende Anforderungen an Schriftſteller, welche die Erfahrungen ihrer Reiſen der Welt mittheilen wollen. Wenn nicht die Perſönlichkeit des Reiſenden unſer Intereſſe in hohem Grade in Anſpruch nimmt, ſo verlangen wir nicht die Mittheilung von Erlebniſſen, ſondern von Beobachtungen; wir wollen nicht mehr die überſchwengliche Sprache von Naturenthuſiaſten hören, welche ſich vergebens abmühen, das, was nur der Pinſel darſtellen kann, mit Worten zu malen, ſondern wir verlangen, daß eine jede neue Reiſeſchilderung einen Fortſchritt auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde bezeichne, und daß der Verfaſſer, um dies zu ermöglichen, nicht nur mit den nöthigen ſprachlichen und hiſtoriſchen Kenntniſſen ausgerüſtet ſei, ſondern auch jene Ideen ſich zu eigen gemacht habe, durch welche Karl Ritter die Erdbeſchreibung zu einer Wiſſenſchaft erhoben hat.

Obgleich wir nicht leugnen wollen, daß die Reiſeliteratur unſers Volks vortheilhaft abſticht von ähnlichen Erzeugniſſen der Franzoſen, ſo nimmt doch die Zahl jener Werke eher zu als ab, welche der Welt von den unbedeutendſten Reiſeerlebniſſen unbedeutender Menſchen vorſchwatzen und in denen ſich das eitle kleine Ich des Verfaſſers auf jeder Seite breit macht. Allen dieſen iſt die Beherzigung der alten Anſtandsregel, von ſich ſelbſt ſo wenig als möglich zu ſprechen, und eine aufmerkſame Lektüre jener geiſtreichen Kritik, welche Fallmerayer über die Beſchreibung der orientaliſchen Reiſe der Gräfin Hahn-Hahn geſchrieben hat, recht dringend anzuempfehlen und ſie darauf hinzuweiſen, daß ſie in des genannten Gelehrten „Fragmenten aus dem Orient“ nachahmungswerthe Muſter von Reiſeſchilderungen finden können. Solcher allgemeiner Tadel mußte vorausgeſchickt werden, damit die Worte der Anerkennung größeres Gewicht erhalten, die wir dem unter folgendem Titel erſchienenen Buche zollen:

1. Oeſterreichiſches Seebuch. Darſtellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. Von Heinrich Noë. München, Lindauer. 1867. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Als der Verfaſſer in ſeinem „Bairiſchen Seebuch“ die Natur und das Menſchenleben der bairiſchen Voralpen in reizenden Bildern vorführte, da riefen ihm wohlmeinende Stimmen zu, auf dieſem Wege fortzuſchreiten und aus ſeiner Mappe, welche vielfache Alpenwanderungen gefüllt hatten, neue Skizzen zu veröffentlichen. Dieſem Rathe iſt er nun gefolgt, er hat im „Oeſterreichiſchen Seebuch“ die Reize des Salzkammergutes geſchildert und verſpricht noch außerdem den Leſern in einem folgenden Bande als Führer durch das Pinzgau und die wilden Thäler der Tauern zu dienen. Im Preiſe der deutſchen Alpenwelt wetteifert Noë mit Ludwig Steub; während dieſen aber ein geheimer Zug des Herzens über den Brenner nach den ſonnigen, wein- und burgenreichen Geländen des Etſchthals

Digitized by Google

führt, weilt Noë mit Vorliebe unter den dunkeln Tannen der Noriſchen Berge, wandert in klingender Winternacht über verſchneite Joche, ſchaut den Nebelmaſſen zu, welche auf dem Eiſe der Seen liegen und macht ſeine ethnographiſchen Studien in den ärmlichen Blockhäuſern der Holzknechte und in raucherfüllten, übelduftenden Bauernſtuben. Was das vorliegende Buch ſchildert, hat der Autor im Spätherbſt und Winter geſehen und gehört, und er verſchweigt den Wunſch nicht, daß ſein „Oeſterreichiſches Seebuch" recht viele bewegen möchte, die Gebirge zwiſchen Salzach und Traun auch einmal im Winterkleide zu beſchauen. Er ſagt gleichſam entſchuldigend in der Einleitung:

Ich für meinen Theil kenne keinen Tod. Jeder Botaniker weiß, daß die Blätter fallen, weil ſie von vorbereiteten Knoſpen weggedrückt werden, und hält den Winter für einen ſchneeigen Vorfrühling. Ich glaube auch in dieſem Buche den Beweis geliefert zu haben, daß die Erſcheinungen für denjenigen, der eine wirkliche Theilnahme an den Geſtaltungsformen der Welt empfindet, die Mühen einer Reiſe lohnen. Aber auch abgeſehen van der Neuheit, welche die Darſtellung von Winterlandſchaften in dieſen Alpen beanſpruchen darf, war es ein anderer, wichtigerer Grund, der mich veranlaßte, jene Wege zu unbeliebter Zeit zu wandeln. Man lernt im Winter mehr über die Menſchen. Im Sommer ſind ſie zerſtreut und mit vielfachen Arbeiten draußen auf den Bergen, in den Wäldern, auf dem Felde und den Weiden beſchäftigt. Im Winter ſitzen ſie um den Ofen und geſtatten belohnendere Blicke in ihre Natur, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihren Aberglauben, als während einer andern Jahreszeit, in welcher man ſie faſt immer nur vereinzelt und beſchäftigt trifft. Die trüben Abende in übelriechenden Bauernſtuben darf man freilich nicht ſcheuen.

Es ſcheint uns aber, als ob es nicht blos der Reiz der Neuheit geweſen, was den Verfaſſer bewogen hat, in den ſieben ſogenannten todten Monaten auf den von der Touriſtenwelt verlaſſenen Pfaden an den ſalzburger Seen zu wandern; Noë liebt die Einſamkeit, weil ſeinem Gemüth ein ſchwermüthiger Zug eigen iſt, welcher ihn auch in ſonniger Frühlingslandſchaft zu allerhand trübſinniger Metaphyſik verleiten wird. Manche ſolcher ernſter Gedanken flattern denn auch durch ſein Buch; ſie erſchrecken uns aber nicht, denn ſie harmoniren mit der Stimmung der uns vorgeführten Landſchaftsbilder und ſtammen doch nie aus weichlicher Geſinnung, ſondern aus tiefem Mannesernſt.

Nicht weniger als 17 Seen des Salzkammergutes ſchildern die 452 Seiten des „Oeſterreichiſchen Seebuch", und auch dem König der bairiſchen Seen, dem Königsſee, ſpenden ſie ihren Gruß. Faſt erſcheinen uns die Bilder jener kleinern Seen, die tief in den Bergen verſteckt weilab von den belebten Touriſtenwegen liegen, mit größerer Liebe und Sorgfalt ausgeführt, als die Schilderungen vom Traun-, Atter- und Hallſtädterſee. Vor allen andern aber hält der Zauber des Mondſees den Verfaſſer umfangen; wenn er von dieſem ſeinem Liebling erzählt, bekommt ſeine Sprache einen faſt lyriſchen Schwung. Nicht minder prächtig ſind aber auch die Skizzen der Goſauſeen, zu denen Noë emporſtieg, als ſchon Reif die Wege bedeckte. Es möge ein Theil dieſer Schilderung dem Buche entnommen werden, damit ein Beiſpiel zeige, wie außerordentlich feſſelnd der Autor darzuſtellen weiß und wie viel Geiſt und Gemüth aus ſeiner Sprache leuchtet:

Endlich eine tiefgrüne Waſſerfläche und im nämlichen Augenblicke der ernſte Gletſcher in der ruhigen Luft und umgeſtürzt im ruhigen See. Deſſen Klarheit iſt ſo groß, daß es ſchwer hält, zu erkennen, wo ſich die Grenzlinie des auf- und abwärtsragenden Bildes befindet. Ja, es iſt ein graßer, herrlicher Anblick. Hier wahnt leidenſchaftslaſe Ruhe. Keine Schwingung bewegt den ſtarren Staff. Ohne Widerſtand hebt ſich das Gemüth — eine innere Gewalt, die durch die Nerven hinzuckt, daß wir wähnen, wir hörten eine wunderſam ungeheuerliche Botſchaft, ſtürmt darunter — hebt ſich das Gemüth in einen Vorſtellungskreis, der mit dem gewohnten Lauf der Gedanken nicht mehr zuſammenfällt. Eine ſelten geahnte Kraft iſt es, die den oft bekümmerten Sinn plötzlich in ſonnigere Höhen trägt — es iſt, als ob jene Gewalt, welche die Schlammſchichten des Urmeers in die reinen Lüfte emporthürmte, vergeiſtigt in uns nachwirkte. Niemand wird zu ſagen vermögen, was er ſich denkt, während ſein Auge in das unbewegliche Eis ſtarrt; aber ſpäter wird er Rechenſchaft darüber geben können, was er ſich nicht gedacht hat. Solche Augenblicke ſind unfruchtbar an beſtimmt umſchriebenen und mittheilbaren Ideen — unfruchtbar wie jene Scheitel über dem Firn an lebendigen Gebilden; aber ſie ſind gleich jenen in ein anderes Licht getaucht als das Schaffen in der Niederung, wir ſind von etwas erlöſt, was uns anhängt. Tönen allein iſt es gegeben, gleich wunderbar auf uns zu wirken.

In ſolchen Worten liegt prächtige Melodie und dichteriſcher Schwung. Aber nicht minder ſchön und eigenthümlich iſt Noë's Stil, wenn er ſich in ruhiger Schilderung ergeht und das Gegenſtändliche, weniger das Empfundene darſtellt; und doch durchdringt auch den beſchreibenden Theil ſeines Buchs der warme Hauch eines tiefen Naturgefühls. Selbſt der beſte Kenner des Salzkammergutes wird über den wunderbaren Schmelz der Farben ſtaunen, welchen der Verfaſſer ſeinen Bildern zu verleihen gewußt hat, und vielleicht kopfſchüttelnd deſſen Phantaſie bewundern, welche an Dingen, die er ſelbſt theilnahmlos betrachtet hat, bewundernswerthe Reize entdeckte. Noë begnügte ſich eben nicht mit den Eindrücken großer Erſcheinungen in der Natur; ihn feſſelte auch die kleine Welt und er vergaß nicht, als er am Ufer des obern Goſauſees ſtand, über dem Anblick der mächtigen Gletſcher des Dachſteins die von Würmern zernagten Blöcke, welche am Seerand lagen, und den alten Mann, der drüben im Schnee ſtand und ſich den Schweiß abwiſchte, weil er eben aus Steiermark über die ſchwindelnden „Reisgäng" geſtiegen, um ein Fäßchen Vogelbeerbranntwein in die Goſau zum Verkauf zu bringen. Wol wird mancher Leſer meinen, daß an einzelnen Stellen die Staffage einen zu großen Raum einnimmt und die großartige Landſchaft durch einen wenig bedeutenden Vordergrund verdeckt iſt; wir aber wollen nicht rechten mit des Verfaſſers Vorliebe für den Mikrokosmus, ſondern bedenken, daß für den einſamen Wanderer in wilder, winterlicher Gebirgsgegend jedes Lebenszeichen der Natur einen unendlichen Reiz beſitzt, und die Freude an den vielen kleinen Genrebildern, von denen ein jedes ebenſo wol von Schärfe der Beobachtung als von Feinheit der Darſtellung Zeugniß ablegt, uns nicht durch äſthetiſche Reflexionen verkümmern. Wie in ſeinem „Bairiſchen Seebuch", läßt Noë auch in dem vorliegenden Werke mit ſtimmungsvollen Landſchaftsbildern Erzählungen aus dem Leben der Bewohner des öſterreichiſchen Seelandes wechſeln und überraſcht faſt durch den derben Realismus und den köſtlichen Humor, mit dem er in den Geſchichten von dem Hallſtädterſee und den ſteiriſchen Wildſchützen das wiedererzählt, was

Digitized by Google

er in den Hütten der Holzknechte und in raucherfüllten Wirthshausſtuben vernommen hat. Damit aber auch die gelehrte Welt ſehe, daß den Verfaſſer nicht allein der Naturgenuß an jenen Seegeſtaden feſtgehalten habe, ſtreut er in die Darſtellung treffliche Bemerkungen über Sagenbildung, Entſtehung von Ortsnamen und geologiſche Verhältniſſe jener Gegenden, und zwar in einer Weiſe, daß auch die Leſerinnen ſeines Buchs nicht in Verſuchung kommen ſollen, die betreffenden Stellen zu überſchlagen.

Hatte das eben beſprochene Werk uns die Reize des nördlichen Theils der Oſtalpen geſchildert, ſo werden wir durch

2. Wanderſtudien aus der Schweiz. Von Eduard Oſenbrüggen. Erſter Band. Schaffhauſen, Hurter. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

in die Centralalpen geführt. Zu derſelben Zeit, als von des Verfaſſers längſt gewürdigten „Culturhiſtoriſchen Bildern aus der Schweiz“ die zweite Auflage erſcheint, tritt Oſenbrüggen mit einem Buche hervor, das eine Fortſetzung jenes Werks ſein ſoll und, wie die Vorrede ſagt, von dieſen Bildern ſich nur durch eine Erweiterung des Programms unterſcheidet, indem die topographiſchen und auf einzelne Landestheile eingehenden Schilderungen in den Rahmen allgemeiner Betrachtung gebracht ſind. Der Verfaſſer iſt Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Zürich und zugleich Mitglied des Schweizeriſchen Alpenclubs; dennoch tritt er uns in ſeinen „Wanderſtudien aus der Schweiz“ bei weitem weniger in letzterer Eigenſchaft denn als Juriſt entgegen. Culturhiſtoriſche Studien ſind der Zweck ſeiner Reiſen geweſen, und mit ſcharfem Blicke weiß er die Privatrechtseigenthümlichkeiten der einzelnen Cantone auch in anſcheinend unbedeutenden Zügen des Volkslebens zu erkennen. Nicht überall hat die Göttin Juſtitia ſo wenig zu thun wie in Churwalden, wo in einem Landſtrich von 1400 Einwohnern ein ganzes Jahr ohne einen Criminal-, Polizei- und Civilfall verſtreichen kann — wahrlich ein ſchönes Zeichen für die Tugend der Churwaldner und die erfolgreiche Thätigkeit des Friedensrichters. Es gibt aber auch glücklicherweiſe keinen Theil der Schweiz, deſſen Bewohner andererſeits ſo zäh am wirklichen oder vermeintlichen Recht feſthalten und ſo große Luſt am Proceſſiren zeigen als die romaniſche Bevölkerung Graubündtens. Nur dort kann über die Herkunft einer Ente ein Proceß geführt werden, deſſen Koſten bei dem ſchließlichen Vergleiche die Höhe von 1000 Frs. erreichten. Der Leſer wird eine Menge anderer feiner Bemerkungen finden, die ihm auf der einen Seite den erfreulichen Beweis liefern, wie tiefe Wurzeln das Rechtsgefühl in den Geiſt des Schweizervolks geſchlagen hat, auf der andern Seite aber auch in ihm den Wunſch erregen, daß bald allen Cantonen der Segen eines gemeinſamen Criminalrechts möge zutheil werden — ein Wunſch, deſſen Erfüllung freilich eine Verkürzung der Souveränetät der Einzelſtaaten des ſchweizeriſchen Bundesſtaats bedingen würde. Der Verfaſſer rollt uns ein unerquickliches Bild von den Rechtsverhältniſſen ſeines Vaterlandes auf:

Wollte man die Schweiz nach der Verſchiedenheit der Rechte in Theile zerlegen, ſo würden dieſe Theile die Zahl der Cantone weit überſteigen. Es handelt ſich dabei nicht blos um deutſches Recht, das ſich nirgends ſo deutſch entwickelt hat als in der deutſchen Schweiz, und um franzöſiſches Recht nebſt einem Bruchtheil italieniſchen Rechts, ſondern auch in der deutſchen Schweiz iſt das Rechtsleben ſehr mannichfaltig geſtaltet, ſodaß es einem praktiſchen Juriſten oft unmöglich ſein würde, über ſeinen Canton hinaus zu practiciren. Es iſt ſchwer, ſich eine vollkommene Kenntniß der Erbrechte und der ehelichen Güterrechte zu verſchaffen, noch ſchwerer, in einem Streit wegen Alimentverhältniſſen in den Gebirgscantonen ſicher zu urtheilen, oder auch nur der Terminologie ſich zu bemächtigen. Am anſchaulichſten laſſen ſich aber die Gegenſätze im Rechtsleben an der Strafrechtspflege herausſtellen. St.-Gallen hat ein modernes Strafgeſetzbuch und eine treffliche Strafanſtalt nach dem neuen Syſtem. Wer von St.-Gallen über waldbekränzte Hügel und durch wohlhäbige Ortſchaften von Appenzell-Außerrhoden die kurze Wanderung in das Hirtenland der innern Rhoden macht, der findet hier die Region der Antipoden: kein geſchriebenes Strafrecht, dagegen Gefängniſſe, die vor Jahrhunderten erfunden ſein mögen, als man „ſchädliche Leute“ einſperrte, um ſie alsbald aufzuknüpfen oder zu köpfen oder mit „Abſchied“ über die Grenze zu ſchieben. Mehrere Cantone haben Schwurgerichte, andere eine mündlich-öffentliche Beweisverhandlung vor ſtändigen Criminalgerichten, andere das ältere Verfahren, aber mit erheblichen Verſchiedenheiten, bis zur inquiſitoriſchen Wahrheitserforſchung im ſchlimmſten Sinne des Worts herab. In Unterwalden, Uri und Appenzell-Innerrhoden ſind Geſtändnißhiebe und magere Koſt reglementariſch, und Zug hat noch in dieſem Jahrhundert in dem furchtbaren Kaibenthurm recht oft regelrecht gefoltert.

Die vorliegenden „Wanderſtudien“ beſtehen aus acht topographiſchen Schilderungen, welche durch eine Abhandlung über „Die Entwickelungsgeſchichte des Schweizreiſens“ eingeleitet und durch eine Betrachtung der Schweiz als „des Landes der Gegenſätze“ vorläufig abgeſchloſſen worden. Es iſt dem Verfaſſer keineswegs zu verdenken, daß er als Juriſt vorzugsweiſe jene Cantone durchwandert, in welchen er für das Studium der Volksrechte die meiſte Ausbeute zu finden hoffte, und mit Vorliebe erzählt er uns von abgeſchiedenen Thälern, deren wunderliche Rechtsgebräuche ihn weit ab von der belebten Heerſtraße gelockt haben. Faſt ſcheint es bisweilen, als ob der Autor, vertieft in culturhiſtoriſche Studien, die Schönheiten der Natur vergeſſen habe — wenigſtens wird der Leſer in dem Abſchnitte: „Aus dem Bündnerlande“, einem der beſten des Buchs, von den Eindrücken nichts erfahren, welche die dortigen Gebirgsmaſſen mit ihren Schneefeldern und Gletſchern auf den Verfaſſer gemacht haben, und vergebens in dem ganzen Werke nach der Schilderung einer waghalſigen Beſteigung eines noch jungfräulichen Gipfels ſuchen. Da der Menſch der Zweck dieſer „Wanderſtudien“ war, ſo blieb Oſenbrüggen in den Thälern, obſchon er, wie der Titel beſagt, Mitglied des Schweizeriſchen Alpenclubs iſt. Seine außerordentliche Kenntniß der Literatur über die Schweizeralpen beweiſt „Die Entwickelungsgeſchichte des Schweizreiſens“ — ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte des Naturgefühls. Indem der Verfaſſer einen Ueberblick über die ſchweizeriſche Reiſeliteratur von Konrad Geßner's 1541 erſchienener gelehrter lateiniſcher Abhandlung „Ueber Milch und Käſereien“ bis auf die „rothen Bücher“ unſerer Zeit gibt, weiſt er auf eine merkwürdige Gleichheit der Naturanſchauung des 16. Jahrhunderts und der der Jetztzeit hin und führt aus, wie erſt ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die ſchweizeriſchen Hochgebirge nach langer Misachtung aufs neue die Gemüther zu enthuſiasmiren begannen und wie beſonders durch

Digitized by Google

Rouſſeau's „Neue Heloiſe" naturſchwärmeriſche Seelen in Menge nach der ſüdweſtlichen Schweiz gezogen wurden.

Wir ſcheiden von Oſenbrüggen's „Wanderſtudien" mit der Anerkennung einer Fülle darin enthaltener werthvollen Schilderungen der Culturzuſtände einzelner Theile der Schweiz und mit dem Wunſche, daß bald ein zweiter Band den eben beſprochenen erſten ergänzen möge.

Während Noë und Oſenbrüggen Theile des Alpengebiets geſchildert haben, in denen ſie nicht blos durch vielfache Wanderungen, ſondern auch durch mannichfache wiſſenſchaftliche Studien heimiſch geworden und aus denen ſie viel für Geiſt und Gemüth heimtragen konnten, weil ſie viel hingebracht hatten, hat der bekannte berliner Commiſſionsrath und Schauſpieldirector Franz Wallner ſich durch die Aufforderungen theilnehmender Freunde bewegen laſſen, zu Nutz und Frommen derer, welche nach ihm über die Alpen nach Rom zu ziehen gedenken, die Erlebniſſe ſeiner im vorigen Jahre unternommenen italieniſchen Reiſe zu veröffentlichen, obgleich er Italien weder früher geſehen, noch ſeine Sprache gelernt hatte und ſich ſagen mußte, daß das, was er beſchreiben wollte, ſchon oft und — viel beſſer, als er es im Stande ſei, beſchrieben worden iſt. Sein Buch trägt den wunderlichen Titel:

3. Wenn jemand eine Reiſe thut. Flüchtige Reiſeſkizzen von der Spree bis zur Tiber, von der Tiber bis zum Veſuv. Von Franz Wallner. Berlin, Springer. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir müſſen dem Verfaſſer beiſtimmen, wenn er den Inhalt ſeines Buchs „flüchtige Reiſeſkizzen" nennt — flüchtig Geſehenes wird flüchtig beſchrieben. Dem Capitole werden volle neun Zeilen gewidmet, der Palaſt Pitti in Florenz mit vier Zeilen abgefertigt. Eine ſo beiläufige Erwähnung würde niemand vermißt haben. Es wird niemand von Franz Wallner Kunſturtheile verlangen, zumal da dieſer auf S. 57 das große Wort ausſpricht, daß ihn „alte Gemälde im allgemeinen kalt laſſen". Dafür kann man aber fordern, daß derjenige, welcher behauptet, „ſelbſtändig gereiſt zu ſein und mehr von dem Wunderlande kennen gelernt zu haben als hundert andere", dann auch wirklich in ſeinem Werke Neues biete und nicht dem Leſer nur ſeine perſönlichen Erlebniſſe erzähle, welche doch nur für ſeine Freunde ein momentanes Intereſſe haben können. Die Welt würde nichts verloren haben, wenn der Herr Commiſſionsrath ihr auch verſchwiegen hätte, daß „ſeine Beinkleider aus dem berühmten Atelier des Herrn Hoflieferanten Rieſe in Berlin" hervorgegangen ſind, und daß er in Rom „vormittags mit Rieſe gebummelt ſei, Photographien für ſein Album eingekauft habe und bei der Rückkehr durch die angenehme Nachricht überraſcht worden, daß Hr. Generalintendant von Hülſen aus Berlin ſein Thür- und Wandnachbar geworden ſei" (S. 159).

Dieſen italieniſchen Reiſeſkizzen ſind Erinnerungen aus dem Leben des Theaterdirectors angehängt, die zwar zu dem Titel des Buchs nicht paſſen, aber unter vielem Gleichgültigen auch manches hübſche Geſchichtchen enthalten und manchen Einblick in das Privatleben berühmter Schauſpieler geſtatten.

4. Sommertage am Siebengebirge von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Kreuznach, Voigtländer. 1867. 8. 20 Ngr.

Der Name Wolfgang Müller's, des „rheiniſchen Dichters", hat in der neuern deutſchen Literatur guten Klang; ſo vielſeitig ſeine poetiſche Thätigkeit iſt, darin findet ſie ihre Einheit, daß die meiſten ſeiner Lieder, Novellen und Dramen Natur und Geſchichte der Heimat des Dichters widerſpiegeln. Mit ſeinem neueſten Buche führt er uns ſelbſt in die Stadt, wo ſeine Wiege ſtand, auf die Höhen des Siebengebirgs, in die Wohnungen ſeiner Kunſtgenoſſen, die wie er dem deutſchen Volke von dem Wein, den Burgen und den Sagen des Rheinſtroms geſungen haben. Wolfgang Müller iſt ein ſo liebenswürdiger Geſellſchafter, daß wir am liebſten mit ihm allein durch Thal und Wald und auf die burggekrönten Berge gewandert wären und daß wir gewünſcht hätten, er wäre nicht auf dem Drachenfels in die langweilige Geſellſchaft des Profeſſors Ichthyoſaurus, des Hiſtorikers Dr. Dünkeles und der Hofräthin Sibylla Sphinx mit ihren ſieben Backfiſchen von 14—6 Jahren gerathen; auch hat es uns nicht gefallen wollen, daß die Töchter der Hofräthin ſo oft aufgefordert wurden, durch den Vortrag von ſeitenlangen Gedichten die Pauſen auszufüllen, welche im Geſpräch der durchgängig geiſtloſen Geſellſchaft entſtanden.

Die Ausſtattung des Büchleins iſt bis auf die ſehr mittelmäßigen Holzſchnitte recht gut; diejenigen, welche vom Geburtsort des Dichters, Königswinter, aus das Siebengebirge durchſtreifen wollen, werden dem Verfaſſer für die Nachweiſungen der Gaſthäuſer und für den Auszug aus dem Lohnkutſcherreglement für jene Stadt dankbar ſein.

5. Blicke in die Zukunft der nordfrieſiſchen Inſeln und der ſchleswigſchen Feſtlandsküſte. Von Adelbert Baudiſſin. Officielle Ausgabe. Schleswig, Spethmann und Comp. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter der däniſchen Regierung waren die Inſeln der ſchleswigſchen Weſtküſte faſt ſchonungslos den andringenden Sturmfluten preisgegeben, und obgleich von Jahr zu Jahr das Schwinden des Flächeninhalts der einzelnen Inſeln nachgewieſen werden konnte, ſo geſchah doch ſo gut wie nichts, den Beſitz der ohnehin armen Bevölkerung vor der Gier des Meers ſicherzuſtellen. A. Baudiſſin hat ſich nun, wie es ſcheint in officiellem Auftrage, in vorliegender Schrift bemüht, nicht nur die Verluſte, welche die Nordſee ſeit hiſtoriſchen Zeiten den ſchleswigſchen Inſeln und Küſtenländern an Land und Leuten gebracht hat, nachzuweiſen, ſondern auch zu unterſuchen, inwieweit die Kraft des Menſchen dem zerſtörenden Elemente gegenüber dauernde Vorkehrungen treffen kann. Bei einem plötzlichen Umſpringen des Sturms aus Südweſt nach Nordweſt zur Zeit der Springfluten entſtehen jene Sturmfluten, welche ebenſo die weſt- wie die nordfrieſiſchen Inſeln verwüſten. Der Grund davon liegt darin, daß von dem Südweſtſturm durch die Straße von Calais ungeheuere Waſſermaſſen in das Becken der Nordſee gewälzt werden, die vor dem Nordweſtſturm auf dem Wege, den ſie gekommen, keinen genügend ſchnellen Abfluß finden. Gegen dieſe Sturmfluten hat aber das Meer

Digitized by Google

ſelbſt in Sandbänken und Dünen Wälle errichtet, welche der Menſch nur zu erhalten braucht. Aus der ganzen Schrift Baudiſſin's geht aber hervor, daß von der Bevölkerung ſelbſt theils aus Unkenntniß, theils aus Trägheit wenig geſchieht, um der Zerſtörung dieſer Bollwerke vorzubeugen oder neue vor gefährdeten Stellen anzulegen. Es wird ſogar berichtet, daß „die Sylter, von dem Grundſatz ausgehend, daß die Dünen ſo lange oſtwärts wandern müſſen, bis ſie endlich die Deiche des Feſtlandes erreicht haben, dieſe Wanderung fördern, indem ſie die gedämpften und bewachſenen Dünen entblößen und trichterförmige Oeffnungen in ihren Kamm einſchneiden". Im Gegenſatz zu dieſer ſyſtematiſchen Vernichtung rühmt der Verfaſſer die ſorgfältige Pflege der Dünen auf den Inſeln Amrum und Romoe und erkennt mit Recht die großen Verdienſte an, welche ſich der preußiſche Staat um die ſchleswigſchen Inſeln ſchon zu einer Zeit erworben, als jene Lande nur proviſoriſch ihm zugetheilt waren. Am Schluſſe der Denkſchrift wird die unabweisbare Forderung ausgeſprochen, daß der Staat die ausſchließliche Verwaltung der Sandbänke, Watten und Dünen in die Hand nehme, damit die Ausführung nothwendiger Schutz- und Erweiterungsarbeiten nicht an dem Widerſpruche einer einzelnen Gemeinde oder gar eines Strand- oder Bauernvogts ſcheitern kann.

In der ſehr beträchtlichen Literatur über die Küſten und Inſeln der Nordſee wird vorliegende Abhandlung wegen des ſachkundigen Urtheils und der ebenſo kurzen als anſchaulichen Darſtellung eine hervorragende Stelle einnehmen, und daß ſie mit Recht auch jedem Geographen von Fach zu eingehendem Studium empfohlen werden kann, möge die Schilderung der Dünen beweiſen, welche wir dem dritten Abſchnitte entnehmen:

Die Dünen ſind Berge van weißem Sande, der oft ſa fein iſt, daß er ſich wie Mehl anfühlt; manche dieſer Sandhügel ſind bewachſen, manche durchaus kahl und von jeder Vegetation entblößt; einige ſind gedämpft, d. h. ſo mit Pflanzen überwuchert, daß ſie ſelbſt dem Einfluſſe der ſtärkſten Stürme widerſtehen, andere werden van jedem Windhauche in Bewegung geſetzt und heißen, weil ſie im beſtändigen Vorwärtsſchreiten begriffen ſind, Wanderdünen. Auf der Inſel Sylt iſt eine ſalche Wanderdüne van faſt anderthalb Meilen Länge, einer Viertelmeile Breite und einer Höhe von 60—80 Fuß; in unmittelbarer Nähe von ihr befinden ſich vollkommen gedämpfte Dünen mit einer überraſchend reichen Vegetation, wie wir ſie auf der trockenen Geeſt des Feſtlandes umſonſt ſuchen würden. Das reizende Dünenröschen, kaum 6 Zoll hach, aber mit weißen Roſen überſäet, wechſelt mit dem ſtacheligen meergrünen Eryngium, der Sandweide, der Dünenwicke, dem Enzian und vielen andern Gewächſen und Blümchen, an denen man nicht vorübergehen kann, ohne ein Sträußchen für den Hut zu pflücken. Auf den nicht gedämpften, aber bewachſenen Dünen wogt der Sandroggen, neben dem Sandhafer im leiſen Hauche des Windes und überraſcht uns ebenſo ſehr durch das ſaftige Grün der einzelnen Pflanzen wie durch den unendlichen Reichthum an Aehren, mit denen ſie beladen ſind. Zwiſchen den Dünen ziehen ſich Thäler entlang, in denen, weil ſie gegen den Wind geſchützt ſind, eine ungeahnte Vegetation ſich entwickelt; bei jedem Schritte treten wir auf Heidelbeeren und Preißelsbeeren; Schilf, eine Menge von Carexarten und Meernelken wuchern in üppigſter Fülle; der ſandige Boden iſt mit einer Humusſchicht bedeckt, welcher reichen Graswuchs entſtehen läßt; ja, ſogar kleine Süßwaſſerteiche, im Herbſte van unzähligen Enten bedeckt, im Sammer von Rindern und Schafen umlagert, ſind in den Dünenthälern keine ſeltene Erſcheinung.

Der Wahn, daß die Dünen tatal unfruchtbar ſind, iſt ein durchaus irriger. Unterſucht man mitten im heißen Sommer den höchſten Gipfel einer von aller Vegetation entblößten Düne, ſo findet man ſchon 1—2 Zoll unter der Oberfläche eine überraſchende Feuchtigkeit, und gräbt man gar 3—4 Fuß tief, ſo hat man in den meiſten, oder doch in vielen Fällen ſchönes Trinkwaſſer. Wer je in Amſterdam war, wird die vielen Ankündigungen van „Duinenwater" geleſen haben; Amſterdam bekommt ſein Waſſer aus den Dünen! Die Dünen ſind aber nicht nur feucht, ſaudern auch warm, viel wärmer als Geeſt- oder gar Lehmboden; ſie enthalten außerdem eine Menge von Glimmertheilen, Rudera von Muſcheln und ſonſtigen die Vegetation fördernden Subſtanzen. Wa dieſe aber mit Wärme und Feuchtigkeit vereint auftreten, iſt es Unwiſſenheit oder Eigenſinn, eine gewiſſe Fruchtbarkeit in Abrede ſtellen zu wollen, zumal wenn man weiß, daß in ſüdlicher wie in nördlicher gelegenen Regionen die Cultur der Dünen vom ſchönſten Erfolge gekrönt iſt. Wir haben Gelegenheit gehabt, Roggen, Gerſte, Hafer, rothen Klee, grünen Kohl, Weidenbäume, Pappeln, Georginen, Roſen und allerlei Gartengemüſe zu ſehen, welche van den fleißigen Ramoern in den Dünen gezagen wurden; die Gerſte gehörte zu der beſten, die wir je geſehen. Wir wiſſen außerdem, daß in Jütland, bei Skagen, Ringkiöbing und vielen andern Punkten, die Dünen mit dem günſtigſten Erfolge bewaldet worden ſind und daß die däniſche Regierung, welche ſeit 1839 ihre Sorgfalt dieſem wichtigen Gegenſtande gewidmet hat, die Belohnungen zurückziehen mußte, welche ſie für die Cultivirung der Dünen ausgeſetzt hatte, weil die erſten Verſuche ſo glänzend ausfielen, daß in kurzer Zeit bedeutende Strecken mit Kartoffeln und andern Früchten bepflanzt und beſäet wurden.

6\. Die Inſel Kreta unter der attomaniſchen Verwaltung von Elpis Melena. Wien, Hilberg. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Zweck vorliegender Schrift, eines Abdrucks aus Nr. 10 und 11 des Jahrgangs 1867 der „Internationalen Revue", iſt, „dem civiliſirten Europa zu beweiſen, wie unmöglich es iſt, daß eine an Intelligenz hochbegabte, patriotiſch-geſinnte Bevölkerung wie die kretiſche das Joch des alten Régime jemals erträgt, und daß der jetzige Aufſtand ebenſo zu rechtfertigen iſt, wie der große Freiheitskampf der zwanziger Jahre es war". Die Verfaſſerin kennt die kretiſchen Verhältniſſe aus eigener Anſchauung; ſie hat, nur von einem ägyptiſchen Windhund begleitet, auf leichtfüßigem Pferde die ſchöne Ebene von Canea durchſtreift und in den Hütten kretiſcher Bauern eine Gaſtfreundſchaft genoſſen, welche nur mit den Sitten Homeriſcher Helden verglichen werden kann. Die ſtatiſtiſchen Angaben ſind aber „die gereiften Früchte gründlicher Forſchungen, die ein hochbegabter unparteiiſcher Mann während ſeines vieljährigen Aufenthalts auf Kreta angeſtellt und für die er Materialien von beiden Parteien geſammelt hat". An der Unparteilichkeit ihres Gewährsmannes erlaube uns die Verfaſſerin ſchon deshalb gelinden Zweifel zu hegen, weil ſeine Angaben mit den Schilderungen vorurtheilsloſer, mit gründlichen Kenntniſſen ausgeſtatteter Reiſenden keineswegs in Einklang gebracht werden können. Selbſt in Bezug auf die numeriſchen Verhältniſſe der griechiſchen und türkiſchen Bewohner Candias weichen die Zahlen der Frau Elpis Melena nicht unbedeutend ab von den Angaben neuerer Forſcher. Während Spratt („Travels and Researches in Crete", London 1865) nach den genaueſten Nachforſchungen die Zahl der Griechen nur auf 140000, die der Türken auf 70000 ſchätzt, geſtaltet ſich in vorliegender Schrift das Zahlverhältniß bei weitem günſtiger für die Griechen, welche Dreiviertel

Digitized by Google

der auf 280—300000 Seelen geſchätzen Bevölkerung ausmachen ſollen. Den Charakter der Kreter ſchildert die Verfaſſerin in den glänzendſten Farben; die Türken läßt ſie immer als „Wüthriche, welche alle Schleuſen ihrer Grauſamkeit und ihres Fanatismus geöffnet haben", erſcheinen. Vor allem wird die große Intelligenz der Bevölkerung Candias gerühmt, wenn auch nicht bewieſen. Nicht gut will ſich mit dieſer Behauptung das Zugeſtändniß (S. 120) reimen, „daß die Chriſten auf der Inſel wenig natürliches Geſchick zu den Geſchäften des Handels und der Induſtrie zeigen und daß, wenn man eine geringe Anzahl helleniſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Kaufleute und einige griechiſche und jüdiſche Krämer ausnimmt, die ganze commerzielle und induſtrielle Thätigkeit — zumal in Canea — in den Händen der muſelmaniſchen Kreter iſt". Auch möchte die Thatſache, daß die Bewohner von Canea, Rettimo und Candia, den drei bedeutendſten Städten Kretas, zu zwei Drittheilen Türken ſind, den Beweis liefern, daß der Kreter wol Bauer, aber nicht Bürger ſein kann. Gerade das Gegentheil von „höherer Intelligenz" müſſen wir in folgendem, freilich von Frau Elpis Melena verſchwiegenem Factum erblicken: der Gouverneur Vely Paſcha, ein wohlwollender, aufgeklärter Mann, wollte neben andern öffentlichen Einrichtungen auch eine für die türkiſche und griechiſche Jugend gemeinſame Schule gründen; das bis auf das Dach vollendete Gebäude blieb aber unvollendet und das ſegenverheißende Project nnausgeführt, weil der Patriotismus und das Nationalgefühl der Griechen jeden von der türkiſchen Regierung gefaßten Plan glaubte vereiteln zu müſſen. Vereinigung mit Griechenland iſt das Geringſte, was die Verfaſſerin für Kreta verlangt, und ſie ſtellt ſich blind den Gründen gegenüber, welche die Pforte zwingen, jeden Verſuch eines dahin zielenden Aufſtandes mit allen Mitteln niederzuſchlagen. Die wichtige Lage, welche dieſe Inſel zur werthvollſten Beſitzung der Türkei im Mittelmeer macht, ſcheint der Verfaſſerin nicht recht klar zu ſein. Kreta iſt der Abſchluß des Aegäiſchen Meeres, und ſolange ein Theil von deſſen Inſeln noch unter der Herrſchaft der Pforte ſteht, ſolange von Konſtantinopel aus Theile dreier Continente regiert werden, ſolange nicht die Pforte ſelbſt an ihrer Exiſtenz verzweifelt, wird ſie mit aller Kraft den Beſitz einer Inſel vertheidigen, deren Verluſt gleichbedeutend ſein würde mit der Auflöſung des türkiſchen Reiches.

Die Verfaſſerin hat, wie es ſcheint, nur den weſtlichen Theil der Inſel bereiſt, wo die türkiſche Bevölkerung nur in der Provinz Selinon in compacter Maſſe auftritt, wo aber zugleich in den Sphakiſchen Bergen der Herd des Aufſtandes zu ſuchen iſt. Hier hat auch ſchon unter venetianiſcher Herrſchaft immer blutiger Aufruhr gewüthet. Die Sphakioten, wegen ihres Patriotismus, ihrer Freiheitsliebe und ihres Unternehmungsgeiſtes von Elpis Melena gerühmt, werden von den Bewohnern des Flachlandes und beſonders des öſtlichen Theiles der Inſel gefürchtet und gehaßt; ihr Name iſt faſt zum Schimpfwort geworden und der Schrecken vor ihrer Grauſamkeit allenthalben ſo groß, daß ihre eigenen Glaubensgenoſſen vor ihnen in den befeſtigten türkiſchen Städten Schutz ſuchen. Die Misſtimmung und Antipathie, welche zwiſchen den Griechen und Türken der Inſel herrſcht, hat erſt ſeit 1859 das frühere gegenſeitige Vertrauen verdrängt; von der nationalen Partei des Feſtlandes und von ruſſiſchen Agenten genährt, wuchs der Haß zu offenem Aufſtaude an. Nur hüte man ſich zu glauben, daß die Revolution von vornherein einen religiöſen Charakter getragen und daß ſie gleichbedeutend ſei mit einem Kampfe des Chriſtenthums und des Islams. Während wir im vorliegenden Buche eine unparteiiſche Darſtellung des Verhältniſſes der chriſtlichen Bevölkerung Kretas unter ottomanniſcher Verwaltung vermiſſen und bei der Charakteriſtik der Urſachen des Aufſtandes alle jene fremden Einflüſſe außer Acht gelaſſen ſind, welche beſtrebt geweſen, der Revolution religiöſe Motive unterzuſchieben, bietet die Schrift der Frau Elpis Melena mancherlei intereſſante Notizen über Steuerweſen und Gerichtspflege und auch an einzelnen Stellen über Sitten und Lebensweiſe der Bewohner des weſtlichen Theils der Inſel.

7. Die Inſel Mallorca. Reiſeſkizze von H. A. Pagenſtecher. Mit ſieben landſchaftlichen Anſichten in Holzſchnitt. Leipzig, Engelmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pagenſtecher hat ſich ein nicht geringes Verdienſt um die Länderkunde dadurch erworben, daß er in vorzüglichem Stile ebenſo wol die ethnographiſchen, wie die naturwiſſenſchaftlichen und archäologiſchen Verhältniſſe einer Inſel geſchildert hat, welche trotz ihrer Naturſchönheiten und ihres überaus milden Klimas weder die Touriſten zum flüchtigen Beſuch, noch Bruſtkranke zu dauerndem Winteraufenthalt hat anziehen können und über welche ſeit 60 Jahren keine andern Werke als ſolche fachwiſſenſchaftlichen Charakters erſchienen ſind. Der Verfaſſer nennt beſcheiden ſein treffliches Buch eine „Reiſeſkizze" und glaubt, daß die Erlebniſſe ſeiner Reiſe, weil ſie weſentlich perſönlich geweſen, doch nur bei den nächſten Freunden ein volles Intereſſe finden möchten. Es iſt zu wünſchen, daß er ſich bei dieſer Annahme täuſche. Seine perſönlichen Erlebniſſe werfen helle Streiflichter auf den Charakter des Inſelvolks; wir erfahren dadurch, daß Palma, die Hauptſtadt Mallorcas, eine nicht unbedeutende Anzahl tüchtiger Gelehrten und Schriftſteller aufweiſen kann und daß die gebildeten Kreiſe der Stadt es als Ehrenſache betrachtet haben, die Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft in liebenswürdigſter Gaſtfreundſchaft aufzunehmen und ihre Studien auf die liberalſte Weiſe zu unterſtützen. Die Unkenntniß der ſpaniſchen Sprache war kein Hinderniß des Verkehrs, da es unter den reichern Familien der Inſel alte Sitte zu ſein ſcheint, die Ausbildung der Kinder in Montpellier vollenden zu laſſen. Die freundlichſte Unterſtützung von ſeiten einheimiſcher Gelehrten hat nun auch Pagenſtecher einen tiefen Einblick in die volkswirthſchaftlichen, ethnographiſchen, geſchichtlichen und naturhiſtoriſchen Verhältniſſe der Inſel geſtattet, und obgleich das vorliegende Buch an keiner Stelle den Charakter der Reiſebeſchreibung aufgibt, ſo werden doch dem Leſer die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchungen nicht vorenthalten und ſeinem Auge ein ebenſo beſtimmtes als farbenreiches Bild von Land und Leuten Mallorcas vorgeführt.

Reinhard Zöllner.

Digitized by Google

Volksthümliches in Glaube und Sitte, Sprüchen und Liedern.

1. Volksthümliches aus Oeſterreichiſch-Schleſien, geſammelt und herausgegeben von Anton Peter. Zweiter Band: Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Erſte bis fünfte Lieferung. Troppau, Schüler. 1867. 8. Jede Lieferung 7 Ngr.
2. Preußiſche Volksreime und Volksſpiele, geſammelt und herausgegeben von H. Friſchbier. Berlin, Th. Ch. Fr. Enslin. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Brautſprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn, geſammelt und geordnet von Remigius Sztachovics. Wien, Braumüller. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Zur guten Stunde noch iſt man von den verſchiedenſten Seiten bemüht, die meiſt nur mündlich ſich fortpflanzenden Erinnerungen unſers Volks in Bezug auf Mythologie, Volksſitte und Sprache aufzuzeichnen, ehe eine vieles nivellirende Zeit, die mehr auf praktiſche Ziele gerichtet und mit ernſten Aufgaben für die Zukunft beſchäftigt iſt, auch dieſe Erinnerungen verwiſcht hat. Wir wollen nicht klagen, wie vieles ſchon früher in dieſer Hinſicht hätte gethan werden können, ſondern uns des Forſcherfleißes derer freuen, die daran arbeiten, uns ein nach Möglichkeit getreues Bild von einer vielfach noch dunkeln Seite des frühern Culturlebens unſers Volks zu geben. Die Reichhaltigkeit der vorliegenden Sammlungen zeigt, wie große Schätze auch jetzt noch in den verſchiedenen Gegenden unſers Vaterlandes zu heben ſind.

Was den genannten Werken wiſſenſchaftlichen Werth gibt, iſt die getreue Wiedergabe des vorgefundenen Stoffs und die genaue Angabe der Fundorte.

Die Sammlung von Peter (Nr. 1) iſt noch nicht abgeſchloſſen und ſtellt noch ein reiches Material in Ausſicht. Die Anordnung des Stoffs iſt keine ſtreng ſyſtematiſche, was wol ſchon die Art der Veröffentlichung mit ſich brachte, doch iſt der Hauptſache nach das ſtofflich Zuſammengehörige zuſammengeſtellt und dadurch wie durch ein beigegebenes Regiſter die Ueberſicht erleichtert. Die Sammlung eröffnen Sagen, Legenden und Märchen, denen ſich Bräuche und Volksaberglauben anſchließen. Eine dankenswerthe Zugabe bilden die ſchleſiſchen Volks- und Kinderlieder mit Melodien.

Unter den Sagen nehmen ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch die an das Walten der elementaren Kräfte und der geheimnißvollen Mächte der Natur ſich anſchließenden. Den Inhalt einer andern Reihe von Sagen bildet das Treiben der Haus- und Ortsgeiſter. Den natürlichen Uebergang zu den Legenden bilden die, welche ſich um heilige Orte, Gebräuche und Geräthe ordnen und die Verſchmelzung von Heidniſchem und Chriſtlichem documentiren. Von den genannten ſind beſonders als Beiträge zur Mythologie wichtig die Sagen von Erd-, Berg-, Waſſer- und Feuergeiſtern, welche auch noch in dieſem Gewande überall im Hintergrunde die mythologiſchen Grundanſchauungen des Heidenthums hindurchſchimmern laſſen.

Die Berggeiſter, Bergmännlein oder Graumännlein genannt, ſind kleine Geſtalten mit langem Rock und breitkrämpigem Hut von aſchgrauer Farbe mit herabhängendem grünen Bart.

Sie leiſten den Verirrten, den Kranken und Leidenden Beiſtand und zeigen ſich nur denen feindlich, welche ſie wegen ihrer kleinen Geſtalt verlachen. Die Waſſergeiſter, ebenfalls von kleiner Geſtalt, zeichnen ſich durch den naſſen Saum ihres Gewandes aus. Sie ſtehen, gleich den Berggeiſtern unter einem Aelteſten, der als Zeichen ſeiner Würde mit grünem Röckchen, gelber Hoſe und rothem Käppchen angethan iſt. Ihre Wohnungen auf dem Grunde der Teiche verlaſſen ſie, um theilzunehmen an den Beluſtigungen der Menſchen, die ſie gern mit Nahrungsbedarf verſorgen. Gebannt können ſie werden durch den Baſt gewiſſer Bäume.

Die Feuergeiſter unterſcheiden ſich von den Menſchen nur durch ein geſchwärztes Geſicht und feurige Augen; zuweilen tragen ſie in der Hand eine Laterne und erſcheinen wol auch als Todtengerippe mit feuriger Flamme oder als brennende Strohſchütte. Sie zeichnen ſich durch ſchnelle Bewegungen aus, und auch ſie ſchaden nur den Böswilligen, während ſie den Guten in finſtern Nächten auf den Heimweg leuchten. In den Bäumen und Büſchen auch wohnen Geiſter, und die Buſchmutter, eine häßliche Alte mit Krückſtock, zerriſſenem Kleid und zerrauftem Haar iſt wegen ihres Schabernacks gefürchtet und iſt der Popanz für ungezogene Kinder. Die mitgetheilten Legenden geben uns an, wie der Herr die urſprünglich viel längern Kornähren zur Strafe für Vergeudung des Brotes verkürzt, und geben Aufſchluß über Entſtehung der Schwämme und Fliegen. Von den Märchen klingen die vom „Pfefferkuchenhaus“ und den „Drei Raben“ an ſolche an, die auch anderwärts erzählt werden. Der Volksaberglaube knüpft ſich an alle Stadien des Lebens, an die verſchiedenſten Beſchäftigungen und Feſte, doch bietet er auch allerhand unfehlbare Mittel gegen Krankheit und Lebensgefahr, gegen Diebe und Feinde, gegen Schuß und Stich, er lehrt auf Vorbedeutungen achten und Träume deuten, und auch hier, wie bei den Volksgebräuchen, begegnen uns Aehnlichkeiten mit dem, was ſich in Mitteldeutſchland findet, oft bis in die geringſten Einzelheiten. Gerade darin liegt eine beſondere Bedeutung der in dem Vorliegenden gemachten Mittheilungen, daß ſie uns zeigen, wie vieles von den Jugendträumen der einzelnen Völkerſtämme aus der gemeinſamen Heimat mitgenommen und treu bewahrt wird. Hier zeigt ſich gerade ein weites Feld, auf dem die vergleichende Mythologie ſich mit der vergleichenden Sprachforſchung ergänzen und ihr in die Hände arbeiten kann.

Das zweite der obengenannten Werke: „Die preußiſchen Volksreime und Volksſpiele“, von Friſchbier, ſchließt ſich in jeder Weiſe ebenbürtig an das von Peter an, ja die Anordnung iſt noch ſyſtematiſcher, und der Verfaſſer hat überall, wie der Stoff es mit ſich brachte, eingehende Erläuterungen und Vergleichungen mit dem in ähnlicher Faſſung an verſchiedenen Orten ſich Findenden gegeben. Das vorliegende Werk bildet eine Ergänzung zu den ſchon in zweiter Auflage erſchienenen „Preußiſchen Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten“ deſſelben Verfaſſers. Wer etwa in dem Wahn ſchwebt, als ob der preußiſche Boden für poetiſche Erzeugniſſe nicht fruchtbar ſei, der findet in den vielen hier mitgetheilten, oft außerordentlich

Digitized by Google

anmuthigen Volksreimen und Liedchen eine thatſächliche Widerlegung; neben den „Berliner Witz“ ſtellt ſich in denſelben ebenbürtig der in dem Dialekt nur noch ſchalkhafter hervortretende preußiſche Humor. Zuerſt führt uns der Verfaſſer zu der Kinderwelt, deren Lieblichkeit und Friſche uns in den Wiegen- und Kinderliedern in reicher Fülle entgegentritt und mit dem ihr eigenthümlichen Zauber feſſelt. Daß unter den Verschen nicht nur zarte, ſondern oft auch derbe und hochkomiſche Klänge ſich finden, braucht wol nicht erſt geſagt zu werden; ja vereinzelt treten ſelbſt rohe Züge hervor, wie derartiges in dem Volksleben unvermittelt nebeneinander ſich findet. Man vergleiche ſelbſt die beiden Liedchen:

Schlafe, Kindchen, ſchlafe,
Draußen ſtehn die Schafe
Mit den weißen Füßen,
Geben Milch ſo ſüße.
Süße Milch und Weizenbrot
Machet mir mein Kindchen roth.

Und:

Schlaf, Kindchen, ſchlaf,
Mutter iſt ein Schaf,
Vater iſt ein Musketier,
Was kann das arme Balg dafür.

Wie complicirte Verhältniſſe auch in dieſen „Wiegenliedchen“ vorkommen, mag „Die Bauersfrau“ zeigen, wo der vor dem Fenſter ſtehende Liebhaber durch das Lied gewarnt wird, daß er nicht eintrete, weil der Mann zu Hauſe iſt. Die folgenden Liedchen begleiten das Kind von dem Arm und dem Schos der Mutter hinaus in das Freie, bei Sturm und Regen, zu den Vögeln und Schmetterlingen wie zu dem ganzen Hofſtaat der Thiere. Der Storch wird angeredet:

Adebar Langnäs
Gat (ging) op de greene Wees,
Hadd rode Stewelken an,
Sach ut wie en Eddelmann.

Oder:

Hadebar von Oder
Bring mi e junge Broder,
Hadebar von Eſter,
Bring mi e junge Schweſter.

Das Orakel des Kukuks wird befragt:

Kuckuck op de greene Haſſel,
Woveel Jahr wer öck noch waſſe,
Kuckuck op de greene Ficht,
Woveel Jahr wer öck noch bliewe onbefrigt?

Unter der Rubrik „Neck und Schimpf“ begegnen wir allerhand Scherzen, die mit den verſchiedenſten Namen und Beſchäftigungen getrieben werden, wobei natürlich Schneider und Schuſter als beſonders populär herhalten müſſen:

Heidi dudi dommke
Schuſter gahne kromme,
Schnieder hebbe lange, lange Näſe.

Oder:

Schuſter Klapuſter, wat koſten de Schoh?
Een Dittchen, een Dreier, een Hering darto.

Daneben begegnen wir „Neckmärchen“ und allerhand andern Neckereien, „Kindergebeten“ und „Bettelverſen“, und unter dem Titel „Vorſtudien“ finden wir Zungenexercitien, fremdländiſch klingenden Worten, und Gedächtnißübungen. Unter den letztgenannten fehlt auch nicht das ſo viel variirte Lied: „Der Herr, der ſchickt den Jakob hinaus“, zu dem wie zu der folgenden Nummer: „Der Herr, der ſchickt den Schneider 'raus u. ſ. w.“, das Original aus dem Chaldäiſchen ſtammt. Am wenigſten Poeſie iſt in der Abtheilung „Schulweisheit“ zu finden, dagegen ſtoßen wir unter „Vermiſchte Reime“ wieder auf manches Eigenartige. Sinniges und Unſinniges, Hohles und Gehaltvolles findet ſich in den Spielen. Einige Spielereien ſind von entſchiedenem poetiſchen Werthe und in den mitgetheilten „Schäferſpielen“ iſt wenigſtens zehnmal mehr Poeſie, als in vielen Schäferſpielen der Kunſtdichtung. In einigen der Kinderreime laſſen ſich, ohne zu viel hineinzutragen, ſchwache Anklänge an mythologiſche Anſchauungen entdecken.

Die Lieder und Sprüche „aus dem Volksleben“ enthalten Dreikönigslieder, unter ihnen ſelbſt ein dramatiſirtes, in dem außer dem Mohrenkönig und dem Schäfer noch vier Perſonen auftreten, Faſtnachtslieder und Oſtereierreime. Als Probe diene das folgende Königslied im Dialekt:

Wi kommen her, on allen Spott,
Enen ſchönen goden Oven gev ju Gott,
Enen ſchönen goden Ovend, ene fröhliche Tiet,
Do ons de Brammtop ſev beriet.

Wi wönſchen dem Herrn enen gedeckten Deſch,
Op allen veer Ecken enen gebrodenen Feſch,
On en de Med eenen Römer mit Wien,
Dat de Herr on de Fru können loſtig ſin.

Wi wönſchen de Fru ene goldene Kron',
Op't andre Jahr enen jungen Sohn.
Wi wönſchen de Jungfer en Paar ſelverne Schnällen?
Op't andre Jahr enen jungen Geſellen.

Wi wönſchen dem jungen Herrn en geſattelt Peerd,
Zwo Piſtolen on en blankel Schwert.
Wi wönſche de Keſchke enen roden Rock,
Op't andre Jahr mit dem Beſſemſtock.

Wie wönſchen dem Kutſcher de Schorp on Schör',
Dat he kann putzen dem Herrn ſine Peerd.
Wi wönſchen dem Futtrock de Schöſſel en de Häng,
Dat he kann ſchmöngen de Grav entläng.

Bei Ueberreichung des Erntekranzes wird in Zinten (Stadt im Kreiſe Heiligenbeil, Regierungs-Bezirk Königsberg) folgender Wunſch geſprochen:

Ich bring' dem Herrn einen Kranz von Korn,
Er iſt gewachſen unter Diſtel und Dorn,
Er hat ausgeſtanden Schnee, Hagel, Blitz und Regen,
All' die Menſchen wünſchen viel Glück und Segen,
Aufs Jahr viel zu vermehren.
So viel Ährchen, | So viel Paarchen, | So viel Hockchen, |
So viel Schockchen | So viel Körner, | So viel Scheffel |
So viel Laſtchen — | Und alle, die davon eſſen,
Werden den Herrn und den lieben Gott nicht vergeſſen.

Aus den bei der Hochzeit üblichen Reimen ſind die „Platzmeiſterſprüche“ hervorzuheben, wie uns auch manche eigenthümliche Hochzeitsgebräuche mitgetheilt werden. Wir können von der vorliegenden Sammlung ſagen, daß ſie ein werthvoller Beitrag zur Wiſſenſchaft iſt, indem ſie uns dieſe Reime, die Feſt- und Spielweiſen genau aufzeichnet, die „Zeugen der poetiſchen Urkraft des deutſchen Volkes ſind“ und in denen Denkmäler germaniſcher Sitte und Sprache enthalten ſind.

Das dritte der oben angeführten Werke: „Die Brautſprüche und Brautlieder“ von R. Sztachovics, bildet inſofern zu den erſtbeſprochenen Werken eine paſſende

Digitized by Google

Ergänzung, als dieſe Sprüche und Lieder uns zeigen, wie das Chriſtenthum die Sitten und Gebräuche des Volks ſich aſſimilirt und nach ſeinem Geiſte umgeſtaltet hat. Auch ſie beanſpruchen ein culturhiſtoriſches Intereſſe, indem ſie genau nach der Ueberlieferung in Handſchriften von 1647 bis auf die Gegenwart wiedergegeben ſind. Sie enthalten Brautſprüche und Brautlieder, in denen zwar hier und da der Ton unſerer alten Volkspoeſie noch nachklingt, aber ganz erfüllt von dem Geiſte des Evangeliums, zum Theil im engſten Anſchluß an die Heilige Schrift. Nicht wenige von ihnen haben poetiſchen Werth und ſind auch anderweit in Geſangbüchern verzeichnet. Wir begegnen neben Liedern, die bisjetzt nur handſchriftlich verzeichnet waren, auch ſolchen von ganz bekannten Verfaſſern, ſo z. B. dem bekannten Liede von P. Gerhardt „Geh' aus mein Herz und ſuche Freud“, was aus der Abſicht des Verfaſſers zu erklären iſt, die zunächſt war, den Bittleuten und Brautführern einen Schatz der beſten Brautlieder und Brautſprüche zu praktiſchem Gebrauch mitzutheilen.

Eugen Laben

Feuilleton.

Zwei Anmerkungen zum „Simpliciſſimus“.

Heinrich Kurz hat in ſeiner Ausgabe des „Simpliciſſimus“ *) das Mögliche geleiſtet, dieſes ebenſo volksthümliche als in jeder Beziehung merkwürdige Denkmal unſerer Literatur des 17. Jahrhunderts durch ſeine eingehenden Anmerkungen und Erläuterungen den weiteſten Kreiſen nach allen Seiten hin verſtändlich zu machen. Wir ſind im Stande, noch einige Aufklärungen über zwei Stellen des Romans mitzutheilen, welche dem fleißigen Commentator trotz eifriger Nachforſchungen entgingen und uns des cultur- und literarhiſtoriſchen Intereſſes nicht zu entbehren ſcheinen.

Im Eingang des erſten Kapitels des „Simpliciſſimus“, wo Grimmelshauſen von der ſich zu ſeiner Zeit immer breiter machenden Adelsſucht in ſeiner derb ſatiriſchen Weiſe ſpricht, heißt es unter anderm, es befinde ſich doch oft, daß viele dieſer „rittermäßige“ Herren vorſtellen wollenden Leute ihrem ganzen Geſchlecht nach „von allen 32 Anichen her alſo beſudelt und befleckt geweſen, als des Zuckerbaſtels Zunſt zu Prag immer ſein mögen“. H. Kurz bemerkt dazu in den Anmerkungen (II, 366): „Ich konnte zur Erklärung dieſes Ausdrucks nichts ausfindig machen; auch Hr. Prof. Dr. Grohmann in Prag, den ich darüber befragte, konnte mir eine Auskunft geben.“ Dies iſt ſehr natürlich, denn der Zuckerbaſtel iſt nicht ſowol prager, als ſpaniſchen Urſprungs. Das Buch, welches ihn zuerſt in Deutſchland bekannt machte, und in welchem ich ihn entdeckte, führt in ſeiner ſpätern, mir vorliegenden Ausgabe den Titel: „Ceremoniel der Gaw-Dieb, Banditen und Spitz-Buben. Sonderlich-Curieuse Hiſtoria von Iſaac Winckelfelder, und Jobſt von der Schneidt: Wie es dieſen beiden Geſellen in der Weltberühmten Stadt Prag ergangen.... Ehemals durch Niclaus Ulenhart beſchrieben. Anjetzo von Neuem wiederum Auffgelegt“ (ohne Ort, 1724). Gervinus ſagt gelegentlich der ſpaniſchen Schelmenromane und ihrer Uebertragungen und Nachahmungen im Deutſchen („Geſchichte der deutſchen Dichtung“, 4. Ausgabe, III, 372) von Niclaus Ulenhart, daß er Mendoza's „Lazarillo de Tormes“ (Augsburg 1617) überſetzt habe, indem er zugleich die Hiſtorien von Iſaak Winckelfelder und Jobſt von der Schneidt hinzufügte: „Eine rohe Gaunererzählung von zwei deutſchen Picaros oder Handwerkerlumpen, die mehr einer Polizeigeſchichte, als einer dichteriſchen Erfindung ähnlich ſieht.“ Und doch war der Dichter des „Don Quixote“ die Quelle, nach welcher Ulenhart arbeitete. Uebrigens erwähnen Gervinus a. a. O., Gräſſe im „Trésor“ und K. Goedeke („Grundriß“, I, 432) nur die Ausgabe von 1617, und übergehen die Separatausgabe der Geſchichte des Iſaak Winckelfelder von 1724, welche 144 Seiten in Octav enthält und mit mehrern, nicht gerade ſchlechten Kupfern geziert iſt.

Der Inhalt der Erzählung, ſoweit er hier zur Sprache kommen muß, iſt nun kurz folgender: In einem Wirthshaus unfern von Prag, „auf halbem weeg zwiſchen Cruſtinetz und beſagter Stadt Prag“, treffen ſich zufällig an einem heißen Sommernachmittag zwei junge Geſellen, deren abenteuerlicher Aufzug nicht ohne Humor geſchildert wird. Die beiden ſchönen Seelen haben ſich bald erkannt und theilen ſich in traulichem Geſpräch ihre ſeitherigen Schickſale, eigentlichen Charakter und fernern Plane mit. Jobſt von der Schneidt iſt ein verdorbener Schneidergeſell, der aus einer Wiedertäufergemeinde in [illegible] entlaufen iſt und ſich nun vom Stehlen ernährt, der [illegible] felder oder vielmehr Winckler ein junger verdorbener [illegible] der Sohn eines Pfarrers oder „Dieners am Wort“ [illegible] Kurpfalz, der bereits allerlei Diebſtähle begangen hat und ſich [illegible] vagabundirend umhertreibt. Sie ſchließen ſofort enge Freundſchaft und kommen überein, ihr Heil nunmehr gemeinſchaftlich in Prag zu verſuchen. Schon im Wirthshaus und unterwegs nach der Stadt legen ſie einige Proben ihrer Gaunerkünſte [illegible] falſchen Karten, Stehlen u. ſ. w. ab und ſchließen ſich [illegible] in Prag den öffentlichen Packträgern an, da dieſes Gewerbe [illegible] nen ſehr gefällt, weil es ein freies ſei und man ſich bei der Zunft einſchreiben laſſen müſſe, auch die beſte Gelegenheit [illegible] ſchaffe, auf unverdächtige Weiſe in die vornehmen Häuſer [illegible] gelangen, wo ſie ſtehlen wollen. Sie beginnen nun ſofort [illegible] neues Handwerk, Winckler zuerſt ehrbarlich; der Schneider [illegible] benutzt gleich die erſte Gelegenheit, dem Schaffner eines [illegible] guſtinerkloſters, der Einkäufe auf dem Markt macht und [illegible] Schneider zum Träger gedungen hat, den Geldbeutel und [illegible] her noch das „Fatzolet“ aus dem Sack zu ſtehlen, welche [illegible] genſtände er dann triumphirend ſeinem Gefährten [illegible] Die ganze Procedur hatte aber auch ein „böhmiſcher [illegible] geſehen, der nun auf die Geſellen zutritt und erſt [illegible] und dann deutſch fragt, ob und wo ſie böhmiſch gelernt [illegible] indem er dieſe Frage dann dahin erläutert: „Ob die Herren auch Maußköpf ſeien?“ Und da dies, wie er ſelbſt gleich [illegible] Fall ſei, ob ſie ſich bei dem oberſten Verwalter und [illegible] dieſer Zunft haben einſchreiben laſſen und Erlaubniß [illegible] hätten, dies Handwerk ungehindert treiben zu dürfen? [illegible] Winckler's Gegenfrage, ob man denn in dieſer Stadt [illegible] facultate et licentia superiorum ſtehlen dürfe, erklärt [illegible] Böhme weiter: allerdings; wenn man das Handwerk [illegible] treiben wolle, müſſe man ſich bei dem Zuckerbaſtel einſchreiben laſſen und ihm die Pflicht leiſten: „derſelb iſt der Obriſt, Meiſter, Vatter und Troſt aller deren, die ſich mit [illegible] und andern dergleichen Mitteln hinzubringen und zu ernähren begehren.“ Zugleich erbietet ſich der Böhme, die beiden Geſellen ſofort dort einzuführen, denn ohne daß ſie das [illegible] vom Zuckerbaſtel empfangen, ſei das Stehlen in Prag [illegible] allein verboten, ſondern auch „über die maſſen ſorglich“. [illegible] Vorſchlag wird angenommen, und darauf die beiden zum [illegible] baſtel in deſſen abgelegene Behauſung geführt, welcher ſie [illegible] ſcharfer Prüfung für fähig und würdig erklärt, in die [illegible] einzutreten, und ihnen ſogar das Noviciat erläßt.

K. Goedeke gibt als Original der Geſchichte des [illegible] Winckelfelder und Jobſt von der Schneidt Cervantes' [illegible] „Rinconete y Cortadillo“ an. „Sie enthält“, ſagt [illegible] („Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien“, deutſch [illegible] Julius, Leipzig 1852, I, 507), „die wohlerfundene und [illegible] dige Geſchichte zweier junger Landſtreicher, welche [illegible] Sevilla in eine jener organiſirten Genoſſenſchaften von [illegible] und Bettlern traten, wie ſie in der ſpaniſchen Welt [illegible] der letzten drei Jahrhunderte oft vorkommen. Das [illegible] Anführers Monipodio erinnert an Alſatia in Walter [illegible]

*) H. J. Ch. von Grimmelshauſen Simplicianiſche Schriften. Herausgegeben von H. Kurz. (Deutſche Bibliothek, Bd. 3 u. 4.) Leipzig, Weber. 1863.

Digitized by Google

Roman «Nigel».“ Das Nähere iſt a. a. O. bei G. Ticknor und Viardot, „Les Nouvelles de Cervantès“, I, 5 u. 69 zu finden. Das Original des Zuckerbaſtels von Prog iſt alſo der ſpaniſche Räuberhauptmann Monipodio, welchem der Dichter des „Don Quixote“ Unſterblichkeit verlieh. Ulenhart hat an vielen Stellen wörtlich überſetzt und nur Namen und Ort verändert. Grimmelshauſen's Anſpielung beweiſt übrigens, daß dieſe Ueberſetzung der ſpaniſchen Novelle eine in Deutſchland ſehr bekannte geweſen ſein muß.

Unſere zweite Anmerkung bezieht ſich auf diejenige Stelle, wo „Simpliciſſimus“ (I, 422 der Kurz'ſchen Ausgabe) ſeinem wiedergefundenen Bekannten Olivier ernſte Vorwürfe darüber macht, daß er einen Kirchthurm zum Spähwinkel für ſeine Raubmördereien auserſehen habe. Olivier entſchuldigt ſich damit, daß Kirchen ſchon häufig zu den frivolſten Zwecken gebraucht worden ſeien, und führt an, daß ſogar zwei geiſtliche Väter nur des Vorſitzes halber in einer Kirche dereinſt ein furchtbares Blutbad angeſtellt und dabei nicht einmal die hohe Majeſtät des römiſchen Kaiſers reſpectirt hätten. Kurz ſpricht in den „Anmerkungen“ (II, 409) die Anſicht aus, daß dies ſich wahrſcheinlich auf eine Thatſache aus Grimmelshauſen's Zeit bezöge. Wir dagegen möchten behaupten, daß Grimmelshauſen den bekannten furchtbaren, mörderiſchen Kampf im Auge hatte, der auf Pfingſten 1063 zwiſchen den Leuten Hezelo's, Biſchofs von Hildesheim, und Widerad's, Abtes von Fulda, im Dome zu Goslar im Beiſein des Kaiſers Heinrich IV. ausbrach und ſelbſt durch deſſen inſtändige Bitten nicht geſtillt werden konnte. Ausführlich wird dieſe Thatſache in den Jahrbüchern des Lambert von Hersfeld erzählt; allein auch andere Chroniſten und Annaliſten des Mittelalters (z. B. der Chroniſt Bernold von St.-Blaſien) erwähnen ſie, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie beſonders ſeit der Reformation wieder in den gelehrten und gebildeten Kreiſen hervorgeſucht und vielfach beſprochen wurde. Im Volksmunde hat ſich dieſes Ereigniß als Sage in Goslar bis auf den heutigen Tag erhalten; man findet dieſelbe bei Bechſtein, „Deutſches Sagenbuch“, S. 330.

Literariſche Notizen.

Von dem umfaſſenden Werke von **August Wilhelm Ambros**: „Geſchichte der Muſik“ (Breslau, Leuckart) iſt der …ne Band erſchienen, welcher die Geſchichte der Muſik im Zeitalter der Renaiſſance bis zu Paleſtrina enthält. Das ganze Werk, das, ähnlich wie Klein's „Geſchichte des Dramas“, weit über das anfänglich feſtgeſetzte Maß hinausgeht, ſoll übrigens der Vorrede zufolge mit fünf Bänden abgeſchloſſen ſein.

Die Goethe-Literatur darf bald in Bezug auf Unerſchöpflichkeit die Concurrenz mit der Shakſpeare-Literatur aufnehmen. Neben dem eben erſchienenen zweiten Theile des Werks von **Adolf Stahr**: „Goethe's Frauengeſtalten“ (Berlin, Guttentag) hat **Heinrich Düntzer** unter dem Titel: „Aus Goethe's Freundeskreiſe“ (Braunſchweig, Vieweg u. Sohn) Darſtellungen aus dem Leben des Dichters gegeben, welche eine Ergänzung zu „Freundesbilder aus Goethe's Leben“ bilden. In dieſen hatte Düntzer Lavater, Jacobi, Wieland und Knebel ausführlich behandelt, ſowie Goethe's Beziehung zu Claudius in den „Neuen Goethe-Studien“. Das Verhältniß Goethe's zu Schiller und zu Karl Auguſt beſprach er in zwei beſondern Werken, von denen das zweite noch unvollendet iſt. In dem neuen Werke wird der Freundeskreis Goethe's vervollſtändigt durch Klopſtock, Gleim, Lenz, Voß, Reinhard, Tiſchbein, Cornelius, Fichte, …len u. a.

Gleichzeitig gibt **Otto Jahn** „Goethe's Briefe an Chriſtian Gottlob von Voigt“ (Leipzig, Hirzel) in einer höchſt eleganten, mit Voigt's Bildniß geſchmückten Ausgabe heraus.

Von der „Auserwählten Correſpondenz Napoleon's I.“, welche **Heinrich Kurz** mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung beſtellten Staatscommiſſion aus dem Franzöſiſchen überſetzt (Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut), iſt der erſte Band erſchienen, welcher die Jahre 1795—98 umfaßt.

Der achte Band von der „Auswahl dramatiſcher Werke“ von **August von Kotzebue** enthält die Luſtſpiele: „Blinde Liebe“, „Der häusliche Zwiſt“, „Die Zerſtreuten“, und das noch immer zeitgemäße und leicht für die Gegenwart aufzufriſchende Stück: „Die Organe des Gehirns“, welches eine Satire auf die Phrenologie iſt.

Von der Volksausgabe von **Heinrich Heine's** „Sämmtlichen Werken“ liegen jetzt die Lieferungen 49—54 vor, mit welchen dieſe Ausgabe zum Abſchluß gebracht iſt. Die letzte Lieferung bringt unter Heinrich Heine's „Letzten Gedichten“ manches Intereſſante und bisher wenig Bekannte.

Bibliographie.

Alex, E., Aus den Katakomben des Calliſt an der via Appia zu Rom. Dresden, Naumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Baſch, S., Erinnerungen aus Mexiko. Geſchichte der letzten 10 Monate des Kaiſerreichs. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Bastian, A., Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Becker, M. A., Bettler und Bettelwesen in Niederösterreich. Vortrag. Wien, Beck. Gr. 16. 8 Ngr.

Blanckarts, M., Für's Vaterland. Trauerſpiel. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Der norddeutſche Bund und ſeine Gegner. 10 Briefe eines Hamburgers. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Caprätz, F., Philoſophiſches Memoiren-Geplauder. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Claar, E., Gedichte. Leipzig, Leiner. 8. 20 Ngr.

Delius, E., Erinnerungen aus dem Feld- und Lazarethleben. Herausgegeben von E. **Dieſtelkamp**. Gütersloh. 1867. 8. 2 Ngr.

Diendorfer, J. E., Der ſtaatliche Schulzwang in der Theorie und Praxis. Ein Beitrag zur Schulfrage. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diez, Katharina, Nach Mexiko und zurück in die Heimath. Eine Erzählung nach Briefen bearbeitet. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr 16. 21 Ngr.

Eberhard, E., Die Aristotelische Definition der Seele und ihr Werth für die Gegenwart. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Emminghaus, A., Allgemeine Gewerkslehre. Berlin, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erwin, W., Dornröschen. Sagen und Lieder. Wien, Mayer u. Comp. 16. 24 Ngr.

Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. 2tes Heft. Das Leben und der Stoffwechſel. Nicht Streit-, ſondern Beherzigungsſchrift für An- und Nachbeter von Liebig und Moleſchott. Caſſel u. Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.

Gengel, F., Die Erweiterung der Volksrechte. Beſprechung im Verein der Liberalen Berns. Bern, Jent u. Reinert. 8. 8 Ngr.

Glößler, J. B., Heimathsklänge. Lieder für religiöſes Gemüthsleben. 2te gänzlich umgeänderte und vermehrte Aufl. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 24 Ngr.

Gruppe, O. F., Leben und Werke deutſcher Dichter. Geſchichte der deutſchen Poeſie in den drei letzten Jahrhunderten. 4ter Bd. 1ſte u. 2te Lief. München, Bruckmann. Gr 8. à 16⅔ Ngr.

Hallwich, H., Geſchichte der Bergſtadt Graupen in Böhmen. Prag, Credner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, E. v., Ueber die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hausrath, A., Neuteſtamentliche Zeitgeſchichte. 1ſter Thl. Die Zeit Jeſu. Heidelberg, Baſſermann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Heigel, K. A., Es regnet. Eine Münchener Geſchichte. Berlin, Leſſer. 8. 10 Ngr.

Heilmann, J., Kriegsgeſchichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506 bis 1651. 2ter Bd. 1ſte Abth. Kriegsgeſchichte und Kriegsweſen von 1598—1634. München, Liter.-artiſt. Anſtalt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Heine, A., Abhandlung über das Warrant-System. Tübingen, Laupp. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Hoffmann, K., Die etymologiſche Bedeutſamkeit der deutſchen Sprache, nachgewieſen an Wörtern für wichtige, der intellectuellen und religiös-ſittlichen Sphäre des Menſchenlebens angehörende Begriffe. Paſſau, Elſäſſer u. Waldbauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, W., Deutſchland einſt und jetzt im Lichte des Reiches Gottes. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kloth, G., Ueber Materialismus mit beſonderer Berückſichtigung der Angriffe Dr. Karl Vogt's auf die Religion. Aachen, Jacobi u. Comp. 8. 5 Ngr.

Kraus, F. X., Beiträge zur Trierschen Archaeologie und Geschichte. 1ster Bd. Der heilige Nagel in der Domkirche zu Trier zugleich ein Beitrag zur Archaeologie der Kreuzigung Christi. Mit einem Anhang betreffend den heiligen Rock. Trier, Lintz. Gr. 8. 20 Ngr.

Kübler, L., Bilder von Rügen und Rügens Sagen. Stralſund, Hingſt. Gr. 16. 16 Ngr.

Meißner, A., Sacro Catino. Hiſtoriſche Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Norwall, W., Kaiſer Heinrich IV. Trauerſpiel. Berlin, Schroeder. 16. 1 Thlr.

Olawsky, E., Die Vorſtellungen im Geiſte des Menſchen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Thilo, C. A., Ueber Schopenhauer's ethischen Atheismus. Leipzig, Pernitzsch. 8. 12 Ngr.

Die Züchtigung der Liebe und ihre Frucht. Aus dem Engliſchen von O. **Winslow**. Elberfeld. 1867. 16. 4 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien vollſtändig:

Hohenſchwangau.

Roman und Geſchichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Wie dieſer neue Roman Gutzkow's gleich im Beginn ſeines Erſcheinens die lebhafteſte Spannung erregte (vom erſten Bande wurde ſofort eine zweite Auflage nothwendig), ſo wird derſelbe nach ſeiner nunmehrigen Vollendung die Theilnahme der deutſchen Leſewelt gewiß auch allſeitig befriedigen. Die Redaction der Leipziger Zeitung äußerte ſich: „Derſelbe, eine Frucht wahrhaft eminenter hiſtoriſcher Studien, ein Zeugniß der edelſten deutſchen Geſinnung, in der Form von vollendeter Meiſterſchaft, nimmt nicht allein unter den literariſchen Schöpfungen des Verfaſſers einen hervorragenden Platz ein, ſondern dürfte auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in ſeiner Art unerreicht daſtehen." Der Roman ſpielt im Zeitalter der Reformation. Kaiſer und Reich, Fürſten und Städte, Wiſſen und Leben deutſcher Nation kämpften in jener Zeit um dieſelben unveräußerlichen Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutſchen Volks gilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien in dritter Auflage:

Feſter Grund.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die didaktiſche Poeſie zählt Julius Hammer bekanntlich zu einem ihrer gediegenſten Vertreter. Seine Dichtungen ſtehen mit ihrem tiefen Gedankeninhalt Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" ebenbürtig zur Seite, während ſie denſelben an Leichtigkeit und Anmuth der Form noch überlegen ſind.

Die vorliegenden Gedichte bilden gewiſſermaßen einen zweiten Theil zu der bereits in ſechzehnter Auflage erſchienenen Sammlung: „Schau um dich und Schau in dich." „Feſter Grund" heißen ſie, denn ihn ſollen ſie gewinnen helfen durch Selbſterkenntniß und durch Erkenntniß der ſtufenweiſen Entwickelung des Ewigen und Höchſten im Menſchen.

Von Julius Hammer erſchien in demſelben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Sechzehnte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf ſtillen Wegen. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Lerne, liebe, lebe. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmaniſches Liederbuch Miniatur-Ausgabe. Ermäßigter Preis: Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Die Pſalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebſt Einleitung und Erläuterungen. 8. Ermäßigter Preis: Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. 4 Ngr.

Zeitſchriften für 1868

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Viertel-jährlich 2½ Thlr.

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart

Monatsſchrift zum Converſations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ng

Dieſe beiden Zeitſchriften gehören zu den geachtetſten u gediegenſten der deutſchen Journalliteratur und ſind jed Leſecirkel, jedem vom gebildeten Publikum beſuchten öff lichen Local zur Anſchaffung zu empfehlen. Man abon bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern. Probenum ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Halle im Pfefferschen Verlage ſind neuerdi erſchienen:

Bericht über die Cholera-Epidemie des Jah 1866 in Halle, in der Strafanstalt zu Halle und Saalkreise. Vom Kreisphys., San.-Rath Dr. Delbrü ½ Thlr.

Der Fall Otto vor dem Schwurgericht zu Halle handelt am 27. Mai 1867. (Vom Prof. Dr. Me ⅓ Thlr.

Grundlagen der Bodenkunde für Land- und Forſtw Vom Prof. Dr. Girard. 1½ Thlr.

Ueber Neubildungen der Zahnpulpe. Von D Hohl. 12 Sgr.

Das evangeliſche Kirchenrecht des Preußiſchen St und ſeiner Provinzen. Vom Geh. Rath Dr. Jacob 3½ Thlr.

Kirchenblatt für die Evangeliſchen Gemeinden Provinz Sachſen. Herausg. vom Superint. Fa rius. Jährlich 26 Nummern. 1⅓ Thlr.

Conträr und contradictorisch (nebst converg Lehrstücken) festgestellt und Kant's Kategorientaf richtigt. Eine philosoph. Monographie vom Pa Knauer. 1 Thlr.

Die ältere Geſchichte und Verfaſſung der Stadt E Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Städtew Mittelalter von Dr. E. M. Lambert. Mit 41 Urk 26 Sgr.

Das Preußiſche Schulzenbuch. Der Preußiſche D Schulze (Richter, Scholz). Eine ſyſtemat. Zu ſtellung aller, den Geſchäftskreis dieſes Beamten be Geſetze und Verordnungen ꝛc. Für Gemeindevorſteher, G herrſchaften u. ſ. w. Vom Kreisſekr. Dr. Maſcher. 3 u. verm. Aufl. 1½ Thlr.

Die Lebens-Verſicherung. Belehrende Aufſätze über tige Fragen des Lebensverſicherungsweſens für Jeder insbeſondere für Lebensverſicher.-Agenten. Vom D Dr. Wiegand. 2. Aufl. ⅓ Thlr.

Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kr Herausg. v. Prof. Dr. v. Fichte, Prof. Dr. Ulrici Pfarrer Dr. Wirth. Neue Folge 52. Bd. à Band 2 Heften 1⅙ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 28. — 9. Juli 1868.

nhalt: Neue hiſtoriſche und ſociale Romane. Von **Robert Springer.** — Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen. Von **Rudolf** ottſchall. (Fortſetzung.) — Ein deutſches Nationalwerk. Von **Friedrich Haſenow.** — Palacky's Geſchichte Böhmens. Von einrich **Rückert.** — **Feuilleton.** (Ein Dichterfeſt am Rhein; Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue hiſtoriſche und ſociale Romane.

Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen. Hiſtoriſcher Roman von Amely Bölte. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 1 Thlr.

Dieſer Roman iſt eine belletriſtiſch behandelte Ge- ſichte der freudloſen Jugend, welche die Schweſter :iedrich's II. am preußiſchen Hofe verleben mußte. Ein gentlich unerquicklicher Vorwurf iſt es für den Dichter, :ſem grob zugeſchnittenen preußiſchen Hofleben der da- ıligen Zeit einen poetiſchen Reiz zu verleihen. Es ır ein Treiben ohne alle verſchönernde Zuthaten, ohne e Reize, welche Kunſt und Wiſſenſchaft ſogar dem ürftigſten bieten und die der mit Macht und Reichthum günſtigte Sterbliche ſich ſo leicht und ohne alle Opfer ſchaffen kann; ein Treiben, dem ſelbſt der ſchöne Pomp lte und das mit dem Treiben der übrigen Höfe nichts die Intrigue gemein hatte. Dieſe Jugendeindrücke auch der zweite Friedrich, trotz ſeines Umgangs mit ı Muſen, ſein Leben lang nicht verwinden können. lbſt was Gemüthvolles und Biederes aus dem Cha- ter Friedrich Wilhelm's heraustritt, was ſich beim ießbürger als Familientugend zeigt, das macht hier, im Grunde der Wille über Leben und Tod herrſcht, en ganz andern, wenig behaglichen Eindruck: es iſt ein ückchen Himmelsblau, hinter welchem wir aber ſchon der düſtere Wetterwolken aufziehen ſehen, aus denen un- muthet der unheilbringende Strahl ſchießen kann, der Staat in eine unſelige Bahn lenkt oder das Leben zelner Bürger gefährdet und ſelbſt die eigenen Fami- glieder des Gewaltherrſchers nicht verſchonte.

Unter dieſem ſtarren Willen, der dennoch gegen die Ränke Cabinetsintrigue nicht völlig gewappnet war, mußte h Prinzeſſin Wilhelmine leiden. Anfänglich von einer ıtsnutzigen franzöſiſchen Gouvernante gequält, dann ı Vater auf den Katechismus beſchränkt, von der ehr- igen und launenhaften Mutter zu einer Verbindung dem engliſchen Hofe auserkoren und zu dieſem Zwecke allerlei Heimlichkeiten und Intriguen angehalten, wäh- d die Partei Seckendorf-Grumbkow auf ein Bündniß mit Oeſterreich hinarbeitete — unter ſolchen trüben und aufreibenden Verhältniſſen wird die fürſtliche Jungfrau frühzeitig den bitterſten Erfahrungen geweiht. Ihre Stellung im älterlichen Hauſe wird faſt unerträglich, aber noch immer bleibt ihre Zukunft unentſchieden; allmählich werden die Plane auf königliche Heirathscandidaten aufgegeben und man begnügt ſich mit dem Prinzen von Baireuth. Es heißt in Bezug hierauf:

> Wenn unter ſolchen Verhältniſſen eine Tochter ſich fortſehnt aus dem Aelternhauſe und ihre Selbſtändigkeit in irgendeiner Weiſe gewahrt wiſſen möchte, ſo iſt das ganz natürlich. Auch Prinzeſſinnen empfinden eine ſolche Lage, welche ihnen die Harmonie des Weſens ſtört, ihnen ſind dergleichen menſchliche Uebelſtände ſo wenig erſpart wie andern armen Sterblichen, und während ſie ſich ſo gern für bevorzugte Weſen und Halbgötter ausgeben möchten, ſo haben ſie dennoch wie Söhne und Töchter des erſten Menſchenpaares zu leiden.

Ein wahres Wort! Ja, noch mehr: es zeigt ſich auch in dieſen höchſten äußern Lebensverhältniſſen das traurige, abhängige Los des Weibes, das nur an der Hand des Mannes ſeine Zukunft erfüllt ſieht, aber gerade hier weniger Selbſtbeſtimmung als ein Weib der ärmſten Klaſſe in Anſpruch nehmen darf; es zeigt ſich auch hier ſogar das nicht ungerechte Geſchick, daß hochfahrende Plane, mehrfach vereitelt, ſich zuletzt auf ein beſcheidenes Theil beſchränken müſſen. So iſt es denn als ein entſchädigendes Glück zu betrachten, daß die Prinzeſſin, indem ſie dem anmuthigen Markgrafen die Hand reicht, zum erſten mal die Wonne der Liebe fühlt. Wegen ihres kalten Lebensfrühlings haben wir Mitgefühl empfunden; der Charakter dieſes verzogenen Fürſtenkindes kann ebenſo wenig Sympathien erwecken wie die übrigen auftretenden Perſonen, mit Ausnahme etwa der Fräulein von Sonnenfels, welche lautern Sinnes und voll Aufopferung der Prinzeſſin zur Seite ſteht, ohne jedoch von dieſer für mehr als eine Erzieherin, eine untergeordnete Perſon angeſehen zu werden.

Gerade in Rückſicht auf dieſen Mangel an großartigen

Digitized by Google

Charakteren haben wir oben den Vorwurf dieſes Romans einen undankbaren genannt, und wir wollen es der Verfaſſerin nicht zur Laſt legen, wenn ſie, ſtreng auf dem hiſtoriſchen Terrain verharrend, nicht außer den geſchichtlichen Perſonen noch derartige Charaktere zu ſchaffen verſtand. Uebrigens bietet das Buch eine unterhaltende und für denjenigen, der nicht mit der Memoirenliteratur aus jener Zeit vertraut iſt, auch eine lehrreiche Lektüre. Die Perſonen ſind treu, das ganze Hofleben anſchaulich, mit ſehr geſchickter Feder, ohne alle Längen und ermüdende Lückenbüßer geſchildert.

2. Die Tochter des Eierkönigs. Hiſtoriſcher Roman von Franz Lubojatzky. Jena, Hermsdorf. 1868. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Schauplatz der Handlung iſt das Liſterland, eine däniſche Küſtengegend in der Nähe der Inſel Sylt. Der Eierkönig, eine angeſehene Perſon in dem Dorfe Liſt, hat das Amt, die Eier der in den Dünen brütenden Seevögel einzuſammeln und unter die Gemeinde zu vertheilen. Dieſer Eierkönig, Lille Peer mit Namen, tritt bald vom Schauplatz ab, und das Intereſſe des Leſers wird auf ſeine Tochter Inge gelenkt, welche, nachdem ſie einer guten Erziehung bei einem Paſtor auf Sylt genoſſen, nach dem heimiſchen Strande zurückkehrt, deſſen rauhe Natur aber ihrem gebildeten Sinne ebenſo wenig entſpricht wie die einfältig brave Art und Weiſe ihrer Landsleute. So muß es ſich denn auch der ehrliche Kapitän Peder Take, der um ihre Hand wirbt, gefallen laſſen, abgewieſen zu werden. Ein ſeltſames Geſchick läßt die Lady Abemarle, die frühere Erzieherin der däniſchen Königin Karoline Mathilde, an dieſem Strande Schiffbruch leiden. Durch ſie wird Inge, welche die Schiffbrüchige gepflegt hat, mit nach Kopenhagen genommen, bei der Königin eingeführt und von dieſer mit Gunſt und Zuneigung beehrt. Hier ändert ſich nun die Bühne. Das Leben am Hofe des halb wahnſinnigen Chriſtian VII. wird uns, nach den verſchiedenſten Richtungen, in ſeinen verhängnißvollen Zuſtänden geſchildert, vor allem der lautere Charakter der Königin, welche ſich von dem verderbten Gemahl allmählich abwendet und von dem entſchiedenen Leibarzt Struenſee feſſeln läßt, während die Königin-Witwe, Juliane, im Einverſtändniß mit dem ſchändlichen Hofmarſchall Holk, alle Ränke aufbietet, die Königin und ihre Partei zu verderben. Ohne Schonung ſtürzt Struenſee alle Mitglieder des Staatsraths, welche eine vertrauliche Verbindung mit dem ruſſiſchen Staatsminiſter unterhalten haben; da aber trifft den Rückſichtsloſen unvermuthet der Todesſtreich, den die royaliſtiſche Partei längſt vorbereitet hat. Die Königin wird geſtürzt, ihr Freund endet auf der Blutbühne.

Mit dieſem bunten, grauenhaften Wechſel der geſchichtlichen Thatſachen verknüpft ſich das Geſchick der Heldin des Romans. Die Tochter des Eierkönigs gewinnt die Liebe des Grafen Gideon von Rantzau, der ſich insgeheim mit ihr trauen läßt; bald jedoch wendet der wankelmüthige Hofmann ſein Herz von ihr und überläßt ſie demſelben verderbenbringenden Geſchick, welches die Anhänger der Königin trifft. Inge wird im Schlafgemach der Königin vom Grafen Rantzau, dem Vater ihres Gemahls, ergriffen und den Henkersknechten überliefert. Kapitän Peder Take, der einſt verſchmähte Bewerber um Inge's Hand, der aber mit treuer Anhänglichkeit über ſie gewacht, errettet ſie mit kräftigen Streichen aus den Händen der Verruchten, die bei nächtlicher Stunde bereit ſind die Unglückliche im Kanal zu ertränken. Bei ihm, zu Apenrade, findet Inge ein ſicheres Aſyl, bis ihr Gemahl, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, reuig und voll Hoffnung auf eine Vergebung ſeiner ſchweren Schuld, zu ihr zurückkehrt. Die Ehe, welche er mit Inge eingegangen, wird als legitim nachgewieſen; den Sprößling dieſer Verbindung, den kleinen Grafenſohn Gideon, den man geraubt und beſeitigt hatte, führt der brave Peder Take auf glattem Fahrwaſſer nach den Liſter Dünen, wo er von den Armen der glücklichen Aeltern umfangen wird.

Die Schilderung der hiſtoriſchen Begebenheiten iſt ſpannend; die Heldin des Buchs tritt durch ihre lieblichen Eigenheiten anmuthig hervor. Vorzüglich gelungen ſind die erſten Abſchnitte des Buchs, in welchen uns die Natur des Dünenlandes und das Gebaren ſeiner Bewohner als ein intereſſantes, überaus anſchauliches Küſtenbild vor Augen geſtellt wird.

3. Tod und Leben. Roman von Auguſt Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Ein Criminalroman. Vergiftung eines Kindes zum Zweck einer Erbſchaftserſchleichung iſt die Angel, um welche ſich die zu zwei Bänden ausgearbeitete Handlung dreht.

Der Verdacht der Schandthat fällt auf eine junge Frau, Amalie Boſe, die Stiefmutter des vermuthlich vergifteten Knaben: ein Verdacht, der ſich dadurch ſteigert, daß der Vormund des Kindes, ein frömmelnder Magiſter, ein Document aufweiſt, in welchem Amalie, welche nach dem Tode des Gatten Univerſalerbin geworden iſt, dem Arzte, der die beiden Verſtorbenen behandelte, eine Summe von 25000 Thalern verſchrieben hat. Dem Magiſter, ſeinem Jugendfreunde, hat der ſterbende Arzt das Document überlaſſen, und dieſer droht nun der jungen Witwe mit gerichtlicher Verfolgung, falls ſie ihm ihre Hand verweigert. Amalie, um welche ſich ein leichtſinniger, heruntergekommener junger Mann, mit Namen Armin, bewirbt, weiſt die Zumuthungen des widerwärtigen Frömmlers entſchieden zurück, ſchwebt aber doch in der höchſten Beſorgniß, da ſie jenes Document nicht dem Arzte, wol aber dem Bruder ihres Gatten, der ſie mit leidenſchaftlicher Liebe verfolgte, übergeben hat, um ihn zu beſchwichtigen und von ſich fern zu halten. Es kommt nun darauf an, dieſen jungen Mann, der inzwiſchen verſchollen iſt, aufzufinden, um ihn als Entlaſtungszeugen vorzuſtellen. Mit Hülfe einer Freundin, welche mit einem Advocaten verheirathet iſt, gelingt es ihr, den jungen Boſe in einem nahen Dorfe anzutreffen, wo derſelbe als Gehülfe bei einem Gärtner dient und in ein inniges Liebesverhältniß zu Klärchen, der Tochter ſeines Brotherrn, getreten iſt. Hier hat ihn indeſſen auch ſchon der abſcheuliche Pietiſt entdeckt, der ſeine ſinnlich begehrlichen Blicke auch auf die Gärtnerstochter geworfen, zugleich auch an dem ſchurkiſchen Schulmeiſter des Orts einen falſchen Zeugen für ſeine verderbliche Anklage gefunden hat. Alle Ränke werden aber glücklicherweiſe dadurch

Digitized by Google

vereitelt, daß ſich zufällig noch eine alte Haushälterin des Arztes vorfindet, welche im Beſitz ſeiner hinterlaſſenen Papiere iſt; daraus ergibt ſich, daß der Knabe nicht vergiftet, der Vater aber durch den frömmelnden Magiſter ums Leben gebracht worden iſt. Dadurch ſind die Gewiſſen der übrigen beruhigt. Armin heirathet die liebenswürdige Amalie, und Leo Boſe beglückt ſein Klärchen, die er, von innern Vorwürfen gepeinigt, ſo lange ſchmachten laſſen mußte. Denn obgleich ſein Charakter in dieſem Enſemble zweideutiger Perſonen einer der edlern iſt und ſein Verhältniß in dem Hauſe der ſchlichten Landleute den anziehendſten Theil dieſes Romans ausmacht, ſo iſt er doch auch nur ein übler Geſell, der, um Amalien zur Erbſchaft zu verhelfen, in der That den Arzt mit jener Schuldverſchreibung zum Mord bewegen wollte und außerdem einen gemeinen Kaſſendiebſtahl verübte, um eine frühere Geliebte abzufinden. Letztere iſt die Freundin Amaliens, und ihr Gatte iſt der Advocat, welchem der Magiſter die Anklage übertragen hat. Selbſt nachdem Amaliens Unſchuld erwieſen iſt, ſchwankt der Advocat noch hin und her, welcher Partei er beitreten ſolle, indem er unverhohlen erklärt, ein ordentlicher Advocat habe dabei nur ſeinen Geldgewinn in Erwägung zu ziehen; endlich erkennt er es als einträglicher in dem vorliegenden Fall, den ſchurkiſchen Pietiſten zu entlarven und der Unſchuld zu ihrem Recht zu verhelfen.

Aus dieſer Dispoſition wird hinlänglich erſichtlich ſein, daß ein Roman, in welchem die Charakteriſtik ſchwach, die Bewegung ſchleppend und die Intrigue banal erſcheint, nicht geeignet iſt, eine hervorragende Stelle in der neueſten belletriſtiſchen Literatur einzunehmen.

4. Allein in der Welt. Roman in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf. Drei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Wir finden uns hier in durchaus feiner Geſellſchaft, obgleich auch hier ein Criminalfall zu den Motiven der Handlung gehört. Ein erſchoſſener Hauslehrer muß noch nach ſeinem Tode dazu dienen, die ſaubere adeliche Geſellſchaft, mit deren Bekanntſchaft wir in dieſem Buche beehrt werden, zu unterhalten und zu beſchäftigen. Es handelt ſich nämlich darum, ob dieſer Unglückliche ſich ſelber entleibt habe, oder von dem jähzornigen Grafen Bärenburg „von der ſchwarzen Linie“ wegen eines Liebesverhältniſſes mit Judith, der gräflichen Tochter, getödtet worden ſei. Letztere, die ſchöne Gräfin Judith, ſoll eigentlich die Heldin des Romans vorſtellen. Ihr wird vom herben Schickſal zu wiederholten malen das Los beſchieden, allein und verlaſſen in der Welt dazuſtehen. Schon im Begriff dem Grafen Dagobert ihre Hand zu reichen, wird ſie dem Bräutigam durch ihre übelwollende Stiefmutter wegen ihres Verhältniſſes zum erſchoſſenen Hauslehrer verdächtigt und nach dem Tode des Vaters von derſelben ſo hart gedemüthigt, daß ſie — die Bühne betritt. Als Künſtlerin erringt ſie bedeutende Erfolge, und obgleich durch die Ränke der Stiefmutter auf ein unbedeutendes Erbtheil beſchränkt, erwirbt ſie doch die Mittel, die Schulden eines verſchwenderiſchen Bruders zu decken. „Sagen Sie meiner Stiefmutter“, erklärt ſie dem Notar, „daß ich weder einem leichtſinnigen Verſchwender zu Hülfe komme noch dem Sohne einer Frau, die mich von Kindheit an verfolgte. Aber einen Bärenburg darf keine Schmach treffen, das wird diejenige verhindern, welche — ihre Familie entehrt.“

Obgleich ſich „das feine, hochgebildete Mädchen“ auf dieſe Weiſe eine ſelbſtändige Stellung errungen hat, ſo fehlt es doch nicht an läſtigen Bewerbern, die ihr das Leben ſchwer machen, und zuletzt erſcheint noch der Profeſſor Korn, der Bruder des Hauslehrers, und ängſtigt ſie mit einer Criminalklage und, als dies nicht glückt, mit ſchmähenden Zeitungsartikeln. Endlich trifft der Retter ein: Baron Robert von Härdenſtein, welcher die Bärenburg'ſchen Güter anfänglich in Pacht genommen, dann käuflich erworben hat, war immer von Judith's Würde und Fleckenloſigkeit überzeugt und gelangte überdies in Beſitz der Tagebücher des Hauslehrers, aus denen ſich faſt unzweifelhaft die Thatſache feſtſtellen ließ, daß der unſelige junge Mann nicht durch adeliche Hand gefallen ſei, ſondern ſich in ſeiner Ueberſpanntheit ſelber das Leben genommen habe. Robert's Theilnahme an Judith's Geſchick ſteigert ſich aber erſt zur Liebesneigung, nachdem ſeine Angebetete, die Gräfin Lilli Wolfskeehl, mit einem liederlichen Junker von der ſchwarzen Linie der Bärenburg davongelaufen iſt. Jetzt tritt er für die Gräfin Judith in die Schranken, verficht ihre Anſprüche an ihr Vermögen und ängſtigt den nervöſen Profeſſor dermaßen, daß der Verzweifelte ſich zu einer Orgie verleiten läßt, die ſeinen Tod zur Folge hat. Nachdem die Atmoſphäre auf dieſe Weiſe geklärt iſt, reicht der Retter der Edeln, welche ſo lange allein in der Welt dageſtanden, ſeine Hand und ſchließt mit ihr den Bund für das Leben.

Wir dürfen dem Verfaſſer nicht den Vorwurf machen, daß er noch durchaus in den alten Vorurtheilen des Adels ſtecke — o nein, die Perſonen, für welche er das Hauptintereſſe zu wecken ſucht, ſind den Ideen des Fortſchritts, ſogar den Doctrinen der Demokratie nicht unzugänglich geblieben. Wenngleich mehrere Stellen wie folgende: „Um die Verbindung einer hochgeſtellten Dame mit einem ihr untergeordneten Manne (nämlich mit dem Hauslehrer) zu erklären, gibt es nur zwei Annahmen: er muß ungewöhnliche Vorzüge beſitzen, oder ſie moraliſch und phyſiſch verkrüppelt ſein“, einiges Bedenken erregen könnten, ſo wird dieſes wieder paralyſirt. Ueber den Grafen Dagobert lautet die tadelnde Bemerkung: „Der Hauptgrundſatz ſeiner Staatsweisheit beſtand darin, die Demokraten niederzumetzeln: daß dahinter noch Ideen lebten, die kein Säbel trifft, ahnte er nicht einmal“; von Judith wird dagegen geſagt: „Sie kannte die hiſtoriſche Entwickelung des Adels ſehr wohl und war keineswegs in Adelsvorurtheilen befangen.“

Wer ſich jedoch am meiſten zur Volkspartei herabläßt, iſt Robert von Härdenſtein, dem „das große Geſetz des irdiſchen Seins, das Dogma der Arbeit klar geworden iſt“, und der auf ſeinem Pachtgute Einrichtungen trifft, welche über die zahme Socialpolitik eines Schulze-Delitzſch weit hinausgehen und ſogar Cabet's communiſtiſche Ideen zum Anklang bringen: er errichtet nämlich einen förmlichen Arbeiterſtaat, in welchem jedem ein Zuſchlag zum Guthaben zugeſichert iſt und er ſelber ſeinen Lohn nur als techniſcher Leiter, Rechnungsführer und Richter in Anſpruch nimmt.

Digitized by Google

Wenngleich man überdies auch dem Verfaſſer nicht vorhalten darf, die adelichen Charaktere idealiſirt zu haben, denn außer der Gräfin Judith und dem Baron Robert ſind ſie alle mehr oder weniger gebrechlich oder nichtswürdig: der alte Graf Bärenburg iſt ein gewöhnlicher Krautjunker; die Gräfin eine Ränkeſchmiederin, die der Ehre ihrer eigenen Familie nicht ſchont, um die Stieftochter zu verdrängen; die jüngern Grafen von der ſchwarzen Linie ſind Tagediebe, Schuldenmacher und Mädchenverführer; den Bärenburgs an Geburtsadel und moraliſchem Werthe ebenbürtig ſind die Wolfskeehls, denn das männliche Haupt dieſer Familie iſt ein Dummkopf, welcher unter dem Pantoffel ſeiner Gattin ſteht und nebenbei ſchriftſtellert, und die Tochter iſt eine Kokette, die ſich, wie ſchon erwähnt, von einem Taugenichts entführen läßt; wenngleich alſo die ariſtokratiſchen Figuren nicht im vortheilhafteſten Lichte erſcheinen, ſo kommen doch die Bürgerlichen, mit wenigen Ausnahmen, noch viel ſchlimmer davon. Der Hauslehrer war ein überſpannter Narr voll unverdauter Schulweisheit. Sein Bruder, der Profeſſor, iſt ein leberkranker, durch Ausſchweifungen geſchwächter Kathedermenſch, der gefährliche Irrlehren verbreitet und zu ſeinen perſönlichen Zwecken ſogar Pamphlete ſchreibt und allerhand andere Niederträchtigkeiten nicht verſchmäht. Ein bürgerlicher Lieutenant, welcher ſich um Judith's Hand bewirbt, hat ſeine Schweſter um einen Lotteriegewinn betrogen und wird von ſeinem Nebenbuhler, einem Staatsanwalt, entlarvt, der alle Staatsanwaltkünſte und Polizeimachinationen aufbietet, um mit Hülfe der Perſonalacten und Skandalgeſchichten einen infamirenden Flecken an dem Manne, den er ſich zum Opfer auserſehen, auffindig zu machen. Dieſem Biedermann gelingt es auch, mittels Zeitungsconfiscationen und Denunciationen den Profeſſor wegen ſeiner politiſchen und religiöſen Grundſätze um ſein Amt zu bringen und völlig zu Grunde zu richten.

Der weitläufig gehaltene Roman, deſſen Schauplatz zwiſchen dem Gute Oberndorf und einer Villeggiatur am Genferſee abwechſelt, entbehrt zwar der draſtiſchen Handlung, iſt aber mit ſehr geſchickter Feder gearbeitet, und obgleich der Stil, vornehm kalt gehalten, des blühenden und lebenswarmen Colorits entbehrt, ſo fehlt es doch nicht an ſauber ausgeführten Malereien in Guachemanier: „Im Gartenzimmer wechſeln Orangebäume mit Granaten und Lorberblüten; die Feige ſchießt ſtämmig empor, zierliche Palmenſorten miſchen ihre Fächer unter die prächtigen Zweige des Muskatnußbaums; blutrothe Beeren ſüdlicher Gewächſe heben ſich vom Grün; die weiße Orangenblüte ſchwängert die Atmoſphäre mit ihrem feinen, durchdringenden Geruch; die Bouquetroſe guckt neugierig aus dem Netzwerk der Wände hervor." Die romantiſche Alpennatur gibt auch hin und wieder zu einer gelungenen Schilderung Anlaß:

Ueber den Spitzen der ſavoyer Berge hatten glänzende Wolken geſchwebt, als Judith ausfuhr, ſie verſchwammen in der blauen Wölbung des Horizontes. Allmählich verdichteten ſich die von Gebirg und See aufſteigenden feuchten Dünſte, ballten ſich ſchwärzlich-grau zuſammen, und bald drang kein Sonnenſtrahl mehr durch die dichte Decke, die bleiern-ſchwer über des Mädchens Haupte hing.... Ein Sinnbild war es ihres Geſchicks.

Aber wer erinnerte ſich hier nicht, ſowol in Bezug auf Conception wie auf Stil, an eine frühere, in den ariſtokratiſchen Kreiſen gefeierte Schriftſtellerin? Dieſe Aehnlichkeit ſpringt noch mehr in die Augen aus folgenden Stellen: „Bleiben Sie, Härderſtein, bat eine friſche Lippe." — „Der von einer verkehrten, halb barbariſchen Sitte den Frauen der höhern Stände aufgezwungene Trauerpomp iſt Maske oder Grauſamkeit." — „Der wohldreſſirte Menſchenautomat (nämlich der Lakai) drehte ſich nach der Thüre." — „Graf Bärenburg überreichte eine Brieftaſche, welche ihre jungfräuliche Reinheit längſt eingebüßt hatte." — „Es gibt Frauen, die Blumen gleichen, verſetzte Robert, die zierlichen Finger Lilli's an die Lippen ziehend."

Wir glauben überhaupt nicht irre zu gehen, wenn wir auf den Autor des vorliegenden Romans ſein eigenes Urtheil über die ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe des Grafen Wolfskeehl, eines ſeiner Helden, anwenden: „Der friſche, geſunde Hauch der Männlichkeit fehlt ſeinen Schöpfungen; ſie gemahnen an den krankhaften Zug eines weibiſchen Gemüths." So bewährt ſich an dieſem Werk einer vermuthlich weiblichen Feder der alte Satz, daß jeder Menſch in gewiſſem Sinne unſterblich iſt und auch die Gräfin Hahn-Hahn in talentvollen Jüngern fortlebt. Wir bezweifeln auch nicht, daß in gewiſſen Kreiſen der Geſellſchaft dieſer Roman ſich ähnlichen Beifall erwerben werde wie weiland „Gräfin Fauſtine" und „Sigismund Forſter".

5. Ilka. Eine ungariſche Dorfgeſchichte von Karl Schröter. Berlin, Janke. 1868. 8. 1 Thlr.

Die Handlung in dieſem Roman iſt nicht verwickelt, nicht großartig, aber durch ſinnige Motive beſtimmt und begibt ſich auf einem anziehenden Schauplatz, im Karpatenlande, deſſen uns fremdartige und feſſelnde Natur und Lebensverhältniſſe mit großer Treue geſchildert ſind.

Ein junger Jurat, Paul Garai, der Sohn eines Dorfſchmieds, kehrte nach vollendeten Studien heim zum braven Vater und zu ſeinem hübſchen Liebchen, Ilka, der Gaſtwirthstochter. Um die letztere freite aber auch der wohlhabende Ladislaus Zallar, des Juraten ehemaliger Jugendgeſpiele, der ſich nun ausgeſtochen ſieht und bittern Groll im Herzen nährt. Er hat keinen edeln Charakter, denn er ſucht den alten Schmied, ſeines Nebenbuhlers Vater, durch die unerwartete Kündigung einer Hypothekenſchuld zu ruiniren; in einer Heideſchenke in der Nähe von Peſth gibt er ſogar einem Vagabunden, dem ſogenannten eiſernen Benedict, einen Wink, dem alten Schmied einen rothen Hahn auf das Dach zu ſtecken. Nachträglich erwacht zwar ſein Gewiſſen, und als nun wirklich eine Feuersbrunſt, anſcheinend von einer Zigeunerbande angelegt, im Dorfe ausbricht, arbeitet er mit Eifer und Hingebung, dem verderblichen Element Einhalt zu thun. Der alte Gaſtwirth, Ilka's Vater, findet bei dieſem Unglücksfall ſeinen Tod, nachdem er ſein theuerſtes Vermächtniß, ſeine ſchöne und tugendhafte Tochter, mit ſeinem Segen in Paul's Hände gegeben hat. Die Hochzeit des jungen Brautpaars muß gewiſſer Umſtände halber ein wenig beſchleunigt werden. Es iſt Winter geworden und Ilka entbehrt mit Thränen im Auge des bräutlichen Schmucks, des Rosmarinzweigs; Paul aber macht ſich, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, anheiſchig, den ſtolzen

Digitized by Google

Schmuck anzuſchaffen. Er begibt ſich auf den Weg nach Peſth; die Donau iſt voll Treibeis; mit furchtbarer Gewalt ziehen die Eisſchollen dahin, Häuſer am Ufer zertrümmernd, Bäume entwurzelnd; deſſenungeachtet ſuchen drei Männer in einem Boot die Ueberfahrt zu erzwingen, Paul Garai unter ihnen. Schon haben ſie, gefahrvoll kämpfend, die Mitte des Stroms erreicht, als das Boot von einer mächtigen Scholle erfaßt und fortgeriſſen wird. Hülfe ſcheint unmöglich. Vergebens bietet Rebb Felbel, der Dorfjude, ein vortrefflicher Mann, obgleich der Verfaſſer ihn „mauſchelnd" auftreten läßt, zwei-, drei-, vierhundert Gulden für die Rettung der Bedrängten. Da wagt endlich Ladislaus Zallar, der Nebenbuhler des Juraten, die kühne That und rettet mit eigener Lebensgefahr die Gefährdeten. „Danke mir nicht!" ſagte er zu Paul; „ich habe unüberlegt ausgeſprochene Worte, die viel Jammer und Herzeleid angerichtet, durch eine gute That ausgeglichen. Dieſer Gedanke wird mein gepreßtes Herz erleichtern und mich etwas beruhigen. Sei glücklich, Paul, und auch ſie ſoll glücklich ſein!"

Paul bringt ſeinem Schatz den Brautſchmuck, den friſchen, blühenden Rosmarin; am Morgen des Oſterfeſtes ſegnet der Geiſtliche das Ehebündniß ein. Ladislaus ſtahl ſich ſcheu aus dem Gotteshauſe und iſt ſeitdem verſchollen.

Den größten Reiz verleiht dem Buche die naturgetreue Schilderung der nationalen Verhältniſſe. Das Hirtenleben auf der Heide, das Treiben in der Heideſchenke, die fröhliche Weinleſe im Herbſt, der Eisgang auf der Donau — dies alles iſt ohne Zweifel von dem Verfaſſer nach eigener Anſchauung mit geſchickter Feder zu höchſt anſchaulichen, lebensvollen Bildern geſtaltet worden.

6. Stiefmütterchen. Eine Erzählung von Hedwig Prohl. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

In unſerer Zeit, wo ſo viele weibliche Weſen Bücher ſtatt Strümpfe ſtricken und Kohl ſchreiben anſtatt ihn zu kochen, iſt es wol ein erfreuliches Ereigniß, ein Buch zu finden, das von einer wirklich begabten Verfaſſerin zeugt und zwar von einer ſolchen, die ihr ſchönes Talent nicht gemisbraucht, ſondern ſich in den Schranken der weiblichen Befähigung und Erfahrung gehalten hat. Romane und Erzählungen von weiblichen Autoren können, wenn ſie eben höhern Werth haben ſollen als gewöhnliches Unterhaltungsfutter, nur dann gelingen, nur dann zum Herzen ſprechen, wenn ſie aus dem Herzen entſprungen ſind, wenn ſie ſchildern, was das Gemüth des Weibes empfindet oder zu empfinden vermag, wenn ſie uns die Freuden, Schmerzen, Leidenſchaften und Täuſchungen des weiblichen Herzens kennen lehren oder die Lebensverhältniſſe vor Augen führen, in welchen ſich das Weib naturgemäß und willig bewegt oder in denen es im Gegentheil, von Geſetz oder Herkommen bedrängt, den Kampf der Dulderin zu beſtehen hat. Durch ſolche Motive mehr als durch die geniale Ausarbeitung erwarben George Sand's Romane den Beifall der Welt.

Das vorliegende Werk zeigt uns eine edle Frau in dem ſchwierigen Lebensberuf einer Stiefmutter. Wer dächte ſich unter dieſem Verhältniß nicht unwillkürlich etwas Bedenkliches, eine Lage voll Bedrängniß, voll Ungerechtigkeit auf einer oder der andern Seite? Und wer gäbe nicht dennoch der braven Landräthin in dieſer Erzählung recht, wenn ſie ſich in ihrer derben und unverhohlenen Weiſe darüber folgendermaßen äußert:

Das iſt eine Sünde und Schande, daß in unſern aufgeklärten Zeiten, wo jeder nach Recht verlangt, nicht mit vollen Segeln angekämpft wird gegen alle ſolche Vorurtheile wie das gegen die Stiefmütter. Ja, es iſt wahr, es gibt deren, die den Kindern nicht Gutes thun, aber thun's denn die rechten Mütter immer? Iſt da nicht unter zehn ſchon eine, die aus Leichtſinn oder Dummheit, oder aus noch ſchlimmern Urſachen den Kindern durch mangelhafte Erziehung, durch Vernachläſſigung des Körpers und der Seele mehr Leid zufügt, als eine Stiefmutter es je gethan? Aber da lieſt man, wenn man kaum das A-b-c gelernt, von der Schlechtigkeit der Stiefmütter, da denkt man, wenn man älter wird, ordentlich mit Grauen daran, daß man unter die Ruthe eines ſolchen Gottſeibeiuns gelangen könne, und hat man Kinder, würde einem der Tod beſonders darum ein Schreckniß, weil dann die Möglichkeit da iſt, die hülfloſen Kinder einer Stiefmutter überantwortet zu ſehen. Lieber ſähe man ſie ja verkommen, geiſtig und körperlich verkrüppeln unter rohen, gewiſſenloſen Dienſtboten — nur keine Stiefmutter. Liegt denn geſunder Menſchenverſtand in alledem? Wenn ich mein langes Leben zurückdenke und mich erinnere an all das Unglück, den Unfrieden und das Elend, was dies traurige Vorurtheil in unzählige Familien gebracht, grämt mich's heute noch. Von Anfang an, wo eine Stiefmutter das Haus betritt, ſteht dies Vorurtheil zwiſchen den Kindern und der Stiefmutter, ſodaß jene voll Angſt und Mistrauen ſind, dieſe nur zaghaft ihre Pflicht auszuüben wagt — alles wird ihr falſch ausgelegt: die Güte für Schwäche, die Strenge für Härte, die Sanftmuth für Gleichgültigkeit, die Sparſamkeit für Geiz, und weiß der Kukuk was ſonſt noch. Eine Stiefmutter muß in den meiſten Fällen entweder ein vollkommener Engel ſein, der alles über ſich ergehen läßt, oder ein — Drache, der um ſich beißt, ſein Recht zu wahren.

Zwar kein vollkommener Engel iſt die Stiefmutter, deren Schickſale in dem vorliegenden Romane behandelt werden, wol aber ein vollkommenes Weib, in der edelſten Bedeutung des Worts. Sie hatte, ſchon in früher Jugend der Aeltern verluſtig, die kranke Schweſter jahrelang gepflegt, die harten Eigenheiten einer Pflegemutter geduldig ertragen, als ſie unerwartet von einem wohlhabenden Manne zur Gattin erwählt wurde. Aber nun bricht das Unglück über ſie herein: kein äußerlich bemerkbarer Schlag des Schickſals, kein entſetzliches Ereigniß, aber Schmerzen der Seele, Täuſchung und Demüthigung ohne Ende, ſodaß ſie ſich endlich mitten im Ueberfluß an Leib und Seele gebrochen fühlt. Denn ſie tritt als Stiefmutter in das Haus des verwitweten Gatten; eine neidiſche Tante, welche bisher der Wirthſchaft vorgeſtanden, macht ihr das Leben ſchwer; die jüngern Kinder werden ihr durch dieſe Tante abwendig gemacht; die erwachſenere Tochter, voll Vorurtheil gegen die Stiefmutter, begegnet ihrer Hingebung mit Widerwillen und Trotz; der Gatte, nicht fähig, ihre Seelenleiden zu verſtehen, läßt ſie ſchutzlos, wird ſogar, nachdem Krankheit und Vermögensverluſt ihn betroffen, hart und ungerecht gegen ſie. Nach dem Tode des Gatten und ihres eigenen Knäbleins hat ſie mit Armuth zu kämpfen, ernährt aber dennoch die jüngern Stieftöchter, bis dieſelben verſorgt ſind und ſie in die ländliche Hütte ihrer Pflegemutter zurückkehren kann. Die älteſte Tochter hat die Hülfe und Unterſtützung der Stiefmutter zurückgewieſen. Nachdem ſie einen braven Bewerber um eines Gecken willen aufgegeben, nachdem ſie

Digitized by Google

den letztern erkannt und entrüſtet zurückgewieſen hat, begibt ſie ſich in das Haus der Tante, durch welche ſie im Vaterhauſe verhätſchelt und gegen die Stiefmutter aufgehetzt worden war. Bald aber gedemüthigt, muß ſie wieder flüchtig werden; reuevoll ſucht ſie die Hütte der ſchwergekränkten Frau auf, die ihr niemals gezürnt hat und ſie mit offenen Armen empfängt; hier erhält ſie auch die Verzeihung des einſt ſo ſchnöde verlaſſenen Bräutigams und ſchließt, durch das Unglück veredelt und beſänftigt, das Ehebündniß mit ihm.

Die Verfaſſerin, welche ſich ſchon früher durch ſinnige Jugendſchriften bekannt gemacht hat, bekundet in dieſem ſocialen Roman ein überaus edles und ſchätzenswerthes Talent. Die pſychologiſche Charakteriſtik iſt außerordentlich fein, die Zeichnung der Situationen klar und verſtändig; die ganze Erzählung fließt, gleich einer meiſterhaften Sonate, wohltönend dahin, ohne ſchreiende Diſſonanzen, ohne Sinn und Gemüth zu betäuben. Die Moral erſcheint nicht abſichtlich, ſondern ergibt ſich von ſelbſt aus dem ethiſchen Gehalt und aus der künſtleriſch ſchönen Behandlung des Stoffs.

Robert Springer.

Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen.

(Fortſetzung aus Nr. 27.)

Wenn wir in den beiden neuen Ueberſetzungen der Shakſpeare-Dramen zunächſt die Hiſtorien ins Auge faſſen, ſo finden wir in der Bodenſtedt'ſchen Ausgabe (Nr. 2): „König Johann" (Bd. 2), „König Richard der Zweite" (Bd. 6), „König Heinrich der Vierte, erſter und zweiter Theil" (Bd. 8 und 9), ſämmtlich überſetzt von Otto Gildemeiſter; in der Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts (Nr. 3): „König Johann" von Seeger (Bd. 1), „Richard der Zweite" und die beiden Theile von „Heinrich der Vierte" von Viehoff (Bd. 1), „Heinrich der Fünfte" und die drei Theile von „Heinrich der Sechste" von Viehoff (Bd. 2); „Richard der Dritte" von Jordan (Bd. 3) und „Heinrich der Achte" von Viehoff.

Dieſe neuen Ueberſetzer concurriren, von den letzten Stücken abgeſehen, mit den Auguſt Wilhelm Schlegel'ſchen Ueberſetzungen, deren Text Ulrici unübertroffen und unübertrefflich erſcheint und daher in der Ausgabe der Shakſpeare-Geſellſchaft nur mit geringen Correcturen zum Abdruck kommt.

Jedenfalls war ihre Aufgabe eine beſonders ſchwierige; das „Stilgefühl" Schlegel's, das von Ulrici als etwas Unerreichbares fixirt wird, ſoll ja jede Concurrenz unmöglich machen. Doch wäre es unbillig, mit dieſem Vorurtheil von Haus aus an die neuen Ueberſetzungen zu treten.

Nehmen wir z. B. gleich den „König Johann" von L. **Seeger**. Wer wollte dieſer Ueberſetzung Stilgefühl abſprechen? Liegt doch namentlich in den Reden des Baſtard, wie ſie Seeger wiedergibt, ein Etwas, das durchaus Shakſpeariſch opaliſirt und dieſen eigenthümlichen Zug und Schimmer des Humors, den die Menge nicht ſo bemerkt, der aber, von kundiger Hand gegen das Licht gehalten, mit apartem Glanze leuchtet, oft farbentreuer als Schlegel wiedergibt. Hier und dort auch wortgetreuer. In der letzten Scene des erſten Actes z. B. zeugt die Aufnahme des „basilisko-like", das allerdings wie vieles andere von Shakſpeare einer Note bedarf, aber deshalb doch nicht, wie bei Schlegel, fortbleiben darf, ferner die glückliche Benutzung des „sparrow", das Schlegel als unbequem beiſeiteließ, in den Worten:

> Philipp? Pipip? Ein Spatz? Was denkſt du, Jakob?

und manches andere von gewiſſenhafteſter Anlehnung an das Original. Die Verſe in dem Monolog des Baſtard:

> And not alone in habit and device,
> Exterior form, outward accoutrement,

überſetzt Schlegel:

> Und dies nicht blos in Tracht und Lebensart,
> In äußerlichem Weſen und Manier,

Seeger offenbar beſſer:

> Und nicht allein in Kleidung und Manieren,
> In äußrer Form und zierlicher Verbrämung.

Und wenn Seger den Vers:

> Sweet, sweet, sweet poison for the age's **tooth**,

überſetzt:

> Das Gift ſo ſüß dem Gaumen der Zeit,

ſo iſt er in dieſer einfachen Correctur einer Shakſpeare'ſchen Katachreſe durch Schlegel's Vorgang gerechtfertigt, bleibt aber dem Original, trotz einer ſtets mislichen Erweiterung der Verszahl, getreuer als Schlegel, wenn er das „strew the footsteps of my rising" wiedergibt:

> Das ſoll mit Blumen
> Die Stufen der Erhöhung mir beſtreun,

während Schlegel in dem Vers:

> Mir ſoll's die Stufen der Erhöhung **ebnen**,

ein gänzlich anderes Bild und auch einen ſchiefen Gedanken gibt.

Im fünften Act, in der Schlußſcene, hat Schlegel die Worte in der Anrede des Baſtard an die engliſchen Lords:

> Now, now, you stars, that move in your right spheres

geradezu unrichtig überſetzt:

> Nun, Sterne, die ihr rollt in **eignen** Sphären.

Elze und Ulrici corrigiren mit Recht:

> Nun, Sterne, die in rechter Bahn ihr rollt.

Seger überſetzt beſſer:

> Ihr Sterne, die in euern Sphären
> Ihr wieder richtig kreiſt.

Durch das Wort „wieder" wird erſt der Sinn klar. Faſt durchgängig iſt der Baſtard Shakſpeare's bei Seeger von markigſter Haltung. Der Ueberſetzer zeigt nicht blos Stilgefühl, ſondern auch Charaktergefühl. Nur

Digitized by Google

rch das Hineinfühlen in eine beſtimmte Individualität nn dem dramatiſchen Ueberſetzer ſo gut wie dem Dar-ller ſeine Aufgabe gelingen. Geht ſeine Nachſchöpfung s dem Centrum des Charakters hervor, ſo werden ihm : Worte von ſelbſt zufallen.

Doch auch die ernſten Stellen der Handlung: Con-nzens Klagen, die politiſchen Reden des Königs und ı Legaten u. ſ. w., hat Seeger mit einem gewiſſen rfigen Schwung wiedergegeben, der frei iſt von der rödigkeit und Herbigkeit vieler Schlegel'ſchen Wendungen. riſen wir beliebig eine Stelle heraus, z. B. die Rede nſtanzens am Anfang des dritten Actes. Sie lautet Shakſpeare:

ione to be married! gone to swear a peace!
'alse blood to false blood join'd! Gone to be friends!
hall Lewis have Blanch? and Blanch those provinces?
t is not so; thou hast misspoke, misheard;
le well advis'd, tell o'er thy tale again;
t cannot be, thou do'st but say, 't is so;
trust, I may not trust thee; for thy word
ı but the vain breath of a common man;
elieve me, I do not believe thee, man!
have a king's oath to the contrary.
'hou shalt be punish'd for thus frighting me,
or I am sick and capable of fears,
ppress'd with wrongs, and therefore full of fears;
widow, husbandless, subject to fears;
woman, naturally born to fears;
nd though thou now confess, thou didst but jest,
'ith my vex'd spirits I cannot take a truce,
ut they will quake and tremble all this day.
'hat dost thou mean by shaking of thy head?
'hy dost thou look so sadly on my son?
hat means that hand upon that breast of thine?
hy holds thine eye that lamentable rheum
ke a proud river peering o'er his bounds?
: these sad signs confirmers of thy words?
ıen speak again, not all thy former tale,
ıt this one word, whether thy tale be true.

egel:

ſich vermählt! Den Frieden ſo geſchworen!
lſch Blut vereint mit falſchem! Freunde nun!
ll Louis Blanca haben! ſie die Länder?
iſt nicht ſo; du haſt verredt, verhört;
ſinne dich, ſag' den Bericht noch 'mal.
kann nicht ſein; du ſagſt nur, daß es iſt:
traue drauf, daß nicht zu traun dir ſteht,
ın Wort iſt eines Menſchen eitler Odem.
glaube, daß ich dir nicht glaube, Mann,
hab' dawider eines Königs Eid.
ın ſoll dich ſtrafen, daß du mich erſchreckt:
nn ich bin krank, empfänglich für die Furcht,
t Leid bedrängt und alſo voller Furcht,
ı Witwe, gattenlos, ein Raub der Furcht,
Weib, geboren von Natur zur Furcht;
ob du nun bekennſt, du ſcherzeſt nur,
nmt doch kein Fried' in die verſtörten Geiſter,
ß ſie nicht bebten dieſen ganzen Tag.
s meinſt du mit dem Schütteln deines Kopfes?
s blickſt du ſo betrübt auf meinen Sohn?
s meint die Hand auf dieſer deiner Bruſt?
rum tritt dieſe Salzflut in dein Auge,
ich einem Strom, der ſtolz dem Bett entſchwillt?
d dieſe Zeichen deines Worts Betheurer?
ſprich: nicht ganz die vorige Erzählung,
s Wort nur, ob ſie wahr ſei oder nicht.

r:

mählt denn? und der Friedensſchluß beſchworen?
falſches Blut mit falſchem Blut vermiſcht?
Sie alle Freunde? Ludwig nimmt die Blanca,
Und Blanca die Provinzen? — Nein, es iſt
Nicht ſo; verſprochen haſt du dich, verhört:
Beſinne dich, erzähl' dein Märchen noch
Einmal. Es kann nicht ſein; du ſagſt nur ſo.
Traun, dir iſt nicht zu traun. Mich dünkt, dein Wort
Iſt leerer Wind nur und gemeiner Klatſch.
Glaub' nicht, daß ich dir Glauben ſchenke, Mann!
Mir bürgt fürs Gegentheil ein Königseid.
Das bleibt nicht ungeſtraft, daß du mich ſo
Erſchreckt: denn ich bin krank und drum voll Angſt,
Bin Witwe, ſchutzlos, leicht verſetzt in Angſt,
Ein Weib, geboren von Natur zur Angſt.
Und wenn du auch bekennſt: es war nur Scherz,
Kommt mein verſtörter Geiſt doch nicht zur Ruhe,
Und bebt und zittert fort den ganzen Tag.
Was ſchüttelſt du den Kopf? Was willſt du ſagen?
Was blickſt du ſo betrübt auf meinen Sohn?
Was drückſt du ſo die Hand auf deine Bruſt?
Weshalb die Thränenflut in deinem Auge,
Ein Strom, der ſchwellend aus den Ufern tritt?
Sind dieſe trüben Zeichen deiner Worte
Beſtätigung? Dann ſprich noch einmal, nicht
Die ganze Botſchaft, Eins nur, ob ſie wahr?

Schon der allgemeine Eindruck wird beweiſen, daß die Seeger'ſche Ueberſetzung fließender iſt als die Schlegel'ſche; ein unbefangener Vergleich derſelben mit dem Original thut dar, daß ſie deshalb nicht minder treu iſt. Das Schlegel'ſche „du haſt verredt" iſt ebenſo undeutſch wie hartklingend, das „ich traue drauf, daß nicht zu traun dir ſteht" ebenfalls undeutſch, während das Seeger'ſche: „Traun, dir iſt nicht zu traun", den Sinn des Originals richtig wiedergibt, ohne der deutſchen Sprache Gewalt anzuthun. Schlegel's Verſe:

Kommt doch kein Fried' in die verſtörten Geiſter,
Daß ſie nicht bebten dieſen ganzen Tag —

enthalten eine unnöthige harte Apoſtrophirung und eine durch den engliſchen Text gar nicht gerechtfertigte ſchleppende Conjunctivconſtruction mit „daß nicht". Bei weitem beſſer überſetzt Seeger:

Kommt mein verſtörter Geiſt doch nicht zur Ruhe,
Und bebt und zittert fort den ganzen Tag.

Die Ueberſetzungen der andern Shakſpeare'ſchen Hiſtorien von Otto Gildemeiſter und Heinrich Viehoff haben ebenfalls den Vorzug, daß ſie eine große Zahl von Härten vermeiden, die ſich bei Schlegel finden und die mit vollkommenem Unrecht dem Original aufgebürdet werden. Daß an einzelnen Stellen, namentlich bei Viehoff, die Prägnanz des Shakſpeare'ſchen Stils darunter leidet und eine Aufdröſelung des Redeſtrumpfs in zu zahlreiche Versmaſchen ſtattfindet, wollen wir nicht in Abrede ſtellen.

Otto Gildemeiſter hat ſich durch ſeine ſchwunghafte Ueberſetzung Byron's einen Namen gemacht; die Aufgabe einer Shakſpeare-Ueberſetzung iſt an und für ſich eine ganz abweichende; denn Byron iſt gerade Meiſter und Muſter des modernen Stils, während die Eigenartigkeit altbritiſcher Sprachformen für Shakſpeare charakteriſtiſch iſt und in der Ueberſetzung nicht ganz verleugnet werden darf, ohne ein blaſſeres Colorit hervorzurufen. Gildemeiſter hat indeß Shakſpeare keineswegs zur Unzeit modernisirt, wenn er ihm auch eine fließendere Form gegeben hat, als die Schlegel'ſche Ueberſetzung bietet. Man darf nicht vergeſſen, daß manches bei Schlegel abſonderlich und

Digitized by Google

befremdlich klingt, was bei Shakſpeare ſich ganz einfach und natürlich lieſt; wir glauben aber nicht, daß das „Stilgefühl" in ſeinen Extremen noch berechtigt iſt, wenn es den Shakſpeare überſhakſpeariſirt.

Vergleichen wir eine jener Reden König Richard's II. (Act III, Scene 2), in denen die Legitimität mit einer Weihe verherrlicht wird, als ob ein Châteaubriand für die Lilien der Bourbons ſchwärmte, in dem Original und den drei Ueberſetzungen:

Dear earth, I do salute thee with my hand,
Though rebels wound thee with their horses hoofs;
As a long-parted mother with her child
Plays fondly with her tears and smiles in meeting:
So, weeping, smiling greet I thee, my earth,
And do thee favour with my royal hands.
Feed not thy sovereign's foe, my gentle earth,
Nor with thy sweets comfort his rav'nous sense,
But let thy spiders, that suck up thy venom,
And heavy-gaited toads, lie in their way:
Doing annoyance to the treacherous feet,
Which with usurping steps do trample thee.
Yield stinging nettles to mine ennemies;
And when they from thy bosom pluck a flower,
Guard it, I pray thee, with a lurking adder,
Whose double tongue may with a mortal touch
Throw death upon thy sovereign's ennemies. —
Mock not my senseless conjuration, lords;
This earth shall have a feeling, and these stones
Prove armed soldiers, ere her native king
Shall falter under foul rebellion's arms.

Schlegel:

Ich grüße mit der Hand dich, theure Erde,
Verwunden ſchon mit ihrer Roſſe Hufen
Rebellen dich, wie eine Mutter, lange
Getrennt von ihrem Kinde, trifft ſie's wieder,
Mit Thränen und mit Lächeln zärtlich ſpielt:
So weinend, lächelnd grüß' ich dich, mein Land,
Und ſchmeichle dir mit königlichen Händen!
Nähr' deines Herren Feind nicht, liebe Erde,
Dein Süßes lab' ihm nicht den Räuberſinn.
Nein, laß ſich Spinnen, die dein Gift einſaugen,
Und träge Kröten in den Weg ihm legen,
Zu plagen die verrätheriſchen Füße,
Die dich mit unrechtmäß'gen Tritten ſtampfen.
Beut ſcharfe Neſſeln meinen Feinden dar,
Und pflücken ſie von deinem Buſen Blumen,
Laß, bitt' ich, Nattern lauernd ſie bewahren,
Die mit der Doppelzunge gift'gem Stich
Den Tod auf deines Herren Feinde ſchießen.
Lacht nicht der unempfundenen Beſchwörung!
Die Erde fühlt, und dieſe Steine werden
Bewehrte Krieger, eh' ihr echter König
Des Aufruhrs ſchnöden Waffen unterliegt.

Viehoff:

Ich grüße dich mit meiner Hand,
O theure Erde, ob Rebellen auch
Mit ihrer Roſſe Hufen dich verwunden.
Wie eine Mutter, lang getrennt vom Kinde,
Wenn ſie es wiederſieht, voll Zärtlichkeit
Mit Thränen und mit ſüßem Lächeln ſpielt:
So, weinend, lächelnd grüß' ich dich, mein Land,
Liebkoſe dir mit meinen Königshänden!
Nähr' deines Königs Feind nicht, liebe Erde!
Nie labe ſeinen Räuberſinn dein Süßes;
Nein, Spinnen, die dein Gift einſaugen, laß
Und träge Kröten ihm den Weg verlegen,
Zur Plag' und Hemmung dem Verrätherfuß,
Der dich mit Uſurpatortritten ſtampft!
Gib Neſſeln, ſcharf und ſtechend, meinen Feinden;
Und pflücken ſie dir Blumen von der Bruſt,
So laß darin, ich bitte, Nattern lauern,
Die mit dem Giftſtich ihrer Doppelzunge
Tod ſchießen auf die Feinde deines Herrn! —
Lacht nicht, ihr Herrn, als ſinnlos der Beſchwörung!
Die Erd' empfindet, und die Steine rüſten
Zu Kriegern ſich, eh' daß ihr heimiſcher König
Des Aufruhrs ſchnöden Waffen unterliegt.

Gildemeiſter:

Ich grüße mit der Hand dich, theure Erde,
Obwol Rebellenroſſe dich zerſtampfen.
Wie eine Mutter, lang getrennt vom Kinde,
Beim Wiederſehn mit Thränen koſt und Lächeln,
So weinend-lächelnd grüß' ich dich, mein Reich,
Und ſchmeichle dir mit meiner Königshand.
Nähr', liebes Land, nicht deines Herrſchers Feind,
Lad' ſeine Gier mit deiner Süße nicht;
Laß deine Spinnen, die dein Gift einſaugen,
Und träge Kröten ſeinen Weg belagern
Und die Verrätherfüße peinigen,
Die dich mit räuberiſchem Schritt zertreten;
Beut ſcharfe Neſſeln meinen Feinden dar,
Und pflücken ſie von deiner Bruſt ein Blümchen,
So ſetz' als Wach' ihm eine gift'ge Natter,
Daß ſie mit mörderiſcher Doppelzunge
Tod ſchleudert auf die Feinde deines Herrn! —
Lacht nicht der unempfundenen Beſchwörung:
Denn dieſe Erde wird Gefühl erhalten,
Und dieſe Steine werden Krieger werden,
Eh' ihr geborner König ſtraucheln wird
Unter den Waffen ſchnöder Rebellion.

Wir ſehen zugleich aus dieſer Probe, wie und inwieweit die neuen Ueberſetzungen bei der Schlegel'ſchen Anleihe machen. Gildemeiſter borgt mit Recht den Vers „Lacht nicht der unempfundenen Beſchwörung", während Viehoff ſich durch die Ueberſetzung des „senseless" als „ſinnlos" von Schlegel zu unterſcheiden ſucht. Doch iſt die Schlegel'ſche Ueberſetzung, wie die folgenden Worte „This earth shall have a feeling", beweiſen, offenbar die richtige und der deutſche Ausdruck ein glücklicher Griff, der ſich kaum verbeſſern läßt. Viehoff dagegen entlehnt von Schlegel den Schlußvers: „Des Aufruhrs ſchnöden Waffen unterliegt", während Gildemeiſter das „falter" treuer mit „ſtraucheln" überſetzt.

Ein Vergleich der humoriſtiſchen Scenen in „König Heinrich der Vierte" zeigt, daß ſich Gildemeiſter mehr als Viehoff an Schlegel angelehnt hat, indem dieſe Proſareden in der That keine großen Varianten der Ueberſetzungskunſt möglich machen, und aus bloßer Unterſcheidungsſucht abändern, was von ſelbſt dem Ueberſetzer ſonſt in die Feder gefloſſen wäre, erſcheint als überflüſſige Rückſichtnahme. Dennoch finden ſich viele Stellen, wo Gildemeiſter den Vorſprung vor Schlegel hat und zu benutzen weiß. In der Rede, die Falſtaff als König Heinrich an den Sohn hält, finden ſich z. B. die Worte: „not in pleasure, but in passion". Schlegel überſetzt mit abgeſchwächtem Gegenſatz: „Nicht im Scherz, ſondern von Herzen", Viehoff richtiger: „Nicht im Scherz, ſondern im Schmerz", am beſten aber Gildemeiſter: „Nicht zum Zeitvertreib, ſondern im Herzeleid." Hier zeigt der letztere das meiſte „Stilgefühl"; denn hätte Shakſpeare bloß „Scherz" und „Schmerz" gegenüberſtellen wollen, ſo hätten ihm dazu viel leichtere Worte dienen können. Das rechte Colorit kam hier durch eine mehr ungewöhnliche und pathetiſche Ausdrucksweiſe, durch ſchwerer wiegende Worte, und hier hatte Gildemeiſter den rechten Treffer.

Digitized by Google

Eine vergleichende Anatomie von Ueberſetzungen kann nicht umhin, den Stil bis in ſein feinſtes Geäder zu verfolgen, denn wie aus Kieſelpanzer der Infuſorien die Erde, ſo baut ſich aus ſolchen Stilatomen die Architektur des Ganzen auf. Indeß wäre es unbillig, blos nach herausgegriffenen Einzelheiten, wie es vielfach geſchehen iſt, Lob und Tadel an die Ueberſetzungen austheilen zu wollen; denn der eine Ueberſetzer iſt an dieſer Stelle, der andere an jener glücklicher.

Die ſchwunghaften und pathetiſchen Reden in „König Heinrich der Vierte" ſind von Gildemeiſter ſtets mit einem gewiſſen graziöſen Fluß wiedergegeben, ohne daß die eigenthümliche Sprödigkeit Shakſpeare'ſcher Diction ganz in demſelben hinwegſchmölze. Man leſe z. B. die Beſchreibung, die Vernon in „König Heinrich der Vierte, erſter Theil" (Act 4, Sc. 1) von dem Prinzen Heinrich entwirft, und Percy's Antwort:

Vernon.

Ganz wehrhaft, ganz in Waffen,
Ganz Flügel wie der Falk, der mit dem Wind
Auf Beute ſtößt, wie Adler friſch vom Bade,
Schimmernd in goldner Tracht wie Heil'genbilder,
So lebenſtrotzend wie der Monat Mai
Und ſtrahlend wie die Sonn' im hohen Sommer,
Wählig wie Geißlein, wild wie junge Stiere.
Ich ſah den jungen Heinrich, Sturmhut auf,
Die Schienen auf den Schenkeln, ſtolz gewaffnet,
Aufſpringen, ein geflügelter Mercur,
Und ſchwang ſo leicht in ſeinen Sattel ſich,
Als ob ein Engel aus den Wolken ſchwebe,
Um einen feurigen Pegaſus zu tummeln,
Die Welt mit edler Reiterkunſt bezaubernd.

Heißſporn.

Genug, genug! Aerger als Märzenſonne
Nährt dies Lobpreiſen Fieber. Laßt ſie kommen!
Sie kommen wie die Opfer, ganz in Staat;
Der flammenäugigen Jungfrau rauchiger Schlachten
Ganz heiß und blutend wollen wir ſie opfern!
Gepanzert ſitze Mars auf dem Altar
Bis an den Hals in Blut. Es macht mich heiß,
Daß dieſer reiche Fang ſo nah' ſchon iſt
Und noch nicht unſer! Kommt, ich will mein Pferd probiren;
Das ſoll mich tragen wie ein Donnerkeil
An dieſes Prinzen Bruſt! Heinrich an Heinrich,
Dampfendes Roß an Roß, zum Knäul geſchürzt
Und nicht getrennt, bis einer ſtirbt und ſtürzt!

Die Rede Percy's iſt hier treffend überſetzt; es geht ein gewiſſer heftiger leidenſchaftlicher Zug durch dieſelbe; „Der flammenäugigen Jungfrau rauchiger Schlachten" iſt ebenſo treu wie ſchwunghaft. Man vergleiche die Schlußverſe mit Schlegel:

Heinrich auf Heinrich, Roß auf Roß geſtellt,
Soll kämpfen, bis der ein' als Leiche fällt.

Wie matt und hart gegen Gildemeiſter!

Sieht man indeß genauer zu, ſo findet man, daß Gildemeiſter es mit der ſprachlichen Treue nicht immer ſo ſtreng nimmt, wie es mit Recht verlangt werden darf. Gleich die erſten Verſe beweiſen dies; ſie lauten bei Shakſpeare:

All furnish'd, all in arms,
All plum'd, like estridges that wing the wind.

Schlegel überſetzt treuer:

Ganz rüſtig, ganz in Waffen, ganz befiedert
Wie Strauße, die dem Winde Flügel leihn.

Gildemeiſter verwandelt die Strauße in „den Falken, der mit dem Wind auf Beute ſtößt". Das Bild eines Vogels für das andere zu ſetzen, der von ihm total verſchieden iſt, muß ſchon für eine Verfälſchung der dichteriſchen Anſchauung gelten. Die Ueberſetzung der Worte: „that wing the wind" iſt aber entſchieden falſch, eine unerlaubte Correctur einer Shakſpeare'ſchen Hyperbel, die dem Ueberſetzer geſchmacklos erſcheinen mag, ohne daß er das Recht hätte, ſie in ſolcher Weiſe abzuſchwächen. Shakſpeare ſpricht von Straußen, „die den Wind beflügeln", eine kühne, auf der Spitze ſtehende, aber in ihrer Kühnheit blitzartig treffende Hyperbel, die bei Gildemeiſter ganz verwiſcht erſcheint. Hin und wieder ertappen wir ſeine ſchwunghafte Muſe auf derartigen, den Dichter allzu frei umgeſtaltenden Licenzen. Viehoff überſetzt treuer, aber ſchwungloſer: „die dem Winde Flügel bieten". Dies hat indeß einen Doppelſinn und iſt nicht ſo klar wie das Schlegel'ſche: „dem Winde Flügel leihn".

Bei weitem leichter als die Ueberſetzer der Hiſtorien haben es diejenigen, die mit Schlegel nicht zu concurriren brauchen, am leichteſten wol Paul Heyſe, denn die Ueberſetzung von „Antonius und Kleopatra" in der Tieck-Schlegel'ſchen Ausgabe iſt eine der holprigſten. Heyſe hat in ſeiner dichteriſchen Eigenthümlichkeit offenbar eine ſehr geringe Verwandtſchaft mit Shakſpeare; denn Größe, Kraft, eine gewiſſe trotzige Herbheit des Stils liegen dieſem geſitteten Zögling der Grazien fern. Gleichwol iſt ſein Formtalent vielgewandt genug, um auch eine ihm widerſtrebende Eigenheit in der Ueberſetzung treu abzuſpiegeln. So darf ſeine Ueberſetzung von „Antonius und Kleopatra" (drittes Bändchen der Bodenſtedt'ſchen Ausgabe) als wohlgelungen betrachtet werden. Vergleichen wir nur die Beſchreibung von Kleopatra's Fahrt auf dem Fluſſe Cydnus bei Tieck und bei Heyſe. Wie ſteif, ungeſchickt, durch Einſchaltungen gehemmt, metriſch hölzern lautet ſie bei jenem:

Die Bark', in der ſie ſaß, ein Feuerthron,
Brannt' auf dem Strom; getriebnes Gold der Spiegel,
Die Purpurſegel duftend, daß der Wind
Entzückt nachzog; die Ruder waren Silber,
Die nach der Flöten Ton Takt hielten, daß
Das Waſſer, wie ſie's trafen, ſchneller ſtrömte,
Verliebt in ihren Schlag; doch ſie nun ſelbſt —
Zum Bettler wird Bezeichnung: ſie lag da,
In ihrem Zelt, das ganz aus Gold gewirkt,
Noch farbenſtrahlender als jene Venus,
Wo die Natur der Malerei erliegt. (!)
Zu beiden Seiten ihr holdſel'ge Knaben,
Mit Wangengrübchen, wie Cupido lächelnd,
Mit bunten Fächern, deren Wehn durchglühte
(So ſchien's) die zarten Wangen, die ſie kühlten,
Anzündend ſtatt zu löſchen.

Agricola.

Ihm, welch Schauſpiel!

Enobarbus.

Die Dienerinnen, wie die Nereiden,
Spannten, Sirenen gleich, nach ihr die Blicke,
Und Schmuck wird jede Beugung; eine Meerfrau
Lenkte das Ruder; ſeidnes Tauwerk ſchwoll
Dem Druck ſo blumenreicher Händ' entgegen,
Die friſch den Dienſt verſahn. Der Bark' entſtrömend
Betäubt' ein einz'ger Wohlgeruch die Sinne,
Der nahen Uferdämme; ſie zu ſehn
Ergießt die Stadt ihr Volk; und Marc Anton,
Hochthronend auf dem Marktplatz, ſaß allein,

Digitized by Google

Und pfiff der Luft, die, wär' ein Leeres möglich,
Sich auch verlor, Kleopatra zu ſchaun,
Und einen Riß in der Natur zurückließ.

Hiermit vergleiche man die Ueberſetzung Heyſe's, und man wird einen Maßſtab dafür haben, wie ſprachgewandt, fließend, ungezwungen gegenüber den undeutſchen Wendungen der Schlegel-Tieck'ſchen ſie erſcheint, ohne in Bezug auf Treue gegen das Original zu ſündigen:

Die Barke, drin ſie ſaß, brannt' auf dem Waſſer,
Hellglänzend wie ein Thron; der Spiegel Gold,
Die Purpurſegel duftend, daß der Wind
Sie liebeskrank umflog; ſilberne Ruder,
Im Takt bewegt zum Spiel der Flöten, brachten
Die Flut, gleichſam verliebt in ihre Schläge,
Zu raſcherm Fließen. Was ſie ſelbſt betrifft,
Iſt alle Schildrung bettelarm. Sie lag
In ihrem Zelt aus Goldſtoff, ſchöner als
Das Venusbild, an dem wir ſehn, wie Kunſt
Natur beſiegt. Zur Seite holde Knaben
Mit Wangengrübchen, lächelnde Liebesgötter
Mit bunten Fächern, deren kühles Wehn
Die zarten Wangen ſchien in Glut zu tauchen,
Das Widerſpiel von ihrem Thun.

Agricola.
Welch Schauſpiel
Für Marc Anton!

Enobarbus.
All ihre Dienerinnen,
Als Nereiden warteten ihr auf,
Und jede Beugung ward zum Schmuck. Am Steuer
Saß eine wie ein Meerweib; ſeidnes Tauwerk
Bebt' unterm Druck ſo blumenweicher Hände,
Die flink den Dienſt verſahn. Der Bark' entſtrömte
Ein räthſelhafter Wohlgeruch, zur Wonne
Für beide Ufer. Alles Volk der Stadt
Ergoß ſich ihr entgegen, und Antonius
Blieb, thronend auf dem Marktplatz, ganz allein
Und pfiff der Luft, die, gäb's in der Natur
Ein Leeres, gern ſich fortgeſtohlen hätte,
Kleopatra zu ſchaun, daß eine Kluft
Entſtanden wär' im Raum.

Man vergleiche die letzten Monologe des Antonius und der Kleopatra in der alten und neuen Form, um den großen Fortſchritt dieſer neuen Ueberſetzung zu erkennen, durch welche viel dem Anſchein nach Ungenießbares, weil durch die frühere Verdeutſchung Verkrüppeltes und Entſtelltes, erſt allgemeinem Genuß zugänglich gemacht wird.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Ein deutſches Nationalwerk.

Deutſches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausſchatz für das deutſche Volk. Herausgegeben von K. F. W. Wander. Erſter Band. A—Gothen. Leipzig, Brockhaus. 1867. 4. 10 Thlr.*)

Daniel Sanders beginnt die Vorrede zu ſeinem Wörterbuch mit den Worten:

Wer ein ſolches Werk unternimmt, kann natürlich von vornherein ſich die Mühſeligkeiten und Schwierigkeiten nicht verhehlen, die damit verbunden ſind. Aber er überblickt ſie doch eben nur im ganzen und großen, denn ſähe er mit voller Klarheit ſie im einzelnen ſo vor ſich, wie im Verlauf der Arbeit er ſie einzeln durchzumachen und zu überwinden hat: ich zweifle, ob je einer zu einem ſolchen Werk ſich entſchlöſſe.

Der Herausgeber des „Deutſchen Sprichwörter-Lexikon" ſtimmt gewiß in dieſen Stoßſeufzer ein: wie ſehr er ſich ſchon über den Umfang ſeines Unternehmens täuſchte, beweiſen ein paar Zahlen. In den Ankündigungen des Werks wurden „mehr als 80000 deutſche und etwa 20000 fremde Sprichwörter" verſprochen; der erſte von den vier Bänden enthält ſchon etwa 60000 Wörter, darunter 45000 deutſche, und aller Wahrſcheinlichkeit nach wird der erſte Band keineswegs der reichhaltigſte ſein, da in ihm doch eben die erſten Buchſtaben ſtehen, deren Inhalt noch der anfänglichen Berechnung entſpricht. Die von Lieferung zu Lieferung ſteigende Vollſtändigkeit des Werks iſt ein erfreuliches Zeichen auch der Theilnahme, die es gefunden. So günſtig nun die Kritik auch die erſten Lieferungen aufnahm, es würde heute ungerecht ſein, nach ihnen, zu denen gewiß reichhaltige Nachträge bevorſtehen, das Werk zu beurtheilen; im ganzen wird es doch wol mindeſtens in der Vollſtändigkeit der Schlußlieferungen des erſten Bandes ſich halten und darf beanſpruchen, nach dieſen gemeſſen zu werden.

*) Wir kommen noch einmal auf das rüſtig fortſchreitende und in vieler Hinſicht bedeutſame Unternehmen zurück, da die allgemeine Theilnahme für daſſelbe wach zu halten Pflicht iſt. D. Red.

Ueber die Wichtigkeit der Sprichwörter für die Sprachforſchung, die Culturgeſchichte und die Volks- und Völkerpſychologie bedarf es dem Leſerkreiſe d. Bl. gegenüber keiner Auseinanderſetzung; die Berechtigung und der Werth der Aufgabe, ſie überſichtlich in möglichſter Vollſtändigkeit zu ſammeln, iſt gewiß unzweifelhaft, die Art ihrer Löſung allein kann Gegenſtand der Beſprechung ſein.

Bei der Frage zunächſt, was aufzunehmen ſei, hat der Herausgeber gewiß recht und ſogar die Verpflichtung, den Begriff „Sprichwort" nicht in der ſonſt ja allerdings berechtigten beſchränktern Auffaſſung zu nehmen, welche den volksthümlichen Spruch und die ſprichwörtliche Redensart ausſchließt. Wer möchte wol beſonders die letztere vermiſſen? Quelle iſt, genau genommen, einzig und allein der Volksmund, nur durch ihn wird ja ein Wort zum Sprichwort. Noch weiter zurückgehend ließe ſich behaupten: irgendjemand muß doch das Wort zuerſt ausgeſprochen oder geſchrieben haben, auch jedes Sprichwort iſt Citat; aber gar winzig wäre das Häuflein von Sprichwörtern, deren Erfinder ſich angeben ließen, und wo ſie wirklich angegeben werden, zeigt ſich bei genauerer Unterſuchung meiſt noch, daß es ſich nicht um die erſte Anwendung eines neuen, ſondern nur um eine glückliche und durch beſondere Umſtände bekannter gewordene, nicht immer ſehr authentiſche Verwendung eines bereits vorhandenen Sprichworts handelt. Daß es nun aber einem einzelnen unmöglich iſt, direct aus dem Volksmunde die geſammte goldhaltige Scheidemünze zu ſammeln, das liegt auf der Hand, er hat ſich alſo zu Nutze zu machen, was andere geſammelt und durch den Druck bekannt gemacht haben, und muß auf dieſe als ſeine Gewährsmänner ſich berufen. Wollte er dabei die Literatur nur ſo weit benutzen, als es ſich um ausdrücklich ſo benannte Sammlungen

Digitized by Google

handelt, wie das allerdings manche Herausgeber ſolcher Werke bequemerweiſe gethan haben, ſo wäre wieder an Vollſtändigkeit nicht zu denken. Haupthülfsquellen ſind vielmehr beſonders diejenigen Druckſchriften, welche ſo geſchrieben ſind, wie das Volk ſpricht, und die daher dem Volksmunde gleichzuachten ſind. Hier iſt es daher Wander als beſonderes Lob anzurechnen, daß er für ſeinen Zweck mit Eifer auf die Ausbeute von Kalendern, Zeitungen, Predigten und populären Werken aller Art bedacht iſt. Es gibt Gelehrte, welche mit Naſerümpfen auf dieſe Literatur herabſehen, aber ſie werden ſchwerlich beſtreiten können, daß Schriften, welche das Volk lieſt, verſteht und liebt, eben in des Volkes Sprache abgefaßt ſein müſſen, und nach nichts anderm als der Volksſprache iſt hier die Frage. Da das Lexikon nicht nur den gegenwärtig circulirenden Sprichwörterreichthum, ſondern auch das Gemeingut früherer Generationen regiſtriren will, welches nur zum Theil in den Gebrauch der Nachkommen übergegangen iſt, ſo wird für die Vorzeit die Benutzung ſolcher Quellen doppelt wichtig, denn ſo dürftig waren die Sprichwörterſchätze unſerer Vorfahren nicht, daß ſie mit den gleichzeitigen Sammlungen erſchöpft wären. Die Sammler des 16. nnd 17. Jahrhunderts haben weder die zu ihrer Zeit lebendigen Sprichwörter vollſtändig aufgezeichnet, noch iſt alles, was ſie unter ſolcher oder ähnlicher Bezeichnung zuſammengeſtellt haben, wirklich Sprichwort, wenn auch einſeitige Gelehrſamkeit mit einem Namen wie Agricola, Franck, Lehmann u. ſ. w. jeden Satz in ſeinem parömiologiſchen Werthe für hinreichend beglaubigt hält.

Daß dieſe ältern Sammler durchaus zu benutzen ſind, iſt ſelbſtverſtändlich und auch von Wander getreulich — vielleicht zu getreulich — befolgt; es iſt ja von hohem Intereſſe, zu erforſchen, wer ſo ein flüchtiges Sprichwort zuerſt auf die Schreibfeder geſpießt, in welcher Form es denſelben begegnete, und welche Veränderungen damit durch die Jahrhunderte bis auf unſere Tage herab vorgegangen, oder ob es in weſentlich derſelben Geſtalt den verſchiedenen aufeinanderfolgenden Generationen geläufig und lieb geblieben. Als zeitliche Grenze ſeiner Inventariſirung hat Wander den neuhochdeutſchen Zeitraum angenommen; nur wo einem Wort ſelbſt höheres Alter in unſerer Sprache oder ein älterer naher Verwandter nachzuweiſen iſt, wird, wenigſtens in den letzten Lieferungen, auch die mittelhochdeutſche Faſſung als Note beigebracht. Den löblichen Zweck, genaue Citate zu liefern, erreicht Wander mehr und mehr, beſonders ſeitdem er dahin gekommen iſt, in dieſem Punkte dem darin äußerſt unzuverläſſigen Eiſelein nicht mehr zu trauen, und in Fällen, wo ſich deſſen Hinweis auf andere Gewährsmänner nicht verificiren läßt, nur ihn ſelbſt citirt, nicht den von ihm Citirten.

Intereſſant wie die Vergleichung der heutigen Faſſung mit den ältern, iſt die der hochdeutſchen Form mit den mundartlichen. Wo die Verſchiedenheit der letztern nur die von dem Dialekte buchſtäblich bedingte iſt, da iſt in der Regel nur Eine Form aufgenommen und das Vorhandenſein der andern mit Nachweiſen angedeutet, bei verſchiedenen Nuancirungen aber ſind ſie gleichberechtigt nebeneinander aufgeführt. Die Mundarten ſtellen ein zahlreicheres und großentheils auch intereſſanteres Contingent als die neuhochdeutſche Schriftſprache, Vollſtändigkeit aber iſt in ihnen noch ſchwerer zu erreichen, und um ſo dringender zu wünſchen, daß der Herausgeber durch directe Localſammlungen in allen Gegenden unterſtützt werde: jeder ohne Ausnahme iſt hier zur Mitarbeiterſchaft berufen, um die Wander immer aufs neue, allerdings auch mit erfreulich ſteigendem Erfolge, bittet. Die prägnanten Eigenthümlichkeiten in der Weltanſchauung und Lebensphiloſophie, welche den mundartlichen Sprichwörtern, ganz abgeſehen von dem ſprachlichen Intereſſe, ſo beſondern Reiz verleihen, drohen mit der für alle Gauen mehr und mehr die gleiche Durchſchnittshöhe erreichenden, gleichartigen Cultur noch ſchneller ſich auszugleichen, als die ſcharfen Nuancirungen der Dialekte ſelbſt: was heute noch zu ſammeln möglich iſt, wäre für die folgende Generation großentheils ſchon unrettbar verloren.

Die Vollberechtigung der dialektiſchen Sprichwörter wird von niemand angezweifelt, und doch ſind manche wunderlicherweiſe der Meinung, nur diejenigen Sprichwörter ſeien echt, welche Gemeingut des ganzen Volks ſind. Aber wie die mundartlichen Sprichwörter echt ſind, obgleich es keine Mundart gibt, in der das ganze Volk redet, ebenſo haben die Sprichwörter, welche ihren Umlaufsbezirk in einem Gewerbe, einer Berufsklaſſe, einem Orte haben, das Recht, die Ausnahme zu fordern, und wie die mundartlichen verhalten ſich auch z. B. die jüdiſchdeutſchen.

Für die Anordnung des geſammelten Stoffs machte die Bedingung der das ſofortige Auffinden ermöglichenden Ueberſichtlichkeit die einfach lexikaliſche Folge nach dem Alphabet nothwendig, wobei die Vergleichung des dem Sinne nach Aehnlichen durch Verweiſungen erſtrebt werden muß. Nummern wie Aal 21, Eule 77, Froſch 87, Finger 152 und eine ganze Zahl anderer, von Wander am Schluß des erſten Bandes noch beſonders zuſammengeſtellt, beweiſen, daß der Herausgeber auch in dieſer Beziehung das Mögliche zu erreichen ſucht. Mehr würde nur auf Koſten der Vollſtändigkeit zu erreichen ſein, da Verweiſungen auf Folgendes nur bei abgeſchloſſenem Manuſcript thunlich wären: wir wollen darauf lieber einſtweilen verzichten und uns der Fortſetzung des Sammelns freuen. Die Wörter nach dem Anfangsbuchſtaben des zufällig voranſtehenden Satzgliedes zu ordnen, ging nicht wohl an: Artikel „Es“ wäre wahrſcheinlich der längſte geworden, aber wer möchte in ihm ſuchen? Harrebomée in dem „Spreekwoordenboek“ bringt jedes Sprichwort der Reihe nach unter dem Anfangsbuchſtaben jedes in ihm vorkommenden Subſtantivums und etwa ſonſt noch hervorzuhebenden Worts, damit aber iſt für Größe der Ziffern und des Volumens mehr, als für wirkliche Ueberſichtlichkeit gewonnen, und die Sicherheit des Findens muß man mit der Unbequemlichkeit des Suchens unter vielem Ueberflüſſigen und des Vorſtudiums von Vorbemerkungen und Anleitungen bezahlen. Wander ordnet nach dem Stichwort, wobei überwiegend jedes Sprichwort nur einmal aufgeführt zu werden braucht. Bei einiger Gewöhnung findet man danach alles Geſuchte leicht, denn innerhalb deſſelben Stichworts iſt das darunter Fallende allerdings alphabetiſch geordnet; ſo zwar, daß diejenigen Wörter den Vortritt haben, welche in einer für jede

Digitized by Google

Anwendung durchaus gleichbleibenden Form auftreten, unter jedem als Ueberſchrift geſetzten Stichwort beſonders fortlaufend gezählt. Die Zählung geht dann weiter, aber mit hinzutretendem * für diejenigen ſprichwörtlichen Redensarten, Vergleichungen u. ſ. w., deren Subject, reſp. Object (meiſt ein Pronomen), in der Anwendung nach Bedarf variirt wird. Allegirt ſind ungezählt die jedem Wort entſprechenden Redensarten fremder Völker, wo thunlich, in der Urſprache.

Bedenklich ſind manche Ueberſetzungen ausländiſcher Sprichwörter, welche in Reih und Glied mitzählen. Wander hat das ſelbſt gefühlt, er ſpricht ſich darüber in der Vorrede (S. XIII) folgendermaßen aus:

> Als Grundſatz gilt, daß fremde Sprichwörter nie im Text des Werkes ſelbſt unter den deutſchen mit fortlaufender Nummer ſtehen ſollen. Es kommen indeß ſolche Fälle vor, und zwar in den erſten Bogen mehr als in den ſpätern; und ich habe ſie unter Angabe der Quelle für den Zweck ſtehen laſſen, daß ſich ſinnverwandte deutſche finden, denen ſie ſpäter in Notenform beigefügt werden können.

Die Entſchuldigung trifft nicht ganz zu, denn wer könnte dafür ſtehen, daß das ſinnverwandte deutſche Wort gerade an denſelben Ort hinpaſſen würde, den ſein Stellvertreter einſtweilen eingenommen hat? Aber dieſe Fälle werden von Lieferung zu Lieferung ſeltener und hören künftig hoffentlich ganz auf.

Die mundartlichen Wörter ſind unter das hochdeutſche Stichwort mit eingeordnet, doch ſteht z. B. Fiddik allein, obgleich das hochdeutſche Fittich keineswegs fehlt, auch Glû iſt nicht als hochdeutſch „glau“, Fürmöſer nicht als „Feuermörſer“ erkannt.

Irrthümliche Einrangirungen von Mundartlichem ſind:

Freude 14: „Dat giwt Frêd in'n Land, ſäd' de Bûr, da lêt he ſinen Biern ſniden (Hamburg). Höfer, 124“, welches hochdeutſch ja lauten würde: „Das gibt Frieden im Lande“ u. ſ. w.

Fangen 9: „Wer Iſe fingt, wie 'ne Lus, ſölls hei trage is Hus. Schweiz, 120, 124“ = „Wer Eiſen findet“ u. ſ. w. In Finden 1: „Dos fingt ſich, ſagt der Bauer (Görlitz)“, iſt ja derſelbe mundartliche Lautwechſel, und in Finden 13: „Findeſt du etwas ſo klein wie eine Laus, ſo heb' es auf und trag's ins Haus“, eine hochdeutſche Variante jenes misverſtandenen ſchweizeriſchen Worts, dem plattdeutſch im Volksmunde vorkommende Faſſungen noch genauer entſprechen, z. B. in Pommern: „Nimm Iſen up un draog't naoh Hus, is't uk nich gröter, as'n Lus.“

„Vadderſch“ kommt zweimal unter Gevatter, ſtatt unter Gevatterin vor.

„Gſtrub iſt au Lub. Tobler, 244“, ſteht unter „Geſtrub“ als Stichwort, und erklärend iſt dazu bemerkt: „Schlimm, ſchlecht, wüſt. Geſtrubs Wetter, an gſtrubna Weg. Auch das Unangenehme hat wieder etwas Angenehmes.“ Referent überſetzt: „Geſtrüpp iſt auch Laub“, wonach auch die Sinndeutung etwas anders würde.

Ueber das rechte Maß der Noten werden die Anſichten ſehr auseinandergehen. Die Zuläſſigkeit, ja Nothwendigkeit ſprachlicher Andeutungen kann bei dem Mangel eines allgemeinen Wörterbuchs der deutſchen Mundarten nicht wohl beſtritten werden, auch die kurzen hiſtoriſchen, geographiſchen und naturhiſtoriſchen Rechtweiſungen müſſen wol für unentbehrlich gelten; aber was darüber hinaus der eine für völlig überflüſſig hält, iſt dem andern ſehr nothwendig, und wie er es auch angeſtellt hätte, hier würde der Herausgeber immer Widerſpruch von dieſer oder jener Seite gefunden haben.

Auf den ihm in dieſem Punkte gemachten Vorwurf des Mangels an Objectivität antwortet Wander (S. XXIV) ausführlich; es heißt dort unter anderm:

> In der Objectivität ſa weit zu gehen, daß der deutſche Sprichwörterſchatz keine Spuren van dem Leben, das der Verfaſſer darin niedergelegt hat, erkennen laſſe, iſt nicht nur nicht meine Abſicht, ich halte es geradezu für unmöglich; und wäre es möglich, ſo würde für mich die Ausführung kein Intereſſe haben. Intereſſe hat für mich nur eine Schrift, in der ich etwas Leben ihres Verfaſſers miterhalte, in der ich ſeinen Pulsſchlag fühle, ſelbſt wenn er nicht in meiner Weiſe ſchlägt. Ich bedarf Leben zur Erfriſchung meines Lebens, nicht nur gedruckte Buchſtaben. Ich bin ein Subject, und will — auch wenn mich die einen oder andern für ein ſchlechtes halten — ein Subject bleiben, und mich als ſalches affenbaren. Ich verſpreche übrigens, die ſtrengſte Disciplin über dies Subject zu üben; nur bis zur Selbſtvernichtung will ich nicht gehen.

Ohne „Selbſtvernichtung“ zu werden, könnte aber in der That die Disciplin hier und da wol etwas weiter gehen. Unter Glauben *156 ſteht: „Ich wil glauben wie der Köler glaubt. Agricola I, 234“, und dazu in der Note: „D. h. ich will lieber die Meinungen anderer ungeprüft annehmen, als ſelber denken und prüfen.“ Man ſpricht heute allerdings in dieſem Sinn und Ton von Köhlerglauben, wenn aber das Wort in der Form des 16. Jahrhunderts daſteht, ſollte auch der Sinn angedeutet ſein, den jenes Jahrhundert mit dem Worte verband, und dem Leſer nicht verhehlt ſein, daß vor 300 Jahren das ein Lob war, was heute Verachtung ausdrückt. Agricola hat die angeführte Faſſung als Ueberſchrift, während er im Text der mehr als fünf Seiten langen Ausführung als die ſprichwörtliche Form angibt: „Des kolers glaub iſt der beſte glaub.“ Latendorf macht es dem niederländiſchen Sammler Harrebomée ſchon zum Vorwurf, daß er das Wort nur anführt, ohne jene Andeutung zu geben, mehr alſo noch muß hier Wander vorgeworfen werden, für den, da er Agricola citirt und überhaupt eine Erklärung für nöthig hält, ſolche Andeutung geradezu Pflicht war. Es heißt bei Latendorf („Agricola's Sprichwörter u. ſ. w.“, Schwerin 1862, S. 152) ganz recht:

> In dem Sinne, wie man heute den Köhlerglauben der wiſſenſchaftlichen klaren Erkenntniß gegenüberſtellt, kennt Agricola dieſes Sprichwort nicht; ihm bezeichnet der Ausdruck Köhlerglaube nur die einfache kindliche Frömmigkeit, namentlich im Gegenſatz zu mönchiſcher Selbſtüberhebung. Den blinden Autoritätsglauben bekämpft Agricola nicht minder ernſt, als es unſere Zeit nur immer thun mag. Im Niederländiſchen hingegen möchte man aus der bloßen Anführung Harrebomée's: „Het is een Kohlenbranders geloof“, ſchließen, ſei nur die moderne Auffaſſung herrſchend; man würde aber ſo zu leichtfertig ſchließen u. ſ. w.

Auffällig iſt auch die Bemerkung zu Fangen 4: „Jarſt fang, do ſloai (Föhr).“ „Erſt fangen, dann das Fell abziehen, das iſt der Gang der Welt. Erſt lockt man einen durch Schmeichelei und Heuchelei in die Falle und danach mishandelt man ihn.“ Schmeichelei, Heuchelei und eine Falle ſtecken doch nicht in dem Wort mit ſeinen Imperativen, das nur eine kurze Faſſung des alten Rathes iſt:

Digitized by Google

Man ſoll den Pelz nicht verkaufen, bevor man den ären erlegt hat."

Das Subject will nicht, kann ja auch nicht, das bject aber darf nicht vernichtet werden.

Das Stichwort Geheißen ſteht irrthümlich, da das nzige Wort darunter: „Es iſt gnug geheißt, wenn man em ſein noth klagt. Heniſch 1437, 45", doch wol ter Stichwort Heiſchen gehört. Irrthümlich ſteht auch eilbumm, denn in dem Wort aus Lehmann: „Der jhm iſt geylthumb, iſt andern ein Grewel", muß geylthumb s Subſtantiv Geilthum (= Reiz, Verlockung) nach der alogie von Heilthum gedeutet werden. Auf Misverndniß ſcheint auch die Orthographie Gehen *335: s geht was Haſt, was Geiſt. Mayer I, 174", zu uhen. (Hochdeutſch: „Es geht: was haſt du, was iſt du!")

Unter Geige *24: „Er weiß mit der Geige umzun, wenn er ſie am (unterm) Arm hat. Eiſelein, 216" t die Note: „Unter Geige verſteht man auch Weib; bedeutet Pfeifel auch einen Mann." Das iſt an ſich tig, paßt aber nicht zu dem Wort, in welchem ja ge zunächſt ganz buchſtäblich zu nehmen iſt und der ß in der Zweideutigkeit des Umgehens („handhaben" „damit umhergehen") liegt.

Zu: „Feldkümmel und Flaſchenkümmel machen beid' Hauſe Getümmel", hätte vielmehr auf die bekannte iciniſche Wirkung des als Hausmittel viel verwendeten kümmelthees, als auf „eine gute Kümmelernte" hinutet werden ſollen.

Uebrigens ſcheint uns gerade durch ſolche irrthümliche lärungen der Beweis geführt, daß Erklärungen überpt nicht überflüſſig ſind: wenn Täuſchungen dem Sammler paſſiren, werden ſie auch bei den Leſern nicht unmöglich ſein.

Sehr hübſche Illuſtrationen und mannichfache Anregungen geben zum Theil die Citate aus den verſchiedenſten Schriftſtellern, die, ohne auf das eben vorliegende Sprichwort Bezug zu nehmen, in ihrer Weiſe denſelben Gedanken oder unter Umſtänden einen gerade entgegengeſetzten ausſprechen: Volkswitz und Gelehrtenweisheit bald im Einklang, bald im Widerſpruch.

Das reichſte Stichwort bisjetzt iſt — Geld, unter ihm allein ſtehen 1420 Nummern, dann folgen noch erſt die Zuſammenſetzungen, deren erſter Theil Geld- bildet; Glück tritt mit 1025, Frau mit 770 Nummern auf u. ſ. w. So reich ſind ſelbſtverſtändlich nicht alle Wörter, aber dieſe Zahlen können doch eine Vorſtellung geben, wie groß ſchon die relative Vollſtändigkeit wird; abſolute zu erreichen, iſt einfach unmöglich. Wem aber hier und da bei einem Wort Analogien einfallen, die er im Lexikon vermißt, der frage ſich doch jedesmal, ob ſie auch unter daſſelbe Stichwort gehören: man findet manches nur darum nicht, weil man es nicht gleich an der rechten Stelle ſucht. Und wer Wörter kennt, die wirklich fehlen, der theile ſie dem Herausgeber mit, welcher gewiß ſehr dankbar dafür ſein wird. Es iſt recht dringend zu wünſchen, daß immer mehr freiwillige Mitarbeiter in allen Gauen ſich finden, und ſo auch in Bezug auf ſeine Herſtellung das Unternehmen ein rechtes Nationalwerk werde, wie es nach Gegenſtand und Inhalt iſt und auch der Verbreitung nach zu werden verdient. Soll denn zur Charakteriſtik eines deutſchen Nationalwerks noch immer auch das gehören, daß die Nation dem Urheber deſſelben für die Arbeit eines ganzen Lebens erſt dankt, wenn er todt iſt?

Friedrich Haſenow.

Palacky's Geſchichte Böhmens.

ichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und ndſchriften. Von Franz Palacký. Fünfter Band: Das italter der Jagelloniden. Zweite Abtheilung: König Wlalaw II. und König Ludwig I. von 1500—1526. Prag, mpsky. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das berühmte Werk hat, wie der Verfaſſer ſchon in Vorrede zur erſten Abtheilung dieſes Bandes angte, hiermit ſeinen eigentlichen Abſchluß erhalten. Supplementband, der Darſtellung der innern Veriſſe, Verfaſſung und Recht, Literatur, Kunſt und nſchaft u. ſ. w. gewidmet, wird noch in Ausſicht lt, aber der Faden der fortlaufenden Erzählung ſoll em Jahre 1525 oder 1526, dem Schlußjahre dieſer n Abtheilung des fünften Bandes, für immer abitten ſein.

Das Jahr 1526 bildet, wie bekannt, einen der größ vielleicht den größten Wendepunkt in der bisherigen ichte Böhmens. Am 29. Auguſt 1526 fiel der letzte ndige König, Ludwig, der Sohn Wladislaw's, in der cht von Mohacz gegen die Türken, und die böhmiſche gelangte durch Erbrecht und Wahl auf das Haupt nand's, des ſpätern römiſchen Königs, Regenten der hen Erblande des Hauſes Habsburg und bald auch Königs von Ungarn und ſeiner Nebenländer. Böhmen wurde, was es bis dahin nie geweſen, factiſch ein relativ untergeordnetes Glied in einem größern Staatscomplex, und iſt es von da ab bis auf den heutigen Tag geblieben. Der eigentliche und letzte Grundtrieb der frühern böhmiſchen Entwickelung, das Streben nach einer iſolirten politiſchen und nationalen Poſition, das ſich in dem Verſuche ein iſolirtes Kirchenthum zu gewinnen, gipfelte, wurde durch die Logik der Geſchichte damals als ein vergebliches verurtheilt. Bis dahin bewegten ſich die Evolutionen des böhmiſchen Volksgeiſtes zwiſchen zwei auf ewig unvereinbaren Polen: der eine war die natürliche Abhängigkeit und Zugehörigkeit zu Deutſchland, welche durch die Geſtalt und Lage des Landes beſtimmt wird, das geographiſch genommen nichts anders als der centrale Kern des deutſchen Oſtens iſt. Das andere die nationale Abgeſchloſſenheit eines dem deutſchen Weſen möglichſt antipathiſchen Volkselementes, das ſich in dunkeln Zeiten der deutſchen Geſchichte hier unbemerkt eingedrängt und die eigentliche Burg Deutſchlands zu einem vorgeſchobenen Bollwerk ſeiner natürlichen Feinde gemacht hatte. Das ganze Mittelalter hindurch dauerte dies Ringen ohne eigentliche Entſcheidung fort. Bald ſchien es, als ſollten die natürlichen

Digitized by Google

Momente der Anziehung über das ſpröde feindſelige Volksthum den Sieg davontragen, bald wieder, als ſei das letztere ſtark genug, um nicht blos die völlige Einordnung in den deutſchen Volksorganismus zurückzuweiſen, ſondern ſogar alle Bande der Zuſammengehörigkeit gründlich und gänzlich zu zerreißen. Aber der letzte und großartigſte Verſuch dieſer Art, der Huſſitismus, brachte durch ſeine maßloſe, echt barbariſche Uebertreibung auch einen um ſo gründlichern Rückſchlag, deſſen erſtes handgreifliches Symptom in der Uebertragung der böhmiſchen Krone auf das Haupt des mächtigſten deutſchen Fürſten ſich äußert.

Beide Theile, Böhmen und Deutſchland, haben von dieſem mehr als tauſendjährigen Ankämpfen gegen die Natur der Dinge und die vernünftigen Geſetze der Geſchichte wenig Segen gehabt; doch begreiflich Böhmen noch weniger als Deutſchland. Denn das letztere behält immer noch Lebenskraft genug, den Verluſt oder die Verſtümmelung eines ſeiner Hauptglieder zu übertragen, das andere aber verzehrte ſeine beſten Kräfte in einem nutzloſen Grollen und Revoltiren gegen eine Fügung, die, wenn richtig erkannt und mit freier Hingabe aufgenommen, ihm ohne Zweifel die von der Natur angezeigte Bedeutung des deutſchen Kern- und Hauptlandes, wie in der Urzeit der deutſchen Geſchichte, wiedergegeben haben würde.

Es iſt begreiflich, daß ein Vorkämpfer und Stimmführer der iſolirenden und deutſchfeindlichen Richtung im böhmiſchen Weſen von dem bisherigen Ergebniſſe ſeiner Volksgeſchichte nicht befriedigt ſein kann. Je nach der individuellen Gemüthsart nimmt die daraus hervorgehende Stimmung verſchiedene Färbung an: ſie äußert ſich oft als wüthender, tödlicher Haß, der aber in forcirten Grimaſſen das in der Sache unſchädliche Gepräge der Caricatur ſo deutlich zur Schau trägt, daß die von ihm Betroffenen ſich darüber nicht weiter zu beunruhigen nöthig haben; ſie kann aber auch in einer mildern Form [illegible] als elegiſche Reſignation, die ſich im Rückblick auf eine [illegible] phantaſtiſch verklärte Vergangenheit und im Ausblick [illegible] ebenſo phantaſtiſch erträumte Zukunft mit der Gegenw[illegible] leidlich abfindet. Von dieſer letztern Art iſt die Grun[illegible]ſtimmung, die durch die überaus leſenswerthe [illegible] dieſes letzten Bandes der böhmiſchen Geſchichte [illegible] hindurchgeht und ſie gleichſam zu einem Glaubens[illegible]niß einer großen Fraction wohlgeſinnter Patrioten [illegible] deren Anſprüche und Ideale man von unſerm [illegible] groß- und weitherzigen Standpunkt beſſer zu würdigen [illegible] ſteht, als es ihnen möglich iſt, der Sache, die wir [illegible] gerecht zu werden. Hierin liegt auch der innere Gr[illegible] weshalb Palacký nicht weiter als bis zum Jahre [illegible] böhmiſche Geſchichte ſchreiben konnte. Er hätte es [illegible] übers Herz gebracht, die Zertrümmerung aller der [illegible] die ſich das ſelbſtwüchſige Czechenthum während des [illegible] Jahrhunderts aufgerichtet hatte, des nationalen St[illegible] der nationalen Kirche, der nationalen Literatur, Sch[illegible] für Schritt zu verfolgen und zu conſtatiren. Sein [illegible]riſches Gewiſſen, das bei ihm doch in ganz anderer [illegible] geſchärft und gefeſtigt iſt wie bei dem wüthenden [illegible] ſeiner Partei, der den Namen ſeiner Schule in [illegible]ten Verruf durch die ganze europäiſche Wiſſenſchaft [illegible]bracht hat, hätte ihm doch nicht erlaubt, Geſchichts[illegible] im größten Stile zu treiben, und mit kleinern [illegible]gen, wie ſie oft genug im Verlauf der Darſtellung [illegible] Mittelalters auch ſein Patriotismus auf Koſten der [illegible]ſenſchaft gewagt hat, war es hier nicht gethan. Es [illegible] dann ſchon einer vollſtändigen „Reconſtruction der [illegible]ſchichte“ in der bekannten Weiſe, wie etwa ein [illegible] Klopp und ähnliche Geſellen dergleichen vornehmen, [illegible]durft, und dazu war und iſt ein Palacký zu gleich [illegible] zu vornehm.

Heinrich [illegible]

Feuilleton.

Ein Dichterfeſt am Rhein.

Wir freuen uns ſtets zu leſen, wenn in dieſer unlyriſchen Zeit die Deutſchen in irgendeiner Form beweiſen, daß ſie noch ihrer Dichter eingedenk ſind. Ferdinand Freiligrath's Rückkehr nach Deutſchland gab in Köln Veranlaſſung zu einer Feier im Iſabellenſaal des Gürzenich am 27. Juni, die zur Begrüßung des heimkehrenden Poeten, der zwanzig Jahre ſeinem Vaterland fern geblieben war, veranſtaltet wurde. Zahlreiche Freunde aus Rheinland und Weſtfalen, darunter Levin Schücking, eine Deputation der Deutſchen aus Lüttich und Vertreter anderer Orte hatten ſich zu dieſer Bewillkommnung eingefunden. Herr Claſſen-Kappelmann hielt eine Anrede an den Dichter und überreichte ihm im Namen der Freunde einen ſilbernen Pokal, deſſen Deckel die Germania darſtellt, wie ſie mit entfaltetem Panier den Lindwurm durchbohrt, und deſſen Inſchrift lautet:

Germania, ſie hat entrollt
Des alten Banners Falten,
Sie bietet dir des Weines Gold
Und ſagt: Ich will den Sänger hold
Nun feſt im Herzen halten.

Die Wunden, die die Zeit dir ſchlug,
Vergiß beim Saft der Trauben.
Du zogſt umher nun lang genug;
Ich kann fortan den Römerzug,
O Freund, dir nur erlauben.

Ich hab' nicht Kreuz und Stern zum Dank,
Für dich, Poet, zu ſpenden,
Nimm hin den Becher ſilberblank,
Des Weines goldnen Feuertrank
Nimm aus des Volkes Händen.

Emil Rittershaus ſprach darauf einen Trinkſpruch, [illegible]chem er den Kindern und der Gattin des Poeten [illegible] brachte und der mit den Verſen begann:

Poet, Poet, du warſt vertrieben
In fremdem Land in Acht und Bann!
Nun nennen unſer wir den lieben,
Den theuren, den verehrten Mann!
Den Sänger, deſſen Wort ein Feuer,
Den Mann des Volkes! — Feſter, treuer
Noch keiner je zum Volke ſtand! —
O ſieh, aus allen Augen ſpricht es
Und aus den Herzen jubelnd bricht es:
„Willkommen ſei im Vaterland!“

Nun ſind zu End' der Trennung Schmerzen,
Nun iſt die Zeit des Wanderns aus,
Haſt Heimat ja in jedem Herzen
Und biſt in jedem Haus zu Haus!
Willkommen an des Rheines Borden!
In Oſt und Weſt, in Süd und Norden
Dir jedes Herz entgegenſchlägt.
O, wandle nun auf Blumenwegen!
So jauchzt dir, Freund, das Volk entgegen,
Das feſt dein Bild im Buſen trägt.

Digitized by Google

Freiligrath erwiderte mit einem Hoch auf das einige und vor allem das freie Deutſchland. Die Turner aus Rheinland-Weſtfalen luden den Dichter zu ihrem Turnfeſt ein. Auch wir heißen den Dichter in der Heimat willkommen und hoffen auf neue Spenden ſeiner Muſe.

Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Der „Saturday Review“ vom 20. Juni d. J. entnehmen wir folgende Beurtheilungen deutſcher Werke der jüngſten Vergangenheit.

Ueber **Dühring's** „Die Verkleinerer Carey's und die Kriſis der Nationalökonomie“ ſagt ſie: „Die Lehre: Schutz für die heimiſche Induſtrie, ſollte allerdings jetzt als falſch aufgegeben ſein; doch es iſt nur eine einfache Thatſache, daß man ſie außer in England nirgends ſo betrachtet. Liſt, der größte deutſche, und Carey, der größte amerikaniſche Nationalökonom, behaupten, es könne keine allgemeine Regel in dieſem Punkte aufgeſtellt werden, und es könne Verhältniſſe geben, unter welchen Schutz nicht blos heilſam, ſondern ſogar unentbehrlich ſei. Dieſe Anſicht findet bei den vorurtheilsloſen Fabrikanten des Zollvereins entſchiedenen Beifall, und ihre Intereſſen ſind es, welche dem leidenſchaftlichen Angriff Dühring's auf die Verkleinerer Carey's, d. h. die tonangebenden Volkswirthſchaftslehrer von der Freihandelsſchule, zu Grunde liegen. Er iſt hauptſächlich gegen Baſtiat gerichtet, den er beſchuldigt, von Carey und dem engliſchen Handbuchſchreiber Stuart Mill geſtohlen zu haben. Diejenigen unter uns, welche von der Anweſenheit eines Philoſophen im Unterhauſe Gefahr für den Staat befürchtet haben, werden ſich tröſten, wenn ſie erfahren, was für ein außerordentlich armſeliges Geſchöpf Mr. Mill iſt.“

Ueber **Frenzel's** „Neue Studien“ leſen wir: „Ein Band Eſſays von Karl Frenzel vereinigt nicht wenig Geiſt mit der gewöhnlichen Gründlichkeit der deutſchen Kritik in ſich. Einige ſind hiſtoriſchen, andere äſthetiſchen Inhalts. Der bemerkenswertheſte unter den letztern iſt einer über Victor Hugo's ſpätern Schriften. Die Abnahme dieſes einſt mächtigen Geiſtes wird mit ſchonungsloſer Strenge beleuchtet, wobei der Verfaſſer jedoch vielleicht bei ſeiner augenſcheinlichen Abneigung gegen ſolche Leiſtungen des esprit français, welche nicht, wie Rénan's »Apoſtel«, dem deutſchen Einfluß zugeſchrieben werden können, etwas zu gereizt erſcheint. Dem letztgenannten Werke wird in einer ſehr anziehenden Beſprechung mehr als gebührendes Lob geſpendet. Des Verfaſſers Misfallen an dem modernen Cäſarismus hat ihn zu einer geſchickten Vertheidigung des Tacitus gegen die Angriffe der widerſinnigen Bewunderer eines Nero und Tiberius beſtimmt. Daß dieſe ſeltſamen Beweisgründe im allgemeinen von der Kant'ſchen Schule ausgehen, iſt ein bedeutungsvoller Commentar zu der Unfehlbarkeit, welche ihrem Unterſuchungsverfahren beigelegt wird. Die Eſſays über Edgar Poe und Kaulbach's Fresken in Berlin zeugen von dichteriſchem Gefühl ſowol wie von kritiſcher Schärfe.“

Ueber **Düntzer's**: „Aus Goethe's Freundeskreiſe“ heißt es: „Es iſt ziemlich ärgerlich, wenn man findet, daß das, was vorgeblich ein Verzeichniß der Freundſchaften Goethe's ſein ſoll, ſich als ein Katalog von Misverſtändniſſen und Feindſeligkeiten erweiſt. Man kann aus Düntzer's Titel kaum ſchließen, daß ſein Werk eine Vertheidigung Goethe's gegen alle Beſchuldigungen ſein will, die gegen ihn erhoben worden ſind, daß er A. kurz abgefertigt, oder B. vernachläſſigt, oder von C. geſtohlen habe. Einen Wohlthäter der Menſchheit vor unverdientem Tadel in Schutz zu nehmen, iſt zweifelsohne ein lobenswerthes Vorhaben, allein man muß bedauern, daß dabei ſo viel halbvergeſſener Skandal aufgewühlt wird, wovon das meiſte von ſelbſt ausſterben würde, wenn man es nur unberührt laſſen wollte. Es folgt daraus, daß Düntzer's Werk nicht ſehr angenehm zu leſen iſt; in der That, ſein Mangel an Anziehungskraft ſteht in genauem Verhältniſſe zu dem Eifer, der Beharrlichkeit und der minutiöſen Forſchung des geachteten Verfaſſers. Es iſt daher eine Genugthuung, erklären zu können, daß niemand nothwendigerweiſe das Buch zu leſen braucht und die Welt wohlthut, es mit dem Gegenſtand, den es behandelt, in Vergeſſenheit fallen zu laſſen.“

Endlich ſagt die „Saturday Review“ über **Maximilian Heine's** „Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie“: „Der Verkehr mit ſeinem berühmten Bruder ſcheint ſo oberflächlicher Art geweſen zu ſein, daß er die Geringfügigkeit ſeines Beitrags zu der Biographie des Dichters entſchuldigt. Das ihm zu Gebote ſtehende Material hat er aufs beſte benutzt; es ſind lediglich einige Anekdoten, zu charakteriſtiſch, um als trivial bezeichnet zu werden, und einige Briefe, die ſich hauptſächlich auf Privatangelegenheiten beziehen und aus einer viel größern, in den Händen der Familie ſich befindenden Sammlung ausgewählt ſind. Von den vielbeſprochenen Memoiren wird nichts erwähnt. Ohne Anſprüche auf ſeines Bruders Witz iſt Maximitian dennoch ein geiſtreicher Schriftſteller und ſeine Broſchüre leſenswerth. Die von ſeinem Bruder hauptſächlich geſchilderten Seiten des Charakters Heine's ſind ſein Hang zu loſen aber gutmüthigen Streichen und ſeine Familienliebe, welche, wie gewöhnlich bei ſeinen Glaubensgenoſſen, tief und aufrichtig geweſen zu ſein ſcheint.“

Bibliographie.

Agths, C., Anhang zu dem Buche: Die Parabase und die Zwischenakte der alt-attischen Komödie. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Antwort auf „Zwei Jahre Hietzinger Politik“. Braunſchweig, Bruhn. Gr. 8. 4 Ngr.

Baer, K. v., Das neuentdeckte Wrangells-Land. Dorpat, Gläſer. 8. 7½ Ngr.

Brunier, L., Kurland. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chriſtern, W., Verſuch einer pragmatiſchen Bildungs- und Entwicklungsgeſchichte der Evangelien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Dessauer, M., Spinoza und Hobbes. Begründung ihrer Staats- und Religionstheorien durch ihre philosophischen Systeme. Breslau, Schletter. Gr. 8. 10 Ngr.

Droz, G., Das Blaubuch von Fräulein Cibot. Roman. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von E. **Zoller**. 2 Bde. Einzig autoriſirte deutſche Ueberſetzung. Wien, Zendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Graf Hermann. Drama. Für die deutſche Bühne bearbeitet von A. C. **Badaire**. Prag, Ehrlich. 16. 8 Ngr.

Frerichs, J. H., Das Spiel. Norden, Soltau. Gr. 16. 6 Ngr.

Die Gegenwart. Ueberſicht der wichtigſten politiſchen Ereigniſſe der Jetztzeit. Herausgegeben von M. **Waldeck**. 1ſter Jahrgang. 12 Lief. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 1 Thlr.

Güder, E., Ueber das Wunder. Ein Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hilty, C., Theoretiker und Idealiſten der Demokratie. Entgegnung auf die von Herrn Bundesrath Dr. Dubs verfaßte Schrift über die Fortentwickelung der ſchweizeriſchen Demokratie. Bern. 8. 4 Ngr.

Jaraczewsky, A., Die Geschichte der Juden in Erfurt, nebst Noten, Urkunden und Inschriften aufgefundener Leichensteine. Grösstentheils nach primären Quellen bearbeitet. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.

Immer, A., Der Unſterblichkeitsglaube im Licht der Geſchichte und der gegenwärtigen Wiſſenſchaft. Akademiſcher Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Joinville, Prinz v., Sadowa. Ueberſetzt von W. **Heß**. Hamburg, O. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Kanitz, F., Serbien. Historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859–1868. Leipzig, Fries. Lex.-8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Kremer, A. v., Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Der Gottesbegriff, die Prophetie und Staatsidee. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kuhn, J. M., Don Alfonſo, Schirmherr der Zunft im Kampfe mit dem mediciniſchen Wühlhuber im Aargau. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Die Zunftkrankheit in der Medicin. Blicke in das aargauer mediciniſche Stillleben. Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Lindner, A., Katharina die Zweite. Ein Trauerſpiel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Maurer, K., Ueber die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache. München. 1867. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meves, D. W. v., Die litterariſchen Gäſte in Rußland. Leitfaden. Dorpat. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Muffat, K. A., Ueber die Grösse und Schicksale der Entschädigungen, welche dem Hause Wittelsbach für die Abtretung der Mark Brandenburg von dem Kaiser Karl IV. verschrieben worden sind. München, Franz. 1867. Gr. 4. 24 Ngr.

Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. 1ster Thl. 1ste Hälfte. — A. u. d. T.: Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Othello, der Juſtizmord von Venedig. Vom Verfaſſer der „Freiherren von Regensberg“ (F. **Locher**). Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Prinzeps und ſein Hof. Vom Verfaſſer der „Freiherren von Regensberg“ (F. **Locher**). Bern, Haller. 1867. Gr. 8. 4 Ngr.

Vogel, A., Denkrede auf Heinr. Aug. v. Vogel. Gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaft am 28. März 1868. München. Gr. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preiſe von nur 10 Ngr.

Neue, ſchön ausgeſtattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutſchen Nationalliteratur, **von den angeſehenſten Schriftſtellern der Gegenwart herausgegeben** mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartſch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottſchall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oeſterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (12—14) ausgegeben:

Körner's Leier und Schwert, Zriny, Roſamunde, von Gottſchall;
Forſter's Anſichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner.

Die früher erſchienenen Bände (1—11) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopſtock's Oden, von Düntzer;
Muſäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobſiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernſt Schulze's Bezauberte Roſe und Tagebuch, von Tittmann.
Leſſing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner.

Unter der Preſſe befinden ſich:

Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oeſterley;
Wilhelm Müller's Gedichte (zwei Theile), von Max Müller.
Goethe's Fauſt (zwei Theile), von Carriere.
Bürger's Gedichte, von Tittmann;
Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, von Julian Schmidt.

Jeder Band koſtet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band iſt auch einzeln zu haben und die Käufer ſind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erſchienenen Bände ſind nebſt einem Proſpect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Beſtellungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geiſtliche Dichtungen.

Nach dem Lateiniſchen und Italieniſchen von

Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelſammlung geiſtlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateiniſchen und dem Italieniſchen — mit Beibehaltung der urſprünglichen Versmaße neu ins Deutſche übertragen; ſie empfiehlt ſich ſowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Im Verlag des **Bibliographiſchen Inſtituts** in **Hildburghauſen** erſchien ſoeben:

Correſpondenz Napoleon's I.

Auszug aus der officiellen Ausgabe.

Einzige autoriſirte Ueberſetzung von **Heinrich Kurz.**

In drei Bänden, jeder zum Subſcriptionspreis von 1 Thlr.

Dieſe Auswahl iſt vorzugsweiſe auf das Intereſſe des Staatsmannes, des Politikers und Geſchichtsfreundes berechnet und erſtreckt ſich auf die ſchon gedruckten, ſowie noch ungedruckten Theile der officiellen Ausgabe, welche bereits bis zu einer Briefzahl von über 20000 in 23 ſtarken Quartbänden angewachſen iſt.

Der Ueberſetzer hat es ſich angelegen ſein laſſen, alle rein militäriſchen Berichte, die nur für den Soldaten, höchſtens für den Geſchichtsforſcher von Bedeutung ſind, auszuſcheiden, und nur die Stücke auszuwählen, aus denen ſich der hiſtoriſche Charakter Napoleon's ergibt, welche eine Einſicht in ſeine politiſchen, nationalökonomiſchen ꝛc., überhaupt in ſeine Ideen gewähren.

Erſchienen iſt der erſte Band (505 Seiten, mit einer Karte des italieniſchen Feldzugs) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Band 2 und 3 erſcheinen noch im Laufe dieſes Jahres.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire de la Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné tant aux gens du monde qu'aux maisons d'éducation des deux sexes

par

Louis Grangier.

Troisième édition revue et augmentée.

In-8. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, Lehrer der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, wollte mit dieser Literaturgeschichte den Erziehungsinstituten, vornehmlich Deutschlands, ein brauchbares Unterrichtsmittel liefern. Seine Absicht ist vollkommen erreicht worden, denn das Buch wurde sofort von den Directoren mehrerer der angesehensten Institute eingeführt. Aber auch ausserhalb der eigentlichen Unterrichtskreise fand dieses Compendium der französischen Literaturgeschichte grosse Verbreitung, sodass bereits eine dritte Auflage sich nöthig gemacht hat, welche, auf das sorgfältigste durchgesehen und verbessert, alle Ergänzungen bis auf die neueste Zeit enthält.

Neueſte Bände der

Internationalen Bibliothek:

Alfred Meißner, Kleine Memoiren.
Jul. Rodenberg, Aus aller Herren Länder.
Karl Frenzel, Deutſche Fahrten.

à 15 Sgr.

R. Leſſer in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 29.** — 16. Juli 1868.

Inhalt: Baker's Reiſen in Abyſſinien. Von **Richard Andree.** — Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen. Von **Rudolf Gottſchall.** (Beſchluß.) — Die Inſel Capri. Von **K. Bergau.** — Feuilleton. (Dichterſtätten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Baker's Reiſen in Abyſſinien.

Die Nilzuflüſſe in Abyſſinien. Forſchungsreiſe vom Atbara zum Blauen Nil und Jagden in Wüſten und Wildniſſen. Von Sir Samuel W. Baker. Zwei Bände. Autoriſirte deutſche Ausgabe von Friedrich Steger. Mit 24 Originalillustrationen in Holzſchnitt, einem Doppelporträt und zwei Karten. Braunſchweig, Weſtermann. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Sir Samuel White Baker iſt eine liebenswürdige Perſönlichkeit, ein ſehr guter Erzähler und ein durchaus vorurtheilsfreier Menſch. Daß er als Forſchungsreiſender unter den erſten daſteht, ſeit er den Mwutan Nzige, das zweite große Nilbecken, entdeckt hat, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden. Worauf er aber ſelbſt am meiſten gibt, das iſt die bis zur Vollkommenheit gediehene Ausbildung, die er in allen Stücken der edeln Weidmannskunſt erlangt hat. Die Kenner in ſeinem Vaterlande geſtehen ihm willig die Palme zu, ſelbſt vor Baldwin und Cumming, die doch auch ein Erkleckliches in der Ausrottung afrikaniſcher Rieſenthiere leiſteten. Dabei angelt er mit derſelben Gemüthsruhe und sportsmäßigen Gewiſſenhaftigkeit in den Nilzuflüſſen wie in einem forellenreichen See Schottlands und erfordert es die Lage, ſo tritt er auch als Boxer auf, der einen kunſtgerechten Doppelhieb zu führen weiß, welcher Mund und Magen des Gegners gleichzeitig treffend, dieſen blitzſchnell niederſtreckt. Das männliche Aeußere, die kräftige Geſtalt unterſtützen ihn ganz beſonders unter den wilden Horden Innerafrikas, die von geiſtiger Ueberlegenheit nichts wiſſen, wol aber vor der phyſiſchen Stärke zurückſchrecken. Trefflich ſchickt er ſich in alle Lagen, erträgt Hunger, Durſt, Elend jeglicher Art, den Kampf mit wilden Thieren wie feindlichen Menſchen und behält mit eiſerner Conſequenz immer das große Ziel im Auge. Je mehr wir ihm auf ſeinen Pfaden folgen, deſto mehr intereſſiren wir uns für ſeine Perſon, und wäre dieſes Intereſſe noch einer Steigerung fähig, ſie würde dann ſtattfinden, wenn wir ſehen, welch weiches Gemüthsleben in der rauhen Schale dieſes Weidmanns ſteckt. Er hat die Gefährtin ſeines Lebens nicht zurücklaſſen wollen und führt ſie durch alle Abenteuer der wilden Reiſe mit hindurch. Müde und mit wunden Füßen, oft dem Tode nahe, folgt ſie ihm, durch Liebe geleitet, in allen Mühſeligkeiten nach und rettet ihn in Zeiten des Elends und der Krankheit durch ihre zarte Pflege.

Angehaucht von dem orthodoxen Geiſte der engliſchen Hochkirche oder durch ihre Verbindung mit dem Miſſionsweſen zeigt ſich bei vielen engliſchen Forſchungsreiſenden, die ſonſt ſehr Tüchtiges leiſteten, wie Speke und Livingſtone, ein in manchen Dingen befangener Blick, eine gewiſſe Unklarheit und häufig eine ſauerſüße Miene, die uns nicht behagen will. Sie ſehen die Völker im Innern Afrikas unter dem Geſichtspunkte einzelner Kapitel und Stellen in der Bibel an und verdüſtern durch übelangebrachte Philanthropie ihr Urtheil. Baker, der hierin neben dem ausgezeichneten Burton ſteht, iſt, allerdings nicht zur Freude der Leute von Exeter Hall, gänzlich frei von derartiger Weltbrüderlichkeit; er nimmt die Dinge nackt und kahl, wie ſie ſind, und trifft dabei den Nagel auf den Kopf. Doch in Einem Stücke iſt er echter Engländer, der die Intereſſen für das Wohl und Wehe der großen Induſtrie ſeines Vaterlandes mit bis in das Herz Innerafrikas hineinnimmt; er kann es nicht unterlaſſen eine fruchtbare Gegend mit Rückſicht auf ihre Anbaufähigkeit für Baumwolle zu unterſuchen. Cotton-supply iſt eine zu wichtige Lebensfrage für England geworden und wie wollte man es da einem britiſchen Kinde verargen, wenn es Vorſchläge für den Anbau des unentbehrlichen Webeſtoffs in den Einöden Afrikas macht?

Baker's Reiſe im Gebiete des Blauen Nil und Atbara war nur eine großartige Vorbereitung zu ſeiner Entdeckungsfahrt nach der Quelle des ſagenhaften Stroms. Er wollte ſich mit der afrikaniſchen Natur vertraut machen, die wichtige arabiſche Sprache im Umgang mit den Bewohnern erlernen und ſich gegen das gefährliche Klima

Digitized by Google

abhärten. Am 15. April 1861 ſegelt er den Nil aufwärts, aufmerkſam jene geheimnißvollen Waſſer verfolgend, deren Spur er bis zur Quelle nachgehen will, um das alte Wort caput Nili quaerere zu Schanden zu machen. In Korosko angelangt, begibt er ſich quer durch die Nubiſche Wüſte, ſchneidet ſo die weſtliche Biegung des Nil ab und erreicht in ſiebentägigem, forcirtem Kamelmarſche den Fluß wieder bei Abu Hamed. Weitere acht Kameltagereiſen führen ihn am Rande des Nil nach Berber und nur wenige Meilen ſüdlich von dieſer Stadt trifft er auf die Mündung des rieſigen Atbara, des letzten Nebenfluſſes, den der Nil überhaupt empfängt. Hier ſteht Baker am eigentlichen Ausgangspunkte ſeiner Reiſe in das weite, ebene, von periodiſch anſchwellenden Flüſſen durchſtrömte Gebiet, welches vor ihm allerdings ſchon von vielen europäiſchen Forſchern durchzogen war, von keinem jedoch ſo gut charakteriſirt wurde, wie von ihm.

Der Atbara bringt die ganzen Waſſerfluten des öſtlichen Abyſſinien herab, indem er als Zuflüſſe in ſeinen Hauptſtrom den Setit oder Takazzié, nebſt dem Salam und Angrab aufnimmt. Obgleich zur Regenzeit ein bedeutender Strom, iſt der Atbara doch mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und als Baker ihn am 15. Juni zum erſten male erblickte, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatſächlich ein Theil der Wüſte, durch welche er floß. In kleinen Zwiſchenräumen zeigte der Strom Pfuhle oder Teiche, die unter dem allgemeinen durchſchnittlichen Niveau des Flußbettes liegen. In dieſen Waſſerlöchern, von denen manche eine engliſche Meile lang ſein mögen, verſammeln ſich, wenn der Strom verſchwindet, alle Bewohner deſſelben: Krokodile, Nilpferde, Schildkröten, Fiſche in außerordentlicher Anzahl, bis der Anfang der Regenzeit in Abyſſinien ſie wieder in Freiheit ſetzt, indem dann eine friſche Waſſermenge das trockene Flußbett herabgebrauſt kommt. Dieſes gewaltige Naturereigniß, ſo bezeichnend für die abyſſiniſchen Ströme, ſchildert Baker folgendermaßen:

Die kühle Nacht kam und gegen 9 Uhr lag ich im halben Schlaf am Flußufer, als ich einen Ton zu hören glaubte, der wie ferner Donner klang. Seit Monaten hatte ich einen ſolchen Ton nicht gehört. Das dumpfe ununterbrochene Rollen nahm an Stärke zu, blieb aber immer noch fern. Kaum hatte ich den Kopf gehoben, als im arabiſchen Lager ein Gewirr von Stimmen, verbunden mit dem Geräuſch laufender Menſchen, entſtand, und wenige Minuten darauf Araber in mein Lager ſtürzten und meinen Leuten in der Dunkelheit zuriefen: El bahr, el bahr! Der Fluß, der Fluß! Viele Leute ſchliefen auf dem reinen Sande des Strombettes, dieſe wurden von den Arabern raſch geweckt und kaum waren ſie heraufgeſtiegen, als das Rauſchen des Waſſers ſich unter uns hören ließ und uns verkündete, daß der Atbara uns erreicht habe. Alles war Dunkelheit und Verwirrung, jedermann ſprach und niemand hörte. Das große Ereigniß war eingetreten, der Fluß war gekommen wie der Dieb in der Nacht. Am Morgen des 24. Juni ſtand ich am Ufer des edeln Atbaraſtroms. Ich ſah ein Wunder der Wüſte! Geſtern lag da ein nackter Streifen glühenden Sandes mit einem Saum verdorrter Bäume und Büſche — aber in Einer Nacht war eine geheimnißvolle Veränderung eingetreten. Eine Armee von Waſſer eilte dem trockenen Flußbette zu. Geſtern noch Dürre und Troſtloſigkeit, und heute floß ein prächtiger Strom, fünfhundert Schritt breit und funfzehn bis zwanzig Fuß tief durch die ſchreckliche Wüſte.... Obgleich ich eben erſt am Anfange meiner Arbeit ſtand, fühlte ich, daß die Erfahrung dieſer Nacht mir einen Einblick in einen Theil des Nilgeheimniſſes gegeben hatte und daß, „wie kommende Ereigniſſe ihren Schatten vor ſich herwarfen“, dieſe plötzliche Schöpfung eines Fluſſes nur der Schatten der großen Urſache ſei. In Abyſſinien strömten die Regen nieder und dieſe ſind die Nilquellen.

Baker ſetzt auseinander, wie durch dieſe Regen nicht nur die Ueberflutung Aegyptens entſteht, ſondern auch die Schlammablagerung, welche das Delta gebildet hat, daß die Nebenſtröme mithin den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Wunderlandes der Pyramiden veranlaſſen. Gewiß hat er die Einzelheiten, welche mit der berühmten Ueberſchwemmung zuſammenhängen, zuerſt weitläufig auseinandergeſetzt, allein der erſte, welcher hierauf hinwies und zeigte, wie die von den Nebenflüſſen hinabgeſchwemmten, zerſetzten vulkaniſchen Producte Abyſſiniens in Aegypten den fruchtbaren Nilſchlamm ausmachen, war, ſchon im Jahre 1832, unſer Landsmann Eduard Rüppell. Es geht hier wie ſo oft: das frühere Verdienſt wurde vergeſſen und der Brite ſteht heute als der Entdecker der wahren Urſachen der Nilüberſchwemmung da.

Keineswegs mit der Erforſchung des Atbara ſich begnügend, vielmehr bedacht, die Hydrographie aller aus Abyſſinien kommenden Nilzuflüſſe zu erforſchen, folgte Baker den Ufern des Atbara bis zur Einmündung des Setit oder Takazzié; dann ging er an dieſem Strome aufwärts bis in das Land der wilden Bazen. Von dieſem eigenthümlichen heidniſchen Volke gewahrte der Reiſende indeſſen nur ſchwache Spuren, und wenn er auch Kreuz- und Querzüge in ihrem Lande anſtellte, ſo würde ſich doch derjenige getäuſcht fühlen, der bei ihm Auskunft über die Bazen ſuchen wollte. Unſere einzige, allerdings vortreffliche Quelle bleibt hier immer noch Werner Munzinger. Aus dem Lande der Bazen begab ſich Baker durch das Territorium des „Leopardenkönigs“, des furchtbaren Woad Mek Nimr, am Fuß des prächtigen Abfalls der abyſſiniſchen Gebirge vorbei nach den Flüſſen Salam und Angrab, die vereinigt ſich in den Atbara ergießen; nachdem er dieſe unterſucht hatte, zog er durch eine ausgedehnte und ſchöne Landſchaft, die vortrefflich zum Baumwollenanbau geeignet iſt, nach der ſeltſamen Negerrepublik Galabat, gegründet von hier ſitzengebliebenen Mekkapilgern aus dem Innern Sudans. Von der Hauptſtadt des Abyſſinien und Aegypten gleichzeitig tributären Staats gerade nach Weſten reiſend, gelangte Baker an den Fluß Rahad, ging an ſeinen Ufern hinab, wanderte über einen ſchmalen Landſtrich nach Weſten hin, erreichte den Fluß Dinder, folgte dieſem Strome bis zur Vereinigung mit dem Blauen Nil und begab ſich an dieſem großen Fluſſe nach Chartum hinab, nachdem er von dem Tage an, an welchem er Berber verlaſſen, genau zwölf Monate gereiſt war. Das iſt in kurzen Angaben Baker's Reiſeroute. Er durchſtrich dabei ein Land, das reich an Naturſchönheiten und das Paradies aller Jagdliebhaber iſt. Die Bewohner deſſelben ſind, abgeſehen von den Bazen und den Negern in Galabat, wandernde Araber, echte Söhne der Wüſte. Folgen wir nun dem Reiſenden auf einigen Jagdzügen; ſehen wir, wie er mit der Natur und den Menſchen verkehrt.

Schade, daß uns Baker keine Statiſtik ſeiner Jagdergebniſſe mittheilt; Hunderte von Antilopen und Gazellen; Elefanten, Nilpferde, Krokodile, Nashörner, Büffel, Leoparden und Löwen würden darin nach Dutzenden figuriren, ganz ungerechnet all das kleine Gethier, das gelegentlich

Digitized by Google

erlegt wurde. Klingen die Abenteuer auch manchmal
ſehr fabelhaft, ſo iſt doch kein Grund vorhanden, den ge-
ringſten Zweifel in die Wahrhaftigkeit des durchaus ehren-
haften Reiſenden zu ſetzen. Seine Waffen waren die beſten,
die aus engliſchen Fabriken hervorgegangen und er liebte
und hätſchelte ſie wie ſeine Kinder, reparirte ſie ſelbſt
und goß ſich Kugeln aus Blei und Queckſilber nach eige-
ner Erfindung. Dabei fehlte Baker ſelten. Einſt trifft
r, nur mit einer einläufigen Büchſe verſehen, auf vier
Nehedehet-Antilopen, ſcheue, flüchtige Thiere, die er alle
hintereinander erlegt. „Dies waren die beſten Schüſſe
meines Lebens. Ich hatte vier Thiere mit derſelben
Büchſe und durch ebenſo viele Schüſſe niedergeſtreckt, ſo
chnell als ich laden und feuern konnte.“ Selbſt der
önig der Wildniß, der mächtige afrikaniſche Elefant, er-
heint dem kühnen Weidmann nur als Zielobject, und da
auf Ceylon früher den aſiatiſchen Elefanten gejagt und
dieſem den „Stirnſchuß“ erprobt, ſo betrachtete er
s Rieſengeſchöpf nur allein von dieſem Standpunkte,
h. er verſuchte es auf ceyloneſer Manier zu erlegen.
n eine entſcheidende Probe vorzunehmen ſtellt ſich Baker
einer Entfernung von nur vier Ellen vor einem Ele-
nten auf und ſchießt ihn gerade in die Stirn. Die
zige Wirkung war, daß das Thier zurücktaumelte, allein
on im nächſten Augenblick ſtürzte es mit hoch aufgerich-
en Ohren auf ihn ein. Ein zweiter und ein dritter
huß treffen das wüthende Geſchöpf an dieſelbe Stelle —
h ohne Erfolg, und nun wäre es um den kühnen
hützen geſchehen geweſen, wäre nicht in demſelben Mo-
nte einer ſeiner Leute hervorgeſprungen, um dem Ele-
ten mit einem einzigen Schlage ſeines ſcharfen Schwertes
Beinſehne durchzuhauen. In demſelben Augenblicke
das Thier vollſtändig hülflos. Die Kugeln aber ſaßen
in der Stirn und ſo nahe beiſammen, daß ſie unge-
r drei Zoll Raum einnahmen, und keine hatte getödtet.
n war erſt Baker überzeugt, daß beim afrikaniſchen
fanten der Stirnſchuß nicht anwendbar ſei.

Jener Schwertjäger, welcher Baker im entſcheidenden
genblicke rettete, gehörte zum Stamme der Homran-
ber, die am Fluſſe Setit hauſen. Dieſe Leute, vor
n ſelbſt der alte Weidmann Baker den Hut abzieht,
wahre Nimrods, welche alle wilden Thiere von der
ilope bis zum Elefanten tödten, und zwar mit keiner
rn Waffe als mit dem Schwerte. Auch der Löwe
das Rhinoceros erliegen dem unbeſiegbaren Säbel
r gewaltigen Jäger, die unter dem Namen Agadſchirs
hmt geworden ſind. Nacheinander trat Baker mit
Geſellſchaften ſolcher Jäger zuſammen, die in ihrem
ern ſich von den übrigen Arabern nur durch ſehr lan-
Haar unterſchieden und faſt nackt gingen. Die zwei-
idigen Schwerter derſelben, in der Form genau alten
erſchwertern aus der Zeit der Kreuzzüge gleichend,
nen alle aus Solingen, das bekanntlich ganz Afrika
Meſſern und Säbeln verſieht. Entweder jagen die
dſchirs zu Fuße, und dann immer nur zu zweien
zu vieren und zu Pferde. Zwiſchen 10 und 12 Uhr
ens ſchläft der Elefant äußerſt ſorglos und iſt dann
zu beſchleichen: der Jäger kriecht zu ihm heran und
dem Thiere den Rüſſel ab, das ſich nun verblutet.
rs verhält es ſich dagegen, wenn das Thier wach
und im Laufen iſt. In dieſem gefährlichen Falle eilt der keck Agadſchir hinter dem Elefanten her und führt nach der Beinſehne über der Ferſe einen furchtbaren Hieb, der die Arterien durchſchneidet und den Koloß zum Stürzen bringt. Noch anders geſtaltet ſich die Jagd der berittenen Agadſchir, die ein prachtvolles Bild darbieten muß, welches ſelbſt Stiergefechte in den Schatten zu ſtellen geeignet iſt. Ein großer Elefant iſt aufgeſpürt und ihm entgegen reitet auf wohlgeſchultem Pferde ein Homran, während ſeine Gefährten hinter das mächtige Geſchöpf zu kommen trachten. Mit ſchrillem Schrei ſtürzt der Elefant gleich einer Lavine auf den Reiter vor ihm, deſſen Roß wie eine Gazelle über Stein und Felsblöcke dahinfliegt, um ſich dem Verfolger zu entziehen. Dieſen Augenblick müſſen die hinter dem Elefanten befindlichen Agadſchirs benutzen; ſie ſetzen im vollſten Carrière von ihren Rennern ab, das blitzende Schwert ſauſt durch die Luft, die Beinſehne iſt getroffen und dröhnend ſtürzt der Koloß zuſammen; der Reiter, den er verfolgt, der ſchon ſeine Beute ſchien, iſt gerettet, er ſelbſt die Beute des Jägers. Natürlich iſt dieſe ungewöhnliche Jagdart, die auch gegen andere Thiere ausgeübt wird, mit der größten Gefahr verbunden und die Agadſchirs werden häufig das Opfer ihrer Unerſchrockenheit. Das aber gerade ſtellte ſie in Baker's Augen hoch, und da es unter Weidmännern eine Art von Freimaurerei gibt, ſo verbrüderte ſich der blonde Angelſachſe bald mit den ſchwarzbraunen Arabern, deren wunderbare Tapferkeit und Gewandtheit er nicht genug zu loben weiß.

Um ganz ſich ſeiner Jagdleidenſchaft hingeben zu können, ſchlug Baker für längere Zeit ſein Zelt am Ufer des ſchönen Atbaraſtromes auf oder er baute ſich vielmehr à la Robinſon Cruſoë „ein Schloß“, das die Jagdgerechtigkeit in ſämmtlichen Kirchſpielen Abyſſiniens und des Sudans beſaß, nebſt dem Fiſchereirecht im Atbara, in dem es nicht an Krokodilen, Schildkröten, Nilpferden und Barſchen von anderthalb Centner Schwere mangelte. Seine Frau trug das Ihrige dazu bei, um mit weiblicher Hand das Innere der Hütte zu verſchönern und ſelbſt ein Garten für Gemüſebau wurde eingerichtet. Mit einem Worte, es war ein Daheim unter Arabern, dem weiter nichts als europäiſche Steuern, eine Kirche und eine Poſtanſtalt fehlten. War wohl auch die arabiſche Sprache die herrſchende an jenem idylliſchen Platze, ſo behaupteten doch auch die europäiſchen Idiome dort ihr Recht, und zwar wurde mitten unter Giraffen, Flußpferden, Löwen und Büffeln vorzugsweiſe deutſch geſprochen. Wo in aller Welt wäre der Deutſche nicht zu finden? Humboldt war nicht wenig erſtaunt, in den Urwäldern Südamerikas einſt plötzlich die Melodie „Freut euch des Lebens“ zu vernehmen, und nicht weniger überraſcht war Baker, als ihm am Atbara ein blonder Mann in deutſcher Sprache willkommen hieß, der ihm ſein ſteinernes, ſelbſterbautes Haus zur Verfügung ſtellte. Dieſer vortreffliche Menſch, der als Elefantenjäger ſich in jenen Wildniſſen ernährte und im beſten Anſehen bei den Arabern ſtand, wird von Baker nur Florian genannt. Aus Graf Krockow's Reiſe wiſſen wir jedoch, daß er ein Schleſier war und Florian Muche hieß. Auch der Franzoſe Lejean hat ihn in ſeiner Einſamkeit aufgeſucht und weiß ihn nicht genug zu rühmen; aber der

Digitized by Google

gute Florian, der ſich Baker ſo nützlich machte, fand, wie wir gleichfalls aus Krockow's Reiſebericht erſehen, im März 1865 einen echten Jägertod — ein Löwe hat ihn zerriſſen, und der deutſche Graf konnte nur die geringe Nachlaſſenſchaft des wackern Mannes in die Heimat zurückbringen. Zu Florian geſellte ſich ein anderer Deutſcher, auch eine ehrliche Haut, ein bairiſcher Zimmermann mit dem nicht ungewöhnlichen Namen Johann Schmidt. Auch er liegt im äquatorealen Afrika begraben; Baker, der ihn als Gehülfe annahm, beſtattete ihn unter Thränen am Weißen Nil. Das waren alſo die Glieder der europäiſchen Colonie am Atbara, die ſich der deutſchen Sprache bediente und ſo das Abendland neben dem urorientaliſchen und altbibliſchen Leben vertrat, welches ringsum herrſchte. In der That, die Schilderungen, welche vom Treiben dieſer afrikaniſchen Araber entworfen werden, ſie weichen in nichts ab von den Vorſtellungen, die wir durch das Alte Teſtament vom Leben des auserwählten Volkes in Kanaan in uns aufgenommen haben, ja einige der herrlichen Illuſtrationen aus Dorée's Bibel würden unbedenklich zur Erläuterung des Baker'ſchen Werkes dienen können. Die Vergangenheit wird zur Gegenwart, der Schleier fällt von einer Zeit, die drei Jahrtauſende rückwärts liegt und das lebende Bild iſt ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit der geſchichtlichen Beſchreibung. Da ſind noch dieſelben Sandwüſten, da ſtehen die Zelte und dabei die Kamele, dort treibt der Wanderhirt die Heerden zum Brunnen, an dem bräunliche Mädchen ſtehen, um die Schläuche zu füllen. Gewiß liegt in dieſer Unveränderlichkeit des Lebens ein tiefer Zauber; Natur und Menſch ſie ſind ſich gleichgeblieben ſeit Jahrtauſenden; wird es da der europäiſchen Civiliſation, den Sendboten des Chriſtenthums gelingen, in unſerm Sinne verändernd auf jene Völker einzuwirken? Jedenfalls ſind die Menſchen in ganz Oberägypten und Abyſſinien einer höhern Entwickelung fähig, wenn vielleicht auch nicht nach europäiſcher Weiſe, was gar nicht nothwendig iſt; in Centralafrika dagegen, ſo ſagt Baker mit Recht, hauſt ein hoffnungsloſes Geſchlecht von Wilden, für das es keine Ausſicht auf Civiliſation gibt.

Den Sorgen der Welt völlig entrückt, mit dem Gefühle der Ruhe verbrachte Baker mehrere Monate in ſeinem idylliſchen Lager, bis die Regenzeit aufgehört und damit die ägyptiſchen Plagen eintraten. Alles litt am Fieber, gewöhnliche Fliegen plagten die Menſchen, die gefährliche Sirutfliege biß die Eſel todt und auch die altteſtamentlichen Geſchwüre ſtellten ſich ein. Baker quackſalberte nach europäiſcher Methode, während der Faki oder Geiſtliche der Araber Sprüche aus dem Koran niederſchrieb, die als Arznei verſchluckt wurden. Gelegentlich ſchwamm ein todter Elefant im Strom vorüber, oder die Paviane in der Nähe des Lagers lieferten ſich Schlachten; auch fehlte es nicht an theologiſchen Geſprächen mit den Bekennern des Islam, aber über den Fluß konnte Baker nicht hinüber, ſo ſehr brauſte und ſchäumte er noch. Welche Pein für ihn, denn drüben am andern Ufer graſten die herrlichſten Giraffen in großer Anzahl! Endlich hält unſer Schütze die Qual nicht mehr aus; ſeine zinnerne Badewanne wird zum Schiff, er erreicht glücklich das jenſeitige Geſtade und findet die ergiebigſte Jagd. Wie er dann die edeln ſchöngefleckten Thiere mit dem zartſchmeckenden Fleiſche zu Dutzenden erlegt, wie er den Baggarfiſch gefangen, eingeſalzen oder geräuchert hat, wie er Krokodile nnd Nilpferde harpunirt, können wir hier, um nicht zu ſehr in die Jagdgeſchichten zu gerathen, nicht mehr anführen; allein wir empfehlen dem Leſer dringend, ſich die ſpannende Lektüre nicht entgehen zu laſſen.

Werfen wir lieber einen Blick auf die politiſchen Verhältniſſe, wie ſie ſich in den Grenzgebieten zwiſchen Abyſſinien und dem unter ägyptiſcher Oberhoheit ſtehenden Sudan geſtaltet haben. Zwiſchen beiden Reichen erſtreckt ſich eine Art von neutralem Gebiet oder Border, wie man nach ſchottiſch-engliſchen Begriffen ſagen würde, auf welches ſowol der Vicekönig von Aegypten, wie Theodoros II. Anſpruch erheben. Aber keiner von beiden ſemitiſchen Herrſchern beſitzt dort eine nennenswerthe Autorität, weder der Muſelman noch der Chriſt; denn in jenem Grenzſtreifen, wo Schwert und Lanze die einzigen Repräſentanten des Geſetzes ſind, hat ſich ein Strauchdieb erſter Größe, der ſchon erwähnte „Leopardenkönig“, niedergelaſſen. Gegen die Aegypter hatte der gefürchtete Mann alle Urſache als Feind aufzutreten, da ſie ſeinen Vater bei der Eroberung des Sudan aus ſeinem ererbten Beſitzthum vertrieben hatten. Den Rachekrieg fortſetzend brach nun der Sohn mit der Liſt und der Gewandtheit eines Leoparden aus ſeinen Schlupfwinkeln an der abyſſiniſchen Grenze auf die Unterthanen der Aegypter los und kehrte ſtets mit reicher Beute beladen heim. Mehrmals hatte der Statthalter des Sudan Unternehmungen im großen Maßſtab gegen Mek Nimr organiſirt, aber immer waren ſie mislungen, da er ſich in ſeine unzugänglichen Gebirge zurückzog uud ſie dort mit Verluſt ſchlug, ohne daß ſie ſich auf eine andere Weiſe rächen konnten, als durch das Niederbrennen der verlaſſenen Dörfer, deren Strohhütten ſchnell wieder aufgebaut waren. Der Leopardenkönig wurde ſo zum Schilde Theodor's von Abſſinien, für die ägyptiſche Regierung aber ein unbequemer Nachbar.

Schon öfter waren europäiſche Reiſende in die Nähe von Mai-Kaba, Mek Nimr's Wohnſitz, gelangt, allein nur der Engländer Mansfield Parkyns war bis zu dem Seter des Leopardenkönigs vorgedrungen. Jetzt erhielt Baker, der am Fluſſe Rojan jagte, plötzlich eine Einladung von dem gefürchteten Häuptling, nebſt zwanzig Pfund Kaffee als Geſchenk, und ſofort beſchloß er ſeinen Zug ſo einzurichten, daß er durch das Gebiet Mek Nimr's kommen mußte. In der Nähe deſſelben angelangt, weigerten ſich ſeine Araber, ihn weiter zu begleiten, da ſie für ihr Leben und ihre Kamele beſorgt waren, allein Baker zwang ſie mit den Waffen in der Hand, ihm dennoch zu folgen. Bald darauf ſtieß er auf eine Streifpartie von Mek Nimr's Leuten, die er gut bewirthete und ſo zu Führern gewann. „Der Befehlshaber dieſer Kerle hieß Mohammed und er iſt ohne Zweifel ein ausgemachter Schurke. Er iſt etwa 5 Fuß 10 Zoll hoch und ſo mager, wie ein lebendiger Menſch nur ſein kann. Er ſieht ſo liſtig aus und iſt ſo bindfadenartig und ſo aalglatt, daß ich, wenn ich ihn einzuſchließen hätte, das Schlüſſelloch verſtopfen würde, da er mir ſo ausſieht, als könne er durch jede Oeffnung ſchlüpfen.“ Baker befand ſich unter Strolchen erſter Qualität, denn alles vogelfreie Geſindel aus den Nachbarländern

Digitized by Google

hatte ſich unter die Aegide Mek Nimr's geflüchtet, angelockt von dem freien abenteuerlichen Leben und den unaufhörlichen Beutezügen. Das Nächſte, was Baker als vollendeter Gentleman ſelbſt mitten in der Wildniß nicht verſäumte, war die Ueberſendung ſeiner Viſitenkarte an den Leopardenkönig, begleitet von einer ſchönen perſiſchen Lanzenſpitze. Der Häuptling nahm alles gnädig an und ſchickte ſeinen Hofmuſikus, einen echt abyſſiniſchen Paganini, zur Bewillkommnung des Fremdlings ab.

Dieſe Muſiker ſind unſern alten Minneſängern ſehr ähnlich. Sie erſcheinen bei öffentlichen Feſten und bei den Begräbniſſen, Hochzeiten und Geburten von Vornehmen und extemporiren Lieder. Das Thema meines Minneſängers bildeten meine Jagden im Bazenlande. Er beſang mich, als ob ich Richard Löwenherz wäre und erzählte ſeinen bewundernden Zuhörern, wie ich mit meiner jungen Frau meine ferne Heimat verlaſſen habe, um mit den ſchrecklichen Bazen zu kämpfen; wie ich ſie im Zweikampfe erſchlagen und Elefanten und Löwen gleich Lämmern und Zicklein mit der Hand erlegt habe; jetzt ſei ich nun glücklich im Lande des großen Mek Nimr angekommen u. ſ. w.

Das Schlimmſte war jedoch, daß dieſer Dichter, Componiſt und Geiger in einer Perſon für ſeine Mühewaltung eine ſehr bedeutendes Honorar verlangte, welches Baker auch mit Schmerzen entrichten mußte. Er meint, daß er dafür eine Loge in Her Majesty's Theatre habe miethen können.

Am folgenden Morgen fand die Audienz in einer ſchönen parkartigen Gegend, welche die abyſſiniſchen Alpen zum Hintergrunde hatte, unter einer großen Tamarinde ſtatt. Der Leopardenkönig war ein Mann von funfzig Jahren und in ſeinem Aeußern ſehr ſchmuzig. Neben ihm lagen Piſtolen und ſtand ein geſatteltes Pferd; ſo war er gleich gut zum Gefecht wie zur Flucht vorbereitet und daſſelbe war bei ſeinen räuberiſchen Begleitern der Fall. Der Empfang des Reiſenden war ein ungemein freundlicher, Geſchenke wurden herüber und hinüber ausgetauſcht, ja ſogar Baker ein Führer verſprochen. Indeſſen Mek Nimr hatte hierbei einen Hintergedanken: er wollte Baker als Geſandten an den ägyptiſchen Gouverneur in Chartum gebrauchen, um durch ihn Friedensbedingungen aufſtellen zu laſſen. Baker erledigte ſich auch des diplomatiſchen Auftrags ſpäter, wurde jedoch von Muſa Paſcha unter dem Vorgeben abgewieſen, Mek Nimr ſei unverbeſſerlich und müſſe ausgerottet werden. Indeſſen wiſſen wir von ſpätern Reiſenden, daß es den Aegyptern nicht gelungen iſt, den kühnen Schnapphahn zu vertreiben. Vier Jahre ſpäter als Baker war Graf Krockow in der Nähe ſeines Territoriums, und von dieſem Reiſenden erfahren wir, daß der Leopardenkönig noch immer ſeine Beutezüge fortſetzt. So machtlos iſt gegenwärtig Aegypten noch im Sudan, ſo zerklüftet ſind dort die politiſchen Verhältniſſe, und wie Mek Nimr ſich unabhängig gemacht hat, ſo treten noch viele andere Häuptlinge gegen die Regierung in Kairo und deren Statthalter in Chartum auf, trotzdem mindeſtens 20000 Mann reguläre Truppen im Sudan ſtehen. Und bei ſolchen Zuſtänden träumen die Aegypter noch von einer Eroberung Abyſſiniens.

Baker und ſein Buch würden hier ſchlecht charakteriſirt ſein, wollten wir nicht noch ſeine Stellung zu dem in neuer Zeit wieder ſehr in den Vordergrund getretenen Miſſionsweſen erläutern. Um dieſes zu können, brauchen wir dem Reiſenden nur nach der Negerrepublik Galabat zu folgen, wo die Baſeler Miſſionsgeſellſchaft eine Station errichtet hat, der mehrere Deutſche vorſtehen. Gleichzeitig mit Baker trafen dort einige Miſſionshandwerker ein, die ſich zu König Theodor von Abyſſinien begaben und dann wol in der Feſtung Magdala Gelegenheit hatten, über ihre Reiſe nachzudenken. Sie überſchütteten Baker mit Bibelcitaten, der bedauerte, mit ihnen nicht übereinſtimmen zu können, da die Abyſſinier auf ihre beſondere Art von Chriſtenthum genau ſo viel Gewicht legten, wie irgendeine andere Sekte.

Der Grobſchmied verſicherte mich, daß die ſpecielle Miſſion, für die er beſtimmt ſei, in der Bekehrung der abyſſiniſchen Juden beſtehe. Ich erwiderte ihm, daß wir auch in England ein paar Juden hätten, die für ein Experiment daheim ein hübſches Feld darböten, und mit denen man den Anfang machen möge, ehe man ſich an ein ſo fernes Gebiet wage. Ich konnte aber den Schmied, deſſen Kopf ſo hart wie ſein Amboß war, nicht überzeugen. Er hatte ſich vollſtändig eingeredet, daß das Wort Gottes der Hammer ſei, mit dem er, ſeinem Handwerk entſprechend, ſeine Anſichten von der Wahrheit den Leuten in den dicken Schädel treiben müſſe. Ich rieth ihm wieder zu ſeinem Handwerk zu greifen, das ihm mehr Reſpect verſchaffen werde, als ſein Predigen. Er antwortete: das Wort Gottes müſſe in allen Ländern gepredigt werden; der Apoſtel Paulus ſei auch Gefahren begegnet, aber er habe dennoch die Heiden bekehrt. So oft ich einem übermäßig unwiſſenden Miſſionar begegnet bin, hat er ſich immer mit dem Apoſtel Paulus verglichen, und in einer halben Stunde hatte ich herausgefunden, daß ich mit St.-Paul in der Perſon eines Grobſchmieds mich unterhalten hatte.

Auch die in Galabat ſelbſt anſäſſigen Miſſionare haben es zu keinerlei Reſultaten gebracht, da in jenen Gegenden das Chriſtenthum mit dem Islam nicht den Wettbewerb auszuhalten vermag, wie neben Baker alle vorurtheilsfreien Reiſenden bezeugen. Selbſt tüchtige, gebildete Miſſionare arbeiteten ohne allen Erfolg. Krockow fand auch noch 1865 ihre Bemühungen ganz reſultatlos; ſie hatten keine Proſelyten gemacht, wol aber vortreffliche Zwiebeln angebaut. Und ſo wie hier iſt es auch in den Bogosländern, in Abyſſinien und am Weißen Nil der Fall. „Es iſt im Intereſſe der Humanität zu hoffen", ſchreibt Heuglin, „daß man dieſe Miſſionsverſuche endlich aufgeben wird. Wie viel Geld- und Menſchenopfer hat dieſe Miſſion ſchon gekoſtet und was waren die Erfolge während ihres funfzehnjährigen Beſtehens?" Man vergleiche, was Brehm, Munzinger, Lejean über Abyſſinien in dieſer Beziehung ſagen, was geiſtreich Vámbéry über das Nichtgedeihen des Chriſtenthums bei den Orientalen auseinanderſetzt, was Adolf Baſtian von der Reſultatloſigkeit der Miſſionsbeſtrebungen in Siam berichtet. Und hier begegneten wir doch meiſt wohlwollenden, gebildeten europäiſchen Prieſtern. Jene deutſchen, nach Abyſſinien ziehenden, ungebildeten Handwerkermiſſionare beſaßen jedoch einen Arzneikaſten, deſſen Inhalt ſie nicht kannten, eine Anzahl Bibeln in der Tigre-Sprache, die ſie nicht verſtanden, und waren ſomit zur Bekehrung der Juden, die nicht leſen konnten, vortrefflich vorbereitet. Woher ſoll der Erfolg kommen? Wir erörtern die Gründe nicht, conſtatiren aber die Thatſachen.

Die deutſche, ſchön ausgeſtattete Ausgabe von Baker's Reiſewerk lieſt ſich ganz ausgezeichnet. Wir hätten nur

Digitized by Google

gewünſcht, daß der Ueberſetzer die Kakographie der engliſch geſchriebenen Eigennamen verbeſſert hätte. Es fehlt eben den Briten das richtige Gehör, und was phonetiſch ſchreiben heißt, davon haben ſie kaum eine Ahnung. So ſind auch die von Baker verzeichneten Eigennamen manchmal gar nicht zu erkennen. Nicht allein aus dieſem Grunde, ſondern weil die Baker'ſche Karte dem heutigen Standpunkt der Kartographie durchaus nicht entſpricht und geradezu Fehler enthält, hätten wir gewünſcht, daß der Verleger dem Werke nicht die engliſche, wol aber eine deutſche Karte beigegeben hätte. Was Haſſenſtein, Munzinger, von Heuglin auf dem betreffenden Gebiete geleiſtet haben, erſcheint geradezu muſtergültig und die Beigabe einer deutſchen Karte nach deren Forſchungen würde alle gerügten Mängel getilgt haben.

Richard Andree.

Shakſpeare in neuen Ueberſetzungen.

(Beſchluß aus Nr. 28.)

Die Ueberſetzer der Shakſpeare-Sonette, Bodenſtedt und Jordan, concurriren in den beiden neuen Ausgaben wiederum als Ueberſetzer der großen Shakſpeare-Tragödien. „Othello" und „Macbeth" (erſtes und ſiebentes Bändchen bei Brockhaus, ſiebenter Band der hildburghauſener Ausgabe) liegen vor, den Vergleich geſtattend. Außerdem hat Jordan „Romeo und Julie" überſetzt, deſſen Ueberſetzung durch Bodenſtedt als das elfte Bändchen der Brockhaus'ſchen Sammlung angekündigt wird.

Die Eigenthümlichkeiten beider Dichter, die ſich ſchon in der Ueberſetzung der „Sonette" zeigten, verleugnen ſich ebenſo wenig in der Uebertragung der Tragödien. Jordan hat etwas Wuchtvolles, eine gewiſſe Vorliebe für die Auswüchſe des Shakſpeare'ſchen Stils, die er pietätvoll zu conſerviren ſucht; er zieht ſeltenere Sprachregiſter auf, um mit minder gewöhnlichen Wendungen das Alterthümliche Shakſpeare's zu treffen; er befleißigt ſich oft großer Treue gegen den wörtlichen Ausdruck, indem er die metaphoriſchen Haupt- und Zeitwörter oft gleichſam mit der Wurzel und dem ganzen daranhängenden Erdreich ausreißt, um ſie in deutſchen Boden zu verpflanzen. Je alterthümlicher die Sprache, deſto mehr haben die Wörter noch eine metaphoriſche Bedeutung, die allmählich mehr ins Abſtracte verblaßt. Bei Shakſpeare iſt noch manches Wort von anſchaulicher Friſche, was dem heutigen Engländer nur noch logiſche Bedeutung hat. Jordan's Streben, die markige Anſchaulichkeit Shakſpeare's zu wahren, hat alſo guten Grund, wenn es auch im einzelnen zu Geſchmackloſigkeiten führt und der deutſchen Sprache unbequeme Wendungen aufnöthigt. Im ganzen hat Jordan einen Pomp und eine Schwere, welche einzelnen mehr getragenen Stellen Shakſpeare's vollkommen angemeſſen ſind; wir hören den wuchtigen Tritt des Kothurns, der die altengliſche Bühne erſchütterte, aus den Jordan'ſchen Verſen heraus.

Bodenſtedt iſt bei weitem einſchmeichelnder und liebenswürdiger; er ſucht die Shakſpeare'ſchen Ecken und Kanten ſoviel als thunlich abzuſchleifen; ſeine graziöſe Sprachgewandtheit, verbunden mit ſeiner genauen Shakſpeare-Kenntniß, läßt ihn bei dieſem ſchwierigen Unternehmen doch meiſt das Richtige treffen. Einige Stellen ſind mit jener Meiſterſchaft übertragen, welche auch die Shakſpeare-Sonette wie kleine Kunſtwerke in Deutſchland eingebürgert hat; es ſind dies gerade diejenigen Partien, in denen die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung zu ſtottern pflegt, während Shakſpeare's Muſe leichtgeſchürzt einhergeht, nur im Coſtüm ihrer Zeit, in welches ſich jene Ueberſetzer zur Unzeit verwickelten. Bodenſtedt's Ueberſetzungen eignen ſich daher beſonders für Aufführungen auf deutſcher Bühne; ſie haben ebenſo wie die Gildemeiſter's den Fluß und Schwung, die durchgängige Verſtändlichkeit und den Wohlklang, welche für die Scene unerlaßliche Bedingungen ſind.

Was das Urtheil über Shakſpeare betrifft, ſo ſtehen Bodenſtedt und Jordan nicht auf derſelben Seite; die Einleitungen des erſtern zu „Othello" und „Macbeth" ſind ſchwunghafte Analyſen einer ausſchließlichen, die Kritik verſchmähenden Bewunderung. „Macbeth" gegenüber, einer Tragödie in wahrhaft großem Stil, mag dies gerechtfertigt ſein; doch bei „Othello", einem Trauerſpiel, deſſen tragiſcher Bau zum Theil auf ſchwanken Luſtſpielmotiven ruht, können wir der Advocatur Bodenſtedt's, gegenüber einzelnen gerechtfertigten Angriffen, nicht beiſtimmen. Wie ſich Jordan zu dieſer Tragödie ſtellt, erſehen wir, da er keine Einleitung dazu geſchrieben, nur aus der lakoniſchen Note, in welcher er das Stück eine „grandioſe Misgeburt" des Shakſpeare'ſchen Genies nennt.

Eine Vergleichung der beiden Ueberſetzungen im einzelnen wird unſer Geſammturtheil nur rechtfertigen. Freilich müſſen wir hinzuſetzen, daß Jordan, ſo ſehr er ſich der Treue befleißigt in Bezug auf den Charakter des Ganzen, ſich im Einzelnen manche Licenzen erlaubt, namentlich Bilderverwechſelungen, die wir ſchon bei Gildemeiſter rügten. Auch Rückſichten der Decenz könnten das nicht rechtfertigen, denn eine Ueberſetzung iſt keine editio castigata. Doch erſcheinen auch dieſe als Motiv zweifelhaft; denn wenn er „das Thier mit zwei Rücken", das Bodenſtedt wortgetreu acceptirt, ausläßt und dafür überſetzt: „Daß der Mohr im Begriff iſt, eurer Tochter Schreibunterricht zu geben. Eben machten ſie miteinander das große X", ſo ſteht hiervon keine Zeile in Shakſpeare und die Correctur iſt weder geſchmackvoller noch decenter.

Die Worte Jago's: „You'll have your nephews wigh to you: you'll have coursers for cousins and gennets for germans", die Bodenſtedt wortgetreu überſetzt: „Ihr wollt Enkel haben, die Euch anwiehern, Ihr wollt Klepper zu Vettern und Zelter zu Baſen haben", überſetzt Jordan: „Soll ſie wiehernde Wickelkinder werfen, bunte Baſtarde, Schecken, halb Schimmel, halb Rappen, und auf dem Rücken gezeichnet wie Zebras!"

Möglich, daß ſich Jago ſo ſchlagender in Bezug auf

Digitized by Google

ıs tertium comparationis ausgedrückt hätte; doch ſolche erbeſſerungen ſind in einer Ueberſetzung ungehörig.

Die Erzählung Othello's vor dem Senat lautet bei odenſtedt:

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein,
Erforſchte die Geſchichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr, die Schlachten, Stürme, Fahrten,
Die ich erlebt.
Ich ging es durch, von meinem Knabenalter
Bis zu der Stunde, wo ich's ihm erzählte.
Da ſprach ich dann von grauſigen Wechſelfällen,
Von rührender Gefahr zu Land und Meer,
Von knapper Rettung aus toddrohender Breſche,
lnd wie der ſtolze Feind mich als Gefangenen
In Sklaverei verkauſt; wie ich erlöſt ward;
Von wunderbaren Reiſeabenteuern,
Worin von großen Höhlen, öden Wüſten,
Felsblöcken, Bergen, deren Haupt den Himmel
Berührt, die Rede war — und ſo ging's weiter;
Von Kannibalen, die einander eſſen,
Anthropophagen, Menſchen, deren Köpfe
nter den Schultern wachſen. Dies zu hören
War Desdemona ſtets voll ernſtem Eifer;
'ft aber rief ein Hausgeſchäft ſie ab,
nd wenn ſie dieſes eiligſt abgethan,
am ſie zurück, mit gierigem Ohr verſchlingend,
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm ich
inſt eine günſtige Stunde wahr, und leicht
ewog ich ſie zu herzlich ernſter Bitte,
hr alle meine Fahrten zu erzählen,
Wovon ſie ſtückweis manches ſchon gehört,
och unzuſammenhängend. Ich that's gern;
nd oft entlockt' ich unbewußt ihr Thränen,
enn ich von jammernswerthen Leiden ſprach
us meiner Jugendzeit. Als ich geendet,
ab ſie zum Lohn mir eine Welt von Seufzern.
Gott, rief ſie, wie ſeltſam, wunderſeltſam!
nd wie ergreifend, wunderbar ergreifend! —
ie wünſchte, daß ſie's nicht gehört, und wünſchte,
aß ſie der Himmel ſelbſt zu ſolchem Manne
emacht. Sie dankte mir und bat mich, wenn
n Freund von mir ſie lieben ſollte, möcht' ich
n lehren, meine Geſchichte zu erzählen,
s würde ſie gewinnen. — Darauf ſprach ich. —
e liebte mich, weil ich Gefahr beſtanden,
liebte ſie um ihres Mitleids willen.
s iſt der einz'ge Zauber, den ich übte.
r kommt die Dame; laßt ſie Zeugniß geben.

Jordan:

Vater liebt' und lud mich oftmals ein;
fragte mich nach meinem Lebenslauf
Jahr zu Jahr und wie ich durchgemacht
agerungen, Schlachten, Abenteuer.
s lief ich durch vom Knabenalter an
auf den Zeitpunkt eben ſeiner Frage.
ſprach ich denn von drohender Gefahr
Land und See, von Lagen, reich an Spannung,
Todesnöthen, denen ich beim Sturm
Breſchen um ein Haar breit nur entrann,
von Gefangenſchaft bei frechen Feinden.
h wie man mich in Sklaverei verkauft
ählt' ich, was mich dann aus ihr erlöſt
welche Wunderfahrten ich vollbracht.
mußt' ich denn im Fortgang der Geſchichte
weiten Höhlen, wüſten Steppen melden,
Felſengrotten, himmelhohen Bergen,
Menſchenfreſſern, ja, von einem Volk,
n unterm Arm der Kopf gewachſen iſt.
ierig hörte Desdemona zu.
veilen rief ein Hausgeſchäft ſie fort;
that ſie dann in höchſter Eile ab
Und kehrte wieder, mit erpichtem Ohr
Das Ende meiner Mären zu verſchlingen.
Das nahm ich wahr und gab zu günſt'ger Stunde
Ihr Anlaß, daß ſie ernſt und herzlich bat,
Ich möcht' ihr meine ganze Pilgerfahrt
Erzählen, die ſie ſtückweis nur gehört
Und nebenbei. Das hab' ich denn gethan
Und ihren Augen unbewußte Thränen
Gar oft entlockt, wenn ich von harten Schlägen
Erzählte, wie ſie meine Jugend trafen.
Sie lohnte mir, als ich zu Ende war,
Mit einer Welt von Seufzern, ja, ſie ſchwur —
Höchſt ſeltſam freilich, mehr denn ſeltſam war's
Und rührend zum Verwundern — doch ſie ſchwur,
Sie wünſche, daß ſie's lieber nicht gehört,
Und wollte dennoch, daß der Himmel ſie
Als einen ſolchen Mann erſchaffen hätte.
Sie dankt' und bat mich, wenn ich einen Freund
Beſäße, der ſie liebe, ſollt' ich ihn
Nur lehren meinen Lebenslauf erzählen,
Denn das gewänne ſie. Auf dieſen Wink
Erklärt' ich mich.
Sie liebte den gefahrerprobten Mann
Und ich in ihr das tiefe Mitgefühl.
Nur dieſen Zauber hab' ich angewandt.
Doch ſeht, ſie kommt. Vernehmt ihr eignes Zeugniß.

Die Geſammtphyſiognomie beider Ueberſetzungen, wie wir ſie geſchildert, wird ſich ſchon ungefähr aus einem Vergleich dieſer Erzählung ergeben. Das „intentively" in den Verſen:

Whereof by parcels she had something heard,
But not intentively —

macht Schwierigkeiten. Bodenſtedt überſetzt es mit „unzuſammenhängend"; da dies aber ganz daſſelbe iſt, wie „ſtückweis", ſo iſt dann die Verbindung mit „but" „doch" ungerechtfertigt. Daſſelbe gilt von Schlegel: „doch nicht in ſtrenger Folge." Der Gegenſatz, der durch die Partikel „but" ausgedrückt iſt, kann nur darauf beruhen, daß das „by parcels" die Art und Weiſe der Erzählung ausdrückt, wie ſie der Desdemona zu Ohren kam, durch das Wort „intentively" aber die ſubjective Art, wie ſie es aufnahm. „Nicht mit voller Aufmerkſamkeit" iſt der Sinn, der durch Jordan's „und nebenbei" eher getroffen wird. Die Verſe:

She lov'd me by the dangers she had pass'd,
And I lov'd her, that she did pity them —

ſind bei Bodenſtedt beſſer überſetzt als bei Jordan, welcher die durch die Wortſtellung hervorgerufene Schärfe des Gegenſatzes verwiſcht. Geradezu unrichtig aber ſind die folgenden Verſe von Bodenſtedt überſetzt:

She swore — In faith, 't was strange, 't was passing strange,
'T was pitiful, 't was wondrous pitiful:
She wish'd, she had not heard it.

Bodenſtedt:

O Gott, rief ſie, wie ſeltſam, wunderſeltſam!
Und wie ergreifend, wunderbar ergreifend,
Sie wünſchte — daß ſie's nicht gehört.

Schlegel dagegen:

Sie ſchwur — in Wahrheit, ſeltſam! Wunderſeltſam
Und rührend war's! Unendlich rührend war's!
Sie wünſchte, daß ſie's nicht gehört.

Jordan:

Ja, ſie ſchwur —
Höchſt ſeltſam freilich, mehr denn ſeltſam war's

Digitized by Google

Und rührend zum Verwundern — doch ſie ſchwur,
Sie wünſche, daß ſie's lieber nicht gehört.

Bodenſtedt ſcheint aus dieſem „ſeltſam" und „ergreiſend" eine Aeußerung der Desdemona, eine Kritik der abenteuerlichen Geſchichten, die Othello ihr erzählt hat, zu machen, während Schlegel und Jordan mit Recht einen Ausruf des Mohren darin ſehen, deſſen Herzenseinfalt ſich in der Ueberraſchung über das ihm öffnende Herz eines ſchönen Mädchens zugleich voll Staunen und Rührung ausſpricht. Dem Helden wäre damit einer der ſchönſten und charakteriſtiſchen Züge, für den auch der Wortlaut und die Interpunction ſprechen, genommen. „She swore" hat für die Bodenſtedt'ſche Auffaſſung keinen Sinn; darum überſetzt er's auch mit „rief". In Wahrheit geht es auf die nachfolgenden Betheuerungen. Auch das „'t was" ſpricht klar gegen Bodenſtedt. Das Imperfectum hätte hier gar keine Berechtigung und Bodenſtedt hat es auch nicht mit überſetzt.

Sehr anmuthig hat dagegen Bodenſtedt die keineswegs leichten Reimverſe überſetzt, in denen der Doge, zum Troſt Brabantio's, ſein Sentenzenfüllhorn ausſchüttet, mit demſelben Behagen, mit welchem weiland Sancho Panſa ſeinen Rattenkönig von Sprichwörtern zur Schau trug:

Wo nichts mehr hilft, kann auch der Gram nichts nützen,
Das Schlimmſte bricht der Hoffnung letzte Stützen;
Ein Uebel zu betrauern, das vergangen,
Macht leicht zu neuem Uebel uns gelangen;
Verliert man, was man nicht zu halten wußte,
Macht die Geduld ein Nichts aus dem Verluſte;
Beim Raube lächeln, heißt dem Diebe nehmen,
Doch ſelbſt beraubt man ſich durch nutzlos Grämen.

Bei Jordan lauten dieſe Verſe:

Der Kummer hat ein Recht, ſo lang wir hoffen;
Er ende, wann das Aergſte eingetroffen.
Beklagen, was man fertig durchgelitten,
Heißt neues Unheil ſelbſt zu Gaſte bitten.
Erzwungenen Verluſt geduldig tragen,
Das heißt dem Misgeſchick ein Schnippchen ſchlagen.
Wer nutzlos grollt, der hat den Aerger lieb,
Doch wer beſtohlen lacht, beſtiehlt den Dieb.

Die Schlußverſe bei Shakſpeare lauten:

The robb'd, that smiles, steals something from the thief,
He robs himself, that spends a bootless grief.

Der vorletzte Vers Jordan's iſt matt und fällt aus dem Kettenſchluß der Shakſpeare'ſchen Metapher heraus.

Aus „Macbeth", deſſen Ueberſetzung Bodenſtedt noch beſſer gelungen iſt als die von „Othello", theilen wir zum Vergleich den Monolog Macbeth's aus dem zweiten Acte in beiden Ueberſetzungen mit.

Bodenſtedt:

Iſt das ein Dolch, was ich da vor mir ſehe,
Den Griff mir zugekehrt? Komm, laß dich greifen.
Ich hab' dich nicht, und ſeh' dich immer doch.
Biſt du, furchtbares Wahnbild, nicht der Hand
So faßlich wie dem Auge? Oder biſt du
Blos ein Gedankendolch, ein Truggebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich ſeh' dich noch, ſo greifbar von Geſtalt
Wie der, den ich hier zücke.
Du führſt als Marſchall mich auf meinem Wege,
Und ſolchen Werkzeugs wollt' ich mich bedienen.
Ward nicht mein Aug' der andern Sinne Narr,
Iſt's mehr als alle werth. Ich ſeh' dich noch
Und Tropfen Bluts am Kreuzheft und der Klinge,
Was vorher nicht ſo war. Dies iſt nicht wirklich,
Es iſt das blut'ge Werk, das meinen Augen
Sich anzeigt. Auf der einen Erdenhälfte
Scheint die Natur nun todt, und böſe Träume
Erſchrecken den verhüllten Schlaf. Nun opfert
Die Hexenzunft der bleichen Hekate.
Der hagre Mord, von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolfe, aufgeſchreckt, ſchleicht wie Tarquin
Mit weitgemeſſnem Schritt geſpenſterhaft
Der Unthat zu. Du feſtgefugte Erde,
Hör' meine Schritte nicht, wohin ſie gehn,
Daß nicht die Steine ſelbſt mein Ziel verrathen
Und dieſer Nacht grauuvolles Schweigen ſtören,
Das mir ſo paßt. Er lebt bei meinem Drohen;
Aus Worten können keine Thaten lohen.
Ich geh', bald iſt's gethan; die Glocke ruft.
(Man hört die Glocke.)
Hör' ſie nicht, Duncan, die zum Tode läutet
Und Himmel oder Hölle dir bedeutet!

Jordan:

Iſt das ein Dolch, was ich da vor mir ſehe,
Den Griff nach meiner Hand gekehrt?
Laß dich ergreifen.
Ich hab' dich nicht und ſeh' dich immer noch.
Biſt du nur ſichtbar, Schreckbild, fühlbar nicht?
Du wäreſt nichts als ein Gedankendolch,
Ein Wahngeſchöpf des gluterdrückten Hirns?
Ich ſeh' dich noch, du ſcheinſt nicht minder greifbar
Als dieſer Dolch, den ich nun wirklich zücke.
Du ſchreiteſt wie ein Marſchall mir voran
Den angetretnen Weg, und ſolch ein Werkzeug
War für den Zweck beſtimmt. Die Augen ſind
Die Narren unter meinen Sinnen, oder
Mehr werth als alle anderen zuſammen.
Ich ſeh' dich noch — die Klinge, das Gehilz
Betröpft mit Blut — das war zuvor noch nicht. —
Dergleichen iſt nicht. Die Verkündigung
Des Blutgeſchäftes an die Augen war's. —

Nun zeigt Natur auf einer Erdenhälfte
Den Schein des Todes. Durch den Vorhang ſchlüpft
Verführeriſch zum Schlaf der böſe Traum.
Die Hexen feiern ihren Opferdienſt
Der bleichen Hekate; der hagre Mord
Hört das „Heraus!" von ſeiner Schildwacht heulen,
Dem Wolf, und ſchleicht verſtohlen, ein Tarquin
Voll Schandgedanken, ſeinem Ziele zu,
Geſpenſtiſch lautlos. Feſtgefugte Erde,
Vernimm die Richtung meiner Tritte nicht!
Die Steine ſchwatzen ſonſt von meinem Werk
Und ſtören dieſe ſchauerliche Stille,
Die dazu ſtimmt. — Er lebt, indeß ich drohe;
Vom Hauch des Worts verkühlt die Thatenlohe.
(Eine Glocke wird angeſchlagen.)
Die Glocke ruft — ich geh', dann iſt's vollbracht.
O Duncan, höre nicht den Glockenklang,
Von hinnen ruft er dich als Grabgeſang
Zum Himmel oder in der Hölle Nacht.

Bei Bodenſtedt überwiegt die Grazie, bei Jordan Kraft. Dieſer überſetzt „heat-oppress'd" wörtlich „gluterdrückt", Bodenſtedt geſchmackvoller mit „fieber[...] entzündet". Jordan braucht ſeltene Worte, wie „Gehil[...] Die beiden ungrammatiſchen Verſe:

Whiles I threat, he lives,
Words to the heat of deeds too cold breath gives —

gibt Jordan ſchlagender wieder als Bodenſtedt. „[...] Worten können keine Thaten lohen", iſt eine Erweiter[...] des Shakſpeare'ſchen Gedankens, die ihm nicht vollkom[...]

Digitized by Google

zerecht wird. Den Sinn trifft Jordan: „Vom Hauch
es Worts verkühlt die Thatenlohe."

Die Worte: „Wicked dreams abuse the curtain'd
leep", ſcheinen uns von keinem der beiden Ueberſetzer
ichtig wiedergegeben. Jordan, der den böſen Traum
rführeriſch durch den Vorhang zum Schlafe ſchlüpfen
äßt, verfehlt Wort und Sinn; denn von „verführeriſch"
t hier nicht die Rede. Bodenſtedt ſagt etwas beſſer:
Und böſe Träume erſchrecken den verhüllten Schlaf."
och auch damit iſt „abuse" nicht überſetzt. In ſolchen
hakſpeare'ſchen Zeitwörtern liegt eine Prägnanz, die nicht
rloren gehen darf; ſie bergen oft eine vollkommen aus-
wachſene Metapher. Die böſen Träume „misbrauchen"
n verhüllten Schlaf, den Schlaf, der zur Ruhe be-
nmt iſt und von ihnen mit Unruhe erfüllt wird. Die-
Gedanke, der in dem Worte liegt, kommt in beiden
ſchreibungen nicht zu Worte.

Die Inſpiration ſprachbeherrſchender Talente kann
ein mit glücklichem Griff dieſe Shakſpeare'ſche Prägnanz
wiedergeben. Bei Bodenſtedt und Jordan, wenn ſie
h nicht immer ſo glücklichen Treffer haben, zeigt ſich doch
enüber der Schlegel-Tieck'ſchen Ueberſetzung ein bedeuten-
Fortſchritt. Jordan hat außerdem in der hildburghauſener
gabe „König Lear" und „Cymbeline" (Bd. 8), „Romeo
Julie" (Bd. 5), „Richard der Dritte" (Bd. 3) überſetzt.

Was Shakſpeare's Luſtſpiele und romantiſche Dramen
ifft, ſo liegen in der Brockhaus'ſchen Ausgabe bisjetzt
zwei vor: „Die luſtigen Weiber von Windſor", überſetzt
Hermann Kurz, und „Viel Lärmen um Nichts",
ſetzt von Adolf Wilbrandt. Hermann Kurz ſchickt
r Ueberſetzung eine gediegene Einleitung voraus, mit
trefflichen Analyſe dieſes Shakſpeare'ſchen Intri-
ſtücks, in welchem trotzdem die Intrigue, wie immer
Shakſpeare, die ſchwächſte Seite iſt; er verfolgt die
'aff-Intrigue, das Liebesverhältniß des Ritters zu
beiden Frauen bis zu jenen Stoffquellen, aus denen
ſpeare zu ſchöpfen liebte. Und dies ſind hier nicht
italieniſche Novellen des Ser Giovanni und Stra-
a, ſondern auch ein deutſches Schwankbuch, Michael
ner's „Raſtbüchlein", und die „Tragedia von einer
recherin" des Herzogs Heinrich Julius von Braun-
ig. Treffend ſagt Kurz:

Nun iſt zu erwägen, daß Shakſpeare ſeinen Mitbewerbern,
r ſie an Gehalt übertrifft, in der Erfindung nachſteht.
eſer verhält er ſich ſo, daß es nicht zu verwundern ſein
wenn auch an den wenigen Stücken, die bisjetzt noch
in ſtoffliches Eigenthum gelten können, einmal die frem-
lrbeſtandtheile hervortreten ſollten. Allein eben weil es
icht der Mühe werth war, die Fabeln, denen er ſeinen
einhauchte, auch in ihrer äußern Körperlichkeit aus ſich
herauszuſpinnen, mußte er noch mehr als andere darauf
ſein, ſich mit denſelben von außen her zu verſehen, und
n daher nicht dem entfernteſten Zweifel unterliegen, daß
rüſtiger „Stoffjäger" war.

Wir meinen indeß, daß die Gabe dichteriſcher Er-
ig, die hier von Kurz dem britiſchen Poeten mit
abgeſprochen wird, keineswegs als etwas Nichts-
es und Bedeutungsloſes zu betrachten iſt, ſondern
r Schätzung eines urſprünglichen und ſchöpferiſchen
rgenius weſentlich mit ins Gewicht fällt.

ie Ueberſetzung der „Luſtigen Weiber von Windſor"
einige Schwierigkeiten durch die Wiedergabe der im
Dialekt geſchriebenen Stellen. Kurz hat ſich dabei in einer neuen Art und Weiſe zu helfen geſucht, indem er für den Pfarrer ein dem Welſch-Engliſchen entſprechendes Idiom zu erfinden ſuchte, während er ſich für den Doctor nach dem theatraliſchen Herkommen richtete, welches für die ſprachliche Darſtellung des Deutſchfranzoſen gleichſam einen eigenen Sprachgebrauch erfand. Jedenfalls iſt beides ein Fortſchritt gegen die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung, die ſich hier in einem vollkommen ungenießbaren Kauderwelſch ergeht. Auch der übrige Dialog iſt bei weitem anmuthender von Kurz überſetzt, als in jener mit dem falſchen Schimmer der Claſſicität bekleideten, im weſentlichen veralteten Ueberſetzung. Nur die Verſe der Feen in dem Mummenſchanz des letzten Actes ſind von Kurz ungraziös überſetzt.

Wilbrandt dagegen hat auch alle Reimzeilen in „Viel Lärmen um Nichts" mit lächelnder Anmuth wiedergegeben und den dichteriſchen Kern dieſes Stücks mit voller Klarheit herausgeſchält. Freilich iſt nicht zu verkennen, daß gerade dieſes Luſtſpiel, gedichtet in der ſchönen Mitte des Shakſpeare'ſchen Schaffens, am freieſten iſt von den Auswüchſen der meiſten andern Luſtſpiele, ſtatt leerer Silbenſtechereien und ſpieleriſcher Euphuismen meiſt einen ſchlagenden Sach- und Bilderwitz aufweiſt und ſo einem formgewandten Ueberſetzer die geringſten Schwierigkeiten in den Weg legt.

In der hildburghauſener Ausgabe erſcheint Simrock als Ueberſetzer der meiſten Luſtſpiele und phantaſtiſchen Stücke: des „Wintermärchen", des „Kaufmann von Venedig", „Viel Lärmen um Nichts", des „Sommernachtstraum", der „Beiden Veroneſer", der „Liebe Lohn verloren", „Gleiches mit Gleichem", „Perikles", „Ende gut, alles gut", während Dingelſtedt den „Sturm", „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt" übertragen hat und außerdem in dem noch nicht erſchienenen vierten Band: „Die Irrungen", „Die Zähmung der Widerſpenſtigen", „Die luſtigen Weiber von Windſor" in Ausſicht ſtellt, ſowie die Biographie und literarhiſtoriſche Einleitung.

Den Ueberſetzungen Simrock's wollen wir die Verdienſtlichkeit einer ſich ſtreng an das Original anlehnenden Treue nicht abſprechen; doch können wir uns nicht mit ihnen befreunden. Ihnen fehlt aller melodiſche Guß und Fluß; ſie ſind meiſt ſchwerfällig, hart, oft bizarr und haben gerade dieſelben Fehler, die man bei Schlegel-Tieck ausgemerzt zu ſehen wünſcht. Daß ſie ſich vielfach die Reſultate der jüngſten Shakſpeare-Kritik angeeignet haben und nach dieſer Seite hin einen Fortſchritt bekunden, wollen wir nicht leugnen; aber jene Grazie, die ſelbſt über dem alterthümlichen Gepräge Shakſpeare'ſcher Verſe ſchwebt und die ſich nur durch eine ſeltene ſprachſchöpferiſche Gewandtheit erhaſchen und wiedergeben läßt, vermiſſen wir bei Simrock, welcher dem melodiöſen Tonfall wie mit abſichtlicher Schroffheit aus dem Wege geht. Die Beſchäftigung mit altdeutſchen Epen hat dieſen Poeten an das Harte und Reckenhafte gewöhnt; aber der Shakſpeare'ſche Stil hat nicht nur dieſe germaniſche Großheit und Energie, es liegt in ihm auch ein romaniſches Element, wie es ſchon die zahlreichen, aus italieniſchen Novellen und Stücken entlehnten Stoffe bedingen, ein Element der Anmuth, das auch äußerlich in Formenſchönheit

Digitized by Google

ſchwelgt, ſoweit es der Sprachſchatz und der Sprachgeiſt erlaubten. Es laſſen ſich aus den Shakſpeare'ſchen Dramen, von „Romeo und Julie" angefangen bis zu ſeinen ſchwächſten Luſtſpielen, große Partien ſonettenartiger Lyrik ausſondern, deren Reiz vorzugsweiſe in dem freien Spiel dichteriſcher Wendungen beſteht. Es iſt ein billiges Verlangen, daß wir mit allen Mitteln moderner Sprachbildung denſelben Eindruck hervorzubringen ſuchen, den Shakſpeare mit ſeiner uns hin und wieder herb und unharmoniſch erſcheinenden Diction dennoch hervorbrachte. Die Herbheit nachzuahmen, wo der Dichter ſelbſt den Ton mit mehr oder weniger Glück auf die Grazie legte, erſcheint uns verfehlt.

Unſere Anſicht im einzelnen zu begründen, würde, bei den zahlreichen Simrock'ſchen Ueberſetzungen, ein Opusculum nöthig machen; es mögen einzelne Stellen genügen, die wir willkürlich herausgreifen. Ex ungue leonem — gilt auch von der Ueberſetzungskunſt. Die ſchöne Rede der Portia im vierten Act des „Kaufmann von Venedig" beginnt bei Simrock mit dem Vers:

Natürlich kennt die Gnade keinen Zwang.

Engliſch:

The quality of mercy is not strain'd.

Schlegel-Tieck:

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.

Hier iſt die Simrock'ſche Ueberſetzung eine Verſchlechterung; denn das „natürlich" hat einen Doppelſinn und gibt auch in dem richtigen Sinn die Bedeutung des Shakſpeare'ſchen Verſes nicht glücklich wieder.

Die anmuthige, duftige erſte Scene des fünften Actes beginnt mit den Worten Lorenzo's:

The moon shines bright: In such a night as this,
When the sweet wind did gently kiss the trees
And they did make no noise; in such a night
Troilus, methinks, mounted the Trojan walls,
And sigh'd his soul toward the Grecian tents,
Where Cressid lay this night.

Schlegel-Tieck:

Der Mond ſcheint hell: in ſolcher Nacht wie dieſe,
Da linde Luft die Bäume ſchmeichelnd küßte,
Und ſie nicht rauſchen ließ, in ſolcher Nacht
Erſtieg wol Troilus die Mauern Trojas
Und ſeufzte ſeine Seele zu den Zelten
Der Griechen hin, wo ſeine Creſſida
Die Nacht im Schlummer lag.

Simrock:

Der Mond ſcheint hell. In ſolcher Nacht wie dieſe,
Da linde Luft die Bäume lieblich küßte
Und ſie nicht rauſchen ließ, in ſolcher Nacht
Erſtieg wol Troilus die Mauern Trojas,
Die Seele ſeufzend zu den Griechenzelten,
Wo Creſſida ihm ſchlief.

Die kleinen Veränderungen ſind hier ebenſo viele Verſchlechterungen. „Gently" iſt mit „ſchmeichelnd" beſſer überſetzt als mit „lieblich", welches als ein mehr anſchauliches Beiwort nicht hierher paßt, wo das tertium comparationis mehr aus dem Gebiete der Empfindung als der Anſchauung genommen iſt. Die Schlußzeile: „Wo Creſſida ihm ſchlief", bringt gar eine Art von griechiſcher Conſtruction durch den Dativ „ihm" mit herein, etwas Schwerfälliges, womit man mit Unrecht das Conto der Shakſpeare'ſchen Diction belaſten würde.

Man leſe die folgende Rede des Dogen in der Simrock'ſchen Ueberſetzung:

Shylock, die Welt denkt, und ich denk' es auch,
Du treibeſt deiner Bosheit Schein nicht weiter,
Wenn es zur That kommt; dann, glaubt jedermann,
Zeigſt du noch mehr Gewiſſen und Erbarmung
Als du uns jetzt durch Grauſamkeit erſchreckſt;
Und wie du auf der Buße jetzt beſtehſt
(Ein Pfund aus dieſes armen Mannes Fleiſch),
Werdeſt du nicht blos auf dies Recht verzichten,
Nein, auch von Lieb' und Menſchlichkeit gerührt
Die Hälfte jener Summe ſchwinden laſſen,
Mitleidig auf die Unglücksſchläge blickend,
Die ſeine Schultern jüngſt ſo ſehr beſtürmten,
Daß auch ein königlicher Kaufmann ſtürzte,
Und Mitleid über ſeinen Zuſtand abgenöthigt
Ward eh'rnen Buſen, Herzen hart wie Stein,
Selbſt Türken und Tataren, ungewohnt
An Mitleid noch und menſchlich edle Milde.
Wir harren alle güt'ger Antwort, Jude.

Ohne Frage gehört dieſer Bandwurm von Perioden nicht zu den Glanzſtellen des Shakſpeare'ſchen Stils; doch lieſt er ſich noch immer beſſer im Original als in der Ueberſetzung. Es war leicht möglich, ihn zu zerhacken, ſodaß jeder Satz doch noch ſein ſelbſtändiges Shakſpeare'ſches Leben hatte. Fällt doch Simrock ſelbſt in eine andere Conſtruction, indem er mit den Verſen:

Und Mitleid über ſeinen Zuſtand abgenöthigt
Ward eh'rnen Buſen u. ſ. w. —

einen neuen Satz beginnt, während hier bei Shakſpeare die Anknüpfung an das „Enough":

Enough to press a royal merchant down
And pluck commiseration of his state —

die Periode zuſammenhält, aber doch leichter gliedert. In den eben angeführten Simrock'ſchen Verſen liegt eine der unbequemſten Inverſionen, die durch das nachſchleppende „ward" in der zweiten Zeile noch mislicher hervortritt, abgeſehen von den überflüſſigen ſechs Füßen. Der Vers: „Enough to press etc." iſt bei Simrock durch die Auflöſung in einen Satz mit „daß" bei weitem ſchleppender geworden. Verſe wie: „Werdeſt du nicht blos auf dies Recht verzichten", ſind unſcandirbar. An andern Stellen finden ſich bei Simrock harte Apoſtrophirungen, wie „Mein' Tochter", „Mein' Dukaten". Ueberflüſſige Inverſionen, Härten, ſchleppende Satzbildungen ziehen ſich durch die Simrock'ſchen Ueberſetzungen hindurch, denen eine gewiſſe ſchwer in Fluß zu bringende Zähigkeit anklebt. Das Verdienſt, vieles beſſer und richtiger als Schlegel-Tieck übertragen zu haben, wollen wir auch dieſen Ueberſetzungen nicht abſprechen.

Weit vortrefflicher ſind die Dingelſtedt'ſchen Ueberſetzungen. Dingelſtedt, ein Lyriker, dem die ewigen Melodien durch die Glieder ſich bewegen, ein Kenner der Bühne, der da weiß, wie auch der äußere Tonfall für die dramatiſche Wirkung unerlaßlich iſt und wie dieſe in gewiſſen ſprachlichen Verſtrickungen jämmerlich zu Grunde gehen muß, ein glänzender Kopf, der die ganze Klaviatur des Humors zu ſpielen, alle Taſten des Witzes, der Ironie, der Satire anzuſchlagen verſteht, hat ganz das Zeug dazu, ſich in Shakſpeare's reichen Geiſt hineinzuverſetzen und aus ihm herauszudichten. „Ueberſetzen" iſt weſentlich ein Treffen, und das glückt nur verwandten Geiſtern. Dingel-

Digitized by Google

ſtedt hat Fluß, Guß, melodiöſe Anmuth, wo es erforderlich iſt, und weiß dem Shakſpeare'ſchen Witz, ſelbſt wo er ins Barocke und Geſchmackloſe ſtreift, noch immer eine gewinnbringende Seite abzulauſchen. Wir können hier nur zwei Stellen aus „Wie es euch gefällt" zum Beweis und zur Vergleichung anführen. Die Rede Orlando's, nachdem er mit gezogenem Schwert auf den Herzog und ſeine Gäſte eingedrungen, lautet im Original:

Speak you so gently? Pardon me, I pray You;
I thought, that all things had been savage here:
And therefore put I on the countenance
Of stern commandment. But whate'er You are,
That in this dessert inaccessible,
Under the shade of melancholy boughs,
Lose and neglect the creeping hours of time;
If ever You have look'd on better days,
If ever been, where knolls have knoll'd to church,
If ever sat at any good man's feast;
If ever from Your eye-lids wip'd a tear,
And know what 'tis to pity and be pitied,
Let gentleness my strong enforcement be.

Schlegel:

Sprecht ihr ſo liebreich? O vergebt, ich bitte!
Ich dachte, alles müßte wild hier ſein,
Und darum ſetzt' ich in die Faſſung mich
Des trotzigen Befehls. Wer ihr auch ſeid
Die ihr in dieſer unzugangbarn Wildniß
Unter dem Schatten melanchol'ſcher Wipfel,
Säumt und vergeßt die Stunden träger Zeit,
Wenn je ihr beſſre Tage habt geſehn,
Wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet,
Wenn je ihr ſaßt bei guter Menſchen Mahl,
Wenn je vom Auge Thränen ihr getrocknet,
Und wißt was Mitleid iſt und Mitleid finden,
So laßt die Sanftmuth mir ſtatt Zwanges dienen.

Dingelſtedt:

Ihr ſprecht ſo gütig; o vergebt, ich bitte.
Ich glaubt', in dieſem Wald ſei alles wild;
Deswegen nahm ich an den rauhen Ton,
Der nur befiehlt. Doch wer ihr immer ſeid,
Die ihr in dieſer unnahbaren Wüſte
Im tiefen Schatten ſchwermuthsvoller Wipfel
Der Zeit langſame Stunden träg verſäumt, —
O wenn ihr jemals beſſre Tage ſaht,
Wenn Glocken je zur Kirch' euch läuteten,
Wenn je ihr ſaßt bei guter Menſchen Mahl,
Wenn euer Auge Thränen je vergoß,
Wenn ihr an euch und andern Mitleid kennt,
So laßt euch nun durch meine Bitte zwingen.

Die Verſe Dingelſtedt's ſind fließend, ſchön und doch treu; ſie verdienen faſt überall bei weitem den Vorzug.

Auch die oft ſchwierigen Reimverſe der Lieder ſind glücklich übertragen. Man leſe das Lied, das Celia im dritten Act lieſt, bei Tieck-Schlegel:

Sollten ſchweigen dieſe Räume,
Weil ſie unbevölkert? Nein,
Zungen hing' ich an die Bäume,
Daß ſie reden Sprache ſein.
Bald wie raſch das Menſchenleben
Seine Pilgerfahrt durchläuft.
Wie die Zeit, ihm zuzugeben,
Eine Spanne ganz begreift.
Bald wie Schwüre falſch ſich zeigen,
Wie ſich Freund vom Freunde trennt,
Aber an den ſchönſten Zweigen,
Und an jedes Spruches End',
Soll man Roſalinde leſen,
Und verbreiten ſoll der Ruf,
Daß der Himmel aller Weſen
Höchſten Ausbund in ihr ſchuf.
Drum hieß die Natur ſein Wille
Eine menſchliche Geſtalt
Zürnen mit der Gaben Fülle.
Die Natur miſcht alſobald
Helenens Wange, nicht ihr Herz;
Kleopatrens Herrlichkeit;
Atalantens leichten Scherz
Und Lucretiens Sittſamkeit.
So ward durch einen Himmelsbund
Aus vielen Roſalind' erſonnen,
Aus manchem Herzen Aug' und Mund,
Auf daß ſie jeden Reiz gewonnen.
Der Himmel gab ihr dieſes Recht
Und todt und lebend mich zum Knecht.

Wie viele matte Flickwörter des Verſes und Reimes wegen, wie viele undeutſche Wendungen, welcher lahme Fortgang! Man vergleiche damit Dingelſtedt:

Sollen dieſe Wälder ſchweigen,
Weil ſie unbewohnt ſind? Nein;
Zungen will ich leihn den Zweigen,
Daß ſie Wahrheit prophezein:
Bald vom kurzen Erdenleben,
Das nur eine Spanne mißt,
Bald von Schwüren, falſch gegeben,
Wo der Freund den Freund vergißt.
Doch der Name Roſalinde
Soll vor jedem Sprüchlein ſtehn;
Aus der höchſten Bäume Rinde
Strahlend ſoll er niederſehn;
Auf daß allen, die da leſen,
Klar und offenbar erſcheint,
Wie Natur in ihrem Weſen
Alle Reize hat vereint:
Helena's Geſicht und Wangen,
Doch nicht ihre Flüchtigkeit,
Kleopatrens ſtolzes Prangen
Und Lucretia's Züchtigkeit.
Alſo aus dem Ueberfluſſe
Alles Schönſten, was gelebt,
Wurde, nach der Götter Schluſſe,
Roſalindens Bild gewebt.
Sie ſoll alle höchſten Gaben,
Mich dazu als Sklaven haben!

Dieſe ſchönen und doch ſinngetreuen Verſe ſind im Verhältniß zu jenen wie Tag und Nacht.

4. Shakſpeare's Gedichte. Deutſch von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Ueberſetzungen der Shakſpeare-Sonette durch Jordan und Bodenſtedt, beide rühmenswerth, jene wegen ihres pomphaften und oft machtvollen Tons, dieſe wegen ihrer leichtgeflügelten Grazie, während die Sprachbeherrſchung beider Dichter als eine gleichbedeutende erſcheint, erſchweren neue Concurrenzverſuche, ohne ſie gerade auszuſchließen. Simrock concurrirt in Bezug auf die obigen Gedichte Shakſpeare's mit Jordan allein. Dieſe Gedichte erſcheinen uns im ganzen beſſer überſetzt, als die „Sonette". Die herben Eigenheiten Simrock's treten hier, wie in der Ueberſetzung der Dramen, in häufiger Ungelenkheit und dem Mangel anmuthigen Fluſſes hervor. Dies iſt zwar nicht immer der Fall, Sonette, wie das zweiundzwanzigſte, das dreißigſte, das ſechsunddreißigſte, das hundertdritte und viele andere ſind harmoniſch und klar ausgetragen. Simrock iſt im einzelnen noch etwas treuer als Jordan, welcher ſich eher einmal einer dichteriſchen

Digitized by Google

Umſchreibung bedient. Wir ſind der Anſicht, daß kein Tropus Shakſpeare's, mag er weiter ausgeführt oder nur in einem Bei- und Zeitwort verſteckt ſein, verwiſcht werden darf, mag er geſchmackvoll oder geſchmacklos erſcheinen; wenn auch einzuräumen iſt, daß die Reime oft gebieteriſch zu andern Wendungen nöthigen.

Der Ueberſetzungsſtil iſt bei Simrock und Jordan derſelbe, während die formal vollendeten Neudichtungen Bodenſtedt's in ihrer graziöſen Moderniſirung eine andere Richtung verfolgen. Wir wollen ein Sonett in der Uebertragung Simrock's und Jordan's zum Vergleich nebeneinanderſtellen, zunächſt das dreiunddreißigſte:

Simrock:

Manch heitern Morgen hab' ich ſehen müſſen
Mit Schmeichelblick den Bergeshäuptern hulden,
Mit goldnem Mund die grünen Matten küſſen,
Mit Himmelsalchymie den Strom vergulden,

Und plötzlich niedrigem Gewölk erlauben
Des Himmels Stirn mit Gram zu überziehen,
Sein Antlitz der verlornen Erde rauben,
Und dann verhüllt mit Schmach gen Weſten fliehen.

So fiel auch meiner Sonne früher Schein
Mit goldnem Siegesglanz auf meine Brauen;
Doch ach, ſie war nur Eine Stunde mein,
Dann barg ſie ſich in ſchwerer Wolken Grauen.

Doch ſoll ſie meine Liebe drum nicht ſchmähen,
Da ſelbſt des Himmels Sonnen untergehen.

Jordan:

Schon manchen Morgen ſah ich glorreich glühn,
Mit ſtolzem Glanz die Bergeshäupter ſchmücken,
Beſtreun mit rothem Licht der Wieſen Grün
Und Silberſtröme golden überbrücken,

Um gleich darauf mit finſtern Wolkenzügen
Sein Himmelsantlitz häßlich zu beflecken,
Es hinter Schleiern völlig zu verſtecken
Und ſich gen Abend ruhmlos fortzulügen.

So hat auch mir ein Morgenſonnenſchein
Die Stirn umſtrahlt in lichter Siegesfeier;
Doch ach, er blieb nur eine Stunde mein,
Die Sonne hüllte ſich in Wolkenſchleier.

Doch zürnen darf darum die Liebe nicht,
Denn Flecken trüben ſelbſt der Sonne Licht.

Offenbar hat Jordan's Sonett, das ſich wie ein ſelbſtändiges ſchönes Gedicht lieſt, mehr Fluß und Schwung als das Simrock'ſche. Dafür vermiſſen wir in ihm die „heavenly alchymy", die Simrock treu wiedergibt und die für Shakſpeare jedenfalls charakteriſtiſch iſt. Das alterthümliche „vergulden", das ungewöhnliche „hulden" erhöhen indeß nicht den Reiz der Simrock'ſchen Verſe, und was die Treue betrifft, ſo macht der Schlußvers wiederum beide Ueberſetzungen quitt; denn hier iſt Shakeſpeare's:

Sun's of the world may stain, when heaven's sun staineth —

wieder von Jordan getreuer wiedergegeben, als von Simrock, der ganz aus dem Gedanken herausfällt. So mag die Wage in Bezug auf die Treue hin- und herſchwanken, in Betreff eines ſtolz und volltönenden Gedankenſtroms neigt ſie ſich zu Jordan's Gunſten.

Des epiſchen Stils iſt Simrock Meiſter durch lange Gewöhnung; darum iſt die Uebertragung der poetiſchen Erzählungen Shakſpeare's rühmenswerth. Störend ſind nur die alterthümlichen Adverbien, theils langgezogene wie „beſcheidentlich", „demüthiglich", theils ungewöhnliche wie „verſchmählich". Bei Jordan beginnt „Venus und Adonis" mit den Verſen:

Aus thränenvollen Morgenwolken lacht
Hervor das Purpurangeſicht der Sonne.
Adonis geht ans Weidwerk; denn die Jagd
Iſt ſeine Luſt, ſein Spott die Liebeswonne.
Ihm nach eilt Venus, lodernd von Begehren
Ihm offen ihre Liebe zu erklären.

„Wie biſt du ſchön! Die ſchönſte Blume kann,
Ich ſelber kann mich nicht mit dir vergleichen,
Du Neid der Nymphen, Wunderbild von Mann,
Dem rothe Roſen, weiße Tauben weichen;
Dich ſchaffend ſchalt ihr eigenes Verſchwenden
Natur und ſprach: mit ihm ſoll alles enden."

Bei Simrock lauten dieſe Verſe:

Als von dem thaubethränten Morgen kaum
Die Sonne ſchied mit purpurnem Geſicht,
Da ſucht' Adonis ſchon des Waldes Raum:
Zu jagen liebt' er, doch zu lieben nicht.
Da tritt ihm Venus liebeskrank entgegen
Kühnwerbend ihn zur Liebe zu bewegen.

„O dreimal ſchönerer", ſo hub ſie an,
„Preis aller Blumen, holder als zu glauben,
Der Nymphen Neid, lieblicher als ein Mann,
Mehr roth und weiß als Roſen ſind und Tauben.
Dich ſchuf Natur wie mit ſich ſelbſt im Streit:
Mit deinem Tod wär' ſie dem Tod geweiht."

Hier iſt Simrock treuer und gleich fließend, wie der Vergleich der letzten beiden Verszeilen mit dem Original beweiſen mag:

Nature that made thee, with herself at strife,
Saith that the world hath ending with thy life.

Wir konnten die große literariſche Bewegung, welche auf die neuere Aneignung Shakſpeare's mit den Mitteln fortgeſchrittener Sprache und fortgeſchrittenen Verſtändniſſes ausgeht, nur in ihren Hauptzügen verfolgen. An der Gleichzeitigkeit der verſchiedenen Anläufe geht hervor, daß ſie auf einer innern Nöthigung beruht. Möge die neuerregte Theilnahme eine verſtändnißvolle ſein, die dem Genius des Dichters huldigt, aber auch ſeine Werke ungeſcheut mit dem Maßſtab moderner Kunſtbildung mißt und, was der Zeit verfallen, aufgibt, am wenigſten aber Shakſpeare's mangelhafte Technik und Compoſitionsweiſe der Gegenwart zum Muſter hinſtellt.

Rudolf Gottſchall.

Die Inſel Capri.

ie Inſel Capri von F. Gregorovius. Mit Bildern und
Skizzen von K. Lindemann-Frommel. Leipzig, A. Dürr.
1868. Folio. 4 Thlr.

Die deutſche Literatur dürfte wenig Schilderungen be-
en, welche ſich der Beſchreibung der Inſel Capri durch
rdinand Gregorovius an die Seite ſtellen ließen. Der
rfaſſer ſelbſt nennt ſie zwar nur eine Skizze und ſie
es in der That, inſofern ſie nicht auf viele Details
geht *), alles gelehrten Beiwerks entbehrt. Aber dieſe
tzze gibt ein durchaus vollſtändiges, einheitliches und
nes Bild des reizvollen Felſen-Eilandes, des Paradieſes
Maler. Die Darſtellung zeigt ein inniges Verſtändniß
) ein liebevolles Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten
ſchönen Orts und ſeiner Bewohner, iſt mit vieler
irme und mit ſolcher Anſchaulichkeit geſchrieben, daß
Geſammteindruck, den der Autor und jeder andere,
längere Zeit auf Capri gelebt, empfangen, in treff-
ſter Weiſe wiedergegeben wird. Naturwahrheit, poetiſche
ffaſſung und meiſterhafte Darſtellung ſind die Vorzüge
es Aufſatzes, welcher zuerſt in den „Figuren“, dann
den „Wanderjahren in Italien“ und jetzt zum dritten
beſonders abgedruckt, ſchnell ein Liebling des deut-
n Volks geworden iſt, dem Verfaſſer weit und breit
n geachteten Namen verſchafft hat. Ich ſelbſt habe
kleine Schrift zweimal geleſen, ehe ich Italien kannte,
: ſie während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts in
ri ſelbſt und ſpäter noch wiederholt geleſen und bin
ſtets erhöhtem Genuß zu derſelben zurückgekehrt. Sie
ganz und voll den Eindruck zurück, den die lieb-
Inſel, wol eine der ſchönſten Stellen der bewohnten
:, und der Umgang mit ihren liebenswürdigen Be-
ıern auf mich gemacht und verſetzt mich geiſtig ganz
ine ſchöne Vergangenheit zurück.

Mit Begierde ergriff ich daher die neue, illuſtrirte
gabe des kleinen Werks, deren Erſcheinen der Ver-
mir ſchon vor zwei Jahren angekündigt hatte. Ich
geglaubt, ein kleines Büchelchen im Format eines
jenbuchs zu erhalten, mit Bildern, ähnlich den klei-
Anſichten von Rom, welche Lindemann-Frommel in
er radirt hat (die man nicht unpaſſend als ſeine Bi-
arten bezeichnete), und empfing ſtatt deſſen einen
chen Band in Folio, in glänzendſter Ausſtattung.
orovius' Aufſatz erſcheint nun auf dem ſchönſten
r in ſplendideſter Weiſe gedruckt und mit acht größern
zehn kleinern, meiſterhaft ausgeführten Holzſchnitten
t. Wie groß war meine Freude, als ich die treff-
Bilder im erſten Eifer ſchnell durchblätterte, und
Freude wurde bei genauerer Betrachtung derſelben
rhöht. Wie viel der ſchönſten Landſchaftsbilder ſah
ı! Wie viel der liebſten Erinnerungen traten mit
er Lebendigkeit vor meine Seele! Ich kannte Linde-
-Frommel ſchon lange als einen ſehr geſchickten,
hen Landſchaftsmaler, liebe ſeine trefflichen land-
ſchaftlichen „Skizzen aus Rom und Umgegend“, welche, wenn auch nicht ſo ſchön wie die Natur, doch die Poeſie des Ortes, den Eindruck deſſelben im großen und ganzen dem Beſchauer vor das leibliche Auge bringen. Aber dieſe Anſichten von Capri haben neben den genannten andern Vorzügen auch den der Naturtreue. Es ſind Veduten, freilich im beſten Sinne des Worts; denn ſie ſind, dank der ſchönen Natur des Ortes, trefflich componirte Bilder. Es iſt der große Vortheil, den maleriſche Orte, wie Capri, Ariccia, Rom, Venedig, Verona, Danzig u. a. bieten, daß der Maler, um ein Bild zu liefern, nur getreu copiren darf, was er vor ſich ſieht, ohne etwas hinzuſetzen oder hinwegnehmen zu dürfen. Und Lindemann hat in Capri ſeine Standpunkte in echt künſtleriſcher Weiſe gewählt. Seine Bilder geben nur das, was wir, die wir auf Capri gelebt, geſehen, was wir dort liebgewonnen. Da finden wir vor dem Titel eine große, charaktervoll gezeichnete Geſammtanſicht von Capri, geſehen von Maſſa aus, dann eine Anſicht der Pergola und der ſchönen Palme im Garten des Don Michele Pagano, des biedern, trefflichen Gaſtwirths, der eine ſo ehrenvolle Ausnahme macht von den Gaſtwirthen Italiens (und auch Deutſchlands), mehrere Anſichten der wilden, ſchroffen Felsmaſſen u. ſ. w. Einige kleine Bildchen vergegenwärtigen uns die maleriſch gruppirten weißen Häuschen, in welchen jedes Zimmer mit einem Gewölbe überdeckt iſt, mit ihren angebauten Freitreppen und mit von Weinlaub beſchatteten Pergolen. Alles iſt durchaus charakteriſtiſch und wahr. Die Berge, die Terrainbildung, die Pflanzen, die Häuſer, alles iſt ſo ganz Capri und nur Capri. Selbſt die Unruhe des Vordergrundes auf dem Blatte mit der Geſammtanſicht der Stadt Capri, möchte durch die Art und Weiſe der Beſchaffenheit des Felsbodens und der ganzen Vegetation auf demſelben veranlaßt ſein. Wie treu Lindemann darſtellt, zeigt der Vergleich ſeiner Anſicht der kleinen Marine und der Faraglioni, mit einer von faſt demſelben Standpunkt aus aufgenommenen ſchönen photographiſchen Anſicht von Sommer in Neapel, welche vor mir liegt; ein Vergleich, der gleich ehrenvoll iſt für den Photographen, der mit künſtleriſchem Sinn den beſten Standpunkt gewählt, wie für den Künſtler, welcher Naturtreue mit künſtleriſcher Compoſition zu vereinigen wußte. Die Ausſicht auf den Golf von Neapel vom Wege nach Anacapri aus, wo man durch eine Anzahl maleriſcher Pinien hindurch nach den Küſten des Feſtlandes ſieht, gehört zu den ſchönſten Landſchaftsbildern, die ich überhaupt geſehen. Sie erinnert auffallend an die berühmte Ausſicht „alle pinie“ von Maſſa aus nach der Inſel Capri hin. Nur die fernen Küſten auf dem Blatte mit der Geſammtanſicht von Capri, und dem Blick auf den Buſen von Neapel und das Cap der Minerva von Arco Naturale aus, erſcheinen mir, wenn die Erinnerung mich nicht täuſcht, trotz der klaren Luft Italiens, doch etwas zu nah.

Ungern vermiſſe ich unter den Bildern eine Darſtellung des Lebens der Fiſcher an der großen Marine, welches doch ſo charakteriſtiſch für dieſe Inſel iſt, über-

r Vollſtändigkeit ſucht, findet ſolche in dem zweibändigen Werke
he topografiche ed archeologiche“ des Roſario Mangoni (Neapel
An einer genauen Unterſuchung der zahlreichen und höchſt intereſ-
Alterthümer von Capri und einer Publication derſelben fehlt es
mer. Von dem großen Kupferwerk „Le Rovine di Capri“ von
ta iſt leider nur ein Heft erſchienen.

haupt Darſtellungen des Volks und ſeiner Sitten. Der einzige Verſuch, den Lindemann nach dieſer Richtung hin gemacht, die Gruppen plaudernder Mädchen am Arco Naturale, dürfte das am wenigſten gelungene Blatt des ganzen Buchs ſein. Bei vielen Schönheiten läßt es doch kalt und ſteht den andern rein landſchaftlichen Blättern nach. Aehnliches gilt von dem kleinen Bildchen S. 17, welches das Leben der Bewohner in oder vielmehr vor ihren Häuſern veranſchaulichen ſoll. Mislungen erſcheint mir aber die kleine Anſicht der Matromania-Grotte.

Die Holzſchnitte ſind, ſowol von ſeiten des Zeichners als der Holzſchneider (R. Brend'amour, F. A. Brockhaus, Gebrüder Dalziel und G. Flegel) mit bewundernswerther Meiſterſchaft ausgeführt. Die Art und Weiſe der Behandlung des Vordergrundes, des Waſſers, ſei es ruhig die Felſen widerſpiegelnd oder vom Scirocco wild bewegt, der Felſen, des Himmels, ſind geradezu als muſtergültig zu bezeichnen. Dieſe Blätter gehören wol zum beſten, was der neue Holzſchnitt nach dieſer Richtung hin geleiſtet. Er tritt hier in Concurrenz mit der Radirung und zeigt ſich derſelben als faſt ebenbürtig.

Dieſes ſchöne Buch ſteht demnach ſowol, was den Text als was die Bilder betrifft, in der Technik des Holzſchnittes, Drucks u. ſ. w., durchaus und in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit, und iſt ſehr wohl geeignet, ein getreues Bild von dem künſtleriſchen und techniſchen Können unſerer Tage zu geben. Kunſt, Wiſſenſchaft und Technik reichen ſich die Hand, ſtreben gemeinſam nach demſelben Ziele hin und haben es erreicht. Möge das Buch recht vielen die gleiche innige und andauernde Freude bereiten, welche es mir bereitet hat.

R. Bergau.

Feuilleton.

Dichterſtätten.

Wer über den Platz della Santa-Croce in Padua wandelt, der freut ſich über die Pietät der Italiener, welche den Größen des Vaterlandes an ſo vielen Stätten Denkmäler, wenn auch in noch ſo beſcheidener Form, ſetzen. Daß die italieniſchen Kirchen als Nationalmuſeen zu betrachten ſind, iſt eine bekannte Thatſache, man braucht ſich nur der italieniſchen Weſtminſterabtei, der ehrwürdigen Kirche Santa-Croce in Florenz, zu erinnern, wo für Dante, für Machiavelli, Alfieri und andere Berühmtheiten Erinnerungsmäler prangen.

In Deutſchland glaubte man bisher, nur hochragende Denkmäler ſeien des Angedenkens großer Männer würdig; nur ein Friedrichs-Denkmal in Berlin, nur das Rietſchel'ſche Doppeldenkmal unſerer beiden großen Dichter in Weimar könne zum Muſter dienen, wo es gelte, die Stätten zu weihen, welche bedeutende Menſchen betreten haben.

Allmählich hat man ſich indeß auch in Deutſchland überzeugt, daß es nicht des Aufwandes koloſſaler Erz- und Steinmaſſen bedarf, um die Pietät der Epigonen für die Träger des vaterländiſchen Ruhmes wach zu halten. Einzelne Städte, namentlich Leipzig, ſuchen mit geringern Mitteln anſpruchsloſe Monumente und Denkzeichen für die Berühmtheiten zu ſchaffen, die in ihren Mauern verweilten. Im Roſenthal iſt gegenüber dem Denkmal Gellert's, auch dem Geſangsmeiſter Zöllner eine Büſte errichtet worden; es iſt keine Frage, daß die erſte große Wieſenbucht des Roſenthals ſich eignet für die Aufſtellung einer Walhalla sub Divo, wie ſie den Platz della Santa-Croce in Padua ſchmückt. Auch hat jede Stadt das Recht, in dieſe Walhalla die Männer aufzunehmen, die in ihrem engern Kreiſe Tüchtiges gewirkt haben, ohne daß ihr Name gerade weit über die Grenzen des Weichbildes hinaus einen volltönenden Klang hätte. Hier gerade iſt die Form der Büſte, die ſchlichte Gedächtnißtafel und die ehrende Taufe neuer Straßen am Platz. Leipzig hat jetzt ſeine Goethe-Straße, Schiller-Straße, Leſſing-Straße, Leibniz-Straße, Mahlmann-Straße; es hat einzelne Häuſer bezeichnet, wo unſere Claſſiker wohnten; und zu Auerbach's Keller, als der unterirdiſchen Stätte des Goethe-Cultus, iſt jetzt eine oberirdiſche in der Goethe-Stube der Stadt Frankfurt getreten, einem mit paſſenden Wandbildern aus Goethe's Leben ausgeſchmückten Weinlocal.

Daß das neue leipziger Theater in ſeinen glänzenden Räumen eine kleine Walhalla für die dramatiſchen Dichter begründet, iſt ein Vorgang, der Nachahmung verdient; denn wer verdiente mehr ſolche Auszeichnung in dieſen Kunſthallen, als die Geiſter, deren Production das Schwungrad iſt, welches alle Getriebe des Theaterweſens in Bewegung ſetzt? Man hat neuerdings die Vorhalle des Theaters mit funfzehn Büſten verſtorbener Dramatiker, von Sophokles bis Hebbel geſchmückt. Knaur's kunſtgeübte Hand hat dieſen Unſterblichkeiten plaſtiſche Geſtalt gegeben.

Die Jean Pauls-Büſte im Park von Meiningen gehört ebenfalls zu dieſen kleinern, aber ſinnigen Erinnerungszeichen.

In Darmſtadt hat man neuerdings eine Gedenktafel am Schiller-Hauſe „Zur Sonne“ enthüllt. „Die Tafel iſt von ſchwarzem Marmor unter Aufſicht des hieſigen Steinmetzen Wagener zu Frankfurt a. M. gefertigt, und die Inſchrift in gothiſchen Buchſtaben lautet:

Friedrich Schiller
wohnte vom 23. bis 29. December 1784
in dieſem Hauſe,
las den erſten Act ſeines «Don Carlos» dem erbprinzlichen Hofe
vor und wurde am 27. December von Carl Auguſt Herzog von
Sachſen-Weimar zum Rathe ernannt.“

„Die Feier der Enthüllung fand“, wie die „Darmſtädter Zeitung“ berichtet, „unter der lebhafteſten Theilnahme der eingeladenen Gäſte — der Liedertafel unter ihrem Director, Hofmuſiker Wahl — die das Innere des Hauſes überfüllten, und der Tauſende von Verſammelten in den anliegenden Straßen dem Programme gemäß ſtatt. Nach der Begrüßung der Anweſenden durch Herrn Reviſor Marloff, welchem mit dem Beſitzer des Hauſes, Herrn Malſi, und einer Anzahl hieſiger Bürger das Verdienſt der Anregung und Ausführung zukommt, intonirte auf der Straße vor der verhüllten Tafel die Liedertafel das Mozart'ſche Lied: «Reicht zum Bund die Hand, ihr Brüder», worauf Herr Dr. Künzel, die Veranlaſſung der Gedenktafel kurz berührend, dem «Dichter Schiller, welcher ſein Volk ſo treu im Herzen getragen, dem Volksdichter, der darum auch vor allen im Herzen ſeines Volks lebt und leben wird», ein Hoch ausbrachte, in das die verſammelte Volksmaſſe jubelnd einſtimmte. Und während bengaliſche Feuer die verhüllte Tafel und die umliegenden Straßen erleuchteten, übergab der Redner «dieſes ſichtbare Erinnerungszeichen an den großen Dichter der Verehrung und fernern Obhut aller Mitbürger». Das Lied: «Das iſt der Tag des Herrn», ſchloß die Feier vor dem Hauſe, welcher ein Feſtmahl im Hauſe folgte.“

Hofrath Dr. Künzel trug bei demſelben ein ſchwunghaftes und beziehungsreiches Gedicht „Zur Sonne“ vor.

Es findet ſich allerdings über Schiller's Aufenthalt in Darmſtadt nichts Näheres in ſeinen Papieren. Die Frage, ob Schiller wirklich in dem Schiller-Hauſe gewohnt hat, kann ebenfalls nicht durch die Fremdenverzeichniſſe des „Darmſtädter Wochenblättchen“ aus jener Zeit entſchieden werden, da der Dichter nur als „Paſſant“ in demſelben eingetragen iſt. Deſto ſicherer und übereinſtimmender zeugen dafür die gänzlich voneinander unabhängigen mündlichen Ueberlieferungen des frühern Wirths des damals renommirten Gaſthofs, Sinzigſche,

Digitized by Google

er Frau Senator Emrich, des Leibſchneiders Raſch, des Sil-erverwalters Sterz im ehemaligen «alten Palais», der ſtets hr ſtolz auf die perſönliche Bekanntſchaft mit Schiller war, :e er durch den Prinzen Friedrich gemacht hatte, und der rau Marſteller, die hochbetagt im Hauſe ſtarb.

Zur Feier des Tags ſandte Schiller's pietätvolle Tochter, rau von Gleichen-Rußwurm, eine theure Reliquie der Fami-, die geſtickte Brieftaſche Schiller's, die ihm einſt von Leipzig ich Manheim zugeſchickt warden war, ein Zeichen der Be-underung, welche ihm die Mitglieder der Körner'ſchen Fami-widmeten. Dies Geſchenk begleitete die Tochter des Dich-s mit folgenden Zeilen: „Mit wahrer Freude laſſe ich heute : Brieftaſche mit den vier Bildern adgehen, welche den ge-bten Dichter einſt ſo beglückten, eine Wendung ſeines Schick-s herbeiführten, und nehme treuen Antheil an der Schiller-ier in Darmſtadt, wo er ſa heitere Stunden verlebte. Ein hrer Balſam iſt es mir jedesmal, wenn glückliche Momente des theuren Vaters Leben von neuem vor die Seele treten, d verſöhnend mit den ſchweren Stunden, die ihm beſchieden, eder Muth und Vertrauen in ſein oft ſa tief bekümmertes müth goſſen. Das iſt, finde ich, etwas ſo Großes, Ergrei-des in Schiller's Erdenleben, das Ringen, Kämpfen, ohne ız niedergedrückt zu werden, das wahre Heraklesgeſchick!"

Das Geſchenk iſt um ſo ſinniger, als es an eine Thatſache nüpft: „In dieſer Brieftaſche lag das Manuſcript des «Don :los», ſaweit er gedichtet war, das Schiller am 26. Decem-1784 dem erbprinzlichen Hofe, dem Erbprinzen Ludewig dewig X., ſpäter Graßherzog I.) und der Erbprinzeſſin Luiſe Anweſenheit deren Schwagers, des Herzogs Karl Auguſt Sachſen-Weimar, varlas. Schiller ſagt darüber ſelbſt in m Briefe aus Manheim vom 22. Februar 1785 an Kör-(I, 16): «Die Brieftaſche von Minna habe ich neulich in mſtadt eingeweiht, den erſten Act des Carlos, den ich bei : vorlas, darin aufzubewahren, und eine unvergleichliche Für-die Frau Erbprinzeſſin, hat ſie bewundert. Der Umſtand Kleinigkeit; aber Dingen, worauf mein Herz einen Werth . kann nichts ſo Geringes begegnen, das nicht merkwürdig mich wäre.»"

In der That gehört Schiller's Aufenthalt in Darmſtadt)en glücklichſten Epiſaden ſeines Lebens; hier wurde der ɔtling aus der Karlsſchule zum erſten male in Hofkreiſen ezeichnet, und wie durch die Zuſendung der Brieftaſche die rſiedelung des Dichters nach Leipzig und Dresden und die hn ſo günſtige und dauernde Freundſchaft mit der Körner'-Familie vermittelt wurde, ſo knüpfen ſich an die Vorle-des „Don Carlos" am Hofe zu Darmſtadt die Fäden, e nach Weimar hinüberreichen und für Schiller's ſpäteres : ſo folgenreich werden ſollten. Das Schiller-Haus von ıſtadt verdient es daher, mit bengaliſchen Flammen be-et zu werden.

Mögen auch die andern deutſchen Städte, die ein Recht haben, ſich mit den Erinnerungen an unſere Dichter cken! Und ſei dieſer Schmuck auch noch ſa beſcheiden — eicht dem Gemeinweſen zur Ehre und weckt in den Spä-orenen die ſtets erneute Erinnerung an unvergängliche ıgen.

Bibliographie.

'ardt, J., Die baltiſchen Provinzen Rußlands. Politiſche und eſchichtliche Aufſätze. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

val, P., Der Gaukler. (L'avaleur de Sabres.) Roman. Einzig gte deutſche Ueberſetzung. 3 Bde. Wien, Tendler u. Comp. 8. 15 Ngr.

scher, P., Untersuchungen über die Gestalt der Erde. Darm-blehl. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

chs, F., Geſchichte der Stadt Worms. Nebſt einer Analyſe der gen-Sage und einem Anhang: „Führer durch Worms". Worms, r. 8. 12½ Ngr.

orge, L., Die Logik als Wissenschaftslehre dargestellt. Berlin, ner. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

eſebrecht, L., Schillers Bild in Stuttgart. Ein Vortrag. Stet-der Rahmer. Gr. 8. 5 Ngr.

eeff, R., Reiſe nach den canariſchen Inſeln (London, Liſſabon, a, Teneriſe ꝛc.). Mit populär-naturwiſſenſchaftlichen Schilderungen. Cohen u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hanuš, J. J., Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—1849. Als ein Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte dargestellt. Prag, Dominicus. Gr. 8. 18 Ngr.

Hensel, J., Shakspeare's Hamlet erklärt. Parchim, Heussl. Gr. 8. 1 Thlr.

Hiltl, G., Die Freier der Markgräfin. Hiſtoriſche Novelle. Berlin, Leſſer. 8. 10 Ngr.

Hoch, B., Frommes Leben. Dichtungen der Neuzeit, ausgewählte. Eingeführt durch F. Ahlfeld. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 1 Thlr.

Kavanagh, Julia, Dora. Roman in 6 Bdn. Autoriſirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Kempner, D., Hiſtoriſche Novellen aus der neueſten Zeit. Breslau, Heidenfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kippenberg, A., Ferdinand Freiligrath. Zum Verſtändniß des Dichters und als Begleitgabe zu ſeinen Werken. Leipzig, Matthes. 8. 18 Ngr.

Klein, J., Eine Reiſe. Breslau, Goerlich u. Coch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Knobloch, W., Ueber Meteorerscheinungen. Populärer Vortrag. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 5 Ngr.

Kummer, P., Die Karl Vogt'ſche Theorie von der Abſtammung des Menſchen. Sachlich beleuchtet. Aus Vorträgen, die der Verfaſſer in einem naturhiſtoriſchen Verein gehalten, zuſammengeſtellt. Zerbſt, Zeidler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epiſche Dichtung. 3tes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Martitz, F. v., Betrachtungen über die Verfassung des norddeutschen Bundes. Leipzig, Haessel. 8. 20 Ngr.

Meißner, A., Kleine Memoiren. Berlin, Leſſer. 8. 15 Ngr.

Oehlmann, W., Die Erkenntnißlehre als Naturwiſſenſchaft, eine Einleitung in die Philoſophie auf der Baſis der naturwiſſenſchaftlichen Pſychologie. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 1 Thlr.

Ooſterzee, J. J. van, Zum Kampf und Frieden. Vier akademiſche Vorträge und 50 Aphorismen. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Bewegungen auf theologiſchem und kirchlichem Gebiete, überſetzt und herausgegeben von F. Meyeringh. Gotha, F. A. Perthes. 8. 16 Ngr.

Otto, Louiſe, Privatgeſchichten der Weltgeſchichte. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. à 1 Thlr.

Pelz, E., Minneſota, das Centralgebiet Nord-Amerikas. In ſeinen Hauptverhältniſſen dargeſtellt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Petermann, A., Die deutsche Nordpol-Expedition, 1868. Gotha, J. Perthes. Gr. 4. 10 Ngr.

Petersen, C., Spuren des Steinalters, welche sich bis in die Zeiten der beglaubigten Geschichte erhalten haben. Hamburg. Gr. 4. 6 Ngr.

Pfiſter, H., Ueber den chattiſchen und heſſiſchen Namen und die älteſte Geſchichte des chattiſchen Stammes, nebſt einer Karte der chattiſchen Gaue. Kaſſel, C. Luckhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfundner, O., Des Reisebeschreibers Pausanias Lebens- und Glaubensanschauungen. Königsberg. Gr. 4. 12 Ngr.

Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Retcliffe, Sir J., Biarritz. Hiſtoriſch-politiſcher Roman aus der Gegenwart. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. à 6 Ngr.

Richter, O., Die älteſten deutſchen Liebeslieder des 12. Jahrhunderts. In freier Uebertragung. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Roesler, R., Die Kaiſerwahl Karl's V. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roß, C. H., Die hübſche Witwe. Roman. Aus dem Engliſchen von Lina Kayſer. Einzige autoriſirte deutſche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Für freie Stunden. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Der Menſch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch. Leipzig, Frieſe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rothe's, R., Nachgelaſſene Predigten. Herausgegeben von D. Schenkel. 1ſter Bd. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Rubino, J., Beiträge zur Vorgeschichte Italiens. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Rüſtow, W., Die Grenzen der Staaten. Eine militäriſch-politiſche Unterſuchung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 14 Ngr.

Schick, M., Mexiko und Kaiſer Maximilian, oder Queretaro und Miramare. Für das Volk bearbeitet. Reutlingen, Rupp u. Bauer. 8. 3 Ngr.

Schmid, C. v., Briefe und Tagebuchblätter. Zur Feier des hundertjährigen Geburtstags des Verfaſſers der Oſtereier herausgegeben von A. Werfer. München, L. Finſterlin. 8. 10 Ngr.

Schrader, L., Der politiſche Eid. Eine ethiſche Studie. Kiel, G. v. Maack. Gr. 8. 12 Ngr.

Schumann, A., Die Affenmenschen Carl Vogts. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schürer, E., Schleiermacher's Religionsbegriff und die philosophischen Voraussetzungen desselben. Inaugurations-Dissertation. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Schwediſche Lebensbilder. Erzählungen. Nach dem Schwediſchen Original-Manuſcript frei bearbeitet von J. R. Heynrichs. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. Dritte Sammlung. Berlin, R. Hoffmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Souchay, E. F., Deutſchland während der Reformation. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Spiegelbilder der Erinnerung. Erlebtes, Erſchautes, Erdachtes aus den Papieren eines Fünfzigers. Vom Verfaſſer der „Modernen Imperatoren". Bevorwortet von A. Meißner. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 2 Thlr.

Indiſche Sprüche. Ueberſetzt von O. Böhtlingk. In einer Blütenleſe herausgegeben von ſeiner Schweſter. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Traut, H. T., Bilder und Skizzen aus dem Leben deutſcher Dichter des 18. Jahrhunderts. Eine Zugabe zu deutſchen Dichterwerken. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibel-Lexikon.

Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geiſtliche und Gemeindeglieder.

In Verbindung mit Dr. **Bruch**, Dr. **Dieſtel**, Dr. **Dillmann**, Dr. **Fritzſche**, Dr. **Gaß**, Lic. **Hausrath**, Dr. **Hitzig**, Dr. **Holtzmann**, Dr. **Keim**, Dr. **Lipſius**, Dr. **Merx**, Dr. **Reuß**, Dr. **Roskoff**, Dr. **C. Schwarz**, Dr. **A. Schweizer** und andern der namhafteſten Bibelforſcher herausgegeben von

Kirchenrath Profeſſor Dr. Daniel Schenkel.

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzſchnitt

8. Geh. In Heften zu 10 Ngr.

Schenkel's „Bibel-Lexikon" iſt das erſte deutſche Werk, welches ſich die Aufgabe ſtellt, die neueſten Reſultate der Bibelforſchung gleichmäßig der Geiſtlichkeit und der Gemeinde darzubieten, ein Unternehmen, für das die allgemeinſte Theilnahme in den Kreiſen der Gelehrten wie der Laien erwartet werden darf. Gediegene Ausführung des Plans verbürgen die Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter, die zu den hervorragendſten auf dem Gebiete der theologiſchen Literatur der Gegenwart gehören.

Der Umfang des Werks ſoll 4 Bände nicht überſteigen. 8 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft (5 Bogen Lexikonoctav) koſtet im Subſcriptionspreiſe 10 Ngr.

Die erſchienenen Hefte nebſt Proſpect ſind in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daſelbſt Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Baroniſirt. — Paſſiflora.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutſche Leſewelt empfängt hiermit zwei neue Novellen von Robert Waldmüller, bekanntlich einem der beliebteſten Vertreter der modernen Unterhaltungsliteratur. Wie in ſeinen frühern Werken verbindet ſich darin vollendete Kunſt der Charakteriſtik und pſychologiſchen Entwickelung mit meiſterhafter Glätte und Sauberkeit der Form zu wohlthuender Harmonie.

Von dem Verfaſſer erſchien vor kurzem in demſelben Verlage:

Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco.
Zwei Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieſe neueſte Gabe des beliebten rheiniſchen Dichters iſt die Frucht zweier Reiſen deſſelben durch Italien. Was Natur und Kunſt ihm dort Herrliches darboten, geſtaltete er zu einer Galerie poetiſcher Bilder, deren lebendige Anſchaulichkeit den Leſer zum Mitgenuß ſeiner Erlebniſſe und Stimmungen einladet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von **Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.**

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skizzen aus Mittelaſien.

Ergänzungen zu meiner Reiſe in Mittelaſien.

Von

Hermann Vámbéry,

Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und Literaturen an der k. Univerſität zu Peſth.

Deutſche Originalausgabe.

8. Geh. 2 Thlr.

Vámbéry's gleich nach ſeiner Rückkehr in die Heimat erſchienene „Reiſe in Mittelaſien" iſt bekanntlich als eins der intereſſanteſten unter den neuern Reiſewerken allgemein anerkannt worden und hat ſowol in der deutſchen als in andern Sprachen (engliſch, franzöſiſch, ruſſiſch, ungariſch) die weiteſte Verbreitung gefunden. Eine nothwendige Ergänzung dazu, zugleich auch ein Buch von ſelbſtändigem Werth, bietet er in den vorliegenden „Skizzen", welche ſeine merkwürdigen Abenteuer und Erlebniſſe mehr im Detail erzählen, ſowie zur Ethnographie der mittelaſiatiſchen Völker neue wichtige Beiträge liefern.

Das frühere Werk erſchien unter folgendem Titel:

Reiſe in Mittelaſien von Teheran durch die Turkmaniſche Wüſte an der Oſtküſte des Kaspiſchen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwei Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. Deutſche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Neueſte Bände der

Welt-Bibliothek à 10 Sgr.:

K. A. Heigel, Es regnet. Eine Münchener Erzählung.
G. Hiltl, Die Freier der Markgräfin.
M. M. v. Weber, Aus der Welt der Arbeit.
Levin Schücking, Neue Novellen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1868.

ıhalt: Kinkel's neue Gedichte. Von **Rudolf Gottſchall.** — Der Krieg von 1866. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — ır Lehre vom Menſchen. Von **Julius Frauenſtädt.** — **Feuilleton.** (Noch einmal „Der Pinſel Ming's".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Kinkel's neue Gedichte.

bichte von Gottfried Kinkel. Zweite Sammlung. Stuttzart, Cotta. 1868. 8. 2 Thlr.

Zwiſchen der erſten und zweiten Sammlung der ıkel'ſchen Gedichte liegt nicht nur manches Jahrzehnt, dern auch ein reiches und vielbewegtes Leben des chters, das ſelbſt als ein epiſches Gedicht bezeichnet den kann. Man durfte daher mit Recht auf dieſe e Sammlung geſpannt ſein; denn wenn nach Goethe s echte Gedicht ein Gelegenheitsgedicht iſt und wenn ein il unſerer beſten politiſchen Gedichte von Körner bis wegh in dieſe Rubrik gehört, welch eine Fülle von ff lag dem Dichter in eigenen Erlebniſſen vor! Die npfe der Revolution, das Kriegsgericht, das Zuchthaus, Flucht, die engliſche Weltſtadt, das freie Amerika, der giſche Tod der erſten eigenen Gattin, für den in dem als befreundeten Freiligrath ein Dichter erſtand; Stoff nicht nur geſchaffen für die Retcliffe und bert, welche merkwürdigerweiſe ſich dieſen pikanten roman, der nur der Eintheilung in Kapitel harrt, ehen ließen, ſondern auch reich an großen und leidenſtlichen Motiven, voll ſtürmiſcher Bewegung und beender Weltperſpectiven, wie ſie unſere ſtagnirende k *braucht!*

Doch faſt ſcheint es, als ob der Thäter ſeiner Thaten *ihr* Dichter ſein könne, als ob die Begeiſterung aufgezehrt urch die That, die ſie geſchaffen, und ſie nicht mehr ſchaffend in dichteriſche Formen gießen könne. Wer Kinkel eine große, mächtige Zeitlyrik erwartet, Emungen, wie ſie der Wechſel ſeltener dramatiſch beweg- Schickſale erzeugt, wird ſich enttäuſcht fühlen, wenn ieſe neuen Gedichte zur Hand nimmt. Freilich, es nicht an dichteriſchen Spuren der Erlebniſſe und fahrten; die politiſche Begeiſterung findet hier und einen ſchwunghaften Ausdruck; aber ein großer einher Zug geht nicht durch die Sammlung; ſie iſt haus muſiviſch componirt, und im Grunde überwiegt die ſtille Lyrik, die Feier des häuslichen Herdes und der Jugendgefühle über die heroiſchen Klänge und die weiten Horizonte der Geſchichte. Nirgends zeigt ſich ein titaniſches Ringen mit dem Schickſal, ja es geht ein glatter Optimismus als Grundzug durch dieſe Gedichte, Hoffnung auf die Zukunft der Völker und Zufriedenheit mit dem eigenen Lebensloſe!

Es mag eine Unart der Kritik ſein, dem Dichter vorſchreiben zu wollen, was und wie er dichten ſoll, ſtatt ſich an dem Dargebotenen zu erfreuen; hier aber forderte die Perſönlichkeit des Dichters, der ſich als Mann der politiſchen Action in zwei Welttheilen einen Namen gemacht hat, von ſelbſt dazu heraus, den Maßſtab der eigenen Thaten an ſeine Dichtungen zu legen, und zu prüfen, wie weit ſich der Charakter des Mannes im Charakter der Dichtungen ſpiegelt. Kinkel ſelbſt legt dieſen Maßſtab an in dem Gedicht „Dichter oder Mann":

Wohl, ich fühl's, mir ging verloren
Eines großen Dichters Los,
Weil zum Streit ich ward geboren
Und nicht ſaß in Glückes Schos.

Zum Erſinnen, zum Vollenden
Fehlte nimmer mir die Kraft;
Scharf den Pfeil ins Herz zu ſenden
Lehrte mich die Leidenſchaft.

Hätte nur mir noch des Lebens
Sommer friedereich geblüht,
Wahrlich, dann ward nicht vergebens
Mir dies ſchaffende Gemüth.

Er legt damit ſelbſt den Nachdruck mehr auf ſeine Thaten, als auf ſeine Gedichte, und beweiſt damit jedenfalls, daß er nicht zu dem Schwarm der Plateniden gehört, die ſich ſtets ihrer Unſterblichkeit rühmen.

Uebrigens ſind es nicht durchweg neue Gedichte, die uns hier geboten werden. Einer der größten Abſchnitte der Sammlung: „Ein Strauß aus dem Jugendgarten", iſt in den dreißiger Jahren gepflückt, und die Mehrzahl

der Gedichte: „Revolution und Exil", in den Jahren der politiſchen Bewegung gedichtet. Einige dieſer letztern erinnern an die Herwegh'ſchen lyriſchen Brander, und gerade das erſte: „Die künftige Poeſie", dürfte in Bezug auf markige Gedrungenheit, auf Erhabenheit der Anſchauung und auf Prägnanz des Ausdrucks zu den Perlen der Sammlung gehören. Es beginnt ſchwunghaft:

Sollt uns nicht als Dichter feiern!
Unſre Lieder fraß der Brand,
Und die Saiten von den Leiern
Riß des Krieges Eiſenhand.
Sang und Klang deckt mit den Todten
Raſtatts Wall und Ungarns Ried:
In den Kerkern der Despoten
Liegt begraben unſer Lied.

Laßt es ruhn! Nicht daß wir ſingen
Leuchtet dieſer Weltentag;
In der That gewalt'gem Ringen
Rüſten wir den letzten Schlag;
Und zum Lohn der Wetterſchwüle,
Die uns fiel als Manneslos,
Fordern ſtatt des Lorbers Kühle
Wir die Bürgerkrone blos —

und endigt mit einer großgehaltenen Viſion, gleich anſchaulich wie bedeutſam:

Angeflammt von Morgenröthen
Schaut dich mein Prophetenſinn!
Schleuderſt Blitze, welche tödten,
Göttliche Spartanerin!
Auf dem Säulenſtumpf von Thronen
Lehnt die Harf' am nackten Knie —
Tochter freier Nationen,
Gruß dir, junge Poeſie!

Doch müſſen wir nach dieſem an der Pforte credenzten Feuertrunk zunächſt mit einiger matten Limonade fürliebnehmen. „Die Keime des Waldes" iſt vormärzliche politiſche Frühlingspoeſie, welche den Lenz der Freiheit feiert, eine damals in gereimten und ungereimten Schriften zu Tode gehetzte Allegorie. „Des Unterthanen Glaubensbekenntniß" erinnert an ähnliche Refraingedichte ſatiriſcher Art, die Robert Prutz damals dichtete; das Gedicht hat den Refrain:

Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Die Pointe in „Allzuwenig" iſt matter Nachdruck von Herwegh und Hoffmann von Fallersleben und die in „Der König kommt" etwas trivial. „Prolog zu einer Faſchingskomödie" und die Allegorie von dem ſich mauſernden Adler ſind nicht gerade bedeutend. „An mein Volk", gedichtet beim Waffenſtillſtand von Malmö, erwähnt das Nibelungenlied und die Staufenkaiſer, bei denen übrigens von der goldenen Kette deutſcher Einigkeit kein ſonderliches Rühmen gemacht werden darf, erinnert an Hellas und die Thermopylen und ſchließt mit den damals unklaren Schlußzeilen, die jetzt eine beſtimmte Bedeutung gewonnen haben:

Wenn erſt um dich die Pulverwolken nachten,
Dann kommt der eine, der befehlen kann.

„Flut und Ebbe" iſt in maleriſch bewegten Rhythmen mit Binnenreimen verfaßt. Die Form iſt rühmenswerth mit Ausnahme eines zu früh kommenden Binnenreims, der nicht an rechter Stelle ſteht:

Ein Thor wol ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und feſt, und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünengrund, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

„Grund" reimt auf „Stund", ſtatt wie ſeine Pflicht iſt, auf „Strand" zu räumen, wie dies in allen andern Zeilen von dem Dichter richtig und ſtreng gewahrt wird.

Das Gedicht iſt eine Allegorie, deren einheitliche Gliederung aber verſäumt iſt; denn an einer der Hauptſtellen fällt der Dichter aus dem Bilde. Er vergleicht Ebbe und Flut der politiſchen Bewegung mit der Ebbe und Flut des Meeres. Bis in die dritte Strophe iſt die Allegorie durchſichtig; dann heißt es:

Die Märzflut kennſt du, den Völkerdrang; kein Wall noch Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe im vollen Gang, und Thoren bieten den Fluten Trutz.
Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor den ſtill abrinnenden Fluten Hohn.
Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen im fremden Land, wir harren der theuern belebenden Flut.

Doch bleiben wir ſtark, und vertraun dem Gebot, das die Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher herum ſchon die Rettung kreiſt.
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder ſchwillt die wogende Flut,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden Spiegel umruht.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon [illegible] in Trümmer, was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht im Gleichniß des Meeres, das du geſchaut!

Der aufmerkſame Leſer wird hier bald bemerken, wie Kinkel ſich und ſeine Freunde mit den Korallen auf dürrem Sand vergleicht, die ſchon an und für ſich mit den Erſcheinungen von Ebbe und Flut nichts gemein haben. Durch eine kühne Katachreſe ſteht er aber auf einmal ſelbſt mit den Freunden am Strand, was für die Korallen doch eine unmögliche Lebensäußerung wäre.

„Der letzte deutſche Glaubensartikel" iſt ein Gedicht von Béranger'ſchem Schwung und gewiß das beſte, das je aus einem deutſchen Zuchthaus hervorgegangen iſt, denn Kinkel hatte es 1850 in Naugard gedichtet:

Von allem, was ich einſt geglaubt,
Iſt wenig mir geblieben,
Die Prieſter haben's weggeraubt,
Die Welt hat's ausgetrieben.
Mir blieb ein einz'ger Glaube,
Der macht mir alles wett;
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' ans Bajonnet!

Der Refrain iſt hier friſch und muthig, die Reime der einzelnen Strophen lehnen ſich nicht matt an ihn an, ſondern ſie fordern ihn keck heraus.

„Die Claſſiker", ebenfalls ein naugarder Product, mag man allenfalls der Erbitterung eines politiſchen Sträflings verzeihen, der die Zuchthausjacke trägt. Wenn man den Grundgedanken auch treffend findet:

Digitized by Google

Ein Kunſtwerk war für euch das Leben —
Uns war es nichts als eine That —

) erſcheint die Ausführung doch allzu frivol und pietät- ›s, unſern großen Claſſikern gegenüber. Oder iſt es icht philiſtrös, wenn Goethe nicht blos der „Geheime ?ath" und der „Bürgergeneral" zum Vorwurf gemacht, ndern auch Fräulein Vulpius:

Ein Weib, das uns mit Luſt und Schmerzen
Gelabt aus tiefſtem Lebensquell;
Wir ſtießen's nie aus unſerm Herzen
Um eine hübſche Hausmamſell.

Wozu dieſe dichteriſche Advocatur der Frau von Stein?

Das dritte naugarder Gedicht: „Bundeslied", iſt leeres eſinge mit mattem Refrain.

Das Gedicht: „Holzlahr", welches den Namen hat n des Dichters Heimatdörfchen an der Sieg, behan- t eine eigenthümliche Viſion. Nachdem der Dichter die uliche Heimatſtätte gefeiert hat:

O Sieg, mein herrlicher Heimatfluß,
So klar, ſo kühl und wild,
Wie biſt du in deinem ſtrudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild!

Ja du, mein ſtarkes Sikambergeſchlecht,
Du biſt mein Fleiſch und Blut,
In Haß und Liebe ſo treu und echt,
Und voll von trotzigem Muth! — .

! er ſich in dem Friedhof „auf blumiger Wieſenflur" 'aben; da hört er, wie ein Burſche aus der Schlacht, dem letzten Krieg kommt, ſich des Märtyrers Kinkel nert und erzählt, wie durch dieſen Krieg gegen die ſen Deutſchland groß und ſtark wurde und Polen frei wie ſie jetzt in der goldenen Republik leben:

Und wie mein Herz den Ton vernimmt,
Da zuckt es noch einmal;
Und durch die dunkeln Aſchen glimmt
Die letzte Luſt und Qual.

Es treibt den letzten Lebensſaft
Herauf nach Licht und Luft;
Die Blumen des Hügels ſchwellen in Kraft
Und ſpenden volleren Duft.

So läßt ſich der Dichter doch durch dieſe viſionäre 'lung des Stoffwechſels in dem „Nirwana" ſtören, er in einem andern Gedicht wie ein Schüler des helden Buddha mit Gottestrunkenheit beſingt als mlos tiefe Schlummerraſt".

ine Reihe von Gedichten, in denen die patriotiſche nung des Dichters in der Ferne, in England und ika, duftige Blüten treibt, gehört zu den Zierden Sammlung. Sie haben meiſt eine edle und klare , durchſichtig wie ihr Inhalt, das von jedem deut- Herzen getheilte Heimatsgefühl.

n dem „Abſchied von Deutſchland", einem Album- an ein Mädchen der Oſtſee, einem lyriſchen Er- ngsblatt an die romantiſche Flucht aus dem Ge- ß, einem Dank für ein gewährtes Aſyl, lautet der ßvers:

Auch uns, drauf magſt du trauen,
Fällt anders bald das Los,
Und raſch zu euern Auen
Wiegt mich des Meeres Schos:
Aus Franken und aus Sachſen
Soll dann zuſammenwachſen
Ein Deutſchland frei und groß!

Der Gegenſatz zwiſchen „Amerika und Europa" iſt in einem Gedicht ausgeſprochen, deſſen zwei erſte Strophen in vierfüßigen Jamben das friedliche, dem Genuß, dem Gewinn gewidmete Streben Amerikas feiern, während in den drei letzten das alte Europa, das Land des Kampfes, der Revolution, in geflügelten Daktylen verherrlicht wird. „Ohio-Wein" beſingt die von deutſcher Hand gezogene Traube am Ufer des blauen Ohiofluſſes. Am vollſten und lauteſten ertönen dieſe Klänge in dem Gedicht: „An mein Vaterland", der Widmung des Trauerſpiels „Nimrod". Verſe wie die folgenden ſind ein voller Herzenserguß, der in lautern Formen kryſtalliſirt:

O Heimat, die ſtatt Bürgerehren
Du Wunden gabſt und Ketten ſchufſt,
Wir werden nichts von dir begehren,
Bis ſelbſt du unſre Stärke rufſt.
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schos,
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich, deutſche Mutter, ſchön und groß.

Ja, wir ſind dein, und keine Schranke
Sperrt ab von uns, was du uns biſt!
Stolz trägt zu dir uns der Gedanke,
Der leicht der Nordſee Weiten mißt.
Weit über Höhn und Tiefen funkelt
Uns deines Geiſtes Flammenſtrom,
Und von der Ferne nicht verdunkelt
Blitzt vor uns deiner Künſte Dom.

Was wir im fremden Lande ſchaffen,
Es ward von deinem Mark genährt;
Du ſchmiedeſt unſers Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd.
Uns ſtärkt zur Abendfeierſtunde
Des deutſchen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unſrer Kinder Munde
Klingt deutſches Lied uns fort und fort.

Wenn wir die Harfen höher ſpannen,
Trunken von unſers Rheines Wein,
Genug, wenn wir den Preis gewannen,
Als Sänger deiner werth zu ſein.
Mit Gold mag uns die Fremde lohnen,
Du gibſt der Locken ſtolzre Zier —
Einſt fordern unſre Bürgerkronen
Und heut' den Lorber wir von dir!

Drum auf, o Weſt! Such' meine Treuen
Mit dieſes Liedes Blumenſtrauß,
Daß ſie ſich ihres Dichters freuen
In Hütten und im Bürgerhaus!
Ihr alle, deren Herzen brannten
Um mich in Gram einſt und in Luſt,
Nehmt von dem Dichter, dem Verbannten,
Den Gruß aus treuer Mannesbruſt.

Ein Gedicht verwandter Geſinnung, das der Odem Schiller's zu durchwehen ſcheint, iſt: „Lerne warten." Wie energiſch klingt die erſte Strophe:

Ernſt den Pfad des Rechts zu wandeln
Ziemt des Mannes ſtolzer Kraft;
Starkes Glauben, treues Handeln
Iſt's, was ihn zum Helden ſchafft.
Seiner Arbeit ſtrenge Tugend
Macht ihn frei und feſſellos;
Selbſt des Lorbers grüne Jugend
Fällt dem Kämpfer in den Schos.

Leider ſtört der Schlußvers des Gedichts, trotz dichteriſch ſchöner Haltung, dieſen Eindruck des kernhaft Männlichen, dieſen Appell an den kategoriſchen Imperativ

Digitized by Google

durch ein mythologiſches Bild, das ſich wie eine verdämmernde Phantasmagorie ausnimmt. Indem es uns den Lohn langen Wartens zeigt, verſtößt es zwar nicht gegen die verſtandesmäßige Richtigkeit; aber es verſtößt gegen die Einheit der Stimmung, aus welcher das dichteriſche Bild nicht herausfallen darf; nach markigen Tubaklängen hören wir auf einmal weichen Flötenton:

Hat Achill im Schmuck der Jahre
Iphigenien erwählt:
Sie verblutet' am Altare,
Und er lag vom Pfeil entſeelt —
Doch den ſehnſuchtsvollen Schatten
Steigt ein Eiland aus der Flut,
Wo auf ewiggrünen Matten
Er mit der Verlobten ruht.

In dem Gedicht „Beim Meeresleuchten“ weht am Schluß noch einmal das „rothe Banner“.

Die politiſche Lyrik eines Dichters mag gleichzeitig ein Spiegel der wechſelnden Zeitſtimmungen und ſeines eigenen Entwickelungsgangs ſein; wir hören das Echo der Revolution von 1848 in den bald darauf gedichteten Liedern grollen und erkennen das gute Recht des Dichters an, dieſer Stimmung und Begeiſterung Ausdruck zu geben; doch wir vermiſſen die Vermittelung mit der Gegenwart. Wir wiſſen aus Kinkel's „Freiligrath-Rede“, daß er der neueſten politiſchen Bewegung in Deutſchland ähnlich wie Arnold Ruge ſeine Zuſtimmung gibt, daß er ſich aus dieſem Grunde mit Freiligrath, der auch gegenwärtig nach Würtemberg, dem Herd des deutſchen Particularismus überſiedelt, überworfen hat. Nirgends aber in den Gedichten finden ſich Kinkel's Anſichten über die neueſte Geſtaltung Deutſchlands zum Ausdruck gebracht, man müßte denn jene ſatiriſch-lahmen Strophen des Gedichts: „Le bon diable“, als das Glaubensbekenntniß des Poeten acceptiren:

Schleswig-Holſteins, das ihr verriethet,
Nehmt ihr euch nun in Waffen an;
Und wer dieſes Geſchenk uns bietet,
Vive le diable! iſt auch unſer Mann.

Als wir Deutſchland zu einem gedachten,
Schlugt ihr uns tapfer die Köpfe ein;
Und nun müßt ihr in böhmiſchen Schlachten
Unſers Gedankens Vollzieher ſein.

Doch dieſe Zuſtimmung iſt keine warme, nur eine ironiſche; der Dichter betrachtet alle dieſe Thaten als Vorſpiele der künftigen Republik, für welche ſie gleichſam die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Wir können uns aus der Freiligrath-Rede und aus dieſen Verſen keinen Vers machen, und bedauern, daß Kinkel für die großen Ereigniſſe der jüngſten Zeit nur die ſchlotterige Form einer heiniſirenden Ironie übrighatte, um ſo mehr, als wir dieſen humoriſtiſchen Gedichten keinen rechten Geſchmack abgewinnen können. Es fehlt ihnen unſers Erachtens die Grazie. „Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte“ hat eine holzſchnittartige, Hans Sachs'ſche Haltung, doch iſt es im ganzen zu banal; „Docta Ignorantia“, vielleicht das Beſte in dieſem Genre, erreicht doch die Heine'ſchen Muſter nicht. Gedichte aber, wie „Herr und Madame Schmidt“, ſind in ihrer Trivialität Kinkel's nicht würdig und hätten ausgemerzt werden müſſen; denn eine Sammlung muß doch immer ein beſtimmtes Geſicht haben und ein gelegentliches Geſichterſchneiden entſtellt es zur Unzeit.

Trefflich ſind die beiden Balladen aus neuer Zeitgeſchichte; wir billigen die Wahl ſolcher Stoffe, die wir ſtets empfohlen haben. Man muß die Gegenwart nicht für einen Gegenſtand der Zeitungsmakulatur halten; faßt man ſie am rechten Ende an, ſo zeigt ſie den dichteriſchen Schimmer, der nur von blindem Zutappen befleckt wird. Die jüngſte Geſchichte bietet den reichſten Balladenſtoff; aber wer ſolchen Schatz heben will, muß im Beſitz des rechten Zauberwortes ſein. Löſchpapierene Poeten werden auch nur löſchpapierene Poeſie zu Tage fördern. Die beiden Balladen Kinkel's entlehnen ihren Stoff dem indiſchen Aufruhr. „Jeſſie Brown“ iſt von Geibel („Schön Ellen“) und Lepel bereits behandelt worden; der Stoff hat das eigenthümlich ſpannende Moment, das die Ballade braucht. Bei Kinkel iſt die Expoſition klarer, man hat feſtern Boden unter den Füßen als bei Geibel, der die Situation zu ſehr in ein volksthümliches Dämmerlicht hüllt. Sehr lebendig iſt auch der Anmarſch der Schotten geſchildert:

„Wer denkt der alten Freundſchaft nicht,
Der alten Heimat gern?“
Und ſchau, wie's blitzt im Morgenlicht
Von Bajonneten fern.

Mit nacktem Knie, im Waffenglanz,
In feſtem, munterm Schritt,
Ein Keil aus ihres Felſenſtrands
Gewürfeltem Granit —

So kommen ſie, ſo ſtürmen ſie
Auf die Sipoys heran!
Und jeder Mann ſank auf ſein Knie,
Und mit ſang jeder Mann:

„Wer denkt der alten Freundſchaft nicht,
Der alten Heimat gern?“
Und über Blut und Leichen bricht
Herauf der Rettung Stern.

Noch anziehender iſt die Ballade: „Aus Mirut“, welche an eine in der „Times“ mitgetheilte Anekdote aus dem indiſchen Krieg das Nathan'ſche Evangelium der Toleranz und Humanität knüpft. Ein Fakir bringt ein gerettetes engliſches Kind den engliſchen Offizieren in Mirut, der Oberſt will ihm Gold dafür geben, doch der Hindu erwidert:

„Ob die Wunden mich ermatten,
Brauch' ich nichts von deiner Hand;
Bettelnd durch des Ganges Schatten
Wandr' ich, durch des Indus Sand.

„Hab' die Vedas all geleſen,
Den Koran auch durchgeſtört;
Bin bei den Parſis geweſen,
Hab' auch euern Spruch gehört.

„Liebe, hört' ich alle ſagen,
Sei zwei Drittel im Gebot;
Und die Liebe hieß mich's wagen,
Und ich that's und zwang den Tod.

„Doch wollt ihr mir Dank gewähren,
Nun ſo grabt auf dieſem Platz
Einen Brunnen, Gott zu Ehren,
Allem Volk zum ew'gen Schatz.

„Jedem geb' er ſeine Spende!
Hier entſühnt ſich der Brahman,
Wäſcht der Moslem ſeine Hände,
Und der Chriſt, er trinkt daran.

Digitized by Google

„Laßt ein Schattendach ihn decken,
Und ein Täflein an die Mau'r
Mögt ihr mit den Worten ſtecken:
Imam Bharti von Dhunau'r.

„Imam Bharti von Dhunauer
Iſt mein Name, merkt ihn gut,
Daß darauf zu ew'ger Dauer
Jedes Wandrers Auge ruht.

„Wenn um Rache einſt ihr ſtreitet,
Meinem Volke grimmgeſinnt,
Denkt, wenn ihr vorüberſchreitet,
An den Bettler und dies Kind!"

Sprach's und grüßt', herab die Matten
Schwand er fern hinaus ins Land,
Bettelnd durch des Ganges Schatten,
Bettelnd durch des Indus Sand.

Der „Strauß aus dem Jugendgarten" enthält allerlei üten und Knoſpen aus früherer Zeit; es iſt viel An- ıthiges darunter', doch es fehlt die Sicherheit des Stils; n hört verwandte Klänge heraus, hier die Tonweiſe ine's, wie in den „Uneigennützigen Küſſen", dort die- ige Uhland's, wie in dem langathmigen Gedicht: „Das nengrab", dort ſogar diejenige von Kopiſch, wie in t Gedicht: „Facultätsſitzung", deſſen Refrain ganz an Art und Weiſe der Refrains von Kopiſch in den inzelmännern" anklingt. Von den ſtillen Klängen in neuern Gedichten verdient das Gedicht „Neue Heimat" Preis; es iſt aus dem friſchen Leben herausgeſungen feiert die neue Liebe und Ehe des Dichters:

Doch im Schirm der Alpenzinne,
An des Gletſcherſtromes Lauf,
Bauſt du nun, o holde Minne,
Mir ein Haus noch einmal auf.
Dort erhebt ſich mir ein neuer
Blüt- und fruchtumkränzter Herd,
Den mit heil'gem Herzensfeuer
Mein geliebtes Weib mir nährt.

Demnächſt ſind die „Lieder vom Seeſtrand" ſinnig formvollendet; wie gepanzert klirrt der Eiſenſchritt folgenden Verſe:

In den Wolken ſchattenhaft
Schreitet das Geſchick,
Aber mir und meiner Kraft
Dient der Augenblick.

Arm und Bruſt hab' ich geſtählt
In der heil'gen Flut;
Was die Norne jetzt mir wählt,
Grüß' ich wohlgemuth.

Feſt und freudig ſei das Herz,
Funkle hell, mein Schwert!
Denn das Leben iſt den Schmerz
Und die Angſt nicht werth!

Kehrt ja doch dem rechten Mann
Stets ſein Stern zurück —
Und mit ſtarkem Griff alsdann
Faſſ' ich dich, o Glück!

Den „Sprüchen" fehlt meiſt die ſcharfe epigrammatiſche Zuſpitzung, der ſchlagende Witz, und doch ſtreben ſie nach demſelben; es iſt ſelbſt genügſame Gnomenweisheit, die ſich einmal in kleiner Münze ausgibt.

Einen beträchtlichen Umfang hat das in ſieben Hiſtorien zerfällte Gedicht: „Der Grobſchmied von Antwerpen", deſſen Held Quintin Meſſys iſt und welches die Liebe dieſes ſich zum Maler bildenden Schmieds zur Tochter des Meiſters Floris beſingt. Das Gedicht iſt in fließenden anmuthigen Verſen geſchrieben; das Colorit iſt oft warm und wechſelt zwiſchen der Farbengebung der flandriſchen und der italieniſchen Malerſchule; es iſt eine Künſtlernovelle in Verſen, wie ſie auch Paul Heyſe mehrfach gedichtet hat. Doch ſcheint uns der künſtleriſche Aufwand zu groß für einen im Grunde ſchlichten und einfachen Stoff, dem alle epiſche Getragenheit fehlt und der ſich allenfalls in einer leichtgeſchürzten Ballade bewältigen ließ.

Die neue Sammlung von Kinkel's „Gedichten" enthält, wie wir ſehen, viel Anziehendes, einzelne Lieder und Balladen, in denen das Talent des Dichters, in Kraft und Milde und mit dem vorherrſchenden Zug liebenswürdiger Grazie, ſich ſcharf und voll ausprägt. Dagegen fehlt es nicht an matten Gedichten, welche die Haltung der Sammlung als ungleich erſcheinen laſſen; Anempfundenes tritt vielfach an die Stelle origineller, aus eigenen Tiefen ſchöpfender Empfindung, und der „Strauß aus dem Jugendgarten", ſowie die breite Künſtlernovelle, die im ganzen doch phyſiognomielos iſt, ſchwächen den Eindruck der neuen beſſern Gedichte ab.

Rudolf Gottſchall.

Der Krieg von 1866.

Bir haben wieder von einigen Werken über den Krieg richten, der für die Neugeſtaltung Deutſchlands ſo g geworden iſt. Der preußiſche Generalſtab ſowol, er öſterreichiſche, hat eine auf authentiſche Kriegsacten ꞇte Geſchichte dieſes Kriegs begonnen, von denen die : bereits die Schlacht von Königgrätz enthält, die e aber noch weiter im Rückſtand iſt. Allerdings iſt öſterreichiſche Werk auf vier Bände berechnet und die Kriegshandlungen bis in das kleinſte Detail dar, nd das preußiſche, kürzer gehalten, mehr vom ſtra- en Standpunkte aus bearbeitet iſt und die klarſte ɩeine Ueberſicht bietet. Für das Studium jüngerer ere iſt zu bedauern, daß auf die taktiſchen Verhält- für welche in den eingegangenen Berichten das um- ıſte Material vorliegt, nicht mehr Bezug genommen iſt. Nach Vollendung der beiden Arbeiten wird ſich aber erſt ein rechter Vergleich zwiſchen ihnen anſtellen laſſen.

Allen Werken über den Krieg von 1866 ſtellen wir nach ſeinem Werth und ſeinen Geſichtspunkten voran:

1. Der deutſche Krieg von 1866. Hiſtoriſch, politiſch und kriegswiſſenſchaftlich dargeſtellt von Heinrich Blankenburg. Mit Karten und Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Schon in einem frühern Artikel Nr. 19 (d. Bl. f. 1867) machten wir auf eine Arbeit aufmerkſam, welche in einer Reihe von Eſſays, wie der Verfaſſer ſie genannt, in der „deutſchen Revue der Gegenwart": „Unſere Zeit" begann und etwas Ausgezeichnetes verſprach. Als ſie bis zum Schluſſe gediehen war, konnten wir, abgeſehen von kleinen taktiſchen Lücken, zu deren Ausfüllung noch die

Digitized by Google

Quellen fehlten, unſer Urtheil nur beſtätigt finden und auch andere, welche den Krieg in den Generalſtäben der Hauptquartiere mitgemacht hatten, ſtimmten mit uns überein, daß dieſe Darſtellung unter allen erſchienenen Werken als die beſte und geiſtvollſte betrachtet werden könne. Unſere Hoffnung, daß ſie bald durch eine beſondere Ausgabe als ſelbſtändiges Werk auch dem größern Publikum zugänglich gemacht und der Verfaſſer ſich nennen werde, iſt ſeitdem erfüllt worden; das Werk liegt vor und iſt vor dem Abdruck einer neuen Bearbeitung nach den inzwiſchen erſchloſſenen Quellen unterzogen worden. Im Vorwort wird der Geſichtspunkt der Darſtellung bezeichnet. Sie iſt keineswegs ausſchließlich für den Militär von Fach beſtimmt, ſoll vielmehr vorherrſchend den hiſtoriſchen Standpunkt zur Geltung bringen. Den Wechſelwirkungen der militäriſchen und politiſchen Situation iſt eine beſondere Beachtung zugewandt und der Behandlung der Kriegsereigniſſe in den Details eine gewiſſe Grenze vorgezeichnet worden, um nur das zu berühren, was ein allgemein-geſchichtliches Intereſſe beanſpruchen kann. Innerhalb dieſer Begrenzung läßt der Verfaſſer die Reflexion walten und gibt ſein Urtheil freimüthig und ſelbſtändig ab, wobei er nach ſtrenger Objectivität ſtrebt. „Wenn dennoch", ſagt er zum Schluß, „ſein unerſchütterlicher Glaube an die große Miſſion Preußens ſich hier und dort lebhafter geltend machen ſollte, als ſtrenge Richter bei kritiſch-hiſtoriſchen Verſuchen für zuläſſig erachten, ſo möge ſein Buch von der erſten bis zur letzten Seite dafür Zeugniß geben, daß dieſer Glaube auf Ueberzeugung beruht." Er hofft, daß ſeine Arbeit, die ſich von rein militäriſchen Geſchichtswerken unterſcheidet, ſich auch ein Recht der Exiſtenz neben den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalſtäbe, die im Erſcheinen begriffen ſind, ſichern werde; wir glauben ihm das verbürgen zu können. Die amtlichen Werke haben immer verſchiedene Rückſichten zu nehmen, ſie wollen und dürfen nicht alles ſagen, wenn den Verfaſſern auch die Urſachen und Triebfedern der Kriegshandlungen bekannt ſind; ſie können die eigenen begangenen Fehler, die ſchwachen Momente, welche auch im ſiegreichſten Kriege vorkommen, aus Gründen nicht einfach eingeſtehen, und daß die Kritik, wo ſie hohe Perſonen verletzen könnte, ſich beſcheiden muß, brauchen wir wol nicht erſt zu ſagen. Der Verfaſſer iſt unabhängig und hat daher manche Rückſicht nicht zu nehmen; dennoch können wir ſagen, daß ſein Urtheil und ſeine Kritik bei aller Schärfe immer maß- und taktvoll bleibt.

Die erſte Abtheilung des Werks enthält die politiſche Entwickelungsgeſchichte. In der Einleitung wird ausgeführt, daß ſich unverkennbar im Weſen und Charakter der Kriege mit dem Beginn der Kämpfe, welche die Franzöſiſche Revolution gegen die Coalitionen der europäiſchen Mächte führte, eine Wandlung vollzogen, die mit dem gleichzeitig angebahnten Uebergange von der Cabinetspolitik zur nationalen im innigen Zuſammenhange ſteht.

Der Krieg hat ſeitdem, wenn auch in modernem Gewande auftretend, das Weſen des Volkskriegs wieder angenommen, er iſt nicht mehr ein beliebig zu verwendendes Werkzeug in der Hand der Diplomatie. Das Charakteriſtiſche des Volkskriegs beruht in möglichſt allgemeiner Betheiligung aller Glieder der kriegführenden Völker an der Action. Direct manifeſtirt ſich dieſe Betheiligung durch die Aufſtellung gewaltiger, in ihrer Streiterzahl bis an die Grenzen der Leiſtungsfähigkeit reichender Heere, indirect durch die Mitleidenſchaft des ganzen ſtaatlichen Gemeinweſens. Dadurch ſtellt ſich das natürliche Verhältniß wieder her, daß Volk gegen Volk auf Leben und Tod kämpft und Sieg und Niederlage auf Generationen hinaus beſtimmend wirken. Nur ſolche Kriege weiſen jene großen Entſcheidungsſchlachten auf, wie ſie als gewaltige Markſteine in der Geſchichte daſtehen.

In dieſen Sätzen ſpricht ſich der Gedanke aus, von welchem das Werk ausgeht. Weiter heißt es:

Kriege, im Geiſte des Volkskriegs begonnen und geführt, laſſen ſelten einen Zweifel über ihren endlichen Ausgang. Nur in einzelnen Schlachten iſt der Sieg dem Walten des Glücks und des Zufalls unterworfen, der endliche Ausgang durchgekämpfter Kriege entſpricht ſtets der folgerichtigen Nothwendigkeit einer höhern Weltordnung. Sittlich berechtigte, zur vollen Reife gelangte Ideen, durch den Lauf der Geſchichte vorgezeichnete große nationale Aufgaben ſind ſtets des endlichen Siegs gewiß.

Daß nicht alle Kämpfe des letzten halben Jahrhunderts dieſen Stempel tragen, und ebenſo wenig bis zur vollen großen Entſcheidung ſchwebender Streitfragen geführt wurden, iſt gewiß, dann aber auch keinen Moment an der Nothwendigkeit neuer Kämpfe zu zweifeln. Auch den jüngſten Krieg hält der Verfaſſer — und wol mancher mit ihm! — für nicht vollſtändig durchgekämpft. Der ſtrenge Unterſchied zwiſchen Urſache und unmittelbarer Veranlaſſung zum Kriege wird ſcharf hervorgehoben. Unſere Friedensfreunde werden allerdings mit Entrüſtung leſen, daß Völker und Staaten, die eine culturtragende Miſſion oder einen großen geſchichtlichen Beruf in ſich fühlen, das, worauf ſie ohne Aufopferung der Intereſſen kommender Generationen nicht verzichten dürfen, was ſich aber im Wege friedlicher Beſtrebungen als unerreichbar zeigt, im Wege der Gewalt durchführen ſollen, ſie müſſen jedoch die Gründe prüfen, mit denen dieſe Forderung unterſtützt wird.

Sehr intereſſant iſt die Analyſe der europäiſchen Verhältniſſe, ſeit Napoleon III. dem geſchriebenen Coder von 1815 gegenüber wieder das natürliche, das nationale Recht zur Geltung gebracht hat, wenn auch aus eigenſüchtigen Beweggründen. In der Zuſtimmung durch conſervativer Mächte zu Napoleon's Vorſchlage 1863 die Löſung fundamentaler Streitfragen durch einen europäiſchen Congreß herbeizuführen, lag die Anerkennung, daß eine Umgeſtaltung des europäiſchen Staatenſyſtems nothwendig und der kriegeriſche Austrag, falls ein friedlicher unmöglich, berechtigt ſei. Ohne weiteres darf füglich kein Staatsmann wagen, als Friedensbrecher aufzutreten, er muß ſich nach Möglichkeit auf das formale Recht neben dem natürlichen, welches meiſt das nationale iſt, ſichern und den Gegner zu deſſen Verletzung veranlaſſen. Die öffentliche Meinung des eigenen Landes iſt ein anderer Factor, der zu gewinnen iſt, eine der größten Schwierigkeiten aber bleibt es, ſich über den Vermittelungsverſuchen dritter die Gelegenheit zu einem entſcheidenden Austrag nicht aus der Hand winden zu laſſen. Alle dieſe in der Einleitung angedeuteten Momente werden dann in ihrer Geltung bei dem Entwickelungsproceß des großartigen Kampfes von 1866 dargeſtellt. Die urſachliche Streitfrage zwiſchen Oeſterreich und Preußen iſt nicht von heute oder geſtern: ihre genetiſche Geſchichte iſt die Geſchichte Deutſchlands von den Zeiten Karl's V. bis auf unſere Tage; daß der Conflict aber je einen religiöſen

Digitized by Google

der confeſſionellen Charakter getragen habe, wird be-
ritten. Wir bemerken dazu, daß allerdings zu ver-
hiedenen Zeiten einſeitig verſucht worden iſt, ihm dieſen
tempel zu geben, wenn ſchon erfolglos. Die politiſchen
lemente der Streitfrage lagen auf verſchiedenen hiſtori-
hen Gebieten, und man wird mit der Zuſammenſtellung
rſelben in unſerm Werke wol einverſtanden ſein, mag
an recht geben, welcher Partei man will. „Die Streit-
ige ſelbſt aber datirt in Wirklichkeit nicht hinter die
ige Friedrich's des Großen und der nicht minder großen
aria Thereſia zurück. Schon von Friedrich's Tagen
: war für Oeſterreich und Preußen in Deutſchland
ht mehr ausreichender Raum."

Im erſten Kapitel wird ferner das Verhältniß beider
ächte zum engern Deutſchland nach 1815, die Wand-
gen in der preußiſchen Politik ſeit dem Regierungs-
ritt Wilhelm's I. und der Krieg gegen Dänemark mit
er Bedeutung für die europäiſche Stellung Preußens
geſtellt. Wir erkennen ſchon hier das freimüthige Ur-
l des Verfaſſers und empfehlen dies Kapitel denkenden
rn ganz beſonders. Ueber Bismarck's Politik ſeit
8 ſagt er: „Heute iſt der Grundzug derſelben klar zu
e getreten und die ſcheinbaren Inconſequenzen, die ſich
Reihe von Jahren hindurch in Bismarck's Haltung
rklich machten, gleichen nur noch den Staubwirbeln
dem nachfolgenden Gewitter." Dann werden die aus-
dergehenden Ziele Preußens und Oeſterreichs nach
Lostrennung der Elbherzogthümer von Dänemark, das
rben der großmächtlichen Allianz, die Kriſis von 1865
das Compromiß von Gaſtein beſprochen; „eins der
ltbarſten Ergebniſſe der Cabinetspolitik, kaum geeignet,
Differenzen nur auf Monate zu vertagen".

Das zweite Kapitel behandelt die ſchleswig-holſteiniſche
e im entſcheidenden Stadium und ihre Verknüpfung
er großen deutſchen Frage. Bismarck's infolge der
enverſammlung in Altona nach Wien gerichtete Note
der Ausgangspunkt des ſpeciellen, den casus belli
führenden Conflicts genannt; „in dieſem hiſtoriſch
ürdigen, in ſeiner Form faſt einzig daſtehenden
ſtück zeigt ſich bereits der feſte Entſchluß des preußi-
Staatsmannes, es auf einen Bruch ankommen zu
'. Scharfſinnig ſind die Analogien in der Politik
rck's und Napoleon's III. aufgefaßt, und die Gren-
zeichnet, innerhalb welcher ein gewiſſes Einverſtändniß
unbedingt anzunehmen, über die aber allerdings nicht
zugehen iſt. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage hatte
rt, ein Differenzpunkt zwiſchen der preußiſchen Re-
g und der Majorität des preußiſchen Volks zu ſein.
eitdem der blinden Parteiagitation in Schleswig-Holſtein
cht des Auguſtenburgers mehr galt als die Wahrung
deutſcher Intereſſen, ſeitdem ſie ihren Calcul auf die
ußiſchen Tendenzen Oeſterreichs baſirte und zur Verfech-
tes dynaſtiſchen Legitimitätsrechts das Bündniß mit der
en Demokratie Süddeutſchlands nicht verſchmähte, war,
icht die formelle Berechtigung, ſo doch die Nothwendig-
Preußen entſchieden, unumwunden auf die Annexion
ken.

h der förmlichen Verleugnung der Allianz, die in
ck's Antwort auf die Erkundigung des Grafen Karolyi
Stellung Preußens zu Oeſterreich lag, wurde Oeſter-
tellung in Holſtein militäriſch ein verlorener Poſten,
und ſobald dieſe Erkenntniß gewonnen war, reifte auch in Wien der beſtimmte Entſchluß, es auf eine große Waffenentſcheidung mit Preußen ankommen zu laſſen. Die ganz vertrauliche öſterreichiſche Circulardepeſche vom 16. März an die befreundeten deutſchen Höfe, welche erſt mehrere Monate nach dem Kriege zur öffentlichen Kenntniß gekommen iſt, gibt davon Zeugniß. Von den erſten Rüſtungen ſagt der Verfaſſer: „Durch dieſe verfrühte und weniger als halbe Maßregel wurde nichts anderes gewonnen, als daß ihm Preußen die Initiative der Bedrohung zum Vorwurf machen konnte, welchen politiſchen Vortheil ſich Graf Bismarck keineswegs entgehen ließ." Das Bündniß mit Italien, der Notenwechſel mit Oeſterreich und der preußiſche Antrag auf Bundesreform werden klar beleuchtet. „Eine Karte gegen Oeſterreich war damit ausgeſpielt, die nur durch einen ſiegreichen Krieg überboten werden konnte." Die Kriſis in Deutſchland trat ein, der Appell an die Waffen erfolgte. Ueber den letzten Verſuch zu einer Ausgleichung, das vertrauliche Circularſchreiben vom 7. Mai, in welchem Preußen bekannt machte, daß es bereit ſei, ſich mit Oeſterreich über Abtretung ſeiner Rechte an die Herzogthümer gegen angemeſſene Entſchädigung zu verſtändigen, heißt es:

Die Annahme dieſes Vorſchlags würde die großartig angelegte Politik Bismarck's zu Falle gebracht und dieſen Staatsmann wahrſcheinlich an der Schwelle ſeines Ziels zum Rücktritt gezwungen haben. In den hochconſervativen Kreiſen Berlins fehlte es nicht an diſtinguirten Perſonen, die, namentlich ſeit dem demokratiſch angelegten Bundesreformvorſchlage, im Einverſtändniß mit öſterreichiſchen Standes- und Geſinnungsgenoſſen den Sturz Bismarck's unabläſſig anſtrebten, und aus dieſen Kreiſen iſt das Verſtändigungsproject wahrſcheinlich hervorgegangen. Aber das Glück wollte, daß der Verſuch ſcheiterte. Wäre er gelungen, ſo wäre eine abermalige Periode der Verſumpfung, wie die von 1850—58 die unausbleibliche Folge geweſen.

Was über die Agitationen in Deutſchland gegen Preußen berichtet, wie die Träger derſelben gezeichnet werden, iſt ſehr treffend, mitunter pikant genug. Ein Stadium zu durchlaufen blieb noch übrig, durch welches faſt jede einer kriegeriſchen Löſung entgegendrängende Streitfrage hindurchgehen muß, dasjenige der Einmiſchung fremder Mächte.

Napoleon hatte in ſeinem politiſchen Verhalten nicht nur die Richtung, die er ſich ſelbſt vorzeichnete, in Betracht zu ziehen, ſondern auch die öffentliche Stimmung Frankreichs. Im franzöſiſchen Volke lebt noch immer ein Reſt alten Haſſes gegen Preußen, nicht mit Unrecht mißt es Preußen die Hauptſchuld an den unvergeſſenen Invaſionen von 1814 und 1815 zu. Tauſend Ammenmärchen berichten dem Volk noch heute von maßloſen Schandthaten, die Blücher's Heere auf franzöſiſchem Boden begangen haben ſollen, und was jene Mären für den ungebildeten, das ſind die Fälſchungen der Geſchichte, die ſich Thiers erlaubt hat, für den gebildeten Theil der Nation. England hat ſeine Sünden gegen das erſte Kaiſerreich geſühnt, indem es allen andern Mächten in der Anerkennung Napoleon's III. vorangegangen iſt und ſich herbeigelaſſen hat, in beſcheidener Rolle an der Seite Frankreichs Rußland zu bekämpfen. An Rußland und Oeſterreich hat ſich Frankreich in der Krim und in Italien blutig gerächt, Spanien iſt zu ſchwach und zu demüthig, um dieſe Rache herauszufordern; aber das einſt ſo kleine und jetzt ſo mächtig aufſtrebende Preußen harrt noch der Strafe für ſeine Frevel.

So ſteht es auch heute noch, und die jetzt feierlich in ganz Europa eingeläutete Friedensära wird den Krieg,

Digitized by Google

wenn er einmal „opportun“ ſcheint, nicht ausſchließen. Das Conferenzproject Napoleon's ſcheiterte bekanntlich an den Vorbehalten Oeſterreichs, welches nun den entſcheidenden Schritt am Bunde that. Mit der Darſtellung der unmittelbar folgenden Ereigniſſe in Holſtein und dem Ergebniß der Bundestagsſitzung vom 14. Juni ſchließt die erſte Abtheilung. Wir haben unſerer Analyſe einige betreffende Stellen eingefügt und hoffen, daß die Bedeutung des Werks ſchon aus dieſen wenigen Proben gewürdigt werden wird.

Die zweite Abtheilung enthält die Geſchichte des Kriegs und der gleichzeitigen diplomatiſchen Action in fünf Abſchnitten, welche ſich aus dem Verlauf der Ereigniſſe folgerichtig ergeben: „Die kriegeriſche Situation bis zum Eintritt der taktiſchen Entſcheidungen“; „Die Kriegsereigniſſe in Böhmen bis zur Schlacht von Königgrätz“; „Die Schlacht von Königgrätz“; „Von Königgrätz bis zur Donau“; „Die Kriegsereigniſſe in Mittel- und Weſtdeutſchland“. Wir verweiſen ganz beſonders auf den erſten Abſchnitt, in welchem die Heere, die Beſchaffenheit der einzelnen Truppengattungen, die Offiziercorps und die höhern Führer, letztere nach ihrer Perſönlichkeit, vortrefflich charakteriſirt werden. Ueber die kurze Friedensdienſtzeit der öſterreichiſchen Infanterie ſagt der Verfaſſer:

Nicht der Mangel an taktiſcher Uebung war der Hauptnachtheil dieſer kurzen Dienſtzeit, ſondern die Abweſenheit jenes Sinns für perſönliche Ehre, der gänzlich ungebildeten Elementen, aus denen ſich die Armee ergänzt, erſt anerzogen werden muß. In der alles Glaubhafte überſteigenden Zahl von Kriegsgefangenen und nicht minder in dem Benehmen dieſer Leute, nachdem ſie in Feindeshand gefallen, gab ſich dies in evidenteſter Weiſe zu erkennen. Das alte Veteranenthum war der Armee abhanden gekommen, der neue Geiſt eines nationalen Heers aber noch nicht bei ihr eingezogen.

Die ſächſiſchen Truppen werden neben denen Hannovers als die beſten der Mittelſtaaten anerkannt, namentlich das Offiziercorps.

Obgleich auch in Sachſen die gebildeten Stände in den Reihen der Gemeinen nicht vertreten waren, fand doch darin die im Lande allgemein verbreitete Intelligenz und Geſittung ihren Ausdruck. Der Begriff für Ehre und Pflicht hatte deshalb auch bei kurzer Präſenz feſte Wurzel gefaßt. Daß der Kronprinz an der Spitze des Corps ſtand, trug unbedingt viel dazu bei, die Selbſtachtung und das Pflichtgefühl der Truppen zu heben.

Die Charakteriſtik der höhern Führer iſt beſonders auf preußiſcher Seite ſo klar und richtig, daß jeder, der die betreffenden Perſönlichkeiten kennt, ſie als höchſt gelungen bezeichnen muß. Wir kennen ſie alle ſchon ſeit langen Jahren und haben die wohlgetroffenen Charakterbilder mit wahrer Freude geleſen; ſie werden überall großes Intereſſe erregen, da der Verfaſſer ſich nicht ſcheut, auch über hohe Perſonen ein Urtheil auszuſprechen. Unſern militäriſchen Leſern empfehlen wir die ſtrategiſchen Betrachtungen über den gegenſeitigen Kriegsplan, die erſten Aufſtellungen und die begangenen Fehler. Warum Benedek den Kronprinzen in ſeiner bedenklichen Stellung bei Neiße nicht angriff und dadurch die preußiſche Offenſive unmöglich machte, ſondern im Flankenmarſch ſich gegen den Prinzen Friedrich Karl wandte, erklärt der Verfaſſer aus pſychologiſchen Gründen. Ueber Moltke's Operationsplan heißt es:

Im ganzen und großen mag dieſer Plan vor der Seele des Strategen geſtanden haben; er hat aber unbedingt einen vielgeſtaltigen Entwickelungsproceß durchgemacht und erſt concrete Geſtalt gewonnen, als Benedek ſeinen Flankenmarſch antrat. So trefflich der Operationsplan gelang, iſt ihm doch der Stempel der Kühnheit, ja einer gewiſſen Verwegenheit nicht abzuſprechen.

Dies wird weiter ausgeführt, dann fährt der Verfaſſer fort:

Gelang aber der Plan, kam die Vereinigung der getrennten Armeen zu Stande, wurde nicht die eine oder die andere vereinzelt geſchlagen, dann entſprach er auch dem Höchſten, was die Kriegskunſt zu leiſten vermag. Die Forderung des Zuſammenhaltens, an der von neuern Theoretikern oft in geiſt- loſeſter Weiſe feſtgehalten wird, hat im Grunde nur für die Schlacht ſelbſt Berechtigung. Ein vollſtändiges Zuſammenhalten der Armeen in der Bewegung iſt bei der rieſenhaften Größe der Heere unſerer Zeit an und für ſich ſchon unmöglich. Der Parallelmarſch der Colonnen in Entfernungen, die eine gegenſeitige Unterſtützung möglich machen, iſt daher Regel. Der concentriſche Marſch aber kann zu den höchſten Reſultaten auf dem Schlachtfelde führen. Wie bei Waterloo vollzog ſich die Vereinigung der Armee während oder mittels der Schlacht. Bei Waterloo betrug aber die Trennung nur wenige Wegſtunden, hier dagegen lagen die Ausgangspunkte der Flügelarmeen an 30 Meilen auseinander. Und doch traf man ſich zur rechten Stunde faſt genau an dem Punkte, den das geiſtige Auge des Strategen im Kriegsplan bezeichnet hatte.

Die Kriegsereigniſſe werden innerhalb der Grenzen, die ſich der Verfaſſer geſtellt hat, in trefflicher Weiſe geſchildert; jene Grenzen wird auch der militäriſche [illegible] anerkennen, in allgemeinen Kreiſen werden dieſelben [illegible] Werke als ein Vorzug angerechnet werden. Einged[illegible] Kärtchen und Pläne erleichtern das Verſtändniß der [illegible]ſtellung. Die Kritik der Gefechte iſt möglichſt [illegible] und unparteiiſch gehalten, wie ſich der Leſer ſchon [illegible] der des Gefechts bei Trautenau überzeugen wird. [illegible] den Bürgern von Trautenau, denen ſo Schreckliches [illegible] geſagt worden, läßt er Gerechtigkeit widerfahren:

Hätten ſie auch wirklich aus den Fenſtern geſchoſſen, [illegible] hätte der Bürger nur im Sinne des alten preußiſchen [illegible]ſturms zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes mitgewirkt [illegible] kein Vorwurf könnte ihn treffen. Daß aber den Preußen [illegible] Trautenau ganz Schreckliches begegnet ſei, wird ſich in [illegible] ſtets als eine unerſchütterliche Tradition erhalten.

Die Schlacht von Königgrätz bildet in der Dar[illegible]lung den Glanzpunkt des Werks, ſie iſt nicht blos [illegible] ſondern auch anziehend erzählt; einzelnes, das viel[illegible] ungenau, kommt nicht in Betracht, es findet ſich auch [illegible] rein militäriſchen Büchern über den Krieg. Wir [illegible]len die Bemerkungen, welche der Verfaſſer an die [illegible]mente und den Gang der Schlacht im ganzen [illegible] beſonders was über die ausgiebigere Verwendung [illegible] Reiterei zur Verfolgung geſagt wird. Nach allem, [illegible] wir darüber gehört haben, möchten wir die Unterlaſſ[illegible] wie der Verfaſſer früher bei Benedek gethan, aus pſ[illegible] logiſchen Gründen erklären. Daß die Cavalerie noch [illegible] 3. Juli abends viel leiſten konnte und daß ſie mit Ung[illegible] auf den Befehl dazu wartete, wiſſen wir. „Ueber [illegible] Ruhetag, der am 4. der preußiſchen Armee ge[illegible] wurde, wird die Kriegsgeſchichte ſtets ein ſtrenges Ur[illegible] fällen“, ſagt unſer Werk. Dann geht es weiter bis [illegible] Wien. Die Verſchenkung Venetiens wird hart [illegible] wie es mit Ausnahme Frankreichs wol in ganz [illegible] geſchehen iſt.

Digitized by Google

Es war ein Triumph napoleoniſcher Cabinetspolitik, der ſeinesgleichen ſucht. In Oeſterreich aber rechtfertigte der Schritt eine der Hoffnungen, die daran geknüpft wurden. Abermals, wie ſo oft, mußte Preußen die Erfahrung machen, daß die Diplomatie dem Feldherrn in den Arm fiel. Aber das Schwert in ſeiner Hand war in ſo mächtigem Schwunge, daß ihm auch die Zaubermacht der Diplomatie nicht ſofort Einhalt zu thun vermochte. Dazu kam, daß dieſer Feldherr ein König war. Im Kriegslager ſelbſt iſt die Diplomatie nie ſo mächtig, als auf dem glatten Parket. Dennoch kam der Frieden zu Stande, e der letzte Entſcheidungskampf vor Wien geſchlagen wurde.

Die Schlußworte über den Frieden bekunden die echt utſche Geſinnung des Verfaſſers.

Den Kriegsereigniſſen in Mittel- und Weſtdeutſchland gen wir in dem letzten Abſchnitte. Die hohe hiſtoriſche deutung derſelben wird in das rechte Licht geſtellt, den tſächlichen Verhältniſſen eine klare Betrachtung gedmet und daraus erklärt, warum der Krieg auch von ußiſcher Seite nicht in einer Weiſe geführt wurde, bei die eigentliche Tendenz des modernen Kriegs, die Verhtung der Widerſtandskraft des Feindes, in wirklicher inheit vorwaltete. Einverſtanden ſind wir damit, daß in einem Augenblick, wo der Riß in der deutſchen tion bereits in erfreulicher Weiſe zu vernarben beginnt, ht angebracht erſcheint, auf das Detail jener Kämpfe er einzugehen. Dafür werden die ſtrategiſchen Mote, die ſtarken und ſchwachen Seiten der Führung, Einwirkungen von Krieg und Politik aufeinander und lich das Zuſammenbrechen einer politiſchen Inſtitution, heute weder vom Volk nördlich, noch ſüdlich des in zurückgewünſcht wird, um ſo eingehender beleuchtet. höhern Führer, beſonders Falckenſtein und Manteuffel, dabei wieder mit treffenden Zügen gezeichnet: wir n auch nicht zu überſehen, was über den Angriff des ßblütigen Grankopfs" bei Langenſalza geſagt iſt, den nterlaſſen in der Natur der Verhältniſſe lag, auch er Falckenſtein's Verbot, wie nun amtlich feſtſteht, erhalten hat. Unumwundener wie ein anderes Werk, wir auch noch beſprechen werden, gibt der Verfaſſer daß ſich die Hannoveraner unbedingt eines Siegs ten konnten. Ueber die Abberufung Falckenſtein's, em er die Länder nördlich des Main erobert, finden nur einige thatſächliche Andeutungen. Wir enthalten ſie zu ergänzen.

lls Anhang des Werks folgt ein Eſſay, „Preußen Waffen" betitelt, eine der werthvollſten Arbeiten, die über dieſen Gegenſtand geleſen haben. Sie gibt eine iſche Skizze der Entwickelung der preußiſchen Kriegsſeit ihrer Begründung bis zu ihrer Entfaltung im Kriege, in welcher 664000 Streiter aufgeſtellt n, unter welcher rieſenhaften Zahl ſich nur 40000 ſoldaten (Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute und ılanten) befanden, ein Volksheer alſo im vollſten des Worts.

Wir wünſchen dem Werke, das aus der großen Flut deutend hervorragt, die weiteſte Verbreitung, und len es jedem, der eine Geſchichte des deutſchen eigen beſitzen will.

ie Verlagshandlung von Velhagen und Klaſing hat ür allgemeine Leſerkreiſe berechnete Werke erſcheinen welche ſich auch durch ihre Illuſtrationen Beifall en haben und zu denen wir uns jetzt wenden wollen.

2. Der böhmiſche Krieg. Nach den beſten Quellen, perſönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebniſſen geſchildert von Georg Hiltl. Illuſtrirt von O. Fikentſcher, C. von Grimm u. a. Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. Dritte unveränderte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klaſing. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Berichterſtatter des „Daheim", welcher den Krieg in Böhmen theilweiſe in der Nähe mit durchlebt hat, iſt von der Verlagshandlung der genannten Zeitſchrift, die ihm manchen unterhaltenden Beitrag verdankt, zu einem größern Werke über den Feldzug veranlaßt worden, das uns in trefflicher, reich illuſtrirter Ausſtattung vorliegt. Daſſelbe iſt nicht für Leſer vom Fach, ſondern für das größere Publikum, beſonders für die Familienbibliothek geſchrieben. Erſtere würden allerdings manches darin vermiſſen, das ſie mit Recht zu fordern haben, anderes dagegen finden, das ihnen wegen dilettantiſcher und feuilletoniſtiſcher Behandlung nicht zuſagt — die weitern Leſerkreiſe aber werden ſich unbedingt an der intereſſanten, lebendigen Darſtellung, an den maleriſchen Schilderungen, welche oft wahre perſpectiviſche Tableaux liefern, erfreuen. Nicht blos Gefechtsſcenen, welche wenige Berichterſtatter ganz in der Nähe ſchauen, ſondern auch Marſch-, Lager- und andere Bilder werden in dieſer Weiſe gelungen aufgeſtellt. Daß außerdem auch den wichtigen Hülfskräften: den Feldeiſenbahnen, der Feldpoſt und Feldtelegraphie, der Krankenpflege und dem Lazarethweſen, der Thätigkeit des Johanniterordens u. ſ. w. in dem Werke Aufmerkſamkeit geſchenkt iſt, wird demſelben nur noch mehr zur Empfehlung gereichen. Ein beſonderes Intereſſe gewähren die vielen perſönlichen Einzelheiten und Erlebniſſe, welche in die Schilderungen eingeflochten ſind; daß bei den letztern ſich in den Redeformen und Ausdrücken oft Wiederholungen finden, war kaum zu vermeiden; um kleine Verſtöße, die nur dem Militär auffallen, wollen wir nicht rechten. Löblich iſt noch, daß der Verfaſſer, wenn er auch ſeinen entſchieden preußiſchen patriotiſchen Standpunkt feſthält, doch den Gegnern alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; er würde noch mehr von ihnen erzählt haben, wenn ihm von dort mehr Quellen und Mittheilungen zu Gebote geſtanden hätten.

3. Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußiſchen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterſtatter des Daheim. Illuſtrirt von E. Hünten, O. Fikentſcher u. a. Zweite unveränderte Auflage. Mit einer Ueberſichtskarte des Kriegsſchauplatzes. Bielefeld, Velhagen und Klaſing. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein anderer Berichterſtatter des „Daheim", derſelbe, welcher nach dem Kriege die vielgeleſenen „Beſuche" bei den Hauptführern deſſelben ſchilderte, veröffentlicht jetzt eine detaillirte Geſchichte des Feldzugs auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz. Er nimmt dabei außer der Erzählung ſeiner perſönlichen Eindrücke wenig mehr als das Verdienſt der Redaction erhaltener Mittheilungen in Anſpruch, welche er den Meiſtbetheiligten (alſo den Führern) und beſonders dem Höchſtcommandirenden, General Vogel von Falckenſtein, verdankt. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß er ſolche Mittheilungen erhalten hat; wer die Verhältniſſe und namentlich einen gewiſſen Conflict kennt, welcher zu einem alle Welt in Erſtaunen ſetzenden Ausgange nach Falckenſtein's Siegen führte, der wird vielleicht

Digitized by Google

in dem vorliegenden Werke noch andere Illuſtrationen finden, als die von Künſtlerhand eingefügten. Jedenfalls iſt der Verfaſſer ein unabhängiger Mann, der ſich nicht ſcheut, auszuſprechen, was zu tadeln iſt, mag es auch hochgeſtellten Leuten unangenehm ſein. Bisjetzt liegt uns nur die erſte Abtheilung vor, welche mit der Capitulation der Hannoveraner abſchließt. Halten wir daran feſt, daß der Verfaſſer eine möglichſt detaillirte Geſchichte des Feldzugs geben wollte, ſo werden wir uns viele Einzelheiten, welche füglich hätten wegbleiben können, gefallen laſſen.

Für die Richtigkeit derſelben in dem erſten Abſchnitt kann der Verfaſſer, der erſt drei Tage nach dem Treffen bei Langenſalza eintraf, perſönlich nicht ſtehen, verſichert aber, daß er im weitern Verlaufe des Werks nur hiſtoriſch getreue Thatſachen mittheilen werde. Intereſſant wird dem Leſer gar vieles ſein, das er hier ſchon findet, z. B. die Unterredung, welche General Falckenſtein gleich nach ſeinem Einrücken in Hannover mit der Königin Marie im Schloſſe Herrenhauſen gehabt hat. Der Verfaſſer erzählt ſie wörtlich, jedenfalls nach Mittheilungen des Generals. Die Aeußerungen der Königin athmen ganz den Geiſt, der ſie noch lange nach ihres Gemahls Willen, wenn auch in peinlichſter Lage, auf der Marienburg feſthielt und dieſe zum Herde der Umtriebe machte, welche ſo viele Bethörte aus dem Volke ins Unglück brachten, während die Faiſeurs fern von aller Gefahr ſich's wohl ſein laſſen. Wir könnten darüber ganz artige Dinge erzählen.

Das Treffen bei Langenſalza ſchildert der Verfaſſer nach den erſchienenen Berichten einzelner Führer (des Barres, Helmuth), doch hebt er hervor, daß dieſe und die hannoveriſchen einander faſt in jeder Einzelheit vollſtändig widerſprechen. General Falckenſtein war am Tage vorher, auf Befehl des Königs nach Kaſſel gegangen, um dort eine Militärregierung einzuſetzen, ſonſt würde wol der verfehlte Angriff bei Langenſalza nicht ſtattgefunden haben; General Flies hatte entweder die ihm zugegangenen Befehle nicht verſtanden oder directe Befehle von Berlin erhalten, die ihn beſtimmten zu thun, was ſchlecht ablaufen mußte. Der Herzog von Koburg, der bei ſeinen tapfern Truppen im heftigſten Kugelregen erſchien, ſoll ſich ſehr bitter über die getroffenen Maßregeln geäußert haben. „Es ſind Verhältniſſe", ſagt der Verfaſſer, „in die es dem zeitgenöſſiſchen Geſchichtſchreiber wol nie gegeben ſein wird, einen klaren Blick zu werfen. Spätern Hiſtoriographen wird es vorbehalten ſein, den rothen Faden, welcher ſich durch die Tage vom 15. bis zum 29. Juni mit bedauernswürdiger Beharrlichkeit hindurchwindet, aus dem verwirrten Knäuel zu entwickeln."

Worauf dies zielt, iſt weiterhin und nicht etwa blos zwiſchen den Zeilen, ſondern ziemlich deutlich zu leſen, wir können hier aber nicht darauf eingehen. Der Abſchnitt ſchließt mit den Worten: „Bis hierher waren alle Bewegungen des Generals von Falckenſtein durch Befehle der verſchiedenartigſten Autoritäten paralyſirt worden und der vierzehntägige Zug hatte mit einer Niederlage geendigt ... von jetzt ab durfte er unabhängig operiren ... und errang in den nächſten vierzehn Tagen ſechs Siege gegen eine doppelt überlegene Armee!"

Wir ſehen den folgenden Abtheilungen des Werks entgegen, welche den mit auffallender Vernachläſſigung in den allgemeinen Schriften über den Krieg von 1866 behandelten Feldzug der Mainarmee in das ihm gebührende Licht ſtellen werden.

Karl Guſtav von Berneck.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Lehre vom Menſchen.

Lebens-, Seelen- und Geiſteskraft oder die Kräfte der organiſchen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. Zweiter Theil: Der Menſch als geiſtiges Individuum nach ſeiner Bildung und Entwickelung auf der Grundlage der Natur. Von C. A. Werther. Nordhauſen, Förſtemann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die dualiſtiſche Anſicht vom Menſchen, nach welcher der Menſch aus zwei heterogenen Beſtandtheilen beſteht, aus Leib und Seele, dem Leibe nach mit der Natur, der Seele nach mit Gott und dem Geiſterreich zuſammenhängt, den Leib nach dem Tode der Erde, von der er ſtammt, zurückgibt, mit der Seele aber oder dem Geiſte zu Gott aufſteigt — dieſe alte vulgäre Anſicht darf gegenwärtig wol als einerſeits durch den philoſophiſchen Monismus, andererſeits durch die Naturwiſſenſchaften überwunden betrachtet werden.

Nach dem philoſophiſchen Monismus gibt es nicht zwei Subſtanzen: Leib und Seele, Materie und Geiſt, ſondern nur eine, welche von zwei verſchiedenen Seiten angeſehen als Materie und Geiſt erſcheint. Die Naturwiſſenſchaften ihrerſeits haben uns den ganzen Menſchen, alſo ſowol den geiſtigen als leiblichen, als Naturproduct, als zuſammenhängend mit der ganzen übrigen Natur kennen gelehrt.

Wer daher gegenwärtig noch jene alte dualiſtiſche Anſicht vom Menſchen vorträgt, der ſteht weder auf naturwiſſenſchaftlichem, noch auf philoſophiſchem Boden. Zwar ſpukt in manchen philoſophiſchen Schriften gegenwärtig noch jener alte Dualismus; aber ſie gehören eben darum nicht in die Philoſophie. Die Philoſophie darf ihre Anſicht von der Welt und dem Menſchen nicht in Widerſpruch ſetzen mit den empiriſchen Wiſſenſchaften, ſondern hat ſich in ſtetigem Zuſammenhange mit dieſen fortzubilden. Der ſich auf übernatürliche Offenbarung ſtützenden Theologie mag man es verzeihen, wenn ſie in ihrem Dualismus zwiſchen Gott und Welt, Geiſt und Natur, Leib und Seele beharrt, obgleich ringsum die empiriſchen Wiſſenſchaften zur moniſtiſchen Weltauffaſſung drängen. Der Philoſophie hingegen wäre das Beharren auf erfahrungswidrigen Standpunkten unverzeihlich. Erfahrungswidrig aber iſt die dualiſtiſche Entgegenſetzung des Menſchen als Geiſtes gegen die Natur.

Wir können es daher von dieſem unſerm Geſichtspunkt aus nur loben, daß Werther, obgleich er die geiſtige Weſenheit des Menſchen anerkennt und betont, doch darum den Menſchen nicht von der Natur losreißt, ſondern ihn in der Einheit und im Zuſammenhange mit der

Digitized by Google

Natur betrachtet, das geiſtige Leben als ein „auf der Grundlage der Natur“, wie ſchon der Titel ſeines Buchs eſagt, ſich erhebendes darſtellend.

Das vorliegende Werk ſteht im Zuſammenhang mit en vorangegangenen des Verfaſſers: 1) „Die Kräfte der norganiſchen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung“ 1852); 2) „Was iſt Lebenskraft? Verſuch einer Ant- ort auf dieſe Frage“ (1854); und 3) dem erſten Theil s vorliegenden Werks mit dem Specialtitel: „Die Pflanze ıd das Thier“ (1860).

In allen dieſen Schriften hat ſich der Verfaſſer vor- ſetzt,

mannichfaltigen Erſcheinungen des ganzen, dem Menſchen annten Daſeins in ihrer Einheit aufzufaſſen und durch die ihnen ausgeführte Begründung aller Mannichfaltigkeit in der endlichen Einheit die richtige Erkenntniß aller Endlichkeit zu treben. Sie gehen dabei von dem Satze aus, daß jeder ſcheinung nothwendig eine angemeſſene Bethätigung oder ein zemeſſenes Zuſammenwirken von Kräften zu Grunde liegt, betrachten daher nicht ſowol die Erſcheinungen in ihrer nnichfachen Vermiſchung und Zufälligkeit, als vielmehr die h weſentlichen Verſchiedenheiten der Erſcheinungen anzuneh- nden verſchiedenen Kräfte. Sie beſtimmen das Weſen der ifte und zeigen, daß dieſelben eine durch geſetzmäßigen Fort- itt des Denkens erkennbare Entwickelungsreihe immer höherer hätigungen des einen, alle Endlichkeit darſtellenden Unend- en bilden, von dem Wirken der magnetiſchen Kraft als des achſten Ausſtrebens an bis zu dem Wirken als vernünftiges iken und ſittliches Wollen des pneumatiſchen Individuums. beziehen ſich daher zuerſt auf das Gebiet der unorganiſchen ur, dann auf das der pflanzlichen und thieriſchen Indivi- t und endlich auf die Wirklichkeit und Wirkſamkeit des Men- t als der höchſten uns bekannten Beſtimmtheit in dem Ge- des unendlichen Seins und Wirkens.

In der Vorrede zu der vorliegenden letzten Schrift mt der Verfaſſer an einer Aeußerung Prof. Erd- n's Anlaß, ſich über ſeine Stellung zur Hegel'ſchen oſophie auszuſprechen. Erdmann hatte nämlich in m „Grundriß der Geſchichte der Philoſophie“ geſagt 703—4):

Wie ſehr die Hegel'ſche Naturphiloſophie auch ſolchen, die richt zu ihr bekannten, Achtung einflößte, läßt ſich aus C. A. her's: „Die Kräfte der unorganiſchen Natur in ihrer Ein- und Entwickelung“ (1852), erſehen, worin ihr wenigſtens hre gelaſſen wird, den letzten Schritt gemacht zu haben, er der wahren Naturphiloſophie vorausgehen muß.

Der Verfaſſer bekundet nun zwar aufs neue ſeine ıng vor der Hegel'ſchen Philoſophie, unterläßt aber nicht, die Differenz ſeiner Anſicht von derſelben her- heben. Er will nämlich die Entwickelungsreihe der r abſoluten Idee eingeſchloſſenen Momente als keine Denkentwickelung, ſondern als eine in der Wirklich- und Wirkſamkeit, wie ſie in der Welt erſcheint, her- tende Entwickelungsreihe gefaßt wiſſen:

Weil die Entwickelung der Idee die Momente der endlichen ichkeit darſtellt, iſt ſie nicht blos eine Entwickelung im n. Wenn wir ſie als das abſolute Denken bezeichnen, zt in dieſer Bezeichnung mehr, als wir im Grunde unter n zu verſtehen pflegen. Es liegt darin ein Wirklichſetzen Wirkſammachen, ein Schaffen und Thätigſein, und deshalb es angemeſſen, die abſolute Idee als die abſolute Schöpfer- und die einzelnen Momente der Idee, alſo die einzelnen mtheiten der Endlichkeit, als beſtimmte, endliche Kräfte eichnen. Daß mit dieſer Auffaſſung dann die Entwicke- reihe der endlichen Momente eine andere wird, als ſie von Hegel aufgeſtellt iſt, folgt aus dem Weſen der Kraft und aus der Nothwendigkeit, die Ableitung der endlichen Momente aus der unendlichen Einheit in Uebereinſtimmung zu ſetzen mit dem Weſen der einzelnen endlichen Kräfte, welche uns als Kräfte der Natur und der Geiſteswelt bekannt werden. Daraus ergibt ſich dann auch, daß die Geiſtesthätigkeit oder pneumatiſche Kraft, d. i. die Bethätigung des ſelbſtbewußten Individuums in der Polarität des Denkens und Wollens mit in die Entwickelungsreihe der ſämmtlichen Momente der Endlichkeit fällt und der Geiſt ſeinem innerſten Weſen nach mit der Natur in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſteht; zugleich aber auch, daß jene ſich als die höchſte von allen übrigen Kräften der Endlichkeit weſentlich unterſcheidet und der Einheit der abſoluten Kraft um Einen Schritt näher ſteht als ſie alle. Sie unterſcheidet ſich von ihnen als eine höhere Beſtimmtheit der Endlichkeit und iſt ihnen verwandt, indem ſie in der Einheit ihrer Bethätigungsweiſe jene alle als niedere Momente einſchließt, daher auch nicht in Widerſprüche gegen ſie treten kann.

Man erſieht hieraus, ſowie auch aus des Verfaſſers ganzer Durch- und Ausführung des hier dargelegten Grundgedankens, daß er aus der Hegel'ſchen künſtlichen Dialektik, in welcher der realen Entwickelung oft zu Gunſten der begrifflichen Zwang angethan wird, hinausſtrebt zu einer natürlichern Auffaſſung und Darſtellung der Entwickelungsmomente des Unendlichen. Wir können dies nur als einen Fortſchritt betrachten und loben. An die Stelle der Hegel'ſchen dialektiſchen Methode hat die genetiſche zu treten. Wie ſehr ſich bei Hegel der dialektiſche Gang von der natürlichen Entwickelung entfernt, wie oft jener mit dieſer in Widerſtreit geräth, das hat in ſeinen „Logiſchen Unterſuchungen“ (2. Aufl., Bd. 1, Abſchnitt 3) treffend nachgewieſen Adolf Trendelenburg, der ſich durch dieſe Bekämpfung der Hegel'ſchen Dialektik ein wahres Verdienſt erworben hat.

Werther ſtrebt an die Stelle der dialektiſchen Entwickelung die natürliche zu ſetzen, und deshalb müſſen wir ſein Werk, wie ſehr wir auch im einzelnen von ihm abweichen, doch im allgemeinen als einen Fortſchritt über Hegel hinaus anerkennen, oder vielmehr als eine Rückkehr zur Wahrheit und Natur. Wir hätten nur gewünſcht, daß ſich der Verfaſſer, wie im Gedankengang, ſo auch im Ausdruck noch mehr von dem Hegelianismus freigemacht hätte. Sein philoſophiſcher Stil trägt noch vielfach die Spuren des Hegel'ſchen Einfluſſes.

Die das Weſen des Menſchen als Menſchen bildende pneumatiſche Kraft, wie Werther den Geiſt nennt, geht nach ihm aus der das Weſen des Thieres bildenden animalen Kraft hervor. Die pneumatiſche Kraft iſt nach ihm alſo eine organiſche Bethätigungsweiſe. Sie ſchließt eine Vielheit von Bethätigungsweiſen in ſich, iſt aber deſſenungeachtet eine einheitliche Kraft mit weſentlicher Beſtimmtheit.

Wie die vegetative Kraft als eine Vielheit von Kräften erſcheint und Ernährung und Fortpflanzung als einheitliche Vorgänge einer Vielheit magnetiſcher, elektriſcher und chemiſcher und mannichfacher Bewegungserſcheinungen darſtellt, weil ſie alle phyſiſchen und mechaniſchen Kräfte als Momente in ſich hat, und wie dieſelbe dabei doch einheitliche Bethätigung eines Organismus iſt, an welchem das Einzelne durch das Ganze bedingt und beſtimmt wird, ſo ſtellt ſich auch die pneumatiſche Kraft als eine Vielheit von Kräften dar, weil ſie die animale Kraft mit der vegetativen und allen in dieſer eingeſchloſſenen Momenten als Momente einſchließt; und iſt doch einheitliche Bethätigung eines pneumatiſchen Individuums, welche ſich ſtets

Digitized by Google

nur als Beziehung aller Mannichfaltigkeit auf die individuelle Einheit und als Beziehung dieſer auf jene wirkſam erweiſt.

Die Einheit in aller Mannichfaltigkeit betont Werther mit Recht. Alle Unterſchiede, die ſich in der Aeußerungsweiſe einer Kraft zeigen, ſind doch durch das einheitliche Weſen derſelben beherrſcht, durch das ſie ſich von andern Kräften unterſcheidet. Alle geiſtigen Functionen, ſo verſchieden ſie auch ſein mögen, ſind als geiſtige doch von einer Art und unterſcheiden ſich dadurch von blos animaliſchen, ſowie die animaliſchen in ihrer Vielheit von einer Art ſind und ſich dadurch von vegetativen unterſcheiden. Der Menſch als Individuum, obgleich geiſtige, animaliſche und vegetative Functionen einſchließend, iſt doch trotz dieſer Vielheit ein einheitliches Weſen von ſpecifiſch menſchlichem Gepräge. Die untergeordneten vegetativen und animaliſchen Functionen ſind in ihm durch das pneumatiſche Weſen beherrſcht.

In dieſem Sinne faßt Werther den Menſchen auf. Der Menſch iſt ihm nicht zuſammengeſetzt aus Leib, Seele und Geiſt, mit welcher Anſicht er die einheitliche Individualität unverträglich findet, ſondern der Menſch iſt Individuum, deſſen weſentliche Beſtimmtheit in der einheitlichen Kraft beſteht, welche wir als bewußte, pneumatiſche Kraft bezeichnen, und welche die animale und vegetative Kraft als Momente in ihrer Einheit enthält. Denn eben hierzu nöthigt uns innerhalb der Auffaſſung des ganzen endlichen Seins als einer Entwickelung zu immer höhern Kraftbethätigungen die Erſcheinung des Menſchen als einer Einheit in aller ſeiner Mannichfaltigkeit. Eine ſolche Erſcheinung muß durch eine einheitliche Kraft hervorgebracht werden, welche verſchiedene Bethätigungsweiſen in ſich ſchließt. Eine einheitliche Kraft iſt bei einer Vielheit von Bethätigungsweiſen aber nur möglich durch Unter- und Ueberordnung des Mannichfaltigen, und ſo weiſt die äußere Erſcheinung des Menſchen ſelbſt darauf hin, die animale Bethätigung, welche dem Menſchen und dem Thiere gemeinſam zukommt, als ein in der pneumatiſchen Bethätigung eingeſchloſſenes Moment aufzufaſſen, wobei wieder das Animale das Vegetative als Moment einſchließt und dieſes die mechaniſchen und phyſiſchen Bethätigungsweiſen.

Die pneumatiſche Kraft oder der Geiſt kommt nach dem Verfaſſer nicht von außen zu der animalen und vegetativen hinzu, ſondern das menſchliche Individuum iſt von Anfang an geiſtiges Individuum, trägt den Geiſt ſchon in ſeinem Keime, obgleich das anfängliche Leben ein vorwiegend vegetatives und animaliſches iſt, und der Geiſt ſich erſt ſpäter entwickelt und bethätigt.

Nur hiermit wird die Fortpflanzung der geiſtigen Individuen erklärlich trotz der Beſchränkung der erſten Erſcheinungen, welche an dieſen hervortreten, auf vegetative und animale Vorgänge. Denn nur ſo iſt es möglich, daß die erſte Bildung und Entwickelung eines pneumatiſchen Individuums, welche als eine Reihe vegetativer und animaler Vorgänge erſcheint, als eine Wirkung der pneumatiſchen Kraft der älterlichen Individuen geſetzt wird, deshalb eine dem pneumatiſchen Wirken angemeſſene, weil von ihm geſetzte, bedingte und beſtimmte, iſt, und einen Verlauf nimmt, der als Wirkung pneumatiſcher Kraft und geiſtiger Einheit nicht blos eine Lebenseinheit und Seeleneinheit, ſondern mit Nothwendigkeit eine geiſtige Einheit bildet.... Wie das vegetative Geſchehen an dem thieriſchen Keime nicht aus pflanzlicher Bildungskraft hervorgeht, ſondern unter Einfluß der von Anfang an vorhandenen thieriſchen Stoffe und Bildungen, welche ſich zum Nervenſyſtem entwickeln, bewirkt wird, ſo muß auch das vegetative und animale Geſchehen an dem pneumatiſchen Individuum von Anfang an Ausfluß pneumatiſcher Kraft ſein und, obgleich die erſte Entwickelung des menſchlichen Individuums längere Zeit keine Verſchiedenheit von der Entwickelung des thieriſchen erkennen läßt, doch ſich von dieſer im innerſten Weſen und nach gewiſſen, der ſinnlichen Wahrnehmung verborgenen Beziehungen unterſcheiden. Wäre dies nicht der Fall, ſo müßten irgendwelche von außen herzutretende, alſo für das Weſen des ſich entwickelnden Individuums zufälligen Umſtände Veranlaſſung werden, daß ſeine Entwickelung zu dem Hervortreten pneumatiſcher Erſcheinungen führt und daß es alſo nicht ein Thier, ſondern ein Menſch wird.

Wenn nun aber auch das menſchliche Individuum als pneumatiſches nur in einem gleichartigen ſeinen Anfang nehmen kann, wie iſt die Entſtehung des Menſchengeſchlechts zu denken? Hierüber äußert ſich der Verfaſſer in einem beſondern Paragraphen. Da die pneumatiſche Kraft eine Entwickelungsſtufe der alles ſchaffenden Kraft iſt, auf welche ſie ſich nach ihrer Bethätigung als animale Kraft erhebt, ſo muß es nach dem Verfaſſer in dem Werden der endlichen Welt einen Zeitpunkt gegeben haben, wo aus dem Wirken der animalen Kraft die pneumatiſche Bethätigungsweiſe hervorgetreten iſt. Es muß einmal nur thieriſche Individuen gegeben und dann das Menſchengeſchlecht in zwei oder mehrern Individuen ſeinen Anfang genommen haben. Ein ſolcher Fortſchritt der Kraft von einer niedern zu einer höhern organiſchen Bethätigungsweiſe könne nicht in der Weiſe geſchehen, daß ein pflanzliches Individuum zu einem thieriſchen, oder ein thieriſches zu einem menſchlichen wird, ſondern nur in der Weiſe, daß durch das Wirken der niedern Bethätigung die Bedingungen geſetzt werden, unter welchen die höhere in der Bildung eines der höhern Entwickelung fähigen Keims wirkſam werden kann. Es müſſen durch die vegetative Kraft immer höhere vegetative Stoffe und Bildungen hervorgebracht ſein und dieſe müſſen allmählich eine ſolche Vollkommenheit erlangt haben, daß die Bildung thieriſcher Keime, an denen die erſten Anfänge der Nervenmaſſe erſcheinen, möglich und wirklich gemacht wurde. Es müſſen dann durch die animale Kraft immer höhere animale Individuen hervorgebracht worden ſein durch fortgeſetzte Befähigung der Individuen zur Production allmählich vervollkommneter thieriſcher Keime, bis das höchſte Wirken der animalen Kraft zur Production von Keimen führte, an denen das Wirken der pneumatiſchen Kraft nach ihrer niederſten, von der animalen Kraft am wenigſten verſchiedenen Bethätigungsweiſe hervortreten und die Entwickelung eines pneumatiſchen Individuums ſetzen konnte.

Nur als Keime in thieriſchen Organismen können die erſten menſchlichen Individuen entſtanden ſein, die ſelbſt nur im geringſten Grade von den höchſten thieriſchen verſchieden waren, obgleich ſie über dieſen eine weſentlich höhere Stellung einnehmen, ebenſo wie die niederſten Thiere über allen Pflanzen.

Gegen diejenigen, welche in dieſer Annahme der Abſtammung des Menſchen vom Thiere eine Herabwürdigung des menſchlichen Weſens ſehen, bemerkt der Verfaſſer, dieſe Anſicht habe keine Berechtigung, denn alles endliche Daſein gehe aus dem Fortſtreben der alles ſchaffenden Kraft von niedern zu höhern Bethätigungsweiſen hervor. Die Natur liebe es, das Große aus dem Niedern zu gebären und dann, die Hülfsmittel, Zurüſtungen und Uebergangsbildungen beſeitigend, es in ſelbſtändiger Erhabenheit darzuſtellen. Der über die thieriſche Natur erhabene, ſeiner geiſtigen Freiheit ſich bewußte Menſch werde nicht durch den Gedanken an einen natürlichen Zuſammenhang

Digitized by Google

it dem Thiere geſtört werden. Nur durch Verleugnung
nes höhern geiſtigen Weſens und Herabſinken ins Thie-
che würdige ſich der Menſch ſelbſt herab.

Mit der im Bisherigen dargelegten moniſtiſchen und
f naturwiſſenſchaftlichem Boden ſtehenden Anſicht des
rfaſſers ſtimmt es aber nicht ſehr überein, wenn der-
ie wieder an andern Orten einen Gegenſatz zwiſchen
umatiſcher Individualität und leiblicher Organiſation
cht, um dem Materialismus gegenüber die Freiheit
Unſterblichkeit des menſchlichen Individuums zu retten.
hierhergehörigen Aeußerungen des Verfaſſers in
5, worin der Menſch als „Einheit von Organiſation
Individualität“ betrachtet wird, klingen dualiſtiſch.
erſeits erkennt der Verfaſſer an, daß die geiſtige Thätig-
Gehirnfunction, daß der Geiſt nicht ohne beſtimmte
irnmaſſe und ihre Zuſtände wirklich ſei, was vegeta-
und animales Leben vorausſetze; andererſeits aber
er vindicirt er dem Geiſte Erhabenheit und Herrſchaft
die Materialität, weshalb er gegen Verwechſelung
r Anſicht mit Materialismus proteſtirt und zu zeigen
, daß bei ſeiner Auffaſſung des Menſchen als Ein-
von Individualität und Organiſation die Unſterblich-
und Freiheit ſehr wohl haltbar ſind.

Was die Unſterblichkeit betrifft, ſo hält es der Ver-
für eine unbegründete Behauptung,

er menſchliche Geiſt, weil er nur in Wechſelbeziehung mit
Materialität ſich wirklich und wirkſam erweiſen kann, beim
des Leibes aufhören müſſe wirklich und wirkſam zu ſein.
wir müſſen unſere vollſtändige Unkenntniß darüber ein-
en, welche materiellen Verhältniſſe durch das irdiſche Le-
es Menſchen vorbereitet ſein und beim Tode eintreten kön-
die es möglich machen, daß der Geiſt nach dem Tode des
ren Leibes in ununterbrochener Wechſelbeziehung mit der
ialität bleibt, und welche höhere Organiſation durch die
tigungen des menſchlichen Geiſtes im irdiſchen Leibe und
ſeine Wirkſamkeit nach dem Abſcheiden aus der ſinnfälli-
elt zur Wirklichkeit gebracht werden kann.... Mit dem
en an Unſterblichkeit iſt kein anderes Intereſſe verbunden,
ß der Menſch als ſelbſtbewußtes Individuum in höhern
tniſſen als in denen des irdiſchen Lebens fortdauere, und
dieſem Intereſſe nicht widerſpricht, wenn wir annehmen,
r Geiſt nach dem Tode in Wechſelbeziehung mit der
alität bleibt und der Fortbildung ſeiner jetzigen Organi-
zu einer höhern fähig iſt, ſo widerſtreiten die auf dieſe
me hinführenden wiſſenſchaftlichen Anſichten und Folge-
dem Inhalte des chriſtlichen Glaubens nicht. Vielmehr
dieſer ſelbſt das zukünftige Leben als die Verbindung
iſtes mit einem verklärten Leibe und als eine Art der
, welche durch die Bethätigungsweiſe des Geiſtes im
Leben bedingt iſt.

enſo wenig, als der Unſterblichkeit, widerſtreite die
ung des Menſchen als einer Einheit von Indivi-
t und Organiſation der Freiheit und Selbſtbeſtim-
Die ganze niedere Materialität, welche die Grund-
ir das Hervortreten der pneumatiſchen, bewußten
igungsweiſe bilde, übe allerdings beſtimmenden Ein-
f die allgemeine, wie auf die beſondere Art und
dieſer Bethätigung aus, und eine Beſtimmung der
Individualität von dem Organismus aus ſei
leugnen;

ei iſt das Verhältniß der in polarer Wechſelbeziehung
Individualität und Organiſation auf dieſer dritten und
Entwickelungsſtufe der organiſchen Kraft ein ſolches,
nicht mehr unſelbſtändig gegen dieſe, wie bei der
oder ihr gleichberechtigt, wie bei dem Thiere, ſondern
mit höherer Berechtigung gegen ſie hervortritt als ein Selb-
ſtändiges, gegen welches die Organiſation als das Abhängige
und von ihm Beſtimmte erſcheint. Es liegt dies im Weſen der
pneumatiſchen Individualität als bewußter und ſelbſtbewußter
Einheit.

Der Verfaſſer unterſcheidet nämlich vegetative, animale und pneumatiſche Kraft dadurch, daß die Lebenserſcheinungen der erſten nur als Erſcheinungen der Organiſation, nicht aber der Individualität hervortreten; daß den Seelenerſcheinungen, der zweiten, als Erſcheinungen der Individualität entſprechende der animalen Organiſation zur Seite ſtehen; und daß die Geiſteserſcheinungen der dritten *nur* als Erſcheinungen der Individualität, nicht aber der Organiſation uns bekannt werden.

Als bewußte Thätigkeit unterſcheide ſich die pneumatiſche Kraft von jeder andern, und daraus folge ihre *Freiheit*. Das bewußte Individuum könne ſich jede ſeiner innern Beſtimmungen gegenſtändlich machen, ſie mit andern zuſammenhalten, zwiſchen ihnen wählen. Es bethätige ſich nach ſeiner Selbſtbeſtimmung, nicht aber wie das Thier nach ſeiner individuellen Beſtimmtheit, von der es ſich nicht loslöſen und nicht über ſie erheben könne.

Iſt das Thier ſeinem Weſen nach ein furchtſames Thier, ſo bethätigt es ſich als ſolches und kann nicht anders, denn es hat kein Mittel, ſich von ſeinen weſentlichen Beſtimmungen loszulöſen und ſie als darüber ſtehendes Ich zu affirmiren oder zu negiren. Iſt aber der Menſch ſeinem Weſen nach furchtſam, ſo kann er dieſe ihm von Natur zugehörige Beſtimmung ſeines Innern ſich gegenſtändlich machen, ſich zu dem Wiſſen von ſeinem Ich als einer reinen, über alle ſeine Beſtimmungen hinausliegenden Einheit erheben, die Beſtimmung der Furchtſamkeit oder des Muthes für die ihm angemeſſen erſcheinende erklären und durch Selbſtbeſtimmung auf die eine wie auf die andere Weiſe ſich zu bethätigen ſtreben. Bei ſolcher Selbſtbeſtimmung hat der Menſch ſtets gewiſſe Beſtimmungen an ſich und er iſt danach ein beſtimmtes Weſen, eine beſtimmte Individualität, welche ſich ihrer Beſtimmtheit gemäß bethätigt, deren Beſtimmtheit daher auch bei ihrer Selbſtbeſtimmung von Einfluß iſt. Aber dieſer Einfluß bleibt immer, wie alle jene Beſtimmungen des Individuums, welche ihn ausüben, ein Accidenz, das im Bewußtſein gegenſtändlich gemacht, von dem reinen Ich losgelöſt und von ihm negirt werden kann, ſodaß der Menſch zwar ſtets ſein beſtimmtes Individuum iſt, aber zugleich fähig, ſich von jeder einzelnen Beſtimmung loszumachen und eine andere dafür anzunehmen.

Des Verfaſſers oben angeführte Unterſcheidung zwiſchen Lebens-, Seelen- und Geiſteserſcheinungen, durch die er die Freiheit und Unſterblichkeit des Menſchen als geiſtigen Individuums herausbringen zu können meint, ſchmeckt noch nach aprioriſcher Conſtructionsmanier, von der ſich überhaupt der Verfaſſer noch nicht ganz frei gemacht zu haben ſcheint. Der Ausdruck „polare Wechſelbeziehung zwiſchen Individualität und Organiſation“ klingt dualiſtiſch und iſt der moniſtiſchen Grundanſchauung des Verfaſſers zuwider. Wir haben nichts dagegen, daß der Verfaſſer gegen den Materialismus polemiſirt, nur ſollte, wer gegen den Materialismus polemiſirt, nicht mit dem Irrthum deſſelben auch deſſen Wahrheit verwerfen. Nun beſteht aber die unleugbare Wahrheit des Materialismus — und dieſe Wahrheit bildet ſeine unüberwindliche Stärke — in der Behauptung der durchgängigen Untrennbarkeit von Kraft und Stoff, derzufolge pneumatiſche Kraft vom pneumatiſchen Stoff, d. i. Geiſt vom Gehirnſtoff, ſich ebenſo wenig trennen läßt, als animaliſche Kraft von animaliſchem und vegetative von vegetativem Stoff. Die Ausnahme-

Digitized by Google

ſtellung, die der Verfaſſer der pneumatiſchen Kraft gegenüber der leiblichen Organiſation gibt, der Ueberſchuß, den er jener über dieſe beilegt und aus dem er die Freiheit und Unſterblichkeit ableitet, iſt daher unhaltbar. Auf allen Stufen des organiſchen Lebens decken ſich Inneres und Aeußeres, einheitliche Kraft und vielgliedrige Organiſation. Ein Ueberſchuß jener über dieſe iſt nirgends zu entdecken. Menſchliche Individualität und menſchliche Organiſation decken einander ebenſo, wie thieriſche Individualität und thieriſche Organiſation, pflanzliche Individualität und pflanzliche Organiſation. Was der Menſch an Freiheit vor den Thieren voraushat, die Fähigkeit, von ſinnlichen Antrieben durch vernünftige, von anſchaulichen Motiven durch abſtracte (begriffliche), alſo von niederer Determination durch höhere frei zu werden, das iſt ebenſo in ſeiner menſchlichen Organiſation begründet, wie des Thieres Unfähigkeit hierzu in ſeiner thieriſchen. Der Gegenſatz zwiſchen Menſch und Thier beſteht demnach nicht darin, daß in jenem die Individualität frei wird von der Organiſation, in dieſem aber nicht, ſondern darin, daß in jenem die Organiſation eine höhere, zu höhern Zwecken fähige iſt, als in dieſem.

Die moniſtiſche Auffaſſung ſchließt nicht eine ſtufenweiſe Steigerung der Natur zu immer höhern Organiſationen aus, aber ſie ſchließt den dualiſtiſchen Gegenſatz zwiſchen Materie und Kraft, zwiſchen leiblicher Organiſation und pſychiſchem oder pneumatiſchem Vermögen aus. Auf allen Stufen der Natur fallen Materie und Kraft zuſammen, ſind ein und daſſelbe Ding, nur von zwei verſchiedenen Seiten angeſehen, und folglich iſt es falſch, den Geiſt in Gegenſatz zu ſtellen gegen die „Materialität" und ihn als erhaben über dieſelbe zu betrachten, wie der Verfaſſer thut. Der Geiſt iſt zwar erhaben über die Materie untergeordneter Naturſtufen, aber doch nicht über die Materie, in der er ſelbſt erſcheint, über die Gehirnmaterie. Der Menſch erhebt ſich über das Thier, aber dies iſt nur Erhebung der menſchlichen Organiſation über die thieriſche. Ueber ſeine eigene Organiſation kann ſich das menſchliche Individuum ſo wenig erheben und von ihr frei werden, als das thieriſche. Denn jede Erhebung, deren der Menſch fähig iſt, entſpringt aus ſeiner Organiſation.

Die Freiheit des Menſchen als geiſtigen Individuums von der Materie iſt alſo nur eine relative, comparative. Was aber die Unſterblichkeit betrifft, ſo erſcheint es vom moniſtiſchen Standpunkt aus und dem der naturwiſſenſchaftlichen Auffaſſung der menſchlichen Gattung als einer Naturgattung, einer Erdgattung, wenig conſequent, dem menſchlichen Individuum, der Gattung gegenüber, eine andere Stellung einzuräumen, als ſonſt die organiſchen Individuen ihrer Gattung gegenüber haben. Ueberall in der organiſchen Natur kommt nur den Gattungen, gegenüber den Individuen, Unſterblichkeit zu, die einzelnen Individuen aber ſind vergängliche, ephemere Erſcheinungen der Gattung. Die Gattung braucht zwar zu ihrem Beſtand ſtets Individuen, durch die ſie ſich perpetuirt, und inſofern iſt Individualität, allgemein aufgefaßt, der Gattung nöthig; aber die Gattung iſt nicht an dieſes oder jenes Individuum gebunden. Die einzelnen Individuen läßt ſie fallen, die Individualität hingegen hält ſie feſt. Unſterblichkeit kann daher nur der Individualität überhaupt, d. h. dem Erſcheinen der Gattung in Individuen zukommen, nicht aber den einzelnen, jetzt und hier lebenden Individuen. Und der Menſch kann von dieſem allgemeinen Geſetz keine Ausnahme machen.

Dadurch, daß der Verfaſſer, obgleich er die menſchliche Gattung als eine Naturgattung auffaßt, doch dem menſchlichen Individuum eine exceptionelle Stellung gibt, iſt in ſeine Anſicht ein dualiſtiſches Element gekommen, das mit dem ſonſtigen Monismus derſelben wenig verträglich iſt. Wollte er conſequent ſein, ſo mußte er ſich ſagen: Die abſolute Kraft erſcheint zwar als eine Stufenfolge von Kräften, ſie erhebt ſich über blos unorganiſches Wirken zu organiſchem, und innerhalb des organiſchen über blos vegetatives zu animalem und über animales zu pneumatiſchem, aber auf jeder Stufe ſind Kraft und Materie identiſch. Die pneumatiſche Kraft iſt alſo mit der pneumatiſchen Materie ebenſo identiſch, wie die animaliſche mit der animalen, die vegetative mit der vegetativen. Ein Ueberſchuß der Kraft über die Materie iſt nirgends, alſo nirgends Freiheit im Sinne des Loswerdens der Kraft von ihrer Materie. Ferner ſind zwar die allgemeinen Naturkräfte unzerſtörbar, unvergänglich, unſterblich; aber die Individuen als beſondere, zu einer beſtimmten Zeit entſtandene Producte der allgemeinen Kräfte ſind ſterblich, und die menſchlichen Individuen können hiervon keine Ausnahme machen. Unſterblichkeit mag daher immerhin der pneumatiſchen Kraft als allgemeiner Naturkraft zukommen, den pneumatiſchen Individuen hingegen iſt ſie abzuſprechen. Der Geiſt ſtirbt nicht, wol aber dieſer und jener Geiſt.

So mußte der Verfaſſer, wenn er conſequenter Moniſt ſein wollte, lehren. Gegen ſeine Auffaſſung des Menſchen als eines durch geiſtige Kraft über blos thieriſche und pflanzliche Weſen erhabenen Weſens iſt nichts einzuwenden, ſondern nur gegen die exceptionelle Stellung, die er dem geiſtigen Individuum in Hinſicht auf Freiheit und Unſterblichkeit gibt, durch die er ſie aus der Naturordnung hervorhebt und gewiſſermaßen zu übernatürlichen ſupranaturalen Weſen macht, obgleich er doch, wie wir geſehen haben, das erſte menſchliche Individuum aus einem thieriſchen Organismus hervorgehen läßt.

Nach ſeiner allgemeinen Lehre vom Menſchen legt der Verfaſſer die verſchiedenen Bethätigungsweiſen der pneumatiſchen Kraft und die verſchiedenen Stufen derſelben dar. Er betrachtet Denken und Wollen als polare Bethätigungsweiſen jener Kraft und weiſt drei Entwickelungsſtufen derſelben nach. Die erſte Stufe bildet „das urtheilende Denken und das Wollen nach Zwecken"; die zweite Stufe „das verſtändige Denken und das Wollen nach Grundſätzen"; die dritte Stufe „das vernünftige Denken und das Wollen nach Idealen".

Dieſer beſondere Theil des Werks iſt ſehr ausführlich und enthält zum Theil neue Beſtimmungen. In denſelben einzugehen verbietet uns hier jedoch der beſchränkte Raum. Wir mußten uns hier begnügen, den allgemeinen Standpunkt des Verfaſſers zu charakteriſiren. Der Verfaſſer iſt Moniſt, hat aber den Monismus noch nicht entſchieden und conſequent genug durchgeführt, hat ihn mit einem dualiſtiſchen Element verſetzt.

Julius Frauenſtädt.

Digitized by Google

Feuilleton.

Noch einmal „Der Pinſel Ming's".

Wir haben neulich die Dichtung von Hans Hopfen
er Pinſel Ming's" anerkennend beſprochen; wir gedachten
ei auch der kürzern Erzählung Elliſſen's, ohne indeß zu
en, daß dies die einzige Stoffquelle des neuern Dichters ge-
en war. Wir waren der Anſicht, daß hier irgendeine
eſiſche Anekdote zu Grunde liege, obgleich uns in der chine-
en Literatur, auch in den zahlreichen Luſtſpielen des Yuen-
ertoire, nirgends eine hierauf bezügliche Anſpielung be-
et war. Wir erfahren indeß jetzt, daß „Der Pinſel Ming's"
freie Erfindung Elliſſen's war.

„Das Märchen: «Der Pinſel Ming's», heißt es in einem
zugehenden gedruckten Flugblatte, welches das Gedicht
ſen's mittheilt, „wurde von ſeinem urſprünglichen Verfaſ-
der ſich in früherer Zeit viel mit chineſiſchen Studien be-
igt, vor bald dreißig Jahren, nicht etwa nach einem chine-
n oder ſonſtigen Vorbilde, ſondern völlig nach eigener
eption niedergeſchrieben und ſpäter zum Scherz einer klei-
Sammlung vermiſchter poetiſcher Specimina wirklich chine-
n Urſprungs einverleibt, unter welchen indeſſen für jeden
einiger Sachkunde und kritiſchen Fühlung darangehenden
das einzige deutſche Originalproduct aus der chineſiſchen
age unſchwer herauszufinden war. Die beſagte Samm-
von Bearbeitungen chineſiſcher und neugriechiſcher Gedichte
einigen andern) iſt aber eigentlich kaum oder gar nicht
en Buchhandel gekommen, vielmehr bald nach ihrem
inen von dem Verfaſſer ſelbſt aus Gründen, die mit ih-
poetiſchen Werth oder Unwerth nichts zu ſchaffen gehabt,
emſelben zurückgezogen worden, und es iſt daher mit Be-
theit anzunehmen, daß ſie ſich überhaupt nur in ſehr
en Händen befunden. Eben dieſer Umſtand mag es recht-
en, wenn man ſich veranlaßt ſieht, eine zu ihrer Zeit
zur vollen Publicität gelangte Dichtung, deren materieller
t jetzt in Hrn. Hopfen's geiſt- und ſtrophenreicher, mit
iſtiſchen Schnörkeln und Arabesken elegant und üppig durch-
ner Periphraſe eine ſo ſchimmernde Form gewann, die
en ihr gewordenen Beifall doch wol nicht dieſer allein,
n nebenbei auch der ganzen, wie ſich darſtellt, ſammt
eberſchrift aus einer andern Quelle geſchöpften Fabel
rundidee des Märchens zu verdanken haben dürfte, hier
r urſprünglichen Geſtalt zu weiterer Kunde zu bringen."
ns war das im Jahre 1840 erſchienene Gedicht Elliſſen's
t aus dem „Poetiſchen Hausſchatz der Deutſchen" von
O. Wolff (zehnte Ausgabe, von Oltrogge herausgegeben).

Bibliographie.

unsichtbaren Alfabéete der sprechenden Menschheit. Verfasser:
us. 1ster Thl. 1stes Heft. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 12 Ngr.
tärische Biographien des Offizier-Corps der preussischen Armee.
von G. v. Glasenapp. 1ste Lief. Berlin, Bernstein. Gr. 16.

rnſon, B., Das Fiſchermädchen. Eine Erzählung aus dem nor-
Hochlande. Deutſch von H. Helms. Leipzig, Fritſch. 8. 15 Ngr.
ſ, S., Von Ocean zu Ocean. Quer über das Feſtland der
en Staaten von Nord-Amerika und die Landenge von Panama.
Reiſebriefen des Verfaſſers frei bearbeitet von R. Schweichel.
Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
esen, W., Alterthümer und Kunstdenkmale des Cistercienser-
St. Marien und der Landesschule zur Pforte. Halle, Buchh. des
uses. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.
nz, W., Glaube, Hoffnung, Liebe in geiſtlichen Liedern. Brilon,
er. Gr. 8. 20 Ngr.
rient, O., Zwei Shakeſpeare-Vorträge. Carlsruhe, Braun.
. 16. 24 Ngr.
michen, J., Die Flotte einer aegyptischen Königin aus dem
undert vor unserer Zeitrechnung und altaegyptisches Militair im
Aufzuge auf einem Monumente aus derselben Zeit abgebildet; bei-
letzten Male veröffentlicht nach einem vom Herausgeber im Tem-
pel von Dêr-el-bah'eri genommenen Copie, mit theilweiser Re-
on. Nebst einem Anhang, enthaltend die unterhalb der Flotte
nent angebrachten Fische des rothen Meeres in der Original-
s Denkmals, eine chronologisch geordnete Auzahl von Abbil-
ltaegyptischer Schiffe und einige Darstellungen und Inschriften
iladenen Tempeln und Gräbern, die auf das Vorstehende Bezug
ipzig, Hinrichs. Qu. gr. Fol. 37 Thlr. 15 Ngr.

Emerſon, R. W., Die Natur. Ein Eſſay. Aus dem Engliſchen von A. Holtermann. Hannover, Meyer. 8. 10 Ngr.

Falke, J., Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein. 1ſter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Freytag, L., Bilder aus Oſt-Preußen. Berlin, Schweigger. 8. 15 Ngr.

Friedberg, E., Aus deutschen Bussbüchern. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 8. 10 Ngr.

Friedrich, R. H., Muſeum geiſtvoller Lebensgedanken aus den Werken deutſcher und ausländiſcher Schriftſteller. Leipzig, Dürr. 16. 15 Ngr.

Gettinger, T., Das Salzkammergut, das ſalzburger Hochgebirge und Berchtesgaden, dann Ausflüge nach den Stationen der Weſtbahn zwiſchen Linz und Salzburg. Wien, Gerold's Sohn. 16. 18 Ngr.

Grimm, J., Die Einheit der vier Evangelien. Regensburg, Manz. Lex.-8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Grob, J. H., Tapfere handlung D. Marthin Luthers uf gehaltem rychstag zu Wormbs vor Keiser Carolo V. anno 1521 in Teütsche reimen verfasset. Beim Anlasse der Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms herausgegeben von G. Geilfus. Winterthur. Lex.-8. 8 Ngr.

Helms, H., Lappland und die Lappländer. Eine Skizze aus dem hohen Norden. Leipzig, Fritſch. 8. 15 Ngr.

Hock, C. Freih. v., Der öſterreichiſche Staatsrath. Eine geſchichtliche Studie. 1ſte Lief. Der Staatsrath unter Maria Thereſia. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben, Lieder der Landsknechte unter Georg und Caſpar von Frundsberg. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 7½ Ngr.

Howard, R., Das Leben Jeſu, des Menſchenſohnes auf Erden. In einer (gemäß der Zeitfolge geordneten) Evangelien-Harmonie dargeſtellt. Bautzen. Gr. 8. 15 Ngr.

Huhn, E. H. T., Carl Mathy, großherzoglich badiſcher Staatsminiſter der Finanzen und Präſident des Staats- und Handelsminiſteriums. Ein Lebensbild. Zugleich ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Bewegungsjahre. Tauberbiſchofsheim, Lang. Gr. 8. 18 Ngr.

Jäſing, A., Saitenklänge. Lyriſche und epiſche Dichtungen. Leipzig, Matthes. 16. 20 Ngr.

Ihne, W., Römiſche Geſchichte. 1ſter Bd. Von der Gründung Roms bis zum erſten puniſchen Kriege. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kirchhoffer, J. F., Der Mysticismus und seine Unhaltbarkeit in Leben und Wissenschaft. Eine psychologische Meditation. Zürich, Verlagsmagazin. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lübker, F., Gesammelte Schriften zur Philologie und Paedagogik. 2te Sammlung. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

„Die göttliche Miſſion" Preußens oder das Chriſtenthum und der deutſche Beruf Preußens. Eine Zeitſtudie von einem Kurheſſen. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 5 Ngr.

Napoleon's I. ausgewählte Correſpondenz. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derſelben beſtellten Staatscommiſſion aus dem Franzöſiſchen überſetzt von H. Kurz. 1ſter Bd. Hildburghauſen, Bibliogr. Inſtitut. 8. 1 Thlr.

Der Netzdiſtrict, Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart. Bromberg, Mittler. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfaff, F., Die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. Frankfurt a. M, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Pressel, W., Israel, seine gegenwärtige Lage und welthistorische Bedeutung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 3 Ngr.

Raumer, R. v., Zweite Fortsetzung der Untersuchungen über die Urverwandtschaft der semitischen und indoeuropäischen Sprachen. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Spät, C. A., Aus der Mappe eines Einſamen. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Hans und Grete. Eine Dorfgeſchichte. Berlin, Janke. Gr. 16. 1 Thlr.

Stamm, F., Die Erde als Wohnort des Menſchen. Volksleſebuch. Wien, Beandel. Gr. 8. 20 Ngr.

Stolpen, Stadt und Schloß. Nebſt einer Biographie der Gräfin v. Coſel. Bautzen, Reichel. 16. 7½ Ngr.

Storm, T., Novellen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Streiter, J., Blätter aus Tirol. Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stumpf, T., Die ſociale Frage in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Vortrag. Bonn, Henry. Gr. 8. 6 Ngr.

Swierſzcz, B., Napoleon III. an der Spitze der Coalition von Europa. Aus dem Polniſchen. 1ſtes Heft. Poſen, Leitgeber. Gr. 8. 8 Ngr.

Sybel, H. v., Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Ergänzungsheft. — A. u. d. T.: Oeſtreich und Deutſchland im Revolutionskrieg. Düſſeldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Thiemich, P., Mit dem Strome. Gedichte. Breslau, Schletter. 8. 2½ Ngr.

Tobler, L., Ueber die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. 6ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Vacano, E. M., Von der Liebe Gnaden. Eine Geſchichte. Berlin, Laſſar. 8. 1 Thlr.

Wagner, R., Deutſche Kunſt und deutſche Politik. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Wartenburg, K., Eine vornehme Frau. Roman aus der Neuzeit. Gera, Iſsleib u. Rietzſchel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weitig, F. C., Ueber Lua's Tragödie „ein Schwur". Danzig, Bertling. Gr. 8. 3 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollſtändig liegt jetzt vor:

Lebensſchilderung, Briefe und Nachgelaſſene Schriften

von

Frederike Bremer.

Herausgegeben von ihrer Schweſter **Charlotte Quiding,** geb. Bremer.

Deutſche Originalausgabe.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieſes aus dem Nachlaß der Romanſchriftſtellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutſch, ſchwediſch und engliſch erſchienene Werk wird ſicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft intereſſiren.

Der erſte Theil enthält die Lebensbeſchreibung Frederike Bremer's aus der Feder ihrer Schweſter nebſt Blättern aus ihrem Tagebuch, während der zweite ihren ſehr intereſſanten Briefwechſel und der dritte Theil bisher ungedruckte Erzählungen, Novellen und Gedichte zum erſten male veröffentlicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonnirt 6⅔ Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas“ empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt und so die glückliche Mitte hält zwischen Schulatlanten und umfangreichen Kartenwerken. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass sofort eine zweite Auflage nöthig wurde, welche jetzt vollständig vorliegt. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Das Werk ist auf einmal cartonnirt oder gebunden, aber auch nach und nach in 6 Lieferungen à 1 Thlr. durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ernſt Rietſchel.

Von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Durch die Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms hat ſich die Theilnahme des deutſchen Volks dem verewigten Schöpfer deſſelben, Ernſt Rietſchel, und der trefflichen Schilderung ſeines Lebens durch ſeinen Schwager Andreas Oppermann (der auch als Redner in Worms große Wirkung hervorbrachte) in erhöhtem Maße zugewendet. Das Buch hat die allgemeinſte Anerkennung gefunden und die in demſelben enthaltenen eigenen Lebenserinnerungen Rietſchel's wurden z. B. von Adolf Stahr als „ein Schatz“ bezeichnet, „den ſich jede deutſche Familie aneignen, den jeder deutſche Hausvater, jede deutſche Hausmutter ihren Kindern in gemeinſamer Lektüre zuführen ſollte, um ihnen an dem Bilde eines der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen und eines der größten Künſtler aller Zeiten zu zeigen, wie treuer Fleiß und reines Beſtreben im Bunde mit deutſcher Beharrlichkeit zuletzt ſiegreich alles ſchwerſte Hinderniß der Lebensbahn zu überwinden vermögen“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die hohe Braut.

Ein geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Koenig's „Hohe Braut“ wurde ſtets von der Kritik wie vom Publikum zu den werthvollſten und anziehendſten deutſchen Romanen gezählt. Das Intereſſe daran hat ſich ſeit länger als dreißig Jahren ungeſchwächt erhalten und wird auch der ſoeben erſchienenen dritten Auflage um ſo gewiſſer zutheil werden, da der hiſtoriſche Hintergrund, auf dem die handelnden Perſonen ſich bewegen — Napoleon Bonaparte's Herrſchaft über Italien —, die frappanteſten Vergleichungspunkte mit der politiſchen Lage der Gegenwart darbietet. Ueberdies wurde der Preis dieſes Romans faſt um die Hälfte billiger als in den frühern Auflagen geſtellt, wodurch derſelbe auch dem Privatbeſitz zugänglicher gemacht worden iſt.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 17.—19. Band der neuen wohlfeilen Ausgabe von Heinrich Koenig's „Geſammelten Schriften“, deren frühere Bände zu folgenden (nur bis Ende 1868 geltenden) ermäßigten Preiſen zu haben ſind:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbeſſerte Auflage. 15 Ngr.
2.—4. **König Jerôme's Carneval.** Geſchichtlicher Roman. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenſerin.** Eine Novelle. Zweite durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenſer“. Zwei Theile. 1 Thlr.
7.—9. **Die Clubiſten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. 11. **Georg Forſter's Leben in Haus und Welt.** Zweite ſehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
12. 13. **William Shakſpeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntniſſe. Zweite, verbeſſerte Auflage. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntniſſe. Zwei Theile. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1868.

Inhalt: Gutzkow's hiſtoriſcher Roman „Hohenſchwangau“. Von Rudolf Gottſchall. — Der Krieg von 1866. Von Karl Guſtav von Berneck. (Beſchluß.) — Zur Charakteriſtik Siebenbürgens. Von Richard Andree. — Ueberſetzungen. Von Wilhelm Andreä. — Feuilleton. (Schachaufgaben aus dem 14. Jahrhundert; Zeller's „Philoſophie der Griechen“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gutzkow's hiſtoriſcher Roman „Hohenſchwangau“.

Hohenſchwangau. Roman und Geſchichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Fünf Bände. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 8 Thlr.

Seitdem wir im vorigen Jahre den erſten Band des Gutzkow'ſchen Romans angezeigt haben, ſind die übrigen Bände ununterbrochen und raſch gefolgt: ein erfreuliches Zeichen für die unerſchöpfte Productivität des gefeierten Schriftſtellers. Das ganze Werk liegt vor uns, keine leicht ſich einſchmeichelnde Arbeit, ein Werk des Fleißes und der Studien, in ſeiner ganzen Art abweichend ſowol von der Grundform des Walter Scott'ſchen Geſchichtsromans wie der neuen geſchichtlichen Memoirenromane und in ſeiner Eigenthümlichkeit, die anfangs befremdend, ſpäter vielfach intereſſirend wirkt, zwiſchen dieſen beiden Romanformen in der Mitte ſtehend.

Ohne die Bedeutung des hiſtoriſchen Romans zu verkennen, ſobald er uns ein Culturgemälde geiſtig verwandter Epochen entrollt und ſich an das Heimatsgefühl wenden, welches die Stätten deutſcher Geſchichte, die alten Reichsſtädte und Herrenburgen, mit den Geſtalten untergegangener Zeiten bevölkert, bekennen wir doch, daß wir von Gutzkow's Feder lieber einen modernen Roman erhalten hätten, da ſich der feine vielſeitig gebildete Geiſt dieſes Autors gerade durch die außerordentliche Spürkraft auszeichnet, mit welcher er den Intereſſen und Tendenzen der Gegenwart gleichſam bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel zu folgen verſteht und, indem er ſelbſt genährt iſt von dem heiligen Feuer der modernen, geſtaltungskräftigen Ideen, nicht blos ein Bild der Zeit mit treuen Zügen uns vorzuführen, ſondern auch anregend und begeiſternd zu wirken weiß, ſodaß die eigene Schöpfung ſelbſt wieder zu einem bedeutſamen Ferment in dem Gärungsproceß der Geiſter wird.

Der geſchichtliche Roman kann wol ein Kunſtwerk, aber nie in dieſem Sinne eine geiſtige That, ein unter den bewegenden Mächten der Gegenwart mitzählender Factor ſein.

Doch gerade die productivſten Talente der literariſchen Bewegungspartei aus dem vierten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts, Heinrich Laube und Karl Gutzkow, haben ſich in neueſter Zeit dem geſchichtlichen Roman zugewendet, und wie jener ein Gemälde des Dreißigjährigen Kriegs in ſeinem umfaſſenden neunbändigen Werk entrollte, ſo dieſer in ſeinem „Hohenſchwangau“ ein Culturgemälde des Reformationszeitalters. Beide Epochen gehören nicht zu jenen Seitenſchößlingen des geſchichtlichen Geiſtes, wie Zeit und Volk, welche Adalbert Stifter in ſeinem „Witiko“ ſchildert; ſie ſind Theile ſeines mächtig emporwachſenden Hauptſtammes und helfen jene weitverzweigte Gedankenkrone bilden, in deren Schatten die gegenwärtigen Geſchlechter wandeln.

So haben dieſe Stoffe nichts Todtes, Verſumpftes, wie die Nebenarme der Specialgeſchichte; wir befinden uns mitten in der friſchen geſchichtlichen Strömung, die in die neueſte Zeit mündet.

Ohne Frage befähigten unſern Autor die weitreichenden Studien, der ſcharfe Blick und die geübte Pinſelführung, ein ebenſo farbenreiches wie mit größter Detailtreue ausgeführtes Bild des Reformationszeitalters vor uns zu entrollen. Gleichwol machen wir gegen die Art und Weiſe der Ausführung von Haus aus die Bedenken geltend, die ſich principiell von einem abweichenden Standpunkt ergeben.

„Roman und Geſchichte“ nennt Gutzkow ſein Werk auf dem Titel, ein Nebeneinander, welches durchaus die künſtleriſche Einheit gefährdet. Ein Werk, das halb Roman und halb Geſchichte wäre, müßte an jene Vignette der Horaziſchen Poetik, an das Weib mit dem Fiſchſchwanz erinnern. Im Roman muß die Geſchichte abſorbirt ſein; ſie muß den Hintergrund der Begebenheiten, den geiſtigen Aether, in den ſie getaucht ſind, den für die Einzelmalerei zu verwerthenden Stoff hergeben; aber ſie darf ſich nicht mit irgendeinem Anſpruch auf Selbſtändigkeit in die dichteriſche Schöpfung eindrängen; ſie muß

Digitized by Google

durch einen chemiſchen Proceß in ſie aufgegangen ſein, ſich nicht mechaniſch mit unveränderten Beſtandtheilen neben ſie hinlagern; der Romanſchriftſteller darf nicht nach den Ehren des Hiſtorikers geizen, mag er auch das Talent zur Geſchichtſchreibung und Culturgeſchichtſchreibung beſitzen. Wir müſſen überall das Gefühl der dichteriſchen Freiheit bewahren, welche uns mit allem Zauber der Phantaſie in ihre Erfindungen feſtzubannen weiß. Im Feuer dieſer Erfindung muß das hiſtoriſche Material verzehrt ſein; wir wollen weder die Hauſen der Bergwerksproducte ſehen, die in ihre Hohöfen geworfen werden, noch die Schlacken, die von dem Verbrennungsproceß übrigbleiben.

Gutzkow beruft ſich auf die künſtleriſche Meiſterſchaft der heutigen Geſchichtſchreibung, welche für den Romandichter die Concurrenz erſchwere; doch liegt die Meiſterſchaft des letztern auf einem ganz andern Gebiete, welches ein wetteiferndes Streben ausſchließt. Wir ſind der Anſicht, daß der eigentliche Reiz des Romans auf dem Zauber ſpannender Verkettung der Begebenheiten beruht und nur aus einer That dichteriſcher Schöpfungskraft hervorgeht, welche mit den pragmatiſchen Darſtellungen der Geſchichte nichts gemein hat. Das geſchloſſenſte Charakterbild, das ein künſtleriſch ſchaffender Hiſtoriker uns von ſeinem Helden entwirft, wird uns doch immer als etwas Fertiges gegeben, während der Romandichter daſſelbe vor unſern Augen Zug für Zug entfalten ſoll, mit einer ins Herz blickenden pſychologiſchen Feinheit und mit einer Kraft der Anſchauung, welche uns zugleich die Perſönlichkeit in allen Situationen, in dem Wechſel der innern und äußern Beleuchtung lebendig vors Auge führt. Die Behauptung des Ariſtoteles, daß die Poeſie philoſophiſcher ſei als die Geſchichte, beſtätigt ſich auch in Betreff des geſchichtlichen Romans, der nie nach den Lorbern der Geſchichtſchreibung ſchielen darf. Wahre Wiedergeburt des geſchichtlichen Lebens iſt ein Act dichteriſcher Intuition, den die Analyſe des Geſchichtſchreibers nie erſetzen kann.

Das Kunſtwerk als ſolches kennt keine Götter neben ſich. Der Roman iſt ein Kunſtwerk in Proſa, und wenn auch ſein Kunſtſchema weniger feſtſteht, ſeine Grenzen fließender ſind, ſeine Proſaform des Lapidarſtils und ſeiner durch die Geſchlechter fortreichenden Wirkungen entbehrt: ſo darf er dennoch ein unverarbeitetes Rohmaterial in ſich aufnehmen, ſei dies geſchichtlicher, culturgeſchichtlicher oder ſtatiſtiſcher Art, ohne von ſeiner Kunſthöhe herabzuſteigen und ſich ganz mit den angrenzenden Gattungen wiſſenſchaftlicher Proſa zu vermiſchen.

Das Nebeneinander von Roman und Geſchichte iſt alſo principiell ein Verſtoß gegen die Einheit des künſtleriſchen Organismus, ja eine ſtrenge Durchführung dieſes Programms müßte dieſen Organismus ſelbſt in ein doppelköpfiges Monſtrum verwandeln, in eine ſiameſiſch verwachſene, geſchichtlich poetiſche Misgeburt. Dies iſt nun in „Hohenſchwangau“ nicht der Fall, weil das Talent und die Routine des Autors gegen das eigene Programm reagiren. Dennoch kommt daſſelbe an vielen einzelnen Stellen zum Durchbruch und trübt die Klarheit der epiſchen Compoſition und des epiſchen Stils, wie dies auf dem Gebiete höherer Dichtung auch in Hermann Lingg's „Völkerwanderung“, freilich in noch bedenklicherm Maße zu Tage tritt. Die künſtleriſchen Grundgeſetze rächen ſich an jedem Verſuch, ſich von ihnen zu mancipiren und zwar in äußerlich fühlbarer Weiſe durch den verringerten Antheil, den auch das große Publikum derartigen ins Weite hinausgebauten Werken dichteriſcher Erfindung ſchenkt.

Zu dieſen mislichen Einzelheiten rechnen wir in dem Gutzkow'ſchen Roman die zahlreichen „Notizen“, nicht einmal die Anmerkungen hinter dem Text, die ſchließlich nur ein durch das ganze Werk bewährtes fleißiges Studium durch allerlei Quellencitate aufdringlicher documentiren, ſondern die in die Erzählung des Romans ſelbſt zerſtreuten ſtatiſtiſchen, culturgeſchichtlichen Bemerkungen, wo dieſelben nicht für die eigentliche Handlung des Romans von Wichtigkeit ſind. Wenn Gutzkow z. B. ſeinen Helden in eine kleinere oder größere Stadt führt, unterläßt er ſelten, uns über die Gewerbthätigkeit derſelben, über dieſe oder jene culturgeſchichtliche Eigenthümlichkeit mit Hülfe der Statiſtik aufzuklären. Wenn wir z. B. einer Reihe von Laſtwagen begegnen, die mit Kupfererz, Kupferſchiefer und Kupferkies beladen ſind, müſſen wir alsbald folgenden Excurs mit in den Kauf nehmen:

Sie kamen aus Tirol, wo in Kitzbühl, Fiorozzo, Az[illegible] bach, Schwatz Fugger'ſche Kupferbergwerke lagen. Anch hatte man in Tirol keine guten „Seigerhütten“. Man konn[illegible] ſomit im Lande ſelbſt das rohe, edle Kupfer, auch Silber[illegible] enthaltende Geſtein nicht ausſchmelzen. So mußte letzteres [illegible] Orte verführt werden, wo ſich die zur ausſcheidenden Sch[illegible] zung nothwendigen Erze und Salze vorfanden. Von Ungarn, wo die Fugger ihr Kupfer in Neuſohl gewonnen, mußte [illegible] kupferhaltige Erz nach Krakau oder Schleſien verführt w[illegible] wo unter Pochhämmern und in Schmelzhütten das reine [illegible] in Drahtfäden oder Rollplatten zu Tage gefördert wurde. [illegible] Kupfererz Tirols ging in dem Falle, daß das gewonnene [illegible] nach dem Süden beſtimmt war, ins Etſchland, nahe bei [illegible] (wo Graf Traverſi, Vittoriens Verlobter, behauptet hatte, [illegible] Schlöſſer zu beſitzen), das für den Norden Europas beſ[illegible] ging bis Thüringen in die Gegend von Erfurt, wo man [illegible] Anlaß der nicht zu weit abliegenden mansfeldiſchen Kup[illegible] gänge in beſonders geſchickter Weiſe die Kunſt verſtand, [illegible] Kieſe zu röſten und ſie durch wiederholtes Schmelzen mit K[illegible] und andern Zuſchlägen vom Schwefel zu befreien. Das Kupfer von Neuſohl in Ungarn, von Schwatz in Tirol, aus dem M[illegible] feldiſchen im Harz hatte einen Silbergehalt, der nirgends [illegible] und für die Fugger'ſche Münzberechtigung (die ſie indeſſen [illegible] Erinnerung an ſo manche trübe in Ungarn gemachte Erf[illegible] zur Zeit in Deutſchland noch nicht benutzten) ergiebiger ge[illegible] nen wurden als in Seigerhütten, die oberhalb Erfurts [illegible] Gothas lagen.

Eine andere Art dieſer hiſtoriſchen Notizen ſind [illegible] häufigen etymologiſchen und Namensunterſuchungen. [illegible] erzählt uns Hr. Lorenz Freis:

„Schweinfurt wollen ſie Suevenfurt nennen wie es [illegible] Haſſenfurt und ein Frankenfurt gibt! In der That ſind [illegible] Sueven oder Schwaben vom Norden herabkommen. [illegible] ſolcher Ableitung widerſpreche ich aus zween Gründen. [illegible] hat es ſchon im grauen Alterthum ganz ehrenvoll ein Sch[illegible] furt gegeben in Kleinaſia, Griechenland gegenüber. Das [illegible] kein anderes Städtlein, als das große — Troja, um [illegible] zehn Jahre lang der heißeſte Krieg mit Gräcien entbr[illegible] «Troja», das hat in der Sprache Iliums, der phryg[illegible] geheißen: «Die Stadt der Schweine!» Von Melanchthon [illegible] Camerarius habe ich Briefe geleſen, in welchen ſie Sch[illegible] «Troja» nennen. Möge dies, da Troja zerſtört wurde, [illegible] ſchlimmes Omen ſein! Aber zum zwoten: Daß Schw[illegible] Schwabenfurt wäre, widerräth ſich durch unſer liebes al[illegible] gelegenes Ochſenfurt. Ei, ihr Herren, ihr lachet da? Was

Digitized by Google

dem Uebles dran, wenn in unſerm geſegneten Land ſo häufig Flur und Wald, Dorf und Stadt, Schloß und Hütte an den Wohlſtand des Volks, an Vieh, zahmes und wildes, erinnern, an Stall, Hürde und «Gejayd»! Da gibt's in Franken von den Geiſen oder Kitzen ein Kitzingen und ein Kiſſingen — von den Böcken ein Boxberg — von den Rindern ein Rinderfeld — von den Bullen ein Bullenheim — von den Hammeln ein Hammelburg — von den Ebern ein Eberach“ — Die Hörer ergänzten das Verzeichniß und riefen: „Fuchsſtadt“ — „Haſenfurt“ — „Hirſchfeld“ — „Hundsfeld“ — „Schweinshaupten“ — Immer mehr ſolcher Namen brachte man aufs Tapet. „Und die alten Rittergeſchlechter Frankoniens“ — fuhr der Stiftsſecretarius fort — „Die Schweinsberge!“ fiel der Amtmann von Kitzingen ein. „Die Eberſteine“ — „Die Falkenſteine“ — „Die Rabenſteine“ — „Die Eſel von Altenſchönbach“ — rief mit mächtigem Baß Ritter Jochem von Zitzewitz, der dicke märkiſche Freund Grumbach's, der ihm von Lothringen gefolgt war, obſchon er zum Gefolge des Prinzen Albrecht gehörte. Das Gelächter nahm zu. Alle nach Thieren benannten fränkiſchen Adelichen folgten: „Die Füchſe“ — „Die Hunde“ — „Die Krebſe“ — „Die Katze“ — „Die Wölfe“ — „Die Biber“ — „Die Zobel“ — „Die Geyer“ — Jetzt hielt ſich Grumbach die Ohren zu. Mit den Bibras, Zobels und Geyers war auch der Scherz in die Sphäre hohen und nun bald viel Nachdenkens koſtenden Ernſtes angelangt.

Aus dieſen Beiſpielen erſieht man, was wir unter den trockenen Notizen meinen, die, wenn auch nicht immer in ſo dichten aufgehäuften Conglomeraten, doch in allerlei Splittern und glatten Rollkieſeln, über denen man wandernd ausgleitet, durch den Roman zerſtreut ſind.

Eine zweite Folge des Nebeneinander von Roman und Geſchichte iſt, daß neben den Charakteren, die uns ein andauerndes Intereſſe einflößen, wie es der Roman verlangt, ſich eine übergroße Zahl geſchichtlicher Perſönlichkeiten mit in die Handlung miſcht, von denen man einen Theil nur wie durch ein offenes Schiebfenſterchen ſieht, die aber bei ihrem ſeltenen und durchaus nicht anſchaulichen Auftreten zu immer neuen Orientirungsverſuchen nöthigen. Der Ballaſt des geſchichtlichen Theils gefährdet die freie Bewegung des unter den Segeln der Phantaſie in See ſtechenden Romans. Aus der Geſchichte werden in den Roman hinüber fortwährend Namen und Thatſachen geworfen, welche dieſer unverarbeitet liegen läßt, und an der Grenze bewegen ſich Zwittergeſtalten, halb Roman und halb Geſchichte, halb in der Beleuchtung der Phantaſie erſcheinend, halb in derjenigen der geſchichtlichen Thatſachen.

In dieſer Doppelwirthſchaft von Geſchichte und Roman zeigt ſich uns ein Nebeneinander von angebauten und brachliegenden Feldern; ja die Brache drängt ſich oft in breiten Streifen dazwiſchen, wo wir ſie am wenigſten erwarten, ſo gegen den Schluß des Werks hin, wo eine gewiſſe Haſt unverkennbar iſt. Hier, wo eine Spannung gerade nur durch die Beſchränkung auf liebgewordene Kreiſe feſtgehalten werden kann, entrollen ſich uns mit flüchtigem Vorüberrauſchen inhaltſchwere Blätter der Geſchichte und die Darſtellung gewinnt immer mehr die Form einer Chronik, welche mit poetiſchen Arabesken verziert iſt. Es herrſcht eine Unverhältnißmäßigkeit in der Architektur des Romans; die Anlage iſt viel weitſchichtiger als die Ausführung: die Expoſition ſtößt ohne Zwiſchenglieder hart an die Kataſtrophe, die jählings und mit einer gewiſſen hiſtoriſchen Trockenheit hereinbricht. Möglich, daß äußere Gründe und das Streben nach Beſchränkung dieſen Mangel in den innern Proportionen des Romans verurſachten, doch hätte dieſe Beſchränkung ſchon in den frühern Bänden ſich geltend machen ſollen.

Bei aller Ueberfüllung des Romans mit poetiſchen und hiſtoriſchen Gruppen darf man ihm indeß keineswegs einen Verſtoß gegen das Grundgeſetz des Romans ſchuld geben, wie etwa Lingg's „Völkerwanderung“ gegen die epiſchen Grundgeſetze verſtößt. Wie weit auch der Rahmen des Bildes ſei, in der Mitte deſſelben ſteht doch ein einziger Held, deſſen Entwickelungsgang den einheitlichen Faden für die ganze labyrinthiſche Maſſe der geſchichtlichen und freierfundenen Begebenheiten hergibt. Dieſer Held iſt keine hiſtoriſch vorleuchtende Perſon; er iſt ein Geſchöpf des Dichters. Nicht durch große Thaten tritt er hervor; er erſcheint mehr aufnehmend und duldend, mehr verſtrickt in mancherlei Begegniſſe, als feſſelnd durch energiſche, maßgebende Entſchlüſſe. Doch das iſt das Grundrecht des Romanhelden, in deſſen Entwickelungsgang ſich die Entwickelung der Zeit ſpiegeln ſoll; er ſoll die Stimmung des Jahrhunderts getreu in ſich tragen und den Leſer in dieſelbe verſetzen; indem wir mit ſeinen Augen ſehen, verſtärken ſich alle Eindrücke, werden die Geſtalten und Ereigniſſe uns näher gerückt; er bildet für das Auge des Leſers eine Art von Sammellinſe, welche parallele Strahlen convergent macht. Ottheinrich, dieſer Held des Gutzkow'ſchen Romans, zeigt ſich von Haus aus durchdrungen von dem reformatoriſchen Pathos der Zeit und gibt uns in ſeinem eigenen Leben ein Bild, wie dies reformatoriſche Streben, anfänglich noch vielfach verſtrickt mit allerlei feindlichen Richtungen, ſich allmählich erſtarkend zu vollſtändiger Selbſtändigkeit herausarbeitet. Alle Schattenſeiten der Dichtung laſſen ſich auf jenen Dualismus zurückführen, der vielfach ſtatt freier Gruppen Reliefbilder hervorrief, indem die Geſtalten des Romans aus dem Hintergrunde der Geſchichte nicht zu voller Plaſtik herauswachſen. Damit hängt das Ueberwuchern der Arabesken zuſammen, damit die Verſchwommenheit der Gruppirungen und das allzu ſeltene Heraustreten der einzelnen Perſönlichkeit als eine die Maſſen beherrſchenden Macht oder in der Geſtalt eines geſchloſſenen, allſeitig beleuchteten, zu künſtleriſcher Einheit herausgeſtalteten Charakters.

Die großen Vorzüge des Romans zeigen ſich dagegen überall, wo der Dichter die Situationen ins Einzelne ausarbeitet und durch den Reichthum der Anſchauung, durch den Zauber geiſtiger Belebung eine ebenſo bedeutſame wie große Epoche deutſcher Geſchichte, nicht in hiſtoriſcher Erzählung, ſondern in phantaſievoller Verſinnlichung vor unſern Augen vorüberführt.

Nach dieſer Seite hin ſchließt ſich Gutzkow's „Hohenſchwangau“ vielfach an Guſtav Freytag's „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit“ an. Das patriciſche Leben in den deutſchen Reichsſtädten, die Phyſiognomie, welche denſelben durch die Reichstage, durch die Anweſenheit des Kaiſers, der Fürſten und Herren aufgedrückt wurde, das abenteuerliche Umherwandern der damaligen Bewegungsmänner, der Gelehrten, der Aerzte und Prediger, läßt ſich nicht anſchaulicher darſtellen, als dies in Gutzkow's „Hohenſchwangau“ geſchehen; ja der Geiſt des Reformationszeitalters erſcheint hier mit voller Naivetät und Treue, unverfälſcht durch irgendwelche darüberſtehende Auffaſſung,

Digitized by Google

dargeſtellt mit einer, wir möchten ſagen theologiſchen Begeiſterung, welche die Streitpunkte der neuen und alten Kirche und die Glaubensſatzungen der Reformation mit dem innigen Antheil der theologiſchen Lehrkanzel erörtert.

Nach dieſer Seite hin ergänzt Gutzkow's „Hohenſchwangau“ die beiden frühern großen Romanſchöpfungen des Autors. Die „Ritter vom Geiſte“ waren ein Roman des modernen Proteſtantismus, deſſen verſchiedenſte Richtungen und feinſte Nuancen ſich in demſelben abſpiegelten, der „Zauberer von Rom“ ein Roman des modernen Katholicismus, der hier in ſeinem ganzen innerſten Weſen und in all ſeinen äußern Formen dargeſtellt wurde; „Hohenſchwangau“ iſt ein Roman der Reformationszeit, welcher uns auf geſchichtlicher Grundlage die Kämpfe des Proteſtantismus und Katholicismus darſtellt. In allen drei Romanen zeigt ſich daſſelbe theologiſche pectus, die feinſte Kenntniß der dogmatiſchen Bewegungen und das Intereſſe für dieſelben, ohne welche ſich ein derartiger Roman überhaupt nicht ſchaffen läßt, während die Theilnahme deutſcher Nation den theologiſchen Händeln von alter bis neueſter Zeit unwandelbar treu bleibt, ſodaß „Hohenſchwangau“ ſchon aus dieſem Grunde auf ein großes und dankbares Publikum rechnen darf.

Abgeſehen von den nach Ungarn, Italien, Belgien und Preußen hinübergreifenden Ausläufern der Romanerzählung, in denen ſich nur die vielfachen Verwickelungen und der weitere Wirkungskreis der damaligen deutſchen Reichsmacht ſpiegeln, ſind es vorzugsweiſe zwei Gruppen, um welche ſich das romanhafte Intereſſe concentrirt — das Haus der Paumgartner in Augsburg und die Burg der Grumbach im Würzburgiſchen. Die äußerliche Verknüpfung dieſer beiden Gruppen wird nicht nur durch das Geſchick des Helden Ottheinrich bewirkt, welcher anfänglich in die Dienſte des Rathsherrn, ſpäter in die Dienſte des Ritters tritt, ſondern auch dadurch, daß Paumgartner in die Grumbach'ſchen Händel verſtrickt wird und als ein Opfer derſelben fällt. Unſere Theilnahme wendet ſich anfänglich bald den altbairiſchen Patriciern, bald den fränkiſchen Rittern und ihrer Sippe zu, bis ſpäter ein gemeinſames Schickſal die geadelten Bürger und die altadelichen Geſchlechter vereinigt.

Offenbar hat indeß Gutzkow die reichsſtädtiſche Gruppe in das hellere künſtleriſche Licht gerückt; hier iſt alles traulich und anheimelnd: die einzelnen Genrebilder, das ganze Familiengemälde, der alte Rath mit ſeinen Söhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern, das reichsſtädtiſche Leben, die Burg Hohenſchwangau als der Ritterſitz des geadelten Patriciers. Und da der Roman von dieſer Burg den Namen führt, ſo ſchien es auch die Abſicht des Dichters zu ſein, dieſe Gruppe in den Vordergrund ſeiner Erzählung zu ſtellen.

Gleichwol treten ſchon im erſten Bande die fränkiſchen Zuſtände in gleich ausführlicher Behandlung neben die augsburger, und zwar werden wir eingeführt in eine Reichsanarchie, deren Zerſplitterung die Orientirung höchſt ſchwierig macht. Da bilden den einen Mittelpunkt die Brandenburger, deren ſich kreuzende Linien ein genalogiſches Studium erfordern, die eigentlich nie aus dem Strom der Geſchichte in den Strom des Romans hinübergerathen, bis zuletzt der kecke Markgraf Albrecht einigermaßen in die Handlung und Ottheinrich's Schickſale verwebt wird. Hier erſcheint die verwirrende Fülle von Daten am wenigſten gerechtfertigt und das Misverhältniß zwiſchen der Breite der Expoſition und der geringen Ausgiebigkeit dieſer mühſelig dem Gedächtniß angeeigneten Verhältniſſe für den Fortgang des Romans am augenfälligſten.

Den andern Mittelpunkt bildet Grumbach, welcher alles Zeug dazu hat, der eigentliche hiſtoriſche Held des Romans zu ſein, der ja auch mit der Grumbach'ſchen Kataſtrophe im weſentlichen abſchließt. Doch iſt es unſerm Autor kaum gelungen, den Ritter von Haus aus in eine vielverheißende Beleuchtung zu rücken, die Spannung der Leſer für ſeine Plane zu erregen und wach zu halten. Dort aber, wo die Grumbach'ſchen Händel eine dramatiſche und tragiſche Bedeutung gewinnen, wo ſelbſt der gewöhnliche Leihbibliothekenſchriftſteller mit kleinen techniſchen Kunſtgriffen eine fieberhafte Spannung erregt hätte, da verſchmäht es Gutzkow's vornehme hiſtoriſche Muſe, uns mitten in das Treiben der Geächteten, in die Seele des Helden zu verſetzen, uns das ergreifende Bild ihres Untergangs mit reicher dichteriſcher Farbengebung zu entrollen, und erzählt die Tragödie mit der Trock[illegible] einer geſchichtlichen Chronik, ſodaß wir ganz von [illegible] her an dieſe bedeutenden Ereigniſſe herankommen.

So ſtehen in Bezug auf Intenſität des Colorits, [illegible] die poetiſche Wärme der Darſtellung die fränkiſchen Gr[illegible] gegen die augsburger im Schatten. Ja jene Ar[illegible] von Grumbach, deren Begegnung mit Luther ſie [illegible] in den Vordergrund des Romans ſtellt, verblaßt [illegible] Band zu Band immer mehr; ihre Reformationsbeg[illegible] bleibt zwar von nachhaltiger Energie, doch die ſt[illegible] Erſcheinungsform derſelben in brieflichen Mahnungen [illegible] zuletzt einen faſt homiletiſchen Eindruck; wir ſeh[illegible] gleichſam immer wie auf einer unſichtbaren Kanzel, [illegible] ſelbſt das tragiſche Ereigniß, das ihr Mutterherz [illegible] kann keinen wärmern Antheil für dieſe ſchattenhafte [illegible]ſtalt erringen.

Folgen wir nun dem Gang des Romans ſelbſt.

Den Inhalt des erſten Bandes haben wir bereits [illegible] einer eingehenden Beſprechung dargelegt.*) Der [illegible] Band beginnt mit dem Abſchluß des zweiten [illegible] welches uns nach der kleinen Reichsſtadt Windsheim [illegible] Kanzler Vogler und ſeiner Jutta führt. Der Beſuch [illegible] Freifrau Argula von Grumbach, die ihrem Groll über [illegible] wetterwendiſchen Brandenburger freien Lauf läßt [illegible] einen Mahnbrief an dieſelben abzufaſſen droht, füllt [illegible] erſte Kapitel des Bandes, während das nächſte die [illegible]eſſantere Begegnung des vielgewandten Kanzlers [illegible] Wilhelm von Grumbach ſchildert. Das Bild dieſes [illegible]deutenden Mannes, der ebenſo wie Franz von Si[illegible] den Namen des „letzten Ritters“ verdiente, wird uns [illegible] dem Autor in doppelter Aufnahme mitgetheilt. [illegible] ſehen wir ihn in voller Rittertracht zu Pferde:

Auf ſeinem ſtahlblauen Bruſtharniſch hatte Grumbach [illegible] weißen Felde den ſchwarzen Adler. Ueber die Schulter weg hing ihm eine ſchwarz-weiße Schärpe. Sein Roß [illegible] ein feuriger Rappe. Ob ſeines ſo plötzlich gehemmten [illegible] ſchwellte das Thier ungeduldig die Nüſtern, gab [illegible] Töne von ſich und ſcharrte mit den Vorderhufen den [illegible] auf. Der Reiter war nur von mittlerer Statur, [illegible] beinahe zart in ſeinen Formen; am Haupt, am Kinn, [illegible]

*) Vgl. Nr. 16 d. Bl. ſ. 1867.

Digitized by Google

Bangen glänzte ein röthlichblondes Haar, das reichlich vorhan- m, aber kurz geſchoren war. Die Naſe war gekrümmt. Ein ines Lächeln, das die feſtgeſchloſſenen und ſich faſt überbeißen- n Lippen umſpielte, ließ ſich ſchon aus der Ferne beobachten. en ſchwarzen Zaum und die mit weißen Troddeln behange- n ledernen ſchwarzen Zügel ſeines Roſſes hielt er mit ſchwar- n Handſchuhen feſt. Schwarz und mit weißen Puffen ver- jen war ſeine ganze Kleidung, ſoweit ſie ſich unter dem Bruſt- rniſch und den Arm- und Beinſchienen erkennen ließ. Die aunen, hellgeglänzten, von welſchem Leder gefertigten Stiefel gen bis weit über die Knie. Nicht an dieſen Stiefeln ſaßen : Sporen, ſondern an den kunſtvollen, in durchbrochener ichnung geſchmiedeten Steigbügeln. Von feinſter welſcher beit erglänzte auch der ſtählerne Griff des mächtigen Streit- ben, der in der rechten Halfter ſtak, während neben der lin- Halfter, die einen ſogenannten „Fäuſtling" barg, das lange iterſchwert herabhing in matt vergoldeter Klinge mit roß- rumſponnenem, vielfach gewundenem Korb.

Und nach dieſem Coſtümbild erhalten wir das folgende tere Porträt:

Gegen den Kanzler gehalten war Grumbach nur klein von chs. Als die Bäume, denen ſie ſich zuwandten, hinläng- n Schatten boten, nahm er den Helm ab. Sein von weiß und Staub bedecktes Antlitz trug die Merkmale einer belnden Natur. Die grauen Augen lagen, von langen npern beſchattet, bis zum Blinzeln zuſammengedrückt. Die ru war in Falten gezogen, die ſchon jetzt, wo des Ritters r doch kaum die Dreißig überſchritt, ein tiefliegendes Dreieck er Naſenwurzel bildeten. Der kurzgeſchorene, röthlichblonde t war lockig, nicht minder das kurzgeſchorene Haupthaar. der Ritter die Handſchuhe ausgezogen und in ſeinen Schwert- gelegt hatte, ſo ſah man, daß ſeine Haut ſelbſt an den den von einer Weiße war, die ſich ſogar bei ſtärkſter Juli- und überwiegendem Verweilen unter freiem Himmel dem äuntwerden widerſetzte. Die überall ſichtbaren blauen rchen deuteten auf Reizbarkeit der Nerven. Im Leben der Waffenhandwerk oder dem maßloſen Trinken ſcharf gezeich- Adelichen damaliger Zeit war eine ſo durchgeiſtigte Er- ung ſelten. Man erkannte, wie maßgebend Grumbach reiſe der Seinigen wirken mußte. Die ſo zahlreich mit gekommenen Begleiter gaben das ganze Bild ſeines Ein- . Sie wollten in Cadolzburg dem Markgrafen aufwarten.

Die Unterredung zwiſchen dem Kanzler Vogler und nbach gehört zu den bedeutſamſten Partien des s, nur daß die geiſtigen Perſpectiven zu ſehr nach erſchiedenſten Seiten hinausgehen. Grumbach iſt in Dienſte des brandenburger Markgrafen getreten und ht durch Vermittelung des Diplomaten Vogler und beſonders nach Altpreußen reichenden Verbindungen rnator des jungen Prinzen Albrecht von Branden- zu werden. Dieſer Zweck der Zuſammenkunft wird allzu ſehr verdunkelt durch eine Fülle weitreichender rungen und Erzählungen, in denen auch die „weiße ' eine ziemlich unromantiſche Rolle ſpielt. Grum- ein ſo taktfeſter Sternſeher wie Wallenſtein, offen- uch in kurzen Andeutungen ſeine tiefern Plane:

h denke wie Sickingen, Hutten, Götz. Die Fürſten ſind erderben deutſcher Nation! Sie ſollen nicht höher ſtreben s allgemeine Maß von Recht geſammter deutſcher Na- das iſt in des Kaiſers Hand beim Schwert und Reichs- .. Doch das wollen wir laſſen.

ie aber dieſe Plane im Zuſammenhang ſtehen mit freiwillig übernommenen Fürſtendienſt und dem h, Prinzenerzieher zu werden: darüber bleiben wir nkeln, und die ſonſt in ſo bedeutſamen Umriſſen ge- te Geſtalt des einflußreichen Ritters wird dadurch wieder in ein ungünſtiges Zwielicht gerückt.

Seine Baſe Argula ſchildert der Ritter indeß mit zu markigen Zügen, als daß nicht unwillkürlich in der Erinnerung der Leſer einiges davon haften bliebe; er ſpricht von ihren Briefſtellen und Büchern, erzählt, daß ſie nirgends Frieden hält weder in Werken noch in Worten, daß ſie bald mit den Domherren in Bamberg disputirt, bald in Schweinfurt Rath und Bürgerſchaft gegen Würzburg hetzt, kurz, wir erhalten das Bild eines theologiſchen Blauſtrumpfes, das trotz aller Uebermalung durch den Dichter ſelbſt, trotz des ſanfteſten Heiligenſcheins, mit dem er es ausſchmückt, doch immer mit bedenklicher Aufdringlichkeit hindurchſchimmert.

Das dritte Buch ſchildert uns Ottheinrich's Rückkehr aus Italien, von wo er Regina, die Gattin des leichtſinnigen Antoni Paumgartner, heimgeleitet; es gehört zu den einheitlichſten und gelungenſten Partien des Romans, der hier faſt nirgends Abſtecher in das trockene Seitengebiet der Geſchichte macht, ſondern durch ſeine eigenſten Mittel, eine zuſammenhängende und ſpannende Darſtellung ohne die ſonſt beliebten Rößelſprünge über Zeit und Ort, und durch die Fülle von Abenteuern wirkt, die ſich ungezwungen nach dem alten Recht des Romans auf der Landſtraße einſtellen. Erſt hier gewinnen wir das epiſche Behagen, das nur die Folge eines traulichen Hineinlebens in die dargeſtellten Begebenheiten ſein kann und ſtets durch Sprünge, die den Fortgang unterbrechen, durch den Seitenblick auf Geſchlechtstabellen und Geſchichtsregiſter unheimlich aufgeſtört wird.

Daß Gutzkow's geiſtgeſättigte Darſtellung, die ſich hier, ohne Schädigung ihres Geiſtreichthums, in das ſchlichte Sprachgewand jenes Zeitalters hüllt, indem ſie nur eine treuherzige Färbung über den Stil hinhaucht, ohne die alterthümliche Manierirtheit und Starrheit, die in Stifter's „Witiko" herrſcht, dieſe mit epiſcher Klarheit durchgearbeiteten Abſchnitte ſeines Werks zu kleinen Kunſtwerken macht, iſt um ſo begreiflicher, als unſer Autor zu ſolchen Erzählungen hinzubringt, was den gewöhnlichen Romantechnikern fehlt: eine Schwere geiſtigen Gehalts, der ihm oft unter den Händen erſtarrt, der aber, wo er von ihm in Fluß gebracht wird, deſto leuchtender und machtvoller einherſtrömt.

Den Leichtſinn Antoni Paumgartner's, der ſein Geſchäft wie ſein Weib gleichmäßig vernachläſſigte, ſucht Gutzkow durch die folgende pſychologiſch geiſtvolle Betrachtung zu erklären, die wir als eine der wenigen aus dem Rahmen ſchweifenden Reflexionen des Autors hier mittheilen:

Die großen Handelsplätze der Niederlande, die Städte des ſüdlichen Frankreich, vollends Italien konnten den jungen Gemüthern neben einer gleißenden, auf die Außenſeite des Lebens berechneten Bildung nur das Gift der Sittenloſigkeit darbieten. Ja, die Beobachtung, die nunmehr immer reifer und reifer bei ihm wurde, mußte ihm ſagen, daß es in der menſchlichen Seele eine gefahrvolle Neigung zur Ausgleichung ihrer Thätigkeiten zu geben ſcheint, nach welcher, je größer die Anſtrengungen ſind, womit Kenntniſſe erworben, Vortheile errungen, Schwierigkeiten überwunden werden, deſto ſchwächer der Widerſtand wird, den die Menſchen den Lockungen der Sinne entgegenſtellen. Nach einem mit Lebensgefahr verbundenen Kampf gegen die Wuth der Elemente ſtürzte ſich in Venedig der Schiffsherr, der Matroſe in die wilden Strudel ausgelaſſener Vergnügungen. Ja ſelbſt edlere Seelen, wie Ottheinrich an vielen

Digitized by Google

Beiſpielen erſoh, konnten auf Augenblicke ohne Ausgleichung zwiſchen Entbehrung hier und Genuß dort nicht zum Gleichgewicht ihres Weſens, zu neuer Kraft und neuem Lebensmuth für die Fortſetzung ihrer Kämpfe um Vortheil und Gewinn gelangen. Zum Charakter der ganzen damaligen Zeit gehörte eine wilde Gegenſätzlichkeit der Lebensäußerungen. Titonenkraft im Angriff und feige Erſchlaffung im Widerſtand. Der Gewinn des Kaufmanns, mit größter Gefahr den unheimlichen Schrecken einer noch in unbetonnte Nebel gehüllten Ferne, im Binnenlande immer noch dem Räuberweſen weglagernder „Placker" abgerungen — um ſo lebhafter dann die Freude über das Gerettete, ausgeſprochen in Sinnenrauſch, Luxus, in einer oft halbtollen Vergnügungsſucht bei allen Ständen. Und hätte man glauben ſollen, daß die Menſchen jener Zeit, ſtets von Gefahren, von den Schrecken der Natur, den Leidenſchaften der entfeſſelten Kriegsfurie, wahnbethörten Vorſtellungen über Glauben und Wiſſen und einer unmenſchlich grauſamen Ahndung ſelbſt geringer Vergehen gehetzt und abgeängſtigt, kaum hätten wagen dürfen zu athmen, kaum vom nächſten Menſchenrecht einen ſchüchternen Gebrauch zu machen, ſo zeigte ſich im Gegentheil, daß weder die Peſt, die ab und zu Tauſende hinwegraffte, noch der Türke, der ſeine grauſame, nicht die Kinder im Mutterleib ſchonende Herrſchaft immer näher und jetzt bereits wenige Meilen Venedig gegenüber vom Raabfluß bis zum Neuſiedlerſee ausdehnte, noch in den italieniſchen oder deutſchen Städten die unabläſſige Arbeit des Henkers, der heute eine leichtfertige Magd verbrannte, morgen einen Dieb um Geringes mit glühenden Zangen zwickte, einem vom Jähzorn hingeriſſenen Mörder das Herz aus dem Leibe ſchnitt, vollends für geringere Fehler am ſtädtiſchen Gemeinweſen, in Augsburg ſelbſt für eine Veruntreuung des Rathskellers, ſofort mit Enthauptung ſtrafte — daß nichts, nichts von all dieſer weitverzweigten Einengung der nächſten perſönlichen Freiheit jenes Geſetz der Natur hinderte, wonach auf Angſt und Furcht, Anſpannung und Anſtrengung der Seele das Bedürfniß eintritt, den Ausbruch der Genußſucht und der Freude folgen zu laſſen. Da ſchmetterten denn die Zinken zum Tanz und zu Beluſtigungen aller Art, der Jubel nahm bei einem gebotenen Freudenanlaß kein Ende, und mußten auch allerdings die „Ehebrecher" in Venedig wie in Augsburg, wenn ſie auf friſcher That ertappt oder angeklagt des Fehls überwieſen wurden, Steine karren und bei den öffentlichen Bauten Frondienſte thun, ſo waren doch, wo man hinblickte, auch Mein und Dein bei Kuß und Umarmung am Tage wie bei Nacht in ſteter Gefahr verwechſelt zu werden. Ottheinrich hatte in Padua und Venedig ein Leben kennen lernen, das ihm nur in Sodom und Gomorrha möglich geſchienen.

In der Schilderung der Reiſe tritt alles anſchaulich vor uns hin, von Hans Pfiſter, dem Geleitsmann mit dem Bart, deſſen zwei ſchwarze und graumelirte lange ungeflochtene Zöpfe, über die mächtige, vom Lederkoller geſchützte Bruſt herabwallen, bis zu dem Helden der verſchiedenen Abenteuer, welche den Wanderern begegnen. Köſtlich iſt die Herrſchaft von Hohenſchwangau geſchildert, Herr Georg von Schwangau nebſt ſeiner Ehehälfte, in ihrem weiland vergoldeten Krönungswagen, in den ſie Ottheinrich mit aufnahm. Dies Stück alten bankrotten Adels mit ſeinen hochfahrenden Prätenſionen iſt meiſterhaft gezeichnet. Die Begegnung der italieniſchen Künſtlergeſellſchaft iſt mit höchſter Lebendigkeit geſchildert und bringt einen Zug idealiſirter Straßenromantik in die Dichtung; Vittoria, die frühere Geliebte Antoni's, ein edelgehaltenes Frauenbild, und der geheimnißvolle Knabe, der auf die ungariſchen Intriguen zurückweiſt, ſein plötzliches Verſchwinden, ſein Aufſuchen durch Ottheinrich verſetzt uns ganz in die Atmoſphäre jener Spannung, in welcher ſich alten Zeiten der die gewöhnliche Lebensproſa durchbrechende Roman heimiſch iſt. Einen glänzenden Schlußeffect dieſes Abſchnitts bildet die Abholung Ottheinrich's durch die lebensluſtige Gundula.

Wir bedauern nur, daß die gleiche Romanſtimmung wie in dieſem Buch nicht durch das ganze Werk herrſcht; es würde dann ein Meiſterwerk auf dem Gebiete des geſchichtlichen Romans ſein.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Der Krieg von 1866.

(Beſchluß aus Nr. 30.)

Ein intereſſantes Werk iſt ferner:

4. Der Feldzug des Jahres 1866 in Weſt- und Süddeutſchland. Nach authentiſchen Quellen bearbeitet von Emil Knorr. Mit Karten und Plänen. Erſter Band. Hamburg, O. Meißner. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfaſſer hat ſich vor zwei Jahren durch die Herausgabe des Blücher'ſchen „Campagnejournals" (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1867) ein Verdienſt erworben; das hier vorliegende ſelbſtändige Werk, welches er dem Heerführer der ehemaligen Mainarmee, General Vogel von Falckenſtein, gewidmet hat, wird mit großer Anerkennung geleſen werden. Es beginnt mit einem hiſtoriſchen Rückblicke auf die Entſtehung des Deutſchen Bundes, wir verweiſen darüber auf Königer's ausgezeichnetes Werk über den Krieg von 1815 (vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1866). Dann folgt in großen Zügen die weitere politiſche Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe bis zum letzten däniſchen Kriege. Der Verfaſſer ſtellt ſich entſchieden auf den preußiſchen Standpunkt und greift Oeſterreich heftig an, was allerdings eine objective Darſtellung beeinträchtigt. Auch der andere Theil muß gehört werden. Ueber die Agitationen in den Herzogthümern, welche der Verfaſſer in der Nähe beobachtet hat, ſind wir jedoch vollkommen mit ihm einverſtanden:

> Das urſprünglich durch und durch conſervative Volk war in die Bahnen des Radicalismus geleitet worden. Seine künſtlich gegen Preußen erzeugte Erbitterung überſtieg alle Grenzen. In dem urdeutſchen, das däniſche Element von Natur haſſenden, holſteiniſchen Volke wären ſonſt Ausſprüche, wie: „Lieber däniſch als preußiſch", unmöglich geweſen.

Am Schluſſe des erſten Abſchnitts recapitulirt der Verfaſſer klar und ſcharf:

> Am 30. October 1864 ſchließen Oeſterreich und Preußen mit Dänemark den Wiener Frieden ohne den Bund; im weitern Verfolge deſſelben Vertrags am 14. Auguſt 1865 die Convention wiederum ohne den Bund; auf Grund dieſer letztern tritt Oeſterreich an Preußen ſeine Rechte auf Lauenburg ebenfalls ohne Genehmigung des Bundes ab; am 26. April 1866 droht Oeſterreich Preußen mit dem Bunde; am 1. Juni ſtellt es die Berufung deſſelben in Ausſicht; am 11. Juni beantragt es und am 14. Juni beſchließt es mit ſeinen Bundesgenoſſen den Bundeskrieg gegen Preußen am Bunde.

Digitized by Google

Im zweiten Abſchnitt werden die gegneriſchen Par-
ien und ihre Streitkräfte betrachtet. Der Verfaſſer läßt
iden Theilen, was die Beſchaffenheit ihrer Truppen be-
ifft, Gerechtigkeit widerfahren und findet ganz richtig die
rſachen des preußiſchen Siegs nicht in materiellen Din-
n, ſondern in andern Vorzügen, welche die allgemeine
ehrpflicht der Armee durch alle Grade zugeführt hat,
d in der beſſern Führung. Sehr ergötzlich iſt, was er
er das politiſche Fieber ſagt, welches damals ſelbſt
hige und beſonnene Männer ergriffen. „Dieſe Erſchei-
ng iſt die naturgemäße Folge vorhergegangener Erre-
gen und Ueberreizungen, abſichtlicher oder zufälliger
rruption der Begriffe, es iſt ein Symptom, wir möch-
ſagen, politiſcher Verdauungsloſigkeit.“

Die vorbereitenden Operationen, d. h. die Beſetzung
Hannover, Kurheſſen und Sachſen werden im dritten
ſchnitte erzählt; dem Zwecke des Werks gemäß nur die
beiden erſten Länder ausführlich, mit Einfügung der
glichen officiellen Erlaſſe, wobei die von der Gegen-
ei nach dem Kriege gegebenen Berichte und Behaup-
gen gründlich widerlegt werden. Von der hannoveri-
n Armee heißt es auch hier: „Sie war vortrefflich.
nand wird hintreten wollen, den Ruhm derſelben zu
älern, ihre Leiſtungsfähigkeit zu bezweifeln. Aber das
em, nach dem ſie von oben geleitet wurde, war ſchlecht.
vielgeſchmähte Generaladjutant des Königs war kein
äther oder wie verächtliches Geſchwätz ihn ſonſt
t, ſondern er war in ſo einflußreicher, gewichtiger
ung nicht mehr zeitgemäß. Er hatte ſich überlebt.“
Beleuchtung der ſtrategiſchen Lage beim Beginn der
ationen ſind die neuerdings erſchienenen Aufklärun-
benutzt worden, dem Verfaſſer vielleicht auch directe
heilungen von maßgebender Seite zugegangen. Leider
us den bairiſchen Kriegsacten bisjetzt nichts Officielles
entlicht worden, was doch im Intereſſe der bairi-
Heerführung läge, weil nur dadurch ein gerechtes
il über dieſelbe möglich wird. Die Kritik kann ſich
nur an die Thatſachen halten, und dieſe ſind un-
g.

Das der Verfaſſer über das Erbübel der Coalitionen,
neinigkeit, gepaart mit der Unentſchloſſenheit und
ieloſigkeit, wie ſie die Bundesverhältniſſe mit ſich
n, ſagt, iſt ſehr richtig; auch die Schwierigkeiten,
elchen trotz alledem General von Falckenſtein zu
n hatte, ſind gut dargeſtellt; mit der überſchweng-
Huldigung dagegen S. 150 iſt dem Feldherrn gewiß
nicht gedient. Für ihn geben die großen Erfolge,
gewonnen hat, ein ſelbſtredendes Zeugniß. Den
der Begebenheiten erzählt der Verfaſſer in klarer
ſchaulicher Weiſe, mit einem gereiften militäriſchen
, dem wir faſt überall nur beiſtimmen können.
ie Vereinigung der Hannoveraner mit den Baiern
ſchloſſenem Abmarſch der erſtern von Göttingen
wäre, ſteht wol feſt. Die bekannten Unterhand-
leſen wir ſehr genau erörtert, der „officielle“ han-
he Bericht wird dadurch in weſentlichen Punkten
et. In unſerm Werke nehmen dieſe Erörterungen
emlich großen Raum ein, vier Bogen; dann folgt
lacht bei Langenſalza. In einer Note ſagt der
r über den Befehl des Generals von Falckenſtein
an die Generale von Kummer und von Flies (nicht vorzurücken, ſolange die Hannoveraner bei Langenſalza ſtehen bleiben, ſonſt aber Fühlung an der Klinge zu behalten): „Dieſer Befehl ſoll dem General von Flies nicht zugegangen ſein.“ Daß es wirklich nicht geſchehen, iſt aber jetzt amtlich feſtgeſtellt. Die Schilderung des Treffens geht bis in die kleinſten Details auf preußiſcher Seite und führt auch den hannoveriſchen Bericht an, der in vielem einzelnen von dem preußiſchen abweicht — das iſt bei allen Schlachtberichten von Gegnern der Fall. Der Verfaſſer kommt zu dem Reſultat: daß den Hannoveranern kein unbedingter Sieg, den Preußen keine erlittene Niederlage zuzuſchreiben iſt. Doch geſteht er den erſtern taktiſche Erfolge zu und wir ſind ebenfalls dieſer Meinung, daher wir ihnen auch den Sieg auf dem Kampfplatze nicht abſtreiten wollen. Er konnte die unvermeidliche Capitulation aber nicht hindern. Mit dieſer ſchließt der erſte Band. Der zweite liegt uns noch nicht vor.

Vom militäriſchen Geſichtspunkte geben wir Knorr's Werk den Vorzug vor dem andern, das der Berichterſtatter des „Daheim“ geſchrieben hat. Anonym bleibt derſelbe noch immer, er zeichnet ſich aber jetzt: „von einem Militärſchriftſteller“, wie wir in Berichten aus dem Lager von Châlons, die unleugbar von ihm herrühren, geſehen haben. Ob er Militär iſt? Wir zweifeln daran. Dem Schriftſteller haben wir aber gern unſere Anerkennung bezeugt.

Einige Monographien aus dem Feldzuge von 1866 ſind auch wieder erſchienen. Darunter:

5. Erinnerungen an Langenſalza aus dem Sommer 1866 von Hoffmann. Zum Beſten bedürftiger hannoveriſcher Soldatenfamilien. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1867. 8. 10 Ngr.

Die kleine Arbeit iſt zuerſt im Feuilleton der „Hannoveriſchen Landeszeitung“ erſchienen, der Verfaſſer bittet, darin nichts weiter zu ſuchen, als Erinnerungen eines Feld- und Kriegslazarethpredigers. Sie reiht ſich in gleicher chriſtlicher Geſinnung ähnlichen Aufzeichnungen anderer Geiſtlichen an, die wir bereits in d. Bl. beſprochen. Wir achten die Pietät, mit welcher der Verfaſſer von ſeinem frühern Könige ſpricht: „Er war von ſeinem Rechte überzeugt und handelte nach ſeinem Gewiſſen. Ich habe ihn oft geſprochen und aus ſeinem Munde gehört, wie er ſich mit ſeinem Gott berathen hatte.“ Auch wird man es wol natürlich finden, daß der Verfaſſer ſeine verwundeten Landsleute in den Lazarethen, wo ſie mit Preußen zuſammenlagen, zum treuen Feſthalten an ihrem Kriegsherrn und ihr theures Hannoverland ermahnt hat. Er gibt den Preußen das Zeugniß, daß ſie es angehört und nie darüber gemurrt haben. Hoffen wir, daß er ſich mit der neuen Ordnung der Dinge in Hannover endlich verſöhnt!

6. Die Dreizehner in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge von 1866 von F. v. T. Münſter, Obertüſchen. 1866. 8. 5 Ngr.

Das kleine Schriftchen von nur drei Bogen ſchlägt im ſcharfen Gegenſatze gegen die ernſten und ergreifenden Schilderungen des vorigen einen friſchen und heitern Soldatenton an. Es ſchildert in lebendiger Darſtellung die Erlebniſſe und Thaten des preußiſchen 13. Infanterie-

Digitized by Google

regiments im Kriege, an welchem daſſelbe ſo ruhmvoll bei der Mainarmee theilgenommen hat. Höchſt ergötzlich iſt die aus andern Werken ſchon bekannte Marktſcene in Hannover hier von einem Theilnehmer der Ruheſtiftung erzählt. Die Gefechtsſcenen, das Soldatenleben auf dem Marſche ſind ſo anſchaulich geſchildert, daß der Leſer ſie mit durchlebt. Als Probe nur die erſte Feuertaufe bei Barchfeld. Die Baiern machten hier einen mitternächtlichen Angriff auf die preußiſchen Vorpoſten.

Angeſtrengt ſtarrte jeder von uns in das Dunkel hinein, irgendeinen der Hurrahrufer zu ſehen. Vergebliche Mühe! Endlich ſchien es, als ob der helle Streifen der Chauſſee vor uns ſich merklich verkürze. „Gewehr auf! Fertig!" erſcholl das leiſe Commando. Das erſte Glied kniete nieder, damit dem Gegner eine Salve aus drei(?) Gliedern übermittelt werden konnte. Auf 150 Schritt waren jetzt die Baiern heran. Noch waren wir nicht bemerkt, noch kein Schuß auf uns gefallen. „Legt an — Feuer!" Hörbar klatſchten die Kugeln in die dichte Colonne. Das laute Hurrah war vorbei, nur leiſes Gewimmer und Hülferufe vernehmbar; einzeln pfiffen zu hoch gehende Kugeln uns um die Köpfe, leicht verwundet wurden zwei oder drei von uns, da rief der Hauptmann: „Schnellfeuer, Leute, Schnellfeuer!" und wie folgten ſie, es war in Wahrheit „eine immens Feuerwerkerei", wie einer der gefangenen Baiern ſich ausdrückte. Wieder laute Schreie durch das Dunkel der Nacht, dann hörte man deutlich ein Rennen, wie von Zurücklaufenden.

7. Erinnerungen des Garde-Feld-Artillerie-Regiments an den Feldzug des Jahres 1866. (Von Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.) Berlin, Voß. 1868. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, Commandeur des genannten Regiments, hat die ernſten und heitern Erlebniſſe und hervorragenden Thaten einzelner aus dieſem Truppentheile, ſoweit er ſie nach langer Nachforſchung hat in Erfahrung bringen können, in bunter Reihe zuſammengeſtellt und ſo ſeinen braven Kameraden: Offizieren, Unteroffizieren und Mannſchaften, als ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit gewidmet. Die „Erinnerungen" ſind nicht chronologiſch geordnet, ſondern in bunter Reihenfolge erzählt, wobei der rechte Ton, friſch, ungeziert, heiter oder ernſt, je nachdem der Anlaß dazu, äußerſt glücklich getroffen iſt. Viele luſtige Geſchichten, wie ſie im Felde vorkommen, ſind humoriſtiſch vorgetragen und werden ihren erheiternden Eindruck nicht verfehlen. Das kleine Büchlein verdient auch andern Soldaten, als denen es gewidmet iſt, empfohlen zu werden.

8. Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem böhmiſchen Feldzuge im Jahre 1866. Von Theodor Batke. Berlin, Stille und van Muyden. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

In jeder Armee, welche nicht aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgeht, möchte es wundernehmen, ein Buch von einem ehemaligen Gefreiten zu leſen, das in anziehender, ſtilvoller Sprache ſogar eine claſſiſche Bildung bekundet, welche man in den Volksſchichten, aus denen ſich andere Heere rekrutiren, wol vergeblich ſuchen würde. Das preußiſche Volk, das aus allen Ständen, aus allen Berufsklaſſen und Bildungsſtufen ſeine Söhne unter den Waffen weiß, kann ſich über eine ſolche Erſcheinung nicht wundern. Bald werden ja auch alle deutſchen Truppen aus gleichen Elementen ein Volk in Waffen bilden. Wir haben das kleine Buch mit vielem Intereſſe geleſen und glauben, daß es überall, wo es Zugang findet, ein gleiches erwecken wird. Es ſind keine bloßen Soldaten- oder gar Landsknechtsgeſchichten, ſondern Schilderungen durchlebter Tage und Ereigniſſe, von ſeltener Naturwahrheit, aus einem empfänglichen Gemüth und menſchlich fühlenden Herzen gefloſſen. Im ganzen herrſcht, beſonders im Anfange, eine Stimmung darin vor, wegen der ſich der Verfaſſer entſchuldigt: „Man könnte nach meiner Schilderung des Ueberſtandenen glauben, die Klage habe in mir vorgeherrſcht. Aber es iſt dies doch nur das alte Lied vom Odyſſeus, den ſeine Leiden in lebendiger Vergegenwärtigung übermannen, die er ruhig und klaglos ertragen hatte." Der Verfaſſer gibt alſo der Wahrheit die Ehre, indem er die Eindrücke, welche ihm die Erlebniſſe gemacht haben, die verſchiedenen Scenen und Momente ſeines Sommers im Kriege mit den kleinſten Zügen durchwebt. Es ſind darunter auch viele erfriſchende und erhebende.

9. Reiſeerinnerungen aus der Mainarmee. Von Wilhelm Baur. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1866. 8. 6 Ngr.

Der würdige Verfaſſer der „Geſchichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiöſen Lebens in den deutſchen Befreiungskriegen" (vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1866) hat auch, wie Hunderte von Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen einige, ſonſt der Erholung gewidmete Woch[illegible] benutzt, um ſich auf den Kriegsſchauplatz zu beg[illegible] „Mich zog's nach der Mainarmee", ſagt er, „[illegible] der Gegend, wo der Krieg recht deutlich ein Krieg [illegible] ſchen Brüdern war. Dort wollte ich durch eigene [illegible]ſchauung erfahren, wie ſüddeutſche Patrioten den [illegible]ſchen Sieg aufnahmen, dort durfte ich in den Laz[illegible] die Preußen und meine alten Landsleute friedlich [illegible]ſammenzutreffen hoffen." Das iſt ihm reichlich in [illegible]füllung gegangen und wir leſen davon viele ergr[illegible] Mittheilungen. Seinem Freunde, dem heſſiſchen H[illegible]mann Königer, dem Verfaſſer des vortrefflichen [illegible] über den Krieg von 1815 (vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. [illegible] 1866) widmet er ein liebendes Wort zum Gedäch[illegible] „Eine preußiſche Kugel brachte dem Manne den T[illegible] welcher doch von Preußen für Deutſchlands Ehre ſo [illegible] erwartet hatte." Sehr ſchön iſt der Feldgottesdienſt [illegible]ſchildert, den der Verfaſſer in Offenbach für das [illegible]burger Contingent abhielt, der Eingang ſeiner Pr[illegible] den er mittheilt, weiſt auf ein großes einiges Deu[illegible]land trotz des Kriegs, auf einen geſunden Frieden [illegible] den Krieg und ein innigeres Zuſammenwachſen aller [illegible]ſchen Glieder zu einem großen Ganzen hin. Gott [illegible] das geben!

Auf das folgende Werk können wir nach dem Z[illegible] d. Bl. nicht tiefer eingehen, da ſeine Analyſe und B[illegible]theilung den kriegswiſſenſchaftlichen Organen vorbe[illegible] bleiben muß.

10. Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866. Dargeſtellt [illegible] beurtheilt von W. von Witliſen. Leipzig, Duncker [illegible] Humblot. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Nicht blos eine Geſchichte und Kritik der angege[illegible] Feldzüge hat der Verfaſſer ſchreiben wollen, ſondern [illegible] aus denſelben gezogene neue Beſtätigung der Lehren, [illegible] er in ſeinem rühmlich bekannten Werke: „Die Theorie [illegible] großen Kriegs", vorgetragen hat. Wie der Erz[illegible]

Digitized by Google

rl die „Grundſätze der Strategie", die er theoretiſch
ſgeſtellt, durch den Feldzug von 1796 erläutert hat, ſo
der General von Williſen auch verfahren, indem er
lher ſchon den ruſſiſch-polniſchen Krieg von 1831,
m den italieniſchen von Radetzky und jetzt die beiden
ldzüge von 1859 und 1866 zum Beweis der Richtig-
t ſeiner Lehren benutzt hat. Das Werk iſt dem Gra-
Bismarck gewidmet, der in dem großen Jahre 1866
ch Anwendung der oberſten Kriegsregel: „Suche deine
ärke in Zeit und Raum gegen des Feindes Schwäche
Wirkſamkeit zu bringen", ſo Großes geleiſtet, wie es
n durchbildetſten Strategen nicht beſſer hätte gelingen
nen. Im Vorwort wird der Zweck des Buchs be-
hnet: die Lehren der Theorie an den letzten Kriegen
neuem zu entwickeln. Im Widerſpruch damit ſagt
r der Verfaſſer in den Betrachtungen über den Feldzug
1859: „Es iſt nicht unſere Abſicht, eine kriegs-
enſchaftliche Vorleſung zu halten, es wird aber nicht
umgehen ſein, einige der allgemeinſten und allgemein
ländlichen Anſchauungen zu entwickeln." Für welche
r iſt denn das Werk geſchrieben, das ausdrücklich „den
zen Krieg lehren will"? Wir leſen jedoch weiter, daß
„Betrachtungen" urſprünglich in der „Volkszeitung",
demokratiſchen Organ für jedermann, geſtanden
n, womit ſich jener Widerſpruch löſt. Allerdings
n wir eine neue Redaction derſelben für diejenigen
ſe, denen das Werk jetzt zugedacht iſt, erwartet. Die
e Bezugnahme: „in dieſen Blättern" (d. h. der „Volks-
ng"), iſt ſtörend und paßt doch nicht, weil der Wieder-
uck als Theil eines ſelbſtändigen Werks erſcheint.
Für die Betrachtungen über den Feldzug von 1866
ne andere Form gewählt oder belaſſen; wir wiſſen
, ob dieſe Briefe an einen Freund (wir glauben den
ich verſtorbenen zu errathen) ſchon einmal gedruckt
Der Verfaſſer ſagt in einem Vorwort zu denſel-
um der Frage zu begegnen, warum ſie, mitten im
des Kriegs geſchrieben, nicht durch eine Umarbei-
von den Mängeln, an denen ſie nothwendig leiden
n, befreit worden:

Was in dieſen Blättern den Anſchein einer vor völliger
ſtets ſehr gewagten Kritik annimmt, findet wenigſtens
ſeine Berechtigung, daß es nicht eine iſt von der bekann-
ichten Weiſe hinterher, nachdem alles bekannt geworden,
ur Stelle keiner der Handelnden wußte, ſondern eine,
ſich auf die längſt dargelegten großen Grundregeln der
und ſchweren Kunſt ſtützt und ſich nicht nur, auf ſie
, zu zeigen bemüht, wie Erfolg und Mislingen allemal
em Grade nach zuſammenfallen, mit dem Befolgen oder
zen derſelben.

er erſte Brief iſt ſchon am 7. Juni, alſo acht Tage
m bekannten Bundesbeſchluß, der den Krieg zum
uch brachte, der letzte am 25. Juli geſchrieben.
en ſind der Feldzug der Mainarmee und der in
in zuſammenhängender Form beleuchtet. Der
ſer tadelt den ſtrategiſchen Aufmarſch der preußi-
Armee und daß der Angriff nicht mit ſieben Corps
Mähren gegangen, gegen des Feindes wichtigſte Ver-
g, nach der Lehre: „Maſſe gegen den entſcheiden-
nkt." Er ſagt ſpäter: „Ich mit meinen ſieben Corps
Mähren hätte heute, den 25. oder 26. Juni, ſchon
oße Schlacht gewonnen und ſtände bei Brünn und
weiter hin gegen Wien." Ob das ſo unfehlbar geſchehen wäre, überhaupt die weitern Combinationen, welche daran geknüpft ſind, zu beurtheilen, überlaſſen wir, wie geſagt, den Fachorganen. In Kaſſel und Hannover „ſollten proviſoriſche Regierungen aus Landeskindern eingeſetzt werden mit dem Auftrage, die Verfaſſungen von 1848 herzuſtellen und zum deutſchen Parlamente wählen zu laſſen, letzteres mit voller parlamentariſcher Macht ausgeſtattet. Es gibt keinen andern Weg zu einem ſtarken Deutſchland, als über die Köpfe der Regierungen hinweg."

Dieſen revolutionären Weg, meinen wir, wird ein König von Preußen nie betreten. Wir hätten im Intereſſe des Werks, das doch vorzüglich für militäriſche Leſer beſtimmt iſt, eine Umarbeitung dieſer Betrachtungen gewünſcht, wie viel überaus gediegene, mit der gewohnten Schärfe und Klarheit des Verfaſſers ausgeſprochene ſtrategiſche und taktiſche Belehrung ſie auch enthalten. Was über die Verwendung der Cavalerie geſagt wird, iſt uns aus der Seele geſprochen. Jene Lehren hätten aber in die Darſtellung der Kriege, wo deren auch ſchon in reichem Maße an betreffender Stelle zu finden ſind, mit eingereiht werden können. Die Darſtellung an ſich aber hat ſich bereits mit Recht eine rühmliche Anerkennung gewonnen, ſie zieht nur das hinein und behandelt es mit voller Genauigkeit, was Veranlaſſung zu einer belehrenden Beſprechung geben konnte. Damit war der Zweck des Werks erreicht.

Eben geht uns noch das Werk eines ruſſiſchen höhern Offiziers zu, das volle Beachtung verdient:

11. Skizzen des öſterreichiſch-preußiſchen Kriegs im Jahre 1866 von M. Dragomirow. Vom Verfaſſer autoriſirte Ueberſetzung. Berlin, Heinicke. 1868. Lex.-8. 22⅔ Ngr.

Intereſſant iſt es immer, die Urtheile berufener Kritiker fremder Nationen über den deutſchen Krieg zu leſen, beſonders wenn ſie einen ganz unparteiiſchen Standpunkt einnehmen. Das iſt freilich ſelten der Fall: bei den engliſchen Berichterſtattern finden wir ſogar zwei verſchiedene Färbungen, je nach dem Lager, in welchem ſie dem Kriege beigewohnt haben. Von einem ruſſiſchen Offizier erwartet man, eingedenk alter Waffenbrüderſchaft, eine Hinneigung zu Preußen, doch nimmt der Verfaſſer des vorliegenden Werks einen durchaus unabhängigen Standpunkt ein, wie ſchon auf der erſten Seite ſeine Charakteriſtik des preußiſchen Volks beweiſt. „Der hervorragendſte Charakterzug der Preußen iſt ein unerſchütterliches Vertrauen zu ihrer Kraft und Ueberlegenheit, welches ſie im Verkehr mit fremden Elementen zuweilen ſogar die Form vergeſſen läßt. Dieſe Eigenſchaft iſt nicht anziehend, aber ſie gewährt große Chancen für den Erfolg. Dieſe rein praktiſche Seite, welche dem deutſchen Charakter nicht eigenthümlich iſt, erklärt ſich bei den Preußen auf hiſtoriſchem Wege." Zu den Elementen, welche die Grundanlagen derſelben für praktiſches Weſen und Energie gefördert haben, rechnet der Verfaſſer auch — das Lutherthum. „Das Lutherthum zwang das Volk zum Leſen und es iſt, was die Maſſen betrifft, unbedingt richtig, daß, wo man mehr lieſt, man auch mehr denkt, diejenige Maſſe aber, welche in geiſtiger Arbeit ſtark iſt, wird immer die ſchlagen, welche darin ſchwach iſt." Mit Ausnahmen freilich, aber nur dann, wenn dem geiſtig entwickelten Volke die Energie fehlt. Vortrefflich iſt Graf Bismarck gezeichnet, den der

Verfaſſer vollkommen zu würdigen weiß. Die Depeſche vom 4. Juni nennt auch Dragomirow ein Document, welches die Annalen der europäiſchen Diplomatie ſeit Napoleon I. nicht entſchiedener aufzuweiſen haben.

In der ſehr eingehenden Schilderung der preußiſchen Armee mit ihren Einrichtungen, ihrem Weſen und Geiſte lieſt man noch manches zwiſchen den Zeilen; viele Bemerkungen über das Offiziercorps zeugen von richtiger Beobachtung, wenn ſie zuweilen auch nur die Oberfläche ſtreifen. Was über die „Doſis Stolz“ und das Benehmen „gegen andere Sterbliche“ geſagt iſt, empfehlen wir unſern jungen Kameraden zur Selbſterkenntniß. Die Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue der preußiſchen Offiziere, ihre militäriſchen Kenntniſſe und ihre Selbſtändigkeit in der Gefechtsführung werden rühmend anerkannt. Unter den höhern Führern ſpricht der Verfaſſer nur über die, welche er ſelbſt kennen gelernt hat, überhaupt geht er von dem guten Grundſatz aus, nur das zu ſagen, was er weiß. Vom Prinzen Friedrich Karl äußert er: „Der Prinz iſt der Vertreter einer neuen Schule von Generalen der preußiſchen Armee, der er ungeheuere Dienſte geleiſtet hat hinſichtlich der Befreiung von erdrückenden Kleinlichkeiten und der Verbreitung rationeller Gefechtsanſchauungen. In vieler Beziehung laſſen ſich die Inſtructionen des Prinzen, ihrer Bedeutung nach, nur mit denen Friedrich's des Großen und unſers unvergeßlichen Suworow vergleichen.“ Aus dieſen Inſtructionen, welche der Prinz mit der Bezeichnung: „Einige Winke für die unter meinem Befehle ins Feld rückenden Truppen“, 1866 erließ, werden höchſt dankenswerthe Auszüge gegeben, welche das oben ausgeſprochene Urtheil rechtfertigen. Beſonders eingehend iſt Steinmetz charakteriſirt: „General Steinmetz, 70 Jahre alt, ſo conſervirt als wenige es mit 50 Jahren ſind. Mit ſchneeweißem Haar, in der vollen Blüte ſeiner Kraft und Geſundheit, zeichnet er ſich durch eine unglaubliche Thätigkeit und ganz ausnahmsweiſe Charakterfeſtigkeit aus.“ Das wird durch ſeine ganze Führung im Kriege näher bewieſen.

Schroff und hart urtheilt der Verfaſſer über das öſterreichiſche Armeeſyſtem, er ſtützt ſich dabei auf neuere öſterreichiſche Quellen, doch mag der Haß gegen Oeſterreich, der ſeit dem Orientkriege im ruſſiſchen Volke lebt auch dazu beigetragen haben, einzelne Stellen zu verſchärfen. Sehr intereſſant iſt dieſer Abſchnitt zu leſen. Den Truppen, beſonders der Cavalerie und Artillerie, zollt da Werk dagegen volle Anerkennung. Unerbittlich verurthei wird Benedek's Inſtruction vor dem Kriege: „Wenn di langweilige und todte Einerlei taktiſcher Rathſchläge unter brochen wird, ſo geſchieht es nicht durch Worte, welch wie bei Suworow oder Friedrich Karl zündend einſchl gen, nein! ſondern durch Ausbrüche verzweifelter Beda terie, melancholiſch und lächerlich zugleich.“ Der Ve faſſer iſt Lehrer an der ruſſiſchen Militärakademie u ein competenter, allerdings ſcharfer und ironiſcher Richte die eigenen Anſichten, die er über Kriegskunſt und Tak ausſpricht, ſind ebenſo klar als gediegen. Schon die im ganzen Werke zerſtreut, machen daſſelbe deutſch Offizieren höchſt empfehlenswerth. Im Gegenſatz zu d Inſtruction Benedek's, „die von ihm wol nichts als d Namensunterſchrift hat“, wird die Inſtruction des Er herzogs Albrecht für die italieniſche Armee in eine Li mit der des Prinzen Friedrich Karl geſtellt, „ſo ſe zeugt ſie von Verſtändniß der Kriegskunſt, des Geiſtes d eigenen wie der feindlichen Armee, ſo ſehr endlich u Fürſorge für den Soldaten“.

Nach der Einleitung wird jeder Leſer ſich ſagen, w er von der folgenden Darſtellung und Kritik der Krieg begebenheiten zu erwarten hat. Der Verfaſſer bewa in ſeinem Urtheil durchaus den unabhängigen Standp außerhalb der beiden Kriegsparteien und gibt zum Sch einige allgemeine Betrachtungen, welche denſelben n mals bekunden. Die Ueberſetzung, vom Verfaſſer a riſirt durch einen preußiſchen General-Stabsoffizier g arbeitet, muß ganz vortrefflich genannt werden. A gleichzeitig iſt noch eine andere Ueberſetzung des Sa „von einem ruſſiſchen Gelehrten“ erſchienen. Gelehr verſtehen aber in der Regel nicht viel von militäriſch Dingen. Sprachkenntniß ſchützt nicht vor Verſtößen den

Wir ſchließen hiermit unſere Ueberſicht und werden a künftig noch erſcheinende Werke über den deutſchen Kr von 1866 von unſerm „Militäriſchen Büchertiſch“ a anzeigen.

Karl Guſtav von Berneck.

Zur Charakteriſtik Siebenbürgens.

Siebenbürgen. Land und Leute von Charles Boner. Deutſche vom Verfaſſer autoriſirte Ausgabe. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen, 11 Tondruck-Anſichten, 5 colorirten Karten und dem Porträt des Verfaſſers in Stahlſtich. Leipzig, Weber. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Mit dem vorliegenden Werke hat Boner ſeinen engliſchen Landsleuten eine neue Welt eröffnet, uns Deutſchen aber ein Land wieder nahe gebracht, an das uns die mannichfachſten Beziehungen knüpfen. Nicht ohne eine gewiſſe Wehmuth können wir auf das tapfere Häuflein der Sachſen im fernen Südoſten blicken, die mitten unter feindlichen Nationalitäten in dem geſegneten Karpatenlande die Fahne germaniſcher Civiliſation hoch halten und einen ungleichen Kampf kämpfen, der ſchließlich doch zu ihrem Nachtheil ausfallen wird. Es war kein leichtes Stück für einen Fremden, der weder zu der einen n der andern Nationalität Siebenbürgens gehörte, ſich ga in das dortige Leben einzugewöhnen und ein klares, e ſprechendes Bild von Land und Leuten zu entwerfen, w wir es in ähnlicher zuſammenfaſſender Weiſe noch ni beſitzen. Und doch war Boner der Mann, welcher d Aufgabe vorzüglich löſte, ja ſeine fremde Abſtammu wurde ihm bei der Beurtheilung zum Vorzug, indem e den herrſchenden Streitfragen neutral gegenüberſtehe mit einer nicht hoch genug zu ſchätzenden Unparteilich ſein Werk unternahm. Aeußerer Flitter, liebenswürdi Gaſtfreundſchaft, glänzende Schnürenröcke oder urſprüng lich-naives Leben und Weben konnten den Mann m dem ſcharfen Blicke nicht beſtechen, er forſchte nach de Kern und ging der Sache auf den Grund. Vor

Digitized by Google

beſtand nur das Echte, der Culturwerth der verſchiedenen Menſchen; dabei unterſtützten ihn in der Anſchauung, in den Reiſen, in den Forſchungen alle jene Eigenſchaften, die wir als vorzüglich an ſeiner großen Nation anerkennen, während wir keine Spur von dem ſehen, was wir als Schattenſeite des Briten zu betrachten geneigt ſind. Er kannte, als er nach Siebenbürgen reiſte, das deutſche Volk gründlich und vollkommen, wie wenige ſeiner Landsleute vor ihm, und wir dürfen ihm deshalb auch manchen Tadel, den er gegen uns ausſpricht, nicht verargen, zumal er meiſtens gerecht iſt.

Boner's Buch verbindet alle Vorzüge, die wir an einem guten engliſchen Reiſewerke zu finden gewohnt ſind; es iſt gründlich und vergibt zugleich der Anmuth in der Darſtellung nichts, dabei ſo vielſeitig, daß faſt alle wiſſenswerthen Beziehungen Siebenbürgens uns durch daſſelbe übermittelt werden. Sei es nun das Gebiet der Geſchichte, der Politik, Volkswirthſchaft oder der Kunſt, Geographie und Ethnographie, ſie finden gleich gute Bearbeitung. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt natürlich in den nationalen Verhältniſſen, die immer mehr in den Vordergrund treten und in einem dreifach gemiſchten Lande wie Siebenbürgen zu noch mehr Kämpfen und Verwickelungen Anlaß geben müſſen, als z. B. in Galizien, wo nur Polen und Ruthenen einander gegenüberſtehen. Die Sympathien des Reiſenden ſind zu unſerer Freude bei unſern ſächſiſchen Stammesbrüdern, ohne daß er dadurch ſeiner Unparteilichkeit etwas vergibt. Walachen und Ungarn freilich haben wegen ſeiner Darſtellungen ihn angefochten; doch welches Intereſſe ſollte er, der Fremde, gehabt haben, ihnen weniger freundlich geſinnt zu ſein als den Sachſen? Er ſah ſich das Land nur vom Standpunkt der Cultur und Civiliſation an, urtheilte demgemäß und fand den Schwerpunkt richtig heraus.

Wir ſelbſt denken noch mit Freude an jene ſiebenbürger Sachſen zurück, mit denen wir auf der Univerſität verkehrten. Da war ein friſcher, kräftiger Sinn, ein unendlich tiefgehender Zug zu dem großen Mutterlande vorhanden, zu dem jene Tranſſylvanier zurückkehrten, um ſich friſche Kraft, neue Geiſtesnahrung zu holen, die ſie zurückbrachten in die abgelegene Heimat in den Karpaten. Dieſe Heimat war ihnen eng ans Herz gewachſen, ſie erzählten ſtundenlang von ihr, immer und immer wieder, und ſtimmten dann das „Siebenbürger Lied" an, das ihr Land ſo vortrefflich charakteriſirt.

Nach ſo vielen Jahrhunderten, ſeit ſie in das Land jenſeit des Waldes als freie Männer berufen wurden, trotz der weiten Entfernung vom Stamme, iſt doch dem Sachſen Siebenbürgens ſein deutſcher Sinn, das Bewußtſein ſeiner Nationalität, Empfänglichkeit für geiſtiges Leben und Streben und rege Beachtung aller intellectuellen Strömungen im Mutterlande geblieben. Geſtählt durch die immerwährenden Kämpfe, welche ihnen, rings umgeben von feindſeligen Elementen, nicht ausblieben, bald im Berathungsſaale angegriffen nnd ſich vertheidigend, bald auf blutiger Walſtatt unter ihren Bürgermeiſtern gegen die Türken kämpfend, blieben ſie, was ſie waren bei ihrem Eintritt in das Land: deutſche Männer. Man hat den Sachſen gegneriſcherſeits neben den ſchönen und guten Eigenſchaften, die man ihnen nicht abſprechen kann, ihr Sichabſperren und ihr Mistrauen vorgeworfen. Wer aber darf ſich darüber wundern? Wer wie ſie in ſteter Abwehr geſtanden hat, ſei es gegen Angriff auf privates Eigenthum oder auf Gerechtſame, auf Kirche und Schule, der wird, wie der edle Hirſch des Forſtes jedes raſchelnde Blatt beargwohnt, den Zug der Luft prüft, es auch thun müſſen, damit ihn kein Feind unvorbereitet überfalle. Daß der Sachſe niemand traute als ſich und ſeinen Kräften, hat ihm ſein ſchönſtes Gut, ſein Deutſchthum, bewahren helfen. Wer ſich einen Begriff davon machen will, wie der Sachſe ſtets auf der Menſur liegen mußte, der ſchaue ſich die befeſtigten Kirchen der Dörfer und Ortſchaften an, die Boner nach einer Abhandlung des mediaſcher Gymnaſialdirectors Friedrich Müller eingehend ſchildert. Das Gotteshaus wurde zur ſtarken Citadelle, da die Bewohner des Dorfs, die im tiefſten Frieden ſich zur Ruhe niedergelegt hatten, oft am frühen Morgen wilde walachiſche oder türkiſche Horden auf den nächſten Bergen räuberiſch näher kommen ſahen. Dann wurde die Kirche, die in ihren Umarmungen zugleich die Kornvorräthe barg und theilweiſe noch birgt, aller Schutz und Schirm. Heute führt der Sachſe den Kampf nur mit den Waffen des Geiſtes, aber dieſer Kampf iſt darum nicht minder grimmig; wie er aber enden wird?

Bis zum Jahre 1791 durfte keiner, der nicht ein Sachſe war, ein Haus in Kronſtadt beſitzen. Das gibt uns einen Begriff von dem ehemaligen excluſiven Verhalten des Völkchens, deſſen ganze Verfaſſung auch dieſen Stempel der Ausſchließlichkeit an ſich trug. Im Anfange war dieſes ein Gebot der Selbſtvertheidigung. Sie erkannten keiner höhern Macht das Recht zu, ſich in ihre Angelegenheiten zu miſchen. Sie hatten ihren Comes, wählten ihre eigenen Richter und gaben ſich eher mit einer weniger guten Juſtizpflege zufrieden, als daß ſie in die Einführung beſſerer Zuſtände, wie ſie ihnen von der Regierung angetragen worden, eingewilligt hätten. Heute iſt vieles anders; die Privilegien ſind wurmſtichig geworden; zwiſchen die Sachſen drängten ſich Walachen, Ungarn; der ausſchließlich deutſche Charakter vieler Städte litt, manche Dörfer gingen dem Deutſchthum ganz verloren.

Wir wollen nicht hoffen, daß die Sachſen demſelben Schickſale unterliegen wie die deutſchen Städter Oberungarns, die Boner leicht zum Vergleich hätte heranziehen können. Dort bürgerten ſich unter der Begünſtigung landesfürſtlicher Patente ungariſche Adeliche ein, zerſetzten das deutſche Altbürgerthum, begannen in die Stadtverwaltung einzugreifen und vermiſchten Comitat und Stadt. Die Verarmung infolge der Kriege nöthigte die Stadt endlich Unterthan eines reichen Adelsherrn zu werden. Slawiſirung und Magyariſirung wirkten fort, das deutſche Bürgerweſen, ohne Zuzug vom Heimatlande, wurde gebrochen, verrottete — und dennoch ſind ſeine guten Eigenſchaften noch zu erkennen, wenn ſie auch jetzt auf das Conto der beſpornten Herren in Kalpak und Attila geſchrieben werden. Noch ſind die Grundpfeiler deutſchen Städteweſens: Rath, erwählte Gemeinde und periodiſche Neubeſetzung der Stadtämter, dort vorhanden, noch lebt der Gemeingeiſt, der Bürgerfleiß und Bürgerſinn — alles Dinge, die nicht ungariſch ſind. Gelänge es, was jetzt noch gute Wege hat, die deutſchen Städte Siebenbürgens

Digitized by Google

ſo herunterzubringen wie Kaſchau oder Eperies, das Gute, was bei dieſen geblieben, würde ſich auch in Hermannſtadt und Kronſtadt immerdar erhalten, wenn auch eine fremde Tünche und Sprache dem Sachſen angeleimt würden.

Schon lange unvortheilhaft bekannt und drohend für die Exiſtenz des Sachſenvolks iſt die berüchtigte Zweikinderwirthſchaft, das Majoratsweſen, der ſtolze Dünkel der reichen Bauern, die von Boner in dem Kapitel „Nemeſis" beſprochen werden. Jede Uebertretung eines moraliſchen oder natürlichen Geſetzes zieht entſprechende Strafe nach ſich, und ſo iſt es hier der numeriſche Rückgang des Sachſenvolks, das in ſeinem bäuerlichen Theile ſich zu ſehr dem Cultus des Mammon und der materiellen Intereſſen hingab. Der reiche Bauer konnte es nicht ertragen, daß Haus, Hof, Feld, Weinberg, Viehſtand nach ſeinem Tode getheilt werden ſollte. So kam man zur Zweikinderwirthſchaft: das eine Kind erhielt das Haus und einige Grundſtücke, das andere den Reſt und durch Heirathen wurde das halbirte Beſitzthum wieder vergrößert. Der Acker, heißt es, heirathet den Acker! Außerdem zeigt der ſächſiſche Bauer einen Widerwillen dagegen, ſeinen Ueberſchuß an Menſchen den Städten abzugeben, ganz entgegengeſetzt, wie das anderwärts der Fall iſt. Betrübend iſt nun die Liſte bei Boner zu leſen von ehemals ganz ſächſiſchen, heute aber walachiſchen Dörfern; immer enger werden die Grenzen der deutſchen Inſel, immer mehr beſchränkt ſich das Sachſenthum auf die Städte, die dermaleinſt ohne Hinterland daſtehen werden. Zahlen beweiſen. Nach der im Jahre 1787 vorgenommenen Volkszählung betrug die ſächſiſche Bevölkerung 302204 Seelen. Sie ſollte, hätte ſie gleichen Schritt mit dem Anwachſen der Deutſchen im Mutterlande gehalten, jetzt mindeſtens eine halbe Million betragen, ſtatt deſſen finden wir aber 1850 die klägliche Ziffer 192483 aufgeführt. Binnen 63 Jahren alſo eine Verminderung von 108000 Seelen! Das iſt der ſchwarze Flecken an den ſiebenbürger Sachſen.

Sonſt tönt ihr Lob auf jeder Seite des Buchs, was weniger bei ihren ungariſchen, ſzekleriſchen oder walachiſchen Nachbarn der Fall iſt und auch nicht ſein kann. Man vergleiche nur die Schilderungen eines ſächſiſchen Dorfs mit freundlichen Steinhäuſern mit derjenigen eines walachiſchen Dorfs, das den Reiſenden an die Niederlaſſungen Robinſon Cruſoe's oder gar an abyſſiniſche Flechtwerkhütten erinnert. Doch der moraliſch und geiſtig weit tiefer ſtehende Walache bildet heute die Baſis für ganz Siebenbürgen, das ſo recht eigentlich im Mittelpunkte der rumäniſchen Nationalität liegt. Ziehen wir eine ethnographiſche Karte, z. B. die ſo überſichtliche Kiepert's von Oeſterreich und den untern Donauländern, zu Rathe, ſo finden wir die Walachen im Norden bis Beſſarabien, im Süden bis nach Bulgarien, im Weſten bis Arad und Großwardein, im Oſten bis Odeſſa und bis zur Sulinamündung angeſeſſen. Die ungariſche und deutſche Sprachinſel Siebenbürgens verſchwinden faſt in dieſem gewaltigen Meer, und ſtänden beide Nationalitäten mit den Walachen auf gleicher Stufe, ſie wären ſchon längſt in ihnen aufgegangen. So aber hat der Ungar die Regierung in Händen, die politiſche Einſicht und das chevalereske Weſen voraus, der Deutſche ſeine vielberufene Cultur, ſeinen Fleiß, ſeinen Bürgerſinn.

Die Walachen vermehren ſich ſchnell und dringen unaufhaltſam vorwärts. Sie ſowenig wie die Szekler lernen deutſch, beide aber erwarten von dem Sachſen, daß er ihre Sprache lerne, was auch geſchieht. Das iſt bezeichnend für die Stellung beider Theile, für die Deutſchen aber in nationaler Beziehung nicht ohne Gefahr. Für eine wirkliche Ueberflügelung der Sachſen durch die Walachen finden wir in Boner's Buche nur ein Beiſpiel von ſehr zweifelhaftem innern Werthe. Der Handel Kronſtadt's mit der Walachei und den weiter öſtlich gelegenen Ländern iſt nämlich aus den Händen der Sachſen in diejenigen der walachiſchen Kaufleute übergegangen. Die Deutſchen wurden ſtets betrogen; ſie waren zu anſtändig und ehrlich für Walachen, deren Handelsruf mit jenem der Levantiner auf Einer Stufe ſteht, darum ließen ſie das ſchmuzige Geſchäft fallen.

Die Walachen kamen als Räuber erſt gegen Ende des 14. Jahrhunderts nach Siebenbürgen, als die deutſchen Bürger bereits feſten Fuß gefaßt hatten. Sie waren Nomaden, trieben ihre Heerden auf die Weideplätze der Sachſen, plünderten, ſengten und mordeten. Boner ſtellt ſie mit den Rothhäuten auf gleiche Stufe, denen ſie früher auch und theilweiſe noch jetzt an Grauſamkeit gleichſtehen. „Im Jahre 1599 bohrten ſie, ſo berichtet unſer Gewährsmann, dem Geiſtlichen in Groſſau einen Bohrer in das Rückgrat und hingen ihn daran in ſeiner eigenen Sakriſtei auf; während der letzten ungariſchen Revolution begingen ſie täglich ähnliche, wenn nicht ärgere Grauſamkeiten." Sie ſind heute noch die berüchtigten Obſt- und Waldverwüſter, eine ſtets böſe Nachbarſchaft, über die auch andere Völker und Reiſende klagen. Der Menſch läßt ſich meiſtens nach dem Walde, in dem oder bei dem er lebt, beurtheilen; nicht ſo bei den Walachen, worüber wir ſchon in dem Werke des ſächſiſchen Oberforſtmeiſters von Berg: „Aus dem Oſten der öſterreichiſchen Monarchie", Bemerkungen finden. Trotz der wenig guten Seiten, die wir bei den aus Ueberbleibſeln, ſozuſagen dem Abſchaum der verſchiedenſten Nationen entſtandenen Walachen finden — und wie gern möchten ſie Römer ſein, ſo gut wie die heutigen Gräcoſlawen Hellenen! — breitet ſich dieſes Volk unaufhaltſam aus. Sein Uebergewicht in Siebenbürgen iſt entſchieden; namentlich wird der Deutſche verdrängt, aber geht es etwa dem Serben in Ungarn beſſer? Der orthodox-griechiſche Serbe nähert ſich dem Walachen, er lernt deſſen Sprache — und nicht umgekehrt —, communicirt mit ihm aus einem Kelche und heirathet ſchließlich eine Walachin. „Wer eine Walachin heirathet, macht ſein Haus walachiſch!" So lautet das walachiſche Sprichwort, das wir um deswillen hier anführen, weil es die Romaniſirung in der natürlichſten Weiſe erklärt.

Noch müſſen wir die ſiebenbürgiſchen Ungarn beſprechen. Wie viel gute Seiten lobt Boner nicht an ihnen, aber freilich, er lobt die Sachſen mehr. Daher jene Unzufriedenheit mit ihm. Die Ungarn, mit denen er in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, ziehen ihn der Treuloſigkeit, kündigten ihm die Freundſchaft. Jene Leute konnten die Wahrheit nicht vertragen; ſie ſetzten den nationalen, unbändigen Stolz über alles andere. Gewiß ſind die Ungarn ritterlich, gaſtfrei, gute Politiker; fragen wir aber nach dem, was eine Nation wahrhaft groß macht,

Digitized by Google

ich Werken der Cultur, wo ſoll uns da Antwort wer-
n, trotz Kisfaludy und Petöfi? Nehmen wir endlich
zu jenen Hochmuth, von dem ſelbſt ein Széchényi ſagen
ißte: „Mein Volk wird an ſeinem Hochmuth zu Grunde
ꝛen!“ Was ſpeciell ihr Verhältniß zu den Sachſen be-
fft, ſo zeigten ſich die ungariſchen Könige, welche ſie
ten, als Anſiedler in das wüſte Land zu kommen, ihnen
genüber ſtets hochherzig. Wenn dieſe auch den Sachſen
en Schutz angedeihen ließen, ſo weiſt doch die Geſchichte
Volks mehr als ein Beiſpiel auf, daß die Edelleute —
will etwa ſo viel ſagen wie alle Ungarn — ſtets bereit
ren, die ſächſiſchen Privilegien anzutaſten und ſich be-
m der Vortheile zu bemächtigen, in deren Beſitz die
tſchen Bürger durch ihren Fleiß oder durch die ur-
bliche Beſtätigung des Königs gelangt waren. Was
Ungarn den Sachſen jedoch am wenigſten vergeſſen
ten, iſt, daß dieſe die angebotene Allianz zurückwieſen
vor dem 1867 ſtattgehabten Ausgleich mit Ungarn mit
verfaſſungsfreundlichen geſammtöſterreichiſchen Partei
zen. Der Ungar haßt den Sachſen, ſagt Boner, aber
deutſche Bevölkerung iſt jenen keineswegs feindſelig.
mals aber dürfen die Sachſen ihren Märtyrer Stephan
h vergeſſen!

Gewiß ſind bei ſolchen Verhältniſſen auch die perſönlichen Beziehungen der einzelnen Glieder der verſchiedenen Völkerſchaften keineswegs die erbaulichſten. Anderwärts haben die verſchiedenen Parteien alle, wenn auch auf verſchiedenem Wege, ein Ziel vor Augen: das Wohl des Landes. In Siebenbürgen aber hat jede Partei nur die Unterdrückung der andern zum Zweck, man will ſich Uebergewicht und Macht erwerben. Nach dem Geſagten wird man ermeſſen, mit welchen Schwierigkeiten die ſächſiſche Minderheit zu kämpfen hat und wie gefährlich ihre Sache ſteht. Hätte nicht das alte Wort: Man ſoll die Stimmen wägen, nicht zählen, noch Geltung, es wäre längſt um unſere Stammesbrüder geſchehen. So aber ſind der Fleiß, der Ordnungsſinn, mit einem Worte die echt deutſche Tüchtigkeit, noch immer ihr beſter Schutz. Vom Mutterlande aus kann ihnen nur moraliſche Unterſtützung zutheil werden und der Deutſche, welcher das Buch des Engländers Boner lieſt, wird wieder ſeine Theilnahme an den fernen Landsleuten aufgefriſcht fühlen. Dieſe ſowol wie nicht minder auch wir ſind darum dem Verfaſſer zu Dank verpflichtet.

Richard Andree.

Ueberſetzungen.

ateiniſche Hymnen und Geſänge aus dem Mittelalter.
Deutſch unter Beibehaltung der Versmaße. Mit beigedruck-
m Urtexte und Anmerkungen von G. A. Königsfeld.
Neue Sammlung. Bonn, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon im Jahre 1847 erſchien von demſelben Ver-
: eine Ueberſetzung lateiniſcher Hymnen und Geſänge
dem Mittelalter, welche, wie dieſe treu dem Original
gebildet, ſich durch ihre Treue und Reinheit der Form
t auszeichnete, daß dem Verfaſſer nicht nur Lob und
unterung von ſeiten der Kenner, ſondern auch die
dene Medaille für Wiſſenſchaft“ von dem verſtorbenen
g Friedrich Wilhelm IV. zutheil wurde. Der Ver-
hat ſich für ſein Ueberſetzungstalent allerdings einen
aren Stoff gewählt. Die alten lateiniſchen Hymnen
reffen an Kraft des Ausdrucks und an Innigkeit und
ne des Gefühls alle übrigen nachzeitigen Kirchen-
, ſo formſchön und glatt dieſelben auch immerhin
nögen. Der Glaube war im Mittelalter aber noch
durch die ſkeptiſche Reflexion des nüchternen Ver-
s getrübt.
ie Ueberſetzung dieſer vorliegenden Hymnen iſt eine
hafte, doch bleibt ſie ſelbſtverſtändlich, wie faſt alle
ragungen, hinter dem Original zurück. Die her-
endſten Gedichte deſſelben ſind das bekannte maje-
e und bei allen Trauerämtern in der katholiſchen
gebräuchlichen, von Mozart in Muſik geſetzten und
mehr als ſechzigmal ins Deutſche übertragenen „Dies
von Thomas von Celano, das „Stabat mater“ von
nus, der „Ambroſianiſche Lobgeſang“, das „Media
von Notker dem Aeltern (von Luther bereits über-
„Mitten wir im Leben ſind“). Ferner das von Nie-
n einer vaticaniſchen Handſchrift aufgefundene „O
Roma nobilis“, die „Hymnen“ von Hildebert von Tours und insbeſondere „Salve mundi salutare!“ von Bernhard von Clairveaux.

Wir empfehlen dieſe Ueberſetzungen, denen das Original hinzugefügt iſt, allen Freunden einer gleich majeſtätiſchem Abendglockenklang uns überwältigenden Poeſie.

2. Norwegiſche, isländiſche, färöiſche Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Roſa Warrens. Nebſt Anhang: Niederländiſche und deutſche Volkslieder. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſe vorliegende Sammlung enthält manchen ſchätzenswerthen Beitrag altgermaniſcher Volksdichtung für den Literarhiſtoriker. Wir ſagen ausdrücklich für den Literarhiſtoriker, denn der Laie wird dieſen Liedern im allgemeinen wenig Geſchmack abgewinnen können. Obſchon gleich den altengliſchen und altſchottiſchen Romanzen im Balladenton gehalten, ſtehen dieſe ſkandinaviſchen Dichtungen doch unendlich weit hinter jenen zurück. Der Volkston, welcher auch von der Ueberſetzerin vortrefflich wiedergegeben iſt, kann aber allein für ein gutes Volkslied nicht maßgebend und ausreichend ſein; wir verlangen mehr für ein ſolches. Vor allen Dingen einen des Beſingens würdigen Gegenſtand, einen kernigen, wir möchten faſt ſagen greifbaren Inhalt, ſowie auch, trotz der gewöhnlichen Sprünge im Gedankengange, Klarheit und Logik. Alles dieſes geht aber den vorliegenden Dichtungen ab. Manche derſelben haben wir mehrere male leſen müſſen, um nur einigermaßen zu begreifen, was die Poeten eigentlich gewollt haben. Sie ſind in Nebeldunſt gehüllt, wie der Boden, dem ſie entſprangen. Die Fabel der Ballade iſt nicht, wie dies bei unſern deutſchen Volksliedern der Fall

Digitized by Google

iſt, in prägnanter Kürze mit wenigen kräftigen Pinſelſtrichen gezeichnet und in ſo wenig Strophen wie möglich gekleidet, ſondern meiſtens bis zum Uebermaß breit geſponnen und durch oft gänzlich ungehörige, ja geradezu ſinnloſe Rundreime verunziert. Und trotz der übermäßigen Länge dieſer Dichtungen iſt bei der Mehrzahl derſelben der logiſche Zuſammenhang des Inhalts doch nur mit Mühe zu errathen. Am gelungenſten und unſerm Geſchmack am meiſten zuſagend ſind die deutſchen Volksdichtungen des Anhangs, unter denen wir auch die „Lenore" wiederfinden, welche ſchon in einem Nachtrage des „Poetiſchen Hausſchatzes" von Wolff Aufnahme gefunden hat. Die erſten beiden Strophen der Roſa Warrens'ſchen Bearbeitung lauten alſo:

Es ſtehn die Stern' am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Mach' auf, mein Schatz, dein Fenſter,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang' bei dir ſein.

3. Der Divan des Schems-eddin Muhamed Hafis aus Schiras. Im Auszuge überſetzt von G. H. F. Neſſelmann. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben bereits der Nachahmungen des Hafis von Goethe, Rückert, Bodenſtedt u. a. ſo viel, daß wir mit dieſer orientaliſchen Poeſie längſt überſättigt ſind und auch wol den Vater derſelben, den Hafis ſelbſt, mit ſeiner übertriebenen, unnatürlichen Verherrlichung des Weins und der Knabenliebe entbehren können, zumal die vorhandenen Nachahmungen weit beſſer und dem deutſchen Geſchmack, ſowie auch unſern europäiſchen und heutigen Verhältniſſen angepaßter ſind als dieſe dem Original ziemlich ängſtlich anbequemte, von barbariſchen Namen ſtrotzende, ſteife Ueberſetzung. Solche wörtliche Ueberſetzungen perſiſcher Claſſiker können ebenſo wenig Glück machen, wie die der alten griechiſchen und römiſchen Dichter. Die Gründe dafür haben wir bereits bei Beſprechung einer metriſchen Ueberſetzung der Horaziſchen „Oden" niedergelegt. Man muthet dem deutſchen Publikum auch in Wirklichkeit zu viel zu, wenn man daſſelbe für die Poeſie aller Völker der Erde intereſſiren will. Wir dächten, daß unſere eigenen herrlichen Dichtungen nebſt denen der heutigen europäiſchen Culturvölker vollſtändig hinreichten, den Geſchmack zu bilden und das Intereſſe für die Poeſie wach zu erhalten. Allzu viel iſt ungeſund und verdirbt auch den geſundeſten Magen. Durch ſolche Arbeiten, die kaum einen poetiſchen Werth haben, wird ſyſtematiſch darauf hingearbeitet, den Geſchmack des Publikums recht gründlich zu verderben. Sorgen wir lieber dafür, daß unſere eigenen Dichter zu der ihnen gebührenden Geltung kommen und ihre Werke fleißiger gekauft und geleſen werden.

Dieſe vorliegende Ueberſetzung iſt offenbar mit Fleiß und Liebe gemacht, doch merkt man es aus hundert und aber hundert Verſen, daß der Verfaſſer kein Dichter iſt. Wer aber nicht ſelbſt Dichter in der ſtrengſten Bedeutung des Worts iſt, ſoll ſich an keine Ueberſetzung wagen. Reime allein machen es nicht aus. Ueberdies ſind Neſſelmann's Reime nicht einmal immer gut, und zuweilen, wie z. B. „Pokal — äqual", „entdeckt — Aſpect", „Manns — empfands" mit den Haaren herbeigezogen. Daß auch der Rhythmus nicht immer richtig iſt und die Cäſur in den achtfüßigen Ghaſelen anſtatt auf ein betontes Wort auf ein tonloſes folgt, mag ſchließlich auch noch rügend bemerkt werden; z. B.:

Wie mancher Tropfen Blut ſchoß in | die Herzen bei den Moſchusdüften.

Oder:

Nur ſo lange hängt mein Blick an | Scherz und Schwank der Schlankgebauten.

4. Klänge aus Andaluſien. Romanzen von Johann Faſtenrath. Leipzig, E. H. Mayer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Es kam plötzlich über mich wie eine wilde Jagd der Geſänge: andaluſiſche Lieder, die noch keines Spaniers Mund geſungen, tönten mir ins Ohr"; ſo heißt es unter anderm in dem Vorworte zu dieſen vorliegenden Dichtungen. Wir haben es alſo hier nach Faſtenrath's Angabe mit Originalliedern zu thun; doch befinden ſich auch, wie wir aus den Bemerkungen „nach dem Spaniſchen" erſehen, Ueberſetzungen und Nachahmungen alter Dichter darunter. Der Verfaſſer iſt ein begeiſterter Verehrer der alten ſpaniſchen Herrlichkeit und des von den mauriſchen Eindringlingen gegründeten Culturſtaats. Namentlich iſt es ihre Baukunſt, deren Denkmäler den Verfaſſer ſelbſt noch in ihren Trümmern zum Geſange begeiſtern. Faſtenrath haucht den öden, verlaſſenen Hallen der von ſeiner Phantaſie aufs neue erbauten Schlöſſer und Moſcheen wieder Leben ein. Die Motive für die Gedichte ſind größtentheils des Beſingens werth und es ſtellen ſich dieſe Geſänge den uns bekannten ſpaniſchen Romanzen auch hinſichtlich der Form würdig zur Seite. Die dem Gedichte „Cupido und die Biene" zu Grunde liegende Idee iſt übrigens nicht, wie der Verfaſſer irrthümlich angibt, eine urſprünglich ſpaniſche, ſondern griechiſche, und ſchon von Anakreon zu einem herrlichen Gedichte benutzt worden.

5. Robert Burns' Lieder und Balladen. Deutſch von Karl Bartſch. Zwei Theile. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 8. 13½ Ngr.

Bartſch iſt als ein guter Ueberſetzer bekannt: auch in dieſen vorliegenden Uebertragungen der Lieder und Balladen des großen ſchottiſchen Sängers hat er ſeine Meiſterſchaft bewährt und zur Genüge bewieſen, daß er nicht nur mit der engliſchen Sprache innig vertraut, ſondern auch von dem Hauche der ſchäkernden Burns'ſchen Muſe angeweht und in die Intentionen des Dichters feinfühlend eingegangen iſt. Allerdings würden dieſe ſchottiſchen Gedichte mit ihrem hochländiſchen Jargon ſich in einem entſprechenden deutſchen Dialekte, etwa in dem alemanniſchen, dem ſchwäbiſchen oder ganz beſonders in dem (ſo vielfach nuancirten) plattdeutſchen, welcher wie kein anderer für den Humor, das Komiſche und Derbe geſchaffen iſt, weit beſſer als in der hochdeutſchen Sprache ausnehmen, aber das würde dem Zwecke der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker", deſſen ſechsten und ſiebenten Band dieſes Werk bildet, nicht entſprechen. An einem von mir gemachten Verſuche jenes bekannten, auch von Freiligrath überſetzten Gedichts, welches ich in das hannoveriſche Platt-

Digitized by Google

eutſch übertragen habe, mögen die Leſer d. Bl. die Rich-
gkeit meiner Behauptung prüfen:

Wer is vor myner Kamerdür? —
Wer anners as dyn Findley? —
Pack dek, häſt nix verloren hyr! —
Dat häw' ek doch, ſä' Findley. —
Wat ſlykſt du as en Deif ſau ſacht? —
Kumm un kiek tau, ſä Findley —
Du makſt noch Unſinn düſſe Nacht —
Dat will ek ôk, ſä Findley.

Lât ek dek in? Off ek't woll draff? —
Lât mek man in, ſä Findley.
Denn hälſt du mek von Szlapen af —
Dat will ek ôk, ſä Findley. —
Du bliffſt an'n Enn', ek kenne dek —
Worümme nich? ſä Findley —
Bet an den lichten Dag by mek —
Dat will ek ôk, ſä Findley.

Un bliffſt du ôwer Nacht denn hyr —
Ek blywe hyr, ſä Findley —
Verfehl jo nich de rechte Dür —
Dat dau ek nich, ſä Findley. —

Wat ôk paſſeert an düſſen Oort —
Wat ôk paſſeert, ſä Findley —
Du ſeggſt dyn lewe Dag kein Wôrt —
Ek ſegge nix, ſä Findley.

Bartſch's Ueberſetzungen laſſen im allgemeinen nur wenig zu wünſchen übrig; ſie leſen ſich wie deutſche Originalgedichte. Hier und da hat er ſich allerdings, vorzüglich des Reims wegen, Freiheiten erlaubt, die mancher, der die ungeheuere Schwierigkeit einer poetiſchen Ueberſetzung nicht zu würdigen weiß, tadeln würde, Freiheiten, die ſich aber mit dem beſten Willen oft nicht vermeiden laſſen. Burns' ſämmtliche Dichtungen ſind ſchon mehrfach überſetzt, jedoch noch niemals in einer ſo gelungenen Weiſe, wie dies von Bartſch geſchehen iſt; was jedoch einzelne derſelben betrifft, wie z. B. die bekannten 13 von Freiligrath übertragenen Gedichte, ſo müſſen wir bei einem Vergleich beider den letztern den Vorzug geben. Dieſelben ſind, ohne weſentlich vom Original abzuweichen, kräftiger und ſchwungvoller. So hat z. B. Bartſch das bekannte „Trotz alledem!" viel matter in „Trotz allem" verwandelt.

Wilhelm Andreä.

Feuilleton.

Schachaufgaben aus dem 14. Jahrhundert.

Das Schachſpiel oder, wie es früher hieß, das Schach-
lſpiel (zabel von tabula = Tafel) hatte im Mittelalter eine
höhere Bedeutung als in neuerer Zeit, die eine viel grö-
Anzahl ſolcher Spiele aufweiſen kann. Für die bildliche
drucksweiſe hatte das Schach einen großen Einfluß gewon-
, der bis auf wenige Trümmer gewichen iſt. In der er-
:nden Literatur, in den Rittergedichten ſind Schachſpiel-
n häufig. Dagegen beſitzen wir ältere theoretiſche Bücher
das Schach, an denen die Gegenwart keinen Mangel hat,
verſchwindend wenige, wenn wir von den dichteriſchen Be-
lungen des Schachſpiels Konrad's von Ammenhauſen und
ſpätern Jakob Mennel's und Chriſtoph Fiſcher's abſehen.
ſo willkommener muß eine Mittheilung von „Schachauf-
t aus dem 14. Jahrhundert" ſein, welche uns Profeſſor
in Prag bietet im erſten Hefte des vierzehnten Bandes von
t's „Zeitſchrift für deutſches Alterthum" (1867). Es ſind
im ganzen 31. Die Handſchrift, in welcher ſie ſich ein-
:ieben finden, iſt niederrheiniſchen Urſprungs. Die Namen
figuren auf dem Schachbrete, welches in der Handſchrift
linirt iſt, ſind durch den erſten Buchſtaben bezeichnet, und
bedeutet R: rex (kuning), f: fergia (kuninginne), r: ro-
rog = Thurm), a: alphinus (aldo = Läufer), m: miles
r = Springer), p: pedo (vende = Bauer). Um die
ien auszuzeichnen, ſind für die Buchſtaben verſchiedene Farben
:andt, nämlich ſchwarz und roth. In ſprachlicher Beziehung
ie einzelnen Kunſtausdrücke und Redewendungen von Intereſſe.
inzelne Feld heißt punt. Die Ausdrücke ſchach und matt
ſich ähnlich wie heute, aber auch in anderer Weiſe ge-
t. Daſſelbe gilt von andern techniſchen Bezeichnungen.

Zeller's „Philoſophie der Griechen".

:ie „Saturday Review" begrüßt mit Freuden die eben
nene Uebertragung eines Bruchſtücks der Zeller'ſchen „Phi-
ie der Griechen" von Oswald J. Reichel, Vicedirector
addesdon College. Der Theil, den ſich der Ueberſetzer
lt hat, iſt: „Sokrates und die Sokratiker." Bei der
:genden Behandlung, welche die griechiſche Philoſophie
glifchen Schriftſtellern, ſelbſt Grote nicht ausgenommen,
:n habe, ſei es eine Erholung, meint die „Saturday Re-
, einem ſo bedeutenden Werke, wie das von Zeller iſt,
egnen. „Man weiß nicht", ſagt der Recenſent, „was
:m meiſten daran loben ſoll — ſeine Gelehrſamkeit, ſeine
Einſicht oder ſeine Unparteilichkeit bei der Beurtheilung ſowol der Lehrer als auch der Autoritäten. Ein ſo ſelbſtändiger Forſcher läßt ſich natürlich nicht durch die Anſichten ſeiner Vorgänger binden; auch verfällt er niemals wie Grote in die Gefahr, ſich bei ſeinen Forſchungen von ſeinen Ueberzeugungen leiten zu laſſen, ſtatt dieſe zu zwingen, jenen zu folgen. Daher denn iſt ſein Buch ebenſo ſichtbar unparteiiſch wie gelehrt. Ohne Hegel würde es allerdings nie geſchrieben worden ſein; doch obſchon Zeller ſeine Schuld gegen ihn überall anerkennt, ſo iſt er doch fern davon, Hegel für unfehlbar in Einzelheiten zu halten."

Bibliographie.

Osenbrüggen, E., Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louiſe, Die Dioskuren. Roman. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Palzerſchit. Hiſtoriſche Erzählung aus der Zeit Ottokar's II. Brixen, Weger. 8. 16 Ngr.

Raſch, G., Aus meiner Feſtungszeit. Ein Beitrag zur Geſchichte der preußiſchen Reaction. Wien, Hartleben. 8. 24 Ngr.

Raltowsky, M. G., Zwei Vorträge über die Löſung der ſozialen Frage. Wien, Beck. 8. 4 Ngr.

Rheinſchwäbiſch. Humoriſtiſche Gedichte vom Verfaſſer „des weiland Gottlieb Biedermaier". Karlsruhe, Bielefeld. 16. 10 Ngr.

Robiano, L. Gräfin v., Guſtav Waſa. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 3 Thlr.

Schiller, Gedichte. Mit Zeichnungen von C. Schleſinger u. A., in Holz geſchnitten von R. Brend'amour. Berlin, Grote. 8. 20 Ngr.

Schleſſer, J., Zur Löſung der Arbeiterfrage, mit beſonderer Berückſichtigung der naturgeſetzlichen Ernährung der Arbeiterbevölkerung und die Mittel zur Verbeſſerung der Lebensverhältniſſe derſelben. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmitz, C., Natur und Subject der Präſentation in ihren allgemeinrechtlichen Grundzügen dargeſtellt. Regensburg, Puſtet. Gr. 8. 18 Ngr.

Wagner, M., Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Welfenthum und ſeine Vorkämpfer. 1ſte bis 3te Aufl. Potsdam, Döring. Gr. 8. 10 Ngr.

Weſtermayer, G., Jacobus Balde, ſein Leben und ſeine Werke. Eine literärhiſtoriſche Skizze. München, Lindauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willich, C., Das römiſch-deutſche Kaiſerreich und der deutſche Nationalſtaat. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eiſenbahn-Coupé. I. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Wood, Mrs. Henry, Das Geheimniß eines Lebens. Roman. Autoriſirte Ausgabe. Aus dem Engliſchen überſetzt von Marie Gieſe. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Wormstall, J., Ueber die Tungern und Bastarnen. Studien zur Germania des Tacitus. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Württemberg, wie es war und iſt. Stuttgart, Koch. Gr. 16. 1 Thlr.

Zeissberg, H., Die Kriege Kaiser Heinrich's II. mit Herzog Boleslaw I. von Polen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 26 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**
Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**
Neue Serie. Dritter Band. Zweites Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Ein Preßproceß im Königreich Sachſen aus dem Jahre 1701. — Albert Troll und Katharina Petrſilka. (Raubmord Wien. 1867.) — Das Geſpenſt im Kapplerthal. (Großherzogthum Baden. 1848—57.)

Um die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval" von ſeiner Begründung an unausgeſetzt zutheil werden ließ, noch zu ſteigern und allgemeiner zu machen, erſcheint die Neue Serie des Werks in einzelnen Heften. Es erwächſt daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalproceſſe der Gegenwart ſofort, nachdem die Acten geſchloſſen ſind, den Leſern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben iſt, die Darſtellung jedes Proceſſes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften zu je 15 Ngr. empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Leſecirkel. Wer jedoch die bisherige Erſcheinungsweiſe vorzieht, kann auch die Neue Serie in vollſtändigen Bänden zu 2 Thlr. erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Deutſche Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.
Herausgegeben von
Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**
Dritter Band.
Schauſpiele aus dem ſechzehnten Jahrhundert.
Herausgegeben von **Julius Tittmann.**
Zweiter Theil: Bartholomäus Krüger. Jakob Ayrer.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Sammlung, welche ſich den in demſelben Verlage erſcheinenden „Deutſchen Claſſikern des Mittelalters", herausgegeben von Franz Pfeiffer, als Fortſetzung anſchließt, wurde gleich dieſen mit allgemeiner Theilnahme begrüßt. Der erſte Band enthält das „Liederbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert"; der zweite Band bringt „Schauſpiele" von Nikolaus Manuel, Paul Rebhun, Lienhart Kulman, Jakob Funkelin, Sebaſtian Wild, Petrus Meckel; der ſoeben erſchienene dritte Band führt die Schauſpieldichter Bartholomäus Krüger und Jakob Ayrer in ihren Hauptwerken vor. Wie die frühern Bände bietet auch der neue Band außer den ſorgfältig hergeſtellten Texten in den ausführlichen Einleitungen und Vorbemerkungen des Herausgebers die intereſſanteſten, aus den Quellen geſchöpften Beiträge zur Cultur- und Literaturgeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Der Preis jedes Bandes iſt im Intereſſe der weiteſten Verbreitung auf nur 1 Thlr. geſtellt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Die Kunst im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit.

Von **Moriz Carriere.**
Dritter Band. Das Mittelalter. Zweite Abtheilung.
Das europäiſche Mittelalter in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft.
Ein Beitrag zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carriere's Werk, die erſte Geſchichte aller Künſte in ihrer Wechſelwirkung und ihrem Zuſammenhange mit der Lebensentwickelung der Menſchheit, iſt als eine Bereicherung unſerer Nationalliteratur anerkannt.

Die ſoeben erſchienene zweite Abtheilung des dritten Bandes ſchildert die Culturentwickelung bei den Slawen, Kelten und Germanen, von der Völkerwanderung an bis zum Ende des Mittelalters, ſowie ihre Vermiſchung mit den romaniſchen Völkerſchaften. Es wird gezeigt, wie Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutſchland in beſtändiger Wechſelwirkung fortſchreiten und durch gemeinſame Arbeit zu gemeinſamer Bildung und Geſittung gelangen. Während ſomit hier das europäiſche Mittelalter geſchildert wird, behandelt die erſte Abtheilung dieſes dritten Bandes das chriſtliche Alterthum und den Islam.

Die bisher vorliegenden drei Bände dieſes Werks haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunſt.** 3 Thlr.
3. Band: **Das Mittelalter.** (In zwei Abtheilungen.) 4 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geiſtliche Dichtungen.

Nach dem Lateiniſchen und Italieniſchen von
Ludwig de Marées.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelſammlung geiſtlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateiniſchen und dem Italieniſchen — mit Beibehaltung der urſprünglichen Versmaße neu ins Deutſche übertragen; ſie empfiehlt ſich ſowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Buchhandlung für Philologie und Pädagogik.

Einem promovirten Philologen, der ſeine Zeit buchhändleriſch wiſſenſchaftlichen Arbeiten widmen will, und deſſen Vermögensverhältniſſe es geſtatten, in einer der ältern Buchhandlungen Berlins als Compagnon einzutreten, werden die nähern Bedingungen sub J. T. 608 durch das Annoncenbureau der Herren Haaſenſtein & Vogler in Berlin, Jeruſalemerſtraße 32, mitgetheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. Auguſt 1868.

Inhalt: Neuere dramatiſche Literatur. Von Feodor Wehl. Zweiter Artikel. — Gutzkow's hiſtoriſcher Roman „Hohenſchwangau“. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Schleiermacher und die Gegenwart. Von Moritz Carriere. — Feuilleton. (Aus der deutſchen Schriftſteller- und Gelehrtenwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere dramatiſche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen. Hiſtoriſches Trauerſpiel in vier Acten von A. Teichmann. Breslau, Kern. 1867.

Wer hat ſich ſeit Immermann, Grabbe und Raupach icht alles an der Hohenſtaufengeſchichte dramatiſch verſucht, und wie gar wenige dieſer Verſuche ſind als nur wegs geglückt zu bezeichnen! Auch die uns hier Beſprechung vorliegende Arbeit wird die Zahl ſoler halbwegs geglückten Verſuche keineswegs vermehren ſen, denn ſie erſcheint unklar im Plan, breit und zerhren im Aufbau, ſchwach in der Charakteriſtik und beutungslos im Austrag.

Das ganze Trauerſpiel rollt ſich ab ohne daß es darin e ſtreitenden Mächte zu einem entſchiedenen Entgegentren, zum tragiſchen Conflicte bringen, vielmehr ſtreifen dieſben nur aneinander hin. Nicht Peter von Vineis, der eichskanzler, iſt hier die dunkle und dämoniſche Geſtalt, e man neben Friedrich zu ſehen gewohnt iſt, ſondern einrich, deſſen Sohn, iſt es, und zwar in Geſellſchaft n Celano, dem päpſtlichen Cardinallegaten, welcher den ngen unzufriedenen Fürſten benutzt, um gegen den hochrbenden, der Kirche gefährlich werdenden Kaiſer zu caſſiren.

Der erſte, zu Palermo ſpielende Act beginnt ſehr mödienhaft mit einem Geſpräch der kaiſerlichen Dienerſchaft, d. h. mit einer Unterredung zwiſchen einer zimmerbernden Magd und dem Schloßvogt, worin uns erhlt wird, daß der Kaiſer als Witwer und im Bann r Kirche lebt, daß er ſich jedoch aus letzterm nichts mehr ache. Ferner erfahren wir, daß er in den Sternen zu ſen liebt und Serrana, eine Vertraute ſeiner erſten Geahlin, ſehr hoch in Ehren hält, die ſie durch Hingebung und Treue denn freilich auch verdient. So weit vorbereitet, ſehen wir den Kaiſer ſelbſt erſcheinen, der ein großes Feſt angeordnet hat und es vor unſern Augen zu feiern ſich anläßt, trotzdem die Zeiten dem nicht eben günſtig ſind. In der Lombardei regt ſich der Aufſtand und die Kirche rumort. Dem zum Trotz hält Friedrich prachtvolle Aufzüge und ergötzt ſich am Tanz von Odalisken und Negern, an Gauklerkünſten und Trinkgelagen. Bei der Nachricht, daß die Deutſchen und Mailand in voller Empörung begriffen, ſtäubt der ganze Prunk auseinander.

Der zweite Act ſpielt in Deutſchland, wohin Friedrich ſeinen Sohn Heinrich entſendet hat, damit er den Aufſtand niederſchmettere und beſtrafe. Heinrich, dem hierzu aber der Muth und die Thatkraft fehlen, verbündet ſich vielmehr mit den Gegnern ſeines Vaters, mit den aufrühreriſchen Großen und den Päpſtlichen, zum Sturz des Kaiſers. Von einer alten Hexe läßt er ſich einen Trank geben, um ihn gelegentlich zu vergiften.

Dieſe Vergiftung wird im dritten Acte ins Werk geſetzt, wo zu Palermo Kaiſer Friedrich mit ſeinen Rittern, Minneſängern, Gäſten und luſtigen Räthen aufs neue Hof hält. Einer von den Troubadouren ſingt dabei ſein „beſtes Lied“, das folgendermaßen lautet:

Wie hehr biſt du zu ſchauen,
Du hohes Herrſcherhaus!
Ich preiſe Schwabens Gauen,
Der Staufe ging heraus.
Wie nah dem Himmel horſtet
Der Aar mit ſcharfem Blick;
So trotzet er dem Sturme
Und trotzet dem Geſchick.

Er trug die deutſche Treue
Her bis zum Meeresſtrand —
Und ſchlingt ein Band, das neue,
Ums zweite Vaterland.

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 19 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Die deutſche Kraft bewahre!
Nimm auf das heiße Blut!
Das Herz mit Muth und Stärke
Wächſt in ital'ſcher Glut.

So wie der Blitz im Wetter
Erhellt die dunkle Nacht,
So hat der Staufe Rettung
Und Leuchte neu gebracht.
Er holte ſie vom Himmel
Zur niedern Erdenwelt —
Drum künden ihm die Sterne
Sein Los am Himmelszelt.

Nachdem dies geſchehen, bringt der Kellermeiſter einen gefüllten Becher, den der Kaiſer ergreift und mit dem ſich nun folgende Scene abſpielt:

Friedrich.

Der Becher gelte jenem großen Werk,
Daß wir in kurzer Zeit Jeruſalem genommen,
Dem Sohne reich' ich ihn, der nah' dem Thron,
Dem Kaiſer ſteht, und der des Vaters Glück
Von Herzen als das eigne würd'gen wird.

Heinrich (erhebt ſich).

Verzeiht! So wunderbar erſcheint mir's nicht —
Schwach war der Feind, der Handel nutzt' ihm ſelbſt;
Der Kaiſer paciscirt' — wie konnt' es anders ſein!
Find't er es anders — thu' er ſelbſt Beſcheid.
(Staunen, Stille.)

Narr.

Ja, ſteck' ihm nur den Brand ins eigne Haus,
Dann kommen Mäuſ' und Ratten 'raus!

Friedrich.

Seltſame Deutung! Nun, ſo gelt's dem Tag,
Wo ich alldort die Königskrone nahm!
Ein halb Jahrhundert hielt ſie Feindeshand —
Vertrete der Legat den Kaiſerſohn.
(Friedrich reicht den Becher dem Legaten.)

Celano.

Als Großthat galt die That im Orient,
Doch anders wurd' ſie damals angeſehn
Vom Haupt der Chriſtenheit — darum vergebt,
Daß meines Amtes Stellung mir verſagt
Den Trinkſpruch, gilt es dieſes, auszubringen.
(Staunen, Stille.)

Narr.

Der ſpitzt ſo glatt und ſpitzt ſo fein,
Am Ende wird die Spitze brechen!

Friedrich (zu Celano).

Ihr findet von Bedeutung nichts darin?
Nun freilich waret Ihr dem Schauplatz fern.

Ezzelino (ſich erhebend).

In Einem Punkt ſtimmt jeder Ritter ein;
Denkwürdig zeichnet's der Geſchichte Blatt:
Auch zarte Frauen nahmen ſelbſt das Kreuz,
Der heil'gen Sache ihre Kraft zu weihn.
(Sieht umher.)

Narr.

Will keiner dran? Dann iſt's ein ſchlimmer Brei —
Doch einer wird ihn koſten müſſen!

Friedrich.

Es gilt! Da eine hier, ſei ſie geehrt,
Sie ſoll an meiner Statt den Trinkſpruch bringen.
(Serrana nimmt den ihr dargereichten Pokal).

Serrana (erhebt ſich).

Den Schweſtern, die, in heil'gen Dingen
Gehorſam, ſich zum Opfer bringen!
(Serrana trinkt und ſinkt zuſammen. Der Kaiſer erhebt ſich mit den erſchütterten Tiſchgenoſſen, blickt ernſt umher. Sein Blick bleibt auf Heinrich und Celano ruhen. Tiefe Stille. Der Kaiſer ſchreitet vor. Rainald bricht das Schweigen.)

Rainald (ruft).

Ein Mord! Wer hat's vollbracht?

Ein Ritter.

Wem ſollt' es gelten?

Friedrich (mit furchtbarem Ernſt).

Mir, keinem andern, zweifelt nicht.

Der Kaiſer läßt ſeinem Sohn, da er in ihm den eigentlichen Thäter mit Grund vermuthet, das Schwert abnehmen und beſchließt ihn vor ein Gericht zu ſtellen:

Dann bin ich's nicht — er ſelbſt iſt's, der ſich richtet.
Er war mein Sohn — er falle! ſei vernichtet!

Die berufenen Richter erkennen auf Tod, Vineis und Bianca von Lancia, aus der das Stück nicht recht etwas zu machen gewußt oder gewagt hat, legen indeß Fürbitte ein, ſodaß Friedrich endlich befiehlt:

In Martoranos, San Felices Mauern
Soll böſer Sinn die böſe Zeit vertrauern! —

In dieſem Entſchluſſe macht nichts ihn wankend. Auf die Einrede der Bianca, daß dieſer harte Spruch ſeine Rieſenkraft erſchüttern müſſe, entgegnet er ſtolz:

Doch werd' ich das auch tragen, und da trübe Zeit
Des Hohenſtaufen Stirn ſo ſchwer bewölkt,
Ein ſtarkes Reis gebrochen meinem Haus,
Werd' ich's durch eine Blume mir erſetzen.

Er gibt Auftrag, in ſeinem Namen um Iſabelle von England zu werben und bricht dann auf nach Rom, das es zu erobern und zu züchtigen gilt.

Vor Rom ſpielt nun der vierte Act. Die Stadt wird ſchließlich eingenommen, Papſt Gregor flieht. Kaiſer Friedrich aber fällt, im Kampf verwundet.

Das iſt das Stück, dem es, wie man uns zugeſtehen wird, auch wenn wir viel unnütze Nebenſachen unerwähnt gelaſſen, an ſtricter Entwickelung und jeder prägnanten und draſtiſchen Ausführung fehlt. Der Auftritt mit dem Giftbecher, der Tod Serrana's, die Wühlereien der Päpſtlichen, die ſchändliche That des Sohnes treten weder ſcharf noch wirkſam genug hervor; nach einer breiten ausgefaſerten und ziemlich markloſen Expoſition folgt eine Weiterführung der Handlung ohne die nöthige Steigerung und Gipfelung, ſodaß ſich alles ins Flache und Bedeutungsloſe verliert.

Anzuerkennen iſt im ganzen nur ein gewiſſer nicht wegzuleugnender Geiſt der Bildung und meiſt maßvolle Schönheit der Sprache, der jedoch alle Originalität und jeder Charakter im Ausdruck mangelt.

6. Bloch's Dilettantenbühne. Band 26 und 27. Berlin, Lasſar. 1867. Br. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Von Eduard Bloch's „Dilettantenbühne“ liegen uns der ſechs- und ſiebenzwanzigſte Band, jeder mit ſechs kleinen Stücken vor, wie ſie gegenwärtig ſo ziemlich

Digitized by Google

eſchmack der Zeit ſind und derſelben nicht gerade zu roßer Ehre gereichen. Ein einactiges Luſtſpiel von . Wichert: „Ihr Taufſchein", in welchem die Verlegen- it einer noch immer jungen Frau über ihr wirkliches lter in ziemlich heitern Auftritten und angenehmer Diction rgeführt wird, und zwei Luſtſpiele von G. von Moſer: eiden junger Frauen" und „Vernachläſſigt die Frauen ht", ſind unter den neuern Gaben noch die beſten, ob- on die letztern auch mitunter bedenklich zur franzöſi- en Frivolität und trivialen Ausdrucksweiſe niedrigſter mil neigen.

„Vernachläſſigt die Frauen nicht" könnte eine feine d ſinnige Tendenz haben, wenn darin gezeigt würde, : in Wahrheit die Frauennatur aus einem natürlichen ſtincte heraus die Welt des Mannes zu durchſchauen d zu durchgeiſtigen vermag. Leider hat der Verfaſſer e Idee nur angeſtreift und nirgends zu einem Aus- ge zu bringen gewußt, hauptſächlich deswegen, weil dem banalen Erfolge nachſtrebend, jeder höhern Wir- g ſich glaubte entſchlagen zu müſſen. Die originelle ur des Touriſten Palmer iſt auch nur dürftig aus- ihrt.

„Leiden junger Frauen" führt eine junge Gutsbeſitzerin , die, von der Einförmigkeit des Landlebens erdrückt, ie Reſidenz kommt, um irgendein romantiſches Aben- r zu erleben. Ihr Gatte ſpielt ihr infolge deſſen n Eiferſuchtsroman vor, der ihr die Luſt für die Ro- tik einigermaßen benimmt. Die Handlung iſt lebhaft von keckem Gange, dabei von einem leichten und lligen Dialoge beſtens unterſtützt. Schade nur iſt, der Verfaſſer ſich franzöſiſch genug gebildet hat, um nicht enthalten zu können, den Gatten zur komi- ı und hintergangenen Figur zu machen.

Der ſonſtige Inhalt der beiden Hefte ſetzt ſich aus nten Komödien von Kotzebue („Der gerade Weg iſt beſte") und L. Angely („Klatſchereien"), aus Ueber- ngen aus dem Franzöſiſchen („Die ſchöne Müllerin" „Ein Herr und eine Dame") und einigen neuern n und Liederſpielen zuſammen, von welchen nicht viel Rühmens zu machen iſt. „Singvögelchen", von Jakobſon, gibt einen artigen, auf die Ballade von ann der muntere Seifenſieder" gebauten Schwank in ſehr platter Ausführung, und „Preußen in Sachſen", H. Salingré, auf die Vorgänge des Kriegs von geſtützt, beutet einen alltäglichen Vorgang auch nur alltäglich aus. „Blumenkäthchen", eine Soloſcene ine Dame, von N. I. Anders, wäre ſehr anders zu hen, wenn ſie auf höhere Anſprüche Berechtigung en ſollte. „Eine Sprechſtunde", Schwank von eich, gipfelt in der albernen Idee, daß der Diener Arztes an deſſen Statt ärztlichen Rath ertheilt und lich lauter Thorheiten begeht. „Becker's Geſchichte", ſpiel von E. Jakobſon, iſt in ſeinem Inhalt nicht end, da dieſer einfach darin beſteht, daß ein armer 5000 Thaler ſpart, um damit eine ihm naheſtehende an ihrem Hochzeitstage auszuſtatten; aber die Sache nerhin gefällig und ſo ſpannend und geſchickt gemacht, ıan ſie ſich gefallen laſſen kann und ſie zu des Ver- beſſern Arbeiten zählen darf.

7. Die Landtagscandidaten. Luſtſpiel in drei Acten von Arthur Landerſtein. Zürich, Woerl. 1867. 8. 6 Ngr.

Man hat in jüngſter Zeit mehrfach den Verſuch gemacht, dem deutſchen Luſtſpiel ſozuſagen eine neue Provinz zu erobern und zwar dadurch, daß man, dem Beiſpiel Guſtav Freytag's in ſeinen „Journaliſten" folgend, unſere politiſchen Verhältniſſe in die Handlung hineinzog oder dieſelbe vielmehr daraus emporbaute. Arthur Landerſtein hat in ſeinem Luſtſpiel „Die Landtagscandidaten" etwas Aehnliches gethan und ſeine Intrigue mit den Kammerwahlen derart verflochten, daß das Glück eines jungen Liebespaars davon abhängt, ob der conſervative Candidat über den liberalen ſiegt. Der letztere, Woldemar Neufort, Doctor der Rechte, liebt Charlotte Altenwerth, die Tochter eines Gutsbeſitzers, der, darauf verſeſſen das Volk zu vertreten, nicht üble Luſt zeigt ſeine Einwilligung zu der beabſichtigten Verbindung zu verweigern, im Fall er bei der Wahl gegen jenen unterliegt. Charlotte nun, nachdem ſie vergebens verſucht hat, ihren Geliebten zum freiwilligen Verzicht auf die Wahl zu bewegen, ſteckt ſich mit einigen guten Freundinnen zuſammen und ſetzt es mit deren Hülfe durch, daß Neufort gegen den Candidaten der Conſervativen, alſo ihren Vater, den Kürzern zieht. Altenwerth, beglückt durch ſeinen Triumph, iſt gern geneigt den Großmüthigen zu ſpielen und gibt denn ſchließlich dem Wunſche ſeines Kindes nach, indem er deſſen Hand in die des unterlegenen Wahlcandidaten legt.

Das iſt in Kürze der Inhalt, der nicht ſehr zu Gunſten der Charakterfeſtigkeit und Ueberzeugungstreue der in dem Stück auftretenden Männer zeugt, die alle mehr oder weniger von ihren Frauen oder Angebeteten am Bande geführt werden. Nachdem Charlotte mit Philippine, Henriette und Röschen ſich zuſammengethan, wiſſen dieſe es durch kleine eheliche Auftritte und allerhand weibliche Liebeskünſte und Ränke dahinzubringen, daß die liberalen Wähler ihren Candidaten ſchließlich im Stiche laſſen, ſodaß es dem Gegencandidaten leicht wird zu ſiegen.

Großen Aufwand von Geiſt hat der Verfaſſer bei der Erzielung dieſes Umſchwungs jedenfalls nicht dargethan, denn die Manöver der Frauen ſind ganz alltäglicher Art und beſtehen einfach in Schmollen und in der Bedrohung, daß man ſich durch die Wahl Neufort's in der öffentlichen Meinung ſowie im Herzen der Geliebten ſchaden werde. Profeſſor Ringer, der Arzt Märzen, der Schriftſteller Coriolan Flink ſind alle zuſammen ſehr erbärmliche Politiker, und die Politik in dieſem Luſtſpiele überhaupt eine Sache ohne jede Gravität — darin beruht die Hauptſchwäche des Stücks. Hätte der Verfaſſer ſeine Aufgabe ernſter genommen, d. h. hätte er nach dem bekannten Grundſatze der kleinen Urſachen und großen Wirkungen uns gezeigt, wie auch bedeutende Dinge durch winzige Motive in Schach gehalten werden können, wie das Herz und ſeine Beziehungen auch in den wichtigen Angelegenheiten des Staats ihre Rolle ſpielen können, ſo würde er freilich nichts Neues, aber doch eine Arbeit von einer gewiſſen Würdigkeit geſchaffen haben. Wie dieſelbe uns jetzt vorliegt, iſt ſie nun freilich allerdings weder ſchlecht noch verwerflich, doch im ganzen unbedeutend zu nennen. Sie

Digitized by Google

iſt gefällig, glatt und freundlich geſchrieben, aber es fehlen ihr der tendenziöſe Rückhalt, Vertiefung der Charaktere und die Originalität der Intrigue. Die einzige Figur, die eine gewiſſe Eigenthümlichkeit beanſpruchen kann und Intereſſe erregen dürfte, iſt Baron Sprinkel, ein ſonderbarer Kauz, der leider ganz unvorbereitet und unvermittelt in die Handlung einſpringt und dieſelbe zum Austrag bringen hilft. Dieſe Geſtalt entfaltet Laune und Geiſt, iſt modern und bis zu einem gewiſſen Grade durchtränkt von der Eſſenz unſerer Zeit. Aber um Gewicht und für das Luſtſpiel wirklichen Werth zu erhalten, würde nöthig geweſen ſein, dieſe Perſon ſchon in die Expoſition hinein wenigſtens ihre Schatten werfen zu laſſen und den Zuſchauer oder Leſer in vorhinein über dieſelbe zu verſtändigen. Wie ſie jetzt auftritt, iſt ſie gewiſſermaßen nur was ein Galopin an einem ruſſiſchen Wagen- oder Schlittengeſpann iſt, ein elegant courbettirender Beiläufer, der nicht ziehen hilft, ſondern nur Sprünge macht.

Arthur Landerſtein iſt nicht ohne Talent, wie uns bedünkt, nimmt ſein Schaffen aber noch zu leicht und ohne ihm den künſtleriſchen Nachdruck zu geben, der demſelben allein einen nachhaltigen Reſpect ſichern kann.

8. Dramatiſcher Nachlaß von Andreas Ritter von Buzzi. Wien, Wallishauſer. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Vorwort des Herausgebers, eines Sohnes des Verſtorbenen, erfahren wir, daß letzterer, geb. am 8. November 1779 zu Pontafel in Kärnten und geſt. am 31. März 1864, Präſident des k. k. kärntneriſchen Stadt- und Landgerichts in Klagenfurt war und unter dem Namen Falkenberg mehrfach mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aufgetreten iſt. Die beiden in ſeinem Nachlaß gefundenen dramatiſchen Dichtungen, welche uns in dem vorſtehend bezeichneten Buche geboten werden, ſind Arbeiten, die in der Diction einen feinen, gebildeten Geiſt und in der Behandlung des Stoffs immerhin ein achtunggebietendes Talent erkennen laſſen. Als bühnenwirkſam möchten ſie freilich kaum zu bezeichnen ſein.

Das fünfactige Trauerſpiel: „Amulius, König der Albaner“, hat zu ſeinem eigentlichen Inhalt die Jugendgeſchichte und das erſte Auftreten von Romulus und Remus, welche Jugendgeſchichte und welches erſte Auftreten aber allzu ſehr im Geſchmack jener etwas nüchternen Romantik gehalten ſind, wie wir ſie in Ernſt von Houwald'ſchen, Körner'ſchen und andern Schauſpielen finden, als daß ſie eindrucksvoll und wirkſam auf den Bretern ſein könnten. Das Hauptintereſſe des Stücks gipfelt darin, daß Silvia, eine Tochter des Amulius, der ſeinen Bruder Numitor entthronte, ſich in Remus verliebt und, von ihm wieder geliebt, als es zum Sturze ihres Vaters kommt, mit dem Geliebten als Krieger verkleidet kämpft und von ſeinem Schwerte den Tod ſucht und findet. Numitor, wieder in die Herrſchaft eingeſetzt, erkennt ſeine Enkel an und ſichert ihnen die Nachfolge auf dem Throne.

Die Handlung der Tragödie iſt breit und ohne dramatiſche und tragiſche Wurfkraft. Die Kataſtrophen ſind zu langſam vorbereitet und bei ihrem endlichen Eintritt weder von lebendiger Fülle noch echt draſtiſchem Ausdruck. Die letztern Elemente laſſen ſich auch in der Sprache vermiſſen, doch iſt dieſer im Verſe jedenfalls Schliff und Gewandtheit, ſowie bei aller hier und da bemerkbar werdenden Geſteiftheit ein gewiſſer anmuthiger Schwung und Impuls nicht abzuleugnen. Um dies zu beweiſen, wollen wir hier eine Stelle aus der Kampfſcene zwiſchen Remus und Silvia anführen. Remus ſagt zu der verkleideten Silvia:

Erſchöpft ſind deine Kräfte, Knabe, Jüngling —
Ich weiß nicht, welches du von beiden biſt;
Denn in der Mitte ſcheinſt du mir zu ſtehn,
Zu ſtark für jenen und zu ſchwach für dieſen,
Ich bin dir überlegen, nicht an Muth
Noch an Geſchicklichkeit, an Stärke nur;
Denn noch nicht reif iſt deiner Glieder Bau.
Bewunderung haſt du mir eingeflößt,
Mitleid zugleich mit der Bewunderung:
Davon iſt zur Verſöhnung nur ein Schritt.
Ich reiche dir die Hand. Komm an mein Herz,
Und laß uns an dem Orte, wo wir uns
Als Feinde achten lernten, einen Bund
Der Freundſchaft ſchließen. — Du verneineſt ſchweigend,
Und würdigſt mich nicht einmal einer Antwort?
Noch hab' ich deine Stimme nicht vernommen.
Bedenke, Feind! Den ich nicht faſſen kann,
Dem ich aufdringen möchte meine Liebe,
Daß jeder Widerſtand vermeſſen, thöricht,
Seitdem Amulius gefallen iſt.

Als Remus, gleich nachdem er Silvia niedergeſtoßen, von Valerius erfährt, daß er in des Königs Tochter zugleich die Geliebte getödtet, ruft er:

Du lügſt, nein, nein, nicht du, nur meine Augen;
Sie ſei, was du geſagt, nur jene nicht,
Die ich gemeint. Nicht wahr, des Königs Tochter
War nie am Palatin? Nie, nie? Antworte,
So ſchnell du kannſt — in jedem Augenblicke
Liegt mehr als Todesqual — ein kurzes Nein!
O ich durchbohre dich, ſagſt du nicht nein.
Er ſchweigt, entſetzlich! Und ich kann nicht länger
Mistrauen meinen Augen. Donn'rer Zeus,
Vertilge mich mit deinem Blitz, ſie iſt's!
Durch mich ertränkt in ihrem eignen Blute,
Die ſchönſte Hoffnung, die ich nährte! Weh,
Weh ihrem Mörder, ihrem Mörder Fluch!
(Er ſtürzt beſinnungslos zu Boden.)

Man wird uns einräumen, daß das gefällig und wohltönend klingt, aber ohne jeden Ausdruck von Größe iſt.

Das andere Stück, das fünfactige Schauſpiel: „Der Eremit aus den Ardennen“, iſt in Proſa und zeigt dieſelben ſoeben angegebenen Vorzüge und Mängel auf, nur daß es in ſeinem Stoff und Zuſchnitt noch viel altmodiſcher erſcheint. Es befindet ſich ſo ziemlich auf dem Standpunkte Schröder'ſcher und Iffland'ſcher Dramen, nur daß es ohne die Bühneneffecte iſt, welche die genannten Autoren in ihren Schauſpielen zu entwickeln verſtanden.

Der Inhalt iſt kurz folgender. Ein Schwager der Gräfin Oldenfels, welcher als Landwehroffizier die Freiheitskriege von 1813 mitmachte, wurde, verwundet und gefangen, nach Frankreich geführt, wo er verſcholl. Ein Eremit aus dem Ardennenwalde erſchien ſpäter und brachte von dem Verſchwundenen eine Art Teſtament mit, nach welchem er ſeinen Neffen Friedrich und ſeine Nichte Marie zu ſeinen Erben einſetzt, wenn ſie ſich ſtandesgemäß verheirathen. Zum Unglück haben nun aber dieſe beiden die Kinder des bürgerlichen Gutsnachbars und Fabrikinhabers Wildenbach, Emilie und Auguſt, kennen und

Digitized by Google

ben gelernt und es erwachſen daraus denn ziemlich un-
bſame Familienconflicte, welche endlich dadurch geſchlichtet
rden, daß Bruder Markus ſich als Graf Oldenfels
tpuppt, ſelbſt ſeine ehedem getroffenen Verfügungen über
n Haufen wirft und die Paare zuſammengibt.

Daß dieſer Vorwurf und die Einſiedlerfigur vollſtändig
altet ſind und auf Sympathie unter den heutigen Zu-
auern in unſern Schauſpielhäuſern nicht mehr zu rechnen
en, wird als unbezweifelt gelten müſſen. Es bleibt
r übrig einzuräumen, daß die Ausführung, wenn auch
derum breit und langſam, doch überall wohlthuenden
nſt und bei liebenswürdiger Wärme des Gefühls auch
el der Geſinnung, ſelbſt unter antiquirten Anſchauun-
, erkennen und wahrnehmen läßt.

Peter der Große. Tragödie in fünf Acten von Julius Nordheim. Peſth. 1866.

Dieſer dramatiſche Verſuch dünkt uns nicht ohne Ta-
, wenn er auch ſchon, trotz mancher Bühneneffecte,
e die zu wünſchende Vollendung geblieben. Er be-
delt den Zwieſpalt zwiſchen Peter dem Großen von
ßland und Alexi, ſeinem Sohne, der ſich hier ſelbſt
Tod gibt, indem er ſich vergiftet. Im ganzen hat
Dichter in ſeinem Stück ſo ſehr die Partei des Zaren
mmen, daß ein anderer Ausweg als der Selbſtmord
i's kaum möglich blieb; nur hätte derſelbe dann ſo
finden müſſen, daß der Zarenſohn ihn nicht ausführte,
deſſen Vater ihn zum Tode verurtheilt, ſondern weil
eben das Todesurtheil dieſem glaubt erſparen zu
en. Wenn Alexi endlich einſähe, daß er dem Vater
cht gethan, daß dieſer, die Größe und Entwickelung
lands unausgeſetzt im Auge, nur deshalb ihn ver-
und geſtraft: ſo dürfte es demſelben zum Schluß
ſchwer werden, ſich ſelbſt in dem Augenblick zu
n, wo er den Kaiſer in Gefahr ſieht aus einem
hl der Menſchlichkeit und Schonung von ſeinem
ip abzuweichen. Es wäre eine große tragiſche Wen-
, wenn Alexi, nachdem er gegen die Regierung des
n Vaters revolutionirt, beim Misglücken dieſer Re-
on zu der Einſicht gelangte, daß Peter's Regie-
für Rußland eine abſolute Nothwendigkeit und jeder
erräther an der guten Sache ſei, der ſich derſelben
ſetzte. Mit dieſer Einſicht ſich ſelbſt verdammend,
es glorios und erhaben, wenn er, den Vater von
Seiten beſtürmt ſehend ihm Gnade zu geben, ſich
, um zu verhindern, daß Peter einem politiſchen
iffe Verzeihung ſchenke, der das Reich in ſeiner
aftbarkeit und nationalen Beſtandsfähigkeit bedrohte.
mit den Schweden gegen Peter den Großen ver-
t, müßte erkennen, wie er, von dieſen überliſtet,
Abtretungen zu verſtehen hätte, die Rußlands In-
t zu gefährden im Stande ſind. Sich davon zu
dürfte ihm nur die Unterwerfung unter den Vater
r Tod erlauben.

behandelt und zum Austrag gebracht möchte das
befriedigend und von Wirkung werden können. In
rfaſſung, in der es gegenwärtig uns vorliegt, bleibt
halbem Wege und ohne zur nöthigen Conſequenz
zu ſein ſtehen, wie eine kurze Inhaltsangabe
wird.

Im erſten Acte ſieht man Alexi in etwas Hamlet-artiger Unzufriedenheit mit ſeinem Vater, weil derſelbe, wie er meint, die erſte Gemahlin, ſeine Mutter, hat umbringen laſſen. Im Staatsrath kommt dieſe Unzufriedenheit zum eclatanten Ausbruch, weil ſich in dieſen eine unglückliche Mutter drängt, deren drei Söhne, an einem Aufſtande betheiligt, hingerichtet werden ſollen. Alexi nimmt dieſe Mutter in Schutz, was Peter veranlaßt zu äußern: „Er ſpricht im Fieber, holt ihm einen Arzt."

Im zweiten Acte finden wir Alexi's Mutter, Helena, als Nonne im Kloſter zu Susdal, wo ein Admiralitätsrath Kikin, ein ehemaliger Jugendfreund von ihr, der ſie verfolgte und haßte, weil ſie ſtatt ihn ſelbſt den Kaiſer heirathete, von ihrem Unglück gerührt, ſie zu retten verſpricht. Zunächſt theilt er ihr mit, daß ihr Sohn lebt und ſie ihn ſehen ſoll. Dann gelangen wir an den Hof des Zaren zurück und werden Zeuge des immer mehr und mehr ausbrechenden Zwieſpaltes zwiſchen Vater und Sohn.

Im dritten Act verſchwört ſich letzterer mit unzufriedenen Ruſſen gegen den Herrſcher, indem er zugleich mit den Schweden ſich in Unterhandlungen einzulaſſen beginnt. Inzwiſchen erſcheint Kikin und führt ein Attentat auf das Leben Peter's aus, das fehlſchlägt und dieſem das Leben koſtet, während Helena, von ihm in die Gärten am Schloſſe von Petersburg gebracht, hier mit Katharina, der neuen Gemahlin des Kaiſers, und dieſem ſelbſt zuſammentrifft. Letzterer befiehlt, ſie ins Kloſter von Ladoga zu bringen und dort ſicher zu verwahren. Gleich darauf erſcheint Alexi, der, aus dem ſchwediſchen Geſandtſchaftshotel tretend von den Wachen des argwöhniſchen Vaters verfolgt, ſich tapfer zur Wehr ſetzt und ſich dadurch die Achtung des Zaren erwirbt. Der Zar durchmuſtert ſeine Papiere, und als er findet, daß Alexi ſich in dieſen zu keinen Abtretungen ruſſiſcher Provinzen hat bewegen laſſen, ſondern ſich nur bereit erklärt hat, den Schweden zur Eroberung der deutſchen Oſtſeeküſte behülflich ſein zu wollen, meint er, daß ſo etwas ſich hören laſſe, erkennt den Prinzen für politiſch reif an und ſetzt ihn zum Regenten während ſeiner Reiſe ins Ausland ein.

Dieſer Actſchluß iſt überraſchend und frappant; ſchade, daß er durch den ſpätern Verlauf der Handlung beeinträchtigt wird.

Im vierten Acte läßt ſich Alexi dennoch zum Aufſtande gegen den Zaren verleiten; er verbindet ſich mit den Schweden und befreit ſeine Mutter, die ihn abhält, dieſen territoriale Zugeſtändniſſe zu machen.

Im fünften Act hat der herbeigeeilte Peter die Empörung beſiegt und ſitzt zu Gericht über deren Anſtifter. Er hat ſeine erſte Gemahlin, deren Unſchuld ſich erwieſen, wieder zu ſich berufen, indeß Katharina mit ihrem Sohne von ihm gegangen. Er begnadigt Alexi, weil er für die Unſchuld ſeiner Mutter eingeſchritten und für dieſe gekämpft. Alexi will aber auch ſeine Mitverſchworenen ſchuldfrei erklärt wiſſen, und als dieſe Erklärung abzugeben der Zar ſich weigert, ſelbſt da ſich noch weigert, als auch Helena für ſie das Wort ergreift, da eben vergiftet ſich Alexi, den der Verfaſſer mit dieſer Vergiftung als edeln Charakter hingeſtellt zu haben meint. Daß er damit nur als ein knabenhafter und unreifer

Digitized by Google

erſcheint, iſt leicht zu erkennen, ebenſo daß die echt tragiſche Erhebung und Kataſtrophe in der Tragödie fehlt und das Stück, trotz manchen tüchtigen Anlaufs und Aufſchwungs, doch ohne die nöthige Abklärung und Vollendung bleibt.

Der Vers iſt nicht ohne Emphaſe und Gewandtheit, aber noch vielfach ausdruckslos und ohne Charakter. Grammatikaliſche und orthographiſche Schnitzer, die ſich mehrfach finden, ſind wol auf Rechnung der Drucker zu ſetzen.

Feodor Wehl.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Gutzkow's hiſtoriſcher Roman „Hohenſchwangau“.

(Beſchluß aus Nr. 31.)

Der dritte Band des Werks (das vierte Buch) hat die gleichen Vorzüge mit dem vorausgehenden gemein. Die Geſchichte drängt ſich nicht ſelbſtändig hervor; die Handlung iſt auf dem Grund und Boden der Freien Reichsſtadt Augsburg zuſammengehalten. Erfindung und Verwickelung ſind romanhafter Art und feſſeln das Intereſſe. Die nicht ins Weite ſchweiſende Phantaſie folgt der traulich anheimelnden Belebung der Straßen, Plätze und Häuſer der ehrwürdigen Stadt; Volksleben und Volksſitte zeigen ſich in friſcher Bewegung in dem Gang der Handlung ſelbſt, nicht in aufdringlichen, ſelbſtändigen Excurſen; Ton und Stimmung ſind treu im Geiſte des Zeitalters gehalten.

Königin Maria von Ungarn, des Kaiſers Schweſter, die rüſtige Jägerin, hat ihr Hoflager im Fuggerhauſe in Augsburg aufgeſchlagen. Das Geſicht und die Geſtalt der Fürſtin, ihre Toilette, das Mobiliar und die häusliche Einrichtung werden uns mit treuer Coſtümkunde beſchrieben; doch trägt alles eine beſtimmte charakteriſtiſche Färbung, nirgends drängt ſich ein todter deſcriptiver Zug hervor. Auch die geſchichtlichen Perſpectiven variiren nicht, weil ſie hier in dem Cabinet einer klugen Fürſtin einen feſten Mittelpunkt finden. Es handelt ſich zunächſt darum, dem augsburger Rath Paumgartner die Burg Hohenſchwangau und die Freiherrnkrone zuzuwenden. Um den König Ferdinand, der nach dieſer Burg lüſtern iſt, nicht zu verletzen, ebenſo wenig die eiferſüchtigen Fugger, wird zunächſt die Freiherrnkrone von Hohenſchwangau als Lehn auf den Ritter Haller von Hallerſtein, den Syndicus der Krone Spaniens, übertragen, der ſie nach wenig Monden ſeinem Freunde Paumgartner abtreten ſoll. In dieſe Affaire, welche halb und halb den Charakter einer Staatsaction trägt, ſpielen denn mancherlei Liebeshändel mit herein: die aus Eiferſucht erkaltende Neigung der ſchönen Rathstochter Kunigunde zu Ottheinrich; die Liebe deſſelben zu Martina, welche als Kammerzofe der Königin Maria folgt; des jungen Raths Johannes Liebe zur Italienerin Vittoria. Auch in drei dramatiſchen Kataſtrophen gipfelt hier die Handlung des Romans: Ottheinrich, welcher der Königin von Ungarn im Auftrage des Raths die aus Italien gebrachten Edelſteine überreichen ſoll, verwandelt ſich in einen proteſtantiſchen Marquis Poſa, der es nicht unterlaſſen kann eine Feuerflocke Wahrheit in die Seele der Monarchin zu werfen, wie denn ſein redeluſtiger Eifer ſchon in der Ouverture des Romans in theologiſchen Improviſationen ans Licht trat. Seine Poſa-Rede lautete wie folgt:

Königin, laſſet Gnade vor Eurem Angeſicht das Wort eines armen Jünglings finden! Das Reich deutſcher Nation ſieht auf Euch! Die Gerechten des Herren harren Euers Fürwort, das auch zu der Apoſtel Zeiten die Boten des Heils zuerſt in der Frauen Herzen gefunden! O, daß ich die Kraft Pauli beſäße, der zu Joppe die muthige Bekennerin des Evangeliums, Tabea, von den Todten erweckte! Luther hat zu Euch geſprochen! Nein, Ihr könnt nicht länger ſchlummern im Grabe päpſtlicher Abgötterei, könnt Euern Brüdern, den Geſalbten des Herrn, nicht länger vorenthalten, was ſie Gott ſchuldig ſind für den heiligen Chryſam, mit welchem er ihre Stirnen benetzte! Fürſtin ſeid ihr des Lebens! Könige ſeid ihr der Gerechtigkeit! Traget die Krone, die keinem Haupt entfallen wird, die Krone, von welcher es heißt: Sei getreu und ich will dir die Krone des Lebens geben! Seid aber auch Ihr getreu dem, was man einſt von Euch gehofft hat, hohe Fürſtin! Bekennet, wie ſchon in Ungarn, ſo endlich auch in deutſchen und in den Niederlanden, daß allein Chriſtus der Herr der Kirche ſei und Gott ein Grauen habe an Opferdienſt, Blendwerk der Sinne, Verwirrung der Gewiſſen! Bekennt Euch auf die Schrift von Gott eingegeben, auf Luther's und der neuen Auserwählten alleinſeligmachende Botſchaft des Heils.

Der vom Geiſt getriebene Anwalt der Reformation wird hierauf wie ein Geiſteskranker ſtillſchweigend zur Thüre hinaus entlaſſen, verliert aber auch ſeine [illegible]männiſche Stellung bei dem Rathe und muß verbannt und verſtoßen ſeiner fränkiſchen Heimat zureiten.

Die zweite Kataſtrophe: der Mordanfall der Italiener auf Antoni Paumgartner bei dem großen Ballfeſt, welches die Bürgerſchaft der Königin gab, galt dem Verführer der ſchönen Vittoria. Bei dieſer Gelegenheit ſprechen wir unſer Bedauern aus, daß dieſer Antoni gleichſam nie in der oratio directa des Romans auftritt, ſondern immer nur in den Erzählungen anderer und zuletzt als eine Art von Geſpenſt. Gegenüber dem wohlgeſinnten Prädicanten Ottheinrich, der doch hin und wieder von einem Schimmer pedantiſcher Langweiligkeit überflogen wird, würde ein genialer Don Juan eine wohlthuende Abwechſelung bieten, wenn er uns perſönlich näher gerückt und nicht immer in den Duft der Ferne getaucht wäre.

Die dritte Kataſtrophe, der Brand des Klinkerthurms, gehört zu Gutzkow's beliebteſten Romanmotiven; nur ſpielt hier die Feuersbrunſt nicht eine ſo bedeutende Rolle wie in ſeinen beiden größern Romanen, in denen die Helden und Heldinnen ſelbſt von den Flammen verſchlungen werden. Hier handelt es ſich nur um eine epiſodiſche Figur, das ins Männliche überſetzte Mignon des Romans, den kleinen ungariſchen Kaspar Hauſer, der mit Hülfe dieſer Brandſtiftung aus dem Gefängnißthurm entkommt.

Zu den glänzendſten Partien dieſes reichhaltigen Bandes gehört die Scene in der „Finſtern Stube“, wo uns eine der Berühmtheiten des Jahrhunderts, Theophraſtus Paracelſus, in ebenſo anſchaulicher wie geiſtvoller Weiſe

rgeführt wird. Er tritt ein, umgeben von mehrern, in euer Ehrfurcht ſich haltenden Männern,

e freundlich nach allen Seiten hin grüßende Geſtalt, kahl- ſig hinunter bis zum Nacken, wo ein Kranz ergrauter ken auf den Kragen und die Auslagen des Hemdes fiel, das tlitz völlig bartlos, mit ſcharfen, durchdringenden Augen, die ſorſchend im Zwielicht der gewölbten Räume zurechtzufinden iten, ein mächtig breites Schwert mit gewaltigem Griff an Seite, Wams und die darübergezogene Schaube von rlachrothem Tuch, der Hut mit wallender Feder — Die Unterlippe ſeines Angeſichts trat ſcharf hervor, wie der ze Unterkiefer. Wangen und Kinn waren vollſtändig bart- und dies, wie es ſchien, von Natur. Eine ſeltſame Mei- g von dem vielbeſprochenen Mann behauptete, er könnte iſchen auf chymiſchem Wege (mit Hülſe thieriſch warmen miſtes) hervorbringen — ſeinen berühmten Homunculus. meiſten jedoch glaublicher verſicherte man von ihm ſelbſt, er keinem Geſchlecht, weder dem männlichen noch dem lichen, angehörte — eine Meinung, die Theophraſt weder itt noch beſtätigte. Verehelicht war er niemals. Darum er aber doch männlich und zuweilen herausfordernd ernſt Das mächtige Schwert, das er zwiſchen den Knien hielt, nach dem Glauben des Volks ein Scharfrichterſchwert mit in die Klinge eingelegten Welle von Queckſilber, durch rollende Bewegung beim Köpfen dem Hieb der ſichere vung gegeben wird. Daß das ſeinige das Schwert jenes r Aichlin von Ulm geweſen, der im Bauernkriege eigenhän- zwölfhundert Köpſe abgeſchlagen hat, wurde nur von denen ubt, die an dem Wanderdoctor eben alles für ſeltſam nahmen.

Alsbald entwickelt der Wunderdoctor einen köſtlichen tor. Von einem ſeiner Kranken, dem großen Froben, tſchlands größtem Buchdrucker, ſagte er:

Frobenius mußte ſterben aus dreien Gründen. Erſtens, er die Seelen aller Autoren, ſo bei ihm verlegt haben, zu r auf dem Gewiſſen trug; zweitens, weil jeder der Druck- , der aus ſeiner Officina gekommen, als «Sünde wider heiligen Geiſt» die Harmonie der Welten, den Einklang der Sphären ſtört; drittens, weil er einen Diätfehler machte, auf mein Laudanum ſoviel wie Gift iſt! Nein, ich ſcherze mit dem kranken Körper wie die Galeniſten! Ich gebe Sirup, der, wenn er nicht hilft, auch nicht ſchadet. Wer nicht gehorſamt, den holt bei mir der «Tüfel»; der hockt der richtigen Arznei. In der «Arznyen», die Ich gebe, eet Gott, aber — Diabolus lauert an der Schwellen!

Das ganze Pathos eines mediciniſchen Reformators, s in der Polemik der Naturdoctoren, Homöopathen, opathen gegen die herrſchende Theorie vielfach in der n Zeit hervorgetreten iſt, prägt ſich in der folgenden des Paracelſus aus:

„Laſſet dieſe galeniſchen Tröpfe!“ antwortete Theophraſt mit ichkeit, rückte den Weinkrug, den er ſchon zur Hälfte ge- hatte, etwas unſanft von ſich ab, ſtemmte beide Elnbogen n Tiſch und fuhr fort: „Ihr Wiſſen iſt doch nur Feuer er feuchten See! Sie haben Perlen in der Hand und n draus Kieſelſteine! Ihr akademiſcher Doctorhut iſt aus Filz des Fortunatushütleins geſchnitten, ſo nur immer und nichts als Geld einbringen ſoll! Grauenhafte Schat- erden dermaleinſt vor den Thron des Richters der Unter- Minos geheißen, treten, heulend vor Froſt und Zähn- n, obſchon die Teufel ihnen zu Ehren alle Apotheken der geplündert haben werden, um die Hölle zu heizen! Wer Die Leibmedici der Fürſten, die Doctores in den Reichs- , die «verriempten» Herren mit dem olympiſchen Stirn- i! 'S ſind die, ſo hier auf Erden den Finger immer ſo an die Naſe zu legen verſtunden, das Waſſer ſo geheim- gen Licht zu halten, den pythiſchen Dreifußqualm aus ſen zu dampfen wußten und auf dem Altar des ewigen , der ſich im kranken Ilech, im kranken Eſſatum größer rt als im geſunden, doch nur Mäuſedreck opferten. Laſſet ſie mich verketzern! Laſſet ſie meiner ſpotten! Etwan auch, wie ich höre, meiner Armuth? Bacharacher?! Haha! Ein feiner Wein, der freilich ihnen täglich durch die Gurgel läuft! Ich aber tauſche drum nicht mit ihnen. Ich hüte, wie einſtens die Arimaspen, dasjenige, ſo die Greiſen mir ſo gern — abgreiſen möchten, das lebendige All-Einsſein der drei Urelementa, das ewig Vierte, verbunden durch die Essentia quinta — die Welt nennet das bemitleidenswerthe glänzende Elend des gebundenen All-Einsſeins Gold —. Das beſitze ich und hüte es in Klumpen! Aber nur die Fugger und die Paumgartner ſind dran ſchuld, daß ich noch nicht die Magnalia Gottes in gemeine landläufige Münze umſetze. Die haben noch das Privileg des Münzſchlagens von Kaiſer und Reich, ſie und die Fürſten und einige Städtlein, um Dukaten zu kippen und zu wippen. Ich aber hinterlaſſe, was ich habe, kommenden Geſchlechtern — unausgemünzt und im Großen werden ſie's erben. Tauch' deine Feder ein und ſchreib's in deine Tafel, Oporine! Er verachtete auch an denen Quackſalbern, Galeniſten und Avicenniſten, daß ſie ihr Lebtag hinzubringen gewohnt ſeien nur wie die Hückler auf dem Markt, wie die Schneider auf dem Werktiſch, wie die Waſſergötter an einem Brunnen, ſo am Waſſer ſitzen und doch nicht ſchwimmen und nicht ſeefahren können, wie die kupfernen Hähne auf einem Thurm, ſo kein Bein bewegen und die Flügel nicht zu regen vermögen. Landfahrer?! Haben dieſe Medicaſter Orbem terrarum geſehen? Wie treiben ſie's? Einige Dutzend reiche Wänſte zapfen ſie ab, von deren Gebrechen leben ſie, von deren Krankheiten haben ſie ihre Geſundheit, von deren Waſſer ihren Wein, von deren Blei in den Gliedern ihr Gold. Ich ſei ein Landläufer?! Hinaus, ſage ich, Theophraſtus von Hohenheim, hinaus muß der Arzt in alle Lande! Muß die Welt ſchauen! Wenige Krankheiten kommen zu uns, zumeiſt müſſen wir zu den Krankheiten gehen! Wo ſah Euer Occo beim Herrn Fugger, ſeinem Patienten, ſchon das Bleifieber, von deſſen Gift in Ungarn und Tirol ich hundert Fugger'ſche, die ihm das Gold, Neujahrs ſeinen Doctor zu bezahlen, ſuchen müſſen, befreit habe? Ei, ſchicket doch, Herr Paumgartner, Euern Ambroſi Jung, Euern Gereon Sailer, den Gaſſer, den Dieſſenbach in Eure ſalzburgiſchen Steinbrüche und laſſet Euch Eure Steinhauer curiren von ihrer Lungenkrankheit und dem ewigen Katzenjammer, genannt Steinbrecherkrankheit! Können's nicht, verſtehen's nicht, haben's nie geſehen. Ein Arzt muß und ſoll ein gut Schuhwerk haben. Soll auch nicht die Profeſſoren, ſondern alte Weiber befragen, die Köhler im Walde, den Jäger auf der Pirſch — und, wenn's noth thut, ſelbſt den Mann im rothen Mantel unterm Dreibein!“

Durchweg herrſcht in dieſen Scenen und Reden eine geiſtreiche Belebung des geſchichtlichen Rohſtoffs, welche dabei ſprachlich mit vieler Virtuoſität der draſtiſchen Ausdrucksweiſe des damaligen Zeitalters und ihrer treuherzigen Energie und bilderreichen Sprachgewaltigkeit angepaßt iſt.

Der vierte Band (das fünfte Buch) führt uns zu den Grumbachs und in die würzburger Händel. Durch den Einfluß Wilhelm von Grumbach's wurde Konrad von Bibra 1540 zum würzburger Biſchof gewählt und damit des erſtern Einfluß in weltlichen Dingen geſichert. Mit Grumbach macht Ottheinrich, der nach einer kürzern Wirkſamkeit als Lehrer in ſeine Dienſte getreten iſt, als eine Art von diplomatiſchem Secretär und „Briefdichter“ die Reiſe nach Regensburg zum Reichstag. Hier faßt ſich noch einmal die ſonſt bereits allzu vielköpfig und vielgeſtaltig auseinanderlaufende Erzählung zu echt epiſcher Schilderung zuſammen. Die öffentlichen Charaktere des Jahrhunderts bieten ſich hier ungezwungen der Porträtirkunſt unſers Autors dar: wir begegnen Karl V., dem hagern Mann mit der düſtern Miene, dem weit hervorſtehenden Unterkiefer und den zuſammengedrückten Augen, einem gezähmten, ſatten Tiger vergleichbar; wir

Digitized by Google

begegnen dem jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg:

Dieſer junge Fürſt war eine ſeltſame Erſcheinung. Lang und hager von Statur hatte er edle Geſichtszüge, tiefliegende Augen, blaſſe Geſichtsfarbe, rothblondes Haar. Noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte er ſchon Furchen auf der Stirn. Sein Gang war ſchwer, trotzig, von einem Gleichmuth, als könnte ihm die Herrſchaft der Welt nicht fehlen. Wilde Ausgelaſſenheit im Trinken und im Verkehr mit den Frauen wechſelte mit Unmuth und verdrießlicher Reizbarkeit. Man konnte zuweilen glauben, ein Ekel nicht nur an ſeiner eigenen Lebensweiſe, ſondern am ganzen Daſein erfüllte ihn. Dabei gefiel ihm die Weiſe der norddeutſchen Junker, die er in Cölln an der Spree und Frankfurt an der Oder kennen gelernt hatte, beſſer als die der fränkiſchen Adelichen. Nur mit ſeinem Vetter, dem Grafen Chriſtoph von Leuchtenberg, ſtand er im Verhältniß voller Vertraulichkeit. Der dritte im Bunde war ſein Reitknecht Bartel Hartung, der von dem Prinzen bis an deſſen Ende unzertrennlich geblieben iſt. Albrecht beſaß Kenntniſſe und ſchrieb Latein. Ein geiſtvoller Franzoſe, Vincenz Obſopäus, hatte ihm nach dem jähen Tode des Magiſters Beck Unterricht gegeben. Das berühmte Gedicht des Obſopäus „Die Kunſt zu trinken“ iſt kein Beweis für eine frivole Erziehung Albrecht's. Im Gegentheil hat der Autor mit dieſem ſeinem aus drei Geſängen beſtehenden Gedicht einen Proteſt gegen die Sitten der Zeit geben wollen, eine Anweiſung, dem Weingott mit Maß zu huldigen und ihn nur als Führer zu den Muſen zu betrachten. Des Prinzen Hochmuth — in den Anknüpfungen an ſeine bairiſche, kaiſerliche, königlich polniſche Verwandtſchaft gefiel er ſich vorzugsweiſe — ſtand im Contraſt mit ſeinem Cynismus. Sein Kriegstalent flößte um ſo mehr Vertrauen ein, als ſein Oheim Georg wenig davon beſaß.

Wir erhalten ferner flüchtige Profile von Calvin und Melanchthon, von Philipp von Heſſen und andern hiſtoriſchen Perſönlichkeiten. Von dem Volksleben, das ſich bei ſolchen Reichstagen auf Markt und Straßen entwickelte, werden uns die lebendigſten Bilder vorgeführt:

Zu dem „Prachtieren“ gehörten auch die Schauſtellungen, die auf den Reichstagen von den zuſammenſtrömenden Gauklern ganz Deutſchlands, Böhmens, der windiſchen Mark bis Italien hinüber aufgeführt wurden. In Regensburg war jetzt das Donauufer vom Krahnenthor bis zum Wein- und Mauththor mit Schaubuden beſetzt. Da ſtanden auf Tonnen die buntgekleideten Heerpauker, die zu ihrem einförmigen Getrommel Grimaſſen ſchnitten oder Reden hielten, ſogar Prophezeiungen ausſprachen, ſich dabei freilich hütend, nicht wie einſt der Pauker von Niklashauſen zu Würzburg um ihrer Zuchtpredigten willen verbrannt zu werden. Funfzehnhundert betrug die Zahl der eingeſchriebenen „fahrenden Frauen“, die dem Rath für die Dauer des Reichstags eine Abgabe zahlen mußten. Zu Gaſtereien lud man ſich die Dirnen in die Herbergen. Muſikanten ſpielten bis in die Nacht; nur in der nächſten Umgebung des kaiſerlichen Quartiers, unter den Bäumen der „Haid“, mußte alles ſtill ſein. Die Klöſter hatten offene Schrangen und hielten um Geld Wein, Kuchen, weißes Brot feil. In ihren Refectorien wurden große Bankete veranſtaltet. Von Haus zu Haus zogen Spruchſprecher, Sänger, Fabulirer, welſche und franzöſiſche Luteniſten. Bären ließ man nach der Trommel tanzen, Hunde ſich zerfleiſchen; Stiere wurden aufeinandergehetzt, letzteres den Spaniern zu Gefallen; Würfel, Glücksräder waren alle zehn Schritte andere im Gange; Feuerſchlucker fehlten nicht, Freifechter, wilde Männer, Zwerge und Rieſen, Misgeburten von Menſchen und Thieren, Zahnbrecher, Aerzte mit Harlekinen, die ihre Curen anprieſen, Theriakskrämer, Keſſelflicker und Bleilöther. Außerhalb der Reichsſtadt, unmittelbar an den Wällen, fehlten die Zigeuner nicht; endlich in den Wäldern die während des Reichstags an den Stadtthoren abgewieſenen „gartenden“ Landsknechte, von allen das gefährlichſte Räubervolk.

In einem Kryſtallſeher begegnen wir wieder dem geheimnißvollen Knaben, dem Brandleger am Klinkerthurm zu Augsburg, Moritz Hausner. Wie gebannt ſchaut dieſer in den Kryſtall:

Die blauen, rothen, gelben Lichter deſſelben, Folgen der prismatiſchen Strahlenbrechung, ſchienen jedes eine beſtimmte Bedeutung zu haben. Einzelne Riſſe oder Linſen, eingeſchloſſene Waſſertropfen, vielleicht Thierchen oder auch nur Luftblaſen, erhielten durch die Beweglichkeit des ganzen Apparats eine ſich abwechſelnd verändernde Geſtalt. Wenigſtens wechſelten in den Anſchauungen des Sehers Berge und Ströme und Wolken, Sonnenſchein und Gewitter, Rieſen und Zwerge. Da traten der Sultan auf, die Janitſcharen, die Kamele des Großveziers, der Schah von Perſien, die Goldminen des neuentdeckten Amerika. Biſchofsmützen, Königskronen, Fahnenwimpel, Harniſche, Bücher, Bilder ſtanden leibhaft vor dem Sprecher, der auf ſolche Art, indem er dreiſt ſeine Bilder in Worte überſetzte, vielleicht über Leben und Tod eines Menſchen entſchied, über Liebe und Freundſchaft, Misgunſt oder ein gefahrvolles Vertrauen.

Die bedenklichen Prophezeiungen, welche der junge Magier den Grumbachs verkündet, veranlaſſen Wilhelm von Grumbach, ihn in Cadolzburg feſtzuhalten. Ottheinrich ſelbſt aber ſagt ſich vom Dienſt des Grumbachers los, als dieſer, ein Handlanger des würzburger Biſchofs, die freiern Lehrer, wie Lindemann in Schweinfurt, verfolgt; er wird wieder ein Schullehrer von reformatoriſchem Eifer; doch vergebens erwarten wir in der bewegten Zeit eine anheimelnde Idylle, wie Wuz und Fibel von Jean Paul. Es wird uns hier nirgends Ruhe gegönnt; die Ereigniſſe verzetteln und verwirren ſich wieder; die auftretenden Perſönlichkeiten löſen ſich ab wie die Wachen im Schilderhauſe, und nur eine Situation iſt mit dichteriſcher Vertiefung und dramatiſch ſchöpferiſcher Kraft geſchildert, die Tödtung des Sohnes von Argula von Grumbach, der für Ottheinrich und die Ehre ſeiner Mutter gegen eine Sendung des Biſchofs und Wilhelm von Grumbach auf dem Kirchberge bei Volkach das Schwert zieht. Im übrigen herrſcht hier wieder ein anarchiſches Durcheinander von würzburgiſchen Händeln und Anekdoten, Local- und Perſonalnotizen, daß wir froh ſind, mit Ottheinrich, welcher dem Verdacht eines Verhältniſſes mit Argula a… gehen will, aus dieſen überbürdeten fränkiſchen Stationen des Romans wieder nach Hohenſchwangau zu pilgern.

Prächtig erhebt ſich die mit patriciſchem Gold durch die Italiener neuerbaute Burg, ein ſtolzer Herrenſitz, der fürſtliche Gäſte empfängt. Mit lapidarem Griffel und mit Zügen von energiſcher Schönheit zeichnet der Dichter die feſtlich heitern Gruppen; die Ouverture hat einen lyriſchen Zauber, der den epiſch-hiſtoriſchen Stil des Romans hier anmuthig unterbricht:

Wieder kam der Frühling über die deutſchen Lande. … manchem freud- und leidvollen Jahr. Die Bahn bricht er ſich vom Bodenſee, dem großen „deutſchen Meere“ her. Da laſſen ihn die Lücken und Oeffnungen der Alpen, die Schluchten, durch deren Krümmungen ſich des Rheins jugendliche Woge wälzt, vom beglücktern welſchen Süden ein. Ueber die ſchneebedeckten Bergwände ſelbſt und unmittelbar über die höchſten Schroffen, welche deutſches Acker- und Hirtenland vom Heimatland der Gemſe trennen, kann ſich der Lenz nicht herüberſchwingen. Immer höher aber und höher ſteigt er aus den Thälern aufwärts. Die Wieſen glitzern vom Thau und duften von tauſend Blumen. Am Aufgang der Alpen treibt der Tannenwald junge Sproſſen. Der ſchmelzende Schnee ſickert in zahlloſen Rinnen an den Felſenwänden herab und zaubert wie über … die zackigen Gebilde der lieblichſten Farrnkräuter. Grüner … Halme ſproſſen um die wie Sammt- und Wollenpolſter …

Digitized by Google

ich und üppig gewordenen Mooſe in den Ritzen der Steine . Der Frühling dringt weiter und weiter hinauf bis auf höchſte einſame Alpenmatte, über welche nachts die Geiſter Gebirgs ſchweben. Endlich grüßt er auch die einſam- ende Bergföhre, die oben mit ihren niederhängenden Zwei- wie ein Wahrzeichen am Gebirgskamm thront und bereits überſehen kann in die jenſeitigen Thäler, ein Wächter, zu en ſchweigſamem Schauen und Wiſſen wir aus der Ebene 'angend aufblicken. Die Zwergeichen tragen noch lange ihre anen Herbſtlaubkleider. Die Eiche iſt auch darin ein Bild Kraft, daß ſie am längſten den Tod umklammert hält. Um grünen See, welchen rings die hohen Berge einrahmen, t ſchon die volle Macht des Frühlings. Das fühlen ſie alle, da jetzt an ſeinen Uferrändern entlang luſtwandeln, hier auf von Erlenholz gezimmerte Bank ſich ſetzen, dort ſich lang- auf den Wieſenteppich ſtrecken, über welchen buntgekleidete ner und zierliche Pagen Mäntel ausgebreitet haben. Den durchfurchen mit Schwänen um die Wette kleine, bunt- alte, vergoldete Nachen mit wunderlich geſchnitzten Schnä- . Die Schiffer — die Herren ſelbſt — in prächtigen Trach- glitzernd an der Sonne vor Gold und Edelſteinen, ſchießen Feuerrohren oder mit Armbruſten nach Vögeln, die aus Schneeregionen nordwärts fliegen, andere lauſchen einem ger, einem Lautenſpieler. Wieder andere ziehen bunte e nach ſich oder haben die Angel ausgeworfen nach den en auf kühlem Grunde. Auf den Vorſprüngen der Berge, m in jungem Buchenlaub, taucht dort oder da ein ein- r Wanderer oder eine fröhlich lachende Gruppe auf. Einer e Vorſprünge ragt über den Uferrand des Sees wie eine el dahin. Hier ergötzen ſich die Männer an einem Wage- , der aus einer Höhe von mehr als funfzig Fuß in die eiſeskalten Fluten ſpringt, die Silberlinge aufzufiſchen, er Herren grauſame Schauluſt in den kryſtallenen Spie- virft.

Der kaiſerliche Rath Paumgartner iſt ein hochfahren- Herr geworden, der einen grimmigen Haß gegen die e Vaterſtadt hegt, den nicht der Untergang der Frei- nicht die Abſtellung der Zünfte, nicht die Wieder- des Biſchofs verſöhnt; er reicht der Stadt eine Rech- ein, ſtellt eine hohe Forderung an ſie, die Otthein- nicht herauszurechnen vermag. Mit gewohntem Frei- ergreift er dieſe Veranlaſſung, um dem Freiherrn Hohenſchwangau eine Strafpredigt zu halten, der es 'erv und Schwung nicht fehlt:

Nein, ich prophezeie dieſes Hauſes Untergang!“ fuhr Ott- h fort. „Ich fühle den ſchmählichſten Fall Euers herr- jahrhundertealten Namens voraus, wenn Ihr nicht lt — einlenkt auf andere Bahnen als auf die, Prinzen önige einzuholen! Euer Platz war in Augsburg —! Die ſe Gaſſe dort, wo gearbeitet und dem Arbeiter ſein ge- der Lohn wird, ſehe ich in hellerm Glanz, als Euer geſchmücktes, prachtvoll erleuchtetes Schloß! Wehe, wehe, hr von dem Stolz Euerer Vorvordern habt ablaſſen kön- von Bürgertugend, wohlerworbener Macht, Anſehen in tädten —! In die Städte flüchtet ſich Fleiß, Treue, Be- keit «teutſcher Nation» und des Vaterlandes Zukunft ohlergehen —! Auf den Burgen wohnen nur noch Hoffart, , Untreue, Raubluſt, jede «geſchwinde Kunſt» der Müßig- und Lügner —! Laſſet in dieſem Augenblick Kaiſer und n König ſelbſt auf Hohenſchwangau kommen und Euer and Silber, Sammt und Seide, Eſſen und Trinken, Lotterbetten und «jeden Wohlluſt» bewundern — Euch eſſer, Ihr ſäßet noch auf dem Jüdenberg und ſuchtet die auf der Börſe zu ſchlagen, im Rath der Stadt, auf uben der Kaufleute, im Handel und Wandel, nicht auf nken der Kur- und Fürſten, die Euch, emporgekommene te, nur ausſaugen, nimmermehr wahrhaft nach Euers bezahltem Ritterſchlag anerkennen, wol aber Euch weg- werden auf die Straße hin, wenn Ihr geworden ſeid, was Ihr nicht anders als werden müſſet, geht es ſo fort, kern- loſe Schalen und leere Hülſen —!“

Inzwiſchen verkünden Lärm und Böllerſchuß die An- kunft der kaiſerlich königlichen Prinzen; Ottheinrich blieb wie ein Geflohener zurück und ſank auf den Seſſel nieder, der an dem Schreibtiſch des Raths geſtanden hatte; er hörte nicht das Rauſchen eines Kleides, das Auftreten eines ſich leiſe nähernden Fußes; eine wohlbekannte Stimme meldet ihm, daß der Rath auf jeden Schadenerſatz ver- zichte; er wird begrüßt mit Umarmung und Kuß; es iſt ſeine Jugendliebe, die inzwiſchen einen Freiherrn gehei- rathet hat:

Kunigunde, die Freifrau von Völk, vom Hut mit wallen- den Federn bis hinunter zu ihren rothſeidenen Schnabelſchuhen, die in den bereits unter den raſch beim Abſteigen vom Roß weggeworfenen hellbraunen Reitſtiefeln verborgen geweſen wa- ren, unter dem Reitmantel, der eben von ihren Schultern niederſank, in Pracht und Herrlichkeit gekleidet, mit glühenden Wangen vom heißen Ritt von der ehrenberger Klauſe her, mit Augen voll Feuer, Lippen voll Seligkeit — Das war nun ſchon ſeit ſo manchem Jahr für ihn nicht mehr wie ein Trunk aus Mimer's Quell, des Gottes der Weiſſagung und Weisheit, ſon- dern wie ein Trunk aus dem Quell Lethe, wo ſich die Gegen- wart von allem Vergangenen ſcheidet und wir die Dinge, die Menſchen und nichts ſo ſehr vergeſſen als uns ſelbſt.

Ungeſtört durch die Trauerfälle in der Familie des Raths beginnt die paradieſiſche Zeit eines nicht reueloſen Glücks für Ottheinrich und Kunigunde. Der Prädicant ge- denkt des lutheriſchen Worts: „Sündigt, daß euch die Gnade werde“, und Gutzkow glaubt das verbotene Glück durch folgenden myſtiſchen Spruch zu rechtfertigen:

Vom Baum der Erkenntniß fiel der Apfel von ſelbſt. Er brauchte nicht erſt abgeſchmeichelt, nicht von der Schlange auf- geredet zu werden. Was iſt der Menſch —? Ein Trieb im Wachsthum der Natur. Die Blüte, die ihre Hülle ſprengt, hat keinen Willen. Die Frucht, die in die Stunde der Reife getreten, hat ihn ebenſo wenig. Im Plan der Gottheit lag das verlorene, nicht das gewonnene Paradies — wenn die Schöpfung beſtimmt war, Gottes Ebenbild fortzupflanzen.

Von jetzt ab entrollt ſich das Familiengemälde der Paumgartner bis zum Schluß des Romans mehr in der Form einer Chronik; auch die ſpätern Begegnungen un- ſers Helden mit David Paumgartner, mit Kunigunde, mit dem geheimnißvollen Antoni ſind mehr ſkizzirt als mit einer den Antheil wachhaltenden Vertiefung des Colo- rits ausgeführt, und nur eine dieſer Skizzen wird zum wirkſam ſich heraushebenden Reliefbild, der Untergang David Paumgartner's in den Grumbach'ſchen Händeln nach der Eroberung des Grimmenſtein:

Man hörte inzwiſchen vom Tode des Freihern von Hohen- ſchwangau eine ſeltſame Mär. Jene Geiſtesrichtung, die ſeit dem Metzgertag von Gotha immer mehr im deutſchen Vater- lande um ſich gegriffen hat, die ſervilſte Unterwürfigkeit unter die fürſtliche Gewalt, hat auch in ihrer Geſchichtſchreibung David Paumgartner's Untergang nur liebedieneriſch und falſch erzählt. Die Wahrheit iſt die, daß ihm wie vielen andern, den nächſten Umgebungen Grumbach's, den Miterſtürmern Würz- burgs, Dietrich Picht, Jobſt von Zedwitz, vor allen Moritz Hausnern, freigeſtanden hätte zu entkommen, wenn er ſich in den gemeinen Haufen derer hätte miſchen wollen, die vom Grimmenſtein abzogen und demüthig vor dem Kurfürſten und ſeinen Mitachtvollſtreckern vorüberſchreiten mußten. Sein Stolz verſchmähte eine ihn ſo erniedrigende Rettung. Er, der dem unglücklichen Herzog die letzten Liebesdienſte erwieſen hatte, der ſein Gemahl und ſeine Kinder beſchützte, ſollte ſich von dannen ſchleichen wie ein Dieb —? Noch war er Freiherr von

Digitized by Google

Hohenſchwangau. Kaiſer und Könige hatten ſich ſeine Freunde genannt, beide Granvella konnten bezeugen, was er dem Wohl des Kaiſers geopfert. Er wagte ſein Leben, das ihm keinen Werth mehr hatte. Er beſtieg ſeinen Streithengſt, ſetzte ſeinen Ritterhelm mit den wallenden Federn auf und ließ auf dem Schild ſeines Panzerhemdes ſein Wappen, den Schwanen im ſilbernen Felde, leuchten, als ruderte der noch frank und frei durch den Alpſee und die Wogen des Geſchicks dahin. Das gab ihm dann Schmach und den Tod. Mußte ſich auch ſein Alexander, der den heimatlichen Mannen und der Schweſter wohlbekannte Leibrappe David's, gerade vor dem Kurfürſten ſo bäumen, als dieſer die Vorüberziehenden muſterte und mit ſcharfem Auge bewachte, wen er noch aus der Maſſe heraus-greifen laſſen ſollte —! „Wer iſt der Reiter da, der Freche? Herunter mit ihm!“ rief der Tyrann. David mußte abſteigen. Wüthend fuhr der Kurfürſt auf ihn ein. Als er den Namen erfahren hatte, da erwachte der ganze Hohn des geborenen Adels auf die augsburger Pfefferſäcke, die „Fuckerer“, die geadelten „Leutſchinder“. Mit einem geladenen Handrohr, das er zu ſeinem Schutz unter dem unheimlichen Haufen, der an ihm vorüberzog, in der Hand gehalten hatte, ſchlug er auf den Reiter mit dem wallenden Helmbuſch ein, „pläuete“ ihn derb durch, wie die Erzählung lautet, und ließ ihn von dannen führen als Gefangenen und auch ihm den Kopf vor die Füße legen.

Sonſt bietet der fünfte Band nur noch eine romanhafte Darſtellung: der Zug Ottheinrich's mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der hier lebendig und charakteriſtiſch hervortritt, nach Paris, der Verſuch, den Landgrafen Philipp in Mecheln zu befreien, die Begegnung mit Martina, die Gefahr, die Rettung und die Ehe, zu welcher die Gnade Maria's von Ungarn durch die erwählte Form der Strafe die Hand bietet. Im übrigen hat die Studentenehe Ottheinrich's und ſeine weitere Prädicantenlaufbahn wenig Feſſelndes, und von allen Seiten ſtrömt gegen den Schluß hin bewältigend die Geſchichte in den Roman hinüber und quillt wie durch Capillaranziehung in demſelben in die Höhe; es ſind nur noch poetiſche Arabesken, mit welchen der Dichter eine Raum und Zeit überfliegende Chronik verziert.

Die Compoſition des Werks iſt, wie wir ſehen, vielfach durch den Dualismus von „Roman und Geſchichte“ beeinträchtigt. Gutzkow zeigt ſich als vortrefflicher Sittenmaler, als geiſtvoller Darſteller der innern Strömungen und Bewegungen eines inhaltreichen Zeitalters, als ein Hiſtorienmaler, der mit wenigen Zügen ſprechende Porträts an die Wand zu zeichnen weiß, der dort an die Schlichtheit eines Albrecht Dürer, hier an die feſtliche Pracht eines Paolo Veroneſe, dort wiederum an die überreiche Figuren- und Gruppenmalerei eines Tintoretto erinnert; doch das Streben des Autors nach geſchichtlicher Bedeutung und die allzu wuchtige Betonung des Inhalts läßt jenen Reiz nicht aufkommen, der im ſpannenden Fortgang der Erzählung liegt, wie überhaupt die Gabe des Erzählens, die oft untergeordneten Talenten eigen iſt, nicht zu den Vorzügen unſers Autors gehört. Seine Darſtellung iſt oft meiſterhaft; aber ſie überſpringt gerade oft jene Mittelglieder der Erzählung, in denen ihr feſſelnder Reiz liegt; es fehlt ihm eine Ader von Alexandre Dumas und andern leichtblütigen Erzählern des neuen Frankreich, die das Kleinſte in ein wirkſames Licht zu ſetzen verſtehen, für das Nichtige zu ſpannen wiſſen, während Gutzkow das Große und Bedeutſame zwar machtvoll herausarbeite aber unſere Theilnahme für daſſelbe nicht durch genügende Vorbereitung zu erregen weiß.

Was die Charakteriſtik betrifft, ſo iſt ſie reich an einzelnen frappanten Zügen; epiſodiſche Figuren, wie Theophraſt, ſind in ein glänzendes Licht gerückt. Der eigentliche Held des Romans, Ottheinrich, wird durch eine Fülle von Erlebniſſen und Begebenheiten hindurchgeführt in denen er mannichfache Gelegenheit findet ſeinen Charakter zu bewähren und auszubilden. Nur bleibt es bezeichnend für ihn, daß er an die Hauptwendepunkte ſeines Schickſals nicht durch ſeine Thaten, ſondern durch ſein Reden geführt wird; er iſt von einer wahren Redel[illegible] beſeſſen und taktlos genug, derſelben oft am unrechten Ort und zur unrechten Zeit den Zügel ſchießen zu laſſen An bibliſchem Schwung im Geiſte der Zeit fehlt es dieſen Reden nicht, wenngleich manches für den Geſchma[illegible] der Gegenwart als theologiſche Salbaderei erſcheint. Den[illegible]noch iſt Ottheinrich in ſeinem öffentlichen Auftreten au[illegible] Einem Guſſe, eine tüchtige Geſtalt, wie die Reformatio[illegible] deren auch in minder hervortretenden Lebenskreiſen b[illegible] durfte, um ſich kämpfend durchzuführen. In Bezug a[illegible] die Herzensneigungen und das innere Gemüthsleben ab[illegible] hat dieſer gediegene junge Kaufmann und Prädicant jen[illegible] ſchwankenden Zug, der den Ottfried, Werner und ande[illegible] modernen Helden Gutzkow's eigen iſt; er ſchwankt zwiſch[illegible] Martina und Kunigunde, und ſein ehebrecheriſches Ve[illegible] hältniß zu der letztern wird ihn, wie wir befürchten, [illegible] die Gunſt jener Wohlgeſinnten bringen, die ſich ſonſt [illegible] ſeinem tüchtigen Kern und theologiſchen Pathos er[illegible] haben.

Am reichhaltigſten individualiſirt iſt die Famili[illegible] Raths; die Söhne Johannes, David, Antoni, die T[illegible]ter Kunigunde, die Schwiegertochter Renata ſind ſch[illegible] ſich unterſcheidende Charakterköpfe, und der alte geſch[illegible] tüchtige, ehrgeizige Rath ſelbſt iſt das gelungene Port[illegible] eines jener hochſtrebenden ſtädtiſchen Patricier, welche [illegible] Spalier der Fürſtengunſt über ihre Kreiſe hinauswachſ[illegible] Martina und Vittoria ergänzen die Galerie der Frau[illegible] nach zwei entgegengeſetzten Seiten hin: jene erſcheint [illegible] das Ideal deutſcher Jungfräulichkeit und Hausfräulich[illegible] dieſe trägt die pikantern Züge einer italieniſchen Magdal[illegible] Argula und Maria von Ungarn ſind mehr geſchicht[illegible] Porträts; jener fehlt es an dichteriſcher Belebung [illegible] Plaſtik, dieſe tritt lebendiger vor uns hin. Epiſoden [illegible] Jutta, Anna von Stadion und Grumbach's Frau ſ[illegible] ſcharfgeſchnittene Silhouetten.

Was den Wunderknaben Moritz Hausner betrifft, [illegible] ſind ſeine äußern Schickſale wechſelvoll und ſpanne[illegible] genug; doch ein tieferes Intereſſe vermag er nicht [illegible] zuflößen, weil ihm jedes ſeeliſche Leben fehlt; er geht [illegible] in äußerlicher Romantik und zuletzt in chronikartig[illegible] geſchichtlichen Zuſammenhängen. Auch Grumbach, [illegible] hiſtoriſche Held des Romans, vertieft ſich nicht gegen [illegible] Schluß hin, wie wir ſchon oben erwähnten, ſowie üb[illegible] haupt der eigentliche Kern ſeiner großen Plane nur [illegible] legentlich erwähnt wird.

Der Stil des Romans iſt durchaus rühmenswert[illegible] ſeine wohlerwogene und vornehme Haltung wird [illegible] gefriſcht durch die volksthümlichen Elemente, welche [illegible]

Digitized by Google

deutſche Rede in jener vorzugsweiſe ſprachbildneriſchen Zeit der Reformation in ſich aufnahm.

Gutzkow hat von neuem ſeine Befähigung bewieſen, das Culturgemälde einer großen Zeit vor uns zu entrollen; nur daß er dies in zwei unverſchmolzenen Darſtellungsformen that, daß er ſeinen Stoff bald in Freytag'ſchen Culturgeſchichtsbildern, bald in Walter Scott'ſcher Romandichtung behandelte, trübt die Freude an ſeiner Leiſtung, deren reicher geiſtiger und hiſtoriſcher Inhalt ſowie glänzende Darſtellung im einzelnen ihr indeß die Theilnahme der gebildeten Leſer ſichern.

Rudolf Gottſchall.

Schleiermacher und die Gegenwart.

1. Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Zur Erinnerung an den 21. November 1768, für das deutſche Volk bearbeitet von D. Schenkel. Elberfeld, Friderichs. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Chriſtenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung. Zwanzig Betrachtungen. Von D. Schenkel. Wiesbaden, Kreidel. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr
3. Humanität und Chriſtenthum. Von Heinrich Kritzler. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Religion und Kirche. Blätter zur Förderung des geiſtigen Fortſchritts für Gebildete jeden Standes. Von C. L. Hagen. Jena, Mauke. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Ich bin der Denkart und dem Leben des jetzigen Geſchlechts ein Fremdling, ein prophetiſcher Bürger einer ſpätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantaſie und ſtarken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgültig läßt mich was die Welt, die jetzige, thut oder leidet, tief unter mir ſcheint ſie mir klein, und leichten Blickes überſieht das Auge die verworrenen Kreiſe ihrer Bahn. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers ſehe, das früh oder ſpät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimat. Auch wo ich ſtehe, ſoll man in fremdem Licht die heiligen Flammen brennen ſehen, den abergläubiſchen Knechten der Gegenwart eine ſchauerliche Mahnung, dem Verſtändigen ein Zeugniß von dem Geiſte, der da waltet. Es nahe ſich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden ſchließt ſich enger und erweitert ſich das ſchöne freie Bündniß der Verſchworenen für die beſſere Zeit.

So ſprach Friedrich Schleiermacher in den „Monologen", die er dem 19. Jahrhundert bei deſſen Anbruch zur Morgengabe brachte. Und jetzt wo die Säcularfeier ſeines Geburtstags herannaht, muß einer ſeiner echten Jünger, D. Schenkel (Nr. 1), bekennen: „Sein Geiſt lebt gegenwärtig nicht in der deutſchen Kirche; der Proteſtantismus hat die Bahn erſt noch zu betreten, die Schleiermacher mit ſo beſonnenem Sinn und ſo tapferm Muth eröffnet hat." Darum hat er es unternommen, das Leben des Meiſters, ſeinen Charakter und ſeine Bedeutung in einer ausführlichen Schilderung den Gebildeten des Volks darzuſtellen, und es iſt ihm vortrefflich gelungen. Denn halten wir dieſen Zweck im Auge, ſo werden wir mit Schenkel nicht darüber rechten, daß er es unterlaſſen, das Verhältniß Schleiermacher's zur Philoſophie näher darzulegen, ſowol zu Kant, deſſen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" ſtets für ihn von Einfluß blieb, als zu Spinoza und Fichte, von denen der erſtere auf die „Reden über die Religion" und die „Glaubenslehre", der andere auf die „Monologe" entſcheidend eingewirkt; der Gegenſatz zu Hegel wird gelegentlich hervorgehoben, aber die Berührungspunkte hätten auch erwähnt werden können. In dieſer Hinſicht iſt die vergleichende Charakteriſtik von Schleiermacher und Daub, die Strauß in den „Halliſchen Jahrbüchern" veröffentlicht, noch unübertroffen. Auch werden wir es nicht tadeln, daß Schleiermacher's Arbeiten zur Geſchichte der griechiſchen Philoſophie kaum erwähnt ſind. Denn hier ſollte der Menſch geſchildert werden, der ſich in einer gärenden und widerſpruchsvollen Zeit ſelbſt in Kämpfen und Leiden läutert, der Patriot, der an der Errettung des Volks von der Fremdherrſchaft und an dem Aufbau politiſcher Freiheit thätigen Antheil nimmt, der reformatoriſche Geiſtliche, welcher Frömmigkeit und Wiſſenſchaft, chriſtlichen Glauben und humane Bildung vereinte, der Schriftſteller endlich, welcher nicht blos der Schule, ſondern der Nationalliteratur angehört. Und Schenkel hat es ſo gethan, daß Schleiermacher meiſtens ſelber redet, daß die anziehendſte oder bezeichnendſte Stelle aus ſeinen Briefen uns die Vielſeitigkeit ſeiner Lebensbeziehungen wie den innerſten Kern ſeines Weſens darlegen, daß Analyſen ſeiner epochemachenden Werke den Gehalt und das Ziel ſeiner Geiſtesarbeiten veranſchaulichen.

Schleiermacher ward in einer gelehrten Bildungsanſtalt der Brüdergemeine erzogen. Da lernt er früh durch eigene Erfahrung die Frömmigkeit, die liebevolle Hingabe des Herzens an das Göttliche von dogmatiſchen Formeln und übereinkömmlichen Glaubensſätzen unterſcheiden; ſein Nachdenken erwacht, ſeine Gewiſſenhaftigkeit und ſein Wahrheitsdrang treiben ihn dazu, ſeinem Vater zu bekennen, daß ihn die überlieferte Kirchenlehre, an welcher dieſer hängt, in welcher dieſer das Heil ſieht, nicht befriedige, und ſo begegnet uns in einem Familiendrama der große Gegenſatz, der unſere ganze Zeit durchſpaltet und ſeine Löſung für ſie noch nicht gefunden hat; Schleiermacher aber wußte ihn für ſich zu überwinden und eine Glaubenslehre zu entwerfen, welche der Natur- und Geſchichtswiſſenſchaft nicht widerſpricht, vielmehr die innere religiöſe Erfahrung mit deren Ergebniſſen in Einklang ſetzt. Wir begleiten den Studenten auf der Univerſität, den Hauslehrer aufs Land, und finden dann den jungen Prediger in Berlin, wo damals am Wendepunkte zweier Jahrhunderte die Aufklärung und die Romantik miteinander rangen und er in einen Kreis hochbegabter, leidenſchaftlich bewegter Männer und Frauen eintrat. Dem Theologen ward dieſer Umgang verargt; aber ſeine Art war es nicht, ſich von dem Scheine ſeines Standes wegen beſtimmen zu laſſen; er ſchrieb an einen ältern Collegen mit edelm Stolz:

> Das Ziel, welches ich mir vorgeſetzt habe, iſt dieſes, durch ein untadelhaftes gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverſchuldeten übeln Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, ſondern vielmehr von meiner Freundſchaft für ſie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf.

Digitized by Google

Anfangs ordnet er ſich Friedrich Schlegel unter, allmählich aber überwächſt er denſelben. Schenkel weiſt nach, wie Schleiermacher in den Briefen über die „Lucinde“ dem Freunde einen reinern und tiefern Sinn unterlegte, und ohne die Gefahr zu verdecken, die hier literariſch wie in der Liebe zu der Gattin des Predigers Grunow ſittlich für Schleiermacher vorhanden war, zeigt er, wie derſelbe die Conflicte durchkämpft. Die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ ſind ein Erzeugniß der Geiſtesrevolution jener Tage, reich an kühnen Wendungen, oft noch mehr ſchäumender brauſender Moſt als klargegorener Wein, aber voll Feuer, ein geniales Buch, das den ſchlafenden Keim der beſſern Menſchheit wecken und mahnen ſollte, das gemeine Leben in ein höheres zu verwandeln. Die Religion iſt etwas ganz anderes als eine Sammlung von Lehrſätzen; ſie iſt das Gefühl des Unendlichen, das Bewußtſein des Ewigen, das jeder durch innere Erfahrung in ſeiner Seele finden kann, ſie iſt ein perſönliches Leben des Endlichen im Göttlichen. In ſeinem Herzen, in der unmittelbaren Einheit der Anſchauung und Empfindung, im Gemüth wird der Menſch des Göttlichen inne; nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, ſondern welcher keiner bedarf und wol ſelbſt eine machen könnte; mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig ſein in jedem Augenblick, das iſt die Unſterblichkeit. Was die Gebildeten bisher für Religion genommen, das iſt nur ein todter Niederſchlag derſelben. Die Unterſcheidung von Religion und Dogmatik, von Frömmigkeit und dem Fürwahrhalten überlieferter Satzungen, worauf Leſſing ſchon hingewieſen, ſie ward von Schleiermacher mit jugendlicher Begeiſterung vollzogen. In den „Monologen“ ſtellte er ſich auf das eigene Selbſt; ſie athmen Freiheit, wenn die „Reden“ das Abhängigkeitsgefühl von Gott betont hatten; die Unabhängigkeit der menſchlichen Perſönlichkeit, des ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins von der Außenwelt, die Eigenthümlichkeit der Individualität, kraft welcher jeder Menſch auf originelle Art die Menſchheit darſtellt und ein inneres Urbild in zeitlicher Entwickelung verwirklicht, wird hier ſchwungvoll in rhythmiſcher Proſa gefeiert. Schenkel ſagt, daß Schleiermacher dieſe „Monologe“ geſchrieben habe, wie Goethe ſeinen „Werther“, um ſich aus einer ſchweren Kriſe des Geiſtes und Gemüths zu befreien:

> Er mußte aus ſeinen krankhaften Stimmungen auf ſeinen geſunden innern Kern, von ſeinem leidenſchaftlich erregten äußern Menſchen auf die allen Stürmen unzugängliche ewige Idee ſeines innern Menſchen ſich zurückziehen, er mußte in das Heiligthum ſeiner Perſönlichkeit ſich flüchten.

Die Ueberſetzung Plato's ward begonnen; die Grundlinien der Kritik der bisherigen Sittenlehre wurden geſchrieben, voll ſchneidiger Feinheit, aber ohne den hiſtoriſchen Geiſt, der auch das Einſeitige und noch Unvollendete als Entwickelungsmoment anerkennt und verſtehen lernt. Schleiermacher war von Berlin nach Stolpe verſetzt worden, 1804 ward er als Profeſſor nach Halle berufen. Hier arbeitete er ſich lehrend in die theologiſche Wiſſenſchaft hinein und ſuchte in einer neuen Ausgabe der „Reden“ manchen Misverſtändniſſen zu begegnen, indem er offen ausſprach, wie er ſtets mit ſeiner Denkart von den Ungläubigen für einen Schwärmer, von denen, die ſich in der Knechtſchaft des Buchſtabens befinden, für einen Ungläubigen werde gehalten werden. Er hofft auf eine Erneuerung des Chriſtenthums in der Lehre wie in der Verfaſſung der Kirche, und ſchrieb an Gaß:

> Nur in Revolutionszeiten, wo ein beſſerer Geiſt das Ganze durchſchüttelte, und hernach in revolutionären Menſchen findet ſich das Rechte. Ueberall aber ſchließt ſich ſehr bald in Maſſe das Falſche und Leere an; es erſcheint nur immer in einer andern Geſtalt, weil es ſich nach dem Geiſte der Zeiten richtet.

Religion und Philoſophie, Freundſchaft und Liebe hatten ſeither Schleiermacher bewegt, jetzt forderte auch das Vaterland ſeine Rechte, und ſeit 1806 ſteht er im Kreiſe der Patrioten, die eine Erhebung Deutſchlands anbahnten, die Fremdherrſchaft brachen und dann für eine freie Geſtaltung des öffentlichen Lebens ſtritten und litten. Nun predigte er nach Art der alten Propheten, die ja auch ihrem Volk die Zeichen der Zeit deuteten und im Unglück wie im Sieg auf die göttliche Gerechtigkeit und ihre Gerichte, auf die ſittliche Weltordnung hinwieſen. Die Stellen, die Schenkel aus ſolchen Predigten mittheilt, offenbaren uns die Geſinnung, aus welcher das religiöſe wie das politiſche Leben Deutſchlands wiedergeboren ward; wie bald der freudige Aufſchwung gehemmt und verkümmert ward, hat auch Schleiermacher durch Verleumdung und Verfolgung an ihm ſelbſt erfahren. Er ſah, daß ein allgemeiner Kampf nach innen und außen gekämpft werden müſſe; „gib uns jetzt einen Knaben“, ſchrieb er der Gattin ſeines Freundes Willich, die er ſelbſt nach deſſen frühem Tode heirathete — „die künftige Zeit wird Männer brauchen, und Söhne, wie ich ſie von Euch erwarte, muthig, froh, beſonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köſtliches Gut ſein.“ Und an Willich: „Die Zuchtruthe muß nun ſchon über alles gehen, was deutſch iſt; nur unter dieſer Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entſtehen. Wohl denen, die es erleben; die aber ſterben, daß ſie im Glauben ſterben!“ Er hatte noch in Halle das Geſpräch „Die Weihnachtsfeier“ verfaßt, das die Vertreter der verſchiedenen theologiſchen Richtungen friedlich vor dem Weihnachtsbaum ihre Gedanken austauſchen läßt über das Feſt und über Jeſus ſelbſt; jeder von uns, ſo iſt ſeine eigene Anſicht, ſchaut in der Geburt Chriſti ſeine eigene höhere Geburt an; mag von Jeſu äußerm Leben die Kunde noch ſo unzureichend ſein, die Ueberlieferung vor der Kritik nicht beſtehen: wir haben die Erfahrung eines geſteigerten Daſeins, die auf keinen andern Anfang als auf ihn zurückzuführen iſt. Schleiermacher wandte daneben ſeine eigene an Plato ausgebildete philologiſch-kritiſche Meiſterſchaft auch auf neuteſtamentliche Schriften an, die in keiner andern Art wiſſenſchaftlich zu behandeln ſeien als jedes andere Buch auch.

Die Univerſität Halle ward nach der Schlacht bei Jena ſo gut wie aufgelöſt; 1807 ward ſie von Preußen losgeriſſen und dem neuen Königreich Weſtfalen zugetheilt; da ging Schleiermacher nach Berlin, und dort wehte die Morgenluft. Stein lenkte den Staat, man wußte, daß nur tapfere freiere Geiſter ihn retten konnten, und ſolchen ward in Berlin ſelbſt durch die neugegründete Univerſität ein Wirkungskreis angewieſen. Schleiermacher hatte über die Einrichtung derſelben ſein Gutachten abgegeben; mit

ichte, Savigny, F. A. Wolf, Böckh, Ritter und Hegel ehört er zu ihren größten Lehrern. Zugleich predigte er n der Dreifaltigkeitskirche, und die „Kurze Darſtellung s theologiſchen Studiums“ gab die erſte ſyſtematiſche ntwickelung ſeiner reformatoriſchen Gedanken. Er hielt ilоſophiſche Vorleſungen neben den theologiſchen; in ſeir „Dialektik“ ſprach er unumwunden aus, daß alles iſſen auf dem vernünftigen Denken ruht und daß die heologie auf den Rang einer Wiſſenſchaft nur dann nſpruch hat, wenn ſie ſich von dem Banne der Traition loszumachen wagt. Scharnhorſt, Arndt, Gneiſenau urden ſeine Freunde; mahnend und tröſtend ſprach er ihrem Sinne von der Kanzel zum Volk. Er ſelber hm an den Uebungen des Landſturms theil. Ein poiſch geeinigtes Deutſchland unter Preußens Führung d mit einer freien Verfaſſung, welche die wahren Reäſentanten der öffentlichen Meinung an die Spitze bringt, r ſein Wunſch und Ziel; ſeine muthige journaliſtiſche irkſamkeit zog ihm Verweiſe, ja Drohungen zu, daß er geſetzt werde; er benahm ſich der Polizei gegenüber nſo klug als tapfer. Man vergißt immer wieder zu ht, wie viel Ringen und Dulden es gekoſtet hat, bis Deutſchland endlich die nothwendigen Bedingungen Staatslebens: Preßfreiheit, Vereinigungsrecht, öffente Gerichte und Volksvertretung, erworben worden ſind. wenn Schleiermacher wenige Wochen vor der Schlacht Leipzig jene Drohung hören mußte, ſo galt es ſchon .4, dem Geheimrath Schmalz entgegenzutreten, der das langen nach nationaler Einheit und conſtitutioneller iheit bereits als Auflehnung gegen Thron und Altar ncirte. Später, bei der Demagogenhetze ward auch leiermacher in die politiſchen Unterſuchungen hineingen. Und wie er ſtets der ſcharfe Dialektiker, der tluſtige Kämpfer für Wahrheit und Freiheit blieb, hat Schenkel ausführlich im einzelnen geſchildert; die n der Lutheraner und Reformirten, die Arbeiten für Kirchenverfaſſung mit Betheiligung der Gemeinden, vom König und den Hoftheologen beliebte Gottesdienſtung erweckten Schleiermacher's Kraft bald zu eifriger erung, bald zu unverdroſſenem Widerſpruch. Auch nnte am Abend ſeines Lebens ſagen: Vivere est are.

Die „Glaubenslehre“ war die reife Frucht ſeines bens, die freie Wiſſenſchaft und das religiöſe Gemüths-, die chriſtliche Religion, zu vereinigen. Daß der be die ſchärfſte Prüfung aushalten müſſe, war ſein ndſatz, „weil niemand, der Göttliches glauben will, chungen, alte oder neue, fremde oder eigene, ſoll en wollen“. Daß dies Buch eine neue Epoche des giſchen Studiums bezeichne, ſchrieben Gaß und de bei ſeinem Erſcheinen, und Schenkel ſagt, „daß es Chriſtenthum eine neue Zukunft in der modernen zu bereiten die Beſtimmung und den Beruf hat“; Schwarz nennt es ein architektoniſches Meiſterwerk, welchem in der ganzen Literatur nur noch Calvin's tutio“ verglichen werden könne. Schleiermacher trennt om kirchlichen Dogmatismus, wenn er nicht ſchola- Lehrſätze, theologiſche Meinungen, ſondern die from- Gemüthszuſtände ſchildern will, welche im chriſtlichen vorkommen. Die Gemeinſchaft mit Gott, die Einigung unſers Willens mit dem ſeinigen iſt das Heil, das Leben in Gott iſt Seligkeit — dies iſt die perſönliche Erfahrung des religiöſen Menſchen; ſoll der Glaube ſelig machen, können wir im Sinne Schleiermacher's ſagen, ſo iſt er die Aufnahme des Ewigen, der Wahrheit und Liebe in das Gemüth, ſo kann nur das ein Glaubensſatz ſein, was ſeine heilbringende, beglückende Macht im Herzen und Geiſt bewährt, und das muß jeder an ſich ſelbſt erfahren können. Wenn aber die Kirchenlehre einen Knäuel ungelöſter Widerſprüche, z. B. in der Formulirung der Dreieinigkeitslehre, hinſtellt und hinzufügt: wer ſelig ſein will, der denke ſo von der Dreieinigkeit — ſo prüfe ſich jeder, ob dieſe Formel irgend von Einfluß auf ſeine Sittlichkeit, auf die Läuterung ſeines Willens, die Erhebung ſeines Gemüths iſt; wenn ſie es nicht iſt, dann gehört ſie der Dogmengeſchichte an, aber nicht der gegenwärtigen Religion. Schleiermacher hat mit allem magiſch Wunderbaren, allem äußerlich Geſchichtlichen aufgeräumt: nur was heute und immerdar in der Seele erfahren werden kann, das iſt Sache des lebendigen Glaubens. Sein Gott iſt auch nicht der jenſeitige des Theismus, ſondern er hält die Wahrheit des Pantheismus feſt, daß Gott der Unendliche iſt, in welchem wir weben und ſind, der in der Welt ſich offenbart, ihr einwohnt, nicht von außen in ſie eingreift; der Gott der Willkür, der Wunder, der äußerlichen Offenbarung wird zu einem Gott, der durch die Weltordnung ſelbſt den Zuſammenhang alles Lebens begründet, ſtetig die Welt durchdringt; die Verwirklichung der Idee des Guten iſt der Weltzweck, und unſere ſittliche Aufgabe, dieſen in unſern Willen aufzunehmen und erfüllen zu helfen. In Jeſus ſah Schleiermacher das Urbild des Menſchen; in ihm iſt die Einigung mit Gott zum erſten mal mit voller Energie verwirklicht, von ihm iſt das Heil, die Verſöhnung mit Gott ausgegangen, der wir uns theilhaftig wiſſen; ſo iſt er der Mittler und das Haupt der erlöſten Menſchheit, die Erlöſung aber iſt ein ſittlicher Proceß perſönlich freier Aneignung der Vollkommenheit und Seligkeit Chriſti. Es iſt hier — und auch Schenkel verkennt es nicht — die Schleiermacher'ſche Subjectivität, welche manches, das ihr in der Virtuoſität des Lebens und Erkennens zu perſönlicher Ueberzeugung geworden, ohne weitern Erweis zur allgemeingültigen Vorausſetzung macht. Und ſo hat es der vorausſetzungsloſen unerbittlichen Kritik von Strauß wie der Forſchungen der Tübinger Schule bedurft, um den Schutt der Vergangenheit hinwegzuſchaffen und reinen Boden für einen Neubau zu gewinnen. Mit dieſem haben die jüngſt verſtorbenen Weiße, Rothe, Bunſen begonnen; und die an ihm arbeiten, ſie thun es auf dem Grunde, den Schleiermacher gelegt hat.

Schleiermacher ſchrieb 1830:

> Wenn unſere evangeliſche Kirche nicht bald in eine Lage verſetzt wird, daß ſich ein friſcher Gemeingeiſt in ihr entwickeln kann, und wenn die beſchränkende Behandlung unſerer Hochſchulen und unſers öffentlichen geiſtigen Verkehrs noch länger fortgeſetzt wird, ſo ſind unſere Hoffnungen taube Blüten geweſen und die ſchöne Morgenröthe hat nur Unwetter bedeutet. Es werden dann lebendige Frömmigkeit und freiſinniger Muth aus dem geiſtlichen Stande immer mehr verſchwinden, Herrſchaft des todten Buchſtabens von oben, ängſtliche geiſtloſe Sektirerei von unten werden ſich einander immer mehr nähern, und aus ihrem Zuſammenſtoß wird ein Wirbelwind entſtehen,

Digitized by Google

der viel rathloſe Seelen in die aufgeſpannten Garne des Jeſuitismus hineintreibt und den großen Haufen bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit abſtumpft und ermüdet. Die Zeichen, die dies verkünden, ſind deutlich genug; aber ausſprechen ſollte doch jeder bei jeder Gelegenheit, daß er ſie ſieht, zum Zeugniß über die, die ihrer nicht achten.

In zwei Sendſchreiben an Dr. Lücke verbreitete ſich Schleiermacher über die neue Bearbeitung ſeiner „Dogmatik“ für eine zweite Auflage. „Wir werden lernen müſſen uns ohne vieles zu behelfen, was viele noch gewohnt ſind als mit dem Weſen des Chriſtenthums unzertrennlich verbunden zu denken.“ Wie lange werde der altteſtamentliche Schöpfungsbericht ſich noch halten gegen die Gewalt einer auf wiſſenſchaftliche Combinationen gegründeten Weltanſchauung? Wie lange würde es noch währen, daß die neuteſtamentlichen Wunder neuen Angriffen erliegen?

Wenn Sie den gegenwärtigen Zuſtand der Naturwiſſenſchaft betrachten, wie ſie ſich immer mehr zu einer umfaſſenden Weltkunde geſtaltet, von der man vor noch nicht gar langer Zeit keine Ahnung hatte, was ahnt Ihnen von der Zukunft, ich will nicht einmal ſagen für unſere Theologie, ſondern für unſer evangeliſches Chriſtenthum? Ich ſage für unſer evangeliſches; denn ein romaniſches kann man freilich immer haben. Wenn man mit dem Schwert dreinſchlagen kann gegen die Wiſſenſchaft, wenn man im Beſitz aller äußern Hülfsmittel ſich einzäunen kann gegen allen Angriff geſunder Forſchung, und nun drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufſtellen, die allen draußen als ein weſenloſes Geſpenſt erſcheint, dem ſie aber doch huldigen müſſen, wenn ſie einmal ordentlich begraben ſein wollen, ſo braucht man ſich freilich nichts anfechten zu laſſen, was irgend auf dieſem Gebiete geſchehen mag.

Er wendet ſich an das nachwachſende Geſchlecht:

Wollt ihr euch dennoch hinter den Außenwerken (der Wunder und des Buchſtabens) verſchanzen und euch von der Wiſſenſchaft blokiren laſſen? Das Bombardement des Spottes, welches dann auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen; denn das wird auch euch, wenn ihr nur Entſagung genug habt, wenig ſchaden. Aber die Blokade! Die gänzliche Aushungerung von aller Wiſſenſchaft, die dann, nothgedrungen von euch, eben weil ihr euch ſo verſchanzt, die Fahne des Unglaubens aufſtecken muß! Soll der Knoten der Geſchichte ſo auseinandergehen: das Chriſtenthum mit der Barbarei und die Wiſſenſchaft mit dem Unglauben? Viele freilich werden es ſo machen, die Anſtalten dazu werden ſchon ſtark genug getroffen, und der Boden hebt ſich ſchon unter unſern Füßen, wo dieſe düſtern Larven auskriechen wollen, von enggeſchloſſenen religiöſen Kreiſen, welche alle Forſchung außerhalb jener Umſchanzungen eines alten Buchſtabens für ſataniſch erklären.

Die Larven ſind ausgekrochen, die theologiſche Reaction hat im Proteſtantismus die Umkehr der Wiſſenſchaft verlangt, ſie hat im Katholicismus durch den Syllabus jeden verworfen, der eine Ausgleichung mit der modernen Wiſſenſchaft und der politiſchen Freiheit für möglich halte; der Materialismus hat die Fahne des Unglaubens aufgepflanzt, und die ſind eine kleine Gemeinde, welche ſich beſtreben, mit den ſittlich-religiöſen Wahrheiten, die Chriſtus ſelbſt in einfachen Worten ausgeſprochen, und mit ſeinem vorbildlichen Leben die Ergebniſſe der Natur- und Geſchichtsforſchung in Zuſammenhang zu bringen und eine der Gegenwart gemäße Religionswiſſenſchaft daraus zu entwickeln. Schleiermacher ſelbſt hat geſchrieben:

Wenn die Reformation nicht das Ziel hat, einen ewigen Vertrag zu ſtiften zwiſchen dem lebendigen chriſtlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelaſſenen, unabhängig für ſich arbeitenden wiſſenſchaftlichen Forſchung, ſodaß jener nicht dieſe hindert und dieſe nicht jenen ausſchließt: ſo leiſtet ſie den Bedürfniſſen unſerer Zeit nicht Genüge, und wir bedürfen noch einer andern, wie und aus was für Kämpfen ſie ſich auch geſtalten möge.

Der Verſuch, den Kritzler macht (Nr. 3), Humanität und Chriſtenthum, Cultur und Kirche zu verſöhnen, iſt wohlgemeint, leidet aber etwas an jener Vermittelungstheologie der milden Phraſe, welche die Gegenſätze abſchwächt und vertuſcht. Der Gedanke, welcher den Verfaſſer leitet, iſt gut. Er ſieht in der Natur ein Stufenreich, die in unendlicher Verkettung fortſchreitende, von dem Niedern zum Höhern ſich organiſch entfaltende und gliedernde Welt, und ſchließt, daß dies nicht ſein könne ohne ein Geſetz, welches Anfang und Ende beſtimmt, und daß dieſes Geſetz darum kein blindes, ſondern nur ein vernünftiger Wille ſein könne. Auch erzeugt nicht das Niedere das Höhere, weil da die Wirkung ſtets größer wäre als die Urſache, ſondern das höhere Princip verwirklicht ſich, indem es das Niedere zu ſeinem Material, ſeinem Organ und ſeiner Bedingung macht. Von dieſem Standpunkt betrachtet Kritzler auch die Geſchichte der Menſchheit, und ſie vollzieht ſich ihm unter der fortwährenden Mitwirkung deſſelben Geſetzes, derſelben ſchöpferiſchen und zweckſetzenden Thätigkeit, die auch in der Natur walten. Und ſo hält er ſich an die fortſchreitende Bildung und zeigt, wie die fromme Geſinnung, die gläubige Hingabe des Gemüths an das Göttliche mit ihr nicht ſtreitet.

Die Widerſprüche der Bildung und Wiſſenſchaft mit der ſeitherigen orthodoxen Kirchenlehre kehrt Haſe (Nr. 4) viel beſtimmter heraus. Er thut es zum Theil in Geſprächen, die ein aufgeklärter Geiſtlicher mit Gemeindegliedern führt, und weiß auf dieſe Art die Evangelienfrage, die Auferſtehung Jeſu, die Civilehe, den Teufelsglauben lichtvoll zu erörtern, die Schriften über das Leben Jeſu zu charakteriſiren und auseinanderzuſetzen, daß die Wunder nicht der Geſchichte, ſondern der Sage, nicht der Wirklichkeit, ſondern der Phantaſie angehören. Er zeigt, wie die Religioſität, die Geſinnung der Liebe, die Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Idealen, die Vollbringung des Guten durch die Wiſſenſchaft nicht beeinträchtigt werden und ſich innerhalb der neuen Weltanſchauung viel beſſer vollziehen als in den engen Schranken der dogmatiſchen Ueberlieferung.

Mit voller Ausführlichkeit und Gründlichkeit hat endlich Schenkel ſeine treffliche Biographie Schleiermacher's durch das obengenannte Buch (Nr. 2) ergänzt, in welchem er die Kirche in der freien Gemeinde ſieht, der Ueberlieferung gegenüber das volle Recht kritiſcher Forſchung geltend macht und in der rein menſchlichen Hoheit Jeſu gerade das Göttliche erkennt und darſtellt. Der Ertrag der theologiſchen Gelehrſamkeit ſoll dem Volk zugute kommen, im Bewußtſein der Gegenwart ſelbſt ſoll das Weſen des Chriſtenthums, das Bleibende und Unvergängliche, das Heil der ſittlichen Wahrheit friſch und muthig gegründet werden. Viele andere haben die Anregungen von Schleiermacher nur benutzt, um die alten Dogmen zu galvaniſiren oder aufzuſchminken; ſeine echten Jünger ſind Männer wie Schenkel und Schwarz, und es iſt ſeltſam, wenn man die Vertreter des Aberglaubens und des Unglaubens die Ganzen, diejenigen aber die Halben nennt

ill, welche gerade das Ganze wollen, die Wiſſenſchaft nd die Erhebung des Gemüths, die gleichmäßige Rich- ing des Herzens und der Geſinnung wie des Kopfes und des Verſtandes auf das Wahre und Gute, auf die natürliche und ſittliche Weltordnung.

Moriz Carrière.

Feuilleton.

us der deutſchen Schriftſteller- und Gelehrtenwelt.

Der proviſoriſche Vorſtand des Vereins deutſcher chriftſteller und Tonſetzer hat an die deutſchen dra- atiſchen Schriftſteller ein Exemplar der „Vereinsſtatuten“ ge- idet, welche die k. k. Regierung genehmigt hat, und ſie zum eitritt in dieſen Verein eingeladen. Er bemerkt dabei, daß der rein, zu dem eben die unterzeichneten, zufällig in Wien leben- i Autoren den erſten Impuls gegeben haben, nichts weniger be- ſichtigt, als ein excluſiv öſterreichiſcher zu ſein, ſondern ſein deihen allein in dem Anſchluß aller deutſchen Kunſtgenoſſen trebt und zu finden hofft. Deshalb betrachten die Vorſtands- glieder die bisher getroffenen, als Vereinsbaſis nothwendigen ſtimmungen lediglich als proviſoriſche und laden die dra- tiſchen Autoren ein, an einer conſtituirenden Verſammlung tzunehmen und auf derſelben den Verein und ſeine Lei- g endgültig feſtzuſtellen. Als paſſenden Zeitpunkt glauben die erſten Septembertage annehmen zu ſollen, an welchen Künſtlerfeſt in Wien artiſtiſche Genüſſe und erleichterte ſegelegenheit darbietet; der beſtimmte Tag hierfür wird durch Blätter rechtzeitig veröffentlicht werden.

Aus den Statuten erwähnen wir als die wichtigſten Pa- raphen die §. 3, 4, 5 und 6:

„§. 3. Der Zweck des Vereins iſt, die Autorrechte ſeiner glieder gegenüber den Bühnenvorſtänden rückſichtlich der führung ihrer Werke zu vertreten, zu ſchützen und zu ver- ten.

„§. 4. Jeder Autor, welcher dem Vereine beitritt, über- t durch ſeine ſchriftliche Beitrittserklärung für die Dauer r Mitgliedſchaft dem Vereine unwiderruflich das Recht, alle Bühnenwerke, über welche er das unbedingte Eigenthums- noch beſitzt, nur durch den Verein und nur unter den tenmäßigen Bedingungen den Bühnen zur Aufführung zu geben. Er iſt vom Zeitpunkte ſeines Eintritts an ver- htet, jedes von ihm neu verfaßte und mit ſeinem Namen chnete Bühnenwerk dem Vereine anzuzeigen, der in einem ten Kataloge ſämmtliche ihm angezeigte Bühnenwerke zu ichnen hat. Läßt ein Mitglied des Vereins ein Bühnen- anonym oder pſeudonym erſcheinen, ſo ſteht es ihm frei, n Mitglied des Vorſtandes unter Verpflichtung zur ſtreng- Verſchwiegenheit ſeinen Namen zu nennen und das Werk Namen im Vereinskataloge anzuzeigen, oder aber es direct Bühnen, jedoch nur unter den Bedingungen zu überlaſſen, elchen der Verein für ſeine Katalogwerke die Bühnenvor- e verpflichtet.

„§. 5. Jedem Vereinsmitglied bleibt jedoch das Recht halten, rückſichtlich aller oder einiger Bühnen für alle einzelne ſeiner Werke höhere Honorarbedingungen zu i als diejenigen, die der Verein im allgemeinen feſtgeſetzt Er hat ferner das Recht, die Bühnen zu beſtimmen, an er ſein Werk zuerſt aufgeführt werden ſoll, und diejenigen, e er etwa von dem Aufführungsrechte ausſchließen will. von einem Vereinsmitgliede kraft dieſer ſeiner vorbehalte- echte geſtellten beſondern Anforderungen haben jedoch nur ng von dem Tage der Mittheilung an den Verein an; ben keine rückwirkende Kraft auf die vom Vereine über Werke bereits getroffenen Verfügungen und eingegangenen ndlichkeiten.

„§. 6. Hinſichtlich der Honorarbedingungen, unter wel- ine Bühne das Aufführungsrecht auf ein Werk des Ver- talogs einzig rechtsgültig erwerben kann, haben folgende mmungen zu gelten:

„A. Eine Honorarzahlung ein für allemal wird nur von ſtabilen Bühnen angenommen. Der Verein hat ein Ver- ß dieſer Bühnen zu führen und das für jede derſelben obligate und vor der Aufführung des Stücks zu entrichtende Honorar zu beſtimmen.

„B. Alle nicht in jenem Verzeichniſſe namhaft gemachten Bühnen, als da ſind: die größern Stadt- und ſämmtliche Hoftheater, erlangen das Aufführungsrecht auf ein Werk des Vereinskatalogs nur gegen Tantièmen, d. h. gegen Zahlung einer Percentualquote der Bruttoeinnahme einſchließlich des Abonnements für eine jede Vorſtellung. Der Verein nimmt die in den bereits beſtehenden Tantièmegeſetzen für die Hofbühnen von Wien, Berlin und München feſtgeſetzten Percentualquoten rückſichtlich dieſer Hofbühnen an; für alle andern in Alinea B bezeichneten Bühnen beſtimmt er: a. für ein Stück, das einen ganzen Theaterabend ausfüllt, eine Tantième von 10%, b. für ein Stück, das zwei Drittheil des Abends füllt, ein Tantième von 6%, c. für ein Stück, das ein Drittheil des Theaterabends ausfüllt, eine Tantième von 3%, d. für ein Stück noch kleinern Umfangs eine Tantième von 2%.

„C. Die Vereinsleitung kann mit Zuſtimmung des Autors in beſondern Fällen den Tantièmenſatz ausnahmsweiſe ermäßigen.“

Das Autorrecht wird von dem Verein noch zehn Jahre nach dem Tode des Autors gewahrt. Der Jahresbeitrag beträgt 3 Fl. Der Vereinsagent erhält eine Proviſion von 5%, womit die Mitglieder des Vereins nach Maßgabe ihrer Autorenerträgniſſe belaſtet bleiben.

Der wiener proviſoriſche Vorſtand hat tüchtig gearbeitet und eine Grundlage geſchaffen, die im weſentlichen nur geringer Modificationen bedarf.

Weniger Erfreuliches iſt von dem Allgemeinen deutſchen Schriftſtellerverein zu berichten, aus welchem die leipziger Mitglieder Prof. Wuttke, Robert Schweichel, Wilhelm Obermüller, Prof. Pazzati und Dr. Sandbank ausgeſchieden ſind; der Grund dieſes Austritts liegt darin, daß in der dresdener Generalverſammlung der leipziger Antrag, „in den Vorſtand Delegirte der beſtehenden Local-Schriftſtellervereine zu wählen“, abgelehnt und kein einziger leipziger Schriftſteller in den Vorſtand gewählt wurde. Die Leipziger klagen über „Coterieweſen“, über das „Uebergewicht der Berliner“, während dieſe gewiß gegen die Leipziger feceſſiv in montem Aventinum auch heftige Angriffe richten werden. Daß Prof. Wuttke übrigens ein ganz beſonderes „Seceſſionstalent“ beſitzt, hat er bei mehrfacher Gelegenheit bewieſen.

Noch ſchwerer als die Dichter ſind jedenfalls die deutſchen Philoſophen unter einen Hut zu bringen, und der für die letzten Tage des September nach Prag berufene Philoſophencongreß würde gewiß ein modernes Babel werden, wenn die Anhänger von Hegel und Schopenhauer, die neuen Atheiſten und Theoſophen, noch dazu alle in ihren eigenthümlichen Schulausdrücken, eine Debatte über philoſophiſche Fragen eröffneten. Doch iſt das nicht zu befürchten, denn der Congreß wird in der Hauptſache eine Art Familientag der Krauſeaner ſein, mit dem Zweck „nicht den analytiſch-regreſſiven (!) Theil Krauſe's den verſchiedenen Philoſophenſchulen ungeprüft aufzudrängen, wohl aber ſie zu überzeugen, daß die vereinte Prüfung deſſelben, die nicht nur ein philoſophiſches, ſondern ein allgemein wiſſenſchaftliches Intereſſe iſt, fortan eine Nothwendigkeit und für ſie eine philoſophiſche Ehrenaufgabe geworden iſt“.

Bibliographie.

Baſſewitz, C., Gedichte. Hoexter, Andreae. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blüthen der Erinnerung an Carl Thdr. v. Dalberg und J. H. v. Weſſenberg. Bühl. 1867. 8. 18 Ngr.

Bobeck, O., Geiſtliche Lieder und Gedichte gemiſchten Inhalts. Berlin, Beck. 16. 5 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenſchwangau.

Roman und Geſchichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Wie dieſer neue Roman Gutzkow's gleich im Beginn ſeines Erſcheinens die lebhafteſte Spannung erregte (vom erſten Bande wurde ſofort eine zweite Auflage nothwendig), ſo wird derſelbe nach ſeiner nunmehrigen Vollendung die Theilnahme der deutſchen Leſewelt gewiß auch allſeitig befriedigen. Die Redaction der Leipziger Zeitung äußerte ſich: „Derſelbe, eine Frucht wahrhaft eminenter hiſtoriſcher Studien, ein Zeugniß der edelſten deutſchen Geſinnung, in der Form von vollendeter Meiſterſchaft, nimmt nicht allein unter den literariſchen Schöpfungen des Verfaſſers einen hervorragenden Platz ein, ſondern dürfte auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in ſeiner Art unerreicht daſtehen." Der Roman ſpielt im Zeitalter der Reformation. Kaiſer und Reich, Fürſten und Städte, Wiſſen und Leben deutſcher Nation kämpften in jener Zeit um dieſelben unveräußerlichen Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutſchen Volks gilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karte von Deutschland

und den angrenzenden Ländern bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest.

Mit genauer Angabe der Eisenbahnen.

Entworfen und gezeichnet

von

Henry Lange.

Neu revidirte Ausgabe.

Cartonnirt 1 Thlr.

Diese nach einer sehr zweckmässigen Projection entworfene und mit den neuesten Veränderungen versehene Karte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die gesammten mitteleuropäischen Staaten. Sie kann namentlich als zuverlässiger Reisebegleiter empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Indiſche Sprüche.

Ueberſetzt von

Otto Böhtlingk.

In einer Blumenleſe herausgegeben von ſeiner Schweſter.

8. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.

Vorliegende Auswahl aus dem großen Werke des berühmten Orientaliſten Otto Böhtlingk von der Hand ſeiner Schweſter bietet die ſchönſten Perlen gnomiſcher Weisheit der Indier dar und wird gewiß in vielen Kreiſen willkommen ſein.

Durch die elegante Ausſtattung eignet ſich das Buch vorzüglich auch zu einem Geſchenk für die gebildete Frauenwelt.

Ein neues illuſtrirtes Prachtwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben von

Karl Ruß.

Mit Illuſtrationen von Robert Kretſchmer.

Gr. 8. In elegantem Umſchlage 3 Thlr. Prachtvoll gebunden 4 Thlr.

Dieſes neueſte Werk von Karl Ruß bietet anziehende und lebendige Schilderungen des einheimiſchen Naturlebens; es zeichnet ſich durch genaue Beobachtung und gründliche Kenntniß ſowie durch treue und liebevolle Auffaſſung der Natur in hervorragender Weiſe aus. Die ſinnigen Schilderungen des Verfaſſers erhalten durch Robert Kretſchmer's lebensvolle Illuſtrationen noch einen beſonders feſſelnden Reiz.

Das Werk verdient ſomit die Beachtung der Naturfreunde wie aller gebildeten Kreiſe als ein anregendes Unterhaltungsbuch. Bei ſeiner ſchönen typographiſchen und artiſtiſchen Ausſtattung darf es als ein werthvolles, ſicher willkommenes Feſtgeſchenk empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taſchen-Wörterbuch

der

italieniſchen und deutſchen Sprache.

Von Dr. **Franceſco Valentini.**

Sechste Auflage.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italieniſch-Deutſcher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Deutſch-Italieniſcher Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon ſeit einer langen Reihe von Jahren iſt Valentini's italieniſches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutſche wie für Italiener, als eins der vorzüglichſten geſchätzt. Wie feſt ſich das Werk in der Gunſt des Publikums behauptet, zeigt das Erſcheinen der vorliegenden ſechsten Auflage. Durch den ſehr billigen Preis wird die Anſchaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und Lithographien.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des berühmten Verfassers der vierte Band. Derselbe enthält den Besuch der Provinz Rio grande do Sul, die Reisen von Rio de Janeiro nach Sao Pedro do Rio grande, von Rio grande do Sul nach Rosario, und von Rosario nach Catamarca.

Mit dem unter der Presse befindlichen fünften Bande wird das ebenso werthvolle als interessante Werk vollständig vorliegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

[L]iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 33. — 13. Auguſt 1868.

[In]halt: Ein neuer Band von Lingg's Epos „Die Völkerwanderung". Von Rudolf Gottſchall. — Neuere dramatiſche Literatur. [Von] Feodor Wehl. Zweiter Artikel. (Beſchluß.) — Zur Kaiſergeſchichte Frankreichs. Von Rudolf Doehn. — Badeliteratur. [Von] Karl Ruß. — Feuilleton. (Internationaler literariſcher Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien; Artiſtiſches; Franz Pfeiffer's letzte Arbeit.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer Band von Lingg's Epos „Die Völkerwanderung".

Völkerwanderung. Epiſche Dichtung von Hermann Lingg.
rittes Buch. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie gern möchten wir den Nipptiſchtalenten der Gegen-
t, die ſich in verbrauchten Gefühlenverzetteln, zuru-
Seht her, hier iſt ein Rieſenbau aus grandioſen
iderſteinen der Dichtung! Hier iſt das Werk eines
igen Talents, welches den großen Geſtalten der Ge-
hte gerecht zu werden weiß und ihnen ein unvergäng-
s Pantheon gründet! Hier iſt ein unwiderſprechlicher
eis dafür, daß das Epos keineswegs in das alte
der Poetik geworfen werden muß, ſondern noch
itt mit herzerſchütterndem Vollklang, mit Größe und
ſtät, daß der Roman es nicht zu verdrängen ver-
weil dieſem der Adel der Form, der Lapidarſtil,
ich in das Gedächtniß einprägt, die Kraft und Kühn-
ichteriſcher Darſtellung fehlen.

eider iſt uns dies unmöglich gegenüber dem Werk
Dichters, deſſen Bedeutung wir erſt jüngſt in der
echung ſeiner neuen Gedichte warm anerkannten,
über dieſer hiſtoriſchen Reimchronik der Völkerwan-
g, einem durchaus kunſtloſen poetiſchen Geſpinſt,
irgends haftet, ſondern haltlos wie Alterweiberſom-
n den Lüften umherflattert, ein Geſang nach dem
t, nichts als ſchwebende Fäden, die zu haſchen er-
. Wir haben uns über die Geſtaltloſigkeit dieſer
ins Weite hinausſteuernden Säcularchronik mit
immer neuen Helden, die wie die Drachenſaat des
is aus der Erde ſchießen, dieſer aneinandergehefte-
ilderbogen mit den fortwährenden Sprüngen über
und Zeit, über die durch die zahlreichen Vermitte-
lieder nothwendig hereinbrechende Proſa der Dar-
g bereits bei der Beurtheilung der erſten Bände ſo
nd ausgeſprochen, daß uns hier nur übrigbleibt,
en, leider ſehr zahlreichen Belege für unſere Kritik
ziehen, welche dieſer dritte Band bietet.

der That, es wäre zu verwundern, wenn der Pegaſus des Dichters bei dieſem steeple-chase über die Jahrhunderte nicht ſelbſt ermüdete und ſtatt der Funken, die er anfangs ſprühte, ſich nicht damit begnügte nur Staub aufzuwühlen. Spuren ſolcher Ermüdung ſind in dieſem dritten Buch nicht zu verkennen. Wenigſtens treten uns dichteriſche Schönheiten, die uns für die raſtloſe Hetzjagd entſchädigen könnten, noch ſeltener als früher entgegen.

Welch ein großes Stück Geſchichte hat aber auch die Lingg'ſche Muſe in dieſem Bande wieder heruntergearbeitet! Wie viele Epen, wie viele Trauerſpiele für ein minder verſchwenderiſches Talent ſind in dieſen Blättern verſteckt, welche von Lingg wie mit fieberiſcher Haſt umgeblättert werden!

Der erſte Geſang iſt ein Kapitel aus der Geſchichte der Franken, deſſen Held Chlodwig iſt. Wir bedürfen hier einer ganz neuen Expoſition, denn die Handlung wendet ſich nach den verſchiedenſten Seiten. Zuerſt heirathen wir mit Chlodwig's Vater, Childerich, eine thüringiſche Prinzeſſin — denn wir brauchen nicht blos den Taufſchein des Sohnes, ſondern auch den Trauſchein des Vaters —, ziehen mit gegen Syagrius, und begleiten nachher Chlodwig auf dem Brautzug gegen die Burgunden, auf welchem er ſich ſeine Ehefrau Clotilde erobert; wir erfahren auch bald das Schickſal zweier Kinder aus dieſer Ehe. Dann ziehen wir gegen die Alemannen, machen die Schlacht bei Zülpich mit und ſehen, wie ſich Chlodwig zum Chriſtenthum bekehren läßt. Möglicherweiſe laſſen ſich drei Epopöen, die in dieſem Geſang zuſammengeſchachtelt ſind, aus demſelben loslöſen. Der Univerſalhiſtoriker braucht ebenſo viele Seiten wie der Dichter, wenn er dieſen reichhaltigen Stoff einigermaßen im Zuſammenhang erzählen will. Wodurch unterſcheidet ſich nun der Dichter von dem Hiſtoriker? Etwa durch die ottave rime? Wie ſchwach dieſe Unterſcheidung wäre, zeigen Verſe wie die folgenden:

Digitized by Google

Der römiſche Patricier — der dem Frieden
Und ſeinen Künſten nur gelebt — ſein Glück,
Die Götter hatten es zu ſchaun gemieden,
Es ſank — und er erlag dem Weltgeſchick.
In einer Schlacht ward Galliens Los entſchieden,
Syagrius floh aus dem Kampf zurück,
Ward überliefert und nach wenig Tagen
Beim Siegesmahl von Chlodwig's Hand erſchlagen.

Das iſt gereimtes Bulletin, keine dichteriſche Darſtellung. Derartige Strophen kommen häufig genug vor und können durch den einſchmeichelnden Liebreiz der dreifach verſchlungenen Reime nicht aus Meſſing in Gold verwandelt werden.

Da der Dichter aber doch die Verpflichtung fühlt, ſich von dem Hiſtoriker nicht blos durch die äußere Form zu unterſcheiden, ſo ſetzt er hier und da poetiſche Lichter auf und ſucht auf die raſch vorüberziehenden Geſtalten bisweilen den Zauberglanz einer Laterna-magica fallen zu laſſen. Er ſchreibt poetiſche Initialen, wie die erſte Strophe des erſten Geſangs:

Erſchrecklich iſt das Meer, das ſchauervolle,
Mit falſchen Augen blickt's den Himmel an,
Als ob es tückiſch ihn verſchlingen wolle,
Das Meer iſt ſelber ein Leviathan;
Die Blüten ſeiner unfruchtbaren Scholle
Sind Schaum, und ſeine Seele der Orkan,
Doch wird ſein wild und ſchrankenlos Geflute
Beherrſcht nur von der Freiheit und dem Muthe.

Der präludirende Vollklang ſolcher Strophen verſchwindet indeß nur allzu bald gegen die dünne Stimmführung der Chronik. Ein weiteres Hülfsmittel dichteriſcher Darſtellung iſt dann die Ausführung dieſer oder jener Situation en relief. Unter dieſer getriebenen Arbeit befindet ſich manches anſprechende Bild; doch löſt es ſich nicht los vom Grunde, da zu plaſtiſcher Durcharbeitung, zum monumentalen Charakter die Muße fehlt. Solche Reliefbilder ſind „Chlodwig, den die römiſchen Winzer binden“, „Clotilde, welche mit chriſtlicher Geſinnung den Mörder ihres Vaters ſchützt und befreit“, vor allem aber ein mythologiſches Bild, die Auswanderung der altdeutſchen Götter bei Chlodwig's Taufe. Wo es Fresken für ſolche Propyläen des Gedankens zu malen gilt, da hat der Pinſel Lingg's markige Farben, da taucht er dämmernde Geſtalten mit einem leiſen geſpenſtigen Zug in eine gewiſſe träumeriſche Glut; da zeigt ſich's, daß ſein Talent mehr für erhabene Gedankenſymbolik geeignet iſt als für plaſtiſch klare und volle Geſtaltung:

Der alten Heiden Seelen zogen aus
Aus ihren Bäumen, lange Wanderungen:
Die Götter noch bekränzt vom Opferſchmaus,
Mit Mienen, von dem tiefſten Schmerz durchdrungen.
Hier Odin ſelbſt im Wanderhut voraus;
Dann Baldur, leuchtend in den Dämmerungen,
Die Götterfrau'n, die goldgelockumwallten,
Iduna's und der Hertha Huldgeſtalten.

Sie zogen fort aus ihren Buchen, Rüſtern,
Aus ihren Eſchen, Eichen fort, und weit
Hinweg von da; es war ein wiſpernd Flüſtern
Und ein Sich-Suchen in der Dunkelheit;
Zuweilen fuhr ein Blitzſtrahl aus dem düſtern
Und fahlen Herbſtgewölk als Weggeleit.
So kam der Zug bis hin zum Meergeſtade,
Daß man zur Ueberfahrt den Schiffer lade.

Den Fährmann weckt ein Pochen an der Thüre,
Sein Haus betritt in ſpäter Stunde Wer
Und ruft ihn, daß er heut noch überführe
Hinüber nach dem Inſelland im Meer.
Er willfahrt, und da dünkt es ihm, er ſpüre,
Sein Nachen werde wie von vielen ſchwer,
Von vielen Menſchen, die mit überfahren,
Doch keines einz'gen kann ſein Blick gewahren.

Es glänzt der Mond, um ſeine Silberſcheibe
Fliegt nebliges Gewölk herauf, herab,
Als ob es mit am Boote weiter treibe
Und theil an den darein Geladnen hab'!
Der Schiffer merkt, daß nichts von einem Leibe
Da war, was ſeinem Fahrzeug Schwere gab,
Und ſchaudernd ſieht er bei des Windes Säuſeln
Unheimlich ſich die düſtre Welle kräuſeln;

Daß bis zum Borde ſchier die Welle randet,
So tief beſchwert durchfährt ſein Boot die Flut;
Und als er drüben nun am Ufer landet,
Da hört er deutlich und vernimmt es gut,
Wie laut auch um den Fels die Woge brandet,
Daß jener Fremdling mit dem grauen Hut
Die Unſichtbaren, welche mit ihm kamen,
Zu ſich beruft und jeden nennt beim Namen.

Da klangen Namen, einige ſo traut,
Als ob die Sonne nach den Blumen frage,
Und andre klangen groß wie Donnerlaut;
Sie waren ihm bekannt aus mancher Sage,
Die Heldennamen. — Nun der Tag gegraut,
Hub ſich das Boot, als ob es nichts mehr trage,
Und während friſcher Wind die Segel ſchwoll,
Verſank das Eiland in der Flut Geroll.

Einzelne Härten der Sprache, wie:

Sein Haus betritt in ſpäter Stunde Wer —
Und theil an den darein Geladnen hab' —

beeinträchtigen nur wenig den vollen, metallenen Gu[ß] dieſer Verſe. Bedenken erregt nur, daß ſie eine Wiederholung deſſelben mythologiſchen Motivs ſind, das bereits in den zwei erſten Büchern mehrfach, und ſtets unter beſonderer Gunſt der Muſe, benutzt worden iſt.

Chlodwig und die engelgleiche Clotilde verſchwinden mit dem erſten Geſang wieder ebenſo plötzlich, wie ſie aufgetreten ſind. Welches Bild behalten wir von der „Lieblichen, von Lockengold Umwallten?“ Jedenfalls ein ſehr verwaſchenes; denn für dieſe Darſtellungsweiſe wird jede Figur zu einer epiſodiſchen.

Der zweite und dritte Geſang führen uns zum Gothenkönig Theodorich nach Italien; ſein Schiedsrichteramt über die deutſchen Nationen, das Geſchick des Boëthius und der Amalaſuntha werden uns in flüchtig umriſſenen Bildern vorgeführt. Der vierte und fünfte Geſang ſchildert die Thronrevolutionen des Vandalenreichs, welchem der Dichter ſeine beſondern Sympathien zugewendet hat, den Sturz Hilderich's durch Gelimer, den Sturz des letzten und des ganzen Reichs durch Beliſar und die Byzantiner. Im ſechsten Geſang folgen wir dem wechſelnden Kriegsglück in den Kämpfen zwiſchen den Byzantinern und Gothen in Italien, in denen ſich auf der einen Seite Beliſar und Narſes, auf der andern Totilas und Tejas auszeichnen; der ſiebente Geſang führt uns zu den Longobarden und behandelt epiſch die Tragödie von Alboin und Roſamunde.

So raſch die Geſtalten der Helden vorübergleiten,

Digitized by Google

ein Homer oder Shakſpeare hätte ihnen doch eine ſchärfer ausgeprägte Phyſiognomie gegeben; er hat ja doch einen würdigen Agamemnon, einen redſeligen gereniſchen Neſtor, einen ſchlauen Odyſſeus, einen edeln, feurig-tapfern Achill zu ſchildern verſtanden! Doch dieſe Helden der Völkerwanderung ſind nur gleichſam die höchſten ſchaumgekrönten Spitzen des allgemeinen Wogenſchlags. Was ſind ſie anders als tapfer, eine Tugend, auf welche ſchon Rotteck in ſeiner „Weltgeſchichte" geringes Gewicht legt, und die mindeſtens wegen ihrer allgemeinen Verbreitung bei den aufeinanderplatzenden Maſſen eine geringere Schätzung verdient. Tapfer iſt Chlodwig, tapfer ſind Hilderich und Gelimer, Totilas und Tejas, Beliſar, Narſes, Alboin — tapfer ſind ſie alle und gewaltthätig; es wäre eine wohlthuende Abwechſelung, wenn der Dichter einmal einen Feigling geſchildert hätte.

Da ſich ganz Europa in eine große Arena für die Gladiatoren des Nordens verwandelt hatte, ſo ſucht man in dieſem Kampfgewühl nach irgendeinem Ruhepunkt in der innern Welt, nach Conflicten des Gedankens, der Empfindung, der Leidenſchaft, um dieſem Getümmel der Maſſen, dieſem ewigen Anprall von Stoß und Gegenſtoß zu entfliehen. Und in der That tauchen unter den Geſtalten dieſes dritten Buchs zwei auf, welche ein tieferes geiſtiges und pſychologiſches Intereſſe in Anſpruch nehmen könnten, wenn der Dichter ſie nicht in gewohnter Weiſe nur mit flüchtigen Umriſſen ſkizzirt hätte.

Die eine dieſer Geſtalten iſt Boëthius, ein Philoſoph in dieſer gedankenloſen Zeit der elementariſchen Völkerbewegungen, den der Dichter gerade deshalb wie ein Gnadengeſchenk des Himmels hätte hegen und pflegen müſſen. Dem alternden Theodorich gegenüber, der noch [illegible] durch einen Mordanfall verbittert iſt, übernimmt es Boëthius, einen Hochverräther Albinus zu vertheidigen, der ein Buch zum Preiſe der Republik geſchrieben und dem Kaiſer von Byzanz überſchickt hatte. In dieſer Rede, die im ganzen einen gewiſſen republikaniſchen Aufſchwung athmet, finden ſich leider Verſe wie die folgenden:

Noch macht nicht das Gefühl der Schmach ſo mürbe,
Daß man nicht, ſtatt zu dulden, lieber ſtürbe.

Triviale Gedanken in ſchleppend unſchöner Form! Dem Freiheitsredner gegenüber weiſt Theodorich auf den Meuchelmord hin; der Mörder wird vorgeführt; Boëthius erkennt in ihm ſeinen Bruder; um ihn zu retten, erklärt er, derſelbe ſei nur von ihm gedungen worden. Boëthius wird in den Kerker geworfen, wo er einen Monolog von zwei Strophen hält, der von der Philoſophie das hat, was ihre Gegner an ihr tadeln, die Unverſtändlichkeit:

Ich war dein Narr, Theodorich, ich prahlte
In meinem Dünkel mit dem hohen Glück,
Daß lange Zeit mich deine Gunſt beſtrahlte,
Doch etwas hielt ich ſtreng in mir zurück,
Dem ich Tribut von jeder Freude zahlte:
Den nach dem Tod gewandten innern Blick,
Und endlich iſt er nun ſo weit gedrungen,
Daß er den Kerker ſieht, den er bezwungen.

Sieg' nun, Theodorich, ſiege! Deine Sünde
Schließ ganz Italien in dein Leben ein,
Entwaffne, löſche Lichter oder zünde
Brandfackeln an, die Welt iſt dein allein.
Rom wog die Schatten, zähle du die Gründe;
Denkweihe war Roms Gang, ſein Grab iſt dein;
Mich, wenn ich dieſer Gruft entfliehen werde,
Mich decken Söhne zu mit Heimaterde.

Der „bezwungene Kerker" in der erſten Strophe iſt ebenſo unklar wie in der zweiten eine „Sünde, die Italien in ein Leben einſchließt", wie die „gewogenen Schatten" und „gezählten Gründe", wie „Roms Gang als Denkweihe" und die ganze poetiſche Chiffrenſprache, zu der jeder Schlüſſel fehlt. Es iſt tadelnswerth, wenn die Dichter ihre Gedanken weit auseinanderzerren, damit ſie die Leſer mit größter Bequemlichkeit herunternudeln können; aber es gibt auch einen übertriebenen Lapidarſtil, der gleichſam alle für das Verſtändniß nothwendigen Zwiſchenſätze verſchluckt hat und aus der Klarheit und Schönheit dichteriſcher Form herausfällt. In dieſem Lapidarſtil, deſſen anſcheinende Tiefe oft nur aus Katachreſen der metaphoriſchen Darſtellung hervorgeht, ſind die obigen Lingg'ſchen Strophen geſchrieben.

Im Kerker wird Boëthius von Amalaſuntha beſucht, der Tochter des Königs, die, wie wir aus drei Zeilen erfahren, auf einmal von einer tiefen Leidenſchaft für den Römerhelden ergriffen worden iſt:

Das Leben, ach! was iſt es künftig mir?
Leb' wohl! Unmöglich iſt es, dich zu retten,
Doch meine Thräne brennt auf deinen Ketten.

Boëthius benutzt die unerwartete Erſcheinung der „ſanft" ſprechenden und „ſanft nickenden" Amalaſuntha, um ſich für ſeine Söhne einen Gnadenbrief auszuwirken:

Sie nickte ſanft und ſchwand hinweg mit leiſen
Und raſchen Schritten. Gleichen Tags den Tod
Erlitt Boëthius, den Tod des Weiſen. —
Theodorich bereute.

Nach dieſen kurzen inhaltſchweren Mittheilungen erfahren wir noch in demſelben Geſang den Tod Theodorich's, die Bedrängung Amalaſuntha's durch die Vaſallen:

. . . . ihr Geiſt erblickte
Mit Sorge der Empörung dräuend Nahn,
Es wich ihr Muth; die Gothenfürſtin ſchickte
Zum Griechenkaiſer, zu Juſtinian,
Sie bat um Hülf' und Rath. Der Grieche nickte.
Sie bot ihm ja dafür Italien an.
Schon war das Schiff für ihre Flucht gekommen,
Als ſie verrathen ward und feſtgenommen.

Wieder ein Vers, der ein Muſter lakoniſcher Kürze iſt; die wichtigſten diplomatiſchen Verhandlungen, die tragiſche Schuld einer Fürſtin, die den Erb- und Stammesfeind um Hülfe anfleht, das Frohlocken des öſtlichen Imperators, dem ſich eine willkommene Handhabe bietet, den abendländiſchen Thron wieder aufzurichten, die Empörung der Großen, die beabſichtigte Flucht, die Gefangennehmung der Fürſtin — das alles in acht Zeilen, deren melodiſche Seele freilich durch dieſe ſchwere Laſt geknickt wurde, die aber den trockenſten Index durch die Gedrängtheit ihrer Inhaltsangabe beſchämen! Ein Schritt weiter — und der epiſche Stil verwandelt ſich in eine ſtumme, aber vielſagende Geberdenſprache.

Amalaſuntha wird gefangen gehalten in einer Inſelburg des Volſiner Sees; Vitigis, den die Gothen wider ſeinen Willen zum König wählen, da er Amalaſuntha liebt und für ihr Recht eintreten will, findet die Königin erwürgt; und nun zum Schluß ein voller melodiſcher Accord:

Digitized by Google

Der Thurm der Königin der Gothen
Iſt längſt verſunken im Volſiner See,
Auf dunkler Welle wiegt ſich bei den Booten
Die träge Waſſerlilie, weiß wie Schnee;
Die Biene, kommt ſie zu den Melitoten,
Enthaucht den Kelchen oft ein leiſes Weh,
In Wipfeln rauſcht und um den Reſt der Mauer
Ein Klageton und eine ſanfte Trauer.

Dieſer Geſang umfaßt den Stoff zu einem ganzen Epos, wenn der epiſche Stil mit ſeiner verweilenden Darſtellung und nicht mit den Lakonismen der Chronik zur Geltung gebracht werden ſoll. Doch wenn der Dichter auch nur einen Geſang für dieſen Stoff zu verwenden hatte: ſo ließ ſich durch eine geſchickte Gruppirung und Licht- und Schattengebung ein bei weitem eindrucksvolleres Gemälde geſtalten. Die Compoſitionsweiſe Lingg's aber hat gleiches Licht für alles und weiß niemals das Intereſſe auf irgendeinen Punkt zu concentriren.

Hier mußte Boëthius im Mittelpunkt und im Vordergrund ſtehen; der Verfaſſer der „Consolatio philosophiae“, der Römer und Günſtling des Kaiſers, konnte unſerer Theilnahme hier ſo nahe gerückt werden, daß wir mit Spannung ſeinen Schickſalen folgten. Die pathetiſche Declamation zu Gunſten der Republik erklärt uns ſeinen Charakter nicht; denn wir vergeſſen keinen Augenblick, daß er ja zugleich der Günſtling des Fürſten iſt. Hier war eine pſychologiſche Entwickelung geboten, hier konnte das philoſophiſche Denken, über den Trümmerſtätten der Weltgeſchichte verweilend, uns ſinnvoll anmuthend über den unaufhörlichen Tumult der drängenden Maſſen erheben. Bei Lingg finden ſich zu alledem nur Anläufe und meiſtens nicht am rechten Ort. Er beginnt mit einer ſchönen Schilderung Ravennas und ſeines Pinienhains:

An Inſeln biſt du reich, an wundervollen,
O heilig Meer, an Felſengrotten auch;
Doch ganz ſcheint dir der Pinienwald entquollen,
Womit Ravenna ſchmückt dein Zauberhauch:
Da rauſcht's in luſt'gen Höhn wie Wogenrollen,
Das Sonnenlicht umſpielt den Roſenſtrauch,
Wie Perlen ſchön, und reicher noch und bunter,
Blüht als Moſaik Wieſenſchmuck darunter.

Zuweilen rauſcht's von eines Raben Schwingen,
Lacerten huſchen an dem Weg vorbei,
Und wilde Roſſe tummeln ſich und ſpringen,
Und ſchaun dich an, und ſchnauben ſtolz und frei.
Ja, hier iſt etwas, das den Schmerz bezwingen,
Das Unglück lindern kann, wie groß es ſei;
Den Herzen, welche ſchwer gelitten hatten,
Entweicht der Gram in dieſer Bäume Schatten.

Weit draußen ruhn vergangner Größe Spuren,
Und fernher nur bringt noch ein Widerhall
Der Schlachten, die dereinſt vorüberfuhren
Um Mauern, bald ſich neigend zum Verfall.
Hier blühn in unverſehrtem Schmuck die Fluren,
Hier ſingt im Lorberbuſch die Nachtigall,
Und in dem Ernſt der hohen Wipfel walten
Allein der Dichtung heilige Geſtalten.

Das iſt die erſte Strophengruppe; die zweite entrollt ein Bild des goldenen Zeitalters, bis zu Strophe acht; die dritte bringt ein Geſpräch zwiſchen Boëthius und Caſſiodor. Wie dieſe Gruppen daſtehen, fehlt jede Verknüpfung. Nähme der luſtwandelnde Philoſoph das Bild der friedlichen Landſchaft in ſeine Seele auf, wären die Träume des goldenen Zeitalters, was ſo nahe liegt, Träume des Denkers, durch dies Bild hervorgerufen, knüpfte ſich daran das Geſpräch mit Caſſiodor — wir hätten nicht auseinanderfallende Naturſchilderungen und Reflexionen des über der Handlung ſchwebenden Dichters, ſondern wir folgten dem innern Leben eines hervortretenden Helden mit wachſender Theilnahme. Nachdem uns nun das Geſpräch mit Boëthius und Caſſiodor auf die Vertheidigung des angeklagten Hochverräthers geſpannt gemacht hat, ſchiebt ſich eine neue Gruppe von Strophen dazwiſchen, welche unſere Spannung wach halten würde, wenn ſie nicht auf einmal in einen ganz andern Gedankengang einlenkte. Theodorich reitet mit ſeinem Gefolge zur Jagd, ein mit anſchaulichen und ſatten Farben epiſcher Darſtellung ausgemaltes Bild: die Beſchreibung der Jagd iſt der Muſe wohlgelungen, auch nicht das Intereſſe zerſplitternd, da der ſich an die Jagd knüpfende Mordanfall von großer Wichtigkeit für den Fortgang der Handlung iſt. Doch bei der Raſt erzählt Vitigis eine jener Götterſagen, die, wo ſie auftauchen, zu den Edelſteinen der Lingg'ſchen Dichtung gehören, aber gerade durch den geheimnißvollen ſymboliſchen Zug eine ſo feſſelnde Wirkung ausüben, daß die nüchterne Chronik daneben gänzlich verblaßt. Unſer Intereſſe iſt von Boëthius abgelenkt. Es folgt wieder Fortgang der Handlung, wie wir ihn oben ſchilderten. Die Liebe der Fürſtentochter zu dem Republikaner müßte, wenn ſie unſere Theilnahme erregen ſollte, doch anders als in vier Zeilen motivirt ſein. Und daſſelbe gilt von der Liebe des [...]gis. Durch dieſe Ueberladung mit Motiven, die [...] angedeutet und nicht ausgebeutet werden, erhält die [...]ſtellung etwas Schweres auf der einen, etwas Zerfa[...] auf der andern Seite. Der Dichter durfte ſie ent[...] gar nicht verwenden, oder er mußte ſie weiter aus[...]. Damit aber die Geſtalt des Boëthius die unverkümmerte Heldenſchaft in dieſen Geſang behaupte, konnte die [...]gänzende Erfindung des Dichters das ſpätere Los [...] Amalaſuntha an ihre Neigung für Boëthius, an [...] Fürſprache für die Söhne des Römers knüpfen. D[...] allem einheitlichen Zuſammenhang, aller Abrundung [...] Gemäldes geht die Muſe Lingg's wie mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit aus dem Wege.

Die zweite Geſtalt von tragiſcher Bedeutung iſt Beliſar, der bei Lingg nur als treuer und guter Sol[...] erſcheint. Hier war das thatenkräftige, ſieggekrönte Imperatorenthum dem thatlos thronenden am Bosporus gegenüberzuſtellen; an dieſem Feldherrn mußte die Verſuchung herantreten; es waren Züge von Wallenſtein in die große Geſtalt hineinzumeißeln. Bei Lingg erſcheint er nur a[...] treuer Diener ſeines Herrn, der ſich von der erhabenen Monarchin Theodora lebend und ſterbend wie ein Skla[...] ſchelten und mishandeln läßt.

Die mehr dramatiſche Situation von Alboin [...] Roſamunde iſt im letzten Geſang auch nicht zu vo[...] Bedeutung herausgearbeitet; Fragmente des Dialogs, [...] eckig wie Felſentrümmer, ſind auf den Weg der [...]rime geſtreut, daß die zarten Strophen in ihrem [...]muthig verſchlungenen Reigen darüber ſtolpern müſſen.

So unbefriedigt legen wir auch das dritte Buch [...] „Völkerwanderung“ zur Seite, doppelt unbefriedigt, [...] uns verheißungsvolle Lichtblicke des Talents immer [...]

Digitized by Google

neuem mahnten, daß wir das Werk eines echten Dichters in Händen hatten, ein Werk, das als Skizze, als Brouillon, ohne die nöthige Feile, ohne künſtleriſche Anordnung und Compoſition in die Welt hinausgeſchickt wurde. Was wir an der ſprachlichen Faſſung in den frühern Geſängen tadelten, das bleibt auch noch in dem neuen Buche zu Recht beſtehen; wir wandeln auch in Bezug auf Vers und Sprache oft über Stoppeln, ſtatt über Blumenwieſen. Dann aber ſtoßen wir wieder auf einzelne Verſe, in denen der knappe Stil von intenſivem dichteriſchen Glanze leuchtet, auf einzelne Bilder, die man herausheben und beſonders einrahmen möchte, weil ſie von einem ſo eigenartigen Zauber der Darſtellung funkeln, daß man meinen ſollte, einem Talent, das ſie zu ſchaffen vermöchte, müßte das Höchſte gelingen. Wie eine Ode auf Afrika klingen die folgenden Strophen:

Gelb wie der Sand iſt auch des Löwen Mähne,
Und regungslos liegt auf dem Fels der Bucht
Das Krokodil, das Panzer hat und Zähne,
Und welche Füße tragen all die Wucht!
Das Bild des Todes trägt die Nachtphaläne,
Und die Giraffe, wie beſtimmt zur Flucht,
Die Antilope folgt der Straußenheerde,
Dem ſchwerſten Flug das Flüchtigſte der Erde.

Welch ſchöner Welttheil, wenn er fruchtbar wäre!
Doch ihn umfaßt ein reiches Perlenband,
Ihm ſprießt an ſeinem Saum der Schmuck der Aehre,
Der Atlas ſtreut mit alter Rieſenhand,
Als Wächter am Gebiet der heißen Sphäre,
Aus ſeinen Flüſſen Goldkorn in den Sand;
Den Schaft der hohen Dattelpalm' umwindet
Die Rebe, die hier nie den Froſt empfindet.

Reich an Wendungen von unnachahmlicher dichteriſcher Prägnanz iſt z. B. auch die Schilderung der vom Veſuv herunterſteigenden Gothen:

Der Thau quillt vom Gezweige der Kaſtanien,
Die Feuerrebe trunken hingelegt,
Und Lorber und wildblühende Geranien,
Und ſchweigende Cypreſſen unbewegt —
So athmet in der ſchwülen Nacht Campanien,
Das lachende, das ſanft im Schoſe hegt
Den grollenden Titanen, dem die Roſen
Des Himmels blühn ums Haupt, dem ſchlummerloſen.

Durchs Dunkel flammt ein ſterngleich helles Feuer,
Vom Scheitel des Veſuvs ein Höllenglühn,
Weit ſtrahlend übers Meer, das Ungeheuer,
Die Tiefe donnert, Meteore ſprühn;
Aus Kraterklüften ſchwarzes Felsgemäuer,
Mit Aſche überdeckt, ſchaut kalt ins Blühn
Des Thals hinab; dort grünt noch die Agava,
Dort ſtreift die Wolke grau durchs Grau der Lava.

Und da nun hier der Gothe weder Weiden
Noch Nahrung fand, wo kaum nur karges Moos
Und Gräſer dünn verbrannte Strecken kleiden,
So ließ das ganze Heer die Pferde los
Und ſtieg dann den Vulkan, aus deſſen Scheiden
Ein halberſtickter Glutſtrom ſich ergoß,
Zum Meer hinunter in der ſchwarzen Hitze,
Wo Qualm aufdrang aus jeder Felſenritze.

Die Lorbern auf den Helmen wurden dürre,
Von Aſche waren auf und auf bedeckt
Die Panzerhemde, Waffen und Geſchirre,
Der Abgrund ſchien wie vor ſich ſelbſt erſchreckt,
Es leuchteten die Schwerter in der Irre,
Vom Feuer aus den Kratern angeleckt.
Die Wächter auf dem Walle vor den Fahnen
Erblickten die Giganten und Titanen.

Doch die Einzelſchönheiten vermögen nicht andauernde Theilnahme feſtzuhalten; die harte, unerbittliche Chronik treibt raſtlos weiter hinein in dichteriſche Einöden, die kein anmuthiges Verweilen geſtatten und ſich ins Endloſe dehnen.

Aus einem Widmungsgedicht an den König von Baiern, welches die augsburger „Allgemeine Zeitung" mittheilt, erfahren wir, daß das Epos mit dem dritten Buche abgeſchloſſen iſt. Dieſe Nachricht war uns überraſchend genug; denn wir konnten nicht ahnen, daß mit der Epiſode von „Alboin und Roſamunde" unſere Dichtung, noch dazu ohne alle weitere Perſpectiven in die Zukunft der Völker, ein plötzliches Ende findet; ſie konnte, nach der bisherigen Compoſitionsweiſe zu ſchließen, mit Grazie in infinitum fortgehen. Doch der unmotivirte Abſchluß iſt nur die nothwendige Conſequenz der ganzen, am dünnſten Faden der Geſchichte verlaufenden Säcularchronik, in welcher ein markiges und, wie einzelne Epiſoden zeigen, bedeutendes Talent uns, mit dem König Martin in „Triſtan und Iſolde" zu ſprechen, Meſſing ſtatt des Goldes bietet.

Rudolf Gottſchall.

Neuere dramatiſche Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 32.)

3. Ein Haberfeldtreiben. Volksſchauſpiel in fünf Aufzügen von Arthur Müller. München, Dempwolff. 1866.

Wie alle dramatiſchen Arbeiten Arthur Müller's, ſo bekundet auch die vorliegende zugleich mit dem glücklichen Talent des Autors ſeine leichte und flüchtige Art, zu combiniren und zu dialogiſiren. Iſt die Handlung mit keckem Griff friſch aus dem Volksleben herausgegriffen und im Allgemeinen wirkſam geſtaltet, ſo büßt ſie doch einigermaßen durch oberflächliche Anlage der Expoſition und Motivirung derjenigen Charaktere ein, welche die eigentliche Kataſtrophe zu veranlaſſen und herbeizuführen haben.

Der Vorgang iſt nachſtehender: Reſi, die Tochter des wohlhabenden Bauern Sebaſtian Marx, hat mehrere ländliche Bewerber zurückgewieſen und die Liebe eines ſtädtiſchen Architekten Hardtmuth angenommen. Darüber iſt beſonders Georg, welcher der Reſi ſicher zu ſein glaubte, aufgebracht, und in ſeiner Entrüſtung bewegt er Lorenz, einen ſchon früher zurückgewieſenen Freier, nachts eine Leiter unter Reſi's Fenſter zu ſtellen und zu thun, als ob er am Morgen aus des Mädchens Kammer geſtiegen. Obſchon ſich der Pfarrer und Hardtmuth für Reſi's Unſchuld verbürgen, will das Volk doch nicht daran glauben. Infolge deſſen kommt es zwiſchen Hardtmuth und Georg zum Hader, wobei letzterer den

Digitized by Google

erſtern mit ſeinem Meſſer niederſticht, nachdem er von dieſem zu Boden geworfen worden iſt.

Georg wird für dieſes Attentat auf das Leben ſeines Nebenbuhlers verfolgt und eingezogen; ſeine Freunde aber wiſſen es inzwiſchen durchzuſetzen, daß man ein Haberfeldtreiben veranſtaltet und dabei Reſi auf das ſchändlichſte verklagt und verketzert, trotzdem ſie ſich im Bewußtſein ihres reinen Herzens tapfer dieſem unſinnigen Verfahren gegenüberſtellt und, die Hand zu einem am Hauſe ſtehenden Crucifix erhoben, mächtig ausruft: „Bei dem gekreuzigten Heiland und der Heiligen Jungfrau — hier hebe ich meine Hand zum Himmel und klage euch an vor Gott als ungerechte Richter!“

Im fünften Act kommt (hinter den Couliſſen) die ganze Angelegenheit vor den Geſchworenen zum Austrag. Der mürbe gemachte Georg bekennt, daß er und Lorenz die Verleumdung und das Haberfeldtreiben gegen Reſi angeſtiftet; Reſi's Ehre wird damit in voller Reinheit hergeſtellt und der verſöhnliche Ausgang der ganzen Sache dadurch erzielt, daß Hardtmuth ſelbſt um Gnade für Georg nachſucht und Reſi von unbekannter Hand einen blühenden Myrtenkranz mit darangehängtem Zettel erhält: „Der Jungfrau Reſi, an ihrem Hochzeitstag zu tragen. Das Haberfeldgericht.“

Dieſer Abſchluß des Schauſpiels befriedigt in jeder Beziehung. Reſi, ihr Vater, ihre Mutter, die Magd Urſula, Georg's Mutter Margret ſind überdies als geſunde und lebhaft gezeichnete Geſtalten zu loben. Auch der Landrichter Lechner und Lienhuber ſind anzuerkennende Charaktere. Georg und Lorenz dagegen erſcheinen uns mit ihrem Lügengewebe und dem Haberfeldtreiben viel zu eilfertig und oberflächlich in die Handlung eingeſchoben und ausgeführt. Hier hätte der Verfaſſer ſorgſamer und gewiſſenhafter arbeiten müſſen, um die Wucht und den Schwerpunkt der ganzen Handlung tiefer und gipfelnder feſtzuſtellen. Die Hauptſache des Stücks erweiſt ſich faſt nebenſächlich, und durch dieſe Nachläſſigkeit im Bau wird die ganze dramatiſche Conſtruction ziemlich ſtark in ihrem künſtleriſchen Werthe herabgedrückt.

Mit der Diction iſt es ähnlich. Der Text enthält viele wirklich ſchöne und poetiſche Stellen, die, aus dem Herzen und Munde des Volks geſchöpft, wahrhaft ergreifen und hinreißend wirken. Andere ſind unbedeutend und trivial. So iſt an dem Ganzen künſtleriſche Durcharbeitung und Gleichmäßigkeit zu vermiſſen. Der talentvolle Autor nimmt die Sache zu leicht und verſchlendert ſeine natürliche Begabung, wie uns bedünkt, weit unter dem Preiſe, den ſie zu ſtellen berechtigt wäre.

11. Vier Luſtſpiele für Bühne und Haus. Von Janke Karola. Leipzig, Klinkhardt. 1866. 8. 15 Ngr.

Dramatiſches Genie hat bei dieſen kleinen Stückchen nicht zu Pathen geſtanden; ſie ſind mit gutem Willen und redlichem Fleiß gemacht, gemacht im wahren Sinne des Wortes. Kein Hauch von Originalität iſt an ihnen; ſie bewegen ſich auf der Heerſtraße alltäglichſter theatraliſcher Herkömmlichkeit.

„Der Neffe als Erbe“ zeigt uns eine Frau Actuar Hiller, die von einem heimgegangenen Oheim 200000 Thaler zu erben meint, weil der letzte directe Erbe nicht aufzufinden iſt. Sie beginnt auf eine alberne Weiſe die vornehme Frau zu ſpielen und weiſt hochnäſig einen Bewerber um die Hand ihrer Tochter zurück, bis ſich ergibt, daß dieſer der eigentliche und rechtmäßige Erbe iſt.

„Kleine Neckerei oder die Eiferſüchtigen“ iſt ein in meiſt holperigen Verſen geſchriebenes Schwänkchen, das zwiſchen einem Gutsbeſitzer Fritz Frank und Dorchen, ſeiner Frau, ſpielt. Beide ſind eiferſüchtig, und jedes von ihnen verkleidet ſich nun in diejenige Perſon, auf die es eiferſüchtig iſt. Die Entdeckung der Verkleidung und der Rolle, in der man ſich gegenſeitig während dieſer Verkleidung zeigt, führt die ſchließliche Verſöhnung herbei.

Um einen Begriff von der gebundenen Rede und dem Geiſt dieſes Stückchens zu geben, ſtehe hier ſein Schluß:

Fritz.
Mit Liebe werd' ich dich erquicken
Und handeln ſtets nach deinem Sinn,
An dich gedenken mit Entzücken,
Bis einſt ich Staub und Aſche bin.

Dorchen (ihm um den Hals fallend).
Du Schelm, dein Dorchen ſo zu verkennen,
Iſt gar zu toll, iſt gar zu blind.

Fritz (ſie erkennend, entzückt).
Iſt's möglich! Verblendet muß ich mich nennen!
Wie durchtrieben doch die Weiber ſind!
Mein Dorchen, ich will fortan für dich leben,
Will ſprechen, will handeln nach deinem Sinn.

Dorchen.
Dann wird uns Friede und Eintracht umgeben,
Denn treu ſich lieben bringt nur Gewinn.

Man wird uns zugeſtehen, daß dieſer Austrag iſt naiv und kindlich, und die Form, in der er geboten wird, wenig bedeutſam erſcheint.

In „Studentenſtreiche“, einem Luſtſpiel in zwei Aufzügen, werden zwei, vorausſichtlich glückliche Ehen dadurch zu Stande gebracht, daß einer der Freier, der Student Vogel, das Märchen von einem Räuberhauptmann erfindet, bei deſſen Anblick ſich alle Mädchen entſetzen und ſterben. Vater Bürge und Mama Schwarz geben ihre Töchter ſchnell ihren Bewerbern, nur um ſie vor dem ſichern Tode zu retten.

Daß dieſe Erfindung ſehr primitiver Art und der Komödie der Grönländer oder Lappen mehr als der der Deutſchen angemeſſen wäre, wird man uns wol einräumen mögen.

„Mein Mann iſt aus“ erſcheint in dieſer kleinen Sammlung jedenfalls als das beſte Erzeugniß, obſchon auch dieſes ſchwach genug in der Ausführung, und in der Erfindung wenig neu iſt. Der Inhalt iſt dieſer: Friedrich Schotte und Amanda, ein junges Ehepaar, ſind auf dem beſten Wege ſich infolge kleiner ehelicher Misverſtändniſſe ernſthaft zu entzweien. Da zum Unglück — oder zum Glück kommt als deus ex machina ein verſchrobener Schneider zu Amanda und gibt einen ausgebeſſerten Rock ab, in deſſen Taſche die bekümmerte Gattin nachſtehendes Billetdoux findet: „Geliebter! Mein Mann iſt aus; komme dieſen Abend zu mir. Der Ring, ein Zeichen meiner Liebe, ſagt dir: du biſt mein! — A. S.“

Digitized by Google

Amanda iſt außer ſich über dieſe Entdeckung, denn ſie glaubt ihren Mann untreu und dieſe Untreue durch ſein zerſtreutes, nachläſſiges Benehmen mehr als belegt. Mit den erſchütternden Worten: „Zerriſſen iſt mein Herz und farblos liegt die Zukunft vor mir!“ ſtürzt ſie ab, um nun den auftretenden Gatten dieſelbe Situation durchmachen zu laſſen. Schotte glaubt nämlich, daß ſeine Frau dieſe ihm zu Geſicht kommenden Zeilen geſchrieben, und iſt infolge deſſen nicht weniger entrüſtet und verzweifelt. Auch er meint, daß ſich damit ihre in letzter Zeit bewieſene auffallende Kälte und Unruhe erklären laſſe.

Beide Gatten gerathen nun in einer lebhaften Scene hitzig aneinander, bis ſchließlich der Schneider kommt und Rock und Brief zurückfordert, weil er ſich in Etage und Adreſſe geirrt, worauf denn natürlich Aufklärung und Verſöhnung erfolgt.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, dieſe Producte noch eingehender beurtheilen zu müſſen. Fürs Haus mögen ſie zur Noth zu verwenden gehen; für die Bühne jedoch ſind ſie ohne Zweifel in jeder Beziehung ungeeignet.

2. Liebe im Mai oder Calandrino im Fegfeuer. Komödie in fünf Acten von Hans Koeſter. Weimar, Böhlau. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Wie aus einer dem Stücke vorangeſtellten Widmung an Hofrath Dr. Adolf Schöll in Weimar hervorgeht, in der es heißt:

Da kamen zum Beſchluß — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Aufs deutſche Luſtſpiel wir; und eifernd, wie du pflegſt,
Wenn du im edeln Grimm dein zürnend Wort bewegſt,
Schaltſt du auf das Geſchlecht der Schmeißen und der Fliegen,
Die den pariſer Schmuz an unſre Wände trügen,
Wo Lüſternheit die Luſt, und ohne Witz die Schärfe,
Statt des Humors Gemeinheit den ekeln Schatten werfe; —
Und wie die Worte du, ſo wälzt' ich neben dir
Im ſtillen gleich den Plan zu dieſem Spiel in mir —

verdankt dieſe Komödie ihre Entſtehung hauptſächlich der Abſicht, der deutſchen Bühne ein Drama zu liefern, das im Stande ſei einen Wettkampf vermöge ſeiner Laune, ſeines Scherzes und ſeiner amuſanten Handlung mit den verführeriſchen Arbeiten aufzunehmen, die von Paris her unausgeſetzt bei uns eingebürgert werden und nicht wenig dazu beitragen, unter allerlei pikanten Einkleidungen die Begriffe von Sitte und Moral in unſerm Publikum zu erſchüttern. Hans Koeſter wollte ein Luſtſpiel ſchaffen, das heiter unterhalten, durch witzigen Dialog anziehen, durch draſtiſche Charakteriſtik reizen und durch ſpannende Intrigue feſſeln ſollte.

Mit Freuden kann man bekennen, daß ihm, zum Theil wenigſtens, gelungen iſt, dieſen Plan auszuführen. Die Action iſt durch manche glückliche Wendung, durch ſchlagende Einfälle und Humor gewürzt; unter den auftretenden Figuren ſind einige voll Leben und Wirkſamkeit, wie z. B. Pater Probus, Herr Budelamo und die beiden Junker Guido, ſowie die Maler Buffalmacco und Calandrino, welcher letztere, der Falſtaff unter den Malern, eine beſonders ergötzliche und drollige Geſtalt iſt.

Um von dem Geſagten einen Beleg zu geben, wollen wir ein paar Scenen ausziehen. Ein beglückter Liebhaber, der eben von einem Stelldichein à la Romeo und Julia kommt, ſieht ſich genöthigt, um einige läſtige Nebenbuhler von ſeiner Fährte zu verjagen, den Degen zu ziehen und im Dunkeln um ſich zu fuchteln.

Junker Guido.

Mord! Mord! — Herr Budelamo, ach! ſeid doch,
Ich bitte, wenn Ihr aufſteht, ſo gefällig
Und tretet nicht darauf; — der grobe Menſch
Hat mir die Naſe abgehaun! Was mein
Papa nur ſagen wird, wenn ohne Naſ'
Nach Haus ich komme!

(Am Boden ſuchend.)

Meine Naſenſpitze!

Budelamo (vom Boden aus).

Sagt, iſt er weg?

Guido.

Ja, beide — er und ſie,
Der Mörder und die Naſenſpitze, beide!
Ich bitt' Euch, helft mir ſuchen; — denkt nur, was
Papa für'n Schreck kriegt, komm' ich ohne Spitze!

Budelamo (indem er ſich aufrichtet).

Nun Gott ſei Dank, daß das vorüber iſt! —
Heilige Barbara, ich glaube gar,
Ich hab' beim Fall'n die Schnalle mir am Gurt
Geſprengt. — Da iſt ſie.

(Hebt ſeinen Gurt auf.)

Guido.

Habt Ihr ſie?

Budſelamo.

Hier, Junker —
Und wenn Ihr wollt ſo gut ſein, ſchnallt mir ihn,
Ihr wißt ja ſchon — zwei Löcher!

Guido

(indem er ihm den Gurt vor die Füße wirft).

Euern Gurt,
Wenn ich nach ſo was ſuche wie 'ner Naſe!?
Eu'r Gurt — nennt Ihr das Menſchenliebe, Herr?
Den werden Euch die Hunde ſchwerlich freſſen.
Herr, aber meine Naſe! Laßt Euch gürten
Von wem Ihr wollt, doch nicht von mir! — Ich bin
Ein guter Chriſt, der ſelten flucht; doch aber —
Wenn man mir ſo kommt — hol' der Teufel Euch
Sammt Euerm Gurt!

Budelamo (den Gurt aufhebend).

Die Naſe könnt Ihr Euch
Noch immer heften laſſen; aber wenn
Ich aus Façon mal fiel —

Guido.

Wollt Ihr's durchaus
Noch einmal hören: hol' der Teufel Euch
Und Euern Gurt! — Ach, was nur mein Papa
Sagt, wenn ich ſo ihm komme.
— — — — — — — — — — —

Teſſa.

Du Scheuſal, willſt du leugnen, daß du mir
Die Eh' verſprochen haſt?

Calandrino.

Ich dir die Ehe? —
Pah! Haſt du Zeugen drauf?

Teſſa.

Hier, dieſe Bäume.

Calandrino.

Citir' ſie vor Gericht, und wenn ſie zeugen,
Will ich dich nehmen, ſonſt nicht. — Dieſe Witwen!
Man kneipt ſie in die Wangen, und ſie nehmen's

Digitized by Google

Gleich für 'nen Heirathsantrag. — Alte Dame,
Nach Tiſch fragt wieder vor! —
— — — — — — — — — — —

Buffalmacco.

Du wollteſt mir erzählen —

Calandrino (etwas berauſcht).

Ja, Brüderchen, dir hätt' ich's auch gegönnt;
Doch einer, heißt's im Sprichwort, hat den Segen. —
Und das woll'n Freier ſein? Ich ſag' dir, Eulen —

Buffalmacco.

Und hypochondre Affen! So viel weiß ich,
Nun möcht' ich's weiter wiſſen.

Calandrino.

Die Geſchichte?

Buffalmacco.

Von der du ſprachſt.

Calandrino.

Wohl — doch laß mich erſt aufſtehn.

Buffalmacco.

Wozu?

Calandrino.

Betrachte mich; ich bin ein Mann —
Ein wohlgeſetzter Mann?

Buffalmacco (zieht ihn auf die Bank).

Geſetzt wärſt du,
Ohn' Zweifel wohlgeſetzter als wohlſtehend.

Calandrino.

Stich nicht mit Silben. Haſt du nichts gemerkt?

Buffalmacco.

Was und an wem?

Calandrino.

Am Fräulein, Buffalmacco.
Und was — iſt auch heraus.

Buffalmacco.

Was iſt heraus?

Calandrino.

Es iſt mir zugefallen, Brüderchen;
Nicht mein Verdienſt, weiß Gott — die pure Gnade.
Erſt ſpann ſie leiſe um mich her wie'n Kätzchen,
Das Sahne naſchen möcht', und ſtreifte mich
Bald mit dem Kleid, bald mit dem Ellenbogen;
Drauf ward's ein Seufzen; ich blieb kalt wie Marmor;
Da ward das Seufzen ein Orkan an Stöhnen
Und — ſchilt mich, wenn du's Herz haſt — vom Geſtöhne
Ward es mir angethan; die Decke brach
Wie Eis beim Thauwind.

Buffalmacco.

Geh, du biſt ein Narr.

Calandrino.

Ich ſag' es dir, die Weiberaugen haben
Für Männerſchönheit ein gerechter Urtheil
Als eines Künſtlers Neid. Die Dignität,
Sagt Cicero, geht noch der Schönheit vor;
Nun zeig' mir in Italien einen Mann,
Der meinen Gurt zur Hälfte füllen möge!
— — — — — — — — — — —

Mit folgendem „Liebeslied vom Kater“ rühmt ſich Calandrino, alle weiblichen Herzen zu beſiegen:

Schieb deinen Riegel vor die Thür,
Dein Kater geht zu Kindelbier;
Miau! Miau!
Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

Vor Liebe ſprüht in Funken hell
Ihm durch die Nacht ſein Katerfell;
Miau! Miau!
Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

Und wie des Wächters Hund auch knurrt,
Sitzt unterm Fenſter er und ſchnurrt:
Miau! Miau!
Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

Der Wind, der weht; ſein Bart, der fleht;
Die Nacht vergeht; dein Kater fleht:
Miau! Miau!
Bei Nacht ſind alle Katzen grau.

Auf, öffne mir die Kammerthür,
Dein Calandrino ſteht dafür;
Miau! Miau!
Bei Nacht iſt auch dein Kater grau!

Natürlich iſt der Freßſack Calandrino im Irrthum und das Edelfräulein, dem aller Bewerbung gilt, nicht in ihn verliebt. Um ſich aber einen Spaß zu machen, geht man auf ſeine Narrheit ein, und da der Vater jen[illegible] Schönen den Begünſtigten hinter ſeinem Rücken ſucht, um ihn zu züchtigen, ſo veranlaßt man Calandrino [illegible] ſeiner Betrunkenheit, ſich in eine Ciſterne zu verſte[illegible] Als er dann ſpäter erwacht, redet man ihm ein, er [illegible] geſtorben und im Fegfeuer.

Das iſt ein Hauptſpaß der Komödie, deren [illegible]licher Inhalt jedoch darin beſteht, daß die Tochter [illegible] Grafen Santa-Fiore ſich heimlich gerade mit dem [illegible] verheirathet hat, der ihr vom Vater beſtimmt war [illegible] welcher, allen unbekannt, in der Maske eines [illegible] ſich eingeführt. Während Graf Santa-Fiore dieſen [illegible] alſo verwünſcht und verfolgt, weil er ſeine Abſichten [illegible] ihn verhindert glaubt, muß er endlich erfahren, daß [illegible] durch ihn in beſte Erfüllung gegangen.

Dieſer Vorwurf iſt, abgeſehen davon, daß er [illegible] ſehr neu und überraſchend genannt werden darf, für [illegible] Acte auch zu klein und unbedeutend. Mehr Erfindung für die Intrigue iſt das am meiſten zu Wünſchende [illegible] das Stück, das im übrigen bei flink ineinandergr[illegible] der und behäbiger Darſtellung immerhin Erfolg [illegible] dürfte. Es iſt ein Luſtſpiel im romantiſchen, ſich an Sh[illegible]ſpeare's Genius anlehnenden Genre, wie es von Imm[illegible]mann, Friedrich Halm, Grillparzer und einigen an[illegible] Dramatikern mehrfach, freilich beinahe ſtets noch ohne [illegible]gemeine durchſchlagende Wirkung verſucht worden iſt. [illegible] dieſer Verſuch ſich beſſere Aufnahme zu erwerben [illegible] Stande, käme auf eine Probe an, der es unter [illegible] Umſtänden verlohnen möchte.

Feodor Wehl.

Digitized by Google

Zur Kaiſergeſchichte Frankreichs.

rankreich und die Franzoſen. Von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Sacco Nachfolger. 1868. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels hat ſchon früher als Literar- ſtoriker und Romandichter gewiſſe Theile der franzöſi- ſen Geſchichte bearbeitet. *) Er lebte, ſoviel wir wiſſen, lbſt längere Zeit in Frankreich und hat daher ohne veifel das Land und ſeine Bewohner durch eigene An- ſanung von verſchiedenen Seiten kennen gelernt. Was n zunächſt den Titel des uns vorliegenden Werks, Frankreich und die Franzoſen", anbetrifft, ſo verſpricht ſelbe, da ihm dem Zeitmomente nach keinerlei Begren- ig hinzugefügt iſt, genau genommen mehr, als der hliche Inhalt des Buchs gewährt. Der Autor behan- t nämlich die Geſchichte Frankreichs nur von dem hre 1848 an, indem er vornehmlich die Zeit des zweiten iſerreichs ins Auge faßt. Er verfolgt aber dabei nicht ner, wie es Schopenhauer mit Recht dem wahren toriker zur Pflicht macht, die individuellen Begeben- en genau nach dem Leben, wie ſie an den vielfach ſchlungenen Ketten der Gründe und Folgen ſich in der t entwickeln, ſondern er gibt uns ein Bild von dem gen Frankreich und den jetzt lebenden Franzoſen, in- er verſchiedene, allerdings bedeutſame Entwickelungs- ſen aus dem großen Ganzen herausgreift und dieſel- bann in einer gefälligen und leichten Eſſaymanier richt. Aus dieſem Grunde iſt er in der That mehr geſchichtlicher Porträt- und Generemaler als ein licher Hiſtorienmaler der Nation, die ſich brüſtet, „an Spitze der Civiliſation zu marſchiren".

Was indeſſen den hiſtoriſch-politiſchen Standpunkt Verfaſſers anlangt, ſo verſchmäht es der letztere, dem je J. Scherr's folgend, die Maske einer „angeblichen ctivität" vorzuſtecken, welche die diplomatiſche Hiſto- aphie „zuſammengeleimt" hat, um damit die wahren ihrer Geſchichtsmuſe Unkundigen zu verbergen, — r Geſchichtsmuſe, welche aus der Familie des „ſchar- nen Weibes" ſtammt. Er hat Kränze bereit für den okratiſchen Geiſt", deſſen Daſein in Frankreich ſeit Revolution von 1789 ihm unzweifelhaft erſcheint, er brandmarkt unbarmherzig den „ariſtokratiſchen ", welcher danach ſtrebt, „die Herrſchaft der bevor- t Geſellſchaftsklaſſen zu ſichern". Es ſei fern von mit dieſen Bemerkungen unſerm Autor einen Vor- zu machen; denn wir ſind überzeugt, daß die Zeit iſt, wo man einen Geſchichtſchreiber in allgemeinen edit bringen konnte durch die Behauptung oder auch den Nachweis, daß er ſeinen Gegenſtand von dem punkte einer beſtimmten Tendenz oder einer gewiſſen aus behandelt habe. Die ſogenannte wiſſenſchaftliche ivität und angebliche Freiheit des Urtheils in der htſchreibung, welche ängſtlich das Hinneigen zu iner Parteiſtellung vermied, iſt in Wahrheit mei- nur das Reſultat einer farbloſen Charakterloſigkeit, die nicht den Muth beſitzt, den „in maßgebenden Kreiſen" herrſchenden Anſichten mit der vollen Kraft einer unerſchütterlichen Ueberzeugungstreue entgegenzutreten. Die wahre Geſchichtſchreibung erfüllt vielmehr nur dann ihren ethiſchen Beruf und ihre hohe Beſtimmung, wenn ſie, unbekümmert um Beifall oder Tadel, mögen dieſe aus den höhern oder aus den niedern Schichten der Geſellſchaft kommen, überall „als eine Weckerin und Warnerin, als eine Richterin und Rächerin, als eine rückwärts deutende, aber vorwärts ſchreitende Prophetin die Menſchheit auf ihrer leidvollen und dennoch glorreichen Bahn zu geleiten" beſtrebt iſt. Und in dieſer Hinſicht iſt Schmidt-Weißenfels von ſeinem Standpunkte aus redlich bemüht geweſen, auf Grund eigener Forſchung und mit Benutzung der Arbeiten anderer das gegenwärtige Frankreich möglichſt getreu und mit ſcharfen Pinſelſtrichen zu ſkizziren.

Der erſte Band des Schmidt'ſchen Werks umfaßt 318 Seiten und behandelt in fünf Abſchnitten, deren innerer Zuſammenhang entſchieden nur als ein loſer zu bezeichnen iſt, folgende Themata: 1) das Kaiſerreich und die franzöſiſche Geſellſchaft; 2) den „politiſchen Geiſt in Frankreich; 3) das kirchliche und religiöſe Leben; 4) die wiſſenſchaftlichen Zuſtände; 5) die Provinzen und Paris.

In dem erſten Abſchnitte erklärt der Verfaſſer, daß die Reformation und die Revolutionen von 1789 und 1848 durch eine und dieſelbe Kraft hervorgerufen ſeien. Dieſe Kraft definirt er näher als den „revolutionären Gedanken" oder als die „revolutionäre Idee", welche, nach ſeiner Anſicht, ſeit drei Jahrhunderten ſichtbarlich arbeitet und ſich ausbreitet, welche mehr und mehr die Geiſter der civiliſirten Völker an ſich feſſelt, und deren weltgeſchichtliche Bedeutung darin beſteht, daß ſie „das im Volke ſelbſt geborene und auferzogene Evangelium der Freiheit, der Menſchenwürdigkeit, der Vernünftigkeit des Daſeins aller und zugleich jedes einzelnen" zu verwirklichen beſtrebt iſt. Für Schmidt-Weißenfels iſt die revolutionäre Idee „eine neue Religion", und er gibt ſich der Hoffnung hin, daß das, „was jetzt Idee iſt, am Ende doch noch einmal Wahrheit wird". Allerdings meint unſer Autor, daß der ideelle Gehalt einer ſtürmiſchen Zeit von denen, die ſie erleben, mehr geahnt als verſtanden wird; und ſo erklärt er es ſich, daß die franzöſiſche Republik von 1848, ebenſo wie die von 1792, in ein napoleoniſtiſches Kaiſerthum endigen konnte. Nachdem er ein allgemeines Bild von Frankreich zur Zeit der Wahl Ludwig Napoleon's gegeben und die von der franzöſiſchen Nation dabei begangenen Fehler aufgedeckt hat, ſchildert er die napoleoniſtiſchen Ideen und Tendenzen und kommt zu dem Schluſſe, daß dieſelben nichts mehr und nichts weniger bedeuten als den Cäſarismus, d. h. eine Regierungsform, die ſcheinbar auf demokratiſchen Grundlagen beruht, in Wahrheit aber der vollendete Abſolutismus iſt. Der Verfaſſer charakteriſirt den Kaiſer, ſeine Familie und die ihm naheſtehenden Perſönlichkeiten, wie z. B. die Prinzeſſin Mathilde, Perſigny, Walewſki, Flahaut u. a., in

r nennen hier ſeine literarhiſtoriſchen Werke: „Frankreichs moderne " (2 Bde., 1856) und „Geſchichte der franzöſiſchen Revolutions- " (1859), ſowie ſeine hiſtoriſch-politiſchen Romane: „Polignac" 1866) und „Hinter Schloß und Riegel" (1866).

der pikanteſten Weiſe, er kritiſirt das Staatsbeamtenweſen, den Militäradel, die Geſellſchaft der Parvenus (Laguerronnière, die Caſſagnacs) und die „goldene Jugend“ des zweiten Empire überhaupt, und ſchließt den erſten Abſchnitt des erſten Bandes mit einer lebendigen Darſtellung der allgemeinen Einwirkungen des Imperialismus auf die Induſtrie, die Geſchäfte, die Familie, die Sitten, die Intelligenz, das Finanzweſen (Mirès, Pereire) und das geſellige Leben der Franzoſen, vor allem der Pariſer. Nachdem er dem Finanzkönige Pereire und deſſen Credit mobilier einige Seiten gewidmet hat, läßt er ſich alſo vernehmen:

Louis Philipp war der Vertreter einer natürlichen Geſellſchaftsklaſſe, die ſich nach dem Sturz der Ariſtokratie und deren Bevorzugung zur Herrſchaft im Staate für wohlberechtigt hielt. Louis Napoleon repräſentirt aber nichts als die Gewalt gegen alle. Und während unter dem Julikönigthum die Selbſtſucht der Bourgeoiſie ihre geiſtigen Blüten trieb, ohne zu begreifen, daß die ſociale Fäulniß, welche durch die Rechtloſigkeit der niedern Klaſſen entſtand, allgemeine Wirkungen ausüben mußte, ſpielt der Imperialismus keine andere Rolle, als daß er die ſich einſtellende allgemeine Stockung durch künſtliche Belebungen zu heben glaubt.... Die moraliſchen Bedingungen der Geſellſchaft beruhen in der Familie, in der Freiheit des öffentlichen Geiſtes, in dem Streben nach großen Idealen. Das Kaiſerreich hat dies Streben den Geiſtern entriſſen, denn ſeine Ideale ſind niedrig; es hat endlich den Begriff der Familie durch die Verführung zur Sinnlichkeit, zu Luxus und Verſchwendung in Frankreich faſt vernichtet.... Die politesse française ſcheint, wie der höhere Sinn, wie das ideale Streben, wie die Schöpfungskraft, ausgeſtorben. Dem Verfall der Sitten, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Geſelligkeit ſchließt ſich ganz folgerichtig der Verfall der Salons, der geſelligen Unterhaltung an. An Stelle des Esprit, der Grazie, der Phantaſie ſind Börſe, Theaterklatſch, Sport und Turf die Gegenſtände der Geſpräche geworden.

Während Schmidt-Weißenfels in dem erſten Abſchnitte die Zuſtände des Kaiſerreichs und der franzöſiſchen Geſellſchaft mehr im allgemeinen beſpricht, geht er in den folgenden Abſchnitten genauer auf die Details dieſer Verhältniſſe ein. Hier aber nimmt er es, nach unſerer Anſicht nicht mit Recht, als eine keines Beweiſes bedürftige Thatſache an, daß „der politiſche Geiſt in Frankreich ein weſentlich demokratiſcher ſei“, und ſucht nun im zweiten Abſchnitte darzuthun, daß dieſer Geiſt nicht vollſtändig zum Durchbruche und zur Herrſchaft gelangt ſei, weil die Franzoſen ſtets von ihren Regierungen entweder betrogen oder „vergewaltigt“ worden ſeien und damit das Recht erhalten hätten, die Revolution in Permanenz zu erklären. Eine ſolche Beweisführung, mögen ihre Motive ſo gut und human ſein, wie ſie wollen, ſcheint uns unter allen Umſtänden geſucht und unnatürlich. Außerdem ſind in dem zweiten und vierten Abſchnitte manche Dinge enthalten, welche in einem in „Unſere Zeit“ (Neue Folge, III. 1., 435 fg. und 695 fg.) unter dem Titel „Frankreichs volkswirthſchaftliche Zuſtände“ veröffentlichten Aufſatz in ausführlicherer und gründlicherer Weiſe behandelt ſind. Um das Verhältniß der jetzigen imperialiſtiſchen Herrſchaft zu dem politiſchen Geiſte in Frankreich zur richtigen Erkenntniß zu bringen, unterſucht unſer Autor zweierlei Fragen: einmal, ob das Kaiſerreich wirklich der Ausdruck dieſes Geiſtes ſein kann; dann, ob es ſo beſchaffen iſt, daß der politiſche Geiſt in Frankreich unter ihm zur freien Wirkſamkeit und damit zum ſegensreichen, reformirenden Einfluß auf die Einrichtungen des Staats gelangt. Selbſtverſtändlich verneint Schmidt-Weißenfels beide Fragen; nach ſeiner Anſicht richten ſich die Ziele der franzöſiſchen Demokratie immer mehr auf die Vertiefung der demokratiſchen Grundſätze, die im Gegenſatz zu den Principien des Cäſarismus immer klarer und deutlicher hervortreten und die Selbſtverwaltung der Gemeinden als die einzige Garantie der ſtaatlichen Freiheit erſtreben.

In den letzten Jahren iſt der Glaube an die Unfehlbarkeit Napoleon's III. bedeutend erſchüttert worden, ſelbſt in Kreiſen, die dem Kaiſerthum entſchieden ergeben ſind.

Der große Herrſcher, deſſen Wille an ſich allein eine zweite Vorſehung auf Erden war, deſſen kräftiger Anſtoß aus Paris die Hauptſtadt des Vergnügens, und aus dem bis zur Willkür freien Frankreich, wie der Kaiſer ſelbſt beim großen Ausſtellungsfeſte es nannte, das Paradies des Credits und der Speculation gemacht hatte, deſſen Kopfnicken eine Bürgſchaft des allgemeinen Friedens und deſſen Stirnrunzeln eine ſichere Prophezeiung des Krieges war — dieſer ſichtbare Vertreter der Allmacht auf Erden, an den alle Börſen wie an einen Gott und alle Kramladen wie an ein Orakel glaubten, er ſchien nach Mexico und nach Königgrätz und Luxemburg mit einmal der ganz ergebenen Kammermajorität der Fähigkeit verdächtig, Böcke zu ſchießen und Fiasco zu machen, eine Fähigkeit, die man ſonſt nicht mit der Idee der Unfehlbarkeit zu verknüpfen pflegt.

Nachdem der Autor von den verſchiedenen hervorragenden Parteiführern (Sainte-Beuve, Ollivier, Berryer, Thiers, Glais-Bizoin, Jules Simon, Garnier-Pagès, Jules Favre, Pelletan u. a.) ein genaueres Bild entworfen und den Friedenscongreß in Genf in Schutz genommen hat, geht er im dritten Abſchnitte auf die Beſprechung des kirchlichen und religiöſen Lebens in Frankreich über. Allein der Raum dieſer Blätter geſtattet es uns nicht, ausführlicher auf den Inhalt der einzelnen Abſchnitte des Werks einzugehen; wir müſſen uns daher begnügen, eine kurze Inhaltsangabe folgen zu laſſen.

Der Verfaſſer behauptet, daß das franzöſiſche Volk zwar ein weſentlich katholiſches ſei, daß es aber dennoch den Druck der Kirche auf die Dauer nicht dulden werde. Er nennt Louis Veuillot das enfant terrible der ultramontanen Partei, die katholiſcher ſein will als der Papſt ſelbſt, und kommt zu dem Schluſſe, daß die Kirche und der Napoleonismus keinen wahrhaften Frieden miteinander ſchließen könnten, daß die Franzoſen zwar nicht proteſtantiſch werden, aber die katholiſche Kirche durch die Freiheit reformiren würden.

Im vierten Abſchnitte beſpricht der Autor die wirthſchaftlichen Zuſtände Frankreichs. Er meint, der Nationalwohlſtand des Landes ſei zwar durch den Napoleonismus mächtig gefördert worden, dennoch werde die Nation die ſchlechte Finanzwirthſchaft des Kaiſerreichs und die auszehrende Natur ſeiner Regierungs- und Verwaltungsgrundſätze dauernd nicht zu ertragen vermögen. Am Schluſſe dieſes Abſchnitte behandelt er das franzöſiſche Schulweſen, das, unſerer Meinung nach, beſſer und paſſender in Verbindung mit dem kirchlichen und religiöſen Leben im dritten Abſchnitte beſprochen worden wäre. Mit Recht hebt übrigens der Verfaſſer hervor, daß der Volksunterricht in den Mädchenſchulen bei weitem am niedrigſten ſtehe, obſchon das Kaiſerreich Napoleon's III ſich mehr um das Schulweſen gekümmert habe als alle frühern Regierungen Frankreichs. Außerdem wird in

Digitized by Google

dem vierten Abſchnitte das Militärweſen und die Organiſation der franzöſiſchen Armee einer ausführlichen Betrachtung unterworfen und Frankreich „der Militärſtaat par excellence" genannt.

Der fünfte Abſchnitt des erſten Bandes iſt „die Provinzen und Paris" betitelt und ſucht nachzuweiſen, daß die Decentraliſationsidee des Kaiſerreichs in nichts anderm beſtehe, als in der conſequenten Ausbildung einer alle Selbſtverwaltung unterdrückenden Präfectenwirthſchaft. Der geiſtvolle Journaliſt und Schriftſteller Eugen Pelletan ſchilderte in ſeinem Buche: „Das neue Babylon" die demoraliſirenden Einwirkungen des Kaiſerreichs auf die Hauptſtadt mit einer wahrhaft vernichtenden Kritik, und nach Schmidt-Weißenfels iſt die üppig wuchernde Exiſtenz der pariſer Demi-Monde das ſociale Ergebniß des napoleoniſtiſchen Regiments. Was die großartigen Bauten anlangt, wodurch das second empire der Hauptſtadt Frankreichs in vielfacher Hinſicht ſeinen frühern hiſtoriſchen Charakter genommen und das alte Paris in ein neues umgewandelt hat, ſo urtheilt darüber der Herausgeber dieſer Blätter in manchen Punkten entſchieden milder als der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Werks. Vgl. „Unſere Zeit" (Neue Folge, II. 2., 801 fg.). Rudolf Gottſchall geſteht zwar zu, daß der Hauptzweck jener Neugeſtaltung von Paris ein dynaſtiſcher geweſen ſei, welcher die Sicherung gegen die Revolution beabſichtigt habe, allein er erblickt auch darin mit vollem Recht ein humanes Element, wodurch „Luft, Licht und Leben in düſtre und enge Stadtviertel getragen und der arbeitenden Bevölkerung «Arbeit und Brot» verſchafft wurden"; Schmidt-Weißenfels dagegen theilt die Gefühle der Mehrzahl der pariſer Bevölkerung und erklärt, von dem Haſſe und der Misſtimmung aller dem Kaiſerthum feindlichen Parteien erfüllt, daß die ungeheuern Bauten Napoleon's III. mit ihrer Großartigkeit durchaus in keinem richtigen Verhältniſſe ſtehen zu dem Nutzen, den ſie gewähren. „Die Gewaltſamkeit des napoleoniſtiſchen Herrſchaftscharakters allein ſtürzte das alte Paris um und errichtete es neu, um ein napoleoniſtiſches, ein neues, ein ihr brauchbareres ſich hinzuſtellen." Schmidt-Weißenfels iſt der Meinung, daß vielleicht jeder Aufruhr in dem neuen Paris ſehr leicht unterdrückt werden kann, aber den Triumph einer Revolution hält er deshalb doch für keine Unmöglichkeit.

Der zweite Band des Schmidt'ſchen Werks zerfällt in ſechs Abſchnitte, wovon der erſte „die wiſſenſchaftliche Literatur" des modernen Frankreich behandelt. Die franzöſiſche Literatur der Gegenwart ſteht nach dem Urtheile des Verfaſſers nicht außer Zuſammenhang mit der vorhergegangenen; allein jener realiſtiſche Sinn, der die natürliche und daher geſunde Reaction des Volksgeiſtes bedeutet, iſt in die Entartung bloßer Sinnlichkeit und charakterloſen Suchens nach nervöſen Reizungen gerathen, er übt die Beſchäftigung mit der Wirklichkeit, mit der Gemeinheit der Dinge, nicht, um die Idee zu ſuchen, die den Preis ſeiner Arbeit bilden könnte und ſollte, ſondern er beſchäftigt ſich mit dem, was iſt, um die Geiſter zu demoraliſiren und ſeinem Götzen der Genußſucht ·geben zu erhalten.

Ihr ins einzelne eingehend ſchildert der Autor Victor Couſin's Philoſophie und ihre Bedeutung für die franzöſiſche Bildung, er beſpricht die neuere philoſophiſche Kritik Taine's und Ernſt Renan's und gelangt, nachdem er in kurzen Zügen die wiſſenſchaftliche Thätigkeit von Männern wie Jules Simon, Michelet, Edgar Quinet, Auguſt Comte, Littré u. a. kritiſirt hat, zu den Repräſentanten der Naturwiſſenſchaft, die er als die großen Mineurs bezeichnet, welche die Schachten graben in das dunkle All. Zuletzt kommt er auf die Hiſtoriker, wie z. B. auf den Grafen Tocqueville, auf Barante, Guizot, Auguſtin Thierry, Louis Blanc, Lamartine, Thiers u. a., und ſchließt mit der „Geſchichte Julius Cäſar's" von Ludwig Napoleon. Der Verfaſſer ſagt:

Abgeſehen von der eigentlich hiſtoriſchen Kritik und Forſchung, die hier gegeben iſt, und die man ja recht wohl als werthvoll gelten laſſen kann, iſt das Werk doch vor allem eine oratio pro domo, eine Verherrlichung des Princips, als deſſen Träger ſich Napoleon III. weiß. Cäſar und Napoleon I. werden ſchweigend in Parallele geſtellt, und alles iſt darauf abgeſehen, dem Cäſarismus und ſeinem Vertreter das günſtigſte Licht abzugewinnen. Es reflectirt ja doch auch den modernen Cäſar, und es geſchieht für die Menge wirkſamer als in directer Beleuchtung.

In dem zweiten Abſchnitt des zweiten Bandes behandelt der Verfaſſer „den Roman und das Theater"; er behauptet, daß für die Gegenwart Roman und Theater die eigentlichen literariſchen Reflectoren des Geſchmacks, der Neigungen und der ideellen Bedürfniſſe desjenigen Theils der franzöſiſchen Nation geworden ſind, „welcher durch ſeine Bildung und ſeine Anſprüche die geiſtige Vertretung derſelben darſtellt". Hiermit ſtimmt im weſentlichen auch Rudolf Gottſchall überein, welcher in vier Artikeln, die in „Unſere Zeit"*) veröffentlicht wurden, das Theater und Drama des second empire in einer umfaſſenden Weiſe beſpricht. So ſagt z. B. Gottſchall:

Eine Charakteriſtik des franzöſiſchen Theaters der Jetztzeit iſt nicht blos von literargeſchichtlicher Bedeutung; ſie iſt zugleich eine Charakteriſtik der geſellſchaftlichen Zuſtände des second empire, als deren treuer Spiegel es betrachtet werden kann.

An einer andern Stelle ſagt derſelbe Schriftſteller:

Eine Geſchichte des zweiten Kaiſerreichs würde ſehr unvollſtändig ſein, wenn ſie ſich mit den Thatſachen der Politik begnügte und nicht eine Geſchichte des Theaters in ſich aufnähme. Was der Circus für das römiſche Kaiſerreich, das iſt für das second empire das Theater.

Gottſchall ſowol wie Schmidt-Weißenfels ſind der Anſicht, daß die realiſtiſche Richtung, welche ſich damit begnügt, der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, ohne die oft platte Alltäglichkeit durch die Idealität der künſtleriſchen Form oder eines begeiſterten reformatoriſchen Strebens zu adeln, auf der neufranzöſiſchen Bühne die äußerſt bedenkliche Allianz mit den Vertreterinnen der Proſtitution hervorgerufen hat, die zum Theil in glänzenden äußern Formen auftritt und zu einer die Sitten beherrſchenden Macht geworden iſt. „Wie die Demi-Monde im Zuſchauerraum des Theaters eine hervorragende Rolle ſpielte, ſo ſpielte ſie dieſelbe auch bald auf der Bühne ſelbſt." Wenn nun auch unſer Autor und Rudolf Gottſchall hinſichtlich des Theaterweſens des second empire in der Hauptſache übereinſtimmen, ſo iſt doch die Darſtellung, welche der letztere dieſem hochwichtigen Gegenſtande angedeihen läßt, nach Form und Inhalt

*) Vgl. „Unſere Zeit" (Neue Folge, III, 1., 561 fg. und 920 fg., ebendaſelbſt 2., 420 fg. und 908 fg.).

Digitized by Google

derjenigen, mit welcher Schmidt-Weißenfels denſelben Gegenſtand behandelt, weit vorzuziehen. Gottſchall's Urtheil iſt das gründlichere und gerechtere, ſowol was die Sache als was die betreffenden Perſönlichkeiten betrifft.

Im dritten Abſchnitte des zweiten Bandes macht der Autor einen nicht unglücklichen Streifzug auf das Gebiet der Kunſt, indem er nachweiſt, daß auch hier, wie auf der Bühne, die Demi-Monde die Schöpferin eines eigenen Genre geworden iſt. Das Materielle iſt z. B. für die moderne franzöſiſche Malerei die Hauptſache, die äußere Wirkung, nicht der Ausdruck des innern Lebens. Jeder Gegenſtand iſt ihr recht, weil ſie in den wenigſten Fällen eine geiſtige Richtung zum Ausdruck bringen will. Vgl. „Unſere Zeit", Bd. 7, „Künſtler und Kunſtrichtungen der Gegenwart in Frankreich".

Im vierten Abſchnitte behandelt der Verfaſſer „die Preſſe" des jetzigen Frankreich; er weiſt nach, daß es die erſte Sorge der Uſurpation vom 2. December 1851 war, die Preſſe mundtodt zu machen. Militär beſetzte in dem Moment des Staatsſtreichs die Druckerei- und Redactionslocale ſämmtlicher unabhängigen Journale, und als man die Truppen zurückzog, ſtand die Preſſe Frankreichs unter einem Decret, welches ihr jede freie Meinungsäußerung unter Androhung ſofortiger Unterdrückung verbot. Im allgemeinen ſind dieſe Zuſtände unter dem Kaiſerreich bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben. Dennoch hat die Abonnentenzahl der freiſinnigen Blätter, wie unſer Autor ſtatiſtiſch beweiſt, in den letzten Jahren entſchieden zugenommen, während die Abonnentenzahl der officiöſen Journale ſich bedeutend verringerte. „Die Demokratie", ſagt Schmidt-Weißenfels, „hat trotz alles Drucks und aller Verfolgung nach jahrelanger Niederlage nicht nur ſich wieder aufgerafft, ſondern ſie nimmt zu von Tag zu Tage. Die Armee der Geiſter reorganiſirt ſich." Der Verfaſſer zieht eine intereſſante Parallele zwiſchen der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Preſſe, die gerade nicht zum Vortheil der letztern ausfällt, und hat bei ſeiner Arbeit vornehmlich Eugen Hatin's „Bibliographie historique et critique de la presse périodique française" (Paris 1866) und Rudolf Gottſchall's Studie: „Der franzöſiſche Journalismus" in „Unſere Zeit" (Neue Folge, zweiter Jahrgang, zweite Hälfte) benutzt.

Die beiden letzten Abſchnitte, der fünfte und ſechste, behandeln „die Arbeiterverhältniſſe, die Gefangenen und die Gefängniſſe" in dem jetzigen Frankreich. Der Verfaſſer ſagt, nachdem er einen Vergleich der Arbeiterbewegungen in Deutſchland, England und Frankreich angeſtellt hat:

Im Grunde iſt das kaiſerliche Regierungsſyſtem nur eine Fortſetzung der ſocialiſtiſch-communiſtiſchen Plane, die im Juni 1848 im Blute der Arbeiter ertränkt wurden. Das in der furchtbaren Schlacht des Hungers gegen den Beſitz niedergeworfene rothe Geſpenſt hat die Franzoſen um ſämmtliche Früchte der Revolution von 1848 gebracht, als es die franzöſiſche Geſellſchaft der Staatsrettung um jeden Preis in die Arme trieb. Das Kaiſerreich iſt nichts als die Permanenz der auf dieſe Weiſe entſtandenen Dictatur.

Die franzöſiſche Revolution befreite nach Schmidt-Weißenfels zwar das Bürgerthum, aber ſie ließ die Arbeiter im Stande von rechtloſen Unterthanen zurück, denn die neuen Induſtrieverhältniſſe haben ein Proletariat geſchaffen, welches dem Kapital nahezu vollſtändig unterthänig iſt. Deshalb muß der Staat die Armen g die unheilvolle Ausnutzung ihrer Arbeitskraft in S nehmen. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer, daß in franzöſiſchen Arbeiterſtande ein eigenthümlich idealer G zug herrſcht, welcher ihm einen gewiſſen Corpsgeiſt ver

Die Bluſe ſteht in Ehren, weil der franzöſiſche Ar es dahin gebracht, ſich als den Vertreter großer Princip kennbar zu machen; die Bezeichnung „ouvrier" gibt der F zoſe ſich mit Stolz, weil ſie ihn nicht als den Mann der Arbeit charakteriſirt, ſondern einer durchgeiſtigten, verkn den Ideen von ſittlicher Hoheit.

Am Schluſſe des fünften Abſchnitts wird die liſtiſche Arbeiterpoeſie kurz beſprochen, von welch hier zwei kleine Proben mittheilen wollen.

In dem „Geſang der Studenten", von Pierr pont, feiert der Refrain Robert Blum's Tod:

Marſchirt ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laßt in die Bruſt euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Der Refrain von Pierre Dupont's „Lied vom B lautet alſo:

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth;
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Die ſtaatlichen wie die ſocialen Verhältniſſe habe den Gefängniſſen ihre düſterſten Seiten aufzuweiſen: her iſt es nach der Anſicht von Schmidt-Weißenfel höchſte Zweck der Civiliſation, daß die Zahl der Ge niſſe und der Gefangenen nicht nur vermindert, ſo daß die gänzliche Abſchaffung der Gefängniſſe mit Energie angeſtrebt werde. Eine ausführliche Be tung der franzöſiſchen Gefängnißzuſtände läßt ihn ſer Beziehung folgende Grundſätze als Richtſchnur ſtellen: 1) Höchſte Achtung vor dem Freiheitsrech einzelnen und vor deſſen Menſchenwerth; 2) ſetzung aller Gefängnißſtrafen und Abſchaffung Geſetze, die ſie herbeiführen; 3) Einrichtung fängniſſe nur zum Zweck der Abſperrung; und richtung von Colonien, in welchen den Verbre Erwerb von Eigenthum geſichert iſt. Der ſchließt mit den Worten: „Man ſchafft heute die haft als eine Barbarei ab, man wird auch die gefangenſchaft im Geiſte der Civiliſation einrichten." die ſocialiſtiſchen Anſprüche auf ſogenannte St anbetrifft, ſo ſtellt ſich Schmidt-Weißenfels mehr Seite von Schulze-Delitzſch als auf die Seite von Gegnern.

Mit dieſen Bemerkungen wollen wir das ſtehende Werk dem Leſepublikum beſtens empfohlen Ohne Zweifel wird von verſchiedenen Seiten ſowol Inhalt wie die Form deſſelben herben Tadel und theilweiſe nicht mit Unrecht; allein ſo viel daß der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand mit Luſt und bearbeitet hat, daß ihn dabei ein warmer Sinn für heit und Menſchenrecht beſeelte, daß er das Gute Rechte wollte und daß, wenn er auch in manchen ten irrte und in ſeinem Freiheitsdrange zu weit g in den Hauptfragen meiſtens richtig gefühlt und ge hat.

Rudolf D

Digitized by Google

Badeliteratur.

: Oſtſee und die Seebäder ihrer deutſchen Küſte. Mit ſpe- ieller Berückſichtigung von Kolberg und ſeiner Umgebung, einer Sol- und Seebäder, von R. Girſchner. Mit einer lachſchrift: Was bietet und leiſtet Kolberg als Curort, und 1 welchen Krankheiten iſt es vor allen andern Bädern zu mpfehlen? von Hirſchfeld. Kolberg, Poſt. 1868. Gr. 8. Thlr. 10 Ngr.

In dieſem Buche haben wir eine Probe der Reiſe- Badeliteratur vor uns, wie ſie eigentlich immer be- ſſen ſein ſollte. Von einem abgegrenzten, engen Punkte zehend, verbreitet ſich die Darſtellung in der Thal : das weite Gebiet deſſen, was ſie im Titel verſpricht — die ganze Oſtſee. Und, nach der andern Seite hin, Strande des einen Ortes aus beginnend, führt ſie das geſammte Pflanzen- und Thierleben der Oſtſee- vor. Gern bezeugen wir, daß dieſe letztern Mit- ungen auf gründlichen naturwiſſenſchaftlichen Kenut- n beruhen. Nicht minder anregend und werthvoll die Angaben aus der Geſchichte der hiſtoriſch be- uten Feſtung Kolberg, über den Hafen an der Per- : u. ſ. w. Denn wenn ſie auch keine durchaus neuen n bringen, ſo iſt die Sprache doch eine ſo ſchwung- und der Ton zugleich ein ſo anziehend humoriſtiſcher, wir gern dem Verfaſſer folgen. Im weitern gibt der aſſer Erklärungen des Meeresleuchtens, der Fata- gana, des Bernſteins in ſeiner Entſtehung und Ge- winnung, recht gute Beſchreibungen der Seeconchylien, Algen, Fiſche u. ſ. w., die immerhin ihrem Zwecke ent- ſprechen. Das Ganze iſt in eine anſprechende Form ge- kleidet; indem der Verfaſſer nämlich ſich als Führer einer kleinen Geſellſchaft hinſtellt, deren Fragen beantwortet und Einwürfe widerlegt, vermeidet er die Ermüdung einer ſonſt wol trockenen Darſtellung.

Wenn das Buch nun auch ſeine Mängel hat, ſo z. B. den, daß das Fragen und Antworten den Verfaſſer hin und wieder zu herbeigeholten Witzen veranlaßt, daß faſt unzähligemal in ermüdender Weiſe die Phraſe „ich be- merke“ wiederkehrt u. ſ. w., ſo kann doch der beabſichtigte Zweck: einem leidenden oder gelangweilten Badepublikum eine anregende, feſſelnde und nützliche Lektüre zu bieten, ſchwerlich beſſer erfüllt werden.

Eine Nachſchrift: „Was bietet und leiſtet Kolberg als Curort, und in welchen Krankheiten iſt es vor allen an- dern zu empfehlen?“ von Hirſchfeld, verdient Beachtung, einerſeits weil ſie in durchaus anſpruchsloſer Weiſe, mit Ausſchluß jeder ſonſt üblichen dringenden Anpreiſung, die Wirkungen und den Werth der Curen hier erklärt, und andererſeits weil wir daraus entnehmen können, daß die Sol-, Wannen- und Seebäder Kolbergs in den durch Blutmangel herbeigeführten nervöſen Leiden vorzugsweiſe von Erfolg ſich zeigen.

Karl Ruß.

Feuilleton.

ternationaler literariſcher Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien.

Einer der eifrigſten Vertreter dieſes Verkehrs, Julius nz, ſendet ein als Manuſcript gedrucktes „Feuilleton alien“ ſeinen „Geſängen aus zwei Jahrzehnten“ voraus, demnächſt in Dresden (Julius Heinze) zum Beſten der ung eines Denkmals für Julius Moſen erſcheinen ſollen. Zweck verdient alle Anerkennung und eifrige Theil- , ſollte auch nur ein Erinnerungszeichen in dem ehema- Gymnaſium zu Plauen, das Schanz wie Moſen beſuchte, gewonnen werden. Jedenfalls iſt die Anregung zur ung eines Denkmals für Moſen ſehr rühmenswerth.

1 dem „Feuilleton aus Italien“ ſchildert Schanz mit gen Farben den erfreulichen Wechſelverkehr zwiſchen deut- ıd italieniſcher Literatur. „Was“, ruft er aus, „wollen ar armſelige Gedichte zur Verherrlichung Italiens und Dichter bedeuten, wenn wir die Macht ins Auge faſſen, die deutſche Wiſſenſchaft auch in Italien über die Ge- gewonnen, die allem, was ſich deutſch nennt, noch vor ſo abhold waren! Dieſe Herrſchaft, ſagt Hermann ſehr treffend, die ſich von Tag zu Tag erweitert, iſt nd wiegt jede andere der deutſchen über fremde Natio- f. Durch ſie herrſcht Deutſchland von einem höhern als dem eines politiſchen Monarchen auch über Italien, enn Italien ſich im 15. Jahrhundert mit gewaltiger nſtrengung auf die Hinterlaſſenſchaft der alten Völker nd die Gedankenarbeit der alten Griechen wieder auf- die nun ſeit Jahrtauſenden ſchon die reinſte Quelle Cultur ſind, und die italieniſche Nation durch die ausgehende Verjüngung der edelſten Güter des Men- hlechts damals den Preis über alle andern Völker ug, unter denen die Deutſchen am meiſten von ihr ſo ſind gegenwärtig die Blicke der Italiener mit ern- ſter Theilnahme auf die deutſche Cultur gerichtet, für die ſie im großen und ganzen die günſtigſten Vorausſetzungen haben. Deutſche Geiſtestüchtigkeit und Gründlichkeit imponirt ihnen, und die Ehrlichkeit des deutſchen Charakters nöthigt ihnen eine inſtinctmäßige Achtung ab. Mit Ehrfurcht nennt jeder Italie- ner, der von Deutſchland etwas weiß, die Namen unſerer großen Todten: Schiller, Goethe, Klopſtock, Leſſing, Hum- boldt, Platen, Bopp u. a., ſowie unter den lebenden Celebritä- ten der deutſchen Gelehrtenrepublik S. M. den König Johann, Karl Witte, Gervinus, Gregorovius, Reumont und andere Forſcher erſten Ranges. Auch die ſchöngeiſtige Literatur Deutſch- lands iſt in Italien ſehr geſchätzt. Levin Schücking und Guſtav Freitag gelten als Muſter im Romanfach, Berthold Auerbach's «Auf der Höhe» erſchien in der «Gazzetta Ufficiale», und ſein neue- ſter Roman ſoll, wie ich höre, gleichzeitig deutſch und italieniſch erſcheinen. Die «Perseveranza» bringt ſoeben den Roman «Ein verlorenes Geſchlecht» von Max Ring, und ein illuſtrirtes Blatt in Florenz einen Roman von Julius Große. Fabio Nannarelli arbeitet ſeit längerer Zeit an einer Uebertragung von Nikolaus Lenau's «Fauſt», Maggi überſetzt Platen und Freiligrath, Benedetto Prina, der bereits eine ganze Reihe taktvoll ausgewählter Proben unſerer Lyriker in trefflichen Ueberſetzungen herausgegeben, hat nun auch ein größeres Werk, die für Italien ſchon durch den geſchichtlichen Stoff intereſſante ſchwungvolle Dichtung «Carlo Zeno» von R. Gottſchall, in Angriff genommen, und eine junge geiſtvolle Mailänderin, die Chamiſſo's «Peter Schlemihl» in Italien eingeführt und eine treffliche Biographie Nikolaus Lenau's herausgegeben hat, be- abſichtigt, der italieniſchen Jugend mit den Erzählungen und Märchen von Pauline Schanz ein Geſchenk zu machen. Die großen italieniſchen Zeitungen bringen faſt täglich Auszüge aus den deutſchen, die «Gazzetta di Milano» hat ſogar zwei der deutſchen Sprache und Zuſtände in hohem Grade kundige

Digitized by Google

Redacteure, E. Treves und F. Cavallotti, zwei der bedeutendſten Kräfte des modernen Italien, das in Deutſchland ſeine edlere Schweſter verehrt. Eine der glänzendſten Kundgebungen zu Ehren deutſcher Bildung iſt die Rede, mit der mir Terenzio Mamiani auf einen Toaſt, den ich bei einem Feſtmahle zu Ehren der fremden Theilnehmer an den Dante-Feſtlichkeiten im Mai 1815 ausbrachte, geantwortet hat. Ich habe dieſe Rede in der Broſchüre «Enrico Heine in Italia» vollſtändig mitgetheilt. In dieſer Schrift befinden ſich auch verſchiedene Gedichte, die von namhaften italieniſchen Dichtern, wie P. Contini, F. Nannarelli und B. Zendrini, an meine Wenigkeit gerichtet wurden."

Schanz ſelbſt iſt nach der andern Seite hin thätig, die ganze italieniſche Lyrik in Deutſchland einzubürgern: „Den Anfang machte ich mit einem der jüngern Poeten, dem der deutſchen Sprache in hohem Grade kundigen Ueberſetzer H. Heine's, Bernardino Zendrini aus Bergamo. Ich habe im Laufe weniger Jahre ſeinen «Liederkranz zur Dante-Feier» und nebenbei noch vieles andere von ihm ſowie von A. Aleardi, G. Carcano, P. E. Caſtagnola, P. Cavallotti, P. Contini, C. Correntini, T. Mamiani, A. Manzoni, G. Maggi, L. Morandi, F. Nannarelli, E. Praga, G. Uberti, G. Uberti, G. Becchi, L. Vico u. a. ſorgfältig übertragen. B. Zendrini ließ ſich durch die erſten Proben meiner ihm regelmäßig zugeſandten Ueberſetzungen, deren Zuſtandekommen und Gelingen er durch ſeine kritiſchen Bemerkungen ſehr gefördert hat, zu einem ſchönen Gedichte an mich begeiſtern, das in weiteſten Kreiſen dieſſeit und jenſeit der Alpen Widerhall fand."

Zendrini, der geniale italieniſche Dichter, macht gegenwärtig eine zum Theil den Stätten des Heinecultus, Hamburg, dem Harz u. ſ. w., gewidmete Reiſe durch Deutſchland; er hat dem pariſer Ariſtophanes in genialer Weiſe eine Stätte in Italien bereitet. Alle dieſe Beſtrebungen friedlichen und geiſtigen Völkerverkehrs verdienen die höchſte Ermuthigung. Auch das hoffen wir, daß es Schanz gelingen wird, dem Dichter Julius Moſen ein würdiges Denkmal oder mindeſtens ein würdiges Erinnerungszeichen zu widmen.

Artiſtiſches.

Karl von Lützow hat es unternommen, aus den reichen Schätzen der münchner Sammlungen, der Marmorwerke der Glyptothek, der Terracotten, der Vaſen eine Auswahl zu geben: „Münchener Antiken" (Sechs Hefte. München, Merhof. 1867. 1868), welche neben die bekannten Meiſterſchöpfungen auch minder bekannte und noch nicht publicirte Arbeiten ſtellt. Der begleitende Text iſt klar, prägnant und gibt bald eine Geſchichte und Kritik der ſeitherigen Auffaſſung der Werke, bald ſucht er das Neue eigenthümlich zu erklären und für die archäologiſche Wiſſenſchaft ſicherzuſtellen. Was aber dem Werke ſeinen beſondern Werth gibt, das iſt das feine Kunſtgefühl und die ſichere Hand, welche die Zeichnungen und Kupferſtiche in ſchwungvollem Umriß, hier und da mit leichter Modellirung hergeſtellt, und der äſthetiſche Sinn des Verfaſſers, der nicht blos einer trockenen Gelehrſamkeit dienen, ſondern zum Verſtändniß und Genuß des Schönen führen will. Dies künſtleriſche Gepräge des Werks iſt es, auf das wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken möchten; dadurch wird es über die Kreiſe der Schule hinaus bildend und erquickend wirken.

Eine andere Publication, von **Hefner-Alteneck**: „Die Kunſtkammer Sr. königl. Hoheit des Fürſten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen" (Sechs Lieferungen. München, Bruckmann. 1866—68) führt uns nach Deutſchland und auf das Grenzgebiet von Kunſt und Handwerk, indem ſie aus dem fürſtlichen Muſeum von Sigmaringen eine Auswahl von Gegenſtänden des täglichen Gebrauchs zu kirchlichen und weltlichen Zwecken oder des Luxus bringt, und die Abbildungen durch Notizen über Stil und Technik der Arbeit wie über Sitten und Gebräuche der Zeit erläutert. Da ſehen wir die Empfindungsweiſe der Jahrhunderte, die ſich großartig im romaniſchen oder gothiſchen Dom ausgeprägt oder im Breitbau der Renaiſſance ſich ausgeſprochen, zugleich die Reliquienſchreine oder Pokale der Kirchen, wie das Geräth des Hauſes kennzeichnete; wir ſehen, wie die Kunſt ein Seelenausdruck nicht blos einzelner beſonders begabter Meiſter,
auch der Zeiten und Völker iſt; wir ſehen, wie die
pfung des Schönen um ihrer ſelbſt willen und zur
des Gemüths, zur Veranſchaulichung des Ideals getragen
und wieder getragen ſein ſoll von dem Handwerk, das den
forderniſſen des täglichen Lebens dient; wir ſehen
ein Abglanz jener großen Werke auch auf das Kleine
wöhnliche fällt und es durch charakteriſtiſche anmuthige
adelt. Der Verfaſſer hat alles aufs genaueſte ſelbſt
von bewährten Künſtlern ſtechen und dann in einer
riren laſſen, daß der Ton des Materials, des
Goldes, des Holzes oder der Emaille zur Wirkung
der farbige Schmuck treu wiedergegeben wird. Unſere
Kunſt hat ſeit Carſtens und Cornelius weit mehr
men- als den Farbenſinn entwickelt; daß die Franzoſen
letztern vorzugsweiſe haben und pflegen, ſicherte ihrer
vollen Kunſtinduſtrie bisjetzt einen Vorſprung auf dem
markt. England erkannte das und errichtete ſein
Muſeum, ſeine Kunſtgewerbſchulen; Oeſterreich in Wien,
in München und Nürnberg ſtreben nach gleichem
Sammlungen, Vereine, Schulen. In den Kreis dieſer
bungen fällt Hefner's Thätigkeit. Wie er in ſeinem
buch und in den Kunſtwerken und Geräthſchaften des
alters die Cultur- und Kunſtgeſchichte zuſammenbringt,
er ſich längſt als einer der erſten Kenner bewährt.
auch ſeine neue Arbeit dem Leben ſelbſt fruchtbar ſein!

Wir müſſen die nähere Beleuchtung ſolcher
den Zeitſchriften für Archäologie, Kunſt und Gewerbe
zumal Beſchreibung und Aufzählung ohne die veranſchaulichende
Abbildung leicht ermüdet und wenig nützt; aber
unſer „praktiſches" Zeitalter bei dieſer Gelegenheit
weiſen, wie eng der Schönheitsſinn und der National
zuſammenhängen. Athen iſt im Alterthum, Städte wie
Nürnberg, Augsburg ſind im 15. und 16. Jahrhundert
herrlich aufgeblüht, weil ſie es verſtanden, durch die
Form, die ſie den Erzeugniſſen der Gewerbe gaben,
markt zu erobern; dadurch wurden ſie reich und
Bürgerthum freute ſich ſeiner Kraft und Freiheit,
möglich, daß der jugendliche Genius eines Phidias
teles, eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Holbein
früh an überall von Schönem ſich umgeben und
und ſich zu jener vollendeten Meiſterſchaft erheben
dem einzelnen immer nur dann erreichbar iſt, wenn
ihn trägt, ihm mit fördernder Theilnahme entgegen

Franz Pfeiffer's letzte Arbeit.

Die letzte wiſſenſchaftliche Gabe, welche wir dem
dienten, allzu früh geſchiedenen **Franz Pfeiffer**
iſt deshalb von bedeutendem Werth, weil ſie der
ausgabe des großartigſten Kunſtgedichts des Mittelalters
gute kommen wird. Es iſt dies die zweite Abtheilung
„Quellenmaterial zu altdeutſchen Dichtungen" (
beſonders abgedruckt aus dem ſiebzehnten Bande der
ſchriften der philoſophiſch hiſtoriſchen Klaſſe der kaiſerl.
mie der Wiſſenſchaften und vorgelegt in der Sitzung
Klaſſe am 10. Juli 1867). Die erſte Abtheilung,
Nr. 12 d. Bl. kurz angezeigt wurde, bot uns
dener Dichter und Dichtungen; dieſe zweite Abtheilung
iſt nur dem Wolfram von Eſchenbach gewidmet
neues Quellenmaterial zu deſſen „Parcival" und „
Daß von keinem Werke des 13. Jahrhunderts ſich
ſchriften erhalten haben wie von Wolfram's „Parcival",
ſchon Lachmann bemerkt. Indeſſen war dieſe im
ausgeſprochene Behauptung nicht ganz ſicher, wenn
zahlreichen Handſchriften von Rudolf's von Ems „
von Freidank's „Beſcheidenheit" und vom „Nibelungen
denkt. Jetzt wird Lachmann's Ausſpruch vollſtändig
der That zeigt die nun nachweisbare Anzahl von
ſchriften oder Bruchſtücken ſolcher, daß der „Parcival"
Verbreitung genoß wie kein anderes Gedicht.
nutzte für ſeine Ausgabe 8 vollſtändige Handſchriften
Bruchſtücke, Pfeiffer weiſt noch 7 Handſchriften und

Digitized by Google

ſcke nach, von denen letztere zumeiſt erſt in neuerer Zeit ıſgefunden wurden. Nehmen wir den Fall an, daß mög- ſerweiſe das eine oder andere Bruchſtück einer und derſelben ındſchrift angehört, ſo bleibt doch die Geſammtzahl der Hand- riften eine ſehr ſtattliche. Nicht ganz ſo große Verbreitung wie r „Parcival“ fand Wolfam's unvollendeter „Wilhelm“, und Handſchriften deſſelben ſind mit geringen Ausnahmen weder ſchön noch reichen ſie an Alter ſo weit hinauf; die meiſten jören erſt dem 14. und 15. Jahrhundert an. Doch iſt deren zahl im ganzen immerhin eine anſehnliche.

In Pfeiffer's „Quellenmaterial“ wird eine größere An- l der Bruchſtücke in genauer Copie mitgetheilt. Handſchrif- kann ein Herausgeber immer eher erlangen als Bruchſtücke, oft der Schonung bedürfen oder auch im Privatbeſitze und um nicht immer zugänglich ſind. Deshalb muß die voll- ıdige Mittheilung ſolcher Texte ſehr willkommen erſcheinen; ſe Lesartenſammlungen ſind unlebendig und erſchweren die eit der Kritik mehr als ſie ſie fördern.

Wie wir vernehmen, wird mit Benutzung des von Pfeiffer eferten Quellenmaterials und der neu nachgewieſenen Hand- iften Karl Bartſch eine neue Ausgabe des „Parcival“ ıgen und zwar für die von Pfeiffer begründete Sammlung „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters“ (Leipzig, Brockhaus). Aufgabe iſt eine unermeßlich ſchwere, ſowol was die Text- tellung, als was den Commentar anlangt. Aber es iſt auch : Zeit, daß eine zuſammenhängende Erklärung gewagt wird. ade nur, daß der Vorarbeiten von Lachmann, Haupt Lucae ſo wenige ſind. Hoffentlich knüpfen ſich dann ſpäter die commentirte Ausgabe weitere Discuſſionen.

Bibliographie.

Augsburg, G. D., Zur deutſchen Münzfrage. Bremen, Geisler. 8. 7½ Ngr.

Aus dem Lande der Glaubenseinheit. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Bauernfeind, G. F. C., Das Gewiſſe von der Menſchen Zukunft. Vortrag. Halle, Fricke. 8. 3 Ngr.

Biermann, A., Die Inſel Corſica mit beſonderer Berückſichtigung Ajaccio als klimatiſcher Kurort. Nach officiellen Quellen bearbeitet. urg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Björnſon, B., Das Fiſchermädchen. Erzählung aus dem norwegi- Leben. Deutſche Original-Ausgabe. Hannover, Rümpler. 8. 12 Ngr.

Brunſchweiler, Joachim, oder Lehr- und Wanderjahre eines Por- alters am Ende des 18. und im Anfange des gegenwärtigen Jahr- rts. Mit Vorwort von J. A. Pupikofer. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. r.

ultjer, Geſchichte der Verfaſſungen und Rechtſamen Oſtfrieslands arrlingerlandes, ſowie Entwickelungen über die Natur der ſogenann- erendirten Gefälle u. ſ. w. mit andern Eigenthümlichkeiten und Be- heiten der Provinz. Leer, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

hrist, W., Die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Ueber- ng. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

elitzsch, F., Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für atik, besonders die hebräische. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8.

ichhorn, A., Der ermländiſche Biſchof Martin Kromer als Schrift- Staatsmann und Kirchenfürſt. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 2 Thlr.

igelten, A., Der Menſch, ſein Geiſt und deſſen Entwickelung für ſterblichkeit. Reichenbach in Schl., Kuh. 8. 10 Ngr.

ers, H., Chronologie und Calendarium der Geschichte Hamburg's. pplement zu jeder Chronik. Hamburg, W. Oncken. Gr. 8. 1 Thlr.

as, W., Was ſteht in den preußiſchen Schulregulativen? Leipzig, jand. 8. 8 Ngr.

ury, Der Feldzug der Revolution in Italien gegen Rom im Ok- d November 1867. Ueberſetzt, vermehrt, mit Noten und Beilagen v. Moos. Einſiedeln, Gebr. Benziger. 8. 12 Ngr.

großen Fragen um Kirche und Staat. München, Lentner. Gr. 8.

llerton, Lady Georgiana, Ein ſtürmiſches Leben. 2 Bde. rte Ueberſetzung. Münſter, Ruſſel. 8. 2 Thlr.

nken, E., Gedichte. Zum Beſten eines deutſchen Waiſenhauſes Canada. Einſiedeln, Gebr. Benziger. 16. 1 Thlr.

ſchichte der Einführung des Chriſtenthums in der Oſtſchweiz, na- im Thurgau. Von einem Mitgliede des thurgauer hiſtoriſchen Frauenfeld. Gr. 16. 8 Ngr.

issen, Glauben, Civilisation. Ein Compass mehr zur Orientirung tigen Weltlage von einem Laien. 2te umgearbeitete und vermehrte rixen, Weger. Gr. 8. 20 Ngr.

belhauſen, C. F. A., Der Berggeiſt. Ernſte und heitere Mit- en aus Mansfelds Vor- und Neuzeit in Volksmundart. Halle, 8. 15 Ngr.

ger, A., König Richard. Drei Romanzen. Amsterdam. Gr. 8.

zemann, G., Elemente der Philoſophie. 1ſter Bd. – A. u. d. T.: Noetik. Ein Leitfaden für akademiſche Vorleſungen ſowie zum terrichte. Münſter, Ruſſel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahn, T., Herr Prof. Dr. C. Bock in der Gartenlaube. Eine Kritik ſeiner Heil- und Geſundheitslehre. Berlin, Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Hansgirg, V., Kaiſerkronen und Schwertlilien. Patriotiſche Dich- tungen. 2te Aufl. Pilſen, Maaſch. 8. 10 Ngr.

Hauff, W., Lichtenſtein. Romantiſche Sage aus der würtembergi- ſchen Geſchichte. Stuttgart, Rieger. 8. 16 Ngr.

Helmſing, J. T., Die Reformationsgeſchichte Livlands in ihren Grundzügen dargeſtellt. Eine Feſtgabe zur Feier der Enthüllung des Luther-Denkmals in Worms. Riga, Bacmeiſter. 8. 10 Ngr.

Herbert, Nikolaus und Metternich. 3te Abth.: Nikolaus. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herrmann, E., Allgemeine Wirthſchaftslehre ſyſtematiſch in leichtfaß- lichen Studien dargeſtellt. 1ſter Bd. Das Geſetz der Arbeitstheilung. 1ſte Lieferung. Graz, Pock. Gr. 8. 8 Ngr.

Heſſemer, F. M., Ring und Pfeil. Ein Gedicht in 10 Geſängen. 2te Aufl. Frankfurt a. M., Hamacher. 16. 10 Ngr.

Hilß, J., Der Reichspalaſt zu Ingelheim. Zur elfhundertjährigen Erinnerung an die Erbauung deſſelben durch Karl den Großen (zwiſchen 768 und 774.) Ober-Ingelheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 5ter und 6ter Bd. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Holdey, D., Hugo von Trymberg, der Meiſterſänger. Novelle. Leip- zig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Hunzinger, K., Rechtfertigung und Glaubensleben. Ein paſtoral- theologiſcher Vortrag mit Bezug auf die kirchlichen Zeitfragen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Huybrecz, M., Myſterien des neuen Wiens. Roman aus der Ge- ſellſchaft. 3 Bde. Wien, E. Müller. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jlgen, H., Das Erkenntnißprincip des modernen Materialismus. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Widerlegung deſſelben. Salzungen, Scheer- meſſer. 8. 3 Ngr.

Ineichen, J., Lieder vom alten Sepp. Geſammelt und herausgege- ben von Freunden volksthümlicher Dichtung. Luzern, Schiffmann. 8. 16 Ngr.

Judeich, E., Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1ſtes Bdchn. Dres- den, Türk. 8. 10 Ngr.

Kászony, D. v., Gold und Herz oder die Schätze des Marannon. Original-Roman. 2 Bde. Leipzig, Kötſchke. 8. 2 Thlr.

Kavanagh, Julie, Frauen der Chriſtenheit. Vorbilder der Fröm- migkeit und Menſchenliebe. Aus dem Engliſchen überſetzt von Frieden- berg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kobell, F. v., G'ſchpiel. Volksſtücke und Gedichte in oberbayeri- ſcher Mundart. München, Dempwolff. 8. 1 Thlr.

Kolb, G. F., Culturgeſchichte der Menſchheit, mit beſonderer Berück- ſichtigung von Regierungsform, Politik, Religion, Freiheit und Wohl- ſtandsentwickelung der Völker. Eine allgemeine Weltgeſchichte nach den Bedürfniſſen der Jetztzeit. 1ſte Lief. Leipzig, Felix. Gr. 8. 10 Ngr.

Kretzſchmar, A., Eine Nothlüge. Originalroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 16. 3 Thlr.

Kuddelmuddel. Vom Verfaſſer der „Aquarellen aus den beiden Reichs- ſtuben.“ Wien, v. Waldheim. 8. 12 Ngr.

Laicus, P., Roſen und Dornen aus dem Leben Papſt Pius IX. Mainz, Kirchheim. 8. 12½ Ngr.

Lang, V., Ueber die Bildung der Tonleiter. Ein populär-wissen- schaftlicher Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Ngr.

Lange, A. C., Das Leben Jeſu dargeſtellt in 19 einzelnen Lebens- bildern. Ein anthropologiſcher pſychologiſcher Verſuch. Kiel, Schwers. Gr. 8. 24 Ngr.

Langenbeck, H., Ueber das Geistige nach seinem ersten Unter- schiede vom Physischen im engern Sinne. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Löffler, K., Die Opfer mangelhafter Juſtiz. Gallerie der intereſſan- teſten Juſtizmorde aller Völker und Zeiten. 2 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. à 2 Thlr.

Ludlow, J. M., u. L. Jones, Die arbeitenden Klaſſen Englands in ſocialer und politiſcher Beziehung. Aus dem Engliſchen von J. v. Holtzen- dorff. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Luther, K., Geſchichtliche Notizen über Martin Luthers Vorfahren. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Lütolf, A., Joſeph Eutych Kopp als Profeſſor, Dichter, Staatsmann und Hiſtoriker dargeſtellt. Mit Beilagen. Luzern, Schiffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Luzern, Schiffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Marr, H., Im Atelier. Dramatiſches Gemälde aus dem Künſtler- leben. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 15 Ngr.

Meier, H., Oſtfriesland in Bildern und Skizzen, Land und Volk in Geſchichte und Gegenwart geſchildert. Mit einer Auswahl plattdeutſcher Kinder- und Volksreime und einem ſtatiſtiſchen Anhang. Leer, Bock. 8. 25 Ngr.

Moſer, O., Leipzig's Friedhöfe. Leipzig, Neuſche. Gr. 8. 4 Ngr.

Mühlbach, Louiſe, Kaiſer Alexander und ſein Hof. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mylius, O., Familien-Geſchichten. 1ſter und 2ter Bd. Stuttgart, Grüninger. 8. à 1 Thlr.

Mylius, O., Das Teſtament von St. Helena. Roman. 1ſte und 2te Lief. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. à 5 Ngr.

Novellenſtrauß. 1ſter und 2ter Bd. Leipzig, Kötſchke. 8. à 1 Thlr.

Die Organiſation des polniſchen Aufſtandes 1863 und 1864. Bearbei- tet nach offiziellen Quellen. Berlin, Bernſtein. Gr. 8. 10 Ngr.

Sternberg, Graf K., Leben, von ihm selbst beschrieben; nebst einem akademischen Vortrag über der Grafen Kaspar und Franz Stern- berg Leben und Wirken für Wissenschaft und Kunst in Böhmen. Her- ausgegeben von F. Palacky. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Voß, Käthe, Waldblumen. Hamburg, W. Oncken. 16. 27 Ngr.

Was bedeutet Staatshilfe? Beitrag zur Arbeiter-Frage. Von einem Laſſalleaner. Graz, Pock. Gr. 8. 3 Ngr.

Wickede, J. v., Aus alten Tagebüchern. Im Anſchluß an „Eine deutſche Bürgerfamilie“ bearbeitet. 3 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 4 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Der Norddeutſche Bund
und deſſen Uebergang zu einem Deutſchen Reiche.

Von

Georg Herbert Graf zu Münſter,

Mitglied des Norddeutſchen Reichstags, Erblandmarſchall zu Hannover.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieſe neueſte Schrift des bekannten Verfaſſers verdient in noch höherm Grade als ſeine frühern die allgemeinſte Beachtung, auch in Kreiſen, die andern politiſchen Anſichten huldigen. Sie behandelt mit rückhaltloſer Offenheit und in entſchieden vorwärts drängendem Sinne die brennende Frage der Gegenwart, die Weiterförderung des deutſchen Einigungswerks, indem ſie den jetzigen Augenblick als den geeignetſten bezeichnet, Hand anzulegen an den Ausbau eines mächtigen germaniſchen Staats, zu dem bisjetzt erſt der Grund gelegt worden ſei.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.) Nebſt den Depeſchen des Grafen Ernſt Friedrich Herbert zu Münſter über den Wiener Congreß. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **Rud. Hoffmann** in **Berlin** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus Sommertagen.

Novellen von Walter Schwarz.

Dritte Sammlung.

$27\frac{3}{4}$ Bogen Octav; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.; elegant gebunden 2 Thlr.; mit Deckelpreſſung und Goldſchnitt 2 Thlr. 5 Sgr.

Der pſeudonyme Dichter hat hier wieder mit gewohnter Meiſterſchaft insbeſondere Frauencharaktere lebendig wahr gezeichnet und neben empfindungsvoller Gemüthstiefe eine nicht leicht zu übertreffende Beobachtungsgabe aufs vielſeitigſte bewährt. Freunden belletriſtiſcher Lektüre ſowie als Feſtgeſchenk für Damen wird daher das elegant ausgeſtattete Werk vorzugsweiſe zu empfehlen ſein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments.

Herausgegeben von H. J. Holtzmann.

Separatabdruck aus Bunſen's Bibelwerk.

8. Geh. 15 Ngr.

Gebunden in Leinwand 24 Ngr., in Leder mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Ausgabe des Neuen Teſtaments wird nicht nur allen Freunden Bunſen's willkommen ſein, ſondern auch zahlreichen weitern Kreiſen, welche ſein Bibelwerk noch nicht kennen. Selbſtverſtändlich iſt es nicht die Abſicht, durch dieſe Ausgabe die im deutſchen Volke mit Recht eingebürgerte Luther'ſche Ueberſetzung verdrängen zu wollen. Aber gewiß wird ſie auch neben dieſer vielen willkommen ſein, welche das Neue Teſtament in einer dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft entſprechenden Ueberſetzung leſen wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien in neuer, wohlfeiler Ausgabe:

Geſpräche mit Goethe

in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Eckermann's „Geſpräche mit Goethe“ bilden bekanntlich ein unentbehrliches Supplement zu Goethe's Werken; nur hier findet ſich über vieles, was in ſeinen Schriften und ſeinem Leben des Nachweiſes bedarf, die richtige Erklärung aus des Dichters eigenem Munde. Das Werk hat daher ſtets den Goethe-Forſchern als quellenmäßige Autorität gegolten und iſt auch in faſt alle europäiſche Sprachen (ſelbſt in Türkiſche) überſetzt worden. Doch beeinträchtigte bisher theils der hohe Preis (6 Thlr.), theils der Umſtand, daß der dritte Theil in anderm Verlag als der erſte und zweite erſchienen war, die allgemeine Verbreitung des Werks im größern Publikum. Nachdem es nun gelungen, alle drei Theile in einem Verlag zu vereinigen, wurde vorliegende vollſtändige und um die Hälfte wohlfeilere dritte Auflage hergeſtellt, die kein Beſitzer von Goethe's Werken ſich anzuſchaffen verſäumen ſollte.

Einzelne Theile dieſer dritten Auflage werden nicht abgegeben. Von der erſten Auflage aber iſt noch eine Anzahl Exemplare des dritten Theils vorhanden, welche den Beſitzern der erſten beiden Theile einzeln zum ermäßigten Preiſe von 1 Thlr. (ſtatt 2 Thlr.) geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien vollſtändig:

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Zweite Auflage.

Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. (1 Thlr. 15 Ngr.) Ludwig und Annemarie. Ende gut, alles gut. — II. (2 Thlr.) Die Lehrersbraut. Der Sieg des Schwachen. — III. (2 Thlr.) Regine. Gleich und Gleich.

Melchior Meyr's Erzählungen aus dem „Ries“ (einem Gau im Schwabenlande) wurden bei ihrem erſten Erſcheinen ſowol von der Kritik wie vom Publikum mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen, ſodaß ſie jetzt in einer vom Verfaſſer genau durchgeſehenen zweiten Auflage erſcheinen konnten. Durch einen ſoeben erſchienenen dritten Band vermehrt, liegen dieſelben jetzt vollſtändig vor. Man darf ſie in ihrer Art muſtergültig nennen: realiſtiſch treu, poetiſch in der Form, ſpannend und ergreifend, durch ihre Ausgänge aber ſittlich wohlthuend und befriedigend. Das Werk iſt ſomit geeignet, ein echt deutſches Familienbuch zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 34. — 20. Auguſt 1868.

Inhalt: Maler Müller. Von Rudolf Gottſchall. — Unterhaltungslektüre. Von Hermann Schauenburg. — Muſikaliſche Schriften. — Stahr's Charakterbild der Agrippina. Von E. Hersfurth. — Zur Specialgeſchichte des Mittelalters. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Eine Bearbeitung der „Deborah“ auf der engliſchen Bühne.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Maler Müller.

Bibliothek der Deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Zehnter und elfter Band: Dichtungen von Maler Müller. Mit Einleitung herausgegeben von Hermann Hettner. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 20 Ngr.

Die „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“, welche das zerſtreute Intereſſe der Zeit auf manche werthvolle ältere Dichtung zurückführt, erweckt auch vor unſern Augen das Bild des Malers Müller mit jenen lebhaftern Farben, wie ſie die immer mehr nachdunkelnde kritiſche Copirkunſt der ſich gegenſeitig abſchreibenden Literaturgeſchichten nicht zu erzeugen vermag, wie ſie nur aus dem eigenen Hineinleben in ältere Werke hervorgehen können. Es iſt die Hand eines feinen und kunſtſinnigen Führers, an der wir uns in das dichteriſche Atelier dieſes Malers begeben, um ſeine grandioſen Skizzen und Compoſitionen im Michel Angelo'ſchen Kraftſtil, dieſe herculiſchen Kraftproductionen einer in Hyperbeln ſich berauſchenden Phantaſie anzuſtaunen.

Maler Müller iſt unter den deutſchen Stürmern und Drängern derjenige, deſſen Werke ſelbſt vielleicht am meiſten vergeſſen ſind, während ſie auf die Entwickelung der Folgezeit ſehr nachhaltig einwirkten; er hat mehr noch als Lenz und ſelbſt Klinger den Ton angegeben, der durch die erſten Productionen Schiller's, durch viele Schöpfungen der Romantiker, namentlich Zacharias Werner's, bis in die Dichtungen eines Grabbe, Büchner, Hebbel und Otto Ludwig hinein-, vor- und nachklingt: den Ton des dichteriſchen Kraftſtils; er iſt deshalb ein literarhiſtoriſch bedeutender Autor, der leider bei dem Publikum ganz in Vergeſſenheit gerathen iſt und nur noch in den Literaturgeſchichten fortlebt: ein Los, das wol auch ſeinen ſpätergekommenen und gleichgearteten Nachfolgern beſchieden ſein dürfte, da Genialität ohne Geſchmack und künſtleriſche Weihe im Herzen deutſcher Nation keine dauernden Wurzeln ſchlägt.

Die Eigenthümlichkeiten dieſes dichteriſchen Kraftſtils ſind unſchwer zu beſtimmen, da keine Literatur ſo zahlreiche und ſo glänzende Proben deſſelben bietet wie gerade die deutſche. Vor allem gehört dazu die unerſchrockenſte Natürlichkeit, welche alles menſchlich Natürliche mit einem renommirenden Cynismus behandelt. Der junge Phyſiolog Schiller hat in den „Räubern“, namentlich in den Monologen ſeines Franz, abſchreckende Proben dieſes poetiſchen Materialismus gegeben: ein Standpunkt, den er ſelbſt raſch überwand, der aber bei andern ſich leider zur Manier verhärtete. Die Dichtungen des Malers Müller ſind eine wahre Fundgrube von derartigen Cynismen, welche das Eſſen, Trinken und die Befriedigung der geſchlechtlichen Bedürfniſſe in immer neuen, originell derben und herausfordernden Wendungen mit Vorliebe betonen. Man denkt an ſpätere Hebbel'ſche Stoffe, wenn Maler Müller die Niederkunft der Genoveva in ſeine Dialoge verwebt:

Golo. Alles! Nur ſie! Umringten mich jetzt auch gleich tauſend Qualen, ſtünd' auch die Hölle vor mir auf, hab' ich ſie nur genoſſen, mir iſt 's übrige gleichviel. Alles würgen und zerreißen, was mir im Wege ſteht!

Mathilde. Gleich jetzt zu ihr hin!

Golo. Wohin? In den Kerker? Im Kerker? Es gefällt mir nicht. Dort im Kerker ...

Mathilde (zuckt die Achſel). Dann auch ihre nahe Niederkunft.

Golo. Niederkunft? Hölle! War ſie denn ſchwanger?

Mathilde. Wo haſt du denn deine Augen?

Golo. Schwanger!

Mathilde. Knirſcheſt, friſſeſt dir die Nägel, erſtaunſt, daß deine Göttin auch gebären ſoll wie andere Weiber. — Sieh, da, wett' ich, kommt eben eine Gevatterpoſt! Narre!

Margrethe die Gärtnerin.

Margrethe. Guten Morgen, gnäd'ge Herrſchaft. Ja, wie man im Sprichwort zu ſagen pflegt, Gut Ding will Weil', und Heirathen macht Kinder, ha, ha, ha — verzeih' mir's die Dame, daß ſie ſo früh beunruhige; doch Noth bricht Eiſen,

Digitized by Google

'ne Hand muß mal aus'm Sock hervor. Doch Scherz beiſeite, Gräfin Genoveva iſt heut' Nacht im Thurm … nun, rothet mal.

Mathilde. Riechen Eure Neuigkeit ſchon in der Ferne. Die Gräfin, wollt Ihr ſagen, iſt niederkommen.

Margrethe. Getroffen, ha, ha! (Golo ſchnell ab.) Dazu mit einem ſchönen, großen, geſunden, ſtarken Knaben, der ſeinem Vater ganz und gor perfect ähnlich ſieht bis ins Näschen.

Wie die brüske Betonung des natürlichen Geſchlechtslebens, ſo gehört zur Starkgeiſterei der Stürmer und Dränger und der ihnen folgenden literariſchen Richtung auch die Kraftphraſe in Schimpf- und Schmähwörtern als Ausdruck des Zorns und Heldenmuths. Ein ſolcher Kraftcharakter, der die Sterne vom Himmel herunterflucht, dabei ein edelgeſinnter Held iſt Ritter Adolf von der Linde in der „Genoveva". Als Probe, welche gewaltigen Schmähregiſter die Müller'ſchen Helden aufziehen, diene die folgende Lebensäußerung Adolf's, als ihn die Wächter auf Befehl Golo's in Haft gebracht:

Adolf. Mir den Säbel aus der Hand zu reißen! meinen Türkenſäbel! Hierher mich aufs Wochthous zu ziehen! Dos ſoll euch Schurken gereun! Solche Sotisfaction nehmen, daß ihr noch all' drüber zum Teufel fohren ſollt! Bärenhäuter! Büffel! Auerochſen!

Erſter Wächter. Schwernoth, Herr, wir ſind keine Büffel.

Adolf. Ja, Eſel! Eſel!

Zweiter Wächter. Mit Verlaub, nein, Siegfried hat keine Eſel im Sold; ſieht Er, Herr, hoben unſere geſunde Naſen, mit Verlaub, und Ohren wie andere auch, und Fäuſte zur Noth, und wenn's zu org kommt, Herr …

Adolf. Bärenhäuter!

Zweiter Wächter. Nicht ſchimpfirt hier! Mußten's alſo thun, Herr; hatten abſolute Ordre dazu, Herr.

Adolf. Herr, Herr! Bin ich ein Schneidermeiſter, daß ihr Bengel ſo ohne Umſtände thut? Wer hat euch Ordre gegeben? Dreißig Jahre hier Schloßhauptmann …

Erſter Wächter. Wiſſen's wohl; ober der Ritter drin iſt jetzt unſer Herr, dem müßt Ihr ſo gut als wir gehorchen.

Adolf. Miſtgeſicht! Mengſt du mich auch unters Stroh?

Zweiter Wächter. Herr, pfeifen eben, wie man's uns gelehrt. Eure Schweſter hat's uns alles erklärt drin, mit baarer Münze, aufn letzten Heller. Verſteht Ihr's?

Adolf. O ihr Hundezeug, das zuſchwänzelt dem, der ſie lockt! Ihr fertigen, ſchuhleckeriſchen Goudiebe, die Ehr' und Scham der Schande verkaufen! Hol' euch all' … Vom Leib mir mit euern Schindershänden! Was ich euch Kerls noch will zuſommenwichſen loſſen! 'nen ganzen Haſelwald! Die gute Gräfin dorthin zu ſchleppen, mich hierher, ouf ſolch eines Milchbarts Befehl! Ihr Poſſionsflegel!

Shakſpeare iſt in dieſen Wendungen offenbar überſhakſpeariſirt.

Die Lieblingsfigur des Kraftſtils, die ihm ein eigenthümliches Arom gibt, iſt die Hyperbel, die bei allen Kraftdramatikern oft ins gewaltig Maßloſe ſich verſteigt, die Diction gleichſam mit Ungeheuerlichkeiten tränkt und dem Helden ſelbſt einen renommiſtiſchen Großmannszug gibt. Schiller's Erſtlingsdramen ſind überreich an Hyperbeln, namentlich der „Fiesco". Grabbe liebt ſie in groteskeſter Einkleidung. Als er ſeinem Feinde wünſchte, „er möchte an einem ungeheuern Raſirmeſſer in die Höhe kriechen", gab er eine Probe, wie ſich ſeine Helden auszudrücken pflegen, wenn ſie bei gutem Humor ſind. Bei Hebbel berauſchen ſich die bibliſchen Wütheriche und alten Recken vielfach in Hyperbeln, doch wie man den Dichter einen „Löwen im Frack" nannte, ſo erſcheinen auch ſeine Hyperbeln, beſonders in den beſſern Werken, in künſtleriſch civiliſirter Form; man ſieht nicht die rohen Hemdärmel, ſondern die geplätteten Manſchetten. Auch Müller's Lieblingsfigur iſt die Hyperbel, welche den Stil mit ihrer intenſiven Kraft durchdringt. Man höre Lucifer in „Fauſt's Leben":

Wören's noch ſtorke Kerl', die uns mit ihren Tugenden zu ſchoffen machten, oder ganze Schufte, angefüllt vom Wirbel in die Zehe herab von Mordſucht und Gift der Hölle, wie du, Chriſtiern, Ruggieri, Nero — wackre Burſche! Wie heißt doch der brave Geſell, der den Nachtmahlwein vergiftet, dem's nicht ganz gelang? Ein Republikaner! Ein einziger ſolcher Schädel könnte mich gleich wieder mit dieſem ſchalen Jahrhundert ausſöhnen. Hab' ihm auch einen Stuhl neben meinen Thron geſtellt, da er hinabkam; ein derber determinirter Bengel, bei deſſen Ankunft die Höllenthore weiter auseinanderfuhren als jetzt bei einer ganzen Heerde ſolcher, die ich meinetwegen alle lieber dem Himmel vergönnen wollt'. Verdammt! Verflucht! Du Tatar-Khan aus China ſtehſt gleich einer ehernen Säule, überſchatteſt drunten die ganze europäiſche Region! Vergeſſen wir nicht ganz unſere Exiſtenz und Kraft, da wir länger uns mit ſolchen Dampfſeelen hunzen, die weder für Himmel noch Hölle geſchaffen ſind!

Blättern wir dieſen Stil auseinander, ſo finden wir lauter halb und ganz ausgewachſene Hyperbeln. Noch grotesker zeigen ſie ſich in den folgenden Kraftſprüchen des Oberteufels:

Das Wurmgezücht! Still doch! Daß ſie nur alle in meinem Pfuhl drunten zerſtäubten! Schaut, wenn ich einmal aufgebracht das Steuerruder in die Hände nehme; lüften will ich, daß es bis in die Geſtirne hinaufkrachen ſoll!

Fauſt ſteht hierin nicht hinter Lucifer zurück; er ruft aus: „Ein Löwe von Unerſättlichkeit brüllt aus mir", und ergeht ſich vielfach in ähnlichen Wendungen; auch Golo wirft ſeiner Mathilde vor, daß ſie ihn „ganz eingeſchluckt wie eine hungerige Weihe, alles, Religion, Gewiſſen".

Eine Eigenthümlichkeit des dramatiſchen Kraftſtils iſt außerdem das Fragmentariſche, Zerriſſene der Diction, die wie ein Amphitheater von Granitblöcken oder wie ein Lavameer mit übereinandergewälzten ſtarren Feuermaſſen ausſieht. Nirgends quillt der Ton melodiſch voll hervor; in der Regel ergeht ſich die Sprache der Leidenſchaft in hervorgeſtoßenen Naturlauten, Interjectionen oder in den ebenerwähnten Hyperbeln. Derartiger Lapidarſtil wird ſogar von einer kritiſchen Schule als die richtige Form des dramatiſchen Dialogs gekennzeichnet, und die Vorſchrift Hegel's, daß der Dramatiker ſein Pathos expliciren müſſe — eine Vorſchrift, die ſich bei den großen Muſtern des griechiſchen Theaters, bei Schiller und vielfach auch bei Shakſpeare bewährt —, als unberechtigt verdammt. Auch Müller's „Genoveva" und „Fauſt" zeigen eine vulkaniſche Bewegtheit des Dialogs mit hundert Riſſen und Klüften, aus denen die Flamme der Leidenſchaft jählings hervorzuckt, um bald unter Dampf und Qualm zu verſchwinden. Doch hat Müller eine Gabe, die wir bei den gleichſtrebenden Zeitgenoſſen, den jungen Schiller ausgenommen, vermiſſen; es gelingt ihm doch hier und dort, namentlich in den Monologen Fauſt's und Golo's, eine wahrhaft dichteriſche Stimmung hervorzurufen, der es auch hier und dort nicht an ſanften ſchmelzenden Tinten fehlt. Die Begabung des jungen Schiller, ohne die Fähigkeit, ſich aus den geſchmackloſen Auswüchſen der Jugend zu einem gediegenern Kunſtſtil emporzuarbeiten, ohne die Kraft, eine dramatiſch ſpannende Handlung zu erfinden, obſchon die Action der „Genoveva", wenn man die ſtrotzen-

Digitized by Google

n Kraftepiſoden fortſchneidet, einen gewiſſen energiſchen
amatiſchen Fortgang zeigt — das iſt ungefähr die Eigen-
imlichkeit des Talents, die uns in den Schriften des
alers Müller entgegentritt.

Dem Charaktergemälde des Dichters, welches Hettner
der Einleitung entrollt, kann man im ganzen wol bei-
tmen, obgleich die Farben vielleicht etwas zu glänzend
getragen ſind, wie ſich dies leicht aus der Vorliebe
ärt, welche die eingehende Beſchäftigung mit einem
hter nothwendig zur Folge hat. Hettner ſagt:

Weil Lenz und Klinger in die Jugendbeziehungen Goethe's
inragen und in ihrem erſten Auftreten etwas Lärmendes
Skandalſüchtiges haben, pflegen dieſe zumeiſt neben Goethe
die hervorragendſten Vertreter der ſogenannten Sturm- und
ngperiode betrachtet zu werden. Friedrich Müller, in der
ſchen Literaturgeſchichte gewöhnlich der Maler Müller ge-
nt, wird von denſelben Geſinnungen und Beſtrebungen ge-
en und ſteht an rein dichteriſcher Begabung weit über ihnen.
ller war auf einen großen und echten Dichter angelegt; und
würden ihn ſicher zu unſern beſten zu zählen haben, wäre
Talent zur vollen Reiſe gekommen. Sein Unglück war,
ihn der Zufall der äußern Umſtände zunächſt zur Malerei
hrt hatte. Seine Kräfte wurden getheilt und zerſplittert,
der dauernde Aufenthalt in Rom entfremdete ihn frühzeitig
t lebendigen Literaturverkehr. Ueber Müller's Jugend iſt
g bekannt. Er wurde 1750 zu Kreuznach geboren, ein Kind
r Aeltern. Eine Zeit lang ſcheint er als junger Maler
Hofe zu Zweibrücken geweilt zu haben. Um das Jahr
kam er nach Manheim. Hier war es, wo in regem
hr mit Dalberg, Gemmingen und dem Buchhändler Schwan
Antrieb und der Muth dichteriſchen Schaffens in ihm er-
e; faſt alle ſeine Dichtungen ſind in dieſer manheimer Zeit
nden. Merck übte von Darmſtadt aus ſeinen anregenden
uß. Und auch an Leſſing, als dieſer im Anfang des Jah-
777 in Sachen des neuerrichteten Nationaltheaters einige
en in Manheim verweilte, ſchloß ſich Müller aufs innigſte
Müller erzählt in einem Briefe („Morgenblatt", 1820,
8), Leſſing habe mehrfach den Wunſch ausgeſprochen, die
Epoche ſeines Lebens vereint mit ihm, am liebſten in
n, beſchließen zu können.....

Im Auguſt 1778 war Müller behufs ſeiner weitern male-
Ausbildung nach Rom gegangen. Aus Goethe's „Brief-
l mit Knebel" (I, 16) erſehen wir, daß ihm dieſe Reiſe
roßen Theil durch die thätige Verwendung Goethe's er-
ht wurde. Es hat daher etwas Auffallendes, daß, als
ſelbſt nach Rom kam, keine nähere Berührung zwiſchen
ſtattfand; es ſcheint, als ſeien Tiſchbein, Meyer und
ſtein, welche mit Müller in offener Feindſchaft lebten,
nd dazwiſchengetreten. Heinſe hat ein anziehendes Bild
lüller's Perſönlichkeit in ſeinen erſten römiſchen Jahren
t. In dem Briefe, in welchem er an Jacobi über die
veva" berichtet, ſchreibt er: „Müller iſt täglich und ſtünd-
i mir und geht faſt mit niemand anderm als mit mir
bgleich wir uns manchmal bis aufs Herumraufen zanken.
ein wenig heſtig vor der Stirn, und mein Blut hat
leider auch nicht abgekühlt. In Kleidung geht er ſehr
inher, und ich ſehe in meinem langen grünen Reiſe-
k neben ſeinem Mantel mit goldenem Kragen und roth-
henem Kleide und pariſer Schnallen aus wie ein Dio-
neben einem wahrhaftigen Hofmaler. Ob wir uns aber
zuweilen unter uns zanken, ſo preiſt und rühmt er mich
verdienterweiſe hinter dem Rücken bei männiglich als
ppelte Grundſäule von Kunſt und urſprünglicher Menſch-
Wo es außerdem über einen andern hergeht, iſt er einer
en Geſellſchafter, und er hat eine ſeltene Gabe, allerlei
zu dramatiſiren und nachzumachen. Seine Gedichte ge-
deshalb ſehr viel, wenn er ſie ſelbſt vorlieſt." In einem
Briefe erzählt Heinſe, daß man Müller während einer
n Krankheit katholiſch gemacht habe: ein Umſtand, den
verſchulde, und der ihm wegen ſeiner Mutter und ſei-
ner Freunde äußerſt leid ſei. Seit ſeiner Ueberſiedelung nach Rom war Müller vorwiegend der Malerei zugewendet.

Anfangs ein Schüler der Niederländer, gewann Müller allmählich Sinn für den großen hiſtoriſchen Stil, namentlich für Michel Angelo's titaniſche Erhabenheit, die ja gleicherweiſe in ſeinen Dichtungen ſich ausprägt. Am 16. October 1779 meldet er in einem Briefe an Goethe („Briefwechſel mit Knebel", I, 17), daß er ein Bild nach der Epiſtel Judä gemalt habe, das den Streit des Erzengels Michael mit dem Satan über den Leichnam Moſis darſtelle. Später arbeitete er an einem Gott Vater, der Moſes das Gelobte Land zeigt.

Doch ſeine Malerei hatte keinen gedeihlichen Fortgang; in der Zwieſpaltigkeit zwiſchen Dichtung und Malerei rieb er ſich auf:

Er verbitterte und vergrämte ſich. Seine Schöpferkraft ſtockte. Seit der „Genoveva" hat Müller dichteriſch nichts Eingreifendes mehr geſchaffen. Er büßte es, daß er durch ſeinen dauernden Aufenthalt in Rom verhindert war, die deutſche Bildung ſelbſtthätig in ſich fortzuleben. Die „Erzählungen", welche 1803 in Manheim erſchienen, aber bereits 1798 geſchrieben wurden, ſind fade Rittergeſchichten des gewöhnlichſten Schlags; die perſiſche Novelle: „Der hohe Ausſpruch oder Chares und Fatime", welche 1824 L. Robert's „Rheinblüten" brachten, iſt cyniſch. Die Malerei wurde ihm durch den Mangel an Erfolg gleichfalls verleidet. Er malte zwar bis in ſein ſpätes Alter, aber ſehr langſam und unſicher: meiſt wild hingewühlte Entwürfe, zu deren Ausführung Stimmung und Kraft gebrach. Allmählich traten antiquariſche Studien in den Vordergrund. Er wurde, wie Reiffenſtein und Hirt, ein gelehrter Fremdenführer: ein Geſchlecht, das unter den Deutſchen in Rom nie ausſtirbt. Müller hat ſich daher auch vielfach als Kunſtſchriftſteller bethätigt....

König Ludwig I. von Baiern, ſchon als Kronprinz um die Begründung und Vermehrung ſeiner reichen Kunſtſammlungen emſig bemüht, betraute ihn viel mit kunſthändleriſchen Geſchäften. Friedrich Müller ſtarb am 23. April 1825 zu Rom, als fünfundſiebzigjähriger Greis. Kurz vorher hatte er ſeine Gemälde an den Cardinal Feſch verkauft. Er hat ſich die Grabſchrift geſchrieben: „Wenig gekannt und wenig geſchätzt, hab' ich beim Wirken nach dem Wahren geſtrebt, und mein höchſter Genuß war die Erkenntniß des Schönen; — ich habe gelebt! Daß Fortuna nie mich geliebt, verzeih' ich ihr gern!" Im Jahre 1851 wurde ihm von König Ludwig in der Kirche S. Andrea delle Fratte zu Rom ein Denkmal errichtet.

Der erſte Theil der von Hettner herausgegebenen „Dichtungen von Maler Müller" enthält ſeine Idyllen, Lieder und „Fauſt's Leben". Die Idyllen ſind dreifacher Art: bibliſche, mythologiſche und volksthümlich deutſche. Mit Recht rühmt Hettner an den bibliſchen Idyllen, obgleich man ihnen das Vorbild Geßner's und Klopſtock's anmerkt, die farbige Lebensfülle, die Zartheit und Feierlichkeit des Naturgefühls, die Schönheit und Treue der Thierſchilderung. Dies gilt namentlich von der Idylle: „Adam's erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte", in welcher die „Huldigung der Thiere" in der That meiſterhaft ausgeführt und ganz geeignet iſt, die betreffenden Paragraphen in Viſcher's Lehre von dem Naturſchönen als glänzendes Muſter zu illuſtriren. Im Lobe der mythologiſchen Idyllen können wir nicht ganz mit Hettner übereinſtimmen; „Satyr Mopſus" hat einige drollige Züge; aber die durch nichts geadelte Begehrlichkeit einen etwas lüſternen Beigeſchmack. Der Satyr, der die an den Baum gebundene Nymphe züchtigt, eignete ſich als Bild für einen Tabatièrendeckel; die zweite Idylle: „Der Faun",

Digitized by Google

zeigt zwar reinſte menſchliche Empfindung im burlesken Gemiſch mit halb thieriſcher Roheit, doch erſcheint uns die erſtere nicht ergreifend genug hervorgehoben. Die dritte Idylle: „Bacchidon und Milon", nennt Hettner „die ergötzlichſte Humoreske, welche die deutſche Literatur aufzuweiſen hat". Auch dies Urtheil erſcheint uns überſchätzend. Es iſt zwar erheiternd dargeſtellt, wie der Knabe Milon ſein Lied auf den Gott Bacchus nicht dem Satyr Bacchidon vorleſen kann, weil dieſer in weinſeliger Geſchwätzigkeit ihn nicht zu Worte kommen läßt; doch erſcheint uns die Ausführung etwas breit. Die volksthümlich deutſchen Idyllen: „Die Schafſchur" und „Das Nußkernen", ſind in der That als dorfgeſchichtliche Verſuche zu betrachten; es iſt die hausbackene Wirklichkeit, die ſich in ihnen breit macht, nicht ohne charakteriſtiſche Friſche der Volksſitte, aber auch nicht ohne das Unſchöne, Triviale und Platte der ausgenüchterten Wirklichkeit. Die Idyllen ſind dialogiſirt und offenbar aus jener Neigung für Niederländerei hervorgegangen, welche eine Zeit lang auch Müller's Pinſel führte.

Der Müller'ſchen Lyrik rühmt Hettner nach, daß ihr Eigenſtes am Marke des deutſchen Volksliedes groß geworden ſei. Lieder und Balladen wie der „Thron der Liebe" und der „Pfalzgraf Friedrich" mögen dies Lob rechtfertigen. In den übrigen Gedichten ſprudelt aber doch eine künſtleriſch nicht ausgegorene Genialität, die uns an Schiller's „Anthologie" erinnert und im übrigen ſich in der Behandlung des Rhythmus, namentlich des daktyliſchen, allzu viele Licenzen geſtattet. Sonſt haben die leicht hintanzenden Rhythmen in den Gedichten: „Der ſchöne Tag", „An den Frühling", „Jägerlied", eine anmuthig forttragende Beflügelung. Großartigen Schwung, der nicht in den Lüften verflattert, ſondern ſich plaſtiſch ausprägt, athmet die „Dithyrambe", wie die folgenden Strophen beweiſen mögen:

Donnernd hallt der Zug herunter,
Stürmt herunter, brauſt hinunter!
Welch ein Strudel reißt mich hin,
Mitten fort zum Wagen hin?
Näher ſeh' ich dich Lyäen,
Seh' dich, ſtolzen Liber, kühn
Auf dem goldnen Wagen ſtehen;
Wie die Flammenlocken wehen,
Wie vor ihm die Pardel knien!

Frei und flüchtig, raſch und munter,
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Ha, die Schlange windet ſich,
Schöner Evan, hell um dich!
Gold- und ſilberſchuppig blinkend,
Hängt ſie dir am Buſen mild,
Mit geſpaltner Zunge trinkend
Thau, der deiner Lock' entquillt.

Wie ſo flüchtig, wie ſo munter!
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Milchhaar ſchwebt um Wang' und Kinn!
Nymphen, laßt mich zu ihm hin!
Näher, ſchöner Thyrſusſchwinger,
Näher, näher zu dir hin!
Thyrſusſchwinger, Wagenſpringer,
Den geſteckte Tiger ziehn!

Neuer Zug ſtürmt ſchon herunter,
Dort herunter, da hinunter!
Welcher Strudel reißt mich hin,
Fort zu Liber's Wagen hin?

Ha, er winkt mir, winkt mir, winket!
Wie ſein Purpurantlitz blinket,
Wie ihm Aug' und Wangen glühn!
Darf ich, ſchöner Gott der Reben,
Froher Bacchus, darf ich kühn
Heut' den grünen Thyrſus heben,
Mit an deinem Wagen ziehn?

Heilig brünſtige Geſänge,
Die ihm jede Nymphe zollt,
Rauſchen her durch Epheugänge;
Götter, wie ſein Wagen rollt!
Wie ihm Löw' und Pardel brüllen!
Wie ſein ſtolzer Wagen rollt!
Aus des Rades Naben quillen
Taumelſtröme, Wein und Gold.

Das Urtheil Hettner's über die Dramen und „Fauſt" unterſchreiben wir vollkommen:

Am bekannteſten ſind Müller's Dramen: „Fauſt", „Nio „Golo und Genoveva". Durch die Thatſache, daß Müller „Fauſt" mit Goethe, in der „Genoveva" mit Tieck zuſamm traf, iſt es gekommen, daß ſich im Gedächtniß der Nach der Name Müller's faſt einzig an dieſe Dichtungen kn Namentlich in „Golo und Genoveva" bekundet ſich ſeine r und echte Dichternatur. Nichtsdeſtoweniger treten, rein k leriſch betrachtet, gerade in dieſen Dramen die Schwächen M ler's am offenſten zu Tage. Die Mängel ſeiner vernachläſſi Jugendbildung rächen ſich. Der dramatiſche Dichter bedarf blos einer reichen ſchöpferiſchen Phantaſie; er bedarf auch bedeutenden Gedankentiefe und eines durchgebildeten Kunſ ſtandes, ohne deſſen Obhut die unerlaßlichen Bedingungen matiſcher Compoſition, ſichere Führung und Ausgeſtaltung Motive, feſte und klare Beherrſchung der Maſſen, natü und in ſich folgerichtige Verkettung und Steigerung der H lung, ſchlechterdings unerfüllbar ſind. „Fauſt" und „N ſind ganz und gar aus dem ringenden Titanenthum der St und Drangperiode hervorgegangen. Es überkommt uns n von jener tiefen Tragik des Menſchengeiſtes, welche die Grun des Goethe'ſchen „Fauſt" iſt, wenn Müller in der Zuſchri Gemmingen, welche er ſeiner Fauſt-Dichtung vorausgeſchick erzählt, daß Fauſt ſchon in ſeiner Kindheit einer ſeiner Liebl helden geweſen, weil Fauſt ein großer Menſch ſei, der alle' Kraſt fühle und Muth genug habe, alles niederzuwerfen, ihm hindernd in den Weg trete, um ganz zu ſein, wa fühle, daß er ſein könne. Und es erſcheint wie eine Erfül dieſer erregten Erwartung, wenn wir dann Fauſt in ſei Studirzimmer finden, in brütender Qual, daß die außer den Ideen, die er ſich in ſüßen Stunden erſchafft, doch Menſchenohnmacht wieder dahinſterben müſſen wie ein Tr im Erwachen.... Müller's Fauſt iſt nicht das hehre Spi bild ungeſtümen Unendlichkeitsſtrebens, ſondern nur der Niederſchlag des ſophiſtiſchen Genieweſens der Sturm- Drangperiode, welches die Fülle des Genies nicht ſelten nu der Entfeſſelung der Leidenſchaften ſuchte. Müller's Fauſt gibt ſich dem Teufel, um ſich aus ſeinen Schulden zu re er fordert von Mephiſtopheles nur ausſchweifendes Wohlle In den Geiſter-, Juden- und Studentenſcenen fehlt es nich kraftvoller Lebendigkeit; aber das Ganze zerſtiebt und verfla Es iſt nur ein Fragment; noch vier weitere Theile ſollten gen. Es iſt nicht zu beklagen, daß die Fortſetzung (vgl. „Fr furter Converſationsblatt", 1850, Nr. 238 fg.) unterblieben Einzelne reuige Anwandlungen, denen Fauſt verfällt, ſind Erſatz für mangelnde Seelenhoheit.

In der „Niobe", einem durchweg im Hymnenſtil c ponirten dramatiſchen Gedicht, begegnet ſich Müller Inhalt nicht nur mit Goethe's „Prometheus", wie Hett hervorhebt, ſondern auch mit Schiller's „Semele", deren ungeläuterte Erhabenheit der Stil vielfach erinn Uebrigens ermüdet der Stoff, deſſen Unverwendbarkeit die moderne Tragik der Herausgeber mit Recht her

Digitized by Google

lebt, da uns die pfeilſendenden Götter nur todte Maſchinen ſind, durch die Wiederholungen der Situation und des pathetiſchen Ausdrucks. Eine titaniſche Größe und impoſante Macht des Pathos kann man dem folgenden Schlußmonolog der Niobe nicht abſprechen:

Nein, ich bin nicht vor dir erlegen.
Dieſen Kniefall ſtahlſt du mit Betrug.
Steinernes Herz, das kein Lallen
Sanfter Unſchuld bewegt,
Barbariſche Jungfrau, die nie
Mütterlichen Liebesſchlag gefühlt:
Werd' einſt Mutter, alles zu leiden,
Mutter wie ich! —
Stürz' ein, Tempel,
Wo Menſchen und Götter ſich vergeſſen;
Künftigen Jahren zeige
Nicht mehr die Spur!
(Der Tempel fällt im Blitzſchlag zuſammen.)
Ha, Jupiter erkennt mich wieder!
Im Dulden will ich noch überwinden,
Königin der Mütter einſt,
Nun der Schmerzen Königin.
Ha, mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung,
Trotz' ich der Zeit:
Jahrtauſende
Werden die weinende
Niobe ſehn.
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde?
Ich war's, ich war's:
Königin der Mütter einſt,
Nun Schmerzenkönigin!
Schon wälzt ſich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl!
Die Adern erſtarren, erſtarren in mir. —
Es fliehen von hinnen die Felſengeſchwiſter,
Olympus weinet und zürnet auf ſie;
Sie ſcheuen, zu ſchauen
Die Mutter im Kampfe,
Des Mutterherzens gebundene Qual. —
Ha, weint nicht, ihr Kinder!
Geſiegt, geſiegt! Ich habe geſiegt!
Sie fliehn, ſie fliehn, die Felſengeſchwiſter,
Olympus weinet und zürnet auf ſie;
Zu weit ſie trieben
Der Rache Wonne.
Die Götter ſchaudern,
Niobens ſtummes Beben
Erſchrecket ſie;
Sie binden ihr Leben,
Sie halten mein Herz, ach!
(Es blitzt immer auf Niobens Schulter herunter.)
Wohl, ach wohl!
Die Adern erfrieren. Kalt,
Kalt mein Buſen;
Ruhig mein Herz.
Wie ſüß, ſüß
Die Lüfte weichen,
Mein Ohr ſich ſchließt,
Das Aug' erliſcht,
Die Zung' gebricht!

Das bedeutendſte und fertigſte Werk unſers Dichters ſt „Golo und Genoveva", ausgeheckt im Brütofen Shakſpeare'ſcher Kraftſtudien und daher weſentlich von er Tieck'ſchen „Genoveva" unterſchieden, deren breite Romantik und verſchwommene Sentimentalität an romaniſche Muſter erinnert. Die „Genoveva" Hebbel's verdient deshalb den Vorzug vor der Müller'ſchen, weil bei jenem der Conflict und die Hebel der Handlung in den Charakter Golo's ſelbſt verlegt ſind und zwar mit einer künſtleriſch durchgearbeiteten Entwickelung, während in dem Müller'ſchen Drama Golo nur gleichſam der leichtentflammte Zunder iſt, den Mathildens Feuergeiſt in Brand ſetzt. Dieſe Mathilde iſt ein Kraftweib, eine Titanide, dämoniſch, gewaltig, eine Meſſalina in Bezug auf unerſättliche, nichts verſchmähende Sinnlichkeit; ſie zähmt einen frühern, durch ſie verwüſteten Liebhaber, der ſich ihr rachedürſtend naht, und verwandelt ihn in einen gehorſamen Sklaven; ſie lenkt Golo wie am Faden, verſpottet ſeine Bedenken und Reflexionen:

Quackſalberei, die den Kranken noch elender macht, Hirnwulſt! Willt du auch noch ſo ein denkender Narr werden, jetzt, da der Hundsſtern ohnehin am Himmel ſteht? Denken und Denkeln, was kommt dabei heraus? Dummheit! Eine Maus ſucht das erſte beſte Loch, ſich drein zu retten, wenn hinter ihr her die Katz' iſt. Der ſimple Menſch ſieht immer zehn Auswege, einem Beſchwerniß zu entkommen, wo ein Denker oft ſtockt und ſtottert. Warum? Er thürmt ſich nicht ſelbſtausgeheckte Erſchwerniſſe hin, ſeine Phantaſie bekleiſtert ihm nicht die Augen; er ſchaut aufs Wirkliche, Wahre umher, ſtaunt nicht am eigen hingedachten Unwahren beſtändig hinauf wie ihr andern. Und wenn ihr denn endlich durch euch ſelbſt caput werdet und wie die Hunde darüber zur Welt hinausmarſchirt, wollt ihr's noch Wort haben, daß es groß Mannsſtück heißen ſoll. Leiden und überwältigen laſſen war nie meine Sache; auf andere wirken nach unſerm Willen, die Peitſche hochgeſchwungen und tüchtig drüber hineingehauen, wenn die Schindmähren Convention und Menſchenumgang es einem zu warm machen; Projecte auf Projecte hingethürmt, eins übers andere hinauf, Fuß auf Fuß, feſt, bis es durch iſt, was wir wollen!

Genoveva nennt Mathilde ein Weib von tauſend Talenten, deren Verſtand die ganze Gegend weit und breit erfüllt. Was indeß Mathilde gewinnt, verliert Golo, der als ein vom Winde hin- und herbewegtes Rohr erſcheint, während er bei Hebbel, Schritt auf Schritt in folgerichtiger dramatiſcher Entwickelung und in einem ſich ſteigernden Wachsthum der Leidenſchaft zu immer gewaltſamern Thaten fortgeriſſen, unſers Antheils bei aller Verwerfung ſeiner Handlungsweiſe gewiß iſt. In der Schilderung der Genoveva finden ſich einige rührend treuherzige Züge: auch ſind die Nachtſtücke, die Gewaltthaten Wallrod's, die Vergiftung des Dragones im wirkſamſten Tiefdunkel ausgeführt. Was ſonſt ins romantiſch Breite verläuft, die verſchiedenen Ritter- und Knappenſcenen, die fauſtrechtliche Schimpf- und Schlagbravour, das iſt überwucherndes Beiwerk, wie in Hebbel's „Genoveva" das Geſpenſter- und Hexenweſen. Ueber den hyperboliſchen Kraftſtil der Dichtung ſprachen wir uns ſchon vorhin aus.

Für alle, welche dem Entwickelungsgang unſerer Literatur nachzugehen, die Unarten gewiſſer Richtungen bis zu ihren Ahnherren zu verfolgen, aber auch den Urſachen nachzuforſchen lieben, warum in Deutſchland bedeutende Talente oft ſo wenig zu erfreulicher Entfaltung gelangen, wird die neue Veröffentlichung der Müller'ſchen Dichtungen in hohem Maße lehrreich ſein, aber auch den Freunden des Gewaltigen und Erhabenen in der Dichtung manchen unverkümmerten Genuß gewähren.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Unterhaltungslektüre.

1. Aus Dr. Fichtner's Tagebuch. Fortſetzung der Erlebniſſe eines Arztes von C. D. Mund. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Für den Kritiker iſt es eine beſondere Freude, bei jedem neuen Werke eines Autors unverkennbare Fortſchritte conſtatiren und geſtehen zu müſſen, daß die neue Leiſtung mit mehr Reife, auch wol mehr Fleiß, jedenfalls mit beſſerm Erfolge gearbeitet ſei als frühere. Mund hat von den ſieben Novellen aus der ärztlichen Praxis einigen, zumal den dreien, welche den zweiten Band bilden, den Werth von abgerundeten Kunſtwerken zu geben verſtanden, und wir wünſchen, daß es ihm gelingen möge, auf dieſem Wege weiter voranzuſtreben. Nur an der erſten Erzählung: „Zwei Verbrennungen", fehlt zwiſchen der einleitenden Geſchichtserzählung und der doppelten Kataſtrophe ein genügender Zuſammenhang, was der Verfaſſer uns gewiß zugeben wird; wir wollen ihm dagegen einräumen, daß das durch Schuld des Stoffs auch wol kaum möglich geweſen. Er hat eben den etwas ſpröden Stoff nicht beiſeitelaſſen wollen und ihm doch nicht die künſtleriſche Abrundung, das nothwendige Ergebniß des Facits und der Factoren zu geben vermocht. Die Verbrennungen waren eben Zufälligkeiten, und mit ſolchen, wie oft auch ſie entſcheidend in Menſchenſchickſale eingreifen mögen, muß der Dichter, und ein ſolcher iſt der berichterſtattende Arzt vor unſerm Forum, ſehr vorſichtig ſein. Die drei andern Fälle haben höheres Intereſſe. Wiſſenſchaftlichen Werth hat die äußerſt intereſſante Novelle „Die Neidiſche", die als pſychologiſche Studie ſogar Aerzten empfohlen werden kann. Ueberhaupt können jüngere Aerzte aus allen ſieben Fällen lernen, und das heutige Publikum, das den Aerzten mehr und mehr in die Karten zu blicken liebt, wird ebenſo das ganze Werk willkommen heißen.

2. Jedem das Seine. Tendenzroman von Wittibald Skett. Zwei Bände. Minden, Köhler. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Roman, der mehr hält, als er anfänglich verſpricht; ein Roman voll edler patriotiſcher Begeiſterung und ſcharf hervortretender Tendenz, aus dem Leben für das Leben geſchrieben und allen zu empfehlen, beſonders Kaufleuten und Abgeordneten des Norddeutſchen Bundes; für dieſe enthält er manche ſehr lehrreiche Abſchweifungen, die aber den Gang der Geſchichte nicht ſtören, ſondern erklärend und begründend wirken. Solche Bücher gereichen unſerer Literatur und unſerm neu und groß und frei ſich geſtaltenden Vaterlande zur Ehre. Von Nutzen für jeden Leſer wird die Darſtellung der grundgemeinen mercantiliſchen Induſtrie ſein, welche nicht auf redlichen Geſchäftserwerb ausgeht, ſondern die Concursordnung und andere vieldeutige Geſetzesbeſtimmungen benutzt, um harmlos geführte Geſchäftshäuſer zu dupiren, zu ſtürzen und nach ihrem Sturze das auseinandergehende Vermögen zu leichter Beute machen zu können. Der Verfaſſer hat das Zeug dazu, mehr ſolcher Bücher zu ſchreiben, fernerhin ſolche Schufte zu entlarven und an den Pranger zu ſtellen, die nur von Selbſtſucht und Geldgier geleitet werden und keine Ziele haben, als durch eigene und fremde Bankrotte ſich zu bereichern. Er möge fortfahren, dieſe infamſten Spitzbuben der Gegenwart offen zu geiſeln, dieſe „Bankrottſpeculanten" deutlich zu zeichnen.

3. Indiſche Bibliothek. Erſter bis fünfter Band. Leipzig, Denicke. 1868. 8. 4 Thlr.

Die Verlagshandlung von Denicke hat ſich die ſchätzenswerthe Aufgabe geſtellt, dem Verſtändniß des deutſchen Publikums das holländiſche Indien, das Leben und Treiben, die politiſchen, ſocialen und humaniſtiſchen Fortſchritte in den holländiſchen Colonien dadurch näher zu rücken, daß ſie unter obigem Collectivtitel alljährlich eine Reihe von geeigneten Werken aus der neueſten holländiſchen Literatur in Ueberſetzungen auf unſern Büchermarkt bringt. Sie wird, um unſerm Auge die Natur und Cultur jener fernen Ländergebiete aufzuſchließen und zugleich zu belehren und zu unterhalten, das Beſte auswählen, was die neue holländiſche Literatur beſitzt. Die alte holländiſche Literatur iſt in dieſer Beziehung arm, ſehr arm, zum Theil infolge des Compreſſionsſyſtems, welches die Oſtindiſche Compagnie einzuführen für gut befunden hatte und bei der ſich die Nabobs ganz vortrefflich ſtanden und zwar durch ein ebenſo bequemes als barbariſches Regiment.

Von dieſem Regimente, dieſer grauſamen Deſpotie wußte man in Deutſchland und ſchauderte. Man wußte davon auch in Holland, aber man zauderte.

Der wackere W. R. van Hoëvell, jetzt im Haag, lieferte den erſten Beitrag zu dieſem Literaturzweige in ſeinem Werke: „Aus dem indiſchen Leben. Autoriſirte von W. Berg überſetzte deutſche Ausgabe", und klagt ſelbſt, daß zur Zeit, als er nach Indien gegangen, die holländiſche Literatur ihm beinahe kein Material geboten habe, um ſich über die wirkliche Beſchaffenheit ſeiner neuen Heimat zu unterrichten. Der damalige Generalgouverneur, mit dem er in enger Verbindung geſtanden, und den er um Angabe „einiger Quellen gebeten, aus welchen er das Land ſeiner Zukunft kennen lernen könnte, verwies ihn auf Raffles und Crawfurd, engliſche Schriftſteller". Ein charakteriſtiſcheres Zeugniß, um die bornirte Selbſtſucht und das Verachten aller geſellſchaftlichen Ordnung und Gerechtigkeit bei den indiſchen Holländern zu brandmarken, kann nicht gefordert werden; nicht als ob es nicht auch früher ſchon Männer von Intelligenz und Initiative, von Begeiſterung für die Fortſchritte der Neuzeit in Indien und Holland gegeben; aber ſie wurden dort wie hier unterdrückt, mit jakobiniſcher Strenge verfolgt und ſtumm gemacht. In dem neunten der zwölf Eſſays, aus denen ſein Buch beſteht, und welches er füglich hätte an die Spitze ſtellen ſollen, ſagt er ſelbſt, mit den leidenſchaftlichen Jakobinern von 1792 hätten jene Männer die ſprechendſte Aehnlichkeit, die das alte Colonialſyſtem gegen alle Neuerer in Schutz nähmen, gegen alle diejenigen, welche nach und nach Reformation und Entwicklung nationaler Regierungsgrundſätze auch in die Colonien einführen wollten; ſie befolgten, wie jene, das Syſtem des Mißtrauens und der Verdächtigung. Wer nicht gerade ſo denken, gerade daſſelbe thun wollte wie jene, welche die Macht in Händen hatten, wurde verfolgt

Digitized by Google

und verurtheilt. Und nicht allein diejenigen, die für ihre Meinung einſtanden und ſich als Königlichgeſinnte oder Contrerevolutionäre oder Gemäßigte zeigten, auch die, von denen man nur argwöhnte, daß ſie mit der feindlichen Partei übereinſtimmten, zählte man zu den „Verdächtigen in Indien“, wie der Verfaſſer dieſes Eſſay überſchreibt, und betrachtete man als Feinde des Landes.

Am 22. Mai 1848 ging ein von 300 Männern unterzeichneter kräftiger Proteſt gegen die alte coloniale Schule nach Holland an den König, aber erſt 1860 am 1. Januar wurde die Sklaverei in Holländiſch-Indien beſeitigt, und bis dahin mußten ihre Gegner alle Unbilden von ſeiten der herrſchenden Partei erdulden. Sie war ſchon längſt in der öffentlichen Meinung gerichtet, aber die allgemeine Denkweiſe war der Regierung weit voraus. Während eigentlich nichts einer frühern, ſofortigen Emancipation im Wege ſtand, ſuchte man immer noch ſoviel als möglich zu temporiſiren und die Sache auf die lange Bank zu ſchieben. Die öffentliche Meinung hat die Regierung gedrängt — und die Sklaverei iſt abgeſchafft. In den holländiſchen Colonien fand die Verwirklichung der humaniſtiſchen Idee der Sklavenemancipation ohne Schwierigkeiten ſtatt. Sie hat für die frühern Sklaven nur wohlthätige Folgen gehabt, berichtet der Verfaſſer in einem Briefe vom 7. December 1867, mit beſcheidenem Stolze darauf hinweiſend, wie dieſe Handlung der Gerechtigkeit in Amerika ihren Freunden und ihren Feinden Ströme von Blut gekoſtet hat und für die Sklaven ſelbſt zunächſt von traurigen Folgen begleitet geweſen iſt.

Wir wiſſen, auch ohne die gegebenen Andeutungen, daß van Hoëvell ſelbſt an der humaniſtiſchen Bewegung in Holländiſch-Indien regen Antheil genommen hat, und wünſchen ihm als einem der Reformatoren ſeines zweiten Vaterlandes Glück dazu, daß ſo menſchenentehrende Scenen, wie er ſie in der „Sklavenauction“ anſchaulich genug ſchildert, zum Theil infolge ſeiner aufopfernden eigenen Thätigkeit nicht mehr vorkommen.

Auf alle die verſchiedenen Einzelheiten des faſt überall intereſſanten und ſtets von dem edeln Geiſte wahrer Humanität durchwehten Buchs können wir hier nicht eingehen, doch werden die lebendigen Naturſchilderungen (4, 8, 10) die Leſer ebenſo feſſeln, wie die Novelle „Vierzehn Tage“ (5) und der Hinweis auf die Mängel der landesüblichen Kinderzucht mit dem ſatiriſchen Titel: „Der Vortheil einer europäiſchen Erziehung“ (6).

Um die Schreibweiſe des Verfaſſers und ſein Urtheil über die Eingeborenen der Inſel Java erkennen zu laſſen, theilen wir den Schluß des Kapitels „Der Tiger auf Java“ wörtlich mit:

Ich habe meine Leſer in den verſchiedenſten Gegenden Javas herumgeführt und einzelne Bilder jener Inſel vorgezeigt. Die wenigen Menſchen, die ich dabei vorführte, kennzeichneten ſich durch Unwiſſenheit, Aberglauben, ſelbſt durch Grauſamkeit; die Natur, die wir betrachteten, war rauh, wüſt und wild. Aber man thut den Javanern Unrecht, wenn man ihnen, trotz ihres Mangels an Bildung, nicht ſehr viel gute und vortreffliche Eigenſchaften zuſchreibt, und verkennt die Natur Javas in ihrer ſanften Art, wenn man vergißt, daß ſie daneben zahlloſe ſüße, liebliche und angenehme Bilder vorzuweiſen hat. Wenn man durch den bebauten, ungefähr fünften Theil der Inſel geht, verſchwindet der Tiger. Die Wildniß macht fruchtbaren Platz. Freundliche Thäler lachen uns entgegen, deren Bewohner im Landbau ihren Reichthum ſuchen; unſer Auge ſchwebt über unermeßliche Flächen, die von der reichſten Cultur bedeckt ſind; man ſieht zahlreiche Heerden, die friedſam auf ſaftigen Weiden graſen, anmuthige Dörfer laden uns ein in den kühlen Schatten der Fruchtbäume, in die Häuſer und Hütten der Bewohner zu treten. Man genießt die Wohlthaten der Bildung, die ſich über Java auszubreiten anfängt. Aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Die andern vier Fünftel des Landes warten großentheils nur noch auf die Hand des Menſchen, um die Tiger zu vertreiben und ſie in einen Luſtgarten zu verwandeln.

Die 10 Millionen Javanen ſind auch von der Vorſehung zu einer höhern Entwickelung beſtimmt, ſind den edeln und vortrefflichen Eigenſchaften chriſtlicher Bildung zugänglich. Dieſe Aufgabe zu erfüllen iſt die Sache Hollands. Gott gebe, daß unter ſeinem Scepter einmal die Pflugſchar da durch den Boden gezogen wird, wo jetzt noch der Tiger raubt und mordet, und daß der Geiſt des Chriſtenthums einſt die Herzen erfülle, die jetzt noch ängſtlich vor den Spukgeſtalten des Aberglaubens klopfen.

Wir zweifeln, offenherzig geſtanden, daß Holland dieſer Aufgabe gewachſen iſt, daß es ſie noch erfüllen kann. Dazu iſt es zu ſpät, dazu hat es bereits zu nachtheilig auf den Charakter und die geſammte Lebensanſchauung der eigentlichen Javaner eingewirkt. Die alten Dynaſtengeſchlechter hat es in hinterliſtigſter Weiſe auf die Dauer unmöglich gemacht, indem es ihnen nicht nur jede Macht, jede Geltung nahm, durch Befolgung des alten Römerſpruches „Divide et impera“ viele kleine Scheinfürſten einſetzte und ſcheinbar begünſtigte, dabei ihnen aber die Landeseinkünfte entzog und nur eine mäßige Jahresrente bewilligte, indem es dieſe Fürſten insbeſondere zu lächerlichen Narren, zu wahren „Jantges van Amsterdam“ machte, über die denn auch der Gebildete lachen muß, wie ſehr er ſie bedauert. Aber der Holländer vom alten Schlage lacht nur und hält ſich den feiſten Bauch, gefühllos dagegen, wie ſehr er alle eigene Menſchenwürde in dieſer Profanation derſelben mit Füßen tritt. Den jetzigen Herrſcher Hamangkoe Boeono VI., mit dem einige Bekannte von mir ſich einmal den tollſten Weinrauſch angetrunken, obgleich er dem Islam angehört, und den ſie dann abgeprügelt und unter den Tiſch geworfen haben, läßt die „humane“ holländiſche Regierung einen Titel führen, den van Hoëvell deutſch wiedergibt: „der König, der die Erdkugel auf ſeinen Knien trägt, der Oberbefehlshaber des Schlachtfeldes, der Diener des Barmherzigen, der Schirmherr der Religion, der Stellvertreter Gottes“; Francis Galton's König Nangoro, ein wahrer Bierlümmel, in Centralafrika iſt nicht lächerlicher als dieſer holländiſch geſchulte Sultan Hamangkoe Boeono Senopoti mit ſeinem vollen Dutzend Titel; aber was jener auf eigene Fauſt iſt, iſt dieſer zum Plaiſir, zum Spott und — zum Vortheil der Herren Holländer. Die moderne Bildung kann das in der That nicht für fernerhin ſtatthaft erklären, und wenn Holland bereits zum Norddeutſchen Bund gehörte, ſo würde zum Verwundern ſchnell mit dieſer abſurden Wirthſchaft in Holländiſch-Indien ein Ende gemacht werden. In den Verhandlungen der zweiten Kammer der Generalſtaaten vom 27. November 1852 kann man leſen, wie Mijnheer in des Landes Sitzungsſaale ſich über die javaniſche Königspuppe und die mit ihm geſpielte, noch heute geſpielte Komödie luſtig macht — das iſt würdelos, das iſt nicht der Weg, um die Cultur nach

Digitized by Google

Java zu tragen. Da iſt mir ein Königstiger doch immer noch lieber als ein Königshanswurſt.

Daß zu der Feier des Geburtstags Mohammed's Wein getrunken wird, ſogar viel Wein, wollen wir hingehen laſſen, aber die tauſenderlei Albernheiten, zu denen man den dummen und kindiſchen Sultan verführt hat und verführt, ſind für unſer Gefühl geradezu unerträglich. Daß die Holländer ihm unterſagt haben, eine eigentliche brauchbare Truppenmacht zu halten, daß ſie ihn durch eine holländiſche ſogenannte Ehrenwache bewachen laſſen, mag nothwendig und gut ſein; daß ſie aber halunkenmäßigen Mummenſchanz mit ihm treiben, daß ſie ihn dreſſirt haben, „ernſt, würdig, unbeweglich und ohne ein Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln“ auf dem Thron zu ſitzen, wenn „javaſche Truppen“, recht wie kölniſche Funken vor Sr. hanswurſtlichen Faſtnachts-Majeſtät, vorbeidefiliren, das iſt gänzlich unzuläſſiges Spiel, Entwürdigung der Menſchennatur, Hohn und Grab aller Sittlichkeit. Hören wir, wie van Hoëvell ſelbſt dieſe Parade ſchildert, der er beigewohnt hat und von der er ſagt, er werde ſie ſo leicht nicht vergeſſen:

Die drei- oder viertauſend Truppen ſind regelmäßig in verſchiedene Abtheilungen getheilt. Jede derſelben hat ihre Offiziere, ihre Fahne, ihre eigene Kleidung oder Uniform, ihre zwei Tambours und ihre zwei Pfeifer. Jetzt nahte die erſte Abtheilung, deren Tambours und Pfeifer eine recht altmodiſche Muſik luſtig ertönen ließen. Der Offizier ging ſeinen Truppen voran. Es war ein Javane, der in einem gelben Rocke und in einer grünen Hoſe ſteckte, große ſchwarze Stiefeln an den Füßen und einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe hatte, der anſtatt mit einer Feder, mit einem großen Strauß von Laub und Blumen geſchmückt war. Dieſes bunte Weſen trug in der Hand einen gezogenen, breiten und runden Säbel, und auf der Naſe eine grüne Brille! Als er ſich dem Sitihingel, d. h. dem erhabenen Königsboden nahte, veränderte er ſeinen Schritt in einen höchſt poſſirlichen Tanz mit unzähligen Windungen und Biegungen des Körpers. Als er ſich vor dem Sultan befand, machte er allerlei Luſtſprünge und Grimaſſen, und ſetzte dann tanzend ſeinen Weg weiter fort. Die nachfolgenden Mannſchaften ſeiner Abtheilung, die er commandirte, ſahen außer der grünen Brille und dem Säbel gerade ſo aus wie er. An Stelle des letztern trugen ſie Piken; führten aber mit ſeltener Genauigkeit dieſelben Wendungen und Luſtſprünge aus als ihr Anführer. Auch die andern Abtheilungen dieſer fürſtlichen Truppen hatten daſſelbe ſpaßige Ausſehen. Viele der Anführer trugen ebenfalls grüne Brillen u. ſ. w.

Glaubt man nicht, der ſehr ernſthafte Verfaſſer habe eine Parodie auf die Soldatenſpielerei in unſern Klein- und Mittelſtaaten ſchreiben wollen? Es wäre ihm das nicht übel gelungen.

Es bleibt wirklich noch viel zu thun, damit Holland ſeine Aufgabe in ſeinem Indien erfülle, und wir, wie ſchon geſagt, halten Holland dieſer Aufgabe nicht für gewachſen. Im Vorhofe des Haupttempels im Reiche Djokjokarta, am größten Feſttage des Jahres, in Gegenwart des Sultans und der Spitzen der javaniſchen und holländiſchen Beamtenwelt, während 500 Prieſter ſich mit „religiöſen Betrachtungen“ beſchäftigen, treibt ſich eine zahlloſe Schar von Männern, Frauen und Kindern umher, keine Spur von Ernſt, jedes ſeiner Neugier und ſeinem Gelüſte nachgehend. Hier werden Intriguen und Liebesgeſchichten angeknüpft und nicht ſelten auch zu Ende gebracht. Hier kommt der junge Mann, um zu ſuchen, und das junge Mädchen, um ſich finden zu laſſen. Hier ſtreifen die Ronggings, öffentliche Tänzerinnen, herum, um mit ihren verführeriſchen Blicken und verlockenden Wendungen und Bewegungen ihre Beute zu ſuchen.

Die Meder wurden von den Perſern verweichlicht, die amerikaniſchen Eingeborenen von den Yankees durch Pulver und Branntwein vernichtet, die Javaner wurden bisher von den Holländern alten Schlags zu Narren gemacht, um bequemer ausgebeutet werden zu können. Und dabei amuſirte ſich Mijnheer nicht blos recht gut, ſondern forderte auch von ſeinen verſtändig geſinnten Beamten, amtlich dieſen unwürdigen „religiöſen Volksfeſten“ beizuwohnen. Berichtet doch van Hoëvell ſelbſt:

Ein Prediger der reformirten Gemeinde und noch einige andere haben einmal gewagt, nicht zu erſcheinen — aber es iſt ihnen ſchlecht bekommen. Der Prediger wurde verſetzt, der Oberſt und Garniſoncommandant penſionirt u. ſ. w., und nicht etwa von dem Sultan, ſondern von dem Generalgouverneur Niederländiſch-Indiens.

Ehe wir von Hrn. van Hoëvell Abſchied nehmen, wollen wir ihm noch in Bezug auf eine Auslaſſung in ſeinem Briefe vom 7. December 1867 unſere Anſicht ſagen. Er ſchreibt:

Sie begreifen alſo, daß diejenigen meiner Landsleute, welche die fortſtrebende Entwickelung und Bildung der indiſchen Völker als Aufgabe Hollands betrachten, in all dieſen ſeit ſo kurzer Zeit gewonnenen Errungenſchaften einen unaufhörlichen Antrieb fühlen, auf dieſem guten Wege fortzuſchreiten. Eine loyale und erleuchtete Politik wird Holland immer mehr als eine Colonialmacht bezeichnen. Und wenn wir auf dieſe Weiſe unſere Pflicht thun, wenn die vielen Millionen Menſchen, die den ſchönen indiſchen Archipel bewohnen, zu der allgemeinen Bildung geführt werden, durch welche jeder Einzelne zur Wohlfahrt des ganzen menſchlichen Geſchlechts beiträgt; wenn wir dieſe Aufgabe als eine kleine, ruhige, friedliebende Nation erfüllen, als eine Nation, welche alle fremden Elemente, die ihr zur Erreichung ihres Zwecks dienen können, in ſich aufnimmt: wer wird uns dann unſere Nationalität beſtreiten; oder wer von uns wird zugeben, daß irgendjemand das Recht habe, gegen unſere Exiſtenz aufzutreten, weil wir zu klein ſind, oder weil wir keine beſondere Stelle auf dem großen Arbeitsplatze der Nationen verdienen?

Wir haben die größte Hochachtung vor Hrn. van Hoëvell und ſeinem Streben, allen Reſpect vor individueller Freiheit und vor naturwüchſiger Volksentwickelung; wir beſtreiten es aber dem alten und dem jungen Holland, welches letztere in Hrn. van Hoëvell einen ſeiner wackerſten und begabteſten Vertreter hat, daß die Frageſtellung eine richtige ſei, daß den Niederlanden der Anſpruch, eine eigene Nationalität zu beſitzen, und das Recht zukomme, ſeine jetzige Exiſtenz bei dem jetzt ſo raſchen und für das Ganze ſo erſprießlichen Gange der Völkerpolitik noch lange fortzuſetzen. Eine Colonialmacht iſt Holland, aber keine europäiſche Macht, und damit iſt ſein Urtheil geſprochen. Die Folgezeit wird das bald lehren. Es iſt zu klein, verdient auf dem großen Arbeitsplatze europäiſcher Nationen die beſondere Stelle nicht, welche es beſonders den Schwächen der Dynaſtie Habsburg abzugewinnen verſtanden hat; das eigentliche und urſprüngliche Holland beſteht aus deutſchen Elementen und iſt deutſches Land, das es früher oder ſpäter auch wieder werden wird.

Noch iſt viel, theilweiſe begründetes Vorurtheil in Holland gegen Preußen, bei der ungebildeten Klaſſe viel feindiſches Vorurtheil gegen Deutſchland vorhanden. Je

Digitized by Google

mfangreichere Fortſchritte die humane Bildung in Holland nacht, um ſo mehr wird man Deutſchland und das neuere eutſche Streben achten und ihm nahe= und beizutreten ünſchen.

Hr. van Hoëvell hat nicht unrecht, wenn er ſagt, daß den ſocialen Zuſtänden und Einrichtungen Deutſchlands ch viel umzuformen und zu verbeſſern ſei: aber welche rtſchritte in dieſer Umformung und Verbeſſerung ſeit 348 und ſeit 1866 gethan ſind, kann nur erkennen, r in Deutſchland gelebt hat und lebt und unbefangenen ids geblieben iſt.

In Holland exiſtiren viel eiferſüchtige und grauſam ſpotiſche Elemente, und je liebenswürdiger die holländi- chen Frauen zu ſein pflegen, um ſo mehr iſt bei allem legma Eitelkeit, Egoismus und Prioritätsſucht das btheil der holländiſchen Männer. Um das zu erkennen, arf es nicht, nach Holländiſch-Indien zu gehen oder die Erfindung der Buchdruckerkunſt zu denken; dieſe enſchaften, welche der meiſt groß und gut angelegten tur der Holländer anhaften, werden die allmähliche edervereinigung des getrennten Volkszweigs mit ſeinem tamme lange Zeit erſchweren — erſchweren, aber nicht rtreiben.

Wir ſind Hrn. van Hoëvell auf ſeiner Abſchweifung lgt, und indem wir ihn noch an Schiller's Diſtichon nern: „Immer ſtrebe zum Ganzen" u. ſ. w., kehren zu der „Indiſchen Bibliothek" zurück. Das zweite k in der Reihe derſelben iſt betitelt: „Oſtindiſche Da- und Herren. Vier Beiträge zur Kenntniß der Sitten Gebräuche in der europäiſchen Geſellſchaft von Hol- iſch-Indien. Von J. ten Brink. Aus dem Hollän- en von Wilhelm Berg. Autoriſirte Ausgabe. Vier le."

Der erſte Theil führt den Titel: „Praktiſche Menſchen"; weite: „Mit fliegender Fahne und klingendem Spiel." ineinander übergehende Novellen und beide in ho- Grade werthvoll, lehrreich und unterhaltend, beide aus dem unmittelbaren Leben geſchöpft und, weil Leben in Holländiſch-Indien unſern deutſchen Le- weniger bekannt iſt, für ſie von doppeltem Intereſſe. Fabel in beiden Novellen iſt äußerſt einfach, auch Behandlung des Stoffs frei von Manier oder ſich achender Künſtelei, doch wird kein Leſer dieſe erſten des ten Brink'ſchen Werks unbefriedigt aus der legen.

ie „praktiſchen Menſchen" in Batavia ſind ſchuld, in junger, von ſeiner Mutter ungern nach „der entlaſſener Advocat unter Egoiſten und Koketten u Grunde geht. Er arbeitet redlich auf dem Comp- iner Principale und iſt ebenſo redlich in dem Bou- iner Principalin, und beides iſt ſein Unglück. Als e handelnd, würde er ſicher ſein Glück gemacht

der zweiten Novelle, in der wir zum Theil den en der erſten begegnen und in der wol auch jede ch dem Leben gezeichnet iſt, lernt ein junges Paar, das, um ſein Glück zu machen, nach Indien geht, ſich kennen und — lieben. Sie verloben ſich noch am Bord und zwar unter dem Schutze einer vortrefflichen Dame, Mevrouw Van Weely, auf deren Rath ſie ihr ſeliges Liebesglück als abſolutes Geheimniß behandeln, um erſt ſchließlich unter günſtigen Verhältniſſen, aber nach viel Leid und Kampf öffentlich ihre Liebe zu bekennen und in den Hafen der Ehe einzulaufen.

Die Verhältniſſe und Charaktere ſind ſcharf gezeichnet und nur ſelten fehlt die meiſterliche Beherrſchung und Behandlung des Stoffs, die ſonſt der Verfaſſer ſich zu eigen gemacht hat.

Der dritte Theil: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht", und der vierte: „Die große Intrigue", welche uns ſoeben noch zugehen, beſtätigen durchaus das günſtige Urtheil, das wir über die beiden erſten Theile ausgeſprochen haben. Zu den uns bekannten Perſonen treten im Fortgange der Geſchichtserzählung noch einige weitere hinzu, ſodaß ziemlich alle Klaſſen der holländiſch-indiſchen Geſellſchaft repräſentirt und mit muſtergültiger Schärfe charakteriſirt ſind. Dabei iſt es dem Verfaſſer gelungen, in all den zum Theil einfachen Ereigniſſen, die er erzählt, die Fäden ſo zu ſchürzen und die Farben in ſolchem Wechſel aufzutragen, daß wir ſein Buch als von dauerndem Werthe bezeichnen müſſen. Es feſſelt, es co- pirt treu die Natur und iſt doch ein Kunſtwerk. Viele unſerer deutſchen Novelliſten, die ſich in Weitſchweifig- keiten ergehen und alles das, was die Phantaſie jeden Leſer von ſelbſt errathen läßt, umſtändlich vortragen, können getroſt bei ten Brink in die Schule gehen.

Das mannichfache Intriguengewebe, welches die Grund- lage des ganzen Werks bildet und auf dem ſich in großer Anſchaulichkeit das Bild des fremdländiſchen Lebens in Holländiſch-Indien ungeſucht vor uns aufrollt, wollen wir nicht ſkizziren. Den meiſten Leſern d. Bl. wird das Buch früher oder ſpäter zur Hand ſein.

Sollen wir mit einem derben Ausdruck das Werk ſeinem innerſten Weſen nach bezeichnen, ſo iſt es die faſt rückſichtsloſe und doch in durchaus wohlwollendem und patriotiſchem Sinne geſchriebene Chronique scandaleuse von Java, der letzten hauptſächlichen Goldgrube der Mijnheers. Unſere heutige Geſellſchaft iſt überall auf Geldbeſitz und Geldgewinn baſirt. Mit Geld läßt ſich jede Schwäche, jedes Vergehen zudecken, und alles wird dir verziehen oder überſehen, wenn du bei den Banken wohl accreditirt biſt. In Holland und bei den Hollän- dern iſt das beſonders der Fall; ſie ſprechen es offen aus, daß Geldbeſitz bei ihnen die Plätze neben dem Adel, den Gelehrten und höchſten Staatsbeamten freimacht. Und doch iſt das noch nicht das Schlimmſte. Wie alle Angehöri- gen von Klein- und Mittelſtaaten lieben es die Hollän- der, ſich Blendwerke zu erbauen und ſie zu dem Werthe von „Dankbildern" zu erheben, die ſie faſt vergöttern und an denen ſie denn auch mit ſchroffem Eigenſinn feſt- halten zu müſſen glauben.

Hermann Schauenburg.

Digitized by Google

Muſikaliſche Schriften.

1. Muſikaliſche Studien von Wilhelm Tappert. Berlin, Guttentag. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilhelm Tappert iſt den Leſern d. Bl. bereits aus ſeiner Broſchüre „Muſik und muſikaliſche Erziehung“ bekannt, welche wir letzthin zu beſprechen Veranlaſſung hatten. Das vorliegende Buch iſt ebenſo unterhaltend abgefaßt wie jenes Schriftchen. Sechs Abhandlungen ſind es, die ſeinen Inhalt bilden. In der erſten Abhandlung: „Wandernde Melodien“, erklärt ſich Tappert für Anwendung der Darwin'ſchen Um- und Fortbildungslehre auch auf die Muſik, und beſtrebt ſich nachzuweiſen, wie aus einigen einfachen Tonorganismen die ſpätern complicirtern Melodien entſtanden ſind. Es heißt S. 7:

Die Melodien wandern, ſie ſind die unermüdlichſten Touriſten der Erde. Sie überſchreiten die rauſchenden Ströme, paſſiren die Alpen, tauchen jenſeit des Oceans auf und nomadiſiren in der Wüſte; überall andern begegnend, welche den entgegengeſetzten Weg machen. Bei dem echt menſchlichen Intereſſe für alles Fremde, gelangt manches melodiſche Aſchenbrödel fern von ſeinem Vaterlande zu hohen Ehren, wird vielleicht zum patriotiſchen Geſange, zum Nationalhymnus, deſſen Klänge unfehlbar die zündendſte Wirkung ausüben. Oft kehren die Landſtreicher mehr oder weniger verbrämt, maskirt und umgeſtaltet zurück und leben als „Importirte“ ein neues, glänzendes Leben in der alten Heimat. Es gibt keine muſikaliſche Polizei, welche nach Geburtsſchein und Führungsatteſt frügе.

Tappert nimmt nun zum Beweiſe aus irgendeinem Choral- oder ſonſtigen Geſangbuche einen Melodiepaſſus, und zeigt ſein Vorkommen in mehr oder weniger umgebildeter Weiſe zu verſchiedenen Zeiten. So bildet gleich das erſte Beiſpiel, ein Proceſſuale aus dem 14. Jahrhundert, den Anfang zu Haydn's öſterreichiſcher Nationalhymne. Dagegen iſt die Aehnlichkeit mit dem Meyerbeer'ſchen Krönungsmarſch aus dem „Prophet“ nicht mehr zu erkennen. Seinen vielen Beiſpielen gegenüber möchten wir Tappert indeß bemerken, daß alle dieſe Aehnlichkeiten eben nur ganz allgemein gehaltene kurze Sätzchen ohne beſondern charakteriſtiſchen Ausdruck betreffen, alſo kein anderes Intereſſe als das der bloßen Curioſität in Anſpruch nehmen können. Jeder weiß ja, daß gewiſſe melodiſche Floskeln ſchon hundertfach dageweſen ſind, gewiſſermaßen nur Gemeingut bilden, und die melodiſche Folge, welche ſich daran knüpft, die Hauptſache bildet, auf die es ankommt. Der Marmor, die Farben, ſie gehören allen Bildhauern, allen Malern gemeinſam, und doch ſind die Werke, welche daraus geſchaffen worden, ſo himmelweit voneinander verſchieden. Daß mehrere Tonſetzer zu gleicher Zeit oder ſpäter auf dieſelbe kurze melodiſche Tonreihe fallen können, iſt doch wol leicht begreiflich, und nun gar in ſolcher Umbildung, wie ſie manchmal von Tappert angeführt wird. Z. B. S. 16, Nr. 5 der Satz aus einem alten Liederbuche des 16. Jahrhunderts und die Parallelſtelle 3 bei Beethoven. Manches iſt nicht Umbildung, ſondern bloße Abſchrift; z. B. das Burſchenlied S. 30, Nr. 12, welches ganz mit der Dittersdorf'ſchen Melodie aus „Doctor und Apotheker“ zuſammenfällt. Aehnlich verhält es ſich mit dem Thema des erſten Satzes der Beethoven'ſchen „Eroica“, welche vollſtändig einem Paſſus aus einer Mozart'ſchen Jugendouverture gleicht, mag auch vielleicht nicht einmal eine unwillkürliche Reminiſcenz, ſondern bloßer Zufall zu Grunde liegen. Es konnte nicht fehlen, daß Tappert auch auf die ſogenannten Nationalmelodien zu ſprechen kam, welche oft erſt Importationsproducte ſind. Dem Sklavenchor im „Oberon“ hat Weber, „dieſer größte Annexander ſeiner Zeit“, die Melodie des von Laborde in ſeinem „Essai sur la musique“ (1780) mitgetheilten türkiſchen Tanzes untergelegt.

Die zweite Abhandlung, „Umbildungsproceß“ betitelt, bildet eigentlich nur eine Fortſetzung des erſten Aufſatzes, indem der Verfaſſer die Tetrachordreihe c h a g nimmt, und durch viele Beiſpiele ihr Vorkommen in den verſchiedenartigſten Muſikſtücken für Kirche, Theater, Tanzſalon u. ſ. w. nachweiſt. Nach unſerer Anſicht eine ganz überflüſſige Arbeit. Der Verfaſſer ſchließt S. 114:

Meine Abhandlung iſt zu Ende, der Umbildungsproceß aber dauert ewig. Das Neugewonnene geſellt ſich zum Alten, entweder fruchtbare Verbindungen eingehend oder das Vorhandene vernichtend. Ein immerwährender Kampf auf Leben und Tod! Wie viel und mancherlei auch als Opfer fallen möge, keine Klage werde laut, kein Seufzer nach der guten alten Zeit; denn neues Leben blüht aus den Ruinen!

Die dritte und vierte Abhandlung: „Uebermäßiger Dreiklang“, „Alterirte Accorde“, enthalten für den Theoretiker Intereſſantes. Tappert ſagt:

Die Harmonie iſt die Blüte der Kunſt; ſie nimmt in der Reihenfolge der Entwickelungsphaſen, welche unſere Kunſt durchzumachen hatte, bisjetzt die letzte Stelle ein. Wer es vorzieht, von Blättern und Wurzeln zu leben, ſich an Melodie und Rhythmus genügen läßt, dem will ich kein Kopfzerbrechen machen. Eines ſchickt ſich nicht für alle; das Beſte iſt immer nur für die Beſten.

Da wir nicht auf dem bloßen theoretiſchen Standpunkte ſtehen, ſo macht Tappert's ſonſt ganz intereſſante Darſtellung und ſein großer Eifer für die in Rede ſtehenden, nach ſeiner Anſicht zurückgeſetzten, verkannten und noch einer großen Zukunft entgegenſehenden Accorde auf uns einen eigenthümlichen Eindruck. Der Tonſetzer kümmert ſich nicht um die Annahmen der Theoretiker, ſondern greift hinein in die volle Welt der Töne, nur geleitet von ſeinem Genius, ſeiner Erfahrung und — ſeinem Gehör. Das andere überläßt er den — Harmoniegelehrten.

Hat doch auch Tappert zum Motto ſeiner fünften Abhandlung: „Ein Dogma“, den Satz gewählt: „Theorie und Praxis gleichen einem uneinigen Ehepaar, welches ſich gegenſeitig das Daſein verbittert.“ Und weiter heißt es: „Die Praxis eilt voran, die Theorie hat zu folgen. Das größte Verdienſt der letztern beſteht lediglich darin, daß ſie nicht allzu weit zurückbleibe.“ Der Inhalt dieſer fünften Abhandlung beſchäftigt ſich mit verſchiedenen veralteten Lehren, die ihrerzeit als unumſtößlich galten, jetzt aber verſchollen ſind, z. B. dem Schluſſe eines Tonſatzes ohne Terz, dem Beginn jedes Tonſatzes mit einer Dreiklangsgrundharmonie u. ſ. w.

Die ſechste Abhandlung, welche den Schluß bildet, betitelt ſich: „Zooplaſtik in Tönen“, und enthält eine Zuſammenſtellung der bei verſchiedenen Tonſetzern vorkommenden Verſuche, Thiere muſikaliſch darzuſtellen. Lö

Digitized by Google

iger, Schwein, Nachtigall, Froſch und Fiſch und was
nſt noch ſpringt, fliegt oder kriecht, paſſirt hier die
uſikaliſche Revue zur Ergötzung des Leſers. Tappert's
uch lieſt ſich um ſo amuſanter, da man manchmal nicht
ht weiß, ob hinter der ernſten Maske nicht der lachende
ıtiriker ſich verbirgt.

Briefe über Muſik an eine Freundin von Louis Ehlert.
Zweite Auflage. Berlin, Guttentag. 1868. 8. 27 Ngr.

Ehlert's Briefe durchzieht jenes etwas überſchweng-
e geiſtige Parfum, welches nie ſeine Wirkung auf das
bliche Gemüth verfehlt. Dabei weiß der Verfaſſer
hickt die für ſeine Zwecke paſſende Grenze innezuhal-
, welche ebenſo weit von Verflachung wie von eindrin-
der, das dilettantiſche Verſtändniß behindernder Ver-
ang entfernt liegt. So ziehen Beethoven und Schu-
, Weber, Mendelsſohn, Berlioz, Chopin, Schu-
ın, Roſſini, Meyerbeer, Wagner an dem geiſtigen
ıe der Leſerin vorüber, zwar größtentheils im Heiligen-
ın der Bewunderung, aber doch auch nicht ohne daß
Autor ihre Schwächen berührte. Ehlert zeigt ſich überall
ein Beurtheiler, der vorurtheilslos zu ſein ſtrebt und
Dinge nach ſeiner Anſicht von ihrem Werth, nicht
dem Orte ihres Urſprungs taxirt. So wenn er von
muſikaliſchen Parteikampfe ſpricht:

Hüben und drüben klingen luſtig die Schwerter: das fatale
t, es wird zum Schlachtruf in den Reihen der friedlichen
ünſtler. Auf der einen Seite kämpft die Revolution, die
ıſchaftliche Sehnſucht nach Freiheit unter dem Terrorismus
phrygiſchen Mütze, auf der andern die alte Welt, ihre
ionellen Standarten mit dem heiligen Glaubenseifer einer
undertealten Sagentreue vertheidigend. In den Reihen jener
ken Sie viel ehrlich begeiſterte Krieger, welche entſchloſſen
für ihre Ueberzeugung in den Tod zu gehen; aber eine Revo-
ıstruppe wirkt nicht mit der Sorgfalt eines Garderegiments,
o kann es nicht wundern, wenn der Abenteurer genug zu
berlaufen, wahre Falſtaff-Rekruten, die ſich ihr Freiheits-
t auf einer Faſchingsnacht zuſammengeſtohlen haben. Im
tigen Lager finden Sie die humoriſtiſche Garderobe des
urms reichlich vertreten. Den glaubenstreuen Prieſtern
ängſtlich ein Heer von altersſchwachen Greiſen, die keine
axt mehr ſchwingen können, von beſorgten Bürgern, die
Urväterhausrath mit in die Schlacht genommen, von
ern und Idioten, die den Frieden um jeden Preis wollen,
ten gemüthlichen Hausrath. Jene ſchlagen genial lieder-
rauf los, bei der Wahl ihrer Feldherren laſſen ſie ſich
durch patriotiſche Bravour als durch ſtrategiſches Talent
Ihre Kanoniere ſind ſtolz auf ihre ſchwarzen Geſichter,
eil ſie nicht immer beſonnen genug ſind, um gut zu zie-
ſießen ſie oft ins Blaue. Dieſe verbarrikadiren ſich hin-
Schutz der öffentlichen Meinung, ſie haben keine rechten
ren und keinen rechten Muth, und ſo gleicht das Ganze
iner Belagerung als einer Feldſchlacht.... Die Zukunfts-
gingen von einer rein menſchlichen Empfindung aus.
vill ſich zur Geltung bringen, weil jeder den Glauben
e individuelle Beſtimmung hat. Die Sehnſucht nach
iſchen Thaten war zu einer krankhaften Höhe geſtiegen,
llen Seiten wurden neue Bahnen eingeſchlagen, neue
punkte zu gewinnen, ja ein völlig neues Productions-
n aufzuſtellen verſucht. Ich bin meiner ganzen Natur
m Verſuch, und zwar dem kühnen, zugewendet, und
r geſchichtlichen Fäulniß hold, dem bequemen Lotterbette
chahmerei. Aber dem Verſuch ziemt Beſcheidenheit.
ll dieſe gleißneriſche Götterwirthſchaft, dieſes falſche
enthum, welches uns zum Anbeten zwingen will, wo
h nichts bewundern können als das ſittliche Bemühen,
u leiſten? Von ganzem Herzen werden wir uns jeder
t und geiſtreichen Reformation anſchließen, wir ſind der
gedankenloſen Kunſtwirthſchaft aus tiefſter Seele ſatt, aber wir wollen keine neue Sklaverei ſtatt der alten. Das Anbeten iſt uns unbequem u. ſ. w.

Das durch ſeine geiſtreiche Ausdrucksweiſe intereſſante Büchelchen wird in den Kreiſen, für die es beſtimmt iſt, weitere Eroberungen zu machen nicht verfehlen.

3. Vierundzwanzig auserleſene Operncharaktere in Bezug auf deren muſikaliſch-declamatoriſche wie dramatiſch-mimiſche Darſtellung analyſirt und beleuchtet von Jonrij von Arnold. Mit 120 erläuternden Zeichnungen. Erſtes Heft: Der Freiſchütz. 1. Max; 2. Agathe. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 8. 12½ Ngr.

In der Vorrede betont der Verfaſſer, wie es noch am eigentlichen Schlußſtein der Bühnenausbildung fehle, nämlich an detaillirten Beiſpielen darzuſtellender Perſonen oder Rollen, aus denen angehende junge Bühnenkünſtler erſehen könnten, wie man die Analyſe ſolcher Charaktere zu betreiben, ſie aufzufaſſen, ſich in dieſelben einzuleben und ſie mit vollem Bewußtſein des „Warum?“ auszuführen habe. Noch weniger aber exiſtire für junge Opernſänger und Sängerinnen irgendwelche praktiſche Anweiſung zum Studium der Verbindung richtiger Textdeclamation mit dem Geſangsvortrage.

Aus dieſen Gründen entſchloß ich mich, einige Serien insbeſondere beliebter Rollen des gegenwärtigen Opernrepertoire, vorzüglich zum Nutzen und Frommen junger Talente, auszuarbeiten und zwar, indem ich: 1) den Grundcharakter, ſowie die ganze dramatiſche Entwickelung der Situationen und Affecte analyſire; dann 2) die Geſangs- wie Textdeclamation (ſowol dieſer dramatiſchen Entwickelung gemäß, als auch mit Berückſichtigung der abſolut-muſikaliſchen Phraſeologie) erkläre; und ſchließlich 3) die auf alles Bezeichnete bezüglichen natürlichſten mimiſchen Bewegungen und Stellungen andeute. Diejenigen dieſer letztern, welche mir eine genauere Verdeutlichung zu erfordern ſchienen, habe ich durch Zeichnungen in einfachen Umriſſen anſchaulich zu machen verſucht.

Der Verfaſſer hat mit dem „Freiſchütz“ einen paſſenden Anfang gemacht, da in demſelben faſt die meiſten Details der Operndarſtellung platzgreifen. Wir ſind freilich nicht im Stande, dem Verfaſſer in ſeiner ſehr ausführlichen Anleitung zur Darſtellung der beiden Hauptrollen, welcher eine Zergliederung der betreffenden Charaktere vorangeht, zu folgen. Sagt er doch ſelbſt, daß er keineswegs dadurch, ebenſo wenig wie durch die folgenden Bearbeitungen, eine kategoriſche Vorſchrift zur buchſtäblichen Befolgung: sine qua non, zu geben und den Darſteller in enge Formfeſſeln zu ſchlagen beabſichtige. Es ſolle eben nur eine Anleitung zur Auffaſſung und Behandlung der Rolle ſein, wobei aber natürlich es jedem, der ſeine Studie benutze, vollkommen freiſtehe, die Einzelepiſoden nach eigener Inſpiration zu modeln.

4. Die abſolute Harmonik der Griechen. Eine Abhandlung von Oskar Paul. Leipzig, Dörffel. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Inhalt dieſer „Abhandlung zur Habilitation in der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Leipzig“ iſt folgender: „Klang“; „Verbindung der Klänge“; „Die Tonarten von Ariſtoxenos“ (hier weicht der Verfaſſer von Weſtphal ab, da dieſer Hiſtoriker angibt, daß Terpander bereits zwei Heptachorde vorgefunden habe); „Intervalle, Conſonanzen und Diſſonanzen“; „Die drei Klanggeſchlechter“; „Eintheilung des Monochords nach dem Verhältniß zur

Digitized by Google

Saitenlänge"; „Die Transpoſitionsſcalen des Ariſtoxenos"; „Die Tonarten des Claudius Ptolemäus"; „Die Tonarten des 16. Jahrhunderts". Einen Anhang bilden: „Die thetiſchen und dynamiſchen Benennungen der Klänge innerhalb der Tonarten nach Claudius Ptolemäus überſichtlich in Tabellen zuſammengeſtellt". Ferner Tabelle I: „Das diatoniſche Klanggeſchlecht im Syſtem diezeugmenon, nach dem kölner Codex des Boëthius facſimilirt". Tabelle II und III, ebenſo ſeine Tabelle IV nach dem wolfenbütteler Codex des Boëthius facſimilirt; die Tonarten des Claudius Ptolemäus und Boëthius enthaltende Tabelle V enthält die Notenzeichen der Tonarten des Claudius Ptolemäus und Boëthius.

In der Vorrede ſagt der Verfaſſer: „Daß Schreiber dieſes in der vorliegenden Schrift auch manches bereits Bekannte ſagt, iſt leicht einzuſehen; in vielen wichtigen Punkten, z. B. bezüglich der Tonarten des Claudius Ptolemäus, ferner der dynamiſchen und thetiſchen Benennungen der Klänge, der Heptachorde Terpander's, ſowie überhaupt der ganzen innern Entwickelung weicht derſelbe jedoch von Friedrich Bellermann, Weſtphal und allen frühern Schriftſtellern ab."

Die Schrift wird in ihrer klaren Ueberſichtlichkeit nicht verfehlen, die Liebhaber der Forſchung nach griechiſcher Muſik anzuziehen.

Stahr's Charakterbild der Agrippina.

Agrippina, die Mutter Nero's, von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 2 Thlr.

Als das vierte der „Bilder aus dem Alterthum", als den Abſchluß einer erſten Serie derſelben bietet Adolf Stahr die Biographie der Agrippina II., der Urenkelin des erſten Imperators der römiſchen Weltmonarchie, der Schweſter eines Kaiſers, des Caligula, der Gemahlin eines zweiten, des Claudius, der Mutter eines dritten, des Nero, welcher ihren frevelhaften Ausruf: „Occidat dum imperet", in Erfüllung bringen und an der „beſten Mutter" zum Mörder werden ſollte. Dieſe Lebensbeſchreibung der Agrippina, in welcher das heilige Köln ſeine Stifterin anerkennen muß, ſteht nicht blos in einem chronologiſchen Zuſammenhange mit dem vorhergehenden Bande, den „Römiſchen Kaiſerfrauen", welcher in Nr. 42 d. Bl. f. 1866 beſprochen wurde, und mit dem dieſe hiſtoriſche Bildergalerie eröffnenden Eſſay über Tiberius, ſondern es iſt auch der innere Zuſammenhang, der rothe Faden, welcher ſich durch alle dieſe Darſtellungen hindurchzieht, deutlich erkennbar. Es gilt hier ja das Bild jener Agrippina zu zeichnen, in deren Memoiren, den „Commentarii Agrippinae de vita sua et de casibus suorum", Stahr die unreine Quelle entdeckt zu haben glaubt, aus welcher Tacitus bei ſeiner Beurtheilung des Tiberius den „von den ſchlimmſten Leidenſchaften vergifteten Inhalt" geſchöpft habe. Wenn es aber darauf ankommt, für Tiberius in die Schranken zu treten und gegen die Darſtellung des Tacitus eine Lanze zu brechen, dann iſt Stahr allezeit kampfbereit und gerüſtet, und dies kommt allen zugute, die mit Tiberius in Verbindung ſtehen; wie z. B. der Vater Nero's, Domitius Ahenobarbus, gegen die mit ſpeciellen Thatſachen wohlbegründeten Angriffe Sueton's in Schutz genommen wird, nur um dem Tiberius, der „doch bei der Verheirathung ſeiner Nichten ſtets mit großer Sorgfalt verfahren" habe, den Vorwurf zu erſparen, daß ein ſolch nichtswürdiger Mann von mehr als 40 Jahren der vierzehnjährigen Agrippina als Gemahl von ihm ausgeſucht worden. Allein derartige Gelegenheiten zur Rettung des Tiberius bieten ſich in dieſem Werke, welches eigentlich erſt mit der Thronbeſteigung des Caligula beginnt, nur ſehr ſpärlich, und die Polemik gegen Tacitus wird dadurch, daß die Annalen aus den Jahren 37—47 n. Chr. eine verlorene Handſchrift geworden, zum Theil unmöglich gemacht. Dieſem Umſtande dürfte es wol zu danken ſein, daß ſich die Biographie Agrippina's von den übrigen Bildern aus dem Alterthum vortheilhaft unterſcheidet, und der Tadel, welcher namentlich gegen die „Römiſchen Kaiſerfrauen" ausgeſprochen werden mußte, dieſes Eſſay in weit geringerm Grade trifft; während die Vorzüge einer glänzenden, farbenreichen Schilderung, einer feinen Charakterzeichnung und lebendigen Darſtellung hier noch in erhöhtem Grade hervortreten, ſodaß trotz des wahrhaft abſtoßend wirkenden Inhalts ſelbſt in der Schilderung der Greuelthaten eines Caligula und Nero, des Laſterlebens einer Meſſalina und Poppäa Sabina das Intereſſe des Leſers gefeſſelt und dauernd feſtgehalten wird.

Zunächſt zeichnet ſich Stahr's „Agrippina" vor den „Römiſchen Kaiſerfrauen" durch die Einheit der Compoſition und durch die überſichtliche Darſtellung der Thatſachen, durch künſtleriſche Anordnung und harmoniſche Gruppirung der Figuren vortheilhaft aus. Die Biographien der Meſſalina, Octavia und Poppäa Sabina ſind an richtiger Stelle in die Geſchichte der Agrippina verwebt, ſodaß die Zerſtückelung des Stoffs und die dadurch bedingten Wiederholungen, welche ſich häufig in den „Römiſchen Kaiſerfrauen" fanden, vermieden werden, und die Darſtellung einheitlich, wohlabgerundet und von innerm Leben dramatiſch bewegt erſcheint. Sodann iſt aber in der „Agrippina" die Haltung des Autors überhaupt eine objectivere, das Urtheil unbefangener als in den vorhergehenden Bearbeitungen der römiſchen Kaiſergeſchichte. Während wir in den letztern das gewandte Plaidoyer eines übereifrigen Advocaten erkennen mußten, der die Schwäche ſeiner Sache durch die Heftigkeit ſeiner Argumentation zu verdecken ſucht, erſcheint die „Agrippina" als das lebendige Résumé eines unbefangenen Referenten, welcher ſeine Unparteilichkeit ſich zu wahren bemüht iſt.

Freilich mangelt es auch hier nicht an gewagten Conjecturen, an Vorausſetzungen ohne genügende Baſis, und von der Lückentheorie bei der Interpretation der alten Schriftſteller wird ein gar ausgiebiger Gebrauch gemacht. Stahr iſt ein Meiſter feiner pſychologiſcher Motivirung; allein er begnügt ſich nicht damit, die hiſtoriſch beglaubigten Facta pſychologiſch zu verknüpfen, ſondern er geht einerſeits zuweilen dazu über, einzelne Züge, die in das

Digitized by Google

von ihm entworfene Bild nicht paſſen, ohne weiteres zu eliminiren, und wenn er ausſpricht, „es gibt pſychologiſche Unmöglichkeiten, welche ſtärker ſind als alle ſogenannten directen Zeugniſſe von Schriftſtellern, die nicht einmal als Zeitgenoſſen, geſchweige denn als Augenzeugen, nur nach Quellen ſehr unlauterer Art berichten", ſo macht er von dieſer Licenz, die der Dichter, nicht aber der Hiſtoriker in Anſpruch nehmen darf, einen ſehr weitgehenden Gebrauch; andererſeits nimmt er auch keinen Anſtand, dieſe Quellen in ſehr weſentlichen Punkten durch unbewieſene Vermuthungen zu ergänzen. Während z. B. Agrippina von keinem der alten Schriftſteller bei der Erzählung von Meſſalina's Sturz auch nur mit einem Worte genannt wird, glaubt Stahr ſie unzweifelhaft als die intellectuelle Urheberin aller gegen Meſſalina gerichteten Schritte, als die causa movens des Untergangs dieſer Kaiſerin bezeichnen zu dürfen.

Allein dieſe Mängel treten uns bei dem vorliegenden Werke nicht in ſo greller Weiſe wie bei den vorhergehenden Bildern aus dem Alterthum entgegen, wobei allerdings der Umſtand, daß das Urtheil Stahr's über Agrippina von dem Wahrſpruch, den das Weltgericht der Weltgeſchichte gefällt hat, im weſentlichen nicht abweicht, von größtem Einfluß iſt. Denn da bei den Rettungen des Tiberius und der Kleopatra um jeden Preis eine restitutio in integrum durchgeführt werden ſollte, ſo ging ihr Anwalt dazu über, die Belaſtungszeugen zu verdächtigen und ihr Zeugniß, namentlich die „Annalen" des Tacitus, als ein „mit kritikloſer Leichtfertigkeit zuſammengeſtelltes Conglomerat von Klatſchgeſchichten" zu charakteriſiren. Von derartigen Uebertreibungen, von einer ſolchen faſt perſönlichen Gereiztheit bei der Kritik der Quellen findet ſich dagegen nichts in der „Agrippina"; ja ſelbſt in Fällen, wo Stahr von der Darſtellung des Tacitus abweichen zu müſſen glaubt, hat er für letztern eine Entſchuldigung bereit; ſo wird z. B. S. 74 geſagt, in der glänzenden Erzählung des Tacitus von dem Sturze Meſſalina's ſeien — wenn auch ohne Schuld oder gar Abſicht des Erzählers — die Fäden ſo durcheinandergewirrt, daß ſie nicht mehr mit völliger Klarheit bloßgelegt werden könnten: eine Aeußerung, zu welcher man in dem „Tiberius" und den „Römiſchen Kaiſerfrauen" vergebens ein Seitenſtück ſuchen wird. Deſto mehr Gewicht verdienen aber die Argumentationen, in denen der Autor verſucht, einzelne Anſchuldigungen zu widerlegen und Misverſtändniſſe zu berichtigen, welche ſich in die Darſtellungen der alten Hiſtoriker eingeſchlichen haben; und dieſe Verſuche ſind weit erfolgreicher als die Schönfärbereien, welche gerade den Werth der Eſſays über Tiberius und die „alte Schlange vom Nil" weſentlich beeinträchtigen. So können wir Stahr nur beipflichten, wenn er die Agrippina, für welche er ſonſt nicht in die Schranken tritt, nicht nur von der Anklage des Inceſts mit Nero, ſondern auch von dem Verdachte zu reinigen ſich bemüht, daß ſie ſelbſt ihren zweiten Gatten Paſſienus aus dem Wege geſchafft habe. Wohlbegründet erſcheint der Zweifel an der Richtigkeit der Erzählung von der Vergiftung des Britannicus, und nicht ungerechtfertigt das Bemühen, die Meſſalina gegen die Ungeheuerlichkeiten, mit denen ihr Name verknüpft iſt, namentlich bei der Kataſtrophe mit Silius, einigermaßen in Schutz zu nehmen.

Insbeſondere aber tritt Stahr mit allem Recht für Seneca in die Schranken; ihn reinigt er von dem von Merivale ausgeſprochenen Verdacht, daß auf ſeinen Rath der Giftmord an Britannicus verübt worden, und ebenſo geſchickt ſucht Stahr die in alle Geſchichtsbücher übergegangene Annahme zu widerlegen, daß Seneca der Verfaſſer des „Ludus de morte Claudii" ſei, welches Pasquill ihm auf Grund einer gelegentlichen Aeußerung des Dio Caſſius über Seneca's „Apocolocyntosis Claudii" zugeſchrieben zu werden pflegt. Bei dieſer Gelegenheit deutet Stahr an, daß wir in einer Fortſetzung dieſer Bilder aus dem Alterthum eine zuſammenhängende Charakteriſtik des Seneca als Menſchen und Schriftſteller von ihm zu erwarten haben, und bei der großen Divergenz der Urtheile über die verſatile Natur dieſes Ovid unter den Proſaikern würde gewiß eine kritiſche Monographie, welche die eigenthümliche Miſchung der Contraſte in dieſem literariſchen Charakter klar darzulegen und zu motiviren vermöchte, ſehr erwünſcht ſein.

Von beſonderm Werth ſind noch die Anhänge, in denen die beiden einzigen merkwürdigen Ueberreſte der poetiſchen Tagesliteratur aus der Zeit Agrippina's, die Tragödie „Octavia" und das genannte boshafte Pasquill über den Tod des Claudius uns vorgeführt werden. Octavia, die Tochter des Claudius und der Meſſalina, die erſte Gemahlin des Muttermörders Nero, iſt eine Geſtalt, welche in ihrer Jugend und Unſchuld inmitten einer verderbten laſterhaften Welt und durch ihr tragiſches Schickſal an Arthur in Shakſpeare's „König Johann" lebhaft erinnert. Sie iſt die leidende Heldin der Tragödie „Octavia", welche nach Ritter's Forſchungen nicht, wie früher irrthümlich geſchehen, dem Seneca zugeſchrieben werden darf, ſondern wahrſcheinlich den Redner und Dichter Curiatius Maternus zum Verfaſſer hat, jenes Leſedramas, von welchem Stahr eine eingehende Analyſe mit ſehr anſprechenden Proben einer metriſchen Ueberſetzung gibt. Noch intereſſanter iſt das Pasquill auf den Tod des Claudius, welches in der komiſchen Miſchung einer vulgärſten Proſa und eines hochtrabenden Tragödienpathos ſehr gewandt überſetzt und näher erläutert wird.

Aus dieſen Gründen möchten wir der „Agrippina" unter den bisher erſchienenen vier Bildern aus dem Alterthum den erſten Platz anweiſen; dieſelbe zeigt in ihrem Colorit die gleiche glühende Farbenpracht, und dabei eine Sicherheit und Correctheit der Zeichnung, welche wir bei ihren Vorgängern mehrfach vermiſſen mußten. Bei der lebendigen feſſelnden Darſtellung, welche dieſem mit dem Reize eines ſpannenden Romans begabten hiſtoriſchen Eſſay einen großen Leſerkreis ſichert, fällt es nur unangenehm auf, daß Stahr in der Weiſe Mommſen's gar zu häufig die Parallelen mit der modernen Zeit zu ziehen ſich bemüht, und daß namentlich die Vergleichungen des Rom der Cäſaren mit dem heutigen bonapartiſirten Frankreich zu oft wiederkehren. Dergleichen Commentare des „L'Empire c'est la paix"; die Betonung der Gottes-Gnaden-Theorie, „Mumus Deorum est, quod servit mihi Roma et Senatus"; die Bezeichnung des Caligula als des Vorfahren

Digitized by Google

des heutigen galliſchen Imperators; die Anerkennung der richtigen politiſchen Maxime beider, „daß man ſich vor exilirten feindlichen Prätendenten am beſten dadurch ſchützt, daß man denſelben ihr Vermögen und damit die Hebel ihrer Wirkſamkeit entzieht“: alle ſolche Vergleiche wirken gerade dann um ſo pikanter, wenn das tertium comparationis weniger ſcharf hervorgehoben wird.

E. Hersfurth.

Zur Specialgeſchichte des Mittelalters.

Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapfern von Thüringen zum Heiligen Lande im Jahre 1461. Herausgegeben von J. G. Kohl. Bremen. 1868.

Im Alter von 36 Jahren kam der Landgraf Wilhelm der Tapfere zu dem Entſchluß, „nicht nur, wie es charakteriſtiſch genug in ſeinem vorher aufgeſetzten Teſtamente heißt, von ſonderlicher Innigkeit und Andacht wegen, ſondern auch andern redlichen Urſachen“, eine Betfahrt ins Heilige Land zu machen. Hundert andere deutſche Fürſten und Herren waren vor, während und ſeit dem Ende der Kreuzzüge denſelben Weg als nothdürftig geduldete Schützlinge der ungläubigen Beherrſcher Paläſtinas gezogen, und ſchwer zu zählen ſind die Männer und Frauen deſſelben Standes, die noch während des 15. und 16. Jahrhunderts ihren Fußſtapfen nachfolgten, bis man an Stelle dieſes mühſamen und gefährlichen Wagniſſes die bequemere und vergnüglichere große Umfahrt zu den europäiſchen Höfen und nach dem weltlichen und geiſtlichen Babel der Zeit, nach Venedig und Rom, einführte. Von da ab zogen nur Wißbegierige, Naturkundige, darunter ſelten einmal ein Mann vom Adel deutſcher Nation, oder andächtige und ſchlaue Bettelmönche oder andere arme Schlucker mit abenteuernden Neigungen zu den geweihten Stätten, bis ſie in neueſter Zeit ein renommirtes Ziel gewöhnlicher Touriſten wurden.

Faſt alle ältern Jeruſalemsfahrer haben ſchriftliche Aufzeichnungen von dieſer offenbar merkwürdigſten That und Begebenheit ihres Lebens hinterlaſſen; reichen ja ſolche wie bekannt — man denke an Herzog Ernſt und Heinrich den Löwen — bis an den uralten mythiſchen Hintergrund der geſammten mittelalterlichen Sagenwelt. Und wenn auch unzweifelhaft weder jener ſtörrige Partiſan des partikulariſtiſchen Urſchwabenthums, noch ſein ebenſo ſtörriger Geſinnungsgenoſſe aus dem Welfenhaus, dem Deutſchland ja für ſo viele und faſt ein Jahrtauſend lang in ſeinen Gliedern nachzuckende Liebesdienſte dankbar verbunden blieb, ſelbſt daran gedacht haben werden, ihre Erlebniſſe zu ewiger Aufbewahrung im Familienarchiv und in der Pietät ihrer angeſtammten Stämme mit eigener Hand niederzuſchreiben — was ihnen wahrſcheinlich aus ſehr naheliegenden Gründen nicht gut möglich geweſen wäre —, ſo werden ſich doch immer in ihrer geiſtlichen Umgebung dienſtwillige und loyale Federn gefunden haben, die ihnen dieſe Mühe abnahmen.

Herzog Wilhelm der Tapfere hätte, ſollte man im Sinne ſeiner Zeit meinen, allerdings Urſache genug gehabt, allein aus ſonderlicher Innigkeit und Andacht das Heilige Grab aufzuſuchen, ohne noch anderer redlicher Urſachen zu bedürfen. Denn wenn man bei den hochgeborenen Herren von der freilich etwas nach beſchränktem Unterthanenverſtand ſchmeckenden Vorausſetzung ausgehen darf, daß ſein Gewiſſen aus demſelben Stoffe geformt war wie das anderer Menſchenkinder, ſo konnte ſich dies durch eine berghohe und centnerſchwere Laſt von Sünden und Miſſethaten hinreichend beſchwert fühlen, um in dem Fegefeuer einer damaligen Seereiſe über das Mittelländiſche Meer und eines Rittes durch die Gebirge und Hochflächen Judäas einige Erleichterung zu ſuchen.

Denn dies ſein Gewiſſen mußte ihm ſagen, daß er der eigentliche Anſtiſter jenes fürchterlichen Bruderkrieges ſei, der von 1446—51 Thüringen und das Oſterland mit einer ſelbſt damals auffallenden raffinirten Barbarei verwüſtete, woran nicht blos die gründliche und methodiſche Beſtialität der heſſiſchen Hülfsvölker Herzog Wilhelm's Schuld trug, wie loyale Geſchichtsſchreiber ſagen. Noch heute geben unzählige Trümmerhaufen damals verbrannter Kirchen und Burgen, Hunderte von ehemaligen Dorfſtellen, über die jetzt der Pflug geht oder der Hochwald emporgewachſen iſt, Kunde, wie ein Bruder gegen den andern oder vielmehr gegen Land und Leute des andern, da er ihm ſelbſt nichts anhaben konnte, wegen einiger Schock meißniſcher Groſchen, um die er in der Erbtheilung ſich benachtheiligt glaubte, zu hadern ſich berechtigt fühlte. Seltſamerweiſe hat ſich das Volk bis auf den heutigen Tag einreden laſſen, die böſen Bauern hätten alle dieſe Trümmer auf ihrem Gewiſſen; die Schuld ſeiner Fürſten, die ihm oder ſeinen Vorfahren zehnmal mehr geſchadet hat als alle Bauernkriege der Welt, iſt gutmüthig oder ſchwachſinnig vergeſſen.

Außerdem aber hatte derſelbe Herzog Wilhelm ein nach den Begriffen ſeiner Standesgenoſſen noch ſchwereres Vergehen auf ſeinem Gewiſſen. Er hatte ſeine Gemahlin Anna, der ſelbſt die loyalſte Schweifwedelei ſalbadernder Haus- und Hofhiſtoriographie keinen Schatten eines Vorwurfs beizubringen vermag, verſtoßen und im Gefängniß eingeſperrt, weil er die berüchtigte Brandenſteinerin, eine der hervorragendſten Courtiſanen des damaligen deutſchen high life, liebergewonnen hatte als die ihm angetraute Fürſtentochter.

Abgeſehen von dem ſittengeſchichtlichen Intereſſe, das jede derartige Reiſeſchilderung aus damaliger Zeit an und für ſich erweckt, erhält die vorliegende durch einen in ſeiner Art einzigen Anhang eine beſondere Bedeutung. Es findet ſich nämlich bei ihr eine ſehr detaillirte Berechnung der Reiſekoſten ſammt Angabe der ſpeciellen Verwendung aller einzelnen Poſten. Für die Geſchichte des Handels und der Induſtrie, des Geldwerthes und ähnlicher culturgeſchichtlicher Zweige läßt ſich oder ließe ſich vielmehr große Belehrung daraus ſchöpfen, wenn der Herausgeber etwas anders bei ſeiner Publication verfahren wäre. Denn ſo dankenswerth auch immer die Mühe ſein mag, die er auf ſeine ganze Arbeit verwandt hat, ſo kann ſie doch weder

Digitized by Google

nach ihrem Plane noch nach ihrer Ausführung als zweckentſprechend bezeichnet werden. Es lag ihm in einer gothaer Papierhandſchrift des 15. Jahrhunderts der Originalreiſebericht von der Hand eines Begleiters vor, wie der Herausgeber glaubt des Hunolt von Plattenberg, „Doctors in der Erzney“, alſo des Reiſearztes, obgleich er für ſeine Conjectur nur unzureichende Gründe beizubringen vermag; außerdem eine Anzahl von Auszügen und Umarbeitungen ſpäterer Zeit auf verſchiedenen Bibliotheken. Das einzig Richtige wäre geweſen, den Originalbericht ſo wie er war, ohne Anſtoß an der „Orthographie des 15. Jahrhunderts“ zu nehmen, abzudrucken und ihn ſprachlich und ſachlich zu commentiren. Wir hätten dann eine wichtige Quelle für die Sprache und Culturgeſchichte der Zeit in einer Geſtalt, die für immer wiſſenſchaftlich brauchbar geblieben wäre und ſpätere Ausgaben überflüſſig gemacht hätte. Statt deſſen erhalten wir hier eine Art freier Ueberſetzung oder Umarbeitung, über deren Verhältniß zum Original es an jeder kritiſchen Controle fehlt. Ja ſelbſt die Rechnungen ſind nicht in extenso mitgetheilt, ſondern nur das Weſentliche und Intereſſante daraus, und dadurch um ihren eigentlichen Werth gebracht.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Eine Bearbeitung der „Deborah“ auf der engliſchen Bühne.

Ueber eine im Princeßtheater in London ſtattgehabte Aufführung einer unter dem Titel „Ruth“ erſchienenen Bearbeitung der Moſenthal'ſchen „Deborah“ berichtet das „Athenaeum“ wie folgt: „Der heutige Theaterbeſucher hat Gelegenheit, eine Vorſtellung zu ſehen, welche dem einſt beſprochenen Verſuch nicht unähnlich iſt, die Tragödie «Hamlet» mit Auslaſſung der Titelrolle aufzuführen. So vollſtändig war das Motiv und der Geiſt des Verfaſſers vom Bearbeiter ſowol wie von der Darſtellerin aus den Augen gelaſſen, daß die Aufführung wenig beſſer als eine Traveſtie war. Alles Charakteriſtiſche im Original war verſchwunden. In «Deborah» hat Moſenthal danach geſtrebt, die Wirkungen der religiöſen Verfolgungen auf die, welche daran theilnahmen oder deren Opfer waren, zu ſchildern und der allgemeinen Duldung das Wort zu reden. Sein Drama, obſchon zu metriſch im Dialog und viel mehr idylliſch als dramatiſch im Bau, entſpricht dennoch jenen Zwecken vollkommen. Es bietet auf der einen Seite eine Volksklaſſe, die Viehzucht treibt und deren Gewohnheiten und Denkweiſe milder Art ſind, die aber gleichwol fähig iſt, wenn die Gelegenheit dazu vorhanden, Andersgläubige mit hölliſcher Grauſamkeit zu verfolgen, und auf der andern Seite ein ausgeſtoßenes und verhöhntes Geſchlecht, das bereit iſt, den ſchlecht paſſenden Mantel der Dienſtbarkeit abzuwerfen und die Ungerechtigkeit ſeiner Unterdrücker mit Verwünſchung und Kränkung zu vergelten. Die hebräiſche Atmoſphäre des Stücks iſt gut durchgeführt und die zwei Rollen der Deborah und des Abtrünnigen mit beſonderer Sorgfalt gezeichnet. Deborah's Fluch, nachdem ſie ſich durch die ungewohnte Sprache der Friedlichkeit eine Zeit lang hat erweichen laſſen, doch nur, um durch neue und grauſamere Unbill wieder hart zu werden, iſt der Schrei der verletzten Weiblichkeit, aber zugleich auch der Bannfluch ihres Volks. Nathan's Treuloſigkeit und das Verbrechen, welches deren Lohn iſt, dürften dem Buche Joſua entnommen ſein. In der Aufführung im Princeßtheater jedoch geht alles, was jüdiſch am Stücke iſt, gänzlich verloren. Miß Saville's Darſtellung der «Ruth» iſt die eines ſchwachen, liebeskranken Mädchens, ohne ein einziges durchaus hebräiſches Kennzeichen. Sie liebt den deutſchen Bauer, der ſie in ſeinen Armen gehalten, ſeines guten Ausſehens und ſeiner rüſtigen Geſtalt wegen, und wenn er ſie verläßt, ſo beklagt ſie ſich und ſchilt. In zweien aus den vier Aufzügen, in welche das Stück eingetheilt iſt, befindet ſich Ruth fortwährend auf der Bühne, ſeufzend, die Hände ringend und wehklagend. Ein ſo völliges Misverſtändniß einer Rolle und ein ſo ermüdender Verſuch, die Bühne allein zu behaupten, iſt ſelten zu ſehen. Es fehlt Miß Saville's Darſtellung zwar nicht an Kraft, wol aber geht ihr alle Feinheit und poetiſche Würdigung ab. Dieſer Mangel macht ſich durch das ganze Stück bemerkbar. Die Leidenſchaft, die Tragödie und die Bedeutung ſind ſorgfältig ausgeſchieden. Nathan, der Abtrünnige, wird von plötzlicher Reue ergriffen, entgeht der Schuld des Vatermordes und findet auf ſeinen Wanderungen im Gebirge einen Tod, der entweder vorſätzlich oder zufällig ſein kann. Alle Charaktere ſind dermaßen gemildert und herabgeſtimmt, daß eine reſpectable Einförmigkeit daraus entſteht. Die Schuld iſt ſo unter ſie vertheilt, daß die Wucht derſelben kaum gefühlt wird. Komiſche Auftritte, die an Poſſenreißerei grenzen, kommen im Stücke vor, das übrigens in ein häusliches Drama verwandelt wird. Ein unklugerer oder tadelnswertherer Verſuch iſt noch nie gemacht worden. Die Aufführung hat die engliſche Kunſt und den engliſchen Geſchmack in Miscredit geſetzt. Auffallend genug war ſie nicht erfolgreich.“

Bibliographie.

Eckermann, J. P., Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. 3te Aufl. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Feydeau, E., Gräfin Chalis. Sittenroman. Einzig autoriſirte deutſche Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 25 Ngr.

— — Die Schrecken der Liebe. Sittenroman. Einzige autoriſirte deutſche Ausgabe. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 20 Ngr.

Fullerton, Georgiana, Marienroſe oder der Brand von London. Kinderſchauſpiel. Autoriſirte Ueberſetzung. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Dramatiſche Werke. 2tes Bdchn.: Zopf und Schwert. Luſtſpiel. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 10 Ngr.

Kavanagh, Julia, Madeleine. Eine Dorfgeſchichte, wahren Ereigniſſen nacherzählt. Frei nach dem Engliſchen. 2te Aufl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 12. 22½ Ngr.

Münſter, G. H. Graf zu, Der Norddeutſche Bund und deſſen Uebergang zu einem Deutſchen Reiche. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Otto, Louiſe, Gedichte. Leipzig, Nötſchke. 16. 1 Thlr.

Pailler, W., Das Paſſionsſpiel zu Brixlegg 1868. Innsbruck, Wagner. 16. 4 Ngr.

Preſſel, F., Viktor Auguſt Jäger. Lebensbild eines Württembergiſchen Geiſtlichen. Stuttgart, Belſer. 8. 15 Ngr.

Raſch, G., Von der Nordſee in die Sahara. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 20 Ngr.

Robocth, O., Achmet, der Kifrancher von Conſtantine. Ein arabiſcher Roman in 3 Thln. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Rosenkranz, K., Hegel's Naturphilosophie und die Bearbeitung derselben durch den italienischen Philosophen A. Véra. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Schenk, R., Loſe Blätter. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgewählte Schriften von der Verfaſſerin der Familie Schönberg-Cotta. Autoriſirte Ueberſetzung von Charlotte Philippi. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Die Stimmen des chriſtlichen Lebens im Liede. Hymnen und Hymnendichter vieler Länder und Zeitalter. Baſel, Schneider. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schucherd, C. J., Die Stadt Liegnitz. Ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Auf Grundlage des Urkundenbuchs der Stadt von Schirmacher. Mit einem Anhang: Das Buch der Verfestungen. (1339—1354.) Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 28 Ngr.

Schultze, R., Die Modenarrheiten. Ein Spiegelbild der Zeiten und Sitten für das deutſche Volk. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spielhagen, F., Vermiſchte Schriften. 1ſter und 2ter Bd. Berlin, Janke. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Steffens, A., Die Tochter des Leibeigenen. Roman mit Anlehnung an die nationalen und ſocialen Verhältniſſe Rußlands und Polens. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 5 Thlr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der patristischen und scholastischen Zeit. 3te verbesserte und mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register vermehrte Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Auctore **Ludovico Pfeiffer.**

Volumen quintum.

8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

A. u. d. T.: **Monographiae heliceorum viventium supplementum tertium.**

Ein neues Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen. Band I—III (1848—53) kosten zusammen 15 Thlr.; Band IV, in zwei Theilen (1859), kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath zu Gotha.

Vier Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In dieſen Predigtſammlungen zeigt ſich der ſeiner freiſinnigen theologiſchen Richtung wegen ebenſo gefeierte als vielfach angefeindete Schriftſteller auch als trefflicher Kanzelredner. Seinen Standpunkt als Prediger hat er in einer ausführlichen, der erſten Sammlung voranſtehenden Anſprache den Leſern dargelegt. In wie weiten Kreiſen ſie ſich eingebürgert haben, bezeugt die raſche Folge neuer Auflagen: die erſte Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Zur Geſchichte der neueſten Theologie. Dritte ſehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indiſches Schauſpiel von Kalidaſa.

Deutſch metriſch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte durchgeſehene Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Edmund Lobedanz' deutſche Bearbeitung des indiſchen Schauſpiels „Sakuntala", das ſich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetiſchen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt. Das Buch, ſoeben bereits in dritter Auflage erſchienen, eignet ſich bei ſeiner eleganten Ausſtattung beſonders auch zu Geſchenken.

In Bearbeitung von Lobedanz erſchien ebendaſelbſt:

Urvaſi. Indiſches Schauſpiel von Kalidaſa. Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

König Nal und ſein Weib. Indiſche Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschicht-schreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen an Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Ein Künſtler- und Menſchenleben.

Von **Eliſe Polko.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In ihrer bekannten anmuthigen Weiſe liefert die Verfaſſerin mit dieſem Buche ein Bild Felix Mendelsſohn's als Künſtlers und Menſchen, theils nach eigenen Erinnerungen, theils nach Mittheilungen ſeiner nächſten Freunde. Das Buch hat allgemein angeſprochen und eignet ſich namentlich zu einem Geſchenk für die deutſche Frauenwelt.

Als Ergänzung zu den bekannten Briefen Mendelsſohn's iſt es beſonders auch den zahlreichen Leſern derſelben zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Indiſche Sprüche.

Ueberſetzt von

Otto Böhtlingk.

In einer Blumenleſe herausgegeben von ſeiner Schweſter

8. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.

Vorliegende Auswahl aus dem großen Werke des berühmten Orientaliſten Otto Böhtlingk von der Hand ſeiner Schweſter bietet die ſchönſten Perlen gnomiſcher Weisheit der Indier dar und wird gewiß in vielen Kreiſen willkommen ſein.

Durch die elegante Ausſtattung eignet ſich das Buch vorzüglich auch zu einem Geſchenk für die gebildete Frauenwelt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. Auguſt 1868.

ıhalt: Zur Geſchichte der Ewigen Stadt. Von Otto Speyer. Erſter Artikel. — Albert Dulk's hiſtoriſches Schauſpiel
Konrad der Zweite". Von Feodor Wehl. — Feuilleton. (Eine deutſche Evangelienüberſetzung aus dem 14. Jahrhundert.) —
Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geſchichte der Ewigen Stadt.

Erſter Artikel.

chichte der Stadt Rom. Von Alfred von Reumont.
rſter und zweiter Band. Berlin, v. Decker. 1867. Lex.-8.
1 Thlr.

Es iſt noch nicht lange her, daß die Naturwiſſen-
ıften in ihrem gewaltigen Aufſchwunge, mit ihren
lag auf Schlag ſich folgenden Entdeckungen, durch ihre
ızenden Theorien wie ihre unmittelbaren Erfolge für
praktiſche Leben das Intereſſe des gebildeten Publi-
s gänzlich zu monopoliſiren drohten. Freilich iſt die
l der populären Schriften dieſer Gattung, die ſeit
ander von Humboldt's „Anſichten der Natur" in ſtets
ıſender Flut den literariſchen Markt überſchwemmten,
ſelten die Namen der glänzendſten Koryphäen der
enſchaft an der Spitze tragend, keineswegs im Ab-
ıen begriffen; ja, die neueſte Zeit ſieht ſogar auch
eutſchland wie früher ſchon in England und Amerika
illige Wanderlehrer auf dieſem Gebiete auftreten.
eine andere Wiſſenſchaft macht der Naturkunde mit
minder glänzendem Erfolge als entſchiedener Berech-
g Concurrenz. Es iſt die Geſchichte. Der hiſtoriſche
und Beruf unſers Jahrhunderts hat ſich nie und
nds ſo herrlich bewährt wie in unſerm Vaterlande
aufe der letzten zehn oder zwanzig Jahre. Seitdem
lte Autoritätsglaube auch auf dieſem Gebiete mächtig
ttert worden, iſt infolge der ſorgfältigen kritiſchen
ıſe der bisherigen hiſtoriſchen Tradition, verbunden
m gewiſſenhafteſten und umfaſſendſten Quellenſtudium,
am ein vollſtändiger Neubau des großen Gebäudes,
s die Geſchichte unſers Geſchlechts darſtellt, begon-
orden. So mangelhaft derſelbe auch noch ſein mag
ɔwenig ſeine harmoniſche Vollendung in allen Thei-
möglich ſein wird, ſo überragt doch das in ſo
Zeit Erſtandene alles, was vorher auf dieſem Ge-
ɔrhanden war. Denn es iſt eine durchaus ungerechte
ıe, ſo oft wir ſie noch immer aus dem Lager der

Anhänger des Alten erſchallen hören, daß die neueſte hiſtoriſche Wiſſenſchaft nur aufzulöſen und zu zerſtören, keineswegs aber aufzubauen verſtehe. Freilich muß überall die Vernichtung des Falſchen dem Aufbau des Wahren vorangehen, und wo ſo vieles, was ſich von Generation zu Generation in den hiſtoriſchen Werken fortgeerbt hatte, ſich vor einer ſtrengen und vorurtheilsloſen Kritik als gänzlich unhaltbar erwies, iſt es nöthig geworden, alles neu zu prüfen, was man früher auf Treu und Glauben annahm. Dennoch darf man kühn behaupten, daß auch auf dieſem Gebiet die poſitiven Reſultate bereits die negativen weit überragen.

In einer Zeit, die lebhafter als irgendeine frühere das Bedürfniß empfindet, die Reſultate einſamer Studien wie der gemeinſamen Arbeit gelehrter Akademien zum Gemeingut der Geſammtheit zu machen und ſomit praktiſch zu verwerthen, war es natürlich, daß auch dieſe neue hiſtoriſch-kritiſche Richtung und ihre Ergebniſſe alsbald eine ſtets wachſende Zahl populär-wiſſenſchaftlicher Geſchichtswerke hervorriefen. Und da dieſe Richtung raſch nacheinander auf allen Gebieten der Geſchichte hervortrat, auf dem politiſchen wie dem kirchlichen, dem ſittengeſchichtlichen, literar- und kunſthiſtoriſchen, zugleich die Maſſe des Materials immer größer wurde, die Arbeitstheilung deshalb immer mehr ins einzelne ging, ſo mußten neben den „allgemeinen Weltgeſchichten", früher den Hauptwerken für das größere Publikum, mehr und mehr Monographien von größerm oder kleinerm Umfang ans Licht treten. Die allmählich zum Bewußtſein kommende Wahrheit, die ſchon großen Geiſtern der Vergangenheit ahnend vorgeſchwebt, daß auch die Geſchichte des Menſchengeſchlechts eine organiſche Entwickelung ſei, in der das Sprungweiſe, Unmotivirte nur auf mangelhafte Kenntniß deute; die Erkenntniß, daß nicht nur die Gegenwart durch die Vergleichung mit der Vergangenheit, ſondern auch umgekehrt

Digitized by Google

das Geweſene durch den Vergleich mit dem Vorhandenen beſſer verſtanden werde, verführte freilich oft genug zu einſeitigen und halbwahren Parallelen und bedenklicher Moderniſirung, brachte aber zugleich in die alte trockene Manier der Geſchichtſchreibung ein neues pulſirendes Leben und gewann ihr das Intereſſe des großen Publikums in einem bisher unerhörten Maße, ſei es, daß die Verfaſſer umfangreicherer Werke, wie Mommſen, Häuſſer, Duncker u. a., ihm nur die ſchließlichen Reſultate ihrer Forſchungen vorlegten, oder daß auf beſchränkterm Gebiete dem Leſer das zubereitete Material ſelbſt mitgetheilt und er gleichſam zum eigenen Urtheil befähigt und aufgefordert werden ſollte. Wir nennen in letzterer Beziehung beiſpielsweiſe die Werke über die Entſtehung der chriſtlichen Religion und ihren Stifter von Baur, Strauß, Schenkel, Keim, Zeller u. a. Auch der ſowol in den Ländern romaniſcher Zunge als in England längſt allgemein anerkannten Forderung, daß dergleichen Werke auch in Beziehung auf ihre Form ein Kunſtwerk darſtellen ſollen, beginnt man bei uns mehr und mehr Rechnung zu tragen, wenn auch noch nicht ſo allgemein auf dem Gebiete der Geſchichte wie der Naturwiſſenſchaft, wo Humboldt's claſſiſche Schriften ſeit lange ein leuchtendes Vorbild waren.

Wie groß das Intereſſe der Gegenwart an der Geſchichte der Vorzeit iſt, beweiſt das gleichzeitige Erſcheinen zweier ſo umfaſſender Monographien wie die Geſchichten der Stadt Rom von Reumont und von Gregorovius. Beide ohne allen ſichtbaren gelehrten Apparat oder denſelben wenigſtens in einen beſondern Anhang verweiſend, ſind weſentlich für alle Gebildeten beſtimmt. Es iſt wahrlich kein geringes Compliment für „die Gebildeten“, wenn man von ihnen erwartet, daß ſie ſo umfangreiche Werke kaufen und durchleſen werden.

An und für ſich betrachtet gibt es für den Hiſtoriker kaum ein zweites ſo lockendes Thema wie eine Geſchichte der Stadt Rom. Sie bietet ihm Gelegenheit, in dem engen Rahmen einer Monographie ein klares Spiegelbild der Weltgeſchichte zweier Jahrtauſende zu liefern. Wie die Flüſſe ins Meer, ſo mündet die Geſchichte aller Völker des Alterthums und wenigſtens die kirchliche aller chriſtlichen Nationen des Mittelalters in die römiſche. Als der Glanz der Weltherrſchaft mit dem unter Barbarenhänden zuſammenbrechenden goldenen Hauſe des Vaters der Götter und Menſchen von dem Capitol verſchwand, leuchtete er ein zweites Jahrtauſend von dem vaticaniſchen Hügel herab über die ganze Welt des Occidents und iſt noch heute nicht völlig verblaßt. Alle Völker des Abendlandes, ſelbſt die Germanen, blicken nach Rom wie nach einer gemeinſchaftlichen Heimat oder wenigſtens nach dem gemeinſamen Ausgangs- und Mittelpunkte ihrer Cultur. Auch den Proteſtanten, ja den Atheiſten der Gegenwart bewegt bei dem Namen der Ewigen Stadt ein Gefühl, das der Name keiner andern Stadt hervorzurufen vermag. Wie ein unwiderſtehlicher Magnet zieht Rom noch immer die Völker von allen Enden der Welt zu ſich heran. Es iſt nicht nur das Ziel des frommen katholiſchen Pilgers: in ununterbrochenem Zuge wallfahrten die Akatholiken und Schismatiker von den Küſten des Deutſchen und des Baltiſchen Meers, wie von jenſeit des Atlantiſchen Oceans zu ſeinen Ruinen, Kirchen und Paläſten.

Und während Rom ſo der glänzende Sitz zeitlicher und geiſtlicher Weltregierung iſt, hat es doch zugleich, wenigſtens in der älteſten Zeit und wieder ſeit dem Beginn des Mittelalters, ſeine eigene individuelle Geſchichte voll der großartigſten Schickſale und Wechſelfälle, voll des lebendigſten Intereſſes. In uns Deutſchen aber muß die Geſchichte dieſer Stadt, deren Glanz und Macht wir dereinſt ein Ende, deren Civiliſation wir uns zu eigen gemacht, und deren Boden wir im Mittelalter, wo ſie uns und unſere Könige weder zu ertragen noch zu entbehren vermochte, ſo oft mit unſerm edelſten Blute gedüngt haben, eine noch lebhaftere Theilnahme erwecken als in irgendeinem andern Volke außerhalb der Heſperiſchen Halbinſel.

So groß jedoch die Zahl von Werken ausgezeichneter Hiſtoriker über die römiſche Geſchichte oder einzelner ihrer Epochen von Livius, Salluſt und Tacitus bis auf Gibbon, Niebuhr und Mommſen iſt, ſo war es doch erſt unſern Tagen vorbehalten, eine zuſammenhängende „Geſchichte der Stadt Rom“, nicht blos ſolange ſie das Centrum der Alten Welt war, ſondern von ihren erſten Anfängen bis auf die Gegenwart entſtehen zu ſehen. Freilich iſt es auch jetzt erſt möglich geworden, ſie zu ſchreiben oder wenigſtens ſo zu ſchreiben. Es bedurfte der unermüdlichen Forſchungen ganzer Generationen von Gelehrten, um aus zum Theil ſchwer zugänglichen, oft noch ſchwer von abſichtlichen oder zufälligen Fälſchungen zu reinigenden Quellen, aus dem Staube der Archive und Kloſterbibliotheken, ja zum Theil im Wortverſtande aus dem Schoſe der Erde und dem Schutte der Jahrtauſende heraus das ungeheuere Material zuſammenzubringen, deſſen ein ſolches Werk, wollte es einigermaßen den gerechten Anſprüchen genügen, unbedingt bedurfte. Mit den kritiſchen Ausgaben der alten Claſſiker, wie ſie zumal Lachmann geliefert; mit Werken über die römiſchen Alterthümer, die Staatsverfaſſung, die Rechts- und Sittengeſchichte, wie die Schriften von Becker, Lange, Göttling, Walter, Friedländer u. a., mit einer Kenntniß der Topographie, wie ſie, auf die neueſten Entdeckungen geſtützt, von Bunſen's und ſeiner Mitarbeiter berühmtem Werke bis zu den Schriften von Canina, Nibby und Roſſi und den unermüdlichen Forſchungen des römiſch-deutſchen „Istituto archeologico“ ſich aufbaut, iſt es erſt möglich geworden, ein Gemälde der geſchichtlichen Entwickelung der doppelten Weltſtadt vor uns aufzurollen, wie die Vergangenheit es auch durch die Feder des genialſten Hiſtorikers nicht vermocht hätte.

Alfred von Reumont, obwol Diplomat von Beruf, und lange Zeit erſt als Legationsſecretär, dann als Geſchäftsträger an den Höfen von Rom und Florenz thätig, hat ſich doch dieſſeit wie jenſeit der Alpen einen weit größern Namen in der wiſſenſchaftlichen als in der politiſchen Welt erworben. Außer ſeinen kleinern hiſtoriſchen Arbeiten, den Monographien aus der florentiniſchen Geſchichte, den Aufſätzen im „Archivio storico italiano“, erweiſt ihn ſeine unläugſt veröffentlichte Bibliographie der deutſchen[1], auf die Geſchichte Italiens bezüglichen Werke als einen der gründlichſten Kenner der Geſchichte der

Digitized by Google

Halbinſel. Den beſten Beweis aber für ſeinen Beruf, die Aufgabe, die er ſich geſtellt, zu löſen, liefert ſeine Schrift ſelbſt. Eine umfaſſende Beleſenheit, eine ſorgfältige Sichtung der Quellen, eine unbefangene Prüfung des Für und Wider, ein klares und leidenſchaftsloſes Urtheil über die Charaktere wie über die Handlungen, ein weiter Blick, ein feingebildeter Geſchmack für Kunſt und Literatur, ſichere Beherrſchung des Stoffs, verbunden mit der Fähigkeit, ihn in klarer und anſchaulicher Darſtellung zu verarbeiten: alle dieſe weſentlichſten Eigenſchaften eines tüchtigen Hiſtorikers finden ſich bei ihm vereinigt. Nur ein Umſtand trübt die Klarheit ſeines Blicks und verhindert ihn zuweilen, die Wahrheit ſelbſt da zu erkennen, wo ſie für den unbefangenen Beobachter ziemlich unverhüllt zu Tage liegt: Reumont iſt durchaus katholiſch-conſervativ, wenn auch vielleicht weder reactionär noch ultramontan im ſchlimmen Sinne des Worts. Wir ſind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß er irgendwo die Wahrheit abſichtlich gefälſcht habe oder auch nur die erkannte auszuſprechen ſich ſcheue. Aber die Geſchichtſchreibung unſerer Zeit fordert unerbittlich eine volle Unbefangenheit des Geiſtes, ſoweit der Menſch als das Geſchöpf eines beſtimmten Landes und Zeitalters derſelben überhaupt fähig iſt. Wer als echter Katholik genöthigt iſt, die Autorität ſeiner Kirche über jede andere zu ſtellen, wird von dem Augenblick an unzuverläſſig, wir möchten ſagen unzurechnungsfähig, wo dieſelbe über zweifelhaft hiſtoriſche Thatſachen ein entſcheidendes Votum ausgeſprochen hat. Wer einen Beweis für dieſe Behauptung verlangt, leſe die Stelle (I, 373), welche der ganzen neuern Evangelienkritik zum Trotz die Echtheit der Ausſprüche Jeſu über die Zerſtörung Jeruſalems vorausſetzt; die an Naivetät ſtreifende Sicherheit, mit der Reumont, trotz der durchſchlagendſten Gegengründe der proteſtantiſchen Kritik, auf das Zeugniß des Irenäus hin die Anweſenheit des Apoſtels Petrus in Rom entweder von Claudius' Zeiten an oder einen zwiefachen Aufenthalt annimmt; mit der er ferner den fremden Aberglauben, um deſſentwillen Pomponia Gräcina angeklagt ward, ohne weiteres für das Chriſtenthum, und die Genannte für die erſte chriſtliche römiſche Matrone erklärt; die nicht nur in Beziehung auf die Zeit ungewiſſe, ſondern überhaupt keineswegs außer Zweifel geſtellte Verbannung des Apoſtels Johannes nach Patmos unter Domitian als ſicheres hiſtoriſches Factum betrachtet; ſich gelegentlich bemüht, die Suprematie-Anſprüche der römiſchen Kirche indirect zu rechtfertigen u. ſ. w. Auch ſeine conſervative Richtung tritt, wenngleich weniger auffallend und weniger bedenklich, beſonders in der durchſcheinenden Antipathie gegen alle revolutionären Bewegungen und der Vorliebe für die Zeiten ruhiger Herrſchaft, zumal für Auguſtus und ſeine Regierung, deutlich genug hervor.

Wie uns der Verfaſſer in der Vorrede erzählt, wurde ihm bei einem Beſuche in München im Frühling 1863 ſeitens des verſtorbenen Königs Maximilian der Antrag geſtellt, eine Geſchichte der Stadt Rom in überſichtlicher Darſtellung für einen größern Leſerkreis zu ſchreiben: ein Gedanke, der ihm früher nie nahe getreten ſei. Anfangs durch die Schwierigkeit der Aufgabe und den Umfang des Unternehmens abgeſchreckt, habe ihn doch die Aufmunterung Wohlwollender in der bairiſchen wie in der preußiſchen Hauptſtadt ſchließlich bewogen, die Einladung anzunehmen. Er hat ſein Buch den beiden letztverſtorbenen Monarchen von Preußen und Baiern gewidmet und denſelben zugleich in der Vorrede ein ſchönes Denkmal geſetzt.

Es iſt übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß das Werk von Gregorovius, über deren erſte Bände A. von Reumont in Nr. 1 fg. d. Bl. f. 1862 ſelbſt referirt hat, wenn nicht ihn ſelbſt zur Abfaſſung dieſes Buchs, doch ſeine Gönner veranlaßt hat, dieſelbe anzuregen. Wir kommen ſpäter auf einen Vergleich zwiſchen der Behandlungsweiſe beider Werke zurück. Hier nur die Bemerkung, daß während Gregorovius in ſechs ſtarken Bänden die Geſchichte des mittelalterlichen Rom noch nicht abgeſchloſſen hat, das Reumont'ſche Buch die ganze Entwickelung von der Gründung der Stadt bis auf die Gegenwart in drei Bänden zuſammenfaßt. Doch können wir gleich hier in Beziehung auf dieſe Bändezahl eine freilich ſehr äußerliche Rüge nicht unterdrücken. Weshalb ein Buch, das zur Lektüre für einen größern Leſerkreis dienen ſoll, in ſolch ungefüger Form, in Bänden bis zu mehr als 1200 Seiten Groß-Octav veröffentlichen, Bänden wie ſie für ein Lexikon oder ein ſonſtiges zum Nachſchlagen beſtimmtes Werk geeignet ſein mögen, deren unhandliches und, sit venia verbo, plumpgelehrtes Aeußere aber, wie der Referent aus Erfahrung weiß, gar manchen Leſer zurückſchrecken wird?

Wenn ſich Gregorovius bei ſeinem Werke auf die Geſchichte des mittelalterlichen Rom beſchränkt hat, ſo iſt der Grund leicht einzuſehen. Zwiſchen dem 5. und 16. Jahrhundert gibt es kein römiſches Reich; Rom iſt nur Stadt, die, wenn ſie als Sitz des Papſtthums in höherm Grade als alle andern Städte die Geſchicke der ganzen abendländiſchen Welt theilt und abſpiegelt, doch ein individuelles und in den meiſten Fällen klar begrenztes Daſein führt. Anders das Rom des Alterthums. Hier kann von einer Stadtgeſchichte als ſolcher, wenn man darunter die Entwickelung eines eigenthümlichen communalen Lebens nach allen Richtungen und nicht blos eine Geſchichte ihrer äußern Geſtalt und ihrer Bauwerke verſteht, nur in den erſten Jahrhunderten die Rede ſein, in der Periode alſo, wo die Quellen am ſparſamſten fließen und deren Geſchichte ſo tief in der Nacht der Vergangenheit begraben liegt und ebenſo von Sagen- und Mythenbildung überwuchert iſt, wie ihre wenigen auf uns gekommenen Baureſte vom Schutte bedeckt, durch neue Schöpfungen überbaut und verändert, von Blumen und Geſtäude überkleidet ſind. In den letzten Jahrhunderten der Republik und unter den Imperatoren iſt die Geſchichte der Stadt in noch höherm Grade die Geſchichte des großen Römerreichs als die Geſchichte von Paris die des modernen Frankreich iſt. Staats- und Stadtgeſchichte völlig zu trennen, iſt hier unmöglich; das Maß, in dem die Reichsgeſchichte zu behandeln iſt, ein willkürliches; deshalb eine gewiſſe Ungleichheit in der Behandlung ebenſo wie ein ſtetes Abbrechen und Wiederanknüpfen kaum zu umgehen. In der That tritt dieſer Uebelſtand in dem erſten Bande des Reumont'ſchen Werks deutlich genug hervor. Zwar bemüht er ſich, die Geſchichte des Staats, zumal die äußere, nur in den Umriſſen und in großen Zügen zu zeichnen; aber er kann doch nicht umhin, ſchon hier

Digitized by Google

manches zu berühren, was der Stadtgeſchichte angehört, wie andererſeits in den die letztere ſpeciell behandelnden Abſchnitten Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden waren. „Die Reichsgeſchichte", ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, „kommt nur in Betracht, wo es für den Zuſammenhang nöthig und wenn ſie zur Erklärung der in der Stadt vorgefallenen Ereigniſſe dient."…. „Erſt mit den Bürgerkriegen, durch welche die Stadt ſo vielfach berührt ward, dann für das Rom der erſten Cäſaren, jenes Rom, das uns in ſeinen Trümmern noch heute vor Augen ſteht, beginnt größere Ausführlichkeit." Er beginnt in der Regel jeden Abſchnitt mit einer Ueberſicht der politiſchen Entwickelung, dann werden die Veränderungen in der Staatsverfaſſung, dem Rechtsleben, dem Cultus, den ſocialen Verhältniſſen, den Erſcheinungen in Literatur und Kunſt, vor allem die Baugeſchichte der Stadt betrachtet. Die letztere wird mit offenbarer Vorliebe behandelt; hier ſcheint der Verfaſſer die eingehendſten und umfaſſendſten Studien gemacht zu haben. Ganz beſonders ſind es die chriſtlichen Alterthümer, die ihn beſchäftigen. In der Vorrede ſucht er die Bevorzugung derſelben durch „die Fülle des durch neue Forſchungen für dieſelben in Verbindung mit der Oertlichkeit und in Beziehung zur Welt des Polytheismus aufgehäuften Materials" zu rechtfertigen. Aber die Geſchichte des Chriſtenthums der erſten Jahrhunderte, die uns in ſeiner Darſtellung zuweilen zu nahe an eine Apologie der katholiſchen Kirche und des römiſchen Papſtthums ſtreift, liegt dem Verfaſſer offenbar beſonders am Herzen. Das zeigt die Sorgfalt, mit der er ſie behandelt, die Wärme, mit der er ſie darſtellt, der große Raum, der ihr gewidmet iſt, auch wo der Zuſammenhang mit der römiſchen Stadtgeſchichte als ein ſehr loſer erſcheint. Handelt er doch ſogar die Familiengeſchichte der Herodeer auf 12 Seiten ab, eine Ausführlichkeit, die zum Verſtändniß des Auftretens und der Schickſale der Juden und Chriſten in Rom keineswegs erforderlich war. Ebenſo verweilt er mit offenbarer Vorliebe bei der Schilderung der Zerſtörung Jeruſalems und der Entartung des Judenthums nach dem Falle der Hauptſtadt: eine Epiſode, deren Darſtellung ihm allerdings vortrefflich gelungen iſt.

Dagegen iſt die eigentliche Sittengeſchichte, die doch gewiß einen integrirenden Theil der Stadtgeſchichte bildet, ziemlich ſtiefmütterlich behandelt. Von dem geiſtigen wie von dem materiellen Leben des Volks, von dem Verhältniß der Stände und Geſchlechter zueinander, von dem Familienleben, von den Arbeiten und Vergnügungen der Römer, von der Eintheilung ihres Tags erfahren wir äußerſt wenig, ſo reichen Stoff hier, wenigſtens für die monarchiſche Periode, nicht nur die Hiſtoriker und Dichter der Kaiſerzeit, ſondern auch eine Menge trefflicher Arbeiten unſerer Tage, wie die von Becker, Friedländer, Thierry („Tableau de l'empire romain"), Merivale, Martha („Les moralistes sous l'empire romain") u. ſ. w. boten. Daß dieſe Behandlungsweiſe eine abſichtliche, wohlbedachte ſei, ſcheint eine Stelle in der Vorrede anzudeuten. Aber wir können ſie deshalb doch keineswegs als eine gerechtfertigte anerkennen. Sind Schriftthum und Geiſtesbildung überhaupt ihrer Natur nach weniger an einen beſtimmten Ort gefeſſelt als die Kunſt und ihre Producte, ſo haben wir es doch bei der Geſchichte einer Stadt keineswegs nur mit ihrem Areal, ihren Gebäuden und Denkmälern, ſondern auch, und zwar in erſter Linie, mit ihren Bewohnern zu thun. Daß aber hier außer der Geſchichte der äußern Schickſale, der ſtaatlichen und kirchlichen Inſtitutionen auch die Entwickelung der geiſtigen Bildung in Betracht kommt, bedarf keines Beweiſes. Wie läßt es ſich z. B. rechtfertigen, daß in einem Werke von dieſem Umfange der römiſchen Jugenderziehung, dieſes unendlich wichtigen Factors im Leben des Volks wie des einzelnen, ſoviel wir uns erinnern, mit keinem Worte gedacht wird?

Der Stil Reumont's iſt klar, einfach, concis und anſchaulich, die Darſtellung ganz ſachgemäß: ſtets das rechte Wort für die rechte Sache; Bombaſt und Wortgeklingel ebenſo vermieden wie geſuchte Kürze und abgebrochene Sätze, wie ſie nach fremdländiſchen Muſtern (wenn auch in anderer Weiſe als bei Johannes von Müller) im Gegenſatze gegen die alte deutſche Weitſchweifigkeit in manchen hiſtoriſchen Schriften der Neuzeit hervorzutreten beginnen. Nur eine eigenthümliche und dem Stile unſerer Claſſiker wie, unſers Dafürhaltens, dem Genius unſerer Sprache fremde Ausdrucksweiſe hat er wol engliſchen Schriftſtellern, beſonders Macaulay, der ſie vorzugsweiſe liebt, entlehnt: in der Schilderung zumal bedeutender Perſönlichkeiten eine Häufung von Prädicaten ohne Subject und Copula. Wir citiren beiſpielsweiſe einen Paſſus aus ſeiner Charakteriſtik Agrippa's, des Freundes des Kaiſers Auguſtus (I, 235):

> Bis an ſeinen Tod, der ihn ſchon in ſeinem einundfunfzigſten Jahre abrief, im Felde und in der Verwaltung unermüdet, einfach in Sitte und Haltung und wegen ſeines Ernſtes und ſeines Mangels an Freundlichkeit wenig populär, äußere Ehren nicht achtend oder vielleicht ein gewandterer Hofmann als die übrigen, indem er auf den ihm zuerkannten Triumph verzichtete und ſo der Anlaß ward, daß nur die Cäſaren und ihre Angehörigen triumphirten, thätig im Bauweſen und darin vom Glück begünſtigt, daß die Zeit eins ſeiner edelſten Werke verſchont hat, ein Mann nützlicher Unternehmungen, der Roms unterirdiſches Kanalſyſtem vervollſtändigte, Gallien mit Heerſtraßen durchzog, die vollendete Karte des Römerreichs, in einer Säulenhalle aufgeſtellt, dem römiſchen Volke darbot.

Selbſt da, wo in der Sache ſelbſt ſich vielleicht eine gewiſſe Voreingenommenheit oder Einſeitigkeit kundgibt, iſt die Darſtellungsweiſe vollkommen ruhig, würdig und leidenſchaftslos; die Abſicht, sine ira et studio zu ſchreiben, jedem und allem vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſtets unbezweifelbar, wenn auch vielleicht nicht immer erreicht. Die Moderniſirung antiker Zuſtände und Verhältniſſe, die Uebertragung der Anſchauungen des 19. Jahrhunderts auf die Männer und Handlungen des claſſiſchen Alterthums, die ſteten Parallelen mit gegenwärtigen Zuſtänden, wie ſie, nicht ohne Gefahr bedenklicher Misverſtändniſſe, dem Mommſen'ſchen Werke ein ſo pikantes Intereſſe verleihen, vermeidet er ebenſo ſorgfältig wie glänzende Apophthegmata und Paradoxa. Wenn Mommſen beiſpielsweiſe einmal den Dictator Sulla den Don Juan der Politik nennt, ſo dürften wir in dem ganzen Reumont'ſchen Werke vergeblich nach einem einigermaßen analogen Ausdrucke ſuchen. Nur in vereinzelten Fällen beſtrebt er ſich, die antiken Zuſtände durch einen Vergleich mit modernen Verhältniſſen dem Verſtändniß des Leſers

Digitized by Google

her zu bringen, wie wenn er ſagt, daß England die
rhältniſſe Roms zu den verbündeten Königen in Oſt-
ien erneut habe. Im ganzen verdient dieſe Zurück-
tung gewiß Anerkennung. Denn wenn man früher
claſſiſche Alterthum gar zu naiv außer allem Zu-
menhang mit gegenwärtigen Zuſtänden auffaßte, wie
n ja für Brutus und Caſſius ſchwärmen, die Gracchen
theidigen, von den Kathedern donnernde Philippiken
en die Tyrannis halten, und doch der loyalſte Unter-
n der von Gott eingeſetzten Obrigkeit ſein konnte, ſo
ht der Gegenwart die entgegengeſetzte Gefahr, die
lände des Alterthums durch die moderne Brille in
errter Geſtalt zu ſchauen und zu zeichnen. Noch
int die Zeit für die Geſchichtſchreibung nicht gekommen
ſein, wo ſie, der ungeheuern Kluft, welche die An-
uungen und Zuſtände der griechiſch-römiſchen Welt
der unſerigen trennt, ſich klar bewußt und doch ebenſo
lich die Brücke erkennend, welche beide Zeitalter ver-
et, im Stande ſein wird, frei von aller Tendenz und
ürlichen Conſtruction der gegenwärtigen Menſchheit
Spiegel der Vergangenheit ihre eigene Kindheits- und
endgeſchichte zu zeigen.

Von den drei Bänden, aus denen das vorliegende
k beſtehen ſoll, ſind bisjetzt zwei erſchienen. Der erſte
ndelt die Geſchichte des antiken Rom bis zum Unter-
e des Weſtreichs (476 n. Chr., 1229 d. St.), der
e die des mittelalterlichen Rom bis zum Ende des
en Schismas (1420); der dritte wird alſo die Ge-
te der letzten fünfthalb Jahrhunderte umfaſſen. Am
uſſe jedes Bandes findet ſich zunächſt eine Reihe von
erkungen, welche, hauptſächlich die Quellen des Werks
aft machend, beſtimmt ſind, denjenigen, die größeres
il ſuchen, Fingerzeige zu geben. Sie liefern den
is für die umfaſſende Beleſenheit des Verfaſſers zu-
auch in den neueſten zu ſeinem Thema in Beziehung
den Schriften, ſowie der Text ſelbſt den für ihre ſorg-
e und gewiſſenhafte Benutzung. Eine Reihe der wich-
r, nach der Zeitfolge geordneten Inſchriften dient
ortlaufende Illuſtration des Textes und iſt, ſowie
chronologiſche Ueberſicht und die angehängten Ge-
tstafeln der bedeutendſten Kaiſerfamilien, zur leich-
Orientirung für ſolche beſtimmt, denen größere Hülfs-
nicht zu Gebote ſtehen.

ie Geſchichte des alten Rom wird in drei Büchern
elt, deren erſtes bis zum Ende der Republik, das
bis zum Ausgange der Flavier (96 n. Chr.), das
bis zum Falle des Weſtreichs geht. Das erſte zer-
in drei Abſchnitte: „Urgeſchichte und Könige“;
Republik bis zum Ende des Bundesgenoſſen-
'; „Bürgerkriege und Weltherrſchaft“; die bei-
dern in vier: „Auguſtus“; „Die Cäſaren“; „Die
r“; „Die Antonine“; „Die Heerkaiſer bis zu Dio-
's Entſagung“; „Konſtantin der Große“; „Der
ang des Polytheismus“ (337—395 n. Chr.); „Die
Kaiſer des Occidents“. Wie aus dieſer Ueberſicht
eht, iſt für die Eintheilung allein die Reichs-,
ie Stadtgeſchichte maßgebend geweſen. Der Wunſch,
ts ſich an allgemein Bekanntes anzulehnen, das
rſt einer beſondern Rechtfertigung in dem Werke
edurfte, andererſeits eine gewiſſe Gleichmäßigkeit in
den räumlichen Umfang der verſchiedenen Abſchnitte zu bringen, hat wol den Verfaſſer veranlaßt, ſie zu wählen, während vom Standpunkte der Stadtgeſchichte aus ſich wenigſtens in Bezug auf die Kaiſerzeit gewichtige Bedenken dagegen geltend machen ließen.

Die Schrift beginnt mit einer gedrängten, aber klaren und anſchaulichen Schilderung der latiniſchen Landſchaft. Die ſtreitige Frage über den Urſprung der Bewohner zur Zeit der Gründung Roms: ob ſie Autochthonen, oder Nachkommen der älteſten Einwanderer, oder neuere Coloniſten waren, wird nur angedeutet, und von der Urgeſchichte der altitaliſchen Stammesſagen nur ſo viel herangezogen, als für die Darſtellung der unſichern Anfänge unerlaßlich war. Es folgt eine treffliche Charakteriſtik der Sieben Hügel, die in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nach des Verfaſſers geiſtreicher Bemerkung, wenn auch mit einer durch den Schutt der Jahrtauſende verminderten Höhe und den zahlreichen Spuren der Menſchenhand an ihren Wänden, ungleich mehr an die Zeit des königlichen Rom als an die des Auguſtus erinnern. Ja, der Charakter der Oertlichkeit in unſern Tagen iſt ihm ein gültiges Zeugniß zur Bekräftigung der ſo vielfach angefochtenen Traditionen, die ſich an dieſe Oertlichkeit geknüpft haben, eine Beglaubigung des großen Ganzen der Vorgeſchichte, ſo fabelhaft auch immer deren Einzelheiten ſein mögen.

In den älteſten kirchlichen Inſtitutionen, bevor die Religion des römiſchen Volks durch gräciſirende und orientaliſche Einflüſſe mehr und mehr an Selbſtändigkeit und innerm Gehalte verlor, erblickt Reumont die Vereinigung der latiniſchen Acker- und Flurgötter mit den mehr auf ethiſchen Begriffen beruhenden Gottheiten der Sabiner, und führt mit einer freilich nur unvollſtändig begründeten Hypotheſe die ganze Sacralverfaſſung auf Numa zurück. Die kurze Darſtellung der Entwickelung der Staatsverfaſſung in der Königszeit bietet nur Bekanntes. Mit großer Sorgfalt hat der Verfaſſer hingegen alle die neueſten Entdeckungen, welche zumal durch die Arbeiten am Eiſenbahnhofe in der Nähe der Diocletianiſchen Thermen auf dem höchſten Punkte des Viminal veranlaßt wurden, benutzt, um uns ein möglichſt vollſtändiges Bild des erſten Mauerrings des Servius Tullius, ſowie der Bauten der Königszeit überhaupt zu liefern. Für das Problem, das den größten Archäologen der Neuzeit den Kopf warm gemacht, die Lage des Tempels des capitoliniſchen Jupiter, weiß jedoch auch er keine Löſung. Es iſt wunderbar, daß das größte Staatsheiligthum des alten Rom, in dem ſich gleichſam die ſouveräne Majeſtät des Populus Romanus vergöttlichte, das von der Zeit der letzten Könige an nach jeder Zerſtörung in höherm Glanze leuchtend bis in das Mittelalter hineinragt, deſſen Reſte ſicher noch das 13., vielleicht noch das 16. Jahrhundert ſah und welches die Tradition noch im 17. einmüthig auf den weſtlichen Hügel über den Tarpejiſchen Fels verlegte, jetzt nicht nur ſpurlos verſchwunden, ſondern auch nicht einmal mehr ſeiner Lage nach mit Sicherheit zu ermitteln iſt. Daß die Nachwelt in ihren Forſchungen glücklicher ſein werde, iſt kaum zu hoffen. Es kann aber dieſer Umſtand denen, die Rom nicht aus eigener Anſchauung kennen, einen Begriff geben von den Veränderungen, die hier nicht nur

Digitized by Google

durch die Zerſtörung und den Wechſel der Gebäude, ſondern auch durch die gänzliche Umgeſtaltung der Terrainverhältniſſe ſelbſt ſtattgefunden haben. Thäler ſind ausgefüllt, Hügel geebnet, neue haben ſich erhoben; aus den Trümmern eines Bauwerks hat ſich ein zweites emporgerichtet, um im Laufe der Jahrhunderte einem dritten und vierten Platz zu machen, bis alle zu einem unergründlichen Schutthaufen zuſammenſtürzten, der durch die Wirkung des Waſſers, der Luft und der Menſchenhand allmählich geebnet und entweder mit modernen Gebäuden bedeckt oder mit Vegetation bekleidet an die Stelle des urſprünglichen Bodens trat. Was wir noch von den Trümmern des Alterthums in und um Roms Mauern erblicken, befindet ſich, wenn es auch unter dem Einfluß der gewaltigen daran geknüpften Erinnerungen durch die ſchöpferiſche und verjüngende Phantaſie noch begeiſtern mag, in dem Zuſtande ſchrecklichſter Zerſtörung. Selbſt die beſterhaltenen Bauwerke, wie Pantheon und Coloſſeum, erſcheinen doch nur als ärmliche Reſte im Vergleich nicht nur mit dem goldenen Rom der Kaiſerzeit, nicht nur mit dem, was König Theodorich, was die barbariſchen Scharen Robert Guiscard's und unſere ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer dort vorfanden, was der Anonymus von Einſiedeln und jener Jude von Toledo uns berichten, ſondern ſelbſt noch mit dem, was der Florentiner Peggio Bracciolini und ſogar Michel Angelo dort ſchauten. Was Barbaren begonnen, vollendeten die Römer ſelbſt. Die Paläſte der Großen und die chriſtlichen Kirchen prangen mit dem Raube der alten Herrlichkeit, der doch meiſt nur dazu dient, die Aermlichkeit und Geſchmackloſigkeit deſſen hervorzuheben, was ſie ſelbſt hinzugethan. Erſt die neueſte Zeit hat dieſem Vandalismus ein Ziel geſetzt. Nicht nur wird das Vorhandene ſorgfältiger erhalten, ſondern neue Ausgrabungen an den verſchiedenſten Orten fördern alljährlich, wie uns der Verfaſſer nachweiſt, nicht nur neue herrliche Producte der bildenden Kunſt, ſondern auch neue Reſte alter längſt vergeſſener oder vergeblich geſuchter Bauwerke ans Tageslicht. Iſt doch erſt in den letzten Wochen das alte Emporium an der noch heute ſo genannten Marmorata bloßgelegt und eine Menge von Blöcken des koſtbarſten Marmors, die dort ausgeſchifft werden ſollten, aus dem Tiberſchlamm emporgeholt worden. Noch auf lange hinaus werden dieſe Fundgruben unerſchöpft bleiben; zumal verſprechen die großen Gärten des palatiniſchen Bergs, aus denen die ſchaurig zerſetzten Trümmer der Kaiſerpaläſte ragen, eine reiche Ausbeute.

Reumont ſchließt die Geſchichte der königlichen Epoche mit einem raſchen Ueberblick über die Stadt, wie ſie die Tarquinier der Republik hinterließen:

> Vom Capitol aus überblicken wir den Schauplatz der Wirkſamkeit der Könige in der von ihnen geſchaffenen Stadt. Zu unſern Füßen das Forum, in welchem das politiſche und tägliche Leben lange ſeinen Mittelpunkt fand, zur Rechten Roms Wiege auf dem Palatin, zur Linken die einſt feindliche Sabinerfeſte des Quirinal. Eine zweite Gruppe von Hügeln ſchließt ſich an, weiter abwärts am Strome das latiniſche Bundesheiligthum des Aventin, und von Weſt nach Oſt fortſchreitend auf Caelius, Esquilin und Viminal die Pflanzſtädte der unterworfenen oder Bundesgenoſſen-Völkerſchaften, endlich die Abhänge der Höhen mit dem innerhalb der urſprünglichen Anſiedelungen keinen Raum mehr findenden Zuwachs.

Der zweite Abſchnitt des erſten Buchs, welcher die Periode vom Sturze des Königthums bis zum Ende des Bundesgenoſſenkriegs umfaßt, iſt verhältnißmäßig am kürzeſten, um nicht zu ſagen am flüchtigſten behandelt. Nur die gracchiſche Epiſode, die freilich weſentlich der Stadtgeſchichte angehört, findet eine eingehende Schilderung.

Von den wilden Parteikämpfen zwiſchen Demokraten und Optimaten, zwiſchen Marius und Sulla, entwirft der Verfaſſer ein gedrängtes, aber anſchauliches Bild. Wenn er nicht näher auf die Verfaſſung der ſullaniſchen Reſtaurationsperiode eingeht, ſo liegt wol der Grund darin, daß ſie nur zehn Jahre, bis zum Conſulate des Pompejus und ſeinen demokratiſchen Neuerungen beſtand. Den letztern zeigt uns der Verfaſſer nur durch ſeine Handlungsweiſe als ehrgeizig und unzuverläſſig, wie er denn überhaupt eingehende Charakteriſtiken offenbar nicht liebt und die Perſonen, die er uns vorführt, vielmehr aus der Darſtellung ihres Auftretens beurtheilt wiſſen will. Nur ſelten finden wir eine Ausnahme und dieſe ſtets im engſten Anſchluſſe an die erzählten Ereigniſſe, zu denen die Schilderung der Perſönlichkeit dann gleichſam den Commentar liefert, wie bei Cäſar's erſtem Auftreten, den er, nachdem er ihn ſeine und ſeines Geſchlechtes Abkunft von der Göttin Venus hat rühmen laſſen, kurz charakteriſirt wie folgt:

> Ein geübter und glänzender Redner, populär wegen der ſplendiden Feſte, die er veranſtaltete, wie wegen ſeiner Förderung öffentlicher Unternehmungen und Werke, kühn zugleich und ſchlau, im Lebenswandel mit allen Licht- und Schattenſeiten genialer Ungebundenheit und dadurch in größerer Gunſt bei der Menge, welche ſeine Schulden nicht zu zahlen hatte, und ſich in ſeinem Glanze ſonnte.

Ueber den Staatsmann Cicero, den Mommſen, wie den Pompejus, ſeinem Lieblingshelden Cäſar gegenüber, tief herabdrückt, fällt er gar kein Urtheil, wenn er auch gelegentlich des „ſchmiegſamen Talents" und des „gewaltigen Redners" gedenkt. Nur das Verdienſt des Schriftſtellers: ſeine Sprachmeiſterſchaft, ſein feines Gefühl für die römiſche Nationalität trotz griechiſcher Bildung und griechiſcher Muſter, ſeine gewandte Berechnung der Stimmungen und Bedürfniſſe des Publikums, für das er ſprach und ſchrieb, der unerſchöpfliche Reichthum, die klare Anſchaulichkeit, die unendliche Mannichfaltigkeit, originelle Eigenthümlichkeit und anſprechende Form ſeiner Schriften werden anerkennend hervorgehoben.

Das zweite Buch: „Die Imperatoren bis zum Ausgang der Antonine", beginnt mit einer trefflichen Schilderung der ſchrecklichen Zuſtände zur Zeit des zweiten Triumvirats. Ein volles Jahrhundert innerer Unruhen, welche 60 Jahre hindurch in die blutigſten Bürgerkriege ausarteten, hatte die Republik vernichtet. Marius', Sulla's, Pompejus', Cäſar's und Antonius' Herrſchaft hatten ein Vorſpiel monarchiſcher Gewalt gegeben, um ſo drückender, je unberechtigter und beſtrittener ſie geweſen war. Man hatte Zeit gehabt, ſich an den Gedanken der Einzelherrſchaft zu gewöhnen, als die Schlacht bei Actium ſie dem ſiegreichen Octavian ſicherte.

Wir haben bereits erwähnt, daß Reumont bei dem erſten römiſchen Imperator mit beſonderer Vorliebe verweilt. Nicht als ob er daran dächte, aus dem neuen Kaiſer ein Ideal zu machen. Seine Schilderung iſt keine Stahr'ſche „Rettung". Aber er glaubt aus der Geſchichte

Digitized by Google

ıer Regierung den Schluß ziehen zu dürfen, daß ſich
tavian's beſſere Eigenſchaften an der Sonne des Glücks
:itigt und geklärt hätten.

Mit dem Bericht über die Bauten des Auguſtus gibt
der Verfaſſer zugleich ein Bild der nach den Ver-
ungen der Bürgerkriege wiederhergeſtellten Stadt, das
zum Theil dem Geographen Strabo entlehnt, und be-
ct dabei die in neuerer Zeit oft ventilirte Frage über
Bevölkerungszahl der Weltſtadt in ihrer glänzendſten
che. Er berechnet dieſelbe, geſtützt auf die Angaben
„Notitia" und des „Curiosum Urbis" (aus dem Ende
4. Jahrhunderts) in Bezug auf die Häuſerzahl (46000
lae und 1790 domus) und nach den Kornſpenden
Auguſtus u. ſ. w., wol annähernd richtig auf 1½ Mil-
n innerhalb des Aurelianiſchen Mauerkreiſes, wozu
dann wol noch gegen eine Million Bewohner des
rbanen Gebiets hinzufügen muß.

In ſeinem Urtheil über Tiberius läßt ſich der Ver-
', wie zu erwarten, weder durch die hergebrachte
ition, noch durch Stahr's forcirten Rettungsverſuch
nmen:

Tiberius, in ſeinen jüngern Jahren ein ſchöner Mann mit
Zügen, beſaß die ausgezeichneten Eigenſchaften der Clau-
Er war ſcharfſinnig, thätig, beredt; er war tapfer, wenn-
ohne moraliſchen Muth. Im Felde wie in der Verwal-
hat er Tüchtiges, ja Ausgezeichnetes geleiſtet.

Dagegen heißt es von dem alternden Kaiſer:

So wurde gegen das Ende eines langen Lebens ein ſcharf-
er, thätiger, mäßiger, im Rath wie im Lager gleich tüch-
Mann zu einem unabläſſig von Verdacht, Neid und Furcht
igten, auf die Vernichtung ſeiner Verwandten und der
henſten des Reichs ſinnenden, ſchlimmſter Helfer ſich be-
den, auf einem Inſelfelſen unerhörten Lüſten fröhnenden,
on deren Folgen entſtellten dämoniſchen Greiſe, wie ihn
eredte und farbenreiche Geſchichtſchreibung unter offen-
populäre Märchen mit politiſcher Abneigung verbinden-
bertreibungen als widerliches Zerrbild aufgeſtellt hat.

ber Caligula's wahnwitzige Regierung raſch hinweg-
, läßt er auch den guten Eigenſchaften des ſchwachen,
inen Vorgängern mishandelten, von ſeinen Frauen
eigelaſſenen beherrſchten Claudius Gerechtigkeit wider-

Länger verweilt er bei dem jugendlichen Ungeheuer
von dem uns neuerdings Hamerling in ſeinem
verus in Rom" ein ſo draſtiſches Bild entworfen:
ils wol wegen des furchtbaren Brandes der Stadt,
n er übrigens den Kaiſer für unſchuldig erklärt,
s folgenden Wiederaufbaues, von dem er uns eine
liche Schilderung gibt, anderntheils wegen der
Chriſtenverfolgung und des von ihm als ſicher an-
ıenen Märtyrertodes der beiden großen Apoſtel in
Das letztgenannte Ereigniß veranlaßt den Ver-
u einer genauen Schilderung der älteſten chriſtlichen
cien, der Katakomben, die nicht, wie man früher
urſprünglich Mergelgruben (Arenarien) geweſen,
von vornherein zu Begräbnißplätzen beſtimmt
bis der Sieg des Chriſtenthums die Gräber all-
über die Erde, in und um die Kirchen, verle-
.

: der Ermordung des finſtern Tyrannen Domitian
die glücklichſte und glänzendſte Epoche des kaiſer-
Rom. Ein farbenſchimmerndes Gemälde derſelben
ſich unter des Verfaſſers gewandtem Griffel vor
unſern Augen: die Regierungszeit Trajan's, der dem Mittelalter ſo zum Idealbilde des guten Regenten geworden war, daß die chriſtliche Sage ſeine Seele durch Gregor des Großen Gebet vom ewigen Tode erretten läßt; Hadrian's, deſſen Herrſchaft freilich wie ſein Charakter, trotz ſeiner glänzenden Begabung und wunderbaren Vielſeitigkeit ein unaufhörliches Gemiſch widerſprechender Elemente und Maßregeln, ſchließlich einen trüben und unbefriedigenden Eindruck hinterließ; Antonin's des Frommen, der Muſtergeſtalt unter den Herrſchern nach den Begriffen der alten Welt; endlich des Philoſophen auf dem Thron, Marc Aurel's.

Aber tief in dieſer ſchimmerndſten Blüte des römiſchen Weltreichs ſaß ſchon der freſſende Wurm. Nicht nur daß die ſchaffende und organiſirende Volkskraft geſchwunden war, daß das Reich, welches unter Trajan ſeine größte Ausdehnung erhalten hatte, nur mühſam ſeine weitgedehnten Grenzen gegen die anſtürmenden Barbarenvölker vertheidigte, daß die bildende Kunſt, längſt von ihrer idealen Höhe herabgeſunken, in dem hadrianiſchen Antinous ihre letzte freie Schöpfung bethätigt hatte, daß die Literatur längſt zu einem in Inhalt und Form gleich ohnmächtigen Epigonenthum geworden war: der alte Götterglaube war der neuen Civiliſation nicht mehr adäquat, die nationale Religion hatte den Boden verloren, alles zerfiel in Aberglauben, Unglauben und eine Philoſophie, die den einzelnen vielleicht befriedigte, dem Volke nichts zu bieten vermochte. Der Volkscharakter ſelbſt war entartet: das Regieren überließ man dem Kaiſer, die körperliche Arbeit dem Sklaven, die Vertheidigung des Reichs dem Miethling. Die Frauen, die Trägerinnen der Sitte, waren zu Trägerinnen der Sittenloſigkeit geworden. Die Kaiſerinnen gingen mit gutem Beiſpiel voran: die beiden Fauſtinen gaben der Meſſalina und der jüngern Agrippina wenig nach. Die frechen Epigramme des ſatiriſchen Höflings Martial, der leichtfertig ſpottende „goldene Eſel" des Apulejus, der erſte eigentliche Roman der alten Welt, die Bluetten Lucian's waren eine paſſende Lektüre für die Bäder und die Boudoirs, aber wenig geeignet, den geſunkenen Sitten aufzuhelfen. Der Cäſarismus mußte ſich auf die Maſſen und das Heer ſtützen, wie im 19. Jahrhundert, das Heer dadurch noch entſcheidendere Bedeutung gewinnen; und dies Heer beſtand aus barbariſchen Soldtruppen.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Reihe der guten Kaiſer von 96—180 aus lauter im erwachſenen Alter adoptirten Männern beſtand. Mit Commodus, dem erſten, der wieder durch das Recht der Geburt auf den Thron gelangte, beginnt die Zeit des allmählichen Verfalls, eine lange, trübe, nur von vereinzelten, raſch vorübergehenden Lichtblicken unterbrochene Periode. Freilich, die legitime Erbfolge hatte kurzen Beſtand: das Heer, ſeiner Macht ſich bewußt geworden, ernannte ein Jahrhundert lang die Kaiſer und ſetzte ſie nach Gefallen wieder ab. Nur kurz verweilt unſer Buch bei ihren raſch wechſelnden, faſt alle gleich verderblichen Regierungen. Es wendet ſich lieber der wunderbaren Verbreitung des Chriſtenthums und der Entwickelung der römiſchen Kirche zu.

Mit Konſtantin's Thronbeſteigung beginnt für Reich und Stadt in viel prägnanterm Sinne ein neuer Zeit-

Digitized by Google

raum als mit dem Ausgang der Antonine. Indem der Kaiſer ſeine Reſidenz von Rom in den Oſten verlegte, „nahm er dem Reiche ſein Centrum, ſeine Baſis, ſein Recht“. Aber das war es nicht allein. Die neue Verfaſſung, die Hofämter, ja die Kleidung des Kaiſers deuteten darauf hin, daß ein neuer Geiſt, der des orientaliſchen Despotismus, ſeinen Einzug halte. Die alte Reichseinheit kam zum Fall. Noch betrachtete ſich das römiſche Volk und ſein höchſter Ausdruck, der Senat, als den ideellen Souverän. Der Sieg des Chriſtenthums war entſchieden. Aber der Polytheismus trat nicht ohne langen und ſchweren Kampf vom Schauplatz ab: auch er hatte ſeine Märtyrer. Es ging ein inſtinctives Gefühl durch die römiſche Welt, daß zwiſchen dem alten Reiche und der alten Religion ein innerer Zuſammenhang beſtehe. Der Verfaſſer ſcheint der Meinung zu ſein, ein früherer Sieg des Chriſtenthums, etwa unter den Antoninen, hätte das Reich, hätte die Civiliſation retten können; wir glauben, mit Unrecht. Dieſe ganze Civiliſation war überreif, ja innerlich faul geworden, und das Chriſtenthum hat ihren Verfall nur beſchleunigt, nicht aufgehalten. Sein Einfluß auf Sitte und Lebensweiſe war geringer, als man gewöhnlich vorauszuſetzen geneigt iſt: Ueppigkeit, Verweichlichung, Sklaventhum, Aberglaube waren im 4. und 5. Jahrhundert in chriſtlichen Häuſern kaum minder herrſchend als in heidniſchen. Es bedurfte einer jungen unverdorbenen Volkskraft, um die greiſe Welt zu regeneriren; es bedurfte des großen Wüſtenzugs des Mittelalters, um neue lebenskräftige Nationen mit einer auf neuen, entwickelungsfähigen Grundlagen beruhenden Civiliſation zu ſchaffen.

Das Urtheil des Verfaſſers über den erſten kaiſerlichen Beſchützer des Chriſtenthums wird dem unbefangenen Beobachter wol noch zu günſtig erſcheinen. Die Geſchichte hat den dem Kaiſer von der dankbaren Kirche verliehenen Beinamen des Großen nicht ratificirt. Aber ſowenig ſeine religiöſe Richtung übrigens den Verfaſſer gegen die zahlreichen Charakter- und Regierungsfehler Konſtantin's verblendet, ebenſo wenig verhindert ſie ihn, dem Charakter Julian's, „der tragiſchen Erſcheinung, mit welcher die Geſchichte des Hellenismus als Glaubenslehre ſo bezeichnend und in gewiſſem Sinne großartig abſchließt“, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Das Weſtreich wurde eine Beute der ſiegreichen Germanen. Die alte Welt hatte ausgelebt; aber die römiſche Idee, welche ſie beherrſchte, dauerte noch fort, als die Kraft Roms längſt geſunken, als die Barbarenhorden überall ſiegreich, der Imperatorentitel ſelbſt aus dem Abendlande verſchwunden war. Es war die Idee der Reichseinheit, der Civiliſation, die einzige Rettung vor dem Untergang im Barbarenthum für die römiſch gewordenen Völker. Ja, für die Sieger ſelbſt lag ein beſtrickender Zauber in dem römiſchen Namen. Kein beſſerer Beweis, wie tief und unzerſtörbar dieſe Idee der ganzen Welt eingepflanzt war, als daß ſie mehr als drei Jahrhunderte nach dem Untergange des Reichs allen Völkern verſtändlich wieder zu erſtehen und wenigſtens dem Namen nach ſich noch ein volles Jahrtauſend zu behaupten vermochte.

Der zweite Band der „Geſchichte der Stadt Rom“ umfaßt über zehntehalb Jahrhunderte, das ſogenannte Mittelalter in ſeiner engern Begrenzung. Für das Papſtthum eine Zeit der Größe und Glorie wie des tiefſten, kläglichſten Verfalls, eines Verfalls, aus dem mehr denn einmal nur ein Wunder re… zu können ſchien. Für das wiederbelebte Kaiſerthum die Ep… ſeiner welthiſtoriſchen Stellung und ſeines Sinkens im Kamp… mit der geiſtlichen Macht, die es vor dem Verderben geſchü… hatte und die ihm doch gemäß dem Princip der Freiheit w… der Autorität in den Weg treten mußte, glücklich, wenn ſie i… eigenes Gebiet nicht überſchritten hätte. Für die Stadt Ro… Jahrhunderte ſchwerſter Kämpfe, entſetzlichſter Leiden, kurzwä… render beſſerer Zuſtände; Jahrhunderte, in denen das Alte unt… ging, das Neue ſich um ſo mühſamer und unvollkomm… geſtaltete, da dieſer Untergang des Alten nicht begriffen w… und die phantaſtiſch-willkürliche Vermengung widerſtrebender El… mente die neuen Bildungen im Keim verdarb, im Wachsth… hemmte.

Der Verfaſſer bezeichnet es als ſeine Aufgabe:

durch gedrängte Schilderung der Verhältniſſe zwiſchen … tificat und Imperium den Boden für die Betrachtung … ſtädtiſchen Dinge zu gewinnen, welche vor wie nach der C… ſtituirung einer freien Bürgergemeinde an dem Dualismus … krankt haben, deſſen das mittelalterliche Rom ſich nie erweh… konnte, und deſſen Endergebniß die Unterwerfung der Rep… des 12. Jahrhunderts unter die Papſtgewalt des 15. gew… iſt, nachdem die damit verbundenen Kriſen in der glänzen… Zeit italieniſcher Bildung in geiſtiger wie in materieller … ziehung eine Oede geſchaffen hatten, inmitten deren we… Oaſen den Sinn erfreuen.

Es war eine ſchwierige Aufgabe. Allerdings … hier dem Verfaſſer gerade für die Stadtgeſchichte ein … gleich reicheres Material zu Gebote als für die früh… Jahrhunderte, nicht nur in den Biographien und R… ſten der Päpſte, in der Graphie und den Mirabilien, … den Urkunden, welche Pater Auguſtin Theiner und A. … zumeiſt aus den päpſtlichen Archiven mitgetheilt haben, … den „Annalen“ Muratori's und des Cardinals Bar… in den zahlloſen neuern Geſchichten Italiens und … Päpſte und den Monographien einzelner Epiſoden … der mittelalterlichen Geſchichte Roms, ſondern auch … zwei Werken, welche die römiſche Stadtgeſchichte im M… telalter ſelbſt zum Vorwurf haben, von F. Papen… und Ferdinand Gregorovius. Außerdem ſtanden dem V… faſſer durch ſeine Stellung und ſeine Verbindungen … Rom auch wol Quellen offen, die ſeinen Vorgäng… unzugänglich blieben. Um ſo mehr hatte Reumont … legenheit, ſeine bereits von uns anerkannte Meiſterſch… in der Sichtung und Beherrſchung des Stoffs zu bewähr…

Die uns geſteckten Grenzen geſtatten uns nicht, … Leſer eine überſichtliche Darſtellung des reichen Inh… dieſes Bandes zu geben. Für die beiden erſten Abſch… des vierten Buchs bis zu dem Eingreifen der Franken … die Angelegenheiten Roms finden ſie dieſelbe in dem … ferate des Verfaſſers über die beiden erſten Bände … Gregorovius'ſchen Werks.

Die Geſchichte des mittelalterlichen Rom erſch… von nun an in der Darſtellung unſers Werks weſentl… als die Entwickelung dieſer großartigen Idee der dopp… ten geiſtlich-weltlichen Univerſalmonarchie, dieſer W… republik mit den beiden oberſten Lehnsträgern Got… Indem der Verfaſſer ſelbſt in dieſem Verhältniß der b… den ſich bedingenden und balancirenden Centralgewalt… der Chriſtenheit ſein Ideal zu erblicken ſcheint, dräng… ſich uns die nirgends von ihm beantwortete Frage a… ob er denn wirklich, wenn auch nur in der Vergangenh…

Digitized by Google

an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieſes Ideals glaubte, das ganz dem der großdeutſchen Schwärmer von der öſterreichiſch-preußiſchen Doppelherrſchaft in dem geeinigten Siebzigmillionenreich entſpricht.

In der Schilderung der hohenſtaufiſchen Tragödie halten ſich die Sympathie des Verfaſſers für die päpſtliche Gewalt und ſeine Vorliebe für das deutſche Kaiſergeſchlecht die Wage. Auch erkennt er zugleich die volle Berechtigung des Freiheits- und Nationalgefühls an, welches in den italieniſchen Städterepubliken der mächtigſte Verbündete des Papſtthums gegen die deutſchen Heldenkönige wurde.

Indem der Verfaſſer die Geſchichte des Papſtthums, zumal in ſeinem Verhältniß zum Kaiſerthum, zum Angelpunkt ſeiner Darſtellung macht, wird die römiſche Stadtgeſchichte ſelbſt mehr als billig aus dem Mittelpunkte in die Peripherie gerückt und bildet gleichſam nur eine Reihe von Epiſoden, welche den Faden der Erzählung mehrfach in nicht ſehr harmoniſcher Weiſe unterbrechen und deshalb, ſo vortrefflich die Darſtellung im einzelnen ausnahmslos iſt, einen etwas unbefriedigenden Eindruck in dem Leſer zurücklaſſen. Es iſt freilich, verglichen mit der großartigen Entwickelung anderer italieniſcher Städterepubliken, vor allem der florentiniſchen, ein unerquickliches Bild, das die ewigen, im ganzen und großen reſultatloſen Kämpfe der römiſchen Parteien unter ſich wie mit Kaiſern, Päpſten, Königen und Nachbargemeinden darbieten. Erfüllt von der unſterblichen Idee, der Mittelpunkt der chriſtlichen Welt, die Quelle aller höchſten Gewalt in derſelben zu ſein, konnte Rom nicht von Papſt und Kaiſer laſſen und verzehrte ſich, ebenſo wenig im Stande, ſeine volle Souveränetät zu erringen oder doch zu behaupten, wie ihr ganz zu entſagen, oder der Sitz des nationalen Staatsweſens zu werden, ruhelos in unendlichen innern und äußern Fehden, tiefer und tiefer ſinkend an Reichthum, Bildung und Sitte, verachtet unter den Nationen, endlich der wiederhergeſtellten Papſtgewalt des 15. Jahrhunderts eine leichte Beute. Und dennoch bewahrte die wunderbare Stadt ihre Anziehungskraft auf die einzelnen wie auf die Völker, die ſie auch heute noch nicht verloren hat. Faſt keiner der großen Männer des Mittelalters, der nicht zu ihr gekommen oder doch irgendwie mit ihr in Beziehung getreten wäre. Trefflich hat es der Verfaſſer verſtanden, dieſe großen Erſcheinungen in ſeine Geſchichtserzählung zu verweben und ihr dadurch doppeltes Intereſſe zu verleihen. Die ehrwürdigen, oft ſeltſamen Geſtalten der Heiligen, wie St.-Nilus, Biſchof Adalbert, Pier Damiano, Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, und jener unglückliche Einſiedler (Cöleſtin V.), „che fece per viltà il gran rifiuto"; die kühnen politiſchen und religiöſen Reformatoren, wie Arnold von Brescia und Rienzi, der letzte der Tribunen; die großen patriotiſchen Dichter Italiens, wie Dante und Petrarca: ſie alle ziehen, mit Päpſten, Kaiſern und Königen wechſelnd, in langer glänzender Reihe an unſern Augen vorüber. Der Verfaſſer ſucht allen gleiche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn ihm das ſein Standpunkt auch keineswegs überall leicht macht. Nur Arnold von Brescia, deſſen Bild Niccolini's großartige Tragödie der Neuzeit wieder ſo lebendig ins Gedächtniß gerufen hat, ſcheint er uns zu tief herabzudrücken. Dieſer begeiſterte, ſelbſtverleugnende, ganz ſeinem Ideal hingegebene Reformator, dieſer gefährlichſte aller Ketzer, wie ihn Karl Haſe nennt, war ein Mann von ganz anderm Goldgehalt als Cola di Rienzi, der nur dadurch, daß es ihm vorübergehend gelang, den Traum einer Auferweckung der antiken römiſchen Republik ſcheinbar zu verwirklichen, die Aufmerkſamkeit und ſogar die Bewunderung der Mit- und Nachwelt auf ſich gelenkt hat, der aber zugleich, von kleinlicher Eitelkeit und perſönlichem Ehrgeiz erfüllt, ſchon ſeine Zeitgenoſſen, zumal ſeinen begeiſterten Freund und Lobredner, den edeln Petrarca, gründlich enttäuſchte und es kaum verdient, der Held ſo vieler geſchichtlicher Dichtungen und dichtender Geſchichten geworden zu ſein.

Ein ebenſo gründlicher Kenner wie großer Verehrer der italieniſchen Literatur des Mittelalters, liebt es der Verfaſſer, ſein Buch durch häufige längere Citate aus ihren Werken zu beleben und zu illuſtriren. Vor allem iſt es natürlich das großartige Meiſterwerk dieſer Periode, die „Göttliche Komödie", welche, alle bedeutenden Erſcheinungen ihrer Epoche wie in einen Brennpunkt ſammelnd und fixirend, ihm dazu die reichlichſte Gelegenheit bietet.

Am Schluſſe des Bandes gibt uns der Verfaſſer nach den auf ſeine Quellen bezüglichen Anmerkungen wieder eine große Anzahl der bedeutungsvollſten mittelalterlichen Inſchriften Roms, von 508—1378 reichend; eine chronologiſche Ueberſicht und eine Reihe von Stammtafeln der deutſchen Kaiſergeſchlechter, der franzöſiſchen Könige, der Normannenfürſten, der Aragoneſen von Sicilien und Neapel, der Colonna, Orſini und Caëtani.

Es iſt ein trübes Bild, welches dieſe Geſchichte des mittelalterlichen Rom vor uns aufrollt. Wol treten uns hier und da großartige Heldengeſtalten des Schwerts und des Geiſtes entgegen, wol zucken einzelne leuchtende Ideen gleich Blitzen durch das tiefe Dunkel: im ganzen und großen aber erſcheint die Geſchichte dieſer langen Jahrhunderte als ein wüſtes, blut- und trümmererfülltes Chaos. Nur bei den Päpſten ſehen wir ein bewußtes Ringen nach einem klar erkannten Ziele; aber einem Ziele, das, ſobald es erreicht war, durch ſeine Widerſinnigkeit, wir möchten faſt ſagen ſeine Gottloſigkeit ſelbſt zum furchtbarſten Zuſammenſturz führen mußte. Nirgends ein ſicherer ſtetiger Fortſchritt, nirgends eine gemeinſame ſelbſtbewußte Arbeit der Menſchen zu materieller und geiſtiger Verbeſſerung ihres Loſes. Erſt in dem letzten Abſchnitt erſcheinen hier und da die jungen Keime einer beſſern Zeit. Der dritte Band wird uns ihre Entfaltung zeigen und damit den Nachweis liefern, daß auch die wilden Kämpfe des römiſchen Mittelalters nicht verloren waren, um die Entwickelung des Gedankens der modernen Menſchheit vorzubereiten. Sehr geſpannt ſind wir, bei dem politiſch-religiöſen Standpunkte des Verfaſſers zu erfahren, wie er zumal die neueſten Phaſen der römiſchen Geſchichte auffaſſen und wie er es rechtfertigen wird, daß durch die offenbare Schuld des Papſtthums keine einzige größere Stadt der Chriſtenheit ſo in jeder Beziehung hinter der modernen Entwickelung zurückgeblieben iſt wie Rom.

Otto Speyer.

Digitized by Google

Albert Dulk's hiſtoriſches Schauſpiel „Konrad der Zweite“.

Konrad der Zweite. Hiſtoriſches Schauſpiel in ſechs Handlungen. Von Albert Dulk. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Albert Dulk gehört zu jenen dramatiſchen Autoren, die wie Chriſtian Grabbe, wie Georg Büchner u. a. bis zu einem gewiſſen Grade originelle und kühne Schöpfungen ausführen, aber es nicht ermöglichen, ſich damit die weltbedeutenden Breter zu erobern. Wie „Simſon“, wie „Jeſus der Chriſt“ deſſelben Verfaſſers, ſo wird wol leider auch „Konrad der Zweite“ unaufgeführt bleiben, trotzdem Dulk wie bei den andern Dramen ſo auch bei dieſem wieder behauptet, daß es darſtellbar ſei. Und inſofern nichts in dieſem zweitheiligen Drama vorhanden iſt, das geradezu unaufführbar wäre, inſofern hat allerdings unſer Schriftſteller hierin recht. Aber ob das Stück, wenn es gegeben würde, Erfolg zu erzielen im Stande wäre, das iſt eine andere Frage; und ſo leid es uns thut, ſo müſſen wir doch ehrlich bekennen, daß wir in dieſer Beziehung erhebliche Zweifel hegen, Zweifel, die wir uns die Mühe nicht verdrießen laſſen wollen möglichſt eingehend darzulegen.

So verdienſtlich an ſich die ganze Unternehmung iſt, ein deutſches Kaiſerdrama unſerer Bühne zu ſchaffen, und ſo charakteriſtiſch und lebenvoll auch einzelne Auftritte und Momente darin ſind, im ganzen wird jeder Einſichtige doch einräumen müſſen, daß die Handlung, breit, umſtändlich, ſchleppend, nie zu eigentlich tragiſcher Höhe gelangend, im Hauptconflict zerſplittert und im Ausgang romantiſch nebelnd verſchwimmt. König Konrad der Zweite mag ein vortrefflicher Menſch und Staatsmann geweſen ſein; zum Helden eines Stücks eignet er ſich aber nur wenig, denn er redet und diplomatiſirt, aber er tritt nicht derart in die Action hinein, daß ein draſtiſches Aufeinanderplatzen mit ſeinem Stiefſohne, dem Herzog Ernſt von Schwaben, zu Stande kommen könnte. Letzterer iſt ein unruhiges, immer einen Anlauf nehmendes, aber eigentlich nie zur That kommendes Element; ein Element, das im Anfang wol durch ein bizarr abſonderliches Weſen unſer Intereſſe erregt, aber in der weitern Entwickelung es weder zu ſteigern noch feſtzuhalten verſteht. Graf Wehelo von Kyburg bleibt eine unklare Figur und in Erzbiſchof Aribo tritt die dämoniſche Natur, der Intriguant, nicht deutlich genug ins Licht. Auch Giſela, die Mutter Ernſt's, und Agnes, die Gemahlin deſſelben, werden nicht ganz, was ſie ſein ſollten: der gute und böſe Genius des kaiſerlichen Stiefſohns. Es befindet ſich zu viel Epiſches in dem Stück oder vielmehr in den beiden Stücken, zu wenig Sturm und Drang der Handlung, zu wenig dramatiſche Gipfelung. Das Ganze iſt ein Zug durch die Ebene, der da, wo er an die Bergkette der Entwickelung und die Punkte kommt, wo er ſteigen müßte, ſich in den blauen Höhenrauch der Romantik verliert. Das Drama beginnt derb realiſtiſch, um ganz idealiſtiſch verſchwommen auszulaufen.

Um dieſe Ausſetzungen und Rügen zu begründen, bedarf es wol nichts weiter, als den Verlauf der ſechs Acte an dem Geiſt unſerer Leſer vorüberzuführen.

Das Schauſpiel beginnt in der königlichen Pfalz zu Konſtanz folgendermaßen:

Agnes ſitzt, mit dem Weben einer Waffenbinde beſchäftigt. Herzog Ernſt und Graf Wehelo ſtehen rechts am Fenſter der Galerie und ſchießen mit großen Armbrüſten nach einem am andern Ende der Galerie nicht ſichtbar aufgeſtellten Ziele.

Ernſt (die Armbruſt ſpannend).
Jetzt bin ich kaum mehr gegen dich zurück!
(Er zielt.)

Wehelo.
Beim Biſchof Hubert, nein! von ſieben Bolzen
Nur einer fehl!
(Spannt ebenfalls.)

Ernſt (der geſchoſſen hat).
Da ſitzt der ſiebente!

Wehelo.
Tapfer, mein Junge! (Schießt.) Schau! Da ſitzt mein achter!

Ernſt (der wieder ſpannt und einen Bolzen auflegt).
Was gilt es, Agnes, treff' ich dort den Schweif
Von deinem rothen Löwen?

Agnes (ohne ſich ſtören zu laſſen).
Während ich
Die Mähn' ihm web'?

Ernſt.
Warum nicht!

Agnes (lachend und fortarbeitend).
Ei, ſo ſchieße!
(Ernſt legt an. Wehelo hat von der Wand einen Panzerhandſchuh genommen, ſpringt von der Galerie und ſtellt ſich vor Agnes.)

Wehelo.
Schad' ums Gewebe! — Sieh, in dieſen Handſchuh
Laß deinen Bolzen ſtoßen! Ganz umſonſt
Erhältſt du ſo das Hochgefühl in Kauf:
Auf eines Helden offne Bruſt zu zielen!
(Hält den Handſchuh vor die Bruſt mit der Oeffnung gegen Ernſt.)

Ernſt (zielend).
Agnes, du hörſt's? — Er will den Löwen ſpielen!
— Löw', zittre nicht!

Agnes (ſteht auf).
Wozu die Tollheit?

Wehelo (da Ernſt geſchoſſen hat).
Baff!
Faſt hätt' es mich geworfen! 's war zu nah —
Da iſt der Bolzen!
(Schüttet ihn aus.)

Ernſt (ſpringt herunter und hebt ihn auf).
Hei! Den heb' ich auf
Zum erſten Schuß in unſerm Krieg mit Konrad!

Wehelo.
Sein Lohn zum Hohn für Thron und Kron'! — Wollt' nur,
Es wär' ſo weit!

Ernſt.
Beim nächſten Neumond ſicher
Stehn wir im Felde gegen den König.

Agnes.
Ei,
Das ſagtet ihr ſchon öfters — doch bricht's nicht los!

Wehelo (zu Agnes).
Liegt es an uns? — Wir hier, dazu der Welf

Digitized by Google

Von Ravensburg, Gebhard, der jüngere Konrad
Von Franken, ſind gerüſtet — — doch die beiden
Lothringer, Herzog Gozelo und Friedrich,
Verlangen wieder Aufſchub auf den Neumond ...
Obwol Robert, der König Frankreichs, jetzt
Mit vielen hochgebietenden Vaſallen
Schon an der Grenze ſteht, ſie aufzunehmen!

Agnes.

Mich macht das Frankenbündniß recht beſorgt.
Denn wenn die mächtigen Vaſallen Robert's,
Wenn unſer Vetter Odo von Champagne,
Von Aquitanien der Herzog Wilhelm
Sich deutſches Bündniß ſuchen —: wohl, da iſt
Kein Vortheil eines andern Vortheils Feind;
Denn in des Reichs gemeinſamer Bedrängniß
Erringt ſich Wilhelm die Lombardenkrone,
Nimmt Odo ſich das Erbrecht auf Burgund
Und Ernſt in Konrad's Sturz die deutſche Krone —
Indeß die beiden Lothringer ſich Erbrecht
Vom Königseinſpruch frei, wie ſie's verlangt,
In ihren Herzogthümern ſchaffen mögen!
Doch wenn ſich Frankreich regt — wird es nicht gleich
Das Land verlangen bis zum Rhein?

Wehelo (lachend).

Natürlich! Das liegt im Blut.

Agnes.

Dann fiele Lothringen
In Frankreich! — und dies, meint ihr, ſei der Wille
ſriedrich's und Gozelo's?

Wehelo.

Warum nicht? Ja!
er Herzog — hier im Reich ſeit Heinrich faſt
es Königs Diener nur — hat dort in Frankreich
och freies Erbrecht, volle Herrſchermacht!

Ernſt.

ie Freiheit über alles! Er hat recht.
(Tritt zum Gewebe.)
ie prächtig wird das Wappen!

Agnes (die ſich wieder zum Gewebe geſetzt hat).

Und ich hoffe,
' ich's vollendet, ſchaffſt du noch, mein Ernſt,
aß ich die Königskrone drein verwebe!

Ernſt.

at denn, daß ich den Löwen nicht zerſchoß!

Wehelo.

un ſiehſt du's, Strudelkopf!

Agnes.

Doch glaubſt du, Ernſt,
ß er's gehindert um des Wappens willen?
in! Angſt für mich, für mich hat er gehabt!
(Lacht.)

Wehelo.

Spiel das Leben wagen, ſchöne Frau,
mt uns, nicht dir.

Agnes.

Sieh da, ſieh da den Pfaffen!
h darf ich nicht mit Euch mehr Eber jagen,
Wildhatz reiten ...

Ernſt (einfallend).

Wie! aufrühreriſcher
wegener Vaſall! wahr wär' es, wahr?
hätteſt dich geſtellt, um ſie zu ſchützen?
hätteſt einen Augenblick gewagt
deines Herzogs Aug' und Arm zu zweifeln?!
welche Welt! — Nun, ſo verurtheil' ich
Kraft meines herzoglichen Richteramts
Dich, Graf von Kyburg, daß du dieſen Löwen,
Den du gerettet — ſelbſt erhalten ſollſt!
(Lacht.)

Agnes.

Was denkſt du, Ernſt?! Dein Waffenband verſchenken?

Ernſt.

Warum denn nicht, Hanstäubchen? — Bin ich beſſer
Als er? und iſt er nicht mein ander Ich?

Agnes.

O, lieber Ernſt, das deutet uns nichts Gutes,
Daß du's verſchenkſt — o Flatterſinn der Männer!

Wehelo.

Du Strick von Leichtſinn!

Ernſt (zu Agnes, lachend).

Ach! Ich ſeh', es deutet,
Daß mir die Krone nun verloren geht.
(Lacht kräftig.)

In dieſem Augenblick erſcheint Godſchalk, Herzog Ernſt's Knappe, und kündigt an, daß man einen Bären einbringe, den man gefangen. Nachdem der Herzog und ſein Freund um das Vergnügen, den Bären niederzuhauen, gefochten und letzterer eine leichte Wunde erhalten, begibt ſich erſterer in den Bärenzwinger, wo er im Begriff iſt dem wüthenden Anfalle des Thiers zu erliegen, als Wehelo hinzuſpringt und, die Beſtie tödtend, ihn befreit.

Mitten in dieſe mittelalterlich deutſchen, reckenhaften Ergötzlichkeiten, die indeß ein draſtiſches Bild von der Welt geben, in der wir uns befinden und uns Antheil für deren Hauptgeſtalten gewinnen laſſen, tritt Erzbiſchof Aribo, um den König anzukündigen und Herzog Ernſt ſeine Abhängigkeit fühlen zu laſſen. Bald danach erſcheint Konrad mit Giſela und ſeinem Gefolge. Er kündigt dem Stiefſohne an, daß ſeine Abſichten vereitelt, die Freunde und Bundesgenoſſen Ernſt's ſich zu dem König geſellt und ſomit ſeine ehrgeizigen Plane in nichts zerfallen ſind. Aber „man hat ſich deiner Jugend nur bedient", meint er und vergibt ihm, während er Wehelo hart anläßt und ihm mit ſeinem Zorne droht. Nachdem dieſer zähneknirſchend, die andern aber erſtaunt über Konrad's Weisheit und Milde ſich entfernt, hält Konrad Berathung mit Aribo und Giſela, was demnächſt zu unternehmen und zu thun. Sein Sinn ſteht nach Rom, weil er meint: von Rom aus werde am beſten aller Widerſtand beſiegt. Er ſagt:

Rom iſt das Heft der Chriſtenheit — das Heft
Muß ich in meiner Hand behalten! — Ja, mehr —
Du kennſt die Fürſten dieſes Reichs; ſtets fühlen
Sie ſich hochfreie Mannen, des Königs Gleiche,
Den keiner ſtärker ſehn mag als ſich ſelbſt —
Mit Kampf und Noth nur halt' ich mich im Reich.
Doch anders, war ich erſt in Rom! Der Purpur
Des Kaiſers zähmt ſie dann, es weicht ihr Stolz
Dem anerkannten Haupt der Chriſtenheit!

Aribo und Giſela erinnern ihn daran, daß ſchon zwei Kaiſer in Rom an Gift ſtarben. Während nun der König noch ſchwankend im Entſchluß iſt, kommen Geſandte von Pavia, die dem Herrſcher mit glatten Worten ſchmeicheln, ſich ihm aber nicht unterwerfen wollen. Das gibt den Ausſchlag. Konrad ladet die Fürſten und Vaſallen nach Aachen, um dort die Römerfahrt beſchließen zu laſſen. Dieſe Expoſition iſt breit, aber nicht ohne den Leſer in Spannung zu verſetzen.

Digitized by Google

Die zweite Handlung, nachdem ſie mit einer Begegnung Wratislaw's, der von Rom nach Augsburg, mit Wehelo, der von Augsburg nach Rom reitet, eröffnet worden, bei welcher Begegnung man die Thaten und Siege der Deutſchen in Italien erfährt und zugleich eine Ahnung erhält, daß es in Deutſchland neu zu gären begonnen — die zweite Handlung ſpielt vor Rom, in der Campagna auf dem Mons Marius, wo Giſela und Ernſt einen Sonnenaufgang in folgender Weiſe erleben:

Giſela.

Noch liegt der Dämm'rung Schleier auf dem Land.
Ein Schein nur zeigt, woher der ew'ge Gott
Sein unaufhaltſam Licht ergießen will!
Und merk', mein Ernſt, nicht wie bei uns am Rhein
Schleicht hier der Uebergang von Nacht zu Tag —:
Kaum nimmt das flücht'ge Roth am Horizont
Sich Zeit, des Himmels Höhe zu erklimmen
Und, halb verglühend, an den Weſt herüber
Zu fliehn — um leiſen Athems zu verhauchen!
Schon voll und voller quillt der Strom herauf,
Den rings die weiten dunkeln Erdenformen
Einſchlürfen, bis — geſättigt — ſelbſt ſie leuchten!
— Nun kommt's mit eins! ... Sieh, wie der Apennin
Sich ſchon mit lichten Silberſtreifen ſchmückt —
Dort, dort —

Ernſt (nach Oſten weiſend).

O jetzt! O jetzt! Sie glänzt empor,
Die Sonne! Sie iſt da! ... O wunderbar!
Aus Nacht quillt Licht! — Dem Strom entſpringt ein Funke
Am Erdenrand und taucht, ein weißes Feuer,
Herauf, gewaltſam, blendend — ſchwillt und wächſt,
Löſt ſich vom Scheibenrand als Glutenball,
Und ſchwimmt im ew'gen Raume frei gen Himmel!
(Pauſe.)
O, es iſt groß —: einſam, in ſolcher Stille
Dem Weltenwunder — Gott — ins Auge ſehn!
— Wie es allmächtig glüht!
(Hinweiſend.)

Giſela.

Und bringt uns gleich
Die heißen Strahlen! — Breit ergießt das Licht
Sich nun in gelben Wellen durch die Thäler —
Die Nebel ſchwinden; langſam irrend ſchweben
Sie auf zum Horizont als Himmelsſchatten...
Gewandelt iſt die Erde! Alle Form
Wird buntes Leben — aus den Schatten wachſen
Die Hügel Roms, die Säulen, die Paläſte —
(rechts, mehr in den Vordergrund weiſend)
Das Meer dehnt dort
(ſie weiſt links)
in Silberblitzen leuchtend
Sich ſtill, unendlich hin ... allgegenwärtig
Schwebt in den Lüften über uns der Tag!

Ernſt.

Im Norden ſah ich ſo die Berge nie
Von blauem Duft umfloſſen und getränkt!
Die Formen nie ſo weich, ſo aufgelöſt,
In Aetherlicht vergeiſtet! — Und ſieh, fernab
(nach dem linken Hintergrund)
Die weiße Kuppe dort im Sonnenglanz —
Wie wunderbar! — Was iſt's?

Giſela.

Das iſt Soracte.

Ernſt.

Das iſt Soracte, den Horaz beſang?
O mächtig Haupt von Schnee, wie blickſt du ſtolz
Gebietend in die Landſchaft, fremd und rieſig,
Und gibſt der Sonne ſelbſt, der Königin,
Den Glanz noch reiner, geiſtiger zurück!
Wie oft ſah ich den Jura, ſah die Alpen
Daheim im Schnee — warum erregten ſie
Mir nicht wie du die Seele? —

Giſela.

O Ernſt, mein Ernſt!
Laß uns vereint noch oft Natur und Leben
Mit liebender Erkenntniß in uns faſſen,
Gemeinſam, wie bisher, noch laß uns wandeln!
O ſtrebe nicht nach Schwaben heim! Und laß
Den böſen Traum „Burgund" aus deinem Herzen,
Und bleibe bei uns!

Dieſer Auftritt hat große Schönheiten, iſt doch wol aber zu ausgeführt beſchreibender Art und zu wenig im Geiſt der Zeit und ihrer Menſchen, ja zu wenig im Geiſt der Handlung, um hier ganz an ſeinem Platze zu ſein. Er zeigt uns eben nur, wie Giſela ihren Sohn zu beruhigen und ſich und Konrad geneigt zu machen ſucht. Rom ſei gewonnen, meint ſie, und die Kaiſerkrönung bald geſchehen; dann werde man heimziehen. Das aber ſtachelt Ernſt aufs neue empor. Er ſagt:

Du mahnſt mich ſchwer, daß ich die Zeit verträumt!
Dir iſt dies Rom der Siege Ziel! ... mir iſt's
Ein Grab der Freiheit! ... Ja, Rom iſt ein Grab!
— O, ſieh nur — einſam wie ein Kirchhof liegt
Es ſchweigend da mit öden wüſten Feldern,
Mit rieſigen unheimlichen Paläſten,
Zerbrochnen Säulen, halbzerſtörten Tempeln!
Der Schutt durchzieht die Stadt, Ruinen hängen
Auf Hügeln, Wüſten ſchleichen in der Tiefe!
Und ſelbſt ringsum ſtarb die Natur — der Tod
Dehnt faſt ſich bis ans Meer ... Fort! Fort von Rom!

Damit ſtürzt er ab, um ſich ſpäter von Agnes und Wehelo zum Abfall von Konrad bereden zu laſſen. Breitgehaltene Volksauftritte, die des echten Humors entbehren und lange Verhandlungen Konrad's und Aribert's mit einem päpſtlichen Legaten über Anerkennung der Iſidoriſchen Decretalien, die mit offenbarem Zwieſpalt endigen, füllen den übrigen, vielfach ſehr auseinanderfahrenden Act, der nirgends recht die Entwickelung fördert und die Gegenſätze ſo ſchroff, wie es nöthig wäre, gegenüberſtellt.

Der dritte Act zeigt uns den Krönungszug mit wieder ziemlich ausgeſponnenen Volksunterhaltungen, denen charakteriſtiſches Leben fehlt.

Inzwiſchen tritt Ernſt mit Wehelo auf, welcher letztere mit Liutolt, Graf in Sachſen, in Zank geräth, weil ihn dieſer verhaften und dem Kaiſer überantworten will. Es entſpinnt ſich infolge deſſen folgender Auftritt:

Ernſt.

Liutolt!
Mein iſt der Graf — Du weißt's, zuerſt durch Recht,
Dann durch die Freundſchaft. Laß ihn ziehn! Ich will's.

Liutolt (lacht).

Und wenn ich's nicht thu', feſſle ich Deine Freundſchaft,
In Rom zu bleiben — iſt's nicht ſo? Man ſagt,
Frau Agnes könne nicht mit einem Herrn
Mehr leben!
(Lacht.)

Ernſt.

Was war das?

Gebhard.

Verflucht!

Wehelo.

Was ſagſt du!

Liutolt.

Zwei Hähn' — (lacht) die ſich nicht zanken!

Wehelo (ſchlägt ihm mit dem Rücken der Hand ins Geſicht).

Da — Du Saumaul!

Ernſt (reißt das Schwert aus der Scheide).

Bei meiner Ehre!

Liutolt (ebenſo).

Saxnot und Feuer!

Es kommt zum Handgemenge und in dieſem wird tolt von Wehelo niedergeſtochen.

Kaum iſt der Sterbende hinweggebracht, ſo erſcheint der der Krönungszug zurückkehrend, und Konrad und ela als gute Diplomaten benutzen die günſtige Stimng Kanuth's, um bei dieſem für ihren Sohn Heinrich Hand ſeiner Tochter zu erbitten. Nachdem die Werg angenommen, entfernt man ſich freudig. Mitten in e Freude aber ſoll ein Tropfen Wermuth fallen. tſche und Römer gerathen ſich nämlich in die Haare, letztere die erſtern häuſeln. Die Sache begibt ſich nachſtehender Weiſe. Nachdem die Römer ein lateiniſ Spottlied auf die Deutſchen geſungen, ſagt

Markwald

Deutſchen, der ein kurzes Schwert mit der Scheide erhebt, worauf Bewegung entſteht).

Still, ſtill doch! Wir wollen Frieden halten.

Erſter Deutſcher.

Willſt du dich von dieſer Laus beißen laſſen!

Markwald.

Nur nicht gleich zu den Waffen!

Erſter Deutſcher.

Was kannſt du 'ner Laus andres nehmen als das Leben?

Markwald.

Wind und Narren laßt alleweg fahren! (Zu den Römern.) ſind zu euch gekommen als eure Brüder —

Erſter Römer.

Wir haben keine Brüder — wir ſind Römer!

Erſter Deutſcher (ihren Stolz nachahmend).

Wir haben Flickhoſen! Wir ſind Lumpen!

Ariſtipp.

Die Herrn der Welt nennt uns die Weltgeſchichte.

Erſter Deutſcher.

Du ſitzeſt da, Herr der Welt, viel zu lange auf deiner haut vor uns! Sitz im Staube, den dein Kaiſer mit trat — du Maulaffe! Herunter!

(egelt Ariſtipp von der Rindshaut herunter und hält dieſe feſt.)

Zweiter Römer (zuſpringend).

in iſt die Haut! Laß ſie los!

Erſter Deutſcher (ihn zurückwerfend).

will drauf ſitzen. (Setzt ſich.)

Numa (einſpringend und ihn erdolchend).

ß du krepirſt!

neiner Tumult, Kampf und Kampfgeſchrei „Räuber“ — „Mörder“ — gt ſie nieder“ — „Tod den Franken“. — Der Kampf, während e und Römer fallen oder verwundet fortgeführt werden, verzieht ter die Couliſſen, nach allen Seiten ſich ausbreitend, wobei alsbald nale, Pauken, Kriegsgeſchrei auf verſchiedenen Seiten und in verien Entfernungen hinter der Scene ſich erheben und andauern bis in den achten Auftritt.)

Die Deutſchen gerathen in dieſem Aufſtande in einige Noth, aus der ihnen aber Ernſt mit ſeinen Schwaben glücklich heraushilft. Ernſt nämlich hat vom Kaiſer den nachgeſuchten Urlaub in die Heimat erhalten; er aber allein; Agnes ſoll gewiſſermaßen als Geiſel bleiben und ebenſo der ſchwäbiſche Heerbann. Ernſt jedoch entführt ſeine Gemahlin und ſein Volk, indem er großgemuthet zuvor ſeine Landsleute noch ſiegreich aus der Klemme haut, dann aber mit klingendem Spiele ins Vaterland heimzieht. Konrad will ihm nach und den Widerſtand im Keime erſticken. Da aber Giſela und Aribo vom Blutvergießen abmahnen, beſchließt man, die Kaiſerin dem Sohne nachzuſenden und zu verſuchen, ob ſie ihn mit Güte ſeiner Pflicht gewinnt.

Wir ſind hier auf der eigentlichen Höhe des Stücks, ohne es indeß recht zu gewahren. Der Conflict tritt nicht mit der vollen zu wünſchenden Schärfe hervor.

Die erſte Handlung des zweiten Theils ſpielt zu Ulm vor dem Reichstage, vor den Ernſt geladen iſt. Seine Mutter hat alles aufgeboten, ihn, den ſeine Genoſſen und Anhänger einer nach dem andern verlaſſen, zum Nachgeben zu beſtimmen; aber umſonſt. Als Konrad ihm noch einmal verzeihen will, wenn er ſich von Wehelo losſagt und dieſen der Reichsacht überläßt, weigert er ſich dies zu thun, und infolge deſſen wird Kirchenbann wie Acht über ihn in nachſtehender, wirkſam ergreifender und tief erſchütternder Art verhängt:

Konrad.

Ernſt Babenberg!
So nehm' ich dir das Fahnenlehn von Schwaben
Und theil' es deinem Bruder Hermann zu!
So urtheil' ich und ächte dich, und nehme
Aus allen Rechten dich, und ſetze dich
In alles Unrecht, theile deine Wirthin
Zur wiſſenhaften Witwe, deinen Leib,
Dein Fleiſch theil' ich den Thieren in den Wäldern,
Den Vögeln in den Lüften, und den Fiſchen
Im Waſſerweg; ſo geb' ich und erlaube
Dein Leben jedermann auf allen Straßen.
Wo jeder Frieden und Geleit hat, ſollſt
Du keines haben. Ernſt von Babenberg,
Ich weiſe dich in die vier Straßen der Welt
Rechtlos, ſchutzlos, ehrlos! —

Aribo (auf dem Altar, deſſen Kerzen angezündet wurden).

Als Haupt der Kirche bann' ich dich, vormals
Herzog von Schwaben, Ernſt, aus unſrer Kirche,
Löſ' dich von Gott, werf' dich dem Teufel zu,
Und übergebe dich dem ew'gen Fluch!
Verflucht ſeiſt du zu Haus und auf dem Feld,
Auf offnem Heerweg und in Waldesnacht,
In Hütten, im Palaſt, im Gotteshaus —
Wo dich die Erde trägt und wo das Waſſer!
Verflucht ſei was du iſſeſt, was du trinkeſt,
Verflucht was du berührſt mit deinen Händen,
Verflucht das Weib am Athem deines Mundes,
Verflucht das Kind, das dir am Halſe hängt —

Agnes (aufſchreiend und zuſammenſinkend).

Fluch dir! Fluch! Fluch!

Aribo.

Verflucht dein Wachen, wie dein Schlaf und Traum,
Verflucht dein Beten auch am Hochaltar!
Hab' keinen Theil auf Erden und im Himmel
An Gottes Segen! Wie ich hier die Flamme
Der Kerze tilge, ſeiſt du ausgetilgt
Aus dieſem Leben, und verflucht in jenem!

(Alle Kerzen werden gelöſcht. Es herrſcht das Halbdunkel der Abenddämmerung. Die Verſammlung zerſtreut ſich allmählich.)

Digitized by Google

Während nun Agnes in das Frauengemach der Kaiſerin gebracht wird und Giſela in einen Nebengang eilt, um an einem Altare zu beten, ſinkt Ernſt wie gebrochen in ſich ſelbſt zuſammen, bis Wehelo kommt, ihn aufzurichten. Wehelo hat noch immer, wie man zu ſagen pflegt, große Roſinen im Sack. Er iſt entſchloſſen, die Kaiſerin und deren jüngſten Sohn, den ſie Konrad geboren, zu entführen, um dann mit dem Kaiſer in ſeiner und Ernſt's Angelegenheit feilſchen zu können. Die Mutter meint er bereits glücklich in einem Boote zu haben, als er kommt, um Heinrich fortzuſchleppen. Aber dieſem Anſinnen widerſetzt ſich Ernſt ſo lebhaft, daß Giſela herbeiſtürzt, um zu ſehen, was es gibt. Nun erkennt Wehelo ſeinen Irrthum. Er hat die ohnmächtige Agnes ſtatt der Kaiſerin forttragen laſſen und verzweifelt nun, als er gewahren muß, daß das Fahrzeug im Strudel des Stromes umſtürzt.

Dieſe Handlung iſt wirr und, wie uns ſcheint, ohne alle Größe der Conception.

In der zweiten Handlung erfahren wir, daß Konrad gegen die Ungarn nicht eben glücklich kämpft und daß ſein Heer von einem ſtummen Weibe, vom Volk die Schickſalsgöttin Vala genannt, begleitet wird. Der Kaiſer ruft ſeinen Sohn Heinrich, um ihm den Heeresbefehl zu übergeben, damit er ſelbſt nach Deutſchland kommen und hier Ordnung ſchaffen kann, denn Ernſt erregt hier unausgeſetzt Aufſtand und Erzbiſchof Aribo, durch die Gunſt ſeines Herrn übermüthig gemacht, fängt an allerlei Ränke zu ſpinnen, Ränke, deren Bedeutung und Zielpunkt ſeine Neider und Haſſer noch vermehren.

Konrad kommt alſo und zieht zunächſt gegen Ernſt, der tiefſinnig und träumeriſch geworden und von Wehelo kaum noch aufrecht erhalten wird. Es kommt zum Kampf hinter der Scene und in dieſem Kampfe fallen Ernſt und ſein Freund. Trauernd vor ihren Leichen ſtehend, erfahren die Majeſtäten, daß die Heerhauſen Polens ins Deutſche Reich gefallen und weithin die Länder verwüſten. Konrad ruft zum Zuge gegen ſie auf, und da er ſieht, daß die ſtumme Vala ſich hinter Ernſt's Leiche erregt aufrichtet, befiehlt er, ihr die Reichsſturmfahne zu übergeben, damit ſie ſeiner Armee vorausziehe.

Die Schlußhandlung beginnt im Conciliensaale zu Koſtnitz, wo Aribo's Umtriebe aufgedeckt und ihm unter anderm auch Schuld gegeben wird, daß er Agnes im Waſſer habe umbringen laſſen wollen. Agnes, welche die ſtumme Vala iſt und herbeigeführt wird, reinigt ihn aber von dieſer verbrecheriſchen Abſicht und erzielt damit, daß man ihn, aller Ehren und Würden entkleidet, nach Rom pilgern läßt. Agnes jedoch verlangt nach Genf, wo der Kaiſer weilt.

Hier hält Konrad feierlich einen Reichstag ab, bei deſſen Eröffnung er nachſtehende Thronrede hält:

Froh heiß' ich euch willkommen, edle Fürſten,
Hochwürd'ge edle Herrn! Denn Freud' und Heil
Und frohe Zukunft deutet es, daß ich
In dieſer altburgundiſchen Hauptſtadt Genf
Die edelſten Geſchlechter Deutſchlands, Welſchlands,
Burgunds um meinen Thron, als um den Hort
Gemeinen Römiſchen Reichs, verſammeln kann!
Denn auch Burgund, berühmt an Wein und Mannen,
Von dem Sanct-Bernhard bis zu den Vogeſen,
Von Baſel bis Marſeille, von Arles bis Nizza,
Ward nun entriſſen der Gewalt Graf Odo's —
Im Weſt durch mein germaniſch Heer, im Oſt
Durch mein italiſch Aufgebot, das über
Die Alpen mir Erzbiſchof Aribert
Und Markgraf Bonifaz nach Genf geführt!
So kann ich dich zumal, germaniſch Volk
Von Hochburgund, ihr Söhne Neuenburgs,
Murtens, Freiburgs, ihr Mannen von Luzern,
Von Wallis, Bern und Aarau froh begrüßen
Als deutſchem Regiment zurückgegeben,
Gott dankend und ihn flehend, daß niemals
Ein deutſcher Stamm dem deutſchen Reich entfalle.
Doch auch vom Niederen Burgund erſchien
Graf Hubert von Savoy'n, die Kronvaſallen
Und viele Große, mich im Dom zu Genf
Nach eigner Wahl zum Könige zu küren!
Und ich verſpreche dieſem ſchönen Land,
Das maßlos innerer Kampf und Raub verwüſtet,
Landfriedens Segen und die Königshand,
Die das Geſetz, das Recht, mit Macht bewaffnet!
Ja auch dem wilden Sohn Arabiens
Hoff' ich das Räuberhandwerk bald zu wehren!
— Nun erſt auf feſten Füßen ſteht das Reich,
Der Hort der Chriſtenheit! Nun, da wir rings
Die Alpen bis zur Rhonemündung wahren,
Mit eigner Fauſt den Zugang Welſchlands decken,
Von Meer zu Meer gegründet in uns ſelbſt!
Hier iſt die Erbſchaft Karl's wie nie zuvor!
Das Kaiſerthum Lothar's gleichwie das Erbe
Ludwig's des Deutſchen halt' ich in der Hand,
Und das allein am Wettreich Karl's des Großen
Noch fehlt, Weſtfrankenreich, hört auf die Stimme
Des Reichs! So mög' in Lebensmacht erneut
Auf alles Abendland der Sonne gleich
Dies römiſch-deutſche Reich herniederleuchten!

Polen, Rußland kommen, um Konrad ihren Re[…] und ihre Huldigung zu beweiſen, zuletzt auch Agnes, […] ihre wunderbare Rettung aus den Wellen und ihr […]res Leben erzählt, in dem ihr wenig Erinnerung a[…] Vergangenheit blieb. Ein geheimnißvoller Zug bann[…] an die Ferſen des Kaiſers, und als ſie dieſen einſt in[…]ſamer Nacht für das Seelenheil Ernſt's beten hörte, kam ihr die Erinnerung wieder und ſie entſchloß ſich […] Sühne alles Unrechts, das ſie Konrad gethan, dieſem […] dienen. In dieſem Dienſt hat ſie ſich aufgerieben, […] mit einem Segen auf den Lippen verſcheidet ſie.

Man wird uns zugeſtehen müſſen, daß die W[…]einführung der Agnes (Vala) in die Handlung e[…] unklar, abenteuerlich und verſchwommen, als Er[…] Untergang matt und ohne dramatiſche Bedeutung iſt. […] fehlt das rechte Aufeinanderplatzen der Gegenſätze. Ko[…] und Ernſt ziehen nebeneinander her und hin, ohne […] recht in der Handlung zu treffen; die Handlung erw[…] infolge deſſen, aber ſie packt nicht.

Wenn wir dennoch das Stück Albert Dulk's […] dieſer eingehenden Weiſe behandelt haben, ſo ge[…] dies, weil trotz zahlreicher Ausſtellungen uns das […] doch Achtung einflößt. Dulk's Begabung hat e[…] Verwandtſchaft mit dem Talente Kleiſt's; einzelne g[…] Züge ſind nicht zu verkennen; nur fehlt ihm, um […] zu mächtiger Wirkung zu bringen, die dramatiſche Kn[…]heit und Zuſammengenommenheit jenes Dichters. […]merkſame Leſer unſerer Beſprechung werden ohne Zw[…] in das im Eingang derſelben gegebene Urtheil einſtim[…] und bekennen müſſen, daß dieſes Kaiſerſchauſpiel, um […]

Digitized by Google

· Bühne wirkſam ſein zu können, mehr Conciſion und nern Aufbau beſitzen müßte.

Aus einem Privatbriefe des Verfaſſers erſehen wir, ; er durch eigene Streichungen die Verminderung des ſangs auf einen gewöhnlichen Theaterabend vorbereitet. r bedauern, daß er dieſe Theatereinrichtung nicht im Druck gleich mitgegeben; ſie würde jedenfalls intereſſant ſein. Daß ſie ein pralles, packendes und für die Darſtellung wol geeignetes Stück biete, können wir uns freilich nicht denken. Um ſo mehr würden wir überraſcht ſein, wenn es dennoch der Fall wäre.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

ine deutſche Evangelienüberſetzung aus dem 14. Jahrhundert.

Wie ungemein anregend der kürzlich verſtarbene Franz iſſer zu wirken verſtand, ließe ſich durch eine graße An- Beiſpiele darthun. Außer bei kleinern Arbeiten und Un- chungen iſt er auch bei größern Veröffentlichungen als der ge Urheber zu betrachten. Dies iſt auch der Fall bei einer ieation, welche der altberühmten Deutſchen Geſellſchaft ipzig zunächſt verdankt wird, indem ſie und insbeſon- ihr Varſtand, der Univerſitätsbibliothekar Gersdorf, die ısgabe eines literariſch und ſprachlich wichtigen und inter- en Werks veranlaßte. Die Univerſitätsbibliathek zu Leipzig eine Handſchrift vom Jahre 1343, welche eine vollſtän- ge deutſche Ueberſetzung der vier Evangelien enthält. Zu- vurde ſie erwähnt van Joachim Feller in ſeinem Katalog Nanuſcripte „Bibliothecae Paulinae in Academia Lip-" (Leipzig 1686). Seitdem war öfters von ihr die Rede, Proben wurden hier und da aus ihr mitgetheilt. Die ſetzung galt als das Werk eines Matthias von Beheim, Kloſterbruders zu Halle, weil dieſer Name am Schluſſe)andſchrift genannt war; auch begegnete bisweilen der ım, als enthalte dieſe Ueberſetzung die ganze Bibel. Die iſche Bedeutung dieſes Denkmals als einer unſerer älte- rößern und zuſammenhängenden Bibelüberſetzungen var wurde früher gar wohl erkannt, aber an eine vallſtän- luegabe war nicht zu denken, ſie hätte wenigſtens gar Theilnahme gefunden. Nach dem natürlichen Gange der en Studien waren die Dichtungen weitaus bevarzugt, e Werke des 14. Jahrhunderts wurden als unkünſtleri-)er ſelbſt verwilderte Schöpſungen mehr oder minder tet. Vollends fügte ſich eine Ueberſetzung nicht recht Begriff der „Nationalliteratur" ein, welcher für die tigung mit den Geiſteserzeugniſſen der ältern Zeit ſo beſtimmend war. Wenn jetzt ein vollſtändiger Abdruck lein unternammen, ſandern auch willkammen geheißen ſo iſt dies vor allem dem geiſtigen Einfluſſe Pfeiffer's anken. Denn er iſt es geweſen, der die altdeutſche o recht zu Ehren gebracht hat durch ſeine Ausgabe der r, des Berthold von Regensburg, des Kanrad von Me- und einer großen Anzahl kleinerer Stücke. Er vor allem) gezeigt, daß auch die jüngere Zeit und nicht blos die nte claſſiſche des 13. Jahrhunderts Beachtung verdiene ter, daß nicht blas die weltliche, ſandern auch die geiſt- eratur ſtudirt werden müſſe, wenn man ein vollſtän- ild vom Geiſtesleben unſerer Vorfahren gewinnen will. ieſem mehr allgemeinen Einfluſſe hat aber auch Pfeiffer barer auf die Publicatian der gedachten Evangelien- ng eingewirkt. Es iſt bekannt, daß Pfeiffer die Exiſtenz ittel deutſchen Sprache, die zwiſchen dem oberdeutſchen erdeutſchen Idiam die Mitte hält, unwiderleglich nach- hat. Vor allem hat dieſem Ergebniſſe Jakob Grimm ochen, insbeſondere nahm er Anſtoß an der Bezeich- nitteldeutſch". Nun findet ſich in der Evangelienüber- welche die ſprachlichen Eigenthümlichkeiten der mittlern ıverkennbar aufweiſt, an einer Stelle das Bekenntniß, e Uebertragung aus dem Latein in das „mittelſte" ausgedrückt ſei. Profeſſor Friedrich Zarncke machte uf dieſe wichtige und beſtätigende Stelle aufmerkſam, nahm daranf genauere Einſicht van der Handſchrift und berichtete darüber in ſeiner „Germania" im ſiebenten Bande (vgl. Nr. 44 d. Bl. f. 1862). Dieſer Aufſatz ſtellte die ſprachliche Bedeutung des Denkmals in das rechte Licht. Zugleich wies Pfeiffer die Annahme von der Autarſchaft des Beheim als einen Fehler nach: Matthias von Beheim war nur der erſte Beſitzer der Ueberſetzung. Seit Pfeiffer's Aufſatz wurde der Wunſch dringender nach einer vollſtändigen Ausgabe, die nun auch bewerkſtelligt wurde und unter folgendem Titel vorliegt: „Des Matthias van Beheim Evangelienbuch in mitteldeutſcher Sprache 1343. Herausgegeben von Reinhold Bechſtein" (Leipzig, Weigel, 1867). Außer dem Texte und einem umfänglichen Wörterbuche enthält die Ausgabe eine längere Einleitung, welche die literariſche und ſprachliche Bedeutſamkeit des Werks erörtert. Wird dieſe Auseinanderſetzung ſpeciell nur den deutſchen Sprachforſcher und den Theolagen angehen, ſo dürfte ein Kapitel auch inſofern ein allgemeines Intereſſe haben, als es das Verhältniß der Ueberſetzung zur lateiniſchen Vorlage hinſichtlich des ſtiliſtiſchen Charakters darlegt. Daraus geht hervor, daß der Ueberſetzer, deſſen Name unbekannt iſt, der aber wol als Geiſtlicher aus dem mittlern Deutſchland zu gelten hat, für ſeine Zeit Hervorragendes leiſtete, aber dach die Feſſeln des Lateiniſchen noch nicht abzuſtreifen vermachte, was erſt dem graßen deutſchen Manne varbehalten war, der uns auch von noch härtern Feſſeln des Latinismus befreite.

Bibliographie.

Adolf, L., Herzensſtille. Lieder und Sprüche. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Beiche, W. E., Geographiſche Skizzen aus Europa. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde und zur Belebung des geographiſchen Unterrichts. Langenſalza, Greßler. Gr. 8. 24 Ngr.

Bibliothek geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. 1ſter und 2ter Band. Jena, Coſtenoble. Gr. 8. à 1 Thlr. 20 Ngr.

Lucretia Borgia, die fürſtliche Giftmiſcherin, oder die Geheimniſſe von Rom. Nach dem Engliſchen. Herausgegeben von H. J. Köppen. 1ſte bis 4te Lief. Berlin, Köppen. 8. à 3 Ngr.

Carriere, M., Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit. 3ter Bd. Das Mittelalter. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Deutſche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann. 3ter Bd. Schauſpiele aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von J. Tittmann. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Erinnerungen an Abby Bolton. Verfaßt von ihrer Schweſter. Frei nach dem Engliſchen von Minna Waldner. Einzig rechtmäßige, von der Verfaſſerin autoriſirte deutſche Ausgabe. Baſel, Spittler. 8. 3 Ngr.

Gulbery jun., R., Wenn Wilhelm nicht wär'?! Original-Poſſe mit Geſang in 1 Akt. Muſik von Otto Roſenberg. Altona, Verlags-Bureau. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Herrenhaus-Raketen. I. Cardinal Vallavicino und Freih. v. Kraus. II. Kaiſer Joſef II. und Graf Blome. Linz, Danner. Br. 8. 10 Ngr.

Homer's Odyſſee in Reimen überſetzt von A. v. Carlowitz. Dresden, Türk. 8. 1 Thlr.

Horváth, M., Auf Ludwig Kossuth's neuere Briefe. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von A. Dux. Pest, Lauffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Huet, F., Die religiöse Revolution im XIX. Jahrhundert. Aus dem Französischen nebst Einleitung und Anmerkungen von M. Hess. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lawrence, W. B., Commentaire sur les éléments du droit international et sur l'histoire des progrès du droit des gens de Henry Wheaton. Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton. Tome premier. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Ule, O., Die erſte deutſche Nordpol-Expedition. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 5 Ngr.

Vonbun, J. F., Feldkirch und seine Umgebungen. Historisch-topographische Skizze, ein Führer für Einheimische und Fremde. Innsbruck, Wagner. 16. 16 Ngr.

Woll, K. A., Gedichte. Speyer, Kleeberger. 8. 25 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſpräche mit Goethe

in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Dritte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Eckermann's „Geſpräche mit Goethe" bilden bekanntlich ein unentbehrliches Supplement zu Goethe's Werken; nur hier findet ſich über vieles, was in ſeinen Schriften und ſeinem Leben des Nachweiſes bedarf, die richtige Erklärung aus des Dichters eigenem Munde. Das Werk hat daher ſtets den Goethe-Forſchern als quellenmäßige Autorität gegolten und iſt auch in faſt alle europäiſche Sprachen (ſelbſt ins Türkiſche) überſetzt worden. Doch beeinträchtigte bisher theils der hohe Preis (6 Thlr.), theils der Umſtand, daß der dritte Theil in anderm Verlag als der erſte und zweite erſchienen war, die allgemeine Verbreitung des Werks im größern Publikum. Nachdem es nun gelungen, alle drei Theile in einem Verlag zu vereinigen, wurde vorliegende vollſtändige und um die Hälfte wohlfeilere dritte Auflage hergeſtellt, die kein Beſitzer von Goethe's Werken ſich anzuſchaffen verſäumen ſollte.

Einzelne Theile dieſer dritten Auflage werden nicht abgegeben. Von der erſten Auflage aber iſt noch eine Anzahl Exemplare des dritten Theils vorhanden, welche den Beſitzern der erſten beiden Theile einzeln zum ermäßigten Preiſe von 1 Thlr. (ſtatt 2 Thlr.) geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moſes Mendelsſohn's

geſammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handſchriften herausgegeben von Prof. Dr. **G. B. Mendelsſohn.**

Neue wohlfeile Ausgabe.

Sieben Bände in acht Theilen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe vollſtändig vorliegende Ausgabe enthält die ſämmtlichen Werke Mendelsſohn's, herausgegeben von ſeinem Enkel, und empfiehlt ſich ſowol durch die Correctheit der Texte als durch den billigen Preis von je 20 Ngr. für einen ſtarken Octavband. Dem erſten Bande iſt Mendelsſohn's Bildniß und Facſimile beigefügt.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geſchichten und Bilder.

Von **A. von Sternberg.**

Zwei Bändchen. 8. Geh. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr. 2 Ngr.

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künſtlernovellen, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in Zuſammenhang ſtehen und daher namentlich allen, welche letztere kennen oder ſie beſuchen wollen, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen ſind.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 3 Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen.

Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Zweite wohlfeile Auflage.

Zwölf Bände. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Leſebibliotheken, Hiſtoriker, Genealogen, Publiciſten ſowie Freunde der Geſchichte und Biographie werden auf dieſe neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks beſonders aufmerkſam gemacht. Der Band von durchſchnittlich 30 Bogen koſtet in derſelben nur 1 Thlr., während er in der erſten Auflage $2\frac{1}{2}$ Thlr. koſtete. Das Werk kann vollſtändig auf einmal oder in einzelnen Bänden nach und nach bezogen werden.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauß.

Drei Theile. 8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

Nächſt dem „Leben Jeſu" iſt dieſes umfaſſende Lebensbild Hutten's und ſeiner Zeit das bedeutendſte Werk von Strauß; es zählt der meiſterhaften Darſtellung wegen zu den claſſiſchen Erzeugniſſen der deutſchen Literatur. Um vielfachen Wünſchen zu entſprechen, hat die Verlagshandlung den Preis für kurze Zeit auf 4 Thlr. ermäßigt.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 6 Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Skizzen aus Mittelaſien.

Ergänzungen zu meiner

Reiſe in Mittelaſien.

Von

Hermann Vámbéry,

Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und Literaturen an der k. Univerſität zu Peſth.

Deutſche Originalausgabe.

8. Geh. 2 Thlr.

Vámbéry's gleich nach ſeiner Rückkehr in die Heimat erſchienene „Reiſe in Mittelaſien" iſt bekanntlich als eins der intereſſanteſten unter den neuern Reiſewerken allgemein anerkannt worden und hat ſowol in der deutſchen als in andern Sprachen (engliſch, franzöſiſch, ruſſiſch, ungariſch) die weiteſte Verbreitung gefunden. Eine nothwendige Ergänzung dazu, zugleich auch ein Buch von ſelbſtändigem Werth, bietet er in den vorliegenden „Skizzen", welche ſeine merkwürdigen Abenteuer und Erlebniſſe mehr im Detail erzählen, ſowie zur Ethnographie der mittelaſiatiſchen Völker neue wichtige Beiträge liefern.

Das frühere Werk erſchien unter folgendem Titel:

Reiſe in Mittelaſien von Teheran durch die Turkmaniſche Wüſte an der Oſtküſte des Kaspiſchen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. Deutſche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 3. September 1868.

ıalt: Eine Culturgeſchichte des 19. Jahrhunderts. Von **Rudolf Gottſchall**. — Zur deutſchen Specialgeſchichte. Von **A. Oppermann**. — Eine neue Ueberſetzung Tennyſon's. Von **David Aſher**. — Pietiſtiſche Naturwiſſenſchaft. Von **Karl Ruß**. — **Feuilleton**. (Moderne Dichter.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Eine Culturgeſchichte des 19. Jahrhunderts.

ıdſteine einer allgemeinen Culturgeſchichte der neueſten Zeit. ›n J. J. Honegger. Erſter Band: Die Zeit des erſten ıiſerreichs. Leipzig, Weber. 1868. Lex.-8. 2 Thlr. Ngr.

Für die Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts ſind von Biedermann und andern treffliche Grundlagen gelegt ›en; eine Culturgeſchichte des 19. fehlt uns noch, viel gewichtiges Material auch in der politiſchen Ge- te deſſelben von Gervinus und in den zahlreichen ıturgeſchichten der neuern Zeit enthalten ſein mag, e mehr oder weniger auch das culturgeſchichtliche :t mit ins Auge faſſen.

Der Verfaſſer des obigen Werks hat ſchon in ſeiner ratur und Cultur des 19. Jahrhunderts", wie lbſt ſagt, als der erſte den Verſuch gemacht, in en ſcharfen Strichen die culturgeſchichtliche Entwicke- unſers Jahrhunderts dialektiſch zu entwerfen. Schon :s lag ihm ein größerer Plan im Sinne, zu dem jener Skizze blos den Rahmen ſpannen wollte. Programm des neuen größern Werks legt Honegger · Vorrede dar:

nter dem Titel „Grundſteine einer allgemeinen Cultur- ıte der neueſten Zeit" werden fünf je zwanzig bis dreißig ſtarke Bände eines Werks erſcheinen, das ſich vorſetzt, ndamentalpunkte des culturgeſchichtlichen Ganges in un- Jahrhundert herauszuheben. Folgendes werden ihre ;üge und Zielpunkte ſein: Erſter Band. Das erſte eich. Zweiter Band. Erſte Abtheilung. Die Reſtau- in ihrem politiſchen Schwanken. Zweite Abtheilung. eſtauration auf ihrer reactionären Höhe. Dritter und Band. Das Julikönigthum und die Bourgeoiſie. · Band. Dialektiſcher Abriß über den geſammten Cul- unſers Jahrhunderts und ſeine Endreſultate. der Band mit Ausnahme des dritten kann als eine abſchließend für ſich beſtehen; eine enge geiſtige Uebereinng aber ſoll ſie in ein Verhältniß bringen, das ſie erſt ammen als einen beſtimmt entworfenen Organismus :n und abſchätzen läßt. Das Ganze wird die ſtrengſte ırmigkeit des Sinnes beherrſchen, während umgekehrt leichheit des Stils und der Behandlung innerhalb jedes einzelnen Bandes beim Wechſel der mannichfachen Materien ſich geltend machen werden.

Weiterhin heißt es:

Auch dieſe größere Arbeit wird wenig ins Detail gehen; was ſie gibt, heiße ich deshalb «Grundſteine», denn ſolche möcht' ich legen für eine allgemeine Culturgeſchichte, die nach mir ein anderer entwerfen mag. Die Grundgedanken der Zeit möcht' ich kurz und ſcharf fixiren, ihr die beſondere Signatur ablauſchen und das Fundament herſtellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geiſtesgeſchichte unſerer vielbewegten und weithin ſtrebenden Zeit. Die Natur hat mir ſo viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelheiten zu ſtudiren, aber nicht genug, mich ſelber ausarbeitend mit ihnen zu befaſſen. An dem Bächlein, das den großen Stromlauf ſchwellen hilft, mag ich gern ausruhend verweilen; aber als Maler würd' ich ſeine idylliſche Ruhe ſchwerlich zeichnen; mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und gewitternden Höhen. Die weitreichenden Vorſtudien des Ganzen ſind abgeſchloſſen, der Organismus und die Gliederung des ungeheuern Materials lange durchdacht; ſie bleibt im Ganzen diejenige meiner frühern Skizze. Die einzelnen Bände werden ſich Jahr um Jahr folgen.

Die Vorzüge, welche wir jener erſten Studie nachrühmen durften: Selbſtändigkeit des Urtheils, Prägnanz des Stils, Reichthum an geiſtvollen Reflexionen und Parallelen, fehlen auch dieſer größern Arbeit nicht; doch darf die Kritik an das umfaſſendere Werk auch einen etwas höhern Maßſtab legen.

Der erſte Band behandelt die Zeit des Conſulats und Kaiſerreichs, und zwar zuerſt die allgemeine Politik, dann die innere Politik und Gebietsgeſtaltung der einzelnen Staaten. Hierauf folgen in geſonderten Abſchnitten: „Sociale Züge", „Erfindungen, Technik und Bauten", „Reiſen, Entdeckungen und Coloniſationen", „Wiſſenſchaft und gelehrte Forſchung", „Tagesgeſchichte und Politik, Memoiren, Journaliſtik", „Bildende Künſte", „Theater und Muſik", „Schöne Literatur", welcher letztere Abſchnitt faſt die Hälfte des ganzen Bandes einnimmt.

Wir haben uns ſo oft mit aller Entſchiedenheit gegen

Digitized by Google

die ungegliederte, alles durcheinanderwerfende, mit Notizen und Excerpten geſpickte Darſtellungsweiſe ausgeſprochen, wie ſie in der neueſten Auflage der Julian Schmidt'ſchen Literaturgeſchichte und ähnlichen Schriften chronologiſcher Anordnung herrſcht, daß wir gewiß keiner Misdeutung ausgeſetzt ſind, wenn wir umgekehrt in einer Culturgeſchichte die allzu ſcharfe Sonderung der geiſtigen Production nach ihren einzelnen Fächern tadeln. Denn die Cultur geht aus der wechſelſeitigen Beſtimmung und Durchdringung aller geiſtigen Beſtrebungen hervor, ſie iſt ein Product aller dieſer Factoren; doch aus der Analyſe der einzelnen Factoren allein gewinnt man noch nicht die Einſicht in das Product. Wir vermiſſen, mit einem Wort, in Honegger's Culturgeſchichte den durchgängigen Pragmatismus, der uns den Genuß gewährt zu erkennen, wie das Ganze ſich aus den einzelnen Fäden herausbildet; ſie hat vielfach einen encyklopädiſchen Charakter, der hier und dort an das Regiſterhafte und die trockene Nomenclatur ſtreift. Die oft ausgezeichneten literariſchen Porträts möchten wir deshalb keineswegs miſſen; gerade in dieſen ſcharfgezeichneten Charakterköpfen liegt ein Hauptvorzug des Werks, und wir ſind weit davon entfernt, die Bedeutung des Individuums für den Gang der allgemeinen Entwickelung zu verkennen; doch wir wünſchten, daß dieſe Charakterköpfe nicht allzu ſehr als Rahmenmedaillons erſchienen, ſondern daß ſie in die Kette der culturgeſchichtlichen Darſtellung an geeigneter Stelle eingefügt wären. Schon das Porträt Napoleon's ſelbſt, welcher die ganze Epoche beherrſcht, erſcheint uns als zu ſkizzirt; der Verfaſſer verläßt die Staffelei zu früh, um uns einen Excurs politiſcher Geſchichte des Kaiſerthums zu geben, einen welthiſtoriſchen Abriß, der ebenſo gut an jeder andern Stelle wie in einer Culturgeſchichte der neueſten Zeit ſeinen Platz finden könnte.

Nach unſerer Anſicht hätte der Gang der politiſchen Ereigniſſe nicht vornweg dargeſtellt, ſondern als leitender Factor in die ganze culturgeſchichtliche Entwickelung verflochten werden müſſen. Honegger hätte z. B. in Deutſchland die Jahre der Herrſchaft und des Drucks in ihrer Einwirkung auf unſere Literatur, auf unſere geſellſchaftlichen Zuſtände, dann wieder den Befreiungskampf und alle Lebenszeichen des erwachenden Nationalbewußtſeins in ihren innern Zuſammenhängen ſchildern ſollen. Statt deſſen erhalten wir hier die Politik, dort die Literatur — und wenn auch dieſe durch jene beleuchtet wird, ſo geſchieht dies doch nicht mehr als in jeder Literaturgeſchichte, deren Verfaſſer Einſicht genug beſitzt, die literariſchen Richtungen mit den großen Zeitereigniſſen in Zuſammenhang zu bringen. Ja es iſt ein paradoxes Spiel des Zufalls, daß unſere Literarhiſtoriker Culturgeſchichte ſchreiben, und unſere Culturhiſtoriker Literaturgeſchichte; man vergleiche Julian Schmidt und Honegger, um dies beſtätigt zu finden. Die literaturgeſchichtliche Abtheilung des Honegger'ſchen Werks verdient als ſolche hohes Lob, ſeine Kritik iſt weit unbefangener und treffender als die von Julian Schmidt; aber in ihrer faſt ſelbſtändigen Iſolirung entſpricht ſie keineswegs der Aufgabe, Mitträgerin einer culturgeſchichtlichen Darſtellung zu ſein.

Während Honegger in der Geſchichte unſerer philoſophiſchen Syſteme mit Recht auf Kant zurückgeht, deſſen Hauptwerke in das vorige Jahrhundert fallen, hält er es ſeltſamerweiſe nicht für nöthig, Goethe und Schiller mit in den Kreis ſeiner literargeſchichtlichen Darſtellung zu ziehen. Welche Momente von culturhiſtoriſcher Bedeutſamkeit ließ er ſich damit entgehen, abgeſehen davon, daß es ſchon in chronologiſcher Hinſicht eine Incorrectheit iſt, unſere Claſſiker auszuſchließen, da Schiller's beſte Dramen nach dem 18. Brumaire das Licht der Welt erblickten und Goethe's literariſche Thätigkeit weit in unſer Jahrhundert hineinreicht. Hier war es offenbar die Aufgabe des Culturhiſtorikers, den Einfluß der Napoleoniſchen Weltpolitik auf den Kreis hoher und vornehmer Bildung, der in Weimar am Altar der Muſen und Grazien opferte, aus den Actenſtücken der Epoche nachzuweiſen. Da durften die zahlreichen Aeußerungen Goethe's über Napoleon, die Begegnung der beiden großen Männer, das Mistrauen, das der Dichter gegen den Erfolg der deutſchen Freiheitsbeſtrebungen hegte, ebenſo wenig unerwähnt bleiben wie die geheimen Zuſammenhänge der Schiller'ſchen Tragödie mit dem Fatum der Tuilerien; denn Schiller's „Wallenſtein“ iſt nicht blos aus dem Boden des Dreißigjährigen Kriegs emporgewachſen, wenn man näher hinſieht, erkennt man in ihm die Züge eines Bonaparte wieder, die Züge eines kriegeriſchen Genius, der ſeiner Epoche das Gepräge aufdrückt, die Phyſiognomie des ehrgeizigen Feldherrn, der nach uneingeſchränkter Macht ſtrebt; wie aber in der „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ der Geiſt nationaler Unabhängigkeit mit prophetiſcher Begeiſterung verkündigt wird, wie namentlich in dem letztern Stück die geiſtigen Impulſe der Befreiungskriege lebendig ſind, das iſt ſo allgemein bekannt, daß es ein Culturhiſtoriker der Epoche um ſo weniger mit Schweigen übergehen durfte. In dem Briefwechſel Schiller's mit Goethe, Körner u. ſ. w. findet man wenige, an die Zeitgeſchichte anknüpfende Reflexionen; ſeine Poeſie aber iſt getränkt mit dem Genius derſelben, den er tief in ſich aufgenommen und ſeine Dramen bilden die Brücke von der ſchöngeiſtigen Inſel, auf welcher ſich Dichtung und Kunſt in Weimar iſolirt hatten, zu jenem nationalen Feſtlande, auf welchem ſich die großen Maſſen und ihre geiſtigen Führer, die Sänger der Befreiungskämpfe, bewegten.

Ungezwungen hätte ſich hieran die Darſtellung angereiht, wie der Apoſtel deutſchen Stillebens, Jean Paul, der ſich ſo ganz in die tiefſte Gemüthswelt eingeſponnen hat, hinausgedrängt wurde auf das öffentliche Forum, um ſich in ſeinen „Dämmerungen“ und „Friedenspredigten“ an das Gewiſſen der Nation zu wenden. In ſolcher culturgeſchichtlichen Anknüpfung, immer in Beziehung zu dem Grundthema und von ihm ausgehend, würden die Dichterporträts eine über die blos literariſche Kritik hinausgehende Bedeutung gewinnen. Die Geneſis der Romantik, namentlich in ihrer Wendung zu altdeutſch volksthümlichem Weſen, zur Sagenwelt der Vorzeit, iſt ebenfalls als ein Rückſchlag gegen die Weltherrſchaft des Napoleonismus zu begreifen. In die Epoche der preußiſchen Reformen war Fichte einzureihen; hier konnten ſeine „Reden an die Nation“ als Blüte ſeiner Weltanſchauung betrachtet und mit Anknüpfung an dieſe Großthat patriotiſcher Beredſamkeit ſein philoſophiſches Syſtem entwickelt

Digitized by Google

werden. Dann tritt uns Heinrich von Kleiſt entgegen, eine der culturhiſtoriſch intereſſanteſteu Geſtalten, in welcher ſich der Zwieſpalt der Zeit am ſchärfſten bis zum tragiſchen Abſchluß ausprägte. Hier genügt nicht das kritiſche Porträt des Dichters, welches Honegger mit gewohnter Schärfe entwirſt. Sein Leben, ſeine Briefe geben für den Culturhiſtoriker das reichſte Material; in ihnen ſpricht ſich die Grundſtimmung der Epoche mit den Klängen einer herzzerreißenden Verzweiflung aus; ja Honegger vergißt ſogar die patriotiſchen Gedichte Kleiſt's zu erwähnen, die in ihrem hinreißenden Odenſchwung zu ſeinen gelungenſten Productionen gehören. Auch die Charakteriſtik Körner's iſt blos eine literariſche; welche reichen Beiträge für das Culturgemälde der Befreiungskriege enthält eine Biographie, ſein Briefwechſel! Die Begeiſterung der damaligen Jugend für die Sache des Vaterlandes kann wol kaum ſchlagender dargelegt werden als durch den heldenmüthigen Entſchluß des jungen Körner, der die glücklichſte und verheißungvollſte Lebensſtellung, eine geliebte, vor kurzem erſt gefundene Braut verläßt, um die Büchſe auf die Schulter zu nehmen und dem Tod für das Vaterland entgegenzugehen. Wenn ein Culturhiſtoriker es verabſäumt, derartige einzelne Züge in ſein Werk mit aufzunehmen, ſo fehlt ihm auch die warme Beleuchtung für das Ganze.

Daß Ludwig Uhland vor Körner und Arndt beſprochen wird, iſt offenbar ungerechtfertigt, um ſo mehr, als das Geſammtbild dieſes Dichters erſt in die folgende Epoche, in die Epoche der Reſtauration gehört. Daſſelbe gilt von Müllner und Grillparzer, deren erſte Hauptwerke: „Die Schuld" und „Die Ahnfrau", 1816 erſchienen ſind. Ebenſo wenig iſt abzuſehen, warum Thomas Moore, deſſen vorzüglichſte Leiſtungen in die nächſte Epoche fallen, bereits in dieſem Bande abgehandelt wird, während Lord Byron für den nächſten aufgeſpart bleibt.

Wir wollten hier nur an einzelnen Beiſpielen erläutern, wie Honegger hinter der Aufgabe des Culturhiſtorikers zurückbleibt, alle Lebensäußerungen einer Epoche in ihrem innigen Zuſammenhang zu betrachten; es iſt in ſeinem Werke nicht alles wie aus einem organiſchen Keim heraus entwickelt. Mochte er immerhin die culturgeſchichtlichen Gebiete vereinzeln, um jedes ſchärfer beleuchten zu können — der leitende Faden, der einheitliche Zuſammenhang des Ganzen durfte nicht der glänzenden Detailmalerei geopfert werden. Während die Literaturgeſchichte häufig einen Misbrauch mit den Briefen der Dichter treibt und die verlorenſten Blättchen zuſammenſucht, um in leerer äußerlicher Weiſe zu erklären, was nur der Genius mit innerer Nöthigung als ſeine Blüte ans Licht trieb, darf die Culturgeſchichte durchaus nicht verabſäumen, reichen Stoff aus dieſen biographiſchen und brieflichen Ueberlieferungen zu ſammeln, in denen ſich die Stimmung der Zeit oft mit überraſchender Schärfe ausprägt und welche über das Verhältniß der Dichter zu den gleichzeitigen weltbewegenden Mächten die beſte Auskunft geben. Möchte Honegger in den künftigen Bänden ſeines Werks dieſe Stoffquelle mehr berückſichtigen; iſt doch über das ſociale Leben der Zeit, über den Salon in Paris, Berlin und Weimar, über den Einfluß der Frauen das Honegger'ſche Werk ſo ſchweigſam, als ob dieſe Momente nicht mitzählten in einer Geſchichte der Cultur! Oder gehört ein Prinz Louis Ferdinand, eine Pauline Wieſel, eine Rahel nicht in dieſelbe? Erſcheint ein Gentz nicht in ganz anderer Beleuchtung, wenn aus den zahlreichen Memoiren und Briefen, die über ihn aus unerſchöpflichem Oelkrüglein ergoſſen werden, uns die bezeichnendſten Wendungen in ſeinem Leben, die ſchlagendſten Anekdoten mitgetheilt werden, als wenn uns ſein fertiges Bild in heller Beleuchtung gezeigt wird?

Mit einem Wort, die Culturgeſchichte hat uns die Entwickelung ſelbſt zu geben, nicht das Reſultat, am wenigſten in der Geſtalt ſummariſch abſchließender Urtheile. Das erſcheint als der Hauptfehler dieſes erſten Bandes, daß die Kritik, namentlich die äſthetiſche, ſich allzu oft ausſchließlich des Scepters bemächtigt, während die äſthetiſche Seite für die Culturgeſchichte keineswegs eine maßgebende Bedeutung in Anſpruch nehmen kann.

Honegger ſagt ſelbſt in der Vorrede:

Ich weiſe auf eins als auf das mit dem lebendigſten Intereſſe von mir Behandelte hin: es ſind die pſychologiſchen Porträts, gewiſſermaßen die Genrebilder der Zuſtände und Perſonen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; iſt mir etwas gelungen, ſo ſollten ſie es ſein, beſonders wo die ſubjective Begeiſterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht' ich doch, ſoweit es irgend möglich, der Seele der Zeit ſelbſt nachgehen und ſie erfaſſen! Die Literatur iſt dieſer Anſchauung nur das eine, aber das weſentlichſte Element, die Sprache des Geiſtes der Zeit. So haben für mich jene Bilder ſo ſehr den meiſten Werth, daß ich den Reſt faſt blos als das zur Vollſtändigkeit nothwendige Material betrachte; möchten ſie in ihrer fertigen Zeichnung dem Leſer das werden, was ſie bei der Skizzirung lange dem Autor waren, für den ſie nun nach ihrer Vollendung verblaßt ſind!

Wir erkennen bereitwillig die Vorzüge dieſer Porträtmalerei an; es iſt Kraft und Mark in der Zeichnung; die Farben haben eine wohlthuende Sattheit; der Stil Honegger's eine Prägnanz, die ſich hier von den Ueberſchwenglichkeiten ſeiner „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" meiſtens freihält. Das Porträt von Alexander von Humboldt, welcher in dem Abſchnitt: „Reiſen, Entdeckungen und Coloniſationen" den leuchtenden Mittelpunkt bildet, mag den Beweis hierfür übernehmen:

Das wahrhaft Geniale in Humboldt's Natur liegt in der innigen Verſchlingung umfaſſendſter Beobachtung und Empirie mit weitgehender, großartig combinirender Speculation; des ſtrengſt Wiſſenſchaftlichen und Exacten in Forſchung und Darſtellung mit lebensfriſcher, poetiſch warmer Faſſung, die ſich ebenſo gefühlt ausſpricht; der ins einzelne und kleinſte gehenden Unterſuchung mit den höchſten und umfaſſendſten Problemen — eine Vermählung, die in ihrer Innigkeit und Geiſtigkeit überraſchend den Eindruck eines vollen Ganzen von ſeltenſtem Reichthum macht; er iſt großartig erfüllte Harmonie. Alexander von Humboldt repräſentirt die mit ſcharfſinniger Philoſophie verbundene Empirie, wie ſein gleich großer Bruder die Verknüpfung tiefſinniger Philoſophie mit empiriſch-realen Studien, und ſo ergänzen ſich die zwei hohen Geſtalten wie die weiten Gebiete ihrer Wiſſenſchaft — ſie beide, verſchieden und doch ähnlich, ſind Sterne erſter Größe. Wie in der unendlichen Mannichfaltigkeit der ſo verſchlungenen und doch wieder ſo differenten Facten, die er beherrſcht, die wunderwerthe Tragweite und zugleich die wiſſenſchaftliche Klarheit des Humboldt'ſchen Geiſtes zu Tage tritt, ſo bekundet ſeine Genialitä ſich in folgender Erſcheinung: Keines ſeiner Facten ſteht vor ſeinem Geiſt in unverbundener Iſolirtheit; es iſt ein ſtetsfort beſtimmtes großes Princip, das ſie verknüpft, entweder gefunden oder Humboldt fragt nach ihm; das iſt das Philoſophiſche in ihm,

Digitized by Google

groß ſchon in den ungelöſten Fragen und größer im Suchen als der leere Empiriſt mit ſeiner Maſſe abgeriſſen todter Facten; er will auch nicht die bloße Empirie (ſ. die Vorrede ſeines Werks); denn frühe ſchon ſtrebte der tief poetiſch angehauchte Geiſt, deſſen Auszeichnendes es war, daß er die Erſcheinungen in ſich klar vollendet abrundete und gewiſſermaßen plaſtiſch geſtaltete, nach einem großen, allgemeinen, innerlich belebt erfaßten Naturbilde. Humboldt hat die bedeutſamſten Probleme theils ſelber gelöſt, theils geſtellt, und nicht ohne Intereſſe wäre es, zu unterſuchen, wie viele derſelben er überkommen, wie viele er geiſtig vertieft und durchdrungen, wie viele er ſelbſt aufgegeben. Im ſelben Momente, da ſeine eine Hand feſthält am empiriſchen Factum als Haltpunkt, greift die andere nach ebenſo wiſſenſchaftlichen als geiſtreichen Analogien ins Allgemeine. Und wo er ſich zu großen Culturanſchauungen und Civiliſationsplanen erhebt, da entwickelt er neben mathematiſcher Abwägung und ſchlagender Berechnung aller Verhältniſſe inniges Gefühl und echt humanen Sinn — die wahre Wiſſenſchaft weitet das Herz, und auf der Warte ſeines geiſtigen Seins und Wiſſens blickt er trotz des ironiſchen Kammerherrnſpiels von etwas frivolem Anſtrich ruhig und ſicher auf die Sophismen und Beſchränktheiten kleinlicher Zeiten und Geiſter. So bricht denn auch da, wo die Größe einer tropiſchen Naturſcene ihn faßt oder wo leiſe Erinnerungen über ſein Herz gehen, das Gefühl in bewegte Worte aus, und die Schilderung nimmt den Charakter innerer Ergriffenheit an, um ſo beweglicher, je ſeltener der ernſte Wanderer ſein individuelles Gefühl Wogen ſchlagen läßt. So fügen ſich ihm die Züge immer zu einem vollkommen abgeſchloſſenen Kunſtwerk, das der lebende Spiegel wird hoher geiſtiger Ganzheit, friſch wie Meeresluft und reich wie Tropennatur die lebenvollen Striche entrollend. Die Quader ſeiner mächtigen Bauten aber legt er aus in einer Reihe von Einzelſchriften über die ſpeciellen Wiſſenſchaften. Humboldt's prachtvolle Sprache iſt klar wie der Geiſt, beſtimmt und gedankenreich, ſtreng wiſſenſchaftlich und doch voll Reiz, ganz von ſeiner Weſenseigenthümlichkeit getragen, aber nie geſucht, voll, aber nie ſchwer. Die lichten Perioden ſchreiten in lebendig wechſelnder Wellenbewegung vor und verknüpfen ſich in weichen Rundungen; ein vergeiſtigtes Princip wirft wie im geheimen auf den Ausdruck ein in immer neuer Schöne blühendes Colorit.

Das Regiſter der einzelnen Erfindungen in der Technik und Entdeckungen in der Wiſſenſchaft auf den verſchiedenſten Gebieten iſt mit Fleiß zuſammengeſtellt, macht aber hier und dort doch den Eindruck eines unverarbeiteten Materials. Aus der encyklopädiſchen Zuſammenſtellung deutſchen Gelehrtenfleißes treten wir erſt mit Schleiermacher heraus, deſſen vermittelnder Standpunkt in gewohnter Weiſe, doch mit Schärfe und Prägnanz charakteriſirt wird; dem Porträt Schleiermacher's folgen diejenigen von Eichhorn und Creuzer.

Die Darlegung der philoſophiſchen Hauptſyſteme eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel geht auf den Kern derſelben ein und enthält, ſo ſchwierig dies bei einem bereits ſo vielfach behandelten Thema ſein mag, doch manches Neue. Sie iſt im ganzen gerecht gegen unſere großen Denker; mit vieler Wärme iſt namentlich Fichte charakteriſirt. Von Hegel heißt es:

> Hegel's logiſche Conſtruction iſt der umfaſſendſte und ſtolzeſte, aber mislungene Verſuch, abſolut eine nicht blos weltbezwingende, ſondern ſelber weltſchöpferiſche Begriffsherrſchaft herzuſtellen — Panlogismus. Die ſich potenzirende Naturkraft Schelling's vertritt der logiſche Begriff, das Abſolute als Denkthätigkeit iſt die Subſtanz der Welt, das menſchliche Denken in ſeiner höchſten Stufe göttliches, ſeine Entwickelung durch Negation und Zuſammenfaſſen zu höherer Einheit zugleich Entwickelung der objectiven Beſtimmungen der Mächte der Welt — Ontologie.

Gelungen iſt im einzelnen namentlich der Nachweis, was Hegel den frühern Syſtemen Fichte's und Schelling's entlehnt hat, ein Nachweis, der nicht leicht zu führen iſt, indem Hegel's Genius eine außerordentliche Aſſimilationskraft beſaß und den Stempel ſeiner Originalität auch entlehntem Gut aufzudrücken verſtand:

> Der logiſche Begriff, der alle Realität iſt, bewegt ſich in ähnlicher Weiſe wie Schelling's ſich potenzirende Naturkraft und vertritt dieſelbe. Dieſer Begriff ſchlägt von ſelbſt um in ſein Gegentheil und kehrt wieder in ſich zurück, um von neuem die Expanſion zu einer höhern Stufe zu beginnen. Was bei Schelling die Natur, thut hier der Begriff — abſoluter Idealismus, Panlogismus. Subject-Object wird der abſolute Begriff, und die Entwickelung deſſelben bis zur concreteſten Fülle liegt in der Logik. Dieſe Stellvertretung ſelber geht aus Schelling hervor, dem alles Leben actuelles Denken und das Abſolute überall eine und dieſelbe abſolute Vernunft iſt.

In Bezug auf Fichte heißt es:

> Die ſchlechthinige Vorausſetzungsloſigkeit und Verſchmähung aller Erfahrung, das reine Denken und damit der vollendete Apriorismus, die dialektiſche Methode: Setzen, Entgegenſetzen und Verbinden finden ſich alle ſchon bei Fichte und werden von Hegel durchweg aufgenommen, weiter ausgebildet und durchgreifender applicirt. Hegel iſt vollſtändig überzeugt von der Bedeutung des Genetiſchen im Erkennen und inſofern der treue Fortſetzer von Fichte's Lehre. Er will keine Unmittelbarkeit im Wiſſen, wie ſie bei Schelling und ſeiner Schule ins verworrenſte Verquicken umgeſchlagen hatte, ſondern tritt — und dies iſt ſein beſtes Verdienſt — dieſem phantaſtiſchen Behaupten gleich von Anfang an mit der ihn auszeichnenden Energie entgegen. Ebenſo ſehr iſt er im Rechte, wenn er der Anmaßung des Ich in dem verflüchtigten Idealismus gegenüber mit Schelling die Berechtigung der Natur feſthält.

Die Hegel'ſche Methode findet Honegger unzureichend:

> Sie hat mächtig gewirkt, indem ſie die logiſchen Forderungen ſpannte, aber ſich ſelbſt gefällt dadurch, daß ſie dieſelben überſpannte und entwickelnd begreifen wollte, was ſich nur begreifen läßt. Die Methode erzeugt nichts ohne die Erfahrung, das Syſtem kann auf keinem Punkte ſeines Fortſchreitens beſtehen ohne die Anſchauung, es leiſtet auf keinem, was es behauptet.

Daß Hegel eine neue Auffaſſung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften begründet hat, gibt Honegger zu; doch meint er, daß erſt die linke Seite die urſprüngliche Wahrheit des Syſtems weitergebildet habe und erſt von ihr eine allgemeine Einwirkung von ebenſo überraſchender Weite als Intenſität ausgegangen ſei. Wenn er den Stil Hegel's unverſtändlich, ſchwer, hart und unſchön, die Sprache bald abgeriſſen, nachläſſig, incorrect findet, bald die mächtigen Ideen ſchwerfällig in einen Schwall dunkler Worte hüllend, ſo verdiente der zum Theil berechtigte Tadel doch die einſchränkende Ergänzung, daß ſich in der Bildlichkeit der Hegel'ſchen Ausdrucksweiſe ebenſo oft eine ſchlagende Prägnanz und grandioſe Intuition ausſpricht, wie ſie ſonſt nur großen Dichtern und Sehern eigen zu ſein pflegt.

In dem Abſchnitt: „Theater und Muſik", iſt am anſprechendſten der Dithyrambus auf Beethoven, deſſen Richtung übrigens auch ohne die Spielerei geiſtvoller Reflexionen aus dem Genius des Napoleoniſchen Zeitalters heraus entwickelt werden konnte.

Die allgemeinen Betrachtungen, mit denen Honegger den Abſchnitt: „Schöne Literatur", einleitet, erſcheinen uns in vielfacher Hinſicht lückenhaft. Die „Influenzen vom 18. Jahrhundert in der deutſchen Literatur" knüpfen nur an die „Allgemeine deutſche Bibliothek",

Digitized by Google

Lafontaine und Kotzebue an, erwähnen flüchtig
hiller und Goethe, gedenken aber Wieland's, Her-
r's, Leſſing's, Klopſtock's mit keiner Zeile. Honeg-
: ſpricht von dem „ſchwachen Fortleben der claſſiſch-
hiller'ſchen Richtung im Drama“, während in die Epoche,
er ſchildert, zunächſt noch die Schiller'ſchen Meiſter-
rke fallen. „Faſt unerklärlich ſchnell verliert ſich die
te claſſiſche Weiſe, wie Schiller ſie vertreten hatte; es
t eine vollſtändige Umgeſtaltung vor ſich, wie in den
ensgeſchicken der Völker, ſo in den Lebensanſchauungen
Schriftſteller.“ Honegger erwähnt nur die beiden
lin als Nachahmer Schiller's. Er vergißt ganz Theodor
ner, deſſen Dramen auf allen deutſchen Bühnen hei-
ch waren; er vergißt, daß die Schickſalstragödie im
entlichen an Schiller anknüpft; ſagt er doch ſelbſt von
llner, daß die Sprache ſtark an Schiller mahne und
j ſei an den handgreiflichſten Reminiſcenzen an dieſen
hter; er vergißt, daß in Raupach und Auffenberg
er wiederum die Nachahmung Schiller'ſcher Dichtweiſe
der Bühne zur Herrſchaft kam, wie überhaupt die
ſche höhere Tragödie nur auf den Bretern heimiſch
be, wo ſie in das Schiller'ſche Fahrwaſſer einlenkte,
rend die irrlichtelirenden „Spottgeburten aus Dreck
Feuer“, mit denen uns die Shakſpearomanen be-
kten, entweder gar nicht auf die Bühne kamen oder
flüchtig vorübergaukelten.

Die Charakteriſtik Jean Paul's beginnt mit den Worten:

Jean Paul, gleich unnatürlich gebildet wie naturwidrig
inirend und ſchreibend, mit verkünſteltem und zugleich ver-
rtem Stil, einer in Gefühlsſchwärmerei erkrankten Natur
reale Sinnenbildung, das unorganiſche Compoſitum von
ärmerei und Reflexion mit einem zügelloſen Humor, der
nah' an die Satire wie an die gläubige Verehrung ſtreift, —
Paul iſt der angemeſſene mignon der in halbwahrer Ge-
cultur hindämmernden Frauenwelt und aller weiblichen
ither. Starke Nerven ſtößt er ab, ſchwache überreizt er.

Wenn Honegger weiterhin von dieſem Autor ſagt:
ſt und Phantaſie ſchimmern reich, ſind es aber keines-
, ſondern eher arm und monoton“, ſo muß man
gegen dies Urtheil proteſtiren. Den geiſtigen Reich-
Jean Paul's haben ſelbſt Schiller und Goethe in
„Xenien“ zugegeben. Man darf hierbei zweierlei nicht
chſeln. Der Dichter iſt nicht reich an Geſtaltungs-
in ſeinen Werken wiederholen ſich dieſelben Typen;
bſt hat ſtets das Bewußtſein, oft die Abſicht dieſer
rholung; aber ſein innerer Reichthum an Gedanken
Empfindungen, an Witz und Laune, an tiefer und
nghafter Welterfaſſung, an einer, wir möchten ſagen
iven Phantaſie, welche mehr für den orientaliſchen
us als die geſchloſſene Geſtaltenwelt des Romans
Dramas geſchaffen iſt, ſein Reichthum an Detail-
in idylliſcher Kleinmalerei, an feinen Welt- und
henbeobachtungen darf durchaus nicht in Abrede ge-
werden. Die Innigkeit ſeiner oft dithyrambiſchen
empfindung wird von keinem unſerer Lyriker erreicht,
nigſten von den Landſchaftsmalern der Matthiſſon'ſchen
e. Einen ſolchen ſubjectiven Geiſtesreichthum gering
hten, iſt eine ſtarke Verirrung der realiſtiſchen
tik; denn auch triviale Talente verſtehen die Kunſt,
unte lebenswahre Menſchen zu ſchaffen, beliebige
ötzen auf ihrer Töpferſcheibe zu bilden; es kommt
nur auf das geiſtige Maß dabei an. Seit den Zeiten der bibliſchen Propheten hat es aber große Dichtergenien gegeben, deren Gedankenwelt ſo übergreifend reich war, daß ſie für die Geſtaltung des äußern Lebens den Sinn verloren. Will man dieſe großen Gedankendichter verdammen, um die Photographen und Elfenbeinſchnitzer des realen Lebens auf den Thron zu ſetzen? Jean Paul gehört in vieler Hinſicht zu den erſtern.

In ſeiner Beurtheilung der romantiſchen Schule ſtimmt Honegger im weſentlichen mit Julian Schmidt und dem Herausgeber d. Bl. überein; die Beleuchtung, in welche er dieſe Autoren rückt, iſt faſt noch ungünſtiger. Im Widerſpruch mit der herrſchenden Anſicht ſtellt er Auguſt Wilhelm Schlegel weit über Friedrich Schlegel, der den meiſten für den tiefern Geiſt gilt:

Die beiden Schlegel ſtellen ſich mit mehr Berechtigung, als ihrer Poeſie zukommt, weſentlich die Aufgabe, das romantiſche Princip in der Kritik und durch ſie zu fixiren. Beide Vertreter derſelben Schule, beide denſelben Gebieten zugewendet, fordern ſie doch ſehr verſchiedene Werthung. Friedrich hat wenig Bleibendes geſchaffen, ſchon jetzt iſt das meiſte von dem, was er ſchrieb, vergeſſen; zu früh an weite Aufgaben gegangen, hat er ſie unvollendet liegen laſſen und hernach meiſt zerſtückt gearbeitet. Anders ſein Bruder. Wäre nichts weiter als die dramatiſchen Vorleſungen, ſo hat er ſich mit ihnen ein bleibendes Denkmal geſchaffen. Klarheit und Anmuth zeichnen ſeine Proſa aus. Friedrich iſt ein an den Krankheiten der Schule, an denen Auguſt Wilhelm mit leidet, wirklich verkümmerter Geiſt geworden, das leibhafte Beiſpiel der ſich ſelbſt überſchätzenden Unproductivität und weiblich-kokettirenden Senſualität. Er zeigt ebenſo viel Zerſplitterung in den überall höchſt unvollſtändigen Studien wie Verſchwimmen in der Kritik und Poeſie. Auguſt Wilhelm iſt der bei weitem größere Geiſt, weil überhaupt eine kräftigere, in ſich ſichere und klare Natur, die deshalb conſtanter bleibt und immer etwas Claſſiſches wahrt. Es iſt wahr, daß er zu Anfang des Jahrhunderts über ſeine Zeit, die er im Intereſſe der mittelalterlich katholiſirenden Anſchauungen herabſetzt, ebenſo verkehrte Behauptungen aufſtellt wie die andern und einer Vergeiſtigung der Materie und ihrer Beziehungen zum Menſchen nachjagt, die nichts als Magie wird. Aber es ſind Gedankenmomente der ebenſo gut von Paris als von Wien ausgehenden Strömung, die ſein geklärterer Geiſt wieder überwindet, und ſchon um die Mitte des Jahrzehnts ſpricht er ſich mit claſſiſcher Einſicht, ja mit Bitterkeit gegen die Schlaffheit der träumeriſchen Poeſie ſeiner Freunde aus, das Bedürfniß einer kräftigern Regung fühlend. Auch Dichter iſt Friedrich noch viel weniger als ſein Bruder. Die Lyrik der beiden Brüder, die höchſtens gemachte Dichter waren, hat etwas Geſchraubtes, es iſt kaltes Feuer. Aeußere Vollendung: Formvariation, gewandte Technik, beſtechende Sprachkunſt, das iſt alles.

Die Charakteriſtik Ludwig Tieck's iſt herb, aber im ganzen begründet; nur die Parallele mit Jean Paul iſt zurückzuweiſen:

Man ſpürt bei Tieck ebenſo gut als bei Jean Paul die maſſenhafte und zerfahrene Jugendlektüre heraus, ſowie die verfrühte Anleitung zum Literatenleben und allerlei belletriſtiſchem und artiſtiſchem Arbeiten. Bei beiden mußte vorweg alles Eingeſammelte verbraucht werden; ſie haben nie etwas wahrhaft innerlich verarbeitet. Daher die Reminiſcenzen aus aller Welt: aus Shakſpeare, aus den Spaniern, namentlich aber viel breitgetretener Goethe'ſcher Abklatſch, alles verſetzt mit pantheiſtiſchen Verquickungen und nachgemachter Natur. Es geht ſeinen Gebilden immer die innere Wahrheit ab: das Leben ſoll Schein, der Schein Leben ſein; dieſe Phantaſie treibt mit toller Luſt in der „Verkehrten Welt“.

Tieck war wie Jean Paul eine ſubjective Natur, aber ohne die tiefe Innerlichkeit, die Wärme der Ueberzeugung, die Dithyrambik des Naturgefühls. Bei ihm ſpukt das

Digitized by Google

Angeleſene: Calderon, Shakſpeare, Cervantes; für Schiller's Größe hatte er kein Verſtändniß. Es war eine gewiſſe belletriſtiſche Vornehmheit, welche dies literarhiſtoriſche Amalgam, vermiſcht mit eigenen Phantaſtereien, als Spielball einer im Spiel ſich gefallenden Phantaſie benutzte. Doch darf die allerdings erſt ſpäter eintretende Wendung nicht überſehen werden, welche aus dem Dichter des „Phantaſus" einen feinſinnigen, ironiſch-ſatiriſchen Novelliſten machte.

Eine der glänzendſten Charakteriſtiken iſt diejenige, welche Honegger von Châteaubriand gibt. Schon die erſten Seiten enthalten viel Treffendes, geiſtvoll Combinirtes:

Geboren in St.-Malo, jenem maleriſchen Fiſcherſtädtchen an der normanniſchen Küſte, wo die wilde Romantik des die Felſenklippen ſtürmenden Meers großartig aufſteigt — wer mag berechnen, wie viel die jugendliche Phantaſie aus dieſen Gemälden einer hohen und düſtern Majeſtät ſog und treu bewahrte die 47 reichen Jahre ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit (1797—1844) hindurch! Châteaubriand iſt der Sohn der Weite und des Meers geblieben, ein romantiſcher Geiſt, der das Verſchiedenſte mit Liebe umfaßt, immer mit weiten Ausſichten, der in Proſa ſchreibende Dichter der unbegrenzten Phantaſie, am glänzendſten, wo ſeine Melancholie das Ermatten aller menſchlichen Gefühle und Kräfte verfolgt (lassitude), der dichtende Geſchichtſchreiber der Ruinen und des Todes. Gezogen und gebildet iſt er durch zwei ganz verſchiedene, von ſeiner reichen Natur mit derſelben Liebe umfaßte Momente: weiche häusliche Erinnerungen und unermeßliche Reiſen; jene wahren ihm allen Zauber der Jugendfriſche, dieſe beflügeln ſeine glänzende Einbildungskraft. Auch er iſt gleich Madame de Staël aus äußern und innern Gründen dem altfranzöſiſchen Geiſte, ja der Nation entfremdet. Amerika hat ihm die großen Naturanſchauungen geliefert, die Bekanntſchaft mit engliſchen und deutſchen Werken einen ganz veränderten Geſchmack beigebracht, der etwas von Oſſian hat. Schon jung zeigt ſich die unſichere Beſtimmungsloſigkeit ſeiner Natur in dem träumenden Hinleben und Herumtaſten nach einer Lebensſtellung. Es iſt, als habe ihn dieſes haſtige und zielloſe Drängen dahin geführt, die halbe Welt zu durchwandern und die andere durchwandern zu wollen. Ebenſo früh heben die politiſchen und religiöſen Zweifel an. Man kann ihn, namentlich mit Bezug auf ſeine ganz oder halb tendenziöſen, halb hiſtoriſchen Schriften, den Schriftſteller der Reſtauration heißen, doch iſt er auch hierin freier und mit Entſchiedenheit conſtitutionell und kämpft immer für die Freiheit der Preſſe. Er anerkennt, wenn auch hier und da mit einer in Geſchlecht, Erziehung, Natur, Erinnerung, Eigenthümlichkeit des poetiſchen Weſens liegenden leichten Klage, die Macht der neuen Ideen und das Ueberlebte der altritterlichen Sitten und der alten Vorurtheile. Er will die neue und alte Zeit verſöhnen; dieſe Tendenz gibt ihm einen Zug, der an Schleiermacher's theologiſche Haltung erinnert, und macht ihn in der Combination mit jenen Elementen zu einem eigengearteten Product aus neuzeitlichem Verſtändniß und mittelalterlichen Phantaſien; daraus erklärt ſich auch die Miſchung von Natur und Künſtelei im Ausdruck, von Einfachheit und Ziererei im Gefühl, von Wahrheit und Oſtentation in den Sympathien, von wunderbarer Anziehung und befremdender Abſtoßung im Eindruck auf den Leſer.

Auch die Analyſe der einzelnen Werke iſt eine rühmenswerthe. Nicht minder treffend iſt die Charakteriſtik der Frau von Staël; doch vergebens ſuchen wir die intereſſanten biographiſchen Daten von culturgeſchichtlicher Wichtigkeit, welche die Stellung beider Schriftſteller zum erſten Kaiſerthum auch äußerlich illuſtriren; wir erhalten immer nur literariſche Kritik mit flüchtigen culturhiſtoriſchen Streiflichtern. Daſſelbe gilt von den deutſchen Schriftſtellern, die weiterhin unter die kritiſche Lupe genommen werden. Müllner's Verdienſten als Dramatiker wird Honegger ganz gerecht, ja er nimmt die Vorzüge des Dichters gegen ſeine Verkleinerer in Schutz. Dem gehörte nicht blos „Die Schuld", ſondern noch mehr die literariſche Klopffechterei Müllner's zur signatura temporis. Hoffentlich holt der Autor im nächſten Bande den Bericht über dieſe literariſchen Händel nach; ſie treten ſchon bald nach den Befreiungskriegen in den Vordergrund des Intereſſes und ſind ein wichtiges Symptom als Zeichen geiſtiger Verſumpfung, welche ſo früh der friſchen Stimmung jener Kriegszüge folgte.

Wir ſcheiden von Honegger's geiſtvollem Werk mit dem Wunſche, der Verfaſſer möge in den nächſten Bänden das ſummariſche Verfahren, das in den literariſch-kritiſchen Urtheilen liegt, einſchränken und unterbrechen durch die weniger nach Fächern eingeſchachtelte Darſtellung der culturgeſchichtlichen Entwickelung und durch eine größere Fülle thatſächlicher Daten, da gerade oft an Thatſachen im Leben der einzelnen ein unerwartetes Licht auf die von der Menſchheit zurückgelegte Wegſtrecke fällt.

Rudolf Gottſchall.

Zur deutſchen Specialgeſchichte.

Geſchichte von Naſſau, von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, auf der Grundlage urkundlicher Quellenforſchung. Von F. W. T. Schliephake. Erſter bis vierter Halbband. Wiesbaden, Kreidel. 1864—68. Gr. 8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Wenn man die außerordentliche Regſamkeit, welche auf dem Felde der deutſchen Geſchichtsforſchung von Jahr zu Jahr zunimmt, und die bedeutenden Erzeugniſſe derſelben überſchaut, ſo darf man der Hoffnung ſich hingeben, daß das Bild der Vergangenheit unſers Volks bald ungleich richtiger und vollſtändiger ſich werde gewinnen laſſen, als es durchſchnittlich in den gewöhnlichen Lehrbüchern dargeboten wird. Es wird noch eine Reihe von Jahren verlaufen, ehe man die Materialien ſo weit zu Tage geſchafft und das gehörige Maß von Vorarbeiten fertig gemacht hat, um die Maſſe des Stoffs und der wiſſenſchaftlichen Anſichten zu einem Ganzen zu verarbeiten. Die allgemeine deutſche Geſchichte kann ihre Aufgabe nur mit Hülfe der ſpecialgeſchichtlichen Ausführungen, als ihrer unentbehrlichen Vorausſetzung, erreichen. In Deutſchland iſt der geſchichtliche Lebenstrieb ſo mächtig in die Theile und Glieder gedrungen, er hat in dieſe ein ſolches Gewicht gelegt, daß jede Vorſtellung der Geſchichte Deutſchlands, welche die Durchforſchung der beſondern geſchichtlichen Kreiſe und ihrer Eigenthümlichkeit vernachläſſigt, eine ſehr mangelhafte und dürftige bleiben würde. In das Ganze einzudringen und das Allgemeine zu verſtehen, iſt allerdings die Hauptſache, wie es auch das höhere Ziel der geſchichtlichen Entwickelung iſt, daß die in dem bisherigen Entwickelungslauf nur zu ſehr zerfahrenen und einander entfremdeten Glieder des deutſchen Staatskörpers

Digitized by Google

t einem feſten, umfaſſenden und lebensfähigen Organis-
us ſich wieder vereinigen. Nur von der Einſicht in das
anze aus, das als centraliſirende und expandirende Ober-
acht über den Theilen waltet, kann auch die Bedeutung
s Beſondern und der wiſſenſchaftliche Werth der Special-
ſchichte erkannt werden; und da in der Geſchichte, vor-
glich in unſerer vaterländiſchen, Allgemeines und Be-
ideres ſich wechſelſeits in aller Hinſicht berühren und
ingen, ſo fordern wir auch für die Auffaſſung des Be-
dern, daß ſie im Geiſt und Bewußtſein des allgemei-
n geſchichtlichen Lebens gehalten werde, damit das ein-
ie in ſeinen Zuſammenhang als integrirender Theil
genommen werde.

Wir leiten mit dieſer Bemerkung die Anzeige eines
ßern geſchichtlichen Unternehmens ein, deſſen Verfaſſer
ſt in Bezug auf ſeine Schrift auf jene Wechſelbeziehung
veiſt. Er ſagt:

Der Geſchichtſchreiber muß es ſich angelegen ſein laſſen,
Schilderung der Begebenheiten und Zuſtände in ſeinem be-
ern Gebiete auf den Hintergrund der allgemeinen Landes-
Zeitgeſchichte aufzutragen, um durch dieſe Beziehung die
thümliche Bedeutung der Sondergeſchichte ſeines Gegen-
es ins Licht zu ſtellen. Der ſtaatliche, wirthſchaftliche und
che Entwickelungsgang, in ſeiner Ausdehnung über ganze
er, Reiche und Zeitalter, iſt für das Entſtehen und die
ckſale der einzelnen darin umfangenen geſchichtlichen Bil-
gskreiſe von nicht minder tief eingreifendem Einfluſſe, als es
die theils beſchränkenden, theils begünſtigenden Naturbedin-
gen ſind, welche ſowol in der eigenartigen Beſchaffenheit
Landes und des Himmelsſtrichs, wie auch in den körper-
t und geiſtigen Anlagen und Eigenthümlichkeiten der Be-
ler beſtehen.

Von Schliephake's „Geſchichte von Naſſau“ ſind jetzt
Bände herausgekommen. Der erſte behandelt einen
ſchloſſenen Zeitraum, indem er, von den älteſten Zei-
anfangend, bis zu der Theilung der Grafſchaft Naſſau
Jahre 1255 führt, durch welche die beiden Hauptäſte
naſſauiſchen Grafenſtamms, der ältere (nachmals her-
che) und der jüngere (nachmals oraniſche und königs-
niederländiſche) ſich abgeſchieden haben. In dieſem
e werden die älteſten Culturzuſtände in den ſpäter
niſchen Landen zu den Zeiten der Römer und der
kenherrſchaft geſchildert, darauf werden die verſchie-
Dynaſtengeſchlechter in jenen Landſchaften angeführt
aus deren Zahl vorzugsweiſe die Herren von Lippern
Grafen von Laurenburg als Ahnen der Naſſauer
rgehoben, von denen geſchichtliche Spuren bis in die
des 10. Jahrhunderts und deutlicher ſeit dem
des 11. Jahrhunderts ſich verfolgen laſſen. Seit
Jahre 1160 kommt die Benennung: Grafen von
nburg in Abgang, und es wird ſtatt deren der Name
er 1100 erbauten Burg Naſſau angenommen. Gegen
des 12. Jahrhunderts wird der genealogiſche Zu-
enhang der Grafen von Naſſau ſicher und man gewinnt
Einſicht in die alten Beſitzverhältniſſe derſelben, wor-
der Verfaſſer mehrere detaillirte Ausführungen gege-
at. Wir erfahren, daß das Geſchlecht, dem die
n von Naſſau entſproſſen ſind, urſprünglich in ver-
nen Gauen an beiden Seiten der untern Lahn, am
es und Mittelrhein begütert war und mancherlei
beſaß, insbeſondere, daß es in frühen Zeiten in
en zuſammenhängenden Gauen auf der rechten Rhein-
ſeite, ober- und unterhalb des Einfluſſes des Main, die Grafengewalt ausübte. Einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhielten die Beſitzungen deſſelben in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch Erbſchaft und Kauf aus der Grafſchaft Arnſtein, welche damals ſich auflöſte, theils in dem Landſtrich zwiſchen Lahn und Rhein, theils über dem Rhein, in der Vogtei Koblenz. Es iſt hier nicht der Ort, bei dem Einzelnen zu verweilen; wir bemerken nur, daß der Verfaſſer das aus Urkunden und ſonſtigen Quellen geſchöpfte Material in allen Stücken ſeiner Darſtellung zu Nutze gemacht hat, und in der Schilderung von Perſonen und Begebenheiten, in den Nachrichten über die verſchiedenen Herrſchaften, Stiftungen, Verträge, Lehnsverhältniſſe, Schenkungen und anderes in das einzelnſte eingeht und ſeine Schrift mit einer außerordentlichen Fülle von Thatſachen und Aufklärungen ausgeſtattet hat, die für den Leſer dadurch Anziehungskraft hat, daß er alles und jedes durch den ununterbrochenen leitenden Faden der Erzählung in Zuſammenhang und Ordnung hält.

Der zweite Band nimmt die naſſauiſche Geſchichte auf von der Landestheilung an. Durch dieſen Hausvertrag ſetzten die Brüder Walram und Otto, Söhne des Grafen Heinrich des Reichen, ſich auseinander, ſodaß jener die Beſitzungen links von der Lahn, dieſer die rechts von dieſem Fluß gelegenen erhielt. Damit beginnt ein neuer Zeitraum für die Geſchichte Naſſaus, und zwar von großer Ausdehnung, da die Anordnungen jenes Vertrags von 1255 bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nachgewirkt haben. Erſt infolge der Gründung des Deutſchen Bundes wurde die durch jene Landestheilung gemachte Scheidung wieder aufgehoben, indem damals die Linie Oranien-Naſſau aus den alten Stammbeſitzungen an der Lahn, Dill und Sieg ausgeſchieden iſt, jedoch unter Vorbehalt des beiderſeitigen Erbrechts der ſtammverwandten Linien. Ueber dieſen ganzen Zeitraum legt der Verfaſſer erſt eine gedrängte Ueberſicht vor, um den Leſer auf den durch zahlloſe Zerſplitterungen, Erwerbungen, Gemeinſchaften, Wiedervereinigungen und Theilungen von Gütern und Herrſchaften labyrinthiſch verſchlungenen Wegen vorläufig zu orientiren. Eine in alle Einzelheiten ausgeführte Aufzählung wird von den Beſitzungen der ältern Hauptlinie zur Zeit der erſten Landestheilung gegeben, nämlich von den Herrſchaften Wiesbaden, welche von alters her ein Reichslehen der Naſſauer geweſen iſt, Idſtein, Weilburg, der Vogtei des Kloſtergebiets Bleidenſtatt, auch von den mit der jüngern Linie gemeinſchaftlichen Hausbeſitzungen u. a. m. Verbindet man dieſe Aufzählung mit dem Antheil an der Grafſchaft Naſſau, welcher der andern Linie zugefallen war, wohin Dillenburg, Herborn, Siegen, Ginsberg u. a. gehört, und mit den Angaben über die während der folgenden Jahrhunderte an beiden Seiten des Rhein hinzugekommenen Beſitzungen, ſo erhält man ein Bild von der Ausdehnung der durch Erbſchaften, Heirathen, Kauf zuſammengebrachten Gebiete, zu denen auf ſeiten der ältern Linie auch die überrheiniſchen Herrſchaften, die Grafſchaft Saarbrücken, Saarwerden, die Herrſchaften am Donnersberge, Bolanden und Stauf, frühzeitig hinzugekommen ſind. *)

*) Die überrheiniſchen Beſitzungen und von den dieſſeit des Rheins liegenden das Fürſtenthum Siegen ſind bekanntlich bei der Errichtung des

Digitized by Google

Unter den Mitgliedern des naſſauiſchen Hauſes tritt in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts Graf Adolf, der Sohn Walram's, des Gründers der ältern Hauptlinie, in den Vordergrund. Er wurde am 5. Mai 1292 zum deutſchen König erwählt und trug die Krone unter großen Schwierigkeiten, bis er am 2. Juli 1298 gegen ſeinen Nebenbuhler, den Herzog Albrecht von Oeſterreich, den Sohn König Rudolf's des Habsburgers, in der Schlacht bei Göllheim unterlag und den Tod fand. Mit der Lebensbeſchreibung des Königs Adolf, welche in allen Hinſichten aufs genaueſte ausgeführt wird, tritt der Verfaſſer aus der naſſauiſchen Specialgeſchichte heraus in die allgemeine deutſche Reichsgeſchichte jener Zeit. Er ſchickt eine Schilderung der Lage Deutſchlands unter dem König Rudolf, dem Vorgänger Adolf's, voraus, wendet ſich dann zu den Verhandlungen über die Wiederbeſetzung des nach Rudolf's Tode erledigten Throns, ſetzt die Ausſichten Albrecht's von Oeſterreich und ſeine Bemühungen um die Krone auseinander und gibt eine detaillirte Erzählung aller Vorgänge, welche die Zurückſetzung des Habsburgers und die Erwählung des Grafen von Naſſau zur Folge gehabt haben. Dann folgt die Geſchichte der erſten Regierungsjahre des Königs Adolf.

Aus der ſpeciellen Darſtellung dieſes kurzen Zeitabſchnitts läßt uns der Verfaſſer ein deutliches Bild der damaligen heilloſen Zuſtände in Deutſchland entnehmen. Wir ſehen die Nachwirkungen der tiefen Herabwürdigung des königlichen Anſehens in den Zeiten des großen Interregnums; ſowol die Zuſtände während der ziemlich langen Erledigung des Throns nach Rudolf's Tode, wie die Umtriebe und das Verhandeln der Krone bei der Wiederbeſetzung deſſelben geben davon Zeugniß. Die Hauptübel, an denen das Reich krankte, Zwietracht, Uebergriffe der Großen, Schwäche der königlichen Würde und der das allgemeine Wohl preisgebende Eigennutz der Gewalthaber, waren durch das Walten König Rudolf's durchaus nicht überwunden worden. Rudolf hatte nur eine höchſt intereſſirte Hauspolitik verfolgt; in Krieg und Frieden hatte er hauptſächlich die Gründung und Vermehrung der habsburgiſchen Hausmacht vor Augen; was er im übrigen that, war nicht hinreichend, um dem Reiche wieder aufzuhelfen, und freilich war die Zeit nicht dazu angethan, ein ſolches Beſtreben gelingen zu laſſen. Der Verfaſſer ſagt:

> Wenn man die Regierung Rudolf's von Habsburg überblickt, ſo fällt vorzüglich der Eifer auf, womit er ſein Haus zu bereichern bemüht war. Die öſterreichiſchen Herzogthümer hat er gewonnen, Schwaben hatte er im Sinn, auf Burgund hatte er beſtimmte Abſichten und von Ungarn hat er jedenfalls den vordern Theil mit Oeſterreich vereinigen wollen. Das Urtheil laſtet immer auf Rudolf's Regierung, daß das habsburgiſche Hausintereſſe die Seele ſeiner ganzen Reichsverwaltung geweſen iſt, dergeſtalt, daß daneben kein anderes großes Beſtreben für das Reich, weder nach innen, noch gegen außen, bedeutſam und thatkräftig hervorgetreten iſt. Die äußere Politik dieſes Königs iſt die Schattenſeite ſeiner Regierung, wie mangelhaft auch die innere geweſen iſt. In Bezug auf Italien und Frankreich war bei Rudolf's Tode die Lage nicht beſſer als 20 Jahre früher, ja ſie war inſofern verſchlimmert, als in den 18 Jahren einer ordnungsmäßig eingeſetzten und durch keine Gegenwahl erſchütterten Königsherrſchaft die alten Uebel fortgedauert und ſich eingewurzelt hatten. In dieſem Betracht überließ er ſeinem Nachfolger die Krone in dem ſchwierigſten Zuſtande.

Ein Gemälde der äußerſten Erniedrigung des ſogenannten römiſchen Königthums enthüllt ſich aus den Wahlcapitulationen, welche Graf Adolf mit den angeſehenſten unter ſeinen Wählern abgeſchloſſen hat. Wir ſind darüber theils durch längſt bekannte, theils durch neu aufgefundene Urkunden aufs genaueſte unterrichtet, und in Schliephake's Schrift iſt dieſer Gegenſtand vollſtändiger als in irgendeinem andern Werke über dieſen Abſchnitt der deutſchen Reichsgeſchichte behandelt. Die Krone wurde förmlich verhandelt und der künftige König mußte ſich Bedingungen unterwerfen, deren Vollzug zum größten Theil unmöglich erſcheint.

Es iſt wiederholt die Frage aufgeworfen worden: wer unter den Kurfürſten vorzugsweiſe Adolf's Erhebung zum König betrieben und herbeigeführt habe. Neuerdings hat Dr. Lorenz in Wien darzuthun geſucht, daß der Erzbiſchof Gerhard von Mainz (aus dem den naſſauiſchen Grafen verwandten Hauſe Eppſtein) der Urheber der Erwählung Adolf's geweſen ſei. Dieſe Anſicht wird von Schliephake beſtritten; er ſchreibt vielmehr die erſte Anregung der Sache dem Erzbiſchof Siegfried von Köln (aus dem Hauſe Weſterburg, dem Adolf verſchwägert war) zu, die weitere Förderung und Durchführung der Wahl aber allerdings dem Erzbiſchof von Mainz. Für die Schilderung der Umſtände, unter denen Adolf die Krone erhielt, macht dieſe Streitfrage keinen großen Unterſchied; immer bleibt es ausgemacht, daß beide, gleich herrſchbegierige Prälaten, darin wetteiferten, dem künftigen Könige Verſprechungen zu ihrem Vortheil abzudringen und ihm durch maßloſe Verbindlichkeiten die Hände zu binden. Unter den weltlichen Kurfürſten war es der König Wenzeslaus von Böhmen, deſſen Politik damals durch den ſtaatsklugen Propſt Bernard von Meißen geleitet wurde, der für die Bewilligung ſeiner Kurſtimme von dem Throncandidaten den größten Preis ſich ausbedang. Um ihren herrſch- und habſüchtigen Gelüſten nachzugehen, hatten dieſe Wahlfürſten ihr Augenmerk auf einen Mann von geringer Hausmacht gerichtet, da ſie einen ſolchen für willfähriger erachteten. Daher entging die Nachfolge dem habsburgiſchen Hauſe, zumal da das Haupt deſſelben, Herzog Albrecht von Oeſterreich, nicht eben als freigebig und willfährig bekannt war. Ueber die Wahlverhandlungen mit dem Grafen Adolf ſagt der Verfaſſer:

> Es war ein Feilſchen um Vortheile, ein ſchamloſer Raub an den Königsrechten und Königsehren, was den einflußreichſten unter den Wahlherren zur Laſt fällt, und was uns zeigt, wie wenig gerade dieſe die hohe Pflicht, die ihnen vermöge ihres Amtes oblag, achteten, wie wenig ihnen am Wohl des Gemeinweſens gelegen war, indem ſie den Einfluß, den ihnen die

Herzogthums Naſſau durch Staatsverträge abgetreten worden. Naſſau erhielt bei den damaligen und bei frühern Territorialanordnungen entſprechende Entſchädigungen auf der rechten Rheinſeite, namentlich durch ehemals heſſiſche, pfälziſche, kurmainziſche und kurtrieriſche Beſitzungen. Auch das Domanialgut wurde für die Abtretungen ſchadlos gehalten, beſonders durch Güter von kirchlichen Stiftern und ſäculariſirten geiſtlichen Fürſtenthümern. Die naſſauiſchen Fürſten haben die aus alten und neuen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Domanialgüter als Hausbeſitzthum angeſehen. Geſchichtlich angeſehen, iſt darüber kein Zweifel, daß das Stammgut der Domäne eigentliches Hausgut war. In den deutſchen Fürſtenthümern hat ſich aus der Grundherrlichkeit und andern Rechten im Lauf der Zeiten die Landeshoheit herausgebildet. Geht dieſe, wie durch den Krieg von 1866 geſchehen, verloren, ſo bleibt doch das Hausvermögen beſtehen. Auf letzteres bezieht ſich die von der preußiſchen Regierung dem Herzog von Naſſau geleiſtete Geldentſchädigung; mit Unrecht iſt dies jener Regierung von einem Theil der Tagespreſſe, namentlich auf demokratiſcher Seite, verübelt worden.

Digitized by Google

:würde gewährte, lediglich zum eigenen Nutzen und zum
ſaden ihrer Gegner auszubeuten ſich beeiferten.

Der Verfaſſer geht die Wahlcapitulationen der ge- mten drei Kurfürſten in allen ihren Artikeln durch. r begnügen uns damit, die Hauptpunkte zur Charak- ſirung der damaligen Zuſtände im deutſchen Reiche uszuheben.

Erzbiſchof Siegfried von Köln, ein unruhiger, kriege- jer, kühner Mann, war unter dem König Rudolf, zu n Gegnern in dem Kampfe mit König Ottokar von men er gehört hatte, in empfindliche Verluſte gera- , und er hatte zuletzt durch den über den limburger olgeſtreit ausgebrochenen Krieg mit dem Herzog Jo- t von Brabant und deſſen Verbündeten, durch die erlage bei Woringen (wo er mit dem Grafen Adolf, n Verbündeten, in die Gefangenſchaft des Siegers die ſchwerſten Einbußen erlitten. Dieſen Schaden der neue König ihm wieder gut machen helfen und einen Feinden, deren er viele und mächtige zählte, e Vergeltung verſchaffen. In dieſer Abſicht ſuchte fried des Thronbewerbers ſich ſo zu verſichern, daß ihm verſprechen mußte, die Wahl jedenfalls anzu- en, geſtützt auf die kölniſche Kurſtimme, ſogar dann, andere Kurfürſten nicht beiſtimmen würden. Der ſchof hatte alſo im Sinne, wenn die andern Wähler twa für den Herzog von Oeſterreich erklären wür- dieſem den Naſſauer entgegenzuſtellen, was zu Spal- und Krieg geführt haben würde. Freilich dachte g Albrecht nicht anders, denn auch er würde zu den n gegriffen haben, wenn nur die einzige Kurſtimme, e er ſicher rechnete, nämlich die des rheiniſchen Pfalz- Ludwig, ſeines Schwagers, in dem Wahlcollegium n gefallen wäre. Von den Verſprechungen Adolf's n Erzbiſchof Siegfried von Köln wollen wir einiges en. Es ſollten dem Erzbiſchof die Reichsfeſten n, Kaiserswerth, Landskrone, Sinzig, Deisburg, mit allen Einkünften, Gerichten, Zöllen u. ſ. w. ben, die von Siegfried an den Grafen von Berg ideten Schlöſſer Lechenich, Wied, Waldenberg, berg, Aſpel ſollten ihm ohne Abtragung des Pfand- s zurückerſtattet werden, auch die Stadt Deutz, richt Eſſen an ihn übergehen, die Zollprivilegien dernach und Rheinberg ſollen erneuert werden, eine Feſten, die von ſeinen feindlichen Nachbarn zer- aren, ſoll er wieder aufrichten dürfen, die Stadt mit der Siegfried lange in Hader geſtanden, ſoll Gewalt gänzlich unterworfen werden und ihm eine n ſelbſt zu beſtimmende Geldbuße entrichten. Von nftigen König ſelbſt verlangt der Erzbiſchof 25000 um Lohn ſeiner Dienſte. Adolf muß verſprechen, ide Siegfried's nicht in ſeinen Rath aufzunehmen, cht ohne Einwilligung des Erzbiſchofs über das hum Limburg (das übrigens im Beſitz des Herzogs von Brabant war) eine Verfügung zu treffen. uß Adolf mit körperlichem Eide bekräftigen; dazu überaus drückende perſönliche Verpflichtung und e des Königs. Die nördliche Hälfte der Graf- 'aſſau, welche Adolf's Vettern von der ottoniſchen hörte, und andere Güter werden dem Erzbiſchof d geſetzt. Adolf verpflichtet ſich, auf des Erz- biſchofs Erfordern, mit 50 Rittern zu perſönlicher Stellung in der erzbiſchöflichen Stadt Bonn; er muß ſogar die Erklärung geben, daß er, wenn er ſeinen Zuſagen nicht nachkommen oder dafür keine hinreichende Sicherheit geben werde, alsdann thatſächlich ſeiner königlichen Rechte verluſtig gehe und wie zuvor darauf verzichte. Die Erfüllung der von Siegfried geſtellten Wahlbedingungen mußte Adolf zu wiederholten malen verſprechen, auch die Krönung des Königs zu Aachen, welche der kölniſche Erzbiſchof dem Gebrauch gemäß zu vollziehen hatte, wurde davon abhängig gemacht. Dennoch ging von allem Verſprochenen nicht viel in Erfüllung; die ſpätern Vergleiche zeigen ein beſtändiges Nachlaſſen des Erzbiſchofs von ſeinen Forderungen, bis es zuletzt dem König gelang, den begehrlichen Prälaten durch Anweiſung einer anſehnlichen Geldſumme auf Reichsgüter und Zölle zu befriedigen.

Ueber die Zugeſtändniſſe, welche Adolf dem Erzbiſchof Gerhard von Mainz machte, bemerkt der Verfaſſer, daß ſie weit tiefer in die Reichsverhältniſſe eingriffen, als alles, was zu Gunſten des kölniſchen Erzbiſchofs verheißen war; während nämlich letzteres durchweg die Intereſſen des Erzſtifts anging, haben ſich die mainziſchen Forderungen zugleich auf die Stellung des Erzbiſchofs als Erzkanzler des deutſchen Reichs bezogen.

Gerhard verlangte die Erneuerung der alten Rechte des mainziſchen Erzkanzleramts, er trachtete nach der Vorſteherſchaft, nach einem amtlichen Einfluß in der Regierung, mit dem Recht, den dienſtthuenden Hofkanzler zu ernennen, und forderte zugleich die dafür ihm gebührenden Einkünfte. Dieſer Punkt betraf eine Reform in der Reichsverwaltung, die zugleich der erzbiſchöflichen Würde zu Mainz ihren Vorrang unter den Reichsgenoſſen ſicherte.

Ueber Gerhard von Mainz, der ſechs Jahre ſpäter als ein Hauptfeind Adolf's auftrat und im Bunde mit Albrecht von Oeſterreich deſſen Sturz herbeiführte, bemerkt der Verfaſſer:

Der kühne, kluge und durchgreifende Prieſter verſtand es vollkommen, für die unter ſeine Leitung gebrachte Thronbeſetzung eine ihm zuſagende Lage herbeizuführen und ſie durch Verpflichtungen des künftigen Königs auszubeuten. Sein Wille ging dahin, nicht nur ſeine Herrſchaften zu vergrößern, ſondern vermittels des Königs das Steuer der Regierung ſelbſt zu führen. An Entſchloſſenheit und Geſchick dafür mangelte es ihm nicht; gern hätte er das Königthum aller ſelbſtändigen Bewegung und Ausdehnung beraubt. Aber ſein Ehrgeiz verrechnete ſich, Adolf gab ſich nicht dazu her, das Werkzeug für ſeine Plane zu werden.

Mit dem König Wenzel II. von Böhmen hatte die naſſauiſche Partei frühzeitig ſich zu verſtändigen geſucht; die Verbindung beider Häuſer wurde durch eine Eheberedung zwiſchen Adolf's Sohn Ruprecht und einer Tochter des Böhmenkönigs befeſtigt. Die böhmiſche Politik ging auf Gebietserweiterungen aus; Böhmen, unter der Leitung deutſcher Staatsmänner, begann ſich wieder zu heben, nachdem Wenzel's Vater, Ottokar, gegen den König Rudolf unterlegen war und nach ſeinem Fall das Land durch innere Zwiſte ſchwer gelitten hatte. König Rudolf hatte klugerweiſe des jungen Königs, ſeines Eidams, ſich angenommen, er hatte die böhmiſche Begehrlichkeit von der öſterreichiſchen Seite abgelenkt und gegen Norden und Oſten reichliche Befriedigung ſuchen laſſen, um Böhmen für die habsburgiſchen Intereſſen zu gewinnen. Mit Albrecht von Oeſterreich dagegen gerieth Wenzel, nach

Digitized by Google

Rudolf's Tode, wegen verſchiedener Beſitzanſprüche in heſtige Zerwürfniſſe, und es war natürlich, daß er gegen dieſen ſeinen gefährlichen Nachbar einen ſchützenden Stützpunkt ſuchte, den er am ſicherſten in dem deutſchen König finden konnte.

Seitdem er auf Adolf's von Naſſau Seite getreten war und deſſen Sache mit Eifer betrieb, ging ſein Beſtreben dahin, eine ähnliche Macht Böhmens wiederherzuſtellen, wie die war, die es durch den Sturz Ottokar's gegen den glücklichen Habsburger eingebüßt hatte. Wir können dieſes Trachten, mit Hülfe des neuen Königs eine Rückführung der böhmiſchen Krone auf den früher eingenommenen Stand zu erlangen, mit dem Beſtreben der Erzbiſchöfe von Mainz und von Köln in Vergleichung bringen. Köln wollte die gegen Rudolf von Habsburg und die gegen Johann von Brabant und deſſen Verbündete erlittenen Verluſte wieder einbringen, Mainz die Einbuße an Staatseinfluß durch erneute Inkraftſetzung der zurückgegangenen Reichskanzlerſchaft wieder gut machen, der Böhme einen Umſturz ſeiner Uebermacht von 14—16 Jahren her aufheben; alle drei trugen ſich mit der Hoffnung, daß die durch ſie geförderte Neuwahl die ihnen widerwärtigen Geſtaltungen aus der letztverfloſſenen Regierung aus dem Wege räumen ſollte. Die Abmachungen Wenzel's mit Adolf von Naſſau beweiſen, daß Böhmen ſeine Abſichten gegen Oeſterreich im größten Maße aufnahm. König Adolf verpflichtet ſich nicht allein dazu, daß er die Rechte und Anſprüche auf öſterreichiſche Gebietstheile, welche Wenzel aus frühern Verträgen wegen der Ausſtattung ſeiner Gemahlin herleitete, anerkennen und denſelben Geltung verſchaffen werde, ſondern er ſtellt ſich entſchieden und ausſchließlich auf die Seite Böhmens.

Wenzel's Abſicht ging nämlich dahin, in dem Beſitz von Eger ſich zu ſichern, Meißen und das links der Donau gelegene Stück des Herzogthums Oeſterreich zu erlangen; und da der Fall einer Auflehnung des Herzogs Albrecht gegen den König Adolf vorausgeſehen wurde, ſo richtete er ſein Augenmerk ſogar auf die übrigen öſterreichiſchen Gebiete. Das Bündniß zwiſchen Böhmen und Naſſau war für beide Theile vielverſprechend; aber es dauerte nicht lange, obſchon es anfangs ſehr wichtig war, um den neuerwählten König auf den Thron zu heben und in die Gewalt einzuſetzen. Nach wenigen Jahren war Wenzel mit dem Herzog Albrecht ausgeſöhnt und trat nachher zu Adolf's Widerſachern; ſeine Freundſchaft mit Albrecht war freilich auch nur vorübergehend.

Der Raum geſtattet uns nicht, die Regierungsgeſchichte Adolf's, ſoweit ſie in dem uns vorliegenden Werke geſchildert wird, im einzelnen zu verfolgen. Nachdem wir die äußerſt abhängige Lage geſchildert haben, in welcher der neue König gegenüber den vornehmſten unter ſeinen Wählern ſich befand, wollen wir noch die Thatſache hervorheben, daß trotz jener drückenden Wahlbedingungen, unter deren Laſt Adolf die Regierung übernahm, er ſich doch allmählich in die Macht und das Anſehen ſeines königlichen Amts zu ſetzen wußte. Merkwürdig iſt der Verlauf der Verhandlungen mit den Erzbiſchöfen von Mainz und von Köln, durch die es der König dahin brachte, das Scepter aus der Verſtrickung der Prieſterfürſten loszumachen. Mit Klugheit ſtützte Adolf ſich auf eine große Anzahl Fürſten von mäßiger Macht, die ihm ein Gegengewicht gegen die Anmaßungen der größern darboten; es waren dies vornehmlich rheinländiſche und niederländiſche Fürſten, auch Heſſen, welches durch ihn in den Reichsfürſtenſtand gehoben wurde, und Thüringen. Sein Gegner Albrecht von Oeſterreich, wie ſehr ihn auch das Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen auf den Thron gekränkt hatte, war doch genöthigt, noch vor Ablauf des Jahres 129[illegible] dem Könige zu huldigen; der Pfalzgraf Ludwig, Herzog in Oberbaiern, der von allen Kurfürſten am längſten für Albrecht geweſen war, fand es rathſam, nach einigen Jahren dem König ſich zu nähern; bald vermählte ſich des Pfalzgrafen Sohn, Rudolf, mit einer Tochter König Adolf's. Mit den drei rheiniſchen Erzbiſchöfen ſtand Adolf auf freundlichem Fuße; eine bedrohliche Auflehnung in der Grafſchaft Burgund wurde im Keime erſtickt, [illegible] offener Aufruhr im Elſaß mit den Waffen energiſch [illegible]drückt. So war die Lage in Deutſchland, nachdem [illegible] Adolf etwa $2\frac{1}{2}$ Jahr die Regierung geführt hatte. [illegible] der auswärtigen Politik hatte Adolf gegen die Ueber[illegible] des franzöſiſchen Königs Philipp, deſſen Anmaßungen [illegible] deutſchen Grenzgebieten König Rudolf nicht geſteuert [illegible] einen natürlichen Verbündeten an dem König Eduard [illegible] England gewonnen. Ein Krieg mit Frankreich [illegible] ohne jedoch zum Ausbruch zu kommen. Inzwiſchen [illegible] Adolf daran, ſich in ſeiner Gewalt durch Einziehung [illegible] Reichslanden zu verſtärken. Im Bündniß mit dem [illegible]grafen Albrecht dem Entarteten von Thüringen [illegible] er einen Feldzug gegen deſſen Söhne. Mit dem thü[illegible]giſch-meißniſchen Kriege tritt ein Wendepunkt in Adolf's Regierung ein. Die Darſtellung dieſer Begebenheiten haben wir in der Fortſetzung von Schliephake's Werk [illegible] erwarten.

H. A. Oppermann.

Eine neue Ueberſetzung Tennyſon's.

Alfred Tennyſon's ausgewählte Dichtungen. Deutſch von Adolf Strodtmann. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1867. 8. 9 Ngr.

Als wir das letzte mal eine Novität der gekannten hildburghauſiſchen Verlagshandlung in d. Bl. beſprachen, war es der Dichtervater Englands, deſſen Meiſterwerk Hertzberg, wie ein echter Virtuos, geradezu für uns reproducirt hat. Diesmal iſt es der neueſte Dichterfürſt, der poeta laureatus, deſſen ausgewählte Dichtungen ein nicht minder gewandter Ueberſetzer dem deutſchen Publikum zu verdolmetſchen unternommen hat. Einige der ſchönſten, bereits vor Jahren von Freiligrath und dem ebengenannten Hertzberg überſetzt, ſind auch dieſer Auswahl, welche, wie Strodtmann im Vorwort ſagt, „das Beſte und Werthvollſte unter den kürzern Gedichten Tennyſon's vereinigen ſollte", einverleibt worden. Daß er dabei die Arbeiten ſeiner Vorgänger — und zwar ſolcher Vorgänger — benutzt hat, finden wir ganz in der Ordnung; ob aber „in zu ſtarkem oder zu ſchwachem Maße", ſind wir außer Stande zu entſcheiden, da uns die Uebertragungen jener nicht vorliegen.

Das längſte und zugleich das neueſte in dieſer Sammlung enthaltene Gedicht: „Enoch Arden", iſt nun, irren wir nicht, bereits viermal ins Deutſche übertragen

Digitized by Google

werden; obgleich wir aber wenigſtens eine dieſer Leiſtungen im Augenblick vor uns haben, ſo wollen wir uns doch, eingedenk des comparationes sunt odiosae, auf keine Vergleichung einlaſſen. Es möge genügen, wenn wir von der Strodtmann'ſchen Uebertragung ſagen, daß ſie ſich wie das Original ſelbſt lieſt, ohne daß der deutſchen Sprache dabei, einige wenige Stellen ausgenommen, irgendwie Gewalt angethan wäre. Wir wollen gleich ein Pröbchen von dieſer meiſterhaften Ueberſetzung hier folgen laſſen, damit die Kundigen ſich davon überzeugen mögen, daß wir mit unſerm Lobe nicht übertreiben: die des Engliſchen Unkundigen müſſen ſich freilich mit der einfachen Verſicherung begnügen, daß die Ueberſetzung ihnen, ſoweit dies überhaupt möglich, einen vollkommenen Erſatz für das Original bietet und dieſem ſich in Form und Ausdruck genau, ja faſt minutiös, anſchmiegt. Bleiben wir gleich beim Anfang ſtehen:

Long lines of cliff breaking have left a chasm;
And in the chasm are foam and yellow sands;
Beyond, red roofs about a narrow wharf
In cluster; then a moulder'd church; and higher
A longstreet climbs to one tall-tower'd mill,
And high in heaven behind it a gray down
With Danish barrows; and a hazelwood,
By autumn nutters haunted, flourishes
Green in a cuplike hollow of the down.

In langen Klippenreihn blieb eine Kluft;
Und in der Kluft ſind Schaum und gelber Sand;
Jenſeits viel rothe Dächer, um ein Werft
Geſchart; dann ein verfallnes Kirchlein; höher
Zieht eine lange Straße ſich hinan
Zur einzigen Mühle hochgethürmtem Bau;
Und fern dahinter eine graue Düne
Mit Hünengräbern; und ein Haſelholz,
Im Herbſt von Kindern gern geplündert, grünt
In einer becherförmigen Schlucht der Düne.

So, in faſt wörtlicher Ueberſetzung, iſt die Stimmung und der Klang, alſo Inneres und Aeußeres der Dichtung, deren Seele und Leib, treu wiedergegeben. Dieſe letztere und jedenfalls wichtigere Treue vermiſſen wir auch da nicht, wo die wörtliche Treue nicht zu erreichen war. So z. B. bei dem beliebten, zwar kleinen, aber charakteriſtiſchen und ſtimmungsvollen Liede: „Am Meer." Hier lautet der engliſche Text:

Break, break, break
On thy cold gray stones, o Sea! etc.

Dagegen Strodtmann's Verdeutſchung:

Schwer, ſchwer, ſchwer
Brande zum Ufer, See!
Und ich wollt', ich könnte ſingen,
Was ſo mich füllt mit Weh.
O, glücklich der Fiſcherburſch,
Daß ihm ſpielende Schweſtern nahn!

O, glücklich der Seemannsbub',
Daß er ſingt in ſeinem Kahn!
Und die Schiffe ſegeln fort,
Bis der blinkende Port ſich zeigt —
Doch weh um den Druck einer kalten Hand,
Und den Mund, der auf ewig ſchweigt!

Schwer, ſchwer, ſchwer
Brand' um das Riff, o See!
Nie kehrt zurück uns ein todtes Glück —
Weh, weh, weh!

Hier möchten wir freilich die letzte Zeile anders wünſchen und müſſen auch bemerken, daß uns das „doch weh um den Druck" u. ſ. w. in der vorletzten Strophe nicht richtig ſcheint, da der engliſche Text: „But o for the touch of a vanish'd hand, and the sound of a voice that is still!" vielmehr einen Wunſch als eine Klage bedeutet; im ganzen aber kann man ſich kaum eine gelungenere Uebertragung denken.

Was die Auswahl als ſolche betrifft, ſo halten wir ſie für taktvoll und zweckentſprechend, obſchon wir nicht billigen können, daß „In memoriam" ganz ausgeſchloſſen geblieben iſt. Eine Probe daraus würde jedenfalls hier am Platze geweſen ſein. Ebenſo verhält es ſich mit den „Idylls of the King", aus denen ein Auszug hätte gegeben werden müſſen, wären es auch nur die eingelegten Lieder geweſen. Indeſſen auch ſo, wie die Auswahl einmal iſt, genügt ſie vollkommen, dem deutſchen Publikum die Bekanntſchaft mit dem gefeiertſten Dichter des heutigen England zu vermitteln, deſſen Charakteriſtik der Ueberſetzer in ſeinem Vorwort in wenigen Zeilen treffend zuſammenfaßt, wenn er ſagt:

Man mag es mit Grund tadeln, daß Tennyſon's Productionen der philoſophiſchen Betrachtung, der beſchaulichen Weiſe oft einen zu großen Spielraum gönnen, um den Namen von lyriſchen Gedichten zu verdienen: einen blendenden Reichthum der Phantaſie, eine meiſterhafte Schilderung des Naturlebens, eine ſelbſtändige Auffaſſung und Darſtellung der von ihm gewählten Themata, eine intenſive Kraft und Glut in der Darſtellung weicherer Empfindungen, eine ſeltene Plaſtik der Bilder und den melodievollſten Wohllaut der Verſe wird ihm niemand abſtreiten können, und dieſe Vorzüge ſind wol bedeutend genug, ihm nicht unter den engliſchen allein, ſondern überhaupt unter den Dichtern der Gegenwart einen hohen Rang anzuweiſen.

Einen eigenthümlichen Reiz ſeiner Gedichte findet Strodtmann zwar ganz richtig in der „Doppelnatur des Poeten, dem raſtlos nach Löſung trachtenden Widerſtreit zwiſchen ſeinem romantiſchen Herzen und ſeinem aufgeklärten, das Recht der Gegenwart anerkennenden Verſtande"; die Hauptſache aber bei ihm bleibt die Form. Seine Diction iſt nämlich nicht blos aufs äußerſte gefeilt und geſchliffen, ſondern zeichnet ſich auch durch ihre Kraft und anregende Prägnanz aus und erinnert mehr als die irgendeines andern neuern Dichters an die ältern und älteſten Dichter Englands, alſo auch an Chaucer. Dieſer Zauber der Sprache muß freilich in der Uebertragung verloren gehen; ſo viel ſich aber davon erhalten läßt, hat Strodtmann verſucht zu erhalten, und der Verſuch iſt ihm faſt durchweg gelungen.

Zwiſchen Chaucer und Tennyſon liegen fünf Jahrhunderte. Ein Vergleich zwiſchen dem älteſten und dem neueſten „Hofpoeten" — denn ſo könnte man auch Chaucer bezeichnen, inſofern er, obſchon nicht amtlich dazu ernannt (ſoviel wir wiſſen, war Spenſer der erſte poëta laureatus), doch in engſter Beziehung zum Hofe ſtand — müßte ſehr anziehend ſein; wir wollen uns auf einen ſolchen nicht einlaſſen, wie nahe er auch in mehrern Hinſichten liegt; fragen aber möchten wir, ob wol Tennyſon nach fünf Jahrhunderten noch ſo viel Anerkennung finden werde, wie ſein großer Vorgänger ſie gefunden hat. Und wenn wir das bezweifeln, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß dem jüngern Dichter die ſchöpferiſche Kraft abgeht, welche dem ältern eigen war und ihn Shakſpeare ſo nahe rückte.

Digitized by Google

Auch ſeine lyriſchen Sachen, ſeine „Blume und Blatt“, ſeine „Klage“ und „Legende“, und wie ſie ſonſt noch heißen, hat der Sturm der Zeiten verweht oder doch, was die Menge betrifft, der Vergeſſenheit anheimgegeben; nur ſeine eigentliche Schöpfung: die ewig jungen „Canterbury-Erzählungen“, leben fort und werden es ſtets, weil der ſchöpferiſche Hauch des Dichters ihnen Leben eingeflößt hat. Soweit man nach dem, was jetzt von Tennyſon vorliegt, urtheilen kann — und man darf wol nun annehmen, daß eine größere Leiſtung von ihm nicht mehr zu erwarten iſt —, wird man ihn zwar ſtets zu den beſten engliſchen Dichtern zweiten Rangs zählen und wird die Literaturgeſchichte ſein Andenken zu ehren wiſſen, die Palme der wahren Unſterblichkeit aber — das Fortleben im Bewußtſein ſeines Volks, als ein Theil ſeines geiſtigen Selbſt — ſcheint ihm nicht beſchieden zu ſein.*)

David Aſher.

*) Bei dieſer Gelegenheit bin ich es dem Dichter ſchuldig, einen Irrthum zu berichtigen, auf dem ſich Robert Waldmüller, der Ueberſetzer des „Enoch Arden“, in ſeinem ſonſt vortrefflichen Artikel über Tennyſon in der Aprilnummer des „Salon“ hat betreten laſſen, wenn er ihn den Baronetstitel führen läßt. Angeboten iſt er ihm zwar worden; der echt demokratiſch geſinnte Hofpoet hat ihn aber abgelehnt, und wie Gretchen ſagt: „Bin weder Fräulein weder ſchön“, ſo darf Tennyſon ſagen: „Bin weder Ritter (Sir) noch Baronet“; denn bekanntlich iſt nicht jeder Sir auch Baronet. Wenn übrigens Robert Waldmüller aus einigen ſeiner Gedichte auf ein gewiſſes Selbſtbewußtſein Tennyſon's zu ſchließen ſcheint, ſo kann ich nach der Mittheilung eines Freundes, der ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht hat, verſichern, daß dies durchaus nicht der Fall ſei und er vielmehr, nach Art aller Männer von echtem Verdienſt, ſeine Leiſtungen nur mistrauiſch anſieht. Nachdem ihm mein Freund nämlich einige ſeiner Lieder, die dieſer componirt, vorgeſpielt hatte, äußerte er ſich in den beſcheidenen Worten, er habe ſtets an ſeinen Schöpfungen gezweifelt, nachdem er aber dieſe Compoſitionen gehört, freue er ſich, etwas Schönes geſchaffen zu haben.

Pietiſtiſche Naturwiſſenſchaft.

Der Vogel und ſein Leben, geſchildert von **Bernard Altum**. Münſter, Niemann. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Kein anderes Weſen im Reich der Natur iſt ſo dazu geeignet, uns das Verſtändniß des thieriſchen Lebens zugänglich und recht verſtändlich zu machen wie der Vogel. Eine große Anzahl der hervorragendſten Naturforſcher hat gerade ihm ihre größte oder gar ausſchließliche Aufmerkſamkeit zugewandt. Und erklärlicherweiſe liegt daher auch kein Feld der Naturforſchung ſo gründlich beackert und mit ſo tief durchdachten, überzeugenden und befriedigenden Ergebniſſen ausgeſtattet da wie das Leben der Vögel.

Auch der Verfaſſer des obengenannten Buchs hat die Vogelkunde durch werthvolle Beobachtungen bereichert und trägt als Ornithologe einen geachteten Namen. Sein Unternehmen: „Gedanken über den Werth und die Bedeutung des thieriſchen Lebens allen, denen das Verſtändniß des Thiers in ſeinem Leben von Wichtigkeit ſein muß, den Theologen, Philoſophen, Naturforſchern wie gebildeten Naturfreunden, mitzutheilen“, darf daher von vornherein als berechtigt und beachtenswerth angeſehen werden. Der Verfaſſer nennt ſich ſelbſt einen praktiſchen Fachmann, welcher Decennien hindurch ſeinen Gegenſtand in der freien Natur wiſſenſchaftlich zu beobachten keine Mühe geſcheut hat.

Um ſo mehr wird unſere Aufmerkſamkeit aber in Anſpruch genommen, als der Verfaſſer erklärt, er gebe hier den Verſuch einer anderweitigen Auffaſſung und Deutung der Lebenserſcheinungen des Vogels (oder der Thiere überhaupt), mit welcher er dem Strome der allgemein geltenden Anſicht ſchnurſtracks entgegenſchwimme; er fühle ſich zur Veröffentlichung derſelben gedrungen, weil dieſe Deutung des Thierlebens bisher ſo unverantwortlich vernachläſſigt worden.

Dieſe Auffaſſung beſteht nun aber darin, daß das Thierleben nur von dem teleologiſchen Standpunkte betrachtet werden darf, von welchem aus der Verfaſſer in ſcharfſinniger Weiſe gegen die anthropomorphiſtiſche Auffaſſung zu Felde zieht, ihr jede reale Grundlage abſpricht, das „Animal non agit, sed agitur“ zur vollſten und unbedingten Geltung zu bringen ſucht und eine große Anzahl bisher anthropomorphiſtiſch aufgefaßter Thatſachen in ſeinem Sinne zu erklären ſucht.

Immerhin würde eine ſolche Polemik, mit gründlichem Wiſſen, ſcharfſinniger Beobachtung und ehrlicher Gewiſſenhaftigkeit geführt, ſelbſt dem entſchiedenſten Gegner, wenn auch kopfſchüttelnde Verwunderung, ſo doch Achtung abnöthigen. Denn ein Mann, der ein unleugbares Verdienſt beſitzt, der in der Einleitung ſeines Buchs mit Begeiſterung von den Errungenſchaften der Naturwiſſenſchaft ſpricht, „die namentlich in der neuern Zeit bis zu einer kaum zu bewältigenden Größe ſich ausgedehnt haben“, der zugleich ſeinen Gegnern mit ungewöhnlicher Toleranz entgegenzutreten ſcheint, ſollte doch auch wol das Recht haben, in — vorausſichtlich — offener und ehrlicher Weiſe eine ungewöhnliche Anſicht und Ueberzeugung zu verfechten! Doch noch viel früher, als man es ahnt, entpuppt ſich dies Buch als eine Tendenzſchrift. Es zieht in erſter Linie gegen den Volksſchriftſteller her, „welcher unter allen dieſes Fachs der populärſte, ſicher keinem andern in der Gewandtheit der Darſtellung ſowie in der Fülle und Schärſe der Beobachtung nachſteht, auch ſeinen Standpunkt keineswegs reflectirend, ſondern mit vollem Bewußtſein behauptet, ſodaß er ſogar nicht ſelten zu heftigen, mit Hohn und Spott verſalzenen Ausfällen gegen Andersdenkende ſich veranlaßt geſehen hat“. Dies iſt, wie leicht zu errathen, Dr. A. E. Brehm, und dieſe Schrift iſt insbeſondere gegen ſein kürzlich auch hier beſprochenes Buch: „Das Leben der Vögel“, gerichtet. Nicht wegen der zwar verſteckten, jedoch dem Eingeweihten hinlänglich verſtändlichen perſönlichen Angriffe gegen den Verfaſſer des letztgenannten Buchs, ſondern wegen der Angriffe, welche dieſe Schrift gegen den ganzen heutigen Standpunkt der Naturwiſſenſchaft überhaupt wagt, zwingt ſie uns zu einer entſchiedenen, doch kurzen Abfertigung.

„Wir ſind der Ueberzeugung, daß ein zweckſetzendes Weſen nur ein reflectirendes, denkendes Weſen ſein kann, und daß hienieden ein ſolches nur der Menſch iſt. Das Thier denkt nicht, reflectirt nicht, ſetzt nicht ſelbſt Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, ſo muß ein anderer für daſſelbe gedacht haben.“ Hierin liegt klar und bündig die ganze Tendenz der Schrift, und wir würden es wahrlich für überflüſſige Mühe erachten, angeſichts aller der Thatſachen und herrlichen Erfolge, welche gewiſſenhafte Beobachtung und Forſchung feſtgeſtellt, und

Digitized by Google

och mit jemand herumzuſtreiten, der da behauptet: jedes eſchöpf außer dem Menſchen — und, wenn er conſe-tent ſein will, dieſer wahrlich doch auch — werde beim chopf genommen und in all ſeinem Thun und Laſſen rch höhere Eingebung unmittelbar dirigirt. Da aber ſer Mann von der „gehaltloſen Sprache der Menge ner Gegner“ und andererſeits von ſeinen „genauen Kennt-ſen“ ſpricht, die er ſich vom „exact wiſſenſchaftlichen andpunkt aus über das Thier und ſein Leben, nament- durch jahrelang fortgeſetzte, eingehende, eigene For-ungen verſchafft“, ſo müſſen wir ihm ſchon den Ge-len thun, ſeinen Ausführungen gegenüber uns „klein-er Nörgeleien“ zu enthalten, dagegen einigen der haupt-lichſten gebührend entgegenzutreten.

Den Geſang des Vogels nennt der Verfaſſer „ein chnetes Moment in dem Kreiſe der Lebensäußerungen Vogels, ein unentbehrliches Glied (!) der ganzen Kette, ches nicht von dem Willen und der Luſt deſſelben ab-gt, ſondern eine Natur- und Lebensnothwendigkeit . Dies ſucht er vorzugsweiſe dadurch zu beweiſen, „jeder Vogelgeſang nur Paarungsruf“ ſei. Er führt ziemlich ſcharfſinniger Weiſe aus: wie der Vogel beim en der Paarungszeit zu „ſtudiren“ beginne, wie er Begattungszeit am ſchönſten und lauteſten ſinge, dann öre, vor der zweiten Brut wieder zu ſingen beginne, er aufhöre u. ſ. w. Insbeſondere bewieſen ſoll das re dadurch werden, daß kein fortpflanzungsunfähiger el ſinge. Ein ſo erfahrener Beobachter des Vogel-s ſollte aber doch z. B. daran gedacht haben, daß alte Vögel im Käfige, die zur Fortpflanzung gar mehr fähig ſind, dennoch unaufhörlich jahraus jahr-ingen, daß alſo dieſe einfache, genugſam bekannte ſache alle ſeine kategoriſch hingeſtellten Sätze als ge-os über den Haufen wirft. Die Behauptung: „daß Jungen ſpäterer Bruten ſich unvortheilhaft im Ge-von denen früherer unterſcheiden“, als einen ſichern is für wankende Hypotheſen benutzen zu wollen, iſt als gewagt. Daß das zögernde Einüben oder diren“ der Vogellieder im Frühling, das Aufhören Geſangs während der Erziehung der Jungen und Neubeginnen beim Anfang einer neuen Brut auch andere Erklärungen zulaſſe als nur den erwachen-ſtarkgewordenen, erſtorbenen und wiedererwachten lechtstrieb, wird Altum, falls er ehrlich ſein will, ugeben müſſen.

ine recht in die Augen fallende Widerlegung ſeiner t, daß der Vogelgeſang nur Paarungsruf ſei, ſpricht erfaſſer ſelbſt aus, indem er erwähnt, daß eine An-von Vögeln, wie Haubenlerche, Zaunkönig, Sper-. a., ſobald im Spätherbſt oder im Winter ſogar onne warm und freundlich ſcheint, ſogleich emſig zu beginnen. Daß in dieſen wenigen Stunden, ja r Minuten ſofort der Fortpflanzungstrieb erweckt kann eben nur eine ſolche tendenziöſe Eingenommen-haupten. Auch die Thatſache, daß Sperlinge u. a. im und Winter oft emſig Strohhalme und anderes aterial in die Neſter tragen, hat der Verfaſſer in tendenziöſen Sinn als Aeußerung momentan er-n Fortpflanzungstriebes gedeutet. In Wahrheit iſt es nur das Beſtreben, ſich einen warmen Zufluchtsort gegen die Kälte zu ſchaffen.

Im förmlich krampfhaften Haſchen nach Beweiſen für ſeine tendenziöſen Aufſtellungen iſt der Verfaſſer oft zu geradezu lächerlichen Ausſprüchen gekommen. In den Erörterungen, wozu dem Vogel, der alſo weder denkt noch reflectirt, der im Geſange keineswegs ſubjectiv ſeine Gefühle, ſeine Liebe zum Weibchen oder ſeine Eiferſucht gegen den Nebenbuhler äußert, bei dem von Liebe zu den Jungen, Kampfesluſt gegen andere Männchen im wirklichen Sinn gar nicht die Rede ſein kann — wozu dieſem Vogel die dirigirende Macht denn alſo den Geſang gegeben, ſagt er Folgendes: „Da dieſe Luftthiere ſich nicht wie die Säugethiere durch den Geruchsſinn wittern können, ſo müſſen ſie ſich auf andere Art gegenſeitig bemerklich machen, und das geſchieht durch den Geſang.“ Welche Aufgabe des Vogelgeſangs! Nur ſich bemerklich zu machen, um ſich gegenſeitig bis auf die entſprechende Diſtanz vertreiben zu können!

Welch Testimonium paupertatis ſtellt dieſer Mann ſeiner Gottheit aus: der Geſang eines Vogels muß den andern aufmerkſam machen, damit er ihn vertreibe; dies ſoll geſchehen, damit jeder auf einer ausreichenden Strecke Kerbthiere vertilge; nun, wenn die Gottheit ſo weiſe für die Vertilgung der Kerbthiere den Vogelgeſang und den Vogelkampf arrangirt hat, dann hätte ſie ja doch lieber gar keine Kerbthiere zu erſchaffen brauchen! Noch ſonderbarer kommt dies Dirigiren der Gottheit zur Geltung in der Beſtimmung des Kukuks. Dieſer Vogel hat nämlich keine Zeit zum Selbſtniſten, weil er immer reiſefertig ſein muß, um nach jedem von den Raupen befallenen Ort dirigirt zu werden. Warum denn aber Raupen?!

Noch unzählige andere derartige Beiſpiele könnten wir anführen; nur eins ſei uns noch geſtattet:

> Die Nachtigall ſingt, und zwar in gewiſſem Sinne allerdings Liebeslieder, aber ſie ſelbſt hat keine Liebe und wird nicht geliebt, die zum Paare vereinten beiden alten Vögel hängen nicht in beglückender Liebe einander an, das zeigt beim Verluſt der Geliebten und dem Einrücken eines neuen Individuums das Verhalten des andern an.

Dieſe Behauptung wagt ein Mann auszuſprechen, der von ſich rühmt, er habe in der freien Natur das Thierleben mehr und ſchärfer ſtudirt als die meiſten derjenigen, welche in neuerer Zeit über Thierſeele und Thierpſychologie geſchrieben. Auch Verfaſſer dieſer Kritik hat von Jugend auf in und mit der Natur gelebt und glaubt ſich wol berechtigt, ſowol die Behauptung, daß nicht die Gatten der meiſten Vogelehen mit bewußter, inniger und treuer Liebe aneinanderhängen, als auch die, daß nicht gar viele Vogelgatten, nach Tödtung des Einen aus dem Paare, längere oder kürzere Zeit in wahrlich nicht abzuleugnender Trauer verharren und jeden nahenden Bewerber abweiſen, entſchieden zurückzuweiſen. Eine große Anzahl von Beiſpielen, aus der freien Natur wie aus meiner Vogelſtube, habe ich mit Gewiſſenhaftigkeit beobachtet und verzeichnet.

Doch genug von derartigen Inconſequenzen, abſichtlichen oder unbewußten Entſtellungen des Thatſächlichen. Nur in einer Hinſicht bietet das Buch noch ganz beſonderes Intereſſe, in der nämlich, daß es mit unzähligen

Digitized by Google

Aufſtellungen ſeltſamerweiſe Darwin's Lehren auf das wirkſamſte bekräftigt und veranſchaulicht.

Wenn wir nun aber für dies Buch einen viel weitern Raum in Anſpruch genommen, als demſelben eigentlich zukommen würde, ſo ſei uns noch ein Hinweis, gleichſam als Entſchuldigung, geſtattet. Wer aufmerkſam lieſt, muß bald zu der Ueberzeugung kommen, daß es ſich hier weder um eine Bereicherung der Wiſſenſchaft noch um die Auskämpfung eines perſönlichen Straußes handelt. Man wird vielmehr zu der Annahme gedrängt: hier bedient ſich eine finſtere Macht eines klaren, ſcharfſinnigen Kopfes, bedient, um in anſcheinend wiſſenſchaftlicher Weiſe ihrer ärgſten Gegnerin, der Naturwiſſenſchaft, einen finſter-zelotiſchen Ausſpruch: Die Wiſſenſchaft muß umkehren! zur Geltung zu bringen.

Karl [illegible]

Feuilleton.

Moderne Dichter.

In dem Feuilleton der wiener „Preſſe" bringt ein neuauftauchender Kritiker Georg Wickram unter dieſer Ueberſchrift eine Philippika gegen die moderne Dichtung und gegen unſere „Blätter für literariſche Unterhaltung", die als ein glänzendes Beiſpiel literariſchen Windmühlenkampfes für die Leſer d. Bl. nicht ohne Intereſſe iſt und aus der wir daher die entſcheidende Hauptſtelle mittheilen, nicht blos aus chevaleresker Rückſicht, um unſere Gegner zu Worte kommen zu laſſen und ihnen behülflich zu ſein, ſich die literariſchen Sporen zu verdienen, ſondern auch, weil wir an dieſe oder jene Aeußerung eine erläuternde Bemerkung zu knüpfen haben.

Nach einer kurzen Einleitung über das Wort „modern" fährt Wickram fort: „Nirgends hören wir häufiger vom Modernen reden, als in der literariſchen und Theaterkritik. Moderne Stoffe, moderne Behandlung, moderne Anſchauung, moderne Empfindung, moderner Geſchmack ſchwirren uns da unaufhörlich um die Ohren, und kein Gott und kein Teufel ſagt klipp und klar, was wir uns dabei zu denken haben. Die heftigſten Gegner, Julian Schmidt und Rudolf Gottſchall, Laube und Gutzkow, Hinz und Kunz reiten daſſelbe Steckenpferd und ſind dabei untereinander und mit ſich ſelbſt uneins. Jetzt meint man in Charles Dickens das moderne Ideal Schmidt's erfaßt zu haben, gleich darauf ſtellt er ſeinem producirenden Freunde Freytag zu Liebe den Zeiger um ein paar Jahrhunderte zurück. Gutzkow jammert, daß auf unſern gelehrten Schulen die Jugend noch immer mit den Lyrikern und Epikern des vorigen Jahrhunderts anſtatt mit der claſſiſchen Proſa der «Ritter vom Geiſt» genährt wird. Für Laube iſt modern, was er im Burgtheater aufführte, oder aufführen wollte, die ordinärſte franzöſiſche Poſſe und die «Ruth» der Frau von Binzer, und was er nicht gab, dem fehlte eben der moderne Geiſt. Gottſchall perhorrescirt die franzöſiſchen Stücke, welche den nach franzöſiſchen Muſtern zuſammengeſchweißten deutſchen Dramen den Markt verderben. Und all die andern Unſterblichen, welche in den Pauſen des Zeugens zur Erholung ein wenig kritiſiren, alle rufen einhellig: «Raum für das Moderne! Was hängt ihr doch ſo am Alten? Habt ihr nicht Moſen und die Propheten, Moſenberg und Rodenthal, Gottſtein und Silberſchall und die kleinen Propheten Puttdix und Benelitz, Birchtey und Tempelpfeiffer?» Sich ſelbſt läßt ein jeder in dem Verzeichniß aus, ſicher, daß die andern bei Gelegenheit erkenntlich ſein werden. Und bei ſo viel übertriebener Beſcheidenheit thut es einem ordentlich wohl, wenn ein flotter Burſch reſolut dazwiſchenſpringt und ohne Umſchweif ſchreit: «Lariſari, ich bin der wahre Kerl, ich Hans Malz, und alles übrige iſt Plunder!»

„So wäre denn das ganze Gerede von «modern» im Grunde nichts weiter als Selbſtreclame? Faſt ſcheint es ſo. Aber es ſcheint auch nur. Unverkennbar bildet ſich eine Liebhaberei immer mehr aus, welcher die Kunſt nur dann ſchön iſt, wenn ſie — neu ausſieht. Wie der Antiquar ſelten an der Schönheit ſelbſt Freude hat, ſondern an dem Roſt und Staub und Schimmel, ſo verlangt der Modenarr von dem Kunſtwerk, daß es noch blank, noch feucht ſei, noch nach dem Firnis rieche, und bald wird ihm alles Neue ſchön. Wir haben Muſikkritiker, die nur mit Ueberwindung noch gelten laſſen, was vor Gonnod und Offenbach war, und in einer Schriftſtellerverſammlung ſoll — noch glauben wir, daß die Aeußerung ganz referirt worden iſt — mit Jubel «conſtatirt» worden es mit dem «Claſſikerſchwindel» zu Ende ſei. Nun jedem gern ſeine Liebhaberei; aber die Alterthümler kennzeichneten Art ſind harmloſe Geſchöpfe, welche in Ruhe laſſen, wie ſie ſelbſt in Ruhe gelaſſen zu wünſchen, während die Neuthümler ihre verballhornte aller Welt aufnöthigen möchten. Am unleidlichſten dabei, das liegt in der Natur der Sache, die Dichter ſich dafür halten: die literariſchen Trabanten der zarts, Rafaele u. ſ. w. bewundern wenigſtens andere, ten nur ſich ſelbſt. Der eitelſte Schauſpieler — und noſſenſchaft ſteht in dem Ruf, in der Selbſtſchätzung Erkleckliches zu leiſten — fühlt ſich geſchmeichelt, wenn ihn den Garrick ſeiner Zeit nennt; der bildende Künſtler, auch noch ſo hochmüthig, leugnet nicht, daß die Werke gänger für ihn ein Lehrbuch bleiben, das niemals iſt; der Publiciſt oder Kritiker, dünkt er ſich noch ſo doch aufrichtigen Reſpect vor einem Gentz und einem Leſſing und Tieck u. ſ. w., die Poeten («mit Ausnahmen») geberden ſich, als thäte die Welt ſchreiendſte Unrecht, wenn ſie neben ihnen noch von ſtorbenen redet, die ja doch nur ihre Vorläufer zählen die Richard Wagner nach Dutzenden.

„Wer glaubt, das ſei Uebertreibung, und nicht hat, offene Bekenntniſſe ſolcher Beneidenswerthen zu braucht nur den Moniteur dieſer Schule zur Hand die «Blätter für literariſche Unterhaltung», deren Marggraff's Tod gemeinſchädlich genannt werden in der Gegenwart noch Literaturzeitungen den einſt beſäßen. In jenen Blättern und deren Beiwagen literariſchen Theil von «Unſere Zeit», herrſcht nicht Grad von — ſagen wir Wohlwollen gegen alles der ebenſo verkehrt und noch verderblicher iſt als dingte Preiſen vergangener Zeiten, ſondern eine förmliche gegen die Literatur der Vergangenheit. Der Redacteur, Gottſchall, denuncirt förmlich als Hochverräther alle, erlauben, an den Werken unſerer zweiten claſſiſchen Geſchmack zu finden als an der jeweiligen Beſchäftigung mit jenen für lohnender zu halten. ein förmlicher literariſcher Socialismus gepredigt, calerer als von den fortgeſchrittenſten Jüngern Laſſalle's. Gottſchall Miniſter der ſchönen Künſte im Norddeutſchen würde — und auf die Creirung einer derartigen er ſchon ſeit langen Jahren, ſo müßte der Staat nicht blos den «Abſatz» garantiren, ſondern auch derung, und Shakſpeare würde mit Schimpf und den Bretern gejagt."

Die Leſer d. Bl. wiſſen ſehr gut, was ſie von clamationen zu halten haben; ſie wiſſen, wie oft cher Wärme von dem Herausgeber unſere Claſſiker, Schiller, gegen ungerechtfertigte Angriffe vertheidigt ſind, welche bedeutende Bruchtheile der Zeitſchrift hiſtoriſchen, äſthetiſchen und kritiſchen Schriften die ſich mit unſern Claſſikern beſchäftigen, wie das der Shakſpeare-Literatur, alle Ueberſetzungen, Commentare, lyſen, eine umfaſſende und eingehende Beſprechung

Digitized by Google

von unabhängigen Geſichtspunkten aus findet; ſie wiſſen ferner, daß bei allem Wohlwollen gegen die Production der Gegenwart, das man von einer Zeitſchrift erwarten darf, welche ſich eines fördernden Einfluſſes auf die Entwickelung unſerer Nationalliteratur befleißigt, die Kritik an die Werke hervorragender Zeitgenoſſen ſtrenge äſthetiſche Maßſtäbe anlegt, die von leerer Lobhudelei himmelweit entfernt ſind. Die Rodomontaden Georg Wickram's bedürfen daher für unſere Leſer keiner Widerlegung. Und daß ſich die Zahl unſerer Leſer und Abonnenten von Jahr zu Jahr ſo beträchtlich vermehrt, zeugt für die Zuſtimmung, die wir in immer weitern Kreiſen finden. Wir haben offenbar einen Jünger der kritiſchen Reitkunſt vor uns, der noch nicht ſattelfeſt iſt und eines gewaltſamen Anlaufs bedarf, um ſich in den Bügel zu ſchwingen, ſelbſt auf die Gefahr hin, darüber hinauszufahren und auf der andern Seite wieder auf die Erde zu fallen. Gärender Moſt aus jenem Kreiſe kritiſcher Kraftnaturen, wie ſie hin und wieder in Wien aufzutauchen pflegen; fanatiſche Vitzliputzli-Prieſter, die um ihren Götzen burleske Tänze aufführen, während ſie ihren Opfern mit dem ſtumpfen Meſſer in den Eingeweiden herumwühlen!

Ueber die Sache ſelbſt werden unſere Leſer ebenſo wenig in Zweifel ſein. Wir haben das „Moderne“ nie als das blos Neue, noch weniger als das Modiſche betrachtet, ſondern wie Wickram am Anfang andeutet, als den Gegenſatz zu dem Romantiſchen und Antiken; wir haben als unſere Fahne aufgeſteckt: die moderne, vom Geiſte des Jahrhunderts getragene und nach künſtleriſchen Zielen ſtrebende Dichtkunſt; wir haben als Dilettantismus alles verurtheilt, was nicht aus dem Geiſte der Zeit herausgedichtet iſt, aber nicht weniger alles, was dieſem Geiſte huldigt, doch in platter Hingebung ohne künſtleriſchen Adel und Schwung. Wir haben die Genugthuung, die wahrhaft productiven Kräfte und hervorragenden Schriftſteller der Gegenwart, wie Wickram ſelbſt zugibt, auf unſerer Seite zu ſehen; er hätte einem Laube, Freytag und Gutzkow noch einen Hebbel zugeſellen können, der im Vorwort zur „Maria Magdalena“ ſich über die Aufgabe der Poeſie, das Zeitgemäße zu erfaſſen — natürlich nicht im Sinne des Zeitungsblattes, was auch nicht entfernt unſere Anſicht iſt —, ganz ähnlich ausſpricht. Alle unſere hervorragenden Lyriker: Heine, Anaſtaſius Grün, Nikolaus Lenau, Freiligrath u. a. ſind modern in dieſem Sinn. Wer ſteht aber auf ſeiner Seite? Einige vergilbte Perrüken der Literatur, einige romantiſche Loreleis, die keinen Kahn mehr zum Scheitern bringen, und dann die unproductiven Köpfe, welche ſich für ihre geiſtige Kärrnerarbeit ein eigenthümliches Piedeſtal zurechtzimmern und mit einigen bengaliſchen Flammen beleuchten.

Wickram ſpricht ſchließlich die Anſicht aus, daß den Dichtern, welche jetzt den Markt beherrſchen, nicht einmal ſo viel Nachruhm zu verbürgen ſei wie einem Müllner, Houwald und Theodor Hell, einem van der Velde, Weißflog und Raupach. Mit dem Verbürgen des Nachruhms, der ſich nicht auf Beſtellung arbeiten läßt, hat es überhaupt ſeine Schwierigkeiten. Welchen Nachruhm hätten Manſo und die Gegner der „Xenien“ den Sudelköchen in Jena und Weimar verbürgt? Man iſt über Manſo zur Tagesordnung übergegangen, man wird auch über Georg Wickram, ſofern das nöthig ſein ſollte, dazu übergehen.

Bibliographie.

Ahrens, H., Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques. 6me édition. 2 vol. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Arnold, F., Poetiſche Schriften. 1ſter bis 4ter Bd. Leipzig, Leiner. 8. à 15 Ngr.

Arnold, Y. v., Franz Liszt's Oratorium: „Die Legende von der heiligen Elisabeth“ und die neue Musikrichtung im Allgemeinen. Ein offener Brief an die Herren Dr. Osk. Paul u. Ed. Bernsdorf. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 6 Ngr.

Auguſt, O., Die ſociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bardenklänge aus Deutſchlands Wehmuthsſchachtel. Genial-komiſch-hyperboliſche Poeſien. 2te Aufl. Berlin, Conrad. 16. 7½ Ngr.

Bausnern, G. v., Der ungarisch-oesterreichische Dualismus und die Aufgabe der modernen Demokratie. Politische und socialdemokratisch-pädagogische Studie. Hermannstadt, Filtsch. Gr. 8. 12 Ngr.

Beskow, B. v., Die Geſundheit der Seele. In deutſcher Ueberſetzung von E. Prätorius. Frankfurt a. M., Boſelli. 16. 10 Ngr.

Beyer, C., Friedrich Rückert. Ein biographiſches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekannten Aktenſtücken, Briefen und Poeſien Friedrich Rückert's. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Bonath, C. A., Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation. Oſterburg, Doeger. Gr. 8. 10 Ngr.

Lucretia Borgia, die fürſtliche Giftmiſcherin oder die Geheimniſſe von Rom. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Papſt Alexander's VI. Aus dem Engliſchen von H. J. Köppen. 1ſte u. 2te Lief. Berlin, Köppen. 8. à 3 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der blaue Cavalier. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trewendt. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Cerd, P. M. R. de, Hieronymus Savonarola und das Lutherdenkmal in Worms. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin, Janſen. 8. 7½ Ngr.

Diehl, L., Ballenheim. Culturhiſtoriſche Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Dorer-Egloff, E., Gedichte. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 24 Ngr.

Ebeling, F. W., Gottfried Auguſt Bürger und Eliſe Hahn. Ein Ehe-, Kunſt- und Literaturleben. Leipzig, Wartig. 8. 25 Ngr.

Ebers, G., Aegypten und die Bücher Mose's. Sachlicher Commentar zu den aegyptischen Stellen in Genesis und Exodus. 1ster Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Finnland und die evangeliſch-lutheriſche Kirche. Ein Hülferuf von einem deutſchen Lutheraner. Berlin, Heinicke. 8. 3 Ngr.

Frank, V. J., Siebenbürgens hervorragende Beſtimmung als Induſtrie-Land. Hermannſtadt, Frank u. Dreſſnandt. Gr. 8. 25 Ngr.

Heerkloß, D., Reiſe und Aufenthalt in Niederländiſch-Oſtindien. Oederan, Schleſinger. Lex.-8. 8 Ngr.

Hiltl, G., Das Geheimniß des Fürſtenhauſes. Hiſtoriſcher Roman. 2 Thle. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Höcker, G., Ein ſchöner Dämon. Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, J. L., Der päbſtliche Nuntius in Berlin. Eine Streitſchrift. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kaiſerſtadt an der Donau. Wiener Photographien. Zürich, Woerl. Gr. 8. 1 Thlr.

Knoblich, A., Leben und Werke des Malers Michael, Lucas Leopold Willmann, 1629—1706. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schlesiens. Breslau, Goerlich u. Coch. 4. 15 Ngr.

Köhler, J. A. E., Die Geſchichte der Oberlauſitz vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart bearbeitet. Görlitz, Wollmann. Lex.-8. 25 Ngr.

Krah, C. W., Die Irr- und Scheinlehren der evangeliſchen Kirche und mein römiſch-katholiſches Glaubensbekenntniß. Düſſeldorf, Miſchel. Gr. 8. 15 Ngr.

Kurz, H., Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller. Mit vielen nach den beſten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illuſtrationen in Holzſchnitten. 4ter Bd. Von Goethe's Tod bis auf die neueſte Zeit. 1ſte Lief. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 7½ Ngr.

Laube, H., Dramatiſche Werke. 11ter Bd. — A. u. d. T.: Böſe Zungen. Schauſpiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Müller, M., Ein mißverſtandener Theologe und ein dunkler Punkt im Proteſtantenverein. Proteſtantiſche Lichtfunken. Manheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Oſſian's Finnghal. Epiſches Gedicht, aus dem Gäliſchen metriſch und mit Beibehaltung des Reims überſetzt von A. Ebrard. Nebſt einem Anhang: Ueber Alter und Echtheit von Oſſian's Gedichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Gegenüber der großen Zahl von Manuſcripten jeder Art, die mir zur Durchſicht, Beurtheilung und oft auch zur Vermittelung des Verlags überſendet werden, ſehe ich mich genöthigt, mit beſtem Dank für das mir geſchenkte Vertrauen, zu erklären, daß ich gänzlich außer Stande bin, dieſen Wünſchen nachzukommen, indem meine Zeit, durch zwei Redactionen und die Lektüre der im Druck erſchienenen und zur Beſprechung eingeſandten Werke ſehr in Anſpruch genommen, mir nicht erlaubt, mich noch mit handſchriftlichen Productionen zu beſchäftigen, am wenigſten aber geſchäftliche Vermittelungen zu übernehmen. Ich bitte daher zu entſchuldigen, wenn Manuſcripte, die nicht zur Benutzung in den von mir herausgegebenen Zeitſchriften eingehen, unberückſichtigt zurückgeſandt werden.

Leipzig, den 29. Auguſt 1868.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Commentaire

sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**

Ancien ministre des États-Unis d'Amérique à Londres, auteur du «Droit de visite en temps de paix» etc.

Tome premier. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieser lang erwartete Commentar zu den zwei bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton (gest. 1848) über das Völkerrecht enthält nicht blos nothwendige Zusätze und Erläuterungen zu jenen Werken, sondern der Verfasser W. B. Lawrence, ein ausgezeichneter Diplomat und Schriftsteller, führt damit zugleich die Geschichte des Völkerrechts bis auf die neueste Zeit fort, sodass Ereignisse wie der nordamerikanische Secessionskrieg und der deutsche Krieg von 1866 mit ihren einflussreichen Folgen noch in die Darstellung verwebt werden konnten. Dem soeben erschienenen ersten Theil geht ausserdem eine Biographie Henry Wheaton's voran, die allen Besitzern seiner Schriften willkommen sein wird.

Die beiden Wheaton'schen Werke erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gottfried von Straßburg. Triſtan und Iſolde. Ueberſetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. 8. (3⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Kudrun. Ueberſetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von Wilhelm von Ploennies. Mit einer ſyſtematiſchen Darſtellung der mittelhochdeutſchen epiſchen Verskunſt von Max Rieger. Mit einer Karte der weſtlichen Scheldemündung. 8. (2⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Das Nibelungenlied, aus dem Mittelhochdeutſchen neu überſetzt von Eduard Bürger. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 12 Ngr.

Wirnt von Gravenberg. Guy von Waleis der Ritter mit dem Rade. Ueberſetzt von Wolf Graf von Baudiſſin. 12. (1½ Thlr.) Ermäßigter Preis 12 Ngr.

Wolfram von Eſchenbach. Parcival. Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutſchen zum erſten male überſetzt von San-Marte (Albert Schulz). Zweite, verbeſſerte Auflage. Zwei Bände. 8. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Um dem größern Publikum Gelegenheit zu bieten, die claſſiſchen Erzeugniſſe der altdeutſchen Poeſie in den gelungenſten Ueberſetzungen ſich anzueignen, hat die Verlagshandlung obige Werke für kurze Zeit bedeutend im Preiſe ermäßigt.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Converſations-Lexikon.

Zwölf Bände. 8. Geh. (25⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 8 Thlr.

„Die Gegenwart", 1848—56 heftweiſe erſchienen, erfreute ſich nicht nur damals eines ſehr großen Leſerkreiſes, ſondern wird noch immer häufig benutzt als vorzügliche Geſchichtsquelle für die denkwürdige Epoche des Jahres 1848 und der nächſtfolgenden Jahre. In der That finden ſich kaum in irgendeinem andern Werke ſo getreue, meiſt von Augenzeugen verfaßte Schilderungen jener Ereigniſſe und der dabei mitwirkenden Perſonen.

An die „Gegenwart" reiht ſich ſowol der Zeitfolge wie dem Geiſt und Inhalt nach an:

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Acht Bände. 8. Geh. (18 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 8 Thlr.

Dieſe acht Bände umfaſſen die Jahrgänge 1857—6[illegible] (Mit 1865 begann die Neue Folge von „Unſere Zeit", welche in halbmonatlichen Heften zu 6 Ngr. forterſcheint.) Sie enthalten meiſt größere zuſammenhängende Darſtellungen aus dem Gebiete von Staat und Geſellſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt, Handel und Induſtrie, die der Zeitgeſchichte auf dem Fuße folgen und in ihrer Geſammtheit als ein vollſtändiges Geſchichts- und Culturbild des genannten Zeitraums zu betrachten ſind.

Oeffentliche wie Privatbibliotheken werden gern die hier gebotene Gelegenheit benutzen, die vorſtehenden beiden ſtoffreichen Werke zu ſo bedeutend ermäßigten Preiſen anzuſchaffen.

☞ Ende 1868 treten die höhern Ladenpreiſe wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Norddeutſche Bund

und deſſen Uebergang zu einem Deutſchen Reiche.

Von **Georg Herbert Graf zu Münſter,**

Mitglied des Norddeutſchen Reichstags, Erblandmarſchall zu Hannover.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieſe neueſte Schrift des bekannten Verfaſſers verdient in noch höherm Grade als ſeine frühern die allgemeinſte Beachtung, auch in Kreiſen, die andern politiſchen Anſichten huldigen. Sie behandelt mit rückhaltloſer Offenheit und in entſchieden vorwärts drängendem Sinne die brennende Frage der Gegenwart, die Weiterförderung des deutſchen Einigungswerks, indem ſie den jetzigen Augenblick als den geeignetſten bezeichnet, Hand anzulegen an den Ausbau eines mächtigen germaniſchen Staats, zu dem bisjetzt erſt der Grund gelegt worden ſei.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Politiſche Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.) Nebſt den Depeſchen des Grafen Ernſt Friedrich Herbert zu Münſter über den Wiener Congreß. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

rſcheint wöchentlich. — Nr. 37. — 10. September 1868.

ıalt: Friedrich Hebbel als Kritiker. Von Rudolf Gottſchall. — Neue Dichtungen. Von Feodor Wehl. — Bosnien und die Herzegowina. Von Richard Andree. — Feuilleton. (Charlotte Birch-Pfeiffer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Hebbel als Kritiker.

edrich Hebbel's ſämmtliche Werke. Zehnter bis zwölf-
: Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868. 8.
der Band 1 Thlr.

Die Geſammtausgabe der Hebbel'ſchen Schriften liegt
vollendet vor uns; die drei letzten Bände enthalten
tiſche, dramaturgiſche, kritiſche Aufſätze und ſind ganz
net, das Bild des Dichters nach dieſer Seite hin zu
ızen. Die kritiſche Thätigkeit Hebbel's iſt bei Leb-
ı des Autors wenig in den Vordergrund getreten,
deshalb weil er die Mehrzahl ſeiner Kritiken ano-
erſcheinen ließ und in den verſchiedenſten Blättern,
ie „Illuſtrirte Zeitung", die augsburger „Allgemeine
ng", die „Europa" u. a. Wir verwerfen die kriti-
Anonymität auf das entſchiedenſte, weil in ihr eine
aubte Deckung liegt für jedes an andern Dichtern
übte Attentat. Während man ihnen hinterrücks aus
Dickicht der kritiſchen Wälder das Lebenslicht aus-
läßt man ſie vollkommen im Dunkeln, woher die
e Kugel kommt. Es gibt der Beiſpiele genug, daß
ige anonyme Kritiker die von ihnen insgeheim ge-
elten Autoren mit ſchweifwedelnder Liebenswürdigkeit
ünſtige Urtheile über ihre eigenen Schriften bitten.
reilich bringt es die äußere Einrichtung der Zei-
t und Journale mit ſich, daß die Kritiken anonym
nen und den Kritiker ſelbſt trifft dabei keine Schuld.
vünſchten aber, daß die Anonymität möglichſt aus
iteratur verſchwinde, wenigſtens aus der Kritik.
trete ein für ſein Urtheil und trage auch die un-
hmen Folgen ſcharfer kritiſcher Aeußerungen.

t der Sammlung der literariſchen Reliquien iſt man
ızen zu pietätvoll, und das möchten wir auch dem
gebér der Hebbel'ſchen Schriften zum Vorwurf
. Die von Tag zu Tag lebende Journaliſtik ge-
nmal nicht ins Pantheon; der Augenblick hat ſein
und auch die beſſern Kräfte wiſſen, daß, was ſie
ultus des Tages widmen, nicht auf die Unſterblich-
rechnet iſt. Wir finden unter den Kritiken der „Literaturbriefe" manches nichtsſagende Wort über höchſt unbedeutende Schriften, flüchtige Journaletiketten, die in den Makulaturkorb wandern mußten und keine Aufbewahrung verdienten. Den Schriftſtellern ſelbſt geſchieht damit ein ſchlechter Dienſt, wenn man alle ihre Gedankenſpäne in falſchverſtandener Pietät zuſammenſucht, als wenn es lauter geiſtige Diamantſplitter wären.

Die vorliegenden kritiſchen Skizzen genügen nicht, um Hebbel zu unſern hervorragenden Kritikern, Aeſthetikern und Dramaturgen rechnen zu können. Vor allem fehlt ihm zu einem Kritiker die Unbefangenheit eines Urtheils, welches ſich liebevoll in die einzelnen Erſcheinungen zu verſenken vermag. Die volle Schwere und Wucht ſeines originellen aber einſeitigen Talents laſtet auf ſeinen Kritiken. Für das Unbedeutende, das nur eine verwandte Fiber in ihm berührt, iſt er ein warmer Anwalt, während das Bedeutende, welches ſeiner Natur nicht ſympathiſch iſt, von ihm verächtlich beiſeitegeſchoben wird. Dieſer Mangel hängt allerdings mit dem Vorzuge einer ſcharf ausgeprägten Individualität zuſammen, beeinträchtigt aber das Verdienſt des Kritikers, der für die verſchiedenartigſten Richtungen des poetiſchen Schaffens einen aufgeſchloſſenen Sinn und ein vorurtheilsfreies Verſtändniß beſitzen muß. Hierzu kommt, daß Hebbel als Kritiker ſich in einer verhängnißvollen Abhängigkeit von den Theorien der Romantiker befindet, wie er auch ſchon als Dichter namentlich in den gänzlich verfehlten Productionen, wie „Diamant" und „Rubin", ſich als einen Schüler Tieck's bekundete. Wir werden dies Abhängigkeitsverhältniß an mehrern Punkten, beſonders in der Beurtheilung Schiller's klar aufdecken.

Dagegen gereicht es dem Autor zur Ehre, daß ſein kritiſches Denken und dichteriſches Schaffen aus einem Guß war, und daß er auf beiden Gebieten mit gleichem Ernſt der Ueberzeugung die höchſten Ziele der Kunſt ins Auge faßte. Dies ernſte Ringen merkt man auch ſeiner Darſtellungsweiſe an; es fehlt ihr Leichtigkeit, Klarheit

Digitized by Google

und Grazie; ſie wälzt oft Felsblöcke, wo ſie nur Steine zu ſchleudern brauchte. Dafür zeigt ſie eine kräftig arbeitende Muskulatur, und die athletiſchen Geſten, ſelbſt wo ſie überflüſſig ſind, geben ihr ein imponirendes Air. Paradoxe, oft ſchlagende, oft nur blendende Bilder liebt er in Vers und Proſa; bisweilen geben ſie den Gedanken eine überzeugende Prägnanz, bisweilen dem Stil einen forcirten Beigeſchmack. Auch in der Kritik hat Hebbel etwas Reckenhaftes und ſchwingt öfter den Baldung, als daß er das kritiſche Secirmeſſer führte.

Der Kern ſeiner kritiſchen Thätigkeit iſt die Dramaturgie. Die große Mehrzahl der geſammelten Aufſätze behandelt dramatiſche Productionen, und auch wo die allgemeine „Theorie der Kunſt" dargeſtellt wird, handelt es ſich in der Regel nur um eine „Theorie des Dramas". Dieſe iſt wiederum eine Advocatur der dichteriſchen Praxis des Autors und ſucht für die dramatiſchen Gemälde deſſelben eine möglichſt hochgeſchraubte Staffelei zu gewinnen. So gleich in dem erſten Aufſatz: „Mein Wort über das Drama", in welchem er die Frage aufwirft, ob das Drama ſocial, hiſtoriſch oder philoſophiſch ſein ſoll, und dann, nach der Charakteriſtik dieſer Richtungen, noch ein viertes für möglich erklärt, das ſie alle in ſich vereinigt und das ebendeshalb keine einzelne entſchieden hervortreten läßt: ein Drama, das er als das Ziel ſeiner eigenen Beſtrebungen hinſtellt. Er nennt ein Drama ſocial, wenn es in die Gegenwart hineingreift, hiſtoriſch, wenn es ſich nach der Vergangenheit zurückwendet, und philoſophiſch, wenn es ſich um keine von beiden bekümmert. Wie nun aber das vierte Drama beſchaffen ſein ſoll, das gleichzeitig die beiden Glieder eines disjunctiven Schluſſes und ſeine Negation in ſich vereinigt; das gleichzeitig in die Gegenwart hineingreift, ſich nach der Vergangenheit zurückwendet, und ſich doch um keine von beiden bekümmert: das iſt ſchwer zu ſagen; wir gerathen hier in logiſche Ungeheuerlichkeiten, deren Tendenz doch offenbar iſt, dem Hebbel'ſchen Drama ein aus den Dramen aller Zeiten gebildetes Piedeſtal für ſeine eigene, alles überragende Erhöhung unterzuſchieben.

Weit bedeutender und überhaupt der bedeutendſte von Hebbel's kunſttheoretiſchen Aufſätzen iſt das Vorwort zu „Maria Magdalena", welches das Programm der Hebbel'ſchen Dramatik in kühnen Umriſſen entwirft. Die Aufgabe des Dramas ſtellt er hier im Lapidarſtil wie folgt feſt:

Das Drama, als die Spitze aller Kunſt, ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchenzuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem alles bedingenden ſittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, ſchon ſeiner Selbſterhaltung wegen, annehmen müſſen, veranſchaulichen. Das Drama, d. h. das höchſte, das epochemachende — denn es gibt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein ſubjectiv-individuelles, die ſich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charaktere zum ganzen Stück, die daſſelbe aber ſo lange, bis ein alles umfaſſender Geiſt erſcheint, vertreten, und wenn dieſer ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in ſeine Stelle rücken —, das Drama iſt nur dann möglich, wenn in dieſem Zuſtand eine entſcheidende Veränderung vor ſich geht, es iſt daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine ſolche Zeit ſelbſt ein Product aller vorhergegangenen Zeiten iſt, das verbindende Mittelglied zwiſchen einer Kette von Jahrhunderten, die ſich ſchließen, und einer neuen, die beginnen will.

Wir ſehen hier gleich, daß er das „Moderne" im höchſten Sinne erfaßt und ebenſo dem Drama eine in dieſem Sinne reformatoriſche Tendenz geben will. Unſer Jahrhundert erſcheint ihm als der Anfang einer neuen Zeit, in welcher das menſchliche Bewußtſein ſich erweitern und wieder „einen Ring zerſprengen will". Wir befinden uns in einer Uebergangsepoche, deren Schwankungen und Spaltungen aber weder unnatürlich noch gefährlich ſind:

denn der Menſch dieſes Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen, er will, daß ſie ſich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identiſch ſind, ſtützen und alſo den äußern Haken, an dem ſie bisjetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen. Dies iſt, nach meiner Ueberzeugung, der welthiſtoriſche Proceß, der in unſern Tagen vor ſich geht; die Philoſophie von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zerſetzend und auflöſend, vorbereitet, und die dramatiſche Kunſt, vorausgeſetzt daß ſie überhaupt noch irgendetwas ſoll — denn der bisherige Kreis iſt durchlaufen und Duplicate ſind vom Ueberfluß und paſſen nicht in den Haushalt der Literatur — ſoll ihn beendigen helfen, ſie ſoll, wie es in einer ähnlichen Kriſis Aeſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes, die nicht van ungefähr und etwa blos, weil das Schickſal es mit dem Theater der Athener beſonders wohl meinte, ſo kurz hintereinander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus geſättigt aufgegangenen, ſondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erſtarrt geweſenen und durch die letzte große Geſchichtsbewegung entfeſſelten Elemente, durcheinanderflutend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit, in welcher alles wieder an ſeine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüberſtehen wird wie dieſer der Geſellſchaft, und wie die Geſellſchaft der Idee, erzeugen. Damit iſt nun freilich der Uebelſtand verknüpft, daß die dramatiſche Kunſt ſich auf Bedenkliches und Bedenklichſtes einlaſſen muß, da das Brechen der Weltzuſtände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erſcheinen kann, und da ein Erdbeben ſich nicht anders darſtellen läßt, als durch das Zuſammenſtürzen der Kirchen und Häuſer und die ungebändigt hereindringenden Fluten des Meeres.

Die dramatiſche Kunſt hat, nach Hebbel's Anſicht, nicht hiſtoriſche oder andere Anekdoten in Scene zu ſetzen, nicht einen Charakter in ſeinem pſychologiſchen Räderwerk auseinanderzunehmen, ſondern nur wo ein Problem vorliegt, hat die Kunſt etwas zu ſchaffen, wo ihr „das Leben in ſeiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich im Geiſt des Dichters das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet". Das iſt das Programm Hebbel's und der beſte Schlüſſel zur Beurtheilung ſeiner eigenen Werke. Keinesfalls fällt die Aufgabe aus der Kunſt heraus; denn Hebbel verlangt ja, daß das Problem nicht als eine äußerliche Tendenz über dem Kunſtwerk ſchwebe, ſondern in den künſtleriſchen Organismus hineingearbeitet ſei. Dennoch iſt dieſe Faſſung eine durchaus einſeitige. Shakſpeare war kein Problemdichter in dieſem Sinn, und auch die moderne Zeit verlangt nicht, daß das Problem in ausſchließlicher Weiſe zur Seele der dramatiſchen Kunſt gemacht werde. Die Hebbel'ſchen Dramen beweiſen, welche Gefahren eine nach dieſer Theorie ſich geſtaltende Praxis mit ſich bringt. Nicht blos das Bedenkliche und Bedenklichſte, das in voller realer Gegenwart uns vorgeführt wird, während die Correctur doch blos als ein ideales Poſtulat darüber in den Lüften ſchwebt, nicht blos das Vorwiegen des pathologiſchen Factors in

Digitized by Google

ner geiſt- und thatlähmenden Breite iſt mit dieſer Theorie
ſetzt; auch iſt die Gefahr unvermeidlich, daß der Dichter
viſionärer Ueberreizung dort Probleme ſucht, wo in
ahrheit keine vorhanden ſind, oder Conflicte, deren Cha-
kter ganz anderer Art iſt, zu Problemen zuſpitzt. Es
t bekanntlich im Schachſpiel Schachproblemdichter, deren
nſt darin beſteht, aus einer gefundenen Aufſtellung der
guren in einer beſtimmten Zahl von Zügen ein noth-
ndiges Matt hervorgehen zu laſſen. Es gehört dazu
e Frage viel Scharfſinn, der überraſchende Combi-
ionen beherrſcht. Dennoch wird das Problem nur
ch die anfängliche Stellung der Figuren ermöglicht.
nlich iſt es mit der dramatiſchen Problemdichtung; der
hter löſt oft ein Räthſel, das er ſelbſt nur aufgibt.
r ziehen eine lebendig geſpielte Schachpartie einer ſein
nnenen Schachaufgabe vor, und ſo ergeht es uns auch
den Schachpartien Shakſpeare's und Schiller's gegen-
r den Schachproblemen Hebbel's. Was Hebbel weiter-
über die echte Zeitgemäßheit ſpricht, welche die dra-
iſche Poeſie bewähren ſoll, was er gegen die aus-
zs- und gehaltloſen deutſchen Kaiſerhiſtorien, gegen das
piritusſetzen der Hohenſtaufenbandwürmer ſagt: das
ſeine vollkommenſte Berechtigung. Ueber das bürger-
Trauerſpiel ſagt er, es ſei in Deutſchland in Mis-
t gerathen und hauptſächlich durch zwei Uebelſtände:

Vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus ſeinen innern,
allein eigenen Elementen, aus der ſchroffen Geſchloſſen-
womit die aller Dialektik unfähigen Individuen ſich in
beſchränkteſten Kreis gegenüberſtehen, und aus der hieraus
ringenden ſchrecklichen Gebundenheit des Lebens in der
itigkeit aufgebaut, ſondern es aus allerlei Aeußerlichkeiten,
aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger,
llem aber aus dem Zuſammenſtoßen des dritten Standes
em zweiten und erſten in Liebesaffairen, zuſammengeflickt
Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts
ſches hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn-
mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod,
em Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Umgehendes,
ten; ſobald man ſich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler
:, dem die gerührte Sentimentalität wol gar noch ein:
er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzu-
oder einem: Wäre ſie (ein Fräulein geweſen u. ſ. w.)
kann, wird der Eindruck, der erſchüttern ſoll, trivial,
e Wirkung, wenn ſie nicht ganz verpufft, beſteht darin,
e Zuſchauer am nächſten Tag mit größerer Bereitwillig-
ie ſonſt ihre Armenſteuer bezahlen oder ihre Töchter
tiger behandeln; dafür haben ſich aber die reſp. Armen-
er und Töchter zu bedanken, nicht die dramatiſche Kunſt.
auch dadurch, daß unſere Poeten, wenn ſie ſich einmal
Volk herniederließen, weil ihnen einfiel, daß man doch
t blos ein Menſch ſein dürfe, um ein Schickſal, und
Umſtänden ein ungeheneres Schickſal haben zu können,
einen Menſchen, mit denen ſie ſich in ſolchen verlore-
tunden befaßten, immer erſt durch ſchöne Reden, die ſie
us ihrem eigenen Schatz vorſtreckten, adeln, oder auch
töckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Stand-
n der Welt hinabdrücken zu müſſen glaubten.

verurtheilt alſo gleichmäßig die Iffland'ſchen
n wie Schiller's „Cabale und Liebe", in welchen
ch immer berechtigte Conflict der Stände einen
e Gemüther mächtig ergreifenden Ausdruck gefun-
t. Das iſt wiederum eine ſchroffe Einſeitigkeit.
hat die dumpfe Gedrücktheit und Beſchränktheit
gerlicher Lebensſphären in ſeiner „Maria Magda-
allerdings mit Meiſterſchaft dargeſtellt, und in die-
ſer ſtimmungsvollen Beleuchtung, in dieſem Grundton von rührender Lebenswahrheit liegt ein Hauptverdienſt des Stücks. Nur das Duell gehört in eine andere Lebensſphäre und iſt nicht geeignet, hier als tragiſches Motiv verwandt zu werden. Was aber übrigens die Handlungsweiſe der Heldin betrifft, ſo iſt ſie über ein „Hätte ſie" und „Wäre ſie" ſo wenig hinaus, daß das Grundmotiv ihrer Hingebung aller innern Nothwendigkeit entbehrt und nur aus einem auf die Spitze getriebenen Raffinement hervorgeht. Der Problemdichter wird uns nachweiſen, daß gerade dies die ſchärfſte Faſſung des Problems iſt, daß bei ſolcher Stellung der Figuren das eclatanteſte Matt herauskommt. Doch mit dieſem Scharfſinn idealer Combinationen richtet er eben den Charakter als ſolchen zu Grunde, indem er ihm unſere Theilnahme entzieht. „Alle Wirkung geht von den Motiven aus", ſagt Hebbel ſelbſt in der Kritik des Maſſinger'ſchen „Duke of Milan", den er zu Gunſten ſeines damals im Entſtehen begriffenen Dramas: „Herodes und Marianne", kritiſch zerfaſert, oder vielmehr aus deſſen Eingeweiden er als Vogelſchauer das Horoſkop für ſein eigenes Werk herauslieſt; doch aus kleinlichen und niedrigen Motiven kann nie eine tragiſche Wirkung hervorgehen.

Sehr viel und eingehend beſchäftigt ſich Hebbel mit Schiller; wir finden eine höchſt umfangreiche Analyſe des Schiller-Körner'ſchen Briefwechſels, einen Aufſatz über das Werk von Boas: „Schiller und Goethe im Xenienkampf", und in faſt allen andern Kritiken zahlreiche kritiſche Plänkeleien gegen unſern großen Dramatiker. Das Verhältniß Hebbel's zu Schiller würden wir als ein ſehr eigenthümliches bezeichnen müſſen, wenn es nicht ſeine Vorgänger hätte. Ganz ſo ſtanden Tieck und die Schlegel zu Schiller; ſie machten ſeiner allgemein anerkannten Dichtergröße einige Complimente, zerpflückten aber ſeine Werke im einzelnen, daß auch nichts Haltbares und Werthvolles übrigbleibt. Die empörende Aeußerung Ludwig Tieck's, welcher unſern größten Dramatiker einen „ſpaniſchen Seneca" nannte, klingt uns immer in die Ohren, wenn wir Hebbel über Schiller ſprechen hören. Wir erfahren zunächſt, was oft genug wiederholt wurde, daß der Schöpfungsact bei ihm kein reiner war, daß Zeugen und Machen bei ihm nicht unmittelbar zuſammenging, ſondern weit auseinanderfiel. Es tritt natürlich nicht überall ſo ſchneidend hervor, wie bei den „Künſtlern", einem Product, das ſchon ſeiner Art nach mehr ein Zeugniß für Schiller's gründliche Erkenntniß der Kunſt ſein muß als eine über allen Zweifel erhabene künſtleriſche That; es verleugnet ſich jedoch faſt nirgends ganz und gibt ſeinen Compoſitionen, den dramatiſchen ſowol wie den lyriſchen, im ganzen und im einzelnen etwas Zwitterhaftes, das ihnen, wie den Rouſſeau'ſchen, zwiſchen glühenden Phantaſiegeburten und kalten Verſtandeshervorbringungen einen Platz in der Mitte anweiſt.

Mit dieſem Urtheil hätte Hebbel um ſo vorſichtiger ſein müſſen, als es auf den Schützen zurückprallt. Weiterhin heißt es:

Dem Deutſchen müſſen vermöge der Grundzüge ſeines Nationalcharakters Schiller's Schwächen als Vorzüge gelten; er liebt das Unbeſtimmt-Verſchwimmende, das eins ſein und doch daneben etwas anderes ſcheinen will, und darum iſt Schiller, der ihm nie etwas ganz Excluſives, etwas durchaus nur Poetiſches bietet, ſein Lieblingsdichter. Es entſteht hier die intereſſante Frage, ob ein dichteriſches Individuum bei einem eintretenden Conflict der Eigenthümlichkeit ſeines Volks, für das es ſchafft, ſeine eigene Eigenthümlichkeit, aus der und mit

Digitized by Google

der es ſchafft, unterzuordnen hat oder nicht; ich will ſie unentſchieden auf ſich beruhen laſſen, aber ſo viel iſt klar, daß es in dem einen Fall auf eine ausgebreitete Wirkung in der Gegenwart verzichten, in dem andern die Quelle ſeiner Kraft ſelbſt verſtopfen und ſich die Zukunft verengen muß. Wenn Schiller z. B. als dramatiſcher Dichter ſtatt ſeiner bekannten Vorliebe einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen alles Sentenzenweſen gehabt und hinreichendes Geſtaltungsvermögen beſeſſen hätte, um den Ausfall, der dadurch in der Oekonomie ſeiner Stücke entſtanden wäre, zu decken: was würde ſeiner Nation gegenüber die Folge davon geweſen ſein? So gewiß er dann vor dem höchſten Forum der Aeſthetik ganz anders beſtehen würde wie jetzt, ebenſo gewiß würde er drei Viertheile ſeines großen Publikums verloren haben; denn der Deutſche kann und will nun einmal in den Charakteren eines Dramas nicht eine Art von höherm Alphabet erblicken, aus dem er ſich das Löſungswort ſelbſt zuſammenſetzen ſoll; ihm iſt eine Figur, der kein Zettel aus dem Munde hängt, ſogleich eine räthſelhafte, und er wird nie befriedigt, wenn der Poet ſich herausnimmt, die Kunſt befriedigen zu wollen. Das geht aber im Lyriſchen ebenſo; ein Bild ohne Unterſchrift iſt ihm auch hier ein Bild ohne Sinn, deshalb zieht er alles Reflectirende vor, reflectire es nun, wie Schiller, tief und genial über die Philoſophie, oder, wie ein Georg Herwegh, flach und oberflächlich über die Politik, und Körner erwies ſich nur als echter Deutſcher, wenn er in den „Künſtlern" ſo lange, bis das „Lied von der Glocke" kam, die Krone aller Lyrik erblickte. Es fehlt ſicher nicht an Leuten, welche mit Rückſicht auf dieſes zweifellos feſtſtehende Factum geneigt ſind, die oben aufgeworfene Frage ohne Umſtände dahin zu beantworten, daß das Individuum ſich unbedingt in den Nationalcharakter ſchicken müſſe. Dieſe mögen jedoch, ehe ſie ſprechen, bedenken, daß es ein doppeltes Publikum gibt, ein im Raum beiſammenlebendes und ein in der Zeit aufeinanderfolgendes, und daß ſich zwiſchen beiden im Lauf der Jahrhunderte ſogar das numeriſche Verhältniß umkehrt. Heinrich Clauren war in ſeinen Abſichten äußerſt faßlich und fand Tauſende von Leſern; Heinrich Kleiſt war es nicht und fand deren wenige; dennoch dürfte es nicht lange mehr dauern und der Verfaſſer des „Kohlhaas" hat auch der Zahl nach ein bedeutenderes Publikum, wie der Verfaſſer des „Mimili" jemals gehabt hat.

Der langen Rede kurzer Sinn iſt doch nur, daß Schiller vor dem höchſten Forum der Aeſthetik nicht beſteht, weil es ihm an Geſtaltungsvermögen fehlt, weil er dieſen Mangel durch Sentenzenweſen deckt, daß er aber damit einer nationalen Neigung der Deutſchen entgegenkam und deshalb Lieblingsdichter der Nation wurde, während ſeine Chancen für die Zukunft ungünſtige ſind und er alle Ausſicht hat, von Heinrich von Kleiſt in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wir haben dieſer vornehmen Aeſthetik, ſo oft wir ihr begegnet ſind — und wir begegnen ihr bei dem ganzen Schweif, den die romantiſche Schule nach ſich zieht —, auf die Finger geklopft. Wenn uns zugemuthet wird, das Geſtaltungsvermögen Kleiſt's oder Hebbel's für größer zu halten als dasjenige Schiller's, ſo ſetzen wir uns gegen ſolche Zumuthung, die nur aus einer einſeitigen oder verkehrten Auffaſſung der dramatiſchen Charaktere hervorgeht, auf das entſchiedenſte zur Wehr. Den nachtwandelnden „Prinzen von Homburg" und das ſomnambule „Käthchen von Heilbronn", den Grafen Bertram und den Juden, der den Diamanten verſchluckt, alles mehr oder weniger Ausgeburten einer krankhaften oder ſpieleriſchen Phantaſie, — mit Schiller'ſchen Geſtalten, einem König Philipp, einem Leiceſter und Mortimer in Eine Linie ſetzen zu wollen, halten wir für eine Abſurdität, die, wenn ſie zum Dogma würde, die Entwickelung unſerer dramatiſchen Literatur auf den Standpunkt der Stürmer und Dränger zurückſchrauben müßte. Mit Recht faßt unſer bedeutendſter Aeſthetiker, Friedrich Viſcher, die Aufgabe der neuen dramatiſchen Dichtung in das Wort: Shakſpeare's Stil, geläutert durch wahre freie Aneignung des Antiken; um dieſen Punkt oſcillire die neuere dramatiſche Poeſie der Deutſchen. Gervinus ſagt ebenſo mit Recht, daß Schiller's Charaktere in einer Mitte zwiſchen der typiſchen Art der Alten und der individuellen des Shakſpeare ſtehe, während Viſcher allerdings meint, die Schiller'ſche Charakterwelt ſei mehr antik ſentenziös. Wir ſind mit Gervinus der Anſicht, daß Schiller von allen neuen Dramatikern der von Viſcher formulirten Aufgabe am nächſten gekommen ſei, daß die gegen ihn auftretende Reaction wieder von dem Ziele ablenkt, indem ſie in einen ſhakſpeariſirenden Naturalismus zurückfällt, ohne das unnachahmliche Genie des Briten und die Größe ſeiner Weltanſchauung zu beſitzen.

Schiller's Charaktere ſind ſchärfer gezeichnet, als es dem oberflächlichen Anblick erſcheint, da der gleichmäßige Adel der Diction, eine ſchon von Ariſtoteles in dem ἡδυσμενος λογος aufgeſtellte Forderung dramatiſcher Kunſt, darüber zu täuſchen vermag; ſie haben vor allem den innern Einheitspunkt, ohne den es keinen wahren dramatiſchen Charakter gibt. Ueberladung mit Detailzügen ſchafft noch keine Charaktere, und Ueberladung mit Abſonderlichkeiten und Verrücktheiten ſchafft Caricaturen. Was das vielgetadelte Sentenzenweſen betrifft, ſo möge man, ganz abgeſehen von den antiken Muſtern, erſt noch den Beweis führen, daß Schiller ſentenzenreicher iſt als Shakſpeare, was keineswegs der Fall iſt. Es iſt nur eine Stileigenthümlichkeit Schiller's, daß die Sentenz bei ihm in der mehr logiſchen Form der Antitheſe erſcheint und ſo ſchärfer hervortritt, während ſie bei Shakſpeare in der bildlichen Einkleidung einen phantaſievollern, freiern Eindruck macht. Der Dichter aber hat nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, den geiſtigen Inhalt der Erſcheinungen, der dramatiſchen Situationen in unvergänglichen Formen auszuſprechen. Wenn dies im gewöhnlichen Leben nicht geſchieht, ſo iſt die Kunſt hier keineswegs an die platte Nachahmung der platten Wirklichkeit gebunden. Die Größe der großen Dichter, eines Aeſchylus und Sophokles, Shakſpeare und Schiller, beſteht gerade in dem unmeßbaren Gedankenreichthum, der aus ihren Werken in den Sprach- und Gedankenſchatz der Nationen überging. Jeder allgemeine Gedanke aber, in welchem der Dramatiker, wie Hegel mit Recht verlangt, „ſein Pathos explicirt", wird mehr oder weniger die Form der Sentenz annehmen. Die Declamation gegen das Sentenzenweſen geht daher aus einſeitiger dramaturgiſcher Theorie hervor und iſt in der Regel nur eine oratio pro domo der Geiſtesarmuth. Uns erſcheint die maßvolle, prägnant gefaßte Sentenz im Drama bei weitem berechtigter und künſtleriſcher als die aufgedonnerte Kraftphraſe, mit welcher die Titanen des Naturalismus ihre dramatiſchen Brühen würzen.

Die Ungunſt, mit welcher Hebbel unſern größten Dramatiker betrachtet, zeigt ſich auch in der Kritik der einzelnen Stücke:

Jetzt geräth Schiller über die Geſchichte der Jungfrau von Orleans und begeiſtert ſich für ſie. Mir iſt es immer unerklärlich geweſen, wie er ſich dieſem Gegenſtand gewachſen

Digitized by Google

glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird niemand beſtreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein pſychologiſches werden mußte, und daß es eben darum über Schiller's Kreis hinausging, läßt ſich ebenſo wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über ſich ſelbſt reflectiren, ſie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geſchloſſenen Augen ihre Bahn vollenden und ſogar mit geſchloſſenen Augen in den Abgrund ſtürzen, der ſich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das franzöſiſche Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Proceſſes erſehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerlaßlich, und Schiller mußte ſelbſt wiſſen, daß er ihr dieſe nicht einzuhauchen vermochte. Seine Heldin ſchwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebaren ſetzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und ſie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt iſt, auf dem aber keine Weintrauben wachſen. Körner meint nichtsdeſtoweniger, der Dichter habe ſich diesmal ſelbſt übertroffen, und auch Goethe erklärt die „Jungfrau“ für ſein beſtes Werk.

Wir legen auf das Urtheil Körner's und Goethe's bei weitem mehr Gewicht als auf dasjenige Hebbel's, der mit ſolchem Hochmuth auf das Schiller'ſche Werk herabſieht. Wir möchten dieſe naive, nach den Proceßacten aufgefaßte Jungfrau wol als Heldin eines Dramas ſehen! Eine Somnambule nach Kleiſt'ſchen Vorbildern, oder eine Hexe wie ſie Shakſpeare im erſten Theil von „Heinrich VI.“ geſchildert hat! Die Jungfrau Schiller's iſt eine echt tragiſche Heldin gerade durch den innern Bruch und Conflict, der in ſie hineinverlegt iſt; die Anlage der Tragödie mit ihrer großartigen Peripetie iſt meiſterhaft. Daß Hebbel hiervon keinen Begriff hatte, zeigt zur Genüge ſein „Demetrius“, in welchem alle großen dramatiſchen Züge halb verlöſcht ſind in muſiviſcher Genrearbeit, und der dem Schiller'ſchen Fragment gegenüber zu gänzlicher Bedeutungsloſigkeit verblaßt. Die Kritik der „Braut von Meſſina“, welche ein namhafter Aeſthetiker wie Weiße für Schiller's vorzüglichſtes Drama hält, darf man eher unterſchreiben; dagegen lautet das Urtheil über „Wallenſtein“ und „Tell“, das wir aus einer Kritik der Wienbarg'ſchen „Dramatiker der Jetztzeit“ mittheilen, wie folgt:

Schiller's „Wallenſtein“ iſt trotz ſeiner Breite doch bloßes Charakterbild, der Dreißigjährige Krieg guckt nur hin und wieder, nur dann, wenn dem Herzog die Sentenzen ausgehen und wenn Max und Thekla von ihrer Liebe ausruhen, ſchüchtern hervor. Das Stück hat, mit aller Achtung gegen den großen Todten, dem ich nicht am Lorberbaum zu pflücken gedenke, ſei es geſagt, bei der Aufführung etwas Lächerliches: ein Gewitter, während deſſen zwei Turteltauben ſich ſchnäbeln. „Wilhelm Tell“ iſt ſchon anders, Bertha und Rudenz ſind beſcheidener und halten ihre Seufzer, Thränen und Ahnungen beſſer zu Rathe; doch die dargeſtellten Verhältniſſe ſind zufällige, die ſich unter ähnlichen Verhältniſſen überall wiederholen, und man kann danach germaniſche Natur, wenn man auch die Schweiz als Mitrepräſentantin derſelben gelten laſſen will, nicht beurtheilen, ſowenig wie einen Menſchen nach dem Porträt, das während ſeiner Krankheit entſtand; auch kann ich den Anblick der Kraft, die äußere Feſſeln bricht, nicht ſo erbaulich finden wie manche; warum ließ ſie ſich welche anlegen? Kleiſt's „Hermannsſchlacht“ und ſein „Prinz von Homburg“ führen uns, die zu weit zurück, jene zu weit vorwärts. Uhland wählte die hiſtoriſchen Momente beſſer wie Kleiſt, er behandelte ſie würdiger und größer wie Schiller. Schon darum ſteht er im Vorgrund.

Man traut hier kaum ſeinen Augen, wenn man lieſt, daß Uhland die hiſtoriſchen Momente würdiger und größer als Schiller behandelt habe; ganz abgeſehen von einer Kritik, welche die größten Dramen des Dichters wie Schülerexercitien mit vornehmem Lächeln beiſeiteſchiebt. Freilich, es gibt nichts ſo Verkehrtes, was nicht von dieſer aparten Kritik behauptet würde, die einen Trumpf dareinſetzt, im Bewußtſein ihrer directen olympiſchen Herkunft der allgemeinen Meinung ins Geſicht zu ſchlagen. Die Nation hat die Uhland'ſchen Dramen mit vollem Recht abgelehnt, weil ihnen aller dramatiſche Nerv und alles dramatiſche Leben fehlt; ſie verhalten ſich zu den Schiller'ſchen wie durchs Fenſter durchgezeichnete Bilder zu den farbenreichſten großartigſten Gemälden.

Die Geringſchätzung Schiller's iſt, wie geſagt, ein Erbe der romantiſchen Schule. Einem ſcharf ausgeprägten Talent, das nach der entgegengeſetzten Seite gravitirt, darf man ſolche Einſeitigkeiten, ſo entſchieden man dagegen proteſtiren muß, nicht allzu ſehr zum Vorwurf machen; nur muß ihm der Beruf zur Kritik abgeſprochen werden. Hebbel war ein Autodidakt; ihm fehlte die claſſiſche Bildung. Nirgends in ſeinen Werken, auch nicht in dem verlorenſten Hinweis, findet ſich eine Spur derſelben. Sein Evangelium iſt Shakſpeare, ſo ſehr er auch gegen die Shakſpearomanie und die immer neuen Shakſpeare-Commentare proteſtirt, und der „große“ Dichter Ludwig Tieck, dem er einen begeiſterten, ganz im Stil der Börne'ſchen Rede über Jean Paul gehaltenen Nachruf widmet. Nächſtdem iſt der „große“ Heinrich von Kleiſt aufgenommen in den geiſtigen Heroencultus des Dichters. Ueber andere Dichtergrößen lautet Hebbel's Urtheil bei weitem weniger günſtig. So heißt es von Byron:

Ich leſe jetzt wieder die Sachen von Byron. Seine erſtaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Reſpect eingeflößt, aber ich finde jetzt, daß ſie mit der Scott'ſchen einen und denſelben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewiſſen Einförmigkeit, um nicht zu ſagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsſtufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und dieſe ebenfalls auszuſprechen, ſondern er blieb bis zum „Don Juan“ ſo ziemlich auf der nämlichen ſtehen, und ſein Produciren beſteht in dem etwas unfruchtbaren Geſchäft, dieſer einen immer neuen Ausdruck zu geben.

Heine wird ein echter deutſcher Dichter genannt:

Aus dem Innern des Gemüths quellen ſeine Lieder hervor, und wenn, ſeinem Naturell gemäß, bei ihm die Reflexion auch meiſtens die Geſtalt des Witzes annimmt, ſo iſt ſein Witz doch nur das launige Veto, was dem Herzen gegenüber der Geiſt einlegt, niemals aber, oder ſelten, das kahle Centrum des Gedichts. Heine iſt Humoriſt. Was iſt Humor, was iſt, da wir es hier nur mit dem Liederdichter zu thun haben, zunächſt lyriſcher Humor? Was man gewöhnlich ſo nennt, iſt ein leeres Product der Ohnmacht und der Lüge. Wer ſeine verworrenen Geiſtes- oder Gemüthszuſtände nicht klären oder den hierzu nothwendigen innern Proceß nicht mit Reſignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wol den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und ſucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es ſei eine werdende Welt. Der Humor iſt empfundener Dualismus; nicht die Caricatur des Ideals ſoll er zeichnen, oder ſeinen Schatten, ſondern das Ideal ſelbſt in ſeinem vergeblichen Ringen nach Geſtaltung. Allein, wenn die poſitive Kunſt den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen ſcheidet, zu überfliegen ſucht, ſo ſtürzt der Humor, als die negative, ſich in dieſen Abgrund hinunter, und hierin liegt ſo viel Verzweiflung, aber nicht ſo viel Troſt, wie in der erſchütterndſten Tragik, wenn er, was allerdings ſehr ſelten iſt, rein und rund zur Erſcheinung kommt. Das iſt bei Heine z. B. in dem ſchönen Gedicht: „Mein Herz, mein Herz iſt traurig“ u. ſ. w., der Fall.

Digitized by Google

Seltſam contraſtirt damit die folgende Stelle aus einer ſpätern Kritik:

Bei unſerm Heinrich Heine dagegen, der ſich eine gute Weile als Conductführer und Leichenmarſchall des Jüngſten Tages geberdete, ging der „große Riß“, über den er jammerte, nicht einmal durch die Weſte, geſchweige durch das Herz; er brauchte ſowenig den Schneider als den Chirurgen zu bemühen, und er zeigte auch bald genug durch die Grimaſſen, die er ſchnitt, wie es mit dem ſchwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint geweſen war.

Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ wird gerühmt, weil es den Anſprüchen, die unſere Zeit an das Luſtſpiel macht, in hohem Grade genügt; „Uriel Acoſta“ dagegen ſoll hinter einer lebendigen Schöpfung und der höchſten Aufgabe der Tragödie zurückbleiben. Das Selbſtporträt von Gutzkow, das Hebbel bei Gelegenheit der Stiftung des Schillerpreiſes aus dem Proteſt jenes Autors gegen dieſen Preis zu extrahiren ſucht, iſt wenig ſchmeichelhaft. Hebbel tritt mit Recht als Anwalt jener Preisſtiftung auf, ſagt aber dabei von Gutzkow:

Man erzählt von einem Proteus, der verdammt ſein ſoll, ſich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwiſchendurch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menſchengeſtalt auf der Bühne erſcheinen und ein vernünftiges Wort ſprechen darf. Auf drei Metamorphoſen eine Menſchwerdung, aber eine bucklichte, auf drei bucklichte eine regelmäßige, aber eine ſchwächliche, auf drei ſchwächliche eine normale. An dieſen Proteus fühlt man ſich zuweilen durch unſern Autor erinnert. Wer hatte das Geheimniß ſeiner Natur? Niemand als er ſelbſt, und er hat es jetzt verrathen. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organiſation, in der das begleitende Motiv an die Stelle des beſtimmenden getreten iſt, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt alles; wir aber haben es jetzt nachgewieſen, und zwar aus dem eigenen Bekenntniß.

Dies einſeitig ſcharfe Urtheil datirt vom Jahre 1860; die frühern von 1849. Das ſteht in der Sammlung alles kunterbunt durcheinander, unter die verſchiedenſten Rubriken: Kritiken, Charakteriſtiken u. ſ. w. vertheilt. Welches Urtheil wandelt ſich nicht mit den Jahren? Doch wo die chronologiſche Folge fehlt, da ſtutzt man über den Widerſpruch.

Sehr glänzend iſt das Urtheil, das Hebbel über die „Gedichte“ Dingelſtedt's und über deſſen „Studien und Copien nach Shakſpeare“ fällt, welche er eine Leiſtung von ſeltener Gediegenheit nennt. Die „Lieder eines kosmopolitiſchen „Nachtwächters“ bezeichnet er als eine merkwürdige Production, die bedeutendſte von allen der damaligen politiſchen Lyrik und die einzige von bleibendem Gehalt, und mit Recht ſagt er, daß der Rauſch, der in unſern Tagen die reine Freude und das ſtille Entzücken ſo oft vertreten muß, nie hinreißender geſchildert worden iſt als in dem „Roman“.

Treffendes wird über Feuchtersleben, Bogumil Goltz u. ſ. w. geſagt, eine Art Rettung von Gentz verſucht, während die Polemik gegen Bodenſtedt wol das gebührende Maß überſchreitet, da es ſich dabei um gar keine principielle Frage handelte.

In einer Fülle einzelner Bemerkungen enthält die Sammlung viel Glänzendes und Barockes, Tiefſinniges und Befremdendes, markig Treffendes und geiſtreich Spielendes, gibt aber jedenfalls gerade in den Schroffheiten und Herbheiten eines einſeitig ausſchweifenden Urtheils das treue Spiegelbild einer groß angelegten Dichternatur, die es aber infolge romantiſcher Schrullen und Marotten, trotz aller Begeiſterung für das Moderne und die Probleme der Neuzeit, zu keiner nationalen Bedeutung bringen konnte und eine markige Geſtaltungskraft an bizarre Aufgaben vergeudete.

Rudolf Gottſchall.

Neue Dichtungen.

1. Blätter und Blättchen gefunden in guten und böſen Tagen von A. Brook. Berlin, Kortkampf. 1867. 16. 22½ Ngr.

Das hübſch und ſauber ausgeſtattete Bändchen enthält kurze Aphorismen und meiſt kleinere Sinngedichte, welche in ſchlichter und einfacher Faſſung manche wahre, tief empfundene Wahrnehmung wie auch tröſtliche und erhebende Gedanken enthalten.

Um eine Vorſtellung von dem Ganzen zu geben, mögen ein paar Proben daraus mitgetheilt werden:

Das rechte Geben.

Gib mit dem Herzen und mit der Hand,
So haſt du das rechte Geben erkannt.
Gibt nur der Wille, ſo macht's dir Schmerz:
Dein Beutel war leer, ſo reich auch dein Herz.
Gibt nur die Hand: o, ſo wird's ein Nein,
Drückt bleiern das Glück des Armen ein.
Halt' Herz und Hand denn fröhlich bereit,
Das Scherflein hat Werth, wenn Liebe es beut,
Ohne die Liebe bleibt's immer doch klein,
Und legteſt du Indiens Schätze hinein!

Das Bild der Mutter.

Du blickſt mich an ſo ernſt, ſo mild,
Daß ſich mein Aug' mit Thränen füllt;
Und ſchweigt dein Mund, ſo ſpricht er doch
Zu mir in alter Liebe noch:

„Gott ließ derweil' voran mich gehn,
Bald ſollſt auch du den Himmel ſehn;
Gedulde dich, ich ſchau' dir zu,
Hart mußt' ich kämpfen. — Kämpf' auch du!“

Das Gewitter.

Die Luft iſt heiß, ihr Druck ſo ſchwül,
Sie zittert wie bei Feuersglut;
Das Meer, wie ſchwarz iſt ſeine Flut!
Das Fiſchlein ſpielt' im Sonnenſchein,
Nun ſchießt es in die Tief' hinein;
Da iſt das Meer ſo ſtill, ſo kühl.
Die Luft iſt heiß, ihr Druck ſo ſchwül!

Am Himmel ſteigt der Wolke Grau,
Die Sonne ſchwindet. Falbes Licht
Nun durch die Wetterwolken bricht;
Ein Wirbelwind ſpielt auf zum Tanz,
Die Blätter fliegen wild im Kranz,
Der Staub fliegt mit, verbirgt das Blau,
Und Erd' und Luft iſt wettergrau.

Da zuckt der Blitz, der Donner rollt,
Die Wolke hänget ſchwarz und ſchwer,
Als ob das Ende nahe wär';
Das Vöglein hält ſich ſcheu verſteckt,
Was lebt und athmet iſt erſchreckt;
Es iſt, als ob der Schöpfer grollt,
So zuckt der Blitz, der Donner rollt!

Digitized by Google

Der Himmel flammt, der Donner kracht!
Das Feuer ſprüht von Süd und Nord,
Die Funken zucken fort und fort!
Das Menſchenkind voll Sorgen kniet:
„Hilf, Gott, daß bald es weiter zieht!"
Doch ſchwärzer wird des Tages Nacht,
Es flammt der Blitz, der Donner kracht!

Da bricht die Wolke, Regen rauſcht!
Der Wald ſich beugt dem mächt'gen Schwall.
Doch leiſer wird des Donners Schall;
Das Korn, es liegt; die Blume brach;
Doch auch der Sturm ſchweigt allgemach.
Das Menſchenkind, es hofft und lauſcht:
„Das Wetter ſchweigt, der Regen rauſcht."

Die graue Wolke, goldumſäumt,
Läßt Sonnenſtreifen wieder ſehn;
Der Regen ſäuſelt mild und ſchön,
Und an dem Himmel blau und rein
Strahlt ſiebenfacher Farbenſchein.
Das Menſchenkind, es denkt und träumt:
„Wo blieb die Wolke, goldumſäumt?"

Du Menſchenkind voll Furcht und Pein,
Laß doch das Sorgen ohne Noth;
Dem Sturm gebeut ja auch dein Gott.
Sieh, an dem Himmel glänzt aufs neu'
Das Bundeszeichen ſeiner Treu'.
So gib doch deinem Gott allein
Dein Schickſal hin, ohn' Furcht und Pein!

Jeder Leſer von nur einiger Beurtheilungsgabe wird erkennen, daß dieſe Verſe einen gemüthvollen und danklichen Inhalt haben, einen Inhalt, dem es blos cherer Durchgeſtaltung und Prägnanz des Ausdrucks um bedeutend zu ſein. Die Verfaſſerin — A. Brook ne Dame in Holſtein — verfährt noch etwas zu dilet- haft, zu zutaſtend und ungenau in ihrem Produ- Die Idee tritt nicht immer klar und erkennbar hervor, findet nicht ſtets das rechte Wort. Größere ng wird ihr hierin die nöthige Fertigkeit und Voll- g ſchaffen.

uere Lieder und Gedichte von Niclas Müller. Neuyork. 67. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

or ungefähr dreißig Jahren erſchienen im Cotta'ſchen ge zu Stuttgart geſammelte Lieder von Niclas Mül- ie, theils im „Morgenblatt", theils in Muſenalma- abgedruckt, in der literariſchen Welt wie im Pu- durch eine zum Theil recht glückliche Friſche und undenheit ein gewiſſes Aufſehen machten. Noch Uhland's Verſe: „Singe, wem Geſang gegeben", durch ganz Deutſchland hin und leiſteten den nnten Naturdichtern weſentlichen Vorſchub, einen ub, der auch unſerm Poeten zu ſtatten kam. Ueber ungelenken, zum Theil burſchikoſen und gewöhn- Ausdruck fortſehend, fortſehend über manche Uneben- d Läſſigkeit der Form, hielt man ſich mit Vorliebe lebendig quellenden Inhalt, an die Wärme des lagenen Tons, an manchen das Herz nicht ſelten n Tiefen erfaſſenden und bewegenden Einfall. chher kamen die Tage der politiſchen Erhebung, e des Aufſtandes und der Revolution, welche die unſerer Sänger verſtummen machten oder ihnen dere Richtung gaben. Niclas Müller warf ſich nem ganzen Menſchen und Talente in dieſe ge- Zeitſtrömung hinein und hatte infolge deſſen auch den ſpätern Rückſchlag derſelben zu ertragen und auszubaden. Er flüchtete nach Amerika und hat ſich dort endlich nach einer nicht wenig ſtürmiſchen Lebensfahrt in den Hafen gewerblicher Thätigkeit begeben, in dem er nun als Buchdruckereibeſitzer einen ruhigen Abend ſeines Daſeins meint genießen zu können. Zur Erhöhung dieſes Genuſſes gehört für ihn eine Sammlung ſeiner alten und neuern Gedichte, welche letztere in dem uns zur Beſprechung untergebreiteten Buche zuſammengeſtellt ſind. In der Vorrede zu demſelben ſagt der Autor am Schluſſe:

Nun ſollte ich noch für wahrſcheinlich in den vorliegenden Gedichten da und dort vorkommende Schwächen um Entſchuldigung nachſuchen; weil ich nicht manches geändert, nicht anderes ganz weggelaſſen habe. Wenn, wie kaum zu zweifeln, das der Fall iſt, ſo möge man es damit entſchuldigen, daß ich bei meinem vorgerückten Alter nicht mehr wohl Horazens Rath befolgen konnte, wenn ich noch die Herausgabe und Aufnahme meiner Sachen erleben wollte, und ſo kommt es, daß manches im erſten Eifer der Production auch ſogleich geſetzt und ſtereotypirt wurde. Schwächere Producte ſehe man bei einem Dichter als unbedeutendere Blümchen oder Blätter an, welche zwiſchen reichern Blumen in einem Strauße ſtehen. Oft zieht man auch ein beſcheidenes Veilchen oder eine unſcheinbare Reſede ihres Duftes wegen der prächtigſten Tulpe vor.

Dieſe Entſchuldigung und Gebrauchsanweiſung iſt dem Dichter immerhin nachzuſehen und kann möglicherweiſe dem Publikum empfohlen werden; für die Kritik jedoch wird ſie keineswegs maßgebend ſein dürfen, ſondern dieſe hat ſich einfach an ihr äſthetiſches Gewiſſen zu halten und danach ihr Urtheil zu fällen, das den Niclas Müller'ſchen Dichtungen gegenüber ungefähr darauf hinauszulaufen hätte, daß in ihnen manches Artige und Anmuthende, aber kaum etwas anzutreffen iſt, das einen bleibenden Werth in Anſpruch zu nehmen berechtigt iſt. Es fehlt dieſen „Neuern Liedern und Gedichten" meiſtentheils an wirklicher Originalität, und wo ſich ja die Spur einer ſolchen entdecken läßt, da iſt ſie nicht ſelten als unausgetragen in ihrem Weſen oder als ziemlich geſchmacklos anzuſehen, wie wir durch Belege beweiſen werden. Daneben freilich zeigt ſich immerhin auch gar mancherlei, das ſich ſehen laſſen und ſeinen Platz neben dem Beſſern auf unſerm modernen Parnaß einnehmen darf. Zuweilen überraſcht uns ein kecker Gedanke, eine geſunde Empfindung, ein klar gefaßtes Bild, die, ohne gerade neu zu ſein, doch eine gewiſſe Wirkung haben, ſelbſt wenn ſie im Ausdruck nicht immer correct ſind.

Wir wollen davon ſogleich ein paar Proben geben:

Schlummer und Kummer.

An mein Bett hin trat der liebe Schlummer;
Doch ſchon ſtand davor der trübe Kummer:
Schlummer wollte mir die Augen ſchließen;
Kummer machte Thränen ſie vergießen,
Daß ſie wollten enden nicht zu fließen.

Und ſie kämpften lange miteinander:
Schlummer ſiegte, endlich überwand er
Seinen Gegner, und ich lag geborgen
Unter ſeinem Schutze bis zum Morgen;
Fern vom Lager hielt er mir die Sorgen,

Und um meines Bettes ſtille Räume
Ließ er tanzen jugendgoldne Träume;
Und ſo lag ich, ohne daß mir graute,
Bis ich froh die Morgenſonne ſchaute,
Und, ſtatt Thränen, mich der Lenz bethaute.

Digitized by Google

An die Deutſchen in Amerika.

Du Edelreis vom Menſchheitsſtamme,
O deutſches Volk, ſteh feſt zur Stund';
Verſinke nicht im Zeitenſchlamme,
Schlag' Wurzel in dem neuen Grund!

Ein Baum ſollſt du dem Lande werden,
Mit gradem Stamm und feſtem Mark.
Verpflanzet, in der freien Erden
Zum Himmel ragen hoch und ſtark.

Des Kampfes Stürme ſind verrauſchet,
Der Strom der Zeit fließt wieder rein;
Der Spaten, mit dem Schwert vertauſchet,
Glänzt hell im Freiheitsſonnenſchein.

Nun treibe Knoſpen, öffne Blüten,
Des Strebens goldne Früchte zeig'!
Die höchſten Schätze ſollſt du hüten
Und ſchirmen ſie mit jedem Zweig.

Und unter deinem Schutz gedeihen
Wird deutſches Werk und Wiſſenſchaft;
In deinem Schatten wird ſie weihen
Der deutſche Geiſt, die deutſche Kraft.

So wachſe denn in friſchem Streben,
Im Völkerwald der ſchönſte Baum:
In deinen Wipfeln rauſche Leben,
Und Freiheit weh' in deinem Raum!

In deines Laubes dichter Krone,
Den ew'gen Weltenfrühling lang,
Mit tauſend frohen Liedern wohne
Und töne laut der deutſche Sang.

Rettung der Freude.

Die Freude iſt ein leichtes Ding,
Und bunt ſind ihre Flügel;
Sie flattert wie ein Schmetterling
Hin über Thal und Hügel.

Jüngſt ſang der Holden ich zum Lob
Das zartſte meiner Lieder;
Und als ich meinen Blick erhob,
Da flog ſie zu mir nieder.

Tanzt' auf dem Rand des Glaſes mein
Gar lieblich, mich zu necken;
Da fiel ſie plötzlich tief hinein,
Zu meinem großen Schrecken.

Mit beiden Händen griff ich zu,
Und wollt' heraus ſie fiſchen;
Sie ſank hinab in einem Nu,
Ich konnt' ſie nicht erwiſchen.

Da blieb mir nur ein Mittel noch:
Daß ſie nicht ſollt' ertrinken,
Nahm ich das Glas und ſchwang es hoch,
Um ſchnell es auszutrinken.

Wie hab' ich aber da geguckt —
Sie war nicht auf dem Grunde:
Ich hatte ſie hinabgeſchluckt
Mit meinem durſt'gen Schlunde.

Nun wohnt die Freude mir im Leib,
Drum bin ich auch ſo heiter;
Ich lebe nur zum Zeitvertreib,
Und kümmre mich nicht weiter.

Einzelne Verſe, wie der Schlußvers in dem zuletzt ausgezogenen Gedicht, erſcheinen gewöhnlich und matt, wie denn überhaupt Austrag und Steigerung ſchwache Seiten unſers Poeten ſind. Da iſt z. B. ein Gedicht: „Anonymus", das folgendermaßen lautet:

In meinem Dichterbuche
Da ſtehn der Lieder viel;
Manchmal ich drinnen ſuche
Ganz ohne Plan und Ziel.
Und hab' ich eins gefunden,
Das mir gewährt Genuß,
Leſ' ich den Namen unten,
Heißt er — Anonymus.

Ich blättre wieder weiter
Und leſe hier und dort;
Hier traurig und dort heiter
Fließt manches ſinn'ge Wort,
Gefällt mir eins der Lieder,
Kommt mir zu früh der Schluß,
So ſteht darunter wieder
Mein Freund Anonymus.

Den Sänger möcht' ich kennen,
Der ſo viel ſingen kann;
Doch hör' ich nirgends nennen
Den mir ſo theuern Mann. —
Ich bin kein ſcharfer Richter,
Doch das ich ſagen muß:
Der allerliebſte Dichter
Iſt mir Anonymus.

Die Idee zu dem Gedicht iſt reizend und [illegible] ranger oder bei uns eines Gaudy würdig; aber [illegible] Ausführung iſt es, ohne alle epigrammatiſche und [illegible] riſtiſche Zuſpitzung, ein unvollkommener Verſuch [illegible] ben. Ihm zur Seite ſtehen andere wie etwa [illegible] Serail", in dem der Dichter die Blumen als die [illegible] dieſes Serails erklärt und z. B. ſingt:

Dort ſtehen auf der Raſenbank —
Voll Duft noch im Verwelken —
Auf Füßen ſchlank — braun, roth und blank,
Gleich Sennerinnen, die melken —
Die friſchen, duft'gen Nelken —

gewiß ein abgeſchmackter Vergleich. Auch hier [illegible] der Inhalt zu keiner Pointe. Wo dem Dichter [illegible] hier und da einmal eine ſolche glückt, iſt es [illegible] jedenfalls nicht feine und eben ſinnige, wie: „Am [illegible] fall", wo uns geſchildert wird, wie das Waſſer[illegible] allen Ausſpruch der Gefühle vereitelt, und [illegible] endlich heißt:

Wenn die Sinne uns umwunden,
Iſt die Sinnlichkeit gebunden —
Doch verſchwunden ſind nicht all':
Wär' der Taſtſinn nicht geblieben,
Ach, was wär' das für ein Lieben
Bei der Nacht am Waſſerfall?

„Die Kirſchendiebe", „Auf dem Faulhorn", [illegible] Eberſtein" u. ſ. w. ſind in Verſe gebrachte Erinne[illegible] und Anekdoten, denen aller Humor fehlt. [illegible] dem Baume heimlich naſchen, während darunter [illegible] der ſie gehören, Gras abzumähen beginnt, die [illegible] eines Gaſtwirths erörtern, ein Trinkgelag mit [illegible] beſingen, um ſchließlich zu fragen:

Wo ſeid ihr andern beide blieben?
Wo ſpannet auf ihr eure Zelte? —

das ſind wahrhaftig armſelige Motive für Gedichte, [illegible] nicht glänzender Witz und Heine'ſche Ironie [illegible] mernd zu umgaukeln im Stande ſind.

In der Romanze und Ballade iſt [illegible] jedenfalls auch nicht hervorragend. Zur [illegible] Dichterſchule gehörend, bleibt er gerade hierin [illegible]

Digitized by Google

zurück. „Spuk“, „Der Weber“, „Margareth“, „Das änende Bild“ ſind z. B. ſehr paſſende Vorwürfe, aber wiſcht in der Zeichnung und matt in der Farbe, wie s Sachverſtändige einräumen werden. Niclas Müller's tiſcher Schwerpunkt liegt jedenfalls im einfachen Stim- ngsliede und in jenen Gedichten, welche träumeriſch irgendeinem ſinnvollen Einfall oder einem zarten Ver- che ſpielen. Auf dieſen Gebieten finden ſich auch in er neuen Sammlung einige Perlen, von denen wir auswählen, um unſerer Beſprechung einen guten luß zu geben:

Was iſt das Lächeln?

Das Lächeln iſt des Blümleins Duft,
Das im Gemüth
Emporgeblüht.
Die zitternde Gedankenluſt
Trägt ihn herauf,
Und ſüß geht er im Antlitz auf.

Das Lächeln iſt ein Scheideblick
Der Lebensſonne;
In Schmerz und Wonne
Flammt ſterbend er auf uns zurück —
Ein Trauerfeſt,
Das goldne Träume funkeln läßt.

Das Lächeln iſt die zarte Brücke,
Darüber hin
Mit heiterm Sinn,
Von wunderſüßem Liebesglücke
Heimlich durchglüht,
Das volle Herz zum Herzen zieht.

Das Lächeln iſt ein holder Traum
Vom Paradies,
Das Gott uns ließ
In unſers Herzens ſtillem Raum;
Dort lebt und webt,
Was droben auf den Lippen ſchwebt.

ühlingsblüten von H. Tebaſile. Baſel, Riehm. 1867. 24 Ngr.

licht der rückwärts geleſene Name allein (Eliſabeth), n die ganze Dichtungsweiſe laſſen uns erkennen, vir es hier mit einer poetiſch dilettirenden Dame zu haben. Der Inhalt der hier gebotenen Lieder iſt nur unklar, blaß und nicht ſelten, um den milde- lusdruck zu gebrauchen, an das Kindliche ſtreifend, twa in einem Gedicht, in welchem uns die Ver- n eine ſchaurige, einſame Nacht in ihrem Hauſe zu rn ſich beſtrebt, indem ſie uns von dunkeln Schatten , die nähere und nähere Kreiſe um daſſelbe ziehen, liche Geſtalten annehmen und kurz die Dichterin in ken erbeben machen. Endlich heißt es:

Ich eile ſtill verſtohlen,
Um heimlich Licht zu holen
Und mache ſonnenhell;
Da ſtiebt's nach allen Seiten
In ferne, ferne Weiten,
In dunkle, dunkle Nacht.

Was war's? — Es waren Schatten
Von ſchwarzen, großen Ratten,
Die mir ſo bang gemacht.

an wird uns zugeſtehen, daß dieſe Löſung nicht r unpoetiſch, ſondern auch mehr als naiv iſt. Daß ction dabei nur unfertig und ſchwach erſcheint, ie Probe zugleich ergeben haben. Die Autorin iſt wahrſcheinlich noch jung und unerfahren, hat mancherlei geleſen und von dieſem Leſen unbeſtimmte Eindrücke in ihrer Seele, die ſie glaubte zu Papier bringen zu müſſen. Hätte ſie dieſer Meinung nicht nachgegeben, die Welt würde entſchieden nichts verloren haben. Was daraus entſtanden, ſind ſchüchterne Verſuche, die vorerſt zwar guten Willen, aber wenig Talent erkennen laſſen. Das Beſte iſt noch dasjenige, wo das Gebotene mehr oder weniger als bloßer Nachklang erſcheint und ſich an Vorhandenes anlehnt, wie z. B. in „Maiglöcklein“, durch deren dünn verſchwimmenden Ton man Heine's „Kleines Frühlingslied“ vernehmlich genug hindurchklingen hört, wenn es lautet:

Was ſoll es bedeuten,
Das Glockengetön?
Das liebliche Läuten
Aus Thälern und Höhn?

Sie läuten zu Maien,
Die Glöcklein im Thal;
Es läutet zu Maien
Allüberall.

Ein anderes Liedchen heißt:

Ein Tag iſt wie im Fluge,
Ein Jahr iſt raſch dahin;
Es iſt wol nicht ſehr kluge,
Zu mäkeln viel darin.

Du ſiehſt, wie alles ſtiebet,
Und Raum und Zeit entſchwebt;
Und was du nicht geliebet,
Das haſt du nicht gelebt.

Daß: „Es iſt wol nicht ſehr kluge“, eine nicht nur unrichtige, ſondern ebenſo unſchöne Ausdrucksweiſe iſt, wird man uns wol zugeſtehen, wie zugleich auch, daß Verſe dieſer Gattung überhaupt wenig Anſpruch auf Anerkennung haben. Sie ſind Früchte eines Dilettantismus, der im eigenen oder in dem Album einer Freundin, nur nicht im gedruckten Buche als Waare für den Büchermarkt am Platze iſt.

4. Gedichte von Janke-Karola. Zwei Theile. Dresden. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Die lyriſchen Verſuche dieſer Dame ſtehen ziemlich auf derſelben Stufe wie die der vorhergehenden, nur daß der Inhalt bedeutender iſt und mehr wirklichen poetiſchen Fonds beſitzt. Es herrſcht in ihnen in der That etwas dichteriſches Leben, ein Leben freilich, das noch unruhig gewiſſermaßen im Dunkeln zuckt und nirgends feſte Geſtalt gewinnt. Wenigſtens tritt es noch nirgends in recht beſtimmten Umriſſen und mit klarem Ausdruck dem Leſer vor den Geiſt. Die Mehrzahl der Gedichte, die das Heftchen enthält, ſind wie ein haſtiges und oft qualvolles Ringen, Taſten und Suchen nach Form und Begriff: ein Suchen, Taſten und Ringen, das hier und da anzieht und feſſelt, aber, weil es zu keinem rechten Ziele gelangt, ſelbſtverſtändlich auch keine Befriedigung zu gewähren im Stande iſt. Die Dichterin befindet ſich vielleicht auf dem Wege zur Poeſie, aber jedenfalls noch nicht am Ziel. Ein Gedicht: „Ich ſchrieb erſt wider Willen“, lautet wie folgt:

Ich ſchrieb erſt wider Willen,
Um meine Angſt zu ſtillen,
Die mir die Liebe gab;

Digitized by Google

Den Quell hab' ich gefunden
Und werde nun geſunden,
Wo ich geträumt das Grab.

Ich ſchrieb und konnt' nicht haſſen,
Obwol er mich verlaſſen
Im Unglück und in Noth;
Was Gott mir neu gegeben,
Erhält mir Kraft zum Leben
Und gibt mir Muth im Tod.

Es iſt möglicherweiſe ein Fingerzeig, dieſes Gedicht; denn es ſieht wie ein Bekenntniß aus, aus dem ſich abnehmen läßt, was unſere Autorin veranlaßt hat, die Feder zu ergreifen. Schon gar manches in ſeinem heiligſten Intereſſe beeinträchtigtes und verletztes Gemüth hat Troſt und Aufrichtung im künſtleriſchen Schaffen geſucht. Die Muſen, Grazien und Charitinnen ſind verwandte Seelen und reichen ſich oft genug zu einem ſo innigen Bunde die Hände, daß man ſie kaum voneinander zu unterſcheiden vermag. In den Poeſien von Janke-Karola iſt das einigermaßen der Fall. Es iſt noch keine rechte Klärung und Abſcheidung darin. Man ſieht eine ſchwebende, anmuthige Gruppe, in der man aber die Dichtung noch nicht ſicher zu erkennen im Stande. Sie iſt mehr Ahnung, Wolke, Hauch, als ſie Erſcheinung iſt. Ein wirkliches, fertiges Gedicht finden wir in dem kleinen Heftchen jedenfalls noch nicht. Es ſind nur Anläuſe, Vorübungen dazu, die zu Zeiten ihr Hübſches und Sinniges, aber noch nicht jene maleriſche Abrundung und ideelle Plaſtik haben, die wir für das Lied, die Romanze und kurz für das lyriſche Erzeugniß denn doch beanſpruchen müſſen. Halten wir uns zunächſt an die Diction, an das Aeußerliche, ſo iſt es z. B. durchaus wol unangemeſſen, „Das ſterbende Kind" ſagen zu laſſen:

Keiner will an ſchönen Tagen
Mit mir unter Dach und Fach.

Dach und Fach iſt kein Ausdruck für den rührenden Kindermund.

Wenn theure, liebe Bande
Von ganzer Seel' dich küßt —

iſt höchſt ungeſchickt ausgedrückt. Bande küſſen nicht; es ſoll heißen: wenn eine dir treu Verbundene dich küßt, und „Bande" ward nur gewählt, um den Reim auf „Lande" zu gewinnen. In einem andern Gedicht: „Des Fürſten Wahl", erſcheint eine Verszeile, wie: „Das Herz blieb ziemlich kalt", abſchreckend trivial. An Anklängen fehlt es nicht. „Ein Mädchen, ſchön und wunderbar" z. B. fällt ſchlagend in die Augen.

Dabei ſind die Gedichte innerlich, d. h. der Idee und dem Stoffe nach, faſt nirgends voll zum Austrag gebracht und bleiben, weil ohne jede epigrammatiſche Zuſpitzung, hinter den Muſtern, denen ſie nachgeahmt ſind oder an welche ſie erinnern, nebelweit zurück. Wir haben hier z. B. ironiſche Gedichtchen, wie: „Stille Liebe"; „O achtet wohl auf euer Wort" oder gar „Die Geächtete" im Sinn. Wir geben das mittelſte als das kürzeſte zur Probe:

Man lud mich zur Geſellſchaft ein,
Daß es recht heiter ſollte ſein. —
Es waren, unter uns geſagt,
Kaum zweie, die mich nicht gefragt,
Wie ich das Leben durchgelebt,
Ob Kummer nie ſich drin verwebt? —
Ich fühlte neu des Herzens Pein,
Die Wund' wollt' ja vergeſſen ſein;
Doch eine Frag' — gar unbedacht —
Hat blutend ſie hervorgebracht. —
O achtet wohl auf euer Wort,
Prüft Zeit, Gelegenheit und Ort! —
Oft weint das Herz in ſeiner Noth
Und wünſcht ſich ſehnlicher den Tod
Als Frühſtück, Kaffee und Soireen,
Wenn es den Kampf dort ſoll beſtehen.

Dies Gedicht und die ähnlichen ſind Stümperarbe hier fehlen Geiſt und ſanglanter Witz, wie Heine ſie l ſeſſen. Das einfache Lied mit ſinniger Austönung dün die eigentliche Domäne dieſer angehenden Dichterin ſe wenn ſie lernt, die Empfindungen in mehr eigenarti Tiefe zu faſſen und ſprachlich und rhythmiſch zu conc terer Ausprägung zu bringen.

5. Erzählende Dichtungen von Agnes Le Grave. Dr Sammlung. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 22½ Ngr.

Hierin tritt uns eine Autorin von mehr fertiger, w auch zugleich meiſt mehr landläufiger Mache entge Agnes Le Grave iſt wenig wähleriſch ſowol im Stoff in der Ausdrucksweiſe. Sie dichtet ein wenig im S Langbein's, nur daß ſie weit von deſſen Laune Drolligkeit entfernt und ſpeciell im Komiſchen ohne ſtiſche Begabung iſt. „Spinnunterricht", „Negative Lie erklärung", „Offene Liebeserklärung" z. B. ſind Humor und deswegen ziemlich wirkungslos. Wenn ei ſpinnenden Mädchen die Mutter Anleitung gibt und zum Fleiße auffordert, den aber der auftretende Gel unterbricht; wenn ein linkiſcher Anbeter auf alle Erk digungen, ob ihm Kirſchen, Blumen, Muſik u. ſ. w. fallen, ſtereotyp antwortet: „Keine! Keine!"; wenn Theetiſch zwiſchen dem Plaudern der andern ein Lie pärchen ſich verſtohlen verſtändigt — ſo ſind dies alles ſehr originellen Einfälle, aber doch immer Einfälle, ſich wirkſam hätten geſtalten laſſen. Aber gerade ſolche ſtaltung fehlt. Unſerer Verfaſſerin geht das Verſema augenſcheinlich leicht von der Hand und über dieſer tiſchen Fingerfertigkeit verſäumt ſie nun eingehendere arbeitung des in Angriff genommenen Vorwurfs. Brant, die an ihrem Hochzeitstage in einen Abgrund und ums Leben kommt; ein Liebespaar, das ſich „ kriegen kann", weil Friedrich der Große dem Cava nicht erlauben will, die Tochter eines Invaliden ſe ſiegreichen Heers zu heirathen und welches deswegen den Wald ſtürmt und ſich den Tod gibt — das ge unſerer Dichterin, „eine erzählende Dichtung" daraus machen und damit zu belegen, daß ihr das eigentl Compoſitionstalent mangelt. Wo ſie fertige Geſchicht indiſche Legenden oder chriſtliche Sagen vorfindet und ſich nun weſentlich nur um die Einkleidung handelt, iſt die Sache raſch und man darf ſagen zuweilen ni ganz uneben gethan, wie z. B. in: „Der Einſiedler Fluſſe Gomati", wo Goethe's „Der Gott und die Ba dere" in Vers und ganzer Darſtellung nicht un ſchickt nachgeahmt ſind. Dieſe Romanze hat einen fälligen poetiſchen Schliff und viel Colorit und Wär

Digitized by Google

des Tons. Wir wollen als Beleg hierfür den Eingang des Gedichts anführen, der folgendermaßen lautet:

Kandu wohnt am heil'gen Fluſſe
Einſam in dem ſtillen Wald,
Wo im warmen Sonnenkuſſe
Früchte reifen, wo erſchallt
Des Gefieders muntre Kehle,
Wo der Hirſch durchs Dickicht zieht,
Die Gazell' in ſcheuer Hehle
Ueber duft'ge Mooſe flieht.
Doch Kandu entzieht ſich der lieblichen Muße,
Er übet die ſtrengſte, die quälendſte Buße,
Nicht Früchte beachtend, nicht Düfte, nicht Lied.

Wenn des Sommers Glut die Fluren
Sengte, zum Verſchmachten heiß,
Gab er ſeiner Sonne Spuren
Den entblößten Scheitel preis!
Wenn des Winters froſt'ge Bande
Engten jede Welle ein,
Hüllten triefende Gewande
Sein erſtarrendes Gebein.
Gebete und Faſten, Entſagen, Entbehren
Ohn' Ende, ſie waren ſein einzig Begehren;
Gefühle der Wonne, ſie waren ihm Pein.

So geht es weiter und wir vernehmen in fernern Strophen, daß Gott Indras, von ſeinen Dienern angefleht, die Göttin Pramnocha auserſieht, Kandu durch irdiſche Liebe von ſeinen religiöſen Märtyrerthum abzuziehen, was ihr denn auch gelingt, ſie aber ſo ſehr an den Sterblichen kettet, daß ſie Indras bittet, ſie zu deſſen menſchlicher Gefährtin zu machen:

Indras aber weiß zu lohnen,
Reicher als mit Erdennoth,
Nicht ſoll treue Liebe wohnen,
Wo auch Kummer, Schmerz und Tod!
Und er ſendet milde Lüfte,
Tragend durch den Dämmerſchein
Eines Lotus Schlummerdüfte.
Jedes Hälmchen ſchlummert ein,
Die Blüte am Stengel, die Blätter an Zweigen,
Die Vögel im Wipfel, ſie ſchlummern und ſchweigen,
Es hüllet ein magiſches Dunkel den Hain.

Aus dieſem Hain läßt Indras die Liebenden empor „zum himmliſchen Raume“ heben — das Ganze wird ſo zur Verherrlichung der Liebe, die Liebe zur verklärenden Macht Gottes, zum Symbol der Unſterblichkeit — eine Unternehmung, die man ſich wol gefallen laſſen und loben kann, auch wenn ſie ohne die Meiſterſchaft Goethe's und gewiſſermaßen blos in ſeinen dichteriſchen Fußſpuren bewerkſtelligt wird. Jedenfalls iſt dies Gedicht eins der ſchönſten der Sammlung, in der immerhin manches enthalten iſt, das ſich ſehen laſſen, wenn auch freilich ſchon auf keinen erſten Platz geſtellt werden darf. Im allgemeinen bietet das Buch achtbares Mittelgut, keine Schöpfungen, die mit ähnlichen, wie ſie Annette Droſte-Hülshoff geboten, den Vergleich ertragen. Hierzu vermißt man den Hauch und Athem eigenartig geſtaltender, tief gewaltiger Phantaſie und Schöpferkraft. Agnes Le Grave iſt kein originelles Genie wie jene, ſie iſt nur ein gemächlich und mehr gewöhnlich redſeliges literariſches Naturell, das wacker zugreift und keck von der Leber weg dichtet. Der Anhang, der einen Kranz von Sonetten und eine Reihe von wohlgemeinten und oft treffenden Diſtichen aufweiſt, belegt das ebenfalls; zugleich aber auch einen immerhin ernſten und gewiſſenhaft denkenden Geiſt, was nachſtehende Auszüge erhärten mögen:

Willſt du das Gute erlangen, erſtrebe beharrlich das Beſſre,
Dann erſt biſt du gut, wenn du das Beſte erlangt.

———

Will dir auch nimmer gelingen das Gute, das heiß du erſtrebteſt, —
Strebe nur weiter, und gut bleibet dein Streben und Thun.

———

Zeus iſt der Vater der Muſen; geboren im himmliſchen Lichte,
Fliehn ſie, was unrein iſt, nahen dem Lauteren nur.
Sei drum lauter und rein im Gemüth und im Geiſte der Dichter,
Und nur in ſolchem erkenn', ehre den Dichter, o Welt!

6. Boruſſia. Bilder aus der vaterländiſchen Geſchichte von Karl Bornemann. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. 8. 15 Ngr.

Dieſe Gedichte, deren etwaiger Ertrag für die Victoria-Nationalſtiftung beſtimmt iſt, verrathen eine jedenfalls höchſt anzuerkennende Gewandtheit im Gebrauch der ſogenannten gebundenen Rede. Die Verſe ſind fließend, ſchwungvoll und nicht ohne einen gewiſſen Pomp. Es athmet immerhin ein Hauch von Größe darin, wie ſich aus nachſtehenden Strophen ergeben wird, die wir auf gerathewohl auswählen:

Georg Wilhelm, in deſſen ſchwachen Händen
Der Herrſcherſtab gleich einem Rohr ſich bog,
War nicht der Mann, das Unheil abzuwenden,
Das über Brandenburg verheerend zog, —
Sein Sohn war auserſehn, das Weh zu enden,
Er, deſſen Adlerblick zur Sonne flog,
Der edle Friedrich Wilhelm, den die Brennen
Voll Dank und Stolz den großen Kurfürſt nennen.

Er ſucht' und fand den Weg zum großen Ziele,
Zur Selbſtmacht zu erheben ſeinen Staat;
Er ging ihn feſten Schritts im Schlachtgewühle,
Wie auf der Staatskunſt vielverſchlungnem Pfad;
Und unbeirrt von krankhaftem Gefühle,
Nutzt' er die Zeit und ſchritt, wenn's galt, zur That:
Zuerſt ſein Land aus tiefer Schmach zu retten,
Sodann zu brechen die Vaſallenketten.

Ob auch betroffen von gar ſchweren Schlägen,
Doch ungebeugt — wie im bewegten Meer
Dem Wogendrang der Fels ſich ſtemmt entgegen,
Dem niedern Binnenland zu Schutz und Wehr —
So ſtand der Kurfürſt mit gezücktem Degen,
Um ihn geſchart ſein treues, tapfres Heer,
Und facht' in ſeines Volks urkräft'gem Stamme
Aufs neue an die alte Heldenflamme.

In dieſer Weiſe geht es fort. Die Geſänge ſind etwas einförmig, aber klar und immerhin pathetiſch genug, um von Wirkung zu ſein, wo dieſe einigermaßen durch den Vorgang begünſtigt und unterſtützt wird. Im ganzen jedoch iſt der Inhalt trocken, und es bedünkt uns ein Hauptverſehen dieſer Dichtung, daß ihr Verfaſſer ſie in Form einer Regentengeſchichte geboten, ſtatt ſie an diejenigen hiſtoriſchen Ereigniſſe zu knüpfen, die den Aufſchwung und die Bedeutung Preußens zur Folge hatten. In dieſer Geſtalt würden die „Bilder“ mehr wirkliche Bilder aus der preußiſchen Geſchichte und nicht bloße Bildniſſe preußiſcher Regenten geworden ſein. Wir räumen ein, daß die meiſten in großen Umriſſen und Zügen gemalt und ähnlich ſind; hier und da aber vermißt man denn doch nähere Details, wie z. B. bei Friedrich dem

Digitized by Google

Großen, deſſen Heldenfigur mit ihrer Zeit und mit allen Großthaten derſelben ſich nur kümmerlich aus dem Gedichte abhebt, das mit einer oft erlahmenden Gleichmäßigkeit am Geiſte des Leſers vorüberzieht. Hätte Karl Bornemann die Hauptmomente der preußiſchen Geſchichte ſich auserleſen und in dieſer Auswahl für ſeine Stoffe veränderte Versmaße und Einkleidung gewählt, ſo würde ohne Zweifel in ſeine Schöpfung mehr Leben und Bedeutung gekommen ſein, als wir jetzt darin finden. Die „Bilder aus der vaterländiſchen Geſchichte“ ſind in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung mehr ein Hohes Lied auf die Hohenzollern, als auf die Boruſſia, deren Namen ſie doch an der Stirn tragen. Aber das Königshaus Preußens würde unſerm Ermeſſen nach nicht zu kurz gekommen ſein, wenn der Dichter ſich mehr an das Volk gehalten. Noch ſind zum Glück in allen großen geſchichtlichen Augenblicken Volk und Herrſcher in Preußen eins und einig geweſen.

7. Jakoba von Baiern. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung von J. van Lennep. Im Versmaße des Originals aus dem Holländiſchen überſetzt von Eduard Wegener. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Jakob van Lennep, am 24. März 1802 zu Amſterdam geboren, iſt gegenwärtig wol der berühmteſte Dichter Hollands, mit dem man ſeit einiger Zeit angefangen hat, ſich in Deutſchland eingehend zu beſchäftigen. Auguſt Glaſer hat kürzlich ſeinen Roman „Hänschen Siebenſtern“ übertragen, und Eduard Wegener bietet uns hier ſeine erzählende Dichtung: „Jakoba und Bertha“, einen Roman in Verſen, der eine ſpannende romantiſche Handlung mit vielem und anmuthigem Geſchick zum beſten gibt. Jakoba, die Regentin Hollands, Witwe des Herzogs Johann, zweitem Sohne Karl's VI. von Frankreich, liebt einen ihrer Vaſallen, einen Hrn. von Ackel, den aber eine ſchändliche Intrigue ihrer Umgebung in Krieg und Aufſtand gegen ſie treibt, in dem er fällt, während dem Hoffräulein Bertha Eggert, einer Buſenfreundin der Herzogin, das Glück der Liebe nach vielen Stürmen, in die jene Intriguen auch ſie geſtürzt, im reichſten Maße zutheil wird.

Die Wegener'ſche Uebertragung iſt gefällig und ſauber ausgeführt. Sie läßt ſich mit Antheil und Luſt leſen, wie der nachſtehende kleine Auszug bekunden mag:

Allein ging nun der Ritter fort
Und überdachte, was ſoeben
Sich mit der Herzogin begeben.
  Da horch! Was tönt melodiſch dort?
  Welch Zauberklang, welch ein Accord
  Fällt ſeinen Träumen in das Wort?
Die Thür zu jenem Saal ſteht offen,
Er ſchleicht hinein und ſteht betroffen.
  Ein Mägdlein ſaß am Fenſterrand,
  Still ruht ihr Köpfchen in der Hand,
Ihr Auge ſprach von tiefer Minne.
  Wie war ſo lieblich ihr Geſang,
Indeß van Zijl mit freud'gem Sinne,
Daß ihm kein Ton, kein Laut entrinne,
  Den Athemzug bezwang. —
Die Säng'rin ſchwieg. Hält ſie ein Wahn,
Hat Täuſchung ſie und Traum umfahn?
  Wer naht, wen ſieht ſie hier?
Der Jüngling, der ſie angehört,
Der ihres Herzens Ruhe ſtört,
  Van Zijl, zu Füßen ihr!
„Mein Gerard!“ ruft ſie mit den Blicken
  Des Staunens und der höchſten Luſt
  Und ſinkt dem Ritter an die Bruſt. —
„O, meine Bertha!“ mit Entzücken
  Ruft ſtammelnd der Geliebte drauf,
  Und fängt ſie mit den Armen auf.
Dann ſchwiegen beide, wonnetrunken
Im Glück des Wiederſehns verſunken:
  'Die Liebe ſcheut der Worte Pracht!
Wozu auch ſollten Worte dienen?
Lebendig ſprach's aus ihren Mienen,
  Und wahrlich, dieſer Sprache Macht
War größer, müßte mehr beglücken,
Als was der Mund weiß auszudrücken.

Feodor Wehl.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Bosnien und die Herzegowina.

Studien über Bosnien und die Herzegovina von Johann Roskiewicz. Mit 11 Abbildungen in Holzſchnitt und einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bosnien ſchiebt ſich gleich einem Keil zwiſchen Ungarn und Dalmatien in die kaiſerlich öſterreichiſchen Staaten hinein. Ueberblickt man die Karte, ſo fühlt man ſich zu der Frage veranlaßt, warum Dalmatien niemals verſuchte, ſich weiter öſtlich auszudehnen; warum in den Zeiten ihres Glanzes die Republik des heiligen Blaſius, Raguſa, oder Venedig, welches einſt hier herrſchte, ſich nicht auf Koſten der Türkei vergrößert haben, deren zum Theil chriſtliche, aber ganz ſtammverwandte Grenzländer ihnen ſozuſagen vor der Thür lagen. Ein einziger Blick auf die Grenze erklärt jedoch alles; man erkennt, daß die Natur hier ſelbſt in dem öden Plateau einen Scheidewall gezogen hat, der ſo leicht nicht überſtiegen werden kann. Ueberall nackte Felſen, mit Steinen beſäter Boden, aber kein Baum, kein Grasfleckchen, kein Waſſer, keine Vegetation. Selbſt der Menſch hat in dieſer Steinwüſte keine Spur ſeines Durchgangs hinterlaſſen. Im Norden begrenzt die Save Bosnien gegen die Militärgrenze, und hat hier auch die Natur nicht dieſelbe Scheidemauer wie gegen Dalmatien gezogen, ſo thaten doch die Regierungen das Ihrige, um das ſerbiſche Volk auseinanderzuhalten, das hüben und drüben wohnt. Betrachtet man ſeine Lage auf beiden Seiten, die bei denſelben Menſchen, denſelben klimatiſchen und Bodenverhältniſſen ſich doch gleichartig hätte geſtalten ſollen, ſo gewahren wir einen gewaltigen Unterſchied, hervorgerufen durch den abendländiſchen Einfluß, welchen Oeſterreichs Herrſchaft ſeinen ſerbiſchen Unterthanen vermittelte.

Hier die Anfänge einer deutſchen oder in Dalmatien italieniſchen Cultur, dort noch ſehr urthümliche, faſt barbariſche Zuſtände unter türkiſchem Régime, die uns an der Zukunft des Volks faſt verzweifeln laſſen müßten, wüßten wir nicht, daß in ihm ein guter Kern ſteckt, der eine Entwickelung dermaleinſt zuläßt.

Digitized by Google

Ueber die Stellung, die Bosnien und die Herzegowina einer kommenden Löſung der orientaliſchen Frage, r Umgeſtaltung der politiſchen und nationalen Ver- tniſſe im illyriſchen Dreieck einſt einnehmen werden, iſt n viel geſchrieben worden; wir kennen die fortwähren- Zuckungen und Revolutionen, die ruſſiſchen Einflüſſe den ſüdſlawiſchen Landen, das Selbſtändigkeitsſtreben biens. Noch im September des verfloſſenen Jahres ammelten ſich die Bewohner der bosniſchen Hauptſtadt ajewo mit dem Rufe: „Es lebe Michael Obrenowitſch, ig von Bosnien und Bulgarien, Fürſt von Serbien, zegowina und Montenegro!“ Ob nun die Löſung ſüdſlawiſchen Kriſis in einem neuen Groß-Serbien ht, ob dort andere Verhältniſſe ſich herauskryſtalliſiren: sfalls hat Oeſterreich alle Urſache ſich über die Dinge einen Grenzländern gehörig zu unterrichten. Haben faſt alle andern europäiſchen Staaten, England, land, Frankreich, der Norddeutſche Bund (vertreten den gelehrten O. Blau) und Italien ihre Conſuln Serajewo, um über die politiſchen und commerziellen ältniſſe des Landes ſtets auf dem Laufenden erhal- zu werden.

Auch Oeſterreich hat ſein Generalconſulat in Bosnien; genug hiermit ſandte es jedoch noch ſpeciell zwei iere aus, um das Land zu durchforſchen und eine deſſelben aufzunehmen. Ihre Reiſen fallen in das 1863. Hauptmann Thoemmel veröffentlichte bereits inem Jahre ſein „Vijalet Bosnien“, und nun folgt Major Roskiewicz mit den angezeigten „Studien“.

Es iſt uns einigermaßen ſchwer geworden, uns durch twas trocken gehaltene Buch hindurchzuarbeiten; den für unſere Mühe fanden wir in manchen neuen ägen, gewiſſenhaft aufgeführten, aber ohne Verbindung andergereihten Thatſachen, die, wenn ſie geſchmack- nochmals bearbeitet, mit den nöthigen Schlaglichtern Perſpectiven verſehen wären, wol auch eine genuß- Lektüre bilden könnten. Gewiß iſt der Abſchnitt das Militärweſen in der Türkei, den wir als Laie zu würdigen wiſſen, das Werthvollſte an dem Buche Fachleuten ſicher willkommen, da nicht allein ſchon ſondern auch ſpäter die türkiſche Armee Gelegenheit wird, ſich genügend zu zeigen. Der Verfaſſer vollauf Gelegenheit, das Heer des Sultans kennen nen, ja er machte ſogar das Lagerleben der Türken nd hörte beim Abendgebete die Truppen in den entsmäßigen Ruf „Hoch lebe der Padiſchah!“ aus- n: ein Ruf, der bei Sonnenuntergang niemals ver- ſigt wurde. Gleich dieſem Abſchnitte über die iſt das Kapitel über die Adminiſtration des Landes, litiſche Eintheilung, das Sanitätsweſen, die Steuern, u. ſ. w. vollſtändig und augenſcheinlich nach den Erfahrungen und Quellen gearbeitet. Beſondern legt der Verfaſſer auf ſeine Karte, die zum großen nur auf Compilationen aus ältern Karten beruht r einige neue Routen bietet. Wo ein Kiepert und ann in dieſer Beziehung bereits geredet haben, liegt nur ob, auf deren Urtheil zu verweiſen.

r ſei es nur noch geſtattet, einige Blicke auf die zuſtände des Landes und Volks zu werfen, die gs, wie unter türkiſcher Herrſchaft zu erwarten ſteht, nicht die allererfreulichſten ſind. Bei der Fruchtbarkeit Bosniens liefert der Boden mehr, als das Land bedarf, und es führt ſogar noch Getreide aus. Allein dieſe Ausfuhr iſt dem Reichthum des Vijalets gegenüber nur gering. Faſt alle Gebirge ſind mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, die in den meiſten Gegenden noch nie von der Axt berührt waren; allein die Stämme verfaulen, bilden dicke Humusſchichten, welche wegen der ſchwer eindringenden Sonnenſtrahlen feucht bleiben und ſelbſt an den Gebirgsabfällen die grundloſe und moraſtige Beſchaffenheit der Straßen genannten elenden Wege veranlaſſen. Als Ackerbauer iſt der Bosnier träge, ſeine landwirthſchaftlichen Werkzeuge ſind die primitivſten, an den roh gearbeiteten Wagen findet man nicht einmal einen eiſernen Nagel. Freilich kann der Grundbeſitzer keinen Sinn für Verbeſſerungen haben, da man ihm ſelbſt bei gutem Ertrag nur das Nothwendigſte zum Lebensunterhalt läßt, wodurch er gleichgültig dagegen wird. Wie der Ackerbau, ſteht auch die Induſtrie auf ſehr niedriger Stufe, und die wenigen Producte derſelben unterſcheiden ſich ſowol in der Herſtellung wie in der Qualität kaum von denjenigen der Negervölker: gebrannte Tabackspfeifen, Wollſtoffe, Roßhaarſäcke, Leder, das alles fabricirt der Wilde auch, und die Eiſenhochöfen, die uns z. B. Antinori bei den Dſchur-Negern im Gebiete des Weißen Nil beſchreibt, ſind complicirter und praktiſcher als diejenigen, welche Roskiewicz bei den Bosniern fand. Die Verkehrswege ſind im grauenhafteſten Zuſtande, der Reiſende brach z. B. ſammt ſeinem Pferde durch die über die Pratſcha führende Brücke; die Schiffbarkeit der Flüſſe, wenngleich nicht ſehr bedeutend, wird gar nicht benutzt. Auch die Sicherheit mancher Wegſtrecken iſt heute noch nicht die erwünſchte. Um ſich gegen die Räuber zu ſchützen, ſieht man oft reiſende Kaufleute eine der türkiſchen Offiziersuniform ſehr ähnliche Kleidung anlegen, um dadurch größere Sicherheit zu erzielen und Anſehen bei der Bevölkerung zu erlangen. Ueber ſein eigenes Land weiß der Bosnier ſo gut wie nichts, ja die Bewohner kennen die Umgebung ihrer Wohnſitze nur auf wenige Stunden Entfernung. Sehr ſchlecht ſteht es mit Schulen, Apotheken, Aerzten. Warmes Lob ertheilt der Verfaſſer den Franciscanermönchen, die bei der katholiſchen wie mohammedaniſchen Bevölkerung in großem Anſehen ſtehen. Sie üben einen bedeutenden Einfluß ſelbſt auf die letztere, leben einfach und armſelig und erhalten durch Gaben der Wohlthätigkeit und aus den Renten ihres Grundbeſitzes Elementarſchulen. Intereſſant iſt es zu erfahren, daß dieſe Franciscaner von der öſterreichiſchen wie franzöſiſchen Regierung Geldzuſchüſſe empfangen, was wol kaum ohne politiſche Nebenabſicht geſchieht, ſo gut wie Rußland in der von ihm unterſtützten Geiſtlichkeit der griechiſch-nichtunirten Kirche ſeine thätigen Agenten beſitzt. Die religiöſen Verhältniſſe ſind um deswillen in Bosnien von großem Belang, weil ſie mit der Politik im Zuſammenhange ſtehen. Voran ſtehen der Zahl nach die Griechen mit 590000 Seelen, dann folgen die Mohammedaner mit 378000, die Katholiken mit 164000 Köpfen. Die Zahl der Zigeuner beträgt 13300, diejenige der Juden 5700, eine verhältnißmäßig ſehr geringe Zahl, wenn wir den ſtarken Procentſatz annehmen, welchen die Juden in andern ſlawiſchen Ländern ausmachen.

Digitized by Google

Seit Major Roſkiewicz Boſnien beſuchte, hat ſich dort mancherlei wieder verändert. Er gibt noch an, daß Serajewo keine Druckerei beſitze. Dem Mangel iſt jetzt abgeholfen und Boſnien weiſt nun ſeit dem Frühjahr 1866 ſeine eigene Preſſe auf. Das erſte Erzeugniß derſelben, das uns nach dem Abdrucke einer kroatiſchen Zeitung vorliegt, iſt ein Loblied auf den Sultan Abdul Aziz und zugleich Einladung auf die erſte Wochenſchrift, den „Boſniſchen Boten" („Bosanski Vjestnik"). Das Gedicht ſelbſt iſt in türkiſcher und ſerbiſcher Sprache (mit cyrilliſcher Schrift) gedruckt, und wir können uns nicht enthalten, die Schlußverſe hierherzuſetzen:

Auch du, o Boſnien, haſt nun erblickt
Dieſes für die Menſchheit nützliche Werk;
Frucht wird es bringen
Und hervorrufen verſtändiges Thun.

In dir wird unter der Regierung des Sultans
Eine neue Epoche ihren Lauf beginnen,
Geſchmückt mit der Blüte der Aufklärung
Wirſt du im Glücke große Fortſchritte machen.

Deine Kinder, deine ſpäten Enkel
Werden dieſem Werke Kränze flechten,
Und dann wirſt du, überglückliches Boſnien,
Sie zum Andenken an dieſen Vezier aufreihen.

Wir wollen wünſchen, daß die Hoffnungen des Poeten in Erfüllung gehen mögen. Ob aber die der jetzigen Generation auf die aufgeklärte Sultans Abdul Aziz mit Bewunderung werden, ſteht allerdings ſtark zu bezweifeln.

Richard

Feuilleton.

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Am 25. Auguſt ſtarb in Berlin Frau **Charlotte Birch-Pfeiffer** am Nervenſchlag. Von einer karlsbader Cur war ſie mit ihrer Tochter, der Frau von Hillern, nach Nauheim gereiſt, wo ſie von den Solbädern eine erfolgreiche Nachcur hoffte. Am 24. Auguſt berief eine telegraphiſche Depeſche ſie nach Berlin an das Krankenlager ihres Gatten, des hochbejahrten Dr. Birch, der an einem Nervenfieber daniederlag. Die Aufregung über die hoffnungsloſe Erkrankung rief ihre gewöhnlichen aſthmatiſchen Zufälle hervor, die ſich diesmal auf das bedenklichſte ſteigerten. Frau Birch verlor die Beſinnung und verharrte in Bewußtloſigkeit bis zu ihrem Tode, der am nächſten Mittag erfolgte.

An Frau Birch hat die deutſche Bühne eine ihrer eifrigſten Producentinnen verloren; ſie hat Jahre hindurch das Repertoire beherrſcht wie wenige. Nicht jener Thätigkeit, welche dem Unterhaltungsbedürfniß des großen Publikums durch geſchickte Einrichtung von Romanen entgegenkommt — mochten auch die künſtleriſchen Feſttage durch dieſe dramaturgiſchen Werkeltage oft allzu ſehr eingeſchränkt werden —, nur den Ausſchreitungen dieſer Thätigkeit in mannichfachen Misgriffen, wie ſie in letzter Zeit ſich kundgethan und welche die Geſchmacksbildung des Volks zu gefährden drohten, galt der Proteſt der Kritik, welche die Bühnengewandtheit und praktiſche Tüchtigkeit der Schriftſtellerin nie verkannte. Rechtsgültig beſtehen bleibt die culturgeſchichtliche Thatſache, daß die deutſchen Schauſpieldirectoren der Frau Birch ihre vollſten Häuſer verdanken und von dieſem Standpunkt aus verdiente ſie wol eine Todtenfeier auf deutſchen Theatern. Ebenſo unleugbar iſt es, daß ſie den jungen weiblichen Talenten die dankbarſten Rollen geſchaffen hat; wir brauchen blos an „Jane Eyre", „Das Lorle" und die „Grille" zu erinnern.

Frau Birch war zu Stuttgart am 23. Juni 1800 geboren als Tochter des Domänenraths Pfeiffer und betrat ſchon im dreizehnten Lebensjahre gegen den Wunſch ihrer Aeltern die Hofbühne in München. Ihre Blütezeit auf dem Gebiete darſtellender Kunſt fällt in die Jahre 1818—23, in denen ſie Kunſtreiſen in die Hauptſtädte Deutſchlands machte und durch ihr energiſches, wenn auch von keiner anmuthigen Erſcheinung unterſtütztes Spiel großen Beifall erntete. Im Jahre 1825 heirathete ſie den Schriftſteller Dr. Chriſtian Birch aus Kopenhagen, der bei der münchener Hoftheaterintendantur angeſtellt wurde. Bald darauf fing ſie zu ſchriftſtellern an und fand gleich für den erſten Proviant, mit dem ſie die Winterfeldzüge der deutſchen Stadttheater unterſtützte, großen Abſatz. Im Jahre 1837 übernahm ſie die Theaterdirection in Zürich, welche ſie 1843 niederlegte. Das Jahr darauf wurde ſie am berliner Hoftheater für ältere Rollen engagirt und lebte bis Tode in der preußiſchen Hauptſtadt.

Man kann in ihrer dramaturgiſchen Wirkſamkeit rioden unterſcheiden. Die erſte, die bis zu ihrem in Berlin reicht, iſt ihre Sturm- und Drangperiode, cher ihre Stücke noch mauvais genre waren und die ter ſich vor ihnen bekreuzigten. „Pfefferröſel" aufgeführt), „Hinko", „Der Glöckner von Notre-Dame andere Dramen von ähnlichem Kaliber waren mit pfefferte Sonntagsſtücke für die große Menge. war damals keck und reſolut in der Anlage der Stücke, thümlich trivial und flach in der Diction. In ihrer Epoche machte ſich alsbald der Einfluß des berliner geltend; ihre Muſe eignete ſich von dem Salonton zöſiſchen Intriguenſtücke ſo viel an, als ſich mit ihrer ſchen Kernhaftigkeit nur irgend vertrug. Das Product, welches die neue Epoche einleitete, war „ quiſe von Villette" (1845), ein nach keinem Roman tes Originalſtück, in welchem der buntgrelle frühern Arbeiten zu einer Farbengebung von mäßigem herabgedämpft war, während die auch ſchon früher Bühnenkenntniß hier die Scenen zu feinern Pointen ſelbe Richtung vertrat: „Anna von Oeſterreich", „Der „Wie man Häuſer baut". „Die Familie", ebenfalls ein ſchauſpiel, und nicht, wie mehrfach neuerdings in den erwähnt wurde, nach irgendeiner Erzählung gearbeitet, in das Iffland'ſche Genre ein. Erwähnenswerth iſt Kleeblatt von Stücken, welche zu den Haupttreffern der Pfeiffer'ſchen Muſe gehören und auf jugendliche Originalcharakter baſirt ſind: „Dorf und Stadt" Waiſe von Lowood" (1856) und „Die Grille" (1856). Stücke haben ſich auf allen deutſchen Bühnen erhalten. ihr Verdienſt richtig abſchätzen, ſo muß man ſich literariſch-kritiſchen Standpunkt ſtellen und ſorgſam wie viel von dem Dialog, dem Geiſt, den Charakteren tionen der Bühnendichterin angehört und wie ren, deren Werke ſie zum Theil gegen den Willen nutzte, ſondern auf den bühnenpraktiſchen Standpunkt, für die darſtellende Kunſt eine unleugbare Förderung Hauptrollen dieſer drei Stücke lag. Das verblaßte erſten Liebhaberinnen wurde durch dieſelben außerordentlich gefriſcht; die Nachzügler der Claſſiker waren in einen ſtil verfallen, in welchem die jungen Vertreterinnen nur auftreten angekränkelt von der Röthe einer Schwindſucht, durchſichtig bis ins Herz hinein, ohne haben für die Charakterdarſtellung; die jungdeutſchen welche politiſche und ſociale Probleme auf die Bühne

Digitized by Google

ımmerten ſich wenig um die erſten Liebhaberinnen, die in ih-
n Stücken nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet wurden,
ıd die Geſtalten, welche Hebbel auf die Breter ſtellte, waren
r für die Auserwählten des Kothurns geſchoſſen, gigantiſche
ısnohmenoiuren für eben ſolche Ausnahmedarſtellerinnen. Da
uf Frau Birch im „Lorle“ eine moderne Gurli, in der
ane Eyre“ einen trotzig reſervirten, in der „Grille“ einen
ſom irrlichtelirenden Charakter von paradoxer Keckheit; in
en dieſen Geſtalten war Entwickelung, waren Uebergänge,
woren Aufgaben für die darſtellende Kunſt, an denen ſich
h raſch hervorragende Talente entwickelten. Das Fach der
en Liebhaberinnen war von der dramaturgiſchen Schablone
iſt — und das war eine That der Frau Birch, die zwar
t in den Annalen der Literaturgeſchichte, doch in denen der
ıatergeſchichte einen auszeichnenden Platz verdient.

Die dritte Epoche, das letzte Jahrzehnt, war ein Amalgam
beiden erſten. Die alternde Dramaturgin hatte die Sicherheit
Stils verloren und experimentirte in der Wahl der Stoffe.
ıer iſt hier, wie in dem „Erdbeben auf Martinique“, in
„Dame in Weiß“ und andern Productionen, gegen welche
als geſchmackverderbende Effecthaſchereien mit Recht die
ik und zum Theil auch das Publikum auflehnte, ein Rück-
in die Knalleffecte der erſten Epoche unverkennbar.

Frau Birch-Pfeiffer hat mehr als 70 Stücke geſchrieben
die größten Bühnenerfolge errungen. Die Thatſache,
he Koſſak in der „Schleſiſchen Zeitung“ mittheilt, daß ihr
laß nicht 8000 Thlr. überſteigt, verdient daher die größte
htung. Mag ihre Wohlthätigkeit noch ſo groß geweſen
mag ſie, wie Koſſak aus eigener Anſchauung erzählt,
n Künſtlern oft die Hälfte einer eben einlaufenden Tan-
geopfert haben: welch ein Verhältniß zwiſchen Frau Birch
einem Scribe, der zum Millionär geworden, einem Sar-
der ſich nach kaum zehnjähriger Thätigkeit als dramati-
Schriftſteller das Herrenſchloß von Marly kaufen konnte.
dunkle Sage, das zagende Talent ermuthigend, das für
ühne arbeitete, ging durch die literariſche und die Theater-
von den ſeltenen Schätzen, welche der raſtloſe Fleiß der
Birch dem dornenvollen Boden der dramatiſchen Schrift-
ei, den glänzenden Tantièmen der Hoftheater abgewonnen
Und das iſt des Pudels Kern! Man frage, welche
ſſer Roderich Benedix, nächſt Frau Birch der frucht-
und erfolgreichſte Bühnenſchriftſteller der Neuzeit, ſich hat
einen Einnahmen bauen können, und die Antwort wird
bar darthun, daß eine durch den Staat ſelbſt durchzufüh-
geſetzliche Feſtſetzung das Los der deutſchen dramatiſchen
ftſteller verbeſſern muß.

Bibliographie.

brecht, A. H., Der Fall Jeruſalems. Für's evangeliſche Volk.
erg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

: deutſche Arbeiterpartei, ihre Prinzipien und ihr Programm. Ber-
Jonas. Gr. 8. 5 Ngr.

rth, C. G., Hinauf und herab. — Die Reiſe in den Krebs.
ezählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

oenich, P. J., Die Beweiſe für das Daſein Gottes nach Carteſius.
, Aderholz. Gr. 4. 7½ Ngr.

älteſte Fauſtbuch. Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des
hen Fauſtbuches vom Jahre 1587. Nebſt den Varianten des Uni-
m Jahre 1590. Mit Einleitung und Anmerkungen von A. Kühne.
uppe. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

chs, J., Die Schlacht bei Nördlingen am 6. September 1634.
zur Geſchichte des 30jährigen Krieges. Weimar, Voigt jun. Gr. 8.
r.

rg II. und die ſchöne Minette. Erzählung aus der erſten Hälfte
Jahrhunderts. Von der Verfaſſerin von „Ein Pfarrhaus vor 50
. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

the, Das Tagebuch. Bisher noch nicht gedrucktes Gedicht.
Berlin, Lemke. 16. 5 Ngr.

ıpt, O., Leben und dichteriſche Wirkſamkeit des Hans Sachs.
Merzbach. Gr. 8. 15 Ngr.

sch, F., Die Oper und der Literaturgeist. Ein Wort zur
ctreform. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 12 Ngr.

lor, C., Aus Avignon. Prag, Calve. Gr. 4. 20 Ngr.

owitz, L., Alumoth. Garben auf den Gefilden des Judenthums.
mmlung origineller Novellen. 1ſte Lief. Wien, Herzfeld u. Bauer.
20 Ngr.

ngießer, G., Die Stellung Moſes Mendelsſohn's in der Ge-
er Aeſthetik. Frankfurt a. M., Beſelli. Br. 8. 12 Ngr.

ajan, T. G. v., Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck. Vor-
ien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Káſzony, D. v., Wegweiſer in die Alterthumskunde. Mythologie und Archäologie theils noch beſtehender theils verſchollner Völker. Nebſt einer Ueberſicht ihrer Sagen und Gebräuche. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 15 Ngr.

Kohlschütter, O., Venedig unter dem herzog Peter II. Orseolo 991 bis 1009. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Lang, V. v., Ueber unsere Kenntnisse von den optischen Eigenschaften der Krystalle. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Laubert, E., Länder- und Städtebilder. 3te Folge: Thüringen, Wien, Paris. Danzig, Kafemann. 16. 20 Ngr.

Lindner, G. A., Das Problem des Glücks. Pſychologiſche Unterſuchungen über die menſchliche Glückſeligkeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lorbeer und Cypreſſen von 1866. Nordarmee. Dem Heere und Volke Oeſterreichs gewidmete Blätter der Erinnerung an ſchöne Waffenthaten. Wien, Prandel. 8. 16 Ngr.

Mähl, J., Jean. Lüttj Denkmal. Eine Theodicee in Form eines Cultur- und Liebeslebens. Nebſt Gloſſar. Altona, Mentzel. 8. 1 Thlr.

Märzroth, Geiſter und Geſtalten aus dem alten Wien. Bilder, Geſchichten und Erinnerungen. Wien, Prandel. 16. 16 Ngr.

Michaelis, G., Ueber Jakob Grimm's Rechtschreibung. Berlin, F. Lobeck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mühlbach, Louiſe, Deutſchland im Sturm und Drang. Hiſtoriſcher Roman. 4te Abth.: Frankreich gegen Deutſchland. 5 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 6 Thlr.

Münſter, G. H. Graf zu, Der Norddeutſche Bund und deſſen Uebergang zu einem Deutſchen Reiche. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Nordmann, J., Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des oeſterreichiſchen Hochlandes. Wien, Tendler u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oberleitner, C., Perikles. Drama. Bern, Jenni. 8. 8 Ngr.

Reidt, H., Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Richter, J., Gruss an die Universität Bonn zur Feier des 3. August 1868. Berlin, Oehmigke. Gr. 4. 25 Ngr.

Richter, L., Skizzen über ſociales Leben. 3tes Heft. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 10 Ngr.

Rochefort, H., Die Laterne. Berlin, Schlingmann. 16. 5 Ngr.

Rommel, E., Gedichte. Poeſie und Kunſt, Liebe, Glaube, Wiſſen, Arbeit und Vaterland. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roſenauer, J., Welches iſt der Unterſchied zwiſchen ſogenannten „öffentlichen“ und ſogenannten „Privatſchulen“? Ein Wort zur Aufklärung, zuvörderſt an Eltern gerichtet. Nebſt einem Anhang: Ueber religiös-ſittliche Erziehung in konfeſſionsloſen Schulen. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Rubin, S., Spinoza und Maimonides. Ein psychologisch-philosophisches Antitheton. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 12 Ngr.

Schlesinger, W., Die Prostitution in Wien und Paris. Skizzen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Schönau, H. v., Cavalier und Jüdin. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausgewählte Schriften von der Verfaſſerin der Familie Schönberg-Cotta. Autoriſirte Ueberſetzung von Charlotte Philippi. 1ſter und 2ter Bd. Baſel, Schneider. 8. 2 Thlr.

Sterikoff, A. H., Die Welt und ihre Gesetze. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steinhofer, F. C., Gedanken über das Leben im Glauben des Sohnes Gottes. Baſel, Spittler. 8. 12 Ngr.

Stephan Victor, Erzherzog von Oeſterreich. Sein Leben, Wirken und ſein Tod. Wiesbaden, Kreidel. Lex.-8. 3 Thlr.

Toeppen, M., Die älteſten Nachrichten über das Geſchützweſen in Preußen. Danzig, Bertling. 8. 10 Ngr.

Tölke, W., Beweis der chriſtlichen Wahrheit. Apologetiſche Betrachtungen für die Gegenwart. 1ſtes Heft. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

Tschischwitz, B., Shakspeare-Forschungen. II. und III. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungewitter, O., Johann Mattheson, ein Musiker mit „Zopf und Schwert“. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 6 Ngr.

Varnhagen von Enſe, K. A., Tagebücher. 9ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 3 Thlr.

Vierordt, K., Der Zeitsinn nach Versuchen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr.

Wackerhagen, Emma, Auf den Wellen. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 8. 21 Ngr.

Georg Washington. Ein freimaurerisches Lebensbild gezeichnet nach Sidney Heyden's Werk „Washington and his masonic Compeers, Newyork 1866“. Zwickau, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Weihe, M., Haideblumen. 2te veränderte und reich vermehrte Auflage. Leipzig, Frieſe. 16. 25 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein gutmüthiger Mephiſto. Komiſcher Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, H., Ueber Föhn und Eiszeit. Mit Nachtrag: Der Schweizer-Föhn. Entgegnung auf Dove's gleichnamige Schrift. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 12 Ngr.

Wiſlicenus, A. T., Die Geiſtlichkeit und die Schule. Aus Anlaß der Vorlage über die Schulpflege-Aemter. Berlin, F. Duncker. 8. 2½ Ngr.

Wolf, G., Der Abfall vom Chriſtenthume und der Uebertritt zum Judenthume. Wien, Herzfeld u. Bauer. Lex.-8. 5 Ngr.

— — Joſeph Wertheimer. Ein Lebens- und Zeitbild. Beiträge zur Geſchichte der Juden Oeſterreichs in neueſter Zeit. Mit Benutzung archivaliſcher Quellen. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Würdinger, J., Kriegsgeſchichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347 bis 1506. 1ſter Bd. Kriegsgeſchichte und Kriegsweſen von 1347—1458. München, Literar.-artiſt. Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zwiefach verloren. Von der Verfaſſerin der „Königin Iſabella“, „Nina“ ꝛc. Autoriſirte deutſche Ueberſetzung von L. v. Biſchoffshauſen. 2 Bde. Caſſel, C. Luckhardt. 8. 2 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Oſſian's Finnghal.

Epiſches Gedicht,

aus dem Gäliſchen metriſch und mit Beibehaltung des Reims überſetzt von

Dr. **Auguſt Ebrard.**

Nebſt einem Anhang:

Ueber Alter und Echtheit von Oſſian's Gedichten.

8. Geheftet 24 Ngr. Cartonnirt 1 Thlr.

„Finnghal", die Hauptepopöe Oſſian's, erſcheint hier zum erſten mal in einer Ueberſetzung, welche ſich, obwol dem gäliſchen Urtext in Bezug auf Reim und Versbau getreu nachgebildet, doch in echt deutſcher poetiſcher Form bewegt. In der angehängten Abhandlung werden die Fragen, die ſich an den Urſprung der Oſſian'ſchen Dichtungen knüpfen, auf überzeugende Weiſe erörtert und gelöſt.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geſchichte der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

weil. königl. preuß. Geheimem Regierungsrathe.

Sechs Theile. 8. Geh. (10⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

Selten hat ein Werk in den literariſchen und politiſchen Kreiſen ſo viel Aufmerkſamkeit erregt wie dieſe intereſſanten und werthvollen Memoiren zur Zeitgeſchichte, die für die Beurtheilung der jüngſten Vergangenheit ſowol wie der gegenwärtigen Zuſtände in Schule und Staat die wichtigſten Beiträge liefern. Infolge vielſeitigen Wunſches wurde der Preis für das vollſtändige Werk auf 4 Thlr., für einzelne Theile auf je 1 Thlr. vorübergehend ermäßigt.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 10⅔ Thlr. wieder ein.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwiſſenſchaft.

Als Grundlage für Vorleſungen und zum Selbſtſtudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. (2⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Dieſes Werk des berühmten wiener Profeſſors der Nationalökonomie ſchließt ſich an deſſen „Lehrbuch der Volkswirthſchaft" ergänzend an. Es iſt an mehrern Univerſitäten als Compendium in Gebrauch und eignet ſich auch vorzüglich zum Selbſtſtudium.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 2⅓ Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von **Johann Jakob von Tſchudi.**

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen anderen Abbildungen in Holzſchnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Unter allen fachwiſſenſchaftlichen Werken über die edle Weidmannskunſt ſteht Winckell's „Handbuch" noch immer unübertroffen da. Es iſt für jeden Jäger, wie er ſein ſoll, ein ebenſo unentbehrlicher als ſicherer Führer, der jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenſtand faſt entbehrlich macht. Die von J. J. von Tſchudi bearbeitete dritte Auflage hatte dem Werke eine ſo große Anzahl neuer Freunde erworben, daß ſchon wenige Jahre nach ihrer Vollendung eine vierte Auflage nöthig geworden iſt.

Preisermässigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Englischen Reiches in Asien.

Von **Karl Friedrich Neumann.**

Zwei Bände. 8. Geh. (7 Thlr.) Ermässigter Preis 2⅓ Thlr.

Die Reichhaltigkeit dieses werthvollen Geschichts- und ethnographischen Werks erhellt aus den nachstehenden Ueberschriften der zehn Bücher, in die es eingetheilt ist: I. England und die ostindische Hansa. — II. Hindu und Muselman. — III. Baber und die Grossmongolen. — IV. West- und Mittelasien. — V. Die Gründung des angloindischen Reiches. — VI. Der Fortbau des angloindischen Reiches. — VII. Die Erweiterung nach Osten und Norden. — VIII. Lord Bentinck und die Reformbewegung. — IX. Afghanistan und Sind. — X. Die Sikh und China.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von

Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.

Drei Theile. 8. Geh. (11 Thlr.) Ermässigter Preis 6 Thlr.

Während das Neumann'sche Werk eine abgegrenzte Periode der asiatischen Staatengeschichte behandelt, hat Käuffer die gesammte Geschichte der ostasiatischen Völker von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, nach sorgfältiger Durchforschung der vorhandenen Quellen, für einen weitern Leserkreis dargestellt.

Oeffentliche wie Privatbibliotheken, denen das eine oder andere der beiden Werke noch fehlt, werden gewiss gern die gegenwärtige Preisermässigung zu dessen Anschaffung benutzen.

Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

ſcheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 17. September 1868.

ıalt: Jean Paul's Dichtung. Von Friedrich Viſcher. — Romane und Erzählungen. Von Rudolf Gottſchall. — Neue Dichtungen. Von Feodor Wehl. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Jean Paul's Dichtung.

Paul's Dichtung im Lichte unſerer nationalen Entwicke-
ng. Ein Stück deutſcher Culturgeſchichte von K. Th.
lanck. Berlin, G. Reimer. 1868. 8. 25 Ngr.

Unſere neuere Literaturgeſchichte hat eine ſehr empfind-
Lücke: es fehlt uns noch eine unparteiiſche, gründ-
Analyſe Jean Paul's. Formlos durch und durch,
„Tragelaph" neben den geraden Geſtalten unſerer
ker, iſt er doch viel zu bedeutend, um eine tief ein-
de Zergliederung nicht zu verdienen, nicht verlangen
ürfen. Er erwartet ſie, weil ſie die Wiſſenſchaft,
Kritik, die Pſychologie, die Aeſthetik um wichtige
ntniſſe bereichern wird; er erwartet ſie, weil das
liche Urtheil, das zwiſchen blinder Ueberſchätzung und
r Verwerfung, Verurtheilung ohne Verhör und
ß dunkel hin- und herſchwankt, endlich zurechtgeſtellt
n, weil ihm endlich ein Licht aufgeſteckt werden ſoll,
us dieſer in Extremen ſchwankenden Ahnung eines
lweſens zwiſchen Größe und Kleinlichkeit, zwiſchen
und Krankheit ins Klare zu gelangen. Jean Paul
l eine pathologiſche Erſcheinung, aber die Section
wahrlich nicht blos der pathologiſchen Anatomie des
s ein intereſſantes Material zuführen, ſie wird auf
Organe ſtoßen, nicht nur auf ein urſprünglich
gebautes, aber freilich krankhaft erweitertes Herz,
uf ein ungewöhnlich mächtiges, wiewol bizarr ver-
zenes Gehirn und auf ein Nervengeflecht von der
ten Feinheit und feurigſten Schwingung. Jean Paul
Kauz, ein Narr und doch ein Fürſt an Geiſtes-
unendlich reich an Kräften. Er kann und will
ülle nicht beherrſchen und ordnen, aber ſie iſt ver-
) genug, um manchem Schlucker, der mit einem
glaubt über ihn weggehen zu dürfen, ein anſehn-
Kapital teſtiren zu können.

an Paul hat Anſätze zur Größe; er iſt nicht blos
ntal, um von der Sentimentalität zum Humor
ringen, er iſt auch im ernſten Gebiet feurig, ſaftig,
t ihm nicht die volle Sinnlichkeit, ohne die man
kein Künſtler und Dichter iſt; nur leider glaubt er da, wo er dies Feuer in blaſſen Mondſchein verdünnt, die Manneskraft des Nervs in grabes-ſehnſüchtige Thränen, die brennende Farbe in blaſſes Lila verſchwemmt, im Elemente ſeiner wahrern Größe zu ſein. Jean Paul iſt aber eine hiſtoriſch merkwürdige, integrirend in den Gang unſerer Literatur ſich einfügende Geſtalt gerade dadurch namentlich, daß die Sentimentalität in ihm ihren Gipfel erſtieg. Eine Stimmung, die von ſo großer Macht war in England, Frankreich, Deutſchland, die uns ſo lang' beherrſchte, verdient an ſich ſchon eine eigene Unterſuchung. Was iſt ihr Weſen? Wie und warum entſtand ſie, verbreitete ſie ſich? Das ſind Fragen, die eben nicht leicht, die der Antwort auf Grund einläßlicher Prüfung gar wohl werth und die doch bis heute nur erſt ganz dürftig beantwortet ſind. Aber noch merkwürdiger iſt der ſeltene und ſeltſame Menſch dadurch, daß dieſe weltflüchtige Stimmung in ihm mit ſo lebhaftem und energiſchem Purzelbaum wie doch gewiß in keinem ſeiner engliſchen Geiſtesverwandten und Muſter in den Humor umſchlug. Es iſt freilich kein Umſprung, worin ſie verſchwunden, es iſt nicht Heilung; der Springer fängt, kaum auf den Füßen, gleich wieder an, mit naſſen und verzückten Augen nach Mond und Sternen und Milchſtraße zu blicken, und hebt die Arme wie Flügel, um in die fernen Höhen zu ſchweben; doch nur um dann mit neuem Sprung die Sohlen derb auf die grobe Erde zu ſtoßen. Das Spiel beginnt immer von neuem; es iſt kein Aufheben des einen Extrems im andern, es iſt ein unaufhörlich neues Nebeneinander. Nun aber, wenn und ſolange er mit feſtem Fuß auf dem Boden ſteht, welche Schärfe des Blicks in die Wirklichkeit, welches Falkenauge, welche ſchneidende Sachlichkeit! Und welcher Reichthum an Witz, an Gleichniß, an Phantaſie, an Ironie, an Humor! Doch gewiß ungleich voller als bei den engliſchen Humoriſten ſprudelt in Garben von Strahlen der gedrängt aufſchießende Quell! Freilich ohne Haushalt, freilich überfruchtet und doch auch

Digitized by Google

geſucht, gemacht; aber wir reden von der Gabe an ſich, und niemand kann ihre Fülle bezweifeln. Und etwas wollen wir nur ſogleich hinzuſetzen: das Element iſt reiner als im engliſchen Humor. Das Lüſterne in Sterne, von Smollet nicht zu reden, die Neigung zur feinen, nicht einmal immer feinen Zote iſt gerade im Humor ein ſtörendes Element. Der Humor darf und ſoll keck, cyniſch ſein, aber eben weil er es ſoll und darf, ſo iſt er, wenn echt, darin ganz unſchuldig; er ſpielt nicht mäckernd an, er ſetzt unſere Begriffe von Scham und Sitte nicht als gültig voraus, um ſie pikant und aufreizend zu lüften und zu lockern. Wieland hat einen ähnlichen Umſprung gemacht wie Jean Paul, aber er hat dies unreine Element aufgenommen und er iſt ſchon darum, auch abgeſehen von der mindern komiſchen Begabung, kein eigentlicher Humoriſt.

Intereſſant aber und von hiſtoriſcher Bedeutung iſt an dem wunderlichen Heiligen ſelbſt ſeine Formloſigkeit. Sie iſt belehrende Erſcheinung einer alten deutſchen Unart. Der Eigenſinn gegen die Disciplin, die Eitelkeit intereſſanter ſein zu wollen durch Unordnung, durch Grillen, wilde Ranken, Schnörkel, Stöße, Stiche, Sprünge als durch Ordnung, Vernunft und Ebenmaß, die Verpuffung des Geiſtes in Irrwiſchen und romantiſchen Lichtern: das ſitzt tief in unſerm Weſen; die älteſten germaniſchen Zeichner ſind Virtuoſen in traumhaften Arabesken, lange ehe ſie eine Geſtalt richtig zu umſchreiben vermögen; ein Fiſchart ſteckt in uns allen, und wer war wol je ein begabter Deutſcher und jung, der nicht den Kitzel gefühlt hätte, lieber eine „Affentheuerlich naupengeheuerliche Geſchichtklitterung" zu ſchreiben als eine Geſchichte? Der ſchnurrige Mainzer und Jean Paul: ja wohl, die werden ſich luſtig begrüßt haben im Elyſium! Auch in unſern großen Malern des 16. Jahrhunderts war der Zug zum Phantaſtiſchen ſtark genug, um dem geraden Schritte zur Schönheit ein Bein zu ſtellen; auch zwiſchen Albrecht Dürer und Jean Paul beſteht mehr als Vetterſchaft. Im Grunde handelt es ſich bei dieſem Hang zur Formloſigkeit, der ſo tief in uns ſitzt, einfach um eine Verwechſelung, eine Uebertragung des Inhalts auf die Form: ſtatt Närriſches zu beſchreiben, lieben wir närriſch zu ſchreiben, ſtatt den Rauſch darzuſtellen, rauſchig darzuſtellen, ſtatt Krummes und Hartes zu zeichnen, krumm und hart zu zeichnen. Specielleres Intereſſe aber hat die Formloſigkeit Jean Paul's dadurch, daß ſie auf die verwandte Willkür unſerer romantiſchen Schule überleitet. Freilich in aller Unſchuld. Das beſtändige Ausgehen vom Ich und Zurückgehen auf das Ich, die Durchbrechung jedes Zuſammenhangs mit dem Vordrängen der eigenen Perſon und Reflexion iſt bei dieſem ſonderbaren Schwärmer noch nicht das blaſirte Spiel, noch nicht die berüchtigte Ironie der Schlegel, Tieck und Genoſſen; er glaubt ſich vorſchieben zu dürfen, weil er's ehrlich meint; er iſt gut, er iſt ein Kind; er iſt im Grunde Nationaliſt; wenig Dogma und redliche Moral ſind die Hebel ſeiner Entzückungen; er ſpielt nicht Komödie mit Myſticismus. Aber ein unartiges Kind iſt er doch mit ſeinen Koboldſprüngen, und er hat es zu verantworten, daß wir von ihm den Unfug der Willkür datiren.

Das Unglück iſt nun, daß man die Geduld nicht mehr hat, die wunderlichen Erzeugniſſe des Querkopfs zu leſen, während er doch der rechten Kritik auf Grund vollſtändiger Lektüre ſo ſehr bedürfte. Für uns Leute der Klarheit fordernden Zeit iſt ja dieſe Lektüre ein wahrer „Kelch". Die Form ſollte dem lautern Waſſer gleichen, durch das man einfach die Gewächſe, Felſen, Perlen auf dem Grunde ſieht; hier müſſen wir das Waſſer immer erſt ſeihen. Kleider ſind Kleider: hier haben wir in jedem Momente die liebe Noth, Knöpfe und Schleifen zu öffnen, zu löſen, als ob der Menſch um des Kleides willen da wäre. Und man will doch nicht mit Siebenkäs ſagen: „Ich habe keine Zeit, das Buch zu recenſiren, geſchweige denn, zu leſen." Schreiber dieſes wollte ſich einmal an die Arbeit machen, den Mann genau zu ſtudiren, um über ihn zu ſchreiben, alſo zuerſt, nachdem er wol manches geleſen, ſollte alles oder doch das meiſte, und gründlich geleſen werden. Allein damals kam er eben von Italien und Griechenland, von der Welt der reinen Formen; es war nicht möglich, nicht zum Aushalten, nach mehrern Anläufen flog das Buch an die Wand. Die Literaturgeſchichte von Gervinus erſchien; was ſie über Jean Paul ſagt, trägt wol den Charakter des körnigen Urtheils, der Sättigung dieſes Urtheils aus reichem Material wie das ganze gediegene Werk; es wird auch der ſpringende Punkt im Grund ausgeſprochen, z. B. mit den Worten: Contraſt der Idee mit dem Leben, Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit, ſtetige Bewegung in Extremen, namentlich durch das ſchlagende Bild: „Mit Kothurn und Soccus je an einem Fuße wandeln iſt ein hinkender Gang"; der ſentimentalen Seite von Jean Paul's Welt hat Gervinus zuerſt die rechten Namen gegeben, indem er ihren Charakter als juvenil bezeichnet, feſtgerannt in der Stimmung des achtzehnjährigen Jünglings; allein er benutzt den gefundenen Faden nicht zum Leiter durch das Labyrinth, ja er ſagt im Widerſpruch mit ſeinem eigenen Fund, ein ſpringender Punkt ſei in dem vielſeitigen Charakter nicht zu finden, der Verſuch mislinge, in die heterogenen Theile den bindenden elektriſchen Funken hineinzuſchlagen. Es ſcheint doch, man reiche ohne die eigentliche Philoſophie hier nicht aus; es wird ſchon dieſes Schlüſſels bedürfen, um des Mannes Weſen wirklich aus der ſtets erneuten in ſtets neuen Wendungen wiederkehrenden Contraſtſtellung zweier Welten, in die er ſich die eine zerriſſen hat, in logiſcher Ableitung zu erklären und Einheit in das verworrene Bild zu tragen. Man muß unter anderm den Fichte'ſchen Idealismus ſich etwas genauer angeſehen haben, um das Phänomen Jean Paul im Zuſammenhang zu verſtehen. Der Wahnſinn Schoppe's z. B., eine der tiefſinnigſten Erdichtungen unſers Humoriſten, iſt ohne dieſen Schlüſſel dem Verſtändniß ganz verſperrt, und man ſieht aus den paar Worten, die Gervinus über dieſe Figur und das Verrücktwerden durch Brüten über das Ich ſagt, daß ſie dem ſtrengen Hiſtoriker nur wildfremd vorkommt. Er kann im Geiſtesleben und den Werken Jean Paul's auch keinen Fortſchritt, keine Entwickelung entdecken; das haben ihm viele nachgeſprochen; es fragt ſich aber, was ſich ergeben wird, wenn man die Fäden, die freilich tiefer und dunkler verſchlungen ſind als bei andern Geiſtern, mit dem richtigen Inſtrument auseinanderzieht. Keine unſerer Schriften über neuere deutſche

Digitized by Google

eratur iſt wirklich in dieſe Lücke getreten. Jean Paul's
ograph Spazier hatte commentirt, nicht analyſirt.
lian Schmidt ſetzt den Mann mit der Eſſigſäure an,
rein er alles taucht, und ſagt von den gemüthvollſten
rtien, von einem Wuz und Fixlein, es fehle der Fär-
ig „etwas Liebe". Gottſchall nimmt ſich mit Wärme
Vielgetadelten und Halbvergeſſenen an, ſagt im ein-
en Treffliches, namentlich über Charaktere, Compo-
n, Motivirung, Stil; aber das hohe Lob der Ein-
ung iſt mit dem Tadel, der ihm unparteiiſch nachfolgt,
t in innern Zuſammenhang gebracht, die großen Prä-
te und die ſcharfen Rügen fallen auseinander, es fehlt
Band, der leitende Begriff, den wir bei Planck fin-
werden; er ſtreift in manchen Andeutungen an deſſen
anken. So erkennt er namentlich, daß Jean Paul mo-
er iſt, das Leben ſchärfer anfaßt als Goethe und
iller; er bemerkt, nur zu viel einräumend, daß die
ſicität der Form vorerſt durchbrochen werden mußte,
dieſer Schritt geſchehen ſollte; denn damit iſt das
Paul'ſche Maß an Formloſigkeit nicht gerechtfertigt.
Es ſei erlaubt, hier ein Wort über eine größere
in unſerer Literatur anzuknüpfen. Es fehlt uns
das Ganze der Geſchichte der deutſchen Dichtung
empfindlich noch ein Werk, das ernſte, umfaſſende
chung und gründlich durchdenkenden, verarbeitenden,
nden Geiſt mit geſchmackvoller, in gutem Sinn po-
er Form vereinigte. Wir haben die Grundriſſe von
rſtein und Goedeke, ſolide, höchſt nützliche Werke des
mlerfleißes und wol auch des zuſammenfaſſenden,
nden, leitenden gediegenen Urtheils, aber doch nicht
liche Geſchichtsdarſtellungen, nur höchſt dankenswerthe
mittel für einen eigentlichen Geſchichtſchreiber; wir
Handbücher, Leitfäden, wie die guten von Schaefer,
das ſind nur Skizzen; wir haben wirkliche Darſtel-
n, z. B. von Vilmar und Roquette, in einzelnen
n zu empfehlen, in andern befangen wie die erſtere,
flüchtig wie die letztere. Es ſteht eben doch ſo, daß
keine Antwort weiß, wenn man von einem ſtreben-
Jüngling, einem gebildeten Weltmann, einem Familien-
der ſeine Töchter nicht oberflächlich erziehen will,
t wird: welche deutſche Literaturgeſchichte ſollen wir
Wir brauchen namentlich ein Werk, das nicht blos
le bringt und vorausſetzt, man habe die Dichter
lich geleſen; nein, mit guter Auswahl auch Inhalts-
lungen, wenigſtens da, wo man nur bei ſpeciellern
n die Stoffkenntniß annehmen darf, wie bei unſerer
Literatur, oder wo die Erinnerung ſo leicht ſich
cht, wie gerade bei Jean Paul's Romanen. Wie
r wären wir z. B., erzählte uns der Hiſtoriker
g die Fabel des „Heſperus" und „Titan"! Vilmar und
tte bringen bei der altdeutſchen Literatur manchen
mmenen Auszug, aber in der neuern bekommt man
berall den Senf ohne das Fleiſch.
ch ich vergeſſe über der großen Lücke die kleinere
n Mann, der Hand angelegt hat ſie auszufüllen.
anck iſt mit der Ausrüſtung der Philoſophie an
erk gegangen; er beſitzt alſo den Hebel, den wir
ten, wenn es gelingen ſolle, den Stein vom Ge-
Jean Paul's zu wälzen; er durchſchaut das Weſen
tigen Proceſſes, um den es ſich handelt, im Mittel-
punkt, aber er bezahlt ſeinen Vortheil theuer. Mit eiſerner Abſtraction, mit unerbittlicher Einſeitigkeit verengt er von vornherein den leitenden Begriff durch eine Auffaſſung, die eine Entdeckung zu nennen, die aber zu begrenzt iſt, um alles zu erklären, alles unter ihr zu befaſſen. Man ermüdet über der Härte der durchgehenden logiſchen Tautologie, und doch iſt eine gewiſſe Kraft, eine ſubſtantielle Gediegenheit, eine gewiſſe claſſiſche Wucht in dieſem unentwegten Schauen auf dem einen Punkt; man möchte dem geſtrengen Manne der Begriffseinheit gram werden, und man fühlt doch weit zu viel Reſpect vor ihm, um ernſtlich zu grollen. Planck hatte das Phänomen des pathologiſchen ſentimentalen Humors zu erklären, das theilweiſe ſeinen Grund in der Zeit, in den damaligen öffentlichen Zuſtänden hat. Er erklärt es ganz und allein aus dieſen. Der Contraſt der hohen und idealen Welt, die der deutſche Geiſt damals aufbaute, gegen alles kleinlich Dumpfe und Verkümmerte der äußern bürgerlichen und nationalen Verhältniſſe: dies iſt nach ihm der innerſte Kern und Urſprung der Jean Paul'ſchen Dichtung und Anſchauungsweiſe. Jean Paul ſieht dieſes Elend ſchärfer und wahrer als andere, namentlich als die Heroen unſerer Dichtung, Goethe und Schiller, die ganz in der Idealwelt lebten und ſich in ihr ein Bild der harmoniſchen, naturvollen Menſchheit ſchufen; aber er bleibt im Bewußtſein des Contraſtes gefangen, er kann ihn nie vergeſſen, er entnimmt aus ihm den ganzen Inhalt ſeiner Dichtung, ohne ihn jemals in wahre und ganze Verſöhnung aufzulöſen; denn nirgends erhebt er ſich zum Bild eines Handelns, wodurch das Ideal in die politiſche und bürgerliche Welt praktiſch hineingearbeitet würde. Er blickt auf dieſe klägliche Wirklichkeit herab, den Trümmerhaufen unmächtiger Duodezſtaaten, die Dumpfheit, Enge und Unfreiheit einer verkommenen kleinbürgerlichen Exiſtenz, mißt ſie am Ideal und vernichtet ſie komiſch mit der ganzen beißenden Schärfe des ſatiriſchen Humors, oder er flieht hinweg in ein verſchwimmendes Jenſeits und ſchwärmt wie ein erfahrungsloſer Jüngling in Träumen der unendlichen Sehnſucht, und jeder von beiden Wegen führt durch tiefen, grenzenloſen Schmerz. Dort unerbittlicher einſeitiger Realiſt, hier ſentimentaler einſeitiger Idealiſt, kennt er nirgends die Mitte, wo der Geiſt und das Leben einander die Hände reichen.

Der weltflüchtige Idealismus und der weltdurchbeizende Humor ſind alſo nur die zwei Seiten eines Contraſtes, beide ſchärfen ſich aneinander; es ſind zwei Negationen, die in ſteter Unruhe einander ſetzen und aufheben; „Frau Mutter, leih' mir d' Scheer": dieſes herüber- und hinüberſchickende Kinderſpiel wird hier unabläſſig aufgeführt. Jean Paul kennt allerdings auch eine Verſöhnung: er ſteigt herab von ſeiner Höhe in das kleine Lerchenneſt, die Hütte, wo gute, beſchränkte, kindliche Menſchen hauſen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heitern Contraſt innerer Seligkeit, mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, ſich Königen gleich zu träumen, mit mikroſkopiſchem Auge und mit dem Lächeln des innigſten Gemüths auffindet und anſchaut. Das Schulmeiſterlein Wuz, Quintus Fixlein, und andere Geſtalten und Schilderungen ſind die Geſchöpfe dieſer ſchönſten und reinſten unter Jean Paul's

Digitized by Google

Stimmungen. Es iſt dies der zweite unter den drei Wegen zum Glücke, die Jean Paul in der bekannten Stelle der Vorrede zum „Quintus Fixlein" aufzählt; der erſte iſt der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechſeln, und gerade hier verräth Jean Paul die große Lücke ſeiner Weltanſchauung. Man erwartet nun, Jean Paul werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des eng begrenzten Humors der gemüthlichen Idylle auf das Ganze des Lebens, Neſtmachen auch im Großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln. Planck ſagt, das dritte wäre: mit feſtem Schritte und weit um ſich ſchauenden Blicke über die Erde hingehen und in kräftig zugreifendem Handeln ſie zu einer würdigen Wohnſtätte machen; er verlangt alſo hier den Uebergang zum ernſten Ideal des mit dem Realismus verſöhnten Idealismus. Auch gut; im Grunde iſt es gleich, ob man ſich eine ernſte oder komiſche Form der Poeſie als das richtige Dritte denkt, das kommt auf den Unterſchied der Art, des Talents und ſeiner Grundſtimmung hinaus; auch der Humor hat ja ſeine Baſis im Ernſte, und es ließen ſich kräftig handelnde Menſchen darſtellen, die recht in dieſer Welt zu Hauſe ſind und doch mild über ihre Widerſprüche lächeln. Genug, Jean Paul bekennt in der Theorie, wie er in der Praxis zeigt, daß ihm die rechte, die wirklich rechte Mitte fehlt. Gewiß iſt er dadurch ein Bild und Typus ſeiner Nation, wie ſie war, als ſie zwiſchen der idealen Höhe, der weltbürgerlichen Weite ihres Geiſtes, ihrer innern Bildung und der Kläglichkeit ihrer äußern Zuſtände im tiefen Widerſpruche lag, noch ohne Streben und ohne Ausſicht, ſich davon zu befreien; und gewiß zeigt dieſe Schrift mit ſeinem Blick auf die Stellen, wo Jean Paul zu einer Erkenntniß ſeiner Blöße gelangt und ſie ſelber komiſch negirt und vernichtet, als auf vorbildliche Fingerzeige für die Zukunft und die Ziele unſerer Nation hin: der Deutſche war damals der gute, liebenswürdige, träumeriſche, ſchlechthin unpraktiſche Gottwalt, und wie der Dichter den gefühlſeligen Burſchen lächelnd auf ſeinen dunkeln Wegen begleitet, ohne ſelbſt ein Ende des Wegs zu finden, ſo blieb der Nation in ihrem jünglinghaften Zuſtand nichts übrig als die Ironie über ſeine halberkannte Unreife.

Dennoch iſt dieſer Begriff offenbar zu eng, um das Ganze der Erſcheinung Jean Paul's daraus zu erklären; zwieſpältige Geiſter wird es immer geben, auch bei befriedigten Nationen, in wohlbeſtellten öffentlichen Zuſtänden; der Humor neigt immer und überall zu ruheloſem Neuerzeugen von Contraſten, zu ewigem Herüber- und Hinüberſchicken; die Welt, die Geſellſchaft, der Staat bietet dem krankhaft genialen Geiſte jederzeit Stoff genug, um grimmig zu lachen, ſchmerzlich zu weinen, und nur ſelten, gemüthlich zu lächeln; der Humor neigt ebenſo überhaupt zur Formloſigkeit, wie aus Jean Paul's nächſtem Vorbild, aus Sterne, zu erſehen iſt; einſiedleriſche Bildung könnte heute noch, und wäre Deutſchland ganz geeinigt, im Fichtelgebirge, den Alpen oder im Schwarzwald oder auf märkiſchen Sandflächen in dieſelbe grillenhafte Subjectivität ſich verrennen. Es liegt in der Natur des Humors, daß er vom eigenen Ich ausgeht, die Widerſprüche ſich zum Bewußtſein bringt, womit die eigene Perſönlichkeit behaftet iſt, dann auf die Welt hinausblickt und in ihr das auseinandergelegte Bild des ſelbſterlebten Conflicts erkennt und anſchaut: der Widerſpruch im Ich und der Welt Widerſpruch ſind einer und derſelbe. Dies verführt nur allzu leicht zur falſchen Einmiſchung des Ich in die Kunſtform. Auch ſo könnte und ſollte der Humor dennoch zur Verſöhnung des Ich mit ſich und der Welt fortſchreiten und immer noch Humor bleiben. Er ſoll objectiv werden; der Humoriſt ſoll frei den Narren zeichnen, der er ſelber geweſen. Jean Paul ſchreitet im ganzen und großen nicht zu dieſer Freiheit fort; ſein Humor bleibt, wie wir öſters genannt, pathologiſch; nur in der Idylle kennt er Verſöhnung und Objectivität, und ein ſtärkerer Anlauf gelangt, wie wir ſehen werden, nicht zum Ziele. Einen Theil der Schuld dieſer innern Verrennung tragen gewiß die öffentlichen Zuſtände Deutſchlands zu Jean Paul's Zeit, aber gewiß nicht die ganze. Planck hätte allgemein vom Weſen des Humors ausgehen und dabei namentlich die Natur der Sentimentalität als des einen Pols von Jean Paul's Humor unterſuchen, dann hätte er zeigen ſollen, wie leicht er im Subjectiven, im endloſen Herüber und Hinüber der Contraſte ſtecken bleibt, und hierauf erſt, wie viel leichter das geſchehen konnte in der Enge, Dumpfheit und Kläglichkeit der damaligen politiſchen und ſocialen Verhältniſſe. Die Abſtraction, womit er ſtets nur auf den einen Punkt ſchlägt, führt auch zu gewaltſamen ſymboliſchen Deutungen. Es iſt wol richtig, aber doch auch gefährlich, verführeriſch, wenn man von der Bedeutung, die ein Dichter mit Bewußtſein in ſeine Erfindungen legt, die ſachliche unterſcheidet, die ſie, ihm unbewußt, für uns haben, und es will uns doch geſucht vorkommen, wenn es z. B. über die „Flegeljahre" heißt: „Im ganzen betrachtet iſt alſo das van der Kabel'ſche Teſtament und die Beſtimmung, welche dem Helden vorgezeichnet iſt, ſachlich nichts anderes als ein humoriſtiſches Sinnbild der Beſtimmung der deutſchen Nation." Selbſt die Unform Jean Paul's, die Ueberwürzung, Verſalzung, Abirrung und Ausweichung, Zerſplitterung ſoll nicht etwa angenommene Manier, ſondern direct aus dem innern Grundmangel in der ganzen Denk- und Anſchauungsweiſe zu erklären ſein. Gewiß hängen beide zuſammen, aber gewiß nicht unmittelbar. Jean Paul's Manier beſteht ja gar nicht blos in Umſchlägen von einem Extrem ins andere; die Polyhiſtorie des Witzes kann man wol, wie Planck thut, aus einem Bedürfniß erklären, dem Engen und Kleinen ein univerſaliſtiſches Gegengewicht zu geben, aber ſchließlich liegt eben eine Unart und falſche Gewöhnung vor, die rein äſthetiſch für ſich zu betrachten iſt und mit dem innerſten Widerſpruch nur überhaupt das Prädicat des Disharmoniſchen theilt.

Friedrich Viſcher.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Romane und Erzählungen.

Arnſtein. Roman in drei Bänden von Guſtav vom See. (G. von Struenſee.) Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Romane Guſtav's vom See, die gegenwärtig in er Geſammtausgabe erſcheinen, ſind zwar ungleich an erth, indem in einzelnen nicht der erſte Wurf gelungen und dadurch eine gewiſſe Breite und Mattigkeit in die sführung kommt, haben aber alle den Vorzug einer htigen Beherrſchung der realen Lebensverhältniſſe, die en einen ſoliden Unterbau gibt, und einer geſchmackvollen ſtiſchen Einkleidung. Was die Romantechnik betrifft, macht der Autor offenbar von Roman zu Roman ßere Fortſchritte in Bezug auf die Anwendung der- gen äußern Mittel, durch welche eine ſich ſteigernde annung hervorgerufen wird.

„Arnſtein" gehört zu den beſten Werken Guſtav's vom und hat vor dem letzten Roman: „Heimatlos", den zug engern Zuſammenhalts, präciſerer Faſſung und r minder gewagten Kataſtrophe voraus, obgleich auch die Löſung allzu kühn in den Bereich der Möglich- n hereingreift, um nicht auf die Erfindung den Schein anhafter Abſichtlichkeit zu werfen. Doch die Löſung hier wenigſtens pſychologiſch wahr, während ſie in imatlos" durch einen Hokuspokus hervorgerufen wird, ſich allenfalls culturgeſchichtlich durch die Verirrungen Epoche motiviren läßt, aber für die Gegenwart überzeugende Beweiskraft hat.

Doch die Vorzüge des neuen Romans ſind noch an- Art. Der Held iſt eine durchaus intereſſante Er- ung mit düſterer, gedankenvoller Phyſiognomie, wie ſie in den bisherigen Werken unſers Autors nicht n, und dieſe Schwermuth iſt nicht Laune und Blaſirt- ſondern durch tragiſche Erlebniſſe vollkommen moti- Sehen wir ihn doch im erſten Bande, wie er, von geliebten Mädchen begleitet, das er dem Aeltern- entführt hat, als deutſch-franzöſiſcher Offizier mit Heere Napoleon's nach Rußland zieht. Wir befinden n einer preußiſchen Feſtung an der Weichſel; noch t man nicht an den Ernſt des Kriegs. Als derſelbe meidlich erſcheint, muß der Offizier ſich von der Ge- trennen, die ihm inzwiſchen ein Töchterchen gebo- at. Er läßt ſich vor dem Abmarſch mit ihr trauen, ibt dann in guter Pflege zurück. Mit krankhafter nung ſieht ſie den Briefen des Geliebten entgegen, lmählich ausbleiben, während die Nachrichten von Schreckenskataſtrophen des ruſſiſchen Kriegs allgemeine zung verbreiten. Sie iſt überzeugt von dem Tode eliebten, da das Regiment, dem er angehört, nach erichten vom Kriegsſchauplatz bei Borodino faſt auf- n wurde; vor Schmerz und Sehnſucht erkrankend, ſie dahin. Eine Pfarrerswitwe nimmt das Kind und flüchtet mit ihm, als der Sturm und Drang rwilderten Rückzugs und Kriegsgefahr die Feſtung t; doch ſie ſelbſt wird von plündernden Koſacken t und von dem Kinde iſt jede Spur verloren. Der nd zurückkehrende Offizier ſteht am Grabe ſeines und ſucht vergebens ſeine Tochter.

Dies Gemälde iſt bewegt, lebendig, reich an ſpannenden und rührenden Zügen. Nur überwiegt zu ſehr das phyſiologiſche und pathologiſche Element. Wir werden gleich bei Beginn des Romans in die Wochenſtube geführt und verweilen faſt während des ganzen erſten Bandes am Krankenbett. Dafür entſchädigt der poetiſche Reiz, der die junge anmuthige Dulderin umſchwebt. In den kleinbürgerlichen Genrebildern iſt vielleicht etwas zu breite Detailmalerei, die hin und wieder ins Triviale fällt, während der Pfarrer und ſeine Frau zwei treffliche Charakterköpfe ſind. Doch für den Charakter des Helden ſelbſt iſt eine unerſchütterliche Grundlage gewonnen. Wer ſo in ſeiner Jugend die Schreckniſſe des grauſamſten Feldzugs mit erlebt, wer ſein kaum begründetes häusliches Glück ſo rettungslos im Sturm der Zeit zerſchellen ſah: den darf man nicht einen launiſchen Kopfhänger ſchelten, einen blaſirten Weltſchmerzler, wenn ſich ſeine Stirn in Falten legt gegenüber dem furchtbaren Ernſt des Lebens. Gleichwol iſt Graf Arnſtein kein träumeriſcher Müßiggänger, der ſein Herz mit dreifachem Erz gegen die Kämpfe und Beſtrebungen der Zeit umgürtet hat; er betheiligt ſich an den Beſtrebungen der deutſchen Jugend gegenüber der politiſchen Reaction, wie an dem griechiſchen Freiheitskampf, und es iſt ein feiner Zug des Autors, daß er ihn zum Genoſſen Byron's in Miſſolunghi macht. Graf Arnſtein hat etwas von einem Byron'ſchen Helden; der düſtere Zug eines Lara und Konrad iſt ihm aufgeprägt. Iſt doch auch ſeine Geliebte geſtorben wie Medora als ihr verſprengte Banden die falſche Nachricht von Konrad's Tode brachten.

Das eigentliche Problem dieſes Romans — und wir haben es diesmal, wie ſelten bei Guſtav vom See, mit einem wahren pſychologiſchen Problem zu thun — iſt die Erlöſung eines ſo verdüſterten, dem Glück entfremdeten Helden durch die Liebe. Das epiſche Hemmniß, das dieſer Löſung entgegengeſtellt wird, iſt noch problematiſcher und gehört jenem Gebiete an, auf welchem Hebbel und manche neufranzöſiſche Autoren heimiſch ſind. Graf Arnſtein wird durch ein auffallendes Zuſammentreffen von Umſtänden zu der Ueberzeugung gebracht, daß das Mädchen, das er liebt, ſeine verlorene Tochter iſt, und er erkennt dieſelbe, trotz einer Lücke in dem Zuſammenhang der beweiskräftigen Thatſachen, gerichtlich als ſolche an. Der Kampf im Herzen zweier Liebenden, die auf einmal genöthigt ſind, das Gefühl leidenſchaftlicher Hingabe herabzuſtimmen zu der kühlern Zuneigung der Aeltern- und Kindesliebe, iſt von dem Autor mit vieler pſychologiſcher Wahrheit dargeſtellt. Kühnere Romandichter hätten aus dem Grafen Arnſtein einen umgekehrten Oedipus gemacht, der ſeine Tochter heirathete, wie jener die Mutter, und mit vermeſſener Polemik den Inceſt zu einer geſellſchaftlichen Satzung herabgeſetzt, von welcher die Natur nichts weiß; andere hätten wenigſtens die Möglichkeit deſſelben in der Luft ſchweben laſſen und nach der Wiedererkennung von Vater und Tochter mit einer Diſſonanz geſchloſſen. Bei Guſtav vom See iſt das Problem nur eine Ausweichung, die wieder zu voller Harmonie führt, nur eine roman-

Digitized by Google

hafte Hemmung, welche nicht ernſt genommen wird; denn es ergibt ſich am Schluß, daß Alice nicht ſeine Tochter iſt, die er in einer andern Elſe, der Tochter eines Steuereinnehmers, wiederfindet, und das Glück des Vielgeprüften iſt zugleich mit der Beruhigung des Leſepublikums geſichert.

Die Erfindung des Autors iſt nicht verlegen um Motive und im einzelnen correct in ihrer Beweisführung. Das Duplicat zweier älternloſer Töchter, die beide nach dem ruſſiſchen Feldzug, um dieſelbe Zeit und in derſelben Gegend, von Fremden aufgefunden und angenommen werden, fällt zwar nicht aus dem Bereich der Möglichkeit heraus, wird aber von uns nicht ohne den Hintergedanken acceptirt, daß ein ſolches Zuſammentreffen doch nur in Romanen wirklich wird. Davon abgeſehen, könnte kein Juriſt gegen die Logik der Thatſachen, die der Autor ins Feld führt, irgendwelche Einwendungen machen. Daſſelbe gilt von dem Erbſchaftsproceß des gräflichen Onkels gegen den Neffen, ein Proceß, deſſen Vorausſetzungen und Motive verwickelter Art, aber doch durchſichtig genug ſind, und von der Darſtellung der mainzer Centralunterſuchungscommiſſion, welche hier aus ihrem Grabe heraufbeſchworen wird. Daß der Autor in ſeinen Erfindungen oft originell und pikant iſt, beweiſt die Situation des Steuereinnehmers, der längere Zeit, ohne es zu wiſſen, in der Waldhütte über der ihm geraubten Kaſſe ſchläft. Das Streben nach parallelgehenden Handlungen, wie wir ſie in vielen Shakſpeare'ſchen Dramen finden, iſt unverkennbar, wenn wir den Grafen und den Steuereinnehmer, jenen vor einer unverſchuldeten politiſchen Unterſuchung, dieſen unſchuldig vor einem Criminalproceß fliehend, gleichzeitig ſich im Walde verbergen ſehen. Es iſt ein Schimmer romantiſcher Ironie, der die Begegnung der beiden Flüchtlinge beleuchtet.

„Arnſtein" iſt einer der gedankenreichſten Romane Guſtav's vom See. Offenbar iſt die Muſe dieſes Autors, welche der Sentenz und Reflexion bisher mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit aus dem Wege ging, in eine neue Phaſe getreten, in der ſie ſelbſtändige Albumblätter mit ſinnigen Zügen ausführt und in die Erzählung verwebt. Nicht blos in dem Dialog, wie früher, findet die Sentenz jetzt ihre Stelle; die Reflexion tritt uns nicht allein aus der Seele des Helden heraus entgegen; der Autor ſelbſt tritt als reflectirender Chorus auf, indem er mit Gedankenguirlanden die Scene der Handlung umwindet. Wir geben einige Proben:

Wie die leichten Cirruswolken, hoch durch den blauen Himmel gen Norden ziehend, die Strahlen der Sonne nicht beeinträchtigen, aber doch die herannahende Trübung, den kommenden Regen und Sturm verkünden: ſo bilden auch die erſten in der Seele des Menſchen entſtehenden unſcheinbaren Zweifel an die Fortdauer eines glücklichen begehrenswerthen Zuſtandes oder an die eigene Fähigkeit und Empfänglichkeit dazu die unſichtbaren Anfänge ſeiner Zerſtörung. Hoch oben auf der ſonnenbeſchienenen Firſt unſers Wünſchens und Begehrens kräuſelt ein unbeachteter Lufthauch den blendend darüber lagernden Schnee, er rieſelt hinab von der idealen Höhe, auf welcher wir dem Himmel näher zu ſein glaubten, und begräbt, zur zerſtörenden Lavine ſich verdichtend, unten im Thale des beſcheidenen irdiſchen Wohlergehens alle die daſelbſt zum Kampfe mit dem Geſchick mühevoll errichteten Werke....

Keiner unſerer Sinne ſteht in ſo unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen als das Gehör. Für eine jede Schwingung der Seele beſitzen wir einen beſondern Ton der Stimme, und dieſer Ton erweckt wieder in dem Herzen deſſen, der ihn vernimmt, die gleiche Empfindung. Der Geſang wie die Sprache, mit dem erſten Menſchenpaar geboren, iſt das Streben und Verlangen, die zu mächtig im Herzen wogenden Gefühle und Empfindungen in Töne zu übertragen, Schmerz und Freude ſich nach außen ergießen zu laſſen. Der Sänger iſt der Gebende, aber, Gaben ſpendend, ſteigert er ſein Gefühl und findet ſelbſt unbekannte Schätze, der Hörende empfängt, aber auf den ſympathiſch an ſein Ohr ſchlagenden Tonwellen ſchwebt die Seele des Gebenden, um ſich mit der ſeinigen zu vereinen. Nicht von Auge zu Auge, ſondern von Ohr zu Ohr ſchwingt ſich jene leichte ätheriſche Brücke, auf der die ſeeliſchen Empfindungen von Herzen zu Herzen hinüberſchweben; die Sprache iſt die verkörperte Schlange des Paradieſes, der Geſang die über die von Schmerzen überflutete Erde hinfliegende Friedenstaube....

Was der Menſch nicht wirklich iſt, ſondern ſich nur einredet oder einbildet zu ſein, iſt aber niemals ſeine wahre Geſtalt, ſondern nur eine Verkleidung, in welcher er umhergeht. Es gibt niemand, welcher nicht bemüht wäre, die Nachtheile ſeines Innern, ſeine ſchlechten und ſelbſt ſeine guten Eigenſchaften durch ſolche Verhüllungen anders darzuſtellen, als ſie wirklich ſind; dieſelben Beweggründe, welche uns beſtimmen und nöthigen, die Blößen unſers Körpers zu verdecken und mit den verſchiedenartigſten und ſtets wechſelnden Dingen zu behängen, walten auch bei der Toilette unſers Innern ob; ſie iſt ganz ſo der Mode, dem Klima, den in jedem Lande herrſchenden Vorurtheilen und Anſchauungen unterworfen, wie die Bekleidung unſers Körpers; aber in den wichtigſten und entſcheidendſten Momenten des Lebens reichen dieſe künſtlichen Hüllen nicht aus, und — „die nackte Wahrheit", oder „die Wahrheit des Nackten", das heißt: der Menſch, wie er wirklich iſt, nicht wie er ſich oder andern vorſpiegelt zu ſein, kommen dann immer wieder allein zur Geltung. Deshalb die Erfolge derjenigen, welche in Wahrheit und auch unbekleidet ſchön, edel und nach dem Urbilde ihres Schöpfers gebildet ſind, und das ſpurloſe Vergehen derer, welche ihre Misgeſtalt mit noch ſo bunten, vor dem Winde dahinſtäubenden Lappen behängen.

Wir fügen eine im Byron'ſchen Stil opaliſirende Reflexion des Helden hinzu:

Wäre ich zu einer andern Zeit geboren — ſprach er leiſe murmelnd vor ſich hin —, ſo würde ich in ein Kloſter gehen, in ein Ciſtercienſerkloſter, ich könnte dort unter dem Banne des ewigen Schweigens täglich an meinem Grabe arbeiten und die Nächte in meinem Sarge ſchlafen. Jetzt geht das nicht, jetzt kann ich das nicht, weil mir die Empfänglichkeit, die Hingebung zu ſolchen Anſchauungen durch die nivellirenden Wogen des Lebens geraubt ſind. Die Zeit iſt zu klein und zu erbärmlich zur Erzeugung und Verkörperung jeder großen und erhabenen Idee! Alles, was die Menſchen erſtrebt und erreicht, war Irrthum: die kommenden Geſchlechter erkennen immer denjenigen der vorhergegangenen und klügeln und ſpotten darüber, indem ſie einen neuen an ſeine Stelle ſetzen. So iſt es von jeher geweſen, und ſo wird es immer ſein! Die Zeit war die größte und beneidenswertheſte, in welcher ſich die Menſchheit mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln für das ſelbſtgeſchaffene Ideal eines Irrthums aufopferte und bereitwillig für einen religiöſen oder politiſchen Wahn in den Tod ging. Wie beneidenswerth waren jene Ciſtercienſermönche, welche die Ruhe und das Schweigen des Grabes anticipirten und ſo aus eigenem und freiem Willen jenen Zuſtand für ſich herbeiführten, der das Ziel und das Ende alles menſchlichen Strebens, die alleinige und ſichere Erfüllung alles Sehnens und Bangens iſt.

Auch der Reiz landſchaftlicher Schilderung iſt in dieſem Roman oft in hohem Maße anmuthend. Es ſind namentlich die rheinländiſchen Gegenden mit dem Duft, der über dieſen Landſchaften ſchwebt, in deren Darſtellung unſer Autor am glücklichſten iſt; es ſcheint, als ob der verklärende Zauber der Jugenderinnerungen unſerm Autor, einem geborenen Rheinländer, hier die Feder führe.

Digitized by Google

aß der Wald zu ſeiner Lieblingsſcenerie gehört, iſt aus
nen frühern Romanen bekannt; die Oberförſter ſind
zelmäßig wiederkehrende Figuren. Doch ſcheint uns
rch die Situation, die etwas an Stifter's „Hochwald"
nnert, hier die Waldeinſamkeit noch poetiſch bedeut-
ner; und wenn auch die myſtiſche Naturandacht des
ymiſchen Studienmalers unſerm Autor fernliegt, ſo
ickt er auf der andern Seite auch nie das Geſchick der
enſchen zur Staffage herab, und niemand wird ſich dem
nigen Reiz verſchließen, mit welcher die einſame Nacht
Walde geſchildert iſt.

Das Fräulein von Augsburg. Eine Geſchichte aus dem 17. Jahrhundert von Adolf Stern. Leipzig, Weber. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die alte Reichsſtadt Augsburg ſpielt in unſern neuen
hichtlichen Romanen eine große Rolle. Storch ſchildert
im „Deutſchen Leineweber", Gutzkow in „Hohen-
vangau"; wir werden vertraut mit Straßen und Plätzen,
wenn wir ſelbſt dort heimiſch wären. Dieſen Auto-
ſchließt ſich Adolf Stern mit der obigen Erzählung
welche, was die Sattheit der Farben betrifft, mit
n das reichsſtädtiſch-patriciſche Leben gemalt iſt, keines-
hinter ihnen zurückſteht. Wir erinnern nur an das
im Hauſe der Welſer, deſſen Mittelpunkt der lebens-
ge Kurfürſt von Köln bildet, wir erinnern an die
zeitsfeier in Zusmarshauſen, an die Volksſcenen auf
Markt vor dem Rathhaus nach dem Bankrott der
ſer. Die Heldin iſt nicht jene, im deutſchen Drama
der deutſchen Novelle eingebürgerte Philippine Wel-
welche die Hand des öſterreichiſchen Erzherzogs zu
rn wußte; es iſt eine Namensgenoſſin aus ſpäterer
in welcher der Stern der Welſer nicht mehr ſo
end ſchimmerte wie früher. Um das Haus vor dem
gang zu retten, geben die zwei Träger der Firma
Zuſtimmung, daß Philippine einem reichen kölner
herrn verlobt wurde, der eine bedeutende Summe
Rettung der Welſer auszahlte. Dieſe Summe floß
aus der Kaſſe des Kurfürſten von Köln, eines öſter-
ichen Ferdinand, der gegenüber der augsburger Schön-
ie zweideutigſten Abſichten hegte und wie ſein Na-
vetter, wenn auch in minder offener und redlicher
, nach dem Genuß ſo ſeltenen Liebreizes trachtete.
Held der Erzählung iſt der Reiterführer Wolfgang
der die ſchöne Philippine liebt und wieder geliebt
aber aus Mistrauen und Misverſtändniß ſich vom
uth der hoch über ihm ſtehenden Patriciertochter
geſtoßen glaubt. Gleichwol iſt er bereit, ſich für ſie
fern, nachdem er erkannt hat, daß ſie verkauft und
hen iſt; doch eine unblutige Kataſtrophe führt die
kung der böſen Intentionen des Kurfürſten herbei,
ach dem Bankrott des Hauſes der Welſer, der uns
n anſchaulichſten Bildern vorgeführt wird, erhält
ang die Hand des von ihrer Familie verſtoßenen
rger Fräuleins.

as Gemälde iſt mit kunſtverſtändiger Hand entwor-
ie Gruppen ſind wohl vertheilt und heben ſich wirk-
oneinander ab. Die Scenen am Hochzeitstage ſind
oßer Lebendigkeit; mit reger Spannung folgen wir
orgängen. Nur im Gang der Handlung vermiſſen
er und dort die überzeugende Folgerichtigkeit, und
das Motiv des Lauſchens, ein allzu roſtiges Glied in der Kette der Motivirungen, wird mehrfach eingeſchoben. Daß der Marſchall Pappenheim ſtatt des kölner Kaufmanns auf einmal den Wolfgang Berg für geeigneter hält zur Scheinehe mit der ſchönen Philippine und deshalb einen Ritt bis zum Bodenſee in ſein Heimweſen zu ihm macht, erſcheint uns nicht einleuchtend. Zwar ſagt Wolfgang: „Er ſucht einen Gemahl für das Fräulein, einen Gemahl, der draußen auf der Landſtraße oder im Felde ſein kann, wenn nur die holde Dame daheim am Hofe iſt. Und weil ihm noch zweifelhaft dünkt, ob Herr Melchior Baſſenheim ſo ſtattliche Rolle ſpielen mag, ſo ſeid Ihr auf den Einfall gekommen, Wolfgang Berg, der Reiter, der Landfahrer, ſei der Mann, den Ihr braucht." Doch dies Motiv erſcheint nicht ſtichhaltig für den Schritt des Marſchalls. Er mußte ſich ſagen, daß ein Baſſenheim für eine ſolche Scheinehe brauchbarer iſt als ein Wolfgang Berg; denn jener hatte bereits den Beweis dafür geliefert, den dieſer, ſeinem ganzen Charakter zufolge, niemals liefern konnte, und jenen liebte das Fräulein nicht, während hier jedes Attentat des Kurfürſten auf eine durch Leidenſchaft der Liebe gefeſtigte Ehe geſtoßen wäre. So bleibt nichts übrig, als den Marſchall Pappenheim für einen ſchlechten Diplomaten zu halten, was ja bei einem ſolchen Haudegen weiter keine große Verwunderung erregen darf.

Den Stil und die Darſtellungsweiſe Adolf Stern's kennen wir von ſeinen Novellen her; ſie haben einen feinen und vornehmen Zug und bei aller Glätte doch Wärme und Leben. Zur Probe theilen wir die Schilderung des Hochzeitszugs in Zusmarshauſen mit:

Gegen 2 Uhr mochte es ſein, als das dumpfe ſchwirrende Geräuſch zu lautem Jubel emporſchlug und wachſendes Freudengeſchrei erſcholl. Es flog vor den Wolken Staubes einher, die ſich fern auf der Straße zeigten, es pflanzte ſich in den Reihen der Zuſchauer fort und ſprang zu offen Fenſtern und Dachluken, zu allen Zäunen und Hofmauern empor, aus denen Kopf an Kopf lugte. Wolfgang erbebte und mußte all ſeine Kraft zuſammennehmen, um auszuharren und den Zug, der ihn und ihn allein unter den Hunderten mit Grimm erfüllte, an ſich vorübergehen zu laſſen. Seine Augen ſchmerzten ihn — geblendet, aber feſt, ſchaute er auf den Trupp prächtiger Reiter, der vorantrabte. Der Staub, welcher auf den reichen Decken ihrer Roſſe, auf den ſchimmernden Sammtgewändern und Federhüten lag, zeigte, wie ſie ſich getummelt hatten. Wolfgang erkannte ſie alle, die Jungherren der Geſchlechterſtube von Augsburg — es waren kräftige Geſtalten, ſcharfgeſchnittene, von Stolz und Feſtfreude leuchtende Geſichter unter ihnen. Dicht hinter den Reitern, welche ab- und zuſprengten, begann der eigentliche Zug — Carroſſe an Carroſſe, ſchwerfällige, hochgebaute, prunkhaft vergoldete Wagen, mit vier und ſechs Roſſen beſpannt, die vor dem Menſchengewühl, dem brauſenden Lärm ſcheuten und von den hochſitzenden Wagenführern kaum gelenkt werden konnten. Zur Seite jedes Wagens befanden ſich gleichfalls Reiter; zahlreiche Dienerſchaft in Geſtalt von Läufern, Pagen, Mohren und bewaffneten Trabanten, alle in ſchimmernd reicher Tracht, füllte die Zwiſchenräume. Die Reihen der Zuſchauer jauchzten jedem Wagen, jedem Trupp des Geleits zu: Wolfgang's Auge aber flog ungeduldig über die bunte, bewegte, glänzende Maſſe dahin, ihn kümmerten die ſtattlichen Patricier von Augsburg in den vordern Carroſſen und all ihre Hausdienerſchaft nicht, ſein Blick ſtreifte kalt und feindſelig den Prunkwagen, in dem Herr Matthäus und Herr Paulus Welſer dem alten Kaspar Baſſenheim von Köln gegenüberſaßen. Endlich kamen ſie heran, denen dieſer feſtliche Schimmer, dieſe tobende Freude galt! Von den prächtigſten und vornehmſten der gelei-

tenden Jungherren umgeben, mit ſechs falben italieniſchen Roſſen beſpannt, zeigte ſich ihr Wagen, und in ihm die Braut ſelbſt an der Seite des Stadtpflegers Marcus Welſer, vor ihr Herr Melchior Baſſenheim im reichſten Feſtgewand. Wolfgang's Augen drohten unter hervorquellenden Thränen den Dienſt zu verſagen, aber mit letzter Kraft drängte er die Thränen zurück und ſah feſt, immer feſter auf den langſam herankommenden Wagen hinab. Er fühlte in dieſem Augenblick, wo er die Geſtalten, die Mienen drunten deutlich wahrnahm, wie ſein eigenes Geſicht von kalter Bläſſe überzogen ward, wie ſchwere Tropfen auf ſeine Stirn traten. Er verſchlang mit den Augen jeden Zug Philippinens, des neben ihr ſitzenden Oheims und des Bräutigams. Philippine Welſer ſtrahlte auch heute trotz ihres bleichen überwachten Anſehens in Schönheit und Liebreiz. Durch das blonde Haar ſchlang ſich ein koſtbarer Schmuck von Gold und blitzenden Steinen, in dem der Schleier befeſtigt war, ein Prachtgewand von violettem Sammt hob die ſchlanke Geſtalt, um den Nacken legte ſich ein gleich koſtbares Geſchmeide wie um die Flechten. Wolfgang's Blick aber glitt von der Herrlichkeit hinweg und haftete an ihrem Antlitz. Die weiße Stirn, die blauen Augen, die nur tiefer zu liegen ſchienen als ſonſt, kannte er nur zu wohl, aber eins war ihm fremd in dieſem Geſicht, eins hatte er nie geſchaut, ſelbſt in der Stunde nicht, wo ſie ihn mit dem ganzen Stolz ihres Hauſes von ſich ſtieß. Ein herber harter Zug um den Mund, der die ſchönen Lippen feſt zuſammenſchloß und ſelbſt, wenn ſie ein Wort zum Stadtpfleger ſprach, nicht wich, erfüllte ihn mit tiefem Leid. Finſter und zürnend wandte ſich ſein Blick zu dem Bräutigam, im Antlitz deſſelben meinte er die Beſtätigung für ſeine ſchlimmſten Gedanken zu leſen. Herr Melchior Baſſenheim lächelte zwar nach allen Seiten, er rückte den kurzen Mantel mit dem Schmuck der reichſten brabanter Spitzen ſelbſtgefällig zurecht, er ſprach lebhaft zu den jungen Patriciern, die dem Wagen zunächſt ritten: aber Wolfgang's eindringenden Augen entging eine gewiſſe Unruhe, eine argwöhniſche Unſicherheit nicht. Ihm kam es vor, als ob der kölniſche Jungherr den Blick weder zu ſeiner ſchönen Verlobten noch zu Herrn Marcus Welſer frei zu erheben wage. So durfte der Mann, der heute einen ſo hohen Tag beging, nicht dreinſchauen, ſo nicht, wenn keine geheime Schuld auf ſeiner Seele lag, ſo nicht, wenn ihn nur das Bewußtſein drückte, all den Liebreiz der Geſtalt, all die Schönheit der Züge, die für ihn blühten, nur mit ſeinem Gold erkauft zu haben.

3. Der letzte König der Magyaren. Hiſtoriſcher Roman von Leopold von Sacher-Maſoch. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 4 Thlr.

Kein größerer Gegenſatz in Stil und Behandlung, als zwiſchen dieſem Roman und der Stern'ſchen Erzählung! Sacher-Maſoch hat eine glühende Phantaſie, die jede marmorne Plaſtik verſchmäht. Eine vibrirende Unruhe verſtattet ſeiner ſtürmiſchen Muſe ſelten, eine Situation auszutragen; ſchon folgt ſie neuen Anlockungen zu neuen glänzenden Bildern. Eine orientaliſche Farbenpracht, ein wildes heißes Wogen der Leidenſchaft reißt uns wie in Wirbeln fort und läßt nirgends ein ſtreng epiſches Behagen aufkommen; es iſt hiſtoriſche Senſationsromantik, reich an Verwickelungen, Verkleidungen, Ueberraſchungen, Effecten. Oft tritt die Farbenſkizze an die Stelle des Gemäldes, und oft ſind einige dramatiſche Acte von ſich überſtürzender Handlung zu einem Romankapitel zuſammengeballt.

Dies Colorit iſt wenig epiſch, aber es iſt magyariſch, und darin liegt zum Theil ſeine Rechtfertigung. Es iſt nicht blos der ſubjective Geiſt des Autors, der ſich gegen das Geſetz der dichteriſchen Gattung auflehnt, es iſt auch wieder die objective Treue der Darſtellung, die den Feuergeiſt der Nation treu widerſpiegelt.

Der letzte König von Ungarn iſt Ludwig II., ein ſchwacher, ſchwankender Monarch, der in der Schlacht bei Mohácz gegen die Türken fiel. Nach ſeinem Tode theilten ſich bekanntlich der öſterreichiſche Erzherzog Ferdinand und Zapolya von Siebenbürgen, eine der Hauptgeſtalten des Romans, in das von den Türken nicht eroberte Reich. Doch die eigentliche Heldin des Romans iſt jene Königin Maria von Ungarn, die als feingebildete und ſtaatskundige Fürſtin auch in Gutzkow's „Hohenſchwangau“ erſcheint, von Sacher-Maſoch aber als ein Ideal weiblicher Schönheit, das alle Herzen erobert, als eine zur Herrſchaft geborene Frauengeſtalt von Geiſt, Feuer und rückſichtsloſer Unerſchrockenheit dargeſtellt wird. Dabei ſtattet ſie der Autor mit zarter Empfindung, wie in ihrem Verhältniß zu dem geheimnißvollen Unbekannten, und dann wieder mit Zügen von Wildheit und Grauſamkeit aus, die er nicht einmal auf eine dämoniſche Natur zurückzuführen, ſondern aus den politiſchen Gewohnheiten des Jahrhunderts zu erklären ſucht. Immerhin bleiben dieſe Contraſte für unſer Empfinden etwas unvermittelt; wir können uns keine ſchwärmeriſche Liebesromantik denken bei einer Frau, welche einen jungen ſchönen Edelmann entkleiden läßt und in die Folterkammer ſchickt und der Folterung ſelbſt beiwohnen will; wir können uns keine claſſiſche Bildung denken bei einer Megäre, welche den türkiſchen Geſandten wider alles Völkerrecht in einen Sack nähen und in die Donau werfen läßt, nachdem ſie vorher mit einer ſcharfen Nadel in den Sack geſtochen und ihr Opfer grauſam gepeinigt hat. Wenn dieſe brutalen Thatſachen von der Geſchichte überliefert ſind, ſo glauben wir wenigſtens nicht an die Fähigkeit einer ſolchen Gewaltherrſcherin zu zarten Gefühlen, ſondern nur zu jener üppigen Sinnlichkeit, wie ſie von unſerm Autor in die Schlangennaturen der ſchönen Kumanierin und der heimtückiſchen Irma Peren gelegt iſt und mit berauſchendem Hauch, mit öſtlicher Glut den ganzen Roman durchweht.

Der hiſtoriſch bedeutſame Gegenſatz, der im Fortgang der Geſchichte zum Austrag kam, iſt der zwiſchen dem ehrgeizigen Zapolya, der ein ſelbſtändiges Ungarreich aufrecht halten wollte, und zwiſchen Königin Maria, welche im Lauf der Ereigniſſe zu der Einſicht kommt, daß nur die Vereinigung von Ungarn und Oeſterreich dieſe Ländergruppe zu einem hinlänglich ſtarken Bollwerk gegenüber den Angriffen der Türken macht, und Ungarn den Habsburgern in die Hände zu ſpielen ſucht. Im Nachweis dieſer geſchichtlichen Nothwendigkeit liegt eine ſtillſchweigende Verherrlichung der Miſſion Oeſterreichs und zwar nach jener Seite hin, wohin ſelbſt die Gegner deſſelben ſeinen Schwerpunkt verlegen. Doch iſt der patriotiſche Hymnus des Autors keineswegs vorlaut und tendenziös. Im Gegentheil, wir hätten eine ſchärfere Betonung dieſes geſchichtlichen Gegenſatzes gewünſcht, der durch die Zuneigung Zapolya's zu der Königin Maria etwas an ſeiner Schärfe verliert.

Die in Glut getauchte, brillante Farbengebung des Romans läßt zwar die Mitteltöne allzu ſehr vermiſſen, aber die verſchwenderiſche Phantaſie des Autors entſchädigt dafür durch den luxuriöſen Reichthum der vorgeführten Bilder. Zum wilden Ritt in das romantiſche Land der Magyaren darf der Pegaſus ſchon eine farbenprunkende Schabracke tragen. Auch ſtimmt der Grundton des

Digitized by Google

nädes in den Coſtümen wie in dem Ausdruck der Lei-
ſchaften einheitlich zuſammen. Nur hätten wir neben
en blut- und rachedürſtenden, üppigen und heimtücki-
n Magyarinnen, der Kumanierin und der ſtolzen Irma,
ndeine zarte weibliche Geſtalt als Gegenſatz gewünſcht;
t die erzgepanzerte Amazone auf dem Thron kann,
ihrer ſentimentalen Anwandlungen, nicht die echte
blichkeit vertreten. Selbſt die Idylle hat ein unruhi-
wildes Colorit. Man vergleiche „Paul und Virginie"
die hundert Nachahmungen dieſes Romans mit dem
mmenleben Matthias Perens und der ſchönen Ku-
ierin in den Wäldern von Vicske, und man ſieht, wie
alles in die Glut der Leidenſchaft getaucht iſt, ſelbſt
einfachſte Naturleben mit ſeinen friedlichen Beſchäf-
igen.

Die Charaktere ſind mit kecken Strichen gezeichnet;
Verhältniß von Maria und Ludwig iſt nicht ohne
ologiſchen Reiz, und unter den Palatinen und Porte-
eträgern befinden ſich echt humoriſtiſche Geſtalten, wie
ungariſche Falſtaff Verböczy und der Finanzjude
encſes.

Das war die originellſte Geſtalt an dem ſeltſamen Hofe
ig's II. Wie viele lebten noch, die den kleinen Sze-
s gekannt hatten, als er mit Pack und Elle von Dorf
orf, von Haus zu Haus ſchlich und ſeine Rechnungen mit
kleinen Stück Kreide an die Hausthüren ſchrieb. Jetzt
r ein großer Mann, ſaß im Staatsrathe, trug ſeinen
en Titel und eine große Gnadenkette, und ſeine Tochter
ine Dame, deren Hand er für einen Magnaten, Banus
Palatin aufhob. Etwas war ihm von dem unterwürfigen
en Weſen geblieben. Leiſe, auf den Fußſpitzen trat er
r Königin ein, unter zahlloſen Bücklingen, die Hände an-
erreibend und demüthig lächelnd. Sein kleiner ſchlottri-
örper ſtak in weiten ſchwarzen Stiefeln, engen rothen
eidern, einem rothen Dolman, in deſſen Aermel er ge-
t war. Ein weiter grüner Ueberwurf flatterte um ihn,
lpak hielt er in der Hand. Seine ahnungsvolle Seele
e etwas wie eine Finanzoperation in der Luft des König-
Cabinets, ängſtlich blickte er auf die lächelnde ſchöne Frau,
achte das jämmerlichſte Geſicht von der Welt, als ſie ihm
um Ueberfluß einen Sitz anbot. Er nahm nur den
n Rand deſſelben in Beſitz, zog Luft durch die Naſe, und
eiſe nach den Befehlen der Majeſtät.

r die Berufung auf die geſchichtliche Wahrheit
ier, wie in vielen neuern hiſtoriſchen Romanen;
erhaupt im letzten Bande die Geſchichte die freie
ng der Phantaſie durch die Wucht ihrer großen
hen zu erſticken droht.

zelne Schilderungen, wie die der Wolfsjagd, haben
Treue und Lebendigkeit epiſchen Werth:

Galop ſprengte Ludwig heran, die Königin begrüßte
ein paar kecken Lançaden. Hundertſtimmig tönte der
Treiber aus dem Walde, erſt weit entfernt, dann
näher. Endlich ſchlugen die Hunde an. Es war ein
, aber ernſter Ton, mit dem ſie die Spur der Wölfe
n. Laut und lauter klang ihr Gebell durch den Forſt.
chen zur Seite drüben die Zweige, ein großer Wolf
us dem Walde, hielt an beim Anblick der Feuer, zog
ein paar Schritte zurück und verſchwand dann mit
Sätzen im Walde. Bald tönte das Huſſa der Treiber
der Nähe, die Hunde, welche kurze Zeit geſchwiegen,
jetzt um ſo kräftiger an. Jetzt erſchien ein grauer Kopf
lnden Augen, blitzenden Zähnen zwiſchen den ſchwarzen
r, und endlich ſprang das ganze Rudel Wölfe von den
verfolgt ins Freie. Raſch ließen die Rüdenknechte,
h hinter den königlichen Jägern poſtirt hatten, ihre
Fanghunde los. Die Wölfe, von zwei Seiten angegriffen, ſuchten einen andern Ausweg, aber ſchon eilten hier die Jäger mit vorgehaltenen Lanzen, dort der König, ſeine Gemahlin und Czelrics, ſie vollends einzuſchließen. Zwei große Wölfe ſprangen auf die Königin los, mit dumpfem Geheul, die Zähne fletſchend, der eine auf den Hals ihres Pferdes, während der andere vor demſelben anhielt und ein entſetzliches Geheul ausſtieß. Das Pferd der Königin ſcheute vor ihm, ſtieg und ſtieg wieder, ſchon wankte ſie im Sattel, ſchon zerriſſen die Krallen des zweiten Wolfs den Hals ihres Thieres, Blut ſtrömte herab, ſchon bedrohte er ſie mit ſeinen Zähnen, da war Ludwig wie im Sturme an ihrer Seite, ein Blitz zuckte an ihr vorbei, ein Schuß — und der eine Wolf ſank vor ihre Füße. Sie trieb das Pferd zugleich vorwärts, ſodaß es über ihn hinwegſetzte, und ſtieß dem Wolfe, deſſen Zähne gegen ihren Arm zuckten, den Jagdſpeer tief in den Rachen. Ein Blutſtrahl ſpritzte über ſie, über ihr Pferd; das Raubthier bäumte ſich wild empor, ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, die Krallen, welche in den weißen Hals des Pferdes geſchlagen waren, öffneten ſich ohnmächtig, und mit einem male fiel es zur Erde und blieb da liegen, ohne zu zucken.

4. Liebe und Brot. Familienroman aus dem 19. Jahrhundert von Hugo Oelbermann. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1868. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Form des neuen Romans iſt ſo elaſtiſch, daß ſie dem Drucke jeder Individualität nachgibt. Von der vornehmſten marmornen Plaſtik bis zu der gemüthlichſten Plauderei verträgt der Roman alle Stilarten, und wenn jede nur conſequent durchgeführt iſt, kann die Kritik keine begründeten Einwendungen machen. Kraftnaturen, welche durch unruhige Beweglichkeit oder die Wucht ihrer theils urwüchſigen theils aufgedonnerten Originalität die ſtraffer geſpannten Stühle der Lyrik gleichſam durchſitzen, können ſich in dem breiten Polſterſitz des Romans mit Vergnügen hin- und herwerfen.

Hugo Oelbermann hat als Lyriker hier und dort einen glücklichen Wurf gethan; doch ſtörte die Bizarrerie, der hyperboliſche Kraftſtil, die Proſa der Fremdwörter in ſeinen Gedichten. Im Roman ſtört dies alles weniger; auch hat ſich die Muſe des Dichters, wie es ſcheint, ihre radicalen Hörner abgelaufen. Unſer Roman, dem es nicht an einzelnen genialen Gedankenblitzen fehlt, ſpielt in bürgerlichen Kreiſen, die er im humoriſtiſchen Plauderſtil ſchildert. Der Titel iſt die ideale Formel der Dichtung; ihre Tendenz ſpricht im zweiten Band der Dr. juris Martin aus, eine durch die Liebe bekehrte Verſtandesnatur. Er unterſcheidet drei große Geſellſchaftsklaſſen:

die eine beſitzt unnöthig viel, überflüſſig viel materielles Gut und zu wenig ideelles; wir finden mit dem Reichthum entweder blos die Cultur des Conventionellen, der leeren Form, oder höchſtens eine einſeitige Verſtandesausbildung verknüpft. (Siehe die reiche vornehme und ſiehe die reiche induſtrielle Welt!) Die andere Klaſſe beſitzt Ueberfluß an einſeitiger Fachbildung, Mangel an allgemeiner Bildung und zu wenig Vermögen. (Siehe unſere Gelehrten- und Beamtenwelt, unſere Schriftſteller und Künſtler ꝛc.!) Die nächſte Klaſſe, den kleinen unbemittelten Bürger, übergehe ich und wende mich zur nächſtfolgenden: dieſe beſitzt weder Geld noch Bildung. (Siehe unſer Proletariat, das gemeine Volk!)

Wie der letzten Klaſſe zu helfen iſt, will er nicht entſcheiden, wohl aber meint er, daß die beiden erſten durch das einfache Mittel ehrlicher Compromiſſe die ſociale Frage leicht löſen könnten:

Zunächſt müſſen jene beiden Klaſſen der Beobachtung und Erfahrung die Lehre entnehmen, daß weder die Liebe allein, noch das Geld allein zum Glück genügt, daß die Liebe nicht in

Digitized by Google

unvernünftig blinde Leidenſchaft und phantaſtiſche Ueberſchwenglichkeit, der Geldbeſitz nicht in Reichthum ausarten darf, wenn jede Ehe auf Liebe und Wohlhabenheit, auf das was noth und auf das was nothwendig iſt, gegründet werden ſoll. Alsdann müſſen dieſe Klaſſen, ſtatt wie bisher meiſt nur innerhalb der einen und andern, fortan quer in- und durcheinander heirathen. Es ſoll alſo der vermögende Mann nicht, wie es jetzt meiſt geſchieht, eine gleichvermögende oder nach vermögendere Frau nehmen, denn dadurch entſteht Reichthum, der auf Seite der armen Ehen die Armuth nur vermehrt, ſondern er ſoll ſein Augenmerk darauf richten, ein armes Mädchen zu finden, das ihm zu ſeinen materiellen die ideellen Güter zubringt, oder letztere, wenn er ſelbſt welche beſitzt, vermehrt, denn deren kann man in auskömmlichen Ehen nicht wol zu viel haben. Und umgekehrt ſoll die begüterte Jungfrau nicht mehr, wie heute, nach einem ebenſo reichen oder nach reicheren Manne trachten, ſie ſoll vielmehr den wählen, der ihrem todten Metall lebendiges Leben einzuhauchen vermag, der ihr an Geiſt und Bildung über-, an materiellem Beſitze untergeordnet iſt, und den ſie lieben kann um ſeiner ſelbſt willen. Sie ſoll abſichtsvoll darauf ausgehen: unter ihren Bewerbern, wenn er ihr ſonſt zuſagt, gerade den äußerlich mittelloſeſten zu wählen. Dadurch entſteht ein Ausgleich zwiſchen dem ideellen und reellen Kapital; durch Generationen fortgeſetzt, würde und müßte dies Verfahren die Mißſtände, an denen die Ehen beider Klaſſen kranken, allmählich ganz beſeitigen.

Das iſt zugleich das Schema der Handlung. Gleichzeitig ſucht der Autor den Gegenſatz von Gemüths- und Verſtandesnaturen durchzuführen und den Satz Schopenhauer's zu widerlegen: „Es gibt nur Einen angeborenen Irrthum; es iſt der, daß wir da ſeien, um glücklich zu ſein.“

Die Ausführung in Geſtalten und Situationen iſt keck, ſpringend, bizarr, oft überſchwenglich im Ausdruck der Empfindung, oft trivial in der Darſtellung des Alltäglichen; die unverkennbare Kraft der Charakteriſtik neigt zu Extremen. Onkel Tiberius huſcht auf die Bühne wie ein Hoffmann'ſches Geſpenſt; das Sprühteufelchen Emma hat romantiſche Koboldzüge. Die Motive in Angelika's Erzählung erſcheinen zu abenteuerlich, zu grell und unvermittelt für den kleinbürgerlichen Kreis, in dem ſich die Handlung des Romans bewegt. Dagegen iſt die „Novelle des alten Mannes“ reich an köſtlichen Detailzügen, von echter Wärme der Empfindung durchdrungen und erinnert an einen Autor, an deſſen Plauderton und Gemüthsfülle manches in dem Roman anklingt — an Karl von Holtei.

Rudolf Gottſchall.

Neue Dichtungen.

(Beſchluß aus Nr. 37.)

8. Marc Anton Muret's Dichtungen. Heilige Lieder. In Urſprache und Ueberſetzung herausgegeben von Adolf Frantz. Würzburg, Julien. 1866. 16. 7½ Ngr.

Marc Anton Muret iſt am 12. April 1526 in Muret, einem Dorfe bei Limoges (in Frankreich) geboren und ſtarb, nachdem er 1576 Prieſter geworden war, am 4. Juni 1585. Seine humaniſtiſchen Reden und ſeine Gedichte in lateiniſcher Sprache ſind berühmt geworden. Adolf Frantz gibt von den religiöſen Gedichten einige Proben, die nicht ohne Intereſſe ſind, aber auf eine allgemeine Geltung doch entſchieden nicht rechnen dürfen. Sie ſind zu ſpecifiſch katholiſch und dabei nicht von großem poetiſchen Zauber. Es liegt tiefer Ernſt und ein gewiſſer Hauch von Würde darüber, allein die Sprödigkeit des Ausdrucks und Trockenheit des Inhalts können daneben nicht weggeleugnet werden. Die Ueberſetzung hat nicht Geſchick genug, dieſe Fehler zu verbergen, ſondern legt ſie nur noch mehr bloß. Das kleine Buch iſt im ganzen alſo eigentlich nur eine poetiſche Novität, keineswegs aber von dichteriſcher Bedeutung. Eine Probe wird das beſſer als eine weitläufige kritiſche Auseinanderſetzung documentiren:

St.-Stephanus.

Des frommen Jünglings tapfre Bruſt,
Des Jünglings, der um Lebenspreis
Die erſte Krone heil'ger Märt'rerluſt
Errang, des ſchönſten Sieges Lorberreis,
Des Jünglings Stirn, umkränzt von Ruhm,
Levitenhauptes Heiligthum
Schlug Pöbelwuth mit dichtem Regen
Von Steinen, wie mit Hagelſchlägen: —
Der Märt'rer ſteht, in ſich verſunken,
Als wär' er heil'gen Geiſtes trunken.
Er ſchaut, von Wurf auf Wurf getroffen,
Gen Himmel. — „Ich ſeh' den Himmel offen“,
Ruft plötzlich er entzückt, „o ſeht,
Der dort zur Rechten Gottes ſteht,
Für den iſt's ſüß zu ſterben,
Um ſeinen Schos zu erben.
O Chriſtus, nimm mich auf in Lieb'
In deinen Schos, und die verblendet
Nicht ſehen, was ſie hier vollendet,
Für ſie ich fleh' zu dir: »Vergib!«“ —
Die himmliſche Dreieinigkeit
In ewiger Wahrhaftigkeit
Soll ſtets geprieſen werden
Im Himmel und auf Erden!

9. Hawaii-Nei. Ein Bild aus der Inſelwelt des Stillen Oceans in ſechs Geſängen von Karl Eduard Fü[illegible]. Barmen, Langewieſche. 1867. 8. 15 Ngr.

Karl Gerok, der Dichter der „Palmblätter“, hat nicht unrecht, wenn er, wie die Verlagshandlung in einem Beiblatt mittheilt, dem Verfaſſer von „Hawaii-Nei“ ſchreibt:

Schon die Wahl Ihres Stoffs war ein glücklicher Griff. Bilder aus der Miſſionsgeſchichte, mit geſundem chriſtlichen Sinn und wirklichem poetiſchen Talent behandelt, wären meines Erachtens ein wahrer Fund, ein köſtlicher Schatz für unſere geiſtliche Dichtung und könnten namentlich unſerer evangeliſchen Kirche die großentheils apokryphen, vielfach unevangeliſchen und doch auch oft wieder ſo ſchönen, hochpoetiſchen und mit Unrecht vergeſſenen Märtyrergeſchichten und Heiligenlegenden erſetzen. Die weltüberwindende Kraft des Evangeliums, die Heldenthaten chriſtlichen Märtyrerthums, die Sitten fremder Völker, die blutigen Greuel des Götzendienſtes wie die Reſte des göttlichen Ebenbildes, die idylliſchen Züge von Sitteneinfalt und ungeſchwächter Naturkraft auch bei rohen heidniſchen Stämmen, die Naturwunder ferner Zonen von der Eiswelt des Nordpols bis zur üppigen Pracht der Tropenländer — dies alles gäbe köſtliche Ingredienzen, glühende Farbenvorräthe für die dichteriſche Palette eines chriſtlichen Freiligrath, und ich ſelbſt habe mir ſchon manchmal Muße gewünſcht, um mich in der Miſſionsgeſchichte etwas genauer umzuſehen und von ihren heiligen Bergen und Waſſern, Zeiten und Geſtalten für meine

Digitized by Google

engenen, allerdings keineswegs Freiligräthlichen poetiſchen Verſuche etwas zu gewinnen. Sie haben aus jenem weiten Gebiete zunächſt eine beſonders liebliche und lohnende Partie poetiſch angebaut und zwar nicht nur mit warmer chriſtlicher Empfindung, ſondern auch mit dichteriſchem Geſchmack. Das Versmaß ſcheint mir ſehr glücklich gewählt und mit Geſchick behandelt. Die klangvollen Strophen, wie ſie beim mündlichen Vortrag allem nach trefflich wirkten, gehen auch beim Leſen lieblich ein, und der ſchön abgerundete Cyklus, in den wol auch noch ein oder das andere Glied eingereiht werden könnte, wird gewiß auch einen größern Leſerkreis erfreuen und erbauen und wird, was ich aufrichtig wünſche und hoffe, auch noch manche andere ähnliche Production aus Ihrer Feder nach ſich ziehen.

Geſchähe letzteres, ſo müßten wir freilich wünſchen, daß die neue Schöpfung noch mehr volles Leben in der Geſtaltung, mehr Abrundung in der eigentlichen Erzählung erhalte. Dem jetzt vorliegenden Gedicht fehlt eine ſchärfere Herausarbeitung der Grundidee ebenſo wie ein friſcherer Hauch und Athem der Diction. Das Lied nimmt ſich, ſo verdienſtlich es im allgemeinen iſt, doch immerhin nur dürftig aus. Es mangelt darin ein großer Zug und Wechſel der Form und Geſtaltung. Der Erzählungsfaden, der ſich durch ein volles Jahrhundert hindurchzieht, iſt etwas zu dünn und gleichmäßig gezogen. Die Darſtellung könnte mehr Gruppirung und in den verſchiedenen Abtheilungen mehr Verſchiedenheit im Verſe aufweiſen. Der allerdings ziemlich gewandt behandelte achtfüßige Trochäus hat auf die Länge etwas Abſpannendes und Einſchläferndes, wie die erſte Seite bekunden mag:

Aber vierzig Jahre ſchwanden, ſeit erſchien die Gottes-Brigg —
Heute auf Hawaii's Inſeln laß vergleichend ruhn den Blick!

Des Kanakavolkes Sonne — hier auf Erden abwärts ſteigt;
Reißend ſtarb hinweg der braune, ſeit der weiße Mann ſich zeigt!

Wie zum Fluch der Kinderſtimmen, die einſt hier durch Mord erſtickt:
Jährlich dünner, ſchmilzt das Häuflein derer, die das Licht erblickt.

Erſt am Abend hier der Liebe Gottesſtrahl herniederſcheint,
Mild die Thräne noch verklärend, die dies Volk auf Gräbern weint.

Doch — ob nicht mehr *ganz* ſie rettet die Kanakanation:
Noch durchſtrahlt ſie hell die Seelen dem am Kreuz zum ew'gen Lohn.

Und — am Reſt des Volkes *Wunder* ſchuf der Liebe heil'ge Kraft:
Neue Herzen, neue Sitten; Wunder ſtets die Liebe ſchafft.

Wunder! Denn die Heidengreuel hat im Sturm ſie weggefegt,
Und ein friſches Volksleben unter ihrem Strahl ſich regt.

Das Gedicht iſt im ganzen, wie auch ſchon dieſe Probe belegt, vorwiegend zu berichtender Art: es läßt ein gewiſſes dramatiſches und plaſtiſches Element vermiſſen, welches die epiſche Dichtung bedarf, um Bewegung und Höhe zu erlangen.

0. Die Frithjofsſage des Eſaias Tegnér. In den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit einleitenden und erläuternden Bemerkungen verſehen von L. Freytag. Bremen, Kühtmann und Comp. 1867. 16. 18 Ngr.

L. Freytag iſt ohne Zweifel der junge Mann, der uns ſchon bei anderer Gelegenheit („Racine's Athalia") den ſchlagenden Beweis von ſeiner Ueberſetzungstüchtigkeit gegeben und dieſen Beweis uns hier wiederholt. Seine Verdeutſchung der „Frithjofsſage" dürfte in der That wol die beſte ſein, welche unſere Literatur bisjetzt beſitzt. Er verſteht ſich in die Eigenthümlichkeit des fremden Dichters zu verſetzen und ſie mit klugem Verſtändniß für die ſeiner Mutterſprache zu verwenden. Er dichtet die ausländiſche Dichtung deutſch nach — das iſt ein großes Verdienſt, ein Verdienſt, das ſich nur wahrhaft poetiſch empfindende, mit virtuoſer Sprachgewandtheit ausgeſtattete Naturen erwerben können, wenn ſie daneben gleichzeitig nicht ohne allen feinen Geſchmack und kritiſchen Geiſt geblieben ſind: Dinge, die wir bei L. Freytag finden und welche ihn zunächſt mit ſeinen Vorgängern in der Ueberſetzung der „Frithjofsſage", ja manchmal ſogar mit dem Dichter ſelbſt, deſſen Poem er überträgt, ſtreng ins Gericht gehen laſſen. Er ſieht ſcharf und erkennt genau: es iſt alſo nicht blinder Enthuſiasmus, der ihn zum Ueberſetzen treibt, ſondern ſein Talent und klare Würdigung der Sache, und mit dieſen Eigenſchaften, welche noch der Duft und Zauber der Jugend umhaucht, d. h. zu denen ſich Phantaſie, Schwung und Fluß der Sprache geſellen, wird und muß ſo Vorzügliches erreicht werden, wie wir es hier geboten finden. L. Freytag's Verdeutſchung der „Frithjofsſage" ergreift durch Lebhaftigkeit und Friſche des Tons, durch Adel des Weſens und Ausdrucks, durch Wahrheit und Natürlichkeit der Darſtellung. Plaſtik und Wärme haben ſich glücklich vereinigt, um ein ſeelenvolles und zugleich in der Form wohl ausgetragenes und geſtaltetes Epos der Schweden in unſer „geliebtes Deutſch" ſo zu verpflanzen, daß es wie heimiſch bei uns erſcheint.

Der erſte beſte Auszug dürfte hinreichen, dafür den Beleg zu geben, z. B.:

Der König Helge ſtand
Und rief in grimmem Muth
Vom hohen Felſenſtrand
Die Trollen aus der Flut.

Da umnachtet ſich der Aether,
Fernher dumpf der Donner brüllt,
Und die Segel, ſtets geblähter,
Wilder Sturmwind ſauſend füllt.
Im Gewölke Blitze ziehen
Blut'ge Streifen da und dort;
Alle Meeresvögel fliehen
Schreiend nach dem ſichern Port.

„Hart wird's Wetter, Brüder! Flattern in der Ferne
Hör' ich Sturmesſchwingen; doch wir beben nicht!
Ruh' in Balders Haine, denke mein im Traume,
Schön in deinem Harme, ſchöne Ingeborg!"

Da ziehn aus der Fluten Gebraus
Trollen mit Zaubergewalt
Heran wie des Sturmes Geſaus,
Heid' wie der Schnee ſo kalt.

Und der Sturm entrollt die Schwingen,
Taucht ſie in den tiefſten Grund,
Läßt ſie in die Wolken dringen
Zu des Götterſitzes Rund.
Alle Schreckensmächte reiten
Auf der Flut in wildem Trab,
Ziehen dräuend aus dem weiten,
Schäum'gen, bodenloſen Grab.

Wie ſelig nah' ich mich dem Strande!
Dich möcht' ich küſſen, Thal ſo grün,
Euch Blumen, die am Wegesrande
So blendend weiß und purpurn blühn!

Digitized by Google

Du Mond, der du die Tempel, Haine,
Die Hügel ſchauſt mit bleichem Strahl,
Dort thronſt du auf dem Hünenſteine,
Wie Sag' im hochzeitlichen Saal!

Bach, deſſen Wellen um Blumen wallen,
Kennſt du mein ſehnſuchtsvolles Herz?
Wer ſagte euch, ihr Nachtigallen
Des Nordens, meinen bangen Schmerz?
Mit Abendroth die Alfen malen
Ihr Bildniß in den blauen Duft;
Doch Freia haßt die blaſſen Strahlen
Und bläſt es neidiſch in die Luft.

Das Bild entſchwind' in ferne Weiten;
So wie die Hoffnung rein und klar,
Mild wie ein Traum aus Kinderzeiten
Stellt ſich die Theure ſelbſt mir dar!
O komm, Geliebte! Laß dich drücken
Feſt an mein Herz in ſel'ger Luſt!
O du mein Heil, du mein Entzücken,
O komm an meine glühnde Bruſt!

Hold, wie die Lilie ſprießt im ſtillen,
Schön, wie der Roſe Kelch erblüht,
Rein biſt du, gleich der Götter Willen,
Und feurig doch, wie Freia glüht!
O daß mein ſeliges Empfinden
Durchflammt' auch dich! Der Erde Pracht,
Des Aethers hehre Wölbung ſchwinden
Bei deinem Kuß in weite Nacht.

11. Blüten einer Weltanſchauung. Dichtungen von Ulrich Rudolf Schmid. Jena, Neuenhahn. 1867. 16. 18 Ngr.

Dieſe „Blüten einer Weltanſchauung" beſtehen in Gedichten, welche in nachfolgende Abtheilungen gebracht ſind: 1) „Naturleben"; 2) „Leben des Geiſtes und der Menſchheit" (in lyriſcher und dramatiſcher Form); und 3) „Das Leben in Gott". Der Dichter, aus deſſen Geiſt ſich dieſe poetiſchen Blüten erzeugt, hat ſogleich mit der Benennung und Eintheilung derſelben ihren Charakter ſowol als ihre innerſte Bedeutung zu Tage gelegt. Ulrich Rudolf Schmid iſt jedenfalls kein Lyriker gewöhnlicher Art. Mann der Kirche und Kanzel, wie er iſt, hat ſich auch in ſeine Poeſie etwas von ſeinem Beruf eingewebt, etwas von geiſtiger Sammlung und Ruhe, von verſöhnender Liebe, von heiliger Pietät und jener Beſchaulichkeit des Gemüths, die in allem Irdiſchen, und wenn es auch das Elend der Menſchheit oder das Weh der eigenen Bruſt ſein ſollte, einen Abglanz des göttlichen Seins und Weſens erkennt. Man darf aber beileibe nicht etwa zu der Meinung kommen, die Verſe von Ulrich Rudolf Schmid ſeien frömmelnder Art. Nein, vom Muckerthum iſt darin auch keine Spur zu finden. Selbſt im dritten Theil der Sammlung, wo unſer Dichter: „Glaube", „Gebet", „Kindſchaft Gottes", „Jeſu Leben, Leiden und Sterben" beſingt, weht und athmet der Hauch geläuterten Chriſtenthums, der zuzeiten wol einmal ins Predigerhafte und Salbungsvolle verfallen, aber nie orthodox oder zelotiſch werden kann. Die Art, wie der Poet die Natur, das Leben der Geſchichte und ſeiner Gegenwart in den beiden vorhergehenden Abſchnitten anſieht und poetiſch zur Erſcheinung oder zum Ausdruck bringt, bewahrt ihn davor. Sein Talent hat nichts religiös Enges oder Beſchränktes, im Gegentheil, es zeigt einen freien und weiten Blick über einen ſehr ausgedehnten Horizont. Selbſt wenn er eine weiße Lilie betrachtet und beſingt, geſchieht es nicht, ohne aus ihrem Kelche einem hohen Gedanken gleichſam eine Himmelsleiter aufzurichten. Er dichtet von dieſer Blume:

Mit freud'gem Staunen ſeh' ich dich entfalten,
Du blickſt mich mit der Unſchuld Augen an,
Und einfach, ſchmucklos willſt du dich geſtalten;
Doch geht zum Lichte mächtig deine Bahn,
Tief ſaugt dein Blick das Licht in ſich hinein.
Sollſt mir ein ſchönes, tiefes Sinnbild ſein:
Nur Unſchuld ſehnt ſich nach des Himmels Strahl,
Es wohnt im Herzen nur, das kindlich rein,
Mit ſeiner ganzen Macht das Ideal.

Im Wald, im Alpenglühen, im Schnee und Schmetterling, in allem erblickt er ſchöne und ſinnige Symbole der Gottheit. Noch mehr thut er das in der Geliebten, in der Kraft des Mannes, in der Macht des Weibes. In der That des Columbus erkennt er nur den ewigen Fortentwickelungstrieb der Menſchheit, indem er ſingt:

Manches Schiff treibt auf den Wellen,
Welches wild das Meer verſchlingt,
Und kein Boot, kein Bret, kein Blättchen
Vom verlornen Kunde bringt.
Ein Columbus-Schiff — wenn's müßte
Auch im Meere untergehn,
Neugeboren aus den Fluten
Wird es wieder auferſtehn!

An Schleswig-Holſtein, am Glück und der Größe des Vaterlandes, an den Bewegungen der Zeit nimmt Ulrich Rudolf Schmid den wärmſten und lebendigſten Antheil. In dem Gedicht: „Die Wahrzeichen", das er 1860 ſang, hat er eine Vorahnung jüngſt eingetretener Ereigniſſe gehabt, denn das Gedicht lautet wie folgt.

Von jenem Geiſt, der in uns ſchafft,
Am Geiſtesthron der Völker baut,
Hat Gott die Glut in gleicher Kraft
Wol jedem deutſchen Stamm vertraut,
Doch ſoll ein Volk mit hellem Schein
Der Brennpunkt aller Gluten ſein.

Zu ſolchem herrlichen Beruf
Hat Gott ein Land ſelbſt auserſehn,
Dazu es die Geſchichte ſchuf,
An dem die klaren Zeichen ſtehn:
Wenn ſie erkennt das Vaterland,
Dann hat es Gottes Ruf erkannt.

Auf Deutſchlands Karte glänzt ein Reich,
In Oſt und Weſt, in Nord und Süd,
Das einem ſtarken Gürtel gleich
Sich um die loſen Glieder zieht;
Und Preußen heißt das mächtige Band
Fürs ganze deutſche Vaterland.

Aus Preußen klang der Freiheit Gruß,
Der uns geweckt vom Schlummer auf,
Vom erſten bis zum letzten Schuß
Ging Preußen vor im Siegeslauf;
Und gehn zu neuem Kampfe wir
Sei Preußens Fahne das Panier.

In Preußens großem Friedrich ſtellt
Sich dar des Barbaroſſa Bild;
Drum führe leuchtend durch die Welt
Sein König Deutſchlands Schwert und Schild,
In alter Kaiſerkrone Pracht
Erſtrahle neu die deutſche Macht!

Das iſt ein Deutſchland, welches ſchuf
Im Sturmeswehen eine Zeit.
Noch nicht erfüllt iſt ihr Beruf,
Und ihre Schöpfung, ſchön erneut,
Das Chaos ſiegend noch durchbricht
Und ſteigt verkläret an das Licht.

Digitized by Google

Ein Preuße mit des Siegers Kraft
Das Schwert im Geiſterſtreite ſchwang,
Der Freiheit, die das Denken ſchafft,
Den wahren Boden es errang;
Drum ſteige Preußens Herrſcherlauf
Nur auf der Freiheit Schwingen auf!

Doch wann das Große wird vollbracht,
Das liegt allein in Gottes Rath.
Gebt erſt nur dem Gedanken Macht!
Der Himmel bringt die Zeit der That.
Und ſchönſte Hoffnung that ſchon kund
So manches deutſchen Fürſten Mund.

Ja! Deutſchlands Fürſten auch bezwingt
Der Geiſt, der nach der Einheit ſtrebt,
Wie er in Arndt uns warm durchdringt,
In Schiller mächtig uns erhebt.
Durch ihre Opferfreudigkeit
Sei Deutſchlands Einheit einſt geweiht!

Ueber die dramatiſche Dichtung: „Iphigenie in Aulis“,
he die zweite Abtheilung ſchließt, müſſen wir noch
e beſondere Worte ſagen. Sie behandelt den Opfertod
Iphigenie und zwar inſofern in einer neuen Weiſe,
es hier Iphigenie ſelbſt iſt, die ſich für dieſen be-
nt. Die Art, wie dieſe Selbſtbeſtimmung in der
ter Agamemnon's erzeugt wird, iſt nicht ohne pſycho-
he Feinheit und Kunſt. Jedenfalls wird der Kampf
dem Schickſal in echt tragiſcher Weiſe und dadurch
ſtellt, das dieſes ſich ſogleich als Götterwille an-
gt und als ſolcher mit dem Menſchenwillen identi-
, wodurch die Dichtung ihre Gipfelung erhält. Die
genie iſt ein erhabener religiöſer Charakter oder wird
ſtens ein ſolcher.

as Ganze iſt mehr Epos als Drama. Es iſt ein
logiſch-poetiſches Gemälde, in dem ſich der Kampf
em Schickſal in epiſcher Breite vollzieht, aber da-
dramatiſches Leben gewinnt, daß dabei die Willens-
Thatkraft des Menſchen zur höchſten Entwickelung
gt.

nerwähnt wollen wir ſchließlich nicht laſſen, daß die
verſchiedenen Abtheilungen eingeſtreuten Räthſel in
innern und gewiſſermaßen organiſchen Zuſammen-
dazu ſtehen. Die Räthſel des erſten Theils: Schall
cho; Nebel; Wolken; Knospe, Blüten und Frucht
—12), ſchildern das Leben der Natur, inſofern
Bild des geiſtigen Lebens iſt. Die Räthſel des
Theils: Stirn; Auge; Thräne; Hals (S. 62—64),
n eine Verſchmelzung des geiſtigen Lebens mit dem
eben, inſofern der Körper der lebendige Ausdruck
eiſtes iſt. Die folgenden (S. 65 und 66): Die
; Hoffnung und: Vernunft, Phantaſie und Gefühl
eligion vereinigt, ſchildern unmittelbar Aeußerungen
eiſteslebens in poetiſcher Form.

z und Liebe. Gedichte von Adolf Treblin. Breslau,
ewendt. 1867. 16. 12½ Ngr.

riſche Ergüſſe, welche den Eindruck von Jugend-
machen, aber kein tiefes Intereſſe erregen, weil
er Reiz lebendiger Empfindung, ſowie der Zauber
ter Form gebricht. Sie ſind von gewöhnlichem
und dabei ungelenk im Ausdruck. Es klingt und
lerdings in dieſem Büchlein, aber nur in ziemlich
her Weiſe. Es iſt nicht ſelten mehr der Reim,
Gedanke, der ſich in dem Gedicht ausleben ſoll,
oder das darin zur Erſcheinung kommende Gefühl, der das Gedicht macht. Ein paar Beiſpiele mögen dieſen Ausſpruch erhärten. So lautet z. B.:

Liebesklage.

Ach, daß du ſo weit, ſo weit,
Denk' ich voller Traurigkeit.
Tauſend Fragen, die doch*) meinen,
Streben ungehört dir zu,
Mag ich jauchzen, mag ich weinen,
Keins von allem hörest du.

Ach, daß du ſo weit, ſo weit,
Denk' ich voller Traurigkeit.
Wünſchte nur in Augenblicken,
Lauſchig wie der Abendſtern,
In dein Kämmerlein zu blicken,
Wenn du beteſt vor dem Herrn.

Aber da du weit, ſo weit,
Denk' ich dein voll Innigkeit,
Bis der Geiſt mich ſehnſuchtsbange
Ueber Berg und Thale trägt,
Traumverſunken Wang' an Wange,
Hand in Hand uns ſegnend legt.

Ein anderes:

Die Liebe als Weltenkönigin.

Dir müſſen Erd' und Himmel dienen,
Von dir grüßt mich das Morgengold,
Dir ſtrahlen Sternlein, Triften grünen,
Das Bächlein dir melodiſch rollt,
Und alle Vöglein ſich erkühnen,
Von dir zu ſingen wunderhold —
Wär' heute wol der Tag erſchienen,
Da Welten der Menſch beherrſchen ſollt'?

Man wird uns einräumen, daß das erſte zwar freundlich gemeint, aber ſehr unfertig erſcheint. Der zweite Vers, eine ganz vereinzelte Situation aufgreifend, iſt ſo gut wie überflüſſig; der erſte und dritte aber jedenfalls in der Conception unvermittelt.

Das zweite Gedichtchen muß vollends für unlogiſch erklärt werden. Die Faſſung iſt im ganzen ſtümperhaft, und blühende Ueberſchwenglichkeit, die ſich in den Worten darlegt, die von dem Tage handeln, da der Menſch Welten beherrſchen ſollte, ſteht in gar keinem Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden. Der Verfaſſer hat hier einen unverſtandenen und unverſtändlichen Einfall für einen großen Gedanken gehalten — etwas, was Anfängern häufig geſchieht. Sie laſſen ſich durch eigene Unklarheit und Dunkelheit verblüffen und meinen, daß das auch andern ſo gehen werde.

13. Gedichte aus Ungarn, patriotiſch-lyriſchen Inhalts. In die deutſche Sprache übertragen durch Stefan Graf Pongrácz. Peſth. 1867. 32. 10 Ngr.

Dieſe Ueberſetzungen ſind von Patriotismus und warmer Begeiſterung für die magyariſche Poeſie dictirt, die wir hier in ihren jüngſten Erſcheinungen kennen lernen. Die glühende Liebe zum ungariſchen Heimatlande, der Schmerz über das Schickſal deſſelben oder die Hoffnungen und Wünſche, die man daran knüpft, intereſſiren uns wohl und ziehen uns an, wenn wir auch freilich ſchon dabei erkennen müſſen, daß uns ganz beſonders hervorragende Dichterbegabungen aus der Neuzeit nicht wahrnehmbar werden. Petöfi, Arany, Eötvös und Vörösmarty ſind

*) Soll wol „dich“ heißen.

Digitized by Google

und bleiben die bedeutendſten Dichter Ungarns; denn was Bachot, Iduna, Virág, Dobſa u. a. liefern, iſt, wenn auch für ihre Landsleute immerhin von bewältigendem Reiz, doch für uns und das ſonſt noch mit ruhmvoller Nationalliteratur ausgeſtattete Ausland nur von untergeordnetem Werthe. „Des kleinen Ungarn Lied“ von Lubacs z. B., das an den „Kleinen Hydrioten“ von Wilhelm Müller erinnert, hält doch keinen Vergleich mit dieſem aus, wie jeder eingeſtehen wird, der ſich die Mühe nehmen will, es in Gedanken mit letzterm zuſammenzuſtellen. Es lautet:

Bin ein Ungarknabe,
Als Ungar geboren,
Hab' die Ungarkleidung
Eigens mir erkoren.

Und als Ungar lieb' ich
Meine Heimat wieder,
Und begrüße ungriſch
Meine Landesbrüder.

So ſind ja die erſten
Laute, die ich hörte,
Als die Ungar-Mutter
Mich am Buſen nährte.

Und als Ungar fühl' ich
Meine Adern wallen,
Und als Ungar bet' ich
In den heil'gen Hallen.

Dennoch geht als Ungar
Nicht dahin mein Trachten,
Andre Landesbrüder
Schnöde zu verachten.

Hochmuth und Verachtung
Iſt die gröbſte Sünde,
Für die ich als Ungar
Schwer den Namen finde.

In der Fremde laſſ' ich
Mich als Ungar nieder,
Kehr' als guter Ungar
In die Heimat wieder.

Glaube, Kleid und Sprache
Tauſche ich mit keinem,
Wo es gilt, dort leb' ich
Immer mit dem Meinen.

Nur der Tod kann mich vom
Land und König trennen,
Doch im Tode ſelbſt will
Ich mich Ungar nennen.

Das Gedicht von Papp Endre:

Die Geſchichte eines Herzens.

Er kam aus weiter Ferne
Zurück mit treuem Sinn
Und blickte nach der Heimat
Mit frohem Gruße hin.

Dort ſah er in der Jugend
Den Frühling oft erblühn,
Bei ſeiner Liebe Liedern
Die holde Maid erglühn.

Wol ſtehn die alten Zinnen,
Doch geht es anders her,
Und wo er heimlich liebte,
Iſt jetzt der Garten leer.

Und wo ſie treulich ſprachen,
Dort heult der Sturm dahin;
Und die beim Abſchied weinte,
Ließ ihn jetzt gerne ziehn.

Und unter allen Zeichen
Süßer Vergangenheit
Ein Baum in mildem Schatten
Sein Auge noch erfreut.

Die Stelle fehlt am Baume,
Wo er den Namen ſchrieb,
Doch, gleich wie jetzt im Herzen,
Ein Riß im Baume blieb.

Oder ein anderes, von Mentovich Ferencz:

Die Theilung.

Ein Roſenſtrauch lacht uns das Leben an;
Viel Freuden und auch Dornen ſind daran.

Die grünen Blätter reicht die Hoffnung dar,
Die Stacheln nimmt man an der Sorge wahr.

Und das Vergnügen iſt der Knoſpe Bild,
Wo auch der Thau des Kummers häufig quillt.

Geliebtes Mädchen, laß der Zweige Grün
Die Formen deiner holden Bruſt umziehn.

In deinen Haaren ende jedes Blatt
Von allen Knoſpen, die die Roſe hat.

Zu mir, der manche Sorge ſchon gehegt,
Sei nur der Stachel und der Thau gelegt —

erſcheinen ſinnig und von artiger Anmuth, ſodaß ſie ſy pathiſch anſprechen und gefallen. Doch bleiben ſie hi ähnlichen lyriſchen Klängen unſerer eigenen Literatur im noch um ein Bedeutendes zurück.

Die Uebertragung des Grafen Pongrácz iſt mit ſichtlicher Liebe und unverkennbarem Fleiß gemacht, le indeß doch oft an Härten, lockerer Form und der W unrichtiger Worte. Falſche Reime wie „Freude“ „Weide“ kommen oft vor; eine Schwalbe, wenn man nahe tritt, erſchrocken „weiter ſchreiten“ zu laſſen, iſt wol ungehörig.

Solcher Ausſtellungen ließen ſich noch manche ge Wir wollen indeß den begeiſterten Freund und Verb von Ungarns Poeſie nicht allzu ſehr von weiterer Ar abſchrecken. Luſt und Uebung werden ihn die mangel Fertigkeit wol bald erlangen laſſen.

14. Thalkönigs Sohn. Ein Märchen in ſechs Geſängen Karl Gotthelf Häbler. Leipzig, Leiner. 1866. 8 Ngr.

Häbler iſt kein Modepoet und kümmert ſich in ſei dichteriſchen Schaffen deshalb wenig darum, ob das, er dichtet, dem Geſchmack des Tags entſpricht oder n Was ihn erfüllt und begeiſtert, das ſingt er und mit ſo viel warmer Hingebung an die Sache, mit ſo feinem Sinn und männlichem Ernſte zugleich, daß er jeder Schöpfung ſeiner Muſe und Muße ſich immer neue die Achtung und Anerkennung aller edeldenken Leſer gewinnt.

Das iſt auch mit dieſem Märchen der Fall, das eine Idylle der Fabelwelt mit Feen, Nixen, Zwe und allerhand ſeltſamen Ungethümen an uns vorü geführt wird, um uns zu zeigen, daß nach allen Ab teuern in der Fremde das ſich in die Welt ſehnende H mit um ſo größerer Genugthuung zu dem beſchränk Glück der Heimat zurückkehrt. Einfach im Gang Erzählung wie im Austrag der Moral, erfreut es du Ruhe in der Darſtellung, Wärme des Tons und ebenſo gefällige als gediegene Behandlung des Ver Eine erſte beſte Probe mag das belegen:

Digitized by Google

Und er beginnt: „Als mich zum erſten male
Die Sehnſucht aus der engen Heimat trieb,
Da drang ich aufwärts aus dem tiefen Thale;
Und wie mein ſchneller Fuß entfloh, ſo blieb
Kaum ein Gedanke dort zurück. Ich prahle
Mit jenem Fühlen nicht. Es ward zu lieb
Dem undankbaren Jünglinge die Ferne,
Daß er die Heimat höher achten lerne.

„Und an des Heimatbaches Quell, von Weiden
Beſchattet, ſaß des Heimatthales Fee,
Und ernſten Blickes ſah ſie auf mein Scheiden
Und hob die Hand und ſang ein Lied voll Weh:
»Die Fülle ſuchſt du; doch dein harrt das Meiden!
Süß iſt das Bächlein; ſalzig iſt die See!
Mistönig draußen ſchwirrt der Welt Gedränge!
Was ſtrebſt du thöricht aus beglückter Enge?«"

Ich aber rief: „Entlaß mit beſſerm Worte
Den Sohn des dumpfen Thales in die Welt!
Nicht rückwärts in das Düſtre von der Pforte,
Ins Freie will ich, das der Tag erhellt!"

Sie ſprach: »Erſt halten Geiſter fern vom Horte;
Dann ſchafft er Weh, noch wenn er heim dir fällt.
Doch kämpfe nur! Iſt erſt der Sieg gewonnen,
Dann wird dich reun, daß du den Kampf begonnen.«"

„So ſprach die Fee. Von ihren Worten allen
Klang nur die Silbe Sieg mir hold ins Ohr;
Die andern ließ ich aus der Seele fallen
Und ſtieg zu ſteilem Gipfel ſtolz empor.
Pfadweiſend durch der Felſen hohe Hallen
Flog unſichtbaren Vogels Sang mir vor;
Nun lag vor mir die letzte Felſenrippe,
Und lockend ſang der Vogel von der Klippe."

Dieſe Strophen werden genügen, von dem Ganzen die zupaſſende Vorſtellung zu geben. Es iſt eine Dichtung, welche etwas abſeits von der Neigung der Zeit und nach der Richtung von Ernſt Schulze's „Bezauberter Roſe" liegt; aber ſie hat wie dieſe, bei aller Weiche des Weſens und Inhalts, doch auch ein echtes Pathos und einen immerhin ſchlicht-geiſtvollen Kern. **Feodor Wehl.**

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von Johann Peter Eckermann's „Geſprächen mit
the in den letzten Jahren ſeines Lebens" iſt jetzt die dritte
age (Leipzig, Brockhaus) erſchienen, in welcher zum erſten
die drei Bände des Werks unter Einen Hut gebracht wor-
ſind. Im Jahre 1836 waren nämlich die beiden erſten
de im Brockhaus'ſchen Verlag erſchienen, die im Jahre
eine neue Auflage erlebten. Erſt im Jahre 1848 wurde
ritte Theil vollendet und bei W. Heinrichshofen in Mag-
cg verlegt. Die Vereinigung dieſer disjecti membra poetae
ur dadurch möglich geworden, daß für die neue Auflage
Firma Brockhaus das Verlagsrecht aller drei Bände er-
. Zugleich wurde der Preis des Werks auf die Hälfte
isherigen ermäßigt, und der Gebrauch durch ein vollſtän-
Namen- und Sachregiſter bequemer gemacht. Es hieße
nach Athen tragen, die Bedeutung und den Werth die-
oethe'ſchen Geſpräche noch einmal hervorheben zu wollen,
d ebenſo inhaltreich wie die in ſeine Werke aufgenomme-
Maximen und Sprüche und bilden überhaupt die wich-
Ergänzung zu Goethe's Schriften.

Von Georg Weber's „Allgemeiner Weltgeſchichte" iſt
weite Hälfte des ſiebenten Bandes erſchienen, welche den
Theil der „Geſchichte des Mittelalters" enthält (Leipzig,
mann, 1868). Die Darſtellung des Zeitalters der Kreuz-
und der Hohenſtaufen wird hier zu Ende geführt, wäh-
eine andere Abtheilung den „Verfall der Lehnsmonarchie
es Pontificats und die Herausbildung ſtändiſcher Verfaſ-
" in Spanien, England, Frankreich und Deutſchland be-
t. Die Tüchtigkeit der Behandlung iſt anerkannt. Werth-
t beſonders der erſte Abſchnitt dieſer Bandhälfte, welcher
ulturleben und den Bildungsſtand im 13. Jahrhundert
ht und eine Darſtellung der erſten Glanzepoche unſerer
alliteratur enthält, deren Urtheilen in ihrer maßvollen
g man nur beiſtimmen kann.

on Hartenſtein's neuer Geſammtausgabe von „Im-
Kant's ſämmtlichen Werken" (Leipzig, Voß), iſt jetzt der
e Band erſchienen, welcher außer der „Metaphyſik der
" und der „Anthropologie" eine Reihe kleinerer Auf-
es königsberger Philoſophen enthält.

on der ſehr eleganten Geſammtausgabe von Friedrich
rt's „Poetiſchen Werken" (Frankfurt, Sauerländer)
die elfte bis neunzehnte Lieferung vor, welche eine Fort-
der „Lyriſchen Gedichte" enthalten. Und zwar werden
lyriſchen Gedichten auch die „Erzählungen" gerechnet,
i ihrer durchaus epiſchen Haltung vielleicht beſſer den
größern Epen angereiht worden wären. Das vierte Buch enthält die Abſchnitte „Heimat", „Winterträume" und „Brahmaniſche Erzählungen". Hier iſt es nur zu billigen, daß aus der „Weisheit des Brahmanen" die mehr erzählenden Gedichte, in denen ſich die zweizeiligen Gnomen zu einem paraboliſchen Ganzen die Hand reichen, ausgeſchieden und den „Brahmaniſchen Erzählungen" beigefügt ſind. Der zweite Theil der Erzählungen bringt „Morgenländiſche Sagen und Geſchichten". Das fünfte Buch: „Wanderungen", verſammelt unter einer Fahne die „Italieniſchen Gedichte", „Lieder und Sprüche der Minneſänger", „Ghaſelen" und „Oeſtliche Roſen".

Ein größeres biographiſches Denkmal: „Friedrich Rückert", hat C. Beyer (Frankfurt, Sauerländer, 1868) herausgegeben; wir kommen auf das intereſſante Werk demnächſt zurück.

Hoffmann's von Fallersleben Aufzeichnungen und Erinnerungen: „Mein Leben" (Hannover, Rümpler, 1868), ſind mit dem jetzt erſchienenen ſechsten Bande vorläufig abgeſchloſſen. Das Urtheil, das wir über die vier erſten Bände fällten, kann durch die beiden neu hinzugekommenen keine Aenderung erleiden; wir ſtoßen auf zu viel ungeſichtetes Material, auf zu viele Tagebuchnotizen, die nur für den Autor ſelbſt von Intereſſe ſind. Die Scene des fünften Bandes ſpielt meiſtens am Rhein, die des ſechsten in Weimar. Auch die poetiſchen Schätze dieſer biographiſchen „Fundgrube", die Operntexte „In beiden Welten" und „Der Graf im Pfluge", ſowie die zahlreichen mitgetheilten Gelegenheitsgedichte ſind leichte Waare, und nur unter den „Sprüchen" findet ſich manches Sinnige und Anſprechende.

Der achte Jahrgang des „Europäiſchen Geſchichtskalenders" von H. Schultheß (Nördlingen, Beck, 1868) gibt in der aus frühern Jahrgängen bekannten Form eine Geſchichtschronik des Jahres 1867. Einer allgemeinen Chronik, welche die Hauptdaten enthält, folgt eine genauere chronologiſche Tabelle von jedem der einzelnen Hauptſtaaten, und eine zuſammenfaſſende Ueberſicht des Jahres 1867 ſchließt das Werk.

Bibliographie.

Aus dem Nachlaſſe Varnhagen's von Enſe. — Blätter aus der preußiſchen Geſchichte von K. A. Varnhagen von Enſe. 1ſter und 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Björnſon, B., Das Fiſchermädchen. Erzählung. Aus dem Norwegiſchen von E. J. Jonas. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Giehne, F., Zwei Jahre öſterreichiſcher Politik. Aus einem Tagebuch. 1ſter Bd. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gramming, M., Heimatlos. Schauſpiel. München, Fritſch. Gr. 8. 21 Ngr.

Gross, F., Religion und Bühne. Leipzig, Rhode. 16. 4 Ngr.

Hipler, F., Nikolaus Kopernikus und Martin Luther. Nach ermländiſchen Archivalien. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 16 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

COURS DE DROIT NATUREL

ou de philosophie du droit,

complété, dans les principales matières, par des aperçus historiques et politiques, par

Henri Ahrens.

Sixième édition,

entièrement refondue et complétée par la théorie du droit public et du droit des gens.

2 volumes. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende sechste Auflage dieses weit verbreiteten, in fast alle neuern Sprachen übersetzten Werks unterscheidet sich sehr wesentlich von den frühern Auflagen. Während diese nur die Materien des Privatrechts eingehend behandelten, hat der Verfasser, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Leipzig, vorher an den Universitäten zu Göttingen, Brüssel und Graz, in der neuen Auflage auch das öffentliche Recht in allen wesentlichen Theilen ebenmässig bearbeitet und so das Werk zu einem zusammenhängenden System des Privat- und öffentlichen Rechts gestaltet. Auch sonst wurde der Stoff vielfach erweitert sowie durch historische und politische Zusätze vermehrt.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Blätter aus dem Tagebuche

Ihrer Majeſtät der Königin Victoria

während

des Aufenthaltes der Königlichen Familie in den Hochlanden von 1848 bis 1861, nebſt Auszügen aus demſelben Tagebuche über frühere Beſuche in Schottland, Touren in England und Irland und Seefahrten.

Autoriſirte deutſche Ausgabe.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechs Theile.

8. Geh. (4 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 1½ Thlr.

Sternberg's pikante Memoiren haben mit Recht vielfaches Aufſehen erregt. An ſeine Erlebniſſe während der letzten 25 Jahre anknüpfend, bietet der Verfaſſer ergötzliche Bilder aus der Zeit und wohlgetroffene Porträts intereſſanter Perſönlichkeiten. Dresden, Manheim, Stuttgart, Weimar, vorzugsweiſe aber Berlin und Wien, dazwiſchen auch Rußland, ſind die Schauplätze dieſer buntbewegten Scenen.

Ende 1868 tritt der volle Ladenpreis wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien in zweiter Auflage:

Der Norddeutſche Bund

und deſſen Uebergang zu einem Deutſchen Reiche.

Von

Georg Herbert Graf zu Münſter,

Mitglied des Norddeutſchen Reichstags, Erblandmarſchall zu Hannover.

8. Geh. 10 Ngr.

Die erſte Auflage dieſer neueſten Schrift des bekannten Verfaſſers, der mit Recht von allen politiſchen Kreiſen große Wichtigkeit beigelegt wird, war binnen wenigen Wochen vergriffen. Durch die ſoeben erſchienene zweite Auflage ſind alle Buchhandlungen wieder in den Stand geſetzt, Exemplare in gewünſchter Anzahl zu liefern.

Preisherabſetzung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Geſetze der Angelſachſen.

In der Urſprache mit Ueberſetzung, Erläuterungen und einem antiquariſchen Gloſſar herausgegeben

von Dr. **Reinhold Schmid.**

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. (6⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 3⅔ Thlr.

In dieſem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Werk bietet der als ſprachkundiger Rechtshiſtoriker bekannte Verfaſſer nach einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung ſämmtliche angelſächſiſche Texte mit Varianten, die alten lateiniſchen Verſionen, eine wortgetreue deutſche Ueberſetzung nebſt erklärenden Anmerkungen, und ein umfaſſendes antiquariſches Gloſſar.

Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 6⅓ Thlr. wieder ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath zu Gotha.

Vier Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In dieſen Predigtſammlungen zeigt ſich der ſeiner freiſinnigen theologiſchen Richtung wegen ebenſo gefeierte als vielfach angefeindete Schriftſteller auch als trefflicher Kanzelredner. Seinen Standpunkt als Prediger hat er in einer ausführlichen, der erſten Sammlung voranſtehenden Anſprache den Leſern dargelegt. In wie weiten Kreiſen ſie ſich eingebürgert haben, bezeugt die raſche Folge neuer Auflagen: die erſte Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

:rſcheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1868.

ıalt: Jean Paul's Dichtung. Von Friedrich Viſcher. (Beſchluß.) — Die neueſte politiſch-patriotiſche Lyrik. Von Rudolf
tſchall. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Freiherr von Sternberg; Ein politiſches Gedicht von Emanuel Geibel;
Pfeiffer's „Germania"; Zur Literatur des „Simpliciſſimus".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Jean Paul's Dichtung.

(Beſchluß aus Nr. 38.)

Die Härte der Identität, womit der Verfaſſer ſeine
ınken durchführt, erſcheint auch in ſeiner Darſtellungs-
: als eine Kreisbewegung, ein Drehen im Ring, das
Leſer in eine Art von Schwindel verſetzt. Es fehlt
inmal gezogenen Kreiſe durchaus nicht an Fortſchritt
Gedankens, namentlich der Abſchnitt über Jean Paul's
ıickelungsgang, von dem noch die Rede ſein wird,
lebendig vorwärts, indem er mit tiefem Blicke zeigt,
der Dichter vorwärts geht; aber Planck meint, er
e bei jedem Schritte verhüten, daß der Leſer früher
ıtes nicht vergeſſe, bei jeder Beleuchtung einer Seite
Ganzen dafür ſorgen, daß man die andere nicht
:he; ſo entſtehen Kreiſe in Kreiſen, ſich ſchneidende
', es iſt uns, als würde eine in Schwung geſetzte
be nach wenigen Drehungen immer wieder in ent-
ıeſetzter Richtung bewegt, oder als müßten wir jene
ſſion mitmachen, wo je nach zwei Schritten vorwärts
Schritt rückwärts gethan wird. Verdroſſene Leſer
ı dem Verfaſſer aufzählen, wie oft auf einer Seite
ſeits, andererſeits", „theils, theils" vorkommt, oder
ft die Vergleichung Jean Paul's mit Goethe und
:r faſt mit denſelben Ausdrücken wiederkehrt. Wer
iſt, wird ſich beſinnen, daß er doch tüchtig vom
kommt, und an dieſe Wiederkehr ſich weniger
als an der Wahrheit und Neuheit der Gedanken
Zuſammenſtellung des Dichters mit unſern claſſi-
Meiſtern ſich erfreuen. Es iſt bereits hervorgehoben,
r Verfaſſer dem Idealiſten Jean Paul den ſchärfern
in die Realität zuerkennt. Goethe und Schiller
dem Sinne mehr Idealiſten, daß ſie ſich von der
chen Wirklichkeit des Lebens ihrer Nation abwenden
der Welt der reinen Formen das Ideal reiner
lichkeit, harmoniſch naturvoller Perſönlichkeit auf-
allein dieſes Ideal iſt doch Ideal ganzer Menſch-
es iſt zugleich weſentlich Erneuung des antiken
im modernen; der antike Geiſt war aber der Welt
ja nicht fremd, ſondern in ihr zu Hauſe: ſo iſt implicite, „als letzte Conſequenz" in dieſer Anſchauung mit inbegriffen, daß die Harmonie der Perſönlichkeit auch die active Kraft ſein muß, die gegenwärtigen und realen Aufgaben des Menſchen zu ergreifen, die Wirklichkeit mit ihrem Gehalte zu durchdringen. Wie dieſer Keim in „Hermann und Dorothea", in den „Wanderjahren", im Schluſſe des „Fauſt" (obwol in den zwei letztern poetiſch ſehr unzulänglich) bereits zur Entfaltung gelangt, wird wiederholt aufgewieſen, und Schiller's Dramen laſſen ohnedies keinen Zweifel, daß der Dichter nicht im quietiſtiſchen Ideale ſtehen blieb. „Jean Paul aber", ſagt der Verfaſſer treffend, „bringt zu jener Abwendung, jener Zurückziehung unſerer großen Dichter in die Idealwelt nur die negative Ergänzung." Er ſieht und zeigt die nackte Realität; aber nur, um zu rathen, daß wir aus ihr in ein nebelhaftes Jenſeits fliehen.

Man möchte nun freilich dem Knochengerüſte der auf Begriffe gezogenen Geſtalt, welche aus dieſer Analyſe hervorgeht, mehr Fleiſch wünſchen. Da es ſo wenige mehr über ſich bringen, Jean Paul zu leſen, ſo würde der, welcher die ſchwere Arbeit auf ſich genommen, ein gutes Werk thun, wenn er uns ſoviel als möglich von den Früchten ſeiner Arbeit zugute kommen ließe. Es wäre ein Dienſt des ſtellvertretenden, für unſere Unterlaſſungsſünden genugthuenden Leidens. Das Nähere der Anſchauungsweiſe, die Regionen des Lebens, worin ſie ſich bewegt, die Zeichnung der Charaktere, der Geſchlechter, der beſtimmte wiederkehrende Apparat von Scenerie, Staffage, die Motivirung der Handlung, dann die Formgebung in mehrfachem Sinn: die Compoſition, die Schilderungen, Bilder, Vergleichungen, zu denen die gegebene Stimmung und Auffaſſung vorzüglich neigt, der Sprachſtil — nach allen dieſen Seiten wünſchte man die eigenthümliche Dichtergeſtalt näher beleuchtet und die Beleuchtung mit farbigen Belegen, Beiſpielen, Stellen ausgeſtattet. Nicht

Digitized by Google

daß der Verfaſſer dies ganz unterließe; er bringt treffliche Bemerkungen über dieſe concreten Züge, ſo auch über die beſtimmte Farbe der Naturempfindung und die daraus entſpringenden Gemälde, die beliebten Park- und Gartenanlagen; er vergißt nicht die geiſterhaften, phantaſtiſchen, ſchon ſtark an die romantiſche Schule erinnernden Motive (Automaten, Wachsfiguren, Bauchredner u. dgl.); die willkürliche, unzulängliche, abenteuerliche Compoſition, die überdies durch Extraſeiten, Extrablättchen, Schalttage, Poſtſcripte und wie ſonſt die Einſchiebſel heißen, jeden Zuſammenhang unterbricht und dadurch, wie durch die Ueberfracht von Reflexion und Witz durchaus den Eindruck hervorbringt, als ſei es dem Mann eigentlich gar nicht Ernſt, etwas zu erzählen, die „Bilderhatz“, die Excerptenſammlungen, Zettelkäſten, woraus er das Material zu dem vertrackten Aufputz nahm: alles dies kommt an die Reihe, aber zu knapp und nur um, wie wir an einem Punkte ſchon angedeutet, zu direct und geradlinig aus dem leitenden Grundbegriff abgeleitet zu werden. Um nur das eine und andere herauszugreifen, ſei bemerkt, wie ſehr es doch Jean Paul zu gönnen wäre, wenn nicht blos auf ſeine blaß verſchwimmenden, ſondern auch auf ſeine feurigen, gewaltigen, machtvoll erhabenen Naturſchilderungen mehr hingewieſen würde als bisher, ausgenommen etwa die Charakteriſtik von Gottſchall, geſchehen iſt. Dagegen wäre ihm freilich auch eine gründlichere, gehörig colorirte Aufdeckung ſeiner ganzen Geſchmackloſigkeit nicht zu ſchenken. Ich greife ein paar Beiſpiele davon heraus, bis zu welcher Abſurdität des rein proſaiſchen gelehrten Brockens mitten im Ueberſchwenglichſten den Querkopf ſeine Polyhiſtorie verführt. Dahore im „Hesperus“ in ſeiner Todesentzückung ſagt: „O Ewiger, ich gehe u. ſ. w., laß mich zwiſchen fliegenden Blüten und Schmetterlingen taumelnd unter der Sonne mit ausgebreiteten Armen zerfließend, leiſe über der Erde ſchwebend ſterben, und die Bluthülle falle zerronnen zu einer rothen Maienflocke gleich dem Ichor des Schmetterlings, der ſich befreit, in die Blumen herab“ u. ſ. w. Zu Ichor Anmerkung unten: „Den Schmetterlingen entfallen in ihrer letzten Verwandlung rothe Tropfen, die man ſonſt Blutregen hieß.“ Von Clotilde: „eine Geſtalt, deren unbefleckte Seele kein Leib, ſondern der Schnee umwallet, der um den Thron Gottes liegt und aus dem Engel ihre flüchtigen Reiſekörper bauen“. Anmerkung: „Wie die Rabbiner nach Eiſenmenger's entdecktem Judenthum P. II, 7 glauben.“ Auch von der Art der Satzbildung hätten wir gern etwas geleſen; ihre Verzwicktheit iſt abſichtlich, aber doch auch einfach ein Beweis, daß Jean Paul der rhythmiſche Gehörſinn ganz abging. Bei den theoretiſchen und politiſchen Schriften verweilt Planck faſt gar nicht; es iſt zu bedauern, daß wir nicht wenigſtens von der politiſchen Friedenspredigt und andern mehr vernehmen. Je conſequenter der Verfaſſer das Politiſche als Angelpunkt im Auge hält, deſto wünſchenswerther war es, den Verehrer Rouſſeau's, den Vertheidiger der Charlotte Corday auch nach dieſer Seite näher kennen zu lernen und zu erfahren, wie er ſich zu den großen Begebenheiten ſeiner Zeit verhielt.

Doch erhält dieſe ſtraffe Kürze manche Ergänzung im zweiten Abſchnitt, der den Entwickelungsgang Jean Paul's behandelt, nachdem der erſte ein Bild des Geſammtcharakters gegeben. Es iſt dies der bedeutendſte und verdienſtvollſte Theil der kleinen gedankenvollen Schrift; Planck erkennt, wie ſchon geſagt, Fortſchritt und Entfaltung, wo andere nur Drehen um einen Punkt fanden. Mit der Tiefe des philoſophiſchen Blicks zeigt er, wie Jean Paul von Stufe zu Stufe ſteigt: wie nach Schließung der ſatiriſchen „Eſſigfabrik“ und den erſten kleinen Humoresken das reiche Gemüth zum erſten mal im „Wuz“ ſich aufthut; wie in der „Unſichtbaren Loge“ dann das Thema: Kampf des Ideals mit der Welt, aufgeſtellt wird, welches immer neu zu variiren, immer tiefer zu verfolgen von dem an Jean Paul's Ziel und Drang iſt. Sinnreich und überzeugend wird erwieſen, warum dieſer erſte größer angelegte Roman unvollendet blieb. Der Held Guſtav iſt noch zu kinderartig weich und ſchwach, idylliſch, dem Schulmeiſterlein Wuz verwandt; er war beſtimmt, mit der umgebenden Welt in Kampf zu treten, dazu aber nicht angelegt; der Dichter wächſt im Dichten über ihn hinaus und legt ihn daher zurück. Er hatte neben ihn den ſchmerzlich mit der Welt entzweiten Ottomar und den Humoriſten Fenk geſtellt, Naturen, in denen der Contraſt eine bewußtere und ſchneidendere Geſtalt annimmt; im „Hesperus“ faßt er dieſe drei Geſtalten, Seiten ſeines eigenen Weſens, in Eine zuſammen. Gilt es ja von ihm wie von keinem andern, daß er ſein eigenes Weſen und Leben in ſeinen Romanen dargeſtellt hat.

Vom „Hesperus“ wird dann gezeigt, wie er nur das um eine Stufe hinaufgerückte und zugleich in einen engern und beſtimmtern Rahmen zuſammengezogene Abbild der Intentionen iſt, die in der „Unſichtbaren Loge“ niedergelegt ſind. Victor iſt es, in welchem die Contraſte, wie ſchon geſagt, ſich zuſammenfaſſen; in Emanuel (Dahore) tritt ſich die Sentimentalität, die Todesſehnſucht auf eine Höhe wahnſinniger Verzückung, worin der Dichter halbwegs mit halbem Bewußtſein zeigt, daß ſolche Weltflucht des Idealismus eigentlich heißt: ſich aufreiben, — mit halben nur, denn es bleibt bei der Ahnung, der Dichter weiß am Ende doch nichts Beſſeres, ja der „Hesperus“ iſt nicht mehr gerade der Gipfel der ſchmerzlich ſehnſüchtigen und thränenſeligen Sentimentalität. Das Ziel, das dem Dichter vorſchwebt, kann daher auch hier nicht erreicht werden; ein idealer Charakter ſollte auf den Höhen des Lebens zur kräftigen Reife kommen; aber dazu iſt Victor, obwol ſo viel reicher ausgeſtattet als jener Guſtav, doch zu beſchaulicher Art, zu ſehr blos ein Ebenbild des Dichters; er wird nicht zum Charakter erzogen; er ſchreitet nur an innerer Schönheit der Seele fort und „die Dichtung bleibt in dem unüberwundenen Gegenſatze zwiſchen der Denkweiſe des Helden und der unbefriedigenden äußern Wirklichkeit ſtehen“; Flamin, der männlichere Freund, bleibt Nebenfigur. Treffendes wird hier über die Wahl des Schauplatzes in fürſtlichen und höfiſchen Regionen geſagt, über den Grund, warum Jean Paul immer nach jenen Höhen hinaufblickt und dort ſeine idealen weiblichen Charaktere ſucht; über den ſchneidenden Hohn, womit er gleichzeitig die Verdorbenheit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Hof- und Adelsverhältniſſe behandelt und ſo hier ſeine grellſten Contraſte concentrirt.

Wir müſſen überſpringen, was zwiſchen dem „Hesperus“ und dem „Titan“ liegt; ungern zwar, denn der „Quintus

Digitized by Google

ʒlein" und „Siebenkäs" ſind nicht unwichtige Schritte im
ichtergange Jean Paul's. Ueber den letztern ſei nur
feine Bemerkung des Verfaſſers angeführt, daß der
moriſtiſch-ſentimentale Armenadvocat, der ſoviel zu lei-
t hat von der Beſchränktheit ſeiner Lenette, doch keines-
ʒs ohne alle Schuld leidet, nicht ſchlechthin über ihr
tt, daß vielmehr die zwar bornirte, aber doch praktiſche
tur über den bloßen Idealiſten, der nicht für ſein Weib
ſorgen weiß, ſich mit ſo viel Recht zu beklagen hätte,
er über ſie. Die Bemerkung iſt mehr als fein, ſie
t mit tiefem ſittlichem Blick hinter des Dichters eigenes
wußtſein und entdeckt, wie die Romantik des Idealis-
s die Geſundheit des ſittlichen Gefühls trüben kann.
ß dieſelbe Trübung im Motive des Scheinbegräbniſſes vor-
:, haben auch andere erkannt. Wir eilen alſo zum „Titan";
namentlich muß unſere Literatur dem Verfaſſer Dank
en, daß er Fortſchritt aufgezeigt hat, wo andere nur
lſtand und Kreisbewegung ſahen. Wirklich, es muß
Manne des Schaukelns zwiſchen Gelächter und
änen hoch angeſchlagen werden, daß er einmal einen
lichen Anlauf nimmt, einen Helden zum Leben der
t heranzubilden. Der Gegenſatz ſoll einmal über-
den, ein volleres Ziel ſoll erreicht werden als ein
zug in den Reichthum der innern Welt, ſei es ein
erzlich ſehnſüchtiger oder humoriſtiſcher oder eng idyl-
verſöhnter. Der Held Albano iſt ein männlicher
alter, kein Humoriſt; Thatendurſt, der Geiſt der Frei-
ſchwellt die hohe Seele des Fürſtenſohnes; ja der
er, dem ſonſt nichts ferner liegt als der Geiſt des
chen Alterthums, ſein Heroismus, ſein lebensvolles
ds, ſein plaſtiſcher Stil, die großen Formen der um-
den Natur: er gewinnt es über ſich, dies ihm ſo
e Element aufzunehmen, und führt ſeinen Albano,
tert vom griechiſchen Heldenthum, nach Rom und
l. „Das alles iſt gewiß ein höchſt beherzigenswerther
ſatz gegen den ganz in theoretiſche und genießende
ulichkeit verſunkenen Goethe, wie ihn ſeine «Italieniſche
uns zeigt; weit näher berührt ſich hier die Jean Paul'-
Gefühls- und Auffaſſungsweiſe mit der des gleich-
n Hölderlin, welcher gleichfalls mehr noch als das
Schöne des griechiſchen Weſens den freien und hohen
des Alterthums und ſeinen Abſtand vor allem gegen
end deutſcher Zuſtände hervorkehrt" u. ſ. w. (S. 100;
nuß weiter leſen, um zu ſehen, wie der Verfaſſer
wieder gerecht wird.) Allein dieſer Aufſchwung
nun doch wirklich bloßer Anlauf: Albano will in
lliſchen Freiheitskrieg ziehen, er wird, vereint mit
fundenen gleichgeſtimmten Lebensgefährtin Idoine,
rſt ſeine hohen Ideen verwirklichen; aber wir ſehen
ht handeln, nicht wirken, es bleibt bei dem Bilde
nſtrebens, der idealen Vorſchule.

in könnte hier einwenden, daß wol etwa die Dar-
von Thaten, nicht aber von ſtetigem politiſchen
die Sache des Poeten iſt, daß der Romandichter
Helden mit Fug und Recht nur bis an die Schwelle
, wo er fürs Leben reif geworden. Im Verfolge
izen Schrift mag manchem Leſer wiederholt die
auf die Zunge treten, an welche dieſer Bericht
n Anfang geſtreift hat: wie denn die bürgerliche,
he Thätigkeit, welche Planck als das richtige, verſöhnende, den Contraſt löſende Dritte überall aufſtellt, zum politiſchen Bilde hätte werden können. Einzelne Thaten der Tapferkeit wären wol, wie geſagt, ein dankbarer Stoff, doch mehr für ein Epos als einen Roman, auch ſind ſie keine Zeugen und Bürgen eines von den großen Zielen des Völkerlebens durchdrungenen Charakters; daß Jean Paul unterlaſſen hat, ſeinen Albano wirklich in den Krieg zu führen, heißt der Verfaſſer ſelbſt gut; ſtetiges Wirken aber auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit verläuft ſich in ſo viel Proſa, daß es ſich dem Griffel des Dichters entzieht. Doch wäre wol der Verfaſſer nicht verlegen um eine Antwort auf dieſen Einwand; es iſt nur eine Lücke, daß er ihm nicht Wort geliehen, alſo die Antwort auch nicht gegeben hat. Der Dichter kann doch die Anfangspunkte der Fäden des Wirkens aufzeigen, wenn er auch die Fäden nicht verfolgt. Er ſchildere ſeinen Albano empört über die Zerriſſenheit, Schwäche und Unehre Deutſchlands, er zeige ihn entſchloſſen, Wege zu ſuchen zur Einigung ſeiner Theile; er laſſe ihn nicht für die Freiheit *in abstracto*, im Stile der Revolution ſchwärmen, ſondern zeige ihn mit dem Gedanken beſchäftigt, aus ſeinem Lande einen Muſterſtaat geſetzmäßiger Freiheit zu bilden: das braucht nicht in ſeine Einzelheiten auseinandergezogen zu werden; man gebe nur ein überzeugendes Bild der Anfänge und geſelle etwa dem Helden eine Gruppe von Charakterfiguren bei, die uns lebendig mit verbürgen, daß gehandelt werden wird. „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre", ein Kunſtwerk, das ſich der Wirkung des Epos nähert: warum gehen wir doch ſo unbefriedigt hinweg von dieſem großen, reichen, weiten Lebensbilde? Wo liegt der Rechnungsfehler am Schluß, den Goethe ſelbſt geſteht, da er ſich vorkommt wie einer, der viele Zahlen aufreiht und am Ende vergißt, das Facit zu ziehen? Wir ſehen nicht ab, wozu ſchließlich ſo viele Anſtalten gemacht ſind, einen Menſchen zu erziehen, zum Manne zu bilden, darum nicht, weil alles öffentliche Leben fehlt. Wilhelm wird ein Gutsbeſitzer, er wird wohlthätig im kleinen Kreiſe wirken, wird ſich der nützlichen Kunſt der Chirurgie widmen, er wird den Boden entlaſten (das iſt allerdings etwas und darf nicht überſehen werden), er wird in Pflege der Kunſt und edler Geſelligkeit ein menſchlich ſchönes Leben führen; aber wir ſehen kein Vaterland, keinen Staat, kein Volk; wir ſind in der vorrevolutionären Geſellſchaft; es gibt nur Adel, er allein vertritt die edlere Menſchheit; es gibt kein gebildetes Bürgerthum; der Handelsſtand, ſo reſpectabel er hingeſtellt wird, vertritt es nicht, und ein luſtiges Lumpenvölkchen von Schauſpielern iſt nicht angethan, dem Künſtlerſtand unſere Achtung zu gewinnen. Darum fühlen wir bei aller hohen Anerkennung der Kunſtform, der Traubenreiſe des Geiſtes uns angefremdet, darum weht ein erkältender Hauch kühler und bei der reichſten Fülle leerer Vornehmheit aus den Hallen dieſes ſo edel gebauten Palaſtes entgegen. Es iſt nicht unſere Welt, auch nicht die Welt eines vernünftigen Ariſtokraten unſerer Zeit; es iſt Rococo. Jean Paul aber, ſo tief bewegt von den Ideen der Zeit, hatte viel nähern Weg zur Auffindung poetiſcher Mittel, um die großen Fragen und Ziele des realen Lebens hereinſpielen zu laſſen, als Goethe, der beſchauliche Todfeind des Lärmens und der Confuſion in

Digitized by Google

den politiſchen Parteikämpfen, und ſeinen Humor hätte er nicht zu opfern gebraucht. Es gibt ja noch einen andern Humor als den zerriſſenen und als den nur idylliſch verſöhnten; dem engliſchen fühlt man recht gut an, daß er der Humor von Dichtern iſt, die kein unglückliches und verachtetes Vaterland hinter ſich haben; Narrenſtoff liefert das politiſche Leben, eben auch das geſunde, in Hülle und Fülle für einen Geiſt der Komik, der nicht pathologiſch nur ſich und ſeine innere Zerklüftung darſtellt. Aber freilich, freilich — kann das Kind einer Zeit ſich über den eigenen Kopf ſehen? Was bot damals Deutſchland? Gewiß, und abermals zugegeben: Jean Paul's Mängel und Widerſprüche ſind nicht zum kleinſten Theil aus dem Elend der Zeit zu erklären; aber dieſes Elend hat ſelbſt den beſchaulichen Goethe nicht verhindert, die herrliche Schlußwendung von „Hermann und Dorothea" zu dichten, wo der Held der Idylle wirklich wie ein Held, ein Hektor, nein, ein Hermann der Deutſche ſich aufrichtet, ein Prophet der Befreiungskriege; und das iſt drei Jahre früher gedichtet: die Idylle erſchien 1797, der „Titan" 1800.

Es iſt ſchon zu Anfang geſagt, von einem philoſophiſch ſo wohlausgerüſteten Analytiker ſei zu erwarten, daß er dem noch ſo wenig verſtandenen Schoppe-Leibgeber das Recht ſeiner Bedeutung werde widerfahren laſſen. Der Verfaſſer täuſcht dieſe Erwartung nicht; er zeigt, wie die Einführung des Humoriſten als Begleiter des begeiſterten, männlich ſtrebenden Albano durch den idealen Grimm motivirt iſt, der ſeinem Humor zu Grunde liegt; er verſteht, wie es kommt, daß er durch Brüten über dem eigenen Ich wahnſinnig wird, und geht dem Zuſammenhang der ganzen Poeſie Jean Paul's mit der Philoſophie des ſubjectiven Idealismus auf den Grund; er erkennt den Fortſchritt, der darin liegt, daß hier der mit dem Leben entzweite Humor in Selbſtaufreibung endigt. Bei Jean Paul's genialſter Charakterſchöpfung, dem in Selbſtgenuß der Phantaſie ſich zur tiefſten Blaſirtheit aushöhlenden, in theatraliſchem Selbſtmord endigenden Roquairol, hätte Planck wol etwas mehr verweilen dürfen; er faßt ihn kurz und ſcharf, er findet, daß Jean Paul „in dieſer Geſtalt und dem Gerichte, das ſich an derſelben vollzieht, einen noch bedeutendern Schritt gethan, als in der Hervorkehrung der Einſeitigkeit Emanuel's im «Hesperus»"; aber man wünſchte hier eine entwickeltere Betrachtung und namentlich Hinweiſung auf die romantiſche Schule: man denke nur an Tieck's „William Lowell"!

Wir eilen mit einem neuen Sprunge vorwärts, um noch bei den „Flegeljahren" kurz zu verweilen, denn hier bewährt der Verfaſſer recht beſonders die eindringende Klarheit eines Blicks, der organiſche Fortbewegung, nicht bewegungsloſes Nebeneinander ſieht. Dieſer Roman, ſagt er, iſt Jean Paul's reifſtes Werk, weil Jean Paul ſeines Mangels ſich bewußt wird und dies Bewußtſein objectiv geſtaltet. Der unpraktiſche Idealismus tritt als liebenswürdiger Jüngling mit rührend ſchöner Kinderſeele auf; das van der Kabel'ſche Teſtament ſetzt ihn zum Univerſalerben ein unter Bedingungen, die ihn durch die Chicanen der Nebenerben in die härteſte Schule des Lebens werfen. Dieſer Gottwalt iſt nicht ſelbſt Humoriſt, und gerade darin liegt der Fortſchritt: die Schwäche iſt viel klarer erkannt, wenn der im Widerſpruch zwiſchen innerm Reichthum und praktiſcher Unfähigkeit lebende Held nicht ſelbſt zugleich ſich und die Welt im komiſchen Lichte betrachtet, wie Victor im „Hesperus", denn nun iſt er dem Dichter komiſch, und dieſer zeigt dadurch, daß er über ihm ſteht; dieſes Ueberſchauen wird aber allerdings ſelbſt objectiv im Zwillingsbruder Vult, der als heiterer Weltmann, als perſonificirte Erfahrung den guten Jüngling begleitet, eigentlich als ſein Spiegel, worin wir auf jedem Schritt die idealiſtiſche Schwäche und doch, weil dieſer Spiegel ein liebendes Bruderherz iſt, auch ihre Schönheit, ja ihre Ueberlegenheit abgebildet ſehen. Nicht mehr der Druck äußerer Zuſtände iſt es, mit welchem der Held wie im „Siebenkäs" u. ſ. w. ſich abquält: der Fehler iſt erkannt als ein ſolcher, der im Innern, in der Weltloſigkeit, Weltblindheit des Idealismus liegt. Kein Zweifel, daß bei dieſem Bilde die deutſche Nation und ihre Aufgabe, aus der Innerlichkeit, der unpraktiſchen Einſeitigkeit des idealen Gemüths- und Geiſteslebens herauszugehen und ihre öffentlichen, rechtlich bürgerlichen und nationalen Zuſtände mit praktiſchem Geiſte zu ordnen, nur ganz natürlich uns einfallen muß; ſo ſtrict aber, wie der Verfaſſer will, an eine zwar dem Dichter unbewußte, aber ſachlich doch in ſeinem Werk niedergelegte Symbolik zu denken, ſcheint uns zu gewaltſam; es iſt ſchon oben angeführt, wie er das van der Kabel'ſche Teſtament ins Allegoriſche überſetzt. Dagegen findet er es mit gutem Grund ganz bezeichnend, daß Jean Paul den Schluß nicht gefunden, daß er den Roman unvollendet gelaſſen hat; Vult nimmt Abſchied, nachdem er den arglos unbehülflichen Bruder im Sieg über ein edles weibliches Herz als ihm überlegen erkannt hat; das heißt wol einerſeits: der hohe und große Inhalt des idealen Jugendſtrebens wird ſeinen Werth behalten gegenüber dem freien und heitern Erfahrungsgeiſt; aber es heißt auch: die Lebenserziehung, die praktiſche Schule gelangt nicht zum Ziel; es bleibt bei der bloßen Ausſicht wie im „Titan"; der Dichter wußte nicht weiter, wie zur Zeit des Dichters die Nation nicht weiter wußte. Man kann ſich auch gar nicht vorſtellen, wie dieſer Gottwalt je ein praktiſcher Mann werden ſollte, und ſo kann man ſich nicht vorſtellen, wie Jean Paul jemals vermocht hätte, es darzuſtellen; aber es iſt etwas, und nicht wenig, und es iſt vorbedeutend genug, daß er ſich doch das Ziel ſteckte.

Jean Paul hat ſeine Laufbahn, nachdem er in der „Vorſchule der Aeſthetik" und „Levana" zur Theorie ſich gewendet, mit einer Reihe von humoriſtiſchen Bildern geſchloſſen, worunter „Katzenberger's Badereiſe" das ergötzlichſte iſt. Planck verſäumt nicht, als neuen Beweis für die geſunde Ader in Jean Paul's Weſen die ſchlicht gediegene, trocken tüchtige Geſtalt des Hauptmanns Teudebach hervorzuheben, neben welchem das Dichterlein Nieß eine ſo erbärmliche Rolle ſpielt. Im übrigen ſymboliſirt er wieder etwas zu ſtark, wenn er die Figuren der andern Humoresken (Fibel, Seemaus, Komet) mit ihrem eingebildeten Glück in phantaſtiſch erträumten Wirklichkeiten als Sinnbilder davon betrachtet, wie für den deutſchen Geiſt damals ſeine Dichtung, Philoſophie u. ſ. w. ſelbſt die Stelle einer großen äußern Wirklichkeit vertrat. Uns ſcheint einfach, daß Jean Paul mit der Komik, mit dem Bilde glücklicher Narren ſchloß, weil er im ernſten

Digitized by Google

eal, bis an einen beſtimmten Punkt gelangt, nicht mehr
m Flecke kam, zum Ziel der Verſöhnung nicht den
eg fand, im Komiſchen aber ſeine Stärke und relative
rſöhnung beſaß.
Die Schwäche, woran die deutſche Nation ſo lange
nk lag und worauf hier alle Schwächen des Dichters
ückgeführt werden, erklärt der Verfaſſer aus tiefer lie-
dem, allgemein hiſtoriſchem Grunde, und daraus er-
t ſich eine weiter ausholende, dann auf die nächſten
itiſchen Aufgaben Deutſchlands einlenkende Schluß-
achtung. Er zeigt auf, wie die unvollkommene Form
chriſtlichen Wahrheit ſelbſt es mit ſich brachte, daß
Welt in zwei getrennte Hälften, ein geiſtiges Centrum,
ſelbſtiſche, nach innen unfreie, weil nur von Privat-
reſſen beherrſchte Sonderſtaaten auseinanderfiel; wie
itſchland kosmopolitiſch in Pflege der Religion und
ſenſchaft die univerſelle Idee, die centralen Aufgaben
Geiſtes feſthielt; wie der natürliche Sondergeiſt ſich
r nach innen warf und es in particulariſtiſche Klein-
en zertheilte; wie dagegen in der neueſten Zeit das
mals Einheitsſtreben einſeitig platzgegriffen hat. Er
iberzeugt, daß wir vergeblich dem Zuge zum Einheits-
e widerſtehen werden, einer äußerlichen, mechaniſchen,
iltſamen Staatsbildung nach fremdem Muſter; wir
i jedoch über dem blos verſtändig praktiſchen Streben
Einheit, Macht und Erwerb unſere univerſelle Auf-
nicht vergeſſen; und als Ziel dieſer Aufgabe ſtellt er
eine gründliche Umänderung des bureaukratiſchen
its, eine organiſche Gliederung der bürgerlichen Ge-
jaft auf Grundlage der Berufsgenoſſenſchaft und
ſtregierung der durch die Arbeit verbundenen Gemein-
en. Seine politiſchen Ideen hat er in mehrern
iften, namentlich neuerdings in der Broſchüre: „Süd-
deutſchland und der deutſche Nationalſtaat", ausgeſprochen. Er klagt hier im Nachwort, daß man ihn bisher ignorirt habe, und uns ſcheint, er hat gutes Recht, ſich zu beſchweren, wenn auch die unflüſſig herbe Art, ſeine Gedanken auszuſprechen, einen Theil der Schuld trägt. Auch ſeine Naturphiloſophie: „Grundlinien einer Wiſſenſchaft der Natur als Wiederherſtellung der reinen Erſcheinungsformen", iſt faſt ganz überſehen worden; ſie bekämpft die atomiſtiſche und mechaniſche Naturanſchauung, wie ſeine politiſchen Schriften den atomiſtiſchen und mechaniſchen Staatsbegriff, und ſie zeigt doch in der Form einen ungemeinen Fortſchritt über das Werk, womit der Verfaſſer 1850 zum erſten mal vor die Oeffentlichkeit getreten iſt: „Die Weltalter." Die Schrift über Jean Paul ſchließt mit der Hoffnung auf eine Zukunft, wo mit denſelben Gefühlen, mit denen der gereifte Mann auf das Streben ſeiner Jünglingsjahre zurückſchaut, der deutſche Geiſt zurückſehen wird in jenen Spiegel ſeiner äußerlich noch ſo ſchwachen und dürftigen, innerlich aber ſo tiefen und reichen Jünglingszeit, die keiner ſo ſcharf und treu uns vorhält wie Jean Paul.

Wer gern leicht weglieſt, dem können wir von dieſer Schrift wenig Genuß verſprechen; wer gern denkt und gründlich eingeht, der wird ſie mit dem Eindruck aus der Hand legen, daß hier durch ungewöhnliche Gedankentiefe und eine theilweiſe wol beſchwerliche und gewaltſame, im übrigen aber wahre, ſachgetreue Dialektik der erſte große Schritt gethan iſt, eins der verwickeltſten Phänomene unſerer Literatur zu begreifen, und, was mehr iſt, daß hier ein braves, feſtes Mannesherz für die großen Intereſſen der Nation und die größern der Menſchheit ſchlägt.

Friedrich Viſcher.

Die neueſte politiſch-patriotiſche Lyrik.

nig Wilhelm und ſein Heer. In Gedichten von Hans
ſter. Berlin, Hertz. 1868. 8. 8 Ngr.
terländiſche Gedichte von O. F. Gruppe. Zweite ver-
hrte Ausgabe. Neu-Ruppin, Oehmigke und Riemſchnei-
. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
rmania im Herbſt 1866. Zeitgedicht von Adolf Pe-
s. Leipzig, Frieſe. 1867. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
: Heimkehr aus dem Kriege. Gedicht von Karl Cap-
ler. Königsberg, Nürmberger. 1868. 8. 10 Ngr.
berkranz. Gedichte hiſtoriſchen Inhalts aus dem Kriegs-
e 1866 von A. von Segerſtröm. Danzig, Saunier.
7. 8. 10 Ngr.
egsgedichte von Moritz Blanckarts. Der königlich
ußiſchen Armee gewidmet. Düſſeldorf, Schaub. 1867.
10 Ngr.

oße hiſtoriſche Ereigniſſe wirken anregend und be-
nd auf die Nationalliteratur; doch iſt dieſe Wirkung
eine augenblickliche, welche den Thaten auf dem
olgt. Wol gibt es eine politiſch-patriotiſche Lyrik,
den Kämpfen vorauszieht und ihre Schlachten mit-
ſo war die Lyrik eines Tyrtäus, die Lyrik eines
Doch der Siebentägige Krieg von 1866 konnte
rnherein keine ſo kampfesmuthige Begeiſterung er-
es war ein Krieg Deutſcher gegen Deutſche, und
chter ſtimmten anfangs ihre Harfe zu elegiſchen
Tönen, zu poetiſchem Mahn- und Warnruf. Als aber die Würfel ins Rollen gekommen waren, folgte die Entſcheidung ſo blitzesſchnell, daß ſie die Begeiſterung der Dichter überholte, die den geiſtigen Proviant des Kriegsheers durch geeignete Kampfeslieder hätten vermehren wollen.

So blieb der Muſe nichts anderes übrig, als hinter den Ereigniſſen einherzuſchreiten mit Siegeshymnen, Reflexionsgedichten, epiſchen Schilderungen.

Der Feldzug in Böhmen würde ſich für ein modernes Epos eignen, welches natürlich nicht in der Weiſe der Cykliker den ganzen Faden der Ereigniſſe abſpinnen, nicht mit dem Ei der Leda, etwa mit den ſtrategiſchen Gedanken des preußiſchen Generalſtabes beginnen und Schlacht nach Schlacht vor unſern Blicken aufrollen dürfte, ſondern nur einen Sector aus dem Kreiſe herausgreifen, dieſen aber erfüllen müßte mit dem ganzen Inhalt der Zeit, mit der Göttermaſchinerie der politiſchen Mächte und Ideen, welche ſich in dem blutigen Kampfe meſſen, und mit einer Fülle culturhiſtoriſchen Details aus allen Gebieten unſerer geiſtigen Thätigkeit in Krieg und Frieden.

Doch die Form für das moderne Epos iſt noch nicht

Digitized by Google

gefunden; der Genius iſt nicht vorhanden, der es aus dem Boden ſtampſt. Da nach einer verbreiteten Meinung der Roman das Epos der Gegenwart iſt, ſo haben wir in Lucian Herbert, Alvensleben und den verſchiedenen Retcliffes die Homere der Gegenwart zu ſuchen. Wir hegen über dieſen Punkt ketzeriſche Anſichten und gehören zur ecclesia pressa jener armen Poeten, die noch auf das Scandiren Werth legen und meinen, daß ohne den Lapidarſtil künſtleriſcher Vollendung weniger Literatur als Makulatur zu Tage gefördert werde, mag auch ein hungeriges Leſepublikum noch ſo viele Ries herunterſchlingen.

Doch wenn auch ein Epos fehlt, ſo haben wir doch wenigſtens ein Schlachtgemälde in Horace Vernet'ſchem Stil. Ch. F. Scherenberg, der Dichter des „Waterloo", „Leuthen", „Abukir", hat einen originellen Wurf bekundet, welcher auch die Taktik militäriſcher Maſſen durch eine gewiſſe grandioſe Bildlichkeit in ein dichteriſches Gewand kleidet. Wenn irgendeine Schlacht, ſo ſcheint die von Königgrätz für derartige Schlachtmalerei geeignet, nicht nur wegen der großen Entſcheidung, wegen des politiſchen Gedankens, der über ihr ſchwebt, ſondern auch wegen ihres echt dramatiſchen Verlaufs, des an eine Peripetie erinnernden Glückswechſels, der mit dem Erſcheinen des Kronprinzen und ſeines Heers eintrat, und der großartigen Kataſtrophe, welche durch das Bild des greiſen Heldenkönigs an der Spitze ſeiner Reiter in glänzender Weiſe illuſtrirt wird.

Gleichwol befindet ſich unter den vorliegenden poetiſchen Productionen auch kein größeres, zuſammenhängendes Schlachtgemälde; Scherenberg's Muſe ſcheint zu feiern und eine Schule gleichſtrebender Jünger konnte ein Dichter nicht begründen, deſſen Originalität ſich jede Nachahmung verbat.

So blieb eben nur die militäriſche Ballade und Anekdote übrig, oder das politiſche Reflexionsgedicht; und in der That haben alle obenerwähnten Dichter die eine oder die andere Seite der dichteriſchen Bedeutung des Kriegs herausgegriffen.

Wir können uns bei der Beurtheilung der einzelnen Gedichte kurz faſſen, wenn wir einige allgemeine Geſichtspunkte voranſchicken, die mehr oder weniger für alle gelten. Wo hört die verſificirte Zeitungschronik auf, und wo fängt die Poeſie an? Von der Beantwortung dieſer Frage hängt die Beurtheilung dieſer Gedichte ab. Und doch gibt nur das Talent die richtige Antwort, wenn es eine einzelne Situation zu einem kleinen in ſich abgeſchloſſenen Kunſtwerk geſtaltet oder ein größeres Gemälde in jene ideale Beleuchtung rückt, in welche es ſich von ſelbſt den menſchheitlichen Geſchichtsfresken anreiht; ein drittes wäre noch das volksthümliche Lied, welches aber ebenfalls nur dann entſteht, wenn eine beſtimmte Situation oder ein beſtimmter Charakter mit draſtiſcher Lebendigkeit erfaßt und dabei in einzelne hervorſpringende Züge zerlegt wird, die durch einen gemeinſamen Refrain wieder zuſammengehalten werden.

Die Prägnanz des dichteriſchen Ausdrucks und die tadelloſe Geſchloſſenheit der Kunſtform iſt dabei unerlaßlich.

Nach allen dieſen Seiten bieten die vorliegenden Gedichtſammlungen keine ausgiebige Ernte. Wir ſtoßen faſt überall auf Zeitungsſtil in Verſen und auf eine Darſtellung, welche die Begebenheiten ins Breite verlaufen läßt, ohne ſie künſtleriſch zu formen und zuſammenzufaſſen.

Am mislichſten iſt eine Eigenthümlichkeit, die als eine faſt durchgängige erſcheint und auch in den patriotiſchen Gedichten Heſekiel's u. a. hervortritt. Man glaubt preußiſche Kriegsthaten nicht anders feiern zu können, als in einem martialiſchen Stil, der ſich mit Kernflüchen den Schnurrbart ſtreicht. Dieſer militäriſche Realismus, den man auch als preußiſchen Commißſtil bezeichnen könnte, ſtammt nicht von heute und geſtern; Arndt und Rückert in ihren „Patriotiſchen Gedichten" haben ihn angewendet und ſich dabei oft bedenklich dem Bänkelſängerton genähert; die Dichter hauen gleichſam mit Schwadronshieben um ſich, ſetzen über alle Verhaue der Metrik hinweg; je ſchroffer, rauher, deſto volksthümlicher. Allerlei unpoetiſche Wendungen, eine Sprachmengerei, die an den Walliſer Fluellen, eine ſchnauzbärtige Renommage, die an den Fähnrich Piſtol erinnert, ſind unerlaßliche Ingredienzien in dieſem preußiſchen Miſchtrank, in den man möglichſt wenig claſſiſchen Nektar ſchüttet.

Uns erſcheint indeß dies poetiſche Boruſſenthum, welches den Muſen den Haudegen in die Hand drückt, antiquirt. Die Muſen und Grazien aus der Mark haben kein Recht mehr auf eine abſonderliche Poetik; Preußen, welches ſich allmählich in Deutſchland verwandelt, hat Anſpruch auf eine Poeſie, welche nicht aus des Knaben Wunderhorn unmelodiſche Klänge hervortutet, ſondern unter dem Doppelgeſtirn eines Schiller und Goethe nach künſtleriſcher Vollendung ſtrebt.

Man könnte ſagen, die Bedienungsmannſchaft dieſer poetiſchen Geſchütze iſt unvollſtändig; für das Rammen und Losbrennen ſind ſie ausgerüſtet, doch es fehlt der Mann mit dem „Wiſcher", der den Kanonenlauf reinigt. So bleiben dieſe Wiſcher der fremden Kritik überlaſſen, welche die eigene ergänzen muß.

Am gelungenſten erſcheinen die Gedichte von Hans Köſter: „König Wilhelm und ſein Heer" (Nr. 1), wo in einzelnen in der That die dargeſtellte Situation an ihrer poetiſchen Seite gefaßt iſt. Der glückliche Griff iſt auch für den Lyriker die Hauptſache, und es kommt dabei nicht blos auf das Was, ſondern auch auf das Wie an. Leider ſchielt aber auch Köſter nach der burſchikoſen altpreußiſchen Volksthümlichkeit, und kokettirt oft mit den Härten und Herbigkeiten eines abſonderlichen Kraftſtils. Ein ſo zerhacktes Gedicht wie: „Nun danket alle Gott" fällt aus aller Poeſie heraus. „Vogel von Falckenſtein" hat einen populären Schick und Wurf:

'S hat jeder ſeine Sitten — ſo mag nicht Falckenſtein.
Rückt er ins Feld, zwei Nächte ins ſelbe Bett hinein. —
Drum ſpricht er auch zu Kummer,
Dem Generalmajor:
„Rückt Ihr mit Eurer Nummer
Gleich auf Hannover vor,
Und ſchlagt, viellieber Kampfgenoß,
Ein Bett mir auf im Welfenſchloß." —
Und Kummer that, wie General
Von Falckenſtein befahl.

Der humoriſtiſche Grundgedanke gliedert ſich wirkſam an den einzelnen Strophen; doch ob ſich derſelbe nicht auch mit reinen Reimen ohne ſolche unmögliche Verſe wie:

Digitized by Google

Als Feldherr Alexander — der Große war es nicht —
Der Prinz von Heſſen-Darmſtadt, Wind von der Abred' kriegt' —

te durchführen laſſen, geben wir dem Dichter zu be- len. Derartige triviale Wendungen und mit einem loſſus choliambiſch austönende Verſe entſtellen jedes dicht, auch das humoriſtiſche. Ebenſo wenig liegt der nismus des Ausdrucks in harten Eliſionen und Apo- phirungen oder in Kernflüchen. So beginnt das Lied er Landwehrmann":

Da ſchlag' das Donnerwetter drein —
Wir ſollen Schuſter und Schneider ſein?
Ja, Nadeln führ'n wir von ſchnellem Stich,
Aufs Verſohlen verſtehn wir uns meiſterlich,
Und zieht ſich dem Feind wo die Hoſe kraus,
Da bügeln mit Eiſen die Falten wir aus; —
Hat man des Königs Rock aber an,
So heißt man in Preußen nur „Landwehrmann".

Abgeſehen von dieſen Mängeln der Form, die ſich in einigen der beſſern Gedichte wiederfinden, haben die meiſten ein energiſches Gepräge. Es iſt dich- he Anſchauung darin. „Graf Bismarck", der kühne r, der ſich trotz des Geziſches der Natternbrut, trotz Gekrächzes der Eulen nicht umſieht, ſondern furchtlos itet durch die Schrecken des Waldes, wird zwar gs im Ton der ſchottiſchen Volksballade gefeiert, wie dein Douglas oder anderer Clanheld; doch von eher- Guß und Vollklang ſind die Schlußverſe dieſer poli- Ballade:

„Mein Stern! Mein Stern! — Ich überwand;
Ich ritt, ich ritt fürs Vaterland" —
Fürs Vaterland, Graf Bismarck! —

Mein Ziel! Mein Ziel! — Ich hab's erreicht;
Des Großen Friedrich Adler ſtreicht
Mit ſeiner Schwingen lichtem Saum
Die Sterne hoch im Himmelsraum —
Ich hab's erreicht für Deutſchland! —

Und mußt's mit Blut und Eiſen ſein,
Das meine gab ich mit darein; —
Die Nacht verging — der Morgen tagt;
Für Deutſchland hab' ich es gewagt
Mit Gott und König Wilhelm."

t „König Wilhelm's Gebet" iſt eine ſpannende ion aus der Schlacht von Königgrätz glücklich er- das Harren des Königs auf die rettende Ankunft onprinzen, das hier in einem Gebet ſeinen wärm- usdruck findet. Schwunghaft ſind die Schlußverſe:

ein ſegensreicher Amen, als es Feuerſchlünde brüllen,
' in König Wilhelm's Herzen ſich am deutſchen Volk erfüllen; —
Gebetes nicht vergaß er in des Sieges hohem Muthe;
rwachſen iſt ein Zweiglein aus dem königgrätzer Blute —
Eiche, feſtgewurzelt, um im Sturm und Drang der Zeiten
von Meer zu Fels die Krone heilverheißend auszubreiten; —
hen Lenzes frohe Botin, König Wilhelm's Sieg zu künden,
m ſeine Heldenſtirne unſers Dankes Reis zu winden —
rgrün — wie er's gebrochen auf den königgrätzer Planen;
weltlich — in den eignen und den Thaten ſeiner Ahnen;
thsvoll — wie vor Sadowa wir ihn im Gebet geſehen;
— in Noth und Tod für unſern König Wilhelm einzuſtehen! —

) ſchwunghafter iſt das Gedicht: „Porta triumphalis", durch und durch ein poetiſcher Siegesmarſch mit den brillanten Schlußaccorden:

Tritt ein, o Herr, tritt ein; — dich grüßen deine Ahnen,
Vor dir nur neigen ſich Boruſſia's Siegesfahnen,
Wie demuthsvoll dein Knie vor Gott dem Herrn ſich beugt;
Wie deine Väter einſt von Fels zu Meer gegangen,
Sollt'ſt du von Meer zu Fels jetzt an dein Ziel gelangen —
Der Himmel hat für dich gezeugt!

Wol war's ein Wunder, ja, vor unſerm Aug' geſchehen —
„Herr Gott, dich loben wir" — die Banner Preußens wehen,
Und der Kanonen Gruß tönt zum Halleluja! —
Da ſprühn im Abendgold des Viergeſpannes Nüſtern,
Die Göttin loht in Glut, der Linden Wipfel flüſtern:
„Gott mit uns und Victoria!"

Das letzte Gedicht, welches die Rechnung Preußens und Oeſterreichs zu reguliren ſucht, iſt ſehr wohlmeinend; doch mehr eine Viſion als ein Programm, welches die nächſte Zukunft auszuführen verſpricht.

In O. F. Gruppe's „Vaterländiſchen Gedichten" (Nr. 2) liegt uns eine umfangreiche Sammlung vor; es waren in der erſten Ausgabe ſechs Bücher preußiſcher Geſchichte in Verſen, welche jetzt durch ein hinzugeheftetes ſiebentes Buch, eine Verherrlichung der Thaten von 1866, vermehrt worden ſind. Die Aeußerlichkeit dieſer Zuthat tritt dadurch ſtörend hervor, daß der Schluß der erſten Ausgabe von einer Art Anhang gebildet wurde, einer Zuſammenſtellung von Sagen und Begebenheiten aus der Geſchichte des Ordens in Preußen, und daß ſich jetzt hinter dieſen Anhang eine Darſtellung des Kriegs von 1866 ſchiebt. Es kann nur einen befremdenden Eindruck machen, wenn man den Uebergang von Düppel nach Königgrätz über die deutſche Ordensſchlacht von Tannenberg machen muß.

Die vaterländiſche Ruhmeschronik zerfällt in ſieben Bücher: das erſte behandelt die brandenburgiſche Geſchichte bis zum Regierungsantritt der Hohenzollern, Albrecht der Bär, Otto mit dem Pfeil, der falſche Waldemar ſind die Hauptbelden; das zweite Buch iſt den erſten Hohenzollern in der Mark bis zum Großen Kurfürſten gewidmet; das dritte den nächſten Regenten, Friedrich den Großen mit eingeſchloſſen; das vierte ſchildert die unglücklichen und glücklichen Franzoſenkriege unter Friedrich Wilhelm III.; das fünfte den Dänenkrieg; das ſechste oſtpreußiſche Ordensſagen; das ſiebente den Krieg mit Oeſterreich.

Wir haben es mit einem poetiſchen Nationalmuſeum zu thun, mit einer Art Gemäldegalerie in einem preußiſchen Verſailles, müſſen alſo von Haus aus auf Ungleichheit des künſtleriſchen Werths bei den einzelnen Gemälden gefaßt ſein, und werden darunter in der That auch einzelne neuruppiner Bilderbogen finden, mit denen hier und dort die Wände austapezirt ſind. Zwar ſagt Gruppe:

Die vorſtehenden Gedichte, zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, beanſpruchen nicht durchaus eine fortlaufende Geſchichte des preußiſchen Staats zu ſein; es wäre dies auch nicht die Weiſe, wie Poetiſches erwachſen kann: gleichwol hat die Aufmerkſamkeit auf die Entwickelung und den Schwerpunkt des Staats neben den Perſönlichkeiten und der hervortretenden Einzelheit auch die Hauptwendepunkte der preußiſchen Geſchichte in einer gewiſſen Vollſtändigkeit zuführen müſſen, ſodaß ich nicht Anſtand genommen, die Stücke in chronologiſcher Ordnung zu geben.

In der That überwiegt aber die patriotiſche Tendenz

Digitized by Google

die künſtleriſche, und der gereimte oder wenigſtens mit poetiſchen Bildern illuſtrirte Leitfaden brandenburgiſcher Geſchichte drängt ſich mehr vor, als ſich mit dem Behagen eines unbefangenen Genuſſes verträgt. Namentlich aber findet ſich in dem mithinzugefügten Buche, welches uns berechtigt, die Gruppe'ſche Sammlung an dieſer Stelle zu beſprechen, eine ſolche Menge von Verſen, die nur gereimte Zeitungsproſa ſind, daß wir in dieſem Zuwachs durchaus keinen Vortheil für die Sammlung ſehen können. Das Schlachtgemälde von Königgrätz iſt ohne allen poetiſchen Hauch, ohne Spannung, ohne Glanz, und wenn wir das Gedicht „Die Siegesbotſchaft" mit dem Köſter'ſchen „Porta triumphalis" vergleichen, ſo müſſen wir es weit hinter daſſelbe zurückſtellen. Wie lahm klingen Verſe wie der folgende Schlußvers:

Ja, helle Freude war's! Ja, dieſem Tage
Gleicht ſich kein zweiter, vorher noch hinfort!
Und dieſe Meldung doch, daß ich es ſage,
Wie klein und wie beſcheiden klang ihr Wort:
Wie groß der Sieg, in ſpätern Tagen haben
Wir's erſt erkannt, wie herrlich, wie erhaben!

In dem Gedicht: „Es iſt entſchieden", kommen Verſe vor wie die folgenden:

Und deutſche Völker laſſen ſich bethören?
Sie ſchließen ſolchem Werk ſich gläubig an?
Die Kleinen ſind's, ſie träumen ſich zu mehren,
Und Preußen ſoll aus ſeiner großen Bahn!
Die Völker hat man längſt in Schlaf geſungen
Mit Liedern, die von Preußenhaß erklungen.

Nicht fehlen Helfer, die gewandt zu trügen,
Die Dunkelmänner alle regen ſich,
Sie ſtellen eine Legion von Lügen,
Des Haders Flamme ſchürend emſiglich,
Indeſſen rüſten insgeheim ſich Heere,
Daß man vereint ſich gegen Preußen kehre.

Schlagfertig ſtehn ſie ſchon an unſern Grenzen,
Den Plan der Hauptſtadt in den Händen ſchon,
Sie ſehn ſich ſchon geſchmückt mit Siegeskränzen,
Sehn ſchon geſtürzt des Großen Friedrich Thron,
Sie theilen ſich in die zerriſſnen Stücke,
Und die Verblendung gleicht ſich ihrer Tücke!

Wenn ſich auch unter den übrigen brandenburgiſch-preußiſchen Gedichten viel Mattes findet, ſo übertreffen ſie doch bei weitem den ſchwächlichen Nachtrag. Unter den Gedichten des ſechſten Buchs ſind einige, in denen der epiſche Stil, bei breiter Entfaltung und würdevoller Getragenheit, anſchauliche Bilder vorführt, namentlich in der Schilderung der Ordensſchlachten; „Hans von Kneiphof", „Der Meßner von Bartenſtein", „Der Verräther von Marienburg" ſind Anekdoten, aber wie plaſtiſche Gemmen gefaßt. Auch in den frühern Büchern finden ſich neben trockenen hiſtoriſchen Paſtellbildern einige recht ſaftige humoriſtiſche Farbenſkizzen, wie „Hans von Sagan vor Droſſen", das im Hans Sachs'ſchen Stil gehaltene: „Des Teufels Saujagd", „Der Petrikirchthurm", „Die berliner Handſchuhe", „Der Faſan" u. a. Dies iſt das Gebiet, auf welchem Gruppe's Muſe am meiſten heimiſch iſt. Auch mehrere ernſte Gedichte haben Schliff und Faſſung: „Das eiſerne Kreuz", „Nun ſagt nicht mehr", „Vom Fels zum Meer". „Bei Leipzig" iſt ganz im Stil der Rückert'ſchen Jugendgedichte gehalten, daſſelbe gilt von dem „Düppler Siegesmarſch", der volksthümlich componirt, wenn auch durch einige unpoetiſche Kraftausdrücke entſtellt iſt. Einzelne Schlachtgemälde, wie das von Malwitz, ſind lebendig und am Schluß energiſch zuſammengerafft; ſchwunghaft iſt „Der Große Kurfürſt zur See":

Das ſtolze Spanien ſchuldet dem Fürſten Kriegesſold,
Doch warum denn ihm zahlen ſo viel, ſo gutes Gold?
Weit iſt der Weg nach Spanien vom fernen Brandenburg,
Mit Reiterſtiefeln ſchreitet er nicht das Meer hindurch!

Der aber läſſet fällen die Tann' am Pregelfluß,
Und Erze läßt er ſchmelzen in feuerglühndem Guß,
Und eh' das Jahr vollendet, in langen Wimpeln wehn
Die Hohenzollerfarben und Segel hoch ſich blähn!

Und wandeln, donnertragend, das blaue Meer entlang
Die mächtigen Fregatten in majeſtät'ſchem Gang,
Den Sund durch, ohne Fragen, hinaus ins Nordermeer,
Zum Ocean, ſie wandeln gebieteriſch daher.

Das Gedicht endet mit dem kräftigen Schlußvers:

O Kurfürſt Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du haſt den Weg gewieſen und uns das Ziel geſtellt!
Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Muth:
Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut!

Nicht epiſch-lyriſcher Art, ſondern ein Reflexionsgedicht iſt die „Germania" von **Adolf Peters** (Nr. 3). Wenn wir bei Köſter und Gruppe mehrfach den Ton angeſchlagen fanden, mit welchem Rückert in ſeinen patriotiſchen Gedichten debutirte, ſo herrſcht dagegen in dem Zeitgedicht von Peters der Ton aus der „Weisheit des Brahmanen" — ein ſchlagender Beweis dafür, daß der Einfluß des Einſiedlers von Neuſeß ein in der Literatur ſtetig nachwirkender iſt. Wir begegnen bei Peters dem bekannten alexandriniſchen Zweigeſpann, auf welchem der weiſe Brahmane durch Erd' und Himmel fährt. Es iſt die Frage, ob dieſe Versart, die ſich vortrefflich für einzelne oder in kleine Gruppen zuſammengebundene Sentenzen eignet, auch für eine zuſammenhängende Gedankendichtung paſſend ſei. Offenbar leidet ſie an einer Monotonie, die ſie nur bei kurzathmigen Dichtungen genießbar macht. Zu dieſen gehört im Grunde auch die „Germania" von Peters, welcher zuerſt die Heldin als allegoriſche Geſtalt erſcheinen läßt, ausgerüſtet mit allen Attributen, die ſich aus einem Curſus deutſcher Geſchichte in nuce herausentwickeln laſſen, dann einen geſpenſtiſchen Kampf zwiſchen dem Geiſte Metternich's und Bismarck ſchildert, der etwas in allegoriſchen Nebel gehüllt iſt, und nach dieſer Frescomalerei erſt ein Gedankenfüllhorn über Deutſchlands Beruf, Einheit und Freiheit ausſchüttet. Unter dieſen poetiſchen Blüten mit ihrer zweigeſpaltenen Verskrone findet ſich manches Anmuthende; ſie ſind oft zu einem ſinnig geordneten Kranze verbunden, wie das folgende Loblied der Freiheit beweiſen mag:

Die rechte Freiheit trägt ein Füllhorn, ſegenſchwer,
Die Freude ſpielt, ihr Kind, friſchblühend um ſie her.

Kaum zieht ſie ein, geweckt ſind alle Lebenstriebe,
Gebadet Aug' und Herz in lichter Luſt und Liebe.

Da reiht ſich Kraft an Kraft, wie eine Knabenſchar
Den Frühlingsreigen tanzt im neuerwachten Jahr.

Da ſcheidet Jünglingsluſt vom lieben Vaterhaus
Und tritt aus heißem Kampf als Heldenmuth heraus.

Dem Vaterland zuerſt gehörten ſeine Söhne,
Den Heimgekehrten lohnt die ſtill geliebte Schöne.

Digitized by Google

Bald mit dem jungen Weib des eignen Herdes Hüter
Pflegt er das Herzensglück und alle höhern Güter.

Fr müht ſich für das Haus, den Staat und die Gemeine,
Fin jeder dient und herrſcht, der Große wie der Kleine.

Ind jeder wird, was er nach Gottes Gaben kann,
iſt ſeines Standes froh, froh als ein freier Mann.

rfindung thut dem Ruf nach ird'ſchem Wohl Genüge,
er Aether tönt vom Schwung der Zeitgedankenflüge;

ald fliegt der Dichter aus in urbildliche Weiten,
enkt bald das Flügelpferd zu ſchönen Wirklichkeiten.

Still pilgert fort der Greis auf freier Forſchung Bahnen,
äßt eine neue Welt und neue Himmel ahnen.

uf klimmt das ganze Volk wie Wanderer am Stab
nd tief vom Gipfel ſchaut's der Herrlichkeit herab.

Die Sprache iſt edel und würdig und opaliſirt oft weſtöſtlichen Schimmer der Rückert'ſchen Diction. Hier dort leidet ſie indeß an Unklarheit und Gezwungen- der Conſtruction. Gleich die erſten Verſe:

m Dichterwort vermählt der ewige Gedanke
it Welt und Wirklichkeit ſich in der Schönheit Schranke.

eum hat's der Jugend Huld und minder nicht des Weiſen,
r Herzen alle, noch nicht ganz Papier und Eiſen —

n eine geſuchte Gedrängtheit und Kürze, welcher die riſche Grazie fehlt. Auch an proſaiſchen Wendungen es nicht:

utſchlands Gemüth und Geiſt ſchuf ſeines Friedens Größe,
ch aus dem Glanz hervor ſah die polit'ſche Blöße.

Im ganzen aber erhebt ſich die Dichtung durch Schwung, und reife Form über die Alltagslyrik.

arl Cappeller's „Heimkehr aus dem Kriege" 5) iſt ein idylliſches Epos mit Militärmuſik, eine neterdichtung, aus welcher uns hier und dort Goe- „Hermann und Dorothea" entgegenklingt. Der t iſt ſehr einfach: Empfang der rückkehrenden Trup- n einer kleinen Stadt am Bahnhof, Feſt auf dem ß eines Barons, der ſeine Tochter einem jungen, demokratiſchen Arzt gibt nach der Rückkehr deſſel- us dem Kriege, in welchem er ſich ausgezeichnet hat. bt ſind in die Handlung eine Schilderung der cht bei Königgrätz und des Einzugs in Berlin. iſt einfach, hin und wieder finden ſich proſaiſche , ebenſo oft aber auch ſtimmungsvoll beleuchtete erungen in Hexametern, welche dem ſtrengen ſpondei- Schema zwar nicht entſprechen, aber doch meiſtens wohllautenden Fall haben. Wir theilen die Schil- der Schlacht von Sadowa als Probe mit; der er gehörte der Armee des Kronprinzen an:

brachen wir auf; ein Nebel deckte die Gegend,
aus den Wolken troff ein feiner ſprühender Regen.
vernahmen wir auch aus der Ferne den rollenden Donner
der begonnenen Schlacht, er wurde lauter und lauter;
noch waren wir weit vom Ziel, wir mußten marſchiren,
uns der Schweiß von der Stirne rann und vom Mantel der Regen,
zur Hälfte des Tags; da hielt die Schlacht uns umfangen.
uns lag das brennende Chlum, auf waldiger Höhe
den die Feinde gedeckt und ſandten aus hundert Geſchützen
und Verderben herab in die wankenden Reihen der Unſern.
Noch war (!) der Sturm nicht geglückt; ermattet kam auch die Garde
Von dort oben zurück, mit arg gelichteten Gliedern.
Da ward (!) uns der Befehl, die furchtbare Höhe zu nehmen.
Jeder ſchloß mit dem Leben nun ab, ſo gingen wir vorwärts.
Schrecklich war das Gekrach, als wenn ſich hundert Gewitter
Uns zu Häupten entlüden, als wenn die Hölle zur Erde
Toſend herniederſtieg' zum Untergange der Menſchheit.
Aber wir wichen nicht mehr; mit Hurrah ging's und im Sturmſchritt
Durch das brennende Dorf; wir achteten nicht der Granaten,
Die mit gewaltigem Knall in unſern Reihen zerplatzten,
Nicht des entflammten Gebälks, das unſre Häupter bedrohte,
Bis wir den trotzigen Feind aus der feſten Stellung geworfen.
Daß uns die Garde gerächt für den ſiebenundzwanzigſten Juni,
Gaben wir heut' zurück; genommen ward und gehalten
Chlum, ein wichtiger Punkt für die Schlacht und ihre Entſcheidung.
Und von dem Berge blickten wir jetzt hernieder und ſahen,
Wenn der verziehende Rauch zuweilen gewährte die Fernſicht,
Wie dort unten im Thal und rings auf den waldigen Höhen
Weiter tobte die Schlacht und die Leichen zu Bergen ſich thürmten;
Sahn, wie die Unſrigen dann in immer kühnerem Andrang
Rückwärts warfen den Feind, der ſchon mit dem Sieg ſich gebrüſtet;
Sahn, wie der König ſelbſt mit den Cavalerieregimentern
Sauſend vorüberritt zu des fliehenden Heeres Verfolgung.
Eben brach die Sonne hervor aus düſtrem Gewölke,
Das ſie bis dahin verdeckt, den herrlichen Sieg zu beleuchten,
Den das bewaffnete Volk mit ſeinem König erſtritten.
Welch ein Jubel im Heer! Von hunderttauſenden (!) Lippen
Tönte der fromme Choral mit gleicher Rührung und Inbrunſt,
Wie er bei Leuthen erſcholl; der Thränen ſchämte ſich niemand.
Doch hier ſah ich den Krieg mit allen Greueln und Schrecken;
Das iſt der Ruhm nicht werth, und ſchaudernd denk' ich des Tages.

Der Dichter des „Lorberkranzes", A. von Segerſtröm (Nr. 6), ſchließt ſein einleitendes Gedicht mit den Verſen:

So leihet nun das Ohr auch dieſen Klängen!
Obgleich kein Dichtergenius ſie ſang,
Sind doch entſprungen ſie dem Herzensdrang.

Nicht meßt ſie mit der Meiſterſchaft Geſängen,
Nur mit der Liebe, die für That entbrennt;
Und ihnen gern des Daſeins Wonne gönnt!

Wir gönnen dieſen „Gedichten" gerne des „Daſeins Wonne", ſie ſind anſpruchslos und wohlmeinend und haben den Vorzug, daß ſie nicht ins Große gehen, ſich nicht ins Weite verlaufen, ſondern einzelne Situationen herausgreifen, die von volksthümlich anekdotiſcher Bedeutung ſind. Der Dichter beſingt den Rittmeiſter Stromer, der ſich eine Kugel vor den Kopf ſchoß, weil er ſeine Mannſchaften nicht nutzlos nach dem Befehle des bairiſchen Feldherrn opfern wollte; den Feldwebel Radler, der bei Königgrätz eine Batterie eroberte durch muthige Initiative; den Tod des Prinzen von Hohenzollern; er zeigt Sinn für poetiſche Situation, indem er den deutſchen Bruderkrieg durch zwei Hirten verſinnlicht, die eng befreundet an der hannoverſchen und preußiſchen Grenze treiben und dann ſich in feindlichen Heeren auf dem Schlachtfeld bei Langenſalza begegnen, indem er die Heldenthaten des Königs ſich im Geiſt eines Veteranen ſpiegeln läßt. Doch die Ausführung entſpricht nicht dem guten Griff; die meiſten Verſe ſind nur gereimte Proſa, und das Metrum iſt in den daktyliſchen Maßen ein ſehr holpriges, fortwährend durch ſchwere Silben gehemmtes:

Digitized by Google

Es lebe der Kronprinz! Sein Zug iſt geglückt,
Von Nachod ſchon Siegespoſt tönt:
Wie hat er die Reiter des Kaiſers geknickt,
Des uralten Rufes entkrönt,
Durch Kühnheit des Angriffs in ruhmvoller Schlacht
Vernichtet die Feinde trotz doppelter Macht!

Ich lob' mir den Steinmetz auf ſiegreichem Gang
Bei Skalitz vor mächtigem Feind!
Wie raſch über Jaromierz vorwärts er drang! —
O Blücher! dein Geiſt noch erſcheint,
Macht ſiegen im Fluge uns überall:
Prinz Karl bracht' Gitſchin durch Stürmung zum Fall.

Auch die Anwendung der nordiſchen Mythologie auf die Schlacht bei Königgrätz, wenn z. B. der Kronprinz von Preußen „ein Baldur voll Güte und ein Odin im Schlachtgewühl" genannt wird, iſt eine unglückliche.

Fließender und wortgewandter ſind die „Kriegsgedichte" von Moritz Blanckarts (Nr. 6). Der düſſeldorfer Schlachtenmaler greift bisweilen auch zur Feder, um ſeinen kriegeriſchen Phantaſien künſtleriſche Geſtalt zu geben. Wie er Reiterbilder mit Schwung zu malen weiß, ſo dichtet er auch mit Vorliebe Reiterlieder, von denen die Sammlung zwei enthält. Außer dem Krieg von 1866 wird auch der Befreiungskrieg in einzelnen poetiſchen Bildern uns wieder vorgeführt. Die Verſe ſind meiſt correct, der Inhalt ſchlicht und anſpruchslos. Eine für poetiſche Behandlung geeignete Anekdote hat Blanckarts in dem Gedicht „Das Vierklee" ausgewählt:

Im Feuer der Granaten,
Durch Rauch und Pulverdampf,
Ziehn preußiſche Soldaten
Heran zum blut'gen Kampf.

Die Felder ſtehn in voller Pracht:
Was kümmert's ſie in heißer Schlacht?
Sie müſſen vorwärts ziehen.

Doch von den Grenadieren
Bemerkt ein junger Held,
Als ſie nun ausmarſchiren
In kleebeſäetem Feld,
Mit ſchnellem Blick ein Vierblatt ſtehn
Und neigt ſich, als er es geſehn,
In Eile es zu pflücken.

Solch Blatt bringt allerwegen,
Wie ſeine Mutter ſprach,
Dem Finder Glück und Segen,
Drum greift er raſch danach.
Und über ihn mit ſchrillem Schall
Sauſt der Kanone Eiſenball
Im ſelben Augenblicke.

Hätt' aufrecht er geſtanden,
Traf ihn der ſichre Tod,
Wie ihn ſo viele fanden
Von Feinden rings bedroht.
Doch weil er eben ſich gebückt,
Ward nun er der Gefahr entrückt,
Das Blatt hat ihn gerettet.

Und als die Schlacht geendet,
Hat er's dem Brief vertraut,
Den er zur Heimat ſendet
An ſeine liebe Braut.
Die jetzt, ſo oft ſie es erblickt,
Ein Dankgebet zum Himmel ſchickt
Und treu das Blatt behütet.

Die reimloſe Schlußzeile jeder Strophe lähmt die Wirkung der Verſe, ſodaß beſonders der letzte ſchluß matt ausklingt. Rudolf Gottſch

Unterhaltungsliteratur.

Geſchichte und Kritik der Unterhaltungsliteratur müſſen Act davon nehmen, daß nicht blos einheimiſche Prälaten und Biſchöfe auf das eifrigſte bedacht ſind, auf die einſchlagende Production Einfluß zu gewinnen und alles mit Acht und Bann zu belegen, was nach ihrem Urtheile unter den Titel „ſchlechte Preſſe" gehört, ſondern daß auch von dem Heiligen Stuhl her Ausſprüche ergehen, um dieſe culturgeſchichtlich keineswegs unwichtigen Bemühungen gutzuheißen und zu unterſtützen. Zur Beſtätigung citiren wir wörtlich aus einem Sendſchreiben des Papſtes an den Biſchof von Orleans, Dupanloup, und wundern uns nur, daß uns von dem „Plane" nichts zu Ohren gekommen, von dem in dieſem Sendſchreiben die Rede iſt:

Es iſt ein Plan, welchen ſchamlos freche Schriftſteller ſeit lange zu Tage gefördert haben, die Jugend zu verführen, um dadurch beſſer dahin zu gelangen, endlich, wie ſie es wünſchen, die Religion und alle Autorität zu vernichten. Auch wird dieſer Plan mit der ausdauerndſten Anſtrengung ausgeführt, ſei es durch die Verderbung der Erziehung, ſei es durch die trügeriſche Aenderung der Geſchichte, ſei es durch die Anreizung der ſchlechten Leidenſchaften oder durch alle Kunſtgriffe einer Gottloſigkeit ohne Scham. Weil nun aber dieſe Mittel eher auf die Männer als auf die Weiber wirken, und weil deshalb die Abſicht bisjetzt noch nicht ſo ſchnell erreicht wurde, als man wünſchte, ſo will man jetzt nun auch die Weiber ſelbſt angreifen, ſie ihrer angeborenen Schamhaftigkeit berauben, ſie in die Oeffentlichkeit einführen, ſie vom lichen Leben und deſſen Pflichten abwendig machen, ſie einer falſchen und eiteln Wiſſenſchaft aufblaſen, ſodaß die, w wohl und religiös erzogen, einem reinen und glänzenden in ihrem Hauſe gleichen, der Ruhm ihres Mannes, die bauung ihrer Familie, ein Band des Friedens, ein Anzieh mittel zur Frömmigkeit ſein würde, im Gegentheil, geſchw von Stolz und Anmaßung, die Sorgen und Pflichten, w der Frau zukommen, verachten und in ihrer Häuslichkei Keim der Zwietracht werden, ihre Kinder verderben und alle ein Stein des Anſtoßes werden wird. Und, ein zu beklagender Umſtand, diejenigen, welchen die Fürſorge für öffentlichen Angelegenheiten anvertraut iſt, achten nicht ſo großen Gefahr, die nicht weniger drohend für die G ſchaft wie für die Religion iſt, und begünſtigen die Abſ der Gottloſigkeit durch neue und unerhörte Verſuche und ſomit in der allergrößten Unvorſichtigkeit die letzte Hand a ſchon begonnene Vernichtung der geſellſchaftlichen Ordn Aber je mehr dieſes ungeheuere Unternehmen das chriſ Volk mit ſchwerem Uebel bedroht, um ſo mehr ſchätzen dich würdig des Lobes, dich, der du, obſchon mit andern K pfen beſchäftigt, ein immer wachſamer und treuer Hüter, mal und noch einmal die Stimme muthvoll erhoben haſt, die Fallſtricke, die in ſolchem Unternehmen vorbereitet und borgen ſind, zu enthüllen und zu beſeitigen.

Wir gehören auch ein wenig zu der Zunft der Sch ſteller, aber wir geſtehen, daß wir von einer ſolchen C ſpiration niemals gehört haben, und daß wir, falls von deren Planen in dem von Sr. Heiligkeit angedeute

Digitized by Google

inne wüßten, ihnen entſchieden in den Weg treten irden. Mit derſelben Entſchiedenheit proteſtiren wir er auch gegen die Proſelytenmacherei durch Unter- ltungsſchriften. Wiederholt haben wir dieſe tendenziö- : Romane gekennzeichnet, die in Unmaſſen im Lande portirt werden, um dem mit blinder Leſewuth alles ſchlingenden Publikum auch bei dieſer Gelegenheit etwas iſtliche Medicin" einzuflößen. Das neueſte Werk die- Art iſt einfach betitelt:

Veronia. Ein Roman. Nach dem Engliſchen. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1867. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Daß es nach einem engliſchen Original gearbeitet iſt, ſen wir glauben, weil es auf dem Titel ſteht; daß iber trotzdem nicht ein Werk iſt, welches dem Bear- :r zur literariſchen Ehre gereicht, glauben wir ver- zen zu können.

Daß Veronia nach allerlei ſelbſtverſchuldetem Unglück der Liebe, die übrigens bei der angeblichen Klarheit Energie der jungen Dame keineswegs zur Genüge virt iſt, eines Tags katholiſch wird, wie ihre reichen vandten es ſind, überraſcht uns keineswegs, da ſich ür hinreichende Beiſpiele finden.

Daß aber auch der ſehr verſtändige Dr. van Helder :ßlich als Proſelyt aus dieſer Welt ſcheidet, das ge- uns nicht. Der arme Doctor war ſchon ſehr lei- , als der ihn behandelnde College ihm einen prote- iſchen Geiſtlichen, einen „Bekenner der gereinigten Gottes", mitbringen zu dürfen wünſchte.

„Sie ſind wirklich gar zu gütig, College", verſetzte van r in freundlicher Weiſe, „ich bin Ihnen für Ihr Anerbie- :cht verbunden; doch, um ganz aufrichtig zu ſein, muß ich :n, daß der würdige Mann, von welchem Sie ſprechen, twegen den Islam predigen mag. Mir ſoll er vom Leibe n. Wenn Sie meinen, daß ich, weil ich nicht Katholik Proteſtant ſein müſſe, dann irren Sie ſehr. Wie könnte m Andenken meines vortrefflichen Lehrers in der Logik olche Schmach zufügen! In der ganzen Polemik des Pro- ismus gegen den katholiſchen Glauben ſehe ich nichts] an- als die Angriffe des Don Quixote auf die Windmühlen, das wahre Chriſtenthum wie ein zweiter Sancho Panſa rgeblich abmüht, die Täuſchung aufzuklären."

Nan kann anderer Anſicht als Dr. van Helder ſein, nan darf nicht behaupten, „blaß vor Aerger", daß icht gut von ihm geſagt worden ſei. Der prote- che Tröſter war „zu früh" gekommen; der Doctor, t zähe Natur ſeinen Geiſt in auffallender Weiſe und klar erhielt", wie im Kapitel XLIII „Es werde geſtanden wird, wollte noch nicht. Einige Tage als die Zähigkeit ſeiner Natur der gewachſenen jeit gewichen war, da gab der Sterbende den in- en Bitten Veronia's und eines ihm befreundeten ichen Prieſters nach, wurde katholiſch und ſtarb. lb ſollte der brave Mann nicht auch noch in der minute einem Freunde einen Wunſch erfüllen, der leicht fiel und jenem ſo viel galt?

er wir wollen wörtlich citiren, damit der Leſer erfährt, welcher Tendenz der Verfaſſer von „Ve- huldigt:

n Lager des Sterbenden knieten nun die treuen Freunde, ange um ihn gebangt, ſo heiß für ihn gebetet hatten. aren ihre Herzen, obgleich ſie die Schatten des Todes er die Züge des Kranken hingleiten ſahen, von hoher, überirdiſcher Freude erfüllt. Dieſes Gefühl leuchtete aus dem naſſen Auge des Geiſtlichen hervor, als er, über den Sterbenden gebeugt, die brechenden Augen, die kalten Lippen und die regungsloſen Glieder deſſelben mit dem heiligen Oel benetzte und die ſegensvollen Worte des Glaubens ſprach, auf welche die Umſtehenden für den müden Wanderer, der in die dunkeln Pforten des Todes eingehen ſollte, antworteten. Die heilige Handlung der letzten Gnadenſpende war vorüber. Zuſehends neigte das Lebenslicht des Neubekehrten ſich dem Erlöſchen zu. Die letzten Minuten waren gezählt u. ſ. w.

2. Die Geheimniſſe von St.-Louis von Heinrich Börnſtein. Vier Bände. Zweite Auflage. Altona, Verlagsbureau. 1868. 8. 2 Thlr.

Dieſer Roman, ſicher vielfach dem wirklichen Leben entnommen und jüngſt als Feuilleton in 4000 Exemplaren durch den „Anzeiger des Weſtens" verbreitet, hat ſich dieſſeit und jenſeit des Oceans großen Beifalls bei dem Leſepublikum zu erfreuen. Er iſt ein ſtrictes Widerſpiel zu „Veronia". Mit keckem Humor geiſelt er die Umtriebe der Jeſuiten und erinnert an vielen Stellen an geſchichtliche Thatſachen. Aber nicht ſeiner antiklerikalen Grundtendenz halber behagt ſeine Lektüre dem Publikum, ſondern weil er überall in ſpannenden Combinationen das wirkliche Leben ſelbſt und Charaktere mit ſcharfen Zügen ſchildert, wie ſie eben beſonders in den Vereinigten Staaten vorkommen. In der ganzen und ſchon ſehr reichen Myſterienliteratur fehlt es an Abenteuerlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten nicht, ſo auch nicht in dieſen offenbarten „Geheimniſſen", aber die Tendenz iſt gut. Das Buch darf beſonders Auswanderungsluſtigen und ſolchen empfohlen werden, die liebe Angehörige drüben haben. Die mancherlei Beſchwerden und Gefahren, denen Einwanderer in Amerika ſich ausſetzen müſſen, ſind lebenswahr geſchildert, und beſonders iſt der Zug der jungen Männer nach Californien in friſcher und anſchaulicher Sprache erzählt. Mit claſſiſcher Feder iſt das Buch nicht geſchrieben. Der Verfaſſer wird auf ſolches Lob keinen Anſpruch erheben; aber ſein Buch iſt leſenswerth.

3. 1866. Geſchichtlicher Roman von Julius Mühlfeld. Leipzig, Minde. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Stephan Türr. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitgemälde aus Oeſterreichs jüngſter Vergangenheit. Von H. J. Schwarz. Zwei Bände. Wien, Laſt. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir können auch dieſe beiden Romane einander gegenüberſtellen; der eine ruft uns vom deutſchen, der andere vom öſterreichiſchen Geſichtspunkte aus die denkwürdigen Ereigniſſe der letzten Jahre in die Erinnerung. Zunächſt machen wir die Freunde des Generals Türr darauf aufmerkſam, daß ſie das Buch, das ſeinen Namen trägt, nicht mit der Illuſion zur Hand nehmen mögen, ſie würden eine Apologie oder doch wenigſtens eine Biographie deſſelben finden. Wenn der Verfaſſer auch oft einen derartigen Anlauf zu nehmen ſcheint, ſo wird er doch ſchließlich wieder Parteigänger und verunglimpft den Helden ſeines Buchs in unbarmherzigſter Weiſe. Unbarmherzig iſt er überhaupt und beſonders auch gegen die Sprache, wir wiſſen nicht, ob blos gegen die deutſche. Einige Excerpte, die wir geben wollen, mögen zugleich als Stilproben dienen.

Als warnendes Exempel, wohin Stilvernachläſſigung führt, wollen wir für einige charakteriſtiſche „Photogra-

phien“ aus dem Zeitgemälde von H. J. Schwarz hier Platz erbitten. Von Garibaldi und ſeinem Marſalazuge und von Mazzini heißt es wörtlich:

Wenn wir dieſe in der Geſchichte epochemachende That des als Räuber und Flibuſtier verſchrienen, jahrelang in bitterer Verbannung lebenden Mannes, der in wenigen Tagen, mit einer Hand voll ungeübter, wenig geſchulter und kriegsunerfahrenen Freiſcharen, faſt im Angeſicht einer mächtigen Flotte und eines ſtarken, wenngleich durch Demoraliſation geſchwächten Landheers landend, Unglaubliches leiſtet, die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, ſich zum Herrn und Dictator beider Sicilien emporſchwingt, und endlich das eroberte Land und ſeine mächtige, vom Volk vergötterte Stellung in der uneigennützigſten Weiſe zu den Füßen ſeines Königs niederlegt, in betrachtende Erwägung ziehen, wiſſen wir nicht, ob wir mehr ſeine fataliſtiſche Kühnheit, ſein fabelhaftes Glück oder die edle Uneigennützigkeit bewundern ſollen, mit der er jede Belohnung zurückweiſt, und nur für ſeine Umgebung Sorge tragend, für ſich ſelbſt die öde Ziegeninſel von Caprera zu ſeinem beſcheidenen, faſt an allem, was das Leben angenehm macht, Mangel leidendem Aufenthalt wählt, und ſo der Welt das ſeltene Beiſpiel eines wahren, über allen Ehrgeiz und jede Selbſtſucht erhabenen, nur der Befreiung ſeines Volks lebenden Patrioten liefert. — Sein an dem eingebildeten Nimbus eines gottberufenen Reformers krankender, blutdürſtiger, jedes noch ſo verwerfliche Mittel zum Zweck benutzender, aber wenig durch perſönliche Thaten ausgezeichneter politiſcher Glaubensgenoſſe Mazzini tritt gegen die heroiſch-patriarchaliſche, beſcheidene und anſpruchsloſe, an die größten Männer Roms und Griechenlands erinnernde Geſtalt des Mannes von Caprera weit in den Hintergrund.

Kann man ſchwerfälliger ſchreiben? Wer ſo ſprechen wollte, müßte Rieſenlungen haben. Auf Türr kommt der Verfaſſer immer nur gelegentlich, nachdem er über alles Mögliche, oft über die größten Trivialitäten ſich in ſeiner breiten, ſelbſtgefälligen Weiſe ergangen hat. An einer Stelle ſagt er von Türr:

Türr, der es von der mehr als beſcheidenen Stellung eines ſimpeln Offizierdieners zuerſt im öſterreichiſchen Heer durch Nachſicht und Vertrauen ſeines Regimentscommandanten zum Offizier gebracht, und dieſe ſeine Erhebung in die höhere Geſellſchaft durch Meineid und Verrath befleckend, ohne Genie oder beſonderes Talent, nur den politiſchen Combinationen der Neuzeit, einiger Bravour, vorzüglich aber dem auf ſeine Umgebung zurückſtrahlenden Verdienſte ſeines Gönners Garibaldi zu danken hatte, daß er das geworden, was weit verdienſtvollere Männer im jahrelangen Bemühen nicht zu erſtreben vermochten, hält ſich nun nicht mehr für zu gering, um ſelbſt einer Prinzeſſin die Hand zu reichen.

Noch zwei Sätze ſei es uns erlaubt einzuflechten, in denen Benedek und die Preußen gebrandmarkt werden:

Alles und gar nichts beſetzen, Cordonſyſtem und ſtrategiſch und materiell gebotene Maßnahmen, raſches, entſchiedenes und zum Theil vernichtendes Handeln, die blitzähnliche Ueberrumpelung und Vernichtung einzelner Armeecorps vor ihrer Concentrirung, und der erſt im letzten Augenblick ſo tragiſch und bedeutungslos entwickelte, oft bewitzelte und in ſo großes und unverdientes Geheimniß gehüllte „Plan“, der, anſtatt den Gegner vor ſeiner Concentrirung zu vernichten, im ganzen Kriege ſich auf nichts, als deſſen im letzten Augenblick, als er ſchon zu weſentliche Vortheile errungen hatte, auf öſterreichiſchem Boden zu vereitelnde Vereinigung erſtreckte, bilden eben einen ſo großen Unterſchied, als die katzenbehändige Beweglichkeit der Preußen, und die troſtloſe, im eigenen Heer und Volk Geiſt und Muth ertödtende Zauderhaftigkeit und feſtgebannte Unbeweglichkeit des Benedek’ſchen Heers.... Die preußiſche Regierung, die kein noch ſo verwerfliches Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, und um des läſtigen Rivalen deutſcher Suprematie los zu werden, ſcheute,....

Es wirkt wohlthuend auf das Gemüth, nach einem ſolchen Buche das Werk „1866“ von Julius Mühlfeld zu ergreifen. Hier iſt der Gedanke klar, die Sprache edel und rein, und die durchgehende Tendenz die eines gebildeten, vorurtheilsfreien und patriotiſchen Mannes, mit dem jeder es ſich zur Ehre ſchätzt, ſich zu beſchäftigen. Hören wir nur zwei Perioden von ihm:

Mit Donnergang durchſchritt der Kriegsgott Deutſchlands Fluren, daß die Erde unter ſeinen Füßen erbebte und alle Creaturen zitterten vor dem glühenden Hauche ſeines Mundes. Die Bewegungen der preußiſchen Angreifer waren wohl berechnet und wurden ebenſo exact als mit blitzgleicher Schnelligkeit ausgeführt. Nur durch faſt unſagliche Mühen und Strapazen konnte alles dieſes erreicht werden.

Nachdem der Verfaſſer das glückliche Familienleben eines leipziger Hauſes geſchildert, das Aufblühen kaufmänniſcher Geſchäfte, Verlobungen, Heirathen, kommt das Jahr 1866 heran, Begeiſterung und Befürchtung mancher Art erweckend. Die jungen Männer nehmen am Kampfe theil, das Glück iſt geſtört: einer kehrt verkrüppelt zurück, einer erliegt der erlittenen Verwundung, dem Fall des Geſchäftshauſes wird nur durch große Opfer von Verwandten und Freunden vorgebeugt. Aber wenn auch gegen Schluß des Jahres „eine Braut in Trauerkleidern an den Altar tritt“, neues kräftiges Leben und neue Hoffnungen erwachen, und der Vater des Bräutigams bringt folgenden Toaſt aus:

Groß und allgemein ſind die Opfer, welche die jüngſte Vergangenheit gefordert hat. Auch uns alle hat ſie hart getroffen. Auch wir müſſen faſt von vorn anfangen mit unſerer Arbeit, denn die Früchte eines arbeitſamen Lebens gingen uns im Sturm der Kriſis verloren. Doch es galt dem Glück, der machtvollen Einigung Deutſchlands, der lange erſtrebten, des großen, erhabenen Ziele! Solche Ziele aber haben ſtets groß[illegible] Opfer gefordert. Diejenigen, welche ſie bringen, ſind [illegible] für die Zukunft. Gebe Gott, daß auch die Opfer unſerer Gegenwart nicht umſonſt gebracht wurden, ſondern daß für die glückliche Zukunft Deutſchlands herrliche Früchte aus ihnen [illegible]ſen mögen!

5. Drei verhängnißvolle Jahre. Zeitroman von Louiſe [illegible]. Zwei Bände. Altona, Verlagsbureau. 1867. 8. 2 Thlr.

Dieſes Werk ſpielt in der Zeit von 1848, iſt überall durchweht von den Ideen jener Periode, die immer einen glücklichen Ausdruck finden, und ſcheint kurz nach jener Zeit geſchrieben zu ſein. Aehnlich wie in „1866“ von Mühlfeld ſehen wir hier durch die Wirkungen von 1848 das Glück einer großen und liebenswürdigen Familie gefährdet, geſtört und, nachdem die Opfer gefallen und zum Theil verſchmerzt ſind, wiederhergeſtellt. Die Verfaſſerin, die ſich unter den ſchriftſtellernden Frauen eines geachteten Namens erfreut, ſchließt ihr Buch mit den Worten: „Nur die Mutter ſchüttelte ſchwermüthig das Haupt und preßte die Hand auf das vor Schmerzen brechende Herz. Ein Mutterherz kommt nie zur Ruhe.“

6. Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau von Auguſt Becker. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Mit Unrecht nennt der Verfaſſer ſein Werk einen Roman, denn der erzählte Romanſtoff iſt dürftig über alle Gebühr und, wie auch in dem Vorwort zugegeben wird, Nebenſache. Einem jungen münchener Lieutenant wird von vorn bis zum Schluß ausſchließlich das Wort gegeben und er misbraucht dieſe Freiheit oft genug, indem er Trivialitäten, wie jeder ſie täglich erlebt, in allzu

Digitized by Google

eführlicher, wenngleich nicht ungefälliger Manier erzählt. ıch Landau verſetzt, entflieht er dem langweiligen Fe- ngsleben oft durch Streifereien in das Wasgau, wo als Freund nicht blos landſchaftlicher Schönheiten, dern auch ländlicher Schönen in eine der letztern ſich liebt. Trotzdem verlobt er ſich mit einer reichen, jun- , ſchönen Couſine und hat ſo gewiſſermaßen zwei ƚute. Sein Herz gibt aber der ländlichen den Vorzug, Kopf alſo der ſtädtiſchen den Abſchied. Er leiht den Schweißfuchs eines landauer Kameraden, jagt der geliebten, jetzt einzigen Braut, belauert ſie im rten, hält ihren Stiefbruder für einen begünſtigten haber, ſeine Hedwig alſo für ungetreu, reitet ſehr verdrießlich zurück und verwundet auch den vermeintlichen Liebhaber im Duell. Endlich löſt ſich das Misverſtändniß und die Braut wird ſein, was ihn um ſo glücklicher macht, als ſie — die Caution ſtellen, alſo bald ſeine Ehefrau werden kann, ohne daß er zum — Poſtſach überzutreten genöthigt iſt.

Manche landſchaftliche Schilderungen ſind nicht ohne Geſchick und Freude an Naturreizen geſchrieben, ſtehen aber z. B. denen von Adalbert Stifter weit nach. Die eingeflochtenen „hiſtoriſchen Reminiſcenzen“ fordern, um zu intereſſiren, mehr Kenntniß der pfälziſchen Localgeſchichte, als bei der überwiegenden Mehrzahl der Leſer vorausgeſetzt werden darf.

Feuilleton.

Freiherr von Sternberg.

Wieder iſt ein Schriftſteller geſtorben, der lange Zeit mit ı Werken Publikum und Tageskritik auf das eifrigſte be- igte; doch ſo wechſelnd und launenhaft iſt die Mode auf Gebiet der Unterhaltungsliteratur, daß ein Schriftſteller, ıin Jahrzehnt hindurch feiert, bereits zu den Todten ge- et wird, daß die ältern Leſer ſich mühſam beſinnen auf was er geſchaffen, und die jüngern ihn kaum dem Namen kennen.

Und doch ſteht Sternberg, was die urſprüngliche Gabe rzählung, die Eleganz der Darſtellung und einen allerdings s Rococogenre abſchweifenden Humor betrifft, hinter kei- der Erzähler zurück, welche jetzt den literariſchen Markt ſchen.

lleꝛander Freiherr von Ungern-Sternberg iſt ein des deutſchen Bruderſtammes an der Oſtſee und war 2. April 1806 auf einem Gute ſeines Vaters bei Reval tland geboren. Er erhielt ſeine erſte Bildung auf dem aſium und der Univerſität zu Dorpat, wo er die Rechts- ſchaft ſtudiren ſollte, ein Studium, das er indeß bald ı. Mit einer Unterſtützung der Kaiſerin unternahm er eiſe nach Deutſchland 1830 und verweilte mehrere Jahre in Dresden, Stuttgart, namentlich in Manheim und ır. Nach einem Beſuch in der Heimat ließ er ſich 1842 lin nieder. Hier ſahen wir ihn oft in den Salons von ıgen, eine elegante chevalereske Erſcheinung, mit ſeinen, hen Zügen, eine hohe, ſchlanke Geſtalt. Mit beſonderm ntalent begabt, liebte er es, in der Geſellſchaft raſch Porträts auf das Papier zu werfen, die meiſt von ıter Aehnlichkeit waren. Varnhagen ſecundirte mit der ttenſchere, mit der er blitzesſchnell charakteriſtiſche Profile ſneiden verſtand.

e berliner Epoche war Sternberg's Glanzepoche. Er ereits am Anfang der dreißiger Jahre mehrfache No- mmlungen herausgegeben, die ein gewandtes und ge- Talent bekundeten und in dem Roman: „Die Zerriſſe- 832) einen Accord auf der jungdeutſchen Leier gegriffen. atte er geiſtreiche Literaturbilder aus dem vorigen Jahr- verfaßt, wie „Leſſing“ (1834) und „Molière“ (1836), ein in welchem er ſeine Neigung zu der geiſtigen Aufklä- ner Epoche bekundete und zu welchem er in einem pätern Werke „Macargan“ (1853) noch einmal zu- e, nicht ohne bereits durch die Beimiſchung greller Zu- ıen Verfall ſeiner erzählenden Kunſt an den Tag zu

ıeutender war der „Miſſionair“ (1842), ein großes ld der geiſtigen Beſtrebungen des 18. Jahrhunderts in heimbündleriſchen Tendenzen, wie in den offenen Pro- ıen ſeiner Dichter und Denker und den Revolutionen pa und Amerika; am bedeutendſten „Diana“ (1842) und „Paul“ (1845), das erſte Werk ein Triumph ſeines darſtellenden Talents, von ungemeiner Leichtigkeit und Grazie, großer Spannung, trefflicher Charakteriſtik, namentlich der Frauen, und mit fein hereinſpielender Tieck'ſcher Ironie; das zweite, hervorgegangen aus den Tendenzen der preußiſchen Bewegungsepoche, der gegenüber Sternberg eine feſte Stellung nehmen mußte, ein Adelsroman, aber keine blinde Verherrlichung feudalen Weſens, ſondern hinausgehend auf eine Pädagogik, welche den Adel geiſtig ſtärkt und kräftigt, indem der Held alle Kreiſe des bürgerlichen Lebens und ſeine Arbeit ſelbſtthätig kennen lernt. Der Adel erhält ſo gleichſam ſeine erſten Weihen durch das Bürgerthum, um ſich dann deſto glorreicher über daſſelbe zu erheben. Im Geiſte der damaligen Zeit, die Cabet's „Ikarien“ und ähnliche Werke erſtehen ſah, war der dritte Band die Darſtellung einer breitangelegten Organiſation der Geſellſchaft nach den neuen ariſtokratiſchen Principien. Zahlreiche Unterhaltungsſchriften von gefälliger Einkleidung, doch ohne tiefere Bedeutung: „Georgette“ (1840), „Jena und Leipzig“ (1844), „Die gelbe Gräfin“ (1848) fallen ebenfalls in das Jahrzehnt von 1830—40. Mit dem Jahre 1848 und dem herben Zuſammenſtoß der politiſchen Parteien beginnt Sternberg's Geſtirn ſich zu neigen, indem ſein Talent nach zwei Seiten hin die abſteigende Linie verfolgt, nach der Seite ſchroffer politiſcher Parteitendenz und derjenigen maßloſer Rococofrivolität. Mit der Kreuzzeitung als Feuilletoniſt eng verbunden, ſchrieb er die „Neupreußiſchen Zeitbilder“, „Die Royaliſten“ (1848) und „Die beiden Schützen“ (1849), in Novellen umgeſetzte Leitartikel, in denen ihn ſelbſt die Leichtigkeit ſeines Talents verließ und deren einſeitige Verblendung und Verbiſſenheit ſo groß war, daß Sternberg ſelbſt ſpäter dieſelben für eine Verirrung erklärte. Die andere Richtung wird durch ſeinen „Tutu“ (1847—48) und ſeine „Braunen Märchen“ (1850) bezeichnet, denen alle Naivetät fehlt, während die Frivolität dieſer barocken Zwerggeburten der Phantaſie an abgeblaßte franzöſiſche Muſter aus der Rocoeozeit erinnert.

Von dieſen Abirrungen vermochte Sternberg nie wieder in die rechte Bahn einzulenken, mindeſtens nicht ſo, daß er ſeine alte Bedeutung wiedergewonnen. Ein Zug von Mattigkeit geht durch ſeine „Ritter von Marienburg“ (1853), und ſtatt des Geiſtes, der ſich nicht mehr in alter Weiſe citiren laſſen wollte, citirte er die Geiſter in dem „Stillen Haus“ (1854).

Der Autor war inzwiſchen von Berlin nach Dresden übergeſiedelt, wo ihm der Cultus der zahlreichen, von Scheve phrenologiſch unterſuchten Schriftſtellerinnen entgegenkam und die Erinnerungen an Tieck gewiſſe ſchöngeiſtige Traditionen aufrecht hielten, in denen er ſich behaglich fühlte. Hier ſahen wir ihn im Jahre 1858 wieder; doch er war nur noch der Schatten ſeiner frühern Eleganz, und ſelbſt die durchleuchtende Feinheit des Geiſtes ſchien einer gewiſſen Stumpfheit gewichen

Digitized by Google

zu ſein. Seine Production war verſiecht. Und nicht lange darauf meldeten die Zeitungen von einer ſchweren Erkrankung, welche ſeine geiſtigen Fähigkeiten gänzlich lähmte.

Seitdem war er verſchollen für die Literatur und die Tagespreſſe und wurde erſt wieder in die Erinnerung der vielbeſchäftigten Zeitgenoſſen zurückgerufen, als neuerdings die Nachricht ſeines Todes einlief, der den Dichter am 24. Auguſt auf dem Gute Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz erlöſte. Und was liegt zwiſchen jetzt und der Zeit ſeiner Erkrankung? Gewiß eine Dichtertragödie, ähnlich wie die von Heinrich Heine und Julius Moſen, doch durch die Weltverlaſſenheit eines mecklenburgiſchen Ritterguts vor der Neugierde und Theilnahme der Zeitgenoſſen geſchützt. Werden wir noch etwas Näheres über ſein Leiden erfahren? Wir wiſſen es nicht; man kümmert ſich in Mecklenburg nicht viel um die deutſche Literatur und betrachtet das Los eines Schriftſtellers als eine Privatangelegenheit. Und doch — wie ſchmerzlich und wehmüthig muß die Verſchollenheit eines einſt ſo namhaften Schriftſtellers die Mitſtrebenden mahnen! Wer nicht immerfort auf dem Kampfplatze der Literatur erſcheint, der wird ausrangirt; nur die wenigſten Dichter können ſich vergangener Leiſtungen in Ruhe erfreuen, mit dem Bewußtſein, daß auch die Nation derſelben gedenkt. Sternberg war einer der erſten Salonſchriftſteller; „er hat“, wie wir in unſerer «Nationalliteratur» ſagten, „den Salon nicht in erhabener Indifferenz aus dem ganzen Leben der Zeit herausgehoben, ſondern ihn mit allen Fragen, Intereſſen, mit allem, was die Welt bewegt, in lebendiger Beziehung erhalten. Er beleuchtet nicht blos ſeine eigenthümliche Bewegung, ſeine Phyſiognomie, mag ſie rococo oder modern ſein, ſeine frivolen Gruppen, ſeine pſychologiſchen Feinheiten; er greift zum Schwerte der Tendenz gegen die Revolution; er brütet über reformatoriſchen Gedanken, welche die ariſtokratiſchen Helden des Salons in maßgebende Männer der Zeit umwandeln ſollen.“

Mag die Nation auch ſeiner vergeſſen — die deutſche Ariſtokratie ſollte einem ihrer begabteſten Vorkämpfer eine dauernde Erinnerungsſtätte weihen.

Ein politiſches Gedicht von Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, welcher bezeichnende Momente der Neuzeit, wie die Eröffnung des Norddeutſchen Reichstags, durch poetiſche Denkſteine zu verewigen ſucht, hat auch die Anweſenheit des Königs von Preußen in Lübeck durch ein Gedicht verherrlicht, welches von einem friſchen Lorber- und Eichenkranz umwunden dem Monarchen am 13. September früh beim Kaffee überreicht wurde. Geibel, obgleich ein langjähriger Neubaier, Schützling und Penſionär der bairiſchen Könige und poetiſcher Großmeiſter des Maximiliansordens, iſt begeiſtert für die neue Wendung der Dinge und gibt dieſer Begeiſterung Ausdruck in dem Gedicht, deſſen nachfolgende Schlußſtrophen namentlich ſchwunghaft austönen:

Im engen Bett ſchlich unſer Leben
Vereinzelt, wie der Bach im Sand;
Da haſt du, was gebrach, gegeben,
Den Glauben an ein Vaterland.
Das ſchöne Recht, uns ſelbſt zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verſchlang,
Haſt du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft — o habe Dank!

Nun weht von Thürmen, flaggt von Maſten
Das deutſche Zeichen allgeehrt,
Von ihm geſchirmt nun bringt die Laſten
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.
Nun mag am harmlos rüſt'gen Werke
Der Kunſtfleiß ſchaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgſchaft iſt die Stärke,
An die kein Feind zu rühren wagt.

Drum Heil mit dir und deinem Throne!
Und flicht als grünes Eichenblatt
In deine Gold- und Lorberkrone
Den Segensgruß der alten Stadt!

Und ſei's als letzter Wunſch geſprochen,
Daß noch dereinſt dein Aug' es ſieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Pfeiffer's „Germania“.

Mit dieſem Jahre begann die von **Franz Pfeiffer** im Jahre 1856 begründete „Germania: Vierteljahrsſchrift für deutſche Alterthumskunde“ den erſten Jahrgang einer neuen Reihe oder in fortlaufender Folge gezählt den dreizehnten Band. Das erſte Heft wurde noch von Pfeiffer herausgegeben. In einer Subſcriptionseinladung konnte die Redaction mit vollem Rechte und nicht ohne Befriedigung auf die ſtattliche Reihe der zwölf erſten Bände mit ihrem reichen und gediegenen Inhalt hinweiſen. „Wir haben“, heißt es da, „die Grammatik der verſchiedenen deutſchen Sprachſtämme, die Literatur, die Alterthümer berückſichtigt, wir haben Denkmäler der ältern Sprache und Literatur herausgegeben, haben den nachbarlichen Gebieten der romaniſchen Philologie, wo ſie ſich mit unſerer Wiſſenſchaft berührten, Beachtung geſchenkt, haben durch Anzeigen, bibliographiſche Ueberſichten unſere Leſer auf der Höhe der laufenden Literatur zu erhalten geſucht, keines der mannichfachen Felder unſerer deutſchen Alterthumswiſſenſchaft iſt ganz brach liegen geblieben, ſo manche bedeutſame Frage wieder aufgenommen oder angeregt, manche auch glücklich gelöſt worden. Und ſelbſt über unſer Programm hinaus haben wir zuletzt unſere Mittheilungen auf Perſonalnotizen, Briefwechſel u. dgl. ausgedehnt.“ Wer die „Germania“ genau verfolgte, wird mit der Redaction gern darin übereinſtimmen, daß ſich die Zeitſchrift ebenſo frei von beengender Schuldoctrin wie von dem Eindringen des Dilettantismus frei gehalten hat. Altbewährte Kräfte, denn die nun hingeſchiedenen Meiſter Jakob Grimm und Ludwig Uhland, ſowie eine anſehnliche Zahl Jüngere wurden ſtändige Mitarbeiter der „Germania“, und mancher dieſer Jüngern iſt hier zuerſt in die Reihen der Mitforſchenden eingetreten. Pfeiffer bekennt, durch den Erfolg gehoben beginne er mit friſchem Muthe und froher Zuverſicht dieſe neue Folge. Aber leider ſollte er die Vollendung und Ausgabe des zweiten Heftes nicht mehr erleben. Daß mit dem Scheiden des Gründers nicht auch ſein Werk verloren gehe, dafür werden — deß ſind wir ſicher — die Freunde Pfeiffer's und der „Germania“ ſchon Sorge tragen. Zunächſt iſt der laufende Band geſichert. Das Manuſcript wurde vollſtändig und wohlgeordnet im Nachlaſſe des Entſchlafenen vorgefunden. J. M. Wagner wird die Vollendung dieſes dreizehnten Bandes beſorgen, der ſchon bei der Redaction der letzten Hefte Pfeiffer hülfreich zur Seite ſtand. Karl Bartſch richtet am Schluſſe einer kurzen Skizze über Pfeiffer in jenem zweiten Hefte des letzten Bandes an alle Freunde die Bitte, ihre Unterſtützung der, wie er zuverſichtlich hofft, noch jahrelang forterſcheinenden „Germania“ zuzuwenden. „Ein friſcher Hauch weht ſeit Jahren durch die germaniſche Philologie, theilnahmsvoll ruht das Auge unſers Volks auf ihr, die Zahl der Mitſtrebenden hat ſich beträchtlich gemehrt, und ſo dürfen ihre wiſſenſchaftlichen Organe nebeneinander wirken, Brüder von verſchiedenem Ausdruck des Geſichts, die aber hoffentlich die gemeinſame Mutter nicht verleugnen.“

Zur Literatur des „Simpliciſſimus“.

Das von **J. Stargardt** in Berlin herausgegebene Verzeichniß der Klöden'ſchen Bibliothek enthält auch eine Anzahl der ſeltenſten Drucke des „Simpliciſſimus“ und ſeiner Nachbildungen, darunter unter Nr. 2259 das berühmte Exemplar vom Jahre 1669, wonach der ſtuttgarter Literariſche Verein ſeine Ausgabe veranſtaltete. Das Exemplar iſt von Holland in ſeinem Berichte über die verſchiedenen Ausgaben genau beſchrieben. Von dem ebenfalls ſehr ſeltenen Drucke des Jahres 1670 finden ſich zwei verſchiedene Exemplare unter Nr. 689 und 692 aufgeführt, ferner werden durch verſchiedene Anmerkungen die von Kurz, Hertz, Goedeke gegebenen Mittheilungen über dieſen noch unklaren Theil der Literatur theils ergänzt, theils verbeſſert.

Digitized by Google

Bibliographie.

Militärisch-politische Aufsätze in Bezug auf einige Tagesfragen. Wien, leben. Gr. 8. 8 Ngr.

Balde's, J., geſchichtliche Oden des erſten Bandes ſeiner geſamten Werke, metriſch übertragen von F. X. Binhack. Neuburg, Grieſſer. Gr. 8. 15 Ngr.

Banck, O., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der enwelt. 2te vermehrte Aufl. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. Ngr.

Bastian, A., Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Die Seele ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin, Dümmler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Becker, B., Enthüllungen über das tragiſche Lebensende Laſſalle's. Auf nd authentiſcher Belege dargeſtellt. Schleiz, Hübſcher. Gr. 8. 20 Ngr.

Bérard, S., Alice Favre, oder viel Schatten und noch mehr Licht. Dorfgeſchichte. Aus dem Franzöſiſchen. Hamburg, Maule Söhne. 4 Ngr.

Berthold, G., Die Höllenbrüder. Romantiſche Erzählung aus dem en Jahrhundert. 1ſte und 2te Lief. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. Ngr.

Biſchof, H., Grundriß des poſitiven öffentlichen internationalen See-. Graz, Bock. Gr. 8. 1 Thlr.

Blätter für Menſchenwohl. 1.: Ueber die Grundquellen des menſch- Elends. Erlangen, Beſold. 16. 7½ Ngr.

Böchlinger vom Bannholz, C. F., Chevalier Jean de Baillou, Director des k. k. Hof-Naturalien-Cabinets zu Wien und Oberstnant in der Artillerie. Ein Beitrag zur Geschichte der Gelehrten, unst und der Erfindungen. Wien, Schlieper. Gr. 8. 10 Ngr.

Bluntſchli, Die nationale Bedeutung des Proteſtanten-Vereins für chland. Berlin, F. Lobeck. Gr. 8. 3 Ngr.

Bodenhauſen, G. v., Gedichte. 1ſter Thl. Wittenberg, Zimmer-. 8. 1 Thlr.

Borrasch, V., Der Mönch Gottschalk von Orbais. Sein Leben und Lehre. Eine historisch-dogmatische Abhandlung. Thorn. Gr. 8. r.

Braun, E., Jeſus von Nazareth. Nach Richard's von der Alm theoen Briefen an die Gebildeten der deutſchen Nation. Leipzig, O. d. 8. 15 Ngr.

Briefe eines Mannes nach dem Herzen Gottes. Mitgetheilt von A. engräber. Bernburg. 8. 10 Ngr.

es Briganten Liebe. Indiscretionen einer Beichte. Berlin, Interate Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

ünger, R., Staat und Volksbildung in ihrer Wechſelwirkung. Al- Mentzel. 1869. 8. 12 Ngr.

ütau, F. A., Schiller's Gräfin Terzky, ein merkwürdiges Doppel- Ein hiſtoriſch-kritiſcher Beitrag zu Schiller's Wallenſtein. Ham- W. Oncken. 1867. 16. 6 Ngr.

ludius, C. F., Goethe's Fauſt als Apologie des Chriſtenthums. Prochnow. 16. 4 Ngr.

nyen, H., Der Einfluß des Waldes. Vortrag. Leipzig, Wilffe- Gr. 8. 7½ Ngr.

— Ueber die Geſchichte des Goldes und über Goldwährung. Vor- Leipzig, Priber. Gr. 8. 6 Ngr.

osby, F., Das Leben Abraham Lincolns des 16ten Präſidenten reinigten Staaten. Nach dem Engliſchen bearbeitet von C. T. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

ttmann, F., Walter Ralegh. Eine hiſtoriſche Skizze. Vortrag. lphia. Gr. 8. 10 Ngr.

ixon, W. H., Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfaſſer autoriniſche Ausgabe. Aus dem Engliſchen von R. Oberländer. Koſtenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

ehn, R., Die politiſchen Parteien in den vereinigten Staaten von mit Rückſicht auf die gegenwärtige politiſche Parteiſtellung in tand. Eine politiſch-hiſtoriſche Studie. Leipzig, O. Wigand. 8.

keu, L., Philosophisches aus dem zehnten Jahrhundert. Ein Bei- Literaturgeschichte der Mohamedaner und Juden. Nakel, Koll- Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

etting, F. W., Sieben Bücher franzöſiſcher Geſchichte. 1ſter Bd.: te der religiös-politiſchen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz I. Großjährigkeit Karl IX. (1515—1564.) 2te veränderte, verbeſſerte mehrte Aufl. Leipzig, Wöller. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

iner, D., Stille Waſſer. Briefe. Mit einer Vorrede von W. Berlin. 8. 9 Ngr.

ßner, O., Bar-Cochba, der Meſſias. Trauerſpiel. Breslau, Hel- 16. 18 Ngr.

Evangelium der Zukunft. Skizze zu einer Lebensgeſchichte Jeſu e der Wiſſenſchaft. Von einem alten Theologen. Elbing, Neuartmann. Gr. 16. 10 Ngr.

, E. J. H., Das Geheimniß der Bosheit im römiſchen Pabſtthum, en Lehren und Werken dargethan. Nach den zuverläſſigſten Quel- Louis-Mo. 1866. 8. 25 Ngr.

cher, K., Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. Heidelberg, Baſſermann. 8. 21 Ngr.

mmberg, Ein Leben in Liedern. Gedichte. Erlangen, Deichert. Ngr.

nck, H., Paulus vom Rode. Ein Beitrag zur pommerſchen Rens-Geſchichte. Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

ybe, A., Von unsers Herren Christi Wiederkunft. Versuch ologischen Auslegung der eschatologischen Reden im Evangethaei, begleitet mit einer Beigabe „das Hochgericht“ aus Cyuest. Parchim, Wehdemann. Gr. 8. 20 Ngr.

ber, G., Gabelsberger's Leben und Streben. Aus dessen hinter- Papieren. Festschrift. München, Fleischmann. Gr. 8. 1 Thlr.

hard, F., Der Nachdruck deutſcher Schriften in den vereinigten und ſeine Gegner. New-York. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

land, G., Ueber das Aussterben der Naturvölker. Leipzig, F. Gr. 8. 1 Thlr.

Giebel, C. G., Der Menſch. Sein Körperbau, ſeine Lebensthätigkeit und Entwickelung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Gierke, O., Das deutſche Genoſſenſchaftsrecht. 1ſter Bd.: Rechtsgeſchichte der deutſchen Genoſſenſchaft. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Thlr.

Gieſe, Marie, Es iſt beſtimmt in Gottes Rath. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Grieſinger, T., Die heilige Maria von Mörl oder das glaubenstreue Tyrol. Ein Beitrag zur Kenntniß des jeſuitiſch-pfäffiſchen Theaterapparats. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. Gr. 16. 17 Ngr.

Grothe, W., Frauenhaß und Frauenliebe. Hiſtoriſcher Roman. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guſeck, B. v., Katharina von Schwarzburg. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr.

Hartung, G., Ueber R. Burns poetiſche Epiſteln und über den nordamerikaniſchen Dichter Will. Cullen Bryant. Kritik und Beiſpiele im Original-Text nebſt metriſcher Ueberſetzung. Wittſtock, Rother. Gr. 4. 8 Ngr.

Häuſſer's, L., Geſchichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648. Herausgegeben von W. Oncken. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Heinrichs, Emilie, Der Erbe von Grundhoff. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Herzog von Koburg und die Schlacht von Langenſalza in der Schwurgerichtsverhandlung vom 23. Juni 1868 gegen den Redacteur des Volksboten Ernſt Zander. Nach ſtenographiſchen Berichten. München. Gr. 8. 8 Ngr.

Hinterſeher, J., Maſſe und Geiſt oder die Schule für den Menſchen in der Erkenntniß des Guten und des Böſen. München, Merhoff. Gr. 8. 9 Ngr.

Hirſch, F., Der Freunde Lebewohl. Allegoriſches Feſtſpiel. Leipzig, Grohmann. 16. 5 Ngr.

Jahn, O., Eduard Gerhard. Ein Lebensabriss. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Jeß, T., Zur kirchlichen Verfaſſungsfrage. Reiſeſtudien. Itzehoe, Nuſſer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kahnis, K. F. A., Die heilige Eliſabeth. Vortrag. Gotha, F. A. Perthes. 8. 8 Ngr.

Kanitz, C. Graf v., Ein Mahnwort zu Gunſten der Nachwelt an die hiſtoriſche Literatur der Gegenwart. Nebſt einem Auszuge aus dem „Zeugenverhör“ von Dieſtel. Baſel, Riehm. Gr. 8. 9 Ngr.

Kardorff-Wabnitz, W. v., Präfectur oder Selbſtverwaltung. Ein Beitrag zu den ſchwebenden Fragen innerer Politik. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Kemmler, G., Die Berechtigung der Todesſtrafe. Mit beſonderer Berückſichtigung der Schrift des Prälaten von Mehring: „Die Frage von der Todesſtrafe.“ Tübingen, Oſiander. 8. 10 Ngr.

Kinkel, G., Polens Auferſtehung, die Stärke Deutſchlands. Wien, Tendler u. Comp. 8. 10 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's VI., 1.: Geschichte des italienischen Drama's. 3ter Bd. 1ste Abth. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Klette, A., Verzeichniss der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung. Nebst Mittheilungen ausgewählter Proben des Briefwechsels mit den Gebrüdern v. Humboldt, F. Schleiermacher, B. G. Niebuhr und J. Grimm. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 4. 18 Ngr.

Knapp, G. F., Leipzig's Bevölkerung. 1ſtes Heft der Mittheilungen des ſtatiſtiſchen Bureaus der Stadt Leipzig. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 4. 10 Ngr.

Leonhardi, H. K. Freih. v., Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie als Entwurf zur Besprechung auf dem für den 26. September 1868 und die folgenden Tage nach Prag berufenen Philosophencongress. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 Ngr.

Lewald, Fanny, Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeiſters. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Liebatt, Der Welt Verderb durch Todtenverbrennung. München, Fritſch. 8. 12 Ngr.

Ludwig, F., Dramaturgisches. Sammlung kleinerer Aufsätze. Leipzig, Rhode. 16. 6 Ngr.

Mürdter, J. F., Engliſche Reformatoren und Märtyrer in Biographieen. 1ſtes Bdchn.: Sir John Oldcaſtle. — Dr. Thomas Bilney. — Dr. Rob. Barnes ꝛc. Heidelberg, C. Winter. 8. 8 Ngr.

Novellen. Aus dem Franzöſiſchen von ***. (Herzog Max.) München, Franz. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Richter, A. L., Die Beihilfe der Völker zur Pflege der im Kriegen Verwundeten und Erkrankten und ihre Organisation. Stuttgart, G. Weise. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheppach, J. A., Romfahrt im Sommer 1867. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 6 Ngr.

Schilling, A., Die chroniſchen Krankheiten des Clerus. München, Neuburger jun. 16. 25 Ngr.

Die erſte Seſſion des deutſchen Zollparlaments. (27. April—23. Mai 1868.) Drei Wochen in Berlin. Aus dem Tagebuche eines ſüddeutſchen Abgeordneten. München, Fritſch. Gr. 8. 26 Ngr.

Sievers, G. R., Das Leben des Libanius. Aus dem Nachlasse des Vaters herausgegeben von G. Sievers. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Strauß, V. v., Die Bauern. Des Lebens Nachtſeite. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Ungewitter, O., Die Tanzmuſik in ihrem Einfluſſe auf die moderne Muſik und in ihrer culturhiſtoriſchen Entwickelung. Eine muſikgeſchichtliche Skizze. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 25 Ngr.

Walden, Adele, Gedichte. Sondershauſen, Eupel. 16. 22½ Ngr.

Wehl, F., Dramen. IV. Luſtſpiele. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Winter, F., Die Ciſtercienſer des nordöſtlichen Deutſchlands bis zum Auftreten der Bettelorden. Ein Beitrag zur Kirchen- und Culturgeſchichte des deutſchen Mittelalters. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wislicenus, P., Die Geschichte der Elbgermanen vor der Voelkerwanderung in ihren Hauptzuegen. Halle, Heynemann. 20 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Aus dem Nachlaſſe Varnhagen's von Enſe.

Blätter aus der preußiſchen Geſchichte

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter und zweiter Band. 8. Geh. 6 Thlr.

Wie Varnhagen's berühmte „Tagebücher", liefern nicht minder die hier zur Oeffentlichkeit gelangenden Aufzeichnungen deſſelben die wichtigſten Beiträge zur Geſchichte des preußiſchen Staats auf allen Gebieten der Politik und Diplomatie, der Wiſſenſchaft und Literatur, des Hof- und geſellſchaftlichen Lebens während der langen Reactionszeit, welche dem Aufſchwunge des Volks im Befreiungskriege unmittelbar gefolgt war. Varnhagen nennt die Dinge, ohne officiöſe Vertuſchung, immer beim rechten Namen, und in derſelben Weiſe beſpricht er auch die gleichzeitigen Ereigniſſe des Auslandes ſowie die dabei betheiligten Perſonen. Das meiſte des Mitgetheilten iſt bisher nirgends gedruckt, vieles erſcheint in völlig neuem Lichte, und auch bereits Bekanntes gewinnt durch die prägnante, ſchlagende Ausdrucksweiſe des Verfaſſers erhöhtes Intereſſe.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Carus, Carl Gustav. Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit Steintafeln. 8. (20 Ngr.) Ermässigter Preis 6 Ngr.

—— Syſtem der Phyſiologie. Zweite, umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage. 2 Theile. 8. (8 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

—— Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. (12 Thlr.) Ermässigter Preis 4 Thlr.

—— Symbolik der menſchlichen Geſtalt. Ein Handbuch zur Menſchenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzſchnitten. 8. (2⅔ Thlr.). Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Cotta, Bernhard. Deutſchlands Boden, ſein geologiſcher Bau und deſſen Einwirkung auf das Leben der Menſchen. Zweite, vermehrte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzſchnitten und 3 Tafeln. 2 Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Das geiſtige Doppelleben in einer ſeiner reinſten und merkwürdigſten Erſcheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. (1⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Ennemoſer, Joſeph. Geſchichte des thieriſchen Magnetismus. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. 1. Theil: Geſchichte der Magie. 8. (4½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Eyrel, Franz. Phyſiologie der menſchlichen Tonbildung nach den neueſten Forſchungen gemeinfaßlich dargeſtellt. Ein praktiſches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menſchen. Mit 38 Figuren. 8. (2½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Lewes, George Henry. Die Phyſiologie des täglichen Lebens. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. V. Carus. 2 Bände. 8. (3⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Die vorſtehenden werthvollen Werke ſind gegenwärtig zu den ermäßigten Preiſen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

Deutſche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutſche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) erſucht, ihre Beſtellungen auf das nächſte Vierteljahr baldigſt bei den betreffenden Poſtämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Ueberſendung ſtattfindet.

Die Richtung der Deutſchen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieſelbe wie bisher: als ein entſchieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird ſie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Geſetz" zur alleinigen Richtſchnur ihres Auftretens nehmen.

Die Deutſche Allgemeine Zeitung erſcheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird ſie mit den nächſten nach Erſcheinen jeder Nummer abgehenden Poſten verſandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Inſerate finden durch die Deutſche Allgemeine Zeitung die weiteſte und zweckmäßigſte Verbreitung; die Inſertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal geſpaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal geſpaltenen (unter „Eingeſandt") 2½ Ngr.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

Von A. von Sternberg.

Sechs Theile.

8. Geh. (4 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Sternberg's pikante Memoiren haben mit Recht vielfaches Aufſehen erregt. An ſeine Erlebniſſe während der letzten 30 Jahre anknüpfend, bietet der Verfaſſer ergötzliche Bilder aus der Zeit und wohlgetroffene Porträts intereſſanter Perſönlichkeiten.

Die Dresdener Galerie.

Geſchichten und Bilder.

Von A. von Sternberg.

Zwei Bändchen. 8. Geh. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr. 2 Ngr.

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künſtlernovellen, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in Zuſammenhang ſtehen und daher namentlich allen, welche letztere beſuchten, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen ſind.

☞ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 3 Thlr. wieder ein.

Im Verlage der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin erſchien ſoeben und iſt in jeder Buchhandlung vorräthig:

Adalbert von Chamiſſo's

Poetiſche Werke.

2 Bände. 8.

Preis 16 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

rſcheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1868.

Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn.
albjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

alt: Cultur und Kunſt im Mittelalter. Von Rudolf Gottſchall. — Trauerſpiele von Widmann. Von Ingo Ettmüller. —
re Geſchichte Italiens. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Poeſie und Proſa; Tennyſon und ſeine Ueberſetzer; Die Quelle
von Hartmann's „Gregorius"; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Cultur und Kunſt im Mittelalter.

Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die
deale der Menſchheit. Von Moritz Carriere. Dritter
and. Das Mittelalter. Erſte Abtheilung: Das chriſtliche
lterthum und der Islam in Dichtung, Kunſt und
iſſenſchaft. Zweite Abtheilung: Das europäiſche Mittel-
ter in Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft. Ein Beitrag
r Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Leipzig, Brockhaus.
68. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

m Fortgang des intereſſanten Werks, welches wir
veitere Ausführung von Herder's „Ideen zur Ge-
e der Menſchheit", wenn auch mit dem ausgeſproche-
Schwerpunkt nach der Seite der Kunſt hin, mit
en begrüßten und deſſen erſte Bände wir bereits
end analyſirten (vgl. Nr. 34 und 15 d. Bl. f.
), wendet ſich Moritz Carriere jetzt der Darſtellung
Mittelalters zu, jener Geſchichtsepoche der Menſch-
über welche die Anſichten der heutigen Welt am
en auseinandergehen. Denn während die einen
e verherrlichen als eine Zeit, in welcher die reinſten
delſten Eigenſchaften der Menſchen ſich zu ſchöner
entfalteten, in welcher das Seelenleben ſelbſt ſich
Außenwelt verwirklichte und zu deren Ganzheit im
a und Handeln die aus den Fugen gegangene Ge-
rt zurückkehren müſſe, um ſich wieder zu erfriſchen,
es von den andern verdammt als eine Zeit der
und Geiſtesbeſchränktheit, der Erniedrigung und
irdigung der Menſchheit, in welcher nur „rohe
ſinnlos walteten" und das Volk ſyſtematiſch unter-
wurde durch die geiſtlichen und weltlichen Macht-
welche das Licht der Vernunft ausblieſen, wo
) nur zeigte, und ſeine Funken mit dem Fuße
ten.

viſchen beiden Anſchauungen hält die Darſtellung
re's die Mitte; ſie predigt weder die Rückkehr zu
untergegangenen Zeit, noch ſucht ſie im Mittelalter einen bedauerlichen Abfall von den hohen Idealen des Alterthums, ſondern ſie hält den leitenden Faden feſt, der die fortſchreitende Culturentwickelung der Menſchheit durch die ſich ablöſenden Zeiten hindurchführt.

Das Mittelalter bezeichnet die Periode zwiſchen dem Untergang des römiſchen Reichs und der Wiederbelebung der antiken Cultur in der Neuzeit, für die europäiſche Menſchheit ſelbſt ein Alter in der Mitte zwiſchen kindlicher Empfänglichkeit oder ſinnlicher Naturkraft und Schönheit und zwiſchen geiſtiger Reiſe, eine Stuſe der Jugend, in welcher ſich die körperliche Stärke und die ſeelenhafte Innigkeit der Empfindung in abenteuerlichen und ſchwärmeriſchen Ausbrüchen zeigen, und das Gemüth, der Idealismus des Gefühls, die Phantaſie als treibende Mächte des Lebens erſcheinen. Wie noch immer in der Entwickelung des einzelnen, ſo geſellt ſich nun in den Nationen der Waffenluſt und dem friſchen Muth eine träumeriſche Sehnſucht, in welcher die männliche Kraft der weiblichen Milde ſich hingibt. Können auch Geiſt und Gemüth nicht ohneeinander ſein, ſo dürfen wir doch das Gemüthsideal vornehmlich als weiblich, das des Geiſtes als männlich bezeichnen, und ſo treten folgerichtig die Frauen an die erſte Stelle in der ritterlichen Geſellſchaft, die ebenſo ihre Poeſie im Minnedienſt findet, wie die Liebe ſelbſt zur Seele der Dichtung wird und in der Religion der Mariencultus dem Zuge des Herzens die der Zeit gemäße Befriedigung gewährt. Es gilt das nicht blos für uns, es iſt eine Stuſe im Fortſchritt der Weltgeſchichte, eine Entwickelungsepoche der Menſchheit; wie dieſe durch Griechenland und Rom das Naturideal verwirklicht hat, ſo lebt und geſtaltet ſie nun das des Gemüths im Zuſammenwirken des Chriſtenthums mit den celtiſchen, ſlawiſchen, vornehmlich aber germaniſchen Völkern. Zugleich aber iſt das Mittelalter eine Zeit der Vermittelung zwiſchen den Trümmern und Reſten einer fremden Cultur und den neuen naturfriſchen Stämmen, bis dieſe in ihrer Subjectivität erſtarkt und herangereift das Alterthum objectiv betrachten, das eigene Weſen bewahren und jenes doch als formales Vorbild wie als gehaltvolle Geiſtesnahrung ſchätzen und verwerthen lernen. Es iſt eine Vermittelung zwiſchen dem Chriſtenthum und den ſtarken Herzen, denen es in der Kirche mit prieſterlicher Autorität gegenüberſteht, bis ſie es gläubig in ſich aufnehmen und in ihm wiedergeboren werden. Es iſt die Vermittelung

Digitized by Google

zwiſchen der Staatsidee, die über die Individuen herrſcht wie in Hellas und Rom, und zwiſchen der perſönlichen Selbſtändigkeit der einzelnen im Germanenthum, zwiſchen der Einheit und Freiheit.

Aus dieſer Grundanſchauung ergibt ſich ihm die feudale Ordnung in Staat und Kirche, der am Aeußerlichen hängende Glaube, die Scholaſtik, die ſymboliſche und perſonificirende Kunſt, die perſönliche Selbſtändigkeit und die Fülle individuellen Lebens.

Es iſt leicht begreiflich, daß der Geſchichtsphiloſoph, der im Nachweis der allgemeinen Entwickelung ſeine Stärke ſucht, vorzugsweiſe diejenigen Momente betont, die als Hebel des Fortſchritts betrachtet werden können. Hierzu kommt, daß Carriere im weſentlichen eine Geſchichte der Kunſt ſchreibt, die er nur ſtets mit den Zuſtänden und der Entwickelung der Cultur im innigen Zuſammenhang zu halten ſucht. Und die Kunſt, wenn auch nur als die äußerlichſte und innerlichſte, als Baukunſt und Poeſie, hat im Mittelalter eine anziehende Blüte erreicht. Daraus läßt es ſich erklären, daß die Beleuchtung, welche Carriere dieſer Epoche zutheil werden läßt, im ganzen eine mehr günſtige iſt. Hierzu kommt die Betonung der religiöſen Ideale, welche in Wahrheit die einzigen Gedankenmächte des Mittelalters waren. So wird von unſerm Autor nicht blos das Chriſtenthum, ſondern auch der Mohammedanismus mit bengaliſchen Flammen beleuchtet; die geiſtigen Schätze chriſtlicher Myſtik und orientaliſcher Dichterweisheit, die Prachtbauten der Araber, des romaniſchen und gothiſchen Bauſtils, die Herrlichkeiten des deutſchen Volksepos und der Tiefſinn eines Dante, die großen Geſtalten der römiſchen Päpſte und der deutſchen Kaiſer — das ſind alles ebenſo viele Bauſteine für das Pantheon des Mittelalters, das Carriere mit einer hohen und hellen Gedankenkuppel überwölbt.

Doch der Culturhiſtoriker, der nicht vorzugsweiſe Kunſthiſtoriker iſt, würde nicht mit ſolcher Freigebigkeit von oben herab Ströme geiſtigen Lichts über eine Zeit ausgießen, deren Detailzüge ihm doch vielfach Veranlaſſung zur düſterſten Beleuchtung bieten müßten. Keinesfalls iſt der Fortſchritt der Menſchheit ſo anzuſehen, als ob er ſich auf einer geraden Linie, ohne Krümmungen, Schwankungen und Rückbiegungen als auf dem nächſten Wege zum Ziele der Entwickelung hinbewege. Wenn man mit den alten Aegyptern nach Weltjahren zählt, welche das Geſtirn des Sirius über die Menſchheit hinaufführt und die ſich erſt in Jahrtauſenden erfüllen, da mag ſolche Betrachtung angebracht ſein; doch wo Jahrhunderte das Maß ſind, da geht ſolche Linie vielfach im Zickzack vor- und rückwärts. Und es kann nicht geleugnet werden, daß der Fortſchritt der Menſchheit im Mittelalter jener Pilgerſchaft nach dem Heiligen Grabe entſprach, welche zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts machte. Die dunkelſten und dumpfeſten Jahrhunderte, nur vergleichbar dem Druck, der unter orientaliſchen Despoten auf den Geſchlechtern der Menſchen laſtete, gehören dem Mittelalter an; die Schmach geiſtiger Knechtſchaft hat nie ſo gewaltthätig den einzelnen bedrückt, und auch philoſophiſche Schönfärberei ſollte über dieſe Schattenſeiten nicht ſo gleichgültig hinweggehen. Wol ſagt auch Carriere:

Die ſubjective Innerlichkeit, das Gemüth iſt das Lebensprincip des Mittelalters, aber eben indem es ſich mit der ſeitherigen Welt vermittelt, erſcheint es gerade in äußerlichen Formen. Die Religion iſt Satzung und ſteht rohen Völkern mit ſinnlichen Zuchtmitteln gegenüber; die hochmüthige trotzige Naturkraft wird durch ſchwere Erniedrigungen und harte Bußübungen gebrochen, nicht blos ekſtatiſche Eremiten geiſeln ſich ſelbſt, auch Kaiſer und vornehme Frauen bieten den entblößten Nacken der Ruthe des Prieſters dar. Das Heidenthum war aus Land und Volk erwachſen, die Religion vollendete und verklärte das Leben ſelbſt im Naturideal; jetzt aber haben wir einen Bruch des Chriſtenthums mit der Natur, die alten Götter werden zu Dämonen, führen noch ein geſpenſtiges Daſein im Bewußtſein fort, ſofern nicht einzelne Züge hier mit Chriſtus und den Heiligen, dort mit dem Teufel verſchmelzen; es iſt die Zeit der Gärung, des Widerſpruchs, der erſt vermittelt werden ſoll, alte Sitte und ungebändigte rohe Kraft ringt mit den Forderungen einer neuen Sittlichkeit, Ausſchweifung und ſinnliche Wildheit wechſelt mit Zerknirſchung, weltentſagender Schwärmerei und träumeriſch holder Empfindung.

Doch wie dieſe Barbarei Jahrhunderten einen verhängnißvollen Stempel aufgedrückt, das geht aus ſo allgemeiner Schilderung nicht hervor. Die Culturgeſchichte der neuen Zeit hat eine wichtige Hülfswiſſenſchaft, die Statiſtik; eine Statiſtik des Mittelalters gibt es nicht. Wäre ſie vorhanden, wir würden die Millionen Opfer zählen können, welche der Brutalität geiſtlicher und weltlicher Tyrannei gefallen ſind, und einen Begriff bekommen von der Ausdehnung menſchlichen Elends, wie es ſich durch ganze Geſchlechter hinzog. Das Wüthen der Inquiſition gehört zwar zum Theil noch der ſogenannten neuern Zeit, die Hexenproceſſe gehören ihr faſt ganz an: doch beides ſind echte Ausflüſſe mittelalterlichen Geiſtes, und wer kann dafür ſtehen, daß ſpätere Jahrhunderte nicht die in usum delphini und für die Bürger des 19. Jahrhunderts gemachte Eintheilung der Weltgeſchichte umſtoßen und die neue Zeit etwa von der Franzöſiſchen Revolution datiren werden? Schon aus äußerlichen Rückſichten wird man nach einem Jahrtauſend nicht mehr die neue Zeit mit Columbus und Luther beginnen.

Wenn daher Carriere das Mittelalter ein Weltalter des Gemüths nennt, welches das ſittliche Ideal zu verwirklichen hat, ſo durfte doch die andere Seite nicht überſehen werden, welche uns zeigt, wie oft ſich das Zeitalter des Gemüths in ein Zeitalter geiſtiger Roheit verwandelt und das ſittliche Ideal an der Inhumanität und Barbarei ſcheitert. Auch in den hervorragenden Werken und Thaten der Zeit mußte dies nachgewieſen werden; ſelbſt den vorzüglichſten Dichtungen und hervorragendſten Männern ſind jene Züge eigen, welche die volle Harmonie einer reifen Kunſt- und Staatsbildung nicht aufkommen laſſen.

Carriere beginnt ſein Werk mit einer Darſtellung des ſittlichen Ideals in Chriſtus; er ſagt in der Vorrede:

Ich kann mir ſelber vorausſagen, daß in meiner Darſtellung den einen die reale Gegenwart des ſelbſtbewußten Gottes in Jeſu, den andern die Hervorhebung ſeiner vollen und reinen Menſchlichkeit anſtößig ſein wird. Ich ſtrebe nach Wahrheit nach philoſophiſcher und geſchichtlicher, um der Wahrheit willen jede wiſſenſchaftliche Belehrung werde ich ſelbſt dankbar annehmen, das Schimpfen aber der Pfaffen des Dogmas und des Materialismus kann ich nicht hindern.

Wir wollen über den vermittelnden Standpunkt des Philoſophen hier nicht zu Gericht ſitzen; die Darſtellung der erſten Anfänge des Chriſtenthums iſt durchweg anziehend und maßvoll gehalten, mit Benutzung der neueſten wiſſenſchaftlichen Kritik. Doch drängt ſich jener Standpunkt des Autors mehr hervor, als für eine objective Darſtellung

Digitized by Google

nſchenswerth iſt. So ſcheint uns z. B. eine moderne terpretation der Frömmigkeit, durch welche ſich Carriere Tertullian und Auguſtinus zu verſtändigen ſucht, ;erhalb der Aufgabe einer Cultur- und Kunſtgeſchichte liegen, wenn auch ſonſt die Schilderung der Kirchen- r uns lebensvolle, ſcharfgezeichnete Charakterköpfe vor- t. Von Tertullian heißt es:

Der Afrikaner Tertullian (um 200) erſcheint als eine heiß- ig großartige Natur, heftig, bitter, ſelbſt in beſtändigem pf mit den brennenden Begierden, ſodaß er die Gefahr jeder ichen Freude kennt und fürchtet, Schönheit für unnütz, Kunſt Götzendienſt, Philoſophie für Trug und Wahn erklärt, und äußerliche Kämpfe aufſucht, um den innern Sturm und ſpalt zu beſchwichtigen. Sein Denken iſt blitzartig, ſeine iche voll rhetoriſcher Gegenſätze, den chaotiſchen Inhalt ſeiner e bringt er nicht zu klarer Ordnung und Entwickelung, die Wahrheit ſteht neben ſeltſamer Ueberſpannung. Er will Thatſächliche im Chriſtenthum nicht zu Allegorien verflüch- taſſen, darum hält er mit derbem Realismus an der lieferung.

Die Darſtellung der religiöſen chriſtlichen Dichtung, Anfänge der Kirchenmuſik, des Baſilikenbaues und des ntinerthums in Kunſt und Cultur iſt bezeichnend und nant, indem ſie mit geſchicktem Griff das Weſentliche shebt. Treffend iſt die Kritik byzantiniſcher Kirch- it:

Das Gemüth ging leer aus bei dem endloſen theologiſchen ſtreit, deſſen Satzungen die Kirchenlehre immer noch nach- ot, und der Buchſtabendienſt in der befohlenen Annahme nsgeflügelten Dogmen mußte zum Aberglauben führen; ielt ſich an die Reliquien, und zollte den Bildern bald abgöttiſche Verehrung; die Bilder traten an die Stelle die ſie darſtellten, ſollten vom Himmel gefallen und mit rthätiger Macht begabt ſein, Wunderkräfte ſollte ein Tuch en, das ſie oder die angeblichen Knochen von Apoſteln Märtyrern berührt hatte, und Feilſpäne von Petri Ketten em Roſte des Laurentius galten in goldenen Schlüſſelchen as wirkſamſte Amulet. Längſt war die Anbetung des Gottes im Geiſt und in der Wahrheit durch den Marien- und die Heiligenverehrung zerſplittert und in den Hinter- gedrängt.

och bedurfte jene Epoche kirchlicher Entartung wol blos einer flüchtigen Skizzirung, ſondern einer rn und eingehendern Darſtellung, ſchon wegen ihrer underte hindurch reichenden culturgeſchichtlichen Be- g. Hier zeigt ſich der Culturhiſtoriker allzu milden s, indem er die Lichtſeiten breit ausmalt und die enſeiten blos andeutet.

efflicher, weil nicht ſo verquickt mit der verſöhnen- hiloſophie des Autors und den ſubjectiven Aus- en der kirchlichen Dogmen, iſt die Darſtellung des n", in welcher ſich nicht nur die unbefangene To- des Autors, ſondern auch ſein poetiſcher Sinn ine anſprechende Schilderungsweiſe bewähren. Ara- Volksleben und Dichterworte, die geſchichtlichen des Religionsſtifters und ſein Koran, die morgen- je Literatur der Araber nach Mohammed's Tod, irkſamkeit in Spanien und Sicilien, die neuperſiſche ng, welche den Mohammedanismus mit dem alt- en Geiſt und zum Theil auch mit dem indiſchen ismus vermittelt — das alles gibt ein Geſammt- welchem Kunſt und Cultur auf das innigſte ver- ind, und keiner wird dieſe Abſchnitte durchleſen, ine ganze geiſtige Welt lebendig und farbenreich ſeinem Verſtändniß erſchloſſen zu ſehen. Carriere ſagt in der Vorrede:

Mohammed erſcheint nach unbefangener Forſchung als ein Mann der Wahrhaftigkeit und der Kraft, als ein gottbegeiſter- ter Prophet, der ſein Volk durch die Religion vom Aberglau- ben befreit, zur That beruft und für Jahrhunderte zum Cultur- träger der Menſchheit macht. Was die Araber ſelbſt in Dich- tung und Wiſſenſchaft leiſten und was der Islam unter den Perſern in der epiſchen und lyriſchen Poeſie reich und tiefſinnig entfaltet, das wird zu einem unvergänglichen Beſitzthum der Bildung. Der Kampf der chriſtlichen und mohammedaniſchen Welt beginnt und ſchließt mit Karl dem Großen und mit der Eroberung von Granada und Konſtantinopel das Mittelalter; die Blüte der Romantik iſt in den Kreuzzügen im Zuſammen- wirken jener beiden Elemente aufgebrochen.

In dieſen großen geſchichtlichen Rahmen ſind nun die Einzelbilder mit warmen Farben eingefugt. Firduſi, durch den wir mit Schack vertraut geworden ſind, die Neuperſer, der leichtfertige Hafis, der tiefſinnige Dſchelaleddin, den Rückert bei uns eingeführt hat, treten an rechter Stelle und ſich ergänzend zu einem Geſammtbild perſiſchen Dich- tens und Trachtens in die Erzählung. Von der ge- ſchmackvollen Form, welche die ſtofflichen Daten niemals nüchtern aneinanderreiht, ſondern wie farbige Fäden in ein harmoniſches Gewebe verſchlingt, mag die folgende Darſtellung der Märchen aus „Tauſendundeine Nacht" eine Probe geben:

Es war von alters her Nomadenbrauch, des Abends unter dem Sternenhimmel ſich zuſammenzuſetzen und an Liedern und Erzählungen ſich zu erfreuen, wie es noch heute in den Kaffee- häuſern des Orients gewöhnlich iſt, einem Erzähler zu lauſchen. Als die Araber ſich erobend ausbreiteten, hörten ſie auch neue Sagen und ergötzten ſich am Spiel der Phantaſie, indem ſie ſich das Fremdartige mundgerecht machten. Aegypten und Syrien, Juden und Griechen ſteuerten bei, vor allem aber Per- ſien und Indien. Ich habe I, 481 fg. erörtert, wie ſich aus dem Götter- und Heldenmythus die Märchenpoeſie in Indien ent- wickelt hat, wie indiſche Märchen weiter getragen und in die Weltliteratur aufgenommen wurden, wie urſprünglich indiſche Stoffe von Arioſt oder Shakſpeare die vollendende Form em- pfangen haben. So bot denn auch das, was durch Perſien aus Indien gekommen, den Grundſtock für die Ueberarbeitun- gen und Sammlungen der Araber, zumal ſchon die Art und Weiſe der Verflechtung und Ineinanderſchiebung vieler Erzäh- lungen innerhalb einer ſie umſpannenden Geſchichte eine von den Indiern geübte Kunſtform war, die ſich nun die Araber aneigneten. So ward nach eigener Angabe der Araber das Buch der Veziere aus dem Perſiſchen überſetzt; es bildet einen Beſtandtheil von „Tauſendundeine Nacht", und iſt dem Inhalt nach eins mit dem „Syntipas" der Byzantiner, mit dem mittel- alterlich europäiſchen Roman von den ſieben weiſen Meiſtern. Dort durch Veziere, hier durch Philoſophen wird die Hinrich- tung eines fälſchlich angeklagten Königſohns ſtets mittels einer Erzählung um einen Tag aufgeſchoben, von der böſen Stief- mutter aber mittels einer Gegengeſchichte wieder gefordert, bis der Jüngling ſich rechtfertigen kann. Das arabiſche Aegypten ward nun die Stelle, wo die alten und neuen Sagen, Novel- len und Märchen des Orients zuſammenfloſſen, wo ſich all- mählich eine Sichtung wie von ſelbſt oder durch das Volk voll- zog, das die ſchönſten immer wieder hören wollte, minder an- ziehende beiſeiteſchob oder die Erzähler antrieb, ſie umzuſchmel- zen und fremdartige Motive durch heimiſche zu erſetzen. Im Lauf der Jahrhunderte ſchliff ſich die Form im Munde der Erzähler, und die Phantaſie erging ſich gern in den traum- artigen Gebilden, die mit Raum und Zeit ſpielen, Wunder auf Wunder häufen und doch ſtets wieder den tiefen Sinn durchſchimmern laſſen, der urſprünglich eine Mythe veranlaßt hatte, die nun ſtatt der Götter des Volksglaubens Geiſter und Zauberer aufnahm, welche jetzt in der Einbildungskraft die

Digitized by Google

Träger geheimnißvoller und übermenſchlicher Kräfte waren. Zu den phantaſievollen Dichtungen aus Indien geſellen ſich dann perſiſche Liebesgeſchichten, zart und empfindungsreich, oft voll Schwärmerei, neben Lebensbildern voll Kraft und Klarheit und geiſtreichen Anekdoten, die unter den Arabern ſelbſt entſtanden ſind. Schon im 9. Jahrhundert begann der Dichter Dſcheheſtavi nach dem Vorgange des Perſers Naſti eine allgemeine Märchen- und Novellenſammlung, und ſie ſcheint den Grundſtock von „Tauſendundeiner Nacht“ zu bilden, deren Redaction, wie ſie in die europäiſche Literatur übergegangen iſt, aber erſt einige hundert Jahre ſpäter in Kairo vollendet ward. Viele Länder und Geſchlechter haben ihre Beiträge geliefert, ein glückliches und reiches Erzählertalent hat ihnen zuletzt die claſſiſche Form einer klaren und behaglichen Darſtellung gegeben, in der dieſe anmuthigen Geburten ſchöpferiſcher Phantaſie das Ergötzen der ganzen Welt geworden ſind. Mehrere hundert kürzere oder längere Geſchichten, theils ſinnig aneinandergereiht, theils ineinander eingeſchaltet, werden von Scheherzad in „Tauſendundeiner Nacht“ dem Sultan ſo erzählt, daß ſtets der Morgen anbricht, ehe ein Ziel gefunden iſt, ſodaß die Erwartung geſpannt bleibt und zur Fortſetzung eine neue Dämmerſtunde erwartet wird. In bunten Bildern zieht das Leben und Treiben des Orients an uns vorüber, gewöhnlich veranſchaulicht auch hier jede Erzählung einen Gedanken, und die meiſten ſind mit Lehren der Weisheit, viele mit lyriſchen Ergüſſen freudiger oder ſchmerzlicher Empfindung durchwoben. Duldung und Freiheitsliebe, Unwille über beſtechliche Richter und heuchleriſche Geiſtliche, Achtung vor der Tugend und Ehre für die Arbeit, dieſe edle Geſinnung bildet die Seele der meiſten und beſten Geſchichten, die mit Geiſtern, Rieſen und Zwergen, Sängerinnen und Tänzerinnen in Paläſten und Roſengärten, um Springbrunnen und unter Lauben wol einen gaukelnden Reiz traumhafter Wunder entfalten, immer aber wieder auch das Nachdenken anregen und in dem ſcheinbaren Gewirre der Abenteuer auf das geheime Walten der Vorſehung, auf Allah's vergeltende Gerechtigkeit und erbarmende Liebe hinleiten, durch die das vielverſchlungene Räthſel des Lebens ſeine Löſung findet. Roſenkranz hat das univerſelle Product ein weltliches Seitenſtück zum Koran genannt; wir können ebenſo gut ſagen, daß „Tauſendundeine Nacht“ uns veranſchaulicht, wie die Araber die Erbſchaft des orientaliſchen Alterthums erobernd angetreten und mit eigener Schöpferkraft fortgebildet haben.

Die zweite größere Abtheilung des dritten Bandes behandelt das europäiſche Mittelalter und charakteriſirt zuerſt die verſchiedenen Volksſtämme, die ſich in Europa anſiedelten: die Slawen, die Finnen, die Celten und Germanen. Schon das Slawenthum bietet eine Stofffülle, zu deren Beherrſchung die geſchickteſte Auswahl erforderlich iſt. Die Kunſt verſtändiger Beſchränkung, welche das ganze Werk charakteriſirt, zeigt ſich namentlich in ſolchen Abſchnitten, in denen aus einem zu Excurſen verlockenden Reichthum von Detailzügen ein Geſammtbild zu ſchaffen iſt. So ſtellt Carriere mit vielem Geſchick aus der ſlawiſchen Mythologie der verſchiedenen Völker das Verwandte zuſammen, das Gemeinſame, was für den Charakter des Stammes ſelbſt von bezeichnender Wichtigkeit iſt, ehe er ſich den künſtleriſchen Lebensäußerungen der beſondern ſlawiſchen Volksgruppen, den ruſſiſchen Heldenliedern, der epiſchen und lyriſchen Volkspoeſie der Böhmen und dem epiſchen Volksgeſang der Serben zuwendet, die er mit Recht hervorhebt als die wichtigſten für die Weltgeſchichte der Kunſt unter den ſlawiſchen Stämmen. Aus den ſerbiſchen Heldenliedern, die vorzugsweiſe den Königsſohn Marco feiern, gibt er geſchmackvolle Auszüge; er rühmt ihnen den echt epiſchen Ton, die klare Anſchaulichkeit, den ſtetigen und ruhigen Fluß der Erzählung nach, der ſie von der ſprunghaft lyriſchen Weiſe der ſemitiſchen Araber unterſcheidet und ſie der helleniſchen Dichtung noch näher ſtellt als die mehr innerliche germaniſche Darſtellungsart. Ueber die Bedeutung des Slawenthums ſagt Carriere Folgendes:

Der Ausſpruch des Czechen Kollar iſt berühmt geworden: alle Völker Europas hätten ſchon ihr Wort geſprochen, jetzt ſei die Reihe es zu führen an den Slawen. Wir müſſen es der Zukunft überlaſſen, ob die Slawen ihre Herolde und Führer werden, ob ſie das erlöſende, befreiende, weiter geſtaltende Wort für die Menſchheit reden, indem ſie zugleich ihr eigenes Weſen zu klarem Bewußtſein, zu voller Verwirklichung bringen, und erinnern mit dem großen polniſchen Dichter Mickiewicz daran, daß in Religion, Sitte, Thaten und Volksliedern allerdings ſchon eine beachtenswerthe Lebensäußerung des ſlawiſchen Geiſtes vorliegt. Seiner Natur nach iſt derſelbe weniger auf Anſchauung, auf die bildende Kunſt, als auf Innigkeit des Gefühls, auf Muſik und Poeſie geſtellt. Bauten, Statuen, Gemälde der andern Völker, ſagt der Czeche Ludewit Stur, ſind bei den Slawen in Töne, Stimmen und Lieder zerfloſſen. Wie die Lieder ſich durch tiefe ſtille Empfindung auszeichnen, ſo iſt es beſonders die Melodie, welche dieſer den rechten Ausdruck verleiht. Freude an der Muſik und Anlage für dieſelbe iſt ein Grundzug des Slawenthums. Der paſſive weiche Sinn, das umſchleierte Gemüth gibt ſich hier vornehmlich in Molltönen kund, es iſt die Wonne der Wehmuth, was uns in ihren Melodien ſo rührend ergreift.

Der Autor berührt hier flüchtig eine in die Gegenwart eingreifende Frage, die Frage des Panſlawismus. Der ſtets mächtiger heranwachſende ruſſiſche Koloß, deſſen neueſte Eroberungen in Centralaſien, wie ſchon Vámbery mahnt, durchaus nicht mit gleichgültigen Blicken angeſehen werden dürfen, läßt dieſe Frage nicht als müßig erſcheinen; ein Volksſtamm, der den Kern einer politiſchen Weltmacht bildet, kann an und für ſich die geſchichtliche Führung übernehmen. Gleichwol theilen wir nicht die Anſicht jener Publiciſten, welche, wie der gelehrte Kritiker der Synoptiker, das Evangelium des ſiegenden Zarenreichs aller Welt verkünden und Deutſchland erdrücken laſſen von der Wucht des ruſſiſchen Rieſenſtaats. Deutſchland und Frankreich zuſammen, die allerdings auf ein Bündniß angewieſen ſind, ſtatt ſich auf einen durch nichts gerechtfertigten Kriegsfuß zu ſtellen, bilden einen genügenden Wall gegen ruſſiſche Uebergriffe im Weſten. Die aſiatiſche Miſſion Rußlands wird hierdurch nicht berührt. Daß aber das Slawenthum überhaupt mit ſeinem elegiſchen Grundzug, mit ſeiner Abhängigkeit von den modernen Gedankenſchöpfungen des germaniſchen Stammes, mit ſeinem geringen Talent für Organiſation berufen ſei, das Banner der europäiſchen Zukunft zu ergreifen, das möchten wir bezweifeln. Der ſchlagendſte Gegenbeweis iſt der Sieg der Germanen über das Slawenthum auf national-ökonomiſchem Gebiet in den deutſchen Miſchprovinzen, z. B. in Poſen. Die Germaniſirung ſchreitet hier raſtlos vor. Freilich wird ſie von der Regierung in jeder Weiſe begünſtigt, und inſofern ſind die Waffen der kämpfenden Völker nicht gleich. Doch wo dies auch der Fall iſt, muß das Slawenthum vor den Culturthaten des germaniſchen Geiſtes zurückweichen, der ihm an ſtädte- und ſtaatengründender Energie, wie an geiſtiger Vertiefung überlegen iſt. Selbſt eine wilde Völkerüberflutung, welche für einen Augenblick die Dämme weſteuropäiſcher Cultur durchbräche, würde nichts Dauerndes ſchaffen, ſondern nur einen weltgeſchichtlichen Schlamm zurücklaſſen, deſſen

Digitized by Google

uchtbarkeit für die Cultur doch wieder der deutſche enius ausbeuten würde.

Intereſſant und auf gründlichen Quellenſtudien ruhend die Darſtellung, die Carriere von den Finnen und er Poeſie, namentlich von dem Epos „Kalewala" gibt. i aller objectiven Klarheit enthält es doch Hyperbeln, für den naiven Urſprung dieſes dichteriſchen Bildes der übertreibenden Volksphantaſie das beſte Zeugniß egen:

Das rege, ſinnige Naturgefühl, die ſprudelnde Fülle von ythen und Bildern, die Verherrlichung des zaubermächtigen ſtes, der gleich den weiſen Büßern am Ganges hier die ßten Thaten vollbringt, zeigt eine Verwandtſchaft der finni- n und indiſchen Phantaſie; und gewiß iſt hier wie dort der ings einfache Kern von den Ranken der Wunder allmählich wuchert worden. Gewöhnlich ſind die Gegenſtände mit war- Empfindung aufgefaßt, mit treuer Beobachtung geſchildert, ß das Epos zum klaren Spiegel des Landes und der Sitte d; dazwiſchen aber ergeht ſich die Einbildungskraft im Maß- s und Ungeheuern. Die Pohjolawirthin ſchlachtet zur Hoch- der Tochter einen Ochſen von ſolcher Größe, daß das Wie- während einer Woche längs des Weidenbandes an ſeinem e läuft, die Schwalbe den ganzen Tag braucht, um von m Horn zum andern zu fliegen, das Eichhorn einen Monat, von der Schulter zum Schwanz zu hüpfen. Wäinämöinen im Meer nach ſeiner Harfe mit einer Harke, deren Zin- hundert Klafter lang ſind; er ſingt einmal von einer Fichte einer Blumenkrone, und ſie ſprießt ſofort auf bis in die ken, da ſingt er den Mond und den Großen Bären in ihre ige. Dem Kalewi-Poeg erzählt ein Mann, warum er ſo e ſei; er habe in einer Stube mit zwei Rieſen übernachtet, Abendmahlzeit eine ſo luſtige Wirkung gehabt, daß er, al in den Windzug aus ihren Hinterpforten gerathen, enlang wie ein Fongball von einer Wand zur andern ge- dert worden.

Der Darſtellung der Celten, welche mit einer Cha- riſtik der Oſſian'ſchen Dichtungen oder vielmehr ihrer thümlichen Grundlagen ſchließt, und derjenigen der nanen, welche namentlich die nordiſche Mythologie rem Zuſammenhang und ihrer Bedeutung charakteri- folgt eine kurze hiſtoriſche Skizze der Völkerwande- , des Heldengeſangs und der Heldenſage, die aus erauswuchſen. „Karl der Große und die Zeit der linger" möge man mit Guſtav Freytag's vorzüglicher tellung des Heldenkaiſers vergleichen. Zwiſchen die derung des „Deutſchen Kaiſerthums und der römi- Hierarchie" und der „Kreuzzüge und ihrer Folgen Staat und Kirche" iſt eine ſehr eingehende Abhand- über den „Romaniſchen Stil in bauender und bilden- kunſt" eingeſchoben, die wol beſſer, um das cultur- iſche Gemälde im ganzen und großen nicht zu zer- t, der Darſtellung der Kreuzzüge gefolgt wäre.

Sehr anſprechend iſt der Abſchnitt: „Ritterthum und ndienſt", in welchem die provenzaliſche Lyrik der badours und der deutſche Minneſang, namentlich her von der Vogelweide die Anhaltspunkte der Dar- g hergeben. Hier werden auch die Schattenſeiten inniglichen Cultus nicht verſchwiegen:

r war nicht der Ausdruck einer ſehnenden Liebe, die die te für das Leben erwerben will, er ging nicht der Ehe , ſondern neben derſelben her, die Huldigung galt zu- verheiratheten Frauen, die Männer geſtatteten dem an- was ſie für ſich ſelber in Anſpruch nahmen. Der Mönch damus ſtellte ſogar die Behauptung auf, daß zwiſchen ten gar keine Liebe ſtattfinden könne; denn das Weſen der Liebe ſei mit ſeinen Gaben an keinen Zwang gebunden, ſondern freie Huld, die Ehe aber verlange, daß eins ſich in den Willen des andern unbedingt füge, und ſchließe damit die Liebe aus: eine Verwechſelung von Freiheit und Geſetzloſigkeit, die wir nicht zu widerlegen brauchen; die Liebe iſt gerade die Geſetzerfüllung aus freier Luſt, in beglückendem Wohlwollen. Trennte man aber Ehe und Minnedienſt, ſo war dieſer letztere entweder nur ein Spiel der Phantaſie, oder die Gefahr, die in demſelben lag, führte zur Sittenloſigkeit, zu einer Raffinerie der Luſt im Verſagen und Gewähren. Ja wie der Lehnsherr ſich von den Vaſallen zu Bett geleiten ließ, ſo folgte auch der Ritter ſeiner Dame ins Schlafgemach, und entfernte ſich erſt, nachdem ſie ſich niedergelegt, was damals gewöhnlich ohne Gewand geſchah.

Den Gegenſatz zwiſchen den franzöſiſchen Troubadours und deutſchen Minneſängern faßt Carriere in die folgenden Worte zuſammen:

Bei den Troubadours nun iſt die Liebe entweder mehr ſinnliches Feuer oder Verſtandesſache und Spiel, bei den Minneſängern mehr Gemüthsſtimmung und Herzensſache; jene ſind männiſcher, kecker, verwegener, dieſe frauenhafter, inniger, ſchmachtender, und ſtatt friſcher Eroberungsluſt und freudigen Muths waltet dieſe ſelbſtquäleriſche Klage, ein Verzagen und Erbangen, ein ſtilles Sinnen. Die Liebespoeſie iſt dem Provenzalen eine frohe Wiſſenſchaft, ein gai saber, dem Deutſchen weit mehr eine Wonne der Wehmuth, das Träumen und Schmachten der Frühjugend in den Selbſttäuſchungen der Einbildungskraft, ein Sichbeſiegtfühlen und ſchüchternes Hoffen, das ſein Empfinden kaum zu bekennen wagt; ſtatt leidenſchaftlicher Erlebniſſe ſpiegelt die Dichtung ſanft und ſtet die Zuſtände des Gemüths ob. Darum drängen denn auch die Troubadours ihre Perſönlichkeit überall vor, und ihr Schickſal iſt oft poetiſcher als ihre Verſe: ſie nehmen theil an den Kämpfen der Zeit, ſie ergreifen Partei und machen ſich durch ihre Rügen- und Fehdelieder geſucht und gefürchtet.

Carriere nennt Walther von der Vogelweide mit Recht den größten Lyriker der Ritterwelt, würdig neben Petrarca zu ſtehen.

Die folgenden Abſchnitte ſind meiſtens reichhaltige Beiträge zur Charakteriſtik der epiſchen Dichtung und der Volksſage, aus der ſie herausgewachſen iſt. Das franzöſiſche Volksepos, die ſpaniſche Nationalpoeſie, die Arthur- und Gralſage, das deutſche Volksepos werden in lebendigen Bildern an uns vorübergeführt; Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Strasburg ſelbſtändig charakteriſirt, ohne eine durchgeführte Parallele, wie ſie in neuer Zeit mehrfach beliebt worden iſt. Wolfram's „Parzival" wird für das tiefſinnigſte und umfaſſendſte Werk eines mittelalterlichen Dichters nächſt Dante's „Göttlicher Komödie" erklärt, und die Weisheit bewundert, mit welcher er das geiſtige Chriſtenthum und die Seelengeſchichte des Helden hineingeſtellt in das mannichfaltige Weben und Treiben des weltlichen Ritterthums und ſo ſeine Phantaſie zu einem treuen Spiegel des Jahrhunderts gemacht hat, deſſen verklärte Geſtalt ſie wiederſtrahlt. Wolfram liebt ſeltſame Gleichniſſe, die das Entlegene anknüpfen, räthſelhafte Bilder, ja barocke Wendungen, in welchen aber nicht ſowol ſeine Geſchmackloſigkeit anzuklagen, als ein Aufdämmern des Humors zu erkennen iſt. Gottfried's von Strasburg „Triſtan und Iſolde" wird wegen ſeiner pſychologiſchen Motivirung und lebensvollen Seelenmalerei eins der vorzüglichſten Kunſtwerke des Mittelalters genannt, das ſich mit gefälliger Glätte den Sinnen einſchmeichelt, an innerm und äußerm Reize der Darſtellung allen Zeitgenoſſen überlegen iſt; doch fehlt dem

Digitized by Google

Lobe nicht die Beſchränkung, die wir bei Gervinus vermiſſen:

> Lieb' iſt ſo reich an Seligkeit,
> So ſelig macht ihr Glück, ihr Leid,
> Daß ohne ihre Lehre
> Niemand Tugend hat und Ehre.

Dieſer Spruch Gottfried's ſetzt den Enthuſiasmus der Leidenſchaft an die Stelle ſittlicher Grundſätze; die Allgewalt eines Gefühls, das begeiſternd den Menſchen über alles Gemeine zum Höchſten erhebt, läßt ihn aber auch in trunkener Selbſtvergeſſenheit ſich über alles hinwegſetzen, andere Rechte und Geſetze verletzen, und ſo ſehen wir in unſerm Gedicht, wie dos Leben Triſtan's, einſt ſo reich on edelm Ruhm im Heldenkampf fürs Vaterland, nun aufgeht in den kleinen Fährlichkeiten und Liſten, durch die er die verbotene Luſt gewinnt, indem er den Oheim mit verwerflichem Truge hintergeht, und ſich ſpäter in eine Sophiſtik der Sinnlichkeit verſtrickt, ober doch wieder die Gattin, der er ſich vermählt, lieblos täuſcht. Man kann ſagen, daß die Ehe, gegen welche die Liebe kämpft und als das Höhere gefeiert wird, nur eine Scheinehe, nur äußerlich geſchloſſen war; aber man wird zugeben müſſen, daß uns hier der Grundſchoden des mittelalterlichen Minnedienſtes klar wird, welcher die Liebe nicht zum Ausgangspunkt und zur Seele der Ehe machte, ſondern ſie neben dieſelbe ſtellte. Es iſt die Tragik der ſich über alles hinausſetzenden Leidenſchaft, daß ſie Glück und Leid nothwendig verbindet, doß ihr Feuer den Menſchen verzehrt, auch wenn es ihn verklärt; ſo hat Goethe ſeine „Wahlverwandtſchaften" gedichtet, an die wir hier erinnert werden. Aber Goethe läßt Ottilien ſich entſagend läutern und die Schuld ſühnen, während Gottfried in einem Zwielichte zwiſchen natürlichem Recht und ſittlichem Unrecht als ein Sohn ſeines Jahrhunderts befongen bleibt. Die Wächter ehelicher Zucht ſind ihm bösartige Aufpaſſer und Angeber; Liebestreue in ehelicher Untreue dünkt ihm ſchön, wie uns das im 18. Jahrhundert in den poriſer Salons wieder begegnet.

Die Darſtellung des „Nibelungenliedes" und der „Kudrun" iſt eine liebevolle; von der zweiten Hälfte des „Nibelungenliedes" wird geſagt, daß ihre intenſive Kraft anderer Art ſei als die klar harmoniſche Entfaltung in der „Ilias", aber ſie ſei nicht minder bewundernswürdig. Statt der behaglichen Breite, mit welcher Homer's Helden ihr Inneres darlegen, faßt das deutſche Gedicht ganze Gedankenfamilien in einzelne Schlagworte zuſammen, deren inhaltſchwere Kürze an die größten Dramatiker gemahne.

Von den übrigen Abſchnitten des Bandes, welcher noch die „Poetiſchen Erzählungen", die „Epiſche Gedankendichtung", „Die Anfänge des Dramas", „Die gothiſche Architektur", „Die Scholaſtik", „Plaſtik und Malerei", „Lyrik" u. a. behandelt, iſt die Charakteriſtik Dante's wol der hervorragendſte. Carriere erwähnt ſelbſt in der Vorrede, daß er dieſen Dichter ausführlich behandle, weil er die Ideale des Mittelalters zuſammengefaßt und herrlich ausgeſprochen habe. Die Charakteriſtik ſelbſt beginnt mit den inhaltsvollen und ſchwunghaften Zeilen:

So hat kein anderer Dichter ſein ganzes Selbſt in Ein großes Werk ergoſſen, und zugleich das politiſche und religiöſe Leben ſeines Volks, das Empfinden, Glouben und Wiſſen ſeines Jahrhunderts allſeitig und großartig darin zuſammengepreßt wie Donte. Während die Auflöſung des Mittelalters beginnt, vertieft er ſich noch einmal in das Ideal deſſelben, um es in dichteriſcher Geſtaltung als das einzige Heil und Rettungsmittel mahnend und begeiſternd aufzuſtellen, er der erſte gewaltige Sprecher des Bürgerthums, des Seelenadels, des freien Geiſtes, die nun an die Stelle der feudalen Ritterlichkeit und Kirchlichkeit treten; der erſte Mann, welcher in der Schule des Alterthums die Kunſtvollendung plaſtiſcher Formen für den romantiſchen Inhalt gewinnt, indem er dem ſchwärmeriſchen Idealismus der Gedanken und Gefühle einen naturwahren und geſunden Realismus der Weltauffaſſung und des Ausdrucks geſellt. Er iſt ganz ſubjectiv, er legt uns ſeine Seelengeſchichte dar, er ſelbſt mit ſeinem Zorn und ſeiner Liebe iſt der Mittelpunkt ſeines Gedichts, des Epos vom innern Menſchen, in welchem das zum Abſchluß kommt, was Wolfrom von Eichenboch begonnen, aber ſeine Darſtellungsweiſe iſt von einer plaſtiſchen Beſtimmtheit, die das Auge des Jägers, Malers oder Naturforſchers vorausſetzt. Seine Bildung iſt ſcholaſtiſch, aber ſein Gemüth erfaßt das Ewige und Allgemeingültige des Chriſtenthums und hält ſich an die Liebe, die Freiheit als Grund und Ziel des Lebens. Rückwärts gewandt iſt er doch ein Prophet der Zukunft, der erſte Herold der ſtaatlichen Einheit und der von weltlicher Herrſchaft gelöſten Religion für ſein Vaterland, ein geiſtiger Stammvoter Italiens, dem er in einem überwältigenden Kunſtwerk die gemeinſame volksthümliche Schriftſprache ſchafft; Italien, das bisher in der Poeſie hinter Frankreich und Deutſchland zurückgeſtanden, gewann durch ſein Genie mit einem Schlage den Vorrang, er ſelbſt ward als Begründer der neueuropäiſchen Literatur genannt, und ſein Vaterland hat nach 600 Jahren in unſern Tagen ſeine eigene Auferſtehung durch das Jubelfeſt ſeiner Geburt gefeiert.

Neben der eindringlichen Schilderung Dante's, welche indeß die dogmatiſch-ſcholaſtiſchen Grenzen des Dante'ſchen Geiſtes nicht verkennt, iſt namentlich Petrarca's Porträt mit Liebe entworfen. Die letzten Aufſätze, ſo beſonders die über die Maskenſpiele und Faſtnachtsſchwänke bilden den Uebergang zur Darſtellung der neuern Zeit, dem Inhalt der beiden nächſten Bände, welche das Werk zum Abſchluß bringen werden.

Es iſt unvermeidlich, daß gründliche Forſchung, die einen oder den andern Gegenſtand zu erſchöpfen ſucht, Werken wie dem von Carriere den Vorwurf der Oberflächlichkeit macht, welche der Biene gleich Honig aus allen Blumen zuſammenſuche, um ihre Zelle zu bauen. Doch das Verdienſt architektoniſcher Thätigkeit wird man der Biene nicht abſprechen können, und es bleibt ein Verdienſt, ein Ganzes nach idealen Maßſtäben aus geiſtig verarbeiteter Stofffülle zu ſchaffen. Es gehört ein kritiſcher Proceß von größter Energie dazu, das unbrauchbare Material auszuſcheiden, das brauchbare an rechter Stelle zu verwerthen. Takt und Geſchmack, Anlehnung und Berufung auf erprobte Gewährsmänner, maßvolle Darſtellung von geiſtiger und ſtiliſtiſcher Harmonie, das Feſthalten bedeutender Geſichtspunkte und die Aufſtellung mancher eigenthümlichen Betrachtungsweiſe wird man dem Carriere'ſchen Werk nicht abſprechen können.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Trauerſpiele von Widmann.

Arnold von Brescia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Joſeph Victor Widmann. Frauenfeld, Huber. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.

Orgetorix. Ein Trauerſpiel. Dem ſchweizeriſchen Volke von Joſeph Victor Widmann. Frauenfeld, Huber. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Es fehlt in unſern trockenen kaufmänniſchen Zeiten
ehr an wirklichen Dichtern von Gottes Gnaden, daß
vol zu begreifen iſt, wenn Victor Widmann mit ſei-
„Iphigenie“ ein weit über die Grenzen der Schweiz
erſtreckendes Aufſehen erregte. Dieſes Erſtlings-
, in welchem der junge Dichter ein nicht unwür-
Gegenſtück der „Iphigenie“ von Goethe geliefert
wurde auch in d. Bl. freudig begrüßt, und dem
aſſer der „glücklichen Studie“ eine Zukunft ver-
chen.

Seither hat Widmann zwei neue Dramen von ſehr
eichem Werth geſchrieben. Der Held des einen iſt
Freiheitsmärtyrer Arnold von Brescia, eine der herr-
en Geſtalten, die uns in der Geſchichte entgegentre-
Das andere behandelt den großen Aufbruch der
etier unter ihrem mächtigen Bürger Orgetorix.

Die Stärke unſers Dichters liegt in der Behandlung
Sprache. Seine Jamben ſind im allgemeinen muſter-
g. Das echte Dichterfeuer ſpricht aus ihnen, und
rechten Zeit weiß Widmann den Flug der Bilder
Gleichniſſe zu hemmen. Ein herrliches Werk, in
em ſich dies ſo recht mit Muße entfaltet, iſt die
itung des „Orgetorix“, ein Genrebild für ſich, das,
riſſen von dem ſchwächern Ganzen, hohen Genuß
rt.

Die innere Entwickelung, die pſychiſche Behandlung
neben großen Schönheiten auch bedeutende Mängel.
werden beſonders bei Beſprechung des „Orgetorix“
f zurückkommen. Victor Widmann ſucht die Theil-
e an ſeinen Helden dadurch zu ſteigern, daß er ſie
rägern großer, weltumwälzender Gedanken macht.
t dieſes heute ſo beliebte Kunſtſtück immer gewagt.
Geſtalt des Mannes, für den wir uns begeiſtern
. wird der Allegorie genähert; die Individualität
urück; wir erhalten ein unfaßbares Spiegelbild, das
r Berührung neckiſch ausweicht und ſich nicht zu
in grauem Nebel verliert. Daß man ohne dieſe
gemeinerung Gewaltiges wirken kann, hat Schiller
ſeinem „Wallenſtein“ und noch mehr in ſeinem echt
eriſchen „Tell“ glänzend bewieſen. Bei „Arnold
Brescia“ lag dieſe künſtliche Vergrößerung im Stoffe
und Widmann hätte ſeinem Arnold nur ein klein
mehr wirkliches Leben zu geben gebraucht, um eine
llendetſten Geſtalten der neuen Dichtung zu ſchaffen;
gänzlich mislungen iſt das gleiche Experiment bei
ten Celten. Es iſt ohnehin eine misliche Sache,
ſigen Hünen in den kleinen Frack unſerer Zeit zu
n, und wäre dieſer noch ſo elegant zugeſchnitten.
ucht, einen neuen, noch nie dageweſenen Charakter
ngen, hat unſern Dichter zu ganz wunderlichen
gen veranlaßt.

ne bedenkliche Schwäche zeigt Widmann bei der Vertheilung des Stoffs. Fürs erſte begegnen uns alle ſeine Helden erſt dann, wenn ſie bereits die höchſte Staffel des Glücks erklommen haben. Es fällt dadurch dem Dichter doppelt ſchwer, uns ſeine Helden wirklich werth zu machen, während ſich dies von ſelbſt gegeben hätte, wenn wir auch Zeugen ihres Ringens geweſen wären. Indem er ſich ferner über die alten Regeln wegſetzt, läßt er im „Arnold“ die eigentliche Entſcheidung ſchon nach dem zweiten Acte eintreten, wodurch der dritte den natürlichen Schluß bildet, der vierte und fünfte aber nur ziemlich überflüſſige Zugaben ſind. Bei allen einzelnen Schönheiten iſt der letzte Theil des Dramas für den Leſer peinlich; auch tritt Arnold vor Giordano und Andrea und ſelbſt vor Nebenfiguren wie Bentivenga zurück.

Die Geſchichte Arnold's iſt bekannt. Ein eifriger Schüler Abälard's, zog er ſich den Haß des Heiligen dieſer Zeit, des Abtes Bernhard von Clairvaux, zu. Für ſein Eifern gegen die Weltliebe der Geiſtlichkeit wurde ſeine Zunge von Innocenz II. zu ewigem Schweigen verdammt. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich, das den Volksredner ſchützte, eilte er nach Rom, wo ſein Freund der Cardinal Guido als Cöleſtin II. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Dieſem folgte aber ſchon nach fünf Monaten Lucius II., der ſich mit dem Geſchlecht der Frangipani zur Unterdrückung der römiſchen Freiheit verband. An der Spitze des Volks ſtand der Bruder des Gegenpapſtes Anaklet, Jordan oder Giordano Pierleone als Patricius. Lucius fand bei einem Straßenkampfe ſeinen Tod. Sein Nachfolger Eugen III. mußte aus der Stadt fliehen. Arnold aber, der hier ein reiches Feld für ſeine Thätigkeit fand, hielt auf den öffentlichen Plätzen feurige Reden in der Volksſprache, in denen er auf Errichtung der alten römiſchen Republik drang. Die längſt verſchollenen Formen wurden auch wirklich wiederhergeſtellt; den Geiſt aber, der allein Leben und Kraft verleiht, vermochte Arnold bei den geſunkenen Römern nicht zu erwecken. Eugen III. ſtarb nach achtjähriger Herrſchaft in Tivoli; vier Tage nachher trug Anaſtaſius IV. die dreifache Krone, die nach kurzer Zeit durch ſeinen Tod wieder frei wurde. Während ſo in Rom das Volk die Oberhand behielt, zog der deutſche Kaiſer Friedrich Rothbart zur Unterſtützung des hohen Adels herbei.

Dies iſt der Zeitpunkt, mit dem Widmann ſein Trauerſpiel beginnt. Er thut es, ohne auch nur mit einer Silbe der Vergangenheit zu erwähnen. Es findet ſich ein Senat vor, ein Bannerherr, Arnold iſt das Haupt der Republik, ohne daß man erfährt, wie das alles gekommen. Selbſt über Arnold's verfloſſenes Leben gibt Widmann die dürftigſten Notizen.

Wir lernen zuerſt die adelsſtolze Familie des Patricius und Bannerherrn, hierauf dieſen ſelbſt, einen Kämpfer für die Menſchenrechte, kennen. Er iſt auf der Straße angefallen und verwundet worden; mit dieſem Zuge verſetzt uns der Dichter ſehr glücklich mitten in die blutigen, jede Sicherheit aufhebenden Wirren. Die zweite Scene ſpielt vor dem Lateran, in welchem die Cardinäle zur Papſtwahl verſammelt ſind. Der durch eigene Kraft

emporgeſtiegene Mönchsſohn Breakſpeare ſetzt ſich als Hadrian IV. die Tiara aufs Haupt. Die Erhebung dieſes thatkräftigen Mannes bereitet den Wendepunkt vor. Aus dieſem lärmenden Auftritt führt uns der Dichter in das ſtille Gemach Arnold's. Der Volksredner ergeht ſich in geiſtvollen Betrachtungen über die Nichtigkeit des weltlichen Treibens:

Klingelnd über unſern Köpfen
Dreht ſich in tollem Faſtnachtſpiel die Welt,
Fährt hin und her im bunten Rock der Narrheit,
Den ſie, wie Joſeph, einem ſchwachen Vater
Zu ſchulden glaubt, drum dieſen kindiſch ehrt
Mit täglich neuem Mummenſchanz. Dazwiſchen
Hier Brudermord, dort Bund und Anerkennung:
Da nicken Papſt und Kaiſerkron' einander
Vergnüglich zu, wie ſchlechte Verſemacher,
Die ihrer Träume wüſten Aberwitz
Sich gegenſeitig freundlich gelten laſſen.

Ein überſchwenglicher Jünger, der nun mit andern hereintritt, ſpricht die Hoffnung aus, ſein Meiſter werde die geiſtliche und weltliche Gewaltherrſchaft ſtürzen. Schließlich enthüllt uns Arnold ſelbſt ſein Inneres. Er ſteht auf ſeiner Höhe allein; was er aus freiem Willen ſchon früh begonnen, muß er nun unter den ängſtlichen Blicken Tauſender fortführen, und das Ende liegt ſelbſt für ihn im Dunkeln.

Der zweite Act beginnt in der Hütte, in der die Geliebte Giordano's, Marietta, bei ihrem Vater, dem Schuſter Andrea, wohnt. Ein unglücklicher Nebenbuhler des Patricius, der excentriſche Maler Bentivenga, klagt dem Alten ſein Leid. Er wird durch die athemlos hereinſtürzende Marietta unterbrochen. Der Cardinal Girardus,

...der die ſüßen Verſe macht
Und ſüßen jungen Kohl ſo gerne ſpeiſt —

hat ihr Ungebührliches zugemuthet. Dies gibt dem Ingrimm des Malers ein willkommenes Ziel; er eilt, den Lüſtling aufzuſuchen. Hierauf ſehen wir den Senat, mit dem der Papſt durch Geſandte unterhandelt. Da er auf der Auslieferung Arnold's beſteht, werden ſeine Anträge verworfen, obwol ſich Arnold freiwillig als Friedensopfer anbietet. Im dritten Auftritt wird Arnold von einer Unbekannten angefleht, ihren Sohn zu retten; ſie enthüllt ſich, und der Prediger erkennt Cornelia Pierleone, die verlangt, daß er den Bannerherrn in die Arme ſeiner Familie zurückführe. Nach kurzem Wortwechſel iſt ſie aber ſo ſehr bekehrt, daß ſie ausruft:

Und wär' ein Mann ich, wär' auch ich dein Jünger!

In der vierten Scene erfüllt ſich das Verhängniß. Bentivenga hat den Cardinal Girardus niedergeſtoßen; in Erwiderung dieſer That „blitzt es vom Vatican". Die Stadt iſt mit dem Interdict belegt, d. h. alle kirchlichen Handlungen ſind aufgehoben, die Kirchen werden geſchloſſen. Noch fühlt das Volk die Strafe nicht; es jubelt dem Maler zu. Nur Andrea blickt bange in die Zukunft.

Der dritte Aufzug, der Glanzpunkt des Stücks, ſpielt drei Monate ſpäter. Schwer laſtet das Interdict auf Rom; der Mörder des Cardinals wird verwünſcht und gemieden. Von der Wucht des päpſtlichen Fluchs erhalten wir ein gräßliches Beiſpiel in Giordano und Marietta, die ſich ſoeben, den kirchlichen Satzungen gemäß, auf dem — Kirchhofe trauen ließen. Alle ſind gedrückt; Marietta ſchmäht ſogar auf den „Ketzer" Arnold. Andrea verweiſt ihr dies; als Giordano ſie entſchuldigen will, da bricht der Alte los:

O, ich ſeh's!
Ich ſehe mehr als dies. Die junge Wahrheit
Muß vor der alten Lüge ſich verkriechen,
Die ſitzt mit greiſem Haupt an jedem Herde
Und ſummet ihre Märlein fort und fort
Den Enkeln, wie ſie ſie den Ahnen ſang.
Mit welken Fingern knetet ſie den Teig
Zum Kindtaufkuchen wie zum Hochzeitsmahle,
Flicht Braut- und Todtenkranz des Hauſes Töchtern
Und Gift und Neſſeln flicht ſie mit darein. —
Vom Staub, der auf dem Crucifix im Winkel
Sich häuſet, friſtet ihre Tage ſie,
Und von der nächſten Kirche Glockenklängen,
Auch wol vom Kuß auf eines Heil'gen Leichnam,
Von abgeſchornen Haaren eines Mönchs,
Vielleicht vom Duft aus Ketzerſcheiterhaufen;
Und froh berauſcht ſie ſich an Zwietrachtthränen
Der durch die Prieſter feindgewordnen Gatten.

Ein Schüler Arnold's, Stefani, bringt nun ſchlimme Kunde. Das Volk ſteht auf; hetzend und ſchürend ſchleichen Pfaffen umher; angebliche Wunderzeichen ſteigern den Groll der Menge zum raſendſten Fanatismus.

Die zweite Scene verſetzt uns mitten unter die gegen ihren Senat meuteriſchen Römer. Umſonſt ſucht Giordano die verlorene Sache zu retten. Auf die Nachricht von dem Heranrücken des deutſchen Königs muß er fliehen; als eben das Rathhaus erſtürmt werden ſoll, tritt Arnold an der Spitze der Senatoren heraus. Er ſpricht herrliche Worte zu den Tobenden, erhält jedoch nur die ſich wiederholende Antwort:

Es iſt zu ſpät; wir wollen Oſtern feiern —

und endlich:

Wir wollen nichts von dir, auch nicht dein Blut,
Verlaſſe dieſe Stadt; wir wollen Frieden.

Er ſieht, alles iſt verloren. Warnend ruft er ihnen noch zu:

Ihr Schwachen! Frieden ſäet ihr und Krieg
Geht auf. Ihr ſeid verloren. Wem vertraut ihr?
Dem deutſchen König, der aus euern Leichen
Sich eine breite Treppe bauen wird
Zur Kaiſerkrone? — — — — —
— — — — Es kommt der Tag,
Da rauſcht's wie Adlerflügel durch die Luft,
Es ſchließt das Raubgevögel über euch
Ein Friedensbündniß, und das Feſtmahl hält
Die gier'ge Schar auf euern blut'gen Leibern.
An jenem Tage werdet ihr mich ſuchen,
Wie Kinder, die den Vater erſt verjagt,
Nun, in Gefahr, nach ſeinem Schutze heulen.
Und leb' ich noch, ſo will ich dann vergeſſen
Der Kränkung, will die Augen blind mir weinen,
Am Katafalk der röm'ſchen Freiheit knien.
Lebt wohl — ihr armen Irrenden — lebt wohl!

Er verläßt die Stadt allein; keiner ſeiner Schüler darf ihn begleiten.

Damit ſchließt der dritte Act. Den Inhalt der beiden folgenden können wir kurz faſſen. Arnold's Ende naht mit raſchen Schritten. Er irrt umher, wird von dem wahnſinnig gewordenen Bentivenga, der dabei ſeinen Tod findet, umſonſt gegen die deutſchen Söldner vertheidigt und geräth in die Hand Friedrich's. Die Römer

Digitized by Google

en ſich von dem Papſte getäuſcht, der ſich mit dem iſer zu ihrer Beſtrafung verbindet. Da überfallen ſie rothgelockten Fremden, werden aber nach kurzem egesjubel auf allen Punkten geſchlagen. Ihr Führer ordano fällt; an ſeiner Leiche ſöhnt ſich die Mutter rnelia mit der niedriggeborenen Gattin Marietta aus. deſſen wird dem gefangenen Arnold das Urtheil ge- ochen; er iſt zum Feuertode verdammt. Bevor er den lzſtoß betritt, fragt ihn ein Hauptmann um ſeinen letz- Willen. Da ſpricht Arnold:

Was meines Lebens erſter Wille war,
Der Menſchheit Glück — es iſt mein letzter Wille.
Doch bleibt er unerfüllt, wo nicht Vernichtung
Ich denen wünſche, die mich jetzt verderben.
Nicht wohnet Racheburſt in meiner Seele,
Doch, weil ſie böſe ſind, weil Lug und Trug
Zu ihren Rechten ſtehn, und ihre Krone
Gewaltthat heißt, und Blut ihr Herrſchermantel,
Drum iſt mein letzter Wille gegen ſie,
Die gegen jedes Guten Willen ſind.

Hauptmann.

Ohnmächt'ger Wunſch. Es thronen Papſt und Kaiſer
In hehrer Majeſtät. Du fällſt ſie nicht!
Zeit braucht's, bis eine Welt in Stücke geht.

Arnold.

Dies Wort macht zum Propheten dich. Fürwahr!
Zeit braucht's — ſonſt nichts.

Prieſter.

Und deine Zeit iſt um.

Nach Arnold's Tode verlaſſen Kaiſer und Papſt den uplatz der Greuelthat. Das Volk beſitzt wieder die alt. Doch der Geiſt der Sühne lebt in den Ge- ern. Am Katafalk Giordano's werden die gefange- Todfeinde des Märtyrers, die Prieſter, freigegeben. dieſer Handlung, die eine friedlichere Zukunft ver- t, endet das Trauerſpiel.

Der „Orgetorix“ iſt dem ſchweizeriſchen Volk ge- et. Wir haben weder aus dem Stoff noch aus dem lt den mindeſten Grund zu dieſer Widmung ent- können. Die Helvetier, ein celtiſcher Stamm, ſind weniger als die Ahnherren der Schweizer unſerer Der Inhalt vollends widerſpricht dem republika- n Geiſte aufs grellſte. Das Trauerſpiel iſt von g bis zu Ende nichts als eine — gewiß ganz un- liche — ungeheuerliche Lobrede auf Cäſar, den Unter- r römiſcher und galliſcher Freiheit. Widmann ſein Drama mit mehr Recht und, fügen wir es inzu, auch mit mehr Dank dem Cäſar an der zugeeignet, der ſeine kühnſten Lobſprüche von die- Orgetorix“ übertroffen ſehen muß.

idmann läßt den Orgetorix aus ehrſüchtigen oder hr civiliſatoriſchen Beweggründen den Aufbruch der ier bewirken. Er will die Welt mit celtiſcher Art Geſittung beglücken und alle Völker Europas unter ſegensreichen Hand vereinigen. Ein großer Ge- gewiß, der wol in dem Gehirn eines Ehrgeizigen n kann, wie die neue Geſchichte hinlänglich bewie- ſen hat. Da geräth durch Zufall ein römiſcher Späher in ſeine Hände, der ihm von Julius Cäſar und ſeinen weitgreiſenden Abſichten eine überſchwengliche Schilderung entwirft. Der gewaltige Celte glaubt natürlich dem liſti- gen Valerius aufs Wort und erkennt gleich einen gefähr- lichen Nebenbuhler ſeiner Plane; man würde nun erwar- ten, daß er jetzt erſt recht vor Begierde brenne, ſich mit jenem zu meſſen. Aber nein. Widmann's Orgetorix hat ohne Zweifel Mommſen's „Römiſche Geſchichte“ gele- ſen; er iſt gebildet und vorſichtig genug, das Nutzloſe eines ſolchen Kampfes einzuſehen. Er beugt ſich vor dem Größern — man vergeſſe nicht, daß ſich alles nur auf die Worte eines einzelnen, angeblich wegen Blutſchuld flüch- tigen Parteigenoſſen Cäſar's ſtützt — und gibt ſein Vor- haben auf. Es beirrt ihn nicht, daß der falſche Fremd- ling bei erſter Gelegenheit mit der wegkundigen Tochter des Helvetiers, die er verführt hat, entflieht. Seine Landsleute ſind aber nicht ſo aufgeklärt, um den plötz- lichen Geſinnungswechſel ihres erwählten Führers zu ver- ſtehen. Jahrelang haben ſie ſich vorbereitet; ihre Städte und Dörfer ſtehen in Flammen; drohend dringen ſie in die Wohnung des Helden. An die Spitze der Unzufrie- denen ſtellt ſich der alte Tigurinerfürſt Diviko, den Wid- mann zu einem lächerlichen Cato umgeſtaltet hat. Orge- torix ſcheint für ſeinen hochherzigen Entſchluß durch die Hände ſeiner Stammesbrüder fallen zu müſſen, da er- ſcheinen zur rechten Zeit Abgeſandte der Cimbern, die wie vom Himmel herabgeſchneit in der Nähe lagern. Nach der Geſchichte wurden ſie zwar durch Marius vollſtändig vernichtet; bei Widmann aber iſt der gewaltige Heerhau- fen, der auf den raudiſchen Feldern unterlag, nur ein Theil des Stammes; ein anderer ſitzt noch in der alten Heimat, im heutigen Nordjütland, und kommt Rache zu nehmen an Orgetorix, der vor Jahren zerſprengte Ueber- bleibſel der Vernichtungsſchlacht überfallen und dabei den Sohn des Fürſten Segeſt getödtet hatte. Ihnen bietet ſich Orgetorix als freiwilliges Opfer dar, und rettet ſo ſeine Stammesgenoſſen vor einem Kampfe, deſſen Aus- gang für die Helvetier ſehr zweifelhaft erſcheint. Dieſe erkennen nun erſt die Größe des Mannes; tiefbetrauert folgt er den Cimbern in ihre ferne Heimat zu ſicherm Tode.

Das iſt die dramatiſche Fehlgeburt, die Widmann auf ſein glänzendes Debut folgen ließ. Das Streben nach Neuem, nach Originellem allein kann den Dichter auf den Abweg geführt haben.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das Geſagte, ſo kommen wir zu dem Schluß, daß uns in Widmann ein Dichter entgegentritt, der bei ernſtlichem Ringen und bei hinlänglicher äußerer Begünſtigung einen bedeu- tenden Rang in der Literaturgeſchichte behaupten wird. Seine poetiſche Begabung iſt über jeden Zweifel erhaben; ſeine Fehler, die wir gewiß ſchonungslos aufgedeckt, ſind leicht zu vermeiden. So Anerkennenswerthes er auch be- reits geleiſtet hat, ſo befähigt ihn doch ſein Talent zu ungleich Höherm, und wir hoffen, daß er durch eine neue Leiſtung bald ſeinen letzten Misgriff vergeſſen machen wird.

Ingo Ettmüller.

Digitized by Google

Neuere Geſchichte Italiens.

Geſchichte von Italien vom Jahre 1815—50 von Emil Ruth. Zwei Bände. Heidelberg, Baſſermann. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Zeit liegt noch nicht weit hinter uns, wo es an Werken über die neueſte Geſchichte Italiens vollſtändig mangelte, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Italien. Dort fehlte es an Intereſſe, hier an Freiheit, überall an zugänglichen Quellen. Noch vor 18 Jahren verurſachte es dem Referenten die größten Schwierigkeiten, aus zum Theil verbotenen Büchern und Broſchüren, aus Journalartikeln, gedruckten und ungedruckten Documenten und mündlichen Informationen das erforderliche Material zu einer überſichtlichen Darſtellung der Geſchichte der Halbinſel von 1815—49 zuſammenzubringen.*) Im Laufe der letzten zwanzig Jahre hat ſich dies Verhältniß weſentlich umgeſtaltet. Der plötzliche Aufſchwung, der unter der wunderbaren Aegide eines reformirenden Papſtes die Halbinſel auf einmal an die Spitze der nach Freiheit ringenden Nationen Europas ſtellte, hat nicht nur die Blicke der Völker von neuem auf ein Land gelenkt, welches man ſich ſchon als ein abgeſtorbenes Glied am Leibe der Europa oder, im Metternich'ſchen Sinne, als einen bloßen „geographiſchen Ausdruck" zu betrachten gewöhnt hatte; nicht nur iſt ganz beſonders in Deutſchland ein reges Intereſſe an den geiſtesverwandten Beſtrebungen des ſüdlichen Nachbarvolkes erwacht, das ſich in mannichfacher Weiſe in Schrift und Wort kundgegeben hat; ſondern in Italien ſelbſt hat ſich ſeitdem eine ſtets wachſende Flut freilich nicht durchweg gleich klarer und unverfälſchter Quellen erſchloſſen. Nicht nur neu entſtandene Werke, ſondern eine Menge von Schriften und Actenſtücken, welche die unerbittliche Cenſur und die perſönliche Gefahr für den Herausgeber lange Jahre im Pulte zurückgehalten, kamen plötzlich zum Vorſchein und boten dem Hiſtoriker reiche, wenn auch nur mit großer Umſicht zu verwendende Mittel für eine vollſtändige Geſchichte Italiens ſeit der Reſtauration, ſoweit dieſelbe in unſerer Zeit, die den wichtigſten, ohne völligen Abſchluß gebliebenen Ereigniſſen noch zu nahe ſteht, überhaupt möglich iſt. Außer zahlreichen Sammlungen wichtiger Documente, wie die von Coppi, Zobi, Bianchi, Gualterio u. a., einer Unzahl von politiſchen Broſchüren, Briefſammlungen und Biographien, Geſchichten der Einzelſtaaten, wie Broſſerio's von Piemont, Farini's vom Kirchenſtaate u. a., erſchienen die größern Werke von L. C. Farini („Storia d'Italia dall' anno 1814 fino al nostri giorni"), Gualterio („Gli ultimi rivolgimenti italiani"), Zobi („Storia civile dell' Italia"), F. Ranalli („Le Istorie italiana dal 1846 al 1853", Umarbeitung und Fortſetzung ſeiner „Storia degli avvenimenti d'Italia"), Montanelli („Memorie sull' Italia"), zum größern Theile allerdings, weil die Verfaſſer noch inmitten der von ihnen berichteten Ereigniſſe ſtanden, an denen ſie zum Theil einen nicht unerheblichen Antheil nahmen, nicht ohne Einſeitigkeit und mehr oder weniger ſcharf markirte Hervorhebung des Parteiſtandpunktes.

*) Vgl. den Artikel „Italiens nationale und politiſche Bewegung" in der Zeitſchrift „Gegenwart" von 1850, III, 149—185 und 600—666.

Bereits vor neun Jahren erſchien von Ruth die Schrift: „Geſchichte des italieniſchen Volks unter der Napoleoniſchen Herrſchaft als Grundlage einer neueſten Geſchichte Italiens" (Leipzig, G. Mayer, 1859). Obgleich dieſelbe ſich auf dem Titel als ſelbſtändiges Werk einführte, konnte es doch dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen, daß ſie eigentlich nur als Einleitung zu einem größern Werke über die neueſte Geſchichte Italiens zu dienen beſtimmt war. In der That iſt ſie weniger eine wirkliche Geſchichte Italiens unter der Napoleoniſchen Herrſchaft; als vielmehr eine Erzählung des Sturzes eben dieſer Herrſchaft nebſt einer Charakteriſtik der Zuſtände der Halbinſel vor 1815. Auch gibt der Verfaſſer in der Vorrede zu dem größern Werke die Richtigkeit dieſer Auffaſſung zu. Der Verleger wollte keine Einleitung veröffentlichen; deshalb mußte der Titel geändert werden. Die kurz nachher veröffentlichte „Geſchichte Italiens" von H. Reuchlin (als 3. und 4. Band von Biedermann's „Staatengeſchichte der neueſten Zeit"), die großen Ereigniſſe von 1859 und 1860, und die Vermehrung der Hülfsquellen, welche die Umarbeitung ganzer Abſchnitte nöthig erſcheinen ließen, bewogen den Verfaſſer, die Veröffentlichung des Hauptwerks zu verſchieben. In der That erſcheint die Geſchichte Italiens ſeitdem in ganz anderm Lichte als früher. In dem einleitenden Werke bezeichnet der Verfaſſer das Dulden als den Grundcharakter des politiſchen Lebens Italiens. Die Geſchichte der Halbinſel iſt ihm eine Geſchichte der Hierarchie. Das iſt inzwiſchen anders geworden. Das jahrhundertelang in politiſchem Todesſchlaf liegende Volk iſt wieder lebendig geworden. Der Talisman, der es gebannt hielt, iſt gebrochen. Die italieniſche Geſchichte iſt nicht mehr nur paſſiv, ſondern auch activ eine Geſchichte der italieniſchen Nation; nicht nur eine Geſchichte des Volks, ſondern auch für das Volk.

Allerdings iſt die gegenwärtige Phaſe der italieniſchen Geſchichte noch weit von ihrem Abſchluſſe. Nicht einmal äußerlich iſt die Einheit eine vollſtändige, ſondern in ihrem Mittelpunkte von einer weſentlich feindlichen Macht unterbrochen, die wegen ihres geiſtlich-weltlichen und kosmopolitiſchen Charakters ein um ſo ſchwerer zu beſiegender, man könnte ſagen, unfaßbarer Gegner iſt; ein Gegner, der durch ſeinen jahrtauſendjährigen Einfluß auf die Seelen abergläubiſcher und unwiſſender Völkerſchaften, durch das Intereſſe, welches die fremden Monarchen theils um ihrer eigenen Autorität, theils um der von ihnen regierten, von Rom geiſtig abhängigen Völker willen, an ſeiner Erhaltung nehmen, endlich durch ſeine Unbedenklichkeit in der Wahl der Kampfesmittel, ſeine ſprichwörtliche Zähigkeit und alte Uebung und Kunſt im Beherrſchen der Menſchen gefährlicher iſt als irgendein anderer. Dazu der geringe innere und äußere Zuſammenhang zwiſchen Ober- und Unteritalien, die alte, unter der Aſche fortglimmende Eiferſucht der Städte und Völkerſchaften, die gare municipali, über die ſchon Dante klagt, die furchtbare Roheit und Unwiſſenheit der untern Klaſſen zumal im Kirchenſtaat und dem ehemaligen Königreiche Beider Sicilien, die hergebrachte Demoraliſation eines großen Theils des Beamtenſtandes, die Ungewohntheit, der

Digitized by Google

eiheit und Selbſtregierung, die dringende Finanznoth der trotz der reichſten natürlichen Hülfsquellen für die ßen Bedürfniſſe des Staates ungenügenden Steuerkraft l Landes, die Eiferſucht großer Nachbarmächte endlich, : allem der unleidliche Druck, mit dem Frankreich auf em Schützling laſtet: alles das begründet einen Zu- nd, der dem Freunde Italiens noch immer die ernſteſten rgen wegen der Zukunft des ſchönen Landes einflößen g. Aber Italien iſt doch nicht länger la terre des rts; eine friſch lebendige Volkskraft iſt zur Erſcheinung mmen; der Alp der öſterreichiſchen Herrſchaft iſt ab- älzt, Italien hat, nach Ruth's Ausdruck, ſein Geſchick ſeiner Hand, und wir dürfen zuverſichtlich hoffen, daß, n auch beſtimmt, noch durch mancherlei ſchmerzhafte pfe und Kriſen hindurchzugehen, die italieniſche Nation r neuen Zeit der Blüte und des Gedeihens entgegen- und dereinſt wieder einen Ehrenplatz unter den zen Culturvölkern Europas einnehmen wird.

Indem der Verfaſſer in grellen, hier und da wol s zu ſtark aufgetragenen Farben ein troſtloſes Bild den Zuſtänden Italiens vor der großen Franzöſiſchen olution entwirft, leitet er in eigenthümlicher Auffaſſung Unglück des Landes von dem Umſtande ab, daß es Sitz des Papſtthums iſt. „Italien iſt ein Opfer der archie, die ſeiner bedarf, um den andern Völkern über eine compacte abgerichtete Maſſe für ihre Ex- nente zu haben." Bis zum Ende der Kreuzzüge ſei irche eine lebendige, wohlthätige Macht geweſen; von n aber habe ſie in ihrer ſtarren Unveränderlichkeit, trotz der fortſchreitenden Entwickelung des Menſchen- s die Zügel der Herrſchaft zu behalten, die Völker mmen und einſchläfern müſſen, vor allem dasjenige, eſſen Mitte ſie ihren Centralſitz aufgeſchlagen hatte. den drei gefährlichſten Angriffen, die ſie zu beſtehen t, dem der Hohenſtaufen im 13., der Reformation 6., der Aufklärung, der Franzöſiſchen Revolution und urch ſie frei gewordenen Geiſtesmächte im 18. Jahr- rt endlich, habe ſie den erſten mit Hülfe der Welfen, weiten mit der der Jeſuiten glücklich beſtanden, ſei dem dritten unterlegen. Wenn Ruth in der Ge- e des Papſtthums zur Zeit der großen Revolution nter Napoleon den Zuſammenſturz des hierarchiſchen des ſieht, ſo vergißt er wol die Zeit des babyloni- Exils in Avignon und manche andere Stöße, welche eſte Gebäude ſchon ausgehalten hat, ohne zertrüm- zu werden. Wie feſt es noch ſteht, lehrt die ſchichte Tag für Tag dieſſeit wie jenſeit der Alpen. as italieniſche Volk des 18. Jahrhunderts war die Schuld der Regierungen und der Geiſtlichkeit rch ſeine eigene ſittenlos, roh, unwiſſend und aber- ſch; der Mittelſtand unbedeutend, macht- und grund- ; der Adel dem weichlichſten Sinnengenuß ergeben, Thatkraft, ohne irgendein höheres Streben, ſelbſt Religion trotz der minutiöſeſten Beobachtung der hen Ceremonien. Die Literatur war unfrei, ſervil ief unmoraliſch. Franzöſiſcher Einfluß herrſchte in he und Sitten. In der zweiten Hälfte des Jahr- ts brachen allmählich unter dem Einfluß der von her durch die nicht hermetiſch zu ſchließenden en eindringenden allgemeinen Erhebung der Geiſter auch die Ideen von Recht, Licht und Freiheit durch. Voltaire und Rouſſeau fanden auch Jünger jenſeit der Alpen. Perini geiſelte in ſeinem „Giorno" die verweichlichte adliche Jugend; Alfieri ſtachelte in ſeinen exaltirten Dramen das Volk zu Ideen antiker republikaniſcher Freiheit, die nur dazu dienten, der Jugend die Köpfe zu verdrehen und ſie mit den verkehrteſten Anſchauungen und unrealiſirbaren Idealen zu erfüllen. Bei alledem hielten ſich die Italiener noch für das erſte Volk der Welt, eine naive Ueberzeugung, die erſt die allerneueſte Zeit zu erſchüttern vermocht hat. Die Revolutionsſtürme der neunziger Jahre riſſen Italien gewaltſam aus ſeinem Traumleben empor; aber ihre ephemeren Bildungen ließen nur breite Blutſpuren zurück. Die Hierarchie, die ſich anfangs mit der Demagogie trefflich abzufinden gewußt hatte, gewann wenigſtens in Unteritalien bald wieder die Oberhand; die ſcheußlichen Mordbanden der Sanfediſten unter Cardinal Ruffo zeigten den neapolitaniſchen Liberalen, auf welch erbärmlicher Grundlage die Parthenopeiſche Republik gegründet war. Es folgte das Königreich Italien und das Königreich Neapel unter Murat, beide die gehorſamen Schleppträgerinnen des kaiſerlichen Frankreich, während Lord Bentinck Sicilien mit ſeiner ſeltſamen Conſtitution von 1812 beglückte. Dennoch befand ſich Italien unter dem erleuchteten Despotismus Napoleon's und der Seinen relativ glücklich. Aber die Fremden mußten den Italienern nicht nur alles bringen, ſondern auch alles für ſie vertheidigen. Mit dem Sturze der Napoleoniſchen Herrſchaft verſchwanden auch faſt alle ihre guten Geſetze und Einrichtungen. Unter der Aegide Oeſterreichs zogen die alten Fürſten und mit ihnen die alten Misbräuche und die alte Willkürherrſchaft wieder ein. Damit ſchloß die einleitende Schrift, gleichſam die Expoſition des hiſtoriſchen Dramas, das der Verfaſſer uns vorzuführen beabſichtigt.

Von den zwei Bänden des jetzt erſchienenen Hauptwerks enthält der erſte die Geſchichte Italiens bis zum Tode Gregor's XVI., während der zweite dieſelbe bis zum Siege Oeſterreichs und der Reaction im Frühling und Sommer 1849 fortführt. Jeder Band zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, die wir als die Geſchichte der Reſtauration (1815—30), der Bildung einer gemäßigt-liberalen Nationalpartei (1831—46), der Reformperiode unter dem Vortritt Pius' IX. (1846—48), der Revolution und Reaction (1848—49) bezeichnen können.

Der Verfaſſer gibt an der Spitze ſeines Werks eine Ueberſicht der Vertheilung Italiens nach dem Wiener Congreß ſowie der Stellung der Regierungen gegeneinander, und ſchildert dann die Verhältniſſe und die Entwickelung der einzelnen Staaten der Reihe nach. Es kommt dabei ein Uebelſtand zu Tage, der allerdings eine einheitliche Geſchichte Italiens wenigſtens bis zum Jahre 1847 faſt zu einer Unmöglichkeit macht. Lagen in der gemeinſamen Schriftſprache und Literatur und in der in den Köpfen der beſten Patrioten mehr und mehr ſich entwickelnden Idee der nationalen Zuſammengehörigkeit allerdings ſchon die Keime der künftigen Einheit, ſo war Italien doch bis zu ſeiner Revolution in der That nur ein geographiſcher Begriff. Wir erhalten ſomit in des Verfaſſers Darſtellung vielmehr eine Geſchichte der verſchiedenen politiſch abgegrenzten Gebiete der Halbinſel, die ohne allen

Digitized by Google

und jeden äußern Zuſammenhang waren, als eine Geſchichte Italiens. Die Folge davon iſt, daß wir uns ſelbſt erſt aus der Maſſe der Einzelheiten ein Bild des Geſammtzuſtandes der Nation und ihrer politiſchen Entwickelung zuſammenſetzen müſſen. Vielleicht hätte der Verfaſſer durch Zuſammenfaſſungen an geeigneten Ruhepunkten, durch Hindeutung auf das mancherlei Gemeinſame in den Schickſalen der einzelnen Landestheile uns dabei mehr zu Hülfe kommen können. Dazu kommen die faſt unvermeidlichen und auch in unſerm Buche nicht ganz vermiedenen Wiederholungen. Aeußere und innere Ereigniſſe, die auf ſämmtliche Staaten Italiens mehr oder minder ſtark reagirten, müſſen in jedem einzelnen von neuem zur Erſcheinung gebracht werden. Wir erinnern in dieſer Beziehung an die politiſchen Sekten, die durch die franzöſiſche Revolution von 1830 hervorgerufenen Zuckungen, die Bewegungen von 1845 u. ſ. w.

Die Darſtellungsweiſe des Verfaſſers iſt im ganzen einfach, klar und ſachgemäß. Nur hier und da erſcheint der Stil etwas phraſenhaft, wahrſcheinlich durch allzu wortgetreue Aufnahme von Stellen aus den gleichzeitigen italieniſchen Schriften. Ueberhaupt legt der Verfaſſer den neueſten jenſeit der Alpen erſchienenen Geſchichtswerken, wenigſtens denen, die von liberaler Seite ausgegangen ſind, wol eine zu unbedingte Geltung bei. Auch tritt ſein eigener Parteiſtandpunkt, der des Nationalitätsprincips und des gemäßigten Liberalismus, ſo ſehr wir denſelben übrigens als berechtigt anerkennen mögen, oft allzu ſtark und einſeitig hervor und verleitet ihn, gegen einzelne wie gegen ganze Richtungen in faſt perſönlicher Weiſe polemiſch aufzutreten. So ſehr es dem Hiſtoriker anſteht, ja ſo ſehr es ſeine Pflicht iſt, das Gute gut, das Schlechte ſchlecht zu nennen, das ſittliche Princip hochzuhalten und das Richteramt der Geſchichte ohne Anſehen der Perſon zu üben, ebenſo ſehr muß er durch vollkommene Leidenſchaftsloſigkeit, durch die Anerkennung der Berechtigung verſchiedener Richtungen in Religion, Politik und Leben unſer Vertrauen auf ſein Urtheil zu gewinnen ſuchen und vor allem vermeiden, ſowol den handelnden Perſonen als den einer verſchiedenen politiſchen oder religiöſen Richtung angehörenden Geſchichtſchreibern Motive unterzulegen, die nicht aus ihren Thaten oder ihren Schriften unwiderleglich hervorgehen. In letzterer Beziehung verweiſen wir auf des Verfaſſers Bemerkungen über A. von Reumont als Hiſtoriker (II, 147 und 345). Dergleichen beiläufige kritiſch-polemiſche Seitenblicke ſollten in einem Werke wie dem vorliegenden ganz vermieden oder doch wenigſtens nicht in den Text aufgenommen werden. Trotz dieſer Ausſtellungen im einzelnen verdient jedoch das Werk im ganzen unſere volle Anerkennung und wird, wenn es, wie wir hoffen, eine weite Verbreitung in allen gebildeten Kreiſen findet, die öffentliche Meinung in Deutſchland in bisher noch nicht dageweſener Weiſe über die Entwickelung der Zuſtände der ſüdlichen Nachbarnation aufklären. Vor dem Reuchlin'ſchen Werke zeichnet es ſich vor allem durch das weit umfangreichere Material aus, das ihm zu Grunde liegt. Nur in Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe, auf die diplomatiſchen Verhandlungen und das Eingreifen der fremden Mächte in die neueſte Geſchichte Italiens überhaupt iſt Reuchlin ungleich vollſtändiger und erſchöpfender. Weshalb Ruth nicht geſucht hat, es ihm in dieſer Hinſicht gleichzuthun, ſtatt anerkennend auf dieſen Vorzug ſeines Vorgängers hinzuweiſen, vermögen wir nicht zu ſagen.

Die Reſtauration und Reaction nach dem Wiener Congreß ging aus dem Bunde zwiſchen der Hierarchie und der ungläubigen Ariſtokratie hervor, als deren Repräſentanten uns der Verfaſſer Müller und Gentz in ihrem bekannten Briefwechſel vorführt. Charakteriſtiſch für die leitenden Staatsmänner war es, daß trotz der Legitimität und der zur Schau getragenen Achtung vor dem „hiſtoriſch Gewordenen" die beiden Repnbliken Venedig und Genua nicht wieder erſtehen durften. Im übrigen wurde der Status quo ante in Italien wiederhergeſtellt. Dem piemonteſiſchen Geſandten Le Maiſtre gelang es, auch Savoyen und Nizza für Sardinien zurückzuerlangen.

Dennoch vermochte die Reaction nicht, wie ſie gewünſcht und gehofft, die ganze Zwiſchenzeit wie mit einem Schwamme wegzuwiſchen und für einen Traum zu erklären. Auch Italien verſank nicht wieder vollſtändig in Schlaf; das Nationalgefühl und mit ihm der Wunſch nach Freigebung der Volksrechte war erwacht; die Eigenthümlichkeit des italieniſchen Volkscharakters, die politiſche Unreife der Nation und der tyranniſche Druck bewirkten, daß die neu keimenden Elemente zuerſt unter der Geſtalt geheimer Sekten, Verſchwörungen und Revolutionen ans Licht traten. Die politiſchen Umwälzungen in Neapel und Piemont 1820 und 1821 ſcheiterten an ihrem Entſtehen aus geheimen Geſellſchaften, an der Gleichgültigkeit der Volksmaſſen, an der Unklarheit und Verſchiedenheit der Ziele, an dem perſönlichen Ehrgeiz, der Eitelkeit, Verblendung und Selbſtüberhebung der Führer, vor allem an dem gänzlichen Verkennen der wirklichen Machtverhältniſſe und des Volkscharakters. Von dem letztern entwirft der Verfaſſer ein trübes, im ganzen wol zu düſter gefärbtes Bild. In Bezug auf Unteritalien hat es die Geſchichte auch der letzten Jahre freilich im weſentlichen beſtätigt. Schon bei der Revolution von 1820 weiß man kaum zu entſcheiden, ob ſich das Volk oder der König jämmerlicher und verächtlicher benommen habe. „Die Neapolitaner ſind", das iſt das Reſumé von ihrer Charakteriſtik in unſerm Buche, „ein unnationales, charakterloſes Volk, für den weltlichen wie geiſtlichen Despotismus trefflich geeignet." Ob ein im Lauf vieler Jahrhunderte ſittlich ſo gänzlich verkommener Volksſtamm durch eigene Kraft ſich je wieder zu erheben vermöge, muß billig bezweifelt werden. Wenn jedoch der Verfaſſer zu glauben ſcheint, auch das kräftigere und moraliſch wie ſtaatlich weit höher ſtehende Volk Oberitaliens werde an der unlösbaren Aufgabe, den Süden mit ſich emporzuheben und zu verſchmelzen, zu Grunde gehen, ſo halten wir ihn für allzu ſchwarzſichtig. Freilich bedarf es dazu der Zeit. Der Verfaſſer bezeichnet ſelbſt, wo der Hebel zuerſt angeſetzt, die Heilung begonnen werden muß. Es iſt die Hebung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts, welche in Italien vor allem noththut. Freilich wird die Regierung hier auf Schritt und Tritt wie im katholiſchen Süddeutſchland dem zähen Widerſtand der in ihrem feſteſten Beſitzthum bedrohten Hierarchie begegnen; aber er wird

Digitized by Google

d muß überwunden werden. Im Kirchenſtaat iſt dazu
ilich keine Ausſicht, ſolange er eben ein Staat der Kirche
ibt. „Es iſt der Fluch des Kirchenſtaats ſeit 1815, daß
es, was für den Staat wirkliches Bedürfniß ſeiner Exiſtenz
d Fortentwickelung iſt, von der Kirche als ein Schaden
ihrem Rechte und Beſtand angeſehen wird.“ (I, 400.)
shalb wird die Volksbildung in den engſten Schran-
gehalten, die Wiſſenſchaft, ſelbſt die ſcheinbar un-
ldigſte, aufs ängſtlichſte überwacht. Noch heute iſt die
häologie die einzige freie Wiſſenſchaft in Rom. Noch
ner gilt jenes Wort eines italieniſchen Schriftſtellers,
kurz vor dem Tode Gregor's XVI. ſagt: „Willſt du
einer Karte Europas die verſchiedenen Völker, Staaten
ach der Höhe ihrer ſittlichen und politiſchen Zuſtände
mehr oder weniger hellen Farben unterſcheiden, ſo
ichne den Mittelpunkt Italiens mit einem dunkeln
ken und daneben ſchreibe den Namen Rom.“ Und
iſt es auch hier ſchon etwas beſſer geworden. Eiſen-
en und Telegraphen gelten nicht mehr als Teufels-
', einzelne materielle Verbeſſerungen ſind eingeführt.
uelſcenen, wie bei dem Wuth- und Rachekriege, den
Cardinäle Rivarola und Invernizzi in den zwanziger
ren in den Legationen und Marken gegen die politi-
Sektirer und alle des Liberalismus Verdächtigen
ten, werden kaum noch vorkommen. Welche demora-
nde Wirkung ein ſolches im Kirchenſtaate wie in
el nach jeder Revolution oder liberalen Bewegung
erneuernde Auftreten der Regierungen und derer, die
ihre Freunde nannten, haben mußte, ſchildert uns
Verfaſſer (I, 152 fg.):

Von der Religion nicht zu reden, die dem Volke von den
nern der Kirche mit Feuer und Schwert gründlich aus-
ben wurde, ſo gingen auch die einfachſten Begriffe von
und Unrecht, von Unrecht der Empörung verloren. Gegen
Beſtien zu conſpiriren war kein Unrecht, einen ſolchen
iſtiſchen Mörder aus der Welt zu ſchaffen, war kein Mord.
und Befreiung von ſolchen ſcheußlichen Machthabern war
nzige natürliche Gefühl, das unter den Greuelſcenen auf-
en konnte, und man muß ſich nicht wundern, noch weni-
ne Bevölkerung als ſchlecht verſchreien, wenn ſie wenige
ſpäter die Gelegenheit zur Empörung wieder ergriff.

Dagegen werden, ſolange ein Papſt, der zugleich
cher Herrſcher iſt, in Rom thront, die Bemühungen
leon's für ein civiles, den Forderungen, die ſelbſt
erleuchtete“ Cäſarismus ſtellt, genügendes Regiment,
ebenſo wol einem ausdrücklichen oder doch thatſäch-
non possumus begegnen, wie die der vereinigten
nächte nach den Ereigniſſen von 1831. Wie kann
n der That von einem Herrſcher, deſſen Grundſätze
n „Syllabus“ aller Welt kundgethan ſind, verlangen,
r nach den politiſchen und ſocialen Principien regiere,
: als eine Ausgeburt des Teufels betrachtet? Um
gierung des Kirchenſtaats in freiſinniger, ja nur in
iftiger und aufgeklärter Weiſe zu handhaben, müßte
e Hierarchie zunächſt ſelbſt aufheben.

nders lagen die Dinge in Toscana. Obgleich Will-
rſchaft und Polizeiregiment hier im Grunde dieſel-
aren wie im übrigen Italien, ſo waren doch ſowol
irſten von milder Gemüthsart, jeder auffallenden
und Tyrannei ebenſo abgeneigt, wie der ſchmieg-
und etwas weichliche Charakter des talentvollen und liebenswürdigen Volks den gewaltſamen Revolutionen. Dazu kam die feinere geſellige Bildung, die hier nie erſtorbene Liebe zur Kunſt und der Stolz des Toscaners auf das Hüteramt der Nationalſprache und Nationalliteratur. So konnte das Großherzogthum, wo ſogar Flüchtlinge aus den andern Staaten eine Zuflucht fanden, die Wiſſenſchaften gepflegt wurden und unter ihrem Mantel die Beſtrebungen der neuen italieniſchen Reformpartei ſich bethätigen konnten, als das italieniſche Eldorado gelten und, ſehr mit Unrecht, ſogar von Reiſenden und Publiciſten aus dem Norden als das Muſter eines glücklichen Landes geprieſen werden.

Auch in Piemont herrſchte nach dem ephemeren Triumph der Revolution von 1821 das abſolute Königthum mit ſeiner obligaten Begleitung von Jeſuiten, Spionen, Denuncianten und Polizeiwirthſchaft unter dem König Karl Felix. Unter ſeinem Nachfolger Karl Albert, der ſeit der zweideutigen Rolle, die er während der Revolution geſpielt, aus der Hoffnung und dem Schoskinde des Liberalismus zu dem „verabſcheuten Carignan“ geworden war, blieben die alten Zuſtände unverändert; nur daß der ehrgeizige und früher von Oeſterreich ſehr demüthigend behandelte Monarch eine viel entſchiedenere Stellung gegen die italieniſche „Vormacht“ einnahm.

Im Lombardiſch-venetianiſchen Königreich waren die Oeſterreicher anfangs von einem großen Theil der Bewohner freudig empfangen. Auch als die Hoffnungen auf die Herſtellung eines Königreichs Italien ſich als eitel erwieſen, hätte eine freiſinnige und volksthümliche Regierung auf eine Zeit lang die italieniſchen Provinzen aufrichtig an den Kaiſerſtaat feſſeln können. Wir ſagen: eine Zeit lang, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das erwachende Nationalgefühl früher oder ſpäter die Losreißung von Wien und die Vereinigung mit dem übrigen Italien gefordert haben würde. Aber Metternich dachte nur daran, den liberalen Ideen möglichſt bald mit allen Mitteln den Garaus zu machen. Jede Regung des Nationalgefühls wurde auf das ſtrengſte unterdrückt, das Land unter einer eiſernen Zwingherrſchaft gehalten und ſo, trotz mancher guter Einrichtungen, trotzdem der öffentliche Unterricht hier beſſer war als in irgendeinem andern Theil Italiens, Handel und Verkehr ſich heben und die übrigen Bewohner des Kaiſerreichs über eine Bevorzugung der Italiener in Bezug auf die materiellen Intereſſen klagen konnten, die Sympathien des gebildeten Theils des Volks dem Herrſcherhauſe mehr und mehr entfremdet.

Schlimmer faſt noch wirkte der Druck, den Metternich auf die andern Staaten der Halbinſel ausübte. Man wußte, daß ſich die Heilige Allianz von allen reſtaurirten Fürſten das feierliche Verſprechen hatte geben laſſen, keine conſtitutionellen Verfaſſungen einzuführen. Die geringſte Maßregel von liberalem Anſchein ward von Wien aus ſtreng gerügt. Oeſterreichiſche Soldaten dienten als Schergen gegen jeden Aufſtand der Parteien oder des Volks von den Alpen bis zur Meerenge von Meſſina. Die Fürſten ſelbſt, die Oeſterreich nicht entbehren zu können glaubten, wenn ſie auch heimlich über ihre demüthigende Abhängigkeit ergrimmt waren, bedienten ſich ſeiner ihren Unterthanen gegenüber zur Entſchuldigung ihrer Willkürmaßregeln. So wurde bei allen, die noch eine Spur von

Digitized by Google

nationalem Sinne oder auch nur einen Funken von Selbſtgefühl beſaßen, der Name der Oeſterreicher (Tedeschi), der bis zum Jahre 1847 nach uralter Tradition mit dem der Deutſchen zuſammenfiel, ein Symbolum des nationalen Haſſes.

Otto Speyer.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Feuilleton.

Poeſie und Proſa.

Seit Theodor Mundt iſt es mehrfach vorgekommen, daß man die Proſa für die moderne Kunſtform, und den Vers gewiſſermaßen für ein Vorurtheil der Poetik erklärt hat. Auch Ernſt von Laſaulx behauptet in ſeiner „Philoſophie der ſchönen Künſte", daß die Kunſt der Proſa und insbeſondere die der Geſchichtſchreibung in ihren Wirkungen eine höhere göttliche Kunſt ſei als die der Poeſie. Einen weitern Scheingrund gegen die Versſprache gibt die Geläufigkeit her, mit welcher ſich auch die Poeſieloſigkeit derſelben zu bedienen weiß.

Der Proteſt gegen dieſe Anſchauungen, den wir mehrfach zu Protokoll erklärten, wird neuerdings wieder erhoben von Wilhelm Buchholz in einem trefflichen Artikel der „Wiſſenſchaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung": „Ueber die rhythmiſche Gebundenheit der Rede als Endziel der Sprachkunſt", ein Artikel, der mit einem beſondern Hinblick auf Goethe's verſchiedene Bearbeitungen ſeiner „Iphigenie" abgefaßt iſt. Mit Recht ſagt Buchholz: „Das Ideal der Poeſie, die ſelbſt durchweg einen idealen Charakter bekundet, erſtreckt ſich auf das geſteigerte Ebenmaß der Rede; deshalb hat der Dichter dem Proſaiker gegenüber den ſchönen Beruf: die äußere Sprachform als kunſtvoller Rhythmiker nach idealen Geſetzen zu geſtalten. Bei der Untrennbarkeit von Form und Inhalt müſſen aber die Gedanken, welche in den feſten abgeſchloſſenen Strophenbau eingeglüht werden, eine der idealen Form entſprechende Phyſiognomie behaupten. Wendungen und Ausdrücke des kalten abſtracten Denkens hat alſo der Poet zu meiden und dem Proſaiker zu überlaſſen, während dieſer auf der andern Seite, um nicht in einen ähnlichen Conflict zu gerathen, den erhöhten Redeſchmuck des Dichters aus ſeinem Bereich verbannen muß."

Und weiterhin rühmt er die Vorzüge des Kunſtdichters mit den treffenden Worten: „Im künſtleriſchen Wettkampf wird alſo der wahre Dichter, weil er das reinſte Ideal der Kunſt verfolgt, den Proſaiker in Bezug auf Schönheit, Muſik und Malerei der Sprache weit überflügeln. Durch die erhöhte Ordnung der Wörter ſteigert ſich ihre Tugend erſtaunlich; ſogar diejenigen Ausdrücke, über welche das an ihren Klang gewöhnte Ohr in der Proſa hinwegeilt, ohne von einer tiefern Macht erfaßt zu werden, treten in der gebundenen Rede friſcher und lebendiger auf; ihre eigentliche Kraft und Fülle kehrt zurück, da ſelbſt häufig gebrauchte Wörter wegen der gehobenen Stellung und des rechtzeitigen Ausklingens den Eindruck auf die Seele des Hörers unmittelbar verſtärken. Was dem Proſaiker geringfügig und gleichgültig erſcheint, hat für den Kunſtdichter noch Bedeutung; der letztere entfernt von ſeiner Darſtellung ſozuſagen jedes Stäubchen, und anſtatt den natürlichen Gedankenwuchs zu beeinträchtigen, weiß er ihn vielmehr durch die liebevollſte Pflege zur ſchönſten Blüte zu bringen."

Glücklicherweiſe bietet die Bearbeitung von Goethe's „Iphigenie" in Proſa und in Verſen für einen Vergleich der beiden Formen die beweiskräftigſten Anhaltpunkte, welche von Buchholz mit Glück und mit eingehender Detailforſchung benutzt werden. Wer nicht fühlt und einſieht, daß die Darſtellung durch den Vers in eine ganz andere Sphäre gehoben wird, dem fehlt eben alles Kunſtgefühl, und es läßt ſich mit ihm ebenſo wenig rechten, wie über Muſik mit einem Müllnerianer, der behauptet, daß ihm von allem Lärmen die Muſik noch der liebſte ſei. Percy freilich ruft aus, er wäre lieber ein Kätzchen und ſchriee Miau als einer von den Versballadenſängern — und man darf ihm recht geben, wo es ſich um trivialen Leierton in Versmaßen oder ſalope Bänkelſängermanier handelt. Form und Inhalt müſſen ſich gegenſeitig bedingen und decken, damit das Kunſtwerk erſtehe. Für den Adel der höhern Tragödie und des Epos, das durch den Roman in keiner Weiſe überflüſſig gemacht wird, iſt die Versform unerlaßlich; für das Luſtſpiel verdient ſie wegen ihres Lapidarſtils, welcher auch dem komiſchen Einfall ein unvergängliches Gepräge gibt, mehr Beachtung als ſie bisher gefunden hat; die Epiſtel und Satire in Verſen würde weſentlich dazu beitragen, die Zerſplitterung des modernen Feuilletons aufzuheben und dem Humor ein dauerndes Piedeſtal zu leihen. Hierin liegt durchaus keine Herabſetzung der Proſaleiſtungen, und wir ſtimmen ganz den Schlußworten von Buchholz bei: „Eine vollendete Proſaſchöpfung behauptet eben deswegen, weil ſich der Stoff nur auf dem freiern Formgebiet der menſchlichen Rede entwickeln kann, keinen geringern Werth als ein muſtergültiges Werk der poetiſchen Muſe. Das Vollkommene iſt natürlich in ſeiner Art immer vollkommen. Leſſing's Minna iſt z. B. ein echtes lachendes Kind unſerer Erde und will nichts anderes ſein. Nur ein Unverſtändiger könnte ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie keinen Zug von der idealen Schönheit einer Iphigenie habe. Der Proſaiker bleibt ja, wie ſchon erwähnt, freiwillig hinter dem kunſtvollen Rhythmiker zurück; den Adlerflug des letztern bewundern wir aber nicht allein wegen ſeiner Kühnheit, ſondern namentlich deshalb, weil ſich der wahre Dichter trotz der erhöhten Leidenſchaften, welche die Flügel ſeiner Seele ſind, nicht in einen phantaſtiſchen Nebel mit fortreißen läßt. Hinſichtlich des Gedankenreichthums iſt freilich die Poeſie der Proſa gegenüber nicht im geringſten bevorzugt; getrennt ſind beide nur durch die verſchiedene Art der ſprachlichen Ausdrucksweiſe, da der ungebundene Darſteller von einer Stimmung ausgeht, wie ſie im wirklichen Leben waltet, wo die Herrſchaft des Versbaues jene Begeiſterung nicht geſtattet, welche den Dichter in die reine Sphäre idealer Weltbetrachtung emporträgt."

Tennyſon und ſeine Ueberſetzer.

Judex damnatur, quum nocens absolvitur.

Mit dieſem Motto der „Edinburgh Review" leitet David Aſher einen uns zugeſendeten Nachtrag zu ſeiner in Nr. 36 d. Bl. erſchienenen Beſprechung der Strodtmann'ſchen Ueberſetzung Tennyſon'ſcher Gedichte ein. „Es iſt mir nämlich", fährt er fort, „von mir unbekannter Hand eine Abſchrift der, wie man ſich erinnert, bereits in Nr. 11 d. Bl. f. 1866, rühmlichſt erwähnten Uebertragung des «Break, break, break» von Gisbert Freiherrn von Vincke in ſeiner «Roſe und Diſtel» betitelten Sammlung engliſcher und ſchottiſcher Dichtungen zugegangen, und muß ich nach geſchehener Einſichtnahme dieſer Vincke'ſchen Uebertragung entſchieden den Vorzug vor der Strodtmann'ſchen einräumen. Sie iſt eine vollſtändige Wiedergabe der Tennyſon'ſchen Dichtung und durchaus treuer als die Strodtmann'ſche. Schade, daß dieſer ſie nicht ſeiner Sammlung einverleibt hat, ſtatt einen neuen Verſuch zu wagen. Das Beſſere erweiſt ſich auch hier wieder als der größte Feind des Guten. Zugleich benutze ich dieſe Gelegenheit, mehrfach an mich eingegangene Zuſchriften dahin zu erwidern, daß ich zu den Dichtern erſten Ranges nur die großen Epiker und Dramatiker aller Zeiten und Länder zähle und nur im Verhältniß zu ihnen Tennyſon einen Dichter zweiten Ranges genannt habe. Als Lyriker indeſſen ſtelle auch ich ihn unter die erſten Ranges, obſchon ich nicht den Dichter von Gottes Gnaden in ihm zu erkennen vermag. Sein Verdienſt ſcheint mir größer als ſeine Begabung zu ſein. Keine ſeiner Dichtungen macht den Eindruck des freien und unbewußten Schaffens, ſondern vielmehr des kunſt- und mühevoll Producirten. Der Aufwand von Kunſt und Mühe aber iſt ſo groß, daß er ſeinen Erzeugniſſen eine hohe Vollendung und inſofern auch einen vorzüglichen Werth verleiht. Statt aller weitern Auseinanderſetzung jedoch möchte ich meinen Herren Correſpondenten lieber rathen, erſt eine Seite in Byron oder Shelley und dann

Digitized by Google

ne in Tennyſon zu leſen, und ich zweifle nicht, ſie werden ich dann beſſer verſtehen und vielleicht ſchließlich mein Urtheil iterſchreiben."

Die Quelle von Hartmann's „Gregorius".

Der neueſte Herausgeber der Dichtungen Hartmann's n Aue, Fedor Bech, ſagt über die Quelle, welche der Dichter : Abfaſſung ſeines „Gregor" benutzte, Folgendes: „Die Legende wahrſcheinlich nach jenem altfranzöſiſchen Gedichte des 12. hrhunderts umgedichtet worden, das vor zehn Jahren heraus- geben wurde unter dem Titel: «Vie du pape Grégoire le and, legende française, publiée pour la première fois par :tor Luzarche» (Tours 1857). In dem Gange ſeiner Er- lung ſchließt ſich Hartmann dieſer Quelle genau an; in gen Stellen ſtimmt er ſogar wörtlich mit ihr; doch hat er nſo wie beim «Erec» bald kürzere, bald längere Reflexionen geflochten." Bech führt dann mehrere Stellen an, welche : deutſchen Dichter eigenthümlich ſeien, namentlich gehöre in ein längerer Excurs über Aneignung der ritterlichen Kunſt, ie ein Selbſtgeſpräch.

Dieſer Frage hat Joſeph Strobl eine eingehendere erſuchung gewidmet in Pfeiffer's „Germania" (neue Reihe, 88 fg.). Die Annahme — auch Bech ſpricht nur von Wahr- nlichkeit —, daß jenes franzöſiſche Gedicht Hartmann's Vorlage eſen ſei, iſt allerdings noch nicht beſtimmt erwieſen. Strobl leicht zunächſt beide Dichtungen in einer Anzahl correſpon- ider Stellen und gelangt zu dem Ergebniſſe, daß ſich 'mann ziemlich genau an die Anordnung und hier und da r an die Worte der franzöſiſchen Dichtung anſchließt. Und könne der Text, wie er bei Luzarche ſteht, nicht die Vor- Hartmann's geweſen ſein. Das zeige das von Leo ent- : und in Nr. 352 d. Bl. ſ. 1837 abgedruckte Bruchſtück lateiniſchen Legende, das zu Hartmann in einigen Punkten näher ſtimmt als die entſprechende Stelle des Franzoſen. al ein Vergleich mit Jonas („Von des genâden Jônas in wilden mere genas u. ſ. w.", V. 759 fg.) iſt beiden ı eigenthümlich und fehlt im letzten. Jakob Grimm hielt 'ateiniſche für die Quelle Hartmann's; Strobl gibt dies zu, aber im Lateiniſchen blos die mittelbare. Das theilweiſe iche Uebereinſtimmen des deutſchen Textes theils mit dem öſiſchen, theils mit dem lateiniſchen führt auf die Ver- ıng, eine dem bei Luzarche gedruckten Texte verwandte öſiſche Bearbeitung habe Hartmann vorgelegen. Der Text uzarche wäre dann verkürzt oder lückenhaft, oder weiche m einzelnen Stellen von dem gemuthmaßten ab. Beider e iſt das lateiniſche Gedicht, aus welchem in die Vorlage ıann's der Vergleich mit Jonas und vielleicht noch einiges ·, das ſich jetzt nicht mehr genau beſtimmen läßt, über- gen iſt. Vielleicht oder ſagen wir lieber hoffentlich wird ıler Fund in einer franzöſiſchen Bibliothek die Vermuthung l's beſtätigen.

Literariſche Notizen.

ion der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker" ırghauſen, Bibliographiſches Inſtitut) liegen die Hefte 2 vor, welche, außer einigen Shakſpeare-Ueberſetzungen von Simrock und Viehoff, eine Ueberſetzung der „Corinna" von Frau von Staël, von M. Bock, enthält; ferner die „Empfindſame Reiſe" von Sterne, von M. Eitner, und den erſten Theil der „Ausgewählten Komödien" Holberg's, von Ro- bert Prutz, welcher bereits früher eine Ueberſetzung derſelben für den Cotta'ſchen Verlag veranſtaltet hat und der neuen Bearbeitung eine kurze biographiſche und erklärende Einleitung vorausſchickt.

Der „Illuſtrirte Familienkalender des Lahrer hinkenden Boten" auf das Jahr 1869 für die Provinz Weſtfalen (Min- den, Volkening) erſcheint in der Monſtreauflage von 500000 Exemplaren, eine Thatſache, um derentwillen wir hier dieſes mit praktiſchem und geſundem Sinn redigirten Miniaturkalen- ders Erwähnung thun.

Bibliographie.

Kemmler, G., Heinrich Zeller. Ein ſchwäbiſches Zeit- und Lebens- bild. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaß entworfen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kreſſe, Z., Die Geſchichte der Landwirthſchaft in poetiſchem Ge- wande. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 12 Ngr.

Kretzſchmar, A., Die Erbſchaft oder des Goldes Fluch und Segen. Ein Lebensbild. 3 Bde. Leipzig, C. F. Schmidt. 8. 3 Thlr.

Laun, A., Dichtercharaktere. A. Chénier, Béranger, Burns ꝛc. Bre- men, Kühlmann u. Comp. 1869. 8. 24 Ngr.

Lübben, A., Mittelhochdeutsche Gedichte aus Handschriften her- ausgegeben. Oldenburg, Stalling. 8. 12½ Ngr.

Maade, J., Die Stellung der Krone Böhmens in der Geſchichte. Eine hiſtoriſch-politiſche Entwickelung. 1ſtes Heft. Prag, Mercy. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Marenholtz-Bülow, Bertha v., Das Kind und ſein Weſen. Beiträge zum Verſtändniß der Fröbelſchen Erziehungslehre. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Habel. Gr. 8. à 15 Ngr.

Mayrhofer, J. K., Ueber den Brenner. Von Innsbruck nach Botzen und in die Seiten-Thäler. Topographiſch-kulturhiſtoriſche Schilderung. München, Merhoff. 16. 27 Ngr.

Maximilian von Habsburg, Kaiser von Mexico. Ballade. Triest, Schimpff. 4. 2 Ngr.

Melgunoff, G., Das südliche Ufer des Kaspischen Meeres oder die Nordprovinzen Persiens. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

Mendel, H., Giacomo Meyerbeer. Eine Biographie. Berlin, Hel- mann. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möllhauſen, B., Der Hochlandpfeifer. Erzählung. 6 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Moſer, O., Die Umgebung Leipzig's in geſchichtlichem Abriß der nächſtliegenden 56 Dörfer dargeſtellt. Leipzig, Priber. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, R., Die höhere und niedere Gemeinde. Prag, Bellmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Nicht Einigung, ſondern grundſätzliche Spaltung Deutſchlands durch Preußen. Aus hiſtoriſchen Quellen nachgewieſen vom Verfaſſer der „gött- lichen Miſſion Preußens". Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Noë, H., Der Frühling von Meran. Bilder und Geſtalten. Meran, Moſer. 16. 18 Ngr.

Orlloff, F., Geſchichte der Grumbachiſchen Händel. 1ſter Thl. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Personalunion, Centralisation, Dualismus. Reden und aus Reden cisleithanischer Minister über Oesterreichs staatsrechtliche Gestaltung. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 Ngr.

Peter, A., Zuckmantler Passionsspiel. Troppau, Schüler. Gr. 4. 10 Ngr.

Maximilian Robespierre. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Leipzig, F. Flei- ſcher. Gr. 8. 20 Ngr.

Rohlfs, H., Mediciniſche Reiſebriefe aus England und Holland 1866 und 1867. Leipzig, F. Fleiſcher. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ruß, K., In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. 2te Reihe. Berlin, Boettcher. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Soergel, J., Cornelia, die Mutter der Gracchen. Ein römiſches Frauenbild. Erlangen, Deichert. 16. 6 Ngr.

Sperber jun., B. H. W., Gedichte. Memel, v. Treuenfels. Gr. 16. 15 Ngr.

Wickede, F. v., Der falſche Erbe. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gegenüber der großen Zahl von Manuſcripten jeder Art, die mir zur Durchſicht, Beurtheilung und oft ,ur Vermittelung des Verlags überſendet werden, ſehe ich mich genöthigt, mit beſtem Dank für das mir lte Vertrauen, zu erklären, daß ich gänzlich außer Stande bin, dieſen Wünſchen nachzukommen, meine Zeit, durch zwei Redactionen und die Lektüre der im Druck erſchienenen und zur Beſprechung eingeſandten ſehr in Anſpruch genommen, mir nicht erlaubt, mich noch mit handſchriftlichen Productionen zu beſchäftigen, nigſten aber geſchäftliche Vermittelungen zu übernehmen. Ich bitte daher zu entſchuldigen, wenn Manuſcripte, ht zur Benutzung in den von mir herausgegebenen Zeitſchriften eingehen, unberückſichtigt zurückgeſandt werden.

pzig, den 29. Auguſt 1868.

Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen.

Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe.

Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

Friedrich Nippold.

Erſter Band. Jugendzeit und römiſche Wirkſamkeit.

Mit einem Porträt Bunſen's nach Richmond.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die längſt erwarteten biographiſchen Memoiren unſers berühmten Landsmanns Bunſen, des ausgezeichneten Gelehrten und Diplomaten, ſind vor kurzem durch deſſen Witwe in England veröffentlicht worden und fanden dort als ein für die Zeitgeſchichte überaus wichtiges Werk die glänzendſte Aufnahme. Auch die deutſche Ausgabe derſelben wird um ſo willkommener ſein, da ſie der Herausgeber, Profeſſor Friedrich Nippold in Heidelberg, wie der vorliegende erſte Band beweiſt, durch zahlreiche bisher unbekannte Originaldocumente und andere intereſſante Mittheilungen aus Bunſen's handſchriftlichem Nachlaß noch weſentlich bereichert hat. Der zweite Band befindet ſich unter der Preſſe.

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gregorovius, Ferdinand. Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Geſängen. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Hammer, Julius. Unter dem Halbmond. Ein osmaniſches Liederbuch. Miniaturausgabe. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

—— Die Pſalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebſt Einleitung und Erläuterungen. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Jordan, Wilhelm. Demiurgos. Ein Myſterium. Drei Theile. 8. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Moſen, Julius. Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. 8. (1⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 8 Ngr.

Müller, Wilhelm. Gedichte. Miniaturausgabe. Zwei Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Prutz, Robert. Aus der Heimat. Neue Gedichte. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Schulze, Ernſt. Cäcilie. Miniaturausgabe. Zwei Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

—— Gedichte. Miniaturausgabe. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 6 Ngr.

—— Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht. Octavausgabe. Achte Auflage. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr. Mit Kupfern, gebunden. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Die vorſtehenden beliebten Dichtungen ſind zu den ermäßigten Preiſen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☛ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Pantſchatantra:

Fünf Bücher indiſcher Fabeln, Märchen und Erzählungen.

Aus dem Sanskrit überſetzt mit Einleitung und Anmerkungen

von **Theodor Benfey.**

Zwei Theile. 8. Geh. (8 Thlr.) Ermäßigter Preis 4 Thlr.

„Pantſchatantra“ iſt das älteſte und wichtigſte Fabelwerk der alten Inder und zugleich die Grundlage aller Fabel- und Märchenpoeſie nicht blos des Orients, ſondern auch Europas. Die vorliegende erſte Ueberſetzung deſſelben hat daher neben dem ſprachlichen auch allgemein literarhiſtoriſches Intereſſe.

In demſelben Verlage erſchien:

Bhartriharis. Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metriſch übertragen von P. von Bohlen. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Dſchami (Abdurrhaman ebn Achmed). Liebe, Wein und Mancherlei. Perſiſche Lieder zum erſten mal deutſch gegeben von Moritz Wickerhauſer. 8. (24 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Indiſche Gedichte. In deutſchen Nachbildungen von Albert Hoefer. Zwei Theile. 12. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Hitopadeſa. Eine alte indiſche Fabelſammlung aus dem Sanskrit zum erſten mal überſetzt von Max Müller. 12. (20 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Sadi (Moslicheddin). Roſengarten. Nach dem Texte und dem arabiſchen Commentar Sururi's aus dem Perſiſchen überſetzt mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. 12. (1 Thlr. 6 Ngr.) Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Somadeva. Märchenſammlung. Aus dem Sanskrit überſetzt von Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. (1 Thlr. 18 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientaliſcher Erzählungen. Nach der türkiſchen Bearbeitung zum erſten male überſetzt von Georg Roſen. Zwei Theile. 8. (3 Thlr. 16 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

☛ Ende 1868 treten für obige Werke die Ladenpreiſe wieder ein.

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſchichte der deutſchen Poeſie

nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Zwei Theile. 8. Geh. (5⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 2⅔ Thlr.

Die geſammte Kritik empfiehlt dieſes Werk als eins der hervorragendſten auf dem Gebiete der deutſchen Literaturgeſchichte. Um es weitern Kreiſen zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung den Preis für kurze Zeit auf die Hälfte ermäßigt.

☛ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 5⅓ Thlr. wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

rſcheint wöchentlich. — Nr. 41. — 8. October 1868.

halt: Neue Tagebuchblätter Varnhagen's. Von Rudolf Gottſchall. — Poetiſche und literariſche Albums. Von Wilhelm bholz. — Neuere Geſchichte Italiens. Von Otto Speyer. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Literariſche Notizen; Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Tagebuchblätter Varnhagen's.

dem Nachlaſſe Varnhagen's von Enſe. Blätter aus der reußiſchen Geſchichte von K. A. Varnhagen von Enſe. rſter und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. Thlr.

Nulla dies sine linea — war Varnhagen's Wahl ch. In der That, was ein regelmäßiger Fleiß ver , das zeigt der Nachlaß des Diplomaten. Wir ſehen daß er nicht blos die intereſſante Epoche der preußi Revolution und Reaction, das fünfte und ſechste zehnt des Jahrhunderts, in der Santa Caſa heilige ſter eingetragen, die er als ſchweigſamer Gewiſſens des aus ſeinen Fugen gegangenen Zeitalters mit ſchütterlicher Ausdauer fortführte, ſondern daß er ſchon nach den Befreiungskriegen die große preußiſche tionsepoche von 1819—30 mit der gleichen Ge nhaftigkeit regiſtrirt hat. An und für ſich erſcheint s eine geringe Arbeit, die Ereigniſſe und Eindrücke Tags in kurzen Notizen feſtzuhalten. Sobald aber Arbeit als eine regelmäßig andauernde auftritt, e durch ein Jahrzehnt hindurch jedem Tag gerecht ſo bildet ſich aus dieſen einzelnen Bemerkungen ein s Ganzes, die Chronik des Zeitalters, eine unerſetzliche e für den Geſchichtſchreiber, um ſo unerſetzlicher, der Chroniſt ſich in jenen Kreiſen bewegt, wo Ge e gemacht wird, mag dieſe Geſchichte auch oft nur eſchichten beſtehen. Wie wir aus der Vorrede der geberin, Ludmilla Aſſing, erſehen, wird die Juli tion den dramatiſchen Abſchluß der vorliegenden r bilden, welche mit dem 16. November 1819 be . Das Jahrzehnt, welches hier mit Varnhagen's n und Randzeichnungen verſehen wird, gehört zu beſten und todteſten in der preußiſchen Geſchichte; weder durch politiſche noch militäriſche noch geiſtige haten ausgezeichnet. Um ſo intereſſanter iſt es, ieſen Aufzeichnungen zu erfahren, wie der Kampf eiſter trotz dieſer äußerlichen Stagnation ein nicht lebhafter war, als er in den bewegtern Epochen der Geſchichte zu ſein pflegt. Gerade hier tritt das Tagebuch ergänzend ein, indem es uns in geiſtige Regionen einführt, welche von den trockenen Daten der Geſchichte nicht erhellt werden können.

Die Verdienſte und Vorzüge der Varnhagen'ſchen Chronik verkündigt Ludmilla Aſſing mit den folgenden Worten:

> Gewiß hat Varnhagen in dieſen Aufzeichnungen viele bisher noch verborgen gebliebene politiſche Thatſachen niedergelegt, was ihnen allein ſchon einen bleibenden Werth gibt; was hier über die preußiſchen Verhältniſſe, über Metternich, über den Kaiſer Nikolaus von Rußland, über den Kurfürſten von Heſſen 2c. mitgetheilt wird, iſt noch nirgends gedruckt. Was aber außerdem Varnhagen's Schilderungen des Lebens, der Charaktere, der Geſellſchaft, der Sitten, wie ſie hier enthalten ſind, einen beſondern Reiz verleiht, das iſt nicht blos ſein anerkanntes Talent der Auffaſſung, der Darſtellung, der prägnanten Bezeichnung, in dem ihn niemand übertreffen kann; ſondern es gehörte auch dazu die Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit, die tiefe Redlichkeit und Unparteilichkeit ſeines Charakters, dem die Wahrheit über alles ging; es gehörte dazu neben dem ſcharfen Geiſt ſein aufrichtiges Herz, welches gegen Freund und Feind Gerechtigkeit walten läßt, und endlich ſein kühner, vorurtheilsloſer Blick, welcher ſeiner Epoche voraneilte und ſie überſah. Er war im vollſten Sinne ein Prieſter der Wahrheit, der mit treuem Eifer die Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit in die Tafeln der Geſchichte einſchrieb. So nehmt ſie denn hin, dieſe lehrreichen Blätter, die dem Vaterlande zu übergeben mir die ehrenvolle Pflicht zutheil geworden; in ihnen iſt vor allem die Gewähr enthalten, daß wir unaufhaltſam einer Zukunft entgegeneilen, die ſo verſchieden ſein wird von unſerer heutigen Gegenwart, als jene Vergangenheit von dieſer!

Man darf dieſem Urtheil im allgemeinen beiſtimmen. Varnhagen war gewiſſenhaft und ein Meiſter ſcharfer Auffaſſung, ſelbſt wo er mit ſeiner Silhouettenſchere nur ſchnitzelte; dennoch ſind ſeine Tagebuchblätter nur mit Vorſicht zu benutzen. Sie geben ſelbſtverſtändlich, was der Tag bringt, Gerüchte, Halbwahres, Gerede, Anekdoten, und wenn ſie auch oft ſpäter berichtigen, ſo findet dieſe Reviſion keineswegs immer ſtatt. Sie geben daher oft

mehr das Spiegelbild der öffentlichen Meinung, als das der Thatſachen und Ereigniſſe ſelbſt. Hierüber ſagt Varnhagen ſelbſt treffend:

Goethe empfiehlt an mehreren Orten das genaue Aufzeichnen einzelner Züge und Tagesbemerkungen; es ſei darin oft das Weſentliche der Geſchichte enthalten, und manches Geringfügige der Gegenwart in der Zukunft wichtig. Er hat recht: das Wahre in den Vorgängen ergibt ſich nach und nach von ſelbſt und erhält ſich als gedrängte Thatſache; aber was man für wahr gehalten, was ſo geſchienen, darin liegt das wahre Lebensbild einer Zeit, eines Kreiſes. In Tagebüchern kann daher nicht der Inhalt in ſeiner Wirklichkeit verbürgt werden, ſondern nur die augenblickliche Geſtalt deſſelben.

Je nachdem ſich eine Perſönlichkeit von dieſer oder jener Seite zeigt, wechſelt auch mit dem Tage das Urtheil. Es liegt im Weſen eines Tagebuchs, daß daſſelbe keine Summe zieht; um dies zu thun, muß man ſelbſt ein geiſtiger Rechner ſein und ſich durch die einzelnen Poſten nicht zerſtreuen laſſen. Auch viel Bedeutungsloſes läuft mit unter, die perſönliche Notiz, die nur für den Autor des Tagebuchs Intereſſe hat, die blos andeutende Skizze, die für den dritten gleichgültig iſt, da ſie nur dazu dient, dem Aufzeichner ſelbſt einen Anhaltpunkt für ſeine Erinnerungen zu geben. So wird auch die äußere Form ungleich; die Bemerkung begnügt ſich mit der Abbreviatur, mit dem nicht ausgetragenen Satz. Je weniger ſich der Verfaſſer in ſelbſtändigen, zuſammenhängenden Reflexionen ergeht, deſto mehr überwiegt das ſkizzenhaft Hingeworfene, das die marmorne Glätte des Varnhagen'ſchen Stils vermiſſen läßt. Es fallen auch viele Schlacken mit ab, doch Farbe haben ſie immer, wie alles, was Varnhagen ſchreibt. Zweierlei Bemerkungen drängen ſich bei der Lektüre dieſer neuen Tagebuchblätter von ſelbſt auf. Man hat dem Verfaſſer vorgeworfen, daß er in der letzten Zeit, nur wegen vereitelter Hoffnungen auf eine glänzendere Carrière, ſich der Oppoſition in die Arme geworfen habe. Ein Blick in dieſe Tagebuchblätter zeigt uns aber, daß die Tendenz deſſelben im Jahre 1819 ganz dieſelbe war, wie im Jahre 1849. Mag man den durchgängigen Grundzug ein misvergnügtes Knurren nennen — immerhin, Varnhagen knurrte 1819 wie 1840 und 1850. Dabei ſpringt denn auch die große Aehnlichkeit der allgemeinen Stimmung in die Augen: die Unzufriedenheit mit der Staatsleitung, die freiere Richtung, die ſich gegen die hemmenden Schranken auflehnt. Das Verlangen nach Reichsſtänden war 1819 nicht minder lebhaft als 1840.

Und hieran ſchließt ſich ſogleich die zweite, in vieler Hinſicht tröſtliche Bemerkung. Jahrzehnte, ſo endlos ſie dem ungeduldigen Menſchengeiſt erſcheinen mögen, zählen kaum für den Gang des Fortſchritts, oft holt ein einziges Jahr das lange Verſäumte nach. Die Nothwendigkeit preußiſcher Reichsſtände war damals allgemeine Ueberzeugung — ſie mußten kommen! Und ſie ſind gekommen — wenn auch erſt dreißig Jahre ſpäter, eine Friſt, die den damals Strebenden gewiß wie eine unabſehbare Ewigkeit erſchienen wäre. Schon damals waren die ſchärfer Blickenden davon durchdrungen, daß das Regiment der Bourbons ein jähes Ende finden werde. Und es nahm dies Ende, wenngleich zehn Jahre ſpäter! Die Muſe der Geſchichte hat, wenn ſie ihren Blick in die Zukunft wendet, etwas Somnambules; die Zeit wird zu einem gleichgültigen Medium herabgeſetzt.

Die vorliegenden zwei Bände der „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte" umfaſſen den Zeitraum vom 16. November 1819 bis zum 31. December 1823, der den Sieg der Reſtauration gleichſam auf der ganzen Linie zeigt. Die Conſtitutionellen in Neapel und Turin wurden von Oeſterreich, die ſiegreichen Männer der Cortes in Spanien von Frankreich unterworfen. Nur in Griechenland lodert das Feuer des Aufruhrs gegen die Türken. Alle dieſe politiſchen Thatſachen werfen ihre Reflexe in die Varnhagen'ſchen Tagebuchblätter, welche die wichtigſten Neuigkeiten jedes Tags ſich einverleiben. Der Werth eines fortlaufenden Zeitauszugs wäre indeß gering, wenn nicht die Aufnahmen dieſer Neuigkeiten, die Aeußerungen über dieſelben in geſellſchaftlichen Kreiſen ebenfalls regiſtrirt würden und daraus das politiſche Meinungsbild der damaligen Zeit hervorginge. Das tritt mit unwiderſprechlicher Klarheit hervor: ſchon die damaligen politiſchen Parteien betrachteten ſich in ganz Europa als ſolidariſch. Der Sieg der Ultras in Frankreich und Spanien wurde auch von den Ultras in Preußen als ein Sieg betrachtet, und umgekehrt jauchzten die deutſchen Liberalen den Siegen der Conſtitutionellen in Italien und Spanien zu. Ja, die politiſchen Parteien waren damals jungfräulicher, man möchte ſagen abſtracter als jetzt, wo ſie durch ihre Stellung zu nationalen und ſocialen Fragen vielfach zerſetzt ſind. Namentlich bildet das ſpaniſche Notizenfeuilleton einen rothen, durch die zwei Bände der Blätter hindurchgehenden Faden. Wie verſchieden ſtellen ſich die Parteien zu ihr. Da ſagt Ancillon am 22. September 1820:

Die Revolutionen ſeien jetzt wie eine Seuche. Daß man nicht mehr durch ſie überraſcht werde, ſei ein fürchterliches Zeichen der Zeit. Die Regierungen arbeiteten unabläſſig an der Wohlfahrt der Völker, es ſei entſetzlich, daß dieſe es nicht erkennen wollten. Alle Staaten würden am Ende zu Verfaſſungen gelangen, aber dann würden diejenigen, die auf [illegible]ſchem Wege danach getrachtet und ins Unglück gerathen wären, es zu ſpät bereuen, wenn ſie das Glück und den Segen derer betrachteten, die gewartet hätten. Die Cortes in Spanien ſeien ein Verein, bei dem keine Regierung Europas ruhig beſtehen könne.

Anders jedoch iſt die öffentliche Meinung. Varnhagen ſchreibt am 18. Januar 1821:

Großes Gerücht, daß der König von Spanien abgeſetzt worden; die Nachricht ſoll von Dresden gekommen ſein. Alle Leute theilen ſich die Neuigkeit mit, viele können ihre Freude kaum verbergen.

Und am 1. März 1823:

Unglaubliche Dinge werden hier zu Gunſten der Spanier in Geſellſchaften ausgeſprochen, vor Staatsbeamten und Offizieren, die zum Theil mit einſtimmen; gegen die Heilige Allianz, gegen Verona erklärt ſich faſt alles; die Rede im engliſchen Parlament, das ganze Benehmen Englands, die Haltung ſeiner Miniſter machen einen furchtbaren Eindruck, auch die franzöſiſchen Reden bleiben nicht ohne Wirkung. In allen mittlern Geſellſchaften iſt die Stimmung conſtitutionell und demokratiſch, und dem Weſen nach pflichten dieſer Stimmung auch ſolche Leute bei, deren Stellung und Willen eigentlich im Widerſpruch damit ſind. Die Hof- und Miniſtercirkel ſind in ihrer Denkart und Sprache ganz einſam, wer ſie berührt, nimmt ihre Weiſe an, wenigſtens ſo lange er ſie berührt; entgegengeſetzte Anſichten verlauten dort nie. Aber Miniſter ſelbſt ſprechen anderswo anders; der alte Kircheiſen z. B. ſchimpft auf die mainzer Commiſſion, hat ſeine Freude am engliſchen Parlament, und nimmt theil an den Spaniern.

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt aber meint, Grie- chenland und Spanien ſeien ihm zu weitab, um ſich dar- nzumiſchen: ein ganz praktiſcher Ausſpruch, der be- eiſt, wie wenig dieſer Monarch Talent zu einem politi- hen Doctrinär beſaß.

Es hatte ſich in Berlin ſogar eine „Spaniſche Geſell- haft", gebildet; „ſpaniſch" war damals zum Stichwort r liberale Tendenzen geworden. Am 31. December 1823 richtet Varnhagen:

Geſtern feierte die ſogenannte Spaniſche Geſellſchaft hier das ſt des Generals Grafen York, d. h. den Tag, da er die be- hmte Convention unterzeichnete; ſeine Büſte ſtand auf dem ſche. Zugegen waren Geheimrath Beuth, Rother, Frieſe, litz, Spiker, Schleiermacher, Reimer, Maßen, Link, Graf hmiſing, Otto, Erhard, Stägemann, Eichhorn u. m. a. Es rden unendliche Späße angebracht, über Spanien, York (der Riego genannt wurde), Umtriebe, Iturbide u. ſ. w. Stunden- g dauerte die rauſchende Fröhlichkeit. Wer als Fremder das s mit angehört hätte, dem wären die Haare zu Berge ge- den über den gefährlichen Geiſt! Und war doch alles eitel erz und Laune!

An Riego nahm man in Berlin fortwährend den aller- ßten Antheil. Nach ſeiner Hinrichtung ſagte man ſo- ch: „den werden ſie doch wieder einmal zu hohen Ehren gen und ihm Denkſäulen und Feſte widmen". Wie os die politiſchen Ultras ſich ausſprachen, zeigt die theilung Varnhagen's vom 12. October 1823:

Herr Geheimrath Beckedorff ſagte geſtern in einem kleinen rauten Kreiſe, wenn König Ferdinand erſt wieder in Madrid unbeſchränkter Herrſcher ſein würde, dann dürfte man erſt e Unordnung in Spanien befürchten, dann würden tolle ichten vorgehen, und ſein Betragen die Franzoſen in große egenheit ſetzen. Dieſer König könne nicht regieren und ſollte nicht, er habe ſich auch ſchon viel zu ſehr mit den Cortes laſſen; „es wäre am beſten, wenn der erſt im ſtillen ab- n würde". Das ſagt Beckedorff! Mir wurde es von un- genem Munde wiedererzählt, mit großem Lobe, wie klug verſtändig der Mann zu reden wiſſe.

Das heißt nicht blos königlicher ſein als der König, rn aus Royalismus den Königsmord predigen.

Daſſelbe lebhafte Intereſſe folgt den Kämpfen in der öſiſchen Kammer, den Oppoſitionsmännern, einem amin Conſtant, Manuel. So heißt es am 28. No- er 1822:

Benjamin Conſtant iſt verurtheilt zu einem Monat Ge- iß und 500 Franken Strafgeld. Es iſt nur Ein Schrei mpörung darüber unter den Leuten hier. Conſtant wird riffen, und weil er ſich vertheidigt, wird ſein Gegner ge- und er beſtraft! Solcher Hohn öffentlich gegen die Ge- keit geübt, ſagt man, werde ſich furchtbar beſtrafen!

ls Manuel ſeine fulminante Rede gegen den ſpani- Feldzug gehalten hatte und aus der Kammer aus- en worden war, zeigte Berlin den lebhafteſten An- Es heißt am 23. März 1823:

roße Bewegung im hieſigen Publikum über die ſpaniſchen, gliſchen und die franzöſiſchen Angelegenheiten; lebhafte ahme für Manuel; dieſer Gegenſtand vereinigt für den lick alles Intereſſe. Auf der Börſe billigten ein paar eſſen Ausſtoßung, es war nahe daran, daß ſie geprügelt wären. Heute erſchallt die Kunde von der Sitzung am z, und es iſt eine allgemeine Aufregung deshalb. Auf raße, am Eingange des Theaters, in den Logen ſelbſt, nt man den Namen Manuel. Man iſt ganz begeiſtert n Muth und die Haltung der Liberalen, über das Zurück- der Nationalgarde und der Veteranen. Mehrere Leſer nzöſiſchen Blätter erzählten mir, ſie hätten vor Wuth und Empörung über das Betragen der Ultras und der Miniſter gezittert und gebebt, darunter ſind Rechtsgelehrte, angeſehene Beamte, Kaufleute und Literatoren; ein Maler ſprach ebenſo, ein ehemaliger franzöſiſcher Emigrant war entzückt über Manuel und die Nationalgarde; eine Generalin, ein Legationsrath, ein angeſehener Gelehrter desgleichen. Der Eindruck iſt außerordentlich! Von Herrn von Humboldt erzählt man misfällig, er habe ſich einigermaßen gegen Manuel und für den ſpaniſchen Krieg erklärt.

Die Stimmung gegen Oeſterreich war um dieſelbe Zeit eine ſehr feindſelige; Varnhagen berichtet am 8. März 1823:

Bei den Vorſtellungen des „König Johann" von Shakſpeare auf hieſiger Bühne wurden die Hohnreden gegen Oeſterreich vom Publikum beklatſcht und belacht. Der Haß gegen Oeſterreich iſt hier noch ſtets im Zunehmen. Die Berliner ſagen von den beiden Chineſen, die hier zu ſehen ſind, es ſei jetzt heraus, daß ſie keine Chineſen ſeien, ſondern Oeſterreicher; andere ſetzen hinzu, Metternich habe ſie hierher geſchickt, damit ſie die Conſtitution für Preußen machten!

Welches das Glaubensbekenntniß der preußiſchen Hochtories damals war, das beweiſt das von Varnhagen unter dem 20. Auguſt 1822 mitgetheilte politiſche Credo des Fürſten Alexander von Solms-Lich, dem König Ludwig XVIII. noch zu freiſinnig war:

Der Fürſt Alexander von Solms-Lich hält mir eine große Rede über die politiſchen Zuſtände, im Sinne Châteaubriand's und Bonald's; ſpricht von ſeinem Unglück und Verluſt, von ſeiner Standhaftigkeit, daß er nie mit der Revolution unterhandelt, dagegen die eigene Würde bewahrt habe. Alle Regierungen hätten die Schuld auf ſich geladen, die Revolution und Bonaparten um Vortheils willen anzuerkennen, das Unweſen mitzumachen und zu befördern; ja ſie thäten es alle noch immer fort, alle hätten die Gerechtigkeit verletzt, und verletzten ſie fortwährend, ſie hätten die Revolution in ihr Innerſtes aufgenommen u. ſ. w. Die Strafe würde nicht ausbleiben, neue Stürme würden kommen, neue Civiliſationspunkte ſich bilden u. ſ. w. Frankreich würde aufs neue zu einer großen Höhe ſteigen, die Religion und chriſtliche Geſinnung finde dort jetzt fruchtbaren Boden, man ſolle nur die Herrlichkeit der neuern franzöſiſchen Literatur betrachten! Auf chriſtliche Unterwerfung und Demuth komme alles an; er ſelbſt, Reformirter, glaube den Katholicismus einer neuen Entwickelung fähig, die den Proteſtantismus damit ausſöhne. Mit dem jetzigen Papſte ſei aber nichts anzufangen, ein Menſch, der ſich in ſo ungeheuerm Irrthum gezeigt, ſei keines Vertrauens mehr fähig, man müſſe einen neuen Papſt abwarten. In Frankreich gehe alles gut, die Revolution ſei beſiegt, es gehe ſo weit, daß alles, was revolutionär iſt, ſchon anfange, antinational zu werden. Der Graf von Artois, der Herzog und die Herzogin von Angoulême ſeien wahre Chriſten, voll Demuth und Verzeihung; es ſei rührend, wie liebevoll und mitleidig ſie von den Mördern ihrer Familie ſprächen. Ludwig XVIII. aber ſei nicht religiös, liebe die Revolution, und haſſe eigentlich den jetzigen Gang der Dinge in Frankreich, ein revolutionäres Miniſterium wäre ihm eigentlich lieber, doch habe ihn das gegenwärtige Miniſterium dadurch etwas gewonnen, daß es ihm in perſönlichen Sachen mehr Willen und freiere Hand ließe als das vorige. (Dieſer Solms-Lich iſt derſelbe, der mir einmal in Karlsruhe ſagte, er geſtehe offen ſeine Schwäche, es ſei ihm nicht wohl, wenn ein Bürgerlicher in der Geſellſchaft ſei.)

Die innern Zuſtände Preußens bieten damals ein höchſt unerquickliches Bild, welches durch die Perſonalien der damaligen Regierungsmänner keineswegs günſtiger beleuchtet wird. Der Staatskanzler, der mehr im Hintergrund des Bildes erſcheint, macht, trotz ſeiner Altersſchwäche, ſeines Verhältniſſes zu Frau von Kimsky und ſeiner Familienärgerniſſe, doch noch den würdigſten Eindruck. Sehr im Schatten ſteht Wilhelm von Humboldt, von

Digitized by Google

dem Varnhagen ja an anderer Stelle eine zuſammenhängende und in vieler Hinſicht glänzende Charakteriſtik gegeben hat. Hier wird er nur mit fortwährenden kleinen Streiflichtern beleuchtet, die aber tiefe Schatten werfen; er erſcheint als ein ehrgeiziger beiſeiteſtehender Frondeur voll Bitterkeit, und Frau Rahel glaubt nicht einmal an ſeine Thränen. Vom Fürſten Wittgenſtein werden Antecedentien erzählt, die ihn als einen Spieler, Geldjäger und Schwächling erſcheinen laſſen; Altenſtein wird als ſchwach und „erbärmlich" geſchildert, ein Etikette, das ihm von den verſchiedenſten Seiten her angeheftet wird; Schuckmann's Verwaltung erfährt fortwährend den herbſten Tadel; Ancillon erſcheint als eine Miſchung von Ariſtokrat, Prediger und geziertem Hofmann.

Am Anfang der Berichte treten die Demagogenriechereien in den Vordergrund; man hört von nichts als Verhaftungen, Unterſuchungen, Liſten über politiſche Denkart und Geſinnung, die ſich über alle Civilbeamte und alle Offiziere erſtrecken ſollen und von den Präſidenten, Miniſtern, Commandanten, Generalen eingefordert werden. Der Urſprung der Conduitenliſten führt alſo nicht in unvordenkliche Zeit zurück, ſondern iſt vom April 1822 zu datiren. Die neuen Umtriebsunterſuchungen wurden indeß damals allgemein gemisbilligt, man ſchimpft auf deren Urheber als Leute ohne Einſicht und Verſtand, die blos wilder Leidenſchaft und blindem Wahn folgen und ſich vor ganz Deutſchland proſtituiren. Von Jahn's Verhaftung iſt häufig die Rede; auch andere Demagogen, wie Mühlenfels, Follenius, ſpielen eine Hauptrolle. Dem Heere vertraut man nicht unbedingt. „Beſonders mistrauiſch", ſchreibt Varnhagen am 28. April 1822, „iſt man gegen die Artillerieoffiziere; ſie ſind meiſt alle des Demagogismus verdächtig." Die wichtigſte Affaire, die außerhalb ſtudentiſcher Kreiſe ſpielte und in der That von einer weitverzweigten Misſtimmung Kunde gab, war die Hedemann'ſche Verſchwörung; wir theilen die Hauptdaten über dieſelbe aus Varnhagen's Tagebuchblättern mit. Den 7. Juni 1821:

Bei einem Oberförſter in der Gegend von Marienwerder hat man den Entwurf eines Aufrufs an das preußiſche Heer und Volk gefunden, worin das Beiſpiel der ſpaniſchen Nation angeprieſen wird zur Nachahmung; der Mann ſoll Ausreden gebrauchen von Proben, die er gegen die Treue und Zuverläſſigkeit ſeiner Frau und Schwiegermutter durch dies Papier habe anſtellen wollen, Ausreden, die man gelten zu laſſen geneigt ſcheint.

Den 9. Juni 1821:

Mit dem Oberförſter, man nennt Herrn von Hedemann, der die ſpaniſche Verfaſſung ausrufen laſſen wollte, ſollen viele Edelleute verbunden, und der Verein ſogar ſchon mit Waffenvorräthen verſehen geweſen ſein.

Acht Perſonen ſollen in der Sache des Herrn von Hedemann wirklich eingezogen ſein, darunter zwei Huſarenoffiziere; die Abſicht ging dahin, ſich Danzigs zu bemächtigen, und von dort aus das Weitere zu machen. Die Verſchworenen wollten erſt in Stargard, nach Verführung oder Verjagung der dortigen Schwadron, die Landwehrwaffen wegnehmen, und dann auf Danzig marſchiren. Der eingezogenen Perſonen ſollen gegen zwanzig ſein; die ſpaniſche Conſtitution ſollte ausgerufen werden; einer der Leute iſt Herr von Pannwitz, Unteroffizier bei den Huſaren. Sie hatten dem Volke Steuerfreiheit verſprochen.

Den 15. Juni 1821:

Herr von Schön hatte die weſtpreußiſche Verſchwörung zuerſt ſehr leicht genommen; ſein Bericht an Herrn Geh. Cabinetsrath Albrecht ſchien jedoch den König, wie der Kanzler meint, nicht zu beruhigen, und es wurden genauere Unterſuchungen anbefohlen. Man beobachtete bei dem Oberförſter von Hedemann mehrere Zuſammenkünfte, und überfiel nachts jeden der Bemerkten einzeln in ſeiner Wohnung, wo ſich denn viele Aufruhrzettel fanden, gar nicht ungeſchickt abgefaßt.

Den 27. Juni 1821:

Man macht die Bemerkung, daß von der Verſchwörungsgeſchichte in Weſtpreußen ſeit der langen Zeit noch kein öffentliches Wort erſchollen iſt, ſelbſt nicht in auswärtigen Zeitungen. Ein Beweis, wie ſehr der Verkehr dort ſtockt, und wie erfolgreich die Niederhaltung der öffentlichen Mittheilungen iſt.

Den 29. October 1821:

Von dem Oberförſter von Hedemann fängt man an mit bedeutendern Worten zu reden. Man legt ihm einſtimmig große Energie und zum Theil auch ſchon Talent bei; er ſoll ſelbſt die Ausflucht, daß er wahnſinnig ſei, auf das kräftigſte widerlegt haben, und nichts bereuen und bedauern als das Mislingen ſeines Vorhabens. Man meint, ſein toller Einfall habe doch vielleicht am meiſten dazu beigetragen, daß man hier ernſtlicher an Conſtitution denke.

Den 14. December 1821:

Herr Präſident Hippel verſichert, das Urtheil über Hedemann ſei noch nicht gefällt; erſt neuerlich ſeien die Beweisſtücke, welche von der Mutter über ſeine frühern Geiſtesverwirrungen geſammelt worden, von hier abgegangen, und dieſe gehörten noch zu ſeiner Defenſion.

Den 15. April 1822:

Das Urtheil über den Oberförſter von Hedemann ſoll geſprochen und vom König beſtätigt ſein: lebenswierige Feſtungsſtrafe; für die Mitſchuldigen 25 und 10 Jahre Feſtung.

Es iſt dieſe ziemlich unbekannte Affaire intereſſant als eine der wenigen preußiſchen Militärverſchwörungen im Stil der romaniſchen Völker. Es verlautet zwar noch von andern, doch erfahren wir von Varnhagen nichts Näheres über den Fortgang der betreffenden Unterſuchungen.

Den zweiten Mittelpunkt der Varnhagen'ſchen Mittheilungen bilden die Reichsſtände, welche damals ſo lebhaft die Gemüther beſchäftigten wie ſpäter wiederum nach der Thronbeſteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. Am 15. Juni 1821 hören wir von Varnhagen, daß der König in Betreff der Conſtitutionsſache geäußert haben ſolle, er ſei über 50 Jahre alt und würde ſchon noch zurechtkommen, die Sache gehe weniger ihn an als den Kronprinzen, und der habe dabei zu reden. Weiterhin heißt es, daß auch die Philiſter ſchon anfangen, Conſtitution zu wünſchen, es wird ihnen bange und ſie ſehen darin einen Ableiter. Am 28. Auguſt meldet Varnhagen:

Herr Graf von Hohenthal über Preußens Verwaltung, Beſtand, Conſtitution u.ſ.w., will volksvertretende Stände u.ſ.w. Er und Herr Graf von Henkel behaupten, der Haß und der Unmuth der Einwohner in ihren reſpectiven Provinzen ſei auf den Gipfel gekommen, man verkenne ſogar ſchon das viele Gute, das doch in der That die preußiſche Regierung auszeichne.

Am 24. October 1821:

Der König hat die unter Leitung des Kanzlers ausgearbeitete Gemeindeordnung verworfen, und ihm mit der Aeußerung zurückgeſtellt, ſie ſei zu demokratiſch für jetzige Zeit. Dagegen iſt nun eine Commiſſion zum 5. November zuſammenberufen, um eine Urkunde zur Einführung von Provinzialſtänden zu entwerfen; anfangs ſollte ſie der Kanzler präſidiren, allein Herr von Voß wollte dann nicht Mitglied ſein; jetzt heißt es, der

Digitized by Google

Kronprinz ſei Präſident, and die Herren Fürſt von Wittgenſtein, von Voß, von Schuckmann, Ancillon und Albrecht Mitglieder. „Sie werden bald“, ſagte jemand, „mit ihrem Latein zu Ende ſein; ob ſie aber nun Griechiſch wiſſen, das wird die Zeit lehren.“

Gleich darauf erfahren wir, daß den Kanzler das Daſein und die Zuſammenſetzung der Conſtitutionscommiſſion ſehr beläſtigt, daß dieſelbe nicht fertig werden kann, trotz aller Conferenzen bei dem Kronprinzen, trotz der Zuziehung des Oberpräſidenten von Vincke u. ſ. w. Am 27. März 1822 heißt es:

Von den Ständeſachen hört man Folgendes. Es ſei die Abſicht, Provinzialſtände in jeder Provinz nach beſonderm Wahlgeſetze zu berufen; ſie ſollen durch die Gnade des Königs ſelbſt da, wo früheres Recht dies nicht begründet, das Steuerbewilligungsrecht üben, jedoch nur inſofern von neuen, noch nicht eingeführten Steuern die Rede iſt. Die Provinzialſtände ſollen aus ihrer Mitte dem König zu den Reichsſtänden Leute vorſchlagen, aus denen der König eine gewiſſe Anzahl auswählt. Die Reichsſtände werden nach Gutdünken berufen, eröffnet, vertagt, aufgelöſt; ſie brauchen in vielen Jahren, wenn es nicht nöthig dünkt, nicht zuſammenzukommen; man wird ſie äußerſt einſchränken und kurzhalten. Die Pairs ernennt der König, vermehrt ſie u. ſ. w. Zu Regierungscommiſſarien wird man keine Miniſter, ſondern nur Beamte zweiten Rangs gebrauchen. Die Leute ſchütteln ſehr die Köpfe, das werde nichts Rechtes werden, und ſelbſt dies Wenige noch nicht zur Ausführung kommen. Die hier verſammelten Notabeln führen ſehr unangenehme Reden, über dieſe und ihr ganzes Betragen iſt man nicht wenig betroffen. Herr von Ancillon hatte vorgeſchlagen, für die Rheinprovinzen, da dieſe mit dem übrigen Staate doch nicht ohne Gefahr in enger ſtändiſcher Verknüpfung ſein könnten, eine beſondere Einrichtung zu treffen, und ihnen ein eigenes, von den allgemeinen preußiſchen Reichsſtänden getrenntes, Parlament in zwei Kammern zu geben; allein ſein Vorſchlag wurde verworfen.

Später erfahren wir, daß ſich Vincke und Miniſter m Voß in der Conſtitutionscommiſſion entzweit haben, nd Vincke dem Miniſter vorwirft, kleinlich und beſchränkt m Altherkömmlichen zu kleben und das jetzt wirklich Beſtehende nicht zu kennen. Der Tod des Staatskanzlers nd bald darauf des Miniſters von Voß unterbrachen ur kurze Zeit dieſe Beſtrebungen. Das Reſultat derſelben ſind Provinzialſtände. Am 23. Juni 1823 bechtet Varnhagen:

Das Ständeedict für die Mark iſt wirklich unter der Preſſe; n 1. September ſollen die Stände zuſammenkommen; der ronprinz, der nach Italien reiſen wollte, bleibt deshalb noch s im December hier. Seltſame Urtheile von dieſen Ständen Publikum. Man kennt die nähern Beſtimmungen der Sache ch nicht. Doch will man wiſſen, daß die Verhandlungen heim bleiben, auch ſpäterhin nicht gedruckt werden ſollen. s einen Hauptgegenſtand der nächſten Ständeſitzung bezeichnet m die bäuerlichen Verhältniſſe, dann den Blaſenzins u. ſ. w. n hieſiger Staatsdiener ſagt: die Provinzialſtände fangen ich mit einer falſchen Stellung an; ſie ſind ihrem Weſen ch, ſobald Reichsſtände kommen, und für dieſe der Platz offen ibt, auf eine ſehr untergeordnete Rolle beſchränkt; nun aber, die Reichsſtände fehlen, müſſen die Provinzialſtände ſie gleicha ſuppliren; ſie ſelbſt, das Publikum, die Regierung, ja was ch mehr iſt, die Sache ſelbſt macht an ſie dieſe Aufforderung. der Beſchränkung aber das Ausreichende und Umfaſſende betreiben, iſt ohne ſchlimme Kämpfe nicht möglich. Jeder inſte Gegenſtand führt übrigens ſogleich in die allgemeine ſetzgebung, ja in die hohe Politik. Bei der Empfindlichkeit d dem Mistrauen der Regierung wird das Verhältniß nur t ſo ſchwieriger, da auch die Ständemitglieder bei den beſten ſichten ungeſchickt und roh ſein werden. Es wird viel dazu hören, ehe dieſe Inſtitutionen ſich ins Gleiche ſetzen. Sie werden entweder ſogleich in traurige Nullität verſinken, und dann hätte man ſich die Beſchwerde beſſer ſparen können, oder durch viel Ungemach und Verdruß zu völliger Spaltung und endlich zu Reichsſtänden führen, die man auf beſſerm Wege hätte haben können. Wir wollen ſehen, ob dies Prognoſtikon zutrifft!

Allerdings traf dies Prognoſtikon zu, aber erſt in weit ſpäterer Zeit als die Propheten glauben mochten. An einer andern Stelle heißt es:

Man ſpricht viel von der ariſtokratiſchen Geſtalt und den ungeheuern ariſtokratiſchen Abſichten der Prozinzialſtände; daß ſie gegen die Behörden in Kampf treten ſollen; daß der Kronprinz die ganze Beamtenwelt verächtlich anſehe, und ganz für den Adel ſei u. ſ. w. Die meiſten Stimmen vereinigen ſich aber dahin, daß die Provinzialſtände entweder bald gehemmt und in Unbedeutendheit erſchlafft ſein würden, oder die unheilvollſte Verwirrung und Erbitterung in die ganze Monarchie bringen müßten. „Ja, es kann ſo ſchlecht gehen, daß ſchneller, als es uns lieb iſt, dieſe Provinzialſtände uns als letztes einziges Hülfsmittel die Reichsſtände herbeiführen!“

Bei den Provinziallandtagen ſteht indeß die damalige politiſche Bewegung ſtille. Parturiunt montes — dieſer Vers ſpricht den ganzen Charakter jener Zeit aus, der in ſeiner Kleinlichkeit gegen den Aufſchwung der Befreiungskriege ſo auffallend abſticht. Die Intriguen und Befehdungen der Hofparteien und der Miniſter untereinander haben keine principielle Bedeutung; ſie drehen ſich meiſt um geringfügige perſönliche Intereſſen oder bureaukratiſche Fragen. Der Ton der Ultras, eines Herzog Karl von Mecklenburg, Fürſten Wittgenſtein, iſt ſo hochfahrend wie der der franzöſiſchen Ultras jener Zeit. Dabei ſind die Conflicte zwiſchen Adel und Bürgerthum an der Tagesordnung; unbedeutende Formfragen machen das größte Aufſehen. So ſchreibt Varnhagen am 20. December 1822:

Die ganze Stadt iſt in Bewegung! Der Miniſter von Voß hat an den Herrn Ribbentrop, und auch, wie man ſagt, an Rother, ſtatt Ew. Hochwohlgeboren nur Ew. Wohlgeboren geſchrieben, da doch nicht nur in der letztern Zeit alle höhere Beamte bürgerlichen Standes, ſondern ſchon vor 1806 die Geh. Oberfinanzräthe jene Titulatur empfingen. Alle mittlere und untere Beamten ſind darüber in Aufruhr, und gewiß hätte Herr von Voß nicht leicht eine Kleinigkeit finden können, die ihn gleich im Anfang ſeiner Verwaltung ungünſtiger bei dem ganzen Publikum erſcheinen ließe. Man hört die gehäſſigſten Urtheile über ihn, man nennt ihn pedantiſch, unfähig, albern, man prophezeit ihm keine lange Dauer ſeines Miniſteriums. Selbſt von den Perſonen des Hofs wird manches Misfällige über ihn geäußert, die entſchiedenſten Ariſtokraten fangen an zu zweifeln, ob er der Mann ſei, der ihre Sache fördern könne. Jene erſte Probe iſt nicht ſehr verſprechend! Man ſagt, Voß ſei über den Eindruck jenes Verſuchs der Zurückführung zu Früherm einigermaßen erſchrocken, und erklärte die ganze Sache für ein Verſehen ſeines Privatſecretärs, welches nicht weiter vorkommen würde. Allein ſein Sohn ſchrieb in derſelben Zeit, wird erzählt, an einen hieſigen angeſehenen Bankier Ew. Hochedelgeboren, welches längſt ſchon kaum einem Handwerker noch gegeben wird; daraus ließe ſich denn doch auf ein ganzes zwiſchen Vater und Sohn verabredetes Syſtem ſchließen! Wenn Voß auch jetzt die Abſicht dabei leugnet, ſo glaubt es ihm niemand, und der üble Eindruck iſt gemacht!

Am 30. Juni 1822:

Der alte Generalchirurgus Görcke, dem der König eine Sommerwohnung im Schloſſe zu Potsdam erlaubt hat, iſt dort verrückt geworden; die Eitelkeit hat ihn übernommen, er glaubt, er ſei Friedrich der Große, gibt Befehle u. ſ. w. „Da ſieht man, was es wird, wenn man die Leute nicht auf ihren Stand beſchränkt, Bürgerliche durch Hofehre gegen alle Gebühr

Digitized by Google

auszeichnet"; die Hofleute wiſſen aus allen Dingen ihre vortheilhaften Nutzanwendungen zu ziehen!

Als der Enkel des Feldmarſchalls, Lieutenant Graf Blücher, den Schauſpieler Stich, von deſſen Frau er vermummt kam, ohne auf deſſen Frage ihm Rede zu ſtehen, mit dem Dolch lebensgefährlich verwundete, nimmt Adel und Offiziercorps Partei für den Grafen. Am 8. Februar 1823 heißt es:

Graf Blücher ſoll verſichern, an ihm liege es nicht, wenn jener davonkomme; er habe nur gethan, was jeder Offizier zur Sicherung ſeiner Ehre thun müſſe, wenn ſich ein ſolcher Kerl an ihm vergreife. Der Commandant Herr General von Brauchitſch wollte Blüchern gleich auf Ehrenwort freilaſſen; doch hat er jetzt Stubenarreſt. Das Publikum iſt empört über die Art, wie die Sache in den höhern Cirkeln, und beſonders von adelichen Offizieren, beurtheilt wird; Blücher findet die wärmſten Vertheidiger, im Rang und Stand wird alle Entſchuldigung gefunden, der Schauſpieler wird mit Verachtung angeſehen. Die verbotene Waffe, der Dolch — bei Jahn machte man die größte Sache daraus, daß dergleichen in ſeiner Tiſchlade gefunden worden — iſt leicht zu entſchuldigen; wenn ein Offizier auf verliebtes Abenteuer ausgeht, ſagt der Herzog Karl von Mecklenburg, ſo kann er nicht Uniform tragen, zur Vertheidigung ſeiner Ehre, die verletzt werden könnte, darf er aber auch nicht ohne Waffen ſein, und ſo war es ſehr natürlich, daß er jenen gebrauchte! Mad. Stich iſt geſtern ſchon verhört worden; man findet es höchſt unſchicklich, daß der Herzog Karl dieſem Verhöre aus Neugier, wie man ſagt, beiwohnen mochte und durfte. Der König ſoll höchſt entrüſtet über den Vorfall ſein, aber man glaubt, ſeine Umgebungen werden ihn ſchon mildern. Ein adeliches Fräulein rief in Geſellſchaft, wo die Sache erzählt worden, bedauernd aus: „Ach der arme Blücher! der könnte nun wol noch am Ende wegen der Geſchichte aus Berlin zu einem andern Regiment verſetzt werden!" Im Publikum ſtellt man Vergleiche an, wie ein Bürgerlicher in ſolchem Falle behandelt und beurtheilt werden würde; man ſpricht unverhohlen die Meinung aus, daß es für Adel und Bürger zweierlei Maß und Recht hier gebe, trotz alles Preiſens unſerer rückſichtsloſen Juſtiz; eine böſe Stimmung, großer Erbitterung dienend!

Aehnliches haben wir vielfach in neuer Zeit erlebt.

Am fremdartigſten gemahnen uns die damaligen Cenſurſchereien; es ſind namentlich zwei Buchhändler, die darunter zu leiden haben, Brockhaus und Reimer. Das Verbot des „Converſationsblatts", die Recenſur des ganzen Brockhaus'ſchen Verlags haben wir bereits in unſerer, dieſen Jahrgang einleitenden Geſchichte der „Blätter für literariſche Unterhaltung" erwähnt; bei Varnhagen finden wir die beſtätigenden Daten. Selbſt im Grunde harmloſe Humoresken, wie Hoffmann's „Meiſter Floh", mußten eine lange und bedrohliche Quarantäne aushalten, ehe ſie ans Licht treten durften. So durften Ulrich von Hutten's Werke nicht weiter gedruckt werden, weil die Cenſur dadurch die guten Verhältniſſe Preußens mit dem Papſt zu gefährden glaubte. Eine literariſche Größe erſten Ranges war damals der Redacteur der „Staatszeitung", Geheimrath Heun, der Mimilidichter Clauren, doch macht auch er es nicht immer zu Dank.

Am 30. Juni 1822:

Der König iſt ſehr aufgebracht gegen Herrn Geheimrath Heun (Clauren) wegen der ſatiriſchen Ausfälle auf die Finanzen, den Adel u. ſ. w., die dieſer Redacteur der Staatszeitung ſich in ſeinem Luſtſpiel „Der Bräutigam aus Mexico" erlaubt hat, und will das Stück nicht mehr ſehen. Ein Mann in dieſem Verhältniß, ſoll der König geſagt haben, müſſe doppelt vorſichtig und beſcheiden ſein.

Auch beſchwert ſich dieſer Redacteur über die Cenſur, die alles Aufkommen ſeines Blattes hindere, während er immer ihr Loblieder ſingen muß.

Noch merkwürdiger iſt das Verbot tadelnder Recenſionen über Spontini's „Olympia", das, wie man ſagte, in einem Cabinetsbefehl erlaſſen worden ſei. Am 27. Mai heißt es:

Im „Geſellſchafter" (von Gubitz) ſteht eine angefangene Recenſion der Oper „Olympia", die ſichtbar zum Tadel einlenkt; da, wo dieſer entſchiedener ausgeſprochen ſein mußte, finden ſich aber Cenſurlücken durch Striche bezeichnet, und am Schluſſe wird bemerkt, die Fortſetzung des Aufſatzes bleibe, aus Gründen, noch aufgeſchoben. Es ſcheint alſo beſtätigt, was man von einem Verbote des Tadels der Spontini'ſchen Oper geſagt.

Spontini war ein großer Günſtling des Hofs, während das Publikum gerade aus Oppoſition Weber auszeichnete und deſſen „Freiſchütz" einen nach Verdienſt glänzenden Erfolg bereitete. Im übrigen ſind die Theaterverhältniſſe ſehr unerquicklich, Stagnation herrſcht in der dramatiſchen Literatur, ſelbſt einzelne Schiller'ſche Dramen ſind durch Cenſurrückſichten verbannt, ein Verbot, das auf den Wunſch des Kronprinzen aufgehoben wurde. Das Intereſſe des Königs für das Theater iſt ebenſo lebhaft, wie ſein Intereſſe für die Liturgie und Union: er beſucht die Theaterproben, iſt in den Zwiſchenacten häufig auf der Bühne und verkehrt in Teplitz mit Balletttänzerinnen wie Fräulein Lemière ſo familiär, daß die adelichen Damen daran Anſtoß nehmen und ſich weigern, auf demſelben Ball mit den berliner Tänzerinnen zu tanzen. Abgeſehen von dieſen kleinen Schwächen erſcheint indeß das Bild des Königs in den Varnhagen'ſchen Aufzeichnungen, wenn man die einzelnen Züge zuſammenſtellt, als ein wohlthuendes; er iſt ſtets gerechter und vorurtheilsfreier als ſeine Umgebungen und macht in der That jenen ehrwürdigen und antheilheiſchenden Eindruck, von dem [illegible] nach einer perſönlichen Begegnung ſpricht.

Für den Hiſtoriker ſind alle dieſe Mittheilungen von höchſtem Intereſſe; ſie „grundiren" eigentlich erſt die ganze Epoche, und Gervinus könnte viele Seiten ſeiner „Geſchichte des 19. Jahrhunderts" nach denſelben retouchiren.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Poetiſche und literariſche Albums.

Raſtbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbſtſchau. Berlin, Guttentag. 1867. 16. 1 Thlr.

Ernſt Litfaß' Neues Declamatorium. Eine Sammlung wirkungsvoller, ernſter und humoriſtiſcher Gedichte zu öffentlichen und Privatvorträgen, redigirt von Karl Töpfer sen. Zwei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, Gaßmann. 1866. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dichterblüten. Eine Feſtgabe für deutſche Frauen von Karl Hoffmann. Bonn, Henry. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mitten in blühenden Roſengärten kann jemand bei ſammenſtellung eines Bouquets keine große Gefahr en, daß wir ſeine Auswahl als eine verfehlte bezeich- Nicht anders iſt es bei der Herausgabe einer lyri- Blumenleſe aus unſern beſten Dichtern, denn offen- Misgriffe gehören hier ſchon zu den Schwierigkeiten. m aber die bereitwilligen Käufer ſolcher Anthologien, e jederzeit als ſinnige Feſtgeſchenke zu verwenden ſind, vergoldete Inhaltloſigkeit nicht zu befürchten haben, ben ſie natürlich um ſo mehr von einer zeitraubenden ung des ſchönen Sammelwerks abſehen zu dürfen. deſſenungeachtet kann das bequeme Publikum ſehr ndig betrogen werden, denn es gibt noch immer weltsleute, mit denen nach Hiob die Weisheit ſtirbt, die Eitelkeit dieſer Däumlingsnaturen iſt groß genug, ich an unſern größten Genien die Sporen zu ver- . Auf die Weiſe erhalten die unſchuldigen Käufer herrlichſten Gedichte häufig nicht in der Form, ſie geſchrieben wurden, ſondern in der genialen beitung des geehrten Herausgebers, welcher nach berühmten Vorbilde von Ramler aller Welt poſitiv möchte, wie man das Mangelhafte verbeſſern müſſe. ezug auf die unbezwingbare Verböſerungswuth der Wager u. Comp., welche der witzige und ſchlagfertige r Otto Banck ſo treffend gegeiſelt hat, finden wir Gelegenheit, dem Publikum eine neue Muſterkarte egen.

s eine unverfälſchte Blumenleſe bietet uns das büchlein" (Nr. 1) eine lyriſche Weltliteratur en ure. Nicht mit Unrecht erinnert uns das gediegene in an Herder, indem dieſer ſeltene Mann es war, rſt eine umfaſſende Würdigung der Poeſie aller und Völker anregte. Homer und Oſſian, Sopho- d Sakuntala, die Lieder der Lappen und Araber, Balde und die griechiſche Anthologie, Horaz und ne deutſche Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, bräiſche Poeſie und halbverſchollene Volkslieder: uchte Herder ſeinen Zeitgenoſſen wieder lebendig hren. Der ungenannte Herausgeber des „Raſt- " hat ebenfalls nach den verſchiedenſten Richtungen Forſchergeiſt bethätigt und ſelbſt an poetiſchen Re- fehlt es nicht. Zugleich erſcheint der univerſelle er des Ganzen in einem weihevollen Lichte, und ie Sammlung als Symbol deſſen zu betrachten, s Leben für uns ſein ſoll: eine Heimkehr aus nten Treiben der Geſellſchaft und der Welt in das Herz.

ſt und Heiterkeit ſind aber zwei wohlgeprüfte , welche als die Unzertrennlichen Arm in Arm durch das Leben wandern. E. Litfaß' „Neues Declamatorium" (Nr. 2), das unter der geſchickten Redaction des Luſtſpieldichters Karl Töpfer ſein zweites Wiegenfeſt gefeiert hat, liefert uns hierzu die mannichfaltigſten Illuſtrationen. Beſonders angenehm hat es uns berührt, daß Töpfer als echtes Kind der Zeit dem alten Geheimrath Goethe und ſeinem erlauchten Zwillingsbruder Schiller den Zutritt verſagte; die Herrſchaft des theuern Dioskurenpaares, deſſen marmorner Ruhm längſt geſichert iſt, war auf dem modernen Gebiet der Anthologien nachgerade unerträglich geworden. Wozu ſollen wir der heutigen Dichterjugend unnöthigerweiſe den Platz verſperren? Alle Welt hat den Claſſikern infolge ihrer nationalen Freilaſſung Guten Tag geſagt, möchten wir ihnen denn in dieſer Hinſicht ebenſo entſchieden Gute Nacht wünſchen. Töpfer's Sympathie mit der Gegenwart wird gewiß nicht unerwidert bleiben.

Ein heiteres Verſehen des Redacteurs wollen wir nur des Scherzes halber erwähnen. Die ausgezeichnete Ballade „Kaiſer Franz und Baron Weſſelenyi" von Karl Beck, deren künſtleriſche Phyſiognomie beinahe ſo ernſt als möglich geſtimmt iſt, hat ſich in die — humoriſtiſche Abtheilung verirrt.

Aber wo bleibt unſer Schulmeiſter, welcher für die höhern Töchterpenſionate die Ausbeſſerung claſſiſcher Gedichte beſorgt? Ganz nach Art der großen Häupter reiſt Karl Hoffmann mit ſeinen „Dichterblüten" (Nr. 3) incognito, doch was hilft ihm die Maske, da der „Ballhorn'ſche Familienorden" den Verräther ſpielt!

Bei einer ſo berühmten Abkunft ſind allerdings dem Verfaſſer bedeutende Vorrechte einzuräumen. Auch kann Karl Hoffmann eine ſeltene Originalität beanſpruchen, indem er ein neues Syſtem erfunden hat, durch welches das Mangelhafte ohne Nachdenken auf die Stufe der höchſten Vollendung zu bringen iſt. Reinhard Wager, der als Umdichter altdeutſcher Lieder wol manchmal ein Königreich für ein ſolches Syſtem gegeben hätte, dürfte infolge deſſen als echter Kunſtreiter über alle Schwierigkeiten leicht hinwegſpringen. Und worin beruht das ſtaunenswerthe Geheimniß? Nur im einfachen Ausſtreichen der ſchlechten Verſe.

Vielleicht errichtet Karl Hoffmann mit der Zeit ein Generalliteratur-Beſchneidungsbureau, ſodaß die modernen Poeten ſämmtlich von ſeiner Schere profitiren können. Verſchiedene poetiſche Auswüchſe, welche in Gedichten von Brentano, Schenkendorf, Eichendorff, Halm, Geibel u. ſ. w. ſehr ſtörend waren, ſind ſchon ſo glücklich beſeitigt, daß wir nur fortzufahren brauchen, um den Gehalt auf ein Minimum zu beſchränken. Dies erhabene Ziel wird unſer Ballhorn gewiß noch ſpäter erreichen; wenigſtens hat er zuweilen bei den ſchönſten Volksliedern einen Verkleinerungstrieb entwickelt, der uns deutlich erkennen läßt, wie gern er alles in Wohlgefallen auflöſen möchte. Freilich dürfte Hoffmann gerade hier in Bezug auf das Wegſchneiden der allzu üppigen Ranken einen ſchweren Standpunkt haben, denn bekanntlich ſchlagen die in der Natur feſtbegründeten, innig mit ihr verzweigten Wurzeln ſtets wieder

Digitized by Google

aus. Die herrliche altdeutſche Ballade „Die Nonne“ wird z. B. noch jetzt von unſern Volksliedern am meiſten geſungen, und wie ſoll da Hoffmann's Entdeckung, daß die Ballade um ſechs volle Strophen zu lang iſt, eine allgemeine Geltung erlangen? Ferner iſt das Gedicht „Die verſchwiegene Nachtigall“ von Walther von der Vogelweide, das die erſten Kenner volksthümlicher Lieder, wie Uhland, Simrock, Barthel, Hoffmann von Fallersleben und Scherr, einſtimmig für eine der köſtlichſten Perlen unſerer mittelalterlichen Poeſie erklärt haben, leider in der urſprünglichen Faſſung viel zu ſehr verbreitet, um von der beſchnittenen Form des Herrn Ballhorn ſiegreich verdrängt zu werden. Bei der nachſtehenden Strophe:

Da that er ſtreuen
Uns ein Bette
Von ſüßen Blumen mancherlei;
Deß wird ſich freuen
Noch, ich wette,
So jemand wandelt dort vorbei.
An den Roſen er wol mag —
Tandaradei! —
Merken, wo das Haupt mir lag —

dachte wol Walther von der Vogelweide, daß diejenigen Frauen, welche an ſo unſchuldigen Verſen Anſtoß nehmen würden, ſelbſt nicht zu den Reinen zählten. Hoffmann hat aber vom Standpunkt asketiſcher Naturverleugnung, den jede gut erzogene Salondame behaupten muß, die reizende Strophe ganz ruhig beiſeitegeſchafft. Der geiſtige Organismus, der die eigentliche Seele eines wahren Kunſtwerks bildet, iſt alſo von Grund aus zerſtört. Schließlich müſſen wir noch die merkwürdige Thatſache anführen, daß Hoffmann die Courage gehabt hat, eine Reihe von ſehr bekannten Gedichten unverkürzt abdrucken zu laſſen, darunter befindet ſich ſogar Schiller's „Glocke“!

4. Album nordgermaniſcher Dichtung. Deutſch und mit biographiſch-literar-hiſtoriſchen Notizen von Edmund Lobedanz. Zwei Bände. Leipzig, Fritſch. 1868. 8. 2 Thlr.

Eine wirklich gediegene Anthologie ſchwediſcher, finniſcher, norwegiſcher und däniſcher Dichter dürfte um ſo mehr auf unſere lebhafte Theilnahme rechnen, als es uns von Haus aus intereſſiren muß, wie es mit der poetiſchen Literatur der alten Töchterſtämme Germaniens beſchaffen iſt. Das Unternehmen von Edmund Lobedanz würde daher unſere ganze Sympathie gewinnen, wenn nämlich die Anſicht des Autors, daß er uns in dieſem Album „Kunſtwerke der Ueberſetzungsliteratur“ geboten habe, vollſtändig mit unſerer Meinung harmonirte.

Nach der Auffaſſung von Lobedanz macht aber nicht der Wille den Menſchen groß und klein, ſondern das angeborene Talent, das wir unter anderm auch in ſeiner Perſon als eine himmliſche Gabe anzuſtaunen haben. In dem Selbſtporträt, das Lobedanz mit den wenigen Strichen des Meiſters von ſich entworfen, erkennen wir ihn ſofort als ein echtes literariſches Sonntagskind:

Die, ich möchte ſagen, mir angeborene inbrünſtige Hingabe an ein ſchönes Gedicht in fremder Sprache erweckt in mir eine Stimmung, wie der Originaldichter ſie nicht ausgeprägter gehabt haben kann, und die regt dann wieder dermaßen die poetiſch ſprachliche Schöpfungskraft in mir an, daß ſich alles ſo ſehr und ſo leicht in die gegebene Form fügt, daß ich es meiſt wie ein Nachtwandler gleich fertig rein niederſchreibe und oft gar nicht erſt nachdenke, ob z. B. für die kommende Zeile denn auch ein paſſendes Reimwort für den genommenen Anfang zu Gebote ſteht. Mein Verdienſt iſt ſomit, bei einer ſo glücklichen Naturanlage, im Grunde gering. Schweiß oder ſaure Mühe hat nichts gekoſtet, ſelbſt das anſcheinend Schwerſte nicht.

Der bekannte griechiſche Dichterſpruch, daß den Göttern nur um Arbeit alles feil, daß nur durch tüchtige Anſtrengung jene wahre Freiheit ſich erringen laſſe, die das Geſetz der Kunſt überwunden und zu ihrem eigenen Willen gemacht, iſt natürlich nicht mehr zeitgemäß, denn die Griechen lebten offenbar in dem eiſernen Alter des ſchweren Geiſtes. Fleiß und Ausdauer im Vollenden als die Grundlage des Genies zu betrachten, iſt ein ganz veralteter Zopf! Wie ſonderbar klingen die Worte des großen Guido Reni:

Was natürliche Anlage, was angeborenes Talent! Mit Mühe und Arbeit habe ich mein Können und Wiſſen erworben. Das kommt niemandem (außer Lobedanz und den Gleichgeſinnten, von deren Urkraft Reni noch keinen Begriff hatte) im Schlafe. Jene vollkommenen Ideale ſind mir nicht im Traum und in der Verzückung offenbart worden — in den antiken Naturen liegen ſie, die ich länger als acht Jahre nach allen Seiten hin ſtudirt habe, um ihre wunderbare Harmonie mir anzueignen. Dieſe allein that Wunder.

Zufälligerweiſe ſind wir in den Stand geſetzt, die Ueberſetzung bedeutender Gedichte von Lobedanz mit der Wiedergabe eines andern Poeten vergleichen zu können, eines Poeten, der noch die ſchlechte Eigenſchaft hat, mehr zu denken als zu ſchreiben. Vielleicht erfahren wir bei dieſer Gelegenheit am beſten, was von ſogenannten Sonntagskindern zu halten iſt. Folgende Strophen, die dem köſtlichen Gedichte „Lebewohl“ von Eſaias Tegnér angehören, ſind unter den Händen von Lobedanz zum Zerrbild herabgeſunken:

Dein Bild ſcheint mir, wo Sonnen lohen,
Das Wort des Baches Murmeln ſacht,
Am Firmament, dem hehren, hohen,
Deut'ſt du mir Räthſel in der Nacht.
Was Erd' und Himmel nur zu eigen
An Herrlichem, ich ſeh's in dir,
Dein Aug' glänzt mir wie Sternenreigen
Gleich Lilien ſcheint dein Buſen mir.

Und trennt uns auch des Raumes Weite,
Wir bleiben uns doch ewig nah,
Du ſitzt zwar nicht an meiner Seite,
Doch in ihr biſt du ewig da.
Ja, in der Linken, dort erglühet
Ein Herz und in ihm wohneſt du u. ſ. w.

Schon nach dieſer einen Probe dürfte ſich der ungläubigſte Thomas zu der Anſicht bekehren, daß dem Verfaſſer das Ueberſetzen ein Kinderſpiel iſt. Hundert Versjünglinge, denen die glückliche Naturanlage fehlt, werden ſolche Strophen ebenfalls fix und fertig niederſchreiben, und wollen ſie zum Ueberfluß einem müßigen Setzer Beſchäftigung geben, ſo wird der Druck auf ſchönem Papier mit gleicher Geſchwindigkeit beſorgt. Hören wir dagegen einmal die Verdeutſchung obiger Verſe von Willatzen, der als ein echter Pedant verfährt, wobei er freilich Ausdruck und Stimmung, welche bei einem lyriſchen Gedichte ſo genau verbunden ſind, „wie der Duft mit dem Blumenblatte“, dergeſtalt miteinander verſchmolzen hat, daß wir ein Originalproduct zu leſen meinen:

Digitized by Google

Ich ſeh' dein Bild im Sonnenfunkeln,
Ich hör' dein Wort im Quellenlaut,
Beim Sternenſchein haſt du die dunkeln
Räthſel der Nacht mir leis vertraut.
Was Schönes auf der Welt und Hehres,
Das mahnt an dich mich jederzeit —
Ich ſeh' dein Aug' im Blau des Meeres,
Die Lilie, ſie trägt dein Kleid.

Das glaube mir: Ob wir uns trennen,
Wir bleiben doch einander nah,
Mein Herz wird ewig ſein dich nennen,
Es lebt dein Bild umfriedet da.
Es lebt da ſicher und verborgen
Und herrſchet unumſchränkt allein u. ſ. w.

In der Schlußſtrophe hat Lobedanz den Sinn merk- :dig entſtellt:

Leb' wohl! Bleib treu! Wie jäh Verderben
Packt's mich, daß (!) du nicht ewig treu!
Bleib treu! Die Stunde müßt' ich ſterben,
Wo andre Lieb' du fühlteſt neu.
Du Morgenſtern in meinem Leben,
Mein beſſres Ich, mein ſüß Idol,
Du höchſtes Ziel für heißes Streben!
Geliebtes Weib, leb' wohl, leb' wohl!

Wie ganz anders lautet die Strophe in der ſchönen ung von Willatzen:

Leb' wohl, ſei treu! — Mein Blut gerönne,
Wenn meiner du vergäßeſt je!
Sei treu! Wenn dich wer ſonſt gewönne,
Mein Herz ertrüge nicht das Weh.
Du beſſre Hälfte meiner Seele,
Du meines Lebens Stern und Pol,
Du, die ich hier und dort erwähle,
Ewig Geliebte, lebe wohl!

Einer ſolchen Ueberſetzung, die das Original nicht eringſten vermiſſen läßt, folgt ein freudiges Bravo! der That, man muß es als ein beſonderes Glück n, wenn man den Stümpern auf praktiſchem Wege kann, daß ſie Stümper ſind, „denn nie geglaubt haben ſie's den Kritikern". Anſtatt weitere unbe- e Verdeutſchungen von Lobedanz anzuführen, wie :

Ein ſüß wehmüthig Flüſtern geht
Durchs Birkenlaub ſo ſtille
Vom Schlummer, der bevor nun ſteht,
Mit ſüßer Träume Fülle —

t wir gern das Vorhandenſein wirklich gelungener ſungen anerkennen. Die meiſten Gedichte von Oeh- läger, Anderſen, Ingemann u. a. erhalten wir kei- gs als matte Gipsabdrücke, ſondern gerade ſo, wie s der Werkſtatt dieſer Künſtler hervorgegangen ſind. h ſteht der Leſer dann entweder vor deutſchen Ori- n, welche ihr Daſein in den nordiſchen Ländern gen, oder aber der Name einer guten Ueberſetzung bekannter Freund wie Chamiſſo, Gaudy und Platen. Nur ausnahmsweiſe finden wir auch von nz Verdeutſchungen und eigene Gedichte (unter den iſt „Kleine Bildergalerie" recht hübſch), die ſeine iche Naturanlage" wenigſtens nicht ganz bezweifeln Hier ſei vor allem „Ein Freund in der Stille" turzenbecker erwähnt, worauf ſchon der Autor den damit er ja nicht dieſe Heldenthat überſieht, höchſt- ndig hingewieſen hat. Gleichwol iſt die Wieder- es Gedichts noch mit ſehr empfindlichen Schwächen behaftet. Wie ſchwülſtig klingt z. B. die an eine Schwalbe gerichtete Zeile: „Du, in deren Herzen Blumen ſprießen?" Ferner dürfte die Wendung: „Blickend auf mich lächelnd", nicht von den Grazien adoptirt werden.

Im ganzen repräſentirt Lobedanz jene Sorte von Talenten, welche als ein bloßes Glücksſpiel erſcheinen, in welchen zwar einzelne Gewinne, aber in der Regel nur Nieten vorkommen. Der echte Dichter ſteht jedoch über dem Zufall, denn unter dem beharrlichen Fleiße hört er deutlich das Gerieſel der prophetiſchen Quelle, die in der Schlucht bei Delphi rauſcht. Nur das ernſte unermüdliche Studium macht alſo ſeine Kunſt dazu, was ſie ſein ſoll, zu einer ſichern, bewußten Kunſt.

5. Berner Taſchenbuch auf das Jahr 1867. Begründet von Ludwig Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgeſetzt von Franz Lauterburg. Sechzehnter Jahrgang. Mit zwei Abbildungen. Bern, Haller. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit Ausnahme der einen Ballade: „Rudolf von Erlach's Ermordung", zu deren Autorſchaft ſich drei dunkle Sterne bekennen, enthält der diesmalige Jahrgang des „Berner Taſchenbuch" keine mislungenen Gedichte. Dieſe erfreuliche Thatſache, die namentlich bei ſolchen Sammlungen als eine große Seltenheit erſcheint, iſt hier allerdings dadurch zu erklären, daß auch die guten Gedichte fehlen. Aber das gleichzeitige Nichtvorhandenſein von ſchlechten Verſen — denn obige Ballade iſt kaum zu rechnen — entſchädigt uns in der Beziehung hinlänglich. Und da lyriſche Plattheiten weit unerträglicher ſind als eine mittelmäßige Proſa, ſo iſt es noch immer ein Vorzug, daß ſich die Mitarbeiter des Taſchenbuchs, welche nicht über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgelangen, nur auf dem Gebiet der ungebundenen Rede bewegen.

Die Lebensbeſchreibung des Generals Johannes Weber (geb. 1752, geſt. 1798), die Theodor Zeerleder als eine Frucht der wiſſenſchaftlichen Studien von Bernhard Zeerleder bezeichnet, verräth hinſichtlich der Gedankenfaſſung eine dilettantenhafte Unreife. Uebrigens iſt die harmloſe Schlußbemerkung des Autors, wonach jeder Ehrenmann beſſer handeln als ſchreiben ſoll, für ſeinen Standpunkt in der Kunſt charakteriſtiſch genug. Dem Genius unſerer Sprache würde freilich am meiſten damit gedient ſein, wenn ſich ſolche Ehrenmänner, denen das Schreiben nicht ſo gut als das Handeln gelingt, lediglich auf das letztere beſchränkten.

Von einem Schullehrer dürfte man ſchließlich die Aufrechthaltung der äſthetiſchen Geſetze fordern. Wie weit aber W. Fetſcherin von der angenehmen Accurateſſe einer geſchmackvollen Darſtellung entfernt iſt, beweiſt er in der kleinen Skizze: „Madame Perregaux", einer Skizze, die ohnehin ihres localen Stoffs halber nur durch eine gefällige Ausführung gehoben werden konnte. Irgendein beliebiger Satz mag als Probe der ſtiliſtiſchen Flüchtigkeit des Autors dienen: „Während daheim die ſtarrſte, engherzigſte Rechtgläubigkeit jeden vom Buchſtaben der Bekenntnißſchriften Abweichenden, beſonders die Wiedertäufer, aufs ſchonungsloſeſte verfolgte, fand dagegen die Wohlthätigkeit, die Opferwilligkeit gegen verfolgte vertriebene Glaubensbrüder keine Grenzen."

Wenn Karl Merz zu Anfang ſeiner „Silhouetten aus

Digitized by Google

Nordamerika" hervorhebt, daß die emancipirten Sklaven der Gegenſtand lebhafter Theilnahme der ganzen gebildeten Welt geworden, ſo dürfte ſich dies Intereſſe doch nicht auf die „ſchwarzen Bekannten" erſtrecken, die uns der Verfaſſer mit großem Behagen vorſtellt. Dergleichen Aprilſcherze, wie ſie zwiſchen ihm, Nat Johnſon und der Köchin Kate geſpielt, ſind höchſtens ein gutes Unterhaltungsfutter für gedankenmatte Seelen.

Bei dem Lebensbilde von Niklaus Manuel, das uns Otto von Greyerz entwirft, iſt die Breite der paſtoralen Schreibweiſe nicht der geringſte Fehler. Hinſichtlich der Darſtellung des damals in üppigſter Blüte ſtehenden Ablaßſchwindels hätte ſich der Autor mit knappen Umriſſen begnügen müſſen. Den Geiſtesreichthum von Manuel erklärt Greyerz einerſeits ſehr naiv „aus natürlichen Verhältniſſen", andererſeits erſcheint ihm derſelbe als eine Tugend! Manuel gehört allerdings zu den wahrhaft verdienſtvollen Männern ſeines Jahrhunderts; ihn aber auf das Piedeſtal eines bedeutenden Künſtlers zu ſtellen, wie es Greyerz gethan, iſt noch keinem Literarhiſtoriker in den Sinn gekommen.

Nicht unintereſſant ſind die „Erinnerungen aus Griechenland", die wir dem Pfarrer Gottfried Ludwig verdanken. Schade, daß der Autor häufig in das religiöſe Gebiet hinüberſchweift, denn bei einer ſolchen Gelegenheit vertauſcht er augenblicklich das heitere Gewand des einfachen Erzählers mit dem Pfauenglanze des Predigervortrags. Als ſich z. B. Ludwig in der längſt zerfallenen Akademie des Platon an deſſen „Phädon" erinnert, folgen die ſalbungsreichen Ausrufe: „Welche Erhabenheit, welcher Ernſt, welche Tiefe, welche Wärme, welche religiöſe Weihe!" ſodaß wir hinzufügen möchten: Welche unerträgliche Rhetorik! Verſchiedene Schilderungen, in denen die Kanzelſtimme nicht hindurchklingt, ſind dem Verfaſſer ſehr gelungen. Hier empfinden wir bisweilen die Friſche des unmittelbaren Eindrucks. Die Ankunft in Eleuſis und die Einkehr in dem echt volksthümlichen ländlichen Khan, wo alles ſo ſauber und lieblich ausſieht wie bei uns in einer Schenke an einem Montag früh nach der Kirchweih, iſt z. B. mit lebhafter Natürlichkeit gezeichnet. Stiliſtiſche Unarten wie: „Wir machten uns daran, die ehrwürdige Kirche zu betreten", oder: „Wir machten uns daran, Eleuſis beſſer kennen zu lernen", wird ſich Ludwig hoffentlich abgewöhnen.

Bei dem in Proſa abgefaßten Trauerſpiel: „Samuel Henzi", von Theodor Meyer-Merian aus Baſel, hat der Autor die Angabe einer Hauptperſon ganz vergeſſen, indem der Würgengel der Langeweile, der ſich weſentlich an der Handlung betheiligt, gar nicht mit angeführt worden iſt. Wenn Wernier gegen den Schluß der fünfactigen Tragödie vor ſeiner Hinrichtung ſagt: „Das Beſte iſt, daß nicht die mislungene Komödie von neuem angeht", ſo hat er hiermit das Geſammtbewußtſein der Leſer ausgeſprochen. „Ich will in dieſer letzten Stunde", fügt Wernier treffend hinzu, „nicht beſſer ſcheinen als ich bin; o hätt' ich's nie gewollt! Iſt's Reue nicht, ſo ſei's doch Wahrheit!"

Der Kampf um die Bürgerfreiheit bildet den Knotenpunkt des Stücks. Die Bewohner von Bern erhalten durch Henzi, den Helden des Trauerſpiels, die unzweideutigſten Beweiſe, daß ſie der Rath um ihre verbrieften Rechte betrügt. Unter Henzi's Fahne wird deshalb der Sturz des Patricierthums beſchloſſen, und zur Freude aller gewinnt Henzi auch den Candidaten Ulrich für die edle Sache. Den Heiligenſchein, womit ſich Ulrich umgibt, erkennen aber die Bürger zu ſpät als eine nachgemachte Glorie, indem der nichtswürdige Scheinheilige ſchließlich den Verräther ſpielt. Henzi, Stadtlieutenant Fueter und Niklaus Wernier müſſen darauf in den Kerker ſpazieren, um ohne Gnade geköpft zu werden. Die Stühle des Patricierthums, die bereits zu wackeln anfingen, ſtehen mithin wieder auf feſten Füßen, und ſo bleibt nur das Bedauern, daß wir nicht den Inſtinct der Eichhörnchen beſitzen, welche die Inhaltloſigkeit einer tauben Nuß ſchon von außen wittern.

6. Wandlungen. Gedenkbuch an ein großes Jahr. Dresden, Heinrich. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber dieſer „Wandlungen", welche bereits das „Geweſenſein" deutlich an ihrer Stirn tragen, bekennt in aller Unſchuld, daß er keinen künſtleriſchen Zweck verfolgt habe. Aber wenn es ihm blos darum zu thun war, der Prinz Friedrich Auguſt-Stiftung in Dresden ein pecuniäres Dankopfer zu bringen, ſo hätte er unbedingt ſeine löbliche Abſicht auf dem einfachen Wege einer chriſtlichen Collecte weit beſſer erreicht.

Allerdings ertönen in dieſem Album einige echte Dichterſtimmen; aber bei einem Buche von über 200 Seiten will das nicht mehr bedeuten, als ein paar Schwalben, die noch keinen Sommer machen. Zu den werthvollen Gedichten zählen wir: „An den König von Preußen" (vermuthlich von Dingelſtedt); „Friedensruf", von Gottſchall; „Weſtfäliſches Sommerlied", von Freiligrath; „Friede auf Erden!", von A. Traeger; „Mahnung", von Karl Beck und „Herbſt 1866", von Pauline Schanz. Daneben behaupten ſich noch verſchiedene recht anſtändige Erzeugniſſe von Rittershaus, Johannes Käubler, Moritz Horn, Bodenſtedt, Feodor Wehl u. ſ. w. Das traurige Uebergewicht behalten jedoch die hundert Kinder, die ihr nutzloſes Daſein der Eitelkeit proſaiſcher Väter verdanken. Strophen wie:

„Ade, du mein Land, mein Stolz, meine Luſt!
Wie! Werd' ich dich wiederſehn?"
So ſeufzte Johann in ſeiner Bruſt
Und blieb an dem Markſtein ſtehn.

Oder:

Die Ehre iſt gewahrt. Zwar nicht als Sieger
Doch hochgeprieſen von dem Feind ſogar
Sieht Sachſen wieder ſeine tapfern Krieger,
Mit ihnen das geliebte Prinzenpaar.

Oder:

Obgleich gar viel' betrübet
Den König und ſein Haus —
Im Gottvertraun geübet
Hielt er im Leiden aus —

ſind für die Tonart der meiſten Verſe höchſt bezeichnend.

Eine mit künſtleriſchem Geſchmack ausgewählte Sammlung der poetiſchen Kriegsliteratur von 1866 würde gewiß jeder willkommen heißen. Unſer Herausgeber rechnet aber das Unkraut unter die Früchte. Auch fehlt es ihm an dem nöthigen Forſcherfleiß, denn ſonſt hätte er hervorragende Gedichte, wie von Geibel, Herwegh, Lingg

Digitized by Google

ulius Schanz u. ſ. w. nicht völlig überſehen können. In
eſer Hinſicht werden wir lebhaft an einen deutſchen
erarhiſtoriker erinnert, von dem die dunkle Sage geht,
ß ihm ſolche Bücher, die ihm nicht ins Haus geſchickt
d, als „unzugänglich" erſcheinen.

Gedichte aus Riga. Riga, Kymmel. 1867. 16. 1 Thlr.

Für die Unſchädlichkeit vorliegender Sammlung leiſtet
hohe Obrigkeit in Riga Bürgſchaft, denn auf dem
elblatt iſt deutlich zu leſen: „Von der Cenſur erlaubt."
der iſt aber der Erlaubnißſchein von einem Polizei-
mmiſſar ausgeſtellt, der wol niemals ein äſthetiſches
ndbuch zu Geſicht bekommen hat. Euterpe, die Muſe
lyriſchen Dichtkunſt, iſt wenigſtens an der Heraus-
e dieſes Albums unſchuldig.

Die Namen aller dieſer Dichter ſind nur in dem
altsverzeichniß angeführt worden. Ohne daſſelbe würde
Leſer überhaupt nicht wiſſen, an wen er ſich zu hal-
hätte, denn infolge der wunderbaren Harmonie ſämmt-
r Autoren müßte er unfehlbar die Ueberzeugung ge-
nen, daß der ganze Gedichtband das geniale Werk
einzigen Verfaſſers wäre. Vergleichen wir zum Ver-
zen mehrere Strophen von verſchiedenen Poeten. Der
, den wir citiren, ging einmal durch die ſchönen
ßen der alten deutſchen Stadt Riga, wobei er nament-
über die ungeheuere Höhe des Kirchthurms von St.-
r erſtaunte. Was wunder, wenn dies Erſtaunen
Schwindel der Phantaſie bewirkte? Kurz und gut,
r Zuſchauer geräth auf den kühnen Einfall, alle die
Kirchenväter, welche ſich um Riga ein beſonderes
ienſt erworben, mit Hülfe des Zauberſtabes der Poeſie
eſchwören. „Ich rufe die Geiſter aus der Tiefe",
bekanntlich Glendower bei Shakſpeare. „Ich auch,
mmen aber nicht", verſetzt unſer Poet mit Percy.
nein! Sie erſcheinen wirklich, wenn auch als Schat-
hne Körper, da ſie blos als die Träger ihres eigenen
ns an uns vorbeipaſſiren:

an dem langen Zuge der würd'ge Albert ſchritt,
Rigas Grundſtein legte, für Chriſti Lehre ſtritt.

lveſter Tegetmeier, Brismann, des Luther Freund,
Reformatoren — ſchritten ſie Hand in Hand vereint.
Spenkhuſen, Albrecht Hinske, zwei Männer voller Kraft,
Die muthig kämpften, wirkten zum Wohl der Bürgerſchaft.

Ich ſah im Zug ſie ſchreiten, in dem noch mancher ging*),
Der mit dem Wohle Rigas genau zuſammenhing.

Ein anderer Poet beſingt den intereſſanten Abbruch der Wälle von Riga:

Stark bewehrt mit Stangen, Spaten, Hauen,
Macht man ſich zum großen Werk bereit.
Gilt es zu zerſtören? Gilt's zu bauen?
Rigas Wälle ſind dem Sturz geweiht.

Eine frühre Zeit hat Wall und Schanze,
Kriegesnoth fern zu halten, hingeſtellt;
Doch der Friede naht im Oelzweigkranze,
Und die Schutzwehr, nun ein Hemmniß, fällt.

Und wenn jemand fragt in künft'gen Tagen,
Wie ſo ſchnell die ſchöne Frucht gereift,
Wird dem Frager man als Antwort ſagen:
Weil die Wälle Rigas man geſchleift.

Noch ein anderer Autor leiht ſeinen eigenen und den Gefühlen ſeiner Collegen einen ſehr treffenden Ausdruck:

Bin zum Dichter nicht geboren!
In des Lebens engen Schranken
Ward die Fülle der Gedanken
Nicht vergönnt mir von den Horen.

Und ſo glaub' ich, auserkoren
Bin ich von der Poeſie,
Daß — nie ſelig ohne ſie —
Einſt ich werde neu geboren.

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht", lautet der Refrain eines bekannten Liedes. Wer will es uns daher verübeln, wenn wir ebenfalls die Caprice haben, die Namen dieſer Sänger zu verſchweigen. Vielleicht verhilft ihnen dieſe neue Art von Reclame zu einem plötzlichen Ruhm. Die hohe Obrigkeit von Riga hat ja gottlob der Neugier heißhungriger Leſer keinen Riegel vorgeſchoben, und ſomit werden gewiß alle nichts Eiligeres zu thun haben, als in den nächſten Buchladen zu ſtürzen, um die Autorſchaft der Gedichte zu ermitteln.

Wilhelm Buchholz.

(Die Fortſetzung folgt in der nächſten Nummer.)

*) Z. B. Plettenberg, Lohmüller und Knöpken.

Neuere Geſchichte Italiens.

(Beſchluß aus Nr. 40.)

nzwiſchen waren die traurigen Erfahrungen der
1820 und 1830 nicht ohne Einfluß auf die italie-
Patrioten geblieben. Der Verfaſſer weiſt nach,
h ſeit dem Jahre 1831 allmählich eine gemäßigte
bildete, welche in der Erkenntniß, daß das Sekten-
die Verſchwörungen und gewaltſamen theilweiſen
tionen nie zum Zweck führen würden, eine allmäh-
erbeſſerung der Zuſtände durch innere Reformen,
Volksbildung und Aufklärung der Nation über ihre
Intereſſen anſtrebte. Trotz der ſtrengen Cenſur
es ihr, durch gelehrte Vereine, Zeitſchriften und
eine allmählich wachſende Wirkſamkeit zu bethätigen.
der richtigen Erkenntniß, wie innig die Literatur
andes mit ſeinen politiſchen Schickſalen zuſammen-
hängt, und wie dies in Italien in der neueſten Zeit faſt mehr als irgendwo anders der Fall geweſen iſt, zeichnet uns der Verfaſſer die literariſchen Zuſtände der Halbinſel, die er bekanntlich auch zum Gegenſtande eines beſondern Werks gemacht hat, mit ſcharfen Strichen, und geht ſogar ſo weit, nicht nur die Schriftſteller zu charakteriſiren, ſondern ſogar ihre bedeutendſten Werke bis ins einzelne zu analyſiren. So finden wir ſchon in der Einleitung eine eingehende Charakteriſtik Ugo Foscolo's, den der Verfaſſer mit Recht als Typus für eine gewiſſe Gattung italieniſcher Schriftſteller betrachtet; doch liebt er es, hier wie anderswo, indem er der großen Mängel des Dichters, zumal der eiteln Selbſtbeſpiegelung gedenkt, an der er endlich moraliſch zu Grunde ging, die ſchlimmen Seiten

Digitized by Google

in ein gar zu grelles Licht, die unleugbaren großen Eigenſchaften gar zu ſehr in den Schatten zu ſtellen. Ebenſo iſt es mit Monti, der freilich ein ſehr kleiner und ſchwacher Menſch war, dem er aber doch unrecht thut, wenn er ihn als eine reine Negation, als ein Syſtem von Widerſprüchen bezeichnet und ihm jede poetiſche Begabung bis auf ein gewiſſes Formtalent abzuſprechen ſcheint. Bei dem Verfaſſer der „Basvilliana" und „Mascheroniana" läßt ſich ſowenig eine echt poetiſche Ader verkennen, wie das bedeutende literarhiſtoriſche Verdienſt des feinen Kenners des Dante ſich leugnen läßt.

Monti war der letzte bedeutende Vertreter der akademiſchen Claſſicität. Die italieniſche Romantik, deren Name und Begriff zuerſt durch die Barchet'ſche Ueberſetzung von Bürger's Balladen aufkam, warf die todte Form beiſeite nnd brachte die Herrſchaft der Idee zur Geltung. „Dieſe Idee war die Idee des Vaterlandes, und zwar eines freien und unabhängigen Vaterlandes, die Idee der Nation, der volksthümlichen Poeſie, die ihren Inhalt aus dem Leben des Volks nehmen ſollte." (I, 258 fg.) Barchet's lyriſch-epiſche Rhapſodien voll politiſcher Tendenz ſtellt der Verfaſſer ihrem Inhalt nach wol zu hoch, während er Manzoni's berühmten Roman, die „Promessi Sposi", den er als weſentlich zum Zweck der Verherrlichung der katholiſchen Kirche geſchrieben betrachtet, aufs ſchärfſte kritiſirt. Seine Ausſtellungen an dem „Conte di Carmagnola" deſſelben Verfaſſers ſind allerdings gerechtfertigt, wenn auch das Urtheil Goethe's, der in dieſem Trauerſpiel eins der bedeutendſten Dramen der neuern Zeit ſah, beſtehen bleibt. Nicht minder herb nrtheilt er über den unglücklichen Grafen Leopardi, deſſen düſtermonotonen, aber formenſchönen Gedichten voll Menſchenhaß und Weltverachtung man in neueſter Zeit dieſſeit der Alpen allzu große Ehre erweiſt.

In Florenz hatte der treffliche Vieuſſeux, deſſen ehrwürdige Geſtalt allen fremden Literaten, die in den vierziger Jahren die toscaniſche Hauptſtadt beſuchten, in dankbarer Erinnerung ſtehen wird, einen Kreis der tüchtigſten Männer um ſich verſammelt. Seine Zeitſchrift „Antologia" war die beſte in Italien, wenn ſie es freilich trotzdem auf kaum mehr als 500 Abonnenten bringen konnte. In dieſem Kreiſe und in der Geſellſchaft der Georgofili concentrirten ſich die Beſtrebungen der beſten Geiſter Italiens für die Verbeſſerung ſeiner öffentlichen Zuſtände.

Ungleich größeres Aufſehen als die ſtille Thätigkeit dieſer Männer machten die Werke zweier Piemonteſen: das Buch „Del primato morale e civile degli Italiani" von dem Philoſophen Vincenzo Gioberti, und die „Speranze d'Italia" von dem Hiſtoriker und Staatsmann Cäſar Balbo. Ihre mit ermüdender Weitläufigkeit erläuterten Vorſchläge für die Regeneration Italiens lauten ſeltſam genug. Gioberti wollte einen nationalen Fürſtenbund unter dem Vorſitz des Papſtes; Balbo verwies die Italiener auf die Vernichtung der Türkei, bei welcher Gelegenheit Oeſterreich ſeinen italieniſchen Beſitzungen entſagen werde, um ſich ſeiner Beſtimmung gemäß an der untern Donau feſtzuſetzen. Aber obwol dieſe Papſt- und Türkenhoffnungen die ſatiriſche Ader der Florentiner mit Recht zu beißenden Epigrammen reizten, ſo war doch in beiden Schriften der in den Herzen aller Patrioten lebende Gedanke der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zum erſten male von namhaften Männern der gemäßigten Partei nnd in Büchern, welche die Cenſur paſſirt hatten, ausgeſprochen. Der einmal ertönte Ruf war nicht wieder zum Schweigen zu bringen. Aber das erſte wahre Manifeſt der Reformpartei waren Maſſimo d'Azeglio's „Ultimi casi di Romagna", eine klare und kühne Kritik der römiſchen Regierungswirthſchaft, eine Appellation an den Bürgermuth, eine deutliche Hinweiſung nicht nur auf das Ziel, ſondern auch auf den Weg, zunächſt um von den Regierungen ſelbſt liberale Zugeſtändniſſe zu erlangen.

Aber auch die radicale Partei war nicht müßig. Seit im Jahre 1833 zuerſt der Genueſe Joſeph Mazzini ſeine „Giovine Italia" begründet, warb er mit einer Ausdauer und Aufopferung, die einer beſſern Sache würdig waren, der Idee der republikaniſchen Einheit und der demokratiſchen Völkerverbrüderung immer neue Mitglieder, immer neue Opfer. Der Verfaſſer theilt uns eine Charakteriſtik des merkwürdigen Mannes aus der Feder eines ſeiner genaueſten Freunde mit (Lorenzo Benoni, „Scene della vita d'un' Italiano").

Ruth irrt indeß, wenn er meint, daß Mazzini, indem er die italieniſche Jugend immer von neuem zu wahnſinnigen Unternehmungen gegen die beſtehenden Regierungen trieb, ſtets an deren Gelingen geglaubt habe. Er ſpricht es ſelbſt aus*), daß die Saat der italieniſchen Freiheit und Unabhängigkeit ſtets durch neues Märtyrerblut gedüngt und dadurch der Zorn und die Theilnahme des Volks immer von neuem geweckt werden müſſe. Mazzini iſt ein Fanatiker, aber nicht ohne Berechnung. Auch fehlt es ihm, abgeſehen von ſeinem unzerſtörbaren Hirngeſpinſt von der Republica italiana una ed indivisibile nicht an einem gewiſſen Scharfblick in Bezug auf die Bedingungen zur Erreichung ſeines Ideals, wie er denn noch neuerdings mit Recht die materialiſtiſche Verſunkenheit und Glaubensloſigkeit der romaniſchen Demokratie als ihren gefährlichſten Feind bezeichnet hat.

Die kriegeriſchen Ereigniſſe von der Revolution in Mailand bis zu dem Waffenſtillſtand vom 6. Auguſt 1848 hat der Verfaſſer richtig, aber etwas zu ſummariſch gezeichnet. Verlangen wir auch in einem Werke dieſer Art keine eingehenden Schlachtenbeſchreibungen, ſo wäre doch der Ausgang des Kriegs nicht nur durch allgemeine und politiſche Motive, ſondern auch durch die Fehler der militäriſchen Führung näher zu begründen geweſen. Es wirkten freilich eine Menge von Urſachen zuſammen, um das Ende herbeizuführen: die Selbſtverblendung und Eitelkeit des unkriegeriſchen Volks; der kindiſche Radicalismus, der ſich zumal in der Lombardei breit machte; die Eiferſüchteleien zwiſchen den Regenten wie zwiſchen den Völkern; die Antipathie der Fürſten gegen die nationale Bewegung; die piemonteſiſche Politik, die nicht frei war von Selbſtſucht und kleinlicher Eiferſucht; der perſönliche Charakter Karl Albert's; die Untüchtigkeit ſeiner Generale; der Mangel an Disciplin und Waffentüchtigkeit in den buntſcheckigen Freiſcharen.

Mit dem Waffenſtillſtand von Mailand beginnt ein neuer Act der italieniſchen Geſchichte. Die gemäßigte liberale Partei war zugleich mit dem piemonteſiſchen Heer

*) Mazzini, „Prose politiche" (Florenz, 1858), S. 55 fg.

Digitized by Google

nterlegen. In Mittelitalien feierte fortan der Radicalis-
mus ſeine kurzen Bacchanalien; auf der Lombardei laſtete
ieder der fremde, auf Neapel der einheimiſche Despotis-
us. Aber auch in Piemont konnte ſich das liberal-
nſervative Miniſterium Soſtagno-Pinelli, gewöhnlich
s Miniſterium der Opportunität genannt, nicht halten:

Es war nicht ungeſchickt, beſaß das Vertrauen Frankreichs
d Englands, die gerade den Frieden mit Oeſterreich vermit-
ten, und im Anfang hatte es auch die Gunſt der Majorität
Abgeordneten und faſt den ganzen Senat für ſich. Aber
radicale Partei, verſtärkt und gehetzt durch die vielen lom-
diſchen Flüchtlinge, machten ihm einen ſchweren Krieg. Die
lsclubs, die kleinen Journale, die Caricaturen, die perſön-
en Anklagen, die anonymen Drohungen, alles ſtürzte auf
Miniſterium, beſonders auf Pinelli los. Auf ihm ruhte
chlich der Haß des Waffenſtillſtandes in Mailand. Man log,
ſei gegen den Krieg aus Liebe zu Oeſterreich, aus Kälte
n die italieniſche Sache. Jeder Vorſchlag der Miniſter
de verhindert, falſch ausgelegt, in den Zeitungen und Clubs
einer Beſchuldigung benutzt. Die beſte Zeit ging unter
lagen und Vertheidigungen verloren. Täglich geſchahen
hende Ausfälle gegen das Miniſterium für die Erneuerung
Kriegs. Man ließ ſich nicht einmal in geheimen Sitzungen
h die Beweiſe der Miniſter abhalten, daß das piemonteſiſche
zu ſchwach und auf das übrige Italien gar nicht zu rech-
ſei.

Ganz Italien hallte von dem Geſchrei über Verrath
er. In der That, wer Zeuge geweſen war, mit
her unbedingten Zuverſicht man erwartete, daß die
erreicher im Sturmſchritt über die Alpen getrieben
en würden; wer ſeinerzeit das Manifeſt ſogar des
ändigen Gonfaloniere von Florenz, des nachmaligen
iſterpräſidenten Bettino Ricaſoli geleſen, der ſchon
italieniſche Banner auf dem Brennerpaß aufgepflanzt
den konnte es nicht in Verwunderung ſetzen, daß
in dem Scheitern eines ſo kinderleichten Unterneh-
nur das Werk berechnender Verrätherei erblickte.
Volkskrieg gegen Oeſterreich und die Tyrannen ward
Parole; wüthende Redner erhitzten mit ihren Kapu-
en die ſchwachen Köpfe; Freiwilligenſcharen liefen zu-
en, ließen ſich kleiden, ſpeiſen und bewundern, um
raſch wieder auseinanderzulaufen; die ärgſten Schreier
n zu Hauſe. In Piemont erſetzt der kriegsluſtige
rti das Miniſterium Pinelli; aber nur um ſich als-
ſelbſt von der völligen Hoffnungsloſigkeit des Unter-
ns zu überzeugen. Der Verſuch, eine italieniſche
nliga zu bilden, ſcheiterte kläglich; in Gaeta wurde
eſandte Sardiniens verächtlich abgewieſen; die von
rti angebotene Hülfe gegen die aufſtändiſchen Unter-
konnte der entflohene Großherzog von Toscana
aufrichtig annehmen, noch der piemonteſiſche Mini-
gen den Willen des Parlaments leiſten.

Rom hatten ſeit der Allocution des Papſtes vom
pril 1848, in der er ſich thatſächlich von dem
alkriege losſagte, die Dinge eine revolutionäre Wen-
genommen. Die Ermordung Pellegrino Roſſi's,
higſten und energiſchſten aller italieniſchen Staats-
dieſer Zeit, der freilich in den römiſchen Verhält-
mit unüberwindlichen Hinderniſſen kämpfte, und der
auf den Quirinal hatten den Papſt im Novem-
r Flucht genöthigt. Mazzini mit ſeinen beiden Nebentriumvirn hatte ſeine Stelle eingenommen. Unter ſeinen Auſpicien tagte die conſtituirende italieniſche Nationalverſammlung, hinter der doch keine Nation mehr ſtand. Karl Albert, der traurigen Rolle, die er ſpielte, und der Verleumdungen, deren Ziel er war, müde, weihte ſich und ſein Heer dem Untergang. Der Waffenſtillſtand wurde gekündigt, die Oeſterreicher überſchritten die Grenze, und nach wenigen Tagen machte die Schlacht bei Novara am 28. März 1849, die dem alten bewährten Ruf des piemonteſiſchen Heers einen ſchweren Stoß verſetzte, dem Krieg ein Ende; ſie entſchied auch über das Schickſal der italieniſchen Revolution. Die Belagerung und Uebergabe Venedigs und Roms, die Greuelſcenen, deren Schauplatz das von dem neapolitaniſchen General Filangieri wiedereroberte Sicilien ward, im April und Mai 1849, waren nur noch Nachſpiele, Epiſoden, deren Ausgang mit dem Abſchluß der Haupthandlung gegeben war. Im Sommer 1849 konnte man Sebaſtiani's Wort über Warſchau parodirend auf Italien anwenden: „L'Ordre règne en Italie." Napoleon hatte mit trefflicher Berechnung und Benutzung der augenblicklichen Verhältniſſe durch die römiſche Expedition „der revolutionären Hydra den Kopf zertreten", ſich ſelbſt mit Hülfe der Kleriſei den Weg zum Kaiſerthum geebnet und dem franzöſiſchen Namen ein neues „Preſtige" verſchafft. Freilich konnte er ſpäter ſo gut wie Cavour nach dem Tage von Villafranca klagen: „Die ich rief, die Geiſter, werd' ich nun nicht los." Den Gang der Dinge während der franzöſiſchen Intervention bis zur Einnahme Roms hat der Verfaſſer zumeiſt nach Leſſep's Mittheilungen in deſſen Schrift: „Ma mission à Rome", trefflich geſchildert.

Unter allen Staaten Italiens hielt Piemont nach 1849 allein die Conſtitution und den vaterländiſchen Gedanken feſt. Wenn der Verfaſſer dies nur dem Einfluß des trefflichen Maſſimo d'Azeglio zuzuſchreiben ſcheint, ſo iſt das zu viel behauptet. Der König, das Volk und eine Reihe tüchtiger Patrioten hatten ihren Antheil daran. Cavour's Einfluß war längſt thätig, ehe er als Miniſterpräſident in den Vordergrund trat. Während die übrigen italieniſchen Staaten wie Oeſterreich in den alten Gleiſen weiter arbeiteten, verbreitete ſich das Licht einer neuen Zeit über den Nordweſten der Halbinſel. Cavour hatte erkannt, daß das ſtolze Wort: L'Italia farà da sè, der Zukunft, nicht der Gegenwart angehöre. Deutſchlands Bundesgenoſſenſchaft kam noch nicht in Frage. So ging er nach Plombières und bezahlte die franzöſiſche Hülfe mit den wichtigſten weſtlichen Grenzpäſſen ſeines Vaterlandes, „ohne Zweifel in der Meinung, dieſelben bei gelegener Zeit zurückzunehmen". Wir wiſſen nicht, ob die Zeit nahe iſt, wo Italien ſich des franzöſiſchen Protectorats, des ſchwerſten Drucks, der auf ihm laſtet, zu entledigen vermag; aber wir ſchließen mit den Worten des Verfaſſers: „Möchten die nächſten Jahrzehnte den Italienern genug Ruhe laſſen, um ihr neues politiſches und Culturleben mit aller Macht zu entfalten, und ſie zu dieſem Werk als ihre eigentlichen Helfer und Bundesgenoſſen die germaniſchen Stämme anerkennen!"

Otto Speyer.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Weber's „Illuſtrirter Kalender" für das Jahr 1869 liegt vor uns als höchſt empfehlenswerthes Weihnachtsgeſchenk, indem nicht nur die aſtronomiſche Zukunft des Jahres 1869 in demſelben auf das ſorgfältigſte enthüllt iſt, ſondern auch die Chronik der Vergangenheit des Jahres 1868 nach allen Richtungen hin vollſtändig mitgetheilt wird. Geſchichtskalender, Militär- und Marinekalender, Landwirthſchaftskalender, Handels- und Verkehrskalender, Naturwiſſenſchafts-, Geographiſcher, Heilwiſſenſchafts-, Kirchen- und Schulkalender, Literatur-, Kunſt-, Theater-, Muſikkalender u. ſ. w. löſen ſich ab und gewähren einen Ueberblick über die geſammte geiſtige Thätigkeit des Jahres 1868 auf allen Culturgebieten. Die Illuſtrationen bringen eine Anzahl politiſcher, literariſcher und künſtleriſcher Charakterköpfe namhafter Perſönlichkeiten, die mehr oder weniger im Laufe dieſes Jahres von ſich ſprechen machten. Zur Orientirung dient ein reichhaltiger ſtatiſtiſcher Kalender, dem eine überſichtlich geordnete Todtenſchau folgt.

Eduard Trewendt's „Volkskalender für 1869" hat nach wie vor ſeinen landſchaftlichen Mittelpunkt in Schleſien, Altvater Holtei ſorgt durch ſeine „Schleſiſchen Gedichte" dafür, daß dieſe Hauptbeziehung des Kalenders nicht verloren geht. Von hier aus beſchreibt er ſeine Radien nach allen Seiten. Novellen, naturwiſſenſchaftliche Aufſätze von Karl Ruß, und gut ausgeführte Stahlſtiche ſorgen für die reichhaltige Popularität des weitverbreiteten Volksbuchs.

Der neue Jahrgang von **Berthold Auerbach's „Deutſchem Volkskalender"** bringt, nach einer langen Pauſe, wiederum zwei Dorfgeſchichten von dieſem Autor, der ſich in jüngſter Zeit mehr dem Roman zugewendet hat, wie denn auch im Feuilleton der „Preſſe" ein neues größeres Dichtwerk dieſer Gattung von ſeiner Feder erſcheint. Die Dorfgeſchichten des Kalenders ſind von dem hochbegabten Maler Meyerheim mit anſprechenden Originalzeichnungen illuſtrirt.

Von der **Bodenſtedt'ſchen „Shakſpeare-Ueberſetzung"** (Leipzig, Brockhaus) iſt das zwölfte und dreizehnte Bändchen erſchienen, welche eine Ueberſetzung des „Timon von Athen" von Paul Heyſe und „König Heinrich V." von Otto Gildemeiſter bringen. Paul Heyſe weiſt in ſeiner Einleitung auf die Auseinanderſetzungen von Delius über das Stück im „Jahrbuch der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft für 1867" zurück, denen zufolge „Timon" nicht ganz von Shakſpeare herrühre, ſondern urſprünglich von einem andern untergeordneten Dichter verfaßt und dann von Shakſpeare umgegoſſen und mit neuen Scenen bereichert worden ſei. Heyſe meint, Shakſpeare habe einem Schauſpieler eine Virtuoſenrolle ſchreiben wollen und deshalb die Hauptrolle dieſes Stücks aufgefriſcht, dem alten Körper gleichſam ein neues Rückgrat eingeſetzt, was denn nicht abgehen konnte, ohne auch andern Theilen nachzuhelfen. Mit unſern Begriffen vom geiſtigen Eigenthum ſteht das Verfahren allerdings im Widerſpruch; eine derartige Annexion aus geſchäftlichen Rückſichten würde heute nicht geduldet werden, um ſo weniger, wenn ſie ihrem Raub für ewige Zeiten den Stempel aufzudrücken bedacht iſt. Doch vielleicht könnte ſich Shakſpeare gegen Delius rechtfertigen; das feinſte Stilgefühl ſelbſt, wie es dieſem Kritiker nicht abzuſprechen iſt, täuſcht oft. Kein Dichter befindet ſich immer auf der Höhe ſeiner Kraft, und was er in ſchwachen Stunden geſchrieben, kann leicht für die Arbeit eines untergeordneten Talents gelten. Die Kraftreden des Menſchenhaſſes hat Heyſe im ganzen wol mit größerer Grazie überſetzt als ſeine Vorgänger; doch bleibt immer noch ein Reſt ungelöſter Härte und Schwerfälligkeit übrig. — „König Heinrich V.", das ſchwunghafteſte Königsdrama Shakſpeare's, iſt von Gildemeiſter nicht nur mit einer zweckmäßigen geſchichtlichen Einleitung verſehen, ſondern auch mit dem entſprechenden Schwung überſetzt worden. Wir verweiſen nur auf den großen Königsmonolog des vierten Actes, der in der geklärten Form Gildemeiſter's einen bedeutendern Eindruck macht als in der geſuchten, etwas engbrüſtigen Knappheit ſeiner Vorgänger.

Von der **„Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts"** (Leipzig, Brockhaus) iſt der funfzehnte und ſechzehnte Band erſchienen. Der funfzehnte enthält Herder's „Cid" mit einer Einleitung über „Herder und ſeine Bedeutung für die deutſche Literatur" von Julian Schmidt. Die Abhandlung enthält eine Skizze von Herder's Entwickelungsgang und faßt am Schluß den Kern von Herder's Werken mit den folgenden Worten zuſammen: „Er hat den Geiſt der Abſtraction, den er in ſeinem Zeitalter vorfand, durch Vertiefung in das geſchichtliche Leben gebrochen; er hat, indem er die Fülle der Erſcheinungswelt in der Mannichfaltigkeit ihrer Farben und Formen anſchaute, durch große Perſpectiven zur Geltung brachte und in ihrer freien Bewegung das Geſetz feſtſtellte, ein concreteres Ideal auf den Altar der Menſchheit geſtellt, als der blaſſe, blutloſe Schemen war, den man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vergötterte; er hat der Dichtkunſt einen freien Blick, der Wiſſenſchaft den Begriff eines tiefern Zuſammenhangs aller Seelenkräfte gewonnen." Die Erläuterungen zum „Cid", die ſich beſonders über die Quellen, über den hiſtoriſchen Cid und ſein Verhältniß zu dem Cid der Sage und Dichtung verbreiten, ſind von einer Dame, Karoline Michaëlis, abgefaßt.

Der ſechzehnte Band enthält **Johann Gottfried Seume's** „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802", mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Hermann Oeſterley. Man mag über die Bedeutung dieſer Reiſeſkizzen verſchiedener Anſicht ſein; in Bezug auf die Darſtellung von Kunſt und Natur ſind ſie längſt von zahlreichen ſpätern Reiſebildern überholt worden. Doch ein Verdienſt bleibt Seume: er hat zuerſt das italieniſche Volksleben beobachtet und geſchildert, über welches die Kunſtenthuſiaſten ſtets hinwegſehen; er hat zuerſt proteſtirt gegen das Dogma: Italien ſei ein Paradies, von Teufeln bewohnt; er erklärt zuerſt, der Italiener iſt ein edler herrlicher Menſch; aber ſeine Regenten ſind Mönche oder Mönchsknechte. Ueberhaupt iſt das Werk ein Denkmal tüchtiger Geſinnung; nicht Italien, aber Seume wird man dabei kennen lernen, und auch das lohnt ſich der Mühe.

Die in der Cotta'ſchen Verlagsbuchhandlung erſcheinende **Schulausgabe deutſcher Claſſiker** ſollen dem deutſchen Sprachunterricht an Lehranſtalten jeder Art einen Leſeſtoff von muſtergültiger Form und bedeutendem Inhalt zuführen, der den Werken großer Schriftſteller entnommen wird. Die Anmerkungen und Einleitungen beſchränken ſich auf das unentbehrliche hiſtoriſche und ſachliche Material. So liegen bereits Goethe's „Ausgewählte Gedichte", „Hermann und Dorothea", „Iphigenie", Proſa erſte und zweite Abtheilung vor, ebenſo Schiller's „Wilhelm Tell" und „Geiſterſeher", denen ſich neuerdings Schiller's „Gedichte" anreihen. In Bezug auf die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten wie auf die allgemeinen Bemerkungen iſt das richtige Maß zu rühmen.

Ein kühnerer Verſuch iſt das folgende Werk: „Titan von Jean Paul. Durch Weglaſſen der am ſchwerſten verſtändlichen Stellen und durch Namen- und Worterklärungen einem größern Leſerkreiſe zugänglich gemacht von **Emil Wendt**. Erſter Band: Albano und Liane" (Zerbſt, Dörffling, 1868). Man hat mit Jean Paul ſchon verſchiedene Experimente gemacht, um ihn der Ungeduld heutiger Leſer genießbarer erſcheinen zu laſſen. Zahlreiche Anthologien treiben Jean Paul'ſchen Spiritushandel; Karl von Holtei hat ſeine Sentenzen in Verſe gebracht; Emil Wendt veranſtaltet jetzt eine editio caſtigata, nicht im Sinn ähnlicher Ausgaben römiſcher Claſſiker, obgleich die Verwiſchung des abſcheulichen Treibens von Roquairol gegen Rebekka und Linda auch dieſem Princip huldigt, ſondern durch Abkürzung, durch Wegſchneidung allzu üppiger humoriſtiſcher und ſentimentaler Ranken u. ſ. w. Jeder Verſuch, einen ſo reichen und geiſtig bedeutenden Autor wie Jean Paul dem Geſchmack unſerer Leſer näher zu bringen, verdient Anerkennung; denn wie viel oder wie wenig man von Jean Paul

Digitized by Google

geben mag, in allem iſt immer der ganze Dichter. Der letzte Zweck kann immer nur die Hinführung zur Lektüre des Autors ſelbſt ſein; es iſt möglich, daß dieſer Zweck durch derartige Ausgaben erreicht wird, welche den Dichter in usum delphini zurechtmachen. Nur in den Namen- und Sacherklärungen nimmt der Herausgeber doch ein zu niedriges Niveau der Bildung an, auf das er ſie berechnet. Man kann Jean Paul's „Titan" nicht verſtehen oder nicht leſen wollen und doch recht gut wiſſen, wer Julius Cäſar und Cato von Utica war und noch beſſer, was eine Citrone iſt, die uns als die reife Frucht des aus Oſtindien ſtammenden Citronenbaums auf dem gelehrten Präſentirteller der Noten vorgeſetzt wird. Eine allgemeine Einleitung über das Werk, den Gang der Geſchichte und Begebenheiten, die ſich bei Jean Paul oft ſchwer voneinander loslöſen laſſen, namentlich aber über die geiſtige Bedeutung der Compoſition und der leitenden Grundgedanken erſcheint bei einem ſo geiſtvollen und im ganzen wenig analyſirten Werke für das tiefere Verſtändniß unerlaßlich.

Engliſches Urtheil über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Ueber die „Römiſche Geſchichte" von W. Ihne ſagt die „Saturday Review" vom 15. Auguſt: „Es ſpricht nicht minder für den Scharfſinn Gibbon's als es zu ſeinem Ruhme beiträgt, daß er zum Thema ſeiner Geſchichte einen Zeitabſchnitt gewählt hat, in welchem die Thatſachen ſo ziemlich feſtgeſtellt ſind. Der gegenwärtige Stand der älteſten römiſchen Geſchichte iſt dem des kaiſerlichen Rom in der von Gibbon geſchilderten Epoche nicht unähnlich. Kaum iſt ein neuer Herrſcher gewählt, beſtätigt und eingeſetzt, ſo iſt ſchon wieder eine neue Wahl nöthig geworden. Nachdem nämlich erſt kürzlich Niebuhr von Mommſen entthront worden, kommt nun Ihne mit Anſprüchen, den letztern zu verdrängen. Die Meldung ſeines Anſpruchs indeſſen iſt deſſen eigene Widerlegung. Mommſen ſoll nicht gründlich genug ſein. Er weiſe die Ergebniſſe, aber nicht das Verfahren der Kritik auf. Ihne ſeinerſeits ſtrebt danach, ein Werk zu ſchreiben, welches ſeinen eigenen Commentar bilden und den Leſer nicht allein über die Wahrheit der Geſchichte, ſondern auch über die Gründe des Glaubens daran belehren ſoll. Das heißt ſo viel, als daß er nach nur wenigen Leſern ſtrebt, und zwar nicht nach der Klaſſe, welche über den Ruhm zu verfügen hat. Eine Geſchichte, welche ſich damit aufhält, jede Schwierigkeit zu erörtern, kann durchaus nicht den Fluß und die claſſiſche Vollendung der Meiſterſchaft beſitzen, noch auf das größere Publikum einwirken. Sie kann nur mit Ehren eine untergeordnete Stellung einnehmen, bis wieder ein noch ſchärferer Kritiker auftritt, der von ſeinen Vorgängern ſelbſt gelernt hat, ſie zu verdrängen. Gleichwol iſt Ihne's Werk ein vortreffliches Muſter in ſeiner Art. Der Verfaſſer iſt ebenſo ſcharfſinnig wie fleißig, und die gefeilte Gedrängtheit der Erzählung ſowol wie ſeiner Erläuterungen verdient die höchſte Anerkennung. Seinen Mangel an Originalität erſetzt eine entſprechende Freiheit von paradoxen Behauptungen, wenigſtens von ſolchen, die er ſelbſt erfunden. Bei einer Abhängigkeit jedoch von den in ſeinem eigenen Kreiſe geltenden Anſichten iſt er von dem mächtigen Rückſchlag, welcher gegen die ſkeptiſche Uebertreibung eingetreten iſt, und welcher verſpricht, ſo vieles von dem alten Glauben wieder zurückzubringen, unbeeinflußt geblieben. Er hängt viel zu ſehr von Schwegler ab, der zwar ein ſehr ſcharfſinniger, aber auch ein vorzugsweiſe unbeſonnener, anmaßender und unſicherer Kritiker iſt! Sir George Lewis wird häufig mit Beifall angeführt; wir hätten indeſſen gern einige Bezugnahme auf Dyer geſehen, deſſen Nüchternheit und prunkloſer Verſtand vortrefflich geeignet wären, der deutſchen Kritik gerade diejenigen Eigenſchaften zu geben, die ihr am nöthigſten ſind."

Ueber Baſtian's „Beiträge zur vergleichenden Pſychologie u. ſ. w." äußert ſich die „Saturday Review" wie folgt: „Baſtian, der berühmte Reiſende, iſt ein Mann, deſſen Unternehmungen ſtets von koloſſalem Umfange ſind. Mit ſeinen Reiſen verglichen, ſind die eines Speke und Baker bloße Sommertouren, und die in ſeinen Schriften zu Tage tretende Gelehrſamkeit verbindet die Kenntniſſe der Anthropologiſchen Geſellſchaft auf der einen mit denen der Univerſität Göttingen auf der andern Seite. Sein letztes Werk iſt zwar nicht voluminös, erregt aber das größte Erſtaunen durch das darin enthaltene Wiſſen. Es iſt faſt ausſchließlich eine dichtgepackte Maſſe von Citaten aus allen denkbaren Autoren in Bezug auf den Glauben aller Völker der Erde. Da Baſtian ſich ſelten die Mühe gibt, ſeine Anführungen zu überſetzen, ſo bildet ſein Werk ein wahres Sprachgemengſel und enthält ſo wenig Selbſtändiges, daß man unmöglich ſagen kann, ob ſeine Beherrſchung des Gegenſtandes in irgend richtigem Verhältniß zu ſeiner Fähigkeit, Details anzuhäufen, ſtehe. Es iſt indeſſen eine unſchätzbare Vorrathskammer von Thatſachen, die durch Belege ſorgfältig gewährleiſtet und für Theologen, Philoſophen und Ethnologen von der größten Wichtigkeit ſind."

Bibliographie.

Aschbach, J., Roswitha und Conrad Celtes. 2te vermehrte Auflage mit nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift der Roswitha, über die Legende des heil. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Graf Ellern. Roman. 3 Bde. Leipzig, Dürr'ſche Buchh. 1869. 8. 4 Thlr.

Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. 1ſter Bd.: Jugendzeit und römiſche Wirkſamkeit. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Duvernoy, G., Freude nach Leid, oder die Anſiedler in Texas. Texaniſches Lebensbild nach Quellen bearbeitet. Regensburg, Puſtet. 8. 15 Ngr.

Erneſti, Luiſe, Unauflösliche Bande. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'ſche Buchh. 1869. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Geilfus, G., Helvetia. Vaterländiſche Sage und Geſchichte. 3ter Bd. 5te Aufl. — A. u. d. T.: Geſchichte der Schweiz von 1800 bis zur Einführung der neuen Bundesverfaſſung. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Vom Baum der Erkenntniß. Denkſprüche. Stuttgart, Cotta. 8. 26 Ngr.

Hausmann, M., Geſchichte der päpſtlichen Reſervatfälle. Ein Beitrag zur Rechts- und Sittengeſchichte. Regensburg, Puſtet. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hegewald, L., Aus den Papieren eines deutſchen Patrioten. Carlsruhe, Creuzbauer. Gr. 8. 14 Ngr.

Lelaſte, Marie, Leben und Werke, veröffentlicht von Abbé P. Darbins. Nach der 2ten franzöſiſchen Aufl. Sorgfältig durchgeſehen und mit dem Original-Manuſcripte verglichen, nebſt einer neuen Lebensbeſchreibung von einer Kloſterfrau ꝛc. 3 Thle. Regensburg, Puſtet. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Laurier, F. W., Die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche der Pfalz. Eine Denkſchrift zur 50jährigen Jubelfeier der pfälziſchen Union. Kaiſerslautern, Taſcher. Gr. 8. 20 Ngr.

Ludojatzky, F., Der Kaplan von Königgrätz. Roman aus der Neuzeit. 1ſtes bis 16tes Heft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Meyer, G., Grundzüge des norddeutschen Bundesrechtes. Leipzig, Serig. Gr. 8. 1 Thlr.

Meyer, K., Die Dietrichsage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Basel, Georg. Gr. 8. 15 Ngr.

Oſchwald, J. U., Johann Heinrich Oſchwald. Ein religiöſes Charakterbild aus der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schaffhauſen, Hurter. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten ſeit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargeſtellt. 7ter Bd. Von 1653—1670. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ratzinger, G., Geſchichte der kirchlichen Armenpflege. Gekrönte Preisſchrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rulenberg, A., Aeſthetiſche Studien. Berlin, Rauh. 16. 15 Ngr.

Schuler, G. M., Was ſind die Gottesleugner eigentlich für Leute? Ein Beitrag zur religiöſen Aufklärung. Köln, Bachem. 8. 6 Ngr.

Schultz, W., Natur- und Culturſtudien über Südamerika und ſeine Bewohner, mit beſonderer Berückſichtigung der Coloniſationsfrage. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 25 Ngr.

Sivers, J. v., Herder in Riga. Urkunden. Riga, Kymmel. Gr. 8. 10 Ngr.

Sleſſens, F., Künſtlerſtreben und Alltagsleben. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Stöckel, A., Lehrbuch der Philoſophie. Mainz, Kirchheim. Lex.-8. 3 Thlr.

Sybel, H. v., Die Gründung der Univerſität Bonn. Feſtrede. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Ulrichs, K. H., „Memnon". Die Geſchlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Eine naturwiſſenſchaftliche Darſtellung. Körperlich-ſeeliſcher Hermaphroditismus. Anima muliebris virili corpore inclusa. 2 Abtheilungen. Schleiz, Hübſcher. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weiland, G., Wind und Wetter. Vortrag. 2ter Abdruck. Dortmund, Krüger. 8. 7½ Ngr.

Zeynek, G., Loſe pädagogiſche Blätter. Skizzen aus dem Gebiete der Schule und des Lebens. Graz, Leuſchner u. Lubensky. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Zum Frieden zwischen Kirche und Staat in Oesterreich. Leipzig, Heitmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preiſe von nur 10 Ngr.

Neue, ſchön ausgeſtattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutſchen Nationalliteratur, von den angeſehenſten Schriftſtellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von
Bartſch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottſchall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oeſterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben wurden folgende Bände (15 und 16) ausgegeben:
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oeſterley.

Die früher erſchienenen Bände (1—14) enthalten:
Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopſtock's Oden, von Düntzer;
Muſäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobſiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernſt Schulze's Bezauberte Roſe und Tagebuch, von Tittmann;
Leſſing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen (zwei Theile), von Hettner;
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Roſamunde, von Gottſchall;
Forſter's Anſichten vom Niederrhein (zwei Theile), von Buchner.

Jeder Band koſtet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band iſt auch einzeln zu haben und die Käufer ſind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erſchienenen Bände ſind nebſt einem Proſpect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Beſtellungen angenommen werden.

☞ Preiſermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Syſtem der erworbenen Rechte.

Eine Verſöhnung des poſitiven Rechts und der Rechtsphiloſophie von Ferdinand Laſſalle.

Zwei Theile. 8. Geh. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis 3 Thlr.

Der bedeutende wiſſenſchaftliche Werth dieſes Werks iſt allgemein anerkannt; kein Juriſt und kein Philoſoph, der ſich mit Erforſchung der Rechtstheorien beſchäftigt, kann es ignoriren. Und da die vom Verfaſſer entwickelten Anſichten mit ſeinem öffentlichen Auftreten als ſocialiſtiſcher und politiſcher Agitator im engen Zuſammenhang ſtehen, bietet das Werk auch Nichtjuriſten vielſeitiges Intereſſe.

☞ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 5 Thlr. wieder ein.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena [...] iſt in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken [...]

Die Opfer mangelhafter Juſti[...]

Gallerie

der intereſſanteſten Juſtizmorde

aller Völker und Zeiten.

Von

Dr. Karl Löffler,

früherer Redakteur der Berliner Gerichtszeitung, [...]

Ausgabe in Octav-Bänden. Format des „[...] Pitaval". Eleg. broſch. Preis pro Band 2 Th[...]

Ausgabe in Heften. Format des „Neuen [...] Eleg. broſch. pro Heft 15 Sgr.

In allen Ländern beſchäftigt die Frage über [...] mäßigkeit der Todesſtrafe die Gemüther und es iſt [...] an der Zeit, dem Publikum die Juſtizmorde aller [...] Völker vorzuführen. Der Herr Verfaſſer (Begründer [...] liner Gerichtszeitung) hat jahrelange Mühen auf [...] verwendet, das mit dem bei C. Minde in Leipzig [...] nenden Colportagewerk nichts gemein und mit [...] Herr Verfaſſer durchaus nichts zu thun hat, und [...] fähigung für dieſen Zweig der Literatur iſt zu bekann[...], daß wir derſelben erſt ausführlicher gedenken müßten.

Aus dem reichen Inhalte der erſten zwei Bände [...] mir nur folgende intereſſante Fälle anzuführen:

François Ramel. Raubmord. 1846. — Der [...] der Brüderſtraße zu Berlin. Diebſtahl. 1781. — [...] Keil. Diebſtahl. 1775. — Conrad Grebe. Raub[...] 1815. — Victorine Salmon. Giftmord. 1781. — Hexenmeiſter zu Lindheim. Hexerei. 1661. — Maria [...] Giftmord. 1817. — Die feindlichen Brüder. [...]mord. 1774. — Die Opfer des 2. December 1851 [...]

☞ Preisermässigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Corda, A. Jos. C. Prachtflora europäischer Schim[...]dungen. Mit 25 color. Tafeln. Fol. (15 Thlr.) [...]mässigter Preis 7⅓ Thlr.

—— Flore illustrée des mucédinées d'Europe. [...] planches coloriés. Fol. (15 Thlr.) Ermä[ssigter] Preis 7½ Thlr.

Kützing, F. Trg. Phycologia generalis, oder [...] Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit [...] gedruckten Tafeln. 4. (40 Thlr.) Ermässigter [Preis] 20 Thlr.

—— Species algarum. 8. (7 Thlr.) Ermässigter [Preis] 2⅓ Thlr.

—— Grundzüge der philosophischen Botanik. [...] Mit 38 Tafeln Abbildungen. 8. (5⅓ Thlr.) Ermässig[ter] Preis 1⅔ Thlr.

Pritzel, G. A. Thesaurus literaturae botanicae [...] gentium inde a rerum botanicarum initiis ad [...] tempora, quindecim millia opera recensens. 4. [...] Ermässigter Preis 6 Thlr. Auf Schreibp. [...] Ermässigter Preis 8 Thlr.

Die vorstehenden wichtigen botanischen Werke [...] ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen [...]

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreise [...]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 15. October 1868.

halt: Aphorismen und Sentenzen. Von Rudolf Gottſchall. — Poetiſche und literariſche Albums. Von Wilhelm Buchholz. rtſetzung.) — Ein Nachklang von der preußiſchen Expedition nach Oſtaſien. Von Richard Andree. — Unterhaltungsſchriften. n Rudolf Sonnenburg. — Feuilleton. (Literariſche Notizen; Ein neues Erinnerungsmal an Schiller.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aphorismen und Sentenzen.

Seitdem Goethe, außer ſeinen in rhythmiſche Formen ſekleideten Gnomen und Epigrammen, auch in Proſa-ichen Maximen und Reflexionen niedergelegt hat, iſt e aphoriſtiſche Form des Gedankenausdrucks in Deutſch-) häufig benutzt worden. Nach unſerer Anſicht ver-! die metriſche Gewandung erſt der Sentenz den eigent- lapidaren Charakter. Dennoch gibt es ein breites iet der Lebensproſa und vielverzweigter geiſtiger In-ſen, welche zu ſpröde ſind für die metriſche Prägnanz. · läßt man ſich gern Reflexionen gefallen, welche ein na hin- und hergehend beleuchten, ehe ſie den Inhalt ine epigrammatiſche Spitze zuſammenfaſſen; hier iſt r die geräumige Form der Proſa angebracht. Doch derartige Aphorismen und Reflexionen ſelbſtändig auf-, ohne aus einem größern dichteriſchen Organismus ɩszuwachſen, da verlangen wir, daß ſie wenigſtens einem originellen Geiſt Zeugniß ablegen. Dies iſt verſtändlich in der folgenden Sammlung der Fall, elcher einer unſerer geiſtvollſten Schriftſteller eine Art nomiſcher Aehrenleſe hält, nach ſeinen epiſchen und atiſchen Erntefeſten:

om Baum der Erkenntniß. Denkſprüche von Karl Gutz-w. Stuttgart, Cotta. 1868. 8. 26 Ngr.

er letzte Roman Gutzkow's: „Hohenſchwangau", gab ner epiſchen und geſchichtlich treuen Haltung wenig enheit, Reflexionen, Sentenzen und Maximen in die lung einzufügen, um ſo weniger, als der Gedanken-nt des Reformationszeitalters doch von dem moder-eſentlich unterſchieden iſt. Die geiſtige Bewegung damals die theologiſche Farbe, und dieſe auszuſpie-ird der freie Gedanke der Gegenwart nicht gerade t ſein. Der Autor konnte alſo, während er den enes Romans zuſammenſchichtete, in freien Neben- den Gedanken Audienz ertheilen, die für „Hohen-gau" nicht hoffähig waren, und indem er mit dieſen Reflexionen zuſammenſtellte, was ihm von früher-her, etwa aus den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und aus ſonſt zerſtreuten Gedankenſpänen aufbewahrens-werth erſchien, bildete ſich von ſelbſt die vorliegende Sammlung.

Gutzkow beſitzt nicht die eigentliche epigrammatiſche Schärfe, wie ſie ſelbſtgewiſſen und ſchlagfertigen Geiſtern eigen iſt, die ſich gegen alles fremde Andrängen mit ge-waltigen Hieben wehren. Ein kauſtiſcher Epigrammatiker muß wie ein ſich kugelndes Stachelſchwein, überall mit Spitzen bewehrt, nirgends eine Blöße geben. Er ſelbſt iſt fix und fertig, durchweg abgeſchloſſen — und ſo geht er der Welt zu Leibe. Gutzkow's Talent beſitzt nicht die-ſen ſtahlharten Geiſtespanzer; es iſt weicher geartet; ſin-nend bildet es ſich fort, nimmt anderes empfänglich auf, das es ſelbſtändig fortentwickelt, ſtellt der Welt eine eindrucks-fähige Seite gegenüber. Seine epigrammatiſchen Funken ſprühen nicht aus gekreuztem Stahl hervor, ſondern ſie rühren von den innern Gluten eines geiſtigen Hohofens her, der in beſtändiger Thätigkeit iſt. Wenn man dieſe Aphorismen lieſt, ſo lauſcht man einem Bildungsproceß, einer Gedankenarbeit. Dabei hat Gutzkow's ganze Art und Weiſe etwas Herumknuſperndes, Nagendes, Bohren-des; immer unbefriedigt wendet er eine Frage nach allen Seiten hin und entdeckt dann wirklich eine neue Seite an ihr. Und iſt's nicht an der Oberfläche, ſo dringt er nagend und bohrend tiefer ein. Hierzu kommt ein Geiſt, der eine reiche und vielſeitige Bildung beherrſcht und da-her überall Stoffquellen für ſeine Probleme findet.

Die Sammlung zerfällt in die Abſchnitte: „Gott"; „Weltlauf"; „Das innere Geſetz"; „Kampf und Bewäh-rung"; „Bildung"; „Die Zeit"; „Die Stände"; „Erzie-hung"; „Das Geſchlecht"; „Der Menſch zum Menſchen"; „Walten und Schaffen des Genius."

Im erſten Abſchnitt ſehen wir den Theologen Gutzkow; er enthält Sentenzen, die eines bedeutenden Myſtikers nicht unwürdig wären; freilich ſind es nicht Reſultate

Digitized by Google

einer klaren Weltanſchauung, ſondern Niederſchläge von der Gärung eines ringenden Geiſtes. Feuerbach und St.-Martin treten ſich auf die Ferſen. Wir hören den erſtern aus den folgenden Sentenzen heraus:

Wenn uns der Zweifel beſchleicht, daß unſere Ahnungen über die Natur und Größe Gottes nur Täuſchungen geweſen, ſo erhebe uns der Gedanke, daß es doch ſicher keine Täuſchungen waren über die unergründliche Tiefe des Menſchengeiſtes. —

Die Meinungen, die man dir als Religion aufdrängt, abzulehnen, das eben ſei deine Religion.

Dann aber erfahren wir wieder, daß unſer Leben ein Verſuch zur Unſterblichkeit iſt, daß die Beſtimmung des Menſchen nicht zuſammenfällt mit dem Zweck dieſer Erde. Ueber die Unſterblichkeit bringt Gutzkow ſogar eine längere Rhapſodie, welche bei aller Anerkennung der Naturwiſſenſchaften doch in einem Proteſt gegen ihre zu weit gehenden Schlußfolgerungen gipfelt und ſich zum Glauben an ein Jenſeits bekennt. „Die Erde iſt für den Menſchen da, der Menſch nicht für die Erde.“ Sollten ſie nicht beide für einander da ſein? Mit dem Spruch: „Die Disharmonie der Welt liegt nur in unſerer Vorſtellung“, predigt Gutzkow den vollſtändigſten Optimismus, während die Anſchauung, daß für die Lebenden nichts in der Zeit geſchehen kann, das nicht auch irgendwie noch den Todten gehört, mit der erläuternden Frage: Sollte Chriſtus nie erfahren haben, was daraus entſtanden, daß er am Kreuz gelitten hat? doch bereits in myſtiſche Gebiete hereinragt.

Treffend ſind die folgenden Sprüche:

Uebereinſtimmung verlange in der Liebe, nicht im Glauben. —

In meiner früheſten Kindheit hatt' ich Gefühle, die mich durchbebten, wunderbarer und erhabener, als ſie mir je eine ſpätere Wirklichkeit bieten konnte. Sicher werden es ſolche Gefühle ſein, die uns wieder beim Nahen des Todes befallen.

Dagegen erſcheinen uns die beiden erſten Sentenzen des Abſchnitts ſchief und ſchielend:

Nie wirſt du in die leere Luft verzweifelnde Gebete entſenden und Bitten an das allwaltende Geſchick richten um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn du dich früh gewöhnt haſt, die natürliche Folgerichtigkeit aller deiner Handlungen als eins der erſten Attribute der Gottheit, ja als die waltende Gottheit ſelbſt zu erkennen. —

Die Liebe Gottes dürfen wir doch wol beſonders darin finden, daß ſie uns, wenn nicht beſiehlt, doch verzeiht, wenn wir nach den Geſetzen der Natur leben. —

Unſer Schickſal hängt nicht allein von der Folgerichtigkeit unſerer Handlungen ab, ſondern auch von unberechenbaren Eingriffen äußerer Mächte. Warum ſoll der Schiffer im Sturm nicht um Abwendung der Gefahr bitten, die ſein folgerichtigſtes Handeln allein nicht abzuwenden vermag? Welch ein Abgrund des Myſticismus aber thut ſich uns bei der zweiten Sentenz auf, welche Kluft zwiſchen Gott und dem Naturgeſetz, die für die Einſicht der Gegenwart längſt nicht mehr beſteht.

Der zweite Abſchnitt: „Weltlauf“, bringt meiſtens Lehren der Lebensweisheit, oft in ſehr glücklicher Faſſung. Charakteriſtiſch für den Autor ſelbſt iſt die folgende Betrachtung:

Es iſt eine oft vorkommende Erſcheinung, daß Gemüthsmenſchen für Verſtandesmenſchen und Verſtandesmenſchen für Gemüthsmenſchen genommen werden. Das Misverſtändniß entſteht daraus, daß der Gemüthsmenſch fürchtet, in der Welt, wie ſie nun einmal iſt, mit ſeinem Gemüth nicht auszukommen. Dadurch wird er immer geneigt ſein, ſeinen Verſtand, ſoviel er davon eben beſitzt, in lebhafteſte Thätigkeit zu verſetzen. Er ſetzt ihn aus Angſt in Thätigkeit und bei oberflächlicher Beurtheilung kann er ſogar als ein Dialektiker und Sophiſt erſcheinen. Verſtandesmenſchen dagegen wirken um deswillen oft wie gleichſam gemüthliche, weil ſie ſich vor den Gefahren des Gemüths vollkommen ſicher wiſſen. Wehe jedoch dem, der dieſer gemüthlich behaglichen Ruhe, dieſem Gemüth der Verſtandesmenſchen allzu ſehr vertraut! Sie können dein innerſtes Herz ſchon in Stücke geriſſen haben und dich mit Lächeln verenden ſehen, während ihre erſte Cigarre noch nicht ausgeraucht iſt. —

Gutzkow hält ſich offenbar ſelbſt für einen Gemüthsmenſchen, während er im Leben und in der Literatur meiſt für einen Vertreter des berechnenden Verſtandes gilt. Sein Proteſt hiergegen iſt berechtigt und die Erklärungsweiſe der beliebten Verwechſelung eine fein- und ſcharfſinnige. Widmet er doch den Gemüthsmenſchen noch die folgende begeiſterte Lobrede:

Ihr Verſtandesmenſchen, ja, euere Weisheit blieb über die Gemüthsnaturen, die euch an Tiefe und Bedeutung weit überlegen waren, zuletzt ſiegreich! Ihr habt ſie erdrückt, ihr habt ſie beſeitigt. Aber nach Jahren vergleiche einer die Thaten, die von jenen und die, die von euch zeugen! Wie ſtehen da die ſiegreichen Handlungen der Kaltvernünftigen ſo welk und entblättert, während aus den Irrthümern, aus den Niederlagen des Gemüths wie über Trümmern ein unverwelklicher Frühling emporragt.

Von den treffenden Bemerkungen dieſes Abſchnitts theilen wir die folgenden mit:

Wir ſchwachen Menſchen leben lieber von den Vorſchüſſen, die wir der Zukunft abborgen, als von den zwar mäßigen, aber ſichern Renten der Vergangenheit. —

Ein Geheimniß nicht nur der Chemie, ſondern des ganzen Lebens iſt, aus Kohle Diamanten zu ſchaffen. —

Ein ganzes Unglück verdrießt uns nicht ſo ſehr, wie ein nur zur Hälfte eingetroffenes Glück. —

Anerkennung geht in der Regel nur ſo weit, als ſie dazu dient, dem Anerkennenden ſelbſt Relief zu geben. —

Kein Tod iſt ſo tragiſch, wie der des Gecken. —

Grauenhaft iſt das Bewußtwerden unſerer irdiſch beſchränkten und thieriſchen Natur, wenn viele Menſchen in einem und demſelben Augenblick einer gleichen Gefahr ausgeſetzt ſind. Der einzige gräßliche Schrei beim Zuſammenbrechen einer von hundert Menſchen beſtandenen Eſtrade, das Umſchlagen eines zu ſtark bemannten Bootes, oder das gemeinſame ſorgloſe und doch gefahrvolle Schlafen bei einer nächtlichen Eiſenbahnfahrt, die Seekrankheit auf einem Schiffe und ähnliche gemeinſame und gleichbedingte Erlebniſſe machen uns in dem Grade zu einer wenn auch etwas höher organiſirten Thiergattung, daß in Augenblicke unſere kühnſten Einbildungen vom Werth unſeres Daſeins zerſtört werden können.

Hin und wieder findet ſich auch ein geſchmackloſes Bilderſpiel, wie in der folgenden Sentenz:

Das Meer iſt ſalzig wie die Thräne, die Thräne iſt ſalzig wie das Meer. Das Meer und die Thräne ſind ſich durch die Einſamkeit verwandt. Das Meer hat ſie ſchon, die Thräne ſucht ſie.

Hier iſt das tertium comparationis geſucht und affectirt zugleich.

Auch der Abſchnitt: „Das innere Geſetz“, enthält viel Treffendes und zeugt namentlich von dem Spürtalent des Autors, der mit ſeiner Diogeneslaterne in die Menſchen hineinleuchtet. Da erfahren wir, daß, was wir Charakter

Digitized by Google

:nnen, oft nur Trotz iſt, daß, wenn wir unſere Feh- r andern eingeſtehen, wir die Abſicht haben, aus die- n Fehlern ebenſo viele Tugenden zu machen, daß man h natürlich nennt, wenn man die Unart hat, alles aus- ſprechen, was uns über die Zunge läuft, daß man nen Mangel an Fleiß und ſtetiger Aufmerkſamkeit Phan- ie und die Schwäche ſeiner Nerven Gefühl nennt. Eine itere Ausführung wird dieſem Thema in der folgenden iriation zutheil:

Es iſt unglaublich, welche Anſtrengungen die Menſchen chen, um ihren Mangel an Unternehmung und Muth zu bergen. So mancher Knabe, der ganz einfach — wir geben s zur Beherzignng für Erzieher — ſeine Schüchternheit nicht geſtehen will, gibt ſeiner Verlegenheit den Schein des Trotzes, Eigenſinns, ja nicht ſelten der Roheit. Die Unbeholſenheit ndet tanſend Schleichwege, um hinter dem Zugeſtändniß s wahren Schadens herumzukommen. Bald peahlt, bald tet ſie, bald wird ſie zügellos, bald blaſirt, ja ſogar ſchein- e Tugenden und Pſeudo-Charakterbildungen entſtehen aus einfachen, ſtillverborgenen Bewußtſein, ſich im Leben und gang mit den Menſchen nicht recht helfen zu können. Von r großen Bevölkerung, der berliniſchen und ſogar der gan- ſpecifiſch-preußiſchen, iſt es längſt bekannt, daß im Grunde ſo viel gerügtes, vorwitziges, auftrumpfendes Weſen nur n Urſprung hat an der Quelle eines tiefen Gefühls von ılänglichkeit und verlegener, ſich natürlich für die beanſpruchte mmesgröße nicht ſchickender Unerfahrenheit.

Für die Schlußanwendung mögen ſich die Berliner dem Autor bedanken, uns ſcheint ſie ungerechtfertigt. s tiefe Gefühl von Unzulänglichkeit und Unerfahren- haben die Berliner nicht und auch keinen Grund dazu. Der Abſchnitt: „Kampf und Bewährung“, enthält ende Sentenzen:

Laß doch all dein Lockenſchütteln, dein Augenrollen und dein ıeballen! Das rechte Sturmesbrauſen und der rechte Drang, rechte Wehen zur That fährt nur über den ruhigen Meeres- el der Ueberzeugung. —

„Unbemußt“ lautete neulich ein Druckfehler, den wir in ewußt“ zu corrigiren hatten. Unbemußt aber leben zu n, unbemußt denken und fühlen zu dürfen, welch ein Glück es —! Rings um uns her weht uns gerade das Gegen- das Bemußtſein, wie die eigentliche Luſt unſers Daſeins —

Sich den Neugeſtaltungen der Zeit zu entziehen, rächt ſich dem Geiſt, ſelbſt an dem bedeutendſten — Goethe nicht aus- ımen. —

'otterie führt zu Latterei. —

Die Weisheit ſoll die Klugheit zur Dienerin haben. Jene , dieſe regiert. —

Bitter iſt es, das heute zu müſſen, was man geſtern noch konnte.

Wir ſehen aus den letzten Sentenzen, daß Gutzkow ilen ſeine Behauptungen zu ſcharfen Antitheſen zu- ſelbſt einen wortſpielenden Calembourg gelegentlich verſchmäht. Ebenſo häufig finden ſich ausgeführte)niſſe, wie wenn er die Menſchen in ihrem Lebens- mit dem Däumling im Märchen vergleicht, der aus Walde zurückwollte und die Brotkrumen als Weg- von den Vögeln verzehrt fand, weil auch wir keinen :itt ungeſchehen, kein Unrecht wieder gutmachen können. .ertium comparationis iſt hier nicht ganz klar; ebenſo t erſcheint der folgende Vergleich in dem nächſten nitt: „Bildung“:

Unbekannte, nie beſuchte Stellen des Waldes durchſchneidet oft die mathematiſch gerade Linie einer neuen Eiſenbahnanlage. Solchen plötzlich mit der Welt vermittelten und gleichſam aus einem langen ſtillen Traum aufgeſchreckten Geheimgegenden des Naturlebens gleichen gewiſſe, zuweilen überraſchend zum Vor- ſchein kommende, ſeltſame und höchſt wunderbare Menſchen.

Bisweilen verliert ſich der Autor in kaleidoſkopiſche Wortcombinationen, die man mit eben demſelben Recht auch anders zuſammenſchütteln kann, z. B.:

Verſchiedenes zu Verſchiedenem ſucht der Sammlerfleiß, Verſchiedenes zu Gleichartigem der Scharfſinn, Gleichartiges zu Verſchiedenem der Witz, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poeſie.

Alle Glieder dieſer ſpieleriſchen Antitheſenhaſcherei oder Wortverſchiebungen laſſen ſich leicht umſtellen, ohne den Sinn ſonderlich zu gefährden.

Dagegen enthalten auch die nächſten Abſchnitte eine Fülle tiefer und ſinniger Sentenzen und Betrachtungen, deren Form eine durchaus wohlerwogene, adeliche, hier und dort an den poetiſchen Lapidarſtil anklingende iſt, wie die folgende kleine Blütenleſe beweiſen mag:

Tief glaubſt du zu ſein? Du biſt nur ſchwerfällig. —

Warum rührt uns das Schöne? Es ſchmerzt uns ſeine Einſamkeit, ſein unerwartetes Kommen, ſein baldiges Ver- gehen. —

Weiſe iſt derjenige, der zugleich gut von Natur und gut aus Ueberzeugung iſt. Mit andern Worten der, deſſen Ver- ſtand ihn zwingen würde, gut zu ſein, wenn er nicht ſchon gut von Natur wäre. —

Der ſchönſte Schmuck eines großen Menſchen iſt ſeine Harmloſigkeit. Freilich gehört ſelbſt eine Art Größe dazu, ſich in die Natürlichkeit und Einfachheit eines großen Menſchen finden zu können. —

Im achtzehnten Jahrhundert hatten die Menſchen eine Leiden- ſchaft, ſich gegenſeitig groß und bedeutend zu finden. Im neun- zehnten kann man ſich nicht genug bis ins armſeligſte anato- miren. —

Wird der Philiſter großartig, ſo platzt in der Regel die Baßgeige. —

Um in unſern kleinen Reſidenzen nur einigermaßen er- träglich leben zu können, hat man ſich daſelbſt nicht einzubür- gern, ſondern einzuadeln. —

Wer Schriftſteller iſt, habe an ſeinen Fingern getroſt Tinte. —

Die wahre Liebe iſt die treue Begleiterin der Alltäglich- keit. —

Freundſchaft und Liebe wollen bewieſen ſein. Freundſchaft und Liebe verſtehen ſich nicht von ſelbſt. Was die Freundſchaft thut und die Liebe vorausſetzt, muß eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Lebens ſein. —

Manche Mädchen treten ins Leben, wie die Buchhändler neue Bücher in die Welt ſchicken. Sie ſind ſo loſe gebunden, daß, wer ſie öffnet und nur eine Weile in ihnen blätterte, ſie eigentlich — ſogleich kaufen und behalten müßte. Andere ſind weniger leicht delabrirt. Dieſe werden ſogar nur verſiegelt ab- gelaſſen. Wunder denkt man, welches Geheimniß ſich hinter ſo viel Sprödigkeit verbirgt. Die Käufer mögen ſagen, ob der Inhalt die Neugier und den hohen Preis werth geweſen. —

Eine Frau, die Geiſt und Talent hat, ſteht unter ihrem Geſchlecht einſam. Vergebt ihr, wenn ſie ſich zu den Män- nern flüchtet. —

Größe iſolirt. Seid nachſichtig, wenn große Männer mehr, als ihr billigt, die Frauen ſuchten. —

Digitized by Google

Anerkenne fremdes Verdienſt und der Anerkannte wird dich fördern.

Der letzte Abſchnitt: „Walten und Schaffen des Genius“, enthält die Poetik Gutzkow's in nuce. Da nach der Anſicht derſelben jeder Künſtler nach einem andern Syſtem der Aeſthetik ſchafft, ſo ſind dieſe Sentenzen nur als äſthetiſche Selbſtgeſtändniſſe zu betrachten, obgleich die meiſten berechtigten Anſpruch auf Allgemeingültigkeit haben. Die Bemerkungen über Genie und Talent, Idealismus und Realismus, über die Schönheit der Proſa, über Volk und Publikum, über den Unterſchied von Roman und Novelle verdienen durchaus Berückſichtigung von ſeiten der Fachäſthetiker. Einzelne Aphorismen ſind als Unterſchriften unter den Bildern zeitgenöſſiſcher Poeten zu betrachten. Man wird zu den folgenden die Adreſſen von ſelbſt hinzufinden:

Dieſe Reckenpoeten —! Sie pflanzen Eichbäume in irdene Scherben. —

Katzenhumor hat derjenige Autor, der uns zumuthet, etwas belachen zu ſollen, was doch in ſeinem waheen Grund nur verletzt und beängſtigt. —

Daß Gutzkow ein reicher Geiſt iſt, beweiſt dieſe Sammlung von neuem. Die geiſtigen Singletons, die er hier ausſpielt, ſind faſt ebenſo viele geiſtige Forcen.

2. Aus Kämpfen des Lebens. Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Weiß. 1868. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Sammlung zerfällt in „Bilder und Betrachtungen“, „Sprüche und Widerſprüche“, „Einfälle und Ausfälle“. Der Verfaſſer dieſer Aphorismen beſitzt noch weniger als Gutzkow eine eigentlich epigrammatiſche Begabung; die Bilder, durch die er die Reflexionen erläutert, ſind oft nebenherleuchtend; es fehlt ihnen die intenſive Leuchtkraft; es ſtört noch eine gewiſſe belletriſtiſche Fülle und Ueberſchwenglichkeit im Apoſtrophiren, Allegoriſiren, jener knappe Ausdruck, deſſen Prägnanz unſere Epigrammatiker bei Käſtner und Lichtenberg ſtudiren mögen. Hier phantaſirt der Autor von grauer und blauer Langeweile, dort redet er den Takt als ein wunderbares, zartes und kluges Geſchöpf an. Am meiſten ſind die „Bilder“ überladen und ohne Prägnanz. Der politiſche Standpunkt des Verfaſſers iſt ein ſtreng conſervativer; er nennt das Politikmachen eine Modethorheit und die heutige Preßfreiheit den unumſchränkten Misbrauch der öffentlichen Leichtgläubigkeit. Selbſtverſtändlich prägt ſich die gleiche conſervative Geſinnung in allen andern Lebensanſchauungen des Verfaſſers aus. Man wird vergebens in irgendeiner Sentenz einen geiſtigen Trieb ſuchen, der über das Hergebrachte hinauswächſt, Ahnungen einer beſſern ſocialen Zukunft, Orakelſprüche und Prophezeiungen, wie ſie der Genius vor ſich hin auf ſeine Pfade ſtreut. Die Goethe'ſche Neoterpe hat nichts mit dieſen Sentenzen zu thun, es ſind alles Ausſprüche des Palaeophron.

Innerhalb dieſer Schranken aber zeigt Georg von Oertzen eine nicht zu unterſchätzende Beobachtungsgabe, einen ſinnigen Geiſt, dem auch hier und dort die prägnante Faſſung in geſchloſſener Form gelingt, wie nachfolgende Proben zeigen:

Das Geheimniß einer liebenswürdigen Verträglichkeit im Umgange ruht nicht in der zurückhaltenden Vorſicht nach außen, ſondern, was ſchwerer iſt, in der wachſamen Strenge nach innen. —

Unzufriedenheit mit andern iſt häufig eine verirrte Unzufriedenheit mit uns ſelbſt. —

Gerecht und frei der Mann, deſſen Urtheil über Nebenmenſchen in keinem Augenblick ein Spiegel oder Echo ihres Verhaltens gegen ihn iſt. —

Schwerer als wirkliches Unglück deückt auf lebensvolle Gemüther das trübe Grau des Alltags, wenn der Sonnenglanz einer lieben Gewohnheit aus ihm verſchwunden iſt. —

Der iſt fürwahr ein gewaltiger Mann, deſſen große Thaten man über ihn ſelbſt vergißt. —

Es gibt eine Sorte Beſcheidenheit, welche nahe betrachtet nichts andeees als den Bettſchirm vorſtellt, hinter welchem der ſchläfrige Wille heuchleriſch ſeine Trägheit verbergen möchte.

3. Aphorismen. I. II. III. Wien, Mayer und Comp. 1866—67. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wenn Oertzen conſervativ iſt, ſo ſind dieſe Aphorismen ganz aus dem Lager der hochkirchlichen und hochtoryiſtiſchen Partei hervorgegangen. Apotheoſe des Mittelalters, des Stuhles Petri, des Ritterthums kennzeichnen die geſchichtlichen Aphorismen des dritten Heftes, die oft in kleine Abhandlungen auslaufen. Die politiſchen Aphorismen zeichnen ſich durch ihren Widerſpruch gegen die gangbarſten und zum Theil auch gegen die berechtigtſten Meinungen der Zeit aus, z. B.:

„Das Ende der Revolution wird die Freiheit ſein“, hat Feau von Staël geſagt, und das Wort iſt oft bewundert worden. Wir meinen, das Ende der Revolution wird die Belehrung ſein, und dieſe wird alles andere in ihrem Gefolge haben. —

Vieles iſt in dieſer Zeit verloren. Eines der Bedauerlichſten darunter iſt das Bewußtſein der rechtmäßigen Gewalt von ſich ſelbſt und ihrer Sendung. —

Ein Gedanke, der allgemein wird, und die bewegten Maſſe für ſich und hinter ſich hat, iſt allemal ein falſcher, oder ſchlechter und verkehrter, und ſelbſt, wenn ihm eine urſprüngliche Wahrheit zu Grunde läge, ein entſtellter, und im beſten Falle ein beſchmuzter. —

Welches iſt das politiſch unmündigſte Volk des Jahrhunderts? — Wir antworten ohne die mindeſte Furcht vor dem Tagesgeſchrei: die Engländer. —

Es folgen ſprachliche Aphorismen, unter denen ſich beſonders in Bezug auf die Namen und ihre Herleitung manche treffende Bemerkung findet. Die Bemerkungen über Glauben, Erkenntniß und inneres Leben ſind ſtreng kirchlicher Art. Der Verfaſſer theilt die Anſicht der Johanna Franziska von Chantal: „Was haben wir mit Beweiſen zu ſchaffen, als Gott dafür zu danken, daß er ſie für diejenigen geſetzt hat, welche dergleichen bedürfen“, und in der Aeußerung Jean Paul's: „Das Unglück ſelbſt unſers beſten Freundes habe etwas an ſich, was uns nicht ganz unangenehm iſt“, findet er die Erbſünde klar und ſchrecklich ausgeſprochen.

Weiterhin nimmt ſich der Verfaſſer der Vorurtheile gegen die Aufklärungsjünger an, macht einige Ausfälle auf die Juden und Leſſing und erklärt, bei einem Streifzug auf das äſthetiſche Gebiet, „die Regel für den Feind der Kunſt“; dies beſtätigt die alte Wahrheit, daß ein Stückchen Freigeiſterei auch in den conſervativſten Köpfen ſteckt. Der Verfaſſer, in der Politik ein Anwalt der Regel und

Digitized by Google

…s Beſtehenden iſt ein revolutionärer Freigeiſt auf äſthe…iſchem Gebiet.

Späne aus epikuräiſchem Gedankenholze. Ein Buch für alle, die weder das Leben für eine Hölle, noch die Erde für ein Jammerthal anſehen. Von Hugo von Rittberg. Berlin, Grothe. 1868. 8.

Da ſind wir mit einem Sprunge aus aller ſich den …pf zerbrechenden Gedankenarbeit heraus und plätſchern …tig mit einem Jünger Epikur's im friſchen Leben herum. … ſind nicht einzelne Aphorismen, welche Hugo von Ritt…g hier ausſtreut; ſie ſind mit allerlei Geſchichten und …ekdoten vermiſcht, zu kleinen Artikeln zuſammengefaßt. …er Trinken und Schlafen, über Rauchen und Spielen, …n und Reden erhalten wir derartige Abhandlungen, …en es nicht an den pikanteſten Ingredienzien fehlt. … dem Kapitel über die Frauen erfahren wir, daß ein …kuräer nicht heirathen darf; die kleinen und großen …en der Ehe werden uns in allerlei Randbildern und …besken vorgeführt. Wo der Epikuräer die Schönheiten … dreißigjährigen Frauen ſchildert, verliert er ſich faſt …ief ins Detail, wie Mercutio bei ſeiner Beſchwörung …alindens, wir werden etwas zu ſehr an den „Turf" …tert, wo der Pferdekenner die Vorzüge der Raſſe …t. Das „Duell" wird in treffender Weiſe verſpottet. … intereſſanteſten war uns der Abſchnitt über das …ffinement des Genuſſes". Man hat das Raffinement …hieriſch genannt, mit Unrecht — gerade die Thiere … deſſelben nicht fähig. Unſer epikuräiſcher Feſtredner …enn ihm iſt das ganze Leben ein Feſt — ſagt …ber:

…Man thut Unrecht, das Raffinement zu befehden, den …er des Geſchmacks. Das Raffinement iſt der Todfeind …ebermaßes, der Völlerei; das Raffinement hält den Men… ſtets auf der Stufe des denkenden Weſens, läßt ihn nicht …Freſſer und Säufer werden, läßt ihn nicht in ſchmuzigen …mus verfallen, ſondern zaubert ihm das beneidenswerthe …t der Zufriedenheit um die Mundwinkel. Ohne Raffine… kein Geſchmack, wie ohne Geſchmack kein Genuß. Genuß …Geſchmack iſt ein Geſpenſt ohne wahrhaftes Sein, ein Golem ohne Seele. Je mehr und mehr ſich der Geſchmack vermittels des Raffinements ausbildet und verfeinert, deſto mehr auch der Genuß, und umgekehrt: je höher der Genuß, deſto veredelter der Geſchmack.

Hauptbedingung iſt ihm die Ruhe bei ſüßen Genüſſen; in der Haſt bei bewegtem Blute geht der Geſchmack zum Teufel. Deshalb muß alles Störende entfernt werden. Folgende Apotheoſe des „Wechſels" ſchließt dieſen Abſchnitt:

Ein Gericht mag ſehr wohlſchmeckend ſein, verliert aber ſicher ſeinen Reiz, wenn es zur Gewohnheit wird. Gänſeleberpaſtete morgens, mittags und abends, und ſie wird uns in acht Tagen überdrüßig, wie ja auch die Conditoren Süßigkeiten nicht genießen mögen. Wie der wirkliche Gourmand nie von einer Speiſe ſo viel ißt, daß er ſich daran den Magen verderbe, ſo ſoll jeder Genießende verfahren. — „Nur nicht fort und fort Blondinen!" rief ein berühmter Don Juan, „eine Brünette hat auch ihre Reize." Der Menſch erträgt jeden Wechſel leicht, ja dieſer conſervirt ihn; durch das fortwährende Einerlei geht er zu Grunde, verdickt ſein Blut in den Adern, hat die Verweſung begonnen. Der Menſch, der ein bewegtes Leben führt, wie der Reiſende, deſſen Blick wechſelnde Bilder erfreuen, behält ſeine Jugend trotz größerer Anſtrengungen länger, als derjenige, welcher in dem Einerlei der Tage, in der Zunahme des Fettes die Elaſticität verliert. Der wirkliche Lebemann wechſelt mit ſeinen Genüſſen und wird trotz ſeiner Leichtlebigkeit nie zum frühen Greiſe, bewahrt ſich auch noch als Greis das Herz der Jugend, unverknorpelt, empfindſam, friſch, blutreich. Das Rouéthum hat mit dem Raffinement des Genuſſes nichts zu thun; es iſt ein Verkennen der Natur, ja ſtellt dieſe auf den Kopf. Das Rouéthum kennt nur jenes Raffinement, welches die ſinkende Kraft fort und fort belebt, bis der Menſch unter dieſer Anſtrengung thatſächlich ein Geräderter (un roué) wird.

Die Gegenpartei, welche für die Epikuräer ſtets ihre Anathemen in Bereitſchaft hat, könnte doch auch vieles von ihnen lernen, denn mit Ausnahme der nicht heuchleriſchen Asceten wollen ſie alle das Leben genießen, die meiſten thun das aber plump und ungeſchickt und im Dunkeln tappend, ſodaß ſie wol mit einigen „Spänen aus epikuräiſchem Gedankenholz" ihre Lebenspfade erhellen könnten.

Rudolf Gottſchall.

Poetiſche und literariſche Albums.

(Fortſetzung aus Nr. 41.)

…m Oſtſeeſtrand. Belletriſtiſches Jahrbuch aus Mecklen…g. Mit Beiträgen von K. Bartſch, J. Brinckmann, …Eggers u. a. herausgegeben von Eduard Hobein. Roſtock, …ller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

…ecklenburg's Landſtriche längs der Oſtſee werden in …phiſchen Lehrbüchern als eben und fruchtbar be…. Ackerbau, Viehzucht, Fiſchfang und Handel be…t dort immer den alten Ruhm, der zum Glück der …ner ſehr einträglich iſt. Weit weniger günſtig iſt …as Klima dem Wachsthum der neuhochdeutſchen … denn den Mangel einer idealen Atmoſphäre, ohne … ihr Daſein äußerſt bedenklich iſt, halten die …burger gar für einen Vorzug. Volk und Land…haben durchweg ein reales Gepräge, ein Gepräge, …onders der plattdeutſchen Muſe behagt, dieſer her…en bürgerlichen Halbſchweſter unſerer höher gebil…Poeſie. Den reinen Adel des Ausdrucks, um den es der letztern zu thun iſt, muß jene ihrer ganzen Natur nach entſchieden von der Hand weiſen. Greifen Form und Gedankeninhalt in das Gebiet des Hochdeutſchen hinüber, ſo geräth der plattdeutſche Dichter nicht minder auf Irrwege, als wenn der hochdeutſche Lyriker, den ahnungsvollen Laut ſeiner edeln Sprache verkennend, umgekehrt verfahren wollte. Auf beiden Seiten entſteht dadurch ein ſeltſames Gemiſch von Hoch und Platt. So hat Fritz Reuter — beiläufig geſagt — gerade deshalb das vielbewunderte Geſtirn von Klaus Groth weſentlich verdunkelt, weil er im Gegenſatz zu dieſem begabten Poeten, der häufig aus der Art geſchlagen iſt, alle ſeine kerngeſunden Kinder (mit Ausnahme von „Ut mine Feſtungstid") auf dem Mutterboden ſeines eigenen Volks erzeugt und großgezogen hat.

Leider gehören die Sänger vom Oſtſeeſtrand, welche uns hier ihre Aufwartung machen, zu den unglücklichen

Digitized by Google

Zwitternaturen. Die plattdeutſchen Gedichte bewegen ſich ſelten in ihrem volksthümlichen Element und ſie könnten daher meiſt ebenſo gut in einer andern Sprache geſchrieben ſein. In den hochdeutſchen Liedern wimmelt es dagegen von Plattheiten. Auch werden wir lebhaft an die barbariſche Epoche von Hoffmannswaldau erinnert, ſodaß wir alle Untugenden hübſch beiſammenfinden. Nicht etwa die kleinſten Sünden gegen den guten Geſchmack hat der Herausgeber auf ſein Haupt geladen. Hören wir nur ein paar an Maria Magdalena gerichtete Verſe:

Und ging das ſchwache Fleiſch auch irr',
Das Schmuzgeſchirr wird Prunkgeſchirr,
Wird ein Gefäß der Herrlichkeit,
Statt ein Gefäß, der Schmach geweiht.
Dem ein'gen Gott ſei Ruhm und Preis
Für ſo vielfält'ger Gnad' Erweis,
Der Straf' erläßt und tilgt die Schuld
Und Lohn uns zutheilt voller Huld!

Von Chriſtus, dem „unbeſiegten Löwen", ſingt Eduard Hobein:

Ihm bringen unſer Flehn wir dar,
Dem König wir, der Krieger Schar,
Daß er uns einſt zu all der Zier
Berufe in ſein Hauptquartier!

Anderswo heißt es:

Mein Jeſus, Herr und Meiſter,
Du frommer Pelikan,
Dein Blut hat vom Befleckten
Die Flecken abgethan.

Eine buchſtäblich unbekannte Größe, welche ſich Y nennt, hat die Abgeſchmacktheiten von Eduard Hobein nach Kräften zu erreichen geſucht:

Die Sonne wankt wie eine arme Frau
Von Haus zu Haus, und ſtreckt den dünnen Arm
Durchs Fenſter wie ein ſtummes „Gott erbarm!"
Bis ſie nach kurzem Gang auf ſeiner Schau
Nach Bettelvolk, das durch die Gaſſen ſtreicht,
Der harte Vogt ertappt, der rauhe Nord,
Und ſie mit Stoß und barſchem Scheltewort
Ins kalte Kämmerlein der Nacht verſcheucht.

Der Sänger der „Heidebilder", Rudolf Voß, hat die abſtracte Reflexion in eine leibhafte Perſon verwandelt:

Betrachtung ſitzt auf unberührtem Hügel
Und ſchauet ſinnend auf das arme Land,
Wo keine Nahrung finden Schein und Tand,
Der Ehrſucht Wild, gejagt mit wildem Zügel.

In dieſe obſcure Geſellſchaft iſt zu unſerm Erſtaunen ein wirklicher Poet gerathen, nämlich Guſtav zu Putlitz. Seine Dichtung: „Eine Stunde vor der Weihnachtsbeſcherung", treibt ein leichtes heiteres Spiel mit vielen unſerer ſchönſten Volksmärchen, zu deren Erzählung eine hoffnungsvolle Mutter von drei Kindern greift, um die Ungeduld derſelben bis zum Erſcheinen des heiligen Chriſtbaums zu zügeln. Die dramatiſche Geſprächsform iſt anmuthig und lebendig; doch erſcheint die Redeweiſe des zweiten Knaben manchmal zu altklug und pathetiſch:

Schön Agnes könnte noch mit Blaubart ſchalten,
Nur wie es Frauen ziemt, mußt' ſie gehorſam ſein.

Einen treuherzigen, nicht gewöhnlichen Humor entwickelt Alfred von Wolzogen in ſeiner Volkslegende: „Vom Schwaben, der das Leberlein gefreſſen hat." Die Liebhaber der ſogenannten hausbackenen Dichtweiſe, die gewiß in Mecklenburg zahlreich vertreten ſind, werden an einzelnen Beiträgen von Karl Bartſch und Lina Graff großes Gefallen finden. Das Gedicht der letztern: „Das neue Comptoir oder was ſagt Johann dazu?" dürfte namentlich in einem ausgewählten Kreiſe von Bedienten allgemeine Heiterkeit erregen. Eine ganz beſondere Zärtlichkeit legt die Dichterin für die Kinder an den Tag; ſie möchte die niedlichen Weſen von den Bäumen ſchütteln, aus Teichen und Seen herausfiſchen und endlich möchte ſie gar, daß ihr die ungeflügelten Englein vom Himmel in die Schürze hineinregneten! Bei einer ſolchen Paſſion für die lieben Kleinen hat Lina Graff jedenfalls die wahre vocatio divina zur Vorſteherin eines Kindergartens.

Als ein paar neue Beiträge zur gegenwärtigen Stilverſchlechterung müſſen wir leider die proſaiſchen Erzählungen bezeichnen, welche uns Julius von Wickede und der Verfaſſer des „Bilderbuch eines armen Studenten" bieten. Die kleine Geſchichte von Wickede, in der wir die treue Liebe eines Landmädchens zu einem als Krüppel heimkehrenden Soldaten geſchildert finden, erinnert uns hin und wieder an jenen berühmten Regenſchirm, der in Gedanken ſtehen geblieben iſt. Das Gedächtniß des Autors iſt ſo kurz, daß er häufig nach einer halben Zeile ſchon den Anfang des Satzes wieder vergeſſen hat. So erzählt er von Wilhelm: „Sein jubelndes Hurrah tönte weit durch all den Donner der Geſchütze — da traf eine feindliche Kanonenkugel ſeinen rechten Fuß und riß ihn oberhalb des Knies fort. Blutend ſtürzte er zu Boden, und dem Liegenden zerſchmetterte noch eine zweite ricochettirende Kugel den linken Unterarm." Etliche Zeilen ſpäter ſagt der Verfaſſer im Hinblick auf den armen Krüppel höchſt naiv: „Leider waren ſeine Wunden ſchwer und gefährlich."

Nicht beſſer ſchreibt der ungenannte Verfaſſer des „Bilderbuch eines armen Studenten". Die Geſchichte: „Wann ein Stern vom Himmel fällt", erſcheint als eine unfreiwillige Caricatur auf Anderſen's „Bilderbuch ohne Bilder". Vor allem ſind die Farben, womit der Autor die Natur in weitſchweifiger Manier ſchildert, nicht der Wirklichkeit entlehnt, ſondern dem Malkaſten einer unwahren Phantaſie. Die Wolkenflöckchen irren z. B. „verwaiſt und hülflos im blauen Weltrevier"; dagegen „ſchleicht der harte Wind, nachdem er ſich müde getobt, mühſam an das Ufer, um zwiſchen den Kronen der Bananen ſtill zu träumen".

Die verſchiedenen plattdeutſchen Beiträge in Vers und Proſa ſind verhältnißmäßig noch am beſten. Von einer Hebung der poetiſchen Schätze, die im plattdeutſchen Leben vorhanden ſind, iſt freilich keine Rede. Die Verfaſſer ſind leider hinſichtlich ihrer Anſprüche an die Kunſt gar zu genügſam. Wären ſie weniger beſcheiden, ſo würden wir weniger unzufrieden ſein. Die Abencerragen, jenes mauriſche Heldengeſchlecht in Granada, führten als Wahlſpruch das große Wort: „Alles iſt wenig!" Und in der That, es iſt das rechte Wort für den Künſtler, der danach ſtrebt, ſeine Gebilde ſo weit zu vollenden, als es ihm die eigene Kraft geſtattet.

9. Friederiken-Album. Liebergaben deutſcher Dichter und Dichterinnen im Auftrage des Brion-Denkſtein-Comité herausgegeben von Friedrich Geßler. Lahr, Schauenburg. 1868. 16. 24 Ngr.

Goethe's Jugendverhältniſſe mit Friederike Brion, die

rzugsweiſe unter dem charakteriſtiſchen Namen Friederike n Seſenheim berühmt geworden, haben bekanntlich die luſen ſo auffallend protegirt, daß wir dieſer bedeut- nen Liebesepiſode des olympiſchen Zeus einzelne lyriſche müſſe verdanken, wovon wir uns bis dahin wenig oder hts träumen ließen. Aber mehr als einen Frühling Production, ſo reiche Blüten er auch trug, konnte iederike nicht in Goethe hervorrufen. Nachdem der be- denswerthe Rauſch verflogen, war all ihre jugendliche muth und Herzensgüte nicht im Stande, den empfind- en Mangel eines tiefern geiſtigen Lebens zu erſetzen. In Worten, die Goethe an Salzmann ſchrieb, iſt dieſer ngel ſehr zart angedeutet: „Ich fühl' es, lieber Freund, man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, man wünſchte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns Schickſal zu jeder Glückſeligkeit drein wiegt!" Aller- s war Goethe, bewegt von einem genialiſchen Drange, haupt kein Liebhaber von ehelichen Verbindungen; aber bildete wol die fehlende Zugabe allein den Grund, alb er jeden Schritt zur Wiederannäherung gefliſſent- vermied. Friederike, „bis zu ihrem Ende allgemein t und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin rt", offenbarte jedoch in ihrer ſchweren Paſſions- chte einen ſeltenen Adel der Geſinnung, einen Adel, ugleich mit lauten Zungen für ihre wahrhaft kind- Beſcheidenheit ſpricht. Sie fühlte ſich ſelbſt nicht ig genug, den Herrlichen zu beſitzen, und das hohe ßtſein, der Gegenſtand ſeiner unſterblichen Lieder en zu ſein, gab ihr die Kraft, all die heimlichen ten hinwegzulächeln.

as ärmliche Holzkreuz auf dem Kirchhof zu Meißen- das früher die Grabſtätte des vortrefflichen Mäd- bezeichnete, mußte natürlich in kurzer Zeit Wind Wetter zum Spielzeug dienen. Der ganze Schmuck ngeſunkenen Hügels beſtand nach dem treuen Bericht eßler nur noch aus einem harmloſen Nelkenſtrauß. letzte mitleidige Gedenkzeichen der Natur weckte in den dankenswerthen Entſchluß, das Gedächtniß rgeſſenen Friederike durch einen würdigen Grabſtein en, und im Verein mit Hugo Oelbermann, der die ine Theilnahme ſchnell dafür zu gewinnen wußte, die Ausführung dieſer Idee vollſtändig gelungen. infache, aber ſchöne Erinnerungsmal ſtammt aus rkſtätte des Künſtlers Hornberger von Manheim.

m weitern Ruhme der „guten Tante", wie ſie der räber Hockenjos nennt, ſuchte Geßler's Gedanken- e noch höhere Richtung zu nehmen, indem er ein es Friederiken-Album ſtiftete. Hierbei iſt freilich ſt allzu ſichtbar hinter dem ehrlichen Willen zurück- t. In der Ausführung des poetiſchen Denkmals n wir faſt nach allen Seiten die Abweſenheit einer ſchen Hand. Der Sinn für das Schöne iſt dem offenbar nicht aufgegangen. Seinem dreiactigen „Reinhold Lenz", ſchickt er eine kurze Widmung g Herwegh voraus, in der ſich der Autor gleich derling präſentirt, dem es Genuß gewährt, die hen Grundgeſetze auf den Kopf zu ſtellen. Das ariſche Genie von Lenz tauge ſchwerlich zum Hel- s Dramas; aber es ſei ihm blos darauf an- t, die Zerriſſenheit ſeines Charakters mit hiſtoriſcher Treue zu veranſchaulichen. Deshalb habe er eine Form gewählt, ähnlich derjenigen, die Lenz in ſeinen eigenen Werken innegehalten. Das iſt um kein Haar anders, als wenn ein Baumeiſter wegen eines vorhandenen Riſſes, nach welchem augenſcheinlich kein ordentliches Haus gebaut werden kann, nicht von der Idee abzubringen iſt, deſſenungeachtet das Gebäude aufzuführen.

Lenz gehörte bekanntlich zu den Naturen, die aus Originalitätsſucht alles anders wollen, als es die Kunſt verlangt. Goethe konnte ſich nur kurze Zeit an ſeinen allerdings oft geiſtreichen Wortſpielen und Narrenspoſſen ergötzen. Niemand war damals nach der Verſicherung des Altmeiſters fähiger als Lenz, „die Ausſchweifungen und Auswüchſe des Shakſpeare'ſchen Genies zu empfinden und nachzubilden". Der tief in das Weſen der Kunſt eingedrungene Schöpfer der „Emilia Galotti" wurde aber vollends, wie wir aus einem Briefe von Weiße an Uz wiſſen, durch „Lenzens Gewäſche über das Drama" verdrießlich geſtimmt; ein Dichter, der Ariſtoteles aus dem Sattel zu heben verſuchte, brach ſich natürlich in Leſſing's Augen ſelbſt den Hals.

Verſchrobene Talente wählen freilich inſtinctmäßig verſchrobene Vorbilder zum Muſter. Geßler hat daher ſeinen Meiſter in Lenz gefunden und deſſen Seltſamkeiten in dramatiſchen Dialogen zu copiren verſucht. Die ernſtliche Nachbildung des ſcheingenialen Tons kann den übeln Eindruck nur verſtärken. Bei der kurzen Erzählung des Inhalts dürfte der Leſer wie vor einem ſchattenhaften Geſpenſt zurückſchrecken.

Ein paar wunderliche Toaſte, ausgebracht von Lenz und drei Studenten, denen das Studium der Philoſophie ſehr heilſam wäre, eröffnen das Stück. Meyer von Lindau weiht den Neigetrunk der Welt, dem „großen Faß, wo hoch am Spundloch oben der Herrgott ſitzt". Den bacchantiſchen Jubel unterbricht Jung Stilling mit zarten ſchwärmeriſchen Reflexionen. Inzwiſchen iſt ein Fremder, der „in ſich gekehrt im Hintergrunde geſtanden", dem Lampenlicht näher gekommen. Dante's verhängnißvolle Ueberſchrift am Höllenthor: „Lasciate ogni speranza!" hat das Schickſal mit unauslöſchlichen Zügen ſeiner Seele eingeprägt. Jeder Verſuch, ihn aufzuheitern, erſcheint dem Unglücklichen Hohn. Als ihn aber Lenz an das ſtoiſche Dictum: „Die Thür ſteht offen", erinnert, finden ſeine Worte begeiſterten Widerhall. Er ſteigt ohne Verzug auf die Brüſtung, ſagt dem „pockennarbigen Angeſicht der ſchönen Welt" Lebewohl und ſpringt mit Hurrah in die Tiefe. Voll Bewunderung für den „freiheitfühlenden" Fremden widmet Lenz ihm einen pathetiſchen Nachruf. Eine Verwandlung führt uns hierauf in die Hütte der Witwe Lene, wo das hübſche Lenchen, ihre Tochter, eine chriſtliche Unterredung mit der Mutter hält. Nach einer flauen Begrüßung zwiſchen Lenchen und ihrem Verlobten Martin, den ſie nebſt der Mutter ſehr geſchickt zu entfernen weiß, übernimmt Lenz die freigewordene Stelle des Liebhabers mit deſto größerm Feuer, während ſein Freund Meyer aus Lindau, deſſen „Zünglein ſchnalzt" und ſich „wie ein unbändiger Löwe im Käfig geberdet", den Aufpaſſer ſpielen muß: eine Rolle, die aber verunglückt, da Mutter Lene und der rechtmäßige Bräutigam eine Spürnaſe comme il faut beſitzen. Was iſt

Digitized by Google

natürlicher, als daß jetzt eine düſtere Verfluchungsſcene folgt? Lenchen und Lenz ſind zu einer unfreiwilligen Wanderſchaft verurtheilt; dieſer begibt ſich mit einem Empfehlungsſchreiben von Salzmann nach Seſenheim; wohin aber ſeine Herzenstaube flüchtet, dürfen wir nicht ausplaudern, denn das kommt erſt im dritten Act an den Tag.

Der zweite Aufzug beginnt mit poetiſchen Eheſtandsbetrachtungen, die der Hirte des Kleinviehs zu Seſenheim, genannt Schulmeiſter Ehrmann, in halber Verzweiflung anſtellt. Marie, des Pfarrers ſchöne Tochter, ahnt leider nicht im entfernteſten, daß er ſich ihretwegen die „wenigen Zeugen ſeines Kummers", die letzten Haare ausraufen möchte. Plötzlich dämmert ein Gedanke in ſeinem Kopfe, er nimmt die Kreide zur Hand und veranſchaulicht ſeine Gefühle an der Schultafel in Form eines Bildes. Lieſe, die treue Magd des Paſtors Brion, iſt entzückt davon, doch hat ihr Entzücken ein Ende, als ſie erfährt, die Zeichnung wäre der ſchönen Marie dedicirt, welche zu ihrer Genugthuung Ehrmann's Malerkunſt nicht zu ſchätzen verſteht. Unterdeſſen hat ſich Lenz in Seſenheim häuslich eingerichtet; ſeine ſtillen Vergleiche zwiſchen Lenchen und der reizenden Friederike ſind natürlich zu Gunſten der letztern ausgefallen. Je mehr ſich ſein Auge an dem himmliſchen Glanze von Friederike weidet, deſto lebhafter gelangt er zur Einſicht, daß er bisher in der Sternkunde der Liebe ein bloßer Ignorant geweſen. Auch in Strasburg, wohin wir vor dem Schluß des zweiten Actes verſetzt werden, iſt im Hauſe der Witwe Lene eine beſſere Stimmung eingetreten. Sie und der gekränkte Martin ergreifen ſchließlich auf das gütige Zureden von Salzmann den Palmzweig des Friedens.

Im dritten Acte begegnet uns Lenz in der Nähe von Seſenheim. Als er eine Bauernmagd um den Weg dorthin befragt, der ihm ſonderbarerweiſe unbekannt iſt, erfolgt eine unglückliche Erkennung. Die Bauernmagd iſt das verſtoßene Lenchen, um welche er ſich während der langen Zeit ſeines Aufenthalts in Seſenheim nicht gekümmert hat. Gleichwol iſt Lenz noch immer das Bild ihrer Träume; ihr bleibt aber die ſchlimme Entdeckung nicht erſpart, daß ſich der ideale Reinhold unter den obwaltenden Umſtänden nicht zu einer Verbindung der Dichterleier mit der ländlichen Heugabel verſtehen kann; indeß verſucht er wenigſtens das einſt ſo heißgeliebte Naturkind durch die Verſicherung ſeiner aufrichtigen Freundſchaft zu beſänftigen. Ohne Groll verläßt ihn Lenchen, während Salzmann und Martin, welche bei ihrem Abgang auf der Bühne erſcheinen, die Vorbereitung zu einer glänzenden Verſöhnung treffen. Allerdings findet dieſe Feierlichkeit nicht vor unſern Augen ſtatt, dagegen ſind wir bald die Zuſchauer verſchiedener haarſträubender Auftritte. Nachdem Lenz vom Baum der Erkenntniß gekoſtet hat, d. h. nachdem er aus dem Munde ſeiner angebeteten Friederike gehört, daß Goethe der unumſchränkte Eigenthümer ihres Herzens, ſchlagen die Flammen des Wahnſinns über ſeinem Haupte zuſammen. Dieſer Fieberparoxismus der Liebe iſt aber von der ſeltſamſten Art; er beginnt mit Hitze und endigt mit Kälte, denn aus Verzweiflung wandert Lenz nach einem nahegelegenen Teiche, wo er den armen Schulmeiſter, der dort gerade die merkwürdigſten Vergleiche zwiſchen dem Monde und ſeiner Perſon anſtellt, vermöge einer dämoniſchen Kraft gewaltſam mit ſich in die „grauenvolle Tiefe" reißt, um neben ihm an „kalter Unkenbruſt" auszuruhen. Hülfreiche Dorfbewohner verdienen ſich bei dieſer Gelegenheit die Rettungsmedaille, Friederike aber, die in kindlicher Unſchuld all dies Unheil angeſtiftet, ſchickt einen dankenden Blick nach oben.

Nicht weniger unnatürlich und abſurd als der Inhalt iſt die Ausdrucksweiſe des Ganzen. Ueberall ſtoßen wir auf phantaſtiſche Nebelflecke, welche, anſtatt ſich in Sterne auflöſen zu laſſen, unter dem kritiſchen Teleſkop immer dunkler und ſeltſamer erſcheinen. Georg Herwegh, den der Verfaſſer zum Schiedsrichter ſeines Dramas ernannt, dürfte zur Vertheidigung Geßler's ſchwerlich die Secundantenrolle übernehmen. Ein ſo ſatiriſcher Kopf, wie es Herwegh iſt, ironiſirte ſich ſelbſt, wenn er für die abenteuerlichen Productionen eines bloßen Phantaſten ins Feuer ginge.

Der den Lyrikern des Albums angewieſene Raum iſt zwar zum Theil weit beſſer ausgefüllt als jener große Platz, welchen Geßler's Drama in Anſpruch nimmt, aber dennoch tragen die meiſten Gedichte einen unfertigen Charakter. Es iſt natürlich. Da die eigenen Erzeugniſſe des Herausgebers einen ganz verfehlten Kunſtgeſchmack an den Tag legen, ſo kann eine Sammlung ſeiner Leſefrüchte nicht gerade erquicklich ſein. Die Vertreter der guten Lieder bilden deshalb auch eine erſchreckende Minorität.

Ludwig Auerbach bekundet eine dichteriſche Kraft, die aber noch weſentlich der Läuterung einer ſtrengern Selbſtkritik bedarf. Sein Gedicht „Schwarzwaldſtimmen" athmet eine wohlthuende Friſche; hier iſt der Moſt klar und ausgegoren, was bei den übrigen Liedern keineswegs zu behaupten iſt. „Der Legionär" von Banſpach zeichnet mit düſtern anſchaulichen Pinſelſtrichen ein verfehltes Leben. Eine Curioſität in jeder Beziehung iſt das an Goethe gerichtete Sonett von Julius Bercht. Die zweite Strophe lautet:

Die Excellenz, damit ſie Größres böte,
Gab Taſſo, Egmont, voll von Freiheitstrieben,
Dann Iphigenia, marmorkalt(!) geblieben,
Und Fauſt, des Dichterkönigs Abendröthe.

„Als wahrer Proteus unſers Erdenkloßes" zeigt die „Excellenz" nach dem erlauchten Urtheil von Bercht im „engen Raume der Sonettenſchalen"!

Kinkel's Schilderung eines Sonntags in London verräth leider allzu deutlich, daß der Dichter nicht mehr geſonnen iſt, die Kunſt des Wortes ernſtlich zu pflegen. Der Geſchmack des armen Tagelöhners, dem das Gedicht gewidmet iſt, dürfte durch folgende Strophen nicht gebildet werden:

Der ſchönſte Traum, der Morgentraum,
Den ſonſt er brechen muß,
Schwebt durchs Gelaß mit buntem Saum,
Preßt auf ſein Haupt den Kuß.

Und Gottes Gleichniß waſcht die Stirn
Vom Ruß der Arbeit rein;
Ins friſche Herz, ins klare Hirn
Zieht hell die Luft herein.

Das Eiſen, das ſein Arm erſchuf,
Führt ſchneller, als den Lord
Zur Jagd trägt ſeines Vollbluts Huf,
Ihn zu den Fluren (zu welchen?) fort.

Digitized by Google

Am Seeſtrand geht er auch einmal.
Und trinkt den ſalz'gen Wind u. ſ. w.

Glauben wir nicht den vollſtändigen Anfänger zu hören? Dieſe Verſe ſind 1862 entſtanden; dagegen iſt das Sonett: „Nur Wahrheit", worin uns der Poet nachdrücklich bittet, ſeine Werke „ohne Schonung" zu kritiſiren, vier 30 Jahre alt! Und doch iſt dies Sonett im Vergleich zu obigem Gedicht ein Meiſterſtück. Hat Kinkel nicht die gehörige Muße, das Dichten wieder künſtleriſch zu betreiben, ſo erinnern wir ihn an den vortrefflichen Rath des klugen Tireſias: die Leier als Brennholz zierlich aufzuſchichten.

Von den Brüdern Adolf und Auguſt Stöber, welche Karl Goedeke kurzweg unter Deutſchlands „beſte Lyriker" rechnet, hat Adolf allein ſeinen Ruhm zu wahren gewußt. In der poetiſchen Erzählung „Friederike von Seſenheim" lebt der Herzſchlag des Dichters; zugleich iſt die Phantaſie deſſelben in einer gewiſſen romantiſchen Weiſe thätig geweſen, die ſich dem Stoff harmoniſch anſchließt, weil ſie nichts mit der Phantaſtik zu ſchaffen hat. Deshalb laſſen wir auch kleine Mängel durchſchlüpfen, wie z. B. den ſchlechten Reim „ebenbürtig" und „würdig". Auguſt Stöber iſt diesmal freilich ganz von ſeiner Höhe heruntergekommen, und wenn der genannte Literarhiſtoriker von ihm ſagte, er übe „die Poeſie immer wie etwas Heiliges und Hehres, dem man nur mit feierlich geſammelter Seele nahen dürfe", ſo beweiſen nachſtehende Verſe hinreichend das Gegentheil:

Wie die Wolken ſchwach ſich thürmend
Zürnend üb'reinander klettern!
Böſe Geiſter ſind's, die ſtürmend
Sich in Rache woll'n zerſchmettern.

Schleudern Bombendonnerſtücke
Plumpe, ſchwere Rieſenbatten,
Und dazwiſchen, gelb vor Tücke,
Blitzespfeile ziſchend fallen.

Später wird der Dichter zum Humoriſten wider Willen:

Wie die Reihen ſchon ſich lichten!
Sanfter fallen ſchon die Schläge;
Alten Hader galt's zu ſchlichten
Und es klingt ſchon wie Verträge.

In Scheffel's „Erinnerungen" dagegen iſt ein wahrhaft geſunder naturwüchſiger Humor. Bei dem Anblick jubelnder Kinder, die ihren Papierdrachen zum Flug bringen, reiſt der Dichter auf Koſten einer lebendig friſchen Einbildungskraft nach dem herrlichen Sorrent, wo er vor Jahren in Wirklichkeit am Arm der reizenden Graziella umhergewandelt. Als gutmüthiger Schalk ruft er am Schluß ſeiner italieniſchen Geliebten nach:

Und darf ich einſt vor deinem Dach
Spät wiedrum Anker legen,
Fliegſt du wol ſelbſt als alter Drach'
Dem deutſchen Freund entgegen.

Nächſt Victor Scheffel verdienen Auguſt Frenzel und Georg Herwegh ein Lorberblatt. Frenzel's Ghaſel „Dichtkunſt" behauptet durchweg den feingeſchnittenen morgenländiſchen Geſichtsausdruck jenes berühmten Poeten, welchen Bodenſtedt unter dem Namen Mirza-Schaffy in Deutſchland einführte. Herwegh's Muſe bietet uns zur Abwechſelung zwei zarte Liebeslieder; das erſte von beiden bewegt ſich aber in einer zu allgemeinen Reflexion, deren Glanz uns nicht erwärmt wie das Feuer der echten lyriſchen Empfindung. Das zweite Lied dagegen befriedigt weit mehr; den anmuthigen Sieg, welchen die ſelige Liebe eines unentweihten Herzens über die lärmende Außenwelt davonträgt, ſchildert der Poet in einer wirklich rührenden ſinnbildlichen Weiſe.

Die Hervorhebung anderer Gedichte, an denen kein Mangel iſt, wird uns der billig denkende Leſer gewiß erlaſſen. Unſere Bekanntſchaft mit dem „Friederiken-Album" iſt nicht von geſtern, und wir zweifeln deshalb ſtark daran, daß der Leſer im Finden beſonderer Perlen mehr Glück haben ſollte, als uns trotz aller Bemühungen zutheil wurde.

Wilhelm Buchholz.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Ein Nachklang von der preußiſchen Expedition nach Oſtaſien.

Aus vier Welttheilen. Ein Reiſetagebuch in Briefen von Max Wichura. Mit dem Porträt des Verfaſſers. Breslau, Morgenſtern. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nicht ohne einige Bedenken haben wir dieſes Buch in die Hand genommen. Die Literatur über die preußiſche Expedition nach Oſtaſien war bereits zu einer bedenklichen Höhe angeſchwollen; Berg hatte die vortreffliche, mit königlicher Pracht ausgeſtattete officielle Beſchreibung geliefert; Kapitän Werner anerkannt das lebhafteſte und anſprechendſte Werk darüber veröffentlicht, und mehrere der übrigen Mitglieder, wie Spieß, Heine, Maron hatten gleichfalls ihre Erfahrungen herausgegeben. Jetzt, nachdem acht Jahre ſeit jener Expedition vergangen und Japan ein ganz anderes Geſicht erhalten hat, erſcheint ein verſpätetes Reiſetagebuch von einem wiſſenſchaftlichen Mitglied der Expedition, das allerdings auch abweichend von der letztern noch einige andere Gegenden beſuchte. Im ganzen aber finden wir die in jeder Weltumſegelung aufgeführten und zur Genüge bekannten Hafenſtädte beſchrieben, mit denen wir vertrauter ſind als mit manchen Orten des eigenen Vaterlandes. Stationen wie Madeira, Rio-de-Janeiro, Singapore, Schanghai, Hongkong, Macao, Manila, Point de Galle, Kalkutta, Aden, Suez mögen daher in dem vorliegenden Buche getroſt überſchlagen werden, da der flüchtige Aufenthalt des Reiſenden in jenen Städten immer nur eine oberflächliche Kenntnißnahme zuließ.

Aber wir wollen das Buch noch von einer andern Seite anſehen. Wem es darum zu thun iſt, im engen Rahmen, kurz zuſammengefaßt und in liebenswürdiger Weiſe, ohne Anſpruch auf tieferes Studium Bilder aus vier Welttheilen an ſich vorübergehen zu laſſen, dem wollen wir dieſe Reiſebriefe angelegentlich empfehlen. Wenn wir auch ſelbſt das Leben in London oder auf dem Schiffe genügend durchgekoſtet haben, um es zu kennen, wir haben dennoch die hier entworfenen Schilderungen gerne wieder geleſen, uns an ihrer Wahrheit erfreut und dem geſun-

Digitized by Google

den Humor des Buchs Rechnung getragen. Gewiß war es nicht das erſte mal, daß wir Sturmeswogen und Meerleuchten, Haifiſche und Möven, das Paſſiren der Linie und das Auftauchen des ſüdlichen Kreuzes beſchrieben fanden; aber wir haben trotzdem die betreffenden Stellen bei der Lektüre nicht überſchlagen. Ziehen wir ferner in Erwägung, daß es Briefe an die Mutter ſind, welche der verſtorbene Verfaſſer in die Heimat ſchrieb, daß er das „Fragmentariſche, gleichſam Zerhackte“ derſelben anerkennt, ſo haben wir gewiß eine genügende Entſchuldigung für die ſchwächern Partien des Buchs, wenn wir auch den Herausgeber, den Bruder des Verfaſſers, von Vorwürfen keineswegs freiſprechen werden.

Heben wir aber gleich eine werthvolle und auch neue Seite des Buchs hervor. Es ſind dieſes die muſikaliſchen Bemerkungen, die wir in andern Reiſewerken bisher vermißten, hier aber in ziemlicher Fülle, dank dem Talente des Verfaſſers, eingeſtreut finden. Wie die verſchiedenen Völker, die er kennen gelernt, ſingen, wie die Inſtrumente, welche ſie ſpielen, beſchaffen und der Geſang tropiſcher Vögel ſich zu Beethoven'ſchen Melodien verhält, das ſtudirt er mit einer Emſigkeit, die wir in andern Reiſewerken umſonſt ſuchen würden. Die Japaneſen, deren aufrichtiger Freund ſonſt der Verfaſſer mit Recht iſt, erhalten bezüglich ihrer muſikaliſchen Ausbildung kein beſonderes Lob, ja er wirft ihnen vor, daß ihr Geſang nicht viel mehr als ein Gurgeln und Kreiſchen ſei. Alle ſchwere Arbeit, ſo auch das Rudern der Boote, begleiten ſie mit ihren einförmigen Liedern. Dabei entdeckte Wichura, daß in den Melodien dieſer Ruderer ganz dieſelbe Figur wie in einer Beethoven'ſchen Sonate vorkommt und fährt nun fort:

Da ich aber in Berlin ſogar einmal einen Pumpenſchwengel hatte, der in meiner Nachbarſchaft aus einer Beethoven'ſchen Symphonie zu quietſchen ſich unterſtand, ja, da ich entdeckt habe, daß die berühmten vier erſten Noten der C-moll-Symphonie ſchon ſeit Anbeginn der Schöpfung von der Gerſtenammer gepfiffen werden, ſo will ich aus meiner heutigen Entdeckung nicht gerade einen Beweis für die muſikaliſche Begabung der Japaner herleiten, die in der That nicht weit her iſt, ſondern mich vielmehr an der Ueberzeugung freuen, daß Beethoven mir überall gegenwärtig iſt.

Auch zu Funchal auf Madeira hörte der deutſche Muſikfreund plötzlich aus dem Fenſter eines Landhauſes eine Beethoven'ſche Sonate erklingen und nicht minder erfreut iſt er, im Garten des Reſidenten zu Sumedang auf Java eine Art von Droſſel zu entdecken, welche zwei Takte aus der neunten Symphonie Beethoven's mit heller durchdringender Stimme pfiff. Endlich gibt er uns Aufklärung über die Muſik der Javaner, wobei er die Bemerkung macht, daß nur Dur-Tonarten auf Java herrſchen, während die Japaneſen ſich, gleich der ſlawiſchen Muſik, in Molltönen bewegen.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt in den Beſchreibungen Japans und Javas, dort hielt der Verfaſſer ſich am längſten auf, fand er die reichſte botaniſche Ausbeute. Seine wiſſenſchaftliche Bedeutung als Naturforſcher kommt freilich in dieſen Briefen nicht zum Ausdruck und über der Vollendung ſeiner größern Arbeit, die ſeine Tüchtigkeit gewiß noch mehr ans Licht geſtellt haben würde, riß ihn ein jäher Tod hinweg. So müſſen wir uns denn an ſeine Schilderungen von Land und Leuten halten. Daß er über Japan in einzelnen Stücken falſche Anſichten hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, denn die betreffenden Aufklärungen haben wir erſt in der allerletzten Zeit erhalten, lange nachdem die preußiſche Expedition das herrliche Sonnenaufgangsland wieder verlaſſen. So nimmt er noch Japan für „das Land der Spionage“, während die Ometskés, die er für Spione hält, geſetzmäßige Obercontroleure ſind. Auch iſt die Darſtellung der Urſache von der Ermordung des Dolmetſchers Heusken keineswegs richtig, denn die Regierung des Sjogun war hierbei durchaus unſchuldig. Das ganze Mordtreiben in jener Zeit iſt, wie ſehr bekannt, nur auf Rechnung des Führers der conſervativen Partei, des Fürſten Mito, zu ſchreiben, welcher, gegen die ungeſetzlich abgeſchloſſenen Verträge auftretend, die Mordthaten nach dem alten Landesgeſetz (Gongenſama) begehen ließ, und Heusken ſpeciell wurde von den Dienern ſeines verſtorbenen Privatfeindes, des Miniſters Hori, ermordet. Unter dieſem Geſichtspunkte freilich erhält man eine ganz andere Anſchauung der politiſchen Vorgänge in Japan, als ſie das vorliegende Buch bietet.

Wo dagegen Wichura's eigene Beobachtung zur Geltung kommt, bekommen wir richtige, farbenfriſche Bilder voller Leben.

Die Japaneſen gewinnt man bald lieb. Es iſt ein heiteres, geiſtig aufgewecktes und dabei fleißiges Volk. Ueberall neugierig freundliche Geſichter. Der japaniſche Gruß „Ann[illegible] oheio“ klingt dem Fremden von allen Seiten entgegen. Wahrhaft zu bewundern iſt der Anſtand ihres Betragens; ſelbſt ihre Neugier, in der ſie ſtark ſind, wird nicht läſtig. Wie oft habe ich, von einem großen Haufen ſtaunender Zuſchauer umgeben, Pflanzen im Freien eingelegt. Nie aber hat auch nur einer ſich eine ſtörende Zudringlichkeit erlaubt. In ihrer Kleidung freilich weichen ſie von unſern Begriffen des Anſtandes bisweilen ziemlich weit ab und es erſtreckt ſich dies ſogar auf das weibliche Geſchlecht. Doch was die Sitte eines ganzen Volkes billigt, kann im Bereiche deſſelben kaum unſittlich genannt werden.

Auch ſpäter noch, nachdem er dem ſchönen Lande bereits den Rücken gewendet, iſt das liebenswürdige Culturvolk das ſtete Geſpräch der Schiffsgenoſſen an Bord der Thetis. Der Verfaſſer wirft dabei einen prophetiſchen Blick in die Zukunft des Reichs:

Schon beginnt die Morgenröthe der neuen Zeit zu tagen. In der Berührung mit den Fremden kann das auf ſtrenge Abgeſchloſſenheit gegründete politiſche Syſtem Japans ſich nicht halten. Die Gärung hat begonnen und ſie wird unaufhaltſam fortſchreiten, bis aus dem alten Moſt ein neuer Wein ſich abgeklärt haben wird. Viel Schönes, viel liebenswürdige Eigenſchaften des Volkscharakters werden dabei zu Grunde gehen. Man wird an die jetzigen Zeiten zurückdenken, wie man ſich der romantiſchen Zuſtände unſerer europäiſchen Staaten im Mittelalter erinnert, halb bedauernd, daß ſie untergegangen, halb erfreut, daß man ihrer Barbarei entwachſen iſt. Aber als Kind der modernen, alles nivellirenden Civiliſation noch in ſolche völlig lebendig gebliebene Vorzuſtände unſerer eigenen Geſchichte hineinzublicken, zumal wenn ſie wie in Japan das fabelhafte Colorit des Orients an ſich tragen, das bleibt ewig intereſſant und unvergeßlich und regt zu immer neuen Betrachtungen an.

Mit beſonderm Vergnügen wird man die Schilderung des Aufenthalts in Nagaſaki leſen, wo durch Vermittelung des holländiſchen Arztes Dr. Pompe Wichura mit den japaniſchen Studioſen der Medicin verkehrte, deren

Digitized by Google

rſchiloſes wie wiſſenſchaftliches Treiben in ergötzlichen inen Bildern an uns vorübergeht. Dort hatte der Verſer auch Gelegenheit, in das Innere der japaniſchen luſer einzudringen, die Familien in ihrem alltäglichen ben zu belauſchen und mit ihnen zu ſpeiſen. Der aniſche Vorſtand der medicinischen Akademie, Hr. Matsoto-Lhozun (ſo hieß er und nicht, wie Wichura ſchreibt, asmotto), wurde des Verfaſſers guter Freund, mit dem auf einem Fuße verkehren konnte, wie nur immer bei s wiſſenſchaftliche Leute miteinander umgehen. Das liche, urbane und durchaus noble Weſen dieſes japahen Gentleman findet auch in dem holländiſchen Werke Dr. Pompe genügende Anerkennung, und wie feinfühlend ſelbe war, möge man am beſten aus dem Stammbuchtte erkennen, das er dem Verfaſſer zum Abſchied ſchrieb:

Auf Reiſen denkt man immer an ſein Vaterland. Eine je Geſellſchaft machte ſich auf den Weg und unternahm eine e Reiſe. Viele kehrten zurück und hörten den Geſang der htigallen in ihrer Heimat und waren heiter und wohlgemuth. anderer blieb in der Ferne und hörte denſelben Geſang. : er gedachte der Nachtigallen ſeines Vaterlandes und weinte.

Bei ſolchen Kundgebungen begreifen wir, wie alle nden von neuem das japaniſche Volk lobpreiſen und jeder gleich dem großen Jeſuitenpater Franz Xaver tte des 16. Jahrhunderts) von ihnen ausrufen kann: e ſind das Entzücken meines Herzens!“

Neben Japan erſcheint Java in dem vorliegenden ke beſonders hervorgehoben. Während die gewöhnn Touriſten meiſt nur Batavia beſuchen und von da n Ausflug nach dem Vulkan Gedeh und in die Prean-Regentſchaften unternehmen, hatte Wichura das Glück, ſchöne Tropeneiland faſt ſeiner ganzen Länge nach Surabaja bis Batavia durchwandern zu können. Die t nahm gerade einen Monat in Anſpruch und ließ lezug auf Bequemlichkeit nicht viel zu wünſchen übrig. Java iſt kreuz und quer von ſchönen Landſtraßen Telegraphen durchzogen, die Holländer haben es in prächtigen Culturgarten umgewandelt, und die übergroße Gaſtfreundſchaft derſelben gegen die preußiſchen erleichterte dieſen das Fortkommen noch ungemein. Gouverneur von Batavia hatte ihnen zur Landreiſe ännige Poſt unentgeltlich zur freien Dispoſition gewas für die Perſon auf eine Strecke von etwa fünf ngraden 1000 holländiſche Gulden ausmachte. Mit egten Pferden durchjagten ſie nun auf Regierungsdas Land; ein Beamter begleitete die Fremden und ehörden ſorgten, daß ſie weder leiblich noch geiſtig litten. Für Eſſen war geſorgt, nicht minder dadaß alle Sehenswürdigkeiten ihnen vorgeführt wur„Es iſt gewiß, daß kein Fürſt in Europa aufwandsund prächtiger reiſt als wir ſchlichte Sterbliche hier.“ ieſer Reiſeart erſcheint natürlich Java nur von der ite; es bleibt dem Verfaſſer wenig Möglichkeit, die ten aufzuſuchen, und ſo erhalten wir denn ein meiſt jes Bild:

on dem materiellen Wohlleben der Europäer in dieſen n Beſitzungen kann man ſich in dem kümmerlich mäßiropa kaum eine Vorſtellung machen. Das lebt alles wie rſten. Eleganz der Einrichtung, opulente Mahlzeiten, he Dienerſchaft finden ſich überall. Die Häuſer ſind nicht aber geſchmackvoll, in der Regel mit einer auf Säulen n Veranda verſehen. Häuſer, die von der Straße zurücktreten, und das iſt bei allen größern der Fall, ſind von Gartenanlagen umgeben, in denen Palmen und Caſuarinen, was Baumwuchs betrifft, die Hauptrolle ſpielen. Eine ganze Straße mit ſolchen höchſt ſauber und appetitlich ausſehenden Villen eingefaßt, erinnert an die Thiergartenſtraße von Berlin oder an die Weltbäder von Europa, wo Reichthum und Wohlleben ihren Sitz aufgeſchlagen haben. Productivität und Reichthum des Bodens ſind erſtaunlich. Java gibt jetzt jährlich 60—70 Millionen Gulden Ueberſchuß, die in die Staatskaſſe von Holland fließen. Es iſt ein Beſitz vom unſchätzbarſten Werth. Tauſende von holländiſchen Beamten, die in der Heimat hungern würden, haben hier die bequemſte Gelegenheit, ihr Lebensglück zu gründen und Reichthümer zu erwerben. Was wäre Preußen mit einem ſolchen Juwel in der Krone!

Gewiß, und wären die Niederlande nicht widernatürlich von uns abgeriſſen, was hätte aus all jenen Colonien werden können! Aber nationalen Sinn für unſer Seeweſen haben in der deutſchen Geſchichte nur die Hanſeſtädte und ein einziger Fürſt, der Große Kurfürſt, gezeigt; die Kaiſer und übrigen Herren von Gottes Gnaden haben da eine der gröbſten Unterlaſſungsſünden begangen, deren Folgen jetzt allen in die Augen ſpringen, am ſchmerzlichſten aber von dem Staate empfunden werden, in deſſen kräftiger Hand die Wiedergeburt der nationalen Flotte liegt. Auch die Colonialpolitik Hollands beſpricht Wichura in ſehr verſtändiger Weiſe. Er ſchildert einen Beſuch beim Kaiſer von Solo und beim Sultan von Djokdjokarta, jenen beiden Scheinfürſten, denen die Holländer noch eine beſchränkte Herrlichkeit gelaſſen haben. Samarang, der großartige, in Ruinen liegende Tempel Boro Budor (richtiger Boro Budo) gehen in lebhaften Bildern an uns vorüber, der Vulkan Papandaian wird erklettert und hierbei zur Unterſtützung der Bergſteiger von ſeiten der Holländer der koloſſale Apparat von 600 Pferden und 800 Menſchen in Bewegung geſetzt. Mit Schilderungen aus Batavia, Buitenzorg und den Preanger Regentſchaften ſchließt die javaniſche Fahrt, auf der auch die Bewohner des Landes ihre gebührende Berückſichtigung finden. In der ebenſo anregenden wie knapp zuſammenfaſſenden Manier, welche als ein Vorzug dieſer Reiſebriefe gelten kann, führt uns der Verfaſſer auch den Sprachenreichthum der oſtaſiatiſchen Inſelwelt vor, wobei er bezüglich des Malayiſchen folgende Bemerkung macht:

Kinder lernen von ihren Wärterinnen regelmäßig eher die Landes- als die europäiſche Mutterſprache. Eine Dame meinte neulich, die Kinder würden dadurch dumm, was ſehr glaubhaft ſcheint, wenn man an die ungeheuere Gymnaſtik denkt, zu der der junge Kopf genöthigt wird, der eine complicirte Sprache, wie z. B. die unſerige bewältigen ſoll. Es iſt möglich, daß dieſe in den jüngſten Stadien des erwachenden geiſtigen Lebens vollzogene Rieſenarbeit, als Uebung betrachtet, ſpäter durch nichts mehr erſetzt werden kann.

Den Schluß des Buchs machen die abermalige Fahrt nach Singapore, Streifereien auf Ceylon, ein Beſuch Kalkuttas und die Reiſe nach Darijiling im Sikkim Himalaja aus. Am 31. Juli 1862 betrat nach zweiundeinhalbjähriger Abweſenheit der Verfaſſer in Trieſt wieder europäiſchen Boden.

Wir haben bezüglich der Herausgabe des Buchs hier noch einige Bemerkungen zu machen. Die Briefe waren auf der Reiſe oft flüchtig niedergeſchrieben und nicht für die Veröffentlichung beſtimmt; hätte der Verfaſſer ſpäter dieſelben herausgegeben, er würde die nöthigen Studien

Digitized by Google

dazu gemacht und viele Unrichtigkeiten vermieden haben. Wir können ihm daraus keinen Vorwurf machen, hätten aber gewünſcht, daß nicht blos Pietät bei der Publication geherrſcht hätte, ſondern daß ein Fachmann vorher die Durchſicht übernommen. Wichura ſchrieb die Namen von Perſonen und Orten auf, wie er ſie gerade hörte und dadurch entſtanden manche Verſtöße. Wir leſen z. B. „Haeusgen“ für „Heuſken“, „Taysmann“ für „Teijsman“, „Badhen“ wiederholt für „Radhen“, „Madjopei“ für „Modjopahit“, „Merbapu“ für „Marbabu“, „matschopei“ für „maatschappij“; wir hören mit Erſtaunen, daß die Dajaks auf Borneo Menſchenfreſſer ſein ſollen, was ganz beſtimmt nicht der Fall iſt, und ob ſie, wie in dem Buche für ſicher ausgegeben wird, bei der Brautwerbung einen abgeſäbelten Menſchenkopf vorweiſen müſſen, erſcheint mindeſtens für frühere Zeiten zweifelhaft, für heute aber als unrichtig. Beim Beſuch der Gräber in Griseh auf Java findet eine Verwechſelung des Grabmals von Mulana Malik Ibrahim, der den Islam einführte, mit jenem des Suhunan Giri, der zuerſt den Glauben an die indiſchen Götter mit der Lehre Mohammed's vertauſchte, ſtatt, und daß der javaniſche Kaffee „wenig oder verdorben auf den europäiſchen Markt gelange“, erſcheint als ganz fabelhafte Bemerkung, wenn man weiß, daß gerade der Kaffee der wichtigſte Ausfuhrartikel der Inſel iſt. Der Zoolog wird verwundert ſein, den Elefanten von Sumatra als „eigene Species“ aufgeführt zu ſehen, und in einem Buche, das 1868 erſcheint, muß wenigſtens, wenn es im Texte heißt: „Vorbereitungen zu einer Eiſenbahn (auf Java) werden getroffen“, eine Anmerkung ergänzen, daß jetzt dieſes Verkehrsmittel bereits in bedeutender Ausdehnung die Inſel durchzieht. Wir wiederholen nochmals, daß wir den Verfaſſer ſelbſt hier freiſprechen wollen, daß wir aber dem Herausgeber dieſe und noch manche andere Verſtöße nicht verzeihen können.

Richard Andree.

Unterhaltungsſchriften.

Man erzählt von Demoſthenes, dem claſſiſchen Vorbilde für die Redner aller Zeiten, er habe das Geſchichtswerk des Thucydides über den Peloponneſiſchen Krieg zweimal mit eigener Hand abgeſchrieben, um in dieſer gründlichen und eindringlichen Weiſe ſich mit dem kunſtvollen Periodenbau des großen Hiſtorikers vertraut zu machen und ſeinen eigenen Stil danach zu bilden. Vor ſolchen mühevollen Uebungen, welche nicht mechaniſch, ſondern mit ſtetem gründlichen Nachdenken angeſtellt wurden, ſchreckten die Schriftſteller des Alterthums nicht zurück. Dafür iſt aber auch ihr Lohn ein herrlicher geweſen: ihr Stil und insbeſondere ihr Periodenbau, in welchem dieſelben Regeln einer vollendeten architektoniſchen Schönheit herrſchen wie in dem Bau ihrer Tempel, bleibt für immer bewunderungswürdig und muſtergültig. Wer möchte heutzutage noch ſolche Uebungen anſtellen! Und doch würde mancher, der durchaus ſeine Feder in Bewegung ſetzen und als Schriftſteller auftreten will, nichts Beſſeres thun können, als wenn er dieſelbe zuerſt im Abſchreiben unſerer claſſiſchen Meiſterwerke übte, und ſich dabei bemühte, ſich mit den Grundlehren der Stiliſtik vertraut zu machen. Unter den zur Beurtheilung vorliegenden Romanen ſind einige — und dies iſt gewöhnlich der Fall —, welche in einem ganz unglaublich ſchlechten Stile geſchrieben und eine wahre Verſündigung an der Mutterſprache ſind. Hätten dieſe Herren — oder Damen — anſtatt mit einer ſelbſtändigen Arbeit aufzutreten, einen Band von Leſſing, Schiller oder Goethe abgeſchrieben, ſo wäre dieſe Uebung für ſie ſelbſt, für den Verleger und für — die Recenſenten erſprießlicher geweſen.

Am mangelhafteſten in Bezug auf Stil iſt von den vorliegenden Werken

1. Die Epigonen Friedrich's und ſeiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutſchlands jüngſte kriegeriſche Vergangenheit. Erſte Abtheilung: Nordlandsfahrten. Bilder aus dem letzten Dänenkriege von Oldwig von Uechtritz. Jena, Hermsdorf. 1867. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer hat offenbar die beſten Abſichten gehabt, und hätte er ſich beſchieden, möglichſt einfach und natürlich zu ſchreiben, ſo wäre ſein kleines Werk wenigſtens lesbar geworden. Aber er haſcht nach geiſtreichen und pikanten Ausdrücken und Wendungen, und verſucht überall hochpoetiſche Bilder anzubringen; da dies aber über ſeine Kräfte geht und meiſtens für den Gegenſtand überhaupt nicht paßt, wird ſein Stil zu einer oft lächerlichen Caricatur. Der Raum d. Bl. kann unmöglich dazu benutzt werden, eine Sammlung der ſehr fehlerhaften Ausdrücke und Perioden zu geben; man leſe beiſpielsweiſe S. 20, 50, 51, 69, 81, 82, 212, 213. Der Inhalt iſt zu bekannt, als daß wir auf denſelben näher eingehen könnten. Das Buch bietet in keiner Weiſe neue und intereſſante Einzelheiten. Der Standpunkt, von dem aus es geſchrieben iſt, war auch bereits bei dem Erſcheinen des Buches veraltet: der Verfaſſer ſchwärmt für die preußiſch-öſterreichiſche Allianz. Dieſelbe hat nie anders als ſcheinbar exiſtirt.

2. Des Adlers Aufflug. Zeitgeſchichtlicher Roman von Ewald von Kalenberg. Vier Bände. Leipzig, Kummer. 1867. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Roman behandelt die Umgeſtaltung Deutſchlands im Jahre 1866 und ſchildert insbeſondere, wie ein kleines Fürſtenthum ſeine Selbſtändigkeit verliert. Wir fürchten, das Buch wird keinen großen Leſerkreis finden, denn es leidet an zwei ſehr erheblichen Fehlern: es iſt zu breit und ermüdend und iſt außerdem noch in einem ſchlechten Stil geſchrieben. Die weitſchweifigen Unterhaltungen zwiſchen zwei Perſonen, welche in echt doctrinärer Weiſe ſich gegenſeitig Vorträge über ihre politiſchen Anſichten halten (z. B. II, 46—83, 92—136 u. ähnl.), werden jeden Leſer abſchrecken. Handlung iſt in dem Roman im Vergleich zu ſeinem Umfange nur wenig vorhanden; erſt im vierten Bande wird dieſelbe etwas lebhafter; bis dahin ſchleppt ſie ſich mühſam vorwärts und wird von den endloſen politiſchen Kannegießereien einzelner Perſonen ganz erdrückt. Der Periodenbau iſt oft in unglaublicher Weiſe ſteif und ganz und gar fehlerhaft; man leſe z. B. I, 154, 198; II, 25. Manche Perioden ſind labyrinthartige Anakoluthe.

Digitized by Google

Die Sprache iſt zu geſucht und unnatürlich, und der Stil leidet an einer geſchmackloſen Geſchraubtheit und Manierirtheit.

Der Standpunkt, von dem aus der Verfaſſer den Stoff behandelt hat, iſt ein verfehlter, jedenfalls ein für ihn ſehr ungünſtiger. Beſtimmte Localitäten und Perſonen ſollen in dem Roman nicht dargeſtellt werden; das würde nach der Anſicht des Verfaſſers unſchicklich ſein, und es würde dabei die ſchöpferiſche Kraft der dichteriſchen Phantaſie nicht zur Geltung kommen. Beides iſt falſch. Die dichteriſche Productivität findet Spielraum genug, wenn ſie gegebene wirkliche Verhältniſſe und Perſönlichkeiten zum Sujet nimmt und nur ſolche Veränderungen einführt, wie nothwendig ſind, damit ein ſelbſtändiges und in ſich abgerundetes Kunſtwerk entſtehe. Man denke an einige der Dramen Shakſpeare's. Geſchichtliche Verhältniſſe und Perſonen der Jetztzeit zu ſchildern kann an ſich nicht unſchicklich ſein; ſehr nahe allerdings liegt die Gefahr, daß die Art und Weiſe der Darſtellung unſchicklich wird. Bei Vermeidung dieſes letztern Fehlers iſt der Verfaſſer n einen andern gefallen: der Roman iſt ein ſchlecht verarbeitetes Gemiſch von Wirklichkeit und Phantaſie, welches nach keiner Seite hin unſer Intereſſe erregen kann.

3. Zwei Fürſtinnen. Roman von Luiſe Erneſti (Malwine von Humbracht). Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Die Hauptperſonen des Romans ſind ein alter Maler, deſſen Neffe, die Fürſtin Vera Surowieff und die Tochter eines reichen Bankiers, welche Moorenfürſtin genannt wird, weil ſie Beſitzerin von weiten Strecken Moor- und Heideland iſt. Die Menſchen ſind ſeltſam und wunderlich; an ſich iſt dies noch kein Fehler; aber es fehlt hier vollſtändig die pſychologiſche Begründung und die innere Entwickelung, ſodaß die Perſonen nebelhaft und räthſelhaft bleiben und nichts Anziehendes haben. Der Stil iſt mangelhaft, geſchraubt und pathetiſch und häufig geradezu incorrect. Ein beſonders auffallender Fehler iſt die ungemein häufig vorkommende poetiſche Wortſtellung, wodurch Jamben entſtehen. Wie iſt es möglich, eine ſolche Proſa zu ſchreiben!

4. Ein nordiſcher Richelieu. Hiſtoriſcher Originalroman von Hermann Kleinſteuber. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Dieſer Roman iſt beſſer geſchrieben und in jeder Beziehung lesbarer als die vorigen. Der Inhalt iſt in Kürze folgender. Peter Schuhmacher, der Sohn eines Weinhändlers in Holſtein, war unter der Regierung Friedrich's III. in Kopenhagen Bibliothekar. Der König mußte einſt einem fremden Geſandten eine Audienz geben, ind es war nothwendig, daß die Anrede deſſelben in lateiniſcher Sprache erwidert wurde. Niemand aus der Umgebung des Königs war hierzu im Stande, und man gerieth in große Verlegenheit. Da erinnerte man ſich des ungen gelehrten Bibliothekars. Es wurde ihm der Auftrag ertheilt, die lateiniſche Erwiderungsrede zu halten, und er führte dies in ſo glänzender Weiſe aus, daß der König ihn ſofort zum Geheimen Secretär ernannte. Von da an ſtieg er raſch von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1673 wurde er von Chriſtian V. zum Grafen von Griffenfeld gemacht und zum Reichskanzler ernannt. Die Liebe zu der franzöſiſchen Prinzeſſin Amalie von Tremouille, der Nichte des Königs, ſtürzte ihn zuletzt in das Verderben. Da Amalie von Tremouille ſeine Liebe nicht erwiderte, ließ er kein Mittel unverſucht, um ſie für ſich zu gewinnen. Zuletzt wurde er von ſeiner blinden Leidenſchaft ſo weit fortgeriſſen, daß er, um ſich die Mitwirkung des Königs von Frankreich zur Erreichung ſeines Plans zu verſchaffen, eine landesfeindliche Politik zu Gunſten Frankreichs einſchlug. Seine Gegner gaben dem Könige die Beweiſe von ſeinem Verrath in die Hände, und er wurde darauf nach der Feſtung Munkholm verbannt, welche unter dem 64° nördl. Br., eine halbe Stunde von Drontheim entfernt, auf einem einſamen Felſen im Meere liegt. Hier verbrachte Griffenfeld den Reſt ſeines Lebens. Der Stoff iſt gut gewählt und im ganzen intereſſant dargeſtellt. Einige Nebenpartien ſind zu breit gehalten. Der Ausdruck könnte zuweilen einfacher und natürlicher ſein. Es kann nicht nachdrücklich genug vor dem Fehler gewarnt werden, in den ſo viele neuere Romanſchriftſteller verfallen, daß ſie durch geſchraubte pathetiſche Ausdrücke den Stil geiſtreich und kraftvoll machen wollen; ſie erreichen gerade das Gegentheil.

5. Vlämiſches Leben. Geſchichten und Bilder. Deutſch von Ferdinand von Hellwald. Wien, Hilberg. 1867. 8. 1 Thlr.

Das Buch enthält folgende einzelne Erzählungen: „Jack, der Spielmann", von G. J. Dodd; „Das Irrlicht", von L. van Ruckelingen; „Schneeflöckchen" von A. Snieders; „Der letzte Troſt", von B. J. Mees; „Die Gebrüder Nolting", von Joh. von Rotterdam; „Kirchendiebe", von L. van Ruckelingen; „Eine Mutter", von Joſeph Cauwenbergh; „Maria", von B. J. Mees; „Die Mutter des Rekruten", von Em. van Driesſche; „Die verlorene Wette", von Dom. Sleckx. Die Erzählungen ſind von dem mannichfaltigſten Inhalte, humoriſtiſche und heitere wechſeln mit tragiſchen und tief ergreifenden. Die meiſten derſelben ſind im höchſten Grade anziehend. Die Stoffe ſind aus dem wirklichen Leben gegriffen und mit friſchen kräftigen Farben dargeſtellt. Die Erzähler bekunden entſchiedenes Talent für feine und richtige Beobachtung und haben ein warmes echtes Gefühl für die Leiden und Freuden des Volks. Das Buch iſt daher ſehr zu empfehlen. Hin und wieder kommt einmal ein ſchlecht gewählter Ausdruck vor, z. B. S. 38 eine „inundirte Wieſe"; warum nicht den deutſchen Ausdruck? Die Präpoſition „ohne" iſt auffallenderweiſe mehrmals mit dem Dativ conſtruirt, z. B. S. 235 „ohne ihr", und 238. Im übrigen iſt die Ueberſetzung ſehr lesbar.

Rudolf Sonnenburg.

Digitized by Google

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von der Volksausgabe von Dante Alighieri's „Göttlicher Komödie" in der metriſchen Uebertragung von Philalethes (Leipzig, Teubner, 1868) liegt jetzt auch der zweite Theil: „Das Fegfeuer", vor uns, nebſt einer Karte und einem Grundriß des Fegfeuers. Die Anmerkungen des gelehrten Ueberſetzers, welche in dieſer Volksausgabe oft den Text zurückdrängen, ſind ganz dazu geeignet, das Verſtändniß des großen Dichters auch bei einer curſoriſchen Lektüre zu fördern. Ohne ſolche Handlaterne, welche uns Schritt für Schritt den Pfad beleuchtet, wird kein moderner Leſer ſich in Dante's unſterblichen Terzinen zurechtfinden. Glücklich aber hat der Interpret die Reſultate tiefer Studien in allgemein verſtändlicher Weiſe, ohne alle unnöthigen Abſchweifungen, ſtreng ſich an das Thatſächliche anlehnend, dabei aber die ganze unerläßliche Fülle des hiſtoriſchen Details erſchöpfend, niederzulegen gewußt.

Friedrich Wilhelm Ebeling hat die letzte, von uns bereits beſprochene Abhandlung aus ſeinem Werke „Moſaik" unter dem Titel: „Gottfried Auguſt Bürger und Eliſe Hahn. Ein Ehe-, Kunſt- und Literaturleben" (Leipzig, Wartig, 1868), jetzt auch noch als ſelbſtändiges Werk erſcheinen laſſen. Daſſelbe iſt im „Athenaeum", das ſich in neueſter Zeit, wie auch die eingehende Beſprechung der dramatiſchen Werke des Herausgebers d. Bl. beweiſt, mehr als früher mit deutſcher Literatur zu beſchäftigen anfängt, angezeigt und beurtheilt worden. In buchhändleriſcher Hinſicht iſt die Schrift ein Beweis für die polypenartige deutſche Bucherzeugung. Nicht nur wird aus einer Menge Abhandlungen ein Buch zuſammengeſchweißt, ſondern aus einem ſolchen Buch werden auch wieder einzelne Aufſätze losgelöſt. Wie bei den Polypen wächſt jedes abgeſchnittene Stück ſich unter günſtigen Umſtänden zu einem Ganzen aus. Da darf man ſich nicht wundern über die Dickleibigkeit der deutſchen Büchermeßkataloge.

Von der neuen Delius'ſchen Ausgabe von „Shakſpeare's Werken" (Elberfeld, Friderichs, 1868), liegen die Lieferungen 6, 7, 8 und 9 vor; ſie enthalten: „Much ado about nothing", „Love's labour lost", „Midsummernightsdream", „Merchant of Venice". Außer den Noten, die durchweg klar und ſachgemäß ſind, verdienen namentlich die Einleitungen zu den einzelnen Stücken hervorgehoben zu werden, da ſie nicht blos auf die Quellen Shakſpeare's hinweiſen, ſondern auch die wichtigſten Stellen in Auszügen mittheilen. So leſen wir in der Einleitung zum „Sommernachtstraum" die Chaucer'ſche Beſchreibung der Feenkönigin, Stellen aus dem kleinen Volksbuch: „Robin good-fellow", das Shakſpeare für die Streiche ſeines Puck benutzte, eine Ballade, angeblich von Ben Jonſon, in welcher die Thaten des neckiſchen Kobolds regiſtrirt ſind, einen Auszug aus Chaucer's „The Knight's Tale", welcher Shakſpeare die Figuren des Theſeus und der Hippolyta, ihren Krieg und ihre Vermählung entlehnte, und auch aus der Legende Chaucer's, welcher das Poſſenſpiel von „Pyramus und Thisbe" entnommen iſt. Schon dieſe Mittheilungen laſſen begreifen, wie ein Theil von Shakſpeare's Zeitgenoſſen in dem Dichter eine ſich mit fremden Federn putzende Krähe ſah, während ſie gleichzeitig über Shakſpeare's dramatiſche Dichtweiſe, Aneignung, Verarbeitung und Neudichtung der benutzten Stoffquellen dem Aeſthetiker lehrreichen Aufſchluß gaben.

Das zweite Heft des dritten Bandes der neuen Serie des „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) enthält folgende Criminalgeſchichten: „Ein Preßproceß im Königreich Sachſen aus dem Jahre 1701 fg.", „Albert Troll und Katharina Petrſilka (Raubmord, Wien, 1867)", „Das Geſpenſt im Kapplerthal (Großherzogthum Baden, 1848—57)".

Von Eduard Loewenthal's „Syſtem und Geſchichte des Naturalismus" (Leipzig, Gebhardt) iſt die fünfte verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen; von Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom" (Hamburg, J. P. F. E. Richter) die vierte Auflage, ein bei lyriſch-epiſchen Dichtungen in der Neuzeit ſeltener Erfolg. Der zehnte Band von Friedrich Bodenſtedt's „Geſammelten Schriften" (Berlin, Decker) enthält erzählende Dichtungen, darunter die größere „Andreas und Marfa", die mit einer Elegie auf Groß-Nowgorod beginnt.

Der neunte Band der „Collection of German Authors" (Tauchnitz Edition) enthält die Ueberſetzung von Leſſing's „Nathan dem Weiſen" und ſeiner „Emilia Galotti". Der Ueberſetzer des erſten Stücks iſt W. Taylor, der des zweiten Charles Lee Lewis. Die Verſe des „Nathan" mit ihren geſchwätzigen Enjambements, ihrer converſationellen Breite, die ſich vor melodiſchem Tonfall hütet, laſſen ſich im Engliſchen gut wiedergeben. Als Probe führen wir den Anfang der berühmten Erzählung der drei Ringe an:

In days of yore, there dwelt in east a man,
Who from a valued hand receiv'd a ring
Of endless worth: the stone of it an opal,
That shot an ever-changing tint: moreover,
It had the hidden virtue him to render
Of God and man belov'd, who in this view,
And this persuasion, wore it. Was it strange,
The eastern man ne'er drew it off his finger,
And studiously provided to secure it
For ever to his house? Thus— He bequeath'd it;
First, to the *most beloved* of his sons,
Ordain'd that he again should leave the ring
To the *most dear* among his children — and
That without heeding birth, the *favourite* son,
In virtue of the ring alone, should always
Remain the lord o' th' house — You hear me, sultan?

„Die deutſchen Proſaiker des neunzehnten Jahrhunderts" (Dresden, Helfer) ſollen eine „Hausbibliothek" bilden, geſammelt aus den Werken unſerer beliebteſten Schriftſteller in einer Auswahl ihrer beſſern Erzählungen, Novellen und Romane und der jüngſten Generation aufs neue Geiſtesproducte zuführen, die ihren Platz in der Literaturgeſchichte fanden. Offenbar bedarf der Titel eines einſchränkenden Zuſatzes; denn nach ſeiner jetzigen Faſſung iſt man berechtigt, auch eine Auswahl aus den Werken unſerer Hiſtoriker, Philoſophen, Kanzelredner, ſelbſt einzelner Naturforſcher wie eines Alexander von Humboldt zu erwarten. Es handelt ſich indeß nur um die „ſchöngeiſtige" Proſa; die erſten Hefte bringen K. Weisflog's „Phantaſien", denen in der erſten Serie noch F. C. van der Velde, E. T. A. Hoffmann und W. F. Waiblinger folgen ſollen. Wenn man nach dem Geläut des Leithammels die Heerde beurtheilen ſoll, ſo iſt es vorzüglich auf die beliebte Erzählungsliteratur unſerer Reſtaurationszeit abgeſehen. Doch hätte wol Amadeus Hoffmann den Reigen eröffnen müſſen und nicht Weisflog, der im Grunde nur ein etwas blaſſer Nachahmer des berliner Romantikers war.

Unter dem Titel „Humaniora" gibt Privatdocent S. Liebmann ein „Jahrbuch für Freidenker" (Manheim, Löffler) heraus, von welchem der erſte Jahrgang 1868 vorliegt. Das Buch iſt mehr ein „Aufklärungskalender" als ein Jahrbuch. Liebmann ſagt in der Vorrede: „Kirchliche und confeſſionelle Kalender gibt es genug, auch Volkskalender, welche mehr die ſocialen Fragen behandeln, ſind zahlreich vertreten; allein ein Kalender, welcher hauptſächlich religiös-philoſophiſche Fragen vom Standpunkt des freien Forſchens unparteiiſch beurtheilt, ohne irgendwie confeſſionell gefärbt zu ſein, iſt mir bisjetzt nicht bekannt. Aus dieſem Grunde habe ich mich zur Herausgabe dieſes Jahrbüchleins entſchloſſen, welches von einem jeden Freidenkenden, welcher Confeſſion er auch ſei, wol mit Vergnügen und Nutzen geleſen werden kann. Während früher der Prieſter den Erſten eines jeden Monats ausrief, welcher Tag deshalb calendae (vom lateiniſchen calare rufen) hieß und dann an dieſem Tage die Abgabe für Prieſter und Organiſt erhoben wurde, die ſogenannte «Kalenda», woraus ſich das Wort «Kalender» gebildet hat, iſt es heute die Wiſſenſchaft, die Philoſophie, welche den Völkern lehrt, die «Zeichen der Zeit» zu verſtehen. Die Wiſſenſchaft aber wünſcht nichts für ſich, ſie bedarf nicht des äußern Scheins und Prunkes, der nur

Digitized by Google

ie Augen blendet, die Sinne gefangen hält; ihr iſt es um die Wahrheit und den innern Inhalt zu thun. Anſtatt zu em- fangen, zu betteln, ſpendet ſie mit vollen Händen aus dem :chatze, welchen der Forſchergeiſt der edelſten Denker aus allen lationen ſeit Jahrtauſenden aufgehäuft hat. Ihren Lohn fin- r ſie in der Verminderung der geiſtigen Beſchränktheit und s Aberglaubens."

Auch beginnt das Werk mit einem Kalender; wo in an- rn Volkskalendern die Bauernſprüche ſtehen, wie: „Mai kühl id naß füllt den Bauern Scheu'r und Faß", da ſtoßen wir r auf Sentenzen von Goethe, Schiller, Rückert, Heine und ſ kurze Aphorismen des Herausgebers über die Engel, den rſönlichen Gott u. ſ. w. Einer Genealogie der regierenden inſer folgt dann eine Abhandlung über die Meſſiasideen; ſſätze, wie: „Die Lehre von der Hölle", „Das letzte Opfer Inquiſition", Stellen aus Sallet's „Laienevangelium", da- en Mittheilungen über einen gezähmten weißen Walfiſch, in dieſen theologiſchen oder vielmehr antitheologiſchen Ge- ſſern geſtrandet iſt. Die mitgetheilten Gedichte des Her- gebers feiern den Baum der Wahrheit und Erkenntniß, ıgen Toaſte zum neuen Jahr auf das Wohl der Liebenden, ldenden auf Erden, der Hoffnung, Liebe und den freien ıuben, und auch noch eine Allegorie von einer Spinne, n Gewebe die Hausmagd fortfegt, als welche ſich „der Ge- s" muß ſignaliſiren laſſen. Der Charakter des Jahrbuchs olemiſch; dafür iſt indeß wol ein „Kalender" nicht die gnete Form.

Ein neues Erinnerungsmal an Schiller.

Neuerdings iſt in Eger an dem in der Bahnhofsſtraße jenen, dem Früchte(Delicateſſen-)händler Thomas Zekoll rigen Hauſe eine in einen Sandſteinrahmen gefaßte eiſerne nktafel errichtet worden, auf der ſich folgende Inſchrift det:

In dieſem Hauſe
wohnte im Jahre 1798
Friedrich von Schiller
behufs ſeiner Studien
zur Wallenſteintrilogie.

L. W. Grimm.

Bibliographie.

aer, M. v., Bilder aus dem Lehrerleben. Ehingen a. D., Feger. Ngr.

ähring, B., Die Enthüllung des Luther-Denkmals zu Worms am . und 26. Juni 1868. Eine genaue Darſtellung der Enthüllungs- nebſt Auszügen aus ſämmtlichen Predigten, Reden ꝛc. für weitere dargeboten. Darmſtadt, Zernin. Gr. 8. 7½ Ngr.

ell, Carola, Paſſionsblumen. Skizzen aus dem Leben. Düſſel- Budich. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

rthold, G., Monte Chriſto, oder: Die Hand des Todten. Ro- 1ſtes Heft. Dresden, Tittel. Gr. 8. 2½ Ngr.

rlinger, A., Die alemannische Sprache rechts des Rheins seit Jahrhundert. 1ster Thl.: Grenzen. Jahrzeitnamen. Grammatik. Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

ann, J. W., Ein politiſcher Verbrecher. Luſtſpiel. Caſſel, C. dt. 1869. 16. 15 Ngr.

ockhaus, F., Das Legitimitätsprincip. Eine ſtaatsrechtliche Ab- ig. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

row, Julie, Im Wellenrauſchen. Roman. 2 Bde. Jena, Herms- 869. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

xlorf-Falkriſen, Basleriſche Stadt- und Landgeſchichten. 4tes . A. u. d. T.: Basler Zauberproceſſe aus dem 14. und 15. Jahr- . Baſel, Schweighauſer. Gr. 8. 8 Ngr.

rdenone, P., Das Problem der Luftschifffahrt gelöst. Verona, . 8. 7½ Ngr.

iters, H., Ueber die Verehrung der Musen bei den Griechen. Veber. 4. 15 Ngr.

ıcklage, C. v., „Hochgeboren". Roman. Leipzig, Schlicke. 1869. hlr. 20 Ngr.

panloup, F., Ueber Frauenbildung. Autoriſirte Ueberſetzung. Aſchendorff. Gr. 16. 15 Ngr.

n, H., Die Idee der Gotteseinheit bei den Griechen. Neuwied, 4. 6 Ngr.

ellen, M. F., Geſchichte der Sigambern und der von den bis zum Jahre 16 n. Chr. im nordweſtlichen Deutſchland ge- Kriege. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

er, J. W., Annaberg von 1843 bis 1868. Ein Beitrag zur Ge- ieſer Stadt. Annaberg, Graſer. Gr. 8. 25 Ngr.

fenius, F. E., Die pſychologiſchen Grundlagen der Raumwiſ- Wiesbaden, Kreidel. 8. 24 Ngr.

Gerſtäcker, F., Die Miſſionäre. Roman aus der Südſee. 3 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 4 Thlr.

Greif, M., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Gutek, B. v., Der Welfenlegionär. Erzählung aus der Geſchichte der Gegenwart. Berlin, Janke. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vergiftete Halsband. Criminalroman vom Verfaſſer der „Afri- kanerin". 3 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Heinrichs, Emilie, Auf der Menſchheit Höhen. Roman aus der jüngſten Vergangenheit. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heister, K. v., Die Gefangennehmung und die Gefangenschaft Philipps des Grossmüthigen, Landgrafen von Hessen, 1547 bis 1552. Marburg, Elwert. Gr. 8. 18 Ngr.

Hitopadesa, ausgewählte Fabeln, im Urtexte (in lateinischer Um- schrift) nebst metrischer deutscher Uebersetzung von A. Boltz. Offen- bach. Gr. 8. 16 Ngr.

Holtſch, K. H., Eigenheiten des Sprachgebrauches in unſeren neue- ſten Dichtungen. Beiträge zur neuhochdeutſchen Onomatik. 1ſte Reihe: Sprachliche Streifzüge durch unſeren modernſten lyriſchen Dichterhain. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Jannasch jun., R., Die Strikes, die Cooperation, die industrial Partnerships und ihre Stellung zur socialen Frage. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Jellinek, A., Studien und Skizzen. 1ſter Thl.: Der jüdiſche Stamm. Ethnographiſche Studie. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1869. 8. 24 Ngr.

Kletke, H., Geſammelte Schriften. I.: Ein neues Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

Kuttler, G., Reiſebriefe aus Schwaben. 1ſte Lief. Zum Blautopf und zum Bodenſee. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 8. 5 Ngr.

Lafitte, E., Gedichte. 1ſte, 2te und 3te Sammlung. 4te, bedeutend veränderte Aufl. Dresden, Schilling. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieder einer Patrepka. (Diesjährige.) Hamburg, Grüning. 1869. 8. 15 Ngr.

Löhn, Anna, Humoresken. Nebſt einer Biographie der Verfaſſerin. Berlin, Reymann. 8. 7½ Ngr.

Long, Catharina, Sir Roland Aſhton oder des Chriſten Glück im Unglück. Aus dem Engliſchen. Bevorwortet von W. F. Beſſer. Leipzig, Naumann. Br. 8. 2 Thlr.

Marggraff, R., Georg Kaspar Nagler, Verfaſſer des neuen allge- meinen Künſtlerlexikons und der Monogrammiſten. Erinnerungsblätter. München, Franz. Lex.-8. 8 Ngr.

Margot, P., Die Gefangenen der Apachen. Erlebniſſe unter den Indianern Nordamerika's. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Meyer, V., Tile Kolup (der falsche Friedrich) und die Wiederkunft eines ächten Friedrich, Kaisers der Deutschen. Historische Studie. Wetz- lar. Gr. 8. 15 Ngr.

Naomi oder die letzten Tage Jeruſalems. Aus dem Engliſchen. 1ſtes Heft. Leipzig, Verl. des chriſtl. Ver. im nördl. Deutſchland. 1867. 8. 11¼ Ngr.

Flüchtige Reiſebilder und Skizzen von einem alten Offizier. Bremen, Heyſe. 8. 1 Thlr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. 3ter Bd. Rückver- legung des heil. Stuhls bis zur Gegenwart. 1ste Abth. Die Restauration. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ring, M., Fürſt und Muſiker. Zeitroman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Robinſon, F. W., Großmutters Geld. Roman. Aus dem Engli- ſchen von Helene Hardt. Einzige autoriſirte deutſche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Scheidemacher, C., Die Nachteule des Materialismus ſcheel und ſcheu vor dem Lichte der Thatſachen oder Materialismus und Pſychologie. Köln, Rommerskirchen. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Der deutſche Proteſtantismus und ſeine Bedeutung in der Gegenwart, nach den Akten dargeſtellt. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneider, Das Geſpenſt des Czaren. 1ſter bis 3ter Bogen. Ber- lin, H. E. Schneider. à 1 Ngr.

Silberſtein, A., Mein Herz in Liedern. Neue Lieder. Stuttgart, Grüninger. 16. 1 Thlr.

Stein, W., Us'm Neckerthal. Gedichte in ſchwäbiſcher Mundart. Stuttgart, Grüninger. Gr. 16. 18 Ngr.

Kleines Theater. Mit Original-Beiträgen von J. Pape, F. W. Grimme, W. Hoſaeus u. A. 2tes und 3tes Bdchn. Paderborn, Kleine. 16. à 3½ Ngr.

Thomas, G. M., Belagerung und Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453 aus der Chronik von Zorzi Dolfin. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Uechtritz, O. v., Die Epigonen Friedrichs und ſeiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutſchlands jüngſte kriegeriſche Vergangenheit. 2te Abth.: Von den Karpathen zum Rhein. Bilder aus den Kämpfen des Jahres 1866. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr.

Venedey, J., Heinrich Friedrich Karl v. Stein. Iſerlohn, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr.

Vigny, A. de, Cinq-Mars. Eine Verſchwörung unter Ludwig XIII. Deutſch von R. v. Hof. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Villari, P., Geſchichte Girolamo Savonarola's und ſeiner Zeit. Nach neuen Quellen dargeſtellt. Unter Mitwirkung des Verfaſſers aus dem Italieniſchen überſetzt von M. Berduſchek. 2 Bde. Leipzig, Brock- haus. Gr. 8. 4 Thlr.

Vogel, T., Die Lebensweisheit des Horaz, eine übersichtliche Zu- sammenstellung der schönsten Sentenzen aus den Werken desselben für Lernende und Freunde des Dichters. Meissen, Mosche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vondel's, J. von den, Lucifer. Ein Trauerſpiel. Ueberſetzt von M. W. Quadt. Aachen, Jacobi u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Zollmann, T., Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenba- rungen. Gekrönte Preisſchrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Chriſtliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres. Im Verein mit mehreren evangeliſchen Geiſtlichen herausgegeben von Gerhard Friederich. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. (2 Thlr. 12 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Bunſen, Ch. K. Joſias. Gott in der Geſchichte oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. In ſechs Büchern. 3 Theile. 8. (10 Thlr.) Ermäßigter Preis 6 Thlr.

—— Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewiſſensfreiheit und das Recht der chriſtlichen Gemeinde. 2 Bändchen. Dritte Auflage. 8. (2⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Carriere, Moriz. Religiöſe Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk. Zweite, vermehrte Auflage. 8. (1 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Holzhauſen, Friedrich Auguſt. Der Proteſtantismus in ſeiner geſchichtlichen Entſtehung, Begründung und Fortbildung. 3 Bände. 8. (10½ Thlr.) Ermäßigter Preis 2½ Thlr.

Jürgens, Karl. Luther von ſeiner Geburt bis zum Ablaßſtreite. 1483—1517. 3 Bände. 8. (7½ Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von F. A. Koethe. 6 Theile. 8. (2½ Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Noack, Ludwig. Das Buch der Religion, oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutſchen Volkes dargeſtellt von einem deutſchen Theologen. 2 Theile. 8. (3 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Die vorſtehenden, hauptſächlich für gebildete Laien verfaßten werthvollen Werke religiöſen Inhalts ſind von der Verlagshandlung auf kurze Zeit im Preiſe ermäßigt worden.

Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

Preisermäßigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Küſtner, K. Th. von. Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmſtadt, München und Berlin. Zur Geſchichte und Statiſtik des Theaters. 8. (2½ Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Liszt, Franz. Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner. 8. (1⅓ Thlr.) Ermässigter Preis 10 Ngr.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur Kunde des Menſchen und des Künſtlers. Von F. L. W. Meyer. Zwei Theile. 8. (5½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Ulibiſcheff, Alexander. Beethoven, ſeine Kritiker und ſeine Ausleger. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. Biſchoff. 8. (1 Thlr. 24 Ngr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

—— Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. 8. (3 Thlr.) Ermässigter Preis 1⅓ Thlr.

Vorſtehende werthvolle Werke ſind zu den bedeutend ermäßigten Preiſen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Chriſtian Klebauer und Compagnie.

Roman

von

Dr. Hermann Eduard Fritze.

Mit Vorwort von Adolf Mützelburg.

3 Bände. 8. Eleg. broſch. 4 Thlr.

Urtheil der „Erheiterungen“:

Dieſer Roman von realiſtiſcher Färbung, welcher, wie Guſtav Freytag's „Soll und Haben“, den deutſchen Handelsſtand verherrlicht und ſich dieſem Werke würdig an die Seite ſtellen darf, iſt eine hinterlaſſene Arbeit „eines in der mediciniſchen Welt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten hochgeachteten Arztes. Das Werk iſt wirklich eine von jenen ſeltenen genialen Schöpfungen, welche reif und in ſich fertig und in vollendeter Kunſtform aus der Feder ihres Autors hervorgehen. Es iſt eine einfache Liebesgeſchichte, aber von einer Innigkeit und Tiefe des Gemüths, von einer pſychologiſchen Feinheit und Lebenstreue, welche an die beſten Werke unſerer großen Meiſter gemahnt. Wir machen beſonders den deutſchen Kaufmannsſtand, wie die Frauen und Töchter gebildeter Stände auf dieſes ausgezeichnete Buch aufmerkſam, welches uns in manchen Stücken lebhaft an Heinrich Zſchokke's reizende Novellen, an Jean Paul's warmes Gemüth und an Wilhelm Raabe's allerliebſte joviale Einzelſchilderungen erinnert hat.“ — In ganz ähnlich günſtiger Weiſe ſprechen ſich Voſſiſche, Stromer'ſche Zeitung und andere Blätter aus.

Liebe und Brod.

Familienroman aus dem neunzehnten Jahrhundert

von

Hugo Oelbermann.

2 Bände. 8. Eleg. broſch. 2⅓ Thlr.

Urtheil der „Neuen Badiſchen Landeszeitung“:

„In dieſem Roman ſchildert der Autor mit großem Geſchick und wahrer Herzenswärme die Conflicte, in welche unſer Jahrhundert ſeine Kinder mit den Anſchauungen einer frühern Zeit verſetzt. Wohin wir blicken, iſt der Realismus im heftigen Kampfe mit der ideellen Welt. Mitten durch das Getreibe und die heißen Leidenſchaften des Kampfes, darin uns dieſes Buch hineinſchlendert, zieht ſich wie ein leiſe plätſcherndes, mit Vergißmeinnicht beſäetes Bächlein die «Novelle des alten Mannes», das iſt die Geſchichte des Großvaters der Heldin, welcher mit ſeiner reinen, unentweihten Kinderſeele ruhig über dem Getümmel der heftigen Empfindungen der einen, ſowie der proſaiſchen Anſchauungsweiſe der andern ſteht.“ — Soweit das badiſche Blatt. In der „Rheiniſchen Zeitung“ finden wir eine zwei Spalten lange Kritik Albert Traeger's, der z. B. von der Geſchichte, nämlich der „Novelle des alten Mannes“ ſagt, es ſei das Reizvollſte, was er je geleſen.

Aus alten und jungen Tagen.

Erinnerungen

von

Ernſt Freiherrn von Bibra.

3 Bände. 8. Eleg. broſch. 3⅓ Thlr.

Bibra's humoriſtiſche Schriften ſind ſo beliebt, daß ſeine neuen Arbeiten keiner beſondern Empfehlung bedürfen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 43. — 22. October 1868.

halt: Vom baltiſchen Bruderſtamme. Von Rudolf Gottſchall. — Vom Büchertiſch. — Poetiſche und literariſche Albums. Von Wilhelm Buchholz. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Der wiener Luſtſpielpreis.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom baltiſchen Bruderſtamme.

Die baltiſchen Provinzen Rußlands. Politiſche und culturgeſchichtliche Aufſätze von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kurland. Schilderung von Land und Leuten von Ludwig Brunier. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seitdem die nationalruſſiſche Partei, nach der letzten iiſchen Erhebung im Jahre 1863, gegen die Deut- ı in den Oſtſeeprovinzen einen erbitterten Kampf be- ıen hat, richten ſich die Augen unſers Volks wieder größerm Antheil auf jenen Bruderſtamm, der, einem rn Staate angehörig, nach einem andern politiſchen verpunkte gravitirt und deshalb den Stammesverwandten eit der Memel längere Zeit hindurch mehr als billig dem Sinn gerückt wurde. Denn unvergeſſen mußte en, daß der geiſtige Schwerpunkt ein gemeinſamer daß mit der deutſchen Sprache bis an den Peipusſee die deutſche Bildung herrſcht und daß dies geiſtige weit über die Landesgrenzen hinüberreicht. Den iff auf deutſches Weſen, den ſich in jüngſter Zeit Moskowiter erlauben und den ſie mit wahrem Fana- ıs ausführen, muß die deutſche Nation empfinden gegen ſich ſelbſt gerichtet, denn er taſtet nicht blos eutſchen Bewohner der baltiſchen Geſtade, er taſtet innerſten Kern des deutſchen Geiſtes an. Auch die he Politik, jetzt glücklicherweiſe eine Großmachts- k, hat die Pflicht, ſich der Deutſchen in Kurland, ıd und Eſtland zu erinnern und die Ruſſificirungs- ızen der jüngſten Zeit mit Proteſt zurückzuweiſen. och Preußen am Strand derſelben Oſtſee groß ge- n, an welcher die Deutſchruſſen wohnen, und die ichte des Ordenslandes Preußen iſt Jahrhunderte rch verwandt der Geſchichte des Ordenslandes Liv- nur daß dies vom Deutſchen Reich aufgegebene ıd nach der Verweltlichung des Ordensherzogthums deutſchem Erbe anheimfiel, ſondern unter wechſelnde herrſchaft gerieth.

Bei der erhöhten Theilnahme für dieſe Länder, deren politiſche Intereſſen ſie nach Rußland verweiſen, während ſie die geiſtigen mit Deutſchland gemein haben, ſind alle Schriften doppelt willkommen, welche uns über beide aufzuklären ſuchen. Dies geſchieht in den obenerwähnten Werken ſowol von Julius Eckardt als auch von Ludwig Brunier mit genauer Sachkenntniß und patriotiſcher Wärme. Keiner dieſer Autoren predigt indeß den Abfall vom Ruſſenreich; keiner reclamirt die Oſtſeeprovinzen für das umgeſtaltete Deutſchland; ſie erkennen beide gleichmäßig die großen Fortſchritte an, welche die Oſtſeeprovinzen ſeit 1856 und großentheils durch die Initiative der ruſſiſchen Regierung gemacht haben. Brunier ruft aus:

> Weg mit der Verdächtigung, als ob die Oſtſeeprovinzen nicht mitſtrebten an der Größe und dem Ruhme des Geſammtvaterlandes! Sie ſind im Gegentheil das vornehmſte Glied dieſes gewaltigen Reichskörpers. Wir rufen ins Gedächtniß zurück, was wir, in Ahnung der jetzigen ungerechten Angriffe, vor ſechs Jahren ausſprachen: es ſei das deutſche Weſen in den Oſtſeeprovinzen von jeher kein Schmarotzergewächs am Rieſenbaume des Slawismus geweſen, ſondern habe ihm im Gegentheil die friſcheſten und edelſten Säfte zugeführt.

Auch Eckardt denkt nicht entfernt an deutſche Hülfe; er ſtimmt eher der deutſchen Nationalität in Rußland ein Grablied an:

> Des verſprengten Poſtens am Oſtſeeſtrande ſich zu ſchämen, hat das deutſche Volk niemals ein Recht und, wenigſtens in der Gegenwart, nicht Grund gehabt; als Männer haben die deutſchen Beherrſcher Liv-, Eſt- und Kurlands ſich jederzeit bewährt, und wenn es mit ihnen wirklich einmal vorbei iſt, auf die Achtung ihrer Gegner werden ſie ſicherlich Anſpruch haben. Rußland ſelbſt wird dann geſtehen müſſen, es habe an dem deutſchen Element an der Oſtſee einen tüchtigen und kernigen Stamm beſeſſen, deſſen Verluſt ſchwerer wiegt, als die Thorheit derer, welche ihn verſchuldeten, einzuſehen im Stande war.

Wir aber glauben, daß dieſelbe Theilnahme, welche wir den Deutſchen in Schleswig ſchenkten, als ſie von der däniſchen Regierung in ihren Rechten gekränkt wurden, auch den Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen zukommt, falls

Digitized by Google

die ruſſiſche Regierung den Einflüſterungen des Moskowiterthums noch mehr Gehör geben ſollte als bisher. Eine ſtarke Nation ſchützt ihre Stammesgenoſſen auf der ganzen Erde, und wenn Deutſchland dieſe Länder durch ſeine Gleichgültigkeit und Ohnmacht verloren hat, ſo kann es dieſelben ja gelegentlich, von ſeinen wahren Bundesgenoſſen unterſtützt, die es nur im Weſten zu ſuchen hat, durch nationalen Aufſchwung und Energie wieder zurückerobern.

Das Werk von Eckardt iſt ſehr umfangreich und enthält eine große Zahl geſchichtlicher und culturgeſchichtlicher Aufſätze über die letzten 150 Jahre der Oſtſeeprovinzen, über welche, wie der Autor in der Vorrede behauptet, alle Darſtellungen fehlen, bei denen Beobachter der Gegenwart ſich Raths erholen könnten. Der Stil Eckardt's hat einen durchaus gediegenen, wiſſenſchaftlich gehaltenen und gehaltvollen Ton und behauptet durchweg die Würde des Hiſtorikers. Um ſo mehr müſſen wir bedauern, daß ſein Werk nicht den journaliſtiſchen Urſprung verleugnet und ſtatt einer zuſammenhängenden Darſtellung nur eine Häufung von Aufſätzen bietet, die zwar Land und Leute und die verſchiedenen Geſchichtsepochen von ſehr vielen Seiten beleuchtet, auch nach den wichtigſten Geſichtspunkten mit Geſchick gruppirt iſt, aber doch ein aus Einem Guß geformtes Geſchichtswerk nicht erſetzen kann. Wie leicht hätte ſich das reichhaltige Material zu einem Ganzen ordnen oder mindeſtens als bedeutender Theil in ein Ganzes einfügen laſſen, welches die Geſchichte und Culturgeſchichte der Oſtſeeprovinzen ſeit anderthalb Jahrhunderten in einheitlicher Darſtellung behandelt hätte! Auch hat der Verfaſſer keineswegs überall die äußerlichen Spuren ausgemerzt, die uns an die Herkunft des Werks und ſeine Zuſammenſtellung aus Journalartikeln erinnern. Nachdem wir eine ausführliche Biographie von Garlieb Merkel erhalten, wird uns derſelbe in einem ſpätern Aufſatz wieder als ein Unbekannter vorgeſtellt, „ein Livländer, der Dr. Merkel, den wir ſpäter unter den rigaiſchen Freunden Jochmann's wiederfinden". Ebenſo erhalten wir von Marquis Paulucci eine ausführliche Lebensſkizze, und kaum 60 Seiten ſpäter, wo der Marquis in einem Briefe Jochmann's erwähnt wird, heißt es in einer erläuternden Note: „Marquis Paulucci, Generalgouverneur der Oſtſeeprovinzen von 1814—30, ein freiſinniger und energiſcher Adminiſtrator, der namentlich in Kur-, Eſt- und Livland weſentlich mitgewirkt hat. Nach ſeiner Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſt kehrte er in ſein Vaterland Sardinien zurück und iſt als Gouverneur von Genua geſtorben." Dieſe Note belaſtet den Autor als Redacteur mit einer levis notae macula; denn wie kann er uns unter dem Text mittheilen, was wir im Text längſt und weit ausführlicher geleſen haben? Dergleichen Verſehen ſind nicht gleichgültig, denn ſie geben dem Buch den Anſchein zuſammengehefteter Journalnummern, und weiſen allzu auffällig auf ſeine Schwäche und, wie wir hinzufügen, auf ſeine einzige Schwäche hin, den journaliſtiſchen Grundzug.

Im übrigen iſt das Werk durchweg feſſelnd, lebendig in den Schilderungen, klar in den geſchichtlichen Erzählungen und ſtaatsrechtlichen Entwickelungen. Der erſte Abſchnitt ſchildert „Land und Leute an der Oſtſee", und wirſt einen kurzen geſchichtlichen Rückblick auf die Zeiten des Schwertordens und auf die verhängnißvolle Epoche der Loslöſung dieſer Länder vom Deutſchen Reich, als Iwan der Schreckliche mit einem ruſſiſch-tatariſchen Heere ſie verwüſtete:

Gleichzeitig mit den Ruſſen drangen ſchwediſche und polniſche Heere über die Grenzen des alten Ordenslandes, es fragte ſich nur noch, welchem der Eindringlinge man ſich unterwerfen ſollte. Vergebens wandten die ſchwerbedrohten Landesherren ſich mit verzweifelnden Bitten an das Reich; Kaiſer Ferdinand I., zugleich von widerſpenſtigen Reichsfürſten und eroberungsluſtigen Türken bedrängt, war taub für den Hülferuf der Livländer; das Schreiben, mit welchem er auf Andringen des Reichstags von Augsburg einen „Hatſchier" an den Zaren abſandte (1559), blieb ebenſo wirkungslos, wie eine ſchwer angeordnete, nicht einmal in Angriff genommene „Reichsexecution" — es ſchien, man wollte den Livländern den Abſchied vom Reiche nicht allzu ſchwer machen. In dieſer Noth und von aller Welt verlaſſen wandten der Ordensmeiſter Gotthard Kettler und der Erzbiſchof von Riga ihre Blicke auf den König Sigismund Auguſt von Polen; ſie verpfändeten ihm gegen die Summe von 160000 Gulden einen bedeutenden Theil ihrer Territorien; der Herzog Magnus von Holſtein, der ſich in der Folge als livländiſcher Schattenkönig unter ruſſiſchen Schutz ſtellte, kaufte gleichzeitig die Stifte Oeſel, Kurland und Reval. Da er aber außer Stande war, dem durch die Ruſſen hart bedrängten Eſtland irgendwelche Hülfe zu gewähren, unterwarf die Stadt Reval ſich am 4. Juli 1561 dem König Erich von Schweden; ihrem Beiſpiel folgten wenig ſpäter die vereinigten eſtländiſchen Ritterſchaften von Harrien, Wierland, Jerwen und Allentaken. Dieſe Unterwerfung Eſtlands unter ein fremdes Scepter war das Signal zu einer vollſtändigen Zerſtückelung des livländiſchen Staatenbundes. König Sigismund Auguſt von Polen unterwarf ſich im November 1561 das ſüdliche Livland (Dorpat blieb bis 1582 in ruſſiſchen Händen), Kurland wurde unter Kettler ein polniſches Lehnsherzogthum, nur die Stadt Riga wahrte noch 20 Jahre lang ihre Selbſtändigkeit, bis auch ſie ſich im Januar 1582 der Krone Polen unterwerfen mußte.

Das Jahr der Trennung von Deutſchland war 1561. 1556 hatte das Deutſche Reich die Städte Toul, Metz und Verdun an Frankreich verloren. Die Habsburger gaben dieſe Länder preis; ſie konnten, von den Reichsfürſten und den Türken zugleich bedrängt, den Beſtand des Reichs nicht wahren.

In der Schilderung dieſer verhängnißvollen Kataſtrophe tritt Brunier ergänzend ein in dem Aufſatz: „Kurlands und Livlands Losſagung von Deutſchland." Er theilt den Eingang des Documents mit, durch welches ſich Kurland und Livland vom Deutſchen Reiche losſagten:

Copia der Vollmacht der Ritter- und Landſchaft für die Abgeordneten an die königliche Majeſtät von Polen, Herrn Sigismundum Auguſtum, da das ganze Land vom römiſchen Reiche hülflos, verlaſſen und denen Moskovitern zum Raube übergeben, aus unvermeidlichen nothdringenden Urſachen und Veränderung des Ordens der Krone Polen ſich hat ergeben müſſen 1561.

Man glaubt dem Verfaſſer gern, daß er dies Document in ſchmerzlicher Aufregung las; wer könnte ohne Wehmuth und Bitterkeit von der nothgedrungenen Lostrennung deutſcher Stämme vom Mutterlande hören. Wie Eſtland wurde auch Livland 1629 nach dem ſchwediſch-polniſchen Erbfolgekrieg eine ſchwediſche Provinz. Das polniſche Lehnsherzogthum Kurland wurde von Gotthard Kettler, der die Fürſtenwürde ſeinen Nachfolgern vererbte, mit Weisheit verwaltet und vor polniſchen Eingriffen

Digitized by Google

eſchützt. Hier widerſprechen ſich indeß unſere beiden Ge- währsmänner: Eckardt rühmt das Los Kurlands unter :r polniſchen Oberhoheit als ein ſehr günſtiges; Frieden nd Wohlſtand ſei befördert worden, ſodaß im 17. und 3. Jahrhundert ſelbſt die kuriſchen Bettler zweiſpännig hren; er tadelt nur die Unfreiheit des leibeigenen Bauern- andes und die unumſchränkte Herrſchaft des Adels. Den ürgerſtand habe nur eine Klaſſe vertreten, die der „Lite- ten", d. h. gelehrter Bürgerlicher, die, nach Hippel's geiſt- chem Ausdruck, „den Rinnſtein" zwiſchen Edelmann und auer bildeten. Brunier aber betont, daß die Zuſam- ngehörigkeit mit Polen den Kurländern nicht viel lück und Segen gebracht, daß eine Verbindung mit len dem Zurückfallen in das Chaos geglichen habe. e Geſchichte des polniſchen Einritts, den Brunier ählt, beweiſt zur Genüge, welche Anarchie zeitweiſe Kurland herrſchte.

Brunier erzählt uns ferner die Erſtürmung des mitauer chloſſes durch die Schweden und die Hinwegführung kuriſchen Herzogsfamilie in die Gefangenſchaft von angorod; er erzählt uns die Eroberungen und Rück- berungen von Goldingen in der leichten feuilletoniſti- n Weiſe, die ihm eigen iſt und welche die aus alter neuer Chronik geſchöpfte Anekdote in den Vorder- nd ſtellt. Doch dieſe Thatſachen genügen, um die Eckardt verkündigte Friedensaera wenigſtens für das Jahrhundert anzuzweifeln. Für das 18. Jahrhundert er uns ſelbſt in ſeiner ſo durchſichtig klaren Erzählung kurländiſchen Geſchichtsepiſode, welche den Prätenden- Moritz von Sachſen zum Helden hat, eine Hand- für berechtigten Zweifel. Man kann unmöglich die eines Landes glücklich preiſen, welches durch der- je politiſche Intriguen zerrüttet wurde. Der König Polen wollte ſeinen natürlichen Sohn, den Marſchall itz von Sachſen, zum Herzog erheben, im Ein- ndniß mit den Kurländern, denen die ritterliche jeinung des Herzogs imponirte, und mit der Herzogin a, deren Herz der in Liebeshändeln ſo erfolgreiche ı der Liebe erobert hatte, aber im Widerſpruch mit Polen ſelbſt, welche verlangten, daß den Kurländern eigenmächtige Herzogswahl auf das ſtrengſte unter- werde, und mit den Ruſſen, welche ſich bereits ſeit Nyſtädter Frieden als Herren von Eſt- und Liv- gebieteriſch in die innern Angelegenheiten Kurlands ten. Menſchikoff ſtrebte ſelbſt nach dem kurländiſchen gshut, was ſogar zu einem kurzen, nicht unblutigen f in Mitau führte. Moritz floh zuletzt aus Kur- nachdem er die Inſel des Usmaitenſchen Sees ver- s zu befeſtigen verſucht und von den ruſſiſchen In- struppen umlagert wurde. Das Herz der Herzogin hatte er ſchon früher durch einen Liebeshandel in a verloren, deſſen Geheimniß durch einen Zufall hen wurde. Dieſe ſich von ſelbſt zur Novelle und Drama zuſpitzende Epiſode wird von Eckardt mit Pragmatismus erzählt, der die verſchiedenſten Fäden larer Löſung des oft verworrenen Zuſammenhangs t.

urland ſelbſt fiel ganz an Rußland nach der letzten ing Polens, wo ſich auch dies polniſche Lehns- thum der Kaiſerin Katharina II. unterwarf. Ueber die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Zeit, in welcher großentheils Herzog Biron in Kurland herrſchte, finden wir weder bei Eckardt noch bei Brunier nähere Auskunft; weder die ſtaatsrechtlichen Abhandlungen des erſtern, noch die anekdotiſchen Skizzen des letztern weiſen auf dieſe Zeit zurück. Nur eine literar- und cultur- geſchichtliche Studie Eckardt's: „Anno 1765", trägt ein Datum aus jener Epoche; ſie bringt uns intereſſante Mittheilungen über Herder und Hamann in Kurland. Außerdem verdient dies Jahr deshalb in dem livländiſchen Geſchichtskalender roth gedruckt zu werden, weil in daſſelbe der Beginn jener reformatoriſchen Beſtrebungen der Agrar- verhältniſſe fällt, welche ſich bis in die Gegenwart hinein- erſtrecken. Und zwar war es die muthige Initiative eines Privatmanns, des livländiſchen Gutsbeſitzers Karl Fried- rich Schoultz von Aſcheraden, der einzig von ſeinem Ge- wiſſen gedrängt und ohne irgend durch äußere Einflüſſe beſtimmt worden zu ſein, das Aſcheradenſche Bauern- geſetz erließ. In dieſem Geſetze ſchränkte er ſeine eigene Machtvollkommenheit über die leibeigenen Bauern ſeiner Güter Aſcheraden und Römershof aus freien Stücken ein, nur um ſeine Unterthanen materiell und moraliſch zu heben. Die vier Hauptpunkte dieſes Privatgeſetzbuchs waren:

1) Der Bauer bleibt zwar leibeigen und zum Gehorſam verpflichtet, der Herr darf ihn aber von dem Gute, zu welchem er gehört, nicht trennen, und weder verkaufen noch verſchenken.

2) Was der Bauer erwirbt, bleibt ſein rechtmäßiges freies Eigenthum, über welches er frei ſchalten und walten darf. Solange er ſeine Dienſte und Abgaben entrichtet, muß der Herr ihn in dem Beſitz ſeines Pachthofs laſſen.

3) Von den Bauern ſollen keine andern Abgaben und Dienſte gefordert werden dürfen, als die durch das Wackenbuch (ein Ar- beitsregulativ, das auf Grund der Kataſtrirungen zuſammen- geſtellt war) feſtgeſetzten.

4) Der Bauer hat das Recht, den Herrn wegen Verletzung ſeiner Perſon oder ſeines Eigenthums beim Landgericht zu ver- klagen.

Gleichzeitig verlangte indeß auch die Kaiſerin Katha- rina II. Einſchränkung der grundherrlichen Rechte. Die Aufregung der livländiſchen Gutsherren war unbeſchreib- lich. Schoultz hatte ſein Geſetzbuch dem Landtag vor- gelegt mit einem Schreiben, welches eine entſchiedene, im Geiſt der philoſophiſchen Zeitbeſtrebungen abgefaßte Kriegs- erklärung gegen die überkommenen Zuſtände enthält:

„Die unbedingte Leibeigenſchaft", ſo fuhr der edle Freiherr mit wachſender Erregung fort, „hat ihren Urſprung unſtreitig in jenen barbariſchen Zeiten, da die Humanität bis auf den Namen unbekannt war, da kein anderes Recht galt als die überwiegende Gewalt, da Rauben und Plündern rechtmäßige Erwerbsmittel waren, da der Eigenthümer ſolcher geraubten Sachen, wenn er unglücklich genug war, ſelbſt mitgefangen zu werden, dadurch das Recht der Menſchheit verlor und zu einem Sklaven, das iſt zu einer Sache gemacht wurde..... Setzen wir uns nicht ſelbſt Schranken, wählen wir nicht ſelbſt Richter zwiſchen uns und unſern Bauern, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß uns ſolche Schranken geſetzt werden, die uns nicht accomo- diren, und ſolche Richter angewieſen werden, die wir ſonſt zu verbitten alle Urſache hätten. Vergeblich will man uns mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß eine ſolche Gewalt durch Vorſtellun- gen aufgehoben werden könnte. Wenn wir auch glauben ſoll- ten, daß alles übrige durch Vorſtellungen zu redreſſiren ſei, ſo wird man doch nimmer uns zu Gefallen die einmal reta- blirten Rechte der Menſchheit anéantiren und, ſozuſagen, aus Menſchen wieder Vieh machen."

Digitized by Google

So entſchieden die Ritterſchaft indeß die verwegenen Neuerungsplane eines unberufenen Mitbruders zum Schweigen brachte, ſo mußte ſie doch den Regierungspropoſitionen gegenüber einige Zugeſtändniſſe machen, indem den Bauern ſelbſterworbenes Geld, Vieh und Getreide als Eigenthum gelaſſen, für die zu verlangenden Arbeiten ein gewiſſes Maß feſtgeſetzt, das ſich nach den beſeſſenen Ländereien richtete, und ihnen ſelbſt ein Klagerecht gegen die Herren eingeräumt wurde.

Seitdem ſpielen die Agrarverhältniſſe in den Oſtſeeprovinzen die wichtigſte Rolle. Eckardt ſagt:

Das Elend der baltiſchen Agrarzuſtände wurde das Leck, durch welches die feindliche Brandung in das Bollwerk des alten Sonderſtaats eindrang und dieſes unterſpülte. Der Starrſinn und die Beſchränktheit, welche der Adel auf dem agrariſchen Gebiet bewies, haben weſentlich verſchuldet, daß die Achtung vor den Inſtitutionen des baltiſchen Provinziallebens bei der Regierung wie bei dem Volke Rußlands ſyſtematiſch untergraben wurde, und daß das weſtliche Europa an dem Vorwurfe, die baltiſchen Deutſchen hätten durch unmenſchliche Behandlung der von ihnen unterworfenen Letten und Eſten ihr Exiſtenzrecht ſelbſt verwirkt, noch in einer Zeit feſtgehalten hat, in der den Forderungen der Humanität und einer geſunden wirthſchaftlichen Entwickelung thatſächlich in ausgedehnteſter Weiſe entſprochen worden iſt.

Die Leibeigenſchaft wurde zwar in allen drei Provinzen zwiſchen den Jahren 1816 und 1819 aufgehoben;

der unglückliche Modus aber, den man für dieſe Emancipation gewählt hatte, machte ſchon 15 Jahre ſpäter die ländlichen Zuſtände zum Gegenſtande allgemeiner Beſorgniß und zu einer Gefahr für das geſammte Land. Man hatte die Leibeigenſchaft aufgehoben, ohne den freigewordenen Bauern eine irgend genügende Exiſtenzbaſis zu ſichern: „freie Contracte“ zwiſchen Bauern und Herren ſollten das Maß der Leiſtungen beſtimmen, welche die Pächter der Bauerhöfe den verpachtenden Gutsherren zu entrichten hatten, und den letztern ſtand außerdem das Recht zu, dieſe Hufe nach Belieben einzuziehen und durch Knechte bewirthſchaften zu laſſen. Die durch dieſe Verhältniſſe bedingten Uebelſtände ſteigerten ſich beim Beginn der vierziger Jahre zu einer Unerträglichkeit, die dringende Abhülfe gebot. Nachdem das Elend der agrariſchen Zuſtände Tauſende und aber Tauſende von Letten und Eſten in den Schos der Abhülfe verheißenden griechiſch-orthodoxen Kirche getrieben hatte, wurde die Nothwendigkeit principiellen Verzichts auf die „freien Contracte“ und das Einziehungsrecht der Herren anerkannt und ein neues Bauerngeſetz ausgearbeitet, welches die Verwandlung des Pachtverhältniſſes in freies Eigenthum der Bauern zum Ziel hatte.

Einen neuen Fortſchritt auf dieſem Gebiet bezeichnet das Wirken des livländiſchen Landesmarſchalls von 1848—51, Hamilcar Fölkerſahm, von dem uns Eckardt eine intereſſante Charakterſkizze entwirft. Wie Schoultz von Aſcheraden durch die franzöſiſche Philoſophie, ſo war Fölkerſahm durch die deutſchen Denker und Dichter, durch Hegel und Schiller, durch die jungdeutſche Reformliteratur geiſtig angeregt, ſelbſt ein brillanter Originaldenker, wie ſeine von Eckardt mitgetheilten „Aphorismen“ beweiſen. Die Humanität war ihm keine leere Phraſe, er ſuchte ſie praktiſch zu verwirklichen. Ariſtokrat in geſellſchaftlicher Beziehung war er ein politiſcher Freidenker, der die ſtändiſchen Vorurtheile überwunden hatte, ſchon bevor er in das öffentliche Leben trat. Von Haus aus beſaß er eine klare Einſicht darüber, daß die Eigenthümlichkeiten des baltiſchen Lebens nur zu conſerviren ſind, wenn ſie eine höhere Culturſtufe innerhalb der Reichsgrenzen bildeten, und daß in ihnen ein wirklicher Fortſchritt nur möglich ſei, wenn die agrariſchen Verhältniſſe auf ſicherer Grundlage ruhten. Dies erſtrebte das von ſeinem Geiſt getragene „Bauerngeſetzbuch“ von 1849:

Die leitenden Grundſätze dieſes Geſetzbuchs enthielten einen ſo vollſtändigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältniſſes der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zuſtände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht“ ein für allemal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das ſie längſt verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeſchränkten Dispoſition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbeſitz als das Ziel der geſammten Entwickelung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frone, die für einen ägyptiſchen Fleiſchtopf galt und doch nur Hungerſuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wol Dämpfer aufgeſetzt werden — wie erfinderiſch man in der Wahl und Conſtruction derſelben ſein konnte, hat der Landtag von 1856 bewieſen —, an der eingeſchlagenen Richtung ließ ſich beim beſten oder, richtiger geſagt, beim ſchlechteſten Willen nichts mehr ändern.

Die Reaction gegen dieſe Beſtrebungen blieb nicht aus. Erſt als am 19. Februar 1861 der kaiſerliche Emancipationsukas erſchien, der die Leibeigenſchaft aufhob, zeigte ſich auch in den baltiſchen Provinzen regeres Leben, wennſchon dieſelben nicht unmittelbar von jenem Ukas berührt wurden. Früher bereits principiell angebahnte Reformen kamen zur Ausführung: die Aufhebung der Arbeitspacht (Frone), der Schutz des Pächters gegen willkürliche Steigerungen und Kündigungen des Pachtgebers, die Abgrenzung des zur Benutzung des Bauernſtandes beſtimmten Grund und Bodens, die mögliche Förderung des bäuerlichen Grundbeſitzes durch Etabliren von Creditbanken u. ſ. w.

Ueber die Bewegungen der jüngſten Zeit in den Oſtſeeprovinzen geben reichhaltige Mittheilungen und gediegenen Aufſchluß die beiden Artikel in „Unſere Zeit“ (Neue Folge, III, 721—732 und 823—839): „Die Oſtſeeprovinzen und Rußland“, welche Eckardt in ſeiner Vorrede zu erwähnen verſäumt hat. Er ſelbſt erkennt die großen Fortſchritte des letzten Jahrzehnts an in dem Schlußaufſatz „1856 und 1866“; er meint, ſie ſeien größer, als ſonſt die Fortſchritte eines Menſchenalters zu ſein pflegen:

Die Agrarfrage, das A und O von damals, nimmt jetzt inzwiſchen all der Umgeſtaltungen auf andern Lebensgebieten eine wenigſtens ſcheinbar ſehr beſcheidene Stellung ein. Wer will noch die Fronabolitionsordnung abſchaffen? — in wenigen Wochen wird die gänzliche Abſchaffung der Frone ſelbſt in allen drei Provinzen eine vollendete Thatſache ſein. Der Gedanke, die bäuerlichen Zeitpächter zu freien Grundeigenthümern zu machen, der ſich nur in Livland ſchüchtern hervorwagte und für die Ausgeburt einiger revolutionären Köpfe galt, in Liv-, Eſt- und Kurland iſt er zum Rettungsanker der Conſervativen geworden. Die damals für allgemein nothwendig gehaltene Aufrechterhaltung der patrimonialen Polizeigewalt der Gutsverwaltung iſt durch eine neue Gemeindeordnung in ihr Gegentheil verwandelt worden, und wenn von der Bauer-Rentenbank noch die Rede iſt, ſo geſchieht es nur mit Klagen darüber, daß die Thätigkeit dieſes Inſtituts nicht ausgebreitet und fruchtbringend genug iſt. Das Gedächtniß für die jahrelange vergebliche Arbeit, mit der man ſich dieſen Neuerungen widerſetzt hat, iſt ſelbſt denen, die unter der Laſt dieſer Arbeit geſeufzt haben, vollſtändig abhanden gekommen, und es dürfte ſich z. B. kaum mehr jemand finden, der ſich zur Feindſchaft gegen die Idee des Bauerlandverkaufs bekennen wollte.

Was den großen Grundbeſitz betrifft, ſo iſt die vollſtändige Freigebung des Rechts zum Erwerb von Rittergütern an

Digitized by Google

urland beſtätigte, in Livland beſchloſſene Sache, in Eſtland
ne Frage der Zeit und zwar der allernächſten. Brunier
cht in einem intereſſanten Artikel nachzuweiſen, daß das
ngſt erworbene Recht der Bürgerlichen, in Kurland
üter beſitzen zu dürfen und an den Landtagsverhand-
ngen theilzunehmen, ſchon früher beſtanden hat, und
ß ſie in dieſem unzweifelhaften Recht erſt behindert
rden, als Kurland ein Lehnsſtaat Polens geworden war.
theilt eine Eingabe der Bürgerlichen an den Herzog
dem Landtag von 1790 mit, in welcher ſie die ihnen
lange vorenthaltenen Rechte zurückfordern und die von
ſem Intereſſe iſt, weil die Stichwörter der Franzöſiſchen
volution, Menſchenrechte, Aufklärung u. ſ. w. in der-
en vorkommen. In der ausführlichen Motivirung der
gabe wird nachgewieſen, daß der Bürgerſtand früher
t nur zur landtäglichen Verhandlung zugelaſſen wurde,
dern daß er auch als ein Landſtand des Lehnsbeſitzes
g gemacht und ſpäter ohne Standesunterſchied die
dificirten Güter verſchreiben, verkaufen, darüber dispo-
n konnte. Der nähere geſchichtliche Nachweis iſt un-
rſprechlich.

Die Ueberhebungen des kuriſchen Adels und ſein
es Feſthalten an unberechtigten Privilegien gaben den
ſen vielfach Anlaß zu heftigen Angriffen, welche ſeit
großen ruſſiſchen Reformbewegung und dem gekräftig-
nationalen Geiſt ſich bis zur Erhitzung ſteigerten.
Oſtſeeprovinzen erſchienen dieſer ruſſiſchen Anſchauung
ein unterdrücktes Land, deſſen Urbewohner von der
orität der eingewanderten Fremden geknechtet wurden,
ine deutſche Adelscolonie, deren ferneres Fortbeſtehen
läſſig ſei in dem demokratiſch-communiſtiſchen Alt-
nd oder vielmehr Neurußland. Der polniſch-litauiſche
and von 1863 rief eine hitzige Kriſis hervor, in
er für den ruſſiſchen Staatskörper nur im Aus-
en aller fremdartigen nationalen Elemente oder in
Erſtickung derſelben die Rettung zu liegen ſchien.
große Loſung des excluſiv-nationalen Fanatismus
: die Vernichtung alles nichtruſſiſchen Lebens in den
chen Grenzprovinzen und die Herſtellung eines ein-
hen, nationalruſſiſchen Bauernſtaats. Eckardt ſagt:

Die Demokratie hielt es hiernach für ihre providentielle
be, wie allenthalben ſo auch in Litauen und Polen das
atiſche weſteuropäiſche Element zu vernichten und mit
des communiſtiſchen Gemeindebeſitzes alles politiſche Ge-
in die ländliche Bevölkerung zu verlegen und dieſe zu
ren. Rußlands Beſtimmung ſollte ſein, auf dieſe Weiſe
iale Frage zu löſen und an der Hand dieſer Löſung die
zu erobern. Im Namen dieſes Princips wurde dem
ſchen Element in Finland wie dem deutſchen in den
rovinzen förmlich der Krieg erklärt; Letten und Eſten
die Herren Liv-, Eſt- und Kurlands werden, im Bunde
nen hoffte die ruſſiſche Demokratie über die Trümmer
maniſchen Culturwelt ihren Einzug zu halten; der Köder,
lchem man das Landvolk für dieſe Plane zu gewinnen
war das Verſprechen allgemeiner Landvertheilung, nicht
Pächter und ſelbſtändige Wirthſchaftsunternehmer, ſon-
ch an Knechte und Tagelöhner.

e religiöſe Frage ſpielt mit herein. Die baltiſchen
hen werden nicht nur als ſeparatiſtiſche Reichsfeinde,
auch als Gegner der griechiſch-orthodoxen Kirche
er baltiſchen und eſtiſchen Bekenner verketzert. Man
t nicht nur Reform der ſtändiſch zerklüfteten Juſtiz, die mit ihren dreierlei Arten von Gerichten, adelichen, ſtädtiſchen und bäuerlichen, allerdings unhaltbar iſt, man verlangt Einführung des altruſſiſchen Gemeindeeigenthums, Zerſchlagung ſelbſt des großen Bauernbeſitzes in Parcellen für die Arbeiter und Tagelöhner, Einführung der ruſſiſchen Geſchäftsſprache, Vernichtung des deutſchen Schulweſens, Emancipation der Eſten und Letten u. ſ. w. Gegen dieſe Anmuthungen wendet ſich Eckardt mit folgender gerechten Vertheidigung des deutſchen Elements in den Oſtſeeprovinzen:

Ein naturgemäßer Fortſchritt iſt in den Oſtſeeprovinzen nur im Bunde mit dem deutſchen Element möglich, jeder andere Weg führt unfehlbar zur Barbarei. In einem ariſtokratiſchen Lande, deſſen Bildung jahrhundertelang von Einer Schicht der Bevölkerung getragen wurde, ſchließen ſich alle tüchtigen und wirklich ſtrebſamen Kräfte dieſer an. Die Oppoſition gegen ihre Herrſchaft fällt zuſammen mit der Oppoſition gegen die Bildung, mit welcher ſie ſich einmal identificirt hat; ſoll die natürliche Entwickelung ihren Verlauf nehmen und zum Ziel gelangen, ſo kann das nur dadurch geſchehen, daß alle Bewohner des Landes ſchließlich zur herrſchenden Klaſſe gehören und in dieſe aufgehen. Der umgekehrte Verlauf — im vorliegenden Fall der, den die ruſſiſche Demokratie verlangt — würde zu einem Bildungsrückſchritt, zum Herabſinken auf eine niedere Stufe führen. Wenn die moskauer Nationalen des Glaubens ſind, mit ihrer Hülfe werde es gelingen, die Letten und Eſten ſofort zu einer höhern, das deutſche Niveau überragenden Bildungsſtufe zu führen, ſo bewegen ſie ſich in einem Irrthum der gröbſten Art. Weder kommt die Cultur des innern Rußland der der Oſtſeeprovinzen gleich, noch beſitzt Rußland das Maß an überſchüſſigen Bildungskräften, das erforderlich wäre, um das deutſche Arbeitsfeld am Rigaiſchen und Finniſchen Meerbuſen zu überfluten.

Brunier meint, trotz einzelner Uebertreibungen bleibe es gewiß, daß brave und liebe Stammesgenoſſen gegenwärtig für das Heiligſte und Ehrwürdigſte erbangen und daß ſie von der Zukunft noch Schlimmeres befürchten; er erklärt es für eine Aufgabe der deutſchen Preſſe, ihre Stimme zu erheben und einen treuen Bericht über die Unbilden der Oſtſeeprovinzen an den Kaiſer ſelbſt gelangen zu laſſen:

Welch herrliches Schauſpiel wäre es, wenn die deutſchen Ritter vom Geiſte im 19. Jahrhunderte vollbrächten, was die deutſchen Ritter vom Schwerte im 16. Jahrhunderte nicht vermochten, nämlich die Oſtſeeprovinzen zu ſchützen gegen die „grimmen Moskowiter“.

Wir ſtimmen dieſem Wunſche vollkommen bei! Möge die deutſche Preſſe ihre Schuldigkeit thun; mögen aber auch die Nachkommen der livländiſchen Schwertritter ſich immer mehr in deutſche Geiſtesritter verwandeln!

Wir haben aus beiden Schriften diejenigen hiſtoriſchen Daten und Geſichtspunkte herausgehoben, welche für die Beurtheilung der brennenden Frage der Gegenwart von Intereſſe ſind. Sowol Eckardt wie auch Brunier bringen indeß außerdem auch mannichfache Schilderungen von Land und Leuten, die lebendig und farbenfriſch, im weſentlichen übereinſtimmend ſind. Brunier ſchildert die Kuren, den kuriſchen Adel, die kuriſche Jagd, alles mehr in leichter feuilletoniſtiſcher und anekdotiſcher Weiſe, während Eckardt mehr an das wiſſenſchaftliche Intereſſe appellirt. Ein Cabinetſtück von trefflicher Genremalerei iſt die Darſtellung von Polniſch-Livland, von Dünaburg und den benachbarten Ortſchaften. Außerdem ſind die Biographien und Charakteriſtiken Merkel's, dieſes Kotzebue'ſchen

Digitized by Google

Bundesgenoſſen, und Jochmann's ein nicht unwichtiger Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte, während die livländiſchen Charakterköpfe, die verklungenen Namen Maler Graß, Jagdſchriftſteller Baumann, Marquis Paulucci, Schauſpieler Grohmann, Geheimrath von Vietinghof, Publiciſt Lindner nicht blos an und für ſich eine Galerie wohlgelungener Porträts bilden, ſondern auch gleichzeitig das culturhiſtoriſche und geiſtige Leben der Oſtſeeprovinzen nach den verſchiedenſten Seiten hin illuſtriren.

Unſere Brüder und Stammesgenoſſen in den baltiſchen Provinzen bilden die Vormacht des deutſchen Geiſtes gegen Oſten; die wachgerufene öffentliche Meinung unſerer Nation ſoll ſich dieſes Vorpoſtens annehmen ... eine Ueberflutung durch das entzügelte Slawenthum ... Schranken treten. Die deutſche Preſſe mag ... aufnehmen mit der Preſſe an der Moskwa und ... ihren Maßloſigkeiten der vielfach gehemmten ... der Oſtſeeprovinzen ſecundiren. Ob Eiderdänen ... ruſſen, ob das kleine Dänemark oder das große ... ſich an dem deutſchen Genius verſündigen — ... bleibe die Schutzmacht der Deutſchen überall ... dem mächtigen Gegner gleich entſchloſſen gegenüber ... dem geringen.

Rudolf Gottſchall.

Vom Büchertiſch.

1. D. Ewald Rudolf Stier. Verſuch einer Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens von G. Stier, in Verbindung mit F. Stier. Erſte Hälfte, die Zeit von 1800—25 umfaſſend. Mit einem photographirten Bruſtbilde. Wittenberg, Kölling. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kurz nach dem Hingange Ewald Stier's erſchienen in den theologiſchen Zeitſchriften vereinzelte biographiſche Abriſſe über dieſen eigenartigen Mann. So im „Evangeliſchen Gemeindeblatt für Rheinland und Weſtfalen“, in der „Neuen evangeliſchen Kirchenzeitung“, in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“, endlich im dritten Supplement zu Herzog's „Real-Encyklopädie“. Es waren meiſt Richtungsverwandte Stier's, die ſein Leben zu ſchildern verſuchten: ich nenne hier die Namen Krummacher und Tholuck. Ein nicht weniger ſubjectives und parteiiſches Urtheil haben wir in der vorliegenden Schrift zu erwarten: zwei Söhne des Verblichenen haben in treuer Pietät das ſtillbewegte Leben einer beſchaulichen, myſtiſch angelegten Natur zu erzählen begonnen. Allein auch die Tendenz fehlt dem Buche nicht; dieſer Lebensabriß iſt nicht umſonſt geſchrieben, „und wäre es nur, um eifrigen Unionsgegnern zu zeigen, welche evangeliſche Bekenntnißtreue mit der Vertheidigung der vielgeſchmähten Union ſich vereinigen läßt“. Vielleicht tritt dieſe Tendenz in dem zweiten zu erwartenden Theile ſtärker hervor; im erſten Theil, der uns vorliegt, verſchwindet ſie neben den für die innere Geſchichte religiöſer Strebungen und Strömungen im erſten Viertel des 19. Jahrhunderts ſehr intereſſanten Mittheilungen aus Stier's Seelenleben. G. Stier ſcheint hier der Hauptbiograph zu ſein; von ihm ſtammt auch die Vorrede. Wenn wir über eine gewiſſe ſchulmänniſche Breite der Darſtellung und eine etwas ungeſchickte Oekonomie der Stoffvertheilung hinwegſehen, ſo hat G. Stier das Verdienſt, uns ein recht anſchauliches Lebensbild ſeines immerhin bedeutenden Vaters geſchaffen zu haben. In Ewald Stier's Lebensgang und innerlicher Entwickelung ſpiegelt ſich die Richtung und Geiſtesſchulung der Reſtaurationsmenſchen wider. Die Leo, Hengſtenberg, Stahl haben ähnliche Wandlungen durchgemacht. Wie verſchieden iſt Stier von ſeinem Landsmann Richard Rothe, mit dem er zuſammen das wittenberger Predigerſeminar beſucht (1821—23)! Hier hat Rothe's ſcharfes Urtheil das Richtige herausgefunden. Hören wir den feinen Menſchenkenner ſelbſt:

> Mein Chriſtenthum hatte eine ſehr moderne ... es hielt ſich furchtlos offen für alles, woran irgend ... menſchlich angeſprochen fühlte in Gottes weiter Welt ... hier griff mein Verhältniß zu Stier mächtig ein in der ... gegengeſetzten Richtung. Stier war ein Chriſt vom ... Schlag, eine edle Miſchung oder vielmehr Durchdringung ... bibelfeſter Gläubigkeit des 16. Jahrhunderts und inniger ... ſcher Frömmigkeit.

Wer die nähere Begründung des Unterſchiedes ... Naturen erfahren will, der leſe S. 183 und 18... So war es denn wol auch begreiflich, daß Stier ... rend ſeiner berliner Studentenzeit wenig Sympathie ... Schleiermacher fühlte:

> Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, Schleiermacher zu verſtehen; es half nichts, bis ich endlich auf den Ge... kam, daß er ein Atheiſt ſein müſſe; da fiel mir's ... mal wie Schuppen von den Augen, und von dem Aug... an leuchtete mir der Atheismus durch jedes ſeiner Wor...

Stier hatte während ſeiner berliner Zeit viel ... und Einfluß auf ſeine Commilitonen. Jetzt, wo ... dings das Verbot von Werner's „Weihe der Kraft“ ... berliner Bühne gegeben worden, iſt es nicht ... in Stier's Biographie das Verhalten der berliner ... miſchen Jugend bei Gelegenheit der Aufführung ... ten Stücks (1817) nachzuleſen. Stier war auch ... Urheber der lärmenden Demonſtration gegen das ... ten der Reformatorgeſtalt auf der Bühne. Er ... Leo zu jener Zeit Deutſchthümler und eifriger ... Freund und Jünger Jahn's. Merkwürdig und ... Kraftſprache à la Jahn, die damals die burſch... liche Literatur durchdrang, ſtiliſtiſch intereſſant, ... Entgegnung auf des Demagogenriechers Kamptz ... liche Erörterung“ über die Vorfälle auf der ... die der feuereifrige Theolog unter dem Namen ... von Fraustadt in die Welt ſandte; Aehnliches ... als halliſcher Burſch in ſeinem „Deutſchen ... gel zum Jahr 1819, unſerer Freiheit dem ... Allein bald ſollte Stier die „Umwandlung“ ... Bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Berlin ... Tholuck, damals Privatdocent, in eine jener ... Abendverſammlungen ein, die in den zwanziger ... Modeſache der ariſtokratiſchen berliner Kreiſe ... war der Baron von Kottwitz, ein ſchleſiſcher ... bei dem ſich wöchentlich einen Abend eine ... ſchaft Herren und Damen, Theologen und ...

Digitized by Google

he Militärs und arme Studenten zuſammenfand. In
eſen Kreis ward jeder aufgenommen, der die Frage:
Haſt du den Herrn Jeſum lieb?“ mit „gutem Gewiſſen“
jahen konnte. Aehnliche Kreiſe, meiſt von Ariſtokraten
leitet und angeregt, zogen Stier ſpäter wechſelſeitig in
e Berührung. In dieſer Beziehung begegnen wir den
men Belan, Pfeil u. a. Da wird nun der Burſchen-
after ausgezogen, und ein neuer Menſch mit einer
nderlichen Miſchung von Orthodoxie und freier Myſtik
innt. Als Stier ſich um ein Lehramt am neugegrün-
en Schullehrerſeminar zu Karalene in Litauen bewirbt,
ht er dem Unterrichtsminiſter, um alle Bedenken gegen
e burſchenſchaftliche Richtung zu beſeitigen, ein Ex-
é ein, in dem er offen bekennt, daß „jene ſogenannt
agogiſche Lebensanſicht, welche das Heil des Menſchen-
hlechts und der Völker in gewiſſen äußern Geſtaltun-
der Sitte und des Volksthums, namentlich im Be-
em gewiſſer, dem Volke mehr Recht gebender Staats-
aſſungen ſucht, kurz in Dingen, die nur Träume,
wahre Kenntniß der Menſchheit und des Völker-
s ſind“ — daß jene Anſicht ihm in ſeiner nachheri-
Lebensführung völlig verſchwunden iſt vor einer höhern.
dieſer Tonart geht das Schreiben und Stier's nach-
nder Gedanken- und Lebensgang weiter. In Kara-
beliebt und geachtet (er muß eine ſeltene pädagogiſche
bung gehabt haben), verheirathet er ſich, nimmt je-
bald eine Lehrerſtelle im baſeler Miſſionshauſe an.
Bis hierher reicht die erſte Hälfte der Biographie, welche,
obenerwähnten Fehler ausgenommen, klar, warm und
meſſen gehalten iſt. Vielleicht wäre noch eine ſelt-
, ich möchte ſagen evangeliſch-topographiſche Manier
Verfaſſer zu rügen, die gewiſſe Oertlichkeiten nur von
utung durch lutheriſche Beziehungen glauben. So
och wol Frauſtadt, die Geburtsſtadt Stier's, nicht
ein „als Geburtsort Valerius Herberger's bekannt ge-
nes Städtchen“, und der Gaſthof „Zum Bären“ in
nicht nur „aus Luther's Geſchichte bekannt“. Noch
wir gern Näheres über die curioſen „Umdich-
n“ Stier's erfahren, die der fromme Mann mit
er'ſchen Gedichten, die er ins Chriſtliche überſetzte,
hm. Ein paar Proben wären der Merkwürdigkeit
nicht am unrechten Orte geweſen.

e Herzogin Henriette von Würtemberg, geb. Prinzeſſin
Naſſau-Weilburg. Ein Lebensbild aus der Gegenwart
Karl Friedrich Ledderhoſe. Heidelberg, K. Winter.
67. Gr. 8. 16 Ngr.

ie anders ſpricht der Geiſt dieſes Buchs gegenüber
iſtvollen Geſtalt eines Gläubigen und dennoch Den-
, die uns in der Stier'ſchen Biographie vorgeführt
Wir wiſſen nicht, welcher Art das Publikum iſt,
s Ledderhoſe ſeine Lebensbilder verfertigt: ſind es
, die gläubig und demüthig (denn Demuth iſt der
dieſer Biographie) werden ſollen, oder ſchon im
en und in der Gnade Ergraute? Immerhin mag
omme Frau Herzogin eine ihrer Umgebung und
ch weitern Kreiſen gegenüber wohlthätige und werk-
Frau geweſen ſein; zu einer Biographie von
ung und mehr als eng privaten Beziehungen reicht
ben doch nicht aus. Um ſo weniger, wenn es
Biographen, wie Ledderhoſe findet, der Gläubig-
keit und Chriſtenthum mit falſcher Kindlichkeit verwechſelt. Ein geſchickterer Biograph hätte nicht nur die wichtigen und allgemein intereſſanten Lebensmomente der gläubigen Dame von der Fülle des Alltäglichen geſondert, er hätte auch nimmermehr mit einer gewiſſen Genugthuung eine Menge kleinlicher Züge, die das Bild der Herzogin entſtellen (ſo S. 109 die Geſchichte mit dem Rauchen und der Kunſtreitergeſellſchaft), hervorgehoben. Die Serie der „Chriſtlichen Biographien“, deren neuntes Bändchen dieſes Lebensbild ausmacht, wird durch daſſelbe keine Bereicherung, der Leſer keine ſonderliche Erquickung empfangen. Wenn ſchon im Stil und Geiſt der kaiſerswerther Diakoniſſentractätchen geſchrieben, ſind die „chriſtlichen Biographien“ doch werthloſer als jene Schriften, welche neben der chriſtlich-gläubigen Geſinnung auch von einer wahrhaft ſittlichen Grundlage Zeugniß ablegen.

3. Blätter aus dem Tagebuch der Königin Victoria. Nach dem engliſchen Original bearbeitet. Parchim, J. Heuſſi. 1868. 8. 15 Ngr.

Ein gelungener Verſuch, die Hauptmomente aus dem Hochlandstagebuch der Königin, das Sir Arthur Helps herausgegeben, für einen deutſchen Leſerkreis zu bearbeiten. Eine geographiſch-deſcriptive Einleitung macht uns mit den Verhältniſſen Schottlands, insbeſondere ſeiner Hochlande bekannt, dann führt uns der Bearbeiter gleich die Königin mit ihren eigenen Worten vor, die ihr Tagebuch von Ende Auguſt 1842 an beginnen. Jenes idylliſche Familienleben, das die hohe Frau an der Seite des unerſetzlichen Prinz-Gemahls cultivirte, rollt ſich uns in lieblichen Bildern, von einer klaren, verſtändnißvollen Feder geſchildert, auf. Manchem deutſchen Leſer iſt das Tagebuch aus den ſchottiſchen Hochlanden ſchnell vertraut geworden. Für einen weitern Kreis — ja auch für Kinder im reifern Alter, die aus den ſachgemäßen ſtatiſtiſch-topographiſchen Anmerkungen eine klare geſchloſſene Anſchauung von ſchottiſchem Land und Leuten gewinnen können — iſt dieſer Tagebuchauszug durchaus zu empfehlen.

4. Das Leben Johann Jakob Moſer's. Aus ſeiner Selbſtbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargeſtellt von Auguſt Schmid. Stuttgart, S. G. Lieſching. 1868. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das deutſche Reich und deutſche Staatsrecht iſt verſchwunden, ein neues iſt im Entſtehen begriffen; die Nation feiert jetzt die Grundſteinlegung zu einem feſten und wohlgeſchirmten Palaſt ihrer Größe und Beſtimmung. Da ſcheint es an der Zeit zu ſein, aus dem Marke deutſcher Art den Führern wie dem Volke Charaktere vorzuführen, an deren Wort und Bild man in ſo entſcheidenden Zeiten ſich ſtärken kann. So ungefähr leitet der Verfaſſer vorliegender Schrift ſein Werk ein. Es iſt ein wackeres Unternehmen, das Schmid begonnen und mit ungemeiner biographiſcher Begabung ausgeführt hat. Wie man ſich an dem plaſtiſch gezeichneten Bilde des Vaters deutſchen Staatsrechts die Seele erquickt, ſo erfreut man ſich nicht weniger der ſaubern angemeſſenen Manier des Zeichners, der von ſeinem Vorwurf tüchtig erwärmt zu ſein ſcheint. Die Lebensbeſchreibungen der Schubart, Moſer u. a. m. laſſen uns einen klaren Blick in die Culturzuſtände des würtemberger Landes im vorigen Jahrhundert thun: das

Digitized by Google

genial-tyranniſche Walten des Herzogs Karl gegenüber der ſelbſtwilligen knorrigen Schwabennatur, Verfaſſungskämpfe wie Kämpfe um das Recht der individuellen Perſönlichkeit, Maitreſſen- und Günſtlingswirthſchaft am Hofe neben ſtreng bürgerlicher Sitte in den Städten: das alles und noch mehr gibt uns in anſchaulicher Schilderung die Biographie des ſchwäbiſchen Patrioten. Der reiche vielbewegte Lebensgang Moſer's wird uns in ſtufenweiſer folgerechter Entwickelung vorgeführt. Aus der biographiſchen Dispoſition heben ſich nun ſehr oft culturgeſchichtliche Genrebilder von prächtiger Friſche ab. Für den Sittengeſchichtſchreiber des Rococojahrhunderts iſt dieſe Lebensbeſchreibung von höchſter Bedeutung. Die Schilderung der tübinger akademiſchen Zuſtände, die Morgenſtern'ſche Disputation in Frankfurt a. O., die wiener geſelligen und öffentlichen Verhältniſſe unter Karl VI. dürften nicht ohne hohes Ergötzen geleſen werden. Nicht minder ergötzt Moſer's ſchlagfertige Zunge den Leſer. Als der würtembergiſche Miniſter Schütz auf Moſer's Geſuch, ihm den Regierungsrathscharakter zu verleihen, ihn abſchlägig beſcheidet, weil er noch keinen Bart habe, antwortet Moſer, daß wenn es auf den Bart ankäme, der Bock der größte Philoſoph wäre. Die grenzenloſe Corruption der Höfe zeigt ſich in dem Vergiftungsverſuch, den man in Ludwigsburg mit Moſer gemacht. Man mache ſich in Ludwigsburg kein Gewiſſen daraus, meint ein adelicher Geheimrath, wenn man einen Mann, der vieles von den Geheimniſſen des Hofs und des fürſtlichen Hauſes wiſſe und dem man doch nicht trauen dürfe, in die andere Welt ſchicke. Mannhaft und ſelbſtbewußt wie immer benimmt ſich Moſer in der frankfurter Disputationsaffaire; er nöthigt ſelbſt Friedrich Wilhelm I. Achtung ab. Die Intriguen gegen ihn vertreiben ihn, der ſich tapfer gewehrt, von der frankfurter Profeſſur. Er geht nach Ebersdorf im Voigtlande, um dort ein Stillleben im Schos ſeiner Familie zu führen. Hier erſtarkt in ihm die ſtreng religiöſe Gemüthsrichtung, die den kernigen Mann bis an ſein Ende nicht verlaſſen, die ihn in der Trübſal des Hohentwiel ſtets aufrecht und ſtandhaft erhalten hat. Später tritt er als Geheimrath in landgräflich heſſen-homburgiſche Dienſte, quittirt dieſelben jedoch bald und errichtet zu Hanau eine Staatsakademie, ein höchſt bedeutungsvolles Unternehmen. Es iſt dies wol der erſte Verſuch, eine praktiſch ſtaatswiſſenſchaftliche Anſtalt zu begründen; nur ſchade, daß Moſer das Unternehmen nach kaum drei Jahren aufgab. Näheres darüber findet man im achten Kapitel unſerer Biographie. Es war eine gut dotirte, mit tüchtigen akademiſchen Lehrkräften beſetzte Anſtalt. Der ſtaatsrechtlichen Thätigkeit in Hanau folgten Moſer's ſtaatswirthſchaftliche Verdienſte um das würtemberger Land. Als Landſchaftsconſulent des Herzogthums begann er jene großartige ſelbſtverleugnende Thätigkeit, die ihm im Verein mit ſeinem Leiden die Hochachtung und Bewunderung der europäiſchen Welt eintrug. Eine lebhafte und, was mehr wiegt, gründlich quellenmäßige Darſtellung zeichnet hier den Biographen aus. Nicht minder iſt der Aufenthalt im Kerker zu Hohentwiel ein wohlgelungenes Stück des Buchs. Die Curioſa, wie Moſer ſich im Kerker zu helfen und ſich Schreibmaterial zu verſchaffen weiß, werden auch weitere Kreiſe intereſſiren; des Gefangenen Scharfſinn iſt nicht weniger bewunderungswürdig als ſeine phyſiſche und moraliſche Ausdauer.

Der zweiundſechzigjährige Mann ſchreibt mit ſeltener Jugendkraft und trefflichem Humor, mitten unter den Drangſalen der härteſten Kerkerhaft ein ſatiriſches Werkchen: „Eines alten Mannes muntre Stunden während eines engen Feſtungsarreſtes.“ Sehr leſenswerth iſt die von Schmid mitgetheilte Probe daraus: „Der unglückliche patriotiſche Fuhrmann, eine Staatsfabel zum Gebrauch eines jungen Erbprinzen.“ Erſt die preußiſche Fürſprache erlöſte den trefflichen Mann aus dem Gefängniß. Die preußiſche Vermittelung erwirkte es endlich, daß ein Reichshofrathsbeſchluß den Herzog nöthigte, den Gefangenen freizugeben. Moſer's Lebensabend war ein ungetrübter: vierundachtzig Jahre alt ging der Unermüdliche zur Ruhe ein. Den Anhang der Biographie bilden kleinere Aufſätze, ſowie Briefe und geiſtliche Dichtungen von Moſer's Autorſchaft. Wenn auch Moſer's Selbſtbiographie und die zahlreich vorhandenen Familienpapiere dem Biographen feſte Grundlagen gegeben und ihm vieles erleichtert haben, ſo iſt Stoffbewältigung wie Dispoſition und Tonfärbung des lebensreichen wirkſamen Gemäldes eine durchweg gelungene zu nennen und daſſelbe jedem Denkenden, der Verſtändniß für Charaktergröße und echten Mannesmuth beſitzt, zur eingehenden Lektüre zu empfehlen.

5. Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günſtling. Von Karl Ludwig Blum. Heidelberg, K. Groß. 1868. Gr. 8. 12 Ngr.

Blum hat uns in der Biographie des Livländers Sievers bereits bewieſen, daß ihm das Feld der biographiſchen Literatur ein durchaus adäquates iſt. In der Lebensbeſchreibung des bedeutenden Genfers tritt uns jene Sauberkeit und Präciſion, welche die Sievers'ſche Biographie auszeichnet, wieder vortheilhaft entgegen. Gleichwol iſt die Schilderung von Lefort's Wirken in dem vorliegenden Schriftchen nur eine kurzgefaßte Bearbeitung der größern quellenmäßigen Darſtellung von Lefort's Leben, die wir von Poſſelt, dem Oberbibliothekar der petersburger Bibliothek, beſitzen. So iſt denn auch, wie Blum ſelbſt bekennt, ſein Buch nur eine überſichtliche Darſtellung von den Reſultaten der Poſſelt'ſchen Forſchungen. Dem deutſchen Gelehrten lag viel daran, das ungerechte Vorurtheil, das die altruſſiſchen Geſchichtſchreiber Karamſin und hauptſächlich Peter's des Großen neuerer Hiſtoriograph Uſtrialow über den berühmten Genſer verbreitet hatten, zu entkräften. Da iſt denn Blum mit großer Treue und Gewiſſenhaftigkeit ſeinem Original gefolgt; nur beeinträchtigt eine hier und da auftauchende Kurzathmigkeit des Stils die glatte Darſtellung.

Von dem fleißigen Forſcher auf dem Gebiete der Geſchichte und Zuſtände der Juden in Oeſterreich, G. Wolf in Wien, liegen uns zwei neue Schriften vor:

6. Der Abfall vom Chriſtenthum und der Uebertritt zum Judenthume. Von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1868. Lex.-8. 5 Ngr.

7. Joſeph Werthheimer. Ein Lebens- und Zeitbild. Beitrag zur Geſchichte der Juden Oeſterreichs in neueſter Zeit. Mit Benutzung archivaliſcher Quellen von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erſteres, den Manen des Dr. von Mühlfeld gewidmete Schriftchen weiſt unter Anführung einer Reihe

Digitized by Google

on amtlichen Gutachten mehrerer Landesſtellen und Or-
inariate nach, daß es bereits vor Erlaſſung der neueſten
Staatsgrundgeſetze (vom 21. December 1867) in Oeſter-
eich nicht verboten war, vom Chriſtenthum zum Juden-
um überzugehen. Die Schrift wird bei etwa in Oeſter-
ich vorkommenden Mortarafällen wol zu berückſichti-
n ſein.

Das zweite, größere Werk, welches ſich zugleich unter
enutzung archivaliſcher Quellen als Beitrag zur Geſchichte
r Juden Oeſterreichs in neueſter Zeit empfiehlt, iſt ein
enſo ehrendes Denkmal für den in demſelben gefeierten
mpfer für ſeine Glaubensgenoſſen, deſſen verdienſtliches
irken auch vom Kaiſer durch Erhebung in den Adels-
nd jüngſtens anerkannt worden, wie eine werthvolle Schatzkammer von hiſtoriſchem, die Verhältniſſe der öſterreichiſchen Juden beleuchtenden Material, welches den künftigen Hiſtorikern dieſer im Kaiſerſtaate zahlreich vertretenen Glaubensgenoſſenſchaft, ja dem Geſchichtſchreiber des Kaiſerſtaats ſelbſt unentbehrlich ſein dürfte. Welche beklagenswerthe Beſchränktheit der Regierenden gibt ſich in dem Bilde, das hier entrollt wird, kund, und wie beſtätigt ſich bei der Lektüre eines ſolchen Buchs der Ausſpruch Buckle's, daß alle Staatsweisheit nur darin beſtehe, die Hemmniſſe, welche das Vorurtheil und die Beſchränktheit dem Fortſchritte in den Weg gelegt haben, zu beſeitigen und der Freiheit eine Gaſſe zu laſſen! In dieſem Sinne können wir auch unſern chriſtlichen Leſern die hier angezeigten Schriften zur Beherzigung empfehlen.

Poetiſche und literariſche Albums.

(Beſchluß aus Nr. 42.)

Album des Literariſchen Vereins in Nürnberg für 1867. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

Der vierundzwanzigſte Geburtstag des vorliegenden
bum" bietet uns leider keine Veranlaſſung zu heitern
rachtungen. Die Poeten des nürnberger Jahrbuch
ienen diesmal faſt ſo gedrückt und kleinlaut wie arme
ſen; die friſchen muntern Geſichter, welche ſie ſonſt
Schau getragen, haben einer Leichenbittermiene Platz
icht, denn der Verluſt, den der Verein zu beklagen
iſt ein ſo bedeutender, daß ſeine weitere Exiſtenz in
e kommen dürfte. Unter der Fahne von J. L. Hoff-
, dem kräftigen Streiter einer hellern Zukunft,
e der Literariſche Verein ein ziemlich unbekümmertes
in. Die Entwerfung neuer Plane und deren
rbeitung blieben in der Hauptſache Hoffmann über-
, und mit liebenswürdiger Geduld verſtand derſelbe
leicht zu ordnen, jedes Mitglied auf ſeinen rechten
tpoſten zu ſtellen, und bei irgendeiner Stockung
er wiederum die ſchöne Kunſt, jene ſtörenden Ele-
ohne Mühe zu entfernen. Die Vielſeitigkeit des
ts war bei Hoffmann keine bloße Vielwiſſerei; der
he Mann, der ſo mancher Länder Herrlichkeiten
Wunder auf ſeinen Zügen geſehen, glich auch in
Wiſſenſchaft und Kunſt einem Reiſenden, für den
und Kälte nicht vorhanden ſind. Weniger bedeu-
Gebiete durcheilte er im Fluge, um nur eine An-
ng davon zu gewinnen; boten ſich ihm aber inter-
und große Erſcheinungen dar, ſo wandte er ſei-
iren Forſcherblick nicht eher von ihnen ab, als bis
die einzelnen Schönheiten in ſich aufgenommen
Seine Kraft wurde demgemäß nicht überflutet
r Fülle der Gegenſtände, und aus der langen an-
en Beſchäftigung mit den alten und neuen Claſ-
zu welchen er ſtets wie zu lieben Freunden zurück-
erwuchs allmählich ſeine kernhafte ſelbſtändige Bil-
Aber neben ſeiner Tiefe und Gründlichkeit ver-
offmann über einen ſchlagfertigen herzerfriſchen-
mor, wodurch er in geſellſchaftlichen Kreiſen Licht
ben um ſich verbreitete. Sein Mutterwitz war leicht und gefällig und ſummte jedem angenehm um die Ohren. Auch der perſonificirte Perrükenernſt verlor ihm gegenüber nicht ſelten das Gleichgewicht; feierten doch alle, die mit ihm zuſammenkamen, ſozuſagen den Sonntag Lätare, und dergeſtalt war Hoffmann nicht nur, wie Priem in ſeiner Gedächtnißrede bemerkt, die Seele des Ganzen, ſondern er repräſentirte — um mitten ins Schwarze zu treffen — den eigentlichen Geiſt des Vereins.

In Bezug auf das nürnberger Album erinnern uns daher die dem literariſchen Nachlaß entnommenen Beiträge von Hoffmann, die uns als letzte Gabe geboten werden, nicht mit Unrecht an den Glanz der untergehenden Sonne. Ohne dieſe Beiträge — wie dürftig erſchiene das ganze Jahrbuch! Bei dem Anblick der lyriſchen Kränze, womit Knapp, Bartſch, Fennimore und Ebersberger den Sarg des Todten ſchmücken, vermiſſen wir gänzlich die Blume, welche die Franzoſen Immortelle nennen. In den acht Octaven, die Karl Bartſch „Den Dahingeſchiedenen" widmet, haben die Muſen nur an der Schlußſtrophe einen höhern Antheil; den proſaiſchen Ton der übrigen ſieben Strophen charakteriſiren die nachſtehenden Verszeilen:

> Du zogſt hinaus, wie ſchon ſeit manchen Jahren,
> Der Menſchen Städt' und Länder zu erſchaun,
> Nachdem du ganz Europa faſt durchfahren,
> Diesmal nach Spaniens romant'ſchen Aun.
> Wie Gatt' und Gattin nie geſchieden waren,
> So zog mit dir die treueſte der Fraun,
> Und keinem bangte, daß den muth'gen Seelen
> An froher Wiederkehr es könne fehlen.

Die ſchon erwähnte ziemlich umfangreiche Gedächtnißrede von J. Priem kann in den Gemüthern der Hörer ſchwerlich das von dem Verfaſſer gewünſchte Gefühl hervorgerufen haben. Die ſchlichte und beinahe trockene Darſtellungsweiſe von Priem bildet einen wehmüthigen Gegenſatz zu der dichteriſchen Gedankenfärbung und dem eigenthümlichen Redefeuer, womit Hoffmann die Herzen zu entzünden wußte. Die Schilderung eines bedeutenden Mannes fordert die Begeiſterung in die Schranken; hier müſſen unſere Worte gleichſam von Blitz und Donner getragen ſein, denn es iſt unmöglich, andere für die

Digitized by Google

Größe deſſelben zu entflammen, wenn nicht vor allem die Hörer empfinden, daß aus uns ſelbſt die Stimme der Begeiſterung ſpricht. Priem verfährt aber wie ein bloßer Berichterſtatter; er erzählt uns mit dürren Worten die vielfachen Schickſale Hoffmann's, gibt uns ein Verzeichniß ſeiner Schriften und hebt dann ſeine übrigen Verdienſte hervor. Was iſt damit gethan? Haben wir ſo ein Bild von Hoffmann empfangen, ein Bild, das ſich mit unauslöſchlichen Zügen in unſer Gedächtniß prägte? Sollte Priem dies wirklich glauben, ſo würde es ihm wie manchem Romandichter gehen, welcher die Eigenthümlichkeit ſeiner Heldin treffend geſchildert zu haben meint, indem er uns wiederholt verſichert: dieſelbe ſei mit allen Reizen der Jugend geſchmückt. In der Hervorhebung unbedeutender und gleichgültiger Dinge iſt der Verfaſſer ſo gewiſſenhaft wie der heilige Auguſtin in ſeinen „Confessiones". Ueber das Ausgabenbuch von Hoffmann während ſeiner Reiſe von Jativa nach Alicante erhalten wir die wichtige Mittheilung, daß die letzte Rechnung in Engina mit 4 Realen und 8 q. bezeichnet iſt. Mit Buchſtabentreue ſind Hoffmann's letzte Aufzeichnungen vom 24. Auguſt (1865) wiedergegeben. Dieſe lauten kurz:

Morgenbad. In der Stadt von dem Alten mit dem böſen Bein herumgeführt. In den Stierplatz darf man nicht. Mit Herrn Krauſe noch in eine bairiſche Brauerei. Der Zug ging erſt um 5 Uhr 30 Minuten. Geſpräch mit dem Geiſtlichen: Eisleben, Wittenberg. Um 8 Uhr abends in Jativa. Ein Menſch, vor dem ſich Luiſe fürchtet, bringt uns ins Wirthshaus. Eier. Uebrigens reinlich.

Dieſe Notizen mögen nach den erſten Todesnachrichten von Hoffmann und ſeiner Gattin in einem flüchtigen Zeitungsartikel am Platze geweſen ſein, nicht aber hier, wo die Pietät gegen ſolche Papierſchnitzel nur dazu dient, das Bild eines ungewöhnlichen Mannes in den hölzernen Rahmen einer Alltagsfigur zu zwängen. In einem ganz andern bedeutungsvollen Licht erſcheint die Anführung des ſchmerzlichen Ausrufs, mit welchem Hoffmann verſchied: „Wo ſind meine Freunde, meine Landsleute!" Den Schluß der Gedächtnißrede bilden ein paar Verſe, die eine völlig unpaſſende Verbindung mit der ſchlecht angeſchriebenen Firma von Wenn und Aber eingehen. Unter der Vorausſetzung nämlich, daß es mit der geträumten Unſterblichkeit ſeine Richtigkeit habe, verſpricht der Dichter den ſeligen Hoffmann im ſchönen Jenſeits zu bewillkommnen; Priem hätte aber hierzu in jedem Fall ſein erlauchter Vorläufer ſein müſſen.

Eine vielverheißende Ueberſchrift trägt der Aufſatz von Karl Lützelberger: „Das deutſche Schauſpiel und Jakob Ayrer." Da ſich gerade wieder in den letzten Jahren hervorragende Köpfe dem tiefern Studium der dramatiſchen Schöpfungen von Ayrer zugewandt haben, welche nach den jüngſten Entdeckungen in eine frühere Periode fallen, als bisher geglaubt wurde, ſo gingen wir in unſern Anſprüchen nicht zu weit, wenn wir von Lützelberger in die aufgehellten Gründe neuer Forſchungen geführt zu werden meinten. Doch ſchon in der vorausgeſchickten Darſtellung der damaligen Verhältniſſe des deutſchen Schauſpiels leiſtet Lützelberger auf eigene Mittheilungen Verzicht; hier begnügt er ſich hauptſächlich mit dem Abdruck von zwei verſchiedenen und in ihrer Eigenartigkeit ganz intereſſanten Proben aus geiſtlichen Spielen, [illegible] ben, die der Schletter'ſchen „Geſchichte des deutſchen [illegible] ſpiels" und der Devrient'ſchen „Geſchichte der [illegible] Schauſpielkunſt" entlehnt worden ſind. Im [illegible] daran folgen Betrachtungen über den berühmten [illegible] Hans Sachs, wobei Lützelberger wieder ſeinen [illegible] Hintergrund behauptet, indem er uns die ziemlich [illegible] kannten Urtheile anderer, wie Devrient's, Gervinus' [illegible] Goethe's, zum beſten gibt. Gervinus' Urtheil, Hans [illegible] ſei in der Poeſie ſo gut ein Reformator geweſen [illegible] Luther in der Religion und wie Hutten in der [illegible] iſt aber doch weſentlich einzuſchränken. Wir halten [illegible] in dieſer Hinſicht mit Koberſtein, der den Dichter [illegible] hoch noch zu niedrig ſchätzt. Dieſer Literarhiſtoriker [illegible] kennt zwar Sachs als den bedeutendſten Vertreter [illegible] Epoche an, ſagt aber nichtsdeſtoweniger, daß ſeine [illegible] riſchen Producte nur im allgemeinen einen Fortſchritt [illegible] kundet hätten, denn alle Mängel früherer Autoren [illegible] bei ihm noch in verſchiedenen Graden zum Vorſchein [illegible] kommen. Und ein anderer wichtiger Punkt iſt [illegible] großen Verehrung für ſeinen Genius nicht zu über[illegible] In allen Stücken, die ſeiner eigenen Erfindung [illegible] ren, iſt Hans Sachs gleichſam auf einem Flecke [illegible] geblieben. Nur in den bunten, nicht von ihm [illegible] dachten Spielen, wie der „Henno" und der „[illegible] Pallas und Venus", gelangt er in Bezug auf [illegible] theatraliſche Faſſung zu einer höhern Stufe. Das [illegible] von Jakob Ayrer endlich, das Lützelberger zum [illegible] entwirft, beſteht ungeachtet deſſen, daß uns die [illegible] ſchrift des Aufſatzes beſonders an die Adreſſe dieſes [illegible] ters verweiſt, in ſehr flüchtigen mangelhaften Um[illegible] Die von Dr. Holland neu herausgegebenen Theater[illegible] des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig, [illegible] richtigen Beleuchtung von Ayrer auf keinen Fall [illegible] erwähnt bleiben durften, ſcheinen für Lützelberger [illegible] vorhanden zu ſein. In ein ganz ſchiefes Licht [illegible] dadurch z. B. folgende höchſt oberflächliche Bemerkung [illegible]

Man hat früher gemeint, Ayrer habe von Shakſpeare [illegible] borgt, weil einige Stücke gleichen Gegenſtand mit Shakſpeare[illegible] ſchen haben, z. B. ſeine „Phönicia" mit „Viel Lärmen um [illegible] aber ſie ſchöpften beide nur aus einer Quelle, und [illegible] gleichung beider Stücke gewährt vielen Genuß.

Hinter dem allgemeinen „man" verbirgt ſich, [illegible] Verfaſſer hinzufügen mußte, das ehrwürdige Haupt [illegible] romantiſchen Dichterſchule. Dem alten Ludwig Tieck [illegible] der Irrthum zu verzeihen, denn die Stücke des [illegible] Heinrich Julius konnten ihm bei Herausgabe ſeiner [illegible] maturgiſchen Blätter" nicht zu Geſicht gekommen [illegible] ſteht doch ſelbſt der gelehrte Koberſtein (im erſten [illegible] ſeiner „Nationalliteratur" von 1847), ihm habe [illegible] die Gelegenheit gefehlt, auch nur ein Stück des [illegible] kennen zu lernen. Der „Vincentius Ladislaus" [illegible] zogs, der wieder eine Copie des italieniſchen „[illegible] iſt, verſchafft uns aber inſofern die Löſung, als [illegible] durch der Zuſammenhang der Stücke untereinander [illegible] großer Beſtimmtheit entgegentritt. In Bandello's [illegible] in der nur die roheſten Elemente zu dem Luſtſpiel [illegible] Lärmen um nichts" enthalten ſind, vermiſſen [illegible] die herrlichen Geſtalten von Benedict und Beatrice, [illegible] weil gerade dieſe auch in Ayrer's Luſtſpiel „[illegible] ſchönen Phänicia (nicht Phönicia, wie Lützelberger [illegible]

Digitized by Google

ınd Graf Tymbrus von Goliſan aus Aragonien“ zu inden ſind, konnte eben Tieck zu der Annahme gelangen, lyrer habe aus Shakſpeare geſchöpft. Bei dem „Vin-entius“ haben wir dagegen allein das Zwiſchenſpiel, und iſt die Exiſtenz eines Stücks erwieſen, in welchem nach em Zuſchnitt der Novelle von Bandello zugleich der alieniſche Capitano ſein Weſen treibt. Hinſichtlich der ergleichung der „Schönen Phänicia“ mit „Viel Lärmen n nichts“, die nach Lützelberger vielen Genuß gewährt, es daher rathſam, den „Vincentius Ladislaus“ eben-lls in die Hand zu nehmen. Der Herzog und Ayrer hen beide ſozuſagen in ſchwerfälligen Waſſerſtiefeln ein-r, wenn ſich auch entſchieden der letztere mit größerm ſtande zu bewegen weiß. Shakſpeare's Dichtergröße ıchtet aber hier in vollem Glanze; er war der Tauſend-nſtler, der aus dem plumpen Bauer den liebenswür-jen Edelmann hervorgehen ließ. Das iſt eben echte riginalkraft, und wer dem Stammbaum des Edelmanns hforſcht, muß in ihm die Macht des Schöpfers loben, ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre brachte.

Ein hübſches Erzählertalent offenbart F. Knapp in kurzen Schilderung ſeiner „Pilgerfahrt von Merida h der tultekiſchen Ruinenſtadt Uxmal“. Knapp iſt nbar kein Liebhaber von poetiſcher Aufſchneiderei, worin der alte Don Pedro Jetina gefiel, der ihm als hal-Münchhauſen verſichert hatte, daß ein Reiſender, n er anders nicht indianiſchen Schnapphähnen zum henſchmaus dienen wolle, bei ſeinem Streifzuge nach tultekiſchen Baalbek mindeſtens ein Dutzend Drago-mitnehmen müſſe. Im Gegenſatz dazu erzählt der rheitsliebende Verfaſſer ſehr humoriſtiſch, wie er auch die geharniſchten Dutzendritter mit ihrem koſtſpieli-Säbelraſſeln fertig geworden, indem ſeine Begleitung nglich nur aus zwei braunen ſchweigſamen Indianern nden, ſpäter habe jedoch der ritterliche Don Alejandro raktiſcher Wegweiſer fungirt, derſelbe Alejandro, welcher ts der Cicerone von Stephens und Heller geweſen. geſchickter Photograph verfährt Knapp in der detail-Beſchreibung der denkwürdigſten Rieſenglieder, die dem ehemaligen Koloß der ſagenhaften Stadt noch geblieben ſind. Allerdings würde die ganze Schil-ıg weit wirkſamer geweſen ſein, wenn ſie der Autor Unterlage zu einem größern Gemälde benutzt hätte. glauben wir am Schluſſe nur das phantaſtiſche hſtück aus einer längern Reiſebeſchreibung geleſen zu .

Der lyriſche Anhang des „Album“, worin Hans Barth, berger, Knapp, Heinrich Petzet, Priem, A. S. und Walpurg ihre Stimmen bunt durcheinander erheben, rt uns vielfach an das Säculum der Gleim. Die iche Geſinnung von Heinrich Petzet iſt gewiß nicht zweifeln, wol aber ſeine dichteriſche Befähigung, auf es hier ankommt. Wendungen wie:

iſt Er (Jeſus) nicht in ſeines Fleiſches Tagen
einer Hochzeit ſelber eingekehrt —

m nehmt Ihn auf und laßt Ihn bei euch bleiben:
r Schmerzensmann wird allen Schmerz ver-
treiben —

ichnen die nüchterne Ausdrucksweiſe des Verfaſſers. Von der gemeinen Landſtraße niederer Proſa ſucht ſich freilich Knapp möglichſt fern zu halten; anſtatt eigener Schwingen, die ihm fehlen, bedient er ſich aber einer künſtlichen Flugmaſchine, deren Mechanismus nicht in Ordnung iſt, und ſo fällt er häufig in das Geſtrüpp des Abſonderlichen hinein:

Der klare See, des Haines Heiligthum,
Regt wie im Traume die kryſtallnen Wellen,
Den ſchlummertrunken noch, in Ehrfurcht ſtumm,
Der Stämme ſtolze Gruppen rings umſtellen.

Bei dem Gedicht: „Unter den Palmen“, das ein ſeltenes Naturſchauſpiel zum Vorwurf hat, bedauern wir wegen des intereſſanten Stoffs lebhaft, daß der Poet den ſchweren Kampf zwiſchen Inhalt und Form nicht durchzufechten vermochte. Der ſtürmiſche Rundreigentanz der anapäſtiſchen Strophenform, an den ſeine Muſe gar nicht gewöhnt iſt, indem ſie über ihre eigenen Füße ſehr oft ſtolpert, harmonirt übrigens mit dem Stoffe in einer Weiſe, welche uns beleidigt, anſtatt zu erfreuen, denn die Harmonie beider beruht nur auf gegenſeitiger Abneigung. Das entzückende Schauſpiel einer Nordlichtſonne verlangt von Haus aus die ruhige Betrachtung, alſo auch eine gemäßigte leidenſchaftloſe Darſtellung, wodurch wir gleich in eine dem Ganzen entſprechende Stimmung verſetzt werden.

Am umfangreichſten iſt der poetiſche Feſtdialog von J. Priem, der den Schluß des „Album“ bildet. Als Perſonen erſcheinen hier Hans Sachs, Konrad Grübel, die von Genien umgebene Muſe und ein unbekannter Dichter, dem der Glaube an die hohen Ideale der Kunſt abhanden gekommen iſt. Zur Bekehrung dieſes halbverzweifelten Jünglings thun alle mit beſtem Erfolg das Ihrige. Der ehrliche Grübel ſpricht friſch von der Leber weg und zwar in ſeinem derben Volksdialekt. Weniger natürlich iſt die Sprache der Muſe:

Was ſie (die Götter) auch bringen und was ſie auch bieten,
Iſt ein Geſchenk, das ſie alle geweiht,
Und mit der Muſe ſüß duftenden Blüten
Iſt auch die rauchende Eſſe beſtreut u. ſ. w.

Schade um dieſe Dichterblüten! Manche Verſe, die der Muſe und Hans Sachs in den Mund gelegt ſind, verrathen deutlich einen Freundſchaftsbund mit dem ſogenannten Schiller-Pathos; die meiſten Nachahmer bleiben aber wie Priem bei den oratoriſchen Aeußerlichkeiten ſtehen, denn die drängende Intention und die dichteriſche Kraft des Redners, welche den Grundcharakter der Schiller'ſchen Poeſie bilden, ſind eben nicht wie jene zu erlernen.

Wohlweislich haben wir nicht ſchon im Anfang das Pulver verſchoſſen. Der Schuß, der noch in unſerm Rohre ſteckt, ſoll dem Leſer das Erſcheinen des alten Hoffmann ankündigen, den wir deshalb erſt jetzt citiren, weil wir mit einem gehobenen Eindruck zu ſcheiden gedachten. Die leuchtende Spur, welche ſein Geiſt zurückgelaſſen hat, läßt uns vergeſſen, daß den einſt ſo raſtloſen Wanderer ein Grabhügel deckt. Noch in ſeinen letzten Gaben, mit denen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, verſcheucht der lebendige Pulsſchlag alle Gedanken an die Hinfälligkeit menſchlicher Natur. Zwar iſt die geiſtvolle überſichtliche Schilderung der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit von Chriſtoph von Grimmelshauſen nich ganz

Digitized by Google

bis zum Abſchluß gediehen; aber dennoch ſchreiben wir der jetzigen Redaction des nürnberger Album nicht die Worte nach, daß wir es hier mit einem Bruchſtück zu thun hätten. Nur der Rahmen fehlt dem farbenfriſchen Bilde; ſonſt ſteht es fertig da.

Die intereſſante Frage, weshalb wir einen deutſchen Schriftſteller des 17. Jahrhunderts ſo ſelten ſeiner ſtaubigen ſchweinsledernen Verborgenheit entreißen, erörtert Hoffmann zunächſt im Eingang ſeiner Darſtellung. Schleppt ſich die Literatur jenes Zeitalters durch flache Unbedeutendheit dahin und hat der waldbrandartige Krieg, der damals hauſte, auch in ihren Feldern alles Wachsthum verkümmert, ſodaß kein Talent mehr Wurzel faſſen konnte? Vortrefflich ſagt der Autor:

Was ſoll man Stroh dreſchen? Es fallen doch keine Körner heraus. Ja, wenn man lieber ehrlich als ruhmredig ſein will, ſo bleibt man nicht beim 17. Jahrhundert ſtehen, ſondern erklärt friſchweg: die 500 Jahre, welche zwiſchen Friedrich II. von Hohenſtaufen und Friedrich II. von Preußen liegen, haben uns Deutſchen überhaupt keinen nationalen Dichter gebracht, welcher den beſten Söhnen dieſer oder jener fremden Nation ebenbürtig zur Seite ſtünde. Warum will ich aber dennoch ſo einen alten Schläfer aus ſeiner langen Ruhe ſcheuchen? Noch dazu einen Schriftſteller, den der größte Theil meines Publikums kaum dem Namen nach kennt? Weil er der bedeutendſte war, nicht blos unter ſeinen Zeitgenoſſen, ſondern weithin vorwärts und rückwärts, erſtlich als getreuer draſtiſcher Maler der Sitten, zweitens als wohlmeinender, einſichtsvoller Patriot, der den Kopf hochhielt im Elend, drittens als frommer Menſch, der bei Fortuna's übermüthigem Gaukelſpiel ein Chriſt blieb, endlich als witziger Kopf derbkörnig im Ausdruck, ſpruch- und anekdotenreich, ein Meiſter des Stils, der das rechte Wort zur Hand hat am rechten Ort, und nur ſelten der geſchmackloſen Mode etwa durch eine lang geſponnene Allegorie oder eine ungeſchickte Häufung von Citaten ein kleines Opfer bringt, ſonſt allezeit gediegen und feſt, wo es gilt mehr Grobſchmied als Goldſchmied zu ſein, die Sprache nach löblichen Grundſätzen meiſternd und beherrſchend wie wenige.

Traurig genug, daß ein ſo wahrhaft genialer Mann, deſſen volksthümlichen Romanen auch Koberſtein nachrühmt, ſie wären als die beſten und innerlich geſündeſten Dichtungen ſeiner Epoche zu betrachten, zwei Jahrhunderte unbemerkt bleiben konnte. Seine Geſtalt aus dem Dunkel hervorzuziehen und ſein Andenken zu retten, ſollte erſt der Neuzeit gelingen. Das Räthſel der langen Verſchollenheit, welcher Grimmelshauſen anheimfiel, erklärt Hoffmann vorzugsweiſe aus der vielbeliebten damaligen Unſitte, wonach die Schriftſteller gern mit ihrem wirklichen Namen hinter anagrammatiſchen Umbildungen Verſtecken ſpielten. Wer gab ſich die Mühe, ſagt unſer Gewährsmann, alle Andeutungen zuſammenzuſuchen, die Anagramme aufzulöſen, kurzum ernſtlich nach einem Autor zu ſpähen, deſſen Wichtigkeit und Vielſeitigkeit man noch nicht ahnte? Aber Hoffmann mußte weit mehr die innern als die äußern Gründe betonen. Können wir denn wegen eines ſonderbaren unverſtändlichen Aushängeſchildes achtlos an Gebäuden vorübergehen, in welchen wir Schätze aufgeſpeichert finden? Der Name iſt doch mit Recht Rauch und Schall, wenn ſich keine geiſtige Phyſiognomie dahinter verbirgt. So kann die geringe Beachtung der Schriften von Grimmelshauſen hauptſächlich nur an der ſtaunenswerthen Unreife des Geſchmacks ſeiner Zeitgenoſſen gelegen haben. Als er einmal in Vergeſſenheit gerathen war, ſtieß aber allerdings ſeine Ausgrabung auf große Schwierigkeiten. Erſt vor 30 Jahren kamen Hermann Kurz, Echtermeyer und Paſſow dem untergegangenen Dichter auf die Spur; ſeine Perſönlichkeit umzieht freilich eine chineſiſche Mauer, zumal der unſterbliche Theil ſeines Genius, der endlich doch dem Tode abgerungen iſt, wenig Anhaltepunkte zu einer klaren Vorſtellung ſeiner einſtigen Exiſtenz auf Erden bietet. Seltſame Dinge berichtet Gervinus, nach welchem Grimmelshauſen von ſeinem zehnten Jahre an Musketier geweſen ſein ſoll. Dieſe biographiſche Notiz veranlaßt Hoffmann billig zu einem Kopfſchütteln; ein zehnjähriger Knabe habe höchſtens zum Reiterjungen, zum Offizierpagen oder allenfalls noch zum Trommelſchläger getaugt, nicht aber zum wirklichen Soldatendienſt. Der genannte ſehr verdienſtvolle Literarhiſtoriker beruft ſich nebenbei zum Unglück auf die Vorrede zu dem „Satiriſchen Pilgram“, in welchem Grimmelshauſen dergleichen erzählen ſoll; in der echten Ausgabe beſteht aber die ganze Vorrede zu den 20 kurzen Abhandlungen, die den Inhalt des Werks bilden, blos aus dem lakoniſchen Titelblatt.

Auf dem Großvaterſtuhl der Autoritäten, auf dem ſich ſo bequem ſchlummern läßt, pflegt Hoffmann nicht gern oder doch nur ſehr behutſam Platz zu nehmen. Während Keller, Jakob Grimm, Paſſow und Koberſtein (letzterer ſtützt ſich auf den vorhergenannten) den Dichter des „Simpliciſſimus“ als einen Repräſentanten der evangeliſchen Kirche hinzuſtellen verſuchen, hat Hoffmann im Gegentheil aus ſeinen Schriften den Geiſt des Katholicismus ſo ſtark herausgewittert, daß die Beſtrebungen, Grimmelshauſen zum Proteſtanten zu ſtempeln, als ganz verfehlt erſcheinen. Auch über eine dunkle Stelle in dem von Paſſow beigebrachten und zuerſt in Nr. 273 d. Bl. f. 1847 abgedruckten Todtenſchein von Grimmelshauſen verbreitet unſer Autor ein neues Licht. Das Werkchen: „Warum er nicht katholiſch wurde“, haben die erwähnten Autoritäten hauptſächlich zum Nachweis für die proteſtantiſche Geſinnung des Dichters benutzt, wobei dieſelben jedoch in den eigenthümlichen Fehler verfielen, von dem Lieblingshelden einen voreiligen Schluß auf den Verfaſſer zu ziehen. Uebrigens finden wir bei Koberſtein den Titel nur in der eben citirten Form angegeben, nicht aber, wie er wirklich lautet: „Simplicii angeregte Urſachen, warum er nicht katholiſch wurde, von Bonamico in einem Geſpräch widerlegt.“ Hoffmann bezeichnet dies geiſtvolle Geſpräch als ein wahres Muſter populärer Apologetik. Von Bonamicus vollſtändig in die Enge getrieben, ſagt ſchließlich der gute Simpliciſſimus nach Art der Trägen und Läſſigen: „Solchergeſtalt mag der katholiſche Glaube wol recht ſein. Aber ich bin nunmehr zu alt dazu, ich will nur bleiben, wie ich gezogen und geboren bin, ich werde wol auch ſelig werden.“ — Bonamicus: „Biſt du zu alt, den katholiſchen Glauben anzunehmen, ſo biſt du auch zu alt, ſelig zu werden, und mußt wol ein rechter alter Narr ſein, der du deines Alters wegen die ewige Seligkeit verſcherzen willſt.“

Keller's Anſicht, Grimmelshauſen habe wol überhaupt tiefe und nachhaltige religiöſe Bedürfniſſe nicht gekannt, ſchwimmt zu ſehr auf der Oberfläche. Ein geborener Volksſchriftſteller wird gewiß am wenigſten über eine die ganze Menſchheit bewegende Frage mit der Leichtigkeit

Digitized by Google

nes Bonvivant hinweggehen. Am liebſten möchte Grim-
elshauſen, wie Hoffmann mit ſeinem Verſtändniß be-
erkt, die Confeſſionen ausgleichen und ein Chriſtenthum
ſchaffen, wie der künftige Held ſeines Jupiter. Aber ſeine
urcht vor dem „erſchrecklichen Donnerſtrahl des Bannes“,
n die Prieſter neben ihrer „heilſamen Abſolution“ in
änden haben, war zu groß, um nicht den katholiſchen
affen gegenüber in beſtändiger Devotion zu verharren.
nzelne aphoriſtiſche Thatſachen ſprechen freilich dafür,
ß Grimmelshauſen gleich ſeinem Simpliciſſimus Con-
tit geweſen; nur muß er es noch vor ſeinem erſten
hriftſtellerdebut geworden ſein. Durch Hoffmann's For-
ungen iſt in der Beziehung dem Zweifel kein Spiel-
im mehr gelaſſen.

Unter der Aufſicht des Verfaſſers paſſiren die Schrif-
von Grimmelshauſen der Reihe nach Revue. Höchſt
lthuend iſt dabei das Gefühl, keinen kritiſchen Zoll-
ector vor uns zu haben; auch bei der genauen Zer-
ng der einzelnen Theile entfällt dem Autor niemals
geiſtige Band. Die Darſtellung behauptet jedoch nicht
n chronologiſchen Gang, der hier am unrechten Platze
e, ſondern richtet ſich ſozuſagen nach dem äſthetiſchen
matboden, dem die verſchiedenen Werke angehören.

Den Ausgangspunkt bilden die Abhandlungen und
rachtungen, an dieſe ſchließen ſich die lehrreichen Er-
ngen, dann folgen die Romane im Geſchmack der
rn Stände und endlich gelangen wir zu ſeinen echt
thümlichen Romanen, in welchen Grimmelshauſen
zeitgenöſſiſchen Dichtern mit der Fahne ſeines Jahr-
erts ſiegreich voranflog. Am wenigſten entſprechen
r Natur die Romane im vornehmen Stil; deſſen-
achtet hebt aber Hoffmann hervor, daß dieſelben im
ältniß zu der weitſchweifigen und phantaſtiſch auf-
ten Schreibweiſe, welche damals florirt habe, eine
liche Kürze und Prunkloſigkeit an den Tag legten.
die Wahl der Stoffe habe eine friſche lebhafte Dar-
ng unmöglich gemacht. Beſonders charakteriſtiſch für
Leſepublikum jener Zeit iſt die Vorrede zum „Keuſchen
h“. Sowol von hohen als niedern Standesperſonen,
der Verfaſſer, ſei ihm der Wunſch zu Ohren ge-
en, daß er Joſeph's intereſſante „Hiſtoria“ mit größerer
hrlichkeit beſchreiben möge. Es wären freilich noch
ſeltſame Sachen von Joſeph's Leben zu berichten,
emgemäß habe er alles, was der Heiligen Schrift
gerade zuwiderlaufe, gewiſſenhaft zuſammengetragen
ur diejenigen Dinge weggelaſſen, welche ſich zu ſehr
s Gebiet des Fabelhaften verlören. Hoffmann be-
dazu treffend: „O kindliche Begnügſamkeit jener
lt! Naive Gläubigkeit jenes Zeitalters! Joſeph's
nnte Lebensgeſchichte wollte man weitläufiger er-
haben. Wie ſich die «tiefgefühlten Bedürfniſſe» des
tums ändern!“

ieſe und andere gottſelige Geſchichten hätten natür-
iemals dem Namen Grimmelshauſen einen ſo ſtarken
verleihen können, daß derſelbe noch in unſer Jahr-
t hinüberſtrahlt; dazu verhalf ihm erſt ſein umfang-
Volksroman „Simpliciſſimus“, deſſen Titel keinem
ch nur den Schaum von der Literatur gekoſtet hat,
nnt ſein dürfte. Unter den hervorragenden Literar-
ern iſt Koberſtein, wie ſchon erwähnt, hinſichtlich
dieſer Schöpfung des Lobes voll; auch Heinrich Kurz, der nicht minder gelehrte Kenner des 16. und 17. Jahrhunderts, ſtellt dem köſtlichen Volksbuch ein Anerkennungspatent aus, womit der Dichter zufrieden ſein kann. Nur Gervinus hat den Werth des „Simpliciſſimus“ weſentlich zu verdunkeln geſucht; ſeine Tadelſtimme, die gern eine vornehme Einſeitigkeit herauskehrt, da er alles in dem Weltſpiegel des Abſoluten betrachten möchte, muß aber doch Hoffmann gegenüber verſtummen. Mit ſehr geſchickter Hand hat unſer Autor das ganze vielverſchlungene Gewebe des Romans entfaltet, und ſeine draſtiſche Erzählung darf als eine muſterhafte Reproduction bezeichnet werden. Wenn Otto Banck gelegentlich die Monſtreromane von heutzutage ein Labyrinth nennt, und dabei hinzufügt, ein ſolches wäre noch nie zugleich ein ſchönes Gebäude geweſen, ſo trifft dieſer Ausſpruch nicht unſern „Simpliciſſimus“. Derſelbe bildet ſogar in mehr als einer Hinſicht einen claſſiſchen Gegenſatz zu den modernen Rieſenromanen, bei welchen der Hauptheld meiſt von endloſen Nebenepiſoden dergeſtalt verdrängt zu werden pflegt, daß wir, wenn er plötzlich wieder erſcheint, eine ganz neue Figur zu ſehen meinen. Das große Kunſtſtück, durch welches Grimmelshauſen gelingen ſollte, ſeinen Simpliciſſimus nicht das Opferlamm der zahlreichen Ver- und Entwickelungen werden zu laſſen, beruht einfach auf dem freien Ueberblick, den wir deshalb behalten, weil die Nebenperſonen nicht pilzartig hervorſchießen, ſondern ſich großentheils wohlgeordnet um den Helden gruppiren. Allerdings beſchreiben die Abenteuer deſſelben, als er nach Rußland und in das Land der Tataren geräth, allzu weite Kreiſe, und Hoffmann räumt auch willig ein, daß dem Verfaſſer hier der Boden unter den Füßen verſchwunden ſei. Aber dieſe extemporirten Affenſprünge der Phantaſie ſind glücklicherweiſe ſehr epiſodenhafter Natur, und bei der ſonſtigen Vorzüglichkeit des Ganzen lächeln wir gern darüber, anſtatt eine ärgerliche Miene anzunehmen. Simpliciſſimus iſt eben eine Art Falſtaff, den wir wegen einiger phantaſtiſcher Ausſchweifungen nicht zur Rechenſchaft ziehen dürfen. Nichts weniger als ein bloßer Abenteurer folgt er im allgemeinen keineswegs ohne innern Halt den wechſelnden Impulſen, die ihm Zufall, Augenblick und flüchtig ihn berührende Menſchen geben, ſondern er weiß, um mit Egmont zu reden, muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder am leichten Wagen ſeines Schickſals abzulenken. Für ihn iſt es daher kein Unglück, wenn er gleichſam den ins Meer geworfenen Siegelring nicht wie der Glückspilz Polykrates in dem Bauch eines Fiſches wiederfindet; er hat in jedem Misgeſchick einen erſtaunlichen Vorrath von Beruhigungsgründen, und hilft ihm kein anderer, ſo iſt er bereitwilligſt ſein eigener Protector. Ein beſſerer Held konnte gewiß für einen Volksroman nicht gefunden werden.

Die übrigen im Geſchmack des „Simpliciſſimus“ geſchriebenen und mit dieſem in Verbindung gebrachten Werke verleugnen zwar nicht ihre Abkunft, ſind aber doch die weit weniger berühmten Kinder eines berühmten Mannes. Der Trutz-Simplex oder die Courage, welche der Inbegriff eines weiblichen Dragoners iſt, erſcheint als ein überaus ſaftiges Seitenſtück zum Simpliciſſimus. Ihre

Digitized by Google

öffentliche Generalbeichte, durch die ſie ihren ehemaligen Liebhaber zu proſtituiren beabſichtigt, faßt Hoffmann in den ergötzlichſten Hauptzügen zuſammen; die amazonenhafte Courage ſticht aber zu ihrem größten Nachtheil gegen den männlichen Simpliciſſimus ab, denn ſie verwechſelt Derbheit mit Kraft und niedrige Handlungen mit Genieſtreichen. Die Fortſetzung dieſes Romans bildet die ebenfalls von Hoffmann kurz erzählte Biographie ihres beſſer gearteten Sprößlings, des grübleriſchen Springinsfeld, deſſen abenteuerliche Enthüllungen durch die echt dramatiſche Einleitung ſchon im voraus einen beſondern Reiz gewinnen. Hier ſind wir in Bezug auf die Schilderung der dichteriſchen Thätigkeit von Grimmelshauſen an dem Grenzſtein angelangt, da dem Autor die Betrachtung der nachfolgenden „Geſchichte des wunderbaren Vogelneſtes“, die ſich als letztes Glied der langen Kette einreiht, nicht mehr vergönnt ſein ſollte. Haben wir jedoch ſehr zu bedauern, daß die Arbeit endet, ohne zu ſchließen? Wir unſerntheils freuen uns des heitern Rückblicks auf die bisherige Darſtellung, welche uns diejenigen Schöpfungen lebhaft vor Augen führte, in denen ſich das eigentliche Weſen des Dichters vollkommen abſpiegelt.

Der zweite Beitrag von Hoffmann verſetzt uns, um einen bildlichen Ausdruck zu gebrauchen, mitten auf die Freundſchafts- und Geſellſchaftsinſel des Literariſchen Vereins. Die fünfundzwanzigjährige Wirkſamkeit deſſelben veranſchaulicht uns der Autor in einer höchſt geiſtvollen Feſtrede, die er trotz der localen Färbung ſo zu halten wußte, daß wir unwillkürlich in das Intereſſe mit hineingezogen werden. Nur ſelten wird die Gehobenheit der Rede durch eine triviale Zwiſchenbemerkung unterbrochen; doch einmal wird uns ſogar à la Priem der ganze Speiſezettel der erſten Jahresfeier aufgetiſcht. Die unſchuldige Streichung ſolcher Dinge wäre im Geiſte Hoffmann's um ſo wünſchenswerther geweſen, als im allgemeinen das Geringfügige und Flache ſehr glücklich vermieden iſt. Von den herkömmlichen Feſtrednern, die eine unerſchöpfliche Gießkanne bei der Hand haben, iſt der Autor durch eine himmelhohe Wand geſchieden. Auch hat er nicht die moderne Angewohnheit, ſeine Figur im Hintergrunde mit Lorbern zu ſchmücken. Hingegen fehlt es nicht an den nöthigen Streiflichtern, die zur Charakteriſirung des behandelten Zeitraums dienen. Dazu gehört unter anderm die enthuſiaſtiſche Begrüßung des erſten Erſcheinens von Geibel. Am meiſten ehren den Sprecher die muthigen Paukenſchläge, durch die er den Literariſchen Verein ſeinem gelinden Halbſchlummer zu entreißen ſucht. Die Lauheit der Mitglieder kennzeichnet folgende Stelle in wahrhaft erſchreckender Weiſe: „Hundertfunfzehnmal bin ich nun als Vortragender hier aufgetreten, und wenn ich manchen unter uns auch nur um einen einzigen literariſchen Beitrag anflehe, er ſchlägt mir ihn ab, wie ich ſchon oft erfahren.“ Leider geht es unſerer Kritik wie der Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Wir nannten zu Anfang die Poeten des nürnberger Albums arme Waiſenkinder, und jetzt ſehen wir, wie gerechtfertigt dieſe Benennung iſt. Im ſchirmenden Schatten ihres raſtloſen Ernährers ſind ſie groß geworden, ohne an ein ſpäteres ſelbſtändiges Fortkommen zu denken. Wenn daher nicht jemand unter ſie tritt, wie Alfred unter die Dänen, ſo ſteht der geiſtige Bankrott vor der Thür.

Wilhelm Buchholtz.

Feuilleton.

Der wiener Luſtſpielpreis.

Der wiener Preiscommiſſion für das beſte Luſtſpiel ſind 197 Luſtſpiele eingeſendet worden, ein Beweis für die außerordentliche Productivität, die auf dieſem Gebiete herrſcht, und eine ausnehmend ſchwierige Aufgabe für die Preisrichter, welche ſich in dieſem kaum mit der kritiſchen Axt zu lichtenden Urwald zurechtfinden ſollen. Wir glauben, daß das Princip der Arbeitstheilung, einer ſolchen Arbeitslaſt gegenüber, in größerm oder geringerm Maße zur Anwendung kommen mußte und daß daher die Preisrichter die ſogenannte „grobe Arbeit“, das Ausſieben der Spreu, durch Vertrauensvoten einem oder dem andern aus ihrer Mitte übertragen haben, der für ein derartiges Ausfegen den nöthigen Radicalismus und die nöthige Ausdauer beſitzt. Dieſe Thätigkeit beſteht weſentlich im „Anleſen“ und in einem gewiſſen kritiſchen Gemeingefühl, das aus Stoff, Stil u. ſ. w. alsbald die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Stücks herauswittert. Die Möglichkeit, daß ſchon bei dieſem erſten Anleſen und Ausſieben ein oder das andere brauchbare Stück mitbeſeitigt wurde, wenn entweder der Stoff dem prüfenden Anleſer antipathiſch war oder die Form zu flüchtig berückſichtigt wurde, iſt keineswegs ausgeſchloſſen. Dies würde das Reſultat der Preisausſchreibung noch günſtiger erſcheinen laſſen, als es in der That ſchon iſt, indem eine immerhin nicht unbeträchtliche Zahl von Stücken den Bühnen empfohlen oder genannt werden konnte.

Wie den großen Geſchicken ihre Geiſter ſtets vorangehen, ſo ſpukten auch vor der abſchließenden Entſcheidung der Commiſſion in den wiener Blättern Gerüchte in Hülle und Fülle über das künftige Preisſtück. Wir glauben nicht, daß man dieſe Gerüchte alle als Feuilletonenten abſichtlich ſchwimmen ließ, ſondern daß ſie die Geneſis des ſchiedsrichterlichen Urtheils in ihren verſchiedenen Phaſen darſtellen, vor ſeiner endlichen Klärung durch die Entſcheidung der Majorität. Anfangs wurde ziemlich einſtimmig als Preisſtück das Luſtſpiel: „Der Landfriede“, bezeichnet, und mit großer Sicherheit als Verfaſſer Victor Scheffel, der Autor des „Trompeter von Säkkingen“, genannt. Hierauf trat eine Schwenkung ein; es hieß auf einmal, der notabelſte wiener Luſtſpieldichter, ohne Frage Bauernfeld, der ſich in der That jetzt als Verfaſſer des „Landfriedens“, den er umarbeiten will, bekannt hat, werde mit dem erſten Preis gekrönt werden, das beſte Stück aber, als deſſen Verfaſſer man Guſtav Freytag vermuthe, ein Stück, das ſich durch geiſtvolle Behandlung und Technik am meiſten vor den übrigen auszeichne, werde gänzlich aus der Zahl der Preisſtücke geſchieden werden, weil es kein „reines Luſtſpiel“ ſei. Das Bauernfeld'ſche Luſtſpiel finden wir unter den empfohlenen Stücken wieder. Was es aber mit jenem Stücke für eine Bewandtniß hatte, das man Freytag zuſchrieb, darüber fehlt jede Aufklärung; nur ſo viel ſcheint klar, daß es nicht den Preis erhalten hat.

Ein abſolut gutes Stück fand die Commiſſion nicht auszuzeichnen; für das relativ beſte erklärte ſie das Luſtſpiel: „Schach dem König“, als deſſen Verfaſſer man, nach den Berichten der wiener Zeitungen, den Herausgeber d. Bl. vermuthete, bis der geöffnete Zettel den Polizeicommiſſar Schaufert in Rheinbayern als Autor angab. Jetzt war man wieder in Wien ſo hartnäckig

Digitized by Google

ermuthen zu wollen, daß Schaufert ein Pſeudonym für Hein-
ch Laube oder daß Laube dieſem Autor an die Hand gegangen
und ſo ſeine dramaturgiſche Thätigkeit bis nach Dürkheim
der Hardt erſtreckt habe. Der Autor hielt es für nöthig,
genüber dieſen Gerüchten das vollſtändige geiſtige Eigenthum
r ſein Product zu reclamiren. Schaufert iſt bisher noch mit
nem ſeiner zahlreichen Stücke auf die Bühne gedrungen;
mentlich ſoll das münchener Hoftheater alle ſeine Zuſendungen
nittirt haben, während bei einer Preisausſchreibung in Mainz
s ſeiner Stücke als beachtenswerth den Bühnen empfohlen
rde. Der Dichter iſt geboren in dem pfalzbaierſchen Gerichts-
dtchen Winnweiler, einſt Hauptort der joſephiniſch-öſterreichi-
n Grafſchaft Falkenſtein am Donnersberg, und jetzt Po-
icommiſſar (nach andern Nachrichten Gerichtsaſſeſſor) zu
irkheim.

Der zweite Preis (100 Dukaten) wurde dem Luſtſpiel:
eber den Parteien", von Wolfgang Müller von Königs-
nter zutheil. Ein drittes Stück: „Der Narr des Glücks",
deſſen Verfaſſer man Benedix hielt, bis der Stadtrichter
iſt Wichert in Königsberg als Autor enthüllt wurde, erhielt
Acceſſit von 50 Dukaten auf den Vorſchlag der Preiscom-
ſion, der von der Generalintendenz acceptirt wurde. Ernſt
hert iſt nicht ſo unbekannt wie Schaufert; er hat be-
einige zur Aufführung gelangte Dramen ernſten und
ern Stils verfaßt, denen Compoſitionstalent und gefällige
m nicht abzuſprechen ſind.

Da wir es nur mit „relativ beſten" Stücken zu thun ha-
ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß die beiden erſten
sſtücke noch einmal ihren Verfaſſern zur Aufbeſſerung und
nderung für die Aufführung am wiener Burgtheater zuge-
:t wurden.

Außer den Preisſtücken ſind neun Stücke den Bühnen zur
ührung empfohlen worden: „Frauenrechte", „Mademoiſelle
in", „Landfrieden", „Siegbert", „Zwei Teſtamente",
der nach ſeiner Art", „Ergänzungen", „Vollendete That-
n", „Unſere Sklaven". Neben dieſen wurden noch in
ngere Berathung gezogen: „Der geheime Rath", „Kinder
Zeit", „Poeſie und Proſa", „Mit gleichen Waffen",
rch eigene Kraft", „Die Verlobten", „Gewagtes Spiel".
iſt Proviant für mehr als einen Winterfeldzug der deut-
Bühnen! Wohin wird ſich Melpomene vor dieſer Con-
nz der deutſchen Thalia flüchten?

Wenn Gutzkow ſeinerzeit den preisgekrönten Dichter der
nſt als Alfred Timpe bezeichnete und damit meinte, daß
dein unbekannter Neuling gewiegte Luſtſpielveteranen bei
Preisrennen um eine Naſen- und Halslänge ſchlagen
e, ſo ſcheint ihm das Reſultat der wiener Preisconcurrenz
r recht zu geben. Gleichwol will es uns gerade als ein
ıg derartiger Preisausſchreibungen erſcheinen, daß ſie bis-
nbekannten Talenten die Bahn eröffnen, während die In-
nzen und Directionen nur ſelten den Einſendungen der-
die gebührende Aufmerkſamkeit zuwenden. Welche Bühne
das Luſtſpiel von Schaufert zur Aufführung gebracht
, wenn es nicht den Preis erhalten hätte? Wenn dagegen
Stück eines namhaften Autors, ſei es nun verfehlt oder
en Preisrichtern verkannt und vernachläſſigt, mit keinem
ausgezeichnet wird, ſo iſt das Unglück nicht ſo groß,
ſſelbe auch ohne die Preisetikette den Weg auf die Bühnen
Die Entſcheidung über den eigentlichen Werth der
geben ſchließlich immer die Aufführungen; die Preisaus-
ungen haben aber das Verdienſt, die Dichter anzuregen
as Repertoire der Bühnen zu befruchten.

Wenn die drei beſten Stücke gleichzeitig drei verſchiedene
des Luſtſpiels vertreten, das hiſtoriſche, das politiſch-
und das bürgerliche, ſo war dies eine Gunſt des Zu-
keinesfalls aber durfte dies von der Commiſſion als
der Preisvertheilung angeführt werden, da die Preis-
eibung auf die Luſtſpielgattungen keine Rückſicht nahm
ie Preisrichter ſich ſtreng an das dort aufgeſtellte Pro-
zu halten hatten. Es mußten daher z. B. auch an
drei hiſtoriſche Luſtſpiele die Preiſe vertheilt werden, wenn ſie
ſonſt den Vorzug verdienten.

Noch eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Die
Preisrichter, durchaus competente, im Bühnenfach und in der
neuern Literatur bewanderte Männer, irrten ſich in den Auto-
ren der Preisſtücke. So trüglich iſt das „Stilgefühl". Das
gibt einen ungefähren Maßſtab für den Werth der ſogenann-
ten philologiſchen Kritik, die einem Autor, wie z. B. Shak-
ſpeare, nach dem Stilgefühl Stücke ſowie einzelne Theile der-
ſelben, ja ſelbſt einzelne Verſe ab- und zuſpricht.

Bibliographie.

Bastian, A., Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Prolegomena zu einer Ethnologie der Culturvölker. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Baxmann, R., Die Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII. 1ster Thl. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Baxmann, R., Friedrich Schleiermacher. Sein Leben und ſein Wirken für das deutſche Volk dargeſtellt. Elberfeld, Friderichs. 8. 15 Ngr.

Blätter aus dem Tagebuche der Königin Victoria, während des Aufenthaltes der königl. Familie in den Hochlanden von 1848 bis 1861 nebſt Auszügen aus demſelben Tagebuche über frühere Beſuche in Schottland, Touren in England und Irland und Seefahrten. Autoriſirte deutſche Ausgabe. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Brot im Spiegel ſchweizerdeutſcher Volksſprache und Sitte. Leſe ſchweizeriſcher Gebäckenamen. Aus den Papieren des ſchweizeriſchen Idiotikons. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Chroniken der deutſchen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der niederſächſiſchen Städte. Braunſchweig. 1ſter Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Führich, J. Ritter v., Von der Kunſt. 3tes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerlach, E., Die Klagelieder Jeremiä erklärt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Glesser, A., Das Lincoln-Monument. Eine Rede des Senator Charles Sumner. Nebst einer Lebensskizze Sumner's und der in seiner Rede erwähnten Künstler. Zugleich ein Beitrag zur Kunstgeschichte Amerika's. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Gräfin. Trauerſpiel. Leipzig, Hirzel. 8. 16 Ngr.

Grotthuß, Baronin Eliſabeth v., Erzählungen. Wien, Sartori. 8. 9 Ngr.

Harms, F., Abhandlungen zur systematischen Philosophie. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, F., Urgeſchichte der Stadt und des ehemaligen Fürſtenthums Ansbach. Zugleich älteſte Geſchichte der meiſten Pfarreien, Schlöſſer, Burgen, Städte und Dörfer in Mittelfranken. Ansbach, Brügel u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Janke Carola, Das Räthſel der Unſterblichkeit gelöſt von einer Somnambule. Dresden. 8. 5 Ngr.

Königsmark, W. v., Ein neuer Don-Juan oder: Die modernen Kavaliere in Berlin und Hamburg. Ein Sittengemälde aus der Neuzeit. 1ſte bis 8te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 8. à 4 Ngr.

Die Berliner Laterne von Heinrich Rooche-fort. Mitarbeiter am „Figaro". 1ſtes Heft. Berlin, Kiesſling. 8. 2½ Ngr.

Lewald, A., Anna. Schaffhausen, Hurter. Br. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Marx, K. F. H., Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 24 Ngr.

Mullens, Henriette C. (geb. Lacroix), Praſanna oder des Glaubens Sieg. Eine Geſchichte aus Bengalen. Aus dem Engliſchen von H. Hauff. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 18 Ngr.

Nathuſius, Johanne, Die Blumenwelt nach ihrer deutſchen Namen Sinn und Deutung in Bilder geordnet. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Nöldeke, T., Die altteſtamentliche Literatur in einer Reihe von Aufſätzen dargeſtellt. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Obſieger, A., Der Künſtler. Erzählung. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr.

Opzoomer, C. W., Die Religion. Aus dem Holländiſchen überſetzt von F. Mool. Vom Verfaſſer corrigirt und revidirt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pape, J., Der treue Eckart. Epos von deutſcher Entzweiung und Verſöhnung in zwölf Geſängen. 2te vollſtändig umgearbeitete Aufl. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 27 Ngr.

Reich, A., Nekropolis. Grabſchriften auf noch lebende Perſonen. Berlin, Bloch. Gr. 16. 10 Ngr.

Reinhardstoettner, C. v., Die italienische Sprache: ihre Entstehung aus dem Lateinischen, ihr Verhältniss zu den übrigen romanischen Sprachen, und ihre Dialekte nebst einem Blick auf die italienische Literatur. Halle, Schwabe. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Rückert, E., Die Pfahlbauten und Völkerschichten Osteuropa's, besonders der Donaufürstenthümer. Würzburg, Stuber. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, F. X., Entwurf eines Systems der Philosophie auf pneumatologischer Grundlage. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Grundlinien der philosophischen Ethik (philosophische Rechts-Sitten-Religions-Erziehungslehre.) Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Schneider, J., Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. 2te Folge. Der Kreis Rees unter den Römern. Düsseldorf, Schaub. 8. 20 Ngr.

Silberſtein, A., Land und Leute im Naßwalde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Geſchichte Girolamo Savonarola's und ſeiner Zeit.

Nach neuen Quellen bearbeitet von

Pasquale Villari.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers aus dem Italieniſchen überſetzt von Moritz Berduſchek.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Villari's Geſchichte Savonarola's hat weit über die Grenzen Italiens hinaus die günſtigſte Aufnahme gefunden. Die Hiſtoriſche Zeitſchrift von Sybel nannte ſie „das beſte Geſchichtswerk, das Italien ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts hervorgebracht". Durch Berduſchek's Ueberſetzung wird nun das Werk dem deutſchen Publikum zugeführt, und gerade in einer Zeit wie die unſrige, in welcher der alte Kampf zwiſchen Glauben und Vernunft, zwiſchen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt iſt, wird die Geſchichte dieſes Märtyrers für religiöſe Freiheit, den Luther ſelbſt als Vorläufer der Reformation bezeichnete, die Aufmerkſamkeit gewiß in hohem Grade auf ſich ziehen.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cholevius, Carl Leo. Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen. Zwei Theile. 8. (5⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 2⅔ Thlr.

Falk, Johannes. Goethe aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt. Ein nachgelaſſenes Werk. Dritte Auflage. 8. (1⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Mickiewicz, Adam. Vorleſungen über ſlawiſche Literatur und Zuſtände. Deutſche mit einer Vorrede des Verfaſſers verſehene Ausgabe. Vier Bände. 12. (7 Thlr. 25 Ngr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Allgemeines deutsches **Reimlexikon.** Herausgegeben von *Peregrinus Syntax*. Zwei Bände. 8. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Ruth, Ernſt. Geſchichte der italieniſchen Poeſie. Zwei Theile. 8. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Ticknor, George. Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien. Deutſch mit Zuſätzen herausgegeben von N. H. Julius. Neue Ausgabe. Zwei Bände. 8. (9 Thlr.) Ermäßigter Preis 4½ Thlr.

Tieck, Ludwig. Kritiſche Schriften. Zum erſten male geſammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 1⅓ Thlr.

Deutſches Muſeum. Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben. Jahrgang 1853—65. Herausgegeben von Robert Prutz. (Jeder Jahrgang 12 Thlr.) Jahrgang 1866 und 1867. Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel. (Jeder Jahrgang 10 Thlr.) Ermäßigter Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Vorſtehende werthvolle Werke ſind zu den bedeutend ermäßigten Preiſen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek geographiſcher Reiſen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit in wohlfeilen Ausgaben.

Erſter Band:

Das offene Polar-Meer.

Eine Entdeckungsreiſe auf dem Nordpol

von

Dr. J. J. Hayes.

Aus dem Engliſchen von

J. E. A. Martin,

Cuſtos der Univerſitätsbibliothek zu Jena.

Nebſt 3 Karten und 6 Illuſtrationen in Holzſchnitt.

Gr. 8. Eleg. broſch. Preis 1⅔ Thlr.

Der muthige Begleiter Kane's auf der Nordpolexpedition in den Jahren 1850—55 unternahm im Jahre 1860 die Reiſe, um das offene Polarmeer zu erreichen und zu durchforſchen, drang unter den größten Strapazen und Gefahren bis zu dem nördlichſten Lande der Erde vor, das vor ihm noch kein menſchliches Auge erblickt hatte, und kehrte 1861 mit der Befriedigung zurück: „Ich habe doch nachgewieſen, daß das offene Meer exiſtirt."

Die Geſchichte ſeiner wichtigen Entdeckungen hat er in populärer Schilderung in obigem Werk niedergelegt.

Wegen der deutſchen Nordpolfahrt iſt das Werk jetzt von doppeltem Intereſſe.

Zweiter Band:

Fernand Mendez Pinto's

abenteuerliche Reiſe durch

China, die Tartarei, Siam, Pegu

und andere Länder des öſtlichen Aſien vom Jahre 1537 bis zum Jahre 1558.

Neu bearbeitet

von

Dr. Ph. H. Külb,

Verfaſſer der Länder- und Völkerkunde.

Gr. 8. Eleg. broſch. Preis 1⅓ Thlr.

Pinto's Reiſewerk gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigſten und vorzüglichſten Erſcheinungen der portugieſiſchen Literatur des 17. Jahrhunderts. Dieſer Bericht, welcher nach Pinto's Tode im Jahre 1614 erſchien, wurde von ſeinen Landsleuten mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, wie die wiederholten Auflagen darthun. Daß andere Völker dieſen Beifall theilten, beweiſen zahlreiche Ueberſetzungen in verſchiedenen europäiſchen Sprachen.

Dieſen Bänden der Bibliothek werden ſich demnächſt die hervorragenden und intereſſanten geographiſchen Reiſen und Entdeckungen neuerer und älterer Zeit anſchließen.

Man abonnirt in jeder ſoliden Buchhandlung und findet dort ausführliche Proſpecte.

Für eine von dem Unterzeichneten vorbereitete Ausgabe von Hölty's Gedichten und Briefen werden Beſitzer Hölty'ſcher Schriftſtücke erſucht, ihm genaue Abſchrift der in ihren Händen befindlichen Originalien gefälligſt zukommen zu laſſen.

München, am 4. October 1868.

Dr. Karl Halm,
Oberbibliothekar und Profeſſor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. Nr. 44. 29. October 1868.

halt: Jordan's Nibelungenepos. Von Rudolf Gottſchall. — Eine Biographie des Geſchichtsforſchers Johann Friedrich mer. — Militäriſche Schriften. Von Karl Guſtav von Berneck. — Hartmann von Aue. Von Heinrich Rückert. — uilleton. (Spielhagen's Romane vor dem Forum der engliſchen Kritik; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Jordan's Nibelungenepos.

Jordan's Nibelunge. Erſtes Lied: Sigfridſage in vier- idzwanzig Geſängen. Zwei Theile. Frankfurt a. M. 1867 68. Gr. 8. 4 Thlr.

Mehrere Jahre hindurch iſt Wilhelm Jordan als pſode von einer deutſchen Stadt zur andern gezogen hat ſeine Nibelungendichtung zum Vortrag gebracht, nicht in einzelnen Städten, namentlich in Wien, glänzende lge damit zu erreichen. Ein langathmiges Epos iſt ntlich einer der ſauerſten Aepfel, in welchen unſer rnes Publikum zu beißen verurtheilt werden kann; t daher nicht mehr als billig, daß die Dichter ſo r und großer Werke, um ſich von vornherein die nahme deſſelben zu ſichern, durch öffentliche Vorleſung Dichtung, namentlich wenn ſie über einen feſſelnden ag gebieten, ſeine Sprödigkeit zu überwinden ſuchen. hm erſt das Gelungene und Bedeutende in anſprechen- Weiſe vorgeführt worden, ſo wird es ſich eher an ktüre des Ganzen wagen und auch auf jenen Sand- nicht ermüden, auf denen man in jedem Epos, Jean Paul ſagt, „watend-fahrend“ einſchläft. Unter hörern wirbt ſich der Dichter dann die Leſer und r ſeines Werks und ſchützt daſſelbe ſo vor dem gen Los der Krebſe, zu welchem epiſche Gedichte latur beſondere Anlagen beſitzen.

ie Nibelungenſage paßt jedenfalls beſſer für epiſche r dramatiſche Neudichtung; denn nicht nur iſt ihr oton epiſcher Art, auch das Wildfremde der Volks- das im Drama ſtörend wirkt und die Bühne, welche Jahrhundert den Spiegel vorhalten ſoll, zu unklaren hantaſtiſchen Spiegelungen untergegangener Zeiten rt, kann in der Farbengebung des Epos einen ge- feſſelnden Reiz ausüben. Gleichwol ſind wir durch- cht der Anſicht, daß das Epos der Gegenwart mit und Neudichtungen alter Volksepen ſeinen wahren erfülle, ſowie es Jordan durch das Zauberweib mit dem Runenſtäbchen nicht ohne Ueberſchwenglichkeit verkün- den läßt:

„So theile denn“, ſprach ſie, „den Irrthum des Tages,
Erfinde Fabeln ſtatt fertiger Sagen,
Erſinne dir ſelbſt den Stoff zu Geſängen;
Man lauſcht nicht länger leibeigenen Liedern.
Heize dein Hirn mit dem hohlen Hochmuth,
Zu wähnen, mit deiner winzigen Weisheit
Könneſt du erkünſteln, was Völker nur erkämpfen,
Die Geſammtheit nur erſinnt mit ewiger Seele
Und Jahrhunderte erſt häufen zum Hort des Geſanges.
Was du münzeſt aus Maſſe, die du ſelber gemiſcht haſt,
Mag gelb ſein, doch gilt's nicht, es iſt nicht golden.
Aus dem edelſten Erze des uralten Erbes
Von Erden und Roſt das reine Rothgold
In leuchtender Schönheit lauter zu ſcheiden,
Mit dem Zeichen der Zeit es preiswerth zu prägen,
Das nur, bedenk' es und laß den Dünkel,
Iſt der Dienſt des Dichters, des Gedankenwardeines.“

Die erhabene Muſe wird es uns nicht übel deuten, wenn wir der Anſicht ſind, daß das deutſche Volk der Nibelungenſage und das deutſche Volk der Neuzeit gar nichts miteinander gemein haben, daß ſie durch eine Kluft der Cultur getrennt ſind, welche ſich nur mit Hülfe einer Balancirſtange der Gelehrſamkeit überſpringen läßt. Dies alte Rothgold mit dem Zeichen der Zeit preiswerth zu prägen, iſt deshalb eine Unmöglichkeit. Ueberhaupt ſoll man nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen. Das neue Volksepos muß aus unſerer Cultur, aus unſern Gedanken- und Gefühlskreiſen herauswachſen; dann braucht es nicht mit dem Zeichen der Zeit geprägt zu werden, da es das Leben der Zeit in ſich trägt. Wir können daher auch nicht die berauſchende Hoffnung des Dichters theilen, welcher der „Sage“, ſeiner Muſe, antwortet:

Nicht welken laß mir die Wurzel der Dichtkunſt,
Bevor ich vollendet, was du verlangt haſt,
Und dein Offenbaren in Bildern daſteht,
Die zu leben vermögen, ſolang' ein Mund noch
In deutſchen Worten das Weltall deutet.

Digitized by Google

Dennoch wollen wir der in „Wundergeſchichten verwobenen Weisheit" mit gemüthvoller Andacht lauſchen, uns wohlig an ſolchen Wundern weiden und dem Liede des Sängers ein aufmerkſames Ohr leihen; denn der Sänger hat in der That „dämmernden Schatten deutliche Schönheit geliehen"; Jordan's Talent in der Wiedergeburt der alten Sage hat ſich von mancher glänzenden Seite gezeigt und, wie man über die Wahl des Stoffs denken mag, doch in der Darſtellung manche muſtergültige Probe des *epiſchen Stils* gegeben. Von dieſem epiſchen Stil hat aber die neue Dichtung, namentlich die neue Romandichtung ſo wenig klare Begriffe, daß ſchon eine Studie, welche dieſen Stil unverfälſcht zur Darſtellung bringt und der aus den Fugen gehenden Vielſchreiberei wieder ein würdiges Vorbild gibt, der Anerkennung von ſeiten der Kritik gewiß ſein darf.

An Umfang wird die Jordan'ſche Nibelungendichtung nach ihrer Vollendung wol alle neuern epiſchen Verſuche und ſelbſt Hermann Lingg's „Völkerwanderung" übertreffen; denn das erſte Lied: „Sigfridſage", enthält bereits zwei Theile und 24 Geſänge, und das zweite Lied, das bereits unter dem Titel: „Hildebrant's Heimkehr", angekündigt wird und von dem der Verfaſſer die erſten Geſänge im Laufe dieſes Winters in verſchiedenen deutſchen Städten zum Vortrag zu bringen gedenkt, wird gewiß an Umfang nicht hinter dem erſten zurückſtehen.

Keineswegs ſind indeß dieſe „Nibelunge" eine Neudichtung, die ſich an das Nibelungenlied des Ritters von Kürenberg anſchließt, an jene letzte Redaction volksthümlicher Geſänge, die bis in die neueſte Zeit ihre Volksthümlichkeit behauptet hat. Die Nibelungenſage iſt nach Jordan's Anſicht von den Minneſängern ihrer Größe und Herrlichkeit entkleidet, für den höfiſchen Geſchmack zurechtgemacht, für die galanten Damen der Ritterburgen zugeſtutzt worden. Die Reimſtrophe hat dazu beigetragen, die erhabene Sage der Urzeit in eine luxuriöſe Gewandung zu kleiden und ihr ein einſchmeichelndes Lächeln zu geben, was zu ihren runzelvollen Zügen wenig paßt. Nach Jordan's Anſicht iſt unſer „Nibelungenlied" daher kein eigentliches Volksepos mehr, ſondern ein in Sammt und Seide einherſtolzirendes Rittergedicht, das die großen Geſtalten der Vorwelt auf das Niveau einer ſchon herabgekommenen und vielfach verbildeten Zeit herabdrückt. Der Dichter ſelbſt wühlt daher die alten Hünengräber der Sage auf, wie ſie in der „Edda" und „Wölſungaſage" enthalten ſind. In dieſen Stoffquellen findet er die reckenhafte Größe, das unverfälſchte urgermaniſche Heidenthum; er gräbt die poetiſchen Mammuthknochen der ultima Thule hervor, die gleichſam in den Eispaläſten des Nordens conſervirten Götter- und Heldenſagen, und ſeine Muſe kommt mit Gigantenſchritt, reichbeladen mit flimmernden, ſeltenen Schätzen von dieſer Polarexpedition zurück, Eisreif und Schneenebel in den wallenden Locken.

In der That hat Jordan's Dichtung einen unverkennbaren großen Wurf; auch der meiſt harte, ſchroffe Ton einer nicht ſchmelzenden nordiſchen Kraft zieht ſich durch das Ganze hin, und nur hin und wieder ſickert das Moderne in einzelnen Reflexionen durch; denn ſo abſperren kann ſich kein Dichter von der Luft des Jahrhunderts, daß er nicht auf ſeiner Skaldenharfe doch einzelne Paſſagen ſpielte, die ihm nur von dem Genius der Neuzeit eingegeben ſind. Vor allen Dingen mußte auch die Form fern gehalten werden von den beſtrickenden Reizen moderner Dichtung, wenn der alterthümliche Charakter der Sage unverkümmert bewahrt werden ſollte. Daher verwies Jordan den Reim als ein Kind der Neuzeit aus ſeinem Epos; denn der Reim hat etwas Weiches, Schmelzendes, Berauſchendes; er paßt nach Jordan's Anſicht nur für ein Capua der Poeſie, wo dieſelbe, uneingedenk ihrer heldenmüthigen Aufgaben, in Ueppigkeit verkommt. Nach unſerer Anſicht bezeichnet er die Vollendung des ſprachlichen Wohlklangs, und eine Reaction gegen denſelben iſt nur erlaubt im Intereſſe des ſprachlich charakteriſtiſchen Elements, welches „die Nachdichtung" eines ältern Epos nicht entbehren kann, ohne aus dem Ton zu fallen.

Der Stabreim, welchen Jordan in der ganzen Dichtung durchgeführt, hat etwas Primitives; er regt an, ohne zu befriedigen; dieſe conſonantiſchen Anklänge mögen das Weſen und Walten der Elemente, den Schritt und das Liſpeln der Geiſter maleriſch darſtellen; ſie ſtehen doch noch dieſſeit der Grenze, wo der Wohlklang beginnt, der ſich erſt melodiſch in den gleichtönenden Vocalen ausprägt; ſie ſind der erſte Verſuch der Sprache, durch regelmäßige Wiederkehr eines gleichartigen Elements ein Gefühl von Befriedigung hervorzurufen. Gern geben wir dem Dichter zu, daß das alterthümliche Colorit durch den Stabreim treuer wiedergegeben wird, als durch den modernen Reim, nur darf die Ausnahme nicht zur Regel gemacht werden und die Alliteration nicht mit dem Anſpruch auftreten, den Reim verdrängen zu wollen.

Auch das Versmaß Jordan's iſt altdeutſch und primitiv, der Vers mit den vier Hebungen und Senkungen, der unſerm modernen rhythmiſchen Gefühl keineswegs immer genehm iſt; wir müſſen z. B. die anerzogenen Begriffe reiner Daktylen beiſeitelegen und uns unter Umſtänden einen Daktylus wie „Holzklotzblock" auf Conto altgermaniſcher Verskunſt gefallen laſſen; wir dürfen an die altehrwürdigen Hebungsverſe durchaus nicht den Maßſtab moderner Vierfüßler anlegen, es befinden ſich unter ihnen manche, die, mit dieſem Maßſtab gemeſſen, zu den Vielfüßlern gehören; denn was ſich alles in eine Senkung ſtopfen läßt, ohne ihre Tonloſigkeit zu verwiſchen — davon hat ein pedantiſcher moderner Dichter gar keinen Begriff; er ſieht dort einen Trimeter, wo der Urgermane nur ſeine vier Hebungen und Senkungen mit elaſtiſchen Silben ausgepolſtert hat.

Nehmen wir als Muſter des Jordan'ſchen Versmaßes Verſe wie die folgenden:

So wurde geſchädigt, geſchändet, verſchüttet
Die herrliche Halle des Heldenruhms —

ſo wird auch moderne Verskunſt nichts gegen die vier Hebungen und Senkungen einzuwenden haben, da ſie ſich ungezwungen als vier Füße betrachten laſſen. In Verſen wie dem folgenden:

In wüſter Verwirrung mit Schlingkraut bewachſen —

ſtolpern wir aber bereits über den Spondeus, der den geflügelten Daktylus ſchädigt. Solcher Verſe finden ſich unzählige auf jeder Seite, nicht aus Nachläſſigkeit des Dichters, ſondern weil die altgermaniſche Senkung nicht

Digitized by Google

) ſcrupulös war, zwiſchen langen und kurzen Silben
ı unterſcheiden. Nun kommen aber Verſe wie der fol-
:nde:

Eichenlaub im Haar, im Arm eine Harfe —

e uns bereits wie trochäiſche Fünffüßler gemahnen.
erſe vollends wie den folgenden:

Plätſcherten mit den Schweifen und plauderten geſchwätzig —

ch als vier Hebungen und Senkungen zu empfinden,
dem modernen rhythmiſchen Gefühl unmöglich; es
den ſich öfter derartige Versungeheuer, die auch gegen
ı rhythmiſchen Tonfall der übrigen Dichtung verſtoßen,
gen ſie immerhin als onomatopöiſche Tonmalereien eine
viſſe Rechtfertigung finden.

Wie aber belebt der Dichter den Kern der alten Sage?
lchen geiſtigen Odem, der auch uns noch erquickend
weht, weiß er dieſen Ueberlieferungen einzuhauchen?
e erweitert er, in einem ſo umfangreichen Gedicht, das
mälde der eigentlichen Fabel zu einem Weltgemälde?
Es ſind dies wohl aufzuwerfende Fragen; denn die
tur jener Zeit war eine durchaus arme und dürftige,
ihre Gedankenwelt hatte nichts von alledem, was die
nſchen der Gegenwart beſchäftigt; die Dichtung aber
ıcht der reichen Farben und der erläuternden und er-
zenden Bilder, außer denen, welche die Erzählung
t an die Hand gibt. Jordan benutzte als Stoffquel-
hierfür die Götterſage und die Naturdarſtellung; in
: ſpiegelt ſich ewig Menſchliches, wenn auch oft in
lſpiegelart; dieſe bleibt unwandelbar dieſelbe und er-
ßt zu jeder Zeit gleichmäßig ſcharfer Beobachtung
ureigenen Wunder.

Jordan's „Nibelunge" haben noch die alten ſtarken
itter, nicht jenes epigoniſche Zwerggeſchlecht, welches
eine zweideutige Secundogenitur des germaniſchen
mels in dem deutſchen Nibelungenliede ſpukt. Dieſe
tter haben etwas Ungeheuerliches; ſie können einen
taſiereichen Dichter zu koloſſalen Bildern und zu
eichenden Combinationen begeiſtern, welche ſich der
role des nüchternen Verſtandes entziehen; aber ſie
ı auch etwas geſtaltlos Zerfloſſenes und entbehren
laren Plaſtik der Olympbewohner. Jordan hand-
die Göttermaſchinerie ganz im Stil der alten Volks-
, und läßt ſie ſo in die Handlung eingreifen. Gleich
ſten Geſang werden wir in die Götterverſammlung
ührt, begrüßen den erhabenſten Wodan, den Beherr-
der Welt, den mit Katzentritten in den Saal herein-
henden König der Tiefe, die liebliche Freya und Fro,
Spender des Lichts und Lenker der Sonne; da
wird nun die ganze Verwickelung angezettelt. Brun-
die frechſte der Frauen, die mit gottloſer Zunge
lt hat, indem ſie ſich überhebend mit Siegfried
ge Enkel, die Erben der Zukunft, erzeugen will,
ır ihren Uebermuth gezüchtigt werden, Siegfried
n ihr abwenden und die wahre Minne, die ſüßeſte
e des Menſchengeſchlechts, kennen lernen. Vater
ı geht über dieſe Vorſchläge des Götterparlaments
ur Tagesordnung über; er acceptirt ſie, doch mit
ohlerwogenen Zuſatz, daß Siegfried zwar der ſüße-
inne volles Gefühl beſeligen, die Folgen aber ſein
ſollen. Durch dieſe Hinterthür, die er ſeiner All-
macht offen läßt, ſehen wir dann hinaus ins Freie, wo
die Menſchen ſich menſchlich bewegen, ohne an den Fäden
der himmliſchen Götter zu tanzen.

Uns erſcheint die eigentliche Angel, an welcher ſich
dieſe Göttermaſchinerie bewegt, weniger germaniſch als
helleniſch. Die Nemeſis, welche den Ueberhebungen
großdenkender Sterblichen auf dem Fuße folgt, iſt griechi-
ſchen Urſprungs; Brunhild verwandelt ſich in eine Tita-
nide, und nur daß den Göttern die achtelligen Enkel un-
willkommen ſind, das iſt ein naiver nordiſcher Zug, da
die Naivetät der Urzeit die Größe nur in der körper-
lichen Hoheit und Kraft ſah. Für unſer Gefühl be-
einträchtigt dieſe Göttermaſchinerie gänzlich die Theil-
nahme, die wir menſchlichem Handeln und Leiden, das
aus freier unbeeinflußter Entſchließung erfolgt, ſchenken
würden. Das deutſche Nibelungenlied ſteht hierin unſerm
modernen Denken und Empfinden weit näher, mag es auch
weniger urwüchſig ſein als das kraftſtrotzende Heidenthum,
dem Jordan ſeine poetiſchen Huldigungen darbringt.

Wo die Behandlung der Götterſage unſere Theilnahme
erregt, da iſt ſie allerdings mit modernen, in allen Zei-
ten gültigen Elementen verſetzt. Dies iſt der Fall in
dem „Nornenlied", einer Perle der Dichtung, deren Faſ-
ſung aber weit über die germaniſche Sage hinausgeht und
jenem Fatalismus angehört, den die Schickſalsgötter des
Alterthums nicht weniger vertreten, als jene Naturnoth-
wendigkeit des Spinoza, die das All und den Charakter
der Menſchen mit unerbittlichem Geſetz beherrſcht. Wir
theilen zum Beweis hierfür einige Verſe des prächtigen
Liedes mit:

Dein eigen iſt alles,
Dein Heil wie dein Unheil,
Dein Wollen und Wähnen,
Dein Sinnen und Sein.
Wol kommen, gekettet
In ewige Ordnung,
Die Larven des Lebens,
Die Scharen des Scheins;
Sie ziehen die Zirkel,
Sie zeigen die Ziele,
Sie impfen den Abſcheu,
Sie wecken den Wunſch;
Doch dein iſt das Dünken,
Und wie du geworden,
So wirſt du dich wenden,
Wir wiſſen die Wahl.

— — — — — —

Wol gönnen's die Götter
Des lauteren Lichtes,
Allmählich zu mehren
Das menſchliche Maß;
Doch die Nachtwelt beneidet
Das Wachsthum gen Walhall,
Und theil hat die Tiefe
Am ſterblichen Stoff.
Sie mengt in das Muſter
Verbotene Bilder:
Da trübt ſich die Treue,
Da ſchwindet der Schwur;
Da knüpft ſich der Knoten,
Das Gewebe verwirrt ſich,
Und ſchnell dann zerſchneidet's
Die Schere der Schuld.

Wenn hier die Moderniſirung der alten Nornengeſänge
unverkennbar iſt, ſo trägt der Dichter ebenſo wenig Scheu,

Digitized by Google

ſeine Prophetinnen in ihren Wahrſagungen bis in die neueſte Geſchichte vorgreifen, den Sturz des Zwingherrn verkünden zu laſſen, der auf einſamer Inſel in Verbannung Buße thut, und den deutſchen Patriotismus des 19. Jahrhunderts mahnend anzuregen in den folgenden Verſen:

Drum, ob auch der Erde
Mehr Krieger als Kräuter
Zum Weltkampf entwüchſen,
Sei furchtlos, mein Volk.
Voll ſtolzer Gedanken
Durchdauert unſterblich
Der Deutſche die Stürme
Mit ſtarker Geduld.

Einſt naht die Geneſung,
Wir finden den Führer,
Der Väter entſinnt ſich
Zum Siege mein Volk.
Da ſchlägt es die Schlachten,
Da ſchmückt ſich's mit Kränzen
Und ſchmiedet die Krone
Der einigen Kraft.

Neben der Götterwelt iſt der Kosmos, das weite Reich der Natur, eine poetiſche Stoffquelle des Dichters, die er namentlich in ſeinen Vergleichungen ausbeutet. Dieſe haben ein echt epiſches Gepräge; es ſind meiſtens kleine ſelbſtändig ausgeführte Gemälde, welche für die angehende Naturkenntniß und treue Naturbeobachtung des Dichters ein günſtiges Zeugniß ablegen. Selbſt wo er ein ſchon oft zu dichteriſchen Bildern benutztes Naturphänomen herausgreift, weiß er durch eine Menge kleiner, der realen Erſcheinung abgelauſchter Züge dem Bild den Reiz der Originalität zu verleihen. Nirgends ſind dieſe Bilder ſtimmungsvolle Tropen, wie ſie die Lyrik liebt, nirgends jene energiſchen, gleichſam compreſſen Metaphern, wie ſie die geſchloſſene Knappheit des dramatiſchen Stils verlangt, überall ſind ſie ausgeführt mit der liebevoll verweilenden Klarheit und Anſchaulichkeit, welche dem echten Epos eigenthümlich ſind. Wir können uns nicht verſagen, einige dieſer echt epiſchen Vergleichungen mitzutheilen, deren Detailausführung von dem Leben der Pflanzen, Thiere und Elemente getreue Bilder gibt:

Nie fällt aus den Wolken durch irgendein Wunder
Die Tugend und Thatkraft, dem nächtlichen Thau gleich,
Der wahllos benetzt die Wieſenkräuter,
Ja, nährender fließt in das niedrige, flache,
Wie bänglich am Boden klammernde Becken
Des Wegerichblatts, als auf Eichen des Waldes.

—

Das edle Kampfroß,
Das wunderbar ſchnelle, ſchnaubt und wiehert,
Daß es wie Donner in der Wölbung der Durchfahrt
Den Widerhall weckt. Die weiten Höfe
Der Burg erbeben, es wankt der Boden, —
Wie wann dem Winter ſein Ende weiſſagt,
Die Erde entſargend, von Süden her ſauſend,
Der feurige Föhn: da zittern die Firnen,
Die Gletſcher zerthauen und gleiten zu Thale,
Die Berge beben, denn rieſige Ballen
Donnern von den Wänden als wilde Lawinen;
Knirſchend und ſtrudelnd zerknicken die Ströme
Ihr Joch in Schollen und ſchieben zerſchellend
Und allmählich zermalmend die Maſſen meerwärts;
Aus dichten Decken enthüllt ſich dampfend
Das braune Brachland und ſchmückt ſich bräutlich
Zur freudenvollen Hochzeit mit dem holden Frühling.

—

Wie, wann der Hummer den braunen Harniſch,
Den ausgewachſnen, im Sommer wechſelt
Und nun ſänftlich gelöſt vom noch weichen Leibe
Die Scheide ſich ſchält in muſchligen Schilden:
So ſanken auf die Seite vom unverſehrten
Leibe des Schläfers, ſchlaglos durchſchnitten,
Die eiſernen Schalen der ſchönen Schultern;
Und wie, alljährlich ihr Ausſehn verjüngend
Und befreiend von Riſſen und Altersrunzeln,
Die ſtolze Platane in breiten Tafeln
Die rauhgewordene Rinde wegſtößt:
So ſchälten ſich die Schenkel frei von den Schienen;
Und wie im Lenze, den Boden lockernd
Und ein Schöllchen Erde vom Scheitel ſchiebend,
Wann es warm iſt und naß, die welſche Nuß ſpringt —
Die hohle Hülſe fällt in zwei Hälften
Zurück zum Verweſen, weißlich entwindet
Der Kern ſich der Kapſel, ſpaltet ſich zum Keimblatt
Und färbt ſich ſaftgrün am Feuer der Sonne —:
So ſank vor dem Balmung nach beiden Seiten
Geräuſchlos der Helm, in zwei Hälften geſondert.

—

Mit grauſigem Krampfe
Durchſchwillt urplötzlich die lange verſchwundne
Hüniſche Kraft die Glieder Brunhildens, —
Wie wann ein Segel, das in ſanftem Südhauch
Mit ſchlaffen Falten den Maſt umſchlottert,
Mit plötzlicher Wuth ergreift eine Windsbraut:
Da bauſcht es ſich bis zum Berſten, da beugen ſich krachend
Raaen und Maſt; meerwärts geriſſen
Durchſchießt das Schiff die ſchäumenden Wogen.

—

Wie durch Regengewölk, wann's beginnt zu zerreißen,
In die Sturmnacht auf Erden ein ewiger Stern blickt,
Um drunten der Drangſal den Frieden da droben
Ungefährdet und feſt wie zuvor zu zeigen,
Doch neidiſch mit niedrig geborenem Nebel
Dann ſchleunigs der Wind ihn wieder verſchleiert,
Als ob er ſich ſchäme der Schönheit des Himmels:
So regte ſich nun im rachedurchſtürmten
Gemüthe Krimhildens ein heimliches Mahnen,
Daß die ſtolze Feindin da vor ihr im Staube
Mit ſelbſtloſer Demuth bedenkenswerth rede.

Doch nicht blos, wo die Naturſchilderung nur der epiſchen Vergleichung dient, auch wo ſie ſelbſtändig in die Erzählung verwebt iſt, zeigt ſich der Naturſinn des Dichters, und zwar nicht nach der Seite lyriſcher Stimmungen hin, ſondern mit voller epiſcher Anſchaulichkeit. So iſt die Verzauberung der Natur bei der Verzauberung Brunhild's in einer Reihe lieblicher, dem Stillleben der Schöpfung entnommener Bilder geſchildert:

Da hing ein Heimchen auf einem Halme,
Die Beine geſpreizt, als wollt' es ſpringen,
Allein es ſprang nicht; da war im Sprudeln
Erfroren ein Quell, ein Froſch im Quaken
Mit geblähten Blaſen ſtecken geblieben;
Da hielt eine Ameis ihr gelbliches Eichen
Zärtlich am Zipfel mit ſanften Zänglein
Und wollt' entlaufen dem lauernden Laubmolch,
Allein ſie lief nicht; lüſtern lugten
Nach ihr die Augen des flinken Erbfeinds,
Doch mitten im Fangſprung ſtand er gefeſſelt.
Da hockte wie zwitſchernd auf einem Zweige
Ein zierlicher Zeiſig; man ſah ſein Zünglein
Emporgeſchnörkelt im offenen Schnabel,
Doch vom Schlafe betroffen im Schlagen eines Trillers.

Vorzüglich iſt die Landſchaftsmalerei bei dem Beginn des dreiundzwanzigſten Geſangs, die Schilderung der Stätte, an welcher Siegfried fällt; hier iſt auch die Beleuchtung ſtimmungsvoll, ohne daß wir in eine lyriſche

Digitized by Google

Stimmung verſetzt werden. Dieſe bleibt epiſch; der Gegenſatz zwiſchen dem traulichen idylliſchen Naturbilde und dem hereindrohenden ſchrecklichen Ereigniß hält uns mit geheimer Spannung feſt:

Und eben malt der Mittjahrsmorgen
Die Säume der Wipfel im Süden und Weſten
Mit goldigem Roth. Jetzt lugt vom Rande
Der öſtlichen Berge, vom Laub der Bäume
Noch gedämpft und geſänftigt, die Sonne ſelber.
Nun ſchwingt ſie ſich höher, um göttlich verſchwendend
Die thauigen Matten mit Diamanten
Aus ſtrahlenden Händen dicht zu beſtreun.
Gelockt und gelenkt vom Odem der Linde,
Die das gipfelnde Jahr mit gelblichen Blüten
Voll ſüßen Duftes bis oben bedeckt hat,
Kommen die Bienen aus hohlen Bäumen
Und beginnen ihr Tagwerk. Etliche taumeln,
Allzu eifrig und ohne Vorſicht
Vom Nektar naſchend, benetzt und belaſtet
Von den blütengetragenen blitzenden Tropfen
Des Thaus, in die Tiefe, und manche zum Tode
Durch die rothgefleckten raſchen Forellen.
Eine andere aber vermeidet dies Unheil;
Denn fallend erfaßt ſie mit klammernden Füßchen
Den ſchwankenden Stengel der Sternenblume,
Die das nickende Haupt im Hauche der Frühe
Zum Bache gebückt hat, als böte ſie Grüße
Dem Vergißmeinnicht unten, das goldenäugig
Und ſo liebevoll blickt aus blauen Lidern.

Auf dieſen Zauber des naiven Contraſtes, der immer epiſcher Art bleibt, weil er an Begebenheiten anknüpft, verſteht ſich der Dichter. Wie Siegfried vor dem Todesritt mit dem Knaben ſeiner grimmen Feindin Brunhild ſpielt: das iſt mit demſelben Reiz homeriſcher Naivetät geſchildert, wie etwa der Abſchied Hektor's von ſeinem Aſtyanax.

Im ganzen und großen folgt der Gang der Handung der Nibelungenſage; ja die Glanzſtellen der Dichung ſind auch die Hauptſtellen der alten Erzählung. Nur ie Geſtalt der Brunhild erhebt ſich bedeutſamer als in em deutſchen Epos und, wie wir hinzufügen wollen, als n Hebbel's Tragödie, deren größter Compoſitionsfehler as ſpurloſe Erlöſchen dieſes großartig angelegten Hüneneibes iſt. Die Entzauberung der Brunhild im vierten Geſang gehört zu den dichteriſch ſchönſten Partien des Werks; der Ritt durch die Flammen, die Erlöſung der eharniſchten Rieſin iſt der Wölſungaſage nachgedichtet. ordan hat die Granitblöcke derſelben zurechtgemeißelt zum iedeſtal für ſeine gewaltige Walkyre; auch der Tod der runhild, die ſich mit Siegfried in den Flammen verennen läßt, iſt dieſer Sage entnommen. Was aber ordan ſonſt mit breiter Ausführlichkeit, nirgends den iſchen Stil verleugnend, aus andern Quellen altnordiſcher age oder aus eigener Erfindung ſchöpfend, epiſodiſch in e Fugen der Handlung eingefügt, die in Holmgart ielende Vorgeſchichte mit der Heldin Hulda, die Sage n Sinfiötli, die Kämpfe Siegfried's mit Sachſen und änen, die Intriguen des Schmieds Mime, die einen hr großen Raum einnehmen — das verwirrt den Blick rch die hin und her ſich rankenden Sagen, die wie ythologiſches Schlingkraut die Dichtung überwuchern, d ſteht außerdem nicht in der ſtärkern Beleuchtung des chteriſchen Talents. Selbſt für die freiſpielende Phanſie iſt die Lockung gering, dieſen ſich meiſt um ältere Geſchichten oder um die äußern Requiſite und Kleinodien der Sage ſchlingenden Arabesken zu folgen. Auf dieſen Nebenwegen der Phantaſie, wo wir den großen, zum Ziel führenden Pfad der Handlung verlaſſen, tritt raſch Ermüdung ein. Auch gibt es der Stellen genug, wo die Pflicht des Epikers, ein Culturbild der Zeit zu entrollen, mit unſerer Gleichgültigkeit gegen die genau dargeſtellten alten Kampfweiſen, Ringſpiele und ähnliches von germaniſtiſch-archäologiſchem Intereſſe in mislichen Conflict tritt. Hier beſtraft ſich die Wahl eines vorzeitlichen Stoffs; denn unſere Theilnahme kommt nur der Schilderung einer von unſerm Geiſte durchdrungenen oder mindeſtens geiſtesverwandten Cultur entgegen, und es iſt ein allzu kühnes Verlangen, daß ein Zeitalter der Eiſenbahnen ſich für die Beſchreibung eines Knüppeldamms intereſſiren ſoll.

Von den Schönheiten der Dichtung, unter denen ſich Schönheiten erſten Ranges befinden, heben wir außer den erwähnten Prachtſtellen (Entzauberung und Tod der Brunhild) noch hervor: die Brautbewerbung Siegfried's um Krimhild (zehnter Geſang), ein altgermaniſches Cabinetsbild von großem Liebreiz der Behandlun; ferner die Brautwerbung Gunther's, und die Räthſelrunen der Brunhild, die Siegfried erräth, alterthümliche Naturallegorien mit mythologiſcher Verſchnörkelung, die ſich jeden Vergleich mit den Räthſeln der Turandot verbitten (vierzehnter Geſang). Ein grandioſes Bild, die Walkyre Brunhilde auf dem Meerfelſen ihrer Inſel im Zwiegeſpräch mit den Elementen (elfter Geſang), iſt mit den glänzendſten und tiefſinnigſten Reflexionen durchwirkt, welche die Dichtung enthält; nur fehlt ihnen das alterthümliche Gepräge, ſie haben einen ſtark modernen Beigeſchmack, etwas Fauſtiſch-Titanenhaftes, ja man glaubt, daß der Geiſt Fichte's in die hüniſche Jungfrau gefahren iſt, wenn ſie ſich mit dem Nichtich in den folgenden alliterirenden Philoſophemen auseinanderſetzt:

Ach, Wellen und Wolken ſind Wahngebilde
Und Luft und Licht nur ein Lügenleben,
Ein Schweben und Schwanken und Kraftverſchwenden.
Ihr flieget, ihr flutet, ihr flammt vergebens;
Ein ziellos Zerren und Zürnen ſeid ihr,
Weil immer eines das andre aufhält,
Und nichts erzeugt ihr im Zeitenzirkel
Als immer und ewig die alte Erde.
Nur Ich bin Ich und eigenes All.
Ich weiß was ich will. Mein Werkzeug werdet,
Ihr Wahngewalten, und Wunder wirk' ich.

Zu den Cabinetsmalereien der Dichtung gehört auch die Scene der Brautnacht (dreizehnter Geſang), in welcher Krimhild an Siegfried's Seite ruhend, den Bändiger der Brunhild belauſcht und den rothen Rubinring an ſeinem Finger erblickt, und die Badeſcene der beiden Königinnen, in welcher Krimhild das Geheimniß verräth. Das Incarnat dieſer Bilder erinnert an Tizian's Pinſel; doch iſt bei aller ſorgfältigen Ausführung doch eine gewiſſe Größe und Keuſchheit der Pinſelführung nicht zu verkennen. Wir führen als Beleg hierfür die folgende Stelle an:

Da das Waſſer des Rheins ihre Hüften erreichte,
Entrollte Krimhilde des röthlichen Haares
Ueppigen Knoten, und knietief ſanken

Digitized by Google

Die vierfach gezeilten prächtigen Zöpfe.
Mit dem Zauber bekannt, der die zärtlichſten Küſſe
Und das innigſte Anſchaun der flammenden Augen
Ihr eingetragen vom trauten Gemahle,
Entflocht ſie die Flechten mit flinken Fingern
Und ſtand bis zur Flut hinunter umfloſſen
Wie von goldenem Mantel. Begehrlich mühten
Die Wellen ſich ab in wedelndem Spiele,
Die glänzenden Strähne glatt zu ſtreicheln,
Und zogen ſie nieder geneigt wie ein Zeltdach.
Entzückend war es, ihr zuzuſchauen,
Wie ſie den Vorhang von ſeidenen Fäden,
Wann er ſo fortſchwamm, zuſammenfaßte
Und hinter ſich warf mit den weißen Händen,
Daß die blühenden Formen in blendender Fülle
Und unverſchattet den Marmor beſchämten.
Doch wieder und wieder begannen die Wellen
Das nämliche Spiel, als wären ſie neidiſch,
Auch nur den Anblick der üppigen Glieder
Mit andern zu theilen, die ſie betaſten
Und wohlig erwärmt umwallen durften,
Bis nochmals umwoben das reizende Weib ſtand
Vom goldenen Mantel.

Zu den vorzüglichſten Partien des Gedichts gehören namentlich die letzten Geſänge, Siegfried's Abſchied und Tod.

Wilhelm Jordan iſt ein ſprachgewaltiger Dichter; er bewegt ſich nirgends in überkommenen Phraſen; und wenn nach Platen der echte Dichter „der Sprache Zierden ablockt, daß alle Welt erſtaunt", ſo lockt ihr Jordan wenigſtens manche neue Bildung ab, prägt manches alterthümliche oder beiſeitegeſchobene Wort mit dem Prägſtock ſeines Talents zu vollgültiger Bedeutung. Ueberall iſt es das Streben nach höchſter epiſcher Anſchaulichkeit, was auch bei dieſen Wortbildungen und Wortſtempelungen vorwiegt, nicht die affectirte Luſt des Sprachbändigers, der ſich eitel ſeiner Virtuoſität erfreut.

Immer aber müſſen wir von unſerm Standpunkte unſer Bedauern wiederholen, daß alle dieſe Vorzüge nur die Sagen und Dichtungen einer untergegangenen Cultur phantaſievoll erneuern, ſtatt daß der Sänger die Skaldenharfe an die Wand hängt und auf der Lyra der Gegenwart volle epiſche Accorde greift.

Rudolf Gottſchall.

Eine Biographie des Geſchichtsforſchers Johann Friedrich Böhmer.

Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Johannes Janſſen. Drei Bände. Mit Porträt und Facſimile. Freiburg im Br., Herder. 1868. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich Böhmer's Name iſt keinem Geſchichtsforſcher unbekannt; wo immer deutſche Herzen ſchlagen, im Süden und Norden ſeines großen Vaterlandes, da wird derſelbe mit Hochachtung und Bewunderung, wenn nicht mit Liebe und Verehrung genannt. Doch nicht nur auf den Kreis ſeiner Fachgenoſſen in Deutſchland beſchränkt ſich ſeine wohlbegründete Berühmtheit, in allen Staaten Europas, wo die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gepflegt werden, wiſſen die Eingeweihten, wie viel ihm die Förderung ihrer Studien zu danken hat. Mit freudigem „Willkommen!" wird daher das von einem vertrauten Freunde deſſelben, Profeſſor Janſſen, mit umfaſſendſter Sachkenntniß und ergreifender Wärme entworfene und ausgeführte Lebensbild begrüßt werden. Den kühnen Steiger, der aus ſo tiefen Schachten ſo reichlich die koſtbaren Erze geſchichtlicher Daten zu Tage geholt, und mit ſo unermüdlichem Fleiße und ſo geſchickter Hand damit jene Gebäude aufgeführt hat, welche nur noch der Ausſchmückung, kaum der Erweiterung, jedenfalls nicht der Umänderung in den Hauptzügen ihrer Grundriſſe bedürfen, den genialen Baumeiſter auch als Menſchen kennen zu lernen, dieſem Verlangen vieler entſpricht vollkommen die vorliegende Biographie nebſt der dieſelbe begleitenden und dieſelbe rechtfertigenden Briefſammlung. Die deutſche Literatur enthält ſchon eine größere Zahl bedeutenderer Briefſammlungen, unter denen einige ausgezeichnet ſind durch einen großen Vorrath feiner äſthetiſcher Bemerkungen, andere durch Ueberfluß an hiſtoriſchen Notizen, manche auch dadurch, daß ſie, neben dem aus edeln Erzen geſchmolzenen Metalle belebender und ſchwunghafter Ideen, einen Haufen unreinſter Schlacken, heilloſer Klatſchereien und Verleumdungen enthalten; die vorliegende Briefſammlung ſteht durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit, ſowie durch die Tiefe und Schönheit ihres Gehaltes ſo hoch, daß ſie die meiſten der ſchon bekannten weit überragt. Durch den mit dem ganzen Lebensgange des Geſchilderten bis ins Einzelnſte innig vertrauten Biographen werden wir zu Zeugen der immer weitern und höhern Entwickelung einer in ihren Anlagen ſchon höchſt ausgezeichneten Natur, und fühlen uns mit ihr emporgehoben. Wir wollen nun, an der Hand des Biographen, den Geſchilderten durch ſein Leben begleiten und die Hauptereigniſſe und Haltpunkte darin näher bezeichnen.

Durch ſeine Geburt, als in einem Freiſtaate geboren, durch ſeine politiſchen Grundſätze, durch ſeine Erziehung und vor allem durch ſeine Geſinnung gehörte Böhmer, ſo zu ſagen, zu den Bürgern des Freiſtaats, welcher zumal in den letztvergangenen zwei Jahrzehnten, unter allen europäiſchen Staaten das belehrendſte Beiſpiel geſetzmäßiger politiſcher Fortentwickelung gegeben hat; die Schweiz kann mit einem gewiſſen Rechte daher behaupten: „Er war unſer."

Johann Friedrich Böhmer wurde am 22. April 1795 zu Frankfurt a. M. geboren, wo ſich im Jahre 1792 ſein Vater, ein rheingräflicher Hofrath, niedergelaſſen hatte und im Herbſte jenes Jahres, nach dem Tode ſeiner erſten Frau (um 1779), in ſeine zweite Ehe, mit der Tochter des Reichskammergerichts-Procurators K. F. von Hofmann getreten war. Von ſeiner erſten Gattin, welche kinderlos geſtorben, war ihm ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen worden, das er durch unermüdlichen Fleiß noch vergrößert hatte. Als jedoch die Güter, ſelbſt die Chatoullegüter der verwitweten Herzogin von Zweibrücken von den Franzoſen ſequeſtrirt wurden, ſtellte der edle Mann ihr ſein ganzes Vermögen zur Verfügung. Später, nach Zurückſtellung der Chatoullegüter durch Napoleon, erhielt er mehrere derſelben, die jedoch zu einem höhern Preiſe ihm überlaſſen

Digitized by Google

urden, als der Betrag ſeines der Herzogin zur Ver- gung geſtellten Vermögens ausmachte, ſodaß er, um ren Beſitz anzutreten, genöthigt war Geld aufzunehmen. ; gelang ihm, dieſe Schuld allmählich abzutragen durch größte Einfachheit in ſeinem häuslichen Leben, durch enge Ordnung und Sparſamkeit, ohne jedoch ſeiner ohlthätigkeit gegen Arme ſowol in ſeiner damaligen als ſeiner frühern Heimat Schranken zu ſetzen. Solch Vorbild hatte Böhmer an ſeinem Vater! Die häus- en Arbeiten wurden unter thätiger Mitwirkung der utter verrichtet, und zu manchen derſelben wurde auch hann Friedrich von Kindheit auf herbeigezogen. Ab- hloſſen von der Außenwelt, brachte der „kräftige und uhige Knabe", wie ſein Vater den kaum Geborenen ichnet hatte, mit ſeinen zwei jüngern Geſchwiſtern, m Bruder und einer Schweſter, die Jahre ſeiner dheit und Jugend im älterlichen Hauſe „als in einer iegelten Burg" zu. Der Kirchgang mit der Mutter der Gang nach dem Inſtitute mit dem Hausdiener, rrer von ſeinem neunten Jahre an, waren damals ſeine igen Berührungen mit der Außenwelt. Als daher, im hjahr 1806, der Vater ihn zum erſten mal an die des Mains führte, wo ihm der Ausblick in die Blütenpracht zutheil wurde, ergriff ihn eine ſo tiefe nſucht nach der Natur, daß er, nach Hauſe zurück- rt, in Thränen ausbrach und zum Andenken an n Spaziergang in dem kleinen Hausgärtchen ein wil- Kaſtanienbäumchen pflanzte, auf dem, als es zum me gediehen, oft des Greiſes Blick mit ſtiller Wehmuth :. In dieſem Jugendereigniß iſt die erſte mächtigere nlaſſung zum Erwachen ſeines nicht unbedeutenden tungstalents nicht zu verkennen. Wäre nicht durch Totalcharakter ſeines Lebens im Aelternhauſe, deſſen ngswort „Ernſt und Arbeit" war, ſein Gemüth ge- gt worden, ſo hätte die durch den Mangel an Ver- mit der Außenwelt ihm anerzogene „Blödigkeit und tſchloſſenheit" verderbliche Folgen für ihn haben müſſen.

1809—12 beſuchte er das unter dem Director ziä ſtehende Gymnaſium, wo er ſich den nach der mmung der Lehrer und Schüler ihm zuerkannten Preis bei ſeinem Austritte erwarb. Auf dem naſium war ihm auch Schloſſer's, des Hiſtorikers, Grotefend's Unterricht zutheil geworden; aber durch Großvater von mütterlicher Seite, von Hofmann, ihm die erſte Anregung zur Geſchichtsforſchung, wie unſerm Johannes von Müller. Das nachher auf dem m zugebrachte Jahr bezeichnete er in der Folge als verlorenes". Die trockene Methode, nach welcher er Religionsunterricht ertheilt wurde, wozu noch die Vater eingehaltene Strenge im Kirchenbeſuch kam, ſeine Pietät gefährdet haben, hätte nicht das Leſen Claudius' Schriften und der Anklang, den Worte der en Schrift in ſeinem Innern fanden, ein Gegen- t gegen dieſe Nüchternheit gebildet. Doch bezog htzehnjährige Jüngling, im Herbſt 1813, die Uni- t Heidelberg, ohne über die chriſtliche Kirche und Stellung zu derſelben einen beſtimmten Begriff dort- itzubringen. Indeſſen hatte doch der Gegenſatz, as Thun und Treiben der Menſchen zu den ihm t gewordenen Hauptlehren des Chriſtenthums bildete, ihn frappirt, und Ausfälle ſeines Lehrers der „Moral" gegen chriſtliche Dogmen ihn geärgert, ſodaß er „eine Sehnſucht nach einer frommen Weisheit, die beſeligen könnte", in ſich fühlte, und der unparteiiſche Rechtsſinn ſeines Vaters hatte ihm genügende Weitherzigkeit durch Wort und Beiſpiel eingeflößt, um die Wahrheit nicht nur auf dem Gebiete ſeiner Confeſſionsgenoſſen (der Proteſtanten) zu ſuchen.

Ende October 1813, am Tage, an dem ſich Böhmer zur Abreiſe nach Heidelberg rüſtete, war die Nachricht von Napoleon's Niederlage bei Leipzig nach Frankfurt gelangt, und von ſeinem Vater mit den Worten begrüßt worden: „Freuen wir uns! Wir haben Hoffnung auf beſſere Zeiten!" Und am Morgen vor Böhmer's Abfahrt kam ein Brief des Großvaters, welcher unter anderm ſagte: „Möge der liebe Fritz wol bedenken, daß es noch nicht damit geſchehen iſt, wenn die Feinde alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben werden, denn es handelt ſich ſodann um eine neue Geſtaltung des Vaterlandes, wobei jedermann auf ſeinem Poſten ſein muß." Mit Recht betrachtete der junge Student dieſe Worte wie ein Vermächtniß für ſeine Zukunft. Daß Böhmer die Rechtsgelehrſamkeit wählte, lag mehr in den Umſtänden als in ſeiner Vorliebe. Walch, der über die Inſtitutionen las, war ihm zu pedantiſch, Thibaut, über römiſche Rechtsgeſchichte, zu gelehrt, Erb dagegen, über die Pandekten, entſprach ſeinen Wünſchen; doch ſchenkte er allen drei Vorleſungen den gleichen ge- wiſſenhaften Fleiß. Creuzer's öffentliche Belobung Böh- mer's „als eines ſeiner beſten Schüler" zeugt für des letztern Fortſchritte auch auf dem Gebiete der Sprach- kunde und Archäologie. Dagegen gewann er Daub's Religionsphiloſophie keinen Geſchmack ab. „Ich konnte mir nicht einreden", ſagt er, „daß man die Lehren des Chri- ſtenthums durch philoſophiſche Speculationen verflüchtigen und ſich einige davon zum Hausgebrauch zuſtutzen dürfe." Als Lektüre bot ihm Jean Paul Erfriſchung, ſowie das Sammeln deutſcher, engliſcher und ſpaniſcher Volkslieder, auch fertigte er zu ſeiner Erholung Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, zumal aus Shakſpeare. Selbſt an der Schwelle des Greiſenalters angelangt, führte er einen jüngern Freund bei einem Beſuche Heidelbergs im Jahre 1857 an alle die Stellen, an die ſich die wonnereichſten Erinnerungen ſeines dortigen Univerſitätslebens anknüpften. „Dort war es auch", ſchreibt er, „wo zum erſtenmal im Leben ich tiefe, tiefe Liebe empfand; aber die Muſik des Herzens war voll unbefriedigter Accorde. Ich weinte da- mals. So ſollte ich denn niemals glücklich ſein! Später erſt fand ich die tröſtenden Worte von Voß:

Süßer iſt es, ungeliebt zu lieben,
Als geliebt kein Liebender zu ſein —

und verſtand ſie." In die Schar der Freiwilligen zu treten, um gegen Napoleon ins Feld zu rücken, erlaubte ihm ſein Vater nicht, und zwar weniger aus Rückſicht auf ſeinen zu Feldzugsſtrapazen wenig geeigneten Körper- bau, als „weil er den Zweck noch nicht für den hohen hielt, zu dem keinem biedern Deutſchen ein Opfer zu groß wäre", nämlich „ein einiges großes deutſches Reich herzuſtellen". Böhmer beugte ſich ſtets unter des Vaters Willen; er ſchrieb einem Freunde daher: „Es muß noch andere Kämpfe geben, wenn die Freiheit errungen werden ſoll!

Digitized by Google

Für dieſe wollen wir uns aufſparen, und dann zeigen, daß nicht Feigheit uns anfänglich zurückhielt." Die Herbſtferien 1814 brachte er in Frankfurt zu, wo ihn die ſorgenſchweren Blicke des greiſen Vaters in Deutſchlands Zukunft ſehr düſter ſtimmten. „Die deutſche Nation, vom franzöſiſchen Joche befreit", meinte jener, „wird von den deutſchen Fürſten, auf Rußland geſtützt, niedergehalten werden", und das drohende Moskowiterthum ſchien ihm noch gefährlicher, als der franzöſiſche Cäſarismus es geweſen.

In Göttingen wurde Böhmer der arbeitſamſte Student, aber weder Heiſe noch Hugo befriedigten ihn, und „da er einſam und ohne Freunde war", ſo gewährte ihm ſein erſtes dortiges Univerſitätsjahr wenig Genüge. Im zweiten dagegen fand er in Sartorius' Vorträgen über Staatswiſſenſchaft und Nationalökonomie und auch vorzüglich in deſſen Perſönlichkeit volle Befriedigung. Dieſer legte nämlich ſeinen Zuhörern ans Herz, durch Selbſtthätigkeit nach Befeſtigung ihrer Kenntniſſe und nach Sicherheit im eigenen Urtheile zu ringen, und nicht den Beſitz des geiſtigen Eigenthums, ſondern deſſen Verwerthung als das Ziel des männlichen Strebens zu betrachten. Goethe, ihm durch Sartorius als „ein vorzügliches Bildungsmittel" empfohlen, und Johannes von Müller, wegen ſeiner „Gemüthswärme, idealen Richtung und edeln Beſcheidenheit", waren damals ſeine Lieblingsautoren, und der letztere blieb es ihm bis zu ſeinem Tode, ſodaß er nie anſtand, denſelben als den „größten deutſchen Hiſtoriker" zu bezeichnen, und nicht müde wurde, deſſen „Briefe" als anregendſte Lektüre jüngern Freunden zu empfehlen. Böhmer excerpirte damals manche Briefſammlungen, Biographien und Memoiren und legte „ſorgfältige Perſonen- und Sachregiſter" davon an. Am 4. October 1817 wurde er zum Doctor beider Rechte promovirt. Reich an Kenntniſſen, gereift an Charakter, den Geiſt gehoben durch Ideale eilte er, auf den Ruf der Mutter, heim ans Krankenbett des ſterbenden Vaters, deſſen letzte Worte an ihn waren: „Werde ein Mann!" Die Zuſtände Deutſchlands hatten den alten Kanzleidirector mit Beſorgniſſen erfüllt; „die Kleinfürſterei muß uns zu Grunde richten!" hatte er an den Sohn nach Göttingen geſchrieben, „man hat gegen Napoleon gefochten, allein ſeine Grundſätze beibehalten; dieſe werden mit ſolcher Härte angewendet, daß die von Napoleon Unterdrückten auch nicht einmal das Gute genießen, was er ihnen zuſicherte und erwieſen hat." Nahe ging ihm beſonders, daß ſeine Vaterſtadt, welche „vorzugsweiſe durch die Bemühungen des Kaiſers Franz von Oeſterreich ihre alte Freiheit wieder erlangt hatte", nicht die Kraft in ſich fand, zu ihrer alten Verfaſſung, „die mit der Exiſtenz und Größe der Stadt wie verwachſen ſchien", ohne weiteres zurückzukehren.

In Göttingen waren die Anklänge an die religiöſen Saiten in Böhmer allmählich verſtummt und hatten in ſeinem Gemüth eine Leere zurückgelaſſen, die er damals, beim Tode ſeines Vaters, um ſo ſchmerzlicher empfand, als dieſer ihm vorausgeſagt hatte, „daß ſeine unchriſtlichen Grundſätze in Zeiten der Noth keine Probe halten würden". Vergebens ſuchte er nun überall herum nach innerer Befriedigung, bei Spinoza, Goethe, Herder, Peſtalozzi, Tauler; ſelbſt in der Bibel fand er ſie nicht, weil er dieſelbe auf das gleiche Niveau mit jenen ſtellte. Mitten in dieſe Dunkelheit ſeiner fruchtloſen Bemühungen leuchtete ein Brief hinein, den er von ſeinem Freunde Struckmann erhielt mit dem Vorſchlag: „Tendimus in Latium!" und auf den September 1818 wurde die Reiſe nach Italien feſtgeſetzt. Am 16. November kamen die Freunde zu Rom an, wo Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Paſſavant, Koch, Amsler u. a. m. ein „geiſtiges Deutſchland" bildeten, wie es im Vaterlande ſelbſt an keinem einzelnen Orte gefunden werden konnte. Um die Mitte Auguſt 1819 war er wieder in ſeiner Heimat, körperlich ſehr angegriffen, „abgemagert und abgezehrt", aber geiſtig gehoben und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Deutſchlands politiſche Wiedergeburt nur von chriſtlichen Ideen zu erwarten ſei. Unter fortſchreitendem Mismuth über die troſtloſen Zuſtände Deutſchlands näherte er ſich doch ſeiner Lebensbeſtimmung durch ſeine Anſtellung und Mitwirkung bei der Stadtbibliothek (1822), bei dem Städel'ſchen Kunſtinſtitut (auch 1822), bei der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde (1823) und bei dem Stadtarchiv (1825). Miskennung von ſeiten der in den zwanziger Jahren in Frankfurt „tonangebenden Regierungsmänner" hinderte ihn, die Laufbahn der Regierungsgeſchäfte zu betreten. Innerlich vereinſamt, ſuchte und fand er in der Freundſchaft das einzige Aſyl ſeines Gemüthslebens. „Unentbehrlich", ſchreibt er, „ſind mir Freunde, mit denen ich nach jenen idealen Zielen ringe, welche Johannes von Müller in ſeinen Jugendbriefen ſich und ſeinem Bonſtetten vorgezeichnet hat." Wir geben hier die darauf bezügliche Stelle der Biographie Janſſen's wörtlich:

Wer das Glück gehabt, Böhmer im Leben näher zu ſtehen, bedarf keiner fremden Zeugniſſe für die Treue ſeiner Freundſchaft, allen andern liegt zum Erweis derſelben ſeine Briefſammlung vor. Dieſe Briefe zeugen nicht blos für die Tiefe, Klarheit, Vielſeitigkeit und ſelbſtbewußte Beſtimmtheit ſeines Geiſtes, für ſein unbeſtechliches Rechtsgefühl, ſeinen ſittlichen Ernſt, ſeine Willenskraft und raſtloſe Arbeitſamkeit, ſondern ſie erſchließen uns vor allem, trotz mancher Schärfen und Schroffheiten im Urtheil, den Reichthum eines edeln Gemüths und ſind in Wahrheit für ihn ein würdiges Denkmal, welches er der Liebe gegen ſeine Freunde, der lebendigſten Theilnahme an ihren Leiden und Freuden, der Belehrung und Warnung, der Tröſtung und Aufmunterung, aufopfernder Hülfeleiſtung, hülfreicher Güte gegen ſtrebſame junge Männer, und zugleich ſeiner eigenen ſo großen Beſcheidenheit und Dankbarkeit geſetzt hat, wie ſie nur großangelegten, reinen Naturen eigen ſind.

Dieſe vortreffliche Charakteriſtik ſeines Biographen würdigt durchaus nach der Wahrheit den reichen Gehalt und die hohe Bedeutung der vorliegenden Briefe und ihres Verfaſſers. Pertz hat daher vollkommen recht, wenn er im Jahre 1831 an Böhmer ſchreibt: „Es wird mich nie überraſchen, etwas von Ihnen zu vernehmen, was der Ausdruck eines reinen und edeln Herzens iſt!"

Ins Einzelne der Beſtrebungen deſſelben, zur Förderung der Kenntniß altdeutſcher Kunſt und zur Verbreitung richtigerer Beurtheilung der neudeutſchen Kunſt beizutragen, näher einzugehen, dazu fehlt uns hier der Raum, wir verweiſen daher auf die ebenſo lichtvolle als gründliche Auseinanderſetzung ſeines Biographen (S. 76—89), deren einleitende Worte lauten:

Böhmer ſah die erhöhte Schätzung und Liebe alles Vaterländiſchen als das wichtigſte Ergebniß ſeiner italieniſchen Reiſe

ın, und wollte die deutſche Vorzeit auf dem Gebiete der Kunſt, ıer Sprache und Literatur und der Geſchichte, alſo nach den ıei Verzweigungen, worin ſich damals die vaterländiſche For- chung unter der Führerſchaft der Gebrüder Boiſſerée, der Ge- rüder Grimm und des Freiherrn vom Stein entwickelte, ken- ıen lernen, und zwar zunächſt mit einem genauern Studium er Kunſt beginnen.

Dem Lebensberufe jedoch, wozu er von Natur am öchſten begabt und durch ſeine Erziehung befähigt war, weit äher ſtanden ſchon ſeine im Jahre 1820 begonnenen Stu- ’en der altdeutſchen Literatur, und daß er ſich auch darin ıld einen reichen Vorrath von gründlichen Kenntniſſen worben, dafür zeugen die zahlreichen Dankſchreiben an n, welche von den Meiſtern auf dieſem Gebiete für elfache Unterſtützung, welche denſelben von ihm zutheil worden, vorliegen, ſo von Jakob Grimm, von der Hagen, ɜland, Haupt u. a. m. Wir müſſen uns hier auf die ıdeutung beſchränken, daß er „im Verlauf der Jahre mer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß die nze neuere Bildung im Chriſtenthum wurzele, und darum f chriſtliche Grundlagen zurückzuführen ſei, und daß rzu, wie alle Wiſſenſchaften, ſo auch die Künſte mit- ɛken müßten, und daß die chriſtliche Kunſt insbeſondere ;u berufen ſei, das jetzige in ſich verfallene Geſchlecht erfaſſen und zu edlerer Einigung und Befriedigung führen“. Seine Worte bezeichnen ſein eigenes Weſen beſten, wenn er ſagt: „Ich bin aus innern Beweg- ınden für die höhern Wahrheiten thätig geweſen; denn Hiſtoriker wollte ich durchs Wahre zum Guten, und n als Kunſtjünger wirkte ich für den Satz: «Das ɔöne ſoll das Heilige bedeuten», alles im Dienſte mei- Volks, meines Vaterlandes!“

Der innigern Verbindung Böhmer’s mit Clemens ntano widmet der Biograph mit Recht eine eingehen- Darſtellung, die, wer immer Sinn für tiefere Lebens- aſſung hat, mit hohem Genuſſe leſen wird. Sowie mer in Johannes von Müller in vieler Hinſicht ein ıl gefunden zu haben bekannte, dem nachzuſtreben er zur Ehre anrechnete, ſo „ging ihm plötzlich“, im nn ſeiner ernſtern hiſtoriſchen Studien, „beim Leſen Briefe J. Georg Müller’s an einen ſchweizeriſchen ɜling über das Studium der Wiſſenſchaften, beſon- der Geſchichte» (Zürich 1798, zweite Ausgabe 1817) Gedanke auf, in ähnlichen Briefen einen rheiniſchen ken anzuſprechen; ſie ſollten heißen: «Briefe an einen ländiſchen Jüngling über Wiſſenſchaft, Kunſt und land.»“ Unterm 8. Auguſt 1822 ſchrieb er an ſei- Freund J. D. Paſſavant in Rom: „Dieſe Idee iſt immer der leuchtende Stern, der mir vor Augen (Briefe, I, 105 fg.). Die Dispoſition der unaus- ɛten Arbeit hat ſich erhalten, und zeugt ebenſo wol en hohen Standpunkt, als für den Ideenreichthum ungen Verfaſſers (Biographie, S. 112, Anmerk.). erdiente Anerkennung, welche jener Arbeit des jün- Bruders unſers Johannes von Müller hier durch er zutheil geworden, iſt geeignet, die Aufmerkſamkeit r angehenden jüngern Staatsmänner wieder darauf ɛnken. Hier ſei es uns auch vergönnt, auf die ver- n Beziehungen hinzuweiſen, in welchen Böhmer mit mehrern der namhafteſten ſchweizeriſchen Hiſto- ſtand, wie mit Meyer von Knonau in Zürich, Zellweger in Appenzell, Wurſtemberger in Bern, Friedrich Hurter in Schaffhauſen (ſpäter in Wien), vor allen aber mit J. E. Kopp zu Luzern.

Am 20. Januar 1819 hatte Freiherr vom Stein die „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde“ ins Leben gerufen, und ihr das große Nationalunternehmen der „Sammlung und Herausgabe der ältern deutſchen Ge- ſchichtſchreiber“ als Aufgabe geſtellt. Böhmer, der ſich bereit erklärt hatte, thätigen Antheil daran zu nehmen, wurde im März 1823 dem Gründer vorgeſtellt und von dieſem in die Centraldirection berufen. Böhmer’s erſte literariſche Veröffentlichung war das Regiſter zum vierten Bande des von Fichard herausgegebenen „Archiv für ältere deutſche Geſchichtskunde“. Im Juni 1824 hatte Böhmer Gelegenheit, zu Strasburg, wo er für die Zwecke der hiſtoriſchen Geſellſchaft vom 11.—24. Juni arbeitete, Joſeph Görres, welcher damals dort in der Verbannung lebte, perſönlich näher zu treten. Görres, bei dem ſchon nicht blos der Jugendtraum einer „europäiſchen Völker- republik“ längſt verflogen war, ſondern dem auch die Hoffnungen ſeines Mannesalters, „die Wiederherſtellung von Kaiſer und Reich“, als eine bloße ſchöne Illuſion ſich herausgeſtellt hatten, hielt das politiſche Spiel für verloren und erhoffte Gewinn für die Nation lediglich noch von einer „innern Einkehr“, von einer religiöſen Vertiefung und Einigung des Volks, von einer Wieder- herſtellung der einen ungetheilten Kirche, ohne die eine politiſche Einigung unmöglich ſei. Von da an bis zu dem Tage, an welchem, im Januar 1848, Böhmer am Todesbette des greiſen Görres weinend ſtand, war er deſſen Hausfreund geblieben. „Ich weiß niemand“, ſchrieb er einſt, „der ſo verſtehend, ſo billig, ſo heiter, ſo freund- lich, ſo einfältig im edelſten Sinn des Worts wäre als er; da iſt Kraft und Einfalt und rheiniſche Offenheit“. Und wem zutheil ward, mit Görres in perſönliche Be- rührung zu kommen, wird dieſem Urtheil ungetheilten Beifall ſchenken.

Böhmer erkannte in den Urkunden — wir laſſen ihn hier ſeiner Erkenntniß derſelben Worte geben, weil ſie ſo entſchei- dend für ſeinen ganzen künftigen Lebensberuf war — die echte- ſten, wichtigſten und reichhaltigſten Geſchichtsquellen, weil ſie faſt ausſchließlich von ſolchen abgefaßt worden, welche die Wahr- heit wußten und ſagen wollten, weil ſie als ſtets gleichzeitige Nachrichten die Sachen zeigen, wie man zur Zeit ihrer Ab- faſſung ſie ſah und kannte, nicht wie man ſie ſpäter ſich vor- ſtellte, weil ſie durch ihre genauen Orts- und Zeitangaben für die Aufeinanderfolge der Begebenheiten und die räumliche Be- wegung der handelnden Perſonen einen unfehlbaren Leitfaden gewähren, alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens getreu ab- ſpiegeln und uns auch an jenen Orten und zu jenen Zeiten nicht verlaſſen, wo kein Geſchichtſchreiber geſchrieben, keine Sage aus der Vorzeit ſich erhalten hat.

Am 22. Februar 1829 begann er die Anfertigung ſeiner erſten „Kaiſerregeſten“, und im Juli 1831 erſchie- nen dieſelben unter dem Titel: „Die Urkunden der römiſchen Könige und Kaiſer von Konrad I. bis Heinrich VII. (911 —1313) in kurzen Auszügen u. ſ. w.“ (Frankfurt a. M. 1831). Während deren Ausarbeitung (Anfang 1830) ſchrieb er: „Nicht als Geſelle der Zunft bin ich zur Ge- ſchichte gekommen, und ſo ſcheint es mir noch gewaltig an den erſten Grundlagen zu fehlen. Nun führe ich meine geraden feſten Straßen durch die Jahrhunderte.“ Und:

„Es bedarf grundlegender Arbeiten, zwar mühſam für den, der ſie macht, aber alle Mühe verſüßend durch den Lohn unbefangener Forſchung, durch das Bewußtſein, daß man durch ſolche Arbeiten den Weg zur Wahrheit weiſe. Meine „Kaiſerregeſten“ ſollen einen treugemeinten Verſuch eines grundlegenden Werks darbieten. «Sanctus amor patriae dat animum», wie der Wahlſpruch meines edeln Gönners Freiherrn vom Stein lautet.“ Böhmer konnte jedoch ſein Werk ſeinem „väterlichen Freunde“ nicht mehr überreichen; dieſer war am 29. Juni 1829 geſtorben. Die Aufnahme ſeiner „Regeſten“ war allgemein eine günſtige; am meiſten erfreute ihn Jakob Grimm's Urtheil:

Alle Urkunden der deutſchen Könige und Kaiſer aus den vier Jahrhunderten, in welchen ſich die Kraft unſers Volks am größten zeigte, hat der Verfaſſer in ein höchſt lehrreiches und fortan jedem Bearbeiter deutſcher Geſchichte unentbehrliches Verzeichniß zuſammengeſtellt. Die Zeit einer ſolchen durch das Herz von Europa waltenden Kraftentwickelung kann keine rohe heißen, denn nur das Thatenloſe iſt roh und barbariſch, nicht aber Deutſchland in der erſten Hälfte des Mittelalters mit einer Verfaſſung, welche, wie ſich Böhmer treffend ausdrückt, aus der Freiheit entſtanden und auf das Recht gegründet war, und unter Regenten, von denen ich nicht weiß, ob je ein anderes Volk innerhalb 400 Jahren eine Reihe von mannichfaltigerer Größe beſeſſen.... Noch niemals ſind die Diplome der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Könige mit einer ſolchen Umſicht und Genauigkeit zuſammengeſtellt worden.

Ermuthigt durch dieſe Aufnahme, nahm er ſofort die Bearbeitung der „Regeſten der Karolinger“ in Angriff, und am 28. Januar 1832 hatte er bereits über 800 karolingiſche Urkunden extrahirt, und ſchon im Juni 1833 erſchienen dieſelben unter dem Titel: „Die Urkunden ſämmtlicher Karolinger in kurzen Auszügen“ (Frankfurt 1833). Dieſe Regeſten jedoch hatte er ſchon etwas erweitert, nicht nur durch Vereinigung der bezüglichen Zeit- und Ortsangaben der Annalen, ſondern auch durch Aufnahme der eigentlich politiſchen Actenſtücke, der Wahl- und Krönungsacten, der Friedensſchlüſſe, der Theilungen des Reichs u. ſ. w.

Im Spätſommer 1831 hatte er eine Reiſe nach Frankreich unternommen, um das Schickſal der Archive in den dortigen ehemals zum Deutſchen Reich gehörigen Provinzen kennen zu lernen, und ſich zu Metz, Rheims, Paris, Dijon, Beſançon aufgehalten. Zur Benutzung der bairiſchen Archive trat er im Auguſt 1833 eine Reiſe an.

Während er ſeine Regeſten anfertigte, arbeitete er noch unausgeſetzt an der Herſtellung eines „Urkundenbuchs der Reichsſtadt Frankfurt“, und dies mit ſolchem Fleiß, daß 1836 der erſte Theil deſſelben, auf 98 Bogen in Quart fertig vorlag; er widmete es „dem Andenken der Reichsſtadt Frankfurt, ihrer Magiſtrate, die mit Gerechtigkeit, mit Weisheit, mit Würde dem gemeinen Weſen vorgeſtanden; ihrer edeln Geſchlechter, ihrer achtbaren Bürger, die bis zuletzt treu an Kaiſer und Reich gehalten u. ſ. w.“ Wieder war es Jakob Grimm, der, einer der erſten, den hohen Werth dieſer Arbeit freudigſt anerkannte: „An dem Buch iſt alles höchlich zu rühmen, Plan wie Ausführung, Inhalt und Geſtalt.“ Auch Pertz fand daſſelbe vortrefflich. Im Spätſommer 1836 war Böhmer im Reichsarchiv zu München mit den Vorarbeiten zu den „Regeſten Ludwig's des Baiern“ thätig. Bei ſeiner Heimkunft, um Mitte Octobers, fand er eine vertrauliche Anfrage, ob er nicht zur Annahme einer Geſch[...]
an der Univerſität Tübingen geneigt wäre? Er [...]
es. „Ich erkenne in meinen Regeſtenarbeiten mein[...]
lichen Beruf“ ſchrieb er am 29. October 1836 [...]
Schloſſer. Und dabei blieb er auch bis an ſein [...]
ende, und immer vollkommenere Arbeiten, in [...]
einanderfolge, auf dem Gebiete liefernd, das er [...]
vollendeterer Geſtalt betreten, und auf dem er [...]
von ſeinen Nachfolgern anerkannte Meiſterſchaft [...]
hat und noch behauptet.

Im Frühjahr 1837 trat er eine wiſſenſchaftliche [...]
nach Italien, durch die Schweiz an. Wir müſſen [...]
hier darauf beſchränken, die Reſultate derſelben [...]
bezeichnen, vor allem aber, daß er den Hauptzwe[...]
reichte, die Urkunden der ſächſiſchen und ſaliſchen [...]
in den Archiven Ober- und Mittelitaliens, durch [...]
Fürſten von Metternich Empfehlungsſchreiben, benutz[...]
können, und daß er das Glück hatte, einen Th[...]
alten Reichsarchivs, welches beim Tode Heinrich's [...]
Piſa zurückgeblieben, in dem Archiv einer italien[...]
Familie wiederaufzufinden.

Im Juli 1839 erſchienen ſeine „Urkunden [...]
des Baiern, König Friedrich's des Schönen und [...]
Johann's von Böhmen, nebſt einer Auswahl der [...]
und Bullen der Päpſte u. ſ. w. von 1314—47“ [...]
furt 1839). Auf einer Herbſtreiſe 1839 faßte [...]
Plan zur Herausgabe einer eigenen Sammlung [...]
ſchichtsquellen Deutſchlands: „Fontes rerum ge[...]
carum“. Mit dem Beginn der „Kaiſerregeſten“ [...]
1829 hatte er ſeine geiſtige Wanderzeit zur A[...]
des rechten Berufs abgeſchloſſen. Er wollte ſi[...]
blos „als Bauſtein vermauern laſſen“, ſondern ſpra[...]
rückhaltloſer ſeine Ueberzeugungen in Bezug au[...]
und Staat aus.

Im Frühjahr 1840 trat er ſeine dritte R[...]
Italien an, und gelangte über München, Verona, [...]
Modena, Piſtoja, Piſa und Florenz am 22. M[...]
Rom. Das durch die 20000 Fremden, welche [...]
Winter zubringen, nun abgeriebene, geglättete, [...]
und gefirnißte Rom jedoch war nicht mehr de[...]
Jünglingsalters, welches er 21 Jahre früher be[...]
liebgewonnen hatte, ſodaß ſein Mismuth darüb[...]
geſteigert freilich durch die Schwierigkeiten, we[...]
„der es doch ſo ehrlich mit der Wiſſenſchaft und [...]
auch mit der Kirche meinte“, in Benutzung de[...]
ſchaftlichen Schätze gemacht wurden, ihn bewog, [...]
ſchon nach einem Aufenthalt von blos 18 Tage[...]
zu verlaſſen. Mit friſchem Eifer widmete er [...]
ſeiner Rückkehr der Herausgabe der „Fontes“. [...]
Vorrede zum erſten Bande ſagt er:

Während die Zeugen der Größe unſerer eigen[...]
nur ein- oder zweimal gedruckt und nur ganz we[...]
kannt ſind, haben wir die Hiſtoriker der Griechen [...]
in allen Formaten unzählbar oft herausgegeben, [...]
und überſetzt, die uns doch viel weniger angehen.. [...]
in den Zeiten, in denen die Nation ſich ſelbſt [...]
Wenn ſie nun zum zweiten mal ſchlaftrunken aufwa[...]
ſpät genug! — ſich ſelbſt wiederfinden will, ſo werden [...]
die Claſſiker ihrer Geſchichte willkommen ſein. „Den[...]
est os ex ossibus nostris et caro ex carne nos[...]
ſind lebendige und wahrhafte Zeugen der Geſch[...]
Vaterlandes.

Digitized by Google

Mit den Regeſten Rudolf's von Habsburg war er ſchon im Frühjahre 1843 fertig geworden, und arbeitete im Spätherbſt jenes Jahres ſchon an der neuen Ausgabe der Regeſten von 1246—1313. „Sein Freundſchaftsverhältniß mit Kopp in Luzern war immer inniger und herzlicher geworden", ſagt ſein Biograph.

Durch eiſernen Fleiß brachte er im September 1844 ſeine erneuerten Kaiſerregeſten von 1246—1313, Auszüge aus nicht weniger als 3786 Urkunden, zum Abſchluß. Wie durch äußern Umfang, ſo erſchien das Werk auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffs als ein durchaus neues. Die erſchöpfenden Urkundenauszüge ergänzte er durch die in den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern vorkommenden Thatſachen. Wilhelm Gieſebrecht urtheilt darüber ſo: „Dieſe Arbeiten Böhmer's ſind für das Studium des deutſchen Mittelalters, man kann wol ſagen in gleicher Weiſe epochemachend geweſen, wie die Herausgabe der «Monumenta Germaniae» ſelbſt."

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Militäriſche Schriften.

1. Zwei Kriege, 1809 und 1866. Von E. Heuſinger. Braunſchweig, Graff und Müller. 1868. 8. 25 Ngr.

Ein Veteran, der ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren als Militärſchriftſteller bekannt iſt, tritt hier mit einem neuen Werke hervor, welches zwiſchen den beiden im Titel genannten Kriegen eine Parallele ziehen ſoll. „Nicht leicht", ſagt er in der Einleitung, „möchte die neuere Geſchichte über zwei andere Kriege zu berichten haben, die in ihrem Entſtehen, in ihren raſchen Erfolgen und in ihren Endreſultaten größere Aehnlichkeit miteinander trügen." Dieſe Parallele feſthaltend, hat der Autor die kriegeriſchen Ereigniſſe, ohne ſie ſtrategiſch zu verfolgen, nur „als eine erläuternde Staffage" zur Charakteriſtik der beiden Kriege behandelt. Doch iſt Napoleon's Winterfeldzug in Spanien, das Vorſpiel zum öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriege, etwas ausführlicher vorgetragen, namentlich die perſönlichen Beziehungen des Kaiſers mit Vorliebe ausgemalt. Wir haben die vier erſten Abſchnitte des Werks, welche dieſen Feldzug enthalten, mit vielem Intereſſe geleſen; nach engliſchen und franzöſiſchen Quellen zuſammengeſtellt, geben ſie eine gute Ueberſicht und ſind friſch geſchrieben, oft mit lebendiger Schilderung, ſo beſonders die Vorgänge vor Madrid. In der Somoſierra finden wir hier noch die polniſchen Reiter als Lanciers erwähnt, was einer der Mitkämpfer, Niegolewski (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1855), widerlegt hat. Den Rückzug der Engländer nach Coruña mit ſeinen Schrecken vergleicht der Verfaſſer dem der Franzoſen über die Bereſina. Vor Coruña nach dem Siege, der mit dem Tode des Oberbefehlshabers erkauft war, wurden 3000 Pferde, die nicht mit eingeſchifft werden konnten, auf Befehl von ihren Reitern erſchoſſen, „faſt das jammervollſte Ereigniß auf der ganzen Retirade!" Für die Politik Napoleon's gegen Spanien nimmt der Verfaſſer entſchieden Partei: Spanien, ſich ſelbſt überlaſſen, würde in Englands Hände gefallen ſein, „im Streben der Selbſterhaltung verſuchte er, Spanien einen ebenſo menſchenfreundlichen als erleuchteten Prinzen zum König und eine liberale Verfaſſung zu geben". Ob aber England, weil es Napoleon dort bekämpft, für alles verantwortlich zu machen iſt, was in den 50 Jahren nach dem Halbinſelkriege in Spanien vorgefallen iſt, möchte doch zu bezweifeln ſein.

Der Krieg gegen Oeſterreich wird dann in der fortlaufenden Reihe der Abſchnitte beſprochen. „Krieg war für den Kaiſer eine traurige Nothwendigkeit. Indem er von der Revolution den franzöſiſchen Thron annahm, machte er ſich ganz Europa zum Feinde. Es blieb ihm nur die Wahl ſchimpflicher Unterwerfung unter die abſoluten Throne, oder unnachlaſſender Kampf für das nationale Recht der europäiſchen Völker, wie er ſeine Politik, ebenſo wie Napoleon III. die ſeinige, nannte." So nannte er ſie allerdings; war ſie es aber? Die Schuld an dem Kriege von 1809 mißt der Verfaſſer unbedingt der habsburgiſchen Politik zu, welche ſich nur den Anſchein für Deutſchlands Befreiung zu kämpfen gegeben habe. Ueber die Kriegführung der öſterreichiſchen Feldherren urtheilt er ſtreng, wenn er auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, dem Erzherzog Karl und in ſpäterer Zeit dem Heldengreiſe Radetzky volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von den Feldherren im zweiten italieniſchen Kriege (1859) ſagt er: „Was man von ihnen geſehen hat, war ganz dazu angethan, an die Irrfahrten von Nachtwandlern zu erinnern, welche die ſie bedrohende Gefahr nicht eher erkennen, als bis ſie mit kräftiger Hand aus ihrem Somnambulismus zur Wirklichkeit des Lebens erweckt werden."

Die letzten Abſchnitte, den Krieg von 1866 und die eigentliche Parallele mit 1809 enthaltend, ſind kürzer gefaßt. Daß unter den preußiſchen Feldherren S. 92 Ramming genannt iſt, kann nur ein Druckfehler ſein. Den Schluß bilden politiſche Betrachtungen, die wir der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen. Wir heben daraus nur ein paar Stellen hervor:

Eine Thatſache aber ſteht feſt. Der Tag, an welchem Graf Bismarck den Grundſatz des berühmten Grafen Hertzberg — daß die größte und kühnſte Politik zugleich für Preußen die ſicherſte ſei — zur Regel ſeiner eigenen Politik gemacht hatte, der Tag iſt es geweſen, an dem für Preußen eine neue Aera begann.... Zwei Männer, Graf Bismarck und Baron Beuſt, beide geiſtig hochbegabt, mit feſter Willenskraft gerüſtet, zum Ziel zu kommen, das ſie ſich vorgeſteckt, ſie ſind es, in deren Hände Deutſchlands Geſchicke zunächſt gelegt erſcheinen.

Als Anhang folgen noch zwei Epiſoden aus dem Leben der Kaiſerin Eugenie, ſehr intereſſant zu leſen; inwiefern ſie mit den vorangegangenen Darſtellungen in Verbindung ſtehen, überläßt der Verfaſſer den Leſern zur Entſcheidung. Er glaubt, ſie würden um deshalb von Intereſſe ſein, „weil es immer mehr den Anſchein gewinnt, als ſei Eugenie Gräfin von Teba vom Schickſal auserkoren, zum Drama der Napoleoniden den letzten Act einzuleiten, deſſen Ausgang über Fortſetzung oder endliches Ende der zuharrenden Welt die Entſcheidung bringen wird."

Digitized by Google

2. Die erſten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutſchland 1796 und 1797. Von W. Rüſtow. Mit 14 Kriegskarten. Zürich, Schultheß. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.

Die italieniſchen Feldzüge von 1796 und 1797 ſind inſofern von der größten weltgeſchichtlichen Bedeutung, als ſie das Piedeſtal wurden, auf welchem Napoleon Bonaparte das franzöſiſche Kaiſerreich errichtete. Aber abgeſehen davon, haben ſie ſpeciell für die Kriegsgeſchichte und die Geſchichte des Kriegsweſens eine hervorragende Wichtigkeit. Mit dieſen Bemerkungen, denen jeder denkende Leſer zuſtimmen wird, leitet der Verfaſſer ſein Vorwort ein und erklärt zunächſt, wie das Werk ſchon ſeit 15 Jahren von ihm durch Sammlung von Material vorbereitet worden, weil er gefunden, daß die bisherigen Bearbeitungen dieſes Kriegs in Bezug auf ſeine einzelnen Perioden höchſt ungleich und lückenhaft, vorzüglich aber beeinflußt durch die bonapartiſtiſche Literatur ſind. So hat Rüſtow ſchon ein anſehnliches Material zuſammengehabt, als das Buch von Charras über den Feldzug von 1815 erſchien und viele Franzoſen ſeinem Beiſpiel folgten. Er ſagt:

Auf den Verfaſſer dieſer Blätter machten dieſe Werke einen Eindruck, der ſchwerlich von den Autoren beabſichtigt war, nämlich dieſen, daß doch am Ende bis 1813 Napoleon ein Gott *geweſen* und dann nur zufällig — etwa von der großen Kälte in Rußland — *verrückt* geworden ſei. Wie nämlich alles Verdienſt an den *glücklichen* napoleoniſchen Feldzügen — ohne alle Rückſicht auf den wirklichen Zuſammenhang der Dinge — Napoleon allein zugemeſſen wird, ſo wird ihm auch nun von den antibonapartiſtiſchen Schriftſtellern alle Schuld an den *unglücklichen* Feldzügen beigemeſſen. Das eine iſt ebenſo unwahr, folglich ungerecht, als das andere.

Der Verfaſſer iſt durch dieſes Verfahren noch mehr angeregt worden, ſeine Darſtellung der Feldzüge von 1796 und 1797 zu Ende zu führen, um zu zeigen, daß auch hier Napoleon keineswegs ein Deus ex machina war, ſondern daß man auf die gottloſe Theorie von großen Männern, die alles beherrſchen, „der ſchlechteſten, verderblichſten, unſittlichſten, die die Welt jemals adoptirt, verzichten und ſich entſchließen müſſe, zuzugeben, daß der göttliche Geiſt der großen Maſſen in *freier* Bewegung allein der Schöpfer großer und größerer Männer ſein *kann*". Wir geben dieſe Apotheoſe der Maſſen anſtatt der Apotheoſe einzelner Heroen der Menſchheit unſern Leſern zur Ueberlegung.

Wenden wir uns zu der Arbeit ſelbſt, welcher wir das Verdienſt, alle Nachrichten nach den jahrelang geſammelten Materialien genau abgewogen zu haben, gern zugeſtehen. Von Rüſtow's ſcharfſinnigem und kritiſchem Geiſte durften wir das, wenn er mit einem Werke über einen frühern Krieg hervortritt, wol erwarten. Daſſelbe iſt in zehn durch den Gang der Begebenheiten vorgezeichnete Abſchnitte getheilt. Eine Einleitung geht voran, welche die Zuſtände Frankreichs Ende 1795 und Anfang 1796, die Vorgeſchichte Bonaparte's nebſt dem Kriegsplan für 1796 und die Lage der italieniſchen Staaten mit der gewohnten Klarheit des Verfaſſers ſchildert. Von Bonaparte hebt er hervor, daß er durch den 4. October (den Sieg über die Sectionen) ſich einen Namen für ganz Frankreich gewonnen, und daß ſchwerlich ein General beſſer vorbereitet ſeinen Oberbefehl übernommen als er 1796. Im Feldzuge von 1794 und auf ſeiner Reiſe durch die Riviera und nach Genua habe er das Terrain vollſtändig kennen gelernt, auf welchem er ſeine Operationen eröffnen mußte, im Operationsbureau des Wohlfahrtsausſchuſſes volle Gelegenheit gehabt, ſich ſtatiſtiſch und topographiſch zu unterrichten und bei ſeinen Arbeiten den Blick von dem Einzelfeldzug in Italien auf das Ganze des beabſichtigten Kriegs zu richten.

Der erſte Abſchnitt enthält die Eröffnung des Feldzugs bis zum Waffenſtillſtand von Cherasco. Die Armeen mit ihren Führern, die gegenſeitigen Stellungen und deren Schauplatz werden geſchildert, letzteres vortrefflich, die Feldzugsplane kritiſch beſprochen. Dabei leſen wir lehrreiche ſtrategiſche Bemerkungen, welche auch an andern Stellen des Werks, wo ſie durch die Thatſachen veranlaßt, eingefügt ſind. Letztere in ihrem Zuſammenhang ſind, wie man es von Rüſtow gewohnt iſt, ſo dargeſtellt, daß der militäriſche Leſer vollkommen befriedigt wird; Irrthümer in frühern Werken über dieſen Krieg werden berichtigt. Die franzöſiſchen Schriftſteller verhüllen die Periode vom 15.—21. April mit einem Schleier; auch Napoleon geht in ſeinen „Memoiren von St.-Helena" ſehr kurz über dieſe Tage hinweg. Rüſtow weiſt ihm nach, daß er unſicher und verhältnißmäßig langſam zu Werke gegangen, ehe er nach ſeinen erſten Erfolgen die Sarden angegriffen und bei Mondovi entſcheidend geſchlagen habe. Er erklärt auch, warum er, der „in dieſer Zeit ein ſo guter Revolutionär und Republikaner als nur einer war", ſich vorläufig gegen die Revolutionirung und Republikaniſirung von Piemont und Genua ausſprach.

Im zweiten Abſchnitte wird die Eroberung der Lombardei vorgetragen, in den folgenden vier der Kampf um Mantua. Ueber die Fehlerhaftigkeit des Operationsplans zum erſten Entſatzverſuch iſt kein Zweifel: „Die Armee, die in Tirol beiſammen war, wird getrennt, um ſie erſt nachher wieder zu vereinigen; ob ſie aber vereinigt werden kann, das iſt weſentlich vom Feinde abhängig gemacht worden." Bekanntlich wurden die beiden Colonnen auch vor ihrer Vereinigung einzeln geſchlagen. Den großen Entſchluß Napoleon's, die Belagerung mit Preisgebung ſeines Parks aufzuheben, um ſich auf eine jener Colonnen zu werfen, würdigt Rüſtow vollkommen; aber er erzählt den Kriegsrath zu Brescia, in welchem Bonaparte von ſeinen Generalen ſtarke Sachen hören mußte, ſehr draſtiſch. Die politiſchen Verhältniſſe nach dem zweiten mislungenen Entſatzverſuche, die Unterhandlungen mit Neapel und Rom werden ſcharf beurtheilt. „Es iſt nicht zu verkennen, daß durch die ganze Politik Napoleon's I. ein Zug der Liebe für das päpſtliche Verdummungsregiment geht, ein Zug, der ſich ſchon jetzt kundgibt." Intereſſant und treffend iſt das Urtheil an einer ſpätern Stelle:

Er wollte den neuen Geiſt in die alten Formen gießen, hat der Neffe geſagt. Dies iſt ein *unmögliches* Experiment, wenn es mit dem neuen Geiſte Ernſt iſt, und ein *gefährliches* bleibt es ſelbſt dann, wenn es nicht Ernſt iſt mit dem neuen Geiſte, ſondern ſich nur um die Intereſſen der neuen Perſonen handelt. Napoleon's Geſchichte hat dies hinlänglich bewieſen. Die Furcht vor der Macht der alten Formen und das verlogene Verhalten zu dem neuen Geiſte, dies und nichts anderes war die Achillesferſe Napoleon's I. Aber ein großer Politiker war er und wurde es nicht erſt. Schon in dieſen italieniſchen Kriegen tritt er als ſolcher auf. Für den Kenner neuerer Geſchichte iſt es geradezu unglaublich, wenn er in Mommſen's „Römiſche

Digitized by Google

eſchichte" ließt, Napoleon habe den zum Feldherrn aufgedien-
en Artillerielieutenant nicht verleugnet. Er brauchte ihn nicht
rſt zu verleugnen, er hatte ihn niemals in ſich; er war es nie
eweſen. Er war immer Staatsmann, das kann man nicht
ugnen, wie feindlich man auch ſeinen ſtaatsmänniſchen Maxi-
en ſein mag. In der ganzen neuern Geſchichte gibt es keinen
nzigen Feldherrn, der wie Bonaparte 1796, ohne Monarch zu
in, ſich ſo ſtetig der Combination der Kriegführung und der
olitik erinnerte, der ſo wie er jeden militäriſchen Act vom
litiſchen Standpunkte aus behandelte, wie er jeden politiſchen
t wieder mit Rückſicht auf ſeinen militäriſchen Erfolg anſah.

Den Feldzug gegen den Kirchenſtaat, der nach der
ffiſchen Darſtellung der beiden letzten Entſatzverſuche
d des Falls von Mantua im ſiebenten Abſchnitte er-
lt wird, charakteriſirt der Verfaſſer als keinen ernſtlich
neinten. „Bonaparte wollte nichts weniger, als der
rrſchaft des Papſtes ein Ende machen, er wollte Frie-
mit ihm haben." An die Verhältniſſe der Gegen-
rt anknüpfend, heißt es ferner:

Heute noch, wenn es ſich darum handelt, daß dem welt-
erbenden Papſtthum ein Ende gemacht werden ſolle, hören
von den Regierungen, denen dergleichen zugemuthet wird,
ern, ſie möchten es ſehr gern, aber die ganze Chriſtenheit
de ſich gegen ein ſolches Unternehmen erheben. Die meiſten
ierungen haben aber eine innige Liebe zu der katholiſchen
he oder ſonſt einer Kirche, die, ihnen verbündet, das paſ-
ſte Werkzeug zur Durchführung ihrer unterdrückeriſchen Ten-
en ſcheint.

Kirche und Religion ſei erheblich zu unterſcheiden;
ommt hier nach unſerer Meinung darauf an, was
unter Religion verſteht, die chriſtliche gewiß nicht.

Im achten Abſchnitte folgt der Feldzug Bonaparte's
n den Erzherzog Karl, als der wiener Hof ſich end-
entſchloſſen, dem jungen franzöſiſchen General den
o jungen und als Feldherrn bereits erprobten Erz-
g gegenüberzuſtellen. Es war aber zu ſpät, die
e, die ihm zu Gebote ſtand, kaum 32000 Mann
und nur ein einziger General dabei, der mit Ver-
und Energie im Sinne des Erzherzogs handelte,
reuil. Ueber Bonaparte's Bemühungen, nach ſeinen
gen, weil er ſich vom Directorium verrathen glaubte,
wir ganz im alten Tone, den wir ſchon beſeitigt
ten:

Bonaparte war zu dieſer Zeit nicht mehr ſauber ums Nierenſtück. Die Päpſtelei hatte ihn gründlich verderbt. Wie iſt doch die Geſchichte dieſer Zeit verballhornt und verdorben worden! Von dummen Kerls und von ſchlechten Kerls!! Es iſt ſehr ſchwer zu entſcheiden, ob die dummen oder die ſchlechten Kerls ſie mehr corrumpirt haben. Unter dem Eindruck der Depeſche des Directoriums, welche ihm anzeigte, daß Moreau in Deutſchland nicht vorgehen könne, ſchrieb Bonaparte an den Erzherzog einen ſchönen Brief. Am Schluſſe deſſelben heißt es: „Was mich betrifft, Herr Obergeneral, wenn die Eröffnungen, die ich die Ehre habe, Ihnen zu machen, einem einzigen Menſchen das Leben retten, ich würde ſtolzer auf die Bürgerkrone ſein, welche ich dadurch verdient haben könnte, als auf allen traurigen Ruhm, den kriegeriſche Erfolge geben." Die kleinen Menſchen, welche alle großen Niederträchtigkeiten des Bonapartismus vortrefflich finden, begreifen es nicht, daß es Bonaparte mit dieſem Briefe völlig, völlig Ernſt war. Ein Mann von großem Sinne hat ſich viel öfter über ſeine Freunde zu beklagen als über ſeine Feinde. Seine Freunde ſind meiſtens eine ſchlimme Sorte.

Der Erzherzog mußte den Brief auf Anweiſung von Wien ablehnend beantworten, und der Präliminarfrieden zu Leoben kam erſt nach fortgeſetztem Rückzuge 14 Tage ſpäter zu Stande. Leſenswerth iſt, was bei dieſer Gelegenheit in unſerm Werke über die Geſchichte a posteriori geſagt iſt, welche Napoleon in ſeinen ſpätern Memoiren getrieben.

Der neunte Abſchnitt berichtet den Aufſtand in Venetien und den Untergang der Republik. Dabei wurde von den Franzoſen fürchterlich und ſchamlos geſtohlen. „Napoleon iſt ſpäter an dieſer Räuberei, als deren Erfinder er (für ſeine Zwecke) bezeichnet werden muß, zu Grunde gegangen, weil dadurch auch die ruhigſten Völker gegen die Franzoſenherrſchaft erbittert wurden."

Im zehnten Abſchnitte endlich wird der Frieden von Campoformio beſprochen, und wie Rüſtow beim Anfang ſeiner kriegsgeſchichtlichen Werke ohne Weitſchweifigkeiten zur Sache kommt, und wenn der Stoff erledigt iſt, mit einem kurzen bündigen Schluß endigt, ſo auch hier. „Die Wahrheit kann nur gewinnen", ſagt er, „wenn der blinden Vergötterung einzelner Menſchen, welche immer aus ſchlechten Motiven hervorgeht, gründlich ein Ende gemacht wird. Das wirkliche Verdienſt wird dabei nichts an Anerkennung verlieren." Wir ſind vollkommen damit einverſtanden.

Karl Guſtav von Berneck.

Hartmann von Aue.

he Claſſiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sach-
irungen herausgegeben von Franz Pfeiffer. Fünfter
d. Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor
h. Zweiter Theil: Lieder. Erſtes Büchlein. Zweites
hlein. Gregorjus. Der arme Heinrich. Leipzig, Brock-
. 1867. 8. 1 Thlr.

er erſte Band Hartmann's von Aue hat wie ſeine
nger in der Sammlung der „Deutſchen Claſſiker des
alters" in d. Bl. bereits ſeine verdiente Anerken-
gefunden. Der zweite, ſelbſtverſtändlich von dem-
Herausgeber, bringt die Lyrik und die kleinern
ungen des Altmeiſters der höfiſchen Kunſt. Denn
lcher wird der Autor doch mehr und mehr ſich
n, je mehr ſich unſer Blick für das, was im ſpeci-
Sinne Kunſt zu nennen iſt, ſchärft. Es wird ſich herausſtellen, daß er allein die glückliche haarſcharfe Mitte zwiſchen den verſchiedenen Abwegen des wahren Kunſtprincips zu treffen verſtanden hat, die nach den Vorausſetzungen ſeines Materials und nach den Anforderungen des Geſchmacks der Zeit ſchwerer zu treffen war, als es ein in beiden Beziehungen ſo viel freier geſtellter Leſer oder Darſteller von heute in ſeiner modernen Unbefangenheit und ſubjectiven Autonomie zu ahnen vermag. Denn was man ſo gewöhnlich mit dem Geſammtnamen „conventionell" in der mittelalterlichen Kunſt abzuthun und nach der Art, wie man es abthut, als ein untergeordnetes Moment zu beurtheilen pflegt, das iſt für ſie im gewiſſen Sinne die Hauptſache, und der damalige wahre, große Künſtler muß ſich eben darin zeigen, wie er dies conven-

Digitized by Google

tionelle oder allgemeine, ein für allemal objectiv geſeſtete und unantaſtbare Weſen in Stoff und Formgebung bis ins einzelne durch freie Zuthaten zu einer individuellen Phyſiognomie umzugeſtalten verſteht. Wie dazu ein auf glücklichſter Anlage gegründeter und durch die ſorgſamſte und feinſte Pflege geſchulter Takt erforderlich war, das zeigt kein anderer der mittelalterlichen Dichter — nicht blos unſerer deutſchen mittelalterlichen Dichter — ſo lehrreich und zugleich ſo anmuthig für den, dem der Sinn für das eigentliche Machen in der Kunſt, die Technik oder Formengebung oder wie man dies nennen will, erſchloſſen iſt. Wahrſcheinlich dürfte dies der größte Gewinn ſein, den ein ſinniger Leſer von heute aus einer Wiedererweckung Hartmann's ſchöpfen könnte, ein Leſer nämlich, der wirklich blos kunſtverſtändiger Leſer und nicht philologiſcher oder culturgeſchichtlicher Forſcher iſt, denn ein ſolcher wird natürlich den alten Dichter nach ganz andern Geſichtspunkten zerpflücken und ſtückweiſe zur Bereicherung ſeines und unſers Wiſſens verwenden. Vielleicht daß dann auch einmal die Zeit kommt, wo uns jemand in zuſammenhängender Darſtellung die Geſetze und Principien des künſtleriſchen Weſens und Schaffens der deutſchen Epik des Mittelalters darlegt, denn daß dasjenige, was unſere berufenen Literarhiſtoriker darüber ſagen, zwar oft ſehr anmaßlich klingt, aber doch ausnahmslos, von Gervinus an durch die ganze Tonleiter hinauf oder hinunter bis zu dem ihm nicht in der Literatur, aber in der zarten Inbrunſt gegen den Kurfürſten von Heſſen geſinnungsverwandt gewordenen Vilmar, oberflächlich und in den Wind geredet iſt, darüber dürften ſtillſchweigend nunmehr ſo ziemlich alle einerlei Meinung haben, nur daß die meiſten es vorziehen, ſie bei ſich zu behalten, während wir uns kein Bedenken, vielmehr ein Vergnügen daraus machen, in ein Wespenneſt zu ſtoßen. Glücklich derjenige, der Zeit und das Zeug zu einer ſolchen behaglichen [illegible] in die Tiefen eines wahrhaft eminenten Kunſtge[illegible] wie der fränkiſche Ritter oder Dienſtmann Hartman[illegible] weſen iſt. Denn der verdiente Herausgeber [illegible] erlauben, den von ihm in der Vorrede zum erſten [illegible] verſuchten Beweis, daß Hartmann nach Schwaben [illegible] für gänzlich mislungen zu halten. Wir wiſſen [illegible] die landläufige Meinung eben dahin geht, aber [illegible] auch, daß dieſe erſtens die entſcheidenden eigenen [illegible] des Dichters in ihrem gewöhnlichen Duſel überſehen [illegible] Bech verſucht nun zwar genannte Angaben durch [illegible] Interpretations- und Eliminationsmaßregeln zu [illegible] aber eben darin ſcheint er uns nicht blos zu weit [illegible] ſondern etwas ganz Ueberflüſſiges zu unternehmen. [illegible] wiſſen aber auch zweitens, daß ſelbſt wenn jene [illegible] Zeugniſſe fehlen oder nicht gelten würden, aus der [illegible] Art Hartmann's ſchon allein ſeine landsmann[illegible]liche Zugehörigkeit erſchloſſen werden könnte, ſo [illegible] des Wolfram von Eſchenbach, des Gottfried von [illegible]burg, oder ſo gut wie man daraus allein ſchon [illegible] den negativen Beweis führen kann, daß Walther von [illegible] Vogelweide kein Oeſterreicher war, womit ſelbſtverſtändlich noch nicht geſagt iſt, daß er kein Tiroler geweſen [illegible] könnte, obgleich auch dies aus innern Gründen [illegible] wahrſcheinlich iſt. Solche innere Gründe behalten [illegible] immer ihren ſubjectiven Beigeſchmack, d. h. es iſt ſchwer [illegible] einmal feſtgewurzelten Vorurtheile der andern durch [illegible]fung auf die feinſten und geiſtigſten Momente der [illegible]kraft zu beſeitigen; aber ſie ſind und bleiben doch [illegible] die ſtärkſten und die einzig unwiderleglichen. Denn [illegible] gegen ſie eine auf Eſelshaut oder Löſchpapier [illegible] „authentiſche urkundliche“ Notiz irgendeiner Hand, [illegible] zugehöriger Kopf vielleicht aus demſelben Material [illegible] war wie das, auf dem ſie ſchrieb.

Heinrich [illegible]

Feuilleton.

Spielhagen's Romane vor dem Forum der engliſchen Kritik.

In einem längern, Spielhagen's Wirken gewidmeten ſehr anerkennenden Artikel in der „Westminster Review“ vom October d. J. heißt es unter anderm:

„Spielhagen's Romane laſſen ihren Verfaſſer als ein echtes Kind ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes erkennen. Nur ein Deutſcher konnte ſo ſchreiben, wie er geſchrieben hat, und keiner, der nicht mit dem neueſten ſocialen und politiſchen Leben Deutſchlands genau bekannt iſt, kann die Charaktere, die er ſchildert und die Schauplätze, auf denen ſie handeln, völlig verſtehen und würdigen.“ Nach einigen biographiſchen Notizen ſagt der Recenſent weiter: „In ſeinen beiden letzten Romanen («Die von Hohenſtein» und «In Reih' und Glied») hat er ſich auf den gefährlichen Boden des ſogenannten «Tendenzromans» gewagt. Doch ſind wir der Anſicht, daß der eigentliche Zweck des Verfaſſers nicht ſowol das Ergebniß eines bewußten Wunſches ſei, gewiſſen politiſchen und ſocialen Theorien das Wort zu reden, als vielmehr der natürliche Ausfluß ſeiner eigenen Individualität und der Eindrücke, welche das Revolutionsjahr 1848 ſowie die darauf folgende Reactionsperiode auf ſeinen jugendlichen Geiſt gemacht haben. Wie warm auch einige der Charaktere in den beiden letzten Romanen politiſch-ſociale Fragen aufnehmen und nach Umwälzungen ſtreben, ſo wird doch die altväteriſche Moral, daß häusliche Tugenden und gewiſſenhafte Erfüllung der nächſtliegenden Pflichten am [illegible] Glücke der Einzelnen und zum Wohle der Geſellſchaft [illegible]gen, im ganzen nicht beeinträchtigt. Die Helden in [illegible] Spielhagen's Romanen ſind jedoch nicht aus gewöhnlichem [illegible] Zeuge gemacht; es ſind vielmehr ſehr ungewöhnliche [illegible] die ſelbſt für unſer geiſtreiches Zeitalter mit mehr als [illegible]ſchnittlich geiſtiger Kraft begabt ſind. Einige [illegible] ſogar titaniſche Eigenſchaften: hochſtrebenden Ehrgeiz, [illegible]liches Verlangen und überwältigende Leidenſchaften, [illegible] einem kläglichen Ende führen. Daß Romanhelden [illegible] einen Fuß höher ſtehen als gewöhnliche Menſchen, iſt [illegible] wir zu erwarten berechtigt ſind.... In Spielhagen's [illegible] wird jedoch die pſychologiſche Wahrheit nie verletzt. [illegible]perſonen in ſeinen Romanen leben vor uns und [illegible] Theilnahme in Anſpruch. Ihre Charakterzüge [illegible] beſchrieben, ſondern durch ihre Handlungen [illegible] Auch die Verwickelungen ſeiner Romane ſind trotz [illegible] Anzahl von Scenen und Charakteren, die darin vorkommen, [illegible] noch geſchickt, conſequent und künſtleriſch. Er [illegible] übertriebenen Gebrauch von unwahrſcheinlichem [illegible]ſen; ebenſo wenig wird der Leſer in unruhiger [illegible] halten, während die verſchlungenen Fäden einer [illegible] entwirrt werden. Schiller, glauben wir, war es, [illegible]manſchreiber den Stiefbruder des Dichters nannte. [illegible] glühenden Naturſchilderungen, die nie langweilig [illegible]

Digitized by Google

und ſtets entweder den Stimmungen und Handlungen ſeiner Charaktere angemeſſen ſind oder durch den Contraſt ſie beben, wohnt ein echter poetiſcher Reiz inne. In dieſer Hinſicht läßt ſich von ihnen ſagen, daß ſie eine glückliche Stellung zwiſchen den unbeſtimmten und ſchattenhaften Bildern, denen man früher in deutſchen Romanen begegnete, und dem für Leſer von Geſchmack ſo ermüdenden photographiſchen Realismus in vielen unſerer neuern engliſchen Romane einnehmen. Auch die zarten Regungen und das Sehnen des Herzens ſchildert er beſonders in ſeinen weiblichen Geſtalten mit geſchickter Hand. Die Theilnahme des Leſers an ſeinen Erzählungen verſteht er ſich zwar im allgemeinen durchweg zu erhalten; doch viele derſelben enden traurig, und man ahnt ein ſolches Ende vielleicht zu bald als Folge der Laſter, Irrthümer oder Schwächen der handelnden Perſonen. Wie in den griechiſchen Tragödien, ſo ſcheint auch bei ihm ein unerbittliches Schickſal ſeine Opfer zu verfolgen, und nur wenige Romane dieſes Schriftſtellers wird man nach beendigter Lektüre aus der Hand legen können, ohne daß ſich ein ſchmerzliches Gefühl mit der Bewunderung ſeiner Begabung vermenge. Indeſſen fehlen auch die komiſchen Elemente, die Satire, der Witz und Humor nicht, um dem Leſer Unterhaltung zu gewähren. Abgeſehen von der nationalen Färbung ſeiner Charaktere, zeigt er uns, daß ihre beſondern Eigenſchaften mit den äußern Umſtänden wenig zu thun haben. Wir ſehen die erblichen Einflüſſe des Temperaments und anderer organiſchen Bedingungen angedeutet, und in den Beſchreibungen von den Geberden des Körpers und dem Ausdruck des Geſichts bekundet, ſich viel Kenntniß der menſchlichen Natur in ihrem krankhaften ſowol wie in ihrem geſunden Zuſtande."

In Uebereinſtimmung mit deutſchen Kritikern hält auch unſer Recenſent „Problematiſche Naturen" für die intereſſanteſte und am meiſten dichteriſche Schöpfung des Verfaſſers. Zum Schluß heißt es: „Als Schilderer individueller Charaktere, als Maler verſchiedener Situationen, landſchaftlicher ſowie ſocialer, ſcheint uns Spielhagen unerreicht von irgendeinem andern neuern deutſchen Romandichter. Auch finden ſich moraliſche und philoſophiſche Betrachtungen in ſeinen Werken ausgeſtreut, welche, wenn ſie auch für Höhergebildete nicht immer den Reiz der Neuheit beſitzen, ſich doch wenigſtens durch die Diction empfehlen."

Literariſche Notizen.

Ein Prachtwerk iſt ſoeben in der G. J. Göſchen'ſchen Verlagshandlung in Leipzig (bekanntlich Eigenthum von J. G. Cotta in Stuttgart) veröffentlicht worden, eine Ausgabe des Wieland'ſchen „Oberon" mit 20 Folioholzſchnitten auf chineſiſchem Papier und mit 22 größern und kleinern im Text. Zunächſt liegen ſechs Lieferungen von dem auf zwölf berechneten Werke vor. Die hiſtoriſchen Kompoſitionen hat Gabriel Marx, die landſchaftlichen Guſtav Cloß geliefert. Der phantaſtiſche, üppige Reiz der Dichtung ſpiegelt ſich in den Illuſtrationen wieder. Wir erhalten glänzende Architekturbilder, wie „Oberon's Zauberſchloß" und den „Khalifenpalaſt", auf andern, wie gleich auf dem erſten: „Hüon erſchlägt Charlot", erſcheint die Handlung mehr als Staffage für ein Landſchaftsbild, nach dem Vorgang Pouſſin's und Claude Lorrain's, dem neuerdings auch Doré's Zeichnungen öfter folgen; andere ſind phantaſtiſch traumhaft, wie „Hüon und Rezia im Feenlande" und „Sylphe trägt Hüon durch die Luft". Wieland's „Oberon", der ſich mehr und mehr als das eigentlich bleibende Werk dieſes Autors erweiſt, wird in ſolcher Prachtausgabe jedem Salon zur Zierde gereichen.

Von Friedrich W. Ebeling's „Sieben Bücher franzöſiſcher Geſchichte" iſt eine zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen (Leipzig, Wöller). Der erſte Band behandelt die „Geſchichte der religiös-politiſchen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz' I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX." Der Autor iſt oft mit Adolf Ebeling, einem in Paris lebenden Schriftſteller von ultramontaner Tendenz, verwechſelt worden; er beſchwert ſich hierüber in der Vorrede.

Die Schrift deſſelben Verfaſſers: „Gottfried Auguſt Bürger und Eliſe Hahn" iſt nicht, wie wir neulich irrthümlich erwähnten, ein bloßer Wiederabdruck aus der „Moſaik", ſondern eine weſentlich umgearbeitete Ausgabe, in welcher ſich Ebeling von manchen frühern Rückſichten frei gemacht und außerdem ſelbſtverſchuldete Lücken der Darſtellung, namentlich was die künſtleriſche Laufbahn der Eliſe Hahn betrifft, ausgefüllt hat. Der Vorwurf der Buchmacherei, den wir gegenüber der deutſchen Hyperproduction im allgemeinen aufrecht halten, findet alſo auf vorliegenden Fall keine Anwendung.

Bibliographie.

Becker, K. W., Charakterbilder aus der Kunſtgeſchichte. Zur Einführung in das Studium derſelben zuſammengeſtellt. 3te Aufl., völlig umgearbeitet, vermehrt und verbeſſert von C. Clauß. 1ſte Abth. Das Alterthum. Leipzig, Seemann. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Birlinger, A., So ſprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime. Berlin, Dümmler. 16. 12 Ngr.

Braun, T. S., Aus der Ehewelt. Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, F. P., Die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 20 Ngr.

Briefe zweier Mütter über Erziehung und Bildung ihrer Töchter. Aus dem Nachlaſſe einer heimgegangenen Mutter herausgegeben von O. v. Zabel. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 16. 12 Ngr.

Bürgener, J., Das Saullied in 14 Geſängen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Chriſtianſen, C., Die rechtliche Unmöglichkeit der Todesſtrafe. Halle, Buchh. des Waiſenhauſes. Gr. 8. 5 Ngr.

Claudianus, C., Dichtungen, überſetzt von G. Freih. v. Wedekind. Darmſtadt, Jonghaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Conſtanze. Eine Geſchichte in 4 Abſchnitten. Halle, Fricke. 8. 18 Ngr.

Cremer, H., Jenſeits des Grabes. Eine Vorleſung über den Zuſtand nach dem Tode. Nebſt einigen Andeutungen über das Kinderſterben. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 7½ Ngr.

Decher, C., Zur Verſtändigung in dem Streit der Religion mit der Zeitbildung. Darmſtadt, Jonghaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Denkſchrift Se. königl. Hoheit des Kurfürſten Friedrich Wilhelm I. von Heſſen, betreffend die Auflöſung des deutſchen Bundes und die Uſurpation des Kurfürſtenthums durch die Krone Preußen im Jahre 1866. Prag, Satow. Gr. 4. 10 Ngr.

Donner Grollen der democratiſchen Lyra. Leipzig, Purdubitz. 16. 4 Ngr.

Dühring, E., Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preussische Staatsministerium. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. Berlin, Heimann. Gr. 8. 10 Ngr.

Egger, A., Schiller in Marbach. Wien, Beck. Lex.-8. 10 Ngr.

Barbara von Eichſtetten. Eine Novelle von der Verfaſſerin „Haſt du gelernt? Wohl dem, dem ſeine Sünden vergeben ſind." Bevorwortet von Phil. v. Nathuſius. Halle, Fricke. 8. 12 Ngr.

Eilig, F., Deutſche Bäume. Neue Gedichte. Grimma, Genſel. 16. 3 Ngr.

— — Blumen. Gedichte. Grimma, Genſel. 16. 6 Ngr.

— — Lebenszeichen. Gedichte. Grimma, Genſel. 16. 3 Ngr.

Neue Forſchungen zur Aufſtellung des Urchriſtenthums: Die Jugend- und Bildungsgeſchichte Jeſu, unter hiſtoriſch-kritiſcher Beleuchtung der evangeliſchen Traditionen. Von Imml. P. L., Theologus. Bern, Dalp. Gr. 8. 12 Ngr.

Frauenholz, A., Das Sonnenſyſtem in der Vorzeit. Eine kurze wiſſenſchaftliche Abhandlung. Breslau, Maruſchke u. Berendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Maximus Caſus, der Oberlehrer von Druntenheim. Social-pädagogiſche Cartons. Berlin, Frank. 1869. 8. 1 Thlr.

Hager, A., Die Münzen der Bibel. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 6 Ngr.

Hecker, G., Eines Andern Frau. Eine Erzählung. Elberfeld, Lucas. 8. 1 Thlr.

Das Kurfürſtenthum Heſſen, ſeine Annexion und ſeine Wiederherſtellung. Von einem Revolutionär-Legitimiſten. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutſcher Humor in Poeſie. Illuſtrirt von Osk. Pletſch, J. Fülhaas u. A. Leipzig, Amelung. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Kászony, D. v., Der Sohn des Deportirten. Original-Novelle. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 22½ Ngr.

Kehrein, J., Biographiſch-literariſches Lexikon der katholiſchen deutſchen Dichter, Volks- und Jugendſchriftſteller im 19. Jahrhundert. 1ſtes und 2tes Heft. Zürich, Woerl. Lex.-8. à 9 Ngr.

Luther an die Christen in Livland. Riga, Deubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Stelzmüller, A. J., Das Leben des Volkes. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 20 Ngr.

Stern, A., Ueber die zwölf Artikel der Bauern und einige Aktenſtücke aus der Bewegung von 1525. Ein Beitrag zur Geſchichte des großen deutſchen Bauernkrieges. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 25 Ngr.

Stern, B., Valentin. Ein bürgerliches Trauerſpiel. Wien, Lechner. 8. 22 Ngr.

Walter, C., Echo vom Soracte. Horazische Gedichte in modernen Versmassen bearbeitet. Göttingen, Dieterich. 8. 10 Ngr.

Weber, A., Indische Streifen. Eine Sammlung von bisher in Zeitschriften zerstreuten kleineren Abhandlungen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolff, M., Die natürliche Religion in neuer Auflage. Hamburg, Grüning. 1869. Gr. 8. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Aufklärung über den Spiritismus. Von einem Spiritiſten. Wien, Lechner. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Das Legitimitätsprincip.

Eine ſtaatsrechtliche Abhandlung

von

Friedrich Brockhaus,

Dr. und Privatdocent der Rechte an der Univerſität Jena.

8 Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das moderne Staatsrecht hat die Frage noch nicht gelöſt, wodurch ſich der rechtliche Beſtand derjenigen unter den gegenwärtigen Dynaſtien erkläre, welche ihre Herrſchaft im Widerſpruch mit den berechtigten Anſprüchen eines andern Fürſtenhauſes erworben haben. Dem Verſuche, auf dieſe in unſerer Zeit ſo wichtige Frage eine ausreichende Antwort zu geben, iſt die vorliegende Schrift gewidmet.

Soeben erſchien und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Acht pſychologiſche Vorträge von Dr. C. Fortlage, Profeſſor an der Univerſität Jena. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr.

Inhalt:

1. Ueber die Natur der Seele.	5. Ueber die Temperamente.
2. Ueber das Gedächtniß.	6. Ueber den Inſtinct.
3. Ueber die Einbildungskraft.	7. Ueber die Freundſchaft.
4. Ueber den Charakter.	8. Ueber Materialismus und Idealismus.

Jena, 1868.

Mauke's Verlag (Herrmann Dufft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Fünfzig Blätter in Stahlſtich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe. Zweite Auflage.

In 20 Lieferungen zum Subſcriptionspreiſe von 6 Ngr. für die Lieferung.

Von der wohlfeilen Octav-Ausgabe der ſo allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg erſcheint eine zweite Auflage in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr. Den Verehrern Schiller's, insbeſondere auch den zahlreichen Beſitzern von Schiller's Werken iſt ſomit von neuem Gelegenheit geboten, dieſe gelungene künſtleriſche Darſtellung der Idealgeſtalten des Dichters gegen eine geringe monatliche Ausgabe ſich anzuſchaffen.

In allen Buchhandlungen iſt die erſte Lieferung (Wilhelm Tell; Prinzeſſin Eboli; Max Piccolomini) vorräthig und werden Unterzeichnungen angenommen.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Samml[ung] der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Hrsg. von einem Verein praktischer Aerzte. 7 Bände. 8. (18⅔ Thlr.) Ermässigter Preis 3½ Thlr.

Busch, Dietrich W. H. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. 5 Bände. 8. (18 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Carus, Karl Guſtav. Erfahrungsreſultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. (1½ Thlr.) Ermäßigter Preis ...

Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen. Unter Mitwirkung von C. A. F. ... hrsg. von *F. J. Behrend.* Mit 40 Tafeln. ... (8 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr.

Dieffenbach, Johann Friedrich. Die operative Chirurgie. 2 Bände. 8. (12 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von *A. Sch...* *und B. Wolff.* 2 Bände. 8. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 1 Thlr.

Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten. Für praktische Aerzte und Studirende bearbeitet von mehreren Aerzten und herausgegeben von *A. Schnitzer.* 2 Bände. 8. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 24 Ngr.

Jäger, Joſeph Nicolaus. Seelenheilkunde, geſtützt auf ...logiſche Grundſätze. Ein Handbuch für Pſychologen, ... Seelſorger und Richter. Zweite Auflage. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Longet, Friedrich August. Anatomie und Physiologie des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. Eine von dem französischen Institut gekrönte Preisschrift. Uebersetzt von *J. A. Hein.* 2 Bände. Mit 8 Tafeln Abbildungen. 8. (8 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr.

Underwood, Michael. Handbuch der Kinderkrankheiten ... der zehnten Ausgabe ins Deutſche übertragen von ... Schulte. Bevorwortet und mit neuen Zuſätzen ... von F. J. Behrend. 8. (3½ Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Watson, Thomas. Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde. Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie ... der dritten Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von *J. H. Steiner.* ... 8. (10 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

Wicke, Ernst Konrad. Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung nebst Bemerkungen über den ...teltanz und die Beriberi. 8. (2⅔ Thlr.) Ermässigter Preis 16 Ngr.

Die vorſtehenden werthvollen mediciniſchen ... gegenwärtig zu den beigeſetzten bedeutend ermäßigten ... durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

☞ Ende 1868 treten die frühern Ladenpreiſe ...

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 45. — 5. November 1868.

halt: Revue neuer Gedichte. Von Rudolf Gottſchall. — Umſchau auf dem Gebiete der neueſten populären Naturkunde. Von rich Birnbaum. — Eine Biographie des Geſchichtsforſchers Johann Friedrich Böhmer. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Robert Griepenkerl; Emanuel Geibel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue neuer Gedichte.

Täubchen im Neſt. 1860. Elegien von Karl Beck. Wien, Gotthardt. 1868. 16. 15 Ngr.

Nach langer Pauſe hat der Dichter der „Gepanzerten Lie- in letzter Zeit wieder mehrere Lebenszeichen gegeben, in- er dem wiedergeborenen Oeſterreich einige begeiſterte Ge- e ſeiner Muſe widmete und jetzt dieſe Elegien unter dem : „Täubchen im Neſt“, veröffentlicht. Auch hier ſind rreich viele Diſtichen gewidmet. Die Wiedergeburt Staats kann freilich nicht oft genug beſungen wer- da ſie immer wieder von neuem anfängt.

Karl Beck führte ſich mit ſchwunghaft melodiſchen ungen von ehernem Gedankenpathos in die Literatur die jugendliche Begeiſterung, die ſie durchwehte, Toch- ines echten Dichtertalents, verſchaffte dem jungen n alsbald einen glänzenden Namen. In unmittel- Gegenſatz zu ſeiner Jugendpoeſie, deren hinreißen- Burf dort, wo er gelang und nicht ins Verworrene Schwülſtige ausartete, Bleibendes von dauerndem e ſchuf, haben die Dichtungen Karl Beck's aus er Zeit einen Zug künſtleriſcher Beſonnenheit, die Hauptnachdruck auf das Wohlerwogene, Gefeilte, gearbeitete legt, oft aber auch ins Verzierte und erirte verfällt.

er Dichter iſt ſich dieſes Gegenſatzes vollkommen t; er citirt im „Täubchen im Neſt“ ein früheres deſſen gereimte Jamben ſich fremdartig in den Fall iſtichen einſchieben; dieſes Lied iſt eins der beſten, ck gedichtet hat; es enthält ſchöne Strophen wie genden:

> O denket nicht vom Lied gering,
> Denn ſegnen will's und rathen,
> Sein Silbenfall, ſein Bilderſchwung
> Sind unterdrückte Thaten.
>
> Von Göttern war der Himmel voll,
> Doch öde war ihr Buſen,
> Stumm war noch die Unſterblichkeit,
> Da ſchuf ſich Zeus die Muſen.
>
> Das Lied, es iſt des Herzens Brot,
> Wir können es nicht miſſen,
> Am Sarg und an der Wiege nicht,
> Es iſt der Welt Gewiſſen!

Der Freund fragt, ob dieſer Sänger verdorben iſt und erſchöpft, läſſig und trotzig verbittert zu ſchweigen gelobt hat? Darauf antwortet der Dichter:

> Wohl, du Theurer, ich kenne das Lied; nachſtarb es den andern,
> Kaum daß ſtrahlenden Blicks mir es die Muſe gebar! —
> Denkend des Ikarusflugs, tiefunten die Schäden zu heilen,
> Ewiger Meiſter gedenk, ewig zu lernen die Kunſt,
> Raſtlos ſchaffend im Dienſt, ihr volles Vertrauen gewinnen,
> Ihre Geheimniſſe treu wahren in glücklicher Bruſt,
> Reuig die ſonſt in bacchantiſchem Rauſch vollzogene Schändung
> Ihres geweiheten Hains ſühnen mit redlichem Trieb,
> Still, andauernd ergtühn, ſtatt eitel verpuffende Schwärmer
> Steigen zu laſſen — es thut nicht ein Verdorbener ſo!
> Suchſt du zeitig am Tag friſchduftende Freuden der Arbeit,
> Führt jahrüber der Fleiß deine beſonnene Hand,
> Füllt lammherzige Schöpfergeduld dir abends das Lämpchen,
> Jagt heißblütig die Uhr immer um Stunden voraus,
> Folgt dir ſelber ins Schlummergemach dein tönendes Drangſal,
> Bis das empfindliche Ohr ſchließlich befriedigt entſchläft,
> Saugſt du mählich in Tropfen die Kraft, vorſparend der ſpäten,
> Scheinbar plötzlichen Saat — wäre das läſſig und matt?

Wir ſind durchaus nicht der Anſicht, daß des Dichters beſſere frühere Gedichte des Todes verblichen ſind; wir ſchätzen den Fleiß der Feile nicht gering, aber höher den urſprünglichen Schwung einer in die Feder dictirenden Begeiſterung als die „lammherzige Schöpfergeduld“, welcher der Vers als ein „tönendes Drangſal“ erſcheint. Die Muſe, die, jetzt nicht mehr wie früher, „wildfliegenden Schwarzhaars“ kommt, ſondern das Haar züchtig zu ſcheiteln gelernt hat, wie es an einer ſpätern Stelle heißt, macht ſich hier und dort doch eine zu mühſam künſtliche Thurmfriſur, wir möchten ſie zur Abwechſelung auch einmal wieder mit fliegenden Haaren ſehen.

„Täubchen im Neſt“ iſt ein zages verſchloſſenes Knöspchen, welches der Freund vom Strauch gepflückt:

Digitized by Google

Sieh, dein heimliches Lied ähnelt dem Täubchen im Neſt.

In der That haben dieſe Elegien etwas Unerſchloſſenes; es ſind halbentfaltete Blütenblätter des Gedankens. Die Compoſition fordert den Commentar heraus, ähnlich wie bei den römiſchen Elegikern; wir wollen in Bezug auf den Gedankengang der Otto Gruppe Karl Beck's ſein. Die Elegien beginnen mit den vollen Accorden der Reiſeſehnſucht; das dichteriſche Schwärmen hat ſeine Reize, aber hinterher folgt die Enttäuſchung. Trotz des „diamantnen Fleißes" fehlt der endliche Segen; um es ohne Umſchweif auszudrücken, der Dichter hat kein Reiſegeld:

Fehlendes, nimmer erſchwang ich's, dieweil Vorhandenes hinſchmolz,
Zwiſchen dem Haben und Soll tobte der ewige Kampf.
Wenig beſagt der Triumph altrömiſcher Imperatoren,
Wenig die ſeidene Schnur eines geärgerten Schachs;
Weit ſelbſtherrlicher thronet die Zahl, ihr Hauch iſt Gewaltthat,
Ihren erfloſſenen Spruch heiligt fanatiſch die Welt.

Er gedenkt der Jugendzeit, wo der feurige Poet, minnend mit Degen und Laute, von Gebiet zu Gebiet zog. Ihm fehlen die Märchenſchätze der Jugend, der Siebenmeilenſtiefel, das Tarnkäppchen, das Tiſchchen deck dich; der Muſe fehlt heutzutage der Schutz der Könige und der Klöſter und die Gunſt der Minne:

Nimmer beſchützt leuherzig ein Richard die heutigen Blondels,
Schauernd bekreuzt ſich der Abt vor der entchriſteten Zunft,
Auch Frau Venus vergaß Tanhäuſer's für immer, ſie ſucht jetzt
Emſig im Börſengewühl, in der Kaſerne den Freund.

Der Dichter iſt aber ſolchen Schutzes werth; er leugnet nicht, daß Zeichen und Wunder geſchehen. Als ein ſolches Wunder der Schöpfung wird in anmuthigen Verſen der Lenz gefeiert. Da erſcheint ihm der Freund, der ihn einladet, ihm auf ſein heiteres Schloß zu folgen. Hier ſchließen ſich Reiſebilder aus Sachſen, Baiern und Böhmen an, die in lapidarem Stil Land und Volk zu charakteriſiren verſuchen. Von Sachſen heißt es:

Fort ging's heiteren Flugs; ſieh, weißgrün ragte der Schlagbaum,
Sei mir, Sachſen, gegrüßt, kleines gefeiertes Land!
Große, gedankliche Welt, ſtill ruhend in winziger Nußſchal'!
Rief ich erhobenen Sinns, Luther's und Leſſing's bedacht.
Kreuzten ſich nicht zwei Himmelsplaneten an deinem Geburtstag?
Mars rothblutigen Lichts kreuzte den blanken Mercur:
Drum hat donnernden Gangs auf dieſen Gefilden der Kriegsgott
Stets mit homeriſcher Kraft gern Epopöen entrollt.
Aber der Gott des Geſchäfts hat gnädig beflügelt den Fuß dir,
Führte die rührige Hand an das berechnende Buch.
Auch das entlegenſte Thule beſchickt preislüſtern den Jahrmarkt,
Zahllos, zeitig und ſpät keuchen die Güter heran,
Was hinraſend das Eiſen verbrach, ſühnt heilendes Gelbgold,
Welches in ſicherem Schrank unter den Augen erwächſt.

Das Schloß ſelbſt liegt in Böhmen, das holde Aſyl wird mit allen ſeinen idylliſchen Reizen geſchildert. Es finden ſich hier ſehr anmuthige Diſtichen:

Siehe, da laden zur Raſt anheimelnde Sommergemächer,
Reblaub fahrigen Sinns ſtieg zu den Fenſtern herein u. ſ. w.

Auch die heilkräftige Najade iſt nicht fern. Es folgt ein claſſiſches Abendbild, welches ohne die allzu geſuchte Metapher von den „Zehen des Gefälls" vollendet zu nennen wäre:

Wiſperndes Laub! Erllönig erſcheint mit den hüpfenden Töchtern,
Seinen Gebieter begrüßt freudig das graue Gebüſch;
Sanft abgleitet der Bach, nur ſchüchtern den Kieſel verklagend,
Welcher dem zarten Gefäll täppiſch die Zehen verletzt;
Freundlich vom Monde gelockt, iſt herauf die Forelle geſchoſſen,
Immer zu ſchäkern gelaunt, ſteuert ſie gegen die Flut;
Würmlein, neckiſche, irren umher mit gezündeten Fackeln,
Leuchten den Blumen am Strauch in das verſchlafne Geſicht;
Sieh, Sternſchnuppen, geſchnellt aus tiefblau ſchimmernden Höhen,
Haben das Kätzlein geſchreckt, welches den Vogel beſchlich —
Singendes Laub, flink tanzender Bach, ihr funkelnden Würmlein,
Keinen der Schlummernden weckt euer vergnügliches Spiel,
Mächtigen Schwungs durchkreuzet die Luft ein entzückender Sternfall,
Keinen der Schlummernden weckt eine ſich bildende Welt.

Die nächſten Diſtichen ſind dem Czechenthum gewidmet, „welches ſich geſtern verſchwor, heut im Gewedel erſtirbt". Der Dichter ſucht nach dem tiefen Weh des Huſſitengebiets; ſeine Verſe werden indeß dem ſkandalluſtigen Czechenthum nicht die deutſchen Sympathien erwerben, ſo ſchöne Verſe er dem verbotenen Lied der unterdrückten Nationalität weiht. Freilich, des Deutſchthums geiſtige Uebermacht feiert auch Beck:

Murrende Völker, verneigt euch dieſem verketzerten Deutſchland!
Euere Geiſter? ſie gehn, Flüßchen, im ſchmächtigen Bett,
Alle die Wäſſerchen müſſen hinab ins ewige Großmeer
Deutſchen Gedankens, und doch müſſen die ſpröden hinab?

An die idylliſche Schilderung knüpft ſich die Elegie, die Gedankendichtung. Der Poet feiert das havanneſiſche Kind, die nußbraune Vertraute, gedenkt, im Parke wallend, den Glimmſtengel dampfend, der Jugend und ihrer Minne:

Aber der Jugend gedenk, wenngleich karglockigen Scheitels,
Aber des Schwunges gedenk, ſelber in lahmender Zeit,
Rufſt du wach im Gemüth dir alte, olympiſche Träume,
Rufſt ein entthrontes Geſchlecht herrlicher Götter zurück!

Dann feiert er wieder das arabiſche Kind, die phantaſieerregenden Kräfte des Mokkatranks, und weiht den Zeitungen ein ſatiriſches Strafgericht, das mit den lapidariſchen Verſen abſchließt:

Weh, daß eherner Zeit aus Lumpen die Zunge beſorgt ward!
Fauſt mit den Hexen im Tanz, wahrlich ein düſteres Bild!

Die „wehklagenden Blätter" rufen indeß Germania und dann „Felix Auſtria" vor die Seele des Dichters. Felix Austria — der Poet gibt ſelbſt zu, daß dies Epitheton nicht mehr paßt; doch er gibt auch die Erklärung dafür:

O, wir wurden geſcheit, ſeitdem uns Erkenntniß gemundet,
Doch den Geſcheiten verläßt eilig das närriſche Glück.

Der Schluß knüpft wieder an den Anfang an; der Freund befriedigt die Reiſeluſt des Poeten und wandert mit ihm nach Weimar und zu den Alpen.

Wir haben den zuſammengefalteten Gedankengang dieſer Elegie auseinandergeblättert; man wird aus unſerem Referat erſehen, daß es ihr nicht an wechſelndem poetiſchen Reiz fehlt, ſowie aus den mitgetheilten Verſen, daß ſie das Gepräge eines echten dichteriſchen Talents tragen. Man wird ſich gedrungen fühlen, einzelne derſelben immer von neuem zu leſen, und das iſt die Probe auf ihre Trefflichkeit. Der Vers muß einen monumentalen Charakter an ſich haben, nicht ſpurlos in den Lüften verwehen. Das iſt bei vielen dieſer Diſtichen der Fall. Sie geben

Digitized by Google

muthige Naturbilder in voller Rundung, Gedanken in
erner Geſchloſſenheit:

Wiſſe, die Flut färbt ſtetig der Grund, darüber ſie hinſtrömt,
Und der Gedanke des Volks färbt ſich nach deſſen Geſchick!

Doch, wie wir ſchon erwähnten, es fehlt auch nicht
Verſen, in denen ein geſuchter, manierirter Ton herrſcht,
einen geſchnörkelten, gedrechſelten Charakter tragen.
nächſt liegt in der Aufbauſchung des Alltäglichen eine
fahr, wenn daſſelbe nicht mit Humor, ſondern mit
em gewiſſen Pomp geſchieht. Man läßt ſich die An-
e an die Cigarre gefallen, welche blaublühende Märchen
pflegen verſteht; auch der Mohr Mokka iſt in einer
r heitern Weiſe perſonificirt, wennſchon die Verglei-
ng mit dem gewandten Bolingbroke etwas Geſuchtes
Wenn aber die Thatſache, daß man im Frühling
t mehr heizt, in folgenden Verſen ausgeprägt wird:

icht mehr ſchlang der Kamin, ein Gigant voll ſchnaubender Eßgier,
Stämmige Burſchen des Hains, ſchwarze Brillanten des Schachts —

ſt nicht nur der Vergleich des Kamins mit einem
anten bombaſtiſch und übertrieben, ſondern auch die
iſche Verherrlichung der Holz- und Steinkohlenheizung
allzu brillante Faſſung des Alltäglichſten. Dergleichen
len, in denen ein trivialer Gedanke auf ellenhohe
en geſtellt wird, finden ſich mehrfach in der Dichtung.
und wieder haben die Conſtructionen, im Streben
Prägnanz, etwas Unklares und Verrenktes:

ühling, ſanfter Prophet, als ob die belehrte Natur nun
Einen vergrämelten Gott mündig zu Oſtern verwarf,
ngend, auf blumigem Pfad, lichtfunkelnde Tempel beſchritten,
Liebend, verſöhnend, verſöhnt ihrem Erlöſer gefolgt!

Der Satz iſt bei der erſten Leſung faſt unverſtänd-
„Als ob“ verlangt im correcten Stil den Conjunctiv.
iſt bei „beſchritten“ „hätte“, bei „gefolgt“ „wäre“ zu
zen. Dieſe dichteriſchen Abbreviaturen ſtellen zu
Zumuthungen an uns; ſie ſind mehr Verſtümme-
n als lapidare Kürzungen. Ebenſo haben einzelne
etwas Geziertes, namentlich gebraucht der Dichter
das Wort „erfließen“ und „erfloſſen“ in einer un-
nten und nicht zu rechtfertigenden Weiſe, z. B.:

rd der gefeierte Spruch auf hohes Erfließen der Hofburg
lig vom fronenden Kiel ſchmeichelnder Dichter beſorgt?

ie Diſtichen ſind beſſer als die von Weimar und
die Trochäen ſehr ſelten; Daktylen und Spondeen
eiſt melodiſch gruppirt zu einem, dem Ohr ſich ein-
chelnden Tongemälde. Nur unreine Daktylen ſind
eln: Gleich Bolingbroke, Moldaugefild u. a. Trotz
Ausſtellungen gewährt uns die Beck'ſche Dichtung
eude, wieder einmal einem echten Dichter zu be-
.

deira. Epiſches Gedicht in vier Geſängen von Pauline
hanz. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 7½ Ngr.

eſe poetiſche Erzählung, in welcher das eigentlich
Element gegen das lyriſche zurücktritt, wie dies
ron, ſeinem Nachahmer Adolf Böttger und andern
ll iſt, beſingt eine Heldin aus den Zeiten des brit-
ward, Anna d'Arfet, welche aus unwürdigen Ban-
on einem geliebten Retter befreit, mit ihm nach
Madeira flüchtet und dort auf dem ſeligen Eiland ſelige Tage verlebt. Es iſt die Geſchichte eines „liebenden Frauenherzens“, wie die Dichterin in der Widmung ſagt. In der That bietet ſie wenig Neues, denn liebende Frauenherzen ſind glücklicherweiſe keine Seltenheit. Pauline Schanz iſt in Vers und Proſa eine anmuthige Erzählerin; doch hat ſie auch in dieſem Gedicht nicht den faſt allgemeinen Fehler der poetiſchen Erzählungen vermieden, den motivirenden Zuſammenhang, die eigentlichen Verbindungsglieder nicht klar darzulegen. Wir haben wenigſtens die Entführungsgeſchichte mehrmals mit geſpannter, manche Lücke ſelbſtändig ergänzender Aufmerkſamkeit leſen müſſen, um die Verkettung der Begebenheiten zu begreifen. Eine ſorgfältige, auch im Aeußerlichen eingehende Motivirung iſt für die epiſche Darſtellung unerlaßlich. In der poetiſchen Erzählung überwiegt aber gewöhnlich der Reiz der Schilderung; die Dichter eilen über die trockenen Motive, die hierzu keine Veranlaſſung geben, eilfertig hinweg, um mit vollem Behagen bei den farbenprächtigen Schilderungen zu verweilen. Im letzten Geſang, wo die Inſel Madeira mit allem Zauber exotiſchen Colorits vor uns hintritt, gipfeln die Vorzüge der Schilderung.

Wenn der Inhalt der Dichtung nicht gerade bedeutend zu nennen iſt, ſo verdient die Form faſt durchweg das Lob der Kritik. Wenn ſich auch im Lauf der Erzählung hin und wieder die Klarheit der Stanzen trübt, ſo haben doch ſehr viele dieſer ottave rime einen ſo kunſtgerechten Bau und melodiſchen Zauber, daß ſie uns an „Die bezauberte Roſe“ erinnerten. Wir führen zum Beweis hierfür die einleitenden Strophen des erſten Geſangs an:

So grüß' ich dich, geliebte Heimat, wieder,
Die düſter zwar, doch traulich mich empfängt!
Ihr alten Thürme ſchauet auf mich nieder,
Den ſchwarzen Epheumantel umgehängt,
Indeß ſo hold die altersſtarren Glieder
Das roſ'ge Licht des Sommertags umfängt!
Und aller Glanz, der magiſch mich umſponnen,
Liegt hinter mir, ein ſchöner Traum, zerronnen!

Wie ſüß der Duft, wie weich der Lüfte Koſen,
Das mir den Schleier neckend löſt vom Haar,
Von grünen Hecken bieten mir die Roſen
Den jungen Kelch zum holden Schmucke dar;
Wie anders heut', als da beim Feſtestoſen
Von Demantglanz umglüht die Stirn' mir war,
Wie anders heut' ſchmiegt ſich an Haar und Mieder
Der bunte Putz des Heimatgartens wieder.

So ſpricht ſie lächelnd, zu den Blumen neiget
Erröthend ſie das ſüße Angeſicht,
Sie pflückt die Blüten, die, zum Kranz verzweiget,
Sie tändelnd in die goldnen Haare flicht,
Und wie ſie zögernd wandelt, ſinnt und ſchweiget,
Welch heiß Erinnern iſt's, das ſtürmiſch bricht,
Gleichwie ein ſcheues Reh aus Waldesſchatten,
Durch ihres Herzens ſtille Blumenmatten?

Und weiter, wie geſchreckt vom Sonnenbrande,
Der ſeine glühen Pfeile niederſchießt,
Zum Schatten hin, im flatternden Gewande,
Eilt ſie, der mild und friedlich ſie umſchließt,
Wo durch der Ulmen Laub zum mooſ'gen Sande
Der Strahl im zitternden Gefunkel fließt,
Im Park hinwandelnd, in verwachſnen Gründen,
Sucht ſie des Herzens Räthſel zu ergründen.

Digitized by Google

3. Gedichte von Martin Greif. Stuttgart, Cotta. 1868. 16. 1 Thlr.

Hier tritt ein junger Dichter anſpruchslos und harmlos auf, in einer ganzen Sammlung kaum über die Form des Liedes hinausgehend; denn auch die Ballade, wo er ſie pflegt, hat einen durchaus kurzathmigen, liederartigen Charakter. Die Lieder ſelbſt ſind nach den Muſtern der Volkslieder gedichtet, Prägnanz und Innigkeit das Ziel, dem ſie nachſtreben; es ſind theils hingehauchte Weiſen, welche die muſikaliſche Faſſung herauszufordern ſcheinen, theils kleine plaſtiſche Gemmen, auf denen ein ſcharfbegrenztes Bild hervortritt. Dieſer lyriſchen Filigranarbeit liegt die Gefahr des Bedeutungsloſen nahe, ſowie der Miniaturplaſtik die des Ausdrucksloſen. Jene Weiſen können leicht ganz in Luft verwehen, dieſe Bilder bis zur Unſcheinbarkeit verblaſſen. In der That gibt eine große Zahl der Gedichte Belege dafür.

Im Vorgeſang verherrlicht der Dichter die Volksweiſe. Seine Lieder ſollen Waldgeruch athmen, in das Wanderbuch gelegt werden:

Vorerſt fahr' ich nicht zur Stadt,
Wo man Lieder kunſtvoll hat
In Octaven und Sonetten,
In Terzinen, Trioletten,
Wo die hohen Dichternamen
Tönen aus dem Mund der Damen.
Was ich auch zumeiſt erfunden,
Hab' ich draus im Wald empfunden,
Wo die frühen Droſſeln ſingen,
Und die klaren Bächlein ſpringen.
In der Stille der Natur
Fühlt man ſeine Seele nur.

Komm heraus, du Sängerchor,
Aus dem morgenſtillen Thor;
Unter grünen Blütenäſten
Singt es ſich am allerbeſten.
Früh beim Sang der Nachtigallen
Laßt den Strom hinauf uns wallen,
Wenn die erſten Strahlen ſchimmern
Von den rothen Burggetrümmern,
Bis wir bei dem Klang der Saiten
Nachts im Kahn zu Thale gleiten;
Denn dem Leben nur geſellt
Lebt des Sängers Wunderwelt.

Er gibt:

Braunem Kriegsvolk und Matroſen
Meine roth' und weißen Roſen.
Die auf Schulen ſind geweſen,
Mögen es den andern leſen.

Hat nun in der That dieſe Poeſie einen ſo volksthümlichen Charakter? Wir müſſen es verneinen. Dieſe künſtlich nachgedichtete Volkspoeſie wird nicht im Munde des Volks leben; es fehlt ihr dazu das Kecke und Draſtiſche, das ſich unmittelbar einprägt. Ihr Genuß wird immer durch die Bildung vermittelt ſein.

Davon abgeſehen haben manche dieſer Lieder einen Goethe'ſchen Reiz; die lyriſche Pointe, die wir ſcharf von der epigrammatiſchen ſondern, der Lakonismus der Empfindung, unerlaßlich für ſolche kurzathmige, zum Abſchluß drängende Gedichtchen, iſt in manchen glücklich zur Geltung gebracht:

Einkehr.

Habe manches Land durchmeſſen
So zu Fuße, ſo zu Roß —
Jetzo bin ich abgeſeſſen
Und verſchwunden aus dem Troß.

Mir im Buſen ward verrathen,
Welches Los mir ſei erwählt:
Nicht zu Kämpfen, nicht zu Thaten,
Rief es, ward dein Herz geſtählt.

Bücke dich zur Erde nieder,
Pflück' die Blümlein auf der Flur:
In dem Hauche deiner Lieder
Wohnet deine Seele nur.

Juninächte.

Juninächte, ſternenloſe,
In dem Blütenmond der Roſe!
Da das bange Herz dazu
Lieb' durchſtrömte ohne Ruh.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Thaubenetzten Buſche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns ſo viel zu ſagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenſchein
Wie im tiefen Traum hinein.

Schattenleben.

Still iſt's, wo die Gräber ſind
Meiner Liebe;
Nur bisweilen klagt der Wind
Bang und trübe.

Seh' die Schattenwelt auf Erden
Rings vergehen,
Fühle alles ſpurlos werden
Und verwehen.

Neben den gelungenen Stimmungsbildern findet ſich indeß auch viel nichtsſagender Singſang:

Am Neckar.

Im Fluß iſt ein goldiges Spielen
Von Flut und Mondenſchein;
Die Wellen fließen im Kühlen
Hinab zum fernen Rhein.

Hinab zum fernen Rheine
Zieht meine Seele wol auch;
Entgegen im Mondenſcheine
Weht ein ſehnſüchtiger Hauch.

Abend am See.

III.

Die Ufer erheben
Sich dämmernd umher,
Die Berge, ſie ſtreben
Ins wollige Meer.

Ein Kahn noch durchſchneidet
Die dunkelnde Flut;
Die Sonne verſcheidet
Und ſinket und ruht.

IV.

Rings ziehet verbündet
Gewölke heran,
Das Schifflein verſchwindet
Auf nebliger Bahn.

Schon kräuſelt und rühret
Die Welle ſich mehr;
Ein Donner verlieret
Von ferne ſich her.

Digitized by Google

Dergleichen Liederchen gleichen kleinen Nipptiſchpagoden, die gedankenlos mit den Köpfen nicken.

Nur wenig ausgeführter ſind die Situationsbilder: „Das Matroſenlied", „Soldatenbraut", in welchem der Refrain eine gelungene Steigerung enthält; „Frauengemach". „An Mylady" und „Fieber" ſind heiniſirend; doch erſcheint der Heine'ſche Esprit hier in homöopathiſcher Doſis. In den Gedichten: „Die Winzerin", „Die Schnitterin" u. a. gibt es der matten Pointen ſo viele, daß man bisweilen die versus memoriales in einem Bilderbuch für Kinder zu leſen glaubt. Auch unter den Balladen, die meiſtens nicht viel mehr als Situationsbilder ſind, finden ſich einige überkindliche:

Das Bild von Alabaſter.
„O Vater, o Vater!
Ich weiß ein Bild
Von weißem Albater,
Das vieles gilt." —

„Und wär's auch geringer,
Weiſ' mal den Stein!"
Da führt er am Finger
Ein Mägdelein.

„Sieh, Vater, die Hände,
Die ſchneeweißen Knie!
Ohn' Grenzen und Ende
Ich liebe ſie."

Nicht viel beſſer iſt „Der Urlauber" und einige andere dialogiſirte Balladen. „Der Morgentrank" iſt ſtimmungsvoller und gemahnt wie ein Wouwerman'ſches Reiterbild.

Gedichte, die über das Stimmungs- und Situationsbild hinausgehen, ſind ſpärlich in der Sammlung verſtreut. „Das Völkergebet", das um einen Helden fleht, der die Schmach der Völker ende, hat in ſeiner allgemeinen Haltung etwas Unreifes:

Send' ihn aus als Friedensboten,
Seiner Ankunft harrt die Welt.
Mitten unter die Bedrohten
Stelle ſein gefürchtet Zelt.

Salb' ihm gnädig Haupt und Hände,
Bruſt und Arm ihm wappne du.
Daß er herrlich es vollende
Gib ihm deinen Schreck dazu.

Winke du durch ſeine Werke,
Du in deiner Glorie Licht.
Gib ihm du der Engel Stärke,
Daß er alle Feſſeln bricht.

Das ſind doch bloße legendariſche Phraſen! Wozu die Engel herbeibeſchwören? Wir hätten lieber erfahren, von welcher Schmach, von welchen Feſſeln der Dichter ſpricht.

Andere Töne ſchlagen nur die drei langathmigen letzten Gedichte an: „An der Lethe", das in ſeiner klaren Form an Schiller'ſche Muſter erinnert; „Sagunt", eine reimloſe Hymne in freier Metrik und in einem Stil, welcher ſich theils der Lakonismen befleißigt, theils durch häufige Anaphoras weitſchweifig wird, und „Nachgeſang", von dem wir die beiden Schlußverſe herausheben:

Und ach! In welchem Volke durft' ich ſingen,
Verloren ganz im vollen Sängerchor!
Gelähmt empfind' ich oft die kleinen Schwingen,
Schau ich, wie mancher Fittich ſchwebt empor.
Doch gibt mir Muth die Zeit, in der wir ringen,
Da Deutſchland ſich von neuem kämpft hervor,
Bis wir, wie vormals ſtark, vereinigt wohnen,
Voran im Wettkampf allen Nationen.

O Vaterland! Mit deinen ſtolzen Warten,
Im Duft von Sagen zart und wunderbar,
Mit deinem liederreichen Roſengarten,
Mit deiner narbenſchönen Heldenſchar,
Die ſich im Bilde deiner männerharten
Und doch ſo ſüßen Sprache ſtellten dar,
An dir, o Heimat, hängt mein tiefſtes Leben,
Laß mich in deinen hohen Wundern weben!

Dem Dichter fehlt offenbar noch die künſtleriſche Reife; die Naturlaute der Empfindung trifft er oft mit dem richtigen Inſtinct des Liederdichters; doch noch weiß er ebenſo oft dem eigenen Gefühl nicht einen allgemein gültigen Ausdruck zu geben. Das ſogenannte „Unſagbare" iſt keine Entſchuldigung für den Poeten, dem ein Gott gab, zu ſagen, was er leide und was er überhaupt empfindet.

4. Gedichte von Emil Claar. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 20 Ngr.

Dieſe Gedichte ſind einem träumeriſchen Naturell entſprungen; wilde Lebens- und Liebesluſt, Paſſion, Weltſchmerz wechſeln in ihnen ab und finden oft einen Ausdruck von urſprünglicher Stärke und Gewalt, der nur hin und wieder ſich in das Verworrene und Unklare verliert. Die meiſten dieſer Gedichte ſind Lieder, leichtgeflügelt, kurz angebunden, oft mit Pointen gewaffnet, welche bisweilen zur Unzeit die Schmetterlinge in Bienen verwandeln. Doch fehlt es manchen dieſer kleinen Liederchen nicht an originellen Wendungen. Gleichwol halten wir nicht das Lied für das Genre, welches wir dem noch jugendlichen Dichter zu beſonderer Pflege empfehlen möchten, ſondern jene höhern ſchwunghaften Dichtgattungen, welche die Poetik als Oden bezeichnet, und die ſich in jüngſter Zeit nur einer ſtiefmütterlichen Pflege zu erfreuen haben. Gerade hier winkt dem Dichter eine um ſo lohnendere Aufgabe, je ſeltener die erhabene Dichtgattung in neuer Zeit gepflegt wird und je weniger die Talente nach dieſem Centrum hin gravitiren. Freilich gilt hierbei der Spruch: „Ex ungue leonem"; denn es ſind nur zwei oder drei Gedichte dieſer Art in der ganzen Sammlung. Der „Geſang der Vernichtung" enthält zwar einige Ungeheuerlichkeiten, auch geſchmackloſe Verſe wie die folgenden:

Ich liebe an Riffen zerſtückelnden Schiffbruch
Und liebe an Schiffen zerbröckelnden Riffbruch —

doch auch Verſe von Schwung und einem gewiſſen großen Stil. Tadellos aber iſt das folgende „Fragment", das wir oben als unguis leonis bezeichnen; denn es hat echten Oden- und Hymnenſtil und iſt nach dieſer Seite hin eine vielverſprechende Probe:

Erfüllung!
Vollbuſige Göttin
Mit dem Kranze
Aufbrechender Knoſpen ums Haupt!
O laß mich ſchauen dir
Ein einzigmal
Ins große tiefleuchtende Auge,
Vor deſſen ſieghafter Süße
Endlich erſterben
Wunſch und Sehnſucht
Und jede lechzende Marter!
O Göttin, walte, gönne,
Daß die kußtriefende Lippe

Digitized by Google

Verſtumme in Wonne,
Klagevergeſſen!
O göttlichſte Göttin,
Laß mich den Adler ſein,
Der ſehn darf
In die ſchleierloſe, lodernde
Segnende Sonne,
Ein Geſegneter!
O Göttin,
Ich harre, ich harre, ich harre!

Die Grundſtimmung der ganzen Sammlung iſt in dem folgenden „Präludium“ ausgeſprochen, das an die Jugendgedichte von Karl Beck erinnert und dem man Schwung und Grazie gewiß nicht abſprechen wird:

Der Himmel weiß', ich wollte gerne
In Frieden meine Bahnen gehn',
Und in der Melodie der Sterne
Das Abbild meines Wandels ſehn.

Doch hat das Schickſal mich gegeben
Dem Sturme in den ſchwanken Schos,
Und wie der Sturm, ſo iſt mein Leben:
Verworren, ſehnend, heimatlos.

Und wie mein Leben iſt mein Dichten;
Drum wenn es dir verwildert naht,
Nicht magſt du ſeine Wildheit richten,
Es flutet, ein Geſang der That.

Mit wenig vollerblühten Roſen
Kann ich durchduften mir das Lied.
Zerpflücken muß ich oft erloſen,
Die manch Gewitter mir beſchied.

Muß Blätter haſchen aus dem Streifen
Des Windes, der den Lenz entlaubt,
Und aus dem Blitze Strahlen greifen
Zu ſchmücken meiner Liebe Haupt.

Mit Blumen ſchmück' ich's, die im Leide
Geſproſſen, die der Schmerz gebiert,
Von Diſteln iſt der Kranz der Heide,
Der des Verirrten Schläfe ziert.

5. Aus vergangenen Tagen. Gedichte von Ludwig Evers. Leipzig, O. Wigand. 1868. 16. 24 Ngr.

Eine ſehr umfaſſende Sammlung, welche außer einer großen Zahl von Lenz- und Liebesgedichten auch „politiſche Lieder und Zeitgedichte“ bringt. Es ſpricht ſich in dieſen Gedichten ein gebildeter Sinn und formelle Gewandtheit aus; aber es fehlt jene Urſprünglichkeit, die bei Emil Claar trotz einzelner Geſchmacksverirrungen doch vielverheißend erſcheint. Nirgends ſtoßen wir auf Wendungen, die uns wie mit eigenthümlichem Zauber gefangen nehmen, auf Bilder, in denen ſich eine große Intuition ausſpricht; namentlich hat die politiſche Lyrik nicht den feurigen Béranger'ſchen Schwung; es finden ſich in ihr manche blaſſe Herwegh'ſche Reminiſcenzen. Die beſten Gedichte der Sammlung ſind unter den kleinen Liedern und Sonetten zu ſuchen. In Bezug auf die Form ſtören oft unreine Reime: „Hauch“ und „Aug'“, „Humanität“, „verſteht“, „will“, „viel“, „Meere“, „wäre“ u. ſ. w. Wir führen zwei der beſſern Lieder als Probe an:

Wären Träume wahr!

Die Roſe neigt zur Roſe ſich
Mit wonnevollem Kuß,
Im ſüßem Liebestaumel ſchlich
Murmelnd der Bach zum Fluß.

Die Taube naht dem Täuber ſacht,
Als er zum Koſen rief,
Dem Tage nahte ſtill die Nacht —
Ich aber lag und ſchlief;|

Ich aber lag in ſüßem Traum
Gefeſſelt ganz und gar:
O wären Träume doch nicht Schaum,
Und meine Träume wahr!

Wär' ich beglückt wie du!

Dem Lenz biſt du entſproſſen,
Es küßte die Sonne dich groß;
Von Duft und Glanz umfloſſen,
War Freud' und Luſt dein Los.

Du wiegteſt dich im Winde
Auf grüner Blätter Zier,
Nun prangſt als Angebinde
An ſchönerm Platz du hier;

Nun wiegſt du dich mit Roſen
An ihrer Bruſt zur Ruh —
O Roſe aller Roſen,
Wär' ich beglückt wie du!

6. Bienen. Lyriſches, Didaktiſches und Epigrammatiſches vo Johannes Schrott. Augsburg, Kranzfelder. 186 Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der lyriſche Honig iſt bei dieſen Bienen nicht di Hauptſache, der Stachel wiegt vor. Der Verfaſſer iſt ei eifriger Katholik und mißt die Welt nach dem Maßſta der alleinſeligmachenden Kirche. So finden wir in de zweiten Abtheilung: „Bilderſaal“, die Gemälde Rafael's Leonardo da Vinci's, Overbeck's u. ſ. w. in Sonetten ver herrlicht, welche wie auf legendariſchem Goldgrund hingemal und mit polemiſchen Arabesken verziert ſind. Die dritt Abtheilung: „Rom“, bringt uns gar eine Bildergaleri der Päpſte, um welche die anmuthigen Vierzehnzeilen allerdings in einer mehr rauhkräftigen Behandlung, ihr Versguirlanden kränzend und krönend ſchlingen. Wi erfahren, daß nur das Papſtthum Italiens Ruhm iſt un dies Land herrlich gemacht hat; Alexander VI. wird vo den Anklagen der Verleumdung freigeſprochen; für di Frage der Gegenwart aber bleibt die Loſung:

Frei bleibe Roma unter den drei Kronen,
Ein Tempelſtaat des Friedens und des Schönen,
Ein Sprachenpfingſthaus aller Nationen.

Das zweite Buch enthält Spruchgedichte, einen „neue Theognis“, in welchem manches Treffende mit kräftigem, oft holzſchnittartigem Ausdruck geſagt iſt; wir theilen die beiden folgenden Gnomen mit:

Schweigen.

Muß ſich ein Mann in rechtem Worte zeigen,
Durchſichtig, klar wie ein Kryſtall,
So lern' er auch verſtehn das rechte Schweigen,
Das ihn umgibt gleich einem Wall;
Der ſei ſo feſt gethürmt,
Daß ihn nicht die Gewalt und keine Liſt erſtürmt.

Wie Tauben ſei ohn' alles Arg
In Reden, treu und gut,
Im Schweigen liſtig wie die Schlange, die ſich birgt.
Wirf manch Geheimniß in die Flut,
Und manches in den Sarg,
Wo tief es eingeſenkt und ſtill begraben ruht.
Wo andre weibiſch flüſtern, raunen, ſummen,
Bewahre du ein königlich Verſtummen.

Digitized by Google

Vergnügen.

Wenn von Genuß du hörſt und von Vergnügen,
Wozu die Welt ſich feſtlich putzt,
Hab' acht, die abgenützten Worte lügen,
Und was ſie meinen iſt beſchmutzt!
Ich bin, ſo ſei's beſtimmt,
Stets einer der da gibt, nicht einer der da nimmt.

Drum ſehe mir deshalb nicht ſchel,
Du haſt zu jeder Luſt,
Zu jeder Heiterkeit Erlaubniß und Befehl;
Die Freude, die du ſuchen mußt,
Sei aber ohne Fehl
Und ſenke Harmonie und Licht in deine Bruſt!
Die wahre Wonne gleicht dem tiefſten Ernſte,
Thörichtem Sinn iſt dieſe Luſt die fernſte.

Doch der Medaille, welche die Päpſte mit dem dichteri-
n Lorberkranz geſchmückt zeigt, darf der Revers nicht feh-
auf dieſem ſehen wir unſere Claſſiker mit der Strohkrone
der epigrammatiſchen Dornenkrone verherrlicht. So
t es von Schiller:

u kannſt begeiſtern, doch auch nur berauſchen.
u haſt manch blinkendes Metall gebracht in glühnden Fluß,
doch nicht jedesmal gelang der reine Guß.
on keinem Dom ſchallt deiner Glocke Gruß:
er Rathhaus-Glocke Marbachs kann ich nicht mit Andacht
lauſchen.

Klopſtock muß hören, daß es in Tempes Thal kein
ittſchuh-Eisgefild gibt und daß aus halbgefrorenen
len ſich kein leuchtendes „Carrara-Marmorbild" erhebt.
Das Porträt Leſſing's wird durch folgende Unterſchrift
illuſtrirt:

Leſſing.

Es iſt vom reinſten Stahle deine Proſa, Leſſing,
Doch aber deine Verſe ſind zum guten Theile Meſſing.
Als kleiner Theolog und großer Dramaturg
Die Bühne ſollteſt du nur baun, nicht brechen Gottes Burg.

Ihn, der ſich ſelbſt verſcharrte, haſt du ausgegraben,
Den Reimar, daß wir unverloren haben,
Was dieſer Todte gegen den bezeugt, der auferſtand.

Als Leſſing-Mendelsſohn gabſt du als Zwitterpfand
Den Nathan uns, den man ſo rührend fand,
Daß noch an jüdiſcher Süßigkeit ſich deutſche Chriſten laben.

Das ſind Verunglimpfungen, gegen welche die deutſche Literatur proteſtiren muß. Was Schott uns bietet, mag hier und dort an Abraham a Sancta Clara oder Görres erinnern; es mögen ſich in dieſen Gedichten, die mit Ausnahme der drei letzten faſt nie über das Sonettenmaß um mehr als einen Fuß hinausgehen, einige gelungene Sinnſprüche finden, namentlich wo es einer Lebensbeobachtung und allgemeinen ſittlichen Tendenz gilt. Gegenüber den Gedichten unſerer Claſſiker verblaßt dieſe Poeſie, die in der Form rauh und hart oft in gereimte Proſa übergeht und im Inhalt den Geiſt der Neuzeit ins Geſicht ſchlägt, trotz aller ihrer buntgemalten Initialen und ſonſtigen Schnörkel doch nur zu einer bedeutungsloſen Mönchsſchrift.

Rudolf Gottſchall.

Umſchau auf dem Gebiete der neueſten populären Naturkunde.

ber Eiszeit, Föhn und Scirocco. Von H. W. Dove.
lit Holzſchnitten. Berlin, D. Reimer. 1867. Gr. 8. 20 Ngr.

er berühmte Verfaſſer hat auf ſeinen literariſchen
n gar oft Gelegenheit gehabt, eifrigen Widerſachern
gegnen, und dieſelben mit ſeinen gefürchteten ſcharfen
n der rationalen Erfahrungswiſſenſchaft ebenſo ge-
als gründlich aus dem Felde zu ſchlagen. Das
aber viel mehr in der Natur der Sache als in einer
ern Neigung zur Polemik. Dove hat in der
e der Winde und Stürme, der Barometer- und
ometerſchwankungen, überhaupt in der geſammten
phiſchen Wetterkunde ſich eigentlich erſt Bahn
, Aberglauben und tiefeingewurzelte Vorurtheile
en müſſen; da konnte er alſo natürlich auf Geg-
faßt ſein. Das vorliegende Werk iſt nun abermals
tſchiedene Kampfſchrift, und wieder eine ſolche,
der ſchon längſt errungenen Siegeskrone einen
ehrenvollen Schmuck zu verleihen verſpricht. Er
auch hier die ganze Kraft und Fülle ſeines be-
ten Scharfſinns und Wiſſens an, um mit einem
Schlage das Haltloſe der entgegengeſetzten Anſicht
ren Anſchauung zu bringen. Es iſt ein Hochgenuß
n unparteiiſchen Denker, den alten bewährten Mei-
ſerer heutigen Meteorologie für ſeine, mit ſeinem
Leben innig zuſammengewachſene Lehre kämpfen zu
Die ſchon längſt ausgeſprochene Anſicht, daß
große Ideen ſich erſt eigentlich in der Polemik
eindliche Angriffe mit voller Klarheit entwickeln,
findet nirgends eine ſo ſchöne Bewahrheitung als in der vorliegenden Schrift.

Die geologiſchen Forſchungen über die europäiſchen Gletſcher führen bekanntlich zu einer frühern Zeit, in welcher ſie wahrſcheinlich eine weit größere Ausdehnung hatten, der Eiszeit; man nahm dieſes allgemein für eine bewieſene Thatſache an und bemühte ſich nun, die erklärende Urſache aufzufinden. Die Sache wollte aber gar nicht recht gelingen und ſie iſt, offen geſtanden, noch heute ein ungelöſtes Problem. Seit einiger Zeit hatte aber Eſcher von der Linth eine Theorie aufgeſtellt, welche beſonders von den ſchweizer Naturforſchern mit Jubel begrüßt wurde. In dieſer neuen Lehre lag indeß ein Eingriff in die Dove'ſchen Geſetze der Winddrehung, und es war daher natürlich, daß dieſer dagegen das Wort ergriff. Wir wollen nun dieſen Gegenſtand etwas näher ins Auge faſſen.

In Dollfuß Auſſet's „Matériaux pour l'étude des glaciers" (Paris 1865, III, 172) iſt jene neueſte Anſicht am entſchiedenſten ausgeſprochen. Die Beweisführung beruht hauptſächlich auf den folgenden Gründen. Die gewaltige Menge Winterſchnee in der Schweiz wird zu Anfang des Frühjahrs mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchmolzen, es werden Weideplätze ins Leben gerufen, an deren zwar kurzem, aber würzigem Graſe die Schafe ſich erlaben. Fragt man die erfahrenen Männer jener Gegend nach der Urſache, ſo erhält man die charakteriſtiſche Antwort: „Das thut der Föhn. Der lieb Gott und die guldi Sunn vermöged nüd, wenn der Föhn nüd chunt." In dieſem Aus-

Digitized by Google

ſpruch findet nun Eſcher von der Linth den erſten Fingerzeig zu ſeiner Theorie. Bliebe der Föhn auf immer aus, meint er, ſo bekämen wir in der Schweiz ein Klima wie in Südamerika unter gleichen Breiten, wo ſich die Gletſcher bis ins Meer erſtrecken; es würden ſich dann auch die ſchweizer Gletſcher in Oſten und Weſten bis zur See ausdehnen, ſodaß ſie wieder die frühere Eiszeit repräſentirten. Nach Karl Ritter's geiſtreicher Forſchung ſei es aber gewiß, daß die Sahara in verhältnißmäßig ſehr neuer Zeit noch unter dem Meeresſpiegel gelegen, alſo müßte auch die brennend heiße Luftſtrömung dieſer Wüſte, welche den Föhn bildet, noch nicht exiſtirt haben. Eſcher von der Linth ſagt:

Iſt dem ſo, ſo kann der Föhn damals bei uns noch nicht geweht haben, und es ſtellt ſich ſomit als gar nicht unwahrſcheinlich dar, daß wirklich das Aufſteigen eines Theils von Afrika aus den Meeresfluten das Gletſcherklima unſerer Gegend in dasjenige umgewandelt hat, welches wir jetzt genießen.

Die Theorie iſt nun in der That derart, daß ſie für den erſten Augenblick ſtark beſticht; daher kam es denn auch, daß ſie ſchon 1852, als ſie in einer Verſammlung von Geologen der Schweiz zuerſt angedeutet wurde, gleich einen großen Anhang erhielt. Als nun aber Deſor mit Eſcher von der Linth und Martins im Herbſt 1863 eine Reiſe nach der Sahara ausgeführt hatte, erhielt die Ritter'ſche Anſicht von der verhältnißmäßig jüngern Erhebung der Wüſte aus dem Meeresgrunde erſt eine ſtreng wiſſenſchaftliche Grundlage und damit auch die Eſcher'ſche Theorie den eigentlichen Halt. Im Jahre 1864 bei der Verſammlung der ſchweizer Naturforſcher, wo auch Dove zugegen war, wur denn viel für und gegen dieſe Theorie geſprochen, und man war nicht wenig erſtaunt, als der große Meteorologe ganz entſchieden das Wort gegen Eſcher von der Linth ergriff und dabei bemerkte, daß er ſchon ſeit 1842 durch akademiſche Vorträge nachgewieſen habe, wie der Föhn ſeinen Urſprung nicht in der Wüſte Afrikas, ſondern im Mexicaniſchen Meerbuſen habe. Dieſe Anſichten und ihre wiſſenſchaftliche Begründung theilte Dove ſeinem Freunde Deſor ſpäter brieflich mit. Der Hauptinhalt dieſer Briefe und der bezeichneten Abhandlungen bildet nun die Grundlage der vorliegenden Schrift. Uebrigens wendet der gelehrte Verfaſſer alle ihm zu Gebote ſtehende geiſtige Kraft an, um ſeine Anſicht als die richtige erkennen zu laſſen, wobei dann auch vorzugsweiſe die wirklichen Erfahrungen durch Beobachtungen in Bezug auf das Aufſteigen und Abfließen des afrikaniſchen Wüſtenwindes zur Sprache gebracht werden. Dove ſteht indeß mit ſeinen Anſichten auch gar nicht allein; ſo hat unter andern Sir John Herſchel in ſeiner 1861 erſchienenen phyſikaliſchen Geographie den Verlauf des untern und obern Paſſats in Afrika mit Hülfe einer Karte genau ebenſo zur Darſtellung gebracht, worauf um ſo mehr Gewicht zu legen iſt, als Herſchel ſelbſt längere Zeit am Cap verweilte. Der Föhn und der Scirocco werden ſpeciell charakteriſirt und mancherlei irrthümliche Anſichten über ſie berichtigt. Sehr intereſſant iſt aber dann noch die Schlußbemerkung der Schrift. Das Ganze, meint Dove, würde es rechtfertigen, daß er dem eigenthümlichen Wunſch ſeines Freundes Deſor — „Möge die Sahara noch lange Wüſte bleiben, daß ſie durch ihren warmen und trockenen Hauch die Gletſcher der Alpen in ihre Grenzen bannt!“ — nicht beiſtimmen könne. Er fürchtet keinen Nachtheil für die Schweiz, wenn ſich auch noch oft die ſchöne Erzählung Deſor's wiederholen ſollte, mit der er dann ſeine Arbeit beſchließt:

Als im Jahre 1854 nach der Schlacht bei Meggarin der General Desvaux in der Oaſe bei Sidi-Raſched lagerte, bemerkte er, daß die Palmbäume von dürftigem Ausſehen waren, während ſie anderwärts kräftig und geſund erſchienen. Als er nach der Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung fragte, wurde ihm geantwortet, es mangele an Waſſer, da ein Hauptbrunnen zuſammengeſtürzt ſei, und ſie nicht die Mittel beſäßen, einen neuen zu graben; ſo ſähen ſie nun dem Tage entgegen, an welchem ihre Palmbäume keine Früchte mehr trügen und ſie verhungern müßten. Allah wolle es ſo haben. Da beſchloß der General auf ſeine eigene Verantwortung einen Bohrapparat aus Frankreich kommen zu laſſen. Sofort wurde ein Ingenieur des Hauſes Degouſée aus Paris berufen. Er fand die Sache ausführbar. Im folgenden Winter, nach viertägiger Arbeit einer Abtheilung Spahis ſprudelte ein 4300 Liter in der Minute gebender Quell aus dem verlaſſenen Schacht. Die Eingeborenen eilten in Menge herbei und ſtürzten ſich über ›en geſegneten Quell, der aus den dunkeln Tiefen der Erde heraufgeholt worden. Die Mütter badeten ihre Kinder darin, der alte Scheik von Sidi-Raſched konnte beim Anblick des Waſſers, das ſeiner Familie und der Oaſe ſeiner Väter das Leben wiedergab, ſeine Rührung nicht bewältigen, er ſank auf die Knie, und Thränen in den Augen erhob er ſeine Hände mit einem Dankgebet zum Himmel. Von allen Oaſen liefen jetzt Bittgeſuche um gleiche Begünſtigung ein, und an funfzig Brunnen ſind ſeitdem angelegt, ohne eine weſentliche Verminderung in den bereits früher erbohrten zu bewirken.

2. Der Schweizer Fön. Nachtrag zur Eiszeit, Föhn und Scirocco von H. W. Dove. Berlin, D. Reimer. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Dieſe ſtark gepfefferte Zugabe läuft in manchen Punkten Gefahr, den würdevollen Ernſt einer wiſſenſchaftlichen Streitſchrift in einen unangenehmen Perſonenkampf zu verkehren, wozu ganz beſonders abſichtliche Entſtellungen von ſeiten der Gegenpartei gereizt haben mögen. Doch iſt die Sache nirgends zu einem eigentlichen perſönlichen Zank ausgeartet.

In einer gleich zu Anfang gegebenen Anmerkung macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, warum er hier nicht mehr Föhn, ſondern Fön ſchreibe. Von Herrn Dr. Titus Tobler aus Horn bei Rorſchach habe er am 27. November 1867 eine briefliche Belehrung erhalten, worin es unter anderm heißt: „Gothiſch ſchlägt ein fön, ignis. Nach einer von Grimm angeführten alten Gloſſe in Mone's «Anzeiger» (8. 503. c.) iſt fönne favonius, diu fönne iſt warm und bringet den Regen“ u. ſ. w.

Die Veranlaſſung zu dieſer polemiſchen Zugabe lag in einer Rectoratsrede des Prof. Wild, welche am 15. November 1867 zur Feier der Stiftung der Hochſchule in Bern gehalten und 1868 veröffentlicht wurde. Sie iſt eigentlich ein ſtarker Angriff der in Nr. 1 beſprochenen Arbeit. Die Darſtellung wird darin verwerflich genannt, weil ſich Dove in der mit Prätenſion geſchriebenen Schrift mehr als Pamphletiſt, denn als Mann der Wiſſenſchaft gerire. Dove ſagt nun:

Die von mir in meiner Schrift S. 86 in Uebereinſtimmung mit Hann gegebene Ableitung local hervortretender Trockenheit des Fön nach dem von mir im Jahre 1852 ausführlich erörterten Erwärmen der Luft durch die bei dem Herabſinken derſelben am Abhang eines Bergs erfolgende Verdichtung wird verſchwiegen, und dieſes Herabſinken in eine horizontale Bewegung [illegible]

Digitized by Google

on dieſer mir untergeſchobenen Abſurdität nimmt Herr Wild
einer wiſſenſchaftlichen Ehre zu Liebe an, daß ich ſie nur ge-
acht habe, um einen Witz zu machen, da er doch ſelbſt weiß,
ß ich ſie nie gemacht habe, ſondern ſie nur von ihm mir an-
dichtet iſt. Das ſachliche Intereſſe hat mich beſtimmt, den
iderwillen zu überwinden, einem ſolchen Angriff Rede zu
hen.

Dieſe Feſtrede des Prof. Wild bildet nun die Grund-
ge aller weitern Erörterung. Dove ſagt ſchließlich über
ſelbe:

Die in naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten bisher übliche Dar-
lungsweiſe unterſcheidet ſich ſo weſentlich von dem Ton der
trede, daß man es gewiß gerechtfertigt finden wird, wenn
mit der Erklärung ſchließe, daß ich derartige Angriffe von
t an unbeantwortet laſſen werde. Ich kann eben die, welche
ne Anſichten kennen lernen wollen, nur bitten, auf meine
rift über Eiszeit, Föhn und Scirocco ſelbſt zurückzugehen,
ſich die Mühe zu erſparen, das aus ihr Citirte in das Gegen-
l umkehren zu müſſen.

Das iſt ein Entſchluß und ein Wort, wie es dem
rakter und dem Rufe eines Dove zukommt.

Der Novemberſchwarm der Sternſchnuppen. Von R. O.
Reibauer. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieſes Schriftchen iſt mit viel Geiſt abgefaßt und ver-
t beſonders wegen der durchgreifenden neuen Anſicht
die Grenze unſerer Atmoſphäre recht ſorgfältig be-
t zu werden. Die Sternſchnuppen können ſich nur
) Reibung in den dichten Theilen unſerer Atmoſphäre
zur Glühhitze erwärmen. Nun haben aber G. Forbes,
John Herſchel, Foerſter, Peterſen und Erdmann ge-
n, daß die Sternſchnuppen noch in einer Höhe von
100, ja bis 300 geographiſche Meilen leuchten. Es
alſo in dieſer Höhe nicht blos noch atmoſphäriſche
vorhanden ſein, ſondern auch ſogar noch in merklich
m Zuſtande. Von einer eigentlichen obern Luftgrenze
überhaupt weder bei der Erde, noch bei irgendeinem
n himmliſchen Körper die Rede ſein. Auf dieſe
dlagen geſtützt kommt dann der Verfaſſer zu ſeiner
theſe:

Reißen wir dieſe Schranke überhaupt nieder und ſtellen
e Hypotheſe auf, daß unſer ganzes Sonnenſyſtem, ja der
Weltenraum mit den bekannten permanenten Gaſen er-
t. Wir werden von dieſer ſehr dünnen Luft zu unter-
n haben die Erdatmoſphäre im engern Sinne, welche da-
entſteht, daß ſich die Erde durch ihre Anziehungskraft aus
ſt eine Atmoſphäre verdichtet, die außerdem noch verſchie-
nicht permanente Dämpfe enthält. Die Grenze dieſer
phäre iſt nach Laplace dort, wo die mit der Höhe zuneh-
Centrifugalkraft der Schwerkraft das Gleichgewicht hält,
ich ihm in einer Höhe von $6_{,61}$ Erdradien geſchieht. In
Höhe hat die Luftmaſſe ein Streben, ſich von der Erde
ernen und den ganzen Weltenraum zu erfüllen.

it dieſer Hypotheſe fällt natürlich die Annahme von
xiſtenz eines Himmelsäthers zugleich mit hinweg,
er wol ſchwerlich viel Trauer entſtehen dürfte, denn
man in einer rationalen Naturlehre gar nicht mehr
Möglichkeit einer imponderabeln Materie denkt,
ſchwereloſe Materie des Aethers immer ein un-
hmer Stein des Anſtoßes geweſen. Uebrigens iſt
ypotheſe des Verfaſſers eigentlich ganz wieder die-
welche ſchon Newton, Halley und ſpäter Laplace
ihrigen gemacht haben; dieſe Männer konnten ſich
nie dazu verſtehen, den Carteſianiſchen Aetherphantaſien irgendwelchen Glauben zu ſchenken. Newton behauptet in der zehnten Propoſition des dritten Buches ſeiner unſterblichen „Principien der mathematiſchen Naturphiloſophie", daß die Himmelskörper durch die Luft im Weltenraum keinen wahrnehmbaren Widerſtand erleiden können, und beweiſt ſeine Behauptung durch ein ſchlagendes Beiſpiel. In einer Höhe von 200 engliſchen Meilen müßte die atmoſphäriſche Luft ſchon 75 Millionen mal dünner ſein als unten auf der Erde; „und wenn der Jupiter", fügte er hinzu, „in einem ſo dünnen Mittel eine ganze Million Jahre ſeinen Umlauf machte, ſo würde er noch nicht den millionenſten Theil einer einzigen Umlaufsbewegung durch den Widerſtand der Luft eingebüßt haben." Er denkt daher nicht daran, den Himmelsraum für wirklich luftleer anzunehmen, ſondern er iſt nur überzeugt, daß der Widerſtand der Luft im Weltenraum für die Bewegung der himmliſchen Körper ſo verſchwindend klein iſt, daß man ihn ohne Fehler ſtets außer Acht laſſen kann. Die noch immer herrſchende Anſicht, daß unſere Atmoſphäre nur 10 Meilen Höhe beſitze, ſtammt urſprünglich von dem arabiſchen Naturforſcher Alhazen des 11. Jahrhunderts her, und hätte ſich ſchwerlich ſo lange gehalten, wenn die Aſtronomen nicht zu der Ueberzeugung gekommen wären, in dieſer Höhe ſei die Luft ſchon ſo verdünnt, daß ihr Einfluß auf Reflex und Strahlenbrechung des Lichts für Null zu achten ſei. Daß in einer Höhe von 10 Meilen unſere Luft ſchon aufhöre zu exiſtiren, hat eigentlich noch niemand gedacht, der die Sache ſelbſt kennt. Darauf machen ſchon Laplace, Arago, Beſſel und andere Männer von Fach aufmerkſam. — Ueber alle dieſe Gegenſtände ſpricht die kleine Schrift ſo verſtändig und eindringlich, daß man aufrichtig wünſchen kann, ſie werde recht aufmerkſam und viel geleſen.

4. Das Entwickelungsgeſetz der Natur. Von Recht. Zweite Auflage. München, J. A. Finſterlin. 1868. Lex.-8. 18 Ngr.

Wahrſcheinlich iſt dieſe Schrift im Selbſtverlage erſchienen, obwol auf dem Umſchlag der Stempel der Buchhandlung von J. A. Finſterlin in München angebracht iſt. Hat man ſich übrigens den Inhalt derſelben nur etwas näher angeſehen, ſo iſt man bald überzeugt, daß es ſchwer halten dürfte, für eine ſolche Arbeit einen Verleger zu finden. Auf den Leſer macht das äußerlich geſchmackvoll ausgeſtattete Büchelchen einen eigenthümlichen Eindruck. Es führt ihn ohne ein Wort der Vorrede oder Einleitung gleich mitten in eine ſehr abſtracte Unterſuchung. Er ſtaunt und lieſt und hofft recht bald auf einen Punkt zu kommen, der dem Ganzen Licht und Verſtändniß geben ſoll; aber vergebens! Hochtrabende Redensarten, wichtige ſpannende Vorbereitung auf ein Nichts bleibt die Tonart und der Text von Anfang bis ans Ende. Damit hätte er eigentlich den Hauptproceß des Komiſchen durchgemacht, und der Schluß ſollte ein recht herzliches Lachen ſein; dazu kommt es aber nicht, weil die gar zu große Enttäuſchung vielmehr Unmuth oder Wehmuth in ihm wach ruft.

In dieſer Stimmung befinde ich mich jetzt, und möchte am liebſten über dieſen Gegenſtand gar kein Wort weiter verlieren, wenn ich nicht befürchten müßte, daß man dies

Digitized by Google

Urtheil, dieſen Entſchluß für zu perſönlich und eigenmächtig halten möchte. Darum gebe ich nun aber ganz unparteiiſch dem Buche ſelbſt das Wort:

§. 1. „Das lineare Leben.“ Wie wir in der Mechanik die Kräfte kennen gelernt haben, ſo konnten wir dieſelben durch begrenzte gerade Linien von beſtimmten Punkten aus in gegebenen Richtungen darſtellen, und jede ſolche Kraft konnte ihre Angriffspunkte nur auf ihrer eigenen Richtung mit einer Geſchwindigkeit, die das Maß der Kraft vorſtellen mußte, bewegen. Die Natur des Raums und das Weſen der geradlinigen Kräfte ſind aber von der Art, daß, um von einem einzigen Punkte aus eine Gerade nach zwei Richtungen zugleich herzuſtellen, immer zwei entgegengeſetzte Kräfte nothwendig ſind, die unabhängig voneinander wirken müſſen. Nun ſei uns aber die Aufgabe gegeben, eine Kraft zu ſuchen, die für ſich allein einen gegebenen Punkt nach den zwei entgegengeſetzten Richtungen einer gegebenen Geraden zugleich bewegt. Dieſe Kraft iſt gegeben in der Elaſticität der Spirallinie....

In ähnlicher Weiſe beſpricht §. 2: „Das Flächenleben“; §. 3: „Das Körperleben“; §. 4: „Das Univerſum“:

Die ganze Entwickelung der Natur durch das materielle, organiſche und geiſtige Leben in ſeinen Urſachen und Wirkungen geht in polaren Gegenſätzen nach den Eigenſchaften von Doppelſpiralen, die in Ebenen oder ſelbſt wieder auf Spiralflächen liegen, mit zwei elaſtiſchen Kräften auf einem neutralen Gebiete vor ſich, und zwar in einfacher linearer Richtung, in zweifacher oder in flächenartiger Ausdehnung, und in dreifacher oder räumlicher Ausdehnung, während die Pole fixe Punkte, fixe Linien und fixe Flächen ſind, und die Grenzen der Objecte im Raume und in der Zeit (Geſchwindigkeit) bilden.

Damit bezeichnet der Verfaſſer den Cardinalpunkt ſeines von ihm ſelbſt aufgefundenen „Entwickelungsgeſetzes der Natur“:

§. 5. „Die Entſtehung der Materie.“ Schon wollte ich meine Arbeit abbrechen und den saltum mortale der Zukunft überlaſſen, allein ich habe eingeſehen, daß ich nicht auf dem halben Wege ſtillſtehen darf, weil ich in dem Vorhergehenden manche Annahme gemacht habe, die entweder entfernt(?) oder erklärt werden muß, und ſo habe ich mich zum zweiten Schritt entſchloſſen....

Zu noch weitern Mittheilungen kann ich mich nicht gut entſchließen, und ich glaube auch nicht, daß noch einer meiner Leſer dies beſonders wünſchen ſollte. Darum raſch zu einer verſtändlichern, erquicklichern Lektüre.

5. Ueber den Entwickelungsgang der Naturwiſſenſchaften. Ein Vortrag in populär-wiſſenſchaftlicher Form bearbeitet von Heinrich Buff. Gießen, Ricker. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Das iſt eine vortreffliche Arbeit, welcher man um ſo mehr Intereſſe abgewinnt, als ſie zu der unter Nr. 4 beſprochenen den directen Gegenſatz bildet. Der Verfaſſer iſt Herr eines gründlichen, erfahrungsreifen Wiſſens und theilt ſeinen Leſern in leicht verſtändlichen, ſchlichten Worten ſeine Reflexion darüber mit. Er beabſichtigt, ſeinen Zuhörern und Leſern die Wege zu zeichnen, welche die Naturforſcher eingeſchlagen haben, um von dem Wahrnehmen natürlicher Dinge zu deren Erkennen und Wiſſen zu gelangen. Das erſte und Hauptziel bleibt hierbei das Auffinden und Sicherſtellen der Naturgeſetze. Und nur hierin iſt die Bezeichnung eines exacten Wiſſens am rechten Orte; wobei natürlich nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß die Theorien und Anſichten über die Urſachen der Erſcheinungen im Laufe der Zeit ſich verändern, erweitern, verbeſſern können. Nach dieſer Vorbereitung kommt er auf Ulrici's „Gott in der Natur“. Er leugnet nicht, daß dieſes Werk ein ausgezeichnetes ſei, glaubt aber dennoch, daß daſſelbe in Bezug auf den wahren Standpunkt der exacten Wiſſenſchaften nicht alles reiflich erwogen habe, weil es ſonſt nicht behaupten könnte, daß die Naturwiſſenſchaft ſich nur einbilde, in ihren Reſultaten ein exactes Wiſſen zu beſitzen, daß Philoſophie, Theologie, Rechts- und Geſchichtswiſſenſchaft mit der geſammten Naturkunde in das ſchwankende Gebiet des wiſſenſchaftlichen Glaubens gehörten. „Streichen wir“, ſagt Ulrici, „alles hinweg, was in Wahrheit nur wiſſenſchaftlicher Glaube iſt, ſo ſchrumpft die Wiſſenſchaft zuſammen zu einem kleinen Reſte von Sätzen, deren Inhalt ſo dürftig und unbedeutend iſt, daß er der Mühe der Forſchung kaum lohnt.“

Das iſt ein ſtarker Ausſpruch, der die Aſtronomie, Phyſik, Chemie und Phyſiologie ſehr empfindlich verletzt, und es kann daher gar nicht wundernehmen, daß man von dieſer Seite ſich tapfer ſeiner Haut wehrt. Möchten die Gegenkämpfer nur alle ſo kühnen Muths und ſo ſattelfeſt ſein wie Heinrich Buff, dann würde ihr Sieg wol nicht lange zweifelhaft bleiben.

Nachdem der Verfaſſer für Phyſik und Chemie mit dem beſten Erfolg gefochten, wendet er ſich auch dem Gebiete der belebten Natur zu. Da geſteht er ſelbſt, daß man hier noch nicht zu der Höhe eines durchweg exacten Wiſſens gelangt ſei, und daß es ſich dabei hauptſächlich um das ehrliche Streben nach einem ſo erhabenen Zielpunkte handle. Er ſagt:

So kommt es, daß in Botanik, Zoologie, Phyſiologie, obwol Thatſachen in großer Menge vorliegen und fortwährend neue gefunden werden, doch die Theorien, daß insbeſondere umfaſſende Erklärungsgrundlagen, was Sicherheit in der Begründung, Beſtimmtheit und Klarheit des Ausdrucks anbelangt, verhältnißmäßig weniger ausgebildet ſind.

Unter anderm kommt er dann auch auf die bekannten Theorien Cuvier's, welche er als menſchliche Satzungen betrachtet, die ſtets nur für ihre Zeit, niemals für die Ewigkeit berechnet ſein können. Daß man mit unſern neuern Erfahrungen nicht mehr ſo entſchieden für Cuvier geſtimmt iſt, hält er für natürlich, kann es aber nicht billigen, daß man mit ſo tobender Gewalt dagegen ankämpft, wie Ernſt Häckel in ſeiner „Generellen Morphologie der Organismen“, wo es z. B. heißt:

Ein einziges koloſſales Dogma beherrſcht die geſammte Wiſſenſchaft nach Art des drückendſten Abſolutismus. Denn nur ein koloſſales Dogma, welches ebenſo durch hohes Alter geheiligt und durch blinden Autoritätsglauben mächtig, wie in ſeinen Prämiſſen haltlos und in ſeinen Conſequenzen ſinnlos iſt, müſſen wir offen die gegenwärtig immer noch herrſchende Anſicht bezeichnen, daß die Species oder Art conſtant und eine für ſich ſelbſtändig erſchaffene Form der Organiſation ſei.... Nur durch die Annahme einer völligen Verſtumpfung der Organe des Anſchauens begreift man, wie dieſes in ſich hohle und widerſpruchsvolle Dogma 130 Jahre hindurch faſt unangefochten beſtehen und wie daſſelbe auch die beſten und denkendſten Köpfe der Wiſſenſchaft beherrſchen konnte.

Damit wird ein Dogma verworfen, um dafür ein anderes Dogma an den Platz zu ſetzen. Iſt dies nun auch der Gang der Geſchichte, ſo ſollte Häckel doch gehörig eingedenk ſein, daß man veraltete Vorurtheile nie durch bloße excentriſche Redensarten, ſondern immer nur durch ruhig vorgetragene überzeugende Gründe zu beſiegen

Digitized by Google

Stande iſt, wie dies z. B. der denkende Darwinge than
t. Der Verfaſſer ſagt:

Erfahrungen dieſer Art, welche von Darwin u. a. in großer hl geſammelt worden ſind, bilden die Grundlage zu der ſo-nannten Deſcendenztheorie, d. h. der Hypotheſe, daß im Gegenſatz der frühern Theorie der Conſtanz die Arten keine unveränder-e Schöpfung ſind, daß vielmehr die zu einer Gattung zu-mmengehörigen Arten in directer Linie von einer andern, ge-nlich erloſchenen Art abſtammen, in ähnlicher Weiſe, wie die kannten Varietäten einer Art Abkömmlinge von dieſer ſind.

Damit wird man die Ueberzeugung gewonnen haben, dieſes Schriftchen einen ſehr verſtändigen Blick auf neueſten Anſichten und Entwickelungen der Naturwiſſen-ſt wirft, und daß es in der That ebenſo intereſſant für Männer von Fach als für das große Publikum iſt.

Zwei populäre Vorträge über Optik. Von Ernſt Mach. Graz, Leuſchner und Lubensky. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Der erſte Vortrag beſpricht die Geſchwindigkeit des s, während der andere die Frage zu beantworten ſucht, m der Menſch zwei Augen hat. Im ganzen beſitzt Schriftchen einen recht heitern Zuſchnitt auf einer nſchaftlich gründlichen Baſis, auch ſucht es überall neueſten Fortſchritten der Wiſſenſchaft gehörig Rech- zu tragen. Nur ſcheint daſſelbe zuweilen ſich darin efallen, flotte Witze zu machen, welche eher für einen willigen Studenten, als für einen ehrſamen Pro- paſſen dürften. Aber es herrſcht Geiſt im Gan- veranlaßt ſeine Leſer zum Nach- und Mitdenken, läßt ſich daher jedem, der ſich für dieſe Art der re intereſſirt, mit gutem Gewiſſen empfehlen. Doch twas davon zur Mittheilung zu bringen, wählen inige Reflexionen, welche dem zweiten Vortrage an-gt ſind:

Ich habe Sie nun auf mancherlei Wegen und Stegen über Stock und Stein geführt, um Ihnen zu zeigen, man überall durch conſequente Verfolgung einer einzigen wiſſenſchaftlichen Thatſache gelangt. Die genauere Be-ng der beiden Augen des Menſchen hat uns nicht nur Kindesalter der Menſchheit, ſie hat uns auch über den jen hinausgeleitet.

ann wendet er ſich zu dem humaniſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Bildungsgegenſätzen, und man merkt t an, daß er gerade hierüber Luſt hat ſich aus-chen. Er ſagt dann:

h muß geſtehen, ich glaube nicht an dieſes Zweierlei der ſchaft. Ich glaube, daß dieſe Anſicht einer gereiftern Zeit naiv erſcheinen wird, wie uns die Perſpectivloſigkeit der hen Malerei. Sollte man wirklich aus einigen alten und Pergamenten, die doch nur ein winziges Stückchen ſind, allein die höhere Bildung ſchöpfen, aus ihnen allein rnen können als aus der ganzen übrigen Natur? Ich daß beide Wiſſenſchaften nur Stücke derſelben Wiſſen-nd, die an verſchiedenen Enden begonnen haben. Wenn ide Enden noch als Montecchi und Capuleti ſich geber-enn ſogar deren Diener auſeinander loshauen, ſo glaube thun nur ſo ſpröde. Hier iſt doch ein geheimer Romeo t eine geheime Julie, welche hoffentlich mit minder tra-Ausgang die beiden Häuſer vereinigen werden.... Kurz wir lernen manches in uns verſtehen durch den Blick zen, und umgekehrt. Jedes Object gehört beiden Wiſſen-an. Sie, meine Damen, ſind gewiß ſehr intereſſante vierige Probleme für den Pſychologen. Sie ſind aber ht hübſche Naturerſcheinungen. Kirche und Staat ſind des Hiſtorikers, nicht minder aber auch Naturerſcheinungen, und zwar zum Theil ſehr ſonderbare.... Wenn Sie mich aber jetzt fragen, wozu hat der Menſch zwei Augen, ſo müßte ich antworten: damit er ſich die Natur recht genau anſehe, damit er begreifen lerne, daß er ſelbſt mit ſeinen richtigen und unrichtigen Anſichten, mit ſeiner haute politique blos ein vergängliches Stück Naturerſcheinung, daß er, mit Mephiſto zu ſprechen, ein Theil des Theils ſei, und daß es gänzlich ungegründet iſt:

Wenn ſich der Menſch — die kleine Narrenwelt —
Gewöhnlich für das Ganze hält.

7. Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforſchung in Bezug auf die Urgeſchichte des Menſchen von Robert Schweigel. Leipzig, Denicke. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

In dieſem Werkchen tritt die im vorhergehenden prophezeite Einigung zwiſchen den Humaniſten und Naturforſchern ſchon auf das klarſte zu Tage. Es ſtehen hier die Sprachforſcher und Naturforſcher nicht blos nicht mehr einander entgegen, ſondern ſie gehen in innigſter Befreundung auf daſſelbe Ziel los, auf die naturgemäße Urgeſchichte des Menſchen. Wir können es dem Verfaſſer nur Dank wiſſen, daß er uns in einem ſo kleinen Rahmen ein für jedermann faßliches, durch und durch intereſſantes Bild von dem Zuſammentreffen beider Forſchungswege gegeben hat; während man ſich bisher immer nur in geſonderten großen Werken von jedem einzeln den befriedigenden Aufſchluß holen konnte, je nachdem das eine ausſchließlich blos der Geologie, das andere ebenſo nur der Philologie diente. Hoffentlich läßt der auf beiden Seiten tüchtig gebildete Verfaſſer dieſem erſten kleinen Verſuch bald eine umfaſſendere, tiefer eingehende größere Arbeit folgen. Nur wäre es dringend zu wünſchen, daß er den ſo glücklich betretenen Weg der populären Form nicht verlaſſen möchte. In linguiſtiſcher Hinſicht ſteht Jakob Grimm mit ſeinem geiſtreichen Anhang Zeuß, Max Müller, Mone, Obermüller, Riecke, Bacmeiſter, Frenzel u. a. auf der einen Seite der Erforſchung der Urgeſchichte des Menſchen; und in geologiſcher Hinſicht ſteht Darwin mit ſeinen begeiſterten Nachfolgern Karl Vogt, Virchow, Nägeli, Häckel u. a. zu derſelben Erforſchung auf der andern Seite. Durch die Forſchungen beider Parteien ſteht jetzt ganz entſchieden feſt, daß das geſammte Menſchengeſchlecht auf Erden nicht von einem Paar ausgegangen ſein kann, daß eine Ueberflutung der ganzen Erdoberfläche zu keiner Zeit vorgekommen iſt, daß es nie eine ſolche vernichtende Völkerwanderung gegeben haben könne, wie in früherer Zeit die Weltgeſchichte für wahr gehalten hat. Ueberall, wo die Bedingungen zu ſeinem Daſein vorhanden waren, entſtand der Menſch, ſowie alle Abänderungen in ſeiner Cultur und Körperbeſchaffenheit auf dem Wege eines naturgemäßen allmählich wirkenden Geſetzes zu Stande gekommen ſind. So nimmt unſer Verfaſſer mit Heer an, daß die ganze Civiliſation der Pfahlbauer aus Nordafrika und Aegypten ſtamme. Er bemerkt:

Wenn dies der Fall iſt, ſo wird man wol jene mondartigen Thonſtücke, die in den Pfahlbauten in ſo großer Menge gefunden worden ſind, nicht mit Karl Vogt für Kopfkiſſen halten, ſondern ſie wirklich für das nehmen dürfen, was ihre Geſtalt anzeigt: Mondbilder. Seit uns die jüngſten Reiſeforſchungen in Afrika den Nil erſchloſſen haben, wiſſen wir, daß alle Völkerſtämme in den herrlichen Ländern der Nilquellen Mondanbeter ſind. Alle dieſe Völker verſtehen auch die Kunſt, aus Getreide und andern Pflanzen ein Bier zu bereiten, dieſes

Digitized by Google

Nationalgetränk der Germanen, deſſen Namen kein Gothiſch und Althochdeutſch zu erklären vermag. Darf man es von dem Celtiſchen bior ableiten, ſo bedeutet es etwas Flüſſiges. Nach dem deutſch-celtiſchen Wörterbuch von W. Obermüller hieß im Gaëliſchen das Bier corma, curmi, gleichwurzelig mit dem deutſchen „gären", „vergoren". Es iſt daher keineswegs unwahrſcheinlich, daß unſer Nationalgetränk aus Afrika ſtamme und die Pfahlbauer die Urahnen der deutſchen Bierbrauer waren.

Heinrich Birnbaum.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Eine Biographie des Geſchichtsforſchers Johann Friedrich Böhmer.

(Beſchluß aus Nr. 44.)

In einem Briefe an ſeinen Oheim, den General von Hofmann, ſpricht Böhmer ſeinen politiſchen Glauben aus: „Ich bin ein altreichsſtädtiſcher Republikaner und hatte darum von jeher mit dem modernen bureaukratiſch-militäriſchen Despotismus ebenſo wenig zu ſchaffen, als mit dem conſtitutionellen Phraſenthum einer ſogenannten liberalen Partei, die alles, was nicht in ihr Horn bläſt, noch mehr anfeindet und zu unterdrücken ſucht, als es der Abſolutismus thun möchte."

Je tiefer ſein Scharfblick in die Werkſtätten der Geſchichte drang, deſto begreiflicher iſt uns ſeine düſtere Stimmung bei den anbrechenden Revolutionsſtürmen im Jahre 1847, und ſeine Entrüſtung über die Halt- und Gehaltloſigkeit der vaterländiſchen Zuſtände nach dem Jahre 1848. (Biographie, S. 295 fg.) Mit ungebrochenem Muthe jedoch arbeitete er vom Jahre 1845—48 an der neuen Ausgabe ſeiner „Staufiſchen Regeſten", ſodaß dieſelben im Jahre 1849 in ihrer neuen Geſtalt erſchienen: „Die Regeſten des Kaiſerreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich (VII.) und Konrad IV. 1198—1254" (Stuttgart 1849). Die wiſſenſchaftliche Kritik hat ſich darüber dahin ausgeſprochen, daß erſt jetzt nach Erſcheinen dieſes Werks der thatſächliche Verlauf des Geſchehenen (1198—1254) erkannt werden könne, „daß noch niemand auf dem Gebiete deutſcher Geſchichte für einen ſo kurzen Zeitraum von 56 Jahren ſo feſten Grund gelegt, ſo Treffliches mit Meiſterhand aufgebaut, ſo viel Frucht geboten und ſo viel neuen Samen zu neuer Frucht geſtreut habe" (Biographie, S. 313 fg.) Die 88 Quartſeiten ſtarke „Einleitung" zu dieſen Regeſten enthält eine gedrängte Geſchichte der Zeit und eine Charakteriſtik der Kaiſer, ganz beſonders Kaiſer Friedrich's II., weil Böhmer in deſſen Geſchichte die „cardo rerum" für die mittlern Zeiten erkannte, „etwa wie bei Guſtav Adolf für die neuern; wer dieſe beiden Perſönlichkeiten falſch auffaßt, muß folgerichtig in allem übrigen irren". Die eingehendere Beſprechung des reichen Gehaltes dieſer bewunderungswürdigen Einleitung, ſowie genaue Mittheilungen über die Aufnahme, welche das Werk weit über Deutſchlands Grenzen hinaus in Frankreich und in Italien fand, finden ſich auf S. 314 fg. der Biographie.

Im October 1849 entſchloß er ſich raſch, ſeinen Freund, Architekt Hübſch, auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten. Die Reiſenden gelangten über Florenz, Siena, Perugia, Aſſiſi u. ſ. f. am 30. November nach Rom, der Ewigen Stadt. Böhmer weinte vor Freude, da ihm durch Pater Theiner zur Benutzung der Vaticana die Studirſtube Raynald's daſelbſt zur Verfügung geſtellt wurde. Seine Freude aber ſollte bald wieder getrübt werden durch die Beſchränkungen, welche ſeine Benutzung der Vaticana erlitt, ſodaß er auch diesmal mit bitterer Stimmung ſeinen Aufenthalt zu Rom abkürzte und am 12. Februar 1850 nach Neapel abreiſte, wo er beſonders mit Alfred von Reumont, dem großen Kenner der italieniſchen Geſchichte, den belehrendſten Verkehr bis zum 24. März pflegte. Die Plackereien auf der Vaticana veranlaßten ihn, zu Rom ſelbſt, vor ſeiner Abreiſe, über die „Anliegen deutſcher Wiſſenſchaft" einen Aufſatz zu entwerfen, in welchem er die Mängel und Verkehrtheiten in der Verwaltung der Vaticana Fremden gegenüber gründlichſt bloßlegte.

Am 22. Januar 1851 ward ihm Schloſſer durch plötzlichen Tod entriſſen; jener war nicht blos in der Jugend für ihn „ein Leitſtern" geweſen, ſondern ſtets noch „hatte er auf denſelben mit der Pietät eines Jüngern geblickt".

Im Herbſt 1852, während eines Aufenthalts zu München, verkehrte er viel mit E. von Laſaulx und J. von Döllinger, welch letzterm wir den ausgezeichneten „Nekrolog auf Böhmer" verdanken (Sitzungsberichte der königl. bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu München, 1863, Bd. 2, Heft 4, S. 399—411.)

Im April 1853 brachte er den dritten Band der „Fontes" zum Abſchluſſe. Am 12. Januar 1854 begann er „Die Wittelsbachiſchen Regeſten", und ſchon am 4. März jenes Jahres lag das Werk in 57½ Bogen Reinſchrift zum Druck bereit. Gegen die ungerechten Vorwürfe, welche ihm ſeine freimüthigen Aeußerungen über die bisherige bairiſche Geſchichtsforſchung und die Mittel dieſelbe zu heben zugezogen hatten, bildete die hohe Anerkennung von ſeiten der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen durch Ertheilung eines der Wedekind'ſchen Geſchichtspreiſe ein mehr als hinlängliches Gegengewicht (Biographie, S. 364 fg.). Böhmer beſtimmte die ganze Preisſumme (500 Thaler in Gold) für ſeinen Freund Kopp „zur Unterſtützung der Druckkoſten bei der erwünſchten Weiterführung ſeines Geſchichtswerks" („Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde"), und überſchickte ihm dieſelbe „in ihrer Originalverpackung". Die großmüthige Gabe von ſeiten Böhmer's und die einfache Annahme derſelben von ſeiten Kopp's bieten ein ergreifendes Bild wahrhaft antiker Einfalt dar, welches ſich vortheilhaft unterſcheidet von den bei Acten der Liberalität unter gewiſſen Leuten von andern politiſchen und religiöſen Grundſätzen gewöhnlich vorkommenden Ziereréien, Oſtentationen und gegenſeitigen Beräucherungen. „Mit aller Treue und Beſcheidenheit und mit wirkſamſtem Erfolg", ſagt Böhmer's Biograph, „hat Kopp nach dem Vorſatz gehandelt, dieſe edle Freundſchaftshandlung ſich als mächtige Anſpornung dienen zu laſſen, auf dem betretenen und gebilligten Pfade alle noch vorhandene Kraft für die Reichsgeſchichte zu verwenden." Im Spätſommer 1857 brachte Böhmer einige

Digitized by Google

Wochen in der Schweiz zu; nachdem er auf der Hinreiſe mit Stälin den Hohenſtaufen beſtiegen hatte, beſuchte er von Brugg aus die Trümmer der Habsburg, dann das Kloſter Königsfelden, war mehrere Tage bei Kopp in Luzern, beſtieg den Rigi und hielt ſich acht Tage in Zürich auf, wo er mit den Gebrüdern von Wyß im wohlthuendſten Verkehr ſtand.

Noch im Herbſt deſſelben Jahres ging er nach Berlin, um ſich mit Pertz über die Herausgabe der Kaiſerurkunden von 919 an zu verſtändigen; Böhmer verſprach, einen Probedruck in handlicherm Format als das der „Foliocrinoliniſchen Monumente“ zu liefern. Wie bei ſeinem Beſuche Berlins im Sommer 1832, wo ihm dort „mit größter Liberalität“ die Schätze des Staatsarchivs geöffnet wurden und wo er von G. W. von Raumer und von Ledebur Beweiſe wohlverdienter Anerkennung erhalten hatte, wurde ihm auch diesmal ſein dortiger Aufenthalt verſchönert durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, „deren man“, wie er ſchreibt, „ſchwerlich eine ſolche Zahl in einer zweiten Stadt Deutſchlands antreffen würde“. Wir nennen hier nur die beiden Grimm, Ranke, Jaffé u. a. m. Böhmer's belebender Einfluß hatte ſich um jene Zeit ſchon nach allen Seiten hin verbreitet, und eine größere Zahl jüngerer Freunde hatten ſich ſeinen Beſtrebungen angeſchloſſen, zu denen Wilhelm Arnold, Julius Ficker, Alexander Kaufmann, Karl Stumpf u. a. m. gehören, und unter welchen, wir wiederholen es hier gern mit dankbarer Anerkennung, dem Verfaſſer der vorliegenden, mit ſo großer Liebe als tiefer Sachkenntniß geſchriebenen Biographie der Vorrang gebührt. Es bedurfte für Böhmer eines ſolchen Gegengewichts liebender Theilnahme, damit die Laſt ſeines über die Verworrenheit der Zeiten ſtets zunehmenden Unmuths, wozu noch ſein wachſender Ekel an mancherlei ſeinem Beruf durchaus heterogenen Arbeiten kam, ihn nicht lähme und erdrücke. Doch wollte er es als ein Bild abnehmenden Lebens betrachten, daß er beim Antritt ſeiner Herbſtreiſe nach Wien im Jahre 1858 „ſich leider ſagen mußte, daß ſeit der im vorigen Jahre vorausgegangenen“ (zweites Ergänzungsheft der Regeſten von 1246—1313) „keine Arbeit fertig geworden“. Dort erfriſchte er ſich zwar durch Freundesverkehr mit Chmel, Feil, Karajan, Franz Pfeiffer u. a. m. und lernte auch „neue Leute“ zu ſeiner Freude kennen, Sickel u. a.; um ſo ſchwerer aber fiel ihm der Abſchied von Chmel, „ſeinem älteſten und liebſten Freund“, es war, als ob er deſſen bald darauffolgenden Tod geahnt hätte!

Allmählich nur hatte ſein durch den Krieg in Italien und Oeſterreichs Niederlage tief erſchüttertes Gemüth wieder die zur Arbeit nöthige Ruhe gefunden; „aber zugleich erwachte in ihm“, wie er an einen Freund ſchrieb, „das ſeit Jahren zurückgedrängte Bedürfniß, ſich mehr mit dem innern Leben zu beſchäftigen.“ „Die beſte Beruhigung“, bekannte er, „ſollte man doch im Innern tragen, und die höchſten Fragen liegen doch eigentlich am nächſten.“ Er kam jetzt im höhern Alter auf den „Briefwechſel Johannes von Müller's“ zurück. „Es iſt in keinem andern Buche ſo viel Wärme, Anregung, auch Belehrung für die Richtungen, die auch die meinen ſind“, ſchrieb Böhmer im Jahre 1860 an einen Freund. Wie Müller, ahnte auch Böhmer, „daß alles, was uns wahrhaft befriedigen ſoll, von oben kommen müſſe“; aber wie jener durch Sinnentaumel, ſo ließ ſich Böhmer durch die freilich weit reinere und höhere Luſt an der Arbeit wieder abwendig machen von dem „unmittelbaren Nahen zu Gott“, welches durch Demuth und Gebet vermittelt wird. So warf er ſich denn mit einer wahrhaften Arbeitswuth (labor improbus) im Herbſt 1860, „ſobald er endlich ſeine ſchon zum dritten male reclamirten 400 Kaiſerurkundenabſchriften von Berlin wieder zurückerhalten hatte“, auf die Herausgabe der „ſächſiſchen Kaiſerurkunden“, von denen er, als bloßen „Verſuch“, ein Probeheft, welches nicht in den Buchhandel kam, ſondern nur „den Freunden und Kennern des Gegenſtandes, vor allen G. H. Pertz zu geneigter Beurtheilung und Würdigung vorgelegt wurde“, und welches die Urkunden Konrad's I. enthielt, ſchon im Jahre 1859 veröffentlicht hatte. Ganz verſenkt in ſeine Arbeit, entſagte er ſelbſt ſeinen Beſuchen bei befreundeten Familien (Wedever und Harnier), gab auch ſeinen gewohnten täglichen Spaziergang auf, verließ dagegen ſein Bett um eine Stunde früher als gewöhnlich, ſchon um 5 Uhr, ſodaß ſich ſein leidender Zuſtand in den zwei letzten Monaten des Jahres 1860 von Tag zu Tag verſchlimmerte. Am 20. December jenes Jahres klagte er einem Freunde über ſchon fünf Nächte dauernde gänzliche Schlafloſigkeit, und am 22. December ſtürzte er, von der Bibliothek zurückkehrend, bewußtlos auf der Straße nieder, und, nachdem er ſich mit Mühe nach Hauſe geſchleppt, nochmals auf ſeinem Zimmer. Während ſeiner hierauffolgenden Krankheit machte er die mündliche Mittheilung, daß er in ſeinem Teſtamente ſeinen Freunden Janſſen, Arnold und Ficker die Ordnung und Herausgabe ſeines literariſchen Nachlaſſes übertragen habe. „Auf die Urkunden und auch die Regeſten des ſächſiſchen Kaiſerhauſes, auf die Regeſten Karl's IV. und die der Erzbiſchöfe von Mainz ſoll bei der Herausgabe meines Nachlaſſes hauptſächlich Rückſicht genommen werden!“ ſagt er.

Im Sommer und Frühherbſt 1861 hatte ſich Böhmer wieder ſo erholt, daß er ſich „förmlich verjüngt“ fühlte, und mit einem Freunde ſeine gewohnten ſtundenlangen Spaziergänge im frankfurter Walde, ja ſogar im September einen Ausflug in den Taunus machte und den Feldberg beſtieg. Den Winter über von 1861—62 und im Frühjahr des letztern Jahres war er wieder unausgeſetzt thätig, vorzüglich an der „Mainzer Geſchichte“. „Ueber der Arbeit, mit der ich mich ſtets noch wie verwachſen fühle, muß ich mich ſelbſt vergeſſen!“ ſagte er. Noch im Juli jenes Jahres ſetzte er ſich die Herausgabe darauf bezüglicher „Regeſten der Erzbiſchöfe, vollſtändig bis 1512“, und „Urkundenbuch, vollſtändig bis ins 12. Jahrhundert“ vor, und „um für Durchführung dieſer Arbeiten freier zu werden, reichte er am 4. September 1862 dem Senat ſein Entlaſſungsgeſuch von der Bibliothekarſtelle“ ein. Aber an demſelben Tage brach er „gleichſam zuſammen“, mußte mehrere Wochen zu Bett liegen und durfte von da an den ganzen Winter hindurch meiſt das Zimmer nicht verlaſſen. Der bedürfnißloſe Mann beklagte es, nicht mehr ſelbſt das für den täglichen Bedarf nöthige Brennholz ſpalten und herauftragen, ja, nur mit Anſtrengung ſein Bett, wie er's gewohnt war, machen und ſeine Schlaf- und Studirſtube kehren zu können.

Digitized by Google

Sein Studirzimmer lag im Hinterhauſe und bot ihm den Ausblick in das Hausgärtchen und auf den Kaſtanienbaum, den er ſelbſt darin zum Andenken an ſeinen erſten Spaziergang an den Main (im Frühſommer 1806) gepflanzt hatte; im Winter fiel monatelang kein Sonnenſtrahl darein, aber er mochte es mit keinem andern im Hauſe vertauſchen, „weil er hier alle ſeine größern Arbeiten angefertigt und ſeine beſten Freunde geſehen hatte“, deren Porträts dies Heiligthum zierten. Ordnung und Sauberkeit waren bei ihm das Symbol innerer Reinheit und gewiſſenhafter Pflichterfüllung. Seine Kleidung war, wie ſeine Wäſche und ſeine Hände, ſtets rein; die erſtere aber einfach und altväterlich, ſo auch die Schuhe mit Riemchen, die er Sommer und Winter trug. Seine körperliche Erſcheinung war freilich durch die zunehmende Krankheit allmählich ſehr verändert: ſein hochgewachſener Körper, den er früher ſehr gerade hielt, war gebeugt, ſein mächtiger Kopf, den er ſonſt aufrecht trug, vorwärts geneigt, ſeine große edle Stirn mit Falten durchfurcht, die Augen hatten Glanz und Schärfe verloren, und ein Ausdruck von Wehmuth lag um den einſt oft trotzigen Mund, ſein ſonſt raſcher kurzſchrittiger Gang war ſchleichend geworden. So oft er jedoch geiſtig lebhafter erregt war, wandelte ſich dies alles wieder plötzlich um, Geſtalt, Blick und Bewegung erſchienen wieder friſch, frei und wie verklärt.

Im April 1863 äußerte er: „Mein liebſtes Leben lebe ich nur noch mit meinen heimgegangenen Freunden!“ Die meiſten derſelben waren ihm wirklich im Tode vorangegangen: Thomas, Vater Görres, General von Hofmann, Schulz, der tiefgemüthliche, Hübſch, der treue alte Genoſſe des wonnevollen erſten Aufenthalts zu Rom, 1818—19; der letztere ſtarb im April 1863. Mit dem Juni 1863 nahm ſeine Hinfälligkeit fortwährend zu. So ſchwer ihn auch oft die Beherrſchung ſeiner körperlichen Leiden ankam, ſo verdient doch hier Erwähnung, daß er, der im reifern Mannesalter oft an der Erneuerung und Fortentwickelung ſeiner Nation gezweifelt hatte, kurz vor ſeinem Ende ſich von neuem gefeſtigt fühlte in ſeinem frühern Vertrauen auf das Volk, auf den noch geſunden Kern des Volks, auf deſſen neue Lebensthätigkeit und darum beſſere Zukunft. „Ich glaube noch immer an mein Volk!“ ſo ſagte er einen Monat vor ſeinem Tode, „ich rechne nur noch aufs Volk!“ und fügte als ein eingefleiſchter reichsbürgerlicher Republikaner hinzu: „auf einen großen Kriegshelden aus dem Volke!“

Eine von dem trefflichen Biographen ſeinem Werke vorangeſtellte „Zeittafel über Böhmer’s Leben und Schriften“ gibt ein klares und ſtaunenerregendes überſichtliches Bild von der rieſenhaften Arbeitskraft Böhmer’s, und die Summarien der acht Abſchnitte der Biographie enthalten eine genaue Inhaltsanzeige der darin geſchilderten Lebensereigniſſe; überhaupt iſt das ganze Lebensbild, wir wiederholen dies hier am Schluſſe unſerer Beſprechung deſſelben, mit einer ebenſo tiefen und umfaſſenden Kenntniß ſeines ganzen reichen Gehaltes, als mit der größten Gewandtheit, Sicherheit und Klarheit in der Beherrſchung des Materials entworfen und ausgeführt: Böhmer hätte das Andenken an ihn keinem dankbarern Herzen und keiner geſchicktern Hand anvertrauen können!

Feuilleton.

Robert Griepenkerl.

Wie die Zeitungen melden, ſtarb Robert Griepenkerl am 17. October in Braunſchweig. Der Dichter des „Robespierre“ und der „Girondiſten“ hat ſeinerzeit viel von ſich ſprechen gemacht; er iſt von begeiſterten Verehrern, von Karl Andree und Adolf Stahr, in tonangebenden deutſchen Organen als der dramatiſche Meſſias begrüßt worden. Jedenfalls beſaß Robert Griepenkerl das Zeug zu einem dramatiſchen Dichter — und wenn auch er nach den erſten begeiſterten Anläufen verſtummte, ſo theilt er das Los ſo vieler echter Talente in Deutſchland, die ſich der Bühne widmen, aber im Kampf mit den tauſend Schranken, Rückſichten und Feindſeligkeiten alsbald erlahmen. Robert Griepenkerl hatte den modernen Inſtinct in der Wahl ſeiner Stoffe, ja in der Vorrede zum „Robespierre“ ſprach er es ſelbſt aus, daß er im Gegenſatz zu den überwundenen Standpunkten des Claſſicismus und Romanticismus das Seinige thun wolle, um den Kunſthorizont zu erweitern und durch Hereinziehen der Gegenwart und der lebendigen Intereſſen der Zeit die moderne Tragödie gründen zu helfen. Dieſen Tendenzen, welche durchaus die unſerigen ſind, iſt der Dichter bis zum Schluß ſeiner dramatiſchen Laufbahn treu geblieben; aber er hat auch alle die Widerwärtigkeiten auszukoſten gehabt, welche mit der Verfolgung derſelben verknüpft ſind. Von modernem Geiſt durchdrungenen Dichtungen treten alsbald die tauſend Rückſichten entgegen, an denen unſere Bühnen kranken. So konnte der Dichter wol ſeinen „Robespierre“ und ſeine „Girondiſten“ durch eigene Vorleſung in vielen deutſchen Städten und in weitern Kreiſen bekannt machen; aber keine der größern tonangebenden Bühnen hat dieſe Dramen zur Aufführung gebracht. Außerdem wandte ſich die Zopfkritik zum Theil gerade gegen die moderne Bedeutung der Stoffe. Als ſich Griepenkerl ſpäter einigen mehr ſocialen und volksthümlichen Dramen zuwandte, eroberte er wol die berliner Hofbühne damit, aber die Kraft ſeiner erſten Impulſe war bereits gebrochen. Zugeſtändniſſe an die Bühnenmöglichkeit in Bezug auf tendenziöſe Rückſichten wirkten ſtets abſchwächend auf das Talent. Sein letztes Drama ſtieg ziemlich klanglos in den Orkus hinab. „Wieder ein verunglückter dramatiſcher Meſſias!“ mochte die Schadenfreude der Altgläubigen triumphiren, aber ſie vergeſſen, wie große Schuld die Bühne, die Zeit und das Volk an dem Untergang der Talente tragen und daß tüchtig Strebende, trotz ihrer Misgriffe und Miserfolge, doch immer die Bahnbrecher der Zukunft ſind.

Robert Griepenkerl war am 4. Mai 1810 zu Hofwyl in der Schweiz geboren, wo ſein Vater Friedrich Karl Griepenkerl, ein durch mehrere Werke bekannter Aeſthetiker, damals als Lehrer wirkte. Auch der Sohn, der nach vollendeten Studien in Braunſchweig lebte, beſchäftigte ſich anfangs mit äſthetiſchen Arbeiten. Seine Thätigkeit als Lehrer der Aeſthetik am Carolinum ſeit 1839, ſpäter als Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Cadettenanſtalt, wies ihn auf dieſen Wirkungskreis hin. Er hatte aus dem Kreiſe der Aeſthetik die Muſik als ſeine Specialität ausgewählt, und ſeine erſten Schriften, wenn wir von der Ueberſetzung einiger griechiſcher Trauerſpiele abſehen, bewegten ſich auf dieſem Gebiet. Schon vor Richard Wagner trat er in ſeiner Schrift: „Die Oper der Gegenwart“ (1847), hier reformatoriſch auf. Der Literaturgeſchichte oder vielmehr der geiſtvollen Betrachtung über Literatur war ſein nächſtes Werk gewidmet: „Der Kunſtgenius der deutſchen Literatur im letzten Jahrhundert“ (1846).

Wodurch Griepenkerl veranlaßt wurde, ſich als Dramatiker der Bühne zuzuwenden, iſt uns unbekannt. Mit ſeinem

Digitized by Google

„Robespierre" (1851) errang er auf einmal eine große Populari- ät, da er als tüchtiger Vorleſer von energiſchen Mitteln und bei icht zaghafter Benutzung derſelben ſelbſt für das Bekanntwer- en ſeiner Schöpfung ſorgte. „Die Girondiſten", das in der ʒeit vorausgehende Stück der Revolutionsbilogie, folgten 1852. in oft grandioſer Kraftſtil, begeiſterter Schwung, hin und ieder geniale Blitze der Charakteriſtik und des Dialogs zeugten on dem urſprünglichen Talent des Dichters; aber in dem Be- reben, „die Beeter", wie er es ſelbſt nannte, „unter dem Ko- urn der Wirklichkeit donnern zu laſſen", ſprengte er die ge- loſſene dramatiſche Form zu Gunſten einer hiſtoriſchen Chro- k, der bei allen großen Zügen doch der bewältigende Zauber s Kunſtwerks fehlte. Eine Ueberfülle von Geſtalten bewegte h in dem Rahmen der fünf Acte, es waren mehrere Tragö- en in einer einzigen zuſammengedrängt. „Maximilian Robes- erre" enthält eine zweite Tragödie Danton; die „Girondiſten" r einen ganzen Cyklus von Trauerſpielen bei iheem vielköpfi- t Heldenthum. Es waeen eben Revolutionshiſtorien, wie Shakſpeare'ſchen Königshiſtorien; die Revolution ſelbſt er- ien als Heldin. Doch dieſe Neuerung in der Form verſtieß jen das Grundgeſetz dramatiſcher Spannung, die ihr Alles, auf eine große Nummer, nur auf ein einzig Haupt ſetzen n. Es war der moderne Geiſt, der auf die Bühne gebracht rde, aber in einer unruhigen, gärenden Form ohne künſt- ſchen Abſchluß.

Die Freudenfeuer des bewundernden Enthuſiasmus waren er bald in den Zeitungen heruntergebrannt. Die Reſultat- gkeit des erſten Anlaufs veranlaßte den Dichter zu einem iten, durch den er allerdings die Bühnen eroberte, aber ohne auf denſelben behaupten zu können. Das ſociale Drama: eal und Welt" (1855), und das Volksſtück: „Auf der hohen t" (1861), mit ſeiner Bergwerksſtaffage, zeigen die Beſchränkung Dichters, aber auch die Abſchwächung ſeines Talents. Noch nal griff Griepenkerl einen großartigen Stoff auf, die eigent- Tragödie des Jahrhunderts: Napoleon auf Sanct-Helena; das Drama, in welchem er ſie behandelte: „Auf Sanct- na" (1862), war zu genrebildlich und ſentimental, um die enſionen des prometheiſchen Stoffs zu umfaſſen.

Seitdem verlautete nur Misliches von dem Dichter, und ſo t wir denn, daß er in ſehr düeftigen Verhältniſſen in inſchweig geſtorben ſei. Solcher Verfall iſt kein ſeltenes deutſcher Dichter, aber doppelt ſchmerzlich für den, der ein- den verhängnißvollen Cymbelklang lautſchmetternden Tages- s vernahm und nun in Einſamkeit den Schiffbruch aller Hoffnungen beklagen mußte.

Emanuel Geibel.

Geibel's „Sophonisbe" iſt am wiener Burgtheater zur ihrung gekommen, ohne mehr als einen Achtungserfolg zu jen, und nachdem ſie durch die wiener Kritik Spießruthen en iſt, ſcheint ſie wieder ſpurlos von den weltbedeutenden en zu verſchwinden. Unſere Blätter werden auf das auch ruck erſchienene Stück näher zurückkommen; hier ſoll es ur zu zwei Bemerkungen Veranlaſſung geben. Die erſte t die Wahl antiker Stoffe, deren Unfähigkeit, ſich auf den n der Gegenwart zu behaupten, mit jedem neuen antiken von neuem hervortritt. Wo iſt das Preisſtück: „Brutus ollatinus" geblieben? Wie viele Sophonisben ſind bereits is in den Orkus gewandelt! Das ewige Menſchliche all Stoffe iſt eine leere Pheaſe! Wenn wir uns für die Rö- nd Numiden und gelegentlich für die Löwen und Hyänen ntereſſiren, ſo läßt uns der größere Theil der Handlung, tze Einkleidung derſelben, ihr hiſtoriſcher Gehalt gleich-

Die zweite Bemerkung betrifft die von dee wiener faſt durchgängig aufgeſtellte Behauptung, daß Geibel kein tiker ſein könne, weil er eben ein hervorragendes lyriſches beſitze. Dieſe Behauptung iſt grundfalſch. Im Gegen- es wird kein Dichter ein wahrhaft großer Dramatiker er nicht zugleich ein geoßer Lyriker iſt. Oder waren ie griechiſchen Tragiker nicht, wie ſchon ihee Chöre be- große Lyriker? Oder Shakſpeare, der Dichter der „Sonette", deren lyriſcher Zauber „Romeo und Julie", ſeine Feenſtücke, ſeine Luſtſpiele umſchwebt? Oder Schiller und Goethe? Es kommt freilich auf das Genre der Lyrik an, und eine leidenſchaftliche Energie darf ihr nicht fehlen, wenn der Lyriker auch als Dramatiker große Wirkungen erzielen will.

Gleichzeitig wird gemeldet, daß Geibel, wegen ſeines Gedichts an den König von Preußen, ſeine Penſion von 1400 Gulden, die ihm die bairiſchen Könige zahlten, verloren und daß er infolge deſſen auch ſeine Profeſſur in München niedergelegt hat und ſich von allen ſeinen dortigen Beziehungen loszuſagen gedenkt. So iſt die poetiſche Tafelrunde des Königs Max jetzt geſprengt: Dingelſtedt wirkt als Hofoperndirector in Wien, Bodenſtedt als Intendant in Meiningen, während Geibel wahrſcheinlich ſeine hanſeatiſche Vaterſtadt zum bleibenden Aufenthaltsort wählen wird.

Bibliographie.

Craven, Frau Auguſtus (geb. La Ferronnays), Erzählungen einer Schweſter. Familienerinnerungen. Deutſch von A. Cornelius. Autoriſirte Ueberſetzung. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dempwolff, C. A., Vor und hinter den Couliſſen. Skizzen und Erinnerungen. 2 Bdchn. Wien, Hartleben. 8. à 10 Ngr.

Dolder, J., Pilger-Reiſe nach dem heiligen Land. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 21 Ngr.

Erneſti, H. F. T. L., Die Ethik des Apoſtels Paulus in ihren Grundzügen dargeſtellt. Braunſchweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr.

Felder, F. M., Reich und arm. Eine Geſchichte aus dem Bregenzerwalde. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. 5te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

— — Sophonisbe. Tragödie. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gieſeke, B., Ahasverus der ewige Jude. Berlin, Schweigger. 8. 22½ Ngr.

Grabowski, St. Graf, Die Jungfrau von Orleans. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 17te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Kinderleben. Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit. Mit Illuſtrationen von L. Richter. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Koch, E., Die Sage von den Nibelungen. Grimma, Gensel. Gr. 4. 10 Ngr.

Kohler, K., Die Bibel und die Todesſtrafe. Eine Zeitfrage vom kritiſch-hiſtoriſchen Standpunkte aus betrachtet. Leipzig, Pardubitz. 8. 7½ Ngr.

Krauß, A. E., Die Lehre von der Offenbarung. Ein Beitrag zur Philoſophie des Chriſtenthums. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Frau v. Krüdener. Ein Zeitgemälde. Bern, Mann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebenau, T. v., Geſchichte des Kloſters Königsfelden. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 18 Ngr.

Michelis, F., Vernünftige Unterhaltung eines Berliner Katholiken und Proteſtanten über Knak. Berlin, Janſen. 8. 5 Ngr.

Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preussischen Diplomaten herausgegeben von dessen Neffen L. v. L. 1ster Bd. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 2 Thlr.

Mohr, E., Reiſe- und Jagd-Bilder aus der Südſee, Californien und Südoſt-Afrika. Bremen, Schünemann. 8. 15 Ngr.

Müller, H. G., Deutſche Klänge aus den für das deutſche Vaterland ſo ereignißvollen Jahren 1866 und 1867. Nebſt einem Anhang vermiſchter Gedichte. Ohrdruff, Stadermann jun. Gr. 16. 12 Ngr.

Mützelburg, A., Der Bockreiter. Eine Criminal-Novelle. Berlin, Mecklenburg. 8. 25 Ngr.

Petermann, A., Die deutsche Nordpol-Expedition. Verlauf vom 24. Mai bis 20. Juni 1868. Gotha, J. Perthes. 4. 10 Ngr.

Petzholdt, J., Zur Litteratur der Kriege in Folge der französischen Revolution 1789—1815. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 8 Ngr.

Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. 3te Folge. Augsburg, Kranzfelder. 8. 18 Ngr.

Ponſon du Terrail, Das Geheimniß des Arztes. Criminal-Roman. Berlin, Mecklenburg. 8. 20 Ngr.

Die badiſche Regierung und das Domcapitel von Freiburg. Eine hiſtoriſche Studie über eine Frage der Gegenwart mit Benutzung neuer Documente. Aus dem Franzöſiſchen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmid, H., Sanct Barthelmä. Eine Dorfgeſchichte aus alter Zeit. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Schrader, H., Die Sirenen nach ihrer Bedeutung und künstlerischen Darstellung im Alterthum. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Schumann, A., und P. Gleisberg, Antigeorgica. Letztes Wort in der Vogt'schen Streitfrage. Herausgegeben von der Gesellschaft für Botanik und Zoologie zu Dresden. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 6 Ngr.

Talvj, Funfzehn Jahre. Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vor und nach Cuſtozza und Königgrätz. Hiſtoriſch-romantiſche Enthüllungen aus Oeſterreichs neueſter Geſchichte. 1ſte und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Weinhold, K., Heinrich Chriſtian Boie. Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur im 18. Jahrhundert. Halle, Buchh. des Waiſenhauſes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wohlfahrt, J. F. T., Glückſeligkeitslehre. Ein Laienbrevier. Leipzig, T. O. Weigel. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zahn, T., Der Hirt des Hermas unterſucht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Bunſen's Bibelwerk.

Sechſter Halbband. Zweite Hälfte.

Herausgegeben von **Adolf Kamphauſen.**

Inhalt: Das Buch Nehemia und die beiden Bücher der Chronik.

8. Geh. 18 Ngr.

Die erſte Abtheilung von Bunſen's Bibelwerk: „Ueberſetzung und Erklärung der Bibel" (in 4 Bänden), liegt nunmehr vollſtändig vor und kann auch apart bezogen werden: geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 10 Ngr. Von der zweiten Abtheilung: „Bibelurkunden" (in 4 Bänden) ſind zwei Bände erſchienen, der dritte iſt unter der Preſſe und der vierte in Vorbereitung. Die dritte Abtheilung: „Bibelgeſchichte" (1 Band), und ein „Bibelatlas" ſind bereits ausgegeben. Somit nähert ſich das ganze Werk ſeiner baldigen Vollendung.

Bunſen's Bibelwerk kann in 18 Halbbänden oder 9 Bänden (letztere geheftet oder gebunden) und einem Bibelatlas nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Der Bogen (größtes Lexikon-Octav) wird mit 1½ Ngr. berechnet.

Der jetzt beendete dritte Band erſchien gleichzeitig in einer Separatausgabe unter dem Titel:

Die Hagiographen des Alten Bundes, nach den überlieferten Grundtexten überſetzt und mit erklärenden Anmerkungen verſehen von Adolf Kamphauſen. 8. Geh. 2 Thlr. 26 Ngr.

Verlag von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M.

Auguſtin's Bekenntniſſe.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt

von Dr. **Fr. Merſchmann.**

Gr. 8. XX u. 403 S. Broſch. 1 Thlr.

Erſte vollſtändige Ueberſetzung mit kurzer Biographie.

Auguſtinus, „einer der größten Geiſter" wie Niebuhr ſagt, der erſte Meiſter religiöſer Confeſſionen, war Petrarca's Vorbild. Beide hatten in Gutem und Böſem die Welt ſo lange und ſo viel von ſich reden gemacht, daß es ihnen ſelbſt faſt zur moraliſchen Nothwendigkeit wurde, ſich ſelbſt und andere über den wahren Zuſtand ihrer Geſinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren.

Die „Bekenntniſſe" ſind das nützlichſte, jedenfalls das tiefſinnigſte Buch des kirchlichen Alterthums, ſie gehören zu den claſſiſchen Erbauungsbüchern aller Confeſſionen und laſſen ſich an Popularität nur mit der Nachfolge Chriſti von Th. v. Kempis und Bunyan's Pilgerreiſe vergleichen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

a l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's

Geſchichte der Hohenſtaufen

und ihrer Zeit.

Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Sechs Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu je 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Das hochgeſchätzte Werk liegt hier in einer wohlfeilen Volksausgabe vor, deren Preis um die Hälfte billiger iſt als der der frühern Auflagen. Eins der wenigen deutſchen Geſchichtswerke, die ſich allgemeiner und dauernder Popularität erfreuen, wird es nun um ſo leichter in jede Haus- und Familienbibliothek Eingang finden.

☞ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☜

Schriften Friedrich von Raumer's:

Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Acht Bände. 8. (24 Thlr. 13 Ngr.) Ermäßigter Preis 8 Thlr.

Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges. 1763—1783. Nach den Quellen der britiſchen und franzöſiſchen Reichsarchive. Drei Bände. 12. (6⅔ Thlr.) Ermäßigter Preis 1½ Thlr.

Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. 12. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Vorleſungen über die alte Geſchichte. Dritte, nochmals weſentlich verbeſſerte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Ueber die geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. (1⅓ Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Hiſtoriſch-politiſche Briefe über die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen. 8. (2 Thlr.) Ermäßigter Preis 20 Ngr.

England. Zweite, verbeſſerte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. 12. (6½ Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieſes Landes. Zwei Theile. 12. (4 Thlr.) Ermäßigter Preis 24 Ngr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. 12. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Spren. 8. (1 Thlr.) Ermäßigter Preis 8 Ngr.

Vermiſchte Schriften. Drei Bände. 8. (8½ Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Von vielen Seiten an ſie ergangenen Wünſchen zu genügen, hat die Verlagshandlung vorſtehende Schriften des berühmten Hiſtorikers für kurze Zeit im Preiſe ermäßigt und ſo zu billiger Anſchaffung derſelben Gelegenheit geboten.

☞ Ende 1868 treten die vollen Ladenpreiſe wieder ein.

Im unterzeichneten Verlage erſchien ſoeben und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

HERMANN, Godfr.,

Epitome doctrinae metricae. Editio Quarta.

Den zahlreichen Verehrern des verewigten Herrn Verfaſſers wird dieſe neue unveränderte Auflage des, auf dem Gebiete der Metrik hervorragenden, Werkes in einer den Anforderungen der Gegenwart entſprechenden Ausſtattung gewiß willkommen ſein.

Verlag von **Ernſt Fleiſcher (R. Hentſchel)** in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

iterariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. —Nr. 46.— 12. November 1868.

halt: Romane und Erzählungen von Hackländer, Hoefer, Fanny Lewald. Von **Rudolf Gottſchall.** — Umſchau auf dem iete der neueſten populären Naturkunde. Von **Heinrich Birnbaum.** (Beſchluß.) — Theaterſtücke von Karl von Holtei. Von or **Wehl.** — **Feuilleton.** (Aus der Dichterwelt; Engliſche Urtheile über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Romane und Erzählungen von Hackländer, Hoefer, Fanny Lewald.

Das Geheimniß der Stadt. Von F. W. Hackländer. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Leichtgeſchürzt, behäbig plaudernd beginnt Hackländer's ſe dieſen Roman. Da iſt das alte Rathhaus als ette des Werks; das erſte Genrebild führt uns below s, in den Holzverſchlag des Marktmeiſters, an den eibtiſch des ſtädtiſchen Beamten, der die kleinen ern der Marktleute zu erheben hat. Geplauder zwi- dem Amtsdiener, dem Steuerſchreiber und dem ſtmädchen des Stadtſchultheißen verſetzt uns in die mung des Genrebildes, und ſelbſt als der Vorhang em großen Tableau in die Höhe geht, das uns den trath in voller Sitzung und Berathung zeigt, ver- n wir in dieſer Stimmung. Was da der Stadt- heiß und der Seifenſieder-Oberzunftmeiſter ſagen, ind Worte von Gewicht. Es handelt ſich da um iſerne Gitterthür im großen Keller des Rathhauſes, dlich einmal zugemauert werden ſoll, um den übeln inſtungen in den untern Räumen des Rathhauſes uern.

a haben wir ja die Krähwinkelei in voller Blüte! ſche Arabesken, die das ſtädtiſche Abderitenthum men, derbkomiſche Figuren, das wenig äſthetiſche der Zumauerung bis zur Beängſtigung für den sſinn breit getreten — offenbar will der Dichter in Humoresken die Wichtigthuerei der kleinſtädtiſchen nträger geiſeln!

ſtärkt werden wir in dieſer Vermuthung durch die en Schilderungen. Da führt uns der Autor zu- auf den Ball bei dem Stadtſchultheißen, und dieſer ird uns mit der reichſten genrebildlichen Detail- geſchildert. Die Oberſteuerräthin, die Bank- in, die Frau Haupt-Staatsſchuldentilgungs-Kaſſen- viſorin und andere kleinſtädtiſche Originale, Frauen- . ſ. w. werden mit ſcharfer Schere ſilhouettirt. Ob- uch ein Baron Rivola mit ſeiner Tochter Lucy, ein liebenswürdiger Ingenieur Welden, der ſchon mehr den Charakter des erſten Liebhabers an ſich trägt, auf- treten — unſere Stimmung bleibt die eines heitern Be- obachters, der ſich auf dem Jahrmarkt des Lebens amu- ſiren will und dabei beſonders die drolligen Puppen und Nußknacker der geſellſchaftlichen Kreiſe ins Auge faßt.

Auch die Frau Reviſorin gibt eine Kaffeegeſellſchaft, die unſer Intereſſe außerordentlich in Anſpruch nimmt. Der äußerliche Apparat und die Requiſite eines Kaffee- tiſches werden uns mit der Sauberkeit niederländiſcher Genremalerei dargeſtellt. In dem Frauenkreis, der um ihn herumſitzt, befinden ſich wieder einige Muſterexemplare, welche wir mit dem Autor ſorgfältig unter die Lupe neh- men, darunter die Frau Majorin, die nie zu Worte kommen kann und keine Rede weiter bringt als bis zu dem erfolgloſen Citat: „Mein Mann, der Major."

Dieſe Kaffeegeſellſchaft wird am Anfang des zweiten Bandes geſchildert. Wir ſind ſchon weit genug in dem Werke vorgeſchritten und haben noch immer den Eindruck, als handle es ſich um eine erquickliche Anekdote, aus- geführt in burlesk-ſatiriſchem Stil und durchwoben mit einem kleinen Liebeshandel, in deſſen Darſtellung ſich einige lyriſche Empfindung flüchtet. Wie amuſant Hack- länder dergleichen zu malen verſteht, daß uns die Schel- len vom Faſching des Lebens ganz allerliebſt in die Ohren klingeln — das iſt hinlänglich aus ſeinen frühern Schrif- ten bekannt.

Doch wir ſind auf falſchem Wege, wenn wir meinen, hier mit einer harmloſen Geſchichte unterhalten zu wer- den. So leichten Kaufs kommen wir nicht davon. Es iſt eine vollkommene Tragödie, und zwar noch dazu eine Tragödie grellſter Art, eine Criminaltragödie, die ſich aus dieſen humoriſtiſchen Hüllen herausſchält. In Wahrheit ſtreift ſie dieſe Hüllen nie ganz ab, ſondern auch da, wo bereits der criminaliſtiſche Ernſt mit aller Nacktheit uns

Digitized by Google

gegenübertritt, behält die Darſtellungsweiſe den leichten, bisweilen ſchäkernden Ton.

Da tritt im ſpätern Verlauf der Handlung ein Polizeirath auf, ein ſchöner Mann von elegantem Aeußern und den beſten geſellſchaftlichen Manieren:

> Wer ihn nicht kannte, hätte ihn aber eher für alles andere als für einen Polizeibeamten gehalten; ſeine offenen, wohlwollenden Züge ſchienen Einblicke zu geſtatten bis in das Innerſte ſeiner Seele, und ſeine Redeweiſe war ſo harmlos, daß es jeder Unbefangene für Unrecht halten mußte, dieſem Manne nicht mit dem größten Vertrauen entgegenzukommen.

Dieſer brave, joviale Mann verliert ſeine gute Laune nie, ja ſie wird ſichtlich roſenfarbiger, je mehr er der Entdeckung eines Verbrechens auf die Spur kommt.

Polizeirath Merkel könnte als Vignette dienen für Hackländer's Roman. Auch die Muſe dieſes Autors bleibt jovial und kreuzfidel, wenn es ſich um Galgen und Rad handelt; ſie ſtützt ſich gewiß dabei auf das Recht des humoriſtiſchen Romans, das ihr nicht verkümmert werden dürfe. Es handelt ſich hierbei um eine Principienfrage, die vor das äſthetiſche Forum gehört. Wol gibt es einen Humor, wie der Humor Jean Paul's, dem die höchſten Intereſſen der Welt zugänglich, die tiefſten und ſchmerzlichſten Conflicte des Herzens nicht unnahbar ſind. Anders iſt es mit dem Humor der realiſtiſchen Schule, als deſſen Hauptvertreter man Dickens bezeichnen kann. Dieſer Humor ſchlägt wol auch bisweilen Töne an, die das Gemüth rühren, meiſtens aber iſt er nur die Einkleidung für eine Beobachtung des äußern Lebens und überdies eine Darſtellungsmanier, die immer ſtereotyp und unwandelbar bleibt. Für das feinere äſthetiſche Gefühl paßt ſchon das Grelle und Criminaliſtiſche, das wir bei Dickens finden, durchaus nicht zu dieſer ewig lächelnden Darſtellungsweiſe; es gibt eben brutale Thatſachen, denen gegenüber jede humoriſtiſche Verklärung aufhört. Hier liegt oft in der humoriſtiſchen Form eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit, welche die Ueberlegenheit des Autors über den Stoff bekundet und ſich leicht in eine permanente Ironie verwandelt, die mit der Ironie der Romantiker weniger gemein hat, als mit dem ſtudentiſchen „Ennuyiren". Einige deutſche Nachahmer von Dickens verfallen in dieſen durchgängigen ironiſchen Ton, der als vornehme Feinheit geprieſen wird; andere, zu denen wir Hackländer rechnen möchten, verlieren wenigſtens auch dem Schrecklichen und Schauerlichen gegenüber nirgends die heiter lächelnde Faſſung, der Humor iſt bei ihnen nicht durchweg die Seele des Inhalts; er iſt eine Manier des Stils, in welche wie in eine fertige Form auch das Widerſtrebende gegoſſen wird.

Wir haben es alſo bei Hackländer mit einer Criminaltragödie zu thun, deren Held ein vornehmer Falſchmünzer, ein Baron Rivola, iſt. Das Atelier dieſes Verbrechers, in einem alten Thurm, der im Zuſammenhang ſteht mit dem geheimen unterirdiſchen Gang, wird uns mit allen Vorkehrungen, welche das unheimliche Geſchäft verlangt, auf das genaueſte beſchrieben. Die Kunſt der Detailſchilderung gipfelt aber in den Prüfungen der Fünfhundertgulden-Banknoten, welche von mehrern fachkundigen Seiten angeſtellt wird. Die Kenntniſſe eines Bankdirectors und eines Vertreters der Criminalpolizei vereinigt hier der Autor, der jedenfalls in einem ähnlichen Proceß als Sachverſtändiger fungiren könnte. An allen dieſen Stellen verläuft der Roman in einer Breite der realiſtiſchen Darſtellung, die zwar nirgends ermüdet, da immer geſchickte Hebel der Spannung angeſetzt ſind, die aber doch mehr oder weniger aus der Poeſie herausfällt. Wir würden dieſen Auseinanderſetzungen im „Pitaval" mit großem Intereſſe folgen; doch iſt das Intereſſe, das ein Roman einflößen ſoll, nicht ein anderes als das, welches wir bei Leſung eines Criminalproceſſes empfinden? Die langen Unterſuchungen über Papier, Waſſerzeichen, Arabesken, Schrift ſind im weſentlichen doch technologiſcher Art. Wenn der Polizeirath zwei echte Banknoten, die aus einem von dem Bureau der Notenfabrikation erhaltenen noch unberührten Packete kommen, an dem brennenden Lichte anzündet und aus dem feinen, bräunlich-gelben Streifen erkennt, daß hier anderes Notenpapier vorliegt als bei der angebrannten Fünfhundertguldennote und bei einem Stückchen Banknotenpapier, das er in dem Atelier des Hrn. von Rivola gefunden und dann als Fidibus benutzt hat, ſo ſind das Thatſachen, welche außerordentlich beweiskräftig erſcheinen, ſich aber doch ſchon auf der am feinſten zugeſpitzten Spitze ſachlicher Motivirung bewegen, wo alles warmpulſirende poetiſche Leben aufhört.

Von einem gewiſſen Raffinement der Erfindung, welches durchaus und um jeden Preis Neues bieten will, iſt Hackländer überhaupt nicht freizuſprechen, es zeigt ſich auch in jenen Partien des Romans, in denen wir es nicht mit der Banknotenfälſchung zu thun haben. Der erſte Liebhaber des Romans, wenn man dies „Bühnenfach" auf die Romandichtung übertragen darf, iſt ein Ingenieur Welden, der die Tochter jenes zweideutigen Barons liebt. Mit ſeinem Freund, dem Sohn des Stadtſchultheißen, geräth er bei Gelegenheit eines Spielclubs, als er jenen vor Ausſchreitungen warnt, in einen Conflict, der nur durch ein Duell gelöſt werden kann. Eigenthümliche Verhältniſſe, nicht ohne romanhaften Reiz, laſſen nun den jungen Ingenieur in dem zweifelhaften Licht erſcheinen, als ob er ſich dem Duell ſelbſt entzogen und daſſelbe durch Verhaftung ſeines Gegners verhindert hätte. Dieſer Zweifel an ſeiner Ehre läßt ihn das Aeußerſte wagen und ſogar auf ein amerikaniſches Duell, ein neues Romanmotiv, das zuerſt Holtei in „Haus Treuſtein" benutzt, mit ſeinem polizeilich überwachten Gegner eingehen. Um den erſten Schuß zu würfeln, verbietet ihnen der anweſende Polizeibeamte Schmetterer. Doch die jungen Männer, Ferdinand Welkermann und Welden, oder vielmehr der Dichter, ſind um ein pikantes Auskunftsmittel nicht verlegen. Sie treten ans Fenſter:

> Herr Schmetterer, der nicht ganz mit ſich im Reinen war, folgte ihnen dorthin, wo von dem vorübergezogenen Gewitter noch immer ſchwere Tropfen gegen die Scheiben geworfen wurden; er traute dieſen beiden unbeſonnenen jungen Leuten, von denen beſonders der eine ſich in einer furchtbaren Aufregung befand, jede mögliche Thorheit zu — wer weiß, ob der Sohn des Stadtſchultheißen nicht die Abſicht hatte, das Fenſter zu öffnen und ſich auf die Straße hinabzuſtürzen? Doch ſah der Polizeiagent im nächſten Augenblicke, daß er ſich in dieſer Vorausſetzung getäuſcht, denn beide lehnten ruhig an der Fenſterbrüſtung und führten ein ganz harmloſes Geſpräch. „Sehen Sie dieſe beiden ſchweren Tropfen", ſagte Ferdinand zu Welden, „die ſoeben in gleicher Höhe gegen die Scheibe geworfen wurden und die ſich zu beſinnen ſcheinen, ob ſie abwärts rollen

ſen? Ich wette, daß der auf meiner Seite zuerſt unten an- ſmmt." — „Gut, ſo nehme ich den andern." — „Und der, ſcher zuerſt aukommt", ſagte Welkermann in engliſcher Sprache, it den Vortritt." Es hätte für einen eingeweihten Zuſchauer as Grauenhaftes ſein müſſen, die ſtarren Blicke der jungen te zu beobachten, wie ſie bald den einen, bald den andern Waſſertropfen mit gleichem Intereſſe betrachteten. Derjenige Ingenieurs fing zuerſt an, langſam abwärts zu rollen, eine Secunde ſpäter folgte der andere raſcher und überholte um ein paar Linien: beider Athem ging ſchwer und ein chförmiges, eigenthümliches Lächeln zeigte ſich auf ihren en. Welden kam etwas vor, jetzt hatte ihn der andere er erreicht und war dicht neben ihm. Die Wolken am mel waren verſchwunden, fortgejagt von einem leichten de, und der heitere, fröhliche Sonnenſchein blitzte gegen Fenſter und ließ die beiden Tropfen erglänzen wie Edel- t oder wie Thränen. Sie ſahen nichts davon, ſondern ten nur, ſchwer athmend, auf das langſame Fortſchreiten Zeiger dieſer furchtbaren Todtenuhr. Es wurde an die geklopft: ſie hörten ebenſo wenig davon, als daß Herr netterer den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte und ſie öffnete. einen halben Zoll hatten die beiden Regentropfen zu laufen, und als fürchteten ſie ſelbſt eine Unterbrechung, en ſie ſich, das zu thun. Da wurde der Welden's, auf en er jetzt ſeine heißen, ſtarren Blicke richtete, plötzlich halten, wahrſcheinlich durch ein unbedeutendes Korn im , während der andere Waſſertropfen ſich zwar langſam ſtetig fortbewegte.

Nach einer Störung ruft der Ingenieur, der ſich das frevelhafte Spiel nur widerwillig eingelaſſen hatte, daß ſein Tropfen, ſeitwärts überfließend, ſich mit Tropfen ſeines Gegners vereinigt habe, während nand ſein Spiel als verloren betrachtet und bei dem kaniſchen Duell verharrt.

Wir haben vor nicht langer Zeit über den „Hunde- aphen" in dem Leo Wolfram'ſchen Roman: „Ein ind", berichtet. Unſere Romandichter kommen doch nderbare Erfindungen! Hundetelegraphen, amerika- Duelle, ein Loſen durch zwei an den Fenſterſchei- runterlaufende Regentropfen — man möchte wie der ial den Meiſter Arioſto fragen: „Wo nehmen Sie s tolle Zeug her?" Mit ſolchen hirnverbrannten n, wie das amerikaniſche Duell, ſollten aber unſere nſchreiber nicht Ernſt machen, daraus keine Span- jerleiten. Hackländer läßt es glücklicherweiſe nicht ommen, daß der grelle Abſchluß des Romans durch rung des Duells noch greller gemacht wird; aber aß ſein Lieblingsheld, trotz aller innern Misbilli- doch dem Geſetz falſcher Ehre ſo weit huldigt, s Selbſtmordduell einzugehen, ſetzt ihn in unſern herab.

r fügen indeß gleich hinzu, daß das alles ganz ſt geſchildert iſt, und daß die Leſer deshalb viel- ı den von uns getadelten Schwächen ebenſo viele e finden werden. Das iſt ja originell, pikant und ſo anziehend! In der That disponirt Hackländer Mittel der Romantechnik mit großer Virtuoſität; ch von dieſer richtigen Vertheilung der Ereigniſſe em Schwerpunkte der Spannung hin abgeſehen, zelne Naturbilder, die Schilderung der Rivola's- lla, ſowie die genrehaften Darſtellungen des Spiel- der Schlittenpartie ſo anſchaulich und anmuthig, n ſich ihnen mit Behagen hingibt.

2. Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeiſters von Fanny Lewald. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr.

Nach dem Vorbild des „Decamerone" und der „Canterbury Tales" hat Fanny Lewald für dieſe ihre neueſten Erzählungen ſich eine Art von Rahmenerzählung geſucht, die freilich ſelbſt keinen Fortgang und keinen Abſchluß hat, ſondern mehr eine äußerliche Einkleidung iſt. Ein alter befreundeter Tanzmeiſter hat eine Villa am Comerſee, wohin er die Dichterin einladet, und dort erzählt er die vier Erzählungen, welche den Inhalt der Sammlung bilden. Ein Nachtheil dieſer Form der Einkleidung tritt indeß alsbald hervor. Boccaccio und Chaucer bringen eine beträchtliche Zahl von Jünglingen und Jungfrauen zuſammen, welchen ſie ihre Geſchichten vortragen laſſen. Bei Fanny Lewald erzählt ein einziger, der alte Tanzlehrer, drei Haupterzählungen, während die zweite Erzählung von einem Mädchen vorgetragen wird. Selbſterlebt iſt nur die erſte Geſchichte des Tanzmeiſters; die beiden andern betreffen fremde Erlebniſſe. Für eine Erzählung, wenn ſie nicht gerade ein Märchen der Scheherezade iſt, liegt aber der Hauptreiz darin, daß die beſtimmte Perſönlichkeit, die ſie vorträgt, uns in der erſten Perſon und mit aller Friſche des eigenen Eindrucks und der eigenen Empfindungen ihre Erlebniſſe mittheilt.

Sowie z. B. die letzte Geſchichte erzählt wird, hört alle Wahrſcheinlichkeit auf, welche zu Gunſten einer ſolchen Darſtellungsweiſe im Munde eines wirklichen Erzählers von Fleiſch und Blut ſprechen könnte. Das iſt eine Novelle, wie ſie kunſtvoll am Schreibtiſch gearbeitet wird, die überhaupt zu dem Vortragenden ſelbſt nur in den beiläufigſten Beziehungen ſteht. Davon abgeſehen, daß ſie den Rahmen, in den ſie gefugt iſt, als überflüſſig, ja unbrauchbar erſcheinen läßt, iſt ſie freilich die am beſten und ſorgfältigſten ausgeführte, welche den meiſten poetiſchen Reiz athmet. Fanny Lewald hat für italieniſche Volksſitten, Zuſtände, Landſchaftsbilder, wie ihr „Italieniſches Bilderbuch" beweiſt, offenen Sinn und feines Gefühl; ſie hat ſich hineingelebt in das Coſtüm, und nicht blos in das äußerliche, auch in das des Denkens und Empfindens. Das gibt ihrer Darſtellung große Sicherheit. Ein alter verfallener römiſcher Palazzo, ein anderer in Pracht und Glanz, Adel und Klerus in Rom, die geiſtliche Polizei, die genrehaften Volksgeſtalten: die Obſtverkäuferin und der Schuhmacher; dann wieder die Kunſtgegenſtände und Gemälde, die ſie bis in das Detail hinein kennt und deren Beſchreibung ſie poetiſch an geeigneter Stelle in die Handlung zu verweben weiß — das bildet einen lebendigen, farbenreichen Hintergrund, von dem ſich das Bild einer ſchwärmeriſchen Liebe, wie ſie der Maler Domenico zu der verarmten Grafentochter empfindet, mit größerer Lebenswahrheit abhebt. Auch iſt die Verknüpfung der Handlung nicht ohne Spannung. Die Geſtalt der Giuditta hat echt italieniſche Naivetät und dabei jenen Zauber des Colorits, den die Verfaſſerin von Haus aus gleich bei der erſten Begegnung durch den Vergleich mit einem bekannten Gemälde in der Seele wach zu rufen weiß:

Oben in dem letzten Stockwerk des Palaſtes, da, wo der flammende Schein der untergehenden Sonne die Mauern noch mit ſeinem letzten Purpur ſchmückte wurden die Fenſterladen

zurückgeſchlagen, und ſtrahlend, wie zwiſchen den geöffneten Flügeln eines Altarſchreins, ſah ſie zu ihm hernieder — die herrlichſte von Melozzo da Forli's Geſtalten — die ſchöne Lautenſpielerin. Er traute ſeinen Sinnen, ſeinen Augen nicht! Er fuhr ſich mit den Händen nach dem Kopfe, um ſich durch dieſe willkürliche Bewegung zu überzeugen, daß er wache und nicht träume; aber ſie war es, ſie war es ganz und gar, ganz unwiderleglich war ſie es! So, gerade ſo hatte er ſie eben erſt in der Kapelle der Peterskirche ſtundenlang vor Augen gehabt, nur daß ihm das Leben noch viel herrlicher erſchien, als das Gebild der Kunſt. Weit mit dem üppigen Oberkörper vorgebeugt, das Haupt herabſenkend, welches von der lockigen Fülle des röthlich-braunen Haars umfloſſen war, blickte ſie mit ungeduldiger Erwartung in den Hof hinunter.

Die Beſtimmung der Geliebten für das Kloſter durch die Mutter und die Verwandten, ihre Entführung durch einen engliſchen Lord bringen Bewegung in die Handlung, welche durch den Tod der beiden römiſchen Grafen, der feindlichen Brüder, eine etwas düſtere Färbung annimmt. Domenico eilt der Geliebten nach, ihre zufällige Begegnung am Genferſee iſt wiederum poetiſch reizvoll geſchildert:

Die Sonne war ſchon ſtark im Sinken, aber es war noch immer ſo heiß, daß man die Hitze ſehen zu können meinte. Ein ſtarker, würziger Geruch ſtieg von dem Raſen auf, und von Licht und Luft und Duft berauſcht, ſtützte Domenico ſich auf den Arm, um in halb träumender Betrachtung, mit müde ſinkendem Auge dem Farbenſpiele zu folgen, das drüben in verſchwimmenden Tönen die lange Kette des Jura in immer volleres Roſenroth zu kleiden begann, während das Blau des Sees tiefer und tiefer wurde und breite goldene Streifen mit blendendem Glanze ſich über das Waſſer lagerten. Er ſah, wie die rothen Lichtflammen auch durch die Aeſte der Bäume zu dringen begannen und zuckend über den grünen Raſen flogen; er ſah und ſah, bis die Augen ihn ſchmerzten und er ſie ſchließen mußte. Und wie er nun ſo mit ſich allein war, und das Summen der Käfer und das ſommerliche Schwirren der Cykaden an ſein Ohr klang, während es in allen Zweigen ſang und aus der ſteilen Tiefe der Schlucht das Rauſchen des niederfallenden Bergwaſſers ſich vernehmen ließ, kam eine Reihe von Erinnerungen über ihn, die in raſcher Folge wechſelten und eine die andere überflutheten, bis ſie zuſammenfloſſen in ein einziges Empfinden, in eine Sehnſucht nach der Geliebten, die ihm die Seele erweichte. Er ſah ſie wieder vor ſich, wie ſie ſich am erſten Tage, gleich der ſchönen Lautenſpielerin des Melozzo, vom Lichte der untergehenden Sonne umſtrahlt, zu ihm herniedergeneigt hatte. Er hörte wieder die Fontaine im Hofe des alten Palaſtes rauſchen, er wanderte wieder durch die kühlen Waldwege am Nemiſee, wo der Gedanke zu ſeiner Arethuſa in ihm lebendig geworden war, und ſaß wieder in ſeiner ſtillen Werkſtatt zu Rom, verſunken in das Glück, ſich die Geliebte im Bilde darzuſtellen; und dann fühlte er wieder, wie ihre Arme ihn mit der Kraft der Liebe an das Herz gedrückt in jener einzigen glückſeligen Stunde: und ſie fehlte ihm ja unausſprechlich, ſein Verlangen nach ihr war ſo grenzenlos, daß er es nicht faſſen konnte, wie es denn möglich ſei, daß ſie nicht bei ihm wäre, daß ſie nicht hier, hier in dieſem friedensvollen Thale, in dieſer heißen, urſprünglichen Natur, in die ſie hineingehörte mit dem Zauber ihrer blühenden Schönheit — daß ſie nicht hier an dieſer Stelle neben ihm im Graſe ruhte. Er konnte dieſes Sehnen nicht ertragen, es war vorbei mit ſeiner Ruhe, die Thränen drängten ſich ihm in die hellen, fröhlichen, des Weinens nicht gewohnten Augen. Er ſprang empor — und wie geblendet, wie verwirrt, ſeinen Augen, ſeinen Sinnen nicht mehr trauend, blieb er an der Stelle gebannt. Vor ihm, auf dem flammenden, rothen Goldgrunde, der den Raum zwiſchen den Stämmen der Bäume ausfüllte, keine funfzig Schritte von ihm, in faſt greifbarer Nähe, da ſtand ſie — ſchöner, als er ſie je geſehen, den üppigen, ſchlanken Leib von weißem Gewande umfloſſen, einen Strauß von Roſen und Lorbern in der Hand. Sie war es, ſie, Giuditta, ganz unwiderleglich! Aber er wagte nicht, näher zu treten, aus Furcht, das Götterbild könne ihm entſchwinden. Es war die Lautenſpielerin, es war ſeine Arethuſa, und ſie war ſchöner als die beiden — denn ſie war Giuditta.

Die erſte Erzählung, welche am meiſten dem gewählten Namen entſpricht, indem ein Jugenderlebniß des alten Tanzmeiſters ihren Inhalt bildet, ſtellt ebenfalls das Leben einer wandernden Reitergeſellſchaft und eines kleinen Fürſtenhofes mit ſatten Farben gegenüber. Doch der Kern derſelben, die Liebe der Prinzeſſin zu dem jungen Kunſtreiter, von dem ſie ſich ſogar entführen laſſen will, kann unſere Theilnahme nicht gewinnen. Die abenteuerliche Romantik im Charakter der Prinzeſſin geht ſo weit, daß wir ihr nicht mit Antheil folgen können; denn ſo liebenswürdig, geiſtvoll und weltgewandt der alte Tanzmeiſter auf ſeiner Villa erſcheint, ſo war er doch in ſeiner Jugend als Kunſtreiter noch ein „dummer Junge", und die Neigung zu einem ſolchen „dummen Jungen" kann doch nur durch die ſinnlichſten Aeußerlichkeiten hervorgerufen werden. Daß aber die Prinzeſſin zeitlebens dieſe Neigung bewahrt und dieſe blöde Jugendeſelei in ihrem Herzen einbalſamirt haben ſollte, das würde doch auf eine gewiſſe Geiſtesbeſchränktheit deuten, ſodaß wir den Marmorwürfel mit dem erinnerungsreichen Motto aus der Jugend weniger für einen Denkſtein ihres ganzen Lebens, als für eine in Stein gehauene Caprice halten möchten.

Die zweite Erzählung: „Eine traurige Geſchichte", hat manches pſychologiſch Intereſſante, iſt aber im Detail, namentlich in der erſten Hälfte, zu weitſchweifig. Die Moral dürfte etwa ſein, daß es auch in den Kreiſen des Volks innerlich unbefriedigte Ehen gibt, die zu Ausſchreitungen verlocken. Es galt dies bisher für ein Monopol der faſhionabeln Welt.

Die dritte Erzählung: „Ein Schiff aus Cuba", iſt im Grunde eine Anekdote, die am beſten von Haus aus nicht mit ſo feierlichem Ernſt, ſondern im humoriſtiſchen Ton, der die Verſchnörkelungen des Mynheerthums graziös verſpottet, vorgetragen worden wäre. Es iſt eine glückliche Schlußpointe, wie der junge Bräutigam auf dem Schiff durch die Quarantäne feſtgehalten wird. Der Verfaſſer der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" hätte gewiß dieſe Burleske mit den erheiterndſten Arabesken ausgeſtattet. Der Stil der Fanny Lewald paßt nicht recht für dieſen Stoff; er hat etwas Feierliches, Würdevolles, einen Zug, der durch klare Beſtimmtheit, harmoniſches Maß, wohlerwogene Farbengebung und ſichere Lebensweisheit theils imponirt, theils gewinnt. So zeigt er ſich namentlich in der letzten Erzählung: „Domenico."

3. Ein Findling. Roman in vier Büchern von Edmund Hoefer. Vier Bände. Schwerin, Hildebrand. 1868. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

„Wer iſt ſie?" heißt das nachgelaſſene Stück der Frau Birch; „Wer iſt er?" könnte man dieſen neuen Hoefer'ſchen Roman betiteln. Es handelt ſich indeß bei dieſer Parallele nicht um eine müßige Titelarabeske, ſondern der verwandte Stoff führte dieſelben Schwierigkeiten der Löſung mit ſich. Man tadelt an dem Birch-Pfeiffer'ſchen Stück, daß dieſe unbefriedigend iſt, weil ſich für die Aeltern des weiblichen Findlings durchaus kein Intereſſe

Digitized by Google

herausſtellt, und der gleiche Tadel trifft den Hoefer'ſchen Roman. Im Drama iſt überhaupt von Haus aus die Richtung nach der Vergangenheit hin eine verfehlte, weil die Spannung des Schauſpiels nach der Zukunft gehen muß; im Roman iſt ſie zwar berechtigt, aber es muß aus dieſer Vergangenheit doch für den Helden ſelbſt eine weſentliche und wichtige Wendung des Schickſals hervorgehen. Dies iſt bei Hoefer nicht der Fall. Die Vermittelungen der Vergangenheit, ſehr complicirte Hofintriguen, erregen unſere Spannung nicht, und für den Findling ſelbſt erwächſt aus der authentiſchen Feſtſtellung ſeines Stammbaums kein Vortheil von irgendwelcher Bedeutung.

Die Einkleidung des Hoefer'ſchen Romans iſt die autobiographiſche, eine Einkleidung, die einen gewiſſen friſchen Zug der Erzählung mit ſich bringt. Namentlich hat ſie den Vorzug, das innere Erlebniß, den Kreis der Empfindungen, den Gang der Gedanken mit größerer Unmittelbarkeit darſtellen zu können, als es einem Dichter möglich iſt, der ſich und die Leſer erſt in die Seele ſeiner Helden hineinverſetzen muß. Was indeß nach dieſer Seite ein Gewinn iſt, erſcheint als ein Verluſt nach der andern. Denn nach außen hin iſt dem Autor, der ſeinen Helden zum Autobiographen macht, wieder eine Beſchränkung geboten: er kann nur erzählen, was er ſelbſt geſehen oder gehört hat; die Allgegenwart der Phantaſie iſt aufgehoben, mit welcher der Romandichter ſonſt in die verſchwiegenſten Geheimniſſe dringt, den Geſprächen dritter und vierter Perſonen lauſcht und uns ſelbſt ihre Gedanken enthüllt. Der Autobiograph kann eben nur ſein eigenes Denken und Empfinden ſchildern, und wenn er die Thür hinter ſich zumacht, ſo bleibt es ihm auch verſchloſſen, was hinter ihm in dem Zimmer geſchieht. Dies iſt ſelbſtverſtändlich; gleichwol läßt auch Hoefer ſeinen erzählenden Helden hiergegen verſtoßen. Am Schluß des vierten Kapitels im erſten Buch wird der junge Sohn vom Vater nach einer Strafpredigt zur Thür hinausgejagt. Dieſer verläßt ſehr gegen ſeinen Willen, doch gehorſam das Zimmer. Gleichwol erzählt er uns im fünften Kapitel alles, was ſich darauf in dieſem Zimmer zugetragen, wie der Vater ſeine Serviette zuſammenwickelt, wie er die Perrüke ein wenig nach hinten ſchiebt, und welche Geſpräche er mit der Mutter führt. Dies iſt nun gegen alle Illuſion; Hoefer vergißt, daß ſein Held, wenn er draußen iſt, nicht erzählen kann was drinnen vorgeht, er müßte denn durch das Schlüſſelloch geſehen und gelauſcht haben. Hierüber fehlt uns indeß jede authentiſche Mittheilung. In der That darf der Autor die Schranken einer ſelbſtgewählten Form nicht überſpringen, ohne ſein Werk ſelbſt zu ſchädigen.

Hoefer iſt im Grunde mehr Novelliſt als Romandichter; wir konnten ſchon bei ſeinem vorletzten Roman: „In der Irre", dieſe Bemerkung nicht unterdrücken. Sein Compoſitionstalent reicht nicht für eine umfaſſendere Architektur aus. Da läßt die Gruppirung leicht das Spannende und doch Ungezwungene vermiſſen; er weiß für das Ganze unſern Antheil nicht immer wach zu halten, während er das einzelne Erlebniß, das ſich zur Novelle zuſpitzt, ſpannend und graziös zu erzählen verſteht. So ſteht in unſerm Roman die ganze Vorgeſchichte im ungünſtigſten Licht; es iſt ein Wirrwarr von Begebenheiten, deren Intereſſe mehr genealogiſch als pſychologiſch und pathologiſch oder überhaupt romanhaft iſt. Die erſte Begegnung des Findlings, der als verwundeter Offizier auf ein Schloß in Sachſen gebracht und dort verpflegt wird, mit ſeinen vornehmen Verwandten hat noch den Reiz des Abenteuers und läßt eine pikantere Löſung erwarten, als ſie in der ſpätern aufdröſelnden „Geſchichtsklitterung" liegt. Auch führt hier die erſchwerende Form der Autobiographie zu allerlei Weitläufigkeiten der Darſtellung, die ſonſt hätten vermieden werden können.

Jeder unſerer neuen Romanſchriftſteller hat ſein beſonderes Monopol für gewiſſe Geſtalten, die den Stempel der Firma ſo deutlich tragen, daß ſich jede Nachahmung von ſelbſt verbietet: Guſtav Freytag für die Männer des überlegenen Humors, die mit vielem Geiſt und vieler Grazie der übrigen Menſchheit ihre Vorzüge klar machen; Spielhagen für die Fauſte der modernen politiſchen und ſocialen Revolution, die ſich gelegentlich in Don Juans verwandeln; Auerbach für die Bauern von Schrot und Korn, die unbeugſam an Hab und Gut, Recht und Ueberlieferung feſthalten. So hat auch Edmund Hoefer ſeine Specialität: die ſtädtiſchen Patricier, die allerdings in der heutigen Zeit nicht mehr in der Wolle gefärbt ſind, aber doch noch den Glanz ihrer frühern Herrlichkeit ſich nicht ganz aus den Kleidern bürſten laſſen. Es ſind eigenthümliche Charakterköpfe, dieſe perrükenloſen und unbezopften Nachkommen ihrer würdevollern Vorfahren; ſelbſtgewiß, ſtreng, oft von wunderlichem Humor haben ſie ſich, wo es kaufmänniſches Geſchäft und ſtädtiſches Weſen gilt, noch etwas von einer an den Staat verlorenen Selbſtherrlichkeit gewahrt. Zahlreiche Charaktere aus den Hoefer'ſchen Novellen, Aldermann Ryke, der Held eines vierbändigen Romans, der Commerzienrath Marden aus dem vorletzten Roman „In der Irre", dürften ſchon ein Album mit derartigen photographiſchen Köpfen von Epigonen der Hanſa füllen. Der Senator und Stadtrichter Lorenz Wohlgemuth iſt ein neuer Charakter dieſer Serie, eine barock-liebenswürdige, patriarchaliſche Erſcheinung; ſein Schwiegerſohn de Potter aber kennzeichnet bereits eine Abart dieſer Species, die in das Moderne hinüberſchillert, nach der fürſtlichen und ariſtokratiſchen Vornehmheit ſchielt und an dem übertriebenen Luxus zu Grunde geht. Der Roman hat etwas deutſch Anheimelndes in den Schilderungen der alten Stadt und des ſtädtiſchen Lebens; ſehr lebendig iſt der Einbruch der Franzoſen, ſind die Kriegsabenteuer der Freiwilligen erzählt; ſowie die Liebe des Helden zu der kleinen Martha, ungefährdet durch die Neigungen zur ſchönen Lucie, treu und ſiegesgewiß, einen echt deutſchen Charakter trägt.

Die Vorzüge Hoefer'ſcher Darſtellungsweiſe ſind bekannt. Tadellos in den Novellen, lahmt ſie in den Romanen an einer gewiſſen Breite, an einem plauderhaften Behagen, das ſich allzu ſehr gehen läßt. So ſchließt gleich eins der erſten Kapitel mit folgender breiter Parabaſe:

Und nun, da Mouſieur Emmerich Florian Max durch das Wohlwollen des Herrn Lorenz und der Frau Fides von einem ordinären Findling und verlorenen Subject zu einem ganz anſtändigen Pflegekinde geworden iſt, das eine Heimat gefunden und ſogar einen Namen erhalten hat — Korbach hatte ihn der Stadtrichter nach ſeiner früheſten, bekannt gewordenen Ruheſtätte,

Digitized by Google

dem Schienenkorbe genannt — darf er es vielleicht wagen, ſich den verehrten Leſern und Leſerinnen auch als Schreiber dieſer Zeilen zu präſentiren und ſie um wohlwollende Geduld und Theilnahme für die merkwürdigen und vielleicht auch nicht merkwürdigen Fata zu bitten, welche er auf ſeinem ſo geheimnißvoll beginnenden Lebenswege bisher zu beſtehen gehabt. Wollen ſie wenigſtens nicht vor ihm zurückſchrecken. Nach dem Urtheil der Beſten unter ſeinen Freunden und Bekannten iſt er ein ganz ſolider und umgänglicher Menſch geworden.

Und zum Ueberfluß fängt das nächſte gleich wieder mit folgender Ouvertüre an:

Wenn der Held und Autor dieſer lehrreichen und unterhaltenden Erzählung ein Schriftſteller von Profeſſion wäre, würde er ſich wohl hüten, den verehrten Leſerinnen den Hauptinhalt ſeines zweiten Lebenskapitels anders als in einzelnen raſchen und ſcharfen Zügen vor Augen zu führen. Es iſt ihm nicht verborgen geblieben, daß gewiſſe Schriftſteller von alten Städten und Häuſern bereits genug erzählt haben, um verehrungswürdiges Publikum nachgerade mit immer ſteigendem Verlangen nach neuen Wohnungen, Menſchen und Verhältniſſen ausblicken zu laſſen. Allein er iſt eben kein Autor von Profeſſion, und da er nun einmal unternommen hat, ſeine Lebenshiſtorie zu erzählen, muß er am Ende wol auf dem Schauplatz bleiben, welcher ihm — nicht vom lieben Gott, ſondern von recht liebloſen oder unglücklichen Menſchenkindern, angewieſen und auf welchen ihm durch des Stadtrichters Lorenz Michael Wohlgemuth und ſeiner Ehegattin liebreiche Geſinnung ein Recht eingeräumt worden iſt.

Doch meiſtens iſt die Darſtellung ſtiliſtiſch wohlerwogen, gewählt, oft von charakteriſtiſcher Kraft, oft von großer Anſchaulichkeit. Wenn der kleine Held vom Dachfenſter aus den Anmarſch der Franzoſen beobachtet, da ordnen ſich die Bilder, die er erblickt, mit geſchmackvollem Colorit zu klarſter Geſammtwirkung:

In der Gaſſe hinter unſerm Grundſtück, wie berichtet der letzten in dieſer Richtung, zeigte ſich keine lebende Seele; auf dem Wall, jenſeit der Stadtmauer, war es aber dafür deſto voller und bewegter. Alt und jung trieb ſich dort umher, ſteckte die Köpfe zuſammen, lugte über die halbverfallene Bruſtwehr. Eine Bürgercompagnie wurde durch die geſchloſſene Maſſe und das Ausblitzen einzelner nicht völlig verdeckter Waffen bemerkbar, und wenn ſich die Menge einmal theilte, ſah man wirklich hier und da ein Geſchütz aufgefahren.

Es machte einen ſchier unheimlichen Eindruck, dies Treiben und Bewegen zu ſehen, ohne den leiſeſten Laut zu vernehmen, und ich ſah über das alles hinaus auf die Felder mit ihren üppig ſproſſenden Saaten, auf die Wieſen mit dem noch leuchtenden Grün, auf die Wäldchen, welche ſich hier und da erhoben, und das ganze Land, das bis an die aufſteigenden Hügel drüben wie eine Landkarte vor mir lag. Denn es war keine Spur von Dunſt und Duft bis in die Ferne hinein, und der Sonnenſchein lag glänzend über dem allen und drang in alle Winkel und Tiefen.

Auf dem Felde zeigte ſich kein Menſch noch Gethier, die Landſtraße war todeseinſam; die Weiler und Dörfer, die hier und da aus den ihre Gärten füllenden Obſtbäumen hervortraten, ſahen auch ſo ſeltſam ſtill aus, als rege ſich nichts in ihnen. Und ſo weit ich blickte, war es das Gleiche.

Aber da — da! Dort ganz hinten, wo die ſtaubige weiße Straße noch einmal wie ein heller Strich ſichtbar wurde, bevor ſie in das Hügelland trat, wurde ſie plötzlich ſchwarz von einer hervorquellenden Maſſe, aus der es hier und da grell ausblitzte, vor der einzelne dunkle Punkte, abgelöſt, ſich in fliegender Eile gegen den nächſten Weiler bewegten. Nun waren ſie ſchon hinter ihm verſchwunden. Die große Maſſe ſchob ſich ihnen nach, wie eine ſchillernde Schlange; es kam ein leerer Zwiſchenraum, und dann quoll es von neuem dunkel hervor. Die einzelnen Punkte zeigten ſich nun ſchon dieſſeit des Gehöftes, und mit einem mal quoll aus dieſem letztern eine anfangs leiſe, dann ſich immer verſtärkende Rauchſäule empor, fächerartig ſich ausbreitend und mit dem leichten Wind hinziehend über die friedlichen Fluren, und es war mir, als ſähe ich es dort, wo ſie ihren Anfang nahm, fahl durch die immer ſchwärzern Wirbel auf- und niederflattern.

Wir haben es durchweg mit einem feingebildeten Autor zu thun, der ſich durch die Pflege der Darſtellungsform, trotz einzelner Schwächen derſelben, hoch über das Gros der gewöhnlichen Unterhaltungsſchriftſteller erhebt.

Rudolf Gottſchall.

Umſchau auf dem Gebiete der neueſten populären Naturkunde.

(Beſchluß aus Nr. 45.)

8. Geſchichte des Golfſtroms und ſeiner Erforſchung von den älteſten Zeiten bis auf den großen amerikaniſchen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geſchichte der Oceane und der geographiſchen Entdeckungen von J. G. Kohl. Mit 3 lithographirten Karten. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als der Verfaſſer in den Jahren 1854—57 ſich in den Vereinigten Staaten mit den Vorſtudien zur Geſchichte der Entdeckung der Neuen Welt beſchäftigte, wurde er von ſeinem jetzt verewigten Freunde Profeſſor Bache, dem damaligen Superintendenten des United States Coast-Survey, eingeladen, für dieſes Inſtitut eine Geſchichte der Erforſchung des Golfſtroms von der Zeit des Columbus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwerfen. Er folgte dieſer Einladung und überreichte ſeine in engliſcher Sprache geſchriebene Arbeit dem Inſtitut, wo ſie zu gelegentlicher Verwendung im Archiv aufbewahrt wird. Der Verfaſſer hatte ſich dabei aber eine Bearbeitung in deutſcher Sprache zur freien eigenen Benutzung vorbehalten. Einiges hiervon wurde ſchon früher in der von Koner redigirten „Zeitſchrift für Erdkunde“ veröffentlicht. Das vorliegende Werk enthält nun das Ganze in gehöriger Vervollſtändigung und Berichtigung. Den deutſchen Freunden der hiſtoriſchen Erdkunde hat der berühmte Verfaſſer ſich hierdurch aufs neue in Erinnerung gerufen, wofür ihm die freundliche Anerkennung und Dankbarkeit ſicher nicht fehlen wird, denn die Arbeit zeichnet ſich ebenſo ſehr durch ein eifrig zuſammengebrachtes umfangreiches Material, als durch eine überſichtliche Klarheit und Gründlichkeit in der Bearbeitung deſſelben aus. Das Werk lieſt ſich vortrefflich und zeigt überall die Spuren, daß dem Verfaſſer ſehr gute Quellen zur Benutzung vorgelegen haben müſſen.

Außer der Einleitung zerfällt das Buch in elf Hauptabtheilungen: „I. Ein Blick auf die Kenntniſſe und Ideen über Strömungen im Atlantiſchen Ocean in den Zeiten vor Columbus“; „II. Columbus und ſeine Zeitgenoſſen“; „III. Von Columbus bis Antonio de Alaminos oder von 1503—19“; „IV. Antonio de Alaminos 1519“; „V. Von Antonio de Alaminos oder von der Entdeckung des Auslaſſes des Golfſtroms im Jahre 1519—1620“; „VI. Ge-

Digitized by Google

ſchichte des Golfſtroms von 1620—1770"; „VII. Benjamin Franklin und der Engländer C. Blagden, 1770—86"; „VIII. Die Fortſchritte der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Golfſtroms von Benjamin Franklin bis auf den Beginn der Operationen des amerikaniſchen Bureau der Küſtenvermeſſung oder von 1786—1845"; „XI. Neueſte Darſtellung des Golfſtroms"; „X. Geſchichte der Operationen der Offiziere des amerikaniſchen Bureau der Küſtenvermeſſung im Golfſtrom"; „XI. Geſchichte der Operationen der Coaſt-Survey innerhalb der Gewäſſer des Golfſtroms". Bei der Aufzählung dieſer Hauptkapitel iſt es mir aufgefallen, daß der Verfaſſer von V. gleich zu VII. übergegangen, und das nicht blos im Inhaltsverzeichniß, ſondern auch im Text ſelbſt. Eigentliche Störungen im Zuſammenhange des Ganzen ſind indeß dadurch nicht gerade veranlaßt worden.

Es iſt allgemein bekannt, wie der Golfſtrom für die Seefahrer erſt durch Benjamin Franklin bekannt geworden und zweckmäßig benutzt worden iſt. Seitdem wurde er auch ein von Naturforſchern und Weltumſeglern ſehr beachteter Gegenſtand. Er bildet den Hauptcharakterzug des Nordatlantiſchen Oceans, die einflußreichſte Quelle der Temperatur, der Winde und Stürme dieſes Meers und hat ſich dadurch den Namen „Sturm- oder Wetterkönig" errungen. Man hat ihn ſchon längſt als den Regulator des Klimas in den angrenzenden großen Continenten erkannt und in ganz Europa als den Erzeuger der fruchtbaren feuchten Wärme im Sommer und der milden Kälte im Winter hochzuſchätzen gelernt. Wir ſtimmen dem Verfaſſer gern bei, wenn er geneigt iſt, ihn die Hauptarterie der ganzen Maſſe von Gewäſſern zwiſchen Europa und Nordamerika zu nennen, in ähnlicher Weiſe, wie man die Anden das Rückgrat des amerikaniſchen Continents genannt hat. Als man die Wichtigkeit dieſes großen Meeresſtroms erkannt hatte, legte man auch immer mehr Hand an, allmählich alle dabei aufſtoßenden Fragen zu beantworten. Die Angaben der Schiffer wollten nicht mehr genügen. Um den Umfang ſeines Laufs zu beſtimmen, kam der Franzoſe Mr. Dayſſy zuerſt auf den Gedanken, mit Hülfe ausgeworfener Flaſchen eine Karte zu entwerfen. Er ſammelte eine Menge von Beobachtungen, bezeichnete den Fleck des Oceans, wo die Flaſchen ausgeworfen waren, und auch den ihres Wiederfindens, verband beide Orte durch Linien, welche dann den wahrſcheinlichen Weg ihrer Wanderung bezeichnen ſollten. Viel genauer wurde dies ſpäter von Kapitän A. R. Belcher, einen engliſchen Seefahrer und königlichen Hydrographen, 1843 ausgeführt. Er combinirte aus 119 Flaſchenexperimenten eine ſolche Karte, und im Jahre 1852 eine durch neue Verſuche noch ſehr verbeſſerte. Wurden nun dieſe Werke von den Seefahrern ſchon für außerordentlich brauchbar befunden, ſo zeigten ſich die von Redfield mit Hülfe der Beobachtung an Eisbergen angefertigten, ſogenannten Eiskarten noch vortrefflicher. Der Verfaſſer ſagt:

Er ſtellte auf dieſer Karte die Geſchichte und Schickſale von mehr als 100 beobachteten Eisbergen dar, und ſeine Eiskarte mag mit den genannten Flaſchenkarten als eine Vervollſtändigung und Fortſetzung von Rennell's Stromkarte betrachtet werden. Redfield's Karte zeigt, daß die Eisberge aus Norden meiſtens nur bis zum Golfſtrom kommen und in ſeinen warmen Gewäſſern zerſchmelzen, daß zuweilen aber einige durch den ganzen Golfſtrom quer hindurchſetzen und ihre kalten Maſſen und niedrigen Waſſertemperaturen bis an die ſüdliche oder innere Grenze des Golfſtroms hinabtragen. Am 18. Juni 1842 war ein Eisberg von 100 Fuß Höhe und 170 Fuß Länge von der Mannſchaft des Schiffs Formoſa in 38° 50′ nördl. Br. und in dem Meridian des ſüdöſtlichen Endes der Neufundlandsbänke beobachtet worden. Es wurde hierdurch zum erſten mal genügend nachgewieſen, daß unter dem Golfſtrom eine von Norden nach Süden gerichtete Strömung wegſetzen müſſe, und daß dieſe Unterſtrömung, welche die Eisberge in einer den Golfſtrom kreuzenden Richtung herabführte, wahrſcheinlich eine Fortſetzung der arktiſchen Strömung ſei.

Ziemlich um dieſelbe Zeit wurde auch eine unter Paul Gaimard ſtehende Commission scientifique du Nord vom König Ludwig Philipp ausgeſandt, welche von dem Golfſtrom berichtete, daß er in ſeiner Hauptachſe auf Großbritannien gerichtet ſei, dann, zwiſchen Schottland und den Faröer-Inſeln paſſirend, längs der Küſte von Norwegen bis zum Nordcap ſtreife, und ſich von da aus nach Norden zu den Cherry-Inſeln und auf Spitzbergen wende. Und der Gelehrte von Bär, von Rußland ausgeſandt, um die Lage und übrigen Verhältniſſe der Inſel Nowaja-Semlja in Hinſicht auf die wärmern Winde und Meeresſtrömungen aus Weſten zu beſtimmen, brachte noch auffallendere Reſultate mit nach Hauſe. Er zeigte, daß dieſe Inſel eine ſcharfe Scheidewand zwiſchen Oſten und Weſten bilde, und daß ſie gleichſam einen Wall gegen das Vordrängen des öſtlichen Eiſes abgebe; das Meer auf der Weſtſeite ſei meiſtens frei von Eis, da es durch den Einfluß des Golfs und durch die weſtlichen Winde beſtändig erwärmt wird. Wenn Nowaja-Semlja nicht exiſtirte, meinte Hr. von Bär, ſo würde das ſibiriſche Eis in den weſtlichen Ocean hineinbrechen, zu den Küſten von Norwegen herantreiben und dieſes Land, das jetzt unter dem Einfluß des warmen Golfſtroms grünt und blüht, ebenſo durch Kälte veröden wie das nördliche Sibirien. Etwas ſpäter machte Leopold von Buch ſeine berühmte Reiſe nach Nordeuropa und beſtätigte den mildernden Einfluß des Golfſtroms an der Küſte Norwegens.

Dieſe Forſchungen wurden aber in den letzten zehn Jahren außerordentlich viel weiter geführt durch die Vermeſſungen der Offiziere der Vereinigten Staaten. Und gerade hierüber gibt der Verfaſſer Mittheilungen, welche ſein Werk zu einem der intereſſanteſten unſerer Tagesliteratur machen. Wir wollen nur noch die denkwürdigen beſcheidenen Schlußworte deſſelben zur Mittheilung bringen:

Mit dieſer kurzen Schilderung deſſen, was die Amerikaner für die nähere Erforſchung des an ihren Küſten fließenden Abſchnitts des Golfſtroms in neuerer Zeit thaten, ſchließe ich meine Unterſuchung der Geſchichte dieſes Phänomens, die ich als unparteiiſcher Berichterſtatter von den Zeiten Columbus' bis auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zu entwickeln und fortzuführen beſtrebt geweſen bin. Die Acten über daſſelbe ſind noch lange nicht abgeſchloſſen, und demnach bleibt auch mein Verſuch ein Bruchſtück, das ſpäter vollendet werden wird, doch aber, wie ich hoffe, auch jetzt ſchon in ſeiner Unvollkommenheit nicht ganz überflüſſig und in mancher Beziehung nützlich befunden werden mag.

9. Ariſtoteles' Thierkunde. Kritiſch berichtigter Text, mit deutſcher Ueberſetzung, ſachlicher und ſprachlicher Erklärung und vollſtändigem Index. Von H. Aubert und F. Wimmer. Mit 7 lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1868. Lex.-8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk macht im erſten Augenblicke einen ſo ſpecifiſch philologiſchen Eindruck, daß es für unſere heutige

Digitized by Google

literariſche Unterhaltung gar nicht zu paſſen ſcheint. Es beſitzt einen griechiſchen Titel, den wir nur weggelaſſen haben, um unſere Leſer nicht abzuſchrecken, und neben der deutſchen Ueberſetzung einen griechiſchen Text; hat eine Fülle von Anmerkungen unten und vorn, und hinten eine Textberichtigung, eine Anführung von verſchiedenen Lesarten u. ſ. w. Läßt man ſich aber, als Nichtphilologe, hiervon nicht abſchrecken und beſchränkt die Aufmerkſamkeit nur auf die deutſche Ueberſetzung, ſo wird man von dem Inhalte der Schrift ungemein gefeſſelt. Alles, was der große Stifter der Peripatetiſchen Schule zu Stagira in Macedonien gelehrt hat, erweckt noch heute, nach einem Zeitraum von 22 Jahrhunderten, Ehrfurcht und Staunen. Die Reſultate eines ſolchen Denkens, Forſchens und Wiſſens können verändert, vernichtet und vergeſſen werden, doch darf und wird die Hochachtung vor dem ſchaffenden Geiſte nie zu Grunde gehen, dieſe muß unſterblich allen Jahrhunderten angehören. Wir können daher nicht anders als mit vollkommenſter Anerkennung und Dank auf die vorliegende meiſterhafte deutſche Wiedergabe des großen Weiſen blicken. Sobald man nur eingedenk bleibt, daß Ariſtoteles vor 22 Jahrhunderten lehrte, ſobald man ſich bewußt bleibt, was Ariſtoteles wiſſen konnte und wie er dieſes Wiſſen zu verwerthen im Stande war, ſo wird man das Große, das eigentlich Unſterbliche ſeiner Leiſtungen gewiß nie verkennen können.

Da wir uns natürlich ganz fern halten müſſen von dem höhern philologiſchen Standpunkte des Werks, ſo beſchränken wir unſere weitere Beſprechung nur auf einige Mittheilungen aus der vortrefflichen deutſchen Ueberſetzung. In Kapitel 10, Buch 4, iſt von dem Schlafe und Traume der Thiere die Rede. Ariſtoteles ſagt:

Außerdem haben offenbar nicht nur die Menſchen Träume, ſondern auch Pferde, Hunde, Rinder, desgleichen Schafe und Ziegen und überhaupt alle lebendiggebärenden Vierfüßer; namentlich geben dies die Hunde durch das Bellen zu erkennen. Ob die Eierlegenden träumen, iſt ungewiß, daß ſie aber ſchlafen, iſt augenſcheinlich. Desgleichen die Waſſerthiere, wie die Fiſche. .... Man kann ſich nämlich oft den Fiſchen ſo unvermerkt nähern, daß man ſie mit der Hand greifen oder ungeſehen ſtechen kann. Sie verhalten ſich alsdann ganz ruhig und bewegen nur die Schwanzfloſſe ein wenig. Daß ſie aber ſchlafen, erſieht man auch aus ihrem Auffahren, wenn ſich, während ſie ruhen, etwas bewegt: ſie fahren dann wie aus dem Schlaf empor. Auch der Fang der Fiſche bei Fackelſchein weiſt auf den Schlaf derſelben hin. Auch die Thunfiſchjäger fangen die Thunfiſche oft ſchlafend in ihren Netzen, was daraus hervorgeht, daß ſie ſtilliegend und das Weiße nach oben kehrend gefangen werden. Die Fiſche ſchlafen mehr bei Nacht als bei Tage, ſodaß ſie ſich bei dem Auswerfen der Netze nicht bewegen. Meiſtentheils ſchlafen ſie am Grunde, indem ſie ſich am Boden oder Sande oder an einem Steine halten, oder ſich unter einem Felſen oder am Strande verbergen. Die breiten Fiſche ſchlafen im Sande, wo man ſie an der Geſtalt des Sandes erkennt und ſie mit dem Dreizack ſpießt. Auch der Seebarſch, die Dorade, die Meeräſche und ähnliche werden oft bei Tage mit dem Dreizack während des Schlafs gefangen. Schliefen ſie nicht, ſo dürfte ſchwerlich einer von dieſen Fiſchen mit dem Dreizack zu erlangen ſein. Die Selachier ſchlafen mitunter ſo feſt, daß man ſie mit der Hand greifen kann. Der Delphin und die Phalaena und die übrigen mit einer Athemröhre verſehenen Thiere ſchlafen, indem ſie die Röhre über den Meeresſpiegel emporhalten, durch welche ſie unter einer leiſen Bewegung der Floſſen Athem holen. Die Delphine haben manche auch ſchon ſchnarchen hören. ... Daß auch die Inſekten des Schlafes theilhaftig ſind, geht daraus hervor, daß ſie ausruhen und völlig bewegungslos ſitzen; am deutlichſten iſt dies bei den Bienen, welche bei Nacht ſtill werden und aufhören zu ſummen. Daſſelbe bemerkt man auch bei den überall vorhandenen Arten von Inſekten: ſie verhalten ſich im Dunkeln nicht blos deswegen ſtill, weil ſie nicht ſcharf ſehen — denn alle hartäugigen Thiere ſehen mangelhaft —, ſondern ſie ſind auch ebenſo ruhig bei Lampenlicht. — Träume hat unter allen Thieren vorzugsweiſe der Menſch. Ganz kleine Kinder träumen noch nicht, ſondern bei den meiſten beginnt dies erſt um das vierte oder fünfte Jahr. Auch hat es ſchon Männer und Frauen gegeben, welche niemals geträumt haben. Bei manchen derſelben iſt der Fall vorgekommen, daß ſie im höhern Alter ein Traumbild ſahen, nach welchem eine Veränderung im Organismus eintrat, welche mit dem Tode oder einer Krankheit endigte.

In Hinſicht des Charakters der Thiere wird ferner darauf aufmerkſam gemacht, daß eine rauhe und wilde Oertlichkeit einen weſentlichen Einfluß ausübe. Als Beiſpiel dienen die Sauen auf dem Athos, denen ſelbſt nicht einmal die Eber aus den Ebenen ſtandzuhalten wagen.

Auch zeigen die Gegenden Verſchiedenheiten in Bezug auf die Giftigkeit des Biſſes mancher Thiere: ſo ſind um Pharos und an einigen andern Orten die Skorpione nicht gefährlich; anderwärts aber, namentlich in Skythien, ſind große und gefährliche Skorpione häufig, und wenn ſie einen Menſchen oder ein Thier ſtechen, ſo ſterben dieſe, ebenſo die Schweine, welche gegen die Biſſe der andern Thiere unempfindlich ſind, und unter ihnen beſonders die ſchwarzen. Am ſchnellſten verenden die vom Skorpion geſtochenen Schweine, wenn ſie ſich ins Waſſer begeben. Auch die Wirkungen des Biſſes der Schlangen ſind ſehr verſchieden. Die Schildviper lebt in Libyen; man bereitet aus ihr das „Fäulniß erregende Gift“, und ihr Biß iſt überall unheilbar. Auch unter dem Silphium lebt eine kleine Schlange, als deren Gegengift ein Stein gilt, den man von dem Grabmale eines alten Königs holt und wovon man einen Aufguß in Wein trinkt. In einigen Gegenden Italiens iſt auch der Biß des Gecko tödlich. Die Biſſe aller giftigen Thiere ſind gefährlich, wenn eines von dem andern gefreſſen hat, z. B. die Viper vom Skorpion. Den Biſſen der meiſten dieſer Thiere wirkt der Speichel der Menſchen entgegen. Es gibt eine Art kleiner Schlangen, welche man die „heilige“ nennt, vor welcher die größten Schlangen fliehen. Sie wird eine Elle lang und iſt von haarigem Anſehen. Die Stelle, wo ſie gebiſſen hat, wird ſogleich im ganzen Umkreiſe faulig. Auch in Indien gibt es eine kleine Schlange, dort die einzige, gegen welche es kein Mittel gibt.

Reich an Sagen und Dichtungen der Naturgeſchichte iſt Ariſtoteles, wie das bereits Mitgetheilte ſchon beweiſt; wir wollen indeß noch ein Beiſpiel zum beſten geben:

So wie ſich die Handlungen der Thiere nach ihren Zuſtänden richten, ſo verändert ſich andererſeits mit ihren Handlungen auch ihr Charakter, ja bisweilen ſogar manche Organe, wovon man Beiſpiele bei den Vögeln findet. Wenn die Hennen z. B. über die Hähne geſiegt haben, ſo fangen ſie an, das Krähen der Hähne nachzuahmen, und verſuchen zu treten; zugleich erhebt ſich bei ihnen der Kamm und der Steiß, ſodaß es nicht leicht zu erkennen iſt, daß es Hennen ſind. Bei manchen treten auch kleine Spuren von Sporen hervor. Auch hat man ſchon beobachtet, daß Hähne nach dem Tode der Henne die mütterliche Sorge für die Jungen übernahmen, indem ſie ſie umherführten und auffütterten, dergeſtalt, daß ſie aufhörten zu krähen und zu treten. Es gibt aber auch Hähne, die von Haus aus ſo weibiſch ſind, daß ſie ſich ſogar treten laſſen.

Wir können von dieſem Werke nicht ohne den drin-

Digitized by Google

nden Wunſch Abſchied nehmen, daß es dem Verleger
fallen möchte, für das gebildete große Publikum die
utſche Ueberſetzung ohne griechiſchen Text u. ſ. w. heraus-
geben.

. Blicke durch das Mikroſkop. Bilder und Skizzen aus dem Unſichtbaren der Natur. Von Julius Stinde. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Lex.-8. 15 Ngr.

Nach dieſem vorliegenden Anfange zu urtheilen, ver-
richt das Unternehmen ein ganz vortreffliches zu werden.
e Einleitung trägt in geiſtvoller edler Sprache den
neſten wiſſenſchaftlichen Forſchungen Rechnung. Der
rauffolgende erſte Blick durch das Mikroſkop bezieht
auf unſere Stubenfliege, wobei außer dem anziehen-
populären Texte auch noch zwei ausgezeichnet ſchöne
otographien von dem ſtark vergrößerten Fuße und
ſſel des Thiers als illuſtrirender Schmuck gegeben
rden.

Der von Natur beſchränkte Sinn des Geſichts iſt
Hülfe des Fernrohrs und des Mikroſkops ungemein
eitert worden; es wurden uns dadurch im Großen und
inen ganz neue Welten eröffnet, wovon beſonders die
ere Erſchließung mehr als die erſtere ein angeſtauntes
rk unſerer Tage iſt. Hier haben die mikroſkopiſchen Be-
htungen der Sonnenſtäubchen zur endlichen Entſcheidung
Streitfrage geführt, ob ein Thier, eine Pflanze von
t entſtehen kann, oder ob das Ei oder der Keim zur
ndlage ſeines Werdens vorausgeſetzt iſt. Dies gibt dem
faſſer Gelegenheit, auf die intereſſanten Unterſuchungen
Paſteur zu kommen. Man weiß, daß die in luftdicht ver-
ſſenen Büchſen und Gläſern durchkochten Speiſen vor
Verderben bewahrt werden, weil dadurch die Keime
Bildung der Infuſorien getödtet worden ſind. Es
e ſich heraus, daß ſchon ein Pfropfen von Baumwolle
eiche, um den Zutritt der Infuſorienkeime aus der
rn Luft abzuhalten.

in noch helleres Licht werfen die Unterſuchungen von
ur auf die Entſtehungsweiſe der Infuſorien in Aufgüſſen,
ich ſtatt der gewöhnlichen Baumwolle der Schießbaum-
zum Verſtopfen der Ballons bediente und dieſelbe nach
r Zeit in Aether auflöſte. Aus der Löſung der Schieß-
wolle ſetzte ſich alsbald ein Bodenſatz ab, der unter dem
ſkope eine Menge von winzig kleinen Eiern — Keime
nfuſorien — erkennen ließ. Die Keime mußten alſo aus
ft in die Flüſſigkeit gelangt ſein. Weitere Unterſuchungen
n auch, daß Millionen dieſer Keime von dem Winde in
öhe getrieben werden und ſich alsbald zu ausgebildeten
iduen entwickeln, wenn ſie in günſtige Verhältniſſe ge-
werden. Jeder wirbelnde Staub enthält neben zertrüm-
n Geſteinſorten und kleinen Reſten zerſtörter Pflanzengebilde
ine mehr oder minder große Anzahl der gedachten Keime
chte Sonnenſtäubchen!

benſo beſpricht er auch andeutungsweiſe die Infu-
eſchöpfe, welche man in dem Meeresboden gefunden
er 12000 Fuß tief heraufgeholt worden iſt; er er-
auch der Infuſionsthierchen im Blute lebender
hen und Thiere, der Blutflecken auf den Hoſtien u. ſ. w.
allen dieſen vorläufig nur berührten Gegenſtänden
ann ſpäter ausführlich die Rede ſein und photo-
ſche Illuſtrationen ſollen als Schmuck und zur Be-
g beigegeben werden.

11. Populäre Himmelskunde und aſtronomiſche Geographie. Von Adolf Dieſterweg. Siebente Auflage. Herausgegeben von F. Strübing. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Berlin, Th. Enslin. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Obgleich dies Buch urſprünglich nur für die Volksſchule und ihre Lehrer geſchaffen war und auf dieſem Felde ganz vortreffliche Früchte zur Reife gebracht hat, ſo fehlte ihm doch auch nicht die regſte Aufmerkſamkeit der übrigen Lehranſtalten und des denkenden Publikums im allgemeinen. Dadurch erhielt daſſelbe eine ſehr ausgedehnte populäre Anerkennung. Dies ſpricht vorzugsweiſe für die pädagogiſche Güte ſeiner Methode, denn an populären Aſtronomien war vor ihm und neben ihm wahrlich kein Mangel. Der neue Herausgeber, ein langjähriger Freund des Verfaſſers, hielt es für ſeine erſte Pflicht, das Buch in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit zu belaſſen, worüber wir uns nur freuen können. Es iſt übrigens bekannt, wie Dieſterweg in der letzten Hälfte ſeines bewegten Lebens gewaltig viel zu kämpfen hatte gegen die Männer, denen jeder Fortſchritt in der freien Entwickelung der Schule ein Aergerniß iſt, und daß er daher leicht dazu kam, ſeiner Feder auch da Parteiäußerungen zu geſtatten, wo ſie der Natur der Sache nach nicht gut hingehörten. Daß nun der jetzige Verfaſſer dieſe polemiſchen Stellen, von denen beſonders in den letztern Vorworten einige Spuren vorkamen, ganz beſeitigt hat, können wir nur loben. Es bezog ſich dies auf Anſichten des Verſtorbenen, die nur, ſolange er lebte, Bedeutung hatten. Dieſterweg's Buch der Natur des Himmels paßt jetzt für alle Parteien der Schule und der Kirche, es geht, wie es ſein anfänglicher Beruf war, den friedlichen Weg einer durch und durch naturgemäßen Lehrmethode. Uebrigens hat der gegenwärtige Verfaſſer auch aus den frühern Vorworten mit Recht nichts weggelaſſen, was nur irgend Werth beſaß für die Methodologie dieſes Unterrichts, denn gerade in dieſem Punkte war ja Dieſterweg ein allgemein anerkannter großer Meiſter. Und wo auch im Buche ſelbſt Vereinfachungen, Verbeſſerungen und genauere neuere Zahlenangaben angebracht ſind, lag wirkliche Nothwendigkeit dazu vor; beſonders war dies der Fall in dem Abſchnitt von den Aſteroiden und Fixſternen, und noch mehr in dem Abſchnitte von der Zeit und dem Kalender. Darin hat der neue Herausgeber ſeinem verewigten Freunde einen Liebesdienſt erwieſen, der gewiß dazu beitragen wird, die allgemeine Zuneigung zu dem Werke zu erhalten, von welchem bekannt iſt, daß es dem Verſtorbenen ganz vorzugsweiſe ans Herz gewachſen war. Wir wünſchen dem vortrefflichen Werke auch in dieſer neuen Bearbeitung die volle Beachtung und Anerkennung.

12. Johannes Kepler. Vier Bücher in drei Theilen. Von Edmund Reitlinger, unter Mitwirkung von C. W. Neumann und C. Gruner. Erſter Theil. Stuttgart, Grüninger. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Herausgabe dieſes Werks ſoll zur Vorbereitung und Beiſteuer für das beſchloſſene Kepler-Denkmal zu Weil der Stadt dienen, darum reden wir derſelben aus inniger Verehrung des großen Deutſchen mit warmer Begeiſterung das Wort. Aber auch abgeſehen von dieſem Zwecke wird ſich das Werk in rein literariſcher Hinſicht

Digitized by Google

viele Freunde erwerben, da es die Reſultate eines ebenſo emſigen als zuverläſſigen Forſchens über alle biographiſchen Beziehungen in ſich ſchließt. Die drei Begründer haben einen erſtaunlichen Fleiß an den Tag gelegt, um das Material zu einer in jeder Beziehung authentiſchen Lebensbeſchreibung zu Stande zu bringen. Wir beſitzen ſchon viele und zum Theil vortreffliche Biographien des großen aſtronomiſchen Reformators, und es werden ſicher auch in Zukunft noch mehrere entſtehen, aber für alle dieſe Arbeiten möchte wol kaum eine befriedigendere Stütze der Quellenforſchung nachzuweiſen ſein als das vorliegende Werk. Darin beſteht der Hauptwerth deſſelben. Ob nun bei dieſem Streben nach Gründlichkeit und Ausführlichkeit der biographiſchen Grundlagen nicht hier und da ein Mangel im wohlgefälligen Fluſſe der Darſtellung zu verſpüren ſei, iſt eine Frage, deren Verneinung ſchwer fallen dürfte. Doch hat die Erfahrung ſchon lange gelehrt, daß eine ſolche ausführliche Gelegenheitsſchrift zur Gedächtnißfeier großer Verſtorbener ſich ſelten durch abgerundeten Redefluß ausgezeichnet hat, zumal wenn daran wie hier mehrere Arbeiter thätig waren. Und es liegt in der Natur der Sache, daß dies ſchwer zu ändern iſt, darum ſehen wir auch gern davon ab.

An der Spitze des Buchs ſteht ein meiſterhaft ausgeführtes Porträt Kepler's, von E. Wander gezeichnet und T. Bauer geſtochen, nach dem Original zu Strasburg, mit der autographirten Unterſchrift „M. Jo. Kepler“. Dann kann man den Holzſchnitt von Michael Mäſtlin, Kepler's hochverehrtem Lehrer und treueſtem Freunde, welchen das Buch etwas weiter unten im Texte bringt, nicht anders als mit Freude begrüßen, er zeigt das Antlitz eines würdigen Alten, eines klaren, ſcharfen Denkers, eines edeln Menſchenfreundes. Ebenſo dienen das Geburtshaus von Weil der Stadt, das Abbild von Weil der Stadt, die lateiniſche Schule in Leonberg, Tübingen zu Kepler's Zeit, das Schlößchen Mühleck im berühmten Murthale, aus welchem Kepler, der „Wettermacher“, einſt von den abergläubiſchen Bauern vertrieben wurde, ferner Graz zu Kepler's Zeit und noch mehrere andere Illuſtrationen zu einem wirklichen Schmuck des Werks.

Um nun auch etwas von dem Werke ſelbſt zur Mittheilung zu bringen, ſo wählen wir dazu das ſiebente Kapitel, welches von der erſten Heirath Kepler's handelt. Seine Wahl fiel auf Barbara Müller, welche, obgleich erſt 22 Jahre alt, doch ſchon zum zweiten male Witwe geworden war. Alle frühern Biographien nennen Kepler's erſte Hausfrau eine geborene „Müller von Mühleck“. Ihr Vater war aber nicht adelich, ſondern ein ſchlichter Müllermeiſter zu Göſſendorf in der Nähe von Graz, dem das heutige Mühleck als Eigenthum angehörte. Dagegen erhielt ihr Bruder Michael das Privilegium, ſich „Müller von und zu Mühleck“ ſchreiben zu dürfen. Kepler's Bewerbung war anfangs vom Glück begünſtigt, dann trat ihm aber der Landſchaftsſecretär Speidel als Mitbewerber in den Weg, und er hatte nur Ausſicht zum erwünſchten Ziele zu gelangen, wenn er ſeine eigene adeliche Abkunft unzweifelhaft nachweiſen konnte. Dazu war eine Reiſe nach Würtemberg nöthig. Kaum war er aber abweſend, ſo rührte ſich Speidel, und faſt wäre Kepler von ihm ausgeſtochen worden. Seine Rückkehr brachte indeß bald alles wieder in Ordnung. Er ſchr... an Mäſtlin im Anfang des Jahres 1597:

Wie ich glaube, lebt kein Sterblicher, deſſen Geſch... all ſeiner Vorherſicht ſpottet, wie es bei mir der Fall iſt ... wenn ich Gutes hoffe und ſchon zu genießen glaube, ... ſchlüpft es meinen Händen; dagegen wenn ich Böſes ... ſchon vor mir erblicke, dann ereignet ſich Gutes ... nimm die Komödie: Im Jahre 1596 wählte ich mir ... tin, und während eines vollen Halbjahrs dachte ich ... ders, als daß ich ſie heimführen würde, worin mich die ... der verläßlichſten Männer beſtärkten. Freudig kehrte ich ... Steiermark zurück. Als ich ankam, wünſchte mir niemand ... und heimlich wurde mir angezeigt, ich ſei der Gatte ... geworden. Feſte Wurzeln hatte die Hoffnung des ... während eines halben Jahres geſchlagen, es bedurfte ... Verlaufs eines andern halben Jahres, um ſie zu ... und mich auch beinahe zu überreden, es ſei vergeblich, ... ein anderer Lebensplan gefaßt werden. Als ſo die ... verzweifelt ſtand, indem ſie dem Pfarramt bereits ... war, ſiehe, da tritt eine neue Wendung ein. Auf die ... ligten machte Eindruck: die Autorität des Pfarramts ... Betrachtung ihres eigenen Spiels. Da beſtürmten ... Einfluß auf die Witwe und ihren Vater erlangt hatten, ... um die Wette und verhalfen mir neuerdings zur Heirat ... durch brachen wieder alle meine Rathſchlüſſe über einen ... einzuſchlagenden Lebensweg zuſammen. So iſt nicht ... gige Tag in des Menſchen Gewalt.

Die Hochzeit erfolgte am 27. April 1597 i... Stempfergaſſe zu Graz im Hauſe des Herrn Georg... mann von Stubenberg. Das noch jetzt für ... Wohnung genommene Haus beſitzt einen zu aſtronom... Beobachtungen ſich vortrefflich eignenden Thurm ... etagenweiſe immer nur ein Zimmer mit vier ... Weltgegenden gerichteten Fenſtern beſaß, von dem ... oberſte unheizbar war und an dem gen Süden ... Fenſter eine große Steinplatte hatte zum feſten ... aſtronomiſcher Inſtrumente. Das Haus heißt ... das Stubenberg'ſche, ſowie der Thurm immer ... Namen „Keplerthurm“ führt. Merkwürdig iſt es ... derſelbe Thurm eben jetzt wieder zu aſtronomiſchen ... achtungen benutzt wird von dem geiſtlichen Herrn ... feſſor Falb, der ſich als Privatgelehrter der ... einen nicht unbeachteten Namen erworben hat.

Ebenſo trägt das Schlößchen Mühleck, in ... Kepler auch wohnte, noch ſichtbare Spuren ... aſtronomiſchen Obſervatorium, von dem man ... den heutigen Tag die wunderbare Erzählung hört, ... daß dies der Thurm geweſen ſei, womit Kepler ... und Regen, Schnee und Hagel herbeigezaubert ... Mühleck diente wahrſcheinlich unſerm Kepler als ...

In jener glücklichen Zeit konnte Keppler — ... Werk — bald in der geräuſchvollen Stadt und bald auf ... Landſitze verweilen, hier wie dort an der Seite ... Gattin, hier wie dort in der Lage zu forſchen und ... beobachtungen anzuſtellen. Das Erſcheinen ſeines ... Jugendwerks und die langerſehnte Vermählung ... waren durch Schickſalsfügung bis auf wenige Wochen ... getroffen. Das „Geheimniß des Weltbaues“, die ... tende Schöpfung ſeines Geiſtes, trug ſeinen Namen ... Lande, und an ſeinem Herde waltete die geliebte Hausfrau, ... fromm und treu. Selbſt ſeinen Günſtlingen pflegt ... den Ruhm erſt im Greiſenalter zu gewähren und ... gend blos die Liebe, beide getrennt durch ein ganzes ... alter. Auf die Jünglingsſtirn Kepler's drückte ... jedoch einen Kranz, halb aus Lorber und halb ... ſchenkte ihm in jenem kurzen Momente ſeiner ... Ruhm und Liebe, die beiden höchſten Erdengüter.

Digitized by Google

Daher fühlte er ſich damals in ſo ſeltenem Maße
frieden, daß er, wie wir ſchon oben ſahen, an Mäſt-
ı ſchrieb: „Von Gott wage ich mehr nicht zu verlangen,
ʒ er mir in dieſer Zeit gewährt hat."
Wer die vielen Leiden kennt, welche der große Ge-
rte beſonders am Abend ſeines bekümmerten Lebens zu
ulden hatte, wird in der anmuthigen Schilderung ſeiner
ihern Lebensperiode eine wohlthuende Freude genießen.
ıs Glück, in das innerſte Walten der Welt blicken zu
nen, hier ewig geltende Geſetze aufzufinden, war ſo
ß, daß er alles irdiſche Ungemach gern darüber ver-
ʒ. Wir ſind geſpannt, die Fortſetzung dieſes Werks zu
n und freuen uns ſchon im voraus auf ihre Be-
chung.

Gemeinfaßliche Belehrung über die Maikäfer und ihre Verheerungen, ſowie die geeigneten Mittel dagegen. Ein Beitrag zur landwirthſchaftlichen Fauna. Für den Bürger und Landmann, ſowie die Fortbildungsſchulen nach eigenen und fremden Beobachtungen zuſammengeſtellt von Th. Plieninger. Zweite Auflage, nach dem derzeitigen Stand der Erfahrungen umgearbeitet. Stuttgart, Cotta. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Das iſt eine zweckmäßig abgefaßte, praktiſche Schrift,
der man aufrichtig wünſchen muß, daß ſie von jeder-
n geleſen und beherzigt werden möchte. Die Veran-
ng zu ihrem erſten Entſtehen gab eine 1833 im
rtembergiſchen vorgekommene große Verheerung durch
Maikäfer. Die königliche Regierung für den Jaxt-
machte damals der königlichen Centralſtelle des land-
ſchaftlichen Vereins den Vorſchlag, eine für den
mann faßliche Schrift über dieſen Gegenſtand zu
ſtalten, welche die königliche Kreisregierung unter
Gemeinden des Jaxtkreiſes behufs einer allgemeinen
hrung und Benutzung in den Sonn- und Werktags-
n vertheilen zu laſſen beabſichtige. Der Verfaſſer,
ls wiſſenſchaftlicher Secretär jener königlichen Central-
folgte bereitwillig der an ihn erfolgten Aufforderung
Abfaſſung der Schrift. Dieſelbe erſchien 1834 und
te ganz den erwarteten Zweck. Im Jahre 1867
wieder große Klage über ſtarke Verwüſtungen durch
ngerlinge; da die Schrift längſt vergriffen war, ſo
die Verlagshandlung aufgefordert, eine zweite Auf-
zu veranlaſſen, wozu ſich denn der Verfaſſer gern
erklärte, indem er damit den Wunſch verbin-
, daß es ihm gelungen ſein möge, mit ſeiner Arbeit
gemeinnützigen Beitrag zur Belehrung ſeiner Mitbürger und Erhöhung ihres Wohlſtandes durch Abwendung von Schaden an ihren Culturen geliefert zu haben".

Das Werk beſteht aus 10 Hauptabſchnitten, wovon die beiden erſten ſich auf ſeine Geneſis beziehen. Dann hat der dritte den Zweck Vorurtheile zu beſeitigen, während der vierte die Stellung des Maikäfers im Thierreich nachweiſt, und der fünfte die nähere Beſchreibung der Natur des Maikäfers liefert; der ſechste thut daſſelbe vom Engerling; der ſiebente gibt eine Beſchreibung der Verwüſtungen durch die Käfer, durch die Engerlinge; der achte beſpricht die Veranſtaltungen der Natur zur Niederhaltung des Inſekts; der neunte deutet auf den möglichen Nutzen der Maikäfer; der zehnte gibt dann in großer Ausführlichkeit die dem Menſchen zu Gebote ſtehenden Mittel an zur Abwehr des Schadens der Maikäfer.

Um auch etwas aus dem Buche ſelbſt zur Sprache zu bringen, wählen wir aus dem zehnten Abſchnitt die Vorſchriften, welche bei dem Einſammeln der Maikäfer zu beobachten ſind:

Des Morgens, vor oder mit Sonnenaufgang fängt man an, die Obſtbäume auf der Markung, einen Baum nach dem andern, plötzlich und auf einmal, damit die Käfer ſich nicht anklammern, zu ſchütteln und die heruntergefallenen Käfer ſorgfältig aufzuleſen. Jeder mit Aufleſen Beſchäftigte hat einen Sack von grober Leinwand, deſſen Oeffnung er mit der einen Hand verſchließt, ſobald er die mit der andern Hand geſammelten Käfer hineingebracht hat. Auf Grasboden breitet man Tücher unter den Bäumen aus, weil die abgeſchüttelten Käfer ſich ſonſt leicht unter dem Graſe verkriechen könnten . . . Dieſe Jagd müßte die ganze Dauer des Schwärmens über jeden Tag wiederholt werden. Am beſten iſt die Zeit zwiſchen Sonnenaufgang und 3 bis 4 Uhr mittags, wo die Käfer in ihrem ſchlafähnlichen Zuſtand an dem Laub der Bäume hängen und oft von einem leichten Windhauch ſchon abgeſchüttelt werden. Auch die auf der Markung befindlichen Weiden, Pappeln und andere holztragende, zur Zierde in Alleen gepflanzte oder einzeln ſtehende Bäume, ſowie die von den Käfern vorzugsweiſe beſuchten Waldbäume ſollten, wo es nicht anders ausführbar iſt, durch eigens dazu angeſtellte und nach dem Quantum der von ihnen eingelieferten Käfer belohnte Leute auf die angegebene Art gereinigt werden, zumal, da es nicht ſowol die in dichtem Waldbeſtande ſtehenden Bäume, ſondern mehr nur die vereinzelt oder an den Waldrändern ſtehenden Eichen, Ahorne, Vogelbeeren u. a. ſind, welche von dem Maikäfer beſucht werden. In den feuchten Waldboden legen die Käfer ihre Eier nicht, daher ſie ſich auch in den dichten Waldbeſtänden nicht, wol aber in Lichtungen, Waldwieſen, Saatſchulen und Forſtpflanzungen aufhalten.

Heinrich Birnbaum.

Theaterſtücke von Karl von Holtei.

r von Karl von Holtei. Ausgabe letzter Hand. Sechs
de. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 3 Thlr.

er unter dieſem Titel erſchienenen Ausgabe letzter
der Theaterſtücke Holtei's halten wir uns für beſon-
erpflichtet einige Worte zu widmen. Zwar ſind die
en Acten über die dramatiſchen Schöpfungen unſers
chen Dichters längſt geſchloſſen und mit des Ver-
eigenem Bekenntniß beſiegelt, daß es nur ein Jugend-
von ihm geweſen ſei, dramatiſches Talent zu be-
aber dennoch rühren und bewegen uns ſeine Bühnen-
tionen noch heute ſo mächtig, leben viele derſelben
o unverwüſtlich auf unſern Bretern, daß es wol angebracht ſein dürfte, darüber und über die ganze dramatiſche Thätigkeit Holtei's eine etwas eingehendere Beſprechung folgen zu laſſen.

Holtei, der neben dem Dramatiker zugleich als Lyriker, Dialektdichter, als Romanſchriftſteller und Memoirenſchreiber auftrat, iſt in allen Fächern gleichſam ein poetiſcher Freiſchärler, ein Lützow'ſcher Jäger geblieben. Zur literariſchen Linie hat er wenigſtens nie eigentlich gehört. Er liebte nicht in Reih und Glied zu ſtehen und ſich nach dem Commando zu richten. Er plänkelte gern auf eigene Fauſt und nach der Eingebung des Augenblicks. Er kannte keine Subordination, aber auch keinen Marſchall-

Digitized by Google

ehrgeiz. Die Folge davon iſt, daß er geblieben iſt, was er von jeher war: ein liebenswürdiger, origineller Dilettant, der nie ein vollendetes Meiſterwerk, ja nicht einmal irgendein Werk nach der Schnur, wol aber Leiſtungen von gewinnender Innigkeit des Gefühls und von beſtrickendem Impulſe dargeboten hat.

Darin liegt das Geheimniß ſeiner Wirkung und Popularität. Es iſt beinahe alles ſchwach, was er geſchaffen, unregelmäßig, zerfahren, verwaſchen in der Form; aber trotz dieſer verwaſchenen, zerfahrenen, unregelmäßigen Form athmet es den warmen Hauch des Lebens und eine Anmuth der Erſcheinung, der ſich nicht widerſtehen läßt. Man kann ſie tadeln, ja verwerfen, ſeine Arbeiten, aber niemand wird ſagen können, daß ſie ohne Eindruck auf ihn geblieben. Indem man ſie herunterkanzelt, ihnen ihre Verſtöße, ihre Fehler nachrechnet, lacht man oder weint man zugleich mit ihnen. Es liegt trotz allem und allem ein göttlicher Hauch des Genies in ihnen, deſſen ſie keine, auch die rigoroſeſte Kritik nicht wird entkleiden können. Die Kritik mag ſie darum auch immerhin verurtheilen, ſoviel ſie will, die Verurtheilung wird nie vollzogen werden. Mit wie viel Anklagen und äſthetiſcher Schuld man ſie auch überſchütten und belaſten will, doch werden ſie der Mehrzahl nach Lieblinge der Nation verbleiben.

Sehen wir hier zunächſt die Theaterſtücke an, mit denen wir es zu thun haben. Dieſe „Lenore", dieſer „Alte Feldherr", dieſe „Wiener in Berlin", dieſes „Lorberbaum und Bettelſtab", dieſe „Wiener in Paris", dieſer „Hans Jürge", dieſes „Achtel vom großen Loſe" und dieſe „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" (wir nennen mit Abſicht nur Holtei's berühmteſte Stücke), wie anekdotenhaft im Stoff, wie locker in ihrem ſceniſchen Aufbau ſind ſie! Es fehlt alle Conciſion, alle ſtrenge, ſtilvolle Ausführung, alle höhere Technik. Und doch reißen ſie hin, erheitern oder erſchüttern, weil in ihnen etwas von einer unwiderſtehlichen Naturgewalt vorhanden iſt, die ſich allerdings weder recht nachweiſen noch erklären läßt.

Holtei iſt kein Mann der Kunſt, nicht einmal der Mache. Iſt das erſtere ſein Unglück, ſo iſt das letztere ſein Glück. Er hat zu zeiten wol einmal gekünſtelt, aber nie blos äußerlich nach der Schablone gearbeitet. Nie hat er durch hohle Phraſen, durch leere Declamation, durch ſeichte Politur geblendet. Er dichtete und ſchrieb wie ihm zu Muthe und ums Herz war, natürlich und ſozuſagen von der Leber weg, ohne je für das, was er ſchrieb und dichtete, eine literariſche Stellung zu ſuchen. Nichts in ſeinen Dramen iſt nachgeahmt, erzwungen oder von andern entliehen; jedes iſt in doppelter Beziehung ein Stück von Holtei, Holtei wie er leibt und lebt, Holtei mit ſeinen Vorzügen und ſeinen Schattenſeiten. Durch Lehre, Studium und Erfahrung iſt ſein Schaffen weder geläutert noch gereift; ſein letztes Stück iſt gerade ſo gut und ſo ſchlecht wie ſein erſtes. Fortſchritte und Wandlungen hat unſers Poeten Muſe nie erfahren; wie ſie war, ſo blieb ſie: immer impulſiv, ſenſibel, warm aus dem Herzen quellend, lachend und weinend, ein Kind des Augenblicks, der Gelegenheit.

Ja, Gelegenheitsſtücke, ſo könnte man nicht mit Unrecht alle dramatiſchen Werke Holtei's nennen. Er ſchrieb dieſelben auf irgendeine flüchtige Anregung hin für ſeine Frau, für ſich ſelbſt, für dieſes oder jenes darſtellende Talent. Und er that es ohne lange Vorbereitung, ohne genaue Erwägung des Plans, oft in ein paar Stunden, in einer Nacht, höchſtens in ein paar Tagen. Improviſationen ſind die meiſten ſeiner Arbeiten; Arbeiten, die, ſozuſagen aus dem Aermel geſchüttelt, trotz aller Oberflächlichkeit und mangelnden Abrundung, doch ſo viel Gefälligkeit, Grazie und Accent der Wahrheit haben, daß es ſchwer, wenn nicht geradezu unmöglich wird, ſich ihrer Wirkung zu entziehen.

Einen beſondern Reiz in Holtei's Stücken üben ſeine Lieder und Couplets aus. In dieſem Genre zeigt ſich in ihm eine Ader von Béranger. Er trifft oft auf ganz wunderbare Weiſe Ton und Stimmung der Situation, ſo z. B. in „Schwerin, der hat uns kommandirt", „Schier dreißig Jahre biſt du alt" in „Lenore", in „Fordre niemand mein Schickſal zu hören", in „Wohl tragen wackre Fürſtendiener Orden!", „Denkſt du daran, mein tapfrer Lagienka" im „Alten Feldherrn", in „In Berlin, ſagt er", „Inäd'ge Frau, wie ick anitzt" in „Die Wiener in Berlin", u. ſ. w. Hierin iſt er geradezu Meiſter.

Die Compoſition iſt in allen ſeinen Stücken ſchwach, der Dialog breit und ſchleppend, die Kataſtrophe ungenügend in Motivirung wie Austrag. Aber dennoch feſſeln die Handlung, ziehen die Perſonen an. Da iſt die ſchon erwähnte „Lenore", die, nach der Bürger'ſchen Ballade dramatiſirt, als Drama keineswegs muſterhaft, aber glücklich im Charakter der Zeit und ihrer Perſonen iſt. Es iſt ein rechtes Volks- und Soldatenſchauſpiel, wenn auch als letzteres weit hinter Leſſing's „Minna von Barnhelm" zurückſtehend oder gar nicht mit ihr zu vergleichen. Dieſe iſt ein claſſiſches Meiſterwerk; die „Lenore" ein dilettirendes Werk, aber doch ein Werk durch und durch erfüllt von populärem Geiſt und einem echten Zuge der Zeit, in der es ſpielt. „Der dumme Peter" iſt eine harmloſe, ziemlich geſchickte Variation auf den „Onkel aus Surinam". „Ein Trauerſpiel in Berlin" kann als ein kühner Verſuch gelten, einen Criminalfall für die Breter auszubeuten. Es iſt ein gewiſſer derber Realismus in der Sache, geadelt durch einen Zug berechtigter Volksſentimentalität. „Der alte Feldherr" iſt eigentlich nur ein Genreſtück, aber als ſolches von glücklichem Wurf und bezwingender Macht in der Geſtalt Kosciuſzko's. „Robert der Teufel" iſt ohne Zweifel dasjenige Schauſpiel, in welchem Holtei noch mit am meiſten künſtleriſch verfahren. Es iſt nach der bekannten Legende und Guſtav Schwab's anſprechenden Romanzen von ziemlich wohlgegliedertem Bau und poetiſchem Ausdruck, wenn auch freilich ſchon die Romantik ein wenig im etwas trockenen dramatiſchen Jargon von Ernſt Raupach. „Wiener in Berlin", „Berliner in Wien", „Wiener in Paris", „Pariſer in Wien" ſind Singſpiele von heiterm und oft höchſt graziöſem Geiſt, dabei keck im Ton, lebensvoll und charakterhaft in nationaler Zeichnung, wie dankbar in den Rollen. „Lorberbaum und Bettelſtab" iſt mehr novelliſtiſch als dramatiſch im Stoff, dabei ſentimental bis zur Verzerrung, aber doch in einigen Momenten herzerſchütternd und wahrhaft tragiſch. Es iſt der volle Ausdruck jener Zerriſſenheit und Weltſchmerzlichkeit, die unter den deu-

Digitized by Google

ſchen Poeten eine Zeit lang graſſirt hat. „Des Adlers Horſt“ darf als Operntext bekanntermaßen zu den beſten gerechnet werden, welche in Deutſchland verfaßt wurden. „Der Kalkbrenner“, „Die weiblichen Drillinge“, „Herr Heiler“, „Ein Achtel vom großen Loſe“ und „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ ſind Liederſchwänke und Poſſen, welche, friſch in Laune und Humor, beinahe noch alle oft und immer mit Beifall dargeſtellt werden. Sie bieten jedenfalls höchſt ergötzliche und dankbare Aufgaben für gewandte Darſteller und Darſtellerinnen, die zugleich ohne opernhafte Manierirtheit, anſpruchslos und liederartig zu ſingen verſtehen. „Shakſpeare in der Heimat“ iſt ein wirklich feines und in ſeiner Weiſe treffliches Schauſpiel, das die Bühne viel zu früh vernachläſſigt und aus dem Repertoire hat fallen laſſen. „Erinnerung“, „Die Farben“, „Der Dichter im Verſammlungszimmer“, „Der berliner Droſchkenkutſcher“, „Margarethe“, „Welch ein Auftritt“, „Das Liederſpiel“ ſind anſpruchsloſe, allerdings zum Theil auch ziemlich ſchwache Vorſpiele. „Sie ſchreibt an ſich ſelbſt“ iſt artig nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, „Hans Jürge“ ein erprobtes, wirkſames Stück, „Des Sohnes Rache“ ein kleiner dem Geſchmack an düſtern Ritter- und Schickſalsſtücken abgetragener Zoll. „Der Brunnenarzt“ behandelt eine nicht eben ſehr geiſtvolle Anekdote in zu ausgeſchliſſener und behäbiger Breite, um auf die Länge zuſagend bleiben zu können. „Zum grünen Baum“ und „Erich der Geizhalz“ ſind ſorgſam, aber zu wenig aufſteigend in der Handlung verfaßte Tendenzſtücke. In dieſen wollte Holtei einen höhern Flug annehmen und ſtrengern Anforderungen genügen — ein Wollen, das den Dichter aus ſeinem eigentlichen Element und Fahrwaſſer riß und langweilig werden ließ. Die Stücke machten kein Glück und wurden Urſache, daß ihr Verfaſſer den Bretern entſagte. Er dankte dramatiſch ab, als er anfing das Dramatiſiren zu lernen. Bis dahin hatte er nur leicht mit der Bühne gleichſam getändelt, mit dieſem Tändeln ſich aber das Herz des Publikums erobert. Verwöhnt dadurch, zog er ſich verletzt zurück, als er ziemlich ſpät anfing, ſich ernſthafter Studien zu befleißigen, und dieſe ernſthaftern Studien nicht den gewohnten Anklang fanden. Er hörte mit Anfängen auf. Seine frühern Stücke ſind im wahren Sinne des Worts Spiele, harmloſe, anmuthige Spiele, die, gaukelnd und ins Blaue hinein unternommen, doch meiſt das Richtige trafen und ganz die Phyſiognomie der Zeit tragen, der ſie entſtammen und welche in Deutſchland, in kleine Neigungen und Intereſſen verloren, auch nur Kleines gebären konnte. Daß dieſes Kleine bei Holtei ſo artig, heiter, gefällig und mit einem Anfluge tiefer Empfindung und naiven Gefühls erſchien, wird man ihm dauernd zu danken haben.

Feodor Wehl.

Feuilleton.

Aus der Dichterwelt.

Heinrich Laube, der auf die von Leipzigs ſtädtiſchen Behörden gemachten Bedingungen eingegangen iſt, wird am 1. Februar 1869 die Direction des leipziger Stadttheaters übernehmen. Eine tüchtige und bewährte dramaturgiſche Kraft, beſtrebt, dem Prachtgebäude, das Leipzigs Bürgerſchaft der dramatiſchen Kunſt erbaut hat, einen würdigen künſtleriſchen Inhalt zu geben, thätig in der Mitte einer theaterluſtigen und kunſtſinnigen Bevölkerung an einer von allen conventionellen Rückſichten freien Bühne, muß jedenfalls mit Freuden begrüßt werden. Gleichwol dürfen wir bedauern, daß Heinrich Laube nicht als artiſtiſcher Director der Stadt, wie ein Theil der Stadtverordneten beantragte, ſondern als Geſchäftsmann und Privatdirector die Leitung der Bühne übernimmt, vielleicht der erſte namhafte deutſche Dichter, der in ſolcher, allen Chancen des Zufalls preisgegebenen Stellung ſich dramaturgiſch bethätigt. Wie ganz anders hätte er als artiſtiſcher Director, mit ausſchließlichem Hinblick auf künſtleriſche Intereſſen und auf Wahrung des ſtädtiſchen Ruhms in begeiſterter Kunſtpflege wirken können, als jetzt, wo die Rückſicht auf Erwerb, ſo weitreichenden Verpflichtungen gegenüber, eine unabweisliche iſt und das künſtleriſche Gewiſſen mit dem Streben, die Maſſen anzulocken, oft in unvermeidlichen Conflict gerathen wird.

Wie wir neulich erwähnten, hat Emanuel Geibel, nach Entziehung der ihm vom Könige von Baiern gewährten Penſion, ſeine Profeſſur niedergelegt und gleichzeitig ſeine Stelle als Capitular des Maximiliansordens, woraus irrthümliche Zeitungsberichte alsbald eine Rückſendung dieſes Ordens machten. Das Schreiben, das Geibel bei dieſer Veranlaſſung an den König richtete, iſt inzwiſchen veröffentlicht worden; es ſchlägt einen durchweg würdigen Ton an. Inzwiſchen hat der König von Preußen dem Dichter eine Penſion von 1000 Thalern zu der frühern von 300 Thalern bewilligt, in deren Beſitz ſich Geibel bereits befand. Gleichzeitig hat Paul Heyſe auf ſeine Penſion verzichtet, weil er die politiſchen Anſichten ſeines Freundes Geibel theile. Seit jener Zeit, wo Herwegh Spottlieder auf Geibel und Freiligrath, als Penſionäre des preußiſchen Königs, ſang, wo Freiligrath, vor Veröffentlichung ſeines Glaubensbekenntniſſes, auf ſeine Penſion verzichtete, waltet über den Dichterpenſionen in Deutſchland, inſoweit ſie Ausfluß fürſtlicher Gunſt ſind, ein eigenthümlicher Unſtern. Die neueſten Vorgänge mahnen wieder lebhafter daran, wie wünſchenswerth in Deutſchland eine Dichterakademie wäre, nach dem Muſter der Académie française, durch welche den dichteriſchen Talenten freie Muße zu ſchöpferiſcher Thätigkeit gewährt würde und die von der Nation anerkannte Stellung, ein Ziel berechtigten Ehrgeizes, unabhängig bliebe von politiſchen Meinungen. Die Schiller-Stiftung gewährt zwar vielen namhaften Schriftſtellern Penſionen; doch der große Andrang der Bedürftigen und der Nachdruck, den die Statuten ſelbſt in erſter Linie auf die Bedürftigkeit legen, wird der Schiller-Stiftung, ſolange ſie nicht weſentlich reformirt wird, die Aufgabe einer Akademie erſchweren, welche den Schriftſtellern eine würdige und unabhängige Lebensſtellung ſichern ſoll. Gibt es nicht Dichter genug, die ſich durch Tüchtigkeit auf andern Gebieten tapfer durch das Leben ſchlagen, dabei aber die Muße opfern, durch welche ihr Talent zu bedeutenden Leiſtungen befähigt wäre? Wer ſorgt für dieſe? An die Schiller-Stiftung haben ſie kein Recht! Nationale Sammlungen wie die für Ferdinand Freiligrath, welche eine Summe von 54000 Thalern ergab, können immer nur zu den Ausnahmen gehören.

Freiligrath hat ſich übrigens gegenwärtig in Stuttgart niedergelaſſen und dadurch bereits ſeine keineswegs preußenfreundliche Geſinnung an den Tag gelegt. Jener Gruppe preußiſchgeſinnter Dichter, die nach München verſchlagen war, tritt eine andere großdeutſcher Poeten entgegen, deren Mittelpunkt Stuttgart zu ſein ſcheint. Als Moritz Hartmann, ein Hauptvorkämpe dieſer Partei, deren Anſchauungen auch Georg Herwegh in heiniſirenden Spottpoemen vertritt, nach

Digitized by Google

Wien überſiedelte, um ſich an der Redaction der „Neuen Freien Preſſe“ zu betheiligen, feierte ihn Freiligrath in einem Gedicht, aus dem wir die letzten Strophen mittheilen wollen:

Und wie der Hügel und der Reben,
Gedenk' er auch der Männerſchaar,
Die, eins mit ihm in Sinn und Streben,
Am Neckar ihm verbunden war.
Er ging mit ihr die gleichen Bahnen,
Er focht mit ihr den gleichen Streit,
Er trug mit ihr die gleichen Fahnen —
Und dieſes iſt ihr Feſtgeleit!

So nimm denn einmal noch von allen,
O Freund, den treuen Druck der Hand;
Laß dir in ſeiner Pracht gefallen,
Noch einmal dieſes Schwabenland!
Dann, über dir die ew'gen Lichter,
Ergreife fröhlich du den Stab;
Zieh' hin, Freiheitsſoldat und Dichter,
Von Uhland's Grab zu Lenau's Grab!

Da ſieht die Donau bald dich ſchaffen,
Wie dich der Neckar ſchaffen ſah;
Glück auf den Weg, Freund, deinen Waffen!
Kein Lebewohl — du bleibſt uns nah.
Du bleibſt uns nah! Was hier, was dorten?
In unſern Herzen, unſern Reihn
Wirſt du der Unſre allerorten,
Auch an der deutſchen Donau, ſein!

Engliſche Urtheile über neue Erſcheinungen der deutſchen Literatur.

Ueber H. Blankenburg's Werk „Der deutſche Krieg von 1866“ äußert ſich die „Sarturday Review“ wie folgt: „Die Zahl der Geſchichten des letzten Kriegs, die bereits in Deutſchland erſchienen ſind, iſt Legion, alle aber unterliegen dem Tadel, daß ſie entweder zu populär oder zu techniſch gehalten ſind. Die Werke erſterer Klaſſe ſind gewöhnlich ungenau, beſitzen keinen ſchriftſtelleriſchen Werth, und da ſie zum Ergötzen oder zum Sporn eines engherzigen Patriotismus compilirt ſind, ſo ſtrotzen ſie von Anmaßung und Vorurtheilen der ſchlimmſten Art. Die der letztern Klaſſe mögen wol jedes andere Verdienſt haben, nur das nicht, den Bedürfniſſen der Laien angepaßt zu ſein. Blankenburg ſcheint ſo glücklich geweſen zu ſein, die Verdienſte beider Behandlungsweiſen in ſeinem Werke zu vereinigen und dabei ihre Mängel zu vermeiden. Politiſche Urſachen und militäriſche Reſultate ſtellt er mit Gründlichkeit und Einſicht, doch ohne allzu genaues Eingehen ins Techniſche dar. Im ganzen betrachtet, iſt ſein Buch (zum Theil aus «Unſere Zeit» abgedruckt) das befriedigendſte, das uns vorgekommen. Seine Erzählung iſt klar und gedrängt und hat die Lebendigkeit ſowol wie die Voreingenommenheit eines Parteigängers. Ein ſolcher muß er freilich ſein. Die Zeit iſt noch ſehr fern, wo eine leidenſchaftsloſe Darſtellung dieſer Ereigniſſe in Deutſchland zu erwarten iſt; auch wäre es gar nicht zu wünſchen, daß die deutſche Nation, in der Aufwallung und im Triumph über ihren großen Fortſchritt zur organiſchen Einheit, fähig wäre, ſich ruhig hinzuſetzen und nach den Mitteln zu forſchen, mit welchen dieſe denkwürdige Leiſtung vollbracht worden iſt. Die Folge davon würde ohne Zweifel eine bedeutende Abkühlung jener ſtolzen Selbſtzufriedenheit ſein, welche man Deutſchlands und Europas wegen ſo gern erhalten ſehen möchte, bis Graf Bismarck's großes Werk ſich conſolidirt hat. Wir hoffen daher, alle ſolche läſtige Forſchungen mögen dem nächſten Geſchlecht von Hiſtorikern überlaſſen bleiben und das gegenwärtige möge, wie Blankenburg, das Vorrecht genießen, über den errungenen Sieg mit der Annehmlichkeit eines guten Gewiſſens zu frohlocken“.

Ueber „J. F. Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften“ von J. Janſſen ſagt ſie: „Böhmer hat ſich weder durch einen originellen Geiſt, noch durch einen ereignißvollen Lebenslauf, noch durch den Einfluß, den er etwa auf ſeine Zeitgenoſſen ausgeübt hätte, ausgezeichnet, nichtsdeſtoweniger aber iſt das Studium ſeiner Biographie und ſeines Briefwechſels von ſeltenem Intereſſe. Er war ein vortreffliches Muſterbild eines beachtenswerthen Charaktertypus, eines Mannes nämlich, deſſen Conſervatismus ihn zum Alterthumsliebhaber macht und deſſen Alterthumsliebhaberei auf ſeinen Conſervatismus ſtark zurückwirkt. Er war amtlicher Bibliothekar zu Frankfurt, wo er faſt ſein ganzes Leben hingebracht hat. Die Feder kam ſelten aus ſeiner Hand; doch hat er nur wenig Selbſtändiges verſucht. Seinen Ruhm verdankt er ſeinen unermüdlichen und unſchätzbaren Arbeiten in der Veröffentlichung von Urkunden zur Beleuchtung der mittelalterlichen Geſchichte Deutſchlands. Während er ſo alleinſtehend eine Aufgabe vollbrachte, für welche man in England eine gelehrte Geſellſchaft oder ein öffentliches Bureau ins Leben gerufen haben würde, verlor er allmählich alle Theilnahme für ſeine eigene Zeit und identificirte ſich gänzlich mit der Vergangenheit. Das würde nichts geſchadet haben, wenn er ſich damit begnügt hätte, in der idealen Welt ſeinen Studien zu leben; er konnte aber nicht ruhen, ohne ſeine Anſichten auf die ihn umgebende wirkliche Welt anzuwenden; daher iſt ſein Briefwechſel, ausgenommen da, wo er rein literariſche Gegenſtände berührt, eine lange Kundgebung peinlicher und quengelnder Unzufriedenheit mit der Geſellſchaft, der er durch Geburt anhörte. Wäre er ein glänzender Geſchichtſchreiber ſtatt eines arbeitſamen Compilators geweſen, ſo würde ſein Einfluß höchſt ſchädlich geweſen ſein; denn trotz ſeiner innigen Vaterlandsliebe bekannte er ſich doch zu allen jenen Ideen, welche noch immer das Haupthinderniß zum Zuſtandekommen der deutſchen Einheit bilden. Als Studie über einen in vielen Hinſichten höchſt liebenswürdigen Charakter und als vollſtändige Schilderung eines eigenthümlichen politiſchen Typus iſt dieſes Werk von hohem Intereſſe; auch die Briefe ſind ſehr leſenswerth. Die meiſten beziehen ſich natürlich auf des Verfaſſers Beſchäftigungen und ſind an Perſonen gerichtet, die ähnlichen Studien oblagen. Von den übrigen ſind die wichtigſten die an Brentano, der Böhmer charakteriſtiſcherweiſe in eine ſeiner Märchen als «Urkundius Regeſtus» eingeführt und einen mächtigen, aber nicht ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben ſcheint. In früherer Zeit intereſſirte ſich Böhmer ſehr warm für die Wiedergeburt deutſcher Kunſt, und ſo bieten ſeine Briefe eine werthvolle Quelle der Belehrung über ihre Geſchichte dar; in ſeinen letztern Jahren jedoch berührt er dieſes Thema immer ſeltener. Das Werk iſt vortrefflich edirt, und die Biographie, welche den erſten Band einnimmt, iſt eine ſehr verdienſtvolle Leiſtung.“

„Haller's Bibliothek humoriſtiſcher Dichtungen“ gibt der „Saturday Review“ Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Die Deutſchen ſind zu gutmüthig, um witzig zu ſein, und der ſchwerfällige Reichthum ihrer Sprache iſt der zugeſpitzten Schärfe, welche der Witz unbedingt fordert, nicht ſehr günſtig. (?) Sie eignen ſich beſſer dazu, als Humoriſten zu glänzen, doch bedarf ihr Humor in der Regel eines ſehr breiten Bodens zu ſeiner Entfaltung. Oft iſt er das beſeelende Princip eines ganzen Werks; ſelten aber iſt er zu einem Epigramm zuſammengedrängt. Es haben ſich daher Haller's Verſuch, eine Sammlung humoriſtiſcher deutſcher Dichtungen zu veranſtalten, bedeutende Schwierigkeiten entgegengeſtellt. Nach jedem andern als einem deutſchen Maßſtab beurtheilt, muß man den Verſuch für mislungen erklären, denn es findet ſich weit mehr gute Laune als Humor in ſeiner Sammlung. Die meiſten Stücke haben zwar Verdienſt einer oder der andern Art, nur nicht die beſondere Art Verdienſt, welche der Sammler doch wol geſucht haben muß. Der dritte Band kennzeichnet ſich am meiſten als deutſch: er enthält nämlich eine Ueberſetzung der «Acharner» des Ariſtophanes. Das deutſche Publikum, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, iſt ſicherlich das einzige, dem ein ſolches Werk alles Ernſtes als Volkslektüre dargeboten werden darf. Die Uebertragung iſt gut, und die Freiheiten, welche der Ueberſetzer ſich erlaubt hat, ſind unter den Umſtänden völlig gerechtfertigt.“

Zum Schluß möge ein Auszug aus einer längern Beſprechung einer ſoeben erſchienenen engliſchen Ueberſetzung der Curtius'ſchen „Geſchichte Griechenlands“ von A. W. Ward hier Platz finden. Nachdem der Recenſent in der Einleitung ſich dahin ausſpricht, daß, ſo bedeutend auch Curtius' Geſchichtswerk ſei, es doch die ältern engliſchen von Thirlwall und Grote nicht entbehrlich mache, da aus jedem etwas ihm Eigenthümliches zu lernen ſei, geht er zu einem Vergleich des gedachten Werks mit der römiſchen Geſchichte von Mommſen über und ſagt:

Digitized by Google

„Im erſten Band vermiſſen wir bei beiden Hinweiſungen
uf ihre Quellen; wir müſſen daher annehmen, daß ſie ſich
ierin der Vorſchrift des Verlegers fügten. Curtius ſcheint in-
ſſen gefunden zu haben, daß eine ſolche Beſchränkung nicht
unlich ſei, und ſo enthalten die folgenden Bände ziemlich viel
nmerkungen, wenn auch nicht unter dem Text, doch am Ende
des Bandes. Indeſſen ſelbſt in dem Theil, wo die Anmer-
ngen fehlen, empfindet man den Mangel bei Curtius nicht
lebhaft wie bei Mommſen. Bei jenem iſt keine Spur von
m ſchroffen Dogmatismus vorhanden, mit welchem Mommſen
f faſt jeder Seite irgendeine auffallende Theorie aufſtellt, ohne
herabzulaſſen, auch nur einen Schatten von Grund dafür
zugeben, und mit welchem er gegen alle, die nicht auf der
elle glauben wollen, ein Schimpfwort ſchleudert. Das ein-
e Befremdliche, was Curtius im erſten Band vorzubringen
, ſpricht er ruhig und nüchtern aus, keineswegs in dem alles
r den Haufen werfenden Stil ſeines Collegen, und unterſtützt
überdies durch einen Excurs am Ende. Auch in einer andern
ſicht iſt Curtius Mommſen vorzuziehen. Als Deutſcher, der
vornimmt deutſch zu ſchreiben führt er auch aus was
ſich vornimmt. Niemand kann das halbfranzöſiſche Kauder-
ſch Mommſen's, bei dem faſt jedes dritte Wort ein unnö-
er franzöſiſcher oder lateiniſcher Eindringling iſt, mit dem
nen hochdeutſch beehren. Nichts Derartiges findet ſich bei
tius. Wenig neuere Bücher, deutſche oder engliſche, ſind freier
dieſer erbärmlichen Ziererei als das ſeinige. Er zeigt, daß
Schätze ſeiner eigenen edeln Sprache vollkommen fähig ſind,
n ſowie jeden andern Gegenſtand zu behandeln. Ja noch
wie dies: ſein Buch iſt eins der wenigen in deutſcher
a, die ſich mit wahrem Vergnügen leſen laſſen. Er iſt
klar und anmuthig, und könnten auch einige ſeiner Sätze
eilhaft gekürzt werden, ſo verbreiten ſie ſich doch wenigſtens
über ganze Seiten. Abgeſehen von ſeinem hiſtoriſchen
h, ſind wir geneigt, Curtius' Werk auch von blos litera-
m Geſichtspunkt aus ſehr hoch zu ſtellen."

Bibliographie.

...lmard, G., Roſas. Roman. Deutſch von A. Wießner. Leip-
...ollmann. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
...rnd, E., Geſchichte der Jahre 1860 bis 1867. 2ter Bd. Leipzig,
...r u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.
...rnd's, K., Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Frankfurt a. M., Win-
...869. Gr. 8. 1 Thlr.
...ler, Adelheid v., Modern. Roman. 2 Bde. Berlin, Leſſer. 8.
...gr.
...aber, J., Die Preußen in Nürnberg und den benachbarten Ge-
...in den Jahren 1757, 1758 und 1762. Ein kleiner Beitrag zur Ge-
... des ſiebenjährigen Krieges, nach archivaliſchen Quellen bearbeitet.
...rg, Meindl. Gr. 8. 8 Ngr.
...umgaertel, C., Die deutschen Bestandtheile des lettischen
...hatzes, zum ersten Male gesammelt und mit kritischen Nachweisen
...n. Leipzig, Graebner. Gr. 8. 12 Ngr.
...seer, M. K., Neue Principien der politischen Oekonomie. Ber-
...iko u. van Muyden. Gr. 8. 25 Ngr.
...demann, F. W., Züge aus dem Leben von Johann Heinr. Jung,
... Stilling. Bielefeld, Belhagen u. Klaſing. 8. 5 Ngr.
...lke, A., Ueber Platons Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.
... Gr. 8. 8 Ngr.
...zun, K., Frankfurt's Schmerzensſchrei und Verwandtes. Leipzig,
...and. 8. 15 Ngr.
...tische Briefe über Russland und Polen oder wenn man will: Die
...e Frage. Von einem Polen. 1ste Serie. (Brief 1—8.) Lemberg,
...Gr. 8. 20 Ngr.
...inich, R., Der Papſt und das ökumeniſche Concil. Ein Fürſten-
...us der Zeit der Reformation. Gewidmet den Völkern Oeſterreichs.
... Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 7½ Ngr.
...mberg, A., Der Erbe des Millionärs. Ein Schauſpiel. Zürich,
...üßli u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.
...lins, W., Der Mondſtein. Roman. Aus dem Engliſchen von
...nann. Autoriſirte deutſche Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke.
... 4 Thlr. 15 Ngr.
...lenius, F., Florian Geyer von Geyern, Hauptmann der ſchwar-
...ar im großen Bauernkriege von 1525. Drama. Stuttgart, Metz-
... 24 Ngr.
...on, W. H., Seelenbräute. Mit Bewilligung des Verfaſſers über-
... J. Freſe. 2 Bde. Berlin, F. Duncker. 8. 3 Thlr.
...s, W., Der Zwangsſtaat und die deutſchen Sozialiſten. Volks-
...ſtliche Studien. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.
...er, G. A., Ottmar Schönhuth. Eine biographische Skizze. Tau-
...fsheim, Lang. 16. 3 Ngr.
...her, K., Geſchichte der Philoſophie. 5ter Bd. 1ſte Abth. Fichte
... Vorgänger. Heidelberg, Baſſermann. 1869. Gr. 8. 5 Thlr.

Griepenkerl, R., Novellen. Braunſchweig, Graff u. Müller. 8. 1 Thlr.

Grimm, H., Leben Michelangelo's. 3te durchgearbeitete Auflage. 3 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Thlr.

Hartmann, M., Die Diamanten der Baronin. Roman. 2 Bde. Berlin, Leſſer. 8. à 15 Ngr.

Kaszony, D. v., 1872. Ein Roman der Zukunft. 4 Bde. Leipzig, Pardubitz. 1869. 8. 4 Thlr.

La Mara, Muſikaliſche Studienköpfe. Leipzig, Weißbach. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lasson, A., Das Culturideal und der Krieg. Berlin, Moeser. Gr. 4. 15 Ngr.

Louvel de Couvray, Die Abenteuer des Chevalier von Faublas. Nach dem Franzöſiſchen. Hamburg, B. S. Berendſohn. 8. 1 Thlr.

Pfizmaier, A., Beiträge zur Geschichte der Edelsteine und des Goldes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Reichthum und Armuth in dem alten China. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Pitawall, E., Der Brandſtifter. Criminal-Geſchichte aus der neueſten Zeit. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — 500,000 Thaler oder Fabrik-Arbeiter und Millionair. Roman aus unſern Tagen. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — Friedrich der Große. Romantiſches Lebensbild. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

— — Der Jäger von Königgrätz. Hiſtoriſche Erzählung aus dem Kriege im Jahre 1866. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — Maria Stuart. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland, Maria Stuart. Dem Volke erzählt. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

— — Wilhelm Tell. Hiſtoriſch-romantiſche Geſchichte. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

Polko, Eliſe, Neue Novellen. 10te Folge. Aus Staub und Aſche. Leipzig, Schlicke. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 25. Aufl. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr.

Rethwisch, C., Die Berufung des deutschen Ordens gegen die Preussen. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 10 Ngr.

Riegel, H., Deutſche Kunſtſtudien. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Salis, A. v., Georg Jenatſch. Eine dramatiſche Dilogie. Baſel, Richter. 8. 1 Thlr.

Sarggott, E., Aus dem Leben eines Atheiſten. Poſen, Lißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scheffel, J. V., Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weiteren. 2te Aufl. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. v. Ramberg. 50 Blätter in Stahlſtich. Mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 2te Aufl. 1ſte Lief. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 6 Ngr.

Schloſſer, G., Evangeliſche Friedensgedanken. Eine Beleuchtung der Schrift des Herrn Biſchofs v. Ketteler zu Mainz über „die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens". Darmſtadt, Würtz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneider, H. E., Das Geſpenſt des Czaren, oder: die Schlittenfahrt von Moskau nach Warſchau. Erträumtes und Erlebtes aus der Mappe eines literariſchen Handwerksburſchen. Berlin, H. E. Schneider. 1869. 8. 1 Thlr.

Schönfeld, A., Der Prophet von Berlin oder: der Rächer der Todten. Hiſtoriſche Erzählung. 1ſtes und 2tes Heft. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schottmüller, K., Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgang der karolingischen Periode. Berlin, Löwenstein. Gr. 8. 20 Ngr.

Stützle, J. N., Verſuch einer Harmoniſirung der Welt- und Kirchengeſchichte und einer Paralliſirung des alten und neuen Bundes oder der israelitiſchen und chriſtlichen Kirche. Zürich, Woerl. Gr. 8. 6 Ngr.

Verfaſſungskämpfe Oeſterreichs unter Beuſt. Von einem Norddeutſchen. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Volz, B., Die geographiſchen Entdeckungen und Entdecker der neueſten Zeit in orientirender Ueberſchau. Fünf Vorträge. Mühlhauſen, Heinrichshofen. 8. 18 Ngr.

Vondel's, J. van den, Lucifer. Trauerſpiel. Aus dem Holländiſchen überſetzt von F. Grimmelt. Münſter, Ruſſell. 16. 12 Ngr.

Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitſucher. 3te geſichtete und auf's Doppelte vermehrte Aufl. Barmen, Langewieſche. 1869. 8. 1 Thlr.

Der Wahnſinnige, oder ein Opfer der Liebe und des Verbrechens. Erzählung aus der Gegenwart vom Verfaſſer von „Nelly oder die Kettengefährten ꝛc." 1ſtes bis 10tes Heft. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Wangemann, Paſtor Knak und ſeine Gegner. Ein Beitrag zur Orientirung in den Motiven des neueſten Kirchenſtreites. Berlin, Beck. 8. 3 Ngr.

Weismann, A., Ueber die Berechtigung der Darwin'schen Theorie. Ein akademischer Vortrag. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Wichert, E., Die politiſchen Stände Preußens, ihre Bildung und Entwickelung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Königsberg, Hübner u. Matz. Gr. 8. 15 Ngr.

Willkomm, E., Die Welt des Scheines. Vier Erzählungen. 1ſter Bd. Gera, Issleib u. Rietzſchel. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Modelle. Humoriſtiſch-ſocialer Roman. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Norddeutſches Wochenblatt. Politiſch-ſociales Organ. Herausgegeben von K. Wartenburg. 1ſter Jahrgang. Oktober 1868 bis September 1869. 52 Nummern. Gera, Strebel. Gr. 4. Vierteljährlich 10 Ngr.

Ein Wort über Bildung mit beſonderer Beziehung auf das weibliche Geſchlecht, ſeinen Lebenszweck und ſeine Erziehung. Mit einem Vorwort von L. Brachmann. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 7½ Ngr.

Zingerle, I. V., Bericht über die in Tirol im Jahre 1867 angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bücher-Auction.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Antiquariatshandlungen gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer werthvollen Sammlung von Werken aus dem Gebiete der

Naturwissenschaften, Mathematik, Medicin etc.,

welche am 23. November 1868 und den folgenden Tagen im Geschäftslocale von F. A. Brockhaus in Leipzig öffentlich gegen baare Zahlung versteigert werden sollen.

Vorstehender Katalog, eine reiche Sammlung werthvoller und zum Theil seltener Werke aus dem Gebiete der obengenannten Wissenschaften enthaltend, verdient besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Aufträge für die Auction übernehmen alle Buch- und Antiquariatshandlungen des In- und Auslandes, sowie

F. A. Brockhaus'

Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möſer.

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.

Elegant geb. 1 Thlr.

Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig iſt ſoeben erſchienen:

In der Fremde.

Dem Holländiſchen des Gerard Keller nacherzählt

von

Adolf Glaſer.

2 Bde. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 2 Thlr.

Müller's neueſtes Künſtlerlexikon.

Leben und Werke der Künſtler aller Zeiten und Völker, der berühmteſten Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Kupferſtecher, Formſchneider, Lithographen ꝛc. von den früheſten Kunſtepochen bis zur Gegenwart. Drei Bände. 137 Bogen. Broſch. (Ladenpreis 26 Fl., oder 15 Thlr. 18 Ngr.)

Herabgeſetzter Preis 10 Fl., oder 6 Thlr.

Verlag von **Ebner & Seubert in Stuttgart.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **George Weſtermann** in Braunſchweig iſt erſchienen:

Kapp, E., Vergleichende Allgemeine Erdkunde. Zweite verbeſſerte Auflage. Gr. 8. Geh. Preis 4 Thlr.

Das Werk betrachtet die Erdoberfläche als Lagerſtätte der Geſchichte und weiſt nach, wie in der Beſchaffenheit des Planeten das Geſammtleben der Menſchheit vorgeſehen iſt. Es liefert daher, indem es von der Natur als dem unverrückbaren Grund und Boden aller menſchlichen Exiſtenz und Erkenntniß ausgeht, einen Beitrag zur Beurtheilung der wichtigſten Fragen von Vergangenheit und Gegenwart. Namentlich darf es denen empfohlen ſein, welchen es um eine objective Auffaſſung der zwiſchen Germanen und Romanen obwaltenden Beziehungen, ſowie um ein klares Verſtändniß der Weltſtellung und der nationalen Entwickelung Deutſchlands zu thun iſt.

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in Jena erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Neu Amerika

von

W. Hepworth Dixon.

Rechtmäßige vom Verfaſſer autoriſirte deutſche Ausgabe. Nach der ſiebenten Auflage aus dem Engliſchen

von

Richard Oberländer.

Mit zahlreichen Illuſtrationen in Holzſchnitt. Groß-Octav. Eleg. broſch. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Sieben ſchnell hintereinander folgende Auflagen ſprechen am beſten für den Werth dieſes bedeutendſten neuern Werks „über den fernen Weſten" und ſeine Bewohner, die Mormonen, Quäker ꝛc.

Möge nachſtehendes Urtheil der „Times" hier folgen:

„Der Verfaſſer dieſes ſehr intereſſanten Werks, der durch die Ebenen und Gebirge des fernen Weſten bis in das Salzſeethal vorgedrungen iſt, gibt hier einen ausgezeichneten Bericht über die Mormonen und treffende Schilderungen der Scenen, welche er ſah. Herr Dixon hat gedankenreich und gut geſchrieben, und wir können uns keines frühern Buchs über amerikaniſche Reiſen erinnern, das über dieſe vielbeſprochenen Gegenſtände mit ſolcher Ausführlichkeit handelt."

☛ Preisermäßigung bis Ende 1868. ☚

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Luſtſpiele des Ariſtophanes.

Ueberſetzt und erläutert von **Hieronymus Müller.**

Drei Bände.

8. Geh. (5 Thlr. 12 Ngr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Der Preis dieſer trefflichen Ueberſetzung des Ariſtophanes von Hieronymus Müller, dem berühmten Ueberſetzer des Platon, mit Einleitung und Erläuterungen verſehen, iſt von der Verlagshandlung für einige Zeit auf nur 2 Thlr. ermäßigt worden.

☛ Ende 1868 tritt der Ladenpreis von 5 Thlr. 12 Ngr. wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottſchall.**

Erſcheint wöchentlich. — **Nr. 47.** — 19. November 1868.

Inhalt: Zur Shakſpeare-Literatur. Von **Rudolf Gottſchall.** — Von Spitzbergen zur Sahara. Von **Johann Schucht.** — Vom Büchertiſch. — **Feuilleton.** (Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Shakſpeare-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben durch Karl Elze. Dritter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1868. Lex.-8. 3 Thlr.
2. Eſſay über William Shakſpeare's König Richard III. Von Wilhelm Oechelhäuſer. Berlin, G. Reimer. 1868.
3. Shakſpeare's Charakterentwickelung Richard's III. Vorträge gehalten in der Roſe zu Jena im Februar 1868 von Kuno Fiſcher. Heidelberg, Baſſermann. 1868. 8. 21 Ngr.
4. Shakſpere-Forſchungen von Benno Tſchiſchwitz. I. Shakſpere's Hamlet, vorzugsweiſe nach hiſtoriſchen Geſichtspunkten erläutert. Halle, Barthel. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Shakſpeare's Leben und Schaffen. Altes und Neues von Hermann Kurz. München, Merhoff. 1868. 8. 20 Ngr.
6. Goethe's Fauſt, Shakeſpeare's Macbeth und König Lear, im Lichte des Evangelii von Auguſt Schwartzkopff. Schönebeck, Berger. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Der von Karl Elze herausgegebene dritte Jahrgang des „Jahrbuchs der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft" (Nr. 1) beginnt mit einem Aufſatz von Hermann Ulrici: „Ueber Shakſpeare's Fehler und Mängel", welcher die Shakſpeare-Geſellſchaft von dem Vorwurf zu reinigen ſucht, daß ſie in ihren Beſtrebungen, das Studium des großen britiſchen Dichters nach allen Seiten zu fördern, von einer blinden Verehrung ausgehe, welche über das Ziel hinausſchieße. Dieſer Vorwurf konnte in der That dem vorigen Jahrgang des Shakſpeare-Jahrbuchs nicht erſpart werden, da die Art der Abwehr gegen Rümelin und Gleichgeſinnte einen Geiſt perſönlicher Gehäſſigkeit athmete und mehr einem Ketzergericht glich, für welches eine unfehlbare Orthodoxie die Scheiterhaufen zurechtmachte, als einem literariſchen Duell zwiſchen gleichberechtigten Gegnern. Jetzt ſtreckt der Präſident der Geſellſchaft, in dem einleitenden Vortrag zum Jahresbericht für 1865—66, denjenigen, die weder an Shakſpeare's Unfehlbarkeit, noch an die Unfehlbarkeit der Shakſpeare-Päpſte glauben, die Hand zur Verſtändigung entgegen. Er ſpricht ſelbſt über Shakſpeare's Fehler und Mängel, indem er die durchaus richtige Bemerkung vorausſchickt, daß ein Unterſchied zu machen ſei zwiſchen den Mängeln und Fehlern eines Genius, die nur den Schatten zum Licht bilden und daher in gleichem Maße wie ſeine Vorzüge zu denken und zu lernen geben, und den Gebrechen eines Stümpers, die eben nur Flecken ſind und mithin nur vom pathologiſch-naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte Intereſſe haben; denn für die Naturwiſſenſchaft gebe es keinen Schmuz.

Zunächſt wendet ſich Ulrici gegen die Anſicht Rümelin's, daß Shakſpeare kein „Nationaldichter" geweſen ſei und ſein Publikum theils aus der jeunesse dorée des damaligen England, theils aus den unterſten Klaſſen des Volks beſtanden habe. Ulrici beweiſt aus der Thatſache, daß nicht nur die großen Lords, ſondern auch die Mayors und Aldermen der größern Städte, z. B. York, Coventry, Lavenham, Cheſter, Kingſton, Stratford u. a., Schauſpieltruppen in ihrem Dienſt hatten und ſie oft auf ihre Rechnung, immer unter ihrer Autorität, öffentlich ſpielen ließen, daß auch an der Univerſität zu Oxford 1583 mehrere Dramen unter der Leitung G. Peel's, des ältern Zeitgenoſſen Shakſpeare's, zur Aufführung kamen, die nicht geringere Betheiligung des damaligen Bürgerthums und der gelehrten Welt an dramatiſchen Vorſtellungen und damit die allgemeine Verbreitung und nationale Bedeutung der damaligen Dramen und der Dramen Shakſpeare's in erſter Linie. Die Wahrheit mag hier in der Mitte liegen. Die ausgehungerten Provinzſtädte trachteten, wie auch heutigentags, den Vergnügungen der Hauptſtadt nach; es wurden dabei auch manche Kreiſe zur Theilnahme mit herangezogen, welche ihr in der Hauptſtadt fremd blieben. Für London wird Rümelin's Behauptung, wenn auch nicht in ſcharfer Ausſchließlichkeit, Geltung behalten. Daß das Bürgerthum in Shakſpeare's Hiſtorien und Römerſtücken eine klägliche Rolle ſpielt, läßt ſich nicht fortleugnen; es erſcheint nur bei großen Aufzügen als Staffage oder bei Aufſtänden, die wie der von Cade, lächerlich gemacht werden, oder um ſich von

Digitized by Google

Königen wie Richard III. betrügen, von Ariſtokraten wie Coriolan verſpotten zu laſſen. In den großen Tragödien war ſeine Betheiligung durch den Stoff ausgeſchloſſen, in „Romeo und Julie“ iſt es nur durch den verhungerten Apotheker vertreten, der das Gift verkauft. Die Luſtſpiele bewegen ſich faſt durchweg in ariſtokratiſchen Kreiſen. Auf den erſten Anblick ſcheint „Der Kaufmann von Venedig“ die einzige Ausnahme zu bilden; doch die Bürger von Venedig verwandelten ſich bei Shakſpeare unter der Hand in Edelleute; dieſe Antonios, Baſſanios, Grazianos haben alle ein ritterliches Gebaren, und es würde uns ſchwer fallen, ſie in ihren Comptoiren aufzuſuchen. Einen Vertreter des geiſtigen, wiſſenſchaftlichen Strebens, wie etwa Marlow's Fauſt, ja ſelbſt einen Luſtſpielhelden, wie Ben Jonſon's Alchemiſten, würden wir bei Shakſpeare umſonſt ſuchen — die Gelehrten erſchienen ihm, wie ſein Schulmeiſter Holofernes beweiſt, am geeignetſten für die Poſſe. Daß Bürgerthum und gelehrte Welt zahlreiche bühnenfeindliche, puritaniſche Elemente damals in ſich ſchloſſen, iſt eine unleugbare Thatſache. Aus den Aufführungen in den Provinz- und Univerſitätsſtädten auf die lebhafte Theilnahme des Bürgerthums und der Gelehrten an der dramatiſchen Dichtung, namentlich Shakſpeare's, ſchließen zu wollen, wäre ungefähr daſſelbe, wie wenn man Leipzig für eine höchſt ariſtokratiſche Stadt hielte, weil ſie alljährlich nach dem Muſter der vornehmen Reſidenzen große Wettrennen veranſtaltet.

Was nun die Fehler Shakſpeare's betrifft, ſo gibt Ulrici zunächſt zu, daß er häufig durch zweideutige Scherze, durch vulgäre, unſchöne Ausdrücke und Bilder, durch Anſpielungen auf Dinge, die in guter Geſellſchaft unberührt bleiben müſſen, den Geſchmack und das Gefühl aller feinerbeſaiteten Seelen verletze. Doch ſei der Fehler bei ihm nur ein Fehler der Diction, der ſich faſt überall durch Ausmerzung oder Umänderung eines Wortes, einer Zeile leicht beſeitigen laſſe. Einen zweiten, weit wichtigern Punkt berührt Ulrici in der folgenden Stelle, wobei er vorausſchickt, daß die Dramen Shakſpeare's nur für die Bühne geſchrieben, nicht zum Leſen, ſondern nur zum Schauen beſtimmt waren:

> Aus dieſer Beſtimmung derſelben, die das Grundprincip ihrer Form und Faſſung, das Hauptmoment in Shakſpeare's Stil bildet, erklärt ſich ein zweiter Fehler, den man in ſeinen Dichtungen gefunden hat. Shakſpeare vernachläſſigt es nicht ſelten, die Motive für die Entſchlüſſe, für das Benehmen, Thun und Laſſen ſeiner handelnden Perſonen beſtimmt und ausdrücklich anzugeben. Ich will damit nicht ſagen, daß ihr Handeln wirklich unmotivirt iſt, d. h. aus ihrem Charakter und den gegebenen Umſtänden ſich nicht erklären laſſe; ich bin meinerſeits vom Gegentheil überzeugt. Aber Shakſpeare überläßt es in vielen Fällen dem Zuſchauer, ſich ſelber die Motive zu ſuchen; er deutet ſie nur an, er läßt ſie zuweilen nur aus dem Zuſammenhang errathen. Denn er weiß ſehr wohl, daß die Impulſe unſers Wollens und Thuns in letzter Inſtanz aus dem innerſten Kern und Grund unſers Weſens quellen und daher in ihrem wahren Sinne und Werth uns ſelbſt oft verborgen bleiben. Er weiß daher, daß eine genaue und ſtrenge Motivirung nur erreichbar iſt durch eine Enthüllung jenes innerſten Kerns und Grundes, auf welchem ſie ruht, und daß ſie mithin dem Zuſchauer nur klar vor Augen geſtellt werden kann durch eine weitläufige Darlegung der ganzen Fülle von Empfindungen und Gefühlen, Gedanken und Reflexionen, Trieben und Begehrungen, welche die Seele des Menſchen beherbergt. Aber Shakſpeare weiß auch ſehr wohl, daß ſolche Ergüſſe aus dem innerſten Seelenleben den Gang der Action nothwendig hemmen, daß ſie, in reicherm Maße eingewebt, dem Drama ſeinen dramatiſchen Charakter nehmen, und daß daher der dramatiſche Dichter nur bis zu einem gewiſſen Grade die dargeſtellte Handlung motiviren darf. Er weiß andererſeits, daß der weitaus größte Theil der Zuſchauer, auch der gebildeten, urtheilsfähigen, während des Schauens eine ſolche tiefere, gründliche Motivirung nicht vermißt. Verſenkt in das echt dramatiſche Streben, jeder einzelnen Scene ein prägnant draſtiſches Gepräge aufzudrücken, jede einzelne Situation in dieſem Sinne möglichſt auszubeuten und das Intereſſe an ihr bis zum höchſtmöglichen Grade zu ſpannen, vernachläſſigt es Shakſpeare oder, richtiger, vermag er es nicht zugleich, den Zuſchauer ausdrücklich und überall auf die innern Motive, auf den innern Zuſammenhang der Handlung hinzuweiſen. Ich räume ein, daß er in jenem Streben hier und da zu weit gegangen ſein mag. Aber der Fehler entſpringt doch nur aus einem weſentlichen Vorzuge, wie der Schatten aus dem Weſen des Lichts, aus dem großen Vorzuge, dem es Shakſpeare zu danken hat, daß ſeine Haupt- und Meiſterwerke heutzutage, nach beinahe 300 Jahren, noch immer die Theater füllen, noch immer, wenn ſie gut dargeſtellt werden, eine Macht über die Gemüther üben, mit der ſich die Wirkung kaum irgendeines andern Dramas vergleichen laſſen dürfte.

Im allgemeinen gibt Ulrici hier dem Realiſten recht, doch ſeine Vertheidigung Shakſpeare's iſt gerade hier unhaltbar. Es gibt eine doppelte Art der Motivirung, eine äußere und innere. Was jene betrifft, ſo iſt die Frage, bis zu welchem Glied des ins Unendliche ſich erſtreckenden Cauſalnexus der Dichter in einem beſtimmten Fall zurückzugehen hat, zum Theil von den äußerlichen Bedingungen der Bühne abhängig. Das Kommen und Gehen der Perſonen auf einer nur durch einen Zettel ſignaliſirten und oft im Handumdrehen umgewandelten Scene, welche alles der Phantaſiethätigkeit übrigläßt, bedurfte natürlich nicht einer ſo eingehenden Motivirung wie bei uns, wo die beſtimmte, bis ins Detail ausgeführte Decoration auch von ſeiten des Dichters die genaue Beobachtung ihrer Anforderungen verlangt. Die kunſtloſe und unreife Form der Shakſpeare-Bühne trägt die Schuld, wenn Shakſpeare's Perſonen oft auf die Bühne platzen, ohne daß ihr Auftreten äußerlich motivirt iſt. Anders verhält es ſich mit der innern Motivirung der dramatiſchen Situationen. Wenn Ulrici meint, daß die Impulſe unſers Wollens und Thuns in letzter Inſtanz aus dem innerſten Kern und Grunde unſers Weſens quellen, daß es ſich nicht um weitläufige Ergüſſe des Seelenlebens handle, ſo wird die Frage durch dieſe Stellung ſchon etwas verſchoben und auf ein anderes Gebiet hinübergeſpielt. Nicht eine Fülle verwirrender Motive verlangen wir von dem Dramatiker, ſondern das rechte Motiv in dem rechten Moment, das entſcheidende durchſchlagende Motiv, welches gleichzeitig aus dem innerſten Weſen des Charakters hervorgeht und daſſelbe ins Licht ſetzt. Hieran aber läßt es Shakſpeare oft fehlen, und es iſt gerade die Wonne der Commentatoren, die Lücken ſeiner dramatiſchen Bauwerke, wie Heine ſagt, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen auszuſtopfen. Namentlich bei pathologiſchen Zuſtänden läßt uns ſeine Motivirung vollkommen im Stich. Wir ſehen Ophelia wahnſinnig, wir ſehen die Lady Macbeth wahnſinnig; doch wie ſich dieſer Wahnſinn in den beiden Frauengeſtalten entwickelt hat, darüber bleiben wir vollkommen im Unklaren, um ſo mehr, als weder das ſinnige Mädchen, noch die ſtahlharte Lady bei dem letzten

Digitized by Google

Auftreten, welches den Wahnſinnsſcenen vorangeht, Spuren irgendwelcher Geiſtesſtörung zeigen. Im Gegentheil, Ophelia beklagt die Geiſteszerrüttung Hamlet's, und Lady Macbeth ſucht die Exaltationen ihres Gatten auf das rechte Maß zurückzuführen. Hier klafft eine große Kluft in den Dichtungen, in welche ſich freilich unſere kritiſchen Curtiuſſe todesmuthig hineinſtürzen, um Rom zu retten, die nichtsdeſtoweniger aber unausfüllbar für jede geſunde Kritik bleibt. Durch dieſe Lücke in der Motivirung wird aber das Weſen des Charakters ſelbſt beeinträchtigt, jener „innerſte Kern und Grund", in deſſen Enthüllung Ulrici die Hauptaufgabe des Dramatikers ſetzt. Auch würde die Conſequenz einer Anſicht, welche die Ausbeutung der einzelnen Situation auf Unkoſten ihrer Motivirung in Schutz nimmt, nothwendig zur Effecthaſcherei führen; denn Effecte ſind ja ſehr treffend als Wirkungen ohne Urſache definirt worden.

Weiterhin proteſtirt Ulrici gegen den Vorwurf, Shakſpeare habe ſeinen Helden abſurde Motive untergelegt, gibt aber zu, daß die Auffaſſung von Hamlet's Charakter, wie man ſie auch formen und ausdrücken möge, immer zweifelhaft bleibe. Wir müſſen uns auf die Seite Ulrici's ſtellen, gegenüber der Anklage des Realiſten, daß „Shakſpeare die Handlung in weit ſtärkerm Grade aus den Charakteren ableitet, als die Erfahrung uns zeigt". Hierin aber beſteht eben das Weſen dramatiſcher Dichtkunſt, welche ja keineswegs blos die Wirklichkeit abzuſchreiben hat.

Das eigentlich Zuſtändliche gehört in das Epos. In den Hiſtorien tadelt Rümelin, daß die Ereigniſſe als etwas durch die Chronik einfach ſchon Gegebenes ohne weitere innere Begründung hingenommen würden, von der Macht und Wirkung beſtimmter geſellſchaftlicher Zuſtände ſei niemals die Rede. Der erſte Satz iſt gewiß zuzugeben; was aber den zweiten betrifft, ſo hat das culturhiſtoriſche Element im Drama nur eine durchaus untergeordnete Rolle zu ſpielen; es iſt theils Hintergrund, theils Stoff für den Charakter und die That, die es geſtalten. Der Pragmatismus der heutigen Geſchichtſchreibung, welche die Charaktere in die Begebenheiten verſtrickt und nur zu Trägern einer ſtillſchweigenden, doch unwiderſprechlichen geſchichtlichen Logik macht, iſt für den Dramatiker durchaus unerſprießlich; er kann nur die geſchichtliche That als freies Product des geſchichtlichen Charakters verwenden. Aehnlich ſpricht ſich Ulrici aus, wenngleich er das Weſen des Dramas nicht ſo ſcharf betont. Auch räumt er in Bezug auf den erſten Punkt ein, daß Shakſpeare in den hiſtoriſchen Stücken bei dem verwickeltern Stoffe, den ſie ihm boten, noch öfter als ſonſt es verabſäumt haben mag, die Motive der Action und ihres Verlaufs dem Zuſchauer klar und deutlich darzulegen. In Bezug auf die Luſtſpiele räumt Ulrici ſchließlich ein, daß ſich hier häufig Situationen finden, die mit den Charakteren wie mit der Wahrſcheinlichkeit in Widerſpruch ſtehen, und daß in ihnen der Wortwitz zu ſehr überwiege und zuweilen den Mangel an ſachlicher Komik erſetzen müſſe, während die Action hier und da zu ſehr an den Ernſt ſchwerwiegender ſittlicher Gebrechen und Conflicte ſtreife.

Jedenfalls iſt der Aufſatz von Ulrici verdienſtlich; er bezeichnet die äußerſte Grenze der Zugeſtändniſſe, welche die Shakſpeare-Freunde der ſtrieten Obſervanz geſonnen ſind der modernen Kritik zu machen. Und viele der Shakſpeare-Orthodoxen werden Ulrici nicht bis an dieſe äußerſte Grenze folgen. In der That würde eine Betrachtung Shakſpeare's von dieſen Geſichtspunkten aus einen ganz andern Commentar ergeben und nöthig machen, als er ſelbſt in der eben erſchienenen neuen Auflage von Ulrici's philoſophiſchen Shakſpeare-Erläuterungen vorliegt.

Als Vertreter der eigentlichen philologiſchen Shakſpeare-Kritik tritt Nikolaus Delius in dieſem Jahrgang des Jahrbuchs mit einem Aufſatz „Ueber Shakſpeare's Pericles, Prince of Tyre" auf. Wie er im vorigen Jahrgang „Timon von Athen" mit kritiſchem Scheidewaſſer analyſirte, um den von Shakſpeare ſelbſt gedichteten Theil von der Dichtung eines Vorgängers zu ſondern, ſo ſucht er auch hier Shakſpeare's Antheil an „Perikles", den er im weſentlichen für das Werk deſſelben Vorgängers hält, auf die authentiſchen Beſtandtheile des Werks zurückzuführen. Die Mittel, deren ſich Delius bei dieſer immerhin ſchwierigen chemiſchen Scheidung bedient, ſind zunächſt die Urkundenkritik, welche aus der Nichtaufnahme des „Perikles" in das Folio von 1623 ſchließt, der geringe Antheil Shakſpeare's an der Dichtung ſei den Herausgebern bekannt geweſen und habe ſie zum Ausſchluß dieſes Dramas bewogen. Dann aber ſucht die auf ſeinem Stilgefühl beruhende Kritik von Delius die leuchtenden Spuren des Shakſpeare'ſchen Genius auf und kommt zu dem Reſultat, daß diejenige Partie des Stücks, welche die Schickſale von Perikles' Tochter Marina betrifft, einzig und allein Shakſpeare's Meiſterhand verräth. Delius geht in der Detailkritik ſo weit, daß er die Chöre ſogar genau unterſcheidet, die von Shakſpeare und die von ſeinem Vorgänger herrühren. Nicht genug damit, auch die Frage, wer denn dieſer Vorgänger war, wird von Delius beantwortet. Eine von Twine aus den „Gestis Romanorum" überſetzte und bearbeitete Novelle, ſowie Gower's „Confessio Amantis", ſind bekanntlich die Hauptquellen des „Perikles". Eine ſpätere Novelle, welche mit Benutzung dieſer beiden Quellen erſchien, hatte einen George Wilkins zum Verfaſſer. Und dieſer George Wilkins iſt nach der Anſicht von Delius auch der Verfaſſer des urſprünglichen, von Shakſpeare bearbeiteten Dramas „Perikles". Das iſt eine neue Schachaufgabe, welche ſcharfſinnige Combinationen zu ihrer Löſung verlangt, und es iſt eine Freude, zu ſehen, wie ſiegesgewiß der Kritiker an ſein Werk geht. Von Wilkins iſt noch ein anderes Drama vorhanden: „The Miseries of Inforst Marriage." Dies Drama wird nun in Bezug auf Inhalt und Form mit „Timon" und „Perikles" in Parallele geſetzt und jede Aehnlichkeit raſch mit Beweiskraft für die gemeinſame Autorſchaft ausgerüſtet:

> Wie im „Timon" und im „Perikles" ſehen wir auch hier einen dankbaren und anziehenden Stoff aus Mangel an Conſequenz und an Motivirung in der Entwickelung der Handlung wie in der Charakteriſtik der handelnden Perſonen nicht zu dem vollen dramatiſchen Ausdruck gebracht, deſſen derſelbe gewiß fähig geweſen wäre.

Dann werden alle ſtiliſtiſchen und metriſchen Merkmale hervorgehoben, welche eine auffallende Familienähnlichkeit zwiſchen „Perikles" und den „Miseries" verrathen: die Vermiſchung von Proſa, Blankvers und gereimtem Vers ohne genügende Motivirung, die nur des

Digitized by Google

Reims wegen angebrachten unklaren und ſcharfen Sentenzen, die geſchmackloſen Antitheſen und Metaphern, die hohlen, bombaſtiſchen Phraſen. Eine Zahl im Sinn und Ausdruck verwandter Stellen ſoll den Beweis vervollſtändigen.

Nehmen wir nun auch an, dieſer Beweis ſei gelungen, obgleich er doch nirgends über die Conjectur hinausgeht, da eine gewiſſe Gleichartigkeit der Phraſeologie bei den untergeordneten Talenten in jeder Epoche herrſcht — was iſt denn für die Aeſthetik und Literaturgeſchichte dabei gewonnen? Ob der Autor eines ſchlechten und verfehlten Stücks Wilkins heißt oder irgendeinen andern Namen führt: das iſt doch eine ſehr gleichgültige Thatſache, die kein Kopfzerbrechen verlohnt. Wir mögen den Apparat von Gelehrſamkeit und Scharfſinn anerkennen, den Delius hier wie immer zur Anwendung bringt, doch können wir in dieſer Anwendung nur eine Art von geiſtiger Gymnaſtik ſehen, die kaum einen andern Zweck hat, als die Muskeln zu ſtärken.

Karl Eitner veröffentlicht eine Unterſuchung über „Die Troilus-Fabel in ihrer literaturgeſchichtlichen Entwickelung und die Bedeutung des letzten Actes von Shakſpeare's «Troilus und Creſſida» im Verhältniß zum geſammten Stück". Dies Drama iſt bekanntlich ein crux interpretum; man weiß nicht recht, was man aus ihm machen ſoll, und das iſt zunächſt der Fehler des Dichters, der hier die rechte Miſchung des Komiſchen und Tragiſchen verfehlt hat. Ein Drama bedarf nicht blos der Einheit der Handlung, es bedarf auch der Einheit der Stimmung, einer herrſchenden Tonart, die alle Ausweichungen in ihre Grundharmonie zurückführt. Sonſt fehlt dem Ganzen die Theilnahme, die ſich an einzelnes und nach entgegengeſetzten Seiten hin zerſplittert. Das Werk war verfehlt; aber die kritiſche Weisheit in Deutſchland durfte dies Zugeſtändniß engliſcher und franzöſiſcher Ausleger nicht adoptiren; ſie ſuchte in ihren dramatiſchen Rubriken umher, und wenn keine paßte, ſo machte ſie raſch eine neue zurecht. Ein Theil der Kritiker fand in „Troilus und Creſſida" eine Parodie, hervorgerufen durch Chapman's „Ilias", deren damals zur Mode gewordenen Helden Shakſpeare habe ironiſiren wollen. Hiergegen wendet Eitner ein:

> Wie wenig übrigens Shakſpeare geſonnen und geneigt geweſen iſt, die homeriſche Welt zu parodiren, läßt ſich auch daraus erſehen, daß er nirgends mit einer Silbe der griechiſchen Götter erwähnt, deren Wirthſchaft ihm doch ſo reichen Stoff zur Steigerung ſeiner komiſchen Darſtellung würde geboten haben; ſie würde dann noch draſtiſcher geworden ſein. Aber er begnügte ſich damit, blos die homeriſchen Charaktere mit dem Rittercoſtüm des Mittelalters zu bekleiden.

Daß Shakſpeare nicht die Götter parodirt, ſondern ſich mit der Parodie der Helden begnügte, iſt wol kein Grund, die letztere in Abrede zu ſtellen, um ſo weniger, als ein parodirter Olymp das Stück in eine phantaſtiſche Sphäre gehoben hätte, die außerhalb der praktiſchen Bühnenzwecke lag. Offenbach's „Schöne Helena", in welcher keine Götter vorkommen, iſt doch gewiß ebenſo gut eine Parodie wie ſein „Orpheus in der Unterwelt". In der That erinnert nun Creſſida auffallend an die „ſchöne Helena", und ein beträchtliches parodiſtiſches Element wird ſich aus dem Stück nicht fortleugnen laſſen. Gleichwol iſt es nicht durchweg Parodie; es enthält auch außer dem letzten Act viel Ernſtgemeintes; ſelbſt die vorherrſchende bittere Satire iſt viel zu ſchwer laſtend für eine nur parodirende Ironie. Eitner nennt das Stück, nachdem er die Bedeutung des letzten Actes dahin feſtgeſtellt, daß er den Abſchluß bilde für die olympiſche Seite der Dichtung, die unſere Sympathien von Haus aus auf die Seite der Trojaner lenke, eine „Tragikomödie", und man mag mit dieſer Taufe einverſtanden ſein, jedoch nur unter dem Zuſatz, daß die Tragikomödie eben eine unberechtigte äſthetiſche Zwittergattung ſei. Das Geſammturtheil von Eitner lautet:

> „Troilus und Creſſida" iſt eine ſatiriſche Komödie, in welcher der Dichter zuſammenhangsvoll einmal die Welt unter dieſer grellkomiſchen, wie im „Hamlet" unter der melancholiſchen Beleuchtung zeigt. Man könnte es als die Komödie des abſoluten Widerſpruchs bezeichnen: als Widerſpruch der großen Unternehmung mit ihrer Veranlaſſung; als Widerſpruch des Verhaltens mit dem Zwecke; als Widerſpruch der An- und Abſichten der Hauptcharaktere mit ihrer Handlungsweiſe; als Widerſpruch des Ganzen mit einer höhern Weltanſicht. Kurz der Dichter ſtellt alles mit humoriſtiſcher Willkür auf den Kopf; nur die ſchlechteſten Charaktere ſtimmen in ſich überein, und der gemeinſte ſieht alles klar durch und hat darum allein das Recht, ſeine gemeine Spottlauge über den ganzen Unfug auszugießen. Es iſt eben eine freie Komödie ohne alle beſondern Zwecke, als den, den Ingrimm über ſo manche Erſcheinungen des Weltlaufs durch eine Art von „Göttergelächter" über die Tollheit der Menſchen los zu werden.

„Troilus und Creſſida" iſt entſchieden eins der geiſtreichſten Stücke Shakſpeare's, bis zur Ueberladung reich an Sentenzen, Reflexionen, Witz und Satire; aber auch nach der Eitner'ſchen Auslegung ein monstrum biceps, mit einem ſatiriſchen und elegiſchen Kopf, und deshalb in der Compoſition eine Misgeburt.

Intereſſant iſt die Vorgeſchichte der Dichtung, die Geſchichte der Quellen, ein Beitrag zur history of fiction, in deſſen Ausführung ſich Eitner an Moland und d'Héricault und ihre Einleitung zu den neuveröffentlichten „Nouvelles françaises en prose du XIVe siècle" anſchließt.

Troilus ward von Homer nur mit einem halben Hexameter bedacht, von Virgil bereits mit fünf Sechszeilern. Ausführlicher iſt von ihm die Rede bei den alexandriniſchen Rhetoren und Grammatikern und bei den Verfaſſern der erdichteten Chroniken des Alterthums, namentlich Dictys Cretenſis und Dares Phrygius. Die Erfindungen des Dares gehen in altfranzöſiſche Gedichte über, die Liebesgeſchichte zwiſchen Troilus und Briſeida wird zuerſt ausführlich angeführt von Benoit de St.-Maure in dem „Roman von Troja". Guido della Colonna in Italien, John Lydgate in England geben anders geartete Ausführungen. In eine neue Phaſe tritt die Troilus-Fabel mit Boccaccio's „Filoſtrato", in welchem zuerſt Pandarus als Hauptperſon der Fabel hinzugefügt wird, den Chaucer in den „Canterbury tales" in „The Boke of Troilus and Criseida" zuerſt in den Shakſpeare'ſchen Onkel verwandelt. Von weitern franzöſiſchen Bearbeitungen iſt die wichtigſte von Raoul le Fevre, welche William Caxton ins Engliſche überſetzte. Aus der „Ilias" des Chapman nahm Shakſpeare dann noch den Charakter des Therſites auf. Eitner ſagt:

Digitized by Google

Wozu hatte Shakeſpeare nöthig, altfranzöſich oder italieniſch
können, oder lateiniſch, um „Troilus und Creſſida“ zu dichten?
ſand die Geſchichte in den alten, vom Volke geliebten Bü-
:n ſeines Landes: Lydgate erſetzte ihm das Lateiniſche des
ido della Colonna, Chaucer das Italieniſche des Boccaccio,
Caxton das Franzöſiſche des Raoul le Fèvre.

Dieſe Unterſuchung der Stoffquellen Shakſpeare's
ıt uns die Wandlungen deſſelben Stoffs unter ver-
edenen Händen, bis die einzelnen Charaktere eine feſte
iſche Geſtalt gewinnen. Daß ſie dieſe Geſtalt nicht
durch Shakſpeare gewonnen haben, geht aus dem
gleich mit ſeinen Vorgängern klar hervor.

Eine andere Stoffquelle Shakſpeare's und das Ver-
niß des Dichters zu derſelben analyſirt Theodor Vatke
em Aufſatz: „Shakſpeare's «Antonius und Kleopatra»
Plutarch's Biographie des Antonius.“ Vatke ſucht
zuweiſen, daß das geſchichtlich Bedeutende in dieſem
ck ſich dem „Aeſthetiſchen und Perſönlichen“ unter-
.et. Die Schönheiten der Dichtung, die Scene auf
Galere des Pompejus, die Vatke einem Gemälde von
lo Veroneſe vergleicht, der letzte Monolog der Kleo-
ı, wo ſie gleichſam vor unſern Augen zu Marmor
, werden von Vatke mit Verſtändniß gewürdigt.

Karl Elze ſucht in einer Studie zum „Sommernachts-
n“ die Verwandtſchaft dieſes Stücks mit den Masken-
:n, ſowie die Annahme zu beweiſen, daß es im Früh-
1590 zur Vermählung des Grafen Eſſex mit Lady
ey geſchrieben worden ſei. Die Beiträge „Zur Shak-
e'ſchen Textkritik“ von Alexander Schmidt erklären ſich
Recht gegen überflüſſige Conjecturen und ſuchen
he ſcharfſinnig beſeitigte Variante wieder ſcharfſinnig
ſtellen. Lindner gibt eine „Einrichtung des «Cymbeline»
ie Bühne“; doch auch durch dieſe wird das Stück
bühnenfähig werden. Oechelhäuſer berichtet über
Shakſpeare-Aufführungen in Meiningen“ und vergleicht
ıſtedt's treue und Dingelſtedt's freie Bühneneinrich-
n; Reinhold Köhler weiſt ein däniſches Märchen
Quelle für das Vorſpiel zu „The Taming of the
“ nach. Außer dem Berichte über die berliner
alverſammlung, Notizen, literariſcher Ueberſicht und
graphie finden ſich noch zwei Hamlet-Artikel; denn
Shakſpeare-Jahrbuch kann ohne mehrere Hamlet-
nicht gedacht werden. H. Freiherr von Frieſen
eine Gloſſe zu der bekannten Stelle in der Schau-
ſcene über die Aufgabe der „Schauſpielkunſt“, wie
ı das Wort „playing“ interpretirt. Der Gloſſator
den Ausdruck, dieſe Kunſt habe das Zeitalter in
Form und ſeinem Gepräge darzuſtellen, auf die
.ende Kunſt zu beſchränken, indem der Dichter ſei-
Poëm das Gepräge „ewiger Wahrheit“ geben müſſe.
mit dieſer „ewigen Wahrheit“ ebenſo beſtellt wie
:r „reinen Menſchlichkeit“; es ſind Abſtractionen,
nen eben ein echter Dichter nichts anfangen kann.
ichter ſoll auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehen, womit
egs geſagt iſt, wie Frieſen zu glauben ſcheint, daß
r vergängliche politiſche oder ſonſtige Tendenzen
ußerliche Schlagwörter zum Mittelpunkte ſeiner
ungen mache; aber er ſoll die Form und das Ge-
der Zeit, ihren weſentlichen Inhalt in ſeine Werke
ımmen haben. Dieſe tiefſinnige Meinung Shak-
ʒ möchten wir uns nicht fortinterpretiren laſſen.

Gerade dadurch ſind Shakſpeare und Dante ſo groß und unſterblich geworden, daß ſie den Inhalt ihrer Zeit mit der ganzen Macht ihres Genius verewigt haben.

Der Aufſatz von W. Oehlmann: „Die Gemüthsſeite des Hamlet-Charakters“, nimmt vielfach Rückſicht auf das Werk von Tſchiſchwitz (Nr. 3), und wir wollen deshalb beide im Zuſammenhang betrachten. Oehlmann wendet ſich gegen die philoſophiſchen Grundgedanken unſerer Denk-Deſtillateurs; er wendet ſich gegen den Ueberſchuß des Verſtandes, den man bei Hamlet anzunehmen pflegt; im Gemüthe Hamlet's liege der Quell ſeiner Unentſchloſſenheit, ſeiner übergroßen Bedenklichkeit u. ſ. w. Es iſt dies im Grunde ein Streit um des Kaiſers Bart, denn als abſtracter Verſtandsmenſch, wie Oehlmann meint, iſt Hamlet wol kaum einem ſeiner Ausleger erſchienen; einen Napoleoniſchen Verſtand beſitzt er durchaus nicht. Er gehört zu den geiſt- und phantaſievollen Naturen, und der „Ueberſchuß der Reflexion“ ſtammt eben aus dieſem Phantaſiereichthum, aus den ſich durchkreuzenden Elementen des Charakters, aus dieſer Fülle des innern Seelenlebens. Damit iſt die Gemüthsſeite ſelbſtverſtändlich mitgemeint; einen kalten nüchternen Verſtand, der überhaupt gerade auf das Ziel loszugehen pflegt, hat niemand einer Hamlet-Natur zugeſprochen. Mit Recht hebt Oehlmann hervor, daß Hamlet's Grundleidenſchaft die innere Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit iſt. Hierin ſecundirt Tſchiſchwitz, der außer dem von Goethe angeführten Grundgedanken noch einen andern in dem Trauerſpiel findet: „charaktervolle und conſequente Durchführung des Princips kindlicher Pietät und Verklärung und Beſiegelung durch den Tod.“

Das Buch von Tſchiſchwitz iſt jedenfalls eine gediegene Bereicherung der Hamlet-Literatur, weil es im weſentlichen nicht neue Gedankengeſpinſte, ſondern neue Thatſachen anführt. Durch Belegſtellen aus Giordano Bruno, der ſich bekanntlich einige Zeit vor dem Beginn von Shakſpeare's dramatiſcher Thätigkeit in London aufhielt, auch ſpäter Profeſſor in Wittenberg war, ſucht Tſchiſchwitz nachzuweiſen, daß das ſpecifiſch Philoſophiſche, das uns in Hamlet entgegentritt, namentlich die materialiſtiſchen Theorien des Stoffwechſels aus dieſem Philoſophen geſchöpft ſind, daß Shakſpeare das einzige Luſtſpiel des Philoſophen: „Il Candelajo“, gekannt und ihm einzelne Wendungen entlehnt habe, ja daß das Buch, in welchem Hamlet lieſt, als Polonius an ihn herantritt, kein anderes geweſen ſei als Bruno's Werk: „Spaccio della bestia triomfante“, in deſſen erſtem Dialog ſich eine ganz entſprechende Stelle befinde wie diejenige, welche Hamlet dem „ſatiriſchen Schuft“ in den Mund legt. Das Einzelne dieſer Beweisführung darf man um ſo gewiſſer preisgeben, als Shakſpeare wol kaum italieniſch verſtand. Gleichwol behält ſie ihren Werth, indem ſie zeigt, daß die Bruno'ſchen Anſichten die geiſtige Atmoſphäre der damaligen Zeit durchdrungen, gleichviel durch welche Vermittelung ſie dem Dichter ſelbſt zugänglich wurden, bis er auch hierin das Gepräge des Jahrhunderts ſeinen Dichtungen aufdrückte. Daſſelbe gilt von dem Princip „germaniſcher Blutrache“, in Betreff deſſen Tſchiſchwitz manche intereſſante Mittheilung macht. Auch den Charakter der Ophelia entwickelt er eingehend, ohne indeß die

Digitized by Google

Lücken und Mängel der Dichtung zu rügen, die gerade aus ſeiner Darſtellung um ſo ſchärfer hervorgehen. Denn wenn er meint, Hamlet münze in ſeinem Geſpräch mit Ophelia vieles auf die Lauſcher, den König und Polonius, ſo fehlt doch die unerlaßliche Motivirung, daß Hamlet um das Lauſchen der beiden weiß. Weiterhin ſagt Tſchiſchwitz:

Nach ſeiner Rückkehr finden wir Hamlet mit Horatio auf dem Kirchhofe, wo eben Opheliens Grab gegraben wird. Es iſt nicht anzunehmen, daß der Prinz dem Könige hier auflauern will, denn er hat von dem Begräbniß keine Ahnung; man darf alſo vermuthen, daß er entweder die Gruft des Vaters beſuchen oder die Nähe des Hofs und den Anblick Bekannter gefliſſentlich habe vermeiden wollen.

Hier fehlt wieder wie in frühern Scenen, bei Hamlet's Eindringen ins Cabinet, bei der Anweſenheit des Polonius neben dem Schlafgemache der Königs, ... vorausgehende Motivirung. Die Kritik nimmt ... muthet, wo für Annahmen und Vermuthungen ... Platz ſein darf. Dieſe Verſtöße gegen die ... Motivirung des Dramas und der einzelnen Scenen ... doch endlich eingeſtanden werden, wie dies ... gewiſſen Verſchämtheit von Ulrici in dem ... Artikel geſchieht; man ſollte einräumen, daß ... Theil der ſcharfſinnigen Commentare nicht durch ... züge, ſondern gerade durch die Fehler ... durch ſeine lückenhafte äußere und innere ... nothwendig geworden ſind.

Rudolf Gott...

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Von Spitzbergen zur Sahara.

Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforſchers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Von Charles Martins. Autoriſirte und unter Mitwirkung des Verfaſſers übertragene Ausgabe für Deutſchland. Mit Vorwort von Karl Vogt. Aus dem Franzöſiſchen von A. Bartels. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die kürzlich durch die Zeitungen verbreitete Nachricht, daß jenſeit der Behringsſtraße, unweit des Cap Jakan, ein bisher noch unbekanntes Polarland entdeckt ſei, darf uns nicht wundern, denn die eiſigen Regionen des Nordpols ſind noch gar zu wenig bereiſt. Höchſt erwünſcht kommt uns daher jedes Werk, das uns über jene ewig in Schnee und Eis gehüllten Länder nähere Kunde gibt. Das vorliegende Buch hat noch den großen Vorzug, daß es uns von Spitzbergen bis zur Sahara führt, alſo einen Erdbogen von 50 Breitengraden umfaßt, nämlich von der Nordſpitze von Spitzbergen bis zu den Pyramiden Aegyptens. Die Reſultate dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſe ſind in zahlreichen Abhandlungen dargelegt und ſchon vor Jahren in verſchiedenen franzöſiſchen Zeitſchriften veröffentlicht, dann vom Autor geſammelt, redigirt und zu vorliegendem Werke bearbeitet worden.

In der Einleitung erhalten wir eine kurze Geſchichte der „Pflanzengeographie", wobei die Gelehrten aller Länder namhaft gemacht werden, welche dieſen Wiſſenszweig mit begründet und bearbeitet haben. Die Geſammtzahl unſerer Pflanzenarten ſchätzt unſer Autor mit A. Decandolle auf 500000 und bemerkt:

Das Verhältniß der Monokotyledonen nimmt in der Richtung vom Aequator zum Pole zu. So iſt es in der tropiſchen Zone wie 1 : 6 beſchaffen, d. h. auf ſieben Pflanzen kommt nur ein Monokotyledon; in der gemäßigten Zone ſteigt es auf 1 : 4 und in den kalten Regionen auf 1 : 3. Dieſe Geſetze treffen aber nur im allgemeinen zu. Betrachtet man beſondere Länder, ſo findet man ſie in der einen oder andern Richtung verändert. Auf Spitzbergen z. B. zähle ich 93 Phanerogamen, nämlich 66 Dikotyledonen und 27 Monokotyledonen, was, wie man ſieht, ein Verhältniß bildet wie 3,4 : 1. Auf der Inſel Melville, im Hintergrunde der Baffinsbai, bei einem noch rauhern Klima, geſtaltet ſich das Verhältniß wie 1 : 2, d. h. wie das Einfache zum Doppelten; daſſelbe iſt der Fall auf Island, den Faröerinſeln, und auf der andern Erdhälfte auf den ... Ein phyſiſches Element, die Feuchtigkeit, bewirkt eine ... der relativen Zahl der Monokotyledonen und eine ... rung der Dikotyledonen.

Der Einfluß der phyſiſchen Kräfte, welche ſich ... ſeitig unterſtützen, modificiren oder aufheben, ... Abweichungen von dieſem Geſetz. „Die dunkle ... wirkt nicht wie die von Licht begleitete Wärme; ... Wärme bringt Wirkungen hervor, welche denen der ... Wärme ganz entgegengeſetzt ſind. Das Wachsthum ... jeden Art entſpricht einem beſtimmten Abſchnitt der ... mometriſchen Scala."

Das Wachſen und Gedeihen der Pflanzen ... mit Decandolle aus den empfangenen Wärmeſummen. ... Gerſte reift in hohen Breiten, wenn ſie eine ... ſumme von 1800 Graden empfängt. Der Weizen ... an zu wachſen, wenn die Temperatur 6 Grad ... erreicht. Damit das Korn zur Reiſe gedeihe, ... einer Wärmeſumme von etwa 2000 Graden. ... erfordert zum Reifen eine Summe von 2500 Graden ... 13 Graden an gerechnet; der Weinſtock, wenn ... trinkbares Gewächs liefern ſoll, 2900 Grad ... Tage an gerechnet, wo das Mittel 10 Grad im ... beträgt. Die Datteln bedürfen wenigſtens 6000 ... die Kokospalme, der Muskatbaum erfordern noch ... Summen.

Da die Natur aber gewollt hat, daß auch ... Regionen ihren Schmuck beſäßen, ſo begnügen ſich ... und Polarpflanzen, um ihre Blätter und Blüten zu ... mit 50—300 Graden. Nun begreift man, warum ... Pflanzen in einem Lande leben, ohne Blüten zu treiben, ... ohne Früchte zu tragen, nämlich, weil die Wärmeſumme ... genügt, um ihre Blätter zu entwickeln, nicht auch ... ihre Blüten zur Entfaltung, noch weniger um ihre ... Reife zu bringen. Dieſelben Urſachen, welche der ... der Pflanzen nach Norden Schranken ſetzen, ... an den Abhängen der Gebirge. Der Botaniker, der ... der Alpen oder Pyrenäen ausgehend einen ihrer Gipfel ... durchſchreitet Klimate, welche denen ähnlich ſind, ... ſen würde, wenn er, ohne die Ebene zu verlaſſen, ... Norden wendete. Je höher er kommt, deſto mehr ... Feuchtigkeit zu, die Nebel werden häufiger, die ... fällt im Sommer äußerſt raſch, im Winter ...

Digitized by Google

rchſchnitt aber um einen Grad Celſius auf je 180 Meter ſenk- ster Erhebung. Man trifft ein analoges Klima, ſei es, daß n ſich 180 Meter erhebt oder in den Ebenen Frankreichs Myriameter nach Norden vorrückt. Dem entſprechen die anzenzonen. Am Fuße des Canigou z. B. bringt die Orange : Früchte zur Reife; dann paſſirt der Reiſende Oliven- und ieſelder, Gruppen von Steineichen und durch ihre Sorten ihmte Weingärten; in einer Höhe von 420 Meter aber ver- ' ihn der Oelbaum, mit 550 Meter macht der Weinſtock , mit 800 Meter der Kaſtanienbaum, und mit 1320 Meter t man auf die erſten Rhododendren, deren Blütenbüſchel das Auge des Gebirgsfreundes entzücken. Die letzten gen- und Kartoffelfelder, welche der unermüdliche Catalonier an der äußerſten Grenze, wo er auf eine Ernte hoffen , baut, gehen nicht über 1640 Meter hinauf. In dieſer e beſchatten die Buche, die Silbertanne, die Kiefer, Birke Boden, ihre Höhe aber nimmt allmählich unter dem ver- n Einfluß der Kälte, des Windes und der Schneelaſt ab. Fichte endet bei 1950 Meter, die Birke bei 2000 Meter, Kiefer erklimmt das Gebirge bis zu einer Höhe von 2430 :r. Darüber dehnt ſich ein aus Alpen- oder Polarpflanzen, je den gemäßigten Regionen unbekannt ſind, beſtehender nteppich aus. Das Rhododendron geht nicht über 2540 Me- inauf. Nur der Wachholder, krüppelhaft am Boden ge- t, ſteigt bis zum Gipfel an 2785 Meter empor, wo die tzen neun Monate lang unter Schnee begraben ſchlum- und binnen drei Monaten wachſen, blühen und Früchte ien.

So gelehrt auch der Verfaſſer in den Naturwiſſen- ten, hauptſächlich in der Botanik iſt, mit den neue- Reſultaten der Chemie und beſonders der Agricultur- ie iſt er doch nicht bekannt, denn er ſchreibt — nach ndolle — den phyſiſchen Beſchaffenheiten, dem Klima eidende Bedingung, alſo viel größern Einfluß zu er Bodenbeſchaffenheit und Miſchung der chemiſchen dſtoffe. Wir wiſſen aber, daß das Klima und an- phyſiſche Urſachen mit entſcheidend ſind, daß jedoch das Vorhandenſein gewiſſer chemiſcher Grundſtoffe Gedeihen dieſer und jener Arten erforderlich iſt. Verfaſſer ſcheint aber gar nicht zu wiſſen, daß jede zenart nur diejenigen Beſtandtheile aus dem Boden us der Atmoſphäre aufnimmt, aus denen ſie beſteht, würde er nicht Beiſpiele anführen, daß gewiſſe ſowol auf Kalkfelſen wie auf kryſtalliniſchem Ge- gefunden ſind, um zu beweiſen, daß die Boden- ſenheit ziemlich gleichgültig ſei. Es ſteht aber mit natiſcher Gewißheit feſt, daß die eine Pflanzenart mehr Natron, Phosphorſäure und Kieſelerde bedarf, die dagegen mehr Kalk, Bittererde, Schwefelſäure u.ſ.w. f beruht die Lehre von der Düngung. Es werden oden nur diejenigen Beſtandtheile zugeführt, welche bauende Fruchtart erfordert. Und man hat ge- , daß eine Wieſe mit 666 Pfund Salmiak und orſaurem Kalk gedüngt einen Mehrertrag von Pfund Heu gab, während eine ohne phosphor- Kalk gedüngte Wieſe nur einen Mehrertrag von Pfund Heu lieferte. Auf einem an Kali armen Phosphorſäure reichen Boden darf man keine Kar- bauen, weil ſie viel Kali und ſehr wenig Phosphor- edürfen, während Hafer darauf ſehr gut gedeiht; toffel enthält 58 Procent Kali, der Hafer nur 26, 12 Procent Phosphorſäure, und letzterer 44 Procent. ies wird in der Theorie gelehrt und durch die beſtätigt.

Folgen wir nun dem Verfaſſer nach Spitzbergen. Eine viermonatliche Nacht, 26. October bis 16. Februar, umhüllt dieſe eiſige Erde. Dann zeigt ſich ein kleiner Sonnenabſchnitt, 128 Tage wechſeln Tag und Nacht, endlich erblickt man die Sonne vier Monate lang am Horizont, doch wird ſie oft von Wolken umflort. Im April hat Scoresby das Thermometer auf dem Meere nicht über — 1,1° ſtehen ſehen. Im Mai betrug die höchſte Temperatur + 1,1°, das Thermometer ſtieg aber nur ſechsmal über den Gefrierpunkt. Im Juni geht das Queckſilber öfters über Null und ſtieg bis zu + 5°. Im Jahre 1810 ſank es aber in demſelben Monat zu — 9° herab. Auch im Juli ſteigt es nicht oder nur ſelten über 5° und fällt nicht unter 2°. Daher ſind ſämmtliche Thäler, ſowol im Norden wie im Süden Spitzbergens, mit Gletſchern angefüllt, welche bis ans Meer hinabreichen. Dennoch hat auch dieſes Fleckchen Erde ſeinen Pflanzenſchmuck. An geſchützten Felſen gewahrt man Mooſe und Flechten. Am Fuße der von Seevögeln bewohnten Geſtade, deren Guano die Vegetation befördert, erreichen Ranunkeln, Löffelkraut, Gräſer zuweilen eine Höhe von mehrern Decimetern, und mitten im Geröll erhebt ſich ein gelbblühender Mohn, welcher unſern Gartenbeeten nicht zur Unzierde gereichen würde. Auch einige Gewächſe von holziger Conſiſtenz erblickt man; kleine am Boden geſchmiegte Weidenarten, ein ſich über den feuchten Mooſen erhebender Strauch, die Schwarzbeere, und viele niedrige Kräuter ohne Stengel, deren Blüten ſich dicht über dem Boden erſchließen. Die Totalſumme der von Spitzbergen bekannten Pflanzen ſchätzt der Verfaſſer auf 245 Arten, darunter nur 93 Phanerogamen und 152 Kryptogamen.

Auch lebende Weſen wohnen in dieſen Eisregionen. Der weiße Bär, der blaue Fuchs, die Feldmaus der Hudſonsbai und das wilde Renthier haben ſich dies ungaſtliche Land zur Wohnſtätte erkoren. Zahlreiche Fiſche, Weich- und Kruſtenthiere bevölkern das kalte Meerwaſſer. Im Sommer ziehen unzählbare Vögelſcharen dorthin, um zu brüten: Sperlinge, Hühnervögel, Strandläufer und Schwimmvögel. Die Abdachungen der übereinanderliegenden Felsſchichten ſind mit unzähligen Weibchen bedeckt, die ihre Eier ausbrüten. Vor dem Felſen bilden die Männchen eine wahre Wolke; ſchießt man hinein, ſo erheben ſich noch tauſend andere und der tolle Lärm iſt ganz unbeſchreiblich.

„Ein wiſſenſchaftlicher Winteraufenthalt in Lappland" bringt ebenfalls intereſſante Notizen. Am intereſſanteſten iſt die Beſchreibung des Nordlichts, welche Beaumont in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vorgetragen hat. Daraus erfahren wir, daß ſich mehrere Bogen bilden, man hat ihrer neun zugleich gezählt. Die Breite derſelben, welche im Durchſchnitt 7—8 Grad beträgt, ſteigt über 25 Grad. Sie ſind parallel mit der Erdoberfläche abgeplattet und laſſen ſich als die Perſpectiven kreisförmiger Ringe betrachten, deren Mittelpunkt im Erdhalbmeſſer des magnetiſchen Pols liegt und deren Ebene ſenkrecht auf dieſem Halbmeſſer ſteht. Man hat berechnet, daß dieſe Bogen ſich in einer Höhe von 100—200 Kilometer in der Region befinden, wo die Sternſchnuppen und Meteorſteine weißglühend und leuchtend

Digitized by Google

werden, d. h. nahe an den äußerſten Grenzen der Erdatmoſphäre. Sie bewegen ſich ſehr ſchnell und ſchießen dann in glänzende Strahlen aus. Dieſe vereinigen ſich zuweilen im magnetiſchen Zenith, um dort eine Krone zu bilden. Wenn dieſe Strahlen, in Bewegung gerathend, einen lebhaften Glanz annehmen und ſich roth und grün färben, dann bietet die Krone den höchſten Grad von Pracht dar, den das Nordlicht zu entfalten vermag.

Vom 12. September 1838 bis 18. Auguſt 1839 ſahen die franzöſiſchen Gelehrten 153 Nordlichter, ſieben Nächte mit zweifelhaftem Schimmer ungerechnet. Man erblickt ſie nicht während des ununterbrochenen Sommertags, erſt gegen Ende Auguſt und hauptſächlich zur Zeit des Herbſtäquinoctiums beginnen ſie in Lappland häufiger zu werden, während ihre Häufigkeit mit dem Frühlingsäquinoctium und gegen Ende April abnimmt. Alle Bewegungen der Bogen und Strahlen des Nordlichts folgen der Drehungsbewegung der Erde.

Der zweite Band des gelehrten und unterhaltenden Werks führt uns in ſüdliche Regionen und bringt ein ſehr belehrendes Kapitel über die Urſachen der Kälte auf den Hochgebirgen und der phyſiologiſchen Kälte beim Menſchen. Die relative Erwärmung des Bodens im Verhältniß zur Luft iſt im Gebirge viel größer als in der Ebene, weil die Sonnenſtrahlen ungehinderter in den Boden dringen und nicht durch dicke Luftſchichten aufgehalten und gebrochen werden, wie es in der Ebene der Fall iſt. Die geringere Dichtigkeit der Atmoſphäre auf den Gebirgen, welche die Erwärmung des Bodens leichter begünſtigt, bewirkt aber noch mehr die Erkältung deſſelben, denn die Wärmeausſtrahlung des Nachts wird nicht durch eine dichte Atmoſphäre zurückgehalten wie in der Ebene. Der vom Regen, Nebel oder Schnee befeuchtete Berg dunſtet thätiger aus als die Ebene, weil der Druck der Atmoſphäre auf den Gebirgen geringer iſt. Und dies iſt bekanntlich eine ſtarke Kälteurſache.

Ueber die Urſachen der phyſiologiſchen Kälte ſagt der Verfaſſer:

> Wenn man die Bedingungen der Kälteempfindung unterſuchen will, muß man dem hygrometriſchen Zuſtande der Luft Rechnung tragen. Jedermann weiß, daß die Empfindung der feuchten Kälte ſehr verſchieden von der der trockenen Kälte iſt, und daß ihre Wirkungen auf den menſchlichen Körper es gleichfalls ſind. Unter den bekannten Urſachen ſind zwei zunächſt rein phyſikaliſche. Die mit Feuchtigkeit geſättigte Luft widerſetzt ſich der Verdunſtung des Schweißes, und da dieſe Luft zugleich ein beſſerer Wärmeleiter iſt, ſo erkältet ſie dieſen Schweiß ſchnell. Wir haben demnach auf der Haut die Empfindung der Berührung mit kaltem Waſſer, aber nicht jene entſchiedene und packende, von einem Rückſchlag begleitete Empfindung, welche das Auflegen naſſer Tücher, der Gebrauch eines Regen- oder Sturzbades hervorruft, ſondern die einer feuchten und kalten Luft. Das Hinderniß, welches die kalte und feuchte Luft der Ausdünſtung entgegenſetzt, iſt die häufigſte Urſache der katarrhaliſchen Affectionen der Schleimhäute in der Naſe und Luftröhre. Eine trockene, ſelbſt viel ſtrengere Kälte ruft dieſe Wirkungen ſeltener hervor, denn ſie erkältet einfach die Haut, begünſtigt aber die Verdunſtung des Schweißes, ſtatt ſich derſelben zu widerſetzen.

Außer den auf Reiſen erlangten wiſſenſchaftlichen Reſultaten theilt uns der Verfaſſer auch Forſchungen der Schweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft mit. Daraus erfahren wir, daß ein Herr Rouget dahin gelangt iſt, die Enden der Nerven in ganz dünnen und durchſcheinenden Muskeln von Reptilien, darauf bei Säugethieren und beim Menſchen zu gewahren. Die bewegenden Nerven durchbohren zuerſt die Hülle der Muskelfaſer und breiten ſich dann zu einer Art von Scheibe aus, welche ſich über die Faſer ſelbſt ausdehnt. Hierdurch wird die im Nerven ſtrömende Elektricität in den Muskel geleitet und das Glied bewegt.

Intereſſant iſt die Mittheilung des Prof. von Siebold in München über einen Bienenſtock, welcher eine große Menge Hermaphroditen lieferte, die ſogleich von den Arbeiterinnen getödtet und hinausgeworfen wurden:

> Dieſe Hermaphroditen haben bald den Stachel von Arbeiterinnen, bald die Geſchlechtsorgane der Drohnen, bald alle beide zugleich. Oft bietet der Hermaphrodit, während er außen rechts männlich und links weiblich iſt, innen eine umgekehrte Anordnung dar. Nur eins iſt beſtändig, daß dieſe Hermaphroditen keine Eier wie die gewöhnlichen Arbeiterinnen enthalten. Bekanntlich erzeugt eine vollſtändige Befruchtung Arbeiterinnen, die weiter nichts als unfruchtbare Weibchen ſind, die Abweſenheit der Befruchtung bringt Männchen hervor.(?) Die Hermaphroditen kommen aus Eiern, welche von Arbeiterinnen in die Zellen gelegt wurden. Wenn die Befruchtung aber aus Gründen, die man nicht kennt, unvollſtändig oder zu langſam vor ſich geht, ſo entſpringen Hermaphroditen daraus.

Dieſe Anſicht muß wol noch bewieſen werden. Ein Herr Filippi führt Beiſpiele von Seidenwürmern an, welche ausgekrochen ſind, ohne befruchtet geweſen zu ſein.

Eine intereſſante Erſcheinung iſt der „Mont Ventour“ in der Provenee. An den Abhängen dieſes Bergs, deſſen Gipfel ſich zu 1911 Meter über das Mittelländiſche Meer erhebt, ſtufen ſich alle Klimate Europas ab, von dem der Provenee und des nördlichen Italiens bis zu demjenigen Lapplands. Und jedem dieſer Klimate entſpricht nothwendig eine verſchiedene, aber mit der des analogen Klimas in den Ebenen Europas vergleichbare Flora. Am Fuße deſſelben pflückt man Citronen, Pfirſiche und athmet die ſüßen Blütendüfte Italiens; auf dem Gipfel erblickt man die öden Mooſe und bleichen Flechten Lapplands und ſogar eine Pflanze Spitzbergens, den Steinbrech. Ja faſt ſämmtliche Pflanzen Islands, Lapplands und Spitzbergens ſtehen auf dieſer Bergeshöhe, während in der Ebene die Oliven Griechenlands und Kleinaſiens blühen und ihre Früchte reifen. Alle großen Gebirge bieten eine ähnliche Stufenfolge dar, jedoch findet man nirgends einen geographiſch beſſer gelegenen, mehr von der Hauptgruppe getrennten Berg, welcher ſo ganz ſyſtematiſch ſämmtliche Klimate Europas, Spitzbergens und Islands an ſeiner Anhöhe darſtellt und die dieſen Ländern angehörenden Pflanzen enthält.

Der Verfaſſer behandelt faſt zu eingehend die Gletſcher und deren ehemalige große Ausbreitung in ganz Europa. Wer ſich dafür intereſſirt, findet hier reichlichen Stoff. Martins nimmt, wie noch andere Naturforſcher, eine Eiszeit Europas vor der gegenwärtigen Schöpfung an. Ich glaube aber, er findet zu viel Spuren von ehemaligen Gletſchern. Wo viel Steine und große Blöcke liegen, ſollen ſie durch Gletſcher dahin geführt worden ſein. Das iſt nicht überall wahrſcheinlich, andere Urſachen können ſie dahin geführt haben, wie wir ſie noch heute erleben.

Der Verfaſſers „Botaniſcher Spaziergang längs der

Digitized by Google

Küſten von Kleinaſien, Syrien und Aegypten" iſt zu ſkizzenhaft, bringt jedoch ebenfalls wiſſenswürdige Notizen. Die 146 Meter hohe Pyramide bei Gizeh beſtieg er nachts bei Mondſchein. Eine Stunde lang blieb er auf der Höhe dieſes Rieſenmonuments, ſtaunend über die phantaſtiſche Großartigkeit des Schauſpiels.

Die letzten Kapitel des belehrenden und unterhaltenden Buchs ſind Algerien gewidmet. Schön beſchrieben iſt der von den Franzoſen gegründete Acclimatiſationsgarten zu Hamma bei Algier. Da erblickt man alle Arten Feigen, Palmen, Bananen, ja die Pflanzen faſt aller Zonen. Ueberhaupt iſt Algier eins der fruchtbarſten Länder, und dennoch wird es jetzt von entſetzlicher Hungersnoth heimgeſucht! Viel Schuld ſoll die dortige Verwaltung tragen. Der Verfaſſer dieſes Werks, ein eifriger Franzoſe, dem die Nationalehre und la gloire über alles geht und der noch gegenwärtig im Staatsdienſt ſteht, ſprach ſich ſchon vor Jahren dahin aus:

Eins ſcheint mir klar zu ſein: die Vielregiererei ſowie das Syſtem unwillkürlicher Scherereien, welches die nothwendige Folge davon iſt, ſind dort wie anderwärts der wunde Fleck der franzöſiſchen Verwaltung. All jene den Ankommenden auferlegten Bedingungen, all jene proviſoriſchen Conceſſionen, denen ein Coloniſt jahrelang auf ſeinem Grund und Boden unterworfen bleibt, ohne zu wiſſen, ob er eines Tags Eigenthümer deſſelben ſein wird, ſind offenbar falſche Maßregeln. Ahmen wir das Beiſpiel der Länder nach, wo die Coloniſation gedeiht.

Aus den citirten Stellen des Werks erſieht jeder, welchen wiſſenſchaftlichen Werth es hat. Und da der Stil durchgehends klar verſtändlich, bei vielen Schilderungen großartiger Naturphänomene ſogar poetiſch ſchön gehalten iſt, ſo gewährt es allen Leſern Genuß und Belehrung. Die Wiſſenſchaft ſoll Gemeingut aller Menſchen werden, dies iſt des Verfaſſers Wunſch. Er beginnt ſeine Vorrede:

Die Wiſſenſchaft war anfangs in Tempeln vermauert, dann in Klöſtern vergraben, endlich in Akademien verzäunt; es iſt Zeit, daß ſie ſich nach außen verbreite und alle Glieder des geſellſchaftlichen Körpers durchdringe; es iſt Zeit, daß die poſitiven Reſultate und errungenen Thatſachen zur Kenntniß derer gelangen, die ſie intereſſiren; kurz, es iſt Zeit, daß die Wiſſenſchaft ins Volk dringe.

Dieſem Wunſche kann man nur beiſtimmen; es gilt, alle Beſtrebungen zu ermuthigen, die auf die Verwirklichung deſſelben gerichtet ſind.

Johann Schucht.

Vom Büchertiſch.

1. Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866. Von Karl von Seebach. Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Eruption des Vulkans von Santorin hat unter den Geologen mindeſtens dieſelbe Aufregung hervorgebracht wie der große gleichzeitige deutſche Krieg unter den Staatsmännern. Konnte man doch hier friſch und in Thätigkeit ſtudiren, was man ſonſt nur im erſtarrten Zuſtande vor ſich hatte. Viele wichtige Fragen, welche die neuere Geologie beſchäftigen, galt es hier zu löſen, und namentlich war es eine Schule jüngerer deutſcher, höchſt talentvoller Geologen, welche an Ort und Stelle ihre Beobachtungen anſtellten. Zu ihnen gehören Alfons Stubel, Karl von Fritſch, Wilhelm Reiß und last but not east Karl von Seebach aus Göttingen, der ſich durch eine Arbeiten über die Vulkane Nicaraguas bereits einen Namen in der wiſſenſchaftlichen Welt machte. Die vorliegende Schrift, welche ſich wegen ihres ganz ſpeciell fachwiſſenſchaftlichen Inhalts einer eingehenden Beſprechung ı d. Bl. entzieht, bringt mit Berückſichtigung aller brigen auf den Gegenſtand bezüglichen Literatur eine enaue Geſchichte der berühmten Eruption. Beſonders erthvoll wird ſie durch die äußerſt ſorgfältig angeſtellten Originalbeobachtungen und daraus abgeleiteten Schlüſſe.

Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenoſſe und Freund des Rabbi Jehuda Ha-Naſi. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte von Arnold Bodek. Leipzig, Duncker und Humblott. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Mit dieſer Erſtlingsſchrift führt ſich ein junger Gelehrter, der bereits vor einigen Jahren eine Probe ſeiner Stiliſtik und äſthetiſchen Bildung in d. Bl. gegeben, auf eine würdige Weiſe in die Gelehrtenwelt ein. Sie iſt dem Andenken ſeines berühmten Großvaters und Lehrers, Salomo Rapoport, weiland Oberrabbiners zu Prag, gewidmet und ſtellt ſich zur Aufgabe, deſſen Anſicht, daß der im Talmud in Verbindung mit Rabbi Jehuda Ha-Naſi mehrfach erwähnte römiſche Kaiſer Antoninus kein anderer als Marcus Aurelius geweſen ſei, näher zu begründen und eine Wechſelwirkung zwiſchen dem römiſchen und jüdiſchen Rechte als Folge der vermutheten freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen dem genannten Kaiſer und dem vorerwähnten Miſchnaſammler und Redactor Rabbi Jehuda nachzuweiſen. Wie natürlich bei einem jungen Kämpen, der ſich ſeine Sporen verdienen will, wird mit jedem der Vorgänger, der anderer Anſicht iſt, eine Lanze gebrochen, und nachdem Joſt, Caſſel, Grätz, Frankel und Sachs, lauter würdige Ritter, mit ihren Conjecturen aus dem Felde geſchlagen ſind, behauptet unſer mit dem Panzerrock claſſiſchen Wiſſens und den Waffen talmudiſcher Gelehrſamkeit ausgerüſteter Knappe das Feld allein und ſchwingt das Schwert ſiegreich über ſein Haupt.

Wir wollen dem kunſtreichen, wenn auch oder gerade weil auf einer bloßen Hypotheſe beruhenden Aufbau des Werks unſere Anerkennung nicht verſagen, und das um ſo weniger, als der Verfaſſer beſcheiden und einſichtsvoll genug iſt, am Schluß ſich nicht zu verhehlen, „daß man über viele Reſultate der vorliegenden Unterſuchungen im einzelnen zweifelnd den Kopf ſchütteln kann". Dabei wollen wir ihm aber auch andererſeits gern zugeben, daß die von ihm behandelte Frage „gerade von höhern Geſichtspunkten aus der eingehendern Unterſuchung wol werth erſcheint", und ihrer „nähern Erörterung", wie er ſie hier verſucht, eine culturgeſchichtliche Bedeutung nicht

Digitized by Google

abgeſprochen werden kann. In dieſer letztern Hinſicht glaubten wir denn auch das intereſſante Schriftchen nicht übergehen zu dürfen. Der Verfaſſer ſcheint übrigens ganz das Zeug dazu zu beſitzen, ſein Vorhaben auszuführen, „Römiſche Kaiſer in jüdiſchen Quellen“ (ſo nämlich lautet der Haupttitel) zu beleuchten; wir wünſchen ihm Kraft und Muße zur Fortſetzung ſeiner Arbeit.

3. Auerbach's Roman „Auf der Höhe“. Vortrag gehalten den 6. Februar 1867 von Hermann Dalton. Zweite Auflage. Petersburg, Röttger. 1867. 16. 6 Ngr.
4. Der ewige Jude und der ewige Johannes. Vortrag gehalten von Hermann Dalton. Petersburg, Röttger. 1867. 16. 5 Ngr.

Den Verfaſſer dieſer Vorträge haben wir wol unter den deutſchen proteſtantiſchen Geiſtlichen der ruſſiſchen Hauptſtadt zu ſuchen. Alle Eigenheiten des deutſchen Theologen, die ſich nur ſehr ſelten verleugnen, treten uns aus der Beſprechung des Romans ſowol, wie aus dem Referat und Deutungsverſuch der Sagen vom Ewigen Juden und vom Ewigen Johannes entgegen. Immerhin iſt es eine Conceſſion an den Zeit- und Literaturgeiſt, wenn ein Prediger einer chriſtlichen Gemeinde auch den Worten und Anſchauungen, die aus der großen pantheiſtiſchen Gemeinde in die der Frommen hinüberfließen, Rechnung trägt. Nur wird Dalton uns entſchuldigen müſſen, wenn wir über dieſe Art, die Idee eines epochemachenden Buchs zu reproduciren, ſchnell hinweggehen. Man merkt dem Vortragenden an, wie er, ein äſthetiſch ſattſam feinfühlender Mann, ſich vor dem gewaltigen Eindruck des Auerbach'ſchen Werks krümmt und windet: nur ſchade, daß er, während er dem Teufel des Spinozismus das Crucifix orthodoxer Anſchauung entgegenhält, ſeine heimliche Sympathie für die prächtigen Menſchen, die der Dichter geſchildert, nicht verbergen kann. Der alte Unkenruf der Orthodoxie, der uns ein Wehe, Wehe! über die abtrünnigen Dichter wimmert, tönt uns in dem Vortrag über den Roman Auerbach's von S. 15 an ununterbrochen entgegen. Fort mit dem Taumelwein Auerbach's! — iſt der Refrain des Vortrags: dieſer Wein hat nichts gemein mit „dem lebendigen Waſſer, was uns der Herr bietet“; und eine Kraftſtelle aus Jeſaias muß dieſer Philippika gegen die Modernen und den Spinozismus den pointirten Schluß geben.

Wahrhaft rührend iſt der naive Verſuch deſſelben Autors, ſich auf das Gebiet der Mythenforſchung zu begeben. Bekanntlich beſteht eine alte Antipathie zwiſchen der Mythenforſchung und der Gottesgelahrtheit. Die eine möchte gern den Schleier lüften, den die andere um ſich hüllt. Wo aber eine gänzliche Unwiſſenheit über die erſten Daten der Mythenliteratur herrſcht, wo eine ſo tiefſinnige Sage wie die vom Ewigen Juden weder exponirt noch gedeutet, ſondern nur zur Folie für ein Predigtthema über die Seligkeit im unverfälſchten Glauben dient, da darf doch eine ernſte Rüge der Kritik nicht ausbleiben. Zahlreich zumeiſt ſind die Ungenauigkeiten und geſchichtlichen Irrthümer des Verfaſſers. So heißt es S. 14: „Gerade damals (im 13. Jahrhundert!) ſann die deutſche Phantaſie über der Fauſtſage.“ „Königinhof“ iſt nach Dalton jetzt oftmals genannt als Siegesſtätte der Preußen im vorjährigen Kriege. Königgrätz liegt jedoch von Königinhof ſechs Meilen weit entfernt. Ich weiß nicht, nach welcher Monographie über den Ewigen Juden der Verfaſſer ſeine Daten über das Erſcheinen deſſelben ausgeſchrieben hat; jedenfalls hat er dies ſehr flüchtig gethan, da er angibt: die letzte Kunde von dem Ewigen Juden iſt 1604 aus Paris. Wir können dem Verfaſſer noch aus ſpäterer Zeit Ort und Zeit von vermeintlichen Erſcheinungen des Ewigen Juden anführen. Nach Mitternacht's Dissertatio in Johannem, 21, 19, S. 400 fg. iſt „dieſer Ahasverus noch geweſen: anno 1610 zu Lübeck, 1612 zu Tarnowitz, 1614 zu Reval, desgleichen zu Krakau und Moskau“. Ferner nach Wolf, „Niederländiſche Sagen“, 1640 in Brüſſel; 1642 nach Große's „Geſchichte der Stadt Leipzig“, S. 265, in Leipzig. In England war er zu Anfang des 18. Jahrhunderts, auch in München noch 1721.

In dieſem Vortrag wird im Gegenſatz zu dem Pantheiſten Auerbach der chriſtliche Hofpantheiſt Schelling gerühmt; ja, als die Legende von St.-Johannes nach Jacobus a Voragine erzählt und der liebliche Geruch und Verwandtes vom Grabe des Heiligen berichtet wird, iſt dies Hrn. Dalton ein ſinniger und lieblicher Zuſatz! Noch wunderlicher iſt es, daß der Autor, der Feind der Frivolität, ſeinen Vortrag mit den Worten eines großen Weltkindes ſchließt, „ſie reden“ — das iſt ſein letztes Wort — „gern von des Liedes wunderſamer gewaltiger Melodei“.

5. Meine maureriſche Bücherſammlung. Ein Wegweiſer durch die neuere und ältere Literatur der FrMrei und zugleich ein Nachtrag zu G. Kloß, Bibliographie. Von J. G. Findel. Leipzig, Förſter und Findel. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieſer bibliographiſche Abriß kündigt ſich ſelbſt als einen Nachtrag zu Kloß' „Bibliographie der Freimaurerei“ an, deren Material, eins der reichhaltigſten auf dieſem Gebiete, ſich gegenwärtig im Beſitz des Prinzen Friedrich der Niederlande befindet. In 12 Rubriken eingetheilt finden ſich in dem Findel'ſchen „Wegweiſer“ die mannichfaltigen Branchen maureriſcher Literatur. Sorgſam alphabetiſch geordnet und größtentheils mit den Urtheilen der Kritik verſehen, iſt dieſer Katalog wol jedem Beſitzer einer maureriſchen Bibliothek unentbehrlich und bietet die werthvollſten Belege und Ergänzungen zu deſſelben Verfaſſers rühmlich bekannten Arbeiten in der „Bauhütte“ und in andern Zeitſchriften. Intereſſant dürfte es ſein, daß wir von vielgenannten Autoren in der Freimaurerliteratur folgende antreffen: Krauſe (den Philoſophen), Oswald Marbach, Bluntſchli, Feßler, Hengſtenberg, Proudhon, Venedey, Bechſtein, Eckſtein, Lübke. Sehr vortheilhaft unterſcheidet ſich Findel's bibliographiſche Manièr von der Kloß'ſchen durch die alphabetiſche Ordnung des Materials, die vor der chronologiſchen wol immer den Vorzug verdienen wird.

6. Beiträge zur nähern Kenntniß der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt. Von P. A. F. Walther. Darmſtadt, Jonghaus. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Jubiläum, das die darmſtädter Hofbibliothek (geſtiftet 1817) im September vergangenen Jahres feierte, gab dem Verfaſſer Anlaß, eine Art Führer durch die Schätze der bedeutungsvollen Bibliothek herauszugeben. In recht anſprechender Form und von einem nicht nur dem Bibliographen intereſſanten Inhalt, verzeichnet das

Digitized by Google

Werkchen viele und werthvolle Wiegendrucke, neben Holzſchnittwerken und einer reichen Handſchriftenſammlung. luch ein „Thesaurus picturarum“ fehlt nicht. Von den orhandenen Handſchriften theilen wir einige ſeltenere hier mit: łr. 8: „Le romant de Ysage le Tristre et de Marcqisilliet son fil“ (Fortſetzung von „Triſtan und Iſolde“); łr. 10: Die einzige bisjetzt bekannte Handſchrift des Karlreinet; Nr. 47: Die Chronik Adalbert's von Aachen und łr. 49: ein Gebetbuch in niederdeutſcher Sprache (auf inſtes Pergament in ſehr zierlicher Minuskel geſchrieben. Baagen im „Deutſchen Kunſtblatt“ nennt es „das ſchönſte m bisher bekannt gewordene Denkmal der Miniaturmarei“). Die „Thesaurus picturarum“ bezeichnete Sammng von Abbildungen enthält ſehr werthvolle Darſtellun-n zur Coſtümkunde des 16. Jahrhunderts. Aus dem ſchreibenden Inhalt der „Palatina“ (nach dem pfälziſchen onator ſo genannt) theilt Walther zum Schluß einige erkwürdige Proben mit. Die Arbeit Walther's iſt eine hr verdienſtliche und dem deutſchen Geſchichtsforſcher ingend zur eingehenden Kenntnißnahme zu empfehlen.

Der Olymp in Reimen. Von E. Ebeling. Bern, Heuberger. 1866. 8. 5 Ngr.

Ein nicht mehr origineller Verſuch, dem Schüler-dächtniß einen mnemotechniſchen Anhaltspunkt für die imen der antiken Mythologie zu geben. Denn „was ech Reimes Macht wir binden, pflegt der Erinn'rung ht zu ſchwinden“. Daß bei dieſem Unternehmen manrlei Trivialitäten und ſeltſam geformte Wort- und Reimdungen mit unterlaufen, iſt leicht vorauszuſehen; im gan- hält ſich jedoch das Büchelchen in angemeſſener, anuchsloſer Form.

Die Feſte der Republik Venedig. Von Rainer Graf. Klagenfurt, Leon. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Der ſchon oft gerügte Uebelſtand, daß die Schulgramme für den literariſchen Verkehr begraben ſind, t auch bei der vorliegenden Arbeit klar zu Tage. Die m einer literariſchen Publication ſcheint dem Verfaſſer t recht geläufig zu ſein. Bei einer compilatoriſchen eit iſt es zunächſt Pflicht des Autors, ſeine Quellen laufend zu verzeichnen: nicht nur, ſie im Vorwort auch hier nur die Namen, nicht einmal die Titel) tig zu erwähnen. Wenn der Verfaſſer am Schluß Vorworts ſchüchtern geſteht, „ihm wäre mit Hinblick den Zweck dieſer Abhandlung als Schulprogramm die chtung unerlaßlicher Rückſichten auferlegt geweſen“, iſſen wir nicht recht, was der Verfaſſer damit meint. a ſeine mangelhafte Quellenkritik, die bei einer Monohie über ein culturhiſtoriſches Moment des Mittels doch gewiß gründlich geübt werden muß? In der heilung des Stoffs iſt die Form des Feſtkalenders ſt worden, in der Behandlung des Materials das ich Beigebrachte über die mittelalterlichen Feſte zu ſten des 16. und 17. Jahrhunderts ſehr in den Hinterd geſtellt. Die Sprache des Werks iſt, wenn auch frei von Breite, doch gewählt, und die Schilderung anzen anſchaulich und farbenreich. Der Reinertrag Schrift iſt zum Vortheil des Unterſtützungsfonds für Studirenden des klagenfurter Gymnaſiums beſtimmt.

9. Johann Winckelmann's Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt. Aus des Verfaſſers Handexemplar mit vielen Zuſätzen von ſeiner Hand, ſowie mit inedirten Briefen Winckelmann's und gleichzeitigen Aufzeichnungen über ſeine letzten Stunden herausgegeben von Albert Dreſſel. Mit einer Vorbemerkung von Konſtantin Tiſchendorf. Mit Porträt und Facſimile. Leipzig, Mendelsſohn. 1866. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegende Säcularausgabe der für die Kunſthermeneutik epochemachenden Schrift veranſtaltete der Herausgeber, Albert Dreſſel in Rom, aus Winckelmann's Handexemplar, in Rückſicht auf das Säcularjahr des Werks und die ſinnentſtellenden Druckfehler der erſten dresdener Ausgabe. Prof. Tiſchendorf verſah die Schrift mit einem Vorwort; der Herausgeber hing der Abhandlung noch 13 Briefe Winckelmann's an römiſche Freunde an, die nichts Wichtiges enthalten. Ebenſo bieten die dem Säcularabdruck beigegebenen Aufzeichnungen über Winckelmann's Tod nichts Neues; ſie ſind aus den Papieren des verſtorbenen Advocaten Carlo Fea.

Um die höchſt elegante Ausſtattung des Winckelmann'ſchen Werks haben ſich Verleger und Drucker verdient gemacht. Dem zu erwartenden zweiten Bande von Juſti's Biographie des großen Archäologen wird dieſe Säcularausgabe einer noch immer nicht genug gewürdigten Schrift gewiß einen Dienſt leiſten.

10. Johann Martin Lappenberg. Eine biographiſche Schilderung von Elard Hugo Meyer. Hamburg, Mauke Söhne. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vortheilhafte Wärme der Darſtellung dieſer Biographie wird weſentlich abgeſchwächt durch eine unvortheilhafte Hinneigung des Biographen zum rhetoriſchen Element. Bilderreichthum und Pathos der Erzählung paſſen am wenigſten in die Lebensſchilderung eines Mannes, dem die nackte Wahrheit, die hiſtoriſche ungeſchminkte Thatſache, die treue Liebe zur Objectivität Bedürfniß und Eigenthümlichkeit geworden war. Freilich hat Lappenberg niemals einem engherzigen Lampengelehrtenthum angehört: die Verwandtſchaft zwiſchen Dichter und Hiſtoriker, die ſchon die antike Anſchauung forderte, iſt dem Geſchichtſchreiber Englands und der Hanſa nie abhanden gekommen. Es iſt kein deutſches Gelehrtenleben, das ſich in Beſchaulichkeit und regelmäßigem Stufengange abſpinnt; ein reger Blick für reales Leben, ein anfangs realiſtiſches Studium, die Medicin, mannichfache ausgedehnte Reiſen, ja ſelbſt ein diplomatiſches Amt ſchärften unſerm Hiſtoriker frühzeitig den Blick für Welt und Menſchen. Der biographiſchen Schilderung von Meyer haben häufig Lappenberg's Tagebücher, die des Bedeutungsvollen viel bieten, zur Grundlage gedient; vielleicht entſchuldigt die zu genaue Wiedergabe einſchlagender Stellen aus den Tagebüchern die ſtiliſtiſche Ueberſchwenglichkeit der Biographie.

Von Meyer erfahren wir unter anderm, daß Hamburg das deutſche Saragoſſa, ein andermal das deutſche Florenz, Berlin das deutſche Timbuktu iſt. Auch erfahren wir zu unſerm Erſtaunen, daß das deutſche Timbuktu die Hauptſtadt des europäiſchen Feſtlandes iſt; ein paar Perioden weiter klärt uns der Autor auf: er hat Paris gemeint. Die Eigenthümlichkeiten von Lappenberg's Natur werden

Digitized by Google

wol erzählt, nicht aber folgerecht entwickelt und hervorgehoben. Lappenberg war eine durchaus hiſtoriſche Natur. So ward er allen Erſcheinungen des Seelen- und Völkerlebens gerecht. Man merke nur auf Lappenberg's eigene Aeußerungen über Bücher, Staaten, Menſchen, die der Biograph anführt. Wie fein und verſtändnißreich iſt nicht Lappenberg's Urtheil über Machiavelli's „Principe", das ſich ſehr dem Macaulay'ſchen nähert. Schon in den zwanziger Jahren beurtheilt Lappenberg die italieniſche Bewegung, die damals vielfach unterſchätzt ward, mit prophetiſchem Blick. Die Ablöſung Italiens von Oeſterreich hält er für ein Glück der öſterreichiſchen Erbſtaaten, die in ſich die verlorene Kraft wiedererzeugen könnten. Ebenſo motivirt der Fernblickende die Anziehungskraft Italiens auf die moderne Menſchheit ſchön und gedankenreich. Lappenberg denkt immer ſchon ein Decennium voraus.

Friedrich Schlegel's Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", das er eifrig ein paar Jahre nach ſeinem Erſcheinen ſtudirt, bietet ihm Gelegenheit, ein weisheitvolles Wort über den Werth der indiſchen Studien auch für die Geſchichtsforſchung zu ſprechen. Er ruft aus: „Was heißt Geſchichtsforſchung, wenn wir nicht auf Indien zurückgehen!" Ein beachtenswerther Ausſpruch, auch für unſere Geſchichtſchreiber und Forſcher, die der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft noch meiſt den Rücken zuwenden.

Andererſeits macht ſich in unſerer Lebensſchilderung ſehr oft die ſtreng kirchliche und conſervative Richtung Lappenberg's geltend, ſo in dem Urtheil über die Heilige Allianz, allerdings mit etwas ſchwärmeriſchem Beigeſchmack. Von höchſter Bedeutung und durchaus beherzigenswerth für jeden Geſchichtſchreiber ſind Lappenberg's goldene Worte über Geſchichtſchreibung und die Grundſätze der hiſtoriſchen Darſtellung. Hier iſt es, als hörten wir den Geiſt der „Monumenta Germaniae historica" ſprechen, jenen unverfälſchten monumental-nationalen Geiſt, den Stein dem großartigen Unternehmen eingehaucht wiſſen wollte. Auch von dem Plan, in Hamburg unter Lappenberg's Beihülfe eine Univerſität durch Umwandlung des akademiſchen Gymnaſiums zu gründen, erfahren wir, ſowie von den mühſeligen Ausgrabungen der Hamburgenſien, die Lappenberg mit größter Emſigkeit während der Ruhe von ſeinen größern Arbeiten unternahm. So weiß der ſinnige Forſcher auch Beziehungen der Gegenwart geſchickt mit verwandter Vergangenheit zu vermitteln. Nach dem großen hamburger Brandunglück von 1842 veröffentlichte Lappenberg ſofort ein kleines Werkchen über den großen londoner Brand von 1666. Literarhiſtoriſch hat Lappenberg vielfach geforſcht und geſchildert. Aus verſchollenen genealogiſchen Notizen, einigen Mittheilungen des Archivs zu Herrnhut und wenigen Briefen ſetzt er das Urbild der „ſchönen Seele" aus „Wilhelm Meiſter", in Geſtalt des Fräuleins von Klettenberg zuſammen, und weiſt eingehend nach, wie Goethe die intereſſanteſten Figuren der Lehrjahre jenem Kreiſe entlehnt hat. Jedem Germaniſten wird endlich Lappenberg's geiſtvolle Unterſuchung über das Eulenſpiegelwerk von hohem Intereſſe ſein, die er 1854 veröffentlichte. Lappenberg weiſt als Verfaſſer des uns erhaltenen älteſten Ulenſpiegeltextes von 1519 den berüchtigten Gegner Luther's, Thomas Murner, nach, der aber wieder aus einer niederdeutſchen Darſtellung geſchöpft haben müſſe. Es würde zu weit führen, das Anregende und Belehrende, was des tiefdenkenden Geſchichtsforſchers Lebensſchilderung bietet, hier des Breitern auszuführen. Man leſe Meyer's Buch und laſſe ſich nicht von dem reichlichen Bombaſt der Stiliſtik, durch die Bilderjagd und die ſchwerfälligen Satzeinſchachtelungen zurückſchrecken; das Verdienſt Meyer's, die eigenthümliche und ein feines biographiſches Verſtändniß fordernde Natur Lappenberg's gewürdigt und in ihren verſchiedenen Geiſtesausſtrahlungen belauſcht und geſchildert zu haben, überwiegt bei weitem die oben gerügten Mängel der Darſtellungsform.

11. Geſchichte der polniſchen Literatur. Ueberſichtlich dargeſtellt von E. P. Breslau, Günther. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieſe „Geſchichte der polniſchen Literatur" iſt nichts anderes als ein ziemlich flüchtiger und unvollſtändiger Leitfaden für dieſes Gebiet. Zahlreiche Ungenauigkeiten verunzieren das kaum drei Bogen ſtarke Werkchen. Weil Celtes, der Franke, in Krakau ſich zwei Jahre aufgehalten, mit Albert Brudzewſki Aſtronomie getrieben und ſpater einmal die Ufer der Weichſel und die wieliczkaer Bergwerke beſungen, wird er von dem Verfaſſer ſofort zum polniſchen Dichter geſtempelt. Auch iſt Martinus Gallus, nicht, wie der Anonymus meint, aus Frankreich eingewandert, ſondern nach neuern Ermittelungen höchſt wahrſcheinlich ein Italiener geweſen. Ebenſo willkürlich wird Martin von Troppau der polniſchen Literatur annectirt. Und warum? Vermuthlich, weil Bruder Martin 1278 von Nikolaus III. zum gneſener Erzbiſchof ernannt ward, ſeine Würde aber bekanntlich nicht mehr antreten konnte, da er ein Jahr darauf in Bologna ſtarb, wie E. P. ſelbſt erzählt. Warum hat der Verfaſſer bei Dlugoſz das 1863 neu herausgegebene „Liber beneficiorum dioecesis Cracoviensis" aufzuführen vergeſſen? In der Annexion ausländiſcher Geiſter iſt der anonyme Literarhiſtoriker ſehr ſtark. Abgeſehen von Buonacorzi, dem vielleicht die Berechtigung, in der polniſchen Literargeſchichte zu figuriren, nicht abzuſprechen iſt, prangt der Name Nikolaus Kopernik unter der Rubrik der polniſchen Gelehrten des goldenen Zeitalters! Dr. L. Prowe's Arbeiten, der mit unermüdlichem Eifer die deutſche Abſtammung und die deutſche Geiſtesrichtung des großen Aſtronomen ans Licht geſtellt hat, ſcheinen für E. P. nicht vorhanden zu ſein. Ganz unerwähnt iſt bei der Ueberſicht des fünften Literaturzeitraums der bedeutende Einfluß der warſchauer „Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften" geblieben. Daß Keſalinsky's Shakſpeare-Ueberſetzung unangeführt iſt, iſt eher verzeihlich, als daß Czaikowſki ganz unerwähnt bleibt: Czaikowſki, der dem polniſchen Roman ganz neue Bahnen eröffnet und ſelbſt einen zahlreichen deutſchen Leſerkreis gefunden hat.

Sprachlich leidet das Werk an vielen Mängeln. Sigismund Kraſinſki vollendet ſeine Heilung bei Gräffenberg (sic), ſoll wol heißen bei Prießnitz in Gräfenberg; die „Mäcenaſe" auf S. 35 wirken geradezu lächerlich.

12. Theater-Regulative. Beiträge zur Organiſation des deutſchen Theaters. Von Gotthard Hübner. Wien. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Das kleine Heftchen verdient jedenfalls Beachtung. Es knüpft an die „Idee eines neuen Deutſchland" an,

Digitized by Google

d indem es meint, daß „in der bisherigen Entwicke-
g des deutſchen Theaters ein zu kräftiger Impuls liege,
daß er unbeachtet bleiben können ſollte", empfiehlt es
„neuen deutſchen Staatspolitik", ein Auge darauf zu
en und ſich der Sache in einer Weiſe anzunehmen,
ſie hier in Vorſchlag gebracht wird.

Des Autors Vorſchlag iſt eine Organiſation des ganzen
aterweſens. Er theilt Deutſchland in drei Theile: in
Norddeutſchen Bund, in den ſüddeutſchen Bund und
terreich; jedem Theil gibt er in Bezug auf Theater
Centralbehörde in Berlin, München und Wien,
he ihre Länder in Theaterkreiſe und Bezirke zu theilen
n ſollen. Dann beſpricht er das Präſidium, eine
meine Theaterſteuer an Orten, wo eine Bühne beſteht,
Einnahmen, die Beneſize, die Penſions-, Kranken-
Sterbekaſſe, ſonſtige Gagenabzüge, allgemeinen Ge-
tsverkehr, Functionen und Verwaltungszweige des
ſidiums, Theaterakademie, Engagements, Cenſurbehörde,
terjuſtiz und anderes.

Jedenfalls ſcheint uns manches Neue und Brauch-
in der Broſchüre zuſammengetragen zu ſein, und
m mag ſie den verſchiedenen Cultusminiſterien und
verſtändigen, auch dem deutſchen Schriftſtellerverein
rhin empfohlen ſein. Es iſt hier, wie uns ſcheint,
ich nutzbares Material geboten.

Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr. Von Otto Mejer. Roſtock, Stiller. 1867. 16. 12½ Ngr.

Dieſes Büchlein, welches aus einem Vortrage im
geliſchen Verein zu Berlin beſteht, faßt haupt-
ch nur eine Einzelſeite jenes berühmten Mannes,
auch freilich die innerlich wichtigſte, nämlich ſein
lten zu Religion und Chriſtenthum ins Auge. Nie-
berühmt wegen ſeiner „Römiſchen Geſchichte", ſei-
reußiſchen Geſandtſchaft in Rom und ſeiner Uni-
tsvorträge in Bonn, ſtarb bekanntlich am 2. Januar
als ein Mann, deſſen umfaſſende Gelehrſamkeit,
icher Geiſt und energiſches Weſen von vielen Seiten
nerkannt und gewürdigt worden ſind. Daß man
die Stellung zu erforſchen geſucht hat, die er zu
und Glauben eingenommen, darf uns unter ſolchen
nden nicht in Verwunderung ſetzen. Der kleinen
t von Mejer gegenüber haben wir aber zu bekennen,
er dieſe Aufgabe uns ſehr zweckmäßig und würdig
zu ſein ſcheint. Zunächſt hat der Autor den Lebens-
es bedeutenden Mannes kurz geſchildert, ſodann aus
Schilderung heraus mit vielem Geſchick das reli-
Verhalten abgezweigt und zum beſondern Gegen-
ſeiner Betrachtung gemacht. Er erörtert den Ein-
n Niebuhr's Erziehung, ſeiner Jugendbildung und
Lebensſtellung, wobei wir das Familienleben der
, das Boie'ſche Haus in Meldorf, die Buſch-
us'ſchen Kreiſe in Hamburg, den Philoſophen
ld in Kiel, Niebuhr's Aufenthalt in England und
and, Kopenhagen und Holland, ſowie manches
im Fluge kennen lernen und daraus erfahren, daß
s nicht danach angethan war, aus dem jungen
en und Staatsmanne ein gläubiges Gemüth zu
Das bildete ſich in Niebuhr erſt in ſpätern
und namentlich in ſeiner zweiten Ehe und bei der
Erziehung ſeiner Kinder aus: ein Umſtand, der von dem Verfaſſer, wie eingeräumt werden muß, mit vielem Takt und geiſtvoller Feinheit behandelt worden iſt. Die Darlegung des geiſtigen Umſchwungs in Niebuhr vollzieht ſich mit großer Ruhe und in einer Weiſe, daß man ſie Schritt für Schritt und durch Thatſachen belegt überzeugend vor ſich treten ſieht. Niemand, der mit Achtſamkeit lieſt und ſich in ſeine Lektüre auch geiſtig vertieft und verſenkt, wird das kleine Büchelchen, das von aller Orthodoxie und Pietiſterei frei iſt, ohne Nutzen und gute Wirkung in ſich aufnehmen. Er wird ein klares Bild von Niebuhr's religiöſen Anſchauungen und dadurch zugleich für ſeine eigenen einen feſten Halt gewinnen.

14. Geſchichte der Muſik. Von Auguſt Wilhelm Ambros. Dritter Band. — A. u. d. T.: Geſchichte der Muſik im Zeitalter der Renaiſſance bis zu Paleſtrina. Breslau, Leuckart. 1868. Gr. 8. 4 Thlr.

Der vorliegende Band des fleißigen, detailreichen Werks behandelt in drei Büchern: 1) „Die Muſik der Niederländer", 2) „Die Muſik in Deutſchland und England", 3) „Die italieniſche Muſik des 15. Jahrhunderts". Der Abſchnitt „Paleſtrina und ſeine Nachfolger bis zum Epochejahre 1600", wo mit Peri-Caccini's „Euridice" eine neue Zeit begann, mußte wegen zu großer Umfänglichkeit des Bandes dem nachfolgenden überlaſſen bleiben.

Das Jahrhundert von 1450—1550 verdient in der Muſikgeſchichte recht eigentlich den Namen des Jahrhunderts der Niederländer. Dem niederländiſchen Muſiker war, wie ſpäter dem italieniſchen, ſchon ſeine Heimat eine Empfehlung, denn die Niederlande galten für die Hochſchule der Muſik, ſelbſt noch dann, als Italiens muſikaliſcher Ruhm ſchon im vollen Glanze ſtrahlte.

Die damalige niederländiſche Schule läßt ſich nach ihren vorzüglichſten Vertretern als die Epoche Okeghem's, Josquin's und Gombert's bezeichnen. Eine vierte Epoche, jene Orlando Laſſo's, fällt ſchon mit der Zeit Paleſtrina's zuſammen, mit welcher die muſikaliſche Oberherrſchaft auf die Italiener übergeht. Kieſewetter ſagt mit Recht von ihnen: ihr Bemühen ſei im weſentlichen dahin gegangen, einen reinen Contrapunkt unter irgendeinem ſich ſelbſt willkürlich auferlegten Zwange darzuſtellen; und die zur Schau getragene Eingenommenheit Ambros' für die Geſangswerke jener Schule iſt nicht im Stande, uns von der Anſicht abzubringen, welche in den Werken jener Epoche nichts ſieht als eitle ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten. Freilich iſt durch dieſe Einſeitigkeit die Kunſt vor dem Zerplatzen in Seifenblaſen behütet und ihr eine ſolide Grundlage gegeben worden, die ſpäter in der Fuge das Höchſte der polyphoniſchen Form erreichte. Bekanntlich nahmen die niederländiſchen Tonſetzer auch weltliche Volkslieder zur Grundlage für ihre Meſſen; Ambros leitet dieſe vielbeſprochene Erſcheinung von der franzöſiſchen Muſikſchule ab. Die Motette war übrigens eine gewandte Dienerin, ſie entzog ſich kaum irgendeiner Aufgabe. Die niederländiſchen Tonſetzer im Dienſte des ſpaniſch-öſterreichiſchen Herrſcherhauſes haben ſogar eine Anzahl von Motetten componirt, die man füglich politiſche, in Muſik geſetzte Leitartikel nennen könnte, beſtimmt, auf die Kriegs- und ſonſtige Macht des Erzhauſes aufmerkſam zu machen. Selbſt zu Dedicationsvorreden ließ ſich die Motettenform willig finden. Von den tauben Künſten und unfrucht-

Digitized by Google

baren Räthſeldeviſen der Niederländer mögen wir unſere Leſer nicht unterhalten. Sie haben auch für den Muſiker von Fach kein Intereſſe und gelten nur noch als antiquariſche Spielereien. Ebenſo wenig können wir unſern Leſern die ausführlichen Erörterungen von Ambros über die damalige Muſiklehre der Theoretiker und Lehrer vorführen. Die nächſten Kapitel bilden Johannes Okeghem und ſeine Schule, Josquin de Prés, die niederländiſche und niederländiſch-franzöſiſche Muſik von Josquin bis zu Orlando Laſſo. Des letztern Name iſt dem allgemeinen Publikum wol am bekannteſten geworden.

Das zweite, die Muſik in Deutſchland und England behandelnde Buch beſpricht die deutſchen Tonſetzer Adam von Fulda, Heinrich Finck, Heinrich Iſaak, Ludwig Senft, Johannes Walter und viele andere; von den Engländern ſei nur William Bird erwähnt. In welcher überſchwenglichen Ausdrucksweiſe Ambros durchgängig ſich zu ergehen beliebt, zeigt ſich auffallend bei Gelegenheit Bird's, dem er Reinheit und Harmonie, Eleganz der Form in dem Eintritt der Stimmen, Klarheit des Stils, richtiges Einhalten der Tonalität, Anmuth in ſeinen weltlichen Compoſitionen, edle Würde, wahrhaft innige Frömmigkeit in ſeinen geiſtlichen und Bewältigung ſchwieriger Satzprobleme zuerkennt, der aber nicht genannt werden dürfe neben dem herrlich ſtrömenden Phantaſiereichthum, dem idealen Zuge, der unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit in Löſung der verſchiedenen Aufgaben, der überirdiſchen Hoheit, der Weihe und Großartigkeit, der lieblichen Anmuth und entzückenden Holdſeligkeit Paleſtrina's. Wer ſoll bei ſolcher Phraſenhaftigkeit nicht lächeln? An Inſtrumenten fehlte es der damaligen Zeit nicht. Gegen ihre endloſen Arten, Abarten, Nebenarten von Inſtrumenten würde ſelbſt ein neueres Orcheſter dürftig erſcheinen, aber man wendete ſie blos zur Begleitung des Geſanges an.

Im dritten Buche, die italieniſche Muſik enthaltend, erſcheinen neben zahlreichen andern Tonſetzern Adrian Willaert, Andreas und Johannes Gabrieli und die Deutſchen aus der venetianiſchen Schule: Leo Haßler, Jakob Gallus, Michael und Hieronymus Prätorius, Sethus Calviſius, Johannes Eccard u. ſ. w. Unter den Namen der Vorgänger Paleſtrina's in Rom möchte der des Claude Goudimel noch am eheſten dem Publikum bekannt geworden ſein. Die totale Verſchiedenheit damaliger Kunſt von der unſerigen bringt es mit ſich, daß wir, um nicht Langeweile bei unſern Leſern zu erregen, uns darauf beſchränken mußten, blos den allgemeinen Gang der Darſtellung des Verfaſſers anzudeuten. Aus jener Periode iſt uns nichts allgemein Wirkſames überkommen, außer den Choralmelodien. Erſt ein paar Jahrhunderte ſpäter wurden der Tonkunſt ihr Rafael und Michel Angelo zutheil.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von der J. J. C. Donner'ſchen Ueberſetzung des Sophokles in den Versmaßen der Urſchrift iſt ſoeben die ſechste verbeſſerte Auflage (Leipzig, Winter, 1868) erſchienen. Von allen Ueberſetzungen des Sophokles hat die von Donner die meiſte Verbreitung gefunden. Die Ueberſetzung von Wilhelm Jordan, welche die ganze Sprachgewalt dieſes talentvollen Dichters bewährt, iſt durch ſie in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwol dürfte die neue Auflage des Donner'ſchen Sophokles eine geeignete Veranlaſſung ſein, auf das verdienſtliche Concurrenzwerk aufmerkſam zu machen.

Die „Auswahl dramatiſcher Werke" von Auguſt von Kotzebue iſt mit dem zehnten Band, welcher zwei der beſten Stücke dieſes Autors, die Poſſe „Der Wirrwarr" und das Schauſpiel „Die Stricknadeln", außerdem noch das einactige Luſtſpiel: „Die Gefangenen" enthält, zum Abſchluß gediehen.

Von Arnold Ruge's „Reden über Religion, ihr Entſtehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern" (Berlin, Stuhr), iſt die zweite Auflage erſchienen. Dieſer Pendant zu Schleiermacher oder Anti-Schleiermacher, wie man die Schrift nennen könnte, beſchäftigt ſich indeß nicht blos mit der Geſchichte und Kritik der Mythen- und Religionsbildung, ſondern Ruge wendet ſich auch mit gewohnter Schlagfertigkeit gegen Karl Heinzen und den Materialismus, der ihm gegenüber eine äußerſte Linke bildet.

Gleichzeitig hat Arnold Ruge eine Schrift: „Ans Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umſchwunges ſeit 1866", veröffentlicht (Berlin, Stuhr). Die Schrift ſammelt zum Theil bereits in Zeitungen veröffentlichte Briefe und Sendſchreiben; ihre Tendenz iſt, die Annahme des Jahres 1866 von ſeiten der Demokratie zu befürworten.

Alexander Schöppner's „Hausſchatz der Länder- und Völkerkunde. Geographiſche Bilder aus der geſammten neuern Reiſeliteratur" (Leipzig, Weber), erſcheint in einer zweiten, vielfach vermehrten und verbeſſerten Auflage, bearbeitet von Sophus Ruge, mit 32 Anſichten in Tondruck und 46 Vignetten. Dieſe Auflage iſt um 30 Bogen vermehrt, eine Bereicherung, die bei der Fülle neuer Forſchungen namentlich den außereuropäiſchen Erdtheilen zugute kommt; es ſind ganze Gruppen von Schilderungen, wie Niederlande, Süddonauländer, Japan und Au[illegible]aſien neu hinzugetreten. Das Werk iſt eine jedenfalls takt- und geſchmackvolle Zuſammenſtellung, welche uns einen Orbis pictus mit beſonderer Colorirung des ethnographiſchen Elements liefert. Der Takt bewährt ſich in der geſchickten Auswahl aus den Werken unſerer beſten Reiſeſchriftſteller und in einer derartigen Zuſammenſtellung der meiſtens kleinen Artikel, daß ſich aus ihrer Geſammtwirkung doch ein ausdrucksvolles Moſaikbild ergibt. Hier und dort vermiſſen wir einen tüchtigen Reiſeſchriftſteller unter den Quellen; ſo in Bezug auf das etwas ſtiefmütterlich bedachte Spanien den Kaiſer Maximilian, der treffliche Schilderungen, namentlich auch von Stiergefechten gibt, und Arthur Stahl, der den Alhambra, Sevilla u. ſ. w. mit großem Farbenreichthum dargeſtellt hat. Für den Kaukaſus hätte noch F. Bodenſtedt, für die Alpen Otto Banck mit benutzt und angeführt werden können. Die kurzen biographiſchen Notizen über berühmte Reiſende in dem Quellenverzeichniß werden zur Orientirung willkommen ſein.

Bibliographie.

Fuchs, C., Ungleiche Verwandte unter den Neudeutſchen. Ein [illegible]ſcher Eſſai zu Wilh. Tappert's Buch „Muſikaliſche Studien". Berlin, Kießling. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerſtäcker, F., Neue Reiſen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Weſtindien und Venezuela. 3 Bde. Jena, Coſtenoble. 6 Thlr. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Händel und Shakespeare. Zur Aeſthetik der Tonkunſt. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Glaß, R., Warwick. Drama. Leipzig, Weber. Gr. 16. 1 Thlr.

Greyerz, O. v., Johann Caſpar Lavater. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Vortrag. Bern, Heuberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Hebel's, J. P., Werke. 2 Bde. Berlin, Grote. 32. 10 Ngr.

Jahn, O., Aus der Alterthumswiſſenſchaft. Populäre Aufſätze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

= Zur Säcularfeier Schleiermacher's. =

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erſchien:

Ueber die Religion.

eden an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Von Friedrich Schleiermacher.

Mit Einleitung herausgegeben von D. Carl Schwarz.

8. Geheftet 10 Ngr. Gebunden 15 Ngr.

ildet zugleich den erſten Band der „Bibliothek der Deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".)

Von Schleiermacher's Schriften iſt keine ſo zur Verbrei-g in den weiteſten Kreiſen geeignet und verdient dieſe in n Maße wie die „Reden über die Religion". Sie ſind ſein ilärſtes Werk, in dem er den Grundgedanken ſeiner theo-iſchen Wirkſamkeit — Verſöhnung der Religion mit der en Forſchung und dem Bildungsbewußtſein der Zeit — auf e das gebildete Laienpublikum feſſelnde Weiſe entwickelt hat. rliegende neue Ausgabe des Werks vereinigt ſchönen, cor-en Druck mit ſehr wohlfeilem Preiſe und empfiehlt ſich erdem durch die vom Ober-Conſiſtorialrath D. Schwarz Einleitung vorangeſchickte Biographie und Charakteriſtik leiermacher's.

Friedrich Schleiermacher.

iſtrahlen aus ſeinen Briefen und ſämmtlichen Werken.

Mit einer Biographie Schleiermacher's.

Von Eliſa Maier.

. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Frauenhand gewählt, bilden dieſe claſſiſchen Aus-he Schleiermacher's über Freundſchaft und Liebe, Selbſt-ng und Thätigkeit, Ehe, Kinderzucht, Religion, Freiheit Unſterblichkeit namentlich eine der empfehlenswertheſten n für das weibliche Geſchlecht. Der Werth des Buchs noch erhöht durch die pietätvolle Schilderung von Schleier-r's Lebensgang, welche die Herausgeberin den gewählten en aus ſeinen Schriften vorangehen läßt.

---

i Orell, Füßli u. Comp. in Zürich erſchien ſoeben:

Der Erbe des Millionärs.

uſpiel in fünf Aufzügen von Adolf Calmberg.

Preis 20 Sgr.

Dieſes neue Schauſpiel von Adolf Calmberg, Lehrer der ur am züricher Lehrerſeminar, iſt allen Literaturfreunden ne intereſſante Lectüre und allen deutſchen Bühnen als rfolg verſprechende Novität zu empfehlen. Es hat vom g bis zum Ende eine unaufhaltſam ſpannende Handlung reich an durchſchlagenden Effecten. Auf den Theatern ürich und Bern iſt es bereits mit großem, allgemeinem wiederholt gegeben worden, ſiehe leipziger „Illuſtrirte g", Nr. 1280. Dem Stück zu Grunde liegt der bekannte de Buck, welcher im Mai 1864 zu Brüſſel verhandelt infolge deſſen Benedict de Buck, nachdem er 30 Jahre Gefängniſſen gehalten worden, in den Beſitz ſeiner igen Erbſchaft kam. Das Stück iſt von den Theatern u erwerben: für Deutſchland durch A. Entſch, Theater-in Berlin; für Oeſterreich durch A. Landvogt, Theater-in Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Talvj.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pſeudonym Talvj bekannten Schriftſtellerin Thereſe Robinſon, geb. von Jakob, erhält die deutſche Leſewelt hiermit einen neuen feſſelnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Engliſche überſetzt wurden, bewährt die geiſtvolle Verfaſſerin auch in dieſem ihre tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens ſowie ihre Kunſt, das Leben in den höhern Geſellſchaftskreiſen mit feinem Takt und treuer Anſchaulichkeit zu ſchildern.

Soeben iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Johanna d'Arc.

Heroiſches Drama in fünf Aufzügen

von

Wilhelm von Iſing,

Verfaſſer der Dramen: „Himmel und Erde", „Robespierre", „Michael Kohlhaas" ꝛc.

Klein Octav. 181 Seiten. Broſch. Preis 15 Sgr.

Caſſel.

Aug. Freyſchmidt.
Buchhandlung.

Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig iſt ſoeben erſchienen:

Untreu aus Mitleid.

Roman in acht Büchern

von

Julius Groſſe.

2 Bände. 8. Fein Velinp. Geh. Preis 2 Thlr.

Der Proceſs Ebergenyi-Chorinsky im „Neuen Pitaval".

Soeben erſchien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Die Stiftsdame Julie Ebergenyi von Telekes und der Graf Guſtav Chorinsky Freiherr von Ledske.

[Wien und München. Giftmord. 1867 und 1868.]

(Der Neue Pitaval. Neue Serie. Dritter Band. Drittes Heft.)

8. Geh. 15 Ngr.

Mit der Klarheit und Vollſtändigkeit, welche die criminaliſtiſchen Darſtellungen des „Neuen Pitaval" auszeichnen, wird der Verlauf dieſes zu ſo trauriger Berühmtheit gelangten Criminalproceſſes, den die Zeitungen nur bruchſtückweiſe mittheilen konnten, hier zum erſten mal im Zuſammenhange erzählt. Das Heft iſt zu dem Preiſe von 15 Ngr. auch einzeln zu erhalten.

Digitized by Google

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheint:

Bilder-Atlas.

Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Converſations-Lexikon.

Zweite vollſtändig umgearbeitete Auflage.

Nach dem neueſten Standpunkte der Wiſſenſchaft bearbeitet unter Mitwirkung von

Major **K. G. von Berneck** in Berlin, Hüttenchemiker **F. Biſchoff** in Oberſchlema, Profeſſor Dr. **K. Bruhns** in Leipzig, Profeſſor Dr. **M. Carriere** in München, Bergrath Dr. **B. von Cotta** in Freiberg, Vorſtand des Germaniſchen Muſeums **A. Eſſenwein** und Dr. **A. von Eye** in Nürnberg, Dr. **W. Fränkel** in Dresden, Dr. **G. Gerland** in Magdeburg, Miniſterialrath Dr. **W. Hamm** in Wien, Profeſſor Dr. **E. Hartig** und Profeſſor **K. Heyn** in Dresden, Profeſſor Dr. **W. Koner** und Dr. **H. Lange** in Berlin, Profeſſor Dr. **J. Müller** in Freiburg, Dr. med. **B. H. Obſt** in Leipzig, Maſchinenmeiſter **R. Schwamkrug** in Schneeberg, Akademie-Inſpector **A. Stelzner** in Freiberg, Profeſſor Dr. **F. Varrentrapp** in Braunſchweig, Profeſſor Dr. **K. Vogt** in Genf, Dr. **A. Weiske** in Leipzig, Profeſſor Dr. **Th. Weiß** in Dresden, Corvettenkapitän **R. Werner** in Danzig, Profeſſor Dr. **M. Willkomm** in Dorpat.

500 Tafeln in Stahlſtich, Holzſchnitt und Lithographie.

Nebſt erläuterndem Texte.

In 100 Lieferungen zu 7½ Sgr.

Schon die erſte Auflage des „Bilder-Atlas“ iſt nicht blos in Deutſchland, ſondern auch im Auslande als ein vorzügliches Förderungsmittel allgemeiner Bildung anerkannt worden. Während das Werk in Deutſchland ſelbſt in einer ſehr bedeutenden Anzahl von Exemplaren verbreitet ward und vielfach auch zu Unterrichtszwecken Verwendung fand, wurden eigene Ausgaben theils des ganzen Werks, theils einzelner Abtheilungen deſſelben für Schweden, die Niederlande, Rußland, Nordamerika, Böhmen, ſelbſt für die Türkei veranſtaltet. Dieſe großen Erfolge haben die Verlagshandlung ermuntert, den „Bilder-Atlas“ durch eine neue, vervollkommnete Bearbeitung mit den inzwiſchen erfolgten Fortſchritten der Culturentwickelung in Einklang zu ſetzen. Eine ſolche Verjüngung des Werks bietet die jetzt beginnende zweite vollſtändig umgearbeitete Auflage.

Auch in dieſer neuen Bearbeitung iſt der „Bilder-Atlas“, indem er den encyklopädiſchen Stoff durch Abbildungen veranſchaulicht, zunächſt ein Ergänzungswerk zu jedem „Converſations-Lexikon“; er bildet aber gleichzeitig eine ikonographiſche Encyklopädie von völlig ſelbſtändigem Werthe, die in ihrer ſyſtematiſchen Anordnung den mannichfachſten Bildungszwecken entſpricht. Für jedes einzelne Fach wurden, wie aus obigem Verzeichniß zu erſehen, die tüchtigſten Bearbeiter gewonnen: Männer, deren Namen im Reiche der Wiſſenſchaft unbeſtrittene Geltung haben.

Die zweite Auflage des „Bilder-Atlas“ wird 500 Tafeln umfaſſen und in 100 Lieferungen, deren jede durchſchnittlich 5 Tafeln enthält, erſcheinen. Der Preis jeder Lieferung beträgt nur 7½ Sgr. Dieſe Wohlfeilheit ſoll die allgemeinſte Verbreitung des Werks ermöglichen. Ein gedrängter erläuternder Text, welcher vorausſichtlich den Umfang eines Bandes nicht überſchreiten wird, ſoll zu entſprechendem mäßigen Preiſe während des Erſcheinens der Tafeln in Heften ausgegeben werden.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und iſt die bereits erſchienene erſte Lieferung daſelbſt vorräthig.

Industrielles Prachtwerk

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Illuſtrirter Katalog

der Pariser Industrie-Ausstellung von 1

Gr. 4. Geheftet 10 Thlr., gebunden 11 Thlr. 15 N

Auch in 15 Lieferungen à 20 Ngr. zu beziehen

Dieses reich illustrirte Werk bietet durch seine reichen Abbildungen der hervorragendsten Gegenstände vorjährigen Ausstellung der künstlerischen und industr Welt ein treffliches Mittel, sich mit den Fortschritten Kunstgewerbes bekannt zu machen. Das Werk ist a

Museum der modernen Kunstindustri

zu bezeichnen und gewährt als solches einen reichen von **Mustern und Vorlagen**, deren Studium an Industrie selbst in weitesten Kreisen fördernde An geben wird. Ueber die Reichhaltigkeit und Vielse des Inhalts genüge der Hinweis, dass in seinen 12 fältig ausgeführten Holzschnitten über 1400 Abbil von Terracotten, Porzellan-, Thon-, Glas-, Eisen Eisenguss-, Messing-, Bronze-, Gold- und Silber Mosaiken, Juwelier-, Marmor-, Leder- und Buch arbeiten, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Möbel u beistoffmuster, Pianofortes, Uhren, Spitzen-, T Damast- und andern Webewaaren, Tapeten etc. g werden.

Ein ausführlicher Prospect mit Illustrationspr durch alle Buchhandlungen **gratis** zu erhalten.

Durch das Erscheinen des „Illustrirten Katalo Pariser Industrie-Ausstellung von 1867“ ist die A samkeit vielfach wieder auf das frühere ähnliche W lenkt worden:

Illuſtrirter Katalog

der Londoner Industrie-Ausstellung von 18

Zwei Bände. Mit 1400 Holzſchnitten, circa 2000 G darſtellend.

Um die nachträgliche Anschaffung dieses W erleichtern, erklärt sich die Verlagshandlung bere nehmern des Pariser Katalogs auch Exemplare d doner Katalogs, soweit der Vorrath reicht, zu erm ten Preisen abzugeben, und zwar in zwei Bänden tet zu 6 Thlr. (bisheriger Preis 12 Thlr.), gebun 9 Thlr. (bisheriger Preis 15 Thlr 10 Ngr.).

☞ Preisermässigung bis Ende 1868.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausg von **Hermann Brockhaus.**

Drei Bände. 4. Geh. (30 Thlr.) Ermässigter 15 Thlr.

Eine vortrefflich gedruckte Ausgabe des gr sischen Lyrikers in der Originalsprache, die Europa erschienene. Die Scholien des Sudi sind sel 80 beigefügt.

☞ Ende 1868 tritt der volle Ladenpreis w

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1868.

Inhalt: Tſchudi's ſüdamerikaniſche Reiſen. Von Richard Andree. — Zur Shakſpeare-Literatur. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Neue Erzählungen und Novellen. Von Guſtav Hauff. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Tſchudi's ſüdamerikaniſche Reiſen.

Reiſen durch Südamerika von Johann Jakob von Tſchudi. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und lithographirten Karten. Dritter und vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Die allgemeine Anerkennung, welche die beiden erſten Bände dieſes ganz vortrefflichen Werks gefunden haben*), iſt den folgenden gleichfalls im reichen Maße und wohlverdient zutheil geworden. Auch hier finden wir wieder die nämlichen Vorzüge, welche jene kennzeichneten: die unbedingte Wahrheitsliebe gegenüber den vielfach grauenhaften Zuſtänden Südamerikas vereint mit jener Unparteilichkeit, die den Verfaſſer vor manchen andern einſeitigen ſüdamerikaniſchen Reiſenden vortheilhaft auszeichnet. Hat er auch über die ſocialen und politiſchen Zuſtände des Landes mehr Schlimmes als Gutes zu berichten, ſo fühlt man doch heraus, daß er dabei nicht im geringſten gehäſſig verfährt, ohne gerade ſchonend zu ſein, was übel angebracht wäre. Die Ethnographie, Geographie und Naturgeſchichte Südamerikas erhalten durch ihn vielfache Bereicherung; ſein Hauptaugenmerk bleibt aber auf die volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe, auf die Auswanderung und das Colonialweſen gerichtet und hier werden die gewiſſenhaften Unterſuchungen in minutiöſer und muſtergültiger Weiſe derart durchgeführt, daß Tſchudi's Werk jetzt als wichtigſte Quelle über die trotz ungeheurer Fehler doch immer noch vielverſprechenden und zukunftreichen Colonien Braſiliens, namentlich Südbraſiliens, gelten muß.

Keine einzige der wichtigern Colonien blieb von ihm unbeſucht und alle die verſchiedenen in Braſilien angewandten Syſteme kommen zur genauen Erörterung, ſeien es nun die Parceriacolonien, die Regierungscolonien oder jene, welche Privatleute anlegten. Da iſt denn der Verfaſſer nach ſeinen langjährigen Reiſen vollberechtigt, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Nach ihm hat vierzig Jahre lang die braſilianiſche Regierung nichts als Fehler begangen, unfähige Leute ſtanden an der Spitze und die für die Coloniſation beſtimmten Gelder wurden in gewiſſenloſer Weiſe vergeudet. Die Einwanderer ſelbſt wurden in den fernen Urwald verſetzt, ſie blieben ohne Wege und verkümmerten zum Theil in ſchmachvoller Weiſe. Auch zeigte ſich die Geſinnung der einheimiſchen Braſilianer, die einem engherzigen Nativismus huldigen, allem Fremden feindlich, obgleich letztere ſchließlich doch durch die ihnen innewohnende Tüchtigkeit die Oberhand gewinnen. Wir ſind vollkommen mit dem Verfaſſer der Anſicht, daß in Südbraſilien mindeſtens ein ſo gutes Feld für die deutſche Auswanderung iſt, als in den Vereinigten Staaten. Die Verhältniſſe haben ſich in der letzten Zeit dort weſentlich gebeſſert und das deutſche Element geht, da es unvermiſcht bleibt, auch einer nationalen Zukunft entgegen. Dort läuft es nicht Gefahr zu veryankeen, und die Stimmen werden immer lauter, welche dahin wirken, den Strom deutſcher Auswanderung nach Rio Grande do Sul zu lenken. Gelegentlich der Schilderung der Colonie São-Leopoldo ſagt der Verfaſſer:

Die Feinde all und jeder braſilianiſchen Coloniſation ſollten doch einmal hier nachfragen, wie viele dieſer Coloniſten ihr Los mit ihrem frühern in Deutſchland vertauſchen möchten. . . Sie haben ihre deutſchen Sitten und Gebräuche bewahrt, aber größtentheils den Servilismus abgeſtreift. Und wie ſie an ihren heimiſchen Sitten feſthalten, ſo bewahren ſie auch ihre deutſche Sprache. Es iſt vielleicht bis jetzt noch gewagt, behaupten zu wollen, daß die Deutſchen mit der Zeit durch Geld die Braſilianer aus einem großen und fruchtbaren Theile der Provinz verdrängen werden. Aber es iſt unbeſtreitbar, daß das Deutſchthum in der Provinz São-Pedro do Rio Grande do Sul jetzt ſchon eine Macht geworden iſt, gegen deren unaufhaltſames Wachsthum die Eiferſucht der Braſilianer vergeblich kämpft. Was war dieſes herrliche Land vor der deutſchen Einwanderung und was iſt es heute? Handel, Induſtrie und Ackerbau ſind erſt durch die Deutſchen zur wahren Geltung gekommen; der Wohlſtand der Provinz hat ſich durch ſie mehr als verdoppelt.

Sehen wir uns aber danach um, wie man die Deutſchen anfangs behandelte, ehe ſie erſtarkten, und welch

*) Vgl. Nr. 8 und 9 d. Bl. ſ. 1867. D. Red.

Digitized by Google

ſchmähliche Misgriffe, ja Niederträchtigkeiten bei der Gründung von Colonien vorkamen. Ein Gang mit dem Verfaſſer in die Provinz Eſpiritu Santo gibt uns Gelegenheit, ſchauderhafte Bilder kennen zu lernen. Nachdem er den Zuſtand der kleinen deutſchen Colonie Santa-Iſabel als günſtig bezeichnet, hebt er den Schleier von dem Elend der Colonien Santa-Leopoldina (nicht zu verwechſeln mit São-Leopoldo) und Rio Novo. Die Coloniſten hatten ſchlechten Boden erhalten und dieſen nicht einmal in gehöriger Menge, Willkür und Ungerechtigkeit herrſchten auf ſeiten der Verwaltung im höchſten Grade, Hungersnoth riß ein und Frauen wie Mädchen ergaben ſich der Proſtitution, um nur das nackte Leben friſten zu können. Die Verwalter waren ſchamloſe Betrüger, die Verſprechungen, die man den Leuten gemacht, wurden nicht gehalten, Aerzte, Lehrer, Geiſtliche fehlten und die Sittenloſigkeit hatte den allerhöchſten Grad erreicht.

Ein kaum weniger trauriges Bild bieten uns die Parceriacolonien der Provinz São-Paulo, die mit faſt allzu großer Ausführlichkeit geſchildert werden. Unter Parceria verſteht man bekanntlich ein Geſellſchaftsverhältniß zwiſchen dem Grundbeſitzer und dem Coloniſten, das auf einer Theilung der Ernte von Kaffeebäumen, an welcher der Coloniſt durchaus keinen Eigenthumsanſpruch hat, baſirt, alſo ganz das nämliche iſt, wie das eines Fabrikarbeiters, der mit den Werkzeugen des Fabrikinhabers arbeitet und ſtatt des Lohns einen Antheil des Reinertrags erhält. Für ſeine Wohnung zahlt der Coloniſt Miethe und für jedes Stück Vieh, das er auf die Weide treibt, eine beſtimmte jährliche Abgabe. Dieſes Syſtem, an und für ſich gut, ging von einem gewiſſen Vergueiro aus, verfiel aber im Jahre 1857 gänzlich theils durch Schuld der Coloniſten, theils durch jene der Grundbeſitzer. Das ſchamloſe Getreibe des Vergueiro jedoch, von dem Tſchudi ſeitenlang zu erzählen weiß, überſteigt wirklich alle Begriffe. Indeſſen wollen wir den Leſer mit freundlichern Bildern bekannt machen, wozu die deutſchen Colonien der Provinz Santa-Catharina und Rio Grande do Sul den Stoff abgeben.

Die in der erſtgenannten Provinz liegende deutſche Colonie Dona Francisca hatte anfangs auch eine üble Zeit durchzumachen. An ihrer Spitze ſtand ein franzöſiſcher Director Aubé, welcher bei der Gründung zuerſt einen Tanzſaal errichten ließ und den Coloniſten lieber Vorſchuß zu einem Frack als zu einer Handmühle gab. Ein echt romaniſches Coloniſationsſyſtem! Erſt als ein Deutſcher an die Spitze trat und ſtatt Champagner und Bordeauxwein Ackergeräthe anſchaffte, wurde die Sache beſſer und Dona Francisca ſteht heute auf eigenen Beinen. Die Unfähigkeit der Franzoſen zu coloniſiren, die wir überall glänzend documentirt ſehen, haben wir hier in einem guten Beiſpiel vor uns. Auch die vielbeſprochene Colonie des Dr. Blumenau beſuchte Hr. von Tſchudi. Es iſt ſeinerzeit über den Gründer viel Nachtheiliges geſchrieben worden, da ſein Unternehmen anfangs misglückte und er die Colonie an die braſiliſche Regierung abtreten mußte. Aber Blumenau war ein ehrlicher und tüchtiger Mann, dem im vorliegenden Werke das beſte Zeugniß zuerkannt wird. „Es mag ihm die Ueberzeugung, daß die von ihm gegründete und geleitete Colonie die beſtorganiſirte Ackerbaucolonie Braſiliens iſt, diejenige, die ſich heute in dem blühendſten Zuſtande befindet, Befriedigung und Beruhigung gewähren."

Wie das deutſche Element in Rio Grande do Sul erſtarkte, wurde ſchon oben angeführt, und São-Leopoldo wie Santa-Cruz ſind mit ihrer befriedigenden Lage der ſchönſte Beweis für deſſen Tüchtigkeit. Dort macht ſich und auch in der wichtigen Hafenſtadt Porto Alegre, das moraliſche und politiſche Uebergewicht unſerer Landsleute immer fühlbarer und erregt den Neid der Braſilianer, deren Blut durch Kreuzung mit Negern ſchon gründlich verdorben wurde, während die Deutſchen ſich rein erhalten. Die Anerkennung der deutſchen Verdienſte geht überhaupt wie ein rother Faden durch Tſchudi's Buch und nicht nur ihre Verdienſte um den Handel und den Ackerbau, ſondern auch um die Wiſſenſchaften in Braſilien werden nach Gebühr gewürdigt. Man leſe nach, was über die freiheitlich und lichtfreundlich geſinnte Akademie São-Paulo geſagt wird, die ganz in den Schuhen deutſcher Wiſſenſchaft ſteht. Dort wirkte als berühmter Lehrer Julius Frank aus Gotha, ein Mann aus edler Familie, der ſeinen Vaternamen dort abgelegt hatte. Als er, erſt 32 Jahre alt, 1841 zu São-Paulo ſtarb, beerdigten ihn die Studenten im Kreuzgang der Akademie, da ihm, dem Proteſtanten, der katholiſche Friedhof verſchloſſen blieb. Noch heute gilt ſein „Lehrbuch der Weltgeſchichte" und ſteht ſein Name in hohen Ehren.

Sehen wir uns aber, nachdem wir die Deutſchen in Braſilien kennen gelernt, nach den ſocialen Zuſtänden des herrſchenden Volks ſelbſt um und wägen wir dort Licht und Schatten ab. Leider überwiegt der letztere ganz unverhältnißmäßig und auf ein Lichtbild kommen mindeſtens zwölf Schattenbilder. Die Corruption bei den höhern Ständen iſt im Durchſchnitt greulich. „Es iſt traurig, geſtehen zu müſſen", ſagte ein patriotiſch geſinnter Braſilianer zu Tſchudi, „daß ein ſo bedeutender Theil unſerer Großen ihre Reichthümer auf unehrliche Weiſe erworben hat, im Norden des Reichs durch Meuchelmord, im Süden durch Schwindel und Betrug." Bei den Wahlagitationen lernt man das befleckte Privatleben der Candidaten ganz genau kennen; allein Geld heilt alles und man ſtimmt ohne Scheu für einen Schurken. Wie dann die Deputirten beſchaffen ſind, erſehen wir aus einer andern Stelle. Die Abgeordneten der Provinzialkammer zu São-Paulo warfen ſich gegenſeitig die größten Schandthaten vor, nannten ſich Mörder, Diebe, Betrüger, Trunkenbolde u. ſ. w. Vieles mag wahr geweſen ſein, denn Tſchudi berichtet ſelbſt Mordgeſchichten in genügender Anzahl und ſchildert auch die von den Großen zu ihren Schandthaten benutzten Werkzeuge:

In ganz Braſilien befinden ſich (nach braſilianiſchen Quellen) ungefähr 200000 männliche Individuen, die ohne beſtimmte Beſchäftigung als Schmarotzer auf großen Gütern leben und jederzeit die bereitwilligen Diener ihrer Protectoren ſind. Dieſe „Capangas" laſſen ſich von ihnen zu jeder, auch der ſchlechteſten Handlung gebrauchen, ſie bilden die Leibgarde ihrer Beſchützer und werden auf einen Wink von ihnen zu Meuchelmördern. Der reiche Braſilianer befleckt ſeine Hände nicht mit Blut, er kann ja einen Capanga dingen, der das Geſchäft für ihn vollführt. Dieſe Capangas, faſt ausnahmslos der farbigen Bevölkerung angehörend, ſind eine Peſtbeule der menſchlichen Geſellſchaft und können nur in einem Staate beſtehen, in dem die

Digitized by Google

ittliche Depravation nicht blos auf einzelne niedere Klaſſen be-
chränkt iſt, ſondern auch in den höhern Schichten platzge-
griffen hat.

Dieſen Zuſtänden entſprechend ſieht es natürlich mit
em Schulunterricht und der allgemeinen Bildung aus,
vovon ergötzliche Proben mitgetheilt werden. Zu São-
Paulo waren ſechs Mädchen von 17—23 Jahren zu
ehrerinnen herangebildet und an verſchiedene Provinzial-
iſtitute verſetzt worden. In dem Berichte über dieſe
Damen heißt es: „Sie können Gedrucktes und Geſchrie-
enes nur nothdürftig leſen, wiſſen einige der vorzüglich-
en Gebete auswendig, rechnen in ein Paar der vier
pecies, obgleich nicht fehlerfrei, und verſtehen einige
adelarbeit.“ Braſilianiſche Lehrerinnen! Faſt überall, wo
ir hingreifen, zeigen ſich ähnliche verlotterte Erſcheinun-
n. Die Flotte iſt in einem greulichen Zuſtande, mei-
ns mit Indianern aus dem Amazonenſtromgebiete be-
annt, die natürlich mit europäiſchen Matroſen keinen
ergleich aushalten. Alle für die Ausrüſtung der Schiffe
thigen Gegenſtände, ſelbſt die Verproviantirung, müſſen
s dem Auslande bezogen werden, von den Kanonen an
s zum Maſchinenöl und — Mehl. Die Schiffe der
ındelsmarine, die in Braſilien ſelbſt gebaut werden, ſind
ßerordentlich theuer, da nachgewieſenermaßen durch-
nittlich 20 Procent der Unkoſten auf Douanengebühren
: Rohmaterial aufgehen. Zwei Drittel der Bemannung
f den Kauffahrteiſchiffen ſind Sklaven, die natürlich,
nn die Emancipation eintritt, nicht mehr arbeiten wer-
ı. Das verſteht ſich von ſelbſt, aber woher dann Ma-
ſen nehmen? „Der Braſilianer iſt nicht zum Seemann
oren“, ſagt Tſchudi, und die Zukunft der Handelsflotte
eine außerordentlich trübe. Auch die Regierung iſt in
en Fragen von hoher volkswirthſchaftlicher Bedeutung
lig blind. So iſt zum großen Nachtheil des Ganzen
Cabotage den Schiffen eigener Flagge vorbehalten.
hin aber hat dieſes überall aufgegebene unſinnige
ſtem geführt? Hören wir eine braſilianiſche Autorität:

Nach Dr. Manoel de Almeida fanden es die Beſitzer einer
mwollſpinnerei vortheilhafter, das Rohmaterial aus Eng-
kommen zu laſſen, als es der hohen Fracht wegen aus
baumwollliefernden Provinzen Braſiliens zu beziehen. Ein
en Baumwolle von Pernambuco z. B. direct auf einem
lianiſchen Schiffe nach Rio de Janeiro gebracht, kommt
erer zu ſtehen, als wenn dieſer Ballen auf einem fremden
ffe nach Liverpool oder Southampton und von dort wieder
ck nach Rio de Janeiro gebracht wird.

Das iſt die Volkswirthſchaft der braſilianiſchen Regie-
g, in einem Lande, „wo die freieſte Verfaſſung herrſcht“.
ürlich kann unter ſolchen Verhältniſſen eine Flotte
gedeihen, wozu ſich noch unglaubliche Gewiſſenloſigkeit
Unfähigkeit geſellen. Grauenhaft ſind die Schilde-
en, die Tſchudi von den braſilianiſchen Poſtdampfern
irft, und man wundert ſich nur, wie er ſeine Perſon
lben anvertrauen konnte. Die Dampfer eines ge-
n Ferreira waren öffentlich vom Miniſterpräſidenten
„ſchwimmende Gräber“ gebrandmarkt worden, fuhren
nichtsdeſtoweniger weiter, bis ſie der Reihe nach mit
n und Maus zu Grunde gingen oder verbrannten.
dnung, Unreinlichkeit, ſchlechte Behandlung, miſerable
e voller krauſer Negerhaare waren noch das Geringſte
über der ſteten Lebensgefahr:

Die Schiffe ſind in der Regel in ſolch erbärmlichem Zuſtande, daß man nicht weiß, ob man mehr über die Unverſchämtheit der Adminiſtration, über die unverantwortliche Nachläſſigkeit der Seebehörden, die ſolche Wracks auslaufen laſſen, oder über den Muth der Seeleute, die ſich auf ihnen einſchiffen, ſtaunen ſoll.

Kaum weniger draſtiſch ſind die Beſchreibungen des braſilianiſchen Militärs, „des ſchönſten, tapferſten, beſt-disciplinirten der Welt“, wie die Braſilianer renommiren. In einer Compagnie von 82 Mann, die ganz aufgelöſt marſchirte, fand Tſchudi nicht 10 gleichgekleidete; Kopfbedeckung, Waffen, Kleidung alles war verſchieden. „Es war die jämmerlichſte Militärcaricatur, die man ſich nur denken kann.“ Gehen wir auf das induſtrielle Gebiet, ſo iſt die Geſchichte des Hüttenwerks Ipanema in der Provinz São-Pedro do Rio Grande ein neues Beiſpiel braſilianiſcher Unfähigkeit. Das Werk war von Schweden angelegt worden, ſtand dann unter der Direction eines deutſchen Kellners und hatte ſpäter ein halbes Dutzend braſilianiſche Dirigenten. Kein einziger von ihnen war techniſch gebildet und zu ſolcher Stelle befähigt, die meiſten Protegés irgendeines Miniſters. Nachdem die Hütte ungeheuere Summen verſchlungen und bei der allerroheſten Gußarbeit per Pfund mit 7½—10 Sgr. Schaden gearbeitet hatte, mußte ſie 1861 aufgelaſſen werden. Doch verlaſſen wir die Schattenſeiten.

Neben manchen heruntergekommenen, dem gänzlichen Verfall nahen Städten ſchildert Tſchudi auch wieder freundliche, wohlorganiſirte Orte oder einzelne gut verwaltete Inſtitute, die als Lichtpunkte in der allgemeinen Finſterniß erſcheinen. Dahin gehört z. B. das Strafhaus in São-Paulo, das den Reiſenden durch vortreffliche Organiſation überraſchte und welches er den beſten europäiſchen Anſtalten ähnlicher Art an die Seite ſtellt.

Weniger reich als die frühern Bände ſind die vorliegenden beiden bezüglich der Ethnographie ausgefallen. Der Verfaſſer klagt darüber, daß mit der Anthropologie der braſilianiſchen Indianer trotz des leicht zugänglichen Materials noch kein einziger Forſcher ſich gründlich und umfaſſend abgegeben habe. Hier hat allerdings das neue Werk von Martius in vieler Beziehung abgeholfen, doch bleibt immer noch das meiſte zu thun übrig. Jede Notiz über die untergehenden Jäger- und Fiſchernomaden Braſiliens, deren Zahl von Jahr zu Jahr abnimmt, iſt daher willkommen. Tſchudi ſah die elenden, faulen, unreinlichen und dem Trunke ergebenen braunen Menſchen am Parahybaſtrome, die, je mehr die Wälder niedergeſchlagen werden, um ſo mehr verſchwinden. Auch für eine Thatſache, welche wir in d. Bl. bereits wiederholt betonten, finden wir bei dem vorurtheilsfreien Verfaſſer abermals einen Beleg, nämlich für die Unfähigkeit des größern Theils unſerer Miſſionare und für die Erfolgloſigkeit ihrer Beſtrebungen:

Die gänzliche Demoraliſation und die viehiſche Verkommenheit dieſer Indianer ſind vorzüglich Schuld der Miſſionare, die zuweilen nicht den geringſten Begriff ihrer Aufgabe haben. Zu allen Zeiten und in allen Gegenden ſind die Kapuziner die ſchlechteſten Miſſionare geweſen, nirgends haben ſie Erfolge aufzuweiſen, wie ſie andere Orden erreicht haben, ſelbſt nicht einmal wie die übrigen Brüderſchaften des Franciscanerordens, die ſich ebenfalls mit der Katecheſe der wilden Indianer beſchäftigt haben.

Digitized by Google

Die Colonien im Süden haben von den ſogenannten Bugres, die durch den ſtets weiter vordringenden Ackerbau mehr und mehr in ihrem Jagdterritorium eingeengt werden, viel zu leiden. Räuberiſche Ueberfälle und Mordthaten ſind nicht ſelten, namentlich dann, wenn den Söhnen der Wälder die Lebensmittel ausgehen oder die öligen Samen der Araucaria, von denen ſie ſich nähren, misrathen. Dann treten ſie, gleich Wölfen, die der ſtrenge Winter in die Dörfer treibt, ihre Raubzüge an, werden aber von den Coloniſten wie Thiere niedergeſchoſſen. Auch ihr Schickſal iſt beſiegelt.

In ethnographiſcher Beziehung ſind noch die Sambaquis oder Muſchelhügel an der Küſte Braſiliens von großem Intereſſe. Es wurde ſchon von verſchiedenen Forſchern, z. B. Woldemar Schulz, auf dieſelben hingewieſen und in ihnen Ueberreſte der Mahlzeit der untergegangenen Urbewohner vermuthet, entſprechend den Kjökkenmöddinger Dänemarks. Tſchudi pflichtet dieſer Anſicht gleichfalls bei und findet zwiſchen den Muſchelhügeln und Pfahlbauten eine große Analogie. Für diejenigen, welche überall Celten wittern, dürfte dies ein herrlicher Anhaltepunkt ſein, auch Südamerika zu annectiren, während vorurtheilsfreie Beobachter nur eine Beſtätigung des alten Satzes hier zu finden vermögen, daß unter gleichen natürlichen Umſtänden die verſchiedenſten Menſchenraſſen zu denſelben Sitten und Gebräuchen gelangten oder daß hier Südamerikaner und däniſche Küſtenbewohner der Urzeit ſich von Muſcheln nährten und die Schalen auf Haufen am Strande zuſammenwarfen.

Was die Neger Braſiliens angeht, ſo kann man nicht behaupten, daß Tſchudi über ſie ein günſtiges Urtheil fälle. Er nimmt bei allem Wohlwollen die Thatſachen nackt und kahl, wie ſie liegen, und abſtrahirt von der heute ſehr billigen philanthropiſchen Floskel. Die Lebensweiſe der Sklaven iſt größtentheils noch eine urafrikaniſche, der Heimat angemeſſene, wohin namentlich das geſchlechtliche Zuſammenleben in der ſchrankenloſeſten Weiſe gehört. „Auf den meiſten Gütern wird bezüglich der Ehe keinerlei Förmlichkeit beobachtet, und die Neger leben in geſchlechtlicher Beziehung ſo ziemlich wie die Viehheerden in den Pampas.“ Sehr genau ſchildert der Verfaſſer das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren, die Arbeiten, welche ſie zu verrichten haben, die Strafen, welche über ſie verhängt werden. Läuft hier auch viel Grauſames und Scheußliches mit unter, ſo ſcheint uns doch, als wären die Neger in Braſilien immer noch beſſer daran als in ihrer Urheimat. Eine anthropologiſche Merkwürdigkeit iſt auch eine nur an reinen Negern beobachtete Krankheit, wobei an jeder Stelle des Körpers, die von einer äußern Verletzung betroffen wird, Geſchwülſte erſtehen, die als „Narbenkrankheit“ bezeichnet werden. Werden z. B. einem Kinde die Ohren für Ohrgehänge durchbohrt, ſo entſtehen bald darauf aus den Löchern längliche Auswüchſe. Alle gegen dieſes Uebel angewandten Mittel haben bisher nicht den geringſten Erfolg gehabt. Daß übrigens die Neger ihre humoriſtiſche Ader auch in Braſilien bewahrt haben, dafür wollen wir als Beleg eine hübſche Anekdote mittheilen:

Der Paſtor Klingelhöfer (Colonie São-Leopoldo) ſoll einen Schlingel von Neger gehabt haben, der den reinſten Hundsrückdialekt ſprach. Wenn Schiffe mit Auswanderern anlangten, ſo machte er ſich den Spaß und begrüßte die Ankömmlinge als Landsleute. Wenn ihm dann irgendeiner der gaffenden Bauern ſchüchtern die Bemerkung machte: „Aber Sie ſein ja ſchwarz“, ſo erwiderte er mit trauriger Mine: „Wenn ihr einmal, wie ich, 30 Jahre in dieſem Lande gelebt habt, ſo werdet ihr genau ſo wie ich ausſchauen.“ Manches Mädchen ſoll ſich bei dieſer Bemerkung weggeſtohlen und bitterlich über ſeine ſchwarze Zukunft geweint haben.

Seit auch Chineſen als Kulis in Braſilien eingeführt wurden, iſt dort die Raſſenmiſchung immer bunter geworden, da außer den verſchiedenen europäiſchen Völkerſchaften, den eingeborenen Indianern und den ſchwarzen Negern nun auch die weizengelben Söhne des Himmliſchen Reichs für neue Kreuzungen ſorgen, die jedoch nur höchſt unvollkommene Producte erzielen. So beobachtete Tſchudi den Baſtard eines Chineſen mit einer Benguelanegerin, ein vier- bis funfjähriges ſchwarzbraunes Mädchen, das ungemein thierähnlich ausſah. „Einer der Begleiter meinte, wenn er dieſes Geſchöpf unbekleidet im Walde umherkriechen ſähe, er ohne weiteres darauf ſchießen würde, denn er könnte kein menſchliches Weſen dahinter vermuthen.“ Wo hinaus ſoll es noch mit all dieſen Raſſenmiſchungen kommen, die durch den neuen Weltverkehr ungemein begünſtigt werden! Die Ergebniſſe, die bisher erzielt wurden, ſind alles Beiſpiele dafür, daß die Menſchen durch die Kreuzung verſchlechtert wurden und nur, wo man das Blut rein erhielt, blieben auch die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften der Menſchen gut. Wo aber, wie gerade in den ſogenannten Republiken Südamerikas, fortdauernde Miſchungen ſtattfanden, degenerirte das Volk in grauenhafter Weiſe.

Die Naturwiſſenſchaften erhalten im vorliegenden Werke durch einige Abhandlungen über die Ameiſen und Schlangen Braſiliens ſchätzbare Bereicherung und bei der Schilderung der Landesproducte werden namentlich die Nutzhölzer, ferner der Kaffee und Theebau, die Anpflanzung des Maté oder Paraguaythees ausführlich und mit Sachkenntniß behandelt. Wir können hier nur auf die betreffenden Abſchnitte verweiſen und ſchließen damit zugleich unſern Bericht über den braſilianiſchen Theil der Reiſe des Hrn. von Tſchudi. Es ſind die Provinzen Espiritu Santo, Rio de Janeiro, São-Paulo, Santa-Catharina, Rio Grande do Sul und São-Pedro, welche in den vorliegenden Bänden behandelt wurden; dann folgt die Reiſe nach den Staaten am La Plata, über die wir hier noch einige kurze Bemerkungen anknüpfen wollen.

Der Beſuch in Montevideo war nur kurz, aber er genügte, um ein höchſt ungünſtiges Urtheil über die durch das Parteitreiben der Colorados und Blancos gründlich zerrüttete Republik Uruguay zu fällen. Seit den zehn Jahren, die ſeit dem Beſuche Tſchudi's dort verfloſſen ſind, hat ſich zwar manches wieder geändert, wol auch zum Beſſern; ob aber die Hauptſtadt Montevideo bereits wieder Gasbeleuchtung beſitzt, wiſſen wir augenblicklich nicht zu ſagen. Als der Verfaſſer nämlich dort war, fand das ſouveräne Volk in der Gasbeleuchtung die Urſache des Gelben Fiebers und zerſtörte die Laternen. Die hochweiſe Regierung, unterſtützt von einer blödſinnigen Sanitätscommiſſion, ſanctionirte dieſe unvernünftige Handlung und ließ die Gasbeleuchtung gänzlich beſeitigen. Und

Digitized by Google

ſcheint der Pöbel überall gleich, und ähnliche Dinge
ſſirten bei uns auch. In das nämliche Gebiet gehört
B. das Verhalten des münchener Janhagels und Ma-
trats im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Kurfürſt
ar III. regierte und die Akademie der Wiſſenſchaft ge-
indet wurde. Von den Kanzeln donnerte der Bettel-
nche feuriges Geſchlecht gegen die Freigeiſter. Willig
ob ſich das gemüthliche Volk und zerſtörte die Druckerei
Akademie; ja, der „bornirte Magiſtrat" bat ſogar um
en Aufhebung. Nur 100 Jahre liegen dazwiſchen und
muß man den Leuten von Montevideo zugute rechnen,
ſt iſt — alles wie bei uns.

Nach dem kurzen Beſuche Montevideos wandte ſich
hudi der Argentiniſchen Republik zu, in der wieder
ſätze zu einer glänzenden Zukunft vorhanden ſind. Die
ten Regionen, welche der La-Plata mit ſeinen Neben-
ſen durchſtrömt, haben durch ihre Weltlage ſchon An-
ich auf beſſere Zeiten. Sobald ſie noch mehr fleißige
vohner erhalten und wenn an die Stelle der blutigen
rn Kämpfe einmal Ruhe und Ordnung tritt, werden
zu Wohlſtand und Gedeihen ſich emporſchwingen. Aber
nun bald 50 Jahren ſind ſie faſt ununterbrochen
Bürgerkriegen heimgeſucht worden, die bis in unſere
e anhalten. Merkwürdig iſt, daß hier die Romanen
ein Feld ihrer Thätigkeit erwählt haben, auf dem ſie
die einzige Ausnahme in der ganzen Colonialgeſchichte
Neuzeit — gegenüber den germaniſchen Völkern das
ergewicht behaupten. Namentlich ſind die Italiener
Franzoſen ſtark vertreten, die auch im Handel das
ergewicht haben. Was den Eingewanderten beſonders
latten kommt, iſt die abſolute Freiheit in jeder Bezie-
g und der Mangel alles Know-nothingthums unter
Argentinern. Indeſſen laſſen die politiſchen Zuſtände
das Ueberwiegen des romaniſchen Elements wol kaum
ſtarke deutſche Einwanderung aufkommen, von der
ernſtlich abrathen möchten, da Südbraſilien ohnehin
günſtigeres Feld darbietet. Ueber die Einwanderung
t uns neuere Daten als Hrn. von Tſchudi vor. Da-
langten 1865 am La-Plata an 5001 Italiener,
Franzoſen, 1701 Spanier und nur 363 Deutſche
1583 Engländern. Das germaniſche Element geht
hier in nationaler Beziehung verloren, ſo treffliche
rbünger es auch für jene Gegenden abgeben mag.
leibt daher beſſer dem La-Plata fern.

Mit Ausführlichkeit behandelt der Verfaſſer auch, um ein Bild der ehemaligen Zuſtände der Conföderation zu geben, die ſiebzehnjährige Periode der Dictatur des Juan Manuel Roſas, die für Buenos-Ayres eine Zeit voll namenloſen Elends, blutiger Greuel und unerhörter Schandthaten war. Die niedrigſten Eigenſchaften: Feigheit, Roheit, Rachſucht, Grauſamkeit, Blutdurſt, Treuloſigkeit vereinigten ſich in dieſem Scheuſal. Roſas verlangte, daß ſeinem Bilde göttliche Ehre erzeigt werde; es wurde von den Geiſtlichen im vollen Ornate empfangen und auf den Hochaltar geſtellt. Seiner Tochter, die er zwang, mit den gemeinſten Meuchelmördern zu fraterniſiren, überſandte er auf einer ſilbernen Schüſſel die eingeſalzenen Ohren des erſchoſſenen Generals Facundo Borda, welche die Dame mit lächelnder Miene in einer Theegeſellſchaft vorzeigte. Im Jahre 1840 bildete er den fürchterlichen Maſorca-Mörderverein, welcher den argentiniſchen Boden von allen ſeinen politiſchen Gegnern, den Unitariern, ſäubern ſollte. Roſas ließ die Bande allemal los, wenn er es für angemeſſen hielt, ſeinen Gegnern wieder einen Schreck einzujagen; dann folgte ein maſſenhaftes Morden.

Den von Roſas bezeichneten Meuterern wurde der Kopf mit einer ſtumpfen Säge abgeſchnitten, wobei eigens zu dieſem Zwecke gedichtete Gaſſenhauer geſungen wurden. Dieſe vom Dictator ſelbſt erſundene Marter hieß La respalosa, die Rutſchpartie. Wenn eine Maſorcabande ein Dutzend Opfer gemordet hatte, ließ ſie Raketen ſteigen; dann kam der Polizeikarren, um die Cadaver aufzuladen. Die Wagenführer riefen durch die Straßen: „Pfirſich kaufen" aus. Die Köpfe wurden mit blauen Bändern geſchmückt auf dem Markte aufgeſtellt und ein Fleiſcher ſetzte zwiſchen ſeine zum Verkaufe hergerichteten Hammelköpfe ſolche blutige Trophäen.

Doch genug von dieſem Tyrannen, der heute noch als Gentleman in England lebt. Das letzte Kapitel beſchreibt die Reiſe von Roſario nach Catamarca. Hier gehen die endloſen Pampas mit ihren Gauchos und räuberiſchen Indianern, mit ihren Viehheerden, Salzwüſten, ihrer eigenthümlichen Vegetation und Fauna in lebendigen Schilderungen an uns vorüber. Mit dem Aufenthalt in Catamarca ſchließt der Band. Der fünfte und letzte wird uns endlich über die Cordilleren nach Bolivia und Peru führen. Sicher fällt er nicht minder reich aus als die vorhergehenden und das ganze Werk wird dann in der That die Bezeichnung verdienen, die eine frühere Kritik in d. Bl. ihm beilegte: „epochemachend".

Richard Andree.

Zur Shakſpeare-Literatur.

(Beſchluß aus Nr. 47.)

ie Theilnahme der Shakſpeare-Freunde und Shak-
-Kritiker wendet ſich in dieſem oder jenem Jahre
oder dem andern Stücke mit beſonderem Eifer zu.
t in dieſer Saiſon „Richard III." an der Tagesord-
zwei große Abhandlungen oder vielmehr ſelbſtändige
ſind über dies Stück erſchienen: der Eſſay von
elhäuſer, der aus dem Shakſpeare-Jahrbuch auch
bſtändiger Form abgedruckt wurde (Nr. 2) und eine
ilung von Vorträgen, die Kuno Fiſcher in Jena
en hat (Nr. 3). Beide Abhandlungen ſind eingehend
und geiſtvoll. Um ſo auffallender iſt es, daß in beiden eine äſthetiſche Principienfrage, die ſich unmittelbar an „Richard III." knüpft, gar nicht oder nur flüchtig berührt wird. Es iſt bekannt, daß Leſſing in ſeiner „Dramaturgie" an die Beſprechung von Weiße's „König Richard III." eine ausführliche Auseinanderſetzung über die Theorie des Ariſtoteles geknüpft hat. Er leitet ſie mit der Behauptung ein, daß Ariſtoteles den Charakter des Richard ſchlechterdings verworfen haben würde. Da nach ſeiner Theorie die Tragödie Mitleid und Schrecken

Digitized by Google

erregen ſoll, ſo folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſein müſſe; denn weder mit des einen noch mit des andern Unglück laſſe ſich jener Zweck erreichen. Weiterhin erwähnt Leſſing die Ausſprüche des Ariſtoteles über ein μιαρόν, ein Gräßliches, das ſich bei dem Unglück ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Offenbar gehören die Söhne Eduard's in dieſe Kategorie. Leſſing ſpricht zwar blos von dem Weiße'ſchen Stück und läßt uns im Unklaren, wie er die Ariſtoteliſchen Regeln in ihrer Anwendung auf das Drama Shakſpeare's modificirt haben würde, obgleich es kein Zweifel iſt, daß Richard von Haus aus als hartgeſottener Böſewicht auch bei Shakſpeare auftritt. Man hätte daher wol erwarten dürfen, daß die neuere Kritik auch auf dieſe Principienfrage eingegangen wäre und Leſſing's Bemerkungen durch die Anwendung auf Shakſpeare ergänzt hätte. Dies iſt aber nicht der Fall; Kuno Fiſcher ſagt nur:

> Wirken nun in einer menſchlichen Natur ungeheuere Schickſale und Kräfte dergeſtalt zuſammen, daß ſie eine ſelbſtſüchtige Leidenſchaft ganz entfeſſeln, zu furchtbaren Ausbrüchen, zu moraliſch entſetzlichen Wirkungen treiben, ſo haben wir das menſchlich Böſe in ſeiner grandioſen Geſtalt vor uns, einen Charakter der eigenſten Art, in deſſen Betrachtung die Bewunderung vor (?) der Kraft unwillkürlich zuſammenfällt mit dem Abſchen vor der Wirkung. Das Geheimniß des Böſen iſt eins mit dem Geheimniſſe der menſchlichen Individualität in der Grundrichtung ihres Willens. Je großartiger beide ſind, um ſo weniger ſind ſie zu trennen. Daher wird eine Kunſt, die ihrer ganzen Anlage nach zur Bildung der Charaktertypen mehr als der Charakterindividuen beſtimmt iſt, ſchwerlich im Stande ſein, das menſchlich Böſe dramatiſch lebendig zu machen und in ſeinem wirklichen Urſprunge zu treffen. Shakſpeare hat es vermocht, wie kein Dichter vor und nach ihm. Unter den Charakteren ſeiner Dichtungen gibt es gerade für dieſe Aufgabe ſeiner dramatiſchen Kunſt kaum ein größeres Object und eine größere Probe als ſein „Richard III."

Man könnte aus dieſen Worten nur ſchließen, daß das Böſe für die Darſtellung des Tragikers geeignet iſt, wenn es Bewunderung für ſeine Kraft und Energie in Anſpruch nehmen darf. Dies wird in der That ungefähr die Erweiterung ſein, mit welcher die Regeln des Ariſtoteles in neuer Zeit interpretirt werden, namentlich um einen Charakter wie Richard III. zu rechtfertigen. Doch eingehende Unterſuchung verdient dieſe Frage immer noch, und Autoren, die ganze Opuscula über Richard III. ſchreiben, mußten nach unſerer Anſicht mit ihr beginnen, und da dieſe Opuscula im Grunde nicht kritiſcher, ſondern apologetiſcher Art ſind, die Berechtigung abſoluter Böſewichter zum tragiſchen Heldenthum nachzuweiſen ſuchen. Selbſt unter Shakſpeare's Dramen ſteht „Richard III." hierin allein; denn Macbeth iſt kein incarnirter Teufel wie Richard; Herrſchſucht, Ehrgeiz, Verlockungen jeder Art führen den anfangs Widerſtrebenden zum Verbrechen; er erregt Schrecken und Mitleid zugleich. Hie Ariſtoteles, hie Shakſpeare — das iſt mindeſtens ein Streit, der ausgefochten zu werden verdient!

Unſere Autoren führen uns gleich in medias res. Oechelhäuſer ſchickt eine Betrachtung über die Hiſtorien Shakſpeare's voraus und weiſt nach, daß Shakſpeare's „Richard III." den damaligen hiſtoriſchen Quellen treu nachgebildet war, wie denn auch dieſe Geſtalt das bête noire der Tudor'ſchen Dynaſtie und des britiſchen Volks geweſen ſei; dann entwirft er das Charakterbild Richard's III., wie es in den Tragödien „Heinrich VI." ſich vor uns entrollt. Dieſe vorausgehenden Scenen muß man in der That gegenwärtig haben, wenn nicht der Monolog am Anfang des Dramas einen marionettenhaften Eindruck machen ſoll. Oechelhäuſer, ein vielſeitig gebildeter Mann von offenem Wellſinn und bei aller Begeiſterung für Shakſpeare kein Shakſpeare-Pedant, der ſich über Rümelin würdig ausſpricht und gegen die dogmatiſche Verknöcherung irgendeines Menſchenwerks proteſtirt, tadelt mit Recht an dem Richard'ſchen Monolog, daß er die kommenden Ereigniſſe hier in zu detaillirter, mit dem Weſen des Monologs unvereinbarer Weiſe ausplaudert, daß ferner für die Aufſtachelung Eduard's ſich wol eine beſſere Motivirung erſinnen laſſe und wendet ſogar Rümelin's allgemein gehaltenen Tadel der unzureichenden und mangelhaften Motivirung auf dieſen einzelnen Fall an.

Wir wurden bisher durch dieſen ganzen erſten Monolog Richard's an die Zettel erinnert, welche den Perſonen der Puppenkomödie aus dem Munde hängen — das Programm des Charakters, das Programm des Stücks. Kuno Fiſcher belehrt uns eines Beſſern, nach Anführung der Verſe:

> Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
> Kann kürzen dieſe fein beredten Tage,
> Bin ich gewillt, ein Böſewicht zu werden
> Und Feind der eitlen Freuden dieſer Tage.

Die Geſtalt, die er ſchildert, iſt wie der Wegweiſer für die furchtbare Bahn, die er ſich vornimmt. Mit dieſer Bahn iſt er völlig im Reinen, lange bevor am Hofe ſeines Bruders die luſtigen Feſte gefeiert werden, die ihm ſo langweilig und ſo widerlich ſind. Wir wiſſen daher, wie wir jene Worte zu nehmen haben, die er hinwirft wie eine Alternative: „Entweder ein Verliebter oder ein Böſewicht! Da ich das erſte nicht ſein kann, will ich das zweite werden." Sicherlich nicht, als ob er im Ernſte an dieſem Scheideweg ſtände, als ob er mit ſchwerem Nachdruck und in der Empörung über ſeine körperlichen Mängel dieſen Entſchluß faßte oder gar als gründlicher Mann in dieſen Worten ſein Lebensprogramm aufſtellte, das er dann bis aufs Pünktchen erfüllt. Der eine will dieſes, der andere jenes, er will Böſewicht werden und verfährt in der Wahl dieſes Berufs ſo ſyſtematiſch als möglich: erſt die Gründe, dann der Entſchluß, nachher die Ausführung, die nicht gründlicher und methodiſcher ſein kann; in der That eine muſterhafte Uebereinſtimmung zwiſchen Theorie und Praxis! Das nennt man einen Charakter, der erſt ſein eigenes Modell macht und es dann in Fleiſch und Blut verkörpert! Nur daß in Wahrheit die wirklichen Charaktere niemals ſo zu Stande kommen, um ſo weniger, je gewaltiger ſie ſind; ſie modelliren ſich nicht, ſondern entwickeln ſich. Was auf dieſe Weiſe gemacht wird, ſind die rhetoriſchen Fehlgeburten kraftloſer dramatiſcher Poeten, die wir in Ueberfluß haben. Shakſpeare's Charaktere ſind nach der Natur, die ihre Geheimniſſe nicht ſo ausplaudert, daß in einem einzelnen abgeriſſenen Wort der Charakter gleichſam eingefangen und mit der Nadel des Kritikers aufgeſpießt werden kann. So leicht fängt man Richard III. nicht, er ſteckt weder in dem Wort „ich bin ich ſelbſt allein", noch in dem „darum bin ich gewillt, ein Böſewicht zu werden". Er ſpielt mit ſeiner Häßlichkeit und übertreibt ſie in wildem Humor; er ſpielt mit ſeiner Einſamkeit an dem brüderlichen Hofe, an dem ſich alle Welt amuſirt, und ergötzt ſich an ſeinem Unvermögen, mit den Tändlern ein Tändler zu ſein. Und wenn er in die Worte ausbricht: „Darum bin ich gewillt ein Böſewicht zu werden", ſo iſt das ein Witz, eine frivole Wendung ſeiner Art; er ſpricht dieſe Worte nicht mit dem Accente eines wichtigen, eben gereiften Entſchluſſes, ſondern mit jener furchtbaren Leichtfertigkeit, wie wenn er ſagt: „Eh' George mit Extrapoſt gen Himmel fährt!"

Das iſt alſo nur ein ſchlechter Witz Richard's, das

Digitized by Google

ein Böſewicht werden will, leider ein ſehr verhängniß- ller Witz, da er ganz zur Wahrheit gemacht wird, und erdies nicht einmal witzig. Etwas Galgenhumor mag bei mit im Spiele ſein, aber Ernſt iſt es dem Helden ch mit ſeiner Behauptung. Es wäre auch ein eigen- ımliches Verfahren eines tragiſchen Dichters, ſeinen lden gleich bei dem erſten Auftreten einen Witz machen laſſen über das, was Inhalt und Weſen der Tragödie det. Wie Fiſcher daher ſehr glücklich und treffend ſagt: ie wirklichen Charakter modelliren ſich nicht, ſondern wickeln ſich“, ſo iſt dieſer erſte Monolog von der Her- lung eines fertigen Charaktermodells gerade nicht frei- prechen. Der Kritiker beſchuldigt andere Dichter; aber hic Rhodus, hic salta! Shakſpeare iſt eben der nder. Dieſer Monolog iſt durchaus unreif und un- bar.

Daſſelbe gilt von der Scene zwiſchen Richard und ıa, welche unſere beiden Apologeten gegenüber vielfachem ſpruch zu retten ſuchen. Oechelhäuſer gibt zu, daß Dichter die Scene nur epiſodiſch aufgefaßt habe, wie die vollkommene Abweſenheit jeder objectiven Moti- ng dieſes Schrittes beweiſe. Richard will Anna hei- en, „nicht ſowol aus Liebe als anderer tiefverſteckter cke halber“: daß aus dieſen Zwecken dem Publikum Geheimniß gemacht wird, iſt eine dramatiſche Unge- ıkeit; denn nur die klare Erkenntniß des Zwecks kann e Theilnahme für die Handlung erregen und recht- en. Oechelhäuſer ſagt:

Anna wird nicht ihrer ſelbſt wegen, nicht als noth- ger Bauſtein für den Fortgang der Handlung, ſondern ls menſchliches Requiſit für die Charakterzeichnung Richard's ie Bühne gebracht; vorher war von ihr keine Rede, und r tritt ſie nur leidend und büßend auf. Es handelte ſich hakſpeare offenbar darum, eine Situation zu erſinnen, in r die denkbar höchſte Leiſtung, das eigentliche Meiſterſtück euchelei und Verſtellungskunſt zur Entfaltung gelangen . Daß man hierin nicht weiter gehen kann, als eine zu freien, deren Gatten und Schwiegervater man ſoeben et hat, darüber herrſcht wol Stimmeneinhelligkeit. Ob Shakſpeare nicht vielmehr zu weit über alle äſthetiſchen hiſchen Grenzen hinausgegangen, das iſt die Frage. Als Stück zuerſt las, bejahte ich ſie; als ich es zuerſt auf- ſah, wurde die Meinung erſchüttert. Und bei ruhiger ıtung fand ich immer mehr, daß der letztere Eindruck im inen der richtigere ſei, daß der Eindruck der sceniſchen lung den Verſtand nicht überrumpelt hatte, ſondern ihm der richtigen Auffaſſung zu Hülfe gekommen war.

ına taucht auf und verſchwindet ſpurlos wieder; d mit Gift und einem einzigen fünffüßigen Blanc- ıngebracht. Die Situation iſt alſo nur da, um d's Charaktergemälde zu vervollſtändigen, im offen- Widerſpruch mit dem Grundſatz des Ariſtoteles, e Charaktere der Handlung wegen und nicht die ng der Charaktere wegen da ſeien. Die tiefver- Zwecke auch ſpäter zu entſchleiern, hält der Dichter ız überflüſſig. Mit einem Wort, die Scene iſt ectſtück ohne Grund und Folge, nicht blos für den er, ſondern noch mehr für den Charakterdarſteller n, der ſeine Virtuoſität, wie wir noch heutigen- hen, in ihr bewähren kann. Oechelhäuſer ſucht geſchichtlichen und pſychologiſchen Vorausſetzungen, Zeitgenoſſen nicht ſo fern lagen als uns, die keit einer ſo erfolgreichen Werbung Richard's darzuthun; er meint, Anna habe keine Ahnung davon gehabt, daß ſie es mit einem raffinirten Heuchler zu thun habe. Allerdings nennt ſie ihn anfangs keinen Heuchler, aber einen „Teufel“, einen „dreadful minister of hell“, einen „lump of foul deformity“, einen Schurken, der kein göttliches und menſchliches Geſetz kennt; wir meinen, daß ſie ihren Abſcheu vor ihm nicht kräftiger ausdrücken kann, als mit dieſen Schimpfwörtern, die allein ſchon die Verlegung der Scene auf die Gaſſe rechtfertigen könnten. Doch ſie thut es noch kräftiger, indem ſie ihn anſpuckt und wünſcht, daß das Gift für ihn ſein möchte, und zwar, nachdem er bereits ihre Schönheit als Motiv für ſeine Verbrechen angeführt hat. Weiterhin ſagt ſie zu ihm: „Arise, dissembler!“ Hier nennt ſie ihn, im Widerſpruch mit Oechelhäuſer, geradezu einen Heuchler. Ein neues Motiv kommt auch weiter in der Scene nicht hinzu; nur daß Richard ſeiner Liebe zu Anna und ihrer Schönheit einen beredtern Ausdruck leiht. Wie das geſchieht, ſchildert Kuno Fiſcher, der unerſchrockenſte Anwalt der Scene, mit folgenden Worten:

Jetzt verwandelt ſich der Baſilisk in die Sirene! Die Frau, um die er wirbt, ſoll nach ſeinem tiefverſteckten Plane die Königin werden, mit der er die Krone theilen will, aus Liebe nicht zu ihr, ſondern zur Krone: ſo wird ſie ſelbſt ein Ziel ſeiner Herrſchſucht, ſie und die Krone ſind in dieſem Augenblick eins in ſeiner Phantaſie, und an dem Feuer ſeiner wirklichen Leidenſchaft erwärmt und entzündet ſich in ihm der Wille, dieſe Frau zu gewinnen, ſelbſt zu einer Leidenſchaft, von der man in dieſem Augenblick nicht ſagen kann, daß er ſie heuchelt; er iſt wirklich von ihr inſpirirt und getragen. Daher die hinreißende Wirkung. Er iſt in der That bezaubernd, dieſer kriegeriſche Richard, wie übermannt von dem plötzlichen Ausbruch einer ungeheuern, tief verborgenen, bis zur Qual empfundenen Leidenſchaft: dieſer Furchtbarſte unter den Yorks, der das Haus Lancaſter beſiegt und vernichtet hat, vor der Witwe des letzten Lancaſter mit Thränen um ihre Liebe bittend. Und wie wunderbar hat es Shakſpeare verſtanden, gerade an dieſer Stelle die weichſten Empfindungen Richard's aufzuregen und in Mitleidenſchaft zu ſetzen! Der Gedanke an die erbarmungsloſe Ermordung ſeines Bruders Rutland, an den Tod des Vaters und an den eigenen damals thränenloſen Schmerz bringt ſeine ganze Seele in Wallung und erweckt in ihr einen Sturm der wahrſten und bewegteſten Empfindungen, von dem auch die Leidenſchaft, die er ſpielt, unwillkürlich mitergriffen und über jeden Schein des Gemachten emporgehoben wird.

Hier erfahren wir ſogar, daß die Empfindungen Richard's die „wahrſten und bewegteſten“ waren. Dem Philoſophen ergeht es wie der Tochter Warwick's; er fängt ſogar an, noch eher als dieſe an die Wahrheit von Richard's Empfindungen zu glauben. Die Scene hat „von Moment zu Moment“, ſagt Fiſcher, „ihre beſinnungraubende Macht geſteigert, bis Anna willenlos und faſcinirt in den Bann Richard's verfällt“. Hier macht nun Oechelhäuſer philologiſche Einwendungen gegen die Worte der Anna „to take is not to give“ und gegen das Anſtecken des Rings, was das Gefühl verletze, und findet die Feinheit Shakſpeare's darin, daß man Anna's Fall vorausſieht, daß er ſich aber nicht auf der Bühne vollzieht. Wir ſind der Anſicht, daß die dramatiſche Pointe der Scene, ihr Schlußſtein fehle, wenn man dieſe Worte und dieſe Bühnenanweiſung fortläßt. Sie bleiben dann ebenſo im Dämmerlicht, wie der Schluß der Scene mit Eliſabeth. Spätere Enthüllungen entſchädigen aber nie im Drama

Digitized by Google

für den fehlenden Abſchluß einer Situation, die dadurch auf der Bühne verpufft.

Von Kuno Fiſcher erfahren wir, daß es Shakſpeare nicht um „die ordinäre charakterloſe Wahrſcheinlichkeit“ zu thun geweſen, ſonſt hätte er ſich mit Hülfe der Geſchichte die Sache weit leichter machen, ſich auf den alten Familienbund der Häuſer Warwick und York ſtützen können. Fiſcher führt ſelbſt eine Menge von Bedingungen auf, welche für Richard in die Wagſchale fallen und den glücklichen Erfolg ſeiner Werbung begreiflich machen konnten und rühmt es Shakſpeare nach, daß er ſie unbenutzt gelaſſen, daß nach der Abſicht des Dichters in der Werbungsſcene auf ſeiten Richard's nichts wirken ſollte, als allein die Macht ſeiner Perſon. Wie es möglich ſei, daß eine Frau demſelben Mann ſich gibt, gegen den ſie eben erſt ein Heer athemloſer Flüche ausgeſtoßen? „Gerade deshalb müſſe man antworten“. Das Paradoxe iſt bekanntlich der Wandnachbar der Wahrheit, aber die Wand zwiſchen beiden iſt oft nicht niederzureißen. Shakſpeare hat, nach Fiſcher, abſichtlich alle Beweggründe, die Richard gegen ſich hat, auf ſeiten Anna's geſteigert, um ſeinen Triumph um ſo vollſtändiger zu machen. Das würde uns an die Kunſt der Gaukler in den Meßbuden erinnern, welche eine Stuhlpyramide bis an die Decke thürmen, um durch die Schwierigkeiten den Triumph ihrer Meiſterſchaft in Bewahrung des Gleichgewichts zu erhöhen. Nach unſerm Gefühl — und wir ſtimmen hierin mit den erſten engliſchen Kritikern und mit manchen deutſchen überein — iſt hier dem Dichter das Virtuoſenkunſtſtück mislungen und ſtatt eines pſychologiſch ergreifenden Gemäldes nichts übriggeblieben als eine groteske Satire auf das weibliche Geſchlecht. Keine Dialektik oder Sophiſtik wird uns einreden können, daß ein Weib, welches mit Recht einen moraliſchen Abſcheu gegen den Mörder ſeiner Angehörigen hegt, von dieſem an der Leiche ihres ermordeten Schwiegervaters auf offener Straße überfallen, ſich von dem Ungeheuer, deſſen äußere Formen noch dazu abſtoßend ſind, durch ein paar Redensarten und die Komödie einer vorgeſpielten leidenſchaftlichen Zuneigung, wird entwaffnen und werben laſſen. Allen Reſpect vor der dramatiſchen Abbreviatur — wir wiſſen wie Fiſcher, daß es nicht auf die Länge der Scene ankommt, daß ſie nicht wahrer würde, wenn ſie länger dauerte, daß überhaupt der Dramatiker die Zeit nur in ihrer allgemeinen Bedeutung als Trägerin der urſachlichen Folge zu beachten hat und den äußern Verlauf zuſammenziehen kann und muß, um den Cauſalnexus ſchärfer hervortreten zu laſſen. Doch gerade dieſer letztere ſchlägt hier dem geſunden Menſchenverſtand, der doch gelegentlich gegenüber all der hochtrabenden Gelehrſamkeit auch ein Wort mitzuſprechen hat, ins Geſicht, und alle pſychologiſchen Ungeheuerlichkeiten der neufranzöſiſchen Novelliſtik ſind nicht ſo craß und ſo auf die Spitze geſtellt, wie dieſe haltloſe, erkünſtelte und effecthaſchende Scene.

Wenden wir uns nun der Parallelſcene zwiſchen Richard und Eliſabeth im vierten Act zu, ſo finden wir die Auseinanderſetzungen Oechelhäuſer's hier ſehr treffend und ſchlagend. Dieſe Scene kann keine Copie der Scene mit Anna ſein oder man müßte von dem Compoſitionstalent Shakſpeare's eine ſehr geringe Meinung haben, und es bleibt auffallend, wie die meiſten deutſchen Commentatoren dies Talent bewunderten und doch die Scene als ſchwächliches Nachbild der erſten Werbungsſcene gelten ließen. Schon ihre Stellung in der abwärtsſteigenden Handlung, wo Richard's Stern ſich zum Sinken neigt, hätte die Ausleger ſtutzig machen ſollen. Außer dieſer Motivirung durch die Architektur des Dramas ſucht Oechelhäuſer ſeine Anſicht, daß Richard keinen Sieg über Eliſabeth erfochten, ſondern die entſchiedenſte Niederlage erlitten habe, durch den Verlauf des Dialogs, den Charakter der Eliſabeth u. ſ. w. ethiſch-äſthetiſch zu begründen. Als Hauptgrund führt er noch die engliſche Bühnentradition an; von allen Darſtellern und Bearbeitern iſt der Charakter der Eliſabeth ſtets in ſeinem Sinn, ihre Zuſtimmung als eine ſcheinbare und täuſchende erfaßt worden. Auch Fiſcher ſchließt ſich mit Recht der Anſicht an, daß Richard hier der Getäuſchte iſt, wie dies denn ja auch aus dem weitern Verlauf zur Genüge hervorgeht. Fiſcher fügt noch hinzu:

Sie gibt der Verſuchung nach ſo weit, daß ſie den Schein des Widerſtandes aufgibt. Ob ſie mehr aufgibt als bloß den Schein? Ob ſie der Verſuchung noch weiter nachgibt oder nachgeben könnte? Zunächſt kann es ihr nur darum zu thun ſein, Richard, der in den Kampf gegen Richmond zieht, hinzuhalten. Alle ihre Hoffnungen ſind auf Richmond und den Sieg ſeiner Sache gerichtet. Wenn aber Richard als Sieger zurückkehrte, was würde Eliſabeth thun, wenn ſie ihn nicht mehr länger hinhalten könnte und ſich entſcheiden müßte für oder wider? Wenn ſie die Tochter nicht anders retten könnte, als durch die Heirath, die ſie verabſcheut? Müßte ſie Richard wählen entweder als den Gatten oder als den Mörder ihrer Tochter, ſo darf man aus dem Charakter der Königin überzeugt ſein, daß ſie den Gatten vorziehen würde. Sie iſt nicht im Stande, das Leben der Tochter zu opfern; ſie iſt kein heroiſcher Charakter, kein weiblicher Virginius. Warum denn würde ſie auch nur den Schein des Widerſtandes aufgeben, wenn die Drohung Richard's und ihre dadurch erregte Furcht für das Leben der Tochter nicht wirklich eine Verſuchung wäre? Wenn ſie nach Richard's gefahrdrohenden Worten ſagt: „Soll ich vom Teufel ſo mich locken laſſen?“ ſo iſt dieſe Wendung, womit ſie einlenkt, keine bloße Lüge, ſondern ſie fühlt, wie wahr die Drohung iſt; die Verſuchung tritt ihr wirklich nahe und ergreift ſie in demſelben Maße, als ſie um die Tochter ernſtlich beſorgt wird. Je natürlicher dieſe Empfindung Eliſabeth's iſt, um ſo aufrichtiger und ungeheuchelter muß auch der Schein ihrer Nachgiebigkeit ſein und um ſo ſicherer die Täuſchung. Sie täuſcht ihn mit einer naturwahren Empfindung, wie er zu täuſchen gewohnt iſt, nicht durch eine Maske, ſondern mit dem natürlichſten Ausdruck ihres Geſichts, und ich möchte um keinen Preis, daß man Eliſabeth's letzte Worte in der Werbungsſcene für bloße Maske oder einen fälſchlich erheuchelten Schein anſieht.

Fiſcher wünſcht alſo nicht, daß die Eliſabeth ſo geſpielt werde, wie ſie nach der engliſchen Bühnentradition allgemein geſpielt wird. Dann wird bei der Darſtellung die Scene nicht den Eindruck machen, den er für den richtigen hält, ſondern denjenigen, den die frühern Ausleger erwarten mußten.

Unſere Stellung zu der Frage iſt klar. Wir haben ſo vielen Reſpect vor Shakſpeare's architektoniſchem Talent, um der Auffaſſung Oechelhäuſer's recht zu geben, wir finden aber in dem unklaren Abſchluß der Scene einen Fehler des Dichters; denn jede dramatiſche Scene muß ihre Pointe haben, eine Gipfelung, zu der ſie ſich hinbewegt und die mit dem prägnanteſten Ausdruck dargeſtellt ſein muß; ſonſt verläuft die dramatiſche Handlung im Sande. Wie ſollen wir aus den Schlußwendungen der

Scene die Täuſchung Richard's herausempfinden? Der Dramatiker hat doch in den „beiſeites" ein berechtigtes Mittel, dem Publikum ſagen zu laſſen, was dem Mitſpieler auf der Bühne verborgen bleiben muß. Ein ſolches klar bezeichnendes „beiſeite" der Eliſabeth hätte jeden Commentar überflüſſig gemacht. Wieder ein Beweis für unſere Behauptung, daß nicht Shakſpeare's Vorzüge, ſondern ſeine Fehler die endloſen Commentare herausfordern.

Abgeſehen von den controverſen Punkten enthalten beide Schriften ſehr viel fein Empfundenes und ſcharf Hervorgehobenes. Oechelhäuſer entwickelt einzelne Charaktere, die Architektur des Ganzen mit künſtleriſcher Einſicht und gibt namentlich über die Darſtellung dieſes Dramas auf der Bühne der Jetztzeit manche beachtenswerthe Winke; Kuno Fiſcher entwickelt einleuchtend den hiſtoriſchen Zuſammenhang des Stücks, betont dann den Charakter dieſer Geſchichtstragödie, des Kampfes der Roſen als Rachetragödie, die an das Schickſal der Alten, an den Fluch im Hauſe der Atriden, wie an die altengliſche Schauertragödie erinnert. In der eingehenden Charakterentwickelung iſt die Wurzel des Charakters im Vater treffend nachgewieſen, deſſen fieberhafte Herrſchſucht auf den Sohn übergegangen iſt. Der Verfall des Charakters iſt weiterhin mit ſcharfen und treffenden Zügen gezeichnet. Die Darſteller der Titelrolle erhalten von Kuno Fiſcher wie von Oechelhäuſer, wenn ſie auch in Betreff der äußern Erſcheinung Richard's nicht ganz übereinſtimmen, doch viele beherzigenswerthe Winke. Das Verhältniß beider Schriften zueinander läßt ſich dahin feſtſtellen, daß Kuno Fiſcher mehr von philoſophiſchen Geſichtspunkten ausgeht, Oechelhäuſer als praktiſcher Weltmann und Kenner der Bühne ſich tiefer in das Detail der realen Verhältniſſe einläßt.

Mehr der hiſtoriſch-philologiſchen Kritik gehört die Schrift von Hermann Kurz (Nr. 4) an; ſie iſt mit einem großen Aufwand von Gelehrſamkeit gearbeitet, mit dem die Reſultate kaum im Verhältniß ſtehen; denn die wenigen Stellen in den „Luſtigen Weibern von Windſor", deren Interpretation dadurch gefördert wird, ſind ohne dichteriſchen Werth und ohne Bedeutung für den Zuſammenhang des Luſtſpiels. Es ſind deutſche Quellen, aus denen hier ein Licht auf Shakſpeare fällt, vor allem die bekannte „Badenfahrt", d. h. die unter dieſem Titel 1602 in Thüringen erſchienene Beſchreibung der 1592 unternommenen engliſchen Reiſe des Grafen Friedrich von Würtemberg-Mömpelgard, verfaßt von ſeinem Kammerſecretarius Jakob Rathgeb, dann der Geſandtſchaftsbericht des 1595 vom Herzog Friedrich von Würtemberg an Königin Eliſabeth von England abgefertigten Hans Jakob Boenning von Buchenbach, vom Literariſchen Verein in Stuttgart (LXXXI) veröffentlicht; ein Schreiben des Herzogs an Lord Burleigh; würtembergiſche Urkunden in dem Werke von Rye über England, wie es den Fremden in den Tagen der Eliſabeth erſchien; quellenmäßige Angaben in Sattler's „Geſchichte des Herzogthums Würtemberg" unter der Regierung der Herzoge und in Duvernoy's „Ephémérides du comté de Montbéliard". Mit Hülfe dieſer hiſtoriſchen Objectivoculare und Collectivgläſer wird nun ein Mikroſkop gebildet, unter dem der Wirth vom Hoſenband, der Deutſche, der mit zwei andern Geſellen im Wirthshaus wohnt und zuletzt mit den Pferden durchgeht, und der Herzog, der bei Hof aufwarten will, ſcharf ins Auge gefaßt werden. Es ergibt ſich dann, daß dieſe Epiſode, die ſonſt ganz ſinnlos ſein würde und nur dadurch erklärt werden kann, daß ſie für die damaligen Zuſchauer eine komiſche Bedeutung hatte, die ſich an beſtimmte Thatſachen knüpfte, durch die deutſchen Quellen aus jener Zeit als hiſtoriſch wahr ins Licht geſetzt wird. Herzog Friedrich von Mömpelgard war theils ſelbſt nach London gezogen, theils hatte er mehrfache Geſandtſchaften dahin geſchickt, um den Hoſenbandorden von der Königin zu erhalten. Außerdem hatte der Ordensjäger noch einen etwas zweideutigen Agenten, Johann Heinrich Stammler, in London, welcher dort tauſend Stück Tuch für den Bedarf des Hofs ankaufen und deren zollfreie Ausfuhr von der engliſchen Regierung erbitten ſollte. Stammler, finanziell auf den Sand geſetzt, ſuchte ſich durch einen Pferdehandel zu helfen, bei dem es vielleicht nicht ganz correct herging, und wurde dann aus England verwieſen. Shakſpeare benutzte dieſe in friſcher Erinnerung ſtehende Anekdote zu dem kleinen, mit der Handlung nicht weiter zuſammenhängenden Zwiſchenſpiel. Das iſt allerdings durch Hermann Kurz als möglich dargethan. Auch ſucht derſelbe zu beweiſen, daß der deutſche Herzogsneffe im „Kaufmann von Venedig" ebenfalls niemand anders iſt, als unſer mömpelgarder Herzog, indem Würtemberg und Wittenberg verwechſelt und der Fürſt ſo zu einem Neffen des Herzogs von Sachſen gemacht wurde. Auf die Frage der Neriſſa, wie ihr dieſer Neffe gefiele, entgegnet Porzia: „Sehr abſcheulich des Morgens, wenn er nüchtern iſt, und höchſt abſcheulich des Nachmittags, wenn er betrunken iſt. Wenn er am beſten iſt, ſo iſt er wenig ſchlechter als ein Mann, und wenn er am ſchlechteſten iſt, wenig beſſer als ein Vieh." Kurz gibt ſelbſt zu, daß Herzog Friedrich einer der nüchternſten Fürſten ſeiner Zeit war, daß alſo das Porträt, das Porzia von ihm entwirft, ſehr wenig paßt. Es iſt nun in der That nicht abzuſehen, warum der Dichter gerade eine beſtimmte Perſönlichkeit gemeint haben ſoll; es mag ihm dies oder jenes von deutſchen Fürſten, die damals nach London kamen, in die Ohren geklungen haben, und er hat ſich dann aus verſchiedenen Zügen ein Geſammtbild geſtaltet. Auf Correctheit und Wahrheit der Zuſammenſtellung kann es dabei um ſo weniger ankommen, als wir uns ja im Rahmen einer erfundenen Handlung und in Venedig bewegen.

Die Beweisführungen von Kurz haben noch eine beachtenswerthe Seite, ſie erinnern uns daran, daß Shakſpeare die Deutſchen theils als Spitzbuben, theils als Trunkenbolde vor dem engliſchen Publikum hinſtellt. Wir ſind alle kosmopolitiſch genug, um deshalb keine Rachegedanken zu hegen; aber die leiſe Mahnung bleibt doch von dieſen Beſchimpfungen unſers Nationalcharakters zurück, daß wir es mit einem ausländiſchen Dichter zu thun haben, deſſen übertriebener Cultus und abgöttiſche Verehrung niemals unſere eigenen großen und nationalen Dichter in den Hintergrund drängen dürften.

Der dritte Aufſatz von Hermann Kurz: „Die Dramengruppe von 1595", gehört zum Kleinkram der Shakſpeare-Philologie, der kaum für ein größeres Publikum Intereſſe hat. Man muß dieſe Philologie als eine Art

von Fachwiſſenſchaft betrachten und als ſolche fällt ſie außerhalb des Bereichs dieſer Blätter.

Auguſt Schwartzkopff (Nr. 5), der Goethe's „Fauſt" Shakſpeare's „Macbeth" und „König Lear" im Lichte des Evangeliums betrachtet, iſt zwar kein Shakſpeare-Philolog, aber ein Shakſpeare-Theolog, der mit dem Handwerkszeug ſeiner Facultät an die Werke des britiſchen Dichters herangeht. Die Analyſe des „Fauſt", wie wir beiläufig erwähnen wollen, endet mit der Parallele zwiſchen Fauſt und Luther, aus der hervorgehen ſoll, daß ein hochbegabter Genius nicht nothwendig dem Teufel dienen und von Gott abfallen muß. Die Charakteriſtik Macbeth's beginnt mit der Behauptung, daß die Untreue in der Benutzung der göttlichen Gnade, im Wachen und Beten die erſte Unterlaſſungs- und Gedankenſünde iſt, welcher Macbeth ſchuldig wird. Lady Macbeth wird mit Eva verglichen, welche die Süßigkeit der verbotenen Frucht anpreiſt.

Ebenſo deutlich tritt aber in dem Werke unſers Dichters eine geheimnißvolle Macht hervor, deren Daſein die Heilige Schrift tauſendfach verbürgt, die Weisheit von geſtern her tauſendſtimmig leugnet — das übermenſchliche Böſe. Lehrte nun darüber die Heilige Schrift: dieſes Böſe hätte ebenſo viel Macht, wie das Gute, es wäre ebenſo ewig wie das Gute, dann hätte man ein Recht, über den albernen Aberglauben an einen perſiſchen Doppelgott die Achſel zu zucken. Oder: gäbe es zwar ein übermenſchlich Böſes, aber kein übermenſchlich Gutes, nur Teufel, aber keine Engel, dann müßte man irre werden an dem Gott der Heiligen Schrift, oder bange, daß die Schale des Lichts von der Schale der Finſterniß für immer emporgeſchnellt würde. Aber in den Grenzen und in der Geſtalt der Heiligen Schrift ſind die beiden verſchrienſten Lehren: von dem angeborenen Verderben und vom Teufel, dem Fürſten der Finſterniß, ebenſo erwecklich, als hochtröſtlich. Macbeth, der todesmuthige Held wird im Verlaufe unſers Drama zum Königsmörder, zum meuchleriſchen Königsmörder, zum Verwandtenmörder, zum Mörder eines Gaſtes, eines liebevollen barmherzigen Königs, eines dankbaren Wohlthäters. Wer dazu einen Menſchen aus ſich fähig hält, ohne Einwirkung übermenſchlicher Mächte der Bosheit: der ſehe zu, wie er ſolche Schändung der Menſchennatur, ſolche Verleumdung des Menſchenherzens vor Gott, vor der Welt, vor dem Gewiſſen, vor der Vernunft verantworten kann. Gottes Wort und der Dichter des „Macbeth" denken beſſer vom Menſchen.

Das iſt das Licht des Evangelii, in welches das Drama Shakſpeare's gerückt wird. Macbeth fällt als Opfer einer ſataniſchen Verſuchung, wie weiter durch eine Analyſe des ganzen Stücks ausgeführt wird, die außer der Ueberſetzung in die ſupranaturaliſtiſche Phraſe wenig Neues bietet. Daſſelbe gilt von der Darſtellung des „König Lear", ein Stück, das als die Tragödie des vierten Gebots dargeſtellt wird. Sah doch ſchon Flathe im „Lear" nichts anderes als einen dramatiſchen Warnungsbrief vor Naturalismus und Materialismus. Für Schwartzkopff iſt die Verachtung der von Gott eingeſetzten Autorität, der Abfall der abgeleiteten Autorität von der urſprünglichen, der Urſprung alles ſocialen Jammers, wie er auch in Lear als Verkennung der Vaterrechte und Vaterpflichten hervortritt.

Selbſtverſtändlich werden wir nicht ohne Strafpredigten von einem ſo ſattelfeſten Theologen entlaſſen; er bleibt nicht bei der Stange, ſondern ergeht ſich oft in einer Polemik gegen die Richtungen der Gegenwart, z. B.:

Zeigen nicht auch in unſern Tagen die gebildetſten Kreiſe glänzende Beiſpiele, wie Verſpottung des göttlichen Wortes, frechhochmüthige Freigeiſterei Hand in Hand geht mit plumpem Materialismus, mit Wunderelixiren und Univerſalmitteln, mit Charlatanismus, Geiſterklopferei und Pſychographie? Nicht nur die gemeinſten Verbrecher klagen ihr Schickſal an, wenn ſie ernten, was ſie geſäet haben, auch die Gebildeten und ihre Koryphäen ſtellen Giftmiſcher und Vatermörder als Opfer des Verhängniſſes dar, leugnen Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, machen aus Verbrechern Romanhelden und Löwen des Tages, aus ſtinkendem Sündenſchlamme eine cause celèbre.

In den Hexenkeſſel wird bekanntlich auch Paviansblut gethan, welches den Zauber ſtark und gut macht. Dies begeiſtert unſern Exegeten zu dem folgenden Excurs:

Der Affe hat in ſeinem äußern Bau noch mehr Menſchenähnliches als das Schwein. Es fehlt ihm nur der Geiſt, der Geiſt Gottes. Für die, welche dieſen nicht haben, iſt faſt kein Unterſchied, ſie nehmen keinen Anſtand, ſich ſelbſt als Affenabkömmlinge, alſo die Weltgeſchichte als Affenkomödie zu ſignaliſiren. Daß ſie von Beten nichts wiſſen wollen, haben ſie ebenfalls mit den Affen gemein. Lieber laſſen ſie ſich anbeten, welches auch den Affen in China und Hinterindien widerfährt. Mit einem Worte: für den abgefallenen Menſchen muß der Affe das Ideal ſein, für den Chriſten iſt er das ſcheußliche Zerrbild aller thieriſchen Eigenſchaften, zu denen der nach Gottes Bilde geſchaffene Menſch ſich herabwürdigen kann, weshalb auch der Teufel von je in der chriſtlichen Kirche als Affe Gottes galt.

Die Kenntniß Shakſpeare's wird durch derartige homiletiſche Uebungen nicht gefördert, immerhin aber der Dichter auch den Glaubensgenoſſen des Autors empfohlen, welche in ihm die „Beziehungen auf das Evangelium, auf das Geheimniß des Glaubens, in das auch die Engel gelüſtet zu ſchauen", vermiſſen. Wird erſt einmal in Deutſchland eine Shakſpeare-Univerſität gegründet, ſo wird Schwartzkopff die theologiſche Facultät derſelben würdig vertreten; daß es bereits Shakſpeare-Juriſten, Shakſpeare-Mediciner, Shakſpeare-Botaniker gibt, dafür könnten wir aus verſchiedenen Schriften die Belege anführen; Shakſpeare-Philoſophen und Shakſpeare-Philologen gibt es bekanntlich, um einen ſchleſiſchen Provinzialismus zu gebrauchen, „zum Oberzuſchütten". Daß es an durchfallenden Privatdocenten nicht fehlen wird, die wegen ketzeriſcher Anſichten das Examen nicht beſtehen oder denen die venia legendi wegen „ſchlechter Geſinnung" entzogen wird, iſt zweifellos; wir brauchen blos an Rümelin und die Vertreter ähnlicher „verwerflicher Tendenzen" zu erinnern. Wir wollten mit dieſer Bemerkung blos für die Profeſſur der Theologie an der Shakſpeare'ſchen alma mater dem Paſtor zu St.-Johannis in Wernigerode die Priorität ſichern.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Neue Erzählungen und Novellen.

Unter den Büchern, die uns zur Beſprechung vorlie-
:n, laſſen wir diesmal denjenigen den Vortritt, die ein
eologiſches Gepräge zur Schau tragen. Hier kommt
terſt in Betracht:

Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von F. Fabri. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1867. 8. 22⅓ Ngr.

Ein Buch, das, wie dies der Verfaſſer und der Be-
rworter mit Recht hervorheben, mehrfach an Stilling's
ıgendjahre erinnert. Der Verfaſſer, der hier ſein Leben
bſt beſchreibt, wuchs in traurigen Verhältniſſen auf,
ırde in ſeiner Erziehung durchaus verwahrloſt, kann
aus ſeiner Jugend keiner einzigen harmloſen, kindlich
hlichen Stunde erinnern, kam nachher in die Kreiſe der
ommen im Lande, ſpürte einen innern Drang, Predi-
zu werden, beſuchte in vorgerücktem Alter noch ein
mnaſium, kam dann auf die Univerſität Halle und
rde ſo aus einem Gerbergeſellen noch ein Pfarrer.
:r ſchließt der vorliegende erſte Band; der zweite iſt,
es ſcheint, noch nicht erſchienen. Das Buch enthält
viel Anziehendes, verdient recht wohl die Empfeh-
g Fabri's, verſchweigt auch die Verirrungen und dun-
Flecken im Herzen ſeines Verfaſſers keineswegs,
denn der Verfaſſer S. 66 eine gewiſſe Neigung zum
hmuth (gerade wie Stilling) in ſich findet und wegen
Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit, mit der er ſein Amt
ieb, ſeine erſten Predigerjahre für verloren hält. Na-
ich findet er in ſeinem Leben, wie Stilling, überall
klaren Spuren einer aufs einzelnſte ſich erſtreckenden
lichen Vorſehung. Stillingsnaturen werden ſich mit
Buche durchaus befreunden, aber auch kritiſche Leſer
en ſich durch die Schilderung des buntbewegten, aben-
lichen Lebens unſers Helden angeſprochen finden.
ehend iſt namentlich die Schilderung des Lebens in
:, die Charakteriſtik der Profeſſoren Tholuck und
ıs Müller und der Studentenverbindung Wingolf,
er der Verfaſſer angehörte. Sein theologiſcher Stand-
iſt freilich beſchränkt; ſo nennt er S. 69 die ratio-
iſchen Beſtrebungen ganz à la Vilmar Geiſter aus
Abgrund und bedenkt nicht, daß ſich in den Schrif-
Tholuck's und Müller's Anſichten finden, für die ſie
00 Jahren verdammt und verketzert worden wären;
„neuere gläubige Theologie“ iſt ja im Grunde nur
ermittelnde Richtung, die bei beiden Theilen anſtößt.
Verfaſſer iſt nun einmal kein Kritiker, aber ſehr
die kritiſchen Theologen moraliſch zu verdächtigen.
inen geiſtreich dilettirenden Gemüthsmenſchen ſchil-
r ſich ſelbſt, wenn er S. 221 naiv geſteht:

ırigens habe ich nicht viel von den Geſetzen der Aeſthetik,
gik, der Philoſophie davongetragen. Ich war eine zu
ſpeculativ angelegte Natur, um mit Erfolg in dieſe höhern
des menſchlichen Denkens einzudringen. Ich tröſte mich
ıs in dieſer Beziehung mit vielen andern, denen es ebenſo
ie mir und die, wenn ſie auch mit dem Gedächtniß manche
Floskel aufzufaſſen im Stande waren, doch ſchließlich,
icht beſehen, nicht wußten, was ſie mit den Begriffen
n ſollten. Die meiſten Candidaten waren nachmals herz-
h, daß ſie die mühſam fürs Examen zuſammengelernten
wieder fallen laſſen konnten. Diejenigen, denen ſolch
n wegen beſonderer Anlagen und Gedächtnißkraft leicht
und angenehm erſchien, werden über dieſe Aeußerungen aufbegehren, aber ich kann mir nicht helfen, mir und den meiſten Commilitonen, die ich kennen gelernt, ging es ähnlich. „Grau, Freund, iſt alle Theorie, grün iſt allein des Lebens goldner Baum!“ und gerade dieſen Lebensbaum von der Barmherzigkeit Gottes, uns in dieſes arme Erdenleben gepflanzt, hatte ich ja vor mir, ich brauchte ihn nicht erſt in der Philoſophie zu ſuchen; in ihm ſtand ja ſichtbarlich, verkörpert das ganze Geſetz der Schönheit abgeſtaltet vor meinen Augen. Ihm brauchte ich nur zu folgen in ſeiner einfachen, ſo göttlich klaren Weisheit, dann konnte ich nicht irre gehen, ſondern hatte einen klaren und geraden Weg.

Hier erlaube ich mir, dem Verfaſſer eine Anekdote zu erzählen, welche vor etwa 20 Jahren, um dieſelbe Zeit, als er in Halle ſtudirte, die öffentlichen Blätter berichteten. Einige Candidaten der Theologie erklärten dem vom Verfaſſer ſo hoch geprieſenen Tholuck, der ſie im Examen beiläufig aus der Geſchichte der Philoſophie fragte, mit dieſer gottloſen, vom Glauben abführenden Wiſſenſchaft, der Philoſophie, hätten ſie ſich grundſätzlich nie beſchäftigt. Da wandte ſich Tholuck zu ihnen mit den Worten: „Meine Herren, da haben Sie ſich ſelbſt ein wiſſenſchaftliches Armuthszeugniß ausgeſtellt.“ Sapienti sat!

2. Genrebild aus dem pariſer Volksleben. Von Eliſe Haber, geb. Meinring. Aachen, Jacobi. 1867.

Der Titel iſt irreführend, und dies gehört vielleicht zur Tendenz des Buchs, das nichts iſt als eine mit wenig Kunſt und viel Behagen abgefaßte katholiſche Tendenzſchrift. Rouſſeau und Voltaire ſind als die Zerſtörer, die katholiſchen Prieſter als die Retter des Familien- und Staatslebens geſchildert. Vom „heiligen“ Ignatius iſt in dieſer Familiennovelle, die ultramontanen Gemüthern ſehr zuſagen wird, mehrfach die Rede. Gewidmet iſt ſie aus innigſter Verehrung und Dankbarkeit Ihrer Hochehrwürden, der würdigen Mutter Bernardine Klein, Vorſteherin des Kloſters der Urſulinerinnen in Düren.

3. Die Enttäuſchten. Bilder aus dem Leben in der „Neuen Welt“. Von E. Pilger. Leipzig, Loewe. 1868. 8. 1 Thlr.

Eine vielfach an Theodor Grieſinger's Schriften erinnernde, aber immerhin originelle Schilderung des Lebens in Amerika vom peſſimiſtiſchen Standpunkt aus, die, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, nicht Kunſtanſprüche befriedigen ſoll, ein Stück Wahrheit in novelliſtiſchem Gewande. Ein Oekonom, ein Architekt, ein Philolog, ein Maler, ein Muſiker, ein Goldarbeiter und leider auch ein im Examen durchgefallener Theolog begeben ſich mit hochfliegenden Planen nach Amerika und werden in dieſem Lande des Humbugs, der Halbbarbarei und des ideenloſen Materialismus gründlich enttäuſcht; der Muſiker, der ſich zuerſt noch am beſten gefallen und ſich möglichſt amerikaniſirt hatte, endigt durch Selbſtmord — ein düſteres Gemälde faſt ohne alles Licht. Der Theolog ſinkt in des Lebens Noth und Drang zum erbärmlichſten Heuchler herab und iſt gezwungen, für ſein geringes Einkommen den Orthodoxen zu ſpielen, weil die Geiſtesträgheit ſeiner Gemeinde unvertilgbar erſcheint.

Ein ſolcher Ausgang iſt leicht möglich, da der Menſch ja ſelten dem ſittlichen Verfall entgeht, wenn von ihm der Wahrheitspfad verlaſſen wird; er vermag dann nicht mehr der zermalmenden Macht des Lebensgetriebes hinlänglichen Widerſtand zu

Digitized by Google

leiſten, und es wird an ihm bemerkbar, was man von Amerika im allgemeinen behauptet: er geräth in die — Lumpenſtampfe.

4. Erzählungen aus Norddeutſchland. Von C. W. Stuhlmann. Erſter Band. Roſtock, Hinſtorff. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.

Zwei vom geſundeſten, friſcheſten Humor durchdrungene Erzählungen, von denen die erſte „Herztroſt", die zweite „Wer das Glück hat, führt die Braut heim", betitelt iſt. Der Schauplatz iſt Norddeutſchland, und zwar in der erſten Erzählung Hamburg und Hannover, und in der zweiten Mecklenburg, die Zeit der Schluß des vorigen Jahrhunderts. Eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft mit Fritz Reuter iſt nicht zu verkennen. Eine Menge komiſcher, mit köſtlicher Laune geſchilderter Perſonen und Situationen erhält unſer Intereſſe von Anfang bis zum Ende in lebendigſter Spannung. Wie in ſo vielen humoriſtiſchen Erzählungen von Goldſmith's „Landprediger von Wakefield" an ſpielt auch hier die Theologie mit ihren Vertretern eine Hauptrolle, nicht als ob theologiſche Streitigkeiten zur Sprache kämen, bei denen ja, wie der Paſtor Hollermann bei einem Hochzeitsſchmaus zu dem orthodoxen, gediegenen, damals jedoch ausnahms- und zufälligerweiſe von Bacchus benebelten Grammatikus und ſpätern Paſtor Bordow ſagt, nicht der Werth eines Mückenſchwanzes herauskommt, ſondern weil der Zuſammenſtoß der vorausgeſetzten Amtswürde und überweltlichen Geſinnung mit den wirklichen Mächten des Lebens und namentlich mit der Liebe zu einer Erdentochter ſelbſtverſtändlich komiſch wirkt; die Natur ſtellt dem Geiſt ein Bein — darin beſteht nach Stephan Schütze das Komiſche.

Indeſſen hat die Komik unſers Verfaſſers einen tiefern Grund und berührt ernſte, wichtige Intereſſen, wie wir z. B. aus der Geſchichte des jüdiſchen Mädchens Iſabella Delmonte erſehen. Dieſer Ernſt mitten im heiterſten Humor tritt hauptſächlich in der längern erſten Erzählung hervor, während die zweite faſt rein komiſch wirkt. Dieſe zweite Erzählung führt uns nach Mecklenburg und in eine Zeit, wo alles für Voß' „Luiſe" ſchwärmte, „und wo ſollte denn wol der Dichter die Vorbilder zu ſeinem Werke anders gefunden haben als in ſeiner mecklenburgiſchen Heimat"? So ſoll denn ein liebenswürdiges Mädchen durch die Verbindung mit einem fortwährend auf Stelzen gehenden, aufgeblaſenen und pedantiſchen Landpfarrer gut verſorgt werden. Während aber Voß' Luiſe mit dem edeln, beſcheidenen Walther noch vor der eigentlichen Zeit getraut wird, verſchiebt Ehrn-Gall die Hochzeit; denn „ich ſtudirte geſtern in den Werken des heiligen Gregorius von Nazianz, und gelangte bei dieſer Gelegenheit auf das Leben des heiligen Ammonius, welcher bekanntlich ein ſehr ſchönes Mädchen heirathete, daſſelbe aber, um ſich und ſie in der Entſagung zu üben, in der Hochzeitsnacht verließ und ſich in das Gebirge begab und dort ein berühmter Einſiedler wurde. Das hat denn auch mich zu dem Entſchluſſe geführt, ſowol mich als mein Weib an Entſagung und an Fehlſchlagung irdiſcher Hoffnungen zu gewöhnen, und um dies ſofort ins Werk zu ſetzen, werde ich nicht heute, ſondern erſt morgen oder übermorgen hochzeiten." Indeſſen wird die Braut nicht dem Bonzen, ſondern ihrem Begleiter, dem Kaſſirer, zutheil, der ſich durch das herzogliche Conſiſtorium vom kirchlichen Aufgebot dispenſiren läßt, und der Paſtor kommt eben recht zur Trauung mit einem andern. So wird ſeine ſinnliche Ueberſinnlichkeit von der Natur und dem geſunden Menſchenverſtand zu Schanden gemacht.

5. Realiſten und Idealiſten. Socialer Roman von Jean Charles (Braun von Braunthal). Fünf Bände. Leipzig, Günther. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. (Band 9—13 des „Album. Bibliothek deutſcher Originalromane", Jahrgang 22, 1867.)

Wir befinden uns in dieſem Romane nicht auf dem Boden der Theologie und Kirche, ſondern der Popularphiloſophie. Der Titel iſt irreführend; er ſollte heißen: „Materialiſten und Spiritualiſten"; denn es handelt ſich um die Frage, ob der Materialismus oder die entgegengeſetzte Weltanſchauung recht habe. Die Entſcheidung fällt nun freilich gegen den Materialismus aus, der theils in wiſſenſchaftlicher Erörterung, theils durch das Schickſal ſeines Hauptvertreters, des Arztes, als unhaltbar und die Sittlichkeit gefährdend dargeſtellt wird. So bleibt denn — dies iſt das Endergebniß und die Grundanſchauung des Romans — eine überſinnliche Welt, bleibt Gott und Unſterblichkeit; was aber von der rationaliſtiſchen Dreiheit nicht oder doch nicht rein bleibt, das iſt die Freiheit des Willens; der inzwiſchen verſtorbene Verfaſſer redet einem wenn auch vertieften und verinnerlichten Fatalismus das Wort und außerdem ſpielen Vorbedeutungen, Ahnungen und Geſichte, namentlich bei dem ſpiritualiſtiſchen Dichter Karl eine große Rolle.

Gegen die künſtleriſche Anordnung ließen ſich gewichtige Bedenken erheben. Die Einheit iſt zwar im allgemeinen gewahrt und eine Handlung, die vom Anfang bis zum Ende verfolgt wird, bildet den Rahmen des Gemäldes; nur iſt der große Uebelſtand der, daß in den einen Hauptroman mehrere andere Romane oder Novellen oft auf ſehr äußerliche Weiſe verflochten ſind. So leſen wir im fünften Bande, S. 14—149, eine an und für ſich intereſſante, ſpannend erzählte „Auswanderungsgeſchichte", die Stoff zu allerhand moraliſchen Betrachtungen gibt, aber doch mit dem auf dem Titel genannten Grundthema nicht eng zuſammenhängt und deren Helden mit den gleich im Anfang genannten, theils zum Materialismus, theils zum Spiritualismus ſich bekennenden Hauptbelden des Romans in einem ganz äußerlichen Verhältniß ſtehen. Es iſt aber Regenwetter, die Geſellſchaft kann nicht ausgehen und der Dichter Karl zieht nun ein Manuſcript aus der Taſche und lieſt die genannte Geſchichte vor. Solche äußerlich angeheftete Geſchichten finden ſich mehrere. Von künſtleriſcher Anlage, einheitlicher Durchführung und befriedigendem Abſchluß eines Romans ſcheint der Verfaſſer eigenthümliche Vorſtellungen zu haben. Doch dies gehört vielleicht zum Prickelnden, Abenteuerlichen, das wie ein Zugpflaſter auf die Phantaſie wirken ſoll. Kann man ſich über den genannten Punkt hinwegſetzen, ſo verdient der Roman wirklich Lob. Eine Menge intereſſanter Erzählungen, geiſtreicher Bemerkungen, origineller Scenen, alle durch den Zauber des Geheimnißvollen und Uebernatürlichen feſſelnd, mögen manchen Leſer für jenen Mangel entſchädigen. Es ſind Senſationserzählungen vom reinſten Waſſer. Beiſpielsweiſe nennen wir die Schilderung des pariſer Lebens im erſten und zweiten, die Erinnerung an einen Beſuch bei Goethe im dritten Bande — nur hat

Digitized by Google

dieſer Beſuch nichts mit dem Materialismus, ſondern lediglich mit der Kunſt zu ſchaffen —; die Bilder aus dem Badeleben ebendaſelbſt; Erörterungen über Poeſie und Muſik im vierten und die ſchon genannte Auswanderungsgeſchichte im fünften Bande, wo allerdings die Farben ehr ſtark aufgetragen ſind. Zur Charakteriſtik des Gan-en weiſen wir auf die Erzählung: „Das Geheimniß der ſehnlichkeit", im dritten Bande hin, wo ein Herr von Berg nter anderm zu ſeinem Sohne, als dieſer am Vorabend einer Abreiſe ſich mit ihm noch über manches beſprach, agt:

Hüte dich, mein lieber Ernſt, vor jedem Weibe, das zu roße, und vor jedem Manne, der zu kleine Schritte macht, Schritte, die nicht in correctem Verhältniß zur Körperlänge ehen; denn ein ſolches Weib iſt zunächſt unweiblich, rechtaberiſch, unternehmend bis zur Keckheit, leidenſchaftlich, wolüſtig und treulos, und ein ſolcher Mann erweiſt ſich faſt ohne usnahme als charakterlos, als unmännlich, eitel, falſch, neiſch und ſinnlich.

Die Erzählung ſelbſt gibt den Beleg zu dieſer Warnung.

Hiermit verabſchieden wir uns von den theologiſch oder ilosophiſch gefärbten Büchern und betrachten zunächſt rzählungen, die in Bädern ſpielen. Dieſe ſind:

Ein ſtilles Plätzchen im Jura. Eine Schweizergeſchichte von J. Ruffini. Aus dem Engliſchen. Berlin, Beſſer. 1867. 8. 15 Ngr.

Dieſes ſtille Plätzchen iſt das ſchwach beſuchte, von : Welt abgelegene Schweizerbad Schrankſteinbad. Das ıch enthält eine Reihe aneinandergehäkelte Geſchichten, zum Theil für ſich ihren Abſchluß finden, zum Theil letzten Abſchnitte, der den Titel führt: „Herunterallene Maſchen werden wieder aufgenommen", zuſammengefaßt und zu Ende geführt werden. Wir finden anthige Bilder aus dem Stillleben; doch fehlt auch der aſt keineswegs und namentlich iſt zu loben, daß ſtatt nachgerade ermüdenden ſentimentalen Liebesgeſchichten pädagogiſchen und politiſchen Beſtrebungen der Schweiz eine Weiſe zur Darſtellung kommen, die der Anlage dem Charakter des anſpruchsloſen Werkchens nicht erſpricht. Daran ſchließt ſich:

Unter Tannen. Zwei Novellen von Friedrich Spielhagen. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Beide Erzählungen ſpielen in Tannenburg, einem e, deſſen Lage nicht genauer angegeben wird. In erſten wird, wie wir S. 72 in der zweiten Novelle , berichtet, wie ein lieber Freund des Verfaſſers durch wunderliche Verwickelung von Umſtänden, die beinahe ntiſcher Natur waren, ſeine Frau fand. Die Rotiker ſuchten bekanntlich die blaue Blume, und ähnlich der Freund des Verfaſſers in dieſem Bad die blaue ne, nach der er ſich ſein Leben lang vergebens geſehnt , ein ſchönes Mädchen mit großen, ſtrahlenden, blauen n von wunderbarer Tiefe. Die gelungene kleine Erng erinnert an Schiller's Worte: „Was die Stille wirkt, wirket die Rauſchende nie."

Dieſe Erzählung hatte den Titel: „Der Vergnügungsiſſar"; die zweite, zu der wir jetzt übergehen, heißt: ſchönen Amerikanerinnen", und nimmt den bei weigrößten Theil des Buchs ein. Dieſe ſchönen Ameerinnen, die Töchter des angeblichen Sklaven- und agenbeſitzers Kuningsby aus Nordamerika, enthüllen ſich zuletzt als Töchter eines ehrſamen deutſchen Schneiders König; ein betrogener Gläubiger aus Berlin erſcheint ex machina in Begleitung eines Polizeiſoldaten und zerhaut den verſchlungenen Knoten. Ein anderer Abenteurer, der für einen ungariſchen Edeln gegolten hatte, wird als entſprungener Kellner aus einem wiener Gaſthof entlarvt. Dies alles iſt mit viel Witz und Laune geſchildert; Spielhagen verſteht namentlich die Kunſt, den aufmerkſamen Leſer von Anfang an Verdächtiges wittern zu laſſen und von Stufe zu Stufe uns in lebendiger Spannung bis zur Kataſtrophe zu erhalten.

Die große Frage iſt nur die, ob das ſentimentale und das komiſch-ſatiriſche Element glücklich verſchmolzen ſind und eine harmoniſche Stimmung im Leſer zurücklaſſen. Selbſtverſtändlich nämlich ſpielt, wie ſchon der Titel andeutet, die Liebe in der Novelle eine Hauptrolle. Der Forſtmeiſter Egbert verliebt ſich beim erſten Anblick in die ſchöne Ellen Kuningsby, die ſich nachher als Lenchen König entpuppt. Sie verräth zwar nicht viel Geiſt, aber was fragt die Liebe danach? Schreibt ſie auch auffallend unorthographiſch — „Unorthographie iſt die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit", hat Börne geſagt. Sie erwidert Egbert's Liebe, zeigt viel Gemüth, hat wenigſtens in Egbert's Augen etwas unnennbar Liebliches, Holdes, Wunderbares geleſen und weiſt die Anträge des obengenannten ungariſchen Barons, der nachher als Schwindler enthüllt wird, ſtandhaft mit Entſchiedenheit zurück. Und dieſes Mädchen, für das der tüchtige, gerade und männliche Egbert alles in die Schanze ſchlägt, iſt eine ehrſame Schneiderstochter, die um die Betrügereien ihres Vaters weiß, wol auch bisweilen gezwungenen Antheil daran genommen hat und im ſtillen, wie es ſcheint, die Entdeckung fürchtet, was nothwendig auf ihre Gemüthsſtimmung einwirken muß. „Alles kann die Liebe ertragen, nur nicht das Lächerliche", ſagt der Jäger in Immermann's „Münchhauſen", und ich fürchte, daß viele Leſerinnen — die Leſer weniger — in unſerer Novelle ähnlich fühlen werden. Indeſſen bleibt Egbert ſeiner Geliebten getreu und lebt nachher in glücklicher Ehe mit ihr.

Wenn ſie keinen guten Vater hat, ſagt Egbert (leider müſſen wir hinzuſetzen: keine tüchtige Mutter, und daher eine wenn auch nicht durch Ausſchweifungen befleckte, ſo doch bedenkliche, abenteuerliche Vergangenheit), ſo iſt ſie doch aus guter Familie, denn einen beſſern Mann als ihren Onkel, den braven Büchſenſchmied in S., gibt es nicht. Egbert bezieht alle ſeine Jagdflinten nur von ihm u. ſ. w.

Ob dies nicht wie eine Abſchlagszahlung lautet? Weniger tritt dieſer Uebelſtand hervor bei dem geiſtig und gemüthlich minder bedeutenden und eine geringere Rolle ſpielenden Bergfeld, dem Liebhaber der andern Tochter. Eine glückliche Erfindung iſt, daß der von der Polizei eingeſperrte Jaguar, der Vater der beiden Lämmer, ſonſt Mr. Kuningsby genannt, entſpringt und wieder nach Amerika gelangt. Doch genug des Tadels oder der kritiſchen Bedenken; komiſch und ſatiriſch geſtimmte Geiſter werden ſich an der trefflichen Novelle erlaben. Ob etwas Geſchichtliches zum Grunde liegt, weiß ich nicht; unmöglich wäre dies bei der vom Verfaſſer mehrfach durchgehechelten Fremdländerei der Deutſchen keineswegs. Ein hannoveriſcher Schneidergeſelle von adelichen Manieren machte ſeinerzeit in Livland großes Glück und im

Digitized by Google

Jahre 1850 erregte ein engliſcher Baron großes Aufſehen, namentlich bei der weiblichen Welt in Leipzig, wurde aber zuletzt als ein engliſcher Schneidergeſelle entlarvt und fuhr mit Geſtank und Zurücklaſſung bedeutender Schulden ab.

Begeben wir uns vom Bad aufs Land, ſo finden wir:

8. Müller von Pranitz. Eine märkiſche Dorfgeſchichte von Georg von Kunda. Berlin, Stilke und van Muyden. 1868. 8. 24 Ngr.

Bei dieſem Titel denkt wol mancher Leſer an die Poeſie der Mühle und des Müllerlebens, wie ſie ſich in Liedern Goethe's und Juſtinus Kerner's ausſpricht, würde ſich aber in ſeiner Erwartung getäuſcht finden. Der Titel iſt irreführend; weder nach dem Stil, noch nach dem Inhalt iſt das Buch eine Dorfgeſchichte. Die Darſtellung iſt zerhackt; dieſe kurzen Sätzchen, mit denen alle Augenblicke eine neue Zeile, ein neuer Abſatz beginnt, reißen den Leſer aus der epiſchen oder novelliſtiſchen Stimmung. Entſchiedenen Tadel verdienen vollends Sätze wie S. 49: „Faſt nie ohne Beſchwerden der Lunge mußte er Wochen vollkommener Schlafloſigkeit ertragen. Und die Mutter wachte, betete mit ihm. Las ihm vor, ſuchte ihn durch Erzählen zu erheitern. Führte ſeine Correſpondenzen", oder S. 60: „Die Jungfer hatte zu ſchwarz gerathen. Mathilde aber natürlich roth vorgezogen." Der Titel lautete richtiger: Eine dörfliche Kunſt- (Maler-) geſchichte; denn das Intereſſe für die Malerei führt die beiden Hauptperſonen äußerlich im Muſeum zu Berlin und innerlich zuſammen, und an ein beſtimmtes Gemälde knüpft ſich der Fortgang der Erzählung. Zwiſchen einem Maler, der nebenbei auch Müller iſt, und einem wirklichen Müller iſt denn doch ein gewiſſer Unterſchied. Mehreres, was witzig ſein ſoll, habe ich nicht verſtanden, z. B. warum die funfzehnjährige Luiſe fortwährend eine Walkyre genannt wird. Es fehlt dem Ganzen nicht blos der dorfgeſchichtliche „geſunde Erd- und Heugeruch", den Viſcher verlangt, ſondern überhaupt der poetiſche Duft, welcher der Geſtalten Zug umwittert.

Ebenſo wenig kann ich Poeſie finden in:

9. Der Bürgermeiſter von Lüttich. Hiſtoriſche Erzählung von Hendrik Conſcience. Aus dem Vlämiſchen von C. Büchele. Zwei Bände. Stuttgart, Frankh. 1867. 16. 1 Thlr.

Ein Buch, das trotz des geprieſenen Namens ſeines Verfaſſers kaum die Ueberſetzung verdient, eins von den bekannten Mitteldingen zwiſchen Roman und Geſchichte, doch überwiegend Staatsaction, wie wir denn häufig in Anmerkungen auf die Quellen verwieſen werden, aus denen der Verfaſſer geſchöpft hat. Den Inhalt bilden die Kämpfe zwiſchen den ſpaniſch-geſinnten Giroux und den franzöſiſch-geſinnten Grignoux in der Stadt Lüttich kurze Zeit vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs; es fehlt aber durchaus ein größerer Ausblick und der Zuſammenhang mit den übrigen europäiſchen Zuſtänden. Wir werden in fortwährender angeſtrengter Spannung und politiſcher Aufregung erhalten und außerdem durch Conſcience's wie in andern Werken ſo auch hier hervortretende Vorliebe für das Gräßliche in den Schauerſcenen des Schluſſes empfindlich zurückgeſtoßen. Die Grazien ſind leider ausgeblieben.

10. Eine büßende Magdalena und andere Novellen. Von G. J. Fürſt und Bernhard Heßlein. Leipzig, Purfürſt. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Mittelſchlag, manchmal weniger als Mittelſchlag. Am intereſſanteſten iſt die auf dem Titel nicht genannte Erzählung: „Das ſchwarze Haus zu Brieg", wie es ſcheint, auf geſchichtlicher Grundlage ruhend, eine Criminalgeſchichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von culturgeſchichtlicher Bedeutung.

11. Wie bei Roßbach. Der letzte Trunk. Novellen von R. Schenck. Leipzig, Purfürſt. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Friſche und lebendige Darſtellung einiger Scenen aus dem Leben des Reitergenerals Seydlitz und der wunderbar bewirkten Beſſerung eines wüſten und tollen Barons.

12. Die zwei Krüglein. Eine Erzählung von Otto Müller. Braunſchweig, Weſtermann. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Erzählung, die zuerſt in den Weſtermann'ſchen „Monatsblättern" erſchienen iſt, könnte man im Unterſchiede von der Dorfgeſchichte zu den Städtchensgeſchichten rechnen; das kleinſtädtiſche Leben und Treiben wird hier mit beſtem Humor geſchildert. Uebrigens ſind nicht ſowol die zwei gutmüthigen Sonderlinge, die der Titel nennt, der Mittelpunkt der Erzählung, als vielmehr die von ihnen im ganz entgegengeſetzten Sinn erzogene Joſephine, die Tochter des einen, die Nichte des andern. Zweierlei finde ich jedoch zu tadeln: S. 93 leſen wir, daß der Hauptmann Hanno, einer von den Liebhabern Joſephinens, jedoch in einer Weiſe, daß man beinahe an Polyphem und Galatea erinnert wird, nachdem er drei Portionen ſaure Nieren eingenommen, zur Beförderung der Verdauung ſich auf den Boden legt und von drei Rekruten mit aller Macht ſich auf den Magen treten läßt. Dies heißt nicht mehr mit Wahrheit lügen; hier hat der Humor ein Ende. Eugen ſodann, deſſen Liebe von Joſephine erwidert wird, hat ſeine Univerſitätszeit mit Nichtsthun zugebracht und iſt im Examen durchgefallen; Joſephine ermuntert ihn, ſich zuſammenzunehmen und aus eigener Kraft und Fähigkeit eine freie, unabhängige Stellung im Leben zu gewinnen. Eugen ſtimmt ihr zu und verſpricht das Beſte, gewinnt aber zuletzt die Hand des durch die Schuld der zwei Krüglein verarmten Mädchens durch den längſt erwarteten und nun gerade zur rechten Zeit eintretenden Tod eines reichen Onkels in Frankfurt. Hier iſt dem Verfaſſer offenbar eine Maſche gefallen.

13. Corporal Hilſcher. Ein Dichterleben von C. M. Sauer. Leipzig, Grunow. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine mehr Wahrheit als Dichtung enthaltende novelliſtiſche Bearbeitung der Lebensgeſchichte eines Schmerzenskindes der deutſchen Poeſie, des am 12. November 1837 geſtorbenen öſterreichiſchen Corporals Hilſcher. Das Buch iſt dem Manne gewidmet, der dieſen „Märtyrer der Poeſie" in die deutſche Literatur eingeführt hat, dem Dichter L. A. Frankl. Zu dieſem Martyrium gehört nun natürlich eine unglückliche Liebe zu einem reizenden Mädchen, das, von ſeinen Gedichten angezogen, mit ihm eine Zeit lang tändelte, aber ihre Hand ihm als einem nicht Ebenbürtigen verſagt; auch ſie wird von der Nemeſis ereilt. Einſam, von wenigen verſtanden, in einer Stellung, die ſeinem innern Berufe nicht entſprach, verſchmachtete er unter einem Drucke, von dem es keine Rettung gab.

Digitized by Google

'n einem ſeiner gelungenſten Gedichte vergleicht er ſich lbſt mit Endymion. Der Schluß dieſes Gedichts lautet:

O ſteigt auf euer Latmos, ihr Verbannten,
Die rauh und kalt das Leben von ſich ſtößt.
Die ſchöne Heimat blühet dem Verbannten,
Der aus gemeinen Banden ſich erlöſt.
Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln —
Ach! weckt uns nicht und laßt im Mond uns wandeln.

Ein anderes Bild aus Oeſterreichs Gegenwart zeigt h uns in

. Allerlei Geſchichten aus Tirol von Adolf Pichler. Jena, Frommann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein allerliebſtes Buch, friſch und lebendig geſchrieben, s dem vollen Leben geſchöpft, dem Leſer ſich ans Herz end. Der Verfaſſer hat ſich bemüht, dieſe auf Ferien- nderungen entſtandenen Geſchichten „mit jener partei- en Liebe des Naturforſchers aufzuzeichnen, der von kei- : andern Tendenz weiß, als ſeinem Gegenſtande nach en Seiten gerecht zu werden, und je mehr er dieſes eichen will, für ſich um ſo weniger in Anſpruch neh- n darf. Auch in den Bergen Tirols flutet der Strom er neuen Zeit gewaltiger von Tag zu Tag. Ein altes ſchlecht ſinkt allmählich ins Grab, ich möchte dem Leſer nche Geſtalt noch am Abend, ehe ſie zur Ruhe geht, ldern, und dadurch das Bild einer nahen Vergangen- : erneuern, ſei's auch nur mit leichten Linien, während die Gegenwart mit voller Kraft in den Vordergrund ngt".

Es ſei mir erlaubt, hier aus der Erzählung: „Der chtling", den Abſchnitt über das Pedantenſtübl im enthal herauszugreifen. Dieſes Pedantenſtübl iſt, wie Wirthstochter dem Verfaſſer erklärte, im Wirthshaus ebener Erde, das Zimmerchen links von der Hausflur: Da pflegten ſich in der guten alten Zeit abends die gelehr- ten Stammgäſte der Wirthin Scholaſtika zu verſammeln, mei- ſtens Profeſſoren von Innsbruck, welche hier einige Sommer- wochen zubrachten. Es war ein heiterer Kreis, der ſich hier gebildet; jetzt deckt die meiſten Glieder derſelben bereits die kühle Erde. Ja, ja, die Welt wird älter und wir nicht jünger.

Hier haben wir das Wort Pedant in ſeiner urſprüng- lichen guten Bedeutung: „Erzieher, Lehrer", ital.: pe- dante, vom griechiſchen παιδεύειν. Der Verfaſſer fährt in der Vorrede fort:

Der Tiroler, oder ſollen wir ſagen: Tirol? hat ſeine Eigen- thümlichkeiten. Der Menſch lebt hier in einer mächtigen Natur; indem ihn nun dieſe faſt zur Staffage herabdrückte, ſtellte ſie ihn andererſeits auf ſeine eigene Kraft, daß ſich das Volk eine Geſchichte ſchuf, die fortwirkt von Geſchlecht zu Geſchlecht und jeden oft ihm unbewußt hebt und trägt. So bewegen ſich dieſe ſchlichten Erzählungen im Hochgebirge, das um ſo mehr zur Schilderung herausforderte, je vielgeſtaltiger und großartiger es das Leben ſeiner Söhne bedingt; ſie bewegen ſich vor dem Hintergrund geſchichtlicher Ereigniſſe, die das Volk nicht blos erduldete, bei denen es entſchloſſen mithandelte.

Dieſe Ereigniſſe ſpielen hauptſächlich in dem Kriege, den das heldenmüthige Völkchen im Jahre 1809 gegen die Franzoſen beſtand; darauf beziehen ſich mehrere Er- zählungen, insbeſondere die höchſt ergötzliche, außerordent- lich draſtiſche: „Die Franzoſen". Auch die Schattenſeite des tiroler Lebens iſt nicht verſchwiegen; eine gewiſſe Vor- liebe für ſein Vaterland freilich muß man dem Verfaſſer zugute halten und jeder, der dies Buch aufmerkſam ge- leſen hat, wird fühlen, „daß die Männer am Inn und an der Etſch trotz alledem und alledem nicht zu den ver- krüppelten und ſchwachen Zweigen, ſondern zu den Kern- ſtämmen des großen deutſchen Volks gehören", und in den Wunſch des Verfaſſers einſtimmen: „Gebe Gott, daß nach langer Zerſplitterung und Ohnmacht die Morgenröthe neuer Größe, neuer Herrlichkeit dem viel duldenden deut- ſchen Volke zu leuchten beginne!"

Guſtav Hauff.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Von den durch die wiener Preiscommiſſion empfohlenen ielen iſt „Mademoiſelle Bertin", als deſſen Verfaſſer ſich rg Horn genannt hat, von der berliner Hofbühne zur ihrung angenommen worden. Das ebenfalls empfohlene iel: „Unſere Sklaven", von Ritter von Sacher-Maſoch, vie wir erfahren, eine ſociale Komödie mit dem für eine e glücklichen Grundgedanken, daß nicht von Frauenman- on, ſondern von Männeremancipation die Rede ſein ſollte, die Männer die Sklaven unſerer Geſellſchaft ſind, ein ike, der in mehrern parallelen Gruppen durchgeführt iſt. in dem Novellencyklus, welchen der trefflich redigirte on" von dieſem Autor bisher gebracht hat, wird das ltniß von Mann und Weib in ſeinen verſchiedenen Pha- handelt. Im erſten Heft des dritten Bandes iſt eine gelungene Novelle aus dieſem Cyklus erſchienen: „Der ilant."

Die Romane von Max Ring finden im Auslande Ver- ig und Anerkennung. In Neuyork erſcheint in engliſcher he eine Ueberſetzung von Max Ring's früherm Roman Milton" unter dem Titel: „John Milton and his times, torical novel, translated from the German by F. Jordan." nerikaniſche Kritik ſpricht ſich ſehr günſtig über das Werk Gleichzeitig erſcheint in der mailändiſchen Zeitung Per- nza eine italieniſche Ueberſetzung von Max Ring's orenem Geſchlecht", einem Roman, deſſen Vorzüge in nach Verdienſt gewürdigt worden ſind.

Adolf Stahr's „G. E. Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke" (Berlin, Guttentag) erſcheint ſoeben in ſechster Auflage, vermehrt mit manchen Zuſätzen, die Stahr zum Theil dem ver- dienſtlichen Werke Juſti's über Winckelmann verdankt. Gleich- zeitig iſt auch von dem in demſelben Verlag erſchienenen Werke Stahr's: „Goethe's Frauengeſtalten", eine zweite Auflage nö- thig geworden; ein Beweis, wie richtig der geiſtvolle Autor in ſeinen literargeſchichtlichen und äſthetiſchen Monographien den volksthümlichen Ton getroffen hat, ohne tieferer Auffaſſung un- treu zu werden.

Bibliographie.

Grotefend, G. A., Das deutsche Staatsrecht der Gegenwart. Berlin, Kortkampf. 1869. Lex.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Häckermann, A., Preussen und England. Ein vergleichender Rückblick. 1ster Artikel. Greifswald. Gr. 4. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Eigene und fremde Welt. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 2 Thlr.

Hasak, V., Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters, dargestellt in deutschen Sprachdenkmalen, oder 50 Jahre der deutschen Sprache im Reformationszeitalter vom Jahre 1470 bis 1520. Ein christliches Lebensbild. Mit Benützung von neun verschiedenen deutschen Bibelausgaben vor Luther. Nach alten Druckwerken und Handschriften verfasst. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Keſſel, E. v., Der Diogenesclub. Humoriſtiſch-ſatyriſcher Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kletke, H., Ein neues Märchen-Buch. Berlin, Plahn. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Schmaler, J. E., Die Schmähſchrift des Schmiedemeiſters Stoſch gegen die ſprachwiſſenſchaftlichen Wenden, beleuchtet vom Standpunkte der Wiſſenſchaft und Wahrheit. Bautzen, Schmaler u. Pech. 8. 12½ Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenſchwangau.

Roman und Geſchichte.

1536—1567.

Von **Karl Gutzkow.**

Fünf Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Ngr.

Dieſer neueſte Roman Gutzkow's findet ſeit ſeiner kürzlich erfolgten Vollendung bei dem Publikum wie bei der Kritik eine geſteigerte Theilnahme. Immer mehr wird anerkannt, daß er, wie die Leipziger Zeitung ſagt, „nicht allein unter den literariſchen Schöpfungen des Verfaſſers einen hervorragenden Platz einnimmt, ſondern auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in ſeiner Art unerreicht daſtehen dürfte“. Alle Freunde einer gediegenen Unterhaltungslektüre werden wiederholt auf das Werk aufmerkſam gemacht.

Eliſe Polko,
Verklungene Akkorde

iſt ſoeben in einer neuen Pracht-Ausgabe erſchienen. Höchſt eleganter Reliefeinband:
1 Thlr. 10 Ngr.

Bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich erſchien ſoeben:

Der Erbe des Millionärs.

Schauſpiel in fünf Aufzügen von **Adolf Calmberg.**

Preis 20 Sgr.

Dieſes neue Schauſpiel von Adolf Calmberg, Lehrer der Literatur am züricher Lehrerſeminar, iſt allen Literaturfreunden als eine intereſſante Lektüre und allen deutſchen Bühnen als eine Erfolg verſprechende Novität zu empfehlen. Es hat vom Anfang bis zum Ende eine unaufhaltſam ſpannende Handlung und iſt reich an durchſchlagenden Effecten. Auf den Theatern von Zürich und Bern iſt es bereits mit großem, allgemeinem Beifall wiederholt gegeben worden, ſiehe leipziger „Illuſtrirte Zeitung“, Nr. 1280. Dem Stück zu Grunde liegt der bekannte Proceß de Buck, welcher im Mai 1864 zu Brüſſel verhandelt wurde, infolge deſſen Benedict de Buck, nachdem er 30 Jahre lang in Gefängniſſen gehalten worden, in den Beſitz ſeiner rechtmäßigen Erbſchaft kam. Das Stück iſt von den Theatern allein zu erwerben: für Deutſchland durch A. Entſch, Theateragentur in Berlin; für Oeſterreich durch A. Landvogt, Theateragentur in Wien.

Halle im Pfeffer'schen Verlage erschien soeben:

Die Methode
der wissenschaftlichen Darstellung.

Einfache Regeln um den schwierigsten Gegenstand klar und erschöpfend zu behandeln.

Mit besonderer Rücksicht auf die Interpunktion.

Von

Dr. **F. A. von Hartsen.**

½ Thlr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

REISEN
in
INDIEN UND HOCH-ASIEN.

Eine Darstellung

der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Clima und Bodengestaltung.

Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von

Hermann, Adolf und **Robert von Schlagintweit**

ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858

im Auftrage der Oſtindiſchen Regierung.

Von

Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

Mit 3 Karten, 14 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Farbendruck.

Zwei starke Bände. Lex.-8. Eleg. brosch. Preis jedes Bandes circa 4$\frac{2}{3}$ Thlr.

In den Jahren 1854—58 unternahmen die gelehrten und berühmten Brüder *von Schlagintweit* im Auftrag der ostindischen Regierung eine Reise durch Indien und Hoch-Asien, „die, sowol was die Grossartigkeit der dafür aufgewendeten Mittel, als auch die Befähigung der Reisenden betrifft, zu den bedeutendsten neuern Unternehmungen dieser Art gehört“.

Die Resultate dieser Forschungen dem weitern Leserkreise zugänglich zu machen, ist der Zweck obigen Werks, welchem ausser der Geschichte der Expedition, den landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, sowie der Beschreibung der alten Kunstdenkmäler, zugleich die wissenschaftlichen Ergebnisse in allgemein verständlicher Form eingewebt sind.

Der Werth und Reiz dieser Berichte wird dadurch erhöht, dass es früher keinem Europäer gelungen war, Gegenden jenseit der Grenze von Tibet auf Routen durch diese Gebirge zu erreichen.

Die Illustrationen bestehen aus landschaftlichen und architektonischen Ansichten, Vegetations- und Gletscherbildern und Gruppen von Eingeborenen in Tondruck.

☛ **Ausführliche Prospecte in jeder Buchhandlung.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien in ſechster Auflage:

Kinderleben.

Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit.

Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter.**

8. Elegant cartonnirt 1 Thlr.

Eine reichhaltige Sammlung der beſten und lieblichſten Kinderlieder, illuſtrirt durch die Meiſterhand Ludwig Richter's, des Freundes und Lieblings der deutſchen Kinderwelt, deſſen ſinnige, der Natur abgelauſchte, in ihrer Art unerreichte Darſtellungen Herz und Auge durch ihre Anmuth immer von neuem feſſeln und erfreuen. Bereits in fünf Auflagen verbreitet, kann dieſes anerkannt vortreffliche Kinderbuch in ſeiner neuen ſechsten Auflage Aeltern und Erziehern mit aufrichtiger Ueberzeugung empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 49. — 3. December 1868.

Inhalt: Ein Veteran der Journaliſtik. Von Rudolf Gottſchall. — Dramen von Andreas May. Von Feodor Wehl. — Zur deutſchen Specialgeſchichte. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Stabreim und Alliteration.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Veteran der Journaliſtik.

Erlebniſſe von F. W. Gubitz. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen. Erſter und zweiter Band. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1868. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der langjährige Redacteur des berliner „Geſellſchafter", F. W. Gubitz, theilt uns in der obigen Schrift ſeine Erlebniſſe mit. Ein Journal bildet immer einen geiſtigen und geſellſchaftlichen Mittelpunkt, eine Chronik der Zeit, und der ſo lange beſtehende berliner „Geſellſchafter" war ein ſolcher Mittelpunkt für das berliner Leben, namentlich in einer Reſtaurationsepoche wie diejenige, welche den Befreiungskriegen folgte und bei ihrem beſchränkten oder vielmehr eingeengten politiſchen Horizont dem Treiben der ſchöngeiſtigen Journale eine weit regere Theilnahme ſchenkte, als dies ſpäter in einer politiſch bewegten Epoche der Fall war. So hat auch Gubitz in der Geſchichte ſeines Journals den beſten Leitfaden für ſeine Lebensgeſchichte und benutzt dieſelbe auch, um die Erinnerungsblätter gleichſam in die Journalnummern einzuheften.

Gubitz iſt ein Kind des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1786 geboren, ſodaß er jetzt faſt bereits das zweiundachtzigſte Lebensjahr erreicht hat. Sohn eines leipziger Schriftſetzers, der in der Breitkopf'ſchen Druckerei beſchäftigt war, hatte er in ſeiner erſten Lebenszeit mit ungünſtigen äußern Verhältniſſen vielfach zu kämpfen und war früh darauf angewieſen, neben dem Schulbeſuch durch eigene Thätigkeit für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen. In der Holz- und Formſchneidekunſt machte er bald bedeutende Fortſchritte und kam durch dieſelbe in Berlin, wohin ſeine Aeltern übergeſiedelt waren, in manche frühzeitige Berührung mit hochſtehenden Perſönlichkeiten. Im Alter von 15 Jahren konnte er bereits ſieben Vignetten in einem Rahmen auf die Kunſtausſtellung ſchicken und erhielt als erſte Belohnung von dem Vicedirector der Akademie einen Teller voll Birnen, ſpäter aber gewann er von den Abgüſſen der Platten noch einen beträchtlichen Verdienſt. Gleichzeitig half er im December 1800 bereits an einem beabſichtigten Papiergeld für Preußen arbeiten. Er berichtet hierüber:

Ich beſaß den wahrſcheinlich einzigen noch dafür zeugenden, dem Hofrath Borck auf ſeinen Wunſch für das königliche Cabinet überlaſſenen Abdruck zweier „Treſorſcheine" zu fünf und einem Thaler, deren Schriftinhalt von den Miniſtern Blumenthal, Schulenburg und Struenſee unterzeichnet iſt. König Friedrich Wilhelm III. verweigerte dann ſeine Bewilligung, und in Preußen entſtand bekanntlich erſt 1806 unter dem Miniſter von Stein Papiergeld.

Der junge Formſchneider beſaß wenig Luſt, Schriftſetzer zu werden oder ſich einem kaufmänniſchen Geſchäft zu widmen. Oſtern 1801 hatte er ſeine Abgangsprüfung an der berliner Oberſchule glücklich beſtanden; Ende des Jahres bezog er die Univerſität zu Jena, wo er den Lehren Fichte's und Schelling's, ihren „forſchend zugeſpitzten und grübelnd verdunkelten Wortgeweben" keinen rechten Geſchmack abgewinnen konnte. Schon hier beginnen die Mittheilungen, welche dieſe Memoiren beſonders intereſſant machen, die Berührungen des Verfaſſers mit unſern literariſchen Größen. Gubitz wohnte der lauchſtädter Aufführung von Schiller's „Braut von Meſſina" bei, die unter heftigen Donnerſchlägen und einem niederſtürzenden Gewitterregen ſtattfand und bei den Hörern, wie der hallenſer Student Ludwig Krahn erzählt, einen überirdiſchen Schauer erweckte. Auch den weitern Bericht des Jugendfreundes theilt Gubitz mit; er vergönnt uns den Blick in eine recht erquickliche Epiſode von Schiller's letzten Lebensjahren:

Zu uns Hallenſern hatten ſich auch leipziger und jenenſer Studenten geſellt, und als der unvermeidliche Ball überſtanden war, zogen wir zuſammt vor die Fenſter Schiller's und brachten ihm ein Halloh mit Geſang und Muſik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo ſich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter burſchikos liebenswürdig benahm, wonach einer der Unſerigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in ſeinem Gartenſaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, ſodaß, nachdem wir

Digitized by Google

abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unſern Wunſch durchſetzen. Im Nu bildete ſich die Deputation, die ihren Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben ins Bett ſteigen wollte, und was ihm nun mit klopfendem Herzen in ängſtlicher Verlegenheit geſagt wurde, müßt' ein anderer wiſſen, ſonſt iſt's für ewige Zeiten vergeſſen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn das Reden hat gewiß nicht ſo viel geholfen als der tolle Einfall anderer Kerle, von denen jeder ein Stück der Kleider Schiller's ergriff, der Nächſtſtehende auch mir eins über meine eben noch in rhetoriſcher Geberde ausgeſtreckten Hände warf, ſodaß wir alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit, ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreiſter, und faſt willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns ein überſchwengliches Jauchzen empfing. Faſt eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Burſche unter Burſchen. Er ſprach uns auch an, daß 'wir dieſen Enthuſiasmus, als nothwendig für die Bühne und die geiſtigen Beſtrebungen überhaupt, bewahren und möglichſt mittheilen möchten, da die Volksmaſſe gar zu leicht von etwas feſttäglichem Aufſchwunge ſich ſo angegriffen fühle, daß ſie raſch wieder einem alltäglichen Seelenſchlummer verfalle. Die Vivats, verſteht ſich, riſſen während der Anweſenheit des Dichters gar nicht ab, und er mußte ſich gefallen laſſen, ſein herrliches Lied: „Freude, ſchöner Götterfunken", nicht in vollendetſter Harmonie zu hören.

Auch dieſe Erzählung liefert einen Beweis dafür, wie groß der Enthuſiasmus der Jugend für Schiller war; kein gleichzeitiger oder ſpäterer Dichter konnte ſich derſelben ſtürmiſchen Theilnahme rühmen. Jedenfalls war die lauchſtädter Aufführung die erfolgreichſte, welche „Die Braut von Meſſina" erlebt hatte; denn die berliner Kritik wies das Stück kühl und zum Theil ſpöttiſch zurück.

Später traf Gubitz mit Schiller in einer Abendgeſellſchaft in Weimar zuſammen; er entdeckte an ihm die auffallenden Spuren ſeiner abzehrenden Krankheit. Der Dichter blieb den ganzen Abend ernſt und gedankenſchwer und antwortete zerſtreut, verſagte auch einen „Leberreim", als die Reihe an ihn kam, indem er kopfſchüttelnd ſchwieg. Die Begegnung mit Goethe fand gar auf einem Maskenball ſtatt, wo gerade der Jupiter tonans, ſeinen Seidenmantel hin- und herwerfend, ſehr heftig mit dem Theaterintendanten Kirms verhandelte und ſich höchſt unglimpflich über Anmaßungen der Komödianten äußerte. Gubitz, auch in einen Domino geſteckt, um auf dem Maskenball Goethe's Bekanntſchaft zu machen, benutzte die Gelegenheit, indem er ihm recht gab, ebenſo auf die Komödianten loswetterte und ſo die Aufmerkſamkeit des Dichters auf ſich lenkte. Er zog die Empfehlungsbriefe, mit denen er ausgerüſtet war, aus der Taſche. Einige künſtleriſche Leiſtungen von Gubitz waren dem Dichter ſchon bekannt, ſodaß dieſer den jungen Künſtler raſch in Protection nahm und ihm noch ſpäter dauernde Theilnahme bezeigte.

In ſeinem neunzehnten Jahre wurde Gubitz ordentliches Mitglied der Akademie (1804), und 1808 erhielt er das Patent als Profeſſor. Schon vorher war er in neue Händel wegen der Treſorſcheine verſtrickt worden, die 1806 von Stein in den Verkehr gebracht wurden; er hatte gegen die Unnachahmlichkeit eines in Art der Aquatinta entſtandenen, für die Buchdruckerpreſſe zugerichteten Aetzwirrſals Proteſt eingelegt und behauptet, daß ſich dies im Holzſchnitt herſtellen laſſe. Stein forderte den Beweis hierfür und hatte eine heftige Scene mit dem jungen eigenſinnigen Holzſchneider, der ſich nicht zu einer andern Meinung bekehren ließ. Später erſchienen in der That falſche Treſorſcheine und Gubitz wurde aufgefordert, Unterſcheidungszeichen zu öffentlicher Bekanntmachung zu ermitteln. Als ſpäter die Franzoſen in Berlin eingerückt waren, wurde Gubitz zum Gouverneur General Clarke befohlen, bei welchem ſich der gelderpreſſende Miniſter Estève befand. Dieſer theilte ihm mit, man habe preußiſcherſeits von der Bank 15 Millionen Thaler bürgerliches Eigenthum mitgenommen und es ſei nothwendig, zur Schadloshaltung der Betheiligten und zum Vortheil des Geldeinfluſſes, die Treſorſcheine als Anweiſung auf das widerrechtlich Entführte in ſolcher Summe zu vermehren, wobei Gubitz als Fabricateur möglichſt raſch beförderlich ſein ſolle. Doch der junge Akademiker wies ſtandhaft alle Beſtechungsverſuche und Drohungen zurück und wurde dafür mit eintägiger Haft beſtraft. Noch einmal geräth Gubitz in Conflict mit den franzöſiſchen Behörden. Er gab eine Zeitſchrift heraus gegen die vielen gedruckten Schmähungen, mit denen man Preußens Zuſtände übertrieben entwürdigte und die höchſten herzgütigen, von ihm mit vollſter Anhänglichkeit verehrten Perſonen grauenhaft mishandelte. Dieſe Zeitſchrift: „Das Vaterland", hatte auf dem Umſchlag die Bezeichnung: „Feuerſchwamm", und erſchien in freien Lieferungen in den Jahren 1807—9. Ein Artikel derſelben erregte Anſtoß bei den franzöſiſchen Behörden oder einem ihrer literariſchen Zuträger. Gubitz wurde am 11. Mai 1808 verhaftet und von zwei Gensdarmen nach der Commandantur gebracht. Gubitz erzählt uns ſeine Begegnung mit Staatsrath Bignon, der ſich ſehr liebenswürdig gegen ihn benahm; eine untreue Ueberſetzung trug die Hälfte der Schuld an dem anſtößigen Charakter des Artikels. Der Autor kam mit einer ſechswöchentlichen Hausvogteihaft davon, die ihm überdies in jeder Hinſicht erleichtert wurde. Auch ſpäter hat Gubitz ſtets patriotiſchen Sinn gewahrt und gezeigt.

Wenn wir aus ſeinem Lebensbilderbuche die literariſchen Charakterköpfe herausſchneiden, ſo fällt uns zunächſt Zacharias Werner in die Hand. „Die Weihe der Kraft" mit dem wunderlich behandelten Luther und ihrer katholiſirenden Tendenz hatte, wie wir erfahren, damals ſolches Misbehagen erregt, daß die Offiziere im Sommer 1806 eine Schlittenpartie auf Rollwagen veranſtalteten, wobei man die Geſtalten der Werner'ſchen Dichtung als Spottbilder vorführte. Iffland beſchwerte ſich über dieſen Schlittenſchwank, den die Veranſtalter mit leichter Haft büßen mußten. Intereſſant ſind die Mittheilungen aus Werner's Briefen (1796—1804) an den Juſtizrath Peguilhen in Berlin, da ſie die Bekenntniſſe des Dichters über Staat, Religion und Kunſt ſehr umſtändlich mittheilen.

Das Charaktergemälde Werner's erhält durch die folgenden Mittheilungen einige ſehr bezeichnende Striche:

Ueber Liebe und Ehe herrſchte in ihm die ſinnlichſte Leichtfertigkeit, die ſich auch nicht den Schein des Sittlichen zu bewahren wußte. Darüber mögen wenige Andeutungen zugleich ſeine Aufrichtigkeit bezeugen. Im Jahre 1798 war ihm eingefallen, ſich von Warſchau nach Bialyſtock, wo ſich damals Peguilhen befand, verſetzen zu laſſen. Ihm ſchrieb nun Werner unter anderm: „Wenn man nach Bialyſtock in Geſellſchaft eines ſchönen Weibes käme, und ſie weder als Frau, noch als

Maitreſſe präſentiren wollte, wären euere Cirkel wol aufgeklärt enug, um dieſes niedliche, ſehr gut erzogene Weibchen — eine albe Deutſche und halbe Engländerin, keine Tyrannin, aber uch nicht wie meine Vorige!!! —, um dieſes Weibchen, ſage h, darin als Madame X oder Z zu produciren, und mit ihr nverheirathet zuſammenzuwohnen? Jedoch bitte ich im ganzen rnſt, über dieſes Räthſel, was hier noch ganz ein Geheimniß t, weder von dieſem, noch von jenem Aufklärung zu verlan- n, da beides mich ſehr compromittiren würde.“ Dies hatte allerdings zu fürchten, denn Werner war derzeit verheirathet, ld danach geſchieden, ein Jahr ſpäter (1799) wieder verhei- thet, 1801 abermals geſchieden, und im Juni 1802 berichtet verſpätet aus Warſchau: „Ich bin mit meiner dritten Frau, ter hieſigen Schneiderstochter, Malgorszata Mankviatovska, t dem September vorigen Jahres verheirathet. Meine Frau ſtockpolniſch, 19 Jahre alt, und macht mich unendlich glück- j.“ Es dauerte jedoch nicht lange mit dem Unendlichen, auch ſe Ehe wurde aufgelöſt nach kaum vierjährigem Beſtande, d dem nun ſechsunddreißigjährigen Werner hatten bereits drei anen gern entſagt. Hinſichtlich der dritten ſchreibt er an t Freund: „Erlaß mir die traurigen Details; das aber kann dir ſchwören, daß die Scheidung von meinem innigſt ge- lten Weibe (das Scheidungs-Erkenntniß iſt ſchon heraus) viel- ht die einzige gute Handlung meines Lebens und das ſchwerſte ſer war, was ich je brachte.“ Die „Details“ wurden ſehr nkundig. Werner überließ ſich während ſeines Aufenthalts Berlin den ſinnlichſten Genüſſen, und dies zu dulden, ver- gerte das Gefühl der ſchönen dreiundzwanzigjährigen Frau, ich geſehen, aber nicht näher gekannt habe.

Zur Ergänzung dieſer Schilderung dient die folgende ttheilung von Friederike Bethmann:

Als Werner im Jahre 1808 von Berlin abzureiſen gedachte, te er eines Abends mit fliegendem Mantel zu uns ins Zimmer, i heftig ausrufend: „Sie liebt mich noch, ſie liebt mich noch!“ nach Umſchweiſen ward es uns klar, daß Werner die Kunth te, nachdem er bei ihr den Abſchiedsbeſuch nicht unterlaſſen , und auf meine Frage: woran er die noch dauernde Liebe int habe, antwortete er in Verzückung: „Sie begleitete mich n die Treppe, und dort ſagte ſie: «Werner, in Rückſicht nſer ſonſtiges Verhältniß will ich dir noch einen freund- lichen Rath geben: waſch' dich, kämm' dich, denn du ſiehſt wie — —!»“ Für die, nicht von der Bethmann, nur hier drückte Vergleichung darf man den ſtärkſten Ausdruck ge- hen, und die geſchiedene Frau nicht im Unrecht finden; Werner vernachläſſigte ſich zuweilen ſo, daß ein ähnlicher nützlich ſein konnte.

Verner's Hang zum Spukglauben war offenkundig; rieth einmal, nachdem eine Hexengeſchichte ſpaßhaft faßt worden, ganz außer ſich, ſchlug mit der Fauſt en Tiſch, ſchrie dabei: „Hexen geben er's!“ (Provin- mus für „Hexen gibt es!“), und verließ wüthend das ler.

Später — im Jahre 1814 — traf Gubitz noch einmal Verner zuſammen, als er ſchon den Prieſterrock an- n hatte und die Poeſie verdammte:

die Veränderungen an ſeinem Aeußern waren übrigens rnswerth auffällig; ſeine Geſtalt von Mittelgröße ſchien ſonſt durch Abmagerung verlängert, das Geſicht mit dem ſtarken Brauen düſter blickenden Augen war faltiger, das Haar mehr mit Grau gemiſcht. Die Sprache aber hatte ift und Volltönigkeit nichts verloren, und die Wandel- der Mienen war ebenſo lebhaft im Anreizenden wie ſchreckenden, je nachdem er in der Rede das ihm Werthe Widrige berührte. Unvergeßlich iſt er mir in dem Augen- ils wir uns trennten. Wir hatten eben noch über Kunſt- teraturzwecke geſprochen, da ergriff er meine Hand und it Würde: „Laſſen wir die Moder des Standes ſich im uf abmüden, und wünſchen wir jedem, daß ihm aus vermeidlichen Schmerzen des Irrthums die Kraft er- wachſe, vom Weltlichen alles hinzugeben, um durch Glauben und Ahnung das Reich der Unſchuld zurückzuempfangen, wie es einſt die Menſchheit mit dem Paradieſe verlor. Auf dieſen Segen hoffe ich, und dieſer Segen ſei mit Ihnen!“ Da ſtand er innerſt angeregt vor mir als Geweihter, der beſeligt auf- blickte zum Gebiet der Verheißung, und ich leugne nicht, daß der Mann, den ich vordem wegen ſeiner ſchwankenden Wun- derlichkeit belächeln mußte, mich erſchüttert hatte, wonach mir die gerühmte Wirkung ſeiner Predigten ſehr einleuchtend, der Werner von ehemals und jetzt zu einem ſeltſamen Doppel- weſen, daneben doch wieder zu einer denkbar möglichen Ein- heit wurde.

Ein anderer Romantiker, Amadeus Hoffmann, erſcheint in unſern Mittheilungen in noch ungünſtigerm Lichte. Gubitz erzählt aus ſeinem Leben eine Schauergeſchichte in Callot'ſcher Manier, die Liebe Hoffmann's zu einer ver- heiratheten Frau. Die Frau gebar einen Knaben, der fremder Pflege übergeben wurde. Vor dem zurückkehren- den Ehemann konnte das Vorgefallene nicht geheim gehal- ten werden. Er mishandelte ſeine Frau, die auch an Hoffmann keine Stütze fand; ſie machte den Verſuch, ſich zu erhängen; doch wurde ſie wieder ins Leben zurückgeru- fen. Wahnſinnig fiel ſie der Charité anheim, aus der ſie nach zwei Jahren geneſen, doch zerſtört an Geiſt und Körper, entlaſſen wurde. Der Knabe hatte von dem Vater die muſikaliſchen Neigungen geerbt, lief tagelang mit herumziehenden Muſikanten, beſuchte Opern und Muſikaufführungen in Berlin, in die er ſich insgeheim einzuſchleichen ſuchte; ſpäter ertrank er beim Baden. Gubitz faßt ſein Urtheil über Hoffmann in der folgenden Weiſe treffend zuſammen:

Er war unzweifelhaft ein Genie, das bei beſſerer Selbſt- leitung höhern Werth erlangt hätte; denn es darf wol geſagt werden, dies Genie litt durch ſeine eigenen Verzerrungen und Krampfverzuckungen, die ſich ſogar in Hoffmann's Antlitz tum- melten: aus ſeinen unaufhaltſam unruhig beweglichen Geſichts- zügen ließen ſich Muſter zu Spott- und Hohnlarven entnehmen. Ein wollüſtiger Schmerz, ein Herauswenden der grauenhafte- ſten Seite des Menſchen, ein Schwelgen an einer Geſpenſter- tafel geht — wenn auch nicht völlig ohne Ausnahme — durch das, was er gefühlt und geſchrieben. Dem Leſer iſt's, als ob er abendlich an einer Reihe von Wachsgeſtalten vorüberwan- delt, und ich will es nicht verhehlen, daß es mir niemals mög- lich war, eins dieſer Schattenbildswerke vom Anfang bis zum Ende zu leſen.

In dem zweiten Bande der „Erlebniſſe“ tritt Müllner in den Vordergrund; er erſcheint hier wie überall als der eifrigſte Anwalt ſeiner eigenen Dichtungen, unermüd- lich in Erklärungen, in Chicanen, in Anforderungen an die Journale, in maßloſer Polemik und erbittertem Haß gegen die Ketzer, die an ſeiner dramatiſchen Unfehlbarkeit zweifelten. Mit Recht wurde er damals der „Dei von Weißenfels“ genannt:

Für Ausbreitung ſeines Ruhms ſorgte er fortdauernd un- abläſſig! Wo eine ſeiner Dichtungen für die Bühne zu dieſer den Weg gefunden hatte, überall ſtand er, entweder in eigener oder durch eine vermittelnde Perſon, gleichſam als Leibwache, um jeder nicht unbedingt ihm huldigenden Anſicht den Abdruck zu hindern oder, war dies nicht erreichbar, durch überall der Leſewelt in mancherlei Larven ausgeſtreute Verdächtigung der Verfaſſer den Eindruck des Urtheils zu vernichten. Es war, als hätte er in den betheiligten Städten geheime Polizei, die ihm Zweckdienliches beſorgte, ſodaß er in Weißenfels Berichte ſchrieb von Berlin, Wien, Weimar, Leipzig, Braunſchweig bis zu ſogenannten Liebhabertheatern, immer in Bezug auf ſeine Bühnenſpiele. Mir war dies zuweilen — bei der, ob auch in Grundzügen mit ihm nicht geeinigten Anerkennung ſeiner Geiſt-

Digitized by Google

fähigkeit — bedauernswerth fieberiſcher Umtrieb einer Eitelkeit, die um ſo hartnäckiger ſich einprägte, weil ſie erſt kurz vor Müllner's vierzigſtem Lebensjahre ausbrach.

Wo Erklärungen nicht halfen, führte Müllner Proceſſe; ſo waren 1822 gleichzeitig drei Proceſſe gegen Friedrich Arnold Brockhaus angeſtrengt worden; auch gegen Gubitz, den Redacteur des „Geſellſchafter", an dem er früher Mitarbeiter geweſen, führte er einen Injurienproceß und beantragte in der Klage, daß ein Exemplar des den Aufſatz enthaltenden Blattes durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt und der Verklagte mit der Strafe des Pasquillanten zu belegen ſei! Die Klage wurde jedoch zurückgewieſen. Trotz dieſer Beläſtigungen, deren Detail zur Genüge beweiſt, daß wir auch in Bezug auf literariſche Klopffechtereien und auf den Eifer, ſolche Streitigkeiten vor das gerichtliche Forum zu bringen, ſeit jener Zeit Fortſchritte gemacht haben, verkannte Gubitz niemals die wahren Verdienſte und das Talent Müllner's. In der Vorrede zur Geſammtausgabe ſeiner Schriften hatte dieſer erklärt, daß er vom Bühnenweſen ſich trennen wolle; Gubitz äußerte ſich hierüber in ſeinem Blatte:

Wie ſehr verſchieden die Urtheile über Müllner's Wirkſamkeit für die Bühne waren und noch ſein mögen, darin ſtimmen die als redlich anzunehmenden feindlichen Kritiker mit den freundſchaftlichen überein: ihm ſtehe ein ſo bedeutendes Talent zu Gebot, wie es von keinem der neuern dramatiſchen Dichter übertroffen wird. Meiſt gab eine abweichende Anſicht über die Grundlage ſeiner Tragik den Anlaß zum Streit; die eigenſinnige Beharrlichkeit, mit der Müllner an jener antiken Schickſalsidee feſthielt, die nun einmal von ſeinem adoptirten, aus dem Ariſtoteles hervorgegangenen Glaubensbekenntniſſe unzertrennlich ſchien, machte bisher einen Frieden unmöglich und ward wol die nächſte Veranlaſſung, daß er ſeine Thätigkeit der Bühne entzog, wenn wir auch übrigens einen zweiten Grund, die unerträgliche geſetz- und ſchutzloſe Stellung der Bühnendichter zu den Bühnendirectoren, dabei ebenfalls gelten laſſen. Wie ſehr der Verluſt Müllner's für die Dramatik zu bedauern iſt, wurde im „Geſellſchafter" öfter ausgeſprochen; vielleicht hilft es, wenn wir es abermals wiederholen, wie höchſt unrecht wir es finden, daß er bei einem ſo ausgezeichneten Beruf der deutſchen Bühne ſeine Hülfe entzieht.

Im ganzen kann man dieſer Beurtheilung noch heute beiſtimmen. Es war eine unglückliche Ehe, welche Müllner's Talent mit der Schickſalsidee einging; man kann nachweiſen, daß es durch ſie in ſeiner Entfaltung gelähmt worden iſt. Dieſer falſche Idealismus ſtand ihm gerade übler zu Geſicht als jedem andern. Müllner hatte Energie, Schärfe, praktiſchen Sinn, dabei eine unleugbare Begabung für dichteriſche Form. Alle dieſe ſeltenen Vorzüge, die für den Bühnendichter doppelt werthvoll ſind, litten bei der verkehrten Richtung, welche die Grundgedanken ſeiner Dramen entſtellte. Ein gewiſſes gereiztes Weſen, das ſich bei dem Advocaten Müllner durch eine ruheloſe Rabuliſterei kundgab, iſt indeß den deutſchen Dramatikern wol nachzuſehen. Die Stellung der Bühnendichter gegenüber den Directoren hat ſich ſeit jener Zeit wol äußerlich gebeſſert; im übrigen aber müſſen die tüchtig Strebenden jeden Fuß breit Landes dem guten Willen und den Vorurtheilen der Bühnenleiter, den tauſend Rückſichten der Hofbühnen, einer oft feindſeligen Kritik und der Gleichgültigkeit eines durch leichte Waare verwöhnten Publikums abkämpfen. Den Rückzug von der Bühne, den Müllner damals ankündigte, haben ſeitdem auch andere namhafte Dichter mehrfach angetreten. Oder iſt es ſchon vergeſſen, daß einer der erfolgreichſten Dramatiker der jüngſten Epoche, Karl Gutzkow, ſeit mehr als zwölf Jahren die dramatiſche Production aufgegeben *), daß begabte Dichter, wie Alfred Meißner, daß ſelbſt der Verfaſſer des „Narciß", Emil Brachvogel, ſich ſeit längerer Zeit von der Bühne zurückgezogen und der müheloſern Romanproduction hingegeben haben?

Thereſe Huber, damals Redactrice des Cotta'ſchen „Morgenblattes", in welches Müllner die Ablagerungen ſeiner Galle niederlegte, beklagt ſich in mehrern Briefen über die Abhängigkeit ihres Verlegers von dem weißenfelſer Dei. Dieſe Briefe enthalten auch ein Urtheil über Jean Paul, der 1819 in Stuttgart war:

Jean Paul iſt hier. Mit dem Bewundern des Publikums iſt's nichts — der Stuttgarter bewundert nur ſich — aber auch nicht — er rühmt ſich nur, und ich — bewundere auch wenig — lieb gewinne ich ihn bei mehrmal Sehen. Er hat etwas ſehr Gutmüthiges und Kindliches — dann ſein Glaube an ſeine Bewunderung, in Urſache und Wirkung, iſt kindlich. Ich ſeh' ihn gern und mag ihn gern in kleiner Geſellſchaft ſehen, wo er etwas mehr bei der Klinge bleibt.

Weiterhin begegnet uns Chriſtian Grabbe, „ein durch Geiſt, Verſchrobenheit und Selbſtverwüſtung ausgezeichneter Dichter". Ueber Grabbe's „Dramatiſche Werke" brachte damals der „Geſellſchafter" eine eingehende Beurtheilung, welche mit den Worten begann:

Eine neue, roh-prachtvolle, ungebändigte, ungeregelte, von Kraft überſprudelnde, an den alltäglichſten Schwächen lebende, mit dem Scheitel den Himmel berührende und mit den Füßen den gemeinſten Schlamm aufrührende, auf jeden Fall aber, bei aller ihrer vorläufigen Unanwendbarkeit, bereits die heutigentags ſo laut zwitſchernde und gackernde poetiſche Brut adlergleich überflügelnde Natur zeigt ſich in den „Dramatiſchen Dichtungen" des bisher ganz unbekannten, plötzlich unter unſern jungen Dramatikern auftauchenden Hrn. Grabbe.

Dieſe Anerkennung erfuhr nach „Don Juan" und „Fauſt" und den „Hohenſtaufen" weſentliche Einſchränkungen. „Herr Grabbe", heißt es bei dem letztern Drama, „wird entweder leichtfertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leichtfertig." Die Leichenrede, welche Gubitz dem verſtorbenen Dichter hielt, unterſchied ſich weſentlich von den glänzenden Epitaphen der Jungdeutſchen; ſie wies darauf hin, daß der Untergang Grabbe's nicht von den deutſchen Bühnen verſchuldet worden, daß ſeine Stücke in Wahrheit nicht aufführbar, daß ſeine Production aus der Genialität und dem Gemeinen entſtanden ſei, und daß er dieſes nicht zu überwinden, jene nicht recht zu reinigen verſtanden habe. Sehr treffend und auf verwandte dichteriſche Erſcheinungen neueſter Zeit anwendbar iſt die Bemerkung von Gubitz:

Die Empfänglichkeit für wahrhaft Treffliches fehlt nie, wo aber Verſchrobenheit und Eigenſinn erſcheinen, ſelbſt mit der Genialität verbunden, wird höchſtens der Gleichgeſtimmte erweckt, die allgemeine Theilnahme jedoch verfehlt.

In der That iſt Grabbe für die Gegenwart ſo gut wie verſchollen; ſeine Stücke haben auch nach ſeinem Tode nicht wie die von Heinrich von Kleiſt Bearbeiter gefunden, welche ſie auf die Bühne gebracht hätten. Dem Bühnenpublikum fremd, ſind ſie es auch dem Leſepublikum geworden; denn wer kümmert ſich um nichtaufgeführte

*) Wir erfahren indeß ſoeben, daß er ein neues Luſtſpiel: „Der weſtfäliſche Frieden" vollendet hat.

Digitized by Google

ältere Dramen, die in den Leihbibliotheken modern? Nur die Literaturgeſchichten bringen Grabbe's Namen, mit einer ſich meiſt forterbenden Charakteriſtik auf die Nachwelt. Auch nicht an Shakſpearomanie ging der Dichter zu Grunde; er hat ſich im Gegentheil ſehr ſchlagend gegen dieſelbe erklärt. Es war das Barocke, Abſonderliche, das oft Schiefe, das bei ihm zur ſtereotypen Form oder Formloſigkeit erſtarrte, durch körperliche Ueberreizungen und Abſtumpfungen einen Poeten von hohem dichteriſchen Schwung zuletzt bedenklich lähmte; denn es iſt eine Verkehrtheit, zu behaupten, daß der mehr epigrammatiſche Stil ſeiner letzten Dramen, der gleichſam gigantiſche Bonmots ſprühte, den Vorzug verdiene vor dem oft dithyrambiſchen ſeiner Erſtlingswerke. An dieſer Erlahmung ſeines Talents trug phyſiſche Zerrüttung des trunkſüchtigen Dichters die Schuld. Gubitz ſagt hierüber:

Ich mag dies Jammerbild in ſeinen Ausſchweifungen nicht bis zur Vollſtändigkeit leibhaft ſchildern, bemerke nur noch, daß ich ein paarmal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieſer, den Manneswerth ſelbſtmörderiſch entwürdigenden Trunkwuth erſchüttert worden bin.

Die erſte Begegnung mit Heinrich Heine, „der auch ein jugendlicher Ausſchweifling war, deshalb dann lange Marter zu erleiden hatte", erzählt uns Gubitz in folgender Weiſe:

An einem Tage des zweiten Vierteljahres 1821 ſtand ein junger Mann vor mir, fragend: ob ich Gedichte von ihm aufnehmen wolle, und ich empfing ſchön geſchriebene „Poetiſche Ausſtellungen". Da ich ehemals die mir oft und wahrſcheinlich gebührend als Vernachläſſigung angerechnete Gewohnheit hatte, Fremde, die ihren Namen im Geſpräch nicht voranſchickten, danach unbefragt zu laſſen, ſah ich nach der Unterſchrift und las: „H. Heine." Auf meinen Wink hatte er ſich geſetzt, und da er das Wenden ſeiner Handſchrift bemerkte, ſagte er: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden." Ich lachte, erwiderte: „Wenn's geht, recht gern!" und las dann lautlos etliche Verſe. Heine ſelbſt brachte mir mehrmals dieſe erſte wortkarge Zuſammenkunft in Erinnerung, und wie ich endlich nur noch geäußert hätte: „Kommen Sie gefälligſt nächſten Sonntag wieder!" Begreiflich konnte ich nur wenige Verſe geleſen haben, es waren folgende, das Gedicht: „Der Kirchhof", beginnend:

Ich kam an meiner Herrin Haus
Und wandelt' im Wahnſinn und Mitternachtgraus,
Und als ich am Kirchhof vorübergehn will,
Da winken die Gräber ernſt und ſtill.
Da winkt's von des Spielmanns Leichenſtein:
Das war der flimmernde Mondesſchein.
Es liſpelt: „Lieb' Bruder, ich komme gleich!"
Da ſteigt's aus dem Grabe nebelbleich.

In dem Dichter denke man ſich eine von ſchlotteriger Kleidung umhüllte, krankhaft ſchlanke Geſtalt mit blaſſem abgemagerten Antlitz, dem Spuren zu frühzeitiger Genüſſe nicht mangelten, und man wird es natürlich finden, daß jene Verſe und der Eindruck des Perſönlichen dem mir Fremden etwas Unheimliches anwehten. Unverkennbar ward mir aber, nachdem ich weiter las, ſein Dichtervermögen, und als Heine wiederkam, erklärte ich mich bedingungsweiſe zur Aufnahme des Beitrags bereit. In ſeinen erſten handſchriftlichen Gedichten hatte er eine ſolche Menge von Häkchen an den ſelbſt- und mitlautenden Buchſtaben der Worte, und gebrauchte falſche Reime ſo allbequem, daß ich meinte: er könne die mir gegebenen fünf Gedichte in dieſer Beziehung wol nochmals prüfen. Er entgegnete: das ſei alles dem Volkston gemäß, was ich nicht beſtritt, aber noch bemerkte: daß ich nur hinweiſe auf übertriebene Anwendung ſolcher Herkömmlichkeiten, wenn ſie dem Geläufigen eher hinderlich ſtatt fördernd wären. Außerdem verhehlte ich ihm nicht, er ſei in dem Gedicht: „Die Brautnacht", ſo zügellos mit der Sitte umgegangen, daß manche Cenſurlücke unvermeidlich, ich auch den Abdruck verweigern würde, wenn er nicht ein paar Stellen reinigen wolle. Zu nochmaligem Prüfen war er bereit, ich bin überzeugt, nicht mit dem freieſten Entſchluß, doch änderte er ſehr gewandt.

Unſer Autor hat nicht nur im „Geſellſchafter" Heine in die Literatur eingeführt; er hat ihm auch den Verleger für ſeine erſten Gedichte vermittelt, die 1822 in der Maurer'ſchen Buchhandlung erſchienen, dann wieder günſtige Recenſionen wie die von Varnhagen in ſein Blatt aufgenommen, ja ſogar bei ſeinem Onkel Salomon Heine den Vermittler in Geldangelegenheiten gemacht, ſodaß dieſer, obgleich auf ſeinen Neffen erzürnt, ſich doch beſtimmen ließ, ihm auf drei Jahre wieder 500 Thaler zuzuſichern, damit „ein großes Genie nicht verfalle". Die Anerkennung des Onkels war jedenfalls wärmer, als die der übrigen Zeitgenoſſen. Die Gedichte fanden nicht gleich glänzenden Abſatz und Heine äußerte ſelbſt: zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muß man das abgeſtumpfte deutſche Gemüth foltern. Auch noch ſpäter iſt Heine's „Buch der Lieder" lange Zeit ein Ladenhüter geweſen, ehe es ſeine alljährliche, buchhändleriſche Wiedergeburt feierte. Man weiß ja, daß Goethe's erſte „Geſammelte Werke", die bei Goeſchen erſchienen, ebenfalls keinen Abſatz fanden. Wie ganz anders reuſſirten Vulpius, neuerdings Retcliffe! Nach ſolchen Erfahrungen könnte man die Formel feſtſtellen, daß der Abſatz der Dichtwerke, ſo lange ſie neu ſind, in umgekehrtem Verhältniß ſteht zu ihrem Werth. Viele der von Gubitz mitgetheilten Briefe Heine's hätte Strodtmann in die Biographie dieſes Autors mit aufnehmen können; ſie enthalten manche Stelle, die das ſcharfe und eigenthümliche Gepräge des Heine'ſchen Esprit trägt; z. B.

Ich lebe hier ſehr ſtill, arbeite viel und werde unausſtehlich gelehrt. So kann der Menſch ſinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn geſtern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder ſeine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Aus einigen hier mitgetheilten Beſprechungen Heine'ſcher Gedichte ergibt ſich, daß die Kritik von Anfang an in der Beurtheilung derſelben einen Ton anſchlug, der im weſentlichen noch heute in den Literaturgeſchichten angeſchlagen wird. In einer dieſer Recenſionen finden ſich zwei treffende Bemerkungen; von Heine's Witz heißt es, daß wir, gleich dem Inder, der in dem unreinſten Gethier, das vom geweihten Tempelbrote genaſcht, immer den Behälter des Geweihten verehrt, noch in der unangenehmſten Geſtalt den darin verkörperten Geiſt anerkennen müſſen. An einer andern Stelle werden die mit Begeiſterung anerkannten „Nordſeebilder" „koloſſale Epigramme" genannt. Gubitz urtheilt über Heine, daß man ihn für einen Dichter immer anerkennen werde und müſſe, obſchon er die roſigſten Seelenblüten gepaart mit den giftigſten Gewächſen ſinnlicher Verſumpfung ausſtreute, nur um raſch den jubelnden Beifall des ſchmähſüchtigen Lüſtlingstroſſes zu erzwingen und zu ſteigern.

Intereſſant iſt auch die Charakteriſtik von Clemens Brentano und Achim von Arnim.

Sowie die namhafteſten Schriftſteller jener Epoche werden uns auch die Schauſpieler, mit denen Gubitz durch ſeine journaliſtiſche Stellung und dramatiſche Thätigkeit in nähere Beziehung kam, vorgeführt: die Bethmann,

Digitized by Google

Lemm, Sophie Schröder, Ludwig Devrient. Das erſte Auftreten dieſes Schauſpielers in Berlin, der ſchon von Breslau als ein „Genialer“ bezeichnet wurde, fand in der Rolle des Franz Moor ſtatt, deren Darſtellung von Gubitz genau analyſirt wird. Wir erfahren dabei, daß Devrient's Geſicht die mephiſtopheliſchen Züge „nur mit Widerſtreben verleugnete, wobei ſeine lange, auffallend verſchiefte Naſe unter ſchönen, aber unheimlich ruheloſen Augen, nächſtdem die Zuckungen in raſch veränderlichen Mienen ſehr behülflich waren“. Aus ſeinem Weinhausleben werden uns manche intereſſante Anekdoten mitgetheilt. Devrient war nicht blos ein lebhafter Geſellſchafter in dem bekannten Kreiſe von Lutter und Wegener; er war auch ein ſtiller Trinker, der, wenn er ſich vor der Welt verbergen wollte, im Hinterzimmer eines Materialladens der Markgrafenſtraße einſam bei der Flaſche ſaß.

Durch eine Fülle derartiger Mittheilungen, an welche ſich ähnliche über die muſikaliſchen Wirren zur Zeit Spontini's und Weber's und über einige theologiſche Conflicte ſchließen, ergänzen die Erlebniſſe von Gubitz nach dieſen Seiten hin die jüngſtbeſprochenen „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte“ von Varnhagen, welche mehr die politiſche Signatur jener Zeit wiedergeben. Der hier und dort etwas altfränkiſche, man möchte ſagen holzſchnittartige Stil beinträchtigt nirgends die Tüchtigkeit und Gediegenheit des Inhalts.

Rudolf Gottſchall.

Dramen von Andreas May.

Dramen von Andreas May. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Cinqmars“, das erſte fünfactige Drama der beiden vorliegenden Bände, behandelt die Geſchichte jenes unglücklichen Lieblings Ludwig's XIII. von Frankreich, der ſich herausnahm, den allmächtigen Miniſter ſeines königlichen Herrn, den Cardinal von Richelieu, ſtürzen zu wollen, und welcher dieſe kühne Unternehmung bekanntlich mit dem Tode auf dem Schaffot gebüßt hat.

Das Stück beginnt damit, daß es uns den gelangweilten König und ſeinen Hof auf der Jagd zeigt, bei der ſich der von ſeiner Mutter nach Paris entſendete Cinqmars zu ihnen findet. Sein munteres Weſen, ſeine Anſtelligkeit und Weidmannsgeſchicklichkeit nehmen ſowol Ludwig XIII., als auch Richelieu, die dem jungen abenteuernden Edelmanne beide unbekannt ſind, für ihn ein, vollends als er das wild gewordene Roß der gleichfalls auf der Jagd befindlichen Maria Gonzaga, Tochter des Herzogs von Mantua, aufgehalten:

Ihr hättet das weiße Thier ſehen ſollen — berichtet Gaſton von Orleans, der Bruder des Königs — mit den aufgeriſſenen Nüſtern, den Schaum in Flocken vom Gebiſſe ſchnaubend, auf trockenem Boden eine brauſende Welle; die ſchöne Jägerin bleich, aber entſchloſſen an die Mähnen feſtgeklammert; der Falke auf ihren Schultern ſich ängſtlich mit den Flügeln in der Schwebe haltend; die Hunde kläffend nebenan — ich ſag' euch, es war ein Bild für Meiſter Rubens, wie ſich Vater Zeus — diesmal in Roſſesmaske — einer neuen reizenden Europa bemächtigt.

Damit iſt der Würfel geworfen, Cinqmars' Glück gemacht, denn der König erklärt, daß man dem jungen Manne dankbar ſein müſſe.

Dieſem ſelbſt wird indeſſen, noch ehe er eine Ahnung von ſeinen Erfolgen hat, ein bitterer Tropfen Wermuth in dieſelben dadurch geträufelt, daß er, abgekommen vom königlichen Zuge, ſeinen Jugendfreund, den Parlamentsrath de Thou trifft, welcher ihn ſogleich in den Kampf einweiht, der ſich zwiſchen dem Miniſter, dem Vorkämpfer des Abſolutismus, und den Rechten des Landes erhoben. De Thou ſucht den Freund den Intereſſen des Volks zu gewinnen, indem er ihn gegen die politiſchen Maßregeln des Cardinals aufreizt.

Der Cardinal hat indeß ſeinem Vertrauten, dem Kapuzinerpater Joſeph, folgendes Bekenntniß gemacht:

Wir trafen geſtern einen jungen Edelmann, der ſich dem Könige als kundiger Falkenier und Schütze ſo empfahl, daß er betheuerte, es habe ihm nie ein Weſen mehr behagt, als dieſes Jünglings. Ich ergriff die Stimmung. Wie? Wenn ich mir das junge Herz verbände, anhängig machte durch und durch und in des Königs nächſte Nähe pflanzte! Jeder gefährlichen Einwirkung anderer wäre hierdurch die Bahn vermauert. Ich beſchloß raſch, dieſen Einfall auszuführen. Noch iſt die Stelle Roncière's nicht beſetzt. Ich ſchlug den Jüngling vor. Ludwig dankte mir für die Wahl.

In der letzten Scene des erſten Acts wird dem herbeibeſchiedenen Cinqmars vom Cardinal die Anzeige ſeiner Anſtellung gemacht. Berauſcht und entzückt ruft der junge Edelmann nach Richelieu's Abgang:

Wie iſt mir? Meine Sinne ſchwanden. Nein, es war kein Traum. Hier halt ich's feſt. Mutter, die du vielleicht jetzt auf dem einſamen Söller den Wolken nachſtarrſt, die gegen Paris ziehen, und ihnen heiße Seufzer für das Glück deines Sohnes nachſchickſt, hier ſtreck' ich's dir entgegen, hier — — Thörichter Schwärmer, was enthält es denn, dies bezaubernde Blatt? (Mit ironiſchem Lächeln es betrachtend.) Die Beſtallung eines Höflings! (Feurig.) Nein, die Belehnung mit einer Zukunft!

Der zweite Aufzug ſpielt im Schloſſe Chambord, wo Cinqmars dem Könige und ſeinem Hofe große Jagdfeſte gibt. Er hat das hauptſächlich gethan, um Gelegenheit zu finden, ſich Maria Gonzaga vertraulicher zu nähern. Bei Nacht über einen Balkon in deren Zimmer ſteigend, entdeckt er ihr ſeine brennende Liebe, worauf ſie ſtolz erwidert:

Wiſſet, daß Maria Gonzaga auch einen Königsſohn ihrer Hand für unwürdig hält, wenn ſie ſich vor ſeinem Geiſte nicht beugen, ſeine Geſinnung nicht verehren und die Art und Sitte ſeines Weſens nicht lieben kann. Wiſſet aber auch, daß ſie den Willen und die Kraft hat, die glühendſte Regung ihres Herzens ungenährt in ihre Bruſt zurückzudämmen, wenn ſie darin eine Verletzung ihrer Kindespflicht, einen Frevel gegen die Ehre ihres Hauſes erkennt. Ihr könntet dieſe Maria nicht lieben, wenn Ihr nicht an ihren Muth glaubtet, ſich gegen ſich ſelbſt zu waffnen. Cinqmars, habt Ihr es nicht ſelbſt ausgeſprochen? Ihr mögt auch den Glanz der Fürſtenkrone auf dieſer Stirn nicht miſſen. Wohlan denn, ſchwingt Euch zu einer Höhe empor, in welcher das Weib an Eurer Seite dem ſtolzen Blicke der Seinigen entgegentreten kann, ohne erröthen zu müſſen, den Adel ſeines Blutes verleugnet zu haben, und dieſe Hand — ſie wird dann nur jenem winken, dem (mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit) auch ihre Seele entgegenglüht.

Digitized by Google

Dieſes Geſtändniß begeiſtert unſern Helden zu großen Thaten. Er weiß, daß Richelieu, ſein Gönner, mit der Hand Maria's Vortheile für Frankreich erſchachern will; er erfährt, daß ſein Vaterland unter dem Joche des Cardinals ſeufzt; er ſieht, daß es ſich dagegen empört, aber in Gefahr iſt, von der Gewalt des eminenten Staatsmannes erdrückt zu werden: er verſchwört ſich infolge deſſen mit de Thou zum Sturze des mächtigen Miniſters.

Im dritten Aufzug beginnt Cinqmars leiſe Verſuche zu machen, Richelieu bei dem Monarchen aus dem Sattel zu heben. Gleich im erſten Auftritte, wo er ſchachſpielend mit dem Herrſcher vorgeführt wird, hält er an deſſen verlierenden König im Spiel folgende ſehr beziehungsreiche Apoſtrophe:

Wohlan denn, gekrönter Herr des vielgevierteten Reichs, in dieſem Augenblicke Vaſall des großen Ludwig von Frankreich, du biſt ein guter König, denn du gewährſt auch deinen Bauern ſtets freien Zutritt; du biſt ein kluger König, denn du ſetzeſt dir nie die Krone vom Haupte; aber eine Schwäche zeigſt du, die ich dir offenbaren muß, weil ſie die Wirkſamkeit all deiner Tugenden lähmt und ihre Strahlen verdunkelt. Du haſt einen Thurm, dem du mehr Herrſchaft über dich ſelbſt geſtatteſt, als deiner Würde zuſteht. Du haſt den Willen und die Gabe, ſelbſt einherzuſchreiten unter deinen Scharen — unternehmend, ſiegend und beglückend. Aber dieſer kalte ſchwerfällige Thurm hat ſich aufgepflanzt vor deine Füße und vertritt dir das Feld deiner königlichen Ehre. Dieſer Thurm flüſtert dir zu: „Ich beſchirme dich", und ſteckt dich in einen Winkel. Dieſer Thurm redet dir ein, du regiereſt, und ſpreizt ſich ſelbſt auf deinem Thron.

Solche Bemerkungen bleiben nicht ohne Wirkung. Der König wird ſchwierig gegen den Cardinal; der Cardinal aber weiß doch immer wieder ſich unentbehrlich und ſieghaft zu machen. Da endlich nimmt Cinqmars einen Hugenotten in Dienſt, der ſich ſelbſt gelobt hat, Richelieu zu ermorden. Außerdem geht er ein heimliches Bündniß mit Spanien ein, das Truppen zur Verfügung ſtellen will. Es gilt einen Staatsſtreich.

De Thou, dem ſich Cinqmars vertraut, ſucht letztern von dem Meuchelmörder und Landesverräther los zu machen; vergebens aber warnt, fleht und beſchwört er den Siegestrunkenen, der ſich, in Ehrgeiz taumelnd, Maria zu Füßen wirft, in dem Augenblicke, da Orleans ſie zu beſuchen kommt. Orleans, ein Mitverſchworener, wirbt gleichfalls um Maria und wird nun von Eiferſucht gegen den glücklichen Nebenbuhler angeſpornt.

Im vierten Aufzug erhält Richelieu auf in dem Stück nicht genug motivirte Weiſe Kunde von Cinqmars' verrätheriſchen Abſichten und eilt zum Könige, um ſie dieſem mitzutheilen. Der König hält dieſe Angaben für Märchen und läßt ſeinen Günſtling kommen, ihn ſelbſt zur Rede zu ſtellen. Letzterer iſt zu ehrlich und großdenkend, um zu leugnen, er bekennt und reizt damit ſeinen Herrn zum äußerſten Zorn. Ludwig befiehlt: Cinqmars zu verhaften. Ehe das geſchieht, kommt indeß Freund de Thou, um dem Unglücklichen zur Flucht zu verhelfen, der indeß dieſelbe nicht antritt, ohne ſeinem Gegner den Tod zu ſchwören. In einer Begegnung, welche Maria mit dem Herzoge von Orleans hat, geſteht letzterer ein, daß er, der mit in die ſpaniſche Verſchwörung verwickelt iſt, ſie an den Cardinal verrathen hat, um dadurch Cinqmars, ſeinen ſieghaften Nebenbuhler, zu vernichten.

Im letzten, nur ſehr kurzen Aufzuge wohnt man einem Verhöre bei, das Richelieu mit de Thou anſtellt, um Cinqmars' Aufenthalt zu entdecken. De Thou iſt aber nicht zu vermögen, den unglücklichen Freund ſeinen Verfolgern auszuliefern.

Nach de Thou's Abführung erſcheint Maria, für den Geliebten zu bitten; während das aber noch geſchieht, kommen plötzlich dieſer und Chavagnac, mit Piſtolen bewaffnet, um Richelieu über den Haufen zu ſchießen. Richelieu, ſchnell gefaßt, reißt Maria an ſich, um ſich mit ihrem Körper zu decken. Chavagnac will, die Fürſtin nichts achtend, dennoch ſchießen, da drückt in der höchſten Noth Cinqmars ſeine Feuerwaffe auf den Mitverſchworenen los und tödtet ihn. Maria iſt gerettet, ihr Retter ſelbſt aber durch ſeine That dem Verderben geweiht.

Dies die Handlung des Stückes, welche gleichſam im Sturmſchritt über die Breter eilt. Expoſition, Intrigue, Kataſtrophe und Auslauf, das alles ſtürzt wie in athemloſer Haſt vorüber und überrumpelt den Leſer und Zuſchauer mit einem wahren Wirbelwinde der Entwickelung ſo durchaus und völlig, daß er damit um alle Beſinnung kommt. Man fühlt ſich wie gejagt, wie geſchleift, wie gepeitſcht durch das Schauſpiel; es iſt ein wahres Dampfſchauſpiel, ein Schauſpiel, in welchem ſo und ſo viel poetiſche Pferdekraft arbeitet.

Ruhige Anlage, ſichere Durchführung, ſucceſſive Steigerung ſind begreiflicherweiſe unter ſolchen Umſtänden in dieſem Drama nicht zu finden. Die hiſtoriſchen Verhältniſſe Frankreichs um jene Zeit, die Charaktere der handelnden Perſonen, die entſtehenden Conflicte, das alles wird nur gelegentlich und blos wie im Fluge erörtert und motivirt. Cinqmars' Liebe zu Maria, ſeine ſpaniſche Verſchwörung, die Erſcheinung des Chavagnac fallen wie aus der Luft und bleiben beinahe ohne alle Vorbereitung und Antecedentien. Es ſind dramatiſche Paukenſchläge, die momentan überraſchen, aber nicht nachdrücklich wirken, weil jede Vermittelung mangelt.

Daß Cinqmars ſich Chavagnac engagirt, um Richelieu aus dem Wege zu räumen, gravirt den Helden nicht nur moraliſch, ſondern auch dramatiſch. Selbſt iſt der Mann, gilt nicht nur für die Welt, ſondern auch für die Breter, die ſie bedeuten. Cinqmars' Verſäumniß, in den Kampf mit Richelieu mit ſeiner ganzen Perſon einzutreten, raubt ihm Theilnahme ſowol als imponirendes Anſehen. Man wird weder warm für ihn noch ſeine Sache, und das verurtheilt bis zu einem gewiſſen Grade das Stück, wenn wir im übrigen deſſen in die Augen ſpringenden Vorzüge auch keineswegs verkennen wollen. Es beſitzt eine Art von geiſtiger Friſche und Spannkraft, die man nicht misachten ſoll. Die Sprache iſt keck, knapp und zu zeiten von wahrhaft dramatiſchem Wurfe, namentlich glücklich zeigt ſie ſich oft in epigrammatiſcher Kürze. So antwortet Richelieu z. B. Gaſton, als dieſer meint: „Wer könnte im Angeſicht des ſtrengen Cardinals an Empörung denken?" ſehr ſchlagfertig: „Ein Prinz allein, der glaubt, daß ſeine Ränke nur ſeinen Freunden den Kopf koſten." Auch den Abgängen und Actſchlüſſen darf wirkungsvolle Zuſpitzung nicht abgeleugnet werden. Als Cinqmars und de Thou am Ende des zweiten Acts ihre Plane ausſpinnen, ruft erſterer: „Laß mich einen Namen zum Wahl-

Digitized by Google

ſpruch nehmen, den du mir zurufſt, wenn ſich Gefahr und Mühſal unſerm Streben entgegenſtellen und unſere Lanzen an der Felſenſtirne des gigantiſchen Gegners zu zerſplittern dräuen: Maria!“ — „Und Frankreich! Mit dieſer Loſung laß uns den Kampf eröffnen!“ fügt letzterer bei.

Das zweite, ebenfalls fünf Aufzüge umfaſſende Drama: „Die Jünger der Freiheit“, iſt in derſelben Art und Weiſe verfaßt. Daſſelbe beginnt beim Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution auf Schloß Montremy in der Vendée, das dem alten Grafen Matthieu dieſes Namens gehört, der eine Tochter, Françoiſe, und einen Sohn, Hektor, beſitzt, Kapitän der Garde-du-Corps. Letzterer iſt zum Beſuch bei ſeinem Vater, will aber nach Paris zurück, da er hört, wie ſchlimm es dort um das Königthum ſteht, das er mit ſeinem Leben zu ſchützen bereit iſt. Gern möchte er ſeinen Vetter, Hippolyt von Montremy, der im Hauſe ſeines Vaters lebt und von dem es ihm wol klar iſt, daß er Françoiſe liebt, eine gleiche Geſinnung theilen ſehen. Hippolyt hat aber unter Lafayette den Kampf gegen England in Amerika mitgemacht und dort den Geiſt der Freiheit und republikaniſchen Unabhängigkeit eingeſogen. Er tritt auf ſeiten des Volks und entſagt, um dieſen Schritt ausführen zu können, dem Beſitze ſeiner Couſine, die dieſes Opfer begreift und ihn der Sache des Vaterlandes großgemuthet überläßt.

Hierauf nach Paris geführt, lernen wir in dem Maler Maillard einen der eingefleiſchteſten Jakobiner kennen. Seine Tochter Lucile, eine Schauſpielerin, hatte ſich das Herz Hektor's von Montremy erworben, iſt von demſelben aber verlaſſen worden. Dieſer Umſtand hat Maillard's Erbitterung gegen Hof und Adel verſchärft. Er begrüßt mit Freuden Maurice Ferreol, der die Patrioten von Marſeille nach Paris geführt hat und mit ihm den zehnten Auguſt verabredet. Zu ihnen geſellt ſich der Neger Zamora, welchen Hippolyt aus Amerika mitgebracht und der ſich aus Tyrannenhaß und Blutdurſt der Revolution, der auch ſein Herr dient, noch auf eigene Fauſt angeſchloſſen hat. Er ſchwärmt für Sengen und Morden, eine Schwärmerei, die Maillard mehr und mehr zu theilen beginnt. Der Sturz des Königthums iſt ſein beſtändiger Gedanke, zu deſſen Ausführung er ungeſtüm drängt. Hippolyt aber, der unter den Girondiſten ſitzt, ſucht das Aeußerſte zu verhüten, indem er mit ſeinen Genoſſen unausgeſetzt mit dem Hofe unterhandelt. Dieſe Unterhandlungen hintertreibt jedoch Hektor, der einen Zuſammenſtoß wünſcht, weil er das Königthum noch für ſo mächtig hält, um der Volksbewegung Herr werden zu können. Der unſelige zehnte Auguſt reißt ihn ſchrecklich genug aus ſeinen Illuſionen.

Im dritten Aufzug ſind die Tuilerien geſtürmt; der alte Graf Matthieu iſt bei dieſer Gelegenheit umgekommen, Hektor ſelbſt mit Noth dem Tode entronnen. Schwer verwundet, iſt er im Gemetzel niedergeſunken und, als er ſpäter zur Beſinnung gekommen, in ein Haus geflüchtet, in dem ihn Lucile entdeckt, die herbeieilt, ihn zu verbergen und zu pflegen, Lucile, die arme Aufgegebene und Verſchmähte, wie ſie meint. Doch Hektor benimmt ihr dieſen traurigen Wahn, indem er ihr mittheilt:

Es war ein Aufgeben ohne Ausſicht auf Erſatz, ein Verlaſſen, ſchwerer als Verlaſſenheit. Du weißt es, gleich einem Blitz aus blauer Höhe ſchlug die Revolution in die Jugend deines Freundes. Ich erkannte in dem Kampfe gegen die Zeit die Aufgabe meines Lebens. Mit Todesfreudigkeit ſtellte ich mich auf die Wacht, als die Giganten gegen den bedrängten Himmel ſtürmten.

In dieſer Situation meinte er auch ſeine Neigung zu Lucile opfern zu müſſen. Sie war gegen ſeinen Stand, demgemäß ein revolutionäres Gefühl, eine Sünde. Lucile kann dieſe Anſchauung nicht theilen und iſt empört darüber, hört aber doch nicht auf, Hektor zu lieben, für ihn zu ſorgen, über ihn zu wachen. Sie iſt es denn auch, welche ihm die Schweſter zuführt. Noch mitten im Glücke des Wiederſehens, werden ſie von Maillard, Ferreol und Zamora überraſcht, welche den Royaliſten verhaften wollen und ſich nicht an die Bitten der weiblichen Weſen, nicht an das Dazwiſchentreten von Hippolyt kehren, welcher aus Liebe zu Françoiſe deren Bruder Hektor zu retten trachtet. Hektor ſelbſt, zum Aeußerſten entſchloſſen, ſchießt das ſchwarze Ungeheuer, Zamora, nieder und ſpringt ſodann aus dem Fenſter in die Seine, durch die er dann glücklich ſchwimmend das jenſeitige Ufer erreicht.

Im vierten Aufzuge wird Hippolyt, wegen Beſchützung eines Royaliſten, verhaftet und zum Tode verurtheilt, weil er es verſchmäht, ſich den Schreckensmännern anzuſchließen. Er empfiehlt Ferreol ſeine Françoiſe. Ferreol hat ſich in die ſchöne Ariſtokratin verliebt und wünſcht ſie zu beſitzen. Er beſchließt: Hippolyt zu retten, wenn Françoiſe ſich zum Lohn dieſer Rettung machen will. Mit dieſer Idee kommt er zu ihr, wo er Hektor findet, der neuen Muth geſchöpft hat und ſeine Hoffnungen auf die Aufſtände in der Vendée ſetzt. Ferreol rückt mit ſeiner Abſicht gegen Françoiſe heraus, aber die Seelenreinheit und der Geiſtesadel derſelben beſiegen ihn derart, daß er um einen bloßen Druck ihrer Hand die Rettungsthat zu vollbringen verſpricht.

Zu dieſem Ende ſchmuggelt er Hektor in Verkleidung in das Gefängniß von Hippolyt, den der Royaliſt jetzt bekehrt wähnt und ſeiner Partei gewinnen will. Hippolyt bleibt indeß bei ſeinen Grundſätzen und verſchmäht die Flucht, um ein Blutzeuge der Freiheit zu werden.

Eben als Hektor von dem großdenkenden Verwandten ſcheiden will, erſcheint Maillard, der hinter Ferreol's Schliche gekommen. Er verhaftet Hektor, nachdem er ſchon Françoiſe hat aufgreifen laſſen. Alle zuſammen ſollen eben abgeführt werden, da erſcheint auf einmal Lucile, welche vom Miniſter Danton die Freiheit der Verurtheilten erhalten. Sie hat im Theater durch die Recitation der Marſeillaiſe das Publikum und darunter auch Danton hingeriſſen. Von der begeiſterten Menge herausgerufen, kommt es wie der Geiſt Gottes über ſie. erzählt ſie:

Ich trat vor, kniete nieder und begann: „Während wir uns hier an der heiligſten Freude erheben, ſchmachten Tauſende unſerer Brüder im Kerker und harren des Beils. Franzoſen, ihr ſeid ein Volk von Helden; wollt ihr ein Volk von Mördern werden? O Gnade, Gnade!“ Da brach es von neuem mit Sturmesbrauſen los. Alle Köpfe, alle Hände richteten ſich nach Danton und aus tauſend Kehlen rief es: „Gnade! Gnade!“ — Der Vorhang fiel; meine Freunde rangen die Hände; ſie hielten mich und ſich verloren. Da öffnet ſich eine Thür. Es war Danton ſelbſt, der hereintrat und mir nahte. „Bürgerin“, ſprach er, „in welchem Gefängniß ſitzen

Digitized by Google

deine Freunde?“ (Zu Hippolyt.) Ich dachte an euch und ſtammelte: In der Abtei. „Sie ſollen frei ſein“, rief Danton, ſchrieb dieſe Zeilen, gab ſie mir lächelnd und entfernte ſich.

Eben freuen ſich die Begnadigten ihrer wunderbaren Rettung, da auf einmal erſcheint Robespierre, zerreißt Danton's Freibrief und ſchickt Françoiſe, Hektor und Hippolyt in den Tod, indem er befehlend ruft: „Zur Guillotine!“ — „Zur Freiheit!“ verbeſſert Hippolyt, indem er Hektor's und Françoiſe's Hand ergreift.

Schon nach dieſer bloßen Inhaltsangabe wird man zu erſehen im Stande ſein, daß dies Stück noch flüchtiger als das vorige iſt. Die Handlung wird nirgends recht zum Stehen gebracht, ſondern ſauſt noch eiliger als die des „Cinqmars“ vorüber. An Charakterzeichnung, klare Auffaſſung der Verhältniſſe, an weiſe Anlage, kluge Durchführung und Steigerung iſt nicht zu denken. Die Dinge wirren und ſchwirren durcheinander wie ein geſchütteltes Kaleidoſkop. Adel, Bürgerthum, Revolution, Gironde, Berg, Danton, Robespierre — das alles erſcheint wie Schattenſpiel an der Wand: unruhig, huſchig, vollſtändig ausdruckslos. Es ſind nicht Menſchen, es ſind Schemen, es ſind geſchminkte und angekleidete Phraſen, die hier ein Stück machen.

An eine Zeichnung der Zeit und ihrer Menſchen iſt nicht zu denken. Es lebt und wogt alles wie in Nebeln, die keinen Einblick geſtatten. Man hört Rumor, aber man verſteht ihn nicht. Deutlich tritt nichts hervor. Dies Drama iſt wie ein Operntext, ſo abenteuerlich, naiv und ſtark in ſeinen Zumuthungen an das Publikum. Es weiſt ein paar effectvolle Momente auf, aber ſonſt nichts, was Theilnahme und Intereſſe einflößen könnte. Es hält mit andern Revolutionsſtücken keinen Vergleich aus. Büchner's „Danton“ z. B. überragt es weit an Originalität und Schlagkraft der Diction.

Das dritte Stück im erſten Theile: „Zenobia, die letzte Heidin“, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, iſt jedenfalls von den ſeither beſprochenen poetiſch und dramatiſch das bedeutendſte. Es ſpielt zu Daphne, einer ſyriſchen Stadt in der Nähe von Antiochia, 363 n. Chr. unter Julian, dem Apoſtaten, der bekanntlich, zum byzantiniſchen Auguſtus erhoben, ſich wieder zu den Göttern Griechenlands bekannte und das Chriſtenthum verdrängen wollte.

Die Handlung beginnt damit, daß wir Lyſiſtratus, einen Prieſter des Apollotempels zu Daphne, und ſeine Tochter Zenobia im Verein mit dem Bildhauer Agaſias, der die Statue einer Göttin meißelt, zu welcher Zenobia als Modell dient, den Untergang des heitern Hellenenthums beklagen hören. Mitten in dieſe Klagen tönen die Kirchengeſänge des Chriſtenthums mit ihrer irdiſchen Entſagung und ihrem Troſt auf das himmliſche Jenſeits, welche Kirchengeſänge noch kaum verklungen ſind, als auch ſchon, hier noch unerkannt, Julian erſcheint, um das Wiedererſtehen der Götterwelt anzukünden. Dieſer Verkündigung ſchleudert indeſſen ein chriſtlicher Einſiedler Baſilius ſeinen Fluch entgegen. Ihn, einen Sohn des Lyſiſtratus, haben die Chriſten, ein Vorſpiel zu den modernen Mortara-Fällen liefernd, dem Vater entführt und zum Bekenner ihrer Kirche gemacht. Er kommt, um ſeine Schweſter demſelben Glauben zuzuführen und muß nun erleben, daß das Heidenthum wieder zur Staatsreligion gemacht werden ſoll. Empört darüber macht er ſeinem Zorne Luft.

Halt! Weißt du nicht, daß deine Läſterung
Das Leben koſtet! Geh —

herrſcht ihm Julian zu; er aber ruft:

Das Leben? — Thoren,
Die einem Chriſten mit dem Tode drohn!

Und ſich zu Zenobia wendend fährt er fort:

Wir alle, Schweſter, ſind gezeugt in Sünde
Und ew'ger Tod iſt unſer aller Schickſal,
Wenn wir uns nicht im Geiſte neu gebären.
Ich war zum Nil gepilgert, bei den Vätern
Der Wüſte mich in Frömmigkeit zu ſtärken.
In dunkler Höhle bei der Koſt von Wurzeln
Und Waſſer ſtreifte meine Seele dort
Die ſünd'gen Feſſeln dieſes Staubes ab.
O Schweſter, während ich mich dort zu dem
Begnadigten erhob, ſah ich dich hier
Dem Untergang, dem ewigen, verfallen.
Ich betete, ich ſuchte deine Schuld
Durch ſelbſtgeſchaffne Qualen abzubüßen.
Da hieß mich Gott in einer Stunde heil'ger
Erleuchtung die verlorne Schweſter ſuchen.
O, wie der Allbarmherz'ge mich erhört,
Erhör' jetzt du den Jünger des Geſalbten,
Er bringt dir Leben; deine Götter Tod!

Umſonſt aber ergeht ſeine Mahnung; Zenobia entgegnet:

Nein, Bruder, du verleumdeſt deinen Gott,
Wenn du ſein Werk ein Werk der Sünde ſchmähſt.
Sieh um dich her! So weit dein Auge durch
Den unverhüllten Raum der Schöpfung dringt,
Von jenem goldenen Gewimmel dort
Bis zu den Perlentropfen in der Tiefe
Nur Glanz, nur Schönheit, nur Vollkommenheit!
Und wir, der Menſch erſt — die gedrängte Faſſung,
Der ſpiegelnde Juwel von all den Reizen,
Die Blüte dieſer Rieſenblume Welt!
So, Bruder, liegt die Erde vor dem Auge,
Das noch der Wahn mit keinem Hauch getrübt.
Und einem Glauben, willſt du, ſoll ich fliehen,
Der dieſe freudige Betrachtung heiligt,
Ja noch verklärt, denn unzerriſſen ſchildert
Er uns die Bande noch, die Erd' und Himmel
Zu einem Reich verknüpfen, ungeſtört
Den Einklang zwiſchen Gott und Schöpfung und
Verleiht uns ſelbſt durch dieſe Offenbarung
Den Adel einer göttlichen Natur.

(Sie zeigt auf eine Marmorgruppe.)

Sieh jenes Werk — Apollon und Diana,
Wie ſie, noch zarte Kinder, auf dem Schos
Der Mutter ſich umarmen. Vater, ſag' ihm,
Was du mir oft erzählt. Der Meiſter dort
Ward durch den Anblick deiner beiden Kinder
Zu dieſer Schöpfung angeregt und gab
Nur in dem göttlichen Geſchwiſterpaar
Die ſanften Züge deiner Kinder wieder.
Sieh hin, das waren wir einſt! Welchen Reiz
Des Himmels goß dies Lächeln ſel'ger Liebe,
In dem ſich unſre Blicke treffen, über
Die jugendlichen Leiber aus! Wie waren
Wir ſchön in dieſer innigen Verſchlingung!
Und wollen wir es heute minder ſein,
Heut, Bruder, wo der Ausdruck gleicher Liebe
Die glücklich aufgeblühten Menſchenkinder
Zu Göttern machen müßte? Nein, heran,
Laß uns den Bund der Kinderzeit erneun,
Uns nach ſo langem ſchmerzlichen Entbehren
Der ganzen Luſt der alten Liebe freun
Und unſern Gott in unſerm Glück verehren!

Digitized by Google

Baſilius, durch dieſe Auslaſſung entrüſtet, glaubt in den ſchönen Bildwerken einen Zauber zu erkennen, der zu löſen iſt, und ſchickt ſich deshalb an, die Statue zu zertrümmern, eine Abſicht, der ſich Zenobia und Lyſiſtratus entgegenſtellen. Mitten in dieſe Situation dringt nun das Gefolge Julian's, der ſeinem Incognito ein Ende macht, und die weiſe angelegte und draſtiſch behandelte Expoſition dadurch zum Austrag bringt, daß der Auguſtus feierlich und öffentlich gelobt:

Ich will den Glauben wieder neu beleben,
Der einſt die Söhne Roms zu einem Volk
Von Helden ſchuf und mein geliebtes Hellas
Zu einem Reich der Schönheit und der Weiſen.
Zum zweiten mal erſteh' das Alterthum
Und ſeine ganze Hoheit kehre wieder!

Der zweite Aufzug führt nun die tragiſche Intrigue in das Stück ein und zwar dadurch, daß wir erfahren, wie Parmenio, ein Befehlshaber des römiſchen Heers, ein Chriſt, aus Liebe zur ſchönen Zenobia, ſich dem Heidenthum zugekehrt, indeß ſie, die ſchöne Heidin, ſelbſt ihr Herz Clodomar, einem andern römiſchen Befehlshaber, zugewendet hat, den ſie und alle für einen Heiden halten, der aber heimlich ſchon längſt ein Chriſt iſt. Er bekennt dies in dem Augenblicke, da Julian, in den Krieg ziehend, Clodomar zum Statthalter des Kaiſers einſetzen und mit Zenobia vermählen will. Einſetzung und Vermählung unterbleiben nun; Zenobia, durch dieſen Auftritt erregt und außer ſich verſetzt, opfert den Göttern und verkündet, in einem viſionären Zuſtande, Julian zwar Sieg, aber auch zugleich Tod und Untergang in Perſien.

Mit dieſem effectvollen Vorgange ſchließt der zweite Aufzug, welchem der dritte mit höchſt wirkſamer Kataſtrophe folgt. Parmenio, welcher ſchon im Begriff ſtand, am Beſitze Zenobia's zu verzweifeln, gibt ſich jetzt, nachdem er in der Statthalterſchaft an Clodomar's Stelle getreten iſt, neuer Hoffnung hin, indeß Zenobia, mehr und mehr zu Clodomar hingezogen, alles aufbietet, denjenigen, der ihre Hand um ſeines Glaubens willen verſchmäht, ihren Göttern und damit auch ſich ſelbſt zu gewinnen. Sie hat ihn heimlich in den Tempel beſcheiden laſſen und beſchwört ihn eben aufs eindringlichſte, Julian's Beiſpiele zu folgen, als plötzlich Feuer im Heiligthum ausbricht und die hereinſtürzende Prieſterſchaft Clodomar gefangen nimmt, weil ſie in ihm den Anſtifter des Brandes erkennen zu müſſen meint. Clodomar könnte ſich retten, wenn er verriethe, daß Zenobia ihn beſchieden. Aber Clodomar ſchweigt und läßt ſich ruhig anklagen; indeß Zenobia allein erfährt, daß Baſilius, ihr Bruder, den Tempel entzündet, um die Greuel des Heidenthums von der Erde zu tilgen.

Im vierten Aufzug wird nun Clodomar, der ſich weigert, ſich zu vertheidigen, zum Tode verdammt. Umſonſt kündigt man ihm Verzeihung an, wenn er ſich zu den Göttern bekennen wolle; er bleibt dem Chriſtenthum treu. Zenobia, darüber in Verzweiflung, beſchwört Parmenio, den Geliebten zu retten. Er gelobt es, wenn ſie die Seine werden will. Nach langem Kampfe weiſt ſie dies Anſinnen zurück; als indeß Clodomar, als ſie leugnet, ihn im Tempel geſehen zu haben, ruhig ſein Todesurtheil vernimmt, da ſinkt ſie vor ſolcher Geiſtesgröße zuſammen und entſchließt ſich, Parmenio's Gattin zu werden, der dafür ſich anheiſchig macht, Clodomar heimlich dem Tode zu entziehen.

Es ſind ſpannende, tief bewegte und erſchütternde Auftritte, die ſich hier bieten, Auftritte, die, voll dramatiſchen Lebens, auf der Bühne von mächtigem Erfolge ſein müſſen.

Der fünfte Aufzug ſchwächt, man darf es zum Ruhme des Stücks ſagen, dieſen mächtigen Erfolg nicht ab, wenn er auch freilich ſchon eine Handlung überſchlägt, die man bedauern muß, auf der Scene nicht vergegenwärtigt zu finden. Parmenio's Hochzeit iſt nämlich begangen und der glückliche Bräutigam dabei von Lyſiſtratus, ſeinem eigenen Schwiegervater, vergiftet worden, weil dieſer die Plane zur Rettung des Clodomar durchſchaut und den Rachegöttern das zum Tode geweihte Opfer nicht entgehen laſſen will. Sterbend befiehlt Parmenio ſeinen Getreuen, um Zenobia ſein Wort zu halten, Clodomar dennoch zu befreien, was in der That auch und zwar mit Hülfe Zenobia's geſchieht. Eben will Clodomar entweichen und Zenobia, von ihm beſchworen, iſt halb und halb im Begriff, ihm zu folgen, da erſcheint Lyſiſtratus, um ſich des Chriſten zu bemächtigen. Eben ſoll er gewaltſam zum Tode geſchleppt werden, da tritt Nevius auf, um Julian's Tod und zugleich die Nachfolge von Jovianus zu verkünden, der, „ein eifriger Bekenner der Chriſtuslehre“, das Heidenthum der Vernichtung anheimgefallen erklärt. Lyſiſtratus geht vernichtet ab, Zenobia aber erſticht ſich an der herbeigebrachten Leiche Julian's mit deſſen Schwert, indem ſie ſterbend ruft:

Nein, Clodomar. Es war ein Augenblick,
Der mich hinweggezogen von den Meinen.
Doch jetzt, wo ſie beſiegt am Boden liegen,
Darf ich mich jetzt noch feig von ihnen trennen?
Nein, dieſes Schickſal hat uns neu verbunden,
Auch den Gefallnen will ich Treue halten
Und untergehn will ich mit meiner Welt.

Dieſe Tragödie iſt nicht ohne einen gewiſſen Zug von Größe, Hellenen- und Chriſtenthum ſind einander lebendig und in einer dramatiſchen Handlung gegenübergeſtellt, die nicht ohne Intereſſe und ſpannende Conflicte iſt. Man muß der Arbeit ſowol Bühnen- als auch Menſchenkenntniß einräumen und mit dieſer Einräumung das Bekenntniß verbinden, daß ſich die leitende Idee darin glücklich ausgetragen zeigt. Der Vers iſt manchmal etwas locker gefugt, und in ſeinen Wendungen entweder trivial oder allzu geſucht, wie z. B. in einer Stelle, wo die „Götterwelt aus Marmorleibern ihre Unſterblichkeit herniederduftet“ oder, wo es, als Beiſpiel für die lockere Fugung, heißt:

Und unſre Götter ſelbſt —
Sie haben erſt in Demuth abzuwarten,
Wie weit es Eurer Huld gefalle, ſie
In Wahrheit ſein zu laſſen, inwieweit
Es ihnen nur geſtattet werde, ſich
In Euerm Hirn als Bilder zu geſtalten.

Aber das Trauerſpiel weiſt daneben auch viele wahrhaft ſchwungvolle und ſchöne Paſſagen auf.

Der zweite Theil von den Dramen Andreas May's wird eröffnet mit: „Der Courier in die Pfalz“, einem Luſtſpiel in fünf Aufzügen, das mehrfach und nicht ohne Erfolg zur Darſtellung gekommen iſt. Es ſpielt 1690

Digitized by Google

unter Ludwig XIV. und hat zum geſchichtlichen Hintergrunde jene widerrechtliche Beſetzung der deutſchen Pfalz durch franzöſiſche Truppen, wobei dieſe entſetzlich hauſten und beinahe ganz Heidelberg verwüſtet hätten. Gegen dieſe Verwüſtung wie überhaupt gegen den ganzen Einfall der Franzoſen in Deutſchland Proteſt zu erheben, kommt ein deutſcher Student, Moritz von Adelsheim, nach Paris, wo er am Hofe des Herzogs von Orleans, des Gemahls der berühmten Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, allerlei gute Freunde und galante Abenteuer findet, die zum Theil die Perſonen und Handlung des Stücks bilden.

Der erſte Aufzug beginnt ſehr glücklich, indem er in ziemlich knapper Ausführung eine gute Expoſition liefert. Wir befinden uns auf einem Feſt bei dem lockern Herzog von Orleans, der allen hübſchen Frauen nachjagt und augenblicklich für Mathilde von Menzingen ſeufzt, eine Deutſche und Hofdame ſeiner geiſtvollen, aber wenig Umſtände machenden Gemahlin. Wir lernen die Frivolität der Geſellſchaft und in dieſer, durch die daran betheiligten deutſchen Elemente, auch die Uneinigkeit und Zerfahrenheit von Deutſchland kennen. Baron Thaddäus, Geſandter des Fürſten von Flachſenfingen, freut ſich über das Unglück der Pfalz. Der Souverän, den er die Ehre hat am Hofe von Verſailles zu vertreten, hat ſich auf dem Reichstage zu Gunſten Frankreichs erklärt und ſeine 30 Mann Truppen zur Reichsarmee zu ſtellen verweigert. Er iſt ſtolz darauf, in ſeiner Reſidenz Ludwig XIV. und deſſen Treiben nachzuahmen. Er ſelbſt trägt deſſen Perrüken und Kleider, und ſogar eine Frau von Maintenon fehlt nicht. Hermann von Menzingen, der Gatte jener vorhin genannten Hofdame, iſt ein Deutſcher von Geiſt und Talent, der aber eben darum meint, in ſeiner Heimat nicht Rang und Stellung genug zu finden und ſich dem Miniſter Louvois verkauft hat; dieſer regiert über den alternden, blaſirten König ziemlich eigenmächtig hinweg und zettelt jenen ungerechten Feldzug gegen die Pfalz an, nur um Deutſchland zu plündern und zu demüthigen.

In dieſe Welt tritt Moritz von Adelsheim, der ſich ziemlich ungenirt in das Feſt des Herzogs von Orleans hineindrängt, nur um Louvois Vorſtellungen zu machen. Eine Nichte des letztern, Frau von Blanſac, erblickt ihn bei dieſer Gelegenheit, verliebt ſich in ihn und weiß ihn ſogleich in ihre Netze zu ziehen. Aber die braven Deutſchen haben überall einen guten Genius, der ſich freundliche Mühe gibt, ſie aus dergleichen gefährlichen Umgarnungen zu retten. Auch dem wackern Moritz erſcheint ein ſolcher in Geſtalt einer zweiten Hofdame der Herzogin von Orleans, Gabriele von Thianges. Sie weiß es ſo einzurichten, daß Moritz ſtets die Einladungen der galanten Frau von Blanſac verfehlt, und als ſie endlich vernimmt, daß der tolle Deutſche einen Kurier unterwegs aufzuheben beabſichtigt, den Louvois nach der Pfalz ſenden will, um dem General Melac die Einäſcherung von Heidelberg anzubefehlen, geht ſie ſogar ſo weit, um ihn vor dem Untergange zu retten, ihn von Louvois in die Baſtille ſtecken zu laſſen.

Dies iſt indeß unſerm Studenten des Guten denn doch zu viel, und da Frau von Blanſac ihn wieder freibittet, ſo verſchmäht er in ſeinem Aerger über ſeinen Schutzgeiſt nicht, ſich von jener Dame ein wenig entführen zu laſſen. Bei dieſer Entführung erfährt er glücklicherweiſe, daß Frau von Blanſac der Kurier Louvois' und die Trägerin jenes Blutbefehls iſt. Stehenden Fußes kehrt er um und gelangt gerade in dem Augenblicke am Hofe Ludwig's XIV. an, wo dieſer, durch ein Mémoire des zur Beſinnung gekommenen Menzingen, der nicht zum Verräther an ſeinem Vaterlande werden und die Unternehmung gegen Deutſchland nicht rechtfertigen will, über Louvois' eigenmächtiges Verfahren ſtutzig geworden. Louvois hat nämlich ohne Wiſſen des Königs gehandelt; es ſind indeß dafür keine Beweiſe vorhanden und Menzingen ſoll gerade als Verleumder in die Baſtille wandern, als Moritz mit dem Briefe an Melac erſcheint, in dem es heißt: „Ich weiß meinen Einfluß auf den König nicht anders mehr zu erhalten, als daß ich ihm durch einen Krieg Beſchäftigung verſchaffe. Frau von Maintenon und ihre frömmelnde Sippſchaft finden den erſchöpften Monarchen ihren Einflüſterungen gegen mich täglich zugänglicher."

Dieſen Brief lieſt der König, der, empört darüber, Louvois entläßt und die Maßregeln gegen die Pfalz aufhebt. Moritz, dem inzwiſchen über Frau von Blanſac die Augen aufgegangen ſind und welcher Gabrielens Handeln nun verſteht, ſöhnt ſich mit dieſer aus und bietet ihr ſeine Hand, die ſie nicht ausſchlägt.

So ungefähr verläuft das Stück, das, wie die meiſten dramatiſchen Proſaarbeiten unſers Autors, keck und in lebendigem Stil, aber auch zugleich ziemlich flüchtig und obenhin geſchrieben iſt. Mit der Wahrſcheinlichkeit nimmt es Andreas May nicht ſehr genau, ebenſo wenig gibt er auf hiſtoriſche Treue. Mit den geſchichtlichen Perſonen und Thatſachen geht er in hohem Grade willkürlich um, ſo willkürlich, daß Louvois und ſein Thun, die deutſchen und franzöſiſchen Zeitverhältniſſe in ziemlich curioſem Zuſchnitte vor uns treten. Manche Auftritte ſind artig und wirkſam, wie denn überhaupt auch hier immerhin ſich Begabung zeigt, aber eine Begabung, der es an der nöthigen Geſetztheit und Würde fehlt, um ſich Anſehen und dauernde Geltung zu verſchaffen. Auch dieſe Schöpfung iſt flott und nicht ohne Intereſſe; aber ebenfalls nur leicht hingewiſcht und durchaus ſkizzenhafter Natur, welche Natur auch die beiden letzten hier mitgetheilten Arbeiten unſers Verfaſſers leider nicht ganz verleugnen können.

Am meiſten iſt dieſer Umſtand bei „Wittenborg", Drama in fünf Aufzügen, zu beklagen, das einen anziehenden und packenden Stoff in guter Anlage und geſchickter Gipfelung, aber von da ab in ziemlich confuſer, matter und bedeutungsloſer Austragung zeigt.

Johannes Wittenborg, ein Flottenhauptmann Lübecks zur Zeit der großen Hanſa, wird von ſeiner Vaterſtadt ausgeſandt, um König Waldemar Attertag von Dänemark mit Krieg zu überziehen, weil er gewagt hat, alte Privilegien hanſeatiſcher Kaufleute in ſeinem Lande für null und nichtig zu erklären und deren Niederlagen zu überfallen und zu plündern. Wittenborg unterzieht ſich ſeinem Auftrage mit ſolchem Erfolge, daß der ſtolze Däne, nach mehrern verlorenen Seeſchlachten, um Frieden bitten und ſich bequemen muß, Schadloshaltung der in ihren Intereſſen beſchädigten Kaufleute Kriegskoſten und Abtretung

Digitized by Google

der Inſel Bornholm zuzugeſtehen. Zum Unglück für unſern Helden beſitzt nun aber König Waldemar Attertag eine Tochter, Eſtrid, eine Art von nordiſcher Amazone, welche, unwillig und entrüſtet über den ſchmachvollen Frieden, zuerſt Wittenborg's Flotte in Brand zu ſtecken verſucht hat, und als dieſer Verſuch misglückt, denſelben glücklicher mit dem Herzen ihres Feindes wiederholt. Lübecks Flottenhauptmann, von ihrem koketten Liebreiz umſtrickt, läßt ſich von ihrem Liebesſpiel verleiten und tritt von ſeiner Forderung auf Bornholm zurück. Nachdem das geſchehen, bekennt Eſtrid, daß ſie ihn liſtig berückt und getäuſcht.

Iſt ſchon dieſe Täuſchung und Berückung einigermaßen plump, jedenfalls nicht in ſeinen Zügen ausgeführt, ſo verliert nun vollends im weitern Verlauf das Schauſpiel allen ſichern Halt und jene weiſe und geſetzte Durchführung, welche allein den Austrag eines Stücks erquicklich und wirkſam machen kann.

Wittenborg, nach Lübeck heimgekehrt, wird zwar als Held und Sieger feierlich eingeholt und begrüßt, aber zugleich wegen Hochverraths nothpeinlich angeklagt und eingeſperrt. Vor Gericht geſtellt, räumt er ein, aus Schwäche den Vortheil ſeiner Vaterſtadt außer Acht gelaſſen und den Tod dafür verdient zu haben. Dieſer wird ihm denn auch zuerkannt.

Inzwiſchen aber hat Eſtrid ſich beſonnen und gefunden, daß ihr Spiel ernſt geworden und ſie den lübeckiſchen Flottenhauptmann in Wahrheit liebt. So ſehr ſie ſich gegen dieſe Liebe anfangs auch wehrt, ſo erliegt ſie derſelben doch, als ſie durch einen treuen Anhänger Wittenborg's hört, wie es um dieſen in ſeiner Vaterſtadt ſteht. Heroin, wie ſie iſt, eilt ſie, den Geliebten mit bewaffneter Hand zu befreien. Glücklich dringt ſie in ſein Gefängniß ein; er aber, großgemuthet, will, daß dem Recht Genüge geſchehe und geht den Weg zum Blutgerüſt, indeß Eſtrid ſich erdolcht.

Hätte dieſer Ausgang höhern dramatiſchen Werth erlangen ſollen, ſo wäre zunächſt nöthig geweſen, daß Eſtrid in ihrer Berückung Wittenborg's mehr Aufwand von Intrigue und letzterer mehr Kampf gegen dieſelbe zu Tage gelegt. In unſerm Stück macht ſich das alles zu gewöhnlich und ohne alle pſychologiſche Umſtändlichkeit. Der Empfang und die Anklage Wittenborg's hätten nicht erzählt, ſondern feierlich in Scene geſetzt werden müſſen. Attendorn, der Bürgermeiſter Lübecks, und Brigitta, die Mutter Wittenborg's, wären von Haus aus mit mehr altrömiſcher Geiſtesgröße auszuſtatten geweſen. Erſterer hätte geradezu Wittenborg's Freund und aus reiner Bürgertugend trotz deſſen ſein härteſter Ankläger werden müſſen. Der Auftritt, in welchem Attendorn die Bürgerin Lübecks bewegt, ihren Sohn dem Gericht nicht vorzuenthalten, ſondern ſelbſt zu überliefern, hat gewiß in der Darſtellung ſeine große Wirkung; er würde ſie jedoch noch mehr haben müſſen, wenn die Mutter von vornherein etwas von dem Weſen einer Gracchenmutter erhalten. Die berührte Wendung überraſcht zu ſehr, als daß man ſie tief empfinden könnte. Yorik, der Narr, iſt zu wenig charakteriſtiſch ausgeführt, und daſſelbe gilt von Gomez, dem Vertrauten und Diener von Wittenborg. Eſtrid's Umwandlung hätte tiefere und eingehendere Behandlung verdient und wäre dabei ihr amazonenhaftes Weſen mehr in Verwickelung zu bringen geweſen. Ihr abenteuernder Rettungsverſuch erheiſchte jedenfalls mehr innere Motivirung und durfte kein blos äußerlich eingreifender Theatercoup bleiben; dabei mußten Schuld und Sühne dieſer Königstochter mehr ins Licht treten.

So ausgeführt, würde das Stück, wenn auch keine epochemachende Dichtung, doch unbezweifelt ein wirkſames Drama geworden ſein, während es jetzt nur annäherungsweiſe ein ſolches iſt, ebenſo wie das fünfactige Schauſpiel: „Die Amneſtie."

Das Stück ſpielt in der Reſidenzſtadt eines kleinern deutſchen Herzogthums in den funfziger Jahren dieſes Jahrhunderts. Der Herzog des Landes iſt geſtorben und während der Minderjährigkeit des Sohnes führen die Herzogin-Mutter und der Miniſter Freiherr von Hohenſtein die Regentſchaft. Letzterer beabſichtigt eine Amneſtie für die politiſchen Verbrechen des Jahres 1848 zu geben und glaubt dem regierungsfähig gewordenen Nachfolger ſeines Fürſten keinen beſſern Dienſt leiſten zu können, als wenn er ſie dieſem für den Act ſeiner Thronbeſteigung anheimgibt. Herzog Emil jedoch, der in ſchlechte Hände gerathen und dem man Angſt vor Demokraten und Revolutionären gemacht, will von dieſer Amneſtie nichts wiſſen und verbietet ſie. Hohenſtein hält es für ſeine Pflicht, ſie dennoch kurz vor Thorſchluß ſeiner Regentſchaft zu verkünden, trotzdem man ihm droht, ihn dies büßen zu laſſen. Hohenſtein hat nämlich einen geſchworenen Gegner, einen ausgefeimten Intriguanten, Graf von Tannenberg, der ſich in das Vertrauen des jungen Herzogs gedrängt und dieſen Umſtand benutzt, Hohenſtein einer Geldveruntreuung anzuklagen. Der Vater des Herzogs Emil hatte eine Geliebte, der man ſich ſchließlich mit Auszahlung eines beträchtlichen Vermögens entledigen mußte. Ueber dieſe Auszahlung ſollte geheimnißvolle Stille gebreitet werden, und infolge deſſen ward ſie vertuſcht und nur Hohenſtein ein Papier anvertraut, das darüber Auskunft ertheilt. Dieſes Papier entwendet Tannenberg und iſt dadurch im Stande, Hohenheim der Veruntreuung zu zeihen. Herzog Emil's Regierungsantritt beginnt mit der Verhaftung Hohenſtein's und einer Huldigungsrundreiſe des neuen Staatsoberhauptes.

Auf dieſer Rundreiſe überzeugt ſich daſſelbe in eigener erlauchter Perſon von der guten Wirkung der Amneſtie, indem es zugleich erkennen lernt, wie ſegensreich das Interregnum geweſen. Milder geſtimmt, zugleich klüger und einſichtsvoller, kehrt es zurück. Inzwiſchen hat Tiſchlermeiſter Lauter, von dem ein Sohn im Miniſterium arbeitet und Hohenſtein's Tochter liebt, durch die adelsſtolze und reactionär geſonnene Freifrau von Hohenſtein erfahren, daß dieſe ſelbſt Graf Tannenberg heimlich in das Archiv geführt. Er calculirt, daß letzterer das Papier entwendet und in dem geheimen Schubfache eines Schreibtiſches verborgen, den er mit eigener Hand vor Jahren gemacht. Er verſchafft ſich Zutritt zum Herzog und theilt dieſem mit, was er denkt. Der Herzog befiehlt Unterſuchung des angeführten Möbels, und da ſich in ihm die entwendete Schrift findet, offenbart ſich einerſeits die Unſchuld Hohenſtein's und andererſeits die Schändlichkeit Tannenberg's.

Digitized by Google

Das Stück ſchließt mit des erſtern Einſetzung in ſeine frühere Stellung und der Entlarvung des letztern, zugleich mit der Verlobung des jungen Lauter und der Eugenie von Hohenſtein.

Die Entwickelung des Schauſpiels iſt breit und etwas ſchwerfällig und verliert weſentlich dadurch an Wirkung, aß die Unterſuchung des Schreibſchranks nicht in die Handlung eintritt und ſie gipfelt. Die Erzählung ſchwächt as Intereſſe am Funde jenes Schriftſtücks ab, um das ich das ganze Drama dreht. Hätte der Verfaſſer ſeinen ungen Regenten einfach den Befehl ertheilen laſſen, die Hohenſteins, Graf Tannenberg und ſeinen ganzen Hof or jenen Schrank zu führen und vor ſeinen Augen das eheime Fach zu öffnen, ſo wäre damit ein einigermaßen lenner und dramatiſch durchſchlagend wirkender Ausgang erreicht worden, während man jetzt einen Ausgang hat, der klein, verſchleppt und verzettelt erſcheint.

Faſſen wir, nachdem wir die Stücke einzeln durchgegangen, das Geleiſtete insgeſammt ins Auge, ſo wird man Andreas May dramatiſches Dichtertalent nicht abſtreiten, aber zugleich auch nicht umhin können, einzugeſtehen, daß es demſelben an gediegener Durchbildung und echt künſtleriſcher Abklärung fehlt. Unſer Autor ſchafft augenſcheinlich zu raſch, zu flüchtig und ohne für ſeine Schöpfungen jene gründlichen dramaturgiſchen Studien gemacht zu haben, deren ſelbſt ein Genie nicht entrathen kann, wenn es große und dauernde Erfolge erringen will. Andreas May iſt ein ſehr befähigter Naturaliſt, aber doch nur ein Naturaliſt und kein wirklicher Künſtler in ſeinem Fache.

Feodor Wehl.

Zur deutſchen Specialgeſchichte.

Dem Landfrieden iſt nicht zu trauen." Fehde Mangold's von Eberſtein zum Brandenſtein gegen die Reichsſtadt Nürnberg 1516—22. Charakterbild der rechtlichen und wirthſchaftlichen Zuſtände im Deutſchen Reiche unmittelbar vor dem großen Bauernkriege. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im königl. Archiv zu Nürnberg von Louis Ferdinand Freiherrn von Eberſtein. Nordhauſen, Haacke. 1868. Br. 8. 25 Ngr.

Der etwas altmodiſch weitſchweifige Titel verbirgt einen : lehrreichſten und ergötzlichſten Beiträge zu der deuten innern Geſchichte des 16. Jahrhunderts. Es iſt s kein anderes Quellenwerk bekannt von allen den bis veröffentlichten, woraus ſich ein ſo detaillirter, bis einzelne verſtändlicher, lebendig und anſchaulich gebter Einblick in die Verhältniſſe zwiſchen dem Stegreiferthum und den geordneten Gewalten um die Zeit der derholten Verſuche, durch ewigen Landfrieden, Kammercht und Reichsregiment Ordnung in Deutſchland herellen, gewinnen ließe, wie aus dieſen wenigen Bogen. enthalten faſt nur archivaliſches Material, das un Wiſſens zufällig noch von niemand benutzt wurde; wäre dies auch nicht, ſo würde das kleine Buch noch immer ſeinen Werth als ein Unicum behalten. Autobiographie des Götz in ihren erſten Zweidrittheilen t die meiſten und ſchlagendſten Parallelen dar, aber Mittheilungen übertreffen die bekanntlich weder gen, noch parteiloſen, noch auch nur klaren und anlichen Erinnerungen des ſchon etwas ſtumpf geworn Ritters in jeder Art zu ihrem Vortheil. Sie ben in einer fortlaufenden und vollſtändigen Serie von valien aus dem ehemaligen Rathsarchiv in Nürn woraus man die Entſtehung, den Verlauf, den ang und das letzte Verſtummen einer an ſich damals alltäglichen, uns aber deſto fremdartigern Fehde r adelichen Schnapphähne gegen die Stadt Nürnberg Jahre 1516—30, man darf ſagen, faſt Stunde Stunde verfolgen und ſtudiren kann. Der Heraus hat ſich mit Recht darauf beſchränkt, in einem kurBrolog und noch kürzern Epilog und einigen geneahen Beigaben einmal ſeine eigene Anſchauung über die Natur und Bedeutung der hier geſchilderten Zuſtände, das Weſentliche, was zur innern und äußern Orientirung in der Sache und den Hauptperſonen gehört, beizubringen. Mancher würde ihm vielleicht dankbar geweſen ſein, wenn es ihm gefallen hätte, die vielen und oft nicht geringen ſprachlichen und ſachlichen Schwierigkeiten, auf die man nothwendigerweiſe bei dem buchſtäblichen bloßen Abdrucke ſolches Materials ſtößt, durch einige erklärende Beigaben zu erläutern, zumal da an einigen Stellen der Verdacht ſich regt, daß entweder in den Originalien falſch geſchrieben oder auch falſch geleſen und gedruckt iſt. Weder das eine noch das andere wird einen Kenner damaliger Schrift- und Schreibweiſe wundernehmen, man würde aber aus den Erklärungen den jetzt vermißten ſichern Anhalt dafür gewinnen.

Der Verlauf der Sache ſelbſt läßt ſich ſehr kurz darſtellen. Die Witwe des Leonhard Odheimer, Agathe, die auf ihrem Ritterſitze Burgfarnbach (zwei Stunden weſtlich von Nürnberg) wohnte, war angeblich von nürnberger Unterthanen an ihrem Eigenthum beſchädigt und ihr auch ſonſt in ihren Rechtsforderungen, die ſie an nürnberger Unterthanen haben wollte, von dem Rathe daſelbſt nicht gewillfahrt worden. Sie wandte ſich an ihren Verwandten und Schutzherrn, den Ritter Mangold von Eberſtein, zu Brandenſtein am Odenwald geſeſſen, den mütterlichen Oheim Ulrich's von Hutten. Dieſer war ſofort bereit, für ſie einzutreten, und erließ, wie es die Sitte forderte, ein blos formelles Abmahnungsſchreiben an den Rath von Nürnberg, auf welches derſelbe, da es nur allgemeine und unbewieſene Beſchuldigungen und Forderungen aufſtellte und nicht einmal mit einer wirklichen Namensunterſchrift verſehen war, natürlich nicht weiter eingehen konnte, als daß er ſich zu dem gewöhnlichen Wege Rechtens gegen die Witwe und ihre Helfershelfer erbot. Damit war dieſen nichts gedient. Sie ſahen, wie es ſtets gehalten zu werden pflegte, darin eine Rechtsverweigerung und den Grund zu ehrlicher Fehde. Sie begannen und ſetzten dieſe in dem herkömmlichen Stile jahrelang fort. Es iſt genau dieſelbe Situation, in der

Digitized by Google

ſich der heutige friedliche Bürger und Reiſende in Italien gegenüber den Briganten befindet, die ja auch in ihrer bourboniſchen oder päpſtlichen Cocarde das ſelbſt für das hartgeſottenſte Gewiſſen noch immer nöthige Opiat beſitzen, kraft deſſen ſie dann alles zu thun berechtigt ſind, was ihnen zu thun gelüſtet. Nachdem ſo der ritterlichen Ehre Genüge geſchehen war, wurden unverſehens rings um Nürnberg, nahe und fern, oft 10—20 Meilen von der Stadt, Leute aller Art, die dorthin gehörten, dahin oder davonher fuhren, niedergeworfen, in vorherbeſtellte Schlupfwinkel und Verſtecke, anderm ritterlichen Raubgeſindel gehörig, geſchleppt und gegen möglichſt hohe, durch alle mögliche Chicanen und Gewaltacte erpreßte Schatzung losgelaſſen. Der Unfug, der immer größere Dimenſionen annahm, ſteigerte ſich bis 1521, wo nach dem wormſer Reichstag Kammergericht und Reichsregiment wieder aufgerichtet und nach Nürnberg verlegt wurden. Das letztere griff energiſch durch, wie bekanntlich öfter in dieſen ſeinen kurzen Flitterwochen. Der Graf Georg von Werthheim ſammt andern Executionstruppen eroberte das Raubneſt Brandenſtein, und Ritter Mangold fand für gerathen, weitern Fährlichkeiten, d. h. dem Schwerte des Nachrichters, durch ein freiwilliges Exil zu dem großen Protector alles fahrenden Geſindels, aller Buſchklepper, aber auch aller edeln und heroiſchen Vorkämpfer der Freiheit, zu Franz von Sickingen, aus dem Wege zu gehen. Er ſchloß ſich ſeinem Zuge gegen Trier an und blieb zum Heil für die Menſchheit bei der Belagerung von St.-Wendel 1522. Dann ſtarb auch die Veranlaſſerin des ganzen Handels; aber der war damit noch nicht todt. Ein anderer Schnapphahn hatte aus Speculation ihre Tochter geheirathet — mit der Anwartſchaft auf die reichen Erträgniſſe aus den nürnberger Pfefferſäcken — und es dauerte noch einige Jahre, bis auch dieſer durch Gewalt und Güte und nicht ohne namhafte Opfer für die ſtolze Reichsſtadt ſich zufrieden gab.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Stabreim und Alliteration.

Wilhelm Jordan hat ſeinen in Nr. 44 d. Bl. von uns beſprochenen „Nibelunge" ein kritiſch-apologetiſches Supplement nachgeſchickt: „Der epiſche Vers der Germanen und ſein Stabreim" (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbſtverlag, 1868), das als ein intereſſanter Beitrag zur Kenntniß altgermaniſcher Dichtweiſe betrachtet werden kann, inſoweit es aber reformatoriſch und umgeſtaltend auf die neuere Dichtung einzuwirken ſucht, entſchiedenen Widerſpruch herausfordert. Jene urſprünglichen Formen, zu denen Jordan die Rückkehr mit Eifer predigt, mögen als die Wurzeln deutſcher Dichtkunſt nach Verdienſt gewürdigt werden; aber man wird den mächtigen Stamm und die weitſchattende Krone nicht wieder auf die Dimenſionen der Wurzeln und ihre unterirdiſchen Verzweigungen zurückführen dürfen. Das Betonen des Uralten als des eigentlich Nationalen, dem gewiſſermaßen das Fremdländiſche im Laufe der Zeit aufgeſchwemmt worden ſei, beruht auf einem Misverſtändniß; und das Nationale iſt nicht blos in den Anfängen einer Nation zu ſuchen, es iſt in allem lebendig, was ſie in geſchichtlicher Entwickelung geworden iſt. Dies Zurückgehen auf Uranfänge iſt eine Reaction gegen den geſchichtlichen Geiſt, wie das Bardenthum der Odendichter im vorigen Jahrhundert, das Cheruskerthum der Turner im jetzigen.

Wir haben die „Nibelunge" anerkannt in ihrem poetiſchen Werth, in ihrer durch den Stoff gerechtfertigten Eigenthümlichkeit. Wo indeß die Theorie die Eigenthümlichkeit einer einzelnen und in ihrer Art einzigen Dichtung zu allgemeingültigem Geſetz erheben will, da gilt es bei zeiten gegen ſolche Erweiterungen zu proteſtiren. Die Eigenthümlichkeit der Jordan'ſchen „Nibelunge" beſteht in dem epiſchen Vers der Germanen und in dem Stabreim; beide Formen will nun der Dichter der epiſchen Dichtung der Gegenwart als die vorzugsweiſe berechtigten anempfehlen.

Er nennt den Stabvers das vorzüglichſte Kunſtmittel für die Beſſerung des Epos und das Bedürfniß der Rhapſoden. Was die Rhythmik betrifft, ſo wiſſen die altdeutſchen Sprachen nichts von feſten Längen und Kürzen. Auch die von Natur dünnſten Vocale können in die Hauptnote rücken und einen ganzen Takt allein füllen, wenn der einzutheilende Gedanke in ihrer Silbe gipfelt, auch die von Natur vollſten Vocale und Diphthonge zum beinahe zeitloſen Vorſchlag oder Abfall herabgeſetzt werden, wenn ihre Nachbarſilbe im gleichen Maße Wichtiges zu melden hat. Wenn Jordan hinzufügt, das ſei trotz aller Schulmetrik uneingeſchränkt gültig geblieben bis auf den heutigen Tag, ſo iſt dies ſehr cum grano salis zu verſtehen, wenn es nicht unſerer ganzen modernen Verskunſt ins Geſicht ſchlagen ſoll! Die übrigen Hauptſätze ſeiner Charakteriſtik des epiſchen Verſes ſind die folgenden: Er erfordert vier Hebungen, d. h. Silben, welche wegen ihrer überwiegenden Bedeutung im Satze vollbetont und in ihrem Vocal länger angehalten werden. Dieſe vier Hebungen wechſeln ab mit Senkungen, d. h. Silben, deren Bedeutung im Satz geringer iſt, die deshalb meiſt ſchwach oder doch weniger betont und deren Vocale kürzere Zeit angehalten werden. Ihre Zahl ſchwankt von 0 bis zum Fünffachen der Hebungen. Dieſen epiſchen Vers mit ſeinen Hebungen und Senkungen will Jordan nun auch in der claſſiſchen und modernen Poeſie nachweiſen, wo er gleichſam unbewußt und „die verlorene Schönheit ſuchend" angewendet wird. Da ſoll zunächſt Schiller's „Taucher" als Muſter gelten. Wenn indeß Verſe in folgender Weiſe ſcandirt werden:

Den Jüngling bringt keines wieder

ſodaß wir hier zwei unvermittelte Hebungen erhalten, ſo widerſpricht dies den Intentionen des Dichters und des Verſes. Von Schiller's Bühneniambus heißt es, daß er dem angeborenen Sprachgeſetz, dem Vers der Hebungen, den Vorzug gebe vor dem fremden Geſetz, der vorgeſchriebenen Silbenzahl und der Annäherung ihres Wechſels an die vorgeſchriebenen Quantitäten. „Schiller's Bühnenvers", ſagt er, „iſt unter der leichten Oberhülle eines fünffüßigen Jambus ſeinem Rhythmus nach in Wahrheit identiſch mit dem epiſchen Verſe der Germanen und unterſcheidet ſich von dieſem lediglich dadurch, daß die Symmetrie ſeiner Taktzahl wechſelt, daß nicht ſtets vier Hebungen, ſondern zwei bis vier ſeine Gruppen bilden." Die erſten Verſe des Domingo im „Don Carlos" ſollen dies beweiſen, ebenſo einige andere Verſe aus dieſem Drama. In der That iſt der Jambus im „Don Carlos" am freieſten und converſationsmäßigſten behandelt, gleichſam zerklüftet durch die Hebungen des Affects, ähnlich wie der Jambus im „Nathan" durch fortwährende Enjambements, Cäſuren, durch das Setzen tonloſer Worte in die Theſis, in die Proſa hinüberſpielt. Doch wer wird dieſe Verſe für muſtergültig halten? In den ſpätern Dramen Schiller's von geſchloſſenerer Kunſtform iſt auch der Jambus geſchloſſener, und es würde Jordan ſchwer fallen, z. B. Verſe wie die folgenden:

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtesglanz u. ſ. w.

Digitized by Google

in ſein altepiſches Versſchema hineinzuescamotiren. Hier iſt der Charakter des fünffüßigen Jambus eben mit aller Beſtimmtheit ausgeprägt, und von vier Hebungen und Senkungen keine Rede, wie Jordan überhaupt ſeine Beweisſtücke nur aus den ſchlotteigen Verſen des großen Dramatikers nehmen kann.

In Heine's Liedern und in ſeinen für unſcandirbar geltenden „Nordſeebildern", wie überhaupt in der ſangbaren Volkslyrik und ihren Nachdichtungen finden ſich wol Hebungen und Senkungen, deren Wechſel ſich aber auch auf beſtimmte Versfüße zurückführen läßt. Es wechſeln Jamben und Anapäſte, oder Trochäen und Daktylen; es können in der Senkung eine oder zwei Kürzen ſtehen. Weiter aber zu der regelloſen Buntheit des altepiſchen Verſes geht es nirgends zurück; davor ſchützt die immerhin durch antike Studien veranlaßte Läuterung unſerer Metrik und unſers rythmiſchen Taktes.

Das verſchweigt Jordan, und doch liegt hier der principielle Unterſchied. Unſere Metrik, auch die volksthümlichſte, kennt den Versfuß, der altepiſche Vers der Germanen kennt ihn nicht. Zwei oder drei Hebungen nebeneinander, eine Rhythmik mit anſtoßender Zunge, vierſilbige Auftakte und ſechsſilbige Senkungen wie im „Heliand" ſind für unſere Versbildung ein Greuel, und in der That rufen wir im Ernſte aus, was Jordan ironiſch ausruft: „Und das ſollen Verſe ſein?" Will uns doch der Dichter ſelbſt ſeine Versungeheuer: „Plätſcherten mit den Schweifen und plauderten geſchwätzig", als einen Vers mit vier Hebungen verkaufen, während wir ihn nur als einen Sechsfüßler gelten laſſen. Die freie Beweglichkeit des epiſchen Verſes iſt zuzugeben, ebenſo ſeine, faſt in kein Schema einzufangende Mannichfaltigkeit, doch damit langen wir ja bei dem Knittelvers oder gar bei dem Streckverſe, das heißt bei der Proſa an. Nach Hebungen und Senkungen läßt ſich auch die Proſa ſcandiren und wir haben dann in ihr die einfachſte Wiedergeburt des epiſchen Verſes. Es bleibt doch für ihn als einziges Regulativ nur die Vierzahl übrig, die aber aus der Ueberwucherung mit Varianten ſchwer herauszuerkennen iſt. Nehmen wir die Jean Paul'ſchen Polymeter und Streckverſe; da haben wir ja den altdeutſchen Vers in puris naturalibus; z. B.: „Der Donner zerreißt die deutſche Eiche; | aber nicht ihren Samenſtaub, | und die dodonäiſche ſprach entwurzelt | noch als Maſtbaum der Arche fort."

Da haben wir vier epiſche Verſe mit ihren Hebungen und Senkungen. Man nehme irgendeine Stelle aus „Werther", wo der bewegtere Stil herrſcht: „Ungeheuere Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir und Wald und Gebirg erklang und ich ſahe ſie wirken und ſchaffen in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte" — haben wir da nicht den epiſchen Vers, dem bei den rechten Einſchnitten allenfalls die vier Hebungen und Senkungen nicht fehlen dürften? Solche Beiſpieltafeln und Verstabellen, wie ſie Jordan aus dem „Beowulf", dem „Hildebrandslied", dem „Heliand", der „Edda" zuſammenſtellt, zum Beweis einer unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit des überreichen epiſchen Verſes, wollen wir aus der Proſa Jean Paul's, Herder's, Goethe's ohne Mühe zuſammenſtellen. Das Reſultat dieſer altepiſchen Verskunſt wäre alſo die Auflöſung der modernen Verskunſt, die Proſa auf dem Umweg über die altgermaniſchen Sprachdenkmäler — können wir dies nicht einfacher haben? Es iſt nur noch eine leichte Scheidung! Mag daher dieſer Vers immerhin empfohlen werden für Dichtgattungen, welche dem Proſaſtil nahe ſtehen und ſich doch noch durch einen Reſt von rhythmiſchem Gewiſſen von ihm unterſcheiden.

Auch die Alliteration an Stelle des Reims principiell ſetzen zu wollen, kann nur eine äſthetiſche Grille genannt werden. Jordan beweiſt uns, daß jeder Conſonant eine eigenthümliche Luftfigur geſtaltet, daß die Alliteration die mehrmalige, in geregelten Pauſen erfolgende Wiederholung der nämlichen Luftfigur iſt, welche das Wohlgefallen des Ohrs in ähnlicher Weiſe erweckt, wie die gleichen Schwingungszeiten und Wellenbreiten des reinen Tons. Gleichzeitig führe der Stabreim einen Parallelismus der Vorſtellungen und Gedanken mit ſich, indem ſeine ſinnlich wahrnehmbaren Harmonien zugleich Harmonien der Wortſeelen ſeien und ſich die Symbolik der Laute lebendig in ihm auspräge. Der Endreim ruhe vorzüglich auf dem Vocal, und dieſer ſymboliſire nicht den Gedanken und die Vorſtellung, ſondern die Empfindung und den Affect. Der Endreim beruht aber nicht ausſchließlich auf dem Vocal; die Mittel- und Endconſonanten der Wörter kommen ihm auch zugute. Er iſt die reichere Form, und das an ſeinen Vollklang gewöhnte Ohr wird in der Alliteration nur immer ein mattes Präludiren ſehen, während der Reim den vollen Accord gibt. Es liegt in jener mehr die Ahnung des Wohlklangs als dieſer ſelbſt; ſie blättert die Roſe auf, aber ſie pflückt ſie nicht. Die Alliteration iſt die primitive, vom Fortſchritt der Entwickelung überwundene Form. Der Genius der Sprache ſucht das Melodiſche in den Conſonanten; doch es ſind nur verhallende Windharfentöne; er findet ſie erſt, wo die Vocale ſich mit ihnen vereinen. Man ſinge doch einmal ohne Vocale — und man wird die Höhe des Wohllauts ermeſſen können, welche die Muſik der Conſonanten zu erreichen vermag.

Möge man daher die Alliteration für die Tonmalereien der Lyrik und Epik als eine verſtärkende Hülfe, möge man ſie in Neudichtungen alter Epen anwenden, um die Urſprünglichkeit germaniſcher Welt in treu nachgeahmten Formen abzuſpiegeln — einen weitern Kreis der Anwendung in moderner Poeſie darf man ihr nicht geſtatten. Schon jeder moderne Stoff ſchließt die primitive Form unbedingt aus — man denke ſich Friedrich den Großen oder Napoleon in Alliterationen beſungen; da würden ſich unheimliche versus memoriales einſchleichen wie der folgende: „Fiſcher's Fritz ißt friſche Fiſche."

Der geiſtvolle Dichter möge es daher aufgeben, die geniale Praxis ſeiner Dichtung, die eine vollkommene Ausnahmeſtellung in unſerer Literatur einnimmt, zu einer allgemein gültigen Theorie umzuprägen.

Bibliographie.

Lemand, In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langenſalza. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bodek, A., Römische Kaiser in jüdischen Quellen. I. — A. u. d. T.: Marcus Aurelius Antoninus als Zeitgenosse und Freund des Rabbi Jehuda ha-Nasi. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Juſtiz-finanzielle Briefe. Ein Beitrag zur innern Reorganiſirung Oeſterreichs von L. M. Wien, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Caspari, C. E., Chronologisch-geographische Einleitung in das Leben Jesu Christi. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eckardt, J., Baltiſche und ruſſiſche Culturſtudien aus zwei Jahrhunderten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Eckerdt, H., Geſchichte des Kreiſes Marienburg. Marienburg, Bretſchneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Fehr, J., Staat und Kirche im fränkiſchen Reiche bis auf Karl den Großen. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

General La Marmora und die preussisch-italienische Allianz. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Glaſer, A., In der Fremde. Dem Holländiſchen des Gerard Keller nacherzählt. 2 Bde. Braunſchweig, Weſtermann. 8. 2 Thlr.

Groſſe, J., Untreu aus Mitleid. Roman in acht Büchern. 2 Bde. Braunſchweig, Weſtermann. 8. 2 Thlr.

Helms, H., Finnland und die Finnländer. Eine Skizze aus dem Land der tauſend Seen. Leipzig, Fritſch. 1869. 8. 10 Ngr.

— — Island und die Isländer. Eine Skizze aus dem Lande der Wunder und Sagen. Leipzig, Fritſch. 1869. 8. 10 Ngr.

Lasson, A., Meister Eckhart, der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Metzner, J., Herzensfrühling. Gedichte. 2te Aufl. Bamberg, Reindl. 16. 9 Ngr.

Preyer, W., Ueber die Grenzen des Empfindungsvermögens und des Willens. Bonn, Marcus. Gr. 4. 10 Ngr.

Reinlein, F. F., Joseph Schaitberger. Ein Beitrag zur Hagiographie der lutherischen Kirche. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Ruge, A., Reden über Religion, ihr Entſtehen und Vergehen an die Gebildeten unter ihren Verehrern. Berlin, Stuhr. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Schloß Dornegge oder Der Weg zum Glück. Roman in vier Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Sieit, W., Bunte Blätter. Gedichte. Minden, Volkening. 32. 15 Ngr.

Spielmann, C., Aus dem Leben des Herzens. Novelle. Herausgegeben nach den Aufzeichnungen eines Frühverſtorbenen. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Wendenburgiſche Junker. Ein Familienroman. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 5 Thlr.

Stier, G. und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Verſuch einer Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens. 2te Hälfte, die Zeit von 1825 an umfaſſend. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strauß, F., Abend-Glocken-Töne. Erinnerungen eines alten Geiſtlichen aus ſeinem Leben. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erſchien:

Bilder-Atlas.

Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Converſations-Lexikon.

Zweite vollſtändig umgearbeitete Auflage.

500 Tafeln in Stahlſtich, Holzſchnitt und Lithographie. Nebſt erläuterndem Texte.

In Lieferungen zu 7½ Sgr.

Erſte Lieferung.

Die zweite Auflage des „Bilder-Atlas", von den tüchtigſten Fachmännern bearbeitet, bietet eine nothwendige Ergänzung zu jedem Converſations-Lexikon, iſt aber zugleich ein Werk von völlig ſelbſtändigem Werthe, das in ſeiner ſyſtematiſchen Ordnung den mannichfachſten Bildungszwecken entſpricht.

Die erſte Lieferung enthält: Aſtronomie (von Prof. Bruhns) Taf. 7; Zoologie (von Prof. Vogt) Taf. 1; Seeweſen (von Corvettenkapitän Werner) Taf. 5; Botanik (von Prof. Willkomm) Taf. 6; Geographie Taf. 21, 22, die Schweiz, gezeichnet von Dr. H. Lange.

In allen Buchhandlungen iſt die erſte Lieferung vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erdglobus.

12 Zoll Durchmeſſer. Mit meſſingenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgeſtell.

Preis 5 Thlr. 5 Ngr. und 17½ Ngr. für Emballage.

Inductionsglobus.

12 Zoll Durchmeſſer. Mit meſſingenem Halbmeridian und Stundenring. Auf polirtem Fußgeſtell.

Preis 4 Thlr. 29 Ngr. und 15 Ngr. für Emballage.

(Zur Einführung in den mathematiſch-geographiſchen, phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Unterricht.)

Kinderglobus.

4 Zoll Durchmeſſer. Auf polirtem Fuß.
Mit Text.
Preis incl. Emballage 27 Ngr.

Sextant.

Zur Regulirung der Uhren nach der Sonne.
In Meſſing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.

Taſchen-Sextant.

In Meſſing 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe praktiſchen Unterrichtsmittel und Inſtrumente des Polytechnikers Brandegger in Ellwangen ſind von Autoritäten wie Berghaus, Dieſterweg, Jahn, Mädler, Reuſchle, Schoedler u. a. warm empfohlen worden.

Gediegene Weihnachts-Geschenke

Neueste Atlanten für Schule und Haus.

Soeben erschienen und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

H. Kiepert's Kleiner Atlas der neueren Geographie für Schule und Haus. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage in 16 Karten. 1868.

Preis geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Dieser soeben in neuer Auflage erschienene kleinere Hand-Atlas empfiehlt sich durch die zweckmässige Eintheilung und vorzügliche Ausführung sämmtlicher Karten, für deren gründliche und correcte Zeichnung der Name des berühmten Verfassers bürgt. Durch eine schöne Karte der Alpenländer vermehrt, vereint die neue Auflage alle Eigenschaften in sich, welche dem Atlas seinen Platz **im Hause und in der Familie** anweisen und **eignet sich derselbe daher ganz besonders zu einem nicht theuren, passenden und werthvollen Weihnachts-Geschenk.**

C. Adami's Schul-Atlas. Vierte vollständig veränderte Auflage in 26 Karten. 1868. Berichtigt und zum Theil bearbeitet von H. Kiepert.

Preis geh. 1 Thlr. 15 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 25 Sgr.

Als **gediegen, praktisch** und **billig** ist dieser Schul-Atlas allseitiger geneigter Beachtung aufs wärmste zu empfehlen.

H. Kiepert's Atlas antiquus. Zehn Karten zur alten Geschichte. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Preis geh. 1 Thlr. 15 Sgr., eleg. geb. 2 Thlr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.
Anhaltische Strasse Nr. 12.

Soeben iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Johanna d'Arc.

Heroiſches Drama in fünf Aufzügen
von
Wilhelm von Iſing,

Verfaſſer der Dramen: „Himmel und Erde", „Ro… „Michael Kohlhaas" ꝛc.

Klein Octav. 181 Seiten. Broſch. Preis 15 Sgr.

Caſſel.

Aug. Frey…
Buchhandlung.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 50. — 10. December 1868.

Inhalt: Kant und die Gegenwart. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache. — Zur neueſten deutſchen Lyrik. — Feuilleton. (Vom Weihnachtstiſch; Halm's Dramen in engliſcher Ueberſetzung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kant und die Gegenwart.

Immanuel Kant's ſämmtliche Werke. In chronologiſcher Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenſtein. Erſter bis ſiebenter Band. Leipzig, Voß. 1867—68. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Trotz der Ungunſt, mit welcher die jüngſte Zeit die Philoſophie behandelt, erſcheinen ſtets neue Geſammtausgaben der Kant'ſchen Werke, ein ſicherer Beweis, daß der königsberger Philoſoph noch auf die Gegenwart einen unverkümmerten Einfluß ausübt.

Die letzte Geſammtausgabe der Kant'ſchen Werke war von Roſenkranz und Schubert veranſtaltet worden; ſie ging von einem Vertreter der Hegel'ſchen Schule aus (12 Bde., Leipzig 1838—44), während der Herbartianer Hartenſtein gleichzeiteg eine Geſammtausgabe von Kant veröffentlicht hatte (10 Bde., Leipzig 1838—39).

Die neue Geſammtausgabe führt ein neues Princip durch, das der chronologiſchen Reihenfolge, während die frühern nach der Gleichartigkeit des Inhalts geordnet waren. Der äußere Grund hierfür war der Wunſch des Verlegers, bei etwas knapperm Druck eine minder umfängliche und leichter zugängliche Geſammtausgabe herzuſtellen und deshalb das geſammte Material in höchſtens acht Bänden unterzubringen. Dem Herausgeber ſchien es unmöglich, die Geſammtheit der Schriften Kant's nach Verwandtſchaft ihres Inhalts gerade in acht Gruppen zu vertheilen, wenn nicht die einzelnen Bände ihrem Umfang nach unverhältnißmäßig ungleich werden ſollten. Doch mit Recht kann derſelbe auch innere Gründe zu Gunſten der chronologiſchen Reihenfolge anführen. Bei jeder ſich nach dem Inhalt richtenden Anordnung bleibt dem ſubjectiven Ermeſſen des Herausgebers ein nicht geringer Spielraum übrig, und jedenfalls bietet eine chronologiſche Reihenfolge den Vortheil dar, daß ſie ſich der allmählichen Entwickelung der Denkart und der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Verfaſſers unmittelbar anſchließt.

So ſehen wir denn ſchon aus den Abhandlungen des erſten Bandes, von welcher Seite her der junge Denker in das Heiligthum der Speculation eindringt. Nicht das Studium der Geſchichte und Aeſthetik, das Studium der exacten Wiſſenſchaften iſt ſeine Vorbereitung. Gleich die erſte Abhandlung: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweiſe, deren ſich Hr. von Leibniz und andere Mechaniker in dieſer Streitſache bedient haben" (1747), gehört gleichſam in eine Philoſophie der Mechanik, und indem ſchon im Titel ein Philoſoph wie Leibniz ein „Mechaniker" genannt wird, zeigt es ſich, wie die damalige Weltweisheit faſt auf dem Standpunkte des heutigen England ſtand und die eigentlich techniſchen Wiſſenſchaften als „Philoſophie" bezeichnete. Es folgen Unterſuchungen, ob die Erde eine Veränderung ihrer Achſendrehung erlitten habe, ob die Erde veralte, dann eine „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels", eine Aſtronomie vom damaligen Standpunkte dieſer Wiſſenſchaft aus, eine lateiniſche Diſſertation über das Feuer, mehrere Aufſätze über das Erdbeben, welches damals durch die große Kataſtrophe von Liſſabon ein die allgemeine Theilnahme feſſelndes Thema war. Es iſt Hartenſtein gelungen, in den königsberger Frage- und Anzeigenachrichten vom Jahre 1756 den erſten dieſer Aufſätze: „Von den Urſachen der Erderſchütterungen bei Gelegenheit des Unglücks, welches die weſtlichen Länder von Europa gegen das Ende des vorigen Jahres betroffen hat", der bisher nicht beachtet worden war, zu entdecken; er wird in dieſer Ausgabe zum erſten mal wieder veröffentlicht. Zur Philoſophie im ſtrengern Sinne iſt in dieſem erſten Bande nur die lateiniſche Diſſertation über die erſten Principien metaphyſiſcher Erkenntniß zu rechnen, welche über Widerſpruch, Identität, beſtimmenden Grund (ratio determinans), Exiſtenz, Folge, Coexiſtenz Sätze aufſtellt, die meiſt durch eine demonstratio, eine dilucidatio und den usus erläutert werden.

Vielſeitiger iſt ſchon der zweite Band in Bezug auf

Digitized by Google

philoſophiſche Grundlegungen; wir ſehen, wie der Philoſoph von allen Seiten ſich das Rüſtzeug zum Aufbau ſeiner philoſophiſchen Hauptwerke zuſammenſucht. Der Aufſatz: „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonſtration des Daſeins Gottes“, iſt eine Vorſtudie zu den entſprechenden Abſchnitten in der „Kritik der reinen Vernunft“, namentlich ſoweit er ſich kritiſch gegenüber andern Beweiſen des Daſeins Gottes verhält. In der lateiniſchen Habilitationsſchrift für die ordentliche Profeſſur: „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ (1768), finden ſich bereits die Grundlagen dieſer Kritik, namentlich was die Beſtimmungen von Raum und Zeit, vom Noumenon und Phaenomenon u. ſ. w. betrifft. Der Verſuch, „den Begriff negativer Größen in die Weltweisheit einzuführen“, hat eine große Tragweite gefunden; man erinnere ſich nur, wie Hegel ſpäter den Begriff der „Negativität“ ausgebeutet und welche unheilvolle Phraſeologie ſich bei einem Theil ſeiner Schule an denſelben knüpfte. Andere Aufſätze, wie die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“, können als Vorſtudien für die „Kritik der Urtheilskraft“ betrachtet werden und zeigen, wie Kant keineswegs die Aeſthetik auf ſich beruhen ließ, auch ehe er ſie in jenem größern Werke ſyſtematiſch bearbeitete. Ebenſo ſind die „Unterſuchungen über die Deutlichkeit der Grundſätze der natürlichen Theologie und Moral“ als Vorſpiele ſeines ſpätern Werks: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“, zu betrachten; veranlaßt wurden ſie durch eine Preisfrage, welche die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin auf das Jahr 1763 aufgegeben hatte. Eine an ein Fräulein von Knobloch gerichtete Epiſtel über Swedenborg und der Aufſatz: „Träume eines Geiſterſehers erläutert durch Träume der Metaphyſik“, zeigen das Beſtreben Kant's, ſich mit den damals graſſirenden Theorien über die „Geiſterwelt“ abzufinden.

Dieſe beiden erſten Bände mögen als eine Studienmappe angeſehen werden; es iſt höchſt lehrreich, ſich in dieſelbe zu vertiefen. Die chronologiſche Anordnung leiſtet hier wichtige Dienſte: ſie führt uns in das Atelier des Philoſophen; wir ſehen die Vorſtudien, Skizzen, Modelle, während dieſelben Aufſätze bei einer Anordnung nach dem Inhalt nur gleichſam wie Splitter und Abfälle neben die Hauptwerke hingeſtreut ſind.

Im dritten Bande erſcheint nun die „Kritik der reinen Vernunft“, das fertige Kunſt- und Meiſterwerk der Kant'ſchen Philoſophie. Der Text des Abdrucks iſt derjenige der zweiten Ausgabe Kant's, „welchen der Urheber ſelbſt in ſeiner letzten Bearbeitung feſtgeſtellt hat, und welchen er der Zukunft überliefert wiſſen wollte“, ſowenig er übrigens etwas dawider hat, „wenn jeder nach Belieben den durch die Abkürzungen der zweiten Ausgabe herbeigeführten Verluſt durch Vergleichung mit der erſten erſetzen wolle“.

Die Abweichungen der erſten Ausgabe ſind, mit alleiniger Ausnahme der beiden Abſchnitte über „Die transſcendentale Deduction der reinen Verſtandesbegriffe“ und über „Die Paralogismen der reinen Vernunft“, deren urſprüngliche Faſſung als Nachtrag an das Ende des Bandes geſtellt worden iſt, auch hier vollſtändig in Anmerkungen unter dem Text beigefügt, die ſich von denen des Verfaſſers durch Zahlzeichen unterſcheiden. Dieſe Einrichtung geſtattet dem Leſer, den Text beider Ausgaben nebeneinander ohne Mühe zu vergleichen; für die vergleichende Auffaſſung des in der doppelten Recenſion der genannten beiden größern Abſchnitte gänzlich verſchiedenen Gedankengangs würde die räumliche Neben- oder Uebereinanderſtellung der beiden Texte ohnedies kaum ein Hülfsmittel genannt werden können.

Im vierten Bande folgen, außer Recenſionen und kleinern Aufſätzen, allerlei Prolegomena, Anfangsgründe und Grundlegungen: „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft wird auftreten können“, „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten“, „Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft“. Ihnen ſchließen ſich im fünften Bande wiederum zwei Hauptwerke des königsberger Denkers an: die „Kritik der praktiſchen Vernunft“ und die „Kritik der Urtheilskraft“, denen im ſechsten Bande die Religionsphiloſophie folgt unter dem Titel: „Die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft.“ Nebenher gehen polemiſche Artikel, in denen der Verfaſſer ſeine „Kritik der reinen Vernunft“, z. B. gegen die Angriffe Eberhard's vertheidigt, und ſelbſtändige Aufſätze, von denen der wichtigſte und bekannteſte der philoſophiſche Entwurf: „Zum ewigen Frieden“ iſt. Der ſiebente Band enthält die „Metaphyſik der Sitten“ und die „Anthropologie“, außerdem einen ſehr intereſſanten Aufſatz: „Der Streit der Facultäten“, in welchem die Philoſophie ihre Principien gegenüber der Theologie, Jurisprudenz und Medicin durchkämpft. Der achte Band, der auch eine Sammlung der Kant'ſchen Briefe in Ausſicht ſtellt, iſt noch nicht erſchienen.

Das Bedürfniß, welches zu immer neuen Ausgaben der Kant'ſchen Werke führt, hängt mit der wachſenden Bedeutung zuſammen, welche der große königsberger Denker auch noch in unſerer Zeit gewinnt, eine Bedeutung, die anfangs oft angefochten und unterſchätzt wurde, jetzt aber ſich in ihren nachhaltigen Wirkungen nach allen Seiten hin überſehen läßt.

Immanuel Kant iſt der Ahnherr der ganzen deutſchen Philoſophie des 19. Jahrhunderts; alle Stammbäume führen auf ihn zurück. Es ſind vornehmlich drei Hauptlinien, deren Genealogie die unbeſtreitbare Abſtammung von ihm nachweiſt. Die Reihe unſerer Idealſyſteme kann dieſe Herkunft am wenigſten verleugnen; Fichte, Schelling und Hegel ſind ohne Kant undenkbar. Am unähnlichſten von dieſen erſcheint ihm Schelling, bei welchem die Miſchung von Spinozismus und Romantik, die Begeiſterung für die Kunſt und die geniale Intuition lauter Abweichungen von der „reinen Vernunft“ Kant's bilden. Schelling's Naturell und geiſtige Phyſiognomie waren gänzlich verſchieden; in die Nacht des Abſoluten, in welcher, nach Hegel, alle Kühe grau ſind, wäre ihm der königsberger Philoſoph ſo wenig gefolgt wie ſein jenenſer Freund und ſpäterer Gegner. Dennoch ging Schelling's Philoſophie nachweisbar aus einer Kritik des Fichte'ſchen Syſtems hervor, war im weſentlichen eine Fortbildung deſſelben und kann daher mit dieſem ſeine Abſtammung von Kant nicht in Frage ſtellen. Freilich, zur „Philoſophie der Mythologie“ und „Philoſophie der Offenbarung“ würde der königsberger Kritiker den Kopf geſchüttelt haben; denn hier hörte doch jede „Kritik“ auf, und wenn Kant in der transſcendentalen Analytik zu beweiſen ſuchte, daß alle unſere Schlüſſe, die uns über das Feld möglicher Erfahrung hinausführen

Digitized by Google

wollen, trüglich und grundlos ſind, daß die transſcendentalen Ideen, mögen ſie immerhin der Vernunft ebenſo natürlich ſein, wie dem Verſtande die Kategorien, nur einen bloßen, aber unwiderſtehlichen Schein bewirken, deſſen Täuſchung man kaum durch die ſchärfſte Kritik abhalten kann: mit welchem kritiſchen Maßſtabe würde er jenen transſcendenten Schattentanz der Ideen in den Schelling'ſchen Urphantaſien gemeſſen haben, deren täuſchenden Schein er aber ſchwerlich in irgendeiner Hinſicht für „unwiderſtehlich" gehalten hätte? Hegel war Kant bei weitem geiſtesverwandter, ſchon in der Neigung zu philoſophiſcher Architektonik, zur Hineinarbeitung eines reichen Details aus allen Gebieten des Wiſſens in ſein Syſtem. Die Beziehungen Hegel's zu Kant gehen, eingeſtanden oder verſchwiegen, durch ſeine ganze Philoſophie; die Kant'ſche „Theſis", „Antitheſis" und „Syntheſis" erſcheint wiedergeboren in der Hegel'ſchen Trichotomie, für die Antinomien Kant's wird eine höhere Löſung geſucht; in Bezug auf die Beweiſe für das Daſein Gottes beſchäftigt ſich Hegel eingehend mit Kant, namentlich bei dem phyſiko-theologiſchen und ontologiſchen Beweis, welchen letztern er gegen die Angriffe des königsberger Denkers in Schutz nimmt. Wo er in ſeiner „Geſchichte der Philoſophie" das Syſtem Kant's entwickelt, da iſt ſeine Kritik freilich eine ſcharfe und herbe; er macht ihm den Vorwurf, daß es eine vollendete Verſtandesphiloſophie ſei, die auf Vernunft Verzicht thue, wirft ihr ganz rohempiriſche und barbariſch-gemeine Art des Vorſtellens und die gänzliche Unwiſſenſchaftlichkeit der Form vor. Die Autokratie der ſubjectiven Vernunft gebe nur ſubjective Gewißheit, keine objective Wahrheit. Die Wirklichkeit gelte ihm als dieſe ſinnliche, empiriſche, zu deren Begreifen Kant die Kategorien des Verſtandes zu Hülfe nehme, und er laſſe ſie gelten, wie ſie im gemeinen Leben gilt. Das Reſultat bei Kant ſei, daß wir nur Erſcheinungen erkennen. Hegel erfaßte ſein Syſtem nun als den großen Fortſchritt, an die Stelle der ſubjectiven Gewißheit die objective Wahrheit, an die Stelle des „leeren Gedankens" ein concretes Denken geſetzt zu haben. Doch indem Hegel ſelbſt die letztere Philoſophie als das Reſultat einer frühern auffaßte, in welchem nichts verloren ging, ſondern alle Principien erhalten bleiben, ſo erkennt er auch die Kant'ſche als ein in derſelben aufgehobenes Moment an, und zwar iſt ſie von allen die wichtigſte für die Geſtaltung des neuen Syſtems geweſen.

Seitdem ſich innerhalb der Hegel'ſchen Schule ſelbſt eine kritiſche Richtung gebildet hat, iſt die Verwandtſchaft mit Kant wieder lebhafter hervorgetreten; denn wenn auch die Reſultate dieſer Kritik weſentlich von denen der Kant'ſchen Philoſophie verſchieden ſind, ſo iſt doch beiden der kritiſche Standpunkt gemein, den Hegel ſelbſt gegen metaphyſiſche Conſtructionen aufgegeben hatte.

Die zweite Richtung der Philoſophie, die in dem Kant'ſchen Syſtem ihre Quelle findet, iſt die Herbart'ſche, die ſich als die Primogenitur des königsberger Weltweiſen betrachtet und mindeſtens von ihm, in erſter Linie, ohne Zwiſchenglieder abſtammt. Herbart's Ausgangspunkt iſt wie derjenige Kant's die gegebene Erſcheinungswelt; der Tadel Hegel's, eine bloße Verſtandesphiloſophie zu ſein, würde ſie in noch höherm Maße treffen als die Kant'ſche. Wir glauben zwar nicht, daß Kant die mathematiſchen Beweiſe in Herbart's „Pſychologie", die Berechnung der Complicationen und Aſſociationen der Vorſtellungen, ihrer Hemmungen und Verſchmelzungen mit Hülfe der Differentialrechnung für wichtiger gehalten als etwa die Coloraturen in einem Muſikſtück, und daß er überhaupt, ein ſo großer Freund der exacten Wiſſenſchaften er war, eine derartige Anwendung der Mathematik auf philoſophiſche Probleme gebilligt hätte. Immerhin weiſen die Unterſuchungen Herbart's in Pſychologie und Metaphyſik vielfach auf Kant zurück, deſſen Terminologie („Apperception" u. ſ. w.) die einzige iſt, welche in die Werke dieſes, ſchon wegen ſeines durchſichtigen und trefflichen Stils hochzuachtenden Philoſophen übergegangen iſt. Die Klarheit ſeiner Darſtellung erinnert vielfach an die populären Abhandlungen Kant's; die „Praktiſche Philoſophie" namentlich kommt ihnen gleich in Bezug auf volksthümliche Deutlichkeit, während ſie dieſelbe durch die Grazie und den Adel des Stils übertrifft, die als eine Errungenſchaft unſerer claſſiſchen Literaturepoche dem ſpätern Denker einen unleugbaren Vorſprung vor dem frühern gewährten.

Ein drittes, von Kant ausgehendes Syſtem iſt diejenige Philoſophie, die nach langer Nichtbeachtung und Verkennung heutigentags eine Art von Modephiloſophie geworden iſt, die Weltweisheit Arthur Schopenhauer's. Dieſer erklärt ſich mit Entſchiedenheit für den einzigen und rechten Erben Kant's, indem er mit Heftigkeit gegen ſeine Miterben zu Felde zieht, Schelling's intellectuale Anſchauung nur für eine „unter dem Imponiren durch eine vornehme Miene, Bombaſt und Gallimathias maskirte Rückkehr zur Roheit der gemeinen Anſicht" nimmt und außerdem „den würdigen Ausgangspunkt für den noch gröbern Unſinn des plumpen und geiſtloſen Hegel". So bis zu maßloſer Verbitterung iſt er beeifert, alle Mitbewerber um Kant's geiſtigen Nachlaß aus dem Wege zu räumen. Ueber ſein eigenes Verhältniß zu dieſem großen Geiſte ſpricht er ſich am eingehendſten in der „Kritik der Kant'ſchen Philoſophie" aus, welche den Anhang zu ſeinem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorſtellung", bildet. Hier gibt er zu, daß ſeine Gedankenreihe, ſo verſchieden ihr Inhalt auch von der Kant'ſchen iſt, doch durchaus unter dem Einfluß dieſer ſteht, ſie nothwendig vorausſetzt, von ihr ausgeht, und daß er das Beſte ſeiner eigenen Entwickelung, nächſt dem Eindruck der anſchaulichen Welt, ſowol dem der Werke Kant's, als dem der Heiligen Schriften der Hindu und Platon verdankt. Er läßt nun hier eine ſcharfe Kritik der Kant'ſchen Philoſophie folgen, verwirft die Kategorien, ſucht nachzuweiſen, daß in den Antinomien immer die Antitheſis die Wahrheit enthalte; aber er hebt doch ſtets auch die großen Verdienſte Kant's hervor, und als das größte die Unterſcheidung der Erſcheinung vom Ding an ſich. Hieran knüpft die Schopenhauer'ſche Philoſophie unmittelbar an, indem ihr eigentlicher Kern die Erkenntniß iſt, daß die Erſcheinung die Welt als Vorſtellung und das Ding an ſich der Wille ſei. Kant habe zwar nicht direct im Willen das Ding an ſich erkannt, aber einen großen bahnbrechenden Schritt zu dieſer Erkenntniß gethan, indem er die unleugbare moraliſche Bedeutung des menſchlichen Handelns als ganz verſchieden und nicht abhängig

Digitized by Google

von den Geſetzen der Erſcheinung, noch dieſen gemäß je erklärbar, ſondern als etwas darſtellte, welches das Ding an ſich unmittelbar berühre.

Als ferneres Verdienſt rühmt Schopenhauer dem königsberger Denker den völligen Umſturz der ſcholaſtiſchen Philoſophie nach, indem er es gewagt hatte, die Unbeweisbarkeit aller jener vorgeblich ſo oft bewieſenen Dogmen darzuthun. Die ſpeculative Theologie und die mit ihr zuſammenhängende Pſychologie hätten von ihm den Todesſtreich empfangen. Auch in den deutſchen naturwiſſenſchaftlichen Schriften ſei die ſeit Kant eingetretene Veränderung des Tons und des metaphyſiſchen Hintergrundes auffallend; vor ihm habe es damit geſtanden wie noch jetzt in England.

Schopenhauer's Syſtem iſt aus einer Kritik des Kant'ſchen herausgewachſen; er hat nach ſeiner eigenen Anſicht das Kant'ſche Geſetz erfüllt. Man könnte ihn einen Jungkantianer nennen, wie man Strauß und Feuerbach Junghegelianer nennt, die ihren Meiſter mit ſeinen eigenen Waffen bekämpfen und aus der Kritik ſeines Syſtems das eigene herausgeſtalten.

Wir haben in flüchtigen Umriſſen angedeutet, wie der Stammbaum der ganzen neuen Philoſophie auf Kant zurückführt. Er bleibt auf dieſem Gebiete der große allgemein anerkannte Eroberer, mögen ſich auch ſeine Nachfolger wie die Seleukiden und Ptolemäer befehden und die Herrſchaft ſtreitig machen, die ſelbſt einem ſolchen Demetrius Poliorketes wie Arthur Schopenhauer, der alle andern philoſophiſchen Feſten mit ſeinen Sturmböcken einrennt, trotz der zahlloſen Bildſäulen, die ihm ſeine Athener errichten, keineswegs als unbeſtrittene Mitgift zufällt.

Doch die jüngſte Epoche hat ſich überhaupt von der Philoſophie abgewendet und die metaphyſiſchen Speculationen zum großen Theil für Träumereien erklärt, indem ſie in der Geſchichte auf Kritik der Quellen und der Thatſachen, in den Naturwiſſenſchaften auf Erforſchung derſelben hindrängt. Gleichwol ſteht Kant bei ihr mehr in Gunſt als ſeine naturphiloſophiſchen Nachfolger, und mit Recht, denn Kant hat, wie ſchon Schopenhauer andeutet, gerade dieſen Wiſſenſchaften einen erneuten Aufſchwung gegeben, indem er ſie von dem Druck dogmatiſcher Vorausſetzungen befreite und ſie auf ihre eigenen Füße ſtellte. Seine eigene Vorliebe für derartige Unterſuchungen geht aus ſeinen ſelbſtändigen Schriften hervor, in denen er Themata aus ihrem Bereich behandelte und zwar ohne in irgendwelche Conſtructionen zu verfallen, als ſchlichter Forſcher, der nur aus dem thatſächlich Gegebenen weiterführende Schlüſſe zieht. So iſt z. B. ſeine „Naturgeſchichte und Theorie des Himmels“ als eine populäre Aſtronomie zu betrachten, welche für die heutige Zeit ein eigenthümliches Intereſſe darbietet, indem ſie als das Hauptwerk aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts für eine die Fortſchritte der Aſtronomie nachweiſende Parallele den geeignetſten Anhaltspunkt gibt. Seine Aufſätze über das „Erdbeben“ wird man gegenwärtig mit erneuter Theilnahme leſen, nachdem die große Kataſtrophe von Liſſabon in den Verwüſtungen der ſüdamerikaniſchen Küſtenländer einen ebenſo unheimlichen wie großartigen Pendant gefunden hat. Auch ſeine „Anthropologie“ iſt im weſentlichen die Naturwiſſenſchaft vom Menſchen, und ſchlägt die verſchiedenen Saiten an, welche in jener Zeit in allen anthropologiſchen Syſtemen mehr oder weniger widerklingen. Die Pſychologie iſt freilich die ſchwächſte Seite des Werks; denn den Denker intereſſirte in letzter Inſtanz nur die Maſchinerie des Erkennens und die Energie des Wollens, und hierfür treten ſeine großen ſyſtematiſchen Hauptwerke in durchgreifender Weiſe ein.

Außer der Vorliebe für die exacten Wiſſenſchaften hat die Kant'ſche Philoſophie gerade in ihrer kritiſchen Richtung einen der Gegenwart verwandten Zug. Kant ſelbſt ſpricht Klagen aus, wie wir ſie in der neueſten Zeit häufig genug wieder vernehmen:

Es war eine Zeit, wo die Metaphyſik die Königin aller Wiſſenſchaften genannt wurde, jetzt klagt ſie wie Hekuba, verſtoßen und verlaſſen. Dieſe Gleichgültigkeit mitten im Flor der Wiſſenſchaften, die gerade diejenige trifft, auf deren Kenntniß, wenn dergleichen zu haben wäre, man unter allen am wenigſten Verzicht thun würde, iſt ein Phänomen, das Aufmerkſamkeit verdient. Sie iſt die Wirkung nicht des Leichtſinns, ſondern der gereiften Urtheilskraft des Zeitalters, welches ſich nicht länger durch Scheinwiſſen hinhalten läßt. *Unſer Zeitalter iſt das Zeitalter der Kritik, der ſich alles unterwerfen muß.* Wenn ſich ſelbſt Religion und Geſetzgebung derſelben entziehen wollen, erregen ſie Verdacht gegen ſich.

Hierin iſt das Princip der Autonomie und Selbſtherrlichkeit des menſchlichen Geiſtes, wie es der philoſophiſche Radicalismus neuerdings proclamirt, auf das bündigſte ausgeſprochen.

Die Philoſophie Kant's war eine Gegnerin des Dogmatismus und das wirbt ihr in neueſter Zeit Bundesgenoſſen. Hat doch ein Theil der von ihr ausgehenden Syſteme wieder eine Art von ſpeculativer Theologie zur Folge gehabt, wie ſie nach Schopenhauer's Anſicht von Kant ein für allemal überwunden worden iſt, eine Befeſtigung des Dogmas durch den Begriff, und gerade gegen dieſen neuen Dogmatismus wandte ſich die Kritik der jüngern philoſophiſchen Richtungen, in vollkommenem Einklang mit der ganzen Tendenz der Zeit. Den Hume'ſchen Skepticismus hat Kant wol theoretiſch überwunden, aber ſeine „Kritik der reinen Vernunft“ vertritt doch im weſentlichen einen höhern Skepticismus, der für die Antinomien keine endgültige Löſung fand und nur in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ einen feſtern Boden ſuchte. Hierin gerade folgt ihm unſere Zeit nicht; ſie ſieht in den „Poſtulaten“ der praktiſchen Vernunft nur Hypotheſen, die der Denker mit der Energie ſeines Wollens bekleidete. Doch gerade dieſe Energie ſittlicher Kraft und freier Selbſtbeſtimmung war nicht blos für ſeine Zeit, ſie war auch für die ſpätere ein fortwirkendes Ferment ſeiner Philoſophie; ſie trug Früchte auch auf dem Boden der Zeitgeſchichte, während Kant ſich mit der Philoſophie der Geſchichte ſelbſt nie beſchäftigt hat. Mit Bezug hierauf waren ſeine Gedanken Thaten, wie die Schiller'ſchen Dichtungen, und bildeten die Grundlage für die ganze Richtung der Weltweisheit, welche die Freiheit des Willens behauptete, gegenüber der Spinoziſtiſchen Naturnothwendigkeit als einer auf die Handlungen der Menſchen beſtimmenden dunklen Macht, deren Anhängerſchaft durch die naturaliſtiſchen Syſteme ſich in jüngſter Zeit beträchtlich vermehrt hat.

Digitized by Google

Wohin wir in der bewegten Epoche, der wir ange-
hren, die Blicke wenden mögen, überall begegnen uns
iſtige Ausläufer des Kant'ſchen Syſtems, und nicht blos
e Großthaten des Denkers, die in ſeinen drei „Kritiken“
ſtehen — auch die kleinern Skizzen aus dem Atelier
ner Gedankenarbeit dürfen auf den Antheil der Gegen-
wart rechnen. So begrüßen wir die neue, chronologiſch geordnete Ausgabe ſeiner „Sämmtlichen Schriften“ nicht als eine blos fachwiſſenſchaftliche Leiſtung, ſondern als eine That, welche die Sympathien des geſammten Publikums für ſich hat.

Rudolf Gottſchall.

Zur Geſchichte der deutſchen Literatur und Sprache.

ie Forſchung. Kleine Schriften zur Geſchichte der deutſchen
Litteratur und Sprache von Franz Pfeiffer. Wien, Tend-
er u. Comp. 1867. 8. 2 Thlr.

Außer jenen großen Werken, welche unſere Literatur-
ntniß ſo weſentlich bereichert haben, beſitzen wir von
nz Pfeiffer eine Anzahl kleinerer Schriften, theils
tmittheilungen, theils Abhandlungen, welche nicht min-
von Belang ſind. Vor allem ſind Pfeiffer's Aufſätze
entſchiedenem Werthe. Während er durch größere
: kleinere Mittheilungen von bisher unbekannten Schrift-
len uns poſitiv Neues bietet, verfolgen ſeine Arbeiten
abhandelnder Form zu größtem Theile daſſelbe Ziel
zunächſt negative Weiſe, indem ſie gegen irrthümliche
ichten in die Schranken treten. Dieſe kleinern Schrif-
ſind da und dort zerſtreut. Eine Vereinigung der-
n in einem Buche iſt daher ſehr willkommen zu hei-
Drei erſchienen früher in dem Werke: „Zur deut-
Literaturgeſchichte“ (Stuttgart 1855). Andere ſind
fentlicht in Zeitſchriften, namentlich in Pfeiffer's
mania“, noch andere finden ſich in den Sitzungs-
hten oder in den Almanachen der wiener Akademie.
ndlungen letzterer Art werden bekanntlich auch in
ändigen Abdrücken herausgegeben und ſind daher wie
e Bücher auch Gegenſtand literariſcher Beſprechung;
igentlichen Zeitſchriftenbeiträge bleiben dagegen, wie
der Natur der Sache liegt, meiſt nur den Fach-
ern bekannt. Wenn wir es unternehmen, über
er's „kleine Schriften“ zu berichten, ſo wollen wir
iber die im Buchhandel erſchienenen nur kurz faſſen,
wir auf frühere Beſprechungen in d. Bl. hinwei-
innen, wogegen wir die der Geſammtheit bisher un-
glichern Aufſätze aus Zeitſchriften etwas genauer zu
gen wünſchen.

icht alle ſeine Abhandlungen hat Pfeiffer in der
genden Sammlung neu herausgegeben; die rein philo-
en, blos oder doch vorzugsweiſe mit Textkritik ſich
tigenden Aufſätze ſind mit Recht von dieſer Aus-
ausgeſchloſſen worden, die ſich an einen weitern
eis wendet; aufgenommen ſind insbeſondere die lite-
oriſchen Unterſuchungen und unter den ſprachgeſchicht-
nur diejenigen, die ein allgemeines Intereſſe be-
chen dürfen.

eiffer hat ſeinem Buche den Titel „Freie Forſchung“
und hofft damit den Charakter deſſelben deutlich
et zu haben. Bei der Auflehnung gegen den Irr-
wie er ſich lange Zeit von Buch zu Buch fort-
gilt es ja, aus dem Banne des Autoritätsglau-
rauszutreten und die erkannte Wahrheit mit Frei-
ind Unerſchrockenheit zu verkünden. Mit ſolchem
Streben iſt die Polemik untrennbar verbunden. Und ſo ſind auch die meiſten Abhandlungen Pfeiffer's polemiſcher Natur. Aber nicht die Luſt am Widerſpruch und an der Negation hat dem Verfaſſer, wie er im Vorwort ſelbſt bekennt, die Feder geführt, ſondern die Liebe zur Wahrheit, das ernſte aufrichtige Streben, an die Stelle des Bekämpften Poſitives zu ſetzen und durch Nachweis und Widerlegung des Irrthums die Wiſſenſchaft zu fördern.

Tragen Pfeiffer's Abhandlungen in hohem Grade das Gepräge echter Wiſſenſchaftlichkeit, ſo zeichnen ſie ſich zugleich auch durch ihre klare und anſprechende Darſtellung aus. Deshalb ſind ſie auch jedem Gebildeten verſtändlich, der ſich mit Ernſt in ſie vertieft, und können in dieſer Weiſe nur dazu beitragen, dem Studium der ältern Literaturgeſchichte Freunde zu werben.

Wir laſſen die einzelnen Abhandlungen, wie ſie in der Sammlung zum Abdruck gelangten, nacheinander folgen und geben ihren Inhalt in den Hauptzügen an.

I. „Nibelungenlied“ (1862). „Der Dichter des Nibelungenliedes.“ (Wiener Akademievortrag. Im Almanach der Akademie abgedruckt.) Pfeiffer ſucht nachzuweiſen, daß der Kürenberger, von dem wir mehrere lyriſche Strophen aus der früheſten Zeit der höfiſchen Minnedichtung beſitzen, auch der Verfaſſer des „Nibelungenliedes“ ſei (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1862).

II. Bligger von Steinach (1855). „Ueber Bligger's Umhang.“ (Aus der Schrift: „Zur deutſchen Literaturgeſchichte.“) Gottfried von Straßburg preiſt in der bekannten literariſchen Stelle ſeines „Triſtan“ den Bligger von Steinach, einen ſonſt auch als Lyriker bekannten Dichter, und ſein erzählendes Gedicht, den „Umhang“ (in moderner Sprache: Vorhang oder Tapete). Auch Rudolf von Ems erwähnt Dichter und Gedicht in ſeinem „Wilhelm“ und in ſeinem „Alexander“. Das Gedicht haben wir leider nicht überkommen. Wir beſitzen ein kleines Bruchſtück eines vortrefflichen epiſchen Gedichts aus der beſten Zeit, welches Mone vor längerer Zeit in ſeinem „Anzeiger“ veröffentlichte; und dieſes iſt nach Pfeiffer's ſinnreicher Ausführung höchſt wahrſcheinlich aus dem „Umhang“ Bligger's. Das ganze Gedicht war ferner wahrſcheinlich eine Bearbeitung der Heroiden Ovid's und zwar nach einer zunächſt vorliegenden franzöſiſchen Quelle.

III. Wolfram von Eſchenbach (1859—61). 1) „Ueber den Titurel.“ (Aus der „Germania“.) Lachmann war der Anſicht, der „Titurel“ ſei Wolfram's zweites Werk, und ſtellte demgemäß in ſeiner Ausgabe die Titurel-Bruchſtücke zwiſchen den „Parzival“ und den „Wilhelm“. Dieſer Anſicht, welche die herrſchende geworden iſt, hält Pfeiffer die andere entgegen, daß vielmehr der „Titurel“ als eine

Digitized by Google

Erſtlings-, als eine Jugendarbeit zu betrachten ſei. Seine Gründe ſind theils ſachlicher, theils formeller Art. Ob dieſe Aenderung in der Reihenfolge der Werke Wolfram's für die Beurtheilung derſelben günſtig ſei oder nicht, bemerkt Pfeiffer am Schluſſe, darum haben wir uns, wo es die Ermittelung der Wahrheit gilt, nicht zu kümmern. „Wie der «Wilhelm» im ganzen weit gegen den «Parzival» zurücktritt, ſo kann ſich dieſer, wenn wir von der Idee und dem ſittlichen Gehalt abſehen, mit dem «Titurel» an friſcher überquellender Poeſie in keiner Weiſe meſſen; wir finden alſo in Wolfram's Werken einen ſteten ſtufenmäßigen Rückſchritt."

2) „Ueber den Parzival und Wolfram's Sprachgebrauch." (Aus einer Recenſion in der „Germania".) Pfeiffer gedenkt eingangs der mannichfachen Verdienſte, welche ſich A. Schulz (San-Marte) um das tiefere Verſtändniß des „Parzival" und der Graalſage erworben hat. Das erſte Heft der „Parzival-Studien" San-Marte's (Halle 1861) iſt dem franzöſiſchen Trouvère Guiot von Provins gewidmet und bringt deſſen in Deutſchland, noch wenig bekanntes ſatiriſches Gedicht „La Bible" im Original ſammt einer gelungenen metriſchen Ueberſetzung von J. F. Wolfart. Für die Entſcheidung über die Streitfrage, ob dieſer Dichter eins ſei mit Wolfram's Kiot dem Provenzâl, den er als ſeinen Gewährsmann nennt, iſt dieſe Arbeit von Wichtigkeit. Pfeiffer bekennt ſich offen als Gegner der von Simrock zuerſt aufgebrachten, ſodann von A. Rochat in der „Germania" weiter geführten Hypotheſe, welche die Exiſtenz Kiot's leugnet. Aus dem Nichtvorhandenſein eines Kiot'ſchen Parzival darf nicht geſchloſſen werden, einen ſolchen habe es nie gegeben. Wie viele alte Gedichte ſind verloren gegangen! Und wer kann behaupten, daß Kiot's Werk nicht noch irgendwo in Frankreich verborgen liege? Wolfram hat bei ſeiner Unkenntniß im Leſen und Schreiben manche Verſtöße begangen. So macht er z. B. in ſeinem „Wilhelm" aus den Worten des Originals (welches wir beſitzen): „li rois d'antiquité", einen „künec Antikotê". In ähnlicher Weiſe kann man annehmen, daß er den wenig bekannten Ort Provins mit der berühmten Provence zu verwechſeln im Stande war. Vorderhand muß des Dichters eigenes Zeugniß aufrecht erhalten werden, und Guiot de Provins hat uns als ſein Gewährsmann zu gelten.

Das zweite Heft der „Parzival-Studien" San-Marte's erörtert das Religiöſe in den Werken Wolfram's. Dies gibt Pfeiffer Gelegenheit, ſeinen Unmuth zu äußern über die geringe Aufmerkſamkeit, welche die kritiſche Schule dieſer hochwichtigen Seite des mittelalterlichen Lebens zuwendet. Er erwähnt als Beiſpiel der äußerlichen und unfruchtbaren Weiſe, wie das Studium Wolfram's betrieben werde, eine Diſſertation Oskar Jänicke's über Wolfram's Sprachgebrauch. Ueber den Sprachgebrauch des Dichters, über ſeinen gemiſchten Dialekt, über ſeine ſonderbaren Wortbildungen wird in der kleinen Schrift nicht gehandelt, ſondern es werden dort nur Worte zuſammengeſtellt, welche bei Wolfram und ſeinen Zeitgenoſſen in Uebereinſtimmung mit dem Volksepos vorkommen. Es ſoll dadurch bewieſen werden, erſtens, daß Wolfram mit Vernachläſſigung des höfiſchen Stils der Volkspoeſie ſich zugeneigt habe; zweitens, daß dieſe Worte im Grunde lauter unhöfiſche ſeien, und folglich drittens, daß Hartmann von Aue, der dieſelben am ſparſamſten verwendet, der Regel, dem Geſetze der höfiſchen Poeſie am genaueſten und ſorgfältigſten gefolgt ſei. Dieſe Anſicht von der höfiſchen Sprache und ihrer Beſchränkung, welche auf Lachmann zurückgeht, verwirft Pfeiffer mit Entſchiedenheit; ſie ſei lediglich einer großartigen Unkenntniß der deutſchen Mundarten entſprungen. Pfeiffer hat dann, wie wir ſehen werden, eine entgegengeſetzte Anſicht über die unhöfiſchen Worte aufgeſtellt.

IV. Gottfried von Straßburg (1858). „Ueber den Lobgeſang auf Chriſtus und Maria." (Aus der „Germania".) Dieſer Aufſatz iſt eine der glänzendſten Unterſuchungen, welche wir überhaupt auf dem Gebiete der deutſchen Philologie beſitzen. Sein Inhalt iſt ſo mannichfaltig und berührt außer dem Hauptziele ſo verſchiedene Seiten, daß es ſchwer halten dürfte, einen ganz gedrängten Bericht über ihn zu geben. Wir haben hier nur das Ergebniß im Auge. Außer dem „Triſtan" und einigen Liedſtrophen rührte, wie man glaubte, von Gottfried von Straßburg auch ein Lobgeſang auf Chriſtus und Maria und ein Lied von der Armuth her. Zuletzt iſt der Lobgeſang von Moritz Haupt in kritiſcher Weiſe herausgegeben worden in ſeiner Zeitſchrift (vierter Band). Und dieſe Edition iſt gewiß an ſich vortrefflich. Aber jetzt, nachdem ſich herausgeſtellt hat, daß der Lobgeſang nicht dem Dichter des „Triſtan" angehört, wundert man ſich billig, wie ein ſo bewährter Philolog wie Haupt das nicht ſelbſt geſehen hat. Wenn ihm das in der claſſiſchen Philologie begegnet wäre! Dieſer Fall zeigt deutlich, daß ein großer Unterſchied beſteht zwiſchen der Praxis, Texte herzuſtellen, und der Begabung in höherer Kritik, und wer jene nur beſitzt, hat wenigſtens kein Anrecht zu ſtolzer Ueberhebung. Pfeiffer richtet ſich nicht gegen Haupt, ſondern hält ihm den Irrthum, in welchem vor ihm alle und unter ihnen hervorragendere Männer befangen waren, zugute, indem er nur ſeine Verwunderung über dieſes Herausgebers Leichtgläubigkeit ausſpricht. Er betrachtet vielmehr eine Schrift von J. M. Watterich: „Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne" (Leipzig 1858), in welcher der Widerſtreit zwiſchen dem Inhalt des „Triſtan" und den der frommen Gedichte in ſinnreicher Weiſe gedeutet und in Einklang zu ſetzen geſucht wird. Pfeiffer ſucht der Hypotheſe Watterich's einfach die Grundlage unter den Füßen wegzuziehen, indem er mit Herbeiziehung des wichtigen Kriteriums von Vers und Reim unwiderleglich darthut, daß Gottfried weder den Lobgeſang, noch das Lied von der Armuth gedichtet hat, daß er beide unmöglich gedichtet haben kann. In dieſer Unterſuchung wurde Pfeiffer von ſelbſt auf Lachmann's Metrik geführt, und ſucht die Beſchuldigung, als habe Gottfried gegen die Geſetze der höfiſchen Verskunſt geſündigt, zu entkräften, indem er die hier in Betracht kommenden Regeln Lachmann's als unbegründet und ungültig zurückweiſt. Der Lobgeſang und das Lied von der Armuth gehören einer viel jüngern Zeit an. Pfeiffer ſtimmt Watterich bei in der Annahme, daß die Verfaſſer beider Gedichte Kloſtergeiſtliche waren.

V. Konrad Fleck (1855). „Ueber Konrad Fleck und ſeine Lebenszeit." (Aus: „Zur deutſchen Literaturgeſchichte".)

Digitized by Google

onrad Fleck, der Dichter der Erzählung von Flore und
lanſcheflur und einer verlorenen von Clies, dichtete nach
r bisherigen Annahme nach dem Jahre 1230. Da-
gen beweiſt Pfeiffer, daß Konrad ſchon vor dem Jahre
!15 ſeine Dichterthätigkeit begonnen habe.

VI. Freidank-Walther (1855—56). 1) „Ueber Frei-
nk". (Aus: „Zur deutſchen Literaturgeſchichte".) Dieſer
ıfſatz, ein Muſter der Polemik, widerlegt die Hypotheſe
ilhelm Grimm's von der Identität Walther's von der
gelweide und Freidank's, des Verfaſſers der unter dem
ımen „Beſcheidenheit" bekannten Spruchſammlung.

2) „Ueber Bernhard Freidank." (Aus der „Germania".)
lhelm Grimm ließ bald nach jenem erſten Aufſatze
iffer's die Erwiderung folgen („Ueber Freidank", zwei-
Nachtrag, 1855). Gegen dieſe iſt der vorliegende
ite Aufſatz gerichtet; hier werden zugleich noch einige
ıkte, welche Pfeiffer in der Bekämpfung der Hypotheſe
rgangen hatte, nachträglich beleuchtet. Pfeiffer beharrt
ſeiner Gegnerſchaft wider die Anſicht Grimm's. Er
die Nachricht von Freidank's Grabmal in Treviſo
der bekannten Grabſchrift für hiſtoriſch glaubhaft;
er iſt nach ihm Freidank ein bürgerlicher Name, und
ſt kein Grund vorhanden, an ſeinem Vornamen Bern-
zu zweifeln. Die „Beſcheidenheit" iſt nicht ein Werk,
ein einheitlicher und künſtleriſcher Plan zu Grunde
, ſondern ein Sammelwerk, deſſen Anordnung äußer-
und mechaniſch getroffen iſt. Aber Pfeiffer geſteht,
davon entfernt zu ſein, Freidank und ſein Werk ſo
herabzuſetzen, wie Grimm einmal eventuell gethan
Grimm ſagte nämlich: „Wenn ein ſolches Abbor-
(von Worten und Ausdrücken Walther's von der
lweide durch Freidank) wirklich ſtattgefunden hätte,
ein armſeliger, aller eigenen Mittel entblößter Geiſt
e Freidank dann geweſen ſein?" Pfeiffer betont
, ſein Gegner habe Freidank über Gebühr erhoben,
üſſe es ſich gefallen laſſen, daß man ihm einige
n weiter unten ſeine Stelle anweiſe. „Ohne Zweifel
Freidank ein ſinnreicher geſcheiter Kopf, ein freier
ängiger Charakter, ausgerüſtet mit Witz, ſcharfer
ichtungsgabe und treffendem Urtheil, beleſen außer-
n der deutſchen Literatur und im Beſitz einer auf
Wanderungen als varender erworbenen Welt- und
chenkenntniß. Das ſind ganz achtbare Eigenſchaften,
Dichter machen ſie noch nicht..... Von einem
och ſo tüchtigen Didaktiker bis zum Dichter von der
tung eines Walther beſteht ein himmelweiter Unter-
Walther iſt ein Dichter im vollſten Sinne des
, Freidank ein leidendes Talent."

I. Ueber Heroengräber und Dingſtätten (1855).
Gunzenle". (Aus der „Germania".) Dieſe Abhand-
chlägt in das Gebiet der Geſchichte und Cultur-
te ein. Wenn eine Erörterung über den berühmten,
oniken und Urkunden des 11.—13. Jahrhunderts
genannten, aber immer noch zweifelhaften Ort
in der „Germania" niedergelegt wurde, ſo gab dazu
nlaß ſeine Erwähnung im „Biterolf" und im „Jün-
Titurel". Pfeiffer ſtellt die bekannten Nachrichten
ıen, denen er in „Freie Forſchung" noch einige
gen konnte, und ſucht zu erweiſen, daß der Gunzenle oder Gunzenlech auf dem linken Ufer des Lech auf ſchwäbiſchem Gebiet gelegen habe. Es war der „lê", der Hügel, Grabhügel eines Gunzo, eines Volksherzogs Konrad von Alemannien, eines Zeitgenoſſen des heiligen Gallus. Der Gunzenle war Jahrhunderte hindurch die angeſehenſte, die Hauptdingſtätte des Schwabenlandes, ja, obgleich er dieſen Namen nie ausdrücklich geführt hat, ein Königsſtuhl.

VIII. Die mittelhochdeutſche Hofſprache (1861—67). „Ueber Weſen und Bildung der höfiſchen Sprache in mittelhochdeutſcher Zeit." (Aus den wiener Sitzungsberichten.) Die weitverbreitete und lange Zeit als unzweifelhaft geltende Anſicht, daß die mittelhochdeutſche Hofſprache auf dem Grunde der ſchwäbiſchen Mundart beruhe, wird von Pfeiffer mit Entſchiedenheit als eine irrige bekämpft (vgl. Nr. 49 d. Bl. f. 1862). In einem „Nachwort" gedenkt Pfeiffer zweier Stimmen, welche ſich, wenn auch nicht direct, gegen ihn erhoben haben. Nur die eine, die aus Wackernagel's Munde kam, berückſichtigt er. Er geſteht den Gründen, die Wackernagel in ſeiner Schrift: „Sechs Bruchſtücke einer Nibelungenhandſchrift aus der mittelalterlichen Sammlung in Baſel" (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1866), für die beſtehende Anſicht vom Einfluß des Schwäbiſchen auf die Literaturſprache vorbringt, keine Beweiskraft zu.

IX. Höfiſch und unhöfiſch (1867). „Unhöfiſche Worte." Dieſer kleine Aufſatz, der hier zum erſten mal erſcheint, knüpft an die genannte Schrift von Jänicke an (vgl. oben unter III). Pfeiffer will hier ergänzend nachweiſen, „was nicht in der Einbildung moderner Köpfe, ſondern nach den Anſchauungen des Mittelalters ſelbſt, in den Augen der damaligen gebildeten Welt, wirklich und wahrhaftig unhöfiſch war". Mit den Worten hövisch, hovelich, hovebære, hövischeit bezeichnete man, was dem Hofe, den höhern Kreiſen der Geſellſchaft gemäß iſt, alſo feine Bildung, Adel der Geſinnung, der Sitte, der Rede. Im Gegenſatz zu dieſer Bedeutung ſind von der kritiſchen Schule Worte als unhöfiſch bezeichnet worden, die ſich auf Kriegs- und Ritterweſen beziehen und nichts Unedles an ſich tragen. Unhöfiſche, gemeine, rohe Ausdrücke werden wir ſelbſtverſtändlich in den höfiſchen Gedichten nicht oder ſelten finden, weil ſie eben verſchwiegen und vermieden werden, aber doch gebricht es nicht an directen Zeugniſſen, wie das Mittelalter in dieſem Punkte dachte. Namentlich gehören zu dieſen Zeugniſſen mehrere Stellen im Gedichte von „Salomon und Markolf", deſſen Dichter ſich öfters entſchuldigt, daß er ſo viel unhöfiſche Worte habe gebrauchen müſſen. Ferner erfahren wir dies auch aus mehrern Gedichten Walther's von der Vogelweide, in denen er ſich über den Verfall der edeln Dicht- und Geſangskunſt und über das Ueberhandnehmen der Roheit beklagt. Sodann iſt von beſonderer Wichtigkeit eine Stelle in Gottfried's „Triſtan". Pfeiffer geht eine Reihe von unhöfiſchen Wörtern durch. Auch für die Kritik iſt es von Wichtigkeit, das wahre Sachverhältniß feſtzuhalten. Aus der kleinen Unterſuchung hat ſich, was zugleich von allgemeiner Bedeutung iſt, ergeben, daß im Mittelalter, d. h. während der Blütenperiode der höfiſchen Poeſie, unter Gebildeten in Bezug auf Anſtand in Wort und Rede dieſelben Grundſätze walteten wie heute noch, und

Digitized by Google

daß die Gegenwart in dieſer Hinſicht vor jener Zeit nichts voraus hat.

X. „Die Kanzleiſprache Kaiſer Ludwig's des Baiern“ (1864). (Aus der „Germania.“) Im erſten Hefte von „Forſchung und Kritik“ (Wien 1863) hatte Pfeiffer Bruchſtücke eines allegoriſchen Lobgedichts auf Kaiſer Ludwig den Baiern mitgetheilt (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1863) und zu erweiſen geſucht, des Kaiſers oberſter Schreiber, Meiſter Ulrich von Augsburg, werde der Verfaſſer ſein. Das „Literariſche Centralblatt“ ſtimmte nicht zu. Wenn der Verfaſſer (Pfeiffer) den Protonotarius des Kaiſers, Ulrich von Augsburg, als Verfaſſer (nämlich des Gedichts) vermuthe, ſo widerſpreche dem der Dialekt; denn Ulrich habe ſich keines andern bedienen können als des der kaiſerlichen Kanzlei; der herrſche aber nicht im Gedichte, ſondern der rein ſchwäbiſche. Darauf hin unternimmt es Pfeiffer, ſeine vorherigen Unterſuchungen, die ihm in ſeinem Urtheil über den Verfaſſer des Lobgedichts nicht irre gemacht hatten, im einzelnen anzuführen, die Unterſuchungen nämlich, wie Kaiſer Ludwig's Kanzleiſprache beſchaffen geweſen ſei. Aus jener Recenſion geht hervor, daß dort der bairiſche Dialekt als die Grundlage dieſer Kanzleiſprache angenommen wird. Pfeiffer dagegen gelangt zu dem Ergebniſſe, 1) daß in der Kanzlei des Kaiſers Ludwig eine beſtimmte Sprachnorm nicht beſtanden hat; 2) daß neben dem bairiſchen Dialekt der ſchwäbiſche in Ludwig's Urkunden eine breite Stelle einnimmt, und 3) daß auch jener nur ſelten unverfälſcht und unvermiſcht darin zum Ausdruck kommt. Pfeiffer ſucht dann die Miſchung der Dialekte in dieſen Urkunden zu deuten. Aber wenn auch ein beſtimmter Sprachgebrauch in der Kanzlei feſtgehalten ſein ſollte, ſo brauchte dieſer ſich nicht auch auf andere Arbeiten, auf Gedichte u. dgl. zu erſtrecken. Die Vermuthung Pfeiffer's von Meiſter Ulrich's Verfaſſerſchaft hat durch die gemachten Einwendungen nicht an Wahrſcheinlichkeit verloren.

XI. Zwei Nachrufe (1859—62). 1) „Wilhelm Grimm.“ (Aus der kaiſerlichen „Wiener Zeitung“.) Dieſer warm geſchriebene Nachruf, der keine Biographie, ſondern die Hervorhebung der wiſſenſchaftlichen Bedeutung Wilhelm Grimm's beabſichtigt, gereicht Pfeiffer zu hoher Ehre. Sein Urtheil iſt nicht getrübt worden durch die Empfindlichkeit Grimm's, wie ſie am Ende des Streites über die Freidank-Walther-Hypotheſe in etwas peinlicher Weiſe hervortrat. Pfeiffer preiſt die Vortrefflichkeit von Grimm's Ausgabe der „Beſcheidenheit“, und jener Hypotheſe gedenkend, die bei den Fachgenoſſen nicht nur keine Zuſtimmung, ſondern lauten Widerſpruch erfahren, ſetzt er nur hinzu, Grimm habe ſich und andern dadurch „viel Mühe und Unluſt“ gemacht. Von den früheſten Arbeiten bis zum „Deutſchen Wörterbuch“ verfolgt Pfeiffer Wilhelm Grimm's wiſſenſchaftliches Leben und wird dadurch von ſelbſt auch auf Jakob Grimm geführt. Beide Brüder haben ja bekanntlich in trauter Gemeinſchaft gelebt und gearbeitet. Aus Pfeiffer's treffender Charakteriſtik ſeien folgende Sätze herausgehoben:

Wilhelm Grimm beſaß nicht den gewaltigen Geiſt, die ſchöpferiſche, ſtets aus dem Vollen und Ganzen arbeitende Kraft, den weiten, genialen Blick und den Gedankenreichthum ſeines Bruders; er war eine minder großartig angelegte, mehr ſtill vor ſich hin ſchaffende, in engern Grenzen ſich bewegende Natur, die aber durch raſtloſen Fleiß, ſtete Uebung aller Kräfte und durch beharrliches Hinſtreben nach einem klar erkannten, unverrückbaren Ziele gleichwol Großes erreichte... Für Poeſie beſaß er ein aufs feinſte ausgebildetes Gefühl und tiefes Verſtändniß, und beſonders war es das Volksthümliche und Sinnvolle in der Poeſie, was ihn vor allem und am meiſten anzog; nichts dahin Bezügliches achtete er gering, und ſelbſt dem für andere Augen Unſcheinbaren wußte er intereſſante Seiten abzugewinnen und ſie in überraſchend helles Licht zu ſtellen.

2) „Ludwig Uhland.“ (Aus der „Wochenſchrift für Wiſſenſchaft u. ſ. w., Beilage zur kaiſerlichen „Wiener Zeitung“, dann auch in einem Sonderabdruck.) Auch dieſer Nachruf iſt aus warmem Herzen geſchrieben. Pfeiffer feiert in ihm nicht Uhland den Dichter und Patrioten, ſondern den Mann der Wiſſenſchaft, da dieſe Seite in deſſen literariſcher Thätigkeit weniger allgemein bekannt ſei, und knüpft hieran einige Worte über Uhland's Charakter und Perſönlichkeit. (Vgl. Nr. 5 d. Bl. f. 1862.)

XII. Zwei Recenſionen (1858—62). 1) „Des Minneſangs Frühling.“ (Aus der „Germania“.) Anknüpfend an die unter dieſem Titel bekannte Ausgabe der ältern Liederdichter von Lachmann und Haupt will Pfeiffer die Nothwendigkeit der Erforſchung unſerer ältern Mundarten beweiſen, welche die beiden Herausgeber zum Schaden der Textherſtellung unterlaſſen haben. Zugleich nimmt er hier aufs neue Gelegenheit, den verkehrten Betrieb der altdeutſchen Philologie zu rügen, durch welchen dieſer Wiſſenſchaft ſo mancher Jünger verloren gehe.

2) „Hugdietrich's Brautfahrt.“ (Aus der „Oeſterreichiſchen Wochenſchrift“.) In dieſer Recenſion wird das epiſche Gedicht von Wilhelm Hertz: „Hugdietrich's Brautfahrt“, eine Um- und Neudichtung eines bekannten altdeutſchen Gedichts mit Begeiſterung geprieſen und empfohlen als eine der anmuthigſten, reizendſten Dichtungen unſerer ganzen Literatur. Daß Pfeiffer dieſe Recenſion in ſeine Sammlung aufnahm, geſchah mit Recht wegen der vorausgeſandten allgemeinen Bemerkungen, in welchen er die heutigen Dichter, die um gute Stoffe verlegen ſeien, auf unſere ältern volksmäßigen Erzählungen hinweiſt, welche, untauglich zu Ueberſetzungen, freie Umdichtungen verdienen. Hier in der Beurtheilung eines modernen Dichters ſehen wir deutlich, daß Pfeiffer nicht blos ſtreng und unerbittlich zu Gericht zu ſitzen verſtand, ſondern daß er auch — und dies hat er ebenfalls in andern gelehrten Recenſionen zur Genüge gezeigt — mit Dankbarkeit und Hingebung ſich am Guten und Schönen erfreute und Lob ertheilte, wo es ihm verdient erſchien.

Werfen wir einen Blick zurück auf die berührten Abhandlungen, ſo tritt uns zuerſt die Mannichfaltigkeit der Stoffe entgegen, wenn auch dieſelben der Zeit nach der Periode des Mittelhochdeutſchen und zwar innerhalb dieſer Periode meiſt der claſſiſchen Literatur anheimfallen. In den ſprachlichen Fragen bildet immer den Mittelpunkt die Dialektforſchung. Die Polemik, welche Pfeiffer übte, ſtreifte bisweilen hart an der Grenze der Leidenſchaftlichkeit; namentlich iſt dieſer Zug in den letzten Lebensjahren Pfeiffer's ſtärker als früher hervorgetreten und mag wol erklärt und entſchuldigt werden durch ſeine körperliche Reizbarkeit, welche die Begleiterin eines Siechthums und der Vorbote eines allzu frühen Todes war. Wo aber die Polemik

Digitized by Google

Pfeiffer's in ruhigem Gleiſe geht, da iſt ſie geradezu feſſelnd und bewunderungswürdig.

Und fragen wir nach dem Erfolge, der ſich an die hier vereinigten Unterſuchungen knüpft, ſo iſt derſelbe gewiß ein großer, indem die Wahrheit aus ihnen hervorging oder doch die Anregung zu weiterer Forſchung. In der Frage über den Nibelungendichter iſt Pfeiffer von vielen beigeſtimmt worden, vor allen von Bartſch, der zu ſeiner bedeutungsvollen Lehre über die Entſtehung des Gedichts Pfeiffer's Hypotheſe heranzog. Andere, die Anhänger der Liedertheorie, ſind natürlich nicht überzeugt worden. Ebenſo ſind die Acten über die höfiſche Sprache noch nicht geſchloſſen. Völligen Sieg dagegen hat Pfeiffer über Wilhelm Grimm davongetragen; auch ſteht die Annahme über Konrad Fleck's Dichterthätigkeit, ſoviel wir wiſſen, endgültig feſt. Die Hypotheſe von Bligger's „Umhang" und vom Gunzenle haben bei den Fachgenoſſen Zuſtimmung gefunden. Niemand wird mehr Gottfried von Straßburg als Autor der genannten geiſtlichen Gedichte anſehen, der überhaupt Kenntniß von Pfeiffer's Beweisführung genommen hat. Wie lange wären ohne dieſen kampfbereiten Mann die gedachten literariſchen Irrthümer fortgepflanzt worden! Daß gerade eine ſo lebendig anregende Kraft uns ſo früh entriſſen werden ſollte, iſt ein doppelter, ein unerſetzlicher Verluſt!

Zur neueſten deutſchen Lyrik.

Karl Frenzel proclamirte einmal in der „National-Zeitung" die Unmöglichkeit einer Lyrik nach Rückert, Nikolaus Lenau, Eichendorff und Heine. Er weiſt die Talente der Gegenwart auf den Roman und die Poſſe hin, welche Genres mit modernen Ideen poetiſch erfüllt werden ſollen. Die nachfolgende Dekade neuer deutſcher Lyriker könnte uns beinahe ebenſo ungünſtig gegen dieſe Dichtungsart ſtimmen, obſchon wir den meiſten reſpectiven Verfaſſern ebenſo wenig rathen möchten, ſich auf dem Felde des Romans oder der Poſſe zu verſuchen. Der geiſtreiche Gobineau würde in dieſen neueſten Poeten ſicherlich eine ſtarke Beimiſchung gelben Bluts vermuthen, ſofern er nämlich in ſeinem Buche: „Sur l'inégalité des races" (I, 352) behauptet: „La race jaune a en toutes choses tendances à la médiocrité."

Eine ſolche Tendenz haben zunächſt:

1. Die Noth. Von Hugo Jahn. Zum Beſten verſtümmelter Krieger. Waldenburg, Meltzer. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.
2. Gedichte von Hugo Jahn. Waldenburg, Meltzer. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Nr. 1 iſt hoffentlich recht viel gekauft worden, denn der Zweck heiligt die Mittel. Nr. 2 beginnt:

Im Menſchen lebet ein Schnecklein zart,
Von innen gar weich, von außen hart;
Von innen ſtreckt es die Glieder
Und Hörnchen auf und hernieder.

Wir dachten anfangs: hier iſt mehr als Rabelais' und Béranger's Chansons érotiques. Aber wie die Auflöſung eines echten deutſchen Räthſels, nach Simrock, den unheiligen Rather durch ſeine Unverfänglichkeit ſtraft, ſo ſchließt auch unſer Gedicht:

Im Herzen, da lebet das Schnecklein Gemüth.

Als ungelöſtes Problem jedoch ſetzen wir vollſtändig hierher (S. 120):

Embryonen.

Wol möchte ich ein Waſchweib loben,
Das die ſchwarze Wäſche oben
Unten bleicht und klärt.
Garibaldi iſt der Meiſter,
Der der Legitimen Kleiſter
Legitim verwäſcht.

Schon verſtändlicher ſind dagegen folgende Proben:

Gewöhnlich iſt, daß früh am Tage
Man aufſteht und dann Kaffee trinkt
Und ſich bis Mittag ſonder Plage
Zu den Berufsgeſchäften zwingt....

Gewöhnlich iſt nur das Gemeine,
Das überall zu finden iſt,
Gleichwie ein Kalb im Lorberhaine,
Das neben dem Poeten frißt.

Oder:

Ich lobe mir die Mittel,
Bin gern ein ſchlichter Mann.
— — — — — — — — —
Durch Mittel ißt man Braten,
Durch Mittel trinkt man Wein u. ſ. w.

Oder ferner:

Was hat man nun wol von der Oeffentlichkeit?
— — — — — — — — — —
Sie bringt uns ja nichts als Verantwortlichkeit.

Oder endlich:

Die Tugenden der alten Zeit
Und namentlich Beſcheidenheit
Ehrt unſre Gegenwart faſt gar nicht mehr.

Für die öde Trivialität dieſes Bandes, welche in den „Gedichten in der Mundart des niederſchleſiſchen Gebirgsvolks", ſowie in 49 Gelegenheitsgedichten, Polterabendſcherzen, Albumverſen, Sylveſterliedern, Liedertafelgeſängen und ähnlichen gipfelt, hat uns nur die ſtellenweis koſtbare unwillkürliche Komik eine ſchwache Entſchädigung gewähren können.

An Jahn reihen ſich am würdigſten an:

3. Gedichte eines Ungenannten. Herausgegeben von Benjamin Benedict Franke. Nördlingen, Beck. 1868. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

1) „Lieder." Namentlich an den Frühling. Derſelbe küßt ihn jährlich nur einmal, iſt daher der Geliebten vorzuziehen, welche ihn das ganze Jahr immerzu küßt. Als er aber ein Veilchen pflücken wollte, brannte ihn eine Neſſel:

So Natur, ſtets treu und gut,
Schwächſtes nimmt in ſtärkſte Hut.

Vom Weine meint Ungenannter:

Den härtſten macht er butterweich,
Trilirum, larum — weich.

Seine Anſicht von der Eiſenbahn iſt:

Mit dem Dampfroß fähret nie
Der Hulden Huldin Poeſie;

denn:

Wo's zum Betäuben ſchnaubt und raſſelt,
Mechaniſch alles ſich bewegt,
Die Funken ſprühn, das Feuer praſſelt
— — — — — — — — — — —
Wird wohl entflammt die Phantaſie,
Doch nicht ein Fünkchen Poeſie.

Der Ungenannte dichtet alſo mit dem Verſtande: für ſeinesgleichen ſehr verſtändig!

2) „Lebende Bilder." Der zweiundachtzigjährige Goethe ſagt:

Zu mir Erfahrung täglich ſpricht,
Tagtäglich ſpricht:
Der Geiſt braucht dieſe Hülle nicht.

„Goethe" ſchließen ſich an: „Proletarier", „Bonvivant", „Vagabund", „Lachende Erben" — ſämmtlich altfränkiſche, werthloſe Poëmata.

3) „Sonette":

Die Wiederkehr von gleichgereimten Zeilen
Läßt gerne bei Sonetten uns verweilen;

aber nicht bei vorliegenden, wo die auf Rauch's Denkmal Friedrich den Großen umgebenden Geſtalten:

Dir zur Seite ſtanden,
Wie um den Chimborazzo Quito's Anden —

und wo es von Schiller heißt:

Ihm galt allein das Ewigallgemeine;
Und wir, die wir bewundernd ſo ihn kennen,
Die groß er denken, edel fühl'n er lehret.

4) „Vaterländiſche Gedichte." Zum Beiſpiel:

Hätte Deutſchland viele Steine
Von der Memel bis zum Rheine —
— — — — — — —
Unſers Stein's Charakterbild
Bleibe Deutſchlands Hoffnungsſchild.

5) „Erzählende Gedichte" von höchſt proſaiſcher Breite.

6) „Epigramme", „Bunte Gedichtchen" (kein Druckfehler!). Zum Beiſpiel:

An Goethe.

Deine bezaubernden Lieder zumal, das lebt und wird leben,
Als es noch Liebende, und als es Gebildete gibt.

Unſers Erachtens kann aber derjenige ganz ſicherlich kaum unter die Gebildeten gerechnet werden, welcher die freilich faſt naive Geſchmackloſigkeit beſitzt, völlig werthloſe „Gedichtchen" auf 225 Seiten dickes Velinpapier abdrucken zu laſſen!

Auf den Ungenannten folge Muſchi:

4. Glockentöne. Gedichte von Bernhard Muſchi. Würzburg, Julien. 1867. 16. 18 Ngr.

1) „Liebesblüten":

Ernſt und düſter war mein Leben
Bis zu dieſem Augenblick;
Theure, du haſt mir gegeben
Meine Heiterkeit zurück.

Aber andererſeits (S. 33):

Augenblicke ſind oft lange Zeiten,
Lange Zeiten unnennbarer Qual,
Und du könnteſt ſie ſo oft vermeiden,
Dächteſt du auch meiner manches mal.

Muſchi könnte bei einigem Nachdenken ebenfalls unmögliche Reime, die er faſt auf jeder Seite zu bieten wagt, vermeiden. Die junge Dame übrigens, welche ſolche und ähnlich tiefſinnig-ſchöne Poëme erhalten, bedauern wir aufrichtig.

2) „Sonette, Terzinen" u. ähnl. Zum Beiſpiel:

An Rückert.

Auch du in beſſre Lande heimgegangen,
Auch du, verehrter Greis, dem Staub entflohn?
— — — — — — — — — — —
Ruh ſanft, der du ſo wahr, ſo tief gefühlt.

Von der perſonificirten „Terzine" läßt ſich der Verfaſſer alſo anreden:

Nun, liebesfroher Sänger, ſiehſt du wieder
In meines Wohllauts ſel'gen Tempelhain,
Ich, Sänger, weihe dieſes Lied der Lieder.

Die Terzine ſagt weiter: ſie wolle nicht nur Dante's, ſondern auch Muſchi's Liebling ſein!

3) „Balladen." Aurea mediocritas! S. 106:

Mit Ziſchen,
Wie wenn heulende Stürme und Wogen ſich miſchen.

Es ziſcht vielmehr, wenn Feuer mit Waſſer ſich miſcht!

4) „Allgemein Lyriſches." Zum Beiſpiel:

Heil'ger Friede, thaue nieder,
Edens reinſter Gottheitsklang.

Zum Schluß wünſchen wir inſtändig, daß „Der ewige Jude. Epiſche Dichtung von Bernhard Muſchi", aus welcher ein Fragment mitgetheilt wird, ebenſo fade und unbedeutend wie die übrigen vier Abtheilungen, niemals das Licht des Tags erblicke. Muſchi ſtellt ihn freilich „neben Leiſtungen von Hermann Lingg, Julius Groſſe u. a." Dabei fällt uns wahrlich der bekannte Schluß der „Vorrede" zum „Buch der Lieder" ein: „Erinnerſt du dich noch des Marſyas? ... Ein ähnliches Beiſpiel thäte wieder noth."

5. Gedichte von Nikolaus Stieglitz. Wien, Selbſtverlag. 1868.

Stieglitz iſt beſcheiden, offenbar noch ſehr jung. S. 48 ſteht ein mit den bisherigen verglichen ganz gutes Gedicht:

Das Dampfroß brauſt, es raucht der Schlot,
Und weiter geht's mit Gott, mit Gott!
Er ſei mein treuer Leiter!
Weiter! Weiter!

Und ſchneller raſt es, fort und fort
Und keuchend hält's an manchem Ort,
Bringt Bilder ernſt und heiter —
Weiter! Weiter!

Leb', Wilhelm, wohl! Im wilden Krieg
Denk' mein; dann gibt dir Gott den Sieg,
Sei ſtets ein wackrer Reiter.
Weiter! Weiter!

Dort der Student mit wenig Geld
Singt: Hab' mein' Sach auf nichts geſtellt,
Nur heiter, immer heiter! —
Weiter! Weiter! u. ſ. w.

Uebrigens fehlt jede Selbſtkritik. Viel ganz phyſiognomieloſe, tauſendmal dageweſene Liebesgedichte, viel Gedichte über das Dichten: wie gern er doch ein recht ſchönes Lied machen möchte u. ähnl. Ein Titelholzſchnitt zu einer Ballade: „König und Sänger", ein matter Abklatſch von Uhland's „Sängers Fluch", nur daß des Verfaſſers König gerührt wird, wie der Sänger

Digitized by Google

Singt von allem, was hienieden
Die Seele und das Herz erfreut,
Er ſingt von Freude, Frohſinn, Frieden,
Von erſter Liebe Seligkeit —

nd am Schluſſe ſagt:

Wenn es dir hier bei uns gefallen,
So bleib, ſei hochgeehrt von allen.

Stieglitz' Gedankenreichthum offenbart ſich in den
lerſen:

Gibt es nach dem Tod ein Wiederſehen?
Fragt man oft ſich, wenn man daran denkt,
Wie ſo viele Liebe von uns gehen.

Mit ſolchen unreifen Productionen wie die vorliegenden, lbſt wenn einmal ein Vers in der „gebildeten Sprache" ge-ngen ſein ſollte, kann der modernen Lyrik nicht gedient n. Dichtungen, für welche die immenſe philoſophiſche ıd naturwiſſenſchaftliche Geiſtesarbeit, welche unſer Jahr-ndert vollbracht hat und vollbringt, gar nicht dageweſen ſein ſcheint, werden andererſeits auch in den Annalen r Literaturgeſchichte keine Berückſichtigung finden können. verſteht ſich, daß wir daneben eine wirklich originelle ive Lyrik ebenfalls zu ſchätzen verſtehen. Heinrich Heine einigt beide Seiten der modernen Dichtung.

Beſſeres als alle vorhergenannten Schriften bietet:

Ein bunter Strauß. Gedichte von Wilhelm Reuter. Trier, Braun. 1867. 16. 15 Ngr.

Wir führen gleich das relativ gelungenſte Gedicht der mmlung auszugsweiſe an:

Dietrich von Reuland.

Vor Akkon lagen im Heiligen Land
Die chriſtlichen Pilgerheere,
Viel Ritter vom blühenden Rheinesſtrand
Dort kämpften zu Gottes Ehre,
Und unter dieſen, der Löwe genannt,
Der edle Dietrich von Reuland.

wird von der Seuche befallen, läßt ſich aber trotz- auf das Roß heben:

Und wie die Feinde den Löwen erſchaun —
Sie wähnen, daß Geiſter erſtanden —
Da faßt ihre Herzen unheimliches Graun,
Und zaghaft den Rücken ſie wandten.
Die Chriſten folgten mit neuem Vertraun
Dem ſchrecklichen Dietrich von Reuland.
— — — — — — — —
Er kehrte ermattet und ſterbend zur Streu,
Es weinten die Waffenbrüder.
Wann ſtarb ein Held, ſo herrlich und treu?
Drum ewig ſingen die Lieder
Am Rheinesſtrom von dem ſtolzen Leu,
Dem edeln Dietrich von Reuland.

Die übrigen Balladen, Romanzen und Legenden ſind r weniger gelungen, und namentlich verdient es eine e Rüge, daß der Verfaſſer S. 109 in „Boabdil's Ab- von Granada" Heine's Gedicht: „Der Mohren-", in einer Strophe plagiirt und übrigens verwäſſert Aus zwei nicht ſonderlich ſchön verſificirten Legen-theilen wir den Inhalt mit. Sanct-Loy, der Schmied, ägt die Roſſe in der Art, daß er ihnen die Füße weiteres abnimmt, ſie bequem auf ſeinen Amboß legt, Hufeiſen verſieht und dann wieder anſetzt. Als er aber einmal dieſer Meiſterſchaft berühmt, kann er Fuß nicht wieder anſetzen. Wir werden an Goethe's ervolle „Legende" erinnert.

In einem andern Reuter'ſchen Gedicht wäſcht Maria das Kind auf der Flucht nach Aegypten in der Hütte eines ſie liebevoll beherbergenden Räubers, deſſen Kind am Ausſatz leidet, aber durch die Wunderkraft des Waſſers, darin der Heiland gebadet, geheilt wird. Jeſus findet dieſen Sohn des Räubers als Schächer am Kreuze wieder und vergibt ihm.

Jedenfalls verdient des Verfaſſers Beſtreben, die uralten Sagen und Legendenſchätze der Nation poetiſch zu erneuern und zu conſerviren, volle Anerkennung.

Sonſt gibt der beſcheidene Verfaſſer harm- und werthloſe Frühlings- und andere Naturlieder. S. 32 heißt es:

Eine Werkſtatt vielgeſchäftig
Biſt du, herrliche Natur.
— — — — — —
Immer an den Wochentagen
In der Au, in Wald und Flur.

Aber Sonntags:

Alles Wirken, alles Weben,
Alles Treiben ſtellſt du ein.

Soviel wir wiſſen, iſt für die Natur noch keine Sabbatsordnung erlaſſen, und haben über das Einſtellen ihrer Sonntagsarbeit noch keine Debatten ſtattgefunden.

Den Reſt der Sammlung bilden geiſtliche und zum Theil ſpecifiſch katholiſche Poëme, wie denn das Buch Sr. biſchöflichen Gnaden Hrn. Leopold Pelldram, Biſchof von Trier, gewidmet iſt.

S. 74 „Rolandseck und Nonnenwerth":

Durch die grünen Rebengärten
Brauſt heran ein langer Zug:
Auf des Dampfes mächt'gem Fittich
Eilt die neue Zeit im Flug.

Mit dem Eiſen, draus der Ritter
Schwerter, Panzer ſchlug und Schild,
Gürtet ſie die Bruſt der Erde u. ſ. w.

Die Burgen ſind Ruinen geworden, aber

Mitten in dem ſteten Wechſel,
In der Zeiten flücht'gem Strom
Eines nur ſteht unerſchüttert,
Deine Kirche, ew'ges Rom.

Von beſonders poetiſchem Anfluge iſt (S. 54) der „Triumph der Kirche":

Während draußen ...
... das Unrecht ſeine Siege
Feiert bei dem Mahl von Blut
— — — — — — —
Sitzt zu Rom auf Petri Stuhle,
Sitzt in Locken ſilberweiß,
Schüler in des Kreuzes Schule,
Hehr der heil'ge Prieſtergreis.
Von Verrath und Haß umgeben,
Heiter bleibt ſein Angeſicht,
Milde, feſt und Gott ergeben
Segnet er, und fluchet nicht.

Proteſtiren müſſen wir aber dagegen, daß Reuter profane Lieder in geiſtliche umſetzt, wie einſt unſere herrlichen Volkslieder von Paſtoren zu Kirchenliedern verunſtaltet wurden. Es beginnt nämlich S. 47 der „Siegeszug des Erſtandenen":

Windet ihm Kränze, ihr Töchter der Erde,
Kränze von Blüten, die Lenz uns gebar,
Schlinget dem Retter von Noth und Beſchwerde
Heute ſie freudig ins feſtliche Haar.

Und ſo noch mehrere Schiller'ſche Reminiſcenzen.

Digitized by Google

Kann dem Verfaſſer ſonach poetiſche Anlage nicht ganz abgeſprochen werden, ſo muß doch erſt die Zukunft lehren, ob dieſelbe weiterer Entwickelung fähig.

7. Blätter und Blumen. Gedichte von Iſidor Barndt. Ertrag für das Kloſter der Frauen vom guten Hirten in Breslau. Neiſſe, Hinze. 1867. 8. 15 Ngr.

Der Autor, nach S. 41 ein katholiſcher Pater, bezeichnet ſein Opus als „Jubelbüchlein" und hat es Sr. Hochwürden dem Hrn. Dr. theol. Sauer zum fünfundzwanzigjährigen Rectoratsjubiläum dedicirt. Da auch ſonſt faſt nur Gedichte an Perſonen und bei feſtlichen Gelegenheiten mitgetheilt werden, deren einmaliger Abdruck in Zeitungen oder auf Flugblättern ganz zweckdienlich, aber auch völlig genügend geweſen wäre, ſo iſt eine nähere Beſprechung unnöthig. Inzwiſchen finden wir auch eine Kapuzinerpredigt à la Abraham a Sancta Clara gegen Karl Vogt, nebſt einem Holzſchnitt, „zwei geniale Affen" als „Darwin's erſtes Menſchenpaar" darſtellend; ſodann ein Poem, welches die Jeſuiten als Ritter vom Geiſte feiert. Die politiſche Geſinnung des Pater Barndt müſſen wir dem eben Angeführten gegenüber ſchließlich beſonders lobend anerkennen. Er redet den „Thurm von Leuthen" an:

Du wurdeſt preußiſch . . .
Und deſſen freut ſich ſelbſt ein Thurm,
Ein Kirchenthurm zumal.

Das Prieſterthum, das Ordenskleid,
Geſchützt, geachtet iſt's, ſo weit
Der Aar den Fittich ſchwingt.

Auf die katholiſchen Sänger folgt ein proteſtantiſcher der nüchternſten Sorte:

8. Für Welt und Herz. Religiöſe Dichtungen von Theodor Drobiſch. Dresden, Tittel und Wolf. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Im geiſtlichen Liede wollen wir die frommen Regungen des Gemüths einfach herzlich ausgeſprochen haben, ſeelenvolle Klänge, wie ſie Paul Gerhardt und Novalis ſo meiſterhaft angeſchlagen. Das abſtracte Raiſonniren, worin beſonders Gellert oft ſtark iſt, berührt nirgends ſo unangenehm wie hier. Der Verfaſſer vorliegenden Buchs überbietet den leipziger Profeſſor bei weitem und iſt durch ein triviales Reflectiren und Operiren mit dürren Katechismusbegriffen für unſer Gefühl wenigſtens total ungenießbar:

Der Ehrfurcht Hochgefühl erfaſſe
Stets meinen Geiſt, was ich auch thu' —
Denn es erhebt die Seelenkräfte u. ſ. w.

Bewahre, Menſch, dir deinen Seelenadel.

Vergiß nicht Gott den Herrn zu loben,
Der im Bereich der Zeitlichkeit
Dich auserwählt ſchon und erhoben
Zum Leben der Unſterblichkeit.
— — — — — — — — — —
Ja, ihn, den Schöpfer zu verehren,
Zu treten vor ſein Angeſicht,
Dies ſei die erſte deiner Lehren (?)
Dies ſei die erſte deiner Pflicht(en!).

O ſuche hier in dieſem Leben,
Dem andern nie im Weg zu ſtehn.

Und dergleichen Gemeinplätze mehr.

Das Buch iſt in Goldſchnitt gebunden und mit Porträt und Facſimile des Dichters verſehen.

9. Gedichte von Auguſt Schwartzkopff. Halle, Barthel. 1868. 16. 20 Ngr.

Der Verfaſſer iſt, wenn wir nicht irren, Paſtor in Wernigerode, und wird daher die Hälfte ſeines Buchs von geiſtlichen Liedern eingenommen, die freilich mit den eben beſprochenen nicht auf Eine Linie zu ſetzen, aber doch über den gewöhnlichen Kirchengeſangbuchston ſich nirgends erheben, nirgends eine neue oder vertiefte religiös-poetiſche Anſchauung offenbaren. Jeder gebildete Pfarrer würde ſolche Lieder ſchreiben können.

Anſprechender, obwol auch ohne hervorragende poetiſche Bedeutung iſt die zweite Abtheilung: „Von der Welt, Wald und Feld", aus der wir das unſers Erachtens Beſte herausheben:

Ein Eulenſchrei am lichten Tag!
Was hat das zu bedeuten?
Will es dem grünen Maienhag
Die Sterbeglocke läuten?

Es iſt, als hielt den Athem an
Der Bach in ſeinem Rieſeln,
— — — — — — —
Als ob die Erde ängſtiglich
Begönn' in ſich zu zittern u. ſ. w.

Ganz originell wird von den Roſen geſagt:

Ihr ſeid des Frühlings Wunden,
Draus er vergießt ſein Blut —

während die Strophe in einem andern Gedicht:

Die Roſen ſind verglühet,
Ich habe die Roſen verſäumt,
Der Sommer iſt verſprühet,
Ich habe den Sommer verträumt —

eine Reminiſcenz an Geibel iſt, manche andere Naturgedichte an den ſeligen Brockes anklingen.

Am meiſten gefallen hat uns (S. 132):

Goethe's Fiſcherknabe.

Ich wohne tief im kühlen Haus,
— — — — — — — — — —
Da wachſen Korallen;
Im Reigen wallen
Vorüber viel ſchöne Waſſerfraun.
Ach könnt' ich nur einmal auf grünenden Aun
Die Tänze fröhlicher Kinder ſchaun!
Ich gäbe Perlen und Edelſtein
Hin für ein Maienblümelein.

Endlich thun wir noch eines im Eichendorff'ſchen Tone geſungenen Gedichts Erwähnung:

Die Kunſtreiterbude unweit des Kirchhofs.

Wohl unter dem Raſen ſchlummern
Viel Schläfer rings im Kreis,
— — — — — — — — —
Und auf dem Raſen ſitzet
Am blühenden, duftenden Strauch
Der ſtille ſehnende Kummer
Mit rothgeweintem Aug'.

Doch gegenüber da raſſelt's,
Da jagt's im wüſten Trott,
— — — — — — — —
Weithin erbebt der Boden,
Es zittern Giebel und Dach;
Die Todten drunten meinen,
Es käm' der jüngſte Tag.

Ei, jagt nicht ſo gewaltig!
— — — — — — —

Digitized by Google

Ihr Reiter und ihr Roſſe,
Bald ſinkt ihr hin zur Ruh!
Gemach zieht über die Poſſe
Der Tod den Vorhang zu.

0. Blumen aus Rübezahl's Garten. Gedichte in ſchleſiſcher Gebirgsmundart von Friedrich Zeh. Hirſchberg, Roſenthal. 1868. 16. 7½ Ngr.

Wir ſind von vornherein gegen die Dialektdichtung, eil ſie meiſt nur einem Bruchtheil der Nation verſtänd- h iſt, und bei Gedichten ſind bekanntlich, nach A. W. chlegel, erklärende Noten, „was anatomiſche Vorleſun- n bei einem Braten". Trotzdem können wir vorliegen- m Büchlein, deſſen Sprache auch weit verſtändlicher s bei Fritz Reuter und beſonders Klaus Groth, unſern eifall nicht verſagen. Die Freuden und Leiden der leſiſchen Gebirgsbewohner werden recht naturwahr, wenn ch oft etwas platt geſchildert, und der Dichter ſchlägt ts einen anmuthend herzlichen Ton an. S. 70:

Nu ies niſcht me z'n huſſa.

Im Bette liegt de Mutter krank,
Beſuſſa uff d'r Uſabank
D'r Voater ſitzt, un uff d'r Diele
Fünf Kinder ruhn eim Struhgeſtele.

De Nuth ies ſchrecklich gruß do hie:
De Kinder hon vo heute früh
Bis jitzt zer Nacht noch niſcht gegaſſa,
D'r Voater thoat's verpraſſa!

als die Frau ihm Vorwürfe macht, da

Gieht a (geht er), ib Weib un Kinder ſchrein,
Naus ei de Nacht bei Mondaſchein
Un hängt ſich oa an Fichte —
Gott ſchenk'm Gnoade im Gerichte!

Im ſüdöſtlichen Eulengebirge heißt „das groa (graue) ndla aufhucken" ſich betrinken, weil ja dann der werpunkt in den Kopf verlegt wird. „Vum groa ndla" handeln mehrere intereſſante Gedichte. Die ìgenſte Gabe möchte aber wol (S. 10) „A Liedla uffs ot" ſein.

Zuletzt erſcheint:

11. Die zehnte Muſe. Ein philologiſcher Feſtprolog von Richard Goſche. Halle, Barthel. 1868. 8. 5 Ngr.

Der gelehrte und um die Literaturgeſchichte durch ſein Jahrbuch ſehr verdiente Verfaſſer macht ſelbſtverſtändlich nicht den Anſpruch, durch dieſen Prolog die poetiſche Nationalliteratur zu bereichern; er wünſcht vielmehr — nach der Vorrede — nur durch den auf Verlangen veranſtalteten Abdruck die Feſttheilnehmer der fünfundzwanzigſten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner an die Tage von Halle zu erinnern. Sprache und Behandlung der fünffüßigen reimloſen Jamben ſind durchaus geſchmackvoll und würdig, wie von einem ſo feingebildeten Geiſte nicht anders zu erwarten und wie einige Beiſpiele zeigen mögen. Von Winckelmann ſingt die zehnte Muſe, die Philologie:

Ihn rieſen meine weißen Marmorbilder
Jenſeit der Alpen nach dem ew'gen Rom,
Er reicht euch jene Bilderwelt herüber,
Der treue Sohn der Mark, der Winckelmann.

Am Schluß gibt die Muſe einen literarhiſtoriſchen Ueberblick:

Sakuntala's tief ſeelenvolles Auge
Ließ ich euch ſchaun, die Treue Savitri's.
— — — — — — — — — —
Ihr hört Chriemhildens Schmerzensſchrei,
Und wieder klingt der muntre Minneſang,
Das Lied des Troubadours, die Aventure,
Vom Sehnen Parzival's, vom Sterben Roland's.

Die unwürdigen Baſtarde der modernen Lyrik werden uns die echten Thronerben der Claſſiker, die ſchon geborenen und die kommenden, nur um ſo herrlicher erſcheinen laſſen. Denn wir vermögen Frenzel's Anſicht von der Ueberflüſſigkeit oder Unmöglichkeit neuer Lyrik nicht zu theilen. Warum ſollen die Ideen, welche unſere Zeit auszuſprechen hat, ſich nicht ebenſo gut in entzückende Verſe gießen laſſen? Und jedenfalls hat der Roman immer den immenſen Nachtheil gegen die „ewigen Melodien", daß, wie Jakob Grimm in der Vorrede zu ſeiner „Deutſchen Grammatik" ſchon 1822 bemerkt, „ungebundene Proſa dem Gedächtniß den Inhalt verhallen läßt". Aber jeder echte Dichtervers lebt in aller Munde ein unſterbliches Leben.

Feuilleton.

Vom Weihnachtstiſch.

Die Weihnachtsſaiſon des deutſchen Buchhandels, welche lle Pracht- und Miniaturausgaben, namentlich für An- ien und Gedichte jetzt den Mittelpunkt des buchhändleri- Geſchäfts bildet, hat begonnen, und die eleganten Erzeug- der vereinten geiſtigen, künſtleriſchen und mercantilen gkeit ſind bereits in Curs geſetzt.

Der thätigſte und geſchmackvollſte Verleger auf dieſem Ge- t gegenwärtig wol F. Volckmar (C. F. Amelang's Verlag,), der dieſe Specialität des Buchhandels mit ebenſo viel wie Glück und Erfolg pflegt, wie die zahlreichen neuen en der betreffenden Verlagswerke beweiſen. Die „Dich- je. Neuere deutſche Lyrik, ausgewählt von Eliſe Polko", attet mit vielen Illuſtrationen, ſind bereits in fünfter e erſchienen. Die Verfaſſerin hat, wie ſie in dem Vor- agt, mit achtſamen Augen weiter geſammelt und gepflückt en Hecken und Dornen, an allen Wegen, und kein Forſchen und Mühen geſcheut, zu dem Guten Gutes, zu dem Schönen Schönes zu fügen". Die Sammlung iſt für Frauen und Mädchen beſtimmt und gerade in dieſer Hinſicht mit vielem Takt ausgewählt. Selbſtverſtändlich fehlt ihr der männlich ernſte und energiſche Ton, das geiſtig Schwerwiegende und Charaktervolle, ſodaß die nach dieſer Seite hin hervorragenden Dichter gegen die Dichter ſanfterer Empfindungen zurücktreten. Man kann die Sammlung als einen „Gynäkometer" der neuen Lyrik betrachten. Am meiſten vertreten ſind von den modernen Dichtern Geibel, Julius Sturm, Rittershaus, Reinick, allerdings auch Eichendorff, Chamiſſo und Heinrich Heine.

Eine neuerſcheinende Sammlung: „Souvenir. O frage nicht! Von Georgy und Füßhaus bildlich erläutert", bringt eine Zahl kleinerer Gedichte von Heine, Geibel, Prutz, Sturm, Dingelſtedt, Schack, Bodenſtedt u. a. mit geſchmackvollen Initialen und Vignetten, die in der Regel die Stimmung der Gedichte bezeichnend wiedergeben.

Digitized by Google

Eine andere Schrift von Eliſe Polko: „Unſere Pilgerfahrt von der Kinderſtube bis zum eigenen Herd. Loſe Blätter“, erſcheint in einer dritten verbeſſerten Auflage mit acht Illuſtrationen von Paul Thumann. Es iſt ein Hausbuch für Mädchen; eigene Reflexionen der Verfaſſerin wechſeln mit Stellen aus lyriſchen Gedichten, alles feinfühlig, ſinnig, auf den geiſtigen Horizont der weiblichen Jugend berechnet.

Von der „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Leben und Weisheitsſprüche aus deren Werken“, die der Herausgeber d. Bl. veröffentlicht hat, liegt eine vierte Auflage vor, in höchſt elegantem Prachtband und mit acht neuen Titelbildern von Thumann in reichem Farbenſchmuck. Auch von dem bekannten Werk von A. H. Petiscus: „Der Olymp oder Mythologie der Griechen und Römer“, liegt eine funfzehnte verbeſſerte Auflage mit erläuternden Holzſchnitten vor. Die neuen Auflagen des Volckmar'ſchen Verlags ſind meiſt neu in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Nach dem Grundſatz, daß das Beſſere der Feind des Guten ſei, wurden oft alle Illuſtrationen eines Werks mit neuen vertauſcht, die meiſt nach den Intentionen des geſchmackvollen Verlegers ausgeführt ſind. Neuerdings hat derſelbe auch dem Humor eine Stätte unter ſeinen buchhändleriſchen Schaugerichten eingeräumt in dem Werke: „Deutſcher Humor in der Poeſie“. Das Werk iſt mit Illuſtrationen von Oscar Pletſch, J. Fülhaus u. a. ausgeſtattet, welche auch dies, meiſt ſtiefmütterlich behandelte Gebiet deutſchen Geiſtes mit ebenſo viel vis comica wie Geſchmack beleuchten. So iſt Ausſicht vorhanden, daß auch der Humor, bisher ein Fremdling auf den Toilettentiſchen, ſich auf denſelben einbürgern werde. Die Auswahl der humoriſtiſchen Texte bietet in Deutſchland Schwierigkeiten dar, denn der Humor in Verſen iſt in Deutſchland nicht ſo gepflegt wie der Humor in Proſa und erreicht bei weitem nicht die geiſtige Höhe, zu welcher ſich der letztere aufgeſchwungen hat. Er ſchlägt im ganzen, wie die beliebteſten Gedichte von Kopiſch, Saphir u. a. beweiſen, einen etwas tiefern Ton an, und nur bei Heine iſt ſeine geiſtige Bedeutung dieſelbe. Der humoriſtiſche Hausſchatz deutſcher Dichtkunſt iſt daher nicht allzu reich und weiſt vielfach Altfränkiſches, holzſchnittartig Triviales auf. Daß unſer Werk dafür manches Neueſte, ſelbſt mehrere Couplets von Kaliſch aus neuern berliner Poſſen aufgenommen hat, kann man daher nur billigen, wie ſich überhaupt die Umſicht des Verlegers, der zugleich der Herausgeber iſt, überall bewährt. Daß der komiſche Text ſich beſonders zu Illuſtrationen eignet, iſt nicht blos durch die zahlreichen Witzblätter, es iſt ſchon durch die Holzſchnitte der „Jobſiade“, durch Cruikſhank's Zeichnungen zu Dickens' Romanen zur Genüge bewieſen. Auch die Illuſtrationen zu dieſer neuen humoriſtiſchen Sammlung haben meiſtens einen kecken Wurf und prägen die Situation und den Gedanken ſcharf und glücklich aus.

Eine elegante Weihnachtsgabe ſind: „Stimmen der Liebe“, von Robert Prutz (Berlin, Korn u. Comp.), einzelne Blätter mit gothiſchen Lettern, hier und dort mit Buntdruck, geſchmückt mit Initialen und beziehungsreichen Vignetten, welche die Stimmung der Lieder treu wiedergeben. Und dieſe Stimmung ſelbſt iſt eine ſehr wechſelnde, wie es der bald „himmelhoch jauchzenden“ und bald „zum Tode betrübten“ Leidenſchaft eigen iſt. Die Liebespoeſie von Prutz hat etwas Glühendes, Hinreißendes, ſie iſt nicht matte Limonade, ſondern Feuerwein. Wir zweifeln nicht, daß dieſe von ſinniger Künſtlerhand ausgeſchmückten Blätter willkommene Gedenkblätter für dies oder jenes Erlebniß, für dieſe oder jene Stimmung ſein werden.

Von den zahlreichen Gedichtſammlungen, welche in eleganten Einbänden für den Weihnachtstiſch beſtimmt ſind, erwähnen wir beſonders: „Wellen und Wogen. Von Auguſte von Römer“ (Leipzig, Matthes, 1869), nicht blos, weil die elegante Vignette der Sammlung ſie beſonders zu einer Feſtgabe geeignet macht, ſondern auch, weil ſich in dieſen Gedichten eine tiefe und urſprüngliche Empfindung ausſpricht, die zwar oft noch mit der Form ringt, ohne zur Herrſchaft über dieſelbe gelangt zu ſein, oft aber auch Gedichte ſchafft, die durch Originalität des Ausdrucks wohlthuend wirken, gegenüber den ausgefahrenen Gleiſen unſerer Alltagslyrik. Wir kommen auf dieſe Gedichte noch eingehender zurück.

Halm's Dramen in engliſcher Ueberſetzung.

Ueber den ſoeben bei Longman erſchienenen Band: „Poems and Plays, original and translated by *William H. Charlton*“, ſagt das „Athenaeum“ vom 31. October d. J. unter anderm:

„Charlton's Band enthält (außer einigen kleinern Proben deutſcher Dichtung) Uebertragungen der zwei berühmteſten Dramen von Friedrich Halm. Von dieſen iſt das erſtere: «Der Sohn der Wildniß», den engliſchen Leſern bereits durch Mrs. Lovell's vortreffliche, wenn auch etwas freie Ueberſetzung unter dem Titel «Ingomar» bekannt. In ſeiner Uebertragung beider Stücke und im «Fechter von Ravenna» zeigt Charlton bedeutende Kraft und Klarheit des Stils. «Der Sohn der Wildniß», mit ſeinem friſchen und anmuthigen Thema, iſt eine der reizendſten Schöpfungen in dem neuern europäiſchen Drama. «Der Fechter von Ravenna», obſchon dem volksthümlichen Geſchmacke weniger angepaßt, enthält Charakterſchilderungen, welche zugleich kräftig und tief ſind. Thumelicus, durchs Sklaventhum ſelbſt bis unter das Gefühl menſchlicher Würde erniedrigt, und Caligula, in welchem die Sättigung an Macht und Luſt einen Durſt nach dem Reizmittel der Grauſamkeit erzeugt, ſind vortrefflich gezeichnet. In Thusnelda, der Verkörperung Deutſchlands, behauptet der Dichter eine tragiſche Höhe, wie ſie heutzutage ſelten erreicht wird. Obſchon er den Kanon: Nec pueros coram populo Medea trucidet, darin verletzt, daß Thusnelda ihren Sohn auf der Bühne tödtet, ſo erheben doch der hoher Zweck und die Erhabenheit ihrer Gefühle das, was ſonſt Entſetzen erregen würde, zum poetiſchen Schrecken. Beide Werke haben große Anſprüche auf die Gunſt der Freunde der dramatiſchen Literatur, und die, welche ſie nicht im Original leſen können, werden gut daran thun, ſie in dem engliſchen Medium, das ihnen hier geboten wird, zu ſtudiren.“

Bibliographie.

Anderſen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Ueberſetzt von F. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. 16. 12 Ngr.

Arnold, W., Cultur und Recht der Römer. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Avenarius, R., Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältniss der zweiten und dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinoza's. Leipzig, Fritsch. Gr. 8. 24 Ngr.

Barndt, J., Von Hindoſtan nach Preußen. Photographiſche Reiſebilder in Verſen, mit Anmerkungen. Neiße, Hinze. Gr. 16. 8 Ngr.

Barzilai, G., Josua und die Sonne. Erklärung der Stelle Josua Cap. X. v. 9—14. Aus dem Italienischen von J. M. Triest, Schimpff. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumann, J. J., Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie nach ihrem ganzen Einfluss dargestellt und beurtheilt. 1ster Bd.: Suarez, Descartes, Spinoza, Hobbes, Locke, Newton. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Binhack, F., Reime und Träume. Neuburg a. D., Prechter. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Björnſon, B., Das Fiſchermädchen. Norwegiſche Erzählung. Deutſch von A. Petrrs. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. 16. 18 Ngr.

Brosien, H., Kritische Untersuchungen zur Geschichte des fränkischen Königs Dagobert I. (622—638.) Göttingen, Rente. Gr. 8. 10 Ngr.

Cron, Clara, Prüfungen. Fortſetzung von Mary. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 16. 1 Thlr.

Curti, T., Blumenſträuße. Gedichte. Würzburg, Stuber. 16. 20 Ngr.

Derichsweiler, H., Der Stellingabund. Zur Geſchichte der Vernichtung gemeiner Freiheit durch die Lehnsariſtokratie im 9. und 10. Jahrhundert. Leipzig, C. H. Mayer. 4. 8 Ngr.

Droyſen, G., Guſtav Adolf. 1ſter Bd. Leipzig, Veit u. Comp. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Dücker, Baron F. F. v., Vorgeſchichtliche Spuren des Menſchen am Wege nach Rügen und auf der Inſel Rügen ſelbſt. Briefliche Mittheilungen. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Engelmann, T. W., Ueber die Flimmerbewegung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 27½ Ngr.

Ewald, H., Lob des Königs und des Volkes. An die Preußen. 2te verbeſſerte und vermehrte Aufl. Stuttgart, Grüninger. 1869. 8. 10 Ngr.

Johannes Falk. Erinnerungsblätter aus Briefen und Tagebüchern geſammelt von deſſen Tochter Roſalie Falk. Weimar, Böhlau. 8. 15 Ngr.

Feltâhî (aus Nisâbur), Das Schlafgemach der Phantasie. 1stes Kapitel. Vom Glauben und Islam. Zum ersten Male aus den Leipziger und Wiener Handschriften, mit Benutzung des türkischen Commentars von Surûri übersetzt und mit Anmerkungen versehen von H. Ethé. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Fritzer, C. A., Ueber die Stellung und Aufgabe der National-Demokratie in Württemberg. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 12 Ngr.

Digitized by Google

Fiſcher, C. F. v., Rückblicke eines alten Berners. Bern, Wyß. Lex.-8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Fiſcher, K., Ueber das akademiſche Studium und ſeine Aufgabe. Rede. Heidelberg, Baſſermann. Lex.-8. 6 Ngr.

Fiſcher, J. G., Kaiſer Maximilian von Mexiko. Trauerſpiel. Stuttgart, Franckh. 16. 20 Ngr.

Fortlage, C., Acht pſychologiſche Vorträge. Jena, Mauke. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die böhmiſche Frage. Ein Juniusbrief an Europa und den Herrn k. k. Reichskanzler, Freiherrn v. Beuſt. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 10 Ngr.

Freytag, G., Dramatiſche Werke. 2te Aufl. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. 8. 2 Thlr.

Fritsch, G., Drei Jahre in Süd-Afrika. Reiseskizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt mit zahlreichen Illustrationen nach Photographien und Original-Zeichnungen des Verfassers. Breslau, Hirt. Gr. 8. 6 Thlr.

Gedanken-Reiter und Reiter-Gedanken. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Einige Gedanken in Stammbücher, in Verſen und Proſa. Leipzig, Matthes. 32. 5 Ngr.

Die Geiſtlichen im Kotter. Eine hiſtoriſch-humoriſtiſche Novelle des Anton Grafen Auersperg (Anaſtaſius Grün) kritiſch beleuchtet vom Verfaſſer der Herrenhaus-Raketen, mit einem Vorwort von Lucian v. Samoſata. Linz, Danner. Gr. 16. 6 Ngr.

Gleſtwell, A., Gedichte. Leipzig, Matthes. 16. 15 Ngr.

Gramberg, K. F. W., Die evangeliſche Kirche und die nationalen Intereſſen. Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch. Schaffhauſen, Brodtmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Grashof, A. W. T. W., Frieden im Kriege. 1ſte Hälfte. Sechs Wochen in Schleswig und Jütland. Düſſeldorf, Budich. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grauert, A., Frühlingsblüthen. Gedichte. Crimmitſchau, Burckhardt. 16. 1 Thlr.

Grein, C. W. M., Heliand-Studien. I. Die Quellen des Heliand. Nebst einem Anhang: Tatians Evangelienharmonie herausgegeben nach dem Codex Cassellanus. Cassel, Krieger. 1869. 8. 2 Thlr.

Groſſe, J., Maria Mancini. Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gumprecht, O., Muſikaliſche Charakterbilder. Schubert. — Mendelsſohn. — Weber. — Roſſini. — Auber. — Meyerbeer. Leipzig, Gumprecht. 1869. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hancke, O., Des Königs Keller. Eine Erzählung aus der Zeit Friedrich's des Großen für Alt und Jung. Berlin, Liebrecht. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.

Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung. Berlin, C. Duncker. 1869. Gr. 8. 3 Thlr.

Haſerl, J. N., Die göttliche Tragödie. Graz, Moſer. 8. 20 Ngr.

Heinſius, A., Meine Religion in ihren Grundzügen. Eigene Darſtellung. Coburg, Sendelbach. 1869. 16. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Maximilian I., Kaiſer von Mexico. Sein Leben, Wirken und Tod, nebſt einem Abriß der Geſchichte des Kaiſerreichs. 2 Thle. Wien, Braumüller. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Helm, C., Schloß Herzberg. Ein Harzgedicht. Berlin, Gaertner. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzog, H., Das Sprichwort in der Volksſchule. Baſel, Bahnmaier. Gr. 8. 24 Ngr.

Heſekiel, G., Das Buch vom Grafen Bismarck. 1ſte Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. 1869. Lex.-8. 1 Thlr.

— — Refugirt und emigrirt. Eine brandenburgiſch-franzöſiſche Geſchichte in 3 Büchern. 3 Bde. Berlin, Janke. 1869. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hilgard, Die hundert Tage. Ein Epos. Stuttgart, Grüninger. Br. 8. 28 Ngr.

Hoffmann, W., Lebensabriß des entſchlafenen Dr. Carl Immanuel Nitzſch. Nebſt Gedächtnißpredigt. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

W. O. v. Horn (W. Oertel), ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild, für das deutſche Volk gezeichnet von Einem, der ihn lieb gehabt hat. Wiesbaden, Niedner. 16. 7½ Ngr.

Hoſäus, W., Abſalom. Trauerſpiel. Paderborn, Kleine. 16. 12 Ngr.

Jenſen, W., Die braune Erica. Novelle. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

— — Im Pfarrdorf. Erzählung. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

In ſchweren Leiden. Ein Anwalt der an Leib und Seele Kranken von einem in Leiden Erfahrenen. Halle, Schmidt. 1869. 8. 4 Ngr.

Jordan, W., Der epiſche Vers der Germanen und ſein Stabreim. Frankfurt a. M. Gr. 8. 15 Ngr.

Käszony, D. v., Die Kinder des Morgenlandes. Roman. 5 Bde. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 5 Thlr.

Kattner, E., Bildung und Sittlichkeit unter dem Einfluß der Orthodoxie in Preußen. Leipzig, Fritſch. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Preußens Beruf im Oſten. Berlin, Heidemann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Kirche der Zukunft. Eine Encyklika an alle denkenden Christen. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. 9 Ngr.

Krauſe, R., Herzogin Johanna. Tragödie. Leipzig, Leiner. 1869. Gr. 8. 12 Ngr.

Kriblitzſch, K. T., Erzählungen, kurz und lang, für Jung und Alt. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 8. 24 Ngr.

Kulke, E., Aus dem jüdiſchen Volksleben. Geſchichten. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutſche Kunſt in Bild und Lied. Original-Beiträge deutſcher Maler, Dichter und Tonkünſtler. Herausgegeben von A. Traeger. 11ter Jahrgang 1869. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Landau, L. R., Die Grenzen der menſchlichen Erkenntniß und die religiöſen Ideen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Leſſing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von W. Coſack. Berlin, Haude u. Spener. 1869. 8. 1 Thlr.

Lindner, T., Anno II. der Heilige, Erzbiſchof von Köln. 1056—1075. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Lingg, H., Liebesblüthen aus Deutſchlands Dichterhain. Lyriſche Anthologie. Düſſeldorf, Budich. 1869. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lion sen., Ueber Monomanien. Neuwied, Heuser. 8. 6 Ngr.

Lügenritt. Frei nach Ferd. Freiligrath's Löwenritt. Hamburg, Grüning. Fol. 1 Ngr.

Marenzi, Graf F. v., 12 Fragmente über Geologie oder Beleuchtung dieſer Wiſſenſchaft nach den Grundſätzen der Aſtronomie und der Phyſik. 4te Aufl., vermehrt durch die Fragmente: Der Karſt, die Schweiz und das Alter der Erde. Trieſt, Schimpff. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marpurg, O., Das Wiſſen und der religiöſe Glaube. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Meiſſner, L., Wlaſta. Dramatiſches Gedicht. Troppau, Buchholz u. Diebel. 8. 20 Ngr.

Meyer, G. F., Worms und Rom oder loſe Denkmal-Kränze. Eine größtentheils kurz vor dem fünfwöchentlichen unſeligen Bürgerkrieg zum Abſchluß gekommene Dichtungen. Zürich. Gr. 8. 28 Ngr.

Müller, M., Essays. 1ster Bd. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Nach der 2ten englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übertragen. Leipzig, Engelmann. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Mützelburg, A., Die Kammerjungfer. Criminal-Roman. 2 Bde. Berlin, Mecklenburg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Petrarka, F., 100 ausgewählte Sonette, überſetzt von J. Hübner. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pilawali, E., Die ſchöne Creolin oder: Herrin und Sclavin. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Preuss, T., Kaiser Diocletian und seine Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. Gr. 8. 28 Ngr.

Welfiſche Regenten in den Kriſen des letzten Jahrhunderts. Berlin, Stilke u. van Muyden. Lex.-8. 10 Ngr.

Richter, O., Aſtern und Veilchen. Lieder. Leipzig, Matthes. 16. 9 Ngr.

Rode, C., Marie. Eine Erzählung der Friedhofsblumen. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 16. 15 Ngr.

Rohlfs, G., im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preussen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruben, E., Wahrheit oder Vernichtung. 2e Fortſetzung des praktiſchen Chriſtenthums. Leipzig, Lißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Samuely, A., Das Princip der Miniſterverantwortlichkeit in der conſtitutionellen Monarchie. Eine ſtaatsrechtliche Abhandlung. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Schanz, Pauline, Madeira. Epiſches Gedicht. Leipzig, Matthes. 16. 7½ Ngr.

Scheibe, T., Der Kaplan von Maria-Stiegen. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. Wien, E. Müller. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schelbert, Sieben Monate in den Rebellen-Staaten während des nordamerikaniſchen Krieges 1863. Stettin, v. d. Nahmer. Gr. 8. 25 Ngr.

Scheuermann, A., Wald- und Jagd-Gedichte. Guben, Ehrlich. 16. 15 Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Reiſen in Indien und Hochaſien. Eine Darſtellung der Landſchaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatiſchen und geologiſchen Verhältniſſen. Baſirt auf die Reſultate der wiſſenſchaftlichen Miſſion von Hermann, Adolph und Rob. v. Schlagintweit ausgeführt in den Jahren 1854—1858. 1ſter Bd. Indien. Jena, Coſtenoble. 1869. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayeriſchen Walde. 4tes Bdchn. — A. u. d. T.: Glasmacherleut'. Culturbild aus dem bayeriſchen Walde. München, Franz. 8. 1 Thlr.

Schneegans, L., Maria, Königin von Schottland. Drama. Heidelberg, Weiß. 8. 28 Ngr.

Schulze-Delitzſch oder Laſſalle? Wem ſollen wir folgen? Eine Vergleichung der beiden Syſteme Selbſthilfe und Staatshilfe von einem Arbeiter. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 2 Ngr.

Der in den Naturgeſetzen begründete Sieg des demokratiſchen Princips über den Alles ruinirenden kirchlichen, politiſchen und ſocialen Ultraegoismus. Deutſchland. 8. 8 Ngr.

Simons, T., Aus altrömiſcher Zeit. Culturbilder. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Springer, R., Die klaſſiſchen Stätten von Jena und Ilmenau. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Berlin, Springer. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ueberweg, F., System der Logik und Geschichte der logischen Lehren. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vesque von Püttlingen, J. Freih., Uebersicht der österreichischen Staatsverträge seit Maria Theresia bis auf die neueste Zeit, mit historischen Erläuterungen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutſche Volkslieder aus Kärnten. Geſammelt von V. Pogatſchnigg und E. Herrmann. 1ſter Bd. — A. u. d. T.: Deutſche Liebeslieder des Volkes in Kärnten. Graz, Pock. 1869. 16. 1 Thlr.

Wach, A., Der Arrestprocess in seiner geschichtlichen Entwickelung. 1ster Thl.: Der italienische Arrestprocess. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Walſter, A. O., An der Schwelle des europäiſchen Krieges. Politiſche Rundſchau. Dresden, Bach. 8. 5 Ngr.

Wann das Heimweh kommt. Drei Novellen vom Verfaſſer des Bilderbuchs eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Warsberg, A. Freih. v., Ein Sommer im Orient. Wien, Gerold's Sohn. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wellmer, A., Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigeroda, Oberin von Bethanien. Ein Lebensbild aus unſeren Tagen. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. Gr. 16. 20 Ngr.

Weſendonck, Mathilde, Gudrun. Schauſpiel. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr.

Zur Erinnerung an Prof. Dr. Heinrich Gräfe. Ein Gedenkblatt für ſeine Freunde. Danzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zu Feſtgeſchenken geeignete Werke
aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutſchen Lyrik. 7. Aufl. Geb. 1⅔ Thlr.
Boyſen van Nienkarken, Leeder und Stückſchen. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.
Dranmor, Poetiſche Fragmente. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 17. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Zu allen guten Stunden. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Feſter Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Auf ſtillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Lerne, liebe, lebe. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Horn, Die Pilgerfahrt der Roſe. 3. Aufl. Cart. 24 Ngr.
König Nal und ſein Weib. Ueberſetzt von Lobedanz. Geb. 1 Thlr.
de Marées, Geiſtliche Dichtungen. Geb. 1½ Thlr.
Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte. Cart. 20 Ngr.
Müller von Königswinter, Der Pilger in Italien. Geb. 1 Thlr.
Das Nibelungenlied. Ueberſetzt von Bartſch. Geb. 1⅓ Thlr.
Oſſian's Finnghal. Ueberſetzt von Ebrard. Cart. 1 Thlr.
Roſſhack, Das Lilienmärchen. Cart. 12 Ngr.
Schulze, Die bezauberte Roſe. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Gedichte. 3. Aufl. Geb. 1⅓ Thlr.
—— Neue Gedichte. Geb. 1⅓ Thlr.
—— Fromme Lieder. 6. Aufl. Geb. 1 Thlr.
—— Neue fromme Lieder und Gedichte. Geb. 1⅔ Thlr.
—— Für das Haus. Geb. 1½ Thlr.
—— Zwei Roſen. Geb. 16 Ngr.

Gottſchall, Dramatiſche Werke. 6 Bdchn. Geb. (in 2 Bänden) 3½ Thlr.
Gutzkow, Dramatiſche Werke. 20 Bdchn. Geb. (in 5 Bänden) 8 Thlr.
—— Zopf und Schwert. Min.-Ausg. Geb. 24 Ngr.
—— Uriel Acoſta. Min.-Ausg. 3. Aufl. Geb. 24 Ngr.
Kalidaſa, Sakuntala. 3. Aufl. Ueberſetzt von Lobedanz. Geb. 1 Thlr.
—— Urvaſi. Ueberſetzt von Lobedanz. Geb. 26 Ngr.
Shakeſpeare, Dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Bodenſtedt, Freiligrath, Gildemeiſter, Heyſe, Kurz, Wilbrandt u. a. Herausgegeben von Bodenſtedt. 1.—14. Bändchen; jedes geheftet 5 Ngr., cartonnirt 7½ Ngr.
1. Othello. 2. König Johann. 3. Antonius und Kleopatra. 4. Die luſtigen Weiber von Windſor. 5. Viel Lärmen um Nichts. 6. König Richard der Zweite. 7. Macbeth. 8. 9. König Heinrich der Vierte, 2 Theile. 10. Romeo und Julia. 11. Coriolanus. 12. Timon von Athen. 13. König Heinrich der Fünfte. 14. Der Kaufmann von Venedig.

Encyklopädiſche Werke.

Brockhaus' Converſations-Lexikon. Elfte Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr.
(Auch in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden zu 1⅔ Thlr. zu beziehen.)
Ausgabe auf Velinpapier, geheftet 37½ Thlr., gebunden 45 Thlr.
Kleineres Brockhaus'ſches Converſations-Lexikon. Zweite Auflage. 4 Bände.
Geheftet 6⅔ Thlr. Gebunden in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.
Illuſtrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände.
Geheftet 11⅔ Thlr. Gebunden 13 Thlr. 16 Ngr.
(Auch in 70 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)
Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite Auflage. 3 Bände.
Geheftet 10 Thlr. Gebunden 11½ Thlr.
Deutſches Sprichwörter-Lexikon. Von K. F. W. Wander. Erſter Band.
Geheftet 10 Thlr. Gebunden 10⅔ Thlr. (Erſcheint in Lieferungen zu 20 Ngr.)
Bibel-Lexikon. Herausgegeben von Daniel Schenkel. Erſter Band.
Geheftet 2⅔ Thlr. Gebunden 3 Thlr. (Erſcheint in Heften zu 10 Ngr.)
Das Staats-Lexikon. Von Rotteck und Welcker. Dritte Auflage. 14 Bände.
Geheftet 44 Thlr. 24 Ngr. Gebunden in Halbfranz 49 Thlr. 14 Ngr.

Atlanten.

Bilder-Atlas. 500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Nebst Text. Quer-Folio. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. In Lieferungen zu 7½ Ngr. Erste Lieferung.
Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. 500 Tafeln in Stahlstich. Nebst Text. Quart. (1. Aufl.) Cartonnirt 17⅔ Thlr. Gebunden 23⅓ Thlr.
Illustrirter Handatlas zur Länder- und Völkerkunde. 22 Blätter. Folio. Cartonnirt 6⅔ Thlr.
Illustrirter Handatlas für Freunde der Erdkunde. 22 Blätter mit Text. Folio. Cartonnirt 9 Thlr. Gebunden 10 Thlr.
Geographischer Handatlas von **H. Lange.** Zweite Auflage. 30 Blätter in Farbendruck. Quer-Folio. Cartonnirt 6⅔ Thlr. Gebunden 7 Thlr.
Atlas von Sachsen von **H. Lange.** 12 Karten nebst Text. Folio. Gebunden 5⅔ Thlr.
Reise-Atlas von Deutschland von **H. Lange.** 58 Karten und Text. Quart. Gebunden 3⅓ Thlr.
Naturhistorischer Schulatlas von **K. Arendts.** Zweite Auflage. 48 Tafeln und Text. Quart. Gebunden 1 Thlr. 26 Ngr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.
Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Feſtgeſchenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt daſelbſt gratis zu haben.

Soeben erschien:

Musikalischer Hausschatz. 15,000 Exemplare verkauft.

Concordia.
Anthologie classischer Volkslieder
für
Pianoforte und Gesang.
3 Bände à 12 Lieferungen à 5 Groschen.

Diese Sammlung, deren Absatz für ihre Gediegenheit bürgt, enthält über 900 unserer herrlichen Volkslieder und bietet allen Freunden volksthümlicher Musik eine willkommene Gabe. Jeder Band und jede Doppellieferung ist einzeln zu haben.

Leipzig, 1868. **Moritz Schäfer.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 51. — 17. December 1868.

Inhalt: Zur deutſchen Literaturgeſchichte. Von Rudolf Gottſchall. — Exotiſche Romane. Von Alexander Jung. — Vom Büchertiſch. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutſchen Literaturgeſchichte.

1. Leben und Werke deutſcher Dichter. Geſchichte der deutſchen Poeſie in den drei letzten Jahrhunderten von O. F. Gruppe. Zweiter und dritter Band, und vierten Bandes erſte bis vierte Lieferung. Mit Bildniſſen in Stahlſtich. München, Bruckmann. 1866—68. Lex.-8. 8 Thlr. 24 Ngr.

Der erſte Band dieſer Geſchichte der deutſchen Dichtung iſt bereits von Hermann Marggraff mit Anerkennung beurtheilt worden.*) Das Werk iſt inzwiſchen rüſtig vorgeſchritten und wir kommen auf daſſelbe zurück, weil es in vieler Hinſicht von der landesüblichen Literaturgeſchichtſchreibung in Deutſchland ſich zu ſeinem Vortheil unterſcheidet.

In ſehr vielen deutſchen Werken dieſer Gattung erſcheinen die Dichter ſelbſt als die überflüſſigſten Perſonen, auf deren nähere Charakteriſtik es durchaus nicht ankommt. Der nationale Geiſt wird dargeſtellt als eine Art von Urperſönlichkeit; nur ſein Entwickelungsgang, ſeine Richtungen, ſeine Tendenzen werden in Betracht gezogen. Eine Geſchichte der Poeſie erſcheint als eine Geſchichte poetiſcher, geiſtiger Richtungen, die überdies in der Regel in Gemeinſchaft mit den philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Strömungen und Entwickelungen behandelt werden. Dieſe kritiſche Darſtellungsweiſe iſt in der neuern Geſchichtſchreibung zum Theil an der Tagesordnung als ein vornehmer Pragmatismus, der die Willensbeſtimmung der einzelnen möglichſt einzuſchränken und aufzuheben ſucht und ſtatt derſelben die geſchichtlichen Situationen, die Verkettung der realen Verhältniſſe, eine wir möchten ſagen zuſtändliche Nothwendigkeit in den Vordergrund ſtellt. Dieſer Pragmatismus iſt aus den Geſchichtswerken in die Literaturgeſchichten übertragen worden.

Nichts aber iſt weniger angebracht als dieſe Uebertragung. Die Dichtkunſt iſt eben eine Kunſt und beruht in letzter Inſtanz auf dem ſchöpferiſchen Genius allein. Der Genius iſt Individualität, und zwar die am ſchärfſten und bedeutſamſten ausgeprägte Individualität. Eine Geſchichte der Dichtkunſt iſt ein Schattenſpiel an der Wand ohne eine Charakteriſtik der Dichter — und zwar muß dieſe Charakteriſtik aus dem Vollen und Ganzen ſchöpfen und nicht einzelne Züge hier und dort zuſammenſtückeln. Das iſt der große Vorzug der Gruppe'ſchen Geſchichte, und wie wir ſchon der Biedermann'ſchen „Culturgeſchichte" nachrühmten, daß ſie die Charaktere eines Klopſtock, Gellert, Wieland im Zuſammenhang entwickelte, wenn auch vorzugsweiſe nach ihren culturhiſtoriſchen Beziehungen, ſo müſſen wir das gleiche Lob Gruppe ertheilen, der mit Recht die äſthetiſche Betrachtungsweiſe in den Vordergrund rückt. Er verweilt mit Liebe, mit eingehender Würdigung bei den einzelnen Dichtern, und das iſt das A und O aller Literaturgeſchichtſchreibung, welche ſonſt nur die ganze Literatur als eine zuſammengeronnene Gallert erſcheinen läßt.

Ein zweiter Hauptvorzug, der mit dem erſten zuſammenhängt, beſteht in der Selbſtändigkeit des Urtheils, welches aus eigener Kenntniß ſchöpft. Um die Dichter genau zn analyſiren, muß man ihre Werke kennen. Wer da weiß, wie viel Erbweisheit ſich unter den kritiſchen Orakelſprüchen unſerer Literaturhiſtoriker verbirgt, der wird jenes Verdienſt zu ſchätzen wiſſen. Hängt doch zum großen Theil die Allgemeinheit der Urtheile, welche die poetiſche Individualität verflüchtigt, die Vorliebe für die Charakteriſtik von Richtungen, in der ſich eine ſchwadronirende Selbſtgefälligkeit behagt, mit jener Bequemlichkeit zuſammen, welche den Schriftſtellern ſelbſt auf den Leib zu rücken verſchmäht, wenn ſie nicht gerade Größen erſten Rangs ſind, und die kritiſchen Wechſel, die anf ſie laufen, ruhig weiter indoſſirt. Hieraus nur iſt das eigenthümliche Phänomen zu erklären, daß, während über unſere großen Dichter die Meinungen ſchwanken und die Urtheile ſich widerſprechen, über die Dichter zweiten Rangs eine ſeltene Uebereinſtimmung herrſcht, ſodaß dieſe in allen Literaturgeſchichten mit den gleichlautenden Schulzeugniſſen begnadigt werden. Hier iſt manche Ehrenrettung wohl-

*) Vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1863. D. Red.

Digitized by Google

angebracht, und Gruppe hat das Urtheil über den einen oder den andern Autor, z. B. über Schönaich, nicht ohne Glück umzuſtimmen verſucht. Daß dabei aber die Argumentationen nicht genügen, daß es auch der Anführungen und Mittheilungen aus den dichteriſchen Werken bedarf, um den Leſern die ſelbſtthätige Prüfung zu ermöglichen, iſt ebenſo einleuchtend, wie daß eine wahre Kenntniß der Literatur, ohne Nachbeterei, die zu leeren Phraſen führt, nur durch Vertrautheit mit den Dichtwerken ſelbſt hervorgerufen werden kann: eine Vertrautheit, die ſich annäherungsweiſe durch Auszüge, Inhaltsangaben und ähnliches, was gerade die vornehme Literaturgeſchichtſchreibung verſchmäht, erreichen läßt. Der richtige Takt der Autoren muß dafür Sorge tragen, daß die Grenze zwiſchen einer Anthologie, Muſterſammlung u. ſ. w. immerfort gewahrt bleibt.

Auch bei Gruppe, wie bei jedem Literaturhiſtoriker finden ſich allgemeinere Abſchnitte, in denen die poetiſche Entwickelung in ihrem Fortgang, die Richtung und Gruppirung der Dichter in ihrer Geſammtheit, ſoweit ſie ſich in einer beſtimmten Epoche abzeichnet, ins Auge gefaßt wird; doch dieſe Abſchnitte machen nicht den Anſpruch, für die Geſchichte der Dichtung erſchöpfend zu ſein, ſie ſind nur einleitend und geben nur Ueberſichten, während den Kern des Werks die Charakteriſtik der einzelnen Dichter bildet.

Gleich der erſte Abſchnitt des zweiten Bandes: „Gegenwirkung und Uebergang“, iſt einer der allgemein gehaltenen; Gruppe proteſtirt in demſelben gegen die von einigen Literarhiſtorikern aufgeſtellte dritte ſchleſiſche Dichterſchule, welche in ihrer Reaction gegen den Schwulſt der zweiten wieder zu Opitz zurückkehrte. Als letzte Schleſier werden Benjamin Neukirch und Chriſtian Gryphius geſchildert. Von Johann Chriſtian Günther, einem Lieblingspoeten der Neuzeit, deſſen Dichtwerke ſie aus dem poetiſchen Schutte jener Epoche hervorgezogen hat, entwirft Gruppe ein liebevoll ausgemaltes Charakterbild; er hebt bei ihm beſonders hervor, daß Leben und Dichten im engſten und weſentlichſten Zuſammenhang ſteht:

Seine Schickſale geben ſeiner Poeſie den Inhalt, und vielleicht iſt vor ihm kein deutſcher Dichter zu nennen, deſſen Lyrik ſo tief in die unmittelbarſte Wirklichkeit griffe, denn hier iſt jede Zeile erlebt. Das bedingt die Tugenden in Günther's Gedichten, aber auch ihre Mängel: jedenfalls muß zu ihrem Verſtändniß das Lebensſchickſal in allen ſeinen Wendungen genauer ins Auge gefaßt werden, und die Schätzung des Menſchen iſt hier aufs innigſte verwachſen mit dem Werth oder Unwerth der Poeſie.

Günther's Gedicht auf den Frieden von Paſſarowitz, ſeine geiſtlichen und weltlichen Oden, ſeine Trink- und Liebeslieder werden einer eingehenden Analyſe unterworfen. Mit Recht macht Gruppe darauf aufmerkſam, daß man den Dichter überſchätzt, wenn man ihn nicht im Zuſammenhang mit ſeinen Zeitgenoſſen und nächſten Vorgängern, namentlich mit Hoffmannswaldau, der ihm beſonders geiſtesverwandt iſt, mit Mühlpfordt und einigen niederſächſiſchen Poeten auffaßt. Gleichwol bildet Günther die Brücke von dieſen Dichtern, zu unſern Claſſikern, und ſchlägt in ſeinen Gedichten Klänge an, die ſchon an Goethe gemahnen.

Das achte Buch behandelt „Die Dichter des guten Geſchmacks“, jene etwas triſte Periode, in welcher ſtarre Orthodoxie, flache Popularphiloſophie, der Einfluß der franzöſiſchen Sitte und Sprache, das Streben nach äußerer Correctheit und der hölzerne Alexandrinerſtil das geiſtige Leben der Nation verſumpften. Der Hofpoet, Johann von Beſſer, der mit einem ſteifen ceremoniöſen Pomp z. B. den Großen Kurfürſten verherrlichte, führt hier den Reigen; doch iſt Gruppe unparteiiſch genug, auf kleinere Gedichte des Sängers hinzuweiſen, in denen ſich Eleganz der äußern Form und ein Anflug von Poeſie verräth. Allerliebſt iſt z. B.:

Macht der Liebe.

O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen,
Dringen in das Herz hinein!
O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein!

Auch bei dem gleichſtrebenden Geſinnungsgenoſſen Beſſer's, Friedrich von Canitz, wird die zierliche Art Verſe zu bilden, die angenehme und freundliche Weiſe zu ſcherzen, ein Anklang an Horaziſche Urbanität hervorgehoben, bei dem Mangel einer höhern, originellen Begabung. Aus Wernicke's „Epigrammen“ wird eine anſehnliche Blütenleſe mitgetheilt. Gruppe nennt dieſe Epigramme fein und ſinnreich, dabei auch ſtark und ausdrucksvoll, er rühmt dem Dichter Erfahrung, Menſchenkenntniß, feine Beobachtung und praktiſche Philoſophie nach. Sinnvolle Gediegenheit läßt ſich zwar bei dieſen Epigrammen nicht verkennen; doch die Schlaghaftigkeit und Schärfe, wie ſie Logau beſitzt, vermiſſen wir in ihren Pointen, ſie ſind mehr gefällig plaudernd als treffend und zündend. Barthold Heinrich Brockes, ein damals vielgeleſener und vielgerühmter Dichter, ein Vertreter des ſchlechten beſchreibenden Genre, das er noch überdies mit endloſen erbaulichen Betrachtungen ausſtattete, behauptet, neuern Ueberſchätzungen gegenüber, bei Gruppe ſeinen frühern Platz in der Literaturgeſchichte. Nur ſeine Cantate: „Frühlingsgedanken“, erhält verdiente Anerkennung. Hinſichtlich ihrer Form wird bemerkt, daß der hier durch die muſikaliſche Einrichtung bedingte Wechſel der Maße ſich ſpäter auf Hagedorn und ſogar bis auf Goethe und Schiller forterſtreckt hat.

Zu Gunſten Gottſched's iſt in jüngſter Zeit eine Reaction eingetreten; man hatte ihn zu ausſchließlich als einen ſteifen Flügelmann der Kritik, als einen franzöſirenden Pedanten und als einen Philiſter betrachtet. Was das letztere betrifft, ſo mag Gellert eher als Vertreter des deutſchen Philiſterthums gelten, wenn auch mehr nach ſeinen liebenswürdigen Seiten hin. Wer nur einmal Gottſched's „Poetik“ durchgeleſen hat, der muß einräumen, daß dieſem Kunſtrichter vielfach unrecht geſchehen iſt, und daß das Urtheil der genialen Stürmer und Dränger, aus deren Reihen unſere ſpätern Claſſiker hervorgingen, ſich gerade dadurch in unſerer Literatur und zwar unbegründeterweiſe fortgeerbt hat. Mit Recht hebt Gruppe hervor, daß Gottſched bei den Franzoſen nicht ſtehen blieb, ſondern durch ſie zu den Alten zurück wollte:

Digitized by Google

Es kann hier nicht ſtark genug Gottſched's warme Vaterlandsliebe und wahrhaft deutſche Geſinnnng hervorgehoben werden, die ihn auf das vortheilhafteſte von ſeinen Zeitgenoſſen unterſcheidet. Sowenig er auch die Richtung ſeiner Zeit verleugnen konnte und ſich der Autorität der überlegenen Franzoſen zu entziehen vermochte, ſo ſuchte er doch überall einzulenken und aufrecht zu erhalten. Es iſt eine gewöhnliche Ungerechtigkeit, daß man die Verkehrtheiten der Zeit ihren letzten Vertretern ausſchließlich anrechnet, ſelbſt dann, wenn ſie eben ſchon anfangen ſich davon loszumachen. Dieſe Ungerechtigkeit hat auch Gottſched bei dem nächſtfolgenden Geſchlecht in reichem Maß erfahren müſſen; man wetteiferte, ihn zu beſpötteln, und gab ſich nicht die Mühe, den wahren Sinn ſeiner Beſtrebungen kennen zu lernen. Gottſched nahm auf, was er vorfand, den Kampf gegen Schwulſt und die Lehre vom guten Geſchmack, allein er nahm ſie auf als ein Deutſcher.

Gottſched hielt einen Stamm deutſcher Literatur zuſammen und ſuchte jedem leichtſinnigen Zerreißen der vorhandenen Fäden nach Kräften zu wehren. Auch blieb er keineswegs auf demſelben Standpunkt ſtehen, ſondern folgte ſelbſt der Zeit, wenn freilich auch mit Ruhe, und als dieſe ſich überſtürzte, mit Widerſtreben. Auch er hob mehr und mehr die Forderung der Lebendigkeit, ja ſelbſt der Leidenſchaft und ihrer innern Wahrheit hervor. Auch Gottſched's Verdienſt um das deutſche Theater iſt unterſchätzt worden; er wandte der Neuber'ſchen Truppe ſeinen gelehrten Beiſtand zu. „Unter Gottſched's Hand", ſagt Gruppe, „wurde die Tragödie befeſtigt, das geſammte Schauſpiel um vieles verfeinert; er verbannte den Harlekin und führte den guten Geſchmack ein. In Vers und Diction behaupteten ſeine dramatiſchen Arbeiten jedenfalls einen Rang; der durchgehends gehandhabte Anſtand mußte den Schauſpielern wie dem Publikum Achtung einflößen." Es iſt bekannt, daß, infolge einer gelegentlichen Aeußerung Leſſing's, ein Theil unſerer Literarhiſtoriker in allem Ernſt die Partei des von Gottſched verbannten Hanswurſts genommen hat; ſie ſehen nicht ein, daß ein Schiller und Goethe unmöglich waren, ſolange dieſer Hanswurſt auf den Bretern ſein Weſen trieb. Zahlreich ſind auch die originalen Leiſtungen, welche Gottſched's „Deutſche Schaubühne" brachte. Daß Gottſched's Gedichte keinen Werth haben, iſt bekannt; gleichwol ſind ſie keineswegs alle, wie man meint, ſteif und perrükenhaft, wie die mitgetheilten, in der That leichtgeflügelten Ueberſetzungen anakreontiſcher Oden beweiſen.

Einer Charakteriſtik der Gottſchedin, deren Luſtſpiele ohne eigentliche Luſtigkeit waren, folgt die von Johann Elias Schlegel, des damals bedeutendſten Dramatikers, deſſen „Hermannsſchlacht", zur Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig aufgeführt, den jungen Goethe langweilte. Auch Gruppe hebt hervor, daß es dieſer Tragödie wie dem „Kanut" und andern Stücken dieſes Dichters an der Belebung der Geſtalten, an der Individualiſirung fehle, während ſeine meiſt gewandte, oft muſterhafte Sprachbeherrſchung nicht zu verkennen ſei.

Eine eigentliche Ehrenrettung verſucht Gruppe mit Friedrich von Schönaich, dem in Leipzig gekrönten Poeten, der dafür lange Zeit ein Spiel des Spottes war und für einen elenden Reimer galt. So lebt er in den Literaturgeſchichten fort, Menzel nennt ihn „armſelig". Gottſched bezeichnet ihn in ſeiner Zeitſchrift an einer Stelle, die nicht von Gruppe, aber von Koberſtein angeführt wird, als einen „deutſchen Voltaire" und fügt hinzu, „wer das Werk des Dichters ſelbſt leſe, werde völlig überführt werden, daß er den epiſchen Geiſt von der Natur erhalten und von eben der Muſe gereget werde, welche einen Homer und Virgil vormals beſeelet hat". An Schönaich's Beiſpiel zeigt es ſich, wie verhängnißvoll die Protection eines Kritikers werden kann, der eine einſeitige, von der Fortentwickelung der Literatur beiſeitegeſchobene Richtung vertritt. An Klopſtock und die „Meſſiade" knüpfte dieſer Fortſchritt an; ihr ſtellte Gottſched Schönaich's „Hermann" gegenüber, der natürlich mit in den Sündenfall dieſes Kritikers ſelbſt verwickelt wurde.

Gruppe theilt eine nicht unbeträchtliche Zahl von Stellen aus Schönaich's „Hermann" mit, und in der That muß die unbefangene Beurtheilung einräumen, daß der Vorwurf „wäſſeriger, ſchläfriger, hektiſcher" Verſe, der Schönaich oft gemacht worden iſt, dieſe Verſe nicht trifft. So iſt z. B. die folgende Schilderung eines Unwetters, welches die Kriegsſcharen vor der Schlacht trifft, voller Mark und Energie:

Endlich aber nimmt der Himmel ſich der ſichern Völker an;
Aus dem dünſteſchwangern Weſten rauſcht ein ſchwarz Gewölk heran.
Ja! es blitzt; es rollt; es knallt: der bezogne Himmel lodert;
Weil ein ſchrecklich Wetter ſich zu erhitzten Treffen ſodert,
Blitze ziſchen; Donner krachen; und das Band der Welt ſcheint los;
Faſt die Pole wanken zitternd auf jedweder Wolke Stoß!
Erd' und Himmel ſpeien Glut, und der Dunſtkreis droht zu ſpringen;
Weil der Flammen Schuß und Blitz durch die Atmoſphäre dringen.
Schwarze Schatten ſchütten Flammen und der Blitze ſchnellen Graus
Auf die ganz verbrannten Felder und die blaſſen Römer aus.
Bebend ſehn ſie, wie ein Blitz einen ſtolzen Adler ſchläget
Und dem Feldherrn ganz zerſtückt zu den kühnen Füßen leget.

Das Urtheil über Cronegk, beſonders über deſſen Preisſtück „Codrus", ſtimmt mehr mit den überkommenen Anſichten in Betreff dieſes Dichters überein. Doch rühmt Gruppe den „Codrus", die Ausführung, die im Sinne der franzöſiſchen Tragödie gehalten, aber dabei glänzend ſei, wie denn überhaupt das Stück mehr Handlung habe, als die pariſer Bühne ertragen könne.

Etwas ſtiefmütterlich iſt Gellert behandelt, obgleich Gruppe von ihm ſagt, „daß er unbeſtritten der Mittel- und Höhepunkt der Periode iſt, der von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein dafür genommen wurde und der für alle Zeiten eine Geltung in deutſcher Literatur behält, wie neben ihm keinem andern Dichter in vollem Maße und nur wenigen zum Theil zukommt". Die Analyſe ſeiner Dichtungen weiſt dieſe Berechtigung auf eine „unvergleichliche Geltung" nicht nach; ſeine literaturgeſchichtliche Bedeutung iſt freilich unerſchütterlich, noch mehr ſeine culturgeſchichtliche, welche Biedermann in ſeinem „Deutſchland" durch die eingehendſte Charakteriſtik treffend erläutert hat. Für die Gegenwart gehört er aber doch, im ganzen und großen, zu den ungenießbaren Poeten, wenn wir von einigen Fabeln abſehen, und ſein ſalbadernder Ton erſcheint durchaus veraltet gegenüber der energiſchen Dichtweiſe unſerer claſſiſchen und modernen Dichter.

Wir können unſerm Autor nicht eingehend folgen durch die Gemäldegalerie deutſcher Dichter, die er uns vorführt;

Digitized by Google

nur das können wir ihm nachrühmen, daß jedes einzelne Gemälde zu ſeinem vollen Rechte kommt. Das gilt namentlich auch von der Charakteriſtik Haller's, welcher der Gegenwart faſt nur aus Leſſing's „Laokoon" bekannt iſt. Ein wenig bekannter Dichter iſt Drollinger, welcher das Feuer nordiſcher Poeſie für die deutſche Dichtung, außerdem große Stoffe und würdige Aufgaben verlangte. Noch bedeutender iſt Friedrich Karl Caſimir Freiherr von Creuz, der unſern meiſten Leſern fremd ſein wird; doch aus den Proben, die Gruppe mittheilt, machen wir ſeine Bekanntſchaft. Er erſcheint hier ſtimmungsvoller als die meiſten ſeiner Mitſtrebenden; der melancholiſche Zug ſteht ſeiner Dichtung wohl zu Geſicht und als beſonderes Verdienſt muß es ihm angerechnet werden, daß er gegen den damals graſſirenden Optimismus, den Leibniz mit ſeiner Theodicee und präſtabilirten Harmonie verſchuldet hatte, mit Haller zuſammen Front machte. Creuz war 1724 zu Homburg geboren, mußte für Beamtentreue, bei Behauptung der homburgiſchen Anſprüche gegenüber den darmſtädtiſchen, einjährige Feſtungshaft erdulden und ſtarb ſchon 1770. Gegen Uz erſcheint Gruppe nicht ganz gerecht, indem er nur ſein Formtalent anerkennt.

Von den preußiſchen Dichtern wird Samuel Gotthold Lange zuerſt erwähnt, deſſen vergeſſenes Verdienſt Gruppe ans Licht zu ziehen ſucht. Die Thatſache, daß er zuerſt mit eigenem Inhalt deutſche Verſe ohne Reim bildete, dem bloßen Rhythmus vertrauend, mag feſtſtehen; doch das größere epiſche Gedicht, das Gruppe mittheilt: „Der Sieg bei Friedberg", wirkt ermüdend durch die fortwährende meteorologiſche Bildlichkeit, mit welcher die Schlachtſcenen illuſtrirt werden; ſein fortwährendes Blitzen und Donnern geht durch das ganze Gedicht. Dem Verdienſte Ewald von Kleiſt's wird Gruppe gerecht; ſehr anſprechend iſt die Parallele zwiſchen ihm und Thomſon:

Thomſon geht hauptſächlich aus auf die Abſchilderung der großen Phänomene der Natur, und um ſie aufzuſuchen, hat er weder Einheit des Orts, noch der Zeit, denn er iſt, als reiſeluſtiger Brite, bald in England, bald in den Alpen, bald in der tropiſchen Zone, bald am Nordpol, und ſo bewegt ſich auch ſein Winter durch die verſchiedenen Monate dieſer Jahreszeit. Kleiſt dagegen hat nur Einen Frühlingstag, und alles, was er vorführt, kann ſich ereignen in dem Umkreis eines einzigen Dörfchens: wie gemüthlich, wie deutſch! Je mehr ſeine Arbeit vorſchritt, je weiter kam er von Thomſon ab, je mehr trat ſein eigener Charakter hervor. Seine eigenthümliche Stärke liegt in der genaueſten Kenntniß der Natureinzelheit und zwar ebenſo ſehr der lebendigen als der todten. Thomſon iſt allgemein und pathetiſch, Kleiſt ſpeciell, plaſtiſch, jener effectſuchend, Kleiſt naiv und anſpruchslos wie die Natur, welche er ſchildert; es zeigt ſich bei ihm ein unverkennbares Streben nach dem Idyll hin, und ſein „Frühling" iſt voll von originalen Zügen, welche Voß und dem wernenchner Schmidt zu hoher Ehre gereicht haben würden.

Während Gleim und Ramler in der üblichen Weiſe gewürdigt werden, wird die Urſprünglichkeit der Begabung einer Anna Luiſe Karſchin mit großer Wärme hervorgehoben, vor allem aber Johann Gottlieb Willamov als Odendichter faſt Klopſtock an die Seite geſetzt. Wir glauben, mit vollem Recht; es iſt Pindariſcher Schwung in ſeinen Oden und Dithyramben, Größe und Kühnheit des Ausdrucks, und nur der unglückliche mythologiſche Aufputz verkümmert die dauernde Bedeutung dieſer Gedichte. Ein damals ſehr gefeierter Poet war Johann Benjamin Michaelis, ein trefflicher Satiren- und Epiſteldichter von ſittlichem Ernſt, raſchen und kühnen Wendungen, friſcher Laune. Er verſuchte zuerſt eine Traveſtie der „Aeneis"; die erhaltenen Strophen zeigen ganz dieſelbe Form und dieſelbe Tonart, wie ſie ſpäter Blumauer angeſchlagen hat.

Der dritte Band von Gruppe's Werk beginnt mit einer eingehenden Charakteriſtik oder vielmehr Kritik Klopſtock's. Wol gibt Gruppe zu, daß von dieſem Dichter viel Anregung, viel Leben ausgegangen, daß er unzweifelhaft ein Hauptwendepunkt für die Entwickelung deutſcher Poeſie, mindeſtens eine Vorſtufe ihres Höhepunktes an der Scheide des Jahrhunderts iſt, und folgert daraus die Pflicht einer überaus ſorgſamen und beſonnenen Betrachtung. Das Reſultat dieſer Betrachtung iſt nun freilich ein ſehr ungünſtiges. Die Analyſe des „Meſſias" ergibt, daß dies Werk gegen den Ernſt, die Ruhe und bewunderungswürdige epiſche Haltung von Milton's „Verlorenem Paradies" ſehr zurückſteht. Gruppe gibt den Inhalt des neunten Geſanges an und fügt dem hinzu:

Der beſtändige Wechſel der Scenen, des Orts, der Perſonen bringt eine Unruhe und Haſt hervor, wobei nichts zu ſeinem Recht gelangen kann und der Leſer ebenſo zerſtreut wird als der Dichter. Es fehlt meiſtens an bewußter künſtleriſcher Gliederung, an dem Zuſammenhalten der Maſſen und ihrer wirkſamen Gegenüberſtellung; wir ſind in ſteten Sprüngen, aber ſie ſind nur bunt, nicht künſtleriſch effectvoll. So ſchützt denn die Ueberfülle keineswegs vor poetiſcher Armuth. Ebenſo ſehr als die Erzählung ſich ſtopft und ſtößt, wird ſie dann auch wieder dünn, rückt nicht von der Stelle, alles aber fehlt an dem Haupterforderniß eines epiſchen Gedichts, dem gleichmäßigen, ſtetigen Fortſchritt, dem ebenen ruhigen Fluß; es fehlt an Klarheit und Simplicität, den wahren Bedingungen großartiger Kunſt, es fehlt daran in einem Grade, wie gewiß in keinem andern Epos gleichen Umfangs, geſchweige denn gleichen Anſpruchs.

Ebenſo eingehend wie die Compoſition und die allgemeine Haltung beſpricht Gruppe die Ausführung. Hier werden die Einzelheiten der Satzbildung und alle Mängel des poetiſchen Stils unter die kritiſche Lupe genommen. Unſere vornehmen Literaturhiſtoriker gehen über dergleichen mit allgemeinen Urtheilen hinweg; doch in einer Zeit, in welcher jede wiſſenſchaftliche Forſchung den Dingen auf den Grund zu gehen und das Allgemeine aus dem Einzelnen und Beſondern herzuleiten ſucht, iſt es auch Pflicht der Literaturgeſchichte, ihre Urtheile neu zu begründen, damit die erſchütterte Glaubwürdigkeit einer ſich von Buch zu Buch forterbenden Tradition entweder neu befeſtigt oder ganz umgeſtürzt werde. Das iſt das Hauptverdienſt des Gruppe'ſchen Werks; es bildet eine neue Reviſions- und Caſſationsinſtanz für die literarhiſtoriſchen Urtheile.

Die Verſündigungen des „Meſſias" gegen den epiſchen Stil, die von einem Gegenſtand zum andern ſpringende Darſtellungsweiſe, der Mangel an Plaſtik, die erſtaunlich geringe Anſchaulichkeit der Schilderungen bei Ueberfülle des ſchildernden Apparats: das alles wird von Gruppe beweiskräftig dem Leſer vorgeführt. Den „Meſſias" als Epos preiszugeben, wird heutigentags niemand mehr ſchwer fallen, der ſich mit dieſer Dichtung voll monſtröſer Ueberſchwenglichkeit beſchäftigt hat.

Dagegen müſſen wir Klopſtock in Schutz nehmen, wenn ſich Gruppe mit denſelben Maßſtäben auch gegen

Digitized by Google

die Oden dieſes Dichters wendet und namentlich die Ode „Der Zürcherſee“ wegen des unabläſſigen Fortſpringens von einer Anſchauung zur andern in ihre dichteriſchen Atome zerfaſert und ſie ſo gleichſam in die Lüfte zu zerblaſen ſucht. Wenn er hier tadelt, daß der Dichter uns nicht Zeit laſſe, irgendeins der Bilder zu genießen, uns in irgendeine Anſchauung zu vertiefen, daß er an den ſchönſten und dankbarſten Anſchauungen vorbeigeht, ſo beruht dieſer Tadel doch auf einer entſchiedenen Verwechſelung des epiſchen und des Odenſtils. Was dort ein Fehler, iſt hier ein Vorzug. Der Stil der Ode hat nichts Verweilendes und darf nichts Verweilendes haben; das Kühne, Zerklüftete, Springende ſteht ihm wohl an, wenn nur durch die Sprünge von Bild zu Bild, wie gewagt ſie ſein mögen, ſich der Faden eines durchgehenden Gedankens verfolgen läßt. Die Ode „Der Zürcherſee“ bleibt unbedingt eine der beſten deutſchen Oden; ſie iſt überdies eine der anſchaulichſten, und der Gedankengang, der ſich hier an die Schilderung einer Fahrt und der nacheinander aufſteigenden Bilder knüpft, ein durchaus geordneter und verſtändlicher. Längeres Verweilen bei den einzelnen Bildern würde dieſe Ode in ein beſchreibendes Gedicht verwandelt haben. Wir können uns, ihr gegenüber, mit Gruppe's wegwerfendem Urtheil nicht einverſtanden erklären. Ueberhaupt mag der Odendichter Klopſtock hier und dort in ſentimentale Ueberſchwenglichkeiten oder proſaiſche Plattheiten verfallen ſein; daß er im echten großen Odenſtil zu dichten verſtand, mit kühner Energie und grandioſer Bildlichkeit, läßt ſich nicht fortleugnen, und ſein Irrthum war nur, daß er ein Epos in demſelben Stil zu dichten unternahm, der den Grundbedingungen epiſcher Dichtung widerſpricht.

Das Bild Wieland's, welches uns Gruppe entrollt, iſt ebenfalls nicht mit allzu günſtigen Farben entworfen. Doch wie immer gibt Gruppe eine eingehende Analyſe von Wieland's Dichtungen, auch nach ihrer formellen Seite hin und ſtellt die Urtheile der Zeitgenoſſen und Nachfolger über dieſen Dichter zuſammen. Er ſelbſt vergleicht ihn mit Gellert, ſo auffallend das klingen möge; er habe den Stil des Erzählers wie jener, und ſein Hauptſtreben gehe auf die Bequemheit des Ausdrucks einer leichten, mit Reflexionen untermiſchten Darſtellung, und zwar in einer aus allen Fugen gebrochenen Form. Daß Wieland, um dieſe Leichtigkeit zu erreichen, den ausdauerndſten Kunſtfleiß im Feilen und Beſſern anwendet, iſt zweifellos. Hat doch auch Heine ſeine ſalopen Verſe mit beſonderer Kunſt und ſorgſamer Feder ſchlottrig gemacht. Die Zeitgenoſſen rühmten an Wieland Vorzüge der verſchiedenſten Art: tiefſinnigſte Weisheit und leichteſte Anmuth, blühendſte Phantaſie, unerſchöpflichſten Witz, tiefdringenden, hohen philoſophiſchen Geiſt, feine und richtige Empfindung; Gruppe dagegen ſucht den Wieland'ſchen Eklekticismus und die Täuſchungen, die er hervorrief, näher zu beleuchten:

Man muß fragen, ob noch etwas von dem Tiefſinn Platon's bleibe, wenn man ihn mit Epikur vereinigt, und was das für eine Moral ſei, die ſo ſinnlich verführeriſch auftritt; ob man nicht beſſer thue, Philoſophie geſondert und lachenden Scherz geſondert aufzutiſchen, denn das fauniſche Lachen will nicht ſtehen an einem Sokrateskopf; ferner iſt zu fragen: ob man das noch eine wahre Darſtellung der griechiſchen, der orientaliſchen, der mittelalterlich-chriſtlichen Welt nennen könne, die ſich ſo wenig in den Ernſt ihres Lebens und ihre Anſchauung, kurz in den innern Gehalt und die innere Wahrheit vertiefe? In der That, überall treibt der Dichter ein Spiel mit ſeinem Gegenſtand und ſtellt mit ſeinen Betrachtungen, ſeiner Philoſophie, kurz mit ſeiner Perſon ſich dem Leſer in den Weg, ſodaß dieſer immer nur daſſelbe bunte Durcheinander bekommt und ihm bei der Darſtellung Griechenlands, des Mittelalters und Orients ganz gleich zu Muth wird, denn er fühlt ſich überall im Modernen, er iſt auf Wieland's Zimmer mit Voltaire's Bildniß. Daß Wieland durch Voltaire, der in ſeinem „Zadig“ viel aus „Tauſendundeiner Nacht“ geſchöpft, in den Orient eingeführt wurde, blieb entſcheidend für ſeine Auffaſſung deſſelben. Ebenſo wie man Griechenland mit franzöſiſchem Auge ſah, ſchaute man jetzt auch Arabien, Perſien und Indien. Noch viel weniger entwickelt der Dichter aus ſich ſelbſt und aus der Natur des Gegenſtandes verſchiedene ſelbſtändige Tonarten, im Gegentheil muß er ſtets nach fremden Muſtern arbeiten, die er meiſtens ſo ehrlich war uns anzugeben. Aber er hielt auch dieſe nicht rein, ſondern trug unwillkürlich eins ins andere, und das, womit er ſich ſelbſt überall gleichbleibt, iſt zuletzt nur eine leidige Manier, oder derſelben ſehr nahe ſtehend.

Leſſing's Charakter und kritiſch-reformatoriſche Thätigkeit werden mit warmer Anerkennung beſprochen; gegen ſeine Dramen, namentlich gegen die Compoſition des „Nathan“ und den Abſchluß der „Emilia Galotti“ wendet ſich eine vollkommen berechtigte Kritik. Der „Emilia Galotti“ wird viel Kunſtfleiß und Berechnung, auch Wärme, ja Großartigkeit nachgerühmt: „es kommen Blitze vor, wie ſie dem Genius eigen“; doch trägt das ganze Werk nicht jene Kennzeichen an ſich, welche es als eine Eingebung des Genius erſcheinen ließen: ein Abſtand, der um ſo viel mehr fühlbar werden mußte, als in deutſcher Poeſie Werke dieſer Art ſich danebenſtellten. Dies Urtheil iſt durchaus treffend und gilt von allen Leſſing'ſchen Dramen, die allerdings den Anfangspunkt des modernen Dramas bezeichnen und von Schiller und Goethe nicht ausgelöſcht werden konnten.

Wir können auf die weitern Abſchnitte des dritten Bandes, auf den Dichterchor, welcher die Nachfolger Haller's und Klopſtock's, das Bardenthum, Bürger, Voß und die Stolberg, aber auch die allgemein herrſchenden Gattungen, die Richtungen und Theorien der Epoche beſpricht, hier nicht näher eingehen; wir erwähnen nur noch, daß Gruppe überall die gleiche Gründlichkeit bewahrt und Vergeſſenes ans Licht zu ziehen oder Verkanntes ins rechte Licht zu ſetzen ſucht. Wir machen auf die Charakteriſtik Bodmer's aufmerkſam; die mitgetheilten Stellen aus ſeiner „Noachide“ und „Colombona“, das genaue Regiſter ſeiner Dramen werden um ſo willkommener ſein, je weniger unſere Literarhiſtoriker bei dieſem Dichter zu verweilen pflegen. Seine kritiſchen „Lobgedichte und Elegien“ ſind ein Pantheon ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen, das zwar nicht den monumentalen Stil zeigt, aber doch manche treffende Inſchrift enthält. Auch die erſten Schritte zur Wiedergeburt der Romanze, die bei ihrem erſten Wiedererſcheinen komiſch-parodiſtiſcher Art war, weiſt Gruppe nach; er ſchildert die Vorgänger Bürger's, Löwen und den ganz in Vergeſſenheit gerathenen hamburger Dichter Daniel Schiebeler, den ſelbſt Koberſtein nur ganz beiläufig unter den Sonettendichtern erwähnt; bei letzterm, wie überhaupt bei dem niederſächſiſchen Naturell, hat ſich die Wieland'ſche Ironie „gleichſam verdickt und maſſiver geſtaltet“. Hier iſt die Brücke, die einerſeits zu Blumauer,

andererſeits zu Bürger und Hölty führt. Man war übrigens ſchon damals auf dem Wege Offenbach's, die antike Mythologie ironiſch aufzulöſen; Schiebeler dichtete eine Reihe von Parodien antiker Fabeln, meiſtens nach Ovid's „Metamorphoſen". Eine Wiederherſtellung der antiken Mythologie nach ihrem ernſten und tiefen Gehalt unternahmen in erſter Linie die großen weimariſchen Dichter, obgleich gerade hierin kein wahrer Fortſchritt lag.

Der vierte Band des Gruppe'ſchen Werks, von dem die erſten vier Lieferungen vorliegen, geht nun auf Goethe und Schiller ein; wir kommen auf denſelben nach ſeiner Vollendung zurück.

Von der Poeſie des 18. Jahrhunderts hatten wir bisher keine ſo umfaſſende und eingehende Darſtellung, wie ſie in dem Werke des feinſinnigen Kritikers enthalten iſt, das eine Bereicherung echter, von den überlieferten Phraſen unabhängiger Literaturkenntniß gewährt.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Exotiſche Romane.

1. Die mexicaniſchen Jäger von Guſtav Aimard. Deutſch von A. Wießner. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer beſitzt eine außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans. Der hier zu beurtheilende iſt ſehr concis geſchrieben, mit jener Gedrängtheit, deren ſich der Hiſtoriker in der Regel mit großem Erfolg bedient. Dieſe raſche, bisweilen ſogar erſchütternde, nachhaltige Wirkung übt auch unſer Autor aus. Er hat das Talent der Franzoſen, ſich ſchnell auf jedem Terrain zurechtzufinden, ſich zu acclimatiſiren, für eine ganz andere Natur und die ihr entſprechenden Menſchen ſogleich den richtigen Geſichtspunkt zu gewinnen und, in dem ſpeciellen Falle des vorliegenden Romans, die Gegenden alsbald mit einem ſtrategiſchen Blick aufzunehmen, für einen bevorſtehenden Krieg zu benutzen. Dieſer kommt denn auch zum Ausbruch, zwiſchen den Bewohnern von Mexico und den Vereinigten Staaten oder, wie der Verfaſſer ſich oft ausdrückt, zwiſchen den Mexicanern und den Amerikanern. Es fehlt nicht an den großartigſten, eigenthümlichſten Phänomenen der Natur, wohin wir beſonders die Voladeros (in der Region der Anden) zählen, Berge, deren ſchief und jäh herüberhängende Laſt oft plötzlich zuſammenſtürzt, gleichſam Felſenlavinen, gegen die ſich bei rapidem Hindurchritt der Engländer ſchützt — man höre und ſtaune — durch lederne Säcke, in die man die Füße der Pferde hüllt. Wie dieſer Zauber zu erklären, wolle man an Ort und Stelle leſen.

Die impoſante, nicht der Zahl, ſondern dem plaſtiſchen Werth nach, reich hervortretende Staffage der Charaktere beſchäftigt und ſpannt den Leſer fortwährend. Der ausgeprägteſte unter ihnen iſt ſicher Donna Anna, die Tochter eines echten Sohnes von Albion. Nicht minder heben ſich vortrefflich ab in Originalität, Feuer der Leidenſchaft, Tapferkeit: Don Pablo de Zuniga, Hr. von Clairfontaine, und dann wieder, vor allen ſeines Geſchlechts, der Muſterbandit Matadieg, der ſich nicht minder für einen Señor und Caballero genommen wiſſen will, und der unverkennbar von der Natur zu einem heroiſchen, ja, was mehr ſagen will, zu einem edeln Menſchen angelegt worden iſt, wie er denn ſeine Würde, ſeinen Stolz auch in ſeiner jetzigen Geſtalt dreiſt und faſt naiv umherträgt. Selten wird wol ein Roman eine Naturſcenerie aufzuweiſen haben wie „Die mexicaniſchen Jäger". Schon eine Räuberwegelagerung in den Abruzzen elektriſirt uns. Hier aber ſtoßen wir gar auf ein Wachtfeuer und einen Bivua ein den Cordilleren, und es iſt ſchon allein von ungewöhnlichem Intereſſe, zu vernehmen, wie hier Banditen im größten Stil ihre Feldzugsplane, ihre Geldgeſchäfte mit aller Etikette und Diplomatie, mit aller Grandezza und in ſonſtigen nobeln Manieren beſprechen. Durch alles das zieht ſich die Geſchichte des Hrn. Prescott, des Engländers, und ſeiner Tochter hindurch. Die äußerſten Gefahren verfolgen beide. Der Vater iſt anfangs zäh, bequem, ein Mann von unendlichen Reichthümern ohnehin, tollkühn noch dazu; dann aber klappt er zuſammen, er wird ſchwach bis zum Exceß, ſentimental ohne Halt, er klagt, er verzweifelt: wogegen ſeine Tochter eine ſeltene Vereinigung von Kindespietät, Liebesglut, Geiſtesgegenwart und Heldenſinn iſt. Glanzabſchnitte ſind: „Der Cabildo", „Der Voladero del Macho", „Der Hinterhalt", „Die Gefangene", „Die Schlacht bei Buena-Viſta".

Eine ganz beſondere Anziehungskraft muß dieſes mit künſtleriſcher Umſicht geſchriebene Buch auf Militärs ausüben.

2. Der Sklavenhändler. Originalroman aus den Papieren eines Touriſten von Ludwig Heinrich. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unſere Zeit hegt ein überaus warmes Intereſſe für Thatſachen, ſogar in der Poeſie ſind ſie willkommen. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß die Mittheilung wirklicher Vorgänge, wenn ſie bis zum Außerordentlichen aufſteigen, einen ganz beſondern Reiz für den Zuhörer, ebenſo für den Leſer hat. Beſitzt der, welcher das Geſchehene überliefert, auch noch die Kunſt der Erzählung, weiß er die Scenen uns zu vergegenwärtigen, die Handelnden uns nahe zu bringen, ſodaß wir mit ihnen hoffen und fürchten und, als wären wir ſelbſt in die Ereigniſſe verſtrickt, am Edeln uns erheben, über das Verbrechen uns entſetzen, ſo werden wir unſern Beifall ihm nicht verſagen. Der Verfaſſer erfüllt jene Bedingungen in hohem Grade. Er erzählt gewandt, er ordnet ſein Material zu einem ſo abgerundeten Ganzen, er verſteht ſich auf Naturſchilderung und Menſchencharaktere ſo vortrefflich, daß er mit vollem Recht ſeiner Erzählung zugleich das Prädicat „Roman" beilegt. Dabei ſpricht er nicht blos vom Hörenſagen, ſondern greift ſelbſt handelnd in die Vorgänge ein. Er verdient den Namen eines Muſtertouriſten, er führt ſich uns als „Doctor Henri" auf. Wir erfahren ſpäter, daß er Arzt iſt, und zwar ein geborener Preuße. Eben in Rio-de-Janeiro angekommen, verfolgt er ohne Säumen den Plan, wie gewagt das Unternehmen auch ſein mag,

Digitized by Google

as Innere Braſiliens, in nordöſtlicher Richtung, zu urchwandern. Sein ferneres Schickſal wird in einem Hotel der Stadt entſchieden, wo wir ſogleich die Bekanntſchaft mit Frau Fechtler, der Beſitzerin des Gaſthauſes, nd ihrer Tochter Emilie machen, die denn auch bis zu Ende ſich als zwei Hauptgeſtalten erweiſen, indem die üngere Dame einen bleibenden Eindruck in unſerm Wan- erer hinterläßt. Dieſen ſehen wir nunmehr ſeine Streif- üge beginnen. Mit Waffen hinlänglich verſehen, begleitet on Pedro, einem Negerknaben, der anſtellig in jedem etracht, überall Rath weiß, jedem Feind überlegen iſt, n Kapitaljunge ſondergleichen, und Cedron, einem ge- altigen Bernhardinerhunde, beſteht er Kämpfe mit Wil- n und einem Büffel; man ſpricht bei deutſchen Anſied- n vor, und hört von einem allgemein gefürchteten ann, der Schwarze zu erſchleichen ſucht, um ſie für he Preiſe zu verhandeln. Dieſer Kapitän Brown iſt n der Held unſerer Geſchichte. Der Verfaſſer bringt ſes Scheuſal in eine ſo vielfache Beleuchtung, er ent- llt das Doppelſpiel von Menſchenfreund und roheſtem, uſamſtem Sklavenhändler, welches der Nichtswürdige bt, ſo trefflich, daß wir im Innerſten erſchüttert wer- , aber auch erbangen, ob noch eine Macht der Ge- tigkeit waltet, welche auch ein ſolches Ungeheuer, trotz r Schliche auf dem Lande und dem Meer, überwälti- könnte. Und wir lernen eine derartige Uebermacht en. Sind ſo abnorme Vorgänge in der Wirklichkeit lich? fragen wir aufs äußerſte gebracht. Der Ver- r verſichert uns, daß all ſeine, wir ſetzen hinzu, in That impoſanten Schilderungen „auf reinſter Wahr- *beruhen*“.

Dieſer Sklavenhandel en gros, mit allen nur erſinn- n *Mitteln* der Grauſamkeit, übertrifft alle Vorſtellun- und ſchüttet einen ganzen Höllenpfuhl von Teufeln *uns* aus, deren Oberteufel obiger Kapitän iſt. Ab- en von dem tiefen Eindruck, den ſchon an ſich das f auf jeden Leſer machen muß, iſt es ein wichtiger ag zur Geſchichte des Sklavenhandels. Auch fühlen aus der transparenten Darſtellung heraus, daß der r die poetiſche Gewandung nur braucht, um das ſte anfangs zu mildern und es dennoch, durch Phan- *vermittelt*, zuletzt in ſeiner unerhörten Gräßlichkeit rtreten zu laſſen. Wir hielten ſonſt die Eindrücke *nhafter* Unthaten nicht aus. Durch Zwiſchenerzäh- n, durch ſo ſpannende Epiſoden wie das geſellige auf Bella-Viſta, werden wir auf der einen Seite durch edle oder doch harmloſe Menſchennatur ſchad- ehalten, auf der andern aber auch um ſo ſtärker ſirt, das Verbrechen beſtraft zu ſehen. Der ſchnöde Emiliens durch den Sklavenhändler, die Flucht mit ie ſich vor dem Ungethüm in Verzweiflung ſträubt, s Meer, um, noch dazu auf einem untauglichen , in dunkler Nacht das Weite zu ſuchen, die Ver- des Räubers und ſonſtigen Verbrechers durch ngliſchen Contreadmiral, das Entkommen des Ver- über Land, ſein Tod: es ſind das alles Schauer- , die uns niegeahnte Dinge kundgeben. Nur das wir anzumerken, daß der Verfaſſer es unterließ, zelnen Abſchnitten paſſende Ueberſchriften zu geben, h mit bloßen Strichen zu begnügen, ein Ueberſehen, welches ſchon manchem Schriftſteller zum Nachtheil gereicht hat. Im übrigen iſt das Werk der Leſewelt dringend zu empfehlen.

3. Der Meerkönig. Eine Erzählung in drei Abtheilungen von Balduin Möllhauſen. Erſte Abtheilung: Dorf und Stadt. Zweite Abtheilung: Auf den Bahamabänken. Dritte Abtheilung: Auf heimatlicher Erde. Sechs Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Man hat dem Roman in unſern Tagen mehrfach den Kunſtwerth abgeſprochen, man hat ihn ſchon ſeiner Proſaform wegen eine Zwitterart genannt und dagegen proteſtirt, daß er gegenwärtig berufen ſei, das Epos zu vertreten. Was den letztern Umſtand betrifft, ſo wird der gediegene Roman ſelbſt wieder Proteſt dagegen einlegen, daß er ein bloßer Nothnagel ſein ſolle in Ermangelung eines andern feſten und ſchönen Baues. Auch wird das gelungene Epos ſtets ſeinen Werth für ſich behalten, der gelungene Roman jedoch nicht minder. Was aber die erſtere Zurückſtellung angeht, ſo läßt ſie vermuthen, daß der Verächter keine rechte Vorſtellung von dem hat, was eine treffliche Proſa zu leiſten vermag. Auch ſtehen wir nicht dafür, daß ſo mancher bewährte Verskünſtler, wenn er ſich gleich die Rieſenepen früherer Zeit zum Muſter nähme, auf dem Schiffe ſeiner Diction leicht ſcheitern könnte, wenn er es wagte, das endloſe Meer unſerer heutigen Civiliſation, mit Einſchluß einer noch immer wild ankämpfenden Gegenſtrömung, zu befahren. Der Dichter des vorliegenden Romans, der ſich beſcheiden genug „eine Erzählung“ nennt, befährt es getroſt, und befährt es mit ſolchem Glück, ſolcher Geſchicklichkeit, ſolcher Steuermannskunſt, nachdem er ſich ſchon vorher auch auf feſtem Boden als vielſeitigſten Menſchenkenner, ja Lebenskünſtler bewieſen hat, daß wir ihn hier ſelbſt, indem wir von ſeinem Helden ausgehen, als Meer-, Länder- und Dichterkönig begrüßen. Wie muß es, lieber Leſer, mit unſerm kritiſchen Deutſchland heute beſchaffen ſein, mit ſeiner kritiſchen Umſchau, Gerechtigkeit und neidloſen Freude an gelungenen Werken anderer, daß ein Roman von ſo ausgetragener Geſundheit, Friſche, ſolchem Gemüth wie enormer Verſtandesſchärfe, ſolcher Phantaſie und Menſchenkenntniß, ſolcher Organiſation wie Pracht der Darſtellung, ſolcher Fülle dichteriſcher Schönheiten wie köſtlicher Charaktere, ſolcher Hoheit tief-ſittlicher Weltanſchauung bereits im vorigen Jahre erſcheinen konnte, ohne daß, unſers Wiſſens, die Großmeiſter einſt ſo berühmter deutſcher Kritik einſtimmig in Frohlocken ausgebrochen wären? Oder haben nur wir, unſers Orts, nichts von dem Jubel gehört? Wir laſſen es dahingeſtellt, ob wir harthörig oder flüchtig geweſen ſind, erklären hier aber aus unſerm literariſchen Gewiſſen und äſthetiſchen Urtheil heraus, daß durch dieſen Roman der Ruf der Deutſchen, im beſten Sinne des Worts ein Allerweltsvolk zu ſein, an weitdringender Stärke einen außergewöhnlichen Zuwachs erhalten hat.

Nach der Lektüre eines ſolchen Werks müſſen die Gebildeten aller Zonen eingeſtehen, daß deutſche Intelligenz und Sprache unvergleichlich ſind. Und doch geſtehe ich, daß ich vom Dichter überraſcht worden bin. Der Titel „Meerkönig“, den ich, ſeit ich das Werk kenne, ausgezeichnet befinde, ein Werk noch dazu in ſechs Bänden, ließ mich

Digitized by Google

Futter für Leihbibliotheken fürchten, einen jener mittelmäßigen, weitſchichtigen Seeromane, die allein das mit der Meerfahrt theilen, daß ſie uns mit ihrer Flauheit ſeekrank machen. Noch dazu Meerkönig! Gerade dieſer Titel veranlaßte das Vorurtheil. Mir ſchwebte einer jener Inſulanerhäuptlinge vor, der ſeine kindiſche Freude daran hatte, ſich von europäiſcher Cultur in der Kleidung belecken zu laſſen. Er trug Uniform mit maſtigen Epauletten, einen Federhut, einen Orden, trotz deſſen blickte der Wilde mit ſtarken Backenknochen, eingefallenen Schläfen, niedriger Stirn aus all dem Gepränge hervor und verrieth kannibaliſche Sitte. Wie ſehr hatte ich geirrt! Ein echtes Dichterproduct, ein Werk der höchſten Bildung, ein Kunſtwerk wartete meiner. Schon wer in dieſe herrliche Winterlandſchaft tritt, welche das Werk eröffnet, den Dichter vernimmt, wie er das Stillleben der Natur, ihren ſcheinbaren Tod belauſcht, Flur und Wald in ihrem candirten Schmuck, bis auf jede Schneeflocke, malt, zwei Landleute, Mann und Frau, uns nahe bringt, welche einen leeren Sarg heranfahren, der bald einen neuen Scheintod birgt, laſſen uns ahnen, mit einem wie ſchöpferiſchen Geiſte wir es hier zu thun haben. Von einer einfachen Bauernhütte, die raſch alle Schauer uns nimmt, ſteigt das allmählich an und verſetzt uns in ſtets umfaſſendere Kreiſe, die ſpäter ſogar über Europa hinausweiſen. Unſer ganzes modernes Leben, mit den verſchiedenartigſten Naturen, Ständen, Bildungsgraden, mit ſeinen jähen Contraſten, ſeinen entſetzenvollen Kämpfen zwiſchen Lauterkeit und Verdorbenheit, Elend und Uebermuth, Adel der Seele und Adel der Geburt, Hoheit der Geſinnung und infernalen Verbrechen, edelſter Cultur und leidenſchaftlichſter Geldgier wie wildeſter Roheit und thieriſcher Verſunkenheit, erſchließt ſich vor uns. Auch die Auswanderung fehlt nicht und gibt uns bald kund, daß hinfort die Geſchichte der Menſchheit allen Ernſtes nicht mehr ein Land, nicht einen Welttheil; ſondern den Planeten zum Schauplatze hat, im eigentlichern Sinne, als man das je hat behaupten dürfen.

Was die ſpecielle Geſchichte unſers Romans betrifft, ſo wird ſie ſehr verwickelt, dennoch ſind der Charaktere nicht zu viele, alle ſind meiſterhaft durchgeführt, und das reinſte Maß, die unübertreffliche Klarheit, die ſinnreichſte Vertheilung der Geſtalten, der Gruppen, der Vorgänge, alles trägt dazu bei, daß wir uns durch alle Verſchlingungen hindurchfinden. Diejenigen Mittelglieder, welche ſich die finſter dämoniſchen Mächte, die hier ſchleichen, auserwählen, um an ſolchen ihre Schandthaten zur Ausführung zu bringen, ſind zwei in die Welt hinausgeſtoßene Kinder, ein Mädchen und ihr älterer Bruder, ein gröblich hintergangener Candidat, der, gewärtig einer Predigerſtelle, ſich genöthigt ſieht, als Miſſionar einen andern Welttheil aufzuſuchen, deſſen Verlobte, die ſich bei einer Gräfin zu bedeutender Bildung emporgeſchwungen hat und in den Bauernſtand zurückkehrt, und endlich das Corpus delicti eines aus einem Kirchenbuche ausgeriſſenen und geſtohlenen Blattes. Es ſpielt ſich nun im Verlauf in den mannichfaltigſten Beziehungen die der Wirklichkeit entſprechende Gewißheit ab, daß in allen Ständen noch heute, und heute vielleicht raffinirter als je, ſich zwei Klaſſen von Menſchen wie man es ein und derſelben Gattung kaum zutrauen ſollte, zu erkennen geben, von denen ſich in der einen das Sataniſche, in der andern das Göttliche offenbart. So erhalten wir denn auch in unſerm Roman eine Scala von Charakteren mit den feinſten, ſeelenkundigſten Uebergängen, von Individuen, die ſchon unſer Ohr, geſchweige unſere Moralität empören, dann wieder entzücken. Das alles bewährt ſich auch hier in den niedern, den mittlern, den höchſten Ständen. Eingedenk deſſen, daß man am Guten zuerſt ſich kräftige, um das Feindliche zu bewältigen, machen wir beſonders aufmerkſam auf jenes harmloſe Zuſammenleben in dem Bauernhauſe von Reichart, ſeinem Weibe, ſeiner zurückgekehrten Schweſter Marie und dem holden Lieschen, welche man an Kindesſtatt angenommen hat. Doch die Verhängniſſe des Hintergrundes führen uns auch ſchon in die Stadt, und da lernen wir denn bereits in Hrn. Seim, dem „Biedern", Vorſteher eines Waiſenhauſes, einen der kläglichſten, abgefeimten, ſcheinheiligen Heuchler kennen, wie ſeine nicht minder ſaubere Tochter. Und das rückt nun auch ſchon höher hinauf, um wieder abwärts zu gehen, um dann im Nichtswürdigen, aber auch durch und durch Edeln bis zu den Spitzen der Geſellſchaft ſich zu erheben.

Es würde uns zu weit führen, ſollten wir über jede einzelne Geſtalt uns auslaſſen, wir machen unſere Leſer mit einigen der Hauptperſonen bekannt. Welches Werk der Poeſie hätte eine ergötzlichere Originalfigur aufzuweiſen, als dieſer prachtvolle Doctor Bergmann iſt? Und was iſt er nicht alles in einem und jedesmal ganz! Tüchtiger Arzt, Wohlthäter, Freund und Rathgeber einer der auserleſenſten Jungfrauen, der Gräfin Renata, die er wie ſeine Tochter hegt und lenkt; er iſt zugleich Vater der Armen und eilt, wo ſich irgend Gelegenheit bietet, mit jenem ſeinem anmuthigen „Liebling", auch aus moraliſchem Verderben zu retten. Bis auf jeden Einzelzug in Haltung, Bewegung, Manier des Körpers, nun gar in dieſem Gedankenſprudel der aufgeweckteſten Seele iſt dieſer Doctor erquicklich, bis hin zu all den Drolligkeiten und Abſonderlichkeiten, deren auch hier der außerordentliche Menſch, ohne daß er es weiß, bedarf, um den Gegenſtrom der Alltäglichkeit, mit dem zu ſchwimmen ihm widerſteht, ſiegreich zu durchſchneiden. Da gibt es denn Manipulationen auch bei unſerm Doctor mit Händen und Füßen, ſei es, daß er ſeiner kleinen Figur mit Aufwiegelung des Hauptthaars um etwas zu Hülfe kommt, ja es, daß er zu einer Priſe flüchtet, oder im Kreiſe umläuft, oder den erhabenen Rhythmus, dem Leben und Tod zu folgen haben,- als Flötenbläſer auf einem Lineal, auf ſeinem Spazierſtock oder was es ſonſt iſt, andern unhörbar ſich ſelbſt zu Gehör bringt. Und iſt dieſer alte Herr ſchon zum Küſſen ſchön, die junge Gräfin iſt es erſt recht; ſie hat den feinſten Takt, die vornehmſte Grazie, und iſt dennoch holde Natürlichkeit, der reinſte Harfenton eines idealiſchen Gemüths, das alle Vorurtheile flieht, keine Vorurtheile kennt. Um aber die heilige Dreizahl ſolcher Menſchen zu erreichen, fehlt uns noch der Neffe des Arztes, ein Jüngling wie er ſein ſoll, dazu Offizier, voll ſelbſtändiger Anſichten, voll nobler Geſinnung, umſichtig, tapfer, nur daß ſeltene Schönheit und Hoheit des Weibes leidenſchaftlich ihn hinreißen, der

Digitized by Google

brave Onkel ihn forttreibt, fern hält, da eine Meſalliance ſein Tod wäre.

Aber wir haben nicht Zeit, dürfen nicht länger im Himmel und im Umgange mit ſolchen Menſchen verweilen, ſondern müſſen auch wieder zu den ſataniſchen hinunter, freilich auch hinauf, während ein armes Weib aus niederm Stande, deren Mann ein geſchulter Teufel, Gauner der infamſten Art und Verkündiger neuer Verbrechen iſt, im Fegfeuer ſitzt, noch zweifelt und ſich quält, obwol Renata wie Onkel und Neffe ihr ſechs hülfreiche Hände aus dem Himmel bieten. Doch es gibt auch im Diaboliſchen ſehr verſchiedene Abſtufungen und Rangunterſchiede. Es gibt auch Grafen und deren Schweſtern, die mit der Hölle in lebhafter Geſchäftsverbindung ſtehen, und die, wenn ſie, von Unruhe gefoltert, wol gar fürchten, daß ſie auch äußerlich entehrt werden, dem Geſetz und ſeiner Strafe verfallen könnten, es nicht unter ihrer Würde halten, mit obigem Gauner zu unterhandeln, ſich ihm in die rettenden Arme zu werfen. Das iſt allerdings eine andere Umgebung, zu der uns jetzt der Dichter hinaufführt, als jenes Heiligthum der Gräfin Renata. Wir ſind auch in einem der ſtattlichſten Paläſte, ſchreiten auch über Marmorſtufen, prächtige Teppiche; aber dieſer Saal, das Wohnzimmer des Grafen Hannibal, zeigt nirgends Geſchmack, ſondern nur ſtrotzenden Luxus, Pomp, nirgends winkt uns von einer der Wände ein lieblicher Engel, eine züchtige Madonna, überall ſchreiende Oſtentation, Jagdgeräth, Waffen, tändelnde, prunkende Nippes, üppige Divans, Fauteuils. Auf einem der Sofas liegt lang geſtreckt der Graf. Er hat Hundegeſellſchaft. Er vertreibt ſich die ſchleichende Zeit mit einem großen Neufundländer und zwei kleinen Affenpinſchern. Grauſamkeit iſt nicht zu entbehren, wo die Langeweile packt. Hannibal, Graf und Rittmeiſter zugleich, zauſt und zwickt die Hündchen nach Herzensluſt und ſetzt dem Fundländer ſoeben die Sporen in die Weichen, daß der Köter heult. Da iſt aber auch ſchon die Gräfin-Schweſter. Es ſind wichtige, halsbrechende Dinge zu beſprechen. Es ſteht alles auf dem Spiele, wenn man nicht klug, pfiffig iſt, wenn man nicht wagt. Clotilde überſieht ihren Bruder bei weitem. Er iſt ihr feig. Ihren hochfliegenden Intriguen, neuen Schandthaten gegenüber iſt er nicht blöde, wol aber fehlt's ihm, wie die Leute ſagen, am Beſten: er iſt ihr zu wenig gewitzigt, um es gelind zu bezeichnen. Doch — darauf rechnet auch wol die verſchmitzte Schweſter — eine gewiſſe Dummheit verträgt ſich ſehr gut mit dem Teufel, ſchon weil ſie tollkühn macht, nur muß ſie, wie hier, mit ſchweſterlicher Getriebenheit ſich vereinigen. Gewiß hat Clotilde mit Zuſtimmung des Bruders einen Telegraphendraht ziehen laſſen in die Spelunke des Gauners, um, wenn es gilt, zu ſignaliſiren.

Eins der impoſanteſten Nachtſtücke erſchließt ſich dem Leſer, der ſich auf eine ſtarkes Grauen erregende Scene gefaßt mache, in dem Abſchnitte: „Der Handel." Der Dichter hat hier ſchon eine Höhe der Phantaſie und Darſtellung erreicht, die jede Erwartung überflügelt. Er bringt uns mit dem Gauner, dem Grafen und ſeiner Schweſter — beide ſind verpelzt, vermummt und bewaffnet, die letztere hat Mannskleider an — in eine Situation, die uns in eiſiger Winternacht durch Kälte und Grauſen zu ſchütteln beginnt. Wir befinden uns im abgelegenſten Stadttheil, in einem weitläufigen Burgverlies, Pfoſten und Treppen ſind baufällig, die Räume nehmen kein Ende, noch dazu müſſen wir auf eine der höchſten Etagen, noch dazu im Stockfinſtern, noch dazu vom vertrackteſten Böſewicht geführt. Kommt es doch darauf an, hoch oben, den verſteckteſten Ort zu erreichen, bis zu dem kein fremdes Ohr reicht, da der geheimſte Act vollzogen werden ſoll. Und doch folgt einer, den ſelbſt der Gauner nicht ahnt. Die Nemeſis ſchleicht, aber ſie kommt. Zu welcher Selbſtentehrung treiben Furcht und böſes Gewiſſen! Graf und Gräfin, beide von ariſtokratiſchem Stolz bis zum Ueberlaufen erfüllt, kriechen hier recht eigentlich im Staube des oberſten Dachbodens vor einem Gauner, da ihr Schickſal in ſeiner Hand iſt. Bei einem ſchnell angezündeten Lichte packt den Grafen zwar der Koller des Hochmuths, doch der Gauner weiß Rath, er faßt eine Mauerkrampe, er braucht nur zu rucken, und der Bau bricht zuſammen. Auch zieht er jenes Corpus delicti hervor.

Nicht minder grandios ſind zwei andere Nachtſtücke: der Raub Lieschens aus dem Dorfe durch eine vermeinte Marquiſe, und die ſpätere Befreiung des Kindes aus einem Palaſt, der ein im größten Stil ausgeführter Tummelplatz für nächtliche Orgien von unerhörter Frechheit iſt.

Aber wo und wer iſt der Meerkönig? Kein Leſer wird es errathen, um ſo gewaltiger die Spannung. Der treffliche Dichter hat ſich, nachdem er uns bereits Herrliches geſpendet, noch ſo gar nicht ausgegeben, daß er mit der neuen Welt der Erde auch eine neue Welt der Poeſie, voll concreter Geſtalten, vor unſern Blicken enthüllt. Auch hier wieder der Kampf furchtbarer Gegenſätze, das ergreifende Spiel edler, aber auch wilder Leidenſchaften bis zum Tragiſchen. Wir ſind bei den Bahamabänken angekommen. Welche Meerbilder rollen ſich auf! Der ſeifengrüne Giſcht ſpritzt an die Wolken. Der Sturm heult und raſt mit Vernichtungswuth. Ein Kutter ſchießt, faſt umgelegt, an uns vorbei, aber ein Steuermann führt ihn, dem der raſende Meeresbreughel nichts anhat. Mit dem Auge und Ohr des Dichters ſehen und hören wir auch unter Wogenregen und -lärm. Ja, der dort iſt ein Seeheld, wie wir ihn nie vernahmen, ſeine Kumpane, echtes Seemannsvolk in Humor und ausgelaſſenſtem Fluchen, ohne Arg, ſie ſind aus ſeiner Schule. Da iſt aber auch ſchon wieder ein anderer. Der ſcheint wirklich eine Art Zauberer, Meerteufel zu ſein, nur nicht ganz, denn er liebt den erſten — er liebt auch noch zwei, drei andere Menſchen, mehr aber kaum — und hat ſeine Luſt an dem Führer des Kutters. Er ſelbſt, der Satan des Meers, commandirt den Cardinal, der ſicher hier in See ankert, oben mit einer Glocke verſehen, die wunderbare Lärmgeiſter weithin hinausſchreit, nachts Flammen hinausſchießt, den Schiffern zur Mahnung, die Bänke zu meiden, wenn den Teufel dort nicht auch bisweilen der Teufel plagt, daß er die Glocke ſtumm macht, die Flammen auslöſcht.

Doch wir ſind auf feſtem Lande und müſſen eilen, um unſern Leſern nicht zu viel des Köſtlichen, und doch nur mittelbar, zu überliefern, ſtatt ihn zu bewegen, ſchnell möglichſt an der friſchen Quelle ſelbſt ſich zu erlaben.

Digitized by Google

Wer brachte denn wol je eine ſolche Schönheit von Weib in Erfahrung, wie ſie dort auf dem Felſen am Meere waltet, nach dem Geliebten bangt, Feuer auf Feuer ſchürt, auf daß ſie ſeine Wege erleuchte? Und nun das ſüßeſte aller Zwiegeſpräche mit ihm, da er anlangt, dieſe Gluten, Fluctuationen des Gemüths, einer Liebe und Leidenſchaft, wie der Europäer ihrer nicht fähig iſt, und nun das unerwartete, unerhörte Schickſal dieſer holden Blume von Florida! Verdiente eine aus der ganzen Frauenwelt beider Hemiſphären Meerkönigin zu werden, ſo iſt es dieſe reizende Jeſſie, des Meerzauberers Tochter. Wird ſie es werden? wird der Leſer des Romans von Seite zu Seite ausrufen, ſtets erregter, jetzt hoffend, jetzt fürchtend, zuletzt ſich beruhigend: ja, ſie wird es! Aber ihn erfaßt ſchon wieder eine andere Spannung: wer iſt einem ſolchen gewachſen, um ſogar ihn zu bändigen, wie der Meerteufel, der ſtolze, unbeugſame Souverän des Cardinals, der noch nie etwas anderes that, als was er wollte, der die Rebellen des Oceans anſieht, und ſie krümmen ſich? Unglaubliche Vorgänge! Des Dichters ſchöpferiſche Kraft ſteigt immer noch höher.

Wir ſind wieder in Europa. Hier greifen die beiden herzgewinnenden, aber auch erſchütternden Geſchichten von drüben und hüben immer tiefer und überzeugender ineinander. Zuletzt ſteht nicht blos der natürliche, ſondern der künſtleriſche Organismus in vollendeter Stattlichkeit vor uns. Alle Abſchnitte auch des letzten Bandes, vor allem ſolche wie „Das Verhör", „Das Urtheil", „Das Wiederſehen", „Der Schluß", ſind echte Prachtdiamanten vom reinſten kaſtaliſchen Waſſer. Welch ein Charakter, dieſer Miſſionar! Er zieht, wie er überall verſöhnt, eine Verbindungslinie zwiſchen dem ſüdlichen Kreuz und den hellſten Geſtirnen unſerer Halbkugel, und wirft ein verklärendes Licht über den ganzen Roman. **Alexander Jung.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Vom Büchertiſch.

1. Geſchichte von Ungarn. Von Ignaz Aurelius Feßler. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, bearbeitet von Ernſt Klein. Mit einem Vorwort von Michael Horváth. Erſter Band. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Fünfundzwanzig Jahre aus der Geſchichte Ungarns von 1823—48. Von Michael Horváth. Aus dem Ungariſchen überſetzt von Joſeph Novelli. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.
3. Ungariſche Monatſchrift für Politik, Landeswehr, Staatsökonomie, Statiſtik, Völkerkunde, Geſchichte u. ſ. w. Herausgegeben von mehreren Fachmännern. Berlin, Kortkampf. 1868. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.
4. Franz von Deák. Biographiſche Charakterſkizze des ungriſchen Staatsmannes. Fünfte umgearbeitete und ergänzte Ausgabe. Leipzig, Pardubitz. 1868. 8. 6 Ngr.

Die Literatur der ungariſchen Politik und Geſchichte wächſt mit jedem Jahre in erfreulichem Maße. Der Name Horváth iſt es zumeiſt, dem wir vielfache Anregungen auf dieſem Gebiete verdanken. Seit des verdienſtvollen Mannes „Geſchichte der Ungarn" hat ſich in Ungarn ſelbſt wie auch im Auslande dies Intereſſe und die Kenntnißnahme magyariſcher Zuſtände bedeutend erweitert; die dahin einſchlagenden Werke von Falk (über Széchényi) Teleki, Szalay und Horváth ſelbſt geben davon beredtes Zeugniß.

Die erſte Auflage des Feßler'ſchen Werks war von den genannten Autoren längſt überholt. Um ſo mehr wird man die Klein'ſche Bearbeitung des durchaus verdienſtvollen Werks anerkennen müſſen (Nr. 1). Uns beſchleicht bei der Lektüre von Feßler's Geſchichte ſtets ein Gefühl der Bewunderung vor dem Geiſt des πολύτροπος Feßler, der in ſeinem vielbewegten unruhigen Leben doch noch Zeit und Luſt zu einer Arbeit fand, die an Anſchaulichkeit und anmuthender Darſtellungskunſt weit die meiſten Geſchichtswerke der Zeitgenoſſen des Autors übertrifft. Mit der vierten Lieferung haben wir den Schluß des erſten Bandes erhalten, der nunmehr von den Anfängen des Magyarenthums bis zu den letzten Arpáden reicht. Den zweiten Abſchnitt, der die innern Zuſtände unter den letzten Arpáden beſpricht, müſſen wir ſeiner überſichtlichen Haltung ſowie ſeiner eingehenden Beſprechung magyariſcher Culturverhältniſſe im 13. Jahrhundert wegen lobend erwähnen. Danach iſt zu hoffeu, daß die folgenden Bände des Werks dem durch Feßler geweckten Intereſſe des deutſchen Publikums für Ungarns Geſchichte in gleicher Weiſe wie der erſte Rechnung tragen werden.

Eine ganz andere Stellung als die eben beſprochene Geſchichte Ungarns nimmt das bedeutungsreiche Werk Horváth's (Nr. 2) ein. Mit ſelten ſcharfem Blick für das Leben der politiſchen Seele ſeines Volks, mit unerbittlicher Kritik ſtaatsrechtlicher und ſtaatswirthſchaftlicher Verhältniſſe verbindet Horváth eine Sicherheit und Klarheit der Darſtellung, mitunter ſogar eine geiſtreiche Eleganz des Stils, wie ſie ſich unter den Modernen nur noch ähnlich bei den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern findet. Sein Vaterland iſt dem Geſchichtſchreiber der bewegten Decennien von 1820—50 größten Dank, die Geſchichtswiſſenſchaft rückhaltloſe Anerkennung ſchuldig. Mit rührender Sorgfalt, ungeachtet des Mangels wichtiger, in den Archiven der Comitate verborgener Actenſtücke, hat der Hiſtoriker der neueſteu ungariſchen Geſchichte ein farbenreiches Bild der großen politiſchen Bewegung gewoben, die ſich in den letztvergangenen Jahrzehnten auf den geſegneten Theißebenen vollzog. Ein glänzender Erfolg des Buchs lohnte dem verbannten Verfaſſer; ſo ward denn dem Wunſch des deutſchen Publikums gewillfahrtet, und den Händen Joſeph Novelli's in Kaſchau die deutſche Ueberſetzung des Werks anvertraut. Dieſe Verſion iſt dem Geiſte des Originals entſprechend und erfüllt im ganzen die Anſprüche, die heute an den Ueberſetzer geſtellt werden und durchaus nicht gering ſind. Was den erſten Band der Horváth'ſchen Geſchichte betrifft, ſo holt er in der Manier Macaulay's von den Zu-

Digitized by Google

ſtänden vor 1825 aus; das Einleitungskapitel ſchildert den Gang der Staatspolitik des wiener Cabinets, deren reactionärer Charakter ja auch in Ungarn zur Geltung gebracht wurde, in überſichtlicher Weiſe. Ein Seitenblick auf die Literatur Ungarns in dieſem Zeitraum, der bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, führt den Autor auf brillante eſſayartige Auslaſſungen über die politiſche Literatur dieſer Epoche. Das Niveau des magyariſchen Geiſteslebens in der Reactionszeit wird uns hier recht klar. Das Reichstag von 1825 bietet denn Horváth günſtige Gelegenheit, ſein organiſatoriſches Talent im Reiche des hiſtoriſchen Materials zu zeigen. Die Truppen der Oppoſitionsbroſchüren und Adreſſen, die Berichte über die Frage der Nationalſprache und die Gründung der ungariſchen Akademie marſchiren alle auf, um von dem Feldherrntalent Horváth's in wohlgeordnete Phalangen voll hiſtoriſcher Wucht und ſchwerwiegender Tendenz geſtellt zu werden. Der Anfang der Reformbewegungen datirt von dieſem Reichstage, der Name Széchényi klingt zum erſten mal volltönend in die Arbeiten der Landescommiſſion, das Wirken des Nationalcaſinos des Landwirthſchaftlichen Vereins, das Auftreten Weſſelényi's ſind die Folgen jener verhängnißvollen Reichstagsverſammlung. Sehr eingehend wird die Religionsfrage des Reichstags von 1830 beſprochen.

Im dritten Buch nimmt die polniſche Frage und das Hervortreten Franz Deák's die hervorragendſte Stelle ein. Nichts iſt fürwahr geeigneter, jenes edle Feuer, mit dem die Oppoſition von 1834 für die Verbeſſerung des Zuſtandes der ungariſchen Unterthanen kämpfte, mit großer Treue abzuſpiegeln, als die Rede Deák's in der Ständeſitzung vom 10. November 1834. Dieſes Meiſterwerk ungariſcher Redekunſt iſt uns von Horváth aufbehalten. Das vierte Buch endlich ſchildert ſchon die Bewegung der letzten dreißiger und erſten vierziger Jahre und zeigt ſich lebhaft beeinflußt vom Zeitgeiſt des epochemachenden vierten Decenniums. Die Verſuche der Regierung zur Unterdrückung und Paralyſirung der nationalen Richtung unterliegen einer ſtrengen Kritik. Von der Verhaftung Koſſuth's bis zur Ausſöhnung auf dem Reichstage 1839—40, von der Verurtheilung Ladislaus Lovaſſy's bis zur Amneſtie und den modernen Fragen der Judenemancipation, der gemiſchten Ehen, der Nationalſprache, iſt ein weiter Schritt, den das letzte Buch des erſten Bandes genau charakteriſirt. Es folgen dann im zweiten Bande die Verfaſſungsgeſchichten magyariſcher Nation im vierten Jahrzehnt, die keinen würdigern Geſchichtſchreiber finden konnten, als Michael Horváth, der ſelbſt den hervorragenden Perſönlichkeiten und Ereigniſſen naheſtand.

Jener Unkenntniß ungariſcher Zuſtände, die Horváth in der Vorrede zu ſeinem eben beſprochenen Geſchichtswerk bitter beklagt, ſollen die monatlich erſcheinenden Hefte der neubegründeten „Ungariſchen Monatſchrift" (Nr. 3), als deren verantwortlicher Redacteur Graf Olivier Bethlen ſich zeichnet, abhelfen. Indem ſie die jetzige Neugeſtaltung Oeſterreichs nur als eine Uebergangsperiode betrachten, wollen ſie dem Auslande gegenüber Kenntniß magyariſchen Lebens nach den Richtungen der Politik und Nationalökonomie hin vermitteln. Sie wollen dem ausländiſchen Leſer bezüglich Ungarns jenes Material bieten, das er nöthig hat, um ſich ein ſelbſtändiges Urtheil über die Vorgänge in Ungarn bilden zu können. So enthalten denn die bisher erſchienenen Hefte Aufſätze ſocialen und politiſchen Inhalts. Wir heben aus dem mannichfaltigen Inhalt der erſten beiden Hefte die recht gediegenen Aufſätze von Julius Schwarz über ungariſche Völkerkunde, über die Schichten der ungariſchen Geſellſchaft vom Standpunkte der Culturpolitik, ſowie den Brief Koſſuth's an Schwarz über deſſen Schriften zum ungariſchen Unterrichtsweſen hervor. Die ſonſt etwas prononcirte Redſeligkeit des genannten Autors ergeht ſich hier in einem engen Bette ſachlicher Erörterungen: der ewige Jude der ungariſchen Geſetzgebung, die Unterrichtsfrage, wird einer ſtrengen Kritik unterworfen und die Statiſtik kann daraus manches Neue lernen. Außer den freilich oft phantaſtiſchen ſtrategiſchen Deductionen von Stefan Kapolnai iſt der Inhalt der Monatſchrift nicht gerade ein reichhaltiger und wohlredigirter zu nennen. Dennoch wäre dem hier angeregten und nicht ohne Glück verſuchten Unternehmen, eine Darſtellung ungariſcher Zuſtände den deutſchen Leſern gegenüber zu liefern, eine weitere Verbreitung in Ungarn ſelbſt zu wünſchen, woſelbſt die Zahl der Abonnenten eine verſchwindend kleine zu nennen iſt.

Wir wiſſen nicht, welchem Umſtand die biographiſche Charakterſkizze des hochverdienten magyariſchen Staatsmannes Franz von Deák (Nr. 4) ihr Erſcheinen in fünfter Ausgabe zu verdanken hat. Man erlaſſe es uns, die zahlreichen ſprachlichen Falſa, ja Ungeheuerlichkeiten hier anzuführen, um ſo mehr, da die durchaus gewöhnliche und unſelbſtändige Art der Auffaſſung und Darſtellung kaum ein eingehendes Wort der Beſprechung rechtfertigt. Gewiß iſt eine derartige, an Plattheiten reiche biographiſche Behandlung nicht geeignet, Franz Deák's Verdienſte in das gebührende Licht zu ſetzen, geſchweige denn, von der ungariſchen Bewegung der letzten Jahre dem Leſer ein anſchauliches Bild zu geben.

5. Die Arbeit und die neue Erziehung nach Fröbel's Methode. Von Bertha von Marenholtz-Bülow. Berlin, Th. Enslin. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie die große Frage unſerer Zeit auf das Werden gerichtet iſt, ſo iſt auch das Menſchenweſen in ſeinem Keime zu erforſchen, wenn beſſere Erkenntniß deſſelben zu beſſerer Pflege ſeiner Entwickelung führen ſoll. „Die großen Menſchen — ſagt die Verfaſſerin — waren eben alle kleine Kinder, und wie der Sprößling ſo der Baum, wie das Kind ſo der Mann!" Während die alte Pädagogik, die Schule die Verſtandesbildung ausſchließlich als Gegenſtand ihrer Thätigkeit behandelt, beginnt die Verfaſſerin die Wiſſenſchaft vom Menſchen gleich bei deſſen Geburt. Man weiß, wie Fröbel's tiefſinnige Methode ſchon in heilſamer Spielgymnaſtik alle Kräfte des jungen Kindes in naturgemäßer Weiſe übt und Arbeit, Spiel und Unterricht in eins verſchmilzt. Eine recht populäre Auseinanderſetzung dieſer Factoren der Kindergärten und ihrer erſprießlichen Thätigkeit iſt der Inhalt des vorliegenden Buchs, das von der berechtigten Forderung einer Volkserziehung im Fröbel'ſchen Sinne ausgeht und ſich des Weitern über die zweckmäßigſte Einrichtung der Volkskindergärten verbreitet. Fröbel's Lieblingsgedanke, die Erziehungsvereine, werden auf S. 307—386 einer aus-

Digitized by Google

führlichen Beſprechung unterworfen. Neben den Ideen ihres Meiſters hat die Verfaſſerin ſehr viel Eigenes, meiſt gründlich Durchdachtes ihrem Buche beigegeben. In würdiger, oft ſchöner Sprache wird uns, allerdings mit rückhaltlos frauenhafter Begeiſterung für ihren Lehrmeiſter, der Gedankengang einer natürlichen und fruchtbringenden Erziehungsmethode geboten. Das αὐτὸς ἔφα klingt zwar mitunter zu ſtark durch, wird aber nie läſtig; nur die an gewiſſe Zeitungsreclamen gemahnenden Annerkennungsbriefe, die den Schluß bilden, hätten einer kritiſchen Reviſion unterworfen werden ſollen. Allen Kindergärtnern ſei jedoch die beſprochene Schrift aufs wärmſte empfohlen.

6. **Blüten aus dem Garten der Kindheit.** Ueber die Entwickelung der Seele des Kindes. Von Ferdinand Altmüller. Mit einem Titelbilde. Hersfeld, Maier. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer ſucht in der Allegorie des Pflanzenlebens die Entwickelung der kindlichen Seele von den erſten Stufen des Bewußtſeins an zu veranſchaulichen. Abgeſehen von dem oft bedenklichen Vergleich, der zu den feinſten pſychologiſchen Sondirungen herhalten muß, iſt dieſe liebenswürdige Schrift recht eigentlich an das Herz der Erzieher gerichtet, wenn dieſe Blüten, das hoffen wir, reiche Frucht bringen werden. Die zuweilen poetiſche Sprache des Buchs verleugnet nicht die Grundzüge pädagogiſcher Wahrheit auf Koſten einer ſchönfärbenden Pädophilie. Selbſt die nicht geringe Beimiſchung paſtorlicher Lehrſamkeit in Beziehung auf Chriſtenthum und orthodoxen Glauben kann nicht den im beſten Sinne pädagogiſchen Kern des trefflichen Buchs verwäſſern, das gerade zur bevorſtehenden Weihnachtszeit eine willkommene Feſtgabe ſein dürfte.

7. **Pädagogiſche Briefe.** Aus der Erinnerung an Gregor Wilhelm Nitzſch. Von Friedrich Rieck. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus einer Folge perſönlicher Mittheilungen entſtand dieſe Schrift, deren Schilderungen die Zeit von 1838—45 umfaſſen. Selten iſt wol eine objectivere, ängſtlichere Schrift veröffentlicht worden, als die hier vorliegende. Geſteht doch der Verfaſſer ein, was er über die Aufgaben und Thätigkeiten des Gymnaſiums im Sinn trage, davon führe er die Motive und Principien auf den Mann zurück, deſſen Andenken dies Buch gewidmet iſt. G. W. Nitzſch, der als Profeſſor an der leipziger Univerſität geſtorbene, rühmlichſt bekannte Philologe, der jedem Gymnaſiallehrer befreundete Verfaſſer der Anmerkungen zur „Odyſſee“, hatte in der Zeit von 1834—52 als ſchleswig-holſteiniſcher Schulinſpector ein Hauptverdienſt um die Betonung des pädagogiſchen Elements in den Gymnaſien der Elbherzogthümer. Bei ihm ſchloſſen Theorie und Praxis einen innigen Bund und ſchufen einen pädagogiſchen Verſtand, deſſen Ausſtrahlungen der Herausgeber der Briefe des Nähern erörtert. Für die Leiter der gymnaſialen Pädagogik ſind dieſe Briefe von hohem Werth. Die wichtigſten Fragen des Gymnaſiums, als die Dispoſition der Lectionen, das richtige Verhältniß der Receptivität und der Spontaneität im Unterricht, die Fragen der Disciplin, Seelenbildung, nationalen Erziehung, Interpretation der antiken Literatur, des Wechſelverkehrs zwiſchen Lehrer und Schüler, werden am Leitfaden Nitzſch'ſcher Gedanken in eine koſtbare Perlenreihe pädagogiſcher Weisheit gereiht. Wir heben aus dem mannichfaltigen Inhalt nur eine beherzigenswerthe Stelle aus dem neunzehnten Brief heraus, der den faulſten Fleck des deutſchen Gymnaſialplans, den Geſchichtsunterricht, behandelt. Da heißt es S. 289:

Ein ernſter und eindringlicher geſchichtlicher Unterricht iſt das beſte Mittel, die Jugend vor idealiſtiſcher Ueberſchwenglichkeit, welcher gerade der geiſtig erregtere Theil derſelben ſo leicht verfällt, zu bewahren und zugleich ihren Blick, ihre Kenntniß, ihre Liebe allen wahren Höhen menſchlichen Thuns und Strebens, allen wirklichen Gütern und Vorzügen der Nation zuzuwenden und eine echte nationale Geſinnung zu befeſtigen und zu reinigen.

Und an dieſe Stelle anſchließend, machen wir die Leſer der „Pädagogiſchen Briefe“ auf die warme Empfehlung und Motivirung eines hiſtoriſchen Leſebuchs (S. 284) aufmerkſam, ein Mangel, dem abzuhelfen ſich endlich einmal ein modern hiſtoriſch gebildeter Pädagoge (leider herrſchen in dieſem Gebiet noch immer die Philologen vor) mit einem unternehmenden Verleger im Verein entſchließen ſollte!

8. Dr. Karl Schmidt's **Geſchichte der Pädagogik,** dargeſtellt in weltgeſchichtlicher Entwickelung und im organiſchen Zuſammenhange mit dem Culturleben der Völker. Zweite vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage, beſorgt durch Wichard Lange. Erſter Band: Geſchichte der Pädagogik in der vorchriſtlichen Zeit. Köthen, Schettler. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Die erſte Auflage des weitaus mit Recht beliebten Schmidt'ſchen Werks iſt in pädagogiſchen Kreiſen zu bekannt, um die Grundlage einer neuen Beſprechung zu bilden. Die neue Bearbeitung durch W. Lange ſchließt ſich in Geiſt und Anordnung des Stoffs würdig der erſten Ausgabe an. Das unſchätzbare pädagogiſche Material der antiken Welt iſt in der nun ſattſam bekannten Schloſſer'ſchen pragmatiſchen Manier in gründlicher Durcharbeitung zu einer klar und behaglich gehaltenen Schilderung benutzt. Die Partien, die über Sokrates, Platon, ſowie die, welche über die römiſche Knabenerziehung handeln, ſind Muſterſtücke geſchichtlicher Darſtellung im Gebiet der Erziehungswiſſenſchaft. Mit den Anfängen des Talmud und der rabbiniſchen Gelehrſamkeit ſchließt der erſte Band des lehrreichen Werks. Die nächſten beiden Bände, die, wie der Bearbeiter verſichert, nicht lange auf ſich warten laſſen ſollen, werden das Princip der Humanität, in dem die chriſtliche Erziehung wurzelt, in ſeinen Wandlungen vorführen.

9. **Die Fortſchritte des Unterrichtsweſens in den Culturſtaaten Europas.** Von Adolf Beer und Franz Hochegger. Erſter und zweiter Band. Wien, Gerold's Sohn. 1867—68. Gr. 8. 8 Thlr.

Eine Geſchichte des Unterrichtsweſens wird immer einem Bedürfniß genügen, das heutzutage den Stempel der vergleichenden Wiſſenſchaft trägt. In der That iſt es eine vergleichende Unterrichtsgeſchichte Europas, die uns in dem vorliegenden Unternehmen geboten wird. Nicht nur der eigentliche Schulmann — ſo motiviren die Herausgeber — fühlt für ſeine Zwecke die Nothwendigkeit, ſich mit den mannichfachen Veränderungen vertraut zu machen, welche die Organiſation der einzelnen Gattungen von Schulen im ganzen wie im einzelnen gerade in den letzten zwei Decennien erfahren hat; auch jene Organe,

Digitized by Google

denen die Errichtung, Erweiterung, Erhaltung und Leitung von Lehranſtalten zunächſt obliegt, als Regierungsbehörden, weltliche und geiſtliche Corporationen, Gemeinde- und Landesvertretungen haben ein weſentliches Intereſſe daran, den gegenwärtigen Zuſtand des Schulweſens überhaupt ſchärfer ins Auge zu faſſen, da von ihren bezüglichen Maßnahmen das Gedeihen des Unterrichts und mit ihm die Hebung der Bildung des Volks und die Erhöhung ſeines Wohlſtandes und ſeiner Kraft abhängt. Im erſten Bande dieſes verdienſtlichen Werks ſind die Unterrichtseinrichtungen Frankreichs und Oeſterreichs beſprochen. Dieſe etwas willkürliche und unmotivirte Anordnung des Stoffs würde wol zu rügen ſein, wenn wir nicht annähmen, daß beſtimmtes Material gerade über das Unterrichtsweſen der beiden genannten Länder den Verfaſſern ſeit geraumer Zeit vorgelegen habe. Den Anfang und die Anregung zu dieſem Unternehmen boten denn auch Artikel des bewegten Inhalts in der „Zeitſchrift für die öſterreichiſchen Gymnaſien"; das jetzt in erweiterter Form erſchienene Werk hat ſeine jetzige Geſtalt jenen Aufſätzen zu verdanken. Inſtructiv und ſtatiſtiſch von hohem Intereſſe, wie ſich uns das Beer-Hochegger'ſche Werk vor Augen ſtellt, iſt es gewiß beſtimmt, in der Literatur der Pädagogik einen hohen Rang einzunehmen. Für den Culturhiſtoriker ſind vor allem die trefflichen Schilderungen thereſianiſcher und joſephiniſcher Reformen im Schulweſen von weithin reichender Bedeutung. Zu der nur hier und da etwas zu breit angelegten Darſtellung des franzöſiſchen Unterrichtsweſens bietet die kürzlich veröffentlichte Rede des Unterrichtsminiſters Duruy eine charakteriſtiſche Illuſtration. Ein aufrichtiger Dank gebührt den Herausgebern für die ausführliche Deduction der franzöſiſchen Unterrichtsverhältniſſe in den außereuropäiſchen Beſitzungen des Kaiſerreichs, die unſers Wiſſens dem deutſchen Leſer noch nicht in ſo actenmäßiger Darſtellung vorgeführt ſind, wie es hier geſchieht. Der zweite Band behandelt gleich eingehend das Unterrichtsweſen Rußlands, Belgens und der Schweiz.

10. Goethe in Schleſien 1790. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur von Hermann Wentzel. Oppeln, Clar. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine ſehr hübſch geſchriebene Monographie über des Dichters Aufenthalt in Breslau und der Provinz. Mit Karl Auguſt von Weimar geht Goethe im Spätſommer 1790 über Dresden nach der ſchleſiſchen Hauptſtadt. Die Studien zur vergleichenden Anatomie, die Goethe während dieſer Zeit beſchäftigten, ſein Verkehr mit dem ſpätern Miniſter von Schuckmann — der übrigens von Holtei in Weſtermann's „Monatsheften" (1864, Nr. 1) ausführlich behandelt iſt —, das verhängnißvolle Epigramm auf die Knappſchaft von Tarnowitz, das nachher die ſchleſiſche Eitelkeit ſo ſtark beleidigte: alle dieſe Momente des Goethe'ſchen Beſuchs in Schleſien finden wir in der vorliegenden Schrift in ſauberer inhaltsreicher Ausführung vor. Die Anmerkungen enthalten viel literarhiſtoriſche Nova, die chronologiſche Ueberſicht der ſchleſiſchen Tagesereigniſſe während Goethe's Aufenthalt bringt Material für die Provinzialchronik jener bewegten Tage bei.

11. Die Gründung der Univerſität Bonn. Feſtrede. Von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen u. Sohn. 1868. 8. 6 Ngr.

Die durch die Referate der Zeitungen zur Genüge ſignaliſirte Feſtrede zum funfzigjährigen Jubiläum der rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität, welche der derzeitige Rector vor einer glänzenden Feſtverſammlung hielt, liegt uns hiermit im Druck vor. Alle hiſtoriſche Gewandtheit, alle Eleganz und ſichere Handhabung des bedeutſamen Griffels der hiſtoriſchen Muſe, wie ſie der Ranke'ſchen Schule eigen ſind, treten uns in dieſer Rede des gefeierten Hiſtorikers entgegen. Für diejenigen, die ſich für die Anfänge der rheiniſchen Univerſität intereſſiren, dürfte es neu ſein, daß der Wunſch eines Theils der Begründer, die neue Univerſität nach Köln zu verlegen, von der Regierung und einem großen Theil der Preſſe unterſtützt wurde. Die Thätigkeit Süvern's, die in Beziehung auf die Errichtung der bonner Hochſchule einer eingehenden Beſprechung gewürdigt wird, dürfte den Leſern wol Süvern's Wirken von W. A. Paſſow geſchildert — der berliner Univerſität zur Semiſäcularfeier gewidmet —, in Erinnerung bringen.

12. Zur Erinnerung an Profeſſor Dr. Heinrich Gräfe. Ein Gedenkblatt für ſeine Freunde. Danzig, Weber. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Der am 22. Juli dieſes Jahres dahingeſchiedene verdienſtvolle Pädagog verdiente wol ein Gedenkblatt, da er ſich ſelbſt in der pädagogiſchen Welt ein dauerndes Andenken geſichert hat. Die vorliegende Erinnerungsſchrift iſt eine Sammlung, welche durch einen Nekrolog der „Weſerzeitung", eine Schulrede des Verblichenen und ein Verzeichniß der Schriften Gräfe's gebildet wird. Als Bürgerſchuldirector wie als Herausgeber und Mitarbeiter pädagogiſcher Zeitſchriften, ſowie als muthiger Kämpe in der kurheſſiſchen Ständeverſammlung, hat ſich der Geſchiedene einen Namen beſten Klangs gemacht, der wol einen literariſchen Nachruf von geſchickterer Hand verdient hätte, als den uns vorliegenden.

13. Das Eimbeckſche Haus in Hamburg. Eine Monographi von Eduard Meyer. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Hamburg, Mauke Söhne. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie es noch jetzt in Hildesheim, München und andern Städten einen Eimbecker Keller gibt, ſo hatte auch die durſtige Kehle des Niederdeutſchen ſich ſchon im Mittelalter eine Bierſtube geſchaffen, in der das vielgeprieſene nahrhafte eimbecker Bier geſchenkt wurde. Ueber dem Rathsweinkeller erbauten ſich die Hamburger ihren Bierreſtaurant, der ſpäter auch zu mannichfachen Staatszwecken diente. So zu den Bürger- und Gewerksverſammlungen, zu den Convivien der Bürgerkapitäne, Auctionen beweglicher Güter, ſogar zum Staatsgefängniß. Auch das anatomiſche Theater, vielleicht auch, nach S. 72, die Rathsapotheke befanden ſich zeitweilig im Eimbeckſchen Hauſe. Nachdem wir mit dem Verfaſſer die auf S. 696 fg. aufgeführte anſehnliche Menge des Rathsweinvorraths bewundert, gereicht es uns zur großen Befriedigung, daß mit der Reſtauration des Jahres 1814 auch eine Reſtauration des „Eimbeckſchen Hauſes" ſtattfand. Das Buch Eduard Meyer's wird nicht verfehlen, ſeine hamburgiſchen Leſer zu finden; für den Culturhiſtoriker bietet es weniger Ausbeute, als wir vor der Lektüre deſſelben vermutheten.

Digitized by Google

14. Land und Leute im Naßwalde. Von Auguſt Silberſtein. Wien, Braumüller. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

In einer der unzugänglichſten Wildniſſe des niederöſterreichiſchen Gebirgs entfaltete ſich zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine eigene Anſiedelung mit merkwürdiger Kraft. Zur Geſchichte des Proteſtantismus in Oeſterreich bietet das Schriftchen Silberſtein's einen warm geſchriebenen und von der beſten Tendenz, der der Menſchlichkeit, durchwehten Beitrag. Die Geſchichte der Naßwalder iſt eigentlich die Geſchichte ihres Aeltermannes, des Georg Huebener, deſſen charaktervolles Lebensbild von Silberſtein höchſt anſprechend geſchildert wird. Seit 1861 mit einem proteſtantiſchen Pfarrer bedacht, hat der Naßwald auch der einflußreichen wiener Geſellſchaft der „Naßwalder" Anregung und Namen gegeben.

Feuilleton.

Literariſche Notizen.

Die „Times" brachte vor einiger Zeit zwei mit großer Wärme geſchriebene Artikel über die Bunſen'ſchen Memoiren („A Memoir of Baron Bunsen, by his widow Frances Baroness Bunsen"), von denen bekanntlich der erſte Band in einer deutſchen, weſentlich bereicherten Ausgabe: „Chriſtian Karl Joſias Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold" (Leipzig, Brockhaus), vorliegt. Jene Kritik begann mit einer emphatiſchen Einleitung, welche das volle Bewußtſein von der Bedeutung Bunſen's in ſchwunghafte Worte kleidete. „Jeder Tag", ſagt der Verfaſſer, „bringt neue Erzeugniſſe, die auf uns von allen Weltenden anſtürmen, Männer und Frauen verſchwinden von der lärmenden Weltbühne, und obgleich ſie eine Zeit lang die ſtrahlenden Mittelpunkte des ſocialen, politiſchen oder literariſchen Lebens waren, werden ihre Plätze raſch von andern eingenommen. Nur wenige erſcheinen nach einiger Zeit wieder, indem ſie noch einmal unſere Aufmerkſamkeit durch die Denkwürdigkeiten ihres Lebens in Anſpruch nehmen und dann für immer dahinſchwinden unter den Schatten der Abgeſchiedenen, oder von neuem Lebensmacht, einen Platz in der Geſchichte und Einfluß auf die Zukunft gewinnen, oft einen noch mächtigern Einfluß, als den ſie bei Lebzeiten ausübten. Die Großen und Guten ſo vom Grabe zurückzurufen, iſt keine leichte Aufgabe; ſie erfordert nicht nur die Macht eines vates sacer, ſondern auch das Herz eines liebenden Freundes. Wenige Menſchen leben ein großes und gutes Leben, noch wenigere können es beſchreiben, ja oft wenn es gelebt und beſchrieben worden iſt, geht die Welt achtlos daran vorüber, wie die große Menge an den Porträts eines Tizian oder van Dyck vorübergeht, ohne einen Blick darauf zu werfen. Dann und wann jedoch faßt eine ſolche Biographie Wurzel und wirkt lehrreicher als irgendeine Lehre wirken kann. Solche Biographien haben ganz die Bedeutung eines Ecce homo, indem ſie zeigen, was der Menſch ſein kann, und das Ideal des menſchlichen Lebens höher erheben. So war es mit dem Leben des Dr. Arnold, ſo neuerdings mit dem Leben des Prinzen Albert, ſo wird es auch mit Bunſen's Leben ſein." Der trefflich geſchriebene Aufſatz geht auf Bunſen's Denkwürdigkeiten genauer ein, mit taktvoller Hervorhebung alles deſſen, was für engliſche Leſer von beſonderm Intereſſe iſt. Der Verfaſſer dieſes Artikels iſt, wie wir aus zuverläſſiger Quelle wiſſen, der berühmte Sprachforſcher Max Müller in Oxford.

In der „Deutſchen Vierteljahrſchrift" gibt Adolf Zeiſing eine Reihe von äſthetiſchen Studien auf dem Gebiete der geometriſchen Formen. Wie er früher das Pentogramm unterſucht hat, ſo bringt das neueſte Heft die Darlegung der wohlgefälligen Verhältniſſe des Kreiſes und der in denſelben hineingezeichneten regelmäßigen Vielecke; wenn dort beim Kreiſe das Geſetz in ſeiner Strenge waltet, ſo zeigt ſich hier bei den Vielecken, wie aus dem Geſetz die Freiheit, aus der Einheit die Vielheit ſich entfaltet. Die Zahlen und Maße, die unter den einzelnen Linien hervortreten und deren Beziehungen beſtimmen, bieten überraſchende Analogien mit denen, die im Reich der Töne walten, und eröffnen wunderbare Blicke in die Harmonie des Univerſums. Zeiſing, der in ſeiner Schrift über den goldenen Schnitt ein alldurchherrſchendes Proportionsgeſetz aufgeſtellt, fährt hier fort, als geſchulter Mathematiker durch Betrachtungen der geometriſchen Formen eine Grundlage für das Wohlgefallen zu gewinnen, das unſer Schönheitsgefühl dem Geſtaltenreichthum der Erſcheinungswelt zollt, und ſchlägt damit auf geiſtreiche Weiſe die Brücke zwiſchen der Aeſthetik und den exacten Wiſſenſchaften; dem Kenner und Forſcher auf jedem dieſer Gebiete werden dieſe Arbeiten willkommen ſein.

Das hiſtoriſche Hauptwerk über deutſchen Kirchengeſang: „Geſchichte des Kirchenlieds und Kirchengeſangs der chriſtlichen, insbeſondere der deutſchen evangeliſchen Kirche von Eduard Emil Koch" (Stuttgart, C. Belſer), liegt in dritter umgearbeiteter und durchaus vermehrter Auflage vor. Die fünf Bände des erſten Haupttheils behandeln die Dichter und Sänger.

Zu der Volksausgabe der „Denkmäler der Kunſt, zugleich Bilderatlas zu Lübke's, Grundriß der Kunſtgeſchichte", iſt ein Supplement in zwei Lieferungen erſchienen: „Die Kunſt der Neuzeit" (23 Tafeln in Stahlſtich; Stuttgart, Ebner u. Seubert), welches eine Ergänzung jener Denkmäler bis zur Gegenwart gibt und ebenfalls unter der umſichtigen Leitung des bewährten Kunſthiſtorikers hergeſtellt worden iſt.

Bibliographie.

Feſtenberg-Packiſch, H. von, Geſchichte des Zollvereins mit beſonderer Berückſichtigung der ſtaatlichen Entwickelung Deutſchlands. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Heſekiel, Ludovica, eine brandenburgiſche Hofjungfer. Hiſtoriſcher Roman aus Joachim Neſtor's Tagen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Hoefer, E., Der verlorene Sohn. Eine Geſchichte. Stuttgart, E. Hallberger. 1869. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoſsbach, T., Friedrich Daniel Ernſt Schleiermacher, ſein Leben und ſein Wirken. Dem deutſchen Volke erzählt. Eine Feſtſchrift. Berlin, Loewenſtein. Gr. 8. 5 Ngr.

Hymnarium. Blüthen lateinischer Kirchenpoesie. 2te mit biographischen Notizen vermehrte und verbesserte Aufl. Halle, Petersen. 16. 15 Ngr.

Die ſchöne Iſabella von Spanien, im Boudoir und hinter den Couliſſen. Ein Stück pikante Weltgeſchichte von Louis d'Indiscrèt, einem Kammerdiener. Leipzig, Minde. 8. 5 Ngr.

Kauffer, E., Jean Paul als Großmeiſter deutſchen Humors. Blüten und Perlen aus ſeinen Werken. Reudnitz, Förſter. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Keſſel, K. v., Petersburg und Stockholm. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krauſe, E., Der muſikaliſche Dilettantismus. Vortrag. Hamburg, Boyſen. 1869. 8. 3 Ngr.

Krenzhage, E., Ueber Programm-Muſik. Münſter, Coppenrath. Gr. 8. 7½ Ngr.

Laube, H., Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutſchen Theater-Geſchichte. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Matz, J., Tilly. Hiſtoriſches Trauerſpiel. Königsberg, Braun u. Weber. 8. 20 Ngr.

Meinhardt, G., Jüdiſche Familienpapiere. Briefe eines Miſſionairs. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Die Sirene. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Eine Welt des Glanzes. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Naumann, M. E. A., Die Naturwissenschaften und der Materialismus. Bonn, Cohen u. Sohn. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Neumann, R., Napoleon I. und ſein Stiefelputzer. Aus bisher noch unbekannten hiſtoriſchen Quellen geſchöpft und bearbeitet. Erfurt, Röhl. 8. 10 Ngr.

Oeſterreich und Frankreich. Zeitgemäße Betrachtung. Graz, Meier. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwarz, C., Zur Geſchichte der neueſten Theologie. 4te ſehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Zu Feſtgeſchenken geeignete Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illuſtrirte und Prachtwerke.

Schiller-Galerie von **Pecht** und **Ramberg**. 50 Stahlstiche mit Text.
Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr., in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Goethe-Galerie von **Pecht** und **Ramberg**. 50 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 15⅓ Thlr, in Lederband 16⅔ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Lessing-Galerie von **Pecht**. 30 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Neue Shakspeare-Galerie. 45 Stahlstiche mit Text.
Quart. In Leinwandband 13 Thlr., in Lederband 14 Thlr.

Die Frauen der Bibel. 56 Stahlstiche mit Text.
Quart. Drei Folgen. Jede Folge in Leinwandband 5 Thlr. 22 Ngr.

Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings. 18 Blätter, lithogr. v. Koch.
Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.
Quart. In Leinwandband 11⅓ Thlr.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.
Quart. Zwei Bände. In Leinwandband 9 Thlr.

Ruß, Durch Feld und Wald. Mit Illuſtrationen von Kretſchmer. Großoctav. In Leinwandband 4 Thlr.

Schulze, Die bezauberte Roſe. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Baumgarten.
Quart. In Leinwandband 5⅔ Thlr., in Lederband 8 Thlr.

Jugendſchriften.

Kinderleben. Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter**. 6. Aufl. Cart. 1 Thlr.

Märchenbuch für meine Kinder von Müller von Königswinter. Cart. 1 Thlr.

Das Märchen vom geſtiefelten Kater. 3. Aufl. Cart. 15 Ngr.

Eine Tigergeſchichte. 2. Aufl. 6 Ngr.

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. 3. Aufl. 15 Ngr.

Le Magasin des enfants, par **Mme. de Beaumont.** Geb. 1 Thlr.

Romane und Erzählungen.

Goltz, Ein Jugendleben. 2. Aufl. 4 Bdchn. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3⅓ Thlr.

Gutzkow, Hohenſchwangau. 5 Bdchn. Geh. 8 Thlr. Geb. 9½ Thlr.

—— Die Ritter vom Geiſte. 4. Aufl. 9 Bde. Geh. 4⅓ Thlr. Geb. 5½ Thlr.

—— Der Zauberer von Rom. 2. Aufl. 18 Bdchn. Geh. 6 Thlr. Geb. 7⅓ Thlr.

Deutſche Liebe. Von Max Müller. 2. Aufl. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Meyr, Erzählungen aus dem Ries. 3 Bde. Geh. 5⅓ Thlr. Geb. 6⅓ Thlr.

Schücking, Ausgewählte Romane. 12 Bdchn. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Waldmüller, Mirandola. Fra Tedesco. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

—— Baroniſirt. Paſſiflora. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Frederike Bremer, Geſammelte Schriften. 50 Bde. Jeder Band geh. 10 Ngr.

—— Lebensſchilderung und nachgelaſſene Schriften. 3 Thle. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅓ Thlr.

Memoiren, Briefe, Literatur- und Kunſtgeſchichte.

C. C. J. Freiherr von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Deutſche Ausgabe. Von Nippold. 1. Bd. Geh. 3 Thlr. Geb. 3⅓ Thlr.

Carriere, Das Weſen und die Formen der Poeſie. Geh. 2⅓ Thlr.

—— Aeſthetik. 2 Thle. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

—— Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung. 1.—3. Bd. Geh. 10½ Thlr. Geb. 11 Thlr. 25 Ngr.

Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Thle. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Eckermann, Geſpräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Graeser, Handbuch der neuern französischen Literatur. 2 Bde. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 6. Aufl. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.

Lewes, The Life of Goethe. 2^{d} ed. 2 vols. Geh. 3 Thlr. Geb. 3⅔ Thlr.

Oppermann, Ernſt Rietſchel. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Pecht, Kunſt und Kunſtinduſtrie auf der Weltausſtellung 1867. Cart. 1⅓ Thlr.

Eliſe Polko, Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

F. von Raumer, Handbuch zur Geſchichte der Litteratur. 4 Bde. Geh. 5⅓ Thlr. Geb. 6 Thlr.

Roſenkranz, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Geb. 5⅔ Thlr.

A. von Wolzogen, Rafael Santi. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

Geſchichte.

Blankenburg, Der deutſche Krieg von 1866. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Charras, Geſchichte des Kriegs von 1813 in Deutſchland. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅓ Thlr.

—— Histoire de la Guerre de 1813 en Allemagne. Geh. 2⅓ Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.

—— Histoire de la campagne de 1815. Waterloo. 5me ed. 2 vol. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅓ Thlr.

Feßler, Geſchichte von Ungarn. 2te Aufl. 1. Band. Geh. 2⅔ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Froude, History of England. 6 vol. Geh. 3 Thlr. Geb. 5 Thlr.

Gregorovius, Die Grabmäler der römiſchen Päpſte. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1½ Thlr.

Horváth, Fünfundzwanzig Jahre aus der Geſchichte Ungarns. 2 Bde. Geh. 5 Thlr.

Nettelbeck. Eine Lebensbeſchreibung. 3. Aufl. 2 Thle. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Digitized by Google

Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. 3. Aufl. 6 Bde. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.
Stern, Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Franzöſiſchen Revolution. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Villari, Geſchichte Girolamo Savonarola's. Ueberſetzt von Berduſchek. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. $4\frac{2}{3}$ Thlr.

Reiſewerke.

Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 2. Aufl. 3 Bde. Jeder Band geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
v. Kremer, Aegypten. 2 Bde. Geh. $3\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. 4 Thlr.
v. Müller, Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. 3 Bde. Geh. 10 Thlr. Geb. 11 Thlr. 6 Ngr.
Polak, Perſien. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. $4\frac{2}{3}$ Thlr.
Roskiewicz, Bosnien und die Herzegovina. Geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 3 Thlr.
v. Scherzer, Statiſtiſch-commerzielle Ergebniſſe der Novara-Reiſe in den Jahren 1857—59. 2. Aufl. Geh. 5 Thlr. Geb. $5\frac{2}{3}$ Thlr.
Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. 2 Bde. Geh. 6 Thlr. Geb. $6\frac{2}{3}$ Thlr.
Tiſchendorf, Aus dem heiligen Lande. Geh. $2\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
v. Tſchudi, Reiſen durch Südamerika. 5 Bde. Geh. 15 Thlr. Geb. $16\frac{2}{3}$ Thlr.
Vámbéry, Reiſe in Mittelaſien. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.
—— Skizzen aus Mittelaſien. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.
Werner, Die preußiſche Expedition nach China, Japan und Siam. 2 Bde. Geh. $3\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Deutſche Nationalliteratur.

Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 1.—16. Band. Jeder Band wird einzeln abgegeben: geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

1. Schleiermacher, Reden über die Religion, hrsg. v. Schwarz; 2. Klopſtock, Oden, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. Muſäus, Volksmächen der Deutſchen, hrsg. v. Moritz Müller; 5. 6. Kortum, Die Jobſiade, hrsg. v. Ebeling; 7. Schulze, Die bezauberte Roſe u. Tagebuch, hrsg. v. Tittmann; 8. Leſſing, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weiſe, hrsg. v. Hettner; 9. Wieland, Oberon, hrsg. v. Köhler; 10. 11. Maler Müller, Dichtungen, hrsg. v. Hettner; 12. Körner, Leier und Schwert, Zriny, Roſamunde, hrsg. v. Gottſchall; 13. 14. Forſter, Anſichten vom Niederrhein, hrsg. v. Buchner; 15. Herder, Der Cid, hrsg. v. Julian Schmidt und Karoline Michaëlis; 16. Seume, Spaziergang nach Syrakus, hrsg. v. Oeſterley.

Deutſche Dichter des 16. Jahrhunderts, hrsg. v. Goedeke u. Tittmann. 1.—3. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden $1\frac{1}{3}$ Thlr.

1. Liederbuch; 2. 3. Schauſpiele, 2 Theile.

Deutsche Classiker des Mittelalters, hrsg. v. Pfeiffer I.—V. Band. Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden $1\frac{1}{3}$ Thlr.

I. **Walther v. d. Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. Bartsch; IV. V. **Hartmann v. Aue**, 1. 2. Theil, hrsg. v. Bech.

Theologie und Erbauungsbücher.

Bunſen's Bibelwerk. In 3 Abtheilungen. 9 Bde. 8.
I. Ueberſetzung und Erklärung. 4 Thle. Geh. 10 Thlr. Geb. $11\frac{1}{3}$ Thlr.
II. Bibelurkunden. 1. und 4. Thl. Geh. 4 Thlr. Geb. $4\frac{2}{3}$ Thlr.
III. Bibelgeſchichte. Geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 2 Thlr.
Bunſen's Ueberſetzung des Neuen Teſtaments. Geh. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.
Aus den Papieren einer Verborgenen. 2. Aufl. 2 Thle. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr.
Für ſtille Morgenſtunden. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Hausaltar. Eine Sammlung von Kirchenliedern, in mehrſtimmigem Tonſatz mit Pianofortebegleitung, von Volckmar. Cart. 2 Thlr.
Renan, Die Apoſtel. Autoriſirte Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Vier Sammlungen. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
—— Zur Geſchichte der neueſten Theologie. 4. Aufl. Geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 3 Thlr.
Strauß, Das Leben Jeſu für das deutſche Volk bearbeitet. 2te Aufl. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Philoſophie und Pädagogik.

Bahnſen, Beiträge zur Charakterologie. 2 Bde. Geh. 4 Thlr. Geb. $4\frac{2}{3}$ Thlr.
Böthlingk, Indiſche Sprüche. Geh. 16 Ngr. Cart. 20 Ngr.
Buckle, History of Civilization. 5 vol. Geb. 5 Thlr. Geh. $6\frac{2}{3}$ Thlr.
—— Essays. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.
Fichte, Die Seelenfortdauer. Geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
Frauenſtädt, Das ſittliche Leben. Geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr.
Victor Granella, Wahrheit, Schönheit und Liebe. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Moſes Mendelsſohn's Geſammelte Schriften. 8 Thle. Geh. $5\frac{1}{3}$ Thlr.
Ritter, Unſterblichkeit. 2. Aufl. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Sarſena, oder der vollkommene Baumeiſter. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Stern, Die häusliche Erziehung. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

☞ In allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Feſtgeſchenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt daſelbſt gratis zu haben.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Allgemeine Stimmbildungslehre für Gesang und Rede

mit anatomisch physiologischer Begründung dargestellt von

G. Gottfried Weiss.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Gratis iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Verzeichniss ausgewählter Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In eleganten Einbänden zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

1868—1869.

Ein durch ſeine Reichhaltigkeit an gediegenen Werken beſonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literariſcher Feſtgeſchenke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1868.

Inhalt: Zur deutſchen Literaturgeſchichte. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Erotiſche Romane. Von Alexander Jung. (Beſchluß.) — Zur landwirthſchaftlichen Literatur. Von Karl Ruß. — Feuilleton. (Ein neuer Schiller-Streit; Vom Weihnachtstiſch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutſchen Literaturgeſchichte.

(Beſchluß aus Nr. 51.)

2. Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den beſten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illuſtrationen in Holzſchnitt. Vierter Band. Von Goethe's Tod bis auf die neueſte Zeit. Erſte bis dritte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1868. Lex.-8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Heinrich Kurz hat ſich dazu verſtanden, ſeine mit Recht anerkannte „Geſchichte der deutſchen Literatur" bis auf die Gegenwart fortzuführen und ſo jenen Anforderungen Rechnung zu tragen, welche der Poeſie der Zeitgenoſſen das gleiche, wo nicht ein größeres Recht einräumen, als der Poeſie der verfloſſenen Jahrhunderte. Wie man auch über den abſoluten Werth der neuern Dichtung denken mag; jedenfalls ſind dieſe Dichter Geiſt von unſerm Geiſt, geben den Empfindungen und Beſtrebungen des Zeitalters Ausdruck, leben und weben mit uns in derſelben geiſtigen Atmoſphäre und führen den Faden der Entwickelung unſerer Literatur weiter fort, den die vornehme, der Gegenwart abgewendete Literaturgeſchichte, ſoviel an ihr iſt, zu zerſchneiden ſucht.

Wir begrüßen daher den vierten Band der Kurz'ſchen Literaturgeſchichte mit Freuden, um ſo mehr, als Kurz auch wie Gruppe ſeine Literaturbilder nicht in ein fertiges Netz geiſtiger Richtungen hineinzeichnet, ſondern uns in lebendiger Entwickelung, in einer Reihe von Dichtergeſtalten vorführt. Zu dieſer Lebendigkeit und wahrhaften Kenntniß der literariſchen Erſcheinungen führt namentlich auch ſchon die bekannte Form der Kurz'ſchen Literaturgeſchichte, welche zugleich Anthologie und Porträtgalerie iſt, ohne dabei Würde und Bedeutung des literariſch-kritiſchen Theils aufzuopfern. Die mitgetheilten Gedichte oder Scenen und Partien aus größern Werken, die faſt immer geſchmackvoll und bezeichnend ausgewählt ſind, erläutern das Urtheil des kritiſchen Textes meiſt in ſchlagender Weiſe, und kommen um ſo mehr einem Bedürfniß der Gegenwart entgegen, je mehr dieſelbe wieder an der Quelle zu ſchöpfen ſucht und mistrauiſch geworden iſt gegenüber den vornehmen Tribunalen, die von oben herab verurtheilen und heilig ſprechen. Was aber die in den Text eingefügten Dichterporträts betrifft, ſo wird es nicht nur vielen Leſern willkommen ſein, von dieſem Liebling oder jenem vielbeſprochenen Poeten ein charakteriſtiſches Bruſtbild zu beſitzen; auch der Literaturkenner und -Forſcher wird mit Nutzen hier die Lehren, die eine vernünftige Phyſiognomik und Symbolik der Geſtalt an die Hand gibt, auf die Literaturgeſchichte und die Beurtheilung der einzelnen Dichter anwenden; denn daß hier die verſchwommenen, dort die energiſchen Züge des Geſichts, der mattſchwärmeriſche oder feurige Blick des Auges, ja hier das Stumpfnäschen, dort die Adlernaſe ſich in den Verſen der Dichter ſpiegeln, iſt für die feinere Beobachtung menſchlicher Charaktereigenthümlichkeit über jeden Zweifel erhaben. Auch die mitgetheilten Autographen haben den Zweck, in ähnlicher Weiſe die Charaktere zu illuſtriren.

Kurz beginnt ſeine „Geſchichte der neueſten Literatur", die er „von der franzöſiſchen Julirevolution bis zur Auflöſung des Deutſchen Bundes" datirt, mit einer allgemeinen culturhiſtoriſchen Einleitung, in welcher auch Dichtervereine, Taſchenbücher, Muſenalmanache u. ſ. w. berückſichtigt werden. Wenn unſer Autor indeß das Charakteriſtiſche der neuen Epoche darin ſucht, daß keine einzige Perſönlichkeit in ihr einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß gewonnen habe, während in den frühern Epochen einzelne Perſönlichkeiten den Gang der Literatur beſtimmten, ſo meinen wir, daß dieſe Anſicht aus jener irrthümlichen Optik hervorgeht, welche für das Nahe und Ferne den gleichen Geſichtswinkel der Betrachtung in Anwendung bringt. Wie bedeutend die Wirkungen eines oder des andern Talents ſind, kann nicht im Getümmel der Gegenwart entſchieden werden. Die nächſten unterliegen

Digitized by Google

natürlich hierin weit ungünſtigerer Schätzung als die entfernten, deren Wirkungen ſich bereits zu größern Kraftſummen angehäuft haben. Daß die modernen Dichter eine weit größere Wirkung auf die Nation ſchon jetzt ausgeübt haben als die Romantiker, ſcheint uns zweifellos. Und wie ſchwankend die Schätzung Schiller's und Goethe's noch zur Zeit war, als ſie die „Xenien" auf ihre Zeitgenoſſen ſchleuderten: davon legen die Entgegnungen auf dieſe „Xenien" wol vollgültiges Zeugniß ab.

In einer Einleitung über „Poeſie" ſucht der Literarhiſtoriker, nachdem er ein ausführliches Regiſter der poetiſchen Ueberſetzungen gegeben hat, den Standpunkt unſerer Poeſie im allgemeinen zu beſtimmen; er ſagt:

Mit Ausnahme der didaktiſchen Poeſie, welche meiſt lyriſches Gewand annahm, wurden ſämmtliche Gattungen häufig bearbeitet; am reichſten und glücklichſten iſt die Lyrik vertreten, die nicht nur an ſich dem deutſchen Charakter mit ſeiner Gedankenfülle, ſeinem beſchaulichen Gemüth, ſeiner regſamen Phantaſie, aber auch ſeiner Neigung zur inhaltloſen Schwärmerei am meiſten entſpricht, ſondern auch beſonders durch die Zeitverhältniſſe mächtig gefördert wurde, in denen ſo viele neue Ideen anſtanchten, welche von den Dichtern aufgenommen oder auch bekämpſt wurden. In der epiſchen Dichtung finden wir ebenfalls große Rührigkeit, und wenn auch das Beſte unzweifelhaft in den kleinern Gattungen erſcheint, ſo treten uns doch auch nicht wenige größere Gedichte entgegen, in denen ſich wahrhaftes Talent beurkundet. Zwar hat vielleicht kein einziges die höchſte Kunſtvollendung erreicht und in den meiſten wuchert das lyriſche Element allzu ſehr, aber viele Erſcheinungen bürgen dafür, daß noch Größeres zu erwarten ſteht. Nächſt der Lyrik hat das Drama die allſeitigſte Bearbeitung gefunden; allein wenn wir die Zeit als eine Zeit der Gärung bezeichnet haben, ſo gilt dies ganz vorzüglich auch von der dramatiſchen Poeſie. Es iſt viel geſchaffen warden, aber die meiſten Erſcheinungen ſind nur als Verſuche anzuſehen, dem Drama neue Bahnen zu eröffnen, wobei die Dichter freilich auf mancherlei Abwege geriethen. Auch hier tritt das lyriſche Element häufig ſtörend ein, was zur Folge haben mußte, daß ſelbſt hervorragende Erſcheinungen kein Glück auf der Bühne machen konnten. So ſteht die Poeſie der neuern Zeit weit hinter den großartigen Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts, ſie kann in ihrer Wirkſamkeit nicht einmal einen Vergleich mit den Zeiten der Ramantik aushalten; aber ſowenig dies geleugnet werden kann, ſo kann ebenſo wenig geleugnet werden, daß ſie in manchen Beziehungen in wirklichem Fortſchritt erſcheint. Zwar tritt, wie wir ſchon zu bemerken Gelegenheit hatten, keine einzige Perſönlichkeit auf, die mit ſchöpferiſcher Kraft den Gang und die Entwickelung der Poeſie zu beſtimmen, ihr ihren Stempel aufzudrücken fähig wäre, aber dagegen begegnet uns eine große Fülle von Talenten zweiten Rangs, wie ſie ſeit den Zeiten des Minnegeſangs nach nicht wieder erſchienen iſt. Ferner übertrifft die Poeſie unſerer Tage, und ganz beſonders die lyriſche, die früherer Zeiten an Formvollendung, die jetzt zum Allgemeingut geworden iſt, während ſie früher nur bei den bevorrechteten Geiſtern anzutreffen war. Ja im einzelnen werden ſogar dieſe übertroffen, ſo in der kunſtvollen Behandlung des Metrums, im Reichthum und Wohllaut des Reims, warin ſelbſt untergeordnete Talente eine überraſchende Vollendung zeigen. Freilich haben die neuern Dichter dieſe Höhe nur deswegen erreichen können, weil ihnen durch die ältern vargearbeitet worden war, weil ſie eine allſeitig ausgebildete Sprache vorfanden, und ſie überhaupt nur die ſicher vorgezeichneten Bahnen zu verfolgen brauchten, um ein ſo glänzendes Ergebniß zu erreichen; allein daß ſie es mit verhältnißmäßig leichter Mühe erreichten, benimmt der Thatſache ebenſo wenig von ihrer Wahrheit als von ihrer Bedeutung. Endlich iſt nicht zu verkennen, daß die Poeſie auch an innerm Gehalt manches gewonnen hat: ſie hat ſich vielfältige neue Stoffe angeeignet und dadurch namentlich eine große Fülle des Inhalts errungen, daß ſie die Ideen und Beſtrebungen der Zeit in ihr Bereich gezogen hat.

Wir unterſchreiben mit Vergnügen die Anerkennung, welche Kurz der neuern Poeſie zutheil werden läßt, die Einſchränkung derſelben aber erſcheint uns nicht gleichberechtigt. Mag man immerhin unſere modernen Dramen als Verſuche betrachten, neue Bahnen zu eröffnen — einige derſelben erhalten ſich ſchon länger als 20 Jahre auf den Bretern: eine Wirkung, die immerhin über diejenige von bloßen Studien bei weitem hinausgeht.

Seine Darſtellung der lyriſchen Poeſie beginnt Kurz mit einer Charakteriſtik der einzelnen, in neuerer Zeit gepflegten Gattungen.

Die allgemeine Ueberſicht der lyriſchen Dichter hat Kurz nach folgenden Principien abgefaßt:

Wir haben gefunden, daß die ſämmtlichen deutſchen Stämme an der geiſtigen Bewegung regen Antheil genommen haben; um dies zur vollſten Anſchaulichkeit zu bringen, werden wir daher in erſter Linie die ſämmtlichen Lyriker nach den Stämmen und Landestheilen vorüberführen, denen ſie angehören. Wir haben hierbei den Ort der Geburt grundſätzlich als beſtimmend angenommen, was freilich in einzelnen Fällen nicht ganz richtig erſcheinen mag, da manche Dichter bei ihrem längern Aufenthalt in andern Ländern eher dieſen zugetheilt werden ſollten, namentlich wenn ſie ihre poetiſche Entwickelung und Bedeutung in denſelben gefunden haben; wenn aber einmal ein allgemeiner Grundſatz feſtgeſtellt werden ſollte, ſo konnte doch füglich kein anderer gewählt werden, als der, den wir vorgezogen haben. Wenn auch alle Dichter, die wir überhaupt berühren, in dieſer erſten Ueberſicht angeführt werden, ſo werden doch viele nur erwähnt, weil ſie beſſer an anderer Stelle zu beſprechen ſind. Abgeſehen davon, daß die hervorragenden in ausführlicherer Darſtellung zu behandeln ſind, haben wir noch andere Erſcheinungen als die allgemeine Theilnahme an der Poeſie hervarzuheben. Als ſolche haben wir die demokratiſche Richtung der Poeſie erkannt, die ſich hauptſächlich in der Theilnahme aller Klaſſen des Valks kundgibt; wir werden daher eine Ueberſicht der Dichter nach den Ständen geben, denen ſie angehören, mit Ausſchluß jedoch derjenigen, welche eine vorherrſchend gelehrte Bildung haben, weil dieſe ſchon in dem erſten Hauptabſchnitt genannt werden. Eine weitere Erſcheinung iſt das entſchieden ausgeſprochene Streben nach Freiheit und Einheit, welches ſeinen Ausdruck in der politiſchen Poeſie gefunden hat; wir werden daher derſelben eine beſondere Darſtellung widmen. Wir haben endlich gefunden, daß ſich im Volke nächſt dem Streben nach Einheit zugleich das Gefühl der Selbſtändigkeit der einzelnen Stämme, und daß ſich dies zum Theil in der häufigen Verwendung der Mundarten kundgegeben hat; es wird daher auch dieſen eine beſondere Betrachtung zutheil werden, und zum Schluß werden wir eine Ueberſicht der Leiſtungen im Gebiete des religiöſen Liedes mittheilen.

So ziehen zuerſt die Dichter, geordnet nach den deutſchen Liedern und Provinzen, an uns vorüber. Und zwar werden die Hervorragenden, die ſpäter ausführliche Darſtellung finden, nur genannt; die minder Bedeutenden hier ein für allemal geſchildert und beurtheilt. Wir bewundern den Fleiß des Literarhiſtorikers; aber der ſtaubaufwühlende Vorbeimarſch dieſer poetiſchen Schwadronen mit ihren Landesfahnen macht doch auch einen beängſtigenden Eindruck. Die Poeſie erſcheint hier als Maſſenproduction — welches mithridatiſche Gedächtniß kann die Namen aller dieſer Dichter behalten! Sollte die Literaturgeſchichte ſich nicht hier in ein Gebiet verirren, das eigentlich der Bibliographie oder der Literaturchronik angehört? Genügt es, ein Bändchen Gedichte auf den literariſchen Markt gebracht zu haben, um in der Literaturgeſchichte eine Stätte zu finden? Freilich, man wird uns entgegnen, daß der Literarhiſtoriker der Gegenwart die ganze Production

Digitized by Google

derſelben berückſichtigen muß, weil ſie noch nicht zum Abſchluß gekommen iſt und eine endgültige Fixirung der Bedeutung der einzelnen voreilig wäre; doch ſollte hier nicht eine ſchärfere Grenze zu ziehen ſein, wo das Talent ſich vom Dilettantismus ſcheidet? Kurz iſt auch bei den diis minimarum gentium freigebig mit ſeinem Lobe, was bleibt da übrig für die bedeutendern, denen unſer Literarhiſtoriker ja überhaupt nur eine relative Bedeutung und Berechtigung einräumt. Es tönt da mancher Name in unſer Ohr, der ſelbſt dem Fachgelehrten der modernen Literatur fremd klingt. Gleich unter den Oſtpreußen begegnen uns Hugo Hagendorf und E. W. Ackermann, welchem letztern „großartige Gedanken und Anſchauungen" nachgerühmt werden. Doch bei aller Vollſtändigkeit, die eben zuletzt eine unerreichbare iſt, hat auch dies Regiſter ein Loch. Kurz nennt uns z. B. nicht Auguſt Wolf, deſſen Gedichte in der That ein originelles Talent bekunden. Und ähnliche Auslaſſungen werden ſich in den verſchiedenſten Landſchaften finden. So vermiſſen wir unter den ſchleſiſchen Dichtern den Freiherrn von Prittwitz-Gaffron, deſſen Gedichte mit Glück nach der Platen'ſchen Palme formeller Meiſterſchaft ſtreben; auch Udo Brachvogel verdient neben Emil Brachvogel Erwähnung. Auch Feodor Wehl, den wir nirgends in der Ueberſicht der Lyriker finden, kann, obwol zufällig in Warſchau geboren, doch den ſchleſiſchen Dichtern zugerechnet werden.

Nachdem wir die Fähnlein deutſcher Poeten, nach den Landſchaften geordnet, an uns vorüberziehen ſahen, werfen wir einen Blick auf die politiſchen Lyriker, die ebenfalls in lichten Haufen aufmarſchirt ſind, dann auf die adelichen Poeten, deren Zahl ſeit den dreißiger Jahren beträchtlich zugenommen hat, dann auf die Maler, Muſiker und Schauſpieler, die ſich als Dichter hervorgethan, auf die Induſtriellen, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Krieger, Juden und Frauen, welche der Muſe der Dichtkunſt gehuldigt haben. Eine derartige Statiſtik der deutſchen Poeten iſt jedenfalls ſehr lehrreich, auch fruchtbar für allgemeinere Geſichtspunkte in der Gruppirung der einzelnen Erſcheinungen. Ebenſo ausführlich iſt die Poeſie der Mundarten und das religiöſe Lied der verſchiedenen Confeſſionen behandelt.

Kurz bewährt einen außerordentlichen Fleiß, indem er alle dieſe Regiſter ſo vollſtändig wie möglich macht und manchen Namen ſogar aus dem Schutt der Makulatur herausgräbt und aus den Geheimniſſen der Verlagsböden und buchhändleriſchen Lagerhäuſer wieder ans Licht zieht. Es geht bekanntlich die Sage, daß es ein vortreffliches Mittel gebe, ſeine Gedichte geheimzuhalten, indem man ſie nämlich drucken läßt und den deutſchen Sortimentsbuchhändlern, ſowie den Redacteuren der deutſchen Zeitungen zuſchickt; bei beiden werden ſie gewiß an den ſicherſten und verborgenſten Stellen ihrer Locale untergebracht, bis ſie als geheimnißvolle „Krebſe" in rieſigen Ballen die Heimreiſe antreten. Doch das Auge des Literarhiſtorikers macht dieſe dunkle Sage zunichte; es dringt in alle Verſtecke, die beſtaubteſten Empfindungen werden wieder an das Licht gezogen, Gerechtigkeit geübt gegenüber der Unbill der Zeitgenoſſen und neu zum Leben erweckt, Arm in Arm mit den Unſterblichen des „Converſations-Lexikon", ſondern auch reſignirte Dichter von neuem ihr Jahrhundert in die Schranken.

Nachdem wir durch die Propyläen gewandelt ſind, wo die im Dichten „reſpectabeln" Maſſen Spalier bilden, treten wir in das Heiligthum, wo die Berufenen und Auserwählten wohnen, mit dem Schmuck der Bilder und durch eingehende kritiſche Feſtreden gefeiert. Zunächſt begegnen wir einigen Veteranen: Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (geb. 1806), Karl von Holtei (geb. 1797), dem öſterreichiſchen Dialektdichter Karl Kaltenbrunner (geb. 1804), Franz Theodor Kugler (geb. 1808, geſt. 1858), Friedrich Auguſt von Heyden (geb. 1789, geſt. 1851), Guſtav Pfizer (geb. 1807), Eduard von Bauernfeld (geb. 1802), Adolf Bube (geb. 1802), Eduard Schulz-Ferrand (geb. 1813, geſt. 1842), Ignaz Ritter von Tſchabuſchnigg (geb. 1809) u. a. Auch Karl Beck iſt durch einen Druckfehler in das alte Regiſter gekommen; als ſein Geburtsjahr wird von Kurz 1801 angegeben, während der Dichter doch 1817 geboren iſt. Das Urtheil von Heinrich Kurz über Karl Beck unterſchreiben wir Zeile für Zeile:

> Karl Beck iſt eins der bedeutendſten Talente der Gegenwart, eine echte Dichternatur, die ſich ſelbſt in den Irrthümern und Mängeln kundgibt, wie ſie beſonders in ſeinen erſten Dichtungen erſcheinen. Er iſt empfänglich für alles Schöne und wahrhaft Poetiſche, in welcher Geſtalt es auch erſcheinen mag, und er verſteht es, bei ſeiner lebendigen und reichen Phantaſie nach ſeiner eigenthümlichen Erſcheinung zu geſtalten; er iſt ebenſo glücklich in der Auffaſſung des einfachſten Naturlebens als in der Schilderung des Völkerkampfes, ebenſo glücklich in der Darſtellung heiterer und lieblicher als großartiger und ſchauriger Verhältniſſe, wenn ihn ſeine Natur auch vorzugsweiſe zur Behandlung der letztern drängt. Sein echtes Dichtertalent offenbart ſich ſchon darin, daß bei ihm alles aus der innerſten Seele quillt, daß nichts Gemachtes zu finden iſt, indem ſelbſt da, wo er ſich von ſeiner glühenden Phantaſie zur Ueberſchreitung des Maßes verleiten läßt, immer ein echter und wahrer Kern verborgen liegt. Dieſe Maßloſigkeit des Ausdrucks, nicht der Gedanken, erſcheint beſonders in ſeinen erſten Verſuchen, in denen der Geiſt des jungen Dichters noch in voller Gärung war.

Ebenſo treffend heißt es von Sallet:

> Wenn wir Sallet auch als Dichter zu ſchätzen haben, ſo wird er uns doch noch mehr durch ſeine Geſinnung lieb und verehrungswürdig. Er war ein edler Charakter von der reinſten Sittlichkeit; er war für alles Große und Schöne begeiſtert und der rückhaltloſeſten Aufopferung für das, was er als gut erkannt hatte, fähig. Noch ehe er ſich deſſen bewußt wurde, ſchlug ſein männlich ſtarkes Herz für die Freiheit in Staat und Kirche, deren Verherrlichung ihm je länger je mehr zur Lebensaufgabe wurde; allein er unterſchied ſich weſentlich von andern politiſchen Dichtern darin, daß er den Sieg der Freiheit nicht ſowol von revolutionären Bewegungen, als von der zunehmenden Bildung der Völker erwartete. So ſagt er in einem Epigramm: „Wollt ihr Einen ſehen, der mit ſtillem Geiſt Und voll herzinniger Milde Eine ganze Welt zuſammenſchweißt, Schaut auf zu Chriſti Bilde." In wahrhaft chriſtlichem Sinne wollte er die Menſchenwürde zur Anerkennung bringen und durch eine veredelte Moral auf die Umgeſtaltung der Staatsverhältniſſe hinwirken. Dabei war er von der reinſten Liebe zu ſeinem Volke erfüllt, und es zeigt ſich dieſe am entſchiedenſten, wenn er die Mängel des deutſchen Charakters rügt, deſſen übergeduldige Gutmüthigkeit, Bedientendemuth, Unſelbſtändigkeit und nebelhafte Schwärmerei ſchildert, wie im „Echten Deutſchthum", einem Gedichte, das man tagtäglich wieder leſen ſollte und das wir nur wegen ſeines zu großen Umfangs nicht haben mittheilen können. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem oft miskannten und verläſterten Börne, dem er auch einen tiefgefühlten Nachruf widmete.

Digitized by Google

Weniger günſtig lautet das Urtheil über Moſen, dem Unſelbſtändigkeit und Abhängigkeit von den Romantikern und den Heine'ſchen Muſtern vorgeworfen wird, ſowie Phraſenhaftigkeit in der politiſchen Lyrik, während er immer da glücklich ſei, wo er ſeinen Liedern beſtimmte Verhältniſſe unterlege, wie in „Andreas Hofer" und den „Letzten Zehn vom vierten Regiment". Auguſt Kopiſch, Robert Reinick, Gaudy ſind entſprechend gewürdigt; von Ludwig Pfau heißt es, er treffe den Ton des großen franzöſiſchen Liederdichters Béranger manchmal ſo meiſterhaft, daß man dieſes oder jenes Gedicht für eine Ueberſetzung halten möchte. In Bauernfeld's Gedichten wird die gemüthliche und ſatiriſche Seite hervorgehoben; Holtei wird das wahre dichteriſche Talent, die poetiſche Schöpfungskraft abgeſprochen, doch erwähnt, daß er ſeine Stoffe meiſt geiſtreich und anziehend behandle und ihnen durch heitern Humor eine gewiſſe Friſche ertheile. Von Annette von Droſte-Hülſshoff heißt es:

Ihr poetiſches Talent tritt vielleicht in den „Heidebildern" am klarſten vor; es ſind wahre Meiſterſtücke landſchaftlicher Schilderung, die um ſo mehr überraſchen, als die Natur, die ſie umgab und ſchilderte, wenig Poetiſches zu haben ſcheint. Aber ſie weiß ſelbſt die einſamen und öden Flächen, die ſchwarzen Moorgründe mit poetiſchem Leben zu beſeelen, weil ſie die Allmacht der Natur auch in den kleinſten Erſcheinungen zu entdecken verſteht; und ſo zaubert ſie uns gleichſam eine neue Welt, die voll Leben und Intereſſe iſt. Das konnte ſie durch eine Detailmalerei erreichen, die ſich bis auf das Geringfügigſte erſtreckt, aber ſie überragt die Naturſchilderungen Matthiſſon's und ähnlicher Dichter weit, weil ſie die hundert Einzelheiten zu einem Geſammtbild zu verknüpfen und die Naturerſcheinungen mit ſeltenem Glück zu perſonificiren weiß, ſodaß die öden Heiden ſich unter ihrer Hand mit dem regſten Leben füllen. Wir haben aus dieſen Gedichten nur eins „Die Lerche" (2) aufnehmen können, aber es wird dies hinreichen, die Meiſterſchaft der Dichterin zur Anſchauung zu bringen. Nicht weniger glücklich iſt ſie in der Ballade, in welcher ſie mit Vorliebe ſchaurige oder düſtere Stoffe behandelt. Ohne nach Effect zu haſchen, wird ihre Darſtellung durch die glückliche Anordnung des Stoffs und den kräftigen, maleriſchen Ausdruck höchſt wirkungsvoll. Beinahe alle zeichnen ſich durch Neuheit der Erfindung und durch originelle Wendungen aus.

Ueberſchätzt dagegen erſcheinen uns in dem folgenden Urtheil die Gedichte von Ida von Düringsfeld:

In den Gedichten der Baronin von Düringsfeld erkennen wir das hochgebildete Weib, das über eine Welt von Erfahrungen gebietet und im Bewußtſein ihrer geiſtigen Kraft dieſe gern hervortreten läßt, ſich aber auch in Sprache und Darſtellung manche Freiheiten erlaubt, die der künſtleriſchen Wirkung Eintrag thun. In allen ihren Dichtungen herrſcht eine große Klarheit des Gedankens, den ſie immer poetiſch zu geſtalten weiß; ſie iſt reich an neuen Stoffen oder gewinnt den alten neue, oft ſehr glückliche Seiten ab. Bei der Klarheit ihres Denkens und der Kraft ihres Geiſtes verfällt ſie niemals in ſchwärmeriſche Sentimentalität, auch dann nicht, wenn ſie die Liebesahnung oder den Liebesſchmerz beſingt.

Wir wollen dieſen Dichtungen gerade keine Schwärmerei ſchuldgeben; doch ſie enthalten jedenfalls viel Triviales und Proſaiſches.

Im ganzen ſind die Charakteriſtiken von Kurz, die auf ſicherer biographiſcher und bibliographiſcher Grundlage ruhen, mit vielem Fleiß ausgearbeitet. Die Urtheile ſind maßvoll, eingehend und unparteiiſch und wir ſehen mit Intereſſe den Fortſetzungen eines Werks entgegen, welches weſentlich dazu beitragen wird, in weiten Kreiſen Vertrautheit mit unſerer modernen Literatur hervorzurufen.

3. Lehrbuch der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur von Ferdinand Seinecke. Hannover, Schmorl und von Seefeld. Gr. 8. 27 Ngr.

Aus der Vorrede dieſes Werks entnehmen wir die folgende Stelle:

Daß ich die neuere Zeit am ausführlichſten behandelt habe, bedarf wol keiner Rechtfertigung; hoffentlich findet es auch Billigung, daß ich die neueſte Zeit, die Gegenwart, mehr berückſichtigt habe, als es in den meiſten, ſelbſt größern Lehrbüchern geſchehen iſt. Die Jugend ſoll und muß ihr Leben an die Gegenwart anknüpfen, ſie ſoll wiſſen, was gerade in der Gegenwart geleiſtet und nicht geleiſtet wird, um ſpäter ſelbſtändig und im Zuſammenhang der Entwickelung unſerer Literatur folgen zu können. Das iſt meiner Anſicht nach verſtändiger, als der Jugend den Glauben beizubringen, es ſei kaum der Mühe werth, unſere Epigonenzeit kennen zu lernen. Mit der Verachtung und Geringſchätzung unſers jetzigen Literaturlebens iſt der Wahrheit nicht gedient und der Jugend ein nicht gering anzuſchlagender Schaden zugefügt. Wie es Pflicht iſt, im Schulunterricht die Weltgeſchichte nicht mit 1830, auch nicht mit 1848 zu ſchließen, ſondern die Schüler und Schülerinnen in die Entwickelung der Geſchichte bis zum gegenwärtigen Augenblick zu führen, um ihnen zu zeigen, wo wir, wo ſie ſelber ſtehen und welche Lebensaufgabe ihnen als Welt- und Staatsbürger zugefallen iſt, ſo hat auch die Geſchichte der Literatur, unbekümmert um das Urtheil, welches die Nachwelt über die jetzigen Schriftſteller ausſprechen wird, die Lernenden in die bewegenden Ideen und Beſtrebungen unſerer Tage einzuführen und ſie anzuleiten, ſowol das gediegene und bewährte Alte mit Verehrung zu betrachten und auf ſich wirken zu laſſen, als auch das tüchtige Neue und Neueſte durch freudige und bereitwillige Anerkennung zu ehren.

Wir können dem Autor für dies Princip und ſeine Ausführung nur die vollſte Zuſtimmung ertheilen; denn ein Volk, das ſich nicht für die Literatur der Gegenwart, ſondern nur für diejenige ſeiner Vergangenheit intereſſirt, könnte zu keinem andern Urtheil berechtigen, als daß es ſich ſelbſt aufgegeben hat. Die neueſte Literatur iſt indeß in einem „Lehrbuch" ſchwer zu behandeln; es kommt auf die Auswahl wahrhaft talentvoller Dichter und auf unbefangene Schätzung an. Gerade hierin iſt das Seinecke'ſche Werk glücklich; die hervorgehobenen Poeten verdienen dieſe Auszeichnung und nirgends wird Meſſing ſtatt des Goldes eingeſchwärzt. Von den neuern Lyrikern dürfte wol eines Beck, Meißner und Hartmann mit größerer Anerkennung gedacht werden; einige Dichter wie Scheier, Hoffmann von Fallersleben und Sallet wären beſſer in der letzten Epoche beſprochen worden als in der vorausgehenden. Die Urtheile über die claſſiſchen und romantiſchen Dichter ſchließen ſich im ganzen an das Hergebrachte an. In einem Lehrbuch iſt dies auch nur zu billigen, da Abweichungen von dem allgemeinen Urtheil eine eingehendere Begründung verlangen, als der Raum eines gedrungenen Leitfadens verſtattet, derartige Lehrbücher überhaupt aber fertige Reſultate in abgeſchloſſener Form bieten müſſen.

Seinecke citirt ſehr häufig die Urtheile anderer Literarhiſtoriker und Kritiker, wo ſie mit dem ſeinigen übereinſtimmen und wo ihre Ausſprüche durch prägnante Faſſung ſich dem Gedächtniß einzuprägen geeignet ſind. Was wir ebenſo billigen, iſt die Inhaltsangabe bei vielen ältern Dichtungen, denn durch ſie erſt erlangt der Lernende das wahre Verſtändniß der ältern Literatur. Eine Bekanntſchaft mit bloßen Namen und Daten iſt leer und nichtig. Auch bei neuern Autoren und ihren Werken iſt eine derartige

Digitized by Google

Inhaltsangabe willkommen, namentlich bei Jean Paul, deſſen Romane in ihrem thatſächlichen Zuſammenhang kurz darzuſtellen immerhin verdienſtlich iſt.

Von vielen ältern Literaturgeſchichten und literarhiſtoriſchen Lehrbüchern ſind neue Auflagen erſchienen; wir erwähnen nur:

4. Geſchichte der poetiſchen Literatur der Deutſchen. Von Werner Hahn. Vierte verbeſſerte Auflage. Berlin, Hertz. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was wir zuletzt bei Seinecke rühmten, die Inhaltsangaben der einzelnen Dichtwerke: dies müſſen wir auch in der Werner Hahn'ſchen Literaturgeſchichte anerkennen. Der Verfaſſer ſtellt ſelbſt in der Vorrede als Princip feſt, daß kein Werk genannt werde, deſſen Inhalt nicht durch eine charakteriſirende Analyſe, durch ein charakteriſirendes Citat oder wenigſtens durch Hinweiſung auf ein ähnliches Werk vorgeführt werden kann. Daß dagegen aller gelehrte Apparat von dem Werke fern gehalten iſt, muß jedenfalls gebilligt werden. Im ganzen ſind die Umriſſe, welche Hahn von den einzelnen Werken der Dichter gibt, wol geeignet, ein Bild derſelben zu erwecken. Bei einzelnen Poeten, wie bei Schiller, deſſen Dichtungen doch allgemein bekannt ſind, hätte Hahn vielleicht beſſer von einer Inhaltsangabe abgeſehen, während dieſelbe bei Kleiſt, Werner u. a. um ſo willkommener iſt. Die große Ausführlichkeit, mit welcher Ludwig Tieck behandelt iſt, läßt ſich nur damit entſchuldigen, daß faſt alle Werke dieſes Dichters für die Gegenwart zur ungeleſenen „Makulatur" oder, wenn man will, zu den geheimnißvollen Offenbarungen gehören, deren ſibylliniſche Rollen niemand mehr auseinanderfaltet. Im ganzen wäre es wol an der Zeit, daß die romantiſchen Dichter in den Literaturgeſchichten mit geringerer Ausführlichkeit beurtheilt und gegen die Dichter der Gegenwart, welche wieder auf die Nation wirken, in den Schatten geſtellt würden. Oder ſoll die nachſtrebende Generation nur mit Werken vertraut gemacht werden, welche ſie nie in die Hand nimmt; dagegen die Dichtungen, die ihr auf allen Bühnen, in den Privatbibliotheken, auf den Toilettentiſchen begegnen, gewiſſermaßen als unberechtigte Eindringlinge in die Nationalliteratur betrachten, denen die Literarhiſtoriker kein Paßſum ausſtellen?

In dieſer Hinſicht haben wir auch über den Schlußparagraphen mit unſerm Literarhiſtoriker zu rechten. Dieſer der dritten Auflage zuerſt vollſtändig neu hinzugefügte aragraph ſoll von der jüngſten Poeſie mindeſtens eine erſichtliche Auswahl bringen. „Den Stoff dieſes Paraaphen weiter auszudehnen", fügt Hahn hinzu, „war i den Rückſichten, die für ein Lehr- und Schulbuch aßgebend ſind, nicht möglich!" Wir ſind hierüber gänzh anderer Anſicht, halten aber den Zuſatzparagraphen on deshalb für keine Verbeſſerung, weil die bloße Zummenſtellung von Namen und Daten und Titeln nur en verwirrenden Eindruck macht und weil kein Schüler Nationalliteratur dieſen Knäuel von Namen in nutzngender Weiſe löſen kann. Die großen und kleinen lente ſind hier mit ſolcher Gleichberechtigung nebenandergeſtellt, daß der Autor abſichtlich auf jedes Urtheil verzichten ſcheint. Wenn Dramatiker wie Heinrich rſch und Theodor Goltdammer mit Hebbel, Freytag, Friedrich Halm in eine Linie geſtellt werden, ſo geht jeder Maßſtab für die Schätzung dichteriſcher Bedeutung verloren. Man wende uns nicht ein, der Literarhiſtoriker dürfe nicht der Nachwelt vorgreifen, und die Urtheile der Zeitgenoſſen ſeien zu ſchwankend, um in die Wagſchale eines literarhiſtoriſchen Lehrbuchs geworfen zu werden. Wir erinnern dagegen an den Goethe'ſchen Spruch: „Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten", und behaupten, daß bis zu einem gewiſſen Grad die Sonderung des Bedeutenden und Unbedeutenden ſchon von den Dreſch- und Worfelmaſchinen der öffentlichen Meinung vollzogen wird und vollzogen iſt, auch bei den gleichzeitigen Dichtern und Künſtlern. Wir ſprechen daher den Wunſch aus, daß unſer Autor den Zuſatzparagraph in den nächſten Auflagen umarbeiten, und nur die Hauptvertreter der einzelnen Gattungen, dieſe aber mit einer Charakteriſtik ihrer Werke und ihrer Eigenthümlichkeit, wie er ſie den ältern Poeten zutheil werden läßt, aufnehmen möge.

Gerade hierin erſcheint uns ein anderes literarhiſtoriſches Handbuch glücklicher, das ſich bereits in weiten Kreiſen Bahn gebrochen hat:

5. Grundriß der Geſchichte der deutſchen Literatur von Johann Wilhelm Schaefer. Zehnte, aufs neue durchgearbeitete und verbeſſerte Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die frühern Auflagen dieſes Werks, welches ſich durch maßvolle Urtheile, durch die Genauigkeit der bibliographiſchen Angaben und durch ſynchroniſtiſche Literaturtabellen hervorthut, ſind bekannt. Die neueſte Auflage möge mit den Worten der Vorrede des Verfaſſers charakteriſirt werden:

Nach ſorgfältiger Durcharbeitung übergebe ich den Grundriß aufs neue der Oeffentlichkeit und bin überzeugt, daß Gründlichkeit und klare Ueberſichtlichkeit, die beiden Haupterforderniſſe eines Lehrbuchs, in der vorliegenden Auflage weſentlich gewonnen haben. Zahlreich ſind die Zuſätze und Verbeſſerungen in einzelnen Angaben und in der Wahl des bezeichnenden Ausdrucks bis auf Kleinigkeiten des Stils, ſodaß man auf allen Blättern die Spuren der von gereifterer Einſicht und Erfahrung geleiteten beſſernden Hand erkennen wird. Wenn dieſe Erweiterungen mehr die Literatur der frühern Jahrhunderte als die der jüngſten Epoche getroffen haben, ſo geſchah es nach dem ſchon mehrfach von mir ausgeſprochenen Grundſatz, nur die hervorragendſten Erſcheinungen der Gegenwart, in denen Keime für eine künftige Literaturentwickelung zu erkennen ſind, zu erwähnen. Um für Wichtigeres Raum zu gewinnen, habe ich ſtellenweiſe manche überflüſſigen Namen und Notizen früherer Auflagen weggelaſſen, beſonders in den Anmerkungen, die nicht einen vollſtändigen literariſchen Apparat, ſondern nur das für eine umſichtige Literaturkenntniß Brauchbare nachweiſen ſollen, um Andeutungen für weitere und tiefer eingehende Studien zu geben. Bereits haben ſich nach und nach der Erweiterungen ſo viele hinzugedrängt, daß die jetzige Auflage, obſchon der Preis des Buchs unverändert geblieben iſt, vier Bogen mehr zählt, als die erſte Ausgabe.

Als Schulbuch noch verbreiteter iſt:

6. Piſchon's Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Dreizehnte, vermehrte und verbeſſerte Auflage bearbeitet von K. J. H. Palm. Leipzig, Duncker und Humblot. 1868. Gr. 8. 18 Ngr.

Auch hier haben wir nur die neueſte Auflage zu berückſichtigen. Eine Geſchichte des Werks in letzter Zeit gibt die Vorrede. Nach dem Tode Piſchon's hatte Paſſow

Digitized by Google

es übernommen, das vielbenutzte Buch nach Form und Inhalt den Forderungen der Gegenwart entſprechend zu geſtalten, indem dieſer ein brauchbares Schulbuch herſtellen wollte aus einem recht ausführlichen Repertorium der deutſchen Literaturgeſchichte, zu welcher Piſchon ſein Werk durch ſorgfältiges Nachtragen aller neuen Ergebniſſe allmählich ausgebildet hatte.

Dies ſuchte er einerſeits zu erreichen durch vielfache Kürzungen der Darſtellung, beſonders durch Ausſcheiden einer großen Maſſe bio- und bibliographiſchen Stoffs, andererſeits durch Erweiterung des von Piſchon allzu knapp gefaßten Urtheils über Weſen, Werth und Bedeutung der einzelnen Schriftſteller und namentlich durch Hinzufügen vieler trefflicher Abſchnitte zur Erläuterung des innern Gangs der Literaturgeſchichte. Alles das vollbrachte er ebenſo mit dem geſunden und entſchiedenen Urtheile eines gründlichen Kenners, als mit dem pädagogiſchen Takte eines langjährigen Lehrers des Gegenſtandes. Je mehr infolge deſſen dem Buche in ſeiner neuen Geſtalt der Beifall der Verſtändigen zutheil geworden war, deſto weniger durfte ich an der Anlage deſſelben wiederum ändern, wie vieles daran auch meinen Wünſchen nicht entſprechen mochte, und ſo iſt denn die Anordnung des Stoffs größtentheils, die Folge der Paragraphen ganz dieſelbe geblieben; dagegen war es geboten, den ſtark geminderten Stoff wieder nicht unbedeutend zu vermehren. Offenbar hat Paſſow bei ſeinem Eifer zu kürzen allzu tief ins Fleiſch geſchnitten und eine große Menge Namen beſonders der neuern Zeit ganz ausgeſchieden, die nicht vermißt werden dürfen; andere fehlten ſchon bei Piſchon, aus deren Aufnahme mir ſicherlich kein Vorwurf gemacht werden wird; dazu hat ſich auch erſt in neueſter Zeit die Bedeutſamkeit manches Dichters und Schriftſtellers ſo offen herausgeſtellt, daß auch bei behutſamſter Auswahl doch ſein Name in einem Schulbuche nicht länger unerwähnt bleiben durfte, wollte ſich der Herausgeber nicht dem Vorwurfe ausſetzen, den Blick des Lernenden oft Unwichtigerem in der Vergangenheit zugewendet, das Größere und Lebensvolle der Gegenwart aber ihm vorenthalten zu haben.

Außer dieſen Zuthaten hat Palm auch gebeſſert und berichtigt, manche Abſchnitte, wie die über Versbau und Sprache ganz umgeſtaltet, und die Quellennachweiſe unter dem Texte vermehrt mit Hinblick auf die Zwecke des Werks, die über die Schule hinausgehen, indem das Buch auch Studirenden und jungen Lehrern beim Beginne ſelbſtändiger Arbeiten zum Anhalt und zur Anregung dienen ſoll.

7. Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. Von A. F. C. Vilmar. Zwölfte vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 1867—68. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieſe neueſte Auflage des Vilmar'ſchen Werks hat nur in den Anmerkungen einige, durch die literariſchen Erſcheinungen der letzten Jahre hervorgerufene Erweiterungen erfahren. Doch hält ſie ſich von den poetiſchen Tagesereigniſſen fern, da die Darſtellung des Autors „weder auf ein Regiſtriren des Vorhandenen noch auf ein Beſprechen des augenblicklich Intereſſanten" angelegt war und ohne ſich ſelbſt zu zerſtören, ſich nicht darauf richten kann.

Dieſer Act der Selbſtzerſtörung geht eigentlich ſchon durch die ganze Darſtellung der neuern Literatur, indem der jüngſt verſtorbene Verfaſſer eigentlich auf dem Hengſtenberg'ſchen Standpunkte ſteht und ſich nur durch die erſtaunlichſten Zugeſtändniſſe an den profanen Geſchmack überhaupt ein derartiges Werk abnöthigen laſſen konnte. Die große Verbreitung, die es gefunden, dürfte deshalb wol wundernehmen, wenn ſie nicht weſentlich auf der Darſtellnng der ältern Dichtungen beruhte, die mit Wärme und Lebendigkeit reproducirt ſind, während aller gelehrte Apparat bei dem aus Vorleſungen hervorgegangenen Werke ferngehalten iſt. Es iſt die bequemſte Literaturgeſchichte, die ſich in der angenehmſten Weiſe lieſt. Die Kritik unſerer claſſiſchen Epoche hätte eher eine abſchreckende Wirkung ausüben müſſen. Denn die Literatur der Neuzeit athmet einen unſaubern Geiſt, und Vilmar macht oft den Eindruck des Geiſterbeſchwörers, der den Literaturteufel auszutreiben ſucht. Man leſe nur die Kritik Leſſing's nach, zu deſſen Schülern von Vilmar Kotzebue gerechnet wird. Als Nonplusultra der Verworfenheit wird dieſem letztern „Menſchenhaß und Reue" ausgelegt, die Thatſache, daß er einer Ehebrecherin Verzeihung angedeihen läßt. Ei, wie ſtudiren denn dieſe Conſiſtorialräthe die Bibel? Haben ſie ganz die Worte Chriſti vergeſſen, die er der Ehebrecherin gegenüber ſpricht: „Wer frei von Schuld iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie?"

Sehr genau unterſucht Vilmar die Stellung unſerer beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, zum Chriſtenthum; er gibt von vornherein zu, daß die Diſſonanz zwiſchen dem Chriſtenthum, und nicht blos dem kirchlichen, und unſern großen Dichtern vorhanden iſt, daß Goethe mehr auf dem pantheiſtiſchen, die Natur vergötternden, Schiller mehr auf dem naturaliſtiſchen, den Menſchen vergötternden Standpunkte ſtand. Gleichwol ſucht er noch eine Art von Vermittelung, indem er den wahren Satz, daß Gottes Offenbarung und Poeſie in ihrer Wurzel und letztem Weſen Eins ſeien, daß alſo das unbewußt, aus göttlichem Triebe Wirkende in dieſen Dichtern das eigentlich Ewige ſei, hierzu benutzt und zu dem Reſultate kommt, „daß auch Schiller und Goethe nicht Jugendverführer, nicht Chriſtenverſtörer, nicht Zorngefäße höherer Hand ſind, die Verwirrung zu mehren; wer ſie ganz, wer ſie recht zu verſtehen weiß, dem ſind auch ſie ſolche, die es menſchlich dachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es *gut* durch ſie gemacht hat".

Dieſes Urtheil über die weimariſchen Uebelthäter möchte genügen, um Vilmar's Beruf für deutſche Literaturgeſchichtſchreibung und die bedauerliche Thatſache eines Attentats auf unſere großen Männer, verübt durch einen Theologen de pur sang und mit der Erſchwerung ſogenannter mildernder Umſtände, außer Zweifel zu ſetzen.

Rudolf Gottſchall.

Digitized by Google

Exotiſche Romane.

(Beſchluß aus Nr. 51.)

4\. Nord und Süd. Erzählungen und Schilderungen aus dem weſtlichen Nordamerika. Von Balduin Möllhauſen. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Warum ſoll denn eine Ouverture ſchon alle die furchtbaren Auftritte hervorhören laſſen, mit denen uns die nachfolgende Oper erſchüttern wird? Warum ſoll ſie uns nicht erheitern, auf daß wir an ſo lieblichen Tönen erſtarken, um auch dem Wehlaut und Schmerzensſchrei der ſpätern gewachſen zu ſein? Genug, wenn ſie uns inmitten der ſüßeſten Melodien auch nur augenblicklich eine jener Diſſonanzen gibt, an denen das Menſchenleben ſo reich iſt, um ſie jedoch ſchnell aufzulöſen, wie ſie auch in der Oper und Exiſtenz ſich hoffentlich löſen werden.

Es läßt ſich nichts Lieblicheres denken und dichten wie der Beginn der erſten Erzählung: „Alice Ludlow.“ Wir werden mit einer jungen Amerikanerin bekannt, die, von einer Südländerin ſtammend, in einer nordiſchen Penſion, auch im Norden geboren, ihre Bildungsjahre verlebt. Die Blüte ihrer Schönheit iſt eben daran, ſich voll zu erſchließen, aber ſchon jetzt bezaubert ſie jeden, der ſie ſieht. Sie iſt der Liebling der Anſtalt, der Stadt, aller Leute, in deren Nähe ſie kommt. Alice Trentre, das anmuthige Kind, erfährt aber nichts Gräßlicheres, als daß auf offener Straße ein Stier, von ihrem rothen Tuche gereizt, das zarteſte aller Weſen aufſpießen will. Ihr Erretter, Ludlow, wird ihr Geliebter, ihr Gatte. Er gehörte dem Süden an, wo er Herr über viele Sklaven iſt. Beide ſind nun dort, haben ihr Haus gegründet, und erfreuen ſich in der Ehe des höchſten Glückes. Dennoch treten allmählich Differenzen in den Anſichten hervor. Auch hier iſt es die Politik, namentlich die Sklavenfrage, welche in der Familie Mishelligkeiten bereitet, welche ſtets weiter greifen. Alice, obwol ihr Gatte ſie innig liebt, ſteht bald völlig allein in ihrem Enthuſiasmus für die Freiſtellung er Schwarzen. Die beiden Schweſtern des Mannes und ine Tante zumal, im Hauſe wohnhaft, feinden ſie aufs leußerſte an. Der Krieg zwiſchen dem Süden und Norden richt aus. Auch Ludlow ſtellt ſich in die Reihen der aterländiſchen Helden. Alice iſt von jetzt ab, nun ihr emahl fortzog, allen Launen jener Frauen ausgeſetzt, ie ſogar Grauſamkeit an ihr ausüben. Hat der Krieg, rch die Opfer, die er koſtet, über das ganze Land Unil gebracht, nicht minder über Ludlow. Sein Vermögen zuſammengeſchmolzen. Alles, in und außer dem Hauſe s früher ſo reichen Beſitzthums, geräth in Verfall, nun r Herr und faſt alle ſeiner Leute männlichen Geſchlechts e Waffen ergriffen. Dieſer Ruin des Hauſes, der flanzung, des Parks, ſogar der Möbel und einſt ſo achtvollen Ausſchmückungen der Zimmer, iſt vom Verſſer vortrefflich geſchildert. Nicht blos die Hände, die iſt alles bearbeiteten, ordneten, ſäuberten, fehlen; auch Muth, die Freudigkeit fehlen, um nach allem zu ſehen. n noch gar hier im Süden, wo die gewaltige Triebſt der Natur alles raſch überwächſt, umſchlingt, wo üppigſte Vegetation, nicht minder die Thiere gleich inter ſind, die Herrſchaft zu übernehmen, wenn die der Menſchen fehlt, oder doch ſaumſelig iſt, zu hindern, einzuſchreiten; hier haben wir das greuliche und doch ſo großartige Bild der Ueberwucherung, der Verödung, der Zerſtörung durch Ueberfluß vor uns, und der Erzähler iſt der rechte Mann dazu, uns das alles zu vergegenwärtigen. So heißt es unter anderm:

> Die Halle war in frühern Zeiten ein Prunkgemach geweſen. Auch jetzt noch war dieſelbe reich ausgeſtattet, allein man ſah der ganzen Einrichtung an, daß nur ſehr wenig Sorgfalt auf die Erhaltung derſelben verwendet und noch weniger an die Erneuerung der ſchadhaft gewordenen Gegenſtände gedacht wurde. Die Teppiche waren abgetreten und ſtellenweiſe ſogar zerriſſen, die ſchweren ſeidenen Vorhänge waren ausgebleicht; die Möbel ſtanden ungeordnet umher; mehrere Fenſterſcheiben waren geſprungen und einige ſogar ganz ausgebrochen, kurz, man entdeckte leicht, daß entweder übertriebene Sparſamkeit oder auch wirklicher Mangel in die Räumlichkeiten eingezogen war, in welchen bis vor zwei oder drei Jahren noch üppiger Reichthum herrſchte, und die eigens zu Wohnungen des Ueberfluſſes hergeſtellt zu ſein ſchienen.

Dem entſprach auch der Park:

> Nur noch mit Mühe unterſchied man die von hohem Gras überwucherten Wege von den ungeſchorenen Raſenflächen. Unkraut gedieh üppig auf den Beeten und drohte die beſſerer Pflege gewohnten Pflanzen zu erſticken. Die umſtehenden Bäume betrachteten einſt jahraus jahrein ihr Ebenbild in den klaren, zurückſtrahlenden Fluren; jetzt war es anders: grüne Waſſerlinſen trübten die Oberfläche des kleinen Sees; ſchmale Pfade zwiſchen denſelben bezeichneten die Bahnen, auf welchen Schlangen und Schildkröten von der einen Seite nach der andern hinüüergeſchwommen waren.

Während deſſen wüthet der Bürgerkrieg fort. General Sherman triumphirt. Die Nordarmee eilt von Sieg zu Sieg. Ludlow geräth in die Gefangenſchaft. Und Alice? Was eine Gattin, eine Mutter, noch dazu mit einem kranken Kinde, durchzudulden, für Gefahren zu beſtehen, für Opfer zu bringen vermag, indem ſie nach dem Norden entflieht: man muß erſtannen über ſolche Ausdauer, wenn man es im Verlauf lieſt. Eine Scene iſt ſchrecklicher als die andere. Alle Darſtellungen des Verfaſſers ſind vortrefflich gehalten.

Das Ufer des Miſſiſſippi wird erreicht. Prächtig iſt die Schilderung des Kriegsdampfers, der mit Kanonen geſpickt iſt; wilder Soldatenlärm, das infernale Hantiren der Heizer, Unmaſſen ſchütten ſie in die Oefen, die Flammen zermürſen alles im Nu. Doch was ſind all dieſe Gewalten, von Menſchenhänden gebändigt, gegen das, was jetzt erfolgt! Während der tolle Humor der Heizer am Bord der „Sultane“ die Hölle bloßlegt, ſchleudert eine Exploſion den grandioſen Dampfer mit Kaliber und Mannſchaft zum Himmel hinauf, daß all die Trümmer nach allen vier Weltgegenden zerſprühen, ſpurlos verſchwinden.

Im Weitern ſtehen ungeahnte Schickſal auch Ludlow wie ſeinem braven Weibe bevor. Ob auch all dieſe ſchrillen, entſetzlichen Diſſonanzen, welche hier das grauſamſte der Verhängniſſe producirt, aufgelöſt werden, und jene oben erwähnte Heiterkeit der Ouverture recht behält,

Digitized by Google

der Leſer eile, ſich durch das Buch ſelbſt davon zu überzeugen.

Der letzte Abſchnitt: „Der erſte Baum zur Blockhütte“, ſteht in keinem eigentlichen Zuſammenhange mit dem Bisherigen, ſodaß man das anfangs gar nicht begreift; aber auch dieſer Aufſatz erregt ein lebhaftes Intereſſe.

Die Erzählung des zweiten Bandes: „Der Feldmeſſer“, iſt nicht minder als die frühere von vornherein ſo ſpannend, daß wir nicht errathen, wo das Hinauskommen wird, aber in dieſer Ungewißheit eben ein poetiſches Behagen fühlen. Das Große, Unausmeßbare amerikaniſcher Natur, obwol uns hier ein Feldmeſſer von Metier angekündigt wird, ruft der Verfaſſer vor unſere Anſchauung. Zwei Mädchen, beide von jugendlich holder Unbefangenheit, gerathen, ehe ſie ſich deſſen verſehen, da es ſich ſo reizend plaudert, allerlei Heimlichkeiten ihnen zuflüſtern, tief in den Wald. Noch dazu iſt es der Urwald. Endlich beſinnen ſie ſich. Herrin wie Dienerin ſchaudern zuſammen. Da ſteht das Erwartete, jedoch nie ſo Vorgeſtellte bereits vor ihnen. Sie müſſen mit. Unterdeſſen ſpielt das verlaſſene Haus der väterlichen Pflanzung mit herein. Sehr abweichende Charaktere machen ſich geltend, greifen durch Beſorgniß, ſchnellen Entſchluß ein. Alle Gefahren werden noch beſeitigt; aber wo fehlte es dem Leben je an Stoff und Mitteln, neue, vielleicht noch größere heraufzubeſchwören! Der Pflanzer, ein tüchtiger, brav geſinnter Mann, hat noch viel mit Schwierigkeiten zu kämpfen, um ſeine Familie und ſich für die Zukunft zu ſichern. Da iſt es denn für Mr. Jeniſon doppelt von Werth, in Jenkins einen Nachbar, einen Hausfreund zu beſitzen, der mit Rath und That ihm zur Seite ſteht. Auch ſpricht ein anderer ein, den ſein Geſchäft öfter des Wegs führt, es iſt Gerald, der Feldmeſſer. Beide ſind ſtets willkommen, erfreuen ſich der edelſten Gaſtfreundſchaft. Alles und jedes wird vom Erzähler mit Geiſt, mit gegenſtändlicher Beſtimmtheit und doch, wiefern es angebracht iſt, mit wahrhaft dichteriſcher Phantaſie behandelt. Das Geſpräch oben im Gaſtzimmer vor der Nachtruhe, über Feldmeßkunſt und dahin eingreifende Arbeiten, zwiſchen Jenkins und Gerald, iſt mit jener kundigen Objectivität durchgeführt, wie dergleichen Goethe ſo vollendet gelingt.

Jetzt aber treten aus dem Hintergrunde die Folgen eines Verbrechens ſtets greller hervor, welches von einem Manne ausgeübt worden iſt, der hier ſchon lange das große Wort führt. Die Nemeſis kommt ſogar ſchnell, was ſonſt nicht ihre Art zu ſein pflegt. Das Furchtbare, Tragiſche wird gemildert durch die köſtliche Epiſode zweier Liebenden, deren Zwiegeſpräch das alte Thema der Liebe ſo neu durchführt, als wär’ es noch nie von einem Dichter verherrlicht worden. Auch am Ende dieſer Geſchichte werden wir völlig ausgeſöhnt mit dem Schickſal. Der letzte Abſchnitt rollt Prairiebilder auf, die in Waſſer- und Feuerphänomenen, im Zuſammenſtoß gigantesker Naturkräfte, von dem ſelbſt die Thiere aufgeſcheucht werden und die Flucht ergreifen, dem Gleichgültigſten imponiren müſſen. Auch dieſer Schluß, wie der des erſten Bandes, ſteht in keinem unmittelbaren Zuſammenhange mit der frühern Geſchichte, ſondern iſt eine brillante Arabeske.

5. Der Hochlandpfeifer. Erzählung von Balduin Möllhauſen. Sechs Bände. Jena, Coſtenoble. 1868. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Unter den neueſten Romanen überhaupt und unter den exotiſchen im beſondern nimmt in Bezug auf Inhalt und künſtleriſche Darſtellung ſicher eine der erſten Stellen ein „Der Hochlandpfeifer“. Haben wir dem „Meerkönig“ deſſelben Verfaſſers verdienterweiſe den Preis zuerkannt und zwar als echtes Dichterwerk, nicht blos als Unterhaltungslektüre, ſo ſteht, einzelnes abgerechnet, das vorliegende Product hinter jenem nicht zurück, wenn es auch anders motivirt, anders ausgeführt und anders gefärbt iſt. Der Erzähler bewährt auch hier dieſelben großen, ſeltenen Eigenſchaften wie dort. Auch treten hier verwandte Charaktere hervor, wenn auch nur in einzelnen Zügen verwandt, die auf gewiſſe Lieblingsneigungen des Poeten ſchließen laſſen. Ebenſo iſt von vornherein feſtzuſtellen, daß der Verfaſſer auch hier, eben wie im „Meerkönig“, eine weiſe Mitte hält zwiſchen Zugeſtändniſſen an die Forderungen der Zeit und dem, was der eigene Genius gebietet. Wenn wir es als ein trauriges Zeichen der Gegenwart und als ſichern Beweis eines geſunkenen Geſchmacks zu erkennen haben, daß der Verbrecherroman heute in dem Grade beliebt iſt, wie es der Fall, und wenn wir das Verbrechen auch in den Romanen unſers Dichters eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen ſehen, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und den meiſten ſeiner Mitbewerber doch ein himmelweiter. Wo der Verfaſſer auch dem moraliſchen Verderben in nicht wenigen ſeiner Charaktere Geſtalt gibt, nirgends berechnet er die Wirkung auf überreizte Nerven, um dieſe dadurch aufzuſtacheln; immer erſcheint bei ihm die Verruchtheit als das, was ſie iſt, zugleich mit einer ſo unerbittlich richtenden Weiſe von ſeiten des Darſtellers, daß das Böſe in ſeinen Folgen den Leſer erſchüttert, eine Weihe über ihn kommt, eine Erhebung, die ſich ein für allemal ſcheidet von jener Gemeinheit, welche ſich in der Lektüre an der Schlechtigkeit wol gar noch weidet.

Wir befinden uns am Anfang unſers Romans im ſchottiſchen Hochland. Zwei Wanderer bewegen ſich unter Sturm und Regen auf einem Torfmoor, welches ein unerquicklicher Nebel doppelt endlos macht. Wohin? Wir ahnen es nicht. Die Worte des Geſprächs, wie grell ſie klingen, lichten das Geheimniß nicht. Wir befinden uns in unheimlicher Geſellſchaft. Von beiden Genoſſen erhalten wir den Eindruck, als nähmen ſie es nicht ſo genau mit dem, was erlaubt und nicht erlaubt iſt. Der Name des einen ſchwankt in der Vermuthung des Leſers im Beginn der Geſchichte zwiſchen MacLeary und Mac Ivor. MacLeary iſt eine Art Emporkömmling, Doug… ſein Begleiter, ein echter Sohn der ſchottiſchen Wildni… Ein Weibsbild findet ſich dazu, die, eine Art dienend… Geiſt, uns in Mutter Carry’s Torfbruchhöhle mit beid… Abenteurern geleitet. Hier wird alles erſt recht ungeth… während Carry, die Alte, im Sterben frühere Vorgän… und Familiengeheimniſſe um etwas lichtet, woraus f… MacLeary die Miſſion entſteht, mit gewiſſen Mitteln … Legitimation verſehen, nach Amerika zu pilgern, … ſeine Aeltern auszukundſchaften und Rechte geltend … machen. Schnell gibt er noch einen Beweis, daß er ſel…

Digitized by Google

an dem ein Verbrechen ausüben könnte, an Dougal, mit dem er nun gleichwol einen Pact ſchließt, auf daß jener ihm Diener ſei.

Bevor wir in den nächſten Abſchnitt gelangen, der uns in eine ganz andere Sphäre verſetzt, iſt für den Verfaſſer als charakteriſtiſch zu bemerken, daß in all ſeinen Romanen die Naturſchilderung vortrefflich und durchaus eigenthümlich beſchaffen iſt. In jeder Oertlichkeit der Alten und der Neuen Welt führt er uns die Natur ſtets ſo vor, daß in ihr, im Großen und Kleinen, jedesmal das mitklingt, was die geſchichtlichen Vorgänge eben enthalten, was ſeine Menſchen herbeiführen. Es iſt ſeinen Darſtellungen, die zugleich von gründlichen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zeugen, nicht blos die glückliche Detailmalerei eigen, er verweilt oft auch bei der Wechſelwirkung der Phänomene, er durchdringt und beſchreibt das Leben des Planeten, er geht in das Allerrealſte ein, und verweilt dann auch wieder zu reichſter Belehrung und Unterhaltung bei Mineralien, der Vegetation und den Thieren, ſeine Topographie iſt ebenſo meiſterhaft wie ſein Panorama. Ein anderer eigenthümlicher Zug iſt der, daß unſer Dichter mit plaſtiſcher Kraft ſolche Charaktere durchführt, die zwar die Verworfenheit grell genug vertreten, in deren Individualität aber urſprünglich das Bedeutendſte angelegt iſt; mitten aus ihrer Schlechtigkeit, die ſich mit voller Naivetät des Naturells ausſpricht, glänzt Edelmuth hervor, macht ſich eine Umkehr zum Beſſern bemerkbar, ſie ſetzt ſich ſogar durch, oder wir erkennen doch deutlich eine Größe der Perſönlichkeit, die ebenſo leicht außerordentlich im Moraliſchen wie in andern Beziehungen hätte ſein können, wie ſie es jetzt, von Roheit überwuchert, in der Nichtswürdigkeit iſt.

Der Verfaſſer bringt uns im nächſten Abſchnitte nach Deutſchland. Wie iſt hier alles ſo ganz anders, gemüthlich, naturfriſch, anheimelnd von der Dorfidylle, dem Wald- und Jägerleben bis zum Herrenhauſe, der Ariſtokratie und der Predigerfamilie! Wir erlaben uns recht an einigen dieſer prächtigen Menſchen, ſo Männern wie Frauen, nach jenen Oeden und Schauern des ſchottiſchen Moorlandes, obwol es auch auf dem deutſchen Gebiete an zweideutigen, anbrüchigen, verbrecheriſchen Naturen nicht fehlt. Das erhebt ſich im Guten, im Trefflichen ganz allmählich von dem ſtets braven Dorfſchulmeiſter, Hrn. Daus, der es knapp hat, ſtets aber guter Dinge iſt, aus der Schulſtube in die Wildjagd luſtig hineinexperimentirt, bis zu ſeinem Buſenfreunde, dem nicht minder exemplariſchen Förſter Herzbuſch, der ſich erſt recht auf den Knalleffect der Flinte wie des Witzes verſteht, bis zu den leibhaftigen Behaglichkeiten des Schulzen, des Krügers, des Schmieds. Dann ſenkt es ſich wieder zu verdorbenen Eſpècen wie der Kutſcher Reiber, wie trotz Erbadels Magnus von Lehmburg, Cornelia, Vetter Theodor. Endlich erhebt es ſich bis zu ſo ausgeſuchter Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, zu Würden wie Hoheiten, als da ſind: der geiſtliche Herr, ſeine Tochter Roſa, ferner Gabriele, Fortis und der vollendetſte, preiswürdigſte Edelmann, den je ein Dichter erfand, „adelich von Gemüth und Geblüt", um mit Fiſchart zu ſprechen, Major von Hainfeld. Wer könnte ſo leicht aufhören, das neunte Kapitel (Bd. 2) zu leſen? Kein anderer Roman, kein Kunſtcabinet kann ein herrlicheres Bild eingerahmt, zu jedes edeln Menſchen Erquickung enthalten als jenes. Man präge ſolches Bild ſich tief ein, und man wird ſein Inneres durch eine der originellſten, nobelſten Perſönlichkeiten mehr bereichert haben: eine Acquiſition, die unter tauſend Büchern in der Regel auch nicht eins bringt. Wie hier Myſterien auf Myſterien ſich enthüllen, neue ſich ankündigen, was hier alles vorgeht, daß wir die Blätter des Buchs nicht ſchnell genug umſchlagen können: jenes artig wie tiefſinnig erfundene Wettermännchen, ein Matroſe auf hoher Stange, bezeugt es. Er kämpft durch alle Jahreszeiten, mit allen Winden und Elementen, aber nicht blos ſie, ſondern auch gute und böſe Menſchen, die in ſeinen Umkreis kommen, magnetiſiren ihn, er iſt ein Somnambuler hoch oben im Aetherblau oder Wolkenſchwarz, ſo Tag wie Nacht, es iſt als hätte ſich in ihm das Schickſal perſonificirt in der Alten Welt, wie ſpäter in der Neuen im Hochlandpfeifer. Dieſe wunderbar mannichfaltige Geſchichte auf deutſchem Boden, bald entzückend in ihren Einzelheiten, bald mit Grauſen erfüllend, vortrefflich in ihren Geſtalten wie Gruppen geordnet, ſetzt ſich weiter fort im dritten Bande, wo ſie zu einſtweiligem Abſchluß gelangt. Beſonders vollendete Glanz- wie Nachtſtücke, dann wieder Gemälde von reizender Anmuth, in denen Alter und Jugend voll Feinheit und Grazie wetteifern, ſind: „Der Patriarch und ſein Liebling", „Beim Uhrmacher", „Die Bettlerin", „Der Beſuch im Schloſſe", „Eine Bekehrte", „Der Zweikampf", „Der Abſchied". Iſt die Fülle des Ausgezeichneten in dieſem Roman ſo groß, daß wir ſolchen Reichthum eben nur andeuten können, ſo wollen wir doch auch auf eine kleine Uebereilung eben nur hinweiſen, wie von dergleichen Werke des größten Talents, ſelbſt des Genies nicht frei ſind. Da, wo der geiſtliche Herr (I, 190) bei der Ankunft mit ſeiner Ehefrau vom Wagen geſtiegen iſt, entſteht ſogleich ein Wettſtreit zwiſchen artigen Bonmots und ſinnigen Anſpielungen. Sie ſind wirklich geiſtreich, aber ſie ſcheinen uns hier geſucht und ſo trefflicher Leute nicht ganz würdig, zumal da, wo der Pfarrer ſich an Fortis wendet und zu einem „Schneeglöckchen zwiſchen zwei Veilchen" auch Gabriele gar „das Buch Salomonis" hinzufügt, zu dem der greiſe Seelſorger noch eine greiſe „Biene" und „zwei Schmetterlinge" geſellt.

Fortis, der ſelbſt, wie ſo viele andere, es noch nicht weiß, für wen er ſich halten ſolle, ob für den natürlichen, ob für den Pflegeſohn des Majors, welcher nun aber am Ende des dritten Bandes ſo viel erkundet, daß Hr. von Hainfeld ſowie deſſen verſtorbene Gattin ihn als Kind von Zigeunern in England überkommen haben, Fortis iſt es, der, nach dem was er aus einem Document erfahren hat, unter Zuſtimmung ſeines edeln Gönners, beſchließt, wie früher MacLeary, nach Nordamerika ſich zu begeben, um nach Winken, die er aus jenem Schriftſtück erhalten, über ſeine Aeltern Nachrichten einzuziehen. Wir können dieſen Fortis, hervorragend in jedem Betracht, feurig, durchgebildet, ſtolz, anfangs mit kühnen Planen beſchäftigt, ſpäter durch furchtbare Demüthigungen und andere Vorgänge faſt geknickt, wenigſtens von Schwermuth erfüllt, wir können ihn als den eigentlichen Helden der Erzählung bezeichnen, wenn auch jenegroßartig wilde, phantaſtiſche und doch ſo beſonnene, die Schickſale hier lenkende

Digitized by Google

Geſtalt des Hochlandpfeifers mit Recht dem Ganzen den Namen gab.

So ſind wir mit dem Beginn des vierten Bandes in Nordamerika angelangt. Leſen wir doch ſogleich die Ueberſchrift: „MacIvor's Mühle", und denken an unſern ſchottiſchen Aventurier. Iſt nun aber auch Fortis über den Ocean herüber, ſo gibt es möglicherweiſe zwei Prätendenten und Rivalen um die Kronen zweier älterlichen Häuſer oder gar eines und deſſelben Aelternhauſes. Auch dies iſt vom Dichter ganz vortrefflich erfunden und wird zu größter Spannung ausgeführt. Die Propyläen und Environs zu dieſem neuen Schauplatz unerhörter Ereigniſſe, auch in geographiſcher Hinſicht, werden ebenſo klar wie maleriſch beſchrieben und geſchildert. Wie wir oben bereits bemerkten, weiß der Verfaſſer auch hier in ſeiner Darſtellung das Geſchichtliche aus der Natur wie aus einem Spiegel zu reflectiren. Nur wünſchten wir in dieſer Partie die Beiwörter ein wenig beſchränkt; es müßte denn ſein, daß der Dichter nur ſo den grandioſen Naturſtil amerikaniſcher Landſchaft und ihrer Ueppigkeit wiedergeben konnte. So heißt es unter anderm (IV, 1 fg.):

Wo größere Waſſerflächen, durch unüberſteigliche Dämme und weite Länderſtrecken von dem raſtlos wogenden Meere getrennt, der Wechſelwirkung von Ebbe und Flut nicht unterworfen ſind, da macht ſich in um ſo höherm Grade der Einfluß von Wind und Wetter geltend. Aehnlich einem leicht erregbaren Gemüth, kräuſelt ſich vor dem ſchwachen Lufthauche, der auf dem beruhigten Ocean vor den Gipfeln der rollenden Waſſerhügel erſtirbt, die ſpiegelglatte Fläche der Binnenſeen; ähnlich einem ausbrauſenden Temperament thürmen vor dem plötzlich losbrechenden Gewitterſturm die ſcheinbar regungsloſen Fluten ſich binnen kürzeſter Friſt zu gewaltigen, ſchaumgekrönten Wellen empor, und ähnlich einem ernſtlich überlegenden Charakter, der ſich ſeiner vorübergehenden heftigen Erregungen ſchämt, ebnen ſich die hochgehenden Wogen ſchnell wieder, wenn die Luftſtrömungen ſie nicht mehr in feindlicher Weiſe berühren.

Der Verfaſſer hat hier beſonders die „großen Süßwaſſerſeen von Nordamerika" im Auge.

Wir befinden uns im Staate Michigan, auf einer Anſiedelung zwiſchen einem alten und einem neuen Mühlwerke. Die alte Mühle iſt in Ruheſtand verſetzt. Dieſe iſt eben urſprünglich „MacIvor's Mill". In dem Gemache eines Blockhauſes wohnt jener wunderbare Mann, von dem wir bereits in Schottland ſeltſame Kunde erhielten. Auch er wanderte aus und treibt nun ſein geiſterhaftes Weſen wie einſt in der Alten, jetzt in der Neuen Welt. Er iſt der weit und breit berühmte Hochlandpfeifer, allen Gegenſtand der Pietät, der Ehrfurcht. Er iſt Sänger, Tonkünſtler auf ſeiner Sackpfeife, Familienrath, Schiedsrichter, Prieſter, Prophet. Er ſieht in die fernſten Generationen zurück, aber er ſieht auch die Enkel und Urenkel der Zukunft, und wenn es darauf ankommt, ſühnt er das Böſe durch den Tod, und wäre es der eigene, durch das Mitſterben mit einem Verbrecher. Seine hundert Jahre haben ihm nichts anhaben können. Die Geiſterwelt iſt ihm jederzeit zu Dienſt auf den Druck ſeiner Pfeife. Melodien des Entſetzens, der tiefſten Schauer, des Entzückens ruft er aus ihr hervor. Er kann, wie jeder Seher, im einzelnen irren, dann aber durchſchaut er die dunkelſten Verborgenheiten. Wie der letzte, der ſpäteſte Sohn Fingal's ſteht er da, aufrecht, rieſig, ein Schrecken für den Böſen, eine Erquickung für den Guten. Wie er vor MacLeary ſteht, der ihm mit einem faſt von der Natur verdächtig Gezeichneten (er wird uns als ein Advocat vorgeführt) naht, das wolle man nachleſen. So viel iſt außerdem gewiß, das Groteske, das Phantaſtiſche, was die Neuern ſo ſelten künſtleriſch zu behandeln verſtehen, iſt in der ganzen zweiten Hälfte dieſes Werks, in der Geſchichte Rob's, hinreißend geſtaltet, mit einem muſikaliſchen Schmelz, mit einem Reichthum der Modulationen, die einen enormen Effect ausüben. Die Begleiter des Pfeifers zu Waſſer und zu Land ſind außergewöhnlich genug, es ſind ein Bär und ein Indianer. Die Wahl des Bären zumal, der ja auch ſonſt wol nach einer Sackpfeife tanzt, aber auch beißig genug iſt, beweiſt, wie genial der Verfaſſer ſogar das Dämoniſche handhabt.

Das Referat einer Kritik darf nur die Grundzüge des geſchichtlichen Verlaufs überliefern, aufhellen, das übrige muß ſie im Dunkeln laſſen, um dem Leſer des Werks nicht vorzugreifen, die künftige Spannung nicht zu vereiteln und ſo dem Verfaſſer zu ſchaden. Wir haben uns daher auf Folgendes zu beſchränken. MacIvor (MacLeary) weiß von den Zeichen und Zeugniſſen, von den Belegen, die er aus Schottland mitbringt und an die er auch wol ſelbſt glaubt, zu ſeinem Vortheil Gebrauch zu machen. Er weiß ſich in der neuen Mühle der Mutter — der Vater iſt geſtorben, die beiden Schweſtern ſind nicht einheimiſch — als echten Sohn zu legitimiren. Die wackere Frau iſt außer ſich vor Freude über den Wiedererhaltenen. Dennoch fühlt ſie etwas zwiſchen ſich und ihm. Es gibt Kämpfe, ſogar Zweifel, die ſie ſelbſt kaum ſich geſteht. Auch all dieſe Partien des Werks ſind vom Dichter mit einer Feinheit der Menſchenkenntniß, mit einer Schärfe der Seelenkunde durchgeführt, die in Erſtaunen ſetzen. Nur da, wo MacIvor ein teufliſches Verbrechen ohnegleichen begeht, läßt der Verfaſſer ſich unſers Erachtens auf ein zu grelles Detail ein, wogegen er in der Darſtellung des vom Gewiſſen Gefolterten, beſonders da, wo er ihn den Furien überläßt, ſich zu ergreifender Tragik erhebt.

Inzwiſchen langt auch Fortis, unſer alter Liebling von Deutſchland her, in „MacIvor's Mühle" an, wie vor ihm ſchon die beiden obenerwähnten Töchter des Hauſes. Es ergeben ſich ganz unerhörte Dinge, herzzerreißende, aber auch wohlthuende, erhebende, mit den herbſten Schickſalen ausſöhnende Scenen, von der Confrontation des Verbrechers mit ſeinem Opfer und andern, bis zum letzten Offenbarwerden der verwickeltſten, düſterſten Familiengeheimniſſe. Die Fahrten auf dem Huron, das ſtets anders durchgeführte und doch in den ſchauerlichſten Grundtönen ſich gleichbleibende Auftreten des Hochlandpfeifers, des Indianers wie des Bären, der Opfertod MacIvor's und des ihn nicht etwa blos bis zum Tode, ſondern ins Jenſeits begleitenden Sackpfeifers ſind Productionen einer Phantaſie und Kunſt der Darſtellung, die jedes Erwarten übertreffen. Es ſind Dante'ſche Strafen, wie ſie über den Geleitsmann MacIvor's, den Advocaten, kommen auf des Hochlandpfeifers Gebot, wobei über den Geſtraften noch die Gnade ergeht, daß er ſein Hangen zwiſchen Tod und Leben, ſeine Qual nur im Purgatorium und nicht in der Hölle durchmacht, worauf man den Böſewicht laufen, ſeinem Gewiſſen überläßt.

Digitized by Google

Doch wir ſind mit dem achtunddreißigſten Kapitel des ſechsten Bandes wieder in Deutſchland. Haben wir in der prachtvollen Fahrt auf dem Huronſee, wo uns der Untergang der Sonne unvergeßlich bleiben wird, mit allem dem, was ſich im Geſpräch aus dem tief-innerſten Gemüth der edelſten Naturen kundgibt, ein Weſen wie Eva kennen und lieben gelernt, das uns die Anmuth und holdeſte Unbefangenheit amerikaniſcher Frauen faſt näher brachte, als wir es mit Fortis je für möglich gehalten hätten, ſo ſympathiſiren wir mit dieſem doch ſo entſchieden, daß wir ſtets eingedenk ſind Roſa's wie Gabrielens, denen wir aus Amerika Briefe geſchrieben, die denn wol beredt genug unſere Geſinnung bekunden. Wie glücklich, ja jede Hoffnung überflügelnd die Angelegenheiten unſers Freundes ſich in „MacIvor's Mühle“ abwickelten: ohne Folgen für das Herz, für den Charakter hat man auf Heinfeld nicht gelebt, hat man einen Pflegevater wie den Major nicht in Erfahrung gebracht. Die erwachte Kindheit, die Jünglingsperiode, der alle Ideale erreichbar ſcheinen, ſie entſcheiden da, wo man jene beiden zuerſt verlebt hat, über Heimat, Wohlſein und das ganze Leben.

Die ganze Tiefe und Innigkeit des deutſchen Gemüths iſt, nachdem wir ſo Ergreifendes und Abnormes in einer fernen Zone erfahren haben, über den letzten Theil unſers Romans ausgegoſſen, ſodaß uns der Schluß in demſelben Grade beruhigt, als uns Anfang und Mitte erregt, faſt zum Entſetzen über das, was nur möglich iſt und gleichwol verwirklicht wird, gebracht hatten. Auch auf dem Herrenſitze Hainfeld hat ſich die Vergänglichkeit in der Zwiſchenzeit geltend gemacht. Cornelia, auch einer jener beim Verfaſſer oft zu findenden Charaktere, die noch im Schlechten eine urſprünglich edle Natur verrathen, iſt in ſich gegangen und von ihrem Laſterpfade zurückgekehrt, wie auch ſelbſt Magnus von Lehmburg, von dem wir es nie erwartet hatten, ein anderer geworden iſt.

Wie ſtark unſer Freund aus der Neuen in die Alte Welt ſich zurückſehnt, nachdem auch in Amerika ſo Haarſträubendes an ihn herangekommen, möge der Leſer aus einer Stelle erſehen, die wir einem Briefe von Fortis entnehmen, welchen er aus „MacIvor's Mühle“ an ſeine Lieben in Deutſchland ſchreibt, und die da beweiſt, wie derſelbe Dichter, der in Naturſcenen, geſchichtlichen Situationen, im Handelnden und Leidenden eine ſo großartige Phantaſie und Geſtaltungsgabe beſitzt, auch dem menſchlichen Herzen eine Sprache zu geben weiß, welche es unter allen Umſtänden wohlthut, weil das Einfache in Natur, Lebensweiſe, Welterfahrung in außerordentlichen Schickſalen das iſt, was ſich allein auf die Länge bewährt, und zu dem man daher auch wieder am liebſten zurückkehrt. Wir bemerken noch zum Verſtändniß, daß die drei: Gabriele, Roſa, Fortis ſozuſagen miteinander aufgewachſen ſind und ſich daher von früh auf im intimſten Verhältniß lauteſter Freundſchaft befunden haben. Fortis ſchreibt unter anderm:

Es wäre vielleicht rathſam für mich, den Verkehr mit Menſchen mehr zu ſuchen, allein ich kann mich nicht überwinden, aus meiner jetzigen Zurückgezogenheit herauszutreten. Oft genug faſſe ich den Entſchluß, eine Reiſe zu unternehmen; je näher dann aber der von mir beſtimmte Zeitpunkt rückt, um ſo ſchwankender wird auch mein Entſchluß, bis ich ihn endlich ganz aufgebe. Eine Art Heimweh liegt vielleicht mit in meiner jetzigen Stimmung; denn oft, ſehr oft in einſamen Stunden denke ich an euch, und dann blutet mir das Herz. Ich möchte bei euch ſein, ich möchte dir, liebe Gabriele, die Hand reichen, vor dich hinknien, du gute Roſa, und dir in die treuen Augen, bis in deine Seele hineinblicken. Zu ſprechen brauchtet ihr nicht; eure Nähe wäre mir genügend. — Indem ich dieſes ſchreibe, wird mein Wunſch heißes Verlangen: ich ſehe euch im Geiſte; mir iſt, als ob eure freundlichen Seelen mich umſchwebten, mich mit Gewalt über den Ocean zu euch hinüberzögen, als ob ein freundliches Morgenroth in eurer Nähe mir tagte, eure Worte, eure trauten Stimmen mir zum Leben, zum Athmen unumgänglich nothwendig wären. — Ich kann jetzt nicht weiter ſchreiben, mein Herz iſt zu voll, ich muß hinaus ins Freie. Aber gedenken will ich eurer fort und fort; ich will träumen, ich befände mich bei euch; ich will träumen, liebe Gabriele, du hielteſt meine Hand zwiſchen den deinigen, ich will träumen, gute Roſa, meine Blicke hafteten in deinen Augen.

Indem wir zum Schluß auf das Ganze dieſes Romans zurückblicken, iſt vor allem zu bemerken, daß die darin uns begegnenden Charaktere ungemein lebhaft durchgeführt worden ſind, daß wir in ihrem Zuſammenwirken, wie in jedem einzelnen eine Conſequenz finden, wie ſie im Detail oft höchſt bedeutende Schriftſteller vermiſſen laſſen. Auch die Beziehungen, wenn nicht natürlich doch geiſtig Verwandter ſind hier mit einer Klarheit und Sauberkeit herausgeſtellt, daß man daran ſeine Freude hat, wie denn auch die Mannichfaltigkeit des Eigenthümlichen,. die Abſtufungen, die Sympathien und Contraſte dieſer Individuen, wie ſie der Dichter mit ſicherer Hand zeichnet und malt, alle Anerkennung verdienen. Beſonders ragen hier hervor, geſellen einander und ſcheiden ſich ſcharf voneinander ab, nicht blos im Moraliſchen, auch im Takt, in der Anmuth der Geſelligkeit, in den Affecten, in den Forderungen des Gemüths, in dem was ein dauerndes Lebensglück begründen kann, in der Ablehnung oder Genehmigung geſchlechtlicher Annäherung: der Major und ſein Pflegeſohn Fortis, dann wieder derſelbe Major und ſein Liebling in ſcherzhaftem Zwiegeſpräch, Gabriele, ebenſo Fortis und Roſa, Magnus und Cornelia, Eva und Herbert, endlich der Hochlandpfeifer und Dougal: jener, der überall nur Segen ſpendet, aber auch das Gericht bringt und in prieſterlicher Weihe und Lauterkeit auftritt; dieſer ein roher Naturſohn, Durchſtreifer der Wildniß auf Raub, wenn auch nicht blos für ſich, um leben zu können, eine ſchußfeſte Natur, die dennoch zuletzt dem Dolche eines Meuchlers erliegt, dabei mit einem unverwüſtlichen Reſt von Treue, von Edelſinn. In den holden Mädchen von ausgeſuchter Erziehung und Bildung, von Gemüth und Geiſt, in Gabriele und Roſa, ſind ſinnig und weltkundig herausgearbeitet: Naivetät, Freimuth, Entſchiedenheit und Rückſichtsloſigkeit, wo es darauf ankommt, ſich zu erklären. Wahrlich, der Verfaſſer beweiſt es gediegen und glänzend auch ſeinerſeits, daß der Deutſche ganz beſonders jene Univerſalität beſitzt, die ſich in jeden Erdſtrich heimatlich zu verſetzen, aber auch die Natur, die Menſchen mit ihren abweichenden Anlagen, Neigungen, Berufsarten, in den verſchiedenſten Zonen zu ſchildern vermag, und für alles das noch dazu ein künſtleriſches Maß hat.

Die beſten Abſchnitte in den drei letzten Bänden ſind: „MacIvor's Mühle“, „Der Hochlandpfeifer“, „Die Spinne webt ihre Netze“, „Ein Abend auf dem Huron“, „Frühlingsjubel“, „Die Furien erwachen“, „Die wilde

Digitized by Google

Jagd", „Der Ankläger", „Der Richter", „Daheim im ſtillen Hauſe", „Schluß".

Der in Betracht gezogene Roman verdient von der deutſchen Nation, nicht blos von einzelnen oder auch vielen Leſern aus Leihbibliotheken beachtet, ſorgſam aufgenommen, ſtudirt zu werden; die deutſche Literatur hat mit ihm ein Werk von bleibendem Werth gewonnen.

6. Unter Palmen und Buchen von Friedrich Gerſtäcker. Dritter Band: Unter Palmen und Buchen. Geſammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der ſinnvolle Titel, den dieſe Erzählungen führen, verſpricht viel, aber der berühmte Autor hält im Buche ſelbſt nicht nur Wort, ſondern er übertrifft noch bei weitem unſere Erwartungen. Fünf Erzählungen ſind es, welche uns geboten werden. „Eine Mesalliance" und „Der Heimatſchein" ſind von rühmenswerther Vortrefflichkeit. Es ſind zwei kleine Romane, von denen wir wünſchen könnten, ſie wären noch weiter ausgeführt. Freilich wäre es thöricht, wenn man etwa von einer menſchlichen Geſtalt, die uns entzückt, ſagen wollte, wäre der Wuchs nur etwas größer. Die echte Schönheit hat die Nothwendigkeit ihres Maßes in ſich ſelbſt. So iſt auch für das Dortige unſer momentaner Wunſch nur der Ausdruck, daß wir von beiden Darſtellungen uns kaum zu trennen wußten. Die „Mesalliance" verſetzt uns zuerſt nach Auſtralien, dann wieder nach Europa, und zwar nach Deutſchland zurück. Alles, Pflanze, Thier, Menſchen, ihr Verkehr, ihre Arbeit und Luſt anders wie bei uns, nur die Deutſchen bleiben ſich gleich, nur daß die einen ſich ſchnell acclimatiſiren, ein anderer ſich wieder zurückſehnt. Der Kleinſtädterball, mit all den Freiheiten, die er ſich nimmt, reißt uns mitten in das tolle Treiben hinein. Ein deutſcher Baron, mit einem Miniſter in der Heimat verwandt, hat hier gleichwol ſein beglückendes Element gefunden. Der niedrigſten Function, um ſich zu erhalten, unterwirft er ſich, dafür erwirbt er ſich aber auch ein Weib von blendender Schönheit des Leibes und treueſter Geſinnung, noch dazu eines Schuſters Tochter. Schon hat er ſich höher geſchwungen. Er bebaut ſein Land. Alles leuchtet vor uns auf, in klarer Zeichnung, in brennenden Farben, von einem Trupp heranfliegender Kakadus bis zum deutſchen Apotheker und Conſul zugleich. Aber ein tragiſches Verhängniß ruft den Glücklichen plötzlich nach Europa ohne Weib und Kind. Wir ſehen uns mit ihm in den großen Verhältniſſen deutſcher Ariſtokratie. Unwiderſtehliche Reize dringen auf ihn ein, ſogar weibliche. Was wird aus ſeinem Weibe, ſeinem Kinde werden, da die Macht der civiliſirten Geſellſchaft, der Glanz des Salons, alle Pracht und Comforts großartiger Landſitze, die edelſte und gebildetſte aller Schweſtern ihn namenlos feſſeln? Und wahrlich, dieſe Gräfin Alexandrine, die nichts ahnt von dem, was den Bruder an Auſtralien faſt furchtbar erinnert, ihm die entſetzlichſten Kämpfe bereitet, iſt ein ausgemachter Engel in Weibesgeſtalt. Ganz unerhörte Dinge gehen vor, niemand würde ſie errathen. Ein ununterbrochener Verkehr, ein rauſchendes Hin und Her laſſen uns die intereſſanteſten Bekanntſchaften machen. Auch dieſe Ariſtokratie verbindet wahrlich die impoſante Sicherheit des Auftretens mit einer Anmuth, Feinheit, Ungezwungenheit der Uebergänge, um jeden Gegenſtand des Geſprächs zu beherrſchen. Wird ſie auch über Eduard triumphiren? Wird das Alexandrine zugeben, die hoch über allen Verhältniſſen vornehmer Welt ſteht, auch hier glänzt, aber auch mit dem ſchlichteſten ihrer Mitmenſchen umzugehen, ihn zu gewinnen verſteht, ſelbſt in den verworrenſten Lebenslagen Rath weiß?

Während wir mit Haſt und dennoch durch das Bedeutende, was uns geboten wird, zur Vertiefung angehalten, in der Lektüre vordringen, ſagen wir uns: hier wird auch Gräfin Alexandrine nimmer einen Ausweg entdecken, da ſelbſt Graf Galaz, ihr Gemahl, einen ſo gefährlichen, nie moraliſch zu rechtfertigenden vorſchlägt. Der Leſer überzeuge ſich, wie und ob der Verfaſſer, mit den Myſterien menſchlicher Natur innig vertraut, eine ſo ſchwierige Aufgabe wird löſen können. Unſers Erachtens hat er ſie ausgezeichnet gelöſt. In wie auserwählten Kreiſen wir uns auch bewegen, hier, wie zuletzt überall im Leben, ſiegt doch nur das einfach Natürliche, wenn erſt die Selbſtſucht gebrochen iſt. Wie herzig, hold, natürlich, rein menſchlich iſt alles in dieſer Erzählung gehalten! Nur die eine Frage erlauben wir uns, ob die Metamorphoſe der Frau von Oſtenburg nicht etwas zu ſchnell vor ſich geht? Doch hat der Dichter das für ſich, daß weibliche Weſen hierin wahre Zauberinnen ſind.

Was bleibt uns, nachdem wir dem Autor für ſolche Leiſtung unſere vollſte Anerkennung geſpendet haben, noch übrig, um eine nicht minder köſtliche Dichtung, wie „Der Heimatſchein", nach Gebühr hervorzuheben? Wie viele Dorfgeſchichten uns die Gegenwart auch bereits gebracht hat, die vorliegende iſt eine der preiswürdigſten. Hier ſind wir wieder ganz in Deutſchland und zwar in Thüringen. Der Traubenwirth Erlau und Barthold auf ſeinem Bauernſitz bezeichnen die beiden Kreiſe, innerhalb deren ſich die Geſchichte bewegt. Die Schwierigkeit, einen Heimatſchein für Hans zu erhalten, iſt der Hemmſchuh, das Glück zweier Brautleute zu vollenden, aber auch das Mittel, ein höheres Glück für den Bräutigam herbeizuführen. Alle Geſtalten ſind aus dem Leben der Ländler naturwahr, lieblich und neckiſch herausgefühlt, mit homeriſcher Treue der Schilderung wird ſelbſt das Kleinſte bedacht; aber auch das moderne Element dringt ein und macht den Vorgang um ſo ſpannender. Lieschen, Erlau's Tochter, und Kathrin, Barthold's Pflegekind, jene culturbeleckt, weder Bäuerin mehr noch entſchieden genug Städterin; dieſe dagegen ſtets ganz, was ſie iſt, lauter, brav, zuthätig, eine Dorf- und Familienzierde in jedem Betracht, bilden einen anziehenden Gegenſatz. Kurz, auch dieſe Erzählung gewährt die angenehmſte Lektüre. Alle Darſtellungen dieſes Buchs haben das Gemeinſame, daß es der Nerv realiſtiſcher Wirklichkeit iſt, aus dem ſie hervorwachſen, daß ſie echte Poeſie ſpenden und ohne jede Pedanterie moraliſch erheben.

In die heiterſte Stimmung verſetzt uns der liebliche Schwank: „Der Gevatterbrief", ſowie „Auf der Eiſenbahn" einen Reiſehumor über uns ausſtrömt, daß wir uns heute noch zu einer Fahrt entſchließen könnten, um ſolche Drolligkeiten zu erleben. Wir erlebten ſie gewiß, wenn wir ſo glücklich zu beobachten vermöchten wie der Autor. „Ein Ausflug in Java" zeigt uns den Verfaſſer wieder in einer ganz andern Zone, aber der meiſterhafte

Digitized by Google

Scenenmaler iſt ſich gleichgeblieben. In der Zeichnung, im Colorit, in der Wiedergabe dortiger Natur, der Bewohner, in der Beſchreibung des Landbaues, der Geräthſchaften, abſonderlicher Einrichtungen und Gebräuche unterhält und belehrt er uns jetzt in anderer Art, doch ebenſo trefflich wie im Obigen.

Alexander Jung.

Zur landwirthſchaftlichen Literatur.

Maulwurfs Feldweisheit aus den Lebenserfahrungen eines Landwirths. Von C. W. Hoskyns. Deutſch bearbeitet von C. Jeſſen. Sechſte Auflage. Stuttgart, Cohen und Riſch. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Ja freilich", beginnt der Weisheitsauskramer, „wenn man guten Willen hat, kann man von der Weisheit anderer Leute vielerlei lernen, aber die eindringlichſten und — o arge Welt — die anziehendſten Lehren ſchöpft man doch immer aus anderer Schaden und Thorheit ... Beſtreitet meinen Ausſpruch nicht und flugs will ich euch hier zum allgemeinen Beſten eine Probe davon vorlegen. Wie jener bekannte edelmüthige Vogel ſich die Bruſt aufreißt, um mit dem eigenen Blute ſeine Jungen zu ernähren, will ich meine landwirthſchaftlichen Jugendſünden preisgeben zur Belehrung und Warnung für alle eifrigen jungen Agronomen, die eben im Begriff ſtehen, in der älteſten der menſchlichen Künſte die jüngſte der menſchlichen Wiſſenſchaften kennen zu lernen, und die als gehorſame Söhne gern folgten, wären nur die Aeltern klüger." Und nun ſchildert er in ſeltenem Humor, mit klarer Anſchaulichkeit und oft in draſtiſcher Weiſe ſeine Erfahrungen in der Bewirthſchaftung, Verbeſſerung und Hebung ſeines „verſumpften" Gutes, bis zu glänzenden, gar ſtaunenerregenden Erfolgen.

Von vornherein muß man zugeben, daß der Verfaſſer ſein Publikum genau gekannt hat. Denn der Landwirth — in Deutſchland wie in England und allerwärts — will nach der anſtrengenden, den Körper äußerſt ermüdenden Arbeit des Abends oder des Sonntags wahrlich keine abermals anſpannende, neue Thätigkeit und Anſtrengung in Anſpruch nehmende Lektüre; er will vielmehr Erheiterung, Zerſtreuung und allenfalls Anregung haben. Bietet nun aber ein ſolcher Lehrſtoff, im Gewande der gemüthlichen Schnurren, obendrein noch tiefeingehende Belehrungen über die wichtigſten volks- und landwirthſchaftlichen Fragen, und gewinnt der Leſer — trotz Schlafrock und Morgenſchuhen — ſo recht eigentlich, ohne daß er es weiß und merkt, eine Fülle gar bedeutungsvoller Kenntniſſe, ſo erlangt ein ſolches Buch einen bedeutenden Werth für den Landmann und nicht minder für viele andere Leute.

Der Erfolg hat die Richtigkeit dieſer Behauptung von vornherein bewahrheitet, denn das Werkchen: „Talpa or the chronicles of a clay farm. An agricultural fragment", iſt in England in ſechs Auflagen ſchnell hintereinander erſchienen, nachdem es zuerſt in zwei Serien von je zwölf Briefen in der Zeitſchrift „Gardener's chronicle" veröffentlicht war. Dieſer Erfolg ward dort, auch außer der geſchilderten Faſſung, noch begünſtigt durch die infolge der Aufhebung der Kornzölle in England ganz neu ſich geſtaltenden landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, in welche dieſe „Maulwurfsweisheit" ſo tief bedeutungsvoll eingriff, daß das Buch bis heute noch immer neue Abdrücke erlebt.

Um ſo dankenswerther muß es zweifellos erſcheinen, daß dies Werkchen auch dem deutſchen betreffenden Publikum zugänglich gemacht worden. Wer das engliſche Original — ſei es in der urſprünglichen Brief- oder ſpätern Buchform — kennt, dem muß dabei ſogleich eine große Schwierigkeit in die Augen fallen, welche der Ueberſetzer zu überwinden gehabt, einerſeits in den doch vielfach von den unſerigen verſchiedenen Verhältniſſen der engliſchen Landwirthſchaft, andererſeits in der treuen Wiedergabe der leichten, anmuthigen, urkomiſchen und zugleich draſtiſchen Darſtellung, der vielen ſchalkigen, oft verſteckten Anſpielungen, der eigenthümlichen, mit ganz ſonderbaren Ausdrücken geſpickten Redeweiſe. Darum wird man es aber auch deſto dankbarer anerkennen, daß der vorliegende Band keine bloße Ueberſetzung iſt, ſondern eine Bearbeitung, welche nach der erſten Richtung hin möglichſt unſere deutſchen land- und volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe berückſichtigte, und nach der andern bei möglichſt treuer Wiedergabe aller weſentlichen Eigenthümlichkeiten doch mit Glück von allen Schwerfälligkeiten und unverſtändlichen Darſtellungen ſich fern hielt. Dieſe Ueberarbeitung iſt aber die Arbeit mehrerer Jahre, das zeigt ſie mit Vortheil auf jeder Seite.

Unſers Wiſſens ſind früher bereits zwei Ueberſetzungen dieſes Werks erſchienen, über die wir jedoch nicht zu urtheilen vermögen. Neben ſonſtiger guter Ausſtattung zeigt die vorliegende Ausgabe noch als werthvollen Schmuck die köſtlichen Originalholzſchnitte von Georg Cruikſhank, welche in wenigen Strichen ſtets eine kleine Welt des draſtiſchen Humors widerſpiegeln, der eben mit dem übrigen Inhalt in ſo wunderſamer Harmonie ſteht.

Karl Ruß.

Digitized by Google

Feuilleton.

Ein neuer Schiller-Streit.

Die Hempel'ſche Verlagsbuchhandlung in Berlin hat in ihrer Ausgabe von Schiller's „Gedichten" das Streben nach Vollſtändigkeit in den Vordergrund geſtellt und deshalb eine große Zahl von Gedichten mit aufgenommen, die ſeiner Jugendperiode angehören und in den bisherigen Ausgaben fehlen. Die „Gartenlaube" und die augsburger „Allgemeine Zeitung" machen dem Verleger einen Vorwurf daraus, daß er von Schiller verworfene und „nach reiflicher Ueberlegung ausgeſchiedene" Gedichte mit aufgenommen habe, weil „er — ein gutes Geſchäft damit zu machen hoffe". Herr Hempel wird deshalb ſogar als ein Heroſtrat bezeichnet, welcher „den Glorienſchein von Schiller's Reinheit und Keuſchheit um des Geſchäfts willen vernichtet habe", ja er wird zuletzt vor ein Tribunal von zehn ehrbaren gebildeten deutſchen Frauen geladen, welche über dieſe Frage entſcheiden ſollen.

Gegen dieſe, von A. Diezmann formulirten Anklagen ſetzt ſich nun Herr Hempel in einer längern Vertheidigungsſchrift zur Wehr. Wenn Schiller, meint er, einzelne Gedichte nicht in die Sammlung aufgenommen habe, ſo ließe ſich keineswegs für jedes einzelne Gedicht ein beſtimmtes Motiv nachweiſen. Manches möge ihm nicht zur Hand, manches nicht in der Erinnerung geweſen ſein; hier und dort hätten augenblickliche Rückſichten und Zweckmäßigkeitsgründe für die Nichtaufnahme eines oder des andern Gedichts geſprochen; geſchämt aber habe ſich Schiller keines einzigen ſeiner Gedichte, denn keins ſei der Tendenz nach des großen Dichters unwürdig. Auch habe er ſelbſt in der dem zweiten Theil der „Gedichte" vorausgeſchickten Vorerinnerung ſeine Jugendgedichte „ein verjährtes Eigenthum des Leſers" genannt, obgleich er ſie als die „wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism, als die unſichern Verſuche einer anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks" bezeichnet; er erklärt, daß er kein Bedenken trage, ſich dem Publikum auf einmal in der Geſtalt darzuſtellen, in welcher er nach und nach vor demſelben erſchienen ſei; er verſichert ausdrücklich, daß er auch ſeine Schwächen nicht bereuen möge und wolle hierdurch den etwaigen Vorwurf widerlegen, daß er „eine ſtrengere Auswahl" hätte treffen ſollen. Die Hempel'ſche Verlagshandlung fragt nun, welches Ermeſſen bei einer Auswahl entſcheiden ſolle, und behauptet eben keine Auswahl, ſondern eine vollſtändige Ausgabe zu veranſtalten.

Wir ſind der Anſicht, daß dieſer vollſtändige Schiller allerdings nicht mehr ein „Dichter der Jugend" iſt, wie Diezmann mit Recht bemerkt, nicht mehr der „keuſcheſte und reinſte", daß aber auch für das Intereſſe desjenigen Publikums geſorgt werden muß, welches keine editio castigata, ſondern den ganzen Schiller mit allen ſeinen Auswüchſen kennen lernen will, zumal da in den dramatiſchen Jugendwerken, den „Räubern" und „Cabale und Liebe", der vollſtändigſte Pendant zu den Gedichten der „Anthologie" vorliegt, und die von Diezmann gerügten Roheiten wahrlich nicht fehlen. Schiller iſt überhaupt kein Dichter für Backfiſche, ebenſo wenig für Confirmanden und Confirmandinnen. Wer ſeine Gedichte für die weibliche Jugend kauft, der kaufe die Cotta'ſchen Ausgaben, nicht die Hempel'ſche. Freilich hat auch die Cotta'ſche Buchhandlung eine hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe veranſtaltet, in welcher dieſelbe Vollſtändigkeit erſtrebt wird und alle, auch die roheſten Jugendgedichte mitgetheilt werden und auf die wir nächſtens zurückkommen werden. Der höhere Preis und der engere Kreis können keinen principiellen Unterſchied begründen. Dieſer würde nur in der Abwehr gegen die Claſſicitätsmanie beſtehen, welche jedes Blättchen unſerer Claſſiker für die Unſterblichkeit aufbewahrt und Cotta ſowie Hempel treffen müßte. Der letztere veröffentlicht übrigens auch in dem dritten Theil von Goethe's „Gedichten" ſolche, welche bisher noch nicht veröffentlicht oder von Goethe ſelbſt in die Ausgaben ſeiner Gedichte nicht aufgenommen ſind, doch ſind dieſelben meiſt aus Dramen, aus dem Briefwechſel u. ſ. w. bekannt und werden daher keinen Sturm erregen, um ſo weniger, als ſie weder blöde noch rohe Jugendeſeleien enthalten.

Vom Weihnachtstiſch.

Ein neuer Jahrgang des geſchmackvoll ausgeſtatteten Albums: „Deutſche Kunſt in Bild und Lied", herausgegeben von Albert Troeger (Leipzig, Bach) liegt vor uns. Es begegnen uns in demſelben die Namen vieler deutſchen Dichter von Ruf; Bild und Lied ſind meiſtens auf das engſte verſchwiſtert. Nur erſcheint uns als das richtige Verhältniß, daß zu einem Liede als der freiern und reichern Conception das Bild gezeichnet werde, indem der Maler aus der Fülle der dichteriſchen Momente das für ſeine Kunſt geeignetſte herauswählen kann. Im umgekehrten Falle aber wird die freie Bewegung der Phantaſie gefeſſelt, weil der Dichter eine durch die Zeichnung fixirte Situation mit ſeiner Phantaſie gleichſam nachzeichnen ſoll. Die Grundſätze von Leſſing's „Laokoon" finden auch auf dieſe Verknüpfung von Poeſie und Malerei Anwendung. Das richtige Verhältniß wird indeſſen in den Albums meiſtens auf den Kopf geſtellt.

Im Verlage von Alfons Dürr in Leipzig ſind „Die Wandgemälde des Landgrafenſaals auf der Wartburg" von Moritz Schwind, in Holzſchnitt ausgeführt von August Gaber und mit dem Text von B. von Arnswald, Commandant auf der Wartburg, in zweiter Auflage erſchienen. Die Zeichnungen enthalten viele prägnante Momente aus der Geſchichte der thüringer Landgrafen, Ludwig's des Eiſernen, Ludwig's des Heiligen u. a. Eins der gelungenſten Bilder, welches einen künſtleriſchen Eindruck macht und in der That reich an Schönheiten iſt, ſtellt uns, mit der Ueberſchrift: „Frau Venus hier viel Leiden bringt", die Scene dar, wie Landgraf Albrecht, bei dem Hochzeitmahl neben ſeiner Gemahlin Margaretha, der letzten der Hohenſtaufen ſitzend, von dem Reiz der eintretenden Hofdame Kunigunde von Eiſenberg ſo geblendet wird, daß man bereits die bevorſtehende Trennung von der jungen Gemahlin, ſeine Vermählung mit Kunigunde aus den Zügen des faſcinirten Fürſten herausliest. Der Künſtler hat dem Bilde zugleich einen ſagenhaften Reiz verliehen, indem er in der Geſtalt der Kunigunde die Venus aus dem benachbarten Hörſelberge erſcheinen läßt.

Erwähnung als Muſter eines auf jedem Weihnachtsmarkt vielvertretenen Genre verdient „Hausmütterchen", zwölf Originalzeichnungen von Oskar Pletſch, in Holzſchnitt ausgeführt von A. Brend'amour und R. Oertel. Text von R. Bormann, Provinzialſchulrath (Leipzig, Alfons Dürr). Die Bilder führen uns allerliebſte Proben einer Pädagogik vor, welche das kleine „Hausmütterchen" in die Geheimniſſe des Hausweſens einweiht.

Der in vierter Auflage erſchienene „Deutſche Dichterwald" von Georg Scherer (Stuttgart, Hallberger) bietet eine geſchmackvolle Auswahl aus den Dichtungen der neuern Lyriker. Da ein großer Theil des Publikums nicht die Muße hat, das ganze Reich moderner Lyrik zu beherrſchen, ſo werden ſich derartige Anthologien immer als nöthig erweiſen. Auch zeigen ſie wahrem Sinn für die Dichtung den Weg; denn verſchiedener Geſchmack kann ſich ja immer ſeine Lieblinge ausſuchen und deren Werke dann ſelbſtändig aneignen. Die Scherer'ſche Anthologie iſt mit ſauber ausgeführten Illuſtrationen ausgeſtattet, ebenſo mit vielen Dichterköpfen, welche die mitgetheilten Gedichte illuſtriren. Doch wäre dieſer Porträtgalerie eine in der Zeit der Photographien leicht zu erreichende Vollſtändigkeit zu wünſchen.

Groß iſt die Zahl eleganter Miniaturausgaben neuer Gedichte, die ſich für den Weihnachtstiſch eignen. Wir erwähnen „Gedichte" von Adolf Gieſewell (Leipzig, Matthes, 1868), „Ernſte Weiſen" von Karl von Pleß (Leipzig, Matthes), „Paul und Thereſe", idylliſches Epos von Ludwig Dill (Eichſtätt

Digitized by Google

und Stuttgart, Krüll), und in dem gleichen Verlage „Welt und Traum“, Gedichte von Ludwig Dill, neue Sammlung.

Die rüſtig fortſchreitenden Nationalbibliotheken ſind ebenfalls paſſende Geſchenke für den Weihnachtsabend. Von der Brockhaus'ſchen „Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur im 18. und 19. Jahrhundert“ liegen achtzehn Bände vor, welche mit gediegenen, erläuternden literarhiſtoriſchen Einleitungen verſehen ſind und aus den Schriften von Wieland, Herder, Klopſtock, Leſſing, Körner, Schleiermacher, Seume, Muſäus, Kortum, Ernſt Schulze, Maler Müller und Wilhelm Müller eine dem Bedürfniß der Gegenwart entſprechende Auswahl mit Einleitungen und Anmerkungen bewährter Herausgeber bieten.

Von der „Bibliothek ausländiſcher Claſſiker“ (Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut) liegen die Hefte 73—88 vor, welche Shakeſpeare's „Titus Andronikus“, überſetzt von H. Viehoff, „Die Komödie der Irrungen“, überſetzt von Franz Dingelſtedt, Shakſpeare's „Walpurgisnachttraum“ (?), deutſch von Karl Simrock, „Die luſtigen Weiber von Windſor“, überſetzt von ebendemſelben, „Die Kunſt einen Trotzkopf zu brechen“, ebenfalls von Karl Simrock überſetzt, außerdem Sterne's „Empfindſame Reiſe“, überſetzt von Karl Eitner, Frau von Staël's „Corinna“, deutſch von M. Bock und Ludwig Holberg's „Ausgewählte Komödien“ übertragen von Robert Prutz und eine neue Folge des „Spaniſchen Theaters“ von M. Rapp enthalten.

Die von Bodenſtedt herausgegebene neue Shakeſpeare-Ueberſetzung (Leipzig, Brockhaus) iſt bis zum vierzehnten Bändchen gediehen.

Bibliographie.

Ahlers, W., Die Notabilitäten der Thierwelt dargeſtellt in 6 Bilderkränzen. Berlin, Wiegand u. Hempel. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Auer, Adelheld v., Fußſtapfen im Sande. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bamberger, L., Herr von Bismarck. Aus dem Franzöſiſchen übertragen von K. A. Von dem Verfaſſer durchgeſehen und bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt. Als Einleitung: Deutſchland, Frankreich und die Revolution. Breslau, Günther. Gr. 8. 1 Thlr.

Behrle, R., Frauentreue oder: Die Ritter von der Neſen. Romantiſches Ritterſchauſpiel. Regensburg, Puſtet. 1869. 8. 9 Ngr.

— — Der falſche Treffer. Tragikomiſches Luſt- und Singſpiel. Regensburg, Puſtet. 1869. 8. 10 Ngr.

Benfey, R., Schleiermacher und ſeine Bedeutung für das deutſche Volk. Eine Feſtſchrift zu ſeinem 100jährigen Geburtstag am 21. November 1868. Berlin. Albrecht. Gr. 8. 3 Ngr.

Bilder-Atlas. Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Ein Ergänzungswerk zu jedem Converſations-Lexikon. 2te vollſtändig umgearbeitete Aufl. Nach dem neueſten Standpunkte der Wiſſenſchaft bearbeitet unter Mitwirkung von K. G. v. Berneck, F. Biſchoff, K. Bruhns ꝛc. 500 Taf. in Stahlſt., Holzſchn. und Lith. Nebſt erläuterndem Texte. 1ſte Lief. Leipzig, Brockhaus. Qu. Fol. 7½ Ngr.

Bleek, W. H. J., Ueber den Ursprung der Sprache. Herausgegeben mit einem Vorwort von Ernst Haeckel. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Blomberg, H. Freih. v., Pſyche. Berlin, C. Duncker. 16. 15 Ngr.

Böhme, E., Des Sohnes Erziehung. Pädagogiſche Briefe an eine Mutter. Dresden, Bach. 1869. 8. 15 Ngr.

Bombard, E., Aehren vom Felde der Betrachtung. Aus deſſen literariſchem Nachlaß herausgegeben von H. Stadelmann. Augsburg, v. Jeniſch u. Stage. 1869. 8. 18 Ngr.

Bossert, X., und J. J. Muller, Zur Geschichte des Kaisers Antoninus Pius. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandt, H. v., Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinr. v. Brandt. 1ſter Thl.: Die Feldzüge in Spanien und Rußland. 1808—1812. Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen ſeines verſtorbenen Vaters zuſammengeſtellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Bueren's, G., ausgewählte Gedichte. Aus des Vaters Nachlaſſe beſorgt von B. A. Bueren. Münſter, Coppenrath. 8. 15 Ngr.

Buſch, M., Abriß der Urgeſchichte des Orients bis zu den mediſchen Kriegen. Nach den neueſten Forſchungen und vorzüglich nach Lenormant's manuel d'histoire ancienne de l'Orient bearbeitet. 2 Bde. Leipzig, Abel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Busch, M., Bilder aus Griechenland. Nach der Natur gezeichnet von A. Löffler, mit beschreibendem Text. 1ste Lief. Triest, Literarisch-artistische Anstalt. 1869. Fol. 12 Ngr.

Chriſteen, W., Verſuch einer pragmatiſchen Bildungs- und Entwicklungsgeſchichte der Evangelien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Richard Cobden. Sein Leben und ſein Wirken. Von einem Freihändler und Friedensfreunde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Contzen, H. C. W., Geſchichte der volkswirthſchaftlichen Literatur im Mittelalter. Leipzig, Priber. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Delitzſch, F., Handwerkerleben zur Zeit Jeſu. Ein Beitrag zur neuteſtamentlichen Zeitgeſchichte. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Iſing, W. v., Johanna d'Arc. Heroiſches Drama. Caſſel, Freyſchmidt. Gr. 16. 15 Ngr.

Karpeles, G., Heinrich Heine und das Judenthum. Breslau, Heidenfeld. 8. 5 Ngr.

Kern, W. G., und W. Willms, Oſtfriesland wie es denkt und ſpricht. Eine Sammlung der gangbarſten oſtfrieſiſchen Sprichwörter und Redensarten. Mit einem Vorwort von W. J. Jütting. Norden, Soltau. 1869. 8. 18 Ngr.

Klapp, M., In London und unter den Feniern. Engliſche und iriſche Bildchen. Troppau, Kolck. 1869. 8. 28 Ngr.

Lehmann, J., Die Clementinischen Schriften mit besonderer Rücksicht auf ihr literarisches Verhältniss. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lenau, N., Fauſt. Dramatiſches Gedicht. Für die Bühne eingerichtet von M. Gramming. München, Fritſch. 1869. Gr. 8. 18 Ngr.

Liebenau, H. v., Lebens-Geſchichte der Königin Agnes von Ungarn, der letzten Habsburgerin des erlauchten Stammhauſes aus dem Aargaue. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Maehly, J., Richard Bentley. Eine Biographie. Mit einem Anhang Bentley'scher Anecdota zu Homer. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Maltzan, H. Freih. v., Reiſe auf der Inſel Sardinien. Nebſt einem Anhang: über die phöniciſchen Inſchriften Sardiniens. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, J., Stille Stunden. Wolfenbüttel, Voigt. 16. 15 Ngr.

Meyer, P., Memoiren des Kneipgenies Bayke, genannt Klumpatſch, einſtigen Kaufmanns, jetzigen Sonnenbruders. Satyriſche Reminiscenzen nach Original-Notizen bearbeitet. Magdeburg, Volksbuchhandlung. 16. 3 Ngr.

Nees von Eſenbeck, Volksſchule und Volksziele. Eintrittsworte. Schleswig, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Nilsson, S., Das Steinalter oder die Ureinwohner des scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie mit einem Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Nach dem Manuscript zur 3ten Original-Ausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 2 Thlr.

Nohl, L., Neues Skizzenbuch. Zur Kenntniß der deutſchen, namentlich der Münchener Muſik- und Opernzuſtände der Gegenwart. München, Merhoff. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Oelſchläger, H., Gedichte. München, Merhoff. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Overbeck, J. J., Die rechtgläubige katholische Kirche. Ein Protest gegen die päpstliche Kirche und eine Aufforderung zur Gründung katholischer National-Kirchen. Halle, Schmidt. 1869. 4 Ngr.

Regel, K., Die Ruhlaer Mundart. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Reliher, R., Aus der Schule. Pädagogiſche Diſtichen. Ansbach, Junge. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Ringseis, Emilie, Sebaſtian. Martyrertragödie. Freiburg im Br., Herder. 8. 24 Ngr.

Ruge, A., An's Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umſchwungs ſeit 1866. Berlin, Stuhr. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Saggau, C., Bild und Stimmung. Gedichte. Altona, Mentzel. 1869. 16. 1 Thlr.

Salm-Salm, F. Prinz zu, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico. Nebſt einem Auszuge aus dem Tagebuche der Prinzeſſin Agnes zu Salm-Salm. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schaefer, H. W., Entwicklung der Ansichten des Alterthums über Gestalt und Grösse der Erde. Leipzig, Teubner. Gr. 4. 10 Ngr.

Schneider, K., Die Schlacht bei Näfels. Drama in acht Bildern. Glarus, Vogel. Gr. 16. 23 Ngr.

Schwarz, K., Gedichte. Leipzig, Feſig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwelchel, R., In den preußiſchen Hinterwäldern. Erzählungen. I. Der Krifſchwinger. Berlin, Janke. 8. 20 Ngr.

Charakteriſtiſche Skizzen aus dem Leben des Czaren Nicolaus I. Nach dem Franzöſiſchen von *. Graz, Moſer. Gr. 16. 4 Ngr.

Snörken un Hamörken. Plattdütſche Rimels vun mi ſülwſt. Hannover, Cruſe. 1869. 8. 20 Ngr.

Steudener, A., Antiquariſche Streifzüge. Halle, Buchh. des Waiſenhauſes. 8. 10 Ngr.

Stolz, A., Uralte Wahrheit neu hergerichtet. Paderborn, Junfermann. 8. 1½ Ngr.

Strebel, V., Die Methodiſten in ihrer Heimat und in der Fremde. Ein Wort für und wider ſie. Stuttgart, Steinkopf. 8. 6 Ngr.

Storch, A., Die Geheimnißvollen oder Freimaurer und Jeſuit. Roman. 1ſte und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Stugau, C., Pius IX. und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman. 1ſte Lief. Troppau, Kolck. Gr. 8. 5 Ngr.

Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte, herausgegeben von M. Büdinger. 2 Bde. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Vagt, Lina, Reſtere der Zeit. Novellen. 1ſter Bd. Zerbſt, Römer u. Eltzenſtock. 8. 1 Thlr.

Weiß, Anna Maria, Symboliſche Bilder und Erſcheinungen von Verſtorbenen. Mit einer Vorrede verſehen von Carl Stugau (Aug. Schmidt auf Altenſtadt). Leipzig, Wagner. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die bunte Welt. Geſchichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung. Buch für Alle. 15 Hefte. Dresden, R. Wolf. Hoch-4. à Heft 3 Ngr.

Wieſe, L., Von Lebensidealen. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 16. 6 Ngr.

Willborn, J., Zwei mecklenburgiſche Herzöge oder Pflicht und Leidenſchaft. Hiſtoriſcher Roman aus dem 18. Jahrhundert. Malchin, Wendt. 1869. 8. 2 Thlr.

Zopff, H., Grundzüge einer Theorie der Oper. Ein theoretiſch-praktiſches Handbuch für Künſtler und Kunſtfreunde, Dichter und Componiſten, Sänger ꝛc. baſirt auf die Anforderungen der Gegenwart und auf zahlreiche in den Text verwebte Ausſprüche hervorragender Geiſter. 1ſter Theil: Die Production. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Digitized by Google

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Levin Schücking.

Soeben erſchien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Schloß Dornegge
oder
Der Weg zum Glück.
Roman in vier Büchern von
Levin Schücking.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Levin Schücking, der ſeit einer langen Reihe von Jahren einen der erſten Plätze unter den deutſchen Romanſchriftſtellern behauptet, führt den Leſer in dieſem ſeinem neueſten Roman mitten in das moderne Leben und in die friſcheſte Zeitſtrömung. Die Geſtalten deſſelben zeigen ſich in ihrem Thun wie in ihren Seelen- und Gemüthsſtimmungen als echte Kinder unſerer Zeit, ſodaß der Leſer zu manchen unſchwer die lebendigen Originale entdecken wird; ebenſo ſind die Motive der ſpannenden, raſch bewegten Handlung der unmittelbaren Gegenwart entnommen. Aus dem verwirrenden Getriebe der Erſcheinungen aber ſchuf der Verfaſſer mit ſicherer Hand ein künſtleriſch abgerundetes Gemälde, deſſen Betrachtung nur harmoniſche und befriedigende Eindrücke hinterläßt.

Von dem Verfaſſer erſchien in demſelben Verlage:

Ausgewählte Romane. Zwölf Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Frauen und Räthſel. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Robinſon der Jüngere.
Ein Leſebuch für Kinder
von
Joachim Heinrich Campe.
74. Auflage.

Kleine illuſtrirte Ausgabe mit 37 Illuſtrationen. Cart. Preis 20 Sgr.

Wohlfeile Ausgabe. 75. Auflage. Cart. Preis 10 Sgr.

Illuſtrirte Prachtausgabe mit 46 Illuſtrationen. 63. Auflage. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.
Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.
Von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von der unter dem Pſeudonym Talvj bekannten Schriftſtellerin Thereſe Robinſon, geb. von Jakob, erhält die deutſche Leſewelt hiermit einen neuen feſſelnden Roman. Wie in ihren frühern Werken, von denen mehrere ins Engliſche überſetzt wurden, bewährt die geiſtvolle Verfaſſerin auch in dieſem ihre tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens ſowie ihre Kunſt, das Leben in den höhern Geſellſchaftskreiſen mit feinem Takt und treuer Anſchaulichkeit zu ſchildern.

Bei Friedr. Andr. Perthes in Gotha iſt erſchienen:

Polenz, Dr. Gottlob **von**, **Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus** bis zur Nationalverſammlung 1789. 5. Bd. 3 Thlr.
—— 1—5. Bd. 19 Thlr.

Lehmann, Dr. **Joh.**, **Die clementiniſchen Schriften** mit beſonderer Rückſicht auf ihr literariſches Verhältniß. 2 Thlr. 20 Sgr.

Schmidt, Dr. **W.**, **Zur Inſpirationsfrage.** 15 Sgr.

Zahn, **F. M.**, Miſſions-Inſpector, **Ein Gang durch die heilige Geſchichte.** 1 Thlr.

Zahn, Dr. **Th.**, **Der Hirt des Hermas.** 2 Thlr. 20 Sgr.

Winter, **Frz.**, **Die Ciſtercienſer des nordöſtlichen Deutſchland.** Zur Culturgeſchichte des deutſchen Mittelalters. 2 Thlr. 12 Sgr.

Krauß, Dr. **A. E.**, **Die Lehre von der Offenbarung.** 2 Thlr.

Schulz, Dr. **C.**, **Die Union.** Eine geſchichtlich-dogmatiſche Unterſuchung. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Unvergängliche in den Beziehungen zwiſchen Religion und Philoſophie. Aus der Gemeinde. 9 Sgr.

Kahnis, Dr. **K. F. A.**, **Die heil. Eliſabeth.** 8 Sgr.

Otto, **Friedr.**, **Das Abendmahlsopfer der alten Kirche.** 16 Sgr.

Chriſtern, Dr. **W.**, **Die Bildungs- und Entwicklungsgeſchichte der Evangelien.** 16 Sgr.

Ooſterzee, Dr. **von**, **Zum Kampf und Frieden.** Aus dem Holländiſchen von J. Meyeringh. 16 Sgr.

Bodemann, **Fr. W.**, **Die Verbreitung chriſtlicher Schriften.** 10 Sgr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Entdeckung von Amerika.
Ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute
von
Joachim Heinrich Campe.

Einundzwanzigſte Auflage, nach den Anforderungen der Gegenwart umgearbeitet
von
Dr. **Adam Pfaff,**
Profeſſor zu Schaffhauſen.

In drei Theilen. Mit Illuſtrationen von Ludwig Löffler. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erſter Theil: **Kolumbus.** Preis 16 Sgr.
Zweiter Theil: **Cortes.** Preis 16 Sgr.
Dritter Theil: **Die kleinen Entdecker und Pizarro.** Preis 16 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google